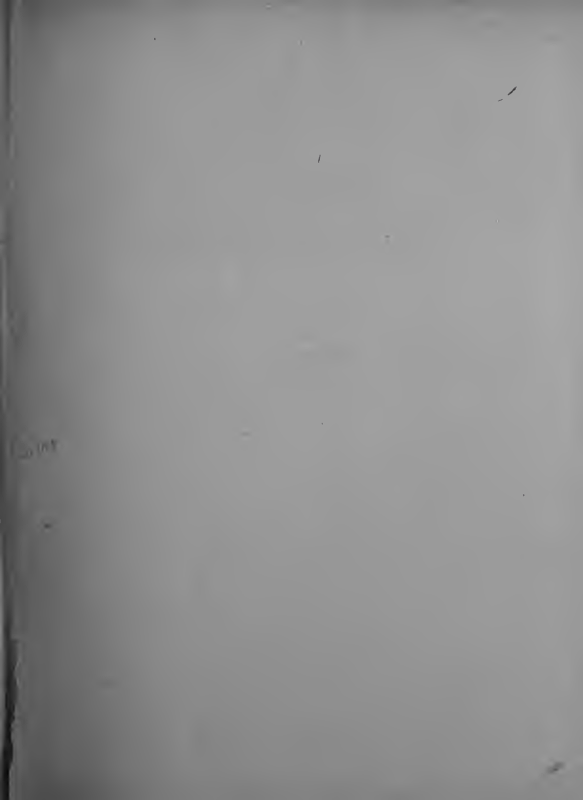




D Nation.

Wochenschrift für ltik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben

von

:. Th. Barth.

XII ahrgang 1895/96.

Berlin.

Kommiss-erlag von H. S. Hermann,

Beuthstraße 8.


HARVARD COLLEGE
DEC 11 1920
LIBRARY

Jahrgang XIII. der „Nation“.

Oktober 1895 — Oktober 1896.

Sachregister.

Die eingeklammerten Ziffern bezeichnen die Nummern, die freigelassenen die Seiten des dreizehnten Jahrgangs.
Die im Register klein gedruckten Titel beziehen sich auf in kleinerem Satz gedruckte Artikel.

Autorenregister.

Die neben den Namen stehenden Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.

Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 1. Berlin, den 5. Oktober 1895. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Die Kreuzzeitungspartei bestreitet noch immer zu einem wesentlichen Theil die Kosten der Erörterungen über die innere Politik Deutschlands. In diese Erörterungen störend einzugreifen, haben die Liberalen gar keine Veranlassung; sie werden gewissenhaft die Thatsachen verzeichnen und als aufmerksame Zuschauer der Entwicklung folgen. Das Schauspiel ist interessant genug; sein erbaulicher Name lautet: Alle Schuld rächt sich auf Erden.

Die Kreuzzeitungspartei ist durchwuchert von katilinarischen Existenzen. Wenn ein Mann wie der Freiherr von Hammerstein viel länger als ein Jahrzehnt, fast zwei Jahrzehnte die Partei nach seiner Individualität zu modeln Zeit und Gelegenheit hatte, so ist ein solcher Erfolg nicht im Geringsten erstaunlich. Die Kreuzzeitungspartei hat stets Hammerstein'sche Existenzen benutzt; aber zwischen einst und jetzt gibt es doch einen Unterschied; die führenden Politiker, die im bürgerlichen Leben ihre Reputation als Ehrenmänner zu bewahren verstanden, bedienten sich einst auch der Katilinarier; heute sind es die Katilinarier, welche sich der Partei zu bedienen verstanden haben; und nachdem dies öffentlich festgestellt worden ist, bleibt die Aufgabe für die Konservativen des Landes die folgende: Wie können sie sich der Katilinarier entledigen, nachdem sie den Katilinarier Hammerstein los geworden sind.

Ja — Wie?

Unter der Patronage der Konservativen sind die Christlich-Sozialen und die Antisemiten aller Schattirungen groß geworden, von Ahlwardt bis zu Stöcker. Die Konservativen wollten hinausgreifen über den ererbten Kreis ihres politischen Einflusses; sie wollten die Basis, auf der sie stehen, verbreitern; sie wollten für die alten Ziele des reaktionären preußischen Junkerthums neue Truppen werben. Ein Herr von Hammerstein war natürlich geneigt, für den Feldzug auch politisches Gesindel jeder Art in den Dienst zu nehmen; Elemente, die moralisch anrüchig waren, und Leute, die keineswegs als konservativ im Kreuzzeitungssinn bezeichnet werden können, wurden in die Reihen eingestellt, wenn sie sich nur für den Augenblick gebrauchen ließen. Die feierliche Bestätigung der Partei erhielt diese Politik auf dem Tivolitage, als man Ahlwardt und Stöcker gemeinsam hochleben ließ. Die paar Beschlüsse, die dort gefaßt worden sind, bedeuten ja an sich nicht viel, und darin hat die „Kreuzzeitung“ ganz recht, die politischen Ziele der Junker sind vor dem Tivolitage und nach ihm nicht wesentlich andere gewesen; daß man in das Programm einige antisemitische Wendungen aufgenommen hat, was will das sagen, da man auch vorher schon antisemitisch gesinnt gewesen ist. Die Neuerungen des Programms sind also in der That das Unwesentliche; das Wesentliche ist, daß die konservative Partei jauchzend sich mit jener Methode des Kampfes einverstanden erklärte, welche Herr Stöcker und Herr Hammerstein schon seit Langem vertroten. Diese Methode des Kampfes läßt sich mit drei Worten bezeichnen: Vollendete moralische Skrupellosigkeit.

Auch diese Waffe hat ihre Bedeutung, und sie kann unter Umständen Erfolge bringen. Sie hat auch den Konservativen zu Erfolgen verholfen; aber es gibt eine andere, modernere Waffe, die am Ende immer mächtiger als jene ist, und ihr Name heißt: die Freiheit der politischen Diskussion. Sie ist es immer wieder, die segensvoll die Korruption im öffentlichen Leben niederschlägt, und die der gesunden Ent-

wicklung freien Raum schafft; häufig nicht schnell genug, aber schließlich doch stets siegreich; und solcher Erfolg wird am Ende auch diesmal nicht ausbleiben.

Es kann das Ziel nicht sein, übermorgen die konservative Partei aus der Welt zu schaffen; sie vertritt bestimmte Wünsche und eine bestimmte Weltanschauung, von denen wir die einen für unberechtigt und die andere für irrig halten, und die, zu maßgebendem Einfluß gediehen, höchst gefährlich dem modernen Staat sein müßten. Allein man kann nicht verkennen, daß jene Interessen und diese Weltanschauung noch in bestimmten Kreisen des Volkes fest wurzeln. Wir Liberalen werden daher ohne Sentimentalität diese Wurzeln weiter abzugraben suchen; das wird noch eine ernste Arbeit sein, wenn der Hammerstein-Zwischenfall bereits längere Zeit der Vergangenheit angehört.

Also für den Kampf gegen die Konservativen ist der Fall Hammerstein-Stöcker nur eine Episode; entscheidend ist er dagegen für eine andere Frage. Sind die moralisch ehrenwerthen Elemente der Konservativen wirklich ohnmächtig, und fühlt sich die Partei wirklich schon so schwach, daß sie ohne die katilinarischen Hilfstruppen nicht mehr glaubt politisch den Platz halten zu können; zieht sie es vor, mit diesen gemeinsam schließlich im politischen Sumpf den Untergang zu finden; oder will man versuchen, wieder festeren Boden unter den Füßen zu fassen, und soll dann selbständig der Kampf mit etwas reinlicheren Waffen fortgesetzt werden?

Wie die einen Konservativen das eine wollen und die anderen Konservativen das andere — dies spielt sich jetzt in planloser Verwirrung ab.

Im Königreich Sachsen haben die Konservativen das Tischtuch zwischen sich und den deutsch-sozialen Reformern, das heißt den Antisemiten, zerschnitten. In Berlin sagt „Das Volk“ des Herrn Stöcker, daß diese Abschwenkung der Konservativen falsch sei, und daß ein zwingender Grund für dieselbe nicht vorliege. Die sächsischen Konservativen hinwiederum behaupten, daß mit den sächsischen antisemitischen Reformern als halben Sozialdemokraten ein Bündniß ferner nicht möglich sei. Nun ist aber Herr Stöcker, der den völlig entgegengesetzten Standpunkt vertritt, zugleich im Vorstand der deutsch-konservativen Partei, und wie er im centralen Parteirath sitzt, so ist seine eigenste Fraktion, die christlich-soziale, eingeschachtelt in die konservative Gesammtpartei; und mit jenen Christlich-sozialen ist wiederum ein Mann verknüpft wie der Pastor Naumann und seine Anhänger, die von den einen Konservativen als Dreiviertel-Sozialisten in Acht und Bann gethan werden und die von der Stöckergruppe hingegen eine gewisse Schonung erfahren. Dazu erklären die konservativen Ostpreußen: Herr Stöcker sei ein Ehrenmann, und der Freiherr von Plettenberg als Führer der rheinischen Konservativen steht auf dem Standpunkt, Herr Stöcker sei kein Ehrenmann; ein Theil der Berliner konservativen Vereine votirt Stöcker sein Vertrauen und ein anderer Theil mit dem bekannten konservativen Professor Brecher an der Spitze zeiht Stöcker der Unwahrhaftigkeit und des Intriguantenthums.

Diesen politischen Wirrwar übertönt die Stimme des Herrn Stöcker, Alle an Lungenkraft überbietend, und erklärlicherweise beschäftigt Herr Stöcker sich auch mit den beiden Artikeln „Regieren und Intriguiren“, sowie „Adolf Stöcker, der Unvorsichtige“, in denen die „Nation“ die Zustände in der konservativen Partei beleuchtet hat; was ihm in der „Nation“ unbequem ist, nennt er „Albernheiten“, welche „Plebejer des Geistes“ vorbringen, oder er wählt manchmal auch die Bezeichnung „Lügen“, hin und wieder verstärkt durch das Wort „plumpe“. Solche Höflichkeiten können natürlich unser Urtheil über Herrn Stöcker nicht beeinflussen, und wir müssen ganz offen unsere Bewunderung für diesen Mann aussprechen; er kämpft mit der wilden verzweiflungsvollen Kraft eines Gladiators, der in die Enge getrieben ist; auch für solche Kraft kann man so etwas wie Bewunderung empfinden.

Ist es denn nicht eine Leistung, daß Herr Stöcker in seiner neuesten Rechtfertigung das Folgende sagt:

„. . . . Ich kann versichern, daß ich niemals, trotz der größten Meinungsverschiedenheiten in inneren und kirchlichen Fragen, den Abgang des Fürsten (Bismarck) gewünscht habe. . . .“

Natürlich, denn in dem Brief des Herrn Stöcker an Herrn von Hammerstein heißt es ja:

„Will man die Bismarck'schen Intriguen seit der Waldersee-Versammlung anspielen, und zwar mit mehr oder weniger Gegenüberstellung von B. und dem Kaiser, so verliert man das Spiel und reizt den letzteren. . . .“

Welches Spiel? Jedenfalls das Spiel, die Position des Fürsten Bismarck beim Kaiser zu stärken. . . Herr Stöcker fährt darauf in seinem Briefe fort:

„Was man nun meines Erachtens thun kann und muß, ist folgendes: Prinzipiell wichtige Fragen . . . . muß man, ohne B. zu nennen, in der allerschärfsten Weise benutzen, um dem Kaiser den Eindruck zu machen, daß er in dieser Angelegenheit nicht gut berathen ist, und ihm den Schluß auf B. überlassen. . . .“

Sicherlich um den Fürsten Bismarck zu befestigen.

„Merkt der Kaiser, daß man zwischen ihm und B. Zwietracht säen will, so stößt man ihn zurück. . . . Er hat kürzlich gesagt: sechs Monate will ich den Alten — B. — verschnaufen lassen, dann regiere ich selbst. B. selbst hat gemeint, daß er den Kaiser nicht in der Hand behält. Wir müssen also, ohne uns etwas zu vergeben, doch behutsam sein. . . .“

„Behutsam!“ . . . Zweifellos, um — „den Abgang des Fürsten Bismarck“ zu verhindern, den „ich niemals . . . gewünscht habe,“ — sagt Herr Stöcker.

Ein Mann, der eine solche erschöpfende Charakteristik von sich selbst entwirft, sitzt im Vorstand der konservativen Partei, und diese eine Thatsache bezeichnet auch das Wesen aller jener, die mit ihm in diesem Vorstand nunmehr zusammensitzen bleiben werden. Und warum sollten sie nicht mit ihm zusammensitzen bleiben; haben doch andere Parteigenossen, Herr Stöcker, der Hofprediger außer Diensten, eingeschlossen, den Herrn von Hammerstein ungehindert gewähren lassen, obgleich sie wußten, daß der Chefredakteur der „Kreuzzeitung“ für das Zuchthaus reif sei. Unter Kameraden, die für Christenthum und Monarchie kämpfen, ist das ganz egal.

Und doch wird es nicht ganz egal bleiben; denn wir befinden uns ja nur im allerersten Anfang des Kampfes gegen das „fromme und königstreue“ — Katilinarierthum. Herr von Hammerstein hat nämlich die große Güte gehabt, beinahe zweihundert Briefe — es fehlen an dieser runden Summe nicht gar viele — für die Charakterisirung seiner Freunde und Parteigenossen aus seinem Archiv freundlichst abzusplittern; diese Briefe werden voraussichtlich im Reichstage ihre Rolle spielen und bis dahin bleibt den betreffenden Briefschreibern eine Frist sich reiflich zu überlegen, was sie seinerzeit an Loyalität und Patriotismus brieflich deponirt haben; nach allem, was man hört, sind die gegenwärtigen Besitzer der Briefe keine politischen Gemüthsmenschen. Aber auch Herr von Hammerstein besitzt gewiß noch weitere gewichtige Stücke, deren Verwerthung er sich wahrscheinlich selbst vorbehalten hat, so daß zur Beleuchtung der konservativen Partei, wie sie ist, noch mancher historische Beitrag zu erwarten steht. Dann freilich, wenn die unbequeme Oeffentlichkeit diese Beiträge besitzen wird, ist es fatalerweise doch wohl nicht ganz egal, in welcher Gesellschaft man politisch sich befinden wird.

Und doch, wie kann man hoffen, von Herrn Stöcker loszukommen, der ja seine alten Freunde nicht glimpflicher behandeln würde, wie Herr von Hammerstein es gethan hat, und der gewiß ebenso zahlreiches und ebenso werthvolles Material besitzt, wie der Freiherr mit dem Steckbrief auf dem Rücken. Auch Herr Stöcker ist der Mann dazu, um mit Kaltblütigkeit jene in die Luft zu sprengen, die ihn etwa in eine Ahlwardt-Position zu drängen versuchen wollten.

So sieht die Lage der konservativen Partei aus, und die Konservativen des Landes werden sich jene wohl schließlich näher ansehen, welche die Partei in diese Lage gebracht haben. Die moralische Frage wäre dann zu erwägen, aber

auch jene politische Klugheit wäre zu wägen, welche psychologisch so scharfblickend war, um einem Hammerstein und einem Stöcker das Schicksal der Partei auszuliefern, und diese beiden haben auch noch — einige Genossen.

Wenn je, so wäre es bei solcher Konstellation Sache aller Liberalen, sich zu einer Macht zu konstituiren, die in entscheidender Weise die deutsche Politik zu beeinflussen, und in gesunde Bahnen zu bugsiren im Stande ist. Daß unter der Einwirkung der neuesten Vorgänge das Verständniß für eine solche Politik bei den Wählerkreisen des Landes wächst, dafür fließen uns immer neue Beweise zu.

In Oesterreich ist das Ministerium Badeni ins Amt getreten; es ist zusammengewürfelt aus Männern, die für liberal, und aus solchen, die für konservativ gelten; das heißt also, es ist ein Ministerium, das, wie der Ausdruck lautet, über den Parteien stehen will. Dieser luftige Standort erfordert viel Geschicklichkeit, will man sich dort erhalten und nicht schnell herabstürzen.

In Konstantinopel hat es einen Armenierkrawall gegeben mit Todten und Verwundeten. Wer die Verhältnisse in Konstantinopel kennt, wird zu der Annahme geneigt sein, daß dieses Feuer durch fremde Hände von jenseits der Grenze angezündet worden ist. Es wäre nicht undenkbar, daß armenische Emigrirte den Putsch veranlaßt hätten, um auf diese Weise die Großmächte zu einer neuen Intervention im Interesse ihrer Landsleute zu veranlassen. Den armenischen Emigrirten fehlt zu solcher Politik weder die Kühnheit noch die Verschlagenheit; aber ein solcher Coup könnte gerade die ungünstigste Wirkung für die Armenier selbst zur Folge haben.

* * *

Herrn Miquel's „Erfolge".

Die beginnende politische Saison scheint an Neuigkeiten nicht viel zu bringen, aber desungeachtet kann sie recht interessant werden. Der Zersetzungsprozeß, der unsere Parteien seit Jahren ergriffen hat, macht rasche Fortschritte, und wenn in der Regierung auch kein Staatsmann sichtbar wird, der in diesen Zersetzungsprozeß neubildend eingreift, so wirkt doch schon die Natur der Dinge dahin, daß neues Leben aus den Ruinen erwächst.

Fürst Hohenlohe ist eigentlich ganz der Mann für diese Situation. Er bereitet eine bessere Zeit vor, indem er den Zerfall des Gegenwärtigen nicht unnöthig aufhält. Mit diplomatischer Skepsis läßt er jeglichen Reformeifer sich erst gehörig abkühlen; und ohne Zweifel hat er sich durch diese Methode das Verdienst erworben, manche Thorheit zu vermeiden oder wenigstens zu verzögern. Was man von einem bekannten englischen Staatsmanne rühmte, die masterly inactivity, diese Tugend darf man auch dem Fürsten Hohenlohe zuerkennen. Insbesondere wir Liberalen haben Grund, ihm dafür, d. h. für das dankbar zu sein, was unter ihm — speziell auf den Gebieten der Agrar-, Steuer- und Handwerkerpolitik — bisher nicht zu Stande gekommen ist. Fürst Hohenlohe hat zwar nicht verhindert, daß die Regierung sich eine ungewöhnlich große Anzahl von Niederlagen geholt hat — man braucht nur an das Scheitern der Umsturzvorlage, der Tabaksteuervorlage, der Währungskonferenz zu erinnern —, aber der Reichskanzler ist besonnen genug gewesen, sich dadurch nicht zu neuen Fehlern verleiten zu lassen. Wenn man daher jetzt einen Gegensatz zwischen dem Reichskanzler und dem Finanzminister Miquel vermuthet, so beruht das wohl vorzugsweise darauf, daß man annimmt, Fürst Hohenlohe werde in wachsendem Grade die Neigung verlieren, auf dem Gebiete der Reichspolitik die zahlreichen Wechsel einzulösen, die Herr Miquel im Laufe der Jahre zu Gunsten seiner agrarischen Freunde ausgestellt hat. Wenn der Herr Reichskanzler dazu immer weniger Lust verspürt, so wäre das auch schon deshalb begreiflich genug, weil seit dem Sturze des Grafen Caprivi Herrn Miquel in der Politik nichts mehr geglückt ist. Man thut Herrn Miquel wohl nicht Unrecht, wenn man in ihm eine Hauptstütze jener Politik erblickt, aus der die unglückliche Umsturzvorlage hervorgegangen ist. War er doch auch einer der Hauptförderer des mißglückten Versuchs, den Abgeordneten Liebknecht wegen Sitzenbleibens beim Kaiserhoch im Reichstage als Beleidiger der kaiserlichen Majestät zur strafrechtlichen Verantwortung zu ziehen. Ebensowenig stolz kann Herr Miquel auf seine Erfolge bei der Reichssteuerreform sein. Alle krampfhaften Bemühungen in der Verfolgung seiner Tabaksteuerpläne haben nichts gefruchtet, und — was für seine Reputation als vorausschauender Staatsmann besonders nachtheilig ist — die Zeit hat durch das natürliche Anwachsen der Reichseinnahmen erwiesen, daß zu einer weiteren Erhöhung der Reichssteuern überhaupt kein rechter sachlicher Anlaß vorlag. Hinzu kommt, daß auch die Behandlung der Konversionsfrage staatsmännische Sicherheit vermissen läßt. Vielleicht hat der Herr Finanzminister gehofft, er könne zuerst die Tabakfabrikatsteuer mit ihren höheren Erträgen und ihrer leichter beweglichen Schraube durchsetzen und dann die Ersparnisse bei der Konversion in Preußen noch überher genießen; aber diese Rechnung wurde bekanntlich ohne den Wirth gemacht, und jetzt wird er bei seinen Konversionsplänen nicht einmal auf die eifrige Unterstützung der Linken zählen können. Denn wer — wie ich z. B. — von der Nothwendigkeit und Ausführbarkeit einer Konversion auch noch so sehr durchdrungen ist und daraus genommen Anlaß nimmt, sich einer weiteren Steuervermehrung zu widersetzen, der wird sich doch — nachdem die Steuerpläne aus dem Wege geräumt sind — fragen müssen, wozu sollen nun die bei der Konversion ersparten Millionen dienen? Und wenn sich etwa herausstellen sollte, daß man damit im Sinne des Bundes der Landwirthe Agrarpolitik treiben will, so müßten die Liberalen arge Doktrinäre sein, wenn sie ihren Enthusiasmus für eine Konversion Herrn Miquel trotzdem zur Verfügung stellen würden.

Sodann kommt auf das Konto der Miquel'schen „Erfolge" die grausame Blamage der Regierung in der Währungspolitik. Es liegt hier ähnlich wie bei der Tabakfabrikatsteuer. Formell trägt die Reichsregierung die erlittene Niederlage; aber jeder weiß, daß Herr Miquel in diesen Dingen der „leitende" Geist gewesen ist. Es entspricht das ja auch durchaus der einflußreichen Position des preußischen Finanzministers in allen Steuer- und Währungsfragen. Herr Miquel wird von unseren Bimetallisten als „ihr Mann" reklamirt, und mit den Sympathien, die er der Idee einer internationalen Währungskonferenz entgegenbringe, hat man seiner Zeit eifrig gekrebst. Für die empfindliche Schlappe, welche sich unsere Reichsregierung dadurch geholt hat, daß Englands First Lord of the Treasury, obgleich selbst Bimetallist, allen Konferenz-Velleitäten mit zwei Sätzen einer kurzen Rede ein Ende bereitete, ist deshalb auch Herr Miquel ganz wesentlich mit verantwortlich zu machen. Hätte Herr Miquel beim Auftauchen der Konferenzidee sich die Haltung des Reichsbankpräsidenten Koch zum Muster genommen, so würde diese Schlappe sicher vermieden worden sein.

Man darf endlich nicht außer Acht lassen, daß diese ganze Summe von Mißerfolgen einem Minister zur Last fällt, der mehr als jeder andere das Vertrauen der Kreuzzeitungspartei zu erwerben gewußt hat.

Diese Partei ist in Folge der Affaire Hammerstein-Stöcker heute weniger als je in der Lage, sich mit Erfolg als zuverlässige Stütze einer besonnenen Regierung aufspielen zu können. Auch das wird wohl ein wenig dazu beitragen, den Glauben an die Unentbehrlichkeit des Herrn Miquel zu erschüttern.

Th. Barth.

Louis Pasteur.

In Pasteur verlor das heutige Frankreich seinen ruhmvollsten, seines Stolzes würdigsten Sohn, die Menschheit einen ihrer großen Wohlthäter. Vor wenigen Tagen, am 28. September, schlossen sich für immer die Augen, welche eine ganz neue Welt erfahen und erforschten. Nicht ohne Bedenken kann man an die Aufgabe herantreten, in kürzester Frist und auf wenigen Seiten den Abriß eines Lebenswerkes zu zeichnen, welches in einer fünfzig Jahre lang rastlos fortschreitenden Reihe immer wachsender Großthaten bestand. Es würde eines tief eindringenden Studiums bedürfen, um die Riesenarbeit dieses Lebens einigermaßen zu würdigen; sie zu ermessen in ihren dereinstigen Folgen für die Macht des Menschen über die Natur, ist den Zeitgenossen überhaupt nicht möglich.

Pasteur ist dem großen Publikum am meisten bekannt und näher getreten als physiologischer Entdecker, als Erforscher der Gährungserscheinungen und namentlich als bahnbrechender Arzt, Besieger des Milzbrands, der Hundswuth und anderer verheerender Krankheiten. Es werden sich gewiß genug berufene Federn finden, diese seine Thaten und Verdienste zu schildern. Was aber an dieser originalen Persönlichkeit nicht minder als die einzelnen wichtigen Entdeckungen interessirt, ist der merkwürdige Weg, auf dem Pasteur, stets abschweifend und doch stetig fortschreitend, zu ihnen gelangte. Die Entwicklung dieses Forschers ist in der That eine der eigenartigsten, die man sich nur denken kann. Denn klingt es nicht fast wie ein Märchen, zu hören, daß er seine Arbeiten mit einer Untersuchung von Krystallformen begann und hierdurch, indem eine Entdeckung der anderen die Hand reichte, zur Heilung epidemischer Krankheiten und schließlich zur Schutzimpfung gegen die Hundswuth gelangte. Und doch ist dies in Wahrheit der Weg, den Pasteur, von Stufe zu Stufe sich erhebend, ganz konsequent einschlug, und der ihn zuletzt den Gipfel des Erfolges und Ruhmes erreichen ließ. Diesen fast wunderbaren Entwicklungsgang des großen Forschers und seines unsterblichen Lebenswerkes eingehend zu verfolgen und zu schildern, wäre gewiß eine höchst reizvolle Aufgabe. Ich will es versuchen, hier die ersten und entscheidenden Etappen wenigstens soweit zu beschreiben, daß auch dem Laien ein Verständniß der merkwürdigen Entfaltung eines seltenen Geistes erschlossen wird, und er sich so mit tieferer Befriedigung an den Früchten desselben erfreuen kann.

Der Lebenslauf Louis Pasteur's bietet, wie derjenige der meisten Gelehrten, wenig Bemerkenswerthes in Bezug auf äußere Ereignisse. Er wurde am 27. Dezember 1822 zu Dôle, einem kleinen Städtchen im Departement des Jura, geboren. Sein Vater, ein früherer, auf dem Schlachtfelde dekorirter, Soldat, ergriff bei seiner Rückkehr nach Frankreich das Handwerk eines Lohgerbers und heirathete ein Mädchen des Landes. Die soldatische Abstammung blieb offenbar nicht ganz ohne Einfluß auf das Temperament des späteren kampflustigen Gelehrten und ihre Spuren dürften wohl auch in den bekannten Manifestationen seines leidenschaftlichen Patriotismus zu finden sein. Vater und Mutter waren zwar einfache, aber tüchtige und energische Leute, deren Streben und Ehrgeiz darauf gerichtet war, dem talentvollen Knaben eine sorgfältige Erziehung angedeihen zu lassen.

Nach Arbois übergesiedelt, wo der Vater 1825 eine kleine Gerberei erworben hatte, genoß der junge Pasteur in dem dortigen collège communal die erste Ausbildung und es zeigte sich bald, daß die Entbehrungen, welche sich die Eltern seinethalben auferlegen mußten, Früchte zu zeitigen versprochen. Formen- und Farbensinn verriethen sich frühzeitig und schon der Schulknabe fertigte Pastellbilder seiner Bekannten, die Talent erkennen ließen. Wie schade, sagte später einmal eine alte Freundin aus dem Orte, daß Er sich in diesen Wust von Chemie vergraben hat, Er würde sich wohl als Maler einen Namen gemacht haben.

Recht bezeichnend für den reifen Verstand des Jünglings war es, daß er, als 14. im Range zur École normale zugelassen, sich mit dieser Qualifikation nicht begnügen zu sollen glaubte und ein ferneres Jahr sich in Paris zur Wiederholung des Examens vorbereitete. Er bestand nun als 4. und trat im Herbst 1843 in die ausgezeichnete Schule ein, deren Zierde und späterer Leiter er werden sollte.

Pasteur's Vorliebe für die Chemie hatte sich inzwischen zu einer wahren Leidenschaft ausgewachsen. Und er besaß die ersten Vorbedingungen, um in dieser Wissenschaft etwas zu leisten, in hohem Maße: unermüdliche Arbeitslust und eiserne Arbeitskraft. Wenn jemand etwas in der Chemie erreichen will, so sagte einst Liebig zu einem jungen Adepten, so muß er sich zuerst seine Gesundheit ruiniren und sich zu Schanden arbeiten. Ein Wort, in dem leider nur zu viel Wahrheit liegt.

An der École normale lehrte damals Balard, an der Sorbonne Dumas Chemie, zwei ausgezeichnete Forscher, welche dem jungen, wissensdurstigen Pasteur vielfache Anregung boten. Bald begann dieser selbstständige Bahnen einzuschlagen. Es schien ihm für seine chemischen Untersuchungen nützlich, sich mit den krystallographischen Formen der Körper genau bekannt zu machen. Er nahm zu diesem Zwecke eine kurz zuvor (1841) publizirte, schöne und sehr genau durchgeführte Arbeit von de la Provostaye über die Krystallformen der Weinsäure, der Traubensäure und ihrer Salze vor und wiederholte gewissenhaft sämmtliche Experimente und Krystallmessungen.

Ehe wir hier auf diese erste wissenschaftliche Untersuchung des jungen Pasteur eingehen, müssen einige erklärende Worte über die weniger bekannte Traubensäure vorausgeschickt werden. Wie schon der Name sagt, ist dieselbe der Weinsäure ähnlich. Sie ist ihr in der That so sehr ähnlich, daß es schon gründlicher chemischer Erfahrung bedarf, um überhaupt die beiden Säuren von einander unterscheiden zu können. Die Traubensäure wurde 1822 von Kestner in Thann im Elsaß entdeckt, und zwar in den Mutterlaugen bei der Weinsteinfabrikation. Es ist nicht unwichtig hier gleich zu betonen, daß die Traubensäure nicht im Weine gebildet wird und erst aus der Weinsäure, beim Erhitzen derselben entsteht. Sie ist also kein Natur-, sondern ein Kunstprodukt.

Wenn man, als Naturforscher, der Traubensäure gedenkt und der Ereignisse, welche sich in Chemie, Physik, Biologie und Medizin an diesen Namen knüpfen, so kann man nicht ohne Genugthuung einer gewissen Stelle in Thomas Buckle's history of Civilisation in England sich erinnern. Der englische Geschichtsschreiber spricht nämlich nicht ohne Ironie von Leuten, die eine neue Säure entdecken und damit Wunders was zu Tage gefördert glauben. Es gibt aber in der That Säuren, an deren Geschichte sich für die Kultur wichtigere Ereignisse knüpfen, als an die Geschichte mancher Königreiche.

Es ist die Traubensäure, die in Art und Zahl ihrer Elementarbestandtheile der Weinsäure vollkommen gleicht und die Berzelius zur Aufstellung des so fruchtbaren Begriffs der chemischen Isomerie veranlaßte, indem er die Ungleichheit der Eigenschaften derartiger Körper auf eine Verschiedenheit der Atomgruppirung zurückführte. Dieselben beiden Säuren sind es auch, welche den Ausgangspunkt der Epoche machenden Arbeiten Pasteur's bilden.

Bei der Untersuchung der schönen Krystalle, welche die Weinsäure und ihre Salze liefern, fiel dem etwa 22jährigen Pasteur eine auf den ersten Blick unbedeutende Erscheinung auf, welche de la Provostaye, dem gewiegten und sorgfältigen Beobachter, entgangen war. Er bemerkte nämlich, daß sowohl die Säure selbst als ihre sämmtlichen Salze Krystalle von unsymmetrischer Gestalt lieferten, mit sogenannten hemiedrischen Flächen, welche eben die Symmetrie der Form derart aufheben, daß es unmöglich ist, einen solchen Krystall in zwei völlig gleichartige Hälften zu theilen. Die Traubensäure und ihre Salze dagegen zeigten in keinem Falle die Erscheinung der Hemiedrie,

sie waren frei von solchen die Symmetrie aufhebenden Flächen. Der kleinste Fund, wenn es der erste ist, erfreut das Herz des jungen Entdeckers, um so mehr, wenn die Erscheinung einem erfahrenen und anerkannten Forscher entgangen war. Aber Pasteur wurde sich auch sogleich der tieferen Bedeutung seines Fundes bewußt, und zwar durch folgende Gedankenverknüpfung.

Es war durch Untersuchungen Biot's bekannt, daß die Lösungen der Weinsäure und ihrer sämmtlichen Salze optisch aktiv sind, nämlich einen in besonderer Weise beschaffenen, einen sog. polarisirten Lichtstrahl von seinem ursprünglichen Wege ablenken. Lösungen der Traubensäure und ihrer Salze verhalten sich dagegen, wie ebenfalls schon von Biot festgestellt war, gegen polarisirtes Licht völlig inaktiv. Die Bedeutung der Entdeckung Pasteur's bestand nun darin, daß er in der Weinsäure zum ersten Male einen Körper gefunden hatte, welcher in krystallisirten Zustande von asymmetrischer Form und im gelösten Zustande, in welchem also die feste Gestalt verschwindet, optisch aktiv ist. Er kam nun auf den genialen und folgenreichen Gedanken, daß auch in der gelösten Weinsäure oder in ihren Salzlösungen eine Asymmetrie erhalten bleibt, und zwar, da die Krystallform vergeht, in der Struktur ihrer chemischen Bestandtheile, der Molekule. Und er nahm nun weiter an, daß zwischen der optischen Aktivität einer Lösung und der Asymmetrie ihrer chemischen Molekule ein bindender Zusammenhang bestehe, der Art, daß das eine ohne das andere nicht bestehen könne. Oder mit anderen Worten: die Ursache der optischen Aktivität von Lösungen ist die asymmetrische Gestalt ihrer chemischen Bausteine, der Molekule.

Es gelang nun Pasteur, durch Verfolgung dieser Idee, die Natur der Traubensäure in höchst überraschender Weise aufzuklären. Bei der Untersuchung eines gewissen Salzes der Traubensäure, welches man bis dahin für einheitlich gehalten hatte, zeigte es sich nämlich, daß es in Wirklichkeit nicht einheitlich sei, sondern aus zwei außerordentlich ähnlichen, aber doch bestimmt verschiedenen Salzen bestehe. Beide waren merkwürdiger Weise von asymmetrischer Gestalt, aber sie verhielten sich zu einander so wie ein Gegenstand zu einem Spiegelbild. Beide Krystallsorten zeigten nämlich eine bestimmte hemiedrische Fläche, dieselbe lag aber bei dem einen Individuum auf der rechten, bei dem anderen auf der linken Seite. Es zeigte sich nun weiter das Merkwürdige, daß die eine Krystallsorte, welche die hemiedrische Fläche auf der rechten Seite hatte, aus einem gewöhnlichen weinsauren Salze bestand. Es lenkte, wie alle weinsauren Salze, in Lösung den polarisirten Lichtstrahl nach rechts ab. Die anderen Krystalle dagegen, mit der linkshemiedrischen Fläche, lenkten in gleich konzentrirter Lösung den polarisirten Strahl um genau gleich viel in entgegengesetzter Richtung, also nach links ab. Aus beiden Salzen ließen sich in gewöhnlicher Weise die freien Säuren abscheiden und die eine erwies sich als die wohlbekannte Rechtsweinsäure, die andere dagegen als ihr optischer Antipode, als Linksweinsäure. In allen übrigen physikalischen und chemischen Eigenschaften waren sich diese beiden Säuren vollkommen gleich und einzig und allein verschieden in ihrem entgegengesetzten optischen Verhalten. Vereinigte man nun gleiche Mengen beider Säuren und löste sie, so erwies sich die Lösung als optisch inaktiv. Beim Auskrystallisiren erhielt man nicht mehr zwei verschiedene, nämlich rechte und linke Weinsäure, sondern die bekannte Traubensäure. Hierdurch hatte Pasteur nachgewiesen, daß die Traubensäure eine chemische Verbindung zweier optisch entgegengesetzter, aber in allen übrigen identischer Arten von Weinsäure sei.

Diese Entdeckung, eine der schönsten, die je in der Chemie gemacht worden ist, erregte unter Chemikern und Physikern berechtigtes Aufsehen. Pasteur fuhr in der Verfolgung der interessanten Erscheinungen fort und er studirte zunächst die Einwirkung anderer, optisch aktiver, und also nach seiner Hypothese molekular-asymmetrischer Körper auf die Traubensäure. Das Cinchonin ist z. B. ein derartiger Körper und zwar ist er eine sogenannte Pflanzenbase. Es fand sich nun, daß dieses Produkt organischen Lebens sich gegen Traubensäure ganz anders verhält als die Basen des todten oder Mineralreiches. Beim Zusammenbringen von Lösungen des Cinchonins mit Lösungen von Traubensäure wurde diese sofort gespalten. Es schied sich ein schwer lösliches Salz, das linksweinsaure Cinchonin aus, die Rechtsweinsäure blieb mit der anderen Hälfte des Cinchonins als leicht lösliches rechtsweinsaures Salz in der Flüssigkeit.

Hiermit war also eine spezifische Wirkung asymmetrischer und optisch aktiver Lebensprodukte auf Verbindungen von der Eigenart der Traubensäure konstatirt. Nun sind nahezu alle wichtigen, bei dem Aufbau des Pflanzen- und des Thierleibes gebildeten Substanzen optisch aktiv und also von asymmetrischer Molekularstruktur. So die Cellulose, der Zucker, das Eiweiß u. s. s. Diese Körper spielen bekanntlich die Hauptrolle in den Vorgängen, welche man mit dem Namen der Gährung und der Fäulniß bezeichnet. Auch diese Erscheinungen sind als Lebensvorgänge aufzufassen und Pasteur stellte es sich jetzt zur Aufgabe, den Einfluß der Asymmetrie auf die Lebenserscheinungen zu erforschen. Gleich das erste Resultat war von höchstem Interesse.

Er versetzte eine in Gährung befindliche Flüssigkeit mit traubensaurem Ammoniak, also mit einer optisch neutralen Verbindung zweier aktiver Bestandtheile: des rechts- und des linksweinsaurem Ammoniaks — wie wir gesehen haben. Da zeigte es sich denn, daß die zuerst im Polarisationsapparat neutrale Flüssigkeit immer stärker und stärker aktiv wurde, den Lichtstrahl ablenkte, und zwar nach der linken Seite. Als diese Erscheinung ihr Maximum erreicht hatte, wurde die Gährung unterbrochen und die Säure abgeschieden. Da erwies es sich denn, daß die Traubensäure ganz verschwunden war; statt ihrer war die Hälfte an Gewicht an reiner Linksweinsäure vorhanden. Wo war die zweite Hälfte, die Rechtsweinsäure, geblieben?

Die nähere Untersuchung ergab, daß ein winziger, mikroskopischer Pilz, Penicillium glaucum, sich der Rechtsweinsäure zu seiner Ernährung bemächtigt hatte. Dieser seltsame Agrarier verschmähte es, auf Kosten der anderen zu leben, und so bleibt die Linksweinsäure intakt erhalten.

So war Pasteur, von der Messung von Krystallformen ausgehend, bei der Gährung angelangt. Er stand an dem ersten, großen Wendepunkt seiner wissenschaftlichen Laufbahn, aus dem Krystallographen und Chemiker sollte sich der Erforscher der Lebensthätigkeit, der Physiologe und Biologe entwickeln. Mit welchem Selbstvergessen er sich in diese Studien vertieft hatte, bezeichnet ein Vorfall, der ihm bei seiner Vermählung in Straßburg, wohin er inzwischen als außerordentlicher Professor übergesiedelt war, begegnete. Die Braut, Fräulein Marie Laurent, Tochter des Rektors der Akademie, seine treue Lebensgefährtin, stand geschmückt im Kreise der Hochzeitsgäste — allein es fehlte der Bräutigam. Man mußte Herrn Pasteur aus seinem Laboratorium holen und ihn daran erinnern, daß er im Begriff sei sich an diesem Tage zu verheirathen.

Kein Wunder, daß ein Genie mit dieser leidenschaftlichen Arbeitsfreudigkeit Großes leisten mußte. Die herrlichsten Entdeckungen folgten denn auch Schlag auf Schlag. Nachdem wir aber den so ungewöhnlichen Entwicklungsgang dieses Forschers in den Anfängen seiner wissenschaftlichen Laufbahn ziemlich eingehend geschildert haben, dürfen wir uns bei den folgenden, noch bedeutenderen Entdeckungen auf ganz kurze Erinnerungen beschränken, umsomehr, als diese Thaten in weitesten Kreisen bekannt geworden sind und das größte Aufsehen erregt haben.

Die folgenden Arbeiten Pasteur's lassen vier Hauptgruppen erkennen, von welchen die erste die Erscheinungen der Gährung umfaßt, während die zweite die Krankheit der Seidenraupen, eine andere den Milzbrand und die letzte endlich als Krönung des Werkes die Hundswuth zum Gegenstand hat.

Als der Forscher durch seine vorher geschilderten Untersuchungen in das Gebiet der Gährungsprozesse hineingedrängt wurde, fand er für diese seit Alters her gekannten,

aber stets geheimnißvoll gebliebenen Erscheinungen eine Theorie vor, welche zuletzt besonders von Liebig ausgebaut worden war. Man glaubte den Gährungsvorgang im Wesentlichen als die Folge eines Oxydationsprozesses auffassen zu sollen. Die stickstoffhaltigen, sogenannten albuminoiden Stoffe, welche jede Gährungsflüssigkeit enthält, zerfallen hiernach durch den Einfluß des Luftsauerstoffs in ihre Bestandtheile und wirken durch diesen heftigen Molekularzerfall als Erreger, als „Kontaktsubstanzen" auf die stickstoffreien, namentlich den Zucker, und veranlassen auch diesen zum Zerfall, und zwar in Alkohol und Kohlensäure. Die Hefe als solche spielt, wie man annahm, nur eine accessorische Rolle. Sie liefert durch ihr Absterben die unorganisirten Stoffe wie Albumin 2c., welche oxydirt werden und daher als Gährungserreger, als Fermente wirken.

Diese Theorie warf Pasteur durch entscheidende Experimente über den Haufen. Er stellte eine vollkommen albuminoinfreie Flüssigkeit her aus Zuckerwasser, der er einige Ammoniak- und Mineralsalze in kleiner Menge hinzufügte, und säete in diese Flüssigkeit eine verschwindende Spur von Hefepilzen ein. Was geschah? Alsbald begann eine immer stürmischer werdende Gährung, der Pilz fiel nicht der Vernichtung anheim, im Gegentheil er lebte und vermehrte sich außerordentlich. Nicht der Tod, nicht der Zerfall des Pilzleibes ist also die Ursache der Gährung, sondern umgekehrt das Leben und das Wachsthum. Der Zucker wird auch nicht einfach in Alkohol und Kohlensäure gespalten, wie Lavoisier angenommen hatte, sondern es entsteht daraus noch, wie Pasteur zeigt, eine Reihe anderer Stoffe, wie Glycerin, Bernsteinsäure 2c. Indem also der Zucker verschwindet, entstehen verschiedene andere Substanzen, darunter ein lebender Organismus: die Hefe. Zum Aufbau ihres Leibes sind außer gewissen Mineralbestandtheilen und Stickstoff, welcher aus dem Ammoniak stammen kann, noch Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff erforderlich, und diese Elemente entnimmt der vegetirende Hefepilz dem Zucker und spaltet ihn dadurch in verschiedene Theile. Der Luftsauerstoff ist nicht nothwendig, auch ohne solchen kann Gährung eintreten.

Pasteur zeigte ferner, daß die verschiedenen Arten von Gährung, wie die alkoholische, die Essig-, Milchsäuregährung u. s. w. nicht durch ein und denselben Pilz, den Hefepilz, hervorgerufen werden, sondern daß jede besondere Art von Gährung nur durch einen spezifischen Gährungserreger, einen eigenen Pilz in Gang gebracht und unterhalten werden kann. Gewisse Pilzarten sind aërob, sie bedürfen des Luftsauerstoffs, andere können ihn entbehren, sie sind anaërob.

In dieser selben Gruppe von Untersuchungen gehören auch die Arbeiten Pasteur's über die Urzeugung. Man nahm zu jener Zeit an, daß die einfachsten Lebewesen, zu welchen man auch die Gährungspilze rechnete, aus der todten, anorganischen Materie ohne Voreltern gebildet werden. Pasteur erwies die Unzulässigkeit dieser Annahme; er zeigte, daß überall, wo sich Gährung, wo sich Fäulniß — selbst eine besondere Art von Fermentation — zu erkennen gibt, von außen Sporen, Samen eingetreten sind, welche die Erzeuger der Pilzvegetation und somit auch der Gährungs- und Fäulnißprozesse darstellen.

Es sei hier auch daran erinnert, welch außerordentlichen Nutzen aus diesen Untersuchungen das Gährungsgewerbe, die Bier-, Wein- und Essigbereitung gezogen hat. Man lernte durch Reinkulturen der Fermentpilze und durch Fernhaltung fremder die falschen Gährungen, das Sauerwerden des Biers und des Weins, die sogenannten Wein- und Bierkrankheiten vermeiden. Bekannt ist auch das als „Pasteurisiren" bezeichnete Konservirungsverfahren für gegohrene Flüssigkeiten, in einer Erhitzung derselben bestehend.

Im Jahre 1865 verheerte eine Epidemie der Seidenwürmer die großen Züchtereien Südfrankreichs. Kommission auf Kommission wurde gebildet, alles mögliche versucht, alles umsonst. Die Industrie schien ihrem unvermeidlichen Untergange geweiht. Da wurde, auf Vorschlag des Chemikers Dumas, Pasteur mit der Untersuchung beauftragt. Er weigerte sich zuerst: ich habe, so sagte er, in meinem Leben noch nie eine Seidenraupe gesehen, wie sollte ich die Ursachen ihrer Krankheiten erkennen? Um so besser, antwortete Dumas, so werden Sie vorurtheilslos an die Sache herantreten und sich ganz auf ihre eigenen Beobachtungen verlassen. Drei Wochen, nachdem Pasteur die ersten Seidenraupen gesehen hatte, sandte er einen Bericht an die Pariser Akademie, welcher die Lösung des Problems enthielt. Er wies nach, daß die Krankheit durch einen Parasiten hervorgerufen werde, und er gab zugleich die Mittel an, durch Zuchtwahl mittelst ausgesuchter, gesunder Rassen von Seidenraupen die Krankheit zu bekämpfen. Dieselbe ist seither längst und wohl für immer erloschen. Welchen Wohlstand hat Frankreich durch diese eine Entdeckung seinem großen Sohne zu verdanken!

So war denn Pasteur von den Gährungs- und Fäulnißproblemen, seine Methoden weiter ausdehnend und vervollkommnend, zu den parasitären Krankheiten gelangt. Auf diesem Gebiete warteten seiner die größten Triumphe.

Beim Studium der weit verbreiteten Hühnercholera erkannte er auch hier als Ursache der Krankheit einen Mikroben und er isolirte ihn, lehrte die Abschwächung seiner Giftigkeit, „Virulenz", und die Verwendbarkeit in diesem abgeschwächten Zustande als schützenden Impfstoff.

Auf Grund der nämlichen Prinzipien gelangte er bei dem noch verheerender auftretenden Milzbrand zu wissenschaftlich und wirthschaftlich gleich werthvollen Ergebnissen. Auch bei dieser schrecklichen Blutkrankheit, der sowohl der Mensch, als namentlich auch das Pferd, Rind und Schaf unterliegen, entdeckte er den spezifischen Virus, die Milzbrandbakterie, lehrte ihre Reinkultur außerhalb des Organismus, in künstlichen Nährböden, wie Bouillon 2c., und die Abschwächung ihrer Virulenz durch successive Einwirkung mittelst des Luftsauerstoffs. Er schlug die Schutzimpfung gegen diese Rinderpest mit Hilfe des von ihm dargestellten Impfstoffs vor und es fand sich alsbald ein landwirthschaftlicher Verein, der ihm die Mittel zu dem öffentlich durchzuführenden Experimente zur Verfügung stellte. Von 60 Hammeln wurden 25 mit der Schutzimpfe behandelt, 25 nicht. Alsdann wurden sämmtliche Thiere mit dem tödtlichen Virus geimpft. Pasteur hatte vorausgesagt, ehe 48 Stunden vergangen seien, würden die 25 nicht geimpften Hammel todt, die anderen 25 gesund sein. Und so geschah es. Die Theorie von der Abschwächung des Virus hatte sich auf das glänzendste bewährt. Kurz darauf wurde diese Schutzimpfung in den landwirthschaftlichen Betrieb Frankreichs eingeführt.

Wir gelangen nun zu der letzten Entdeckung dieses großen Forschers. 1880 hatte Pasteur, von verschiedenen Mitarbeitern unterstützt, das Studium der Hundswuth begonnen. Er erkennt auch hier einen spezifischen Virus und findet seinen Sitz namentlich im Nervensystem, im Gehirn und Rückenmark an Hundswuth verschiedener Thiere. Es gelingt aber hier die Isolirung des Mikroben nicht. So entscheidet sich denn Pasteur, die Abschwächung des Virus in dem Gewebe selbst, welches seinen Hauptsitz bildet, vorzunehmen. Er benutzt hierzu das Rückenmark eines an Hundswuth gestorbenen Kaninchens, er unterwirft dasselbe einer successiven Austrocknung unter dem Einflusse der Luft und prüft von Tag zu Tag die Virulenz, welche augenscheinlich immer schwächer wird. So gelangt er von dem absolut tödtlichen Gifte ausgehend allmählich zu immer schwächer wirkenden und endlich zu einem Präparate, welches schwach genug ist, um als Schutzimpfe versucht werden zu können. Er impft hiermit Hunde und findet, daß diese in der That immun gegen Hundswuth werden.

Es ist den Zeitgenossen noch in frischer Erinnerung, welcher Sturm von Entrüstung sich erhob, als Pasteur nun die Impfung beim Menschen vorschlug. Seine Feinde, seine Neider, und er hatte deren genug, beschuldigten ihn des frevelhaften Mordversuchs. Am 26. Oktober 1885 berichtete der Forscher vor der Akademie über die erste Heilung, bewirkt an

einem jungen Elsässer Namens Meister, welcher von 14 Bissen eines tollen Hundes zerfleischt, bei Pasteur alsbald zur Schutzimpfung eingetroffen war. Und nun begann aus allen Ländern der Welt eine Wanderung armer Unglücklicher, die bei Pasteur Rettung von dem fürchterlichsten Tode suchten. Die befriedigenden Ergebnisse der weiteren Behandlungen im alten Laboratorium und in dem zu Ehren des Forschers errichteten „Institut Pasteur für infektiöse Krankheiten“ sind noch in frischem Gedächtniß.

Wir sind am Ende dieser großen Laufbahn. Was Pasteur in der Krystallkunde, in der Chemie, Physik, in Biologie und Medizin geleistet hat, es würde in jeder dieser Wissenschaften allein genügen, ihm einen unsterblichen Namen zu sichern. Die heutige Chemie steht in seinem Zeichen, die Bakteriologie, die Hygiene, die Prophylaxis sind auf seine Arbeiten begründet. Wenn zahllose Kranke der Lister'schen Wundbehandlung ihr Leben verdanken, wenn Kindbett- und Hospitalfieber nahezu verschwunden sind, wenn die Heilung der Diphtherie, der Tuberkulose und anderer Seuchen in naher Aussicht steht, sich zum Theil schon verwirklichte, so sind es die Methoden Pasteur's gewesen, welche es erst ermöglichten, die Lösung derartiger Probleme in die Hand zu nehmen.

Die französische Nation wird Pasteur auf Staatskosten im Pantheon zu Paris beisetzen und kein Franzose hat je diese Ehre mehr verdient. Die Menschheit aber, jetzt mit Trauer erfüllt, wird seine hehre Gestalt in dem Pantheon ihrer größten Wohlthäter verewigen und sein Andenken ehren mit der erhabenen Inschrift:

„Generis Humani Defensor“.

Heidelberg, 2. Oktober 1895.

J. W. Brühl.

Kurhessische Erinnerungen.

II.

Es sind in neuerer Zeit Auffassungen des Verhältnisses des Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu seinem Lande und Volke ausgesprochen worden, welche mit der hier vertretenen in mehr oder weniger schroffem Widerspruch stehen. Der letzte der hessischen souveränen Fürsten von Hessen-Kassel hatte natürlich eine, wenn auch ganz kleine Zahl von Anhängern im Lande. Dieselben sind heut zu Tage noch nicht ganz ausgestorben und haben sich durch Kind und Kindeskinder und wohl durch einige neugewonnene Anhänger ergänzt. Denn es ist begreiflich, daß es, ganz abgesehen von den in jedem deutschen Kleinstaate vorhandenen Partikularisten aus Neigung, auch Leute geben muß, welche durch die Einverleibung dieser Kleinstaaten in ein größeres Staatswesen in ihren materiellen Interessen geschädigt worden sind. Aus den Reihen dieser Partei, welche sich selbst die Rechtspartei nennt und in Hessen publizistisch geschickt vertreten ist, sind und werden nun Darstellungen des Verhältnisses zwischen Fürst und Volk in Kurhessen während der letzten 30 Jahre der Existenz des Kurstaates jetzt veröffentlicht, welche mit alle dem, was während der Zeit der Regierung des letzten Kurfürsten selbst fast ganz allgemein verlautete und durch die, nach verschiedenen Wahlgesetzen gewählte Volksvertretung des Landes, als öffentliche Landesmeinung, konstatirt worden war (s. weiter unten), im schreiendsten Widerspruch steht. Danach wäre der letzte Kurfürst im Grunde ein keineswegs verwerflicher Landesvater gewesen, sondern nur ein auf Wahrung seiner Regentenrechte und das Wohl seines Landes bedachter Fürst, der allerdings in häufigen Konflikten mit seinen Landständen gelegen habe; hieran seien aber die Landstände, in denen der revolutionäre und unkirchliche Geist des Jahrhunderts zur Erscheinung gekommen sei, fast ebenso sehr, wenn nicht noch mehr schuld, als der auf seinem göttlichen Rechte bestehende Landesherr. Ob man denn in Hessen bis 1866 sich nicht wohler gefühlt hätte als heut zu Tage, da das Land eine geringe Steuerlast getragen und Jedem sein Recht erreichbar gewesen und billig gesprochen sei? Wo das Land von Beamten regiert worden sei, die seiner Gesetze, seines Herkommens und seiner Sitten kundig gewesen wären, während inzwischen gar manche Beamte aus entfernten Gegenden Preußens hier nach Hessen versetzt, sich vielfach ein Vergnügen daraus gemacht hätten, das hessische Wesen zu verhöhnen, auf bewährte Einrichtungen im Staats- und Gemeindeleben stolz von oben als auf verrottete und verkommene Zustände herabzusehen?

Man sieht, daß hier zweierlei zusammengeworfen wird. Es wird versucht, vorhandenen Mißmuth über Zustände der Gegenwart zur Beurtheilung der Vergangenheit zu verwerthen. Es liegt auf der Hand, daß dabei keine wahrheitsgetrene Darstellung der Vergangenheit möglich ist, selbst wenn man sie zu geben beabsichtigt hätte. Ganz abgesehen von dem prinzipiellen Gegensatz der politischen Auffassung, in dem jeder nationalgesinnte Deutsche zu diesen Partikularisten, welche noch niemals eine deutsche Verfassung, die nationalen Ansprüchen genügen könnte, auch nur theoretisch aufzustellen versucht haben, stehen muß, ist es nicht möglich, sich mit dieser sogenannten Rechtspartei über vergangene Dinge zu verständigen.

Leichter wird dieses möglich sein mit jüngeren Männern, die die Zeiten vor 1866 noch nicht mit politischem Bewußtsein durchlebt haben und politisch nicht partikularistisch gesinnt sind, wohl aber es als eine Art Kränkung empfinden, wenn von Seiten solcher, die vielfach gar keine Ursache haben, auf die politischen Zustände ihrer eigenen Heimath besonders stolz zu sein, über die Zustände des alten Hessens mit Verachtung und Spott geredet wird. Sie pflegen dann im Bewußtsein, dem Hochmuthe und der Unwissenheit gegenüber eine gute Sache zu vertreten, leicht über das Ziel hinauszuschießen und glauben in der Hitze des Disputs auch Personen und Zustände vertheidigen zu können, die nicht zu retten sind. Unter dem Vorgeben, die Dinge echt historisch und unparteiisch darzustellen, verbirgt sich vielfach nur eine opportunistische Auffassung der Vergangenheit, die man durchlebt haben muß, um die in ihr effektiv wirksam gewesenen Kräfte richtig verstehen zu können. Es freut mich, daß ich in der Beurtheilung derselben im Großen und Ganzen mit einem Manne übereinstimme, der, in ganz Deutschland als ein ausgezeichneter praktisch und wissenschaftlich gebildeter Jurist bekannt, diese Zeiten auch durchlebt hat, und jetzt in einer Schrift, die ebenso sehr sein echt deutsches nationales Empfinden, wie sein starkes hessisches Heimathsgefühl verräth, noch nach seinem Tode zu uns spricht. Otto Bähr, dessen oben citirtes kleines Werk über den Ausgang des Kurstaates Hessen und dessen Einverleibung in das Königreich Preußen stets ein höchst wichtiges Dokument für die innere deutsche Geschichte unserer Tage bleiben wird, hat in ihr ein möglichst objektives Referat über den historischen Prozeß, dem die Selbständigkeit eines alten deutschen Stammesstaates zum Opfer gefallen ist, und über die nächsten Folgen dieses Umsturzes zu geben versucht. Man darf wohl sagen, daß es mehr ein Bericht über die hierauf bezüglichen Vorgänge als ein „Geschichtsbild“ derselben sei. Denn es fehlen in seiner Darstellung fast ganz die Charakteristiken aller handelnd in ihr auftretenden Personen. Nur eine einzige, allerdings die wichtigste, ist in ihr zu zeichnen versucht, nämlich der letzte Kurfürst von Hessen. Doch möchte ich glauben, bei aller Hochachtung vor dem Urtheile Bähr's, daß ihn hierbei das Gefühl, eine gefallene Größe nicht zu dunkel zu zeichnen, stärker beeinflußt hat, als ein objektives Urtheil es erlauben würde. Die Zeichnung des Charakters des Kurfürsten bewegt sich in folgenden Linien: „Friedrich Wilhelm, der letzte Regent Kurhessens, das er 35 Jahre lang beherrschte, war keine glücklich organisirte Natur. Wohl nicht mit günstigen Anlagen geboren, aber auch aufgewachsen inmitten der zer-

rütteten Familienverhältnisse seines Hauses, schon als Jüngling mit einem Vergiftungsversuche heimgesucht, der, statt ihn selbst, seinen Kammerdiener wegraffte, und dessen Thäter nie ermittelt worden ist, dann durch die Verhältnisse hinausgetrieben in die Fremde, wo er Jahre lang bald hier bald dort weilte, wo ein unglücklicher Zufall ihn in die Arme einer tief unter ihm stehenden Frau führte, bei der er die überall sonst vermißte Liebe fand oder doch zu finden glaubte, die aber zu einer schweren Fessel seines Lebens wurde, übernahm er, schon schwer geprüft und verbittert, im dreißigsten Lebensjahre die Regierung. Es fehlte ihm vor allem das, was man doch von einem Fürsten, in dessen Hand das Geschick von Hunderttausenden gelegt ist, noch mehr als von jedem Anderen erwartet, das menschliche Wohlwollen. Und ebenso war das Bewußtsein fürstlicher Pflichten nur in sehr einseitiger Weise bei ihm ausgebildet." Dieses Urtheil möchte ich jedenfalls für zutreffender halten, als die einige Seiten später gegebene Erklärung, warum das Urtheil über den Fürsten allgemein so hart gelautet habe. Bähr spricht hier von den „vielen nicht liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten" des Kurfürsten und versichert, es habe sich auch die alte Erfahrung bestätigt, „daß dem Menschen am wenigsten persönliche Unliebenswürdigkeit verziehen wird". Was Bähr nun weiter hier zur Zeichnung des Kurfürsten beibringt, widerspricht zwar der früheren Charakteristik keineswegs, ergänzt sie vielmehr. Aber man sieht doch, daß er gern für den Kurfürsten auf mildernde Umstände plaidiren möchte, wenn er hervorhebt, daß man ihm seine Unliebenswürdigkeit besonders hoch angerechnet habe. Denn Liebenswürdigkeit ist keineswegs eine Eigenschaft, die man in erster Reihe von einem Fürsten verlangt, und deren Mangel eine Regierung unmöglich macht. Will man dem Kurfürsten mit Einem Wort charakterisiren, so darf man ihn einen unglücklichen Herrscher nennen: unglücklich veranlagt, unglücklich durch Erziehung, durch die Verhältnisse seiner Eltern und durch seine Eheschließung, unglücklich aber auch seinem eigenen Lebensgefühl nach. Wer kann bei einem so widrigen Zusammenwirken aller in Betracht kommenden Lebensbedingungen hier Verhängniß und persönliche Schuld richtig abwägen wollen. Nur daran muß als an einer Thatsache festgehalten werden, daß dieser unglückliche Fürst durch seine Thaten als Regent und Mensch das sittliche Verhältniß, das zwischen Fürst und Volk einmal bestehen muß, zerstört hat. Wer dieses leugnet, fälscht die Thatsachen.

Es kann natürlich nicht meine Absicht sein, hier die 35jährige Regierung Friedrich Wilhelms von Hessen, die, von geringen Unterbrechungen abgesehen, von einem fortdauernden Kampf zwischen ihm und der nach verschiedenen Wahlgesetzen erkorenen Volksvertretung ausgefüllt war, auch nur in flüchtigen Umrissen zu skizziren. Dazu fehlt der Raum und wohl auch das Interesse bei den Lesern. Wer diese Dinge nicht noch aus eigener Erfahrung kennt, findet sie bei Bähr und in der dort angezogenen Litteratur übersichtlich dargestellt. In einem Werke, welches nach der Abfassung des Bähr'schen Berichtes — derselbe ist schon um 1887 niedergeschrieben — erschienen ist, und das von einem Freunde der Hassenpflug und Vilmar, welcher aber nach 1866 seinen Frieden mit Preußen gemacht hatte, herrührt, in Friedrich Münscher's Geschichte von Hessen*) wird in einem magistralen, altväterischen Tone freilich eine etwas andere als die den Thatsachen vollkommen entsprechende Darstellung gegeben. Nur der warme Ton, mit dem auch dieser Sohn Hessens von seiner Heimath spricht und die von seinem Standpunkt aus immerhin anzuerkennende Unbefangenheit einzelner Ausführungen vermag unser Urtheil über dieses auch für die älteren Partien der Geschichte Hessens wissenschaftlich wenig bedeutende Werk zu mildern. Im schärfsten Gegensatze zu der in ihm vertretenen Richtung steht ein an Aufschlüssen reicher Aufsatz H. v. Sybel's**) über Hans Daniel Hassenpflug. Sein Verfasser, der als Marburger Professor die Revolutions- und Reaktionsperiode in Hessen 1848 und später politisch mithandelnd erlebt hat und über die Akten des preußischen Staatsarchivs verfügte, hat auf wenigen Seiten eine erschöpfende Darstellung der Geheimgeschichte des Verfassungsumsturzes in Kurhessen 1850/51 geliefert, und in seiner Weise meisterhafte kurze Charakteristiken der bei ihm mitwirkenden mächtigen Personen des Kurfürsten, Hassenpflug's und Vilmar's entworfen. Kam es H. v. Sybel mit diesem Aufsatz im Wesentlichen nur darauf an, diese unglücklichste Periode der hessischen Geschichte in ihrem inneren Zusammenhange darzulegen, und richtet sich seine Spitze gegen die mythenbildende Geschichtsdarstellung der heutigen Nachfahren der Vilmar und Hassenpflug, so hatte er nicht nöthig, auf die vorhandenen guten Seiten des hessischen Staatswesens und der mancherlei Verdienste, welche sich Hassenpflug während seines ersten Ministeriums erworben hatte, hervorzuheben. Hätte er dieses gethan, so würde die Wirkung seines Aufsatzes, in Hessen wenigstens, eine stärkere gewesen sein. Denn nun fielen die journalistischen Vertheidiger des Kurfürsten in bekannter Weise über H. von Sybel her, entblödeten sich nicht, dem großen Geschichtsschreiber unter anderem vorzuhalten: auch er habe einmal hessisches Brot gegessen und dergleichen mehr. Aber auch Otto Bähr wurde durch diesen Aufsatz so gereizt, daß er in den „Grenzboten" Sybel zur Rede stellte und als, wenn auch sehr bedingter, Lobredner der vergangenen Zeiten auftrat. Es versteht sich von selbst, daß dieses von Bähr in einer anderen Sprache geschah als es die Parteigänger Hassenpflug's und einige Chattomanen für angebracht hielten.

Setzen wir also hier eine allgemeine Kenntniß der Zustände und Einzelheiten in Hessen während der Regierungszeit des letzten Kurfürsten voraus, so wollen wir doch wenigstens die wichtigsten Punkte hervorheben, welche schließlich zu dem Untergang Kurhessens als eines selbständigen Staates geführt haben. Da ich hier nur vorzugsweise von den inneren Zuständen Hessens sprechen werde, so wende man nicht ein, daß ohne das Eingreifen Preußens von Außen trotz alledem der Kurstaat noch lange fortbestanden haben würde. Denn abgesehen davon, daß ein Eingreifen Preußens in der stattgehabten Weise nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht die inneren Zustände Hessens eben andere gewesen wären, so ist doch nicht zu vergessen, daß durch die Regierung Friedrich Wilhelms I. und seiner Helfershelfer schon 1850 das Land in einen Zustand gebracht war, der ohne Eingreifen von Außen die Herrschaft des Fürsten lahm gelegt, oder völlig beseitigt hätte. So weit hatte man damals schon dieses ruhige und treue Volk, das Militär, die Beamten und die Bürger des Landes fast ohne Ausnahme gebracht. Wären nicht die Strafbayern gekommen, deren Heldenthaten im Lande noch lange unvergessen bleiben werden, so wäre es mit der Herrlichkeit, wohl nicht des letzten Kurfürsten von Hessen, wohl aber mit der Friedrich Wilhelms I. schon damals zu Ende gewesen.

Wenn ein lebendiges Bewußtsein von den Rechten und der Würde seiner fürstlichen Stellung für jeden Herrscher auch des kleinsten Staates ein nothwendiges Requisit ist, so ist doch die Ueberspannung dieses Gefühls überall Regierenden und Regierten zum Unheil, ja zum Fluche ausgeschlagen. Und das namentlich in den deutschen Kleinstaaten, wo in Ermangelung eines jeden politischen Sinnes für das Mögliche patrimoniale Anschauungen herrschend geblieben waren, die doch überall mit den Bedürfnissen und Forderungen der modernen Zeit in Konflikt gerathen mußten. Wenn nun gar diese Bedürfnisse und Forderungen, man möchte hier fast sagen, durch einen glücklichen Zufall eine vollkommen legale Basis gewonnen hatten, sich ihnen aber ein durchaus autokratischer Wille entgegenstellte und sie aus persönlichen Gründen verneinte, so mußte ein nicht zu lösender Konflikt ausbrechen. Kommt noch dazu, daß in der unmittelbaren Nähe des Thrones sich eine Gesinnung zur Geltung bringen konnte, welche nicht nur der fürstlichen, in mancher Beziehung selbst der bürgerlichen Respektabilität ermangelte, so kann man sich schon die Formen

*) Marburg. Elwert. 1894.
**) Historische Zeitschrift Band 71 (1893) Seite 43 u. f.

denken, in denen dann dieser Konflikt zur Erscheinung kommen mußte. Das Schlimmste aber ist, wenn eine durchaus autokratische, nicht auf das allgemeine Wohl gerichtete Regierungsweise und der daraus erwachsene Kampf mit den Interessen der Regierten, von einer kleinen Minorität derselben, die selbst gern mitregieren wollte, als ein Gott wohlgefälliges Thun, als eine wahrhaft fürstliche Gesinnung gepriesen und damit der Brand nur leidenschaftlicher angefacht wird. Ein solch verzehrender Brand war über Kurhessen mit der Regierung Friedrich Wilhelms I. gekommen.

Es hat wohl in neuerer Zeit in Deutschland kaum einen Fürsten gegeben, der eine größere Vorstellung von seinen landesherrlichen Rechten gehabt hätte, als Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen. Nichts, was in Hessen mit der Regierungsgewalt nur einigermaßen in Zusammenhang gebracht werden konnte, sollte in dem Lande ohne seinen Willen geschehen. Großes und Kleines waren in gleicher Weise wichtige Staatsangelegenheiten. Pläne für ein Ladenfenster in der Königsstraße in Kassel z. B. wollte der Kurfürst selbst entscheiden, wie über die wichtigsten Verfassungsfragen, namentlich in allen militärischen Dingen, sollte Alles von seiner persönlichen Entschließung abhängen. Es war nur eine Konsequenz dieser Einmischung in kleinliche und kleinste Dinge, wenn er noch in den letzten Tagen seiner Regierungszeit, wie wir aus einer authentischen Mittheilung ersehen, sich um die Fütterung des Pferdes einer seiner Söhne mit dem Kriegsminister herumstritt. Von Haus aus eine stolze, durchaus eigenwillige, starrsinnige Natur, war er in dem ehelichen Konflikte zwischen Vater und Mutter aufgewachsen und hatte alle Konsequenzen davon früh zu ertragen gehabt. Hatte bei ihm der Mangel einer wirklichen gründlichen Bildung und Erziehung manche gute Naturanlage vielleicht nicht zur Reife kommen lassen — er besaß z. B. ein recht gutes Gedächtniß und war auch nicht ohne treffendes Urtheil —, so hatten die traurigen Erlebnisse seiner Jugend seinen Charakter schon früh verdüstert und ihn mißtrauisch gegen alle Welt gemacht, die nur darauf ausgehe, ihm seine Herrscherbefugnisse zu beschneiden und ihn zu hintergehen. Am schwersten empfand er aber die Einschränkungen seiner fürstlichen Macht, welche ihm die von seinem Vater verliehene Verfassung des Jahres 1831 auferlegte. Daß durch sie auch das große Staatsvermögen zur Hälfte für rein staatliche Zwecke reservirt war, ertrug er von Anfang an um so schwerer, als er seit der Bestellung zum Mitregenten des Landes keine allzugroße Revenue besaß und damals noch Neigung zu fürstlicher Repräsentation hatte. Durch seine ganze Regierungszeit zieht sich daher ein stiller oder offener Kampf gegen die Verfassung und für die Wiedererlangung jener abgetretenen Millionen. Um diesen zu führen, bedurfte er natürlich thatkräftiger und rücksichtsloser Helfershelfer, die er auch in den Hassenpflug, Scheffer u. s. w. fand. Aber diese Männer hatten auch ihren eigenen Willen und so fehlte es nicht an Zusammenstößen mit ihnen, die der Kurfürst um so lebhafter empfand, als sie ja ihm theoretisch die fürstliche Allgewalt seinen übrigen Unterthanen gegenüber rechtfertigten. Da er nun im Laufe der Jahre neben dem Streite mit seinen Landständen auch noch fortwährend Konflikte mit seinen Ministern zu bestehen hatte, sich schließlich nach der Wiederherstellung der Verfassung von 1831 von der Vergeblichkeit seines Kampfes gegen diesen Stein des Anstoßes überzeugen mußte, er ferner doch immer mehr einsehen lernte, daß seine ganze Herrscherlaufbahn eine verkehrte gewesen sei, sein Starrsinn ihm aber unmöglich machte, irgendwie einzulenken, so fühlte sich Friedrich Wilhelm immer mehr als ein unglücklicher Mann. Die Folgen hiervon blieben natürlich für die Regierung des Landes nicht aus. Er wurde immer mißtrauischer gegen alle Welt, verlor die Entschließungsfähigkeit und wurde, wie es Bähr sehr höflich ausdrückt, immer unliebenswürdiger, wir möchten sagen, immer hämischer und menschenfeindlicher. Es war daher in Hessen eine ganz allgemein verbreitete Meinung, daß, wenn man von dem Kurfürsten etwas erreichen wolle, z. B. die Versetzung oder Nichtversetzung eines Beamten, man ihm nur das Gegentheil von dem, was man wirklich wollte, auf irgend eine Weise zu Ohren bringen müsse. Nach diesem Rezepte soll er auch vielfach von seiner nächsten Umgebung behandelt worden sein. Man stellte ihm z. B. vor, daß er dieses oder jenes doch thun werde, was er eigentlich nicht wollte, wobei er aber auf Widerstand gestoßen war, dann konnte man sicher sein, daß er nun auf seiner ursprünglichen Meinung beharrte. So soll z. B. einer seiner Söhne dadurch wesentlich zur zweiten Entlassung Hassenpflug's beigetragen haben, daß er seinem Vater gegenüber immer behauptete, er werde schließlich gegen seinen Willen den bekannten Litterarhistoriker A. Vilmar doch zum Generalsuperintendenten ernennen, weil Hassenpflug von dieser Ernennung sein Verbleiben im Amt abhängig gemacht hatte und er doch ohne diesen nicht auskommen könne. Aehnliche Erzählungen wurden in Menge im Lande kolportirt. Sie trugen wahrlich nicht dazu bei, das Ansehen des Kurfürsten zu stärken. Dieses litt auch ferner darunter, daß man die materiellen Interessen des Landes von der Regierung und dem Kurfürsten zu wenig gefördert sah. Kleinlichste Hindernisse wurden namentlich der Industrie in Kassel entgegengestellt. Die Geschäftsleute waren oft in der größten Verlegenheit, weil auf eingereichte Bauanträge keine fürstliche Entscheidung zu extrahiren war. Daß der Wohlstand des Landes, dessen Steuerkraft allerdings sehr wenig angestrengt wurde, unter solchen Verhältnissen nicht zunahm, läßt sich ebenso leicht denken, wie die Zunahme des Mißvergnügens über diese unfruchtbare Regierung bei dem intelligenteren Theile der Bevölkerung. Dieses spitzte sich naturgemäß vor allem gegen die Person des Herrschers zu, dem man mit Recht alle Hemmnisse zuschrieb.

Aus diesem Grundcharakter des kurfürstlichen Regimentes entwickelten sich nun von selbst allerlei Konsequenzen, deren relative Vortheile für das Land Otto Bähr, namentlich im Hinblick auf spätere Zeiten, kräftig hervorhebt. Patronagewesen, Cliquenwirthschaft, Streberthum sei unter dem kurfürstlichen Regiment nicht vorhanden gewesen; die Ansprüche der katholischen und protestantischen Hierarchie habe der Kurfürst mit seinem festen Willen einzudämmen gewußt. Gewiß Alles Dinge, die dem Lande zu statten gekommen sind, aber sich bei der selbstherrlichen Natur des kurfürstlichen Regimentes von selbst verstehen. Es lag nicht im Charakter des Kurfürsten, dankbar für empfangene Wohlthaten zu sein und sich den Spendern derselben und deren Angehörigen darum wohlwollend zu erweisen. Im Gegentheil, er sah alles, was ihm seine Unterthanen Angenehmes erzeigen konnten, als schuldige Dienste an. Einzelne Männer, welche in der Nothlage des Jahres 1848 persönlich ihn vor Unbilden geschützt hatten, mochte er um so weniger leiden, als sich mit ihnen die Erinnerung an unangenehme Auftritte unlöslich verknüpfte. Aber auch auf seine getreuesten und liebsten Diener nahm er durchaus keine Rücksicht. Als er seinen langjährigen Generaladjutanten von Loßberg in einer hochwichtigen politischen, für diesen auch persönlich sehr bedeutenden Frage hintergangen hatte, soll er auf eine Vorstellung hierüber gesagt haben: „Wenn einen Coup machen wollen, keine Rücksicht auf Loßberg nehmen können.“ Daß ein Fürst, wie der Kurfürst Friedrich Wilhelm, der voll Mißtrauen und Argwohn gegen alle Menschen war, auf jedes Streberthum verächtlich herabblickte, läßt sich leicht begreifen. Gegen Menschen, welche, wie die Eunuchen der byzantinischen Zeit, auf jede eigene männliche Ueberzeugung verzichten, nur um sich empor zu bringen, war er schon deshalb eingenommen, weil er so viel Welterfahrung hatte, um einzusehen, daß sie ihn schließlich doch im Stiche lassen würden, sobald er nicht alle ihre Ansprüche erfülle. Seinen Willen in irgend einer Weise binden zu lassen, lag nie in seiner Absicht. Dagegen verfolgte er alle die, welche sich einmal gegen seinen Willen aufgelehnt und seinen Interessen, wie er sie verstand, entgegen getreten waren, nicht nur bis an ihr Lebensende, sondern auch noch in ihren Kindern mit so dauerhaftem Hasse, daß er manche Familien ganz aus dem Lande getrieben hat.

Ein solcher selbstherrlicher, starrsinniger Fürst, dessen

ganze Regierung fast nur mit Kämpfen gegen die legitimen Vertreter seiner Unterthanen und der Verfassung des Landes ausgefüllt war, konnte sich selbst unmöglich wohl fühlen. Man erzählte sich, daß er seinen Vertrautesten gegenüber sich auch gelegentlich als unglücklich bezeichnet habe. Dazu trug noch eine That seines Lebens wesentlich bei, welche auf sein Verhältniß zu seinem Lande von verhängnißvollster Bedeutung geworden ist: ich meine seine Verheirathung mit Gertrude Lehmann, gebornen Falkenberg.

O. Hartwig.

Conrad Ferdinand Meyer.

Zu seinem siebzigsten Geburtstag.

Der Tisch ist in die Mitte des Zimmers gerückt. Grüne Blattpflanzen, unter ihnen hochstämmig ein Lorber, stehen auf gewirkter Decke. In der Mitte ein Kranz von Lichtern um das Lebenslicht. Der Freund, den sie feiern, ist fern; er vernimmt nichts von dem Feste. Aber die ernstblickende Frau in dunklem Gewande sagt dennoch: zündet die Lichter an!

Am 12. Oktober ist Conrad Ferdinand Meyer's siebzigjähriger Geburtstag. Er selbst siecht geistig umnachtet dahin; später Dank wäre an ihn verloren. Und doch! Kann man ihn nicht mehr feiern, man möchte ihn sich feiern. Zündet die Lichter an!

Seine Heimath mag das Wort ausgeben. Conrad Ferdinand Meyer ist ein treuer Sohn seines Schweizerlandes gewesen. Wohinein er immer seine Wurzeln versenkte, er wurzelte fest.

Am 12. Oktober 1825 in Zürich geboren, entstammte er einer Patrizierfamilie, die seit mehr als zwei Jahrhunderten in Zürich ansässig war. Züricher Großwürdenträger waren unter seinen Vorfahren. Sein Vater, der Regierungsrath Ferdinand Meyer, körperlich zart, gewissenhaft, organisatorisch beanlagt; die Mutter, wie sie wohl scherzte, „heiterer Geist und trauriges Herz“: Er selbst vornehm, lauter und stark, nach Wesen und Erscheinung ein Züricher Patrizier.

Und er war sich bewußt, was er der Heimath schuldete:

„Nie prahlt' ich mit der Heimath noch,
Und liebe sie von Herzen doch!
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten.“

So brachte er der Heimath dankbar seine ganze Persönlichkeit dar. Und in der That, Heimath und Familie hatten ihm das Höchste gegeben, was sie zu geben im Stande sind, die Möglichkeit, seine Persönlichkeit frei zu entwickeln und frei auszuleben. Aber wie ein Baum, dessen Stamm zwischen Mauern wurzelt und dessen Krone sich durch eine offene Stelle in Dachwerk hindurchgezwängt hat, die Mauern hoch überragt, so hat er sich über die Eigenheiten und Einflüsse seines Milieus hinausgewachsen. Bis zu der Höhe, wo die Einflüsse aufhören.

Und vieles gab ihm auch die Fremde. Conrad Ferdinand Meyer hat lange Zeit in Paris zugebracht und hat Italien mehrmals bereist. Französische Novellisten, vor allen wohl Prosper Mérimée, haben bleibend auf ihn gewirkt, wohl ebenso stark wie Gottfried Keller. So ist es schwer, die spezifisch schweizerischen Züge in seiner Physiognomie zu erkennen. Die Klarheit und Knappheit, die ihm eigen, sind wohl Eigenthümlichkeiten der schweizerischen Litteratur überhaupt, ein nüchtern verständiger Zug, der seine Lyrik, aber auch nur seine Lyrik, kennzeichnet, mag wohl der klarklugen Art des Schweizers entsprechen. Aber aus dem Stoff allein wäre eine Persönlichkeit wie die seine nicht zu kneten. Nicht ein schweizer Dichter, ein Menschheitsdichter. Denn nur auf der Menschheit Höhen liegt Firnelicht, „das große, stille Leuchten“.

* * *

„Ins Museum bin zu später
Stunde heut ich noch gegangen,
Wo die Heil'gen, wo die Beter
Auf den goldnen Gründen prangen.

Dann durchs Feld bin ich geschritten
Heißer Abendgluth entgegen,
Sah, die heut das Korn geschnitten,
Garben auf die Wagen legen.

Um die Lasten in den Armen,
Um den Schnitter und die Garbe
Floß der Abendgluth, der warmen,
Wunderbare Goldesfarbe.

Auch des Tages letzte Bürde
Auch der Fleiß der Feierstunde
War umflammt von heil'ger Würde,
Stand auf schimmernd goldnem Grunde.“

Und ein anderes Mal, in der Hochzeit des Mönchs, sagt Meyer fast unwillkürlich: „seine bangen Blicke befragten das zarte Haupt auf dem blassen Goldgrunde“. So sieht Conrad Ferdinand Meyer seine Gestalten vor sich, als ständen sie auf Goldgrund. Und so stehen sie wirklich da, auf Goldgrund, in feierlicher Größe.

Wie die alten frommen Meister das Auge nach innen wandten, ehe sie zum Pinsel griffen, wie sie mit ihren Gestalten geheimnißvoll seelische Zwiesprache hielten und sie von dem Alltäglichen entsündigten, damit sie auf dem goldigen Schein in Reinheit und Größe bestehen könnten, so auch Conrad Ferdinand Meyer. Seine Gestalten tragen Feiertagskleider, und in ihren Minen liegt der Nachklang des Glockentons ihrer großen Stunde. Leuchtende Farben, aber auch ein feierlich gedämpfter Ton. Darum liebt der Dichter es, Mittelspersonen die Erzählung in den Mund zu legen: der Lärm der Straße und der Schrei der Getroffenen soll nicht die Stille entweihen. Und diese Mittelspersonen erzählen nicht nur, sie erzählen in ihrer Weise; sie sind hartlinig charakterisirt, damit die Geschehnisse sich in ihnen brechen wie Lichtstrahlen in einem kunstvoll geschliffenen Glase. Und wo sie fehlen, strahlt der Dichter selbst den goldigen Glanz seiner Gemüthsstimmung auf die Menschen und ihre Leiden aus, Farbe leihend und dämpfend: Pescara's Weib bricht bei der Leiche des geliebten Gatten nicht in Thränen aus und Jürg Jenatsch trägt das Weib, das sie ihm erschossen haben, wortlos auf seinen Armen hinaus. Kein Schrei, kein Ausdruch der Leidenschaft: die Stille wird stiller.

Und die Stimmung wird zwingender. Man mag es Conrad Ferdinand Meyer verargen, daß er der Zwiespältigkeit modernen Empfindungslebens nicht Rechnung trägt, daß er die leisen Untertöne der Alltagsleiden nicht mitklingen läßt: seine Stimmung, die goldige Feiertagsstimmung, herrscht und bezwingt unabweisbar. Er gehört nicht zu denen, die man zu jeder Stunde suchen mag; aber so oft man ihn sucht, findet man ihn, in jeder Zeile, die er geschrieben hat. Das ist der feierliche Goldgrund der Stimmung, auf dem seine Dichtungen ruhen.

Und wie der leuchtende Grund der alten Meister ihre Gestalten in Farbe und Haltung bedingt, so sind auch Conrad Ferdinand Meyer's Menschen von dem Hintergrund, auf den sie gemalt sind, nicht loszulösen. Sie sind nicht nur Menschen, sie sind Kinder ihrer Zeit, und die großen Zeitgeschehnisse greifen in ihre Schicksale deutend und bestimmend hinüber. Gustav Adolf geht in seinem Zelt erregt auf und ab; einem Jesuiten ist es gelungen, sich in dem Herzen der Königstochter einzunisten. Eine weite Perspektive thut sich auf: die Tochter des lutherischen Vorkämpfers

wird das Bekenntniß ihres Vaters abschwören. Das ist der historische Hintergrund. Vorn aber kauert die kleine knabenhafte Heldin der Erzählung, schlägt zerknirscht an die klopfende junge Brust und sagt sich: „auch du bist eine Lügnerin, eine Sophistin, eine Verlarvte“. So bis ins Kleinste hinab, wie vielmehr im Großen! Darum hat Meyer niemals seine Gestalten der Gegenwart und dem Alltagsleben entnehmen mögen. Die werdende Zeit ist ein flimmernder Grund. In den großen Wandlungen der Renaissance, der normannischen Eroberung, der Hugenottenkämpfe und des angehenden sechzehnten Jahrhunderts fand er seinen leuchtenden Goldgrund.

Und dunkel leuchtend steht hinter seinen Gestalten ein anderer Grund. Auch mit ihm sind sie unlösbar verwachsen. Hinter ihnen webt, ihr Sein bestimmend — das Schicksal.

* * *

Der junge Prädikant Jürg Jenatsch hat sich aufs Heu gestreckt und ist entschlummert. Im Traum erscheint ihm ein Astrolog, den er einmal kennen gelernt hat. Jenatsch zuckt den Dolch und zwingt ihn, ihm sein Schicksal zu offenbaren. Da zieht der Astrolog den Schleier von einem Zauberspiegel und Jenatsch sieht, auf die Karte von Bünden gebeugt, den Herzog Heinrich Rohan.

In der Nacht, bevor die Tochter Thomas Becket's ihr entweihtes Leben verlieren muß, hat der Armbruster einen Traum. Er sieht die Halle von Windsor. Er sieht den Kanzler die Hand Grazias ergreifen und sie in die Rechte Richard Löwenherz' legen. Pauken und Drommeten schmettern, das Brautpaar zu begrüßen. Er weiß, daß geträumte Lust Thränen bedeutet. Er fühlt, daß ihn das Schicksal berührt hat.

Durch Conrad Ferdinand Meyer's Dichtung geht ein tief symbolischer Zug.

Träume verkünden die Geschehnisse seltsam widerspruchsvoll voraus. Bedeutsam drängt sich ein Gegenstand den Menschen in entscheidenden Stunden immer wieder in die Hand. In dem Becher, den Jürg Jenatsch als Knabe der Geliebten geschenkt hat, reicht sie ihm Jahre später den Abschiedstrunk. In grausamer Lust schleudert das Schicksal einen goldenen Ring, und der Ring weist mit seinem funkelnden Rollen dem ungetreuen Mönch den Abweg, von dem er abstürzen wird. Und die Menschen suchen sie abzuthun, diese lästigen Mahner des Schicksals. Die Richterin schleudert das Hifthorn, das sie an ihre Mordthat an dem Gatten quälend erinnert, in den Bergstrom. Ein Hirtenknabe sieht es im Grunde blitzen und holt es tauchend herauf, und das Horn ertönt zu dem Gericht über die Richterin. Das alles würde auf eine Auffassung des Schicksals in antikem Sinne deuten.

Symbolische Doppelgänger kreuzen den Weg der handelnden Menschen. Die Richterin findet in ihrem Burgverließ ein Weib, das sich selbst anklagt den Gatten mit Gift, demselben Gift, dessen sie sich bediente, ermordet zu haben. Sie sucht das Gespenst zu scheuchen, aber es kehrt wieder. Wenn Karl den Burgberg um Gericht zu halten heransprengt, findet er das Weib ausgestreckt im Staube liegen. Oder die Symbolik stellt dem Helden sein Gegenbild zur Fratze seines Selbst verzerrt in den Weg: der geifernde Bertran de Born tritt neben den rächenden Thomas Becket. Und dann wieder greift die Symbolik über die Menschenleben hinaus in die landschaftliche Umgebung. Wulfrin kämpft in einer Bergschlucht den Kampf der Liebesleidenschaft zur Schwester in sich aus. Ein Wetter geht über der Schlucht nieder. Die Nachtvögel umflattern ihn, ein drohendes Haupt wächst aus der Felswand, in der Gischt sieht er einen Riesen sich wälzen. Auf einem Stein an seinem Weg findet er eine wahnsinnige Büßerin sitzen: mit wilder Freude sieht er in all dem die wilden Vorgänge des eigenen Herzens symbolisirt.

Und symbolisch ist auch die Technik der Meyer'schen Dichtung. Das Buch, das die Versuchung der Pescara heißt, setzt damit ein, daß der Herzog von Mailand, von dem die Versuchung ausgehen wird, in seinem Zimmer ein Bild aufgehängt findet, das Pescara darstellt, wie er mit seiner Gemahlin Schach spielt. Und dann ist das Buch in seinen entscheidenden Partien eben nur solch ein Schachspiel auf Treue und Untreue zwischen Pescara und seinem Weibe. Und in einer anderen Dichtung Meyer's dasselbe Motiv ironisch verwendet: der Nürnberger Kaufmann Leubelfing soll seinen Sohn dem gefährlichen Ehrendienst bei Gustav Adolf weihen. Furchtsam thut er es nicht; die Stuckatur der Zimmerdecke aber stellt die Opferung Isaak's durch seinen Vater Abraham dar. Den Werdegang gibt Conrad Ferdinand Meyer in fast all seinen Dichtungen im Symbol.

Und dieser symbolische Zug ist nur das greifbare Phänomen, der in seiner Weltanschauung zusammenwirkenden Grundauffassungen; etwa wie der Blitz das Phänomen der in der Luft latenten Elektrizität ist.

Ein dunkel leuchtender Grund webt hinter des Dichters Gestalten das Schicksal. Was bedeutet das Schicksal seinen Menschen?

Jürg Jenatsch tritt in das Kabinet des Herzogs Heinrich Rohan und erfährt, daß Frankreich den ausbedungenen Friedensvertrag nicht ratifiziren wird. Er verläßt das Zimmer als ein Verwandelter. Er war treu, er ist ein Verräther; er war muthig, er ist verwegen; er war ein Bekenner, er ist ein Apostat: das Schicksal hat ihn gewandelt.

Thomas Becket ist von seinem König zum Erzbischof von Canterbury ernannt worden. Er hat den König gewarnt, ihn nicht in den Dienst eines höheren Herren treten zu lassen; von Stund aber ist er ein anderer. Aus dem geheimen Feinde wird der sich selbstaufgebende Rächer, aus dem eleganten Weltmann der asketische Heilige; durch Schicksalsschluß ein neuer Mensch, mit Naturnothwendigkeit, wie die entscheidende Stunde die Puppe mit Naturnothwendigkeit in den Falter wandelt.

Und Lucrezia Borgia sitzt in ihrem Garten neben dem abschiednehmenden Freund. „Wehe Euch“, sagt er, „Ihr werdet folgen, wenn Euch Don Cäsar ruft.“ Und ihr Gatte sagt ihr dasselbe; ihr klarer, scharfer Verstand wehrt sich kaum dagegen, daß sie den festen Weg der Ehre verlassen soll, um mit dem verbrecherischen Bruder im Schlamm der Schande zu waten, sie weiß, es ist ihr Verhängniß. Und es kommt wie sie alle vorhergesehen haben. Das Schicksal ergreift von ihr Besitz wie von willenloser Beute. Auch das alles würde auf eine Auffassung des Schicksals in antikem Sinne deuten.

Aber andererseits: der Verräther und Gewaltthäter Jenatsch war in dem Helden Jenatsch latent; seelische Bande gelöst, und der eine war der andere. Die Physiognomie des Kanzlers Becket war dieselbe wie die des Heiligen, nur in ganz anderer Beleuchtung, Licht und Schatten ausgetauscht. Und in der entsühnten Borgia schlummerte die Lasterhafte, bereit, sich an Stelle ihres Widerspiels zu setzen. Das Schicksal waltet bei Conrad Ferdinand Meyer als eine dunkle unentrinnbare Gewalt, aber es ruft nur, was in den Tiefen der Charaktere verborgen lag. Ein germanischer Dichter, ist Conrad Ferdinand Meyer Charakteristiker. Das Schicksal ist ihm Objektivirung der Willensunfreiheit. Tritt ein bestimmter Reiz ein, so müssen die Charaktere in bestimmter Weise reagiren; sie müssen, das ist ihr Schicksal. Aber sein Schicksal bricht die Charaktere nicht, es erzwingt nur all ihre Konsequenzen.

Der Epiker kann mit einem Kopfschütteln die Welt betrachten und bitter oder lustig lachend die Geschehnisse nehmen wie sie kommen; er kann mit einem Achselzucken sagen: eine dumme Welt. Der Dramatiker hat sich mit der Nothwendigkeit des Seins und Werdens der Menschen abzufinden. Sein Dichten ist ein Richten.

* * *

Wer in der Sonne kämpft, ein Sohn der Erde,
Und feurig geißelt das Gespann der Pferde,
Wer brünstig ringt nach eines Zieles Ferne,
Von Staub umwölkt — wie glaubte der die Sterne?

Doch das Gespann erlahmt, die Pfade dunkeln,
Die ew'gen Lichter fangen an zu funkeln,
Die heiligen Gesetze werden sichtbar.
Das Kampfgeschrei verstummt. Der Tag ist sichtbar.

Auch Conrad Ferdinand Meyer richtet wenn er dichtet. Er, der nie ein Drama geschrieben, ist seinem innersten Wesen nach Dramatiker. Die moderne Epik hat eine, vielleicht nicht verhängnißvolle, Wendung zur Dramatik hin genommen. Conrad Ferdinand Meyer hat sie auf dieser Bahn ein Stück vorwärts gerissen.

Seine Welt ist eine planvolle Welt. Was geschieht, geschieht mit Nothwendigkeit. Das richtende Schicksal selbst, das sich über seinen Gestalten wolkengleich zusammenballt, um den rächenden Strahl zu senden, erscheint in seinem Zusammenhang mit den Charakteren als eine Wirkung aus Ursachen.

Und als Dramatiker komponirt Conrad Ferdinand Meyer seine Stoffe. Er geht nicht spazieren, er stürmt dem Ziele zu. In einer Folge großer Scenen baut sich seine Handlung auf, eine Scene die Konsequenz der anderen. Was er von Dante gesprochen, das gilt von ihm selbst: „seine Fabel lag in ausgeschütteter Fülle vor ihm; aber sein strenger Geist wählte und vereinfachte". Auch von den vielen möglichen charakteristischen Scenen gibt er nur die nothwendigen. Und er liebt es, Scenengruppen auch örtlich und zeitlich zu einem Ganzen zusammenzupressen, immer der Einheit in der Vielheit Geltung suchend. Er scheut nicht einmal vor kleinen Unwahrscheinlichkeiten zurück, wo er die dramatische Wirkung im Auge hat: in dem Augenblick, in dem die Richterin sich innerlich klar geworden, ertönt auch schon der Hufschlag des Pferdes Karls des Großen, und der König ist da, um Gericht zu halten.

Ein Erzgießer in der Komposition, ein Erzschmied im sprachlichen Ausdruck. Gehämmert die Worte in ihrer kecken und gewaltsamen Bildung und gehämmert die Sätze. Auch in stilistischer Hinsicht ist Conrad Ferdinand Meyer Dramatiker. In erregter Wechselrede schlagen seine Sätze aufeinander wie kurze Schwerter; es sprühen Funken. Und er liebt es, seine Kapitel in ein scharfes Epigramm auslaufen zu lassen, wie Schiller seine Akte mit Epigrammen schloß.

Vor allem aber haben seine Gestalten das Felsige von Dramengestalten. Groß, breitschultrig und scharfzügig.

Der Durchschnittsmensch fehlt in Conrad Ferdinand Meyer's Dichtungen. Es ist wie in einem Gebirgswald, in dem einzelne Riesenfichten hoch aufgeschossen sind: der Mittelschlag kann daneben nicht gedeihen. Ein zähes und kraftvolles Geschlecht seine Männer, zumeist mit kühlem sachlichen Verstande. Lyrische Empfindsamkeit ist ihnen fremd; man kann sie sich eher an wohlbesetzter Tafel schwelgend oder nächtlich pokulirend denken, als sie auf zärtlichen Mondscheinspaziergängen sich vorstellen. Wenn das Schicksal sie gezeichnet hat, so gehen sie wohl wie Shakespeare's Gestalten am Uebermaß ihrer Kraft, nicht an ihren Schwächen zu Grunde. Und ihr gemeinsamer Zug: in ihren Augen liegt ein Etwas, das sie zu fremden Gästen auf dieser Erde macht, ein großes Lieben oder ein großes Hassen. Das ist in ihren Mienen das stille Leuchten. Und ihnen ebenbürtig stehen des Dichters Frauengestalten da. Man wähnt sie zumeist großhändig und großfüßig, wie Homer von seinen Göttinnen und Fürstinnen preisend sagte. Auch sie sind fähig zu großer That und maßlosem Beginnen, und wenn sie durch die Straßen schreiten, dann flüstert das Volk, und es wird Raum um sie her. Wohl hat Conrad Ferdinand Meyer auch das zarte schmiegsame Geschöpf geschildert, aber die Leidenden verstecken sich bei ihm schon hinter die breiten Schultern der Handelnden. Und die Individualität wächst sich bei ihm, wie scharflinig sie auch gezeichnet sei, ins Typische aus. Er liebt es, die Namen der Gestalten zeitweilig zu vergessen, sie werden zu „der Königsbote", „der Scheinjüngling". Die noch eben mit beiden Füßen fest die Erde gestampft haben, schreiten, größer werdend, auf dem Kothurn in die Ferne. Auch darin offenbart sich Conrad Ferdinand Meyer als Dramatiker.

Und das letzte Geheimniß seiner Kunst: die kraftstürmende dramatische Bewegung gibt er in vollendeter epischer Ruhe. Er bläst nicht, um den Sturm zu schildern. Seine Dichtungen voller Gewaltthaten athmen Stille. Es ist ein Etwas, das dämpft, ohne Größe und Farbe zu nehmen. Seine Gestalten sind auf Goldgrund gemalt.

* * *

So ruft die stille Feier seines siebzigsten Geburtstags sein Bild hervor: ein Mann, vornehm und schlicht, kraftvoll ruhig, scharfsichtenden Verstandes und tiefen weisheitvollen Ahnens; ein Gestalter und ein Richter; ein Sieger.

Nicht spielend wie ein Aladin, dem ein gütiges Geschick die Wunderlampe lächelnd in den Schoß wirft, hat Conrad Ferdinand Meyer seine Siege erfochten. Er hat mit der Kunst gerungen. Früh fand er die Wahrheit, spät erst die Nothwendigkeit. Schon in seinen ersten Dichtungen vermochte er es, keck eine Welt zu schaffen; er lernte es, die geschaffene zu regieren. Den sachlichen Verstand brachte er in die Kunst mit; das tiefe Ahnen gab ihm erst die Kunst.

Und gerungen hat Conrad Ferdinand Meyer auch mit der Sprache. Man muß die Schlußverse des Gedichtes „Cäsar's Schwert" einer früheren Fassung: „dem besten Fechter mag's geschehn, daß Schwerter ihm verloren gehn, es kann das Glück sich wenden; doch wer als Sieger sich bewährt, der findet sein verloren Schwert, bewahrt von Götterhänden" — mit der endgültigen Prägung der Schlußstrophe vergleichen: „nein, tapfrer Strabo, laß es dem Altar! Verloren ging's in steilem Siegeslauf und heißem Ringen. Götter hoben's auf —", man muß beide Fassungen neben einander stellen, um zu sehen, wie er mit dem sprachlichen Ausdruck rang, ehe er ihn meisterte. Ein Sieger, nicht ein Günstling. Und eben dadurch nur Er selbst geworden.

Ein steiler Pfad bergan ist Conrad Ferdinand Meyer's Werdegang gewesen. Dem Ziele nahe haben ihn seine Kräfte verlassen. Das „Firnelicht", in der Nähe erschaut, blendete ihn. Nun aber ruht sein Wiederschein für alle Zeiten auf seinen Werken — ein großes stilles Leuchten.

Friedrich Dorn.

Französischer und deutscher Militarismus.

Ich sage Militarismus wie man sagt Materialismus oder Idealismus und verstehe also darunter nicht eine Sache, nicht das Militär und alles was damit zusammenhängt, sondern die Denk- und Empfindungsweise der Menschen dieser Sache gegenüber. Und nicht um eine politische noch volkswirthschaftliche Frage handelt es sich hier, sondern um etwas unschuldigeres, um nichts als um ein bischen „Psychologie" —, womit man heute alles tauft, was man nirgends sonst unterzubringen weiß — um ein bischen Nationalpsychologie.

Die Zeitungspolitiker diesseits und jenseits der Vogesen haben sich in den letzten Wochen mit so viel Liebenswürdigkeiten gegenseitig aufgewartet, daß ein bischen „Philosophie" nebenher oder hinterher nichts schaden kann, und daß man es einem ruhigen und friedliebenden Schriftsteller vielleicht zu gute halten mag, wenn er Betrachtungen anstellt, die weniger zum Streit veranlassen als zur Einkehr bei sich selber, zur

Selbstschau, zur Kritik, wodurch wir Deutsche uns ja zu aller Zeit vortheilhaft von anderen Nationen ausgezeichnet haben sollen. Wir loben uns zwar auch gern, wie die anderen es thun, und wie die anderen rühmen wir uns nicht selten derjenigen Eigenschaften am lautesten, woran wir bereits bedenkliche Einbuße erlitten haben. Wie die Franzosen sich vor allem der Gerechtigkeit rühmen, der Gerechtigkeit gegen alle Völker der Erde (was ihre Zeitungen in den letzten Wochen auf eigenthümliche Art illustrirt haben), so preisen wir Deutschen uns Jahr aus Jahr ein als die eifrigsten Vertreter und Vertheidiger der „idealen Güter", die ohne uns längst zum Teufel gegangen wären. Also wir loben uns wie die anderen. Und wir zeigen nicht immer durch unser Selbstlob, daß wir uns kennen. Aber wir haben im Ganzen doch wohl noch mehr Selbstkritik als die meisten anderen Nationen. Unsere nationale Litteratur beweist es auf manchem Blatte. Und ebenso haben wir uns zu allen Zeiten in hohem Grade fähig erwiesen, fremde Vorgänge zu würdigen und laut anzuerkennen. Wir sind manchmal sogar reichlich weit gegangen in unserer Schätzung des Fremden, zu unserem moralischen und materiellen Schaden.

Bemühen wir uns darum heute in der Behandlung unseres Themas nicht in diesen Fehler zu verfallen; aber auch nicht in den anderen, den entgegengesetzten.

* * *

In Frankreich gibt es Lyceen, in deren Hof der Unterrichtsminister oder wer sonst kein besseres Standbild aufzustellen wußte, als einen Soldaten, der die Alarmtrommel rührt. Das dünkt uns ein absonderliches Sinnbild für einen Schulhof, wo man in Deutschland, wenn man das Geld dazu aufbringen wollte, einen Homer oder einen Cicero oder einen christlich-heidnischen Humanisten auf den Sockel höbe. Aber diese französischen Lyceen sind halbe Kasernen. Die Schüler dieser Anstalten sind, zum größten Theil, einkasernirt wie die Soldaten, sie tragen Uniform von Kopf bis zu Fuß, sie sind ernstlich in Bataillone eingetheilt, in bewaffnete, und sie erscheinen beim Nationalfest am 14. Juli nicht als Musensöhne, sondern als Kinder des Mars, nicht als Säuglinge und Pfleglinge der schönen Wissenschaften und der freien Künste, sondern ganz einfach als junge Soldaten, denen die helle Kampfbegierde aus den Augen blitzt, und die sich keine höhere Seligkeit, keinen süßeren Wunsch denken können, als von ihren Gewehren einen ernstlichen Gebrauch machen zu dürfen. Das heiße ich eine militärische Erziehung, und eine, die keine Zeit verliert. Auch sind die Schülerbataillone sehr populär. Die Industrie hat sich ihrer bereits bemächtigt. In Paris wie in der Provinz, in den Restaurants der kleinen Leute findet man sie schön gemalt auf Tellern und auf Schüsseln, mit hochpatriotischen Reimen darunter, die das Herz erheben und erbauen und also eine Entschädigung bieten für eine etwaige Verstimmung des Magens.

So also versteht man es in Frankreich, den Geist des Militarismus zu pflegen, oder vielmehr den kriegerischen Geist, denn beides ist nicht dasselbe in meinem Sprachgebrauch, und eines kann recht wohl bestehen ohne das andere.

Der kriegerische Geist aber hat zu allen Zeiten die französische Nation beherrscht. Diese Nation braucht Ruhm, Kriegsruhm. Er ist ihr ein Lebenselement. Und also braucht sie Krieg. Bis jetzt wenigstens war es so. Es kann sich aber ändern. Denn nichts ist unveränderlich in dieser Welt. Es hat sich vielleicht schon geändert?

Wohldenkende Deutsche, die den Frieden fördern möchten, neigen zu dieser Ansicht; sie behaupten: das französische Volk als solches will keinen Krieg, und die den Krieg predigen, sind immer dieselben Pariser Schreier.

Diese Behauptung darf man nicht so ohne weiteres hinnehmen. Das „Volk" als solches will freilich keinen Krieg; aber mit diesem Volk wird kaum gerechnet. Es ist nie gefragt worden und wird auch heute nicht gefragt, in Frankreich so wenig wie anderswo. Darüber muß man sich keiner Täuschung hingeben. Das französische Volk als solches will keinen Krieg, ich glaube es; aber daneben steht die Thatsache, die schreiende Thatsache, daß in diesem Frankreich Niemand, sei es Zeitung oder Abgeordneter, gegen die Revanche reden darf, wenn er nicht alle Popularität verlieren will. Die Zeitungen machen ihr Geschäft, indem sie mit der Revanche kokettiren; sie würden schlechte Geschäfte machen mit dem Gegentheil. Ihre Leser wollen vielleicht den Krieg nicht, augenblicklich sicher nicht; aber daß man mit dem Kriegsgedanken spiele, das wollen sie offenbar. Die ernstesten Zeitungen müssen mit dieser Strömung rechnen.

So steht es mit dem Volk. Und das Parlament, die Volksvertretung, die aber das Volk nicht sowohl vertritt, als gewissermaßen ersetzt? Dieses Parlament ist der Faktor, mit dem man gegenwärtig offiziell rechnet. Mit der Mehrheit des Parlaments rechnet man; sie macht ja die Regierungen. Diese Mehrheit will nun allerdings den Krieg gewiß nicht; denn sie könnte ihn haben, wenn sie ihn wollte. Nichts ist unwahrscheinlicher, als daß eine republikanische Regierung den Krieg erklärt, wie kriegslustig auch die Nation sei; denn das hieße fast freiwillig die Herrschaft aufgeben. Zur Zeit des seligen Boulanger hat sich das gezeigt. Wie hat dieser General ganz Frankreich elektrisirt, einzig damit, daß er die Revanche, daß er den Krieg, daß er den Kriegsruhm in nächste Aussicht stellte! Da sah man was in diesem Volke schlummerte. Der Prophet des Krieges wurde auf Händen getragen. Alles war für ihn, die ganze Nation — nur nicht die Regierung. Diese allein war nicht von ihm erbaut. Und nicht etwa weil sie dem General nicht viel zutraute, hat ihn die Regierung bekämpft, sondern im Gegentheil, weil sie ihm viel, weil sie ihm zu viel zutraute. Darum kann man wohl sagen: La république c'est la paix.

Und die Liebe und Anhänglichkeit der Franzosen für die Republik wächst von Jahr zu Jahr, woraus dann folgt, daß auch ihre Liebe zum Frieden zuletzt wachsen und sich befestigen muß, ob sie wollen oder nicht.

* * *

Den Kriegsruhm möchten sie, diese Gallier; er entspricht ihrem Temperament, ihrem Temperament von Alters her. Aber trotz dieses Temperaments sind sie heute nicht so wohl Krieger, als vielmehr bürgerliche Geschäftsleute. Sie sind das in hohem Grade. Sie sind, soweit sie in Frage kommen, durch und durch „Bourgeois". Der Bourgeois aber als Mensch des Gewerbes und Erwerbes hat einen eigenen Ehrgeiz, besonders in diesem Frankreich, wo er sich an der Spitze der Gesellschaft weiß und eine mächtige Aristokratie des Besitzes bildet, eine sehr ausschließliche Aristokratie, die auf alles herabsieht, was nicht erwirbt oder erworben hat. Und zu diesen gehört der Offizier, der Soldat von Profession. Er ist deshalb gesellschaftlich keineswegs besonders angesehen, er muß sich drücken wie ein anderer armer Teufel.

Und er drückt sich, er ist sogar in der Oeffentlichkeit so wenig wie möglich sichtbar. In Paris sieht man ihn kaum, es ist, als ob er Angst hätte mit seiner Uniform zu beleidigen. Er ist weit entfernt sich zu spreizen, auf seine Uniform zu pochen. Seine Waffe gar läßt er fast immer zu Hause, und wenn er vielleicht persönlich, vermöge seiner privaten Verhältnisse, von der Gesellschaft nicht ausgeschlossen ist, so ist es doch sein Rock, er muß ihn ausziehen und das bürgerliche Kleid anlegen.

Der französische „Bourgeois" ist damit nur konsequent, er behandelt den Offizier, wie er den kleinen und mittleren Beamten behandelt. Er leugnet nicht deren hohe Wichtigkeit und Nothwendigkeit für den Staat und für das Vaterland. Wichtig und nothwendig ist auch der geringste Arbeiter. Doch deshalb empfängt man ihn noch lange nicht in seinem

Salon. Denn nicht die Verdienste eines Menschen entscheiden über seine soziale Schätzung, sondern seine engere oder weitere Zugehörigkeit zur herrschenden Klasse.

Der französische Bürger weiß, was er thut, er weiß genau, daß Einer sich ducken muß, entweder der Soldat oder der Bürger.

Und so mag die französische Nation zwar mit dem Krieg spielen wie Kinder mit dem Feuer, aus Freude am Feuer, oder aus dem einfachen Bedürfniß nach einem Spielzeug, nach einer kleinen Aufregung, das veranlaßt sie aber noch lange nicht, den Soldaten über den Bürger zu stellen oder im friedlich bürgerlichen Verkehr Formen aufkommen zu lassen und zu dulden, die an vergangene Zeiten erinnern könnten, wo man noch nicht der Herr war, sondern der Knecht, und wo der Herr ein Kleid trug, von dem der heutige Soldatenrock abzustammen scheint.

* *

Es existirt in Frankreich ein gewisser Soldatenkult, und er zeigt sich besonders bei gewissen Gelegenheiten, z. B. bei den alljährlichen Herbstmanövern, die in Frankreich eine viel populärere Sache sind als bei uns, und wobei dem Soldaten in seinen Quartieren von der Bevölkerung wahre Feste gegeben werden, Feste der höchsten patriotischen Begeisterung. Gerade in unseren Tagen hat dieser Soldatenkult überraschende Ausdehnungen und einen so lauten Charakter angenommen, daß er über unsere Grenzen herüber gehört werden konnte. Aber dieser Kult hat nicht eine Spur von sozialem Charakter, er feiert nicht eine gesellschaftliche Klasse, sondern den Krieger, außer aller Gesellschaft gedacht, den Bürger in Waffenübung.

* *

Einer gesellschaftlichen Klasse dagegen gilt der Soldatenkult in Deutschland, einer Klasse, die sich nicht nur selber als die höhere gibt, sondern die auch vom Bürger als solche angesehen, als solche behandelt, als solche vielfach angestaunt und beneidet wird. Der Gedanke an den Krieg, an die Vertheidigung oder ruhmreiche Propagation des Vaterlandes spielt dabei kaum eine Rolle. Denn der Deutsche ist in der That wenig kriegerisch angelegt, viel weniger als der Franzose. Er ist dazu viel zu wenig aufflammend. Und er ist nicht ruhmsüchtig. Sein Offizierskult berührt den Soldaten als solchen, berührt den gemeinen Soldaten gar nicht, ganz im Gegentheil zu dem französischen Soldatenkult. Dieser ist eine Form des französischen kriegerischen Patriotismus, mit dem deutschen Lieutenantskult hat der Patriotismus nichts zu thun. Nicht an den Krieger denken die Leute, die für den Lieutenant schwärmen, nicht den Vaterlandsvertheidiger sehen sie und verehren sie in ihm, sondern den Vertreter einer höheren Klasse, das glückliche und beneidenswerthe Mitglied der glänzendsten gesellschaftlichen Kaste, die in dem Empfinden des großen Publikums erhaben ist über der Klasse, der sie selber angehören, der Klasse des Bürgerthums.

Auch Frankreich hat eine Aristokratie. Man heißt sie nur nicht so, man heißt sie „Bourgeois“. Wenn man ehrlich sein will, muß man sagen, daß der „Bourgeois“ nicht nur an die Stelle des Aristokraten von ehemals getreten ist, sondern daß er auch, im Wesentlichen und mutatis mutandis dessen Rechte und Vorrechte an sich gebracht hat. Ganz natürlich. Er besitzt ja die Herrschaft und er besitzt sie vollkommener und unbeschränkter als der ehemalige Aristokrat sie besaß. Der „Bourgeois“ ist noch weiter gegangen, er hat sich auch alle Laster und bis zu einem gewissen Grade alle Ungerechtigkeiten der alten Aristokratie zu eigen gemacht. Auch das ist nur natürlich. Aber — und das ist das wichtigste — er war auch redlich bemüht, sich die Tugenden und Vorzüge der ehemals herrschenden Klasse zu erwerben: ihre Bildung, ihre feinen Sitten, ihren Geschmack, ihren vornehmen Luxus, ihre Kunstliebe, ihr Bedürfniß nach guter Litteratur, ihre ganze geistige Liberalität. Der vielgeschmähte Bourgeois, der gehaßte Popanz Flaubert's, ist in Frankreich eine wirkliche Aristokratie geworden, nicht nur seiner Machtstellung, sondern auch seiner Bildung nach. Und er kennt seine Würde und ist stolz darauf.

Auch der deutsche Bürger ist sich seiner Würde bewußt, er nennt sich, ebenfalls mit Stolz — den gebildeten Mittelstand. Ja, wahrhaftig, er ist stolz darauf, Mittelstand zu sein. Oberer Stand sein zu wollen, fällt ihm nicht einmal ein. Er ist kein Aristokrat, er will keiner sein, er überläßt mit Freuden dieses Vorrecht den anderen — den wahrhaftigen und den nachgemachten Junkern im Soldatenrock.

Denn es gibt diese zwei Arten, und die nachgemachten suchen natürlich, nach einem allgemeinen moralischen Gesetz, die wahrhaftigen womöglich zu übertreffen, zu überjunkern.

Den gebildeten Mittelstand nennt sich der deutsche Bürger. Er betont „gebildet“ und denkt dabei vor allem an Schulbildung. Auf diese ist er besonders stolz. Seine Schulzeugnisse hebt er auf sein ganzes Leben lang, womöglich auch seine Schülermütze, und noch im späten Alter zeigt er beide mit Stolz und Selbstzufriedenheit.

Er betont seine Bildung, er thut, als ob er sie mit Löffeln gegessen hätte, diese Bildung, mit Schöpflöffeln; ja er geberdet sich manchmal, als ob er sie für sich allein in Anspruch nehme als das, was ihn unterscheidet, nicht nur nach unten, sondern auch nach oben hin.

Und dieser Bildungsstolz, nicht nur nach unten, sondern auch nach oben, er war gewiß oft unbegründet, und darum lächerlich; er war aber auch schon sehr wohl berechtigt, eine schöne Sache, die dem deutschen Bürgerstand zu verschiedenen Zeiten eine bedeutende Würde gab und die Achtung der ganzen gebildeten Welt eintrug.

Aber heute?

Heute sind wir offenbar in einer Umwandlung dieses Stolzes begriffen. Er wird noch immer behauptet, vielleicht lauter als je, er wird noch immer bei jeder Gelegenheit herausgehängt, wie man Fahnen heraushängt. Aber ist er noch wahr wie zu anderen Zeiten, ist er noch ehrlich gemeint?

Das ist nicht leicht möglich. Er muß bei vielen bereits eine Heuchelei, eine bewußte oder unbewußte Lüge geworden sein. Denn wenn dieser Stolz in seiner Wahrheit und Ehrlichkeit noch vorhanden wäre, noch lebendig wäre in den Herzen und in den Köpfen, dann könnte vieles nicht sein, was unsere Gesellschaft heute charakterisirt: dann wäre es nicht möglich, daß der „gebildete“ Bürger mit Neid und Bewunderung zum Junker im Soldatenrock aufblickte, er und seine Frau und seine Töchter; dann wäre es nicht möglich, daß die Söhne des gebildeten Bürgers kein höheres Muster und Vorbild mehr zu kennen scheinen, in Sprache, Sitten und Verkehr, als den Junker im Soldatenrock, den ursprünglichen oder den nachgemachten; dann wäre es nicht möglich, daß die Begeisterung der gebildeten Bürgersöhne für den Waffenrock weniger der Liebe und Opferwilligkeit gegen das Vaterland als vielmehr der Aussicht entspringt, sich dem beneideten Stande des soldatischen Junkerthums, das bei uns alle Aristokratie vertritt, zu nähern, ja ihm bald und bald eingereiht zu werden.

Das ist aber möglich, es ist sogar Thatsache und vieles andere dazu. Und das ist der Geist des Militarismus in Deutschland.

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Theater.

Lessing-Theater. Gräfin Fritzi. Lustspiel in 3 Aufzügen von Oscar Blumenthal. — Schiller-Theater: Dinah, der Narr. Komödie in 3 Akten von Ludwig Jacobowski.

Noch Heinrich Heine durfte dem Kritiker A. W. Schlegel vorwerfen, daß seine Kritik auf keiner Philosophie beruhe. Seitdem hat die Kritik willig alles ästhetische Rüstzeug abgethan. Sie hält den Panzer des Berlichingers nicht mehr bereit, um ihn den Schultern des Knaben Georg anzuproben, und bedenklich mit dem Kopf zu schütteln, wenn er nicht passen will. Was ist ihr geblieben? Vielleicht nichts als

das eine, das Kipling einmal dahin gefaßt hat, daß ein Kunstwerk mit Nothwendigkeit sein müsse. Aber neben der inneren Nothwendigkeit, die aus den Schaffensschmerzen des Künstlers stammen muß und dem Werk lebendigen Odem leiht, gibt's doch wohl noch eine andere, äußere Nothwendigkeit, die ein Werk in der breiten litterarischen Entwicklung werthvoll macht; eine Nothwendigkeit des Stoffes oder der Form.

Seit sich in Deutschland junge Kräfte regen, ist es Sitte geworden mit einem Oscar Blumenthal streng ins Gericht zu gehen. Und es gehört wirklich nicht viel kritischer Scharfblick dazu, um darzuthun, daß er nicht Menschen schafft von Fleisch und Blut. Er selbst erhebt den Anspruch auch wohl kaum; es ihm vorwerfen, heißt das nicht doch wieder mit dem Panzer des Berlichingers klappern? Seine „Gräfin Fritzi" ist ein amüsantes Theaterstück, zumal jetzt, nachdem der Schluß geändert ist, und — sie ist mehr. Denn seit sich in Deutschland junge Kräfte regen, hat Oscar Blumenthal eine litterarische Mission.

Es wäre erstaunlich, böte die Litteraturgeschichte nicht die verwandten Erscheinungen, mit welch naiver Mißachtung fast all' unsere dramatischen Schriftsteller der jüngeren Generation die dramatische Technik mißhandeln. Die Narretei den Geist des Hans Sachs bei seiner kindlichen Technik zu rufen, ist wieder einmal im Schwange. Technik aber beruht auf Tradition; sie kann verloren gehen. Man braucht nur daran zu denken, in welch traurigem Zustand die Stürmer und Dränger und dann die Romantiker die dramatische Technik zurückgelassen haben, um einer ähnlichen Entwicklung besorgt entgegenzusehen. Oscar Blumenthal's neues Stück aber ist ein Capriccio kecker, geistreicher, spielender Technik; nicht mehr, aber eben auch nicht weniger.

Die Handlung dieses lustigen Spiels? Sie ist so nichtig, daß es schwer fällt, sie mit nüchternen Worten wiederzugeben. Eine verwittwete ungarische Gräfin, die vor ihrer Verheirathung Opernsängerin gewesen, schneit in das philiströse Milieu einer Berliner Kommerzienrathsfamilie, verstärkt durch einige Edelleute, hinein. In diesem Philisterium überkommt sie die Sehnsucht, zurück auf die Bühne! Mit dem dritten Akt dann setzt eine ganz neue Handlung ein. Sie hat zu wählen zwischen der Bühne und dem Mann, den sie liebt. Und nach der neuen Fassung entsagt sie dem Theater, und Gräfin Fritzi wird Frau Rechtsanwalt.

Der dritte Akt spielt in dem Zimmer einer Operettensängerin, mit der der Kommerzienrath ein zartes und einseitiges Verhältniß angeknüpft hat. Keine der Personen hat dort recht eigentlich etwas zu suchen und doch treffen alle zusammen und die Entwicklung geht dort vor sich. Die lustigen Motivirungen verbergen keineswegs die Unwahrscheinlichkeit des Kommens und des Gehens, aber gerade die Unwahrscheinlichkeit im Dienste dieser kecken Technik erhebt die Vorgänge in das graziöse Bereich des Spiels. Diese Technik sucht Schwierigkeiten nicht um sie zu überwinden, sondern um mit ihnen zu spielen.

Und wie der Rhythmus den Walzer, so bedingt die Technik das ganze Stück. Ein Kommerzienrath, der außereheliche Freuden sucht — gewiß das verbrauchteste aller Possenmotive. Aber dieser Kommerzienrath sieht sein früheres Leben in einem Bilde: hinter ihm liegt es, wie ein Spaziergang durch eine endlose Pappelallee. Eine Flucht aus dieser Pappelallee — so präzisirt der Dialog das Motiv. Und unter dieser geistreichen Dialogwendung, die an entscheidenden Punkten refrainartig wiederkehrt, wird das verbrauchte Motiv neu und liebenswürdig. Handlung und Dialog bedingen sich spielend, darin liegt die Grazie dieser Technik. Es fällt ein Aperçu, und die Handlung beeilt sich, es zu bewahrheiten. Daß das nicht Kunst ist, ist wohl selbstverständlich; aber es ist Können. Ein Können, das unserer Kunst nicht verloren gehen darf.

Schauspielerisch stellt ein Stück wie Gräfin Fritzi weder Anforderungen noch Aufgaben. Genug, wenn die Träger der Hauptrollen ihr altes Gesicht mit liebenswürdiger Miene zeigen; und das thaten sie. Um so entschiedener wies die Regie in ihrer schweren Aufgabe, das Spiel spielend wiederzugeben, gleichfalls ein Können auf. Und greift nicht alles Können in der litterarischen wie in jeder Entwicklung zu einem weiteren Können mit Nothwendigkeit hinüber?

Einen Zug äußerer Nothwendigkeit trug auch Jacobowski's Komödie „Diyab, der Narr", die im Schillertheater zur Aufführung gelangte.

So viele haben in unserer Zeit die Bitterniß des Wortes: was will der Sohn der Fremden unter uns? erfahren müssen, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn die Gestalt des Hagarsohnes immer wieder in Romanen und Dramen lebendig wird. Sie ist litterarisch nothwendig geworden. J. J. David hat sie gerufen, und Ludwig Jacobowski hat sie nun in seiner neuen Komödie wie früher in seinem Roman „Werther der Jude" zu beschwören versucht.

Diyab, der Narr ist Hagar's Sohn. Er trägt ein Märchenkleid und ihm zu Häupten rauschen die Palmen der Oase Kauar — innerlich ist er der Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts, dem Kinder es schon in seiner Kindheit zugerufen haben: was willst du Sohn der Fremden unter uns? — Diyab ist der Sohn einer weißen Frau. Sein Vater, der Scheikh eines Araberstammes, hat ihn als Knaben schon mißachtet und von sich gestoßen. So ist er in der Einsamkeit ein Held geworden, der im Stande ist, vor anderen die Narrenkappe zu tragen; so entgeht er wenigstens ihren Steinwürfen. Mit kraftvoll dramatischer Exposition setzt der erste Akt ein: der Starke gelästert und verstoßen. Nur daß die anderen Gestalten neben diesem Heine'schen Helden gar zu schemenhaft gerathen sind, und daß man von vornherein den Zweifel hegt, ob diesen armen Thoms wirklich friert.

Dem zweiten Akt war es vorbehalten, die Gestalt des Hagarsohnes in ihrer Zwiespältigkeit zu ergründen. Jacobowski versuchte das Problem lyrisch anzugreifen. Der Geliebten gegenüber sollte ihm die Narrenkappe vollends zur Dornenkrone werden und in seinen Schmerzen sollte er seine ganze Kraft finden. Aber gerade in dieser entscheidenden lyrischen Partie versagte Jacobowski sein Können: seine Lyrik blieb im Konventionellen haften und die Entwicklung wurde undurchsichtig. Und vollends im dritten Akt, wenn Diyab sein Heldenthum auch äußerlich bewährt, die Feinde des Landes geschlagen hat und die Narrenkappe abstreift, verfiel Jacobowski in seelenlose Theatralik. So war der starke Erfolg, der seinem Drama zu Theil wurde, künstlerisch ein Mißerfolg. Die Maske allein, die der Held getragen, hatte ihn interessant gemacht.

So ist Diyab, der Narr ein mißglücktes Werk, aber eines, das seinen Autor sympathisch macht; und vor Allem Jacobowski ist in seinem Können vorangeschritten, seit er dasselbe Problem in seinem „Werther der Jude" tragisch zu lösen suchte. Er ist freier geworden.

Ernst Heilborn.

Der Salzgehalt der Ostsee und der Nordostseekanal.

Eine Zuschrift.

In dem Berichte über den von Prof. Dr. R. Credner gehaltenen Vortrag von der Entstehung der Ostsee — „Die Nation" XII. 755 — findet sich eine Angabe, zu welcher ich mir die nachstehende Bemerkung erlaube. Der Redner soll gesagt haben: „selbst die neue künstliche Verbindung beider Meerestheile, der Nordostseekanal, zeigt bereits einen Einfluß auf ihre (der Ostsee) Beschaffenheit, indem sich schon eine Steigerung des Salzgehalts der Ostsee bemerkbar gemacht hat, und es muß abgewartet werden, welche weitere Einwirkung diese künstliche Meeresstraße auf die Ostsee ausüben wird."

Woher diese irrthümliche Angabe stammen mag, ist mir unerfindlich, sie wird aber ausgemerzt werden müssen, um das schöne anschauliche Bild, welches der Redner entworfen hat, von einem Flecken zu befreien.

Eine ausführliche Erörterung gehört ja nicht in diese Zeitschrift. Aber eine kurze Bemerkung über die wirklichen Vorgänge der Wasserbewegung im Nordostseekanal bietet ein allgemeineres Interesse dar. Nordseewasser gelangt überhaupt nicht in den Kanal. Bei der Mündung an der Elbe, bei Brunsbüttel, könnte nur bei der Fluth stark mit Elbwasser verdünntes Seewasser in die Schleuse gelangen und würde bei dem Ueberlassen in den Kanal noch weiter verdünnt werden.

Die Handhabung des Betriebes veranlaßt nun gerade den umgekehrten Prozeß. Nicht Elb- und Ostseewasser wird nach Holtenau in die Kieler Föhrde geschickt, sondern Wasser aus dem Kieler Hafen der Elbe zu. Die Schleuse bei Holtenau ist, wenn nicht niedriger Wasserstand besteht, offen und läßt das Wasser des Kieler Hafens in den Kanal treten, in welchem es wegen seines größeren spezifischen Gewichtes das süße Kanalwasser verdrängt.

Es geschieht dies absichtlich, um allmählich das ganze Wasser des Kanals salzig und dadurch schwerer gefrierbar zu machen. Wird auch der Unterschied der Temperatur, bei welcher das Gefrieren des schwach salzigen und süßen Wassers stattfindet, nicht erheblich werden, so ist ferner zu beachten, daß das aus salzigem Wasser gebildete Eis weit lockerer ist als das Süßwassereis, mithin leichter durch den Schiffsverkehr vernichtet werden wird.

Dieser Prozeß des Aufsalzens des Kanalwassers von der Ostsee aus schreitet schnell vor, so daß jetzt bereits bis Rendsburg, etwa ein Drittheil der ganzen Kanallänge von der Holtenauer Mündung entfernt, Organismen aus dem Kieler Hafen sich einzustellen beginnen. Also mit dem Salzigwerden der Ostsee durch den Kanal ist es nichts. Mündete aber auch der Kanal direkt an der Elbmündung in die Nordsee, so würde der winzige Wasserfaden nicht leisten können, was die breiten Straßen des Sundes und der tiefen Belte nicht zu leisten vermögen.

Kiel, 30. September 1895. G. Karsten.

Die geschlechtlich sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner im Deutschen Reich. I. Band. Ostdeutschland. Bearbeitet von Pastor H. Wittenberg und Pastor Dr. E. Hückstädt. Leipzig. 1895. Verlag von Reinhold Werther.

Die allgemeine Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine hat eine Enquete über die Sittlichkeit auf dem Lande unter den Protestanten Deutschlands veranstaltet und legt jetzt das Ergebniß dieser Enquete in einem ersten Bande, der zwei Abtheilungen umfaßt, vor. Die Veröffentlichung des zweiten Bandes soll im nächsten Frühjahr erfolgen.

Die Enquête beruht auf einem sehr eingehenden Fragebogen, der an 14 000 evangelische Geistliche versandt und von ungefähr 900 Adressaten aus allen Theilen Deutschlands mehr oder weniger sorgfältig beantwortet zurückgeschickt worden ist.

Die natürlichen Schwierigkeiten einer derartigen Enquête, die sich auf Dinge bezieht, welche zu verheimlichen vielfach ein dringendes Interesse vorliegt, liegen auf der Hand. Aber auch die berichtenden Geistlichen werden nicht selten Anstand nehmen, das mitzutheilen, was sie wissen. Sehr verständlich heißt es in der Einleitung des Enquêteberichts unter Anderem in dieser Beziehung: „So ist z. B. die Enge des Tagelöhnerhauses vielfach die Kupplerin für geschlechtliche Sünden. Aber wehe dem Pfarrer, der öffentlich auftritt und sagt: Hier in meiner Gemeinde sind schlimme Wohnungsverhältnisse vorhanden! Er hetzt sich unter Umständen sämmtliche Besitzer auf den Hals." Es war daher durchaus angezeigt, daß die Veranstalter der Enquête von dem übersandten Material nur in vertraulicher Weise Gebrauch gemacht haben, so daß die Quelle im Einzelnen nicht erkennbar ist. Diese begreifliche Zurückhaltung hat andererseits die Aufgabe der Referenten erschwert. Ihrem Takt und ihrem Scharfsinn mußte die richtige Auswahl und die Kritik der Angaben in besonders hohem Grade überlassen bleiben; und wenn auch an der bona fides der Referenten gewiß nicht zu zweifeln ist, so tritt doch unwillkürlich die Subjektivität der Bearbeiter hervor.

Immerhin ist das gesammte Werk verdienstlich, es bestätigt manche Ansichten, korrigirt andere und klärt über vieles auf. Unter den ermittelten Ergebnissen erscheinen mir die folgenden besonders zuverlässig zu sein: „Von den höheren Ständen, unter denen oft recht laxe sittliche Anschauungen herrschen, kommt nicht viel ans Licht, und wenn eine Tochter derselben sich vergeht, so wird deren Sünde und Schande meist durch schleunige Hochzeit zugedeckt oder anderswie verborgen. Auch der Bauernstand hat sich meist relativ rein erhalten, das zeigt sich evident besonders dort, wo, wie in Holstein und in einzelnen Strichen von Pommern, Brandenburg und Sachsen, sich ein wirklicher Bauernstand erhalten hat. . . . So ist es denn der große Arbeiterstand, in dem vor allem die Sünden wider das sechste Gebot in ungeheurem Maße zu Hause sind, und ist hier kein Unterschied zwischen ländlichen und industriellen Arbeitern. . . . Die Unkeuschheit unter der ländlichen Arbeiterbevölkerung ist allgemein und bei dem männlichen und weiblichen Theil gleich stark."

Ferner konstatirt der Enquêtebericht: „In den kirchlichsten Gegenden ist die Unsittlichkeit ebenso groß oder doch fast ebenso groß wie in unkirchlichen Gegenden." Es ist den Referenten, evangelischen Geistlichen, begreiflicher Weise nicht leicht geworden, diese „überaus traurige Beobachtung" zu konstatiren, und es zeugt von einer anerkennenswerthen Vorurtheilslosigkeit, wenn der Bericht sagt: „Den sittlichen Stand der Gemeinden nach der Kirchlichkeit zu messen, ist grundverkehrt, und wer die Hauptaufgabe in der Erziehung und der Gewöhnung der Gemeinden zur Kirchlichkeit sieht und bei angemessener Kirchlichkeit sich beruhigt, wird für die Erziehung zur Sittlichkeit und in der Bekämpfung der Unkeuschheit wenig leisten."

Von ganz anderer Bedeutung ist die ökonomische Lage. „Eine sorgsame Beobachtung stellt es unwiderleglich fest, daß die Sittlichkeit mit dem Besitz abnimmt. Je geringer der Besitz, desto geringer die Widerstandsfähigkeit gegen die Unkeuschheit; daher grassirt die Unkeuschheit am ärgsten unter dem besitzlosen Arbeiterproletariat. Die großen Latifundien mit ihren besitzlosen Arbeitermassen sind die Herde nicht bloß der Unkirchlichkeit, sondern auch der Unsittlichkeit, das ist eine Thatsache, welche die Verhältnisse in Neuvorpommern und auf Rügen und in der mecklenburgischen Ritterschaft mit Händen greifen lassen."

Die schlimmsten Kuppler sind ungenügende Wohnungen. Nichts begünstigt die Unzucht so, wie das Zusammenhausen ganzer Familien, oft mit männlichen und weiblichen Scharwerkern und Hofgängern, in einem Raume. „Es ist kaum zu glauben — heißt es im Bericht —, welche miserabele Wohnungen den Arbeitern oft zur Verfügung gestellt werden. Man weiß nicht, ob man sich mehr wundern soll über die Gleichgültigkeit und Kurzsichtigkeit der Herrschaft, die solche Wohnungen ihren Arbeitern zumuthet, oder über die Indolenz der Arbeiter, die solche menschenunwürdigen Behausungen nicht zurückweisen." Daß der im Allgemeinen erleichterte Verkehr, die Sachsengängerei u. s. w. zur Lockerung der Sitten auch Einiges beigetragen haben, ist ebenfalls unverkennbar. Im Ganzen aber sind die Verhältnisse in sittlicher Beziehung eher besser als schlechter geworden.

Was die Mittel zur Abhilfe anlangt, so sind die Befragten fast durchweg darin einig, daß Reiseprediger nichts erreichen würden. Auch „für Jünglings- und Jungfrauenvereine ist auf dem Lande kein Boden. In allen Theilen des östlichen Deutschlands sind sie versucht zu gründen, aber sie sind theils wieder eingegangen, theils fristen sie ein kümmerliches Dasein." Gegen die Hinausschiebung der Konfirmation herrscht fast allgemeine Abneigung. „Mehr Stimmung ist für die Einführung eines obligatorischen Fortbildungsunterrichts."

Die Mangelhaftigkeit der Wohnungen wird fast allgemein anerkannt. Der Hauptreferent plädirt aus diesem Grunde für die Anstellung von Wohnungsinspektoren auf dem Lande. Die Forderung wird von den Befragten aber ebenfalls mit überwiegender Majorität zurückgewiesen, dagegen spricht sich dieselbe große Mehrheit für die Beschränkung der Schankkonzessionen und öffentlichen Tanzbelustigungen und für verschiedene sonstige polizeiliche Eingriffe aus: mechanische Mittel, bei denen nie viel herauskommt.

Man legt deshalb den Band mit der Empfindung aus der Hand, daß man auch hier vor Schäden steht, die nur mit der Hebung des allgemeinen Bildungs- und Wohlstandsniveaus sich vermindern werden.

T. B.

Berichtigung.

In meinem Artikel: „Die neueste Aera der Spekulation" ist (Jahrg. XII. Nr. 52 auf Seite 748) die Sendung großer Beträge von gemünztem Golde nach Südafrika damit motivirt, daß die Kapkolonie und Transvaal noch keine eigenen Prägeanstalten hätten. Diese Behauptung ist dahin zu ändern, daß nicht das völlige Fehlen, sondern die Unzulänglichkeit der südafrikanischen Prägeanstalten diesen Rückstrom von geprägtem Golde erklärt.

L. Bamberger.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 2. Berlin, den 12. Oktober 1895. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich 3¾ Mk. vierteljährlich, für die anderen Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) – Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Eine Reihe politischer Ereignisse spielen sich im Augenblicke ab, die man nicht an seinem Geiste vorüberziehen lassen kann, ohne sie mit einander in Zusammenhang zu bringen.

Der sozialdemokratische Parteitag, auf den nach seinem Abschluß noch zurückzukommen sein wird, rückt wieder einmal die Fragen, die mit der Sozialdemokratie zusammenhängen, in den Vordergrund. Der Mittelpunkt dieser Fragen bleibt stets und ständig, wie kann die Sozialdemokratie bekämpft werden, oder besser ausgedrückt, wie kann die heutige sozialdemokratische Partei durch langsame Entwicklung und Umgestaltung von ihren utopischen Zielen allmählich abgelenkt und praktischen, der Gesammtheit des Staates förderlichen Aufgaben zugelenkt werden? Und während die Augen auf dieses Problem hinblicken, zeigen sich zu gleicher Zeit eine Reihe anderer Erscheinungen, die grell beleuchten, wie die heute herrschenden Schichten in Deutschland und wie die Behörden immer neuen Zündstoff anhäufen, um das alte sozialdemokratische Feuer in Brand zu erhalten.

Der sozialdemokratische Parteitag zeichnete sich bisher aus durch große Worte, durch eine so gut wie ergebnißlose Behandlung der untergeordnetsten Quisquilien und durch die Erörterung der Agrarfrage in einem Geiste, welcher die innere Festigkeit und die Aktionskraft der Partei zu heben wirklich nicht im Stande ist. Die großen Worte gehören zum eisernen Bestand der Partei: Man sagt den Zuhörern, mit uns allein ist die Kultur, mit uns allein ist die Wissenschaft, und uns allein gehört daher die Zukunft, und nachdem dies geschehen ist, debattirt die Partei, welche allein noch Trägerin der Kultur, der Wissenschaft, der Freiheit u. s. w. ist, über die große Angelegenheit der Gehälter, und es wird gekämpft um 3000 oder 5000 Mark und es werden breit gleich wichtige Erörterungen gepflogen, bis man herab zu der noch glücklich eliminirten Frage kommt, ob man gesetzlich die Benutzung von Ammen verbieten solle oder nicht. Dieser Gegensatz zu den einleitenden Posaunenstößen ist schreiend; und die Partei, welche die Wissenschaft in der Tasche hat, streitet sich darauf über das Agrarprogramm und einer der führenden Männer wirft dem andern Charlatanerie vor. Der Gegensatz ist auch schreiend.

Glaubt man denn, daß solche Gegensätze in der sozialdemokratischen Partei selbst nicht empfunden werden? Die Partei besitzt unter der Masse ihrer Anhänger ohne Namen manche intelligente Köpfe und sie besitzt kluge Köpfe auch unter den Führern. Stärker als vielfach vermuthet wird, empfinden diese gebildeten und für die Partei werthvollsten Anhänger das grelle Mißverhältniß zwischen den pompösen Worten und der Realität der Thatsachen. Man lächelt auch dort, wenn man in dem Breslauer Bericht des „Vorwärts“, — um nur ein typisches Beispiel der gebräuchlichen Uebertreibungen anzuführen, — liest:

„Unsere Partei ist die einzige Schützerin des allgemeinen Wahlrechts.“

Und man weiß auch dort: Wäre die Sozialdemokratie die einzige Schützerin des allgemeinen Wahlrechts, dann wäre das Wahlrecht eben nicht mehr am Leben; denn die Sozialdemokratie ist, wie männiglich bekannt, allein nicht stark genug, um es zu schützen.

Dies Fanfarengeschmetter großer Worte verbürgt Augenblickserfolge; aber große Worte haben den einen Nachtheil, daß das Trommelfell ihnen gegenüber allmählich abstumpft, und dann tritt der Moment ein, wo die Zahl derer wächst und wächst, die hinter den berauschenden Worten

einen realen Kern zu suchen beginnen. Nur durch diese Umstimmung können wir zu gesunderen Zuständen gelangen. Eine andere Entwicklung zur schließlichen inneren Umgestaltung der Sozialdemokratie gibt es nicht; ehe diese Ueberzeugung nicht die Staatsbehörden und die herrschenden Schichten durchdringt, werden wir nie dem sozialdemokratischen Problem gegenüber auch nur einen Schritt vorwärts kommen; dann werden wir nicht einmal dahin gelangen, wo England jetzt ist.

Der Staat muß die Stärke behalten, um jede Gesetzesverletzung verhindern zu können, und er muß durch rücksichtslose Gerechtigkeit, durch Unparteilichkeit und kluge politische Vorurtheilslosigkeit bei Handhabung der bestehenden Gesetze den Raum schaffen für eine Umbildung der Sozialdemokratie von innen heraus, während er bis jetzt durch immer wiederkehrende gewaltthätige Eingriffe jeden Keim solcher Entwicklung stets wieder vernichtete. Immer erneut zeigt sich, daß allein ein solches Programm langsam zu Erfolgen führen würde.

Aber wie weit sind wir von der Verwirklichung solchen Programms entfernt — zum Nutzen der Sozialdemokratie!

Wir sind fest überzeugt, daß auf die große Masse der Anwesenden in Breslau einen weit tieferen und nachhaltigeren Eindruck als alle nationalökonomischen und parteipolitischen Erörterungen zwei Thatsachen gemacht haben, die das Breslauer Polizeipräsidium zur Ermunterung des Parteitages zu liefern die Güte hatte.

Ein österreichischer Sozialdemokrat, der zum Parteitage erschienen war, wurde ausgewiesen, und Herr Singer war in der glücklichen Lage, mittheilen zu können, daß der Polizeipräsident die Stirne gerunzelt habe, weil die Versammlung in zwanglosen Gruppen das Grab Lassalle's und anderer sozialdemokratischer Todten besuchen wollte.

Was hätte dieser österreichische Delegirte in Breslau geschadet — gar nichts; er war ein Mensch mehr im Versammlungsraum und damit Basta. Was konnte jener sentimentale Pilgerzug zu den Gräbern schaden, der sich bei den „Materialisten der Philosophie und der Geschichtsbetrachtung“ und bei den „Gegnern des Heroenkultus“ seltsam genug ausnimmt — gar nichts, wenn genügende Vorsorge getroffen war, daß Unordnungen nicht entstehen konnten; aber auch wirklich nicht das Geringste.

Und was erreichte die Polizei? Man kann es bei der geringsten psychologischen Kenntniß der Kreise, mit denen die Sozialdemokratie zu rechnen hat, voraus bestimmen. Agrarprogramm, Gehalts- und Ammenfrage werden von den Theilnehmern des Kongresses gewiß sehr verschieden und von vielen gewiß recht unklar beurtheilt; aber von allen ganz gleichmäßig und ganz klar werden die Maßregeln der Polizei beurtheilt. Sie erregen bei den Theilnehmern des Parteitages die Empfindung: Wir sind die Gemaßregelten, wir sind die Verfolgten. Wenn der Inhalt der Debatten des Parteitages längst in Rauch aufgegangen sein wird, und das tritt überraschend schnell ein, dann bleibt diese Empfindung, und sie ist für die sozialdemokratische Agitation unendlich viel mehr werth, als alle papiernen Beschlüsse; ja neben dem Streben der Arbeiter — und es ist berechtigt —, ihre ökonomische Lage zu verbessern, sind diese Empfindungen überhaupt die einzigen, die der Agitation ihr frisches Leben einhauchen.

Und dieses Lebenselement fließt der Sozialdemokratie von allen Seiten beständig zu Es fragt sich nicht, wo bekommt man die Beispiele für diese Behauptung her, sondern es fragt sich immer nur, welche Beispiele soll man unter den zahlreich sich bietenden auswählen?

Da gibt es in **Kolberg** ein Vergnügungslokal, das den hübschen Titel „**Strandschlößchen**“ führt; um dieses Strandschlößchen tobt nun schon seit langem der Kampf; denn im Strandschlößchen hat einmal eine sozialdemokratische Wählerversammlung stattgefunden, wogegen sich, wie man meinen sollte, an sich nichts einwenden läßt; aber seitdem hat der Herr Landrath von Puttkamer erklärt, daß jenes Lokal von patriotischen Leuten, die natürlich keine Sozialdemokraten sind, nicht ferner betreten werden könne. Jetzt gerade sollte im Strandschlößchen wieder eine Festlichkeit der Regierungsbehörden, der Militärbehörden und der Kommunalbehörden zu Ehren der Einführung eines neuen Superintendenten abgehalten werden. Jedoch Herr von Puttkamer sagt, niemals betrete ich das durch eine sozialdemokratische Versammlung entweihte Strandschlößchen, und so unterblieb denn die Festlichkeit.

Entweihte Kirchen können von neuem geweiht werden, was aber mit einem sozialdemokratisch entweihten Lokal schließlich zur Entsühnung vorzunehmen sei — darüber müßten zuvor die Landräthe des Geschlechtes der Puttkamer und ihre Gesinnungsgenossen in einem Konklave Beschluß fassen.

Wird nun ein solches Vorgehen der Sozialdemokratie auch nur eine Stimme rauben? Wer wollte das behaupten? Der tief-tragische Kampf um das Strandschlößchen wirkt natürlich genau so, wie die Breslauer Maßregeln, - wenigstens lokal.

Weiter!

Es gibt eine Anklage gegen Sozialdemokraten wegen Majestätsbeleidigung, die lautete Pfund und Genossen; plötzlich ist die Anklage umgetauft in eine Strafsache Dierl und Genossen; und die Folge dieser Umtaufe ist, daß nunmehr die Verhandlung statt vor einer andern Kammer vor der Kammer des bekannten Herrn Brausewetter stattfindet, der einmal so originell gewesen ist, das Vorhandensein einer öffentlichen Meinung in öffentlicher Gerichtssitzung zu bestreiten.

Warum hat diese Umwandlung stattgefunden? Nicht der Schein eines Grundes ist bisher angeführt worden; und was ist die Folge hiervon? Seitens der Sozialdemokratie wird der Verdacht ausgesprochen, man habe den Prozeß umgetauft, um die Sozialdemokraten vor eine Kammer zu bringen, deren rücksichtslose Strenge bekannt ist. Es ist daher wichtig, daß diesem Verdacht durch Klarlegung der Thatsachen seitens der Staatsanwaltschaft jeder Boden entzogen werde Denn man vergegenwärtige sich die Lage.

Ob die Angeklagten verurtheilt werden, ob sie nicht verurtheilt werden, ob sie strenger, ob sie weniger strenge bestraft werden, das ist eine reine Frage Rechtens und der bestehenden Gesetze; welchen Ausgang auch der Prozeß nimmt, für die sozialdemokratische Bewegung hat er gar keine Bedeutung; denn sind diese Redakteure im Gefängniß, so stellt eine so große Partei sogleich andere Redakteure, die genau in denselben Bahnen zu wandeln bereit sind; aber nicht gleichgültig ist ein solcher an einen realen Vorgang sich anklammernder Verdacht bei den Sozialdemokraten; der frißt um sich, der ist ein ausgezeichnetes Agitationsmittel, und darum sollte der sachliche Grund für die auffällige und bisher unmotivirte Umtaufe aufgedeckt werden.

Aus Vorkommnissen dieser Art zieht die Sozialdemokratie ihre Kraft; aber sie zieht auch ihre Kraft aus einer Entwicklung, die von Parteien ausgeht, welche nach dem politischen Schematismus der Sozialdemokratie völlig entgegengesetzt sein sollen; das ist angeblich das antisemitisch-agrarisch-konservative Demagogenthum.

Beginnen wir mit dem Antisemitismus.

Vor uns liegt der „Deutsche General-Anzeiger“ vom 6. Oktober und andere Blätter gleicher Art bringen dasselbe. Er enthält die Mittheilung vom jüngsten jüdischen „Ritualmord“. Es ist ja ganz gleichgültig, daß der Mörder des angeblich in Ungarn „geschächteten Kindes“ bereits entdeckt und geständig ist, und daß es ein Jude nicht ist. Diese Thatsache ist gegenüber den weiteren Ausführungen des Blattes eine antisemitische Kleinigkeit. Was schreibt nun aber die Zeitung überdies zur Erläuterung?

„Dieses Blut eines unschuldigen Christenkindes wird dann getrocknet und zu Pulver zerstoßen, und die Agenten des ritualen Mördergeheimbundes bringen dann je eine kleine „Pille“ der „vernichteten Feindesseele“ den einzelnen Judengemeinden, deren Rabbi die Pille theils im Osterwein, theils im Osterkuchen auflöst, um die ganze Ge-

meinde an dem „Feindesmahl“ theilnehmen zu lassen. Damit soll alljährlich die Gemeinde von Neuem zum Hasse und zum Kampfe wider die Gojim entflammt werden, welcher Kampf auch im gesellschaftlichen und geschäftlichen Leben mit derselben teuflischen Hinterlist und Gier geführt werden soll, wie der Ueberfall der rituellen Schächtopfer!“

Wenn hier nun statt „Judengemeinde“ ebenso absurd „Christengemeinde“ und statt „Rabbi“ ebenso absurd „protestantischer oder katholischer Prediger“ stände, was würde dann geschehen?

Gewiß, wir wollen Preßfreiheit, und wir zweifeln gar nicht daran, daß die öffentliche Meinung bei völliger Freiheit der Presse mit dem antisemitischen Gesindel nur um so schneller fertig werden würde; aber welche Verlotterung des öffentlichen Rechtsbewußtseins muß eintreten, wenn man in einem solchen Falle vom Rabbi unbesorgt spricht, und von ihnen hat auch Herr Stöcker und die „Kreuzzeitung“ oft genug in diesem Zusammenhange gesprochen, während es wohlweislich Niemandem einfallen dürfte, dergleichen aufhetzerischen Unsinn einem christlichen Priester nachzusagen.

Und nunmehr ein Beispiel für das Verhalten der rein konservativen agrarischen Demagogie, deren offizielles Organ, die „Deutsche Tageszeitung“ mit ehrenrührigem Verdacht gegen den Minister von Bötticher zu gespielt hatte, daß der „Staatsanzeiger“ in einer von allen Ministern unterzeichneten Erklärung diese Ausstreuungen als das feststellt, was sie sind.

Alle die Einzelerscheinungen der zuletzt bezeichneten Art sind aber schließlich wie in einem Brennpunkt zusammengefaßt durch die bisherigen Enthüllungen über die „Kreuzzeitung“, über Herrn von Hammerstein und über Herrn Stöcker.

Der „Kreuzzeitung“ und Herrn Stöcker kommt die „Germania“ zur Hilfe; über diese Erscheinung braucht man kein Wort zu verlieren, denn der Grund liegt offensichtlich daran, daß das Centrumsorgan ein begreifliches politisches Interesse daran hat, jene Elemente der Rechten am Leben zu erhalten, die den Ultramontanen im Parlament werthvolle Bundesgenossen sind. Diesem erklärlichen Streben entspricht die Haltung der „Germania“.

Durch diese Nebenerscheinungen braucht man sich nicht ablenken zu lassen; generell wird man aber den Inhalt der jetzigen Kämpfe nochmals fixiren müssen.

Es handelt sich nicht darum, die konservative Partei in ihrer Gesammtheit für die Verschuldung eines Einzelnen verantwortlich zu machen; es wird sich darum handeln, der Oeffentlichkeit zu zeigen, wie viel hervorragende Konservative als Mitwisser und Beschöniger in die Hammerstein-Angelegenheit verstrickt waren und wie viele sonst politische Heuchler sind. Der Kampf dreht sich darum, das öffentliche Leben von solchen Elementen womöglich zu befreien, und es gibt aufgeklärte Konservative, die, so schmerzlich ihnen auch eine solche Operation erscheint, sie doch gleichfalls im Interesse der Gesundheit unserer Zustände für eine Nothwendigkeit erachten.

Politische Heuchler aber kann man nur entlarven, wenn man ihr öffentliches politisches Leben ihrem politischen Privatleben gegenüberstellt; nur darum handelt es sich, und natürlich nicht um ein saloppes Wort, das Jedem in der Intimität entschlüpfen kann, und das entschuldbar ist. Mit solcher prinzipiell wichtigen Gegenüberstellung von Sein und Schein aber ist bekanntlich bereits ein erster Anfang gemacht.

Die Erkenntniß der Situation reicht denn auch weit hinaus über die liberalen Parteien. Selbst Kreise, die einen den Liberalen ganz entgegengesetzten Standpunkt gegenüber konservativen Forderungen an die Gesetzgebung einnehmen, beginnen doch mit den Liberalen einig zu werden in ihrer Haltung gegenüber dem konservativen Katilinarierthum.

Die freikonservative „Post“ schreibt:

„Nach den Deklamationen unserer sozialradikalen Parteien, die **Christlichsozialen** und **Antisemiten** nicht ausgenommen, mußte man annehmen, daß bei uns Reich und Staat im Dienste des „Mammonismus“ stehen und Regierungsgewalt und Gesetzgebung von den Interessen des Großkapitals, insbesondere des mobilen Kapitals, beherrscht werde, während die große Masse des Volks lediglich als **misera contribuens plebs** behandelt werde.“

Und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ sagt von einem Beschluß der unter Leitung des Herrn Stöcker in einer konservativen Versammlung in Berlin gefaßt worden ist, das Folgende:

„Die Resolution der Berliner Christlichsozialen vom 4. Oktober stellt sich somit in wesentlichen Punkten als ein dem Muster der Sozialdemokratie folgender Beschluß und fast in allen Punkten als eine Aktion, durch welche der Sozialdemokratie Wasser auf die Mühle geführt wird, dar. Und von einer solchen Aktion behauptet man, wie wir wiederholen, daß sie „gesunden konservativen Grundsätzen“ entsprungen sei!“

Das Spielen mit unerfüllbaren sozialistischen Forderungen auf der einen Seite und die Aufstachelung eines blinden agrarischen Egoismus auf der andern Seite, die gewissenlose Hetze gegen den Handel, gegen die Börse, gegen die Juden, gegen die Liberalen als Judenknechte, — es war weitsichtigen Politikern niemals zweifelhaft, daß dies alles schließlich nur der Sozialdemokratie zu Gute kommen kann. Es ist eines der Verdienste des Grafen Caprivi, daß er auf diese Gefahren hingewiesen hat, die unter dem Fürsten Bismarck leider entfesselt wurden, aber freilich traute Fürst Bismarck sich auch die Kraft zu, diese Elemente wieder zu bändigen. Eine solche Aufgabe tritt jetzt gleichfalls an den Fürsten Hohenlohe heran, und wenn er auf seine kurze bisherige Regierungszeit zurückblickt und die Thaten der konservativen Demagogie betrachtet, so wird sich auch für ihn ergeben, daß ein fester Ankergrund für den modernen Staat gegen den Wogenanprall von rechts und links sich nur in jenen freisinnig-liberalen Regionen finden läßt, die in der großen Zeit des Aufschwunges von 1866 bis 1876 thatsächlich den Boden für eine fruchtbare Politik gebildet haben.

In Frankfurt hat die achtzehnte Hauptversammlung des allgemeinen deutschen Frauenvereins getagt; auch die Kaiserin Friedrich war in Frankfurt anwesend. Wir bringen diesen Bestrebungen zur Erweiterung der Berufsaufgaben und nach reicherer geistiger Ausbildung der Frau die lebhafteste Sympathie entgegen. Denn die moderne Zeit stellt an die Frau höhere Anforderungen und das moderne Leben zwingt sie, neue Quellen des Erwerbes sich zu erschließen.

Conrad Ferdinand Meyer's siebzigster Geburtstag wird nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Deutschland mit herzlichem Antheil begangen. Diese Antheilnahme hat dadurch eine freudige Beimischung erfahren, daß die trüben Nachrichten über des Dichters Gesundheitszustand hoffnungsvollen Erwartungen Platz gemacht haben, Erwartungen, die glücklicher Weise sogar ein Erwachen zu neuer Schaffenslust und Schaffenskraft einschließen.

Aus Paris wird amtlich gemeldet, daß General Duchesne die Hauptstadt Antananarivo auf Madagaskar eingenommen und — was wichtiger ist — mit den Hovas einen Frieden abgeschlossen hat: Paris schwimmt in Wonne. Solchen kolonialen Erfolgen pflegt nur leider gar zu oft der hinkende Bote nachzufolgen.

Die Verhältnisse in Konstantinopel bleiben bedrohlich. Der einmal entfesselte Fanatismus ist nicht nur eine Macht, die die Europäer bedroht, sondern die auch dem Sultan gefährlich werden könnte, wenn er den europäischen Forderungen allzu willfährig sein sollte. Gerade in dieser Zwickmühle liegt eine Steigerung der Gefahr.

* * *

König Friedrich Wilhelm IV.

Zum hundertsten Geburtstage.

Selten ist ein Thronerbe inmitten gleich aufrichtiger oder gleich ungetheilter Bewunderung aufgewachsen, wie der älteste Sohn der Königin Luise von Preußen. Das war ein Knabe, dem alle guten Geister willig dienten, — so liebevoll wie schelmisch, bisweilen gar tiefernst mitten im tollsten Spiele, so verschwiegen und dabei so offenherzig, so voller Klugheit und Witz. Den königlichen Vater erheiterte Alles an ihm, selbst sein Muthwillen, der Mutter war er in einer Art schwärmerischer Ritterlichkeit zugethan, den Geschwistern allen ein neckischer, lieber Geselle. Von seiner geistigen Ueberlegenheit ihnen gegenüber war alle Welt, war anscheinend er selbst überzeugt; aber sie kränkte, so hieß es, all die Jahre Niemand. Inzwischen bildete sich in den Bürgerhäusern der Hauptstadt, in der zu ungebundener Kritik der Großen von jeher wohlgeneigten Bevölkerung, die Meinung aus, welche, zu einem kurzen Spruche verdichtet, noch in späteren Jahren gern wiederholt wurde: — „Der will's und kann's". Er war ehrgeizig. Alles schien ihm leicht zu werden. Wenn die Lehrer hier und da den Kopf schüttelten, so war es nur ob der mehr intuitiven als auf Reflexion beruhenden Auffassung, dem zu raschen Wechsel, dem allzubald fertigen Urtheil.

Politische Unterweisung scheint er zuerst weniger vom wortkargen Vater als vielmehr von seiner angebeteten Mutter empfangen zu haben. Wir können uns das Paar während der so sicher scheinenden Periode vor Jena zusammen lustwandelnd vorstellen, wie dem zehnjährigen Prinzen der unbändigste Abscheu wider die Revolution an dem Beispiel alles dessen, was im Lande der Bourbons seit seiner Geburt sich ereignet hatte, und die Ueberzeugung von der Gottähnlichkeit des Königthumes eingeflößt wurde. Auflehnung hieß Alles, was die Völker von ihren Fürsten forderten. Bonaparte war kurzweg ein Kind und der Ausdruck der Revolution. Die Macht dieser ersten Unterweisung ist einmal von Alexander von Humboldt einem Freundessohne in so hübschem Gleichniß vor die Augen geführt worden, daß ich mir Nachsicht erbitte, wenn hier, lange Jahre vorgreifend, die Umrisse seiner Darlegung aufgezeichnet werden. Das Urgestein in der politischen Denkweise Friedrich Wilhelms IV., so etwa drückte Humboldt sich aus, sei noch unverändert die Summa der Lehren, wie sie Seiner Majestät einstens von den Lippen seiner Mutter zuflossen. Ueber dieses habe die allmählich wachsende Kenntniß der Welt und später auch der Einfluß von Einzelnen aus der Zahl seiner näheren Freunde eine wundervoll reiche tertiäre Bildung und gar Vieles, was der neuen Welt angehöre, aufgeschichtet und gelagert. Das grüne und blühe in üppigster Fülle und sei köstlich anzuschauen. „Aber", so schloß Humboldt damals, „fahren dann einmal Stürme durch das Land wie die von 1848, dann waschen und reißen und stürzen sie all das jüngere Gebilde herunter und der Urfels allein bleibt stehen."

Andere gleich unerschütterliche Grundfesten seiner politischen Auffassung entstanden allmählich, fast unmerklich, unter dem Einflusse der von den Niederlagen Preußens tief erschütterten und aufgewühlten Zeitepoche. Nicht als hätten einzelne Personen durch ihren Unterricht ausbauend und gestaltend eingewirkt. Eine Wandlung trat ein. Wie sich das in Monarchien fast von selbst versteht, befand sich der Kronerbe bald in einem mehr oder minder bewußten Gegensatz wider das regierende Oberhaupt. Friedrich Wilhelm III. kannte nur den patriarchalischen Absolutismus, aus dem er in seinen jüngeren Jahren manche treffliche Anregung zur Arbeit für die Volkswohlfahrt empfangen hatte. Der Kronprinz aber fühlte sich über die Dürre und Monotonie dieser Regierungsform gehoben, wenn er den Lehren der Romantik lauschte, die ihm als Ideal ein von zahllosen edlen Geschlechtern verwaltetes Land ausmalten; jedes derselben als Herr und als Richter unabhängig; in den von ihnen beherrschten Landtagen zum Bewilligen oder Versagen der (Bei-) Steuern berechtigt, in treuem Vasallenthum allesammt, für Krieg oder Frieden, des königlichen Befehls „bald und gewärtig"; und als Herrscher den König, der den Regierungsbedarf an Geld zumeist aus seinem Domanialbesitz zöge, in seiner Sphäre uneingeschränkt, nur „seinem" Gotte verantwortlich.

Das Christenthum, zu welchem nach dem Zusammenbruche der französischen Revolution und nach den grausamen Kriegsnöthen Preußens Unzählige sich zurückwandten, nahm gleichfalls, im Gegensatze zur nüchterneren Auffassung Friedrich Wilhelms III., der an erster Stelle und immer König war, von der Seele des Kronprinzen dauernden Besitz. In einem Maße wie vielleicht nur bei Wenigen krystallisirte sich's zum Mittelpunkt seines Lebens und Webens und Seins. Es unterwarf sich in immer höherem Grade seine angeborene Neigung für Alles, was überall schön ist in Kunstübung, Gelehrsamkeit und Litteratur. Es leitete ihn bei der Wahl seiner Freundschaften. Nicht einseitig Protestant, ließ er sein dichterhaftes Auge gern auf einer irdischen Zukunft weilen, da alle Gegensätze in der Einen Gläubigkeit aufgehoben sein und verschwinden würden. Der fromme Dissident, der fromme Katholik galten in seinen Augen dem frommen Evangelischen gleich.

Der Kronprinz wurde, wie alle Romantiker, ein eifriger Freund der Weltgeschichte im buchstäblichen Sinne des Wortes, d. h. Allem, was auf Erden geschehen war und sich einen Bestand erobert (oder erschlichen) hatte, mit allumfassender Vorliebe zugethan. Abstraktionen dagegen, wie „Staat", „Recht", Wissenschaft" wurden ihm schon früh verdächtig oder doch zu anspruchsvoll; im Kampf der Rede wohl auch das Wort „Wahrheit".

Persönlich hatte er sich während des Befreiungskrieges von 1813/14 durch Muth rühmlich ausgezeichnet. Das Lied Schenkendorf's aus der Lützener Schlacht:

> Wer sprenget auf dem stolzen Roß
> Bis in die vordern Reihen —

war nicht die Ueberschwenglichkeit eines Höflings, war voller Ernst. Aber ein Kriegerleben und eine auf dem Militär als Mittelpunkt ruhende Politik wurden ihm schon in jungen Jahren ebenso unleidlich, wie etwa das Kollegienwesen in Gericht und Verwaltung.

Als derartig im Charakter fertiges Menschenkind beschritt der Kronprinz im Jahre 1828 zum ersten Male den Boden Italiens. Wer das Land einigermaßen kennt und vom damaligen Rom sich ein Bild gemacht und bewahrt hat, der wird ohne Weiteres errathen, welche Empfindungen auf Lebenszeit hinaus in ihm wachgerufen wurden und welchen Eindruck er machen mußte. Wozu Namen nennen? Aus Deutschland und Skandinavien enthielt Rom damals wie jederzeit hervorragende Vertreter. Eine geistgetragene Ungebundenheit im Verkehr herrschte vor. Jeder ist ja in Rom zum Empfangen wie zum Geben bereiter als sonst auf der Erdenrunde irgendwo, weil die Schranken, welche Land und Stand und Gewohnheit ziehen, im Anschauen der „Ewigen Stadt" zu Boden fallen. Und mitten in diesem begeisterten, damals eng befreundeten Völkchen der Thronfolger einer Großmacht, der nichts will und nichts sucht, als dem Hunger und Durst nach höchsten geistigen Genüssen Befriedigung verschaffen; — selber so froh wie irgend Einer, vom beengenden Daheim frei und ledig zu sein; ein Romantiker unter Romantikern! Die Gesprächskunst, welche er zeitlebens bis zur Meisterschaft übte, und welche darin bestand, jedem, auch dem bescheidensten Gast auf dem Gebiete, auf dem er am meisten zu Hause war, zur Aussprache zu verhelfen, sein rasches Auffassen und der oft glänzende Witz; — es müssen olympische Feste gewesen sein.

Einer der Festgäste erwähnte einmal Byron's Sardanapal, damals noch wenig bekannt, und gab eine kurze Analyse des Dramas zum Besten. Daraus entwickelte sich ein langes Gespräch. Der Eine hatte an der Disposition,

der Andere an dem Staff etwas auszusetzen. Da rief der Kronprinz: — Er habe sich doch im Grunde immer für den viel geschmähten assyrischen Herrscher interessirt. Er begreife, daß ein solcher König, auf Vorfahren zurückblickend, welche ihr Leben im Streit mit ihren Nachbarn und im Feldlager unter Reisigen verbracht, auch einmal ein fröhliches Regiment zu führen, aus seinem Lande einen Mustergarten zu machen, der griechischen Kunst und überhaupt dem verfeinerten westlichen Geschmack Eingang in sein Reich zu eröffnen wünschte.

Nur eine Dame blieb kalt. In einer Ecke des Festsaales saß sie schweigsam aufhorchend und prüfenden Blickes. Nachdem man sich zu später Stunde getrennt hatte, verharrte sie in drückendem Schweigen. Aber auf die direkte Frage, was sie „nun zum Kronprinzen sage", erwiderte die unter bibelfesten Holländern grau gewordene Frau durch ein Citat aus dem Ersten Buch der Könige, welches der geneigte Leser im Kapitel 8 Vers 12 nachlesen mag. Mir hat die Greisin auf ihrem Todtenbette das mitgetheilt. Ich konnte damals noch ihren Bericht durch Befragen der beiden Ohrenzeugen auf seine Wahrheit prüfen und erzähle das Ereigniß heute nicht ohne tiefe Erregung.

Dieser Aufsatz hat nicht den Zweck, von den zwanzig Jahren der Regierung Friedrich Wilhelms IV. zu erzählen. Was bisher diese Zeilen gebracht haben, soll mich nur zu der Frage berechtigen: — Ist wirklich, wie ja überall und zum Ueberdruß behauptet wird, die Signatur dieses unter inniges Mitleid erregenden Lebenslaufes das Schwanken zwischen Extremen, der Mangel am inneren Mittelpunkt, an Stetigkeit? Liegt die Signatur nicht vielmehr in der Unverrückbarkeit der Prinzipien seines früheren Mannesalters und an der Unveränderlichkeit seines Wesens? Ein Legitimist vom Knabenalter an; — ein Haller'scher Feudal-Romantiker, so weit das in dem Preußen vor 1848 und in dem Preußen nach 1848 überhaupt möglich war; — ein begeisterter Träumer von des Deutschen Reiches kommender Herrlichkeit, aber nur auf dem Boden des historisch Gewesenen; — voll innigen Wohlwollens für die arbeitenden Volksklassen, weniger vielleicht um ein Recht zu gründen, als aus Pflichtgefühl, mehr die Hilfsbürftigen, Kranken, Gesunkenen als die Aufstrebenden suchend; — dem Adel sehr zugethan, aber ihm freigebig Opfer auferlegend; — ein von Herzen nachgiebiger Gatte; — ein unvergleichlich treuer Freund; — ein vor allem andern aufrichtig frommer und für alle Frommen toleranter Christ; — ein Bewunderer jeder geistigen Größe; — ein nach vergeistigtem Lebensgenuß immer wieder und trotz aller Mißgeschicke lechzender Fürst. Das war und das blieb er. Einen anderen Verlauf, als den, der eingetreten ist, konnte dies Leben kaum nehmen.

Wir fragen: — Weshalb konnte der sich täglich vor Gott demüthigende Mann über die Grenzen seines Könnens, über die Unvereinbarkeit seiner Regentenvorstellungen mit dem allgemach gereiften Urtheil der Besten seines Volkes keinerlei Klarheit erlangen? Weshalb nicht vertrauensvoll die Hauptsumma des Regierens in eine fähige und bewährte Hand legen und der Epoche seiner Herrschaft unvergänglichen — man könnte sagen, abgerundeten — Ruhm schaffen? Die meisten sind mit der Antwort rasch fertig: — Um seines Hochmuths willen. Ich wage statt dieses harten Spruches zwei andere Erwägungen zu unterbreiten. Einmal brachte der deutsche Wald des Holzes wenig, „aus dem man Staatsmänner schnitzt"; eine Gelegenheit wie die, welcher Friedrich Wilhelm III. aus dem Wege ging, als er Wilhelm von Humboldt nicht zum Staatskanzler berief, hat er nie verpaßt. Sodann aber dünkt mich, daß die bedeutenderen Persönlichkeiten, unter denen ihm die Wahl offen stand, vom Wesen eines europäischen Staates nun einmal diametral entgegengesetzte Vorstellungen hegten. Solchen aber eine selbständige Leitung desselben zu überweisen, das verbat ihm der Glaube an seinen Beruf. Und deshalb die angebliche Ergebnißlosigkeit der zwanzig Jahre.

Die angebliche, sage ich.

Denn was der Eine mit Schadenfreude, der Andere mit Trauer schlechthin als Untergang und Versinken aller Schöpfungen und Lieblingspläne des Königs zu bezeichnen pflegt, darf man doch nicht so buchstäblich als Wahrheit hinnehmen. Ich glaube mich nicht vergeblich auf das Ansehen eines Historikers zu berufen, welcher namentlich unter denen in erster Reihe steht, denen ein strammer Konservatismus der Weisheit letztes Wort ist. Ranke hat, man könnte fast sagen, Niemand unter seinen Zeitgenossen höher veranschlagt, als Friedrich Wilhelm IV. Ranke wurde auf Wunsch der verwittweten Königin Elisabeth Herausgeber von Briefen ihres erlauchten Gemahles an Bunsen. Welche Tendenz der große Gelehrte mit dieser Arbeit verband und welche politische Folgerungen er als Historiker aus dem „Briefwechsel" zog, darüber hat er sich mir gegenüber mit der ihm eigenen Deutlichkeit ausgesprochen. Das Buch war kaum zwei Tage heraus, als ich nach der Luisenstraße eilte und, vom Professor von Ranke auf das Gütigste empfangen, den Zweck meines Besuches dahin definirte, ich sei gekommen, ihm dafür zu danken, daß er meinem Vater, seinem Freunde, ein herrliches Postament errichtet habe. Sein Auge blitzte auf: „Das bedeutet, daß Sie meinen, ich hätte dem Könige durch diese Veröffentlichung einen schlechten Dienst geleistet?" Worauf ich: „Da Sie's selber sagen, Herr Professor, Ja!" „Nun, dann setzen Sie sich mit mir auf das Sopha und ich will Ihnen sagen, was ich damit gewollt und was ich geleistet habe. Ich wollte nachweisen, daß Friedrich Wilhelm IV. von seinen Königsrechten genau so viel abtrat, wie die Paragraphen der von ihm beschworenen Verfassung besagen und nicht mehr; — und diese Anschauung ist vom Nachfolger auf dem Throne festgehalten worden. Zum Zweiten wollte ich zeigen, daß Friedrich Wilhelm IV. unverrückt die Grundregel aufrecht hielt, Preußen dürfe sich nicht von Rußland trennen. Auch das steht durch die Briefe fest, und wiederum ist sein Nachfolger nicht einen Zoll breit hiervon abgewichen. Ich habe zum Dritten Friedrich Wilhelm IV. ausdrücklich als denjenigen hingestellt, der die Forderung aussprach, ein König von Preußen dürfe nicht vom Volke, auch nicht von einer Volksvertretung, sondern nur von seinen Mitfürsten den kaiserlichen Rang annehmen; und Jedermann weiß, daß König Wilhelm I. sich streng an diese Forderung gehalten hat."

Sollte die Aeußerung Ranke's nicht diejenigen Politiker befriedigen können, denen gerade diese Resultate ganz besonders sympathisch sind und welche dennoch sich im lieblosen Herabwürdigen der Regierung Friedrich Wilhelms IV. nicht genug thun können?

Georg von Bunsen.

Wie Rom Italiens Hauptstadt wurde.

Erinnerungen.

Welche Erinnerungen stiegen in unserem Geiste auf, welch bunte Bilder aus längst vergangenen Tagen zogen in halb freudiger, halb schmerzlicher Erscheinung an uns vorüber, als wir die Berichte über die römischen Festlichkeiten lasen!

England, das sei nicht vergessen, war einst ein Hauptstützpunkt der italienischen Einheits- und Freiheitsbestrebungen. Von hier aus wirkte Mazzini mit den Seinen noch dem Sturze der römischen Republik von 1849 bis zu dem Riesenkampfe zwischen Frankreich und Deutschland, der es den Italienern ermöglichte, sich ihrer geschichtlichen und natürlichen Hauptstadt zu bemächtigen. Hier in London wurden die ersten Pläne für die sizilianische Erhebung von 1860 entworfen, zu deren Leitung sich Garibaldi erst entschloß, nachdem der Aufstand unter der Führung Rosolino Pilo's bereits viele Wochen hindurch gedauert hatte. Aus Glasgow kamen die ersten für die Unternehmung nothwendigen Geldmittel. Englands Kriegsschiffe legten sich

schützend zwischen das kleine Heer des Befreiers beider Sizilien und eine drohende französische Einmischung, als es sich um den Uebergang von der Insel auf das neapolitanische Festland handelte. Englische Freunde der italienischen Sache waren stets zu Zuschüssen bereit, wenn die Häupter der „Aktionspartei“ einen neuen Römerzug beabsichtigten.

Es ist in der „Neuen freien Presse“ dieser Tage an das Wort Lanza's erinnert worden: „Wir mußten nach Rom, und wenn wir ein Kollegium von Kardinälen gewesen wären! Alles stand, wären wir dem Rufe des Schicksals nicht gefolgt, auf dem Spiele: die Monarchie, die Einheit, der Vatikan selber. Durften wir zögern? Die Flüche Pius IX. und seines Staatssekretärs Antonelli*) waren an eine falsche Adresse gerichtet. Wir standen in der Hand höherer Gewalten, und es ist ein Glück, daß der Strom, der Alles wegzuspülen drohte, eingedämmt und gezügelt wurde. Ja, der Papst hätte an unserer Stelle nicht anders handeln können.“

Was ist dieses Orakels Bedeutung? Lassen wir die Kardinäle und den Papst aus dem Spiel; sie waren ja in Rom und brauchten daher nicht dorthin zu gehen. Daß aber die Monarchie und der Vatikan selber, wenn auch nicht die Einheit, auf dem Spiele standen, falls der König dem nationalen Drange nicht nachgegeben hätte: das ist gewiß. Wohlbekannt ist es, wie tief sich Victor Emanuel in Bündnißunterhandlungen mit Napoleon III. eingelassen hatte, um Rom auf diesem Wege zu erlangen. Der Versuch scheiterte aber an der Weigerung des durch seine klerikalen Beziehungen gebundenen Staatsstreichkaisers und seiner bigotten Gemahlin. Wohlbekannt ist auch aus den Denkwürdigkeiten des französischen Generals Jung, daß Victor Emanuel, als ihm im Schauspielhause die Nachricht von der Schlacht bei Wörth zukam, betroffen ausrief: „Armer Kaiser! Ich bemitleide ihn von ganzem Herzen. Aber wie knapp bin ich der Hereinziehung in sein Unglück entronnen!“

Mittlerweilen hatten alle wahrhaft freisinnigen, nationalen und demokratischen Parteien Italiens, echte Liberale, Mazzinisten und Garibaldianer, den Sieg der deutschen Waffen gewünscht, im Gegensatze zu der Haltung der Hofkreise und eines einflußreichen Theiles der hohen Generalität. „Die Nachrichten von den Siegen bei Weißenburg und Wörth bis zu Sedan“, schreibt Frau Jessie White Mario, die Freundin Garibaldi's, die als Leiterin der Krankenpflege an einer Anzahl seiner Feldzüge theilnahm — „schwellten mit Begeisterung die Brust der Italiener. Sie waren hocherfreut über den Triumph der gerechten Sache, aber noch mehr über den tiefen Sturz des französischen Hochmuthes und über die Zertrümmerung des Napoleonischen Kaiserreiches; sie fühlten in jedem deutschen Siege eine italienische Rache.“

Nizza, Garibaldi's Vaterstadt, wieder zu Italien zurückzubringen, Rom von der weltlichen Papstherrschaft zu befreien: das war nun das stürmische Verlangen der Vaterlandsfreunde. Ich habe schon früher einmal mitgetheilt, daß man in Berlin, wo die geheimen Verhandlungen Victor Emanuel's mit Napoleon kein Geheimniß geblieben waren, bei Beginn des Krieges eine Anknüpfung mit der italienischen Aktionspartei suchte, damit diese, unter der Leitung Mazzini's und Garibaldi's, einen Angriff auf Rom mache und so die Pläne des Florentiner Hofes durchkreuze. Die Verhandlungen wurden durch mich geführt. Mazzini, der noch kurz vor seiner Abreise nach Italien zum Abschiedsbesuche in meinem Hause gewesen, nahm durch Brief aus Genua sofort an. Der Schluß seines Schreibens lautete so: „Wir wünschen die deutsche Einheit, wie wir die italienische Einheit wünschen. Wir brauchen Rom und Nizza. Helft uns und rechnet auf uns! Wenn aber die Hilfe uns nützen soll, so muß sie mit Blitzesschnelle kommen.“

Garibaldi saß damals, von Spähern umringt, ohne Möglichkeit, sein Eilandheim zu verlassen, ingrimmig zu Hause. „Mein lieber Sohn“, schrieb er noch nach Sedan an Canzio, das Lumpenzeug (robaccia), das sich die italienische Regierung nennt, hält mich als Gefangenen auf Caprera.“ Einem alten Waffengenossen schrieb er: „Hier bin ich in zwangsweisem Aufenthalte (a domicilio coatto), Tag und Nacht bewacht. Das muß Sie trösten.“ Mit Garibaldi war daher, als der Krieg begann, der Verkehr zum Zwecke der Anregung eines Vorstoßes gegen Rom schwierig. Daß damals auch er, gleich Mazzini, darauf eingegangen wäre, daran kann, glaube ich, kaum ein Zweifel obwalten. Die Sache hing sozusagen an einem Haar.

Garibaldi hat es selbst in einem seiner Aufrufe gesagt, daß er den Sieg der deutschen Waffen gewünscht hatte, „damit der fluchwürdigste Tyrann der neueren Zeiten vernichtet werde“. In einem anderen Erlasse erklärte er: „Ich habe Preußen bis zu Sedan meinen Beifall gezollt. Die Menschheit muß auf immer demjenigen dankbar sein, der den Betrüger in Rom und seinen Schutzherrn stürzte.“ Selbst als er sich nach Sedan plötzlich auf Frankreichs Seite schlug und heftige Worte gegen die Sieger ausstieß, fügte Garibaldi immerhin bei: er betrachte die Deutschen als Brüder, und nicht sie eigentlich wolle er bekämpfen, sondern einem Freistaate zu Hilfe kommen.

Es liegt auf der Hand, daß, wenn deutscherseits rechtzeitig mit Garibaldi hätte angeknüpft werden können, er in die dargebotene Hand würde eingeschlagen haben. Bei aller feurigen Begeisterung hatte der Führer der Rothhemden ein gut Stück vom Realpolitiker an sich, der stets an seine eigenen Ziele denkt. Davon sind mir persönlich Beweise geworden.

War er doch 1864, wo ich ihn sofort bei seiner Ankunft, noch vor seinem Triumpheinzuge in London, auf der Insel Wight auf dem Gute des Parlamentsmitgliedes Seely vertraulich sprach, anfänglich geneigt gewesen, auf die von englischen Freunden Dänemarks und Gegnern Deutschlands ihm zugeflüsterten Rathschläge einzugehen: er solle Oesterreich durch einen Freischaarenzug zu schaffen machen, während das Heer desselben im Norden kämpfte. Ich drückte ihm unter vier Augen meine Meinung sehr klar aus, und er ließ den Gedanken sofort fallen. Der Sicherheit halber that ich es dann nochmals in London, als erwählter Sprecher der Deutschen, in der öffentlichen Anrede an Garibaldi, bei welcher Freiligrath, Kinkel und eine Reihe der hervorragendsten hiesigen Landsleute als Mitglieder der Abordnung zugegen waren. Nachdem ich dort bemerkt hatte, daß „Schleswig-Holstein für uns das sei, was die Lombardei und Venedig für die Italiener“, erklärte sich Garibaldi sofort ganz offen für das deutsche Nationalrecht. Und doch hatte er kurz vorher bereit geschienen, den Einflüsterungen der Gladstone'schen Partei Gehör zu geben, deren Haupt sich noch viele Jahre nachher rühmte: er habe 1863 im Kabinet zu denen gehört, die ein Bündniß mit Napoleon III. schließen wollten, um für Dänemark Krieg gegen Deutschland zu führen.

Als 1868 Krieg wegen Luxemburgs drohte und in dem Blatte der sogenannten „Friedens- und Freiheitsliga“, deren Ehrenobmann Garibaldi war, der verrätherische Rath ertheilt wurde, es sollten nicht bloß die fremden Nachbarländer

*) Anmerkung der Redaktion: Um diese Flüche in ihrer Aufrichtigkeit zu würdigen, empfehlen wir den Lesern, sich einmal die documenti anzusehen, welche das italienische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten dieser Tage veröffentlicht hat, um über den Verkehr, der zwischen dem Kardinal Antonelli und dem derzeitigen Generalsekretär — jetzt Minister — des italienischen auswärtigen Amts Blanc gleich nach der Einnahme Roms im September und Oktober 1870 stattfand, etwas mehr Licht zu verbreiten. Diese documenti sind Abdrücke von Berichten, die damals Blanc dem ihm vorgesetzten Minister des Auswärtigen über die täglichen Verhandlungen mit Antonelli erstattete. So viel geht aus diesen Berichten jedenfalls unzweideutig hervor, daß Antonelli die Unabänderlichkeit des Geschehenen sofort einsah und als Realpolitiker gleich bemüht war, aus dem Schiffbruch möglichst viel für die Kurie zu retten, ohne sich mit unnützen Klagen aufzuhalten. Die Flüche waren darnach wohl vorzugsweise für die Galerie der Völker berechnet. Es wäre gegen jeden Kurialstil gewesen, wenn der Zusammenbruch der weltlichen Macht des Papstes ohne Flüche sich vollzogen hätte.

Preußens, sondern auch die süddeutschen Staaten sich für die Nichteinmischung einigen, also Preußen vereinzeln, da antwortete Garibaldi auf einen Mahnbrief von mir: „Bonaparte bekämpfen, heißt das Böse bekämpfen. Nicht allein ganz Deutschland, sondern auch Italien, ja, die gesammte Welt sollte sich gegen ihn erheben!" Was lag also näher, als daß er, wenn er aus Caprera hätte entkommen können, bei Beginn des Krieges im Jahre 1870 sich durch eine Unternehmung gegen Rom thatsächlich auf die deutsche Seite geschlagen hätte?

Selbst nach Sedan war die Stimmung unter der Mehrheit der italienischen Liberalen noch derart, daß — wie Frau White Mario in ihrem Werke sagt — trotz der von Deutschland geforderten Friedensbedingungen, die ihnen hart erschienen, immerhin die Ansicht vorwog: „Deutschland erweise der Menschheit einen Dienst, indem es Frankreich in einen Zustand der Ohnmacht für weitere Verübung von Bösem versetze." Ja, die Verfasserin, die mit der demokratischen Aktionspartei so vertraut war, sagt geradezu: „Wahrlich, hätte Garibaldi seine Leute aufgerufen, für Preußen und gegen Frankreich zu streiten, so hätten nur Wenige mit der Antwort: „Hier!" gezaudert." Frau Mario's eigener Gemahl, ein alter Mitkämpfer Garibaldi's, war, gleich den Uebrigen von dem Stabe des Führers der Tausend, ganz außer sich vor Entrüstung, als die Meldung kam: Garibaldi habe Frankreich seinen Degen angeboten.

Man erwartete damals, daß der volksbeliebte Held die große Gelegenheit benutzen werde, um Nizza zurückzuholen und Rom zur Landeshauptstadt zu machen. So gewaltig war der Sturm und Drang der öffentlichen Meinung im Sinne des Sturzes der weltlichen Papstmacht, daß Lanza gewiß mit Recht nachher sagen konnte: das Königthum und der Vatican selber seien in Gefahr gestanden, wenn die dreifarbige Fahne nicht in Italiens alter Hauptstadt durch die Truppen Victor Emanuels aufgepflanzt worden wäre. Das ist die wahre Bedeutung seines theologisch orakelhaften Ausspruches: „Wir mußten nach Rom. Wir standen in der Hand höherer Gewalten, und es ist ein Glück, daß der Strom, der Alles wegzuspülen drohte, eingedämmt und gezügelt wurde."

Die Regierung Victor Emanuels konnte sich, selbst nach den ersten großen deutschen Siegen, den ganzen August und den größeren Theil des September hindurch nicht zur Einnahme von Rom schlüssig machen. Garibaldi seinerseits hatte bekanntlich einen vollen Monat zu warten, ehe ihm von Paris auf seine Anerbietung eine Antwort zu Theil wurde; und dann wurde er, als er auf französischem Boden anlangte, in wenig ehrender Weise empfangen. Sein eigener Adjutant Bordone hat das in einer Schrift („Garibaldi und das Vogesenheer"; 1871) höchst bezeichnend geschildert. Es waren eben im französischen Heere der bonapartistischen Offiziere, der Chouans und Marienstreiter zu viele, und Gallier und Römer haben sich seit alter Zeit zu schlecht vertragen, als daß Garibaldi wirklich willkommen gewesen wäre. Er ging nach Frankreich in der Meinung, man werde Nizza als Dank für seine Betheiligung zurückerstatten. In diesem Glauben wiegten ihn französische Blätter ein.

Wie sehr er sich berufen fühlte, Rom, das er einst gegen das Heer der zweiten französischen Republik tapfer vertheidigt hatte, wiederzugewinnen, das beweisen seine wiederholten Züge, die bei Aspromonte und Mentana unterlagen. In seinen hinterlassenen Denkwürdigkeiten sagt er darüber:

„Generat der römischen Republik; mit außerordentlichen Vollmachten von jener Regierung bekleidet, der gesetzmäßigsten (il più legittimo), die je in Italien bestanden hat; in einer Unthätigkeit lebend, die ich stets für ein Unrecht gehalten habe, wo noch so viel für das eigene Land zu thun übrig blieb, stellte ich mir vernünftiger Weise vor, es sei die Zeit gekommen, der päpstlichen Baracke einen Stoß zu versetzen und Italien zu seiner berühmten Hauptstadt zu verhelfen." Hier griff Garibaldi auf die Vollmacht zurück, die er 1849 von der verfassunggebenden Versammlung zu Rom, kurz vor dem Einzuge der Franzosen, erhalten zu haben erklärte. Wie, wenn Garibaldi 1870 danach gehandelt hätte, oder vielmehr, da er in Caprera so streng bewacht war, hätte handeln können? In welche Lage wäre da das Königthum gerathen!

Es hing, wie gesagt, an einem Haar, daß Garibaldi sich bei Beginn des Krieges so oder anders entschied. Eine Verkettung von Umständen brachte es dazu, daß er schließlich den verkehrten, später wohl von ihm selbst bereuten Schritt that, Frankreich den Dank für die Niederwerfung der römischen Republik durch seine Betheiligung am Kriege gegen Deutschland abzustatten. Mit welcher Wuth erhob er sich aber später gegen Frankreich bei Anlaß der Ueberrennung von Tunis!

So kam es denn mehr in Folge von allerhand Zufälligkeiten, daß der anfänglich mit Napoleon III. zusammenspielende, lange in seinem Entschlusse zögernde florentinische Hof endlich am 20. September den Angriff auf Rom wagte. Noch ferneres Zaudern hätte dem Königthum schwere Gefahr auf den Hals gezogen. War doch Garibaldi, nachdem er in Frankreich eingetroffen, über die ihm anfänglich gemachte Anerbietung, den Oberbefehl über ein paar hundert Freiwillige zu übernehmen, dermaßen empört, daß er nahe daran stand, nach Italien zurückzukehren! Noch gerade zu rechter Zeit that daher Victor Emanuel den entscheidenden Schritt. Andernfalls hätte er den „Strom, der Alles wegzuspülen drohte", nicht mehr eindämmen können.

London. **Karl Blind.**

Glossen zur Zeitgeschichte.

Herr Stöcker als Professor der Ethik.

Eine Antrittsvorlesung.

Text:

„Ist nicht Stöcker zu Vorlesungen über Ethik, um nur die zu erwähnen, in einer Weise befähigt, daß diese Disziplin, von ihm gelehrt, alsbald ein Brennpunkt der gesammten theologischen Ausbildung auf der Universität werden würde, in deren Lehrkörper er einträte."

Superintendent Holtheuer
in der „Evang. Kirchenzeitung".

Kommilitonen! Indem ich Sie mit dieser Anrede begrüße, erfasse ich die traditionelle Bezeichnung in ihrer eigentlichen Bedeutung: Mitkämpfer, Mitstreiter hoffe ich in Ihnen zu gewinnen bei der so nöthigen Umgestaltung der ethischen Begriffe, die in unserem theuren Vaterlande bisher von einer zugleich formalistischen und materialistischen Wissenschaft ohne rechte Tiefe und eben deshalb ohne fruchtbare erzieherische Wirkung festgestellt worden sind. Vor Allem ist es der sittliche Begriff der Wahrhaftigkeit, den ich versuchen will, in seiner hehren Schönheit Ihnen zu vergegenwärtigen. Gerade für meine Antrittsvorlesung konnte ich auf einige grundlegende Betrachtungen über dieses Thema nicht verzichten.

Was ist Wahrheit? so fragte einst Pontius Pilatus, der Typus eines mittelparteilichen Beamten, der in seinem Bemühen, es mit keiner Partei zu verderben, durch seine schwankende Haltung am meisten dazu beigetragen hat, daß die Juden in die Lage kamen, jenes große Verbrechen zu begehen, wegen dessen schon der gesunde Volksinstinkt des Mittelalters sie als fluchbeladenen Volksstamm mit kraftvollem Hasse verfolgte. Der römische Landpfleger Pilatus gehörte zu den Halben, zu den schwächlichen Zweiflern, denen der feste Halt eines lebendigen Glaubens fehlt. In seinem Munde ist deshalb die Frage nicht verwunderlich:

was ist Wahrheit? Er war eben in demselben Wahn befangen, wie alle die Tausende und Millionen, die nach ihm gemeint haben, man könne die Wahrheit erforschen. Wie hinter einem flüchtigen Wilde jagen sie hinter dieser äußeren Wahrheit her und erreichen sie nie, ja kommen ihr nicht einmal näher. Mit dieser unerreichbaren Wahrheit wird ein wahrer Götzendienst getrieben. Hat doch Lessing, der Vater der heutigen Judenpresse, sogar das bloße Streben nach dieser Wahrheit schon als eine sittliche That gepriesen. Dieser Sittlichkeit eines Lessing und eines Pontius Pilatus stelle ich den Satz gegenüber: Die Wahrheit läßt sich nicht erforschen, sie läßt sich nur fühlen. Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen. Sie kennen gewiß die Erzählung von dem englischen Geschichtsforscher, der gerade dabei war, die Ursachen eines großen Krieges zu ergründen, als sich vor seinem Fenster auf der Straße plötzlich eine Schlägerei entwickelte. Er legte die Feder fort, ging auf die Straße und erkundigte sich, um was der Streit sich drehe und wer ihn begonnen habe. Er erhielt auch von den verschiedensten Seiten Auskunft. Aber ein jeder stellte die Sache anders dar, und zwar ein jeder auf Grund der sinnlichen Wahrnehmungen, die er selbst gemacht hatte. Der Geschichtsforscher, so erzählt man, gab nach dieser Erfahrung es auf, dem Trugbild der historischen Wahrheit nachzulaufen. Aber unsere materialistische Wissenschaft hat nicht aufgehört, auf sinnliche Wahrnehmungen ihre luftigen spekulativen Systeme aufzubauen. Ist es ein Wunder, daß diese stolze Wissenschaft zuletzt immer wieder zu des Pilatus' Frage zurückkehrt: Was ist Wahrheit?

Wie anders steht es mit uns, die wir die Wahrheit aus dem Glauben, und nicht aus sinnlichen Wahrnehmungen schöpfen. Indem wir glauben, haben wir die Wahrheit. Nur der Gläubige vermag die Wahrheit zu erkennen; und deshalb bedeutet auch das Zeugniß eines Gläubigen mehr, als das entgegenstehende Zeugniß von hundert Ungläubigen. Ein von christlich-sozialer Ethik erfüllter Staat sollte deshalb auch die Konsequenz ziehen, das Recht, öffentlich und vor Gericht Zeugniß abzulegen, allen denen zu versagen – ich habe hier nicht bloß die Juden im Auge —, welche nicht auf dem Boden unseres Glaubens stehen. Es würde dann auch der Skandal vermieden, daß Kinder des wahren Glaubens von Gottlosen, die nichts weiter anzuführen haben, als ihre sinnlichen Wahrnehmungen, auf Grund der mechanischen Hilfsmittel unseres verbesserungsbedürftigen richterlichen Beweisverfahrens der Lüge geziehen werden können. Was jene Lüge nennen, ist vielleicht gerade der Höhepunkt der Wahrhaftigkeit. Für die wahre Sittlichkeit ist es in keiner Weise entscheidend, ob sich die Behauptung mit dem, was unsere Gegner objektive Wahrheit nennen, deckt oder nicht. Denn jene objektive Wahrheit ist, wie wir gesehen haben, in letzter Linie immer bloß ein Produkt und eine verstandesmäßige Kombination sinnlicher Wahrnehmungen, deren Zuverläßigkeit Niemand zu beweisen vermag. Worauf es allein ankommt, das ist das Verhältniß dessen, der etwas behauptet, zu der übersinnlichen Wahrheit, die wir in unserem Glauben gefunden haben. So lange ich diesen Felsen unter mir fühle, bleibt alles wahr was ich sage; mag der Schein, der ja ebenfalls nur ein Produkt sinnlicher Wahrnehmungen ist, auch noch so sehr gegen mich sprechen. Das zu verstehen, dazu waren allerdings jene geistigen Plebejer nicht sittlich genug entwickelt, die an meinen Scheiterhaufenbrief mit oberlehrerhafter Pedanterie herantraten und deshalb nicht einmal zu erkennen vermochten, daß mein Brief keine Zwietracht zwischen dem Kaiser Wilhelm I. und dem Fürsten Bismarck säen, sondern im höheren Sinne eine dauernde Versöhnung zwischen jenen um Deutschlands Wohl so unendlich verdienten Männern herbeiführen wollte.

Es kommt eben alles auf die sittliche Absicht an. Das bestreiten in gewissem Sinne sogar unsere materialistischen Gegner nicht. Spricht man etwa von Lüge, wenn der Arzt einem Schwerkranken auf dessen Befragen verbirgt, daß er nicht zu retten ist? Kann man von Lüge sprechen, wenn wir unseren Kindern auf gewisse Fragen die Geschichte vom Storch erzählen? Und was Kranken und Kindern gegenüber nicht bloß erlaubt, sondern sittlich geboten ist, das sollte den geistig Unmündigen und den Glaubenskranken gegenüber unzulässig sein? Ich meine, wer sich Kraft seines Glaubens im sicheren Besitz der Wahrheit fühlt, dessen pflichtmäßigem Ermessen ist es zu überlassen, die Dinge so darzustellen, wie es ihm nach Lage der Verhältnisse sittlich passend erscheint.

Meine Herren Kommilitonen! Ich denke, Sie werden mir Recht geben, daß mit diesen wenigen Sätzen die mar[illegible]che Ethik, wie sie bisher von der materialistischen Wissenschaft — nicht ohne Einfluß des Talmud — gelehrt wurde, zertrümmert und, um mit meinem lieben Freunde, dem Superintendenten Holtzheuer, zu reden, ein „Brennpunkt der gesammten theologischen Ausbildung auf unserer Universität“ geschaffen wird, der die hoch aufgerichteten Scheiterhaufen des Unglaubens, der Unsittlichkeit, des Materialismus, des Mammonismus gar bald in helllodernde Flammen setzen muß. Soviel für heute! (Stürmischer Beifall, Scharren mit den Füßen, Rufe: „Hoch der zweite Luther!“)

Für den stenographischen Bericht:

Junius.

Ein chronologisches Räthsel.

Graf Mirbach-Sorquitten veröffentlicht eine Erklärung in der „Konservativen Korrespondenz“, in der es unter anderem heißt:

„In einer Unterredung zwischen einem einflußreichen Mitgliede des Aufsichtsrathes der „N. Pr. Ztg.“ und mir, welche im Juni stattfand, gab dieser Herr sein Urtheil dahin ab: Die Geschäftsführung des Redakteurs der „N. Pr. Ztg.“ sei allerdings als eine eigenmächtige zu bezeichnen, er sei jedoch vollkommen davon überzeugt, daß ein doloses Handeln nicht vorliege. Wenn ein mit der Prüfung der Angelegenheiten der Redaktion der „Kreuzztg.“ betrautes Mitglied des Aufsichtsrathes sich damals noch entschieden dahin aussprach — und der Aufsichtsrath des Blattes hatte doch zunächst über die Person des Redakteurs zu entscheiden — so kann man nur in voller Unkenntniß der Dinge oder wider besseres Wissen der konservativen Parteileitung den Vorwurf machen, sie habe etwas unterlassen oder geduldet und damit ihre Pflicht verletzt.“

Was sagte doch Herr Stöcker in seiner Erklärung im „Volk“?

„Ich erkläre also der ganzen liberalen Sippschaft von Verleumdern ein- für allemal, daß ich, wie viele Andere, wie seine nächsten Verwandten und Freunde, Freiherrn v. Hammerstein bis zum Frühjahr 1895 für einen durchaus ehrenwerthen Mann hielt, an dessen Schild kein Flecken haftete. Als ich die erste Andeutung von seinen Vergehungen erhielt, bin ich in demselben Augenblick zu ihm geeilt, um die Wahrheit zu erfahren. .... Daran, daß er in der „Kreuzzeitung“, wie in der konservativen Partei völlig unhaltbar sei, habe ich ihm von Anfang an keinen Zweifel gelassen.“

Und was sagte Herr Stöcker doch ferner von jener Zeit der „ersten Andeutungen“ über die Hammerstein'schen „Vergehungen“ im Frühjahr 1895; er sagte:

„Gleich darauf brach dann die Katastrophe herein und offenbarte uns Allen die erschütternden Thatsachen, welche jetzt von einer zügellosen Presse zu Parteizwecken ausgebeutet werden.“

Also die „erschütternden Thatsachen“ offenbarten sich „uns Allen“ mit Ausnahme des Grafen Mirbach-Sorquitten und des leider ungenannten Komiteemitgliedes der „Kreuzzeitung“ — „zum Frühjahr 1895“.

In dieser Zeitschrift wurde ja sogleich Herrn Stöcker vor die Seele geführt, daß er „unvorsichtig“ ausgesagt habe; aber er mag sich beruhigen, auch ohne seine Aussage wäre die Chronologie richtig gestellt worden, die einem ungenannten Komiteemitgliede der „Kreuzzeitung“ es ermög-

licht, noch im Juni den Freiherrn von Hammerstein für einen ehrenwerthen Mann auszugeben.

Im übrigen muß nochmals daran erinnert werden, daß man sogar unter dem 5. Juli Herrn von Hammerstein in der „Kreuzzeitung" gestattete, zu erklären, er gehe als erholungsbedürftiger Gentleman nur in die üblichen Sommerferien.

Ist denn kein Komiteemitglied der „Kreuzzeitung" vorhanden, das feststellt, auch noch im Juli habe man Herrn von Hammerstein für einen Biedermann gehalten und das den — wohlgemerkt — neben dem Grafen Mirbach zur konservativen Parteileitung gehörenden Herrn Stöcker wegen seiner unzeitgemäßen „Frühjahrsbetrachtungen" der Unwahrheit zeiht?

Ignotus.

Ein Sozialdemokrat.

Er ist nicht mehr; aber er war.

Am letzten Sonntag hat ihn ein kleiner Kreis zur stillen Ruhe hinausgeleitet; sozialdemokratische Parteigenossen, mit rothen Kränzen, die Bebel und Liebknecht gesendet hatten, und Andere, die nichts weniger als Sozialdemokraten sind. Ein Freund des Todten, der auch kein Sozialdemokrat ist, sprach an der Bahre ein paar schöne und taktvolle Worte; dann trug man ihn hinaus unter den herbstlichen Himmel, der bald Regen drohend war und der nur an einer Stelle bläuliche Wolken zeigte. Naßkalt strich der Wind über das freie Feld und in der Grube mit ihren feuchten braunen Wände verschwand der einfache schmucklose schwarze Sarg.

Es wurde kein Mann begraben, der einen Namen hatte; es war einer von den Vielen, denen der „Vorwärts" im Laufe des Jahres als einem braven Parteigenossen einige gute Worte widmet; er hatte nie vor der Welt eine Rolle innerhalb der sozialdemokratischen Partei gespielt; aber er war doch einer von den Ergebenen und er war ein Typus; er war der Repräsentant einer gar nicht so kleinen Anzahl von — „Genossen".

Noch immer ist die Zahl der Leute sehr zahlreich, leider viel zu zahlreich, die in jedem Sozialdemokraten nichts sehen als einen rohen, neidischen Menschen, der den Staat und die behäbig lebenden Mitmenschen haßt, weil es ihm selbst ärmlich ergeht. Mit solchem Gesindel debattirt und parlamentirt man nicht, solches Gesindel hält man im Zaume vor Allem durch die Polizei — so lautet das hergebrachte Rezept. —

Das dümmste Rezept, das man sich denken kann, sobald man aufhört, nur Zeitungen und Programme vor Augen zu haben, und sobald man anfängt, die Menschen zu sehen in ihrer Menschlichkeit, die sich, verschiedenartig wie sie sind, alle um das eine sozialdemokratische Programm geschaart haben.

Der Mann, den man da begraben hatte, war ein verehrender und hingebender Freund für Liebknecht, und er hat gewiß zu Zeiten sehr viel für die sozialdemokratische Partei gethan, und er mag wohl auch viel von den inneren Vorgängen und dem inneren Leben der Partei gewußt haben; er war einer von den Stillen und Bescheidenen, deren jeder fleißig und aufopfernd das Seine thut, und die gar nichts für sich wollen, keine Ehren und keine Aemter, und die gerade um all dieser Eigenschaften willen eine so starke Stütze ihrer Partei ausmachen.

Der Neid war diesem Mann mit seinem breiten menschenfreundlichen, gütig behäbigen Gesicht, das ein Franz Hals hätte malen müssen, ganz fremd; der Haß gleichfalls. Sein Herz war das eines Gentleman; nobel, innerlich vornehm; will man seine verfeinerte Verkörperung haben, so mag man den Onkel Benjamin von Claude Tillier nachlesen, und dieser Mann war doch ein Sozialdemokrat und zwar ein opferfähiger und ein überzeugter und mit seiner äußeren ungenirten Robustheit keiner von den dilettirenden und koketten Salonsozialdemokraten.

Er war Sozialdemokrat aus zwei Empfindungen: aus Gerechtigkeitsgefühl und aus Mitgefühl mit seinen Nebenmenschen. Er sah, daß es vielen Menschen schlecht geht, und das schmerzte ihn, und er sah, wie weit wir vom wirklichen Rechtsstaat entfernt sind, und das schmerzte ihn auch. Für beides versprach die Sozialdemokratie Abhilfe, und er glaubte ihr mit jener Hoffnungsfreudigkeit, die gerade guten Menschen eigen zu sein pflegt. Und ähnlich wie er empfindet eine zahlreiche Schaar.

Wenn man aber manchmal spät Abends mit ihm langsam durch die Straße wanderte und die Möglichkeiten der Zukunft durchsprach, dann entschwanden die sozialdemokratischen Hoffnungen zwar nicht überhaupt, aber sie rückten in weitere und weitere Fernen, und der Punkt, wo man sich einigen konnte, war: Erst müssen die Menschen besser werden; ohne bessere Menschen auch kein Zukunftsstaat. Einer der sozialdemokratischen englischen Gewerkvereinler drückte diesen selben Gedanken einmal so aus, und zwar nicht nur für sich, sondern für Tausende der Gewerkvereinler: Den sozialdemokratischen Zukunftsstaat, den haben wir in den Heiligen-Schrein unseres Heimes gestellt; vor ihm verrichten wir unsere Sonntagsandacht und unsere Gebete für eine bessere Zukunft; aber arbeiten thun wir alltags draußen in der Welt, wie sie heute ist.

Wie viele in Deutschland wären wohl geneigt, langsam in gleiche Bahnen einzubiegen?

Aber diese Bahnen werden immer wieder mit höchster Anstrengung von jenen, die sich bei uns staatserhaltende Parteien nennen, verbarrikadirt; und man braucht gerade jenen Tausenden der Besten unter den Sozialdemokraten nur von Neuem die Polizeifaust zu zeigen, damit sie mit um so größerer Hingabe für die Partei erfüllt sind. Denn sie sind dann da getroffen, wo der anständige Mensch am empfindlichsten ist, bei seinem Gerechtigkeitsgefühl.

Der, den die Kränze von Liebknecht und Bebel auf den Friedhof mit hinaus begleiteten, war auch einer von diesen, und wenn es mit dem großen „Kladderadatsch" noch immer nichts werden wollte und manches in der sozialdemokratischen Partei so schief lief, daß man es auch außerhalb derselben merkte, dann hatte der Todte immer mit schmunzelnder Behäbigkeit einen Trost für sich bei der Hand: Wir rechnen auf die Polizei und auf die Dummheit unserer verehrten Gegner; — die haben uns bisher nie im Stich gelassen — nicht seit den Eisenacher Tagen.

Er erlebt es nicht mehr, der good fellow; aber wir können die bittere Weisheit seines Ausspruches immer weiter genießen.

Azo.

Kurhessische Erinnerungen.

III.

Als Friedrich Wilhelm sich als Kronprinz mit seiner Mutter in Bonn aufhielt, soll ihn diese auf einem Balle ganz absichtslos auf die elegante und schöne Erscheinung der Frau eines jungen Offiziers aufmerksam gemacht haben. Der Prinz entbrannte darauf rasch in so heftiger Leidenschaft zu dem schönen Weibe, daß er beschloß, mit Hintansetzung aller Rücksichten, diese schon mit zwei Söhnen gesegnete Frau zu seiner Gemahlin zu machen. Sie willigte ein und verließ die katholische Kirche. Ihr Mann ließ sich angeblich mit 40000 Thalern abfinden; er verklagte seine Frau auf böswillige Verlassung und die Ehe wurde geschieden. Die Akten hierüber dürften sich noch jetzt bei dem königlichen Kammergericht zu Berlin finden. Gertrud Lehmann wurde

zur Gräfin von Schaumburg und später zur Fürstin von Hanau erhoben. Selbstverständlich waren die aus dieser Ehe hervorgegangenen sechs stattlichen Prinzen von Hanau nicht successionsfähig. Daraus entwickelte sich sofort ein Doppeltes. Die Gräfin von Schaumburg mußte daran denken, für ihre eigene und für ihrer Kinder Zukunft zu sorgen, ohne dabei auch nur irgend welche Rücksichten auf das Kurfürstenthum und seine Interessen zu nehmen. Andererseits konnte es der Kurfürst nicht verschmerzen, daß seine Descendenz von dem Throne seiner Väter ausgeschlossen werden solle und ein entfernterer Vetter sein Nachfolger werde. Auf einem zwiefachen Wege konnte er sich dieser drohenden Eventualität entziehen, entweder durch eine Neuverheirathung mit einer ebenbürtigen Frau, oder durch Erlangung der Anerkennung seiner Söhne als successionsberechtigt. Zwischen beiden Wegen hat er lange Zeit hin- und hergeschwankt. Erschien der letzte als der fast ungangbare, so haben ihm denselben doch österreichische Diplomaten in geeigneten Augenblicken als nicht aussichtslos hingestellt. Nur, wenn der legitime Thronfolger Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen-Rumpenheim Miene machte, sich in Kassel dauernd niederzulassen, dann ließ er wohl denselben mit der Nachricht bedrohen, er werde sich demnächst standesgemäß verheirathen. Wie weit dieses wirklich im Plane des unglücklichen Mannes gelegen hatte, wird sich schwerlich entscheiden lassen. Es ist kürzlich erzählt worden, der Kurfürst habe lange Jahre ein genaues Verzeichniß aller deutschen ebenbürtigen Prinzessinnen bis zu deren 35. Lebensjahre geführt wie er nach seiner Vertreibung aus Hessen (1866) ein Verzeichniß über die Personen eigenhändig geführt hat, die nach seiner Rückkehr nach Kassel seinen Zorn am schwersten empfinden sollten. In den früheren Jahren ihrer Ehe hat die Gräfin von Schaumburg selbst sehr lebhaft an die Möglichkeit einer Trennung ihrer Ehe gedacht. Sie ließ sich von ihrem Gemahl für sich und ihre Kinder eine Anweisung auf 500 000 Thaler ausstellen, die aus dem fürstlichen Fideikommißvermögen genommen werden sollten, eine Transaktion, die auch der noch lebende Vater des damaligen Kronprinzen anerkannt hat. Allein es ist nie zu einer Scheidung gekommen Der Fürst hat seiner Frau die Treue gewahrt, es ist von einer Maitressenwirthschaft, wie sie sein Vater und Großvater getrieben hatten, während seiner Regierung in Kassel nie im Entferntesten die Rede gewesen. Mochten bei dem Jähzorn des Gatten sich auch noch so viele leidenschaftliche Scenen im Palais abspielen, so wurde der ehrliche Friede immer wieder hergestellt, ja, wie vielfach versichert wird, vom Fürsten oft mit klingender Münze erkauft. Als die Söhne der Fürstin heranwuchsen und viel Geld verbrauchten, gab das auch die Veranlassung zu sehr lebhaften Erörterungen zwischen den Ehegatten, namentlich da die Söhne aus ihrer ersten Ehe, welche nach einem alten, ausgestorbenen hessischen Adelsgeschlechte zu Freiherren von Scholley ernannt worden waren, die besondere Liebe der Mutter besaßen. Die Heirathsaffairen der Söhne des Kurfürsten, von denen der älteste sich z. B. mit der Tochter des Komikers des Kasseler Hoftheaters verheirathete, trugen auch nicht dazu bei, den Familienfrieden zu kräftigen. Mit den unklaren Familienverhältnissen des fürstlichen Hauses hing es ja auch zusammen, daß der älteste Schwiegersohn des Kurfürsten, Graf Ysenburg-Wächtersbach, den Premierminister seines Schwiegervaters, Hassenpflug, vor dem Theater in Kassel anfiel und mit einem Stocke mißhandelte. Alle diese Dinge, die ganz öffentlich vorgegangen waren, und vieles andere, das durch Indiskretionen der Söhne des Kurfürsten in Kassel und damit im Lande bekannt geworden war, konnte natürlich nicht dazu beitragen, die Achtung vor diesem Herrscherpaare zu erhöhen. War schon der Abschluß dieser Ehe für viele ernste Männer im Lande ein Stein des Anstoßes gewesen, ja erschien das Anwachsen des Einflusses der Fürstin auf ihren Gemahl für die weitesten Kreise noch bedenklicher. Daß die Fürstin keinen Sinn für die Interessen des Landes, sondern nur für die ihrer Familie haben könne, war die allgemeine Ueberzeugung. Ebenso fest stand aber auch bei Vielen, daß die Fürstin ihren Einfluß auf ihren Gemahl in wenig uneigennütziger Weise verwerthe. Hinterließ doch auch die Fürstin ein bedeutendes Geldерbe, während der Kurfürst seinen neun Kindern ein Privatvermögen von weit über 7 000 000 Mark, die große Herrschaft Horzowitz in Böhmen nicht mit einbegriffen, angesammelt hatte. Bähr bemerkt einmal, „daß in den Völkern die Thatsache, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird, wenig zum Bewußtsein komme,“ und meint, daß in Hessen ein tiefer Mißmuth über die Regierung des Kurfürsten in der Masse der Bevölkerung sich nicht fühlbar gemacht habe. Ich kann dagegen versichern, daß ich in meiner Jugend in den vierziger Jahren schon Bauern über die finanzielle Ausbeutung des Landes durch die kurfürstliche Familie habe klagen hören, und daß selbst in den kleineren Städten Spießbürger sich hierüber, wie über die ganze Regierungsweise des Fürsten sehr drastisch aussprachen. Wenn auch nicht bei dem ganzen Volke eine tiefgehende Mißstimmung gegen die Regierungsweise des Kurfürsten geherrscht hätte, wie wäre es möglich gewesen, daß sich schon 1850 ein solcher Widerstand zur Vertheidigung der Verfassung gegen den Willen des Landesherrn organisirt hätte. Selbst mit der oktroyirten Verfassung Hassenpflug's, deren Wahlgesetz kaum noch einen Schein der Wahlfreiheit aufrecht erhielt, konnte ja auch dieser keine gefügige Volksvertretung zu Stande bringen. Als nun 1866 die Regierung des Kurfürsten zusammenbrach, machte sich da etwa eine tiefgehende Erregung im Volke bemerkbar? Die einberufenen Soldaten schlichen sich pflichtschuldigst zu ihren Regimentern durch, aber es wurde auch darüber gescherzt, man werde Wilhelmshöhe zu einem zweiten Gaeta machen. Der Satz von der ewigen Anmaßung der Tyrannen, welche verlangten, daß ihre Unterthanen ihnen gegenüber Sklaven, aber Helden zu ihrer Vertheidigung sein sollten, den Pietro Colletta einmal in Beziehung auf neapolitanische Verhältnisse ausgesprochen hat, bewahrheitete sich auch hier. Es ist wohl kaum ein alter deutscher Staat so in sich zusammengebrochen, wie das ehemalige Kurfürstenthum Hessen. Als die kurhessische Ständeversammlung, welche sich mit großer Majorität am 15. Juni 1866 für die Nichtmobilisirung der Truppen, d. h. für das Zusammengehen Hessens mit Preußen am Bundestage ausgesprochen hatte, vertagt werden sollte, beschloß ich im sicheren Vorgefühl, daß die letzte Sitzung einer kurhessischen Ständeversammlung gekommen sein möge, diesem Akte beizuwohnen. Ich war noch nie in dem Ständehause gewesen, und mußte mich in dem Gebäude, „das viele Fenster, aber wenig Licht hatte“, zurechtweisen lassen. Außer mir war nur noch Eine Person auf der Zuschauertribüne. Als der Landtagskommissar die fürstliche Vertagungsordre ganz geschäftlich und tonlos verlesen hatte, ertönte kein Hoch auf den Landesherrn. Der Präsident schloß die Sitzung tiefernst mit den Worten: „Gott beschütze unser deutsches Vaterland“. Wenige Tage darauf zogen an einem frühen Morgen preußische Truppen in Kassel ein. Es kamen Soldaten, mit ihren Einquartirungsbilleten versehen, die Königstraße herunter und verlangten Eintritt in das kurfürstliche Palais. Sie pochten mit ihren Kolben an die verschlossenen Thore, bis an einem Fenster Lakaien erschienen, welche den Soldaten zuriefen, sie müßten irre sein, hier sei das kurfürstliche Palais. Als darauf die Soldaten Miene machten, abzuziehen, traten einzelne Kasseler Bürger, die schon auf den Beinen waren, an sie heran, und meinten, sie sollten sich nur nicht irre machen lassen, in diesem Hause fänden sie gutes Quartier.

Aber hatte der Kurfürst in Hessen gar keine Anhänger und Freunde? Gewiß gab es im Lande unter den sogenannten gebildeten Ständen einige hundert Männer, welche absolutistischen Theorien huldigten, bei dem Verfassungsumsturz von 1850 und den ihm nachfolgenden Ereignissen mehr oder weniger direkt betheiligt gewesen waren und die durch Preußen bewirkte Wiederherstellung der Verfassung von 1831 als ein dem Kurfürsten zugefügtes schweres Unrecht ansahen Obwohl die verschiedenen hessischen Ministerien, welche der Kurfürst seit 1850 gebildet hatte, dieser Partei angehörten, war es ihr doch nicht gelungen, im Lande zu einigem politischen Ansehen und Einflusse zu ge-

langen. Ihr einstiger Vorkämpfer Hans Daniel Hassenpflug war, vom Kurfürsten in vollkommener Ungunst bei Seite geschoben, 1862 elend zu Grund gegangen. Neben ihm war der bekannte Litterarhistoriker A. Vilmar, seit dem Sturze Hassenpflug's Professor der Theologie in Marburg, das geistige Haupt der Partei, die er auch in seinem „Hessischen Volksfreund" journalistisch am Besten vertrat, ein hochbegabter aber leidenschaftlicher und herrschsüchtiger Mann, der den extremsten theologischen und kirchlichen Ansichten huldigte. Sein Ansehen war aber nur bei den politisch-einflußlosen Pastoren der Landeskirche, welche er für eine lutherische erklärte, die sich nur eingebildet habe reformirt zu sein, groß. Wie hätte auch ein Mann, der behauptete, den Teufel in Person und sein Zähnefletschen aus der Hölle mit leiblichen Augen gesehen zu haben — man sagte in einer allerdings unwirthlichen Gegend bei Frankenau, — der einen von echten Katholiken als gut katholisch anerkannten Kirchenbegriff als den des Protestantismus ausgab, der in Anspielung an ein Buch Otto Bähr's „über den Rechtsstaat" von der „bärenhaften Idee eines Rechtsstaats" redete und in seinem Blättchen gegen Eisenbahnen und Feuerversicherung zeterte oder zetern ließ, in unserem Jahrhundert und in einem deutschen Lande, dessen Grenzen doch nicht mit Brettern zuzunageln waren, von bestimmendem und leitendem Einfluß auf die große Mehrheit des Volkes sein und bleiben könne!*) Der klerikale Absolutismus, den Vilmar vertrat, hat in Hessen wie überall, wo er einmal zur Herrschaft gelangt ist, dieselben Wirkungen hervorgebracht, die das Morphium auf den leiblichen Organismus des Menschen ausübt: anfänglich anregend und belebend, dann aber um so rascher alle gesunden Kräfte erschlaffend und zerstörend. Welchen Dienst dieser Mann seinem Heimathlande und seinem Fürsten in entscheidender Stunde geleistet hat, war freilich bis vor wenigen Jahren nur in eingeweihteren Kreisen bekannt. Durch den oben erwähnten Aufsatz H. von Sybel's ist derselbe jetzt aktenmäßig festgestellt worden. Da er mit einem Wendepunkte der deutschen Geschichte aufs Innigste zusammenhängt, mag er hier mit wenigen Worten nochmals erzählt werden. Als im September 1850 Hassenpflug mit seinen Mitteln gegen den gesetzlichen Widerstand des hessischen Volkes zu Ende war und beschlossen hatte, den von Oesterreich restaurirten Bundestag zum Eingreifen in Hessen anzurufen, mußte er den schwankend gewordenen Kurfürsten von Kassel entfernen. Es gelang ihm dies nur durch die Lüge, die er seinem Fürsten vortrug, die Soldaten meuterten in der Kaserne, das Palais solle angesteckt werden. Ohne sich von der Richtigkeit dieser Behauptung zu überzeugen, floh der Kurfürst noch (am 12. September) in derselben Nacht, von Vilmar begleitet, nach Hannover. Hier fand nun aber der flüchtige Landesherr bei dem Welfen Ernst August nicht die erwartete Unterstützung. Vielmehr meinte der greise König in seinem Kauderwelsch: „das Hassenpflug fort muß." Der Kurfürst, hierüber betreten, wollte nun nicht nach Frankfurt weiterreisen, sondern nach Berlin fahren, um sich mit seinem rechten Vetter, dem König Friedrich Wilhelm IV. zu verständigen. Dem warf sich aber der willensstarke Vilmar entgegen und beschwor den Kurfürsten, von diesem Plane abzustehen, und blieb Sieger.**) Politischer Fanatismus und Selbsterhaltungstrieb übermannten den Rest von vernünftiger politischer Einsicht, den sich der Kurfürst aus den Traditionen seines Hauses heraus noch bewahrt hatte. Es kennzeichnet aber die ganze Unnatur des Vorgehens der Hassenpflug und Vilmar, daß in Folge einer angeblich konservativen Politik ein Fürst aus seiner Residenz herausgelogen und zur Aufgabe der seit Jahrhunderten traditionellen, durch die Lage und gesammte Vergangenheit seines Landes bedingten Politik herausgerissen werden mußte, um den schwindelnden Bahnen dieser Dioskuren zu folgen und Hessen den Truppen der beiden katholischen Mächte Deutschlands zur Aussaugung auszuliefern. Es ist nicht abzusehen, welches die Folgen gewesen sein würden, wenn der Kurfürst, statt nach Frankfurt zu reisen, sich an Preußen angeschlossen hätte. Wenn man den weiteren Verlauf der kurhessischen Dinge überblickt, kann man jedoch mit Sicherheit behaupten, daß Vilmar damals in Hannover der Existenz des Kurstaates Hessen einen Stoß versetzt hat, der schließlich den Untergang desselben herbeiführte. Die geschichtliche Nemesis hat es gefügt, daß Hassenpflug noch die Wiederherstellung der Verfassung von 1831 und der Konsistorialrath Vilmar den Untergang der Selbständigkeit des Kurstaates erlebt haben. Sie werden wohl Beide sich nicht von der Verkehrtheit ihres Thuns überzeugt haben, aber die Geschichte hat dasselbe verurtheilt, wie das ihrer wenigen Anhänger. Beide waren politische Fanatiker, die, wie sie in ihrer Jugend radikale Burschenschaftler à la Heinrich Leo gewesen waren, wie dieser sich zu Vertretern eines klerikalen Absolutismus in einem Lande herausgebildet hatten, zu dessen Bethätigung hier alle Vorbedingungen, sogar eigentlich auch bei dem Fürsten desselben, fehlten. Denn von einer relativ kleinen Anzahl von Männern abgesehen, welche den gleichen kirchenpolitischen Ansichten der Hassenpflug und Vilmar huldigten, bestand die Gefolgschaft derselben aus sehr zweifelhaften Elementen. Man hatte in Nachahmung des preußischen Treubundes einen kurhessischen gebildet, und der Kurfürst hatte den Vorsitzenden desselben mit einem Schreiben: „an meinen lieben Amtmann Lessius" beehrt. Aber dieser Richter mußte bald darauf wegen Unterschlagung von Gerichtsgebühren kassirt werden. Ein anderes Mitglied, ein Beamter des Museums in Kassel, veruntreute werthvolle Gegenstände desselben u. s. w., alles Vorgänge, welche das Ansehen der spezifisch kurfürstlichen Partei nicht gerade zu heben im Stande waren. Es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die namentlich durch Vilmar vertheidigte Theorie des fürstlichen Absolutismus im Hinblick auf die thatsächliche Darstellung im Lande nicht wenig dazu beigetragen hat, das monarchische Gefühl abzustumpfen und die Gleichgültigkeit gegen die Forterxistenz des Kurstaates zu fördern.

(Schluß folgt.)

O. Hartwig.

*) Im Jahre 1851 schrieb Vilmar u. A. den Hessen vor, am Landesbußtage zu beten: „Laß den Geist der Kraft auf dem Kurfürsten ruhen, damit er nach Deiner Vollmacht die Frevler strafe." „Frevler" waren Alle, die über Kirche und Staat anders dachten als dieser Zelot.

**) Vilmar selbst hat den Vorgang nur mit Verschweigungen erzählt.

Heilstätten für Schwindsüchtige.

In der ungeheuren Aufregung, welche die vermeintliche Auffindung eines sicheren Heilmittels gegen die Schwindsucht durch Robert Koch seiner Zeit in der Laienwelt wie unter den Aerzten hervorrief, spiegelt sich die ganze trostlose Hilflosigkeit wieder, mit der die Aerzte wie die Kranken und ihre Angehörigen dieser ebenso häufigen wie gefährlichen Krankheit gegenüberstanden. Es wollte wenig verschlagen, daß Brehmer in Görbersdorf gelehrt und gezeigt hatte, daß die Schwindsucht nicht ganz selten heilbar sei, wie ja von hervorragenden Aerzten immer behauptet und durch Nachweis geheilter Lungentuberkeln bei an anderen Krankheiten gestorbenen festgestellt war: dies schienen und waren wirklich nur Ausnahmen von der Regel, weil auch die von Brehmer geforderten Bedingungen der Heilung nur von wenigen durch Lebensverhältnisse und Vermögen begünstigten zu erfüllen waren.

Auch die genaue Bekanntschaft mit dem Tuberkelbazillus als Veranlasser der Krankheit haben an diesem traurigen Verhältniß wenig geändert: denn alle Versuche, durch Einathmung oder innerliche Darreichung von bazillenfeindlichen Mitteln den einmal in der Lunge angesiedelten Bazillus unschädlich zu machen, haben sich gleichfalls keine größere Anerkennung erwerben können.

Durch die Erkenntniß, daß nicht ein flüchtiger von den Kranken ausgeathmeter Stoff die Krankheit verbreite, sondern nur die Uebertragung der in dem Auswurf Schwindsüchtiger enthaltenen Bazillen, wenn sie Gelegenheit haben, nach Eintrocknung und Verstäubung in die Lungen anderer zu gelangen, oder wenn sie, was unendlich viel seltener vorkommt, mit der Milch tuberkulöser Frauen oder hochgradig perlsüchtiger, d. h. ebenfalls tuberkulöser Kühe in empfängliche Menschen Eingang finden, — hat man indessen gelernt, durch Verhütung der Verstäubung und Beseitigung verdächtigen Staubes, wie durch Verhütung des Genusses kranker und nicht durch Kochen unschädlich gemachter Milch die Verbreitung der Krankheit einzuschränken oder in vielen Fällen zu verhüten.

Hierbei hat sich ferner ergeben, daß Ansteckung keineswegs immer erfolgt, wo Gelegenheit dazu vorhanden ist, sondern daß dies vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich unter der Mitwirkung begünstigender Umstände geschieht, welche die Widerstandskraft des Organismus schwächen, sei es, daß solche Schwäche angeboren, ererbt, sei es, daß sie durch ungünstige Lebensverhältnisse, wie mangelhafte Ernährung und Bewegung, schlechte Wohnung, körperliche und geistige Strapazen u. dgl. m., erworben ist. Umgekehrt hat sich aber auch ergeben, daß Besserung dieser Verhältnisse die Widerstandskraft vermehrt und bei nicht zu weit vorgeschrittener Krankheit Stillstand oder sogar Heilung derselben herbeizuführen vermag. Nur dadurch ist die Verminderung der Schwindsuchtsterblichkeit vieler Städte nach sanitären Verbesserungen, besonders nach Entwässerungsanlagen, und vorzugsweise dadurch sind die Heilerfolge der hygienisch-diätetischen Heilanstalten zu erklären.

Die Benutzung dieser war aber bisher nur einer kleinen begüterten Minderzahl zugänglich, also einer Klasse, wo die Schwere und Verderblichkeit der Krankheit sich doch nicht so fühlbar machen kann, wie unter der erwerbenden, von der Hand in den Mund lebenden Masse der Bevölkerung, wo jeder Kranke den Lebensstand der übrigen Familienmitglieder verringert und wo mit Krankheit und Tod des Ernährers die ganze übrige Familie in Noth und Elend gestürzt ist. In welcher furchtbaren Ausdehnung diese Krankheit herrscht, ergibt sich daraus, daß nach den auf einheitlicher Grundlage angestellten Ermittelungen des Reichsgesundheitsamtes, wie G.-R. Koehler in der diesjährigen Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege mittheilte, im Jahre 1893 von 1000 Todesfällen in Deutschland 105 bis 107 auf Lungenschwindsucht kamen; daß aber auf 1000 Fälle von Kindern im 1. Lebensjahre nur 10,8, vom 1. bis 15. Jahre 62,2, von 15 bis 60 Jahren 322,3, auf über 60 Jahre alte Leute 60 Schwindsuchtstodesfälle kamen, d. h. die Tuberkulose tödte ganz vorzugsweise Personen des erwerbenden Alters, und zwar geht von den Sterbenden dieses Alters jeder Dritte an Lungenschwindsucht zu Grunde. In derselben Verhandlung („Die Erbauung von Heilstätten für Lungenkranke durch Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalten, Krankenkassen und kommunale Verbände) berichtete der Direktor der hanseatischen Versicherungsanstalt in Lübeck, Gebhard, daß in Deutschland jährlich gegen 160 000 Menschen an Lungenschwindsucht sterben, daß nach dem Ergebniß von 23 Versicherungsanstalten 12,82 Prozent in Folge dieser Krankheit invalide und also etwa 8500 arbeitsunfähig wurden. Bei einer solchen Ausdehnung des Leidens ist von der Gründung von Volkssanatorien durch freiwillige Beiträge wenig Hilfe zu erwarten: es ist wie ein Tropfen auf einen heißen Stein, aber dennoch sind sie freudig zu begrüßen, als ein Zeichen des Erwachens aus der Ohnmacht gegen einen Feind, der viel mehr Opfer fordert als die Cholera, und der heute die gleiche Bedeutung hat wie im vorigen Jahrhundert die Pocken, und weil, wie Professor von Ziemßen-München sagte, die Vereine für Volksheilstätten wie eine Art Ferment, Publikum und Behörden anregend, wirken.

In den Heilanstalten wird thatsächlich, wenn sie früh genug aufgesucht werden, oft Heilung erreicht, noch öfter Arbeits- und Erwerbsfähigkeit wieder hergestellt; sie nützen aber nicht bloß hierdurch, sondern auch dadurch, daß in ihnen die Kranken sich verhalten lernen, und zwar nicht nur bei der Arbeit, sondern auch, was oft noch wichtiger ist, bei der Erholung; sie entfernen die Ansteckungsgefahr aus den Familien und lehren, Disposition und Schädlichkeiten kennen und verhüten. Versicherungsanstalten, Krankenkassen und Kommunalverbände haben, wie Herr Gebhard in seinem Vortrage eingehend nachwies, ein großes Interesse an der Gründung solcher Heilanstalten für Versicherte, da hierdurch andere Kosten sehr wesentlich vermindert werden können. Diese Heilanstalten dürfen aber nur solchen geöffnet sein, bei denen Herstellung der Erwerbsthätigkeit zu erwarten steht: also ist es nothwendig, daß die Aerzte der Krankenkassen die Krankheit früh erkennen, auf ihre Bedeutung aufmerksam machen und die Möglichkeit wie die Wege zur Heilung angeben; die Heilstätten aber müssen nicht wie jetzt die Krankenhäuser den Schwindsüchtigen als Sterbeanstalten vorschweben, sondern als Heil- und Heimstätten, in denen sie gerne weilen, um Arbeitsfähigkeit und Genesung zu erlangen. Auch das Bekanntwerden ihrer Heilerfolge ist nothwendig, um sie beliebt zu machen, wozu ärztliche Ueberwachung der Entlassenen ebenso wie zur Verhütung und ungesäumten Behandlung von Rückfällen nützlich sein kann. Die hanseatische Versicherungsanstalt, die in Andreasberg im Harz bereits eine solche Heilstätte besitzt, hat die Beiträge der Krankenkassen ermäßigt, damit sie die Zahlung der Unterstützungsgelder an die Familien fortsetzen können, und dadurch größere Bereitwilligkeit der für die Heilstätte geeigneten erzielt.

Günstige Lage der Anstalt ist wichtiger als die Entfernung, da die Reisekosten verhältnißmäßig unbedeutend sind; Gebirgsklima ist aber offenbar weniger nothwendig, als von vielen Aerzten noch heute geglaubt wird. Trockener Grund, Staubfreiheit, Windschutz durch Wald u. dgl., vielleicht auch Milderung des Klimas durch nahes Meer, sind dagegen günstige Bedingungen.

Der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege hat durch diese mit größter Sachkenntniß vorbereitete und durchgeführte Verhandlung eine Anregung gegeben, der bedeutende Folgen nicht fehlen werden, wenn Presse und Ortsvereine dem gegebenen Antriebe folgen!

Rostock. Fr. Dornblüth.

Gedichte von Carl Spitteler.

In seinem 1892 bei Albert Müller in Zürich verlegten Büchlein: „Litterarische Gleichnisse“ hatte C. Spitteler dem bekannten Märchen vom Wettlauf des Hasen und des Swinegels eine neue lustige Pointe abgewonnen, indem er es auf den litterarischen Erfolg bezog:

Die Nase rümpft' ein Hase: „Swinegel Du thust mir leid
Auf Deinem alten Standpunkt. Ich laufe mit der Zeit.“

Keuchend nach Allem lief er, was sich „Moderne“ hieß,
Durch Schweden und Norwegen, von Rußland nach Paris,

Wo nur das Kalbfell rührte ein modischer Popanz
Da hatt' er flugs als Steuer gerichtet seinen Schwanz.

Der Swinegel indessen regte sich nicht von seinem Grund und Boden.

Die Zeit hat diesen Fehler: sie dreht sich gern im Schwung
Und was zuerst veraltet, wird eh'stens wieder jung.

Nach vielen Pendelschwüngen hielt sie ermattet an
Am Hause des Swinegels: „Hollah! das ist mein Mann.“

Der Hase unterdessen, der einst modern geschmeckt,
Lag längst in einem Tümpel, vergessen und verreckt.

Von Herzen der Swinegel grunzte gemüthlich: „Gnium!
Geschieht ihm recht mit seinem verschmitzten Streberthum!“

Spitteler hat vielleicht bei dem gemüthlich sein: „Gnium“ grunzenden Swinegel weniger an sich selbst ge-

dacht als an Gottfried Keller, der oft genug den „abgehetzten Windhunden“, wie er die litterarischen Streber nannte, in unverhehlter Schadenfreude die Erfolglosigkeit aller ihr zappeligen Bemühungen voraussagte. Aber auch in Bezug auf seine eigenen Dichtungen dürfte Spitteler nach und nach in der Lage sein, ein vergnügtes „Gnium“ hören zu lassen, da allem Anscheine nach die Zeit Anstalten macht, am Hause Swinegels anzuhalten. Nicht etwa, daß dies schon geschehen wäre! Spitteler hat, in der Schweiz und in Deutschland, vorläufig nur eine sehr kleine Gemeinde eifrig bewundernder Leser und seine Bücher wurden bisher wenig gekauft. Aber man braucht nur einigermaßen bekannt und vertraut zu sein mit den litterarischen Strömungen der Gegenwart, um zu wissen, daß er, wenn erst entdeckt, rasch in die Mode kommen wird. Man sehe sich z. B. eine Zeitschrift wie den „Pan“ an, welcher es an einer den Vertretern der bildenden Künste gleichwerthigen poetischen Kraft entschieden gebricht, obschon die Herren im litterarischen Generalstab des „Pan“ keineswegs talentlos sind und unabläßig jeden Nerv dehnen und strecken nach einem „novem incognuten Wildpret“, das sie ihren Lesern so gern vorsetzen möchten. Wenn ich behaupte, daß sie in Spitteler finden würden, was sie suchen, so will ich indessen Spitteler keineswegs mit einem Unternehmen identifiziren, das neben vielem künstlerisch Schönen doch auch bereits viel spielerischen Firlefanz und manche Abgeschmacktheit in die Welt gesetzt und für „galanten Roussignuol“ aufgetischt hat.

So viel ist gewiß, daß wir in Spitteler einen Dichter durchaus eigenen Gesanges haben, eine höchst originelle Natur, deren ganze Anlage ins Große geht. Es ist bemerkenswerth, daß man beim Lesen seiner Dichtungen nicht den Eindruck gewinnt, der Dichter habe uns etwas geben, zu uns sprechen wollen, sondern daß man sich vielmehr auf der Empfindung betrifft, dieser Poet dichte eigentlich nur für sich selbst, erfülle mit all seinem Schaffen nur das Bedürfniß, sich die eigene Seele anzubauen in den köstlichen Geschmeiden leuchtender Phantasien. Jener enthusiastische Zug, auf die Menschen zu wirken, das, was man zuweilen schon als das Prophetenamt des Dichters bezeichnet hat und an Schiller, an Lord Byron und vielen kleineren, aber ebenfalls warmen Geistern liebt, fehlt in Spitteler's neuesten und reifsten Dichtungen fast gänzlich. Er ist noch objektiver als Goethe und so „moralinfrei“, daß Nietzsche's treueste Jünger ihn darum beneiden müssen. So weit kalte Vornehmheit überhaupt mit Poesie bestehen kann, tritt sie uns im Vortrag der Spitteler'schen Dichtung entgegen. Nur täusche man sich nicht, sondern bedenke, daß die härteste Lava, die wir in schön geschnittenen Gemmen bewundern, einmal doch eine heiße, brodelnde und qualmende Masse war.

Aber es ist Zeit, uns nach diesen einleitenden Worten die neuesten Gedichte Spitteler's, welche unseren Artikel veranlassen, näher anzusehen. **Balladen***) hat sie der Verfasser genannt, was ihm von Anhängern der herkömmlichen poetischen Kategorien wohl nicht ohne Protest wird durchgelassen werden, da allerdings die meisten dieser durchweg erzählenden Gedichte im engern Sinne nicht zu den Balladen gerechnet werden können. Es scheint mir aber unnöthig, da, wo so viel Schönes geboten wird, sich auf einen kleinlichen Schulstreit einzulassen.

Die 157 Seiten des Buches umschließen 8 Abtheilungen unter besonderen Titeln. Die erste ist: „Kosmisch und mythologisch“ überschrieben. „Das Sterbefest“ zeichnet sich unter den fünf Dichtungen dieser Abtheilung nicht allein durch den Gegenstand, sondern namentlich auch durch edeln Gedankengehalt und schwungvolle Verse aus. Es geht von einer phantastischen Voraussetzung aus:

Als noch Saturn der Herr der Erde war,
Geschah das Sterben einmal nur im Jahr.
Nicht einsam litt der Mensch die Todesnoth,
Es war ein feierlicher Völkertod.

*) Balladen von Karl Spitteler (Zürich, Albert Müller's Verlag 1896). Mit dem Bildnisse des Verfassers. Preis broschirt 3 Frcs. 50, geb. mit Goldschnitt 5 Frcs.

Von besonders hoher Schönheit ist der Abschiedsgesang der vom Tode Auserlesenen:

Getrost! ob auch uns trennt des Todes Schlund!
Wir stammen allesammt aus einem Grund:
Wir zielen allzumal nach einem Schluß,
Der das Zerstreute wieder sammeln muß.
Kein Hauch, kein Staub verliert sich aus der Welt,
Kein Stein ist, der ins Bodenlose fällt.
Ein Faden läuft im Irrwald der Natur;
Wohin du stehst, du trittst auf eine Spur.
Die Tröpflein rinnen unterm Fels daher:
So blind sie sind, sie finden doch das Meer.
Zuletzt ist Gott, zu oberst winkt ein Pol.
Lebt wohl, ihr Herzgeliebten! lebet wohl!

Das sind Worte, die auch ohne die angedeutete mythische Fabel ihren Gefühls- und Gedankenwerth behalten. Ein Seitenstück zu ihnen gewährt die Legende: „Die todte Erde“. Als die Engel im „glitzernden Sternenreich die traurige Weltenleiche“, die verkohlte Erde in den Wolken schwimmen sahen, da

„. . . . schlichen sie auf dem Riesengrab
Mit heimlichen Flüstern thalauf und thalab
Und erzählten mit Bangen und Zagen
Von alter verschollener Menschenzeit,
Von Krankheit und Sterben, von Zank und Streit
Einander die traurigen Sagen“.

Dann bauten sie einen Sühnaltar und wollten die todte Erde mit Weihwasser besprengen und den Himmelssegen auf sie herabflehen. Aber:

. . Der Segen flog ängstlich im Kreis herum
Das Weihwasser wälzte sich um und um —

Denn, sprach das Weihwasser:

„. . . . Ich seh', ich seh',
Auf Erden kein Plätzchen, wohin ich auch späh,
Das nie eine Thräne benetzt hat“.
Und der Segen, der sprach: „Ich suche, ich such'
Einen Fleck, einen kleinen, den nicht der Fluch,
Den nicht der Mord schon besetzt hat“.

In der zweiten, „Episch“ überschriebenen Abtheilung hat der Verfasser vier größere Gedichte zusammengestellt, die an üppigem Schwelgen in schönen Phantasien ihresgleichen überhaupt nicht leicht finden dürften. Namentlich gilt dies von dem Gedicht: „Der Venus Rundgang“, das der Verfasser selbst als „ein Gemälde“ bezeichnet hat. Wir setzen nur die Anfangsverse her:

Zwölf Stunden hatte schon des Aethers duft'ge Hand
Den Himmel über die lazurne See gespannt,
Und ohne Unterlaß die gold'nen Pfeile schoß,
In die krystall'nen Wasserhöhlen Helios,
Ob ihm vielleicht ein freundliches Geschick erlaubt,
Zu schau'n der jungen Liebesgöttin Lockenhaupt,
Des mädchenhaften Wuchses süße Harmonie,
Der Glieder Ebenmaß, das muthbeseelte Knie,
Der stolzen Lippen Zwillingspaar, von Geist verschönt,
Und das herzinn'ge Auge, das die Schöpfung krönt —

Da schwoll in einer waldesdüstern Inselbucht,
Die selten nur ein Morgensonnenstrahl besucht,
Die Woge, übergoß den Strand mit Perlenschaum.
Ein Silberschimmer quirlte nach dem Küstensaum.
Der Sprudel theilte sich und aus dem Quellenthor,
Taucht' Aphrodite hoch auf schwarzem Hengst empor.

Und nun wird, Seiten lang, ihr Weltritt beschrieben, alles in immer wechselnden Farbenstimmungen und dabei doch mit sicherster epischer Zeichnung, die alles Verschwommene ausschließt, überall feste Konturen gibt. Es ist, als ob der Dichter in diesen Versen die Malerei zum Wettstreit herausgefordert hätte, als ob er sagen wollte: Es wäre doch seltsam, wenn man nicht auch in Worten einen Domenichino oder einen Böcklin malen könnte! — Man weiß ja, welche in ihrem Wesen liegende Grenzen die Poesie und die Malerei

scheiden; in diesem „Rundgang der Venus“ hat der Dichter einen glücklichen Uebergriff gewagt, der jene Grenzen zwar nicht aufhebt, aber beweist, daß es fliegende Brücken zwischen den Schwesterkünsten gibt.

Die dritte Abtheilung bringt Heldenballaden. Es ist Spitteler's besondere Lust, zu zeigen, wie wahre Größe etwas ganz unvergleichliches ist, an das noch so schätzenswerthe Eigenschaften von Menschen zweiten und dritten Ranges niemals hinanreichen. Nietzsche in seinen belletristisch-philosophischen Versuchen hat wohl immer großes Aufheben gemacht vom „Uebermenschen“, diesen selbst aber anschaulich zu zeichnen, nicht vermocht, dies theilweise schon deshalb, weil er, als selbst nervös kränklicher Mann, zu sehr befangen blieb in der Bewunderung des bloß physischen Kraftideals, der blonden Bestie“, der er etwa noch einige starke, ruchlose Glanzgestalten der italienischen Renaissance beigesellte. Spitteler ergänzt in dieser Beziehung Nietzsche. Er hat eine ganze Galerie von Uebermenschen geschaffen, wahrhaft hochgemuthe Könige und Helden. Auch er unterschätzt im Idealtypus des Menschen die kraftvolle Leiblichkeit keineswegs So lesen wir z. B. in seinem Gedicht: „Pan, der Richter“:

. . . . „Was ist Weisheit? Was ist Tugend?
Schönheit ist das Ziel der Erde und der Werth des Lebens Jugend.
Alle Sünden sind erläßlich im Gesetzbuch der Natur
Dem, der in Gestalt und Antlitz trägt der Gottheit edle Spur.
Aber wenn der Quell nicht fluthet, der den Spruch des Lebens spricht,
Wenn der Muth nicht übermuthet, diese Schuld vergeb' ich nicht.“
Sprach's und winkte seinem Schergen Thanatos, dem Weltenhenker,
Ueberliefert' ihm zum Tode das verwelkte Volk der Denker.

Doch ist es ihm selbstverständlich, daß sich der Heldenstärke auch eine alle andern überragende seelische Größe geselle. Und da die letztere darzustellen doch immer die lohnendere, interessantere Aufgabe der Dichtung bleiben wird, legt er in Balladen, wie „Cyrus' Ende“, „die Hochzeit des Theseus“, „der Eid und die Fee“ u. s. w. auf sie den Hauptaccent. Einige der Gedichte am Schlusse des Bandes, unter der besonderen Aufschrift: „Aus Klio's Notizbuch“ gehören meiner Ansicht nach ebenfalls zu den Heldenballaden. Da finden wir z B. „die Rechtfertigung des Eroberers“. Nebukadnezar, der Völkerwürger, wird nach seinem Tode vor den Götterthron Baal's geschleppt; Tausende von bleichen Seelen, die Fäuste ballend, fluchen ihm. Auf Baal's Frage: „Kannst Du den tausendfältigen Mord bestreiten?“ antwortet der Kriegsgewaltige: „Ich kann es nicht.“ Auf die weitere Frage jedoch: „Kannst Du entschuld'gen, was Du gethan?“ gibt er zur Antwort:

„Ich kann's. Das Meer von Blut und Jammer,
Das auf der Erde quillt von Ewigkeit,
Hab' ich gegossen in Kanäle. Zwar
Durch die Kanäle wälzte sich der Jammer,
Doch längs den Ufern blühten Recht und Ordnung.“

Darauf Baal:

„Steh' auf und setze Dich zu meiner Rechten.“

Ein Gegenstück hierzu bildet die Ballade: „Der falsche Bel“. Da spricht nach der Schlacht ein todeswunder Held, der treu für die Standarte seines Königs gekämpft hat, zu diesem im Sterben:

„Wer in des Todes Auge blickt, scheut Menschen nimmermehr.
Die Fahne, die Du mir geleih'n zum Heldenkampf, schau her:
Gefälscht der Purpur, hohl das Holz, von Blech der goldne Bel!
Betrug grinst aus dem Götterbild und aus dem Schaft rinnt Mehl.
Nicht, daß mich mein geliebtes Weib oder mein Leben reut.
Hab' ich die Feinde je gezählt? Gefahren je gescheut?
Der bleiche Tod im blut'gen Feld geschieht dem Krieger recht.
Doch sei der Ruhm von gutem Gold und sei die Ehre echt.“
Sprach's, wühlte durch den Leichenpfuhl nach einem Speer und schoß
Mit seiner letzten Lebenskraft den König todt vom Roß.

Hier noch zwei Beispiele, um Spitteler's Auffassung des Helden- oder Uebermenschenthums zu charakterisiren. In dem Gedicht: „Europäisches Signalement“ blicken Nachts vor der Schlacht bei Salamis die Augen des Zeus auf die ankernden Flotten nieder und der Gott erwägt, welcher von beiden der Sieg zu gönnen sei. Da erblickt er durchs Zelt den kühnen, doch „in der Bewegung spöttischen“ Schattenriß des Themistokles und spricht:

. . . . „S'ist eine neue Art,
Das ist Europens, der Geliebten, edles Merkmal:
Verstand, der scherzt, und Größe, welche lächelt.“ Sprach's
Und in die Schale der Hellenen hüpfte Nike.

In dem andern Gedicht: „Historischer Adelsklub“ hat sich Zeus zu seinem Namensfest alle großen Todten“ aus dem Hades eingeladen. Sie trugen, „ob noch so uneins an Profil und Ausdruck, doch ein gemeinsam Muttermal im Antlitz, das Muttermal des Muthes und der Wahrheit“. Da erschien auch ein Gast mit hohepriesterlichem Schritt, die Toga in wichtigen Falten um die Brust geworfen, die Stirn bekränzt, das Lockenhaar gescheitelt. Sein Eintritt erweckt peinliches Befremden und Zeus weist ihn höflich hinaus mit den Worten, er sei wohl nur in Folge eines Mißverständnisses hier eingetreten. Als dagegen Pluto, der ihn heraufgesandt hatte, erklärend bemerken will: „Das war doch der große . . . .“ unterbricht ihn Zeus heftig mit den Worten:

„Ein feierlicher Kerl ist niemals groß.“

So viel von Spitteler's Helden Wem die Shakespeareschen historischen Dramen, die englischen, die Römerstücke, unter diesen besonders „Antonius und Cleopatra“ recht gegenwärtig sind, der wird in der Auffassung des Heldencharakters bei beiden Dichtern eine frappante Uebereinstimmung finden.

Den vierten Abschnitt, der unter der Aufschrift: „Heimath und Vaterland“ speziell schweizerische Motive behandelt, will ich hier übergehen und aus dem fünften, den „Balladen im engeren Sinne“, nur ein Gedicht mittheilen, das als Beweis dienen mag, wie auch ein alltäglicher Stoff der Gegenwart, wenn die rechte Hand ihn formt, zur Ballade taugt. Das Gedicht heißt:

Das Postmaidlein.

Stapft' ein Maidlein auf die Lützelalp,
Flink und frei und sauber allenthalb.
Bar der Scheitel, Füß' und Waden nackt
Und die Aermchen mit der Post bepackt.

Sennhöfe lehnten ihrer drei
An der Halde in derselben Reih'.
Furchtsam hielt sie an der ersten Thür,
Kramt' ein Brieflein ordentlich herfür.
Schritt zum zweiten Gaden alsdann,
Bracht' ein soltes Päckchen an den Mann.
Endlich drüben bei dem dritten Haus
Langte sie ein Telegramm heraus.
Hüpfte dann und jauchzt' ein dutzendmal,
Lief mit lust'gen Sprüngen heim zu Thal.
Gab den Beutel ab im Postkontor,
Schloff zu Bett und legte sich aufs Ohr.

Aber oben in der Alpennacht
Ward bei Licht die ganze Nacht gewacht.
Aus dem hintersten der Weiler drei
Klagte Jammerruf und Wehgeschrei.
In dem mittlern war Mordio im Schwang,
Aus dem ersten becherte Gesang.

Maidlein mit dem Kinderangesicht!
Sag', was hast dort oben angericht't?
Säh' man's auch den nicht'gen Händlein an,
Daß Dir Fluch und Segen klebt daran?

Zu der sechsten Abtheilung: „Spruch und Lied“ gehören unter anderm jene oben citirten Verse aus „Pan, der Richter“. Hier findet sich auch ein prächtiger „Hausspruch“, in dem der Dichter schließlich zu den guten Gaben, die er sich wünscht, auch Spott rechnet:

„Bedient denn, o Gott,
Mich Niemand mit Spott?
Nichts thut der Leber so wohl und lieb
Wie ein geschliffener Schnabelhieb.“

Auch die vorletzte Abtheilung: „Sinnbilder“ enthält reizvolle Dichtungen, so „die drei Fliegen“. Drei Fliegen umtanzen den Wagen, in welchem Neuvermählte ihre Hochzeitsreise nach Italien antreten. Die zwei ersten Fliegen, die „neuheitslüstern um der Rosse Nüstern“ fliegen, wissen nur von eitel Herrlichkeit und Wonne zu berichten. Aber die Dritte zischelt anderes:

. . . Ich erkor
Mir zum Kundschaftsplatz ihr feines Ohr,
Wo der Frühlingshauch die Locke kräuselt,
Wa zum Herzen der Gedanke säuselt.
Und ich sah im Traum sie heimwärts wandern.
Wenn sie schweigt, sa schweigt sie — van dem andern.
Wenn sie ihres Gatten Küsse duldet,
Seufzt sie, weil sie's dem Verhaßten schuldet.
Wenn sein Stammeln ihr die Wangen röthet,
So geschicht's var Scham, daß Schmach nicht tödtet.“

Ich möchte auch auf das Gedicht „Oktober“ hinweisen, in welchem aus dem eine Fensterscheibe trübenden Hauch eine Fülle der schönsten Anschauungen gewonnen ist und ebenso wären aus der letzten Abtheilung: „Denkwürdigkeiten“ noch manche Perlen der Poesie vorzuzeigen, z. B. „die Korrektur des Weibes“, „Achmed, der unverbesserliche Menschenfreund“, „Berufung“, „Camera obscura und bengalische Beleuchtung“. Aber es muß schließlich auch dem Finderglück des Lesers Einiges überlassen bleiben. Nur auf das letzte Gedicht des poesiereichen Buches sei noch hingewiesen, indem es bestätigt, was ich in der Einleitung zu diesem Artikel sagte, daß Spitteler nicht sonderlich darauf aus ist, auf die Mitwelt zu wirken, weil er im Grunde von seinen Zeitgenossen nicht die beste Meinung hat. Das Gedicht heißt: „Schlechte Gesellschaft“ und schildert, wie ein soeben Gestorbener und ein Neumensch, der im Begriff ist, auf die Erde zu kommen, einander am Brückensteg im Thale Josaphat begegnen und ins Gespräch gerathen. Der Verstorbene räth dem Neuling dringend ab, ins gegenwärtige Jahrhundert als Mitlebender einzutreten, und zwar mit überaus kraftvollen, leider nur zu wahren Worten:

Es ist kein Mannesmark, es ist ein Teig,
Mit Fäusten tapfer, an Charakter feig.
Es fehlt der Muth, der im Gewissen sitzt,
Der freie Geist, der frisch die Wahrheit blitzt.
Duckmäuser, hinter die Maral versteckt,
Blinzelt ein jeder pfiffig nach Respekt.
Mit Anstand ist ihr Muckerherz befrackt;
Heucheln — das Wart klingt schlecht, drum nennt man's Takt.

Mit Oel und Andacht salben sie ihr Haupt
Vor einem Gott, an welchen keiner glaubt.
Prüd bis zur Zehe, bis zum Molekül,
Entbehren sie das erste Schamgefühl,
Das Schamgefühl, den Spiegel varzunehmen,
Um var der Weltgeschichte sich zu schämen.
Denn, was erstritten unsrer Väter Thaten,
Das haben sie verschachert und verrathen.
Ich würd' mir's dach noch einmal überdenken
Und in ein redlichee Jahrhundert schwenken.

Dieses letzte Gedicht mit seinen tapfern, energischen Worten ist auch darin bemerkenswerth, daß es einen Gegensatz vorstellt zu der ruhig vornehmen, kühlen Haltung, die oben als für den Vortrag der Spitteler'schen Dichtung charakteristisch bezeichnet wurde.

Ich fühle überhaupt am Ende dieses Aufsatzes wieder gar sehr, daß Alles, was kritische Berichterstattung über eine echte, originelle Dichternatur vorbringt, immer unvollständig und lückenhaft bleibt gegenüber dem Reichthum, der Unerschöpflichkeit und auch der komplizirten Anlage eines Poeten wie Spitteler. Einzelnes, wie z. B. die Auffassung des Weibes in Spitteler's Gedichten, habe ich mit Absicht übergangen, weil es mich würde zu weit geführt haben und man doch auch den späteren Kommentatoren eines Dichters etwas übrig lassen muß. Jedenfalls darf ich hoffen, daß, wenn nicht meine Worte, so doch die zahlreich angeführten Beispiele aus Spitteler's Buche die Leser dieser Zeitschrift veranlassen werden, mit diesen „Balladen“ in eigene Beziehung zu treten.

Bern. J. V. Widmann.

Theater.

Deutsches Theater: „Der Meister von Palmyra“. Dramatische Dichtung in 5 Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

Ein leiser Abendwind streicht landwärts über das Meer. Die Sonne ist untergegangen, ein fahler Schein ruht auf der See. Langsam rollt eine Welle gegen den Strand; sie überschlägt sich. Zergehend wird sie zu neuer Welle, die strandwärts treibt: ihr Sterben ein Wiederwerden. —

Das Lied ewigen Werdens rauschen die Wellen. Sie haben Heraclit das Wort vom steten Fluß der Dinge gegeben, sie haben es zu allen Zeiten tröstend und mahnend wiederholt, sie haben es auch Wilbrandt an sein heimathliches Gestade getragen, verwebt mit den Klängen des anderen Liebes, dem vom Wellenschicksal der menschlichen Seele. Es ist das Lied des Meeres, das die Wüste in Wilbrandt's tiefsinnigster Dichtung „der Meister von Palmyra“ rauscht.

Das Geheimniß der großen Persönlichkeit zu ergründen hat Wilbrandt in seinem Roman „Adams Söhne“ zuerst diesem Wellenlied Gehör gegeben. Die Persönlichkeit muß werden, um zu sein. Die Seele muß von Form zu Form wandern, um ganz geläutert und ganz groß in Erscheinung treten zu können: so deuten Adams Söhne die Persönlichkeit Shakespeare's. Und so hat Wilbrandt in seiner Menschheitstragödie „der Meister von Palmyra“ die Persönlichkeit in ihrem Werden nicht in ihrem Sein gesucht. Ist das Werdende zu gestalten? Wilbrandt's Dichtung löst die Frage, die sie stellt.

Wie Apelles von Palmyra wird, nicht um zu sein, sondern um weiter zu werden, wie das Leben wellengleich an ihm vorüberrauscht und ihn doch dem Menschheitsziele „Reif sein ist alles“ zuträgt — darüber ist den Lesern der „Nation“ seiner Zeit berichtet worden.*) Die Aufführung des Deutschen Theaters konnte bekunden, ob die dichterisch gelöste Aufgabe auch theatralisch zu bewältigen ist.

Ein Jüngling, gefeiert und bekränzt, steht Apelles von Palmyra mit dem kraftvollen Drange, sein Leben dauernd zu bethätigen, am Eingange des Dramas. Arbeit und Genuß sind ihm die Fasern, mit denen er sich an das Leben klammert. Sein Wunsch, ewig zu leben, wird ihm gewährt. Aeußerlich altert er nur bis zur vollen Entfaltung seiner Kräfte. Aber der Tod, den er verabscheut hat, ist ihm der einzig ersehnte Freund geworden, wenn er ihn schließlich doch befreit. Innerlich hat Apelles am Schluß des Dramas einen weiten Weg zurückgelegt.

Dieselbe Welle hat ihn wiederkehrend und stetig sich erneuernd vorwärts getragen. Während Apelles in einer und derselben Erscheinungsform fortlebt, eilt die liebende Seele, die ihm die Ergänzung bedeutet, von Form zu Form. Sie stirbt ihm immer wieder, um sich immer wieder von ihm finden zu lassen. Zoe wird gesteinigt und ihre Seele ersteht ihm in Phoebe neu, nach Phoebe's Tode findet er sie in Persida, sie geht in seinen Enkel Nymphas über und erlöst ihn endlich in der Gestalt der Zenodia. Apelles bleibt äußerlich sich ähnlich; er wird innerlich; die Gestalt neben ihm bleibt innerlich sich ähnlich und wechselt Erscheinungsform mit neuer Erscheinungsform, doch so, daß seine innerliche Wandlung nur ein Reifen zur Erkenntniß ist, während ihr Wechsel von Form zu Form die Läuterung ihrer Seele bedeutet. Von Akt zu Akt sind Menschen und Zeiten andere geworden, und nur im Wechsel findet der Wechsel Einheit.

Joseph Kainz und Agnes Sorma theilten sich in die Hauptrollen. Was sie gaben, war in allen Einzelheiten echt

*) Vergl. Jahrg. VII, 370.

und wahr; aber das wellengleiche Auf und Ab von Erscheinung zu Erscheinung ließ die Einheit des Seins im Werden nicht erkennen; es wurde zu virtuoser Verwandlungsfähigkeit. Und an diesem Mißlingen trugen dennoch nicht sowohl sie als vielmehr die ihnen gestellten Aufgaben schuld. Wilbrandt's künstlerisch ganz überzeugendes Werk wurde unwahr, indem es aus dem freien Reich der Phantasie in das beengende Bereich der Bühne gerückt wurde. Es gibt eine Wahrheit, die auf den Bergen wohnt und zur Lüge wird, wenn man sie in die Großstadtstraßen zieht.

Auch kam die Aufführung des Deutschen Theaters der Phantasiethätigkeit der Zuschauer allzu wenig zu Hilfe. Sie war auf einen falschen Ton gestimmt. Weniger Realismus hätte dem Mysterium mehr reales Leben gegeben. Es fehlte das Uebermenschliche und mit ihm die Schauer, die ans Herz greifen. Emanuel Reicher als „Sorgenlöser" Tod war ein schlichter, redlicher Freund, aber man begriff nicht das Zittern der Kreatur vor diesem sorgenbefreienden Freunde. Dazu riß die Schwerfälligkeit der Dekorationswechsel Zusammengehörendes auseinander und die „offenen Verwandlungen" gingen hinter herabgelassenem Vorhang vor sich. So verloren sich die sonst fast durchgängig trefflichen schauspielerischen Leistungen in Einzelheiten und Bruchstücke. Disjecta membra poetae!

Wenn das Publikum Wildbrandt in dieser Aufführung des Meisters von Palmyra dennoch als ganzen Dichter erkannte und feierte, so zeugt das mehr von der dichterischen Kraft der Einzelheiten als es die tiefe Bedeutung der Dichtung in ihrer Gesammtheit bekunden kann: — der Werth einer jeden Aufführung des Meisters von Palmyra wird darin gipfeln, daß das Publikum daran zu erinnern, daß es in dieser Dichtung ein wunderbares Buchdrama besitzt.

Ernst Heilborn.

Zeitschriften.

Rivista storica del Risorgimento italiano diretta dal Prof. B. Manzone. Torino. Roux Frassati e Co.

In dieser Zeitschrift, von der soeben das erste recht interessante Heft ausgegeben ist, besitzt Italien jetzt einen Sammelpunkt für Urkunden, Abhandlungen, Notizen und Mittheilungen aller Art, welche sich auf die „Wiedergeburt" Italiens in unserem Jahrhundert beziehen. Wir in Deutschland haben dafür das Bismarck-Jahrbuch des Herrn Horst Kohl, das in seinem 2. Jahrgange u. A. die Entwürfe der Arbeiten für das Referendarexamen des Altreichskanzlers bringen wird.

Man könnte versucht sein, eine Reihe von Betrachtungen darüber anzustellen, wie sich in der Verschiedenheit dieser periodischen Publikationen der Gegensatz der politischen Auffassung der Einheitsbewegung in Italien und Deutschland spiegelt, welche dort und hier vielfach verbreitet ist. Doch wir wollen es den Lesern der „Nation" überlassen, diese recht nahe liegenden Gedankenreihen weiter auszuspinnen. Nur Eins möchten wir hervorheben, daß man sich unter diesen Umständen nicht darüber wundern darf, wenn viele Feinde Deutschlands sich zu dem Glauben berechtigt halten, die deutsche Einheit werde mit dem Mann auch zu Grunde gehen, der sie ja selbst nach dem Urtheile vieler Deutscher allein geschaffen habe. Lieber wollen wir einige Augenblicke bei dem Inhalte der neuen Zeitschrift verweilen, der geeignet ist, uns die verschiedenen Kräfte, welche in Italien bei der Bildung des Einheitsstaates mitgewirkt haben, in ihrer Thätigkeit zu zeigen. Vor Allem aber möge auf die erste Abhandlung hingewiesen werden, die unter dem Titel: Come il Gabinetto Lanza ci condusse a Roma und nach den Tagebüchern und Mittheilungen eines Mitgliedes dieses Ministeriums, Stefano's Castagnola, die innere Geschichte der italienischen Politik, welche zur Besetzung Roms im September 1870 führte, aus erster Quelle erzählt.

Man hat wohl gesagt, die Politik des Ministeriums Lanza sei damals eine unentschlossene und zaudernde gewesen, die der Größe des Moments nicht entsprochen habe. Daß das Ministerium Lanza nicht überstürzt und ohne Bedenken sich auf dieses so folgenreiche und in seinen Konsequenzen ganz unübersehbare Unternehmen eingelassen hat, und daß bei ihm eine Menge von großen Schwierigkeiten zu überwinden war, ergibt sich allerdings auch aus der Erzählung Castagnola's. Aber wir Deutsche sollten doch einem Ministerium Lanza daraus keinen Vorwurf machen. Denn man wird doch nach Allem, was wir bei uns über die Behandlung kirchenpolitischer Fragen erlebt haben, sagen dürfen, es hätte sich in ganz Deutschland kein Ministerium gefunden, das den heiligen Vater zu depossediren den Muth gefunden hätte. Auch das Ministerium Lanza hatte es mit einer Kamarilla zu thun (S. 35, Anm. 3) und der Prinz Napoleon, der in Florenz damals persönlich die Sache Frankreichs bei seinem Schwiegervater vertrat, war auch keine angenehme Zugabe für das Ministerium. Aber der leitende Geist desselben, Quintino Sella, hat doch Alles überwunden, gestützt und getragen von der patriotischen Bewegung der katholischen Bevölkerung. Beiläufig bemerkt ist in den Berichten Castagnola's nichts von den Abmachungen eines gegen Deutschland gerichteten Dreibundes zu finden, der jetzt nach den Darstellungen eines deutschen Publizisten eine so große Rolle in der Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges gespielt haben soll.

Sind auch die übrigen Aufsätze des Heftes nicht so wichtig als diese Publikation der Aufzeichnungen Castagnola's, so enthalten sie doch sämmtlich interessante Beiträge zur Geschichte der italienischen Einheitsbewegung und der zahlreichen Kämpfe, zu denen sie in den verschiedenen Theilen Italiens geführt haben. So hat z. B. der Kampf um Monterotondo am 26. und 27. Oktober 1867 eine sehr eingehende Darstellung von Fr. Giovagnoli gefunden. Wir müssen daher sagen: Wer sich mit der Geschichte Italiens in unserem Jahrhundert beschäftigt, wird die neue Zeitschrift nicht entbehren können.

K. H.

Eine Zuschrift.

Verehrliche Redaktion!

Mit Bezug auf die Zuschrift des Herrn Prof. G. Karsten aus Kiel in der vorigen Nummer der „Nation", welche sich gegen die von mir dem Herrn Prof. Credner aus Greifswald in seinem Lübecker Vortrage zugeschriebene Aeußerung wendet, daß sich seit der Eröffnung des Nordostseekanals eine Zunahme im Salzgehalt der Ostsee bemerkbar gemacht habe, erlaube ich mir zu bemerken: die betreffende Stelle gehörte den Schlußsätzen des Credner'schen Vortrags über die Ostsee und deren Entstehung an, die ich zufällig zu hören verhindert war und über die ich mich zur Ergänzung meines Berichtes von einem befreundeten Arzte unterrichten ließ, der, wie ich dem Vortrage aufmerksam gefolgt war, aber, da er ebensowenig wie ich Geolog von Fach ist, jenen Sätzen irrthümlich eine andere sachliche Bedeutung beimaß als der Redner ihnen zu geben beabsichtigte. Dem Wortlaute nach, den Herr Professor Credner auf meine Anfrage nach dem Schreiben des Herrn Professor Karsten mir mitzutheilen die Güte hatte, ist dies Mißverständniß leicht erklärlich; die betreffende Schlußstelle lautete wörtlich: „Schon beginnen, wie berichtet wird, die salzreicheren Nordseewasser durch den Kaiser-Wilhelms-Kanal sich gegen die Ostsee hin auszubreiten, die neugeschaffene Verbindung der letzteren mit dem Weltmeere und damit die beginnende neue Phase in der kommerziellen Geschichte unseres Binnenmeeres andeutend — hoffen und wünschen wir, daß auch diese Wandelung zum Segen und dauernden Heile der Stadt Lübeck ausschlagen möge, in deren Mauern wir diese uns Allen unvergeßlichen Tage verleben durften."

Es war also lediglich eine rhetorische Schlußwendung, in der der Redner die Nordseewasser sich aufwärts bewegen ließ. Hoffentlich ist der Flecken auf dem von Prof. Credner entworfenen Bilde durch diese Richtigstellung getilgt; seine geliebte Ostsee soll Prof. Karsten nicht über Gebühr versalzen werden. Mir war übrigens die Thatsache, daß die Sohle des Nordostseekanals von Osten nach Westen geneigt ist, nicht unbekannt; doch würde mir nach den Gesetzen der Diffusion und der kommunizirenden Gefäße ein Einfluß des Wassers der Nordsee auf das der Ostsee durch den neuen Verbindungsweg nicht a priori ausgeschlossen erscheinen. Indessen nehme ich mit Dank die Belehrung Prof. Karsten's über die bisherigen Beobachtungen an.

Berlin, 9. Oktober 1895. E. Schiff.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 3 Berlin, den 19. Oktober 1895. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der „Vorwärts“ hat auf den Breslauer sozialdemokratischen Parteitag, als er beendet war, einen Hymnus gesungen; der Inhalt des Hymnus läßt sich durch die Worte charakterisiren: Die Partei an innerer Kraft gestärkt, so einig wie je durch die Aussprache, setzt sich zu neuer Siegeslaufbahn in Bewegung.

Darf man nach solcher stolzen und zuversichtlichen Ankündigung eine ganz bescheidene Frage wagen?

Für das Agrarprogramm haben sich die leitenden Männer der Partei, die das größte und am wenigsten bestrittene Ansehen genießen, und die Majorität der Kommission mit aller Kraft eingesetzt; das Agrarprogramm, das vollständig ins Wasser gefallen ist, war überhaupt der einzige bedeutungsvolle Berathungsgegenstand des Parteitages. Wenn dieses Programm, dessen hohe Wichtigkeit von zahlreichen sozialdemokratischen Rednern behauptet worden ist, nun angenommen worden wäre, statt verworfen zu werden; wenn der Parteitag einstimmig oder mit gewaltiger Majorität sich mit der Kommission und den führenden Männern in Uebereinstimmung erklärt hätte, und wenn kein Zwiespalt in die Erscheinung getreten wäre, und wenn keine tief verletzenden Worte gewechselt worden wären, was hätte der „Vorwärts“ dann geschrieben? Er hätte augenscheinlich auch nur dasselbe schreiben können, was er nunmehr geschrieben hat, nachdem sich herausgestellt, daß die Majorität der Partei in einer angeblich wichtigen Frage einen ganz anderen Standpunkt einnimmt wie führende Männer mit alt erworbenem Ansehen. Woraus sich die merkwürdige Folgerung ergibt, daß es für die sozialdemokratische Partei ganz gleich ist, ob die angesehensten Führer mit der Masse der Genossen übereinstimmen oder ob sie nicht übereinstimmen; ob man auf einem Parteitage böse Worte wechselt oder ob man sich einträchtig in den Armen liegt, das macht keinen Unterschied. Das eine beweist die Stärke der Partei und das ganz Entgegengesetzte auch; und das eine verkündet ihren Sieg und das ganz Entgegengesetzte auch. O glückliche Partei!

Und nun das genaue Widerspiel hierzu!

Bevor der Parteitag zusammengetreten war, hörte man in jenen politischen Kreisen, die Ausnahmegesetze gegen die Sozialdemokraten inbrünstig verlangen, das Folgende: Die städtische Arbeiterbevölkerung ist schon revolutionirt; jetzt soll der Ansturm auf die ländlichen Massen erfolgen, auf jene treuen ländlichen Massen, die zur Zeit noch die festen und unerschütterten Stützen des heutigen Staates sind. Ruhig soll man zusehen, wie die sozialdemokratische Partei ihr ruchloses Beginnen am hellen lichten Tage und unter den Augen der staatlichen Autorität fortsetzt, wie sie die Waffen für den Umsturz schmiedet. Man bereitet die Revolution vor, weil die frivolen und mit Blindheit geschlagenen Freisinnigen es so wollen.

Das war eine recht ernste Philippika.

Nun ist der Parteitag vorüber und das Agrarprogramm ist elend zu Grunde gegangen. Was folgt daraus?

Daraus folgt keineswegs nach der Auffassung jener, welche den Staat durch die Polizeifaust retten wollen, daß nunmehr eine ernste Gefahr beschworen sei; durchaus nicht. Dieselben politischen Weisen haben jetzt nach der Beseitigung des gefährlichen Agrarprogramms entdeckt, daß die Gefährlichkeit der Sozialdemokraten sich erst recht gesteigert hat, und das kam so.

Es hat nämlich nach der Ansicht jener die „stärkere Tonart“, die „revolutionäre Richtung“ in Breslau offenbar gesiegt. Und so ergibt denn auch diese Beweisführung, daß die Annahme des Agrarprogramms ein Anzeichen ernstlicher Gefahr gewesen wäre, und daß die Ablehnung des Agrarprogramms gleichfalls ein Anzeichen ernstlicher Gefahr ist, so daß es denn auch von diesem Standpunkt aus als ganz

gleichgültig erscheint, ob die Sozialdemokratie das eine thut oder ob sie das Entgegengesetzte thut; sie bleibt gleich gefährlich, und gleich nothwendig bleiben Ausnahmemaßregeln.

O glückliche Folgerichtigkeit, welche die Nothwendigkeit von Polizeigesetzen unter allen Umständen zu erweisen im Stande ist, wie andererseits die Sozialisten wiederum ihren Sieg unter allen Umständen erweisen.

Augenscheinlich steht die Auffassung, welche die Sozialdemokratie markirt, in innigster Wechselwirkung mit jener Auffassung, welche ihre intimsten Gegner vertreten. Die einen sagen, wir sind ebenso furchtbar, ob wir uns zanken oder ob wir uns nicht zanken; und die anderen attestiren, ihr seid furchtbar, ob ihr das Agrarprogramm annehmt oder ob ihr es ablehnt, folglich, so fügt man hinzu, müssen die Gesetze gegen Euch verschärft werden.

Daß es eine geschickt gehandhabte Methode der Leiter der Sozialdemokratie ist, ihre Partei unter allen Umständen als einen brüllenden Löwen darzustellen, ist augenscheinlich; und es ist ebenso augenscheinlich, daß jene, welche sich als die furchtbarsten Gegner der Sozialdemokraten aufspielen, die sozialistischen Führer in jenem Streben auf das Wirksamste unterstützen.

Die Ursache, welche die Haltung der sozialdemokratischen Führer bedingt, ist klar. Mit Enthusiasmus und Siegeszuversicht und nochmals mit Enthusiasmus und Siegeszuversicht soll die Masse der Anhänger in einem beständigen Rausch erhalten werden. Dieser Rausch ist bestimmt, darüber zu täuschen, daß man thatsächlich dem Ziele bisher nicht näher kam und daß auch gar keine reale Hoffnung vorhanden ist, ihm demnächst näher zu kommen, und man soll auch gar keine Zeit haben, das Ziel selbst, das so schön und so herrlich sein soll, auf seine Schönheit und seine Herrlichkeit hin nüchtern zu prüfen.

Und wenn die anderen nun gleichfalls den unaufhaltsamen Siegesmarsch der Sozialdemokraten bestätigen, so giebt es unter ihnen viele freilich, die das aus unklarer Philisterfurcht thun, aber es giebt auch einige, welche wesenlose Gespenster als wesenlose Gespenster erkennen, und die doch die Bestürzten spielen, weil sie der Ansicht sind, daß gar nichts so geeignet sei, eine gesunde und freiheitliche Entwicklung in Deutschland aufzuhalten, wie das erneute Heraufbeschwören des rothen Schreckens. Vielleicht sagen die Worte „gar nichts" zu viel; denn neben dem rothen Gespenst thut der Militärkonflikt den gleichen Dienst; und so ist es denn seit dem Jahre 1848 bald die eine, bald die andere Mine gewesen, durch die das wachsende Werk des Liberalismus von verderblichen Händen wieder und wieder in die Luft gesprengt worden ist. Solches Thun war reaktionäre Tradition und solches Thun unterbrach stets erneut ein folgerichtiges und gesundes inneres Wachsthum zum großen Schaden unseres deutschen Vaterlandes.

Wie steht es denn nun aber in Wahrheit mit der Bedeutung des Agrarprogramms?

Glaubt man denn, daß ein sozialdemokratischer Bauernagitator, der auf die Dörfer hinausgegangen wäre, fein säuberlich aus seiner Tasche das Programm gezogen hätte, um seinen ländlichen Zuhörern einen Paragraphen nach dem andern mitzutheilen? Und weil nun ein Agrarprogramm nicht vorhanden ist, soll man darum glauben, daß der sozialdemokratische Abgesandte den Bauern sagen muß: Unsere Partei hat beschlossen, daß wir Euch gar nichts bieten können.

Das eine wäre nicht eingetreten, und das andere wird nicht eintreten.

Ob mit oder ob ohne Programm, das ist so gut wie ganz gleichgültig; der sozialdemokratische Agitator sagt in dem einen Fall wie in dem andern Falle jenen, die er bearbeiten will, nicht das, was ein Parteitag beschlossen hat, sondern das, was er im Interesse seiner Partei und von seinem allgemeinen politischen Standpunkt aus für wirksam hält; aber um die Leitsätze mit ihren Einzelheiten, wie sie fein stilisirt und gedruckt vorliegen, darum kümmert sich Niemand mehr, nachdem große und lärmende Schlachten auf Parteitagen um sie geschlagen worden sind. Ja wie viel Leute giebt es denn überhaupt in Deutschland und selbst unter den emsigsten Politikern, die vom ersten bis zum Schlußparagraphen auch nur ihr eigenes Programm im Kopfe haben.

Das Schicksal von Programmen ist es, daß sie erbitterte Kämpfe bei den Berathungen heraufbeschwören, und alsdann wird das Programm, nachdem es berathen ist, so gut wie vergessen. Politik macht man nicht mit großen Programmen, die sagen, was zu irgend einer Zeit einmal kommen soll oder kommen sollte. Politik macht man mit jenen Erfordernissen, die der Augenblick auferlegt, aber freilich muß diesen Erfordernissen genügt werden auf Grund einer festen politischen Weltanschauung. So machen die Engländer, so machen die Amerikaner ihre Politik, und sie sind es, die praktische Politik treiben.

Daher wäre auch am Ende aller Enden das Ergebniß der Berathungen über das Agrarprogramm in der Wirkung für die reale Politik ziemlich gleich geblieben, ob man den Entwurf nun ablehnte oder annahm. Ein Programm drückt aus, was eine Partei will; aber darum noch lange nicht, was eine Partei kann; und wenn es die Breslauer Berathungen auch nicht erwiesen hätten, bei klarer Voraussicht hätte man doch sich darüber nicht täuschen können, was die Sozialdemokratie trotz ihres Willens nicht kann; sie kann nicht, will sie bleiben, was sie ist, an die Masse der landbesitzenden Bevölkerung heran kommen; das haben die Berathungen in Breslau zum Ueberfluß bestätigt, und diese Bestätigung ist für die sozialdemokratische Partei um so weniger erfreulich, weil die Debatten mit ungewöhnlich erbitterten persönlichen Auseinandersetzungen verknüpft gewesen sind.

Wir in Deutschland treiben immer noch politische Scholastik. Statt die lebensvollste Kunst, die Politik, auf Grund der Beobachtung des Lebens zu traktiren, sind wir geneigt, sie zu traktiren auf Grund von papierenen Programmen und auf Grund von papierenen Zeitungsartikeln und auf Grund von großen politischen Theatervorstellungen; als steckte darin das ganze Leben einer Partei. So wird denn auch die Behandlung der Sozialdemokraten niemals in Deutschland eine verständige werden, wenn man nicht hinter dem papierenen Leben das wahre Leben der Partei und hinter den Festvorstellungen ihr Werkeltagsdasein zu beobachten sich gewöhnt. Erst dann wird man erkennen, welche zahlreichen Keime der Weiterbildung innerhalb der Partei vorhanden sind, und wie es zum Herauskommen aus der Sackgasse, in der wir heute uns befinden, nur einen Weg giebt; den Weg Englands, auf den so oft schon verwiesen worden ist. Den Arbeitern muß die Freiheit der Bewegung bleiben, damit sie sich differenziren können, und dem Staat muß die Kraft bleiben, daß er diesen langsamen und wechselvollen Prozeß der Umbildung als starker Hüter der bestehenden öffentlichen Ordnung überwachend abwarten kann.

Herr Minister von Bötticher wird vor einem Verdacht sicher sein. Daß wir aus politischen Gründen für ihn eine besondere Zärtlichkeit empfinden — solche Behauptung, die ihn in konservativen Kreisen kompromittiren könnte, wird man kaum aufzustellen wagen. Das politische Geschäft scheidet also bei den nachfolgenden Betrachtungen vollständig aus; es handelt sich nur um die allgemein menschliche Ehrlichkeit und um den allgemein menschlichen Anstand in öffentlichen Dingen, und gerade, weil diese Eigenschaften in Bezug auf Herrn Stöcker und Herrn von Hammerstein und in Bezug auf die konservative Partei leider so eingehend erörtert werden müssen, darum ist es doppelt geboten, daß die Grenzlinie scharf sichtbar bleibt, wo ein Kampf im Interesse jener Güter sich scheidet von der Freude am Skandal und an der Sensation, und von der Bekämpfung des Gegners mit allen Mitteln; diese Grenzlinie wird heute mit klar erkennbarer Absicht oder auch in mangelnder Voraussicht zu verwischen gesucht.

Herr Minister von Bötticher hatte einen Schwiegervater, der mehr Geld verlor als er besaß. Ob sein Schwiegervater nicht nur ein ruinirter Mann war, sondern auch ein strafbarer Mann, steht für die Oeffentlichkeit nicht fest. In dem einen Falle wie in dem anderen Falle ist ein solches Ereigniß für einen Schwiegersohn ein Unglück, aber nur ein Unglück, für das ein Verwandter keine Verantwortung tragen kann. Gleichwohl zog Herr von Bötticher aus diesem von ihm nicht verschuldeten Unglück eine zwiefache Konsequenz. Er stellte sein Staatsamt sogleich dem Monarchen zur Verfügung, und er opferte außerdem für seinen Schwiegervater sein gesammtes Vermögen. Das ist die tadellose Haltung eines Ehrenmannes, und dies muß offen ausgesprochen werden.

Fürst Bismarck setzte es durch, daß Herr von Bötticher im Amte blieb, und Fürst Bismarck soll aus dem Welfenfonds für den ruinirten Schwiegervater Beträge flüssig gemacht haben. Folgt daraus Ungünstiges für Herrn von Bötticher? Herr von Bötticher, der gehen wollte, blieb, weil Fürst Bismarck und der Monarch es wollten; und nicht Herr von Bötticher hatte über den Welfenfonds zu verfügen, sondern Fürst Bismarck unter Zustimmung des Monarchen, und wenn der Schwiegervater des Herrn von Bötticher als Reichsbankbeamter sich auf Abwege begeben haben sollte, so wäre wiederum nicht Herr von Bötticher verpflichtet gewesen, dem Gesetze Achtung zu verschaffen, sondern Fürst Bismarck als höchste Aufsichtsinstanz für die deutsche Reichsbank.

Also wenn man vorgehen will, so gehe man in der rechten Richtung vor; aber die öffentliche Meinung hat ebensowenig Veranlassung, ihre Beihilfe einer alten Ranküne zu leihen wie andererseits einer bis in die Einzelheiten zu verfolgenden Anzettelung, welche den realen Hammerstein-Stöcker-Skandal hinter einem fiktiven Boetticher-Skandal verschwinden lassen möchte.

In Hamburg verstarb der frühere nationalliberale Reichstagsabgeordnete Dr. I. Wolffson, ein ausgezeichneter Mensch, ein Vorbild bürgerlicher Ehrenhaftigkeit im öffentlichen Leben wie in seiner Berufsthätigkeit als Rechtsanwalt. Seine Bestattung vollzog sich in Hamburg unter allgemeiner Theilnahme und die Leichenrede, die der Senator Dr. Hertz, der Chef des Hamburgischen Justizwesens, am Sarge hielt, feierte den Verstorbenen in einer wahrhaft vornehmen Weise. In unserer Zeit des blödesten Rassenhasses fällt diese tiefempfundene Leichenrede zugleich auf durch eine früher selbstverständliche heute selten gewordene Vorurtheilslosigkeit. Wolffson war Jude. Senator Hertz konnte daran erinnern, daß dem Verstorbenen bis zu seinem 31. Lebensjahre, bis zur Umwälzung von 1848, als Juden sogar das Auftreten vor Gericht untersagt war. Später stellten ihn seine Berufsgenossen in den drei freien Städten an ihre Spitze. „Und — so fuhr der Redner fort — als vor fünf Jahren die ausgezeichnetsten Kräfte aus dem ganzen deutschen Vaterlande zusammen berufen wurden, um das Bürgerliche Gesetzbuch überzuprüfen, da muß es ihn, wie uns, mit stolzer Genugthuung erfüllt haben, daß er, der 73jährige, der sein 50jähriges Jubiläum hinter sich hatte, als einziger Rechtsanwalt und als einziger Nichtchrist, in diese Versammlung berufen wurde".

Welcher Religion hat er angehört? so fragte der Redner weiter, um die schöne Antwort zu geben: „Ich weiß nur, daß er zu der Gemeinde derer gehörte, die sich hüten, daß sie in keine Sünde willigen und die den Nächsten lieben wie sich selbst".

Wie wohlthuend sind derartige Worte in dem fanatischen Gezänke unserer Tage.

Unseren Glückwunsch Italien, das in Afrika neue Siege gegen die Abyssinier errungen hat. Wäre die Entwicklung doch erst so weit, daß man unseren italienischen Freunden auch zu den wirthschaftlichen Ergebnissen ihrer Kolonialpolitik Glück wünschen könnte.

* * *

Die politische Indolenz.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß in den Tagen, in welchen des Reiches erstes Vierteljahrhundert gefeiert wird, über die innerpolitische Entwicklung Deutschlands eine kleinlaute Stimmung herrscht; man vernimmt über diese wichtige Seite des staatlichen Lebens von keiner einzigen Seite und Partei Worte freudiger Anerkennung und ehrlicher Befriedigung. Gerade die Anhänger der Richtung, welche seit 25 Jahren in rückhaltloser Hoffnungsfreudigkeit mit dem Strom der inneren Politik geschwommen sind, klagen laut über die Enttäuschung, welche der Zustand von heute ihnen bereite und von ihrem geistigen Haupt wurde unlängst durch sein Organ verkündet, daß die Ursache seiner wenig gehobenen Stimmung „die Betrübniß über die innere Entwicklung des Reiches" sei. Welcher Grad von Befriedigung an der Spitze der Regierung selbst über die politischen Zustände herrscht, ist aus den verschiedenartigen Aussprüchen nicht mit Sicherheit zu erkennen, aber darüber wird man sich auch dort keinem Zweifel hingeben können, daß die vor einigen Jahren den Brandenburgern gegebene Zukunftsverheißung: „Herrlichen Tagen führe ich euch entgegen" für die Brandenburger und für die übrigen Deutschen zur Zeit noch nicht in Erfüllung gegangen ist; auch ist der Gedankengang von der Verwendung der „Garden" im eigenen Lande kein Symptom einer besonders rosigen Auffassung. Gewiß ist das Eine, daß in fast allen Kreisen der Grad politischer Befriedigung unerwünscht niedrig ist und daß das Kopfschütteln noch immer eine nationale Beschäftigung bildet.

Zum Theil sind die Klagen, welche laut werden, das Echo der Enttäuschten, denen man seit zwei Jahrzehnten die Lehre von der Allmacht des Staates gepredigt hat. Diese trügerische, menschenverwöhnende Heilswahrheit hat offenbar deshalb so viele Gläubige gefunden, weil sie trotz der Verschiedenheit der Motive und der Ziele gleichzeitig von der äußersten Linken und von der äußersten Rechten, von den Zünftlern, wie von den Zöllnern und außerdem von allen jenen Schriftgelehrten verbreitet worden ist, welche die militärisirende Reichspolitik des ersten Kanzlers mit dem Heiligenschein der Unfehlbarkeit zu umgeben sich bemühten.

Aber tiefer sitzt noch ein anderer Schaden.

Alle Welt ist einig in der Klage über die herrschende politische Indolenz. Gerade auch von Seiten der Regierungsanhänger seufzt man über den Mangel politischer Aktivität und man wird nicht müde, diesen Defekt dem deutschen Wähler und dem deutschen Bürger als Charakterfehler anzurechnen.

Aber der unentwickelte und unerzogene politische Wille ist nur zu einem Theil die Schuld der Einzelnen und zum größten Theil die Schuld eines falschen Systems. Die Erziehung der Bürger zur Passivität ist bei uns lange Zeit hindurch eine förmliche Aufgabe der Staatskunst gewesen. Das große Wort eines kleinen Geistes vom „beschränkten Unterthanenverstand" und von der „Ruhe, die die erste Bürgerpflicht ist", wurde zwar nicht mehr im Munde geführt, aber um so sicherer im Herzen getragen und bildet schon verhängnißvoll lang die Richtschnur der Regierungsweisheit. Die Bürger, welchen man zwei Jahrzehnte lang die Allweisheit des leitenden Staatsmanns in allen Tonarten verkünden ließ, wurden langsam aber sicher der geistigen Mitarbeit entwöhnt. Die Initiative, die, aus dem eigenen Nachdenken entspringend, möglicherweise zu einer oppositionellen Thätigkeit führen könnte und deshalb als unbequem galt, erlahmte unter dem geübten Druck. Das Glauben erschien auch in weltlichen Dingen als die höhere Tugend gegenüber dem Denken und groß ward allmählich die Zahl der Tugendhaften, die es, anstatt selbst mit Hand anzulegen, für bequemer und für förderlicher fanden, die Hände in den Schooß der Regierung zu legen. So hat man mit allen Schlafmitteln das Geschäft der politischen Einschläferung betrieben, die nur ab und zu durch offiziös organisirte und mechanisch verlaufende „Entrüstungsstürme"

auf kurze Zeit unterbrochen wurde. Hand in Hand damit ging eine ausgiebige Verwendung von Straf- und Drohmitteln, die Arbeit des politischen Fortschritts und ihre Repräsentanten wurden verdrängt, verfolgt und verhöhnt. Da gleichzeitig die Parole ausgegeben wurde, die politischen Parteien hätten sich überlebt, die politischen Reformen seien werthlos, einzig und allein die wirthschaftlichen Interessenforderungen haben noch eine Berechtigung, und da zudem die Nutzlosigkeit politischer Kämpfe durch die bei jeder geeigneten Gelegenheit markirte Ohnmacht der Volksvertretung einleuchtend illustrirt wurde, so konnte es nicht fehlen, daß diese planmäßige Ablenkung des öffentlichen Geistes der Gleichgültigkeit, dem Wirrwarr und jener Zersplitterung der politischen Gruppen wirksamen Vorschub geleistet hat, deren unerquicklicher Anblick den Bürger dem politischen Leben entfremdet

Aber all das hätte noch nicht genügt, wenn sich nicht auf einem besonderen Gebiet die gleiche Tendenz und der gleiche Fehler fortgepflanzt hätte. In dem Irrwahn, daß der „Reichsgedanke" dies erfordere, lenkte man die öffentliche Theilnahme geflissentlich ab von dem Eigenleben der Mittel- und Kleinstaaten mit ihren, dem Verständniß und Interesse weiter Kreise näherliegenden und leichter zu beherrschenden Fragen und Verhältnissen. Man unterschätzte völlig den Werth der politischen Erziehung, welche gerade in diesen Verhältnissen solid erfolgen konnte, und man hatte kein Auge für den engen Zusammenhang, welcher zwischen den Bewegungsreihen des weiteren und des engeren Vaterlands besteht. Auch die öffentliche Meinung Norddeutschlands gab eine zeitlang dem offiziellen Vorurtheil nach; doch will es scheinen, als ob in den Ansichten sich eine Wandlung angebahnt habe und als ob die Erfahrung, dieser überzeugendste Docent, immer größere Kreise für die politische Einsicht erobert habe, daß die Verkümmerung des Eigenlebens in den Einzelstaaten kein Gewinn, sondern ein Nachtheil für den Gesammtstaat sei und daß umgekehrt die Entfaltung der im Einzelstaat vorhandenen politischen Kraft auch das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit nachhaltig stärke und befruchte. Die einfache und natürliche Wahrheit, daß der Organismus dann am gesundesten ist, wenn die einzelnen Glieder gesund funktioniren, ist von der Regierungsweisheit in Reich und Land seltsam verkannt worden. Darunter litten nicht bloß die Bevölkerungen der einzelnen Länder, welche in jener Auffassung einen weiteren Anreiz fanden, sich der Selbstthätigkeit zu entwöhnen, sondern in vielleicht noch höherem Grade die Vertreter dieser Länder selbst, die sogenannten verbündeten Regierungen, deren Initiative bei der geübten Praxis derart einschrumpfte, daß vom „Regieren" vielfach nur der Name übrig blieb. Es gab Zeiten, wo ein abweichender Antrag in einer sachlichen Frage, z. B. in der Quittungsstempelsteuerfrage, als eine Auflehnung gegen den „Reichsgedanken" geächtet wurde und einen Sturm in den stillen Wassern des Bundesraths entfesselte. Unter diesem falschen System und unter den vielmißbrauchten Schlagworten „Reichstreue" und „Partikularismus" ist mehr gesunde politische Initiative verkümmert, als für Deutschland heilsam war. Dafür ist jene Passivität herangeblüht, welche den „Geist" immer erst von außen oder richtiger von oben, vom „Centralpunkt" aus erwartet. Die Vorenthaltung einer gesunden Selbstverwaltung und die Beibehaltung indirekter und plutokratisch unvernünftiger Wahlsysteme thäten das Uebrige.

Mit all dem glaubte man sehr klug zu sein und man ist in Wahrheit sehr kurzsichtig gewesen. Auf dem politischen Brachland wuchert am schnellsten das Unkraut des politischen Pessimismus und der öffentliche Geist, den man von den natürlichen Zielen einer soliden Fortentwicklung geflissentlich ablenkt, er flüchtet nur allzu leicht in ungesunde Gegensätze und zu den alten unduldsamen religiösen und wirthschaftlichen Vorurtheilen und Gegensätzen zurück, die man zum Vortheil der modernen Staatsidee für überwunden ansah und die zu überbrücken früher für eine beste Aufgabe wahrer Staatskunst galt.

So stehen wir denn heute, wie ein Blick auf die deutschen Lande zeigt, vor einem Zustand, unter dem die Reichsregierung selbst am meisten zu leiden begonnen hat.

Sie ruft in Toasten und offiziösen Artikeln die Volkskraft zu Hilfe für die Fortführung einer Politik, welche jene Kraft entnervt hat, und sie klagt — es ist ein tragikomischer Anblick — den mangelnden Bürgersinn an, daß er Schuld an ihrer Schwäche sei. In Wahrheit ist die Regierung schwach, weil sie und ihre tonangebende Vorgängerin das innere Leben ihrer Nation geschwächt hat; weil man einem gebildeten Volk nicht ungestraft die Forderungen und Konsequenzen eines freien Rechtsstaats vorenthält; weil der Wind jener Theorie von der alleinigen Berechtigung wirthschaftlicher Forderungen und Parteien den Staatsmännern längst von Sozialisten und adligen Bauern aus dem Segel genommen ist, und weil das „Divide et impera" ein trügerisches Heilmittel zur Erreichung der Wohlfahrt eines bürgerlichen Staats ist.

Unter dem Mangel eines gesunden politischen Fortschritts droht sich in Preußen, das, wenn es der Führerstaat sein will, vorwärts und nicht zurückschreiten müßte, das politische Leben zu einem großen Theil in den trostlos unfruchtbaren Gegensatz von Stadt und Land zu verrennen. Die Drahtzieher der ganzen agrarischen Parteiung sind sich offenbar kaum bewußt, wie sehr sie sich versündigen, wenn sie gewohnheitsmäßig Hunderttausenden die niedere Vorstellung einpflanzen, daß der Staat nichts anderes sei, als eine melkende Kuh für die einzelnen Erwerbsstände. Das Königreich Sachsen leistet, weil sich die politische Kraft des Landes in dem Gegensatz erschöpfen zu wollen scheint, welcher sich zwischen die beiden Hauptgruppen dieses Industrielandes, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gelagert hat, das für den öffentlichen Geist Deutschlands nicht, was sich von der Intelligenz des Volksstammes erwarten ließe. Und Bayern, das ein so gewichtiges Wort im öffentlichen Leben der Nation mitzusprechen berufen wäre, verschwendet allzu viele Kraft auf die ewigen Rivalitäten und unfruchtbaren Streitigkeiten, welche da unausbleiblich sind, wo sich die Parteien, wie in vergangenen Zeiten, wesentlich nach ihrem Verhältniß zur katholischen Kirche gruppiren zu sollen glauben.

In anderen Einzelstaaten tritt der Mangel einer belebenden Initiative in anderen Formen hervor und strichweise hat die Ruhe, die über dem politischen Gewässer schwebt, bereits Stagnation erzeugt.

Besonders unerwünscht aber und auf die Dauer wirklich ungesund mußte der Zustand der Dinge und der Geister für das jüngste deutsche Land, für Elsaß-Lothringen sein. Der kundige Ausspruch, daß im Reichsland zur Zeit „überhaupt keine öffentliche Meinung existire, sondern nur eine Summe von Privatmeinungen", hat neulich eine überraschende Bestätigung dadurch erhalten, daß man die öffentliche Meinung im Wege der privaten Befragung von Privatpersonen nach ihrer Privatansicht zu erheben versuchte und daß die Publikation des Ergebnisses dieser Enquete durch ein französisches Journal nicht bloß im Westen, sondern auch im Osten von Elsaß-Lothringen wie eine Neuigkeit gewirkt hat. Das aber, was man aus jenen Aeußerungen ehrlicherweise allein herauslesen konnte, war die Botschaft, daß an Stelle des unfruchtbaren Protestes die kaum minder unfruchtbare Resignation getreten ist. Je länger je mehr müßte sich bei Fortsetzung des bisherigen Regierungssystems der große psychologische Fehler rächen, welcher darin besteht, eine Bevölkerung, die man retrospektiven Meditationen entziehen will, zur vollkommenen politischen Unthätigkeit zu verurtheilen. Denn eine solche Unthätigkeit ist die nothgedrungene Folge jener vermeintlichen Schlauheit, die den wiedergewonnenen Brüdern 25 Jahre lang in stiefbrüderlichem Mißtrauen das gleiche Recht der deutschen Bürger vorenthielt, ihnen Presse, Vereine und Versammlungen verbot oder verleidete und sie von der Selbstverwaltung und der Mitbestimmung bei der Wahl ihrer besonderen Vertretungskörper weitgehend ausschloß. Nur durch politische Bethätigung kann politische Theilnahme erweckt werden und selbst eine oppositionelle politische Arbeit wirkt innerlich und

äußerlich als eine Mitarbeit, die sicherer verbindet, als eine erzwungene Unthätigkeit. Vor allem ist auch jeder Erfolg, den ehrliche politische Arbeit erringt, ein Band zwischen den staatlichen Einrichtungen innerhalb deren und für die er errungen worden und den Männern, welche jene geistige Arbeit geleistet haben. Dabei wirkt gerade das Moment der Oeffentlichkeit erziehend und mäßigend; die großen und breiten Kreise einer Bevölkerung, die zu gewinnen und zu überzeugen eine wesentliche Aufgabe jeder politischen Thätigkeit in unserer Zeit geworden ist, bilden einen weit besseren Schutz gegen Extravaganzen, als die kleinen Konventikel, in welche das politische Empfinden durch staatliche Verbote gescheucht wird. Da man fünfundzwanzig Jahre lang die offizielle Staatskunst hat experimentiren lassen, wäre es nicht mehr zu früh, wenn von jetzt ab das Parlament und die altdeutschen Vertreter mit vollem Nachdruck eine klügere und menschenkundigere Politik fordern würden. Soll endlich an Stelle der kühlen und politisch blasirten Resignation, die kein Wall gegen einen plötzlichen Rückschlag ist, ein innerer Anschluß der Bewohner von Elsaß-Lothringen treten, so darf Deutschland die Bürger des Landes nicht unfreier stellen, als sie unter der Herrschaft Frankreichs gewesen sind. Die Entrechtung ist unter allen Assimilirungsmitteln bei einer gebildeten, kulturell hochstehenden Bevölkerung das allerzweckwidrigste und die Gnade, welche man dem Honoratiorenthum erweist, kann den Kern des Volkes nicht für das Recht entschädigen, das man den Bürgern vorenthält.

Weil im Reichsland das System sich in direkten Verboten und Vorschriften der Regierungsgewalt und in einer planmäßigen und offen eingestandenen Unterbindung des öffentlichen Lebens der Bevölkerung manifestirt, so ist der nothwendig und thatsächlich bestehende Zustand politischer Theilnahmlosigkeit der Elsaß-Lothringer für das öffentliche Leben des Gesammtvaterlandes ein besonders schlagender Beweis und ein schmerzlicher Beleg für die Behauptung von der Ungesundheit einer unfreien Entwicklung.

In seiner Art bietet auch Württemberg eine Probe auf das Exempel; nicht in der Richtung, als ob Württemberg einen bestimmenden Einfluß auf andere deutsche Gebiete haben könnte — dies ist ausgeschlossen bei der geographischen Lage und bei dem nicht bedeutenden Umfang des Landes — aber doch in dem Sinn, daß der Prozeß, von dem diese Zeilen handeln, nach seinen Gründen und Folgen, nach seinem Anfang und auch nach seinem Ende überschaut werden kann. Mitten in die Anstrengungen der politisch vorgeschrittenen Bürger des Landes, diesem eine frei entwickelte Verfassung, Gemeindeorganisation, Gesetzgebung und Verwaltung zu erwirken, waren seinerzeit die Ereignisse von 1866 und 1870 mit ihrer vollen Wucht hereingebrochen und hatten dieselben lahmgelegt. Der Unwerth jener freiheitlichen Bestrebungen wurde mit einem Male von allen offiziellen Zungen und von allen Bewunderern des Erfolges verkündigt. Die Gegner des Freisinns herrschten bei den Wahlen, im Parlament und in der Regierung und diese barg sich aus Besorgniß vor dem bösen Schein des „Partikularismus" auch mit ihrer inneren Landespolitik unter die Fittiche des Reichsadlers. Die Anhänger der freien Richtung wurden, weil sie keinen Augenblick den Spaten aus der Hand legten, als Bürger zweiter Güte behandelt, verfolgt und boykottirt. Aber trotz aller Lobpreisung der glücklichen Zustände, welche hundert Amtsblätter nicht müde wurden, ins rechte Licht zu setzen, breitete sich schon im zweiten Jahrzehnt eine Stimmung in der Bevölkerung aus, die erst nur Unbehagen war, dann aber zur wahren Verdrossenheit wurde; der lebhafte politische Thätigkeitstrieb der Schwaben erhielt keine Nahrung mehr von einem Regiment, das, weil angeblich alle Einrichtungen vortrefflich und nur die Querköpfe unzufrieden waren, jede Reform für überflüssig erklären mußte. Nicht reichsfeindlich waren die Schwaben, aber sie drohten, wenn keine Erneuerung des politischen Lebens eintrat, reichsgleichgültig zu werden. Dabei hatte die eigene Regierung und Verwaltung in den Augen der Bevölkerung an Ansehen und Autorität verloren, weil sie, wie der Mond, ihr Licht nur von außen zu empfangen schien. Der Landtag aber, ein lenkbares Fahrzeug in der Hand dieser Regierung, führte keine politische Fracht mehr in den Hafen und entbehrte in bedenklich hohem Maße des öffentlichen Vertrauens. So war es noch vor einem Jahr. Seither haben Landtagswahlen auf Grund des allgemeinen, geheimen und direkten Stimmrechts stattgefunden. Sie haben, wie bekannt ist, mit ihren Konsequenzen die Lage parteipolitisch durch eine Verschiebung nach links unerwartet stark verändert. Was aber außerhalb des Landes nicht bekannt sein wird und was hervorzuheben von Werth ist, — sie haben auch die Stimmung der Bevölkerung selbst aufs Ueberraschendste verändert. Der Landtag war bei seiner politischen Thätigkeit mit einem Schlag wieder von einer starken Theilnahme der Volkskreise getragen; eine Reihe politischer Reformen erwies sich reif zum Pflücken und die Art ihrer Verwirklichung beschäftigt und befruchtet die Köpfe. Die Regierung, die — was gleichfalls überraschen kann — der neuen Lage und den Volksforderungen einsichtiges Verständniß entgegenbrachte, partizipirt zu ihrem Vortheil an dem Aufschwung des politischen Vertrauens. Die Bürger haben wieder Glauben an den Nutzen und Werth politischer Anstrengungen. Auch beschränkt sich ihre politisch schaffensfreudigere und damit zufriedenere Stimmung keineswegs auf die freisinnigen Kreise, vielmehr nehmen an ihr alle Parteien oder richtiger Anhänger aller Parteien von der rechten bis zur äußersten Linken aufrichtigen Antheil. Was aber das Merkwürdigste ist — auch der Reichspolitik steht die öffentliche Meinung durch eine Art innerer Wechselbeziehung der politischen Hoffnungen weniger pessimistisch gegenüber. Nicht als ob man einverstanden wäre mit dem Stillstand und Rückschritt in Berlin, im Gegentheil; aber man stellt sich mit einem Mal vor, daß auch im Reich eine kräftige Entschließung der Bürger einen Umschlag herbeizuführen vermöchte und die schwäbischen Bürger sind in ihrer großen Mehrheit bereit, mit den Freigesinnten aller anderen Länder getreulich und brüderlich zusammenzuarbeiten an dem großen und schweren Werk der Aufklärung und der freiheitlichen Entwicklung Deutschlands. Mit einem Wort, die Resignation und die Indolenz ist gewichen in dem kleinen Land, das um den Hohenstaufen und Hohenzollern liegt; der Bann ist gebrochen, der auf der politischen Arbeit ruhte und die politische Theilnahme wendet sich thätig den Aufgaben des eigenen Landes, aber auch den Interessen des Gesammtvaterlandes zu und dabei kommt es dem „Reichsgedanken" besonders zu Statten, daß er nicht mehr mit der Verantwortung belastet erscheint, die freie Regung des einzelstaatlichen Lebens zu unterbinden. Ob diese zufriedenere Stimmung der Bevölkerung berechtigt und dauernd oder übereilt und nur momentan ist, das hängt wesentlich davon ab, ob die württembergische Regierung die volksthümlichen Versprechungen, die sie dem neuen Landtag auf seine Vorstellungen hin gegeben hat und die eine der Ursachen jener Stimmung sind, loyal einlöst. Ich halte sie in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung für zu klug, als daß sie es nicht thäte und eine Rede, die der württembergische Ministerpräsident am 1. September anläßlich einer Gewerbeausstellung in seinem Landtagswahlkreis gehalten hat, bekennt sich auch in wirthschaftlichen Fragen mit einer ungewohnten Rückhaltslosigkeit zu der modernen und fortschrittlichen Auffassung, welcher sich das württembergische Volk bei den letzten Wahlen zugewandt hat.*)

*) Anmerkung der Redaktion: Wir entnehmen aus der Rede des Herrn von Mittnacht die nachfolgenden Sätze, die auch außerhalb Württembergs gelesen zu werden verdienen:

„Leider ist die Landwirthschaft derzeit in Noth und auch das Handwerk hat seinen goldenen Boden verloren. In gegenwärtiger Zeit ist der Mittelstand und der kleine bürgerliche Gewerbebetrieb gefährdet und bedroht. Es gilt jetzt allenthalben sich zu rühren und zu regen und um die Existenz zu kämpfen, nicht durch Rückkehr zu veralteten Einrichtungen, sondern durch zeitgemäße Vereinigung und Organisation, durch Reorganisation auch der Gewerbevereine des Landes auf gemeinsamer Grundlage, durch Vertretung des Handwerks in den Handels- und Gewerbekammern oder durch Errichtung eigener Handwerkerkammern, durch Selbstthätigkeit, durch soliden Ge-

Ob jene Stimmung dauernd ist oder durch Fehler wieder verscheucht wird, ist übrigens hierher völlig gleichgültig. Denn es galt nur, an einem einzelnen Beispiel zu zeigen, daß zur Auflösung der angesammelten Unzufriedenheit kein Mittel tauglicher ist, als eine volksthümliche Politik, als eine Politik des Fortschritts und der Reformen, welche, indem sie dem Bürgergeist einen soliden Gegenstand politischer Arbeit und ein Feld gemeinsamer Thätigkeit öffnet, den Mauerschwamm politischer Indolenz und Verdrossenheit am raschesten zu entfernen vermag.

Vielleicht erlebt das zweite Vierteljahrhundert des Reichs den Tag, an dem auch die verbündeten Regierungen dies erkennen und einsehen, daß die politische Indolenz, die sie zu ihrer Bequemlichkeit großziehen halfen, ein Unglück und eine Gefahr ist und daß nur aus der freien Bewegung Deutschland die innere Macht erwachsen kann, die es bedarf, um seine Aufgaben zu erfüllen und den herrschenden Zustand der Zerfahrenheit zu überwinden.

Stuttgart, im Oktober 1895.

Conrad Haußmann.

Wirkungen eines kaiserlichen Telegramms.

Der Kaiser sandte am 13. Oktober aus Hubertusstock dem Statthalter von Elsaß-Lothringen folgendes Telegramm:

„Ich erfahre soeben aus den Zeitungen die Kunde des abscheulichen Mordes des Fabrikherrn Schwartz-Mülhausen und bitte Ew. Durchlaucht in Meinem und der Kaiserin Namen das innigste Beileid der unglücklichen Wittwe auszusprechen. Wieder ein Opfer mehr der von Sozialisten angefachten Revolutionsbewegung. Wenn unser Volk sich doch ermannte. Wilhelm."

Fast genau um dieselbe Zeit, als dies Telegramm durch die Presse lief, brachte die „Straßburger Post", ein Blatt, das politisch etwa auf dem Standpunkt der „Kölnischen Zeitung" steht, eine Mittheilung aus Mülhausen, die so lautete:

„Obgleich noch immer die Aufregung über den gräßlichen Mord hier in den Gemüthern nachzittert, hat sich die Stimmung doch insofern wieder beruhigt, als man die That jetzt richtiger zu beurtheilen anfängt. Auch in den weiteren Kreisen sieht man jetzt ein, daß der anfänglich mit solcher Hartnäckigkeit genährte Gedanke von einer Verschwörung oder dergleichen ganz ausgeschlossen ist und es sich nur um die vereinzelte That eines hirnverbrannten Menschen handelt."

Dieselbe Ansicht wurde auch speziell dem Polizeirath Zahn aus Straßburg nachgesagt. Außerhalb Elsaß-Lothringens hatte man den Mülhausener Mord von vornherein nicht anders aufgefaßt. Derartige Mordthaten, von entlassenen Arbeitern oder Beamten an Leitern eines großen Betriebes verübt, gehören ja in allen Ländern nicht zu den Seltenheiten. Noch ganz vor Kurzem ereignete sich in Budapest der ähnliche Fall, daß ein entlassener Förster den Mitinhaber der Firma Haas & Deutsch, einen vielfachen Millionär israelitischer Konfession, niederschoß.

Es erscheint nahezu gewiß, daß auch die Mülhauser Mordthat von der öffentlichen Meinung weiter als ein einfaches gemeines Verbrechen behandelt worden wäre, wenn das kaiserliche Telegramm nicht die Möglichkeit eröffnet hätte, das Verbrechen politisch zu fruktifiziren. Genau wie nach der Königsberger Rede des Kaisers im September vorigen Jahres und nach dem kaiserlichen Trinkspruch am Sedanfest vor anderthalb Monaten begann man sofort das Telegramm kunstgerecht auszulegen und zu entdecken, daß das auf der Hand liege, woran man bis zur Veröffentlichung des kaiserlichen Telegramms kaum gedacht hatte. Nachdem der Kaiser den Fabrikanten Schwartz als ein „Opfer der von Sozialisten angefachten Revolutionsbewegung" bezeichnet hatte, setzten sich sofort loyale Federn in Bewegung, um eine logische Kette zwischen dem Mörder und der Sozialdemokratie herzustellen. Dafür besteht seit geraumer Zeit ein fertiges Schema. Der Thäter braucht gar kein aktives Mitglied der Sozialdemokratie, er braucht nicht einmal erklärter Anarchist zu sein, es genügt, um mit der „National-Zeitung" zu reden, daß der Thäter „im Dunstkreis des gegen die gesellschaftliche Ordnung hervorgerufenen Fanatismus" lebte, um „den Zusammenhang der That mit der Gedankenwelt des sozialistisch verhetzten Proletariats" herzustellen. Ich glaube nicht, daß es schwer fallen würde, unter Anwendung solcher Logik ebenso schlüssig nachzuweisen, daß für derartige Thaten eigentlich der gegenwärtige Rektor der Berliner Universität, Herr Adolf Wagner, oder — um mich ultramontan auszudrücken — die gottlosen nationalliberalen Professoren verantwortlich zu machen seien. Hat doch Herr Wagner noch kürzlich in seiner Rektoratsrede Marx und Lassalle „Denker ersten Ranges" genannt! Muß solch ein Lob von solcher Stelle nicht in schwachen Köpfen einfacher Sozialdemokraten die Idee groß ziehen, daß die Weltanschauung dieser „Denker ersten Ranges" die höhere und daß deren schonungslose Kritik der bestehenden Gesellschaftsordnung vollberechtigt sei? Herr Wagner hat mit seiner Verherrlichung der sozialdemokratischen Hauptpropheten also gewiß auch dazu beigetragen, den „Dunstkreis des gegen die gesellschaftliche Ordnung hervorgerufenen Fanatismus" zu verdichten; quod erat demonstrandum. Es ist beinahe noch leichter, die Verantwortlichkeit der nationalliberaten Professoren festzustellen. Wir brauchen nur das bekannte Mitglied der Centrumspartei, Herrn Rintelen, zu hören. Er hat uns in der Umsturzkommission haarklein bewiesen, daß der Sitz aller Uebel in der Gottlosigkeit zu suchen sei; die Gottlosigkeit aber sei in letzter Linie die Folge der zügellosen, alle kirchliche Autorität mißachtenden, wissenschaftlichen Forschung; folglich müsse ein Umsturzgesetz vor Allem hier anpacken. Von diesen Vorwürfen gegen die Wissenschaft oder die liberalen Professoren ist dann nur ein Schritt bis zu der Schlußfolgerung, daß diese wissenschaftlichen Zertrümmerer kirchlicher Autorität für die von irreligiösen Menschen verübten Verbrechen moralisch verantwortlich seien.

Das Eine ist nicht absurder als das Andere. Mit der Theorie vom „Dunstkreis" ist es eine Kleinigkeit, jeden Verbrecher an die Rockschöße jeder politischen Partei zu heften. Nichtsdestoweniger muß man darauf gefaßt sein, in spezifisch „ordnungsparteilichen" Organen diese Theorie jetzt einmal wieder weidlich verarbeitet zu finden. Nicht immer werden dabei die Grenzen innegehalten werden, welche die „National-Zeitung" der Absurdität gezogen hat. Schon hören wir in anderen nationalliberalen Organen ganz andere Melodieen anstimmen. Die in Kiel erscheinende „Nord-Ostsee-Zeitung" kokettirt bereits munter mit dem Gedanken eines Staatsstreichs. Das nationalliberale Blatt verlangt vom Reichstage, daß etwas geschehe. Was zu geschehen hat, wird zwar nicht angedeutet, aber geschehen muß etwas, etwas Großes, etwas Wirksames. Und wenn der Reichstag die Erwartungen der „Nord-Ostsee-Zeitung" enttäuscht, was dann? Man höre:

„Versagt die Reichsvertretung dauernd den Dienst, so entsteht die Frage: Wo ist des Vaterlandes Retter? Es werden alsdann Erwägungen hervortreten, die wir heute nicht einmal anzudeuten wagen. Das

schäftsbetrieb, durch Hebung der Kenntnisse, der Ideen, der beruflichen Bildung, namentlich auch der Jugendbildung durch Fachschulen und dergleichen, durch Erweiterung des Horizontes der Gewerbetreibenden. Alles unter verständiger, unterstützender und fördernder Mitwirkung der Gesetzgebung im Reich und im Einzelstaat und der Verwaltung. Dabei sollen Landwirthschaft und Gewerbe nicht etwa in eifersüchtigen Gegensatz sich setzen, sie sollen zusammengehen, sie gehören zu einander, sie sind auf einander angewiesen, sie würden ihre Vortheile schlecht verstehen, wenn jeder nur für sich allein sorgen würde. Vor allen Dingen aber müssen die beiden Zweige der Erwerbsthätigkeit als erste Grundlage sich vor Augen halten, selbst sich zu helfen und nicht etwa zuzuwarten, bis die Hilfe von außen kommt. Gesetze und Verordnungen, sie können und sollen Auswüchse und Mißbräuche beseitigen und die Bahn frei machen zu gesunder Entwicklung, aber sie allein können nicht helfen."

Telegramm des Kaisers bildet für solche Erwägungen den tiefen Grundton, und nur der, welcher mit politischer Blindheit geschlagen ist, oder der, welcher ein Interesse am Zusammenbruch des modernen Staates hat, kann ihn überhören!“

Und Politiker, die so frivol mit der Idee eines flagranten Verfassungsbruchs spielen, werfen den Sozialdemokraten täglich Mangel an Achtung vor den bestehenden Gesetzen vor.

Das ist ein schreiender Gegensatz! Wer von Andern die strikte Beachtung der Gesetze verlangt, muß selbst mit dem guten Beispiel vorangehen und darf nicht den schlimmsten Rechtsverletzungen im Voraus politische Absolution in Aussicht stellen.

Die Sozialdemokratie gewinnt ihre Hauptstärke aus den Ungerechtigkeiten, die gegen sie verübt werden. Man behandele den Sozialdemokraten von Staats- und Rechtswegen nicht anders, als jedes Mitglied jeder anderen politischen Partei; damit stützt man die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung in ganz anders wirksamer Weise, als mit all den kleinen Polizeimittelchen, über die man ja doch nicht hinauskommt, da die Sozialdemokratie nicht so einfältig ist, für eine Aktion im Großen die nöthige Handhabe zu bieten.

Nur durch die Bethätigung rückhaltloser Rechtsgleichheit kann man die Sozialdemokratie überwinden. Die Thatsache, daß zu Erfurt in diesen Tagen der sozialdemokratische Redakteur Hülle gegen den ersten Staatsanwalt Lorenz einen Beleidigungsprozeß siegreich durchführen konnte, ist für die wirksame Bekämpfung der Sozialdemokratie von größerer Bedeutung, als es auch die nachdrücklichste polizeiliche Maßregelung je sein kann.

Die Sozialdemokratie wird unserer Staatsordnung nur dann wirklich gefährlich werden, wenn der Grundsatz der Rechtsgleichheit, auf dem alle modernen civilisirten Staaten beruhen, im Kampfe gegen die Sozialdemokratie dauernd mißachtet wird.

Th. Barth.

Rußland am Werke.

Zu den wohlhabenden Gemeinden, welche die Armenier von Alters her in allen Handelsstädten von Konstantinopel bis Calcutta gebildet haben, sind im Aufschwung des Welthandels in den letzten fünfzig Jahren reiche Kaufmannschaften derselben betriebsamen Rasse in London, Liverpool, Manchester und anderen englischen Orten getreten. Mit ihrer ungewöhnlichen Begabung sich leicht in Europa hineinfindend, sind diese armenischen Ansiedler in ihren englischen Niederlassungen rasch in den Großhandel hineingewachsen, haben in steigendem Wohlstand die Kultur ihrer Vergangenheit durch die Berührung mit der englischen Litteratur wiederbelebt und an dem alten Stamm eine Anzahl moderner, auf moderne Ziele gerichteter Menschen geschaffen.

Die heutige Nationalitätsbewegung hat sich um so eher auf diese Anglo-Armenier und von ihnen auf alle anderen ausgedehnt, als sie in ihrer alten Heimath noch immer das relativ gesittelste Element bilden, auf die Muhamedaner als Christen herabsehen und in der fortschreitenden Zerstückelung des türkischen Reiches ihre Ermuthigung finden. Nachdem die Anglo-Armenier dem Berliner Kongreß einen Schmerzensschrei à la Bulgare zu übermitteln versuchten, ist auch das vormalige gute Verhältniß zwischen Türken und türkischen Armeniern, von denen die letzteren seit mehreren hundert Jahren die willigen Unterthanen, Kaufleute und Beamte der ersteren im ganzen osmanischen Reiche gewesen sind, entgegengesetzten Stimmungen gewichen. Das armenische Comité, welches die letzten zwanzig Jahre permanent in London gesessen und, mit Geld, Zeitungen und Agenten reichlich versehen, die Agitation inner- und außerhalb Armeniens aufrecht erhalten hat, mußte danach die Türken von ihren freundlichen Beziehungen zu diesem Theil der christlichen Rajah ab und allmählich zu harter Behandlung bringen.

Der Bruch ist indeß auf keiner Seite leicht oder gern vollzogen worden. Der Türke konnte für das Bischen geordnete Verwaltung, das seine Praxis zuläßt, den armenischen Schreiber und Rechner nicht entbehren; der türkische Armenier seinerseits mochte die vortheilhafte Beschäftigung, die er in weniger ambitiösen Zeiten in der türkischen Büreaukratie und in Handel und Wandel gefunden, ebenfalls nicht gefährden. Zu diesen persönlichen Gründen der türkischen Armenier gesellten sich politische der englischen, die zwar ein selbständiges Armenien erstrebten, aber dabei leicht aus dem Regen in die Traufe gerathen konnten. Wenn der Türke den größten Theil seines europäischen Gebietes durch den Antagonismus zwischen Muhamedaner und Christ verloren hatte und sich nach alledem mit seiner asiatischen Rajah um so weniger überwerfen wollte, als auch diese an das religiös erobernde Rußland grenzt, so wünschte gerade der gebildetere Theil der englischen wie der türkischen Armenier, in welchem der Nationalitätsgedanke nach langem Schlummer auferstanden war, noch weniger russisch zu werden als türkisch zu bleiben. Da er die von Rußland bereits eroberte Partie seiner Landsleute durch Schule, Kirche und Verwaltung ihrer Nationalität beraubt sah, in der Türkei dagegen so viel armenisch sprechen, schreiben, drucken, beten und fühlen durfte, als er wollte, wenn er nur dem Sultan gehorchte, so war im Gegentheil der politisch fortgeschrittene Armenier einem Abfall von der Türkei, so lange er das naheliegende Risiko des Anfalls an Rußland in sich schloß, durchaus abgeneigt. Die Agitation, welche man von London aus unterhielt, ging demnach wesentlich auf die Stärkung des Nationalgefühls, ohne eine unmittelbare praktische Spitze gegen die Türkei zu haben. Man schuf sich ein Werkzeug, das man nur gebrauchen wollte, wenn die Umstände es nicht bloß gegen die Türkei, sondern auch gegen Rußland zu verwenden gestatteten. So nüchtern und besonnen, wie der Armenier ist, war er auf diesen kühnen Plan durch die russische Niederlage in Bulgarien gerathen und glaubte ein halbselbständiges Fürstenthum ebenso gut noch einmal an der transkaukasischen Grenze etabliren zu können als es einer geringeren Rasse an der Donau gelungen war. Freilich war, was gegen den Zaren unter der Protektion des Sultans errichtet, erst aber dem Sultan selbst abgenommen zu werden hatte, vor allem auf englische Hilfe angewiesen, und auf diese beschloß man zu warten. Mittlerweile suchte man dem Türken trotz aller gesponnenen Fäden reine Hände zu zeigen und sich dadurch die alte, er- und einträgliche Stellung im Lande zu wahren. Der Türke war es wohl zufrieden, von seinen vielen Sorgen wenigstens diese vertagt zu sehen, verhielt sich gelassen, paßte aber, wie sich nachmals herausstellte, scharf auf. So vergingen die fünfzehn vorbereitenden Jahre 1878—1893.

Die Amtsführung des Gladstone-Rosebery'schen Kabinets wurde von den englischen Armeniern endlich für die ersehnte Gelegenheit, zu aktiven Operationen überzugehen, gehalten. Die englische liberale Partei mit ihrer traditionellen gladstonischen Theilnahme für die türkischen Christen, der unternehmende Charakter Lord Rosebery's und die fortdauernde Passivität Rußlands in der großen Politik, schienen den armenischen Rechnern an der Themse ein günstiges Facit ihres Kalküls zu verbürgen. Man ließ also mit priesterlicher Hilfe die Steuern am Wansee verweigern und hatte die Genugthuung, als der Türke — der bulgarischen Anfänge eingedenk — mit einem prompten Blutbad antwortete, Lord Rosebery emsig interveniren zu sehen. Während England für die Armenier die Rudimente der Autonomie forderte, hielt indeß Rußland, das, durch die Vergangenheit gewitzigt, sich nicht auch noch ein anatolisches Bulgarien aufhalsen lassen wollte, zurück. Ehe die Verhandlungen, in denen Rußland sich ziemlich türkisch geberdete, Frucht tragen konnten, trat das Kabinet Rosebery ab. Als er fürchten

mußte, seine, immer mehr der Abstinenz huldigende Partei werde ihm nicht gestatten, Japan auch nur diplomatisch mit einigem Nachdruck gegen Rußland zu stützen, überließ Lord Rosebery die schwierige Aufgabe die englische auswärtige Politik unter solchen Umständen zu leiten, anderen Händen.

Lord Salisbury, sein Nachfolger, ist ein in der strikten Torytradition von der nothwendigen Erhaltung der Türkei alt gewordener Politiker. Um so bezeichnender seine Ueberzeugung, daß diese Aufgabe der englischen Politik sich nicht mehr erfüllen läßt, nun die Gegner gewachsen und die eigenen Mittel sich weder entsprechend vermehrt noch so verwendbar geblieben sind wie sonst. Schon auf der Konferenz zu Konstantinopel im Jahre 1877 wußte er kein besseres Mittel, den bereits begonnenen Krieg zu hemmen, als sich auf die russische Seite zu stellen und den Sultan im Bunde mit General Ignatieff zu Konzessionen an Bulgaren und Serben aufzufordern. Daß Rußland, welches bereits im vorhergehenden Jahre einen Kriegspakt mit Oesterreich geschlossen, durch die unfreiwillige englische Sekundirung nur in der Ausführung gestärkt, aber nicht von seinen Plänen abgelenkt werden würde, – daß Rußland überhaupt nicht die Bulgaren befreien, sondern vielmehr für sich selber unterjochen wollte, um Konstantinopel in den Griff zu bekommen — alles dies waren schon damals Umstände, welche der edle Lord übersehen zu sollen glaubte, um England nur den Schein der Mitwirkung zu retten, wo es auf wirklichen Selbstschutz allgemach verzichtete. Obgleich der Sultan bei jener Gelegenheit die Unrichtigkeit des englischen Verfahrens schlagend erwies, indem er die russische Armee in einem Grade erschöpfte, welche ein selbständiges anstatt des beabsichtigten russischen Bulgariens aus dem Kriege hervorgehen ließ, kennt Lord Salisbury auch neuerdings keine andere Politik als die Wiederholung der alten. Er war Lord Rosebery kaum in der Premierschaft gefolgt, als er den Sultan öffentlich informirte, die Türkei müsse entweder den Armeniern Autonomie bewilligen, oder der Zerstückelung durch innere und äußere Feinde, zu denen England nicht zähle, die es aber bedauernd gewähren lassen würde, entgegensehen. Die russische Diplomatie hätte eine übermenschliche Tugendhaftigkeit besitzen müssen, welche sie nicht beansprucht, wenn sie sich nach dieser Invitation nicht breit an der osmanischen Tafel niedergelassen hätte. Von diesem Hergang datirt die veränderte Haltung Rußlands in Konstantinopel, die Zusammenziehung einer starken Armee an der transkaukasischen Grenze und der definitive Abschluß der russisch-französischen Allianz, die das Vorgehen in Vorder- und Hinterasien decken soll. Man hatte Angesichts der japanesischen Affäre lange gezögert, sich in Anatolien zu engagiren: nun konnte man nicht anders als sich darauf einrichten, das vom Gegner servirte Mahl zu verzehren.

Es scheint nur eine rationelle Erklärung für die Handlungsweise Lord Salisbury's zu geben, welche durch frühere, mehr private Aeußerungen desselben überdies gestützt wird. England und der Türkei im Gange der neuen europäischen Entwicklung nicht mehr die Fähigkeit zuschreibend, sich gegenseitig zu schützen, wirft er den ‚Protegé‚ den er schon lange für bankerott gehalten hat, über Bord und notifizirt dessen Gegnern seine Bereitwilligkeit, sich mit ihnen über die eventuelle Theilung der Masse zu einigen. Mit anderen Worten und auf die augenblickliche Lage angewandt, er hat nichts dagegen, Rußland in Armenien zu sehen, so lange er sich in Aegypten schadlos halten und an der Verfügung über den Rest theilnehmen kann, wie es Rußland dem englischen Kabinet schon 1876 vertraulich offeriren ließ. Um sich diese Betheiligung zu sichern, ist die englische Mittelmeerflotte seit einigen Wochen in der Nähe der Meerengen, a tempo mit der russischen Konzentration bei Kars, zusammengezogen worden. Der Sultan läßt Minen in die Dardanellen versenken, an der ihnen vorliegende Besikabay neue Batterien aufführen und Erzerum besetzen. Mittlerweile treffen Armenier, Russen und Engländer zu Konstantinopel auf der Straße und im Kabinet die erforderlichen weiteren Einleitungen. Griechen und Serben stoßen eilige Schmerzensschreie aus, die Tschernagorzen empfangen eine Sendung Moskauer Offiziere und Ferdinand Koburgski dementirt die bulgarische Invasion Macedoniens, die ihm seine Stelle bis auf weiteres erhält, nicht mehr. Frankreich geht mit Rußland, welches en attendant das französische Gold der chinesischen Anleihen möglichst in den eigenen Säckel zu leiten und in Peking durch Petersburger Papier zu ersetzen sucht. Der Dreibund hält sich in zweiter Linie, um nach Umständen zu handeln, resp. sich von dem einen oder anderen der Nächstbetheiligten suchen zu lassen, ehe überhaupt gehandelt wird.

Denn die Dinge liegen verwickelt, auch nachdem Lord Salisbury, um sich für die Gegenwart zu entlasten, den Russen das zukunftsschwangere Anerbieten Armeniens und damit des früheren oder späteren Zugangs zum indischen Ozean, im Austausch gegen Aegypten, gemacht hat. Rußland würde nach dem übeln Ausgang seiner letzten orientalischen Campagne im engen Anschluß an Frankreich vorzugehen haben, selbst wenn es sich nicht sagen müßte, daß in einer geschichteändernden Transaktion dieser Art jeder Schritt erwogen und gegen auftauchende Hindernisse und Rivalitäten gedeckt zu werden hat. Frankreich andererseits, dessen mächtige Sekundirung also dringend benöthigt wird, hat die russische Allianz doch nur gegen England und Deutschland geschlossen und soll nun, während es zu russischem Nutzen das eine direkt, das andere als den Verbündeten des orientalisch interessirten Oesterreich im Zaum zu halten hat, als ersten Lohn seiner Dienste England Aegypten überlassen und eine gemeinsame Operation gegen Deutschland in Nebelferne gerückt sehen. Und doch läßt sich das Geschäft für Rußland nicht anders machen, wenn Rußland von der lockenden englischen Offerte profitiren und ein steriles Abenteuer gegen Deutschland vermeiden will. Da Fürst Lobanoff dies Auseinandergehen der beiderseitigen nächsten Interessen bei seiner jüngsten Mission in Paris nicht zu leugnen vermochte, so kann er Frankreich nur minderwerthige Entschädigungen geboten haben. Was er ihm im Orient angetragen, entzieht sich noch unserer Kenntniß; was er als Abschlagszahlung gegen Deutschland in den Kauf gegeben, war, wie wir alle wissen, jene berauschende Fülle Großfürstlicher und Dragomirow'scher Toaste, von denen wir amtlich Notiz zu nehmen hatten. Unmittelbar vor seiner Abreise hat er sich auch noch der „Times“ zu eigenthümlichen Auslassungen über den Deutschen Kaiser und Fürst Hohenlohe bedient, welche in Berlin leichter durchschaut werden werden als in Paris. Ob M. M. Faure, Ribot und Hanotaux diese Dinge als genügend angesehen haben, um ihnen ein ernstliches Mitgehen zu ermöglichen, werden die demnächstigen Entwicklungen lehren. Rußland, daß nur die leere Hülse eines Defensivbündnisses mit Frankreich besitzt, muß seine Maßnahmen von der schrittweisen Ausfüllung desselben abhängig machen.

Allerdings hat Frankreich einigen Grund, auch wenn die Gegenwart nicht viel abwirft, von der Zukunft mehr zu hoffen, als eine bloße Fortsetzung der glückseligen Ehre, im Beisein russischer Generalsuniformen am Fuß der Vogesen schwärmen zu dürfen. Rollt die orientalische Kugel bergab unter dem täppischen Schlag, den ihr Lord Salisbury's etwas allzu hölzernes Queu versetzt, so wird es schließlich zur Wahrung österreichischer und damit zur Tangirung deutscher Interessen kommen. Je mehr Oesterreich sich bei dieser Gelegenheit nach dem Reichsstädter Muster von 1876 mit Rußland einigt, desto weniger Grund hat es in Zukunft zu uns zu halten; je weniger es sich mit Rußland verständigt, desto mehr setzt es uns der Chance aus, ihm unsere Unterstützung zu leihen, um uns die seine zu erhalten, und damit Frankreich und Rußland auch in Europa zur Kooperation zu bringen. Beide Fälle haben ihre Dornen für uns. Wie Oesterreich mit seiner Alternativlage vor Augen schon immer à deux mains gespielt hat, zeigte sich in der Doppelpolitik, mit der es einerseits den bulgarischen Koburger gegen Rußland einsetzen half und ihm andererseits die antistambuloff'sche Willfährigkeit gegen Rußland empfahl. Kronprinz Rudolf hat kurz nach dem Berliner Kongreß nicht

umsonst in Berlin einem englischen Staatsmann erklärt, seinem Vater sei Konstantinopel für Salonichi feil. Der deutschen Diplomatie harrt in diesen Engpässen eine Aufgabe, in deren Schwierigkeit Frankreich seine mögliche Gelegenheit erblickt und die es durch seine vorläufigen russischen Subjervienzen von langer Hand geduldig herbeizuführen sucht. Wird ihm, wie wir zu erleben denken, an dieser Stelle das Konzept verrückt, so bleibt ihm noch die andere, gegen England gerichtete Spitze seiner russischen Allianz, der ein Entgelt kaum fehlen kann. Unseren Succurs hiegegen zu gewinnen, sucht uns England neuerdings mit den Gefahren unserer eigenen Lage zu schrecken, welche eine sofortige feste Haltung erfordern soll. Wir konnten darauf kaum etwas anderes erwidern, als daß wir den Rath eingestandener nothing-but-sympathisers entbehren können.

Uebrigens dürften außer den diplomatischen Ueberraschungen, welche eine so komplizirte Angelegenheit in ihrem Schoße bergen könnte, auch militärische — sobald es dazu kommt — bevorstehen. Die Vervollkommnung der Feuerwaffen in den letzten fünfzehn Jahren stellt dem Krieg neue Bedingungen. Günstig gelegene und entsprechend vorbereitete Positionen gegen die neuen Waffen in tüchtigen Händen zu nehmen, ist, wenn nicht die schwersten Fehler gemacht werden, unmöglich geworden. Damit ist die massirte Kolonne und das Hekatombenopfer, welches die dem russischen Naturell einzig praktikable Taktik seit Peter I. gebildet hat, zu Ende, und, was ihr folgen wird, bleibt abzuwarten. Der letzte orientalische Krieg, dessen Siege bei einem viel weniger verbesserten Gewehr Niederlagen waren und auf den Berliner Kongreß führten, sollte warnen. Freilich pflegen die Russen auf den Türken in letzter Instanz immer mit Rubeln zu schießen.

r

Das bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich.

I.

Der diesjährige deutsche Juristentag, welcher in der „freien Hansestadt“ Bremen sein Wanderzelt aufgeschlagen hatte, und von zahlreichen Dienern der Themis aus allen Gauen Deutschlands, von Rechtsgelehrten ersten Ranges, Präsidenten und Mitgliedern hoher Gerichtshöfe, namentlich auch des Reichsgerichts, angesehenen Staats- und Rechtsanwälten besucht war, hat in seiner letzten Plenarversammlung mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Majorität (gegen vier Stimmen von etwa dreihundert Theilnehmern) dem Wunsche Ausdruck gegeben,

daß Bundesrath und Reichstag das baldige Zustandekommen des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs herbeiführen mögen.

Der Juristentag hat mit diesem Beschlusse, wie man ohne Scheu behaupten darf, dem deutschen Volk aus der Seele gesprochen. Es ist wahrlich hohe Zeit, daß die Sehnsucht der Nation nach einem einheitlichen deutschen Privatrecht erfüllt werde. Das Jahrhundert naht sich seinem Ende. Nur wenige Monate trennen uns von der fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier der Gründung des Deutschen Reichs. In dem ersten Feuer der nationalen Begeisterung wurden binnen wenigen Jahren die Formen für eine gleichmäßige Behandlung der Civil- und Strafsachen vor den deutschen Gerichten geschmiedet und fertig gestellt; eine einheitliche Verfassung der streitigen Gerichtsbarkeit, gemeinsame Civil- und Strafprozeßordnungen, eine deutsche Konkursordnung sind seit länger als sechzehn Jahren in Kraft und haben trotz mancher gerechten und ungerechten Anfeindungen sich wohl bewährt und eingelebt. Und gewiß würde kein deutscher Patriot, auch wenn er von der Mangelhaftigkeit dieser Gesetzgebung völlig durchdrungen wäre, die dadurch geschaffenen Zustände heute mit der früheren Zerrissenheit des Gerichtsverfassungs-, Prozeß- und Konkursrechts vertauschen wollen. Ein einheitliches Strafrecht für das gesammte Deutsche Reich ist bereits seit dem 1. Januar 1872 in Geltung. Nur das bürgerliche Recht harrt wie ein verzauberter Prinz noch immer der Erlösung. Freilich ist das Werk der Einigung auf dem Gebiete des materiellen Civilrechts bei Weitem schwieriger als es auf dem der Prozeßordnungen war. Bei diesen handelte es sich im Wesentlichen um äußere Formen (auf welche der Deutsche bekanntlich ohnedies kein übermäßiges Gewicht legt), bestimmt für die Bethätigung der subjektiven Rechte vor den staatlichen Organen der Rechtsprechung und Rechtshilfe; bei dem bürgerlichen Gesetzbuch gilt es dagegen, den Inhalt des objektiven Privatrechts, die Normen für den gesammten Privatrechtsverkehr, für die Gestaltung der Personenstands-, Eigenthums- und Schuldverhältnisse, des Familien- und Erbrechts einheitlich festzustellen und zwar innerhalb eines ausgedehnten, vielgegliederten Staatenverbandes, in welchem die Zersplitterung der bürgerlichen Rechtsnormen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, ja von Dorf zu Dorf nachgerade zum Spott der Fremden geworden war, und so oft die Selbstironie deutscher Vaterlandsfreunde herausgefordert hatte. Aus diesem Chaos hatte sich bislang und noch unter den Auspizien des seligen Bundestages in Folge der dringenden, unabweislichen Ansprüche des Handelsverkehrs nur ein gemeinsames Wechsel- und Handelsrecht emporgehoben. Die in einzelnen Bundesstaaten vorgenommenen Kodifikationen des Privatrechts waren jede ihre eigenen Wege gegangen und hatten mehr dazu beigetragen, die partikulare Rechtsbildung zu befestigen, als einem einheitlichen deutschen Rechte vorzuarbeiten. Und auch auf denjenigen Gebieten, für welche diese Kodifikationen bestimmt waren, blieben zahlreiche Statutar- und Provinzialrechte in voller Blüthe erhalten. Ist doch in der Hauptstadt der preußischen Monarchie wie in der gesammten Mark Brandenburg die Erbfolgeordnung des Preußischen Allgemeinen Landrechts, insbesondere auch in Bezug auf die gegenseitige Beerbung der Ehegatten bis zum heutigen Tage ohne Gesetzeskraft geblieben! (Gilt doch hier noch die constitutio Joachimica von 1527 und das Erbschaftsedikt von 1765, in einzelnen Theilen der Mark dagegen wieder Magdeburgisches Provinzialrecht! In Stadt und Kreis Kottbus ist der Erbtheil des Ehemannes größer, als der der Ehefrau, aber freilich in Peitz, Kottbuser Kreises, gilt diese berechtigte Eigenthümlichkeit nicht!) Um das Maß der Verwirrung voll zu machen, gesellte sich unter der Napoleonischen Herrschaft zu den einheimischen vielgestaltigen Rechtsordnungen noch das französische Recht und behauptete sich auf großen Gebieten auch nach Beseitigung der Fremdherrschaft als ein ungebetener und doch lieb und heimisch gewordener Gast. Nur auf wenigen, theils mit dem öffentlichen, theils mit dem Handelsrechte sich berührenden Gebieten des Privatrechts war die Reichsgesetzgebung veranlaßt, dem dringendsten Bedürfnisse einer einheitlichen Regelung abzuhelfen, so im Bereiche des Personenstands- und Eheschließungsrechts, des Genossenschaftsrechts, des Urheberrechts, des Patent-, Marken- und Musterschutzes, des Schutzes gegen wucherische Ausbeutung u. dergl. Im Uebrigen fand und behielt die Kommission, welcher im Jahre 1874 die Herstellung des großen nationalen Werkes anvertraut wurde, ein gewaltiges, vielfach verwildertes und schwer zu bearbeitendes Feld ihrer Thätigkeit. Hier galt es vor Allem zunächst, für die aus gesunden Wurzeln herausgewachsenen, gemeinsamen und bewährten Rechtsinstitute freien, ausreichenden Raum zu schaffen, sie zu voller Lebenskraft zu entfalten, von krankhaften Auswüchsen zu säubern, und wo es nöthig war, den Bedürfnissen der Gegenwart und den gesteigerten Anforderungen des modernen Verkehrs anzupassen; Einrichtungen und Bestimmungen der Partikularrechte, soweit sie nach sorgsamer Prüfung werth erschienen, erhalten und weiter fortgebildet zu werden, in das gemeine Recht unverändert oder mit den erforderlichen Modifikationen zu übernehmen; dabei überall dem sozialen

Zuge der Zeit zu folgen, aber nicht weiter, als es der oberste Grundsatz aller Gesetzgebung, die Gerechtigkeit, das „suum cuique tribuere“ geschehen ließ. Die Bethätigung einer eigentlich schöpferischen Kraft war der Kommission zwar nicht zugemuthet und durfte von ihr nicht verlangt werden; aber ihre Pflicht war es, die vorhandenen Keime einer neuen gesunden Rechtsentwicklung, wie sie namentlich in der Rechtsprechung der obersten Gerichtshöfe und den Postulaten der Rechtswissenschaft nicht selten zu Tage treten, wohl zu beachten, vor Verkümmerung zu hüten und für ein weiteres Wachsthum vorzubereiten. Last not least handelte es sich um die rechte Formgebung, um die Gesetzessprache, welche Kürze, Präzision und Faßlichkeit des Ausdrucks mit einander zu verbinden hatte. Auch bei Ausscheidung der oben erwähnten, mit dem Handelsrecht verwandten und von der Reichsgesetzgebung schon anderweit in Angriff genommenen Materien, sowie des gleichfalls dazu gehörigen Verlags- und Versicherungsrechts, ferner des mit dem öffentlichen Rechte zusammenhängenden Bergrechts und Enteignungsrechts, des für vorübergehende oder lokale Bedürfnisse bestimmten Agrarrechts (Gemeinheitstheilung und ähnliche Prozeduren), des Wasserrechts, des Jagd- und Forstrechts, der im Absterben begriffenen, auf einer längst vergangenen Gestaltung der politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse beruhenden Institute, wie des Lehnrechts, der Erbzins- und Erbpachtrechte, sowie des nur durch künstliche Ernährung in einzelnen Territorien am Leben erhaltenen Rechts der Familien-Fideikommisse und bäuerlichen Stammgüter blieb die Aufgabe der Kommission eine überaus schwierige und weitumfassende. Kein billig Denkender konnte erwarten, daß gewissenhafte Männer, denen es Ernst war, der deutschen Nation ein für die Dauer von Jahrhunderten berechnetes Werk zu überliefern, Männer von der wissenschaftlichen Bedeutung eines Windscheid, von der praktischen Intelligenz eines Pape, — um nur die bekanntesten Namen zu nennen — Männer von deutscher Gründlichkeit bei allem Fleiße und der angestrengtesten Thätigkeit vor Ablauf eines Jahrzehntes ihre Aufgabe gelöst haben würden. Die erste Redaktion des Entwurfs eines allgemeinen Gesetzbuchs für die preußischen Staaten (des späteren Allgemeinen Landrechts) beanspruchte — wenn man von den im „Projekt des corpus juris Fridericianum von 1749“ niedergelegten Vorarbeiten absieht — allerdings nur einen Zeitraum von kaum sieben Jahren (1781—1788); und diese noch heute bewundernswürdige, im größten Stile angelegte, den freien geistigen Aufschwung des achtzehnten Jahrhunderts treu wiederspiegelnde Gesetzesarbeit umfaßte nicht bloß das gesammte Privatrecht, sondern auch das öffentliche Recht einschließlich des Strafrechts: man darf jedoch nicht übersehen, daß sie für ein bei Weitem kleineres Staatsgebiet bestimmt war, als ein bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich und daher auch geringere Schwierigkeiten in der Ausgleichung der Rechtszustände zu überwinden hatte als dieses. Die von der französischen Konsularregierung am 24 Therm. des Jahres VIII der Republik zur Entwerfung eines Civilgesetzbuchs eingesetzte Kommission konnte allerdings schon nach vier Monaten ihr Werk vorlegen; allein sie war in der Lage gewesen, einen bereits im Jahre 1793 von der Gesetzgebungskommission des Konvents (in Wahrheit von Cambacérès) fertig gestellten Entwurf zu benutzen; auch wurde ihre Arbeit erst durch die nachfolgenden, mehrere Jahre in Anspruch nehmenden Berathungen im Staatsrath und in der Gesetzgebungssektion des Tribunats zu einer lebensfähigen gemacht. Immerhin war diese gesetzgeberische Leistung des französisch-praktischen, immer nur vorausblickenden Geistes von einer Schnelligkeit, mit welcher deutsches, zugleich rückwärts und vorwärts schauendes, sowie tiefer eindringendes Wesen füglich nicht wetteifern kann. Die erste Kommission für das deutsche bürgerliche Gesetzbuch hat das Jahrzehnt um drei Jahre überschritten und fast noch weitere zwei Jahre auf die Ausarbeitung einiger Ergänzungsgesetze, nämlich des Einführungsgesetzes, der Grundbuchordnung und des Gesetzes betreffend die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen verwandt; im Ganzen also etwa 14 bis 15 Jahre (von 1874 bis 1889) zur Lösung ihrer Aufgabe gebraucht. Wer darf ihr einen Vorwurf daraus machen? Wer darf behaupten, daß sie lässig gewesen oder ihre Zeit vergeudet habe? Sollte dies irgendwo behauptet werden, so würde ein Hinweis auf die neunzehn Druckbände Vorarbeiten mit 12309 Folioseiten, von welchen lediglich ein Auszug von 5 starken Oktavbänden als s. g. Motive des Gesetzbuchs im Buchhandel erschienen ist, ein einziger Blick auf dieses unvergängliche Denkmal deutscher Gewissenhaftigkeit, Sorgfalt und Arbeitskraft genügen, um jeden solchen Vorwurf als eine Absurdität zu erkennen.

Das Werk der ersten Kommission fand in den zunächst betheiligten Kreisen, d. h. im Schoße der Juristen, eine sehr getheilte Aufnahme; je nach dem Maßstabe, den man anlegte, je nach den Erwartungen, die man gehegt hatte, wurde Lob oder Tadel in mehr oder minder reichem Maße gespendet. Wer sich von dem Entwurf eine Neubelebung altgermanischer Rechtsanschauungen oder eine soziale Reformgesetzgebung voll schöpferischer Gedanken versprochen hatte, fand sich bitter enttäuscht und erklärte das Ganze für verfehlt und sogar für ungeeignet, als Grundlage für ein bürgerliches Gesetzbuch zu dienen; nicht weit entfernt davon war das Urtheil derer, die Alles nur durch die Brille eines ihnen lieb gewordenen Partikularrechts zu sehen vermochten. Anerkennende Beurtheilungen lieferte hauptsächlich der deutsche Anwaltstand; aber auch die Gegner wagten nicht, die Gründlichkeit der Arbeit zu bestreiten. Andererseits konnten auch die Freunde und Bewunderer des Entwurfs verschiedene offenbare Mißgriffe (z. B. den zur Aufnahme gelangten römischrechtlichen Grundsatz: Kauf bricht Miethe; die unterlassene Regelung des Vereinswesens u. A.) nicht ungerügt lassen und nahezu einmüthig war man in dem Tadel der verwickelten, oft schwer verständlichen Fassung zahlreicher Bestimmungen, der wenig volksthümlichen doktrinären Sprache, der vielfachen Verweisungen. Wichtiger als diese allgemeinen Urtheile wurden die eingehenden kritischen Bearbeitungen, welche dem Entwurfe bald nach seiner Veröffentlichung von Seiten des deutschen Juristenstandes, wie auch anderer Stände, von Praktikern und Theoretikern zu Theil wurden und denselben bis in die kleinsten Details beleuchteten. So entstand um den Entwurf eine ganze Litteratur, als deren Resumé die Nothwendigkeit einer zweiten Lesung an der Hand des darin niedergelegten kritischen Materials sich ergab. Mit dieser zweiten Lesung betraute der Bundesrath gegen Ende des Jahres 1890 eine neue Kommission. Die Zusammensetzung derselben versprach schon deshalb ein volksthümlicheres Ergebniß, weil den neuen ständigen Mitgliedern, von denen mehrere bereits der ersten Kommission angehört hatten, dreizehn nicht ständige Mitglieder, Männer der verschiedensten Berufe und politischen Parteirichtungen (darunter auch ein Rechtsanwalt) beigesellt wurden. Daß bei dieser Gelegenheit, wie schon bei der Bildung der ersten Kommission kein ordentlicher Professor der Berliner Juristenfakultät für würdig oder geeignet befunden wurde, an dem Gesetzgebungswerke offiziellen Antheil zu nehmen, mußte allerdings Befremden erregen, um so mehr, als gerade aus der Mitte dieser Fakultät die wirksamsten und kräftigsten Geschosse gegen den ersten Entwurf geschleudert worden waren. Doch mag dies auf sich beruhen.

Die zweite Kommission hat in dem Zeitraum vom April 1891 bis Juli 1895, also von etwa vier Jahren, unter wechselndem Vorsitze, zuletzt unter der thatkräftigen Leitung eines ehemaligen rühmlichst bekannten preußischen Richters von seltenen Gaben und Kenntnissen den Entwurf einer vollständigen und gründlichen Revision unterzogen. Dabei hat die Gesammtheit der kritischen Beiträge aus allen Kreisen der Nation volle und eingehende Berücksichtigung und Verwerthung gefunden, so daß man einem jüngst gehörten Ausspruche des Professor Sohm in Leipzig: „die zweite Lesung des Entwurfs sei weniger das Werk der zweiten Kommission als das des ganzen deutschen Juristenstandes, ja des ganzen deutschen Volkes“ in gewissem Sinne zustimmen kann. Auch die erbittertsten Gegner des ersten Entwurfes müssen anerkennen und haben

es anerkannt und öffentlich ausgesprochen, daß das Gesetzgebungswerk durch die zweite Lesung an Form und Inhalt unendlich viel gewonnen hat. Die Fassung ist einfacher, die Sprache verständlicher geworden, der oft lehrhafte Charakter ist, soweit möglich, beseitigt; deutsche Rechtsanschauungen haben fast in allen Theilen weitere Anerkennung erlangt und römische Rechtssätze verdrängt, die sozialen und wirthschaftlichen Bedürfnisse der Gegenwart haben größere Beachtung gefunden, der Schutz des wirthschaftlich Schwachen gegen Ausbeutung ist vielfach erweitert und verstärkt; die unerbittliche Strenge des starren Rechtssatzes (summum jus, summa injuria) zu mildern, an Stelle der strictum jus der aequitas, der Billigkeit nach den besonderen Umständen gebührende Rechnung zu tragen, ist dem Richter in geeigneten Fällen ein angemessener Spielraum gelassen; ein gesetzgeberischer Gedanke, der trotz seiner Abstammung aus dem vielgeschmähten römischen Rechtsleben gewiß ein glücklicher genannt werden muß, und noch in keinem Gesetzbuche einen so prägnanten Ausdruck gefunden hat wie hier. Ganze Materien, welche im ersten Entwurf der Landesgesetzgebung überlassen oder übergangen waren (so das Vereinsrecht und das sogenannte internationale Privatrecht) haben eine eingehende Bearbeitung erfahren, so daß zu den fünf Büchern des ersten Entwurfs (allgemeiner Theil, Sachenrecht, Recht der Schuldverhältnisse, Familienrecht, Erbrecht) ein sechstes (Anwendung ausländischer Gesetze) hinzugefügt werden mußte. Daß nicht noch Manches zu wünschen übrig geblieben sei, wer wird dies leugnen können? Daß keine Bestimmung, kein Theil des Ganzen der Verbesserung fähig wäre, wer wird dies behaupten wollen? Es gibt gewiß kein einziges Mitglied der Kommission, welches bei allen Abstimmungen über divergirende Ansichten und Vorschläge in der Majorität geblieben wäre und alle seine Wünsche erfüllt gesehen hätte. Wie wäre dies auch möglich auf einem so ausgedehnten Rechtsgebiete, auf welchem die Anschauungen nach Zeit und Ort so oft mit einander in Streit gerathen sind und gewechselt haben? Das Ganze aber, dies wird von keinem einsichtigen und gewissenhaften Beurtheiler menschlicher Arbeit bestritten werden können, ist ein tüchtiges, annehmbares Werk, mit welchem die deutsche Nation sich vorerst zufrieden geben darf. Es ist in dieser Zeitschrift nicht der Ort, den Beweis dieses Satzes durch eine eingehende oder auch nur kursorische Darlegung des Gesetzesinhalts zu liefern; es soll indessen dem Leser Gelegenheit gegeben werden, sich wie ein eiliger Reisender durch einen flüchtigen Gang in den geräumigen Hallen großer Kunststätten über den Geist des Gesetzentwurfes einigermaßen zu orientiren. Zuvor aber mögen noch folgende Bemerkungen über die aktuelle Lage der Sache gestattet sein. Die zweite Kommission hat zwar ihre Aufgabe insofern noch nicht vollständig gelöst, als sie noch kurze Zeit damit beschäftigt sein wird, die letzte Feile an die Redaktion des ganzen Werkes zu legen und als ihr ferner noch die Revision des Einführungsgesetzes erster Lesung obliegt. Die letztere Arbeit wird zuversichtlich im Laufe dieses Winters vollendet sein; die Einbringung des Hauptgesetzentwurfs in den Bundesrath steht jedoch unmittelbar bevor, falls sie nicht schon erfolgt ist, und es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die Vorlage an den Reichstag bald nach seiner Eröffnung, also wohl in den nächsten Monaten, gelangen wird, wie dies von dem Staatssekretär des Reichsjustizamts schon in der Reichstagssitzung vom 21. März d. J. im Voraus angekündigt wurde. Der gegenwärtige Zeitpunkt ist demnach ein äußerst kritischer. Von der Methode der Behandlung des Entwurfs im Reichstage hängt das endgültige Schicksal des ganzen großen Gesetzgebungswerkes ab. Hier wird sich bald entscheiden, ob die berechtigte Erwartung der Nation, nach mehr als zwanzigjähriger Arbeit ihrer Vertrauensmänner eine einheitliche Regelung des bürgerlichen Rechts spätestens mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts zu erlangen, sich der Erfüllung naht oder ad calendas graecas vertröstet werden soll. Diejenigen — heute glücklicher Weise noch vereinzelten — Stimmen, welche auf eine eingehende dritte Revision des Entwurfs oder auch nur ganzer Abschnitte desselben innerhalb oder außerhalb der eigentlichen gesetzgebenden Organe dringen, gefährden, wie der Staatssekretär Nieberding in der erwähnten Reichstagssitzung an der Hand der Thatsachen nachgewiesen hat, das Zustandekommen des Einigungswerkes auf unabsehbare Zeit. Die gleiche Ueberzeugung hat ein bedeutender Parlamentarier und Führer einer politischen Mittelpartei auf dem jüngsten deutschen Juristentage ausgesprochen und begründet. Um das einheitliche bürgerliche Gesetz thatsächlich in Kraft zu setzen und ins Leben zu rufen, ist, abgesehen von dem Reichseinführungsgesetze noch der Erlaß einer Reihe anderer Ergänzungs- und Ausführungsgesetze dringend erforderlich. Dazu gehören: eine Grundbuchordnung zur einheitlichen Regelung des Verfahrens in Grund- und Hypothekensachen, ohne die ein wichtiger Theil des materiellen Rechts ein todter Buchstabe bleiben würde, ein Reichsgesetz über die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen, ebenso wichtig wie nothwendig für die Durchführung des gemeinsamen Hypothekenrechts; ein weiteres Reichsgesetz zur Regelung derjenigen Gegenstände der freiwilligen Gerichtsbarkeit, welche von dem gemeinen bürgerlichen Rechte betroffen werden (z. B. des Registerwesens, der Nachlaßsachen); dazu ist auch die längst ersehnte, einem allseitig gefühlten und oft ausgesprochenen Bedürfnisse entsprechende Ordnung des Notariatswesens zu rechnen. Weiter bedarf es schon zur Ausgleichung mit den Bestimmungen des bürgerlichen Rechts einer Revision der Civilprozeßordnung und Konkursordnung, sowie des Handelsgesetzbuchs; wobei zugleich das von dem bürgerlichen Gesetz ausgeschiedene Verlags- und Versicherungsrecht einheitlich zu regeln sind. Dazu treten die in den einzelnen Bundesstaaten landesgesetzlich zu treffenden neuen Einrichtungen für die Ausführung des bürgerlichen Gesetzes. Zur Bewältigung dieser ganzen Gesetzgebungsarbeiten bis zum Beginne des neuen Jahrhunderts wird es großer Anstrengungen bedürfen. Sie wird aber zuversichtlich gelingen, wenn das bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich in der bevorstehenden Reichstagssession zum definitiven Abschluß gelangt und das Inkrafttreten desselben zu einem von Kaiser und Bundesrath zu bestimmenden Zeitpunkte, etwa zum 1. Januar 1900 gesichert ist. So lange die gesetzgebenden Gewalten das Hauptgesetz selbst nicht votirt haben, ist dagegen eine ersprießliche Vorbereitung der erforderlichen Ergänzungsgesetze nicht zu vollenden und die staatlichen Organe, welchen diese Aufgabe obliegt, würden sich zur Unthätigkeit oder zur vorläufigen Einstellung der Arbeit auf diesem Gebiete verurtheilt sehen. Hierzu tritt noch ein weiterer hochwichtiger Gesichtspunkt. Das Reformbedürfniß auf manchen Gebieten des bürgerlichen Rechts ist in vielen Einzelstaaten schon geraume Zeit ein dringendes und geradezu unabweisliches. Im Interesse der Einigung des deutschen Civilrechts hat man jedoch mit den nöthigen Reformen bisher vielfach gewartet, in der Hoffnung, daß das bürgerliche Gesetzbuch in nicht allzu langer Zeit aller Noth ein Ende machen werde. Wenn nunmehr das Zustandekommen des Gesetzes wieder auf ungewisse Zeit vertagt wird, so ist das selbständige Vorgehen der einzelnen Bundesstaaten mit den so lange zurückgehaltenen Reformgesetzen füglich nicht mehr zu vermeiden, ihnen auch nicht zu verübeln. Daß aber dadurch das Einigungswerk von Neuem erschwert und der Partikularismus gestärkt werden würde, bedarf keiner Ausführung. Und wenn auch nur eine Gewähr dafür gegeben werden könnte, daß das Werk aus einer dritten Lesung vollkommener und allseitig befriedigender hervorgehen werde, als aus der zweiten! Daraus, daß die Kommission der zweiten Lesung eine glückliche Hand gehabt hat, folgt doch nicht ohne Weiteres, daß eine dritte Kommission noch glücklicher sein werde. Das Eine ist ebenso möglich wie das Andere: es kann gebessert, es kann auch verdorben werden. Das Bessere ist so oft der Feind des Guten. Ein bürgerliches Gesetzbuch, das in allen seinen Theilen und Bestimmungen von sämmtlichen politischen und wirthschaftlichen Parteien, von allen Richtungen in Wissenschaft und Praxis, von Richtern, Advokaten und

Professoren, von allen Ständen und Berufsklassen unisono mit Beifall begrüßt werden möchte, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Zu einem solchen Phantasiegebilde dürfte sich auch der unverbesserlichste Optimist nicht aufschwingen. Eher könnte die Quadratur des Cirkels gefunden werden Es wäre schon ein unlösbares Problem, vielleicht sogar das am wenigsten lösbare, allen Männern der deutschen Rechtswissenschaft gleichmäßig Genüge zu thun. Noch heute sind dieselben mehr oder weniger in zwei feindliche Lager gespalten, in Romanisten und Germanisten, und es ist darauf zu rechnen, daß die Befriedigung der Einen und der Anderen im umgekehrten Verhältnisse steht. Was den Einen als Ente erscheint, ist den Anderen die Nachtigall. Und auch innerhalb der verschiedenen Lager sind die Meinungen so vielfach getheilt, gehen die Wünsche und Vorschläge oft weit auseinander! Darum drängt sich jedem einsichtigen Vaterlandsfreunde als politisches Gebot auf, einem deutschen Einigungswerk, wenn es in einer im Ganzen annehmbaren Gestalt erscheint, nicht durch eigensinniges Pochen auf seine Lieblingswünsche, durch unablässiges Vorreiten seiner Steckenpferde Hindernisse zu bereiten. Was die Behandlung des Gesetzentwurfs im Reichstage betrifft, so ist dort gewiß der rechte Ort, diejenigen Bestimmungen, welche von allgemeinen politischen oder wirthschaftlichen Gesichtspunkten beeinflußt sind, einer besonderen Prüfung zu unterwerfen und das letzte Wort der Entscheidung zu sprechen. Indeß wird man sich dabei auch vergegenwärtigen müssen, daß gerade in diesen Materien etwas Positives und Heilsames in der Regel nur durch Kompromisse, nicht aber durch starres Festhalten an dem Parteistandpunkte erreicht werden kann und daß andererseits die Bestimmungen des Entwurfs in Fragen dieser Art selbst auf Kompromissen, sei es mit den Kommissarien der Bundesregierungen, sei es unter den Mitgliedern der Kommission beruhen, in welcher letzteren alle politischen Parteien mit Ausnahme derjenigen vertreten waren, welche sich offen als grundsätzliche Gegnerin der bestehenden Gesellschafts- und Rechtsordnung bekennt. Wenn von der patriotischen Schaffensfreude und dem versöhnlichen Geiste des Reichstages, welcher in den siebziger Jahren die deutschen Justizgesetze votirt hat, auch nur ein Theil übrig geblieben sein sollte, so würde die Hoffnung nicht zu Schanden werden können, daß der gegenwärtige Reichstag noch in der bevorstehenden Session das große nationale Werk des bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich zum gedeihlichen Abschluß bringen werde. Damit hätte er sich ein monumentum aere perennius gesetzt

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen sei es gestattet, wie schon oben angedeutet wurde, den Leser zu einem flüchtigen Rundgange durch das neue gewaltige Rechtsgebäude einzuladen. Selbstverständlich kann die Aufmerksamkeit nur auf die wichtigsten, ein allgemeines Interesse beanspruchenden Punkte gelenkt werden. Eine Probe aus dem Gesetzentwurf ist den Lesern der „Nation“ bereits durch einen Aufsatz des Herrn Professor Ernst Landsberg in Bonn: „Soziale Bestimmungen im bürgerlichen Gesetzbuch“ (in Nr. 11 des XII. Jahrgangs) geliefert worden. Es soll nunmehr versucht werden, das dadurch gewonnene Bild unter den gleichen sowie unter weiteren Gesichtswinkeln möglichst zu ergänzen, sowie einzelne hervorragende Partieen, namentlich aus dem Familienrechte, näher zu beleuchten. Da das Recht um des Menschen willen geschaffen ist, so wird der Anfang billig mit dem Personenrechte gemacht.

(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

M. Levy.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Die Claque im konservativen Theater.

Herr von Hammerstein ist politisch todt und von seinen eigenen intimsten Freunden nunmehr schonungslos über Bord geworfen. Aber ist darum seine Methode beseitigt? Wir glauben kaum, und somit bleibt es wichtig, diese seine Methode, die geblieben scheint, in das Sonnenlicht zur Betrachtung für Jedermann zu ziehen, und eine solche Betrachtung hat diesmal den Vorzug der Satire nicht zu entbehren.

Solcher Vorsatz stellt sich ein, wenn man hört, sieht und liest, wie eifrig man in der konservativen Partei am Werke ist, um Vertrauenskundgebungen und Kundgebungen der Ergebenheit und Anhänglichkeit und Verehrung für Herrn Stöcker und für die Stöckerfreunde zu produziren und für zukünftige Wechselfälle bereit zu halten.

Die Geschichte einer solchen konservativen Kundgebung mag hier erzählt werden

Es war im Jahre 1894 am 24. April, da war in der Abendausgabe der „Neuen Preußischen Zeitung“, auch die „Kreuzzeitung“ genannt, das Folgende in schönem, gesperrtem Druck zu lesen:

Danksagung.

Mit einer auf meine politische Thätigkeit Bezug nehmenden Widmung sind mir „als ein kleines Zeichen dankbarer Verehrung von deutschen Frauen“ vor einigen Tage prächtige, von Damenhand kunstvoll gearbeitete Gaben übersandt worden. Da es mir trotz des Poststempels Stettin bisher nicht gelungen ist, eine Spur aufzufinden, welche es mir möglich machen könnte, meinen innigen Dank den Absenderinnen persönlich abzustatten, so muß ich zu meinem lebhaften Bedauern mich darauf beschränken, es an dieser Stelle zu thun.

Berlin, den 24. April 1894

Freiherr von Hammerstein.

Es könnte grausam erscheinen, daß wir jetzt nach so traurigen Enthüllungen den „deutschen Frauen“ den Schmerz bereiten, sie an ihren Irrthum vom Frühjahr 1894 zu erinnern; so grausam sind wir jedoch nicht.

Vor uns liegt einer jener guten Briefbogen in Oktavformat, gutes, weißes Papier, wie man es im Parlament hat, und oben am Kopf mit dem Stempel des deutschen Reichswappens und der Umschrift „Deutscher Reichstag“ versehen. Mit einer schönen und kräftigen Handschrift steht auf der einen Seite dieses Bogens das folgende in Blei geschrieben:

Ab Berlin gehen die Züge um diese Zeit; sie sind in Stettin um jene Zeit; und ab Stettin gehen die Züge um jene Zeit, und sie sind wiederum in Berlin um diese Zeit.

Jemand der vorsorglich war, hatte also im Reichstage die Zeit, welche er den politischen Interessen des Vaterlandes abgewinnen konnte, benutzt, um die Reiseroute von und nach Stettin aufzuzeichnen.

An den Zügen der Schrift erkennt man, daß dieser Vorsorgliche Herr Freiherr von Hammerstein gewesen ist, und die Reisende war seine Freundin Flora Gaß.

Flora war auch fleißig, und sticken konnte sie auch; so verfertigte sie denn einmal auf Veranlassung des edlen Herrn von Hammerstein schöne Handarbeiten mit dem Hammerstein'schen Monogramm und Wappen, und für diese Gaben Floras erfand Herr von Hammerstein eine schöne Widmung. Diese Widmung findet sich auf der andern Seite jenes selben Briefbogens, auf welchem die Züge nach Stettin verzeichnet sind, und auch die Widmung ist von der Hand

des Freiherrn von Hammerstein geschrieben, schwungvall wie sie ist, lautet sie:

Dem muthigen Vorkämpfer,
Dem kühnen Bannerträger
Der konservativen Partei
Als ein kleines Zeichen dankbarer Verehrung

von

deutschen Frauen.

Die Widmung, die Herr von Hammerstein niedergeschrieben hatte, nachdem er in der Seele deutscher Frauen sich als muthigen Vorkämpfer und kühnen Bannerträger der konservativen Partei selbst erkannt hatte, schrieb Flora mit kundiger Hand auf einen schönen Bogen ab. Flora und das Kissen und die Widmung wanderten darauf am 20. April Morgens nach Stettin; und am 20. April Abends wanderten die Gaben und die Widmung zu Herrn aon Hammerstein mit der Past zurück und Flara im Caupee.

Vier Tage später kaunte darauf Herr Freiherr von Hammerstein in der „Kreuzzeitung" „seinen innigen Dank" den „deutschen Frauen" abstatten, von denen er zu seinem „lebhaften Bedauern" „keine Spur aufzufinden" im Stande war.

Flora Gaß als die Repräsentantin deutscher Frauen huldigend var dem Freiherrn aon Hammerstein, dem „kühnen Bannerträger der konservativen Partei."

So wird es gemacht, und sa sieht es aus.

Oder ein anderes Beispiel, das schan gedruckt und nicht allein handschriftlich überliefert ist

Fürst Bismarck war seines Amtes enthoben; eine glänzende Adresse, unterzeichnet van tausenden Berliner Bürger, sollte ihm überreicht werden.

„Aber es geschah, daß man die große Zahl von Unterschriften, auf die man gehofft hatte, nach längerer Zeit nicht zusammenbringen konnte, und viele Bogen zeigten bei der Einsammlung bedeutende Lücken, wodurch das Komitee, welches sehnsüchtig darauf wartete, endlich die Adresse übergeben zu können, in eine peinliche Verlegenheit gerieth. Da kam „Jemand" auf einen schlauen Einfall, indem er darauf aufmerksam machte, daß ja diese fehlenden Unterschriften mit Leichtigkeit zu beschaffen seien. Man brauche ja bloß dem strebsamen Direktor eines großen Geschäftshauses, der viele Menschen beschäftigte, Gelegenheit zu geben, sein Licht leuchten zu lassen — und so geschah es —. In einem einsamen Zimmer des Geschäftshauses wurden die halbleeren Bogen ausgelegt und mit Namen, die im Adreßbuch standen, ausgefüllt. Damit die Handschriften recht unähnlich waren, wurden verschiedene Angestellte der Firma mit der Ausfüllung beauftragt und es mußten zwischen den Namen Lücken gelassen werden, damit immer wieder andere Personen dazwischen schreiben konnten."

So nachzulesen bei Friedrich Luckhardt: „Juden und Christen" auf Seite 39, der den Vorgang selbst beobachtet hatte und nur durch ernstliche Verwarnung alsdann schweigend zu erhalten war.

Solche Thatsachen wird man im Gedächtniß behalten müssen; denn sind wir richtig unterrichtet, so ist man gerade jezt wieder dabei, die Claque in Bereitschaft zu setzen, damit auch anderen gleich werthvollen Vertretern der kanservativen Partei, die gleichfalls „Bannerträger" sind, — freilich nicht aon der graßen Art des Fürsten Bismarck, — Vertrauen und Zustimmung von deutschen Männern und Frauen im geeigneten Augenblick zu Füßen gelegt werden kann.

Ignotus.

Das Kabinet Badeni.

Graf Badeni ist vor etwas länger als Wochenfrist mit seinem Kabinet auf der Bildfläche erschienen. Der Uebergang aon dem provisorischen Ministerium des Grafen Kielmannsegg, welches seit dem Sturze der Koalitian im Juni l. J. die Geschäfte geführt hatte, zum Definitivum des Grafen Badeni, hat sich ohne besandere Bewegung und ohne jegliche Ueberraschung aollzogen. Nicht nur seit der Mitte des August, als Graf Badeni in Ischl vor dem Kaiser erschien, galt er als das voraussichtliche Haupt der Regierung; er stand bereits ganz im Vordergrunde, als das Kabinet Windischgrätz so jäh seine Entlassung empfing und die erste Kunde von der Berufung des Grafen Kielmannsegg durch eine Zeitungsmeldung erhielt. Auch die Bildung dieses provisorischen Ministeriums war das Werk des Grafen Badeni, der einerseits die trostlose Erbschaft der Koalitionsregierung nicht unmittelbar antreten, andererseits noch die allgemeinen Neuwahlen für den galizischen Landtag selbst durchführen wallte. In eingeweihten Kreisen war es schon in einem viel früheren Zeitpunkte kein Geheimniß, daß die Aufmerksamkeit der Krone sich auf den Statthalter von Galizien gelenkt habe und daß dieser zu großen Dingen ausersehen sei. Im Herbst des Jahres 1892 hatten Amtsgeschäfte den Grafen Badeni nach Wien geführt. Im aarangegangenen Sammer hatte die Cholera in Galizien gewüthet, auf das unausgesetzte Andringen des Grafen Taaffe hatte der Kaiser die beabsichtigte Reise zu den galizischen Manövern aufgegeben und nun erschien Graf Badeni, um den Kaiser über die durchgeführte Aktion zur Bekämpfung der Epidemie und über andere laufende Angelegenheiten zu berichten. Graf Taaffe war damals von einem nicht unbedenklichen Leiden heimgesucht, seine Gesundheit war ernstlich untergraben Auf diesen Umstand lenkte der Kaiser in einer Unterredung mit dem Grafen Badeni das Gespräch, indem er betonte, er müsse sich dach für die Eventualität aorsehen, daß Graf Taaffe den Lasten der Regierung sich nicht mehr gewachsen zeigen sollte. Der Kaiser richtete bei diesem Anlasse an den Grafen Badeni die Frage, wen er für den Fall des Scheidens des Grafen Taaffe aus dem Amte in Vorschlag bringen würde Wer die Art des Kaisers Franz Josef kennt, der weiß, daß ein salches Gespräch, geführt mit einem Statthalter, die Designirung des Letzteren als das künftige Haupt der Regierung bedeutete Graf Badeni war sich auch darüber so wenig im Unklaren, daß er von dem Inhalte seiner Unterredung mit dem Kaiser dem Grafen Taaffe sofort in layalster Weise Kenntniß gab. Seit jenen Tagen galt in informirten Kreisen Graf Badeni als der künftige Ministerpräsident. Die Kaalitian hielt die var drei Jahren in Aussicht genommene Entwicklung für einige Zeit auf. Graf Taaffe hatte seinen Abschied nicht aus Gesundheitsrücksichten genommen, sondern er war van der Parlamentsmajarität gestürzt worden. Das kanstitutionelle Gefühl des Kaisers aeranlaßte diesen, der Bildung einer parlamentarischen Regierung durch diese Majorität freien Raum zu gewähren. Das Experiment mißlang, die Kaalitionsregierung brach in sich selbst zusammen, nach ehe die Koalitian gesprengt war, sie ging an ihrer Unfähigkeit und unglaublichen Schwäche zu Grunde und Graf Badeni bildete ein streng außerparlamentarisches Kabinet, von dem kein einziges Mitglied dem Abgeordnetenhause angehärt.

Einen kurzen Moment schien freilich die Berufung des Grafen Badeni in Frage gestellt, als nämlich Graf Goluchowski zum Minister des Aeußern ernannt worden war. Es erhoben sich Stimmen, die geltend machten, daß es unmöglich sei, zwei Polen an die Spitze der Regierung zu stellen, den einen als Leiter der äußeren Politik, den anderen als die maßgebende Persönlichkeit für die innere Politik. Es gibt sagar eine Version, wonach die Berufung des Grafen Galuchowski zum Minister des Aeußern zu dem Behufe in Varschlag gebracht wurde, um den Grafen Badeni von der Ministerpräsidentschaft auszuschließen und diesen

hohen Posten wieder einem böhmischen Feudalherrn, etwa dem Statthalter von Böhmen, Grafen Franz Thun, vorzubehalten. Alle diese Schachzüge scheiterten an der Festigkeit des Kaisers, welcher seine Wahl getroffen hatte und bei derselben verharrte.

Das Kabinet Badeni besteht nunmehr und man muß sich darauf gefaßt machen, daß es kein kurzlebiges sein wird. Graf Badeni besitzt das Vertrauen der Krone im reichsten Maße, er verfügt über die weitreichendsten Vollmachten und von Seiten des Kaisers wird seine Politik die kräftigste Förderung finden. Ob der eine, od mehrere Minister im Laufe der Zeit aus dem Kabinet ausscheiden werden, kommt nicht in Betracht; es gibt nur einen politischen Minister: den Ministerpräsidenten. Sein politisches Programm wird Graf Badeni am 22. Oktober vor dem versammelten Reichsrathe entwickeln und um diese Zeit wird er voraussichtlich auch mit jenen politischen Parteien in Fühlung treten, auf deren parlamentarische Unterstützung er rechnet. Nach Allem, was verlautet, sind dies der Polenklub, die deutsch-liberale Partei und der Hohenwartklub nach Ausscheidung der radikalen mit den Antisemiten alliirten Klerikalen und der Slovenen. Ob es dem Grafen Badeni gelingen wird, im Hohenwartklub diese Scheidung herbeizuführen, ist die Frage. Bisher war das Streben des Grafen Hohenwart immer darauf gerichtet, diese Gruppen bei einer Partei zu erhalten und die Annahme ist erlaubt, daß zuvor Graf Hohenwart aus dem Abgeordnetenhause verschwinden müßte, ehe die Abstoßung der Klerikalen von der schärferen Tonart und der Slovenen mit Erfolg durchgeführt werden könnte. Gelingt es dem Grafen Badeni, sich die gewünschte Majorität zu sichern, dann würde es nach Allem, was man hört, seinen Absichten entsprechen, von dem Reichsrathe, dessen Mandat im Frühjahre des Jahres 1897 abläuft, noch folgende drei wichtige Angelegenheiten erledigen zu lassen: den Voranschlag, den Ausgleich mit Ungarn und den Wahlreformentwurf, den er zu unterbreiten gedenkt. Dann würden die allgemeinen Neuwahlen folgen und deren Ergebniß wäre bestimmend für die künftigen Aktionen des Grafen Badeni.

Das wäre der normale Verlauf der Dinge. Es gibt aber Viele, welche bezweifeln, ob eine so glatte Abwicklung möglich sein wird. Schwierigkeiten bei Erledigung des Ausgleiches oder der Wahlreform würden sicher zur Auflösung des Abgeordnetenhauses führen und die Wahhlreform, welche dem nächsten Reichsrathe vorgelegt würde, dürfte kaum identisch sein mit derjenigen, welche Graf Badeni jetzt plant. Allein schon die Budgetberathung kann leicht zu einem Konflikte führen, welcher die Auflösung des Hauses zur Folge haben müßte. Die Antisemiten befinden sich seit ihren Siegen bei den Wiener Wahlen in einem förmlichen Siegestaumel; sie und ihre Verbündeten, die Jungczechen, haben im Vorjahre die Obstruktion mit Erfolg angewendet. Sollte Graf Badeni die Wahl Lueger's zum Bürgermeister von Wien nicht bestätigen, dann darf man sicher sein, daß Herr Lueger trachten wird, im Parlament seine Revanche zu nehmen und vor Allem die Obstruktionstaktik beim Budget anzuwenden. Die Jungczechen haben gleichfalls ein lebhaftes Interesse, auf die Auflösung des Abgeordnetenhauses hinzudrängen. So lange die Lücke in ihrer gegenwärtigen Stärke im Parlamente ist, bildet sie einen Machtfaktor, mit dem jede Regierung rechnen muß. Gelingt es aber bei den Neuwahlen, die Linke zu zersprengen, dann wachsen die Chancen der Jungczechen. Wer eine Majorität bilden will, muß dann an sie herantreten, sie werden ihre Bedingungen diktiren und sie werden durchaus nicht bescheiden sein. Antisemiten und Jungczechen werden es also an Bemühungen nicht fehlen lassen, den Grafen Badeni von seinen ursprünglichen Absichten abzudrängen und es ist leicht möglich, daß die Ereignisse sich als stärker erweisen, als die Entschlüsse des Ministerpräsidenten.

Zwischen dem Tage, da Graf Badeni im August beim Kaiser in Ischl weilte und jenem, an welchem seine Betrauung mit der Kabinetsbildung formell vollzogen wurde, hat sich die Lage wesentlich ungünstiger gestaltet. Der Ausfall der Wiener Gemeindewahlen ist ein Moment von weittragender politischer Bedeutung, welches Graf Badeni selbst kaum unterschätzen dürfte. Niemand, der die Verhältnisse in Wien einigermaßen kennt, hat daran gedacht, daß die liberale Partei siegreich aus den Wahlen hervorgehen könnte. Das war von vornherein ausgeschlossen. Aber diesen Umfang der Niederlage hat sich Niemand träumen lassen. Und die bloße Thatsache dieses beispiellosen Wahlsieges der Antisemiten ist an sich geeignet, dem neuen Ministerpräsidenten bedeutende Schwierigkeiten zu bereiten. Er wird als Minister des Innern mit einer Gemeindevertretung der Reichshauptstadt arbeiten müssen, die absichtlich und durch ihre Widerhaarigkeit und Rohheit unabsichtlich stets Verlegenheiten für die Regierung hervorrufen wird. Er steht vor der kritischen Frage, ob er den Führer der Antisemiten, Dr. Lueger, dem Kaiser zur Bestätigung als Bürgermeister von Wien vorschlagen kann und darf, denn heute läßt es sich bereits an den Fingern abzählen, daß die Wirksamkeit eines Bürgermeisters Lueger, der Ungarn bei jedem Anlaß in der unfläthigsten Weise beschimpft und sich in Konspirationen mit den Rumänen eingelassen hat, den Konflikt mit Ungarn herbeiführen kann, das in solchen Dingen keinen Scherz versteht. Graf Badeni übernimmt weiter eine Beamtenschaft, in welcher während der Koalitionsära die Disziplin in bedenklichstem Grade gelockert wurde und die begonnen hat, sich mit Hilfe des politischen Stimmrechtes als Machtfaktor gegenüber der Regierung aufzuspielen, das Wahlrecht als Pressionsmittel für zum Theil unerfüllbare Forderungen auszunutzen. Sie hat dabei Förderung und Ermunterung sogar von einer Seite gefunden, die nach ihrer Stellung außerhalb des Spieles der Parteien bleiben sollte, der eine konstitutionelle Einflußnahme derzeit nicht zuerkannt werden kann und welche sich kaum Rechenschaft ablegen dürfte über das Maß der Verwirrung und Verwüstung, welches eine solche unterirdische Agitation anrichtet. Graf Badeni gilt als Mann der starken Hand, er wird aber große Mühe haben, die Beamtenschaft wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Der Weg der Umschmeichlung der Beamten, den einige Mitglieder seines Kabinets in ihren Antrittsreden eingeschlagen haben, scheint nicht der richtige zu sein.

Eine Folge der Wiener Gemeinderathswahlen ist aber auch, daß die liberale Partei dem Kabinet Badeni gegenüber in eine schwierige Lage gelangt ist. Diese Partei weiß es heute, daß sie ihren jähen Niedergang selbst verschuldet hat durch die Koalition mit den Klerikalen, durch die Zurückstellung ihrer Grundsätze, durch die Politik der Kompromisse, mit denen sie sich und ihre Prinzipien kompromittirt hat. Um Plener zum Minister zu machen und ihm eine hohe dauernde Staatsanstellung zu sichern, hat diese Partei sich buchstäblich geopfert. Soweit diese Partei überhaupt noch einen verläßlichen Anhang hat, fordert derselbe die rückhaltlose Bekennung und Bethätigung des liberalen und des nationalen Gedankens und damit wird es dieser Partei schwer, mit dem Grafen Badeni zu paktiren, ihm bindende Zusagen nach irgend einer Richtung zu machen. Sie wird ihm ihre Unterstützung höchstens von Fall zu Fall zu leihen im Stande sein und wird auch darin große Vorsicht und Zurückhaltung beobachten müssen, bis über die Pläne des neuen Ministerpräsidenten volle Klarheit verbreitet ist.

So erscheint das Kabinet Badeni für die Zeit bis zur Auflösung des Abgeordnetenhauses gleichsam als die Fortsetzung des Provisoriums. Seine eigentliche Gestalt und Richtung wird dieses Ministerium erst annehmen, wenn es nicht mehr einem absterbenden, sondern einem neuen Parlament gegenüberstehen wird. Graf Badeni hat sich in Galizien als ein energischer, rücksichtsloser Leiter der Wahlen erwiesen; in Oesterreich aber hat die Verfassung dem jeweiligen Ministerpräsidenten die Mittel an die Hand gegeben, sich die Wahlen zu machen, wie er sie will und braucht. Graf Badeni wird die Kunst, die er als Statthalter geübt, als Ministerpräsident gewiß nicht missen lassen.

Wien, Oktober. Gustav Steinbach.

Kurhessische Erinnerungen.

(Schluß.)

Ich bedaure diese meine, wie ich glaube, vorurtheilslose und wahrlich aus keiner antihessischen Gesinnung erwachsene Auffassung der Regierung des letzten Kurfürsten von Hessen nicht durch weitere Einzelheiten, die in meiner Erinnerung in Hülle und Fülle fortleben, hier belegen zu können. Aber bei der so vielfach beobachteten Gedächtnißschwäche zahlreicher Zeitgenossen, die schon heute vergessen, was sie selbst vor wenigen Jahrzehnten erlebt haben, und dem Unvermögen und der Unlust unserer Jugend, sich in die Zeiten vor 1866 zurückzuversetzen, ein Mangel, aus dem eine ganz falsche Vorstellung von der Vergangenheit und Gegenwart erwächst, scheint es mir doch gerathen, auf einige markante Züge aus den letzten Jahren des Kurfürstenthums noch mit wenigen Worten hinzuweisen. Es könnte freilich genügend erscheinen, hierfür auf „die Erinnerungen aus dem Jahre 1866“, welche die „Illustrirte Zeitung“ vom 2. Juli 1892, offenbar von einer sehr gut unterrichteten Seite gebracht hat, aufmerksam zu machen. Da aber in ihnen auf die Kundgebungen der öffentlichen Meinung des Landes, wie sie sich in den fast einstimmigen Beschlüssen der Ständekammer wiederholt und deutlichst ausgesprochen hat, nicht Rücksicht genommen ist, so mag hier das Nöthigste ganz kurz zusammengestellt werden.

Mit Naturnothwendigkeit mußten sich bei dem alternden Kurfürsten die Konsequenzen seiner verkehrten Anschauungen von seinen landesherrlichen Rechten und seinen eigenen Thaten im öffentlichen wie im privaten Leben immer unheilvoller entwickeln. Er wurde immer mißtrauischer gegen Jedermann, konnte gar keinen ruhigen Entschluß zu irgend etwas mehr finden, vermochte Großes und Kleines, Politisches und Persönliches nicht mehr von einander zu unterscheiden, so daß, wie mit Recht gesagt worden ist, zeitweise in Kurhessen schließlich keine Mißregierung bestand, weil einfach gar nicht regiert wurde. Einen Minister des Innern entließ der Fürst, weil jener den Dienstmännern Kassels eine Art Uniform zu tragen gestattet hatte, ohne die hohe landesherrliche Meinung über sie einzuholen. Um der seit Jahren auf allen Gebieten der Gesetzgebung durch Schuld der Regierung eingetretenen Stockung ein Ende zu machen, beschloß am 28. Oktober 1864 die Ständekammer einstimmig, einen Ausschuß niederzusetzen, der aus Vertretern der Ritterschaft, der Höchstbesteuerten, der Städte und Landgemeinden gleichmäßig zusammengesetzt war, damit dieser geeignete Vorschläge mache, um die nothwendigsten Neuerungen in den Gang zu bringen. Am 24. November nahm die Ständekammer eine kräftige Adresse dieses Ausschusses an den Kurfürsten an, welche die traurige Lage des Landes schilderte und schließlich sagte: man habe hier nicht alles vorgebracht, was man hätte vorbringen können; aber das Gesagte werde genügen: „um einen Regenten, der das Bewußtsein seines hohen Berufs und seiner heiligen Pflichten besitze, zu den entsprechenden Entschließungen zu veranlassen“. Der Kurfürst nahm diese Adresse, die ihm persönlich überreicht werden sollte, nicht an, sie wurde durch den Landtagskommissar entgegen genommen und ad acta gelegt. Am 17. Oktober des folgenden Jahres berichtete der landständische Ausschuß der Kammer, daß auch während der Vertagung der Stände beinahe auf allen Gebieten des Staatslebens vollständiger Stillstand geherrscht hätte, und der Referent fügte hinzu: „Die Minister möchten doch bedenken, daß die Beschwerden des Landes schwere Anklagen enthielten, die, wenn sie nicht bald Abhilfe fänden, dahin führen könnten, Umwälzungen zu veranlassen, bei welchen die Selbständigkeit Kurhessens verloren gehen könnte“. Darauf wurde die Ständeversammlung auf unbestimmte Zeit vertagt. Als sie am 24. Januar 1866 wieder zusammentrat, konstatirte der landständische Ausschuß den andauernden Stillstand des Staatslebens durch Schuld der kurfürstlichen Regierung, und im März desselben Jahres wurden abermals keine Vorlagen gemacht, da der Kurfürst beharrlich seine Genehmigung zu solchen verweigerte. In einer ausführlichen Erklärung vom 14. März verwahrte sich die Ständeversammlung „gegen die unausbleiblichen Folgen solcher Mißregierung“ mit 42 gegen 5 und 44 gegen 1 Stimme, und 33 Mitglieder erklärten gegen 14: „sie wollten nicht den Vorwurf der Mitschuld auf sich laden, sondern die Stimme des Landes laut erheben und vor aller Welt gegen die Folgen einer fortgesetzten Mißregierung Verwahrung einlegen“. Damit mag man den Satz Bähr's (Seite 50) vergleichen: „Es ist daher ganz unrichtig, wenn man die Verhältnisse Kurhessens so darstellt, als ob das ganze Volk unter einem schweren Drucke geseufzt hätte.“ Daß die Zustände in Kurhessen damals höchst bedenkliche waren, hatte sich auch die nächste Umgebung des Kurfürsten gesagt, und die Agnaten der Familie waren gleichfalls nichts weniger als beruhigt über sie.

Und nun ging die große deutsche Frage über sie unaufhaltsam auf! Man kann sich leicht vorstellen, wie der Kurfürst und seine willfährigen Minister ihr zunächst rathlos gegenüberstanden. Die Stände drängten zum Anschluß an Preußen. Das war genügend für den Kurfürsten, von allem anderen abgesehen, zu Oesterreich hinzuneigen, das mit allen möglichen Versprechungen bei der Hand war Die Fürstin von Hanau, welche jetzt gegen den früheren Brauch die Gesandten Oesterreichs und Bayerns persönlich empfing, fürchtete für die Familiengüter in Böhmen. Die Entscheidung der großen Frage war damit den Intriguen in der Familie Hanau preisgegeben. Diese war in sich gespalten, aber ihre antipreußischen Glieder siegten. Am 14. Juni Mittags telegraphirte die fanatisch antipreußische Fürstin Wächtersbach, die älteste Tochter des Kurfürsten, nach Frankfurt: „Wir haben gesiegt“, und der Kurfürst ließ an demselben Tage für den österreichischen Antrag stimmen. Ein Sohn des Kurfürsten, welcher wenige Tage darauf den österreichischen Gesandten Grafen Paar bei dem Aufräumen seiner Siebensachen traf, soll dagegen diesem gesagt haben: „Da packen Sie wohl auch die Armeekorps mit ein, die Sie meinem Vater versprochen haben?“ Als am 15. Juni die große Angelegenheit in einem Ministerrathe stundenlang noch einmal verhandelt wurde, und die Minister sehr kleinlaut geworden waren, fing der Kurfürst zu schwanken an. Schließlich begab er sich in das Zimmer der Fürstin von Hanau und kehrte nach einer Viertelstunde mit den Worten in das Konseil zurück: „Ich kann doch nicht, nein es geht nicht.“ So erzählt auch Bähr ausführlich. Die Gewalten, welche den Kurfürsten während seiner ganzen Regierung in ihrem Bann gehalten hatten, ließen ihn auch jetzt nicht los. Welches der Gemüthszustand des unglücklichen Fürsten an diesem Tage war, ersieht man am Besten aus seiner in der „Illustrirten Zeitung“ in Facsimile mitgetheilten Entscheidung auf einen Antrag, die hessischen Truppen nach Mainz zu verlegen: „Der Wunsch (korrigirt aus Antrag), die Bestellung der hessischen Truppen zur Besetzung von Mainz zu stellen, ist hiesigen Orts nicht gestellt worden, weil ich eine Stellung ohne Ehre, mit Hungertyphus (aus Typhus korrigirt) Händeln mit der Reservedivision nicht beabsichtigte zu wünschen, nur um den Nassauer das Kommando der zweiten Divisionen des 9. Armeekorps . . . .“

Doch wäre mit der Entscheidung vom 15. Juni noch nicht alles für den Kurfürsten verloren gewesen, wenn er nur gewollt, oder sagen wir besser, seiner Natur nach gekonnt hätte. Preußen ließ ihm noch wiederholt Anerbietungen machen, die ihm die Rückkehr auf den Thron seiner Väter erlaubt hätten. Aber er vermochte sich nicht zu entschließen. Daß eine solche Entscheidung nicht durch die Drohungen und Versprechungen herbeigeführt werden konnte, welche der preußische Gesandte in Kassel, General von Röder, ihm am 15. Juni im Namen seiner Regierung vortrug, begreift sich allerdings sehr leicht. Wenn Herr von Röder im Auftrag seiner Regierung so gesprochen hat, wie jetzt in einem kürzlich veröffentlichten, vom Kurfürsten seiner Zeit unterzeichneten Aktenstücke behauptet wird, so hat man in Berlin damals die Denk- und Sinnesweise des Kurfürsten gar nicht richtig gekannt. Schlössen die noch späteren Anträge

…Tag, da wir die fünfund…deutschen Kaiserproklamation für die Elsaß-Lothringer zu …machen, als indem man die Aus…beseitigte.

…er Bimetallist, hat etwas gethan, …tlich charakteristisch ist. Er hatte als …rage an den englischen Minister Bal… erhalten, das den Bimetallisten jede …n geeignet ist. Herr Balfour sagt darin, …metallismus, aber die englische Regierung, …er sei und damit England, sei für den Bi…cht zu haben; der Bimetallismus sei heute … Nun stand Herr Dr. Arndt zwischen der Frage: …en für die bimetallistischen Bestrebungen ver…rief nicht veröffentlichen, oder sollte er durch die …gung dokumentiren, daß sogar ein leibhaftiger Minister mit Herrn Arndt in Briefwechsel steht. …ndt zog vor, das Letztere zu beweisen. Alles for… — das ist keine neue Devise der bimetallistischen …

…er große Organisator währungspolitischer Blamagen … obendrein — gelegentlich einer Betrachtung über den …ahresfrist erfolgten Rücktritt des Grafen Caprivi …menten Anlaß, dem Schöpfer der Handelsverträge …der zweijährigen Dienstzeit zu versichern, daß er … Staatsmann und gänzlich vergessen sei. Graf …ivi wird sich ob dieses gefühlvollen Urtheils wohl …trösten wissen. Nach unseren Wahrnehmungen dringt …Ueberzeugung von dem schweren Verlust, den Deutsch…d durch das Ausscheiden des Grafen Caprivi aus dem …iven Staatsdienst erlitten hat, Angesichts der politischen …rrungenschaften" des letzten Jahres in immer weitere …eise des Volks.

Graf Badeni hat eine Programmrede im österreichischen …arlament gehalten, an der keine Partei etwas auszusetzen …atte, woraus sich deutlich ergibt, daß sie Worte, nichts als Worte enthielt. Sagt jene „Programmrede" auch gar nichts, …o doch die Thatsache, daß der Belagerungszustand in Prag …ufgehoben worden ist. Augenscheinlich will Graf Badeni …en Weg zu den Czechen klüglich sich offen halten.

Ruggero Bonghi, der italienische Politiker, Gelehrte …nd Publizist ist gestorben. Er war ein begabter und ein ge…andter Mann mit der Feder, und er besaß die Fähig…eit, die Angelegenheiten dieser Welt in den verschiedensten …arben zu sehen; jedes Mal in jener Farbe, die er im ge…ebenen Augenblick liebte. Er war auf der Höhe seiner …olitischen Laufbahn ein italienischer Miquel, aber mit …inem Ausgangspunkt in der Philosophie und den schönen …issenschaften; wie es bei solcher Natur leicht geschieht, …nen Standpunkt allzu häufig wechselt, hatte er schließlich …den realen Einfluß auf die Politik seines Landes ver…ren. Am Ende seines Lebens war er nichts als ein …istvoller politischer Störenfried.

* * *

…ie silbernen Trompeten des Dragoner-regiments Archangel.

Während Fürst Lobanoff, zwei Großfürsten und drei …che Generale mit den Kommandeuren des französischen …s am Vogesenfuß auf eine mindestens halb gegen uns ge…te Waffenbrüderschaft anstießen, hat der Zar aller Reußen …Archangeler Dragonerregiment silberne Trompeten „für …i der Einnahme von Berlin im Jahre 1760 verrich…glänzenden Thaten" verliehen. Die Nachricht traf bei …n, als Fürst Lobanoff eben auf dem Heimwege von …den Chefs unserer Diplomatie in Berlin seine Auf… mochte. In das kaum verhallende Echo der Vogesentoaste auf unsere zukünftige Niederlage mischten sich die sonoren Töne vom Weißen Meer zur Feier einer vergangenen Schlappe, als der gemüthliche Gast den Asphalt der Wilhelmsstraße entlang rollte; er fand den Herrn Reichskanzler leider nicht zu Hause. Folgen wir dem gegebenen nachbarlichen Beispiel: erinnern auch wir uns, welch glänzende Thaten die Archangeler Helden an uns verrichtet, und sehen wir zu, warum sie nach einhundertfünfunddreißigjährigem Vergessen gerade in diesem so geeigneten Augenblick dafür belohnt werden mußten.

Am 15 Mai 1753 versammelte die Zarin Elisabeth, die letzte überlebende Tochter Peters I., ihren Reichsrath in Moskau und faßte den protokollirten Beschluß, daß Rußland Preußen nicht allein an jeder ferneren Vergrößerung zu hindern, sondern auf seinen früheren kurfürstlichen Umfang zurückzuführen und deshalb den Krieg gegen Friedrich II. sobald als möglich mit oder ohne besonderen Anlaß zu eröffnen habe. Der Beschluß hatte eine retrospektive und eine prospektive Seite. Er war der Dank Elisabeths für die von Maria Theresia vermittelte Anerkennung des russischen Kaisertitels seitens des Heiligen Römischen Reiches, bis dahin des einzigen Kaiserthums der christlichen Welt, dessen Würde eine ausschließliche war und ihrer religiösen Natur nach keine andere neben sich duldete. Und er zielte auf die Aneignung Ostpreußens, dessen Besitz sich Elisabeth in dem russisch-österreichisch-französischen Bündniß, das sich auf ihrer feierlichen Resolution aufbaute, verschreiben ließ. Dem Angriff zuvorzukommen, begann Friedrich der Große den siebenjährigen Krieg.

In diesem Kriege, welchen die 2250000 Preußen gegen Rußland, Frankreich, Oesterreich, Schweden und die deutschen Bundesgenossen der Koalition also führten, daß sie schließlich kein Dorf an die dreißigfache Uebermacht verloren, gab es für uns begreiflicherweise einige unangenehme quarts d'heure.

Während Friedrich der Große im Sommer 1760 mit 60000 Mann gegen 160000 Oesterreicher und Russen in Schlesien zu Felde lag, gelang es ihm mit 14000 Mann 30000 Oesterreicher bei Liegnitz zu schlagen. Die Russen, dadurch an ihrer Vereinigung mit den Oesterreichern gehindert, zogen sich über die Oder ins Polnische zurück und machten damit einer gefährlichen Situation, die der König eben in einem an Prinz Heinrich gerichteten Brief als ironie bezeichnet hatte, ein Ende. Den Vorwürfen, mit welchen Feldmarschall Daun den General Soltykow über seinen Rückzug traktirte, entsprang des letzteren Bereitwilligkeit, an einem von den Oesterreichern vorgeschlagenen Handstreich gegen Berlin theilzunehmen und dadurch wenigstens den Schein eines Vortheils zu erlangen. Während die russische Hauptmacht sich wieder nach Schlesien in Bewegung setzte, um den König dort festzuhalten, gingen 20000 Russen unter Tschernytschew, 3000 Russen unter dem Deutschen Todtleben und 15000 Oesterreicher unter dem Iren Lascy in verstohlenen Eilmärschen auf Berlin.

Berlin war schon damals eine offene Stadt mit einer Oktroimauer, die der Artillerie keine Stunde widerstehen konnte und an manchen Stellen durch bloße Einzäunungen und Pallisaden unterbrochen war. Es lag eine Handvoll Depottruppen in der Stadt, die mit den zu ihrer Unterstützung herangezogenen Bürgern keine 1200 eingeübte Streiter den unter Todtleben zuerst eintreffenden 3000 Russen entgegenstellen konnten. Trotzdem schlugen sie den Sturm auf zwei Thore ab, und hielten die Stadt einige Tage, bis Tschernytschew mit 20000 weiteren Russen eintraf und Lascy mit 15000 Oesterreichern nur noch einen Tagesmarsch entfernt stand. Dann ergaben sich die 1200 Mann ihren 40000 Gegnern. Die Stadt zahlte $1\frac{1}{2}$ Millionen Thaler Brandschatzung und mußte jedem der drei feindlichen Generale 110000 Thaler außerdem verehren, wovon die beiden russischen dem österreichischen schließlich nur 50000 abgaben, was dieser stolz ignorirte. Bekanntlich bildet die kluge und muthige Bethätigung des Kaufmanns Gotzkowsky während dieser Fährlichkeiten eine schöne Lokalerinnerung Berlins.

seltene militärische Auszeichnung überreichte, daß er in seiner Freude den Tapfersten der Tapferen beim Kopfe nahm und küßte. Es war durch einige Augenblicke lautlose Stille, den Leuten zitterten die Gewehre in der Hand."

So schrieb Gustav Freytag unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebten, ehe eine griesgrämige Konstruktion des Alters ihm das Bild verschoben hatte. Und von jener Zeit und von jenen Empfindungen, die dem Kaiser Friedrich zum Grabe das Geleit gegeben hatten, gab General von Mischke bei der Enthüllung des Denkmals in einer trefflichen formvollendeten Rede eine Schilderung, und Herr von Mischke konnte aus dem Eigensten schöpfen, denn er selbst hatte dem Todten so nahe gestanden.

In Baden und in Sachsen haben zu den Einzellandtagen Wahlen stattgefunden. Für Baden stehen noch die letzten Ergebnisse aus; aber es scheint, daß die Parteien etwa in alter Stärke in das Parlament zurückkehren werden, und besonders charakteristische Erscheinungen sind nicht zu verzeichnen. Für Sachsen sind die Wahlen abgeschlossen; auch dort ist die Verschiebung innerhalb der Parteien keine bedeutende; die wenigen bisher noch behaupteten freisinnigen Sitze gingen verloren; die Rechte erhielt einen kleinen Zuwachs; ihre Majorität ist noch stärker als bisher; die Sozialdemokraten behaupteten sich; aber wenngleich für die Parteien nicht viel bei den Wahlen herauskam, so ist die sächsische Entwicklung doch im Hinblick auf die für die einzelnen Fraktionen abgegebene Stimmenzahl interessant.

Es erhielten die Deutschfreisinnigen 2196 Stimmen statt 5565 Stimmen bei den letzten Wahlen; der mildliberale Kammerfortschritt 3652 Stimmen statt 6832, die Konservativen 32 274 statt 23 786, die Antisemiten 11 072 statt 3682, die Nationalliberalen 11 530 statt 10 201, endlich die Sozialdemokraten 29 785 statt 21 641 Stimmen.

Es ergibt sich also: der Freisinn und der Kammerfortschritt ging allein zurück; alle anderen Parteien gewannen und zwar die Nationalliberalen sehr mäßig, die extremen Parteien stark, das sind die Konservativen und ihre Gegner, die Sozialdemokraten; aber auch die Antisemiten treten zahlreicher auf.

Wen kann eine solche Entwicklung überraschen?

Im Königreich Sachsen vertritt die Regierung einen reaktionär-konservativen Standpunkt mit aller Wucht. Wer diesen Standpunkt bekämpft, der verliert bei den dortigen Zuständen leicht die Hoffnung, daß der zusammengeschmolzene Freisinn wirksam seine Opposition wird zum Ausdruck bringen können; in solchen Lagen strömt der extremsten Oppositionspartei, das sind die Sozialdemokraten, die meiste Kraft zu. Und wem wiederum die Gefahren der Sozialdemokratie als erschreckend große erscheinen, der begnügt sich auch nicht damit, bei der gemäßigten Regierungspartei, den Nationalliberalen, Halt zu machen, der geht sogleich zu den extremen Vertretern der Ordnung im Schutze des Polizeisäbels; das sind die Konservativen.

Das Wachsthum der reinen Antisemiten fällt demgegenüber nicht wesentlich ins Gewicht; ob sie thatsächlich stark gewachsen sind, mag fraglich sein. Sachsen ist ihre alte Domaine und die diesmaligen Wahlen zeigen wahrscheinlich nicht so sehr ihr Wachsthum, wie den Umfang ihrer bisherigen Existenz, denn erst jetzt sind die reinen Antisemiten vollständig selbständig vorgegangen.

Das Charakteristische der sächsischen Wahlen ist also Zuspitzung der Verhältnisse nach den Extremen hin.

Die reaktionäre Politik der sächsischen Regierung hat sich gänzlich unfähig erwiesen, die Sozialdemokratie zurückzudrängen, und dies trotz einem Vereins- und Versammlungsrecht, dessen Einführung für das Reich oder doch für Preußen von der Unklugheit so sehnlich verlangt wird, und trotzdem die sächsische Polizei am wenigsten zimperlich von den wirklich nicht zimperlichen deutschen Polizeibehörden ist. Also auch dieses Vereins- und Versammlungsrecht, und diese Polizei [illegible] ganz machtlos gegenüber der Sozialdemokratie und [illegible] nicht nach der Ansicht liberaler Theoretiker, sondern wie die [illegible]haftige Realität erweist.

Nicht wen[ig] bemerkenswerth ist die Stärke des Antisemitismus [in Sa]chsen, wo es Semiten nur in verschwindender Anzahl und überhaupt nicht in staatlichen Stellungen. Man [kämpft] dort also gegen einen Feind, der eigentlich gar nicht vor[hand]en ist. Der Grund läßt sich finden.

Antisemitisch heißt die [Be]wegung, weil dieser Name agitatorisch zweckmäßig ist, und [we]il die Juden viele Vertreter zum modernen Handels- und Kaufmannsstand stellen. Aber wie gerade Sachsen zeigt, wo [die] Zahl der Juden verschwindend ist, richtet sich der Kampf [dies]er Richtung nicht allein gegen die Juden; es ist im Wesentlichen der Kampf eines zurückgebliebenen Kleinbürgerthums ge[gen] die moderne Entwicklung von Industrie und Handel, und [da] Industrie und Handel in dem fabrikenreichen Sachsen zu [ho]her Entfaltung gelangt ist, so gibt es dort einen Antisemitismus, obgleich es fast keine Semiten gibt. Unter der Benutz[ung] alter Vorurtheile richtet sich der Kampf daher thatsächli[ch] gegen den modernen Industrie- und Handelsstaat.

Daß die wirthschaftliche Zukunft Deutschlands [auf] beruht, sich weiter als Industrie- und Handelsstand [au]szubilden, ist zweifellos, wenngleich dies keineswegs [zu] bedeuten braucht, daß die Landwirthschaft und die a[ndern] Berufe verkommen sollen oder gar verkommen müßten. [Nur] in der modernen Welt kann Deutschland seinen Platz behaupten, wenn es dem Handel und der Industrie [freie] Entfaltung ermöglicht. Und welches Schauspiel erleben [wir] in fast ganz Deutschland wie jetzt wieder in Sachsen.

Statt daß die Regierungen diese Entwicklung, die alle[in] auf dem Boden des Liberalismus sich vollziehen kann, m[it] kluger Hand fördern und leiten und nur vor Entgleisung u[nd] Ueberstürzung zu bewahren suchen, thun sie Alles, um de[n] Liberalismus zu vernichten; an der Partei als solcher liegt [ja] nichts; aber man vergesse nicht, daß sie der Ausdru[ck des] modernen wirthschaftlichen und politischen Lebens ist; ei[n] Kampf gegen sie ist daher ein Kampf gegen unser modernes Leben selbst, gegen den modernen Staat.

Daß auf diese Weise die Sozialdemokratie nicht überwunden wird, zeigt die Vergangenheit und zeigt Sachsen aber es ist keine Phrase, wenn man behauptet, daß die[se] Politik, welche die Fundamente des modernen Staates untergräbt, und die moderne Entwicklung, statt sie zu regeln, z[u] unterbinden sucht, der Sozialdemokratie vorarbeitet. Di[e] sächsischen Ereignisse sind hierfür ein lehrreiches Paradigma[:] man entfesselt die Reaktion und den Antisemitismus, di[e] den modernen Staat unterwühlen, um die Sozialdemokrati[e] — wachsen zu sehen, die auch den modernen Staat unterwühlt.

Der bisherige deutsche Reichstagsabgeordnete Dr. Haa[s,] der zum Entzücken der Pariser Chauvinisten den unglü[ck]lichen annektirten Elsaß-Lothringer tragirte, ist nach Nanc[y] übergesiedelt und hat sein Mandat niedergelegt. Mögen di[e] Franzosen glücklich mit ihm werden, der bei uns ein[e] komische und jedenfalls eine nichtssagende Figur war. Bedeutung hätte dieser Mann nur erlangt, wenn unsere Regierung dem klugen Rath gefolgt wäre, gegen den Herrn Haa[s] mit einem besonderen Gesetz zu schießen, weil er sich al[s] Protestler aufspielte und seinen Sohn in einem französisch[en] Kadettenhaus erziehen ließ. Ein solches Gesetz hätte gera[de] gefehlt, zwar nicht um Deutschland zu schützen, aber um [dem] Herrn Haas eine lächerlich große Reklame zu machen, [deren] Wirkung für ihn baares Geld in Frankreich gewesen [w]äre. Diese Gelegenheit, sich ins Fäustchen zu lachen, h[at] Herr Haas glücklicherweise nicht gehabt.

Und da wir von Elsaß-Lothringen sprechen — will man den Vorschlag, den Professor Ziegler bei uns gemacht hat und der ein so lebhaftes Echo in Elsaß-[Lothringen] weckte, nicht ernstlich in Erwägung ziehen[,] und die politisch überflüssigen Diktaturgesetze in den R[eichslanden] [illegible]

abschaffen. Man könnte jenen Tag, da wir die fünfundzwanzigjährige Wiederkehr der deutschen Kaiserproklamation feiern, nicht wirkungsvoller für die Elsaß-Lothringer zu einem nationalen Festtag machen, als indem man die Ausnahmestellung des Landes beseitigte.

Herr Dr. Arndt, der Bimetallist, hat etwas gethan, was für ihn außerordentlich charakteristisch ist. Er hatte als Antwort auf eine Anfrage an den englischen Minister Balfour ein Schreiben erhalten, das den Bimetallisten jede Hoffnung zu nehmen geeignet ist. Herr Balfour sagt darin, er sei zwar für Bimetallismus, aber die englische Regierung, deren Mitglied er sei und damit England, sei für den Bimetallismus nicht zu haben; der Bimetallismus sei heute aussichtslos. Nun stand Herr Dr. Arndt zwischen der Frage: Sollte er diesen für die bimetallistischen Bestrebungen vernichtenden Brief nicht veröffentlichen, oder sollte er durch die Veröffentlichung dokumentiren, daß sogar ein leibhaftiger englischer Minister mit Herrn Arndt in Briefwechsel steht. Herr Arndt zog vor, das Letztere zu beweisen. Alles for show; — das ist keine neue Devise der bimetallistischen Heroen.

Der große Organisator währungspolitischer Blamagen nimmt obendrein — gelegentlich einer Betrachtung über den vor Jahresfrist erfolgten Rücktritt des Grafen Caprivi — erneuten Anlaß, dem Schöpfer der Handelsverträge und der zweijährigen Dienstzeit zu versichern, daß er kein Staatsmann und gänzlich vergessen sei. Graf Caprivi wird sich ob dieses gefühlvollen Urtheils wohl zu trösten wissen. Nach unseren Wahrnehmungen dringt die Ueberzeugung von dem schweren Verlust, den Deutschland durch das Ausscheiden des Grafen Caprivi aus dem aktiven Staatsdienst erlitten hat, angesichts der politischen „Errungenschaften" des letzten Jahres in immer weitere Kreise des Volks.

Graf Badeni hat eine Programmrede im österreichischen Parlament gehalten, an der keine Partei etwas auszusetzen hatte, woraus sich deutlich ergibt, daß sie Worte, nichts als Worte enthielt. Sagt jene „Programmrede" auch gar nichts, so doch die Thatsache, daß der Belagerungszustand in Prag aufgehoben worden ist. Augenscheinlich will Graf Badeni den Weg zu den Czechen klüglich sich offen halten.

Ruggero Bonghi, der italienische Politiker, Gelehrte und Publizist ist gestorben. Er war ein begabter und ein gewandter Mann mit der Feder, und er besaß die Fähigkeit, die Angelegenheiten dieser Welt in den verschiedensten Farben zu sehen; jedes Mal in jener Farbe, die er im gegebenen Augenblick liebte. Er war auf der Höhe seiner politischen Laufbahn ein italienischer Miquel, aber mit einem Ausgangspunkt in der Philosophie und den schönen Wissenschaften; wie es bei solcher Natur leicht geschieht, deren Standpunkt allzu häufig wechselt, hatte er schließlich jeden realen Einfluß auf die Politik seines Landes verloren. Am Ende seines Lebens war er nichts als ein geistvoller politischer Störenfried.

* * *

Die silbernen Trompeten des Dragonerregiments Archangel.

Während Fürst Lobanoff, zwei Großfürsten und drei russische Generale mit den Kommandeuren des französischen Lagers am Vogesenfuß auf eine mindestens halb gegen uns gerichtete Waffenbrüderschaft anstießen, hat der Zar aller Reußen dem Archangeler Dragonerregiment silberne Trompeten „für die bei der Einnahme von Berlin im Jahre 1760 verrichteten glänzenden Thaten" verliehen. Die Nachricht traf bei uns ein, als Fürst Lobanoff eben auf dem Heimwege von Paris den Chefs unserer Diplomatie in Berlin seine Aufwartung machte. In das kaum verhallende Echo der Vogesentoaste auf unsere zukünftige Niederlage mischten sich die sonoren Töne vom Weißen Meer zur Feier einer vergangenen Schlappe, als der gemüthliche Gast den Asphalt der Wilhelmsstraße entlang rollte; er fand den Herrn Reichskanzler leider nicht zu Hause. Folgen wir dem gegebenen nachbarlichen Beispiel: erinnern auch wir uns, welch glänzende Thaten die Archangeler Helden an uns verrichtet, und sehen wir zu, warum sie nach einhundertfünfunddreißigjährigem Vergessen gerade in diesem so geeigneten Augenblick dafür belohnt werden mußten.

Am 15 Mai 1753 versammelte die Zarin Elisabeth, die letzte überlebende Tochter Peters I., ihren Reichsrath in Moskau und faßte den protokollirten Beschluß, daß Rußland Preußen nicht allein an jeder ferneren Vergrößerung zu hindern, sondern auf seinen früheren kurfürstlichen Umfang zurückzuführen und deshalb den Krieg gegen Friedrich II. sobald als möglich mit oder ohne besonderen Anlaß zu eröffnen habe. Der Beschluß hatte eine retrospektive und eine prospektive Seite. Er war der Dank Elisabeths für die von Maria Theresia vermittelte Anerkennung des russischen Kaisertitels seitens des Heiligen Römischen Reiches, bis dahin des einzigen Kaiserthums der christlichen Welt, dessen Würde eine ausschließliche war und ihrer religiösen Natur nach keine andere neben sich duldete. Und er zielte auf die Aneignung Ostpreußens, dessen Besitz sich Elisabeth in dem russisch-österreichisch-französischen Bündniß, das sich auf ihrer feierlichen Resolution aufbaute, verschreiben ließ. Dem Angriff zuvorzukommen, begann Friedrich der Große den siebenjährigen Krieg.

In diesem Kriege, welchen die 2 250 000 Preußen gegen Rußland, Frankreich, Oesterreich, Schweden und die deutschen Bundesgenossen der Koalition also führten, daß sie schließlich kein Dorf an die dreißigfache Uebermacht verloren, gab es für uns begreiflicherweise einige unangenehme quarts d'heure.

Während Friedrich der Große im Sommer 1760 mit 60 000 Mann gegen 160 000 Oesterreicher und Russen in Schlesien zu Felde lag, gelang es ihm mit 14 000 Mann 30 000 Oesterreicher bei Liegnitz zu schlagen. Die Russen, dadurch an ihrer Vereinigung mit den Oesterreichern gehindert, zogen sich über die Oder ins Polnische zurück und machten damit einer gefährlichen Situation, die der König eben in einem an Prinz Heinrich gerichteten Brief als inouie bezeichnet hatte, ein Ende. Den Vorwürfen, mit welchen Feldmarschall Daun den General Soltykow über seinen Rückzug traktirte, entsprang des letzteren Bereitwilligkeit, an einem von den Oesterreichern vorgeschlagenen Handstreich gegen Berlin theilzunehmen und dadurch wenigstens den Schein eines Vortheils zu erlangen. Während die russische Hauptmacht sich wieder nach Schlesien in Bewegung setzte, um den König dort festzuhalten, gingen 20 000 Russen unter Tschernytschew, 3000 Russen unter dem Deutschen Todtleben und 15 000 Oesterreicher unter dem Iren Lascy in verstohlenen Eilmärschen auf Berlin.

Berlin war schon damals eine offene Stadt mit einer Oktroimauer, die der Artillerie keine Stunde widerstehen konnte und an manchen Stellen durch bloße Einzäunungen und Pallisaden unterbrochen war. Es lag eine Handvoll Depottruppen in der Stadt, die mit den zu ihrer Unterstützung herangezogenen Bürgern keine 1200 eingeübte Streiter den unter Todtleben zuerst eintreffenden 3000 Russen entgegenstellen konnten. Trotzdem schlugen sie den Sturm auf zwei Thore ab, und hielten die Stadt einige Tage, bis Tschernytschew mit 20 000 weiteren Russen eintraf und Lascy mit 15 000 Oesterreichern nur noch einen Tagesmarsch entfernt stand. Dann ergaben sich die 1200 Mann ihren 40 000 Gegnern. Die Stadt zahlte $1^1/_2$ Millionen Thaler Brandschatzung und mußte jedem der drei feindlichen Generale 110 000 Thaler außerdem verehren, wovon die beiden russischen dem österreichischen schließlich nur 50 000 abgaben, was dieser stolz ignorirte. Bekanntlich bildet die kluge und muthige Bethätigung des Kaufmanns Gotzkowsky während dieser Fährlichkeiten eine schöne Lokalerinnerung Berlins.

Neun Tage nach Todtleben's Ankunft und fünf Tage nach der Besetzung der Stadt war der König in Eilmärschen mit einem fliegenden Korps nahe genug herangekommen, um die 40000 Mann starke feindliche Armee zum schleunigsten Abzug zu veranlassen. Ehe die Preußen erschienen, war der Feind verschwunden. In Berlin hatte er in Ansehung der baaren Abfindung nur die Magazine und 280 Häuser geplündert, die königlichen Schlösser in und bei der Stadt verwüstet und jeden, der sich in den Straßen zeigte, ausgeraubt und getödtet oder verwundet. Alle Kunstwerke wurden vernichtet oder für den Transport eingepackt, das Zeughaus zum Sprengen unterminirt und in den Kirchen die Grüfte geöffnet, um nach Schätzen zu suchen. Alle Journalisten wurden gegriffen und zum Spießruthenlaufen zwischen *Kosakenreihen* verurtheilt, was Todtleben, der lange *in Berlin in der* Gunst des Königs gelebt, im letzten Augenblick in einem Anfall von Scham verhinderte. Noch mehr auf dem flachen Lande der Nachbarschaft als in der Stadt hatten die Russen gehaust wie überall, wo sie sich zeigten. In dem nahen Schönhausen, von dessen Schloß die Königin nach Magdeburg geflüchtet war, hatten sie den Kastellan mit glühenden Zangen gekniffen, einem anderen königlichen Diener auf glühende Kohlen gelegt und einen dritten in Stücke gehauen, um Geständnisse betreffs etwa vergrabener Schätze zu erpressen. In demselben Dorfe, das sonntäglich so viele harmlose, der Vergangenheit unkundige Berliner bei sich zu sehen pflegt, hatten sie alles Weibliche geschändet und eine Magd, die sich mit einem Knüttel wehrte, lebendig verbrannt. Die Männer waren theils um Geld, theils zum Vergnügen gefoltert und gewisser Glieder beraubt worden. Pankow, Buchholz und die ganze nördliche und östliche Umgebung erlitten ein ähnliches Schicksal, worüber bald nachher eine amtliche Schilderung in Berlin erschien, die auszugsweise ihren Weg in das Londoner Annual Register fand und noch dort einen Wuthschrei erweckte. Als Todtleben mit seinen 3000 Helden, die hierbei besonders glänzende Thaten verrichtet hatten, vor dem herannahenden König nach Hinterpommern geflohen war, an dessen Küsten die russische Flotte bisher allein gewüthet hatte, setzte er dort vom Oktober bis Dezember 1760 dieselbe nationale Art der Kriegsführung in so extremen Stile fort, daß ihm endlich ein milderes Verfahren abgekauft werden mußte *). Bald darauf verrieth er gegen weitere preußische Gelder den russischen Feldzugsplan, wurde vom Oberst von Asch, einem anderen deutschen Lanzknecht in russischen Diensten, angezeigt, wurde prozessirt, und stand gerade vor dem Ende, als er, während sein Angeber eine große Belohnung empfing, plötzlich die Freiheit wieder erlangte. Unzweifelhaft verstand auch er zu belohnen. Nach einem Leben, dessen private Ungeheuerlichkeiten in Dresden, Weimar, Berlin, Amsterdam und Petersburg ihm einen europäischen Verruf eingetragen hatten, starb der thüringische Archangeler schließlich in Warschau und hinterließ eine Familie, der Rußland den Vertheidiger Sebastopols und Bezwinger Plevnas (letzteres allerdings mit Hilfe Suleiman Paschas, der die Provianttransporte nicht heranführte) verdankt.

Dies ist der Kommandeur, dies sind die Silbertrompetenthaten, deren man nach fast $1\frac{1}{2}$ Jahrhunderten in Petersburg gedacht hat, um bei ihrer späten Belohnung das süße Wort „Einnahme Berlins“ nützlich aussprechen zu können. Utile cum dulci. Daß man in erster Instanz die Ohren unserer französischen Bedroher damit zu kitzeln wünscht, lehrt die unendliche Reihe ähnlicher Vorgänge, die wir seit dem Berliner Kongreß erlebten, und die offene Begründung derselben, die wir Gortschakoff, Ignatieff u. s. w. verdanken. Man setzte nur fort, was man seit der Gortschakoff'schen Entrevue mit dem Redakteur des „Soleil“, seit der Rede des Großfürsten Nikolas Michailowitsch am Bord eines französischen Dampfers, seit der Expektoration des General Frederiks an der Chanzy-Statue und des weißen Skobeleff im Pariser Kasino bis zur Kronstadter Marseillaise und den jüngsten Vogesentoasten nunmehr 17 Jahre lang mit ungenirter russischer „Breitlebigkeit“ auf unsere Kosten getrieben hat. Man instigirte die Franzosen gegen uns und unsere armen rüstenden Portemonnaies. Aber was unter Alexander III. uns nur zu ärgern und auszubeuteln bestimmt war, weist unter Nikolas II., dessen Kabinet die platonische Haltung seines Vorgängers durch die Einleitung einer umfassenden Aktion abgelöst hat, auf mögliche Verwicklungen hin, von denen die Grundlagen unserer eigenen internationalen Politik berührt werden könnten. Man ist des trockenen Tones neuerdings satt geworden und will in Vorder- und Hinterasien vorwärts. Man will sich, wie schon so oft, dabei von Oesterreich möglichst wenig gehemmt, Oesterreich demnach möglichst wenig unterstützt und uns mithin von Frankreich möglichst festgehalten sehen. Bei diesen veränderten Umständen wird, was in Skobeleff's Rhetorik Fanfaronade war, in der Archangeler Fanfare zu einer Art von Tusch. Es ist klar, je weniger vollwichtige Gegenwerthe Rußland den Franzosen für ihre benöthigte Hilfe selbst im Osten zu bieten vermag, je mehr es wünschen muß, dergleichen Belohnungen in Deutschland, wo sie sich nur auf ungeheure Risikos hin erlangen ließen, in absehbarer Zeit überhaupt nicht zu bieten, desto unermüdlicher sucht es die Phantasie der Franzosen zu erhitzen und dadurch direkt uns, indirekt Oesterreich für Rußland zu neutralisiren. Wir können es ja zunächst mit ansehen. Aber indem wir die Dinge mit Gleichmuth behandeln, müssen wir uns hüten, unsere Motive mißverstanden zu sehen. Was man sich nachgerade gestatten zu dürfen glaubt, wird von der Archangeler Trommete, in obligater Begleitung des Lobanoff'schen Besuches, hübsch illustrirt.

Die ganze Situation regt weitergehende Reminiscenzen an.

Wie die russische Diplomatie überhaupt nach traditionellen Schematen zu arbeiten pflegt, welche für die Beziehungen zu den großen Staaten ein für allemal von ihr aufgestellt zu sein scheinen, so ist auch ihre gegenwärtige Handhabung der Dinge mutatis mutandis eine Wiederholung des Spieles von 1806. Wenn man damals Preußen Frankreich gegenüberstellte, um Frankreich von orientalischem Eingreifen abzuhalten, so sucht man jetzt Frankreich gegen Preußen loszulassen, um letzteres an indirekter Beeinflussung der orientalischen Angelegenheiten zu hindern. Als Alexander I. in jenem ominösen Frühjahr gegen die Türkei zu mobilisiren beabsichtigte und den Einspruch Napoleons fürchtete, stellte er Friedrich Wilhelm III., dem er im vorhergehenden Jahre ewige Freundschaft am Grabe Friedrich des Großen gelobt, vor die Wahl, entweder mit Frankreich zu brechen oder von Rußland angegriffen zu werden. Friedrich Wilhelm III, der sich den Krieg mit der verschwägerten Dynastie trotz dieser unverwandtschaftlichen Sommation nicht wohl denken konnte, zog den Bruch mit Frankreich im ungünstigsten Augenblicke, in dem er ihn vollziehen konnte, vor und leistete Rußland damit die Diversion, die es in seinem mehrjährigen Anfall der Türkei verwerthete. Der Vertrag, in dem der König sich gegen das Versprechen wirksamer russischer Unterstützung zu alledem verband, war ohne Wissen des Grafen Haugwitz geschlossen worden und die schweren Folgen, die er für uns, die schwereren, die er schließlich für die Franzosen hatte, sind bekannt. Wenn Rußland sich in der heutigen Zeit wiederum eifrig bemüht, Frankreich und Deutschland am Vorabend eines neuen Türken- und Japanerkrieges sich in einander verbeißen zu lassen, so ist der erste Grund allerdings die dreibündliche Gruppirung, welche uns die Unterstützung Oesterreichs und damit möglicherweise die Hemmung Rußlands nahelegen könnte. Aber Frankreich müßte nicht so unternehmend und kriegskräftig sein, wie es ist, um es nicht gleichzeitig für Rußland vortheilhaft zu machen, daß der Gallier, indem er

*) Friedrich II. hatte schon vorher seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, darüber geschrieben: „Je ne saurois vous faire une idée de toutes les barbaries que ces Russes commettent et les cheveux m'en dressent à la tête. Ils égorgent des femmes et des enfants, ils mutilent les membres des malheureux qu'ils attrappent, ils pillent, ils brûlent, enfin ce sont des horreurs qu'un coeur sensible ne support qu'avec la plus cruelle amertume.“

uns in Bezug auf Oesterreich zu binden angeleitet wird, *sich selber in Bezug auf den Orient* entsprechend schwächt. *In dieser ihrer Durchsichtigkeit* werden die Dinge am Ende *des Jahrhunderts voraussichtlich* anders verlaufen als gemäß dem alten *Rezept vom* Anfang des Säkulums, das man für uns und die *Franzosen* wieder herausgesucht hat, und dessen Wirkungen man uns beiden noch einmal gönnt.

A.

Der Pithecanthropus vor dem Zoologischen Kongreß zu Leiden.

Am Ende des vorigen Jahres erschien in Batavia eine Abhandlung paläontologischen Inhalts, welche alsbald der Gegenstand eifrigster Erörterung unter den Anthropologen, Zoologen und Geologen der Welt wurde und Seitens namhafter Kenner die verschiedensten Deutungen hervorrief. Handelte es sich doch um die Frage, ob das so lange vermißte Verbindungsglied (missing link) zwischen Mensch und Affe, wenn auch nicht lebendig, so doch in greifbaren Ueberresten aufgefunden sei. Herr Dubois, ein noch junger niederländischer Militärarzt auf Java, hatte in einer alten Ablagerung bei Trinil, die von den einen für tertiär, von den anderen für quartär gehalten wurde, in verschiedenen Tiefen und in verschiedenen Entfernungen von einander drei Knochen aufgefunden, von denen er annahm, daß sie einem und demselben Individuum angehört hätten und daß dieses Individuum von einer bis dahin noch unbekannten, am nächsten dem Gibbon (Hylobates) verwandten Affenart herstamme. Da diese Art nach den vorliegenden Knochen eine weit über die gewöhnlichen anthropoiden Affen hinausreichende Entwicklung erreicht haben mußte, so hielt der glückliche Finder sich für berechtigt, in ihr die gesuchte Uebergangsform zwischen Affe und Mensch zu vermuthen und durch sie die Stufenleiter der Descendenz thierischer Wesen bis zum Menschen hin vervollständigt zu sehen. Das wäre in Wirklichkeit der Schlußstein in der Kette der Darwinistischen Hypothese.

Einige sehr ernsthafte und bedächtige Forscher nahmen diese Deutung an. Nicht wenige andere schrieben alle drei Knochen einem „vorweltlichen" Menschen zu. Andere erklärten im geraden Gegensatz dazu, daß alle drei Knochen von Affen herrührten. Andere endlich betonten, daß die Knochen aus verschiedenen Gründen, z. B. schon ihrer Zerstreuung über eine große Fläche wegen, nicht einem einzigen Individuum zugesprochen werden dürften, und daß die einen menschlich, die anderen äffisch seien.

Diese Widersprüche erschienen unlöslich, so lange nicht eine direkte Prüfung der fraglichen Knochen, namentlich eine unmittelbare Vergleichung derselben mit anderen Affen- und Menschenknochen vorgenommen werden konnte. Bei der ersten Diskussion darüber in der Januarsitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft wurde daher der Wunsch ausgesprochen, daß die niederländische Regierung, welche das Verfügungsrecht über die Fundstücke besitzt, dieselben nach Europa bringen lassen und dem Urtheile der europäischen Gelehrten zugänglich machen möchte.

Dieser Wunsch ist vor Kurzem in dankenswerthester Weise erfüllt worden. Im letzten September fand in Leiden die dritte Session des internationalen Kongresses für Zoologie statt. Herr Dubois erschien persönlich zu derselben und gab in ausführlicher Weise, unter Vorlegung der Fundstücke, seinen Bericht. Zugleich waren aus den ungemein reichhaltigen Sammlungen der Leidener Universität Parallelstücke von Affen und Menschen zusammengestellt worden. Auch hatten auswärtige Forscher geeignete Vergleichsobjekte mitgebracht oder eingesandt. Die Verhandlung fand unter sehr zahlreicher Betheiligung nicht nur der berühmtesten Geologen und Anatomen, sondern auch eines wissensdurstigen Publikums statt.

Der nachstehende, möglichst zusammenfassende Bericht soll in objektiver Weise das Ergebniß der Erörterung darlegen, wobei natürlich ein Eingehen auf die technischen Einzelheiten vermieden werden wird.

Zunächst mag hervorgehoben werden, daß die Vergleichung der Originalstücke mit den bis dahin allein zugänglich gewesenen Abbildungen des Herrn Dubois die Korrektheit der letzteren zu allgemeiner Befriedigung darthat. Natürlich ließ sich an den Originalstücken Manches genauer und mit größerer Sicherheit beurtheilen. Es kam hinzu, daß Herr Dubois noch einen zweiten Zahn zur Stelle gebracht hatte, der erst nachträglich in der Nähe des früheren gefunden war. Ebenso waren zahlreiche fossile Thierknochen aus derselben Fundschicht eingegangen, aus welcher die streitigen Knochen entnommen waren.

Die Untersuchung dieser Thierknochen war noch nicht so weit vorgerückt, daß die geologische Natur der Fundschicht sicher bestimmt werden konnte. Gleichwie Herr Dubois es unentschieden gelassen hatte, ob diese Schicht dem ältesten Pleistocän oder dem jüngsten Pliocän zuzurechnen sei, so blieb dies auch in Leiden unentschieden, wenngleich die Neigung, dem geologisch älteren Pliocän, also dem Tertiär, die Funde anzugliedern, stets hervortrat. Die von Herrn Dubois gesammelten Knochen waren in so vollkommener Weise versteinert, sie hatten eine solche Dichtigkeit und Schwere, daß sie ebenso gut für tertiär als für quartär gelten konnten: sie waren völlig fossilisirt. Jeder Gedanke, daß sie erst später, in einer historischen Zeit, in die Erde gerathen seien, mußte daher abgewiesen werden. Waren sie nun sämmtlich menschlich oder waren es auch nur einzelne von ihnen, so folgte daraus, wie schon in der Berliner Gesellschaft hervorgehoben war, daß in ihnen der erste direkte Nachweis eines tertiären Menschen geliefert sei, oder wenigstens, daß sie den ältesten quartären Menschenknochen zugezählt werden müssen. In beiden Fällen verdienten sie die vollste Aufmerksamkeit. Waren sie dagegen sämmtlich oder in Hauptstücken Thierknochen, so mußten sie von einer bis dahin unbekannten Affenart herkommen, und von dieser mußte zugegeben werden, daß sie dem Menschen näher stand, als einer der lebenden und der fossilen Affen, die bis jetzt bekannt sind. Unter den lebenden Anthropoiden erschien, wie schon Herr Dubois erkannt hatte, der Gibbon (Hylobates) als der nächstverwandte.

Die Besprechung der einzelnen Fundstücke begann mit dem Oberschenkelknochen. Die Mehrzahl der europäischen Sachverständigen hatte ihn für einen menschlichen erklärt. Herr Dubois hatte seinerseits von vornherein die Aehnlichkeit mit einem menschlichen Oberschenkelknochen betont, indeß vier Punkte in der Bildung einzelner Abschnitte bezeichnet, welche einen Unterschied bildeten. Herr Wilhelm Krause, ein erprobter Kenner des menschlichen Skelets, bestritt dies in der Berliner Gesellschaft, und ich mußte ihm darin beitreten, da unter der großen Zahl von Varianten, welche der menschliche Oberschenkelknochen zeigt, auch die von Herrn Dubois bezeichneten Merkmale sich gelegentlich vorfinden. Der Oberschenkel verhält sich in dieser Beziehung nicht anders, als verschiedene andere Theile des Skelets, z. B. als der Schädel. Auch an dem menschlichen Schädel finden sich gelegentlich Varianten in der Bildung einzelner Abschnitte, welche Verhältnisse reproduziren, wie sie bei Affen gewöhnlich sind. Wir nennen sie pithecoide, d. h. affenartige. Da wir sie aber an zweifellos menschlichen Schädeln antreffen, so hat noch Niemand davon eine Veranlassung hergenommen, solche Schädel für Affenschädel zu erklären. Höchstens haben einzelne Gelehrte darin einen neuen Grund gefunden, die von ihnen vorausgesetzte Abstammung des Menschen vom Affen zu betonen.

Man wolle diesen Unterschied wohl beachten: in dem letzteren Falle handelt es sich um die Frage nach jener hypothetischen Descendenz, die im Sinne dieser Gelehrten

für alle Menschen gestellt werden muß: in unserem Falle soll nicht über die Abstammung des Menschen überhaupt in einer langen, im Einzelnen unbekannten Reihe, sondern über die Stellung eines bestimmten Individuums innerhalb der bekannten Affenarten entschieden werden.

Die vier Merkmale, welche Herr Dubois aufgestellt hat, betreffen so unerhebliche und geringfügige Einzelheiten, daß sie für die Bestimmung der Art des Individuums in keiner Weise genügen. Herr Rosenberg, ein scharfsinniger Anatom von Utrecht, hat das auf dem Kongreß in ausführlicher Weise dargelegt. Es kann daher nicht zweifelhaft sein, daß der betreffende Knochen, so lange man ihn nur auf diese kleinen Einzelmerkmale prüft, ein menschlicher sein könnte. Wenn ich trotzdem, sowohl in der Berliner Gesellschaft, als auch in Leiden, die Möglichkeit zuließ, daß er einem Affen, und zwar einem Hylobatiden, angehört habe, so geschah es, weil ich nicht die kleinen, recht wohl als bloße Varianten zu deutenden Merkmale ins Auge faßte, sondern die Gesammtbildung des Knochens in Betracht zog.

Freilich bot sich hier eine große Schwierigkeit. Der betreffende Knochen hat eine solche Länge (nach der Messung des Herrn Dubois 455 mm), daß weder unter den lebenden Arten des Hylobates, noch unter den anderen Anthropoiden ein ähnliches Verhältniß bekannt ist. Dagegen stimmt die Länge sowohl, als die Bildung der Haupttheile dieses Oberschenkels recht gut mit der von Menschen überein. Ich hatte aus der anthropologischen Sammlung des Leidener Reichsmuseums die entsprechenden Oberschenkelknochen der 3 dort befindlichen Australierskelette zur Stelle bringen lassen, weil gerade die Australier von mehreren Anatomen zur Vergleichung herangezogen waren. Von diesen hatte ein weiblicher Oberschenkel 448, von zwei männlichen der eine 420, der andere 475 mm Länge. Hier läßt sich das javanische Stück ohne Weiteres einreihen. Herr Krause berechnet aus der Länge des Oberschenkels des Pithecanthropus die Länge (Körpergröße) des betreffenden Individuums zu 1,7 m. Von den erwähnten Australiern hatte das weibliche Skelet 1,6, das eine männliche 1,5 m (das dritte war nicht meßbar). Obwohl diese, an dem macerirten Skelet genommenen Zahlen offenbar zu klein sind, so geht daraus doch hervor, daß der Pithecanthropus eine Körperhöhe besessen haben muß, welche die aller Anthropoiden weit übertrifft, aber der von Menschen ganz nahe steht. Dieses Merkmal ist daher der Deutung des javanischen Oberschenkelknochens als eines menschlichen durchaus günstig.

Aber es ist nach meiner Meinung nicht beweisend. Die Paläontologie kennt nicht minder zahlreiche Beispiele von extremen Varianten in der Größe einzelner Säugethiere, wie die Zoologie in der Größe der lebenden Arten. Es genügt, auf das Beispiel der Hunderassen hinzuweisen. Der Pithecanthropus könnte immerhin ein Affe sein, obwohl er der größte unter allen sein würde. Auch bei den Menschen finden sich gleich große Unterschiede im Körperwachsthum der einzelnen Stämme. Nichts steht entgegen anzunehmen, daß in der Tertiär- oder in der ältesten Quartärzeit eine riesige Hylobatesart existirt hat. Eine solche Annahme würde nur dann unzulässig sein, wenn der Oberschenkelknochen des Pithecanthropus wesentliche Unterschiede von dem eines Hylobates darböte.

Dies ist aber nicht der Fall. Im Gegentheil, er hat eine Eigenschaft, welche ihn dem Hylobates mehr nähert, als dem Menschen: das ist die auffällig gestreckte, kerzengrade Richtung des ganzen Schaftes (der Diaphyse). Herr Dubois leitete daraus den Schluß ab, daß das Thier einen aufrechten Gang gehabt habe. Ich erkenne das an, aber ich finde darin keinen Unterschied vom Gibbon. Schon vor 20 Jahren habe ich auf den aufrechten Gang dieses Affen besonders hingewiesen und bemerkt, daß er durch diese Eigenschaft dem Menschen unter allen Affen am nächsten steht. Neulich habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß der Oberschenkel der Hühnervögel dieselbe Beschaffenheit zeigt. Für die Frage der Abstammung dürfte aus diesen Parallelen nichts zu folgern sein, vielmehr erklärt die gleiche Funktion ausreichend die gleiche Form.

Der Mensch besitzt trotz seines aufrechten Ganges diese gestreckte, gerade, einfach walzenförmige Gestalt des Oberschenkelknochens nicht. Im Gegentheil, sein Knochen zeigt stets eine Krümmung, bald stärker, bald schwächer. Nur das Kind besitzt einen gestreckten Knochen; mit dem Fortschritt der Jahre wächst die Krümmung und damit der Unterschied von dem Hylobates. Daß der Pithecanthropus trotz seiner Größe die Krümmung nicht besitzt, ist also recht bemerkenswerth. Das ist der Hauptgrund, weshalb ich die Möglichkeit, daß er ein Hylobatide sei, aufrecht erhalte.

Nun zeigt der javanische Oberschenkelknochen noch eine besondere Eigenschaft. An seinem Schafte sitzt, dicht unter dem oberen Ende, eine weit hervorragende Bildung, welche aus einer ästigen Knochenwucherung mit einem durchgehenden Kanal besteht. Niemand ist im Zweifel darüber, daß dies ein krankhaftes Gebilde ist. Die meisten haben es auf eine Verletzung gedeutet; der Kanal konnte sogar auf die Vermuthung führen, daß ein Pfeilschuß die Ursache desselben gewesen sei. Sonderbarer Weise fand sich im Laufe dieses Jahres im Berliner Pathologischen Institut unter menschlichen Knochen ein zum Verwechseln ähnliches Stück. Da die Geschichte des Falles bekannt war, so konnte ich feststellen, daß es sich um einen sogenannten Senkungsabsceß handelte, der von einer kariösen Stelle der Wirbelsäule ausgegangen war; da, wo derselbe den Oberschenkel erreicht hatte, war an dem Knochen in Folge der Reizung eine Wucherung entstanden. Bei weiterem Nachsuchen in der pathologischen Sammlung fand sich noch ein zweites ganz ähnliches Stück. Es bestätigte sich so die Vermuthung, die ich von Anfang an ausgesprochen hatte, daß bei dem Pithecanthropus eine Knocheneiterung (caries) vorhanden gewesen sein müsse. Aber die anderen Stücke haben zugleich dargethan, daß die Wucherung den Stillstand des Prozesses anzeigt, mit anderen Worten, daß die Krankheit im gewöhnlichen Sinne abgelaufen, geheilt war. Man darf also auch für den Pithecanthropus schließen, daß er ein chronisches, sicherlich sehr lange dauerndes, inneres Leiden, wahrscheinlich von der Wirbelsäule ausgegangen und durch Senkung des Eiters auf den Oberschenkel fortgesetzt, gehabt hat. Die Länge des Leidens, die Schwere desselben und die trotzdem erfolgte Heilung zeigen deutlich an, daß das Individuum während einer geraumen Zeit keine größeren Bewegungen ausgeführt haben kann. Bei einem Menschen würde man sagen können, daß er lange krank gelegen und eine gute Pflege genossen haben müsse. Dieselbe Deutung auf einen Affen anzuwenden, liegt etwas fern. Ich muß daher anerkennen, daß dieser pathologische Zustand stark für die Annahme spricht, daß dieser Knochen einem Menschen angehört habe. Das vorher Mitgetheilte mag es erklären, daß ich trotzdem noch nicht bestimmt behaupten möchte, das fragliche Individuum sei ein Mensch gewesen, daß ich aber noch weniger zugestehen kann, es müsse als ein Affe aufgefaßt werden. —

Die nächsten Fundgegenstände sind die beiden Zähne, von denen der eine erst nachträglich aufgefunden worden ist. Ich will mich darüber kurz fassen, da eine viel größere Uebereinstimmung der Ansichten darüber besteht. Herr Dubois erklärte den ersten für einen Affenzahn und darin sind ihm andere Anatomen beigetreten. Ich selbst habe, nachdem ich den Zahn in der Hand gehabt habe, nicht das geringste Bedenken, dieser Auffassung zuzustimmen. Es ist der Weisheitszahn (der letzte Backzahn). Er hat eine solche Größe, namentlich so starke und weit auseinander stehende Wurzeln, daß er in einem menschlichen Kiefer keinen Platz finden würde. Zugleich ist seine Krone so wenig abgenutzt, die Kaufläche so fein gekerbt, daß man ihn einem jungen Thiere zuschreiben könnte. Da der Schädel, wie wir alsbald sehen werden, Zeichen höheren Alters darbietet, so ist nicht mit Unrecht auf diesen Widerspruch hingewiesen und daraus ein Grund gegen die Zusammengehörigkeit von Zahn und Schädel abgeleitet worden.

Der neu gefundene Zahn, gleichfalls ein Backzahn, verhält sich ganz anders. Er ist freilich auch recht groß und kräftig, aber seine Krone ist stark abgenutzt; sie zeigt eine tiefe, bräunliche, glänzende Ausreibungsfläche, ein Zeichen längeren Gebrauches. Das stimmt so wenig für die Zu-

sammengehörigkeit beider Zähne, daß man versucht ist, den letztgefundenen einem zweiten Thiere zuzuschreiben. Herr Dubois hatte zur Entkräftung dieses Schlusses mehrere moderne Affenschädel aus der Leidener zoologischen Sammlung ausgesucht, bei denen ein ähnlicher Gegensatz in dem Verhalten der Backzähne zu sehen war. Ich muß das anerkennen. Es ließ sich auch der Grund dieser Verschiedenheit wahrnehmen: die entsprechenden Zähne im Ober- und Unterkiefer hatten eine verschiedene Stellung, so daß die Krone des Oberkieferzahnes die gegenüberliegende Kaufläche des Unterkieferzahnes nicht erreichte. Der Grund dieser Verschiedenheit lag in Anomalien der einen Zahnreihe. Aehnliches mag ja auch bei dem Pithecanthropus stattgefunden haben. Immerhin läßt es sich nicht beweisen, und es bleibt daher die Möglichkeit, daß die beiden Zähne zwei verschiedenen Thieren angehört haben. —

Das wichtigste Fundstück ist das Schädeldach. Da dasselbe noch ganz mit einer steinigen Masse, anscheinend eingedrungenem und zusammengewachsenem Schlamm, gefüllt war, so ließ sich über seine innere Beschaffenheit nichts ermitteln. Seine fossile Natur war jedoch durch sein äußeres Verhalten genügend dargethan. Es handelt sich hier nur um das obere Stück der Hirnschale, das sogenannte Dach (Calvaria). Alles andere, die Seitentheile und die Basis sowie die Gesichtsknochen, sind verloren. Die Brüche, welche es abgetrennt haben, sind ganz alt; es ist daher anzunehmen, daß der Schädel durch den Strom, an dessen Uferabhängen das Stück gefunden wurde, zertrümmert und fortgeschwemmt worden ist. So ist ein Fragment entstanden, das sowohl in seiner Unvollständigkeit, als auch in seinem Aussehen so viel Aehnlichkeit mit dem viel besprochenen Neanderthaler besitzt, daß die meisten Autoren aus dieser Aehnlichkeit eine Art von Rassenzusammenhang abgeleitet haben. Einer der ersten Anatomen und Kraniologen Englands hat geradezu erklärt, wenn der Neanderthaler Schädel, wie allgemein angenommen werde, ein menschlicher sei, so müsse es auch der javanische sein.

Ich werde alsbald darauf zurückkommen, will jedoch schon hier bemerken, daß ich anderer Meinung bin. Da ich einer der wenigen Anatomen bin, welche das Original des Neanderthalers in der Hand gehabt und untersucht haben, so glaube ich mit etwas mehr Recht darüber sprechen zu können, als diejenigen, welche nur einen Gypsabguß oder eine vielleicht ungenaue Abbildung zur Verfügung hatten. Leider war meine Hoffnung, in Leiden einen Abguß zu finden, um ihn neben das Schädeldach des Pithecanthropus zu legen, eine irrige; es ließ sich in ganz Holland kein Exemplar auftreiben und auch der Appell nach Brüssel war vergeblich, da der dortige Abguß im Augenblick verschlossen war. Hoffentlich wird sich später eine solche Konfrontation ausführen lassen. Für diesmal mußte ich mich begnügen, zu konstatiren, daß das javanische Schädeldach, wie das Neanderthaler, verwachsene Nähte zeigte, und ich konnte es mit anderen Affenschädeln zusammenstellen, die zahlreich vorhanden waren und denen ich einige mitgebrachte Abbildungen an die Seite zu stellen hatte.

Meiner Ansicht nach gibt es in der Gesammterscheinung der Affenschädel ein wichtiges Merkmal, das sie von allen normalen Menschenschädeln unterscheidet. In welcher Stellung man sie auch betrachtet, ob von oben oder von der Seite oder von vorn, immer zeigt sich ein tiefer Absatz zwischen dem eigentlichen Gehirnschädel und dem daranstoßenden Gesichtstheil, welcher die Augenhöhlen enthält. Ich will diesen Theil kurzweg den Orbitaltheil (von orbita, Augenhöhle) im Gegensatze zu dem Cerebraltheil (von cerebrum, Gehirn) nennen. Der Orbitaltheil der Affen erscheint stets wie ein selbständiges, dem Cerebraltheil vorgelagertes und von ihm durch tiefe Einsenkungen, namentlich in der Schläfengegend, abgesetztes Gebilde. Die großen Augenhöhlen sind schon bei jungen Thieren von vorragenden Rändern, bei alten Thieren von mächtigen Knochenwällen umlagert. Diese haben nichts mit den großen Stirnhöhlen zu thun, welche den Neanderthaler so berühmt gemacht haben. Es sind solide Wülste, Verdickungen der Knochen, während die Vorsprünge des Neanderthalers hohl sind. Auch nehmen beide ganz verschiedene Stellungen ein: die Wülste der Affen liegen um das ganze Auge herum, vorzugsweise jedoch oben und außen, wo sie sich mit den vorspringenden Jochbögen verbinden, während die Supraorbitalwülste des Neanderthalers und der Australier am stärksten über der Nasenwurzel, also nach innen (medial) heraustreten. Dabei ist der Vorderkopf der Affen schmal und die Schläfengegend wie eingeschnürt, während die Stirn des Neanderthalers und der Australier unten breit und die Schläfengegend verhältnißmäßig voll ist. Man sieht dies am deutlichsten in der oberen Ansicht (Norma verticalis), wo die Einschnürung der Schläfengegend sofort in die Augen springt.

Ich habe dieses sonderbarer Weise ganz vernachlässigte Merkmal den Mitgliedern des Kongresses demonstrirt und keinen Widerspruch gefunden. Ob es deswegen als angenommen zu betrachten ist, wage ich nicht zu sagen. Aber das kann ich bestimmt behaupten, daß der javanische Schädel dieses Merkmal ebenso vollständig besitzt, wie es jeder Gibbonschädel zeigt, während der Neanderthaler und der australische Schädel es nicht besitzen. Und darum kann ich nicht umhin, den javanischen Schädel für einen Affenschädel zu erklären, wie ich es von Anfang an gethan habe. —

Wenn ich somit das Schädeldach und die Zähne einem Affen vindizire und nur ihre Zugehörigkeit zu dem Oberschenkelknochen dahingestellt sein lasse, so muß ich auch anerkennen, daß dieser Affe von allen bekannten Anthropoiden der Gegenwart verschieden ist und nur mit dem Gibbon in eine gewisse Beziehung gebracht werden kann. Ob er eine neue Gattung (genus) darstellt und als Pithecanthropus geschieden werden darf, wird die Zukunft lehren. Das pleistocäne und pliocäne Gebiet von Indien und den Sundainseln wird vielleicht bald weitere Aufklärung bringen.

Noch weit weniger kann ich anerkennen, daß in dem Pithecanthropus das Verbindungsglied vom Affen zum Menschen gefunden ist. Die Berechnungen des Herrn Dubois über die Größe des Innenraumes des Schädeldaches sind offenbar irrige. Auf die Richtigkeit dieser Berechnungen aber würde es vornehmlich ankommen. Sollte das Oberschenkelbein mit dem Schädeldach zusammengehören, so würde sich daraus eine Mißgestalt ergeben, welche sich von dem Menschen erheblich unterscheidet. Ein Schädel, der selbst nach der Berechnung des Herrn Dubois nur etwa 1000 ccm Innenraum hätte, paßt wenig zu einer Körperhöhe von 1,7 m. Aber dieser Schädel hat noch immer einen so ausgemachten Affencharakter, daß keine Veranlassung vorliegt, dem Gehirn einen anderen Charakter beizulegen. Gewiß ist dieser Fund seit langer Zeit der am meisten bemerkenswerthe, ja überraschende, aber er löst das Räthsel der Descendenz noch nicht, auch wenn man jedes Stück desselben mit dem größten Wohlwollen betrachtet.

Rudolf Virchow

Das bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich.

II.

Der Entwurf unterscheidet in hergebrachter Weise natürliche und juristische Personen. Betrachten wir zuerst diejenige Gattung, welche unserem Herzen am nächsten steht. Eine natürliche Person ist nur der Mensch vom Augenblicke seines Daseins als lebendes Sonderwesen mithin von seiner vollendeten Geburt bis zu seinem Tode. Diese Spanne Zeit, ob groß oder klein, bezeichnet der Entwurf korrekt als denjenigen Zeitraum, in welchem der Mensch und zwar jeder Mensch ohne Unterschied des

Alters, Geschlechts, Standes, des religiösen Bekenntnisses u. s. w. Rechtsfähigkeit hat, d. h. die unbeschränkte Fähigkeit, Rechte zu erwerben, zu besitzen und auszuüben, mit anderen Worten Träger von Rechten zu sein. Mit diesem Satze ist zugleich ausgedrückt, daß die Sklaverei, als ein Zustand der Rechtsunfähigkeit eines Menschen vor dem deutschen bürgerlichen Gesetze keinen Bestand hat. Allein schon bei dem ersten Paragraphen des Entwurfes zeigt sich, daß die strenge Logik für die Rechtsordnung nicht vollkommen ausreicht. Der Gesetzgeber sieht sich vielmehr genöthigt, zwei Ausnahmen zu machen, im Sinne einer Erweiterung und einer Beschränkung des Zeitraums der Rechtsfähigkeit. Eine Erweiterung gilt zu Gunsten des schon Erzeugten, aber noch Ungeborenen. Zwar ist die Rechtsparömie: nasciturus pro jam nato habetur auch für den Erwerb von Vortheilen nicht — wie im Allgemeinen Landrechten und in anderen neueren Gesetzgebungen — als allgemein gültiger Satz ausgesprochen, wohl aber in den wichtigsten praktischen Fällen durchgeführt. So im Erbrecht. Für die Erwerbung einer Erbschaft besteht die Regel, daß „Erbe nur werden kann, wer zur Zeit des Erbfalles lebt". Aber auch der Nachgeborene gilt „als vor dem Erbfalle geboren", wenn er zur Zeit des Erbfalles bereits erzeugt war (§ 1800); ja sogar einem zur Zeit des Erbfalls noch nicht Erzeugten, welcher von einem Erblasser letztwillig bedacht ist, sind im Anschlusse an die deutsche, namentlich die preußische Gerichtspraxis bestimmte Rechte gesichert (§§ 1974, 2048, 2033 Abs. 2). So ferner in einem Falle aus dem Bereich der Schuldverhältnisse. Der Ersatzanspruch wegen Tödtung eines Unterhaltspflichtigen wird dem bei der Verletzung schon erzeugten, aber erst später geborenen Unterhaltsberechtigten vorbehalten (§ 767 Abs. 2), womit zugleich eine Streitfrage auf dem Gebiete des Reichshaftpflichtrechts im Sinne der Billigkeit entschieden ist. Nothwendige Folge dieser Ausnahme ist, daß das Vormundschaftsrecht auch auf die Leibesfrucht zur Wahrung ihrer künftigen Rechte die staatliche Fürsorge ausdehnen muß. Alles dies entspricht im Ganzen dem geltenden Recht; neu ist nur eine Bestimmung, die mit der vom Entwurfe angenommenen und später noch zu besprechenden sogenannten elterlichen Gewalt (das bisherige Recht kannte nur eine väterliche Gewalt) zusammenhängt, daß nämlich diese Fürsorge auch der Mutter zusteht, wenn das lebende Kind gesetzlich unter ihrer elterlichen Gewalt stehen würde (§ 1789). Eine gewisse Beschränkung des Zeitraums der Rechtsfähigkeit tritt ein durch die Todeserklärung eines Verschollenen. Zwar bleibt der für todt Erklärte, wenn er thatsächlich noch lebt, rechtsfähig; aber er wird bis zu dem Augenblicke, wo er sich als am Leben befindlich erweist, als todt und demnach als rechtsunfähig behandelt. Dies wird in Gemäßheit des juristischen Sprachgebrauchs so ausgedrückt:

„Die Todeserklärung begründet die Vermuthung, daß der Verschollene gestorben ist"

und zwar, abweichend von dem Standpunkte des ersten Entwurfs, dagegen im Anschlusse an das sächsische Recht sowie einzelne preußische und österreichische Spezialgesetze nicht konstitutiv mit dem Tage der Rechtskraft der Todeserklärung, sondern deklaratorisch mit demjenigen Zeitpunkte, welcher in dem die Todeserklärung aussprechenden Urtheil als der (gewisse oder wahrscheinliche) Todestag festgestellt ist (§ 7). Diese Abweichung entspricht dem Postulate der heutigen Rechtswissenschaft und dem einstimmigen Beschlusse des deutschen Juristentages auf den Vorschlag des Referenten zu dieser Frage Herrn Professors Brunner zu Berlin. Ihr Hauptvorzug vor der entgegengesetzten, in Deutschland (auch in dem Allgemeinen Landrecht) weit verbreiteten Anschauung ist ihre Annäherung an die Forderungen der einfachsten Logik. Der die Todeserklärung aussprechende Richter kann nicht den Zeitpunkt des wahrscheinlichen Todes in die Zukunft (den Zeitpunkt der Rechtskraft seines Urtheils) verlegen, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, wenn man nicht annehmen will, daß ein richterliches Urtheil die Wirkung haben könne, einen Menschen zu tödten, von dem der Richter schon als wahrscheinlich oder gewiß angenommen hat, daß er gestorben sei. Bei diesem Punkte hat also einmal der gesunde Menschenverstand mit Hilfe eines der ersten Rechtsgelehrten Deutschlands einen seltenen Triumph gefeiert.

Die natürliche Person ist dem bürgerlichen Gesetz aber nicht bloß von Seiten ihrer Rechtsfähigkeit von Bedeutung, sondern auch noch von Seiten ihrer Geschäftsfähigkeit, d. h. der Fähigkeit, durch Willenserklärungen denjenigen rechtlichen Erfolg herbeizuführen, welchen das Gesetz mit den Erklärungen verbindet, mit anderen Worten die Fähigkeit zu Rechtsgeschäften. Zwar ist die Geschäftsfähigkeit nur eine besondere Art der allgemeinen Handlungsfähigkeit; denn auch mit gewissen Handlungen, welche nicht Rechtsgeschäfte sind, werden rechtliche Folgen verknüpft, z. B. die Schadensersatzpflicht mit der Begehung unerlaubter Handlungen oder Verletzung von sonstigen Verbindlichkeiten, ohne Unterschied, ob diese Wirkungen von dem Handelnden gewollt sind oder nicht; indessen hat der Entwurf über die Handlungsfähigkeit keine allgemeinen Vorschriften gegeben, wie auch der Ausdruck „Rechtshandlung" nicht darin vorkommt; vielmehr sind für die einzelnen Fälle besondere Vorschriften erlassen, welche sich an die Normen über die Geschäftsfähigkeit anschließen. Für geschäftsunfähig werden erklärt: wer das siebente Lebensjahr nicht vollendet hat, wer sich in einem Zustande krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befindet, durch den seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen ist, wer wegen Geisteskrankheit entmündigt ist. Die Willenserklärungen solcher Personen sind nichtig, d. h. ohne jeden rechtlichen Effekt (§§ 78, 79). Der Erklärende kann dadurch weder etwas erwerben, noch veräußern, weder eine Verbindlichkeit eingehen, noch sich von einer solchen befreien. Von der Geschäftsunfähigkeit verschieden ist die beschränkte Geschäftsfähigkeit der Minderjährigen vom zurückgelegten siebenten Lebensjahre an, der wegen Geistesschwäche, Verschwendung oder Trunksucht Entmündigten, sowie derjenigen, welche in Veranlassung eines Entmündigungsantrages unter vorläufige Vormundschaft (§ 1783) gestellt sind (§§ 80, 88). Ob auch die wegen eines körperlichen Gebrechens (Taubheit, Blindheit, Stummheit) unter Vormundschaft gestellten Personen (§ 2772) hierher gehören sollen, wird wohl erst bei der Schlußredaktion völlig klar gestellt werden. Die beschränkte Geschäftsfähigkeit ermächtigt nur zu solchen Willenserklärungen, durch welche der Erklärende lediglich rechtliche Vortheile erlangt; zur Wirksamkeit anderer Willenserklärungen ist dagegen die Genehmigung des gesetzlichen Vertreters erforderlich (§§ 81—87). Besonders bemerkenswerth an diesen Bestimmungen ist die dem deutschen Rechte bisher fremd gebliebene Entmündigung wegen bloßer Geistesschwäche und wegen Trunkenheit, und es wird nicht in Abrede gestellt werden können, daß diese Neuerung einem längst gefühlten praktischen Bedürfnisse entspricht. Auf die weiteren Einzelheiten, namentlich die Vorschriften über die nachträgliche Genehmigung des gesetzlichen Vertreters und das in der Zwischenzeit eintretende sogenannte hinkende Rechtsverhältniß einzugehen, ist hier nicht der Ort, umsoweniger als für die gesammte Ordnung dieser Materie das bekannte preußische Gesetz über die Geschäftsfähigkeit Minderjähriger vom 12. Juli 1875 vorbildlich war. Eine Bestimmung über die Schadensersatzpflicht eines Minderjährigen, der sich fälschlich für volljährig ausgibt, ist nicht aufgenommen, weil die Vorschriften über die Rechtsfolgen aus Delikten einen genügenden Schutz dritter Personen bilden, was auch als richtig anerkannt werden muß. Ein Geschäftsunfähiger kann auch ein Testament nicht errichten, wohl aber ein beschränkt Geschäftsfähiger, wenn er das sechzehnte Lebensjahr vollendet hat (§ 2007). Die Erreichung des gleichen Lebensalters ist für die Frau Erforderniß zur Eingehung einer Ehe (mit Zulassung der Dispensation), was mit dem geltenden Rechte übereinstimmt; für den Mann dagegen wird Volljährigkeit gefordert (§ 1299). Volljährig ist, wer das einundzwanzigste Lebensjahr vollendet hat oder durch die zuständige Behörde für volljährig erklärt ist, was erst geschehen darf, wenn der

Minderjährige das achtzehnte Lebensjahr vollendet hat (§§ 12, 13). Nach dem geltenden Rechte tritt die Ehemündigkeit des Mannes (unter Zulassung der Dispensation) mit der Vollendung des zwanzigsten Lebensjahres auch ohne Volljährigkeitserklärung ein. Es kann indessen schon im Interesse des Verkehrs mit Personen, welche äußerlich durch Begründung einer Familie als selbständig erscheinen, nur mit Freude begrüßt werden, daß der minderjährige Ehemann in Zukunft aus der Gesellschaft verschwinden soll. Noch erheblich wichtiger für die Verkehrsverhältnisse ist es, daß die väterliche Gewalt über volljährige Kinder und die damit verknüpfte Beschränkung ihrer Geschäftsfähigkeit, dieser längst veraltete Ueberrest der römischen patria potestas, welcher nachgerade zu unerträglichen Zuständen geführt hatte, endlich beseitigt ist. Auch eine ausnahmsweise Geschäftsunfähigkeit von Personen, die nach der Regel unbeschränkt geschäftsfähig sind, wie z. B. nach preußischem Recht die Unfähigkeit gewisser Personen des Soldatenstandes (der Gemeinen, Unteroffiziere und Subalternoffiziere) zur Aufnahme unkonsentirter Darlehne ist im Interesse der Verkehrssicherheit nicht aufgenommen; das für Militärpersonen und für Beamte nach Landesgesetzen bestehende Erforderniß einer Erlaubniß der Vorgesetzten zur Eheschließung ist dagegen aufrecht erhalten. Ein Unterschied in dem Maße der Geschäftsfähigkeit nach dem Geschlecht ist nicht gemacht. Auch die Ehefrau ist an sich unbeschränkt geschäftsfähig, wie sie schon durch die Civilprozeßordnung für prozeßfähig erklärt ist; die Beschränkung ihrer Verfügungsgewalt über das eingebrachte Gut und das gütergemeinschaftliche Vermögen folgt nicht aus einer Beschränkung ihrer persönlichen Geschäftsfähigkeit, sondern aus dem ehemännlichen Nutznießungs- bezw. Verwaltungsrechte, mit welchem ihr Vermögen beschwert ist. Wo ein solches nicht besteht, wie bei dem gesetzlichen oder vertragsmäßigen Vorbehaltsgut, ist auch ihre Verfügungsgewalt nicht eingeschränkt (§§ 1265 bis 1270, 1325 ff.). Umgekehrt sind auch die Einschränkungen der Verfügungsgewalt des Ehemannes (§§ 1275 ff.; 1343 ff.) über das eingebrachte Gut oder das gütergemeinschaftliche Vermögen zu Gunsten der Frau sachlicher Natur, wie jedes Recht objektiv durch ein anderes belastet oder beschränkt sein kann, z. B. das Eigenthum des Einen durch einen Nießbrauch oder eine Grundgerechtigkeit des Anderen.

So viel von den natürlichen, oder, wie man früher sagte, physischen Personen. In jedem entwickelteren Verkehrswesen bilden sich aber zu gewissen wirthschaftlichen oder idealen Zwecken **Personenvereine, Anstalten, Vermögensmassen**, welche das Bedürfniß haben, wie eine natürliche Person, als Individuen, als erwerbs- und geschäftsfähige Subjekte aufzutreten und behandelt zu werden. Das bürgerliche Recht hat sich deshalb seit undenklicher Zeit zu einer Erweiterung des Personenbegriffs, zu einer Anwendung desselben und des Begriffes der Rechtsfähigkeit auf solche Anstalten, Vereine, Massen genöthigt gesehen. Daraus hat sich ein abgeleiteter Begriff entwickelt, welcher für das heutige bürgerliche Recht allgemein unentbehrlich geworden ist, der der **juristischen** (oder, wie man im vorigen Jahrhundert sagte, moralischen) Person. Unbestritten ist zunächst die Anwendung dieses Begriffes auf den Staat selbst (auch den Staatenbund, das Reich) als Träger von Vermögensrechten, in welcher Eigenschaft er als **Fiskus** bezeichnet wird, auf die politischen und Kirchengemeinden, wie überhaupt auf alle Körperschaften und mit vermögensrechtlichen Beziehungen ausgestatteten Anstalten des öffentlichen Rechts. Den gleichen Vorzug genießen Dank der Einwirkung der Kirche von jeher die milden Stiftungen (pia corpora), auch wenn sie von Privatpersonen herrühren, neuerdings meist jedoch unter der Voraussetzung einer staatlichen Genehmigung oder Bestätigung. Anders entwickelte sich der Rechtszustand der Privatpersonenvereine. Während im germanischen Recht der Grundsatz der freien Körperschaftsbildung herrschte und auch nach römischem Recht die besondere staatliche Verleihung der juristischen Persönlichkeit für einen polizeilich genehmigten Verein nicht erforderlich war, um ihm die Stellung einer juristischen Person zu verschaffen, hat man seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts im Anschlusse an eine auf Mißverständniß des römischen Rechts beruhende Doktrin fast allgemein die staatliche Verleihung von sogenannten Korporationsrechten als Erforderniß für den Erwerb der Rechtsfähigkeit durch Privatvereine aufgestellt. Dies ist auch der Standpunkt des Allgemeinen Landrechts. Auf dem Gebiete des Handels- und Genossenschaftsrechts hat die Reichsgesetzgebung mit dieser verkehrten Auffassung, welche einer freien Entwicklung des für alle sozialen Fortschritte so überaus wichtigen Vereinswesens hemmend in den Weg trat, längst gebrochen. Die Aktiengesellschaften, die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, die Gesellschaften mit beschränkter Haftung sind redende Zeugnisse dafür. Partikularrechtlich, in Sachsen und Bayern, war man diesen Spuren schon vor längerer Zeit gefolgt. Was war natürlicher, als daß auch das neue bürgerliche Gesetzbuch sich zu dem System der freien Körperschaftsbildung, wenigstens mit gewissen Garantieen, wie sie in der Reichsgesetzgebung vorgebildet lagen, bekehrte? Man war daher nicht wenig erstaunt, daß der erste Entwurf der Regelung der Frage ganz aus dem Wege gegangen war und alles der Landesgesetzgebung überlassen wollte. Die Kritik machte diese Unterlassungssünde mit Recht zum Gegenstand heftiger Angriffe. Auf dem neunzehnten deutschen Juristentage in Stettin wurde im Anschlusse an die von den Professoren Gierke und Rosin erstatteten Gutachten einstimmig die Erwartung ausgesprochen, daß das bürgerliche Gesetzbuch allgemeine Bestimmungen über Erwerb und Verlust der Körperschaftsrechte treffe und dabei das Prinzip der freien Körperschaftsbildung zu Grunde legen werde, daß aber privatrechtliche Körperschaften, wenn sie nicht auf einen kaufmännischen oder gewerblichen Geschäftsbetrieb gerichtet sind, die öffentliche Anerkennung ihrer Persönlichkeit erlangen müssen, wenn sie auf Grund gesetzlicher Normativbestimmungen in ein von dem Gericht geführtes Vereinsregister eingetragen sind. Diesen Postulaten ist die zweite Kommission zur allgemeinen Befriedigung gerecht geworden. Nach dem Entwurf zweiter Lesung erlangen **Vereine** zu gemeinnützigen, wohlthätigen, geselligen, wissenschaftlichen, künstlerischen und **anderen** nicht auf einen wirthschaftlichen Geschäftsbetrieb gerichteten Zwecken Rechtsfähigkeit durch die Eintragung im Vereinsregister auf Grund gewisser für die Errichtung maßgebender sogenannter Normativbestimmungen (§§ 23, 51 ff.). Daneben ist zwar auch die staatliche Verleihung der Rechtsfähigkeit zugelassen, sie ist aber nicht mehr Vorbedingung, vielmehr kann jeder Verein mit den angegebenen Zwecken ohne andere staatliche Mitwirkung als die des registrirenden Richters bei Vorlegung seiner den gesetzlichen Voraussetzungen entsprechenden Statuten die Eigenschaft einer juristischen Person erlangen. Damit ist für das Reichsrecht eine Entwicklungsphase zu Ende geführt, welche bis zu den ersten im Jahre 1872 von Schultze-Delitzsch, dem unvergeßlichen Vorkämpfer des Genossenschaftsrechts, in derselben Richtung gemachten Versuchen zurückreicht. Man hat die Ausschließung der auf einen wirthschaftlichen Geschäftsbetrieb gerichteten Zwecke, namentlich wegen der Schwierigkeit der Grenzbestimmung getadelt. Indessen sollen von dieser Ausschließung nach der Fassung und den Protokollen der Kommission nur diejenigen Vereine getroffen werden, deren einziger oder Hauptzweck der wirthschaftliche Geschäftsbetrieb ist, mit anderen Worten die eigentlichen Erwerbsgesellschaften, nicht Vereine mit anderen Zwecken, welche, wie z. B. die Alpenvereine, ihren Mitgliedern nebenher wirthschaftliche Vortheile verschaffen. In diesem Sinne, der allerdings wohl noch schärfer hätte ausgedrückt werden können, ist die Ausschließung der wirthschaftlichen Vereine durchaus zu billigen, weil für die Bildung und Entwicklung derselben anerkanntermaßen reichsrechtlich so mannigfache Formen bestehen, daß man fast schon von einem embarras de richesse sprechen kann, und weil diesen Vereinen z. B. den Aktiengesellschaften nicht ein doppeltes Recht, das gemeine Vereinsrecht und ihr Sonderrecht zur Auswahl überlassen werden kann, schon damit

nicht die in dem Sonderrechte vorgesehenen Kautelen umgangen werden können. Bedenklich dagegen ist die weitere, den politischen, sozialpolitischen und religiösen Vereinen auferlegte Fessel. Gegen die Eintragung solcher Vereine wird nämlich den Verwaltungsbehörden ein Einspruchsrecht verliehen (§ 55) und um einer Umgehung desselben entgegenzutreten ist bestimmt, daß die Auflösung eines Vereins erfolgen kann, der einen politischen, sozialpolitischen oder religiösen Zweck thatsächlich verfolgt, obwohl er auf Grund eines solche Zwecke nicht zulassenden Statuts die Eintragung erlangt hat (§§ 55, 40). Den Betheiligten ist zwar die Anfechtung dieser Maßregeln im Wege des Verwaltungsstreitverfahrens oder, wo ein solches nicht besteht, nach §§ 20, 21 der Gewerbeordnung gestattet; da es jedoch nicht zum Ausdruck gebracht ist, unter welchen sachlichen Voraussetzungen (z. B. wegen Gefährdung des Gemeinwohls, der Religion oder Sittlichkeit) die Anfechtung Erfolg haben muß, so liegt die Gefahr nahe, daß ungeachtet der prinzipiellen Zulassung der politischen, sozialpolitischen und religiösen Vereine zur Registereintragung das Einspruchsrecht der Behörde als ein unbedingtes, keiner weiteren Motivirung bedürfendes Veto aufgefaßt und damit für dergleichen Vereine in Wahrheit das Konzessionssystem durch eine Hinterthür wieder eingeführt werde. Der diesjährige deutsche Juristentag, welchem der Verfasser dieses Aufsatzes neben Herrn Professor Gierke über die Frage Bericht erstattete, hat sich deshalb zu folgendem Beschlusse veranlaßt gesehen:

„Die Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuchs zweiter Lesung über die eingetragenen Vereine sind im Wesentlichen zu billigen, namentlich ist die Wahl des Systems der Normativbedingungen mit Registerzwang anzuerkennen. Das Einspruchsrecht gegen die Eintragung politischer, sozialpolitischer und religiöser Vereine, sowie die behördliche Auflösung der Vereine bedürfen einer Veränderung oder Klarstellung, indem den Vereinen gegen ungerechtfertigte Einsprüche oder Auflösung ein wirksamerer Schutz zu gewähren ist.“

Hier ist ein hochwichtiger Gegenstand, an dem der Reichstag die bessernde Hand anzulegen berufen wäre. Freilich ist zu fürchten, daß die Bundesregierungen geneigt sein werden, auf einem unbedingten Veto zu bestehen. Bei dem Gedanken an die freie Bewegung und Entwicklung politischer Vereine pflegt vor den Augen eines bedenklichen Politikers leicht das Gespenst der Schreckensherrschaft der Jakobiner emporzusteigen. Indessen sollte man nicht vergessen, daß dieser Schrecken auch ohne Registereintragung und Normativbestimmungen um sich gegriffen hat, und daß die versteckte Maulwurfsarbeit unerlaubter Verbindungen gefährlicher ist, als die offene politische Agitation anerkannter Vereine.

Auf die an gebräuchliche Muster sich anlehnenden Normativbestimmungen, insbesondere den vorgeschriebenen Inhalt des Statuts, die innere Organisation, die Vertretung nach außen, den Schutz der Sonderrechte von Mitgliedern, die Eintragungsprozedur, die Auflösung der Vereine, den Verbleib ihres Vermögens und andere Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht möglich. Eine Bestimmung über die Schadensersatzpflicht der Vereine für Handlungen ihres Vorstandes wird im Zusammenhange mit dem Verkehrsrechte Erwähnung finden. Auch sonst wäre aus dem Personenrechte noch Manches zu berichten, wenn ein Führer nicht besorgen müßte, durch zu viele Details seine Begleiter zu ermüden. Nur auf eine interessante, aus der Initiative der zweiten Kommission hervorgegangene Gesetzesvorschrift sei es noch gestattet, die Aufmerksamkeit zu lenken. Die moderne Theorie des deutschen Privatrechts hat in die Rechtswissenschaft einen neuen Begriff, den der s. g. Persönlichkeitsrechte, — freilich nicht ohne Widerspruch — einzuführen versucht. Man begreift darunter insbesondere die Rechte am eignen Namen, an Wappen, Adelsprädikaten, Titeln u. dgl. und die damit zu verbindenden Untersagungsrechte gegen Dritte. Auch die Rechte an der eignen geistigen Produktion, also die verschiedenen Zweige des Urheberrechts und das Erfinderrecht werden dazu gezählt. Ohne sich diese Theorie, deren Berechtigung dahingestellt bleiben kann, gerade anzueignen, hat doch die Kommission in Bezug auf das Namenrecht eine Vorschrift (§ 22) aufgenommen, nach der das Recht zur Führung eines Namens den Anspruch in sich schließt, wenn solches Recht bestritten oder von einem Anderen durch unbefugte Führung des gleichen Namens verletzt wird, die Beseitigung und fernere Unterlassung solcher Beeinträchtigungen zu verlangen, ohne Unterschied, ob dabei ein vermögensrechtliches Interesse des Verletzten im Spiele ist oder nicht. Man wird gewiß anerkennen, daß die Kommission hier einem praktischen Bedürfnisse abgeholfen hat, wie solches bereits in der Judikatur des Reichsgerichts mehrfach hervorgetreten war. Natürlich soll der Schutz nur für Familiennamen, nicht für pseudonyme Bezeichnungen gewährt werden. Gleichzeitig dient die Vorschrift zur Sicherung der in dem Familienrechte getroffenen Bestimmungen über die von der Ehefrau, den ehelichen und unehelichen Kindern, sowie den Adoptivkindern zu führenden Namen.

So flüchtig und summarisch die vorstehende Besprechung des Personenrechts sein mußte, so ist sie doch immer noch eingehender ausgefallen, als dies bei dem nunmehr zu betrachtenden eigentlichen Verkehrsrechte möglich sein wird. Die Fülle des sich hier darbietenden Materials verbietet in diesem rein publizistischen Organ jede dem System des Gesetzbuchs folgende Darstellung. Es wird deshalb nur an einigen, unter allgemeinen Gesichtspunkten zu ordnenden Gruppen von Vorschriften gezeigt werden, ob und in welcher Weise der Entwurf den Bedürfnissen des modernen Verkehrs, den sozialen Forderungen der Gegenwart, der Entlastung des deutschen bürgerlichen Rechts von fremden, nicht assimilirten Bestandtheilen und Erfüllung desselben mit deutschen volksthümlichen Elementen Rechnung getragen hat. Dies soll in einem folgenden Artikel geschehen.

(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

M. Levy.

Aus unserem Citatenschatz.

Der Freiherr von Stein gegen Herrn von Ploetz.

„Wenn ...... der gute Mann über die Herabwürdigung des Preises der Produkte, ihren Unwerth, den Fall des Güterpreises klagt, und alles dieses der preußischen Regierung zuschiebt, so muß er keine Zeitungen lesen, er würde sonst sehen, daß überall in Europa und Amerika über Mißverhältniß der Produktion zur Nachfrage geklagt wird, daß Malthus, Say u. s. w. darüber schreiben, ohne aber der Sache abzuhelfen, und daß ihm und dem Fürst Putbus, wenn sie für Geld verpachtet haben, nichts anderes an der Ostsee zu thun übrig bleibt, als was ich soeben in Kirchberg an der Aar gethan habe, nämlich die Geldpächte um 33 Prozent herunterzusetzen.“

Aus einem Schreiben des Freiherrn von Stein vom 9. Juni 1822; entnommen den 1833 bei Cotta erschienenen „Briefen des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern 1813—1831“ S. 119/120.

Einem Wohlbekannten ins Stammbuch.

Und bist du zu allem Schlechten feil,
Von allem Guten das Gegentheil,
Der allergrößte Lump und Coujon,
So findest du dennoch eine — Fraktion.

Hoffmann von Fallersleben: „Mein Leben.“
Bd. VI. Sprüche Nr. 667.

Falsche Prophezeiungen der Silberleute.

Bekanntlich wurden im vergangenen Jahre die Bimetallisten nicht müde zu versichern, das Darniederliegen des deutschen Gewerbefleißes sei ganz oder doch zum größten Theil unserer Goldwährung zuzuschreiben. Namentlich der bimetallistische Vertreter der Industrie in der Silberkommission, Herr Otto Wülfing in M.-Gladbach, nahm Veranlassung, die dort vorgebrachten Klagen in einer Broschüre „Währungsfrage und Industrie" einem weiteren Publikum zu unterbreiten. Heute, nach kaum Jahresfrist, hat es einen gewissen Reiz, die unheilschwangeren Prophezeiungen dieser Abhandlung der seitdem erfolgten industriellen Entwicklung gegenüberzustellen. Dort liest man:

„Ein weiterer Rückgang im Betriebe der mechanischen Webereien und damit auch der Spinnereien und aller Hilfsindustrieen scheint nach der gegenwärtigen Lage des Geschäfts unausbleiblich und wird viel Noth und Elend im Gefolge haben" — „wir stehen vor einer Krisis, die zu einer der gefährlichsten werden kann, welche die Welt je gesehen hat" — „es ist nicht zu bestreiten, daß die deutsche Baumwollindustrie vor einer ernsten Gefahr steht, die Millionen von Existenzen bedroht" — „im Verkehr mit den silberführenden Ausland ist ein beinahe vollständiger Stillstand eingetreten, wodurch schon jetzt Tausende von Arbeitern brotlos geworden sind". Und dergleichen mehr.

Erwägt man alsdann, daß diesen Kassandrarufen auch ohne Bimetallismus ein allgemeiner Aufschwung der Erwerbsverhältnisse, nicht am wenigsten in der deutschen Baumwollindustrie folgte, so drängt sich der Gedanke auf, daß es weise ist, im Prophezeien Vorsicht walten zu lassen.

In der Gladbacher Baumwollindustrie, die zum großen Theile für den Export arbeitet, ist der Geschäftsgang zur Zeit ein besonders flotter, und von den Silberwährungsländern hat namentlich die Ausfuhr nach Bolivia enorm zugenommen. Jedes Annoncenblatt enthält eine große Anzahl Gesuche nach Textilarbeitern, und kürzlich ging sogar die wohl übertriebene Mittheilung durch die Zeitungen, daß es für den Gladbacher Distrikt wünschenswerth sei, etwa tausend Arbeiter von außerhalb heranzuziehen. Bei der durch Herrn Wülfing speziell vertretenen Branche, der Weißweberei, zeigt der deutsche Gesammtexport nach Ländern mit Silberwährung folgende Entwicklung:

Ausfuhr unter Position 44 der amtlichen Statistik: Gewebe, dichte, gefärbt, bedruckt (in 100 Kilo)

	1893	1894	1894 bis Ende August	1895 bis Ende August
Britisch-Ostindien . .	1 167	1 733	1 264	732
China	496	398	325	267
Philippinen	688	268	141	95
Bolivien	762	886	386	1 684
Ecuador	1 203	778	566	725
Mexiko	1 811	1 104	799	1 197
Peru	2 860	2 606	1 718	1 802
Centralamerika . . .	1 485	1 860	822	1 566
zusammen	10 462	9 627	6 021	8 068
nach anderen Ländern	166 205	134 933	87 992	93 906

Wie man sieht, hat in dem schlechten Jahre 1894 der Export nach Silberwährungsländern weniger abgenommen, als nach den übrigen, und ebenso ist im laufenden Jahre die Zunahme bei den Silberländern stärker. Dabei ist es wahrscheinlich, daß bei den neuerdings weniger aufnehmenden Silberländern Britisch-Ostindien und China spezielle Ursachen die Schuld tragen, in ersterem Falle der vor Kurzem eingeführte 5prozentige Zoll auf Baumwollwaaren, und bei China die Nachwehen des Krieges.

Diese allen bimetallistischen Voraussagungen Hohn sprechende Statistik legt die Vermuthung nahe, daß es mit der bimetallistischen Ansicht, der Silbersturz wirke für die Länder mit Silberwährung als Schutzzoll und Ausfuhrprämie, wohl nicht seine Richtigkeit haben kann, und es mag im Folgenden der Beweis versucht werden, daß in der Baumwollindustrie von irgend welchem Einfluß der Valutadifferenz nichts zu spüren ist.

Um mit dem Rohstoff zu beginnen, so soll bekanntlich der Preisrückgang der Baumwolle durch den Fall des Silbers veranlaßt sein. Aus den Gladbacher Handelskammerberichten ergeben sich folgende Jahresdurchschnittspreise in Liverpool:

	ostindische Baumwolle		amerikanische Baumwolle
	fair Bengal	fair Omra	middling upland
1873	$4\frac{1}{8}$	$6\frac{7}{16}$	$9\frac{5}{16}$
1878	$4\frac{1}{2}$	$5\frac{1}{4}$	$6\frac{1}{8}$
	good Bengal	good Omra	
1883	$3\frac{15}{16}$	$4\frac{9}{16}$	$5\frac{3}{4}$
1888	$3\frac{29}{32}$	$4\frac{5}{8}$	$5\frac{9}{16}$
1893	$3\frac{13}{16}$	$4\frac{1}{16}$	$4\frac{5}{8}$
1894	$2\frac{3}{4}$	$3\frac{1}{8}$	$3\frac{1}{2}$

Während middling upland stets ziemlich die gleiche Qualität bedeutet, fand in ostindischer Baumwolle, wie jeder Sachverständige weiß, eine allmähliche Verschiebung in der Klassifikation statt, so daß heutzutage good Bengal und good Omra die gleiche Qualität bedeuten, wie im Jahre 1873 fair Bengal und fair Omra.

In der Zeit der Silberentwerthung sind also die Baumwollsorten aus dem Silberwährungslande Indien um 36 respektive $51\frac{1}{2}$ Prozent billiger geworden, Baumwolle aus dem Goldwährungslande Amerika um 62 Prozent. Bengal hatte noch 1893 nahezu den gleichen Stand wie 1873, während die ihrer Verwendung zu Kettgarnen halber mit amerikanischer in Konkurrenz tretende Omra stark gefallen ist, aber erheblich weniger als middling upland. Aus letzterem Grunde hat denn auch für Kettgarne der Verbrauch indischer Baumwolle zu Gunsten amerikanischer abgenommen. Das spricht doch wohl mit aller Deutlichkeit dafür, daß zur Verbilligung der Baumwolle der Silbersturz wenig oder nichts beigetragen hat. Auch zeigt sich nicht, daß die indischen Baumwollpflanzer durch größeren Verdienst in Folge der Valutadifferenz zu einer stärkeren Ausdehnung ihrer Produktion als ihre amerikanischen Kollegen veranlaßt wurden, denn der Durchschnitt der Jahre 1892 bis 1894 weist gegenüber 1873 bis 1875 eine Erntezunahme für Indien von weniger als 50 Prozent auf, während sich die amerikanische Ernte mehr als verdoppelt hat. (Jone's Handbook 1895.)

Läßt somit die Erzeugung der rohen Baumwolle die angebliche Begünstigung durch die Valutadifferenz in Indien in keiner Weise erkennen, so spielt die Entwicklung der indischen Spinnerei und Weberei für jeden Bimetallisten die Rolle eines Paradestücks, eines glänzenden Beispiels, welch mächtigen Aufschwung eine Industrie nimmt, wenn ihr die Gunst einer starken Entwerthung der landesüblichen Valuta zur Seite steht. Dem gegenüber hat schon Ellstätter („Indiens Silberwährung") die Berechnungen eines im anglo-indischen Handel stehenden Großkaufmanns Mr. Comber angeführt, welche der englischen Gold- und Silberkommission vorgelegt wurden und die Ansicht dieses Sachverständigen bekräftigen, daß nicht die Valutadifferenz, sondern in der Hauptsache Ersparniß an Transportkosten die starke Vermehrung der indischen Baumwollindustrie auf Kosten Lancashires bedingt haben.

Um zu zeigen, welchen zahlenmäßigen Vortheil die indische Spinnerei durch ihre örtliche Lage genießt, sei den Angaben Mr. Comber's Folgendes entnommen. Darnach hat der englische Spinner, wenn er 1 Pfd. 20er aus indischer Baumwolle spinnt und nach Indien liefert, folgende Mehrkosten gegenüber seinem indischen Konkurrenten:

für die erforderlichen $1\frac{1}{4}$ Pfund rohe Baumwolle (Pressen der Ballen und Transportkosten 2c. bis Manchester)	—,69 Pence,
für Verpackung und Fracht des fertigen Garns nach Indien	—,50 „
zusammen .	1,19 Pence.

Bei der Garnlieferung nach China betrage die Vertheuerung für den Engländer etwas weniger, 1,13 Pence. Der indische

Spinner hat also durch Transportkostenersparniß für den heimischen Konsum in 20er Garn einen Vorsprung gegenüber dem englischen von etwa 10 Pfennig pro Pfund, bei der Lieferung nach China etwa $9^1/_2$ Pfennig. Mögen diese Zahlen vielleicht eine Kleinigkeit zu hoch veranschlagt sein, so dürften sie doch auch ohne Valutadifferenz erklärlich machen, daß die vor der Silberentwerthungszeit entstandene indische Spinnerei (sie zählte 1869 bereits 390 000 Spindeln) allmählich in groben Garnen die Versorgung des inländischen Bedarfs und der ostasiatischen Märkte als ihres natürlichen Absatzgebiets übernommen hat. Die Transportersparniß fällt naturgemäß um so mehr ins Gewicht, je gröber die Nummer des Garns ist; man hat daher in Indien zunächst grobe Nummern gesponnen und in dem Maße, wie man spinnen lernte, ist man zu feineren Nummern übergegangen, so daß England heute in der Hauptsache nur noch 30er und feinere Garne nach Indien einführt. Dementsprechend ist der Konsum ostindischer Baumwolle in Lancashire von 1872 bis 1892 von 736 000 Ballen auf 69 000 Ballen zurückgegangen.

Mr. Comber weist ferner darauf hin, daß sich eine ganz gleiche Verschiebung auch in den Vereinigten Staaten zeigt, zwischen den Nordstaaten und den Südstaaten, weil letztere den Rohstoff vor der Thür haben. Der Baumwollkonsum der Spinnerei betrug (New-Yorker cotton facts) in 1000 Ballen:

Saison	Indien (Bombay-Distrikt)	Nordstaaten der Union	Südstaaten der Union
1872/3	75	1063	138
1877/8	232	1345	151
	(insgesammt)		
1882/3	457	1759	313
1887/8	787	1805	456
1892/3	1171	1652	723

Wie zwischen Indien und England, so zeigt sich also auch zwischen den Nordstaaten der Union und den südlichen Baumwollstaaten die Tendenz der Industrie, sich der Gegend zuzuwenden, wo ihr wichtigster Rohstoff gewonnen wird. Daß in Indien der Fortschritt ein noch stärkerer war, als in den amerikanischen Südstaaten, erklärt sich dadurch, daß in ersterem Falle die Frachtersparniß naturgemäß eine größere war, auch die ostindische Baumwolle gerade für Grobspinnerei ein geeigneteres Material bietet als amerikanische. Uebrigens zeigt seit Mitte der achtziger Jahre trotz des stets tiefer sinkenden Silberkurses die Baumwollindustrie in Indien sogar ein geringeres Anwachsen als in den Südstaaten der Union. Es waren im Betrieb in:

	Indien	Südstaaten der Union
1884/5 . . .	2 145 646 Spindeln	1 125 000 Spindeln
1894/5 . . .	3 809 929 „	2 988 155 „

und die Zahl der Webstühle stieg in Indien 1890 bis 1895 von 23 412 auf 35 338, in den Südstaaten der Union von 38 825 auf 71 149. In den Vereinigten Staaten erfolgt die Verschiebung der Industrie zu Gunsten der Baumwolldistrikte auf gleichem Währungsgebiet. Es ist nicht einzusehen, warum an der ähnlichen Entwicklung zwischen Indien und England die Valutadifferenz Schuld tragen soll.

Die Berechnungen, welche Herr Wülfing der Silberkommission in Bezug auf die Gefahr indischen Garnexports nach Deutschland vorlegte, sind zur Genüge als haltlos bewiesen worden. („Nation“ vom 6. Juli 1895.) Es mag noch erwähnt werden, daß auch heute indisches Garn loco Bombay durchaus nicht billiger ist, als englisches loco Manchester. So notirt z. B. die Bombay Gazette vom 24. Mai 1895 20er mit $5^7/_8$ bis $6^3/_{16}$ annas, gleichzeitig 20er Leigh in Manchester $5^3/_4$ Pence, und da englischer secunda 20er, mindestens so gut wie das indische Garn, $^3/_4$ Pence billiger als Leigh zu kaufen ist, so kann nur 5 Pence als englischer Preis für gleichwerthige Qualität zum Vergleich gestellt werden. Der indische Durchschnittspreis $6^1/_{32}$ annas aber ist zum derzeitigen Rupienkurs (1 Rupie = 16 annas = $13^3/_{16}$ Pence) ziemlich genau gleich 5 Pence.

Indien hat also keine ungewöhnlich niedrigen, sondern ganz normale Garnpreise, und die dortigen Baumwollindustriellen stehen sich in keiner Weise besser als ihre europäischen Kollegen, wie die bekannten miserabelen Resultate der Bombayer Textil-Aktiengesellschaften im Jahre 1894 beweisen. Speziell diejenige indische Spinnerei, welche nach Herrn Wülfing bestimmt war, die Garnausfuhr nach Deutschland zu eröffnen, die Britannia Mills Cie. in Bombay wies am 1. Juni 1894 einen Kursstand von 150 Rupien pro Aktie von 1000 Rupien auf; sie hatte vom 1. Juli 1893 bis 1. Januar 1894 nur 4 Tage in der Woche gearbeitet und weber 1892 noch 1893 Dividende gezahlt (auch 1894 nicht). Wenn im Jahre 1894, wo die Rupie einen nie erreichten niedrigen Stand hatte, und also eine etwaige Wirkung der Valuta-Differenz besonders stark zur Geltung kommen mußte, die indische Spinnerei durchaus nicht besser rentirt als die englische, aber viel schlechter als die deutsche bei etwa 15 pCt. Schutzzoll, so kann sie offenbar nicht, wie Herr Wülfing meint, 60 pCt. Schutzzoll durch die Valuta-Differenz haben, sondern wahrscheinlich gar keinen.

Nach allledem erscheint es mehr wie wahrscheinlich, daß für die Baumwollindustrie die Valuta-Differenz von keiner irgendwie nachhaltigen Bedeutung ist. Es ist ja freilich notorisch, daß in Indien die Arbeitslöhne bisher nicht in dem Maße gestiegen sind, wie dem Fallen der Rupie entspricht, aber vielleicht bedingt beim indischen Arbeiter die Schwerfälligkeit in Erlangung höheren Lohnes auch eine langsamere Steigerung seiner Leistungsfähigkeit im Vergleich mit europäischen Arbeitern, vielleicht bietet stärkeres Sinken des Zinsfußes der Industrie in den Goldwährungsstaaten ein Aequivalent. Sei dem, wie ihm sei. Die Thatsachen sprechen dafür, daß die deutsche Baumwollindustrie gegenüber ihrer asiatischen Konkurrenz in keiner Weise durch die Valuta-Verschiedenheit benachtheiligt ist.

M.-Gladbach. Paul Busch.

Die Alpenpässe von ehedem.

Wer noch vor wenigen Jahren, ehe der Eisenstrang ihn durch die Eingeweide der Gebirgsmassen dem Süden entgegenführte, die bequeme Gotthardstraße hinan- und herabstieg, mochte denken, daß dieser selbe Weg, wenn auch nicht dieselbe Straße, schon seit den ältesten Zeiten dem Verkehr zwischen dem Norden und dem Süden unseres Kontinents, speziell zwischen Deutschland und der Schweiz einerseits und Italien andererseits gedient habe. „Nicht dieselbe Straße“ sagten wir. Die gibt sich jetzt ihrer ganzen Anlage nach auch dem ungelibtesten Auge als eine moderne Kunststraße zu erkennen; „aber“ — muß der einfache, von Gelehrsamkeit unbeleckte Wanderer schließen, „ein Handelsverkehr hat doch zwischen den genannten Ländern stattgefunden, und zwar zu allen Zeiten; ist das aber der Fall, so mußten die Alpen überschritten werden und ebenso nothwendig mußte die Gotthardroute als der kürzeste und bequemste der vermittelnden Linien für jenen Zweck gewählt und hergerichtet werden“.

Aber beide Schlüsse erweisen sich als trügerisch! Wäre man an der Ausmündung der Route von Süden her nicht auf einen großen See gestoßen, der nicht — wenigstens damals nicht! — zu umgehen war, so wäre der eine Schluß jedenfalls richtig. Nun aber hatten die Römer (um die es sich ja bei dieser Frage in erster Linie handelt) vor einem großen Wasser auch einen großen Respekt; zudem mußte der Handel, wenn er gedeihen sollte, geschützt sein, und zu diesem Zweck eine Art Kriegsflotte auf jenem tückischen See zu unterhalten war nicht gerathen, ja, bei dem Mangel einer direkten Verbindung mit der italienischen Küste durch

eine Wasserstraße undenkbar. Aber nicht bloß vor dem großen Wasser hatten die Alten mehr Respekt als wir heutigen See- und Meerratten — auch die hohen Berge flößten ihnen heiligen Schrecken ein, und wenn nicht Noth an Mann ging, und nicht zwingende Umstände vorlagen, so blieb man hübsch unten. Um des reinen Vergnügens willen sich an einen Bergriesen zu wagen, wäre für jene Alten ein unmöglicher Gedanke gewesen, aber wenn je in einem verwegenen Kopfe möglich, ihnen als ein Frevel gegen die Götter vorgekommen. Es wirkt auf einen hartgesottenen Bergfexen beinah komisch, wenn er liest, mit welch schauerlichen Prädikaten besonnene Schriftsteller einen bis etwa an die Schneelinie ragenden Gebirgsstock bedenken. Ein Alpentourist hätte auf jeden Fall in Rom schlimme Tage gehabt!

Freilich, der Händler und Kaufmann, der um des Gewinnes willen sein Leben wagte, damals wie heute, der „trockenen Auges" die empörte See an sein gebrechliches Fahrzeug branden, die grausigen „Seeungethüme" es umlauern und die Wasserberge an verschrieenen Felsenriffen sich aufbäumen sah, derselbe Händler ist auch, so gut aber schlecht es ging, über die Berge geklettert und hat durch Schneemassen und über Steingeröll sich seinen Weg gebahnt. Solche kühne Pfadfinder hat auch der Gotthard schon vor alten Zeiten an seinen Rippen herumkrazeln und etwa auch herunterkollern gesehen — aber eine eigentliche, gewohnheitsmäßig von hüben und drüben begangene Verkehrsstraße existirte nicht, existirte auch dann noch nicht, als im Römerreich die Furcht vor den Bergriesen nach und nach verschwunden und mehr als ein schweizerischer Paß über noch höhere Kämme als den des Gotthards angelegt und den Handels- sowohl als den Kriegszwecken dienstbar geworden war.

Für das Alterthum gilt, im Gegensatz zu der noch vor kurzer Zeit allgemein verbreiteten Ansicht von der Uebersteigung des Alpenwalles zu Handelszwecken, der Satz, daß vom Süden aus der Handel nach den nördlich von den Alpen liegenden Ländern der Weg über den St. Gotthard vermieden und letzteren von zwei Seiten, der südöstlichen und der südwestlichen, umgangen hat, dort vom dem Donaugebiete her, hier vom Rhonethal und besonders von Marseille aus. Von letzterer Stadt aus führte der Weg durch das Rhone- und das Saonethal in das Herz von Europa hinein, für den Osten leisteten die natürlichen Thalstraßen der Donau, Drave und Save denselben Dienst. Diese Wege lassen sich an der Hand zahlreicher Münzfunde nachweisen. Die Münzen sind zwar nicht immer entscheidend, weil sie einmal durch Zufall an eine Stelle gerathen sein können, wo sie nicht hingehören, aber, in unserer Frage sind sie es, weil sie durch ihre Masse und die lokale Reihenfolge dem Zufall enthoben und wirkliche Wegweiser geworden sind, ja, noch entscheidendere als die offiziellen (Meilenzeiger), insofern diese um des Materials willen häufig von ihrem Standort entfernt und irgendwo anders als Bausteine benutzt wurden. Ein Zufall aber war es, daß römische Kaisermünzen sich auf den Theodulpaß verirrt hatten; sie wurden dort, zwanzig an der Zahl, vor einigen Jahren gefunden, aber daraus wird kein Vernünftiger den Schluß ziehen, daß eine römische Straße über den Paß geführt habe, sondern irgend ein Bergsteiger hat sie dort verloren.

Solcher kühner Bergsteiger und sogar ganze Züge solcher gab es übrigens trotz der Scheu vor dem Besteigen hoher Berge schon in respektabel alter Zeit. Der schlagendste Beweis dafür ist jener berühmte Zug Hannibals über den kleinen St. Bernhard (denn dieser war, wie jetzt ziemlich allgemein angenommen wird, seine Route. Der Beweis würde übrigens dieselbe Kraft haben, wenn der Karthagerfeldherr den Mont Genèvre für seinen Zweck gewählt hätte.) Er mußte ungefähr wissen, was eine solche Passage mit einem Heer von 50 000 Mann und 50 Elephanten heißen wollte; einen Vorgeschmack hatte er sicherlich schon beim Uebergang über die Pyrenäen erhalten und mußte, vorsichtig wie er, bei aller Kühnheit, war, bei den Anwohnern der dortigen Alpengegend genaue Erkundigungen über die Durchführung des gewagten Planes eingezogen haben. Er hätte gar nicht daran denken dürfen, wenn ihm nicht glaubwürdige Beispiele ähnlicher Wagnisse mit großen Massen, wenn auch natürlich kleineren Stils, vorgelegen hätten; denn er war ja nicht gezwungen, diesen Weg einzuschlagen; er konnte von Spanien aus den Seeweg oder, von Südfrankreich aus, den verhältnißmäßig bequemen Landweg der Küste entlang über Genua wählen. Warum er keines von beiden gethan hat, ist heute noch ein ungelöstes Räthsel und beweist nur, daß er sich die Route über den kleinen St. Bernhard nicht in dem Maße gefährlich vorstellte als sie es damals in der That war. Denn Hannibal hatte nicht gerade Ursache, mit dem Erfolg zufrieden zu sein. Wer, wie er, die Hälfte seiner Truppen verloren und von den Thieren nur einen kleinen Rest gerettet hatte, durfte von einem Gelingen nicht sprechen. Ganz anders wäre ohne Zweifel der Versuch ausgefallen, wenn er 200 Jahre später gemacht worden wäre, als eine regelrechte Straße über den Berg angelegt war.

Aber wie war es denn, wird man fragen, in noch früherer Zeit, als der sogenannte etruskische Bernsteinhandel (Tauschhandel) zwischen der deutschen Nordwestküste und Italien einen Landweg gefunden hatte? Ging dieser nicht über die Alpen durch die Schweiz?

Man glaubte allerdings bis vor Kurzem, dies annehmen zu sollen, heute glaubt man es nicht mehr. Die Verbindung zwischen dem Norden und dem Mittelmeergebiet war damals zwar vorhanden, aber es war weder eine direkte, noch bloß durch einen Landweg vermittelte, vielmehr führte der Weg durch das Elbthal nach Böhmen, Mähren, Ungarn und der Balkanhalbinsel an das ägäische Meer, und von hier führte die Wasserstraße nach Oberitalien (wo übrigens die Fundschichten der Bernsteinperle äußerst selten sind); erst zu Anfang der Kaiserzeit brachte der damals nach der Nord- und Ostsee eröffnete direkte Weg den Bernstein nach den klassischen Ländern. Der jüngere Weg für dieses Handelsprodukt folgte der Rhone- und Rheinlinie; von hier sind die zahlreichen Bernsteinperlen nach den schweizerischen Pfahlwohnungen gelangt.

Fragt man, warum es im Alterthum so still war um die tief einschneidende Adria herum und warum dort weder griechische noch phönizische Kolonien zu finden sind, welche eine direktere Verbindung als jene erstgenannte hätten herstellen können, so ist die Antwort: Die wilden Illyrier machten dort Land und See unsicher; wo diese hausten, war nicht gut wohnen. Wenn Niederungen gedeihen sollen, so gehört dazu vor allem das Gefühl der persönlichen Sicherheit. Aehnlich wie an der Adria liegen die Dinge um das (heutige) ligurische Meer herum. Kein griechischer Ansiedler wagte sich an jene Küste, wo die landräuberischen Ligurer und die seeräuberischen Etrusker ihr Wesen trieben.

Wären schon in vorkaiserlicher Zeit die Handelswege zwischen dem Norden und dem Süden über die Schweizeralpen gegangen, so müßte sich aus Italien stammendes Geld in den nördlich von den Alpen gelegenen Kantonen finden, es findet sich aber so gut wie nichts; auch dies ein Beweis, daß der Handel die Alpen umging, wenigstens nur in sehr beschränktem Maße darüber stattfand.

Es kommen aber noch andere Momente in Betracht, ein lokales und ein politisches; jenes, insofern der Aufstieg von Italien aus beschwerlicher und steiler ist, demgemäß auch weniger einladend als der von Norden her, steiler auch als der über den Brenner von Osten, dieses, weil bis auf Cäsar die Römer an der Polinie festhielten; die jenseits wohnenden Insubrer mit der Hauptstadt Mailand und die Cenomanen mit ihren Städten Mantua und Verona waren allerdings schon lange vor Cäsar römische Unterthanen, als solche schützten sie jenen Wall, aber erst Cäsar konnte, nachdem Gallien erobert war, die Alpenpässe nicht mehr entbehren, und jetzt erst beginnt eigentlich die Besetzung und die Ausnützung alter, die Anlage neuer Alpenstraßen, die nun von Augustus und seinen Söhnen und Nachfolgern fortgesetzt wird, jetzt erst kann man von eigentlichen Paßstraßen sprechen. Zu dem Exposé seiner Herrscher-

thaten, dem sogenannten „Monument von Angora“, erwähnt Augustus die Unterweisung der Alpenvölker, die nur durch Herstellung von Alpenstraßen möglich war, und eine noch erhaltene Inschrift auf dem höchsten Punkte der Seealpen, oberhalb Monaco (tropaeum Augusti genannt, woraus das heutige Tordia entstanden ist) gibt der Wichtigkeit dieser Maßregeln Ausdruck. In ähnlicher Weise hatte schon der große Pompejus nach Besiegung Hispaniens sich auf einem der höchsten Punkte der Pyrenäen ein solches tropaeum (Siegeszeichen) gesetzt. In Folge der neu geschaffenen Lage verschieben sich nun auch die bisherigen Verkehrslinien: Marseille, das bisher kommerziell die Poebene beherrscht hatte, tritt zurück und räumt seinen Platz dem Boden Italiens, das fortan das vornehmste Ausgangsthor für den Verkehr zwischen Mittelmeer und Nordeuropa bleibt. Wiederum sind es, was den Verkehr der Massilioten mit jenen Gegenden betrifft, Münzen — massiliotisches Courant — welche Licht schaffen.

Es muß betont werden, daß auch die Römer keine neuen Alpenpässe eröffneten, sondern nur die vorhandenen wegsam und praktikabel machten. Denn der Verkehr, der Erwerbstrieb und die Noth des Lebens hatten schon in grauer Zeit dafür gesorgt, daß kein Weg, auch der schwierigste nicht, wenn er nur schließlich zum Ziele führte, unversucht und unbenutzt blieb.

Jene massiliotischen Händler hatten wahrscheinlich ihren Weg über die cottischen Alpen, d. h. den Mont Genèvre, genommen; schon Marius, der Teutonenbesieger, hatte diesen benutzt, um sich die Verbindungen zwischen dem Rhonethal und der Poebene zu sichern; Pompejus hatte ihn vollends i. J. 77 v. Chr dem regelmäßigen militärischen Verkehr eröffnet und Cäsar ihn regelmäßig benutzt; er war in der That auch der rationellste, seit (118 v. Chr.) Narbonne als römische Kolonie gegründet und in der Domitischen Straße eine regelmäßig längs der Küste laufende Verbindungslinie durch Südfrankreich nach Spanien hergestellt war. Früher hatte sich der Verkehr längs den Seealpen und der Küste oder aber, viel mehr nördlich, über den kleinen St. Bernhard bewegt. Neben den genannten und noch zu nennenden Pässen hatte der Mont Cenis (Grajische Alpen) im Alterthum keine Bedeutung, er galt für schwieriger und war zu entbehren. Dem kleinen St. Bernhard hat Kaiser Augustus ganz besondere Sorgfalt angedeihen lassen. Zwar die jetzige von König Carolo Alberto mit großem Luxus angelegte Straße ist nicht mehr die alte, aber diese ist vielfach zum Unterbau der neuen benutzt worden und links und rechts sind noch Reste sichtbar; es muß eine recht stattliche Kunststraße gewesen sein. Die Gründung Lyons (Lugudunum) durch Munatius Plancus erheischte eine direkte Verbindung dieses neuen Mittelpunktes, der Hauptstadt Galliens, mit Italien. Zu diesem Zwecke mußte aber zuerst „Grabesruhe“ unter den trotzigen Salassern im Thale der Dora Baltea geschaffen werden. Noch jetzt steht auf der Paßhöhe, zum Zeichen, daß Römer hier gewaltet, eine Granitsäule; die übrigen zerstreuten Reste aus antiker Zeit harren noch der Aufhellung.

Noch bedeutender indeß als über den kleinen, wenn auch schwieriger, war die Route über den großen St. Bernhard. Trotz der gefährlichen Engen in den Zugangsthälern war er der geeignetste Weg nach der Westschweiz, dem Rhein, nach Nord- und Ostfrankreich und nach Britannien. Zur Sicherung dieser Straße war auf der italischen Seite ein Standlager angelegt worden und aus diesem die stattliche, imposante „Augustusstadt“ (Aosta = Augusta) entstanden, die wie keine andere Gründung dieses Kaisers durch ihren großartigen monumentalen Charakter dem Namen des Gründers Glanz verliehen hat. Bekanntlich steht auf der Paßhöhe des Berges die höchste Winterwohnung unseres Welttheils mit einer Durchschnittstemperatur, welche derjenigen von Spitzbergen gleichkommt. Trotzdem, daß auch heute noch so wenig wie früher die Paßhöhe zu Wagen erreicht werden kann, war der große St Bernhard während der Römerzeit seit Augustus der Hauptpaß und blieb es bis ins Mittelalter, so lange die fränkischen Könige regierten. War der Verkehr zwischen Italien und der Schweiz schon aus der römischen Kaiserzeit vorzugsweise diesen Weg gegangen, so wird er seit Cäsar geradezu ein bedeutender. Schon Cäsar hatte versucht, die Ausmündung auf der Schweizerseite gegen Martigny zu durch militärische Vorkehrungen zu sichern, aber vollständig gelang dies erst dem Augustus; er mußte, wie diesseits der Gebirgszüge mit den Salassern, so jenseits auf der Schweizerseite mit den Veragrern um Martigny herum fertig werden; er auch hat den Weg, so viel dies möglich war, zu einer Heer- und Handelsstraße gemacht. Zahlreiche auf dem „Plan de Joux“ (Planum Jovis, „Fläche des Jupiter“; „Berg des Jupiter“ hieß noch im Mittelalter der große St. Bernhard) gefundene Bronzetäfelchen beweisen, daß zur Römerzeit ein Heiligthum auf dem Berge stand — jedenfalls das höchste in Europa — wo die Reisenden dem „Jupiter Poeninus“ (pöninischer Gebirgszug hießen die Alpen vom großen St. Bernhard bis zum Gotthard) für bisher gewährten Schutz dankten und ihn um ferner zu gewährenden anflehten. Die von der italienischen Regierung seit 1890 veranstalteten Ausgrabungen auf dem Bergpasse haben eine reiche Ausbeute geliefert, worunter auch künstlerisch Werthvolles (das jedenfalls dem oben genannten Tempel des Jupiter gehörte) an Skulpturen, Geräthen, Votivtäfelchen; und über 1000 römische Münzen, daneben auch gallische, aber nichts Griechisches noch Etruskisches, auch dies wieder ein Beweis, daß auch dieser Paß in früheren Jahrhunderten, d. h. in römischer Zeit, nur dem Lokalverkehr diente

Wenden wir uns nach dem östlicheren Alpenzug, so finden wir von den Römern noch den Maloja und Julier, in der späteren Kaiserzeit auch den Simplon und Splügen benutzt, alle aber hat an Bedeutung und Frequenz der östlicher gelegene Brenner überragt, der am leichtesten praktikable und am wenigsten steile sämmtlicher genannten Pässe. Der ältere Drusus, Bruder des Kaisers Tiberius, hatte dort nach Unterwerfung der an- und umwohnenden Alpenvölker (15 v. Chr.) die erste Verbindungsstraße zwischen Italien und Deutschland angelegt, aber dieselbe ging noch nicht über den Brenner, sondern umging ihn, von Trient ausgehend, in großem Bogen. Indessen muß nicht gar lange nachher — jedenfalls noch vor Ende des zweiten Jahrhunderts der direkte Weg über den Berg römische Straße geworden sein, sie wurde die gewöhnlichste Route für die deutschen Kaiser für den Uebergang nach Italien.

Von den noch im Mittelalter stark benutzten Bündnerpässen — Lukmanier, Bernhardin, Splügen, Septimer, Julier und Maloja — ist nur der Julier-Maloja und gegen Ende des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts der Splügen eine Straße gewesen — ob Fahrstraße, steht dahin; alles sogenannte Römische am Bernhardin und Septimer gehört dem Mittelalter an, und zwar einer Zeit (14. Jahrhundert), als man in Graubünden sich Mühe gab, die Konkurrenz des Gotthard, der den Berg- und Thalbewohnern allerlei Zölle und Einnahmen abwarf, zu besiegen und diese Vortheile dem Bündnervolke zuzuwenden. Da für die Römer die Verbindung mit den Rheinlanden bequemer über den großen St. Bernhard ging, so läßt sich für die Bündnerpässe keine große Bedeutung in römischer Zeit voraussetzen, immerhin wurden sie benutzt für den Verkehr zwischen Mailand und dem Bodensee, von wo es dann rechts nach Augsburg, links nach Windisch weiter ging. Diese Bündnerpässe waren auch nicht gerade bequem, da der Julier eigentlich ein Doppelpaß (Julier-Maloja) war, der Splügen dagegen die Unannehmlichkeit hatte, daß auf seiner Route die Via mala umklettert werden mußte, und wenn auch für verhältnißmäßig frühere Benutzung des ersteren unzweideutige Beweise sprechen — Kaisermünzen auf der Paßhöhe, ähnlich wie auf dem großen St. Bernhard, gleichsam Dank- und Wunschadressen an die Gottheit, ferner zwei $1\frac{1}{2}$ Meter hohe Säulen, die als Ueberbleibsel einer dem Gotte Jul geweihten Opferstätte galten — so wurde doch auf die dortigen Alpenstraßen geringe Sorgfalt verwendet. Viel stärker war ihre Benutzung im Mittelalter; doch sind die jetzt bestehenden Straßen neueren Ursprungs.

Der Simpton endlich hatte zwar schon zu Ende des 2. nachchristlichen Jahrhunderts seine Straße, aber es war bloß eine Nebenstraße, die dem Verkehr zwischen dem italischen Seegebiete und dem Oberwallis diente. Die jetzige für den Transport zu Wagen berechnete Straße hat bekanntlich Napoleon I. gebaut.

Noch ein paar Worte über den Verkehr in der Ebene.

Natürlich mußte hier die Bergstraße eine Fortsetzung finden; sie werden wohl sämmtlich vorher bereits bestanden haben, als jene sie ergänzten.

Die Haupt- und Heerstraßen der Schweiz sind nur durch die sogenannte Peutinger'sche Tafel bekannt, eine (jetzt in Wien befindliche) Wegkarte der römischen Straßenzüge, die wahrscheinlich schon aus dem 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammt und mancherlei Veränderungen erlitten hat; ferner durch die ungefähr ebenso alte Reisekarte des Kaisers Antoninus, die, zum Gebrauch der Behörden angefertigt, die Stationen und Entfernungen verzeichnete. Wo diese uns im Stiche lassen, helfen etwa Baureste (Meilensteine) aus. So ist uns z. B. eine solche Straße, die ehemals Aventicum (Avenches) mit Sitten (Sedunum) verband, bloß durch solche Meilensteine bekannt geworden. Als die größten und wichtigsten dieser Verkehrsadern in der Schweiz und durch dieselbe sind drei zu bezeichnen, eine östliche und zwei westliche. Jene verband Bregenz mit Como und Mailand und ging durch Chur; hier schied sie sich in zwei Aeste, die wieder am Kopf des Comersees zusammentrafen (es sind die Straßen über den Splügen und den Julier); von den beiden westlichen führte die eine über die grajischen Alpen, (d. h. den kleinen St. Bernhard) und verband Mailand mit Straßburg, indem sie Aosta, Moustiers (in der Tarantaise) Genf und Besançon berührte, also südlich und westlich am Genfer See und westlich am Neuenberger See sich hinzog; die andere führte über die pöninischen Alpen (d. h. den großen St. Bernhard) und verband Mailand mit Mainz; auf dieser Route lag Martigny, St. Maurice, Vivis, Lausanne, Avenches, Solothurn und Augst (Augusta Rauraeorum), und bei letzterer Stadt mag sie den Rhein passirt haben; sie lag also weiter östlich als die vorige.

Neben diesen drei Hauptlinien kennen wir noch andere, dem Verkehr im Inland dienende, so die von Genf nach Lausanne durch Nyon führende und die von Solothurn nach Windisch (Vindonissa, einem Hauptorte der römischen Schweiz) abzweigende; von wo sie über Baden und Pfyn (= ad fines) nach Bregenz führte u. a. m.

Man darf sich diese Römerstraßen nicht als primitiv und hinter unseren modernen Straßen zurückstehend vorstellen; sie waren solid und für Jahrhunderte gebaut, haben doch einige bis auf den heutigen Tag ausgehalten! Wenn sie dem langsamen Zerstörungswerk der Zeit nicht widerstanden haben, so sind nicht die Römer daran Schuld, sondern die späteren Geschlechter, die es am Unterhalt derselben und der nöthigen Sorgfalt haben fehlen lassen. Einen recht schlagenden Beweis, wie viel die Römer auf gute Straßen hielten, liefert die zahlreiche Klasse von Inschriften, welche uns von dem gemeinnützigen Thun römischer Staatsmänner berichten: Daß ein solcher die mit der Zeit schadhaft gewordenen Straßen und Brücken wieder habe herstellen lassen, ist eine ganz stereotyp gewordene Wendung. Jene Alten wandelten gern sicher und auf Wegen der Thalebene. Nicht, daß sie den Tod mehr gefürchtet oder das Leben für köstlicher gehalten hätten als wir Moderne — aber in der bloßen, um nichts und aber nichts bestandenen Gefahr sahen sie weder Reiz noch Heldenthum, und wenn der Hals gewagt sein mußte, so wagten sie ihn lieber in der heißen Schlacht als auf dem kalten Eis. Sie bekannten sich zu dem Spruche: „Der Mensch versuche die Götter nicht."

Basel. J. Mähly.

Vom Bergsee.

Das scheu verhaltene, weiche, Gefühle stammelnde Buch, das Georg Hirschfeld „der Bergsee"*) genannt hat, hätte ich lieber in der feinen Handschrift des Dichters gelesen als gedruckt. Dann hätte ich mich nur an der schwebenden, klingenden Lyrik der Naturstimmungen erfreut, und das Persönliche, Bekenntnißvolle, das hier nach Ausdruck mühsam ringt und sich so oft in verschleiertes Dämmern schwankend verliert, wäre auf den losen hingewühlten Tagebuchblättern von rührendem Reiz gewesen.

Jetzt aber hat Hirschfeld das alles in ein Büchlein gesperrt und legt es der Oeffentlichkeit vor, was in dieser Gestalt nur für die stille Mittheilung einer verschwiegenen Dämmerstunde paßt. Und man muß zu Gericht sitzen über ihn und sein Buch, das ist man dem, der in den „Müttern" solch starke Probe gegeben, schuldig.

Der Bergsee zeigt, wie jenes Drama, daß dieses jungen Poetenseele Stärke in der Lyrik liegt, nicht in dem festen Zugreifen und scharfen Erfassen eines Problems, nicht in der straffen Schürzung der Konflikte, auch noch nicht in der sicheren Ausgestaltung von Charakteren, aber in der Feinfühligkeit des inneren Sinns, die stets den adäquaten Ton für die Empfindung trifft, in dem heißen Miterleben, in dem großen Können, die Stimmungsatmosphäre mit suggestivem Wort zu bannen.

Im Bergsee wird ein komplizirtes psychologisches Problem behandelt, und das bleibt unklar und dämmerhaft; im Bergsee werden aber auch Naturstimmungen gegeben, Landschaftsbilder und ihre Reflexe auf sensible Menschen und das ist von unwiderstehlichem Zauber.

In Hochgebirgseinsamkeit mit Gipfelzacken, die in der Sonne schimmern, an einem weiten, weiten blauen See, über den die Geier fliegen, hat sich Hirschfeld ein Menschenschicksal erträumt und es verschwommen träumerisch wiedererzählt. In ein seltsames Haus treten wir zu einem seltsamen Paar. Er, Waland, eine dänerische Riesengestalt, aber gebeugt und schlaff, mit erloschenen todten Augen; sie, Gertrud, eine gealterte Frau mit weißem Haar; ihre Augen sind müde, aber manchmal flackerts in ihnen auf wie Jugend und Sehnsuchtsgluth. Etwas Geheimnißvolles, Ahnungsschweres liegt über diesen Menschen. Ihre Geschichte wird erzählt, mit raunender Stimme, wie verhallend, andeutend in verwehten Tönen. Das Mitleid hatte sie beide zusammengeführt; er hatte das vergewaltigte Mädchen in sein Haus als Weib genommen und sie, sie diente in Demuth dem Blinden. Waland ist durch seine Blindheit tief in die innere Welt eingekehrt, er wurde zum Mystiker. Sein eigener Erlöser will er werden, die Wünsche will er überwinden; so enthält er sich Gertruds, ihre Ehe bleibt geistig. Und sie, die er seine Christusfrau nennt, blickt zu ihm dem Reinen und Hohen auf, in ihrem Herzen aber lodern sinnliche Flammen, die sie fast verzehren, ein gebieterisches Verlangen nach Jugend und Glück. Und sie findet die Jugend in ihrem eigenen Hause, in dem frischen Knecht Konrad; doch den erdrückt die Sünde, trotzdem es nur zum Begehren gekommen und er geht in den Tod. Sie lebt weiter mit dem ungestillten Drängen in Brust und Adern, mit der Scheu vor ihrem heiligen Herrn bis er stirbt, und sie nun einsam auch den Tod sucht.

Diese Geschichte, voll Askese und erotischer Mystik, voll hoher Liedsymbolik, bleibt uns so, wie sie hier erzählt wird, fremd. Hirschfeld hat in sie viel hinein geheimnißt, aber der Glockenklang dieser Geheimnisse tönt nicht zu uns. Und das Stilisirte der Sprache seiner Gestalten gibt den Schlüssel zu dieser Welt auch nicht.

Und doch liebe ich das Buch. Es ist so viel Ringen darin, so viel Sehnsucht, und so viel Zweifel auch. In dem jungen Künstler Faber, der an der Seite des reifen Mannes

*) Dresden. Georg Bondi.

mit den kühlen sachlichen Augen in die Welt reist und dies seltsame Malandschicksal hörend mit erlebt, erkennen wir die frühe Phase des Dichters selbst. Das erste Jugendgähren, das Ueberwältigtwerden; die wehen Schmerzen und Bängnisse des Zweifels. Das Stammeln, um die Worte kämpfende einer übervollen jungen Brust mit aller Unklarheit, Verstiegenheit; das laute Geheimniß einer grünenden ersten Liebe.

Und noch anderes ist reizvoll in diesem Buch. Wie sich in ihm verschiedene Kunstwelten berühren. Wirklichkeitsdichtung mit den Phantasiebildern eines Träumers und Märchenreimers, eines musikalisch fühlenden Lyrikers. Ein prachtvoll realistisches Stück ist das erste Kapitel, Morgenfrühe im Hochgebirge mit würziger herber Kraft, als Staffage die lebensvolle, zum Greifen anschauliche Gestalt des alten Knechtes.

Doch von der Wirklichkeitsdichtung ist Hirschfeld kaum ausgegangen. Sie kam zu ihm und zwang ihn. Das Verträumte ist mehr das Ziel seiner Sehnsucht und sehnsüchtig selbst gefühlt sind jene Worte des wahnsinnigen Musikers in einer früheren Novelle „Bei beiden“, der im Rauschen der Wellen, in der Musik der Himmelsfarben seltene Symphonien empfindet, dem aber vor dem Aufschreiben graut. Und in den „Müttern“, wo man nur auf realem Boden wandelt, klingt doch in Roberts Nothschrei nach Griechenland und „selbstverständlicher Schönheit“ ein Klang aus jener anderen Welt.

Und diese Welt mit ihren heimlichen Tönen und seltenen Reizen, die das Alltagskind nicht vernimmt, die weht uns vor allem im „Bergsee“ an. Die Natur wird nicht nur abgeschrieben, sondern sie wird mit Märchenaugen, mit Böcklinaugen gesehen oder mit den verfeinerten Organen eines Blinden intensiv empfunden. So entsteht nicht nur Landschaftsschilderung, sondern die Seele der Landschaft entschleiert sich, im Sinne des Amiel'schen Wortes: le paysage est un état d'âme.

Ein Hauch moderner Romantik geht durch diese Blätter, jener Romantik, die ihre feinsten Reize aus der Berührung der Alltagswelt mit dem Unheimlichen, Gespenstigen, das in des Menschen Brust wohnt, zu schöpfen weiß. Zum Ausdruck kommt es in jener Szene, da der junge Vater, die Stirn an die Scheiben gelegt, hinausstarrt in die klare Nacht und die Gedanken kreisen läßt um das Schicksal der Wolandleute: „Er fühlte es wie Untergang, — raumlos, zeitlos. Was hatte er denn gesehen . . . Ein Märchen, sagte Weltmann. — Ein Märchen? — Aber vor seinen Augen hatte er's gehabt und wußte daneben vom Alltagswerk — den Arbeitsmenschen — Läuten der Pferdebahn —.“

Und über jene innere Welt, die Welt der Träume und heimlichen Gefühle, deren Erlebnisse erträumten Zaubers voll, umstrickender als die Ereignisse der Außenwelt sind, fällt das Wort: „Höre nur, merke darauf, wie der Wind geht über die Welt, so unbekümmert, so erhaben. Oeffne deinen Kopf dem Winde. Er wird dir bunte Bilder zaubern. Alles Liebliche gibst du dir selber. Im Hinathmen träumen wir das Leben und leben den Traum.“

Dem kritisirenden Censor wird dies Jugendwerk, das seiner künstlerischen Qualität nach den „Müttern“ durchaus weichen muß, Blößen die Fülle geben. Wer aber aus einem Buch, das als Kunstwerk unfertig, das reizvoll Persönliche heraus zu hören vermag, wen es freut, mit einem feinfühligen Empfinder ein intimes geistiges tête-à-tête zu erleben, quellenden Jugenddrang zu belauschen, der kann aus dem „Bergsee“ reiches Genießen schöpfen —

Felix Poppenberg.

Henry Leyret: En plein Faubourg. Moeurs ouvrières. Paris. 1895 Charpentier.

Paul Göhre hat Schule gemacht in Frankreich; der deutsche Gottesgelehrte war drei Monate Fabrikarbeiter; den Niederschlag seiner Erfahrungen brachte ein (in diesen Blättern unseres Erinnerns vom Herausgeber) besprochenes Buch. Herr Leyret machte sich die Sache bedeutend bequemer; er trieb ein paar Monate das Gewerbe eines vorstädtischen Branntweinschänkers. Un confesseur c'est bien la caractéristique de ce marchand de poison: Kenner und Beichtiger der Blusenmänner wird man seines Erachtens nirgends leichter als in der „Giftbütte“. Seiner Ansicht war auch Bogus, der Leyret's Buch gelegentlich in einem großen Pariser Blatt herzhaft herausstrich. Ich kann dies begeisterte Urtheil nicht unterschreiben — Zola's „Assommoir“ ist unvergleichlich reicher an Einzelbeobachtungen, ganz abgesehen von dem Gesammtbild — gleichwohl aber sei das Buch deutschen Lesern genannt. Ueber Alkoholismus und Arbeitslosigkeit; über die Voraussetzungen des Anarchismus; über die Unterschiede zwischen Kleinbürgerthum und Fabrikarbeitern; über Gelehrtenproletariat u. s. w. ist bei Leyret allerlei mitgetheilt, was andere jüngere Zeitfarbe trägt, als die Schilderungen von Jules Vallès und die Romane von Zola. Ob und wie weit seine Angaben genau sind, muß von Fall zu Fall geprüft werden: so wenn er z. B. behauptet, im Monat Januar 1894 habe die Zahl der beschäftigungslosen Arbeiter in Paris 200 000 betragen. Besonderer Kontrolle scheint dagegen die Mittheilung nicht zu bedürfen, daß der Durchschnittsarbeiter, aller radikalen Wahlen und Reden ungeachtet, in der Soldatenzucht des Regiments patriotisch wird und jederzeit selbst als socialiste internationaliste chauvinistisch bleibt. Um so wunderlicher nach solchen Bekenntnissen ist der — offenbar nur dem Pariser Zeitgeschmack zuliebe — im Verzweiflungston gehaltene Abschluß des Buches, der vermuthlich einem auf dem Umschlag angezeigten kommenden Buch desselben Autors La banqueroute de la liberté au XIXe siècle präludiren soll. „Mit stattlichem Leichengepränge wird das bürgerliche und parlamentarische Frankreich unter dem Zulauf aller Nationen im Jahre 1 des kommenden Jahrhunderts Freiheit und Tugend zu Grabe tragen und derart das XIX. Jahrhundert, das mit Verheerung begann und mit Guillotinirungen enden wird, zu würdigem Abschluß bringen: dies arme Jahrhundert, das im allgemeinen Zusammenbruch sich vollendet und das die Zukunft, die niederreißen muß, wenn sie aufbauen will, das Jahrhundert des Bankerottes nennen wird.“ Diese Knallphrasen kann Herr Leyret eher nach, als in den Arbeiterschänken, unter den frömmelnden Akademikern aufgelesen haben, die au retour du Vatican das Schlagwort ausgeben von der nothwendigen Umkehr der Wissenschaft und dem Bankerott der freien Forschung. Weshalb diese Leutchen nicht lieber gleich vom Bankerott der Menschheit reden? Das wäre doch ein weiter ausgreifender Text, der vom Buch Koheleth bis auf die grande poésie noire Schopenhauer's seine großen und kleinen Propheten gefunden hat.

—m.

Friedrich Wilhelm der Vierte. Eine geschichtliche Betrachtung von Dr. Edmund Friedemann. Berlin 1895. Ferd. Dümmler.

Das psychologische Problem, das Friedrich Wilhelm IV. bietet, wird niemals seinen Reiz verlieren. Er war ein Kronprinz, an dessen Zukunft nicht Höflinge, sondern unabhängige Männer von höchster Intelligenz die größten Hoffnungen knüpften; so urtheilen Niebuhr, der Geschichtsschreiber, und Goethe; und das Ergebniß war tiefste Enttäuschung für die Welt. Friedrich Wilhelm IV. war begabt; aber ihm fehlte augenscheinlich jede politische Begabung; er sah nicht die Verhältnisse dieser Welt, wie sie sind; er wußte nicht die realen Möglichkeiten der Entwicklung gegebener Verhältnisse zu wägen; er trat mit der Phantasie des Künstlers und des Phantasten und mit dem überreizten Selbstgefühl des Gottesgnadenthums der Wirklichkeit gegenüber und sagte: Ich will, daß sie so sei, wie ich befehle kraft meiner königlichen Machtvollkommenheit. Dieser Wille litt Schiffbruch in der Wirklichkeit; wie dieser Wille sich zu bethätigen suchte und wie dieser Wille von der Kamarilla für ihre Zwecke ausgebeutet wurde bis er schon umnachtet war, das schildert die trefflich geschriebene Broschüre mit knappen Strichen unter Anführung interessanter Belegstellen.

—n.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Am 21. Juli 1893 fand in Marlen's Saal in der Friedrichstraße eine politische Versammlung statt, bei welcher sich nach einem damaligen Bericht der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ folgender Auftritt abspielte:

Herr Stöcker war der Redner des Abends; er war eben aus Neustettin zurückgekehrt, wo er bei der Reichstagswahl durchgefallen war, und er setzte sich nun mit Herrn Ahlwardt auseinander, dem er die Niederlage verdankte.

„Ich bin stets öffentlich und privatim für Herrn Ahlwardt eingetreten. Ich muß denselben aber bis aufs Blut bekämpfen, nachdem er in einem Flugblatt verbreitet hat: Wenn der arme Mann einen Schnaps für 5 Pf. trinkt, dann muß er $4\frac{1}{2}$ Pf. Steuer zahlen.“

An der Schnapsfrage ging also die konservativ-antisemitische Freundschaft aus dem Leime. Ja, was die Schnapspolitik anbelangt, da sind die Konservativen unerbittlich, und sie lassen nicht ferner mit sich spaßen, wenn sie auch bisher „öffentlich und privatim“ für Herrn Ahlwardt eingetreten waren.

Jetzt vollzieht sich nun wiederum solch ein

Gewiß darf man den Pfarrer Naumann und seinen Kreis in keiner Beziehung mit Herrn Ahlwardt in Vergleich stellen. Diese jungen Pastoren der christlich-sozialen Richtung gehen freilich in ihrem Urtheil manchmal ganz fehl; aber sie sind sympathische Erscheinungen, weil sie keine charakterlosen Demagogen zu Gunsten der Kreuzzeitungspartei sein wollen, sondern es ernst nehmen mit der Sozialpolitik, mit dem Streben, den bedrücktesten Schichten zu helfen. Sozialpolitik heißt nicht für sie: blinde Hetze gegen Börse und Industrie und Handel und Juden, sondern sie betrachten das, was sie vor Augen haben, die ländlichen Verhältnisse, in denen sie leben; und sie fragen: ist hier Alles so wie es sein sollte? Aus solchen Beobachtungen ging das auch in der „Nation“ (Nr. 1 XIII. Jahrg.) besprochene, ernste und interessante Buch der Pastoren Wittenberg und Hückstädt hervor. Man untersucht die Wohnungsfrage der ländlichen Arbeiter; man untersucht die Stellung der ländlichen Arbeiter zu den Gutsbesitzern und man findet zu tadeln und deckt große Schäden auf.

Aber für eine solche Sozialpolitik bedanken sich die Konservativen.

Wenn die Schnapsfrage berührt wird, dann beginnt das Bekämpfen „bis aufs Blut“, und wenn die ländlichen Arbeiterverhältnisse unter einem andern Gesichtspunkt wie unter dem der Großgrundbesitzer betrachtet werden, dann beginnt auch das Bekämpfen bis aufs Blut; das erfahren jetzt die Naumann und Genossen, die die konservative Partei rücksichtslos abschüttelt und gegen die sie mit verständnißvollem Wink die Kirchenbehörden mobil macht.

Man muß eben unter konservativer Sozialpolitik das Richtige verstehen. Es muß eine gewisse kluge Theilung vorgenommen werden; nämlich für die breiten Massen sorgt man durch Worte, das nennt man Mittelstandspolitik, und für die Großgrundbesitzer sorgt man durch Thaten, das nennt man Realpolitik, und beides zusammen, das ist dann die rechte Sozialpolitik.

Der „Reichsbote“, der das einzige bedeutende konservative Blatt ist, welches ernstlich und ehrlich daran arbeitet, die eigene Partei aus dem Fahrwasser verwerflichster Demagogie herauszubringen, benutzte die Gelegenheit, als ein Strich gegen den Radikalismus der Naumann und Genossen gemacht wurde, um nun auch einen Strich gegen die radikale Volksverführung des Bundes der Landwirthe zu ziehen. Die Antwort ist, daß die Organe des Bundes der Landwirthe gegen den konservativen „Reichsboten“ wüthen.

Scheidung von dieser antisemitischen Richtung und Scheidung von jener antisemitischen Richtung; Scheidung von diesen Christlichsozialen und nun auch noch Krawall zwischen den Konservativen bester Art und dem Bund der Landwirthe — das sind angenehme Früchte, auf welche die

genialen konservativen Führer des letzten Dezenniums stolz sein können.

Das französische Ministerium Ribot ist gefallen. Warum? Den äußeren Anlaß darf man heute beinahe schon vergessen haben. Die innere Ursache war, daß das Kabinet irgend eine günstige Gelegenheit ergriff, um zu stürzen, da der Sturz durch die Radikalen doch sicher schien. Somit fällt man lieber zu einem Zeitpunkt, da man es selbst will. Nun beginnen die Radikalen Ministerfreuden zu genießen, und die Andern sind in der Lage zu rufen: Le jeu commence. Inzwischen arbeitet Frankreich, und auf dieser Arbeit, nicht auf den sogenannten großen politischen Aktionen, beruht der Fortschritt und die Kultur der Republik.

Die Wiener Stadtvertretung hat Herrn Lueger zu ihrem Bürgermeister gewählt; wird er bestätigt werden? Wir sind jedenfalls der Ansicht, daß eine Nichtbestätigung den Antisemitismus in Wien kräftigen wird; dies zeigt das Dilemma einer verfehlten Politik.

Rußland sucht sein Geschäft in Ostasien zu machen; ein eisfreier Hafen, Abtretung chinesischen Gebietes und Eisenbahnbauten über chinesisches Land, das sind seine Wünsche. England sucht demgegenüber die armenische Frage in Gang zu erhalten, um Rußland aus dem fernsten Osten abzuziehen, und um vielleicht auf der asiatischen Grenze Rußlands ein zweites armenisches Bulgarien zu erschaffen. Dieses diplomatische Spiel, bei dem wir klugerweise für jetzt abwartend zusehen, ist augenscheinlich nicht gefahrlos.

* * *

Majestätsbeleidigung.

Dio Cassius berichtet vom Kaiser Titus: „Klagen über beleidigte Majestät ließ er weder bei sich selbst noch bei andern Richtern anhängig werden. ‚Was mich betrifft‘ — sagte er — ‚so kann Beschimpfung und Hohn mich gar nicht treffen. Wüßte ich doch nicht, womit ich mir gerechten Tadel verdient hätte, und lügenhafte Beschuldigungen können mich nicht kümmern. Und bereits verstorbene Kaiser, wenn sie im Ernst eine Art von Göttern sind, und ihre Macht noch einigen Einfluß auf die Erde hat, werden sich schon selbst an dem, der sie beleidigt, zu rächen wissen.‘ — Die Denunzianten aber jagte Kaiser Titus aus der Stadt fort.“

Der römische Kaiser Titus büßte unter dieser Auffassung nichts an Ansehen ein; seine Zeitgenossen nannten ihn „die Liebe und das Entzücken des menschlichen Geschlechts (amor et deliciae generis humani)“.

Wir befinden uns in Preußen einmal wieder in einer Periode kriminalistischer Nervosität Majestätsbeleidigungen gegenüber. Der Fall ist schon öfter dagewesen und war stets ein Zeichen ungesunder öffentlicher Zustände. Im Jahre 1876 wurden 181, im Jahre 1877 rund 200 Untersuchungen wegen Majestätsbeleidigung eingeleitet; da kam das Jahr 1878 mit seinem Sozialistengesetz, und die Zahl der Majestätsbeleidigungsprozesse schwoll allein in Preußen auf 1994 an. Es ist noch unvergessen, welche ekelerregenden Ausbrüche des Delatorenthums diese Epidemie begleiteten.

Es ist nicht anzunehmen, daß die Deutschen an sich eine entwickeltere verbrecherische Neigung zu Majestätsbeleidigungen haben sollten, als andere Völker; und es wäre eine Majestätsbeleidigung, wollte man behaupten, die deutschen Landesväter böten einen stärkeren Anlaß, als ihre ausländischen Vettern, die Majestät in ihnen zu beleidigen. Und dennoch hört man in England, in Italien, in Belgien u. s. w. beinahe nie von Majestätsbeleidigungsprozessen, und bei uns kommen sie bündelweise zur Verhandlung. Dabei sind die Bestimmungen über die Strafbarkeit bei Majestätsbeleidigungen in den verschiedenen monarchischen Ländern ziemlich gleich. Man sieht schon hieraus, wie viel gerade bei diesem Vergehen auf die richterliche Auslegung und auf die Praxis der öffentlichen Ankläger ankommt.

In unserer deutschen Praxis hat man — wenn man von boshaften Rohheiten, die kein anständiger Mensch entschuldigt, absieht — vornehmlich zwei Kategorien von Majestätsbeleidigungen zu unterscheiden. Die eine besteht aus leichtfertigen Redensarten, die meist recht harmlosen Leuten in der Hitze der Diskussion entschlüpft sind, und die andere aus Redewendungen, die eine Kritik an Handlungen oder Eigenschaften des Monarchen üben, aber in der Fassung nicht vorsichtig genug gewählt sind.

Ich muß bekennen, daß ich in der ganzen Strafrechtspflege nichts Peinlicheres kenne, als die Verurtheilungen von Opfern der ersteren Gattung. Wenn so ein armer Teufel, der beim Glase Bier mal ein Wort zu viel gesagt hat, vors Tribunal geschleppt und für das leichtfertig hingeworfene Wort auf Monate seiner Freiheit beraubt wird, so fühle ich meine Begeisterung für die monarchische Staatsordnung nicht wachsen, und ich vermuthe, es geht anderen normalen Staatsbürgern ähnlich. Noch ganz vor Kurzem ereignete sich ein charakteristischer Fall dieser Art. Ein dänischer Kapitän, Namens Petersen, liegt mit seinem Schiff in Geestemünde. Kurz vor der Rückfahrt begibt er sich zur Stärkung in eine Restauration. Am Nebentisch sieht er zwei Herren sitzen. Der joviale Kapitän lädt dieselben zu einem Glase Bier ein. Man redet hin und her, das Gespräch kommt auch auf den deutschen Kaiser, und der dänische Seemann macht einige unehrerbietige Redensarten. Plötzlich erheben sich die beiden Herren, geben sich als Geheimpolizisten zu erkennen und verhaften den Kapitän, der sie bewirthet hatte. Der Däne betheuert zwar hoch und theuer, ihm habe die Absicht einer Beleidigung ganz fern gelegen. Hilft nichts, er bleibt verhaftet und das Ende ist die Verurtheilung zu zwei Monaten Gefängniß wegen Majestätsbeleidigung. Man versteht es, wenn berichtet wird, der Vorfall habe in skandinavischen Schifferkreisen die Lust, mit Deutschen sich an einen Tisch zu setzen, wesentlich abgekühlt.

Politisch bedeutsamer sind jedoch die Majestätsbeleidigungen der zweiten Kategorie. Hier handelt es sich um eine Demarkationslinie der freien öffentlichen Diskussion und die Uebelthäter sind fast ausschließlich politische Redner und Schriftsteller. Man hat es also wenigstens mit Leuten zu thun, die eine Kritik üben wollen. Sie mögen sich vorsehen; einverstanden! Man wird im Allgemeinen auch nicht einmal behaupten können, daß die Wirksamkeit der öffentlichen Kritik unter einer rigorosen Auslegung strafgesetzlicher Bestimmungen besonders leidet. Wo den gewöhnlichen Klopffechtern das Handwerk erschwert ist, wird die feinere Fechtkunst das Feld behaupten, die Augen der Allgemeinheit auf sich lenken und die tiefsten Wunden schlagen, ohne gegenüber dem Strafgesetz aus der Parade zu kommen. Es ist das im Wesentlichen eine Frage stilistischen Geschicks, und es liegt viel Wahres in der Bemerkung jenes erfahrenen Redakteurs, der da meinte: „Ein Schriftsteller, der wegen Majestätsbeleidigung verurtheilt wird, kommt ins Gefängniß, weil er nicht schreiben kann.“ Mag man die Bedeutung eines feinen Stils nun aber auch noch so hoch schätzen, die Bestrafung derartiger Stilvergehen mit „Gefängniß nicht unter zwei Monaten“ erscheint doch recht hart. Immerhin könnte man sich auch mit drakonischen Gesetzesbestimmungen abfinden, wenn nicht die Strafbarkeitsgrenze gerade auf diesem Gebiete einer beständigen Verschiebung ausgesetzt wäre. Wer erinnert sich nicht des Erstaunens der öffentlichen Meinung, als vor etwa Jahresfrist dem Abgeordneten Liebknecht wegen Majestätsbeleidigung der Prozeß gemacht werden sollte, weil er im Reichstage beim Kaiserhoch sitzen geblieben war. Es war eine Haupt- und Staatsaktion der Regierung, die eine solche Eile hatte, daß man dem Reichstage sogar zumuthete, er solle sein Mitglied für die strafrichterliche Prozedur sofort freigeben. Der Reichstag lehnte das Ansinnen bekanntlich ab, und später, als der

Reichstag geschlossen und damit die Möglichkeit, jene Anklage zu erheben, ohne weiteres gegeben war, dachte Niemand mehr daran, Herrn Liebknecht wegen jener angeblichen Majestätsbeleidigung zu verfolgen. So rasch ändern sich die Anschauungen. Ein anderes Beispiel: Die sozialdemokratischen Redakteure Dierl und Genossen werden früh Morgens aus den Betten geholt und verhaftet, weil in Blättern, die unter ihrer Verantwortung erscheinen, angeblich schwere Majestätsbeleidigungen enthalten seien. Die betreffenden Artikel lagen gedruckt vor. Die Mitglieder des Amtsgerichts und Landgerichts, an welche die Sache dann zunächst ging, um die Untersuchungshaft aufrecht zu erhalten, konnten aber in den inkriminirten Artikeln keine strafbare Majestätsbeleidigung erblicken und lehnten die Untersuchungshaft ab. Erst in der höheren Instanz, beim Kammergericht, findet die Auffassung der Staatsanwaltschaft Billigung. Es kommt dann zur Verhandlung und ein Gerichtshof, der für besonders „scharf“ gilt, verurtheilt die Angeklagten zu 6, 9 und 12 Monaten Gefängniß. Dabei erblickte der Gerichtshof in einem Artikel, in dem der Oberstaatsanwalt eine Majestätsbeleidigung als offen vorliegend erkannte, kein strafbares Vergehen. Ein und derselbe klar vorliegende Thatbestand erscheint somit der Anklagebehörde strafbar und dem Richter nicht, dem einen Richter strafbar und dem andern nicht. Ist es verwunderlich, daß das Volk bei solchen Meinungsverschiedenheiten die Frage aufwirft: Was ist denn überhaupt noch erlaubt? Diese Frage erscheint um so berechtigter, wenn man sich die Tragweite einer bestimmten Argumentation des Oberstaatsanwalts in dem Prozesse Dierl und Genossen näher vergegenwärtigt. Danach sollte in dem Artikel „Sedan und kein Ende“ unter Anderem schon um deswillen eine Majestätsbeleidigung enthalten sein, weil der „Befehl“ zur Sedanfeier auf die Person des Kaisers zurückzuführen sei. Wir lassen dahingestellt, ob es viele nicht uniformirte erwachsene Deutsche gibt, die Lust verspüren würden, ein derartiges Nationalfest, dessen Begeisterung nur etwas bedeutet, wenn sie spontan erfolgt, auf höheren „Befehl“ zu begehen. Wenn es aber richtig ist, daß man eine Majestätsbeleidigung schon dann verübt, wenn man in beleidigender Form eine öffentliche Veranstaltung kritisirt, die vom Kaiser „befohlen“ ist, so ist es in der That die höchste Zeit, daß unsere Gefängnisse erweitert werden. Solche Majestätsbeleidigungen par ricochet würden dann allenthalben leicht zu finden sein, wo ein Gegenstand in abfälliger Weise erörtert wird, der das spezielle Interesse des Monarchen erregt hat; und da Monarchen kraft ihres Berufs sich für alle wichtigeren Angelegenheiten ihres Landes zu interessiren pflegen, so ist der deutschen Litteratur anzurathen, der mehreren Sicherheit wegen doch lieber keine Meinung zu haben, die nicht mit der des Landesherrn zusammenfällt. Cujus regio ejus opinio. Vielleicht kann man dann sogar ein neues Umsturzgesetz entbehren.

Th. Barth.

Die Cholera von 1892 in Hamburg.

Ueber die heftige Choleraepidemie im Jahre 1892 zu Hamburg sind nun zwei sehr eingehende Darstellungen erschienen, die eine in den Arbeiten des Kaiserlichen Gesundheitsamtes in Berlin von Professor Dr. Gaffky, die andere im Verlage der Aktiengesellschaft „Neue Börsenhalle“ in Hamburg von Dr. Friedrich Wolter.

Gaffky und Wolter fußen auf den gleichen statistisch genau erhobenen Thatsachen, kommen aber zu ganz verschiedenen Schlußfolgerungen über die Ursachen der Epidemie und über den Werth der Maßregeln, welche zur Bekämpfung der Epidemie ergriffen wurden. Gaffky steht ganz auf dem bakteriologischen (kontagionistischen) Standpunkt, dem die Einschleppung des Koch'schen Choleravibrio, den ich vor seiner Entdeckung mit x bezeichnet habe, durch Kranke oder selbst auch durch Gesunde und die Möglichkeit, daß derselbe ins Trinkwasser gelangt, genügt, um ein epidemisches Erkranken hervorzurufen, wenn die individuelle Disposition, welche ich z genannt habe, gegeben ist. Wolter steht auf dem Standpunkte der epidemiologischen, empirischen Forschung, welche unabhängig von jeder theoretischen Vorstellung, gestützt auf epidemiologische Thatsachen, annimmt, daß zum Epidemisiren der Cholera die Einschleppung des Choleravibrio in einen Ort und die individuelle Disposition seiner Bewohner noch nicht genügt, sondern daß dazu noch ein dritter Faktor nothwendig ist, der von örtlichen und zeitlichen Verhältnissen abhängt, den ich als eine theilweise auch noch unbekannte Größe mit y bezeichnet habe. Das ist der Standpunkt, welchen auch ich seit 1854 unentwegt vertreten habe und den ich auch gegenüber der Choleraepidemie von 1892 in Hamburg festgehalten habe.*)

Obschon, gestützt auf zahlreiche epidemiologische Thatsachen, ich überzeugt war, daß meine Ansichten festen Grund haben und mit der Zeit Beachtung finden werden, fühlte ich mich doch gegenüber der zur Zeit herrschenden bakteriologischen Richtung so sehr in der Minorität, daß ich altersmüde glaubte, nichts mehr über Cholera schreiben zu sollen, sondern es der Cholera selbst überlassen zu dürfen, mich zu rechtfertigen, wenn auch vielleicht erst nach meinem Tode.

Ich war nun sehr überrascht, daß Wolter, ein Hamburger Arzt, Lust und Muth hatte, dem alleinseligmachenden bakteriologischen Glauben zu widersprechen und die alten Rechte der epidemiologischen Forschung zu vertreten.

Wolter hat sein Werk in zwei Abtheilungen veröffentlicht. In der ersten Abtheilung stellte er alle vorausgegangenen Choleraepidemien von Hamburg (14 an Zahl) zusammen, in der zweiten Abhandlung behandelt er die Epidemie von 1892 und sagt in seinem Vorwort dazu: „Die Ereignisse des Jahres 1892 haben uns in Deutschland in außerordentlicher Weise die Ruhe vermissen lassen, welche aus einer klaren Erkenntniß der zeitlichen, örtlichen und individuellen Verhältnisse, aus welchen das Auftreten eines epidemischen Erkrankens an Cholera resultirt, sich ergibt, und welche z. B. in England im Jahre 1892 vor den außerordentlichen Schädigungen des Nationalwohlstandes geschützt hat, welche wir in Deutschland zu beklagen haben. Einer solchen Erkenntniß aller derjenigen Faktoren, welche beim Auftreten eines epidemischen Erkrankens an Cholera zusammenwirken, Eingang in die weitesten Kreise der Bevölkerung zu verschaffen, muß als die vornehmste Aufgabe der nachfolgenden Betrachtung erachtet werden; sie allein vermag, wie das Beispiel Englands zeigt, in Cholerazeiten die geängsteten Gemüther zu beruhigen und das Erwerbsleben vor schwersten Schädigungen zu bewahren.“

Wolter bespricht nun in seiner zweiten Abtheilung die Gesichtspunkte, nach denen das Auftreten eines epidemischen Erkrankens an Cholera in Hamburg im Jahre 1892 zu betrachten ist, dann den Verlauf der Epidemie und die ihn bestimmenden Faktoren und faßt das Resultat in 32 Schlußsätzen zusammen. Es würde zu weit führen, hier sämmtliche Sätze wiederzugeben und zu besprechen, es genügt, die Leser der „Nation“ darauf zu verweisen und einige Thatsachen hervorzuheben.

Die Hamburger Epidemie 1892 fiel mit Epidemien in Nord- und West-Europa zeitlich zusammen. Woher und wann der Choleravibrio nach Hamburg kam, konnte durch die eingehendsten Untersuchungen nicht ermittelt werden. Die ersten Fälle kamen wie sonst an Eingeborenen im Hafengebiete, im kleinen Grasbrook vor.

Wie die Epidemie des Jahres 1892 denselben zeitlichen Verlauf genommen hat, welcher auch in früheren Hamburger Epidemien beobachtet wurde, so hat sie auch ungefähr dieselbe

*) Siehe meine Abhandlungen: 1. Ueber Cholera mit Berücksichtigung der jüngsten Choleraepidemie in Hamburg. München, medizin. Wochenschrift 1892, Nr. 46. 2. Ueber die Cholera von 1892 in Hamburg und über Schutzmaßregeln. Archiv für Hygiene, Band 18, S. 94.

Intensität wie frühere große Epidemien Hamburgs erreicht; die Sterblichkeit betrug 1832 11,29 pro mille, 1848 10,59, 1892 13,44 pro mille.

Die Koch'sche Schule und die meisten Bakteriologen nehmen an, daß die große Hamburger Epidemie von 1892 durch mit Cholerabazillen infizirtes Trinkwasser verursacht worden sei. Hierzu bemerkt Wolter Seite 73: „Abgesehen davon, daß eine solche Infektion nicht nachgewiesen ist, indem weder im Elbwasser noch im Leitungswasser Choleravibrionen gefunden worden sind, haben sich der zeitliche Verlauf und die Intensität der Epidemie, wie wir gesehen haben, so durchaus in derselben Weise gestaltet, wie in den früheren großen Epidemieen Hamburgs, so daß kein Raum für die Annahme übrig bleibt, daß der Gang der Epidemie durch die Beschaffenheit des notorisch stark verunreinigten Leitungswassers oder die gegen seine Benutzung im ungekochten Zustande gerichteten umfassenden Maßnahmen in entscheidender Weise beeinflußt worden wäre. Die Thatsachen des Verlaufes der Epidemie weisen vielmehr darauf hin, daß dieselben Faktoren örtlich-zeitlicher Natur, welche nach den Feststellungen der epidemiologischen Forschung die Cholerabewegung in Indien wie überall außerhalb Indiens bestimmen, auch den Gang der Hamburger Epidemie des Jahres 1892 in entscheidender Weise beeinflußt haben. Zu demselben Resultate hat uns der Rückblick auf die früheren Epidemieen geführt. Der Verlauf der Choleraepidemieen Hamburgs seit 1853, von welchem Jahre an die Stadt ausschließlich von der Stadtwasserkunst mit unfiltrirtem Elbwasser versorgt wurde, bietet durchaus keine Anhaltspunkte für die Annahme, daß in irgend einer Epidemie etwa eine Ausstreuung der Krankheitsursache von dieser Centralstelle aus über das ganze Stadtgebiet erfolgt sei. Die Seuche herrschte in diesen Jahren der centralen Wasserversorgung in 11 verschiedenen Jahren in der Stadt, kam aber nur viermal zu größerer epidemischer Ausbreitung, ohne sich jedoch wieder zu der Höhe der Jahre 1832 und 1848 zu erheben."

Nach meiner Ansicht hat die Hamburger Stadtwasserkunst zwar nicht zur Infektion durch Choleravibrionen und deren Verbreitung, aber zur Verunreinigung des Stadtbodens und seiner Häuser beigetragen. Mit unreinem Wasser kann man nichts rein machen und ich habe deshalb schon vor vielen Jahren in einem Gutachten dringlich zu einer Filteranlage der Stadtwasserkunst von Hamburg aufgefordert. Obschon ich nicht zu den sogenannten Trinkwassertheoretikern gehöre, bin ich aus allgemeinen hygienischen Gründen für Versorgung mit möglichst reinem Wasser, stets ein Trinkwasserfanatiker gewesen. Unreines Wasser disponirt mehr zu Krankheiten, auch zu Cholera, als schlechtes Bier und schlechter Wein, und schlechte Nahrung.

Die Trinkwassertheoretiker weisen zwar gerne darauf hin, daß sechs Anstalten in Hamburg, welche nicht von der Stadtwasserkunst versorgt waren, bei dieser großen Epidemie des Jahres 1892 von Cholera frei geblieben seien, aber Wolter theilt mit, daß in sechzehn Hamburger Anstalten, obschon sie mit dem inkriminirten Leitungswasser versorgt waren, ebenfalls kein Erkrankungsfall sich ereignet hat.

Auch die relative Immunität Altonas bespricht Wolter und kann den Grund davon nicht in der verschiedenen Wasserversorgung finden.

Auch die Kontagiosität der Cholera, die Ansteckung durch die Pflege Cholerakranker, erhält durch den Verlauf der Epidemie von 1892 in Hamburg keine Stütze. In 12 473 Erkrankungs- und 6746 Sterbefällen ist der Fall in der betreffenden Haushaltung thatsächlich vereinzelt geblieben. Nur in etwa dem vierten Theil der Fälle, nämlich in 4483 Erkrankungs- und in 1859 Sterbefällen waren die Fälle in der betreffenden Haushaltung nicht vereinzelt, sondern kamen mit anderen Fällen zusammen vor. Das Verhältniß von 12 473 Erkrankten zu 6746 Gestorbenen ist von dem von 4483 zu 1859 wenig verschieden, nämlich 100 zu 54 und 100 zu 41, jedenfalls nicht zu Gunsten einer Annahme der Ansteckung durch Kranke.

Wolter macht den Kontagionisten daraus die Konzession, daß vielleicht der vierte Theil der Uebertragungen der Krankheit vom Kranken auf Gesunde angenommen werden könne. Ich aber finde von meinem lokalistischen Standpunkte aus diese Konzession für unzulässig. Wenn in einem Hause oder in einer Haushaltung mehrere Personen erkranken, so hat man noch kein Recht anzunehmen, daß die der ersten nachfolgenden Erkrankungen von der ersten Erkrankung herrühren, die zweite, dritte u. s. w. Person kann durch die gleiche Ursache und zu gleicher Zeit infizirt worden sein, wie die erste, und nur später oder schwächer erkrankt sein. Namentlich wenn man die Trinkwassertheorie auf die Hamburger Epidemie anwendet und annimmt, daß in den 12 473 Haushaltungen, in welchen nur eine Erkrankung stattfand, nur eine Person Leitungswasser getrunken hat, und in den 4483 Haushaltungen, in welchen mehrere Erkrankungen vorkamen, mehrere Personen davon getrunken haben, ist die nachfolgende Erkrankung nicht als von Kranken herrührend zu betrachten. Wo mehrere erkrankten, war die Gelegenheit zur Infektion für Alle gleichzeitig und braucht die Erkrankung nicht von dem Ersterkrankten abgeleitet zu werden.

Wo eine Choleralokalität entstanden ist, kann eine Person und selbst eine gesunde, so viel von dem aus x und y bestehenden Infektionsstoff nach einem choleraimmunen Orte mitbringen, daß dort mehrere Erkrankungen folgen, aber es entsteht deshalb noch keine Ortsepidemie, selbst wenn von den Kranken keiner isolirt und gar nichts desinfizirt wird. Ich erinnere an die Fälle, welche ich in meinem Buche „Zum gegenwärtigen Stand der Cholerafrage" Seite 93 und 445 mitgetheilt habe. Ich erwähne hier nur den Fall der Einschleppung der Cholera in dem Dorfe Hausen bei Schweinfurt. Ein herrschaftlicher Diener kam am 7. September 1854 aus München, wo eine heftige Choleraepidemie herrschte, und wo dessen Mutter an Cholera gestorben war, in Hausen an. Er war da und blieb gesund, aber in dem Hause, in welchem er abstieg, kamen vom 15. bis 21. September 9 Choleraerkrankungen vor, ohne daß das Dorf Hausen weitere Cholerafälle bekam. Der Diener muß mit etwas, was er von München mitbrachte, die 9 Personen infizirt haben, aber nicht hat die erst erkrankte Person die zweit erkrankte, die zweite die dritte u. s. w. infizirt, denn sonst hätte es in dem Dorfe weiter gehen müssen. Ebenso darf man in Hamburg nicht annehmen, daß in den Haushaltungen, in welchen mehr als 1 Cholerafall vorkam, der erste Fall die weiteren Fälle verursacht habe. Ich verweise auch auf das, was ich in meinem Buche von Seite 107 bis Seite 150 über Cholera auf Schiffen mitgetheilt habe.

Die bakteriologisch-kontagionistische Anschauung besticht durch ihre Einfachheit. Da braucht man nichts zu konstatiren, als in früheren Zeiten den Cholerakranken und in jetziger Zeit den Koch'schen Choleravibrio, um dann Maßregeln auszudenken und anzuwenden, um den Uebergang des vom Kranken ausgehenden Choleravibrio auf Gesunde zu verhindern oder doch wesentlich zu beschränken. So hat man schon in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts die Cholera in Europa empfangen, mit Verkehrsbeschränkungen, Quarantänen, Kordonen, Isolirung der Kranken, Desinfektionen u. s. w. Trotz Allem verbreitete sich die indische Seuche immer weiter, durchbrach die Quarantänen, übersprang die Kordons, war aber sehr wählerisch in den Orten, in denen sie sich epidemisch festsetzte, die sie ganz verschonte oder nur spärlich berührte, und ebenso wählerisch in der Jahreszeit, zu welcher sie epidemisch auftrat, obschon einzelne Fälle vorkamen.

Als alle kontagionistischen Maßregeln nichts halfen, schlug die Meinung ins Gegentheil um. Man sagte dann, die Cholera sei keine ansteckende Krankheit, ebenso wenig wie die Malaria, sie hänge von etwas Unsichtbarem, vom genius epidemicus ab. Wenn dieser kommt, kommt sie, und wenn dieser wieder geht, geht sie mit ihm.

Im Königreich Bayern war man Anfangs der gleichen kontagionistischen Ansicht, wie im Königreich Preußen, errichtete auch einen Kordon gegen das Kaiserreich Oesterreich,

als aber trotz der Maßregeln in Preußen und Oesterreich die Krankheit sich immer weiter verbreitete, ohne daß sie nach Bayern kam, glaubte man an den guten genius epidemicus und als sie im Herbste 1836 in München doch erschien, verwarf das Ministerium alle kontagionistischen Maßregeln, erklärte die Cholera offiziell als nicht ansteckend, ließ alle Kranken im Hause behandeln, isolirte keinen und verwies nur diejenigen, welche zu Hause keine gute Pflege fanden, in Krankenhäuser, und da diese Münchener Epidemie auffallend schwach verlief, glaubte man, daß das günstige Resultat von den Maßregeln oder vielmehr im kontagionistischen Sinne Nichtmaßregeln herrühre. — Als aber 1854 die Cholera München wieder heimsuchte, zeigte sich, daß sie auch den Münchnern sehr verderblich werden könne, sie hauste damals viel schrecklicher als verhältnißmäßig 1892 in Hamburg.

Inzwischen entwickelte sich die epidemiologische Forschung mehr und mehr, namentlich in England durch John Simon, in Deutschland durch Griesinger, und im Heimathlande der Cholera, in Indien, durch James Cuningham, Douglas Cunningham und Timothy Lewis. Auch ich betheiligte mich daran und fand, daß der Choleraprozeß kein so einfacher ist, wie die Kontagionisten und jetzt die meisten Bakteriologen sich ihn vorstellen, sondern daß er vom Zusammenwirken mehrerer Umstände abhängt.

Ich fand, daß, wie ich schon weiter oben angegeben, jedenfalls drei Faktoren eine wesentliche Rolle spielten, ein spezifischer Keim, durch den menschlichen Verkehr verbreitbar, dann atmosphärische und tellurische Verhältnisse, endlich der Körperzustand der einzelnen Personen, so daß in diesen drei Richtungen zu forschen ist. Da unser Wissen aber in jeder Richtung höchst unvollkommen war, und es sozusagen drei unbekannte Größen waren, bezeichnete ich kurz den Keim mit x, die örtlich-zeitliche oder zeitlich-örtliche Disposition mit y und die individuelle Disposition mit z.

Als Koch das x im Kommabazillus entdeckte, freute ich mich und hoffte, daß die bakteriologische Forschung sich nun darauf richten werde, wie mein x mit den anderen epidemiologischen Faktoren, mit y und z zusammenhängt; aber Koch und seine talentvollsten Schüler, unter denen ich namentlich Gaffky sehr hoch schätze, waren zu sehr nur bakteriologisch geschult und nicht epidemiologisch. Sie begnügten sich mit dem Studium und Nachweis des Kommabazillus und schlugen Maßregeln zu dessen Vernichtung vor. Man verfiel dadurch wieder ganz in die kontagionistische Richtung der dreißiger Jahre und vergaß, daß der menschliche Verkehr nie pilzdicht zu gestalten ist, daß das Epidemisiren der Cholera nicht so sehr von der Einschleppung des Cholerakeimes, als von klimatischen, örtlichen und zeitlichen Verhältnissen abhängt, über die ich mich in meinem Buche „Zum gegenwärtigen Stand der Cholera" eingehend ausgesprochen habe, und daß die Cholerafrequenz sowohl in Indien wie auch in Europa durch Maßregeln eingeschränkt wurde, welche den menschlichen Verkehr freilassen, aber die örtliche Empfänglichkeit und damit auch den Einfluß der Jahreszeit abschwächen, durch Assanirung der menschlichen Wohnorte wirken. Durch diese Maßregeln, welche wesentlich aus Kanalisation, Hausdrainage, Versorgung mit reinem Wasser nicht bloß zum Trinken, sondern auch zur Reinigung des Hauses und aus Wohnungshygiene bestehen, hat man selbst im endemischen Choleragebiete in Indien, z. B. in der großen Stadt Calcutta und in Fort William die Cholerafrequenz sehr vermindert, während, soweit die Cholera noch vorkommt, ihr zeitlicher Rhythmus unverändert geblieben ist. Das Minimum fällt dort immer noch ins Ende der Regenzeit, in die Monate August und September, das Maximum in den März und April, gegen das Ende der heißen, trockenen Zeit. In Calcutta bewegt sich auch jetzt noch die Cholerakurve umgekehrt mit der Regenkurve.

So kamen im September 1894 nur 39 Choleratodesfälle in Calcutta vor, im Oktober 40, November 73, Dezember 108, im Januar 1895 215, Februar 126, März 310, April 401.

Auch in den Choleraepidemien in Europa zeigt sich ihre Abhängigkeit von der Jahreszeit, worauf auch Wolter hinweist, namentlich in den 12 Cholerajahren, welche Preußen von 1848 bis 1859 hatte.

Bezüglich der gegen Choleraepidemien anzuwendenden Maßregeln darf uns das verkehrsreiche England, das in den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren auch zahlreiche und heftige Choleraepidemien hatte, zum Muster dienen. England, namentlich die große Stadt London, hat seit 1866 keine epidemische Cholerafrequenz mehr gehabt trotz zahlreicher Einschleppung einzelner Fälle vom Kontinente. London hat selbst während der schweren Epidemie von Hamburg 1892 ohne Quarantäne mit Hamburg verkehrt. England hat sich durch vorausgehende allmähliche Assanirungsarbeiten geschützt.

Eine gute Kanalisation besitzt auch Hamburg, aber die Hausdrainage wurde in vielen Fällen sehr mangelhaft befunden, und was ich für das Schlimmste halte, der Unrath, welcher durch die Kanäle in die Elbe gelangte, kam durch die Hamburger Wasserkunst zum Theil wieder in die Häuser zurück.

Dann sind ohne Zweifel die großen Umwälzungen des Bodens und das Entstehen neuer Massenquartiere, die in Folge des Zollanschlusses stattgefunden hatten, nicht nur auf die Typhusfrequenz von Hamburg, wie Reincke nachgewiesen hat, von Einfluß gewesen, sondern nachträglich auch auf die Cholerafrequenz.

Die Maßregeln, welche in Hamburg vom bakteriologischen Standpunkt aus ergriffen wurden, haben sich als vollständig wirkungslos erwiesen. Die Epidemie von 1892 verlief genau so wie die von 1831 und 1832, 1848, 1859 u. s. w. In den früheren Epidemien hat man den Choleravibrio noch nicht gekannt und die sinnreichen Maßregeln des Jahres 1892 noch nicht so exakt anwenden können. Demnach hätte es früher doch schlechter gehen müssen, als im Jahre 1892. Aber siehe da, gerade umgekehrt ist es. In keinem der früheren Cholerajahre Hamburgs war es so schlimm, wie 1892; im Jahre 1832 starben 11,29 und im Jahre 1848, was unter 16 vorausgegangenen Cholerajahren die zwei schwersten waren, 10,59 pro Mille, hingegen im Jahre 1892 bei Anwendung der besten bakteriologischen kontagionistischen Maßregeln starben 13.44 pro Mille der Einwohner. Ein größerer Mißerfolg läßt sich nicht denken. Wenn diese Maßregeln auch nur einige Wirkung gehabt hätten, so hätte die Epidemie von 1892 doch etwas schwächer verlaufen müssen, als die in den Jahren 1848 und 1832. Aber gerade das Gegentheil trat ein.

Manche Bakteriologen trösten sich damit, daß sie sagen, in Hamburg sei nicht gleich alles richtig geschehen, aber nach dem Ausbruch der Cholera in Hamburg habe man die Weiterverbreitung der Krankheit verhindert, man habe Deutschland gerettet.

Daß Hamburg eine Choleraepidemie hatte und Berlin nicht, ist auch früher schon vorgekommen, gleichwie 1865 die Cholera sich auf Altenburg und einige Orte im Pleißethal beschränkte und nicht bis Leipzig herabkam. 1837 hatte Berlin eine heftige Epidemie, 8,8 pro Mille Choleratodesfälle und kam in Hamburg kein einziger Todesfall vor. 1853, 54, 55, 56, 57 und 59 war Cholera in Hamburg und kam in Berlin in den Jahren 1854, 56, 57 und 59 kein einziger Fall zur Anzeige.

Gegen die Cholera muß man arbeiten, ehe sie kommt, wo sie einmal epidemisch ausgebrochen ist, ist es ziemlich gleich, wie viel man isolirt und desinfizirt. Berlin und München sowie andere deutsche Städte haben seit den siebziger Jahren so viel behufs Assanirung gethan, daß diese Städte für einen epidemischen Ausbruch der Seuche künftig wohl ebenso unzugänglich sein werden, wie viele englische Städte seit 1866. Es ist zu wünschen, daß die vielen Millionen Geld, welche in Hamburg für kontagionistische Maßregeln nach meiner Ansicht nutzlos verschwendet worden sind, zur Assanirung der menschlichen Wohnorte verwendet werden.

Daß diese Anschauung in der öffentlichen Meinung die herrschende werde, dazu kann ein genaues Studium der Cholera in Hamburg von Dr. med. Friedrich Wolter viel beitragen.

Max von Pettenkofer.

Herr Stöcker als christlicher Amtsbruder.

„Machte das Verhalten Stöcker's in der Witte'schen Sache den gegnerischen Blättern noch so nichtswürdig erscheinen — eine Behörde wie der Oberkirchenrath hatte nach anderen Gesichtspunkten zu entscheiden, und da konnte der Ausgang nicht der sein, von dem die Liberalen träumten."

„Kreuzzeitung" vom 25. April 1889.

Ein Aufruf, der von dem Geheimen Oberregierungsrath Freiherrn von Zedlitz-Neukirch, dem bekannten freikonservativen Landtags- und Reichstagsabgeordneten und von anderen angesehenen Herren unterzeichnet ist, fordert in den Tageszeitungen zu einer Ehrengabe für Herrn Pfarrer Witte in Berlin auf, der nach jahrelangen Anfeindungen seines Amtes schließlich von den Kirchenbehörden entsetzt wurde, der für wahnsinnig erklärt worden ist, dem es gelang, diese Wahnsinnserklärung umzustoßen und der jetzt an seiner vollen Rehabilitirung arbeitet. Der Aufruf regt eine Geldsammlung für den in die bedrängtesten finanziellen Verhältnisse gelangten Herrn Witte an, der Gefahr läuft, „mit Weib und Kind an Nahrungssorgen zu Grunde zu gehen"; die Veröffentlichung enthält folgenden Absatz:

„Seit 1889 mit dem damaligen Hofprediger Stöcker, dazu dem journalistischen Gehilfen desselben, Frhrn. v. Hammerstein, damaligem Chefredakteur, in Widerstreit gerathen, ist Herr Pfarrer Witte von St. Golgatha-Berlin, N., Tieckstraße 29 I., bekanntlich unausgesetzt der Gegenstand vitaler Anfeindungen gewesen. Wesentlich gingen dieselben, wie gleichfalls bekannt ist, von der Stöcker'schen Presse aus. Kirchenregimentliche Personen standen mehr oder minder bewußt leider unter dem tiefgreifenden Einfluß jenes ersten Gegners."

Wir leben ja schnell; wie war doch die Geschichte dieses Pastors Witte, den man schließlich als Wahnsinnigen behandelt hat?

Es war im Jahr 1878 zur Zeit, da das Gestirn des Herrn Stöcker eben am politischen Horizont aufging.*) Der damals als Hofprediger amtirende Herr Stöcker brannte in heißem Ehrgeiz darauf, einen Sitz im Reichstage zu erlangen. Sein politischer Gehilfe war der Schneider Grüneberg. Mit ihm betrieb er die Agitation; dieser Grüneberg wurde später bekanntlich von Herrn Stöcker fallen gelassen und fand im Gefängniß und an anderen stillen Orten Unterschlupf. Grüneberg ist vor seiner Freundschaft mit Herrn Stöcker wegen Bettelns und Unterschlagung und nach seiner Freundschaft wegen wissentlich falscher Denunziation und Erpressung verurtheilt worden.

Da Herr Stöcker in den Reichstag wollte, so ging er rücksichtslos gegen jene vor, von denen er annahm, daß sie ihm auf seinem Wege hinderlich sein würden. Als einen solchen betrachtete er auch Herrn Witte, den Pfarrer an St. Golgatha in Berlin, zwar einen Konservativen, aber doch einen Mann, der sich nicht einfach dem Kommando des Herrn Stöcker zu unterwerfen geneigt schien. Herr Witte stand im Verdacht, seine eigene Kandidatur zu betreiben, — dies war ein ganz ungerechtfertigter Argwohn — oder doch eine Kandidatur des konservativen Fabrikanten Hoppe zu begünstigen, weil in dem industriereichen Berlin ein Fabrikant eher Aussichten zu haben schien als ein Prediger des Hofes.

Obgleich solche Kandidatur nur als eine entfernte Möglichkeit aufgetaucht war, legte der eifrige Herr Stöcker doch seine Gegenminen. Er instruirte seinen Vertrauten Herrn Grüneberg, der damals gerade nicht im Gefängniß saß, dahin, daß er Herrn Witte in öffentlicher Versammlung diskreditiren solle; er solle aussprengen, daß Herr Witte einer von jenen sei, welche den Juden zu Orden und Titeln verhelfen. Zu dieser Ausstreuung in öffentlicher Versammlung kam es nicht, weil die Versammlung vorzeitig aufgelöst wurde. Aber die Ausstreuung war auch überflüssig, da aus der Kandidatur Hoppe's nichts wurde, vielmehr Herr Stöcker den Vorzug hatte, selbst bei den Reichstagswahlen durchzufallen.

Diese Angelegenheit des Jahres 1878 war längst vergessen, da tauchte der Prozeß Stöcker-Bäcker auf, jener Prozeß, der zu einem Erkenntniß führte, in dem es heißt: daß der Gerichtshof die Möglichkeit eines Irrthums bei den Aussagen des Herrn Stöcker „nicht für ausgeschlossen" erachte; aber es sei auch dem Angeklagten Bäcker nicht zu „verargen, wenn er an der Hand dieser Behauptungen und Widersprüche, dieses Erklärens und Zurückgehens, dieses Für und Wider seinerseits zu der Auffassung und Annahme gelangte, daß der Zeuge (Stöcker) bewußt sich mit der Wahrheit in Konflikt setze". Das Gericht kam danach zu der Schlußfolgerung, daß das Verhalten des Herrn Stöcker in der Eidesangelegenheit „ein mindestens leichtfertiges gewesen ist". Es spricht wiederum für die Voraussicht des Herrn Stöcker, daß er sich von Anfang an über die Bedeutung des Prozesses Stöcker-Bäcker nicht getäuscht hatte. Auch diesmal hatte er bei Zeiten seine Gegenmaßregeln getroffen.

Herr Stöcker wußte, daß in jenem Prozesse Herr Grüneberg vernommen werden würde, diesmal um Belastendes gegen ihn auszusagen; wie das ja unter Freunden dieser Art üblich ist. Herr Grüneberg sollte unter anderem darüber vernommen werden, welche Aufträge er von Herrn Stöcker in Sachen der Reichstagswahl zur Bekämpfung des Herrn Pastor Witte erhalten hatte. Die folgenden Briefe geben darüber Auskunft, was Herr Stöcker gegen diese in Aussicht stehenden Erörterungen that:

„Berlin, den 22. 4. 85.

Lieber Herr Bruder!

Vielleicht ist Ihnen während der letzten Wahlperiode ein Exemplar der Grüneberg'schen Enthüllungen vor die Augen gekommen, in denen auch Sie erwähnt werden. Die Sache ist folgende:

Im Jahre 1876 oder 1877 kam eines Tages der verstorbene Herr v. Wedell zu mir und forderte mich auf, ein von Ihnen befürwortetes Gesuch um Verleihung des Titels eines Geh. Kommerzienraths an den verstorbenen Cäsar Wollheim mit zu unterzeichnen, was ich natürlich ablehnte.

Grüneberg erzählt nun, ich hätte ihn aufgefordert, in einer öffentlichen Versammlung bei den Wahlen von 1878 dies zu Ihrer Bekämpfung und zur Beseitigung der Kandidatur Hoppe auszusprechen.

Dies ist natürlich unwahr. Aber wohl ist es möglich, daß ich gesagt habe — ich hielt ja damals Grüneberg für einen zuverlässigen Menschen —, wenn Sie die Kandidatur Hoppe gegen mich ausspielen, sei ich in der Lage, Sie mit der Veröffentlichung der obigen Geschichte zu bekämpfen . . . . .

Die Sache wird unter vielem Anderem binnen Kurzem gerichtlich zur Sprache kommen. Ich hoffe, daß sie weiter kein Aufsehen machen wird. Bitte schreiben Sie mir doch, wie in Ihrer Erinnerung die Wollheim'sche Angelegenheit sich darstellt. Vielleicht läßt sich dadurch vermeiden, daß Sie als Zeuge citirt werden.

Herzlich grüßend Ihr

Stöcker."

Herr Witte antwortete höflich, er sei voraussichtlich Zeuge, und er könne daher bei Herrn Stöcker nicht vorher seine Aussagen festlegen. Darauf ein neuer Stöcker'scher Brief.

„Berlin, den 26. April 1885.

Lieber Herr Bruder!

Ob Sie von Munckel und Konsorten gegen mich als Belastungszeuge vorgeladen werden, weiß ich nicht. Jedenfalls aber muß ich Sie

*) Vergleiche auch: Mein Conflikt mit Herrn Hof- und Domprediger Stöcker, 1889; Wider das Stöcker'sche „Volk", 1890; und: Meine Amtsenthebung wegen beginnenden „Querulantenwahns", 1892. Alle drei Schriften vom Pfarrer Carl Witte sind im Verlage von F. Fontane & Co. erschienen.

in dem etwaigen Verhör als den einzigen Menschen, der in dieser Angelegenheit noch als Lebender Zeugniß ablegen kann, in Anspruch nehmen. Selbstverständlich muß es mir deshalb von Werth sein, zu wissen, wie jene Angelegenheit sich in Ihrer Erinnerung darstellt. Aus welchem Grunde Ihnen eine desfallsige Mittheilung unstatthaft erscheint, ist mir unvorstellbar. Ihnen, wie mir, muß es von der größten Wichtigkeit sein, daß unsere Angaben sich decken. — Ist es Ihnen unlieb, schriftlich ein Wort darüber zu äußern, so bin ich mit einer mündlichen Rücksprache auch vollkommen einverstanden und bitte Sie, falls Sie dazu geneigt sind, mir eine Stunde zu bestimmen, in der ich mit Ihnen darüber reden kann.

Brüderlich grüßend Ihr

Stöcker."

Herr Witte wies nochmals auf das Unstatthafte solcher Berathung hin, da ihm als Zeugen die Frage vorgelegt werde, ob er mit Jemandem über die Sache „Rücksprache" genommen, oder ob Jemand den „Versuch gemacht habe, auf ihn Einfluß zu nehmen".

Das Streben des Herrn Stöcker, sich mit dem Pastor Witte zu verständigen, war also mißglückt. Der Prozeß Bäcker spielte sich ab ohne eine solche Verständigung und in ihm die Vernehmung der Herren Witte und Grüneberg und die Aufklärung über den Fall Wollheim. Wie stand es hiermit?

Zu Herrn Witte war im Februar oder März 1878 Herr Alexander von Wedell gekommen, „ein konservativer Edelmann, ein würdiger betagter Herr, welcher um die Berliner konservative Bewegung große Verdienste hatte"; er bat Pastor Witte unter eine Empfehlung, die Herrn Kommerzienrath Wollheim zum Geheimen Kommerzienrath vorschlug, und die ein Pastor Müller bereits unterzeichnet hatte, auch seinen Namen zu setzen. Herr Witte kannte Wollheim nicht; er wußte nicht einmal, ob er Jude sei, aber da Wedell und Müller unterzeichnet hatten, unterzeichnete auch er, und er erfuhr, daß auch Herr Stöcker um seine Unterschrift gebeten werden sollte. Herr Stöcker unterzeichnete nicht und sagte Herrn von Wedell, „er mache dergleichen Dinge lieber persönlich ab".

Gewiß konnte Herr Witte aus dieser Aeußerung nicht entnehmen, daß Herr Stöcker prinzipiell gegen die Befürwortung sei. Es kam noch eines hinzu: Herr Wollheim spendete dem unter Stöcker'scher Leitung stehenden Obertinverein ein Piano, und Herr Stöcker nahm es selbst an und bedankte sich bestens für diese Gabe.

Herr Stöcker also nimmt ein Piano von einem Juden mit vielem Dank an, erklärt in zweifelhaftem Ausdruck die Geheime Kommerzienraths-Angelegenheit „persönlich" „abmachen" zu wollen und instruirt darauf Herrn Grüneberg dahin, daß er Witte in der Wahlbewegung als einen Menschen hinstellen solle, der, wie man so sagt, mit Juden um Titel und Orden schachere. Als dann die Aufklärung dieser lieblichen Thatsachen herannaht, nähert sich Herr Stöcker in „brüderlicher" Gesinnung dem Herrn Witte wieder, der als Zeuge vernommen werden soll; Herr Stöcker hofft, daß die Sache „weiter kein Aufsehen machen wird"; Herr Stöcker bittet ihm zu sagen, was Herr Witte in der Wollheim-Angelegenheit aussagen wird, damit „unsere Angaben sich decken".

Der Prozeß Bäcker ist zu Ende mit seiner Bloßstellung des Herrn Stöcker. Sogleich geht Herr Stöcker daran, genau wie er es nach dem jüngsten Scheiterhaufen-Brief gethan hatte, sich weiß zu waschen. Zu diesem Zweck diente auch folgendes Schreiben, das Herr Stöcker an Herrn Witte sandte:

„Partenkirchen, 23. Juni 1885.

Lieber Herr Amtsbruder!

In dem stenographischen Erkenntniß steht, ich hätte Ihnen einen Brief geschrieben, in welchem ich sage: wenn Sie bei der Aufstellung des Hoppe verharren, so lasse ich den Amtsbruder, Gesinnungs- und Parteigenossen fallen.

Dieser Brief existirt nur in der Phantasie: Nicht wahr? Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie sofort erklärten, daß ich einen solchen Brief an Sie nicht geschrieben habe.

Natürlich müssen Sie ausdrücklich sagen, daß dieser Passus in dem stenographischen Erkenntniß steht, das durch die Zeitungen gegangen ist, und von dem man nicht wissen kann, wie weit es der Wirklichkeit entspricht. Ich bin hier in der Trösteinsamkeit und fühle mich meinem Gotte inniger denn je verbunden.

Herzlich grüßend

Ihr Stöcker.

NB. Sollten Sie zu einer öffentlichen Erklärung keine Freudigkeit haben, so schreiben Sie mir, bitte, wie die Sache steht. Ich brauche die Wahrheit zu meiner Rechtfertigung auch vor der Obrigkeit."

Diese Bitte des Herrn Stöcker, der in seiner „Trösteinsamkeit" sich seinem „Gotte inniger denn je verbunden" fühlte, war nicht gerade klein, wenn man sich erinnert, was in dem Brief des Herrn Stöcker vom 22. April 1885 steht; nämlich: ich — Stöcker — sei in der Lage, „Sie mit der Veröffentlichung der obigen Angelegenheit zu bekämpfen." Herr Witte war so unfreundtich, jenes Ansinnen abzulehnen, nachdem Herr Stöcker ihn noch wiederholt aufgefordert hatte, ihm beizustehen „in dem Streit gegen Satan und sein Heer".

Nunmehr koppelte Herr Stöcker seine Meute los gegen den Mann, der sich als Zeuge nicht auf den rechten Weg bringen lassen wollte und der auch nicht einmal schriftlich ableugnen mochte, daß Herr Stöcker die Kandidatur Hoppe durch eine Intrigue gegen Herrn Witte habe bekämpfen wollen.

Die Meute wurde geführt von Herrn Leuß, der das „Volk" leitete, das Organ des Herrn Stöcker, und von Herrn von Hammerstein, der die „Kreuzzeitung" leitete. Herr Leuß sitzt im Zuchthaus wegen Meineids; und Herr von Hammerstein würde im Zuchthaus sitzen, wenn man ihn bekäme.

Der Kampf, den nunmehr Herr Stöcker inscenirte und in dessen Verlauf Herr von Hammerstein persönlich bei der Witte'schen Familie zu Gunsten Stöcker's intervenirte, kann hier nicht ausführlich geschildert werden. Nur zwei Kundgebungen mögen mitgetheitt werden.

Am 3. Januar 1889 war im „Volk" der Herren Stöcker-Leuß zu lesen:

„Wenn Herr Cremer zu dem traurigen Mittel greift, mich durch einen Theil des Erkenntnisses in dem Prozeß Stöcker zu verdächtigen, so hat er damit so wenig Glück wie jeder andere, der diesen gewagten Weg beschreitet: Der Fall Witte, den er anführt, belastet mich nicht. Zur Beweisführung in demselben diente dem Gerichtshof die Aussage eines Zeugen und ein Brief, den ich geschrieben haben sollte. Da der Zeuge von dem Gerichtshof selber als ein „nicht klassischer" bezeichnet worden ist, so fällt sein Zeugniß weg. Der Brief aber existirt überhaupt nur in der Phantasie des Gerichlshofes, damit werden auch für jeden Einsichtigen die allerdings sehr unfreundlichen Schlußfolgerungen hinfällig, welche der Gerichtshof an die vermeintliche Thatsache geknüpft hat.

Adolf Stöcker,
Präsident der christlich-sozialen Partei,
Reichstags- und Landtagsabgeordneter."

Wie konnte Herr Stöcker eine solche Ableugnung in der Briefangelegenheit wagen? Sehr einfach. Es kam zwar allein auf eines an: Hatte Herr Stöcker im Jahre 1878 Herrn Grüneberg in der oben bezeichneten Weise gegen den Pastor Witte angestiftet; das wurde bestätigt im Prozeß Stöcker-Bäcker und das bestätigt unter dem Versuch der Abschwächung Herr Stöcker in seinem Brief an Herrn Witte vom 22. April 1885. Nun aber behauptet immer Herr Stöcker, das Urtheil im Prozeß Bäcker stütze sich auf einen Brief von ihm aus dem Jahre 1878; nirgends steht das; aber nachdem Herr Stöcker dies behauptet hatte, konnte er immer sagen, das Erkenntniß beweise nichts, denn es stütze sich auf einen nicht vorhandenen Brief. Und gerade weil diese Wendung so verblüffend unverfroren war, gelang es Herrn Stöcker, der einen ihm in solchen Schlichen ebenbürtigen Gegner nicht hatte, die öffentliche Meinung vollständig in Verwirrung zu bringen. Es ist das erstaunlich, aber es ist so.

Am 15. Februar schrieb dann das Stöcker-Leuß'sche „Volk":

„Zur Witte'schen Haupt- und Staatsaktion.

Die Sache „Witte-Stöcker ist bekanntlich vor dem Konsistorium abgeschlossen und dem Evang. Ober-Kirchenrath zur Kenntniß mit-

getheilt. Dabei sollten sich nun zunächst die Menschen beruhigen und abwarten, was kommt. Anstatt dessen wird, offenbar von einer bestimmten Stelle aus, diese widerliche Angelegenheit in der schlechten Presse ausgebeutet und mit frechen Drohungen gegen Hofprediger Stöcker begleitet, die geradezu an Wahnwitz streifen."

„Schlechte Presse", „freche Drohung", „Wahnwitz" — diese Worte kennt man neuestens aus dem Stöcker'schen Kommentar zum Scheiterhaufenbrief; sie sind Stöcker-traditionell, und schließlich war Herr Stöcker mit seinen Redensarten wie immer oben auf.

Nachdem gesagt worden war, der Brief, auf den sich Herr Witte als Zeuge bezogen hatte, existire überhaupt nicht, so war die weitere Folge, daß Herr Witte als meineidiger Zeuge ausgeschrieen wurde; dies neben den Denunciationen, die Herr Stöcker gegen seinen Amtsbruder bei der vorgesetzten Behörde einreichte, zwang Herrn Witte zu einem Kampf um seine Existenz, zu einem Kampf, bei dem für ihn thatsächlich Alles auf dem Spiele stand.

Herr Stöcker hatte die einflußreichsten Verbindungen; er war Hofprediger, war führendes Mitglied der konservativen Partei im Landtag und Reichstag und hatte die „Ehrenmänner" Leuß und Hammerstein zu seiner Verfügung. Das war eine gute Position. Herr Witte verfügte über gar nichts von alledem, und daß er nicht schließlich unter die Füße getreten wurde, ist doch ein Wunder, denn er ist auch an intrigantem polemischem Geschick und an Rücksichtslosigkeit in der Behandlung der Oeffentlichkeit seinem hervorragenden Gegner natürlich bei Weitem nicht gewachsen.

Herr Witte schrieb Broschüren, die übersichtlicher hätten disponirt sein müssen, um eine unmittelbare Wirkung zu üben; Herr Witte publizirte seine Stöckerbriefe, die in den mit Details überlasteten Broschüren untergingen, und Herr Witte wandte sich an die vorgesetzten Behörden. Von seiner weit mächtigeren Position aus, wandte sich Herr Stöcker auch an die vorgesetzten Behörden; Herr Stöcker handhabte seine Waffen mit virtuoser Geschicklichkeit und Herr Stöcker ließ den Kampf direkt in die Gemeinde des Herrn Witte hineintragen.

Ein Theil der Gemeinde stand in Verehrung zu Herrn Witte und bezeugte dies in öffentlichen Kundgebungen; ein anderer Theil stellte sich der Stöcker'schen Agitation zur Verfügung. Eine unendliche Zahl von Streitigkeiten, Denunziationen, Aufklärungen, Anklagen und Prozessen waren die Folge, unterbrochen wohl auch von dem Versuch, Herrn Witte durch mildere Mittel still zu machen; so bot man ihm die Pfarre in Moabit an; aber

„. . . . ich sollte mich verpflichten, nichts gegen Herrn Hofprediger Stöcker vorzunehmen und seine Briefe nicht zu veröffentlichen."

Herr Witte war dafür nicht zu haben.

Mit erstaunlicher Zähigkeit setzt er den Kampf fort, ganz unerbittlich sein Recht verfechtend. Mit dem unbequemen Manne war augenscheinlich nicht fertig zu werden. Da traf die vorgesetzte Behörde eine entscheidende Maßregel. Die Vorbereitung für dieselbe war ein Besuch des Konsistorialraths Arnold bei Frau Witte. Frau Witte hat das Gespräch, das während dieses Besuches geführt wurde, aufgezeichnet; seine erheblichen Theile lauten:

„Ich komme zu Ihnen in einer sehr ernsten Angelegenheit. In Ihrer Hand liegt jetzt das Geschick Ihres Mannes! . . . . . Ja die Sache liegt sehr ernst. Sie müssen Ihren Mann bewegen, sämmtliche Prozesse gegen die Mitglieder des Gemeindekirchenrathes zurückzunehmen, und sodann muß er Urlaub nehmen und reisen."

„Urlaub nehmen und reisen? Jetzt um Weihnachten? Ihm fehlt ja nichts. Er ist ja nicht krank."

„Ja wohl, er ist geistesgestört und muß reisen."

„Herr Konsistorialrath, Sie erschrecken mich! Mein Mann geistesgestört? Wer hat Ihnen das eingeredet? Er ist so klaren Verstandes, wie ich es nur jedem Menschen wünschen kann." . . . .

„Frau, Sie sind ja auch schon geistesgestört! Hat Ihr Mann Sie angesteckt, oder haben Sie Ihren Mann angesteckt?"

„Keines von beiden", gab meine Frau zur Antwort, „Herr Konsistorialrath; unser Verstand ist so klar, wie ich es Ihnen nur wünschen kann."

„Nun dann wollen wir einen Abend ansetzen und alle Herren einladen. Vielleicht lassen sich dann die Prozesse vermeiden. Ich würde zu den Herren sagen: „Sie sind gegen den Pfarrer Witte aufgehetzt worden, es ist Ihnen doch leid, und derartiges mehr."

Meine Frau gab zu, daß die Herren aufgereizt seien. Er, Arnold, wisse ganz genau, wer der spiritus rector aller Aufhetzungen gegen Witte sei.

„Jawohl", sagte er, „da können Sie Recht haben, ich weiß auch, wen Sie meinen. Aber sagen Sie, Frau Pastorin, Sie beten doch täglich im Vater Unser: „Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern;" können Sie auch so vergeben?"

„Gewiß, Herr Konsistorialrath, jeder Zeit und von Herzen gern, und mein Mann auch. Aber wir müssen doch auch darum gebeten werden. Oder sollen wir unsere Verzeihung aufdrängen?"

„Nein, keineswegs," meinte Arnold. „Aber wenn nun Stöcker zu Ihnen käme und um Verzeihung bäte, was würden Sie thun?"

„Ich würde ihn fragen," sagte meine Frau, „wofür er Verzeihung erbäte; er müßte dies selber sagen: Punkt für Punkt; denn eine klare Situation wäre durchaus nöthig. Sodann müßte es vor Zeugen geschehen. Aber seien Sie ohne Sorge, Stöcker denkt noch lange nicht daran, Verzeihung zu suchen."

Herr Arnold kam dann wieder auf die von ihm vorgeschlagene Reise zurück und sagte:

„Es scheint, Sie kennen die Sache nicht. Ihr Mann darf Ihnen nichts verbergen; Sie müssen durchaus alles wissen. Wenn Ihr Mann jetzt nicht reist, so bricht nächstens die Tobsucht bei ihm aus!"

„Was? Mein Mann tobsüchtig? Er ist ja immer so gleichmäßig ruhig, und gerade Sie, Herr Konsistorialrath, haben ihm ja schon früher den Vorwurf gemacht, er habe zu viel Humor! Haben Sie ihn denn in letzter Zeit je aufgeregt gesehen?"

„Nein, das nicht," erklärte er, „aber seine Ruhe ist ja gerade diejenige Ruhe, wie sie kurz vor dem Ausbruch in Tobsucht bei Geisteskranken erscheint. Aeußerliche Ruhe, aber innen kocht es. Darum muß er auf sechs Wochen reisen.

„Mit großer Mühe habe ich 600 Mark durch den Grafen Andreas Bernstorff im Ministerium flott gemacht. Die würde ich Ihnen zur Reise geben, und wenn das Geld verbraucht ist, dann schreiben Sie mir, und ich schicke Ihnen mehr."

Meine Frau erklärte, daß sie ihre Hand dazu nicht bieten würde.

Als die Reise bei der tapferen Frau nicht durchzusetzen war, versuchte man es mit der Versöhnung, und als Herr Witte auch zu einer ihn demüthigenden Versöhnung, die eine Unterwerfung bedeutete, nicht zu bringen war, erfolgte die Suspension vom Amte, und am 16. Januar 1892 erfolgte durch eine Zuschrift des Königlichen Konsistoriums, gezeichnet Schmidt, die Emeritirung des Herrn Witte, er ging seiner Amtsthätigkeit verlustig „wegen Schwäche Ihrer geistigen Kräfte" und wegen „allmählich entwickelter Wahnvorstellungen." Das dekretirte das Königliche Konsistorium der Provinz Brandenburg, ohne irgend einen Arzt gehört zu haben — man denke!

Herr Witte drang auf ärztliche Untersuchung; sein Hausarzt Dr. Paalzow erklärte:

„Ich bescheinige hiermit, daß der mir seit circa 12 Jahren persönlich bekannte Herr Karl Witte an der St. Golgatha-Kirche sich im Vollbesitz seiner körperlichen und geistigen Kräfte befindet."

Herr Dr. Mittenzweig, der hinzugezogen wurde, und Herrn Witte einige Mal sprach, konstatirte dagegen in einem Gutachten, das den Laien erstaunliche Ueberraschungen bereitet „Querulantenwahnsinn". Ein Superarbitrium bei so widersprechendem Urtheil wartete das Konsistorium nicht ab. Herr Witte war seines Amtes verlustig. Er kämpfte weiter, während Herr Stöcker ihn in öffentlichen Versammlungen jetzt als „Wahnsinnigen" ausgab. Das königl. Medizinalkollegium der Provinz Brandenburg stieß schließlich in einem Obergutachten nach 42 Monaten, die Herr Witte als „Wahnsinniger" figurirt hatte, die Behauptungen des Herrn Mittenzweig um. Jetzt blieb „nur noch" die Suspension für Herrn Witte bestehen, und er will seine völlige Rehabilitirung durch die Wiederaufnahme einer Disziplinaruntersuchung erreichen, die er gegen sich selbst schon seit Beginn des Ringens mit Stöcker beantragt hatte. Das ist der Anfang vom Ende eines Kampfes, der seit 1889 also volle sechs Jahre gedauert hat und bei dem hundert andere zusammengebrochen wären. Man sieht, es war gefährlich in dem Rechtsstaat Preußen mit Herrn Stöcker anzubinden.

Wie die dem Herrn Witte vorgesetzten Behörden sich neben Herrn Stöcker benommen haben, das wird die Oeffent-

lichkeit später noch zu untersuchen haben. Herrn Stöcker's Stellung selbst ist klar.

In seinem ferneren Kampfe gegen den allmählich wieder zu Kräften kommenden Herrn Witte ist Herr Stöcker heute stark geschädigt; es ist vieles aufgeklärt, und es stehen Herrn Stöcker die alten Kräfte nicht mehr zur Verfügung: Herr von Hammerstein und Herr Leuß. Damals war es noch ein Trifolium, von dem ein dichtender Prophet in leichter Wendung eines bekannten Verses hätte sagen können:

Zuchthäusler rechts, Zuchthäusler links,
Herr Stöcker in der Mitten.

Sollte man nach allen Erfahrungen jüngster Zeit nicht doch berechtigt sein, zu behaupten:

Es gibt eine einflußreiche Partei der Catilinarier in Preußen.

Ignotus.

Das bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich.

III.

Die Grundpfeiler, auf denen der menschliche Verkehr sich aufbaut, sind *Treue und Glauben*. Ein Mann, ein Wort! Pacta servanda sunt. Die Erkenntniß dieser Grundregel des Verkehrsrechts führt nothwendig zur prinzipiellen Anerkennung der *Formfreiheit* der Rechtsgeschäfte, wie sie im gemeinen deutschen Rechte besteht und im deutschen Handelsrecht längst zum vollen Durchbruch gekommen ist. Es kann deshalb nur mit Beifall begrüßt werden, daß der Entwurf diese Regel sich angeeignet und ausdrücklich ausgesprochen hat (§ 104 Abs. 1). Das System des Preußischen Allgem. Landrechts, welches die natürliche Regel zur Ausnahme macht, die Beobachtung der gesetzlich vorgeschriebenen Form an die Spitze des Vertragsrechts stellt (§ 109, I. 5 A. L.-R.), die Gültigkeit von Willenserklärungen, deren Gegenstand den Werth von fünfzig Thalern übersteigt, fast allgemein von der Schriftform abhängig macht, die Formfreiheit aber nur in Ausnahmefällen gelten läßt, hat sich überlebt. Der hochentwickelte Verkehr der Gegenwart verträgt eine so weit gehende Bevormundung, eine solche Schwächung von Treu und Glauben nicht mehr. Noch weniger geeignet zur Aufnahme in ein deutsches Gesetz waren die Beschränkungen des Beweises von Rechtsgeschäften, namentlich des Zeugenbeweises, mit welchen das französische Recht mittelbar nahezu denselben Zweck zu erreichen strebt, wie das Allgem. Landrecht. Solche Beweisbeschränkungen wurden schon bei der Berathung der Civilprozeßordnung als ungeeignet und undeutsch befunden und mit Fug und Recht zurückgewiesen. Freilich muß der Grundsatz der Formfreiheit, wie jede Regel, sich auch Ausnahmen gefallen lassen. Die besondere Wichtigkeit gewisser Rechtsgeschäfte, die ausschlaggebende Bedeutung mancher Verträge für die ganze wirthschaftliche Stellung der Parteien, namentlich des veräußernden Theils, für die Begründung eines dauernden familienrechtlichen Zustandes, der nothwendige Schutz des wirthschaftlich Schwachen gegen Ausbeutung Seitens gewissenloser Jäger von Glücksgütern erheischen nicht selten eine erhöhte Gewähr für die Freiheit und Ernstlichkeit des Willens, die Vermeidung leichtsinniger Entschließungen, die sachgemäße und unparteiliche Festsetzung der gegenseitigen Rechte und Pflichten durch einen der Amtspflicht und Disziplin unterworfenen rechtskundigen Vertrauensmann, die dauernde Beweislichkeit des Rechtsgeschäfts und der dadurch geschaffenen Rechtsverhältnisse und Zustände u. A. m. Diese Gewähr wird erfahrungsmäßig durch das Gebot einer mehr oder weniger strengen oder feierlichen äußeren Form der Rechtsgeschäfte bis zu einem gewissen Grade erreicht. Der Entwurf hat von diesem Hilfsmittel in einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Fällen Gebrauch gemacht. Zwar ist der hergebrachte Schutz der weiblichen „Schwäche“ durch vielseitige Erschwerung der Geschäftsformen, Belehrungen und Beistände im Anschluß an die bisherige Rechtsentwicklung und die Erstarkung der wirthschaftlichen Stellung der Frau vollständig beseitigt und auch Verträge unter Eheleuten, in denen die Frau Rechte zu Gunsten ihres Mannes aufgibt oder diesem Vortheile zusichert, sind (abgesehen von einzelnen seltenen Fällen, in denen gerichtliche oder notarielle oder öffentlich beglaubigte Erklärung nöthig ist, §§ 1388, 1391, 1403) vom Formzwange befreit. Selbst Blinde, Taube und Stumme sollen fortan keines rechtsgeschäftlichen Schutzes durch besondere Vertragsformen genießen. Für solche Gebrechliche ist in anderer Weise Sorge getragen, indem ihnen auf ihren Antrag (wenn sie sich nicht verständlich machen können, ohne ihren Willen) ein Vormund zu bestellen ist, sobald sie ihre Angelegenheiten nicht zu besorgen vermögen (§ 1772). Dagegen schreibt der Entwurf für gewisse Arten von Rechtsgeschäften besondere Formen vor, so namentlich *gerichtliche oder notarielle Beurkundung* in folgenden Fällen: wenn sich Jemand verpflichtet, sein gegenwärtiges Vermögen oder einen Bruchtheil zu übertragen oder den Nießbrauch daran zu bestellen (§ 263); wenn Jemand das *Eigenthum* an einem *Grundstück zu übertragen* (§ 265) verspricht, also für Kauf- und Tauschverträge über Grundstücke; ferner für Verträge unter den künftigen gesetzlichen Erben über den gesetzlichen Erbtheil oder Pflichttheil an dem Nachlaß eines Lebenden (§ 264); für den Erbschaftskauf (§ 448), Verfügungen eines Erben über seinen Antheil am Nachlaß (§ 1907), den Erbverzicht (§ 2213), das Schenkungsversprechen (§ 465), den Ehevertrag (§ 1333), die Annahme an Kindesstatt (mit dem weiteren Erforderniß einer gerichtlichen Bestätigung §§ 1631, 1632) und die dazu erforderlichen Einwilligungen des Ehegatten u. s. w. (§ 1636). *Auflassungen* von Grundstücken müssen vor dem Grundbuchamt, vor Gericht oder Notar erfolgen (§ 838), sonstige auf *Eintragung von Rechtsänderungen in ein Grundbuch* gerichtete Erklärungen in gleicher Weise oder durch Aushändigung einer den Vorschriften der Grundbuchordnung entsprechenden Eintragungsbewilligung an den Berechtigten (§ 794 Abs. 2). Das Gleiche gilt für Abtretung von Hypotheken ohne Hypothekenbrief (§ 1061). *Schriftliche Form* wird erfordert für die Gültigkeit eines nicht auf Grund einer Abrechnung oder eines Vergleichs erfolgenden *Schuldanerkenntnisses* (wenn aber für die Begründung des anerkannten Schuldverhältnisses eine strengere Form vorgeschrieben ist, diese letztere §§ 720, 721); für die Miethung und Pachtung von Grundstücken auf länger als ein Jahr (§§ 507, 529); für die Abtretung einer Brief-Hypothek oder Grundschuld, nebst Uebergabe des Hypotheken- oder Grundschuldbriefs (§§ 1061, 1101). Die Anweisung (zur Leistung von Geld, Werthpapieren oder anderen vertretbaren Sachen) setzt eine Urkunde voraus, die Annahme derselbe durch den Angewiesenen einen schriftlichen Vermerk auf der Anweisung, die Uebertragung auf einen Dritten bedarf der schriftlichen Form (§§ 619, 620, 627). Die Abtretung anderer Forderungen ist zwar an sich an keine Form gebunden, der Schuldner ist aber, sofern ihm nicht Seitens des bisherigen Gläubigers die Abtretung schriftlich angezeigt ist, nur gegen Aushändigung einer über die Abtretung ausgestellten Urkunde zur Leistung an den neuen Gläubiger verpflichtet (§ 353). Besonders feierliche Formen sind für die Eheschließung, die Errichtung und Aufhebung von Testamenten und Erbverträgen angeordnet. Das Nähere mag der Besprechung des Familien- und Erbrechts vorbehalten bleiben. Ueber Maß und Umfang der Ausnahmen von der Formfreiheit der Rechtsgeschäfte lassen sich keine bestimmten Grundsätze aufstellen. Dem Einen wird darin leicht zu viel, dem Anderen zu wenig gethan sein. So wird die Vorschreibung der gerichtlichen oder notariellen Form für Kauf- und Tauschverträge über Grundstücke, welche eine einschneidende Aenderung des bestehenden Rechts enthält, nicht verfehlen, großes Aufsehen zu erregen. Diese Form ist im Wesentlichen zur Verhütung von Uebervortheilungen kleiner ländlicher Grund-

besitzer gewählt und dafür gewiß rathsam und zweckentsprechend; für den Verkehr mit städtischen Grundstücken, namentlich in größeren Städten, wird sie jedoch als eine höchst empfindliche Fessel empfunden werden und es erscheint deshalb wohl die Frage berechtigt, ob hier nicht die dem preußischen Rechte entsprechende schriftliche Form für ausreichend zu erachten und die gerichtliche oder notarielle Form auf die Veräußerung von *Landgütern* zu beschränken wäre. Andererseits wird eine recht wohlthätige Einrichtung des preußischen Rechts, die schriftliche Form der *Bürgschaft* von Vielen ungern vermißt werden; denn bei wenigen Rechtsgeschäften ist nach den Erfahrungen der Praxis aus bloß mündlichen Aeußerungen der ernste Verpflichtungswille so schwer und unsicher festzustellen, als bei der Bürgschaft für fremde Verbindlichkeiten. Im Großen und Ganzen aber lassen die angeführten Bestimmungen, auch ohne daß für deren absolute Vollständigkeit Gewähr geleistet werden kann, erkennen, daß der Entwurf erfreulicher Weise bestrebt ist, den Grundsatz der Formfreiheit möglichst aufrecht zu erhalten und sich in Bezug auf die Ausnahmefälle eine weise Beschränkung auferlegt hat.

Die Nichtbeobachtung der vorgeschriebenen Form hat grundsätzlich die *Nichtigkeit* des Rechtsgeschäfts zur Folge (§ 104); die Beobachtung der notariellen oder gerichtlichen Form ersetzt jedoch die schriftliche (§ 105). Ausnahmsweise hat der Mangel der gesetzlichen Form eine mildere Wirkung, so gelten mündliche Mieths- oder Pachtverträge über Grundstücke auf länger als ein Jahr als auf unbestimmte Zeit geschlossen (§ 507), d. h. der Kündigung unterworfen (§ 506 Abs. 2). In einigen Fällen wird der Formmangel nachträglich durch anderweitige Rechtsakte geheilt, so bei Abtretung von Hypotheken oder Grundschulden durch Eintragung im Grundbuche (§ 1061 Abs. 2), bei Veräußerungsgeschäften über Grundstücke durch Auflassung und Eintragung (§ 265), bei Schenkungsversprechen durch Bewirkung der versprochenen Leistung (§ 465 Abs. 2). Hier zeigt es sich, daß die gesetzliche Form der Rechtsgeschäfte nicht um ihrer selbst willen angeordnet ist, sondern eine gesetzgeberische Dispensation zuläßt, wenn ihre Zwecke anderweitig sichergestellt sind. Die Folgen des Mangels einer lediglich von den Parteien selbst verabredeten Form, sind im Zweifel die gleichen wie die des Mangels der gesetzlichen Form (§ 104 Abs. 2). Hervorzuheben ist schließlich noch bezüglich der *Schriftform*, daß sie nur gewahrt wird durch eigenhändige Unterzeichnung einer Urkunde mittels Namensunterschrift oder gerichtlich bezw. notariell beglaubigten Handzeichens, und daß diese Form durch *Briefwechsel* niemals, durch *Telegramm* nur in den Fällen ersetzt werden kann, wo es sich um eine von den Parteien vereinbarte, nicht gesetzliche Schriftform handelt (§§ 105, 106). Die letztere Bestimmung ist eine Abweichung vom ersten Entwurf, welche etwas künstlich gemacht erscheint. Will man den Briefwechsel einer strengeren schriftlichen Form zum Opfer bringen, so ist kein Grund, die telegraphische Willenserklärung anders zu behandeln. Sachgemäßer und den Bedürfnissen des Verkehrs entsprechender wäre es vielleicht gewesen, beides, Briefwechsel und Telegramm als ausreichenden Ersatz der schriftlichen Willenserklärung zu behandeln, wie dies in dem geltenden Rechte fast allgemein geschieht; um so mehr, als es bei Rechtsgeschäften vielfach üblich ist, die schriftliche Urkunde in die Gestalt gegenseitiger brieflicher Erklärungen einzukleiden.

Der Grundsatz von *Treu und Glauben* beherrscht aber nicht bloß die Errichtung, sondern auch die *Erfüllung* der Rechtsgeschäfte, wie überhaupt aller Verbindlichkeiten. So spricht der Entwurf in dem Abschnitt über den Inhalt der Schuldverhältnisse es ausdrücklich aus, daß der Schuldner verpflichtet ist, die Leistung so zu bewirken, wie Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte es erfordern (§ 206). In Anwendung dieses Grundsatzes wird bei einem gegenseitigen Vertrage, der von einer Seite nur theilweise erfüllt ist, die Verweigerung der Gegenleistung ausgeschlossen, wenn sie nach den Umständen gegen Treu und Glauben verstoßen würde (§ 271). Daß die *Verkehrssitte* zu einem Maßstab rechtlicher Verpflichtungen gemacht und so gewissermaßen in die Reihe der rechtsschöpferischen Kräfte aufgenommen wird, ist ein volksthümlicher Gedanke, der nur Befriedigung erwecken kann. Aber der Entwurf geht in dieser Richtung noch weiter, indem er an anderen Stellen auch der allgemeinen *sittlichen und Anstandspflicht* einen Einfluß auf die Rechtsverhältnisse bis zu einem gewissen Grade gestattet. So unterliegen Schenkungen, durch die einer sittlichen Pflicht oder einer auf den Anstand zu nehmenden Rücksicht entsprochen wird, nicht dem Widerrufe wegen groben Undanks (§ 476) oder wegen Verletzung im Pflichttheil (§ 2195); Schenkungen des Ehemannes aus dem gütergemeinschaftlichen Vermögen ohne Zustimmung der Frau sowie des Vaters aus dem Vermögen des Kindes unter den gleichen Voraussetzungen nicht der Anfechtung (§§ 1345, 1532). Auch der Anspruch aus ungerechtfertigter Bereicherung auf Rückgabe des zum Zwecke der Erfüllung einer vermeintlichen Verbindlichkeit Geleisteten ist ausgeschlossen, wenn die Leistung einer sittlichen oder Anstandspflicht entsprach (§ 739); ein wohlthuender Anklang an die naturalis obligatio des Römischen Rechts.

Auch für die *Auslegung* der *Willenserklärungen* kommt der Grundsatz von *Treu und Glauben* zu deutlichem Ausdruck durch die Vorschrift, daß Verträge so auszulegen sind, wie Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte es erfordern (§ 127), ferner durch die aus dem Handelsrechte übernommene Regel, daß der wahre Wille der Parteien zu erforschen und nicht an dem buchstäblichen Sinne des Ausdrucks zu haften ist (§ 90).

Im Zusammenhange mit dem gleichen Grundsatz, wenn auch nicht als unmittelbarer Ausfluß desselben, steht der vom Entwurf in weitem Umfange gewährte *Schutz des guten Glaubens* (der bona fides) im *Verkehr*, m. a. W. des gutgläubigen Erwerbers von Rechten gegen Anfechtung aus einem verborgenen Mangel im Rechte des Veräußerers. Dieser Schutz bezweckt allerdings nicht allein die Aufrechterhaltung von Treu und Glauben oder der sittlichen Verkehrspflichten, sondern dient wesentlich auch der praktischen Rücksicht auf die nothwendige Sicherung eines entwickelten Verkehrslebens. Er ist aus einer echt deutschen Wurzel herausgewachsen und es ist höchst charakteristisch, wie der Grundsatz des deutschen Privatrechts „*Hand muß Hand wahren*“ allmählich an Kraft und Umfang gewonnen hat. Seine Ausbreitung auf dem Gebiete des Handels- und Wechselrechts ist allgemein bekannt. Im Hypothekenrecht, wie überhaupt im gesammten Immobiliarrecht ist es der *öffentliche Glaube des Grundbuchs*, (§§ 809–814, 1012–1014) welcher den Schutz des gutgläubigen Dritten, soweit es sich nicht um unentgeltlichen Erwerb handelt (§ 812), vermittelt und begrenzt. Eine ähnliche Rolle spielt bei dem Erwerbe von Rechten gegen das Frauengut die von dem Entwurfe geschaffene neue Einrichtung des *Güterrechtsregisters*. Vertragsmäßige Aenderungen des gesetzlichen Güterstandes bleiben dem dritten gutgläubigen Erwerber gegenüber ohne Wirkung, wenn sie nicht in diesem öffentlichen Register eingetragen sind (§ 1334). Bei der Ausgabe von *Schuldverschreibungen auf den Inhaber*, die ihrer Natur nach für den Umlauf bestimmt sind, ist der dem Wechselrecht nachgebildete Satz aufgenommen, daß der Aussteller der Urkunde dem Inhaber nur solche Einwendungen entgegensetzen darf, welche die Gültigkeit der Ausstellung betreffen, oder sich aus der Urkunde ergeben oder dem Aussteller unmittelbar gegen den Inhaber zustehen (§ 725). Das Gleiche gilt bei der Ausgabe von *Karten, Marken* oder ähnlichen Urkunden, in welchen ein Gläubiger nicht bezeichnet ist, die aber nach den Umständen eine Leistungspflicht des Ausstellers begründen sollen (§ 735). Weit über das bestehende Civilrecht hinausgehend und dem Handelsrechte sich nähernd, sind die Bestimmungen des Entwurfes über den Eigenthumserwerb an *beweglichen köperlichen Sachen*, die man im guten Glauben und gegen Entgelt von einem Nichteigenthümer oder von demjenigen, dessen Eigenthum mit dem Rechte eines Anderen belastet ist, erwirbt (§§ 846–850). Neu ist auch die

Vorschrift, daß nach Abtretung einer verbrieften Forderung unter Vorlegung der Urkunde dem neuen, im guten Glauben an die Ernstlichkeit der Schuldurkunde erwerbenden Gläubiger von dem Schuldner der Einwand nicht entgegengesetzt werden kann, daß das Schuldverhältniß nur *zum Schein* eingegangen oder anerkannt sei (§ 348). Diese auf den ersten Blick befremdliche Bestimmung wird durch die schon in der Judikatur des Reichsgerichts hervorgetretene Erwägung gerechtfertigt, daß der Aussteller eines der Abtretung fähigen Schuldscheins darauf gefaßt sein muß, daß Dritte im Vertrauen auf die Ernstlichkeit seiner Erklärung die Forderung gegen Entgelt erwerben, und daß er sich deshalb nicht darüber beschweren kann, von dem Erwerber beim Wort genommen zu werden.

Der Schutz des gutgläubigen Dritten macht sich ferner in wirksamer Weise geltend bei Rechtsgeschäften desselben mit einem *Vertreter*. Von den zahlreichen vorsorglichen Bestimmungen des Entwurfes zu diesem Zwecke seien hier nur die wichtigsten erwähnt. Der Prinzipal wird durch seinen Vertreter verpflichtet, ohne Unterschied, ob dessen Erklärung ausdrücklich im Namen des Ersteren erfolgt ist oder ob nur die Umstände ergeben, daß sie im Namen des Vertretenen erfolgen soll (§ 134). Eine Beschränkung der Geschäftsfähigkeit des Vertreters ist ohne Einfluß (§ 135). Die Vollmachtsurkunde bleibt auch nach dem Widerrufe dem gutgläubigen Dritten gegenüber so lange in Kraft, bis sie zurückgegeben oder durch einen öffentlich bekannt gemachten gerichtlichen Beschluß für kraftlos erklärt ist (§§ 141, 144); eine durch bloße Erklärung des Vollmachtgebers gegenüber dem Dritten ertheilte Vollmacht bis zur Anzeige des Erlöschens an den Dritten Seitens des Ersteren (§ 139). Ein nach dem Gesellschaftsvertrag zur Geschäftsführung befugter Gesellschafter ist im Zweifel auch ermächtigt, die anderen Gesellschafter Dritten gegenüber zu vertreten (§ 654). Wer als Vertreter einen Vertrag geschlossen hat, haftet dem anderen Theil nach dessen Wahl für Erfüllung oder Schadenersatz, wenn er seine Vertretungsmacht nicht nachzuweisen vermag und der Vertretene die Genehmigung des Vertrages verweigert (§ 146). Aus einem Rechtsgeschäfte, das im Namen eines nicht rechtsfähigen Vereins geschlossen wird, haftet der Handelnde seinem Kontrahenten persönlich, mehrere Handelnde als Gesammtschuldner (§ 676). Die gesammten Vorschriften des Handelsrechts in Bezug auf den Verkehr dritter Personen mit einer Handelsgesellschaft finden Anwendung, wenn eine Erwerbsgesellschaft sich in dem Gesellschaftsvertrage den für die offene Handelsgesellschaft oder Kommanditgesellschaft geltenden Vorschriften unterwirft und sich im Handelsregister eintragen läßt (§ 675), eine dem geltenden Recht bisher unbekannte Einrichtung, deren praktischer Werth allerdings noch zu erproben sein wird. Einem gutgläubigen Dritten, welcher Rechtsgeschäfte mit einem Ehegatten gemacht hat, können Einwendungen aus der Nichtigkeit der Ehe nicht entgegengesetzt werden, wenn zur Zeit des Rechtsgeschäfts die Nichtigkeitserklärung noch nicht erfolgt war (§ 1236). Schon aus dieser auf Vollständigkeit keinen Anspruch machenden kursorischen Darstellung wird der Leser die Ueberzeugung gewinnen, daß die Verfasser des Entwurfs auf die Sicherstellung des modernen Verkehrslebens redlich bedacht gewesen sind, und es an Umsicht und Scharfsinn nicht haben fehlen lassen, um das bestehende Recht in der gedachten Richtung weiter zu entwickeln und vorhandene Lücken auszufüllen.

Besonders angelegen sein läßt sich der Entwurf den *Schutz des wirthschaftlich Schwachen und des Unerfahrenen* gegen Uebervortheilung und Ausbeutung. Dazu gehört eine große Anzahl derjenigen schon besprochenen Bestimmungen, welche für gewisse Rechtsgeschäfte strengere Formen vorschreiben (z. B. beim Verkauf von Grundstücken oder Erbschaften). In derselben Richtung bewegen sich: die durch Vertrag weder auszuschließende noch zu beschränkende Kündigungsbefugniß des Schuldners eines mit mehr als sechs Prozent verzinslichen Kapitals (als Gegengewicht gegen die Beibehaltung der freien Zinsvereinbarung soweit derselben nicht reichsgesetzliche Vorschriften über den Wucher entgegenstehen § 211); das Verbot der Zinseszinsen (§§ 212, 245), welches allerdings zu Gunsten von Kreditanstalten dahin eingeschränkt ist, daß dieselben sich für rückständige Zinsen von Darlehnen, für welche Inhaberpapiere (Pfandbriefe u. dergl.) ausgegeben sind, im Voraus Zinsen bis 6 Proz. bedingen können, während andererseits Kreditanstalten, Sparkassen und Bankiers nicht erhobene Zinsen als neue verzinsliche Einlagen gelten lassen dürfen, (§ 212); die Zulässigkeit der Herabsetzung einer verwirkten, unverhältnißmäßig hohen *Konventionalstrafe* durch den Richter (§ 295); die Ausschließung der Cession einer Forderung, soweit diese der Pfändung nicht unterliegt (§ 344); die Beschränkung des *Pfandrechts des Vermiethers* auf den Miethszins für das laufende und das folgende Miethsjahr und auf die der Pfändung unterliegenden Sachen (§ 501); die unbedingte, auch nicht durch Verzicht zu beseitigende Befugniß des Miethers zur Kündigung einer Wohnung, deren Benutzung mit einer erheblichen Gefährdung der Gesundheit verbunden ist (§ 488); zahlreiche Bestimmungen über den Dienstvertrag: so die vertragsmäßig *nicht* zu beseitigende Verpflichtung des Dienstherrn, durch geeignete Einrichtung und Unterhaltung der Räume, Vorrichtungen und Gerätschaften, sowie Regelung der unter seiner Anordnung oder Leitung vorzunehmenden Dienstleistungen den Verpflichteten gegen Gefahren für Leben und Gesundheit soweit thunlich sicherzustellen (§ 538); die für beide Theile festgesetzten Kündigungsbefugnisse und Fristen (§§ 559 ff.); der Anspruch jedes Dienstpflichtigen nach Ablauf der Dienstzeit die Ausstellung eines Zeugnisses über Führung und Leistungen zu verlangen (§ 568); ferner das dem Unternehmer eines Bauwerks (*Bauhandwerker*) eingeräumte Recht auf Eintragung einer Sicherungshypothek an dem Baugrundstück, welches durch die weitere Vorschrift, daß die Einräumung der Hypothek auch schon vor Vollendung des Werks für einen der geleisteten Arbeit entsprechenden Theil der Vergütung verlangt werden kann, an praktischer Bedeutung erheblich gewinnen muß (§ 583 Abs. 2); die Aufnahme von Vorschriften über den Ersatz des *Wildschadens* (§ 758); das Verbot einer Vereinbarung, durch welche der Eigenthümer eines Grundstücks sich dem Hypothekengläubiger verpflichtet, das Grundstück nicht zu veräußern oder nicht weiter zu belasten (§ 1044); oder durch welche dem Hypotheken- oder Pfandgläubiger zum Zwecke seiner Befriedigung schon vor der Fälligkeit der Forderung bezw. vor dem Eintritt der Verkaufsberechtigung, die Uebertragung des Eigenthums an der verpfändeten Sache oder eine Veräußerung des Pfandgrundstücks in anderer Weise als im Wege der Zwangsvollstreckung zugesichert wird (§§ 1056, 1136); die Unzulässigkeit der Beschränkung der Ablösung einer Rentenschuld über den Zeitraum von dreißig Jahren hinaus (§ 1111) u. a. m. Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Bestimmungen, von denen übrigens ein großer Theil den geltenden Rechtsordnungen entnommen ist, zumeist *Eingriffe in die Vertragsfreiheit* in größerem oder geringerem Maße enthalten. Indessen auch der Grundsatz der Vertragsfreiheit hat seine natürlichen Schranken. Dies zeigt schon der alte geheiligte Satz von der Nichtigkeit eines Rechtsgeschäfts, das *gegen die guten Sitten* verstößt (§ 106), eines Vertrages, der auf eine unmögliche Leistung gerichtet ist (§ 259) oder einem gesetzlichen Verbote zuwiderläuft (§ 261). So soll auch die Vertragsfreiheit nicht zu unmäßiger Ausnutzung einer wirthschaftlich überwiegenden Stellung, zur Erlangung unbilliger Vortheile, zur Schädigung des wirthschaftlich schwächeren Theils gemißbraucht werden. Die Ausgleichung der Klassengegensätze ist heute mehr denn je ein politisches Gebot. Auch hierin liegt wahre Gerechtigkeit. Sache des gesetzgeberischen Taktes ist es freilich, die angemessenen Grenzen einzuhalten. Die überspannte Sorge für den Schuldner kann leicht einen Erfolg haben, der der Absicht entgegengesetzt ist, kann seinen Kredit untergraben, die Erfüllung seiner nothwendigsten Bedürfnisse erschweren, aus einer Wohlthat zur Plage werden. Aus solchen Rücksichten hat auch die Wage der Gesetzgebung auf diesem Gebiete so oft geschwankt. Ob der Entwurf die richtigen

Grenzen gefunden und nicht über das Ziel hinausgegangen ist, kann Niemand mit mathematischer Gewißheit bestimmen. Jedenfalls ist anzuerkennen, daß er den gesteigerten Ansprüchen der Gegenwart auf Schutz des wirthschaftlich schwächeren Theils weitere Rechnung getragen hat, als dies in irgend einem europäischen Gesetzbuch bisher geschehen ist.

Nicht ohne Zusammenhang mit dem Schutze des wirthschaftlich schwächeren Theils stehen einzelne schon früher angedeutete Vorschriften des Entwurfs, die neben dem strengen Recht der Billigkeit einen gewissen Spielraum lassen und ihr nahezu den Charakter einer allgemeinen Rechtsnorm verleihen. Das Uebergewicht der Stellung, welches eine Vertragspartei dadurch erlangt, daß sie selbst die Leistung zu bestimmen hat, wird dadurch gemildert, daß die Leistung nach billigem Ermessen zu treffen ist und daß die Bestimmung der Billigkeit entsprechen muß, wenn sie den anderen Theil verbinden soll (§ 266); wie auch die nach billigem Ermessen zu treffende Bestimmung durch einen Dritten ohne Kraft bleibt, wenn sie offenbar unbillig ist (§ 270). Während grundsätzlich die Verpflichtung zum Ersatze eines durch sogenannte unerlaubte Handlungen verursachten Schadens davon abhängt, daß der Beschädiger vorsätzlich oder fahrlässig gehandelt hat (§§ 746–749), tritt die Schadensersatzpflicht auch ohne diese Erfordernisse insoweit ein, als die Billigkeit nach den Umständen des Falles, insbesondere nach den Verhältnissen der Betheiligten eine Schadloshaltung erfordert und dem Beschädiger nicht die Mittel zum standesmäßigen Unterhalt und zur Erfüllung seiner gesetzlichen Unterhaltspflichten entzogen werden; der gleiche Erfolg tritt unter den angeführten Voraussetzungen ein, wenn der Handelnde wegen seines jugendlichen Alters oder eines die Ersatzpflicht ausschließenden Geisteszustandes sonst nicht zum Schadensersatz verpflichtet wäre (§ 752). Die Unterhaltspflicht des Ehemannes gegenüber der getrennt von ihm lebenden Ehefrau fällt weg oder beschränkt sich auf die Zahlung eines Beitrags, wenn dies mit Rücksicht auf die Bedürfnisse, die Vermögens- und Erwerbsverhältnisse der Ehegatten der Billigkeit entspricht (§ 1261). Zum Theil verrathen diese Bestimmungen allerdings eine ungewöhnliche gesetzgeberische Kühnheit, namentlich der § 752, und es wird zu ihrer angemessenen Anwendung großen richterlichen Taktes bedürfen; sie entsprechen aber unbedenklich dem sozialen Zuge der Gegenwart. Soweit es sich dabei um das Bestreben handelt, einem Mißbrauch des strengen Rechts zu steuern, liegt dasselbe allerdings schon in einzelnen Rechtszweigen von Alters her vorgebildet. Es sei in dieser Hinsicht nur an die gesetzlichen Einschränkungen des Eigenthums an Grundstücken zu Gunsten der Nachbargrundstücke erinnert. Der Entwurf hat der Ausbildung und Weiterentwicklung auch dieses ehrwürdigen Instituts, des sogenannten Nachbarrechts, die größte Sorgfalt unter sachgemäßer Rücksichtnahme auf die modernen Verkehrsverhältnisse gewidmet (§§ 820–837). Erwähnenswerth sind besonders die Bestimmungen, betreffend die Zuführung von Gasen, Dämpfen, Gerüchen, Rauch, Ruß, Wärme, Geräusch und Erschütterungen durch gewerbliche Anlagen, die Sicherstellung des Nachbars gegen drohende Gefahren aus solchen Anlagen sowie einer schlechten Beschaffenheit der Gebäude und die Vorschriften gegen nachtheilige Vertiefungen eines Grundstücks (§§ 820–823). Von dem Schutz gegen Mißbrauch der ehemännlichen Befugnisse (§§ 1253, 1254, 1257, 1258) wird bei Besprechung des Familienrechts die Rede sein.

Am Schluß dieses Abschnitts mag noch eine kleine Blumenlese von Einzelheiten Platz finden, welche sich nicht leicht unter allgemeine Gesichtspunkte bringen lassen, aber doch nicht ohne Werth für die Beurtheilung der Frage sind, inwieweit der Entwurf den praktischen Verkehrsbedürfnissen, insbesondere im Anschluß an deutsche Rechtsauffassungen und das Handelsrecht entgegengekommen ist.

Der römisch-rechtliche Grundsatz: „Kauf bricht Miethe“ ist aufgegeben, soweit es sich um freihändige Veräußerungen von vermietheten Grundstücken handelt und die vermietheten Räume dem Miether bereits übergeben sind. Die Dinglichkeit eines solchen Miethsrechts ist in weitestem Umfange nicht allein gegenüber dem neuen Erwerber, sondern auch gegen denjenigen anerkannt, welchem der Vermiether nach Ueberlassung des Grundstücks an den Miether ein Recht an dem Grundstück bestellt hat (§§ 512, 518). Ja sogar dann, wenn die Veräußerung und Belastung des Grundstücks vor der Einräumung des Miethsbesitzes stattgefunden hat, der Dritte aber auch nur dem Vermiether gegenüber in den Miethsvertrag eingetreten ist, sind die Rechte des Miethers mit gleichem Erfolge gesichert (§ 519). In das allgemeine Recht der Schuldverhältnisse ist der Satz des Handelsrechts übernommen, daß zum Ersatze eines Schadens regelmäßig auch der des entgangenen, d. h. nach den Umständen mit Wahrscheinlichkeit zu erwartenden Gewinnes gehört (§ 214). Dem Handelsrechte angepaßt sind ferner auch die allgemeinen Bestimmungen über den Erfüllungsort und die Uebermittelung von Geldsendungen (§§ 225, 226). Der Schuldner einer Leistung hat dem Gläubiger für Vorsatz und Fahrlässigkeit, d. h. die Außerachtlassung der im Verkehr üblichen Sorgfalt aufzukommen (§ 233); aber er haftet auch für das Verschulden seines gesetzlichen Vertreters und der Personen, deren er sich zur Bewirkung der Leistung bedient. Bei der Schadensersatzpflicht für unerlaubte Handlungen ist die Verantwortlichkeit für diejenigen Personen, die man zu einer Verrichtung bestellt oder über die man nach gesetzlicher Vorschrift die Aufsicht zu führen hat, erheblich verstärkt (§§ 754, 755). Einer ähnlichen sozialen Rücksicht sind eingehende Bestimmungen über die Ersatzpflicht des Grundstücksbesitzers für Beschädigungen dritter Personen durch Einsturz oder Ablösung von Gebäudetheilen in Folge fehlerhafter Errichtung oder mangelhafter Unterhaltung entsprungen (§§ 759 bis 761). Die Ersatzpflicht kann in solchen Fällen regelmäßig nur durch den Gegenbeweis der Beobachtung der erforderlichen Sorgfalt abgewendet werden. Der unlautere Wettbewerb, gegen welchen die Reichsgesetzgebung im Begriffe steht, ein Spezialgesetz zu erlassen, wird durch eine allgemeine Bestimmung getroffen, nach der eine nicht in Ausübung eines Rechts vorgenommene, gegen die guten Sitten verstoßende Handlung zum Ersatz des dadurch vorsätzlich verursachten Schadens verpflichtet (§ 749). Eine gleiche Verpflichtung besteht für die durch Behauptung oder Verbreitung unwahrer Thatsachen verursachte Beschädigung des Kredits, des Erwerbs oder Fortkommens eines Anderen, wenn der Handelnde die Unwahrheit der Thatsache auch nur hätte kennen müssen und er oder der Empfänger der Mittheilung kein berechtigtes Interesse daran hatte (§ 748). Aus dem Vertragsrecht sind noch hervorzuheben: die allgemeine Zulassung von Verträgen zu Gunsten dritter Personen, namentlich von Lebens- und Leibrentenversicherungen, Vermögens- und Gutsüberlassungen mit der Wirkung, daß der Dritte daraus unmittelbar berechtigt wird (§§ 240–287); die sachgemäße, wenn auch etwas knappe Behandlung des Mäklervertrages (§§ 587, 588), die Ausgestaltung der Rechte und Pflichten aus einer Auslobung und einem Preisausschreiben (§§ 589–592); die Aufnahme der deutschrechtlichen Grundsätze von der sogenannten „gesammten Hand“ in das Gesellschaftsrecht (§ 658) und die Annäherung desselben an das Handelsrecht. Aus dem Pfandrechte sei noch erwähnt: die gesetzliche Ermächtigung des Pfandgläubigers zur öffentlichen Versteigerung des beweglichen Pfandes bezw. zum freihändigen Verkaufe von solchen Pfändern, die einen Börsen- oder Marktpreis haben, durch einen Handelsmakler zum laufenden Preise ohne gerichtliche Mitwirkung oder Erlaubniß (§ 1142); endlich die Aufnahme der Rentenschuld (§§ 1108–1112) in das Hypothekenrecht in Uebereinstimmung mit einem auf Anregung des Professors Gierke einstimmig gefaßten Beschlusse des deutschen Juristentages.

Diese wenigen Einzelheiten mögen zur Vervollständigung des von dem Verkehrsrechte des Entwurfs flüchtig skizzirten Bildes genügen. Der Gesammteindruck ist ungeachtet der hin und wieder zu machenden kleinen Ausstellungen ein durchaus erfreulicher zu nennen. Der hohe sittliche Ernst, von welchem die ganze Gesetzesarbeit durch-

nänkt ist, erscheint hier mit einem feinen Taktgefühl für die dem modernen Verkehrsleben nothwendige freie und kraftvolle Athmung und Bewegung glücklich gepaart. So kann auch nur der Tag herbeigesehnt werden, an welchem es dem deutschem Verkehrswesen vergönnt sein wird, sich unter dem Schutzdache des neuen Gesetzes voll und segensreich zu entfalten.

In zwei weiteren Artikeln soll noch ein kurzer Ueberblick des Familien- und Erbrechts versucht werden.

(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

M. Levy.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Der Genius deutscher Kunst und deutscher Korps.

Es war eine zufällige Gelegenheit, die mich in eine der Gipsformereien Berlins führte. Das erste, was in ihr in die Augen fiel, war in leibhaftiger Realistik eine riesige Biertonne aus Gips; man müßte in höherem Grade Kenner in Bezug auf das flüssige Element sein, als die Anwesenden es waren, um behaupten zu können, es sei ein viertel Faß gewesen; für eine achtel Tonne aber war es jedenfalls viel zu groß; also sagen wir eine Tonne höher als ein Tisch und runder, als der rundeste Berliner Budikerbauch. Diese stattliche Tonne befand sich auf einem Sockelfragment. Es war daher klar, sie gehörte als sinniges Emblem zu einem Denkmal, dessen Gipsform für den Bronzeguß hier hergerichtet wurde.

Eine riesige Biertonne an einem Denkmal? Natürlich für das Denkmal eines Bierkönigs. Vielleicht sollte oben auf dem Sockel thronen die Verkörperung des glanzvoll dunkelblickenden Patzenhofer Biers, oder vielleicht der Beherrscher des Spatens in höchst eigener Person, wenn es einen solchen persönlichen Herrscher geben sollte, was ich in meiner Unwissenheit nicht verbürgen kann.

Verzeihung, auf den Sockel kommt nicht die Verherrlichung von Patzenhofer oder Spaten oder Schultheiß oder von sonst einem verwandten Wohlthäter der Menschheit, der für das innere Gedeihen der deutschen und der anderen Kulturnationen Großes gethan hat; nein, auf den Sockel kommt — nun wer? — Bismarck, der das Verdienst besitzt, für das politische Leben der Deutschen neue Normen geschaffen zu haben.

Bismarck und Bierfaß — das alliterirt zwar ganz klangvoll; aber um den tiefen Zusammenhang zwischen beiden zu errathen, dazu bedurfte es doch einiger Aufklärungen; sie sind werthvoll genug, denn sie eröffnen der Kunst neue Perspektiven und sie verbreiten helles Licht über die hehre Vermählung des Genius der deutschen Kunst mit dem Genius der deutschen Korps, wie man bei feierlichen Momenten, — und dieser ist ein solcher, — im vergangenen Jahrhundert gesagt haben würde.

Also die deutschen Korps setzen dem Fürsten Bismarck auf der Rudelsburg ein Denkmal, das ihn gibt, als auch er noch Korpsstudent war; und als man sich überlegte, was den Geist der deutschen Korps darstelle und als der ausführende Künstler überdachte, wie er den Geist deutscher Korps mit monumentaler erzener Wucht zu ewigem Gedenken ausdrücken könnte, da verfiel man auf jenen in den Skulpturen aller Zeiten einzig gearteten Entwurf, den man ohne überraschtes Staunen ob der Neuheit des Geschauten nicht betrachten kann.

Da ist am granitenen Sockel nicht nur die riesige Biertonne, sondern auf der Biertonne auch eine riesige Lichtenhainer Kanne, in so hölzerner Leibhaftigkeit, wie diese Kannen nur je in Wirklichkeit sind; und dann ist noch am Denkmal — natürlich auch riesig — eine lange Tabakspfeife, so ihre vier bis fünf Schuh hoch, die in ihrer dürren, endlos hingezogenen Schmächtigkeit einen malerisch wirksamen Kontrast zu der rundlichen Beleibtheit der Biertonne bieten wird; dazu Schläger mit und ohne Körbe, eine Fahne und Laubgewinde; und als besondere Feinheit fällt es endlich auf, daß auch einige Bücher auf einer Seite des Denkmalsockels sich befinden, doch wohlgemerkt einigermaßen unter der Biertonne und von dieser eng in die Klemme gebracht.

Auf der anderen Seite ist das Postament einfacher gehalten; hier befindet sich auf den Stufen keine Biertonne — etwa eine andere Sorte Naß versinnbildlichend; dort sieht man vielmehr eine schöne riesige Dogge, das Porträt des „berühmten“ Hundes „Ariel“ so daß die beiden großen Eindrücke des Postamentes sich zusammensetzen aus Faß und Hund, beide sehr leibhaftig.

Oben sitzt der junge Bismarck, den Schläger in der Hand, das eine Bein keck über das andere gelegt, und ich denke mir, daß durch diese Veranstaltung der Beschauer unten am Denkmal wahrscheinlich das Bein sehr deutlich, aber den Bismarck'schen Kopf gar nicht sehen wird, der durch das Bein verdeckt werden dürfte. Das hat keine große Bedeutung, denn das Denkmal zeichnet sich gerade dadurch aus, daß es von der Ueberschätzung des Kopfes überhaupt absieht und vielmehr mit beträchtlicher Gerechtigkeit auch die Bedeutung der anderen Körpertheile symbolisch betont, wie das bereits so innig in der Gruppirung von Bierfaß und Büchern zum Ausdruck kommt.

Der Eindruck des Denkmals im Ganzen ist somit reizvoll und originell.

Aber Linie und Form sind an diesem Denkmal durchaus nicht das Bedeutungsvolle; auf dem Gebiete dieses ästhetischen Plunders ist ja, solange es Kunst gibt, schon häufiger ganz annehmbares geleistet worden. In dieser Beziehung ist das Denkmal nicht gerade „epochal“; es ist aber „epochal“ durch den Geist, den diese Linien und diese Formen verkörpern. In dieser Beziehung ist, wie man kühn behaupten darf, dieses Denkmal ganz einzig in seiner Art.

Man hänge nur dem Gedanken nach, welche eindrucksvolle Symbolik liegt in einem großen Bierfaß, in einer großen Lichtenhainer Kanne, in einer großen Tabakspfeife, und auch einen Hund von dieser gewaltigen Größe hat man auf einem monumentalen Denkmal wohl noch nicht gesehen. Das ist wie die Verkörperung des aller modernsten Realismus, wenn man so sagen darf.

Man überlege, warum die Antike, warum die Renaissance Werke solcher Art nicht hervorgebracht hat, nicht hervorbringen konnte, jene Zeiten, von denen so gemeinhin die gemeine Schulweisheit behauptet, daß in ihnen die Bildhauerkunst geblüht habe. Man werfe nicht ein, daß die Unglücklichen jener Zeit die lange Pfeife nicht kannten und daher sie nicht monumental versinnbildlichen konnten. Das ist richtig. Aber es gab doch Hunde, und auch sie sind nicht zu monumentaler Wucht bei öffentlichen großen Standbildern erhoben worden. Mithin gibt es augenscheinlich einen tieferen Grund, warum die bisherigen Bildhauer niemals die Lichtenhainer Kanne ihrer Zeit in übernatürlicher Größe auf Denkmälern verewigt haben, und jede Epoche hatte doch ihre eigensten Lichtenhainer Kannen und Leute, die daraus tranken.

Jenen letzten Grund habe ich gefunden, warum erst in unserer Zeit die Kunst des monumentalen Bierfasses entstanden ist und entstehen konnte. Bei genügender kulturhistorischer Schulung findet man wohl das erlösende Wort. Die primitiven Zeiten der Antike und der Renaissance kannten die eine Blüthe unserer deutschen Tage, die schneidigen Korps, nicht; jenes Denkmal aber, um das es sich hier handelt, zeigt, wie gesagt, den kulturhistorisch bedeutungsvollen Augenblick, da der Geist des deutschen Korps den Geist der deutschen Bildhauerkunst zuerst befruchtete und siehe, da erstand das an Denkmälern von Granit und Erz noch nie erschaute leibhaftige Bierfaß nebst Zubehör.

Daß dieses Denkmal gerade den Fürsten Bismarck verherrlicht, kann man nicht behaupten; es verherrlicht den-

Geist der Korps und ihrer alten Herren, die dieses Denkmal sich setzten, und die Korps bestehen aus jungen Leuten sozial einflußreicher Familien, die zahlreich hohe Staatsstellungen erstreben.

Und diese Klasse und ihr Leben wird charakterisirt durch Hund und Pfeife und Schläger und Faß, unter dem einigen Büchern hervorzugucken gestattet ist?

Eine lustige Kneipensymbolik, die zu ernstem Nachdenken Anlaß giebt über solche deutsche Kunst und solches deutsches Universitätsleben, die in ihrer Verbindung eine charakteristische Barbarei zum Ausdruck bringen.

Azo.

Theater.

(Königl. Schauspiele: „Niemand weiß es.")

Das Stück „Niemand weiß es"*), das vor acht Tagen einen Novitätenabend im Königl. Schauspielhause eröffnete, aber schon wieder vom Repertoir verschwunden ist, hat einen gegenwärtig in Paris lebenden Berliner Feuilletonisten, Namens Theodor Wolff, zum Verfasser. Theodor Wolff ist ein Begabterer seines Genres. Er hat die Neigung zum Heinisiren; eine Neigung, die nicht ungern zum Saphirisiren entartete. Mit diesem graziös sich gebenden litterarischen Gaminismus vereinigt sich auch bei ihm ein starker Stich ins Sentimentale. So wenigstens war es früher. Seitdem er über Pariser Leben berichtet und sich einer ernsteren Verantwortungspflicht bewußt geworden ist, tritt er männlicher und zugleich geschmackvoller auf. Ein gewisser Unternehmungsgeist war ihm schon früher eigen. Er ist derjenige, der vor nahezu sieben Jahren die Idee, das Pariser Théâtre libre in Berlin nachzuahmen, wenn nicht aufbrachte, so doch als Erster eifrigst propagirte. Seinem Betreiben ist es zu danken, daß einige Monate später die Berliner „Freie Bühne" ins Leben trat, um nicht ohne beträchtlichen Einfluß auf unsere dramatische Kunst zu werden. Sie ging freilich vielfach andere Wege, als Wolff ihr gern vorgeschrieben hätte; und wenn er sehr bald sein Kind in der Wiege verstieß, so mögen neben sachlichen Gründen auch persönliche mitgewirkt haben. Der damals noch sehr junge Herr hat von wirksamer Stelle aus der Freien Bühne ihr bischen Anfangsleben sauer genug gemacht; ich habe sein damaliges Verhalten immer für etwas kindesmörderlich gehalten. Jahre vergingen; die Freie Bühne trat aus ihren Krämpfen und Kämpfen recht ansehnlich hervor; wenn ihr jetzt auch die Polizei auf den Fersen liegt, wenn sie auch öfters für selig verstorben ausgegeben worden ist, so lebt sie, gottlob, immer noch und hat erst in diesem Frühling wieder in Georg Hirschfeld, dem Dichter der „Mütter", ein großes Talent aus der Taufe gehoben, das sich nun auf festen Theatern erfolgreich behauptet.

Vor Jahresfrist kam auch ihr alter Ahnherr Theodor Wolff in die Lage, bei der „Freien Bühne" Unterschlupf zu suchen. Ihm, dem einst so eifrigen Mitbegründer, ward dieser Unterschlupf von denen, die trotz boshaften Anfeindungen auf Posten geblieben waren, gerne gewährt. Denn die Freie Bühne gehört, wie Antigone, zu den Frauen, die da sagen: Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.

„Niemand weiß es" spielt in Japan. Den Titel versteh' ich heute so wenig wie damals. Und da ich bei der Freien Bühne mitzureden habe, so rieth ich, den Titel zu ändern. Den Schauplatz zu ändern, wäre mir auch recht gewesen, denn die japanische Ausstattung wäre unseren Geldmitteln sehr schwierig geworden, und das spezifisch Japanische sah ich damals wie jetzt nur in Aeußerlichkeiten. Setzt man für Theeschänken Weinstuben oder Singspielhallen, für Cedern und Kampferbäume Linden und Buchen, für Reisschnaps Punsch, so könnte sich das Stück auch an näherer Oertlichkeit zutragen. Aber freilich gestattet die ideale Ferne, sei sie zeitlich, sei sie räumlich, der dichterischen Einbildungskraft einen freieren Spielraum, und darum war es unserem Spätling der Romantik wohl am meisten zu thun. Japan mußte also bleiben. Aber für den Titel: „Niemand weiß es", den nun verständige wie unverständige Kritik parodistisch auf den Inhalt des Stücks anzuwenden das billige Vergnügen hatte, könnte es einen passenderen geben. Der passendste wäre: Furcht vor Liebe! Das kleine Mädchen verläßt ihren Heißgeliebten, eben weil sie sich vor seiner und vor ihrer eigenen Leidenschaft arg ängstigt. Sie nimmt statt seiner den reichen und vornehmen Greis, weil sie von diesem kühle Rücksicht erwartet. Der Gott der Liebe, ob der ihm vom kleinen Mädchen angethanen Schmach, übt fürchterliche Rache. Die Macht der Leidenschaft zieht die Liebenden doch zu einander hin, und jetzt, wo Liebe ein Verbrechen ist, genießen sie die Liebe bis ans Letzte. Was kommen muß, kommt; die Ehebrecherin wird hart bestraft, denn ihr Liebster tödtet ihren Eheherrn und wird wegen Fürstenmords verhaftet. Auf der Bühne des königlichen Schauspielhauses, wo Ehebruch strafbarer ist als auf anderen Bühnen, sticht sich überdies die kleine Dame mit ihrer eigenen kleinen Hand einen brutalen Dolch ins kleine Herz. Auf der Freien Bühne wäre, der ursprünglichen Absicht des Dichters gemäß, ihr Schicksal mit den weißen fälligen Apfelblüthen, unter denen sie stand, gleichsam in Duft und Luft verflattert.

Wie aber kam die kleine süße Sünderin Tajo mit ihrem noch sündhafteren und doch so süßen Yori, dem Maler, statt auf die Freie Bühne auf deren Gegenpol, die Hofbühne? Bei den ungeheuerlichen Schwierigkeiten, unter denen jede Vorstellung der Freien Bühne zu Stande kommt, dauert dort das Gute zuweilen etwas lange. Herr Wolff, kein Freund des Wartens, verfiel wieder in die alte Abneigung gegen sein mündig gewordenes Kind; auf die starke und begeisterte Bundesgenossenschaft eines Kainz und einer Sorma muthwillig verzichtend, pochte er beim Hoftheater an. Dem japanisch vermummten Ehebruch ward aufgethan; die beiden schauspielerischen Hauptaufgaben geriethen an Herrn Matkowsky und Frl. v. Mayburg, welche sie ohne rechte Liebe spielten und ohne jede Wirkung töten, noch dazu vor einem Publikum, das der Art des kleinen Gedichtes das denkbar geringste Verständniß entgegenbrachte. Das Publikum des Königlichen Schauspielhauses pries seinen Schöpfer, als das japanische Phantom, so kurz und doch so lang, endlich verwichen war, und noch an demselben Spielabend mit Rudolf Lothar's Sommerfrischenposse „Frauenlob" der alte platte plumpe Lustspielulk, Moser'sche Klöße in Wienerischer Feuilletongeistreicheleisuppe, zum Vorschein kam. Die Freie Bühne hätte ihrem Publikum, von dem sie erwarten darf, daß es litterarisch erzogen ist, Theodor Wolff's „Furcht vor Liebe" als Ouvertüre zu einer symbolischen Dichtung des Vlamländers Moritz Maeterlinck vorgespielt. Die Vorstellung hätte dadurch in aufsteigender Linie ihren Stil oder, wenn man will, ihre Manier einheitlich gewahrt. Denn der eigentliche Taufpathe dieser kleinen deutschen Japanerei ist Maeterlinck, der in seinen Bühnenwerken Handlung, Charakteristik und alle alten Grundkategorien des Dramas durch Stimmung, durch Duft und Luft zu ersetzen sucht. Wenn bei ihm der Tod in ein Haus tritt, so fühlt man ihn als eine anwesende Person, ohne daß er ein ehrliches Gespenst ist, ohne daß das geringste geschieht, was wider Natur und Vernunft wäre. Ein solches Gefühl hervorzurufen, das Gefühl des Zuschauers und Hörers so zu stimmen, ist Maeterlinck's einziger Zweck im Drama. Diesen Zweck erreicht er oft so meisterhaft, daß ein kritischer Racheengel der „Nationalzeitung", der an den Rudolfen und Lotharen des deutschen Kulissenulks seine Freude findet, nur folgerichtig verfährt, wenn er, stolz erhobenen Haupts wie immer, Maeterlinck der künstlerischen Perversität bezichtigt und dem jungen Theodor Wolff den väterlichen Rath gibt, zu den „väterlichen Ochsen" des Herrn von Moser heimzukehren. Ich kann es mir wohl denken, wie der wundersame Geist Maeterlinck's in junge dichterische Gemüther fahren konnte. Ist doch

*) Paris-Leipzig, A. Langen, 1895, 48 S.

selbst Herr Rudolf Lothar in Wien, der jetzt so harmlos fidel sein kann, übersetzerisch um den geheimnißvollen Belgier bemüht gewesen. Es liegt mir heute nicht ob, tiefer auf Maeterlinck einzugehen; aber seine Art läßt sich sehr hübsch durch einige Wendungen treffen, die in Wolff's Stücke vorkommen. Vom Maler Yori sagt eine Freundin Tajos: „Es ist wie ein Duft, was er malt“. „Wie die Kräuter duften“, sagt Tojo. „Ja“, erwidert Yori, „sie geben alle ihre Seelen für uns hin“. Und wieder Yori: „Die Lilien und die Orchideen sprühen kleine Flammen und in den todtblassen Kelchen der Magnolien funkeln Augen.“

Das ist es, was Maeterlinck schafft: statt der Dinge den Duft der Dinge; das Belebte in der leblosen Natur. Aber er schafft diese Stimmung, ohne es so deutlich auszusprechen, wie Wolff es thut. Und hier liegt der Punkt, in dem Wolff hinter seinem Meister weit zurückgeblieben ist. Wo Maeterlinck schafft, macht Wolff nur Worte. Damit lassen sich nicht die Gemüther bannen! Hier liegt des Dichters Schuld daran, daß sein Werkchen auf der Hofbühne dem Hohn der Banausen verfiel. Die größere Schuld aber liegt doch am Publikum des königlichen Schauspielhauses, das theils auf Lothariaden erpicht ist, theils über dramatische Aufgaben genau so denkt, wie in Wolff's Stück der alte Fürst über malerische. „Warum“, fragt der Fürst, „malst du immer Leute, von denen Niemand etwas weiß? Warum malst Du nicht die großen Helden — wir haben so viele — den großen Helden Raiko und die Anderen? Warum malst Du nicht Helden, die Jeder aus den Theegeschichten und den Märchen kennt?“ Auf diese Frage, die auch ein deutscher Herrscher an deutsche Dramatiker stellen könnte, erwidert Yori sehr fein: „Du hast doch in Deinem Schlosse Schätze — die nur Du allein kennst — — und gerade darum hast Du sie lieb. So lieben vielleicht auch wir die Helden, die nur wir allein kennen und von deren Größe Niemand etwas sieht und Niemand etwas weiß als wir. — Ja — wir lieben die, die nicht die Helden von Jedermann sind.“

„Jedermann“ aber füllt die Bänke in unseren Theatern, und deshalb ist die Maeterlinckpoesie übler darin untergebracht, als eine hölzerne Staatsaktion vom General York oder der Quitzow-Rummel. Die „Freie Bühne“ hat stets auf „Jedermann“ verzichtet; bei ihr wären in kleinerem Raum vor intimerem Auditorium die dünnen und schwanken Apfelblüthenreize des kleinen Wolff besser gewürdigt worden. Freilich, ein so wundervolles Bühnenbild, wie es die Dekorationsmeister der Hofbühne unter Grube's Regie hervorzuzaubern wußten, hätten unsere knappen Mittel nicht schaffen können. Aber in dem Versuch, aus den Seelen der Darsteller die rechte Stimmung hervorzuspinnen und die Seelen der Hörer darin einzuspinnen, hätten wir es mit der Hofbühne froh und zuversichtlich aufgenommen. Und — wer weiß es?

Paul Schlenther.

(Deutsches Theater. „Robinsons Eiland“. Komödie in 4 Aufzügen von Ludwig Fulda. Lessing-Theater: „Der Dornenweg“. Schauspiel in 3 Aufzügen von Felix Philippi.)

„Das ist das prosaische Element der neuesten deutschen Poesie: sie bespricht die Gegenstände, statt sie darzustellen“. Grillparzer.

Ein geschäftlicher Auftrag führte mich zu dem Dichter. Ich komme eben von der Straße, sagte er, da habe ich an den Anschlagsäulen gelesen: ein neuer sensationeller Roman „Zu heiß geliebt“. Ich muß lachen, wenn ich denke, ich sollte so etwas schreiben, „Zu heiß geliebt“. Immer gleichgültiger wird mir der Stoff. Je älter ich werde, desto klarer wird's mir, daß es nur auf die Darstellung ankommt. Ich gehe von hier nach Schöneberg, gucke in einen Blumenladen und in ein Sargmagazin, und was mir dabei vor die Seele tritt, darüber schreibe ich dann am liebsten. Nur auf die Darstellung kommt es an. So sagte Theodor Fontane.

* * *

Hermann Hettner hat einmal ein liebenswürdiges Büchlein geschrieben „Robinson und die Robinsonaden“. Darin hat er eine Entdeckung niedergelegt, die heut selbstverständlich klingt und seiner Zeit dennoch eine Entdeckung bedeutete: Robinson, das Kinderbuch, ist eine Menschheitsdichtung. Robinson geht im Kleinen den Weg, den die Menschheit im Großen gegangen. Er „erfindet“ die menschliche Kultur noch einmal. Die Kultur ist das Ziel, zu dem er sich mit schwachen Kräften durchringt — diese, fast könnte man sagen, geschichtsphilosophische Idee klingt nun auch in Fuldas neuer Komödie, die er „Robinsons Eiland“ genannt hat, wieder an.

Aber sie tritt hinter eine andere Idee zurück, die beinahe im Gegensatz zu ihr steht: Unsere Kultur ist verderbt. Tüchtigkeit genügt nicht, etwas zu leisten; man muß Glück haben, muß staatlich und gesellschaftlich approbirt sein. Aber man abstrahire einmal von der Gesammtheit kultureller Institutionen und man wird sehen, wie Tüchtigkeit entscheidet. Die Kultur ist ein Mantel, der den Untüchtigen zum Gebietenden ausstaffiert und die Herrschernatur in Hungerleiderfetzen hüllt; fällt dieser Mantel so müssen die Menschen sich in ihrer wahren Gestalt offenbaren. Und Fulda findet den Talisman, der den Mantel herabzieht. Ein unternehmender Kommerzienrath läßt ein Schiff erbauen, das allen kulturellen Komfort in sich vereint. In Gesellschaft eines Modeprofessors, eines Modejournalisten und eines landlosen Fürsten unternimmt er darauf eine Reise um die Welt. Das Schiff scheitert, und die Gesellschaft rettet sich auf eine menschenleere Insel. Da nun erweist es sich, daß der ihnen allen aushilft, und sie alle beherrscht, der Tüchtigste, ein verachteter Schreiber des Kommerzienraths ist, der es in der Heimath zu nichts bringen konnte. Und als nach Jahr und Tag die Gesellschaft gerettet in die Heimath zurückkehrt, da ist der Tüchtigste wieder unbrauchbar. Welch köstlicher Komödienstoff!

Auf Robinson's Eiland spielen der zweite und dritte Akt. Der Tüchtige tritt seine Herrschaft an; durch ihn bringt es die kleine Gesellschaft zu einer Art Kultur. Die Robinson-Idee kommt zum Durchbruch. Als nun aber die untüchtigen Elemente sich empören, da tritt die kleine Kolonie für ihren Führer ein. Wieso? Ist es nur ein Uebermaß von Kultur, das Macht und Tüchtigkeit in Widerspruch setzt? Oder ist es Fulda nicht gewahr geworden, daß die Robinson-Idee, die die Kultur als Ziel setzt, und die Grundidee seiner Komödie, die die Kulturzustände negirt, in Gegensatz stehen? Das doch wohl nicht. Robinson's Eiland soll Phantasieland sein, das Eldorado gemeinsamer Arbeit, gemeinsamer Ernte. Mit den beiden mittleren Akten, die eine phantastische Komödie ausmachen, sollten der erste und letzte Akt, die im Hause des Kommerzienraths, auf dem derben Boden trivialer Alltäglichkeit spielen, kontrastiren.

Märchen noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr! Nicht an Aristophanes mag man denken und nicht an Shakespeare — das wäre frivol. Wohl aber bieten die phantastischen Komödien der Romantiker die Parallele: ein doppelter Weg führt in Fantas Reich. Der direkte Weg, der den Vorhang über einer Wunderwelt, die eine logische Welt in sich darstellt, sorglos aufgehen läßt, und sie naiv gibt wie die Volksmärchen sich naiv geben; — im Talisman, hat Fulda diesen Weg betreten. Oder der andere Weg, den Tieck liebte, die phantastische Welt aus dem Kontrast glaubhaft zu machen, und sie in ihrer poetischen Gerechtigkeit neben die reale Welt thörichter Zufälligkeit zu stellen; — Fulda hat in seiner neuen Komödie diesen anderen Weg einzuschlagen versucht.

Er hat ihn ganz verfehlt. In künstlerischer Hinsicht fehlt der Gegensatz zwischen der kommerzienräthlichen Welt

und der auf Robinson's Eiland: es ist dieselbe glatte, geistreiche, aber marklose Sprache, die hier wie dort gesprochen wird. Auf der einen Seite fehlt dem Dialog das derb realistische, auf der anderen Seite das poetisch phantastische Element. Vielleicht daß Fulda, der ja ein Meister des Verses ist, den Gegensatz in Versen schärfer herausgebracht hätte, vielleicht daß er klug daran gethan hätte, die mittleren Akte allein in sein graziöses Versgewand zu hüllen. Wie die Komödie einmal ist, bewegt sich der Dialog in der nämlichen Ausdruckssphäre, wenn der Mond seine Silberbahn auf den Fluthen des stillen Ozeans zeichnet und die Palmenbäume verträumt erschauern, wie wenn der Kommerzienrath in seinem Salon auf den Knopf der elektrischen Leitung drückt, und der Kandelaber plötzlich sein buntfarbiges Licht erstrahlt. Das Mittel dichterischer Darstellung aber ist die Sprache.

Weder auf Robinson's Eiland noch in dem Hause des Kommerzienraths fehlt es an lustigen und charakteristischen Scenen. Die poetisch wirkungsvollen Scenen aber mußten, wenn Fulda der Robinson-Idee nachging, da liegen, wo der Tüchtige sich in naiver Größe als Führer zu einer neuen Kultur bewährt; diese Scenen liegen in dem Zwischenakt vom zweiten zum dritten Aufzug, das heißt, sie sind ausgefallen. Oder aber, wenn Fulda psychologisch seiner Grundidee nachging, dann mußte der dichterische Volldruck sich in den Scenen geltend machen, in denen der Tüchtige, dessen Kräfte stets brach gelegen, endlich Gelegenheit findet, sie auszunutzen; diese Scenen liegen an der gleichen Stelle, das heißt, sie sind gleichfalls ausgefallen. Fulda hat über seinen Stoff scenisch berichtet, er hat ihn nicht dargestellt. Sonst mußte er es vor allen Dingen auf der Bühne sichtbarlich vorführen, wie der Tüchtige in seinem Vaterland kein Plätzchen findet, auf dem er sich bewähren kann. Ich glaube ihm nicht, daß es Fluthen gibt, so reißend, daß ein wirklich starker Schwimmer sie nicht durchschwimmen könnte. Aber auch an dieser Stelle steht eben nur verlegen ein Bericht.

Ludwig Fulda hat in seiner Komödie berichtet, klug, geistreich und geschmackvoll; als schaffenden Künstler hat er sich diesmal nicht bewährt.

Auch kam ihm die Darstellung des Deutschen Theaters nicht sonderlich zu Hilfe. Es tritt immer deutlicher zu Tage, daß das Deutsche Theater auf dem Gebiet des realistischen Dramas den Schwerpunkt seines Könnens sucht, nicht in gleichmäßiger Hingabe an alle Kunstgattungen. Abzuwarten bleibt es, ob das für Theater und Litteratur einen Fortschritt bedeuten kann.

* *

Wer einmal durch die Ausstellung der royal academy zu London gegangen ist, dem ist es aufgefallen, daß unter einer Anzahl von Bildern ein Motiv, stereotyp behandelt, immer wiederkehrt. In einem vornehm, altväterlich eingerichteten Zimmer sitzt, bleich, in sich zusammengesunken, mit gefalteten Händen eine in Schwarz gekleidete ältere Dame. Auf der anderen Seite des Zimmers steht heftig gestikulirend ein junger Matrose. Ein alter, weißhaariger Herr steht vor ihm und spricht ihm eindringlich ins Gewissen. Der Katalog nennt das Bild „Mutterliebe". — Man durfte überrascht sein, dies selbe Bild im dritten und letzten Aufzug von Felix Philippi's Schauspiel „Der Dornenweg" auf der kühl modernen Bühne des Lessing-Theaters lebendig vor sich zu sehen!

Felix Philippi hat den Stoff, den der Katalog also erschöpfend mit „Mutterliebe" registrirt, in dramatisch äußerst wirksamer Weise bereichert und ergänzt. Der jetzt als junger Matrose aus der Fremde heimkehrt, hat vor Jahren den Kassenschrank seines Vaters bestohlen. Der Buchhalter ist auf einen Indizienbeweis hin unschuldig ins Zuchthaus gekommen. Die Mutter hat um die Schuld des Sohnes gewußt und hat geschwiegen. Weitere Komplikation: sie hat die Tochter des unschuldig Verurtheilten in ihr Haus genommen. Ihr älterer Sohn, der Rechtsanwalt ist, liebt das Mädchen und wird den Prozeß wieder aufnehmen. Dazu als stärkstes komplizirendes Moment das Rechts- und Rachebedürfniß des unschuldig Verurtheilten. Diese Stofffülle hat Felix Philippi in drei Akte zusammengedrängt.

Mit technischer Virtuosität hat er die entscheidenden, packenden Scenen auf die Bühne gerückt. Ueberall dramatische Steigerung und energischer Fortgang der Handlung. Und doch hat auch Philippi nur berichtet, nicht dargestellt.

Es ist eine Philisterwelt, in die Philippi's Drama führt. Zumeist sind es wohlhabende, harmlose, herzliche Menschlein. Selbst die Mutter ist durch ihre Leiden, vielleicht etwas stärker, nicht reicher geworden. Und Philippi hat nicht humorvoll liebend auf diese Menschlein hinabgeblickt, er hat sie höchst ernsthaft genommen, und hat — allzu erfolgreich! — auf die Philisterinstinkte des Publikums gewirkt. Aber nicht das ist das Entscheidende. Der Philister ist eine alltägliche und verachtete Blume im Garten der Menschheit, nicht darum dem Künstler die uninteressanteste. Aber in Philippi's Garten tragen die Blumen, an dem Stengel befestigt, lange Zettel, auf denen ihre ganze Vegetationsgeschichte sammt allen Bedingnissen gesunder Weiterentwicklung aufgezeichnet sind: ich meine, Felix Philippi's Menschen erzählen dauernd von ihren Handlungen und ihren Motiven. Ich handle so und handle deshalb so; du mußt so und mußt deshalb so handeln; das ist das Gesprächsthema, das in allen Scenen wiederkehrt. Seine Gestalten sprechen Relationen. Philippi ist ein Schriftsteller, der erzählt, daß seine Menschen leiden, nicht ein Dichter, der darstellt, wie sie leiden.

Und es ist ein trockener geschäftsmäßiger Aktenstil, in dem diese Relationen abgefaßt sind. Nur die „Idee" seines Dramas hat Philippi in das kokette Gewand eines poetischen Vergleiches gekleidet. Eine jede Familie gleicht einem Baume, meint Felix Philippi. Wie die meisten Bäume haben die meisten Familien ihren dürren Ast: einen verlorenen Sohn. Nun kommt es nur darauf an, den dürren Ast so lange und so liebevoll als möglich zu pflegen — meint Felix Philippi.

Das Lessing-Theater hat seinem Drama Pflege angedeihen lassen. Ruscha Butze in der Rolle der Mutter des verlorenen Sohnes versprach für dieses ihr neue Rollengebiet. Aber was vermag schauspielerische Darstellung, wenn der Dichter es nicht vermochte, seinen Stoff darzustellen?

Stoffe haben Fulda wie Philippi mit Glück ausfindig gemacht; es sind in ihren Händen Dramenstoffe gediehen. Weder Gärtner noch hingebungsvolle Mütter noch Schauspieldirektoren vermögen dürre Aeste grünen zu machen; das vermögen nur — Dichter.

Ernst Heilborn.

Essays von Michel de Montaigne. Ins Deutsche übertragen von Waldemar Dyhrenfurth. Breslau 1896. Verlag von Eduard Trewendt.

„Die Nation" brachte kürzlich (Jahrg. XII, Nr. 52) einen eingehenden Artikel über Montaigne in Anknüpfung an Paul Stapfer's Biographie dieses Philosophen in der Sammlung Grands Écrivains Français. Jetzt liegt eine neue deutsche Uebersetzung der Essays von Montaigne vor, die wir unsern Lesern empfehlen können. Montaigne zu übersetzen, ist nicht leicht. Den ganzen Reiz des Originals wiederzugeben, ist dem Uebersetzer nicht gelungen; aber das Geleistete ist annehmbar.

B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 6. Berlin, den 9. November 1895. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Am heutigen Tage, dem 9. November, ist ein Vierteljahrhundert verflossen, seitdem einer der bekanntesten Volksvertreter Deutschlands, Heinrich Rickert, zum ersten Male ins Parlament gewählt wurde, und zwar zunächst in den preußischen Landtag. Herr Rickert, der seit 1874 auch ununterbrochen dem Reichstage angehört, vertritt jetzt 25 Jahre im preußischen Abgeordnetenhause denselben Wahlkreis, seine Heimathstadt Danzig. Rickert's politische Haltung ist unseren Lesern zur Genüge bekannt. Wenige Politiker haben im Wandel der Zeiten und Parteien ihre ursprünglichen Grundsätze so zäh festgehalten, wie er, der nach einander in vier verschiedenen Fraktionen — in der nationalliberalen Partei, der Liberalen Vereinigung, der Freisinnigen Partei und der Freisinnigen Vereinigung — zu den führenden Männern gehörte. In jedem Parteiverbande sah er immer nur ein äußeres Instrument zur Verwirklichung jener entschieden liberalen Grundsätze, deren Sieg er im nationalen Interesse mit allen Kräften anstrebte. Daß nur durch ein vorurtheilsfreies Zusammenwirken **aller** liberalen Elemente dem Liberalismus wieder ein größerer Einfluß in Preußen und Deutschland verschafft werden kann, dieser Gedanke hat in ihm stets einen beredten Fürsprecher gefunden. Rickert's öffentliche Thätigkeit hat sich nicht auf die eigentliche Politik beschränkt. Die Politik bildet nur einen Theil seiner gemeinnützigen Wirksamkeit, die sich insbesondere Bildungs- und Humanitätsfragen von jeher mit unermüdlichem Eifer zuwandte. Die Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung und der Verein zur Abwehr des Antisemitismus stellen besonders deutlich diese Seite seines öffentlichen Wirkens dar. Es ist begreiflich, daß ein fighting man wie Rickert, mit so viel Temperament, Arbeitseifer und nobler Gesinnung, das Auf und Ab der Popularität gründlich kennen gelernt hat. Bei seinem fünfundzwanzigjährigen parlamentarischen Jubiläum ist nun das Bedürfniß, dem selbstlosen Manne ein lebhaftes Zeichen der Anerkennung für sein langjähriges öffentliches Wirken zu Theil werden zu lassen, in verschiedenen Kreisen spontan hervorgetreten. In seinem Wahlkreise, der Stadt Danzig, wird man den 9. November festlich begehen. Gesinnungsgenossen im ganzen Reiche aber haben zum 9. November einen Fonds in der Höhe von — bis jetzt — 45 000 Mk zusammengebracht, der Heinrich Rickert zur völlig freien Verfügung für ihm besonders am Herzen liegende politische und allgemeine Zwecke übergeben werden wird. Diese Zeitschrift, welche ja auch den Vorzug hat, den Jubilar zu ihren gelegentlichen Mitarbeitern zu zählen, stimmt in die Glückwünsche, die heute nach Danzig gerichtet sind, auf das Wärmste ein.

Herr Stöcker hat sich ganz nach Vorschrift benommen in seiner Stellungnahme gegenüber der Kriegserklärung, welche die Konservativen gegen die Christlich-Sozialen und die Christlich-Sozialen unter Herrn Naumann gegen die Konservativen geschleudert hatten. Herr Stöcker sagte sich jedenfalls Folgendes: Gebe ich die Christlich-Sozialen preis, dann bin ich den Konservativen preisgegeben; überwerfe ich mich mit den jungen Pastoren, so bin ich den Konservativen ausgeliefert und wer weiß, vielleicht kommen die alsdann einmal auf den unbequemen Einfall, mich zu Gunsten besserer Beziehungen mit den olympischen Höhen zu opfern. Dann wäre ich ohne jeden Stützpunkt; ich danke bestens für diese Aussicht. Andererseits empfiehlt es sich ebensowenig, daß ich mich den Christlich-Sozialen vollständig in die Arme werfe und die Kreuzzeitungskonservativen fahren lasse; auch dies wäre eine Thorheit, denn die Kreuzzeitungskonservativen sind noch immer eine solide Macht, und solche solide Macht, welche sich auf die Landräthe stützt, ist mir lieber, als feurige Gesinnungen, die sich auf sehr wenig oder auf gar nichts stützen. Daraus ergab sich, daß Herr Stöcker nur **einen** Ausweg wählen konnte: er gibt sich alle Mühe, es weder mit den einen noch mit den anderen zu verderben; und so ertheilt er in nichtssagendem Wortreichthum warme Anerkennung und milden Tadel nach beiden Seiten und ermahnt beide zur Einkehr und Einigkeit.

Gewiß läuft Herr Stöcker auf diese Weise Gefahr, sich zwischen zwei Stühle zu setzen; aber groß ist diese Gefahr doch nicht.

Die Konservativen dürfen nicht wagen, mit Herrn Stöcker zu brechen, dazu weiß er zu viel, und welche Gefahren solches Wissen eines rücksichtslosen Mannes bieten kann, das ist den Konservativen durch Herrn von Hammerstein in allzu eindrucksvolle Nähe gerückt.

Andererseits werden die jungen Christlich-Sozialen, ausgenommen einige Heißsporne, für das Märtyrerthum nicht gerade Begeisterung empfinden; und bei dem Zureden des Herrn Stöcker und bei der drohenden Geberde der von den Konservativen in Bewegung gesetzten Kirchenbehörden werden Viele die Vorsicht, diesen besten Theil der Tapferkeit, erwählen; dann bleibt Alles beim Alten. Es bleibt der Bund der Christlich-Sozialen mit den Kreuzzeitungsleuten, die Verquickung und Verflechtung dieser beiden Parteien, von denen die eine für die Großgrundbesitzer sorgt und die andere für die Hintersassen der Großgrundbesitzer nicht sorgen darf; worauf Herr Stöcker die Harmonie jener beider Richtungen proklamiren wird, die sich durch eine Politik des Scheines und eine Politik, die nichts weniger als Schein ist, so vortrefflich ergänzen.

Wiederholentlich haben wir darauf hingewiesen, daß Professor Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern", bei der Behandlung rein politischer Fragen, vor Allem auch den Sozialdemokraten gegenüber, vorurtheilslose und freiheitliche Anschauungen mit allem Nachdruck vertritt, und Herr Professor Delbrück halte gleichwohl sein politisches Standquartier bei den Freikonservativen. Als charakteristische Erscheinung ist es nun zu betrachten, daß Herr Professor Delbrück wegen einer seiner freimüthigen Kritiken eine Vorladung vor den Richter erhalten hat, „weil ein Verfahren wegen Beleidigung der politischen Polizei gegen ihn eingeleitet worden ist". Das ist die Einleitung eines Verfahrens. Herr Abgeordneter Liebknecht steht dagegen schon unter Anklage wegen seiner in Breslau auf dem Parteitage gehaltenen Rede. Von Liebknecht bis Delbrück ist zwar ein weiter Weg, aber in einer Zeit, wie der jetzigen, zeigen sich charakteristischer Weise scharfe oppositionelle Regungen selbst bei so loyalen und konservativen Männern wie Herr Delbrück einer ist, und die Folge ist, daß ein freikonservativer Professor von ähnlichen Schicksalsschlägen wie ein Sozialdemokrat bedroht ist.

Wir können noch hinzufügen, daß die sozialdemokratische „Thüringer Tribüne" wegen Abdruck des Artikels der „Nation"*) „Der Kaiser und die Sozialdemokratie" von Th. Barth gleichfalls eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung sich zugezogen hatte Das Blatt wurde wegen dieses Artikels freigesprochen; denn eine Argumentation, wie sie der Staatsanwalt sich zu eigen gemacht hatte, wies das Richterkollegium zurück; das wird unsere Leser, die den Artikel kennen, nicht überraschen.

Es regnet also politische Anklagen; dieser Regen wird nur eine Empfindung in der Bevölkerung befruchten: die oppositionellen Regungen.

Das neue radikale Kabinet in Frankreich hat eine Erklärung abgegeben, deren substantieller Gehalt sehr mäßig ist, während die Worte ziemlich unmäßig radikal klingen. Mit diesen Worten ist die Linke für einen Augenblick zufrieden gewesen; um so unzufriedener die gemäßigten Parteien. Jetzt beginnt auch die Linke sich langsam bereits alles dessen zu erinnern, was das Programm des Kabinets nicht enthält, so daß diesem eben geborenen Ministerium Niemand ein langes Leben, und nicht einmal an französischem Ministerleben gemessen, voraussagt.

Herr Lueger hat als Oberhaupt der Stadt Wien die Bestätigung des Kaisers nicht erhalten. Zwei Gründe haben augenscheinlich diese Entscheidung herbeigeführt. Einen Mann mit einer Vergangenheit, die sich aus Ahlwardt'schen und Stöcker'schen Elementen zusammensetzt, mochte man nicht in eine so hohe und verantwortungsvolle Stellung einsetzen; und man wollte vor Allem auch die Ungarn nicht brüskiren, die Herr Lueger gleich wie die Juden zu beschimpfen pflegte.

Da Herr Lueger dem Gipfel seines Strebens nicht näher gekommen ist, so wird die Folge sein, daß die antisemitische Bewegung, von Herrn Lueger gestachelt, in Oesterreich in erneute Heftigkeit losbricht. Mit den reinen Antisemiten gehen aber auch Theile der Klerikalen und Theile des Hochadels; auch mit der Gegnerschaft dieser Elemente wird das neue Kabinet zu rechnen haben und vielleicht folgt aus diesem Kampfe, daß das Kabinet eher eine Stütze bei den Liberalen suchen muß. Andererseits wird die Wirkung dieser Nichtbestätigung darin bestehen, daß die antisemitische Bewegung, wenn es geht, noch offener in katilinarisch-radikale Bahnen lenken wird bei ihrem Kampfe gegen das — „Judenkabinet".

Die Verhältnisse in der Türkei werden bedrohlicher und bedrohlicher; die zahlreichen blutigen Zusammenstöße in Kleinasien beweisen, daß elementare Kräfte in Bewegung gekommen sind. Diese Kräfte lassen sich nicht mehr beeinflussen und leiten; die Kabinette sind diesen Bewegungen gegenüber machtlose Zuschauer, und wenn man von London aus den armenischen Brand angezündet hat, so frißt er jetzt aus eigener Kraft weiter. Darin liegt die Gefahr.

Daß man in einer der europäischen Hauptstädte den Krieg will, ist ganz unwahrscheinlich; aber eine andere Frage ist es, ob Verwicklungen nicht unvermeidlich werden, obgleich man den Krieg nicht will. Jeder Zusammenbruch in der Türkei nöthigt stets ein halbes Dutzend Großmächte, die Frage zu entscheiden, was an die Stelle des Alten treten soll, und diese Frage braucht nur aufgeworfen zu werden, um zu den gefährlichsten Meinungsverschiedenheiten zu führen.

Daneben das Bestehen der offenen ostasiatischen Frage: die türkischen Angelegenheiten brauchen die Mächte nur ernstlich zu verstricken, um dann den Japanern den Gedanken recht nahe zu legen, eine neue Revision des Friedensvertrages vorzunehmen. Dann bricht auch diese Wunde im fernen Osten wieder auf.

Die Diplomatie wird nicht nur sehr vorsichtig und sehr klug sein müssen, um Unglück zu vermeiden; sie wird auch Glück haben müssen, damit ihre friedliche Arbeit nicht durch die bekannten unberechenbaren Zwischenfälle zu nichte gemacht werde.

* * *

Ruggero Bonghi.

Wie einer der Großen des Landes ist Ruggero Bonghi bei seinem Tode gefeiert worden. Auf Staatskosten wurde er beerdigt. Gemeinden umflorten die Sitzungssäle ihrer Rathhäuser. Vor dem Wagen, der den Apostel des Friedens zum Grabe trug, marschirten Soldaten. Die Zahl der Beileidskundgebungen, die der Familie des Verstorbenen nicht nur aus Italien sondern aus allen civilisirten Ländern, aus den Kreisen des Bürgerthums und aus denen des Adels, von hoch und niedrig gestellten Beamten, von politischen und unpolitischen Vereinen und gekrönten Häuptern zuging, ist Legion. Und doch war er keiner der Großen, die neue Wege betreten oder weisen, und deren Wirken der Nachwelt tiefe Spuren zurückläßt. Weder in den Hörsälen der Universitäten, noch auf den Rednertribünen der Parlamente wird sein Name nach einem Vierteljahrhundert noch genannt werden. Staubbedeckt und ungelesen werden seine zahlreichen Bücher in den Bibliotheken stehen. Kein Schüler wird die von ihm empfangenen Lehren weitertragen und nur in der Felsenstadt Anagni wird das Waisenhaus für arme Lehrertöchter, ein

*) Jahrgang 12 Nr. 19.

Denkmal seines guten Herzens, der Nachwelt seinen Namen erhalten. Wie ist es zu erklären, daß dieser Mann geehrt wird, wie man nur Männer zu ehren pflegt, die zu den Größten des Volkes gehören?

Es gab kein öffentliches Interesse in Italien, fast keines in Europa, für oder gegen welches Bonghi nicht die Feder oder das Wort ergriffen hätte. Der winzig kleine Mann, dessen trippelnder Gang schon eine ungewöhnliche Geschäftigkeit verrieth, nußte bei Allem dabei sein. Er schien geradezu mit seiner Vielseitigkeit zu kokettiren. Schon sein erstes Buch, die Uebersetzung des Filebos, des platonischen Dialogs, griff in die Sphären zweier Wissenschaften: der Philologie und der Philosophie. Er gab es, kaum der Schule entwachsen, ein Achtzehnjähriger, heraus. Ungewöhnlich jung wurde er mit einer politischen Aufgabe betraut, deren Erfüllung langjährige diplomatische Erfahrungen voraussetzte. Er wurde Sekretär der Kommission, die sich im Auftrage des Königs von Neapel an den Verhandlungen über eine italienische Liga gegen Oesterreich betheiligen sollte. Seitdem hielt sich Bonghi, als Zwanzigjähriger in die Geheimnisse einer intriganten Diplomatie eingeweiht, für berufen, bei allen politischen Ereignissen mitzureden. Seine publizistische Thätigkeit beschränkte sich nicht auf Italien, sondern dehnte sich bald auf die angesehensten Zeitschriften Englands, Frankreichs und Deutschlands aus; so wurde er über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus schneller und weiter bekannt als viele seiner einflußreicheren und verdienstvolleren Landsleute.*) Das wäre nicht möglich gewesen, wenn seine Schriften sich nicht vor denen anderer italienischer Publizisten ausgezeichnet hätten. Was sie von anderen unterschied, war aber weder die Gründlichkeit der Untersuchung, noch die Tiefe der Gedanken, noch die Schönheit der Form; sondern die Originalität des Urtheils und der Ausdrucksweise. Bonghi gab sich immer den Anschein, als ob er die Stimme des gesunden Menschenverstandes zur Geltung bringen wollte, und sprach in möglichst einfacher Weise, in einem fast vertraulichen Tone die paradoxesten Urtheile aus. Ueber die schwierigsten Probleme äußerte er sich mit einer geradezu verblüffenden Leichtherzigkeit wie jener Examinant, der seine Antworten immer mit der Phrase: „Nichts leichter als dieses“ einleitete. Und dann trug er oft die absonderlichsten Dinge vor, als ob sie ganz selbstverständlich wären, und Jeder, der sich das Problem nur ebenso klar machte wie er selbst, zu demselben Resultate kommen müßte. Er hatte ein weniger tiefes als breites Wissen; eine große Menge von Einzelnheiten hielt er mit erstaunlichem Gedächtniß fest; aber er wurde mit seiner Gelehrsamkeit nie aufdringlich, sondern gab sich vielmehr den Anschein, als ob er seine umfangreichen Kenntnisse für kein besonderes Verdienst hielte. In einem Volke, das die Gründlichkeit weniger bewundert als die Vielseitigkeit, mußte ein Mann wie Bonghi bald Aufsehen erregen und Ansehen gewinnen. Der Fruchtbarkeit seiner publizistischen Thätigkeit, der Allgegenwärtigkeit seiner Feder, der Originalität seiner Ausdrucksweise, nicht aber der Tiefe seiner Gedanken oder der schöpferischen Kraft seiner Arbeit verdankt es Bonghi, daß er bei seinem Tode gefeiert ward wie einer der Geisteshelden seines Landes.

Vergebens wird man in dem Lebensgang dieses merkwürdigen Mannes eine bestimmte Richtung, einen mächtig treibenden Gedanken suchen. Seine Thätigkeit springt von einem Gebiet aufs andere und sein Urtheil ändert sich wie seine Launen. Es kann Niemand sagen, ob er Philosoph, Philologe, Historiker oder Nationalökonom war. Er hat Plato und Aristoteles übersetzt und Kollegien über Logik an der Universität von Pavia gelesen. Er hinterläßt zwei Bände einer Geschichte Roms, in der er gegen Mommsen polemisirt, als ob er auf die Widerlegung dieses geistigen Riesen ebenfalls das Sprüchlein: „Nichts leichter als dieses“ anwenden wollte. An den Universitäten von Florenz, Neapel und Rom las er über alte, mittlere und neuere Geschichte. Seine Kollegien waren besucht, aber Schüler hat er nirgends herangezogen. Am segensreichsten hat er auf dem Gebiete der Unterrichtsverwaltung gewirkt; hier wenigstens hat er immer bestimmte Gedanken konsequent verfolgt, sowohl als Schriftsteller, wie als Abgeordneter und Minister: die Wiederbelebung der klassischen Studien an den höheren Lehranstalten und die strenge Sonderung von Kirche und Schule. Als Unterrichtsminister im Ministerium Minghetti hat er es durchgesetzt, daß dem Griechischen und Lateinischen im Lehrplan der Gymnasien wieder ein breiterer Raum angewiesen wurde. Er hatte auch den Muth, auf Gymnasien und Universitäten eine strengere Disziplin einzuführen; aber seine Maßregeln, die nicht nur einem pädagogischen, sondern auch einem wissenschaftlichen Bedürfniß entsprachen, wurden für drakonisch erklärt und zum größten Theil von furchtsameren Nachfolgern wieder abgeschafft. Seine letzte Regierungshandlung war die Aufhebung der sogenannten vatikanischen Universität im Palazzo Altemps, in der nach seiner nicht unbegründeten Ueberzeugung Staatsfeinde erzogen wurden.

Seine politische Thätigkeit war ebenso wenig von großen, erwärmenden Gedanken beherrscht, wie seine wissenschaftliche Arbeit. Er gehörte zur konservativen Partei, zur sogenannten historischen Rechten, und hat auch im Allgemeinen die politischen Anschauungen vertreten, die in der Schule Cavours hochgehalten wurden. Aber wenn es ihm gerade die Laune eingab, sehr oft wohl aus Freude am Widerspruch, bekämpfte er die Gesinnungsgenossen mit so großer Heftigkeit wie nur irgend ein Radikaler. Am folgerichtigsten war noch sein Urtheil über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche. Aber auch auf diesem Gebiet, auf dem er vielleicht am meisten bewandert war, hat er keinen schöpferischen Gedanken entwickelt. Man nennt das Garantiegesetz, das nach der Eroberung Roms dem Papst die vollkommene Freiheit in der Ausübung seiner religiösen Befugnisse gewährleisten sollte, meist sein Werk. Dieses Gesetz war aber, wie es im Jahre 1871 von der Kammer angenommen wurde, fast identisch mit dem zehn Jahre früher von Cavour und Diomede Pantaleoni ausgearbeiteten und später von Ricasoli ergänzten Entwurf. Freilich hat Bonghi in den Debatten über das Gesetz als Berichterstatter der parlamentarischen Kommission eine hervorragende Rolle gespielt und bei dieser Gelegenheit seine bedeutendsten parlamentarischen Reden gehalten. Aber er ist nicht der Vater, sondern nur der Geburtshelfer des Garantiegesetzes gewesen.

Als im Jahre 1887 Papst Leo XIII. am 23. Mai jene merkwürdige Rede im Konsistorium hielt, in der er seiner Freude über die Beendigung des Kulturkampfes in Preußen Ausdruck gab und im Zusammenhang damit zum ersten Mal den Wunsch aussprach, daß auch Italien, das Land, das seinem Herzen so nahe stehe, sich mit dem Papstthum aussöhnen möge, da gehörte Bonghi zu denen, die glaubten, daß auch ohne Aufopferung Roms eine Versöhnung zwischen Kirche und Staat in Italien möglich sei, und setzte in der Nuova Antologia und in der Revue internationale sofort auseinander, welche Zugeständnisse man dem Papste machen könne, um diese Versöhnung, die für Italien eine Lebensfrage sei, herbeizuführen. Die alljährlich dem Papst zu gewährende Rente will er in Grundbesitz umwandeln; die Souveränität des Papstes soll innerhalb der Grenzen, die das Garantiegesetz zieht, besser definirt werden, die Priester und solche, die es werden wollen, sollen vom Waffendienst befreit werden, über die Erhaltung und Verwaltung des Kirchenbesitzes soll im Einverständniß mit dem Vatikan entschieden werden, die Gesetzgebung über die religiösen Orden soll in kirchlichem Sinne umgestaltet und das Garantiegesetz soll in die Verfassung aufgenommen oder in ein Konkordat umgewandelt werden. Die Entrüstung über diese Zugeständnisse in den Kreisen der Radikalen war damals gewiß nicht größer als die Heiterkeit über die Hoffnungen die der Versöhnungsapostel an sie knüpfte, im Vatikan. Leo XIII. hatte in jener Allocution sich so ausgedrückt: „Der einzige Weg zur Versöhnung ist die Herstellung eines Zustandes, in dem der Papst keiner Gewalt unterworfen ist und vollkommene Freiheit genießt, wie es schon das elementarste Gerechtigkeitsgefühl verlangt.“ Nur ein so sophistischer

*) Dazu trug auch seine eifrige Theilnahme an allen internationalen Friedenskongressen bei.

Geist wie der Bonghis konnte verkennen, daß die hier von Leo XIII. aufgestellte Bedingung nur eine Umschreibung der alten Forderungen war. Weil der Papst diesmal nicht ausdrücklich auseinandersetzte, was er schon zwanzig Mal gesagt hatte, daß nämlich eine vollkommene Freiheit des Oberhauptes der Kirche ohne Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft undenkbar sei, glaubte Bonghi, Leo XIII. habe in seinem Herzen schon auf diese Bedingung verzichtet und würde seine Freiheit für gesichert halten, wenn man dem Garantiegesetz eine größere Dauerhaftigkeit gegeben habe. Es offenbart diese Auffassung der päpstlichen Worte eine so große Unkenntniß der im Vatikan beliebten Methoden, ein so oberflächliches, von der Form viel mehr als vom Inhalt beeinflußtes Urtheil, daß Bonghis Verhalten bei dieser Gelegenheit allein schon beweisen kann, wie wenig geschickt er war, eine große politische Rolle zu spielen. In die damals gewonnene Ueberzeugung hat er sich fest eingesponnen und ist, ich glaube nicht am wenigsten deshalb, weil sie so leidenschaftlich bekämpft wurde, bis zu den letzten Jahren seines Lebens ein eifriger Verfechter der Versöhnungspolitik geblieben. Aber auch in dieser einzigen politischen Frage, in der er konsequent zu sein schien, hat er ganz kürzlich unvermittelt und ohne eine rechte äußere Veranlassung einen fast entgegengesetzten Standpunkt eingenommen. In seiner letzten politischen Rede — er hielt sie im konstitutionellen Verein in Neapel am 16. September — sagte er: „In den letzten Kongressen haben die Klerikalen klar und frech gesprochen, sie haben gesagt, man müsse Rom dem Papst wiedergeben." Wie eine Offenbarung kommt diese Erklärung der Klerikalen die wohl außer Bonghi keinem Menschen in Europa neu war, über den Propheten der Versöhnung, und er, der die Kirchengesetzgebung Italiens immer noch freiheitlicher gestalten wollte, als sie schon ist, knüpft an die ihm so spät gewordene Erkenntniß den Wunsch, daß sein Garantiegesetz in antiklerikalem Sinne geändert werde.

Auf dem Gebiete der äußeren Politik hat er sich von dem ihm angeborenen Haß gegen die Deutschen immer leiten lassen. Es ist kein Wunder, daß der Neapolitaner sich mehr zum Franzosen hingezogen fühlt; das ist eine Sache des Temperaments. Aber Bonghi wird durch sein Temperament zu den schiefsten historischen und politischen Urtheilen fortgerissen. So flößt ihm Bismarck einen ungeheuren Respekt ein, obwohl er ihm in tiefster Seele verhaßt ist. Weil er aber nicht umhin kann, ihn zu bewundern, schreibt er in einem seiner Aufsätze den unsinnigen Ausspruch nieder: „Bismarck ist unter den Deutschen derjenige, der am meisten vom Franzosen in sich hat.*)" Ganz wie die französischen Schriftsteller und Politiker macht Bonghi Preußen für den Krieg von 1870 verantwortlich.

Er beschuldigt Bismarck, den Grundsatz: „Macht geht vor Recht", der durch die Kriege Napoleons III aus der Welt geschafft worden sei, wieder zur Herrschaft gebracht zu haben, als ob die Wiederherstellung der Einheit Deutschlands nicht gerade die Erfüllung einer Forderung des Rechts gegen die Macht gewesen wäre. In einem und demselben Aufsatz**) sagt er, daß Frankreich mit den ihm im Jahre 1815 gegebenen Grenzen nicht zufrieden gewesen sei und sie mit vollem Recht habe ausdehnen wollen, und wenige Seiten weiter, daß Napoleon immer gegen die ihm benachbarten Staaten einschließlich Preußens das herzlichste Wohlwollen und die freundlichste Gesinnung gehegt habe. Die Annexion von Elsaß und Lothringen erklärt er für das größte Verbrechen der neueren Geschichte und die Eroberung von Nizza und Savoyen durch Frankreich für einen wahren und wirklichen Fortschritt. Und er macht diesen Unterschied deshalb, weil diese Abtretung durch eine Volksabstimmung sanktionirt worden sei, jene Eroberung aber nicht.

Eine merkwürdige Illustration zu dieser Behauptung liefert ein Ereigniß dieser Tage. Der Präfekt des Departements Alpes maritimes hat die Aufführung der italienischen Oper Gioconda verbieten lassen, weil bei der in Nizza herrschenden Stimmung die Aufführung dieses Werkes, das jeden politischen Charakters entbehrt, irredentistische Gelüste erwecken könnte. Seit fünfunddreißig Jahren gehört Nizza Frankreich und noch fürchten französische Beamte, daß schon der Klang der italienischen Sprache das Stammesgefühl einer Bevölkerung wieder erwecken könne, die durch „freie" Abstimmung ihren Anschluß an Frankreich sanktionirt hat. Es ist wie ein lächerlicher Zufall, daß man an dem Abend, an dem die Gioconda in Nizza verboten wurde, in Straßburg Halévy's Jüdin aufführte.

In demselben Aufsatz behauptet Bonghi, daß Deutschland seine ganze Civilisation den französischen Waffen verdanke, und daß es keine größere Lüge gebe, als die von der friedlichen Natur des deutschen Volkes, das nicht nur streitsüchtig und kriegliebend, sondern eroberungssüchtiger sei als alle anderen Völker. Diese historischen Irrthümer sind zu groß und zu augenfällig, als daß sie eine andere Quelle haben könnten als blinden Haß. Die auf ihnen in jenem Artikel begründeten Weissagungen sind auch sammt und sonders, wie übrigens die meisten Prophezeihungen Bonghi's — und er prophezeite stets mit selbstbewußter Sicherheit — nicht eingetroffen.

Bonghi war immer ein treuer Anhänger der savoyischen Dynastie und ein gern gesehener Gast im Königshause. Das hinderte ihn aber nicht, dem Könige gründlich die Wahrheit zu sagen. Eine absolute Furchtlosigkeit war einer seiner sympathischsten Charakterzüge. Als die Mißregierung des Ministeriums Giolitti die größten Gefahren für Italien heraufbeschwor, da hielt er sich für berufen, die Monarchie gegen den König selbst in Schutz zu nehmen. Er schrieb den Aufsehen erregenden Artikel über das Amt des Herrschers in einem freien Staate*), in dem er, ein Macchiavelli des neunzehnten Jahrhunderts, den Königen der parlamentarischen Staaten den dringenden Rath gab, ihre Befugnisse nicht durch die Parlamente vernichten zu lassen. „Der Fürst", so schried er in diesem Artikel, „ist der Kammer gegenüber ein Zeiger geworden, der auf einem Quadranten stehen bleibt, wenn ein innerer Mechanismus das Zeichen dazu gibt." Trotzdem seine Rathschläge ganz allgemein gehalten waren, wußte Jedermann, an wessen Adresse sie sich richteten. Er nannte den König den Wächter über die Moralität des Ministeriums und erklärte, daß er nicht gebunden sei, sich von der Kammer einen Ministerpräsidenten aufdrängen zu lassen, der ihm nicht gefiele, oder, der unwürdig sei, das höchste Staatsamt zu bekleiden. Auch bei der Ernennung der Senatoren habe er das entscheidende Wort zu sprechen, damit Niemand für Geld Senator werden könne. Diese moralische Ueberwachung des Ministeriums sei um so nothwendiger, als durch den beständigen Ministerwechsel in konstitutionellen Staaten die Gefahr der Korruption so groß sei. Es läßt sich denken, wie solche nicht mißzuverstehende Anspielungen die damaligen Minister, die sich durch sie getroffen fühlten, erbittern mußten. Man wollte den allen galligen widerborstigen Mann seines Amtes im Staatsrathe entsetzen. Das wäre ein furchtbarer Schlag für ihn gewesen, denn die 9000 Lire, die er als Mitglied dieser überflüssigen Behörde bezog, waren die materielle Grundlage seiner Existenz. Der Staatsrath selbst willigte nicht in die Absetzung. Aber der Quirinal blieb dem „unberufenen Präzeptor" des Monarchen eine Zeit lang verschlossen. Das kann man begreifen, wenn man in diesem Artikel folgenden Satz liest: „Den Völkern gefällt es nicht, daß der Sproß einer alten Dynastie blindlings gehorche und vom Ersten Besten an der Leine geführt wird, den im Anfang Niemand kennt und den später, wenn man weiß, wer er ist, Fürst und Bürger verachten."

Man sieht aus diesem Beispiel, daß Bonghi kein Blatt vor den Mund nahm und seine Ueberzeugung, so wandelbar sie war, nicht verleugnete. Und wie in seinen Schriften, so

*) L'alleanza prussiana e l'acquisto della Venezia. Nuova Antologia. Januar 1869.

**) Il Bismarckismo Nuova Antologia 1870.

*) L'ufficio del principe in uno Stato libero Nuova Ant. Januar 1893.

im Parlament. Er war im Stande dort den eigenen Parteigenossen die größten Grobheiten zu sagen ohne Rücksicht auf den Erfolg der Sache, die er vertrat. Abgesehen von der parlamentarischen Taktik, in der er einer der Ungeschicktesten war, hatte seine Beredsamkeit, was die Form anbetrifft, einige Aehnlichkeit mit der Windhorst's. Er sprach geistreich und witzig, aber nicht mit der fortreißenden Leidenschaft, über die die Redner verfügen müssen, die in romanischen Staaten nachhaltigen Einfluß gewinnen wollen. Er liebte die Unterbrechungen, und seine Antworten auf Zwischenrufe wirkten oft wie Peitschenhiebe. Den Gegenstand erschöpfte er selten und wie sein Wissen gingen seine Reden mehr in die Breite als in die Tiefe. Er sprach das Italienische mit einem fremdländischen Accent, an den man sich erst gewöhnen mußte. In Gesellschaften war er ein liebenswürdiger Causeur und ein allen Damen höchst willkommener Tischnachbar, obwohl er durch äußere Reize nicht wirken konnte. Er soll selten den Abend im Kreise seiner Familie zugebracht haben, sondern von einem Salon zum andern gewandert sein.

Der Senator Finali sagte bei der während der Septemberfeste stattgehabten Enthüllung des Minghettidenkmals, daß er von Minghetti's Ehrenhaftigkeit nicht reden wolle, weil man sie nur in korrumpirten Zeiten für ein Verdienst halte. Wenn ich am Schlusse hervorhebe, daß Bonghi nie das Wort im Parlamente ergriffen, nie einen einzigen von den Tausenden von Artikeln, die er für Zeitungen und Zeitschriften aller Länder verfaßte, geschrieben hat, um sich einen materiellen Vortheil zu verschaffen, so folge ich nur dem Beispiele der italienischen Presse.

Die Mußestunden — es ist schwer zu begreifen, wie der unermüdlich thätige, dessen Schriften eine Bibliothek füllen und der mit Ehrenämtern überhäuft war, solche finden konnte — widmete er dem wohlthätigen Werk, dessen wunderbares Gedeihen die Freude seines Alters war, dem Waisenhause in Anagni. Bei der Einrichtung desselben, der Aufstellung der Lehrpläne, der Eintheilung der Beschäftigung, der Auswahl der Lehrkräfte und auch im persönlichen Verkehr mit seinen kleinen Lieblingen hat er große pädagogische Talente bekundet. Man möchte, wenn man diese Musteranstalt sieht, fast bedauern, daß er sich dem pädagogischen Berufe nicht gewidmet hat. Das Waisenhaus in Anagni wird jedenfalls alle seine anderen Werke überdauern.

C. Mühling.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Auf Befehl.

Nachdem kürzlich ein Oberstaatsanwalt in öffentlicher Gerichtssitzung die Ansicht vertreten hat, daß das letzte Sedanfest „auf Befehl" des Kaisers gefeiert worden sei, dürfen wir uns nicht weiter wundern, daß die Volksschullehrer zu Husum von der Regierung in Schleswig in Ordnungsstrafen von 20—50 Mark genommen sind, weil sie dem „Wunsche" des Ortsschulinspektors Pastor Schwartz, am Sedantage gemeinschaftlich an der Spitze der Schulabtheilung im Festzuge zu marschiren, nicht nachgekommen waren. Die Lehrer hätten sich sagen müssen, daß da, wo man nicht befehlen kann, schon der bloße Wunsch ein Befehl ist; und „Gehorsam ist des Christen Schmuck".

Deutschland und insbesondere Preußen ist das Land der Befehle. Es wird mehr regiert, als nöthig ist. Darin liegt eine ernste politische Gefahr, denn je mehr befohlen wird, um so unwilliger wird gehorcht. Zwang ist immer ein schlechter Ersatz für Freiwilligkeit. Wo es sich aber um Gefühle, um Gesinnungen handelt, da wird durch Zwang nur Widerspruch oder Heuchelei geschaffen. Wer Frömmigkeit erzwingen will, zieht Tartuffes heran, wer keinen Widerspruch vertragen kann, wird seinen Umgang auf Speichellecker beschränken müssen, und wer einen feinfühligen Menschen in der freien Wahl, ein Nationalfest zu begehen oder nicht, behindert, bewirkt, daß die zur Illumination bereiten Lichter nicht angezündet werden. Unseres Erachtens hätte deshalb der Schulinspektor einen Verweis verdient, weil er jenen Wunsch-Befehl äußerte.

Aber selbst wenn man auch die Verletzung von berechtigten Gefühlen der zum Gehorsam Aufgeforderten außer Betracht läßt und nur die äußere Wirkung in Rechnung zieht, in welchem Lichte werden in Zukunft Aeußerungen des Patriotismus und der Loyalität erscheinen, wenn durch einen so schlecht angebrachten Uebereifer häufiger der Verdacht hervorgerufen wird, die „Mache" spiele bei derartigen Kundgebungen eine Rolle? Wenn heute der Kaiser irgendwo erscheint, so erfahren wir regelmäßig durch das Wolff'sche Telegraphen-Büreau, daß er mit stürmischem Jubel von der Bevölkerung empfangen ist. Es liegt gewiß nicht im Interesse des Monarchen, daß durch Vorgänge, wie den aus Husum berichteten, das Volk zu der Erwägung verleitet werde, ob in solchem Jubel auch „Jubel auf Wunsch" stecke. Bisher nahm man bei uns an, daß derartige behördliche „Wünsche" nur in Rußland und ähnlichen Ländern üblich seien. Welcher freidenkende Staatsbürger wird ferner noch Neigung verspüren, sich an patriotischen Festen zu betheiligen, wenn er Gefahr läuft, als Jemand angesehen zu werden, dessen Begeisterung kommandirt ist. Begeisterung ist keine Heringswaare; und deshalb soll man nicht versuchen, sie auf Bestellung zu liefern.

Es hat Zeiten gegeben, wo man sich auf Kommando auch national entrüstete. Wenn man sich jetzt außerdem auf Befehl national begeistert, so bleibt den anständigen Leuten nichts weiter übrig, als jene beredte Zurückhaltung zu üben, wie sie einer aufdringlichen Claque im Theater gegenüber seitens des nicht bezahlten Publikums die Regel bildet. Pflegt es schon nicht angenehm zu sein, als den entrepreneurs du succès dramatique zugehörig zu gelten, wie viel empfindlicher ist es, mit den entrepreneurs du succès politique verwechselt zu werden. Deshalb — nicht zu viel Eifer!

Junius.

Das bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich.

IV.

Grundlage des Familienrechts ist die Ehe. Sie ist nach bestehendem deutschen Reichsrecht (Ges. v. 6. Februar 1875) eine bürgerliche Einrichtung. Der Entwurf hat den Boden des Reichsrechts nicht verlassen. Ein in der Kommission unternommener Vorstoß gegen die obligatorische Civilehe wurde mit großer Mehrheit zurückgeschlagen. So bietet das Eheschließungsrecht des Entwurfs nur verhältnißmäßig geringfügige Abweichungen von dem geltenden Rechte. Die Aenderung des Zeitpunkts der Ehemündigkeit des Mannes ist bereits bei der Besprechung des Personenrechts erwähnt. Das Erforderniß einer Einwilligung des Vaters bezw. der Mutter ist für Kinder beiderlei Geschlechts gleichmäßig bis zum 25. Lebensjahre aufgestellt, während jetzt noch für die Tochter das 24. Lebensjahr die Grenze bildet. Während der Minderjährigkeit des Kindes ist gegen die Verweigerung des elterlichen Konsenses kein Rechtsbehelf gegeben; für volljährige Kinder hat das Vormundschaftsgericht auf Antrag die Einwilligung zu er-

setzen, wenn sie ohne wichtigen Grund verweigert wird (§§ 1211—1214). Die dem natürlichen Gefühl widerstreitende Befugniß des Kindes gegen den Vater oder die Mutter im Wege des Prozesses die Einwilligung zu erzwingen (§ 32 des Reichsgesetzes), ist damit beseitigt, wie überhaupt im gesammten Familienrechte des Entwurfs vielfach die Entscheidung von Streitigkeiten der Vormundschaftsbehörde an Stelle des Prozeßrichters mit glücklichem Takt übertassen wird. — Auch an einem Versuche, die gesetzlichen Ehehindernisse über das bestehende Recht hinaus im Sinne des kanonischen Rechts zu erweitern, hat es in der Kommission nicht gefehlt; derselbe ist jedoch im Wesentlichen ebenso gescheitert, wie der Angriff gegen die obligatorische Civilehe. Hinzugefügt ist nur: das Verbot einer neuen Ehe, wenn der andere Ehegatte zwar für todt erklärt, die Todeserklärung aber vor Ablauf von zehn Jahren im Wege der Klage angefochten wird, bis zur Erledigung dieses Rechtsstreits, sowie einer Ehe zwischen Personen, von denen die eine mit Eltern, Voreltern oder Abkömmlingen der anderen Geschlechtsgemeinschaft gepflogen hat. Die Angemessenheit dieser Erweiterung wird schwerlich auf Widerspruch stoßen, zumal davon nur äußerst seltene Fälle betroffen werden. Aufgenommen ist auch das vom Reichsgesetz zwar nicht vorgeschriebene aber zugelassene Erforderniß einer vorgängigen Auseinandersetzung mit minderjährigen Kindern aus einer früheren Ehe behufs Eingehung einer zweiten Ehe (§ 1220), während hinsichtlich der besonderen Erlaubniß für Militärpersonen und Beamte auf die Landesgesetze verwiesen ist (§ 1221). Nicht aufgenommen ist dagegen das lediglich im Interesse einer bevormundeten Person bestehende Verbot der Eheschließung eines Mündels mit dem Vormunde und dessen Kindern während der Dauer der Vormundschaft (§ 37 des Reichsgesetzes), da der Vormund ohnedieß zu einer solchen Eheschließung nicht die erforderliche Genehmigung ertheilen darf, diese vielmehr durch einen besonderen Pfleger zu ertheilen ist, wobei das Interesse des Mündels genügend gewahrt erscheint; das Fortbestehen der Vormundschaft aber unter Umständen zweckdienlich sein kann. Die verschiedenen gesetzlichen Ehehindernisse haben bekanntlich keine gleichmäßige Bedeutung. Insgesammt wohnt ihnen allerdings aufschiebende Wirkung bei, indem der Standesbeamte, dem ein Ehehinderniß bekannt wird, die Eheschließung zu verweigern hat. Aber nicht alle Ehehindernisse haben die (sogenannte trennende) Wirkung, die Auflösung einer bereits geschlossenen Ehe herbeizuführen oder zu ermöglichen. Das Reichsgesetz hat die Regelung dieser Fragen im Allgemeinen dem Landesrecht überlassen, und nur bezüglich des — durch den Entwurf beseitigten — Eheverbots zwischen Vormund und Mündel und des erforderlichen Ehekonsenses für Militärpersonen und Beamte die trennende Wirkung ausdrücklich ausgeschlossen. Im letzteren Punkt stimmt der Entwurf mit dem geltenden Recht überein; auch den obenerwähnten, neu hinzugekommenen Ehehindernissen sowie dem Mangel der elterlichen Einwilligung oder des Auseinandersetzungszeugnisses ist nur aufschiebende Kraft beigelegt. Alle übrigen Ehehindernisse haben trennende Wirkung und zwar — mit einer einzigen Ausnahme — in dem Maße, daß die Ehe nichtig ist und vom Gericht als nichtig erklärt werden muß, wenn einer der Ehegatten oder die Staatsbehörde (nach der Civilprozeßordnung der Staatsanwalt) von Amtswegen die Nichtigkeitserklärung im Wege der Klage verlangt (§§ 1232—1234). Nur bei der Ehe einer in der Geschäftsfähigkeit beschränkten Person hat der Mangel der Einwilligung des gesetzlichen Vertreters nicht eine so weitgehende Folge; vielmehr wird in diesem Falle nur dem gesetzlichen Vertreter und dem Ehegatten, welcher der Einwilligung desselben bedurft hätte, nicht dem anderen Theil binnen einer bestimmten Frist eine Anfechtungsklage gewährt (§ 1239). Eine gleiche Anfechtungsklage findet statt, wenn die Eheschließung durch Irrthum über das Wesen des Akts, über die Person oder solche persönliche Eigenschaften oder persönliche Verhältnisse des anderen Ehegatten, veranlaßt ist, „die ihn bei Kenntniß der Sachlage und bei verständiger Würdigung des Zwecks der Ehe von der Eheschließung abgehalten hätten" (§ 1240, 1241); ferner wenn ein Ehegatte zur Eingehung der Ehe durch widerrechtliche Drohung oder durch arglistige Täuschung über Umstände bestimmt worden ist, die geeignet waren, ihn bei verständiger Ueberlegung von der Eheschließung abzuhalten.

Der Rahmen, innerhalb dessen hier die Anfechtung einer Ehe wegen bloßen Irrthums zugelassen wird, ist anscheinend außerordentlich weit. „Persönliche Eigenschaften, die bei verständiger Würdigung des Zwecks der Ehe" in Betracht kommen, — diese auch schon von dem ersten Entwurf gewählte Fassung ist einer sehr laxen Auslegung fähig, noch mehr gilt dies von den „persönlichen Verhältnissen". Daß der letztere Ausdruck nicht auch einen Irrthum in den Vermögensverhältnissen treffen soll, ist zwar unbedenklich; einer solchen Annahme wird durch das Wort „persönlich" entgegengetreten; immerhin bleibt aber noch ein sehr großer Spielraum für die Auslegung übrig. Im gemeinen Rechte ist die Anfechtung der Ehe wegen Irrthums in den persönlichen Eigenschaften — abgesehen von dem Virginitätsmangel bei der Frau — nicht anerkannt; im französischen Rechte ist die Frage sehr bestritten; das sächsische Gesetzbuch läßt nur bestimmte einzelne Fälle als Anfechtungsgründe zu; noch enger ist die Auffassung des österreichischen Gesetzes; nur das Preußische Allgem. Landrecht billigt ganz allgemein die Anfechtung einer Ehe wegen Irrthums in wesentlichen Eigenschaften der Person, wenn solche ausdrücklich zugesagt oder gewöhnlich vorausgesetzt werden. Die Praxis hat jedoch von dieser Bestimmung immer nur einen sehr maßvollen Gebrauch gemacht, und man darf hoffen, daß so auch in Zukunft bei der Anwendung des neuen bürgerlichen Gesetzes werde verfahren werden. Die Fassung würde es freilich nicht verbieten, z. B. der Anfechtung einer kinderlosen Ehe schon aus dem Grunde stattzugeben, daß die Frau nicht vollkommen genug organisirt sei, um Kinder zur Welt zu bringen, obwohl dies dem allgemeinen Rechtsbewußtsein offenbar widerstreiten würde. Eine solche Möglichkeit war nach der Fassung des ersten Entwurfs nahezu ausgeschlossen, weil dieser die Anfechtung nur dann zulassen wollte, wenn der Mangel dem anderen Theile bekannt und von ihm verhehlt worden war. Bei der Erweiterung des Anfechtungsrechts in der zweiten Lesung hat man der juristischen Kritik nachgegeben — ob mit Recht, ist sehr zweifelhaft; doch kann man sich dabei in dem Gedanken beruhigen, daß die entsprechende Vorschrift des Allgem. Landrechts zu keinen Unzuträglichkeiten geführt hat. In jedem Falle aber wäre es wünschenswerth, daß der Irrthum in „persönlichen Verhältnissen" als Anfechtungsgrund ausgemerzt werde. Die Motivirung dieses — ebenfalls schon dem ersten Entwurf angehörigen — Zusatzes damit, daß es in einer Reihe von Fällen zweifelhaft sein könne, ob man dem Ehegatten einen erheblichen Umstand als Eigenschaft anrechnen darf, z. B. daß er als Katholik bereits einmal sich habe scheiden lassen, daß er seinen Glauben gewechselt habe u. s. w., scheint auf einer hier wenig angebrachten juristischen Bedenklichkeit zu beruhen. Man dürfte es getrost bei dem Irrthum in den „persönlichen Eigenschaften" belassen, auf welchen sich das Allgem. Landrecht und die ihm zu Grunde liegende freieste Doktrin beschränkt hat und womit die Praxis bisher völlig ausgekommen ist.

Die Form der Eheschließung vor dem Standesbeamten schließt sich im Wesentlichen an das bestehende Reichs-Recht an (§ 1226); doch ist die Zuziehung von Zeugen und die vorgeschriebene Befragung der Verlobten durch den Standesbeamten nicht absolutes Erforderniß der Gültigkeit des Akts. Unbedingt nöthig ist nur die persönliche und gleichzeitige Anwesenheit der Verlobten, ihre vorbehaltlose Erklärung, daß sie die Ehe und zwar sofort mit einander eingehen wollen und der Ausspruch des Standesbeamten, daß er die Ehe für geschlossen erklärt. Beim Mangel eines dieser Erfordernisse ist die Ehe nichtig, was aber (wie auch in allen sonstigen Fällen von Ehenichtigkeit) nur im Wege des Prozesses durch eine gericht-

liche Nichtigkeitserklärung festgestellt werden kann, so lange die Ehe nicht aus einem anderen Grunde aufgelöst ist. Ausgenommen ist nur der Fall, wenn die Ehe schon in das Heirathsregister eingetragen ist und die Ehegatten nach der Eheschließung zehn Jahre als Eheleute mit einander gelebt haben. In diesem Ausnahmefalle gilt die Ehe trotz des Formmangels der Eingehung als von Anfang an gültig. Andererseits bedarf es zur Geltendmachung der Nichtigkeit keiner gerichtlichen Nichtigkeitserklärung, wenn die wegen Formmangels nichtige Ehe nicht in das Heirathsregister eingetragen ist (§§ 1230, 1234, 1236).

Die reichsrechtlichen Vorschriften über die Zuständigkeit der Standesbeamten sind nicht geändert; nur für den Fall, daß keiner der Verlobten seinen Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt im Inlande hat, aber auch nur einer derselben ein Deutscher ist, hat man eine zweckmäßige Ergänzungsvorschrift erlassen (§ 1223 Abs. 3). Der Satz des Reichsgesetzes, daß die Anfechtung einer Ehe wegen Unzuständigkeit eines Standesbeamten nicht stattfindet (§ 42 Abs. 2, Ges. 6. Febr. 1875), bleibt bestehen und ist noch dahin erweitert, daß auch das gänzliche Fehlen der amtlichen Befugniß einer das Standesamt öffentlich ausübenden Person unschädlich ist, wenn die Verlobten den Mangel nicht gekannt haben (§ 1222). An dem Erforderniß des Aufgebots ist nicht gerüttelt; überhaupt bleibt das Reichsgesetz, soweit es nicht geändert ist, in Kraft. Dies gilt namentlich auch von den darin angeordneten Befugnissen und Pflichten der Standesbeamten.

Bei der Regelung der allgemeinen rechtlichen Stellung der Ehegatten zu einander geht der Entwurf von dem alten, durch Religion und Sitte geheiligten Grundsatze aus, daß der Mann das Haupt der Familie ist. Die Anfeindungen dieses Grundsatzes von einer extremen Partei innerhalb der modernen Frauenbewegung bedürfen hier schon deshalb keiner Kritik, weil sie thatsächlich nicht die geringste Aussicht auf Billigung Seitens der bestehenden Gesetzgebungsgewalten haben. Für jeden Unbefangenen sind diese extremen Bestrebungen gleichbedeutend mit denjenigen oder jedenfalls nicht weit entfernt von denen, die auf eine gänzliche Zerrüttung und Auflösung der Familie gerichtet sind. Glücklicherweise ist die Zeit für eine solche Umwälzung noch nicht reif. Einstweilen wird die deutsche Familie sich die Herrschaft ihres natürlichen Oberhauptes schon gefallen lassen müssen. Nur gegen Mißbrauch dieser Herrschaft ist die Ehefrau sicherzustellen. Dies thut der Entwurf in weitestem Umfange. Dem Mann steht die Entscheidung in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu; er bestimmt insbesondere Wohnart und Wohnung; aber die Entscheidung ist für die Frau unverbindlich, wenn sie sich als Mißbrauch seines Rechts darstellt (§ 1254). Die Frau führt den Familiennamen des Mannes (§ 1255). Sie steht dem gemeinschaftlichen Hauswesen vor, aber auch auf diesem ihr durch Natur und Sitte überlieferten Gebiete herrscht sie nicht unumschränkt, vielmehr hat auch hier des Mannes Stimme das letzte Wort, sofern er es nicht mißbraucht. Sie ist auch zu Arbeiten im Hauswesen und im Geschäfte des Mannes verpflichtet, soweit dies nach den Verhältnissen der Ehegatten üblich ist. Innerhalb ihres Wirkungskreises verpflichtet sie den Ehemann durch Rechtsgeschäfte gegenüber dritten Personen. Zwar kann der Mann dies Recht beschränken und ausschließen, aber Dritten gegenüber nur durch Eintragung in das Güterrechtsregister und der Frau gegenüber nicht unter Mißbrauch seines Rechts, andernfalls kann das Vormundschaftsgericht seine Maßregel wieder aufheben (§§ 1255—1257). Der Mann braucht nicht zu dulden, daß die Frau sich gegen Dritte zu einer persönlichen Leistung verpflichte, es sei denn, daß die Verweigerung seiner Zustimmung sich als Mißbrauch seines Rechts darstellt. In letzterem Falle, sowie bei Krankheit und Abwesenheit des Mannes kann dessen Zustimmung durch das Vormundschaftsgericht ersetzt werden (§ 1258). Was als mißbräuchliche Ausübung der ehemännlichen Rechte angesehen werden soll, ist freilich nicht definirt; dies kann aber auch nicht definirt werden; darüber hat das Gericht unter gewissenhafter Berücksichtigung aller Umstände zu entscheiden. So ist dafür gesorgt, daß die Herrschaft des Mannes nicht über die Grenzen hinauswachse, welche ihm die schuldige Rücksicht auf Leib, Leben und Ehre der Gattin vorzeichnet, und daß er seine Gehilfin nicht zu seiner Sklavin herabwürdige. Was von einem deutschen bürgerlichen Gesetzbuche in dieser Hinsicht gefordert werden kann, wird von dem Entwurfe mit vollen Händen gewährt. Als Korrelat seiner Herrschaft liegt dem Manne die unbedingte Pflicht ob, der Ehefrau nach Maßgabe seiner Lebensstellung, seines Vermögens und seiner Erwerbsfähigkeit Unterhalt zu gewähren, ohne daß die Frau darauf im Voraus wirksam verzichten kann; der Mann hat seinerseits einen Anspruch auf Unterhalt gegen seine Frau nur dann, wenn er außer Stande ist, sich selbst zu unterhalten (§§ 1260, 1509). Der Mann ist es auch, der den gesammten ehelichen Aufwand zu tragen hat (§ 1288). Wenn er seine Unterhaltspflicht gegenüber der Frau oder den gemeinschaftlichen Abkömmlingen verletzt oder wenn auch nur für die Zukunft eine erhebliche Gefährdung des Unterhalts zu besorgen ist, kann die Frau die Aufhebung seiner Verwaltung und Nutznießung des Frauenguts verlangen (§ 1317).

Die letzten Bemerkungen leiten uns auf ein überaus schwieriges und verwickeltes Rechtsgebiet, das man das eheliche Güterrecht zu nennen pflegt. Auf keinem anderen Gebiete herrscht bekanntlich in Deutschland eine so bunte Mannigfaltigkeit wie auf diesem. Wer sich ein annäherndes Bild davon machen will, möge in das verdienstvolle Werk des Kammergerichtsraths Neubauer, eines ehemaligen Hilfsarbeiters der ersten Kommission: „Das in Deutschland geltende eheliche Güterrecht" (2. Auflage, Berlin 1889) einen flüchtigen Blick werfen. Selbst innerhalb der preußischen Monarchie herrscht fast in jeder Provinz ein anderes Güterrecht, und auch innerhalb der Provinzen vielfach eine Anzahl abweichender Lokal- und Statutarrechte, deren Inhalt sehr oft nicht einmal den Nächstbetheiligten, geschweige denn Fernstehenden bekannt ist. Dessenungeachtet gibt es immer noch einzelne verzückte Anbeter solcher Naturzustände, die weder einen Stamm noch ein Schlinggewächs aus dem Urwald vermissen und die geradezu beispiellose Wildniß verewigen möchten, sei es aus theoretischer Liebhaberei, sei es aus blinder Anhänglichkeit an die Gewohnheiten des Kirchspiels. Es muß darum als eine erlösende That bezeichnet werden, daß die Kommission solchen Velleitäten nicht nachgegeben, sondern mit unerbittlicher Art Wandel geschaffen hat. Zwar sind in dem Entwurfe noch immer fünf verschiedene Systeme des ehelichen Güterrechts bis in die kleinsten Details ausgebaut, — das eingebrachte Gut (sog. Verwaltungsgemeinschaft nebst dem sog. Vorbehaltsgut), die Gütertrennung, die allgemeine Gütergemeinschaft, die Errungenschafts-Gemeinschaft, die Fahrnißgemeinschaft (von beweglichen Sachen und Errungenschaften) —; aber nur die beiden ersten Systeme bilden den gesetzlichen Güterstand, welcher eintritt wenn die Eheleute sich vertragsmäßig keinem der anderen Systeme unterwerfen und zwar in erster Reihe das schon in dem Preußischen Allgemeinen Landrecht zur Aufnahme gelangte System des „eingebrachten Guts" (mit gewissen Einschränkungen zu Gunsten des Vorbehaltsguts); in zweiter Reihe, d. h. in gewissen Ausnahmefällen die Gütertrennung. Die verschiedenen Gestaltungen der ehelichen Gütergemeinschaft sind damit aus dem gesetzlichen Güterstande hinausgewiesen; aber es ist jedem Ehepaare, welches daran Gefallen findet, die Möglichkeit ihrer Einführung in drei Spielarten gelassen.

Diese Lösung muß jeden unbefangenen, vorurtheilslosen Beurtheiler mit Befriedigung erfüllen. Mag auch der Gütergemeinschaft von manchem Freunde germanischer Rechtsbildungen eine Thräne nachgeweint werden; die Trauer wird voraussichtlich nicht lange währen; denn es wird sich bald zeigen, daß das Institut mit dem Rechtsbewußtsein einzelner deutscher Volksstämme keineswegs in dem Maße verwachsen ist, wie in gewissen Kreisen angenommen wird. Jedem Beobachter des täglichen Lebens ist bekannt, daß eine

vertragsmäßige Einführung der Gütergemeinschaft zu den äußersten Seltenheiten gehört, die vertragsmäßige Ausschließung derselben aber in denjenigen Rechtsgebieten, wo sie kraft Gesetzes gilt, beständig auf der Tagesordnung steht. Für das Frauengut ist die Gütergemeinschaft eine unablässige Gefahr; deshalb sind auch die Frauen von Alters her mit Recht ihre eifrigsten Gegnerinnen. Man kann hiernach mit Sicherheit darauf rechnen, daß, wenn der Entwurf Gesetzeskraft erlangt, die jungen Ehepaare sich an die gütergemeinschaftliche Tafel nicht herandrängen werden, daß diese nur noch von den Alten besetzt bleiben und nach deren Aussterben in das rechtshistorische Museum wandern wird.

Für eine auch nur kursorische Darstellung der von dem Entwurfe behandelten fünf Güterrechtssysteme fehlt es hier völlig an Raum. Es können vielmehr nur die Hauptpunkte des gesetzlichen Güterstandes hervorgehoben werden.

Das „eingebrachte Gut“, d. h. dasjenige Vermögen, welches die Frau bei Eingehung der Ehe besitzt und während der Ehe erwirbt, ist der Verwaltung und Nutznießung des Mannes unterworfen (§ 1263). „Vorbehaltsgut“ ist Alles, was die Frau durch ihre eigene Arbeit oder durch selbständigen Betrieb eines Erwerbsgeschäfts erwirbt, was ihr von Anderen letztwillig oder unentgeltlich mit der Bestimmung zugewendet wird, daß es Vorbehaltsgut sein soll und was im Ehevertrage als solches erklärt ist (§§ 1266 bis 1268). Dazu treten noch etwaige weitere Erwerbungen mit dem Vorbehaltsgut, Ersatzleistungen dafür und Aehnliches (§ 1269). Das Vorbehaltsgut unterliegt den Vorschriften über Gütertrennung (§ 1270) Die ausschließlich zum persönlichen Gebrauch der Frau bestimmten Sachen, insbesondere Kleider und Schmucksachen, gehören zwar an sich nicht zum Vorbehaltsgut, sind aber der Nutznießung des Mannes entzogen (§ 1282). Besonders bemerkenswerth, aber auch dankenswerth ist von den erwähnten Bestimmungen die Ausdehnung des Vorbehaltsguts auf den Arbeitserwerb der Frau, womit ein wohlberechtigtes soziales Postulat der Gegenwart erfüllt wird. Auch in Bezug auf das eingebrachte Gut ist die Stellung der Frau gegen die bisherigen Rechtssysteme erheblich verbessert, und der Umfang der ehemännlichen Befugnisse herabgemindert. Das Verwaltungsrecht des Mannes schließt nicht die Befugniß ein, die Frau durch Rechtsgeschäfte zu verpflichten oder über das eingebrachte Gut ohne ihre Zustimmung zu verfügen (§ 1274). Nur über einzelne Gegenstände, z. B. über Geld oder andere verbrauchbare Sachen, nicht über sonstige Mobilien, kann er ohne ihre Zustimmung verfügen, und auch dies nur zum Zwecke ordnungsmäßiger Verwaltung. Ganz allein die verbrauchbaren Sachen außer Geld darf er für sich veräußern oder verbrauchen mit der Verpflichtung zur späteren Ersatzleistung; die zum eingebrachten Gute gehörigen Gelder hat er dagegen in mündelsicheren Werthen zinsbar anzulegen (§§ 1275, 1276). Die letztere Bestimmung ist allerdings für diejenigen zahlreichen Fälle, in denen die Mitgift gerade dazu dienen soll, im Gewerbe, Geschäft, Fabrik- oder Landwirthschaftsbetriebe des Mannes verwandt zu werden, ohne praktischen Werth; sie behält aber dessenungeachtet als allgemeine Rechtsnorm ihre Bedeutung. Die Frau ihrerseits kann ohne Einwilligung des Mannes eben so wenig über das eingebrachte Gut verfügen; davon ist jedoch bei Gefahr im Verzuge eine Ausnahme gemacht, wenn der Mann durch Krankheit oder Abwesenheit an der Erklärung verhindert ist (§ 1294); auch sonst sind einige Ausnahmefälle bestimmt, von denen hier nur nur die zum selbstständigen Betrieb eines genehmigten Erwerbsgeschäfts der Frau gehörigen Rechtsgeschäfte und die gerichtliche Geltendmachung des Widerspruchs gegen eine Zwangsvollstreckung (die sogenannte Interventionsklage) erwähnt werden sollen (§§ 1304—1306). Eine nach den Umständen erforderliche Zustimmung des Mannes oder der Frau kann auch hier wieder durch das Vormundschaftsgericht ersetzt werden (§§ 1278, 1303). Bewegliche Sachen, die der Mann mit den Mitteln des eingebrachten Gutes erwirbt, werden in der Regel Eigenthum der Frau, ebenso Haushaltungsgegenstände, die an Stelle nicht mehr vorhandener eingebrachter Stücke angeschafft werden (§§ 1279, 1280). Als Nießbraucher hat der Mann die Erhaltungskosten und die Lasten des eingebrachten Guts zu tragen und den Reinertrag, soweit nöthig, zum Unterhalte von Frau und Kindern ohne Rücksicht auf seine sonstigen Verbindlichkeiten zu verwenden (§§ 1283—1288). Das Recht der Frau auf Sicherstellung ihres Vermögens wird schon durch ein Verhalten des Mannes begründet, welches eine erhebliche Gefährdung ihrer Rechte besorgen läßt (§ 1290). Das Verwaltungs- und Nutznießungsrecht des Mannes hört auf, wenn er für todt erklärt wird oder in Konkurs verfällt (§ 1318 f.). Die Frau kann auf Aufhebung der ehemännlichen Rechte klagen, wenn die Voraussetzungen für eine Sicherheitsleistung vorliegen, wenn der Mann seine Unterhaltspflichten verletzt und für die Zukunft eine Gefährdung des Unterhalts von Frau und Kindern zu besorgen ist, wenn er entmündigt, unter Vormundschaft oder Pflegschaft gestellt wird (§ 1317). Gütertrennung tritt ein, wenn die Ehe mit einer minderjährigen oder sonst in der Geschäftsfähigkeit beschränkten Frau ohne Einwilligung ihres gesetzlichen Vertreters geschlossen ist (§ 1264), wenn das Verwaltungs- und Nutznießungsrecht des Mannes nach gesetzlicher Vorschrift aufhört oder wenn durch Erbvertrag dasselbe ausgeschlossen oder irgend eine bestehende Gütergemeinschaft aufgelöst wird (§§ 1325, 1335). Die Rechtsverhältnisse der Ehegatten bei Gütertrennung ergeben sich schon aus dem Namen. Hervorzuheben ist nur, daß die Frau aus den Einkünften ihres Vermögens, sowie aus dem Ertrage ihrer Arbeit und eines von ihr selbstständig betriebenen Erwerbsgeschäfts einen angemessenen Beitrag zur Bestreitung des ehelichen Aufwandes zu leisten hat (§ 1326), was sich aus der Natur der ehelichen Lebensgemeinschaft von selbst rechtfertigt.

Die Vertragsfreiheit der Ehegatten in Bezug auf eine von dem Gesetz abweichende Regelung oder Abänderung ihrer güterrechtlichen Verhältnisse ist sowohl vor als nach Eingehung der Ehe unbeschränkt. Nur darf der Güterstand nicht durch Verweisung auf ein nicht mehr geltendes oder ausländisches Gesetz bestimmt werden (abgesehen von einer Ausnahme, wenn der Ehemann im Auslande wohnt §§ 1331, 1332). Daß der Ehevertrag der gerichtlichen oder notariellen Form bedarf (§ 1333), ist schon früher erwähnt; ebenso daß die Abänderung des gesetzlichen, sowie des im Güterrechtsregister eingetragenen vereinbarten Güterstandes den Dritten nur verbindet, wenn sie ihm bekannt oder im Güterrechtsregister eingetragen ist (§ 1334).

Aus dem Eherechte des Entwurfs verdient schließlich noch das Scheidungsrecht eine kurze Betrachtung.

Der Entwurf kennt nur eine Trennung der Ehe dem Bande nach und durch gerichtliches Urtheil (§ 1459). Ausgeschlossen ist danach die schon durch das Reichsgesetz vom 6. Februar 1875 beseitigte „beständige Trennung von Tisch und Bett“, sowie die „einstweilige Trennung“ dieser Art, die Ehescheidung durch gegenseitige Uebereinkunft und durch landesherrlichen Machtspruch. Versuche auf Wiedereinführung der beständigen Trennung von Tisch und Bett für Katholiken sind vergeblich gewesen. Der konfessionelle Gedanke von der Unlöslichkeit des ehelichen Bandes wird durch die bürgerliche Ehescheidung nicht berührt. Als besondere Ehescheidungsgründe sind nur anerkannt: Ehebruch, die strafbaren Handlungen der §§ 171, 175 Strafgesetzbuchs (Bigamie und widernatürliche Unzucht), Nachstellungen nach dem Leben, bösliche Verlassung, unheilbare Geisteskrankheit während dreier Ehejahre von solchem Grade, daß dadurch die geistige Gemeinschaft der Eheleute aufgehoben ist (§§ 1460—1462, 1464). Die Annahme einer „böslichen Verlassung“ ist nur in zwei Fällen zugelassen: wenn ein Ehegatte einem rechtskräftigen Urtheile auf Herstellung der ehelichen Gemeinschaft ein Jahr lang gegen den Willen des anderen Ehegatten in böslicher Absicht keine Folge geleistet; oder wenn er während eines gleichen Zeitraumes in gleicher Weise sich von der ehelichen Gemeinschaft ferngehalten hat und seit Jahresfrist die Voraus-

setzungen der öffentlichen Zustellung gegen ihn vorliegen (d. h. sein Aufenthalt unbekannt ist). Neben diesen speziellen Gründen ist noch ein **General-Ehescheidungsgrund** in folgender Fassung aufgenommen:

> wenn ein Ehegatte durch schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten oder durch ehrloses oder unsittliches Verhalten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet hat, daß dem andern Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemuthet werden kann. Als schwere Verletzung der Pflichten gilt insbesondere grobe Mißhandlung (§ 1463).

Daß von dieser Klausel außer der darin hervorgehobenen „groben Mißhandlung“ ein großer Theil der weiteren vom Preußischen Allgemeinen Landrecht zugelassenen Ehescheidungsgründe umfaßt wird, wie grobe Verbrechen, widerrechtliche Ehrenkränkungen, beharrliche Versagung des Unterhalts und anderes mehr, ist augenscheinlich. Ein anderer Theil derselben muß jedoch als beseitigt gelten, namentlich gegenseitige Einwilligung bei kinderlosen Ehen und einseitige unüberwindliche Abneigung. Auch ekelerregende Krankheiten, Unvermögen, unordentliche Lebensart sind nicht zu berücksichtigen, wenn die Voraussetzungen der erwähnten Generalklausel nicht vorliegen. Andererseits können von derselben auch solche Fälle betroffen werden, welche sich einer gesetzgeberischen Kasuistik gänzlich entziehen und für welche die bisherige Gerichtspraxis eine gesetzliche Vorschrift oft peinlich vermißte. Mag man nun geneigt sein, einer Erweiterung oder einer Beschränkung der Ehescheidungsgründe das Wort zu reden, so viel steht fest: wenn es möglich ist, die Kasuistik der bisherigen Systeme durch ein Ehescheidungs**prinzip** zu ersetzen, so ist damit ein großer Fortschritt in der Rechtsentwickelung gethan, da die Spezialisirung nicht im Stande ist, alle der Berücksichtigung werthen Fälle zu erschöpfen und dennoch, oder vielleicht gerade deshalb, oft über das **Ziel** hinausschießt. Anscheinend ist die Kommission bei der Auffindung und Begrenzung des Prinzips von einem glücklichen Stern geleitet gewesen. Daß eine, wenn auch kinderlose, Ehe auf das bloße Belieben der Ehegatten wieder zu trennen ist, erscheint mit der herrschenden, durch Religion und Sitte geheiligten Auffassung von der Bedeutung des Instituts für die leiblichen und ethischen Zwecke der menschlichen Gesellschaft unvereinbar; und es würden solche Ehescheidungen noch größeren Anstoß erregen, wenn die Erfahrung nicht lehrte, daß sich in der Regel dahinter eine Zerrüttung des ehelichen Lebens verbirgt, wie sie in dem von der Kommission aufgestellten allgemeinen Prinzip vorausgesetzt wird. Wenn nun in Zukunft die Ehegatten in solchen Fällen nicht mehr in der Lage sein werden, über diese peinlichen Verhältnisse einen Schleier zu decken, so kann dies allerdings in ihrem Interesse oft bedauerlich sein; dies dürfte aber im Vergleich zu der grundsätzlichen Zulassung eines mit dem Wesen der Ehe unvereinbaren Ehescheidungsgrundes als das kleinere Uebel empfunden werden. Die Erschwerung der Ehescheidung wegen böslicher Verlassung ist aus dem gleichen Gesichtspunkte zu billigen, da erfahrungsmäßig kein Ehescheidungsgrund so oft und so leicht fingirt wird, als dieser.

Auf die untergeordneten Bestimmungen des Scheidungsrechts, Schuldfrage, Verzeihung, Verjährung, Scheidungsstrafen, Kindererziehung kann hier nicht besonders eingegangen werden.

Die Besprechung einiger weiterer Fragen von allgemeinem Interesse aus dem Familienrechte sowie der wichtigsten Theile des **Erdrechts** wird dem folgenden (Schluß-)Artikel vorbehalten.

(Schluß in der nächsten Nummer.)

M. Levy.

Eine Konfrontation.

Es ist erbaulich, zu sehen, in welche Fallstricke sich die führenden konservativen Männer durch jede neue Erklärung, die sie in der Hammerstein-Sache vom Stapel lassen, verstricken, und wie jede nachfolgende Mittheilung ein paar vorhergehende Erklärungen über die Mitwissenschaft in Sachen Hammerstein der Unwahrheit zeiht.

An der Hand einer neuen Veröffentlichung des Herrn Reichstagsabgeordneten Kropatscheck, des jetzigen Leiters der „Kreuzzeitung“, mag eine Konfrontation der Konservativen unter einander vorgenommen werden.

Also wie waren die Thatsachen.

Am 24. Februar dieses Jahres brachte die „Frankfurter Zeitung“ die Nachricht, daß Herr von Hammerstein

> „im Sommer die Leitung der „Kreuzzeitung“ niederlegen soll. Die Gründe liegen in den finanziellen Verhältnissen.“

Das war gegenüber den realen Vorgängen eine sehr diskrete Andeutung, die, wie wir vermuthen, gerade im Interesse der Vermeidung eines Skandals so gewählt war. Herr von Hammerstein erwidert in der „Kreuzzeitung“:

> „Schade nur, daß dieser schöne Gedanke lediglich den Wunsch zum Vater hat“

Das Komitee der „Kreuzzeitung“ aber schwieg zu dieser Lüge.

Am 2. April wurde man deutlicher; es erfolgten die Enthüllungen der „Kleinen Presse“, die unverblümt Herrn von Hammerstein als Gauner und Liederjan bezeichneten.

Herr von Hammerstein bezeichnete am 4. April diese Mittheilungen als „niederträchtige und verleumderische Angriffe“.

Das Komitee der „Kreuzzeitung“ schwieg nicht nur, sondern es erklärte überdies Graf von Kanitz, als der Vorsitzende des Komitees der „Kreuzzeitung“, daß die Geschäftslage der „Kreuzzeitung“ ganz in Ordnung sei.

> „Es genügt wohl, in diesem Zusammenhang noch die Thatsache einfach zu konstatiren, daß die Rechnungen und Beläge der „Kreuzzeitung“ jährlich vom Komitee geprüft werden und für richtig befunden worden sind.“

Herr von Hammerstein durfte, auf diese Erklärung fußend, von Neuem in der „Kreuzzeitung“ die gegen ihn erhobenen Anklagen als „verleumderische Angriffe“ bezeichnen.

Am 5. Juli erklärt Herr von Hammerstein, daß sein Vertragsverhältniß mit der „Kreuzzeitung“ nach gegenseitiger Vereinbarung fortbesteht; aber daß er in die Ferien gehe.

Am 7. Juli, nachdem Herr von Hammerstein die „Kreuzzeitung“ bereits verlassen hatte, theilt das Blatt trotz anderer Redaktion mit, daß Herr von Hammerstein aus der konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses und Reichstages ausgetreten sei, und zwar „nur bis auf weiteres“, „um bei der Führung seines Prozesses gegen die „Kleine Presse“ nach keiner Richtung hin gebunden zu sein“.

Am 9. Juli erklärt Graf Finckenstein im Auftrage des Komitees der „Kreuzzeitung“, daß Herr von Hammerstein „suspendirt“ ist; nur suspendirt; und erst am 13. September kommt die Erklärung des Grafen Finckenstein, daß der für die Oeffentlichkeit „suspendirte“ Herr von Hammerstein der Staatsanwaltschaft zur freundlichen Beachtung überwiesen worden sei.

Dann gibt es eine „Erklärung“ des Herrn Grafen Mirbach — „Anfangs Oktober 1895“, — in der er folgende bemerkenswerthe Mittheilung macht:

> „In einer Unterredung zwischen einem einflußreichen Mitgliede des Aufsichtsrathes der „Neuen Preußischen Zeitung“ und mir, welche im Juni stattfand, gab dieser Herr sein Urtheil dahin ab ..... daß ein doloses Handeln nicht vorliege.“ — nämlich von Seiten Hammerstein's.

Das sind die Behauptungen auf der einen Seite.

Herr Stöcker erklärte aber in üblicher Rohheit und mit der üblichen Wucht am 19. September im „Volk“:

„Ich erkläre also der ganzen liberalen Sippschaft von Verleumdern ein- für allemal, daß ich, wie viele Andere, wie seine nächsten Verwandten und Freunde, Freiherrn von Hammerstein bis zum Frühjahr 1895 für einen durchaus ehrenwerthen Mann hielt.“

Freilich, so sagt Herr Stöcker weiter:

„Gleich darauf brach die Katastrophe herein und offenbarte uns Allen die erschütternden Thatsachen, welche jetzt von einer zügellosen Presse zu Parteizwecken ausgebeutet werden.“

Es steht dennoch fest, daß das „Kreuzzeitungs“-Komitee bis in den Juli hinein Herrn von Hammerstein deckte und auch ableugnende Erklärungen vor dem Grafen Mirbach abgab; — es wurde in diesen Blättern schon einmal gefragt, ob das nicht Beihilfe sei? — Herr Stöcker aber gesteht zu, daß die Katastrophe bereits im Frühjahr hereinbrach; sie „offenbarte uns allen die erschütternden Thatsachen“, und doch ließ man Herrn von Hammerstein gewähren und Niemand in der Partei wußte — angeblich — von den Vorgängen etwas.

Jetzt erweitert die Veröffentlichung des Herrn Abgeordneten Kropatschek von Neuem die Grenzen, und seine chronologischen Angaben zu bestreiten, liegt kein Grund vor.

Was sagt er:

Herrn von Hammerstein ist Ende 1894 seine Stellung als Chefredakteur der „Kreuzzeitung“ gekündigt worden; die Gründe waren „bedenkliche Eigenmächtigkeiten in der finanziellen Leitung der Zeitung“; so bedenklich erschienen Herrn Kropatschek diese Eigenmächtigkeiten, daß er sich „seitdem auf den dienstlichen Verkehr mit Freiherrn von Hammerstein beschränkte“.

Weiter schreibt Herr Kropatschek:

„Als ich Ende Februar erfuhr, daß dem Hofprediger a. D. Stöcker der für ihn 1883 durch die „Kreuzzeitung“ gesammelte Fonds noch nicht ganz ausgezahlt sei, Herr von Hammerstein ihm aber gesagt habe, das Geld sei von einem verstorbenen Beamten der Zeitung unterschlagen worden, konnte ich feststellen, daß Herr von Hammerstein selbst das Geld gegen noch vorhandene Quittung an sich genommen habe. Ich machte dem Vorsitzenden des Komitees davon sofort Mittheilung. Den damaligen Verleger der Zeitung aber bat ich dringend, mich von meinen kontraktlichen Verpflichtungen zu entbinden.“

Da Herr Stöcker im „Volk“ berichtet, wie er sich in der Angelegenheit des Fonds mit dem Komitee in Verbindung gesetzt habe, und da dem Komitee durch die Ermittlung des Herrn Kropatschek die Unterschlagung, die Herr von Hammerstein begangen hatte, evident war, so ist es also festgestellt, daß im Februar der damalige Redakteur der „Kreuzzeitung“ seinem vorgesetzten Komitee und Herrn Stöcker als Jemand, der Unterschlagung begeht, und der einen wehrlosen Todten eines Verbrechens bezichtigt, bekannt war.

Mithin:

Ende 1894 Kündigung des Herrn von Hammerstein wegen so bedenklicher Eigenmächtigkeiten, daß konservative Männer den persönlichen Verkehr mit ihm abbrechen. Februar 1895 Konstatirung einer Unterschlagung des Herrn von Hammerstein, so daß konservative Männer jedes Zusammenarbeiten mit ihm ablehnen.

Und trotzdem wird bis in den Juli Herr von Hammerstein vom Komitee und der Partei gedeckt; vor diesen Mann, der eine Unterschlagung begangen hat, stellt sich mit seinen Erklärungen das Komitee, dem Herr von Kalmar, ein Regierungspräsident angehört, und Graf Kanitz, ein vortragender Rath im Hausministerium und die anderen, die da wußten und zu denen Herr Stöcker, wie er selbst zugibt, auch gehörte.

Nicht wahr, eine merkwürdige Partei, in der man einem so hervorragenden Manne, wie dem Herrn von Hammerstein, im Dezember brüsque seine führende Stellung in der „Kreuzzeitung“ kündigt, und Niemand in der Partei erfährt davon und lernt die Gründe kennen; und im Februar stellt man bei diesem selben Manne eine Unterschlagung und die Verleumdung eines Todten fest, und Niemand in der Partei erfährt davon, so daß dieser Mann bis zum Juli als Ehrenmann fungirt; dem entspricht es dann, daß Graf Mirbach noch im Oktober schrieb:

„Man kann nur in voller Unkenntniß der Dinge oder wider besseres Wissen der konservativen Parteileitung den Vorwurf machen, sie habe etwas unterlassen oder geduldet und damit ihre Pflicht verletzt.“

Wo die „Unkenntniß der Dinge“ liegt und wo „wider besseres Wissen“ gehandelt wurde, das ist nicht mehr ganz unklar, und was die Parteileitung anbetrifft, so hat Herr Graf Mirbach vielleicht einmal die Güte, nicht nur bei Herrn Stöcker, der zu der Parteileitung gehört, anzufragen, sondern auch bei Herrn von Manteuffel, der nicht nur ein Führer der Partei ist, sondern —: der offizielle Führer.

Also es scheint doch Hammersteinhelfer in der konservativen Partei zu geben, wie ja die Stöckerhelfer auch zahlreich genug sind — trotz Allem

Ignotus.

Aus unserem Citatenschatz.

Ein neuer Spruch dem Wohlbekannten ins Stammbuch.

Und bin ich auch ein rechter Lump,
So bin ich dessen unverlegen;
Ein frech' Gemüth, ein fromm' Gesicht,
Herzbruder, sind ein wahrer Segen!

Links nehm' von Christi Mantel ich
Ein Zipfelchen, daß es mir diene,
Und rechts — du glaubst nicht, wie das deckt —
Rechts von des Königs Hermeline.

Storm's gesammelte Schriften. Bd. I. S. 147.
Braunschweig. G. Westermann. 1877.

Physiologie und Vitalismus.

In Bern tagte in diesem Herbst der 3. internationale Physiologenkongreß. Ungleich vielen anderen Kongressen, läßt derselbe Berichterstatter der Presse zu seinen Verhandlungen nicht zu. Der Gründe hierfür gibt es mehr als einen. Nach den Regeln des Kongresses sollen die Mittheilungen nur 15 Minuten in Anspruch nehmen. In 15 Minuten aber kann man nicht sehr viel sagen. Man kann eine Mittheilung weder einleiten, noch verdeutlichen, man muß sich beschränken, die Versuchsresultate wiederzugeben und die Methode zu beschreiben, nach der man sie gewonnen hat. Eine solche Mittheilung wird daher von demjenigen, der nicht schon selbst Versuche angestellt hat oder die Litteratur über den Gegenstand genau kennt, kaum verstanden werden. Wie sollte sie daher dem großen Publikum verständlich werden? Nicht einmal die Aerzte können leicht eine Einsicht in die Tragweite, die Beweiskraft und die Ziele der hier gemachten Mittheilungen erlangen. Das aber ist auch gar nicht die Absicht. Auf den Physiologenkongressen werden keine großen Diskussionen allgemeinen Charakters gehalten, es finden keine Abstimmungen über wissenschaftliche Fragen statt, Niemand wendet sich an die Versammlung als an ein Forum, von dem er eine Entscheidung hofft und beansprucht.

Obgleich im Allgemeinen die Fachgenossen allen neuen Mittheilungen Interesse entgegenbringen und dieselben in den Rahmen ihrer wissenschaftlichen Anschauungen einzubeziehen suchen, findet sich doch für jede einzelne Frage nur ein verhältnißmäßig kleiner Kreis, der sich zu einem eigentlichen Beurtheilen derselben für befähigt hält. Bei der außerordentlichen Mannigfaltigkeit, mit der die lebenden Wesen auf alle Eingriffe antworten, kann man nur sehr selten aus allgemeinen Regeln ein Experiment und die Schlüsse, die aus demselben gezogen werden, beurtheilen; man muß durchaus Experimente ähnlicher Art schon angestellt haben, muß die Wirkungsweise der in Betracht kommenden Apparate aus eigener Anschauung kennen, um sich ein Urtheil zu bilden. Jede Mittheilung fast wendet sich daher zumeist an eine solche kleine Gruppe auf dem gleichen Gebiete arbeitender Forscher, deren Ansicht bald in der allgemeinen Diskussion bald und das in viel wirkungsvollerer Weise im freundschaftlichen Zwiegespräch zur Geltung gebracht wird, und deren Einwände berücksichtigt werden bei den Demonstrationen. Die Demonstrationen bilden den eigentlichen Kern des Kongresses; man will zeigen, nicht bloß was für Resultate man erhalten hat, sondern auch wie man es angestellt hat, um dieselben zu erhalten, man will dabei Erfahrungen hören und Rathschläge austauschen. Da die Demonstrationen mit ihren Vorbereitungen meist ziemlich viel Zeit in Anspruch nehmen, so müssen stets mehrere derselben gleichzeitig im Gang sein, und der Kongreß zerfällt dann in eine Anzahl Gruppen, die sich um die verschiedenen Experimentatoren drängen. Von einem solchen Treiben, von dem was da wirklich gezeigt und gelernt wird, könnte auch der Fachmann kein erschöpfendes Bild geben, schon deshalb nicht, weil es eben gar nicht in der Absicht des Kongresses liegt, eine solche Wirkung nach außen hin zu erzielen. Die Regel von einer Berichterstattung über den Kongreß abzusehen und es den Mitgliedern zu überlassen die Mittheilungen, welche sie auf dem Kongreß gemacht haben in wissenschaftlichen Zeitungen selbst zu veröffentlichen, ist daher als eine weise anzusehen.

In direkter Verletzung dieser Regel sind nun allerdings von dem diesjährigen Kongreß Berichte in mehreren Tageszeitungen erschienen. Das Lesen derselben war nur geeignet den Eindruck zu verstärken, den man von der Unzulässigkeit einer solchen Berichterstattung schon hatte. Die Menschheit ist heutzutage nervös. In diesen Berichten ist aber zu viel von Herzen, Gehirnen, Eingeweiden, Blut und Nerven die Rede, als daß nicht die Nerven der Leser etwas mitzittern sollten. Es ist zu viel darin, was an den eigenen Leid erinnert, als daß diese Berichte als etwas Gleichgültiges gelesen werden könnten, und wieder viel zu wenig, als daß sie unter dem richtigen Gesichtspunkt gelesen würden. Selbst wenn es dem Berichterstatter gelungen ist, einen Versuch, über den er berichtet, wirklich richtig mitzutheilen (und leider muß man sagen, daß diese Richtigkeit die Ausnahme, das gründliche Mißverständniß aber die Regel bildet), wird der Leser kaum verstehen, durch welche unerbittliche Logik der Natur die Physiologen gezwungen wurden, diesen Versuch anzustellen. Von der ganzen Kette, die ihren Anfang nimmt in einem leidenden, wimmernden Menschenkind, dem ein Arzt Hilfe zu verschaffen sucht, und die nun hindurchführt durch eine Reihe von Fragstellungen an die Natur, um schließlich wieder am Krankenbette zu endigen, von dieser Kette erfährt der Leser nichts. Wie der Arzt gezwungen wird, wenn er dem Kranken helfen will, sich doch irgend eine Vorstellung zu bilden, von dem was in dem Kranken vorgeht, wie er darauf hin zuerst die Leiche öffnet, um zu sehen, was sich verändert hat, wie ihm das noch nicht viel hilft, weil ja die Organe nicht mehr in Thätigkeit sind, und wie er darauf sich an das lebende Thier wendet, um zu sehen, wie die thätigen Organe von den todten sich unterscheiden, wie er Schritt für Schritt gezwungen wird, von diesen Organen eins nach dem andern besonders zu studiren, wie er versuchen muß an dem Thier dieselbe Veränderung hervorzubringen, welche die Leiche des Menschen zeigte, um zu sehen, ob denn diese Veränderung auch heilen könne, wie ihm die Komplizirtheit des lebenden Organismus eine Schwierigkeit nach der anderen in den Weg legt und wie er dieselben besiegt — das alles müßte man dem Leser vor Augen führen können. Wenn man das aber nicht kann, dann muß man sich nicht wundern, wenn der Versuch dem Leser von einer bizarren grausamen Willkürlichkeit erscheint, und wenn ein Sammelbericht über eine ganze Anzahl solcher Versuche nicht geeignet ist, der Physiologie Freunde zu erwerben. Man müßte noch mehr thun, man müßte den Leser nicht bloß mit der Genealogie dieser Versuche bekannt machen, mit der ganzen Kette von Nothwendigkeiten, die uns vor die Alternative stellen, entweder diese Versuche anzustellen, oder unsere Mitmenschen und Nachkommen an gewissen Leiden rettungslos zu Grunde gehen zu lassen, man müßte auch eine Vorstellung erwecken von der Summe von geistiger Arbeit, die ihnen vorausgeht, von der Konstruktion der Apparate, von der Entwicklung der Geschicklichkeit des Experimentators, die in der Physiologie eine Rolle spielt, wie in keiner anderen Wissenschaft. So lange aber dies nicht geschieht, so lange diese Berichte nur erzählen, daß dieser Experimentator bei diesem Thier das durchschnitten und jener bei jenem das gereizt habe, daß dabei am Ende zwei sogar noch über einen Versuch verschiedener Meinung gewesen seien, so lange werden solche Berichte nur Wasser auf die Mühle derjenigen sein, welche den physiologischen Versuchen je eher je lieber ein Ende gemacht sähen.

Unsere Züricher Hochschule weiß hiervon ein Lied zu singen. Seit einem Jahre hat sich hier eine Agitation erhoben, welche sich das Verbot jeglicher Versuche am lebenden Thier zum Ziele setzt. Kein Hinweis auf die gerade jetzt so handgreiflichen, in der Behandlung der Diphtherie z. B. sich zeigenden Erfolge der Thierversuche, kein Hinweis auf die Schädigung der Universität, die das Land doch sonst als sein Kleinod betrachtet, kein Hinweisen auf die Traditionen Zürichs, welche eine völlige Freiheit der Wissenschaft mehr als irgendwo anders verbürgen sollten, nichts hat diese Agitation hemmen können. 11 000 Unterschriften sind gesammelt worden, welche die Volksabstimmung verlangen und so wird diese stattfinden müssen. Fällt sie im Sinne der Agitatoren aus, so ist das ein schwerer und grausamer Schlag für den Fortschritt der Wissenschaft, der sich wohl auch bald über die Grenzen des Kantons Zürich fühlbar machen wird. Betrachtet man sich die Gruppe der Agitatoren genauer und studirt die Schlagworte, die dieselben ausgegeben haben, so findet man leicht heraus, daß das Mitgefühl mit dem Thier nur ein Mittel in dieser Agitation ist, um Stimmung in den Massen zu machen, das eigentliche Ziel aber ist, der Wissenschaft einen Halt zu gebieten, einen Halt vor dem Mysterium des Lebens, welches nicht durch experimentelle Zergliederung entweiht werden dürfe. Die Thierschutzvereine, welche doch die eigentlichen Hüter der Interessen der Thierwelt sind, haben sich an der Agitation nicht betheiligt, sondern wiederholt erklärt, daß sie gegen einen im Interesse der Forschung nothwendigen Gebrauch der Thiere zum Versuch nicht sind. Dagegen ist die Agitation ausgegangen von Pfarrern und Spiritisten, und in ihren Manifesten wurde behauptet, was die Wissenschaft vergebens durch den Versuch zu erforschen suche, werde sie finden im Spiritismus und der Hypnose. So läßt sich diese Agitation wohl auffassen als ein Scharmützel in dem großen Feldzug, der eine Beschränkung und Umkehr der Wissenschaft herbeiführen will, zu dessen Mundstück sich auch in so effektvoller Weise Lord Salisbury auf der brittischen Naturforscherversammlung in Oxford machte. Hier und da hört man sogar ein Rühmen, daß in den wissenschaftlichen Kreisen selbst die Nothwendigkeit einer solchen Umkehr erkannt werde, daß insbesondere gerade in der Physiologie die Unmöglichkeit, das Mysterium des Lebens auf dem seitherigen Wege zu besiegen, zugegeben werde, und deshalb aufs Neue der Vitalismus sein Haupt erhebe. Da, wie mir scheint, oft weitgehende Folgerungen an diese Behauptungen geknüpft werden und da diese vielleicht, weil man in vielen Kreisen nur allzu bereit ist, sie als baare Münze zu acceptiren, sogar für die Wissenschaft schädliche Maßnahmen herbeiführen könnten, will ich gerade die Ge-

legenheit des Physiologenkongresses benutzen, um das hier zu Grunde liegende Mißverständniß aufzuklären.

Vorausschicken möchte ich, daß an sich die Physiologie so wenig wie irgend eine andere Wissenschaft einer Umbildung ihrer Grundbegriffe widerstrebt. So gut wie sich gegenwärtig in Physik und Chemie eine Umbildung von der mechanischen Atomistik zur Energetik vollzieht, so gut möchte auch in der Physiologie eine Aenderung der Grundbegriffe möglich sein. Anhänger des Alten wird es freilich in jeder Wissenschaft geben, dafür auch stürmische Neuerer; die Wissenschaft als Ganzes aber wird auf den neuen Standpunkt übergehen, wenn er genügend ausgebildet und sicher erscheint, um ein erfolgreiches Weiterarbeiten zu gestatten. Denn dieses Weiterarbeiten, dieses Gewinnen neuer Erkenntnisse, neuer Handhaben zum Fortschritt, das ist für die Wissenschaft immer die Hauptsache. Die sogenannten Grundbegriffe aber, selbst wenn sie für das Laienauge eine so imponirende Rolle zu spielen scheinen, wie z. B. Materie und Kraft, werden von dem eigentlichen Forscher doch immer nur als Hilfsbegriffe angesehen, durch deren Einsetzung und Gebrauch man in der Meisterung der Natur erfolgreich voranschreitet und die man verläßt, wenn sich etwas findet, welches den Erfolg noch besser verbürgt. Deshalb vollzieht sich eine solche Umbildung durchaus als ein Fortschritt, nicht aber als eine Umkehr, wie man die Laien etwa glauben machen möchte. Nun wäre es, wie gesagt, durchaus nicht unmöglich, daß auch in der Physiologie eine solche Umbildung der Grundbegriffe stattfände. Auf dem letzten Physiologenkongresse war davon aber nichts zu bemerken. Alles zeigte sich befriedigt von den seitherigen Wegen und Methoden, stolz auf jeden Fortschritt in denselben. Verbesserung der Apparate, Vervollkommnung der graphischen Methoden, Auffindung neuer Nervenbahnen, Feststellung einiger Größen, die früher nicht genügend bekannt waren, Experimente über den Antheil, den die einzelnen Organe an den Funktionen haben, das bildete den wesentlichen Inhalt des Kongresses. Ja, so unberührt war die Versammlung von der Diskussion um das Problem des Lebens, daß sie dasselbe in den Vorträgen und Diskussionen wenigstens mit keinem Worte berührte. Wer die ganze Entwicklung unserer Wissenschaft nicht kennt, dem mag das wieder sehr sonderbar vorkommen, und ich will dies psychologische Phänomen daher zu erklären versuchen.

Die Physiologie hat sich entwickelt als ein Zweig der Heilkunde, sie bildet noch heute in Deutschland wenigstens einen Bestandtheil der medizinischen Fakultät. Sie ist dementsprechend ausgegangen von dem Bedürfniß einer wissenschaftlichen Erklärung der Erscheinungen, die sich dem Arzte aufdrängen. Wenn Lunge oder Herz ihre Dienste versagen, wenn Lähmungen oder Krämpfe eintreten, forscht man nach der Ursache. Man entdeckt, daß es der Ursachen mehrere gibt, daß sie z. B. in den Muskeln sowohl wie in den Nerven, wie in den Blutgefäßen gelegen sein könne. Nun gilt es, den Antheil, den jedes dieser Systeme an den Funktionen hat, festzustellen, und man gelangt so allmählich zu dem Plane einer Physiologie des Nervensystems, des Gefäßsystems u. s. w.

Ist es die erste Aufgabe gewesen festzustellen, was macht z. B. das Nervensystem, so ist es die zweite Aufgabe herauszubringen, wie macht es das oder jenes, z. B die Innervation des Arms oder der Zunge beim Sprechen u. dgl Auch da handelt es sich wieder um eine möglichst vollständige Analyse, es muß jeder einzelnen Komponente des Gesammtvorgangs nachgespürt und ihr Antheil ermittelt werden. In diese Epoche fallen denn die Bestrebungen durch messende Apparate, durch graphische Darstellungen zu einer möglichsten Treue in der Registrirung zu gelangen. Man hat der Physiologie oft den Vorwurf gemacht, daß sie in der Beziehung zu viel thue, daß sie zu einer reinen Graphik werde, und daß sie sich weit mehr mit den Details der Konstruktion ihrer messenden Apparate beschäftige als mit den eigentlichen Lebensvorgängen, die sie zu erklären habe. Indessen wenn dieser Vorwurf eine gewisse Berechtigung hat, so liegt es nur in der Ungeduld, die man empfinden mußte, diesen Vorgängen näher zu treten. So wie die Physiologie sich entwickelte, mußte sie zunächst mit der genauen Feststellung dessen, was vorging, anfangen. Vielleicht sollte ich an einem bestimmten Beispiel dies noch deutlicher zeigen. Nehmen wir einmal den Vorgang des Sehens. Zu dem Sehen gehört, daß ein Lichtstrahl in das Auge eindringt und die Enden des Sehnerven erregt. Dieser Lichtstrahl muß die verschiedenen Theile des Auges, die Hornhaut, die vordere und hintere Augenkammer, die Krystalllinse, den Glaskörper durchdringen, bis er die Ausbreitung des Sehnerven erreicht. Welche Veränderung, resp. welche Ablenkung in seinem Wege er in jedem einzelnen dieser Theile erfährt, das muß im Einzelnen untersucht werden und dann muß das Gesammtverhalten des Lichtstrahls im Auge mit der Resultirenden aus allen diesen Einzelbestimmungen übereinstimmen. Würde das nicht der Fall sein, so würde man daraus schließen müssen, daß im Auge noch etwas vorhanden sei, was auf den Gang der Lichtstrahlen einen Einfluß habe, und was man übersehen hat. Dies wäre aber nicht bloß ein Mangel in der theoretischen Erkenntniß, sondern es wäre vor Allem ein Hinderniß, um die Sehstörungen, welche durch die Veränderungen in den optischen Eigenschaften des Auges ja bei Hunderttausenden und Millionen von Individuen hervorgebracht werden, zu verstehen. Das praktische Bedürfniß, hier eine Hilfe zu bringen, würde nicht ruhen, bis man diese Aufgabe vollendet hätte. Nun aber sehen wir nicht bloß Licht, sondern wir sehen um uns eine Welt voll Gegenständen. Das kommt daher, daß die Enden unserer Sehnerven auf einer Fläche ausgebreitet sind, und die in das Auge eindringenden Lichtstrahlen, indem sie diese Fläche treffen, Systeme von erregten, nebeneinander liegenden Punkten hervorbringen. Jedem dieser erregten, belichteten Punkte, zu dem der Lichtstrahl hingedrungen ist, entspricht aber ein leuchtender Punkt in unserer Umgebung, in der Außenwelt. Jedes System von belichteten Punkten ist das Bild eines Systems von leuchtenden Punkten, d. h. eines Licht aussendenden Gegenstandes (sei dieses Licht nun ein eigenes oder ein geborgtes d. h. reflektirtes). Zur Erklärung dieses Verhältnisses ist es nun nothwendig, sich mit der Art der Ausbreitung der Sehnerven mit seinen Endorganen in der lichtempfindlichen Fläche „der Netzhaut" zu beschäftigen und wieder die Wirkungsweise jedes Einzelnen wie ihre Kombination festzustellen. Dann macht man die Beobachtung, daß das Auge Gegenstände in sehr verschiedener Entfernung sehen kann, aber doch nicht unbegrenzt, denn sehr nahe und unter Umständen auch sehr entfernte Gegenstände werden nicht deutlich gesehen. Gewisse sehr verbreitete Fehler des Auges, die der Kurzsichtigkeit und Weitsichtigkeit, beruhen hierauf. Daraus ergibt sich die Aufgabe, die Einrichtungen im Auge kennen zu lernen, auf denen das Sehen in verschiedenen Entfernungen beruht. Wir können aber nicht bloß „sehen", wir können aber auch „blicken", d. h. wir können unser Auge auf verschiedene Gegenstände richten, oder den Bewegungen eines Gegenstandes folgen. Dazu ist unser Auge mit einem besonderen Apparat von drei Muskelpaaren versehen und es gilt nun, die Wirkung dieser Muskeln im Einzelnen wie bei gleichzeitiger Kontraktion zu bestimmen. Schließlich gelangt man zu dem Gesetze, das diese Thätigkeit überhaupt regelt. Da erhebt sich ein neues Räthsel. Wir haben ja zwei Augen, sehen mit beiden. In jedem Auge entsteht ein Bild von dem Gegenstand, den wir betrachten, und doch sehen wir ihn einfach, d. h. unter normalen Umständen. Das eben bestätigt uns, daß hier wirklich ein Räthsel vorhanden ist, denn eine kleine Variation der Umstände, wie das Vorhalten eines Prismas, das Einnehmen eines Narkotikums u. s. w. bringt es dahin, daß wir wirklich doppelt sehen. Wie, durch welchen Mechanismus werden also die Thätigkeiten der beiden Augen zu einer einzigen verschmolzen? Weiter, wir sehen ja nicht bloß leuchtende Gegenstände, wir sehen dieselben auch farbig. Was ist das nun für ein Vorgang? Jedenfalls wieder der Ausgang einer neuen Untersuchung nach dem Ort, dem Apparat, den Bedingungen der Farbenempfindung. Dann geht es weiter, wir sehen die Gegen-

stände nicht nur, wir „erkennen“ sie doch auch. Da heißt es sich vor Allem deutlich machen, worin besteht denn eigentlich der Unterschied zwischen einem bloßen Sehen und einem Erkennen? Wie schwer es ist, diesen Unterschied zu fassen, hat man erst eingesehen, als man versucht, ihn an Wesen zu studiren, welche zwar Sehen aber nicht Erkennen und anderen, welche zwar Erkennen aber nicht Sehen. Jedenfalls wird man bei dieser Untersuchung hingewiesen auf gewisse Theile des Gehirns und sofort wächst die Aufgabe wieder. Welche Theile des Gehirns und welche nicht? Was ist die Organisation dieser Theile, wie stehen sie in Verbindung mit dem Auge, was geht in ihnen vor u. s. w.

Wenn man alle diese Fragen genügend studirt hat, wird man einen gewissen Einblick in jenes eine Kapitel, das man physiologische Optik nennt, gewonnen haben. Jeder, der das Meisterwerk, welches Helmholtz unter diesem Titel verfaßt hat, kennt, wird erstaunt gewesen sein, über die Fülle von Forschung, die auf diesen einen Abschnitt konzentrirt wurde, und auch über die Fülle von Licht, die sie verbreitete. Aber dieses Licht beleuchtet noch nicht den eigentlichen *Lebensprozeß*.

Es sind Funktionen eines gegebenen Apparates, die hier analysirt und gesetzmäßig festgehalten werden. Aber wie dieser Apparat entstanden ist, wie er sich erhält und Kraft welchen Vorganges er drin steht in der Natur, darüber wird nichts ausgesucht. Personen, welche den verschiedensten Anschauungen huldigen über den eigentlichen Lebensprozeß, mögen in gleicher Weise an diesen Forschungen sich betheiligen oder ihre Resultate acceptiren. Ja selbst, wenn die Physiologie noch weiter geht, wie sie dies in einigen Kapiteln thut und einen Vorgang auf eine ganz bestimmte physikalische Kraftwirkung zurückführt, ihn z. B. für einen elektrischen erklärt, so könnte das ein Vitalist noch ganz gut acceptiren. Er brauchte sich nur vorzustellen, daß diese elektrische Kraft als eine Transformirung der eigentlichen *Lebenskraft* bei der betreffenden Funktion erst entstände. So wissen wir ja auch nicht, wenn wir in einem Draht einen elektrischen Strom antreffen, ob die Quelle dieser Kraft ursprünglich in der Oxydation des Zinks, oder der Verbrennung der Kohle, oder dem Fall des Wassers steckt.

Daher könnte, wenn auch die Forderung der Physiologie, mit der sie unter Führung von Helmholtz, du Bois-Reymond, Ludwig und Brücke in ihr modernes Stadium eingetreten ist, daß nämlich alle Funktionen auf physikalische und chemische Kräfte zurückgeführt würden, wenn auch diese Forderung erfüllt wäre, dennoch ein hartnäckiger Vitalist sagen, alle diese Kräfte sind nur ad hoc entstehende Transformationen der einen Lebenskraft, welche den Organismus beherrscht. Indessen setzt hier eine Erkenntniß ein, welche den Physiologen in dieser Beziehung vollkommen beruhigt. Er kennt nämlich den Organismus noch von einer anderen Seite, von seinem Stoffwechsel her. Er weiß, welche Kräfte der Organismus entwickeln kann, in einem bestimmten Zeitraum z. B. von 24 Stunden, sei es aus den aufgenommenen Nahrungsmitteln, wenn er sich ernährt, sei es aus den zerstörten Körperbestandtheilen, wenn er hungert. Diese Summe hat er verglichen mit der Summe derjenigen Kräfte, welche der Organismus während des gleichen Zeitraums ausgibt, um alle seine Lebensfunktionen zu bestreiten. Ein solcher Vergleich setzt voraus, daß wir alle die verschiedenen Kräfte auf eine und dieselbe Einheit reduziren können, aber das ist ja möglich entsprechend dem von R. v. Mayer und Helmholtz entwickelten Gesetz der Erhaltung der Kraft oder der Aequivalenz der Kräfte. Einen solchen Vergleich stellt auch der Ingenieur an, wenn er ausrechnet, wieviel von den Kräften der Kohle, mit denen er seine Maschine speist, er in der Arbeitsleistung derselben wiederfindet. Nun, diese Bilanz der Einnahmen und Ausgaben stimmt für den menschlichen Organismus wie für die thierischen Organismen überhaupt. Da ist denn nur folgende Alternative möglich: entweder die aufgenommenen Kräfte werden direkt in die ausgegebenen Kräfte umgewandelt und dann fällt jede Annahme einer besonderen Lebenskraft dahin, oder aber die aufgenommenen Kräfte werden zunächst in die Lebenskraft transformirt, und dann von dieser wieder in die ausgegebenen Kräfte, denn muß diese Transformirung sich auch dem Gesetz der Aequivalenz der Kräfte fügen, d. h. die Lebenskraft muß sich verhalten wie alle übrigen Kräfte auch. Damit aber ist ihr der Reiz der Mystik genommen; mit dem, was man früher unter Lebenskraft verstand, hat sie nichts mehr gemein, sie ist einfach eine Art der Transformation der Kräfte, wie sie in lebenden Wesen stattfindet und die Physiologie kann getrost und sicher behaupten, daß alle Vorgänge in den lebenden Wesen auf die allgemeinen Naturgesetze zurückzuführen seien.

Eine andere Frage ist es, welche von den beiden Möglichkeiten unserer Alternative wir wirklich anzunehmen haben. Man hat früher im Anschluß an Lavoisier's Lehre von der Oxydation der Nahrungsmittel als Quelle der Lebenskräfte vorausgesetzt, daß die Spannkräfte der ersteren direkt in die letzteren übergeführt würden, ähnlich wie bei den Maschinen. Diese Anschauung scheint mir noch ganz die für das größere Publikum bestimmten Bücher zu beherrschen, sie wird aber von der Physiologie nicht mehr getheilt. In ihr hat sich jetzt die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die direkte Transformation nur in beschränkten Gebieten Gültigkeit hat, im Allgemeinen aber die Nahrungsmittel erst in die Bestandtheile des Organismus umgewandelt werden, also in seine Gewebe und Zellen aufgenommen werden und daß die Funktionen von diesen Geweben und Zellen ihren Ausgang nehmen, also dem Verbrauch dieser Bestandtheile ihre Kräfte entnehmen. Der Organismus überträgt also nicht passiv wie die Maschine die Kräfte, die er empfängt, an diejenigen, die er ausgibt, sondern *indem er empfängt, wird er aufgebaut, indem er leistet, wird er zerstört*. Er ist in einem fortwährenden Entstehen und Sterben begriffen. Claude Bernard, dem wir diese Einsicht wesentlich verdanken, hat es schön so ausgedrückt: „La vie c'est la création et la mort.“ Damit ist nun wirklich der eigentliche Lebensprozeß in das Transformationsgebiet zwischen den aufgenommenen und ausgegebenen Kräften gerückt, aber abgesehen davon, daß dieser Prozeß gewiß ganz gesetzmäßig verläuft, muß man ihn sich auch nicht als einen einzigen von einer einheitlichen Kraft beherrschenden Akt vorstellen, sondern als eine Summe von Vorgängen, an denen mannigfaltige Kräfte betheiligt sind. Von einer Lebenskraft kann man auch in diesem Sinne nicht sprechen, wohl aber von einem *Lebensvorgang*, auf den sich jetzt die Aufmerksamkeit der Physiologie zu richten beginnt. Ein neues weites Gebiet dehnt sich vor ihr aus, und indem sie in dasselbe eindringt, bricht sie nicht etwa mit ihren seitherigen Grundsätzen und Methoden, wohl aber bedarf sie einer gewissen Erweiterung derselben. Ich habe schon oben begründet, wie die Physiologie in ihrem Ausgang von den praktischen Bedürfnissen der Heilkunde zunächst der Lehre von den Funktionen zuwenden mußte. Sie hat ihre Aufgaben in dieser Richtung noch nicht vollendet. Sie dürfte aber noch andere Gründe haben, sich nur zögernd an die neue Aufgabe heranzuwagen. Der größte Theil der Methoden und Betrachtungsweisen der heutigen Physiologie ist der Physik entlehnt. Sie sind geeignet, Probleme zu lösen, wie sie sich am fertigen Organismus vollziehen, soweit er sich verhält wie ein Apparat oder eine Maschine. Die *neue* Physiologie aber verlangt die Erklärung, *wie der Organismus sich selbst bildet* und zwar soll der Forscher nicht bloß eine Geschichte dieser Bildung schreiben, eine Entwicklungsgeschichte, wie man seither ja auch schon hatte, nein es soll diese Bildung aus den dabei wirkenden Kräften erklären. Dafür aber bietet die Physik kein Vorbild. Zum weiteren ist das Material des Organismus ein solches, welches eine große Schwierigkeit darbietet. Die physikalischen Eigenschaften der Metalle, der Gase, der Flüssigkeiten sind ziemlich bekannt; aber für jene halb gelösten Eiweißkörper und emulgirten Fette, welche die eigentlichen aktiven Elemente der lebenden Wesen ausmachen, bietet die Physik keine Handhabe. Erst in neuester Zeit haben die Fortschritte der Chemie und namentlich der physikalischen Chemie uns mit einigen Prinzipien bekannt gemacht, die auf diese Vorgänge ein Licht werfen. Damit

habe ich auf den Weg hingewiesen, auf dem wir hoffen können, dieses neue Gebiet der Wissenschaft zu erobern. Nicht einem mystischen Vitalismus soll dasselbe zur Beute werden, sondern einem neuen, mit allen Mitteln der Naturforschung arbeitenden Zweige der Wissenschaft. Immerhin kann man in einem gewissen Sinne diejenigen Forscher, die sich speziell mit dem Lebensprozeß als solchem beschäftigen, Vitalisten nennen, und bei einem jüngsten Besuch in England habe ich entdeckt, daß man mich selbst dort als solchen bezeichnete. Das konnte aber nur den Sinn haben und hat auch nur ausdrücken sollen, daß ich, wie z. B. auch in meinem in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz „Die Kriterien des Lebens“*) auf die Aufgabe hingewiesen habe, welche der Wissenschaft erwachsen, jenem allem Leben zu Grunde liegende Eigenthümlichkeiten zu erklären. Ich halte aber diese Bezeichnungsweise für gefährlich, weil sie in weiteren Kreisen die Meinung erwecken könnte, als hätte diese neuere Richtung irgend etwas gemein mit dem alten mystischen Vitalismus und mit jenen, die denselben heute noch hochhalten möchten. Das ist, wie gesagt, durchaus nicht der Fall, und um jedes Mißverständniß zu vermeiden will ich bemerken, daß auch in diesem Gebiete des eigentlichen Lebensprozesses irgend eine spezifische Kraft, der man auch nur im beschränkten Sinne den Namen Lebenskraft geben könnte, nicht angetroffen wird. Sie könnte, da sie dem Aequivalentgesetz der Kräfte gehorchen müßte, sich der Messung nicht entziehen, wo wir aber unsere messenden Apparate im Organismus andringen, stets treffen wir auf bekannte Kräfte, nirgends auf eine unbekannte, neue. Wenn ich freilich sage, daß diese Kräfte bekannt seien, so sollte ich hinzusetzen andeutungsweise bekannt. Denn die osmotischen und Kapillarkräfte, die Krystallisations- und Dissocialionskräfte, vor allem die mannigfachen Beziehungen des Wassers zu den gelösten Stoffen, wie sie sich im Organismus in der höchsten Ausbildung und Vollkommenheit zu entwickeln scheinen, lernen wir erst allmählich durch Versuche kennen. Wenn es uns aber einmal gelingen sollte, sie wirklich in die Kraftbilanz zwischen den aufgenommenen Kräften und den ausgegebenen einzuschieben, wenn mit ihrer Hilfe uns das Gebiet der Transformation, das zwischen beiden liegt, aufgehellt haben und den Organismus unter ihrer Wirkung sich aufbauen und auch wieder abbauen sehen, dann wird nicht nur das Gespenst der Mystik aus der Biologie verbannt, sondern es wird auch eine Grundlage für die Heilkunde gewonnen sein, wie sie die heutige Physiologie entfernt noch nicht bietet.

Zürich. Justus Gaule.

*) „Nation“ Jahrg. XI. Nr. 8.

Dämmerung in Holland.

Man konnte bis vor Kurzem die holländische Litteratur der letzten Epoche so schön symbolisch darstellen. Auf grauem Grunde ein protestantischer Pfarrer mit sattem Moralgesicht und dreiten Hinterpolstern, der alle Sittlichkeit in Erbpacht genommen, und um ihn herum lagern sanft und friedlich einige wiederkäuende Vertreter des edlen Rindviehs, das in der Stärke von $1\frac{1}{2}$ Millionen das Ländchen beglückt und die Milch der frommen Denkungsart im straffen Euter einherträgt. Es war lange das rechte Musterland, dieses Holland, und nichts erschien mir von jeher bezeichnender, als daß die „Musterwirthschaften“ von dort nach unserem Brandenburg importirt worden. Die fette Eintönigkeit der Gegend harmonirte innig mit der Langweiligkeit der daraus hervorgewachsenen Litteratur, die der „neder-duitschen“ Staatskirche nolens volens das Richteramt einräumte. Man kann, ohne paradox zu sein, behaupten, daß das holländische Rindvieh stets bei uns höher im Kurse stand als das holländische Schriftthum. Nur der Forscher wird sich erinnern, daß einst, zu Zeiten der Opitz und Gryphius, auch für die Dichtung unserer Stammverwandten eine Epoche der Blüthe anbrach, die nicht ohne Beeinflussung unserer deutschen Poeten vorüberging. Wovon die Holländer lange zehrten.

Die steifleinenen Mynhers wurden erst vor zehn Jahren aus ihrer Ruhe gerüttelt, als plötzlich ein paar junge Leute aufstanden, die nicht mehr nach dem Pastor, sondern nach Zola dichteten. Aber die Volksgenossen dieser jungen Schriftsteller hatten das Verständniß für derartige Revolutionen verloren, sie liegen nicht mehr im Charakter des Niederdeutschen. Doch auf der anderen Seite stand der niederdeutsche Trotz, die Bauernstarrköpfigkeit, und von Nachtaffen war auch keine Rede. Leider ging Hand in Hand damit ein germanischer Erbfehler. Die Bewunderung romanischer Kunstwerke führte zur Nachahmung; nicht Deutschland oder England oder Skandinavien, sondern Frankreich übte maßgebenden Einfluß auf die jungen Poeten; die Zola, Bourget und Maupassant nahmen Besitz von dem Ländchen. Aber doch eigentlich nur im Uebergang, auf kurze Zeit. In einer Epoche der nationalen Ideen kann sich germanisches Wesen dem romanischen nicht allzulange verschreiben. Und so mehrten und mehren sich die Stimmen, die eine holländische Dichtung fordern, und die Zeichen, die eine versprechen. Der „Schuß Mystik“, der dem nüchternen Niederdeutschen beigemischt ist, empört sich gegen den schroffen Naturalismus der französischen Meister, und nicht gar zu lange, da hatte Zola seine treusten Anhänger und Nachfolger im Geiste verloren und eine Art Symbolismus hielt siegreichen Einzug. Mit einem nicht gerade glücklich gewählten Namen nennen sich die jungen Leute „Sensitivisten“, eine Bezeichnung, die auch stark nach Paris riecht. Aber sie sind ja gar nicht so sensitiv, wie sie glauben, und es ist bezeichnend, daß das Beste, was sie bisher geschaffen, eine Märchendichtung war. Und wenn auch der Roman noch immer französisches Gepräge trägt, reich und üppig blüht daneben die Lyrik, jenes Pflänzchen, das nur vaterländischen Boden verträgt. Und L. van Deyssel, der die Bezeichnung „Sensitivisten“ für Holland geprägt hat, veröffentlichte nach L'Argent Zola's Todesanzeige und verkündete, daß der Naturalismus gestorben sei.

Die hervorragendsten Poeten unter den Jungen sind Franz Netscher und der schon genannte Deyssel, beide in ihren Anfängen Zolaisten, dann der bei uns am meisten bekannte Louis Couperus, weiter Coššnus, Emants, van Groeningen, vor allem jedoch Frederik van Eeden, dessen Märchendichtung „Der kleine Johannes“ am radikalsten mit den französischen Mustern bricht und eine echt holländische Litteratur einleitet. Nach ihm hatte ein Roman den größten Erfolg, der 1891 unter dem Titel „Een Passie“ erschien. Der Name des Autors war Bosmeer de Spie. Nun liegt dieser Roman in einer Uebersetzung*) vor, und die deutsche Kritik darf für Deutsche ihr Urtheil sprechen.

Nichts trennt die junge Generation mehr von der älteren als ihre Geringschätzung dessen, was Aristoteles einst als Hauptsache bezeichnet, in den Mittelpunkt gerückt hatte: der Fabel, des μῦθος. Seit Stuart Mill als einer der ersten gegen den Kardinalsatz Aristotelischer Aesthetik aufgetreten, hat sich viel geändert. Und man kann kein modernes Buch in die Hand nehmen, aus dem nicht laut und deutlich die Verachtung des Autors für die äußere „spannende“ Handlung spräche. Bosmeer de Spie macht davon keine Ausnahme. Ein kleiner Rahmen umschließt wenig Personen. Die Tragödie einer Seele und zwar der Seele des Herrn Cornelis Verdrüggen wird dargestellt, eine Leidenschaft, die weder zu großen Staatsaktionen Veranlassung gibt, noch sich zu außerordentlichen Thaten aufrafft, die nur ein junges Menschenleben vernichtet, eben das des Herrn Cornelis

*) Eine Leidenschaft. Roman von Bosmeer de Spie. Autorisirte Uebersetzung aus dem Holländischen von Paul Raché. Paris und Leipzig. Albert Langen.

Verbrüggen. Es ist ein stiller junger Mann, kein Durchschnittsmensch, denn er hat sich z. B. geschlechtlich rein erhalten, was selbst im moralischen Holland nicht die Regel bilden dürfte, und er erwartet die Liebe „wie einen Messias". Und da kommt sie wirklich, aber ohne messianischen Glanz, die Liebe zu einer Schauspielerin, eine verzehrende, an seinem Mark saugende Leidenschaft, und Abend für Abend sitzt er im Theater und Abend für Abend schickt er Fräulein Ida Munck ein Bouquet, mit einer dunkelrothen Rose in der Mitte und seiner Visitenkarte in der Papiermanchette, bis er schließlich ein Billet erhält, das ihn nach der Wohnung seiner Angebeteten ruft.

Sie ist eigentlich weit mehr Pariserin, diese Ida Munck, als Holländerin. Sie erbarmt sich des jungen Mannes und schließt ihn in ihre Arme Ohne Liebe, wie sie ihm von Anfang an versichert, nur aus Laune, aus Gefälligkeit, und gleich bei der Antrittsvisite nimmt sie ihn in ihr Schlafzimmer. Ueberhaupt ist diese Ida Munck unsicher gezeichnet. Besonders in der ersten Hälfte des Romans. Sie schwebt wie auf einem unsichtbaren Drahtseil, und erst spät gelingt es ihr, festen Fuß zu fassen. Herr Cornelis Verbrüggen wird ihr Liebhaber, d. h. bis auf weiteres räumt sie ihm Gattenrechte ein. Weshalb? begreift man nicht recht; vielleicht wegen seiner Beharrlichkeit, vielleicht weil es sie reizt, daß er noch so „rein" ist. Er versinkt in dieser Leidenschaft, alles Männliche wird von ihr aufgesaugt, zertreten, ein zitternder Sklave, halb sinnlos, betet er an. Nachher fängt er sie an zu langweilen; eben weil er zu weibisch ist. Nur einmal stürzt er auf sie zu und würgt sie in brutaler Kraft halb todt. Sie wäre ihm verfallen, sie würde ihn dennoch lieben, aber als sie merkt, daß er es in Sinnlosigkeit gethan hat und nicht aus männlichem Herrscherinstinkt, da faßt sie der Ekel um so wilder, und sie jetzt ihn vor die Thür. Das Ende ist schließlich ein Revolverschuß.

Dieser Cornelis und diese Ida Munck sind zwar die Hauptpersonen, nicht jedoch die interessantesten. Da spielen nämlich noch ein paar andere Leute mit, die mehr fesseln, weil sie mehr Amsterdam und weniger Paris an sich haben, als das genannte Paar. Gleich die Mutter von Cornelis ist prächtig Eine wackere, etwas beschränkte Frau, die seit Jahren schon gelähmt ist und deren Denken sich um zwei Dinge dreht: um ihre Bibel und ihren Sohn. Sie repräsentirt das Holland, wie wir es aus den Werken der vergangenen Generation kennen. Und da ist ferner eine gewisse Josephine mit ihrer ewig Romane lesenden Mutter und ihrer stets Häkelarbeiten verfertigenden Tante, und diese Josephine verliebt sich in Cornelis, der ihrer in seiner großen Leidenschaft natürlich nicht achtet. Und das rührende blonde Ding härmt und sehnt sich nach ihm, und sie errettet ihn gar einmal vom Tode, und all ihre Träume, die so zahlreich sind, weil die Wirklichkeit ihr gar zu wenig Licht und Luft gab, begleiten ihn. Aber es hilft nichts. Der Roman geht aus in Trostlosigkeit. Man hat eine Aussicht wie in einen nordischen Regentag im Spätherbst, wo es eintönig in feinem Anklatschen plätschert und es oben so grau ist wie unten. Cornelis Mutter wird irrsinnig, Josephine verfällt in schwere Krankheit und nachher macht sie es wie ihre Mutter: sie schmökert Romane, einen nach dem andern, sie träumt und phantasirt, weil ihr das Leben nicht Wort gehalten hat. Der letzte Satz des Buches aber — viele moderne Bücher schließen ähnlich — der heißt, von den Lippen der Irren gesprochen: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln." Und des anderen jungen Holländers Märchendichtung schließt mit Jesus Christus, der da spricht: „Viele Thränen müssen die Augen erhellen, die mich sehen sollen" und der mit dem kleinen Johannes dem frostigen Nachtwinde entgegengeht, „den schweren Weg nach der großen finsteren Stadt, wo die Menschheit war und ihr Weh." Ich glaube, diesen schweren Weg gehen die Jüngeren alle.

Vosmeer de Spie's Roman ist sicherlich nicht frei von französischen Einflüssen. Der Bleistift vermerkt manchmal den Namen Zola am Rande. Ueberladen mit Detailschilderungen will das Buch eben langweilig werden, als der Verfasser sich plötzlich über den Kleinkram erhebt und gewichtiger zu reden anfängt. Die zweite Hälfte drückt dem Werke den Stempel des Interessanten auf. Hier kommt auch zumeist der „Sensilivist" zum Vorschein, der Töne sowohl wie Empfindungen in Farben sieht. Man höre nur folgende Schilderung: „Ein weiter Kreis von Roth, in dem in silbernen Lichtzuckungen ihr Lachen ertönt, um ihn, über ihn, unter ihm, in ihm. Er athmet in diesem Lachen".

Es wird mir selbstverständlich nicht einfallen, das genial zu nennen; es ist unnatürlich genug, es ist viel zu derb formulirt für das zitternde Verschwimmen jener feinen seelischen Schwingungen, die einzelne moderne Dichter mit solchen Mitteln auszudrücken versuchen. Aber es beweist, daß man einen Weg kennt, der aus der grauen Oede des Naturalismus zu blühenderen Gestaden der Dichtung führt.

Der Niederdeutsche ist auch heute kein „Sensilivist"; er ist Bauer. Er muß Bauer auch in seiner Kunst sein. Vorwärts zu einer neuen Remdrandt-Kunst, das wird für die jungen Holländer die Parole sein müssen. Ein paar sind auf dem Wege dazu; auch Vosmeer de Spie könnte den Weg finden. Sein Roman enthält Keime, die fruchtbar werden, sich entwickeln können. Die prächtige Nüchternheit, das ungetrübte Auge besitzt der Schriftsteller schon; fehlt nur noch die Poesie des Halbdunkels, die hier und da, in kargen Anfängen, schon die Mädchengestalt umfließt. Die Emanzipation von Frankreich muß gleichzeitig eine Stärkung des eigenen Volkscharakters sein, und ist dies Ziel erreicht, dann werden die jungen Dichter ihrem Lande eine Litteratur geben, über die man nicht mehr spöttelt. Es heißt jener Volksseele genug thun, deren beste Eigenschaften sich in einem Dutzend der größten Niederdeutschen gebrochen haben; wer sie zusammenfaßt, der wird der Prinz sein. Lange genug hat der Dornröschenschlaf gedauert; lange genug haben die holländischen Schriftsteller gethan, was Josephine und ihre Mutter in Vosmeer de Spie's Roman thun: sie haben gelesen, gelesen, wieder gelesen, und nach dem Gelesenen etwas Neues zusammengeschrieben. Aber Vosmeer de Spie stellt das bereits bei seinen Personen in eine ironische Beleuchtung. Es möge ein gutes Vorzeichen sein.

Carl Busse.

Emil Schindler und sein Denkmal.

Im August 1892 überraschte die Wiener Kunstfreunde plötzlich die Nachricht, daß Jakob Emil Schindler im fünfzigsten Jahre seines Lebens heimathfern auf Sylt gestorben sei. In die Trauer um seinen Verlust drang diesmal noch ein schärferer Accent: denn man hatte das Gefühl, als sei er mitten in der Vollendung, eben da er sich entdeckt hatte, da ihm nach langen Jahren des Ringens um die Kunst und, ach, auch um den Erwerb, ein nahes Ziel zu winken schien, ans letzte Ziel gelangt.

Eine Ausstellung seiner Werke zeigt uns seine Kunst, und sie bestärkte in der Ueberzeugung, daß eine wirklich bedeutende, künstlerische Erscheinung mit ihm von uns gegangen sei. Denn er war ein rastloser Sucher: man sah, wie er sich aus romantischen Anfängen mühsam zur Bestimmtheit und zum Realismus heraufgearbeitet, wie er sich diesem Glaubensbekenntniß der jüngsten Gegenwart oder Vergangenheit mit jener Innigkeit hingegeben hatte, mit der man nur bekennt, was längst, nur des lösenden Wortes harrend, in Einem geschlummert.

Ein Wiener Kind, geboren 1842 als Sohn eines begüterten Fabrikbesitzers, sieht er in erster Jugend die ganze Habe der Familie in Flammen aufgehen. Der Vater stirbt früh, die Mutter vermählt sich zum zweiten Male mit einem Offizier, und der Sohn soll dem Berufe des Stiefvaters folgen. Im italienischen Feldzuge lernt er in Mailand

Albert Zimmermann, den geistigen Ahnherrn unserer Landschafter kennen; unter ihm bildet er sich in der Wiener Akademie. Der alte Zimmermann war ein ganz tüchtiger Mann, der insbesondere dem Hochgebirge Manches abgewann. In diese Lernjahre Schindler's fällt sein „Waldfräulein" Cyklus — eine Anzahl von Zeichnungen, von denen eine auch in der Farbe ausgeführt wurde, nach des österreichischen Romantikers Zedlitz heute schon so ziemlich gänzlich vergessenem epischen Gedichte „Das Waldfräulein".

Gleich seinem Meister geht er in die Alpen. Er malt in Salzburg, malt, wie Ungezählte vor und nach ihm, prächtige Schaustücke der Natur wie den Hintersee. Den Sturz und das Spiegeln des Wassers weiß er prächtig nachzubilden. Aber ihn zieht es mehr und mehr zu den Heimlichkeiten der Landschaft; er spürt ihnen im Prater nach, läßt die wilde Fremdartigkeit Dalmatiens auf sich wirken, vertieft sich in die Schwermuth der Donauauen mit ihrem wilden Buschwerk, darinnen das Wassergevögel kreischt, an denen sich der schnelle und tückische Strom vorbeiwälzt, in die Anmuth des Salzkammergutes. Und je näher er dem kommt, was er als sein Eigenstes erkennt, desto ferner erscheint der Erfolg. Wiederholt rettet ihn nur das Eingreifen von Freunden vor dem Schlimmsten. Ungeschmack und Mode dominiren, er muß seine feinsten Sachen um Spottgeld hingeben, während die Kunstgenossen seinen Namen mit steigender Achtung nennen und er sich rastlos um seine Vollendung müht.

Es ist ein dichterisches Element in ihm. Die Stimmung weiß er zu heben; wenn er das ahnende Knospen im März etwa malt, dann denkt man des Goethe'schen: Der Frühling weckt schon in den Birken und selbst die Fichte fühlt ihn schon. Er vermag selbst Tragik. Da ist eins seiner letzten Werke: Pax. Das ist Böcklinisch im guten Sinne. Ernst und fast schwer in der Farbe. Ein Friedhof im Süden: schwarze Cypressen stehen schweigend. Ein Gewitter ist kaum vorüber und seine Feuchte glitzert noch auf dem spiegelnden Pflaster. Gethürmtes Gebirge mit Gräbernischen steigt gen Himmel: zwischen den Gräbern wandelt ein Mönch. Das Bild ziert nun die kaiserliche Gemäldegallerie. Und endlich sein Hauptwerk: die Pappelallee. Eine weiße, kalkige Straße von Pappeln umsäumt. Ein mühselig Menschenpaar, das auf ihr mit seinem Wägelein dahinwandert. Es ist anscheinend das unmalerischste Ding von der Welt, und dennoch packt es, wie ein Stück Wirklichkeit nur ans Herz greifen kann. Nach seinem Tode erst sah man, wie lange, wie zwingend ihn dies Motiv schon beschäftigt haben mußte. Denn eine Unzahl Studien, die sich darauf bezogen, fand sich. Eine darunter mir fast lieber, als das fertige Gemälde; es ist Alles wie dorten, nur daß der Sturm durch die Wipfel fährt und sie tief beugt, und der Regen die endlose Ferne schleiert. Einmal sah das Künstlerhaus in München alle seine Werke beisammen; dann verstreute sie eine Auktion in alle Winde und es wurden dabei Preise erzielt, wie sie Schindler in seinem Leben nie gesehen.

Er war ein universaler Mensch. Seine Bildung war umfassend; er schrieb ein ganz vortreffliches Deutsch und seine pseudonymen Kritiken in einem hiesigen Montagsblatte sagten seinen Kunstgenossen manche herbe Wahrheit und wiesen nachdrücklich auf die Nothwendigkeit einer Umkehr, einer Befruchtung durch neuen Geist hin. Er selber versuchte sich als Dichter; ein Gedankendrama „Anna", nur wenigen Freunden bekannt, ist merkwürdig durch den sehr hohen Begriff von der Frau und ihrer Stellung im Leben, der sich darin ausspricht und durch — die Dekorationen, die er angibt. Man hat dabei das Gefühl, als seien das Bilder, die Schindler gern gemalt hätte. Für die große Oeffentlichkeit ist es kaum, für die Bühne gewiß nicht gedacht. Eine Biographie steht noch aus; wir sollen sie von Ludwig Hevesie erhalten, der für solche Aufgaben der Berufenste ist, weil er das Persönliche mit dem Sachlichen mit eigener Anmuth zu verweben weiß. Schindler war in hohem Grade musikalisch und ein guter Sänger. Die Radirnadel handhabte er in jüngeren Jahren mit gewandter Sicherheit. Freundschaft hielt und fand er; Hingebung wußte er zu wecken und der eine Schüler, den er gebildet, hängt ihm mit einer rührenden Treue an. Das ist Carl Moll, wenigstens im Suchen ein ihm verwandter Geist, und heute schon einer der Besten unter den Wiener Künstlern. Sein „Naschmarkt" mindestens ist ein ganz eigenthümliches Ding, Sittenbild und Landschaft in einem. Ihm dankt Schindler auch sein Denkmal. Er war rastlos bemüht, die Mittel dafür aufzubringen, und es gelang ihm.

Ursprünglich wars für des Künstlers Grab bestimmt. Wie es aber unter Eduard Hellmer's Händen immer schöner gedieh, so erwachte der Wunsch, es nicht auf dem fernen Centralfriedhof zu sehen. So erhielt es denn einen Platz im Stadtparke. Davor ist ein Weiher, auf dem Schwäne und buntes Geflügel ihr Wesen treiben. Der Kopf ist der Ringstraße zugekehrt — ein kluger, feiner Kopf mit hellen Augen. Er sitzt: das grüne Laubwerk umschmiegt ihn, der, als ein Wanderer, wie er sich auf dem Lande trug, angethan sich eben zu kurzer Rast niedergelassen hat. Die Linke ruht lässig; die Rechte hält einen Strauß Feldblumen. Wie man ihn eben im Schreiten und Verweilen zu pflücken pflegt. Meisterlich ist das moderne Gewand behandelt. Das Ganze wirkt lebendig, ja selbstverständlich und weckt gute Hoffnungen für Goethe, der eben in dem gleichen Atelier der Vollendung entgegenreift. Freilich — wer wird uns Goethe jemals ganz zu Dank machen? Daß doch die höchsten, die lockendsten Aufgaben in der Kunst immer zugleich die im Grunde undankbarsten sein müssen! Seine Eignung für solch eine schwierige Arbeit, und daß wir heute für einen solchen Auftrag Niemand Besseren haben, hat Hellmer jedenfalls durch seinen Schindler überzeugend erwiesen.

Weil es aber nicht angeht, daß Schindler allein bleibt, weil diese Ehrung, wenn sie vereinzelt bliebe, unbedingt Widerspruch wecken müßte, so hat sich eine Gesellschaft von Kunstfreunden zusammengethan, die jährlich 20000 Gulden durch eine Reihe von Jahren für Denkmäler stiftet. Makart kömmt demnächst an die Reihe: an ihm ist unser geistreichster Porträtist, ist Tilgner thätig und auch er soll im Stadtpark seine Heimstatt finden. Moritz von Schwind schließt sich an, noch hat Keiner den Märchengeist im deutschen Volke inniger empfunden. Raphael Donner, der ältere Fischer von Erlach, im Ganzen zehn Männer sind für diese Auszeichnung ersehen. So erhalten denn unsere Straßen mit Eins eine Anzahl neuer, würdiger Denkmäler; man wird endlich begreifen, was man hier niemals einsehen wollte, daß nicht ein Jedes für sich allein seinen Platz haben muß, ja daß in einer Stadt von Wiens Ausdehnung immer die größte Verlegenheit war, wenn irgend wem sein Ehrenmal errichtet wurde. Wir haben da die merkwürdigsten, die beschämendsten Sachen miterlebt, die durch den wohlfeilen und nicht gar geistreichen Spott der Witzblätter nicht erträglicher wurden. Wahre Größe ist immer verträglich und leidet also auch nach dem Tode Nachbarschaft. Und endlich: unser Volk erfreut sich wohl der Kunst — aber als einer holden Selbstverständlichkeit, bei der man nach dem Schöpfer nicht viel fragt. Vielleicht wird das nun anders und besser: wenn man ihm die Künstler immerdar vor Augen führt, so mag der Wunsch nach besserer Erkenntniß dessen, was ihnen noth thut, das Verlangen nach genauer Bekanntschaft mit ihren Werken in mancher Seele geweckt werden. Niemand ahnt, welche Fülle künstlerischer Begabungen hier aufkeimt — aufkeimt und vor der allgemeinen Gleichgiltigkeit leider auch verkömmt.

Wien. J. J. David.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW, Beuthstraße 8.

Nr. 7. Berlin, den 16. November 1895. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Lord Salisbury hat im Mansion House die hergebrachte große politische Rede gehalten; sie wurde diesmal mit besonderer Spannung erwartet, weil die internationale Lage in nicht geringem Grade zu Befürchtungen Anlaß gibt. Und Lord Salisbury hat — wenigstens scheinbar — alle Welt befriedigt, weil er das sagte, was alle Welt zu hören wünschte — sowohl die Welt Englands wie die Welt außerhalb der englischen Grenzen.

Lord Salisbury trennte vollkommen die Schwierigkeiten der ostasiatischen Frage von den türkischen Schwierigkeiten. Er sprach über die Türkei sehr eingehend, und er sprach über Ostasien sehr karg. Wir werden unsere Stellung in Ostasien zu wahren wissen, so sagte er ungefähr; das ist stolz geredet; aber das Wie deutete er kaum an; und er fügte nur die politische Andeutung hinzu, Asien bietet Raum genug für viele. Soll man aus dieser Wendung folgern, daß, wenn zugegriffen wird, auch England zugreift.

Gegenüber so dürftigen Worten erscheint die Behandlung der türkischen Frage durch Lord Salisbury besonders breit; der englische Premier schob die türkische Frage ganz augenscheinlich und wohlbedacht in den Vordergrund; seine Sprache gegen den Sultan war sehr drohend; mit rücksichtsloser Heftigkeit werden von dem Beherrscher aller Gläubigen Reformen verlangt, und dieses Verlangen hat sein Fundament in dem Willen aller Großmächte, die einträchtig zusammenwirken, und deren Eintracht den Frieden bedeutet.

Das Wort „Frieden“ gefiel aller Welt; das Wort „Frieden“, umrankt von Sätzen stolzen englischen Selbstgefühls, gefiel vor Allem in England; so errang denn Lord Salisbury mit seiner Rede überall Beifall; und es war gewiß eine sehr geschickte Rede.

Inzwischen geht die reale Politik ihren Weg fort. Das italienische Geschwader hat Dampf aufgemacht, um sich mit dem englischen zu vereinigen, und beide werden sich gemeinsam unter englischem Kommando in die orientalischen Gewässer begeben. Diese Entsendung von Panzerschiffen und Kanonen nennt mit jener unbewußt naiven Ironie, die nur offiziösen Mittheilungen eigen zu sein pflegt, ein römisches Telegramm: Eine Maßregel zum Schutze des europäischen Friedens. Auch Oesterreich scheint gerade den jetzigen Zeitpunkt zur Entsendung seines Levantegeschwaders für geeignet zu halten. Französische Schiffe waren schon auf dem Wege. Rußland seinerseits gibt in der Wiener Politischen Korrespondenz offiziös bekannt, daß man sehr bescheiden sein müsse gegenüber dem Sultan, daß man von ihm nicht viel verlangen könne, weil seine Lage schwierig genug sei. Die Eintracht aller europäischen Mächte, von der Lord Salisbury sprach, besteht also in Wirklichkeit darin, daß England, unterstützt von Italien und vielleicht von Oesterreich die armenische Frage nachdrücklich in seinem Sinne zu lösen geneigt scheint, und daß Rußland steigende Antipathie gegen solche Energie zeigt, während französische führende Blätter wie der „Temps“ mit wachsender Unruhe in die Zukunft sehen und zur Einigkeit mahnen und Lord Salisbury dringend beschwören, nicht mit seinen Freunden und getrennt von den anderen vorzugehen und vielleicht dadurch einen Weltkrieg zu entfesseln.

Die Absichten dieses politischen Spieles sind durchsichtig genug; England wünscht augenscheinlich Rußland aus Ostasien abzuziehen, weil die dortige Konstellation den englischen Wünschen nicht entspricht, vielleicht auch um Japan Zeit zu weiteren Rüstungen zu geben. Inzwischen soll Rußland an der türkischen Grenze festgehalten werden, und wenn es geht, sollen in Armenien die Fundamente zu einem Bollwerk gelegt werden, das diesem Lande in Kleinasien eine zukünftige Stellung anweisen würde, wie sie Bulgarien in Europa hat. Gegen eine solche Entwicklung haben Italien und Oesterreich gewiß nichts einzuwenden, daher ihre Haltung; solche Entwicklung gefällt Rußland gewiß nicht; und was thut Frankreich? Soll es sich opfern für Rußland, um der orienta-

lischen Frage eine Wendung zu geben, die dem Zarenreich vortheilhaft ist und die nicht den geringsten realen Nutzen Frankreich — bringt höchstens die russische „Freundschaft“ für irgend welche Zwecke einmal. Daher begütigt Frankreich; daher gibt heute die französische Presse England die mildesten und friedlichsten Rathschläge.

Diese Gruppirung der Mächte zeigt, in welch günstiger Lage sich Deutschland befindet, wenn es nur mit Kaltblütigkeit sich hütet, vorzeitig in Verwicklungen einzugreifen, die unmittelbar seine Interessen nicht berühren. Selbstverständlich werden wir Italien und Oesterreich in aufrichtiger Freundschaft vertragstreu bis zum Punkt über dem i bleiben; aber unsere Verträge handeln nicht von Kleinasien und Armenien, und weil dem so ist, daher wird wohl in Petersburg und in Paris und auch in London die Erinnerung daran aufdämmern, daß gute Beziehungen zu Berlin nicht gerade ein überflüssiges Ding sind. Vielleicht naht unter solchen Umständen in Rußland der Augenblick, wo man erwägt, welchen Gewinn es bringt, zur Belustigung der Franzosen den Deutschen Nasenstüber zu versetzen; und vielleicht erwägt man auch in Paris, ob solche Nasenstüberbelustigungen es werth sind, daß man unter Umständen den Vorzug haben könnte, in den orientalischen Händeln für rein russische Interessen ins Feuer zu greifen.

Hoffentlich behalten wir den Frieden, aber hoffentlich bietet die nahe Realität der Gefahren auch vor Allem Rußland und Frankreich eine Belehrung über den Werth ihrer Politik der Demonstrationen, deren harmonische Verschwisterung auf dem Papier ganz gut aussieht, aber weniger gut in der rauhen Wirklichkeit.

Es ist ein hübscher Zufall, daß gerade jetzt wieder ein solcher Akt demonstrativer Politik die französischen und die russischen Zeitungen beschäftigt. Der Zar hat der guten Stadt Paris eine riesige Vase übersandt, und selbst Blätter wie der „Temps“ schreiben einen Artikel über die bedeutungsvolle Thatsache, daß auf einer Seite dieser Vase die Figur des heiligen Rußland zu sehen und auf der anderen Seite Frankreich mit der — phrygischen Mütze; man denke, die phrygische Mütze von der Gestalt Rußlands nur durch die dünnen Wandungen einer Porphyrvase getrennt. Was soll man dazu sagen, fragt der „Temps“:

La République avec le bonnet phrygien? Comment le tsar a-t-il pu permettre un tel rapprochement avec la sainte Russie?

Wir wollen es natürlich nicht unternehmen, diese immerhin wichtige Frage zu lösen; aber im Vertrauen gesprochen, interessirt uns auch die andere Frage mehr, welche Bedeutung jene berühmte bildliche Annäherung für die Lösung der armenischen Frage haben könnte, oder für jene andere Frage, welche die Franzosen die elsaß-lothringische nennen.

Von ausländischen Angelegenheiten ist noch eine Thatsache zu melden: Lueger wurde zum zweiten Male zum Oberhaupt der Stadt Wien gewählt; er wurde zum zweiten Male nicht bestätigt und der Gemeinderath alsdann aufgelöst, worauf die Antisemiten ihre konservative und loyale Gesinnung in schnell unterdrückten Straßenkrawallen zum Ausdruck brachten. Diese Vorgänge werden für die innere Politik Oesterreichs eine Wirkung haben; das Kabinet hat mit der Feindschaft der Antisemiten in den Parlamenten zu rechnen, und es wird daher vielleicht für die Bedeutung der Freundschaft der liberalen Deutschen eher ein Verständniß haben.

In Paris, in Wien und vorübergehend in Berlin ist ein Börsenkrach eingetreten. Die Ursache ist die Narrheit von der Welt; aus Leichtsinn hatten einzelne Spekulantengruppen sich finanziell übergessen; solcher Leichtsinn ist bedauerlich; aber gegen solchen Leichtsinn gibt es ganz sicher nur ein Heilmittel: die Strafe, die man am eigenen Körper spürt, pflegt den Geist gesünderen wirthschaftlichen Grundsätzen zugänglich zu machen. In Wien ist man anderer Ansicht; man fragte sogleich im Parlament die Regierung, welches Medikament sie für die Zukunft vorschlagen könne. Aber warum soll die Regierung nur gegen finanzielle Indigestionen helfen und nicht auch gegen die leibhaftigen des Magens. Die allgemeine Hilfe wäre so einfach; man stellt neben jeden Menschen einen Schutzmann, der auf Grund von wohl paragraphirten Reglements dem Staatsbürger als Kinderfrau in allen Fährlichkeiten des Lebens dient.

Heinrich Rickert sind anläßlich der Feier seines fünfundzwanzigjährigen Abgeordnetenjubiläums aus allen Theilen Deutschlands Zeichen der Anerkennung für sein bisheriges öffentliches Wirken zugegangen; die Stadt Danzig ehrte am 9. d. M. ihren verdienten Mitbürger durch Zuerkennung des Ehrenbürgerrechtes, das Stadtverordnete und Magistrat einstimmig votirt hatten, mit nur einer einzigen Ausnahme; der Oberbürgermeister Baumbach hatte diesem Votum — das er als ein politisches bezeichnete — widersprochen. Herr Baumbach findet für diese Haltung wohlmeinend anerkennende Worte in der — — „Kreuz-Zeitung“ abgedruckt.

Unter unseren deutschen Konservativen gährt es fort; was soll man mit den christlich-sozialen Pastoren anfangen, und was mit Herrn Stöcker, der kläglich weder von den Pastoren noch von dem adligen Junkerthum zu lassen geneigt scheint. Andererseits ist die bürgerlich-konservativantisemische Richtung argwöhnisch gegen das Junkerthum geworden, und dieses gegen jene. Unter solchen Umständen bemüht sich jede Richtung, die Oberhand zu behalten, und einer der Geschicktesten, für sich Stimmung zu machen, ist Herr Stöcker.

Wir sagten im Voraus, daß eine Aera der Vertrauenskundgebungen beginnen würde; so ist es gekommen. Diese Kundgebungen, von denen man nie weiß, wie viele Personen an ihnen theilgenommen, haben einen Fehler; sie sind manchmal gar zu geschickt arrangirt. So meldet die „Kreuzzeitung“ aus Nürnberg, daß dort die Konservativen Herrn Stöcker ihr Vertrauen votirt haben:

„Jedenfalls machte die Versammlung einen erfreulichen Eindruck und ließ entschieden auf den ernsten Geist, der die Konservativen Bayerns beseelt, schließen.“

Solche Nachricht ist fern von Nürnberg, etwa in Ostpreußen so lange sehr gut zu verwerthen, bis man aus der Statistik des Reichstags ersieht, daß bei der letzten Wahl in Nürnberg 42 137 Wahlberechtigte waren, daß dort 31 517 gültige Stimmen abgegeben wurden, darunter volle 658 konservative und von diesen 658 Konservativen hat gewiß nur ein Bruchtheil für Stöcker sich ausgesprochen — augenscheinlich ein wichtiges Symptom für ganz Bayern. In Fortführung solcher nicht gerade unbekannten Methode kann Herr Stöcker ein ergebnißreiches Plebiszit für sich zu Stande bringen.

Eine Quittung darüber, was die von Herrn Stöcker vor Allem in die Höhe gebrachte antisemitisch-konservative Bewegung Berlins heute noch bedeutet, lieferten die eben abgeschlossenen Ergänzungswahlen zur Berliner Stadtverordnetenversammlung. Im Jahre 1883 hatte die antisemisch-konservative Bürgerpartei in Berlin in der dritten Abtheilung 25 162 und insgesammt rund 33 000 Stimmen aufgebracht; diesmal bei 44 Ergänzungswahlen weit unter eintausend Stimmen; die amtlichen Zahlen liegen nicht vor, aber 700 Stimmen wären wohl gut gezählt; so daß die Stöckersche Bewegung für Berlin völlig bedeutungslos geworden ist. Dieses ist das Ende des „Sturmes auf das rothe Haus“; gleichwohl verzeichnet die antisemitisch-bündlerische „Deutsche Tageszeitung“ für ihre Freunde „ansehnliche Minoritäten“. Wir wünschen solche „ansehnlichen“ Erfolge jenen Gegnern stets.

Herr Dr. Arendt droht in seinem „Deutschen Wochenblatt“ dem Fürsten Hohenlohe mit der höchsten bimetallistischen Ungnade. Wenn er nicht thut, was die Herren Arendt und Graf Mirbach ihm vorschreiben, so will man ihm einen Nachfolger geben, der zwar im Uebrigen die „jetzige Politik fortsetzt“, der aber den Versuch macht — und nun geht Herr Arendt zum gesperrten Druck über: „durch eine zielbewußte bimetallistische Aktion die

Verständigung der Regierung mit den landwirthschaftlichen Kreisen und ihrer parlamentarischen Vertretung anzubahnen." Worauf diese gesperrte Drohung zielt, wird verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Herr Arendt öfter auch schon früher seine Gunst dem Grafen Walderfee zugewandt hat, von dem er „vermuthet", daß er noch die nöthige Empfänglichkeit für bimetallistische Heilswahrheiten besitzt.

Aber selbst wenn Se. Majestät der deutsche Kaiser den Wünschen der Herren Arendt und Graf Mirbach nach einem anderen Kanzler keine Folge geben sollte, so wirkt eine Drohung mit bimetallistischer Ungnade bei einem friedfertigen Reichskanzler doch vielleicht in der Weise, daß die Idee der Währungskonferenz nicht gänzlich fallen gelassen, sondern wenigstens in England angefragt wird, wie man dort über eine solche Konferenz denkt. Dies würde ja den Herren Bimetallisten genügen, um der Welt zu verkünden, daß die deutsche Reichsregierung trotz Allem im bimetallistischen Fahrwasser segele. Sollte Fürst Hohenlohe naiv genug sein, dies Spiel nicht zu durchschauen, und wirklich geneigt, die deutsche Regierung durch eine Anfrage in London überflüssiger Weise bloßzustellen, nur um das Wohlwollen des Herrn Arendt und seiner Hintermänner nicht einzubüßen?

Unsere Regierung hat eine neue Unbegreiflichkeit begangen.

Vor den letzten Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause hatte Herr Privatdozent J. Jastrow die Broschüre „Sozialliberal, ein Weckruf zu den Landtagswahlen", veröffentlicht; in dieser ernst und sachlich geschriebenen Broschüre befand sich auch eine Kritik der politischen Haltung des Handelsministers bei Gelegenheit der Berathungen über die Aufhebung der Bergwerksabgaben. Es war darauf hingewiesen worden, daß die Politik des Ministers in diesem Punkte sachlich falsch gewesen sei und daß sein Benehmen bei der gleichen Gelegenheit zu Mißdeutungen Anlaß geben konnte, da der Schwiegervater des Ministers aus der Neuordnung der Bergwerksabgaben einen sehr erheblichen pekuniären Vortheil haben mußte. Der Herr Handelsminister klagte und das Gericht war der Ansicht, daß Herr Jastrow sich nicht genügend vorsichtig bei Beleuchtung der Thatsachen ausgedrückt hatte, so daß der Verklagte wegen Beleidigung mit der leichten Geldstrafe von 100 Mk. belegt wurde, statt wie der Staatsanwalt beantragt hatte, mit zwei Monaten Gefängniß.

Die That wurde also im Jahre 1893 begangen. Das Erkenntniß wurde ausgefertigt am 12. März 1894, jetzt schreiben wir November 1895, so daß die That ihre guten zwei Jahre und die Verurtheilung ihre guten anderthalb Jahre zurückliegt.

Was geschieht nun? Herr Kultusminister Bosse fragt bei der Berliner philosophischen Fakultät an, ob sie von jener Verurtheilung — die anderthalb Jahre zurückliegt, — Kenntniß genommen hat, und was sie veranlaßt habe, in Rücksicht auf eine That, die jetzt — zwei Jahre zurückliegt.

Man muß zugeben, Herr Bosse hat sich mit dieser Anfrage nicht gerade stark übereilt.

Was soll nun dieses ganze Vorgehen nach Jahr und Tag bedeuten? Es gibt nur eine Erklärung; es ist der Grundsatz schneidigen Eingreifens proklamirt worden; er tritt aller Orten jetzt in die Erscheinung, und mit ausgesuchter Geschicklichkeit greift man gerade dort ein, wo die Oeffentlichkeit für ein solches Eingreifen nur unmuthiges Erstaunen hat.

Will man nach zwei Jahren vielleicht noch an Herrn Jastrow ein Exempel statuiren, weil er wegen einer leichten stilistischen Unvorsichtigkeit in einer durch und durch patriotisch gedachten Schrift zu einer kleinen Geldstrafe verurtheilt wurde; oder will man der Berliner philosophischen Fakultät an den Leib und will neue Kohlen auf ihr Haupt sammeln, weil sie schon vorher Herrn Dr. Arons, der zur sozialdemokratischen Partei gehört, das Lesen an der Universität nicht verboten hatte?

Wir hoffen, die Fakultät wird in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung dem Herrn Minister die Antwort nicht schuldig bleiben wegen dieses „historischen" Rückblicks auf einen zwei Jahre zurückliegenden Vorgang. Und die einzige Wirkung wird sein, daß man von Neuem des einigermaßen vergessenen Verhaltens bei Gelegenheit der Berathung über die Bergwerksabgaben gedenkt, und daß man mit wachsender Verwunderung sich fragt, ob denn mit solchen Mitteln die Regierung die Volkskräfte, die mit dem heutigen Staat sich verwachsen fühlen, um sich sammeln will?

Um überdies die Sozialdemokratie in der richtigen Stimmung zu erhalten, ist der fast siebzigjährige Abgeordnete Liebknecht wegen seiner Rede bei der Eröffnung des Sozialisten-Kongresses in Breslau zu vier Monaten Gefängniß wegen Majestätsbeleidigung verurtheilt worden.

* * *

Die Wirkung der Handelsverträge mit Rußland und Oesterreich.

Unterm 5. August d. J. schrieb mein Landsmann und Kollege im preußischen Abgeordnetenhause, der Centrumsagrarier Graf Strachwitz:

„So kurz die Dauer der Handelsverträge auch erst ist, sie hat genügt, um die Tagesgeschichte das endgültige Urtheil über dieselben bereits sprechen zu lassen. Dasselbe lautet dahin, daß die Handelsverträge für Deutschland einem verlorenen Kriege gleich kommen. Das deutsche Volk ist sich dieser Thatsache innerhalb aller produzirenden Stände voll bewußt und wird danach handeln. — Von allen Seiten ist anerkannt, daß der Erfolg dieser Verträge ein anderer als der erhoffte ist; dieselben haben der deutschen Industrie eben so wenig geholfen, als unseren befreundeten Mächten."

Und der konservative Agrarier Graf Kanitz soll Zeitungsnachrichten zufolge in einer Rede konstatirt haben, daß sämmtliche Handelskammerberichte den totalen Mißerfolg der Handelsverträge zugäben.

Wenn das deutsche Volk innerhalb aller produzirenden Stände, wenn sämmtliche Handelskammern in diesem Urtheil einig sind, so dürfte es verlorene Liebesmühe sein, noch ein Wort zu Gunsten der Verurtheilten zu sagen. Oder darf man an dem, was zwei so hochgeborene, zu den Führern großer Parteien zu zählende Männer mit solch unfehlbarer Sicherheit als Thatsachen verkünden, etwa zweifeln? Man muß doch annehmen, daß, bevor diese Herren urbi et orbi die traurige Thatsache verkünden, daß Deutschland eine große Schlacht mit den Handelsverträgen verloren habe, sie sich einigermaßen informirt haben, speziell durch Studium der Statistik und der Handelskammerberichte, auf welch letztere sich ja Graf Kanitz auch ausdrücklich beruft; denn falsche Alarmnachrichten zu verbreiten wird, wie mancher arme Lokalreporter, mancher Redakteur zu seinem Schmerz erfahren hat, als grober Unfug bestraft, und es genügt nicht, an die Richtigkeit der gebrachten Nachricht geglaubt zu haben, es ist auch erforderlich, sich durch geeignete Schritte von derselben Gewißheit verschafft zu haben.

Die beiden Grafen sind im Osten Preußens zu Haus. Sie wie andere Vollblutagrarier haben einen besonderen Zorn auf den Handelsvertrag mit Rußland und in zweiter Linie auf den mit Oesterreich-Ungarn. Wir wollen uns deshalb bei den nachstehenden Untersuchungen vornehmlich mit den Wirkungen dieser beiden zumeist und am heftigsten angegriffenen Verträge befassen.

Graf Kanitz lebt in Ostpreußen, er hat dort die beregte Rede gehalten; es ist anzunehmen, daß er zunächst den letzten Jahresbericht des Vorsteheramts der Kaufmannschaft zu Königsberg i. Pr., das dort an Stelle einer Handelskammer fungirt, studirt hat; da heißt es nun auf S. 5:

„Der nach so harten Kämpfen im Jahre 1894 ins Leben getretene deutsch-russische Handelsvertrag hat sich speziell für Königsberg als überaus segensreich erwiesen. — An der Verkehrszunahme der ostpreußischen Südbahn (gegen 1893 ein Mehr von 124 161 t) war der deutsche Export ebenso wie der russische Export betheiligt. So war nach dem Verwaltungsbericht der ostpreußischen Südbahn die Ausfuhr über Grajewo in den auf den Abschluß des Handelsvertrags folgenden Monaten um 31 Proz. höher als in den gleichen Monaten des Jahres 1893. Der Speditionsverkehr nach Rußland war lebhafter als im Vorjahr. Der Absatz von Cement hat sich gehoben, der von gewaschener Wolle ermöglichen lassen. Die seit Jahren unterbrochen gewesene Ausfuhr von deutschem Stabeisen von hier nach nahe gelegenen russischen Orten hat sich wieder belebt; der Mehlabsatz von Königsberg nach Finnland hat eine verstärkte Bedeutung erlangt. Die hiesige Schiffsbauanstalt und Maschinenfabriken erhielten neue und vermehrte Aufträge aus Rußland. — Ueberhaupt möchten wir der vielfach anderwärts verbreiteten Meinung entgegentreten, Rußland versuche durch kleinliche Verwaltungsmaßregeln die Wirkungen der Zollabmachungen abzuschwächen. Wir haben derartige Beobachtungen nicht machen können, sind vielmehr der Ansicht, daß auch die russische Regierung das aufrichtige Bestreben zeigt, den Handelsvertrag loyal auszuführen."

Im Weiteren wird dann noch speziell ausgeführt, daß die günstigen Wirkungen des deutsch-russischen Handelsvertrages sich auf das ganze deutsche Erwerbsleben, namentlich auf die deutsche Industrie erstrecken.

Auch das Vorsteheramt der Kaufmannschaft zu Tilsit erklärt: „daß der neue russische Handelsvertrag den Weg dazu gebahnt hat, daß unser natürliches Hinterland Rußland dem Erwerbsleben unseres Bezirks in bedeutenderem Maße dienstbar gemacht wird, als es bisher möglich war". Die an den Vertrag geknüpften Hoffnungen hätten sich schon zum Theil erfüllt und würden sich die Vortheile mit der Länge der Vertragsdauer immer fühlbarer machen; eine Maschinenfabrik des Bezirks ist in Folge zahlreicher russischer Aufträge trotz Vermehrung der Arbeiterzahl nicht im Stande gewesen, dieselben rechtzeitig zu erledigen.

Die Handelskammer zu Insterburg konstatirt eine langsam fortschreitende Besserung der Erwerbsverhältnisse und eine Belebung des Absatzes von landwirthschaftlichen Maschinen und Geräthen nach Rußland.

Die Aeltesten der Kaufmannschaft zu Elbing erklären: Die mehr als einjährigen Erfahrungen haben das günstige Urtheil über den deutsch-russischen Handels- und Schiffahrtsvertrag bestätigt und bestärkt; sie konstatiren als Folge desselben eine Besserung und Festigung namentlich in den Verhältnissen unserer Industrie.

Auch die Handelskammer für den Kreis Thorn führt aus: „Auf der Grundlage des neuen Tarifvertrages sind, wenngleich der Verkehr mit unserem großen Nachbarreiche die frühere Höhe, welche er einst einnahm, noch nicht wieder erlangt hat, manche alte Beziehungen, die unter dem Absperrungssystem verloren gegangen waren, wieder angeknüpft worden und es ist anzunehmen, daß diese wiedergewonnenen Beziehungen auch die Handhabe zu einer weiteren Stärkung des Verkehrs mit Rußland bieten werden."

Die Handelskammer zu Posen meint allerdings, daß für die dortige Industrie der Handelsvertrag mit Rußland nur von untergeordneter Bedeutung sei, aber weshalb? weil „die zur Entwicklung eines regen kommerziellen Verkehrs nothwendige direkte Bahnverbindung des Bezirks mit Polen immer noch fehlt und die Zahl der exportfähigen Erwerbszweige am Platze nur eine geringe ist".

Dagegen spricht sich die Handelskammer für den Reg.-Bez. Oppeln um so befriedigter über den deutsch-russischen Vertrag aus:

„Er eröffnete uns für die hauptsächlichsten Handelsartikel des Bezirks wieder den Zugang zu einem der wichtigsten Absatzgebiete und zu unserem natürlichen Hinterland. Für unsere bedeutendsten Industrien, die Kohlen- und Eisenindustrie, zeigten sich sofort erfreuliche Ergebnisse einer lebhafteren Ausfuhr, die, einige Schwankungen abgerechnet, das ganze Berichtsjahr hindurch anhielt. Auch für die übrigen Industrien des Handelskammerbezirks machten sich im Lauf des Jahres unleugbar Vortheile des abgeschlossenen Handelsvertrags geltend."

Weniger vortheilhaft erwies sich der letztere für den Bezirk der Handelskammer Hirschberg, der freilich für den russischen Absatz nicht günstig liegt; es heißt im Jahresbericht:

„Wenn das Maß der Hoffnungen, die man speziell an den Abschluß des russischen Handelsvertrages geknüpft und die vielfach überspannte waren, sich nicht in dem erwarteten Umfang erfüllt hat, so ist dies an sich natürlich, denn es bedarf längerer Zeit, durch einen Zollkrieg abgebrochene Handelsbeziehungen wieder herzustellen."

Einzelne Industrien dieses Bezirks, z. B. die Maschinenindustrie, sprechen sich übrigens höchst günstig über den Vertrag aus.

Die Handelskammer zu Breslau

„konstatirt mit Befriedigung, daß man sich bezüglich der vortheilhaften Wirkung des Vertrages nicht getäuscht hat. Selbstverständlich kann das nicht von den Illusionen gelten, die sich ein und der andere mit dem russischen Markt nicht vertraute Industrielle oder Kaufmann gemacht hat, aber das, was von unseren mit den dortigen Verhältnissen vertrauten Exporteuren von den erreichten Zollermäßigungen erwartet wurde, das ist eingetreten."

Das Aeltestenkollegium der Kaufmannschaft von Berlin sagt S. 21 seines Berichts über den deutsch-russischen Handelsvertrag:

„Für die Mehrzahl der Industrie- und Handelszweige ist sein Einfluß schon jetzt als günstig anzusehen."

Auch die Hamburger Handelskammer stellt fest, daß „der Verkehr mit Rußland durch den neuen Handelsvertrag gefördert wurde."

Die Handelskammer zu Bremen hebt hervor, daß „sich die segensreichen Folgen der handelspolitischen Verständigung für Deutschland wie für Rußland schon in den ersten neun Monaten ihres Bestehens deutlich herausgestellt haben und den Verkehr hoffentlich bald zu der früheren Höhe zurückführen werden."

Hören wir noch einige Stimmen aus Mittel-, West- und Süddeutschland.

Die Leipziger Handelskammer äußert sich: „Die Annahme des deutsch-russischen Handelsvertrages wird von der gesammten Industrie ohne Ausnahme als eine große Wohlthat empfunden und die günstigen Folgen sind vielfach schon jetzt bemerkbar."

Die Handelskammer zu Halle a. S. stellt fest, „daß sich sofort nach Inkrafttreten des Handelsvertrages ein erheblicher Waarenversand aus ihrem Bezirk nach Rußland eingestellt hat", sie erwartet aber eine noch viel größere Wirkung nach längerer Dauer desselben.

Im Jahresbericht der schutzzöllnerischen Dortmunder Handelskammer steht S. 10 zu lesen: „Der Handelsvertrag mit Rußland hat die Spannung in den Beziehungen zu diesem kauf- und lieferkräftigen Nachbar beseitigt, den Zollkrieg beendet und damit das bewirkt, was wir von ihm erwarteten."

Die Düsseldorfer Handelskammer sagt: „Zwar hat der Handelsvertrag, weil unsere Industrie in Folge des Zollkrieges dem russischen Markt zu sehr entfremdet worden ist, und weil die Industrie Rußlands sich während der letzten Jahre immer unabhängiger gestaltet hat, nicht den erwarteten Umschlag in der Geschäftslage hervorgerufen, doch fehlt es nicht an Anzeichen, daß unser Absatz nach Rußland sich allmählich wieder günstiger entwickeln wird."

Nürnberg berichtet: „Es ist nicht zu verkennen, daß sich insbesondere auch nach Rußland wichtige Zweige unseres Exports neu zu beleben beginnen."

Mannheim: „Der Handelsvertrag mit Rußland hat mit der Wiedereröffnung des russischen Marktes vielen

Zweigen des Handels und Großgewerbes auch in unserm Bezirk Vortheile gebracht und nur an wenigen Stellen begründete Hoffnungen getäuscht."

Die Handels- und Gewerbekammer zu Stuttgart zeigt sich von der Wirkung des russischen Handelsvertrags nicht sehr befriedigt, aber man achte auf die Begründung. „Zunächst ergab es sich im Verkehr nach Rußland, daß die dortige Industrie in den letzten Jahren sehr in die Höhe gekommen war; namentlich die Eisenindustriellen hatten zu fühlen, daß dort mit fremdem Geld große Etablissements gegründet worden waren; außerdem hatten auch ausländische Konkurrenten die Zwischenzeit ausgenützt und sich festgesetzt. So stellten sich der deutschen Industrie gleich beim Wiedereintritt in den Wettbewerb sehr niedrige Verkaufspreise in den Weg."

Dagegen schreibt die wichtigste Handelskammer des Südwestens, die zu Frankfurt a. M.: „Die Wirkungen des Vertrages haben sich als durchaus günstige erwiesen; es ist ein ganz wesentlich gesteigerter Waarenumsatz in Ein- und Ausfuhr zu konstatiren und in einer großen Anzahl uns gewordener Aeußerungen werden ohne eine einzige Ausnahme die Vortheile des Vertrags bestätigt."

Im Vorstehenden ist etwa keine Auswahl solcher Handelskammern getroffen, welche sich über das Vertragswerk günstig geäußert haben, sondern ich habe die östlichen Kammern — mit Ausnahme von Danzig und Stettin, deren günstiges Urtheil notorisch ist — ziemlich vollzählig angeführt, einmal weil sie die Nächstinteressirten sind, sodann weil die beiden den Stab über die Handelsverträge brechenden Richter Graf Strachwitz und Graf Kanitz dem Osten angehören; aus den anderen Landestheilen habe ich auf gut Glück eine Anzahl Berichte bedeutenderer Kammern zur Hand genommen und ihr Urtheil wiedergegeben. Nun ist es selbstverständlich, daß in den citirten Berichten auch hin und wieder Aeußerungen einzelner Industriellen vorkommen, die bei dem Handelsvertrag ihre Rechnung nicht gefunden haben, sei es weil für die von ihnen erzeugten Artikel keine oder nicht genügende Zollermäßigungen eingetreten sind, sei es, weil sie mit den Verhältnissen des neu erworbenen Absatzgebietes nicht genügend vertraut sind und demzufolge keine oder nur unvortheilhafte Geschäfte damit eingehen konnten. Der russische Markt verlangt aber eine sehr genaue Kenntniß von Land und Leuten, namentlich auch von der Kreditwürdigkeit der letzteren und so leicht wie hier zu Lande ist es natürlich nicht möglich, dort Auskünfte zu erlangen. Der kundige Exporteur dagegen verliert nur selten in Rußland sein Geld.

Nun höre ich ordentlich schon, wie die Leute, welche bisher die Behauptung vertraten, daß die gesammte Industrie die Handelsverträge als ein verfehltes Werk betrachteten, nachdem sie obige Sammlung von Urtheilen über den Vertrag mit Rußland gelesen haben, etwas einlenken und sagen, der letztere sei ja allerdings für die Industrie nicht ganz so schlecht, wie die im Jahre 1891 abgeschlossenen Verträge; diese aber hätten nicht bloß der Landwirthschaft, sondern auch der Industrie Schaden gebracht, und darüber wenigstens seien auch die Handelskammern einig.

Unzweifelhaft ist auch aus industriellen Kreisen heraus viel über jene Handelsverträge geklagt worden; die in denselben erreichten Zollermäßigungen seien unzureichend, um einen Export zu ermöglichen, die diesseits gewährten machten die heimische Industrie vielfach unfähig auf dem inländischen Markt mit der des Auslandes zu konkurriren. Auch viele Handelskammern haben in dieses Urtheil mit eingestimmt.

Man kann weit davon entfernt sein, in diesen Handelsverträgen Musterleistungen zu sehen; man kann sie in vielen Punkten für technisch nicht gut durchgearbeitet halten; man kann der Meinung sein, daß sie besser ausgefallen wären, wenn man schon damals den Zollbeirath berufen hätte, wie dies bei den Verhandlungen über den russischen Vertrag mit so großem Erfolg geschehen ist, und kann in ihnen doch ein in ihrer Gesammtwirkung höchst vortheilhaftes für Deutschlands Wirthschaftsleben hochwichtiges Werk erblicken, und diese Meinung macht sich in den Kreisen des Handels und der Industrie immer mehr geltend. Das spiegelt sich auch in den neueren Handelskammerberichten wieder.

Es würde zu weit führen, hier die einschlagenderen Aeußerungen der Handelskammern über die Handelsvertragspolitik der Regierung anzuführen; es möge die Bemerkung genügen, daß keiner der erwähnten Berichte sich dagegen ausspricht, daß die meisten — viele hatten es eben gar nicht für nöthig gehalten, da ein besonderer Grund dazu ja nicht vorliegt — ausdrücklich ihre volle Billigung derselben auszusprechen und deren segensreiche Wirkung voll anerkennen. Von allen Handelskammerberichten über das Jahr 1894, die zu meiner Kenntniß gelangt sind, spricht sich kein einziger gegen die Handelsvertragspolitik aus.

Graf Kanitz gilt unter seinen Fraktionsgenossen als ein Mann minutiöser Arbeit, der unendliches Material zusammenträgt und es auf das Sorgfältigste verarbeitet und auch seine Gegner werden anerkennen, daß seine Reden reichlich mit Zahlen gespickt sind. Welches Licht wirft es auf die sorgfältige Arbeit des Herrn Grafen, wenn die Handelskammerberichte genau das Gegentheil von dem enthalten, was er als Aeußerung dieser Körperschaften ausgibt!

Was mag andererseits Graf Strachwitz unter „produzirenden Ständen" verstehen? Daß er den Handel darunter nicht begreift, kann man allenfalls gewissen Vorurtheilen gegenüber diesem unentbehrlichen Beruf zu Gute halten; aber ein Mann, der so viel Verständniß für Kohlen- und Eisenfrachten in seinen Reden gezeigt hat, müßte doch eigentlich wissen, daß die Kohlen- und Eisenindustriellen zu den produzirenden Ständen gehören, ebenso gut wie jeder Industrielle überhaupt. Hat der Herr Graf nun etwa für nöthig gehalten, sich über die Ansichten der berufenen Vertreter von Handel und Industrie zu informiren, ehe er seinen Ausspruch that, oder gibt es in seinen Augen nur einen produzirenden Stand, den der Agrarier? Ich sage wohlüberlegt „Agrarier" und nicht Landwirthe, denn ein großer Theil der letzteren denkt über die Wirkung der Handelsverträge ganz anders als Graf Strachwitz. Wir wollen nun in einem folgenden Artikel etwas eingehender die aus den Handelsverträgen der Landwirthschaft angeblich erwachsenen Nachtheile und die der Industrie daraus thatsächlich erwachsenen Vortheile untersuchen.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Georg Gothein

Nicht theilen!

Den russischen Regierungsanzeiger hat es neulich geschaudert vor der unheiligen Absicht Englands, über die türkische Masse den Konkurs zu eröffnen, und der russische Regierungstelegraph hat diese Gemüthsbewegung seines gedruckten Kollegen staccato senza sordini in alle Welt widerhallen lassen. Selbst der kühle Geist, welcher die russische auswärtige Politik im gegenwärtigen Augenblick leitet, hat sich diese Ironisirung der jüngsten englischen Maßnahmen nicht zu versagen vermocht.

Rußland und die Türkei theilen! Wer könnte Rußland derartiges zumuthen? Wenn die Vergangenheit für seinen eigenen Appetit zu sprechen scheint, so ist damit noch dem amtlichen Blatt und Draht doch noch nicht gesagt daß es mit England theilen wolle.

Aber so naiv Englands Irrthum in Anbetracht seiner jüngsten entsagungssüchtigen Politik gewesen ist, so lag er im Spiegel der Geschichte doch recht nahe.

Am 26. Juli 1698 kam Zar Peter I. nach Wien, um Kaiser Leopold I. zur Fortsetzung des kürzlich begonnenen gemein-

samen Krieges gegen die Pforte zu veranlassen. Indem er Oesterreich die westliche Hälfte anbot, erklärte er, daß Rußland die östliche für sich beanspruche und nicht eher nachlassen werde, als bis es sie erhalten habe. Daß Oesterreich auf diese Eröffnungen eingegangen, wurde sogleich durch eine Predigt publik, die der einflußreiche Jesuitenpater und kaiserliche Beichtiger Wolff am Peterstage in Gegenwart beider Souveräne hielt, danach wären die Schlüssel des Himmelreichs dem Apostelfürsten Petrus, die des türkischen Reiches aber dem Zaren Peter von der Vorsehung anvertraut.

Etwa hundert Jahre später, am 23. Mai 1787, traf die Zarin Katharina II mit Kaiser Joseph II in dem zu diesem Zweck von Potemkin erbauten Flecken Cherson zusammen und verabredete die gemeinsame Wegnahme der nächstliegenden türkischen Provinzen. Beim Einzug passirten sie einen Triumphbogen mit der Ueberschrift: Hier geht der Weg nach Konstantinopel. Die Verabredung wurde unter dem abziehenden Eindruck der französischen Revolution erst am 3. Januar 1795 in einem geheimen Vertrage zu Papier gebracht. Schon am 20. September 1762 hatte Feldmarschall von Münnich, der oldenburgische Haudegen, der mit Hilfe zahlreicher deutscher Offiziere die russischen Armeen seit Peter I gebildet und großentheils geführt hatte, an dieselbe Katharina schreiben dürfen: „Je suis en état de prouver par des arguments solidement fondés, que depuis l'an 1695, que Pierre le grand fit le premier siège d'Asow, jusqu'à l'heure de sa mort en 1725, son grand dessin a toujours été de faire la conquête de Constantinople, de chasser les infidèles Turcs et Tatares de l'Europe et de rétablir ainsi la monarchie Greco-Romaine".

In der darauf eintretenden Napoleonischen Periode ging der russische Diplomat Novosiltzoff zum Abschluß eines von England gewünschten antifranzösischen Bündnisses im Januar 1805 nach London und erklärte bei dieser Gelegenheit Mr. Pitt, daß England sich der etwaigen Aneignung Konstantinopels durch Rußland nicht widersetzen sollte, wenn Rußland dauernden Beistand gegen Frankreich bedürfe. Da England sich hierzu nicht verpflichten wollte, suchte Rußland die verweigerte Vergünstigung umgekehrt von Napoleon zu erlangen, schloß deshalb mit demselben im Mai 1806 einen hastigen Frieden und zwang, als auch Napoleon unerwarteter Weise die Integrität des osmanischen Reichs nicht gegen carte blanche in Deutschland aufopfern wollte, das befreundete Preußen gegen Frankreich loszuschlagen, um letzteres in Deutschland zu beschäftigen, während es selber die Türkei angriff. Um den König von Preußen desto sicherer zu diesem bedenklichen Entschluß zu bringen, beschuldigte Rußland den Unterhändler des eben geschlossenen Friedens, der ihm durch die protürkische Klausel nur hinderlich war, seine Vollmachten überschritten zu haben, belohnte aber denselben*), während es ihn desavouirte, mit einer erheblichen Güterdotation. Oesterreich, von Rußlands Anschlag gegen die Türkei unterrichtet, hoffte davon ebenfalls zu profitiren und kam Preußen gegen Frankreich im entscheidenden Moment nicht zu Hilfe.

Napoleon ward gestürzt, die Legitimität kehrte zurück und sofort benutzte Rußland die erste Gelegenheit, die ihm der Veroneser Kongreß von 1822 gewährte, dem wiedererstarkten Frankreich Vorschläge betreffs der Rheingrenze im Austausch für den Orient zu machen. Ludwig XVIII. hielt sich nach allen seinen politischen und persönlichen Erlebnissen dem damit gegebenen Kampf gegen England nicht für gewachsen und lehnte ab.

Schon sein Nachfolger Karl X. schätzte sich indeß stark genug, das erneute russische Anerbieten des Rheins für den Bosporus zu acceptiren, worauf Nikolaus I. im Mai 1828 in die Donaufürstenthümer einfiel. Weder Nikolaus noch Karl erreichten ihren Zweck: der erstere mußte nach der Erschöpfung seiner Armee froh sein, im Frieden von Adrianopel von seinem großmüthigen Schwiegervater gerettet zu werden, der letztere verlor, nachdem er auf Grund seines russischen Abkommens noch rasch Algier genommen, den Thron und die Macht.

Der polnische Aufstand und die beginnenden inneren deutschen, französischen und italienischen Bewegungen hielten den Zaren längere Zeit in Europa beschäftigt, bis er nach dem Unterliegen des Liberalismus sich wieder der äußeren Politik zuwenden konnte. Die Möglichkeit war kaum erschienen, als er Sir Henry Seymour, den damaligen englischen Gesandten in St. Petersburg, bei einem Winterpalaisball in die Fensternische zog und ihm Aegypten für Konstantinopel offerirte. Die Plauderei führte, da Napoleon III. ein äußerer Feldzug für seine innere Befestigung gelegen kam und er es für weniger riskant hielt, mit als gegen England zu gehen, zum Krimkrieg von 1854.

Oesterreichs feindliches Verhalten, welches die russische Niederlage wesentlich mitverschuldet hatte, veranlaßte darauf Alexander II., 1866 Habsburgs Entfernung aus Deutschland zu gestatten und 1870 seine Neigung zum gewaltsamen Wiedereintritt während unseres französischen Krieges zu hemmen. Mit anderen Worten, um Oesterreich der deutschen Bundeshilfe, die es das letzte Mal noch genossen, bei neuen russischen Angriffen auf die Türkei zu berauben, wurde die deutsche Einheit, deren Wiederherstellung Rußland seit 100 Jahren gehemmt und 1850 kriegsdrohend geradezu verboten hatte, nunmehr zugelassen und geschützt. Von den beiden großen Zielen der russischen Politik, Deutschland uneins zu halten und die Türkei zu vernichten, wurde das erstere geopfert, als sich nur dadurch das letztere erlangen zu lassen schien.

Das Opfer brachte den ersehnten Gewinn. Als zwanzig Jahre nach dem Krimkrieg der russische Adler seine alte Beute wiederum in die Fänge nahm, leistete Oesterreich nicht allein keinen Widerstand, sondern verbündete sich ihm durch den Reichstädter Vertrag von 1875 zu gemeinsamer Theilung der Türkei. Aber noch einmal scheiterte die russische Eroberungssucht an der türkischen Zähigkeit, der sie, seitdem die Fanariotenpaschas Murusi*) verrätherisch Bessarabien im Bukarester Frieden von 1812 abgetreten, wohl viele schwere Schädigung zum Nutzen Dritter zugefügt, aber nichts bedeutendes Europäisches mehr für sich selber hatte abnehmen können. Oesterreich heimste das stipulirte Bosnien ein, während Rußland allzu geschwächt war, um das besetzte Bulgarien festhalten zu können und mit einigen wenigen armenischen Eroberungen nach Hause kam.

Wenn nach alledem dasselbe England, das seit Katharines Anschlag auf Britisch Indien den antitürkischen Plänen Rußlands mit dem ganzen Eifer widerstand, mit dem Rußland sie verfolgte, nunmehr seine alte Politik verwirft und Rußland die Hand zur Theilung der Türkei bietet, so ist es erklärlich, daß Fürst Lobanoff über Lord Salisbury lächelt. Nicht nur, daß England, welches seine asiatischen Besitzungen fast ohne europäische Konkurrenz erworben, die türkische Vormauer derselben aufgibt und sich auf die Vertheidigung des eigenen Besitzes beschränkt, sobald ernsthafte Konkurrenz einzutreten beginnt; nicht nur daß England dies einem Staate gegenüber nöthig zu haben glaubt, der zweihundert Jahre zur Erschütterung des lockeren türkischen Gefüges gebraucht und ihm in Europa in dieser ganzen Zeit nur weniger Wichtiges abzunehmen vermochte: der Hauptscherz in Fürst Lobanoff's Augen ist nach seinem Regierungsanzeiger Englands Idee, an der Theilung der Türkei gleichberechtigt in einem Augenblick theilzunehmen, in welchem es ihre Vertheidigung aufgibt und damit eingesteht, daß es ihre eigenmächtige Zerstückelung durch Dritte entweder nicht mehr

*) M. Dubril, einen französischen Kommis und Sprachlehrer, der in Rußland Karrière gemacht hatte. Sein Sohn ist nachmals Botschafter in Berlin gewesen und, so viel die Situation ihm gestattete, dem preußischen Aufschwung der jüngsten Periode entgegengetreten.

*) Die beiden Brüder Murusi, im November 1812 in Konstantinopel als Verräther hingerichtet. General Kutusoff produzirte ihnen einen erdichteten Brief Napoleon's I., in welchem dieser die Theilung der Türkei verlangte, und sie — bestochen — nahmen ihn für echt und machten daraufhin einen schlechten Frieden. Bekanntlich passirte Napoleon III. Aehnliches, aber umgekehrt, mit einem angeblich preußischen Briefe in Villa Franca 1859.

hindern kann oder mag. Es liegt auf der Hand, daß wenn Lord Salisbury das erstere wollte, er das letztere nicht verrathen durfte, und daß seine Freimüthigkeit in dieser Beziehung weniger als ein dankenswerthes Anerbieten begrüßt, wie als ein Zeichen der Schwäche oder mindestens der Ermüdung benutzt werden wird. So schauderte denn den Regierungsanzeiger nicht unnatürlich vor dem Gedanken zu theilen, wo man bisher selbstherrlich gegen englischen Einspruch genommen hat, und, nunmehr, da England die Partie nicht weiter zu spielen wünscht, erst recht zu nehmen sich in der Lage sieht. So hatte denn auch der englische Premier wenige Monate nach jener Theilungsoffertenrede im Oberhaus auf dem neulichen Lordmayorsbanquett zu bekennen, daß, so einig sich die Mächte in den laufenden einfädelnden Stadien der Angelegenheit zeigten, er keine Verabredungen für die Zukunft erlangen konnte und das weitere Zusammengehen nur von ihrer resp. von der russischen Ueberzeugung von der Gefährlichkeit eines Bruches erwarte.

Wird diese Hoffnung dadurch wahrscheinlicher gemacht, daß leitende Londoner Blätter das Salisbury'sche Anerbieten verstärkt wiederholen und eine allgemeine englisch-russische Allianz vorschlagen? Oder schmeckt diese Proposition nicht ein wenig nach jenen türkisch-russischen Rapprochements, zu welchen sich die Pforte in den Zwischenräumen der türkisch-russischen Kriege drängen zu lassen pflegte, um durch partielle Konzessionen den Rest zeitweilig zu schützen? Lord Salisbury ist in seiner letzten Rede keineswegs soweit gegangen, sondern hat vielmehr für den Fall eines Bruches mit gerechtem Selbstgefühl von der Fähigkeit Englands, sich seinen Besitz und seinen Handel zu schützen, gesprochen. England kann ungeheuere Elemente der Macht in der Tüchtigkeit, dem Reichthum und Patriotismus seines Volkes finden. Aber wie weit es dieselben nach außen zu mobilisiren unter seinen heutigen sozialen und politischen Verhältnissen für möglich oder vortheilhaft hält, ist eine Frage, die nach seiner neuesten internationalen Haltung in Rußland anders beantwortet werden wird, als bei einer Guildhall Nachtischrede. Je mehr Rußland und Japan sich auf Chinas, und damit indirekt auf Englands Kosten einer Verständigung zuneigen bis der eine seine sibirische Eisenbahn, der andere seine Flotte komplettirt hat, desto rascher nähert sich der Sultan der Krisis, die Lord Salisbury's verdrossene Resignation beschleunigt anstatt aufhält, und die seine barocke Offenheit für England verschärft, anstatt sie möglichst gelinde verlaufen zu lassen.

Man hat auch schon eine Idee in England, daß, wenn es zum Zugreifen kommt, Jeder auf eigene Rechnung zu nehmen oder wenigstens das ihm Ueberlassene zu halten haben wird. Die englische Mittelmeerflotte ist auf gegen fünfzig Kiele gebracht worden.

A.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Der Silber-Stöcker.

Die Lorbeern, welche sich der Hofprediger a. D. Stöcker bei der Auslegung seines Scheiterhaufenbriefes erworben hat, haben den Prediger des Bimetallismus, Herrn Dr. Arendt, nicht schlafen lassen. Er hat den Beweis erbracht, daß er in der Hermeneutik, d. h. in der Kunst, den Sinn einer Schrift aufzufinden, seinem Kollegen durchaus gewachsen ist.

Der Fall ist charakteristisch genug, um dem silberzüngigen Propheten — wie man jenseits des Ozeans sagen würde — ein litterarisches Denkmal zu setzen

Herr Dr. Arendt veröffentlichte vor einigen Wochen in seinem „Deutschen Wochenblatt" einen Brief des gegenwärtigen First Lord of the Treasury Mr. Balfour, einen Brief, der eigentlich nur bestätigte, was bereits alle Welt wußte, daß nämlich Mr. Balfour trotz seiner theoretischen Begeisterung für den Bimetallismus als praktischer Staatsmann den Bemühungen um das Zustandekommen einer neuen Währungskonferenz als einer aussichtslosen Unternehmung zur Zeit durchaus ablehnend gegenübersteht. Warum Herr Arendt diesen Brief, der die Hoffnungslosigkeit seiner Sache nur aufs Neue klarstellte, publizirte, war zunächst nicht recht ersichtlich. Da er die Veröffentlichung des Briefes in deutscher Uebersetzung aber mit der Bemerkung begleitete, „der Brief sei vermuthlich an eine deutsche Adresse gerichtet", so nahm das Publikum an, Herr Arendt habe einen Anfall von Bescheidenheit bekommen und in der diskreten Form der Vermuthung der Welt bloß mittheilen wollen, er stehe mit dem Führer des englischen Unterhauses in Briefwechsel. Herr Arendt stellte darauf verschämt in Abrede, daß der Brief an ihn gerichtet sei, dagegen habe er „Anhalt" zu der „Vermuthung", der Brief sei an eine deutsche Adresse gerichtet. Bei näherem Nachforschen stellte sich dann heraus, daß diese Vermuthung bei Herrn Arendt so stark gewesen war, daß er kurz zuvor in der „Bimetallistischen Monatsschrift" geglaubt hatte, sich folgendermaßen äußern zu dürfen: „Jedenfalls wird nach der Veröffentlichung des Balfour'schen Briefes, der übrigens deshalb vermuthlich an eine deutsche Adresse gerichtet war, die angenehme Stellung bedauernden Wohlwollens für unsere Regierung wegfallen, mit der man ‚guten Willen' hätte dokumentiren können." Man beachte die geniale Verwendung des Wortes vermuthlich. Herr Arendt „vermuthet" nicht nur den „deutschen" Adressaten, nein, er „vermuthet" auch die Gründe, weshalb Mr. Balfour sich gerade an diesen deutschen Adressaten gewandt hatte. Ein hübsches Kartenhaus; aber es hielt nur leider nicht lange Stand. Die Freihandelskorrespondenz, welche die schlechte Gewohnheit hat, den Bimetallisten nichts zu glauben, mögen die Behauptungen auch noch so sicher auftreten, fand heraus, daß der Balfour'sche Brief trotz aller Arendt'schen „Vermuthungen" nicht an eine deutsche, sondern an eine englische Adresse gerichtet war, daß diese Adresse den Namen Mr. Thomas Wright trug, und daß der Brief mit Nennung dieses Adressaten in der Londoner „Times" vom 9. September d. J. zum Abdruck gelangt war. Diese Thatsache war recht unangenehm für Herrn Dr. Arendt. Was sollte er jetzt „vermuthen"? Erst in dieser Drangsal schwang sich Herr Arendt zur vollen Höhe Stöcker'scher Findigkeit empor. Er schreibt ganz bieder in der „Korrespondenz des deutschen Bimetallistenbundes":

> „Was liegt vor? Der viel erörterte Brief Balfour's soll in der „Times" vom 9. September gestanden haben und dort der Adressat Mr. Thomas Wright genannt sein, während Dr. Arendt ihn mit der Bemerkung in der Uebersetzung veröffentlichte, er sei „vermuthlich an eine deutsche Adresse gerichtet." Ob der Brief mit Nennung des Adressaten am 9. September in der „Times" stand, können wir noch nicht feststellen; wohl aber steht fest, daß im Septemberheft des Organs der englischen Bimetallisten-Liga (The Bimetallist S. 41) der Brief abgedruckt wurde, ohne daß ein Name dabei genannt wird; es heißt hier „a correspondent addressed a letter to Mr. Balfour". Dr. Arendt fand demnach in seiner Quelle keinen Namen vor. Mr. Thomas Wright ist einer der Vize-Präsidenten der englischen Bimetallisten-Liga, und wenn er der Adressat war, so hätte das in dem Organ der Liga doch wohl vermerkt sein müssen. Jedenfalls konnte Dr. Arendt, der den Brief nicht aus der „Times", sondern aus dem „Bimetallist" entnahm, nicht wissen, daß der Adressat in der „Times" genannt war.

Nichts kann plausibler sein! „Der viel erörterte Brief Balfour's" — der in der Phantasie des Herrn Arendt mit kaninchenhafter Fruchtbarkeit „Vermuthungen" geboren hatte — „soll in der „Times" vom 9. September gestanden haben;" ob er darin stand, hat Herr Arendt „noch nicht" feststellen können. Natürlich, es ist ja auch so schwer, in Berlin ein Käseblatt wie die „Times" aufzutreiben. Jedenfalls aber konnte Dr. Arendt „nicht wissen, daß der Adressat in der „Times" genannt war". Und da er es nicht wissen konnte, nun, so war er doch zu jeder Vermuthung berechtigt. Was sollte wohl aus dem Bimetallismus

werden, wenn man seinen Propheten das „Recht zu vermuthen" nehmen würde!

Wir möchten vorschlagen, da es Herr Stöcker liebt, sich gelegentlich mit guten Freunden auf einem Bilde photographiren zu lassen, daß er sich einmal zur Erbauung der sündigen Welt, die das Erhabene in den Staub zu ziehen liebt, Arm in Arm mit Herrn Arendt auf einem Lichtbilde zeigt. Um die Innigkeit der Verbrüderung anzudeuten, könnte die Unterschrift lauten: Der Scheiterhaufen-Arendt und der Silber-Stöcker.

Junius.

Das bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich.

(Schluß.)

V.

Aus dem Familienrechte des Entwurfs ist bisher nur die Zeichnung des Eherechts mit einigen Strichen versucht worden. Von den sonstigen Zweigen desselben kann hier des beschränkten Raumes halber nur Weniges berührt werden. Vor Allem die elterliche Gewalt. Das Römische Recht kannte nur eine Gewalt des Vaters über das Hauskind als Ausfluß und Gewähr seiner eigenen väterlichen Herrschaft. Im Anschlusse an die deutsche Rechtsentwicklung, welche auch schon das gemeine und preußische Recht bis zu einem gewissen Grade beeinflußt hatte, sowie an den code civil, das österreichische Gesetzbuch und einige deutsche Partikularrechte (Hamburg, Lübeck, Weimar) hat der Entwurf das Institut im modernen Sinne der Vormundschaft als ein dem Interesse des Kindes dienendes Schutzinstitut ausgebildet und dabei auch auf die der Mutter nach den Anschauungen der Gegenwart gebührende Stellung die schuldige Rücksicht genommen.

Schon bei einer anderen Gelegenheit ist erwähnt, daß nur Minderjährige der elterlichen Gewalt unterliegen. Da somit der Eintritt der Volljährigkeit des Kindes oder seine Volljährigkeitserklärung die elterliche Gewalt von selbst beendigen, so sind die im geltenden Recht vielfach üblichen Aufhebungsgründe, wie: Entlassung, Verheirathung, Begründung eines eigenen Hausstandes oder Gewerbes, mit Recht fallen gelassen. Die elterliche Gewalt begründet das Recht und die Pflicht ihres Inhabers, für die Person (Erziehung, Beaufsichtigung, Aufenthalt) und das Vermögen des Kindes zu sorgen (Verwaltung und Vertretung). Zu dem Erziehungsrecht gehört auch die Anwendung angemessener Zuchtmittel, nöthigenfalls mit Unterstützung des Vormundschaftsgerichts (§§ 1522, 1525, 1526). Ein verheiratheter Sohn kann in Zukunft nicht mehr unter elterlicher Gewalt stehen, da, wie schon früher erwähnt, seine Ehemündigkeit erst mit der Volljährigkeit eintritt. Bei einer verheiratheten Tochter beschränkt sich die Sorge für die Person auf die Vertretung (§ 1528). Die elterliche Gewalt begründet andererseits das Recht der Nutznießung des Inhabers an dem Vermögen des Kindes, so lange dieses sich nicht mit Einwilligung der Eltern verheirathet (§§ 1540, 1552). Ausgeschlossen von der Nutznießung ist jedoch das sogenannte freie Vermögen des Kindes, d. h. die zu seinem persönlichen Gebrauche bestimmten Sachen, sowie Alles, was es durch seine Arbeit, den Betrieb eines genehmigten Erwerbsgeschäfts erwirbt oder was ihm von Dritten letztwillig oder unentgeltlich als freies Vermögen zugewendet wird (§§ 1541, 1542). Die elterliche Gewalt steht in erster Reihe dem Vater zu, nach seinem Tode, seiner Todeserklärung, sowie nach Auflösung der Ehe, wenn der Vater die Gewalt verwirkt hat, der Mutter, bis sie sich wieder verheirathet (§§ 1572, 1586).

Die Uebertragung der Gewalt auf die Mutter enthält für den größten Theil Deutschlands eine Neuerung, die von der größten praktischen Wichtigkeit ist. Sie macht die Einleitung einer besonderen Vormundschaft über die minderjährigen Kinder nach dem Tode des Vaters entbehrlich, so lange die Mutter lebt und nicht zur zweiten Ehe schreitet, und gewährleistet der Mutter ohne Weiteres die Nutzungen des ihren minderjährigen Kindern gehörigen Vermögens, insbesondere ihrer Erbtheile aus dem Nachlasse des Vaters. Daß eine solche Erweiterung der mütterlichen Rechte dem Zuge der Zeit entspricht und den Bedürfnissen des Lebens abgelauscht ist, wird allgemein anerkannt. Gleichen Dank verdienen die Bestimmungen über den in solchen Fällen der Mutter (auf Anordnung des Vaters, ihren eigenen Antrag oder aus sonstigen wichtigen Gründen) vom Vormundschaftsgericht zu bestellenden Beistand (§§ 1576 ff.). Ueberhaupt hat der Entwurf in weitestem Umfange dafür Sorge getragen, daß die Ausübung der elterlichen Gewalt, sowohl durch den Vater als durch die Mutter die Person und das Vermögen des Kindes nicht in Gefahr bringe und zu diesem Zwecke dem Vormundschaftsgericht die erforderlichen und geeigneten Machtbefugnisse übertragen. Selbstverständlich endigt die Verwaltung des Vaters oder Mutter, mit der Eröffnung des Konkurses über ihr Vermögen (§ 1538). Auch verlieren die leiblichen Eltern die Gewalt, wenn das Kind von einem Anderen adoptirt wird; die elterliche Gewalt geht in einem solchen Falle auf den Adoptivvater oder die Adoptivmutter über (§§ 1646, 1639).

Für die Annahme an Kindesstatt (Adoption) ist Erforderniß, daß der Annehmende keine ehelichen Abkömmlinge hat, mindestens 50 Jahr alt und 18 Jahr älter ist, als das Kind. Von beiden Altersgrenzen kann dispensirt werden, von der ersteren jedoch nur, wenn der Anzunehmende volljährig ist (§§ 1625, 1626). Das Adoptivkind erlangt die rechtliche Stellung eines ehelichen Kindes, auch erstreckt sich diese Wirkung auf seine Abkömmlinge; dies gilt namentlich auch vom Erbrecht und Pflichttheil; dagegen tritt es im Uebrigen nicht in die Familie des Annehmenden, auch hat dieser kein Erbrecht an dem Nachlasse des Kindes (§§ 1639—1641, 1643). Die letztere, mit dem preußischen Recht übereinstimmende Vorschrift dient wesentlich zur Verhütung von Adoptionen zu eigennützigen Zwecken des Adoptirenden. Die Form des Adoptionsvertrages ist schon an anderer Stelle erwähnt. Das Kind erhält den Familiennamen des Annehmenden mit dem Recht (nicht der Pflicht), seinen früheren Familiennamen hinzuzufügen (§ 1642).

Die rechtliche Stellung des unehelichen Kindes hat der Entwurf erheblich verbessert. Die Unterhaltspflicht des natürlichen Vaters reicht bis zum sechzehnten Lebensjahre des Kindes. Der Unterhalt soll der Lebensstellung der Mutter entsprechen und den gesammten Lebensbedarf, sowie die Kosten der Erziehung und Vorbildung zu einem Berufe umfassen (§ 1596). Durch den Tod des Vaters erlischt dessen Verpflichtung nicht, auch wenn er vor der Geburt des Kindes stirbt, doch sind die Erben befugt, das Kind mit einem Kapital abzufinden, welches mindestens den Betrag des Pflichttheils eines ehelichen Kindes ausmacht (§ 1591). Schon vor der Geburt des Kindes kann durch einstweilige Verfügung die Zahlung des Unterhalts für das erste Vierteljahr sichergestellt werden (§ 1603). Dem durch die Beiwohnung während der Empfängnißzeit begründeten Anspruche kann nur die sogenannte exceptio plurium (nicht bloße geschlechtliche Bescholtenheit der Mutter, Annahme von Belohnungen u. s. w.) entgegengesetzt werden und auch diese nicht, wenn die Vaterschaft nach der Geburt des Kindes in einer öffentlichen Urkunde anerkannt ist (§§ 1604, 1605). Das nach preußischen Gesetzen bestehende, von dem seltenen Zusammentreffen verschiedener Voraussetzungen abhängige Erbrecht des Kindes auf den sechsten Theil vom Nachlasse des natürlichen Vaters ist allerdings nicht aufgenommen, da es mit dem thatsächlichen und rechtlichen Mangel eines Familienverhältnisses zwischen dem Vater und dem unehelichen Kinde (§ 15) nicht zu vereinigen ist. Dasselbe hatte

aber auch keine erhebliche praktische Bedeutung, ebensowenig wie das Erbrecht des anerkannten Kindes nach französischem Recht, da letzteres die Feststellung der Vaterschaft überhaupt nicht erzwingen läßt. Die neuerdings in gewissen Kreisen hervorgetretenen Agitationen zu Gunsten einer weiteren Bevorzugung des unehelichen Kindes und ihrer Mutter gehen über die zulässigen Grenzen hinaus, namentlich wenn sie auch die exceptio plurium ausschließen, auf diese Weise eine fingirte Vaterschaft aufstellen und die beliebige Auswahl unter mehreren Zuhältern gestatten. Die Stellung eines ehelichen Kindes erlangt das uneheliche durch nachfolgende Ehe seiner Mutter mit dem Vater oder durch staatliche Ehelichkeitserklärung (§§ 1606—1624).

Das Vormundschaftsrecht des Entwurfs lehnt sich im Großen und Ganzen an das Vorbild der bewährten preußischen Vormundschaftsordnung vom 5. Juli 1875 an. Gewisse Abweichungen ergeben sich schon aus den Vorschriften des Entwurfs über die Geschäftsfähigkeit und die elterliche Gewalt. Andere sind von der Sorge für eine größere Sicherstellung des Mündelvermögens eingegeben und betreffen im Wesentlichen eine Erweiterung der Befugnisse des Gegenvormundes und des Aufsichtsrechts der Vormundschaftsbehörde, Tendenzen, die gewiß allseitigen und vollen Beifall verdienen.

Es erübrigt schließlich noch ein flüchtiger Blick auf das Erbrecht des Entwurfs. Von allgemeinstem Interesse ist zunächst die gesetzliche Erbfolge. Diese ist mit Recht (abweichend vom ersten Entwurf) in den Vordergrund gestellt, da nach deutscher Anschauung die Wurzel des gesammten Erbrechts in der Familienverbindung, der Verwandtschaft und nicht wie nach römischem Recht in dem Willen des Erblassers zu suchen ist. Die letztwillige Anordnung kommt erst in zweiter Reihe in Betracht, soweit sie gegenüber den Rechten der Familienglieder vom Gesetze als wirksam anerkannt wird. So ist das Erbrecht in Wahrheit als ein Zweig des Familienrechts zu erachten.

Bei der Ordnung der gesetzlichen Erbfolge ist der Entwurf nicht dem römischen Klassen- und Gradualsystem (Deszendenten, Aszendenten und Geschwister, Seitenverwandte nach der Nähe des Grades), sondern dem deutschrechtlichen sogenannten Parentelsystem gefolgt; welches sich zwar nur in wenigen kleinen Gebieten des Deutschen Reichs erhalten hat, aber auf die verschiedenen deutschen Erbfolgeordnungen nicht ohne Einfluß geblieben und in dem österreichischen bürgerlichen Gesetzbuch, sowie in verschiedenen schweizerischen Gesetzen zur Aufnahme gelangt ist, sich auch neuerdings in allen Bestrebungen zur Reform der gesetzlichen Erbfolge mehr und mehr Bahn gebrochen hat. Dasselbe hat vor den übrigen Systemen hauptsächlich den Vorzug eines einfachen, verständlichen Prinzips. Es beruht auf dem Grundgedanken, daß — von den Abkömmlingen des Erblassers abgesehen, die nach allen Rechten in erster Reihe zur Erbschaft berufen werden — diejenigen Verwandten, welche mit dem Erblasser die näheren gemeinsamen Stammeltern haben, solche Verwandte ausschließen, welche nur durch entferntere Stammeltern mit dem Erblasser verbunden sind, und daß innerhalb jeder Linie an Stelle des weggefallenen näheren Gliedes die entfernteren eintreten. So ergibt sich folgende Reihenfolge erbberechtigter Linien oder Ordnungen:

I. Die Abkömmlinge des Erblassers (Kinder, Enkel, Urenkel u. s. w.) zu gleichen Theilen und nach Stämmen, so daß ein zur Zeit des Erbfalls lebender Abkömmling seine weiteren Abkömmlinge ausschließt, dagegen an Stelle eines zur Zeit des Erbfalls nicht mehr lebenden Abkömmlings dessen weitere Abkömmlinge treten (§ 1801). Zu den Abkömmlingen einer Frau gehören auch deren uneheliche Kinder und die Abkömmlinge derselben; dagegen besteht zwischen dem unehelichen Kinde und dessen Vater kein Verwandtschaftsverhältniß (§ 15), so lange es nicht die Rechte eines ehelichen Kindes erlangt hat.

II. In Ermangelung von erbberechtigten Verwandten der ersten Ordnung erben die Eltern des Erblassers und deren Abkömmlinge, d. h. die Geschwister (Geschwisterkinder u. s. w) des Erblassers, jedoch so, daß, wenn beide Eltern am Leben sind, diese allein zu gleichen Theilen erben; wenn aber einer der beiden Eltern oder beide gestorben sind, die Abkömmlinge der Verstorbenen (nach den Vorschriften der ersten Ordnung) an ihre Stelle treten, und wenn solche Abkömmlinge bei einem Theile nicht vorhanden sind, der überlebende Theil oder dessen Abkömmlinge allein erben (§ 1802).

III. Wenn erbberechtigte Verwandten der ersten und zweiten Ordnung nicht am Leben sind, kommen die Großeltern des Erblassers und deren Abkömmlinge nach den gleichen Grundsätzen an die Reihe. Leben beide Großelternpaare (ein seltener Fall), so erben sie allein zu gleichen Theilen. An die Stelle des verstorbenen Theils eines Großelternpaares treten dessen Abkömmlinge und in Ermangelung von Abkömmlingen der andere Theil des Paars. An die Stelle eines verstorbenen Großelternpaars, von dem Abkömmlinge nicht vorhanden sind, tritt das andere Paar oder dessen Abkömmlinge (§ 1803). Auch in dieser und der vorigen Ordnung erben die Abkömmlinge nach Stämmen ohne Unterschied der Gradnähe, so daß z. B. in der dritten Ordnung ein Vetter des Erblassers (Sohn eines verstorbenen Oheims) und ein Oheim desselben nebeneinander erben können. Nach gemeinem und preußischem Recht würde der Oheim die Vettern und ein lebender Aszendent (Großvater, Urgroßvater u. s. w.) alle Seitenverwandten der dritten Ordnung ausschließen. Hier zeigt sich eine gewisse Begünstigung der jüngeren Generationen durch das Parentelsystem. Wer in den drei ersten Ordnungen mehreren Stämmen angehört, erhält in jedem Stamm seinen besonderen Erbtheil (§ 1804). Ein Unterschied zwischen vollbürtiger und halbbürtiger Verwandtschaft besteht an sich nicht, aus der Grundregel ergibt sich nur, daß die gemeinschaftlichen Abkömmlinge eines verstorbenen Eltern- oder Vorelternpaars in beiden Linien, die einseitigen Abkömmlinge des einen Theils nur in dessen Linie erben.

IV In der nun folgenden vierten Ordnung hat der Entwurf das Parentelsystem erheblich modifizirt. Zwar werden hier in Ermangelung von Verwandten der ersten bis dritten Ordnung die Urgroßeltern und deren Abkömmlinge als erbberechtigt anerkannt. Allein wenn auch nur ein Theil der Urgroßeltern noch lebt, schließt er die Abkömmlinge der verstorbenen aus, mehrere Urgroßeltern erben zu gleichen Theilen ohne Unterschied, ob sie derselben Linie oder verschiedenen Linien angehören. Nur wenn alle Urgroßeltern bereits verstorben sind, kommen deren Abkömmlinge an die Reihe und zwar nach der Nähe des Grades. Diese Abweichungen von dem System in der vierten Ordnung (nicht schon in der dritten Linie, wie nach dem ersten Entwurf) werden kaum zu beanstanden sein, da die Seitenverwandtschaft hier mit einem so entfernten Grade beginnt, daß die Bevorzugung der Urgroßeltern und die Entscheidung der Gradnähe bei den Seitenverwandten dem natürlichen Gefühl entspricht. Ueberhaupt wird der aus der Familienverbindung herrührende Anspruch der Seitenverwandten auf Berücksichtigung bei der gesetzlichen Erbfolge um so schwächer, je entfernter der Grad der Verwandtschaft ist, und mit vollem Rechte hat die Kritik gegenüber dem ersten Entwurf, welcher im Anschluß an das geltende Recht die Erbfolge der Seitenverwandten ohne Grenze zuließ, betont, daß zu einer solchen Ausdehnung der Verwandten-Erbfolge kein sozialer oder sonstiger gesetzgeberischer Anlaß ist. Dementsprechend hat der zweite Entwurf

V. in der fünften Ordnung nur noch die Vorfahren der Urgroßeltern dem Grade nach zu Erben berufen (was wohl kaum je eine praktische Bedeutung haben wird), weitere Seitenverwandte aber ausgeschlossen. Dies Ergebniß dürfte geeignet sein, allgemeine Befriedigung zu erwecken.

Besondere Fürsorge hat der Entwurf für das gesetzliche Erbrecht des überlebenden Ehegatten getragen. Der Erbtheil desselben ist bei einer Konkurrenz mit Erben der ersten Ordnung auf ein Viertheil, neben Erben der zweiten Ordnung und neben Großeltern auf die Hälfte des Nachlasses

festgesetzt. Treffen mit Großeltern Abkömmlinge derselben zusammen, so erhält der Ehegatte außerdem den Antheil von der anderen Hälfte, welcher sonst diesen Abkömmlingen zufallen würde. In Ermangelung von Erben der ersten und zweiten Ordnung sowie von Großeltern erhält der Ehegatte die ganze Erbschaft, schließt demnach die Urgroßeltern und sämmtliche Seitenverwandte der dritten und folgenden Ordnungen aus. Neben Erben der zweiten Ordnung und Großeltern erhält er weiter als Voraus die Haushaltungsgegenstände, soweit sie nicht Zubehör eines Grundstückes sind und die Hochzeitsgeschenke. Erbt der Ehegatte zugleich als Verwandter (z. B. als Neffe oder Nichte), so gilt dieser Erbtheil als besonderer (§§ 1808, 1809, 1811). Man wird anerkennen, daß in diesen Bestimmungen den aus der ehelichen Lebensgemeinschaft sich ergebenden natürlichen Erbansprüchen soweit als irgend möglich Rechnung getragen ist. Andererseits erscheint es billig, daß der Ehegatte sowohl Erbrecht als Voraus verliert, wenn der Verstorbene bereits eine auf Verschulden des Ersteren gegründete und thatsächlich gerechtfertigte Scheidungsklage erhoben hatte (§ 1810). Sind weder Verwandte der ersten bis fünften Ordnung noch ein Ehegatte vorhanden, so wird der Fiskus des deutschen Bundesstaats, welchem der Erblasser zur Zeit seines Todes angehört hat und wenn dieser Reichsangehöriger gewesen ist, ohne einem Bundesstaat anzugehören, der Reichsfiskus zur Erbschaft berufen (§ 1813). Von einer besonderen Vorschrift über die Art der Verwendung einer dem Fiskus zugefallenen Erbschaft, wie sie von der Kritik des ersten Entwurfs hier und da gefordert wurde, hat man wohl als unthunlich abgesehen. Inwieweit etwa die landes- oder provinzialgesetzlich bestehenden Erbrechte gewisser Kommunen und der Armenanstalten aufrecht erhalten werden sollen, dürfte dem Einführungsgesetze vorbehalten sein.

Der Erblasser kann die gesetzliche Erbfolge durch letztwillige Verfügung durchbrechen und ausschließen; jedoch ist er darin durch einen Pflichttheilsanspruch seiner erbberechtigten Abkömmlinge, Eltern und seines Ehegatten beschränkt (§ 2169). Großeltern, Geschwister oder entferntere Verwandte haben keinen Pflichttheil zu fordern. Zur Entziehung des Pflichttheils ist der Erblasser nur auf Grund bestimmter schwerer Vergehungen des Berechtigten befugt und zwar durch letztwillige Verfügung (§§ 2198—2202). Durch Verzeihung erlischt auch diese Befugniß und wird die Entziehung unwirksam (§ 2203). Wegen Verschwendung oder unmäßiger Ueberschuldung eines Abkömmlings kann dieser auf die Nutzungen des Pflichttheils beschränkt werden mit der Maßgabe, daß die Substanz nach seinem Tode seinen gesetzlichen Erben zufällt, auch kann in diesem Falle die Verwaltung Testamentsvollstreckern übertragen werden (§ 2203). Für das Einführungsgesetz ist ein Zusatz zur Civilprozeßordnung vorbehalten, durch welchen die Pfändung (Beschlagnahme) der Nutzungen des Pflichttheils in solchen Fällen beschränkt werden soll. Abgesehen davon ist der Pflichttheilsanspruch übertragbar und vererblich (§ 2182). Doch soll nach einer in Aussicht genommenen Ergänzung der Civilprozeßordnung die Pfändung des Pflichttheilsanspruchs nur zulässig sein, wenn er durch Vertrag anerkannt oder rechtshängig (durch Klage) geworden ist. Der Betrag des Pflichttheils ist in allen Fällen ohne Unterschied der Person des Berechtigten und der Zahl der Erben auf die Hälfte des Werths vom gesetzlichen Erbtheil normirt (§ 2169). Dieser Betrag ist durch Werthschätzung des Nachlasses (ohne Einrechnung des dem Ehegatten gebührenden Voraus) nach dem Zeitpunkt des Erbfalls zu ermitteln, wofür eingehende Vorschriften erlassen und wobei insbesondere auch die zum Ausgleich zu bringenden Zuwendungen (Conferenda der Abkömmlinge u. s. w.) sowie gewisse Schenkungen zu berücksichtigen sind (§§ 2177 bis 2179, 2181, 2190—2195). Außerdem ist auf den Pflichttheil anzurechnen, was unter dieser Bedingung rechtsgeschäftlich unter Lebenden zugewendet oder von Todeswegen geschenkt ist (§ 2180). Der Pflichttheilsanspruch macht den Berechtigten nicht zum Miterben, ist vielmehr regelmäßig eine Geldforderung gegen den Erben; auch die letztwillige Zuwendung gilt im Zweifel nicht als Erbeseinsetzung (§ 2170). Der Anspruch verjährt in 3 Jahren (§ 2197).

Letztwillige Anordnungen können durch Testament oder Erbvertrag erfolgen. Erbeseinsetzung ist kein nothwendiges Erforderniß des Testaments (§§ 1814—1817). Von dem zur Errichtung eines Testaments nöthigen Alter (16. Lebensjahr) ist schon an einer anderen Stelle die Rede gewesen. Die regelmäßige (ordentliche) Testamentsform kann nur vor einem Richter oder einem Notar gewahrt werden. Der Richter hat einen Gerichtsschreiber oder zwei Zeugen, der Notar zwei Zeugen zuzuziehen. Diesen Urkundspersonen dürfen, wenn sie zur Mitwirkung fähig sein sollen, nicht die gesetzlichen Ausschließungsgründe (aus gewissen Verwandtschaftsverhältnissen zum Erblasser oder untereinander, Betheiligungen oder Mindereigenschaften) entgegenstehen (§§ 2099—2103). Der Erblasser hat seinen Willen mündlich zu erklären oder eine Schrift offen oder verschlossen mit der Erklärung zu übergeben, daß sie seinen letzten Willen enthalte. Minderjährige können nur mündlich testiren. Alle mitwirkenden Personen müssen bei der ganzen Verhandlung zugegen sein. Ueber diese ist ein vorschriftsmäßiges Protokoll aufzunehmen, dasselbe vorzulesen und von dem Erblasser eigenhändig zu unterschreiben, was im Protokoll festzustellen ist. Erklärt der Erblasser, nicht schreiben zu können, so ersetzt diese in das Protokoll aufzunehmende Erklärung seine Unterschrift, wodurch die lästigen Formalitäten bezüglich der Handzeichen glücklich beseitigt sind. Sämmtliche Urkundspersonen haben das Protokoll zu unterzeichnen (§§ 2104 bis 2108). Für Testamente von Stummen und solchen Personen, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind, sind spezielle Aushilfsvorschriften erlassen (§§ 2109–2111). Dies sind die wesentlichen Formen, von denen die Gültigkeit des Testaments abhängt. Sie sind überaus einfach, knapp und verständlich. Die weiteren Vorschriften über die Versiegelung, Aufschrift und amtliche Verwahrung des Testaments haben (§ 2112) nur reglementarischen Charakter, so daß die Gültigkeit des letzten Willens von ihrer Beobachtung nicht abhängig ist. Daß der Entwurf die Notare zur Aufnahme von Testamenten (abweichend vom Preußischen Allgemeinen Landrecht) allgemein für zuständig erklärt hat, war gewiß schon wegen der in Rheinpreußen, Bayern und anderen Theilen des Deutschen Reichs von Alters her bestehenden Kompetenz der Notare nicht zu vermeiden und wird jedenfalls mit manchen Erleichterungen für das Publikum verbunden sein; auch geben die persönlichen und Vermögensverhältnisse der deutschen Notare nicht den geringsten Anlaß, diese Bestimmung zu bemängeln. Es wird indessen zu erwägen sein, ob nicht durch die Landesjustizverwaltungen den Notaren zur Pflicht zu machen ist, schon mit Rücksicht auf die erforderliche Sicherheit des Aufbewahrungsorts die von ihnen aufgenommenen Testamente zur gerichtlichen Verwahrung abzuliefern.

Für außerordentliche Fälle sind, wie in allen geltenden Rechten, erleichterte Testamentsformen vorgesehen, die hier füglich übergangen werden können (§§ 2113—2117). Vermächtnisse, die den zwanzigsten Theil des Nachlasses nicht übersteigen, können auch in einem eigenhändig geschriebenen und unterschriebenen sowie mit Datum (Ort und Zeit) versehenen Aufsatze angeordnet werden; in derselben Form können auch letztwillig gewisse familienrechtliche Anordnungen und die Ernennung von Testamentsvollstreckern erfolgen (§§ 2119, 2120). Die sogenannte Kodizillarklausel, die ohnedies keine Bedeutung bezüglich der Erbeseinsetzung hatte, ist nicht beibehalten. Zur Errichtung eines Erbvertrags ist unbeschränkte Geschäftsfähigkeit und persönliche sowie gleichzeitige Anwesenheit aller vertragschließenden Theile erforderlich (§§ 2141, 2143). Nur Ehegatten und Verlobte können auch bei beschränkter Geschäftsfähigkeit unter Zustimmung ihres gesetzlichen Vertreters, und wenn sie unter Vormundschaft stehen, des Vormundschaftsgerichts miteinander einen Erbvertrag schließen (§ 2142). Im Uebrigen findet die ordentliche Testamentsform entsprechende Anwendung (§ 2143).

Besonders dankenswerth ist es, daß die zweite Kom-

mission die in dem ersten Entwurf nicht zugelassenen gemeinschaftlichen Testamente von Eheleuten wieder aufgenommen und auf Anregung des deutschen Juristentages, insbesondere des darüber von Herrn Professor Gierke und dem Verfasser dieses Aufsatzes erstatteten Berichts, die Stellung des Testamentsvollstreckers durch eingehende Vorschriften zweckentsprechender, freier und würdiger gestaltet hat, als dies im ersten Entwurf geschehen war. Ein näheres Eingehen auf die Details verbietet sich an dieser Stelle von selbst.

Es seien endlich noch mit wenigen Worten gewisse Hauptgrundsätze für die Gestaltung der mit der Erbschaft verbundenen Rechtsverhältnisse berührt. Die Erbschaft geht entsprechend der deutschrechtlichen Anschauung kraft Gesetzes ohne Vermittelung eines besonderen Annahmeakts auf den Erben über, jedoch unbeschadet seines Rechts, die Erbschaft auszuschlagen, wozu ihm eine Frist von sechs Wochen, im Auslande von sechs Monaten gegeben wird (§§ 1799, 1819, 1821). In der Zwischenzeit hat das Nachlaßgericht, wo ein Bedürfniß vorliegt, für die Sicherung des Nachlasses Sorge zu tragen und nöthigenfalls einen Nachlaßpfleger zu bestellen (§§ 1837—1839). Die Erbschaft geht ferner als Ganzes auf den Erben über. Die Rechtsnachfolge ist eine sogenannte Universalsuccession. Sie umfaßt Rechte und Verbindlichkeiten. Das Rechtsverhältniß der Erben zu den Nachlaßgläubigern nebst dem sogenannten Inventarrecht ist im Entwurf mit großer Sorgfalt, jedoch etwas eigenartig gestaltet. Die wesentlichen Bestimmungen sind folgende: Die Haftung des Erben für die Nachlaßschulden beschränkt sich auf den Nachlaß, wenn eine Nachlaßpflegschaft zum Zwecke der Befriedigung der Gläubiger oder ein Nachlaßkonkurs angeordnet, oder eine solche Maßregel wegen Mangels an Masse abgelehnt oder wieder aufgehoben wird (§§ 1850 ff.); der Erbe verwirkt aber diese Rechtswohlthat, wenn er den Vorschriften über die Inventarerrichtung innerhalb einer ihm auf Antrag eines Gläubigers zu setzenden richterlichen Frist nicht nachkommt oder die Ableistung des Offenbarungseides verweigert (§§ 1868 ff). Mehrere Erben haften für die Nachlaßverbindlichkeiten als Gesammtschuldner; jeder einzelne aber bis zur Theilung des Nachlasses nicht mit dem Vermögen, das er außer seinem Erbtheil besitzt; wenn er aber die Rechtswohlthat der beschränkten Haftung verwirkt hat, auch mit diesem Vermögen für einen seinem Erbtheil entsprechenden Theil der Schuld (§§ 1932, 1933). Die weiteren Einzelheiten dieses schwierigen Rechtsinstituts können hier nicht berührt werden.

Mehrere Erben erwerben die Erbschaft zum gemeinschaftlichen Eigenthum nach deutschrechtlichen Grundsätzen, so daß Jedem nur ein Antheil am Ganzen, nicht eine Quote aller einzelnen Nachlaßobjekte — wie nach römischem Rechte und nach dem ersten Entwurfe – zusteht. Jeder Erbe kann zwar über seinen Antheil am Ganzen verfügen, aber seine Miterben haben das Vorkaufsrecht (§§ 1906—1909). Verwaltung und Verfügung über die Nachlaßgegenstände ist gemeinschaftliche Sache der Erben (§§ 1912—1914). In der Regel kann jeder Erbe die Auseinandersetzung verlangen (§ 1916). Der Erblasser kann jedoch durch letztwillige Verfügung die Auseinandersetzung auf 30 Jahre oder bis zum Eintritt bestimmter Ereignisse ausschließen oder beschränken (§ 1918). Demjenigen, der sich gegen den Erblasser gewisser schwerer Verfehlungen schuldig gemacht (ihn z. B. vorsätzlich und widerrechtlich getödtet oder zu tödten versucht, an der Testamentserrichtung oder Aufhebung gehindert hat u. s. w.), kann auf Grund der Anfechtungsklage eines Betheiligten wegen Erbunwürdigkeit die Erbschaft wieder entrissen werden. Er verliert in gleicher Weise den Anspruch auf ein Vermächtniß oder einen Pflichttheil (§§ 2204—2210).

Wir schließen hiermit die Darstellung des Erbrechts, wie überhaupt unsern Rundgang durch das Rechtsgebäude des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich. Ist auch nur ein allgemeiner Ueberblick gewonnen und konnte auch nur Einzelnes bruchstückweise näher beleuchtet werden, so dürfte doch die Ueberzeugung von der Gediegenheit und Wohnlichkeit des Hauses sich jedem aufmerksamen Theilnehmer an dieser kursorischen Betrachtung aufgedrungen haben. Mögen hier und dort noch Verbesserungen und Ergänzungen wünschenswerth sein, wie dies auch keineswegs verschwiegen wurde, jedenfalls sind sie nicht so dringlich wie das Bedürfniß der endlichen Bedachung durch die gesetzgebenden Gewalten. Mit dem Abschluß des Gesetzes wird der Reform des bürgerlichen Rechts, wo sie sich als nothwendig herausstellen sollte, nicht endgültig das Thor verschlossen. Darüber kann allein die Praxis entscheiden. Erst in der praktischen Uebung wird das Gesetz sein wahres Leben beginnen, werden sich mit Sicherheit und Leichtigkeit Härten abschleifen, Lücken ergänzen, Mängel beseitigen lassen. Von allen Voraussagungen hat nur die eine sicheren Werth, daß ein einheitliches bürgerliches Recht für das Deutsche Reich von unberechenbarem wirthschaftlichen, sittlichen und politischen Gewinn sein muß, und zumal ein Recht, das so von wahrhaft deutschem Geiste beseelt ist, wie das des Entwurfs zweiter Lesung, das in allen seinen Theilen ebenso sehr die ethischen wie die praktisch-wirthschaftlichen Gesichtspunkte im Auge behalten hat. Auch wo die römisch-rechtlichen Grundsätze herrschend geblieben sind, wie namentlich im Recht der Schuldverhältnisse, erscheinen sie mit deutschem Wesen innig verschmolzen. Nicht das ist deutsche Art, alles Fremde grundsätzlich abzustoßen. Die Rezeption des römischen Rechts hat, wie die Renaissance, der Entwicklung des deutschen Geistes unschätzbare Dienste geleistet. Es wäre Frevel und Thorheit, das Errungene und Bewährte verächtlich fortzuwerfen. Nur die Ueberschätzung des Fremden, zu welcher der Deutsche lange geneigt gewesen, muß abgelehnt werden, und sie ist wohl auch jetzt glücklich überwunden. In dem Entwurf ist wenigstens keine Spur davon zu entdecken. Daß er dessenungeachtet noch immer einige hervorragende unversöhnliche Gegner hat, darf nicht irre machen. Dieses Schicksal theilt der Entwurf mit allen großen Gesetzgebungsarbeiten. So war es beim code civil, beim Allgemeinen Landrecht, bei den deutschen Justizgesetzen. Wenn solche Stimmen entscheidend wären, würde eine deutsche Rechtseinheit schwerlich so bald erreicht werden können; dann bliebe die denkwürdige Urkunde, welche der deutsche Kaiser vor wenigen Wochen in den Schlußstein des neuen Reichsgerichtsgebäudes in Leipzig gelegt hat, auf unabsehbare Zeit ein todter Buchstabe. Und noch Eins! Nicht gering zu veranschlagen dürfte der wohlthätige Einfluß sein, den man sich von einem deutschen bürgerlichen Gesetzbuch auf die weitere Entwicklung des Rechtsstudiums in Deutschland versprechen darf, bei Lehrern und bei Schülern. Die noch immer gähnende Kluft zwischen Romanisten und Germanisten wird, wie zu hoffen steht, damit endlich überbrückt werden. Während noch jetzt dem deutschen Studenten in dem einen Hörsaal die Logik, der Scharfsinn, der gesunde wirthschaftliche Kern des römischen Rechts mit lebhaften Farben geschildert und gepriesen wird, muß er sich in dem anderen Hörsaale von der römischen Giftpflanze erzählen lassen, die das germanische Recht zu ersticken droht. Beklommenen Herzens wandert er von dem einen Lehrer zum anderen, ohne das, was er sucht, das allgemein gültige deutsche Privatrecht, dessen Pflege sein Lebensberuf werden soll, zu entdecken. Weder der Sachsenspiegel, noch die Responsen des Papinian, noch die Kontroversen und Doktrinen der Pandektisten leisten ihm, was er braucht, die Kenntniß seines heimathlichen Rechts. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn die Liebe zum Rechtsstudium erkaltet oder überhaupt nicht geweckt wird, und die studirende Jugend den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit von dem Hörsaal an eine lebensfrohere Stätte verlegt. Auch in diesen wenig erquicklichen Zuständen wird das deutsche bürgerliche Gesetz Wandel schaffen. Nicht daß die Lehrstühle des römischen und älteren deutschen Privatrechts Gefahr laufen könnten, verwaist zu werden; denn die wahre und wissenschaftliche Erkenntniß des geltenden Rechts ist nur auf historischer Grundlage zu gewinnen. Aber das gesammte Studium wird zu einem lebendigen praktischen Ziele hindrängen, nach einem kräftig anziehenden Mittelpunkt gravitiren und so das Interesse der Studirenden auch an dem geschichtlichen Zweige der

Rechtswissenschaft erhöhen, weil das Interesse an dem Gewordenen, an der reifen Frucht einer tausendjährigen Entwicklung auch die Lust an der Erkenntniß des Werdeprozesses nothwendig vermehren muß. Und der erhöhte Eifer für das Rechtsstudium wird seine Wirkung auf das wissenschaftliche Niveau der zukünftigen Richter und Anwälte, mithin auf eine tüchtige und gediegene Rechtspflege bei den deutschen Gerichtshöfen gewiß nicht verfehlen.

Doch „der Worte sind genug gewechselt, laßt uns nun endlich Thaten sehn!" kann die deutsche Nation mit Fug ausrufen. Möge sie nicht mehr lange auf sich warten lassen, die That der Erlösung für das deutsche bürgerliche Recht!

M. Levy.

Effi Briest.

Weise gütige Augen sehen uns aus Theodor Fontane's neuem Buche an, Greisenaugen, die die Schärfe der Jugend haben und dazu die Milde des Alters, das viel zu verzeihen gelernt hat. Und durch diese Augen blicken wir wieder auf menschliche Irrungen und Wirrungen, auf zerronnene Leben, auf arme, blind in ihrem Schicksalszug tappende Menschenkinder; mit Furcht und Mitleid auf Alltagswesen, die uns gleich sind, denen ihr Geschick gefügt wird, nicht Höhenmenschen, die es königlich sich selber schaffen. Fontane hat die Bescheidenheit vor der Natur. Er errichtet in seinen Büchern kein intimes Theater, in denen sich das Spiel seiner Gestalten gesondert von der übrigen Menschheit abspinnt, und er verwendet auf ihren Untergang kein Pathos und keine Apotheose. Alles vollzieht sich, wie draußen in der wirklichen Welt. Tiefste innere Katastrophe, schmerzlichste Krisen — aber die Natur hält deshalb nicht den Athem an; das äußere Bild verändert sich kaum. Und gerade durch den Kontrast zwischen innerer Tragik und äußerer Ruhe wird die ergreifendste Wirkung erzielt. Das Abgedämpfte, Geklärte, Tieferstehende ist hier in der „Effi Briest"*) zur Vollendung gekommen. Am Eingang dieses Buches sollte von seinem Schöpfer stehen, was Heine von Goethe sagt: „Er ist da immer ruhig lächelnd, und harmlos wie ein Kind, und weisheitsvoll wie ein Greis."

„Effi Briest" ist ein Ehebuch. Jene Adultera des Tintoretta, die holde unbewußte Sünderin, die Fontane so oft schon in der Tracht der Frauen unserer Tage vor uns erscheinen ließ, geht wieder durch diese Blätter und wieder steht sichtbar zu ihren Häupten geschrieben: „Wer sich rein von Schuld fühlt werfe den ersten Stein auf sie."

Aber einen weiteren Weg wandeln wir mit dieser Gestalt, als mit irgend einer ihrer Schwestern, und ein ganzes Leben entschleiert sich uns mit allen Höhen und Tiefen.

* * *

„Immer gleichgültiger wird mir der Stoff. Je älter ich werde, desto klarer wird mir, daß es nur auf die Darstellung ankommt," hat Fontane neulich in einer Plauderstunde gesagt. Und sein letzter Roman zeigt es.

Wenige Worte genügen, über den Inhalt zu unterrichten. Die achtzehnjährige Effi von Briest wird von ihren Eltern mit dem um zwanzig Jahre älteren Landrath von Innstetten verheirathet. In diese ganz korrekte, durchaus nicht unglückliche Ehe tritt der Dritte. Dieser Dritte ist ein Major von Crampas, der das hat, was der chevalereske, aber pedantische Innstetten nicht hat, das Frauenumstrickende, Siegende. Effi hört ihm zu und verfällt ihm. Das Verhältniß nimmt durch die Uebersiedlung Innstetten's und seiner Frau aus Kessin nach Berlin ein schnelles Ende. Die Vergangenheit scheint vergessen und begraben, da tauchen nach sieben Jahren die Gespenster auf. Innstetten findet Briefe, die alles verrathen. Er muß Crampas fordern und erschießt ihn. Die Ehe wird getrennt. Effi führt erst allein ein freudeloses welkes Dasein; endlich nehmen sie die Eltern wieder auf. Bei ihnen stirbt sie bald, im Inneren gebrochen.

Wie entwickelt sich das aber, und wie treten diese Menschen vor uns hin. Es ist wieder die Selbstverständlichkeit der Natur, die spricht. Sie müssen so sein, wie sie sind; sie müssen so handeln, wie sie handeln. Drum gibt es auch hier keine Schuld und keine Anklage.

Effi ist eine Schwester jener Fontanetöchter, deren Naturen im Grunde auf Leidenschaftslosigkeit gestellt, die aber desto stärker momentanen Erregungen unterworfen sind; widerspruchsvoll, nüchtern, verstandesmäßig und doch wieder phantastisch mit den Märchen im Kopf; mit den in stillen Mädchenstunden ausgesponnenen romantischen Träumen, der Sehnsucht des Aparten, der seltenen Bijous, des umschmeichelnden Luxus und dem halblauten Seufzer: „Ach, wann kommt der Freiersmann." Mittheilsam und verschlossen, wie Stunde und Laune stimmt; aber stets verlangend, feinfühlig diskret umworben zu werden; durch nichts mehr verletzt, als durch männliche Geschmacklosigkeit. Effi ist eine Schwester der Melanie van der Straaten, der Corinna Schmidt, der armen Cécile, deren Leben Reisenwerfen und Federballspiel war, und die in der ernsten Wirklichkeit sich nicht zurecht fand. Die ganze Gestalt tritt uns, von allen Seiten beleuchtet, gleich zu Anfang entgegen, durch kleine indirekt gegebene Züge, durch reichliche, vielleicht etwas zu absichtlich gewährte Einblicke gelegentlich längerer Aussprache zwischen Mutter und Tochter. Als Effi dem Baron ihr Jawort gegeben — Nein zu sagen, hatte sie keinen Grund — ist ihr erster Gedanke: „Ich glaube, Hulda wird sich ärgern" und als die Mutter sie nach besonderen Wünschen für die Aussteuer fragt, möchte sie einen japanischen Bettschirm mit schwarz und goldenen Kranichen und eine röthlich schimmernde Ampel" und auf die Frage: „Wofür bist Du eigentlich," sagt sie zögernd: „Ich bin ... nun ich bin für gleich und gleich und natürlich auch für Zärtlichkeit und Liebe. Und wenn es Zärtlichkeit und Liebe nicht sein können, weil Liebe, wie Papa sagt, doch nur ein Papperlapp ist (was ich aber nicht glaube), nun dann bin ich für Reichthum und ein vornehmes Haus, ein ganz vornehmes, wo Prinz Friedrich Karl zur Jagd kommt auf Elchwild oder Auerhahn, oder wo der alte Kaiser vorfährt und für jede Dame, auch für die jungen, ein gnädiges Wort hat. Und wenn wir dann in Berlin sind, dann bin ich für Hofball und Galaoper, immer dicht neben der großen Mittelloge."

Allen diesen Zukunftsträumen winkt Erfüllung durch Innstetten, der durch Karriereaussichten als der „kommende Mann" erscheint, und da Effis Herz nicht durch holdsentimentale junge Leiden belastet ist, greift sie fest nach der Hand, die sie in ein neues Land zu führen verspricht.

Es wird eine Musterehe. Ohne die Erregungen der Leidenschaft, mit sicherer, ruhiger Zuneigung von beiden Seiten, mit der vollendeten Galanterie des Barons gegen sein junges Weib; mit ihrer Dankbarkeit gegen ihn für den Luxus, mit dem er sie umgibt.

Und doch sind es lockere Fäden, die beide binden. Wie sie dünner und dünner werden, und eines Tages schlaff von einander gleiten; wie Effi zum Ehebruch kommt, das ist mit einer andeutenden diskreten Kunst ohne gleichen geschildert.

Es ist nicht der normale Ehebruch, der Ehebruch, der durch die Weltlitteratur geht, dessen Motiv die Verse vom „armen alten König und seiner jungen Frau" geben. Effi wird dem an Jahren um so viel reiferen Mann nicht untreu, um sich einem jungen Gesellen mit blondem Haupt und leichtem Sinn an den starken Arm zu hängen. Es ist eine große künstlerische Feinheit, daß der Dritte hier sogar noch einige Jahre älter ist als der [illegible].

Warum wird Effi untreu? In[illegible]stetten weiß nicht, auf ihrer Seele zu spielen; er entt[illegible] nicht [illegible] sie [illegible] leichte Bedan-

*) Berlin, Fontane & Co.

terien auf der Hochzeitsreise; Museensport aus Prinzip ohne Gedanken an die müde kleine Frau; allzu peinliche Korrektheit und ein gewisser überlegener Ton lassen sie nicht warm werden. Innstetten neigt zum oralischen Vorträgen und hat etwas Schulmeisterliches, er ist selbstgerecht und tugendsicher, ein männlicher Pendant zur Gräfin Holk aus „Unwiederbringlich“, die Eiseskühle um sich breitet. Er ist ein aufmerksamer Eheherr, aber er ist kein Liebhaber. Und den Liebhaber hatte von den vielen Seelen, die in Effis Brust wohnen, die phantastische erwartet.

Innstetten begnügt sich, seine Frau zu besitzen, natürlich nicht mit brutaler Machtbetonung, aber doch mit allzu selbstsicherem Eigenthumsgefühl. Er weiß nicht um sie zu werben. Aber sie, die zwar auf lyrische Liedesexaltation nichts gibt, hat doch die ideale Forderung nach Erfüllung ihrer rosarothen Mädchenillusion, Jenny Treibels Ideal vergleichbar, die bei aller praktischen Anlage Gefühlskultus treibt. Der phantastische Bettschirm und die Ampel fehlen in der Ehe. Dafür muß sie in einem ungemüthlichen alten Hause leben und sich des Nachts, wenn ihr Mann häufig genug zum Fürsten Bismarck befohlen wird, zu Tode fürchten. Und was hat sie des Tages, da ödet sie Kessin mit seinem dicken Sande, mit seiner tugendsamen Langenweile, und der angedrohte Verkehr mit den „Borkes, den Grasenapps und den alten Güldenklees“ verursacht ihr ein Grausen. Langeweile und Ueberdruß. Die Zeit wird ihr erdärmlich lang. Hofball und Galopper, Zerstreuung und Abwechselung fehlen ebenfalls in dieser Ehe.

Effi Briest ist reif für den, der ein neues erregendes Element in ihre graue Welt hineinträgt. Und das ist der Major Crampas, der nach Kessin versetzt wird. Der Mann mit einer in den Augen des Städtchens interessanten Vergangenheit, über den man schwätzt und tuschelt, ehe er kommt. Effi ist gespannt auf ihn. Und die Spannung ist bei Frauen von Effischer Disposition für den Eroberer halb gewonnen Spiel. Er ist ein Hazardeur des Lebens, er hat, wie der alte Briest, der Vertreter Fontane'scher Kontemplation, sagt, den „himmlischen Kehrmichnichdran“, die eigensüchtige Ueberlegenheit alledem gegenüber, was Innstettennaturen ängstliche Prinzipienpflicht ist. Ein ästhetischer Pessimist, er nimmt alles mit und weiß doch, daß es nicht viel damit ist. Dazu der geborene Damenmann, der die Frauen zwingt, durch ein zur rechten Zeit halblaut geflüstertes zitterndes Werbewort, und dann wieder durch eine herrisch sichere Geberde, die beleidigt, die verführt. Was beim Gatten abstößt, reizt beim Dritten. Halb unbewußt, mit geschlossenen Augen schreitet Effi den Weg, an dessen Ende Crampas magnetisch lockend steht. Der Bann fällt erst, als die Großstadt Effi winkt. Sie athmet auf, als die Nachricht von Innstetten's Versetzung kommt. Es war ja nicht Liebe, das sie zur Untreue getrieben, sondern die Dumpfheit, die über ihr gelegen; die Leere, die sie in dem kleinen Nest erfüllt; die Gleichgültigkeit und Oede ihres Daseins. In der Großstadt wird Effi nicht mehr untreu werden.

• • •

Völlig gleichgültig gegen das Stoffliche ist dies alles dargestellt. Etwas Diskreteres als die Geschichte des Ehebruches kann man sich nicht vorstellen; ging Fontane schon in l'Adultera und im Graf Petöfi über das eigentliche Faktum völlig hinweg, so unterdrückt er hier die Scene mit der Ueberschrift „in flagranti“ ganz und gar. Es genügt ihm, psychologisch zu zeigen, Effi ist so weit, daß ihr Fall naturnothwendig ist; der Vorgang selbst interessirt ihn nicht. Den feinfühligen Lesern bringt er dann das fait accompli wieder auf rein psychologische Weise bei. Nicht daß er uns in die Wandelgänge der neuen Gedanken und Gefühle Effi's hineinführt, sondern er zeigt uns, wie diese Gedanken und Gefühle sich einen für die andern unauffälligen Ausdruck suchen, der aber uns, die wir mehr wissen wie die andern, genug sagt. Effi fängt plötzlich an, sich für die Geschichte ihres Kammermädchens Roswitha zu interessiren, wie sie gefallen ist und von ihren Eltern verstoßen wurde. Und mit schmerzlicher Selbstquälerei hört sie zu.

In der zweiten Hälfte des Buches fallen die Fesseln des Reinstofflichen noch mehr ab. Scheinbar nicht so, denn der Fund der Crampasbriefe in dem durch reinen Zufall aufgebrochenen Nähtisch muthet fast romanhaft an. Uebrigens in Parenthesen bemerkt, übt Fontane selbst leise Ironie an dieser Technik, denn er läßt eine Frau Base über die cause célèbre sagen: „Es ist unglaublich — erst selber Zettel und Briefe schreiben und dann auch noch die des andern aufbewahren! Wozu gibt es Oefen und Kamine.“

Doch dieser äußerliche Fund dient nur einem großen innern Zweck. Die Entdeckung mußte herbeigeführt werden, wie, war Fontane gleich. Durch die Entdeckung bekam er Gelegenheit, den Hintergrund seines ganzen Buches zu erweitern, ein ganz neues Motiv hineinzuführen. Es handelt sich jetzt nicht mehr um Mann und Frau, sondern um Individuum und Gesellschaft. Innstetten erkennt innerlich selbst nach der langen Zeit eine Verjährung an; er haßt Crampas nicht und er verzeiht Effi; aber er steht unter dem Gesetz des Ganzen, der Allgemeinheit. Und er erschießt den Major und er trennt sich von Effi; und ihre Eltern nehmen sie nicht auf, ihr eigenes Kind ist frostig und abweisend zu ihr, wie Lydia von der Straaten zu ihrer Mutter.

Und wer hat Recht? Und wer hat Schuld?

Theodor Fontane schüttelt milde lächelnd den Kopf: Was ist Recht und was ist Schuld? Die Menschen können nicht aus ihrer Haut heraus, Niemand kann sich anders machen als er ist, und wenn zwei aneinanderkommen, die nicht stimmen, dann gibt es Gram und Leid. Aber den einen von ihnen verantwortlich machen, ist ungerecht. Wie kann man überhaupt Urtheil fällen und richten, wer sieht in die Herzen. So nimmt er für Niemand Partei, und wir verstehen Innstetten's Thun aus seinem Wesen und Effi's Handeln aus dem ihren, und wir verzeihen beiden.

So kommt aus diesem Buch voll seelischer Unruhen schließlich doch der große Frieden über uns, der Frieden der gütigen Fontaneaugen, halb freilich mit wehmüthiger Resignation gemischt. Der Lebensfrieden und die Lebensfreude, die die Dinge nimmt, wie sie sind und aus ihnen sich heraussangt, was sie geben können; oder mit echten Fontaneworten „im Kleinen und Kleinsten so viel wie möglich herausschlägt und ein Auge dafür hat, wenn die Veilchen blühen oder das Luisendenkmal in Blumen steht oder die kleinen Mädchen mit hohen Schnürstiefeln über die Korde springen. Oder auch wohl nach Potsdam fahren und in die Friedenskirche gehen, wo Kaiser Friedrich liegt, und wo sie jetzt eben anfangen, ihm ein Grabhaus zu bauen. „Und wenn sie da stehen“, fährt der Freund zu Innstetten fort, „dann überlegen Sie sich das Leben von dem, und wenn Sie dann nicht beruhigt sind, dann ist Ihnen freilich nicht zu helfen.“

Felix Poppenberg.

Bildende Kunst.

(Salon Schulte. — Fritz Alexander.)

Neulich war ein liebenswürdiges Kunstfräulein bei mir, die fesch gegen München loszog und ihr Berlin sich lobte: In München gebe es nur Nachahmung über Nachahmung — das Goldland der Originalität sei Berlin: „Ja, unsere Modernen!“ Mich interessirte an der ganzen kühnen Behauptung, für die der rothe Mund den Beweis natürlich schuldig blieb, einzig die Munterkeit, mit der sie vorgetragen wurde. Uebrigens sprach hier ein schönes Kind nur die Ansicht mancher großen Leute aus, eine Ansicht, die sich bereits in einem unmotivirten, abgeschmackten Zeitungskampfe verdichtet hat: Berlin sei drauf und dran, München den

Vorrang abzulaufen. Gewiß wurde München das, was es heute ist, wesentlich durch Einwirkungen von außen; mehr noch als Paris war es der Tummelplatz der modernen Kunstkämpfe. Um die Seelen der Münchener Künstler haben sich eine Zeit lang die verschiedensten Nationen gerissen. Monet und Besnard, die Schotten und die Skandinaven, ja selbst Jungitalien. Ich kenne dort einen sehr redlichen und bedeutenden Maler, der zu der wundervollen Sammlung James Guthrie's nur alle vier Wochen einmal zu gehen wagte, weil sie ihn „toll" mache, und der selige Bruno Piglhein, gewiß eine starke Persönlichkeit, sagte mir damals, daß er vor dem schottischen Meister am liebsten „niederknien" möchte. Der tiefe moralische Eindruck setzte sich schnell in Begeisterung für die neue Sache um, der Enthusiasmus in Anlehnung. Aber weil in München zu allen Zeiten viel künstlerische Kraft, viel echtes Talent aufgesammelt lag, so fiel die Schwärmerei für fremdes Schaffen wie guter Samen auf guten Boden. Die Art der älteren Generation wurde aufgefrischt, und wenn die Jüngeren sich auch zunächst an das Muster hielten, so ging aus ihrem angestrengten Kunstfleiße doch etwas Besonderes, ein malerischer Stil hervor; zum Beispiel, obwohl Exter, Hummel, Olde sich an Besnard wie Monet bildeten, so gibt es doch, in malerischer Auffassung, die Note Exter, die Note Hummel, die Note Olde. Das Entscheidende ist, daß man in München niemals die Natur aus zweiter Hand nachahmte, sondern stets ein gesichertes Verhältniß zur Natur selbst besaß; man malte Natur mit neuem Mittel. Als aus Fontainebleau die ersten Einwirkungen herüberdrangen, da begründeten die Münchener Künstler ihre Dachauer Malerkolonie. Sie lebten dauernd in schlichter, in ihrer Primitivität überaus malerischer Landschaft. Und der Allerweltshumbug eines äußerlichen Symbolismus, einer „stilvollen" Märchenmalerei, in unseren Tagen, hat gerade in München verschwindend wenig Anhänger gefunden.

Auf dem Berliner Boden ist, was den Krieg um die moderne Kunst betrifft, eine Entscheidungsschlacht niemals geschlagen worden. Sehr spät hat man hier die Schotten, ganz zuletzt die Franzosen, die Skandinaven so gut wie gar nicht gesehen. Die fremdländischen Einwirkungen kamen aus zweiter Hand, zumeist über München. Es kam in der Hauptsache eine Kompromißkunst zum Vorschein, die hier und da als etwas Selbständiges wirken konnte, weil Wenige zu kontrolliren vermochten, wie aus fremden Bestandtheilen sie sich zusammensetzte. Einige begünstigte Künstler durften im Auslande studiren, aber es waren nicht allzu viele und allzu kräftige Naturen darunter: z. B. was Hans Herrmann malt, das hat der Münchener Gotthard Kuehl lange vorher und viel besser gemacht, und was Franz Skarbina im Frühling zur Ausstellung bringen wird, das kann im vorausgehenden Pariser Marsfeldsalon ein aufmerksamer Besucher mit einiger Sicherheit vorausbestimmen. Eine wirklich warme und ernste Naturempfindung war in der Berliner Malerei zu allen Zeiten sehr selten, und die symbolische Afterkunst hat gerade bei uns einen erschreckend günstigen Nährboden gefunden.

Solange Curt Herrmann Münchener Luft athmete, hat ihm ein inniges Verhältniß zur Wirklichkeit nicht gefehlt. Er hat lebhaft gemalt, was sich seinen guten Augen darbot, und sich im Porträt zu einem flotten Menschenschilderer entwickelt: Er posirte nicht, er gab seine Modelle, vornehm oder nachlässig, wie er sie erschaute, naiv als ein blühendes Stück Leben. Ich erinnere nur an das Porträt Wahle's, die geistreiche und charaktervolle Darstellung einer grotesken Künstlernatur. Es war die Zeit, da man bei uns den Bildnißmaler gleichsam als Lieferanten von Dekorationswaare betrachtete, da Feierlichkeit verlangt wurde und Gruppenbilder aussehen mußten wie Hundefamilien, die der Photograph stellte. Der junge Künstler hatte genug auszustehen von der Kritik, und es gereicht mir zur Freude, damals in der „Nation" auf sein emporsteigendes Talent hingewiesen und es geschützt zu haben. Und ich finde, daß seine Porträts noch immer seine reifsten und ehrlichsten Leistungen bedeuten. Sonst aber entfernt er sich weiter und weiter von der Natur. Ein Grandseigneur, verliert er sich in technische Spielereien, bei denen ihm sein weltmännisch eingerichtetes Atelier behilflich ist. Mit dem Begriffe „Geschmack" wird gegenwärtig allerlei Unfug getrieben. Die geschickte, oberflächliche, witzige Darstellung irgend eines farbigen Arrangements soll als Prüfstein des „Geschmackes" gelten; während der wahre Geschmack doch nicht bei der äußerlichen Wahl des Motives stehen bleibt, sondern in der Art sich zeigen sollte, wie das schöne Wesen der Natur zum Ausdruck gelangt. Die äußerlich glühenden Farbenskizzen Herrmann's sind mit ganz kaltem Blute gearbeitet; kein Reiz, der an die Nerven ginge. Diese gedämpften „Interieurs" mit weißen, gelben, rothen Damen hat Skarbina, wenn auch nicht mit der gleichen formalen Fixigkeit und Fertigkeit, so doch ganz pikant zu Dutzenden geschaffen. Es ist koloristische Zimmergymnastik. Mit ziemlich monotonen Mitteln geübt. Ueberall dieselben breiten und (weil naturlos) leer klingenden Farbenflächen roth, gelb, weiß heruntergestrichen. Und den Frauenkörpern, die er malt, fehlen die charakteristischen Schwingungen der Haut. Natur, Natur! Und arbeiten im Schweiße des Angesichts, wie Corot gearbeitet hat und wie Besnard arbeitet! In einer ganz aufrichtigen Landschafts- und Aktmalerei könnte sich die kühle Meisterschaft Herrmann's wohl erwärmen.

Aber man braucht gar nicht bis zu Besnard und Corot zu gehen, um den Geist ehrlicher Naturauffassung aufzurufen: Hier ist Dora Hitz bis zu einem gewissen Grade schon ein gültiges Vorbild. Im Porträt vereinigt sie die schönen Ergebnisse strenger Akt- und Landschaftsstudien. Von zwei Punkten geht sie als Künstlerin aus: Bei Aman-Jean nahm sie die (an Whistler gebildete) Dämmermalerei wahr, die Kunst der gelösten Formen und Farben, bei Carrière innerhalb aller Auflösung die schärfste zeichnerische Kraft. Durch diese Mittelsmänner gewann sie ihren eigenen Farbenstil. Sie übt nicht Arrangirkünste wie Herrmann, sie hält sich treu an das, was sie sieht: der Arm, der Gesichtsteint der blonden jungen Frau, auf deren Porträt man Curt Herrmann ganz besonders hinweisen kann, bietet ein erstaunlich echtes, erstaunlich redliches Stück Malerei. Und diese treue Kunstübung schützt gegenüber einer Malart, die scheu, verhalten, zögernd sich gibt, also dem weiblichen Wesen so ganz entspricht, sie davor in Manier zu verfallen. Ihr Geschmack hat Rückgrat; ihr ernstes Wirklichkeitsstreben reicht in ein Gebiet des Geistigen, des Poetischen hinein. Ihre Modelle erhalten etwas Räthselhaft Anziehendes — als wollten sie aus irdischer Schwere heraus — wenn sie so in die weiche, silbergraue, von der bezwungenen Farbenkraft des Tages mäßig durchzuckte Dämmerung zurücksinken. Fräulein Hitz wandelt sehr oft an der Grenze, wo die Wirklichkeit zum Symbole wird, wo ein Mystizismus beginnt, den sich auch der überzeugteste Naturalist gefallen lassen wird.

Wer in Schattenleben und Halbdunkel auf die Dauer sich nicht behagt, der mag sich von Max Uth ins helle Licht des Tages führen lassen. Uth hat in der Form zunächst keine allzu große Selbständigkeit — er schwankt zwischen Monetisten wie der Ury, Leistikow, Hummel und Gotthard Kuehl's breitem Kolorismus — aber er hat doch eine entschiedene, ausgebildete Empfindung für die lachende Wirklichkeit. Das Lichtexperiment überwiegt noch, und darin bekennt er sich als Lehrling, als Chercheur. Doch es sind auch Studien vorhanden, die, rund und klar im Motive, uns landschaftliche Eindrücke kraftvoll vermitteln, den charakteristischen Geist der märkischen und der flandrischen Ebene: Reliefloſe Landschaft, groteske Schiefwinkligkeit der Städte, kristallklare Atmosphäre oder see- und flußfeuchter Duft. Die ganz naiv erfaßten Kanalbildchen aus Brügge gehören zum Besten dieser Gattung.

Wie Dora Hitz bestätigt Uth als Ausnahme nur die Regel von der Naturverachtung der Berliner Malkunst. Ein Kompromißler wie Philipp Franck braucht gar nicht die Wirklichkeit, um diese Wiesen-, Moor-, Fluß- und Dorfbilder zu schaffen. Wer wie er Eilif Peterſen, Binnen, Trübner, Keller-Reutlingen, Buttersack mit Fleiß betrachtet

hat, der kann dergleichen fast aus dem Kopfe malen. Das Naive an Franck ist nur die Unbefangenheit, mit der er seine Muster durcheinander verarbeitet. Im wesentlichen vierter Aufguß der alten Eier-Schule.

Einer, der frühe Berlin entfloh, wo er unter Schlabitz sich allerlei manuelle Fertigkeiten erworben hatte, um fortan in München den frischen Wind einer unabhängigen Kunst sich um das Antlitz wehen zu lassen, ist Fritz Alexander. Ein jäher Tod hat den fünfundzwanzigjährigen Maler am 7. November zu Florenz dahingerafft. In Berlin trauert mit den Eltern, deren Stolz und Hoffnung er war, ein junges Weib. Der Kreis der Sezessionisten ist um eine blühende Kraft ärmer. Ein flotter Techniker und weltmännisch gebildeter Geist, hat Alexander zu ihren Ausstellungen seine und eindrucksvolle Sachen beigesteuert, die einen Stich in die Kulturschilderung verriethen. Paris hat ihm nach seinen Münchener Studienjahren, die ihm Pigthein's Interesse, Friedrich Fehr's und Joseph Block's technische Unterstützung und Fritz von Uhde's Freundschaft eintrugen, den letzten Schliff gegeben in Form und Anschauungsweise. Er ist aus dem Bool der Anders Zorn, und verleugnete, trotz seiner großen Jugend, in den Bildnissen eleganter Männer und verwegener Frauen eine gewisse dreite Virtuosität nicht. Aber er hatte ein naives Lebensgefühl und daran knüpfte unsere Hoffnung an. Alexander's bescheidenes Werk wird der Zukunft bezeugen, ein wie starkes Bildungselement der sezessionistische Gedanke jugendfrischen Naturen werden konnte.

Julius Elias.

Theater.

(Deutsches Theater: „Tedeum", Komödie in 4 Akten von Ernst Rosmer. — Lessing-Theater „Die Romantischen", Lustspiel in 3 Aufzügen von Edmond Rostand. Deutsch von Ludwig Fulda. — „Die Venus von Milo", Schauspiel in 1 Aufzug von Paul Lindau.)

„Ich habe kein Gefühl für den Erfolg. Ich habe keinen Ehrgeiz. Nach außen. Ob sie mich beklatschen oder auspfeifen — ich kann mir nichts dabei denken," sagt Sascha in Ernst Rosmers Dichtung „Wir drei". Sagt Sascha die Unwahrheit?

Ernst Rosmer — die künstlerische Persönlichkeit der jungen Frau, die sich hinter diesem Pseudonym verbirgt, ist den Lesern der „Nation" bekannt*) — hat mit ihrem neuen Bühnenwerk, der Komödie „Tedeum" einen starken Erfolg errungen. Sie ist nicht „schuldlos" an diesem Erfolge! Mit „Tedeum" hat sie ihn sichtbarlich gesucht — verleugnet sie ihre Sascha?

Wäre es ein anderer als Ernst Rosmer, der „Tedeum" geschrieben, man würde vieles an dieser Komödie ohne Mißstimmung bewundern. Es ist ein künstlerisch tief empfundener Kontrast, in dem eigenartig ein Einklang mittönt, der dem Werke zu Grunde liegt: die verärgerte Liebe der Frau Kapellmeister Kran zu ihrem Mann. Sie versteht ihn ganz und gar nicht als Künstler; sie die Prosa, er die Poesie; aber sie versteht ihn ganz als Menschen. Sie quält ihn und leidet mit ihm und demüthigt ihn. Sie zwingt ihn von seiner großen Aufgabe einer Tedeumaufführung abzustehen und als braver Operettenkapellmeister Geld zu verdienen; aber sie entreißt ihn diesem, nicht eben goldenen Joche wieder, sobald sie das Unwürdige seiner Stellung voll einsieht. Zwei große Kinder, die Mutter und Kind mit einander spielen. Zwei Menschen, die sich zanken und schelten dürfen, weil sie sich gar so lieb haben.

Und bewundern würde man ohne Mißstimmung das Geistreiche, Lebensprühende dieser Diktion. Man vergißt die Künstlerin, leider, — die Bühne wird zu dem Salon einer Dame von Welt und Geist. Die Funken sprühen hinüber, herüber, ein Lächeln und ein Schmollen und beides zugleich, ein Schlag mit dem Fächer, ein Pritschenschlag des Witzes — man lacht, und schämt sich verlegen seines Lachens, sieht man, daß solch ein Pritschenschlag einen Charakter mitten entzwei geschlagen. Aber die Wirthin versichert kapriziös: nicht der Rede werth! Nur eine Nippesfigur.

Wirklich nur Nippesfiguren. Hätte sich Ernst Rosmer diesmal nicht auf den Erfolg kaprizirt, sie hätte auf dem eigenartigen Kontrast der beiden Charaktere ihre Komödie aufgebaut. So hat sie die beiden großen Kinder treulos im Stich gelassen und hat mit Hilfe von deren Kindern und eines reichen Amerikaners dem Tedeum zur Aufführung und beiden zu einem Schwiegersohn verholfen. Da gibt es ergötzliche Scenen im Garderobenraum des Operettentheaters, im Hotelzimmer des Amerikaners, im Hinterstübchen des Konzerthauses, alles sehr lustig und — betrübend, wenn man an das denkt, was Ernst Rosmer in ihren früheren Werken wollte und konnte. Frappirende Ansätze zur Charakteristik, aber die Charaktere brüchig, so sehr, daß selbst Künstler wie Hermann Müller und Marie Meyer, in den Rollen des Kapellmeisters und seiner Frau, die Risse nicht auszugleichen vermochten. Wie kommt Ernst Rosmer zu ihrer Komödie „Tedeum"?

Ernst Rosmer ist ein starkes realistisches Talent. Sie sieht der Wahrheit ohne Blinzeln in die Augen. Sie scheut die seelische Nacktheit nicht. Aber sie hat Götter neben der Wahrheit. Sie liebt die ungekünstelte Natur, aber sie fühlt sich darum in einem Salon, in dem alles gekünstelt ist, nicht minder wohl. Sie hat den mondänen Zug, der nach Natur verlangt und zwischen grünen Blättern Heimweh empfindet nach den bric à brac des Boudoirs. So hat sie in heißem Verlangen nach Wahrheit die Novelle von der Frau geschrieben, die aus Laune nach einem Spielzeug sucht, und darüber zur Ehebrecherin, zur Mörderin wird, und hat in kokettem Begehren nach gekünstelter Kunst eben diese Novelle in das athemraubende Schnürleib von Tagesdichtungen gezwängt. So mag ihr aus der Dichtung „Tedeum" das Spiel geworden sein — aus Kaprice.

Was sagte in dem Märchen die Königstochter von der Rose? „Pfui Papa! sagte sie, sie ist nicht künstlich, sie ist natürlich." Und sie war doch eine wirkliche Prinzessin. Wie Ernst Rosmer. — —

Im Lessingtheater sind „die Romantischen" von Edmond Rostand zur Aufführung gelangt.

Soviel graue Vögel sind in allerneuester Zeit aus Paris zu uns über den Rhein gekommen, die naturalistisch ihr Rab, Rab anstimmten oder sozial den Schnabel wetzten, daß es fast Wunder nehmen will, wieder einmal einen bunten Vogel denselben Weg ziehen zu sehen, der nicht einmal lüstern girrt, der nichts will, als ein paar glitzernde Flügel im hellen Sonnenlicht spielen lassen. Edmond Rostand, der kaum Dreißigjährige, hat mit seinem Verslustspiel „Les Romanesques" die Bühne der Comédie française erobert und beherrscht; Ludwig Fulda hat es in kecke, spielende Reime übersetzt und ihm die Gunst des Berliner Publikums schnell gewonnen. Die Reaktion hüben wie drüben! Wir sind vielleicht zu naturalistisch gewesen — wir wollen es einmal romantisch sehen.

Irgendwo, irgendwann ist es geschehen. Irgendwo, wo der Himmel blau ist, irgendwann, als ein Paar Verliebte den Thau von Rosenblättern küßten und sich eine Welt aus Sonnenstrahlen zurechtzimmerten. Da ist es geschehen, daß die klugen philiströsen Väter der verliebten Zwei Todfeindschaft vorspiegelten, um die klug geplante Ehe den romantischen Jungen romantisch erscheinen zu lassen; daß sie eine Entführung der niedlichen Prinzessin Wunderhold arrangirten, damit der kecke Märchenprinz sie von den Verführern befreien könne und ihnen selbst Gelegenheit böte, sich gerührt zu versöhnen. Das ist das Geistreiche an diesem lustigen Spiel, daß die Romantik die Romantik auslacht und daß das Märchen die Nase über das Märchen rümpft. Denn nachher wird den Beiden die Phantastik gründlich abgewöhnt: aber es ist die Phantastik, die ihnen die Gardinenpredigt hält. Ein paar Längen im zweiten Akt und ein paar Unzulänglichkeiten der Darstellung konnten die Märchenstimmung kaum trüben. Denn wenn das alles

*) Siehe „Nation" XII. Jahrg. p. 84.

auch nur geschliffenes Glas ist, das im Sonnenschein so diamanthell glitzert — wer fragt danach, sofern der Sonnenschein echt ist?

Ein Schauspiel von Paul Lindau „Die Venus von Milo“ ging voraus. Paul Lindau, der unentwegte Reisefeuilletonist, hat darin eine Reise ins alte Griechenland angetreten — aber dahin führt kein Feuilletondampfer. Mancherlei Gedanken rief sein Stück wach, an die gute alte Zeit und an den Paul Lindau, der damals ein „Böser“ war, der jetzt Intendant geworden ist und einem naiven Publikum zu Liebe sich gern naiv geben möchte — wozu aber Gehör geben den Gedanken, da Paul Lindau die seinen in seinem Stück so streng verschwiegen hat?

Ernst Heilborn.

Ferdinand van Hornstein: Fühlung. Psychologische Dichtungen. Stuttgart. 1896. Catta.

Tagebuchblätter eines poetisch gestimmten Liebhabers, dessen Name wohl nicht zufällig an denjenigen des Musikers Robert von Hornstein anklingt. Der Titel des Heftes ist nicht leicht zu deuten: zur Lösung des Räthsels führt vielleicht am ehesten der Abgesang einer — wenn wir nicht irren — in dem Park der Villa d'Este zu Verona erwachsenen Dichtung:

Einsam sitz ich
Im tiefsten Verstummen,
Die ganze Schöpfung
Ist mein G:dicht.
In jedem Wesen
Fühl ich mich wieder
Immer mich selber,
Immer nur mich.

Flüchtige, noch so flüchtige Begegnungen mit wahlverwandten Naturen, im Alltag vorüberhuschende Erscheinungen (so in der Ouvertüre „Fühlung“ und dem Landoner Erlebniß „Die Influenza“) gestalten sich dem Sinnenden zu Lebensereignissen. Vor einem galanten Pariser Abenteuer („Rendez-vous“) scheut der Erzähler im letzten Augenblick, eingedenk alter heimathlicher Weihnachtserinnerungen, zurück. In diesen und anderen Zwischenspielen gemahnt die Art des Erzählers an den leichten Ton, mit dem neuere Franzosen zu Alltagsgeschichten aus dem Boulevardleben einsetzen. Die Gefahr dieser Genrestücke liegt, selbst für einen Meister der Form wie Coppée, in der Schwierigkeit, nicht salopp zu werden. Daß Harnstein auch Feierklänge und phantastische Weisen anzustimmen weiß, bezeugen die Todtenlieder (auf seinen Vater; auf die Schwester: Margharita) und die nach unserem Geschmack originellste, bemerkenswertheste Gabe der Sammlung: ein Capriccio über den Chopin'schen Trauermarsch. Im Epilog, der Widmung an eine edle Frau, schlägt Hornstein Sehnsuchtslaute an, nicht nur für sich allein, begierig nach Befreiung und Befriedigung:

Der Menschheit Schläfe hämmert mir im Hirn,
Leg Deine kühle Hand auf meine Stirn.

—m.

Dierck's Geschichte Spaniens von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Berlin. 1896. S. Cranbach.

Verhältnißmäßig schnell ist dem auch in diesen Blättern*) besprochenen ersten Bande der zweite und letzte gefolgt. Damit ist für die historische Kenntniß der mächtigen und doch unserem Gesichtskreise so weit entrückten Pyrenäenhalbinsel ein tüchtiges, lesbares, zuverlässiges und auf genauestem Vertrautsein mit Land und Leuten begründetes Kompendium geschaffen, wie es bisher der deutschen Litteratur vollständig gefehlt hat. Besonderen Nachdruck legt dieser zweite Band auf deren Kulturgeschichte und bietet hier auch dem Fachmanne viel Neues und Lehrreiches. Der Verfasser hat bekanntlich die arabische Civilisation zum Gegenstande eingehender Studien gemacht, und so ist seine Schilderung der blühenden, einst das ganze Geistesleben Europas beherrschenden arabisch-maurischen Kultur Spaniens eine sehr farbenreiche und höchst unterrichtende geworden. Nicht minder entrollt er uns das Bild der allmählichen, freilich auf weit dürftigeren Grundlagen erwachsenden Entwicklung der christlichen Reiche der Halbinsel. Erst wenn man die betreffenden Abschnitte des Dierck'schen Werkes beherzigt — zumal das 5. Kapitel des 4. Buches „Die Kultur des 16. und 17. Jahrhunderts“ — versteht man den Verfall, in dem sich das einst so reiche, herrschende Land gegenwärtig befindet. Daneben wird aber die glänzende Entfaltung von Litteratur und Kunst im 16. und 17. Jahrhundert nicht übersehen. In der trefflichen, höchst sachkundigen Darstellung der neueren Zustände wird erklärt, wieso der Sieg der liberalen Bestrebungen auf politischem Gebiete doch für die geistige Hebung und die Aufklärung des spanischen Volkes nur geringe Erfolge brachte. Daraus ergeben sich dann die traurigen religiösen, wissenschaftlichen, sozialen und materiellen Verhältnisse Spaniens, das heutzutage hinter dem übrigen Europa verhältnißmäßig weiter zurücksteht, als im vorigen Jahrhundert unter der Leitung der Aranda und Floridablanca. Nur auf dem Gebiete der Kunst ist ein erfreulicher Aufschwung bemerkbar, wie man ihn dem kraftvollen und begabten Volke auch in anderen Hinsichten wünschen möchte. — Ein sorgfältig gearbeitetes alphabetarisches Register erhöht nicht wenig die Brauchbarkeit des vortrefflichen Werkes.

—n.

*) „Nation“, XII. Jahrgang Nr. 17.

Briefkasten der Redaktion.

L. S. in Berlin. Ihre Anfrage über die etwaigen Ansprüche des gegenwärtigen deutschen Kaisers an den englischen Thron läßt sich durch folgende Bemerkungen über das englische Thronfolgerecht erledigen:

In den „Neuen Kommentarien über die Gesetze Englands, zum Theil auf Blackstone begründet“, von H. J. Stephan, zweite Ausgabe, London 1848, heißt es, Band IV, Kap. 3 in Blackstone's eigenen Worten:

„Wie Landbesitz vererbt sich die Krone in gerader Linie auf die Nachkommenschaft des regierenden Monarchen. Wie nach gemeinem Erbfolgerecht wird an dem Vorrang der männlichen Descendenten vor den weiblichen, und dem Recht der Erstgeburt unter den männlichen, strenge festgehalten. Wie Landbesitz fällt die Krone in Ermangelung der männlichen Linie an die weibliche Nachkommenschaft. Unter den weiblichen Descendenten aber vererbt sie nicht, wie sonst nach gemeinem Recht, auf alle Töchter zugleich, sondern nach Erstgeburtsrecht nur auf die älteste und deren Leibeserben. Ebenso beherrscht die Lehre der Rechtsnachfolge, gleichwie andere Erbschaften, die Vererbung der Krone, wonach die direkten Descendenten eines Verstorbenen dieselbe Stelle einnehmen, die dieser, wenn er am Leben wäre, einnehmen würde. Endlich fällt in Ermangelung direkter Descendenten die Krone an die nächsten Seitenverwandten, sofern sie direkt aus königlichem Blute stammen.“

Seit dem Jahre 1688 ist aber die Thronfolge in England eine bedingte, und zwar zuletzt „beschränkt auf solche Leibeserben der Prinzessin Sophie“ (jüngsten Tochter der Königin von Böhmen, der Schwester Karl des Ersten), „welche protestantische Mitglieder der Kirche von England und nur an Protestanten verheirathet sind“.

Die Königin Victoria regiert als Rechtsnachfolgerin des Herzogs von Kent, der vor seinen Brüdern Georg dem Vierten und Wilhelm dem Vierten im Jahre 1820 gestorben war und dessen jüngerer Bruder nach Wilhelm des Vierten Tode in Hannover kraft des dort geltenden Erbfolgerechts auf den Thron gelangte. Nach dem Aussterben der Söhne der Königin Victoria und der Nachkommen dieser Söhne würde die Kaiserin Friedrich und deren Descendenz unter der obenerwähnten Bedingung erbberechtigt sein.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 8. Berlin, den 23. November 1895. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Die orientalischen Verwicklungen stehen heute noch genau auf demselben Standpunkt wie vor acht Tagen, obgleich eine neue Wendung eingetreten ist, die diplomatisch ihre Bedeutung hat; aber das diplomatisch Bedeutungsvolle ist oft genug ohne real-politisches Gewicht. Neu ist, daß im Augenblick Oesterreich-Ungarn die Führung in der Orientfrage übernommen hat.

Diese Führung kommt Oesterreich-Ungarn wohl zu und liegt bei diesem uns befreundeten Staat gewiß in guten Händen. Oesterreich-Ungarn ist durch seine eigenen Interessen genügend an der orientalischen Frage betheiligt, um nicht unberufener Weise sich mit einer dornenvollen Aufgabe zu belasten; und doch ist dieser Staat nicht so tief in die Interessengegensätze hineingezogen, daß seine Rolle als Vermittler bei Rußland oder bei England auf unüberwindbaren Argwohn stoßen müßte.

Oesterreich-Ungarn ist es nun gelungen, die so erwünschte und vielgepriesene Einigkeit unter den Großmächten herzustellen. Die Einigkeit in welchem Punkte? In Vorstellungen, die der Pforte gemacht werden; das ist die Einigkeit in Worten, in dem Verlangen nach Reformen zunächst für Armenien, aber dann auch wohl für das gesammte Gebiet der Türkei. Auch eine solche Einigkeit hat ihren Werth; aber freilich keinen großen. Ob die Mächte auch einig sind über die Art der Reformen, welche durchgeführt werden sollen, ist schon fraglich; was aber geschehen soll, wenn diese Reformen wie alle bisherigen türkischen Reformen papierne Versprechungen bleiben sollten, ist ganz dunkel. Die Schwierigkeiten beginnen also in dem Augenblick, wo die Einigkeit in Worten sich in Einigkeit des Thuns umsetzen soll; das heißt in dem Augenblick, da die praktische Politik beginnt; deshalb wird man nach wie vor mit einiger Sorge in die Zukunft sehen müssen.

Diese Sorge ist die Sorge um den Frieden der Welt, aber nicht insonderheit um deutsche Interessen; denn gerade die Entwicklung der orientalischen Frage zeigt, daß die Stellung Deutschlands in der internationalen Politik günstig genug ist.

Als Hauptaufgabe Deutschlands erscheint uns eines; wir müssen vor Allem dafür sorgen, daß nicht die österreichische und daß nicht die italienische Politik eine Entwicklung nimmt, um schließlich zu einem Gegensatz italienischer und österreichischer Interessen zu führen; eine solche Entwicklung, die das Fundament des Dreibundes erschüttern würde, liegt aber fern genug, wenn sie nicht sogar unter den heutigen Verhältnissen als ausgeschlossen zu betrachten ist.

Darüber hinaus haben wir keine Veranlassung, uns in den orientalischen Wirwarr hineinziehen zu lassen, und italienische Blätter, die eine derartige Politik leise befürworten, verlangen zu viel von uns. Aber auch unsere Passivität hat ihre große Bedeutung sowohl für Italien wie für Oesterreich; denn auch in dieser Passivität sind wir eine Macht, die sich zwar nicht aktiv an eine Umgestaltung der Mittelmeerverhältnisse zu Gunsten von Oesterreich und Italien in jetzigem Augenblick zu betheiligen Anlaß hat, aber die keine Umgestaltung der internationalen Verhältnisse acceptiren kann, welche Italien oder Oesterreich wesentlich beeinträchtigen würde.

Es wäre von den anderen Dreibundstaaten unklug, Deutschland mit Pflichten zu belasten, die deutschen Interessen nicht entsprechen; die Festigkeit des Dreibundes beruht gerade darauf, daß alle drei Staaten nur in so weit sich für einander engagirt haben, als ihnen dies zu Zwecken der eigenen Sicherheit nothwendig erschien. Dieser Bund dauert, weil es in ihm keinen Uebervortheilten gibt; so muß es weiter bleiben, und Deutschland bringt auch ohne aktives Eingreifen, Italien

und Oesterreich Nutzen für ihre Mittelmeerpolitik. Deutschlands Haltung garantirt seinen Bundesgenossen zwar nicht einen sicheren Gewinn, aber es ermöglicht ihnen eine internationale Spekulation mit eng beschränktem Risiko, und auch diese Situation ist werthvoll genug; und in ihr liegt zugleich ein Vortheil für England.

Wie werthvoll unsere Haltung Oesterreich, Italien und England ist, das zeigte sich sogleich in dem Benehmen Rußlands.

Rußland hat Jahr um Jahr Frankreich dadurch amüsirt, daß es uns Deutschen Nadelstiche versetzte. Wir nahmen dieselben mit um so größerem Gleichmuth hin, weil wir mit Sicherheit auf den Zeitpunkt rechnen konnten, wo diese Politik in einer für Rußland keineswegs erwünschten Weise durch den natürlichen Lauf der Dinge ihr Ende finden würde. Dieser Augenblick ist jetzt da.

Die russischen Zeitungen sind erklärlicherweise heute gar nicht mehr unfreundlich gegen Deutschland, und Rußland muß plötzlich die Entdeckung machen, daß es doch für das Zarenreich nicht angenehm wäre, wenn Deutschland sich in diesem entscheidenden Moment zu einer Politik der offenen Gegnerschaft gegen seinen Nachbar im Osten sollte verleiten lassen. Wir würden eine solche Politik in diesem Zeitpunkt nicht für richtig halten; aber sie steht uns offen: Italien, das uns so eng befreundet ist, befürwortet sie in seinem und im englischen Interesse. Daß solche Möglichkeiten für Rußland in greifbare und lehrreiche Nähe rücken, kann nicht schaden für die Gestaltung der politischen Zukunft. Vielleicht erkennt man in Rußland nunmehr, daß es falsch war, zur Erbauung der Pariser Boulevards den russisch-französischen Beziehungen vor Allem eine Spitze gegen Deutschland zu geben; diese Spitze schliff die Gefühlspolitik, die nie gute Arbeit macht; die Realpolitik wird die französisch-russischen Beziehungen thatsächlich bedenklich allein für England erachten.

So hat denn die bisherige Entwicklung der Orientpolitik schon ein Gutes für Deutschland. Durch die Macht der Thatsachen ist erwiesen, daß das reale Interesse Rußland auf eine Politik der guten Beziehungen mit Deutschland hinführen müßte und solche Beziehungen glaubte man bisher entbehren zu können. Am Ende aller Enden aber sind wir es in Deutschland, die des russischen Wohlwollens entrathen können.

Diese Thatsachen werden scharfsehenden Franzosen auch die elsaß-lothringische Frage in neuer Gestalt zeigen; in einer für die Franzosen ziemlich hoffnungslosen; in einer für den Völkerfrieden um so hoffnungsvolleren. Die Franzosen müssen schließlich erkennen, daß es eine elsaß-lothringische Frage für Niemand mehr in Europa gibt, auch nicht für die Russen, trotz aller Verbrüderung; nur noch für die Franzosen selbst. Es wäre gut, wenn diese nackte Thatsache endlich ernüchternd in Frankreich wirkte; dies heute hervorzuheben haben wir in Deutschland ein Interesse.

In der inneren deutschen Politik wohnen wir jetzt einer Wiederholung dessen bei, was wir vor einem Jahre erlebt haben und nur in einer Einzelheit hat eine Modifikation Platz gegriffen. Ganz wie im vergangenen Herbst scheint das Intriguenspiel verschiedener politischer Richtung in den oberen Sphären sich abzuspielen. Man sieht mit aller Deutlichkeit die Knüttel, welche geschäftige Hände diesem oder jenem Minister aus den Spalten einer Zeitung vor die Beine zu halten suchen, und man ist meistens sogar in der Lage, das zu den Händen zugehörige Gesicht mit einiger Deutlichkeit zu erkennen. Auch die Gegensätze sind verwandte geblieben; es handelt sich jetzt ebenfalls darum, jene Bestrebungen, die die staatsfeindlichen heißen, zu bekämpfen; nur als Mittel des Kampfes preist man jetzt nicht ein Ausnahmegesetz oder vertheidigt das gemeine Recht; sondern es handelt sich darum, den Ausbau des gemeinen Rechtes in der Richtung moderner Entwicklung zu verhindern oder darum, das bestehende Recht mit einer die bisherige Uebung noch weit überbietenden Schneidigkeit zur Anwendung zu bringen.

Der Symptome für diese politischen Schiebungen gibt es genug.

Eine Reform der preußischen Militärstrafprozeßordnung ist eine seit langem anerkannte Nothwendigkeit. Der Kriegsminister hat einen Gesetzentwurf, der modernen Anschauungen Rechnung tragen soll, ausgearbeitet; Fürst Hohenlohe soll ihn befürworten; er findet, wie der nationalliberale „Hannoversche Courier“ schreibt, die Opposition des Herrn von Köller und hoher Militärs in unmittelbarer Nähe des Kaisers, die in jeder liberalen Reform eine Förderung der Sozialdemokratie erblicken. Der „Hannoversche Courier“ hält es nicht für ausgeschlossen, daß aus diesen Gegensätzen eine Ministerkrisis hervorwachsen kann.

Das Ministerium des Herrn Bosse schließt sich dem Vorgehen des Herrn von Köller an. Der Fall des Privatdozenten Jastrow, der Fall des Privatdozenten Arons zeigen, daß das Ministerium die Universitäten in die Hand bekommen will. Indem das Ministerium unbedingt die Disziplinargewalt über die Privatdozenten für sich in Anspruch nimmt, hat es die Möglichkeit, alle jene Elemente zu entfernen, welche die jeweilige politische Richtung im Regiment von der Lehrthätigkeit fernhalten will. Liefert man aber die Privatdozenten vollständig dem Minister aus, so überantwortet man ihm auch die Zukunft der Universitäten; denn aus den Reihen der Privatdozenten gehen die künftigen Professoren hervor. Hier bereitet sich ein Eingriff vor, dessen Bedeutung für die freie und politisch unabhängige Entwicklung der Wissenschaft gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann.

Auf dem Gebiet des städtischen Schulwesens in Berlin stehen gleich unerfreuliche Neuerungen in Aussicht; man sucht die jüdischen Lehrerinnen, gegen deren Amtsthätigkeit nicht das geringste einzuwenden ist, aus den wichtigsten Lehrfächern herauszudrängen; man macht aus ihnen zunächst Lehrerinnen zweiter Klasse, und wenn die Folge davon ist, daß ihre Stellung unhaltbar wird, dann werden wir uns einen weiteren Schritt von der Verfassungsbestimmung entfernt haben, welche die Gleichberechtigung aller Staatsbürger ausspricht.

Die Dissidenten vollends machen jetzt eine Zeit schwerster Prüfungen durch.

Im Bereich des Justizministeriums dieselben Erscheinungen; es hagelt Majestätsbeleidigungsprozesse und politische Anklagen. Ein Blatt der äußersten Rechten, der „Reichsbote“, — freilich zugleich ein Blatt, das in anerkennenswerther Weise konservative Politik mit ehrlichen Mitteln vertritt, — es schreibt in Bezug auf die Majestätsbeleidigungen:

„So sehr wir selbstverständlich für die Aufrechterhaltung der Autorität der Obrigkeit und vor Allem ihrer Spitze, der Person des Monarchen, sind, so scheint uns doch eine zu große Häufung der Majestätsbeleidigungsprozesse bedenklich . . . man kann wohl sagen wenig ist hier oft mehr als ein Viel.“

Einen solchen Standpunkt begreift man vor Allem, wenn man das gegen den Abgeordneten Liebknecht ergangene Urtheil betrachtet. Die mündlich ergangene Urtheilsverkündung gesteht zu, daß der Abgeordnete Liebknecht eine Majestätsbeleidigung nicht verübt hat, auch nicht einmal verüben wollte, aber daß die Zuhörer seine Worte als Majestätsbeleidigung auffassen konnten, folglich war er zu verurtheilen, woraus sich ergibt, daß ein Redner bestraft wird nicht für den Inhalt seiner Worte, sondern dafür, daß die Zuhörer in den Inhalt seiner Worte möglicherweise etwas hineinlegen, was an sich nicht darin liegt. Wenn der Redner außer für seine Worte auch noch für die Interpretation seiner Worte durch eine ihm unbekannte Zuhörerschaar verantwortlich zu machen ist, dann wird man das politische Sprechen sich langsam abgewöhnen müssen.

Sobald dieser Richterspruch in schriftlicher Aussertigung vorliegt, werden wir auf ihn in der „Nation“ natürlich eingehend zurückkommen müssen.

Charakteristisch für den Geist, in dem jetzt diese Politik zur „Bekämpfung des Umsturzes“ betrieben wird, war noch

ein Vorgang bei dem Prozeß gegen Herrn Liebknecht. Der Staatsanwalt hatte gleichzeitig die Aberkennung des Reichstagsmandats, das Herr Liebknecht besitzt, beantragt. Wäre sie erfolgt, so wäre Liebknecht natürlich mit riesiger und gewachsener Majorität unmittelbar wieder gewählt worden; es konnte also den Sozialdemokraten keine bessere Gelegenheit bereitet werden, gegen das Erkenntniß zu demonstriren, als wenn der Antrag des Staatsanwaltes durchgegangen wäre; die Sozialdemokratie hätte diesem Vertreter der Staatsgewalt dann geradezu eine Ovation bringen können. So greift man mit solcher Forschheit überall nebenbei und statt den heutigen Staat zu stärken, offenbart sich in wachsender Deutlichkeit eine Politik, die immer größere Kreise des Volkes in eine schroffe und schroffere Opposition hineindrängt und zwar Kreise, die für den Sozialismus gar keine Sympathie haben.

Gegen das drohende Ausnahmegesetz mußte vor einem Jahr das deutsche Volk mobilisirt werden; es scheint, daß eine solche Mobilisirung wiederum Platz zu greifen hat, denn die Regierung gibt sich alle Mühe, durch die Art, wie sie das allgemeine Recht handhabt, zu beweisen, daß auch mit den vorhandenen Machtmitteln anormale Ausnahmezustände herbeigeführt werden können.

Herr Lueger, der vom Kaiser von Oesterreich als Bürgermeister Wiens nicht bestätigt wurde, und die Freunde des Herrn Lueger haben, wie längst bekannt, gute Beziehungen zu den ihnen verwandten Elementen bei uns im Deutschen Reiche. Diese Beziehungen treten jetzt zu Tage und wir haben sogar Veranlassung anzunehmen, daß das, was die österreichischen Antisemiten in ihrem engeren Vaterlande nicht zu sagen wagen, nunmehr den österreichischen Ministern und dem Kaiser von Oesterreich auf dem Umwege über Deutschland vor die Augen geführt werden soll.

Diese Art des Kampfes ist gleich charakteristisch für die Loyalität der österreichischen wie für die Loyalität der deutschen Antisemiten gegenüber einem uns verbündeten Staate und seinem Monarchen, mit dem wir in innigster Freundschaft leben.

Weiteste Verbreitung wußte man in der gesinnungsverwandten Presse einem Artikel des in Berlin erscheinenden „Deutschen General-Anzeiger“ (Nr. 90) zu geben, in dem sich die folgende freundliche Drohung gegen den Kaiser von Oesterreich befindet:

„Die Hand des Kaisers von Oesterreich . . . wird vielleicht bald von unbezwingbarer Volkskraft geführt der zitternden unchristlichen Weltkrämerischaar das furchtbare mene tekel an die Wand ihres Tempels schreiben . . . oder . . . das Scepter kräftigeren Christenhänden überantworten müssen . . .“

Eine gleiche Drohung mit der Revolution findet sich in so und so vielen jener Zeitungen Deutschlands, die zu den Parteigängern Lueger's gehören.

Ein zweites Beispiel: „Das Deutsche Volksrecht“ in Berlin (Nr. 217) schreibt gegenüber dem Grafen Badeni:

„Nieder mit diesem polnischen Frechling, der es wagt, die Freiheit unterdrücken zu wollen . . . Nieder mit Oesterreich, es lebe Alldeutschland.“

Ein anderer Artikel der gleichen Zeitung (Nr. 220) unter der Ueberschrift: „Badeni-Caligula“ sagt in Worten frechsten Cynismus von den Habsburgern, daß sie für den Untergang reif seien, weil sie von einer Krankheit befallen sind, wie etwa der unglückliche. — König Otto von Bayern; der Artikel schließt:

„Das polnische Schnapsministerium Badeni aber ist der Anfang vom Ende. Requiescat in pace Badeni-Caligula.“

Diese Leute sind die Freunde des Herrn Lueger und Herr Lueger ist ihr Freund. Herr Lueger ist aber wiederum der Freund österreichischer hoher Abliger und hoher kirchlicher Würdenträger, wie unsere Antisemiten ihr Emporkommen desgleichen solcher Protektion, freilich auf protestantische Verhältnisse zugeschnitten, zu verdanken haben. Schlagend genug ist damit erwiesen, wie die „staatserhaltende“ Reaktion unmittelbar mit diesem revolutionären Katilinarierthum zusammenhängt.

Und schließlich ist dieser Bund auch in Oesterreich der konservativen Partei genau so verhängnißvoll geworden wie bei uns. Der Hohenwartklub, der mit solchen antisemitisch-demagogischen Elementen durchsetzt war, ist heute bereits durch eine Sezession geschwächt worden. Die intimere Bewundererschaar des Herrn Lueger trat aus, weil der Hohenwartklub die Sache Lueger's doch nicht ganz zu der seinigen machen, und sich nicht in schroffste Opposition zur Regierung reißen lassen wollte. Diese Auseinandersetzung zwischen Konservativen und reinen Demagogen, die in Oesterreich einen Bruch im Hohenwartklub herbeiführte, bewegt sich in Deutschland um einen Bruch herum. Die nämliche Weisheit hat hier wie dort die konservativen Parteien in dieselbe Lage gebracht.

* * *

Der Muth der Vernunft.

Ein sonderbarer Terrorismus macht sich seit geraumer Zeit in Deutschland breit. Eine der Zahl nach nicht große, aber an Lärmkraft gewaltige Partei erhebt den Anspruch an die Gesetzgebung, ihr bei einer neuen Einkommenvertheilung, bei der auf die Agrarier größere Portionen entfallen sollen, behilflich zu sein. Und da die Regierung begreiflicher Weise einige Bedenken trägt, diesem menschenfreundlichen Begehren ihre Unterstützung zu leihen, so wird sie so dargestellt, als ob sie die gerechtesten Forderungen von der Welt aus reinem Unverstand und purer Herzenshärtigkeit nicht erfüllen wolle. Das könnte den ruhigen Bürger nun allerdings ziemlich kalt lassen, wenn wir eine Regierung hätten, die für derartige Zumuthungen die rechte Antwort zu finden wüßte. Von diesem Muth der Vernunft ist aber leider wenig zu merken. Mit unermüdlicher Geduld versucht man immer aufs Neue durch allerlei Zugeständnisse sich vor den Bedrängern zu retten. Begreiflicher Weise erscheinen diese Zugeständnisse denen, die Unmögliches fordern, materiell durchaus ungenügend. Aber sie wirken als Eingeständnisse der Schwäche und ermuthigen zu einer fortgesetzten Offensive. Ohne solche Nachgiebigkeit der Regierung wäre es schier undenkbar, daß Tollheiten, wie der Antrag Kanitz, die Agitation zur Vernichtung der deutschen Goldwährung, das Verlangen nach Einführung des Befähigungsnachweises im Handwerk u. s. w. Jahr und Tag auf der Tagesordnung unserer praktischen Politik bleiben könnten. Der Spuk würde sehr bald vorüber sein, wenn die Regierung in ihrer Gesammtheit durch ihre Haltung zu erkennen gäbe, daß ihr Urtheil über jene Vorschläge ein definitiv ablehnendes sei. Statt dessen wird der Widerstand der Regierung durch so viele Entschuldigungen und ein so weites Entgegenkommen abgestumpft, daß die Hoffnung nie erlischt, auch das bisher Verweigerte noch zu erlangen. Man erinnere sich nur des Auftretens der Regierungsvertreter bei den letzten bimetallistischen Vorstößen im Reichstage und im preußischen Landtage. Anstatt den Bimetallisten rundweg zu erklären, daß die Währung eines Landes kein Feld für abenteuerliche Experimente sei, ließ man sich auf den Weg jener glorreichen Konferenzidee drängen, der sich inzwischen mit jedem Tage mehr als ungangbar erwiesen hat. Unsere Bimetallisten motivirten bekanntlich ihren Konferenzantrag mit der angeblichen Sympathie des Herrn Ribot, der damals Ministerpräsident in Frankreich war und es heute nicht mehr ist, sowie mit der noch größeren Sympathie Balfour's, der in England bald ans Ruder kommen werde, inzwischen auch ans Ruder gekommen ist, aber sofort seinen bimetallistischen Sammtrock in den Schrank gehängt und das Kleid eines wirklichen Staatsmanns angezogen hat. Endlich verwies man auf die Vereinigten Staaten, die seitdem ebenfalls dem Einflusse der Silberbarone sich in erfreulicher Weise entzogen haben. Man

beachte nur die vor wenigen Wochen im Staate Kentucky erfolgte Gouverneurswahl, bei der die Demokraten haufenweise ihren eigenen Parteikandidaten im Stich ließen und dem gegnerischen Kandidaten zum Siege verhalfen, weil der Erstere plötzlich von der silver craze befallen war.

Man darf darauf gespannt sein, ob unsere Reichsregierung nach all diesen Zeichen den Muth finden wird, wenigstens den Bimetallisten resolut den Stuhl vor die Thür zu stellen.

Gegen den Antrag Kanitz hat sie sich schon einige Male etwas deutlicher ausgesprochen, aber auch stets mit einer so bedauernden Miene, als ob sie den Agrariern für die ihnen zugefügte Enttäuschung eine baare Entschädigung schuldig sei. Den Kanitzianern wird man zwar nie genug thun, aber sie werden zur Aufmunterung ihrer Genossen auch kleine Geschenke, wenngleich ohne Dank, einstreichen. Von diesem Standpunkte aus werden sie auch die neue Zuckerprämienvorlage betrachten. Es ist charakteristisch, daß die geradezu horrenden Vorschläge dieser Vorlage nicht von vornherein einem Sturm des Unwillens begegnen. Handelt es sich doch um nichts geringeres, als um die Einführung von Exportprämien, welche die deutschen Zuckerkonsumenten jährlich um die Kleinigkeit von etwa 72 Millionen Mark belasten werden.*)

Wenn ein solcher Vorschlag zu den „kleinen Mitteln“ gerechnet wird, mit denen man den Agrariern unter die Arme zu greifen bereit ist, weshalb sollten die Anhänger des Antrags Kanitz daran verzweifeln, auch ihr Ideal noch einmal verwirklicht zu sehen?

Am 3. Dezember wird der Reichstag wieder zusammentreten. Der Zuckerprämienentwurf hat nur noch gefehlt, um den Kampf gegen „die Mächte des Umsturzes“ wirksam zu führen.

Th. Barth.

*) Der „Hamb. Korr.“ hat die projektirte Prämienlast auf jährlich 48 Millionen Mark berechnet. Hierzu kommt aber noch die preissteigernde Wirkung der Prämien auf den inländischen Konsum mit jährlich etwa 24 Millionen Mark. Vergl. meinen Artikel in dieser Zeitschrift Jahrg. XII. Nr. 18.

Strafrechtliche Verantwortlichkeit des Druckereibesitzers.

Auch für sogenannten eventuellen Vorsatz?

Voraussichtlich wird das Reichsgericht in nächster Zeit eine preßrechtliche Frage von erheblichster Tragweite zu entscheiden haben. Am 18. Mai d. J. hat die achte Strafkammer des Landgerichts I zu Berlin den Schriftsetzer Franz Schulze und den Buchdruckereibesitzer Max Bading zu Berlin auf Grund des § 130 des Strafgesetzbuches und des § 20 des Preßgesetzes verurtheilt. Ob das von Schulze als Redakteur und Verleger und von Bading als Drucker hergestellte und sodann zur Verbreitung gelangte Flugblatt „Zum 18. März 1895“ wirklich den Thatbestand der im § 130 des Strafgesetzbuchs mit Strafe bedrohten Anreizung zum Klassenkampf enthielt, kommt hier nicht in Betracht; es soll also hier angenommen werden, daß das Gericht diese Frage mit Recht bejaht habe. Das Gericht hat aber des Weiteren festgestellt (angenommen), daß „die beiden Angeklagten und zwar Schulze als verantwortlicher Redakteur, Bading als Drucker“ auf Grund der genannten Gesetzesparagraphen zu verurtheilen seien. In welcher Weise die Betheiligung (Theilnahme) der beiden Angeklagten juristisch zu konstruiren sei, ist nicht weiter ausgeführt; dem Zusammenhange nach ist aber wohl anzunehmen, daß das Gericht jeden der beiden Angeklagten als Thäter angesehen habe; denn einerseits gelten ohne Weiteres nur für den Thäter die Strafdrohungen des Strafgesetzbuchs, während die Bestrafung als Mitthäter, Anstifter, Gehilfe die Berücksichtigung auch der hierauf bezüglichen Paragraphen erfordern würde, und andererseits spricht § 20 des Preßgesetzes in seinem zweiten Absatze von der Bestrafung des verantwortlichen Redakteurs „als Thäter“.

Nun kann man zwar zwei oder mehrere Personen als „Mitthäter“ eines Deliktes bezeichnen; sie aber in einem und demselben Strafurtheile einfach als Thäter zu bestrafen, geht nicht an, weil das Gesetz in Uebereinstimmung mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche als Thäter, wenn dabei kein besonders beschränkender Zusatz gemacht wird, Denjenigen bezeichnet, der den gesammten Thatbestand der strafbaren Handlung verwirklicht. Ein Urtheil also, welches demungeachtet zwei Personen auf Grund derjenigen Strafbestimmungen verurtheilt, welche für den Thäter gelten, verstößt gegen das Gesetz, da es die Rechtsnorm, welche für den Thäter gilt, auf Mitschuldige anwendet, welche vielleicht Mitthäter (vergl. Strafgesetzbuch § 47), jedenfalls aber nach dem Inhalte des Urtheils selbst nicht beide Thäter sein können. Die Aufhebung eines solchen Urtheils auf eingelegte Revision eines der Verurtheilten wird also voraussichtlich nach § 376 der Strafprozeßordnung erfolgen müssen, und zwar auch dann, wenn eine mittels der Presse begangene strafbare Handlung in Frage steht; denn im § 21 Abs. 1 des Preßgesetzes heißt es ausdrücklich:

> „Die Verantwortlichkeit für Handlungen, deren Strafbarkeit durch den Inhalt einer Druckschrift begründet wird, bestimmt sich nach den bestehenden allgemeinen Strafgesetzen.“

Und es handelt sich hier auch keineswegs nur um eine reine Formalität, wie man deshalb anzunehmen vielleicht geneigt sein möchte, weil nach dem Gesetze denjenigen, der als Thäter die That allein vollführte, und jeden der mehreren Mitthäter im Allgemeinen dieselbe Strafe trifft; das Gericht soll, wenn es Jemanden verurtheilt, auch sich klar werden über die Art der Betheiligung des einzelnen von mehreren angeblichen Mitschuldigen. Darin liegt eine erhebliche Garantie gegen ungerechtfertigte Verurtheilung. Auch den Anstifter trifft dieselbe Strafe wie den Thäter; aber wie wenig bestimmt würde dann das Bild von der Art und Weise der Schuld eines Angeklagten zu sein brauchen, wenn das Gericht verurtheilen dürfte, ohne feststellen zu müssen, ob der Angeklagte die That selbst ausführte oder dazu anstiftete!

Für strafbare Handlungen, bei denen die Strafbarkeit in dem Inhalte einer Druckschrift begründet ist, kommt aber noch Folgendes in Betracht. Die Haupthandlung ist hier — man vergleiche darüber insbesondere das in den Entscheidungen des Reichsgerichts in Strafsachen Bd. 8 S. 54 mitgetheilte Urtheil vom 14. Jan. 1886 — zweifellos die Veröffentlichung. Thäter ist also hier Derjenige, der die Veröffentlichung bewirkt mit dem Willen und dem Bewußtsein, dadurch alle diejenigen Thatbestandsmomente zu verwirklichen, die zum Wesen des betreffenden Deliktes gehören.

Wenn nun Abs. 2 des § 20 des Preßgesetzes bestimmt:

> „Ist die Druckschrift eine periodische, so ist der verantwortliche Redakteur als Thäter zu bestrafen, wenn nicht durch besondere Umstände die Annahme seiner Thäterschaft ausgeschlossen ist.“

so ist damit zugleich gesagt, daß die der Thätigkeit des Redakteurs nachfolgende Thätigkeit des Druckers und dessen Hilfspersonals der allgemeinen Regel nach nur als mechanische, rechtlich nicht in Betracht kommende anzusehen sei. Wollte man dies nicht annehmen, so würde man den Gesetzgeber beschuldigen, zwei sich durchaus widersprechende Bestimmungen in den beiden Absätzen eines und desselben Gesetzesparagraphen sanktionirt zu haben. Der Redakteur könnte zufolge Abs 1 der Regel nach nicht Thäter sein, wenn nicht angenommen würde, daß die Thätigkeit des Druckers Jedem ungefähr ebenso zu Gebote stehe, wie der allgemeine Natur-Kausalismus oder wie etwa die Post.

Mit dieser Auffassung der Thätigkeit des Druckers als einer, was den Inhalt der Druckschrift betrifft, rein mecha-

mischen, stimmt es auch überein, wenn § 21 dem Verleger wie dem Drucker in Wahrheit gar nicht die Verpflichtung auferlegt, von dem Inhalte der Druckschrift bei Vermeidung eigener Verantwortlichkeit Kenntniß zu nehmen, vielmehr, abgesehen von besonderen Umständen, welche eine wirkliche Mitschuld nach allgemeinen strafrechtlichen Grundsätzen begründen würden und welche dann auch genau in jedem Falle festzustellen sind, jede Verantwortlichkeit für die bezeichneten Personen und für diejenigen, welche die Druckschrift gewerbmäßig vertreiben, ausschließt, falls sie nur einen im Bereiche der deutschen Strafgewalt befindlichen Verfasser u. s. w. der strafbaren Veröffentlichung nachzuweisen vermögen. Besteht aber eine solche Verpflichtung von dem Inhalte des Druckerzeugnisses Kenntniß zu nehmen und sich davon zu überzeugen, ob dieser Inhalt nicht unter ein Strafgesetz falle, in keiner Weise, sobald nur der Redakteur oder Verfasser im Inlande wirksam zu belangen ist, so kann auch von einem sogenannten eventuellen Dolus, wie die Kriminalisten sich ausdrücken, in Bezug auf den Verleger, Drucker und das weitere Hilfspersonal nicht die Rede sein. Dieser sogenannte eventuelle Dolus soll ja gerade dann vorliegen, wenn Jemand handelt auf die ihm bewußte Gefahr hin, daß seine Thätigkeit einen nach dem Gesetze unzulässigen Erfolg herbeiführen werde: eventuell, d. h. für den Fall, daß es nun so kommt, war, so sagt man, der Handelnde mit diesem Erfolge einverstanden, wollte er er auch diesen Erfolg, sollte es ihm auch lieber gewesen sein, seine Thätigkeit, die er um ihrer selbst willen vornahm, hätte diesen Erfolg nicht gehabt. Nimmt man also auch einen sogenannten eventuellen Dolus (eine eventuelle strafbare Absicht) in anderen Fällen als möglich an, so ist diese Annahme doch da unzulässig, wo das Gesetz selbst dem Handelnden sagt, er brauche sich, weil eben seine Thätigkeit gewerbmäßig, mechanisch erfolgt, um einen etwa von anderer Seite beabsichtigten Erfolg, wie überhaupt um den weiteren Erfolg nicht zu kümmern; denn indem man die eventuelle Absicht für strafbar erklärt, sagt man umgekehrt dem Handelnden: Sobald ein bestimmter Erfolg Dir als möglich erscheint, mußt Du Deiner Thätigkeit Dich enthalten; d. h. Du mußt um solche Möglichkeiten Dich kümmern.

Zu dem gleichen Ergebnisse, wie diese unmittelbar an den Gesetzestext sich anschließende Auslegung des Gesetzes, führt aber auch die Betrachtung der Bedürfnisse des Lebens, und schließlich soll das Gesetz diesem doch dienen, nicht aber Gewerbe und Geistesleben in erdrückende Fesseln schlagen. Was würde daraus werden, wenn man den Drucker und sein Personal ohne Weiteres für den Inhalt gewerbmäßig von ihnen hergestellter Druckschriften verantwortlich und etwa gar die Theorie des eventuellen Dolus hierbei verwerthen wollte? Der Drucker und sein gesammtes Personal bis zum Druckerjungen*) würden gezwungenermaßen Censoren des Redakteurs, des Verfassers werden, und um so unleidlichere Censoren, als ihnen ja zu solchem Amte alle und jede Vorbildung abgehen würde: eine einzige an der Herstellung einer Zeitung betheiligte ängstliche Person könnte ohne jeden objektiv zutreffenden Grund die Verspätung einer wichtigen Nummer zum schweren Nachtheile auf die Abonnenten, deren Telegramme zu spät bekannt werden könnten, herbeiführen, und Redakteur und Schriftsteller würden fortwährend mit Druckern Setzern, Korrektoren und Sortimentsbuchhändlern — denn auch diese könnten nach dem oben bekämpften Prinzip zur Strafe gezogen werden — in die ärgerlichsten Streitigkeiten verwickelt werden, und selbst zwischen dem Drucker und seinem Hilfspersonale und den vertreibenden Buchhändlern würde eine Art Krieg Aller gegen Alle (mit Vorwürfen und Schadensersatzklagen) entbrennen. Der Gewerbebetrieb der Drucker würde für Schriften, die irgend etwas strafrechtlich Verfängliches bringen könnten, fast unmöglich werden — denn Setzer, Drucker, Korrektoren u. s. w., die Zeit und Muße hätten, dergleichen litterarische Erzeugnisse auch inhaltlich zu prüfen, würden wohl eine allzu kostspielige Arbeitsleistung liefern — und am Ende würde darunter die gesammte Kultur und der Wohlstand des Volkes mitsammt den Einnahmen des Staates zu leiden beginnen.

Mit demselben Rechte, mit welchem man den Drucker für eventuelle Absicht bezüglich des Inhalts der Druckschrift verantwortlich macht, würde man konsequent auch die dem allgemeinen Verkehr dienenden Gewerbtreibenden bestrafen können, wenn sie etwa Personen befördern, bei denen der Verdacht möglich erscheint, daß sie flüchtige Verbrecher seien oder gar die Reise unternehmen, um erst ein Verbrechen oder mehrere zu begehen, und wenn dieser Verdacht sich dann später bewahrheitet: im ersten Falle wären jene Personen der strafbaren Begünstigung, im zweiten gar der Beihilfe schuldig.

Mit einiger Sicherheit würde man dann in unserem Vaterlande nur soweit reisen können, als man persönlich dem Verkehrspersonale, Bahnbeamten, ja Droschkenkutschern und Gepäckträgern bekannt wäre oder fortwährend Pässe und Legitimationspapiere zur Hand hätte. Die Theorie des sogenannten eventuellen Dolus angewendet auf gewerbmäßige Leistungen führt eben zu merkwürdigen Ergebnissen.

Nun ist allerdings in dem Eingangs erwähnten Erkenntnisse ausgeführt, der verurtheilte Druckereibesitzer habe zwar direkt von dem Inhalte des betreffenden Flugblattes keine Kenntniß gehabt, wohl aber von der Tendenz desselben und dem Umstande, daß es als sogenannte „rothe“ d. h. auf rothem Papier zu druckende Nummer im Wesentlichen denselben Inhalt wie das in früheren Jahren an dem gleichen Tage (18. März) ausgegebene Flugblatt reproduziren würde, und dieser Inhalt der betreffenden Blätter der früheren Jahre sei ihm ebenfalls bekannt gewesen. Nach dieser Ausführung würde nicht, wie das Urtheil annimmt, eventueller, sondern direkter Dolus vorliegen;*) denn wenn derjenige, dessen Thätigkeit als mechanische oder gewerbmäßige der Regel nach nicht strafbar ist, bestimmt weiß, daß diese Thätigkeit der Begehung einer strafbaren Handlung dienen soll, und wenn er dann diese Handlung fördern will, macht er allerdings sich verantwortlich. Wer Aufforderungen zum Aufruhr, die in den zweifellosesten Ausdrücken abgefaßt sind, in Kenntniß ihres Inhalts und in richtiger Erfassung ihrer Bedeutung druckt und so in die Oeffentlichkeit befördert, betheiligt sich an der strafbaren Aufforderung zum Aufruhr. Indeß ist dabei Eines zu beachten: weil der Drucker sich um den Inhalt der Druckschrift nicht zu kümmern braucht, wenn ein verantwortlicher der deutschen Strafgewalt erreichbarer Redakteur vorhanden ist, eben deshalb kann es, um ihn strafrechtlich verantwortlich zu machen, nicht genügen, daß er den faktischen Sachverhalt kenne; es ist vielmehr erforderlich, daß er auch von der Strafbarkeit überzeugt sei. Wem das Gesetz erlaubt, sich überhaupt um die Folgen seiner mechanisch-zweckmäßigen, jedem Zahlenden der Regel nach zur Verfügung gestellten Thätigkeit nicht zu kümmern, dem gestattet das Gesetz, auch wenn er jene Folgen in ihrem faktischen Zusammenhange kennen sollte, sich um die rechtliche Bedeutung dieser Folgen nicht zu kümmern; dem sieht mit anderen Worten das Gesetz den Rechtsirrthum nach, den es in anderen Verhältnissen der Regel nach freilich nicht verzeiht. Dieser Satz erscheint, wie zuzugeben ist, auf den ersten Anblick auffällig, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Gericht auf den Umstand, daß etwa ein Artikel des wesentlich gleichen Inhalts in früheren Jahren unbeanstandet blieb, deshalb kein Gewicht legte, weil es sich an jene bekannte, dem Kriminalisten geläufige den Rechtsirrthum betreffende Rechtsregel hielt; denn allerdings ist es,

*) Bekanntlich ist vor einigen Jahren — man vergleiche darüber in Nummer der „Nation“ vom 30. Mai 1891 — die Verurtheilung eines Zeitungskorrektors wegen strafbarer Betheiligung an einer Beleidigung, begangen durch einen von ihm korrigirten Zeitungsartikel, von einem Senate des Reichsgerichts aufrecht erhalten.

*) Allerdings kann hier die Frage aufgeworfen werden, ob diese Feststellung des „im Wesentlichen“ gleichen Inhalts genügt. Jedenfalls wird dadurch der Revisionsinstanz die Prüfung dessen, was „wesentlich“ oder „unwesentlich“ ist, entzogen.

wenn Rechtsirrthum nicht entschuldigt, keine Entschuldigung, daß in früheren gleichen Fällen seitens der Staatsanwaltschaft nicht eingeschritten wurde oder daß gar eine Freisprechung erfolgte, da das Gesetz durch früher vorgekommene Irrthümer und Versehen der Behörden und Gerichte nicht geändert werden kann. Aber ein Satz, daß ein sogenannter Rechtsirrthum, ein Irrthum selbst über den Sinn eines Strafgesetzes niemals eine Entschuldigung begründen könnte, findet sich im Strafgesetzbuche ausdrücklich nicht: er ist vielmehr nur aus dem Zusammenhange des Gesetzbuches, aus der Theorie und dem praktischen Bedürfnisse als eine an sich gewiß richtige Regel abstrahirt worden, und somit muß es auch zulässig sein, aus dem Zusammenhange eines Spezialgesetzes, aus der Theorie und dem praktischen Bedürfnisse Ausnahmen zu begründen, wie dies, genau betrachtet, auch die Praxis des Reichsgerichts schon gethan hat.*) Für den vorliegenden Fall wird die Zulässigkeit der Berufung auf Rechtsirrthum seitens des Druckers und seines Personals durch die Erwägung begründet, daß von einer mechanisch-gewerbmäßigen Thätigkeit nicht mehr die Rede sein könnte, wenn dem Drucker, falls ihm der Inhalt der Druckschrift auch als Faktum bekannt sein sollte, die Pflicht obliegen würde, dieses Faktum nach den Grundsätzen des Strafrechtes zu prüfen; in Wahrheit würden damit alle jene Störungen des Gewerbebetriebes unvermeidlich sein, die überhaupt aus der Forderung einer Kontrolle des Inhalts der Druckschrift durch den Drucker und dessen Hilfspersonal hervorgehen müßten und die bereits oben geschildert sind: gerade die rechtliche Beurtheilung des Inhalts einer Druckschrift kann von dem Drucker und dem Hilfspersonale mit Fug nicht erwartet werden. Selbstverständlich könnte hiernach die allgemeine Tendenz derjenigen Zeitung, welche das Flugblatt ausgibt, oder die politische Parteistellung des Redakteurs auch für den Drucker nicht in Betracht kommen; denn ihn macht, wenn die obigen Ausführungen richtig sind, nicht eine vage Vermuthung, sondern nur die positive und bestimmt ihm nachzuweisende Ueberzeugung strafbar, daß der Inhalt einer Druckschrift einen strafbaren Charakter trägt. Daher würde es denn auch ein wirklicher vom Gerichte zu beachtender Gegenbeweis bezüglich dieser Ueberzeugung sein, wenn etwa der angeklagte Drucker sich darauf zu seiner Rechtfertigung beriefe, daß in früheren Fällen Artikel wesentlich gleichen Inhalts unbeanstandet blieben, oder daß etwa gar ein anderes Gericht eine Verfolgung oder Verurtheilung wegen Abdrucks des gerade in Frage stehenden Artikels wenn auch nur in erster Instanz für unbegründet erklärte.

Aus dem Gesagten dürften sich folgende Sätze ergeben:

Eine Verurtheilung des Verfassers oder Redakteurs eines Preßerzeugnisses und zugleich des Druckers als Thäter ist rechtlich unzulässig; die Verurtheilung Beider als Mitthäter ist zulässig, aber nur auf Grund solcher besonderer Umstände, welche nicht schon mit dem gewöhnlichen Geschäftsbetriebe des Druckers verbunden sind.

Der Drucker hat nicht die Pflicht, sich um den Inhalt einer Druckschrift, die er druckt, zu kümmern, wenn ein der inländischen Strafgewalt erreichbarer Verfasser oder Redakteur vorhanden ist. Eben deshalb kommt ihm selbst bei vorhandener faktischer Kenntniß des Inhalts der Irrthum über die strafrechtliche Bedeutung dieses Inhalts als Strafausschließungsgrund zu statten (oder noch richtiger, es muß ihm selbst bei vorhandener faktischer Kenntniß des Inhalts nachgewiesen werden, daß er von der Strafbarkeit dieses Inhalts überzeugt war). Eben deshalb ist auch die Annahme eines sg. eventuellen Dolus, selbst wenn man die Theorie des sg. eventuellen Dolus im Prinzip für richtig erklären sollte, in jedem Falle ausgeschlossen, in welchem dem Drucker lediglich zur Last gelegt werden kann, daß er eine von einem Anderen verfaßte oder redigirte Druckschrift abdruckt und verbreitet.

Der Drucker wird vielmehr als solcher wegen des Inhalts der Druckschrift nur strafbar — abgesehen von der in § 21 des Preßgesetzes vorgesehenen Fahrlässigkeitsstrafe — wenn er positiv von der Strafbarkeit des Inhalts der Druckschrift überzeugt war; der Beweis hierfür kann allerdings schon durch den Umstand erbracht werden, daß der Drucker den Inhalt kannte, und daß dieser Inhalt schon auf den ersten Anblick als zweifellose Verletzung des Strafgesetzes sich darstellt.

Daneben besteht selbstverständlich noch die Möglichkeit, dem Drucker aus anderen besonderen Umständen eine Mitschuld nachzuweisen (z. B. wenn Verfasser und Drucker schon vorher die Begehung eines bestimmten Deliktes geplant haben und nun zu dessen Ausführung mittels der Presse schreiten).

Wenn übrigens das Urtheil, welches den Anlaß zu vorstehender Erörterung gab, als ein in mehrfacher Hinsicht fehlerhaftes bezeichnet wurde, so ist darin ein Vorwurf gegen das Gericht selbst, von welchem das kritisirte Urtheil erlassen wurde, nicht zu erblicken. Auch die Theorie ist in vielen wichtigen Fragen gerade des sg. Preßrechts zu befriedigenden oder als communis opinio anzuerkennenden Ergebnissen noch nicht gelangt, und die von dem Unterzeichneten freilich schon vor langer Zeit bekämpfte Theorie des sg. eventuellen Dolus*) genießt leider in der juristischen Litteratur, wie in der Praxis auch des Reichsgerichts noch immer einer, man möchte sagen liebevollen, Pflege und treibt demnach auch nicht allzu selten bedenkliche Schößlinge. Daher erwächst aber auch für denjenigen, der diese Theorie für eine der Rechtssicherheit der Staatsangehörigen gefährliche und die Justiz selbst auf Abwege führende erachtet, die Pflicht, möglichst bald einen jeden derartigen Schößling mit der Waffe juristischer Kritik unschädlich zu machen.

Wie ausgeführt, ist übrigens, selbst wenn man die Theorie des eventuellen Dolus im Allgemeinen billigt, ihre Anwendung doch im vorliegenden für die gesammte Presse bedeutsamen Falle für unzulässig zu erachten.

Göttingen. L. v. Bar.

Die Führer der schwarzen Revolution in Oesterreich.

In Wien ist der Kampf entbrannt zwischen dem Ministerpräsidenten und den vereinigten Antisemiten der verschiedenen Schattirungen. Graf Badeni hat die Liebeswerbungen der Antisemiten verschmäht und er hat sich unempfindlich erwiesen ebensowohl gegen die douce violence, wie gegen die Drohungen der mit den Antisemiten verbündeten Klerikalen und ihrer hochgeborenen Affiliirten.

*) Man vergl. z. B. die Entscheidung des Senats III vom 15. Februar 1883 (Entscheidungen Bd. 8 S. 104 ff.) und über die freilich keineswegs über jeden Zweifel erhabene Praxis des Reichsgerichts bezüglich des Rechtsirrthums im Strafrechte den Aufsatz des Unterzeichneten im Gerichtssaale Bd 38 (1886) S. 252 ff. und v. Liszt, Lehrbuch des deutschen Strafrechts, 6. u. 7. Aufl. S. 39 Anm. 3.

*) Es soll nicht geleugnet werden, daß bei einzelnen Deliktsarten ein Darauflosshandeln des Schuldigen, der sich um die Umstände, unter denen er handelt oder seiner Leidenschaft folgt, oder um die Folgen seiner unmittelbaren Thätigkeit nicht kümmerte, zur Strafbarkeit und zwar auch wegen absichtlicher Begehung der Strafthat genügen kann. Daraus darf aber eine allgemeine Theorie nicht gemacht werden, der zufolge als absichtliche Herbeiführung eines Erfolges, auch die Vorstellung (und Billigung??) der Möglichkeit dieses Erfolges bei dem wirklich sich einstellenden Erfolge angesehen wird. Dann ist in Wahrheit eventueller Dolus und Fahrlässigkeit, bei welcher der Handelnde irgend der möglichen Folgen seiner Thätigkeit sich bewußt war, nicht zu unterscheiden. Wer zum Vergnügen Steine einen Bergabhang hinabwälzt, wäre der absichtlichen (d. h. mit eventuellem Dolus begangenen) Verletzung oder gar Tödtung von Menschen schuldig, wenn die Steine zwar gegen seinen Wunsch einen Menschen verletzen oder tödten, er aber diese Folge sich als möglich vorstellt. So kann man dazu gelangen, selbst in Fällen zu strafen, in denen das Gesetz nur den Dolus strafen will, der Handelnde aber eben nur unvorsichtig war. Noch gefährlicher wird diese Theorie, wenn man gar einen Versuch mit eventuellem Dolus allgemein für juristisch möglich ansieht!

Seitdem der Regierungskommissar nach der zweiten Wahl Lueger's sofort in offener Sitzung die Auflösung des Gemeinderaths ausgesprochen hat, lautet die Losung der Antisemiten: Lueger oder Badeni! Lueger selbst steht im Vordertreffen, er hat dem Grafen Badeni, der alle seine Hoffnungen für die Zukunft geknickt hat, Fehde geschworen, er will nicht ruhen, bis er den Grafen Badeni gestürzt hat. Hinter ihm steht eine fanatisirte Masse, welche die ochlokratische Aera für Wien bereits angebrochen wähnte und der Graf Badeni nun ein Halt! zugerufen hat. Man hat auf der Straße demonstrirt und im Reichsrath exzedirt, dennoch hat man sich vor gewaltsamen Ausschreitungen wohlweislich in Acht genommen. Maßgebend war dabei nicht etwa der Gedanke, daß die Bewegung auf streng gesetzlicher Grundlage verharren müsse, sondern die Furcht vor dem Grafen Badeni. Das Auftreten dieses Mannes ist den Antisemiten in die Glieder gefahren und so weit kennt man ihn um zu wissen, daß man ihm gegenüber die kleinen Scherze nicht wagen darf, die Fürst Windischgrätz mit Gleichmuth und Marquis Bacquehem mit wohlwollendem Lächeln hinnahm.

Für denjenigen, welcher die antisemitische Bewegung in Oesterreich flüchtig betrachtet, scheint Dr. Lueger das zu sein, wofür er sich ausgibt: „der Führer des christlichen Volkes“. Er gibt das Kommando aus und die Massen folgen ihm mit Begeisterung. Er ist ein großes agitatorisches Talent und er besitzt das Geschick, die Agitation zu organisiren. Wer schärfer zublickt und die fein gesponnenen Fäden sorgfältiger in ihren Verzweigungen verfolgt, wer einige Kenntniß von den Vorgängen hinter den Kulissen besitzt, der kommt zu der Erkenntniß, daß Dr. Lueger nur eine Figur auf dem Schachbrett ist, eine wichtige Figur zwar, aber schließlich doch nur eine Figur, die nicht führt, sondern selbst geschoben wird von unsichtbaren Händen. Während der acht Tage, die zwischen der Wahl Lueger's und dem Bekanntwerden der allerhöchsten Entschließung, die seine Bestätigung ablehnte, verstrichen sind, traten allerlei sonst unsichtbare Mächte vorsichtig in Aktion. Ab und zu wurde ein Arm sichtbar, mitunter sogar ein reizender Arm, hie und da sah man auch die Umrisse einer Gestalt, die sich sonst tief in den Hintergrund drückte. Aber man sah genug, um den Zusammenhang zu erkennen, der zwischen dem Wiener Radau-Antisemitismus und der vatikanischen Propaganda besteht und man vermochte auch die Glieder der Kette zu erkennen, welche diesen Zusammenhang herstellen.

Das unsichtbare Haupt der Wiener und österreichischen Antisemiten ist denn auch Niemand Anderer als der päpstliche Nuntius, der allerseits wohlbekannte Monsignore **Agliardi**. In der päpstlichen Nuntiatur am Hofe laufen alle die weitverzweigten und komplizirten Fäden der Bewegung zusammen, dort werden die Kriegs- und Schlachtpläne entworfen, dort werden die Ordres gegeben, die Rollen vertheilt und dort wird auch die Art und Weise erwogen, wie die materiellen Mittel für die Campagne aufgebracht werden können. Wenn die Aebte solcher Stifte und Klöster, die selten für wohlthätige Zwecke, noch seltener für öffentliche Einrichtungen ein Opfer gebracht haben, sich gegenseitig eine förmliche Steuer auferlegten, um zu den Kosten des Wahlfeldzuges für den Wiener Gemeinderath eine stattliche Summe beizutragen und die Wahl Lueger's zum Bürgermeister der Reichshauptstadt zu fördern, so darf das in erster Linie der Einwirkung des Nuntius zugeschrieben werden. Es ist nicht das erste Mal, daß Monsignore Agliardi sich in die inneren Angelegenheiten der Monarchie agitatorisch eingemengt hat. Bekannt ist, welchen hervorragenden Antheil er an den kirchenpolitischen Kämpfen in Ungarn genommen hat. Auch in diesem großen Kampfe, der mit einem so durchschlagenden Siege der liberalen Ideen geendet hat, war die Nuntiatur der Mittelpunkt der Agitationen und Intriguen. Hier wurde der Plan, die katholische Volkspartei zu gründen, ausgeheckt, hier wurde die Idee geboren, die Rumänen und Croaten gegen den ungarischen Staat zu mobilisiren und diese Nationalitäten mit den Wiener Antisemiten in Verbindung zu setzen. Von hier wurde die ungarische Aristokratie, vor Allem die aristokratischen Frauen bearbeitet und in den Räumen der Nuntiatur wurden die Abstimmungen im Oberhause, durch welche das Kabinet Wekerle gestürzt werden sollte, vorbereitet. Ein einziges Mal verließ den Monsignore Agliardi seine Vorsicht und Schlauheit; auf der Agitationsreise, die er nach Ungarn unternahm, wagte er sich zu weit vor und ward dabei ertappt. Er traf auf einen ebenso schlauen Gegner, der sich sofort auf die Blöße stürzte, die der Nuntius sich gegeben hatte. In dem Duell Banffy-Agliardi stürzte vor Allen Graf Kalnoky. Seither hat Baron Banffy eine starke Position nach Oben. Monsignore Agliardi aber blieb mit eherner Stirne in Wien, obwohl ein amtlicher Mund ihm in dürren Worten angedeutet hatte, er würde besser thun, den Wiener Staub von seinen Füßen abzuschütteln und seine Schritte anderswohin zu lenken. Obwohl dieser Mahnung ein kräftiger Nachdruck durch die Thatsache gegeben ist, daß der österreichische Botschafter beim Vatikan, Graf Revertera, seit Monaten Rom verlassen hat und nicht eher dahin zurückkehren wird, bis die Abberufung Agliardi's am Ballplatze notifizirt sein wird, weilt Monsignore Agliardi doch in Wien, und von Ungarn zurückgeschlagen hat er sich mit verdoppelter Leidenschaft auf die österreichischen Angelegenheiten geworfen. Er war derjenige, welcher die Mission des Kardinal-Erzbischofs Grafen Schönborn, die gegen den demagogischen Wiener Antisemitismus gerichtet war, in Rom durchkreuzte, er war der Spiritus rector sowohl in dem letzten Wiener Wahlkampfe, wie bei der Aktion zu Gunsten der Bestätigung Lueger's.

Allerdings ist Monsignore Agliardi seit dem Unglücksfall, der ihm in Ungarn zugestoßen ist, noch vorsichtiger geworden. Er hält sich ganz unsichtbar, er agirt nicht selbst. Dazu hat er zwei Adjutanten oder Agenten, einen geistlichen und einen weltlichen. Der geistliche Adjutant des Nuntius ist der apostolische Feldvikar Dr. Belopotoczky, das Haupt der katholischen Militärgeistlichkeit. Der Feldbischof untersteht administrativ dem Reichsminister und er wird dotirt aus den Mitteln der gemeinsamen Kriegsverwaltung. Aber der katholische Feldbischof Belopotoczky hat bereits wiederholt gegen den Kriegsminister frondirt, gestützt auf die mächtigen Protektionen, deren er sich erfreut. Er hat sich auch in dem Kampfe gegen die ungarische Kirchenpolitik vorgewagt, unbekümmert um die Rücksichten, die ihm seine Stellung auferlegen sollte. Er hat sich mit der gleichen Rücksichtslosigkeit in Wien zu Gunsten der Antisemiten und Lueger's exponirt, obwohl ihm bekannt sein mußte, daß die höchsten militärischen Autoritäten den entgegengesetzten Standpunkt einnahmen, weil sie das Hinüberfluthen der verderblichen Bewegung in die Armee mit Grund besorgten. Der weltliche Adjutant des Nuntius aber ist Graf **Sylva-Tarouca**, ein Neffe des früheren Ministers des Aeußern, Grafen Kalnoky, ein vordem armer und unbedeutender Junker, der durch eine reiche Heirath zu einer großen gesellschaftlichen Stellung gelangt ist und seither in christlicher Sozialpolitik arbeitet. Graf Sylva-Tarouca spielt ein Doppelspiel. Er ist aus dem böhmischen Großgrundbesitz in den Reichsrath entsendet und gehört dem Hohenwartklub an. Im Reichsrath sucht er sich den Anschein einer gemäßigten Haltung zu geben und er zählt offiziell zu den Patronen des „Vaterland“, welches jetzt den Radau-Antisemitismus bekämpft. Hinter den Kulissen ist er aber die linke Hand des Nuntius, für den er die Fühlung mit der feudalen Aristokratie unterhält. Seine Stellung ist hinreichend gekennzeichnet, wenn wir erwähnen, daß er mit reichen Mitteln das nichtswürdigste antisemitische Sudelblatt unterstützt, dessen Widerlichkeit nur durch den Umstand gesteigert wird, daß es von zwei getauften Juden redigirt wird.

Das also sind die wahren Häupter und Führer des Antisemitismus und nun wird man auch begreifen, daß diese Partei bereits über den trockenen Antisemitismus hinausgewachsen ist. Die Losung: Nieder mit den Juden! genügt ihr nicht mehr; zu dieser ist eine neue hinzugetreten: **Nieder mit Ungarn!** Die schwere Niederlage, welche sich der Klerikalismus und der Vatikan in Ungarn geholt haben, macht es erklärlich, daß man nach Revanche lechzt. Die Brand-

stiftung in Ungarn ist mißlungen, sie ist gescheitert an dem konstitutionellen Bewußtsein und an der unerschütterlichen Eidestreue des Monarchen; nun soll Oesterreich in Brand gesteckt werden und Ungarn mit dazu. Das Organ Ahlwardt's, der kürzlich zur Siegesfeier Lueger's nach Wien verschrieben wurde und hier mit den Parteiführern im intimsten Verkehre stand, hat die geheimsten Gedanken dieser Leute verrathen, als er vor wenigen Tagen schrieb: „Graf Badeni will die Revolution, er soll sie haben". Was die wahren Häupter des Antisemitismus in Oesterreich anstreben, ist in der That der Umsturz der Grundlagen der Verfassung, die Erschütterung des Dualismus, auf dem seit nahezu drei Decennien das Gefüge der Monarchie ruht. Und in alledem ist der Haß des Vatikans gegen den Dreibund die mächtigste Triebfeder. Ungarn hätte noch vor der parlamentarischen Behandlung des Civilehegesetzes im Besitze des „tolerari posse" sein können, wenn Graf Kalnoky sich herbeigelassen hätte, in der Delegation eine Aeußerung gegen das kirchenräuberische Italien fallen zu lassen: Kardinal Schönborn hätte aus Rom die schärfste Bulle gegen die Christlich-Sozialen heimbringen können, wenn man dem Monsignore Agliardi auf dem Ballplatze mitgetheilt hätte, das Bündniß mit Italien werde nach seinem Ablaufen nicht wieder erneuert werden. Wenn der Vatikan politische Geschäfte machen kann, dann bildet das Dogma nie eine Störung; il y a des raccommodements avec le ciel! Aber der Bundesgenosse Deutschlands und Italiens im Dreibunde findet im Vatikan keine Rücksicht, trotz der großen Wohlthaten und Dienste, die Rom von Oesterreich und der Habsburg'schen Dynastie empfangen hat. Im Gegentheil! Oesterreich-Ungarn ist das Reich, auf dessen Bundesgenossenschaft Deutschland bei einem Konflikt mit Rußland, dem Freunde Frankreichs, in erster Linie rechnet. Will man Deutschland schaden, Frankreich und Rußland nützen, dann muß man Oesterreich-Ungarn schwächen. Man schwächt diese Monarchie, wenn man den Feuerbrand der inneren Zwietracht in dieselbe wirft, wenn man in Oesterreich den Bürgerkrieg predigt, in Ungarn Rumänen und Kroaten gegen den ungarischen Staat aufwiegelt, wenn man die radikalen Klerikalen, die Antisemiten, Deutschnationalen und Jungtschechen gegen Ungarn mobilisirt. Es wird jetzt gegen Ungarn ein Ton angeschlagen, wie Anno 1848 und 1849, als gelte es Rebellen niederzuwerfen und Ungarn wieder der Reaktion und dem Konkordate zu unterjochen. An der Spitze dieser Bewegung, die einem österreichischen Patrioten als eine landesverrätherische erscheinen muß, steht der päpstliche Nuntius mit seinen beiden Adjutanten dem Feldbischof Belopotoczky und dem Grafen Sylva-Tarouca. Dieses Triumvirat ist das Haupt der schwarzen Revolution in Oesterreich. Mit diesen muß Graf Badeni fertig werden.

Wien, Mitte November. Austriacus.

Die Wirkung der Handelsverträge mit Rußland und Oesterreich.

II.

Das wichtigste Kompensationsobjekt, das Deutschland bei Abschluß der Handelsverträge Oesterreich-Ungarn und Rußland bieten konnte, war die Ermäßigung der Getreidezölle; ich will hier vollständig davon absehen, zu untersuchen, ob Getreidezölle überhaupt eine Berechtigung haben, sondern mich bloß auf die zwei Fragen beschränken: 1. In wie weit haben die Handelsverträge zu einer Ueberschwemmung Deutschlands mit ausländischem Getreide geführt, und 2. in wie weit hat die Zollermäßigung auf den Rückgang der Getreidepreise eingewirkt?

Vergleicht man die Gesammteinfuhr von Weizen, Roggen, Gerste und Hafer (im Eigenhandel) der drei letzten Jahre vor Abschluß der Handelsverträge mit jener der drei folgenden Jahre, so ergibt sich im Durchschnitt dieser Perioden nur eine Zunahme von 25,2 Millionen auf 25,5 Millionen Doppelcentner. Es ist zuzugeben, daß die letzteren Jahre reichlichere heimische Ernten ergaben, als die ersteren, und daß trotzdem die Getreideeinfuhr weiter gestiegen ist. Dieselbe betrug im Jahre 1894 in den genannten Getreidearten 33 Millionen Doppelcentner, denen aber eine Ausfuhr von 1¾ Millionen Doppelcentner auf Einfuhrschein ausgeführtes Getreide, ferner eine um fast 1 Mill. Doppelcentner höhere Ausfuhr von Mehl und Mühlenfabrikaten gegenübersteht, so daß nach Abzug dessen eine Mehreinfuhr von 4—5 Mill. Doppelcentnern gegen die Jahre vor den Handelsverträgen zurückbleiben würde. Untersucht man diese Mehreinfuhr näher, so stellt sich heraus, daß allein die Weizeneinfuhr in 1894 gegen den Durchschnitt der vergangenen 5 Jahre um 3¼ Mill. Doppelcentner höher war, was seine Ursache in dem quantitativ mittelmäßigen, qualitativ äußerst ungünstigen Ausfall der Weizenernte Süd- und Westdeutschlands hatte, welche um ein einigermaßen backfähiges Mehl zu liefern, die umfangreiche Zumischung ausländischen kleberreichen Weizens erforderte; sodann machte die gänzlich ungenügende Maisernte und die demzufolge geringere Maiseinfuhr einen stärkeren Haferimport erforderlich, der den Durchschnitt der fünf vorangegangenen Jahre um 2½ Mill. Doppelcentner überstieg, während gleichzeitig der ungünstige Ausfall der 93er Gerstenernte zu einer erhöhten Einfuhr von Gerste führte, deren geringe ausländische Sorten überdies in Deutschland eine ständig steigende Verwendung als Futtermittel finden.

Deutschland vermehrt seine Bevölkerung in einem Dezennium um rund 5 Millionen Menschen, was einem Mehrkonsum an Getreide um rot. 1 Million Tonnen oder 10 Mill. Doppelcentner entspricht; also würde das Jahr 1894 allein schon einen Mehrverbrauch von 5 Mill. Doppelcentnern gegenüber 1890 erfordern; dabei ist aber noch zu erwägen, daß die Volksernährung in den Jahren 1890 und 1891 bei den exorbitant hohen Preisen dieser Jahre namentlich bezüglich des Brots, eine unzureichende war.

Sodann aber muß berücksichtigt werden, daß die stetig steigende Viehhaltung in Deutschland ebenfalls einen erheblichen Mehrverbrauch von Hafer, Futtergerste, Kleie und Futtermehlen im Gefolge hat.

Von einer Ueberschwemmung Deutschlands mit ausländischem Getreide kann demnach nicht die Rede sein, wie es denn auch wohl einleuchtend ist, daß bei andauernd fallender Preiskonjunktur Niemand daran denken wird, über den Bedarf hinaus Vorräthe einzuführen, an denen er naturgemäß die empfindlichsten Verluste haben müßte.

Aeußerst schwierig ist die Frage zu beantworten, welchen Einfluß die durch die Handelsverträge herbeigeführte Herabsetzung des Zolls von 50 auf 35 Mark per Tonne auf die Preisgestaltung von Getreide gehabt hat. Hier muß unterschieden werden zwischen den Zeiten vor und nach Aufhebung des Identitätsnachweises.

Untersuchen wir zunächst die Frage der Preisbildung für Weizen in Deutschland. Obgleich es nicht entfernt seinen Bedarf in dieser Fruchtgattung baut, besteht doch zu Zeiten reicher Ernten ein Ueberfluß an weicher, stärkehaltiger, viel Mehl gebender Waare, während harter, kleberreicher Weizen bei uns nur in ganz unzureichender Weise gebaut wird; letzterer muß deshalb, um ein den Ansprüchen an Backfähigkeit, die man namentlich im Süden und Westen stellt, entsprechendes Mehl zu erzielen, eingeführt und mit dem heimischen Produkt vermischt vermahlen werden, oder man mischt erst die beiderseitigen Mehlsorten; je kleberarmer der in Deutschland geerntete Weizen ist (und das ist er in besonderem Maße, wenn die Ernte verregnet, wie das 1894 im Westen und Süden der Fall war), um so mehr muß ausländische harte Waare eingeführt werden.

Nach einer guten Ernte herrscht nun in Deutschland Ueberfluß an weichem Weizen und namentlich der Osten versuchte dann seinen Ueberschuß nach dem Westen abzustoßen; eine Ausfuhr war vor Aufhebung des Identitätsnachweises nicht wohl möglich, da selbst bei dem größten Preisdruck der Inlandspreis infolge des hohen Zolles etwas höher als der des Weltmarkts war, wenn auch nicht entfernt um den Betrag des Zolles diesen überstieg. Andererseits erfordert eine reiche Inlandsernte des nothwendigen Zumischens harten Weizens wegen eine erhebliche Einfuhr des letzteren, für den natürlich Weltmarktpreis plus Zoll gezahlt werden muß; die Folge war, daß der Inlandspreis sich in guten Erntejahren nur wenig über den Weltmarktpreis erheben konnte, der Zoll wenig zum Ausdruck kam, dem Produzenten also auch nur wenig nützte. So stand beispielsweise trotz eines Zolls von 30 bezw. 50 Mark Weizen in den Jahren 1885—88 (im Jahre 1887 erfolgte die Zollerhöhung auf 50 Mark per Tonne) in Berlin nur um 7,46 Mark, 5,86 Mark, 12,36 Mark und 22,17 Mark im Jahresdurchschnitt höher als in London, wobei zu bemerken ist, daß Fracht und Spesen nach Berlin für Weltmarktswaare um etwa 5 Mark höher sind als nach London. Zu Zeiten ungünstiger Inlandsernten dagegen herrscht auch Knappheit an inländischer Waare; diese steigt entsprechend im Preise und der Zoll kommt in steigendem Maße zum Ausdruck; so notirte Berlin in den Jahren 1889 bis 1891 im Jahresdurchschnitt um 48, 46,28 und 51,24 Mk. höher als London. Die folgenden Jahre bringen gute Ernten und die Zollherabsetzung auf 35 Mark; die Spannung sinkt auf 34,59 und 28,20 Mark im Jahresdurchschnitt der Jahre 1892 und 93, ja bis auf 20,50 im Mai 1894. Es ist also mit Sicherheit hieraus zu entnehmen, daß vor Aufhebung des Identitätsnachweises in Zeiten quantitativ schlechter Ernten und hoher Preise der Zoll zum Ausdruck kam, zu Zeiten reicher Inlandsernten aber es im Preise nicht sichtbar wurde, ob der Zoll 50 oder 35 Mark betrug. Zu Zeiten knapper Inlandsernten nützt aber der großen Menge der Produzenten der Zoll nicht viel da ihnen nach Abzug ihres Wirthschaftsbedarfs und des Saatguts wenig oder Nichts zum Verkauf übrig bleibt; um so stärker wird in solchen Zeiten der Konsument geschädigt, denn dann das Brot nahezu um den vollen Zollbetrag vertheuert wird, ebenso der kleine Landwirth, der Getreide oder Brot zukaufen muß.

Das obige Bild ändert sich mit der Aufhebung des Identitätsnachweises; die deutsche Waare kann wieder außerdeutsche Absatzgebiete aufsuchen, wo gerade an weichem, stark stärkehaltigem Weizen Mangel ist; sie hat nicht mehr nöthig, um überhaupt Absatz zu finden, im Inland große Wege zurückzulegen und drückt nicht mehr im Westen und Süden auf den Preis; sie steigt auch bei reicher Ernte nahezu auf den Preis von Weltmarktopreis zuzüglich Zoll; im Dezember 1894 notirt Berlin um 37,29 Mark höher als London.

Am klassischsten läßt sich dies in Danzig an den Preisen für unverzollte Transitwaare und Waare des freien Verkehrs (Inlandswaare) verfolgen. Trotz des Kampfzolls von 75 Mark auf den dort allein als Transitwaare in Betracht kommenden russischen Weizen beträgt die Spannung im Februar 1894 nur 17,83 Mark, also 57,17 Mark weniger als der Zoll, im Dezember desselben Jahres bei nur 35 Mk. Zoll dagegen 34,21 Mark, also fast doppelt so viel als damals, sie erreicht nahezu den vollen Zoll.

Aehnlich liegen die Verhältnisse bei Roggen; freilich ist dieser nicht entfernt in dem Maße Weltmarktswaare wie Weizen; auch sind die Unterschiede in der Backfähigkeit nicht ganz so groß, wenn auch die deutsche Waare erheblich weniger Kleber enthält als harter, glasiger, russischer Roggen. Aber auch hierbei zeigt sich, daß in den guten Erntejahren 1885—87 die Spannung zwischen unverzolltem russischen Roggen und Inlandswaare bei 30 Mark Zoll nur 20,27, 25,40 und 25,56 Mark betrug, bei 50 Mark Zoll bis auf 48,17 Mark in 1889 stieg, in 1892 sich nur noch auf 23,21 Mark belief, obgleich der Zoll für russische Provenienzen auf 50 Mark blieb) und nach Aufhebung des Identitätsnachweises bis auf 34,08 Mark bei 35 Mark Zoll im Dezember 1894 stieg.*)

Jeder Zoll, auch wenn er voll zum Ausdruck kommt, kann natürlich den Preis nur im Verhältniß zum Weltmarktspreis erhöhen, letzterer bleibt also stets maßgebend für den Inlandspreis.

Unter Berücksichtigung alles Vorstehenden wird man sich der Schlußfolgerung nicht entziehen können: 1. daß der frühere Zoll von 50 Mark von der 1892er Ernte ab nicht zu höheren Preisen geführt hätte als der 35-Markzoll, 2. daß die erst durch den russischen Handelsvertrag möglich gewordene Aufhebung des Identitätsnachweises zu einer wesentlichen Preissteigerung des heimischen Produkts gegenüber den Weltmarktspreisen geführt hat, daß demnach die Handelsverträge, insbesondere der russische, für den deutschen Roggen- und Weizenproduzenten, der mehr Getreide baut, als er selbst verbraucht, nicht nur nicht schädigend, sondern vortheilhaft gewirkt haben.

Auch volle Zollautonomie und Erhöhung der Zölle würde in Jahren reicher Ernten eine Steigerung der Preise kaum bewirken können, in solchen nicht ausreichender aber zu einer Theuerung führen, die alle Konsumenten auf das Schwerste bedrücken würde. Die gleitende Skala endlich würde, weil sie mit dem System der Einfuhrscheine unvereinbar ist, jeden Export unmöglich machen und damit Produzenten und Handel gemeinsam schädigen.

Die Handelskammerberichte aus allen Theilen des Reiches sprechen sich aufs Günstigste über die Aufhebung des Identitätsnachweises aus, die — wie immer aufs Neue betont werden muß — erst durch den Vertrag mit Rußland möglich wurde. Im Osten und Süden preisen die großen Produzenten die preissteigernde Wirkung für inländische Waare und die Wiederermöglichung des Exports, in der Mitte und im Westen ist man erfreut, daß der Osten auf sein natürliches überseeisches Absatzgebiet abgelenkt ist und dadurch ihnen nicht mehr Konkurrenz macht und auf ihre Preise drückt. Nur die Agrarier allein wollen diese Vortheile nicht anerkennen; es ist das einigermaßen begreiflich, denn sie würden damit zugestehen, daß ihr Widerstand gegen den russischen Handelsvertrag selbst vom engsten agrarischen Interessenstandpunkte aus ein sehr unberechtigter gewesen ist.

Es muß zugegeben werden, daß in einzelnen Landestheilen sich die Absatzverhältnisse der getreidebauenden Landwirthschaft seit Herbst 1894 verschlechtert haben, nämlich in Schlesien, Posen und selbst in dem Süden der Provinz Westpreußen; diese Gebiete liegen nicht nahe genug am Meer, um von der Ausfuhrermöglichung Gebrauch zu machen, andererseits ist ihnen durch Aufhebung der Staffeltarife der Absatz nach Mittel-, West- und Süddeutschland theils sehr erschwert, theils ganz abgeschnitten; in diesen Gebieten ist die Steigerung der Spannung gegenüber den Weltmarktspreisen auch keine so erhebliche, wie in den anderen. Die Landwirthe, sowie die Müller und Mälzer dieser Gegenden können den Dank für diese sie schwer schädigende Maßnahme getrost ihren agrarischen Vertretern abstatten, die durch ihren factiösen Widerstand gegen den russischen Handelsvertrag die Regierung nöthigten, sich um den Preis der Staffeltarife eine Mehrheit aus den Abgeordneten des Westens zu sichern. Ich habe seiner Zeit manchen schlesischen Agrarier vor dieser Gefahr gewarnt; sie achteten nicht darauf, bis es zu spät war.

Auch die Prophezeiung, Rußland werde uns mit billigem schlechten Hopfen überschwemmen, hat sich in ihr Gegentheil verkehrt. Rußland ist ein kaufkräftiger Abnehmer unseres guten Hopfens geworden. Es ging damit ähnlich wie mit den düsteren Weisjagungen der Winzer über den Ruin des deutschen Weinbaus durch die Zollherabsetzung für Weinbeeren und Verschnittweine; auch

*) Sämmtliche Preisangaben sind dem 3. Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutschen Reiches Jahrgang 1895, entnommen.

hier hat sich herausgestellt, daß dieselbe ohne jede Schädigung für die deutschen Winzer gewesen ist, ja daß die Einfuhr von *Wein und Most in Fässern* in 1893 und 1894 geringer als in 1889 und 1890 war. Auch die Einfuhr von *Holz* ist trotz der Zollermäßigungen zurückgegangen, und der diesjährige schlesische Forsttag hat ausdrücklich erklärt, daß die Holzpreise befriedigende seien und man keine Zollerhöhungen brauche; sind doch auch die Holzpreise inzwischen wesentlich gestiegen. Wenn die Handelskammer zu Memel die ungünstige Lage der Sägemüllerei beklagt, so ist zuzugeben, daß das Verhältniß der Zölle zwischen rohem und gesägtem Holz kein ganz richtiges ist; im Uebrigen ist die ungünstige Lage dieses Berufszweiges auf die zu hohen Gebote bei den Holzsubmissionen zurückzuführen, wo die kleinen Sägemüller sich das benöthigte Rohmaterial um jeden Preis zu sichern suchen.

Die Einfuhr von *Vieh* war schon vor Abschluß der Handelsverträge in ständigem starken Steigen begriffen; die außerordentliche Steigerung derselben in 1894 ist aber auf die durch den abnormen Futtermangel des Jahres 1893 verursachten Abschlachtungen und die spätere Nothwendigkeit, den Viehbestand zu ergänzen, zurückzuführen; bereits das laufende Jahr weist einen erheblichen Rückgang der Vieheinfuhr auf, der allein in den ersten 8 Monaten bei Rindvieh rund 33 000 Stück, bei Schweinen 108 000 Stück beträgt; allerdings ist die *Fleischeinfuhr*, nachdem sie 1893 sehr erheblich (um 100 000 Doppelcentner) zurückgegangen war, neuerdings wieder im Zunehmen, was indessen in gar keinem Verhältniß zu der stark rückgängigen Vieheinfuhr steht. Die Einfuhr von *Butter und Margarine*, sowie von Käse ist trotz der Zollermäßigung in fortwährendem Rückgang; die *Mehleinfuhr* hat die des Jahres 1891 noch nicht erreicht, während die Ausfuhr davon enorm gestiegen ist. Eine sehr bedeutende Steigerung weist die Einfuhr von *Eiern* auf, aber sie ist lediglich auf den stets zunehmenden Konsum und industriellen Verbrauch zurückzuführen; der heimischen Landwirthschaft, die verhältnißmäßig nur wenig Eier produzirt, wird damit ein Schaden nicht zugefügt; auf den Preis der frischen Landeier ist die vermehrte Zufuhr ohne Einfluß geblieben.

Die Zollermäßigungen, welche Deutschland für *industrielle Erzeugnisse* bei Abschluß der Handelsverträge gewährt hat, haben mit verschwindenden Ausnahmen der *heimischen Industrie nichts* geschadet. Trotz derselben weist die Einfuhr von Baumwollengarnen, Federn und Axen zu Eisenbahnwagen, Jagd- und Luxusgewehren, Gewehrtheilen, musikalischen Instrumenten, Kratzen- und Kratzenbeschlägen, Telegraphenkabeln, Waaren aus Bernstein, Elfenbein u. s. w., feinen Galanteriewaaren, Taschenuhren in silbernen Gehäusen und ohne Gehäuse, Leder und Lederwaaren, Jutegarnen, Zwirnspitzen, Druck- und Schreib- u. s. w. Papier, Mühlsteinen, Edelsteinen und Korallen, Strohbändern, glasirten Ziegeln, Schmelztiegeln und feuerfesten Röhren, feinen Terracottawaaren, einfarbigen Fayencewaaren, weißem Porzellan und grobem unbedruckten Wachstuch einen Rückgang auf, der für einzelne dieser Artikel sehr bedeutend ist. Ziemlich unverändert blieb die Einfuhr für folgende im Zoll ermäßigte Artikel: Garnirte Damenhüte, Jutegewebe, Tapeten und mehrfarbiges Porzellan. Vermehrte Einfuhr weisen schließlich auf: baumwollene Gewebe, Strumpfwaaren und Tüll, Bürsten und Besen, Glasbehänge, Glasknöpfe, gepreßtes, geschliffenes Glas, Glasperlen, farbiges bemaltes und vergoldetes Glas und Glasflüsse (in den genannten Glaswaaren zusammen gegen 1891 mehr 9400 Doppelcentner), gepreßte Hornknöpfe, Aluminium, Bijouterien, Pack- und Löschpapier, Steinwaaren, ungarnirte Strohhüte und mehrfarbige Fayencewaaren. Die Zunahme der Einfuhr ist aber um deswillen ohne Belang für unsere Industrie, weil einerseits der innere Verbrauch in diesen Waaren, sodann aber die Ausfuhr meist um ein vielfaches der Einfuhr gestiegen ist. Gerade die Industriezweige, für welche die stärkste Einfuhrvermehrung in Betracht kommt, Baumwollen- und Glasindustrie, äußerten sich auf Anfrage seitens der Breslauer Handelskammer dahin, daß ihnen die Handelsverträge allermindestens keine Nachtheile gebracht hätten, daß sie dieselben im Allgemeinen vielmehr für günstig erachteten.

Welche Vortheile haben nun die Handelsverträge unserer Industrie gebracht? Ich will hier nicht näher auf den großen politischen Vortheil derselben, namentlich das dadurch freundlicher gestaltete Verhältniß mit Rußland eingehen.

Ebenso will ich mich einer näheren Darlegung der Bedeutung enthalten, welche die Sicherung der Zollsätze für eine längere Reihe von Jahren für den Exporteur hat, sondern nur das Resultat der Handelsverträge bezw. der Zollherabsetzungen beleuchten und zwar zunächst für *Oesterreich*, dessen Handelsvertrag unserer Industrie nach landläufiger Meinung gar keine Vortheile gebracht hat.

Von den 105 Nummern des statistischen Waarenverzeichnisses, unter welche die österreichischerseits im Zoll ermäßigten Artikel fallen, ergeben in 1894 gegen 1891*) nicht weniger als 77 eine vermehrte Ausfuhr und zwar um 576 300 Doppelcentner, während 18 eine um 35 300 Doppelcentner verminderte Ausfuhr aufwiesen, so daß eine Zunahme von 541 000 Doppelcentner in den bezüglich der Verzollung geänderten Waaren übrig bleibt; an der Abnahme sind betheiligt Aetznatron mit 600, Pottasche mit 4200, Alizarin mit 1295 Schwefelsäure mit 7657, Luppeneisen und Ingots mit 8030, Walzröhren mit 602, Stearin- und Palmitinsäure mit 1561, Schreib- und Druckpapier mit 1170, Mühlsteine mit 3710, unglasirte Thonröhren mit 4770 und gemeines Töpfergeschirr mit 688 Doppelcentner u. s. w., alle anderen zusammen mit ca. 2000 Doppelcentner; überwiegend sind es also geringwerthige Waaren, deren Ausfuhr zurückgegangen ist.

Dagegen weist vor Allem die Eisen- und Maschinenindustrie, aus deren Reihen so viel über die Nutzlosigkeit dieses Vertrages geklagt worden ist, in Roheisen eine Steigerung von 133 200, in Eck- und Winkeleisen von 24 500, in Stabeisen von 7500, in Blechen von 20 500, in groben Eisenwaaren von 26 500, in feinen von 4200, in Nähnadeln von 91, in Lokomotiven von 2300, in anderen Maschinen überwiegend aus Gußeisen von 56 000, in Nähmaschinen von 2000, in Dampfkesseln von 1870, in Maschinen aus Schmiedeeisen von 9300 Doppelcentnern auf; die Ausfuhr von Zink stieg um 38 000 Doppelcentner. Gewiß wäre unserer Eisen- und Maschinenindustrie noch eine lebhaftere Ausfuhr über die schwarzgelben Grenzpfähle zu wünschen, aber wenn in den ersten 8 Monaten des laufenden Jahres unsere Ausfuhr dorthin in Eisen und Eisenwaaren 950 000 Doppelcentner gegen 460 550 im ganzen Jahre 1890 und in Instrumenten und Maschinen 160 000 Doppelcentner gegen 137 500 im ganzen Jahre 1890 betrug, so wird man doch anerkennen müssen, daß der Handelsvertrag für diese Industrieen äußerst günstig gewirkt hat. In gleicher Weise erreicht die Ausfuhr in Wolle und Wollenwaaren in den ersten 8 Monaten des laufenden Jahres fast die des ganzen Jahres 1890; ebenso liegen die Verhältnisse bezüglich Blei und Bleiwaaren mit 55 000 Doppelcentner bis Ende August 1895 gegen 35 200 Doppelcentner im ganzen Jahre 1890, bei Glas und Glaswaaren, bei Oelen und Fetten, bei Papier und Pappwaaren, vor Allem auch in den Erzeugnissen der chemischen Industrie; die keramische Industrie exportirte nach Oesterreich-Ungarn in 1891 nur 310 629 Doppelcentner in den ersten 8 Monaten des laufenden Jahres 495 000; die Mehrausfuhr an mineralischen Brennstoffen dorthin dürfte dies Jahr rund 10 Millionen Doppelcentner mehr als 1890 betragen und so fort. Wohin man sieht, ein glänzendes Bild, das durch den gleichzeitigen Rückgang unserer Einfuhr noch gehoben wird.

Manchen Industrien hat dieser Vertrag keinen Nutzen gebracht, das soll nicht bestritten werden, aber für sehr zahlreiche war er höchst bedeutungsvoll und es heißt die statistisch erwiesenen Thatsachen leugnen ihn als für Deutschland unvortheilhaft zu bezeichnen.

*) Dabei ist das Jahr 1891 das günstigste Jahr für unsere Ausfuhr nach Oesterreich vor dem neuen Handelsvertrag.

Und nun Rußland. Was die Handelskammern im Allgemeinen über den deutsch-russischen Handelsvertrag denken, ist Eingangs mitgetheilt; wie verhält sich dieses Urtheil zu den statistisch ermittelten Thatsachen? 1891 führten wir aus Rußland Waaren ein: 38 389 382 Doppelcentner im Werth von 578 701 000 Mark, 1894 dagegen 39 951 442 Doppelcentner im Werth von 439 310 000 Mark. Die Waareneinfuhr vermehrte sich demnach um 1 562 000 Doppelcentner, ihr Werth verminderte sich um 139,4 Millionen Mark. Unsere Ausfuhr nach Rußland betrug 1891 4 856 722 Doppelcentner im Werth von 145⅓ Millionen Rubel und in 1894, trotzdem im ersten Quartal noch der Zollkrieg herrschte, 8 985 800 Doppelcentner mit 170 558 000 Rubel Werth, stieg also um 4 129 000 Doppelcenter bezw. 25¼ Millionen Rubel. Sandten wir damals Edelmetalle im Werth von 115 Millionen Mark an Rußland, so dieses jetzt an uns mehr als 80 Millionen Mark. Diese Zahlen bedürfen keines weiteren Kommentars. Es sei nur bemerkt, daß die Jahre 1892 und 1893 nicht zum Vergleich herangezogen worden sind, weil damals für Rußland höhere als die allgemeinen Vertragszölle galten.

Die Zunahme in der Einfuhr beschränkt sich im Wesentlichen auf Kleie (+ 1,05 Millionen Doppelcentner), Oelkuchen (+ 0,5 Millionen Doppelcentner), also 2 Produkte die unserer Landwirthschaft zu Gute kommen, Getreide (+ 1,2 Millionen Doppelcentner) und Thiere und thierische Produkte (+ 119 000 Doppelcentner), wogegen die Vieheinfuhr wesentlich zurückgegangen ist.

Bezüglich unserer Ausfuhr zeigten die stärkste Vermehrung Steinkohlen und Koks um 890 000 Doppelcentner, und die ersten 8 Monate des laufenden Jahres weisen eine weitere Ausfuhrvermehrung gegen die gleiche Zeit des Vorjahres um 305 000 Doppelcentner auf, sodann Eisen und Eisenwaaren um 1,06 Millionen Doppelcentner, d. i. gegen 1891 fast eine Verdreifachung, ferner Instrumente und Maschinen um 136 000 Doppelcentner, d. i. mehr als eine Verdoppelung (in den ersten 8 Monaten des laufenden Jahres hat außerdem gegen die gleiche Zeit des Vorjahres zugenommen die Ausfuhr von Klavieren um 680, von andern musikalischen Instrumenten um 1360, astronomischen Instrumenten um 210, Lokomotiven und Lokomobilen um 3412, Maschinen überwiegend aus Gußeisen um 52 000, Nähmaschinen um 2930, Dampfkessel um circa 2000, Maschinen aus Schmiedeeisen um 3750, desgleichen aus anderen Metallen circa 300, also zusammen wiederum circa 67 000 Doppelcentner mehr), Kautschuk und Guttaperchawaaren um 950 (im laufenden Jahr bereits weitere circa 1400 Doppelcentner mehr), Häute und Felle + 54 000 (in 1895 bis September weitere 16 000 Doppelcentner mehr); Holz, Schnitzstoffe und Waaren daraus + 50 000, Leinenwaaren + 1070, Thonwaaren + 184 000 (1895 bereits weitere 57 000 Doppelcentner mehr), Blei und Bleiwaaren + 4500, Droguerie, Apotheker- und Farbwaaren + 24 000 (allein in Anilin im laufenden Jahr weitere 3000 Doppelcentner, insgesammt Chemikalien circa 40 000 Doppelcentner mehr), Hopfen + 2500, Litterarische und Kunstgegenstände + 1070 (1895 weitere + 1150 Doppelcentner), Kurzwaaren und Quincaillerien ꝛc. + 823 (1895 bereits weitere + 800 Doppelcentner mehr), Material-, Spezerei- und Konditorwaaren + 556 000 (darunter allein 555 000 Doppelcentner mehr Mehl, Graupen und Gries nach Finnland), Oel und Fette + 9130, Papier und Pappwaaren + 48 000 (1895 weitere 15 000 Doppelcentner mehr), Steine und Steinwaaren + 19 000 (namentlich Mühl- und Schleifsteine), Theer, Pech, Harze + 13 000 (1895 weitere 7500 Doppelcentnercentner mehr), Wolle und Wollenwaaren + 13 400 (1895 bereits weitere 24 000 Doppelcentner mehr), Zink und Zinkwaaren + 5736, Zinnwaaren + 290 Doppelcentner.

Aus vorstehenden Zahlen geht unwiderleglich hervor, daß die viel geäußerte Meinung, die lebhafte Entwicklung unseres Exports nach Rußland im Vorjahr sei lediglich die Folge des durch den Zollkrieg zurückgedrängten Bedarfes und werde binnen Kurzem wieder verschwinden, irrig war; im Gegentheil hat die Ausfuhr stetig steigende Dimensionen angenommen und ist zu erwarten, daß diese Lebhaftigkeit nicht nur anhalten, sondern auch noch zunehmen wird.

Das ungünstige Urtheil über die Handelsverträge war vielfach in der schlechten Gesammtwirthschaftslage in nahezu allen Theilen der Welt begründet; daß auch die besten Handelsverträge nicht im Stande sind, die Kaufkraft von durch Mißernten, Kriege, politische Wirren oder schlechte Finanzgebahrung in wirthschaftliche Krisen gerathenen Ländern zu heben, sollte eigentlich jedem denkenden Menschen klar sein, und es heißt von den Verträgen etwas Unmögliches verlangen, wenn sie unsere Ausfuhr nach Ländern erhöhen sollen, deren Aufnahmefähigkeit durch solche Ereignisse schwer beeinträchtigt ist. Ein Allheilmittel gegen alle wirthschaftliche Nöthe sind Handelsverträge nicht — solche vermögen eben nur Wunderdoktoren, d. h. Kurpfuscher anzugeben —, aber sie erweisen sich als wirksam, um den wirthschaftlichen Konkurrenzkampf eines Volkes auf dem Weltmarkte nachhaltig zu unterstützen.

Deshalb haben sich alle diejenigen, welche die Caprivische Handelsvertragspolitik unterstützt haben, um das Deutsche Reich verdient gemacht, und die heutige Regierung hätte alle Ursache sich stolz dieses Werkes zu rühmen, statt es den agrarischen Angriffen gegenüber als eine während der Vertragsdauer leider nicht abzuändernde Thatsache hinzunehmen.

Georg Gothein.

Die Schwäche des Kapitalistenpublikums.

„Toujours on vous tondra“.
Béranger.

Das serbische Konversionsdrama ist der Hauptsache nach zu Ende: zweihundertachtzig Millionen Franken serbischer Werthe, neunzig Prozent ihres Gesammtbetrages, sind zum Umtausch in die neue Anleihe angemeldet worden. Das Drama hat jedoch noch ein Nachspiel, ein Nachspiel, das nur allzusehr die Befürchtungen rechtfertigt, denen wir von Anfang an in dieser Frage Ausdruck verliehen haben. Am 17. August d. J. (Jahrg. XII, Nr. 46) schrieben wir: „Vor Allem werden sie (die Gläubiger) gut thun, die Entscheidung der Börsenbehörde in Betreff der offiziellen Zulassung der neuen serbischen Anleihe zum Handel abzuwarten, bevor sie sich auf irgend welche Konversionsgeschäfte mit dem serbischen Finanzminister einlassen . . . da es ihnen sonst passiren könnte, daß sie neben den verschiedenen andern „Aequivalenten“, mit denen sie bei dieser Gelegenheit beglückt werden sollen, auch den „Vorzug“ der Unverkäuflichkeit ihres neuen Besitzes mit in den Kauf zu nehmen haben werden.“ Diese Situation ist thatsächlich eingetreten: die neuen serbischen Papiere sind an der Börse nicht verkäuflich. Das Börsenkommissariat hatte, um keine Vermehrung des zur Zeit in Deutschland umlaufsfähigen Quantums serbischer Werthe eintreten zu lassen, die Zulassung der neuen Anleihe von einer genauen Kenntlichmachung derjenigen Stücke abhängig gemacht, die im Umtausch gegen die bisher hier marktgängigen Titres ausgehändigt werden, ein Verlangen, welchem, nebenbei bemerkt, in der einfachsten Weise dadurch Rechnung zu tragen gewesen wäre, daß das Emissionshaus in Deutschland diejenigen neuen Stücke, die gegen hier lieferbare Serbenwerthe verabfolgt werden, mit einem entsprechenden Umtauschvermerk und mit fortlaufenden Umtauschnummern versehen hätte. Diese Nummern wären dann lieferbar, und die Frage der Verkäuflichkeit wäre damit erledigt gewesen.

Unabhängig von dieser Frage bleibt jedoch die Thatsache bestehen, daß die Besitzer von neunzig Prozent sämmtlicher Serbenwerthe sich innerhalb sechs Wochen ohne Widerspruch der Konversion unterworfen haben. Diese Thatsache ist in erster Linie deshalb von Interesse, weil sie fast noch mehr als in früheren ähnlichen Fällen die Schwäche des

Kapitalistenpublikums in das hellste Licht rückt. Erscheint es nicht als eine förmliche *Aufforderung* zum Treubruch, wenn dergleichen Gewaltthätigkeiten seitens der geschädigten Gläubiger so kurzer Hand ratifizirt werden? Dieses Moment verkennen die modernen Börsenreformer vollständig, indem sie das Prinzip zur Geltung zu bringen suchen, daß das Publikum von der Verantwortung in Börsendingen möglichst zu entlasten sei. Man sucht in dieser Beziehung einen regelrechten Ausnahmezustand zu schaffen: während sonst im Leben Jeder für seine Fehler sich und Anderen gegenüber selbst aufzukommen hat, soll es speziell in Börsendingen gestattet sein, jede Dummheit straflos zu begehen, indem Andere dafür verantwortlich gemacht werden. Dieser Strömung genügt für die Schaffung von Börsengesetzen die bloße Thatsache, daß das Publikum Geld verloren hat. Motivirt doch auch der neue Börsengesetzentwurf die Reformbedürftigkeit des Emissionswesens ganz treuherzig mit den namhaften Verlusten, welche das Publikum in den letzten Jahren an exotischen Papieren erlitten hat.

Selbstverständlich spricht das thörichte Verhalten des Publikums bei Börsengeschäften nicht diejenigen frei, welche sich dieses Moment in der ausgiebigsten Weise zu nutze machen, um Kapital daraus zu schlagen. Was in mancher Beziehung als ein Milderungsgrund für das Verhalten des Publikums bezeichnet werden kann, ist zunächst die Art und Weise, wie bei derartigen Operationen seitens der betheiligten Finanzmächte vorgegangen wird. Während sonst bei Bankerotten die Gläubiger um ihre Zustimmung befragt werden, kommt man bei solchen „exotischen" Bankerottregulirungen mit einem fertigen Finanzprojekt und hält es dem Gläubiger nach dem bekannten: Friß Vogel oder stirb! unter die Augen. Und da der Gläubiger in der That glaubt, sterben zu müssen, wenn er nicht auf die Vorschläge eingeht, so acceptirt er den hingeworfenen Brocken: er „konvertirt". Es findet somit eine Art Ueberrumpelung des Publikums statt, die freilich in letzter Instanz auch nur auf die Verzagtheit der Kapitalisten gegründet ist.

Ein zweiter Grund für das Gelingen mancher anfechtbarer Finanzgeschäfte ist die Haltung der Presse. Als vor mehreren Jahren — es war noch zur Zeit der weniger freundlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland — der Versuch gemacht wurde, eine russische Anleihe in Berlin aufzulegen, erhob sich in den Blättern der verschiedensten Parteischattirungen ein starker Protest und das Emissionsprojekt fiel ins Wasser. Es hat sich also damals gezeigt, daß die Presse stark genug war, um einen Einfluß auf die Finanzmächte auszuüben. Dagegen hat beispielsweise in dem Fall mit Serbien die Presse — mit verschwindenden Ausnahmen — Alles gethan, um den Erfolg der Finanzoperation herbeizuführen. Da waren zunächst jene Blätter, die aus sehr substanziellen Gründen „fanden", daß die serbische Konversion aus purer Liebe zu den Staatsgläubigern ins Werk gesetzt sei. Allein was man auch von der Haltung dieser Organe denken mag, immer sind sie noch konsequenter als das Gros der reaktionären Blätter. Diese letzteren sind bekanntlich stets im Vordertreffen, wenn es sich darum handelt, der Börse mit Gesetzen zu Leibe zu gehen; kommt aber einmal ein konkreter Fall, der eine objektive Kritik erfordert, dann — ja dann drucken diese Blätter erst den Prospekt für schweres Geld ab, „besprechen" darauf die Transaktion durch — Abdruck eines von den *Interessenten* verabreichten Communiqués und reformiren, wenn die Sache schief geht, hinterher die Börse! Das ist, wie man sieht, volksthümlich und finanziell in einem Athem! Dabei dürfte der Abdruck des betreffenden Communiqués in der Regel nicht einmal auf einen Mangel an Integrität zurückzuführen sein; sicher aber auch nicht auf einen Ueberfluß an Sachkenntniß, wie ja überhaupt Sachkenntniß in Börsendingen nach Anschauung gewisser Kreise genügt, um den Charakter des Betreffenden verdächtig zu machen. Eine andere Kategorie von Blättern fällt zwar in moralischer Entrüstung über die Finanzoperation her, um gleichzeitig dem Gläubiger deren Annahme zu empfehlen, da er ja einem derartigen Gewaltstreich gegenüber doch machtlos sei. Durch diese Methode salvirt man sich einerseits seinen Lesern gegenüber, die für dergleichen Redensarten eine besondere Empfänglichkeit besitzen, ohne andererseits die Interessen der betheiligten Finanzmächte zu verletzen. Denn die Angriffe an sich geniren die letzteren gar nicht, sofern die Dichtung, um mit Heine zu reden, „nur so allgemein wie möglich" gehalten ist. Nur keine sachlichen Einwendungen gegen die Operation! Das Gediegenste leistete aber bei der serbischen Konversion ein großes rheinisches Centrumsblatt, die „Kölnische Volkszeitung". Dieselbe schnitt einzelne Partien aus den Aufsätzen dieser Zeitschrift, sowie aus einem Artikel der „Kölnischen Zeitung" heraus, klebte diese Ausschnitte ohne jede Quellenangabe alternirend unter einander und plaidirte auf Grund dieses „Originalartikels" für eine Börsenreform! Ist das nicht vorurtheilsfrei? In demselben Athemzuge, in dem man fremdes Eigenthum für eigenes ausgibt, macht man Front gegen die Auswüchse der Börse! Und jetzt, da dasjenige einzutreten droht, worauf wir von Anfang an hinwiesen, jetzt, da die Verkäuflichkeit des neuen Besitzes immer fraglicher wird, jetzt plaidiren sogar einige Blätter für bedingslose Erfüllung alles dessen, was Serbien verlangt und werfen dem Börsenkommissariat wegen seiner Haltung in dieser Sache Prinzipienreiterei vor! Natürlich! Wie konnte man nur von Serbien Konzessionen verlangen! Die Gläubiger haben die Verpflichtung, sich programmgemäß übers Ohr hauen zu lassen; Herr Popovicz „verordnet" und die Börsenbehörde hat sich danach zu richten, oder sie hat keine Ahnung von ihren Obliegenheiten. So ungefähr machen manche deutsche Blätter einem fremden Raubstaate die Sachlage klar. Aufgabe der Presse wäre es unseres Erachtens gewesen, das Publikum rechtzeitig auf die eingetretene Gefahr aufmerksam zu machen, nicht aber die Politik des stillen Geschorenwerdens zu empfehlen.

Es gehört schon ein starker gesetzgeberischer Optimismus dazu, um nach diesem jüngsten Kapitel der exotischen Papiere sich noch für gesetzliche Reformen auf diesem Gebiete begeistern zu können. Zunächst zeigt die Entwicklung dieser Angelegenheit, daß das Publikum ein derartiges Gesetz *gar nicht angewendet hätte*, da die Gläubiger nicht nur keinen Widerspruch gegen den Gewaltstreich erhoben, sondern, wie dargelegt, dessen Ausführung förmlich *unterstützten*. Allein gesetzt, die Gläubiger würden, in dem Bewußtsein, an dem Gesetze einen Rückhalt zu besitzen, sich zu einem entschiedeneren Vorgehen aufgerafft haben, was hätte ihnen dann das neue Gesetz nützen können? Der Entwurf macht die Emissionshäuser haftpflichtig für *unrichtige Angaben*, wenn das Emissionshaus dieselben kannte oder ohne grobes Verschulden hätte kennen müssen, sowie für *bösliches Verschweigen wesentlicher Thatsachen*. Was soll nun beispielsweise der Besitzer eines serbischen Papieres mit einer solchen Bestimmung anfangen? Sind in den damaligen Prospekten überhaupt unrichtige oder unvollständige Angaben gemacht worden? Keineswegs, im Gegentheil haben die damaligen Prospekte die thatsächlichen Verhältnisse mit einer wahrhaft epischen Breite wiedergegeben. Allein mit derselben Gewissensruhe, mit der Serbien damals die Staatsschuldner über seine Verhältnisse informirte, hat es heute seine Versprechungen nicht gehalten. Sollen nun vielleicht die auswärtigen Schuldner sich in den Prospekten ausdrücklich verpflichten, ihre Gläubiger nicht vor Ablauf einer gewissen Zeit zu hintergehen? Oder soll der Richter es vielleicht als bösliches Verschweigen wesentlicher Thatsachen auslegen, wenn Serbien diese Absicht in den damaligen Prospekten unterdrückte? Wir glauben es ja auch, daß Serbien die redliche Absicht — man nennt das ja wohl jetzt dolus eventualis — hatte, die Gläubiger gelegentlich einmal, wenn wir uns so ausdrücken sollen, mit einer ganz neuen Konversionsmethode bekannt zu machen; zu *beweisen* aber, daß diese Absicht erstens bestand und daß sie zweitens den Emittenten bekannt war, oder ohne grobes Verschulden hätte bekannt sein müssen — das zu beweisen dürfte in der That doch nicht so einfach erscheinen.

Was berechtigt überhaupt zu der Annahme, daß das

neue Börsengesetz die Wiederkehr auch nur einiger derjenigen Vorkommnisse verhindern werde, welche sich bisher auf diesem Gebiete des Börsenwesens abgespielt haben? Lassen wir doch einmal das Publikum selbst reden. Als vor mehreren Jahren Argentinien dem Bankerotte verfiel, traten auch vereinzelt Bestrebungen hervor, das Emissionshaus haftpflichtig zu machen, weil — die Coupons bei der Emissionsstelle „zahlbar seien". Als in Griechenland der Zusammenbruch erfolgte, nannte man Herrn Trikupis einen Räuberhauptmann und beschwerte sich bei dem Herrn Reichskanzler, daß — nun erbitten wir die besondere Aufmerksamkeit unserer Leser — eine preußische Prinzessin den griechischen Thronfolger geheirathet habe! Als Portugal insolvent wurde, bildete sich gleichfalls ein Schutzkomittee, um lärmende Proteste gegen die Vergewaltigung zu erlassen. Aber hat man jemals etwas von einer Thatsache gehört, welche ein Vorgehen im Sinne des neuen Börsengesetzentwurfs möglich gemacht hätte, hat man jemals, darauf kommt es doch an, gehört, daß unwahre oder unrichtige Angaben in den Prospekten enthalten waren? Zu einem Falle allerdings — es handelte sich damals um eine portugiesische Eisenbahnanleihe — entsprachen die betreffenden Veröffentlichungen in der That nicht den wirklichen Verhältnissen. Aber diese Angaben ermöglichten schon auf Grund der bestehenden Gesetze ein Vorgehen, und thatsächlich entschlossen sich auch die Gläubiger gegen die Emissionsstelle zu prozessiren. Eines Tages aber war die Sache aus, weil — nun weil der betreffende Advokat den Kostenvorschuß nicht erhalten hatte. Sollen nun vielleicht die Advokaten durch Gesetz verpflichtet werden, Börsenprozesse umsonst zu führen? Ach, alle Diskussionen darüber, wie man es dem Publikum recht machen könnte, erübrigten sich, wenn man sich nur klar machen wollte, wie sich überhaupt das Publikum eine Haftpflicht der Emissionshäuser vorzustellen versucht sein dürfte. Glaubt man etwa, das Publikum würde die neuen Gesetze studiren? Wer die Bequemlichkeit des Publikums in finanziellen Dingen kennt, wer sich in seine — gelinde gesagt — naive Anschauungsweise in Börsenangelegenheiten zu versetzen vermag, der weiß daß ihm die bloße Bezeichnung: Haftung der Emissionshäuser genügt, um sich diese Haftung in der Weise vorzustellen, daß, sobald der Besitz exotischer Werthe mit einem Verlust verknüpft ist, am andern Tage das Emissionshaus in der Behausung des betreffenden Kapitalisten erscheint und ihm die Differenz baar auf den Tisch aufzählt. Daß auch unter dem neuen Gesetze Prozesse zu führen sind, daß Unkosten entstehen, daß weitläufige Erhebungen anzustellen, daß überhaupt selbst bei einem erfolgversprechenden Vorgehen eine Unzahl von Vorbedingungen zu erfüllen sind, deren Regulirung zu der Schwerfälligkeit des Publikums passen, wie die Faust aufs Auge, das wird dem Kapitalisten niemals einleuchten; ihm erscheint die „Haftung der Emissionshäuser" als ein „Tischchen deck dich", welches sich ohne Weiteres mit denjenigen Differenzen bedeckt, welche, gleichviel, wann, wie oder wo, an exotischen Papieren verloren wurden. Nun mögen diejenigen, die mit Gesetzen helfen zu können vermeinen, ein Emissionsgesetz schaffen. Was aber eine Vorstellung des Publikums, wie die oben beschriebene, für Unheil anrichten kann, was sie für die ursprüngliche Betheiligung des Publikums bei den Emissionen besagen will, brauchen wir hoffentlich selbst dem überzeugtesten Anhänger des neuen Gesetzentwurfs nicht weiter auseinandersetzen.

So lange mithin das Publikum seine Haltung nicht ändert, dürften neue Gesetze auf diesem Gebiete nicht nur keinen Nutzen bringen, sondern insofern geradezu von Uebel sein, als sie bei dem Publikum eine Vorstellung erwecken, als ob es fortan gegen alle Gefahren an der Börse geschützt sei und weil sie in Folge dessen bewirken, daß dasselbe noch unkritischer als bisher zu Werke geht. Andererseits wird die Börse schon um deswillen gut thun, keine finanziellen Excesse zu begehen, weil sie nicht erwarten darf, daß derjenige, der Anfangs nicht genug Urtheilskraft besaß, um sich gegen Uebervortheilung an der Börse zu schützen, hinterher Urtheilskraft genug besitzen wird, um sich für tiefsinnige Deduktionen über die volkswirthschaftliche Nothwendigkeit der Börse zu begeistern. Wenn man daher dem Kapitalistenpublikum nur rathen kann, von Anfang an kritischer zu Werke zu gehen und bei etwaigen Ueberfällen sich seiner Haut zu wehren, so wird andererseits schon die politische Klugheit der Börse sagen müssen, ihr Haus möglichst rein zu halten.

Ernst Heinemann.

Ein Dichter der rothen Erde.

Es war im November des Jahres 1888, als eines Abends in einem behaglichen Kneipzimmer der Leipzigerstraße eine Schaar junger Studenten den Semesterbeginn ihres litterarischen Vereins bei Bier, Tabak und gescheiten Gesprächen fröhlich feierte. Da öffnete sich die Thür, und ein Fremder trat ein. Es war eine kernige, mittelgroße Gestalt; eine frische Röthe lag auf den eckigen Zügen des ehrlichen Gesichts und in den klaren hellen Augen, über denen sich die breite Stirne vorwärts drängte; in starken Strähnen zog sich das blonde Haar vom Scheitel, um am Nacken und über den Ohren sich leise zu kräuseln, und ein paar eigensinnige gelbe Bartstoppeln saßen über dem ausdrucksvollen Munde mit den vollen Lippen. Er stellte sich vor: Julius Petri. Gern ward ihm Gastfreundschaft gewährt, und bald war er in seiner ruhigen klugen Art an dem Gespräche eifrig betheiligt. Wir anderen aber hatten bald heraus, daß der Fremde da mehr sei als wir. Und nach kurzer Zeit, als wir ihn noch näher kennen gelernt hatten, war es ganz selbstverständlich, daß er als der Erste unter uns galt. Er gehörte zu den jungen Männern, von denen die Altersgenossen die felsenfeste, unerschütterliche Ueberzeugung haben, daß sie einmal Großes leisten werden, lange bevor bestimmte Proben ihrer Fähigkeiten die Beweise liefern.

Und wieder war es im November, sechs Jahre später. Es war ein öder, grauer Herbsttag, und ein kalter Wind schüttelte unwirsch die kahlen Zweige. Da standen wir auf dem Friedhof; die Thränen steckten uns in der Kehle; und wir warfen traurigen Herzens den Sand auf Julius Petri's Sarg in das frische Grab hinunter. Wir hatten in der kurzen Zwischenzeit voll stolzer Freude gesehen, daß unser Gefühl uns nicht betrogen. Aus jugendlichen Versuchen heraus war ein Dichter hervorgewachsen, auf den man hörte. Ein Roman hatte seinem Namen Ehre und Klang gebracht. Und eben hatte er, der tapfer und fröhlich mit allen Schwierigkeiten gefochten, einen Platz in der Redaktion der „Deutschen Rundschau" gewonnen, von dem aus er nun, äußerer Sorgen ledig, arbeitsfroh in die Zukunft sah, — da legte sich der Schatten des Todes über seine blühende Jugend. Mit starkem Herzen sah er sein Ende herankommen; dem Freunde, der an seinem Bette wachte, diktirte er an einen anderen seiner Lieben die furchtbaren Worte: „Noch einen herzlichen Gruß sendet Ihnen vor dem Tode Ihr —" und setzte seinen Namen darunter. Am Abend desselben Tages ist er gestorben.

Und nun, nach einem Jahre, da wieder die Herbstessonne auf braune und rothe Blätter scheint, ist ein Buch erschienen, das uns die schönsten Stücke aus Julius Petri's Nachlaß bietet.*) Professor Erich Schmidt, der dem Dichter ein Lehrer und ein treuer Freund zugleich gewesen, der ihm am Grabe noch ein letztes inniges Lebewohl zugerufen hat, sichtete die Manuskripte und leitete die Ausgabe, der er im Vorwort ein kurzes Lebensbild beifügte; der Verleger der „Deutschen Rundschau" erfüllte mit der Uebernahme des Bandes eine schöne Pflicht.

*) Rothe Erde. Von Julius Petri. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Erich Schmidt. Berlin. Gebrüder Paetel.

„Rothe Erde" haben die Freunde diesen Band genannt. Denn in der rothen Erde Westfalens, wo Petri, zu Lippstadt 1868, das Licht der Welt erblickte, wurzelte seine dichterische Kraft wie seine Persönlichkeit. In seinen Erzählungen und Dramen kommen wiederholt Menschen vor mit rauher Außenseite und schroffer Kürze, die „es aber nicht so meinen": so war er selbst. Kurz angebunden und ohne glatte Liebenswürdigkeit, aber mit einem goldenen Herzen voll Rechtlichkeit, Treue und Pflichtgefühl. Auf rother Erde sind auch die Geschöpfe gewachsen, denen er in seinen Dichtungen Leben lieh. Die kleine Stadt des Heimathlandes ist der Schauplatz seines Erstlingsromans „Pater peccavi", fast aller seiner kleineren Erzählungen, seines ersten Dramas „Die Jüdin", das er selbst als mißlungen bei Seite legte, und das darum mit Recht in den Nachlaßband nicht aufgenommen wurde; in der kleinen Stadt spielt auch das interessante Fragment des zweiten Romans, das der Herausgeber nach der Hauptperson „Dora" getauft hat. Mit behaglichem Humor wußte Petri das Philisterthum der Kleinstädter, ihr Gezänk und ihr Wichtigthun, ihre Prüderie und ihre Bornirtheit, ihre Absonderlichkeiten und Verschrobenheiten zu schildern, aber auch mit feinem Empfinden das stille Glück der guten Ruhe, die kleinen beschaulichen Lebensphilosophen, die dort wohl gedeihen. Da gibt es Partien, die an die Kunst Gottfried Keller's von weitem erinnern, und die Gestalten des Martin Salander und die Bewohner der ehrsamen Stadt Seldwyla tauchen in der Ferne vor unserem Blicke auf. Ein gemeinsames Band scheint die einzelnen Erzählungen zu umschließen. Manche Namen gar aus dieser treffen wir in jener wieder: der Schäfer Berndt und der Lehrer Hötter begegnen bald hier, bald dort.

Mit ganzer Seele nahm Petri, der westfälische Protestant, Theil an dem tiefgehenden religiösen Zwiespalt zwischen Katholiken und Evangelischen, die in seiner Heimath in wildem Haß mit einander in Streit liegen, und an den erbitterten Kämpfen zwischen den Altkatholiken und ihren Gegnern. „Pater peccavi", sein erstes Werk (1892), ist ganz erfüllt von dem religiösen Element; mit scharfer psychologischer Sonde drang er auf den Kern und zeigte mit offenem Freimuth, der ihm manche gehässige Anfeindung in seiner Vaterstadt zugezogen hat, was er gesehen und erlebt hatte. Mit bewunderungswürdiger Knappheit, die von einer im Erstlingswerke so oft vermißten Selbstzucht, von einer seltenen Reife zeugte, gab er hier auf kleinem Raume ein ausgezeichnetes Kulturbild, aus dessen Hintergrund sich die einzelnen Persönlichkeiten loslösten und lebensvoll heraushoben: der junge Priester, der starr und fest auf dem Grunde des zweifellosen Glaubens steht, der haltlose Schwächling, der den Boden unter den Füßen verliert und, nach einer Stütze für seinen zerrütteten Sinn suchend, reuig das Pater peccavi sagt, und der alte Mathias, der aus seinem Kinderherzen seine eigene Religion und seinen eigenen Gottesdienst sich geschaffen hat. Eine ganze Reihe kleinerer Erzählungen von ähnlicher Art sollte ein Sammelband umfassen, zu dessen Titel er das Pilatuswort „Was ist Wahrheit?" gewählt hatte. Der Nachlaßband bringt uns einige; und es sind kostbare Stücke darunter. Mit fester Hand greift Petri in die Fülle der seelischen Probleme, die sich hier ihm bietet. Denn nur auf sie und auf die lebendigen Gestalten, die sie durchkämpfen, kam es ihm an. Nichts lag ihm ferner als Tendenz und einseitige Parteinahme, wenn sich auch der heiße Drang nach Freiheit des Gewissens und der Gedanken nicht ganz zurückdämmen ließ. Wie er selbst im Innersten empfand, das zeigt uns die Erzählung „Christus am Kreuz", die kleine Geschichte von dem zweifelnden Kaplan, dem das Bild des gekreuzigten Gottessohns den Weg zur wahren Pflicht weist: zur Pflicht, die Wahrheit offen zu bekennen, die er fühlt, zur Pflicht, für seine Ueberzeugung gegen die Welt zu kämpfen und das Priesterkleid abzuwerfen; denn so nur erfüllt er die Worte des Herrn „Nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach!"

Der äußere Kreis, den Julius Petri überschaute, war nicht gar groß. Denn neben der Heimath und Berlin hat er, außer Hannover, wo er ein Jahr weilte, und Mannheim, wo ihn treue Freundschaft fesselte, kaum viel gesehen. Das Neue, Großartige, das ihm die Hauptstadt des Reiches und ihr brausendes Leben boten, lockte ihn nicht zur Schilderung; er fühlte, daß er hier im Grunde doch ein Fremder war, daß er immer der Westfale blieb. Nur aus seiner ersten Berliner Zeit findet sich unter seinen Papieren eine freilich noch sehr unreife, von heißer Leidenschaft erfüllte studentische Liebesgeschichte: „Ein Schritt ins Leben". Sonst aber erscheint die gewaltige Stadt nur von fern her in seiner westfälischen Landschaft; so in dem Romanfragment „Dora", wo die verlorene Tochter nach dem Tode des Vaters aus Berlin in die Vaterstadt zurückkehrt; so in der „Jüdin", wo der freidenkende Sohn die Tochter eines jüdischen Berliner Schwindlers, der sich der Strafe durch Selbstmord entzogen hat, als Braut in das Haus der Mutter führen will, ohne die Vorurtheile der Seinigen überwinden zu können; so auch in dem machtvollen, packenden Drama „Bauernblut", Petri's bester Schöpfung, der Krone des Nachlaßbandes. Das ist ein echtes Gewächs der rothen Erde, ein Bauernschauspiel von ergreifender Kraft, in dem der Dichter, aber durchaus ohne seine Selbständigkeit und Eigenart aufzugeben, in den Bahnen von Gerhart Hauptmann's „Vor Sonnenaufgang" wandelt. Der Großknecht hat mit Schmeichelreden sich in die Gunst der alternden Wittwe, der Eigenthümerin des Hofes, geschwatzt: nun, da er Bauer geworden, will er, ein brutaler Parvenu, den Herrn spielen, und höhnt sein Weib. Aber ihr Sohn aus der ersten Ehe kommt von der Universität zurück an den Hof, und als er es sehen muß, wie der Stiefvater die Mutter mit der Peitsche schlägt, da erwacht das Bauernblut, und mit dem Beile spaltet er ihm den Schädel. Wie die Ereignisse langsam emporwachsen, wie der Bauernhof mit seinen Insassen und Geräthen vor unseren Augen sich erhebt, wie dann der Mörder aus Mitleid mit einem Unschuldigen, den sie als Thäter festgenommen haben, schließlich selbst die That gesteht, — das alles ist voll erschütternder Wahrheit, ein Probestück ungewöhnlicher dramatischer Begabung. Es wäre sicherlich kein Mißerfolg, wenn ein Theaterleiter nach geringfügigen Aenderungen diesem Schauspiel zum Bühnenleben verhelfen würde.

Was in dem Bauerndrama die bewegende Kraft ist, was den jungen Fritz Höntrup zum Morde treibt, ist die große heilige Liebe zu der Mutter. Und neben die westfälische Landesart und die religiösen Kämpfe stellt sich in allen Schöpfungen Petri's als drittes Hauptelement dieser Zug, die unendliche und unvergängliche Liebe zur Mutter, die dem Dichter selbst das Herz so warm und treu erfüllte. Ueberall und überall klingt dies Motiv an, bald laut und in vollen Tönen als Hauptakkord und leitende Melodie, bald leise und zart, nur als Begleitung. Der Mutter sollte auch der Novellenband gewidmet werden; zu ihr spricht manches schöne Gedicht.

Auch die Lyrik Petri's erzählt von der rothen Erde, von der weiten Senne mit den Sümpfen und stillen Wassern, von dem braunen Buschwerk der Haide und den Geistergestalten, die dort leben und schweben. Der Woden zieht in pfeifender Sturmnacht über Sträucher und Moore, und die „witten Jungfrauen" wallen über den Kolk. Im Walde aber hausen grausige Werwölfe, die unheimlichen Verwandten der Menschen. Der Dichter kennt das alte Sachsenland mit seiner herben Schönheit. Wie oft mag er, den knorrigen Knüttel in der Hand, wie er es hie und da schildert, in den heimathlichen Fluren umhergestreift sein, Kopf und Herz zum Springen voll. Seine Lieder zeugen davon.

Aber noch andere Töne erklingen hier. Trotzige, wilde Gedichte birgt der handschriftliche Nachlaß, die sich zur Aufnahme in das Buch freilich als nicht geeignet erwiesen. Aber für die Beurtheilung des Menschen bieten sie eine werthvolle Ergänzung. Empörte Prometheusstimmungen und groteske Kühnheiten, die wir sonst nicht von ihm hören, sprudeln da hervor. Grimmig macht sich der Zorn Luft gegen Heuchelei und kleinlichen Sinn. Und gegenüber dem

sinnlosen Getriebe und thörichten Hasten der Menschen erscheint der Tod, das „herrlichste Gut“, das Gott ihnen verlieh, und das die Thoren verschmähen, — der Tod, den er anbetet als den Herrscher der Erde, und der ihm „weltdurchdonnernd“ entgegengrollt: „Ich bin der Herr, dein Gott! Du sollst nicht andre Götter haben neben mir!“

Weiter noch als in diesen phantastischen Gedichten entfernte sich Petri in einem Operntexte, den er für seinen Freund, den Kapellmeister Waldemar von Baußnern, 1894 schrieb, von dem eigentlichen Gebiete seiner Kraft. In diesem Werke, „Dichter und Welt“, begab er sich ganz vom festen Boden seiner rothen Erde in eine ideale Ferne, so weit freilich, daß er an manchen Stellen fast jeden Halt verlor und sich ins Allgemeine, Unfaßliche verflieg. Aber auch hier finden sich noch wundervolle Partien von hoher dichterischer Schönheit; daneben allerdings manches Ungeschickte und Verfehlte. Zeichen der Unreife finden sich gewiß an vielen Punkten noch in Petri's Werken; und mit Fug sagt Erich Schmidt im Vorwort seiner Ausgabe, daß wir mit dem Dahingeschiedenen „noch keinen reichen Besitz, aber schöne Hoffnungen in die Mutter Erde betteten“. Kritikloses Rühmen wäre hier am wenigsten am Platze. Man würde Julius Petri's Andenken damit einen schlechten Dienst erweisen. Denn er selbst besaß ein seltenes Maß von scharfer unerbittlicher Selbstkritik; unablässig hat er an sich und seinen Plänen gearbeitet, unermüdlich sich geprüft und selbst sich in strenge Zucht genommen. Dem Dichter Otto Ludwig, dessen Fragmente und verworrene Pläne, Entwürfe und Skizzen zu den Dramen von der „Agnes Bernauerin“ Petri in seiner vortrefflichen Doktordissertation untersuchte, machte er sich in manchem Zuge nahe fühlen. Er grübelte nach über die Gesetze des „dichterischen Schaffens“ und sprach seine Gedanken darüber in einigen Aufsätzen aus. Aber er besaß auch nicht zu viel von dem gefährlichen Heilkraut der Selbstkritik; nicht so viel, daß seine Produktivität darunter gelitten hätte.

Seine starke, geschlossene, in sich gefestete Persönlichkeit hätte sich durchgerungen! Erfüllt von keimenden Plänen und sehnsüchtiger Schaffenslust, mußte er scheiden. Auf dem Todtenbette seufzte er, er habe gehofft, der Welt noch Manches zu sagen. Er war ein kraftvolles, männliches Talent; nicht angekränkelt von einem Hauche fauliger Müdigkeit, nicht ein überkultivirter Genießer, nicht ein schwächlicher Seufzender; er war gesund bis in die Knochen. Und solche gesunden, kräftigen, männlichen Talente thäten unserer jungen deutschen Dichtung ach! so sehr Noth!

Traurigen Herzens treten wir in diesen Tagen an Julius Petri's Grab, in dem er nun ein Jahr fast ruht, und legen still einen frischen Kranz darauf.

Max Osborn.

Der Kapellmeister Felix Weingartner im Mantel des Philosophen.*)

Die Zeiten werden immer wundersamer; die Kapellmeister fangen an tiefgründige philosophische Bücher zu schreiben. Daß alsbald unsere Philosophen nach dem Taktstock greifen werden, um die Lücke auszufüllen, die durch die philosophirenden Kapellmeister entsteht, wollen wir nicht hoffen in Anbetracht des Erfolges, den Herrn Weingartner bei diesem chassez-croisez erzielt hat.

Die Stellung unserer modernen Künstler zur philosophischen Aesthetik ist charakteristisch. Offiziell wird gewettert und getobt, die Aesthetik tauge nichts, sie locke keinen Hund vom Ofen, sie verleite zu grauer Theorie und ertödte alle Künstlerschaft. Hinten herum zollen aber doch alle die, die überhaupt über das Wesen ihrer Kunst nachzudenken sich gedrungen fühlen — und das sind nicht die Schlechtesten — der geschmähten Wissenschaft ihren Tribut.

Wie die Schmetterlinge um das Licht, so flattern sie um den leuchtenden Punkt, immer wieder angezogen und abgestoßen zugleich.

Felix Weingartner gebricht es nun eigentlich schon an der ersten Vorbedingung, die der zu erfüllen hat, der mit einem schriftstellerischen Erzeugniß vor die Oeffentlichkeit treten will: nämlich an einer, wenn auch nicht glänzenden, so doch wenigstens fehlerfreien und klaren Sprache.

Man lese den Hymnus auf Richard Wagner:

„Wagner's große Bedeutung liegt nicht darin, daß er die alte Opernform muthwillig zertrümmert und willkürlich eine neue Form erschaffen hat, sondern darin, daß er die einzig möglichen Beziehungen zwischen Dichtung, Musik und Darstellung aufgedeckt und aus der Erkenntniß dieser Beziehungen die Grundprinzipien für das echte musikalisch dramatische Kunstwerk abgeleitet, zugleich aber durch seine Schöpfungen die Richtigkeit und Lebensfähigkeit obiger Prinzipien bewiesen hat, indem er als Dichter nicht schaale Operntexte, sondern wirkliche, lebensvolle Dramen schuf, welche aber schon die Eigenschaft in sich trugen, aus musikalischem Geiste herausgedichtet zu sein, so daß er als Musiker diesen Dichtungen einen klanglichen Ausdruck verleihen konnte, welcher ihrem Inhalte auf das vollkommenste entsprach, sowie er auch durch seine enorme Fähigkeit als Regisseur und Dirigent im Stande war, unter günstigen Bedingungen, vor allem in München 1865 und 1868, sowie in Bayreuth 1876 und 1882 Aufführungnn seiner Werke zu veranstalten, welche dem von mir oben geschilderten Ideal wohl nahezu vollkommen entsprochen haben“.

So zu lesen auf Seite 34 des Weingartner'schen Buches.

Der Liebe widmet Weingartner gleichfalls einige tief empfundene Zeilen, der Liebe, „jenem Gefühl, welches, wenn ihm auch der Geschlechtstrieb zu Grunde liegt, doch zum nicht geringen Theil auf der Werthschätzung der Herzensbildung der geliebten Person beruht, weshalb er auch bei den auf der niedrigsten Stufe stehenden Völkern, sowie selbst in kultivirten Ländern bei verrohten Naturen nicht vorkommt“.

Aber auch im Uebrigen sind bei Weingartner alle Merkzeichen des Dilettantismus gegeben: die Disposition, die anfangs scheinbar vorhanden, verliert sich alsbald ins Aschgraue. Die schwierigsten ästhetischen Probleme, mit denen er sich nach des Tages Last und Mühe gelegentlich einmal bekannt gemacht hat, greift Weingartner auf und erledigt sie mit der Miene der unbedingten Ueberlegenheit und Sicherheit, ohne dabei, gleich einem spielenden Kinde, die Gefahren auch nur zu ahnen, die ihn bedrohen und denen er schließlich zum Opfer fällt.

Weingartner schrieb seine Abhandlung, um darzuthun, daß die Idee der Erlösung der höchste Vorwurf der Kunst und das musikalische Drama insbesondere dazu berufen sei, diesen höchsten Stoff in der Vollendung zu gestalten. Damit der Leser gleich zu Anfang fühle, daß sich der Verfasser auf dem kühn betretenen Gebiete völlig zu Hause fühlt, gibt Weingartner in knappen Zügen eine Geschichte der Philosophie, sowie sie sich in seinem Kopfe spiegelt, und dekretirt, daß „einzig und allein von der Stelle aus, wo sich Arthur Schopenhauer mit den alten Indiern über Jahrtausende hin die Hand reicht, weitere philosophische Forschungen ausgehen können“.

Nachdem solchergestalt eine philosophische Basis gewonnen ist, springt Weingartner kurzer Hand zu seinem zweiten Hauptgegenstande über, zur Musik, um uns zu erzählen, wie er sich ihre Entstehung denkt. Wie ergebnißversprechend könnte eine solche Untersuchung, die ein großer Musikkenner vornimmt, erscheinen.

Bei Weingartner hat eine Phantasie voll Schwung zu ersetzen, was an positiven Kenntnissen fehlt, und ehe wir

*) Die Lehre von der Wiedergeburt und das musikalische Drama nebst dem Entwurf eines Mysteriums „die Erlösung“ von Felix Weingartner. Kiel und Leipzig, Lipsius und Fischer.

uns dessen versehen, sind wir mitten drin im Gesammtkunstwerk, in seiner Blüthe, seinem Verfall und seiner Wiederaufrichtung durch Richard Wagner.

Weingartner hat Schopenhauer gelesen und er ist sich sehr klar darüber, was der Lehre des Meisters zu ihrer Vollendung gebricht. Es genügt durchaus nicht, die Musik nur zu einem Abbilde des Willens selbst mit Ueberspringung der Ideen zu stempeln nein, es bedarf einer tiefer gehenden und gründlicheren Fundirung. Diese Neufundirung ist aber nur möglich „durch die Annahme eines metaphysischen Vorganges, welcher allein eine ausreichende Erklärung für die Möglichkeit dieser geheimnißvollen Kunst zu geben scheint".

Weingartner macht die Musik damit zum Gipfelpunkte alles Geisteslebens, zur Vollenderin der — Philosophie!

Bei diesem Fluge bietet sich leicht auch eine Gelegenheit, sich gründlich über die Lehre von der Wiedergeburt bei den Indiern auszusprechen und Jesus Christus den ihm gebührenden Platz in der Menschheitsentwicklung anzuweisen.

Summa summarum: da die Idee der Erlösung selbst bei Richard Wagner noch nicht ihren wahren Ausdruck gefunden hat, so ist es die höchste Aufgabe des Musikers der Gegenwart, das bisher Versäumte nachzuholen und ein Musikdrama zu schreiben, das diese höchste aller Aufgaben löst.

Damit nun aber der Theorie die praktische Bethätigung nicht fehle, legt Weingartner gleich den Entwurf zu diesem Idealkunstwerk der Zukunft bei. Es soll das ein Mysterium werden, welches drei Abende füllt und dessen Idee nicht gerade originell ist.

Der erste Abend bringt eine Kain-Tragödie. Kain erschlägt Abel aus Eifersucht und sucht, von Verzweiflung gefoltert, den Tod in den Wassern der Sintfluth: „Ist auch der Tod nicht Vernichtung, so bringt er doch Vergessen. Dieses hoff' ich von ihm".

Der zweite Abend ist ein Trauerspiel, dessen Mittelpunkt Jesus Christus. Wir treffen einige alte Bekannte: Kain ist wiedergeboren als Judas Ischarioth, der Vater Noah als Johannes der Täufer, der böse Dämon als der Herodias Tochter Salome. Der Gang der Handlung ist den Hauptzügen nach der Tragödie des neuen Testaments: Jesus stirbt am Kreuz, Judas „stürzt ab".

Der dritte Abend bringt uns dieselben Seelen noch einmal in neuer Gestalt. Kain ist Ahasoerus geworden und beherrscht als König die Welt. Ein Weib jedoch bringt seine Macht zu Fall und Ahasoer pilgert nun als „milder Greis" durch die Lande. In Indien trifft er Metteya, den letzten Buddha, der am Ende aller Zeiten erwartet wird, und der ihn nun darüber aufklärt, daß er, jetzt Ahasoer, einst Judas und Kain gewesen sei. „Und wer warst Du?" frägt Ahasoer-Judas-Kain. „Dein Bruder Abel", antwortet Metteya, „den Du an dieser Stelle einst erschlagen hast". Natürlich ist Ahasoer über diese neu entdeckte Verwandtschaft tief gerührt, er sinkt in die Arme des Metteya, das Ende alles Seins ist gekommen, es gibt keine Wiedergeburten mehr und die Musik deutet das an, so gut sie eben kann.

„Was der philosophischen Forschung unmöglich wäre, nämlich zu entdecken, wie der vergangene oder der zukünftige Lebenslauf eines Wesens beschaffen sei, das wird der Künstler in einem reinen, erhabenen Bilde darzustellen im Stande sein".

Eine solche Arbeit hat ihr psychologisches Interesse, sie ist ein neuer Beweis für die alte Erfahrung, daß ganz hervorragend künstlerisch beanlagte Menschen gleichwohl über das Wesen ihrer Kunst sich vollständig im Unklaren befinden können; dieses Buch zeigt aber auch die Weiterentwicklung Wagner'scher Keime, nämlich das bedenkliche Selbstbewußtsein, mit dem Musiker alle Fragen dieser und jener Welt aus der Tiefe ihrer wissenschaftlichen Naivetät zu lösen unternehmen.

Schade, daß ein Mann wie Felix Weingartner sich auf solche Abwege verliert. Damit er seine werthvollen Kräfte, der Kunst, für die er geboren, nicht entzieht, muß man ihm zurufen: Meister, bleib bei deinem Taktstock.

Paul Moos

Felix Dörmann: Gelächter. Dresden, Leipzig und Wien. 1896. E. Pierson's Verlag.

Ueber einen Band Gedichte pflegt man liebevoll zu schweigen. Sie haben zumeist ihren Zweck vollauf erreicht, wenn sie einer Seele Genüge gethan haben, und es thut dem keinen Abbruch, wenn diese eine Seele, die ihres Verfassers war. Diesen Dörmann'schen Gedichten aber ist die Fähigkeit eigen, Stimmung zwingend mitzutheilen. Und wenn ein großer Dichter der Gefühlsskala neue Töne einfügt, so ist die Fähigkeit, persönliche Gefühle aufzuzwingen, schon eine echt dichterische.

Felix Dörmann ist ein Künstler. Wenn man sein neuestes Gedichtbändchen „Gelächter" auch nur lau empfehlen kann, so will man sich doch nicht verhehlen, daß die weitaus meisten dieser Gedichte als Theil einer reicheren, reiferen Sammlung gedacht, würdig ihren Platz behaupten würden. Dörmann hat den Stil, dessen das moderne Lied benöthigt, ganz in seiner Gewalt, den Telegrammstil. Mit ein paar Worten sind seine besten Lieder hingeworfen, und sie stehen fest da:

„Erfüllt ist meiner Seele tiefstes Fleh'n,
Ich habe Dich ein letztesmal geseh'n.
Ein Schleier sinkt auf meines Lebens Leid,
Die Lippe lächelt — es ist Schlafenszeit."

Felix Dörmann ist eine künstlerische Individualität. Selbst wenn er es in seinem Motto nicht selbst versicherte, man würde es sofort gewahren. Er ist eine Natur, die den Schatten sucht. Ein feiner Nebelschleier macht ihm Menschen und Dinge vertrauter. Er fürchtet die grellen Farben und die aufdringlichen Gestalten. Blaß ist die Farbe, die sich ihm immer bietet, ein Liebes zu bezeichnen. Sogar der Friede, der ihm winkt, ist ein „blasser Friede". Die Stimmung, die auf seinen Gedichten ruht, ist Dämmerungsstimmung. Wenn es einmal ein greller Ton ist, der sie durchbricht, so ist es ein Aufjauchzen der Todeslust; sonst Dämmerungsstille.

Eine künstlerische Individualität, aber eine Persönlichkeit, die etwas Schattenrißartiges hat! Man sieht sie immer von derselben Seite in derselben Beleuchtung; sie ist einseitig. Diese Lieder schwirren auch allesammt, wie Tauben um einen Giebel, um ein Thema: Liebe. Er variirt das Thema so oft in derselben Tonart, daß er sich nicht selten genöthigt sieht, Bilder weither zu suchen, anstatt sie zu wählen. Dann erschimmert ihm der Leib der Geliebten wie „rosenrathes, zartes Erz" und der „Küsse laue Fluth bespült ihn". Man fühlt es, Dörmann präparirt sich zuweilen die Dämmerstimmung, die er liebt, indem er künstlich die Fensterläden schließt und das klare Licht aussperrt. Dann faßt er — vielleicht aus Furcht seine Individualität zu wahren — das Leben so einseitig auf, daß ihm das Leben und auch er dem Leben nicht gerecht wird. Es erscheint ihm als „ein breites, fahles Bürgerweib mit widerlich gedunf'nem Mutterleib". Und doch — wenn das Leben so wenig achtenswerth ist, ist es dann dichtenswerth? Das ist nicht mehr künstlerischer Pessimismus, sondern ist pessimistische Künstelei. Man denkt dabei des Goethe'schen:

„Wonach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und sie nicht verachten." ...

Und dann erscheint einem Dörmann's Gelächter ein wenig — unmotivirt. Wahrscheinlich, daß Dörmann's künstlerische Zukunft davon abhängt, ob er diesen Weg der Lebensergründung und Bezwingung als Mensch und dann als Künstler finden wird.

E. H.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 9. Berlin, den 30. November 1895. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4717 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

An einem und demselben Morgen sind in Berlin bei etwa achtzig Sozialdemokraten polizeiliche Haussuchungen vorgenommen worden; eine kleinere Anzahl von Haussuchungen fanden an den darauf folgenden Tagen statt. Offiziell als Grund für diesen polizeilichen Eingriff wird angegeben, daß man die gesetzlich verbotene Verbindung zwischen verschiedenen politischen Vereinen der Sozialdemokraten habe feststellen wollen; die Feststellung einer solchen unerlaubten Verbindung würde die Folge haben, daß die Vorsteher und Leiter der Vereine zu Geldstrafen oder Gefängniß bis zu drei Monaten bestraft werden könnten, und daß unter Umständen auch auf Schließung der Vereine zu erkennen wäre.

Dieser neue Vorstoß der Polizei unter dem Köller'schen Regiment hat mit Recht einen tiefen Eindruck gemacht; zwar nicht insofern, daß er Furcht und Schrecken erregt hätte; sondern in der Richtung, daß mit immer größerer Klarheit eines hervortritt: Unsere jetzige Regierung verfolgt augenscheinlich ganz planmäßig einen Weg, der — natürlich gegen ihren Willen — nicht zur Zurückdrängung, sondern zur Stärkung der Sozialdemokratie führt.

Zunächst ist so ziemlich alle Welt darüber einig, daß der in Frage kommende Paragraph des Vereinsgesetzes eine jener Fesseln ist, die zwar als chikanöse Unbequemlichkeiten empfunden werden können, aber die für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung im Staate gar keine Bedeutung haben. Durch öffentliche Versammlungen, durch die Presse und indem dieselben Personen mehreren Vereinen angehören, kann der Kontakt zwischen verschiedenen Organisationen so leicht aufrecht erhalten werden, daß höchstens die Unachtsamkeit die Ursache sein könnte, jenen Paragraphen zu übertreten. Seine Bedeutungslosigkeit für die Entwicklung des politischen Lebens hat denn auch dahin geführt, daß diese Gesetzesbestimmung vielfach ganz offensichtlich überschritten wird und zwar von Bevölkerungskreisen, die behaupten, ein Hort für Sitte und Ordnung zu sein. Seit langem debattiren landwirthschaftliche Vereine über Fragen, wie die Handelsverträge, die Währungspolitik; landwirthschaftliche Vereine präzisiren auch ihre Stellung zu einzelnen Ministern wie zu einzelnen politischen Parteien, und obgleich sich diese Vereine demnach mit der Politik beschäftigen, treten sie doch auch mit einander in Beziehung. Das geschieht ohne Beanstandung in voller Oeffentlichkeit, so daß man sagen muß, es besteht zwar jene Gesetzesbestimmung, welche besagt, daß Vereine, die sich auch mit Politik beschäftigen, nicht in Verbindung mit einander treten dürfen; aber diese Bestimmung, die ohne praktische Bedeutung für die politische Entwicklung ist, erfährt augensichtlich in der Praxis gegenüber den landwirthschaftlichen Vereinen heute keine rigorose Anwendung mehr.

Diesen thatsächlichen Zustand muß man festhalten.

Plötzlich nun tritt eine veränderte Handhabung des Gesetzes in die Erscheinung; es finden Massenhaussuchungen bei den Sozialdemokraten statt. Eine Haussuchung ist ein sehr schweres Ding; der Engländer sagt mit Recht, mein Haus ist meine Burg; in sie dringt die Polizei, durchsucht Alles, dreht das Unterste zu Oberst, um Verstecke ausfindig zu machen; legt Papiere mit Beschlag, nimmt sie mit fort, verschafft sich Einblick in die intimsten Verhältnisse, kurzum macht in das Privatleben von Dutzenden von Familien einen tiefen Eingriff, der natürlich außerordentlich

stark und nachhaltig empfunden wird. Es gibt keine polizeiliche Aktion, die eine größere Summe von Erbitterung wachzurufen im Stande wäre, wie gerade diese; und diese Erbitterung bleibt natürlich auf die betheiligten Familien nicht beschränkt, sondern dehnt sich aus unter den politischen Parteigenossen.

Aber nur unter diesen?

Da die Sozialdemokraten wissen, daß ihre Handlungen besonders scharf beobachtet werden, so pflegen sie mit peinlicher Sorgfalt darüber zu wachen, daß sie nicht in die Schlingen des Gesetzes fallen. Wir würden uns also keineswegs wundern, wenn diese Haussuchungen ein Schlag ins Wasser wären. Fest steht aber heute bereits, daß eine ganze Reihe dieser Haussuchungen vollständig ergebnißlos gewesen sind. Daraus ergibt sich eines: die Polizei glaubt sich berechtigt, diesen schwersten Eingriff vorzunehmen auf Verdachtsgründe hin, die sich als stichhaltig schließlich nicht erweisen. Wenn aber das Recht der Haussuchung in dieser Weise gehandhabt wird, wer ist dann noch sicher; und wenn man bei Dutzenden von Sozialdemokraten zunächst einmal zugreift, warum dann nicht auch einmal bei irgend einem Anlaß eine gleiche Razzia bei anderen Parteien vornehmen, die aus irgend einem Grunde verdächtig sind, und verdächtig vor Allem ihrer allgemeinen politischen Haltung wegen.

Ist ein solcher Zustand erträglich? Und wenn auch in bürgerlichen Kreisen solch ein Vorgehen der Polizei das Gegentheil von Beifall findet, ein wie großer Vortheil erwächst hieraus dann wiederum der Sozialdemokratie? Und vor Allem — ist der Vorstoß ergebnißlos gewesen, so ist der Vortheil für die Sozialdemokratie natürlich doppelt groß.

Aber was hat man selbst erreicht, wenn nun schließlich eine Verurtheilung erzielt werden sollte?

Einige Sozialdemokraten werden bestraft; das schadet der Partei so viel, wie wenn einer großen Armee durch ein Vorpostengefecht eine Anzahl Soldaten zeitweilig kampfunfähig gemacht werden. Allein man geht vielleicht noch einen Schritt weiter; man löst die Vereine auf; das Sozialistengesetz hat schon einmal die gesammte Organisation der Partei zerstört, ohne jeden bleibenden Nutzen für den Staat; es entstehen dann neue Organisationen, und sie zu schaffen wird der Sozialdemokratie leichter, als jeder anderen Partei.

Jede Fabrik, ob sie nun ein paar Dutzend oder ein paar Tausend Arbeiter hat, ist gewissermaßen eine sozialdemokratische Versammlung, aber eine Versammlung, die den großen Vortheil bietet, daß in ihr nicht diskutirt wird. Hier können Verabredungen getroffen, hier können die Stichworte ausgegeben werden; hier erfolgt die Verständigung über das, was politisch zu geschehen hat, und nichts ist leichter, als diese einzelnen Centren mit einander in Verbindung zu setzen. Gleiche Vortheile besitzt keine einzige andere Partei, deswegen ist es für die Sozialdemokratie so überaus leicht, ihre zerstörten Organisationen wieder herzustellen und es ist ein völliges Nebenhergreifen, wenn die Staatsbehörden annehmen, durch solchen Vorstoß zu Erfolgen zu gelangen; sie machen aus den offenen Organisationen, die sich leicht überwachen lassen, zum Nachtheil des Staates geheime Konventikel, durch die eine gesunde Entwicklung innerhalb der Sozialdemokratie direkt verhindert wird.

Würde der praktische Erfolg gleich Null sein, so würde dagegen die moralische Wirkung eine sehr erhebliche werden.

Daß innerhalb der Sozialdemokratie auf diese Weise das Feuer in einer für die Agitation nützlichen Weise geschürt werden würde, ist klar. Aber auch bei dem Rest der Bevölkerung verliert die Regierung den Rückhalt, den sie dort sich erhalten muß, gewiß nicht festigen. Die Regierung erschüttert ihren Kredit, wenn sie den Kampf mit Mitteln führt, die von großen Massen der Bevölkerung für wirkungslos gehalten werden, und sie untergräbt vollständig ihren Kredit, den sie besitzt, wenn ihre Handlungen dem Gerechtigkeitsgefühl der großen Massen nicht entsprechen; und dies gerade ist der entscheidende Punkt.

Mag das Vorgehen der Polizei formell völlig den Gesetzen entsprechen, auf die Bevölkerung, die sich vergegenwärtigt, wie man die Politik treibenden landwirthschaftlichen Vereine behandelt, wirkt dieser Eingriff der Polizei Sympathie erzeugend zu Gunsten der Sozialdemokraten. Der Verfolgte, dessen Verfehlen nicht augenscheinlich, dessen Vergehen nicht mit aller Deutlichkeit charakterisirt erscheint, findet immer Sympathie und der politisch Verfolgte, der für ideale Ziele, für seine Ueberzeugungen duldet, vor allem.

So bekämpft denn der Staat heute die Arbeiterbewegung mit Mitteln, die innerlich die Sozialdemokratie stärken, und die den Sozialdemokraten über ihre eigenen politischen Grenzen hinaus — zwar nicht für ihre politischen und ökonomischen Theorien, — aber doch menschliche Sympathien zuführen; und das ist eine Anschauung, die auch ein Mann vertritt, der auf ganz anderem Boden steht, wie wir; genau zu derselben Auffassung gelangt der freikonservative Prof. Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern".

In diesem fehlerhaften Vorgehen liegt nach den Ereignissen der letzten Zeit augenscheinlich System; man würde zu dieser Ueberzeugung auch dann gelangen, wenn Herrn von Stumm nicht eine bemerkenswerthe Aeußerung in den Mund gelegt worden wäre. Herr von Stumm soll gesagt haben:

„Das Unheil einer Revolution will ich von Deutschland abwenden. Ich reise am Freitag zu seiner Majestät, um als Gast an der Jagd theilzunehmen, und werde ihn, den ich in dieser Sache eins mit mir weiß, scharf zu machen suchen zur Anwendung rückhaltloser Gewalt, zum Kampf auf Leben und Tod."

Ob diese Aeußerung, die mit halber Klarheit jetzt abgeleugnet wird, so oder anders gefallen ist, das bleibt ganz gleichgültig. Ueberzeugt sind wir, daß der Sinn der Worte den Anschauungen, den Ueberzeugungen und auch den Erfahrungen und persönlichen Eindrücken des Herrn von Stumm entspricht, und wir müssen mit der Möglichkeit rechnen, daß das jetzige Vorspiel sich „zur Anwendung rückhaltloser Gewalt, zum Kampf auf Leben und Tod" entwickelt. Diese heroischen Worte ins Praktische übersetzt, würden heißen, daß man mit der Polizei versuchen wird, der Sozialdemokraten Herr zu werden.

Von „rückhaltloser Gewalt" liebt man in jenen Kreisen zu sprechen; wir kennen nur ein Mittel: rückhaltlose Gerechtigkeit in den Grenzen verständiger Freiheit. Nur rückhaltlose Gerechtigkeit wird verhindern, daß der Kampf der Sozialdemokratie immer weiteren Kreisen als ein Kampf um Gerechtigkeit und Freiheit erscheint, und diese Anschauung braucht sich nur auszubreiten, um immer neue Hunderttausende der Sozialdemokratie zuzuführen.

Für uns steht eines fest; eine Regierung, die sich im Kampf gegen die Sozialdemokratie auf die Polizeifaust verläßt, ist auf die Dauer verloren; ein wirkungsvoller Kampf gegen die Sozialdemokratie kann allein durch die öffentliche Meinung geführt werden; und nur eine Regierung, die die öffentliche Meinung der nichtsozialdemokratischen Kreise hinter sich hat, wird schließlich Erfolge erzielen können; aber mit einem Programm wie dem seit Langem bekannten Stumm'schen und mit Maßregeln, wie sie jetzt im Schwange sind, gewinnt man nicht die öffentliche Meinung, sondern treibt immer größere Bevölkerungskreise zur Opposition.

Das Sozialistengesetz war verhängnißvoll; aber es hatte doch den Vortheil fester Normen; destillirt man aus den bestehenden Gesetzen durch ihre Anwendung ein neues Sozialistengesetz heraus, so wird diese Methode, gerade weil sie in gleich festen Grenzen nicht eingeschlossen ist, um so verhängnißvoller sein. Und ist es schwer mit der Sozialdemokratie allein fertig zu werden, so wird man gewiß mit ihr niemals fertig werden, wenn man gegen sie und zugleich gegen den Sinn für klares durchsichtiges Recht, das die Gesammtheit der Bevölkerung beseelt, zu kämpfen hat.

Im Orient keine Veränderung; denn daß im Augenblick die Nachrichten über blutige Zusammenstöße weniger

zahlreich sind, ist ohne große Bedeutung. Je nachdem von Petersburg oder von Konstantinopel oder von London wieder in das Feuer geblasen wird, kann sich der Anblick verändern; über die Stellung der Mächte ist dagegen Neues nicht zu sagen.

Barthelemy Saint-Hilaire ist gestorben. Er war einer der wenigen französischen Politiker und Staatsmänner, die sich nicht mit der bescheidenen Rolle begnügten, diese oder jene enge Fraktionspolitik zu betreiben. Er war ein Mann von nicht geringer Bildung und Gelehrsamkeit und auch in der Politik war sein Blick nicht eingeengt durch die Vortheile der nächsten vierundzwanzig Stunden; daher hielt er auch niemals an dem Vorurtheil fest, daß das sogenannte französisch-russische Bündniß ein Segen für die Republik sei.

* * *

Auf der Suche nach einem neuen Militärkonflikt.

Wenn in Preußen die Konservativen — wie eben jetzt wieder in Folge der Affairen Hammerstein und Stöcker — ernste politische Sorgen haben, so suchen sie Fragen in den Vordergrund zu zerren, die mit der Armeeorganisation in Verbindung stehen. Die dabei befolgte Methode kennen wir in allen Einzelheiten aus Bernhardi's Denkwürdigkeiten. Sie hat sich vielfach bewährt und bleibt immer dieselbe. Zunächst handelt es sich darum, eine Neigung des obersten Kriegsherrn für eine kostspielige Aenderung des gesetzlich bestehenden Zustandes ausfindig zu machen. Hat man diese ermittelt, so kommt es darauf an, jene Neigung durch mögliche Diskreditirung dessen, was geändert werden soll, zu stärken. Dazu finden sich immer „sachverständige" Federn. Sodann geht man langsam dazu über, eine schleunige Verwirklichung der vom obersten Kriegsherrn gewünschten, von „allen militärischen Autoritäten" gebilligten Reorganisation im Wege der Gesetzgebung zu verlangen. Im Parlament stößt die militärische Mehrbelastung natürlich auf Widerstand. Der Widerstand führt — wenn die Sache mit einigem Geschick eingefädelt wird — leicht zu einem Konflikt mit der Volksvertretung, und dann stehen die Konservativen groß da. „Königstreu bis auf die Knochen" treten sie mit Begeisterung für die Wünsche des Königs ein und empfehlen sich damit nach Oben als diejenigen denen die Macht im Staate doch schließlich ganz allein anvertraut werden kann.

Nach diesem oft bewährten Rezept sehen wir gegenwärtig wieder die Konservativen in Aktion treten. Die vierten Bataillone bilden diesmal die materia peccans. Man weiß, daß die Halbbataillone sich beim Kaiser keiner Beliebtheit erfreuen. Der Wunsch, dieselben zu Vollbataillonen zu machen, ist an höchster Stelle, wie es scheint, vorhanden. Die Durchführung eines solchen Plans würde von allem Andern abgesehen — schon des Kostenpunkts wegen im Reichstage auf den heftigsten Widerstand stoßen. Folglich — beweist die „Kreuzzeitung" bereits, daß die Caprivi'sche Schöpfung sich nicht bloß nicht bewährt hat, sondern geradezu zur Desorganisation der Armee zu führen droht. Solcher „sachverständiger" Artikel wird die „Kreuzzeitung" in nächster Zeit ohne Zweifel noch mehrere bringen. Es ist dabei nicht einmal nöthig, daß der oder die Artikelschreiber gegen ihre Ueberzeugung schreiben. Alle menschlichen Institutionen haben neben Vorzügen auch Mängel. Der Eine sieht die Mängel, der Andere die Vorzüge deutlicher. Man wird den „Anderen" seitens der konservativen Presse nicht bemühen. Man wird uns dabei auch gar viel von den abfälligen Berichten der Generalkommandos vorerzählen. Das sieht sehr objektiv aus und läßt sich außerdem in Bezug auf die Zuverlässigkeit der Behauptungen schwer kontrolliren. Aber es ist auch keineswegs unwahrscheinlich, daß die Berichte der Generalkommandos mit ihrem Lob sehr sparsam sein werden. Die Institution der vierten Bataillone war nie als etwas Vollkommenes gedacht. Daß gewisse Mängel mit dieser Einrichtung verknüpft seien, war von vornherein nicht zweifelhaft. Es gehört nun schon ein ungewöhnlicher Grad militärischer Vorurtheilslosigkeit dazu, Angesichts dieser leicht zu erkennenden Mängel und gegenüber einer schon ziemlich feststehenden Meinung des obersten Kriegsherrn doch die Ansicht zu vertreten, daß die Einrichtung sich bewährt habe, d. h. bewährt in dem Sinne, daß das, was man verständiger Weise von ihr erwarten konnte, auch eingetreten ist. Nur darum aber kann es sich bei einer objektiven Prüfung handeln. Trotz der abfälligen Kritik der „Kreuzzeitung" nun wagen wir die Behauptung, daß die vierten Bataillone durchaus das leisten, was bei Begründung der Institution von den sachverständigen Militärs, die sich für die Maßregel einsetzten, davon erhofft wurde. Die Thatsachen haben die Voraussicht dieser Männer in keiner Weise desavouirt. Die Quelle, aus der wir diese Behauptung schöpfen, läßt an Sachverständigkeit nichts zu wünschen übrig.

Wir sind andererseits nicht naiv genug, zu glauben, daß für die politische Fruktifikation der objektive Thatbestand wesentlich ins Gewicht fiele. So viele Mängel haben die Halbbataillone immer, daß eine politische Partei, der das in ihren Kram paßt, die Beseitigung dieser Institution und den Ersatz derselben durch etwas Kostspieligeres „im Namen des Vaterlandes" oder der „Monarchie" oder „zur Sicherung unserer Grenzen" mit „allem Nachdruck zu verlangen" in der Lage ist. Es wird sich fragen, ob sich in der Regierung Staatsmänner befinden, welche bereit sind, die Krone darauf aufmerksam zu machen, in welche schwere Verwicklungen das Reich bei diesem Anlaß hineingerathen kann. Jedenfalls gäbe es kein besseres Mittel, als einen neuen Militärkonflikt, um der Sozialdemokratie einige weitere hunderttausend Stimmen zuzutreiben.

Th. Barth.

Ein Danaer-Geschenk für Zuckerindustrie und Rübenbau.

Der Gesetzentwurf über die Abänderung der Zuckersteuer, wie er seitens der preußischen Regierung im Bundesrathe eingebracht ist, liegt nunmehr im Wortlaut vor. Derselbe sucht, abgesehen von kleinen Aenderungen untergeordneter Art, die dem Antrage Paasche zu Grunde liegenden Ideen, welche schon im vorigen Jahre viel Staub aufgewirbelt haben, zur Ausführung zu bringen, also: Erhöhung der Ausfuhrzuschüsse von 1,25 Mk. auf 4 Mk. pro Doppelcentner Rohzucker, Aufbringung der dazu erforderlichen Geldmittel durch Erhöhung der Zuckerkonsumsteuer von 18 Mk auf 24 Mk für 100 kg sowie durch eine von den Fabriken zu zahlende, mit der Größe der Produktion steigende, Betriebssteuer und — Kontingentirung der Zuckerfabriken.

Ueber die Bedeutung des Projekts in politischer Beziehung hat diese Zeitschrift sich in Nr. 18 des XII. Jahrgangs schon treffend ausgesprochen, und ich fühle daher keine Veranlassung, mich als liberaler Politiker hier nochmals auszulassen. Aber als Interessent, als Rübenbauer und als Mitglied einer größeren Aktien-Zuckerfabrik, also als Einer, der, wenn der Entwurf zum Gesetze erhoben wird, die angeblichen Wohlthaten zu genießen haben würde, möchte ich über die Folgen, die sich von den ins Auge gefaßten Maßnahmen erwarten lassen, ein Paar nüchterne Bemerkungen machen.

Unter den einzelnen Maßnahmen hat die Betriebssteuer, insbesondere die steigende Skala derselben, bei

denjenigen Zuckerindustriellen, welche Theilhaber größerer Fabrikbetriebe sind, nicht geringe Aufregung hervorgerufen, und zwar aus dem Grunde, weil in Folge des Steigens dieser Abgabe mit der Größe der Produktion die größeren Bet iebe in beträchtlich geringerem Maße von dem Prämienzuschuß profitiren als die kleineren. Wenn beispielsweise eine Fabrik, welche 80 000 Doppe'centner Zucker produzi t, nach dem Entwurf eine Betriebssteuer von 80 Pf, eine Fabrik dagegen, welche nur die Hälfte, a'so 40 000 Doppelcentner erzeugt, nur 40 Pf. pro Doppelcentner zu zahlen hat, an beide Fabriken aber vom Staate der gl iche Zuschuß von 4 Mk. gezahlt wird, so kann die Erstere durch den Zuschuß nur 4,00 — 0,80 = 3,20 Mk. für den produzirten Doppelcentner gewinnen, während der Anderen ein Gewinn von 4,00 — 0,40 = 3,60 Mk. zufällt. Darin erblickt man eine ungerechte Bevorzugung der kleinen Fabriken gegenüber den großen, die schon aus volkswirthschaftlichen Gründen nicht begründet erscheint, weil sie gewissermaßen eine Strafe für die billigere Produktion der Großbetriebe darstellt, noch weniger aber vom landwirthschaftlichen Interessen-Standpunkte aus, weil diese kleinen Fabriken überwiegend im Besitz einzelner Fabrikanten sich befinden.

Vermuthlich hat die Regierung durch die verschiedene Bemessung der Betriebssteuer vorzugsweise dem Umstande Rechnung tragen wollen, daß die größeren Fabriken im Verhältniß zur Zuckerproduktion ein ungleich geringeres Anlagekapital erfordert haben, als die kleineren und darum auch schon durch einen geringeren Staatszuschuß zu gleich hoher Verzinsung des letzteren gelangen. Wenn nämlich eine größere Fabrik von 80 000 Doppelcentner Zuckerproduktion in Folge der höheren Betriebssteuer nach obiger Berechnung eine Beihilfe von 80 000 × 3,20 = 256 000 Mk. empfängt, so wird ihr damit ihr auf etwa 1 200 000 Mk. sich belaufendes Anlagekapital mit 21,3 Prozent vom Staate verzinst während eine Fabrik, welche nur die Hälfte dieses Zuckerquantums produzirt und nach dem Entwurf eine Beihülfe von 40 000 × 3,60 = 144 000 Mk. empfängt, ihr Anlagekapital von 800 000 Mk, wie es wohl zu schätzen wäre, nicht auf eine gleich hohe Verzinsung, nämlich nur auf 18 Prozent kommen würde.

Dabei ist nur leider die demoralisirende Wirkung der Exportprämien auf die Bildung der Weltmarktpreise nicht genügend in Rechnung gezogen. Als vor längeren Jahren Frankreich seine Zuckerexportprämien erhöhte, wußten unsere deutschen Zuckerindustriellen sehr gut, daß die Franzosen dadurch befähigt würden, durch Unterbieten des Zuckerpreises auf dem Weltmarkt leichteren Absatz zu finden, und daß auf diese Weise die Erhöhung der französischen Prämien zu einem allgemeinen Sinken der Zuckerpreise führen werde. Daß in dieser Beziehung die Wirkung nicht die gleiche sein müßte, wenn Deutschland bei seinem viel größeren Antheil am Zuckermarkt seine Ausfuhrprämien erhöht, wird Niemand behaupten wollen. Wenn aber Ausfuhrprämien unter allen Umständen die Wirkung haben, den Preis auf dem Weltmarkt niederzudrücken, so ist die Möglichkeit, daß sie in ihrem vollen Betrage den Produzenten zufließen, völlig ausgeschlossen, sondern der Produzent kann nicht mehr empfangen, als den Prämiensatz minus denjenigen Betrag, um welchen in Folge der Prämienerhöhung der Weltmarktpreis nothwendig sich vermindert.

Wie hoch wird nun dieser Betrag sich veranschlagen lassen? Darüber auch nur eine Muthmaßung zu äußern, würde im höchsten Grade verwegen sein, denn das Maß, in welchem die Ausfuhrprämie auf den Preis der Waare drückt, bestimmt sich durchaus nach der Energie, womit die Waare auf dem Weltmarkt sich anbietet, und diese Energie wird um so stärker oder schwächer sein, je stärker oder geringer das Waarenangebot über die Bedürfnisse des Konsums hinausgeht. Bei allzu starkem Angebot kann der Druck, den die Prämie ausübt, den Preis in höherem Betrage zum Sinken bringen, als der Prämiensatz selbst beträgt, denn in solchen Zeitläufen würde das Unterbieten des durch die Prämie geschützten Landes ein weiteres Unterbieten aller übrigen exportirenden Länder hervorrufen, während unter günstigeren Verhältnissen durch die relative Preisminderung nur ein größerer oder geringerer Theil des Prämiensatzes absorbirt werden wird. Daß nun aber in Folge der verschiedenen Bemessung der Betriebssteuer die größeren Fabriken viel früher als die kleineren an die Grenze hinantreten, wo die beabsichtigten Vortheile der Prämienzuschüsse durch die preismindernde Wirkung der letzteren aufgezehrt werden, läßt sich durch ein Beispiel aus der Wirklichkeit, an welchem die gesammten Folgen des Gesetzentwurfs zur Anschauung gebracht werden sollen, mit großer Klarheit erweisen. In der Aktien-Zuckerfabrik Malchin, an der ich betheiligt bin, sind an Zucker produzirt:

1890/91 . . .	72 674	Doppelcenter,
1891/92 . . .	65 761	„
1892/93 . . .	68 199	„
1893/94 . . .	68 598	„
1894/95 . . .	78 053	„

Das würde ergeben nach Weglassung des niedrigsten Jahres 1891/92 und des höchsten 1894/95 einen Durchschnitt der übrigen 3 Jahre, also ein Kontingent für das Jahr 1895/96 — wenn der jetzt zur Berathung stehende Gesetzentwurf schon in Kraft gewesen wäre im Betrage von 69 824 Doppelcentner. Legt man nun die Kampagne 1894/95 der Berechnung zu Grunde, so ergibt sich, daß

1. aus der höheren Exportprämie ein Preiszuwachs entstanden wäre von 78 053 × 4 Mk. = 312 212 Mk.
   davon ist abzuziehen die bisherige preissteigernde Wirkung der Prämie von 1,25 Mk. mit . . . . 97 566 „
   so daß als Zuschuß aus dem neuen Gesetz verblieben wären . . . . 214 646 Mk.
2. an Betriebssteuer seitens der Fabrik aber wären zu zahlen gewesen
   78 053 × 0,80 = 62 442 Mk.
   und für das Superkontingent von 8229 Doppelcentner à 1 Mk. 8 229 „
   in Summa . . 70 671 „
   so daß der Fabrik ein Vortheil verbleiben würde von . . . . 143 975 Mk.

Das würde ausmachen für den Doppelcentner produzirten Zuckers einen Gewinn von 143 975 : 78 053 = 1,84 Mk.

Eine Fabrik von der halben Leistungsfähigkeit würde unter sonst gleichen Bedingungen in Bezug auf Rübenmenge und Zuckergehalt empfangen haben

an Zuschuß aus dem neuen Gesetz . . . 107 323 Mk.
dagegen zu zahlen gehabt haben
an Betriebssteuer
39 027 × 0,40 Mk. = 15 611 Mk.
und für das Superkontingent 4 115 „
in Summa . . 19 726 „
so daß ihr ein Gewinn verbleiben würde von 87 597 Mk., also ein schließlicher Gewinn für den Doppelcentner produzirten Zuckers von 87 597 : 39 027 = 2,24 Mk.

Man sieht aus diesen Berechnungen, wie viel näher die größeren Fabriken der Gefahr gerückt sind, daß ihnen durch stärkere Einwirkung des Ausfuhrzuschusses auf den Zuckerpreis der mit demselben beabsichtigte Gewinn verloren geht, und wie viel günstiger in dieser Beziehung die kleineren Fabriken gestellt wären, denn je geringer die Produktion, desto höher der Gewinn auf jeden produzirten Doppelcentner Zucker durch diesen Zuschuß.

Daran schließt sich die weitere Frage, ob nach Lage der Dinge die Gefahr heute nahe liegt, daß durch die geplante Erhöhung der Ausfuhrzuschüsse ein so starker Druck auf den Zuckerpreis hervorgerufen werde, daß der letztere in höherem Maße, als den größeren Fabriken nach dem Gesetzentwurf an Zuschuß beschieden wäre, ins Sinken geriethe? Diese Frage muß meines Erachtens bejaht werden. Ein Preisrückgang von etwa 1,84 Mk. pro Doppelcentner kann schon aus sehr geringfügigen Ursachen entstehen, und seit

langen Jahren schon strebt die Zuckerproduktion dem Konsum so sehr voran, daß ein reichliches Angebot auf dem Weltmarkt die Regel bildet. Daran würde auch die geplante Kontingentirung der deutschen Fabrikbetriebe zunächst nichts ändern, denn die bereits bestehenden Fabriken würden es wohl für vortheilhaft erachten, lieber die Abgabe für den über das Kontingent hinausgehenden Theil ihrer Produktion zu entrichten, als durch Betriebseinschränkung die Kosten der Produktion zu vertheuern. Andererseits würde sehr erschwerend ins Gewicht fallen, daß die nicht unerhebliche Erhöhung der Konsumsteuer um ein Drittel des bisherigen Betrags auf den Zuckerverbrauch im Inlande von nachtheiligem Einflusse sein muß. Mit höchster Wahrscheinlichkeit würde eine relative Verminderung des Zuckerverbrauchs in Deutschland eintreten, was wiederum eine Vermehrung der auf dem Weltmarkt zusammenströmenden Mengen und ein noch weiteres Zurückweichen der Nachfrage vor der steigenden Energie des Angebots zur Folge haben müßte.

Nach besonders geringen Rübenernten werden wohl die Verhältnisse eine günstigere Gestaltung annehmen, so daß die erhöhten Ausfuhrzuschüsse den Fabriken ganz oder zum Theil zu gute kämen. Aber dann kommt die Hilfe zu einer Zeit, wo die Zuckerindustrie schon durch die Besserung der Preiskonjunktur gut gedeiht und einer Hilfe gar nicht bedarf. In den nicht seltenen Zeiten dagegen, wo schwer verkäufliche Vorräthe sich ansammeln, und die Fabrikation der niedrigen Weltmarktpreise wegen kaum auf ihre Kosten kommt, würde die Zuschußerhöhung die Preise nur noch stärker zum Sinken bringen und darum die Nothlage noch verschärfen. Die kritischen Zustände auf dem Zuckermarkt würden nur noch häufiger eintreten als bisher, und die krankhaften Erschütterungen, die bisher noch immer durch eine von selbst sich anbahnende Einschränkung des Rübenbaus zu rascher Heilung gelangten, würden ihren akuten Charakter verlieren und in einen chronischen Zustand übergeführt werden, aus welchem dieser bisher so blühende Industriezweig sich nicht wieder würde herauswinden können.

Es sind bei weitem nicht alle Wirkungen hier in Betracht gezogen, die zum Nachtheile der Industrie durch die Erhöhung der Exportprämien sich geltend machen könnten, und die auch bei dem Nichtvorhandensein der Betriebssteuer den Zuckermarkt ruiniren würden. Ein Vorgehen des Deutschen Reichs, wie es mit diesem Gesetzentwurf beabsichtigt ist, würde alle anderen, durch klimatische Verhältnisse weniger begünstigten Rübenbauländer zu Repressalien geradezu zwingen, und es gehört wenig Phantasie dazu, um eine Vorstellung von den verheerenden Wirkungen zu gewinnen, welche nothwendig eintreten müßten, wenn auch andere Länder ihren eigenen Konsum durch höhere Zuckersteuern vermindern und mit größeren Zuckermengen und erhöhten Ausfuhrprämien auf den Weltmarkt treten würden.

Und welche Wirkung läßt sich von der Kontingentirung der Betriebe erwarten? In den Kreisen der Zuckerindustriellen legt man vielfach gerade auf diese einen ganz besonderen Werth, weil man sich davon eine Beschränkung des allzu schnellen Wachsthums der Produktion verspricht und der Hoffnung Raum gibt, daß sie die Wiederholung so kritischer Erscheinungen, wie wir sie in den beiden Jahren 1884 und 1894 gehabt haben, in Zukunft verhüten werde. Aber in dieser Beziehung sollte man nicht allzu vertrauensselig sein. Wenn das Deutsche Reich, das erste Zuckerland der Welt, dem weiteren Fortschreiten seiner Zuckerproduktion wirklich künstlich Einhalt gebieten würde, so werden die anderen Rübenbauländer sich wie von einem drückenden Alp befreit fühlen und erst recht die Vorsicht bei Seite setzen, zu der sie sich nach den traurigen Erfahrungen des vorigen Jahres noch genöthigt sahen. In stärkerem Maße, als das Deutsche Reich dann das Wachsthum seines Rübenbaues eindämmt, würde in anderen, zum Rübenbau weniger geeigneten Ländern die Zuckerproduktion zur Ausdehnung gelangen.

Diese Kontingentirung aber, die man bei der Erhöhung der Ausfuhrzuschüsse für nothwendig erachtet, um ein allzu leichtfertiges Aufschießen neuer Fabriken zu verhüten, bekommt obendrein — falls sie die beabsichtigte Einschränkung überhaupt herbeiführt — dem Gesetzentwurf, bei Lichte betrachtet, seinen eigentlichen und ursprünglichen Zweck, als Hilfe für die Landwirthschaft zu dienen. Je wirksamer die weitere Ausdehnung der bestehenden Betriebe und die Entstehung neuer gehindert wird, desto eher werden die Fabriken aufhören, im Ankauf der Rüben, wie im Suchen nach Arbeitskräften einander Konkurrenz zu machen; und indem sie somit dem stetig wachsenden Angebot mit schwächerer Nachfrage gegenüberstehen, werden sie die Arbeitslöhne niederdrücken und allen Landwirthen, die nicht als Mitglieder von Aktiengesellschaften, sondern als Kaufslieferanten Zuckerrüben bauen, ganz nach ihrem Gefallen die Preise diktiren. Damit würde wiederum ein Zweig der Landwirthschaft, der bisher noch in befriedigendem Maße lohnend war, durch die Einwirkung der Gesetzgebung zu einem wenig einträglichen gemacht sein.

Es wäre daher zu wünschen, daß die Zuckerindustriellen, wie die Rübenbau treibenden Landwirthe, ihr wahres Interesse erkennen und das Danaergeschenk energisch zurückweisen, womit eine allzu sehr im Banne protektionistischer Vorurtheile stehende Regierung sie zu beglücken beflissen ist.

E. Wilbrandt.

Eine Kolonie in der Wirklichkeit.

Illusionsfreie Betrachtungen eines ehemaligen Stationsvorstehers im Schutzgebiet der Neu-Guinea-Compagnie.

Im November 1891 hatte ich mit dem Vertreter der Neu-Guinea-Compagnie in Sumatra einen Kontrakt geschlossen, wonach ich für die Dauer von 5 Jahren als Pflanzungsvorsteher im Gebiet der Compagnie engagirt war.

Mir fiel die Aufgabe zu, die bereits bestehende Tabackpflanzung „Erima" in der Astrolabe Bay nach Art der Sumatrapflanzungen einzurichten und zu bewirthschaften. Ich machte zunächst in Singapore größere Materialeinkäufe und warb Arbeiter an. Da Neu-Guinea damals noch keine regelmäßige Verbindung mit der übrigen Welt hatte, wurde durch die Agenten der Compagnie ein 2700 Tonnen großer englischer Dampfer gechartert, der den durch mich zusammengestellten Transport nach Neu-Guinea überzuführen hatte. Die Vertreter der Compagnie in Singapore gaben mir die Versicherung, daß in Neu-Guinea alles für die Unterbringung meines Transportes Nothwendige vorhanden sei. Ich unterließ daher eine reichliche Beschaffung von Zelten und begnügte mich mit dem Kauf eines einzigen, welches ich nur auf Expeditionen zu verwenden gedachte.

Nach allen Berichten, die über Neu-Guinea zu meiner Kenntniß gekommen waren, mußte ich annehmen, daß dort vollkommen geordnete Verhältnisse herrschten — soweit dies eben bei einer Kolonie, die seit etwa 5 Jahren bestand, möglich ist. Ich hatte schon zweimal in meinem Leben Gelegenheit, thätigen Antheil an der Eröffnung einer wilden Gegend zu nehmen und konnte mir daher wohl ein Urtheil erlauben über das, was binnen 5 Jahren in dieser Beziehung geleistet werden kann.

Mein Transport zählte 4 Europäer und ungefähr 300 Chinesen, Javanen u. s. w. Lebensmittel hatte ich etwa für 1000 Mann auf 4 Monate an Bord; ferner eine Unmenge Baumaterial, Schafe, Schweine, Hühner, Enten u. s. w.

Am 4. Dezember 1891 verließ ich Singapore und kam nach einer recht unangenehmen und zum Theil auch stürmischen Fahrt am 23. Dezember Nachmittags im ersten Hafen des deutschen Schutzgebiets an.

Meine europäischen Begleiter und ich hatten Jahre lang in einer holländischen Kolonie gelebt und hegten alle mehr oder weniger die Hoffnung, in unserer neuen Heimath —

einer deutschen Kolonie — ein Stück Heimath wiederzufinden. Diese Illusion schwand rasch.

Der Hafen, den wir angelaufen hatten — Friedrich-Wilhelmshafen — ist wohl der beste Hafen des Schutzgebiets und wird von allen Seeleuten sehr gelobt. Bei der Einfahrt zeigten sich uns am Strande einzelne im Bau befindliche sogenannte schwedische Häuser, die einer meiner Assistenten sehr treffend als „Kleiderschränke mit Fenstern" bezeichnete; vereinzelt standen einige mit Schilf gedeckte Hütten umher, die uns später als Arbeiterwohnungen bezeichnet wurden. Eine kleine im Hafen befindliche Insel trug ein nach Sumatraart erbautes Haus (Kulihospital), welchem man den flüchtigen Bau recht deutlich ansah.

Es dauerte geraume Zeit, ehe sich am Lande ein Europäer erblicken ließ. Man sah wohl einige Gestalten am Ufer herumlaufen — wir lagen höchstens 50 Meter vom Strande entfernt — doch ließ sich unter diesen kein Europäer erkennen. Endlich löste sich ein Boot vom Ufer, welches 4 Eingeborene als Ruderer und eine Person als Steuerer trug, der das Aussehen eines Cowboys hatte. Unter viel Gepolter und Geflucht kam das Boot längs Seite, der saloppe Europäer entstieg ihm und stellte sich mir als Stationsvorsteher der Station Friedrich-Wilhelmshafen vor. Es war mir meinen Kulis gegenüber, die in Sumatra gewöhnt waren, in jedem Europäer ein höheres Wesen zu sehen, recht peinlich, die Autorität der Station so repräsentirt zu sehen. Zum Unglück kam noch ein schon längere Zeit im Schutzgebiet anwesender Chinese an Bord, welcher den betreffenden Herrn als tuan besar (großer Herr der Station) bezeichnete. Selten habe ich im Malayischen so viel faule Witze gehört, wie sie jetzt von meinen Kulis über die deutschen tuan besars gemacht wurden.

Um den Gegenstand der Spottlust den Kulis zu entziehen, nahm ich meinen Kollegen in den Essalon. Hier erfuhr ich denn, daß der Reichskommissar, der auch zur gleichen Zeit Generaldirektor der Compagnie war, augenblicklich im Bismarck-Archipel verweile und daß sein Vertreter in Stephansort stationirt sei.

Da Stephansort vor Dunkelwerden nicht mehr erreicht werden konnte, verabredete ich mit dem Kapitän, bis zum nächsten Morgen im Hafen zu bleiben.

Da wir alle nach der langen Seereise das Bedürfniß fühlten, uns am Lande etwas die Beine auszulaufen, so bestiegen wir das Stationsboot und fuhren in Gemeinschaft des Stationsvorstehers ans Land. Was sich hier unseren Augen bot, war mehr als schlimm. Hart an der Landungsstelle befand sich das sogenannte Kohlenlager — doch schien dasselbe auch als Lagerplatz für alle möglichen Geräthe gebraucht zu werden. Zwischen den Kohlen sah man Möbel, Konservenbüchsen, Feldmeßinstrumente, chirurgische Instrumente, Feld- und Gartengeräthschaften, Maschinentheile u. s. w. u. s. w.

Die schon genannten Arbeiterwohnungen verdienten eher den Namen von Schweineställen. Der geringste Papua würde sich eine bessere Hütte gebaut haben, wie sie hier unter Leitung von so und so viel Europäern aufgeführt wurden.

Aus dem Innern der Hütten erscholl uns Gekrächze und Gestöhn entgegen. Auf Befragen hieß es, die Influenza herrsche im Lande und fast alle Arbeiter und Europäer seien daran erkrankt.

Die Krankheit forderte sehr viele Opfer; ein solches sollte ich auch bald zu Gesicht bekommen.

Ich war damals schon 9 Jahre in Ostasien und hatte so manches erlebt, was sonst ein Europäer — bleibt er in seiner Heimath — nicht leicht zu Gesicht bekommt. Ich war gegen rohe Gebräuche der unzivilisirten Völker ziemlich abgehärtet. Dennoch war ich betroffen über die Rohheit, mit der hier der Leichentransport von Statten ging. Die Hände und Füße der Leiche waren einfach zusammengebunden und ein dicker Stock durch Arme und Beine gesteckt, welcher als Handhabe diente.

So wurden die Leichen fortgeschafft unter den Augen der Europäer von Leuten, die als Arbeiter in deutschen Diensten standen. Ich habe diese scheußliche Sitte später noch öfter auf anderen Stationen beobachten können.

Doch nun zu den Lebenden. Das einzige von Stationsbeamten bewohnte Haus, welches 3 oder 4 Zimmer enthielt, beherbergte etwa 7 Europäer. Die meisten Hausbewohner waren an Influenza erkrankt. Von einem einigermaßen geordneten Hauswesen konnte selbst ich, der ich an ein Nomadenleben seit lange gewöhnt war, nichts entdecken. Kein gemachtes Bett im Hause. Die Lagerstellen dienten offenbar allen möglichen Zwecken, als Kleiderschrank, Bücherregal u. s. w. Ein Besen war anscheinend ein unbekanntes Ding in diesem Hause. Durch eine üble Gewohnheit eines der Hausbewohner war der Fußboden auf mehreren Plätzen beschmutzt; der Schmutz war nicht entfernt. Einer der Hausinsassen mußte mal den Versuch gemacht haben, seinen Kollegen Reinlichkeit beizubringen, denn er ließ eine Badezelle bauen, doch wurde diese zur Unterbringung der Haushälterinnen benutzt.

Mit Lebensmitteln sah es auch sehr traurig aus. Einige von mir abgegebene Konserven und Weine wurden mit wahrer Inbrunst entgegengenommen.

Auf der Station befand sich noch ein mit Schilf gedeckter Schuppen, welcher zur Aufnahme des im August gekommenen ersten Transports (ähnlich zusammengestellt wie der meine) diente. Ein kleines von Waldholz gebautes aber recht gemüthliches Hüttchen diente den mit dem ersten Transport gekommenen Europäern als Wohnung. Trotzdem dies nur ein flüchtig gezimmertes Hüttchen war und kaum ein Viertel so groß wie das oben erwähnte Haus, und von drei Europäern bewohnt wurde, war es doch wohnlicher als das Stationshaus. Die Hüttenbewohner waren ehemalige Sumatrapflanzer, die auch aus wenigem etwas zu machen verstanden. Hier verbrachten wir einige recht angenehme Stunden. Einer der in diesem Häuschen untergebrachten Sumatrapflanzer, der einzige, der gerade in der ganzen Gegend anwesend war, kam nämlich gegen Abend aus der Arbeit im Walde zurück und war hoch erfreut, alte Sumatrabekannte — wieder einmal Menschen, wie er sich ausdrückte — zu sehen. Natürlich war er der vernünftigen Tropenkleidung treu geblieben und war nicht als Cowboy maskirt. Trotz der räumlichen Beschränktheit fand man bei ihm eine Badekammer, mit wirklicher Badeeinrichtung, von der wir nach der Reihe Gebrauch machten. Ich erwähne diese Badekammer nicht nur, weil sie uns nach langer Seereise wieder ein erfrischendes Süßwasserbad gewährte, sondern auch, weil sie, außer der im Hause des Reichskommissars befindlichen, die einzige auf dem Festland von Neu-Guinea war, die wenigstens auch ihrem Zweck entsprechend gebraucht wurde.

Die übrigen Stunden bis zum Schlafengehen verbrachten wir gemeinsam mit unserem Sumatrafreunde vom Lande an Bord.

Am kommenden Morgen lichteten wir die Anker um unsere Reise nach Stephansort fortzusetzen. Beim Verlassen des Hafens bot sich unseren Augen ein prachtvolles Bild dar. Die ganze Astrolabe-Bay lag in ihrer mächtigen Ausdehnung und reizvollen Schönheit vor uns. Das Schlimme was uns der vorige Tag von Neu-Guinea gezeigt, war bei deren Anblick vergessen.

Selbst die sonst gegen Naturschönheit recht stumpfsinnigen Kulis bequemten sich zu einem Ah-bakus skali (sehr schön)!

Das seit gestern schon sehr gesunkene Gefühl des Stolzes, an der Kultivirung dieser deutschen Kolonie theilnehmen zu dürfen, hob sich wieder.

Die offene Rhede von Stephansort war erreicht. Auch hier sah man am Lande, halb durch Buschwerk versteckt, ein Kleiderschränke mit Fenstern. Bald kam eine flott gerkannte Gig längsseit, welche den Reichskommissar, den Poststen und Polizeiunteroffizier brachte. Glücklicherwei

der Reichskommissar nicht nach dem Bismarckarchipel gefahren, sondern hatte einen Vertreter dorthin gesandt.

Es war Weihnachtsmorgen, wir hatten die Weihnachtspost an Bord, auch war seit circa 8 Wochen kein Schiff von außerhalb dort angelaufen, ferner war der Kuliproviant sehr zusammengeschmolzen — alles gewichtige Gründe, um uns freudig zu begrüßen.

Bald hatte sich im Salon eine Tafelrunde gebildet und Frage und Gegenfrage wurde ausgetauscht. Auf Deck wurde durch Segeltuch ein Raum abgegrenzt und dort das kaiserliche Postbureau eingerichtet, da am Lande kein passendes Lokal vorhanden war — recht bezeichnend für eine seit 5 Jahren bestehende Kolonie.

Wohl mit Rücksicht auf den Reichskommissar hatten sich die an Bord Kommenden etwas anständiger gekleidet, als die Beamten von Friedrich Wilhelmshafen — doch konnte ein geübtes Auge sehen, daß den meisten Trägern eines Tropenanzuges diese Kleidung ungewohnt war. Wie ich mich später überzeugte, hatten viele Beamte nur einen weißen Anzug, welchen sie bloß bei besonderen Gelegenheiten trugen; sonst wandelten sie in allen möglichen und unmöglichen Kostümen einher.

Da das Wetter für die damalige Jahreszeit sehr gut, vor allem die Brandung, die gewöhnlich an der Küste von Neu Guinea sehr stark ist, fast geschwunden war, dampften wir nach der Rhede von Erima weiter, welche wir noch einer halben Stunde erreichten.

Am Strande erhob sich ein den Sumatrapflanzerhäusern ähnliches Gebäude und daneben 5 oder 6 Hütten in der Art der Arbeiterhäuser von Friedrich Wilhelmshafen. Ersteres diente 3 Europäern zur Wohnung, letztere sollten 200 Melanesier fassen.

Der Reichskommissar, welcher von Stephansort mitgekommen war, ging — während meine Assistenten die Vorbereitungen zum Löschen trafen — mit mir ans Land, um mich dem dortigen Personal als Vorgesetzten vorzustellen und die Pflanzung zu zeigen.

Im Europäerwohnhaus fand ich fast genau dieselben Zustände wie in Friedrich Wilhelmshafen. Wo man hinsah, starrte Einem Schmutz entgegen. Im Hause liefen die schwarzen Diener mit brennender Pfeife im Munde herum, räkelten sich auf den Stühlen, legten sich im Zimmer ihres Herrn zum Schlafen nieder und dergleichen mehr. Kurz eine liederliche Wirthschaft.

Das mir als Store bezeichnete Gebäude enthielt wenige Säcke halb verdorbenen Reis, einige stark angerostete Konservenbüchsen und ein Häufchen Trade-Waaren (Perlen, Lendentücher, Pfeifen, Tabak u. s. w.). Unter dem Wohnhaus, wo sich der Geräthschuppen befand, lagen zwischen Feldgeräthen Mausergewehre, Revolver und alles mögliche umher. Später entdeckte ich, daß die Schußwaffen geladen und, wie ich erfuhr, schon seit mehreren Monaten in diesem Zustande dalagen.

Die Arbeiterhütten waren älter und deshalb noch schlechter als die in Friedrich-Wilhelms-Hafen. Etwas weiter nach dem Innern zu fand sich an einem Sumpftümpel ein auf mehreren Pfählen ruhendes Schilfdach, welches als Hospital bezeichnet wurde. Wände konnte ich an dem Hause nicht entdecken. Nach viertelstündigem Gehen landeinwärts erreichten wir die eigentliche Pflanzung. Der Tabak war bereits abgeerntet, die früheren Tabakfelder trugen einige kümmerliche Reishalme. Als Aussaat war der sogenannte Sawareis (welcher nur auf sumpfigem Terrain gedeiht) benutzt worden, der hier natürlich nicht fortkommen konnte. An Gebäuden waren vorhanden: 1 Fermentirscheune, 3 Trockenscheunen, 1 winziges Malayen-Arbeiterhaus und 2 chinesische Kulihäuser. Das Malayenhaus konnte höchstens 4 Mann beherbergen, während die 2 chinesischen Kulihäuser zusammen 30 Mann fassen konnten. Sämmtliche Gebäude waren in äußerst baufälligem Zustande. Das Malayenhaus und 1 Trockenscheune fielen schon in den ersten Tagen meines Hierseins um. Da die Fermentirscheune noch nicht fertig war, so war der Tabak in einer der Trockenscheunen untergebracht, d. h. auf Haufen geworfen; von einem regelrechten Stapeln war keine Rede. In derselben Scheune wohnten circa 30 Javanen mit ihren Frauen. Auch diese Leute lagen meist krank darnieder und waren durch viele Entbehrungen sehr heruntergekommen. Nach Aussage der Leute hatten sie, so lange sie auf Neu-Guinea waren (circa 1¾ Jahr) niemals ihre von Java aus gewohnte Kost bekommen; sie freuten sich daher kindlich, als ich ihnen erzählte, daß ich alles mitgebracht hätte, was zur Bereitung ihrer heimathlichen Gerichte nothwendig wäre. In den übrigen Scheunen hatten sich verschiedene Melanesier auf eigene Faust einquartirt, da die am Strande für sie bestimmten Arbeiterhütten zu schlecht und zu klein waren.

Sehr wenig erbaut von dem Gesehenen begab ich mich an Bord zurück. Auch hier empfingen mich nur ungünstige Nachrichten. Kurz vor meiner Abreise von Singapore gelangte ich — mehr zufällig als absichtlich — in den Besitz zweier chinesischen Sampans (Boote). Diese sollten meine Helfer in der Noth werden. Bei sämmtlichen Stationen in der Astrolabe-Bay befand sich kein Boot, welches den Anforderungen eines Ladebootes entsprach. Sämmtliche vorhandene Ruderboote waren undicht. Einige Boote lagen am Strande und wohl schon lange Zeit, denn sie waren vollkommen von Schlinggewächsen überwuchert und so morsch, daß man mit einem Stück Holz ohne viel Mühe hindurchstechen konnte. Es blieb mir unter diesen Umständen nichts übrig, als die Löschung mit den beiden chinesischen Booten zu bewerkstelligen. Hätte ich diese Boote nicht mitgebracht, so wäre an ein Löschen der Ladung in Erima gar nicht zu denken gewesen. Das Schiff hätte in Friedrich-Wilhelms-Hafen entladen werden müssen, von woher dann die Ladung wieder in kleinen Fahrzeugen nach Erima zu transportiren gewesen wäre. Die Sache hätte somit Tausende von Mark kosten können.

Um das Leben an Bord möglichst abzukürzen, bezog ich noch am selben Abend (Weihnachtsabend) mit einem meiner Assistenten und dem größten Theile der Kulis die vorerwähnte Fermentirscheune. Kaum waren wir unter Dach, da öffnete der Himmel seine Schleusen und schickte uns einen tüchtigen Regenguß, der die ganze Nacht anhielt.

Die kommenden 6 Tage verstrichen mit Löschen des Dampfers. Leider regnete es während dieser Zeit fast beständig, was um so unangenehmer war, da fast gar keine Räumlichkeiten vorhanden waren, welche das mitgebrachte Material aufnehmen konnten. Reis, Salz, Petroleum ꝛc. mußten an dem freien Meeresstrande niedergelegt werden.

In der vorerwähnten Fermentirscheune hatte sich inzwischen ein merkwürdiges Bild gestaltet. Der Raum (60 Meter lang und 15 Meter breit), barg 3 Europäer, 150 Indier, 50 Chinesen, 2 Pferde, mehrere 100 Stück Geflügel, 20 Schweine, 20 Schafe, Hunde u. s. w. Da gleich am ersten Tage eine Menge schriftlicher Arbeiten an mich herantraten, mußte an die Einrichtung eines Büreaus gedacht werden. Auch dieses fand seinen Platz in der bewußten Scheune.

Wie schon gesagt, mußte ich auch meinen ganzen Viehbestand in der Scheune unterbringen, denn auf der Station war kein einziger Stall vorhanden. Schweine und Pferde liefen bis dahin frei im Walde herum. Die in aller Eile aufgeführten Schweineställe widerstanden der Kraft ihrer Insassen nicht immer und so geschah es oft, daß einige Borstenthiere ausbrachen. Um der absscheulichen Hitze zu entgehen, suchten sie natürlich die kühlsten Plätze auf. Besonders hielten sie den Raum unter den Betten für einen sehr geeigneten Ruheplatz. Ein Schwein hatte es sich unter meinem Pult bequem gemacht und ließ sich durch keine Gewalt von diesem Platz entfernen. Dem Sprüchwort eingedenk „der Klügere giebt nach“ benützte ich das Thierchen dann öfter als Fußbank. Ich habe oft in späteren Zeiten an dieses Schwein zurückdenken müssen, wenn ich bei einer Temperatur von 30° ellenlange Berichte für den Berliner

grünen Tisch verfassen mußte. Das Thier zeigte eine Mißachtung des überflüssigen bureaukratischen Schreibwesens, wie man sie von einem unvernünftigen Thiere kaum erwarten sollte.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

W. von Hanneken.

Der Vorwurf der Besonnenheit.

Die schwäbische Volkspartei ist offenbar an einem Sonntag geboren. Neuestens hat sie das Glück seitens der nationalliberalen Presse vom „Schwäbischen Merkur“ bis zur „Nationalzeitung“ der „Besonnenheit“ beschuldigt zu werden. Um zum Verständniß und zum ganzen Reiz dieser amüsanten Logik durchzudringen, deren Verrenkungen wegen ihrer symptomatischen Bedeutung auch außerhalb Württembergs interessiren dürften, müssen wir uns um einige Schritte zurückbemühen.

Es war just vor einem Jahr, als die Volkspartei ihr Landtagswahlprogramm veröffentlichte, das sich Eingangs als das „Arbeitsprogramm des kommenden Landtags“ bezeichnete und mit der Versicherung schloß, „diese Forderungen sind klar und bestimmt, besonnen und ausführbar.“ Den Kartellpolitikern war allerdings diese Erklärung von Anfang an unbequem. Nach der altbekannten Melodie war doch die Volkspartei die Vorfrucht des Umsturzes, himmelstürmend und die Vernichterin einer ruhigen Entwicklung im Staat, wozu die „Ordnungsparteien“ einen erfreulichen Gegensatz bildeten.

Als nun der neue Landtag beisammen war und die demokratischen Abgeordneten emsig und programmgemäß an die Vertretung ihrer Forderungen gingen, trat die im Wahlaufruf behauptete Ausführbarkeit derselben klar zu Tage. Diejenigen aber, welche über die volksparteiliche Staatsgefährlichkeit vor der Wahl so viel Staub aufgewirbelt hatten, daß ihre eigene Sehkraft geschwächt wurde, waren nun aufs unangenehmste überrascht, daß die Volkspartei sich dem Lande nicht in der Karrikatur zeigte, welche sie von ihr entworfen hatten.

Das Ministerium war durch den Wahlausfall gewiß auch schmerzlich genug berührt, allein es hielt sich wenigstens von Illusionen freier, indem es sich offenbar nicht verhehlte, daß einerseits die Programmforderungen der Volkspartei in der That ja besonnen waren, daß eine Abweisung die ganze öffentliche Meinung in Harnisch gebracht hätte, und andererseits so entschieden, daß keine Hoffnung auf Hinterthüren blieb. So gab die Regierung entgegenkommende Zusagen bezüglich einer Reihe von Forderungen jenes Programms. Die Volkspartei hatte also nach dem Wahlerfolg den für eine politische Partei kaum minder großen Vortheil eines parlamentarischen Erfolges.

Es mag dies für auswärtige Leser durch einige Beispiele belegt werden: die Entfernung der Privilegirten, d. h. des Adels und der Geistlichkeit, aus der zweiten Kammer, seit Menschengedenken von der Volkspartei gefordert, hat die Regierung noch im vorigen Jahr abgelehnt, jetzt feierlich zugesagt; in das gouvernementale Dogma von der „Lebenslänglichkeit“ der Ortsvorsteher, das die frühere Schulzenkammer hochgehalten hatte, wurde durch Mehrheitsvotum und Regierungserklärung Bresche gelegt; die Einführung der Wahlcouverts, vormals unter Konnivenz der Regierung in Kommissionen begraben, wurde von der Regierung zugestanden, und von der Kammer sammt Isolirraum bis spätestens zur nächsten Landtagswahl gefordert; zugleich als ein Wink für die Reichsregierung, welcher bereits in Baden beachtet wurde. Zum Schutz gegen amtliche Wahlbeeinflussung wurde, ebenfalls im Gegensatz zum früheren Landtag, ein erweitertes Wahlprüfungsrecht der Kammer mit erdrückender Mehrheit gefordert; auch wurde an die Abschaffung der „Restverwaltung“, welche das Budgetrecht gefährdete, sowie an die Aufhebung der Schuldenbesteuerung herangetreten; ferner die alte demokratische Forderung der Progressivsteuer auf Einkommen und Vermögen im Prinzip gebilligt, und dabei die gleichzeitige Neuordnung der Gemeindesteuern mit einem für die Regierung maßgebenden Nachdruck verlangt. Daneben gelangte eine ganze Reihe anderer Anliegen der Bevölkerung zur Anerkennung, so unter andern der von der Regierung und dem Adel seit 1848 verschleppte Wildschadensersatz. Ueberdies forderte die Kammer von der Regierung eine Vertretung der Volksforderungen auch im Bundesrath, so die Ablehnung des seligen Umsturzgesetzes, die ihr vom Ministertisch in Aussicht gestellt wurde, und die Einführung eines modernen Militärstrafprozesses, in welcher Beziehung die Regierung ihren guten Willen versicherte, während die Kammer für den Fall weiterer Verschleppung durch das preußische Ministerium den einstweiligen Erlaß eines humaneren Strafverfahrens für Württemberg verlangte. Auch zu einer entschiedenen Erklärung gegen die bimetallistischen Währungsexperimente und gegen die Kanitzerei provozirte die Kammer das Ministerium. Dabei hatte die demokratische Fraktion die Annehmlichkeit, daß sie ihre Kräfte nicht zu überanstrengen brauchte, weil die Regierung wohl in der Erkenntniß, daß die Volkspartei durchaus einig und streng in der Richtung des Programms geführt war, auch mit denjenigen Zugeständnissen, die den reaktionären Pfad völlig verließen, keine allzu langen Umstände und Windungen machte. Wenn einem Volksverlangen die Thür einmal aufgeriegelt ist, braucht man die Thür nicht mit Aexten einzustoßen, da ein Druck auf die Klinke genügt.

Die Unterlegenen aber geriethen dadurch vollends in eine bemitleidenswerthe Stimmung. Die durchgefallenen deutschparteilichen Kandidaten — wer zählt die Kreise, nennt die Namen — konnten es schlechterdings nicht verstehen, daß Württemberg ohne ihre Hilfe fortexistirte. Als primus inter pares bestieg ihr in der Residenz unterlegener Führer den Hohenstaufen, um aus einer Höhe von 2100 Fuß über dem Meeresspiegel die Ach- und Weheklage zu erheben, daß Niemand anders als die Regierung (!) an dem Niedergang der deutschen Partei schuldig sei, denn alle die Forderungen, welche sie vordem der deutschen Partei versagt habe, gewähre sie jetzt der Volkspartei!

Diese, von den nationalliberalen Hörern applaudirte Erklärung schloß das schmerzliche Eingeständniß in sich, daß die Volkspartei in noch nicht sechs Monaten thatsächlich mehr erreicht hatte, als die deutsche Partei in sechs Jahren! Der Redner schien freilich nicht zu ahnen, daß er damit zugleich die falsche Haltung seiner eigenen Partei verurtheilt und die richtige Haltung der Volkspartei konstatirt hat. „Wer etwas fürs Volk herausschlagen will, muß die Regierung Prinzipientreue und Nachdruck spüren lassen, sonst thut sie keinen Zug“, das war die alte Lehre der Volkspartei. Es hatte sich an den Nationalliberalen in der Wahl gerächt, diese Lehre verachtet zu haben.

Da sich nun aber die deutschparteiliche Presse darauf verlassen kann, daß selbst die von den höchsten Tribünen gehaltenen Reden ihrer Führer unbeachtet bleiben, so konnte sie sich auch nach kurzer Zeit eine andere Taktik gestatten, die jener Klage über die Nachgiebigkeit der Regierung schnurstracks widersprach. So denunziren denn neuerdings die Eingangs erwähnten nationalliberalen Organe und ihr journalistischer Anhang die Volkspartei, daß sie im Landtage prinziplos und nachgiebig gegen die Regierung gewesen sei. Da sie aber mit dem besten Willen kein Beispiel anführen können, in welchem die Volkspartei ihrem Programm das Mindeste vergeben hätte, so wird eben aus Leibeskräften der allgemeine Vorwurf der „Besonnenheit“ gegen die arme Volkspartei erhoben. Mit einer rührenden Kunst der Entstellung klammert sich der „Schwäbische Merkur“ heute an die Dankesresolution eines Volksvereins für die demokratische Fraktion, morgen an das Tagesbe-

richtchen eines Bezirksblattes, um daraus vorwurfsvoll zu deduziren, daß die Volkspartei erst nach den Wahlen besonnene Forderungen aufgestellt habe.

Aber die Sache wird noch köstlicher, wenn man bedenkt, daß die Ordnungspresse damit die Schutzthese und Anschwärzung verbinden will: die Volkspartei im neuen Landtag mache es genau so wie die deutsche Partei im alten. Statt nun vom Standpunkt der deutschen Partei vor ihren Lesern zu folgern: „sie sind hiernach so gut, wie wir seiner Zeit", operirt sie griesgrämig und von Gott verlassen mit der anderen Konsequenz, die darauf hinausläuft: „sie sind also so — schlecht wie wir waren!"

Diese Taktik zur Einfangung der Volkspartei gleicht dem Plan jenes Jägers, der, weil die grauen Elephanten leichter zu fangen sind als die weißen, beschließt, die weißen zuerst grau anzustreichen.

So viel zur heiteren Seite jenes Angriffs, welcher sich im Munde der Ordnungsparteien und ihres Hauptorgans, das mit dem Ministerium sogar verwandt und verschwägert ist, unstreitig am Hübschesten ausnimmt, aber auch vom Centrum und der Sozialdemokratie kolportirt wird. Derselbe hat jedoch auch eine ernste Seite, die höchst erwünscht für die Demokratie ist und die nur von der politischen Gedankenlosigkeit verkannt werden kann. Wenn die Besonnenheit der Volkspartei an Stelle einer bloßen Behauptung ihres Wahlprogramms zu einer selbst vom Feind anerkannten Wahrheit wird, so gibt diese Konstatirung vor dem Land eine überaus werthvolle Unterlage für die Durchsetzung der übrigen Forderungen der Volkspartei. Nachdem selbst in den „staatserhaltenden" Wählerkreisen der Eindruck verbreitet wird, die Volkspartei gehe ohne Uebereilung vor, kann diese, getragen von der so beeinflußten öffentlichen Meinung kecklich und sicher voranschreiten, um nach den ersten Schanzen den Angriff auf die folgenden zu eröffnen. Es gibt Leute, die behaupten zu der Vermuthung berechtigt zu sein, daß es die demokratische Partei gelüste, diesen zweiten Schritt zu machen. Sie braucht nicht mehr zu fürchten, daß ihr Ueberstürzung vorgeworfen wird, da sie von den Gegnern selbst zu ihrem Vorgehen ermuthigt und in Folge dessen im Schooß der eigenen Partei bis zu den Genossen des hintersten Dorfes unterstützt sein wird. Wenn man sich vorstellt, daß einer der demokratischen Abgeordneten im Landtag eine fortschrittliche Forderung erhebt mit der Begründung, daß seine Fraktion, „deren Besonnenheit sogar durch gegnerische Atteste erhärtet und geradezu sprichwörtlich" sei, die Zeit für gekommen erachte, um u. s. w., so wird der Redner Mühe haben, den erforderlichen Ernst zu bewahren.

„Heilige Einfalt", werden bei der Lektüre des „Schwäbischen Merkurs" diejenigen Staatsmänner denken, die wenigstens noch das große Einmaleins der Politik beherrschen, „welcher Unsinn, der Demokratie ihre Besonnenheit zu beglaubigen, sie zu neuen Anträgen zu provoziren, und die öffentliche Meinung nach weiteren Fortschritten begierig zu machen!"

Im übrigen Deutschland aber kann das Bürgerthum, angesichts der politischen Fortschritte in Württemberg und dieser seltsamen Angriffe, wie aus der Vogelperspektive erkennen, daß der Sieg der bürgerlichen Demokratie einerseits eine solide Entwicklung garantirt, die nicht zur Zertrümmerung, sondern zum Ausbau führt, und daß andererseits ein solcher Wahlerfolg die freiheitliche Idee derart in Schwingung bringt, daß bald sogar ihre Widersacher in verzweifelter Rathlosigkeit rufen, es gehe — nicht rasch genug voran.

Stuttgart, Ende November 1895.

. . .

Das österreichisch-französische Bündniß im Jahre 1870.

Die Oeffentlichkeit, die in unserm Zeitalter weit mehr als selbst die Volksvertretungen alles Thun der Regierungen kontrolirt, wirft auch rückwärts auf deren geheimste Maßregeln in der jüngsten Vergangenheit helles Licht. Das geschichtliche Urtheil vermag deshalb in der Gegenwart schneller zu reifen und eine endgiltige Gestalt anzunehmen, als dies früher der Fall war. So besitzen wir für die Entstehungsgeschichte des Krieges von 1870 bereits eine reiche Sammlung historischen Materials, das, von den verschiedensten wohl unterrichteten Elementen herstammend, uns eine ziemlich abschließende Meinung zu bilden gestattet. Ich habe versucht, eine solche in diesen Blättern zu formuliren.*) Eine einzige Lücke war noch in der Reihe unserer Kenntnisse vorhanden: wir wußten sehr wohl, was während der Jahre 1869 und 1870 die italienischen und österreichischen Unterhändler in Paris ausgerichtet hatten, aber wir waren nur unvollkommen und aus dritter Hand über die Thätigkeit des französischen Vertrauensmannes, des Generals Lebrun, in Wien unterrichtet. Vor wenigen Wochen ist jedoch von dessen militärischen Denkwürdigkeiten der zweite Band erschienen, der sich gerade mit diesen Ereignissen beschäftigt.**) Alles, was sich auf den großen, vor einem Vierteljahrhundert ausgefochtenen Kampf um das Schicksal Deutschlands bezieht, steht gerade jetzt derart im Vordergrunde des Interesses, daß es sich wohl lohnen möchte, das Wesentlichste aus dem Berichte Lebrun's mitzutheilen.

Die seit dem Sommer 1866 in den gesammten gebildeten Klassen Frankreichs vorherrschende Ueberzeugung, es müsse über kurz oder lang eine kriegerische Abrechnung mit Preußen stattfinden, besaß auch in der dortigen Regierung mehrere Anhänger. Im Beginne des Jahres 1869 drückte der Kriegsminister Marschall Niel dem General Lebrun seine Ansicht aus, es werde zuverlässig zum Kriege mit Preußen kommen, zwar noch nicht 1870, aber 1871; jedoch werde ihn Frankreich nicht anders als mit Hilfe von Verbündeten führen. Solche suchte dann auch Kaiser Napoleon III für alle Fälle mit Eifer. Am Ende 1869 hatte sich aber bekanntlich die Sachlage derart gestaltet, daß seine Idee eines Dreibundes zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien gegen die bedrohliche Machtzunahme Preußens an dem Bescheide des Wiener Kabinets, sich nur auf eine Defensivallianz einlassen zu wollen, gescheitert und nichts weiter erreicht war, als eine briefliche Uebereinkunft der drei Herrscher, man werde in den großen politischen Fragen in thunlichster Gemeinschaft verfahren. König Viktor Emanuel war für seine Person freilich bereit, für den alten Freund von 1859 das Schwert Italiens auf die erste Aufforderung hin aus der Scheide zu ziehen; allein die öffentliche Meinung seines Landes, die Kammern und Minister ließen das nicht zu.

Unter so ungewissen Umständen verursachte in den eingeweihten Kreisen der französischen Hauptstadt die Reise des Höchstkommandirenden des österreichischen Heeres, Erzherzogs Albrecht, durch ganz Frankreich und sein endliches Erscheinen in Paris, während der Monate März und April 1870, lebhafte Erregung. Napoleon hatte bald seinem bevorzugten Adjutanten und militärischen Vertrauten, dem General Lebrun, zu erzählen, daß er und der Erzherzog übereingekommen wären, in möglichster Kürze solle zwischen Oesterreich und Frankreich ein gemeinsamer Feldzugsplan festgestellt werden, „um den ehrgeizigen Plänen Preußens — d. h. offenbar der Vereinigung des südlichen Deutschland mit dem

*) „Anno 1870", in der „Nation" v. 13. Juli 1895.

**) Général Lebrun, Souvenirs militaires, 1866—1870. Paris, Dentu, 1895. Als erster Band war 1884 Bazeilles-Sedan erschienen, weil damals die Herausgeber die wichtigen und delikaten Aufklärungen über die Entstehungsgeschichte des Krieges noch nicht zu veröffentlichen wagten.

Norden — Widerstand zu leisten". Sobald der Erzherzog nach Wien zurückgekehrt sei und dort die Zustimmung seines kaiserlichen Neffen erlangt habe, solle ein französischer General ihm zu endgültiger Verabredung des Planes nachgesandt werden. Für diese Mission bestimmte Napoleon den General Lebrun. Am 19. Mai berief der Kaiser diesen Offizier, den Kriegsminister Leboeuf sowie die Generale Frossard und Jarras zu einer Konferenz, in der er ihnen anzeigte, auch König Viktor Emanuel verheiße die Mitwirkung von 100 000 Mann.

Hierbei möge man ein Doppeltes beachten: einmal daß der Erzherzog lediglich von einem Kriege unter bestimmten Voraussetzungen, nicht von einem eigentlichen Angriffskriege redete, und zweitens, daß der König von Italien nur in eigenem Namen, nicht in dem seiner Regierung gesprochen hatte, der doch in parlamentarischen Staaten, wie Italien, das entscheidende Wort gebührt.

Die vier französischen Generale erkannten thatsächlich das Unzuverlässige so allgemeiner Zusagen und stellten deshalb einstimmig für jede gemeinsame Aktion der drei Mächte als conditio sine qua non die Forderung auf: die Kriegserklärung an Preußen und der Befehl zur Mobilmachung der Heere müsse in Paris, Wien und Florenz an demselben Tage erfolgen, und ebenso später der Beginn der allseitigen militärischen Operationen. Napoleon stimmte dem bei. Mit entsprechenden Aufträgen ausgerüstet, begab sich Lebrun in tiefstem Geheimniß nach Wien, wo er, nach längerer Auskundungsreise durch Deutschland, am 6 Juni eintraf.

Sofort begann er seine Verhandlungen mit dem Erzherzoge. Hier ist nun von vornherein Doppeltes sehr wichtig. Erstens, der französische General machte über die Mobilisirungsfähigkeit sowie über die Effektivstärke des eigenen Heeres viel zu vortheilhafte Angaben: er schätzte jene auf nur vierzehn Tage, die letztere auf mindestens 400 000 Mann an Feldtruppen. Gerade deshalb wies, zweitens, der Erzherzog die conditio sine qua non Napoleons III. unbedingt zurück. Oesterreich und Italien, sagte er, brauchen sechs bis acht Wochen zur Mobilisirung und Vereinigung ihrer Streitkräfte; sie können also, um sich nicht einem vorzeitigen Angriffe von Seiten Preußens und seiner süddeutschen Verbündeten auszusetzen, den Krieg erst nach Vollendung aller Vorbereitungen erklären; so lange muß Frankreich den Kampf allein ausfechten. Inzwischen werden die beiden anderen Mächte Preußen gegenüber die Stellung der bewaffneten Neutralität annehmen und es dadurch von vornherein zum Zurücklassen bedeutender Streitkräfte in Schlesien und Sachsen nöthigen. — Um wenigstens einige Sicherheit zu erlangen, daß sich Oesterreich schließlich seinen Verheißungen nicht entziehen werde, fügte Lebrun die Forderung hinzu, daß es sich förmlich verpflichte, sofort nach Frankreichs Kriegserklärung zwei Armeekorps, einstweilen auf Friedensfuß, an der sächsischen und schlesischen Grenze aufzustellen.

Diesem Verlangen stimmte Erzherzog Albrecht zu. Bekanntlich hat aber Oesterreich nach dem wirklichen Ausbruche des Krieges weder mobilisirt noch die bewaffnete Neutralität erklärt noch auch die Aufstellung an den norddeutschen Grenzen vorgenommen. Diese Thatsache beweist daß, wenn auch vielleicht der österreichische Generalissimus — damals ein erbitterter Feind Preußens — doch sicher nicht der österreichische Kaiser diese ganzen Verabredungen ernst genommen hat. Oesterreich, das sich damals von Preußen und Rußland bedroht glaubte, that Alles, um sich Frankreichs Freundschaft zu sichern, vermied aber sorgfältig jede bindende Verpflichtung, um nicht für ihm fremde Interessen gegen seinen Willen in einen Krieg verwickelt zu werden.

Um so kürzer haben wir den zwischen Erzherzog Albrecht und Lebrun besprochenen Kriegsplan zu skizziren.

Mitte März eines der kommenden Jahre sollte der Krieg von Seiten Frankreichs erklärt werden, die Mobilisirung der drei verbündeten Heere beginnen, und zwar am selben Tage. Anfang April sollte ein französisches Heer von fünf Armeekorps in Süddeutschland eindringen, es schnell besetzen und zur Neutralität zwingen. Am 43. Tage nach dem Uebergange der Franzosen über den Rhein werde die österreichische Armee die bayerische Grenze überschreiten und sich dann bei Nürnberg mit den Franzosen vereinen. Zu gleicher Zeit müßten 100 000 Italiener auf der Brennerbahn in Bayern einrücken und München besetzen. Inzwischen sei Anfang April ein zweites französisches Heer von drei Armeekorps in der Rheinprovinz und der Pfalz einmarschirt, um dort die Preußen zu beschäftigen. Preußen, das angeblich sieben Wochen zur Mobilisirung und zum Aufmarsche seiner Truppen nöthig habe, werde unter solchen Umständen hauptsächlich an den Schutz Berlins denken und seine Macht hinter dem Thüringer Walde konzentriren. Hier würden Franzosen und Oesterreicher diese mit weit überlegenen Kräften angreifen und besiegen, während die Italiener Süddeutschland im Zaume hielten. — Alle diese Operationen waren auf das genaueste bis auf den Tag ausgerechnet, und ebenso wußte der Erzherzog bestimmt, daß die Entscheidungsschlacht bei Leipzig oder Weißenfels stattfinden und daß in ihr 377 000 preußischen Bajonetten 669 000 französische und österreichische — nicht mehr und nicht weniger — gegenüberstehen würden.

Dieser Plan erweckt keine hohe Meinung von der strategischen Befähigung des österreichischen Generalissimus. Er ist außerordentlich künstlich und willkürlich und übersieht die Schwierigkeiten und Hemmungen, die bei so großer Ausdehnung der verbündeten Operationen und der tiefgehenden Verschiedenheit der alliirten Verwaltungen und Heere unvermeidlich waren. Solche verwickelte Pläne sind nie geglückt. Das Projekt beruht ferner auf einer Ueberschätzung der französischen und Unterschätzung der deutschen Mobilisirungsfähigkeit, wie man sie bei einem Manne von der Stellung des Erzherzogs Albrecht für unmöglich halten sollte. Wäre dieser Plan ausgeführt worden, so hätte er sicher die Vernichtung der 200 000 Franzosen in Süddeutschland herbeigeführt, ehe ihre Verbündeten ihnen wirksamen Beistand hätten leisten können. Endlich nimmt der Erzherzog gar keine Rücksicht auf Rußland, dessen Eingreifen zu Gunsten Preußens bei einem Kriegsbündnisse Oesterreichs mit Frankreich ja zweifellos war.*) Auch Lebrun machte sich, indem er diesen Plan annahm, eines ganz ungerechtfertigten Optimismus schuldig.

Am 14 Juni hatte der französische General die Ehre einer Audienz bei Kaiser Franz Joseph. Der Monarch sprach im Allgemeinen seine Billigung des gemeinsamen Feldzugsplanes aus, fügte aber hinzu: „Vor allem jedoch muß ich Ihnen sagen, daß ich den Frieden will. Wenn ich Krieg unternehme, muß ich dazu genöthigt sein. Nur wenn sich der Kaiser Napoleon gezwungen sähe, den Krieg anzunehmen oder zu erklären, und mit seinem Heere in Süddeutschland nicht als Feind, sondern als Befreier erschiene, wäre ich meinerseits genöthigt, zu verkünden, daß ich mit ihm gemeinsame Sache mache."

Der Sinn dieser Worte ist klar. Einen Offensivkrieg, wie ihn die Franzosen im Auge haben und der Feldzugsplan allein in Betracht zieht, verwirft Franz Joseph durchaus. Lediglich für den Fall, daß die süddeutschen Staaten von Preußen vergewaltigt werden und die Hilfe Frankreichs anrufen, dieses auch im Stande ist, ihnen solche thatsächlich zu bringen, will er sich demselben anschließen.

Es gehört der ganze Optimismus der damaligen Franzosen, den General Lebrun selber so oft tadelt, dazu, um aus dieser Erklärung des österreichischen Herrschers die Bedeutung herauszufinden: dieser „betrachte den Krieg als möglich, wahrscheinlich und wünschenswerth".

Napoleon III. war dann auch mit dem Ergebnisse der Sendung viel weniger zufrieden, als sein General. Er eröffnete diesem bei dessen Rückkehr, daß er lebhaft bedauere,

*) Nur beiläufig spricht der Erzherzog einmal von Rußland (Lebrun, 166), um zu behaupten, daß ein Eingreifen seines Heeres vor dem Monat Juli nicht zu fürchten sei und deshalb bei frühzeitigem Losschlagen der Verbündeten im April und Mai gar nicht in Betracht komme.

feststellen zu müssen, daß unter den verschiedenen Vorschlägen, die sein Adjutant nach Wien überbracht habe, gerade derjenige, der in seinen Augen der wichtigste gewesen, nicht günstig aufgenommen sei. Die Entschuldigungen des Generals hörte er lediglich schweigend an. Zum dritten Male verfiel Lebrun in grundlosen Optimismus, indem er annahm, sein Kaiser werde auf solche Grundlagen hin nunmehr durch seine Diplomatie schleunigst den Bündnißvertrag mit Oesterreich und Italien abschließen. Vielmehr hat augenscheinlich Napoleon III. in der Erklärung des Kaisers Franz Joseph dieselbe Zurückhaltung erblickt, die dieser Herrscher schon früher in seiner ausschließlichen Bereitschaft zu einem Vertheidigungsbündnisse bekundet hatte. An einem solchen aber lag Napoleon nichts; er selber wollte Zeit und Gelegenheit zum Kriege gegen Preußen bestimmen. Die Verhandlungen mit Oesterreich wurden abermals von Seiten Frankreichs abgebrochen.

Weshalb hat die französische Regierung aber doch nur vierzehn Tage später die Feindseligkeiten gegen Preußen plötzlich begonnen? Ich habe versucht, die Frage in diesen Blättern in dem schon erwähnten Artikel zu beantworten. Kürzlich hat Professor Delbrück („Preußische Jahrbücher", Bd 82, S. 1 ff.) dem Kaiser Napoleon einen ganz macchiavellistischen Plan beigelegt: er habe Preußen zu überraschen, es durch einige schnelle Schläge geschmeidig zu machen und dann zu einem Bündniß behufs gemeinsamer Unterjochung Europas zu bestimmen gehofft. Man denke: der kranke Kaiser, der unter unsäglichen Schmerzen sich kaum noch bewegen kann, kaum seiner Gedanken Herr ist, will zur Knechtung Europas ausziehen! Diese kühne Konjektur des phantasiereichen, äußerst subjektiven Publizisten stützt sich nur auf eine gelegentliche, vage und in bestimmter diplomatischer Absicht gethane Aeußerung Bismarck's, auf die dieser nie wieder zurückgekommen ist, findet aber sonst in den authentischen Quellen auch nicht den leisesten Schein einer Begründung. Lebrun, der so tief in diese Dinge Eingeweihte, hebt vielmehr dieselben Ursachen für den Ausbruch des Krieges hervor, die ich als solche bezeichnet hatte: im Allgemeinen den selbstgefälligen Chauvinismus der Mehrheit des Gesetzgebenden Körpers, nebensächlich die direkte Beleidigung der französischen Regierung durch die offizielle Verbreitung der abgekürzten Emser Depesche von Seiten des norddeutschen Bundeskanzlers (Lebrun, S. 178).

Als dritte Ursache möchte man die Unterschätzung der deutschen Streitkräfte durch die französischen Machthaber anführen. Glaubten diese doch, daß ihnen „Preußen" höchstens 300,000 Mann werde entgegenstellen können (S. 322). Thatsächlich zählten die drei deutschen Feldarmeen Anfang August 1870 zusammen 485000 Mann!

General Lebrun konstatirt, daß beim Ausbruche des Kampfes Frankreich keinerlei Bündnißverträge abgeschlossen hatte, daß vielmehr nach der französischen Kriegserklärung Oesterreich nicht die mindeste Maßregel traf, um eine Mobilisirung seines Heeres auch nur einzuleiten. „Das war", sagt er (S. 192), „der Umsturz meiner bestbegründeten Hoffnungen." Wie bezeichnend erscheint demgegenüber der fanfaronartige Charakter des Gaskogners Gramont in der völlig aus der Luft gegriffenen Vertröstung des Generals auf geheimnißvolle Vorgänge in Wien: „Lassen Sie es nur gut sein und haben Sie Vertrauen." So geschehen am 26. Juli 1870!

Die von General Lebrun in seinen „militärischen Erinnerungen" angeführten Thatsachen bestätigen vollkommen, daß die Ereignisse, die zu dem gewaltigen und entscheidenden Kriege führten, sich genau so entwickelt haben, wie wir dies vor vier Monaten hier feststellten. Sie schließen in endgültiger Art die Kette der Beweise. Selten ist über einen großen historischen Vorgang eine solche Fülle zuverlässigen historischen Materials beigebracht worden, wie wir es bereits jetzt für die Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges besitzen.

M. Philippson

Ueber Richard Dehmel's Drama: „Der Mitmensch".

Ein Problemstück, wie es die Ibsen'schen Stücke sind, hat Richard Dehmel in seinem durch den Titel schon Spannung erregenden Drama: „Der Mitmensch"*) geschaffen. Das Problem ließe sich etwa in folgende Frage zusammenfassen: „Hat man das Leben des Mitmenschen auch dann für unantastbar anzusehen, wenn die eigenen höchsten Lebensinteressen durch die Existenz des Betreffenden schwer gefährdet erscheinen?"

Auf diese Frage geben die Strafgesetzbücher aller Länder eine natürlich bejahende Antwort; nur im Fall der Nothwehr, bei erlittenem persönlichem Angriffe, bleibt unter Umständen der Todschlag des Gegners straffrei; außerdem ist noch durch die relativ nachsichtige Beurtheilung von Zweikämpfen etwas wie eine Hinterthür offen gelassen.

Uebrigens handelt es sich hier nicht um die Antwort des Strafgesetzes. Wenn ein Dichter eine solche Frage aufwirft, so geschieht es, um die herrschenden Moralanschauungen der Zeitgenossen zu revidiren und womöglich dem Individuum neue Freiheiten zu erkämpfen. Auch zeigt das praktische Leben, daß die Behandlung des angedeuteten Problems keine bloß scholastische Uebung am Phantom bedeutet.

Hier ein jüngst erlebtes Beispiel. Der Studiosus St. aus Sarstedt — wir folgen einer Notiz der „Weser Zeitung" — hatte vor zehn Jahren seinen Stiefvater ermordet, weil der brutale Mann die Mutter des St. arg mißhandelte. Der Sohn hatte die Leiden der Mutter nicht länger mitansehen können; so erschoß er bei günstiger Gelegenheit den Stiefvater. Das Schwurgericht in Hannover erkannte auf Todesstrafe, die auf dem Gnadenwege in lebenslängliche Haft umgewandelt wurde. Im Gerichtsgefängniß gewann sich der Thäter die besondere Zuneigung sämmtlicher Beamten, woraus man wohl den Schluß ziehen darf, daß er keine Verbrechernatur, sondern nur der gewaltthätige Vertheidiger seiner mißhandelten Mutter war. Diese Erwägung mag wohl auch den Kaiser bewogen haben, St. am 11. Oktober d. J., nach zehnjähriger Haft der Freiheit und der noch lebenden Mutter zurückzugeben.

In seinem Drama „Der Mitmensch" hat nun Dehmel eine Handlung erfunden, die das Problem freilich nicht in so — ich möchte sagen — antiker Einfachheit darstellt, wie das in der Geschichte des Studiosus St. der Fall ist. In letzterer haben wir einen rohen Wütherich, eine liebende Frau und als reines, klares Motiv die Mutterliebe des Sohnes.

In Dehmel's Stück dagegen opfert ein junger Mann — Ernst Wächter —, der seinen Bruder, den Architekten Peter Wächter, für einen genialen großen Menschen hält, diesem zwei Personen auf, die dem Bruder gefährlich werden können. Als drittes Opfer bringt er dann allerdings auch sich selbst dar, wodurch aber der Gedanke, daß einer höheren Individualität die Mitmenschen sich bis zur Hingabe des eigenen Lebens unterordnen müssen, nur noch verstärkt wird, indem Ernst sich im Verlauf des Stückes zum „Mitmenschen" par excellence proklamirt. Gegenüber dem großen Bruder hat er keine andere Lebensaufgabe, als: Mitmensch zu sein. Und nachdem er dem Bruder zwei andere Mitmenschen aufgeopfert hat, ist es freilich nur konsequent, daß er gegebenen Falles das dritte Opfer wird.

Uns interessiren hier nur die beiden anderen Opfer, weil nur die an ihnen begangene Handlung auf das angedeutete Problem Bezug hat. Das Eine ist ein Weib, eine schöne jüdische Bankierstochter, Thora Nathan —, mit welcher der Architekt ein heimliches Liebesverhältniß angeknüpft hat. Dieses verwöhnte Geschöpf mit seinem Heißhunger nach Erregungen wird dem genialen Erfinder eines neuen Theaterbaustils „die Nerven einzeln aus dem Leibe zupfen". Weil

*) Verlag von Hugo Storm in Berlin, 1895.

Ernst Wächter dies voraussieht, fordert er von Thora Nathan den Bruder zurück, ohne Rücksicht darauf, daß sie darüber zu Grunde gehen muß. Denn sie ist — durch den Willen ihres Vaters — die Braut eines gemeinen Schuftes, der im Personenverzeichniß als „Ralf Eickrott, Börsenmensch u. s. w." eingeführt wird. Vor diesem Elenden hätte nur Peter Wächter sie retten können, und er hätte eigentlich die Verpflichtung dazu gehabt. Trägt sie doch ein Kind von ihm unter dem Herzen. Nichtsdestoweniger läßt Peter Wächter den Bruder handeln, der denn auch unbarmherzig sein Ziel verfolgt und es dahin bringt, daß Thora Nathan, die in ihrem Jammer nicht aus noch ein weiß, sich erschießt, um so, da sie mit dem Geliebten nicht glücklich werden konnte, wenigstens der Schande und dem schrecklichen Leben an der Seite eines Eickrott zu entgehen.

Hauptsächlich bei diesem ersten Opfer erheben sich schwere Bedenken gegen die Richtigkeit des Vorgehens Ernst Wächter's und auch des Dichters (da Ernst Wächter der die Anschauungen des Dichters vertretende „Held" des Dramas ist). Man merkt hier in ungünstigem Sinne die Beeinflussung des Dichters durch Nietzsche's Theorie von Menschen höherer Ordnung, denen alles gestattet ist gegenüber Menschen, die, nach Ansicht der ersteren, tiefer stehen. Der Verfasser eines bürgerlichen Trauerspiels mit von ihm erfundenen Personen ist dabei besonders übel dran, da er dieses höhere Menschenthum, das der Dichter eines historischen Trauerspiels schon mit der Wahl des Stoffes als Erbschaft seines Helden antritt, erst nachweisen und glaubhaft machen muß. Und daß letzteres dem Verfasser des Dramas „Der Mitmensch" gelungen sei, wage ich nicht zu behaupten. Mit seinem Plan einer drehbaren Bühne, welche alle Zwischenakte unnöthig macht, ist der Architekt Peter Wächter doch vielleicht nur ein Projektemacher, dem praktisch die Sache nicht gelingen würde. Und wenn wir selbst annehmen wollen, er sei wirklich ein eminentes Baugenie, so ist noch keineswegs einzusehen, daß die Ausführung eines derartigen Werkes durch die eheliche Verbindung mit einem Mädchen gestört würde, das den Herrn Architekten als Geliebte nicht stark genirt zu haben scheint. Eine Ehe ist in der Regel ruhiger als ein leidenschaftliches heimliches Liebesverhältniß. Und wenn auch Thora Nathan als das Weib geschildert wird, das nicht bloß „das Ruhekissen des Mannes für ein paar Schäferstunden" sein will, sondern ihn ganz für sich in Anspruch nehmen möchte, so weiß man dagegen aus hundert Beispielen, daß der wahrhaft genie begabte Mann sich auch in der Ehe bald die Verhältnisse schafft, die sein Arbeitsdrang bedingt. Namentlich aber wird durch den Verlauf der Handlung in Tehnel's Drama gewiß, daß Thora Nathan an Charaktergröße die mindestens ebenbürtige Gefährtin dieses Mannes gewesen wäre; sie übertrifft ihn hierin sogar bedeutend, indem sie tapfer den Tod wählt, während von seiner Seite in diesem Liebesverhältnisse eigentlich nichts anderes zu melden ist, als daß er die körperliche Unschuld eines sich ihm hingebenden Mädchens nicht achtete.

Der Dichter scheint mir ungerecht, parteilich in seinem Verhältnisse zu den Hauptpersonen. Auf der einen Seite hat er den Versuch gemacht, den Architekten zum Uebermenschen hinaufzuschrauben, dessen „Raubthiergang" — echt Nietzsche'sch! — den Bruder so entzückt. Auf der anderen Seite wird an Thora Nathan sogar ihre Liebe zu diesem Uebermenschen als ein Beweis von Entartung betrachtet. „Sie ist gar nicht mehr Rassenweib. Braucht fremdes Blut zur Liebe. Der Jude reizt sie nicht mehr. Entartung durch Inzucht! Will sich gesund schmarotzen." Mit solchen Theorien kann man allerdings dazu gelangen, sich über diejenige Schonung und Achtung des Mitmenschen hinwegzusetzen, die noch von unseren klassischen Dichtern — diesen Duselmeiern! — als zum Begriff der Humanität gehörend angesehen und gefeiert wurde. Wer erinnert sich hier nicht an ein anderes Fräulein Nathan, mit dem Rufnamen Recha, die den Tempelherrn wahrscheinlich auch nur liebte, um sich an fremdem Blute gesund zu schmarotzen!

Das zweite Opfer, das der liebende Bruder dem Architekten der Zukunft bringt, ist der Börsenmensch Eickrott. Tehnel hat diesen — übrigens nicht jüdischen — Spekulanten als eine so vollendete Kanaille geschildert, daß allerdings Niemand bedauern würde, wenn irgend Jemand im Stück ihn zu Boden schlüge, auch auf die Gefahr hin, daß er nicht mehr aufstände. Aber nun hat der Verfasser die Umstände, unter denen dies zuletzt wirklich geschieht, so eigenthümlich eingerichtet, daß das einfachste Billigkeits- und Menschlichkeitsgefühl uns doch nöthigt, auch für diesen elenden Kerl gegen die Brüder Wächter Partei zu nehmen. Im Sterbezimmer Thoras hatten Peter Wächter und Eickrott ein feindseliges Zusammentreffen gehabt, das letzteren nöthigte, Peter Wächter später in seiner Wohnung aufzusuchen, um ihm die Herausforderung zum Zweikampfe persönlich und ohne Zeugen — aus Schonung für die Ehre der todten Thora — zu überbringen. Da ist es nun bereits nicht ganz in Ordnung, daß die beiden Brüder, welche beisammen wohnen, diesen Besuch gemeinsam erwarten, weil zwei gegen einen immer eine feige Rolle spielen. Noch peinlicher aber berührt es, daß sie bereits die Reitpeitsche zurecht gelegt haben, mit der sie auf Eickrott's Forderung zu antworten gedenken. Den Gegner in's Haus kommen lassen, um ihn dort in angedeuteter Weise zu überfallen, kann durch keinerlei Uebermenschenthum und keine noch so niedere Taxation dieses Gegners entschuldigt werden. Wenn nicht ihm, so sind die Brüder doch sich selbst die Rücksicht auf das momentane Verhältniß von Hausherr und Besucher schuldig. Ernst Wächter hat natürlich den Bruder überzeugt, daß er sich mit einem solchen Menschen nicht duelliren dürfe; er sei der Welt eine große Leistung schuldig, die er nicht dem Zufall einer Pistolenkugel preisgeben dürfe. Die Sache ist um so ernster, als Eickrott geradezu als Kunstschütze bekannt ist. Nun wäre gewiß gegen eine würdige Ablehnung der Thorheit des Duells nichts einzuwenden, aber die oben beschriebenen Vorbereitungen der Zwei gegen Einen sind das Gegentheil einer würdigen Ablehnung.

Es kommt indessen anders und noch schlimmer. Eickrott ist kaum erschienen, als er mit einer schnöden Bemerkung über „das todte Frauenzimmer" Peter Wächter zu einem Anfall höchster Wuth reizt und von ihm einen Faustschlag ins Gesicht erhält, der ihn wie todt zu Boden streckt. Er ist aber nicht todt, wie Ernst, der nun die Reitpeitsche weggeworfen hat, konstatirt. Dagegen hat ihm der Ring an Peters rechter Hand das eine Auge zerstört. Ohnmächtig liegt Eickrott da. Die Brüder tragen den Körper des Verwundeten auf den Divan und Ernst verbindet das verletzte Auge mit einem weißen Tuche, in das alsobald ein Blutfleck aus der Wunde dringt.

Für Ernst ist es sofort klar, daß der Bruder für diesen Faustschlag mit so schweren Folgen ins Gefängniß wandern muß. Das darf unter keinen Umständen geschehen. Er will den Faustschlag auf sich nehmen. Aber was wird das helfen, da Eickrott vor Gericht schon aussagen wird, wer ihm das Auge ausgeschlagen hat? Rasch faßt Ernst einen großen Entschluß. Er sendet den Bruder fort zum Arzt. Und jetzt, da er sich mit dem Verwundeten allein befindet, der soeben wieder ein leises Zeichen zurückkehrenden Lebens gibt, nimmt er einen Revolver, denselben, mit dem sich Thora Nathan erschossen hat, aus dem Schreibtische, stellt sich „lächelnd" vor den bewußtlos Liegenden, spannt den Hahn, sagt leise vor sich hin: „In Gottes Namen", setzt ihm den Revolver an das linke Auge auf den Blutfleck und gibt den Schuß ab in dem Augenblick, als der Vorhang herabsinkt.

Eine Abscheulichkeit ohne gleichen! Nur zu sehr erscheinen die Worte gerechtfertigt, mit denen Eickrott in das Zimmer der Brüder getreten war: „Bin ja in ein nettes Gaunernest gerathen." Die Aufopferung Ernst's, der nun, mit Täuschung der Gerichte, den Mord auf sich nehmen wird, hilft uns nicht hinweg über die brutale That. Das also wäre die neue Moral, daß man einen Menschen, dessen Zeugenschaft vor Gericht man fürchten muß, weil man ihn blutig mißhandelt hat, hinterher noch tödtet, um zu verhindern, daß er die Karriere eines andern geliebten Menschen verderbe? Man erwäge hiebei auch, wie das Jahr Gefäng-

niß, das der Architekt Peter für seinen unglücklichen Faustschlag etwa würde erhalten haben, doch in keinem Verhältnisse steht sowohl zu der Ermordung eines wenn auch noch so elenden Mitmenschen, wie zu der viel schwereren Strafe, welcher nun Peters Bruder verfällt. Und wird Peter das Opfer des Bruders annehmen? Wird ihm, wenn er es thut, die Arbeitsfreudigkeit ungetrübt bleiben, die sein Werk verlangt? Vielleicht würde die Störung durch die arme, von demselben übereifrigen Bruder in den Tod gehetzte Thora nicht so schlimm gewesen sein, wie nun die Störung durch diesen frommen Banditenstreich.

So kommt mir vor, daß durch Dehmel's Drama das Problem der Stellung zum Mitmenschen weit weniger gelöst sei, als daß wir vielmehr ein tragisches Seitenstück erhalten haben zu Gottfried Keller's humorvoller Novelle: „Der Schmied seines Glückes“. Wenn in dieser Novelle gezeigt wird, wie das Schmieden eigenen Glückes leicht ungeschickt herauskommt und man oft besser thut, dem Schicksal seinen freien Lauf zu lassen und nicht übergescheit es verbessern zu wollen, so zeigt sich ungefähr eben dasselbe, nur in düsterster Färbung hier an einem Schmiede des Glückes seines Bruders. Daß aber dies zu demonstriren nicht die Absicht des Verfassers war, bedarf keiner ausdrücklichen Versicherung. Welches sein Problem war, wurde im Eingang dieses Artikels gezeigt. Ich füge bloß bei, daß es durch die ebenfalls oben angeführte Geschichte von dem Studiosus St. weit besser illustrirt wird als durch Dehmel's erfundene Handlung, die, gegen die Absicht des Verfassers, nur in neuen Flammenzügen das alte Wort: „Du sollst nicht tödten“ in die Seele schreibt.

Damit, daß ich die Handlung des Dehmel'schen Stückes in Beziehung auf die dem Verfasser vorschwebende Aufgabe verwerfe, ist nun aber keineswegs gesagt, daß ich sein Drama für ein verdienstloses oder gar unbedeutendes Werk halte. Das ist es vor allem schon deshalb nicht, weil es reich ist an überaus packenden Theaterscenen, sodann auch vermöge des durchweg interessanten Dialoges, dessen knappe Worte alle wohl erwogen sind in der Absicht, die Charaktere und die geistige Luft und Temperatur der Handlung zu verdeutlichen. Auch in der heutzutage so besonders bewunderten Kunst, ein „Milieu“ mit allen den Intimitäten auszustatten, die ihm volle Lebenswahrheit geben, dürfte Dehmel hinter den besseren Dramatikern dieser Richtung nicht zurückstehen; ich denke hierbei besonders an die im Hause des Bankiers Rothan spielenden Auftritte, an die Dienstbotenscene zu Beginn des vierten Aktes, als der Sarg für Thora gebracht worden ist und dergl. Man hat die ernste Achtung erweckende Arbeit eines Dichters vor sich, dem alle Drogen und Gifte der großen dramatischen Apotheke zu Gebote stehen, der sich jedoch, wohl in der Lust, gleich beim ersten Falle eine Radikalkur vorzunehmen, diesmal in der Mischung der Dosen und in der Anwendung zu starker Mittel arg vergriffen hat.

Bern. J. V. Widmann.

Das königliche Opernhaus und die Aufführung von Sullivan's Ivanhoe.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

. . . . Ich bin weder Theater- noch Musikkritiker. Nie habe ich das Glück mit innigerem Dank gegen mein Schicksal empfunden als vorgestern Abend, nach der Premiere von Sullivan's „Ivanhoe“. Mit mir verließen das Opernhaus zwei vergnügt aussehende Berichterstatter, die mit Eifer die Frage erörterten, ob die kühle, fast frostige Haltung des eben der Haft der Langeweile entrinnenden Publikums nach als Achtungserfolg zu taxiren sei oder nicht. Nun, Ihr Herr Opernreferent*) wird ja schwerlich ein Hehl daraus machen, daß diese romantische (?) Oper des Mikado-Komponisten trotz der trefflichen Aufführung und der geradezu splendiden Ausstattung einen nur äußerlich verdeckten Mißerfolg hatte, und so könnte ich mich wie gewohnt im Schweigen bescheiden, lägen mir nicht zwei ernste Fragen centnerschwer auf dem kunstbegeisterten Herzen. Gestatten Sie mir daher, Ihre Aufmerksamkeit auf zwei Punkte zu lenken, die in den Besprechungen der Tagespresse kaum beachtet, geschweige denn gebührend gewürdigt wurden, die aber meines Ermessens eine öffentliche Erörterung durchaus verdienten.

Wie ist es möglich, daß ein so trauriges Machwerk wie dieser Ivanhoe auf die Bühne unseres königl. Opernhauses gelangt? Wie ist es möglich, daß an ein Werk, dessen Werthlosigkeit jeder Sachverständige schon aus der Partitur zu erkennen vermag, von dessen Wirkungslosigkeit man sich bei den Aufführungen in London leicht überzeugen konnte, ein großer Aufwand von Geld und Mühe verwendet werden durfte, während bedeutende Kunstaufgaben, wie z. B. Cornelius' „Barbier von Bagdad“ seit Jahren ihrer Lösung durch das Berliner Opernhaus harren? Ist dafür die Urtheilskraft und der Geschmack der Generalintendanz verantwortlich zu machen oder üben außer der offiziellen Theaterleitung auch noch höhere Mächte ihren Einfluß auf den Spielplan aus? Als im Mai unser Opernhaus mit Reinhold Becker's „Frauenlob“ reinfiel, da entschuldigte ein Gerücht den Mißgriff der Opernverwaltung mit der Behauptung, das schlechte opus sei nur auf Wunsch und Betreiben einer königlichen Prinzessin, die einst bei Herrn Becker ihren ersten Musikunterricht genossen, zur Aufführung angenommen worden. Als in diesem Herbst Hummel's „Treuer Schelm“ durchfiel und sich männiglich entsetzte, daß ein so geistloses Werk in unserm ersten Kunsttempel zu Gehör kam, da raunten sich die Mißvergnügten und Entrüsteten wiederum allerlei von höfischen Einflüssen zu. Diesmal endlich verlautet gar, Ivanhoe habe sein bischen Berliner Bühnenleben besonders hohen Wünschen zu danken. Was ist an diesen Dingen, die sich die Spatzen auf dem Opernplatze vorpfeifen, blaßes Gerede, was lautere Wahrheit? Es ist etwas Schönes um die Gunst des Mächtigen, die großer Kunst die Wege ebnet, und dankerfüllten Herzens wird noch eine späte Nachwelt des Beschützers der Wagner'schen Geistesschöpfung gedenken. Anders aber urtheilt die Kunstgeschichte über ein Mäcenatenthum, das seine schirmende Hand über die Mittelmäßigkeit hält. Was sollen die schaffenden Geister, was das kunstbedürftige Volk daraus gewinnen?

Und nun zum Zweiten. Entspricht das Gebahren der königlichen Theaterleitung, die jedes, auch das kleinste Ereigniß im Interesse der Kasse fruktifizirt und allemal, wenn etwas Neues oder Besonderes geboten werden soll, die Preise zu solcher Höhe treibt, daß sie nur noch den obersten Fünftausend erschwinglich sind, der vornehmen Würde, die ein Hoftheater nach der geschichtlichen Tradition und seiner Stellung im Kunstleben zu wahren hat? War es künstlerisch gerechtfertigt, der neuen Dekorationen wegen auf die Eintrittskarten zu „Ivanhoe“ einen Aufschlag von 1 Mark zu erheben? Sind diese seit etwa zwei Jahren mehr und mehr überhand nehmenden Gepflogenheiten, durch welche gerade das kunstfreudigste und urtheilsfähigste Publikum, das künstlerisch gebildete und künstlerisch thätige Bürgerthum, davon ausgeschlossen wird, über die öffentliche Kunstpflege und die Weiterentwicklung des nationalen Theaters sein gewichtiges Wort zu sprechen, nicht dazu angethan, die Bühne ihrer höchsten Aufgabe zu entfremden und der allein Leben spendenden Verbindung mit der Allgemeinheit zu entziehen?

Doch das sind der Fragen zu viel. Möchten Sie sie aber nicht der Oeffentlichkeit zur Diskussion vorlegen, damit berufene Federn sich mit diesen ernsten Dingen einmal befassen? Es wird sich lohnen, denn auch hier handelt es sich um das Schicksal idealer Güter der Nation. . . . . .

*) Anm. der Redaktion: Unser Herr Musikreferent hat darauf verzichtet, die Oper vom musikalischen Standpunkte aus zu besprechen.

Zeitschriften.

T. de Wyzewa.

(„Revue des deux Mondes".)

In welchem Maße die „Revue des deux mondes" herunterkommt, davon liefert uns dies früher angesehenste Organ der französischen Publizistik in seinem ersten Novemberheft ein gar trauriges Beispiel. Angeblich im engsten Anschlusse an den Essay, den Bailleu in der „Deutschen Rundschau" Heinrich von Sybel gewidmet hat, veröffentlicht Herr de Wyzewa unter der Ueberschrift „Revues étrangères. Revues allemandes", einen Artikel La vie et l'oeuvre d'Henri de Sybel, einen Bericht, der von Unwissenheit und Ungeheuerlichkeiten strotzt. Man kennt ja die Bosheit, mit der der Pole Wyzewa alles Deutsche: Litteratur, Kunst, Politik u. s. w. verfolgt. Es liegen in unserem Aufsatze auch einige schöne Beispiele hiervon vor. Aber was er über den deutschen Historiker der Welt zu berichten weiß, ist um so perfider, als er durch das Lob, welches er dem Essay Bailleu's spendet, den Verdacht erwecken muß, daß das, was er über Sybel sagt, dieser Quelle entnommen, also durchaus glaubwürdig und richtig sei. Man lese aber folgende paar Sätze, um sich von der „Richtigkeit" des Auszuges zu überzeugen. Da heißt es u. A. mit Bezugnahme auf eine These, die Sybel bei seiner Doktorpromotion zum Disputiren aufgestellt hatte, daß er „avait clairement affirmé son intention d'écrire l'histoire cum ira ac studio" durch une sorte de pamphlet: La Sainte Tunique de Trèves etc., où, sous prétexte d'histoire il attaquait le parti ultramontain de la façon la moins déguisée. Nun weiß aber doch jeder halbwegs gebildete Publizist, daß Sybel's Schrift über den h. Rock zu Trier, von der übrigens J. Gildemeister den größten Theil abgefaßt hat, was Herrn de Wyzewa ganz unbekannt zu sein scheint, eine streng gelehrte historische Untersuchung ist, die mit der ultramontanen Partei direkt gar nichts zu thun hat. Sie hatte bekanntlich den Erfolg, daß selbst katholische Historiker, denen an der Wahrheit noch etwas lag, die Unechtheit des sogenannten heiligen Rockes zu Trier eingestanden.

Aber es kommt noch besser! Sybel hat sich nach Herrn de Wyzewa dem Gebrauche der deutschen Privatdozenten (?) folgend, früh verheirathet, „ce qui ne l'empêchait point du reste, toujours suivant l'usage des professeurs allemands, de passer à la brasserie une grande partie des heures qu'il n'employait pas à „se plonger dans ses livres". Da Sybel eine schlechte Einnahme hatte, befand er sich in sehr bedrängter (assez embarassée) materieller Lage, als ihm der Minister Eichhorn 1845 die Titularprofessur der Geschichte in Marburg anbot. Man kann doch nichts Ungereimteres und zugleich Perfideres schreiben. Der von Haus aus wohlhabende, nichts weniger als bierdurstige, stets vornehm sich haltende Bonner Professor, der durch die Uebertragung einer Titularprofessur in dem kurhessischen Marburg seitens des preußischen Unterrichtsministers seinen finanziellen Nöthen entrückt wird!

Und solchen Widersinn sendet die französische Revue unter der Redaktion des bekehrten Herrn F. Brunetière in die Welt. Man hat, wenn ich recht berichtet bin, die Redaktion der „Revue des deux mondes" schon einmal vor Herrn de Wyzewa gewarnt. Mit welchem Erfolge zeigt sich jetzt.

D. H.

Die Rechte der unehelichen Kinder nach dem Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich, kritisch beleuchtet (auch für Nichtjuristen) von Carl Bulling, Geh. Justizrath. (Berlin, 1895. Rosenbaum und Hart. 86 S. Pr. 1 Mark.)

Die sogenannte Frauenbewegung hat sich in jüngster Zeit mit Eifer auf eine Erweiterung der den unehelichen Kindern nach dem neuen bürgerlichen Gesetz zu ertheilenden Rechte geworfen. Das ist eigentlich weder im Interesse der Frauen, noch in dem der unehelichen Kinder. Denn es läßt die ganze Frage in einem falschen Lichte erscheinen. Es gibt nicht mehr uneheliche Mütter als uneheliche Väter, und die Mädchen überwiegen unter den unehelich Geborenen nicht mehr als unter den ehelich Geborenen. Indem die für die soziale Stellung ihres Geschlechts kämpfenden Frauen besonders für die unehelichen Kinder Partei ergreifen, schaden sie sich und der Sache. Das Publikum bekommt den Eindruck, als handle es sich um eine laxere Auffassung weiblicher Moralität. Darum handelt es sich hier aber gar nicht. Beide Geschlechter sind als Väter, als Mütter und als Kinder gleichmäßig daran betheiligt, daß die Gesetzgebung hier nicht in Fehler verfalle. Darum ist es sehr willkommen zu heißen, daß ein Mann sich in obengenannter Schrift einmal der Sache angenommen hat, und zwar nicht nur mit männlicher Unparteilichkeit, sondern auch mit männlichem juristischen Wissen und Scharfsinn. Unser Verfasser vertritt den Standpunkt, daß die Verfasser des Entwurfs in dieser Frage (und wahrscheinlich auch in mancher anderen) viel zu viel Werth auf juristische Konsequenz und zu wenig auf praktische Lebensweisheit gelegt haben. Am schlagendsten geht das aus dem Umstand hervor, daß sie zur Formel gekommen sind: zwischen dem Vater und seinem unehelichen Kind bestehe keine Verwandtschaft! Der Laie wird das nicht glauben, und er wird es vollens für absurd halten, wenn er erfährt, daß derselbe Gesetzgeber, trotz seiner angeblichen Konsequenz, doch so inkonsequent sein mußte, die Ehe zwischen dem Vater und der unehelichen Tochter zu verbieten. Aehnliche Fehlgriffe weist der Verfasser auf dem Gebiet der Namens- und Standesrechte, des Erbrechts, der Alimentationspflicht u. s. w. nach. Man kann mit Herrn M. Levy, dem Verfasser der eingehenden Darstellung über den Entwurf in diesen Blättern, völlig dahin übereinstimmen, daß es nicht wünschenswerth sei, denselben aus Verbesserungseifer auf die lange Bank zu schieben. Aber es gibt Punkte, die so vitaler Natur sind, daß man versuchen sollte, sie trotzdem zu bessern. Wäre es nicht unverzeihlich gewesen, wenn man aus Rücksicht auf Beschleunigung den Satz „Kauf bricht Miethe" hätte stehen lassen? Das war auch so eine Ausgeburt juristischen Tiefsinns, welche die Einrede der Laien aus dem Tempel jagen mußte. Und wo sich ähnliche Verstöße finden, sollte man schnellstens mit ihnen aufräumen, um schnell die Rechtseinheit zu erobern. Unter diesem Gesichtspunkt sei die vorliegende Schrift dringend empfohlen.

L. B.

Theodor Gomperz: Griechische Denker. Eine Geschichte der griechischen Philosophie. Leipzig, Veit & Cie., 1896.

Keine Anzeige dieses seiner vollen Bedeutung nach nur von sechs oder sieben Lebenden in all seinen Ergebnissen erschöpfend zu würdigenden Werkes beabsichtigen unsere Zeilen. Nur den Dank aller empfänglichen Leser sollen sie kunden oder wecken für eine der besten, bestgeschriebenen Monumentalleistungen der neueren deutschen Gelehrtenlitteratur. Gomperz, als Philolog und Kritiker ein Meister unter den Meistern, bewährt sich — was übrigens die Leser der „Nation" aus dem Mommsen- und Leibniz-Spinoza-Aufsatz längst wissen — in diesem reichen, stoff- und gedankenreichen Buche als einer unserer geschmackvollsten Prosaiker. Religionsforschung, Naturkunde, Staats-, Rechts- und Geschichtsphilosophie: alles ist Gomperz gleich vertraut, wird unter seiner anmuthigen, liebenswürdig bescheidenen Führung dem Leser gleich klar und durchsichtig nahegebracht. Bücher solcher Art werden besser gelesen, als beredet. Ihre Heimstatt ist in jeder Bibliothek aller hominum elegantiorum.

—m.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 89.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 10. Berlin, den 7. Dezember 1895. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Vor acht Tagen führte Herr von Köller seinen Schlag gegen die Sozialdemokratie; acht Tage später, gerade im Augenblick der Eröffnung des Reichstages, geht er in einen Urlaub jener Art, von dem es eine Rückkehr in das Ministerhotel nicht gibt; wie wohl man für unmöglich nichts halten soll.

Aber nehmen wir an, daß Herr von Köller geht, weil, wie behauptet wird, sonst andere Minister um ihre Entlassung bitten würden.

Woher dieser plötzliche Sturm?

Daß man die genauen Ursachen, die den Fall des Herrn von Köller verursacht haben, nicht kennt, ist hergebracht bei uns.

Man führt in der Oeffentlichkeit nicht eine Ursache, sondern eine Reihe von Ursachen an und nur mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit kann man behaupten, daß eine oder mehrere oder alle diese Gründe zusammengewirkt haben, um Herrn von Köller aus seinem Amte zu entfernen.

Man sagt vor Allem, daß die große Aktion gegen die Sozialdemokratie, die heute bereits alle Welt in allen Parteien als den bekannten „Schlag ins Wasser“ bezeichnet, von Herrn Köller ohne Rücksprache und sehr zur Ueberraschung seiner Ministerkollegen ausgeführt worden sei.

Ist das richtig? Wer weiß es? Und das ist das Charakteristische, daß man es nicht weiß; aber zu glauben geneigt ist.

Was folgt daraus?

Einen Zusammenhalt in der Regierung setzt Niemand voraus. Aus dem, was wir erlebt haben, zieht alle Welt berechtigterweise den Schluß, daß sehr wohl eine Maßregel von tiefgreifender Bedeutung von einem Minister gemacht werden kann, während sie die andern Minister am Morgen aus der Zeitung erfahren. Man braucht nur an die Entlassung des Grafen Caprivi zu denken, die, als die Bundesrathsmitglieder die Eisenbahnzüge in Berlin bestiegen, ihnen als gänzlich ausgeschlossen erschien: sie waren überzeugt, Graf Caprivi säße wieder so fest wie je; und als sie ihr Coupee einige Stunden später auf heimischem Boden verließen, konnte man ihnen mittheilen, daß Graf Caprivi aufgehört habe, Reichskanzler zu sein.

Es fehlt aber auch jeder Zusammenhalt zwischen der Regierung und den Parteien, denn sonst wäre es undenkbar, daß Minister gehen und kommen, ohne daß man mit Sicherheit wüßte, warum der eine geht und warum gerade jener andere kommt.

Will man unsere Lage sich vergegenwärtigen, so braucht man nur folgendes Gedankenexperiment zu unternehmen. Wer wollte den Nachfolger des Herrn von Köller auch nur mit einiger Sicherheit vorausbestimmen? Von einer bestimmten Person kann ja natürlich gar nicht die Rede sein; aber es kann auch nicht einmal die Rede davon sein, zu ahnen, welcher politischen Richtung er angehören wird. Würde man erfahren, ein Mann mit verständiger nationalliberaler Gesinnung sei berufen worden, Niemand würde sich wundern; aber man würde sich auch nicht wundern, wenn man erführe, daß ein Kreuzzeitungspolitiker der Ersatzmann des Herrn von Köller sei; aber es könnte auch ein Centrumsmann sein oder ein Freikonservativer oder wer sonst; und Niemand würde sich auch wundern, daß man dieses neue Element mit seinem besonderen Charakter dem alten Ministerium ohne Weiteres einfügt; und ob der kommende Mann nun ein Nationalliberaler oder ein Centrumsmann sei; ein Vertreter der Kreuzzeitungsrichtung oder ein aufgeklärter Büreaukrat; man würde weder von dem einen noch von seinem Antipoden behaupten können, daß er in den Charakter des jetzigen Ministeriums nicht hineinpaßt; in dieses Ministerium paßt all und jeder als Minister hinein, denn es hat überhaupt keinen politisch definirbaren Charakter; aber ein Geschäftsministerium ist es auch nicht, das nur verwaltet.

Wir haben also kein Ministerium, sondern wir haben eine Anzahl Minister, die schlecht und recht mit einander

arbeiten nach einem Plane, den die politische Welt nicht kennt, und nach dem die politische Welt sich nicht orientiren kann, wenn er vorhanden sein sollte, weil die Weiterentwicklung beständig durch unvorhergesehene Eingriffe beeinflußt wird.

Diese Eingriffe gehen vom Kaiser aus; er setzt die Minister neben einander; er entläßt sie; das ist zweifellos sein konstitutionelles Recht; aber wenn dieses Recht in einer Weise geübt wird, die einen Zusammenhang der Minister unter einander nicht ermöglicht und die auch einen Zusammenhang des Ministeriums mit den Parteien ausschließt, so kommen wir zu Zuständen, wie wir sie jetzt haben und die bei gar manchem ernste Bedenken erzeugen.

Man braucht, um dies festzustellen, nur auf einen einzigen Punkt hinzuweisen.

Herr von Köller holt zum Streiche gegen die Sozialdemokratie aus; man glaubt an eine groß angelegte Aktion, die freilich für verfehlt erachtet werden muß; aber man glaubt doch an einen Plan; dann fällt Herr von Köller und der Beweis ist geliefert, daß von Plan keine Rede sein konnte. Wie muß eine solche Erfahrung auf die Sozialdemokratie wirken; und die Sozialdemokratie ist doch sicherlich eines jener politischen Probleme in Deutschland, das für ernst genug von aller Welt angesehen wird, um es nicht individueller Experimentirneigung auszuliefern.

Und Erfahrungen solcher Art haben wir schon mehr als eine gemacht. Die Eulenburg-Katastrophe bedeutete im Kern ja dasselbe; nur daß Graf Eulenburg intellektuell mehr vorstellt als Herr von Köller; es handelt sich hier also um ein konstitutionelles Leiden und dieses Leiden ist ernster Art; ernst nicht in erster Reihe für eine bestimmte Partei, sondern ernst für den Staat.

In dem Gefühl der Unsicherheit über die nächste politische Zukunft liegt eine Gefahr; in dem Gefühl, daß Niemand in der Bevölkerung weiß, was der nächste Tag bringt. Die ruhige Entwicklung eines Staates wird nicht zum wenigsten auch dadurch verbürgt, daß die große Masse der Bevölkerung an eine solche ruhige Entwicklung glaubt. Dieser Glaube ist eine heilsame Macht und bedeutet weit mehr als Bajonette und Polizei, und Bajonette und Polizei sind gar nichts werth ohne diese heilsame Macht als Rückhalt.

Auf diese unleugbaren Thatsachen muß der Kaiser von denen, die dazu berufen sind, aufmerksam gemacht werden; wir müssen nicht Minister, sondern ein Ministerium mit Staatsmännern haben.

Und andererseits haben die Parteien doppelten Anlaß, sich aus den Nichtigkeiten kleinlicher Parteizänkereien heraus zu arbeiten. Es kann natürlich nicht der Narrheit das Wort geredet werden, gänzlich heterogene Elemente an einander fesseln zu wollen; das ist ausgeschlossen; aber es gibt eine ganze Reihe von Gruppen gerade auf der Linken, die für die naheliegenden Aufgaben unserer jetzigen Lage gemeinsam arbeiten könnten und gemeinsam arbeiten sollten. Diesem Ziele müssen wir bei dem Ernst der Zeiten näher kommen, soll nicht der Zerfahrenheit der Regierung die Zerfahrenheit des Parlamentes entsprechen, so daß dann auch dieser Anker für das Staatsschiff unbrauchbar sein würde.

Herrn von Köller einen politischen Nekrolog zu schreiben, ist leicht und schnell geschehen; er ist ein Junker, ohne ernstere Bildung, voll Selbstgefühl; aber die unangenehmsten Eigenschaften der Junker, ihren Hochmuth und auch die intriguante Geschicklichkeit des Hofjunkerthums besaß er nicht; er gehört zum Schlage der jovial-burschikosen Junker. Der Schlimmste seines Schlages ist er bei Weitem nicht gewesen; das Schlimmste an ihm als Minister waren seine mangelnden Fähigkeiten.

In dem bisher von dem Freiherrn von Hammerstein vertretenen, als erzkonservativ verschrieenen Reichstagswahlkreise Herford-Halle hat der wildliberale Bürgermeister Quentin mit rund 9000 gegen rund 8600 Stimmen in der Stichwahl über seinen konservativen Gegenkandidaten gesiegt. Der Ausgang der Wahl erfüllt uns mit lebhafter Befriedigung, vornehmlich deshalb, weil in diesem Falle ganz eklatant erwiesen ist, was der Liberalismus auch auf scheinbar ganz sicherem konservativen Terrain vermag, wenn er kleinliche Zänkereien hintenan stellt und geschlossen für einen wirklich liberalen Kandidaten eintritt. Welcher Fraktion sich Herr Quentin im Reichstage anschließen wird — oder ob er wildliberal bleibt — ist in unseren Augen von ganz nebensächlicher Bedeutung, seitdem es durch bündige Erklärungen des Gewählten festgestellt ist, daß derselbe keinerlei reaktionäre Politik mitzumachen entschlossen ist. Die freisinnige Vereinigung hat deshalb auch gern das Ihrige dazu beigetragen, Herrn Quentin im Wahlkampfe zu unterstützen. Der Reichstagsabgeordnete Pachnicke hatte diese politische Sympathie dadurch thatsächlich zum Ausdruck gebracht, daß er am 2. Dezember in Bünde vor einer großen Wählerversammlung eine wirksame Rede hielt.

In Stuttgart haben die Sozialdemokraten die bürgerlichen Parteien veranlaßt, ihnen in den städtischen Vertretungskörpern drei Sitze einzuräumen; das Wahlrecht würde ihnen ohne ein solches Entgegenkommen den Eintritt in die städtische Verwaltung unmöglich gemacht haben. Daß dem Ersuchen der Sozialdemokraten gewillfahrt worden ist, hat unseren vollsten Beifall, und wir stimmen durchaus der „Frankfurter Zeitung" zu, die folgende Gesichtspunkte als maßgebend für diesen Entschluß hinstellt:

„Es ist unseres Erachtens ein geradezu unwürdiger Zustand, wenn die Anhänger einer Partei von der Stärke der Stuttgarter Sozialdemokratie in dem wichtigsten Gemeindekörper ohne Vertretung sein sollen; es dient auch nicht der Erfüllung der Aufgaben der Gemeinde, da die Sozialdemokratie sich zumeist aus bestimmten Volksschichten rekrutirt, deren Anschauungen, Wünsche und Forderungen ebenfalls das Recht haben, innerhalb des Schoßes der Gesammtheit gehört zu werden."

So ist es.

In Konstantinopel streitet man sich, ob die Großmächte berechtigt sein sollen noch ein Kriegsschiff vor die türkische Hauptstadt kommen zu lassen, oder ob nicht. Die Botschafter verlangen es; der Padischah verweigert es. Dieser Streit hat im Augenblick nur die Bedeutung einer Kraftprobe; was kann dieses eine Schiff nützen? Aber England hat sich dafür eingesetzt und England will den Sultan unter seinen Willen beugen. Wird es gelingen? Das wird davon abhängen, welchen geheimen Rückhalt der Sultan bei einzelnen jener Mächte findet, die offiziell ihren Botschafter mit dem Großbritanniens zusammen operiren lassen und, die im Geheimen den Widerstand des Sultans schüren; andererseits fragt es sich, bis wohin kann sich England vorwagen und bis zu welchem Augenblick bleibt es doch der Unterstützung von Italien und Oesterreich sicher? Deutschland kann nichts Besseres thun, als seine Stellung nach wie vor als Rückendeckung für Oesterreich und Italien zu wahren.

Der Präsident der Vereinigten Staaten, Cleveland, hat eine Botschaft erlassen, die sehr bemerkenswerthe und ernste Aeußerungen gegenüber Deutschland enthält. Die Vereinigten Staaten fühlen sich beschwert durch die Art, wie dem Import von Lebensmitteln aus Amerika Hindernisse bei uns in den Weg gelegt werden; und die Vereinigten Staaten fühlen sich benachtheiligt durch die Verdrängung der amerikanischen Lebens-Versicherungsgesellschaften aus Preußen. Gegenüber diesen unseren Maßregeln stellt Präsident Cleveland Retorsionen zur Erwägung des Kongresses.

Schließlich wünscht Amerika noch aus seinen samoanischen Verpflichtungen entlassen zu werden; das begreifen wir.

Wir werden die Rekriminationen der Vereinigten Staaten sehr ernst nehmen müssen, wollen wir nicht Gefahr laufen, daß plötzlich unser Export einen gefährlichen Schlag versetzt erhält. Mit diplomatischen Noten ist in den Vereinigten Staaten sehr wenig oder gar nichts zu machen. Was wir zu thun haben, ist, vorurtheilslos die Beschwerden der Amerikaner zu prüfen; Ausstellungen, soweit sie gerecht

sein sollten, abzustellen und alsdann in der Oeffentlichkeit nachzuweisen, daß unsere Maßnahmen nicht diktirt sind in der Absicht, durch hinterhaltige Winkelzüge die amerikanische Konkurrenz zum Besten einzelner deutscher Berufsstände fern zu halten, sondern, daß diese Anordnungen allein in rein sachlichen und ganz außerhalb des Konkurrenzneides liegenden Erwägungen ihre Begründung haben. Solcher loyalen, öffentlichen Auseinandersetzung pflegt die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten, die Alles bedeutet, nicht unzugänglich zu sein; aber hüten wir uns, unsere Exportindustrie zu gefährden oder auch nur zu beunruhigen aus agrarischen oder anderen protektionistischen Liebhabereien.

* * *

Was ist uns Hekuba?

Herr von Köller ist — wie man in dem Augenblicke, wo wir dies schreiben, allgemein annimmt — nicht mehr Minister des Innern in Preußen. Warum nicht mehr? Das pflegt bei uns zu Lande nicht offen gesagt, sondern immer nur vermuthet zu werden. Und da man sich an den wundersamsten Scenenwechsel seit Jahr und Tag gewöhnt hat, so ist das Feld für allerlei Vermuthungen ein weites. Fiel Herr von Köller über die aufgelösten Wahlvereine der Sozialdemokratie oder über den Militärstrafprozeß oder weil er Herrn Professor Delbrück verklagte oder weil er sich mit ihm vertrug? Wer weiß es? Vielleicht haben alle diese Ungeschicklichkeiten zusammengewirkt. Möglicherweise ist es aber auch ein ganz anderer Grund, der den Entschluß des Königs, Herrn von Köller zu entlassen, zur Reife gebracht hat. Wer weiß es? Und wenn man es wüßte, so wäre damit nur die politische Neugier, nicht das politische Interesse befriedigt. Was ist uns Hekuba? Was bedeutet ein Ministerwechsel in Preußen?

Ob der Minister des Innern Herr von Köller heißt oder anders, was liegt im Grunde daran! Der Eine wird die Reaktion etwas vorsichtiger, etwas geschickter betreiben, als der Andere; das ist Alles. Die Gesammtpolitik der Regierung wird sich nicht ändern; sie wird schwankend bleiben, wie bisher.

Die Selbständigkeit der sogenannten leitenden Staatsmänner gegenüber dem kaiserlichen Willen wird nicht größer werden; und die Parteien werden weder ihr Verhältniß zur Regierung noch zu einander ändern. Nur dadurch bekommt jeder neue Ministerwechsel politische Bedeutung, daß er die Mängel der ganzen gegenwärtigen Regierungsmethode aller Welt immer wieder deutlich vor die Augen bringt. Ein so komplizirter Staat, wie es das moderne Preußen oder gar das Deutsche Reich ist, kann auf die Dauer nicht in der Weise regiert werden, wie der Staat des Großen Kurfürsten, der weit weniger Einwohner zählte, als das heutige Berlin, oder wie der Staat Friedrichs des Großen, der bei seinem Regierungsantritt in ganz Preußen nicht viel mehr Einwohner vorfand, als heute in der Hauptstadt und deren Vorstädten zusammen wohnen. Der direkte Einfluß des Staatsoberhauptes ist denn auch nicht konstitutionellen Doktrinen zu Liebe in allen civilisirten Staaten nach und nach geringer geworden, sondern in Folge harter Thatsachen. Wie es heute keinen Polyhistor mehr gibt, der die Gesammtheit der Wissenschaften übersähe, so gibt es auch heute keinen Meister der Regierungskunst mehr, der alle Zweige des modernen Staatslebens wirklich zu übersehen vermag. Aus dieser Beobachtung ist der konstitutielle Grundsatz hervorgegangen: le roi règne mais ne gouverne pas. Diesen Grundsatz brauchte man keiner Verfassung einzuverleiben, er ergab sich in dem Zeitalter der Dampfkraft und der Elektrizität ganz von selbst aus der Natur der Dinge. Auch in England gibt es kein geschriebenes Gesetz, welches verhindern würde, daß die Königin Viktoria in England ebenso regierte, wie weiland Georg III., aber wie ihr Enkel in Preußen. Nur fände sie keine Staatsmänner, die sich damit begnügen würden, als Minister nur die einfachen Vollstrecker des königlichen Willens zu sein, und kein Parlament, das solche Minister als Führer acceptiren würde.

Bei uns fehlt es zur Zeit noch an einem ausreichenden Widerstande von Staatsmännern und Volksvertretern gegen die unmittelbare Beeinflussung der Staatsgeschäfte durch die Krone. Die Schwierigkeiten, ein absolutistisches Regierungssystem aufrecht zu erhalten, zeigen sich aber mit jedem neuen Ministerwechsel deutlicher. Man erzählt sich, daß der zum Reichskanzler und Ministerpräsidenten von Preußen designirte Fürst Hohenlohe — vor jetzt etwa Jahresfrist — höchst verwundert gewesen sei, Herrn von Köller mit demselben Zuge von Straßburg nach Berlin reisen zu sehen. Man behauptet, es sei ihm neu gewesen, in Herrn von Köller einen Ministerkollegen begrüßen zu müssen. Wir glauben nicht, daß in irgend einem anderen Lande Europas — Rußland und die Türkei ausgenommen — ein Ministerpräsident auch nur einen Tag länger im Amte bleiben würde, wenn das Staatsoberhaupt, ohne ihn zu konsultiren, einen Minister ernennen oder entlassen würde.

Die direkte — nicht bloß formale, sondern wirkliche — freie Auswahl der einzelnen Minister durch den Monarchen schließt begreiflicher Weise ein Zusammenwirken aller Minister nach gemeinsamen politischen Grundsätzen in der Regel aus; und eben deshalb ist auch das Ausscheiden eines einzelnen Ministers bei uns noch keineswegs ein zuverlässiges Symptom dafür, daß sich politisch etwas ändert.

Der Sturz des Herrn von Köller gehört also einstweilen bloß unter die Rubrik: faits divers.

Th. Barth.

Adolph Menzel.

Wer würde in jenem kleinen Herrn, der aus seinen Adleraugen so jung und so scharf blickt, während er in gerader, straffer, fast militärischer Haltung die Prachtsäle durchschreitet, einen Achtzigjährigen vermuthen. Die hohen Würdenträger und Generale, deren Brust mit Ordenssternen bedeckt ist, begrüßen ihn mit achtungsvoller Kameradschaftlichkeit. Der junge Lieutenant macht mit ehrerbietiger Verbeugung seinen Schritten Platz, und eine Mutter wendet ihren von Brillanten schimmernden Hals zur Tochter und raunt ihr ins Ohr „Da kommt Adolf Menzel, sieh ihn Dir gut an."

Wie oft habe ich solche Scenen beobachten können. „Einer der Unseren", sagte ich mir mit Stolz.

Ja wohl einer der Unseren, und doch, wie hoch überragt er uns alle, uns, die Ritter der Palette. Und nicht nur wir Schlesier dürfen auf diese Landsmannschaft stolz sein. Es ist Alldeutschland, welches durch ihn geehrt wird. Der Pour le mérite kann keine würdigere Brust schmücken und diese vornehmste Genossenschaft, deren Kanzler er ist, kann keinen würdigeren Vertreter finden, als diesen gottbegnadeten Künstler.

Menzel ist eine der interessantesten Erscheinungen der Kunstgeschichte, neben deren Hervorragendsten er seinen Platz finden muß, und er ist auch eine der wichtigsten.

Es werden sich zur Ehrung des ausgezeichneten Mannes an seinem 80. Geburtstage so viele Federn rühren, daß allen, welche über seine Lebensschicksale Näheres erfahren wollen, es nicht schwer fallen wird, sich über diese zu belehren.*) Von ihnen will ich also nicht reden. Adolph

*) Ich möchte besonders auf die vortreffliche Biographie des Meisters von Ludwig Pietsch zu dem bei Gustav Schauer erschienenen Menzel-Album hinweisen.

Menzel hat sehr jung angefangen, ein selbständiger Künstler zu werden; er hat eigentlich nie gelernt, sondern er hat immer gekonnt. Innere und äußere Nöthigung haben ihn die Wege geführt, die er mit festem Muthe und unerschütterlicher Energie gegangen ist. Von der letzteren mag ein rein äußerlicher Umstand ein Beweis sein. Er ist von Natur eigentlich das, was man „linkshändig" nennt. Erst die Ueberzeugung, daß alle Paletten für die linke Hand gebaut seien, daß er also sich erst solche für die rechte Hand anfertigen lassen müsse, sowie der Gedanke, den eigentlich jeder haben müßte, daß er hilflos sein würde, wenn irgend ein trauriger Umstand ihm die volle Beweglichkeit des Arbeitsarmes raube, veranlaßte ihn, auch die rechte Hand in gleichen Gehorsam zu zwingen. Menzel arbeitet jetzt rechtshändig, indessen hat die linke Hand nicht die alte Fähigkeit verloren, so daß ich ihn öfter, vielleicht ihm unbewußt, den Stift aus einer Hand in die andere werfen sah, denn wenn Menzel thätig ist, hat er nur einen Gedanken, ein Denken, das für seine Arbeit. Auch sein Material beschäftigt ihn nicht mehr. Er hat eine so absolute Beherrschung desselben, daß es in seiner Hand jede Eigenwilligkeit verliert.

Adolf Menzel repräsentirt in seiner Person die ganze kunsthistorische Entwicklung unseres Jahrhunderts, nur daß er eigentlich dieser immer um einige Schritte voraus war. Menzel ist vom Romantiker, der in den Gestalten von Göttern und Helden, von Rittern und Edelfrauen seine Ideen verkörperte, durch die Historienmalerei hindurch nicht nur zum ersten Darsteller des modernen Lebens geworden, sondern auch zu deren größtem.

Was Menzel aber immer über gleichartige Bestrebungen erhoben hat, das ist seine nie wankende Treue der Anhänglichkeit an die Natur. Von der Natur, und von ihr ganz ausschließlich, hat der Knabe sich Rath und Hilfe geholt, wenn sein Wissen zur Ausarbeitung seiner jugendlichen Kompositionen nicht ausreichte. Mit hartem Blei zeichnete er Hände und Füße nach der Natur. Wie oft haben die Seinen für seine Studien still halten müssen und noch in späteren Jahren hat das Bedürfniß des Augenblicks seine treue Schwester oder deren Kinder auf dem Modellstuhle festgehalten. Menzel war dabei von einer unbeschreiblichen Gewissenhaftigkeit, nicht das kleinste Detail war ihm unbedeutend. Als ich eines Abends in beginnender Dämmerung mit Menzel und Theodor Fontane durch den Thiergarten ging, nahm das Gespräch zwischen Fontane und mir eine Materie auf, die Menzel nothwendiger Weise in hohem Grade interessiren und zur Theilnahme auffordern mußte. Gleichwohl ging er immer einige Schritt entfernt, mich beobachtend, neben mir, ohne ein Wort zu sprechen.

„Was nur Menzel hatte", fragte mich Fontane, nachdem wir uns von ihm getrennt, „er sprach ja kein Wort." „Er hat irgend etwas gesehen, was ihn ganz beschäftigte", erwiderte ich. Der Zufall führte mich am folgenden Tage wieder mit Menzel zusammen und brachte mir die Aufklärung. „Hören Sie mal, sie hatten gestern da einen Mantel mit einem Kragen an. So was brauche ich gerade, wollen Sie so gut sein, denselben anzuziehen, wenn ich zu Ihnen komme, eine kleine Studie zu zeichnen?"

Natürlich ersparte ich dem alten Herrn die Mühe des Weges und meldete mich den folgenden Tag als gehorsames Modell. Und nun sah ich, daß es sich um eine kaum über die Bildgrenze eines kleinen Aquarells hervorragende Figur handelte, welche für das Ganze des Bildes fast bedeutungslos, ihn dennoch zu 3 Studien veranlaßte. Das eben ist bei seinen Arbeiten das Erstaunliche, die unglaubliche Gewissenhaftigkeit, die diesen nie ermüdenden Fleiß begleitet. Es genügt Menzel nie, die Ansicht, welche er benöthigt, der Natur zu entnehmen; er erfaßt das ganze Wesen des Gegenstandes in seinem vollen körperlichen Sein. In dieser Beziehung sind seine Studien zu dem Bilde der Krönung Kaiser Wilhelms überaus belehrend. Jeder Kopf, jede Hand, jede Form ist, soweit dies irgend möglich war, mehrfach gezeichnet, nicht nur in der für das Bild nothwendigen Ansicht, sondern in oft 5 bis 6 verschiedenen Lagen, von vorn, im Profil, in noch besonders interessanten Verkürzungen u. s. w., daneben noch eine Menge Details, das Auge, der Mund, die Nasenöffnungen oft in mehreren verschiedenen Stellungen, so daß Menzel von jedem Theile seines Vorbildes sich volle Rechenschaft zu geben vermag, ehe er dasselbe auf seiner Arbeit verwerthet. Vor mir liegt eine Photographie der Studie eines der auf dem Krönungsbilde dargestellten Herren. Nicht nur finden sich 4 Ansichten des Kopfes von verschiedenen Seiten, nebst einer Anzahl von Details des Gesichtes, auch die Maße des Kopfes sind eingeschrieben, und ähnlich sind alle Studien Menzel's beschaffen. Es ist daher nicht immer ganz leicht, sich auf Menzel's Studienblättern zurecht zu finden, weil die auf raschen Beobachtungen fußenden Zeichnungen oft ganz momentaner Erscheinungen am Vorbilde sich bunt durchkreuzen und mitunter decken. Auf der durch seine Gewissenhaftigkeit erworbenen Formenkenntniß beruht nicht nur seine Würdigung und geistvolle Beurtheilung der Antike, sondern auch die Veranlassung der Ausbildung einer der wesentlichsten Seiten von Menzel's künstlerischem Geiste, seiner seltenen Fähigkeit und seines untrüglichen Blickes für das Charakteristische und die organischen Nothwendigkeiten aller Lebensformen, welcher Art sie auch seien. Man darf daher sagen, daß Menzel, wie nur sehr wenige Künstler vor ihm, von allem Konventionellen, von jedem akademischen Schematismus, was beides noch heute von Vielen als Ausdruck des Schönen gilt, vollkommen fern geblieben ist. „Wenn die Leute etwas von mir als besonders schön loben, quält mich immer der Verdacht, etwas recht Dummes verbrochen zu haben", sagte Menzel einmal.

Diese bewunderungswürdige Gewissenhaftigkeit, dieses Streben nach zuverlässigster künstlerischer Wahrheit einerseits, so wie das Bedürfniß andererseits, alles Charakteristische der Erscheinungen soweit als möglich zur Darstellung zu bringen, trieb ihn gleichzeitig, als dies von anderer ihm ganz fremder und unbekannter Seite geschah, zu kultur- und kunsthistorischen Studien, denen er nun und auf seine Art lediglich durch Anschauung immer mit dem Stifte in der Hand oblag. Er fühlte, daß man, um glaubhafte Bilder zu geben, den Menschen nur in der Tracht und in der Umgebung seiner Zeit darstellen dürfe, also derselbe Gedanke, durch welchen Radowitz fast gleichzeitig Hefner Alteneck zu seinen ebenfalls bahnbrechenden Arbeiten führte*). Als nun 1835 Menzel seine von ihm selbst auf Stein gezeichneten Blätter zur brandenburgisch-preußischen Geschichte erscheinen ließ, zeigten sie eine von allem bisher Dagewesenen gänzlich abweichende Art historischer Auffassung. Zum ersten Male finden wir den Versuch, die Wiedergabe zeitgemäßer Erscheinung in Situation und Gestalt der handelnden Personen, deren seelisches Leben sich weit über alles Maß des bisher Üblichen erhebt. Und wenn er in Bewältigung namentlich des Trachtenmäßigen auch noch nicht überall das Richtige traf, so war doch sein Streben der Zeit um mehrere Dezennien vorausgeeilt, so daß diese Arbeit unzweifelhaft einen Wendepunkt in der Geschichte der Darstellung historischer Ereignisse bezeichnet. Aber die Zeit war dem Fortgange der Bestrebungen Menzel's noch nicht günstig. Das Material zum Studium der Kulturgeschichte lag für den schaffenden Künstler versteckt, unbeachtet, oft völlig ungekannt. Nur für eine Periode hat es sich ohne Schwierigkeit, und Menzel's Beschäftigung mit ihr erhielt durch äußere Umstände noch besondere Förderung. Es war dies die Zeit des großen Friedrich, deren Reste damals noch viel unmittelbarer sich darboten als heute, wo die neue Zeit so viele werthvolle Erinnerungen als Opfer für ihre eigenen Bedürfnisse zerstört hat. Der überaus günstige, unserem Menzel so fördernde äußere Umstand war der Auftrag, die von Kugler verfaßte Geschichte Friedrich II. mit Holzschnitt-Illustrationen zu versehen. Menzel erfaßte seiner ganzen Art nach diese Aufgabe so tief und ernst wie möglich. Das

*) A. von Heyden. Jacob Heinrich von Hefner Alteneck. Westermann's Monatshefte. Januar 1895.

Studium der Fridericianischen Zeit, das seiner Neigung und seinem preußischen Patriotismus so sehr entsprach, wurde nunmehr eine künstlerische Pflicht. So erschien 1839 jenes Buch, welches in der Geschichte der Buchillustration nicht nur für die damalige Zeit, sondern auch bis auf die jetzige Zeit alles Aehnliche überragt. Man vergleiche zum Beweise dessen die dem Kugler-Menzel'schen Buche nachgebildete Geschichte Napoleons I. von Larent, mit Illustrationen des berühmten Horace Vernet; wie fade, geistlos, schwerfällig stehen sie neben ihrem Vorbilde. Freilich trägt hierbei auch die brillante geistvolle Behandlung der Holzschnitte bei, welche Menzel durch die Hand des sehr geschickten Unzelmann und der Gebrüder Vogel erzwang. Menzel hatte daher vor allen Anderen auch das unzweifelhaft sehr große Verdienst der Begründung der modernen Holzschnitttechnik, des Facsimileschnittes erworben.

Die Studien zu dem Friedrichwerk schafften Menzel eine so tiefe und umfassende Kenntniß des ganzen 18. Jahrhunderts, daß er, der auf das genaueste sehende, immer zeichnende Künstler, der ebenso auch mit der Litteratur der Zeit sich eingehend vertraut machte, als zuverlässiger Kenner dieser Zeit nach heute angesehen werden muß.

Niemand konnte daher so geeignet sein, die von König Friedrich Wilhelm IV. geplante Herausgabe der Werke Friedrichs II. mit Illustrationen zu versehen wie Menzel, und die durch diese Arbeit aber wohl auch wegen ihrer Ausführung erworbenen Kenntnisse hingen eng zusammen mit seinem großen Uniformswerke der friedericianischen Armee, welches nicht nur durch die charakteristischen Soldatentypen, sondern auch durch die peinlichste Gewissenhaftigkeit in richtiger Darstellung kein halbwegs gleiches neben sich hat.

Der mir gegönnte Raum würde nicht ausreichen, alles aufzuzählen, was neben diesen, Menzel's Wesen gestaltenden und charakterisirenden Arbeiten einherging. Jederzeit sehen wir seinen unermüdlichen Fleiß und einen seltenen Ernst in der Erfassung auch der kleinsten Aufgabe. Ihm ist nie etwas „gut genug", überall vertieft er sich bis in das letzte Aeußerste seines künstlerischen Vermögens. Aber mit all diesem Fleiße, mit all der riesigen geistigen Kraft, dem unbeugsamen Wollen, dem körperlich klein und schwächlich gebauten Manne eigen, würde er nicht der Künstler geworden sein, den wir in ihm verehren, wenn ihn nicht Gott mit einem Reichthum der Phantasie begabt hätte, die gepaart mit geistvollstem Humor vor jedem, auch dem unbedeutenstem Werke des großen Meisters zur Freude und Bewunderung drängt.

Menzel's Phantasie steht jedoch absolut in der Zucht seiner realen Anschauung und seiner Kenntniß der Natur, deren Gebilde er durch seine eminente Gestaltungskraft bezwingt und seinem künstlerischen Willen dienstbar macht. Er verliert sich daher niemals in jene unklare, moderne Phantasterei, die alle Existenzbedingungen und Schöpfungsgesetze außer acht lassend, die Erde unter den Füßen verliert und haltlos umherschwankend, doch den Himmel nicht erreichen kann.

„Alles gemeinem Verstand Unverständliche
Hat seinen Urquell im Unverstand."

Menzel's Phantasie schafft nie unklare Bilder. Auch wenn man, wie z. B. bei den Holzschnitten zu den Werken Friedrich des Großen, mit den genauen Beziehungen der Illustration zu dem Texte nicht vertraut sein mag, so wird man sie über den allgemeinen Sinn der Zeichnung im Zweifel sein können. Und sein Humor und seine Neigung zur Satire verlassen ihn nie. In der scheinbar langweiligsten Aufgabe findet er noch Gelegenheit zur Bethätigung dieser Seiten seines Geistes. Ich will nur an die Zeichnungen zu dem Lange'schen Armeewerk erinnern. Da ist kein Blatt, welches nicht, trotz vollen Genügens der an sich öden Aufgabe, dieser einen witzigen aber sonst irgendwie interessanten Gedanken abringt. Nun erst, wo er sich rücksichtslos gehen lassen kann, wie in dem Bilderbuche, welches er den Kindern seiner Schwester gemacht, und welches zum Glück in Staatsbesitz übergegangen ist. In seinem seiner Werke kommt wohl neben den großen künstlerischen Eigenschaften auch die überaus liebenswürdige, gemüthvolle Natur Menzel's so zu Tage, wie in diesem bunten Allerlei.

Wie die Gedanken der großen kunstschöpferischen Zeit des Cinquecento ihre Angelpunkte fanden in der Religion und der antiken Dichtung, so haben auch die unseres Menzel zwei solche feste Punkte, das Leben der Zeit des großen Friedrich, und das Erfassen des Lebens, dem er selbst angehört. Wenn er in allen seinen Arbeiten nie ausbleibende, große Wirkung erreicht, so liegt das in dem Umstande, daß er, ungeachtet des bis zur höchsten Potenz gesteigerten Ausdruckes des Einzellebens immer den Hauptwerth auf die klare Darstellung der Situation, also des Gleichzeitigen, legt, so daß die von Menzel angeregte Phantasie des Beschauers den Verlauf der Aktion, als eines Fortschreitenden, außerhalb des Darstellbaren der bildenden Künste Liegenden, selbstständig weiter denkt und dichtet. In dieser Beziehung ist wohl der „Ueberfall von Hochkirch" eines der bedeutendsten und mustergültigsten Beispiele, welche die Historienmalerei aufzuweisen hat.

Ganz ebenso aber verfährt er auch bei den Darstellungen des ihn umgebenden Lebens. Ich denke hier an seine Bilder des Berliner Hoflebens, des Badelebens von Kissingen, seinen Tuileriengarten, die Predigt im Freien und so vieles Andere. Er erfaßt mit der größten Schärfe das Charakteristische der Situation mit all den Phänomenen von Luft und Licht, wie sie die jeweilige Tages- und Jahreszeit bietet, wie sie der Lokalität und gerade nur dieser Lokalität eigen sind. Der Mensch aber ist nur ein unabweislich nothwendiges Agens zur Klarlegung der sich gestellten Aufgabe. Und weil er ein solches ist, so ist er ihm auch unendlich wichtiger Gegenstand für seine Darstellung, denn er beeinflußt die Situation und wird von ihr beeinflußt. Bei seinem Verkehr mit der Natur und unter den Menschen gleicht er der Biene, die den Honig in jeder Pflanze findet. Nichts ist ihm gleichgiltig oder unbedeutend, überall haftet sein scharfer, forschender Blick. Und so ist er der größte Sittenmaler seiner Zeit geworden, seinen Gesinnungsgenossen des vorigen Jahrhunderts, den von ihm so hoch geschätzten Chodowiecki weit überragend.

Kaum aber hat je ein Künstler diese ihn umgebende reale Welt in phantastischeren Verbindungen zur Erscheinung gebracht, wie Menzel in seinen zahlreichen Diplomen, Tischkarten, Meister- und Schützenbriefen, auf denen reizende geflügelte Putten über den Köpfen eleganter Weltdamen flattern und sich den Platz streitig machen, oder zwischen besternten Ministern und mit Ehrenketten geschmückten Vätern der Stadt sich hindurch drängen und das Ganze sich einbettet in ein reizvolles Gebilde von allerlei Ranken und Architekturwerk. Menzel wacht aber auch über die Freiheit wahrhaft künstlerischer Phantasie als einem höchsten Palladium der Kunst. Ich werde es nie vergessen, mit welcher Entschiedenheit und warmer Beredsamkeit er, als einst über die Vision des Ezechiel von Rafael gesprochen wurde, die Behauptung abwies, daß der Fortschritt der Wissenschaft die Darstellung solcher Fabelwesen für unsere Zeit verbiete.

Daß Menzel kein Selbstgenügen kenne, habe ich bereits angedeutet. Daher schafft Menzel langsam, obwohl er rasch arbeitet und sein Schabemesser ist ihm ein ebenso wichtiges Handwerkszeug als seine Pinsel. Wie oft zerstört Schwamm oder Messer in wenigen Minuten, was emsiger Fleiß durch Wochen geschaffen. Das prachtvoll komponirte und schon so weit gediehene große Bild, der Kriegsrath vor der Schlacht bei Leuthen wird nie fertig, weil Menzel's unerbittliche Selbstkritik ihn eine ihm ungenügend scheinende Figur nach der anderen zerstören läßt. Er hat es sich schon viel Geld kosten lassen, um Arbeiten, die ihm bei späteren Wiedersehen nicht mehr gefielen, zurückzukaufen. In seinem Atelier hängt eine prachtvolle, bei besonders komplizirter Beleuchtung sogar in späteren Jahren gemachte Studie nach Gypsabgüssen menschlicher Gliedmaßen. „Ich muß mich manchmal überhören, ob ich von der Schule her noch was kann", sagte mir Menzel, als ich bewundernd vor dieser Leinwand stand.

Menzel ist für jedes ernste, künstlerische Wollen, für alle mit gewissenhaftem Fleiße gethane Arbeit ein wohlwollender, wenn auch strenger Beurtheiler. Daß aber seine nachsichtslose Selbstkritik, der Mangel jeder Selbstschmeichelei und das gute Gewissen, jederzeit sein Bestes bis aufs Aeußerste eingesetzt zu haben, unseren Meister einem großen Theile der modernen Kunstbildung nicht sympathisch gegenübertreten läßt, wird jeder verstehen, der in dem heutigen Wirbeltanze von Leichtfertigkeit, Dünkel und Geschmacklosigkeit noch ein unbefangenes, ruhiges Empfinden bewahrt hat.

Eine Schule wird Menzel nie bilden können, weil die Eigenschaften, aus denen eine so seltene Natur, wie die seine, sich zusammensetzt, nicht gelehrt werden. Aber ein leuchtendes Vorbild muß er jedem sein, der in den heiligen Tempel der Kunst eintreten will.

Ein hohes Verdienst wird ihm vor Allem und für alle Zeit gewahrt bleiben müssen. Adolf Menzel hat die Kunst von dem konventionellen, bald sentimentalen Schönheitsgötzendienste befreit, der nach der jeweiligen Mode anders geübt, die reine Naturempfindung fälschte und erstickte, und hat an deren Stelle den Kultus des Organismus der lebendigen Gottesnatur gesetzt. Nur das wirklich Organische ist auch das wahrhaft Schöne. In solcher Richtung uns zu führen und uns zu ermuthigen, möge dem vortrefflichen achtzigjährigen Meister noch lange vergönnt sein. Er wäre ja nicht der erste Heros der Kunst, dem ein gütiges Geschick vergönnte, mit voller Schaffenskraft auf ein selbstdurchlebtes Säkulum zurückzublicken.

August von Heyden.

Aus unserem Citatenschatz.

Buddha, der Dämon des Umsturzes?

Professor Max Müller hat die heiligen Bücher der Buddhisten übersetzt. Dieser Uebersetzung („The sacred books of the East." Clarendon Press, Oxford. Vol. X. Damnapada) entnehmen wir das Folgende:

Vers 133:

Sprich zu Niemand hart.

Vers 197:

Inmitten derjenigen, die uns hassen, wollen wir frei von Haß weilen.

Vers 270:

Weil er Mitleid mit jedem lebenden Wesen hat, wird der Mensch heilig genannt.

Vers 327:

Bewache deine Gedanken.

Vers 361:

Gut ist die Selbstbeherrschung in Allem.

Zur Charakteristik der deutschen Sozialdemokratie.

Die Franzosen studiren seit einiger Zeit Deutschland fleißiger, als wir Frankreich. Insbesondere unsere sozialpolitische Entwicklung ist der Gegenstand fortgesetzter Beobachtung. Einer der von Vorurtheilen freiesten Publizisten Frankreichs, Jean Bourdeau, studirt diese Entwicklung mit ungewöhnlichem Eifer und großem Scharfsinn seit vielen Jahren. Im Verfolg seiner Untersuchungen hat er auch verschiedene sozialdemokratische Parteitage besucht, so den letzten in Breslau. Seine Berichte darüber im „Journal des Débats" zeichneten sich durch Klarheit und Unbefangenheit höchst vortheilhaft aus.

Es wird unsere Leser interessiren, von einem Schreiben des Herrn Bourdeau an den Herausgeber der „Nation" Kenntniß zu nehmen, in welchem Eindrücke wiedergegeben sind, die dieser unbefangene Franzose gelegentlich des Breslauer Parteitages empfangen hat. Herr Bourdeau schreibt:

Sie baten mich, Ihnen etwas von den Eindrücken mitzutheilen, die ich auf dem Breslauer Parteitage der Sozialdemokratie empfangen habe. Ich bin viel weniger als Sie im Stande, ein Urtheil über die sozialistische Bewegung in Deutschland zu fällen, und ich erhebe nicht den Anspruch, Sie über etwas belehren zu wollen, was Sie besser wissen als ich; aber ein Fremder faßt manchmal charakteristische Einzelheiten schärfer auf, indem er die beobachteten Thatsachen mit den Vorgängen in seinem eigenen Lande vergleicht.

Welchen Raum haben nicht während der letzten Jahre die sozialen Fragen in der Politik eingenommen? In Deutschland wie in Frankreich sind sie in den Vordergrund gerückt; man diskutirt dieselben in den Salons, auf den Universitäten, im Theater, zwischen Frauen und jungen Männern, ähnlich wie im vorigen Jahrhundert die reformatorischen Ideen sich einer besonderen Gunst in jener Klasse der Bevölkerung erfreuten, die diesen Ideen zuerst zum Opfer fallen sollten. Ich sah in Berlin „Don Carlos" und die „Weber". Die beiden Stücke zeigten mir deutlich den Gegensatz zwischen dem aufgeklärten Despotismus des Marquis Posa, wie er dem vorigen Jahrhundert als Ideal vorschwebte, und der sozialistischen Demokratie des Karl Marx, wie sie heute Mode geworden ist.

Man versteht den Sozialismus schlecht, wenn man das lebende Milieu, aus dem er hervorgewachsen ist, nicht mit in Betracht zieht. Die sozialistischen Theorien sind nicht zum wenigsten den Gefühlen entsprungen, und die Gefühle den Eindrücken des Erlebten. Es war viel leichter für einen Edelmann des vorigen Jahrhunderts, in dem Ideenkreise der Bourgeoisie zu leben, als es einem Bourgeois unserer Zeit ist, sich klar zu machen, was die Arbeiter denken, weil zwischen ihren und seinen Anschauungen nicht ein bloßer Gradunterschied, sondern ein natürlicher Gegensatz besteht. Die Gesellschaft von unten nach oben aber von oben nach unten gesehen erscheint völlig anders, als sie dem gebildeten Mittelstande sich darstellt, der in behaglichen Verhältnissen lebt. Unter solchen Umständen ist von den verschiedenen Methoden, die unteren Klassen kennen zu lernen, meines Erachtens die von Ihrem Pastor Göhre eingeschlagene noch immer die beste. Er hat drei Monate unter Fabrikarbeitern gelebt. Man mag zweifeln, ob diese Zeit für sein Experiment genügte; aber er hat doch die nackten Thatsachen beobachtet, und der Anblick einer Werkstätte, eines Ausstandes, eines Kongresses unterrichtet besser über sozialistische Fragen, als eine gelehrte Abhandlung. Ich füge hinzu, daß die Sozialisten bei persönlicher Bekanntschaft gewinnen. Man kann allerdings nicht unbedingt Sympathie für sie empfinden, aber man kann unmöglich verkennen, daß man etwas anderes vor sich hat, als eine Masse dunkler Existenzen. Sie besitzen die Tugenden und die Fehler der übrigen Menschheit, und mit einer kleinen Variante können sie mit Shylock's Worten sagen: „Hat ein Sozialist etwa keine Hände, keine Sinne, keine Liebhabereien, keine Leidenschaften; und wenn Ihr uns unterdrückt, sollen wir uns nicht rächen?" — Unser Interesse geht mehr dahin, sie kennen zu lernen, als sie zu verhöhnen.

Schon am ersten Tage meiner Ankunft in Breslau machte ich die Erfahrung der sozialistischen Solidarität. Ich verließ das Hotel zur „Goldenen Gans", um mich zu einem Droschkenstand zu begeben. Ein ziemlich ärmlich gekleideter Mann, der gehört hatte, wie ich nach der Wohnung eines in der Stadt wohnenden Sozialisten fragte, trat lebhaft auf mich zu mit den Worten: „Sie wollen zum Genossen X. und sind vielleicht selbst ein Genosse. Geben Sie nicht zwei Mark für den Wagen aus; ich führe Sie zur Pferdebahn." Ich folgte ihm und er empfahl mich noch obendrein dem Kondukteur. Unterwegs hatte er mir anvertraut, daß er Buchhandlungsgehilfe sei. Auf dem Kongreß am Sonntag

traf ich ihn in einem schönen Ueberrock mit seidenen Aufschlägen, und ich würde unter anderen Umständen diesen „Ersten Christen" sicherlich für einen eleganten Bourgeois gehalten haben.

Ihre Sozialisten sehen erstaunlich bürgerlich aus. Mein erster Gedanke, als ich den Kongreßsaal betrat, war der: Sind dies nicht Bourgois? Ich habe inzwischen erfahren, daß mein Irrthum verzeihlich war. Man hat mir erzählt, daß im Jahre 1889 auf dem Kongresse in Paris unsere Pariser Arbeiter von den bürgerlichen Allüren der deutschen Sozialisten so betroffen waren, daß sie anfänglich Anstand nahmen, sie als ihre Brüder anzusehen, bis sie sich, dank den Bemühungen der Dolmetscher, davon überzeugten, daß ein Jeder die Technik seines Gewerbes durchaus verstand, daß also beispielsweise diejenigen, die sich für Hutmacher ausgaben, auch anzugeben wußten, wie man einen Hut macht; erst dann gingen sie Arm in Arm mit ihnen ins Wirthshaus.

Auch in Breslau kamen einige amüsante Mißverständnisse vor. Ich bemerkte einen jungen Delegirten, dessen Aeußeres ganz besonders vernachlässigt war. Er trug ein Flanellhemd ohne Kravatte, nur durch zwei Schnüre zusammengehalten: ich war nicht wenig erstaunt zu erfahren, daß er einer der bedeutendsten Kapitalisten des Kongresses sei, der Schwiegersohn eines reichen Banquiers, der an einer Universität lehrt. Ein anderer jugendlicher Delegirter, zugeknöpft bis an den Hals, mit einer goldenen Brille und sanften und bescheidenen Manieren machte mir den Eindruck eines Kandidaten der Theologie. Als die Sozialisten von Lassalle's Grabe, auf das sie Kränze niedergelegt hatten, zurückkehrten, sprach ich mit ihm davon, in welch hohem Grade dieser Gründer der Sozialdemokratie Lebemann und Komödiant gewesen sei. „Das ist richtig," antwortete er mir, „aber wir haben auch andere Männer in unserer Partei"; und er nannte mir den Namen eines sozialistischen Abgeordneten, der lungenkrank gewesen und in der Hingabe an die Sache des Volkes ein allzu frühes Grab gefunden habe. „Ist das nicht schön?" fügte er hinzu. Eines Tages sprach ich auf der Straße mit einem kleinen, rothbärtigen Schneider; ein „Herr Doktor", ein Delegirter zum Parteitage, kam vorbei, und ich sah, mit welcher respektvollen Ehrerbietung der Schneider seinen Kollegen begrüßte; was er mir außerdem von Liebknecht erzählte, von dessen einfachem und bedürfnißlosem Leben, zeigte mir das Prestige, dessen sich dieser alte Führer in seiner Partei erfreut. Ein anderer Sozialist sah sich veranlaßt, mir seine schwieligen Hände zu zeigen, um mich zu überzeugen, daß er Dockarbeiter sei. Er versicherte mir, daß er Karl Marx's „Kapital" von einem Ende zum anderen durchgelesen habe, und ich glaubte es ihm aufs Wort. Er sagte mir auch, daß wenn eine Revolution aufs Neue ausbrechen sollte, die Arbeiter nicht wieder den Bourgeois die Kastanien aus dem Feuer holen würden. Ich traf unter den Arbeiterdelegirten auch nicht einen wirklichen Fanatiker. Die Partei setzt sich ersichtlich zumeist aus besseren Arbeitern zusammen und hat sich vorgenommen, nicht die Arme, sondern die Köpfe zu revolutioniren, das Lumpenproletariat dagegen möglichst von sich fern zu halten. Ihren Generalstab aber scheint die deutsche Sozialdemokratie aus allen Klassen der Gesellschaft zu rekrutiren: aus Universitätskreisen, aus dem kaufmännischen Bürgerthum, der Aristokratie u. s. w. Ich glaube unter den Mitgliedern des Kongresses ziemlich deutlich drei soziale Schichten bemerkt zu haben, die nach ihrer Art zu leben sich stark von einander schieden. Einige verkehrten in den besten Hotels und Restaurants der Stadt; ich sah einzelne am Abend um einen Eistädel mit Champagner sitzen; einer von ihnen beklagte sich am anderen Morgen über einen Katzenjammer. Ebenso fand ich nach der Debatte über das Agrarprogramm einen der Besiegten, der seine Sorgen bei einem heiteren Mahle vergaß. Er versicherte mir auf das Lebhafteste, daß er im nächsten Jahr in Gotha seine Revanche haben werde. Es war ein Akademiker, wie so manche andere Mitglieder des Kongresses, der die Gewohnheiten seines Studentenlebens bewahrt hatte. Alle diese „Doktoren" waren trotz meiner Ketzerei liebenswürdig gegen mich, und wir plauderten des Morgens beim Frühstück mit einander in bester Laune. Die Mehrzahl der Kongreßmitglieder dagegen lebte bürgerlicher. Die am wenigsten Wohlhabenden begnügten sich mit einem Mittagessen im Wirthshaus, das 50 Pfennige kostete, und das durch einige Schäkereien mit der Kellnerin gewürzt wurde; zum Schluß theilten sie sich, anstatt zu rauchen, ein wenig Kautabak. Weit davon entfernt, das Alles ironisch beurtheilen zu wollen, ersah ich daraus vielmehr mit Befriedigung, daß die Sozialisten keine Puritaner sind, die sich einer düsteren Askese hingeben. Was sie verlangen, ist nur: einen angemesseneren Antheil an den Freuden dieser Welt; weit davon entfernt, den sozialen Fleischtopf umstülpen zu wollen, wünschen sie vielmehr denselben zu ihren Gunsten ins Kochen zu bringen.

Kurz bevor ich nach Breslau ging, hatte ich in Frankreich dem sozialistischen Kongreß von Limoges beigewohnt, auf welchem ausschließlich Arbeiter vertreten waren. Diese französischen Sozialisten waren von einem solchen Gleichheitsfanatismus beseelt, daß der Kongreß zweimal am Tage den Präsidenten wechselte, ohne Zweifel in der Besorgniß, daß sonst ein einzelner Genosse zuviel Einfluß erlangen oder mehr als die anderen sich in der Oeffentlichkeit bemerkbar machen könne. Ich kann nicht sagen, daß der Kongreß von Limoges dadurch gewonnen hätte.

In Breslau andererseits erregte es mein Erstaunen, mit welcher Autorität Herr Singer, der regelmäßige Präsident der sozialdemokratischen Parteitage, die Debatten leitete.

Ein Genosse beklagte sich öffentlich über den Strahlenkranz, mit dem die Stirn der Millionäre in der sozialdemokratischen Partei geschmückt werde, aber seine Klage fand gar kein Echo.

Der Ton der Redner war durchweg gemäßigt; nur in dem Streit, der zwischen Bebel und Schippel ausbrach, fiel der unparlamentarische Ausdruck „Charlatanerie". Schlimmer stand es schon um die Sprache der weiblichen Delegirten des Breslauer Kongresses. Die Eine setzte die allerrevolutionärsten Theorien mit einer schreienden Zungenfertigkeit auseinander, die Andere war gemäßigter, aber immerhin noch ungewöhnlich heftig. Das Auditorium fühlte sich mehr amüsirt, als ergriffen. Eines der hervorragendsten Mitglieder der Partei beklagte sich mir gegenüber, indem er meinte, das sei nicht die Art, wie er sich die Emanzipation der Frauen vorstelle; die Damen hätten besser gethan, ihren Mund zu halten. Auch daß zwei andere Frauen in der Versammlung kurze Haare trugen, fiel unangenehm auf.

Die Redner drückten sich im Allgemeinen einfach und klar aus, ohne große rhetorische Phrasen zu gebrauchen. Ich hörte Bebel in einer öffentlichen Versammlung die Marxistische Theorie der ökonomischen Evolution, die unwiderbringlich zu der kollektivistischen Gesellschaftsordnung führen werde, klar legen. Nicht lange vorher hatte ich den französischen Bebel, den Abgeordneten Jaurès, mitten in Frankreich eine ähnliche Rede halten hören; denn der sozialistische Katechismus ist allenthalben derselbe. Aber wo Jaurès schöne Bilder brauchte, führte Bebel Ziffern an über die Vermehrung der Maschinen, die wachsende Proletarisirung der Massen u. s. w. Was die Prophezeiungen über die Zukunft der Welt anlangt, so schien mir allerdings die Statistik ebenso trügerisch zu sein, wie die Rhetorik.

Die Agrarfrage, die so ausgiebig auf dem Breslauer Kongresse behandelt wurde, steht in gleicher Weise auf der Tagesordnung aller französischen Kongresse. Es handelt sich darum, das Land zu erobern, nachdem man in den großen Städten so mächtige Erfolge erlangt hat. Aber die kollektivistischen Theorien, die der Art zu denken und zu leben, wie sie den Arbeitern in großen Industrien eigen ist, sich angepaßt haben, sind den Bauern nicht recht einleuchtend; in Wahrheit sind die bäuerlichen Anschauungen durchaus entgegengesetzt. Unsere französischen Marxisten haben sich diesen Schwierigkeiten kurzerhand dadurch entzogen, daß sie zwei Programme ausarbeiteten, eines für die Städte und eines für das platte Land. Feinde des Privateigenthums machen sie auf dem Lande einen Unterschied zwischen dem Großbesitz und dem Kleinbesitz, — ein Mangel an Logik, der ihnen von Engels mit Recht vorgeworfen ist.

Die Deutschen sind gewissenhafter. Als man das Agrarprogramm in Breslau berieth, wurde von den marxistischen Theologen die Frage in den Vordergrund gerückt, ob auch jeder Paragraph des Agrarprogramms mit dem Evangelium des „Kapitals" und des kommunistischen Manifestes zusammenstimme; und die Intransigenten trugen den Sieg davon. Wir wollen, meinten sie, die Entwicklung, welche den Kleinbesitz dem Ruin entgegenführt, nicht aufhalten: als ob sie die reinen Manchestermänner wären, priesen sie die Politik des laisser faire.

In derartigen Kongressen gibt es aber Unterströmungen, und die Prinzipienfragen komplizieren sich mit Personenfragen. Wie sollte das auch anders sein?! Die abstrakten Ideen werden getragen von Rivalitäten und von Eigenliebe. Ohne sich dies zu vergegenwärtigen, würde man Mühe haben, sich gewisse Abstimmungen zu erklären. Wie kam es, daß dieser gemäßigte Sozialist mit den Intransigenten zusammenstimmte? „Er stimmt immer gegen den Genossen X.“, gab man mir zur Antwort. Ein anderer war durch den autoritären Ton eines der Führer der Partei verletzt und sagte mir: „Wir haben alle Achtung vor ihm, aber wir müssen ihm doch zeigen, daß wir unsere eigene Meinung haben.“ Ich erwiderte, daß in Frankreich die Sozialisten von ihren Auftraggebern in der Regel ein imperatives Mandat empfingen. „Ein solches Mandat würden wir nicht acceptiren“, meinte derselbe Delegirte.

Trotz dieser erheblichen Meinungsverschiedenheiten zwischen den einzelnen Mitgliedern bildet die sozialdemokratische Partei ersichtlich eine Verbindung, in der eine mächtige Disziplin herrscht. In Frankreich gehen die Sozialisten in zahlreiche unabhängige Richtungen auseinander, die den Namen ihrer Führer tragen; — man unterscheidet Blanquisten, Broussisten, Alemanisten, Guesdisten; alle manövriren isolirt gegen die bürgerliche Gesellschaft, und selbst ihre Organisation und ihre Taktik ist eine verschiedenartige. „Wenn die Guesdisten zur Macht gelangen sollten“, sagte mir einmal ein Alemanist, „so würden sie uns guillotiniren“. Ein anderes Mal hörte ich einen Guesdisten die Alemanisten mit dem verächtlichen Ausdruck **„manuetards“** (Handarbeiter) bezeichnen, im Gegensatz zu den Guesdisten, die sich als „Kopfarbeiter“ ansehen. Aber so gespalten und verhältnißmäßig wenig zahlreich die französischen Sozialisten auch sind — sie zählen in Frankreich etwa 600 000 Wähler gegen 1 800 000 in Deutschland —, so haben sie doch einen größeren politischen Einfluß wegen ihrer vielfachen Beziehungen zu den Radikalen und wegen der ihnen durch das allgemeine Wahlrecht gegebene Möglichkeit, sich der Munizipalitäten zu bemächtigen. In Deutschland bildet die Sozialdemokratie eine starke, aus bürgerlichen Radikalen und Arbeitern zusammengesetzte Partei, die alle Unzufriedenen um sich versammelt und die voraussichtlich noch viel weitere Kreise an sich ziehen wird, wenn die öffentlichen Freiheiten einmal ernstlich bedroht sein werden. Sie haben in Deutschland veraltete politische Einrichtungen und einen vorgeschrittenen kritischen Geist, aber Ihr Volk ist geduldiger als das unsere.

Saint Victurnien (Haute Vienne).

Jean Bourdeau.

Graf Taaffe.

Auf seiner Besitzung Ellischau in Böhmen ist Graf Taaffe gestorben. Im Laufe seiner vierzehnjährigen Regierung vollzog sich jener gewaltige Umschwung, der ebenso durch ein Sinken des deutschen Einflusses wie durch eine Schwächung des Parlamentarismus gekennzeichnet ist. Und während andererseits die Stellung der Krone und des Adels eine allmächtige geworden zu sein scheint, erhebt der Radikalismus im nationalen, politischen und sozialen Gewande überall sein Haupt und weist auf eine Reihe ungelöster Fragen hin. Auf deutsch-liberaler Seite ist es traditionell geworden, den Dahingeschiedenen für den ebenso der deutschen Nationalität als dem Liberalismus ungünstigen Wandel der Dinge verantwortlich zu machen. Als ob die Geschichte das Produkt einzelner Persönlichkeiten wäre! Gewiß, Graf Taaffe hat dem deutsch-österreichischen Volke und dem Liberalismus manche Wunde geschlagen; wo er es aber that, da war er nicht mehr als der Faktor, der geänderte Machtverhältnisse zum Ausdrucke brachte. Mochte er selbst vielleicht dann und wann die Meinung haben zu schieben, in Wahrheit war er doch stets der Geschobene.

Selbst sachlich entschiedene Gegner Taaffe's rühmen ihm nach, daß er im persönlichen Umgange ein vollendeter Kavalier gewesen sei, und bei seinen Untergebenen erfreute er sich wegen der Art, mit der er sich ihrer Interessen annahm, ihre Verdienste anerkannte und sich Denunzianten vom Halse zu halten wußte, der größten Beliebtheit. Man wird deshalb auch dem Mann nicht gerecht werden, wenn man ihn nicht als einen, allerdings geistig hervorragenderen, Vertreter jenes eigenthümlichen Typus der aristokratischen Büreaukratie auffaßt, der in Oesterreich immer vollständiger zur Herrschaft zu gelangen scheint.

Von Jugend auf von dem Leben der übrigen Volksglieder ferngehalten, wächst der junge Aristokrat in einer ganz eigenen Atmosphäre auf. Dem geistigen Leben seiner Zeit steht er ferne, nationales Bewußtsein ist ihm fremd, und jede selbständige Regung des Volkes erscheint ihm, der nur an respektvolles Benehmen wirthschaftlich abhängiger Personen gewohnt ist, als eine Anmaßung. Früh betritt er die Beamtenlaufbahn und wird von fürsorglichen Händen so geschickt von einer Landesverwaltung in die andere, von da in ein Ministerium und dann wieder in eine Landesverwaltung geschoben, daß er die Leiter des Avancements, die der gewöhnliche Sterbliche in einem Menschenleben voll angestrengter Arbeit erklimmt, in wenigen Jahren hinaufgehoben wird. In der Regel nicht ungewandt, weiß er sich doch den Staatsdienst bequem einzurichten. Die Zeit, die er dadurch gewinnt, verwendet er jedoch in den seltensten Fällen zu irgend einem eingehenden Studium, sondern meist zu Sport und geselligen Vergnügungen. Der Ballast gelehrten Wissens beschwert ihn deshalb ebensowenig, wie der einer bestimmten scharf abgegrenzten politischen Ueberzeugung. Nur von der Nothwendigkeit des persönlichen Regimes und stark ausgeprägter Standesunterschiede ist er ebenso fest durchdrungen, wie seine außerhalb des Staatsdienstes stehenden Standesgenossen. Frühzeitig rückt er in leitende Stellungen ein, und das verleiht ihm neben der Möglichkeit, eine Reihe von Jahren zu wirken, auch ein gewisses Maß von Initiative, die dem mit ihm im Wettbewerb Stehenden unter der Last eines jahrelangen, zum Theil rein mechanischen, büreaukratischen Dienstes in der Regel erlahmt ist. Zudem kommt noch eines. Sowenig wie der Sohn der Alpenwelt auf schwindlichem Wege Furcht empfindet, da ihm die Gefahr gar nie recht zum Bewußtsein kommt, ebensowenig läßt das angeborene oder anerzogene Selbstbewußtsein in dem aristokratischen Bezirkshauptmann, Statthalter oder Minister das Gefühl aufkommen, daß er seiner Stellung nicht gewachsen sein könnte, und das verleiht ihm die Sicherheit seines Auftretens.

Auch Graf Taaffe entsprach diesem Typus vollkommen. Wenn es ihm trotzdem gelang, sich weit länger am Ruder zu erhalten als viele seiner Standesgenossen, so verdankt er es in erster Linie dem besonderen Vertrauen, das ihm der Kaiser als Jugendgefährten entgegenbrachte, sodann aber auch seiner, wenn ich so sagen darf, besonderen taktischen Befähigung. Die einzelnen Persönlichkeiten und Parteien gegen einander auszuspielen, eine günstige Sachlage auszunutzen, den Gegner durch einen unerwarteten Schachzug zu verblüffen, verstand er meisterhaft, um so mehr, als er in der Wahl seiner Mittel nicht heikel zu sein brauchte. Wie den meisten seiner Standesgenossen waren ihm die politischen und sozialen Ideale der Parteien völlig fremd, und es wird ihm nicht die geringsten Skrupel gemacht haben, die Verfassung, unter der sein eigener Name steht, dort praktisch unwirksam zu machen, wo es der Vortheil der Dynastie oder seiner Standesgenossen erheischte. Unter solchen Umständen darf es allerdings nicht Wunder nehmen, daß dieser Mann allen wirklich großen Fragen, wie der Frage des deutsch-böhmischen Ausgleichs oder jener der Wahlreform, nicht gewachsen war. Der nationale Hader besteht in Böhmen fort, obwohl Graf Taaffe seine Beendigung im Jahre 1879 auf die Fahne geschrieben hatte, und in der Frage der Wahlreform wich er zurück, ohne es auf einen energischen Kampf ankommen zu lassen, der ihm wahrscheinlich den Sieg gebracht hätte. Der großen Masse des Volks stand er immer fremd gegenüber, und deshalb

läßt sein Tod selbst jene Parteien kalt, die sich der Gunst seiner Regierung zu erfreuen hatten.

Wenn man sich nun die Frage vorlegt, wie unter der Regierung eines solchen Mannes sich so tiefgehende Wandlungen vollziehen konnten, so muß man sich gegenwärtig halten, daß das ganze politische System des deutschen Liberalismus auf der Voraussetzung einer innigen Verbindung des Bürgerthums mit der Beamtenschaft beruhte. So lange dieses Bündniß bestand, konnte man daran denken, den Staat centralistisch zu regieren und ihm ein deutsches Gepräge zu verleihen. Noch standen die Mächte, die vordem den Staat regiert hatten, unter dem Eindrucke ihres politischen Bankerotts abseits, noch war die kulturelle Entwicklung der nichtdeutschen Völker zurückgeblieben und ihr Nationalbewußtsein wenig rege, noch leistete der Bauer und Kleingewerbetreibende willig Heerfolge, noch konnte der Ausspruch Giskra's, daß die soziale Frage bei Bodenbach aufhöre, zum geflügelten Worte werden. Aber das konnte doch nicht immer so bleiben, und je mehr sich die Dinge entwickelten, desto mehr mußte der Schwerpunkt der Politik sich verschieben, desto geringer mußte der Einfluß des deutschen Großbürgerthums werden. Die liberale Partei hat als Vertreterin dieses Bürgerthums viel werthvolle Kraft darauf verwendet, ein politisches System zu halten, das durch eine Verschiebung in den Machtverhältnissen aus dem Gleichgewichte kommen mußte.

Möchte der Mann, der heute unter der Erde liegt, die deutsch-österreichische Intelligenz gelehrt haben, daß weder Verfassungsparagraphen noch Regierungsgunst dauernd Macht gewähren können, sondern einzig und allein die Zustimmung des Volks.

Wien. M. Hainisch.

Kirchliche Halbheiten.

Der Streit um das Dogma von der übernatürlichen Herkunft des Stifters der christlichen Religion ist augenblicklich wieder heftiger entbrannt als je. Es ist nämlich auf dem Sinai ein alter syrischer Kodex gefunden worden, der den überwiegenden Theil der neutestamentlichen Evangelienschriften in einer Gestalt enthält, die theilweise zwei Jahrhunderte älter ist, als der bisher von den Kritikern festgestellte Text. Und in diesem ehrwürdigen Kodex findet sich ein unzweifelhaft authentischer Vers des ersten Evangeliums, der in einem religiös bewegten Zeitalter wohl geeignet wäre, einige Bestürzung unter den Bibelgläubigen hervorzurufen. Es steht da nämlich am Schluß der Genealogie Jesu der überraschende Satz: „Josef, dem die Jungfrau Maria verlobt war, zeugte Jesus, der genannt ist Christus". Ueberraschend — nicht für die wissenschaftliche Bibelkritik, die längst festgestellt hatte, daß die erwähnte Genealogie diesen Schluß ursprünglich gehabt haben mußte, da sie sonst vollständig sinnlos gewesen wäre, überraschend aber für die hergebrachte Gläubigkeit, die in der mirakulösen Entstehung des galiläischen Propheten das Fundament ihres Christenthums erblickt und die sich deshalb bisher mit Hand und Fuß gegen die Nachweise gewehrt hat, daß in den neutestamentlichen Quellschriften sowohl die übernatürliche als die natürliche Herkunft Jesu gelehrt wird.

Mit besonderem Eifer haben sich nun Theologen der vermittelnden Richtung dieses Fundes bemächtigt. Sie benutzen die Gelegenheit, um einen Trumpf auszuspielen nach rechts und nach links. Daß sich die Vertreter dieser Richtung, die auf den Universitäten nachgerade die alleinherrschende ist, eine solche Gelegenheit zu einer scharfen Polemik gegen die Orthodoxie nicht entgehen lassen ist ihnen nicht zu verdenken, denn in den Augen der „schlechthin Gläubigen" ist ja doch die Vermittlungstheologie längst in gleicher Verdammniß mit dem kirchlichen Liberalismus. Und die Waffen der positiven Demagogen sind in letzter Zeit, wie der Harnackstreit, der Sturmlauf gegen den Bonner Ferienkursus und die landeskirchliche Versammlung des letzten Frühjahrs bewiesen haben, fast ausschließlich gegen die Vermittlungstheologie gerichtet worden, nachdem der akademische Besitzstand der liberalen Theologie mit den Jahren ein verschwindend kleiner geworden ist. So wird dieser wunderbare Zufall des neuesten Sinaitischen Textfundes in eindringlichster Weise zur Rechtfertigung „der so vielfach geschmähten wissenschaftlichen theologischen Forschung unserer Tage" verwerthet. In einer für das Empfinden der naiven Ueberlieferungsgläubigkeit schonungslosen Form wird die Legende von der Irrthumslosigkeit der „inspirirten" Bibel zerstört, so radikal, wie das nur je von liberaler Seite geschehen ist. „Die neutestamentliche Ueberlieferung, so wird jetzt im Anschluß an die genannte Diskussion von Seiten mittelparteilicher Theologen gelehrt, ist keineswegs in allen Stücken der Geschichte entsprechend, sondern enthält vielmehr geschichtliche Unrichtigkeiten; diese „heilige" Schrift ist in Wirklichkeit eine ganz menschliche Schrift, mit allen Unvollkommenheiten menschlicher Schriftstellerei behaftet." Die unklare Haltung der „wissenschaftlichen" Orthodoxie, die sich mit einer Halb- und Dreiviertelsinspiration aus der Klemme helfen will, wird gebührend gegeißelt mit dem bittern Wort: „viele Dinge sind möglich denen, die da glauben."

Man muß sagen: schärfer kann man den wissenschaftlichen Standpunkt gegenüber der positiven Ignoranz und Demagogie nicht formuliren. Um so staunenswerther ist, was dann folgt. Ein uneingeweihter Leser könnte nämlich diese Kritiker der kirchlichen Dogmen zu den verpönten Liberalen rechnen. Diese „Plebejer" will man sich deshalb nachdrücklich von den Rockschößen abschütteln. „Gewisse Kreise", so heißt es alsbald weheklagend, „die sich mit Vorliebe in religiösem Sinne ‚liberal' nennen, begrüßen jedes Ergebniß der modernen Kritik mit geflissentlichem Beifall und beuten es eifrig gegen die Religion im christlichen Sinne aus. Für uns gibt es der Allianz mit dem religiösen Liberalismus gegenüber nur ein hartes non possumus. Für positive Zwecke vermag der religiöse Liberalismus kein Feuer anzufachen, das brennt. Die Ausstoßung dieser Elemente wäre — vielleicht — schon heute ein Gewinn für das Christenthum. Wer die Religion in erster Linie nur als ein Stück unserer Kultur ansieht, muß die Antwort hinnehmen, wenn er mit uns ein Stück Weg zusammengehen will: weiche hinter mich, du Satan, denn du meinst nicht was göttlich ist, sondern was menschlich ist".*)

Diesen Redewendungen kann man das Zeugniß der Bescheidenheit nicht ausstellen. Denn das, wovon man in diesen Kreisen der wissenschaftlichen Aristokratie jetzt zehrt, haben die Bahnbrecher der liberalen Theologie aus den Trümmern der Vergangenheit ausgegraben. Dav. Fr. Strauß und Ferd. Chr. Baur waren die „Könige" im Reiche der theologischen Forschung, die den zahllosen „Kärrnern" zu thun gegeben haben. Es soll nicht bestritten werden, daß die neueren Forscher zur Aufhellung der Zustände des Urchristenthums wie zur Sichtung des altjüdischen Schriftthums Wesentliches geleistet haben, besonders soweit und seitdem der Zusammenhang der Kritik mit der theologischen Spekulation gelöst worden ist, indessen das ist im Allgemeinen Kleinarbeit im Vergleich zu den Ergebnissen der Tübinger Forschung. Wellhausen und Reuß verdienen allerdings neben den Altmeistern der Tübinger Schule und neben Strauß genannt zu werden, aber gerade diese beiden Männer können auch von den heutigen Pächtern der Kritik nicht in Anspruch genommen werden. Nachdem die Bahnbrecher der modernen Forschung in ehrfurchtgebietendem Schaffen den blöden Widerstand der scholastischen Aftergelehrsamkeit niedergezwungen und die Bahn für eine ersprieß-

*) Vgl. „Geboren von der Jungfrau" 3. Aufl.; „das Bekenntniß zum geschichtlichen Christenthum". Berlin 1895. Verlag von Herm. Walther. Beide Schriften erschienen anonym.

liche Detailkritik frei gemacht haben, kommen nun die Epigonen und berathen über die „Ausstoßung dieser Elemente", denen sie Luft und Licht verdanken.

Die Annahme, daß eine so pathetische Absage an den kirchlichen Liberalismus eine mehr oder weniger feine Diplomatie wäre, um die stille, vornehme, aller Agitation abholde „geschichtliche" Theologie den maßgebenden Faktoren in Staat und Kirche zur wohlwollenden Protektion zu empfehlen, ist deshalb ausgeschlossen, weil diese Richtung bereits im Besitz alles erdenklichen Wohlwollens ist. Diese harten Urtheile über den machtlosen, kirchenpolitisch kompromittirenden Liberalismus sind offenbar mehr auf jene allgemeine menschliche Schwäche zurückzuführen, die einst in dem Wort zum klassischen Ausdruck kam: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieser da"! Indessen solche Erscheinungen wären nicht des Aufhebens werth für den, der da weiß, daß die sittlichen Ideale nicht gerade das Kirchenthum als den Boden zu ihrer Entfaltung bevorzugen, wenn nicht ein tiefer liegender allgemeiner Schaden hierin zum Vorschein käme. Es ist der Historizismus, der hier wieder einmal in seiner charakterlosen Blasirtheit zu Tage tritt.

„Wir sind geschichtliche Christen" — das klingt Einem aus jeder Seite dieser echt mittelparteilichen Schriften mit einer vornehmen Anmaßlichkeit entgegen. Die geschichtliche Gestaltung des ursprünglichen Christenthums wird als die unbedingte Norm für das religiös sittliche Leben der Gegenwart gepriesen, ihr gegenüber gibt es für den Christen nur Unterwerfung. Deshalb gewinnen solche litterarischen Funde, wie der Eingangs erwähnte, eine so eminente Bedeutung. Mag unsere moderne Weltanschauung den Gedanken einer immaculata conceptio längst als absurd bei Seite geschoben haben, was will das besagen im Vergleich zu der positiven Lesart des syrischen Kodex, daß Jesus der Sohn des Josef sei? Die Quellenkritik wird hier thatsächlich zur Meisterin des persönlichen Christenglaubens, ihre zufälligen Ergebnisse reguliren die „Ueberzeugung" des „geschichtlichen" Christen.

Dieses „geschichtliche" Christenthum, das auf unseren Universitäten florirt, birgt den Keim der ärgsten Reaktion in sich. Dies ist der Boden, worauf die wunderlichen liturgischen Reformen gedeihen, die neuerdings von Straßburg her betrieben werden. Da soll der Kultus im heutigen Kirchenthum nach den Gebeten und Uebungen des primitiven Christenthums restaurirt werden. Und auf demselben Boden sind auch die viel gepriesenen Reformideen des Dresdener Predigers D. Sulze gewachsen, die darauf ausgehen, eine Gemeinde-Seelsorge zu installiren, wie sie den urchristlichen Ansätzen entspricht. Diese ganze heillose Romantik, die der evangelischen Kirche schon so unsäglichen Schaden gethan hat, würde nicht mehr möglich sein ohne diesen kurzsichtigen Historizismus.

Es darf nicht verkannt werden, daß der kirchliche Liberalismus das Aufkommen dieser Richtung zum Theil selbst verschuldet hat. Im Kampf um sein kirchenpolitisches Recht hat er den geschichtlichen Fonds, den er bei sich trägt, auf Kosten der thatsächlich neuen Ideen, die er in die religiöse Entwicklung hineingetragen hat, allzu sehr in den Vordergrund gestellt. Den Gedanken, daß es auch in religiöser Beziehung keine schlechthin stabilen Größen gibt, daß das religiöse Gewissen auch den erhabensten Erscheinungen der Vergangenheit gegenüber sittlich-autonom ist, hat der kirchliche Liberalismus nicht stets so nachdrücklich betont, daß Mißverständnisse ausgeschlossen waren. Die Folgen dieses mangelnden „Radikalismus" sieht er nun vor sich in dieser „geschichtlichen" Richtung, die die reifen Früchte des Baumes einheimst, dessen Wurzeln sie abgraben will.

....

Alexandre Dumas.

„Né d'une erreur, j'avais les erreurs à combattre."

Ohne alles äußere Gepränge, still, wie er es vorher bestimmt hatte, ist Alexandre Dumas beerdigt worden. Kein Geistlicher ist seinem Sarge gefolgt, kein Gebet ist an seinem Grabe gesprochen worden. Und doch hat Alexandre Dumas lächelnd an einen Gott geglaubt. Aber er war wohl mit den irdischen Dienern dieses Gottes nicht ganz einverstanden und er glaubte wohl nicht an die Wirksamkeit des Wortes, das von Kanzeln gesprochen wird. Meinte und begehrte er doch selbst die Kanzel zu besteigen, wenn er von der Bühne des Gymnase herab zu seinen Pariser sprach.

Es war nach einem Diner bei einer Pariser Schönen. Alexandre Dumas, damals noch blutjung, ging mit einem ältlichen Grafen heim. „Sie sind Träger eines berühmten Namens", sagte der Graf, „und wir haben bei einem sehr verführerischen, sehr geistreichen Mädchen dinirt. Man sieht da allerhand Leute, und Sie können da Ihre Beobachtungen machen. Machen Sie Ihre Beobachtungen, aber versuchen Sie, sich von Ihrem fünfundzwanzigsten Jahre an in dieser Gesellschaft nicht mehr blicken zu lassen." Der Graf hatte ein Recht so zu sprechen, denn man sah ihn selbst noch in hohem Alter in diesen Häusern verkehren. Aber zwei Jahre später hatte Alexandre Dumas seinen Rath befolgt.

Mit dem Vater zusammen, dem phantasievollen, heiteren, der ausgelassen wie ein Kind das Leben genoß, das leicht erworbene Geld auf die Gassen streute, bis der Sohn die Schlüssel der Geldschublade haushälterisch an sich nahm, um für den Vater wie für ein Kind zu sorgen — mit Alexandre Dumas père zusammen, dem der Sohn im „Père prodigne" in seiner Art ein Denkmal setzte, ist er kaum achtzehnjährig in den lustigen Karneval des Pariser Demimonde- und Lorettenlebens hinaus getollt. Und so früh kam sein Aschermittwoch! Die vielen kleinen Fältchen um seine großen dunklen Augen erzählen, daß er ein flotter Tänzer auf dem Karneval gewesen; er ging nach Haus und wurde arbeitsam und ernst und hielt sich reinlich. Er erzog sich selbst und seinen Vater. Er wurde Moralist. Woher die Kraft zu dieser Wandlung?

Es ist eine der ergreifendsten Schilderungen in den auch der ergreifenden Schilderungen nicht entbehrenden „Vorreden" Alexandre Dumas', in der er von den Leiden seiner Knabenzeit erzählt. Der Name seines Vaters wurde von Tag zu Tag berühmter — seine Mitschüler ließen es ihn büßen, daß seine Mutter diesen berühmten Namen nicht tragen durfte. Vom Morgen bis zum Abend höhnten sie ihn, und er schlug sich mit ihnen herum und sie schlugen ihn, denn „nur im Herzen waren sie feige". Und so kam er dem Tode nahe; fünf oder sechs Jahre dauerte das an; er wuchs nicht; sein Leben flackerte trübe. Vielleicht ist ihm auf dem lustigen Karneval später einmal das Bild seiner Mutter vor Augen getreten. Vielleicht ist er die schmerzlichen Erinnerungen in der ausgelassensten Stunde nicht los geworden. Er selbst hat jedenfalls bekannt, daß die Erfahrungen der Kindheit ihn zum Moralisten gemacht. „Né d'une erreur, j'avais les erreurs à combattre."

* * *

Alexandre Dumas, der heitere Causeur und der esprit-volle Dramatiker, hat einmal mit den Worten der Apokalypse das große Thier geschildert, das mit sieben Häuptern Menschen und Länder verschlingt und dessen Leib in Purpur gehüllt ist, und er hat es Prostitution genannt.

Immer ging Alexandre Dumas von den allgemeinen Zuständen aus. Er suchte das Typische in den Erscheinungen zu fassen und festzuhalten. So hat er auch die Entwicklung der Prostitution in Paris, so weit seine Erinnerungen reichten,

gegeben. In seiner Jugend die „femmes galantes“. Frauen, die von irgend einem Verwandten verführt waren und nun ein bleibendes Verhältniß, eine Ehe neben der Ehe, mit einem Lebemann eingingen. Gebildete Frauen, die zumeist aus Liebe gefehlt hatten, den Mann nicht kompromittirten und von ihm im Testament bedacht wurden; die letzten Inkarnationen des Ninon de Lenclos-Typus. Die Grisetten des Quartiers kamen später hinzu. Auch in dem entscheidenden Kapitel ihrer Lebensgeschichte stand ein Liebesroman. Aber sie nahmen Geld, nicht mehr von dem „Mann“, sondern von dem „Herrn“, den sie liebten. Im übrigen Arbeit und bescheidene Vergnügungen; ein nicht an sich unsittliches Leben. Und nun die dritte Phase, heraufbeschworen durch die modernen Verkehrseinrichtungen und den Spekulantenreichthum: die Frauen werden öffentlicher Luxus. Geist und Liebe sucht man bei ihnen nicht mehr; man putzt ein Straßenmädchen heraus, setzt sie in eine Equipage und fährt mit ihr spazieren. Sie bekommen einen Tauschwerth, der in klingender Münze auszudrücken ist, sie zeigen sich öffentlich und erwecken durch ihre Roben und Diamanten den Neid der Damen aus der Gesellschaft. Und Dumas schließt: „nous allons à la prostitution universelle. Ne criez pas! je sais ce que je dis“.

In jede dieser Phasen hat Dumas, und das ist charakteristisch, mit einem oder mehreren Dramen eingehakt. Sein Standpunkt ist immer derselbe: er richtet nicht die Charaktere, er wägt die Motive. In Hinsicht auf die sittlichen Zustände präparirt er das Motiv mit dem Secirmesser sauber heraus und stellt es seinem kategorischen Imperativ entgegen. So entsteht die These, ein Epigramm mit moralischer Gesetzeskraft. Ein Epigramm, geworden aus Pariser Zuständen und aus dem Geiste Dumas', der ganz Pariser Geist ist, nur mit jener seltsamen Zugabe moralisirenden Ernstes. Scharfgeschliffen und blitzend und funkelnd diese Thesen wie Stiletts, und wie ein Stilett stößt Dumas sie auch nöthigenfalls seinen Personen durch die Brust. Und aus der These dann entsteht ihm das Drama. Die These nimmt Fleisch und Blut an, die Gegensätze verkörpern sich zu weiteren Gestalten, und die eine Person kommt hinzu, die in keinem Stück des jüngeren Dumas fehlt, der Raisonneur, der Fechter mit der These, der Moralist, der Dumas eben selbst ist.

Der Kampf der Prostitution gegen die Familie — unter diesem einen Stichwort ließe sich Dumas' ganzes Werk inhaltlich zusammenfassen. Allgemein gültig hat er diesen Kampf in „Demimonde“ geschildert: der Sturmanlauf mißlingt, und der Moralist lacht ein hartes, unbarmherziges Lachen. Und doch war dieses Lachen nur ein Vorklang zu der echten Gefechtsstimmung. In seiner Broschüre L'homme-femme gab Dumas das Wort der Prostituirten gegenüber aus, das seither mit seinem Namen unlösbar verwachsen ist —: tue-la. La femme de Claude und L'affaire Clémenceau erwuchsen aus dieser These: tue-la! Oder auch, wie in Diane de Lys und princesse Georges die Nothwehr dem Manne gegenüber: tödte ihn! Ein Moralist war Alexandre Dumas, der vor dem hippokratischen Trost „quae medicamenta non sanant“ — nicht zurückschreckte, der auf sich selbst die Geschichte jener Mutter anwandte, die das glühende Eisen in der Wunde ihres Kindes zischend dreht, um ärgerem Uebel abzuwehren. Und dann war doch wieder Alexandre Dumas ein weitherziger Verzeiher. Der armen Marguerite (dame aux Camélias) hat er allzu sentimental eine Krone von Passionsblumen auf den Scheitel gedrückt, er hat mit der Prostituirten gegen die Familie gefühlt; er hat den Myrthenkranz, den Denise verloren, ihr wiedergegeben — wo liegt die Einigungslinie so verschiedener Urtheile?

Dumas glaubte, wie er selbst gesagt hat, den Punkt gefunden zu haben, an dem der Hebel anzusetzen wäre, die Prostitution aus den Fugen zu heben —: die Liebe. Wo Liebe da Recht, das ist das oberste Gesetz des Moralisten Alexandre Dumas.

Und dieser Alexandre Dumas, der allen denen, die ihn nicht kennen, für einen der kecksten Aventuriers im Lande der Sittenlosigkeit gilt, er hat ganz unfranzösisch eine papierene Scheidewand zwischen seiner Liebe und der Leidenschaft aufgerichtet. Er hat es nicht wahr haben wollen, daß sich das Täubchen Liebe in einen Geier verwandeln kann, mit scharfen Krallen. Er hat die Prostitutionsfrage deshalb ruhig dahin bescheiden können, daß er sagte: „il faut reconstituer l'amour.“ Denn Marguerite ist in seinen Augen keine Prostituirte; das Wort von der seconde virginité par l'amour spricht sie rein, man könnte in Dumas' Sinne, heilig, sagen. Und die Liebe sichert die Familie. Sie ist die einzige Mauer, gegen die die Prostitution stets vergeblich Sturm laufen wird. Es gibt auch keine Liebe neben der Liebe; sie währt ewig. „Il n'y a pas deux amours, pas plus qu'il n'y a deux soleils. On peut avoir eu deux passions, on n'a jamais eu deux amours! Qui a aimé deux fois, n'a pas aimé, voilà l'absolu.“ Und diese Worte hat Alexandre Dumas nicht etwa in das Album eines Backfisches geschrieben, er hat sie in die Vorrede seiner graziösesten und kecksten Komödie „Une visite de noces“ gesetzt.

Es ist das der Grundkern der Lehre, die Alexandre Dumas jahrzehntelang in immer neuen espritvollen Thesen von seiner Kanzel herab, der Bühne des Gymnase, verkündet hat. Sie haben etwas Blendendes, seine Thesen; aber das Licht dieser Lehre ist rein.

* * *

Eine längere Reihe von Jahren ist verflossen, seit ich Sarah Bernhardt in der Rolle der Kameliendame sah. Aber diese Gestalt und die entscheidenden Auftritte des Stücks stehen mir noch heut ganz klar vor Augen. Virtuose Kunststückchen allein haften nicht; wie weit war dieser Moralist, der die Moral nicht im Talar und nicht mit dem Hausfrauenhäubchen, sondern in koketter, Weniges verhüllender Ballrobe auf die Bühne führte, wie weit war er Künstler?

Ein Spaziergang an einem regnerischen Herbsttage in Saint Cloud zusammen mit einer Frau, die vorsichtig das seidene Kleidchen in die Höhe hebt und an den Pfützen vorbeitänzelt — aus der Erinnerung an diese Szene entsteht „Diane de Lys“. Ein in der Theaterloge belauschtes Gespräch, in dessen Verlauf die Frau zu ihrem Manne sagt: wenn ich es je herausbringe, daß du eine Geliebte hast, sei überzeugt, eine Stunde darauf habe ich einen Liebhaber — das gibt die befruchtende Anregung zu Francillon. So überraschend es klingen mag, die klugen Dramen des jüngeren Dumas sind ausnahmslos aus eigenem Erlebniß entstanden. Sie sind erlebt wie nur Kunstwerke erlebt sein können, und Dumas selbst hat sein litterarisches Schaffen „le contre-cri d'une émotion personnelle“ genannt. Und wie tief hat Dumas das große Ereigniß seines Lebens, den deutsch-französischen Krieg erfaßt! Der contre-cri heißt diesmal „La femme de Claude“, eines seiner schwächsten Stücke. Aber man lasse einmal die Idee für die Ausführung gelten: Claude Ruper, der Erfinder, der Weise, ist Frankreich. Die Frau, die sein Werk vernichten und verkaufen will, die ihn beinah zu Grunde richtet, ist die Prostitution. Und an dieser Stelle steht nun zum ersten Male das: tue-la! Dumas hat seine Zeit mit fühlendem Herzen mitgelebt.

Freilich, dies Selbsterlebniß setzte bei ihm nicht die Gestaltungskraft, sondern den Esprit in Thätigkeit. Es muß ein eigener Vorgang in seinem Innern gewesen sein, wenn der Esprit bei dem litterarischen Schaffen die Gemüthsthätigkeit seiner Konzeption ablöste. Die Leidenschaftsausbrüche in seinen Leidenschaftsdramen hat eben ein Moralist geschrieben, der die Leidenschaft verabscheute. Und den besten Theil des künstlerischen Ausdrucks hat er zeitlebens der schauspielerischen Darstellung überlassen; vielleicht schon auch deshalb, weil er eine Sarah Bernhardt als Interpretin gefunden. Aber sein Esprit war doch nicht nur der funkelnde, spielende des witzigen Kopfes. Man denke

an den berühmten Vergleich der Monde und Demimonde mit den beiden Pfirsichkörben. Man müßte bei ihm von einem esprit poétique sprechen.

Und dieses Setzen der Liebe in den Mittelpunkt der Welt, das bei Dumas freilich nicht ein Ausdruck künstlerischen Empfindens, sondern moralisirenden Wollens war, es gibt seiner litterarischen Produktion etwas wie ein poetisches Gepräge. Sicherlich war Augier ein größerer Künstler und ein besserer Sittenschilderer als Dumas. Und sicherlich hatte Augier Recht, wenn er dem sentimentalen Stichwort Dumas' von der seconde virginité par l'amour sein Wort von der nostalgie de la boue entgegensetzte und behauptete, die Dirne wird nicht rein durch eine wahre Liebe; sie mag vorübergehend zu lieben wähnen; die alte Lust wird wieder in ihr erwachen und sie wird in den Schmutz zurückkehren. Und mag Dumas selbst in späteren Jahren die schärfsten und härtesten Konsequenzen aus seiner Theorie gezogen haben, die Anschauungen, die er in der Kameliendame und dann in Denise vertreten hat, sind zur Abschätzung seines Werthes maßgebend geblieben. Dumas hat dem Publikum gegenüber das Glück gehabt, daß eine Hauptvorlesung aus seiner Ethik für ein lyrisches Gedicht genommen wurde.

Der Moralist in Alexandre Dumas hat den Künstler, zu dem er vielleicht berufen war, ertödtet. Man hat die Frage aufgeworfen, war Alexandre Dumas ein Realist? Man könnte mit demselben Recht fragen, ob er Romantiker war. Und man könnte beide Fragen mit ja und mit nein beantworten. Dumas hatte die große Fähigkeit schauspielerische Rollen zu schaffen, und es ist merkwürdig genug, daß er bewußt den einen Zug Shakespearischer Technik übernahm, die Menschen in dem Bemühen zu schildern, anders zu scheinen als sie sind, d. h. Rollen zu spielen. Im Grunde hat Dumas nur das französische Intriguenstück fortgesetzt. Was ist die Handlung in Demimonde anderes, als ein Schachspiel zwischen dem Raisonneur Olivier und der Intriguantin Suzanne? Das „Glas Wasser“ ist bei Dumas zu einer Medizinflasche geworden.

Und das ist die eigene Ironie des Schicksals, die diesen Moralisten, wie so viele Moralisten getroffen hat, daß die Zensur in Frankreich und all die Hüterinnen der Moral auf seine Medizin ein warnendes Etiquet „Gift“ gesetzt haben.

Dumas selbst jedenfalls war es zufrieden auf Kosten jeden Künstlerthums ein Moralist zu sein. Als Sarcey ihm einmal vorwarf, daß sein „Besuch nach der Hochzeit“ ihn gründlich verstimmt und nur verstimmt habe, hat Dumas geantwortet: „mein lieber Sarcey, das wollte ich. Ich schrieb nicht eine Idylle, sondern eine Satire; mehr als eine Satire, eine Hinrichtung.“

Die gang und gäbe Auffassung, die Dumas' Persönlichkeit in Deutschland zu Theil geworden, ist eben eine durchaus falsche. Man hat in ihm einen Mann von Geist gesehen, der mit lascivem Behagen nächtlicherweile die Boulevards durchschlendert, ein Zötchen mit Behagen notirt und die Erscheinungen der Halbwelt mit lüsternem Interesse Revue passiren läßt. Man ist es kaum gewahr geworden, daß er Satiren schrieb und daß es ihm ein heiliger Ernst war mit Bekämpfung der Unsittlichkeit, die nichts von Liebe weiß. Er war ein ernster Mann, der, wie er selbst sagte, den Adel in der Arbeit suchte, den ihm seine Geburt versagt hatte. Er war häuslich und fleißig. Und von den Anekdoten, die man jetzt nach seinem Tode von ihm erzählt, scheint mir die folgende ganz charakteristisch: Es war kurze Zeit vor seinem Tode. Seine Tochter hatte sich den Fuß verletzt. Da kniete er neben ihr nieder und ermahnte sie zur Geduld und tröstete sie stundenlang.

Er hat auch so sein krankes Frankreich trösten und ermahnen wollen. Freilich in seiner Art. In der Art eines espritvollen Boulevardiers.

Ernst Heilbarn.

Eine Kolonie in der Wirklichkeit.

Illusionsfreie Betrachtungen eines ehemaligen Stationsvorstehers im Schutzgebiet der Neu-Guinea-Compagnie.

II.

Es folgten schwere, sehr schwere Zeiten. Unter den Arbeitern herrschte, wie schon erwähnt, die Influenza. Besonders wurden die melanesischen Arbeiter von der Krankheit überwältigt. Es war ordentlich erschreckend zu beobachten, wie rasch oft die kräftigsten Arbeiter von der Influenza dahingerafft wurden. Sowie der Mann eine für einen Dritten kaum sichtbare Krankheit in sich fühlte, überkam ihn eine Muthlosigkeit, wie ich sie bei den sonst so tüchtigen kriegerischen Männern nie erwartet hätte. Ein Kranker, dem ich ein Glas Rothwein eingeflößt, schüttelte den Kopf und sagte mir: „Herr ich hab's getrunken, weil Sie es mir geben, aber helfen thut es mir doch nicht — morgen bin ich todt.“ Und der arme Kerl hatte nur zu recht, er starb am folgenden Tage. Ein gut Theil der Muthlosigkeit mag auch daher gekommen sein, daß keine geeigneten Hospitaleinrichtungen getroffen waren. Der Kranke merkte nicht, daß man sich um ihn bekümmerte. Weder auf der Hauptstation Stephansort noch sonst in der Umgegend befand sich ein Hospital, das nur annähernd den Namen eines solchen verdient hätte. Unvergeßlich wird mir ein Besuch im Stephansorter Hospital sein. Arbeiterwohnung und Hospital war ein Gebäude, und zwar lagen meist die armen Kranken, welche zu schwach waren, die Hühnerleiter nach dem eigentlichen Wohnraum zu erklimmen, einfach unter dem Hause auf der blanken Erde (die Häuser sind Pfahlbauten mit ca. 8' hohen Pfählen). Schweine, die auch hier frei herumliefen, hatten sich oft neben den Kranken häuslich niedergelassen. Oft konnte man unter den vermeintlichen Kranken auch Todte finden, die schon seit geraumer Zeit gestorben waren. Es passirte auch nicht selten, daß Schwerkranke sich unter einen Haufen Schilf, Laub u. s. w. verkrochen und dort ihr Ende erwarteten. Ich selbst fand eine solche Leiche.

Auch die Hospitaleinrichtungen für Europäer hatte ich Gelegenheit kennen zu lernen.

Zwei Schwestern des deutschen Frauenvereins waren mit der Pflege der Erkrankten betraut. So großartig aufopfernd das Bestreben der Schwestern war, den Kranken alle nur erdenkliche Fürsorge angedeihen zu lassen, so ungenügend waren die Mittel, um den Kranken das gewähren zu können, was sie bedurften.

Das sogenannte Hospital war eine kleine Bude (20' : 24') mit Wellblech gedeckt. Sie hatte eine schmale Vorder- und Hinterveranda und 2 Zimmer. Das eine Zimmer diente als Krankenzimmer und das andere war Wohn-, Eß- und Schlafzimmer der Schwestern. Man muß selbst gesehen haben, wie in diesem engen Raum 2 Kranke, 2 Schwestern, 1 Doktor und 1 Heilgehilfe hausten, um sich von diesem Zustand ein richtiges Bild machen zu können. Passirte es nun noch, daß einer der Patienten gestorben war, so blieb die Leiche bis zur Beerdigung in demselben Hause unter den Bewohnern liegen.

All das Gesehene und manches Mehr brachte mich zu dem Entschluß, auf meiner Station die inzwischen begonnenen Feldarbeiten vorläufig aufzugeben und an die Errichtung eines Hospitals, guter Arbeiterwohnungen und die Anlage eines großen Gemüsegartens zu gehen. Nach kaum zweimonatlicher Thätigkeit standen ein gut gebautes Europäerhaus, mehrere Arbeiterhäuser und ein Hospital da. Der Gemüsebestand war derart, daß jeden Tag genügend frisches Gemüse für die Bewohner der Station vorhanden war. Auch hatte sich inzwischen der von mir aus Singapore mitgebrachte chinesische Kaufmann auf der Station etablirt —, bei dem Indier und Chinesen all die kleinen Sächelchen kaufen konnten, ohne die sie nun einmal nicht bestehen

können. Auch der Europäer fand Manches, wie Bier, Konserven und dergl., was für ihn nützlich und angenehm war.

Es dauerte auch gar nicht lange, so pilgerten an Ruhetagen die Bewohner der Nachbarstationen auf meine Station und kauften tüchtig ein. Selbst meine europäischen Nachbarn kauften gern auf Erima, da sie dort die Sachen oft viel besser und billiger erhielten als in den Läden der Neu-Guinea-Compagnie. Auch zu den Eingeborenen war der Ruf des großen Kaufladens auf Erima gedrungen, und so gab mir dies bald gute Gelegenheit mit den Leutchen Freundschaft zu schließen, welche aber leider nur von kurzer Dauer war.

Da ich gerade die Läden der Neu-Guinea-Compagnie erwähnte, möchte ich noch einiges Nähere über diese Einrichtung sagen.

Ursprünglich wurden diese Läden wohl in der wirklich guten Absicht errichtet, den Angestellten den Kauf diverser Bedürfnisse zu erleichtern. Auf ganz Deutsch-Neu-Guinea existirte nämlich bei der Eröffnung des neuen Landes kein derartiges Geschäft, wie überhaupt kein Geschäft. Mit der Zeit knüpfte aber Neu-Guinea mehr Beziehungen zum Auslande an und so kam es auch, daß besonders von Singapore aus mancher Europäer und Chinese daran dachte, ein den Läden der Neu-Guinea-Compagnie ähnliches Geschäft dort zu gründen, doch wurden diese unternehmenden Leute immer rasch durch die oft horrenden Anforderungen der Neu-Guinea-Compagnie abgeschreckt. Nur auf den Pflanzungen der Astrolabe Compagnie wurden chinesische Kaufläden zugelassen. Die früher wirklich nützliche Einrichtung der Compagnie ist jetzt direkt zum Schaden des Landes geworden, und auch zum Schaden der Angestellten der Neu-Guinea-Compagnie selbst. Man kann getrost behaupten, daß der Angestellte wenigstens 75 Prozent seines Gehaltes in den Läden der Compagnie läßt. Ich kenne viele, die ihr Gehalt fast nie aufnehmen, sondern mit betrübtem Herzen dasselbe gleich auf das Konto des Ladens überschreiben lassen. Eine Vorschrift der Compagnie zwingt den Beamten, geistige Getränke nur von der Kompagnie zu kaufen. Diese Getränke sind aber meist nicht so gut und preiswerth, wie die, welche dank der regelmäßigen achtwöchentlichen Postverbindung von Singapore bezogen werden können. Mit den Konserven steht es ähnlich. Eine ganz merkwürdige Bestimmung gilt andererseits für den Verkauf von Trade-Waaren (Handelswaaren). Der Handel mit den Eingeborenen besteht im Tauschgeschäft. Besonders spielt der australische und amerikanische Stangentabak hierbei eine Hauptrolle. Alle Lebensmittel, wie Hühner, einheimische Früchte 2c. werden meist mit Tabak bezahlt.

Will nun ein Beamter z. B. als Handelsartikel Tabak kaufen, so heißt es im Laden, der Buchungspreis des Tabaks ist per Pfund 1,60 M., da du aber das Glück hast, unser Angestellter zu sein, so bezahlst du 50 Prozent mehr, d. h. 2,40 M.

Daß von Fremden ein erhöhter Preis gefordert wird, dagegen ist vom kaufmännischen Standpunkte wenig zu sagen; daß aber von den eigenen Angestellten eine größere Zahlung verlangt wird, entspricht wohl kaum der Billigkeit. Der Beamte, dessen Gehalt wahrlich nicht allzu hoch bemessen ist, muß genug an die Compagnie zurückgeben in Form von Steuern, Zöllen 2c., man sollte ihm nicht auf solche Weise den sauer verdienten Lohn noch mehr schmälern.

Soviel über das, was ich in den ersten Wochen meines dreijährigen Aufenthaltes in Neu-Guinea erlebt habe.

Ich will nunmehr versuchen, ein Bild des Schutzgebiets zu entwerfen, wie es sich in den nächsten Jahren entwickelte.

Die nach und nach entstandenen Tabakpflanzungen Jomba, Maraga, Erima und Stephansort gingen bald an die Astrolabe-Compagnie über, — ein Zweigunternehmen der Neu-Guinea-Compagnie, welches unter dem gleichen Direktorat steht. Ich blieb auf Erima.

Für das erste Erntejahr kamen nur Jomba und Stephansort in Betracht, denn Erima (wie schon früher geschildert) und Maraga mußten des schlechten Gesundheitszustandes halber auf Pflanzen verzichten. Jomba pflanzte mit circa 60 Feldern und Stephansort mit deren 80. Die Bewohner des Schilfhüttchens in Friedrich-Wilhelmshafen waren inzwischen nach Jomba übergesiedelt, wo zwei sehr gute Europäerwohnungen, Kuliwohnungen u. s. w. entstanden waren. Eine ca. 5 Kilometer lange Straße verband die Pflanzung mit Friedrich-Wilhelmshafen.

In Maraga sah es weniger angenehm aus. Diese Station war von Beginn an unser Unglückskind. Das Erima am Strande verschwand und hatte seinen Platz weiter im Innern gefunden. Mehrere angenehme Wohnhäuser boten Europäern wie Arbeitern eine gute Unterkunft. Auch in Stephansort wurden Anstalten getroffen, um die Pflanzung allmählich von der Küste nach dem Innern zu verlegen. Erima und Stephansort verband ein bequemer Fahrweg. Es entstand ein tüchtiger Wettstreit unter den Pflanzern. Jeder war bestrebt, möglichst bald seine Pflanzung so zu gestalten, wie er es von Sumatra her gewohnt war. Nette Gartenanlagen waren, trotz des Verbots der Compagnie, entstanden. Für gute Beköstigung der Arbeiter wurde nach Möglichkeit gesorgt. Die Hospitaleinrichtungen besserten sich ebenfalls, doch leider forderte das Klima immer noch viele Opfer. Wenn auch die trockenen Monate weniger ungesund waren, die feuchten (Dezember bis März) waren es desto mehr. Trotz dieses ungünstigen Gesundheitszustandes konnte man aber doch die Wahrnehmung machen, daß ein freudiger Schaffensdrang in dem Ganzen steckte. Ich für meine Person kann mir getrost sagen, daß ich noch nie in meinem Leben so voller Lust und Liebe gearbeitet habe, wie damals, und ich glaube, daß es meinen Kollegen ebenso ging.

Das dauerte aber nicht gar lange.

Will ich ehrlich sein, so muß ich allerdings bekennen, daß wir uns damals sehr wenig um gewisse Vorschriften der Compagnie kümmerten. Wir waren von Sumatra ausgewohnt, in der praktischen Plantagenbewirthschaftung fast ganz selbständig zu sein und da verliert man leicht den Respekt vor büreaukratischer Pedanterie.

Schon von Afrika her waren zu uns nach Sumatra Klagelieder über den „grünen Tisch“ gedrungen.

Jetzt sollten wir dies Ungeheuer durch persönliche Erfahrung kennen lernen.

Ganze Tage mußte ich im Büreau zubringen, obwohl meine Anwesenheit in der Pflanzung sehr nothwendig war. Ueber das Kassenwesen wurden von der Berliner Direktion lange Episteln verfaßt. An Stelle unserer 3—4 Geschäftsbücher traten eine unglaubliche Menge Formulare u. dgl. m.. Adieu frisches fröhliches Schaffen in Gottes freier Natur, nun hieß es, Federnschser werden. Wie oft habe ich den Berliner Herren des Büreaus gewünscht, sie möchten doch mal ein Jahr lang dort draußen bei einer Hitze von 30° und mehr dieselben Arbeiten verrichten, die sie uns aufbürdeten. Einer dieser Herren machte allerdings mal den Versuch, das Leben in den Tropen kennen zu lernen, aber nach 8 Wochen, von denen er nur einige Tage Dienst gethan, reiste er nach Europa zurück.

Während wir früher mit Ungeduld den alle 8 Wochen fälligen Postdampfer erwarteten, sahen wir diesem Ereigniß jetzt mit einem gewissen Grauen entgegen, wußten wir doch, daß er uns nichts wie Unangenehmes brachte. Viele Beamte der beiden Compagnien hatten während der sogenannten Posttage (5—10 Tage) kaum so viel Zeit, ihre Privatkorrespondenz durchzusehen, geschweige zu beantworten. In meiner späteren Stellung als Stationsvorsteher der Neu-Guinea-Compagnie machte ich mir mal den Spaß und wog die von mir erledigte Post, welche binnen vier Tagen bearbeitet worden war, und kam auf das nette Sümmchen von 6½ Kilo Papier.

Schließlich zeigten sich auch an meinem Körper die bösen Einflüsse des Klimas und die endliche Folge davon war, daß ich im November 1893 den Dienst der Com-

pagnie verließ und Europa, welches ich seit 11 Jahren nicht gesehen hatte, aufsuchte.

Wie es den meisten sonst gesunden Naturen oft ergeht, so erholte auch ich mich bald und konnte schon nach achtwöchentlichem Aufenthalt in Europa wiederum die Reise nach Neu-Guinea antreten. Mir war die Stellung eines Stationsvorstehers der Station Herbertshöh im Bismarck-Archipel eingeräumt. Während der kurzen Dauer meiner Abwesenheit hatte sich einiges geändert.

Die Pflanzung Bomba, wo sie allerdings auf wenig günstigem Terrain stand, war nach dreijährigem Bestehen aufgegeben. Maraga war schon als Tabakpflanzung längere Zeit geschlossen. Erima sollte das Schicksal von Bomba und Maraga theilen und nur Stephansort weiter pflanzen. Auch an eine Schließung Konstantinhafens wurde gedacht.

Im Mai 1894 traf ich auf der mir überwiesenen Station Herbertshöh in Neu-Pommern ein. Herbertshöh ist die einzige Niederlassung der Neu-Guinea-Compagnie im Bismarck-Archipel und demnach Sitz der Verwaltung mit Einschluß des kaiserlichen Gerichts I. Instanz.

Auch hier sah es ähnlich aus, wie bei meiner ersten Ankunft auf den Stationen in Neu-Guinea. Insbesondere die Häuser waren in äußerst baufälligem Zustande. Die zur Station gehörige Baumwoll- und Kokus-Pflanzung bot dagegen ein erfreuliches Bild.

Etwa 200 Hektar Land waren mit Baumwolle und Kokuspflanzen bestellt. Der Ertrag der 1892er Baumwollernte betrug circa 60 Ballen à 400 Pfund. Der Kokusanpflanz stand sehr gut und verspricht in späteren Jahren — die Pflanze trägt erst im 6. oder 7. Jahre — ein gutes Resultat

Einen großen Vortheil hat die Baumwollkultur vor anderen voraus, nämlich daß man in ihr jeden Arbeiter, auch den ungeübtesten, verwenden kann.

Wie rentabel ein solches Unternehmen werden kann, sollte ich bald bei meinen Nachbarn sehen. Gegen Norden grenzte unmittelbar an Herbertshöh die Pflanzung Ralum der — unter dem Namen Königin Emma wohl manchem Leser bekannten Frau Kolbe, verwittweten Forsayth. Diese Dame begann ihr Plantagenunternehmen schon lange, bevor man deutscherseits daran dachte, dort im Lande Fuß zu fassen Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Energie und Umsicht hier die Wirthschaft betrieben wird Ordentlich wohlthuend für mein Pflanzerherz war die Beobachtung des Unternehmungsgeistes, der, wo man auch hinsah, zu Tage trat. Wenn ich mich recht entsinne, sind jetzt circa 1000 Hektar mit Baumwolle und Kokus bepflanzt; nebenbei kauft die Firma noch von den Eingeborenen allerlei Produkte wie Kopra, Trepang, Schildpatt und vieles mehr. Wie gern die Eingeborenen mit dieser Firma in Handelsbeziehung treten, zeigte mir ein Bild vor dem Hause der verheiratheten Schwester der Firmeninhaberin, einer Frau Parkinson. Wohl hundert Weiber hatten sich vor dem Hause mit ihren angebrachten Produkten niedergelassen und warteten geduldig, bis die weiße Herrin erschien, um ihnen ihre Last gegen Tabakstückchen oder bunte Tücher abzunehmen. Kein Feilschen, nichts von anwidernden Marktszenen war zu beobachten. Mit wahrer Ehrfurcht richteten die dunklen Weiber ihre Augen auf die Käuferin. Fast jede wurde von Frau Parkinson, die der Sprache vollkommen mächtig ist, einer Ansprache gewürdigt. Hier lobte sie, dort tadelte sie in strengem Ton. Die Unterhaltung drehte sich nicht nur um Kauf und Verkauf, nein auch andere Angelegenheiten wurden besprochen. Der Rath und die Hilfe der weißen Frau wurde vielfältig angerufen.

Hier, Ihr Herren vom grünen Tisch, könnt ihr Kolonisation lernen! Was wird hier geleistet und mit welchem geringen Apparat Die Firma beschäftigt ungefähr 8 Europäer oder Samoahalbblut und etwa 800 Eingeborene; ferner läßt sie drei Schooner mit je einem europäischen Kapitän und 10 bis 20 Mann Besatzung fahren. Die Angestellten vertheilen sich auf die Pflanzung Ralum und 5 oder 6 Handelsstationen auf den verschiedenen Inseln. Wer macht aber die bei jedem kaufmännischen Unternehmen nothwendigen schriftlichen Arbeiten? Eine einzige Person — die Frau Kolbe —, alle andern versehen den sogenannten Außendienst.

Wie ganz anders sah es dagegen auf den Stationen der Neu-Guinea- und der Astrolabe-Compagnie aus. Herbertshöh zählt bei einem Drittel Terrainumfang circa 8 Europäer und 250 Arbeiter; außerdem noch 1 Richter und 24 Polizisten. Stephansort beschäftigt bei 600 Arbeitern einige 20 Europäer. In Friedrich-Wilhelms-Hafen, wo gar nicht gepflanzt wird, sind wohl 30 Europäer zu finden Man geht nicht sehr fehl, wenn man behauptet, daß von 60 Angestellten der Neu-Guinea- resp Astrolabe-Compagnie 50 im inneren Verwaltungsdienst der Kompagnien beschäftigt werden.

Bald hatte ich auch Gelegenheit, rein kaufmännische Unternehmungen im Archipel kennen zu lernen. Es gibt deren zwei, welche beide, ebenso wie die Firma Forsayth schon lange Jahre vor der deutschen Besitzergreifung im Lande ansässig waren. In erster Linie ist die Firma Hernsheim & Co. zu nennen, die ihre Faktorei auf der Insel Matupi aufgeschlagen hat. Auch diese Firma hat auf den verschiedenen Inseln des Archipels sogenannte Handelsstationen, die von Europäern, Chinesen oder Manilla-Leuten bewirthschaftet werden. Die Haupthandelsartikel bilden auch hier Copra, Trepang, Schildpatt. Ferner unterhält sie ein sogenanntes Marinedepot, wo Kriegs- und Handels-Schiffe Kohlen beziehen und sonstige Bedürfnisse decken können.

Auf einer anderen Insel, Mioko, befindet sich eine Zweigniederlassung der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee (Hamburger Salnit-Gesellschaft), die in ähnlicher Weise wie die Firma Hernsheim Handel treibt und nebenbei die Arbeiteranwerbung für ihre auf Samoa liegenden Plantagen besorgt. Als letzter selbständiger Handeltreibender wäre noch der Belgier O. Mouton zu nennen, der mein Nachbar gegen Süden war. Der Herr ist das einzige im Lande noch anwesende Mitglied der Expedition des Marquis de Ray Als 13jähriger Junge begleitete er seinen Vater auf diesem abenteuerlichen Zuge und ist seitdem im Archipel verblieben. Eine, wenn auch kleine, doch gut bestellte Baumwoll- und Kokuspflanzung verschafft ihm ein gutes Auskommen.

Da ich gerade bei der Aufzählung der verschiedenen Handelsunternehmungen bin, so möchte ich auch die Wesleyanische Missionsgesellschaft nicht unerwähnt lassen, denn dieses Institut treibt besonders den Coprahandel ebenfalls in rein kaufmännischer Weise.

Während alle vorgenannten Handelsfirmen aber verhältnißmäßig hohe Abgaben, in Gestalt von Steuern, Zöllen und Licenzen an die Neu-Guinea-Kompagnie zahlen müssen, ist die Missionsgesellschaft von solchen Abgaben befreit. Obwohl hierüber schon oft bittere Klage geführt wurde, war bis zur Zeit meines Weggangs noch kein Wandel geschaffen.

So viele Erfolge diese Mission auf dem Gebiete des Handels auch zu verzeichnen hat, so wenig Erfolge vermag sie im eigentlichen Missionswesen aufzuweisen. Die wenigen sogenannten protestantischen Christen spielen in den Gerichtsverhandlungen über Streitigkeiten unter den Eingeborenen gerade nicht immer die beste Rolle. Entschieden besser sieht es im Gebiet der katholischen Mission aus Auch der größte Feind des gesammten Missionswesens wird hier manches finden, was ihm der Anerkennung werth erscheint.

Während meines langen Aufenthalts in Ostasien bin ich mit Missionaren der verschiedensten Konfessionen vielfach zusammengekommen und immer mußte ich die für mich — als Protestant — nicht angenehme Beobachtung machen, daß die Wirksamkeit der katholischen Missionare eine erfolgreichere ist, als die der anderen Bekenntnisse. Der Hauptgrund liegt wohl in der Wahl des Personals. Das katholische Missionspersonal setzt sich meist aus wirklich gebildeten Geistlichen zusammen, während man unter den protestantischen Missionaren sehr viel ungebildete Elemente findet.

Gerne gedenke ich denn auch meiner Besuche in der katholischen Missionsstation Kinigunan. In einer Mädchen- und Knabenschule von je circa 60 Köpfen wurden die Zöglinge in allen Fächern unserer unteren Schulen unterrichtet und mit gutem Erfolg. Junge Schulbesucher machten vor meinen Augen Rechenexempel mit drei- und mehrstelligen Zahlen. Die Schreibhefte bewiesen, daß auch in dieser Richtung gutes geleistet werden kann. Frisch und gut vorgetragene deutsche Volkslieder weckten in mir alte Erinnerungen aus meiner Jugendzeit. In der Mädchenabtheilung, die unter der Leitung einiger Schwestern steht, sah ich Handarbeiten, woran sich manche unserer Modedämchen ein Beispiel nehmen könnte.

Ganz im Gegensatz zu Neu-Guinea hat der Bismarck-Archipel auch durchweg ein so gesundes Klima, wie man es für ein tropisches Land nur immer wünschen kann. Dessungeachtet sollte ich gar bald die unangenehme Beobachtung machen, daß mein Körper den Tropeneinflüssen nicht mehr gewachsen war (ich war bereits 12 Jahre draußen), und so mußte ich wiederum an das Verlassen meines Postens denken. Nach Aussage des Kompagniearztes war an eine Heilung meines Leidens im heißen Klima nicht zu denken und so schlug ich denn abermals den Weg nach Europa ein.

Auf meiner Rückreise berührte ich wie auf der Hinreise Neu-Guinea und hatte während meines mehrtägigen Aufenthalts somit erneut Gelegenheit, die Plätze zu besuchen, die ich vor nunmehr 3 Jahren zuerst gesehen hatte. Sämmtliche Pflanzungen, auch Konstantinhafen, waren aufgegeben bis auf die Tabakspflanzung in Stephansort. Stephansort macht jetzt einen sehr stattlichen Eindruck; schöne praktische Trockenhäuser sind entstanden; gut gepflegte Landstraßen sind innerhalb der Pflanzung angelegt. Nur stehen diese kostspieligen Anlagen meines Erachtens in keinem Verhältniß zu dem Ertrag der Pflanzung. Wären die Anlagen für eine lange Spanne Zeit zu verwenden, so möchten sich dieselben mit der Zeit vielleicht bezahlt machen; da aber die Tabakkultur alljährlich frischen Boden verlangt — so müssen auch dementsprechend immer neue Anlagen, wie Wege, Häuser, Scheunen ꝛc. geschaffen werden. Mit Ausnahme weniger Häuser verändern die übrigen alle 2—3 Jahre ihren Standort.

Friedrich-Wilhelmshafen, welches der inzwischen verstorbene Landeshauptmann Schmiele vor einiger Zeit verlassen hatte, war etwas freundlicher geworden. Der stellvertretende Landeshauptmann, ein früherer Seeoffizier, war im Begriff, den Beamten bessere Wohnungen zu schaffen; gut gepflegte Grasplätze und Blumenbeete umgaben die bewohnten Plätze. Auf einer Insel des Hafens steht ein recht gut eingerichtetes Europäerhospital, in welchem eine Schwester des Frauenvereins ihres oft schweren Amtes waltet, denn leider ist der Gesundheitszustand noch immer kein befriedigender.

Ich habe danach Gelegenheit gehabt, alle europäischen Einrichtungen des gesammten Schutzgebietes kennen zu lernen. Auf Grund dieser persönlichen Erfahrungen bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Bismarck-Archipel unstreitig der beste Theil desselben ist.

Wenn auch auf dem Festland Neu-Guinea dort, wo überhaupt die Pflanzungen fortgesetzt sind, in den letzten Jahren manches besser geworden ist, so sind die klimatischen Verhältnisse doch derart ungesund und die Arbeitskräfte so theuer, daß meines Erachtens auch bei der besten Bewirthschaftung an einen rentablen Betrieb — wenn jemals — doch gewiß auf eine lange Reihe von Jahren hinaus nicht zu denken ist.

Würde sich die Neu-Guinea-Compagnie dazu entschließen können, den jede gesunde Entwicklung hemmenden Büreaukratismus resolut über Bord zu werfen, den großen komplizirten Landesverwaltungsapparat auf das geringste Maß zu reduziren und den Schwerpunkt nach dem Bismarck-Archipel zu verlegen, so kann aus der Kolonie noch etwas werden.

Ein Kommissar mit dem Sitz in Herbertshöh mit zwei oder drei Unterbeamten würde vollkommen genügen, die Landesverwaltung zu führen. Bei der Wahl eines Kommissars müßte aber darauf Bedacht genommen werden, daß derselbe nicht nur administrativ, sondern auch kaufmännisch gebildet ist. Wie schädlich eine Verwaltung für das Land werden kann, die ausschließlich nach dem System der preußischen Büreaukratie betrieben wird, das haben wir in Neu-Guinea zur Genüge gesehen.

Wenn man es nicht selbst erlebt hat, so macht man sich kaum eine Vorstellung von dem zum grimmigsten Spott herausfordernden Gegensatz zwischen den in Berlin fein säuberlich ausgearbeiteten Verordnungen und den primitiven Verhältnissen des Landes, wo dieselben zur Anwendung kommen sollen. Da fehlt es nicht an einem sorgfältig ausgebildeten Steuersystem an einem Gerichtswesen mit mehreren Instanzen, an einem Einwohnermeldeamt, an minutiösen Polizeivorschriften und tausenderlei ähnlichen Herrlichkeiten einer entwickelten Kultur. Man hat „Allgemeine Bedingungen für die Ueberlassung von Grundstücken der Ansiedler" ausgearbeitet, in denen die Voraussicht so weit getrieben ist, daß es im § 1 heißt: „Die zu überlassenden Grundstücke theilen sich: a) in städtische, b) ländliche." Und so geht es mit §§ 1, 2, 3 und a), b), c), d) durch alle Zweige der Verwaltung. Die büreaukratische Fürsorge entwarf in Berlin einen ausführlichen „Stadtplan" von Finschhafen (inzwischen längst aufgegeben) mit den prächtigsten Straßennamen, ja sie erstreckt sich sogar auf die Mußestunden der Angestellten. Hat man doch für den geselligen Klub, der sich auf der Station Stephansort bildete, in Berlin Statuten angefertigt. Das Alles macht in der Praxis einen so imposanten Eindruck, wie etwa der Cylinder, den ein Papua auf seinem Haupte trägt. Eine derartige büreaukratische Verwaltung, zu deren Handhabung natürlich auch die erforderlichen Kräfte weder der Zahl, noch der Qualität nach in genügendem Maße angestellt werden können, wird nothwendiger Weise allmählich zur Karikatur, aber zu einer kostspieligen und lästigen, über die man erst lacht, um später über sie zu fluchen. Jeder Antheilhaber der Neu-Guinea-Compagnie, der seinen Verlust nicht vergrößern will, sollte mit allen Kräften zur Entbüreaukratisirung der Kolonie beitragen.

An dem langen Bestehen der Firmen Forsayth, Hernsheim ꝛc. ist leicht zu sehen, daß auch ohne einen großartigen Verwaltungsapparat Ersprießliches zu leisten ist. Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich behaupte, daß vor der Landbesitzergreifung durch die Neu-Guinea-Compagnie alle diese Unternehmen besser und leichter wirthschaften konnten als jetzt. Für all die vielen Leistungen an die Neu-Guinea-Compagnie erhalten sie nur verschwindend wenig Gegenleistungen. Nach wie vor müssen sich z. B. die Ansiedler vor eventuellen Angriffen der Eingeborenen durch eigene Kraft schützen. Die 24 Polizisten, welche im Archipel von der Compagnie unterhalten werden, reichen kaum aus, um die eine Station der Compagnie zu sichern. Obendrein ist es Thatsache, daß Streitigkeiten zwischen Ansiedlern und Eingeborenen vor Einsetzung der Verwaltung weit seltener waren als jetzt.

Ob es ein Fehler war oder nicht, Neu-Guinea unter deutschen Schutz zu stellen, will ich hier weiter nicht behandeln. Wir müssen mit der Thatsache rechnen, daß das Land deutsch ist, und versuchen, es unter der schwarz-weiß-rothen Flagge zu einem nutzbringenden Objekt zu machen.

Folgen wir dem Beispiel der Holländer, die sich bei Zeiten von Neu-Guinea zurückzogen und ihre ganzen Kräfte zur Kultivirung der gesünderen Theile ihrer Besitzungen einsetzten.

Verlegen wir den Schwerpunkt auf den Bismarck-Archipel. Erst wenn hier eine blühende Kolonie entstanden, wenn hier zahlreiche Deutsche festen Fuß gefaßt haben, kann man nach und nach mit der Kultivirung Neu-Guineas beginnen.

W. von Hanneken.

Anna Judic.

(Gastspiel im Neuen Theater.)

Im Dezember 1870 standen die Preußen vor Paris; im Dezember 1895 kam Frau Anna Judic, die weltberühmte französische Chansonettensängerin, nach Berlin und trat in einem Theater an der Spree auf. Wenn man sie fragte, warum sie so spät komme, warum sie nicht schon gekommen sei, als sie noch jung und schlank und in Paris selbst ohnegleichen war, so gäbe Frau Judic vermuthlich zur Antwort: „Ihr Preußen nahmt uns Straßburg und Metz, und ich hätt' euch noch obendrein meine Lieder geben sollen? Wie der großen Sarah Bernhardt, so schlug auch mir ein patriotisch fühlendes Herz im weit volleren Busen!“

Nun sind fünfundzwanzig Jahre des Friedens und der Judicischen Sangeskunst vorüber; Metz und Straßburg sind noch immer unser, und die Lieder der Judic haben wir doch gehört. Es sind keine Lieder des Volkshasses und der Revanche. Es sind erotische Lieder; wie ein süßes Gift schmeicheln sie sich ins Ohr. Es sind Lieder holdester Lasterhaftigkeit, reizendster Verworfenheit, graziösester Frechheit und feinster Gemeinheit; wer ihren Text genau versteht, ihre Zweideutigkeiten zwiefach zu deuten vermag, muß sich fragen, ob diese zungenfertige, bezaubernde Sängerin nicht doch als ein böser Feind in unser Land gekommen ist, als ein Feind der berühmten deutschen Ehrbarkeit. Dieser Ehrbarkeit traten in der vorigen Saison die fünf Schwestern Barrison und später die furchtbare Flohdame zu nahe. Aber durch so greuliche Geschöpfe Gottes und des Perruquiers schien mir weniger die Ehrbarkeit, als der gute Geschmack beleidigt zu werden. Wenn in unseren Tingeltangeln und Spezialitäten-Theatern etwas recht von Herzen unanständig ist, so pflegt es ebenso recht von Herzen abgeschmackt und langweilig zu sein. Das Lascive mit Grazie und Esprit zu singen und sagen, hat uns erst Frau Judic gelehrt. Mag gerade darin eine stärkere Gefahr für gute Sitten liegen, so liegt doch ein ästhetisches Verdienst darin, und wir wollen den Antheil der Aesthetik am Kulturgedeihen eines Volkes nicht zu gering anschlagen.

Im Theater saßen bei den ersten Aufführungen sehr viele jener Damen und Dämchen, die man trotz Dumas' Einspruch euphemistisch als Demimonde zu bezeichnen pflegt. Sie mögen schon über den persönlichen Eindruck, den Frau Judic macht, erstaunt gewesen sein. Denn sie sah ihnen selbst gar nicht so ähnlich, wie sie wohl dachten. Wenn sie nicht gerade als Backfisch im Flügelkleide auftritt und durch diese peinliche Maskerade unangenehm an die von ihr selbst zugegebene Fünfundvierzigkeit erinnert, wenn sie im hohen dunklen Kleide kommt und den schönen Heroinenkopf in eine Halskrause steckt, so darf man sie für eine jener Frauen halten, von denen Dumas' Demimonde-Definition sagt: „A ces femmes devenues libres il ne faut pas donner son nom, mais en tout temps on peut offrir son bras. Elles sont à qui leur plaît, non à qui elles plaisent. Bref, tout s'y passe entre l'amour du plaisir et le plaisir de l'amour.“

Einer Pariser Soubrette und Kokottenspielerin möchte man starke Ausgelassenheiten des Wesens, ein extravagantes Benehmen zutrauen. Frau Judic ist im Gegentheil zurückhaltend und gemessen; ihr Lachen ist kurz, ihr Lächeln kindlich und züchtig. Ihr Profil, das trotz der Ueberfülle aller anderen Formen edel, rein und fein geblieben ist, wirkt aristokratisch. Ihre Bewegungen sind spärlich, ihr Auge blickt groß und staunend wie in eine kaum verstandene Welt; über den Augenlidern, wenn sie sich schließen, liegt ein Schleier, und um den schönen runden Mund schleicht sich gern ein leise schmerzlicher Zug. Der Ausdruck wechselt nicht allzu häufig, und das Mienenspiel bleibt matt. Alles das gibt den Schein einer inneren Vornehmheit, die im entschiedensten Gegensatz zu dem steht, was diese Frau auf der Bühne bedeuten und begehren soll. In den unbeschreiblich frechen Couplets aber übt eben dieser Gegensatz einen ganz besonderen künstlerischen und menschlichen Zauber aus. Obwohl man genau weiß und merkt, daß dieses alles ein Ergebniß vollendetster, raffinirtester Kunstfertigkeit und das Gegentheil naiver Unschuld ist, so bringt es diese Meisterin der halb gesungenen halb gesprochenen vorgebrachten Pointe doch fertig, daß man, umzüngelt von allen verführerischen Paradiesesreizen, eine Eva daherwandeln sieht, noch ehe sie vom Apfel biß.

Der pikante Kontrast zwischen Sinn und Vortragsart, die unvergleichliche Meisterschaft dieser Darstellung machen die Chansonetten der Frau Judic zu einem edlen Vergnügen; das schäbige Gekreische und Gezappele der Barrisons wäre beseitigt, wenn Frau Judic sich entschlösse, ihnen Konkurrenz zu machen.

Statt dessen tritt sie mit unserer Schauspielkunst in Konkurrenz; sie stellt Rollen dar, die ich viel temperamentvoller von der Geistinger gesehen habe („Lili“) oder in denen Hedwig Niemann-Raabe ganz andere Feuer des Humors entzündet hätte („Parfum“). Sie bringt uns keine neuen Gaben, sondern längst abgespielten Pariser Vaudevillenschund. Das könnte nur durch eine mimische Ausnahmestellung gerechtfertigt werden; in der Tagespresse hat es nicht an gellenden Stimmen gefehlt, die ihr, in alberner Devotion vor allem Pariser Wesen, diese Ausnahmestellung zuerkannten. Man hat sie sogar ermuthigt, unsern deutschen Schauspielern und Schauspielerinnen einen praktischen Vormittagsunterricht anzubieten, ihnen ein gutes Beispiel zu geben, wie man Komödie spielen muß. Dazu liegt nicht der geringste Grund vor. Frau Judic ist auch als Schauspielerin eine Meisterin der Technik und der Routine, aber sie ist keine starke Natur. Sie hält sich in einer gewissen Schönheitsgrenze, aber sie schafft keine Individualitäten. Ob sie Niniche oder Lili, ob sie Femme à Papa oder die geängstigte Frau in „Parfum“ spielt, immer gibt sie dieselbe ausgeprägte, in dieser Prägung feste Gestalt. Es fehlt ihr der tolle Uebermuth einer Gallmeyer ebenso, wie die geistreiche Schärfe einer Geistinger. Sie hat als Schauspielerin wenig Erfindung, sie bietet keine Ueberraschungen. Sie ist natürlich, aber nicht ungewöhnlich, und so viel unsere Berliner Schauspielkunst zu wünschen läßt: das, was Frau Judic leistet, wird bei uns auch geleistet, und zuweilen besseres. Ein Ereigniß, wie das erste Gastspiel der Duse, ist daher das Gastspiel der Judic nicht; wenn sie wiederkommt, wird sie uns im Konzertsaal willkommen sein, nicht in einem Theater mit Preisen, deren Höhe noch unverschämter ist, als die Chansonetten der Judic.

Paul Schlenther.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan Bülowstraße 89.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW, Beuthstraße 8.

Nr. 11. Berlin, den 14. Dezember 1895. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Herr von Köller ist gegangen, nach äußeren Anzeichen zu urtheilen, begleitet von der Anerkennung und Werthschätzung des Monarchen; an seine Stelle ist als preußischer Minister des Innern Herr Freiherr von der Recke getreten.

Von Herrn Freiherrn von der Recke, der die Laufbahn als Verwaltungsbeamter durchgemacht hat, weiß man wenig. Daß er konservativ ist, gilt für selbstverständlich; ob er konservativ auf Puttkamer-Stöckersche Manier, oder ob er weniger extrem ist, steht dahin. Im Allgemeinen wird freilich behauptet, seine konservative Art sei westelbisch, was zugleich civilisirter bedeuten soll. Nach zufälligen Informationen, die wir erhalten haben, scheint eines festzustehen. Herr von der Recke ist jedenfalls kein Redner, so daß im Parlament das Ministerium einen neuen Vertreter hat, der gleich einigen älteren für die Diskussion gewiß nicht mehr als eine schwache Kraft darstellen wird.

Bei diesem neuen politischen Zwischenfall überdenke man einmal, welche Methode des Regierens bei uns jetzt in Uebung ist!

Es ist nicht lange her, daß der Kaiser dem deutschen Volk zurief: Wenn es sich doch ermannen wollte — nämlich zum Kampfe gegen die Sozialdemokratie.

Für den Kampf gegen die Sozialdemokratie bedarf eine Bevölkerung der Führer; zu den Führern muß man Vertrauen haben; man muß von ihren Fähigkeiten überzeugt sein; man muß für den politischen Kampf auch wissen, welche Taktik sie zur Anwendung bringen wollen; nur unter dieser einen Voraussetzung ist auch vom Standpunkt der Regierungspolitik aus ein Kampf gegen die Sozialdemokratie möglich. Mit einem Worte, es muß nach unserer Ansicht zwischen den Ministern und der Bevölkerung, oder was dasselbe sagen will, es müßte zwischen dem Kabinet und dem Parlamente ein Zusammenhang bestehen.

Herr von Köller geht, und das vollständige Fehlen dieses Zusammenhanges zeigt sich dadurch, daß Niemand zuverlässig weiß, warum Herr von Köller eigentlich gegangen ist. Warum er nicht gegangen ist, das wurde für einzelne Punkte wenigstens durch offiziöse Ennunziationen festgestellt. Dieser oder jener Behauptung in der Presse gegenüber nahm nämlich der „Reichsanzeiger" das Wort, um zu verkünden: Es ist nicht wahr, daß Herr von Köller dieser oder jener Ursache wegen das Ministerium verlassen hat, so daß man nun ganz genau weiß, die Ursache muß eine andere gewesen sein. Viel weiter in seinen Andeutungen ging dann freilich Fürst Hohenlohe; er sagte sogar, Herr von Köller sei wegen „Mißhelligkeiten" ausgetreten; eine größere Deutlichkeit kann man wirklich nicht verlangen. „Mißhelligkeiten" ist doch schon ziemlich konkret und jedenfalls bei weitem nicht so vage, als wenn man früher las, dieser oder jener gesunde Minister legte wegen einer Krankheit, von der er nicht befallen war, sein Amt nieder.

Mit politischer Neugierde hat die Frage gar nichts zu thun, warum ist ein Minister gegangen. Denn wenn man nicht annehmen will, daß ein Minister eine höchst gleichgültige Gestalt ist, so verkörpert er augenscheinlich ein bestimmtes politisches Programm in seiner Person. Das Gehen eines Ministers bedeutet also das Aufgeben eines Programms und sogar selbst dann, wenn der Nachfolger der gleichen Partei angehören sollte, wie der Vorgänger. Ob der Büreauvorsteher Schulze oder Müller die laufenden Geschäfte erledigt, ist zwar einigermaßen gleichgültig; aber die Arbeit eines Ministers gehört doch schon zur Qualitätswaare, und bei der ist es nicht gleichgültig, ob sie dieser oder jener Hand entstammt. Wir haben zwar bei jedem

Ministerwechsel gehört, der Kurs bleibt der alte; aber er blieb natürlich nie der alte; bei Ministern muß man sagen: Si duo faciunt idem, non est idem, und die Minister, die aufeinander folgten, thaten erklärlicherweise nicht einmal dasselbe.

Daraus ergibt sich, daß eine gebildete Nation ein gewisses Interesse daran haben muß, warum der eine nicht regiert und der andere zu regieren beginnt; denn die Nation ist es, die ihren Leib zu Experimenten hergegeben hat, und die schließlich die Kurkosten bezahlen muß.

Allein bei uns geht der eine Minister aus unbekanntem Grunde und ein unbekannter Mann mit unbekanntem Programm kommt aus unbekanntem Grunde. Man motivirt solche Politik damit, daß man sagt: Die Ernennung der Minister ist dem König vorbehalten; ganz gewiß; aber wenn Ernennungen und Verabschiedungen in der Weise geübt werden, wie es geschieht, so hat dies auch wiederum ganz zweifellos die folgende unausbleibliche Wirkung.

Zwischen Bevölkerung und Regierung gibt es dann keinen Zusammenhang. Wie aber soll die Bevölkerung eine Politik des Unbekannten zu stützen geneigt sein, und eine Nation, der man sagt: Bitte, um die wichtigsten Staatsangelegenheiten habt ihr euch nicht zu kümmern, die habt ihr nur hinzunehmen; in diesem Punkt seid ihr unmündig, — eine Nation in dieser Lage wird entweder wirklich aus Unmündigkeit, aber aus Verdrossenheit, oder aus bewußtem Gegensatz zu solchem Regierungsprogramm ihre Kräfte politisch nicht einsetzen, und man wird sich nicht ermannen für eine Regierungspolitik, die Niemand kennt, weil sie schwankend oder weil sie zum Theil sogar völlig in Dunkel gehüllt ist.

Minister kannte man gehen oder kommen lassen nach eigenem königlichen Ermessen, ja lange man auf dem Standpunkt stand, daß Nationen regiert **werden**, und daß ihre Mitwirkung für die Aufrechterhaltung und Fortführung eines guten Regiments eigentlich ganz überflüssig sei. Der moderne Staat steht aber ganz gewiß Aufgaben gegenüber, welche Minister und Büreaukraten allein zu lösen außer Stande sind. Eine solche Aufgabe erwächst dem Staat gegenüber der Sozialdemokratie, und daher entstand die Ansprache: wenn das deutsche Volk sich doch ermannen wollte. Dieses Ermannen heißt doch nichts anderes, als die Nation soll an ihren eigenen politischen Geschicken thätig mitarbeiten. Der Anruf zu energischer politischer Thätigkeit und das Verlangen nach politischer Gleichgültigkeit den ernsten Vorgängen des öffentlichen Lebens gegenüber schließt aber einander aus, wie wir wenigstens meinen. Nur ein **mündiges** politisches Volk wird in sich selbst die Kraft haben, die Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie durchzuführen; und nur ein **unmündiges** politisches Volk wird mit ruhiger Andacht die Verkündung im „Staatsanzeiger“ lesen, daß dieser Minister ging und jener neue Minister nunmehr Deutschland oder Preußen zu beglücken hat. Bewußte, gesunde Kraft und matt sich bescheidende Schwäche wohnen nicht bei einander.

Ob auf Herrn von Köller Herr von der Recke oder ein anderer folgt, ist an sich ja ohne ernste Bedeutung; aber auch dieser Vorgang zeigte durch die Art, wie er sich abspielte, daß das politische System, unter dem wir leben, fehlerhaft ist und widerspruchsvoll in sich selbst.

Im österreichischen Abgeordnetenhause hielt der antisemitische Volksvertreter Schlesinger eine Rede über den Ausgleich mit Ungarn; in dieser Rede finden sich unter anderem folgende Sätze:

„Mit einer solchen Bande von Leuten, die von Unrath triefen, sollen wir einen Ausgleich schließen? . . . Es ist unmöglich, mit einer rohen, jüdisch-magyarischen Kanalräumermeute zu paktiren, die von der Regierung in Schutz genommen wird.“

In dieser bilderreichen Weise, die an die Rieselfelder erinnert, erging sich der christlich-soziale Herr Schlesinger, der bemerkenswerther Weise überdies den Professorentitel führt. Daß Herr Schlesinger gegen Ungarn wettert, ist nicht überraschend; denn die Schlesinger und Lueger stehen im Solde der Kurie, die gegen die Liberalen überhaupt hetzt, vor Allem aber gegen die liberalen Ungarn, die sich freisinnige Kirchengesetze gegeben haben, und die Herrn Agliardi so sehr das Konzept verdarben.

Man thäte aber den Wiener Christlich-Sozialen Unrecht, wenn man sie nicht für genau so staatserhaltend erklären wollte, wie unsere eigenen Christlich-Sozialen von Stöcker bis Ahlwardt es auch sind.

Italien hat leider gegen die Abessinier eine Niederlage erlitten; den Ernst derselben kann man noch nicht überblicken; es handelt sich um eine jener unglücklichen Zufälligkeiten, mit denen jede Kolonialpolitik zu rechnen hat. Wir sind aber überzeugt, daß die italienische Tapferkeit alle ernsten Gefahren von der erythräischen Kolonie abwehren wird.

Eine Folge werden freilich diese Kämpfe haben; je stärker Italien in Afrika engagirt ist, um so weniger Kräfte kann es für die orientalische Frage bereit halten; und diese Entwicklung wird England unangenehm genug sein; um so angenehmer Frankreich und Rußland; woher man denn auch annimmt, daß die Abessinier ihre Haltung gemäß russisch-französischer Einflüsterung und Unterstützung wählen.

Der Sultan hat das Einlaufen eines zweiten Kriegsschiffes in die Dardanellen den Mächten gestattet. Nach langem Kampfe ist also diese Kraftprobe erledigt; aber sie ist nichts als eine Kraftprobe auf die Widerstandsfähigkeit des Sultans. Gegenüber den vielen Schwierigkeiten in der Türkei selbst bedeutet dieses „Zugeständniß“ gar nichts.

In **Frankreich** beschäftigt man sich mit einer Intrigue gegen den Präsidenten Faure; der ist so anständig gewesen, ein junges Mädchen zu seiner Frau zu machen, die unverschuldeter Weise — wie man behaupten darf — das Unglück hatte, einen Schurken von Vater zu haben; dieser Vater hatte seine Frau, die Mutter der jetzigen Madame Faure, noch vor der Geburt des Kindes verlassen. Einen Präsidenten, der nach bürgerlichen Begriffen so honett verfahren ist, glauben jene Kreise, die eine Präsidentenkrisis herbeiführen wollen, mit dieser ihrer achtungswerthen Handlungsweise in der öffentlichen Meinung herabsetzen zu können. Es scheint, daß dunkle Ehrenmänner der verschiedensten Parteien auf solche Weise das Ansehen Frankreichs retten wollen; auch bei diesem Unternehmen steht in vorderster Reihe ein Antisemit; nämlich Herr Drumont mit seiner „Libre Parole“; nie etwas derartiges — ohne sie.

* *
*

Unbeschriebene Blätter.

Der Nachfolger des Herrn von Köller im preußischen Ministerium des Innern ist politisch ein „noch unbeschriebenes Blatt“. Als der Name bekannt gegeben wurde, machte es selbst den findigsten Berichterstattern der Presse einige Mühe, den Lesern ihrer Zeitungen etwas Bemerkenswerthes über den neuen Minister, ja selbst nur seinen Namen korrekt mitzutheilen. Das Ministerium des Innern in Preußen ist mehr als jedes andere ein politisches Ministerium. Um es passend zu besetzen, nimmt man einen bloßen Verwaltungsbeamten. Die „unbeschriebenen Blätter“ sind in unserer Ministerialchronik allerdings nichts Seltenes. Auch Herrn Schönstedt kannte vor seiner Ernennung zum preußischen Justizminister in der politischen Welt kein Mensch. Man konnte sogar mit einigem Grund bezweifeln, ob er ein Parlamentshaus jemals auch nur betreten habe; zu irgend einer bestimmten politischen Partei rechnete er sich jedenfalls nicht.

Wenn das so fortgeht, so werden wir vielleicht noch einmal ein Ministerium von lauter unbeschriebenen Blättern erleben. Eigentlich entspräche das sogar dem

gegenwärtigen Stande unseres Konstitutionalismus am Beiten Es käme damit am deutlichsten zum Ausdruck, daß die Minister blaße Verwaltungsorgane des königlichen Willens sind, deren politische Ueberzeugungen als ganz nebensächlich gar nicht weiter in Betracht kommen. Die Anstellung und die Verabschiedung von Ministern würde dann auch wohl am Zweckmäßigsten unter der Rubrik „Hofnachrichten“ dem profanum vulgus mitgetheilt werden.

Dennoch wird man nicht wohl behaupten können, daß die politischen Verhältnisse in Deutschland einfacherer Art seien, als die politischen Verhältnisse in anderen Ländern, wo man nicht glaubt, ohne Staatsmänner mit selbständigen politischen Grundsätzen auskommen zu können. Für Leute, die nicht mit auf unserem Staatsschiff zu fahren brauchen, muß es ein Schauspiel von hohem wissenschaftlichen und auch dramatischen Interesse sein, zu beobachten, wohin uns diese Reise schließlich bringen wird. Die Praxis, an die Spitze der wichtigsten Ministerien bloße Verwaltungsbeamte zu stellen, harmonirt übrigens auch besonders gut mit jener Anschauung, wonach das Interesse an politischen Fragen eigentlich erloschen sein soll und nur noch die Beantwortung von wirthschaftlichen Interessenfragen des Schweißes der Edlen werth sei. Interessenpolitik läßt sich am Leichtesten treiben, wenn man von festen politischen Ueberzeugungen nicht behelligt wird. Man betrachtet dann jede einzelne Interessenfrage für sich allein, außerhalb des allgemeinen politischen Zusammenhangs, und die Kunst besteht nur darin, eine Lösung zu finden, welche die Interessenten befriedigt.

Die Sache hat nur einen unbequemen Haken. Die Befriedigung einer Gruppe von Interessenten pflegt die Begehrlichkeit einer anderen Gruppe und die Opposition einer dritten, die sich geschädigt sieht, hervorzurufen, und so kann man leicht zu einem Zustande gelangen, der einem bellum omnium contra omnes ähnlicher sieht, als einem arkadischen Idyll.

Ich glaube, man täuscht sich sehr über die Stimmung der Bevölkerung, wenn man annimmt, das Bedürfniß nach einer wirklichen Politik sei erloschen und allein die Größe der Portionen beim Essen setze heute noch Massen in lebhaftere Erregung. Uns scheint vielmehr, die Ueberzeugung bemächtigt sich immer weiterer Kreise, daß auch im politischen Leben der Mensch nicht von Brot allein lebt. Man hat das Dogma von der allein selig machenden politischen Ideenlosigkeit allmählich recht satt bekommen.

Th. Barth.

Sumatra.

Kolonialpolitische Reiseskizzen.

Sumatra, fast genau ebenso groß wie Deutschland, wird nahe seiner Westküste in seiner ganzen Länge von einem durchschnittlich 1000 m hohen Gebirge durchzogen, welches eine natürliche Abgrenzung für die Verwaltung bietet. Das Gebirgsland der Nordspitze selbst wird von dem bisher noch unabhängigen Lande Atjeh eingenommen. Daran schließt sich ungefähr vom 4. Grade nördlicher Breite an gerechnet bis zum Aequator das holländische Verwaltungsgebiet, welches die nicht sehr glückliche Bezeichnung „Ostküste“ Sumatras führt und eine Reihe von unter holländischem Schutze noch heute bestehenden Sultanaten umfaßt, deren nördlichste Langkat und Deli, die südlichsten Indragiri und Siak sind. Landeinwärts reicht dieses Gebiet bis an das Gebirge, welches von den noch unabhängig gebliebenen Ureinwohnern, den Battaks, bewohnt wird.

Vor 30 Jahren noch war dies ganze Gebiet ein zusammenhängendes Waldland, an den Flußrändern bewohnt, theils von Malayen, theils von Battaks in räumlich ziemlich weit von einander getrennten Dörfern, deren Bewohner sich damit begnügten, so viel Reis zu bauen, wie für ihren Lebensunterhalt nöthig war, im übrigen Fischfang, vielleicht ebenso viel als Sport, wie als Gewerbe zu betreiben und an Waldprodukten (Guttapercha u. s. w.) genug zu gewinnen, um einen kleinen Tauschhandel mit der Außenwelt treiben zu können. Die Holländer waren nominell Besitzer des Landes, hatten sich auch früher bereits kriegerisch mit dem Sultan von Siak darüber auseinandergesetzt; der Besitznahme war aber nicht viel mehr gefolgt, als die Einsetzung einiger Agenten in den Sultanaten, welche die Verhältnisse zu überwachen und, soweit möglich, für den Schutz des unbedeutenden Handels zu sorgen hatten.

Das änderte sich fast mit einem Schlage, als der seitdem so berühmt gewordene Sumatratabak entdeckt wurde. Im Norden der Residentschaft, in Deli wurde von der neugegründeten Deli Maatschappij alsbald der Tabakbau in größerem Umfange in Angriff genommen. Die überraschend hohen Preise, welche auf dem Amsterdamer Markt gezahlt wurden, lenkten die Aufmerksamkeit großer Kreise auf das neu entdeckte Gebiet, die Spekulation bemächtigte sich nicht bloß der nächst Deli gelegenen Gegenden, sondern dehnte sich namentlich nach Süden hin, selbst über die Grenze der Residentschaft, bis nach Palembang hin aus. Das war begreiflich; denn der Punkt, von dem aus die Besiedelungsversuche gemacht wurden, war Singapore, und nichts war natürlicher, als daß man versuchte, an den Theilen der gegenüber liegenden Küste, welche von dort am leichtesten zu erreichen und durch den bisherigen Handel am meisten berührt waren, das werthvolle Produkt zu gewinnen, welches, besser als Gold, nicht bloß einen einmaligen großen Gewinn, sondern eine dauernd unerhört hohe Rente versprach. Man hatte dabei freilich außer Acht gelassen, daß Tabak eine sehr eigensinnige Pflanze ist, welche überall sehr eigenthümliche und uns bisher noch unbekannte Ansprüche an Grund und Boden sowohl wie an klimatische Verhältnisse stellt Die Folge war, daß an vielen Stellen der Begeisterung eine grausame Ernüchterung folgte, und daß statt der erhofften riesigen Renten ein Totalverlust an dem in die Unternehmungen gesteckten Kapital eintrat. Da aber von diesen verkrachten Unternehmungen gemeinhin sehr wenig, von den gewinnbringenden sehr viel geredet wird, so gilt im großen Publikum „Sumatra“ noch heute als ein Land, in welchem nicht bloß jedes Kapital, sondern auch jede entgleiste Existenz mit Leichtigkeit in die Höhe gebracht werden kann.

Thatsächlich liegt es so, daß nur die beiden nördlichsten Sultanate der Residentschaft, Langkat und Deli, ernsthaft für den Tabakbau in Frage kommen. Hier ist alles brauchbare Land in festen Besitz übergegangen und da der Spekulation ein erheblicher Raum nicht mehr bleibt, ein Zustand geordneter Bewirthschaftung eingetreten ist. Deli ist aus einem Waldlande, abgesehen von dem Küstenstreifen, welcher der Ebbe und Fluth unterliegt und mit Mangrovesümpfen bedeckt ist, ein waldloses Land geworden. In dem später in Angriff genommenen Langkat scheint sich der Entwaldungsprozeß langsamer zu entwickeln, jedoch nehmen auch hier die für und durch den Tabakbau entwaldeten Strecken jährlich zu.

Und dies alles in einem Lande, welches vor 30 Jahren fast unbewohnt war, dessen wenige Bewohner nichts weniger als arbeitsfähig waren, in welches man also eine Einwanderung geeigneter Landarbeiter leiten mußte.

In Reisebeschreibungen habe ich mitunter Schilderungen des Völkergewühls gelesen, welches man in dem großen Stapelplatze des Ostens, Singapore, zu sehen bekommt, wo Indien, Ostasien und die malayische Welt unter dem Schutze der Europäer in friedlichem Handelsverkehr zusammentreffen. Bunt genug sieht es freilich aus, in Kostümen und Hautfarben, in Gesichts- und Körperformen, und es ist begreiflich, daß der zum ersten Male aus Europa hierher versetzte Neuling nicht ohne Mühe die einzelnen Typen dieses kaleidoskopischen Getümmels unterscheiden

lernt. Mit dem mongolischen Typus, der fast nur durch Chinesen repräsentirt wird, hat man am wenigsten Schwierigkeit, ins Klare zu kommen; diese Herren halten ebenso streng an ihrem Zopfe, wie an ihrem Nationalkostüm fest, in welchem die Farben blau und schwarz vorherrschen. Japan ist bisher nur oder fast nur durch das schönere Geschlecht vertreten und scheint auch auf dem Gebiete weiblicher Liebenswürdigkeit und Kulanz alle Konkurrenz aus dem Felde schlagen zu wollen. In Europa sehen wir neuerdings so viel japanische Kleiderstoffe, daß mich Niemand der Uebertreibung zeihen wird, wenn ich behaupte, daß neben diesen Damen der Regenbogen matt erscheint. Ihre dekorative Wirkung beschränkt sich jedoch meist auf die Zeit vor Sonnenuntergang, in welcher sie aus ihren von Pferden oder Kulis gezogenen offenen Wagen auf den belebtesten Promenaden und Alleestraßen durch zündende Blicke die Dämmerung und die Herzen zu beleuchten trachten.

Um die verschiedenen Elemente Vorderasiens aus Afghanistan, Armenien, Bengalen, Südindien u. s. w. zu unterscheiden, muß man schon genauer Physiognomien und Kostüme studiren und noch schwieriger wird die Sache bei den Malayen, welche für das ungeübte Auge weit weniger Merkmale bieten, als die vorgenannten indogermanischen Stämme.

Daß in einer Handelsempore, wie Singapore, solch ein wunderbarer Zusammenfluß von Volksstämmen stattfindet, ist ja vollkommen begreiflich und wird nicht Wunder nehmen. Ich habe mich auch nur deswegen dabei aufgehalten, weil ich zu berichten habe, daß, was für Singapore im Großen gilt, sich in Deli, einem Lande, welches heute eigentlich nur durch landwirthschaftlichen Großbetrieb, den Tabakbau, seine Bedeutung hat, fast auf jeder Pflanzung in derselben Mischung wiederholt. Der Unternehmer und die von diesem angestellten leitenden Beamten sind stets Europäer, welche das meist sehr umfangreiche Areal von den malayischen Sultanen unter Schutz und Garantie der holländischen Regierung auf durchschnittlich fünfundsiebzig Jahre gepachtet haben. In diesen Komplexen liegen malayische und battakische Dörfer, welche mit ihren Dorfländereien rechtlich ganz unabhängig sind, ihre eigene ortsübliche Obrigkeit haben und zunächst unter den Sultanen stehen. Da die Landkontrakte, wie die Pachtverträge genannt werden, stets Klauseln enthalten, wonach die Eingeborenen in gewissem Umfange eine Nachnutzung der abgeernteten Tabakfelder zum Zwecke der Reiskultur haben, so sind beständige Wechselbeziehungen zwischen den Dörfern und den — um mich deutsch verständlich auszudrücken — Höfen vorhanden, welche freundschaftlich zu erhalten beide Theile gleiches Interesse haben. Die Dörfler haben sehr wenig Neigung zu Landarbeit; sie sind, wie schon vorher bemerkt, von Alters her gewohnt, ihr Dorf unter Obst- und Nutzbäumen zu verstecken, außerhalb so viel Reis zu pflanzen oder durch ihre Weiber pflanzen zu lassen, daß sie für sich, ihre Hausthiere und ihre Abgaben genug haben. Die Zahl dieser Dorfbewohner hat auch seit der Entwaldung großer Landstrecken kaum zugenommen; namentlich Syphilis und Pocken haben an manchen Stellen geradezu eine Verminderung der Bevölkerung bewirkt.

Unter diesen Umständen war für den Großbetrieb die Beschaffung fremder Arbeitskräfte eine Nothwendigkeit. Die Chinesen boten sich zunächst als brauchbare Arbeiter, und zwar als die widerstandsfähigsten gegen die Einflüsse des Tropenklimas Landarbeiter aus den nördlichen Provinzen des himmlischen Reiches, eine große, stämmige Rasse. Der Süden Chinas stellte natürlich auch ein erhebliches Kontingent erwerbslustiger Söhne, welche aber bald, ihrer schwächeren Körperentwicklung halber, sich als Kaufleute, Handwerker, Gemüsegärtner in der Nähe der neuentstandenen Städte etablirten und meist nicht in kontraktlichem Arbeitsverhältniß stehen. Dagegen sind ihrer einige als Bauhandwerker mit dem nöthigen Arbeiterpersonal auf den Pflanzungen vorhanden.

So geeignet auch die Chinesen für die Pflege der Tabakpflanze auf dem Felde und in der Scheune sind, so wenig brauchbar erweisen sie sich für andere nothwendige Arbeiten, als Abholzen und Ausroden des Waldes und Erdarbeiten verschiedener Art, wie Wege- und Deichbauten, Gräben auswerfen und dergleichen mehr. Hierfür half Java aus, von wo unter mehr oder weniger wohlwollender Haltung der dortigen Behörden eine ziemlich erhebliche Wanderung nach Deli stattfand.

Das Zugvieh, das einzig auf den von Regen durchweichten Waldwegen zu gebrauchen war, die Zebus, konnte man am besten der sorgsamen Pflege südindischer Stämme anvertrauen, bei denen die Kuh von Alters her eine religiöse Schonung genießt. Wir finden also als Kuhhirten, Treiber und Kutscher der Lastfuhrwerke fast ausschließlich Klings, die an Hautfarbe dunkelsten Bewohner des Landes, welche durch ihre scharfgeschnittenen Gesichtszüge und ihre Vorliebe für brennendrothe und hellgelbe Kostümfarben sich von der übrigen Bevölkerung abheben. Mit der Einführung von Pferden — kleine sehr brauchbare und den Bodenverhältnissen vorzüglich angepaßte Ponies liefert freilich auch das Gebirgsland der Battaker, aber größere Pferde wurden importirt — kamen auch deren Begleitmannschaften aus anderen Gegenden des malayischen Archipels und blieben im Lande. Andere arbeitslustige Malayen kamen von der gegenüberliegenden Küste der Halbinsel Malakka zunächst auf kürzere Zeit, dann aber verlockt durch die Annehmlichkeiten, welche die zunehmende Kultur des neuen Landes im Gefolge hatte, auch auf die Dauer, um bei Bauten verschiedenster Art hilfreiche Hand zu leisten. Wenig zahlreich, aber auffallend durch helle Körperfarbe, sind die aus Bengalen stammenden, vorzugsweise zu Botendiensten und Aufseherposten benutzten, beturbanten Nordinder Endlich wanderten auch Banjeresen, Malayen aus der Residentschaft Banjer-Massing auf Borneo, truppweise ein, welche als sehr gewandte, freilich an Ausdauer und Charakter wenig zuverlässige, Arbeiter auf den meisten Pflanzungen Verwendung finden. Diese schließen sich am allermeisten von allen übrigen ab; sie lieben ihre Kampongs räumlich so weit wie möglich getrennt von den anderen Ansiedlungen anzulegen und sich außerhalb der Arbeitszeit jeder Kontrolle zu entziehen. Sie zeichnen sich vor den anderen malayischen Stämmen schon äußerlich dadurch aus, daß sie nicht den Sarong, das weite, über den Hüften befestigte, unterrockartige Gewand, sondern Hosen tragen, welche am Oberschenkel eng anliegen, am Unterschenkel bauschig herabhängen. Sie haben eine ausgesprochene Vorliebe für weiße Tracht, welche oft mit Stickereien an Händen und Füßen verziert wird. Sie haben außerdem, besonders das weibliche Geschlecht, eine hervorragende Liebhaberei für goldene und silberne Schmuckgegenstände. Auch die unabhängigen Gebirgsstämme des Landes, die Alas, Gajos und die Battaks verschiedener Gegenden, haben sich der allgemeinen Konkurrenz nicht entziehen können. Sie haben sich nach Art der Sachsengänger angefunden, um irgend ein größeres Stück Arbeit auszuführen und mit dem erworbenen Lohn, in Geld oder umgesetzt in Waaren, in das schwer zugängliche, zum Theil den Europäern unbekannte, Gebirge zurückzukehren.

In Singapore nun wird das Gewühl der Völker durch eine zahlreiche, wohldisziplinirte, englisch-indische Polizei in Ordnung gehalten, hinter welcher eine nicht unerhebliche Truppenmacht steht. In Deli haben im Ganzen lediglich die vereinzelten europäischen Pflanzer dafür zu sorgen, daß die zahlreichen disparaten Elemente, deren Jedes seinen besonders gearteten nationalen oder religiösen Dünkel hat, mit einander in Frieden leben. Denn die nur nach Hunderten zählende Truppenmacht der ausgedehnten Provinz ist in den paar kleinen Städten kasernirt, zur Disposition der holländischen Verwaltung; die Polizei, zwar soldatisch geschult, an Zahl noch viel geringer, erscheint in den entlegenen Pflanzungen und Dörfern auch nur, nachdem bereits irgend eine grobe Unordnung eingetreten ist.

In früherer Zeit gab es daher auch mitunter blutige Kollisionen, wie es scheint, vielfach durch die Europäer verschuldet, welche es nicht für nöthig hielten, die Sitten und Anschauungen der Arbeiter zu respektiren, häufig die Arbeitskontrakte umzudeuteln versuchten und auch sonst in mancher Weise brutal mit den Eingeborenen und den Ein-

wanderern umgingen. Nachdem aber die niederländische Kolonialregierung ein paar Mal in Ruhe und Mäßigung eingeschritten und das Recht gleichmäßig gegen Europäer wie gegen Asiaten zur Geltung gebracht hatte, haben sich so ziemlich Alle daran gewöhnt, das Recht zu respektiren, das ohne Voreingenommenheit mit Gerechtigkeitssinn geübt wird. Heutzutage kommt, glaube ich, weniger an Exzessen von oben und unten vor, als in deutschen Agrarbezirken.

Das ist freilich nicht bloß die Folge der wohlgeordneten Pflege des Rechts, sondern auch der Toleranz, welche für Unsereinen zu den merkwürdigen Eigenthümlichkeiten des Landes gehört. Es gibt in Deli Holländer, Engländer, Deutsche, Schweizer, Franzosen; darunter Katholiken, Protestanten verschiedener Schattirung, Juden; unter den Asiaten Buddhisten, Muhamedaner, Brahmanen, heidnische Battaker, welche vor nicht langer Zeit noch die religiöse Gepflogenheit des Kannibalismus halten (haldaufgezehrte Hände, deren Reste dann geräuchert sowohl als Trophäe wie als Amulet dienten, sind als Seltenheiten in unseren Völkermuseen zu sehen). — kurzum, eine babylonische Musterkarte, in welcher — vielleicht mit Ausnahme der Battaker und des aufgeklärten Theils der Europäer — Jeder den Andern gründlich verachtet. Dem Einen ist es ein Greuel, Fleisch zu essen, der Zweite beschränkt seinen Abscheu auf Schweinefleisch, der Dritte wird tödtlich beleidigt durch die Behauptung, er habe Rindfleisch gegessen, der Vierte genießt keinen Wein, keine gegohrenen Getränke, der Fünfte und Sechste ist ganz und gar nicht wählerisch in der Auswahl seiner Nahrungsmittel, bei Jedem aber hängt dies äußere Kennzeichen eng mit den religiösen und nationalen Anschauungen zusammen, die bei den einzelnen Stämmen ebenso diametral auseinander gehen.

Sollte daher die Kolonie gedeihlich in die Höhe kommen, so hatten die Europäer dafür zu sorgen, daß die Gegensätze soweit gemildert wurden, um ein freundliches Zusammenarbeiten der verschiedenen Elemente zu gestatten. Ich habe nirgends den Grundsatz, Jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen, in solchem Maße durchgeführt gesehen, wie in Deli. Die Europäer haben mit der Einschränkung der nach Außen hervortretenden und Andersgläubige oft provocirenden Formen das gute Beispiel gegeben; sie haben so konsequent die Pflege des religiösen Bedürfnisses als Privatsache behandelt, daß bis zum heutigen Tage in ganz Deli-Lankat keine Kirche steht. Katholischer und protestantischer Gottesdienst findet sonntäglich in der Hauptstadt Medan in zur Verfügung gestellten Sälen statt; wer anderwärts oder zu anderer Zeit geistlichen Zuspruch verlangt, kann sich mit den Geistlichen privatim in Verbindung setzen. Die Verwaltung schließt Sonntags ihre Büreaus, soweit angängig; auch die kaufmännischen Geschäfte in den Städten bleiben Sonntags meist geschlossen. Auf den Pflanzungen dagegen ist von allen kirchlichen Sonn- und Festtagen gänzlich Abstand genommen worden; als Ruhetag dient der alle vierzehn Tage wiederholte Zahltag, an welchem sämmtliche Kulis arbeitsfrei bleiben, es sei denn, daß bei schweren Unbilden der Witterung Gefahr im Verzuge ist. Da die Auszahlung, das Ausstellen der Arbeiterlisten u. s. w. einen halben Tag in Anspruch nehmen, so verkürzt sich um diesen die Ruhezeit der europäischen Beamten. — Das chinesische Neujahr fällt gegen Ende Januar oder Anfang Februar und da in dieser Zeit gerade kein Tabak auf dem Felde steht, wird den Chinesen eine dreitägige Ruhe gewährt. Etwas später, aber in derselben Jahreszeit, wird auch den anderen Arbeiterkategorien eine bis zweitägige Arbeitsruhe gestattet, während die Europäer selber weder Weihnachten noch Neujahr bei Tage zu feiern in der Lage sind.

Missionare gibt es in Deli nicht, und da jede Art von Proselytenmacherei erhebliche Mißstände im Gefolge haben würde, hat auch Niemand das Bedürfniß durch solche den religiösen Frieden zwischen den vielen verschiedenartigen Elementen gestört zu sehen.

Gegenüber den sonstigen konfessionellen Gegensätzen treffen sich die Anschauungen der dortigen Asiaten in der Pflege der körperlichen Reinlichkeit. Auch das ist, wenn nicht allgemein, so doch der Hauptsache nach auf religiöse Satzungen zurückzuführen. Die alten Dörfer der Malayen und Battaks lagen sämmtlich dicht über den Flüssen und Bächen, und zu jedem Dorfe gehörten mindestens zwei Badeplätze für Männer und Weiber, meist soweit räumlich getrennt, daß die Frauen und Kinder unbeobachtet baden konnten. Es wurde und wird noch heute bei diesen streng darauf gehalten, daß selbst auf den Flüssen vorüberkommende Kähne nicht früher an den Badeplätzen der Weiber vorbeifahren dürfen, bis durch Zuruf festgestellt ist, daß die Badenden sich irgendwie vor unziemlicher Neugier gedeckt haben; eine Versäumniß und Klage darüber an zuständiger Stelle zieht eine erhebliche Geldbuße nach sich.

Auch die Chinesen, sobald sie ihre Arbeiterhäuser, oft in einiger Entfernung vom Flusse, beziehen, sind zunächst bemüht, sich ausreichende Badeeinrichtungen zu schaffen und halten ebenso peinlich darauf, wie die Malayen, täglich ein paar Mal zu baden.

Ich brauche kaum zu erwähnen, daß dieser häufige und reichliche Gebrauch des Wassers von den Bewohnern verschiedener europäischer Länder als eine Verschwendung angesehen wird, will aber bemerken, daß sie fast ohne Ausnahme sich draußen den orientalischen Gebräuchen angeschlossen haben, und daß, wenn neue Ankömmlinge mit einer mehr oder minder hochgradigen Wasserscheu behaftet sind, solche durch einen sanften aber stetigen Druck ihrer Umgebung entweder ins Wasser oder aus der Gesellschaft gebracht werden. Diese allgemein geübte Reinlichkeit hat auch die angenehme Folge, daß Niemand sich veranlaßt fühlt, als Surrogat für reine Haut stark duftende Parfüms anzuwenden. Moschus, Patschuli und ähnlich geartete Stoffe, mit denen man bei uns zu Lande ja oft bis zur Unerträglichkeit infultirt wird, sind draußen auf die walddbewohnenden Bisamschweine und ihre nächsten zweibeinigen Verwandten in öffentlichen Häusern beschränkt.

Ebenso wie auf dem Gebiet der Religion ist in Verwaltung und Rechtspflege sorgsame Beachtung und Schonung der berechtigten nationalen Eigenthümlichkeiten Grundsatz der holländischen Regierung. Die Handhabung der Rechtspflege erfreut sich daher auch allseitiger Billigung. Von Alters her hatten die Eingeborenen unter der Feudalwillkür der Fürsten hier ebenso wie anderwärts schwer zu leiden; heute steht ihr Eigenthum, ihr Erwerb unter stabilem Rechtsschutz. Bei Strafsachen ist durch Zuziehung respektabler Malayen, Chinesen 2c. als Schöffen dafür gesorgt, daß die Sachen nicht bloß den europäischen, sondern auch den landesüblichen Begriffen gemäß behandelt werden, während das Strafmaß und die Strafvollziehung unseren Anschauungen entsprechen. Die Europäer werden mit gleichem Maße gemessen und haben namentlich für Mißhandlung von Kulis ebenso schwer zu büßen, wie diese etwa wegen thätlichen Widerstandes gegen ihre Vorgesetzten.

Das Bewußtsein gleichen Rechts und vor Allem gleichmäßiger Handhabung des Rechts nach oben und unten, gegen vornehme Europäer und Malayen, wie gegen javanische und chinesische Kulis, hat die gute Folge gehabt, daß man auf allen Seiten bestrebt ist, sich dem Recht unterzuordnen. Selbst die Battaks haben ihre höchst merkwürdige Gepflogenheit der Brandbriefe, einen der sonderbarsten Akte der Selbsthilfe, so gut wie aufgegeben. Der Sinn dieser Brandbriefe ist originell. Der Battak, welchem seiner Meinung nach ein Unrecht geschehen ist, dessen Sühnung er nicht erreichen kann, hängt bei einem seiner Schätzung nach einflußreichen Manne einen auf Bambus geschriebenen Brief an die Scheune oder das Haus, worin er seine Klage vorträgt und für den Fall, daß Adressat ihm nicht zu seinem Rechte verhilft, was er bei seinem Freunde X kann, ihn mit Brand des Hauses 2c. bedroht und schließlich die Drohung auch ausführt. Die Brandbriefe kommen zwar noch als eigenthümliche Art der Klage vor; sie werden aber, um den drohenden Brandschaden zu verhüten, schleunigst den holländischen Behörden eingeliefert, welche auch diese nach unseren Begriffen sonderbare Art des Klageantrags

prüfen und danach Recht erkennen. Eine hieraus resultirende Brandstiftung kommt heute kaum noch vor.

In der Landesverwaltung beschränkt sich die Regierung in der Hauptsache darauf, dafür zu sorgen, daß Jedermann soviet Aktionsfreiheit hat, wie er haben kann, ohne seine Nachbarn zu schädigen und die öffentliche Ordnung und Ruhe zu stören. Man ist eben der Meinung, daß Jedermann durch seine Thätigkeit kultureller Art das Wohl der Kolonie fördert und deshalb weder durch überflüssige Polizeimaßregeln noch gar durch Belastung mit büreaukratischem Schreibwerk in dieser nutzbringenden Thätigkeit gestört oder behindert werden darf. Was die Europäer angeht, so herrscht vollständige Freiheit der Einwanderung ohne irgend welche Nationalitätsbeschränkung. Sie kommen entweder um Pflanzungen zu erwerben oder um als Beamte auf Pflanzungen, als Kaufleute oder sonst in irgend einem Zusammenhange mit dem Erwerbsleben sich niederzulassen.

Als der erste Sturm der Besiedelung stattfand, wurde begreiflicherweise jeder neue Ankömmling als ein Kulturträger begrüßt, welcher den Werth der Kolonie sowohl für die niederländische Regierung wie auch für die großen eingeborenen Feudalbesitzer steigerte. Jeder Käufer einer Pflanzung hatte für sich das einzige Interesse, aus irgend einem Stück Waldland ein reichen Ertrag bringendes Grundstück herzustellen. Es blieb ihm überlassen, die dazu nöthigen Einrichtungen zu treffen, wie er wollte; er mochte sich die Kommunikationen nach der Außenwelt nach Belieben einrichten. Man konnte sicher sein, daß das eigene Interesse ihn zwang dabei zweckmäßig zu verfahren. Der von ihm gebaute Weg, die Ueberbrückungen der Flüsse, bis zu seiner Pflanzung hin auf seine Kosten hergestellt, blieben sein Privatbesitz mit der selbstverständlichen Einschränkung, daß, soweit zum Schutze des Landes diese Wege und Brücken von der Regierung benutzt werden mußten, dies ohne weiteres geschah, und daß die Eingeborenen des Landes nicht gehindert werden durften, ihren bisherigen Verkehr auch auf den neuangelegten Kommunikationen zu erhalten. Von später angelegten Ansiedelungen konnten diese Wege und Brücken nur nach Vertragschließung mit dem Erbauer benutzt werden. Daraus entwickelten sich Wege-, Brücken- und Deichverbände. In neuerer Zeit, ebenfalls als Privatunternehmen, ist dazu die Eisenbahn gekommen, welche in mehreren Zweiglinien das ganze Land durchzieht. Gewohnheitrechtlich haben sich Zahlungsnormen für diese Verbände und für die gelegentliche Benutzung der Kunststraßen, Brücken zc. herausgebildet, so daß Streitigkeiten über die zu leistenden Abgaben und Beiträge selten vorkommen, und wenn sie je einmal vorkommen sollten, durch ein ad hoc gebildetes Schiedsgericht in kürzester Weise beigelegt werden. Erst in neuester Zeit hat sich die Regierung entschlossen, eine in militärischer Hinsicht wichtige Straße in Langkat von Staatswegen zu bauen und es scheint, daß man es auch nachgerade an der Zeit erachtet, ins Gebirge hinauf in das Land der unabhängigen Battaks eine Staatsstraße zu bauen, um auf solche Weise auch diese Gebiete dem europäischen Einfluß näher zu bringen, die Insel nach Westen zu durchqueren und vielleicht auch den wundesten Punkt auf Sumatra, das Sultanat Atjeh, mehr zu isoliren und allmählich unschädlich zu machen.

Der Erwerb von Grundeigenthum ist auch heute noch für jeden Europäer frei geblieben, nachdem vorübergehend eine „nationale" Strömung in Batavia sich geltend gemacht hatte, wonach nur Niederländer oder solche Personen, welche durch langjährigen Aufenthalt sich das Recht indischen Indigenats erworben hatten, Grundbesitz haben sollten. In Deli selber sind diese Bestrebungen stets von Seiten der dortigen Verwaltung sowohl wie von den Pflanzern auf das Lebhafteste bekämpft worden. Man hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß jeder Eingriff in die freie und natürliche Entwicklung der rasch aufblühenden Kolonie schädlich sein und einen Rückgang der Einnahmen zur Folge haben würde. Und gerade diese spielen eine so erhebliche Rolle in der indischen Kolonialverwaltung, daß daran am wenigsten experimentirt werden durfte. Die Ostküste Sumatras ist nämlich die einzige der ostindischen Kolonien, welche einen direkten Ueberschuß liefert und über die Kosten der eigenen Verwaltung hinaus ungefähr zwei Millionen Gulden jährlich nach Batavia abführt. Die Erhaltung oder Steigerung dieses Ueberschusses ist abhängig von dem Umfange des Plantagenbaues, zum Theil zwar des Plantagenbaues in Händen von Privaten und Ausländern, da diese in Deli selbst voll besteuert werden, während die in den Niederlanden domicilirten Maatschappijen von einer Doppelbesteuerung in Indien befreit sind. Ohnehin liegt es in der Natur der Dinge, daß bei Veränderungen des Besitzstandes die am meisten interessirten Niederlande stets mehr in Betracht kommen als das Ausland. Eine ganze Reihe von Plantagenverkäufen einzelner Besitzer hat in den letzten Jahren an neugebildete holländische Gesellschaften stattgefunden, und was von der „nationalen" Seite nach dem schlechten Beispiele anderer Kolonialmächte mittelst gesetzlicher Mittel entweder durch Konfiskation oder durch Herabdrückung des Bodenwerthes bei geminderter Konkurrenz herbeigeführt werden könnte, scheint sich allmählich ohne Schädigung des Einzelnen erreichen zu lassen, wenn durchaus der „nationale" Werth mit in die Verkaufsrechnung gestellt wird. Einstweilen sind die Engländer, Deutschen, Schweizer zc., welche sich dort heimisch gemacht haben, ebenso gute Delianer, wie die Niederländer und tragen recht wesentlich dazu bei, ein regeres Leben, eine intensivere Thätigkeit zu erhalten, als an irgend einer andern Stelle des riesigen niederländischen Kolonialbesitzes.

Nur in einer Richtung hat man sich in neuerer Zeit vor Einwanderung zu bewahren gesucht und gewußt; vor der Ueberfluthung mit Landspekulanten und katilinarischen Existenzen. Mit den Ersteren war durch eine ganz einfache Maßregel fertig zu werden. Jeder Landverkauf der Sultane an Europäer bedarf der Sanktionirung des Residenten, der neuerdings in zweifelhaften Fällen von dem Käufer die Hinterlegung einer Summe fordert, welche etwa der fünfjährigen Rente entspricht, welche dem Sultan zu zahlen ist. Damit ist eine genügende Garantie gegeben. Mit den vielen schiffbrüchigen Existenzen, welche der Ruf des „Tabak-Eldorado" nach Deli lockt, um daselbst bei möglichst bequemem Leben den Gläubigern in Europa zu entgehen und ein indisches Vermögen zu erwerben, muß die dortige Gesellschaft selbst fertig zu werden suchen, und wird es auch meist in kurzer Zeit, ohne daß die Regierung genöthigt wird, dieselben zwangsweise in die Außenwelt zurück zu befördern. In Deli ist man zwar sehr gastfrei, und der mit irgend einer Empfehlung versehene Ankömmling kann sicher darauf rechnen, freundlich empfangen, auch weiter empfohlen zu werden. Aeußert er den Wunsch, dort thätig sein zu wollen, so bemüht man sich, ihm eine entsprechende Stellung zu verschaffen; hat er sich aber erst als arbeitsunfähig oder arbeitsunwillig erwiesen, so hört die Rücksichtnahme und, last not least, auch der Kredit sehr schnell auf; nur zum Zweck der Abschiebung werden immer noch Mittel gewährt, da man nicht gern den Asiaten das Schauspiel bereitet, ein Mitglied der herrschenden europäischen Gesellschaft gänzlich verkommen zu sehen. Diese üble Erfahrung hat man in früheren Jahren öfters gemacht und scheut heute die Wiederholung. Ich muß leider bekennen, daß dabei das deutsche Element, welches im Allgemeinen wegen seiner Erwerbslust und Arbeitsamkeit besonders angesehen ist, eine hervorragende Rolle spielt, da gerade von uns aus eine Menge von Leuten aus sogenannter guter Familie, welche zu Hause die Erwerbsthätigkeit als nicht standesgemäß verabscheuen, auch nach Deli hinausgeschickt werden, um sich dort zu veredeln und ihren Familien vom Halse zu sein. Nomina sunt odiosa! Ich habe draußen die angesehensten Familiennamen gefunden, von andern gehört, und kann nur sagen, daß Viele von diesen draußen das Opfer der grundschlechten Erziehung geworden sind, welche ihnen aus standesgemäßen Vorurtheilen in Deutschland zu Theil geworden ist.

H. Dohrn.

Parlamentsbriefe.

I.

Am Tage, wo der Reichstag zusammentrat, erfuhr er, daß ein Mitglied des Ministeriums, Herr von Köller, seinen Abschied gefordert habe. Vor einem Jahre wurde der Zusammentritt des Reichstages verzögert, weil zwischen dem Erlaß der Einberufung und dem beabsichtigten Termin der Eröffnung sich eine Kanzler- und Ministerkrisis eingestellt hatte. Deutlicher als dadurch, daß ein Ministerwechsel das Vorspiel zu einem parlamentarischen Schauspiel zu werden pflegt, kann es nicht zum Ausdruck gebracht werden, daß die Verhandlungen des Parlaments auf die Besetzung der Ministerbank ohne jeden Einfluß sind. Dadurch unterscheidet sich das konstitutionelle Leben in Preußen und Deutschland von dem in anderen Ländern; in Frankreich und Italien haben die Minister Schonzeit, so lange der gesetzgebende Körper nicht versammelt ist; bei uns, so könnte man fast sagen, beginnt die Schonzeit, sobald das Parlament zusammentritt.

Eine Woche nach dem Zusammentritt des Reichstags begannen die materiellen Verhandlungen mit der ersten Lesung des Budgets, und als die Abgeordneten das Haus betraten, wußten sie nicht mit Sicherheit, in welchem Zustande sie die Regierungsbank finden würden. Einige Blätter, die dem Herrn von Köller ergeben sind, hatten noch Abends vorher behauptet, dieser würde den Platz nicht räumen, sondern von dem „Urlaub“, den er genommen, triumphirend zurückkehren. Das bedeutete, daß der Reichskanzler Fürst Hohenlohe den Platz räumen würde und mit ihm der größte Theil der Minister, denn darüber, daß ein ferneres Zusammenarbeiten unmöglich geworden sei, bestand nicht der geringste Zweifel. Auch daran zweifelte man nicht, daß auf das Kabinet Hohenlohe kein anderes Kabinet folgen könne, als ein geschlossen agrarisches. Die Formen, unter denen der Rücktritt des Herrn von Köller sich vollzog, waren allerdings der Art, daß es erklärlich ist, wenn seine Freunde hofften, er werde sich im Amte erhalten, und wenn noch heute die Erwartung berechtigt ist, seine Richtung werde in kürzerer oder längerer Zeit zum vollen Siege gelangen. Es ist eine eigenthümliche Empfindung für die Volksvertreter, wenn sie beim Beginn ihrer Thätigkeit nicht genau wissen, welche Regierung ihnen gegenüberstehen wird.

Die ersten vier Tage der Berathung galten der Generaldiskussion über den Reichshaushalt. Daß diese Generaldiskussion sich über die gesammte politische Lage verbreitet, ist in der Ordnung; aber daß diese Erörterungen sich nun schon seit einer Reihe von Jahren im Kreise herumdrehen, bezeichnet das Ungewöhnliche unserer Lage. Es beweist, daß die geschichtliche Entwicklung bei uns seit Jahren zum Stillstand gekommen ist. Schon in den letzten Jahren des Fürsten Bismarck war eine Versumpfung eingetreten, und ein zweimaliger Wechsel in der Person des Reichskanzlers hat nicht genügt, in die stauenden Gewässer wieder Bewegung zu bringen.

A tout seigneur tout honneur. Ich beschäftige mich vor allen Dingen mit dem, was die Regierung im Laufe der viertägigen Diskussion gesagt hat. Und da fällt nun zuerst in die Augen, mit welcher Langsamkeit die Regierung auf die gegen sie gerichteten Angriffe antwortet. Am Montag hält Herr von Kardorff eine Rede voll unerhörter Heftigkeit gegen die Regierung, so daß in jedem andern Lande der Minister sofort aufgesprungen sein würde, um sie in entschiedenster Weise zu beantworten. Fürst Hohenlohe ließ sich mit seiner Antwort bis zum Dienstag Zeit, und selbst am Dienstag antwortete er nicht eher, als bis eine Rede des Herrn Richter die Rede des Herrn von Kardorff fast in Vergessenheit gebracht hatte. Es gewann im ersten Augenblick den Anschein, als wolle der Reichskanzler dem Herrn Richter antwarten; das geschah aber nicht. Am Dienstag hielt Herr Richter eine Rede gegen den Grafen Posadowsky, in welcher er diesen beschuldigt, von Finanzwirthschaft so gut wie Nichts zu verstehen. Graf Posadowsky schien der Ansicht zu sein, der Beweis, daß er ein ausgezeichneter Kenner der Finanzen sei, komme auch am Mittwoch noch früh genug, und er ließ durch eine edle Wehmuth des Tones erkennen, daß er es als eine persönliche Kränkung empfindet, wenn man seine Sachkenntniß in Zweifel zieht. Der Kriegsminister hatte am Montag und Dienstag Anregungen genug erhalten, um wenigstens die brennende Frage zu beantworten, wie es mit der Militärstrafprozeßordnung stehe, und er ließ sich bis zum Mittwoch Zeit, bevor er das Wort ergriff.

Herr Barth zapfte die Regierung am Mittwoch nachdrücklich an, weshalb sie die unglückselige Idee einer Währungskonferenz noch immer — anscheinend aus Schwäche gegen die Agrarier — nicht zum alten Eisen geworfen habe. Er wünschte in dieser wichtigen Frage Auskunft über die gegenwärtige Stellung der verbündeten Regierungen. Die Staatssekretäre beriethen mit einander, um dann — zu schweigen. Sie setzten das Schweigen auch fort, als der Abgeordnete Hausmann am folgenden Tage die Barth'sche Interpellation wieder aufnahm. Vielleicht kommt die Antwort nach Weihnachten. Nur Herr von Marschall war prompt auf dem Platze, um über unsere handelspolitischen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten Auskunft zu geben, und seinen Ausführungen konnten auch seine intimen Feinde Beifall nicht versagen.

Herr von Kardorff hielt eine Rede, wie sie in der italienischen Kammer Signor Imbriani, in der französischen Kammer Monsieur Jaurès und im englischen Hause der Gemeinen Mister Labouchère zu halten pflegt. So weit ständen wir also auf derselben Höhe des parlamentarischen Lebens wie ganz Europa. Das, was uns vor allen übrigen Staaten auszeichnet, ist der Umstand, daß überall sonst die Opposition es ist, welche die Brandreden hält, bei uns aber die Regierungspartei. Daß dem Ministerium gesagt wird, es entbehre der Kraft, der Einsicht, der Einigkeit, ein Minister hetze gegen den andern, kommt überall vor; daß aber diese Aeußerungen von Jemandem kommen, der den Anspruch erhebt, eine Stütze der Regierung zu sein, ist neu und pikant. Man sollte glauben, daß ein Minister alle Veranlassung habe, derartige Freunde von sich abzuschütteln. Fürst Hohenlohe aber war dieser Rede gegenüber in gewohnter Art ganz Milde, ganz Versöhnlichkeit, ganz abgeklärte staatsmännische Erfahrung. Es liegt auf der Hand, daß durch ein solches Entgegenkommen gegen eine extreme Richtung, während man nach der anderen Seite hin möglichst schroff auftritt, dieser extremen Richtung der Weg zu den Zielen, nach denen sie strebt, bereitet wird.

Fürst Hohenlohe versuchte über die Gründe Auskunft zu geben, die den Rücktritt des Herrn von Köller herbeigeführt haben, aber es gelang ihm nicht. „Meinungsverschiedenheiten“ haben diesen Rücktritt nicht herbeigeführt; Meinungsverschiedenheiten existiren in diesem Ministerium nicht, können nicht existiren, denn dieses Ministerium hat ja ein „Programm“. Es waren „Mißhelligkeiten“. Bei Mißhelligkeiten denkt man zunächst an persönliche Reibungen; wenn Jemand den Anderen auf den Fuß tritt, ohne sich zu entschuldigen, so ist das eine Mißhelligkeit. Aber der „Staatsanzeiger“ versichert, von Reibungen sei auch nicht die Rede gewesen. Eine Mißhelligkeit muß also irgend Etwas sein, was zwischen einer Meinungsverschiedenheit und einer Reibung in der Mitte liegt; das Nähere werden wir wohl erst erfahren, wenn das Grimm'sche Wörterbuch bis zum Buchstaben M vorgeschritten ist.

Graf Posadowsky, dasjenige Mitglied der Regierung, dessen staatsmännische Fähigkeiten denjenigen des Herrn von Köller am nächsten stehen, hatte eine Frage zu beantworten, deren Schwierigkeit einen Mann von seinen Fähigkeiten erforderte. Wie ist es möglich, daß bei der günstigen Finanzlage des Reiches, die sich jetzt herausstellt, vor einem Jahre die Regierung daran gedacht hat, die Steuerzahler in der empfindlichsten Weise zu belästigen. Die Antwort darauf ist von verblüffender Einfachheit, aber überzeugend. Er hat vor einem Jahre nicht gewußt, daß die Finanzlage so günstig werden würde. Um so erfreulicher ist es unter diesen

ständen, daß im Reichstage eine Majorität vorhanden war, die es ihm gesagt hat.

Der Kriegsminister Herr Bronsart von Schellendorf hatte in den beiden früheren Sessionen das Haus durch eine Frische des Humors für sich gewonnen, die von der Schneidigkeit früherer Kriegsminister wohlthuend abstach. Er hatte verschiedene Male ganz genau den Ton getroffen, der gewissen Ueberhebungen der Sozialdemokratie gegenüber der angemessene ist, und er hatte sich geweigert, Fragen auf das Gebiet der ernsthaften Erörterung hinüberzuführen, die sehr wohl in scherzhaftem Tone erledigt werden können. Jetzt hat er den Weg verloren oder er ist von demselben abgedrängt worden. Er ging dazu über, den Satz, daß die Flinte schießt und der Säbel haut, zum Grundthema zu wählen, ohne daß eine zwingende Nothwendigkeit dafür zu erkennen war. Die ganze Haltung der Sozialdemokratie läßt darüber keinen Zweifel, daß sie an aufständische Bewegungen nicht von fern denkt; wir halten es für die Pflicht eines Patrioten, ein Gespenst nicht an die Wand zu malen, von dem man sicher sein darf, daß es sich nicht zeigen wird.

Das frühere Präsidium des Reichstages ist wiedergewählt worden aus dem sehr einleuchtenden Grunde, weil keine Veranlassung vorlag, eine Aenderung vorzunehmen. Der Präsident von Buol hat dem Abgeordneten Bebel gegenüber mit Nachdruck den Satz zur Geltung gebracht, daß die Person des Monarchen nicht in die Debatte gezogen werden darf. Der Satz ist dem englischen Gebrauch entnommen, und steht damit in Verbindung, daß in England niemals eine Veranlassung vorliegt, die Person des Monarchen in die Debatte zu ziehen. Die Anwendbarkeit des Satzes auf deutsche Verhältnisse ist nie unbestritten gewesen. Am eifrigsten haben sich die konservativen Parteien dagegen erklärt, und Fürst Bismarck hat die Person des Kaisers häufig im Munde geführt. Aber ich erinnere mich auch, daß der nationalliberale Herr von Eynern vor einigen Jahren im Abgeordnetenhause erklärte: „Ich nenne die Person Seiner Majestät und ich will sehen, wer mich daran hindert", und der Präsident des Hauses hat ihn nicht gehindert. Die freisinnigen Redner haben sich stets davor gehütet, die Person des Königs in den Kreis der Debatten zu ziehen, aber sie mußten sich auf das Aeußerste gegen das Dogma vorsehen, daß man die Meinungen des Königs zwar zu dem Zwecke citiren darf, um ihnen beizutreten, aber nicht um sie zu bekämpfen.

In einer großen Anzahl von Fällen hat das Haus, seinem alten Gebrauch getreu, das Strafverfahren gegen Abgeordnete einstellen lassen; es hieß anfänglich, die Konservativen wollten dagegen Einspruch erheben, aber sie scheinen auf ein Pentagramma gestoßen zu sein, das sie hindert. Die Konservativen haben sich bisher sehr friedfertig gezeigt; die grimmen Recken Graf Mirbach, Graf Kanitz und Andere haben in der Budgetdebatte geschwiegen; an den Schranken erschien Herr von Poddielski, dessen Name in untrennbarem Zusammenhang steht mit dem großen Wort: „Vor Paris nichts Neues." Eine minder aufregende Rede hatte das Haus seit langer Zeit nicht gehört. Wird es bei dieser sanften Tonart verbleiben? Schwerlich. Schon am vierten Tage der Budgetdebatte fing ein Rattenzahn an, das Pentagramma zu durchnagen?

Proteus.

Zur Erziehung der Massen.*)

Lebendiges Beispiel wirkt, wie auf allen Gebieten menschlichen Strebens und Schaffens, auch in der Kunst der Wohlthätigkeit wahre Wunder; die Glaubensboten der Vorzeit, die kanonisirten Stifter der Minoritenorden, die dauernden Vorbilder aller Schöpfungen zur Hebung der Massen, die erfinderischen Begründer von Armenschulen und Humanitätsanstalten aller Spielarten erstehen täglich aufs Neue. Ihr Geist, ihre Gesinnung wiederholt sich in jedem jung aufsteigenden Geschlecht des dieselben Aufgaben unter anderen Verhältnissen mit anderen Mitteln lösen muß. Die Klosterschule in den Tagen der Ekkeharde arbeitete mit anderen Hörern und Lehrern, als die University Extension in unserem Zeitalter des allgemeinen, obligatorischen, unentgeltlichen Elementar-Unterrichts; die Gedanken höriger, an die Scholle gebannter Massen sind andere, als die unserer freizügigen, der Sozialdemokratie zugänglichen Arbeiterbataillone; die Wohlfahrtseinrichtungen in England und Amerika wurden mit unvergleichlich größerer Geld- und Thatkraft in Angriff genommen, als auf dem Kontinent. Die erste Ahnung dieses Unterschieds dämmerte mir vor einem halben Menschenalter in der majestätischen Vorhalle zum englischen Parlament auf. Ein namhaftes M. P. hatte die Güte gehabt, mir den Zugang zur Gallerie zu vermitteln. Im Warteraum traf ich einen älteren Herrn, der sich im Laufe des Gespräches als Herausgeber eines der größten amerikanischen Blätter vorstellte. Als die Rede zufällig auf Peabody kam, hörte der Yankee meine Bemerkung geduldig an, daß einem Philanthropen dieses Stils kein Denkmal weniger anstehe, als ein Erzbild in der London City, dicht hinter der Börse; meines Erachtens wäre sein Andenken nur durch eine seinen Namen tragende gemeinnützige Schöpfung gezienend zu ehren gewesen. Der Amerikaner verhehlte seine Gegenmeinung nicht. Vor allem fand er es ganz in der Ordnung, daß durch monumentale Auszeichnungen derart minder edelmüthige, minder selbstlose Millionäre zur Nacheiferung gereizt würden; dann, scherzte er, solle man doch auch den Bildhauern 'was zu verdienen geben; der einzige Punkt, in dem er mir halb und halb beistimmte, war der, daß Peabody kein Monument an hervorragender Stelle gebühre, weil — wie ich, nicht wenig überrascht, hören mußte — Peabody nicht viel mehr, eher weniger gethan, als ein paar Dutzend amerikanische Philanthropen unter seinen Zeitgenossen. Mein Blatt, so schloß mein Reisebekannter, als wir in den Zuhörerraum des Parlamentes abgerufen wurden, hat wie jedes andere mit starker Abonnentenzahl, für Bibliotheken, Krankenhäuser und Schulen in fünf Jahren mehr gesammelt, als Peabody in seinem ganzen Leben hergab. Das Wort wurde so sicher und selbstverständlich hingesprochen, daß es auch einem größeren Sachkenner als mir jeden Einwand verwehrt hätte. Seither hat nicht nur der Einzelne, sondern der weite Kreis Aller, die moderne englische und amerikanische Volksbüchereien und Volksuniversitäten aus eigener Wahrnehmung oder durch zuverlässige Gewährsmänner kennen gelernt haben, die Richtigkeit jener mich damals so höchlich verblüffenden Behauptung prüfen und beherzigen können.

Wenige haben das gewissenhafter und opferfähiger sich angelegen sein lassen, als der Wiener Professor Eduard Reyer. Den oberen Zehntausend zugehörig, wie er gelegentlich selbst bei einer Kritik der Thatenscheu vieler, allzuvieler Leute seiner Sphäre zur Abwehr des Vorwurfes persönlicher Verbitterung hervorhebt, hat er nach Absolvirung des Rechtsstudiums naturwissenschaftlichen und technischen Fächern sich zugewandt.

„Ich habe mich, den herrschenden Tendenzen zum Trotz, bewahrt vor jener einseitigen Bildung, welche den Spezialisten zwar rasch fördert, die aber im späteren Leben jede umfassende Arbeit erschwert, wenn nicht vereitelt. Ein Jahr lang bereiste ich Amerika; die europäischen Kulturstaaten habe ich mehrfach durchwandert und immer neben den naturwissenschaftlichen Fragen, welche mich beschäftigten, auch soziale Probleme, insbesondere aber die Aufgaben der Volksbildung verfolgt und die bestehenden Institute studirt. Nachdem ich mir die nöthigen Kenntnisse angeeignet, betheiligte ich mich an der Administration und Organisation von Volksbibliotheken und habe auf diesem Gebiete Erfolge erlebt, welche mich mit der freudigen Zuversicht erfüllen, daß auch unser Volk reif ist für diesen kulturellen Fortschritt."

Als Theoretiker hat Reyer in seinem 1893 im Verlag von Engelmann in Leipzig erschienenen, dazumal wiederholt

*) Handbuch des Volksbildungswesens von Dr. Eduard Reyer, außerordentlicher Professor an der Universität Wien. Stuttgart, Cotta. 1896.

in der „Nation“ mit verdientem Lob und Dank angezeigten Buch „Volksbibliotheken“ sich zuerst hervorgethan. Was er auf Reisen mit scharfem Auge durch Anschauungsunterricht gelernt, hernach im Studirzimmer, durch Zeugen vom Range Greenwood's an neuen Anregungen über Werth und Zukunft der Public Libraries sachlich noch genauer verfolgt, endlich als energischer Schöpfer zahlreicher mustergültiger Volksbibliotheken in Wien und Graz als Praktiker sich zu eigen gemacht hat: das und mehr, eine ansehnliche Summe von Erfahrungen und Reformideen, gibt Reyer im III. und IV. Abschnitt seines stoffreichen Handbuches Jedermann zu erwägen, der Sinn und Blick hat für die Bildungsbedürfnisse der Massen unserer Zeit.

„Die Bibliothek“ — so läßt Reyer seinen Mitarbeiter Dr. C. Nörrenberg in einem Musterbericht über die öffentlichen Bibliotheken in Amerika versichern — „ist eine Bildungsanstalt, die Niemandem etwas aufzwingt, aber Jedermann, der Bildung sucht, sie bietet; sie ist die vielseitigste Methode, gute Lektüre zu verbreiten und dadurch das sicherste Mittel, der Hintertreppen- und Schundlitteratur die Wurzeln abzugraben. Für die Zeiten der Arbeitslosigkeit, ja für alle freien Stunden und für die Sonntage bietet sie dem soliden und strebsamen jungen Arbeiter oder Lehrling einen anständigen Aufenthaltsort und eine Unterhaltung edler Art; viele junge Leute hat die Bibliothek vom Müßiggang und damit vielleicht vom Laster gerettet. Die öffentliche Bibliothek ist für viele unbemittelte und begabte junge Leute das einzige Mittel gewesen, sich höhere Kenntnisse anzueignen und dadurch in höhere Lebensstellungen, zu Besitz und Macht zu gelangen: nicht mit Unrecht nennt man sie die Universität des Volkes. Es ist in Deutschland noch lange nicht genug bekannt, mit wieviel Gemeinsinn und Hochherzigkeit die reichen Amerikaner von ihrem Ueberfluß zu gemeinnützigen Zwecken spenden. Daß öffentliche Bibliotheken dabei bevorzugt sind, läßt sich leicht denken: wir brauchen nur zu erinnern an die beiden Vermächtnisse von W. Newberry und John Crerar, jedes etwa 10 Millionen Mark betragend, je für eine öffentliche Bibliothek in Chicago; Tilden's Vermächtniß von 25 Millionen in New-York, das leider im Prozeßwege auf 8 Millionen herabgesetzt wurde; ferner an die große Bibliothek, die der mehr als 80jährige Enoch Pratt der Stadt Baltimore und die, welche der Großindustrielle Andrew Carnegie der Stadt Pittsburg geschenkt hat und die beiden letztgenannten Stiftungen sind um so lobenswerther, da sie schon zu Lebzeiten der Geber geschahen. Kleinere und größere Schenkungen und Vermächtnisse sind zahlreich; in dem einen Jahr 1893/94 betrugen dieselben trotz der schlechten Geschäftslage fünfeinhalb Millionen Mark.“

Verstärkt wird dieses Zeugniß durch die Aussage eines oben genannten Spenders; der Millionär Carnegie erklärt in seiner Schrift: „Die Pflichten des Reichthums“: er halte eine freie Volksbibliothek für das beste Geschenk; möglich, so fährt er fort, daß seine eigene Erfahrung ihn veranlaßt habe, die Stiftung einer Freibibliothek allen anderen Formen der Freigebigkeit voranzustellen

„Als ich noch Arbeitsbursche in Pittsburg war, öffnete Oberst Anderson von Allegheny uns jungen Burschen seine kleine Bibliothek von 400 Bänden. Mein Bruder und Mr. Phipps, die meine Hauptgeschäftstheilhaber mein Leben hindurch gewesen sind, nahmen mit mir an Oberst Anderson's kostbarer Hochherzigkeit theil, und damals, als ich in den Schätzen schwelgte, die er uns freigab, schwor ich mir, daß ich, wenn ich jemals zu Reichthum käme, Freibibliotheken einrichten wollte, um anderen armen Jungen die gleiche Gunst zutheil werden zu lassen, für die wir jenem edlen Mann für immer verpflichtet sind.“

Reyer und Nörrenberg weisen unablässig darauf hin, daß das, was man in Deutschland eine Volksbibliothek nennt, toto coelo unterschieden ist von einer (in unserem Buch S. 180 ff. anschaulich und appetitlich geschilderten) amerikanischen Free Public Library: unsere heimischen Einrichtungen derart sind bisher fast überall „litterarische Wohlthätigkeitsanstalten für Arme und Ungebildete, eine kleine Sammlung ganz populärer Bücher mit kümmerlichen Mitteln, kümmerlichen Katalogen, kümmerlichen Benutzungs-Einrichtungen.“ Auf die Frage, ob und wie diese unbedeutenden Anfänge deutschen Volksbibliothekswesens zu einem mächtigen Bildungsmittel im angloamerikanischen Stil zu entwickeln wären, gibt dasselbe Buch Reyer's reiche, stoff- und ideenreiche, Antwort Er hofft auf Spenden und Kommunalsteuern: vor Allem aber zählt er auf Selbsthilfe; Reyer ist kein Freund allzuweit gehender Mildthätigkeit; er stimmt für Leihkreuzer der Benutzer und bisher hat ihm die Erfahrung Recht gegeben; Volksbibliotheken, die als vollkommen unentgeltliche Anstalten Lese-Almosen gewähren, weisen bedeutend geringere Erfolge auf, als Volksbibliotheken, in denen die Leser ihren Genuß, wenn auch mit einem höchst bescheidenen Betrag, pro Band 2—3 Pfennig, pro Monat 10—17 Pfennig, bezahlen müssen. Was Reyer sonst noch vorbringt über die Eingliederung und Heranziehung der bereits bestehenden, Jahrhunderte alten Staats-, Studien- und Hochschulbibliotheken zu Zwecken der allgemeinen Volksbildung; die sinnreiche Nachbildung der Zustellung der entliehenen Bücher in die Privatwohnung nach dem Muster des amerikanischen Delivery-Systems; die Anregung, in Zukunft Abholen und Abliefern sämmtlicher Briefe, Drucksachen, Bücher und Packete durch eine einzige, viel Geld und Zeit sparende Transportgesellschaft besorgen zu lassen; die Vereinigung vereinzelter Bibliotheken zu Kreisbibliotheken; die Nothwendigkeit, nach dem Vorgang des jüngst verstorbenen Nestors der amerikanischen Bibliothekare, W. F. Poole, Mustersäle bauen; Dewey's Riesenwerk, Gesammtregister zu allen Zeitschriften anfertigen, drucken und im Lesesaal jeder angloamerikanischen Bibliothek aufstellen zu lassen (4 Bände mit 4800 Spalten und 350 000 Nachweisungen): verschwenderisch ausgestreute Winke und Rathschläge, Beobachtungen und Belehrungen dieser und anderer Art spricht Reyer indessen keineswegs nur als akademisch fromme Wünsche aus: statistisch weist er die incommensurable Ueberlegenheit der angloamerikanischen Volksbildungsanstalten über diejenigen des Kontinents, zumal in Oesterreich und Deutschland nach; rundweg bezeugt er weiterhin den Rückgang unseres mittleren und elementaren Volksschulwesens. Das Ausland überholt uns nach Reyer's Ansicht in gewaltigem Marsche; auf die Dauer können unsere Massen nicht konkurriren mit den geistig gereiften, tüchtiger geschulten Kräften, die England und Amerika ins Feld schicken; „wem die kraftvolle Entfaltung unseres Volkes am Herzen liegt, wer eine friedliche Lösung der sozialen Fragen ernsthaft anstrebt“, der sollte auch der Reform der Volksbildung Eifer und Thatkraft zuwenden: so schließt Reyer, wie er mit einer weitreichenden Umschau über die Fortbildungsschulen der Massen in allen Kulturländern beginnt.

Gefördert durch einen Stab von Gesinnungsgenossen bringt er über Wirthschafts- und Lehrlingsschulen, Sonntagskurse und Frauenbildungsvereine ꝛc. reiches Material bei. Nachdrücklich ist er nicht nur auf pedantische Anhäufung von Kenntnissen, sondern auch auf Belebung des Kunstsinns, auf Pflege der Leibesübungen, auf Jugendspiele, auf Umgestaltung unires ganzen modernen Theater- und Konzertwesens bedacht. Das Hauptgewicht legt Reyer in diesen ersten Abschnitten seines Handbuches jedoch auf die University Extension. Praktisch und theoretisch ist er bemüht, diese auf angelsächsischem Boden erwachsene Bewegung auf den Kontinent zu verpflanzen. Neben der durch den herkömmlichen Lehrgang von Elementar- und Mittelschulen zum Besuch von Universitäten und polytechnischen Anstalten legitimirten Besuchern der Hochschulen, sollen „Volksstudenten“, d. h. Leute, die nur die Vorkenntnisse der Volks- und Bürgerschule mitbringen, durch richtige Leitung zum Studium der Hochschulfächer angeregt und vorbereitet werden. Roberts, Makinder, Sadler und andere Geschichtsschreiber der anglo-amerikanischen University Extension, mehr noch aber die Ergebnisse der eigenen Beobachtungen und Umfragen Reyers sind in diesen Abschnitten seines Handbuches redlich und reichlich zu Rathe gezogen. Wir hören, daß zur Stunde ungefähr 100 000 „Volksstudenten“ statistisch nachweisbar und unter ihnen ein bestimmter Prozentsatz, beiläufig ein Zehntheil, zu ernster, anhaltender, durch strenge Prüfungen kontrollirbarer Studenten- und Gelehrtenarbeit heranzuziehen ist Wir erfahren, daß in England drei Jahre des Besuches von Kursen der University Extension einem Universitätsjahr gleichgeachtet, daß da und dort schon Zeugnisse über Examina der Hörer solcher Kurse der University Extension als vollgültig für Verleihung bestimmter Aemter und Grade gelten. Reyer meint sogar: man könnte

künftighin soweit gehen, die Ausübung gewisser politischer Rechte abhängig zu machen von einer volksthümlichen, öffentlichen politischen Prüfung, — die einzige Einschränkung des Wahlrechts, die ihm gerechtfertigt erscheint.

Nur in dürftigen Andeutungen haben wir die gehaltvollen Mittheilungen von Reyers Handbuch der praktischen Volksbildung ausgekernt, ohne sie im Entferntesten ausschöpfen zu wollen und zu können. Wer fortan über diese Fragen zustimmend oder ablehnend mitreden will, wird gut thun, zuvor bei unserem Kenner einzukehren. Herausgeschrieben aus einer nicht alltäglichen, warmen Auffassung sozialer Arbeitspflichten, huldigt das Buch nirgends der Selbsttäuschung, schwärende Wunden unserer heutigen Gesellschaft mit Schönheitspflästerchen zu überkleben; ebensowenig bekennt sich Reyer aber zu den desperaten Chaosmachern. Er stellt sich zu den Hoffenden, die mit dem rechten Willen das Rechte und Heilsame zunächst im engern Kreise beginnen und vollenden, und deshalb begrüßen wir die erste Auflage seines Handbuches, dem sehr bald mehr als eine Neu-Auflage beschieden sein wird, nicht nur als tüchtige litterarische Leistung, sondern vor Allem als Ansporn zu gleicher tapferer nachahmenswerther That.

Wien, November 1895.

Anton Bettelheim.

Aus und zu den Tagebuchblättern Theodor's von Bernhardi.

Theil fünf.*)

Vor ungefähr zwanzig Jahren erwartete das deutsche lesende Publikum in der Zeit vor Weihnachten regelmäßig einen Band von Gustav Freytag's „Ahnen". Jetzt sind um dieselbe Jahreszeit alle die, welche sich um die Entwicklungsgeschichte unseres Volkes im letzten Menschenalter ernstlich bekümmern, gespannt, ob ein neuer Band von Bernhardi's Tagebuchblättern erscheinen wird. Seit vier Jahren waren wir ja in dieser Hoffnung nicht getäuscht worden, und auch in diesem Jahre haben wir rechtzeitig einen Band, den fünften, erhalten. Unter dem Nebentitel: „Der Streit um die Elbherzogthümer" ist dieser fünfte Theil der außerordentlich werthvollen Aufzeichnungen des scharfsichtigen, wohlunterrichteten und patriotischen Historikers erschienen, dieses Mal um so interessanter, als ihr Verfasser theilweise an den erzählten Vorgängen mithandelnd Theil genommen hat. Dem Herausgeber wollen wir deshalb auch nicht unterlassen, unseren Dank für die sorgfältige Ausgabe der Memoiren auszusprechen, wenn wir auch wünschen möchten, daß uns die Aufschlüsse zur Zeitgeschichte, die uns seine Publikation bietet, nicht durch so große Zeitintervallen getrennt, wie immerhin doch ein Jahr ist, dargereicht würden. Ein Memoirenwerk muß man möglichst im Zusammenhange lesen können, nicht nur um die Person seines Schreibers recht würdigen zu lernen, sondern um den Fluß der Ereignisse als ein Ganzes auf sich wirken lassen zu können. Es ist wohl nicht zweifelhaft, daß auch der Herausgeber unserer Tagebuchblätter sich dieser Erkenntniß nicht verschlossen haben wird; wir werden daher wohl annehmen müssen, daß äußere Umstände, die vorzugsweise in der Kaufkraft des deutschen Publikums zu suchen sein dürften, ihm das zerhackte Erscheinen seines Werkes zur Nothwendigkeit gemacht haben. Sind wir daher geneigt, ihm in dieser Beziehung keinen Vorwurf zu machen, so hätten wir ihm doch einige Sätze seines Vorwortes gern geschenkt. Nicht als ob wir ihm sein Urtheil über „unsere Tage allseitigen Epigonenthums" übelnehmen; darin hat er vollkommen recht. Nur epigonenhaft scheint uns auch seine Ansicht zu sein, daß man in der Sühne für die Mißachtung, die der Leiter der preußischen deutschen Dinge in den Jahren 1863—66 getroffen habe, „nicht weit genug gehen könne". Denn diesem Urtheile liegt eine große Unbilligkeit zu Grunde. Es ist gelegentlich dieser Besprechung nicht der Ort, das des weiteren zu beweisen. So lange als es richtig ist, daß man Jedermann nach seinen Thaten und den dazu gegebenen mündlichen Erklärungen beurtheilen muß, wenn diesen sein nachfolgendes Handeln durchaus zu entsprechen scheint, ihn gar nicht nach geheim gehaltenen Intentionen beurtheilen kann, so lange wird man die Opposition, welche patriotische und geistig tüchtige Leute dem Leiter der preußischen Politik in der Konfliktsperiode entgegensetzen mußten, nicht als ein nicht genug zu sühnendes Unrecht ansehen dürfen. Man sollte auch denken, daß dem Manne, der durch die Einbringung der Indemnitätserklärung seinen politischen Gegnern nicht das Recht für ihre Opposition bestritten hat, durch solchen in der That epigonenhaften Heroenkultus kein Dienst geleistet wird. Es ist auch schwerlich anzunehmen, daß Theodor von Bernhardi mit einer solchen Deprecation einverstanden gewesen sein würde, ein so aufrichtiger Bewunderer des politischen Genies von Bismarck und seiner Erfolge, und ein treuer Mithelfer von ihm er auch nach Kräften geworden ist.

Vorläufig zeigt ihn unser Band noch als Gegner der Bismarck'schen Politik im Innern und seiner Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage, so wenig er, der Freund der Militärorganisation König Wilhelm's und der Feind der Fortschrittspartei, seinem nicht preußischen und deutschnationalen Patriotismus untreu geworden ist. Ja gerade, weil er diese Gesinnung hegte, bewegte sich sein Thun damals auf Bahnen, die nicht die Bismarck's waren. Leider werden wir erst in einem Jahre erfahren, wie und wann sich diese Beiden zusammen fanden.

Unser Band zerfällt in drei große Abschnitte: Die Anfänge des Ministeriums Bismarck, der Beginn der schleswig-holsteinischen Verwicklung und der Aufenthalt Bernhardi's in England als Abgesandter des Herzogs Friedrich von Augustenburg. So mancherlei Interessantes die Aufzeichnungen Bernhardi's über die ersten elf Monate des Jahres 1863 (die Anfänge Bismarck's) bieten, so treten sie doch gegen die der früheren Bände zurück und sind auch nicht mit den Mittheilungen zu vergleichen, welche uns seit der Aufrollung der deutsch-dänischen Frage nach dem Tode des Königs Friedrich VII. von Dänemark am 16. November 1863 gemacht worden. Hervorzuheben aus diesem ersten Abschnitte sind namentlich die Mittheilungen über die Entwicklung der polnischen Frage, welche die politische Konstellation in Europa im Jahre 1863 beherrschte und die sich in ihren Nachwirkungen auf die folgenden Jahre weiter erstreckte, und die Eindrücke, die Bernhardi auf einer Reise zum König Leopold von Belgien über die politischen Zustände des von diesem beherrschten Landes erhielt.

Bernhardi ist kein Polenfreund. Er kannte die russisch-polnischen Verhältnisse zu gut, um an einen Erfolg des polnischen Aufstandes zu glauben, und sich von der Herstellung eines selbständigen Polens irgend etwas Gutes für Deutschland zu versprechen. Er hat also nichts gegen alles, was der Schädigung der Polen dienen kann. Doch gefällt ihm die berühmte Konvention, die „wir unaufgefordert (Rußland) angeboten haben, ohne irgend eine Gegenleistung zu fordern", keineswegs. Das Merkwürdigste an der Sache ist aber das, daß Bismarck, der wegen dieser Konvention auf Widerstand nicht nur bei den Abgeordneten, sondern auch bei einzelnen Ministern gestoßen war und seine Abgesandten weder in Petersburg von Gortschakoff, noch in Warschau von dem Großfürsten Constantin gut aufgenommen sah, jetzt auf einmal erklärte, „die Konvention sei gar nicht sein Werk; er habe gar keinen Auftrag dazu gegeben; Manteuffel-Alvensleben hätten sie hinter seinem Rücken abgeschlossen (S. 37 und wiederholt später.) Wenn H. v. Sybel schreibt, Bismarck habe durch diese Konvention „den ersten

*) Leipzig. 1895. S. Hirzel.

Stein zum Fundamente für Preußens künftige Größe gelegt" (Gründung des Deutschen Reichs II, 502), ja liegt hier ein eigenthümlicher Widerspruch vor, dessen Ausgleichung für den, der Bismarck's Methode kennt, nicht allzu schwer ist. Die Sachlage dürfte wohl folgende gewesen sein. König Wilhelms Abneigung gegen jede Revolution, seine persönliche Anhänglichkeit an seinen Neffen und das Bündniß mit Rußland haben ihm wohl zuerst den Gedanken eingegeben, Rußland seine Unterstützung anzutragen. Das hat Bismarck gern aufgegriffen und die Konvention in Formen abschließen lassen, die gewiß bis auf Einzelheiten seinen Absichten entsprachen, aber denn doch von ihm gelegentlich nach Bedürfniß desavonirt werden konnte und wurde. Wie in dieser relativ immerhin doch kleinen Frage der Anstoß zu dem Entgegenkommen gegen Rußland von König Wilhelm ausgegangen sein wird und dadurch die persönliche, für Deutschland allerdings hochwichtig gewordene freundschaftliche Gesinnung des Kaiser Alexander II. gegen König Wilhelm gestärkt worden ist, so werden wir auch durch die Aufzeichnungen Bernhardi's in der Ueberzeugung bestärkt, daß die Politik Bismarck's Schleswig-Holstein gegenüber vor Allem durch den entschiedenen Willen dieses Königs ihre festen Richtpunkte erhalten hat. Unter all den sich widersprechenden Nachrichten über die Haltung der preußischen Politik in der Sache der Elbherzogthümer, welche Bernhardi verzeichnet, steht ihm nur eines fest, die Ueberzeugung, daß König Wilhelm unter allen Umständen von dem Londoner Protokolle von 1852 loskommen wolle. Er kommt immer wieder hierauf zurück, so entgegengesetzt auch alle sonstigen Nachrichten lauten mochten, und gründet auf diesen für ihn feststehenden Willen des Herrschers von Preußen seine besten Hoffnungen. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß König Wilhelm seinen ersten Minister hätte fallen lassen, wenn ihm dieser nicht versichert hätte, er gehe auf dasselbe Ziel los, er wolle es nur auf seine Weise machen, ohne den preußischen Staat allzu großen Gefahren auszusetzen. Die geniale Geschicklichkeit und sichere Energie, mit der Bismarck diese unseres Erachtens schwierigste Aufgabe, welche sich der kühne und erfindungsreiche Diplomat je gestellt hatte, zu Ende geführt hat, sichert ihm wohl auch, wenn auch nicht bei der großen Masse, so doch bei Allen, welche diplomatischer Meisterstücke kundig sind, den größten Ruhmestitel und ungetheilten Beifall. Wie weit aber der Impuls zu diesen Thaten nicht doch von dem Könige ausgegangen ist, der als Prinz von Preußen die Ehre seines Reiches überall geschädigt sah, und nun in Bismarck, trotz alles früheren Argwohns gegen ihn, einen unvergleichlichen Förderer, Leiter und Vollender gefunden hatte, wird sich im Einzelnen schwer abmessen lassen. Aber dieser Impuls war doch eben vorhanden und ausschlag gebend. Zum größten Glücke für unsere nationale Entwicklung herrschte über diesen sehr wichtigen Punkt zwischen der Krone Preußen und dem deutschen Volke, das auch jenes Londoner Protokoll perhorrescirte, volle Uebereinstimmung, so weit auch sonst die Meinungen über die endgültige Lösung der schleswig-holsteinischen Frage auseinander gehen mochten. Und wie weit gingen sie auseinander!

Aus den Tagebuchblättern Bernhardi's lernen wir die verschiedenen Tendenzen, die sich hier geltend machen, nicht vollständig kennen. Und doch wie kaleidoskopartig schwirren hier schon die Bilder durcheinander! Für Bernhardi selbst war die Frage der Elbherzogthümer nur ein Theil der deutschen Frage überhaupt. Es stand für ihn fest, daß Deutschland nur durch Preußen eine nationale Zusammenfassung erhalten könne. Jede Schwächung der preußischen Macht erschien ihm daher als ein nationales Unglück. Und wenn Preußen sich dem nationalen Einheitsdrange widersetze und in einer Frage, in der das deutsche Volk einig war, eigene Wege gehe, die nicht zum Ziel zu führen scheinen mußten, dann erschien ihm das als das größte Unglück. Daß allein mit volksthümlicher Begeisterung, mit Adressen und Resolutionen, und durch Erklärungen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten am Bundestage gar nicht zu helfen und den feindlichen Großmächten nicht zu imponiren sei, das war für einen Realpolitiker wie Bernhardi keine Frage. Er hatte sich an den Herzog von Augustenburg angeschlossen, weil er in seiner Person und der Förderung seiner Interessen das beste Mittel zur Losreißung der Herzogthümer von der dänischen Fremdherrschaft sah. Er fand bei diesem Anschlusse wohl auch die beste Gelegenheit, seine politischen Fähigkeiten und Kenntnisse einmal praktisch zu verwenden. Wider Preußen sollte und durfte das aber nicht geschehen. Durch den Augustenburger wo möglich Preußen zu engagiren und vorwärts zu treiben, das war sein Plan. Er ist es daher, wenigstens nach seiner Darstellung gewesen, der das Erscheinen des Herzogs Friedrich in Holstein betrieben und durchgesetzt hat. Das war ihm bei der Persönlichkeit des Herzogs und seiner Rathgeber schwer genug geworden. Der Herzog Friedrich, offenbar ein wohlgesinnter, aber geistig nicht hervorragender Mann, war vor Allem von dem Staatsrathe Sammer, einem klugen, patriotisch gesinnten, der Sache seiner Heimath treuergebenen Idealisten berathen, dem der Sinn für die realen Bedingungen des politischen Erfolges fehlte. Wenn er das Recht seines Herrn durch eine mit juristischen und historischen Aktenstücken gestützte Argumentation bewiesen zu haben glaubte, dann vermeinte er an dem Erfolge nicht zweifeln zu dürfen. Daß in dem Streite um die Herzogthümer Aktenstücke recht wichtig, aber durchaus nicht entscheidend sein könnten, das wollte ihm nicht in den Sinn. Und doch hatte er mit Leuten wie Lord Palmerston und Napoleon III. und dem Friedensbedürfnisse der Wiener Hofburg zu rechnen. Was frugen diese nach politischen Deduktionen und den deutschen Kleinstaaten! Und dabei fehlte es an den nöthigsten elementaren Arbeitskräften an dem Augustenburgischen Hofe in Gotha. Hatte man doch ein Schreiben des Herzogs Friedrich an den Kaiser Napoleon III. zehn Tage angehalten, weil es Niemand „ins Französische bringen" konnte! (S. 176.) Und wie ganz unberechenbar benahm sich der Herzog von Koburg, der angeblich beste Verbündete des Herzogs von Augustenburg! In früheren Bänden ist das Urtheil Bernhardi's über Herzog Ernst ein günstigeres gewesen. In diesem Bande fällt es recht ab, namentlich unter dem Einflusse von Männern, die diesen Fürsten aus der Nähe und längere Zeit kannten. Der Herzog liebte das Theatralische auch in der Politik, es fehlte ihm offenbar an sittlichem Ernste und rechter Arbeitslust.*) Merkwürdig ist hier vor Allem, wie sich schon in dieser Zeit ein gespanntes Verhältniß des Herzogs zu der Familie seines Bruders Albert verräth. Er behauptet Bernhardi gegenüber, die Kronprinzessin Friedrich von Preußen sei dänisch gesinnt, obwohl Bernhardi das Gegentheil aus ihrem Munde wußte. Die Königin von England machte sich dafür bei Bernhardi „mit weiblichem Witz und weiblicher Schärfe schonungslos lustig über den Herzog (Ernst), sein unstätes, abenteuerlich-geniales Wesen." (S. 279.) Man sieht, „die Frauenhände" haben eine lange Vorgeschichte gehabt.

Die Audienz zu Osborne, in der die Königin Victoria das zu Bernhardi sagte und sich zugleich persönlich als eine Freundin der deutschen Auffassung in dem Streite um die Elbherzogthümer aussprach, sowie die sich an sie anschließende vertraute Unterredung, welche er mit der „liberalen" Fürstin Hohenlohe-Langenburg hatte, waren die hellsten Lichtblicke während seines Aufenthaltes in England. Denn er fand hier die ganze offizielle Welt, das Ministerium Russel-Palmerston nicht minder als die Toryopposition, als enragirte Freunde Dänemarks vor. Der große Haufe war für die Dänen als die schwachen Unterdrückten; man wollte Frieden und keine Störung der Handelsinteressen und ließ sich schlechterdings nicht in seinen durch Egoismus erst recht hart gewordenen Vorurtheilen belehren. Die Dänen hatten, worauf auch die Königin Victoria Bernhardi schon hingewiesen hatte,

*) „Ich sehe wohl, wie das Alles zusammenhängt. Dem Herzog Ernst ist weder das Schicksal der Herzogthümer, noch das Recht Deutschlands an sich die Hauptsache, ihm kommt es vor allen Dingen darauf an, daß er eine glänzende Rolle dabei spielt." S. 221—22.

die Presse in ihrem Sinne seit Jahren bearbeitet. Es gelang Bernhardi nur schwer und durch zufällige persönliche Verbindungen, einige Einwirkung auf ein größeres Blatt, die „Daily News“, auszuüben. Die in England lebenden Deutschen von einigem Namen, wie der bekannte Sanskritist Goldstücker, der wackere Buchhändler N. Trübner, der gut unterrichtete Herausgeber der englischen Korrespondenz, M. Schlesinger, suchten ihm so gut als möglich zu helfen. Auch einige besser unterrichtete unabhängige Engländer wie Kinglake, Grant Duff, Crowe u. s. w. leisteten ihm darin gute Dienste. Aber was vermochten diese einzelnen, relativ unbedeutenden Politiker, gegen einen Mann wie Lord Palmerston, der auch bei dieser Gelegenheit als eine Inkarnation des beschränkten, nur seinen nächsten Vortheil verstehenden, hochfahrenden und nichts weniger als billigen und gerechten und wahrheitsliebenden John Bull erscheint. Durch leichtsinniges und frivoles Handeln war der edle Lord an die Sache der Dänen seit Jahrzehnten gekettet, seine Frau, die eine Art Gegenhof gegen den der Königin gern zu Stande gebracht hätte, bestärkte ihren Gatten in seiner antideutschen Politik, da sie die persönliche Stimmung der Herrscherin des Landes in diesem Punkte und deren Abneigung gegen ihren Gatten nur allzu gut kannte. Bernhardi ergeht sich daher auch in den kräftigsten Ausdrücken gegen Lord Palmerston und die Dummheit des von ihm „belogenen“ englischen Volkes. Sicher war die Haltung des langjährigen Leiters der englischen Politik in dieser Frage, wie in so manchen anderen, keine den wahren Vortheilen Englands entsprechende und ehrenhafte. Aber sie schien dem nationalen Egoismus momentan zu entsprechen und war darum so stark. Aufrichtig liberale Politiker können sie darum dem Old Pam mit Recht zum Vorwurfe machen, die dagegen, welche uns Deutschen eine ähnliche, lediglich nationale Interessenpolitik ohne Rücksichtnahme auf Billigkeit und Gerechtigkeit gegen fremde Völker empfehlen, sollten sich aber hüten, den ersten Stein auf dieses Vorbild eines ebenso leichtsinnigen wie brutalen „nationalen Staatsmannes“ zu werfen. —

Die „Tagebuchblätter“ Bernhardi's werden in unserem Bande bis zum 18. Februar 1864, d. h. bis zum Beginn der Kämpfe gegen Düppel mitgetheilt. Es ist zu bedauern, daß wir die dieses Mal noch nicht weiter erhalten. Denn sind die Ereignisse auch ganz anders verlaufen als Bernhardi sie zu erhoffen wagen durfte, so sind seine Mittheilungen doch von dem größten Interesse nicht nur für die, welche jene Zeiten „hangend und bangend“ mit durchlebt haben, sondern auch für die Jüngeren, die sich ein Bild von den damals herrschenden, auf- und abwogenden Stimmungen patriotischer Männer machen wollen.

Die Schilderungen von London, die unserem Lande einverleibt sind, enthalten nichts Neues. Aber der länder- und völkerkundige scharfe Beobachter verräth sich auch in ihnen.

Karl Heinrich.

George Egerton.

„There never was a marriage yet in which one was not a loser; and it is generally the more gifted half who has to pay the heavier toll.“

Now spring has come.

George Egerton ist eine Dame, die vor einem Jahre in England als Schriftstellerin keinen Namen hatte; sie veröffentlichte darauf einen ersten kleinen Band „Keynotes“, auf dem die Jahreszahl 1893 steht, und wenig später erschien ein neuer Band „Discords“.*) Die „Keynotes“, vor einiger Zeit schon in der sechsten Auflage heraus, machten George Egerton unmittelbar zu einer litterarischen Gestalt; Dutzende von Kritiken tönten wieder von dem großen Eindruck, den dieses Buch in englisch-redenden Landen hervorgerufen hat; die „Discords“ sind nicht von gleichem künstlerischen Werth; aber interessant sind auch sie, und interessant ist auch die Künstlerin, die jene beiden kleinen Werke geschaffen hat.

Es gibt eine Künstlerin mehr.

Man mag sich fragen, ob die Wirkung der „Keynotes“ gleich stark hätte sein können, wenn die künstlerisch geringeren „Discords“ vorausgegangen wären; wenn man gesehen hätte, daß jene Probleme, die in beiden Büchern dieselben sind, zunächst nur tastend und künstlerisch weniger sicher angefaßt worden wären; wenn ein kaum halb geglückter Versuch die Leser nur eine kleine Strecke auf dem Pfade der Mrs. Egerton vorwärts geführt hätte, und wenn die „Keynotes“ hierauf erschienen wären erst vollendend, was in den „Discords“ versprochen schien; — dann hätte man die ruhigere Freude organischen Wachsthums genossen, wo jetzt dem Erstaunen über die erste große künstlerische Leistung eine leichte Enttäuschung über das zweite Werk nachfolgt.

So mag man denn philosophiren, wie ein feinfühliges künstlerisches Gemüth beeinflußt wird durch die Stimmung der Oeffentlichkeit, die eine ganz andere ist, je nach dem die geistige Ernte eines Jahres in dieser oder in jener Reihenfolge auf den Auslagen der Buchhändler erscheint:

Auf den ganzen Erfolg der Rückschlag; oder auf den halben Erfolg der volle Triumph; eine absteigende oder eine aufsteigende Linie, die vielleicht beide der Zufall vor Allem gezeichnet hat.

Aus solchen Fragmenten beginnt die litterarische Kritik bereits Mrs Egerton ihre künstlerische Zukunft zuzudiktiren; und zwar jetzt nach dem neuesten Werk etwa mit den Worten: Glücklicher Griff, aber es fehlt dem Arm die nachhaltige Kraft. Dekrete dieser Art bestimmen zwar nicht die Zukunft, aber sie können wohl die Zukunft beeinflussen.

So verantwortungsvollem Unterfangen soll diese Aufzeichnung nicht dienen. Auf die Zukunft dieser neuen Künstlerin, die eben erst aufgetaucht ist, kann man warten; was sie heute ist, sagen ihre zwei Bücher, die in ihren litterarischen Verdiensten nicht gegen einander abgewogen werden sollen; zusammengehalten geben sie Enthüllungen von echtem künstlerischen Werth.

* * *

Zu den zwölf kurzen Skizzen, die Mrs. Egerton geschrieben hat, gibt es immer eine Frau und einen Mann, um die sich die Entwicklung dreht; manchmal auch eine Nebenperson oder mehrere, und dann die Luft, das Licht, die Umgebung, in denen diese Personen leben. Ich wähle gerade diesen Ausdruck, denn Schilderungen, die um ihrer selbst willen da wären, gibt es in diesen Aufzeichnungen nicht, obgleich die Künstlerin bewundernswerth zu schildern weiß. Aber es gibt eine Außenwelt, in der diese Gestalten in runder Leibhaftigkeit stehen und die untrennbar zu ihnen gehört. So sind diese Erzählungen denn vollendet an knapper Geschlossenheit.

Diese Geschlossenheit wird noch durch einen Umstand erhöht; es stehen auch nicht Mann und Frau gleichwerthig nebeneinander; der Mann und die Nebenpersonen und die umgebende Welt, seien es nun Wolken, die treibend über dem Haupte dahin ziehen, oder sei es ein Schaukelstuhl, auf dem man hingestreckt liegt, und der mit seinen langsamen Schwingungen den Webstuhl der Gedanken leise in Bewegung setzt, oder sei es das Plätschern des Meeres, — dies alles — freilich an Bedeutung künstlerisch verschieden bewerthet, — dient Mrs. Egerton nur für eine Aufgabe; es ist dazu da, das Seelenleben einer Frau „zum Tönen“ zu bringen, das Seelenleben einer Frau zu entwickeln, ihr Denken und Fühlen im teiseiten Sprossen und Keimen zu beleuchten.

*) Keynotes by George Egerton. London. John Lane. 1893; deutsch in ansprechender Uebersetzung: „Grundtöne“ von Dr. Ad. v. Hagen. Erfurt. Leipzig. Ed. Moos; Discords by George Egerton. London. John Lane. 1895

Diese zwei Bücher handeln vom Weibe; vom jungen Mädchen, von der alternden Jungfer, von der verheiratheten Frau, von der Wittwe, und fast Alles, was sonst in diesen Büchern steht, ist nur dazu da, um der weiblichen Gestalt als belebende Folie oder als Pol, der anzieht, oder als Pol, der abstößt, zu dienen; dazu ist auch der Mann da.

* * *

Merkwürdige Vorgänge gibt es kaum in diesen Büchern; das Merkwürdige, das sich in ihnen vollzieht, ereignet sich allein in einem Frauenherzen.

Diese Frauenherzen und diese Frauenköpfe werden vor Allem, ja beinahe ausschließlich von Empfindungen und Gedanken, die sich mit dem Manne beschäftigen, beseelt. Aber nicht Empfindungs- und Gedankengespinste von ausgeklügelter Feinheit und ausgeklügelter Verknüpfung werden vor uns ausgebreitet. Wir sehen das alltägliche Leben von heute und gestern und vorgestern, dem vielleicht auch einmal ein wenig Phantastik beigemischt ist.

In diesem Leben steht eine Frau; der frische Seewind umspielt ihr Haar oder die Pariser Großstadtluft bedrückt ihre Brust; ein Mann zieht an ihr vorüber, oder lebt neben ihr, oder ergreift sie, oder verläßt sie, oder stirbt vor ihren Augen; auch das vollzieht sich meist wie das alltägliche Leben; aber aus diesem alltäglichen Leben, das in frischer, farbiger Unmittelbarkeit vor uns hintritt, aus ihm tönt eine leise Melodie heraus, die nur die Ohren der Wenigen hören, und die vielleicht Mrs. Egerton zuerst in der Kunst festgehalten hat; das sind die Keynotes und die Discords; die Grundtöne und die Dissonanzen. Es sind jene Grundtöne und jene Dissonanzen, die meist überhört werden, und die manchmal so fein und so eigenartig aus einem Fraueninnern in die Alltäglichkeit hinausklingen, mag auch das Musikstück, das Mann und Frau zusammen im hergebrachten Takte vor der Welt aufführen, noch so trivial und gewöhnlich ertönen.

Der Liebe und der Ehe wird eine Frau gegenübergestellt; vielleicht sehen wir dieselbe Frau und dasselbe junge Mädchen in den meisten Skizzen wieder, oder jedenfalls ähneln fast alle einander; und doch wirkt diese Aehnlichkeit nicht eintönig, so verschiedenartig ist die Beleuchtung.

Dieses weibliche Wesen ist nicht voll grober Sinnlichkeit und dieses weibliche Wesen ist nicht voll ausspintisirter Empfindungsdüftelei; nicht Emile Zola und nicht Marcel Prévost und nicht Paul Bourget; keine geistigen und keine Empfindungssubtilitäten und keine körperliche Vulgarität; jene Gesundheit, die vor allem auf angelsächsischem Boden gedeiht. Ein Weib, das nicht nur einen Kopf hat, um wesenlose Gedanken- und Empfindungsfäden zu weben, sondern auch einen Körper mit körperlichen Bedürfnissen; das Problem der Liebe und Ehe wird in seiner Komplikation gezeigt zugleich von der Seite der sinnlichen und der intellektuellen Nothwendigkeiten.

Das ist Gesundheit; aber es wird nicht die derbe Gesundheit einfacher Zeiten geschildert; es ist jene Gesundheit, die es in unserer Kultur der Bücher, der Gemälde und der Musik gibt; ein Weib, deren Phantasie und Geist genährt ist mit tausend Eindrücken, und deren Empfindungen durch tausend elektrische Schläge ausgelöst werden.

„I felt as if my nerve-net was outside my skin, not under it, and that the exposure of the air and surrounding influences made it intensely, acutely sensitive.“**)

Doch fehlt dieser Frau nicht die Kraft und der Wille; ihre Nerven machen sie nicht schwach und nicht verzärtelt; sie ist durch die Kultur ein feines Instrument geworden; aber die Kultur hat sie nicht ausgehölt und dann verdorren lassen; auch dieses verfeinerte Wesen wurzelt in dem gesunden Boden ewiger Natur.

* * *

*) „Ich hatte das Gefühl, als liege mein Nervennetz nicht unter meiner Haut, sondern auf ihr . . . .“

Diese Frau lebt liebend oder als Gattin neben dem Manne; aber gehört sie ihm ganz, und vermag er sie ganz festzuhalten, und wenn er es nicht kann, welche Lüge liegt dann in solchem Verhältniß?

Diese Lüge ist tausendfältig vorhanden. Warum? Der Mann kennt die Frau nicht; und die Frau heuchelt, weil der Mann es so will. Was will der Mann?

„Please me, that is the road to my heart; curb the voice of your body, dwarf your soul, stifle your genius and the workings of your individual temperament, ay, regulate your conscience in accordance with mine and my church, be good, and I will feed you and clothe you in return for your services; what more can a woman desire.“*)

Die Frau trägt diese Maske, die der Mann von ihr getragen sehen will und so hat sie denn oft zwei Physiognomien; sie ist die korrekte Schöpfung unserer heutigen Kultur und in ihr stecken in aller Heimlichkeit jene Naturkräfte, die nie gebrochen wurden.

„In one word, the untrue feminine is of man's making, whilst the strong, the natural, the true womanly is of God's making.“**)

Und der Mann ruft, sobald das Weib vom Weibe spricht, wie es ist:

„She is a traitor to the sex I have moulded in my hand for centuries!“

Sie ist ein Verräther an dem Geschlecht, das meine Hand seit Jahrhunderten geformt hat.

Solch eine Verrätherin ist Mrs. Egerton; denn

„In some measure woman has been the greatest sinner against woman by centuries of silence.“***)

Mrs. Egerton spricht; sie schildert die Tragik, die darin liegt, daß die Frau so oft eine Maske trägt und ihr tiefstes Seelenleben verbirgt; und sie zeigt die Spalten, aus denen plötzlich einmal die unterirdischen Flammen emporzüngeln, vielleicht um einen zerstörenden Brand zu entfachen, vielleicht um schnell wieder zurückzusinken und um eilig von Neuem bedeckt zu werden. Auf das engste aneinander gefesselt und auf einander angewiesen, leben Mann und Frau zusammen und doch leben sie so oft ohne Verständniß nur — neben einander.

* * *

Sie ist im Zimmer und liegt im bequemen Lehnstuhl und ihre Phantasie spielt mit allen Blüthen dieser Welt, und sie athmet den Duft von tausend Blumen, die der Wind kost und die Sonne umspielt, und wenn sie ihren Mann nachdenklich sieht und meint, er wandele ihr entgegen auf denselben Gefilden, und wenn sie glaubt, seine Gedanken umkreisen sie, diese schönste Blume, und wenn sie ihn fragt: „Woran denkst Du?“, da antwortet er in England, dem Lande der Angler:

„I was wondering if lob-worms would do for. —“†)

Aber Mrs Egerton ist gegen die Männer nicht ungerecht, und sie ist nicht parteiisch milde gegen die Frauen. Sie schildert die Frauen, wie sie verlangen, daß die ganze Welt nach dem Taktschlag ihres Herzens Musik macht, und diesen leisen Taktschlag hat der geliebte Mann zu erlauschen, will er geliebt sein; und er ist der Dirigent, der dann auch das Weltorchester nach diesem Taktschlag zu leiten hat, und daß womöglich kein Mißklang aus dem Orchester heraustöne.

*) „Gefalle mir, das ist der Weg zu meinem Herzen . . . . regulire dein Gewissen nach dem meinigen und dem meiner Kirche, sei brav und ich will dich nähren und kleiden als Entschädigung für deine Dienste; was kann ein Weib noch mehr verlangen?“

**) „Mit einem Wort: das unwahre Frauenthum ist das Werk des Mannes; aber die starke, die natürliche und wahre Weiblichkeit ist Gottes Schöpfung.“

***) „In gewissem Maße ist das Weib die größte Sünderin gegen das Weib gewesen durch ihr Jahrhunderte langes Schweigen.“

†) „Ich dachte nach, ob Regenwürmer geeignet wären . . .“

Solche Frauen schildert Mrs. Egerton, und sie läßt eine von ihnen mit wundervoller Feinheit sagen:

„A woman doesn't care a fig for a love as deep as the death-sea and as silent, she wants something that tells her it in little waves all the time. It isn't the love, you know, it's the being loved; it isn't really the man, it's his loving."*)

Und die Natur gab mancher Frau, dieser guten Freundin der schönen Schlange, noch einige andere Eigenschaften: „Aberglaube. Mangel an Ehrerbietung", — im Innersten — „Verachtung der öffentlichen Meinung" und „das ewige Ich". „Alles das wird öfter bei Frauen als bei Männern gefunden"; und nun folgt wiederum eine jener Bemerkungen voll tiefer Gerechtigkeit und tiefer Wahrheit:

„Lucky for the world perhaps that all these attributes weigh as nothing in the balance with the need to love if she be a good woman, to be loved if she is of a coarser fibre."**)

Kann man vor dieser Liebe flüchten, die so selten volle Befriedigung findet, und die für feinere Naturen so oft ein Fegefeuer ist? Wenn aus dem Wunsche der Natur zu entfliehen, die weibliche „Emanzipation" ihr Streben geltend zu machen sucht, so ist sie nur ein trauriges Zeichen der Unnatur, und steht auf ihrer Fahne auch Wissenschaft, Selbstständigkeit und andere schöne Worte, diese Worte bedeuten doch nur „suppressed sex"; das sind Wesen, die ihre Natur vergewaltigt haben.

„As long as man is man and woman is woman, it will be to them at some time the sweetest and possibly the most fatal interest in life."

„So lange ein Mann ein Mann ist und ein Weib ein Weib, wird — die Liebe — für sie zu gegebener Zeit das süßeste und unter Umständen das verhängnißvollste Lebensinteresse sein."

Natura victrix; die Natur ist die Siegerin, und das Buch von Mrs. Egerton ist darum so gesund, weil es sagt, was ist, und weil es sagt, was ist, um der Wahrheit willen; darum ist es auch in hohem Sinne ein keusches Buch!

* * *

Die Liebe? Was ist das eigentlich?

Es gibt ein Etwas in des Menschen Wesen
Das unabhängig von des Eigners Willen
Anzieht und abstößt mit blinder Gewalt.

Man kann einen klugen Mann lieben und einen dummen Kerl; einen schönen und einen häßlichen; und einen Gewaltthätigen und einen weltfremden Träumer und selbst ein Phantom, von dem man nicht viel mehr gehört, wie einmal in einer schwülen Nacht ein Lied vor dem eigenen Fenster in fremder Sprache, deren Worte man nicht verstand, und doch ein Lied, das man durch die Empfindung verstanden hat.

Die feineren Wesen sind ein Instrument, das tönen will, das von dem Zauber befreit sein möchte, der feine tiefsten Melodien gebannt hält; aber nur der Auserwählte kann diese Melodie dem Instrument entlocken, und wie selten findet er sich. Die Sehnsucht nach diesem Augenblick ist Jahre des Lebens hindurch die stete Begleiterin der Menschen; diese Sehnsucht wird zur Qual, wenn das Instrument von dem Falschen mißhandelt wird; diese Sehnsucht wird das Glück des Lebens, wenn sie Erfüllung gefunden hat, und sei es auch nur flüchtig — einmal.

*) „Ein Weib gibt nicht so viel für eine Liebe, auch wenn sie so tief ist wie das todte Meer, aber auch ebenso schweigsam. Der kleine Wellenschlag, der Liebe flüstert und immer wieder Liebe, das ist's, dessen wir bedürfen! Nicht der Liebe, nein, des Geliebtseins; nicht des Mannes, nein seines Liebens."

**) Aber ein Glück ist es wohl für die Welt, daß alle diese Eigenschaften so gut wie nichts wiegen, gegenüber dem Bedürfniß zu lieben bei guten Frauen; und geliebt zu werden, wenn sie von derberem Stoffe sind."

Da sitzt eine reiche Wittwe, verfeinert vom Leben, im Glanz ihrer Pariser Stoffe und weich gebettet von der Kultur, und sie spricht mit ihrem Mädchen:

Hast Du je geliebt, Aagot?

Und Aagot erzählt eine dumme Geschichte von einer flüchtigen Liebe zu dem leichtfertigen Schiffsmann, der in Barcelona mit spanischen Weibern sich amüsirte; vielleicht züngelte ihre Liebe nie so recht zu ihm hinüber und jedenfalls wälzte der Tod schnell einen Leichenstein auf dieses schwankende Liebesglück. Doch litt und mühte sich Aagot in Erinnerung an diese Liebe, die nur ein einziger Sonnenblitz war, und ihre Frau sagt:

„Perhaps you are right . . . you have the melody of the air he played in you. No man ever played on me. I am like a harp that has laid away until the strings are frayed, and no one ever called out its deepest music.*)

Die Sehnsucht nach dieser tiefsten Musik ist die Tragödie so manches fein gestimmten Lebens; oft die lautlose Tragödie, die man ahnt und von der Niemand etwas weiß. Diese lautlosen Tragödien vor Allem sind es, die Mrs. Egerton ohne Pathos in künstlerischer Wahrheit schildert.

Und gibt es kein Heilmittel? Die Antwort ist echt englisch: „work is the best", Arbeit ist das Beste; und ein Wesen, das die gute Gesellschaft etwa eine Gefallene nennen würde, sie hält doch ihren Kopf hoch, weil sie selbst anders über sich richtet:

„Steh' auf deinen eigenen Füßen; kümmere dich nicht um des Mannes Ansicht und nicht um des Weibes Verachtung, wenn du glaubst, daß du im Recht bist. Wenn Jedweder sein eigenes Leben ordnete, so wäre kein Bedürfniß nach staatlich privilegirter Mildthätigkeit."

Und dieses starke Weib, die am Rande des bürgerlichen Abgrundes steht, wünscht sich dereinst einen Grabstein mit der Inschrift:

„She never troubled any one"

„Niemals fiel sie irgend Jemandem zur Last".

Gleich kraftvoll und gleich modern ist die Wendung, wenn die Liebe nicht zum düstern Abgrund führt, sondern in die Sonne des Glücks. Auch das moderne Weib wäre kein echtes Weib, wenn sie nicht liebte; aber sie hat zugleich selbständige Interessen im Leben; sie hat aufgehört Nora zu sein.

„No love will ever satisfy her wholly; it will never be more than one note; true, a grand note, in the harmony of union; but not the harmony"

„Keine Liebe wird je sie völlig ausfüllen; sie wird nie mehr sein als eine Note; gewiß eine große Note in der Harmonie der Vereinigung; aber nicht der Harmonie selbst."

Wie das Leben zwischen Mann und Weib zu gestalten unter diesen neuen Ansprüchen der modernen, bedeutenden, geistig und körperlich gesunden Frau, das ist auch eine Frage des Augenblicks.

Mrs. Egerton beleuchtet diese Frage voll Vorurtheilslosigkeit für den Mann und für die Frau, und weil diese kleinen Bücher so kühn und gerecht eingreifen, bedeuten sie auch einen Merkstein der Entwicklung.

* * *

In der Zerfahrenheit unserer modernen Zeit erringen sich die meisten Künstler keine Weltanschauung; und da sie nicht aus ihrer eigenen temperamentvollen Weltanschauung heraus das Leben in seinen tiefen Zusammenhängen und treibenden Kräften aufzuweisen vermögen, so verbergen sie das Fehlen dieser bedeutungsvollen Lebenswahrheit hinter

*) Vielleicht thatest Du recht so . . . Du besitzt die Melodie des Liedes, das er in Dir spielte. Kein Mann spielte je auf mir. Ich bin wie eine Harfe, die bei Seite gelegt wurde, bis die Saiten verdorben sind, und ihr entlockte niemals irgend wer ihre tiefste Musik.

aneinandergefügten zahllosen guten Einzelbeobachtungen über des Daseins Außenseite und Oberfläche.

Mrs. Egerton hat eine Weltanschauung; aber sie ist eine Künstlerin, und sie hat ihre eigenartige Weltbetrachtung nicht niedergelegt in Abhandlungen. Die Erzgänge, denen ich in ihren Verzweigungen nachzuspüren suchte, und deren feinste Adern nur in den Büchern selbst zu finden sind, stecken im echten Gestein, das die Sonne bescheint und die Winde umbrausen. Ihre Menschen sind hingestellt und leben; sie leben vielleicht neben uns, geschildert mit aller realistischen Kraft gesunder moderner Kunst; aber diese Kunst bietet mehr wie die meiste moderne Kunst; denn diese kraftvolle Realistik der Beobachtung ist nicht Alles; sie ist nur die Form, sie ist die Schale, in der etwas steckt, was des Aussprechens und des Denkens werth ist; und Kern und Schale ist eins, gehört untrennbar zu einander. Es ist in den besten Stücken Kunst, die getreulich Leben gibt, und die des Lebens wissenswerthe Geheimnisse enträthselnd offenbart.

Nichts Abstraktes steckt in diesen Büchern; ernst oder lustig und immer bewegt und immer farbig wird erzählt, nur manchmal verschleiert, wie von leichtem Nebel oder beleuchtet von milder Sternennacht, und die Klugheit, die diese Erzählungen bergen, ist nicht gravitätisch, sondern oft genug humorvoll, wie die ganz echte Klugheit zu sein pflegt.

Aus diesen Büchern weht ein frischer und ein gesunder Wind, manchmal ein Sturm wie an der Meeresküste, an der die Menschen aller dieser Erzählungen heimisch sind.

P. Nathan.

Zum Zuckersteuergesetzentwurf.

Ich bin darauf aufmerksam gemacht, daß die von mir in Nr. 9 dieser Zeitschrift angestellten Berechnungen über die verschiedenartige finanzielle Wirkung der projektirten Betriebssteuer, je nachdem es sich um große oder um kleine Fabriken handelt, in Folge einer irrigen Auslegung des § 65 des Entwurfs nicht ganz zutreffend seien. Ich sei davon ausgegangen, daß die staffelweise ansteigende Betriebssteuer wie bei der Einkommensteuer zur Berechnung komme, d. h. in der Weise, daß der höhere Satz stets für das gesammte Produktionsquantum angerechnet werde, während es die Meinung des Entwurfs sei, immer nur die Mengen mit dem höheren Satz zu treffen, welche die vorherige Stufe überschritten. Nach erneuter Prüfung des § 65 vermag ich diesen Einwand nicht ganz zurückzuweisen, und nach einigen mir bekannt gewordenen ähnlichen Berechnungen von Steuerbeamten scheint das preußische Ministerium in der That den letzteren Berechnungsmodus beabsichtigt zu haben. Die Benachtheiligung der größeren Betriebe gegenüber den kleineren würde danach nicht ganz so groß sein, wie ich sie zahlenmäßig in den vorgeführten Beispielen errechnet habe. Während ich bei der Gegenüberstellung zweier Fabriken mit Produktionsquanten von je 80 000 bezw. 40 000 Doppelcentner auf eine Differenz von 0,40 Mark per Doppelcentner zu Ungunsten der größeren Fabrik kam, würde die Differenz nur 0,19 Mark per Doppelcentner betragen. Meine allgemeinen Betrachtungen und die an die Differenzen geknüpften Schlußfolgerungen werden durch diese Zahlenänderung nicht berührt.

C. Wilbrandt.

Kunstgeschichtliche Werke.

Das muß man unseren Gelehrten lassen, daß sie eifrig bemüht sind, die Ergebnisse ihrer Forschungen weiteren Kreisen mitzutheilen. Der angesehenste Kunsthistoriker seiner Zeit, Anton Springer, schrieb ein Textbuch zu Seemann's Kunsthistorischen Bilderbogen. Jetzt erscheint das Werk als Handbuch der Kunstgeschichte von A. Springer (Leipzig, E. A. Seemann), indem die Bilder — theilweise erneuert — in den Text eingefügt sind, und einer unserer gelehrtesten Archäologen, Adolf Michaelis in Straßburg, hat die erste Abtheilung, die das Alterthum behandelt, durchgesehen und ergänzt. Möge das Buch recht oft als Weihnachtsgeschenk verwendet werden, denn es ist für Jeden, der sich über den Gang der Kunstgeschichte eine Uebersicht erwerben will, ein zuverlässiger Führer. Darf man einen Wunsch äußern, so wäre es, daß das erste Kapitel entweder umgearbeitet oder weggelassen werde. So wie es ist, kann sich der Anfänger in seinen knappen und zum Theil einander widersprechenden Andeutungen schwerlich zurecht finden: auch die Abbildungen sind ungenügend, das Thier- und Pflanzenornament ist gar nicht vertreten.

Mit diesem Werke ist freilich das Verlangen nach einer populären Kunstgeschichte in ausführlicher Erzählung noch immer nicht erfüllt. Die zahlreichen Versuche dieser Art, welche die Werke des verstorbenen Lübke ersetzen sollen, sind durchweg ungenügend ausgefallen. Auch die kürzlich erschienene Geschichte der christlichen Malerei von Professor Erich Frantz in Münster ist ungleich und in wichtigen Partien oberflächlich gearbeitet. Ein umfassenderes Unternehmen hat die ungemein rührige Verlagshandlung Grote in Berlin begonnen unter dem Titel: „Allgemeine Kunstgeschichte von Prof. Dr. Alwin Schultz. Die zahlreichen Illustrationen zur Architektur der Renaissance, welche den Text der ersten Lieferungen begleiten, sind klar und anschaulich. Unter den größeren Abbildungen, die diesen Heften beigegeben sind, ist auch Skulptur und Malerei — zum Theil in Farbendruck — reichlich vertreten. Ungenügend scheint mir nur für die Gemälde die Wiedergabe in Kupferstichen in trüber Färbung und ganz unglücklich wirkt ein Botticelli in etwas rohem Farbendruck. Der Text ist von dem bekannten Kunstgelehrten Schultz in Prag geschrieben. Gleich auf der ersten Seite stolpere ich über den Satz: „in Rom war allein das Reiterstandbild des Marc Aurel und die auf dem Monte Cavallo stehenden Kolossalstatuen der Dioskuren der Zerstörung entgangen; andere Statuen dürften kaum in Italien noch vorhanden gewesen sein; so waren einzig und allein die Reliefs an den Bauwerken, die Skulpturen der hier und da erhaltenen Sarkophage, vor Allem die in großer Menge geretteten geschnittenen Steine, welche den Bildhauern des Mittelalters eine Vorstellung von der Plastik der Römerzeit vermitteln konnten."

Der Verfasser vergißt zunächst die beiden Flußgötter, welche neben den Dioskuren auf dem Quirinal standen, dann das vom Löwen zerrissene Pferd, von dem Michaelis nachgewiesen hat, daß es schon zu den Zeiten des Cola di Rienzi am Aufgang zum Capitolsplatze stand. Außerdem ist doch nicht gesagt, daß alle die Statuen nicht vorhanden waren, die nicht ausdrücklich erwähnt werden. Es ist zum Beispiel sehr wahrscheinlich, daß die Bronzestatuen des Camillus und des Dornausziehers, die Sixtus IV. 1471 mit der berühmten Wölfin auf das Capitol brachte, niemals vergraben waren. Schon die Erhaltung beider Werke spricht dafür. Daß man auch im Mittelalter ein offenes Auge für die antiken Bildwerke hatte, zeigen die Nachbildungen einer Sphinx in S. Giovanni, in Laterano, Nepi und Viterbo. Besonders der Dornauszieher hat, wie es scheint, großen Eindruck gemacht. Man findet nämlich eine Figur in gleicher Haltung unter den Skulpturen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, in denen die Monate personifizirt sind. Es sind kleine Genrebilder, welche die Thätigkeit der Menschen nach den Jahreszeiten schildern. Da ist der Pflüger und der Schnitter, der Jäger und der Fischer, die Wein- und Obsternte, das Keltern und das Schlachten in einzelnen Figuren anschaulich wiedergegeben. Die Miniaturen und Mosaiken des Alterthums hatten die Vorbilder geliefert und die Kirche, die das ganze menschliche Leben in ihren Gedankenkreis zog, verwendete sie als lebendigen Schmuck, namentlich an den Portalen. Der Monat März ist nun gewöhnlich auf einem Horne blasend dargestellt oder auch einen Baum beschneidend. Aber am Portal des Baptisteriums zu Pisa sitzt er in Rock und Mantel auf einem Klappstuhl, den linken Fuß auf dem rechten Knie, mit beiden Händen Gelenk und Sohle fassend, ganz wie der Dornauszieher. Dieselbe Figur erscheint unter den Monatsbildern an einem Taufstein in Lucca aus dem zwölften Jahrhundert und am Portal des Doms von Parma, endlich auch an dem berühmten Brunnen auf dem Domplatz in Perugia. Hier ist die Darstellung eine doppelte: die eine Figur beschneidet einen Baum, die andere hat den einen Schuh ausgezogen und schneidet die Schwielen am Fuß. Die Erklärung verdanke ich dem liebenswürdigen Konservator des Museums in Perugia, Herrn Angelo Lupatelli. Sie ist in dem Verse gegeben: Nel Marzo — Ogni villan va scarzo (für scalzo), „im März zieht der Bauer die Schuhe aus".

Mein Kollege von Falke theilte mir mit, daß eine gleiche Figur sich auch an einem romanischen Säulenkapitell in Ravello findet. Anton Springer hatte dieselbe auf einem Grabdenkmal aus dem elften Jahrhundert im Magdeburger Dom gefunden und mit dem antiken Dorn-

auszieher in Verbindung gebracht. Ebenso glaubte man beweisen zu können, daß Brunellesco die Bronzestatue gekannt habe, weil eine ähnliche Gestalt auf dem Relief mit dem Opfer Isaaks vorkommt, das er in der Konkurrenz für die Thür des Florentiner Baptisteriums gearbeitet hat. In beiden Fällen braucht man, wie mir scheint, nicht auf die Antike zurückzugehen, da den Künstlern ja die Monatsbilder bekannt sein konnten. Für diese aber wird die Figur schwerlich neu erfunden sein. Sie sind zumeist ängstlich im Profil gehalten, was bei den Anfängen der Naturnachahmung wohl begreiflich ist. Erst ganz spät im Baptisterium zu Parma hat diese Genrekunst zu freier Gestaltung sich entfaltet. Wenn also schon von Anfang an für den März diese künstliche Stellung verwendet wurde, so ist wohl anzunehmen, daß man ein vorhandenes Monument nachahmte. Denn ein Kunstwerk ist dem Anfänger immer verständlicher als die Natur selbst: es erspart ihm gewissermaßen die konzentrirte Beobachtung. Daß man den Dornauszieher dazu benutzte, ist um so wahrscheinlicher, als man diesen selbst schon in dem Sinne der Monatsbilder gedeutet hat: bei seiner ersten Erwähnung im Jahre 1500 heißt er il Marzo.

C. Aldenhoven.

Michail Bakunin's sozial-politischer Briefwechsel mit Alexander Herzen und Ogarjow. Mit einer biographischen Einleitung, Beilagen und Erläuterungen von Prof. Michail Dragomanow. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Prof. Dr. B. Minzes. (Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Bd. VI. Stuttgart. 1895. Cotta. CX und 420 S.)

Von den merkwürdigen Quellenwerken zur Geschichte des politischen, sozialen und geistigen Lebens des modernen Rußland, die wir der „Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten" verdanken, ist in dieser Zeitschrift schon öfter die Rede gewesen. Der zuletzt erschienene Band dieser „Bibliothek" macht uns mit Bakunin bekannt, mit dem Vater desjenigen Anarchismus, der durch organisirte Gemeindeaufstände auf den Trümmern der centralisirten Staaten freie Föderationen errichten zu können wähnte, mit dem slavischen Revolutionär, dessen wilder, phantastischer Thatendrang sich über den ganzen Welttheil erstreckte, und der von der Bühne verschwand, ohne eine Spur schöpferischen Wirkens zu hinterlassen. Je dunkler der zerrissene Lebenslauf und die zerrissene Geistesart des Mannes bisher waren, desto werthvoller sind die brieflichen Zeugnisse, die der kürzlich in Sofia verstorbene Professor Dragomanow gesammelt und die sein Freund und Kollege Minzes ins Deutsche übersetzt hat. Die Namen beider fanden sich schon im vierten Bande der „Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten" zusammen, der das deutsche Publikum Kawelin's und Turgenjew's sozial-politischen Briefwechsel mit Herzen kennen lehrte. (S. „Nation" 1895 S. 200). In der That ist zwischen jener älteren und der neueren Sammlung von Korrespondenzen ein gewisser innerer Zusammenhang. Beide ergänzen sich, insofern dort das Mißlingen einer liberalen, hier das Mißlingen einer revolutionären Bewegung in Rußland unter Alexander II. erklärt wird. Da aber Bakunin auch in so vielen nicht russischen Kreisen als Agitator, Redner, Publizist eine einflußreiche Rolle spielte, so eröffnet sein Briefwechsel dem Historiker ein noch weiteres Feld.

Leider sind die Briefe aus der Zeit von 1840—1860, die ihn als Hegelianer auf der Universität Berlin, als Mitarbeiter Arnold Ruge's, als Kämpfer mit Wort und That in Frankreich, Oesterreich, Deutschland während der Revolutionsjahre, als Gefangenen und sibirischen Strafkolonisten zu zeigen haben, lückenhafter als man wünschen sollte. Indessen finden sich gerade aus der sibirischen Periode einige äußerst interessante Briefe. Bakunin's Verachtung der gebildeten russischen Gesellschaft, der „prügelfreien Stände", wie er sie nennt, spricht sich in ihnen ebenso kräftig aus wie seine unerwartete Bewunderung Murawjew's, der „durch die Bauernort Petersburg zur Vernunft zu bringen" und „durch eine vernünftige Diktatur das jetzt an Noth, Diebstahl, gegenseitiger Unterdrückung, fruchtlosem Geschwätz und Abgeschmacktheit zu Grunde gehende Rußland zu retten hofft". Von der Zeit an, da Bakunin aus Sibirien entkam, über Japan nach Amerika, dann da nach England gelangte, um fortan bald hier bald dort seiner Minirarbeit zu leben, quillt der Strom der Korrespondenz viel reicher. Besonders wichtig ist der schriftliche Gedankenaustausch mit Herzen und Ogarjow, in dem der tiefe Gegensatz, der den maßlosen Phantasten und Verschwörer von den Freunden trennte, deutlich zu Tage tritt. Seine leidenschaftliche Bekämpfung des „Mazzini- und Garibaldikultus", seine versteckte Feindschaft gegen Karl Marx, sein Auftreten auf den Kongressen der „Friedens- und Freiheitsliga", sein unheilvolles Verhältniß zu Netschajew, seine Wühlerei während des deutsch-französischen Krieges, alles dies und manches sonst, was Bakunin's Ruf nicht verbessern wird, findet in diesem Werke eine grelle Beleuchtung. Niemand, der die unterirdische Geschichte Europas in den Jahren 1861—1871 verfolgt, darf es unbenutzt lassen.

Der Herausgeber hat dafür gesorgt, durch eine sehr ausführliche Einleitung, durch lehrreiche Erläuterungen und vor allem durch Einflechtung und Zufügung anderer Dokumente die Korrespondenz zu ergänzen. Obwohl, wie er mit Recht sagt, die Schriftstellerei Bakunin's stärkste Seite nicht war, sind doch schwer zugängliche und zerstreute Erzeugnisse seiner Feder, wie der Aufruf an die Slaven von 1848, das Programm und die geheimen Statuten der „Alliance de la Démocratie sociale", die Proklamation an die russischen Studenten von 1869 u. a. für die Erkenntniß seiner Ideen unerläßlich. Sie zeigen, um mit Dragomanow zu sprechen, „daß er sich den Uebergang der bestehenden militärisch-büreaukratischen Staaten in föderative nicht durch eine Reihe politisch-administrativer Reformen, sondern durch einen die Staaten vernichtenden Kataklysmus" vorstellte. Dabei pflegte er bis zuletzt „die alte philosophische Dialektik der dreißiger Jahre anzuwenden, indem er seine Hoffnungen, wenigstens in den Gesprächen mit seinen jungen Freunden, in folgender Weise formulirte: „Das Staatsthum (Centralisation) ist die These, die Anarchie oder Amorphismus — die Antithese, die Föderation aber wird die Synthese sein." — Dem Uebersetzer ist man für seine gelungene Arbeit sehr viel Dank schuldig, da ohne diese das westeuropäische Publikum von allen hier angehäuften Materialien keine Kenntniß erhalten haben würde. Druck- oder Lesefehler, wie sie sich besonders bei der Wiedergabe von Namen eingestellt haben, (z. B. „Flurance" statt „Flourens", „Knüsebeck" statt „Knüsel", „Jakaby" statt „Jacoby") müßten bei einer zweiten Auflage verbessert werden.

A. St.

Das Leben des Generals Aug. von Goeben. Von Hauptmann Zernin. Bd. I. Berlin. 1895. Mittler.

General von Goeben war eine der hervorstechendsten Persönlichkeiten des deutschen Heeres unter Wilhelm I. Lang, mager, ungewöhnlich kurzsichtig und stets mit der Brille bewaffnet, unfähig, „eine Kompagnie auch nur über den Rinnstein zu führen", war er ein Stratege ersten Ranges und dabei von tollkühnem Muthe. Den hat er als Offizier der spanischen Karlisten, bei denen er sich Wunde auf Wunde holte, ebenso bewiesen wie nachher im Dienste Preußens, den er, der geborene Hannoveraner, von jeher begehrt hatte. Das Interessanteste an diesem ersten Bande der treu und einfach geschriebenen Biographie sind die Briefe Goeben's an seine Gemahlin während des dänischen Feldzuges von 1864. Er spricht sich darin über den Prinzen Friedrich Karl in einer Weise aus (S. 313, 323), die beweist, wie sehr die militärischen Fähigkeiten dieses Fürsten von dem Parteigeiste übertrieben worden sind, der in ihm den Nebenbuhler des allzu „liberalen" Kronprinzen Friedrich Wilhelm sah. Man weiß aus Bernhardi's Denkwürdigkeiten, wie die feudale Partei Alles that, um im Heere den Kronprinzen zu verleumden und als einen weichlichen, soldatisch unbrauchbaren Mann darzustellen. Um so erstaunter ist Goeben, wie während jenes Feldzuges der Kronprinz „sich hier ganz vortrefflich macht, zur Freude aller Einsichtigen. Sehr besonnen, sehr verständig und von allerbester Einwirkung dem alten Wrangel gegenüber". Bald darauf nennt er in einem vertraulichen Briefe den Prinzen in militärischen Dingen „außerordentlich klar und umsichtig" (S. 304). — Möge dieses Zeugniß aus berufenstem Munde, vereint mit so vielen anderen, dazu dienen, das Andenken des edelsten Fürsten vollends von den Nachwirkungen jener junkerlichen Ausstreuungen zu reinigen, die selbst auf unparteiische Gemüther nicht ohne Einfluß geblieben sind.

—n.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 12. Berlin, den 21. Dezember 1895. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (inkl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 189[illegible] unter Nr 4809 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der Abgang des Herrn von Köller zieht noch eine Reihe von Preßerörterungen hinter sich her. Politisch uninteressant sind dabei jene Auseinandersetzungen, die sich mit den Einzelheiten darüber beschäftigen, wie, bei welcher Gelegenheit Herr von Köller sich selbst die Grube gegraben hat. Fest steht, daß Herr von Köller ging, weil andere Minister dem Kaiser erklärten, sie würden mit diesem Manne nicht ferner zusammen arbeiten; sie oder er, das war die Alternative, mochte sie auch verhüllt und unter den üblichen zurückhaltenden Formen gestellt worden sein. Herr von Köller, der aus Ministerialsitzungen Mittheilungen an dritte Personen gemacht hatte, besaß nicht ferner das Vertrauen seiner Kollegen.

Waren es alle seine Kollegen, die so dachten? Man behauptet, daß wenigstens Herr Miquel einen vorsichtigeren Weg gewandelt ist; und diese Behauptung wird geglaubt, denn daß Herr Miquel, der Nationalliberale ci-devant, seinen Platz neben Herrn von Köller, dem Kreuzzeitungspolitiker seit jeher, gefunden hat, ist bekannt genug.

Also man nimmt an, daß das Ministerium auch jetzt noch, mit Herrn Miquel in seiner Mitte, von dem Zustand entfernt ist, den man „innere Geschlossenheit“ zu nennen pflegt.

Das ist eine Thatsache, die in konservativen Kreisen mit Befriedigung aufgenommen wird. Die Befriedigung der Konservativen steigerte sich alsdann durch den Umstand, daß man in dieser Sphäre annimmt, Herr von Köller sei freilich gegangen; aber das Mißfallen des Monarchen sei den „siegreichen“, in dieser Frage aktiv vorgegangenen Ministern geblieben. Unter sothanen Umständen fetirten denn auch die Konservativen ihren scheidenden Herrn von Köller außerordentlich fidel und markirten auch durch diese Fidelität, auf welche Seite sie sich stellen; und sie sind nicht einmal besonders vorsichtig in dem publizistischen Ausdruck der Hoffnung, daß es ihnen jetzt endlich gelingen wird, die vorausgesetzte Mißstimmung zwischen Kaiser und Kanzler zu benutzen, um in Kurzem eine neue Kanzlerkrisis herbeizuführen und dann an den leeren Platz einen der ihren zu setzen, der vor Allem der ihre ist. Man benamste das in der guten Zeit mit dem loyalen Ausdruck: Den Monarchen in die Hand kriegen.

Die Hoffnungen erreichten schließlich ihren Höhepunkt durch den Besuch des Kaisers beim Fürsten Bismarck; auch diesen Vorgang deutete man dahin, daß schwarze Schatten auf die gebliebenen Minister zu fallen beginnen.

Solche Anschauungen zeigen sich in der Tagespresse und nicht nur in dieser deutlich genug; sie zeigen sich vor Allem auch dadurch, daß man Herrn von Köller als einen großen Charakter und Politiker tendenziös gegenüber den gebliebenen Ministern zu feiern beginnt, obgleich dieselben Kreise bisher der Ansicht waren, daß Herr von Köller zu Gunsten des konservativen Parteiinteresses viel zu wenig geleistet hatte.

Die lustigste Verwendung finden bei dieser neuesten Veranstaltung zur Errichtung von Ehrenpforten für Herrn von Köller aber die Antisemiten; sie vor Allem haben Hand anzulegen, damit solche Zeichen der Verehrung den nöthigen Eindruck bei dem Monarchen machen und den nöthigen unangenehmen Eindruck bei den gebliebenen Ministern. Die armen Antisemiten! Wenn sie wüßten, wie oft ihr neuester Heros, der Herr von Köller, mit ausgesuchter Höflichkeit, die ihm eigen sein kann, seine Karte in Frankfurt a. M. bei dem Herrn von Rothschild abgegeben hat, und Herr von Rothschild ist kein antisemitischer Heros

Der Oberkirchenrath hat einen Erlaß veröffentlicht, der lang genug ist, aber kurz und bündig den folgenden Sinn birgt: Die Pastoren haben sich nicht ferner um Politik und nicht um soziale Aufgaben zu bekümmern; denn

„Gott hat die Kirche nicht zur Schiedsrichterin in weltlichen Sachen gesetzt."

Ueber diesen Erlaß äußert sich ausführlich „das Volk", in dem Herr Stöcker seine Veröffentlichungen zum Besten gibt. „Das Volk" überschreibt jenen Artikel, der diesen Gegenstand behandelt, mit den Worten: „Auch ein Zickzackkurs", und in diesem Falle wird der Beweis für die Richtigkeit des Gedankens der Ueberschrift mit aller Klarheit erbracht.

Im Jahre 1879 erging ein Erlaß, der den Predigern Zurückhaltung in öffentlichen Angelegenheiten leise anräth; jene Zurückhaltung wird hier anempfohlen, „welche das Amt, das Wort der Versöhnung zu predigen, mit sich bringt". Im Jahre 1890 erfolgte dann wiederum ein Anschreiben, in dem die Geistlichen aufgefordert wurden:

„in den Städten wie auf dem Lande zu versuchen, daß der Geistliche in freien Versammlungen, verbunden mit Rede und Gegenrede, den Arbeitern unter die Augen tritt und Vorurtheile zerstreut."

Dieses Anschreiben begrüßte Herr Stöcker in der „Deutsch-Evangelischen Kirchenzeitung" vom 3. März 1890 freudig; er sagte:

„In diesen Sätzen ist das eigenthümlich Neue der kirchenregimentlichen Stellung zu den sozialen Fragen enthalten; sie gehen weit über den Erlaß des Jahres 1879 hinaus. Damals wurde genau umschrieben, was der Geistliche thun dürfe; heute wird ihm gesagt, was er thun soll. Und die Volksversammlung mit ihrer sozialen Arbeit ist die Stätte, die ihm angewiesen wird: Gott sei Dank, daß wir endlich soweit sind! Der evangelischen Kirche fehlte bis jetzt neben der äußeren und inneren Mission die Rettungsarbeit an dem Volksleben selbst, diese wird nun gefordert. Wir haben sie früher als die öffentliche Mission bezeichnet. Ihre Stunde ist gekommen. Auch wir rufen der Kirche zu: Auf zur Arbeit! Auf zur öffentlichen Mission!"

Und in der Versammlung der christlich-sozialen Partei vom 1. Mai 1890 führte Herr Stöcker aus:

„Jetzt hat der Evangelische Oberkirchenrath in der sozialen Frage eine Ansprache an die Geistlichen und eine an die Gemeinden gerichtet, wonach die Pastoren die Arbeiter zusammenrufen und in öffentlicher Versammlung mit ihnen über die sozialen Fragen berathen sollen. Bedenken Sie den Umschwung, der darin liegt. Vor 10 Jahren wurde den Geistlichen verboten, in Versammlungen zu gehen. Heute werden sie von der obersten Kirchenbehörde dazu aufgefordert. Einen größeren, heilsameren Umschwung kann man sich kaum denken. Die Kirche soll eben nicht mit untergeschlagenen Armen dastehen, sondern sie soll dem falschen den gesunden Sozialismus entgegensetzen."

Und wieder ein paar Jahre später ist es zu Ende mit der Stöcker'schen „öffentlichen Mission". Also: Ordre, contreordre — désordre; denn auch die fehlt nicht, wie die Auseinandersetzungen mit Herrn Naumann und Genossen beweisen.

Der neueste Erlaß wirft also das große Werk des „neuen Luther", des Herrn Stöcker zum alten Eisen; seine That war keine heilsame, sondern seine That war vom Uebel; und die sich von ihm haben verleiten lassen, die müssen zur Umkehr gebracht werden Vielleicht denkt man übermorgen wieder anders

Gewiß hat Herr Stöcker unheilvoll genug für unsere öffentlichen Zustände gewirkt; das ist von den Liberalen schon einige Mal und seit einiger Zeit gesagt worden; aber das Unheil, auf das die Liberalen hingewiesen haben, ist den Behörden nie groß genug erschienen, um sie zu veranlassen, warnend ihre Stimme zu erheben. Niemals; die Hetze gegen die Juden, gegen die Börse, gegen das Großkapital, gegen die Liberalen wurde übersehen; aufmerksam wurden die Behörden jedoch, als einige junge Geistliche sich die Verhältnisse auf dem flachen Lande bei den Großgrundbesitzern anzusehen begannen und mit ihrer Kritik dieser Zustände nicht zurückhielten; da dauerte es nicht Wochen und man griff zu, wo man Jahre lang nicht zugegriffen hatte; und die Herren Geistlichen, die sich um Judenemanzipation, Börse, Großkapital, Liberalismus und Sozialismus hatten bekümmern dürfen und sollen, bekamen nun zu hören, als sie die ländlichen Arbeiterverhältnisse anrührten: Meine Herren Pastoren, die Politik bitten wir den Politikern zu überlassen; sie haben nur um die Kirche zu sorgen.

Das ist eine instruktive Entwicklung, die den Herren Landgeistlichen zeigen wird, daß jenes verständige Maß von Freiheit für All und Jeden, welches die Liberalen verlangen, eine ganz nützliche Sache ist; und diese Entwicklung zeigt ihnen ferner, mit welcher Ehrlichkeit die Konservativen Sozialpolitik und Mittelstandspolitik und soziales Christenthum und einige andere beliebte und schöne Worte in Thaten umsetzen.

Die Anzeichen versöhnlicher Annäherung zwischen Paris und Berlin traten letzter Zeit deutlich hervor. Während die Damen Judic und Segond-Weber hier im Neuen Theater auftreten, haben die Herren Arendt, von Kardorff und Graf Mirbach in Paris Gastvorstellungen gegeben und wissen die ihnen zu Theil gewordene gute Behandlung nicht genug zu rühmen. In der neuesten Nummer seines Wochenblattes verkündet Herr Arendt nicht nur den nahe bevorstehenden Sieg der Doppelwährung, sondern zugleich das Wehen eines neuen Völkerfrühlings. Es fehlt wenig, so könnte man aus diesen Verkündungen herauslesen, daß die bevorstehende Konferenz nicht nur das Verhältniß von $15\frac{1}{2}$ zu 1, sondern auch eine allgemeine Entwaffnung zum Gegenstand haben werde.

Mit größter Genugthuung kann man es begrüßen, daß dreiundfünfzig ordentliche Professoren der Berliner Universität, Männer von Treitschke bis Virchow und Mommsen, Männer zum Theil mit Weltruf, sich öffentlich gegen den Inhalt jenes Gutachtens über die Stellung der Privatdozenten erklärt haben, das Herr Prof. Hinschius erstattet hat.

Diese Erklärung konnte sich nur gegen den Standpunkt des Herrn Professor Hinschius richten, denn der Oeffentlichkeit war für ihre Kritik eine andere reale Unterlage nicht geboten worden; thatsächlich aber bedeutet diese eindrucksvolle Kundgebung der Berliner Professoren etwas ganz anderes, als die Mittheilung: Wir sind anderer Ansicht wie unser Kollege, der Herr Professor Hinschius

In so feierliche Form kleidet man keine wissenschaftliche Kontroverse über die Auslegung von ein paar Paragraphen geschriebenen Rechtes, ergänzt durch das Gewohnheitsrecht langer Jahrzehnte, das Herr Hinschius außer Ansatz zu lassen für geboten hielt. Diese korporative Erklärung bedeutet: Wir wollen die Universitäten nicht büreaukratisch reglementiren lassen nach den jeweiligen Bedürfnissen eines jeweiligen Ministers; wir haben es abgelehnt, gegen Privatdozenten einzuschreiten, die sittlich und wissenschaftlich untadelhaft sind, und gegen die vorgegangen werden sollte ausschließlich darum, weil sie eine bestimmte politische Ansicht vertreten oder weil sie vielleicht einmal bei öffentlicher Diskussion ein Wort gebraucht haben, das den Ohren einer Exzellenz nach Jahr und Tag noch empfindlich klingt. Das wollen wir nicht, und wir wollen auch nicht, daß die Privatdozenten künftighin nicht mehr dem Körper der Universität unterstellt sind, sondern irgend einer büreaukratischen Instanz, die damit in der Lage wäre, den wissenschaftlichen Nachwuchs so zu züchten, wie es ihr gefällt, und wie es für die Freiheit der Wissenschaft unerträglich sein könnte; auch das wollen wir nicht.

Daß die Berliner Professoren bei solchem Standpunkt die überwältigende Masse der Nation hinter sich haben würden, steht außer Zweifel.

Nachdem Herr Cleveland handelspolitische Drohungen gegen Deutschland gerichtet hat, veröffentlicht er nunmehr eine Botschaft, die fast kriegerische Drohungen gegen England enthält. Präsident Cleveland verlangt nicht weniger und nicht mehr, als daß England seinen Grenzstreit mit Venezuela nach den Diktaten der Union regele; anderenfalls werde man mit der offenen Feindschaft der Union zu rechnen haben.

Diese Botschaft wird ihre Wirkung verfehlen; denn solange der chauvinistische Wahnsinn nicht eine souveräne Macht ist, werden England und die Union nicht darum einen ungeheuren Krieg beginnen, weil in Südamerika, Venezuela und das vereinigte Königreich sich streiten, ob die Grenze der beiderseitigen Territorien ein paar Meilen näher oder ferner vom Laufe des Orinoko zu ziehen sei. Für eine solche Frage werden die Yankees nicht schießen und die Engländer werden für solche Frage nicht zurück zu schießen brauchen.

Wir sind daher auch überzeugt, daß der Schachzug Cleveland's, den man auf Bedürfnisse der inneren Politik zurückführt, eine gefahrvolle Bedeutung nicht hat; aber er wird Cleveland viele persönliche Sympathien, die er besaß, rauben.

Staatsminister oder Hofminister?

Herr von Köller ist als Minister beseitigt. Die Ausscheidung hat sich offenbar unter Schwierigkeiten vollzogen; die Krone hat ersichtlich nur ungern auf die ferneren Dienste des schneidigen Sozialistenbekämpfers verzichtet. In diesem Umstande liegt ein Moment der Schwäche für die Sieger im Ministerium. Alle unsere Minister, einschließlich des Reichskanzlers, werden nur gehalten durch die Krone. Sie besitzen keine selbständige Stütze in einer Mehrheit des Parlaments, noch eine solche in dem Vertrauen der Bevölkerung. Fürst Hohenlohe ist allerdings durchaus nicht unbeliebt oder gar verhaßt. Die besonnenen Elemente der Bevölkerung wünschen sogar die Fortdauer seines Regiments, weil sie davon überzeugt sind, daß ein Wechsel bloß Schlimmeres bringen wird. Aber diese Stimmung setzt sich politisch nur in das Bestreben um, dem gegenwärtigen Reichskanzler keine unnöthigen Schwierigkeiten zu bereiten, sie führt ihm aber keine entschlossenen Anhänger zu. Wohlwollende Neutralität: mehr hat er kaum zu erwarten. Seine Diplomatie sucht beständig Mittelwege; er vermeidet die Liebe wie den Haß der Parteien. Wie die Dinge einmal liegen, ist das für ihn vielleicht die einzig mögliche Politik; aber der leiseste Windstoß königlicher Ungnade wird ihn abwerfen wie ein welkes Blatt. Persönlich wird er dieser Entwicklung vermuthlich mit weltmännischer Gelassenheit entgegensehen; aber ein aktiver Staatsmann kann sich den Luxus philosophischer Skepsis nur auf Kosten seines politischen Einflusses gestatten. Er muß Hammer oder Amboß sein. Wer nicht Hammer sein will, um der Gefahr zu entgehen, einmal Amboß zu werden, der kann in unserer Zeit nur transitorische Bedeutung haben.

Der Staatsmann, der Deutschland in der gegenwärtigen verworrenen Zeit noththut, muß eine eigene Politik treiben. Es kann sogar dieselbe Politik sein, wie sie Fürst Hohenlohe zu führen — wünscht, aber das Volk muß das Gefühl haben, einem selbständigen Staatsmann, und nicht einem bloßen Vollstrecker des kaiserlichen Willens, gegenüber zu stehen. Heute glaubt man aus jedem gewichtigen Wort, das ein Minister spricht, herauszuhören, in welchem Grade dasselbe von dem Verhältniß des Redenden zum Monarchen beeinflußt wird; und wenn von der Ministerbank gelegentlich einmal eine besonders kräftige Rede gegen die Sozialdemokratie erfolgt, so bemächtigt sich der Zuhörer im Parlament fast regelmäßig das Gefühl: jetzt spricht nicht der Staatsmann, sondern der Hofmann.

In dem gegenwärtigen Verhältniß der Minister zur Krone liegt eine Hauptquelle unserer politischen Schwierigkeiten. Diese Quelle wird verstopft werden, sobald die Minister auch bei uns — wie in anderen konstitutionellen Ländern — nicht in die Amtswohnung einziehen ohne ein Gepäck eigener politischer Ideen mitzubringen. In England, in Frankreich, in Italien, in Ungarn u. s. w. kann gar kein Staatsoberhaupt daran denken, einen Minister zu gewinnen, der keinen anderen Ehrgeiz hat, als den, der Vollstrecker des allerhöchsten Willens zu sein. Die Berufung ins Ministerium bedeutet die Anerkennung einer aus der politischen Vergangenheit des Berufenen erkennbaren politischen Richtung, die das Staatsoberhaupt so lange acceptirt, wie das Ministerium dieser Richtung im Amte ist. Bei uns ist in konstitutioneller Beziehung aber noch thatsächlich regis voluntas suprema lex.

In diesem Zustande der Dinge liegen Gefahren verschiedenster Art; vor Allem liegt darin eine Gefahr für die Krone. Je deutlicher die Minister als bloße Vollstrecker des königlichen Willens erscheinen, um so leichter verwischt sich in der Meinung der Bevölkerung die Grenze zwischen der Opposition gegen die Maßregeln der Regierung und der Opposition gegen die Krone. Man klagt ja vielfach darüber, daß bei uns das monarchische Gefühl im Sinken sei — eine Thatsache, die Angesichts des starken Anschwellens der Sozialdemokratie kaum zu bestreiten ist —, aber man forscht im Allgemeinen recht oberflächlich nach den Ursachen dieser Erscheinung. Wir glauben nicht fehl zu gehen in der Annahme, daß die Gefahren einer Entfremdung der Bevölkerung von der Monarchie vermindert werden würden, wenn die jeweilige Regierung weniger als bisher als der direkte Ausfluß des monarchischen Willens dargestellt würde.

Wie bedenklich eine solche Entwicklung ist, sehen wir gegenwärtig in dem Kampfe gegen die Sozialdemokratie. Der Kaiser hat kein Hehl daraus gemacht, daß er die Antheilnahme an diesem Kampfe für ein verdienstliches Werk halte. Er hat das deutsche Bürgerthum aufgerufen, sich zu „ermannen" gegen die Sozialdemokratie. Das deutsche Bürgerthum ist dieser Aufforderung bisher recht flau nachgekommen. Bei der kürzlichen Anwesenheit des Kaisers in Breslau soll deshalb auch schon das Wort gefallen sein: von dem feigen deutschen Bürgerthum lasse sich in diesem Kampfe nichts erwarten. Sei das nun Wahrheit oder Legende, der Stimmung gewisser Kreise entspricht die Bemerkung ohne Zweifel. Auch hat das deutsche Bürgerthum bei allen politischen Auseinandersetzungen mit dem preußischen Junkerthum eine solche Lammesgeduld bewiesen, daß man sich über dies freundliche Urtheil kaum wundern darf. Neu ist nur die Art von Feigheit, die es ablehnt, sich zusammen mit der Macht an der Verfolgung Andersgesinnter zu betheiligen. Aber nenne man diese Abstinenz, wie man wolle, Thatsache ist, daß in der Bevölkerung die Neigung nicht zu-, sondern abnimmt, sich an einem Kreuzzuge gegen die Sozialdemokratie zu betheiligen. Wird deshalb die Theilnahme an solchem Kreuzzuge zum Merkmal monarchischer Gesinnung gemacht, so kann die Folge nur sein, daß gar Mancher, der bisher ein loyaler Staatsbürger und guter Monarchist war, aber Politik mehr nach Empfindungen als mit dem Verstande zu treiben pflegte, gerade in Bezug auf den Segen der Monarchie eine Revision seiner bisherigen Ueberzeugungen vornimmt.

Man unterschätze nicht die Bedeutung dieses Abbröckelungsprozesses, der mehr Beachtung verdient, als das Hurrahschreien bei Paraden und Aufzügen. Unseres Erachtens sollten die Rathgeber der Krone dieser Entwicklung einige Aufmerksamkeit schenken, und wenn sie zu ähnlichen Wahrnehmungen kommen, nicht unterlassen, dem Monarchen jenen klaren Wein einzuschänken, den er von seinen obersten Berathern vor Allen verlangen kann.

Th. Barth.

Ueber einige Formen des geselligen Verkehrs.

Liebe Freundin.

Als ich Ihnen jüngst klagte, daß unser Schoßkind „Die Nation“, sich auf alten Brauch berufend, wieder einen Weihnachtsartikel von mir verlange, ich aber fürchte, gerade vom alten Brauch aufgebraucht zu sein, meinten Sie, ich sollte es doch noch einmal wagen und gaben mir obiges Thema dazu. Ich gehorche, wenn auch nicht ohne Zagen, denn das ist ein klippenvolles Gestade. Zwar hab ich einmal vor Zeiten in einer politischen Tischrede unter dem Beifall meiner Zuhörer (Mitesser sind immer ein gütiges Publikum) den Satz ausgeführt, der Mensch solle, was er etwa durch Alter an Autorität erworben habe, dazu verwenden, um sich zu kompromittiren, d. h. um Wahrheiten auszusprechen, die ein Jüngerer nicht wagen dürfte, ohne sich seinen Weg in die Zukunft zu erschweren. Aber im weiteren Fortschreiten der Jahre kommt der Mensch, der sich bekanntlich immer ändert, wenn er nicht zu dumm dazu ist, auch wieder von diesem Uebermuth seiner dritten oder vierten Jugend zurück und zu der Einsicht, daß er besser thue, das kleine Kapital an gutem Namen, welches er zusammengespart haben möchte, nicht auf seine alten Tage leichtsinnig zu verthun. Mit anderen Worten: ich bitte um Nachsicht.

Da Sie mir empfohlen haben, ich solle, um meine Befangenheit los zu werden, aufs Gerathewohl drauf losschreiben, wie mir der Schnabel gewachsen ist, so folge ich diesem Rath, indem ich gleich an die zwei Worte anknüpfe, die zu Häupten dieses Schreibens stehen.

Ich habe nämlich eine gewisse Antipathie gegen das Eigenschaftswort „verehrt“ da, wo es bei uns auch im freundschaftlichen und intimen Briefstil als Form der Anrede allgemein üblich ist. Nun sind zwar Formen, oder, wie man hier vielleicht besser sagen könnte, Formalien in der Hauptsache dazu da, daß man nicht nachzudenken braucht, und sie verlangen daher auch gar nicht, daß man sich bei ihnen etwas denke. Damit bin ich grenzenlos einverstanden, so sehr, daß mir alle Wahrheitsfanatiker im menschlichen Verkehr von Grund aus zuwider sind, heißen sie nun Ibsen oder nur Nordau. Ich behaupte, das gemeinsame Leben wäre nicht eine Stunde zu ertragen, wenn Jeder Jedem jeden Augenblick Alles oder nur das sagen müßte, was er denkt. Als der Mensch, nachdem er vom Baume der Erkenntniß gegessen, entdeckte, daß er nackt sei, beschloß er wohlweislich, sich Kleider anzuschaffen, nicht um sich vor Kälte, sondern um sich und die Anderen vor der nackten Wahrheit seiner körperlichen Erscheinung zu schützen. Ebenso brauchen wir auch für unsere Gedanken und Gefühle Kleider. Der Anstand verlangt, daß wir sie nicht nackt zeigen, und die Gewohnheit, sie nur in Verhüllung zu geben und zu empfangen, erzieht uns dazu, daß wir unsere eignen nicht mehr in ihrer Nacktheit sehen und uns vorstellen, sondern nur in der Form, in der sie zu sehen uns die gute Sitte zur zweiten Natur gemacht hat.

Wie überall, kommt es bei der Anwendung eines Prinzips auch hier darauf an, die richtige Grenze zu ziehen. Wie stark soll man, mit Mephisto zu reden, lügen, wenn man höflich ist? Hier fängt das Reich des guten Geschmacks an, und ihm ist auferlegt, die Schattirungen anzubringen. Ich habe nichts dagegen, daß man in der kühlen Zone des brieflichen Verkehrs zur einfachen Ehrsamkeit seine Zuflucht nehme. Je banaler desto besser. Ehre ist im Grunde beinah das gesetzlich vorgeschriebene Maß von Anerkennung, das ich meinem Nebenmenschen schulde bei Strafe der Beleidigung, und da es in keinem Lande der Welt so viele Beleidigungsklagen aller Dimensionen bis in die vierte des Dolus eventualis hinein gibt, wie in Deutschland, so ist es auch ganz folgerichtig, daß unvertraulicher Weise Einer den Andern als „Geehrter Herr“ oder „Geehrte Frau“ apostrophirt. Um so unnatürlicher ist das, sobald die Beziehung eine etwas wärmere Temperatur annimmt. Wenn ich, wie das täglich geschieht, von einem lieben alten Kameraden, mit dem ich seit Jahrzehnten mich vertragen oder auch gestritten habe, ein Handschreiben erhalte, an dessen Kopf steht „Geehrter Freund“, so ist mir immer, als würde mir ein Eimer Wasser über den Kopf geschüttet; und wenn ich das Vergnügen habe, an eine junge hübsche Dame zu schreiben und soll oben aufsetzen „Geehrte Frau“ oder „Geehrtes Fräulein“, so kommt mir das immer vor, als wenn ich ihr eine Matronenhaube aufstülpte. So fürchterlich steif und zugeknöpft! Man rückt auf zehn Schritt ab. Freilich, die Titel, mit denen wir uns das Leben erschweren, legen sich schon vorher absperrend in den Weg. Denn, um abermals mit Mephisto zu reden, der Doktortitel, der die Weiber vertraulich macht, ist genau das Gegentheil vom Geheimrathstitel in weiblicher Gestalt. „Liebe Frau Geheime Räthin“, das kann man doch ohne Schaudern einer Dame unter, sagen wir, sechzig Jahren nicht schreiben, und es gibt deren, mit diesem Titel versehene, die kaum die Hälfte dieses Wegs zurückgelegt haben. Es ist ja das Unglück für unsere Sitte und ein bezeichnendes, daß wir nicht, wie Franzosen, Engländer, Italiener, Spanier, von lange her die Gewohnheit haben, uns einfach mit Herr und Frau anzureden, und je nach der Ferne oder Nähe der Beziehung diesen Titel mit dem Ehren oder dem Lieben bekränzen können. Aber dem ist nun einmal nicht abzuhelfen. Das Ohr hat sich daran gewöhnt, in „Mein Herr“ einen beleidigenden Unterton zu hören; wer einen Brief so überschrieben empfängt, denkt zunächst, daß ihm ein Duell auf den Leib rückt. „Meine Frau“ ist vollends unmöglich. „Lieber Herr“ und „Liebe Frau“ klingt bald ironisch herablassend, bald unterwürfig zubringlich. In Ladengeschäften und sogar auf öffentlichen Märkten habe ich in neuerer Zeit von Verkäufern öfter die Anrede vernommen: „Mein Herr“ oder „Meine Dame“, und es wäre ganz gut, daß das sich ausbreitete; es könnte sich allmählich so einbürgern, daß das ungewohnte possessive Fürwort „mein“ nicht mehr unsanft berührte, weil man sich nichts mehr dabei dächte. Daß wir so weit noch nicht gekommen, erfuhr ich jüngst, als ein vornehmes Fräulein ganz entrüstet nach Hause kam und sich verschwor, in den bewußten Laden nie wieder den kleinen Fuß zu setzen, denn der Commis habe sie angeredet: „Meine Dame“ und dieses untergeordneten Menschen Dame sei sie doch nicht. Ist unser Ohr nicht an die kurze Formel anderer Nationen gewöhnt, so ist es dagegen ganz vertraut mit der Einflechtung des Familiennamens in die Anrede. Das ist zwar auch nicht schön, aber doch weder unbequem noch steif, und wenn wir uns nur damit befreunden könnten, die Titulaturen wegzulassen, so könnten wir schon einen Schritt nach der Seite anmuthigerer und wärmerer Formen thun, indem wir uns gewöhnten zu schreiben: „Lieber Herr oder Liebe Frau Soundso“, und „Lieber Freund oder Liebe Freundin“. Ich habe selbst im Kleinen erprobt, daß man durch hartnäckige Anwendung seine Korrespondenten zu dieser Formel erziehen kann. Das große Kapitel von den Titulaturen hier anzuschneiden, habe ich nicht den Muth, so sehr es reizen könnte, die tiefgehende Frage zu untersuchen, welche von den zwei Narrheiten die praktischere sei, die französische des rothen Bändchens oder die deutsche des „Raths“ in allen seinen Abstufungen. So weit meine Beobachtung geht, kommt der Herr oder die Frau Kommerzien- oder Regierungsrath mit ihren höheren Potenzen des Geheimen und Wirklichen Geheimen in der Konversation ein wenig aus der Mode; ein Gefühl für das unendlich Zopfige der Sache scheint sich allmählich Bahn zu brechen. Ob es auch mit den Amtstitulaturen so geht, vermag ich nicht zu beobachten, beispielsweise ob in juristischen Kreisen die Anrede „Frau Erste Staatsanwalt“ gebräuchlich ist. Als ich vor einem halben Jahrhundert in Gießen studirte, gab es da eine „Frau reitende Försterin“. Soll man sagen: Frau Geheime Räthin? oder Frau Geheime Rath? Darüber wäre Daniel Sanders zu konsultiren. Seit einiger Zeit haben sich die „Exzellenzen“ so kaninchenhaft vermehrt.

daß man auch über diese Bezopfung allerwegen in der Konversation stolpert. Wie viele Exzellenzen Werth darauf legen mögen, daß man alle zwei Minuten ihnen dieses Epitheton im Zwiegespräch an den Kopf wirft, weiß ich nicht; sicher ist, daß es eine Menge Krähwinkler beiderlei Geschlechts gibt, welche eine stille Wollust durch ihre Glieder rinnen fühlen, wenn sie nicht nur jedem Satz diesen Titel als Vokativ einfügen, sondern auch in der dritten Person von solch einem erhabenen Wesen redend sagen können: „Exzellenz Soundso ist mir im Thiergarten begegnet“.

Wenn dieser unschönen Dinge gedacht wird, so sollen auch die schönen nicht unerwähnt bleiben. Da ist z. B. der biedere Händedruck nach Tisch mit ausdrücklicher oder stillschweigender Segnung der genossenen Mahlzeit. Früher nur in Norddeutschland gebräuchlich hat er sich, seitdem Berlin Reichshauptstadt geworden, mit großer Schnelligkeit über ganz Deutschland ausgebreitet, und die Ausländer, welche den Brauch hier kennen lernen, finden sich mit Vergnügen darein. Es liegt etwas Natürliches und Gutartiges zu Grunde. Nachdem der Mensch sich in Speise und Trank gütlich gethan, fühlt er sich auf der Höhe seines Wohlwollens. Nicht selten kommt auch noch das beseligende Gefühl dazu, nach ach! manchmal mehr als zweistündiger Festgebanntheit auf demselben Stuhl zwischen den zwei selben Nachbarn endlich erlöst zu sein. Es gibt wenig Dinge, über welche die Menschheit so einig ist, als darüber, daß Mahlzeiten mit zahlreichen Gästen und massenhaftem Aufmarsch von Speis' und Trank eigentlich vom Uebel sind. Jedermann preist die Vorzüge der kleinen Tafelrunde mit gemeinsamer Unterhaltung und wenigen Gängen, aber nirgends trifft mehr das video meliora proboque, deteriora sequor zu, als darin. Die Prunkmahlzeit im großen Stil ist so tief in der üppigen Geselligkeit begründet, daß ihre Herrschaft nie aufhören wird, wie sie besteht, seitdem es Luxus und Gesellschaft gibt. Je nach dem Geist der Zeiten herrscht die Mahlzeit oder das Gespräch in der Form der geselligen Zusammenkunft vor. Das, was man den „Salon“ nennt, trägt vorwiegend das Gepräge der Konversation und ist, in diesem seinem engeren Sinne genommen, bekanntlich eine Schöpfung der Pariser Aristokratie aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Das Hotel Rambouillet mit seinen geistreichen Spielereien bildet den Ausgangspunkt. Unter der Regentschaft bekam mit der Ausgelassenheit der Sitten das sinnliche Element das Uebergewicht. Die Soupers Régence sind sprichwörtlich geblieben. Die Gesellschaft der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist durch ihre unabsehbare Memoirenlitteratur die bekannteste von allen. Sie ist das getreue Kaleidoskop jener interessanten Epoche, in welcher alle höfischen und aristokratischen Fehler und Vorzüge, Verfeinerung, Galanterie und Intrigue, sich mit den gewaltigsten vulkanischen Gährungen mischten und über die ganze Welt ihre Anziehungskraft ausübten. Bereits im siebzehnten Jahrhundert kam der Gebrauch auf, den Salon „die Welt“ zu nennen, le monde, und die kleinste aller Welten heißt le grand monde. Als Madame Recamier 1849 starb, meinte Ste. Beuve, mit ihr sei die letzte Personifikation dieser schönen Ueberlieferung zu Grabe gegangen. Hier hatte ganz das geistige Element das luxuriöse überwogen, ohne das der weiblichen Herrschaft auszuschließen. Etwas Aehnliches in verjüngtem Maßstab bot die kleine Berliner Gesellschaft, die sich um Rahel und einige Damen dieses Kreises sammelte. Unter dem Direktorium drang die Politik gleichberechtigt mit der Litteratur in die Salons ein und erstreckte von da ihren Einfluß auf die Staatsgeschäfte. Während des zweiten Kaiserreichs waren die Salons einer der fühlbarsten Mittelpunkte für die Opposition. Da mit wenig Ausnahmen die ganze gute Gesellschaft entweder legitimistisch, oder orleanistisch, oder republikanisch war, sammelte sich hier Alles, was dem bonapartistischen Regiment widerstrebte, und gereichte diesem zu unaufhörlichem Mißbehagen. In diesen Kreisen lernte ich beinah alle interessanten Persönlichkeiten der Epoche kennen und damit den Werth dieser Art des Verkehrs schätzen. Die beliebteste Form war die von Mittagessen von beschränktem Umfang, selten über ein Dutzend, zu welchen am Abend Besucher in großer Zahl stießen. Das Letztere war eigentlich der Hauptzweck, das vorausgehende Diner nur ein Mittel, sich einen festen Stamm zu sichern, während der abendliche Zufluß der offenen Thüre ohne feste Verabredung dem Zufall anheimgestellt war. Die Essensstunde war damals noch sechs Uhr, jetzt ist sie auf acht hinausgerückt. In Berlin beschränkt sich dieser Modus bis jetzt auf wenige schüchterne Versuche. Man scheut sich, seinen Freunden zuzumuthen, daß sie erst nach aufgehobener Tafel kommen, en cure-dents, als Zahnstocher, wie man es scherzhaft im Französischen, aber ohne bösen Nebengeschmack, ausdrückt. Nach meiner Erfahrung hat diese Form sehr viel für sich. Sie schützt vor der Unannehmlichkeit, einen Abend zu eröffnen, an dem Niemand kommt oder nur eine Zahl von Personen, die nicht gut zusammenpassen. Das Dutzend wohl zusammengestellter Hauptfiguren verbürgt den guten Verlauf des Abends, der zum Zweck vielfacher Bewegung und beweglicher Unterhaltung doch die Hauptsache bleibt. Allerdings legt er den Gastgebern und namentlich dem aktivsten Theil, der Hausfrau, eine große Anstrengung auf. Sie muß von der ersten Stunde bis nach Mitternacht unter den Waffen bleiben. Aber ohne Anstrengung wird nichts gut gemacht, am wenigsten die Gesellschaft, und unter Anstrengung ist hier nicht bloß die Mühe, sondern die geschickt angebrachte Mühe zu verstehen. Die verantwortliche Herrin eines Salons muß stets auf dem „Qui vive“ bleiben, wie ein Schlachtenlenker, und dabei dürfen die Gäste von der Aktion nicht die Arbeit, sondern nur den wohlthuenden Effekt merken. Bekanntlich hängt vom Terrain, auf dem man sich gesellschaftlich begegnet, Alles ab. Dieselben Personen werden sich in dem einen Salon vortrefflich amüsiren, die sich in dem anderen tödtlich langweilen. Der Geist des Hauses ist das Entscheidende, und dieser Geist geht von der Herrin aus. Zum Ganzen dieser sozialen Institution gehört eben darum eine gewisse Herrschaft des Weiblichen, wenn sie auch besser nicht, wie in Frankreich, so weit geht, daß die Gunst einflußreicher Damen bei Besetzung einträglicher Aemter wirksam eingreift. Diese Macht der weiblichen Persönlichkeit erklärt sich zwar aus dem besonders lebhaften geschlechtlichen Sinn der Nation, beruht aber seiner allgemeineren Natur nach auf dem Sinn für das Persönliche überhaupt, aus welchem die Veranlagung des französischen Ingeniums für Gespräch und Geselligkeit entspringt. Auch die Männer unter sich kommen leichter in Fluß und halten länger dabei aus. Bekanntlich gibt es in Paris eine Menge von regelmäßig alle Monate an einem bestimmten Tag wiederkehrenden Diners, bei denen sich eine bestimmte Gesellschaft zusammen findet. Den Kern bildet gewöhnlich das Schriftstellerpersonal. Zu einer gewissen Berühmtheit gelangten die Diners Ste. Beuve, auch Diners du vendredi genannt, weil sie ihre Freigeisterei (bezeichnend für Frankreich) in der Sünde gegen das Gebot der Fastenspeisen zur Schau stellten. — Vor vielen Jahren kam einem unserer berühmtesten Gelehrten der Gedanke, etwas Aehnliches in Berlin zu versuchen. Er wendete sich um Beistand an mich, und ich sagte, mit einigem Zweifel in das Gelingen, zu. Wir brachten, ich darf wohl sagen, das Beste, was die Hauptstadt bot, zusammen. Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Männer des praktischen Lebens, Parlamentarier u. s. w; um nur von seitdem Verstorbenen Einige zu nennen: Helmholtz, Werner Siemens, Wilhelm Scherer, Max Maria von Weber, Adalbert Delbrück, Heinrich Homberger waren dabei; im Ganzen ungefähr ihrer dreißig. Im ersten Winter ging es so ziemlich. Ein recht frischer Zug kam nie hinein. Im folgenden zögerte ich mit der Einberufung, aber Scherer, der — vielleicht dank seinem österreichischen Naturel — einen lebhaften Unterhaltungs- und Umgangstrieb hatte, verlangte eine Wiederholung des Versuchs. Doch im Verlauf dieses neuen Anlaufs erwies sich, daß die Sache weder einem Bedürfniß entsprach noch Befriedigung eintrug. Es kam keine rechte Annäherung und keine angeregte Unterhaltung in Fluß. Der Besuch wurde immer lückenhafter, der Geist erlahmte. Als im Beginn des dritten Winters Scherer mich aufsuchte, um die Einladungen von Neuem zu erlassen,

sagte ich ihm, wenn sich außer ihm noch ein Zweiter meldete, der nach dem Wiederbeginn begehre, würde ich vorgehen. Aber dieser zweite erschien nicht, und so ging es klanglos zu Ende. Obwohl das nur ein isolirter Vorgang, ist er als charakteristisch erwähnenswerth. Zwar gibt es in Berlin eine Reihe von seiten Tafelrunden, sogenannte Kränzchen, von Gelehrten, Künstlern u. s. w.; aber der Sammelpunkt vereinigt immer nur Vertreter bestimmter Berufszweige oder Interessen. Das allgemein Menschliche, das nur auf die freie weltliche Unterhaltung geht, genügt nicht; die Einzelnen interessiren sich nicht genug für einander, um an ihrer Begegnung lebhafte Freude zu haben und dieselbe durch Mittheilung zu nähren. Hier liegt offenbar eine Verschiedenheit der Naturanlage der beiden Rassen zu Grunde, und wenn Sie mich darüber noch ein wenig weiter plaudern lassen wollen, thue ich das nächste Woche in einem zweiten Briefe.

Ihr

L. Bamberger.

Parlamentsbriefe.

II.

Mißhelligkeiten haben den Austritt des Herrn von Köller herbeigeführt, und ich hatte in meinem vorigen Briefe Bezug auf Grimm's Wörterbuch genommen, aus welchem man dereinst ersehen werde, wie sich eine Mißhelligkeit von einer Meinungsverschiedenheit unterscheide. Ich hatte übersehen, daß der Band mit dem Buchstaben M schon erschienen ist und werde freundlich darauf aufmerksam gemacht. Ich überzeuge mich aus diesem Bande, daß Mißhelligkeit in drei verschiedenen Nuancen gebraucht wird: 1. für Mangel an Einklang, fehlende Uebereinstimmung; 2. für Uneinigkeit; 3. für Streitigkeit. „Begehrlichkeit ist eine giftige Quelle der Mißhelligkeiten", sagt Gellert als ein ahnungsvoller Engel, und Goethe nennt es gelegentlich eine Mißhelligkeit, wenn die Leute anfangen, sich auf die Köpfe zu schlagen; nach Kant aber wird ein Volk durch innere Mißhelligkeiten genöthigt, sich unter den Zwang öffentlicher Gesetze zu stellen. Man sieht, daß wenn ein Minister durch Mißhelligkeiten zum Rücktritt genöthigt wird, der Phantasie ein weiter Spielraum bleibt.

Der Reichstag hat seine Weihnachtsferien begonnen, nachdem er vierzehn Tage lang zusammen gewesen war. Es hatte in der Absicht gelegen, die erste Lesung des Börsengesetzes noch vor Weihnachten vorzunehmen, aber diese Absicht ist vereitelt worden, da die Diskussion über andere Gegenstände sich in die Breite verloren hatte. Wenn es jemals bei Beginn der Session wahrscheinlich gewesen ist, daß eine bestimmte Vorlage zu Stande kommen werde, so ist dies diesmal hinsichtlich des Börsengesetzes der Fall. Die Parteien, welche den Ausschlag zu geben haben, lechzen wahrhaft nach diesem Gesetze und werden nicht auseinandergehen, ohne es zu Stande gebracht zu haben. Schon jetzt gibt sich mit aller Entschiedenheit die Strömung kund, es zu verschärfen. Als ein freisinniger Redner den Gesetzentwurf beiläufig als nicht allzu schädlich bezeichnete, wurde dies der Regierung als ein Vorwurf entgegen gehalten. Ein Börsengesetz soll schaden; es soll den Drachen der Spekulation vom güldenen Stuhl mit Donnerkrachen zum Pfuhl hinabwerfen. Es ist vergeblich, gegen solche Strömungen anzukämpfen; man mag sich im Lande darauf vorbereiten, daß etwas zu Stande kommt, was in der That Schaden thut; man wird sich aber überzeugen, daß man sich damit in das eigene Fleisch schneidet. Die einfache Lehre, daß wenn man dem Vermittler zwischen Produzenten und Konsumenten die Hände bindet, man dem Produzenten und Konsumenten schadet, wird durch die Erfahrung bestätigt werden müssen, da man ihr nicht ohne Erfahrung Glauben schenken will.

Außer dem Börsengesetze liegen vor der Hand noch drei Entwürfe vor, welche die gemeinsame Tendenz haben, dem freien Verkehr Schranken anzulegen, und alle drei sind nach weitläufig angelegter Generaldiskussion an Kommissionen verwiesen worden. Das harmloseste unter diesen Gesetzen ist dasjenige gegen den unlauteren Wettbewerb. Es lagen recht bedenkliche Neigungen in der Luft, hier weitgehende Vorschriften zum Schutze von „Fabrik- und Geschäftsgeheimnissen" zu erlassen, indessen hat sich die Regierung doch Zügel angelegt. Und dasjenige, was sie hat stehen lassen, trifft auf entschiedenen Widerspruch gerade bei denen, die bisher am lautesten nach Schutz gegen unlauteren Wettbewerb gerufen hatten. Man hat — wie es scheint — das Zweischneidige solcher Vorschriften eingesehen. Was von dem Gesetze übrig bleibt, ist zweierlei: das Verbot schwindelhafter Reklamen und die Strafbarkeit übler Nachrede, die sich ein Konkurrent gegen den andern erlaubt. Gegen die rechtlichen Grundsätze, auf denen diese Bestimmungen beruhen, läßt sich verständiger Weise nicht das Geringste einwenden; das Anstößige liegt lediglich darin, daß man ein Spezialgesetz erläßt, um Anordnungen zu treffen, die recht eigentlich in das bürgerliche Gesetzbuch und in das Strafgesetzbuch gehören. Auf die Auslegung wird das nicht ohne Einfluß bleiben; bei einem Spezialgesetz ist die Gefahr einer Mißauslegung immer größer als bei einem Gesetzbuch, das zusammenhängende Materien in gehörigem System abhandelt.

Ist das Gesetz über den unlauteren Wettbewerb unter den Dreien das harmloseste, so ist das über die Konsumvereine das unbedeutendste; es ist wunderbar, um wie geringfügiger Veranlassung willen man zuweilen den Apparat der Gesetzgebung in Bewegung setzt. Die Konsumvereine sollen niedergehalten werden, damit der selbstständige Geschäftsmann, der zum Mittelstande gehört, gedeiht. Der Kaufmann, der seine Kunden gut bedient, hat von der Konkurrenz der Konsumvereine nichts zu fürchten; die Gründung der Konsumvereine war eine Reaktion gegen die schlechten Zustände, die Borgwirthschaft, die Fälschungen der Waaren, die hohen Preise, die im Kleinhandel eingerissen waren. An den Konsumvereinen liegt uns nicht das Geringste, sondern an der guten Bedienung der Kunden, aber die Konsumvereine einzuschränken, ohne die gute Bedienung des Publikums zu gewährleisten, ist ein Unrecht. Die Offizierkasinos sind auch eine Art von Konsumvereinen und sie haben einst an Moltke einen mächtigen Fürsprecher gefunden; den Konsumvereinen der Arbeiter fehlt ein gleich mächtiger Patron.

Die heftigste Diskussion entspann sich über die Handwerkerkammern, obgleich hier ebensowenig ein starker Grund zur Erregung vorlag, wie bei den beiden genannten Gesetzen. Einen Augenblick schien es, als würde das Gesetz ohne Kommissionsberathung abgelehnt werden; jetzt wird eine Kommission die Ablehnung empfehlen. „Wird nicht angenommen; ist viel zu wenig", sagt Konrad Bolz. Die Regierung läßt sich von Jahr zu Jahr mehr auf zünftlerische Bahnen drängen; das erkennen die Zünftler sehr wohl und halten den Augenblick für geeignet, sie zu immer schnellerer Gangart anzutreiben. Man will es vermeiden, daß die unzünftigen Handwerker auch nur angehört werden. Nebenbei machte sich das Verlangen geltend, dem Minister von Boetticher so viel unangenehme Dinge wie möglich zu sagen; es war dies wohl eine Revanche für die „Mißhelligkeiten".

Vier Tage sind auf diese drei Gesetze verwendet worden, vier auf die erste Lesung des Budgets. Dann wünschte man sich vergnügte Feiertage.

Proteus.

Der preußische Justizminister und das Kreuzzeitungskomitee.

Am 12. Dezember sagte der Abgeordnete Bebel im Reichstage nach dem stenographischen Bericht:

„Ich frage: kann der Herr Justizminister es leugnen, daß es in den weitesten Kreisen Deutschlands ein außerordentlich peinliches Aufsehen macht, daß man Leute, deren Handlungen klar zu Tage lagen, bei denen ein Fluchtverdacht gar nicht existirt, weil sie durch ihr bisheriges politisches Leben bewiesen haben, daß sie für ihre Handlungen einstehen und an Flucht nicht denken, am allerwenigsten dann, wenn für das betreffende Vergehen, dessen sie geziehen werden, einige Monate Strafe herausspringen, daß man diese Männer mir nichts dir nichts oft noch im Bette überfällt, wochenlang, monatelang in Untersuchungshaft hält, aber Menschen, die, wie der Herr von Hammerstein, die schwersten Verbrechen und Schandthaten sich haben zu Schulden kommen lassen, die nöthige Zeit und Gelegenheit gibt, um sich im Ausland in Sicherheit zu bringen! .... Wenn sie von einem Sozialdemokraten auch nur auf privatem Wege erfahren, daß er ein Vergehen oder Verbrechen begangen, wehe ihm, morgen ist er in Untersuchungshaft ... Erfährt aber der Staatsanwalt, daß ein Vertreter und Vorkämpfer für Religion, Sitte und Ordnung die größten Schandthaten beging, dann ist der Staat im höchsten Grade dabei interessirt, daß diese famose Stütze seiner Ordnung unter allen Umständen die Möglichkeit zum Ausreißen bekommt. .... Das ist die Auffassung, die wir von Ihrer Rechtsprechung haben, das ist auch die Meinung, die die ungeheure Mehrheit des deutschen Volks — das glaube ich aussprechen zu dürfen — von diesen Zuständen in unserer Rechtspflege besitzt. ..."

Auf diesen vehementen Angriff gegen die Staatsanwaltschaft erwiderte der preußische Justizminister Herr Schönstedt sofort das Folgende:

„Es ist ganz offen der Staatsanwaltschaft der Vorwurf gemacht worden, daß sie ihre Pflicht versäumt und dem Herrn (Hammerstein dadurch Gelegenheit gegeben habe, den deutschen Boden zu verlassen. ... die Behauptung ist unwahr ... Die wesentliche Anschuldigung ging dahin, daß Herr von Hammerstein seinen Auftraggeber, das Komitee der „Kreuz-Zeitung", in seinem Vermögen geschädigt habe durch betrügerische Handlungen, Untreue, Unterschlagung, Wechselfälschung u. s. w. Diese Behauptung war aufgestellt in einem Frankfurter Blatt, in der „Kleinen Presse". Ihr wurde von dem Herrn von Hammerstein mit der größten Entschiedenheit widersprochen, und er kündete eine Verleumdungsklage an. Aber nicht nur das: — auch die angeblich Geschädigten traten gegen diese Beschuldigung auf in öffentlichen Erklärungen. Das Komitee der „Kreuz-Zeitung" erklärte ausdrücklich, daß es nicht geschädigt sei. Nun möchte ich den Staatsanwalt sehen, der unter solchen Umständen es unternommen hätte, gegen Herrn von Hammerstein einzuschreiten. Wann ist die Sache in eine andere Lage gekommen? An dem Tage, glaube ich, an dem es öffentlich bekannt wurde, daß Herr von Hammerstein, wie er sich ausdrückte, beurlaubt, wie es in der Erklärung des Komitees hieß, von seinem Amte suspendirt sei, an demselben Tage ist die Staatsanwaltschaft eingeschritten, ohne einen Antrag abzuwarten."

Nach der Erklärung des Herrn Justizministers steht also eines fest: die Staatsanwaltschaft ist vor allem auch aus dem Grunde nicht eingeschritten, weil die Geschädigten selbst, das ist das „Kreuzzeitungs-Komitee", „gegen die Beschuldigungen in öffentlichen Erklärungen auftraten". Wußte das Kreuzzeitungs-Komitee, daß diese Beschuldigungen zutreffend seien, so lag also augenscheinlich eine Begünstigung vor.

Bisher hat das Kreuzzeitungs-Komitee und bisher hat die Leitung der konservativen Partei nicht das Bedürfniß gefühlt, das eigene Verhalten in der Hammerstein-Angelegenheit, das zu „Zweifeln" genügenden Anlaß gibt, endgültig klarzustellen, und damit unter Umständen jene „Zweifel" zu zerstreuen; jetzt hat nun auch der preußische Justizminister Schönstedt die Verantwortung für das Entschlüpfen des Herrn von Hammerstein direkt dem Kreuzzeitungs-Komitee zugewälzt, das durch seine Erklärung ein Einschreiten der Staatsanwaltschaft hintenangehalten hat. Darauf folgt erneutes Schweigen der Betheiligten.

Unter diesen Umständen müssen wir an einige Thatsachen erinnern.

Herr Adolf Stöcker hatte am 19. September im „Volk" erklärt, daß er, „wie viele andere, wie seine nächsten Verwandten und Freunde, Freiherrn von Hammerstein bis zum Frühjahr 1895 für einen durchaus ehrenwerthen Mann hielt, an dessen Schild kein Flecken haftete." Diese Erklärung war in jenen Tagen eine arge, echt Stöcker'sche Unvorsichtigkeit, denn damals hatte die große Oeffentlichkeit kein Beweismaterial dafür in Händen, daß schon im Frühjahr 1895 Herr von Hammerstein von maßgebenden Parteigenossen als das erkannt worden war, was er ist. Herr Stöcker war unvorsichtig, daß er aber mit jener Unvorsichtigkeit überdies doch noch die Unwahrheit sagte, ist nicht bemerkenswerth, denn auf solche Handlungsweise besitzt er bereits ein traditionelles Recht, das die konservative Partei ihm keineswegs ansicht.

Rollen wir jetzt den Stein ein wenig weiter, da auch die Konservativen im Lande vorziehen die Hände im Schoß zu behalten und an Selbsthilfe bisher nicht denken.

Nicht im Frühjahr 1895, sondern vor dem Frühjahr und zwar als es noch Schnee und Eis gab, erfolgte an das Kreuzzeitungskomitee eine formelle Anzeige in Betreff des sogenannten „Stöcker-Fonds". Diesen „Stöcker-Fonds", der bei der „Kreuzzeitung" lag, hatte bekanntlich Herr von Hammerstein unterschlagen; er behauptete darauf, daß ein verstorbener Beamter diese Unterschlagung verübt habe. Zum Unglück für ihn ließ sich jedoch das Beweismaterial erbringen, daß nicht der Todte, sondern er der Verbrecher war. Diese Thatsachen wurden in aller Form an das Kreuzzeitungskomitee gebracht, und zwar von einer Seite, deren Zuverlässigkeit noch heute von den Konservativen durch konkludente Handlungen anerkannt ist.

Will nun Herr Graf von Kanitz, der vortragender Rath im Hausministerium ist, und der zugleich Vorsitzender des Kreuzzeitungs-Komitees war, und will Herr von Colmar, der Regierungspräsident, königlicher Kammerherr und Reichstagsabgeordneter ist, leugnen, daß sie von dieser formellen Anzeige Kenntniß gehabt haben, die von durchaus zuverlässiger Seite erstattet worden war? Daß auch schon damals Herr Stöcker über das Schicksal seines Fonds unterrichtet wurde, ist selbstverständlich.

Die Konservativen des Landes sagen immer: Wie kann man uns für Herrn von Hammerstein verantwortlich machen, da wir doch keine Veranlassung hatten, ihn für einen Verbrecher zu halten; zugegeben.

Aber nun eine Frage: Liegt auch jetzt noch immer keine Veranlassung für die Konservativen des Landes vor, mit einer hellen Laterne bis in die äußersten Winkel der Hammerstein-Angelegenheit hineinzuleuchten, um klare Ehrlichkeit in der Partei zu schaffen?

Es scheint nicht ganz unwahrscheinlich, daß, wenn sie selbst es nicht zu thun für zweckmäßig halten, in diesem Fall andere solchen Dienst der Oeffentlichkeit erweisen dürften.

Ignotus.

Ein Wiener Widmann-Abend.

Seit einigen Jahren besteht in Wien eine Litterarische Gesellschaft, die ihren Mitgliedern nach Art des Berliner Vereins für Litteratur eine Reihe von Bänden stiftet, deren Auswahl dem Vorstand vorbehalten bleibt. An das Erscheinen bemerkenswertherer Werke schließen sich Vortragsabende: so hielt im Vorjahr Franz Brentano im Anschluß an Lorm's Buch, „Der grundlose Optimismus" seine (seither bei Cotta erschienene) Rede „über die vier Phasen der Philosophie"; so theilte Lewinsky in diesem Kreise zum ersten Male Wilbrandt's Einleitung zu dessen

gleichfalls von der litterarischen Gesellschaft veröffentlichter Bühnenbearbeitung der Fausttrilogie mit. Der erste Abend dieses Winters galt dem neuesten Novellenbuch der Gesellschaft: Die Weltverbesserer und andere Geschichten von Joseph Victor Widmann. Ein Wiener Künstler las ein paar Stücke der feinen Sammlung; als Prologus wurde von Professor Karl v. Lützow, dem Obmann der litterarischen Gesellschaft, der Schreiber dieser Zeilen zu Gaste geladen. Trotz meiner sehr mäßigen persönlichen Neigung für öffentliches Reden folgte ich dem freundlichen Rufe sofort aus alter Liebhaberei für J. V. Widmann, die ich zuerst in diesen Blättern („Nation" Jahrg. 1887, wiederholt in meinen biographischen Gängen: Deutsche und Franzosen 1895 S. 117 ff.) und seitdem fast für alle nachher erschienenen Schriften und Dichtungen, bald in der „Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung", bald in der „Nation" zum Ausdruck bringen durfte. Der Sorge, mich wiederholen zu müssen, wurde ich durch die freundschaftliche Gesinnung Widmann's überhoben, der mir auf meinen Wunsch zum ersten Male eingehendere, nur leider noch lange nicht genug eingehende, Aufschlüsse über die Schicksale seines Vaters, eines früheren österreichischen Priesters, gab, die in einer Geschichte der deutschen Geistlichkeit eines Vergleiches mit verwandten Lebensläufen, z. B. des bekanntlich gleichfalls aus der Kutte gesprungenen Vaters von Karl Mathy und der österreichischen Kreuzherrnpriester Charles Sealsfield-Postel und August Smetana, nicht unwerth erscheinen dürften. Der stoffliche Reiz dieser Begebenheiten rechtfertigt es vielleicht, wenn ich meine kurze Improvisation, wie zuvor einem engeren Hörer-, nun auch einem weiteren Leserkreise mittheile:

Meine Damen und Herren!

Der Ausschuß Ihrer litterarischen Gesellschaft legt Ihnen als jüngste Gabe einen Band fröhlicher, sinnreicher Geschichten des deutsch-schweizerischen Dichters Joseph Victor Widmann in die Hand. Der anmuthige Erzähler bedarf keiner Einführung bei seinen Lesern: er ist selbst sein bester Gewährsmann, sein wirksamster Empfehlungsbrief und er würde, selbst wenn er in Ihrem Kreise überhaupt noch irgend eines Fürspruches benöthigen sollte, am allerwenigsten auf mein armes Wort zu warten haben. Vor länger als einem Jahrzehnt hat ihn die Universität Bern wegen seiner Verdienste um die deutsche Litteratur der Schweiz zum Ehrendoktor erwählt; die besten Kenner seiner Landsmannschaft, Heinrich Kurz in Aarau für die Anfänge, für die Werke der Reifezeit Jacob Baechtold, haben seines Wirkens mit stets wachsendem Antheil gedacht; die ersten Schweizer Dichter seiner Tage, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Leuthold, haben ihn als Freund gegrüßt, als Genossen gelten lassen; die Jüngeren, wie Spitteler und Adolf Frey, lieben ihn als Führer und neidlosen Helfer. Nichts müßiger, als stammelnd wiederholen, was Vormänner dieses Schlages voll Mark und Nachdruck Widmann zu Lied und zu Dank gesagt haben. Noch überflüssiger, Sie unmittelbar vor der Vorlesung Widmann'scher Historien und Humoresken in der mir zugemessenen knappen halben Stunde mit einer gestrengen, langwierigen oder gar langweiligen kritischen Erörterung über seine Stellung in der deutschen Litteratur im Allgemeinen, über seine schweizerische Eigenart im Besonderen heimzusuchen. Meine heutige bescheidene Aufgabe beschränkt sich darauf, Ihnen den Heimathschein Widmann's vorzulegen. Unser Dichter, der in der heutigen Litteratur der Schweiz als Poet und Publizist in vorderster Reihe steht, ist ein Vollblut-Oesterreicher. Sein Vater war ein Wiener Kind, seine Mutter war ein Wiener Kind, er selbst ist vor 53 Jahren in Mähren zur Welt gekommen. Fast unmittelbar nach seiner Geburt wanderten die Eltern mit dem Knäblein in die Schweiz, wo der Junge zu einem gediegenen gelehrten Manne und ganzen Charakter gedieh; den Boden der österreichischen Heimath hat Widmann meines Wissens nur ein einziges Mal flüchtig berührt; er ist Eidgenosse geworden mit Leib und Seele. Längst zum Schweizer Bürger naturalisirt, offenbart er seine deutsch-österreichische Urnatur desto kräftiger, unverkennbar und unwiderstehlich, in dem Eigensten und Besten, was der Mensch besitzen und geben kann: in den bezeichnendsten Zügen seiner künstlerischen Schöpfungen. Als Meister des Gesanges, in seinen poetischen Erzählungen ist und bleibt Widmann ein echter Wiener Singvogel. Weshalb — so fragen Sie mit mir — mußte der sein Nest auf Schweizer Höhen bauen? Die Antwort auf diese Frage, die Vorgeschichte der Flucht und der Ehe seiner Eltern gäbe den Stoff zu einer Musternovelle, die Niemand gemüthvoller und feiner erzählen könnte, als Widmann selbst: Zeuge dessen ein paar Blätter, die er dem heutigen Abend zu Ehren, mir zu Gebote stellte. Sie werden mit mir bedauern, daß Widmann sich nicht bewegen ließ, selbst in Ihrer Mitte zu erscheinen, selbst von diesen denkwürdigen Abenteuern und Prüfungen der Seinigen zu berichten: Sie werden aber gleich mir diese Zurückhaltung des bescheidenen Dichters ehren, seine Scheu begreifen, mit der eigenen Person in der Oeffentlichkeit hervorzutreten; Sie werden sich endlich mit mir in dem Wunsch begegnen, daß Widmann zu guter Stunde seine inhaltvollen, nur allzu sparsamen Mittheilungen zu einer runden, reichen Künstler- und Klostergeschichte ausgestalten möge

Ob und wann die Vorfahren Widmann's aus Süddeutschland nach Oesterreich einwanderten, ist ungewiß. Ein Wappenbrief aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, österreichischen Ursprungs, der die Versicherung ertheilt, der zweite Löwe auf dem Helm „mit Lorbeer" sei den Herren Widmann für bewiesene Tapferkeit im Felde gegen die Türken verliehen worden, ist vor ungefähr 12 Jahren, als er kopirt werden sollte, durch Nachlässigkeit des betreffenden Malers in Verlust gerathen. Gewiß ist hingegen, daß die Großeltern Widmann's väterlicher- und mütterlicherseits Wiener Bürger waren. Der Großvater väterlicherseits war Baumeister; er soll die erste für fahrbares Geschütz passirbare Brücke über den Wienfluß gebaut haben; er starb früh (1823) in Folge einer Erkältung, die er sich bei den Bauten im Fluß geholt hatte. Die Wittwe bezog eine bescheidene Staatspension, die jedoch nicht hingereicht hätte, den einzigen Sohn, den nachmaligen Vater unseres Dichters, studiren zu lassen, zumal noch zwei (seither längst verstorbene) Schwestern da waren. Daß aber der fähige Knabe studiren sollte, wurde von Niemand geringerem befürwortet, als dem Tondichter Franz Schubert und namentlich von dessen Vater, dem Schullehrer, dessen Volksschule der Knabe besuchte. Franz Schubert half bekanntlich seinem Vater bisweilen in den Unterrichtsstunden aus; bei solchem Anlaß war er auf die wunderschöne Stimme des kleinen Widmann aufmerksam geworden. Der Junge durfte fortan in mancher von Schubert dirigirten Messe und in manchen Kirchenmusiken als Sängerknabe mitwirken. Franz Schubert war es auch, der auf sonstigen Musikunterricht des Kleinen drang, so daß Widmann senior ein sehr tüchtiger Violinspieler und später im Stift Heiligenkreuz Regenschori wurde. Als einfachste Lösung der Frage nach den Mitteln zu höheren Studien ergab sich nämlich die Wahl des geistlichen Berufes. Nach Absolvirung des Schottengymnasiums sollte sich Widmann der Theologie widmen und derart der für künftige Klostergeistliche ausgesetzten Stipendien theilhaftig werden. Am 1. April 1839 legte Widmann's Vater im genannten Cistercienserstift Profeß ab. Er war damals ein 23jähriger junger Mann von ungewöhnlicher Schönheit, hohem Wuchse und so stattlicher Haltung, daß die Wachen, weil sie ihn für einen Offizier in Civil hielten, vor ihm zu präsentiren pflegten. Er nahm den Klosternamen Bruder Otto an und ist im Katalog der seit dem Jahre 1134 mit Namen angeführten Geistlichen des Stiftes der 598ste. Neben seiner vorhin erwähnten Thätigkeit als Chordirigent war er seit 1840 hospitibus excipiendis praefectus, d. h. Gastmeister des Klosters und Professor der Theologie. Diese letztere Stellung machte es ihm zur Pflicht, der Entwicklung seiner engeren Fachwissenschaft auch in deutschen Landen zu folgen. So kamen die Aushängebogen von Strauß' Leben Jesu in die Hände des jungen Priesters und brachten sein Gedankenleben in gewaltige Aufregung. Der Geist der Kritik und des Zweifels erwachte in ihm. Nächte lang irrte er in den

Kreuzgängen, wo die Babenberger in ihren steinernen Grüften ruhen, ruhelos umher, von dem Wunsche getrieben, eine Lebensstellung zu erringen, die ihm die volle Freiheit des Forschens gewähren würde: ein Vorhaben, das freilich dazumal in Oesterreich zur ersten Voraussetzung Selbstverbannung aus der Heimath hatte. In jene Gährungszeit fiel seine Bekanntschaft mit Caroline Wimmer, der Tochter des Buchhändlers Wimmer, nachmals der Mutter unseres Dichters.

Der Buchhändler Franz Wimmer, verheirathet mit einer Verwandten unserer Caroline v. Pichler, war selbst ein wenig litterarisch thätig; er versuchte sich in Kinderbüchern, gab Gegenstücke zu Christoph Schmid's Jugendschriften, mit denen er vornehmlich die weibliche Jugend zu bessern und bekehren vorhatte: „Die Orangenblüthen“, „Wie Louise von Birkenstein zur Erkenntniß Gottes kam“, „Das Mädchen von Algier“, „Die gute Fridoline und die böse Dorothee“, so lauten ein paar Titel der ebenso hochromantisch, als streng katholisch gehaltenen Erzählungen Wimmer's, dessen Verlag später an Carl Gerold überging. Diese Erzählungen waren beinahe durchweg jungen Damen aus der höchsten Aristokratie von Wien und Oesterreich gewidmet, deren Eltern zum Dank wohl auch ihren Bücherbedarf aus der frommen Verlagshandlung von Franz Wimmer bezogen. Strenge Katholizität war Franz Wimmer eine so heilige Sache, daß er auch bedeutende Geldsummen an kirchliche Schöpfungen wendete und z. B. für einen Marienaltar in der Umgegend Wiens ein massiv silbernes Gitter stiftete. Gleichwohl verkehrten später, als seine schönen Töchter herangewachsen waren, auch Männer von sehr freier philosophischer Denkungsart gern im gastlichen Hause Wimmer's, so besonders der edle Ernst von Feuchtersleben, ebenso Maler und Musiker. Am stolzesten war Wimmer's nachmalige Mutter jederzeit mit Recht darauf, daß einst Beethoven sich für sie interessirt hatte. Er hielt sich in Mödling auf, wo auch die Familie Wimmer gewöhnlich ihren Sommeraufenthalt nahm. Die damals noch mit einem Garn nach Schmetterlingen jagende Caroline Wimmer war höchlich entrüstet über einen älteren Herrn, der ihr auf einer solchen Schmetterlingsjagd mit einem nicht sonderlich sauberen Taschentuch die schönsten Falter verscheuchte, so daß sie an jenem Morgen keinen einzigen fing. Im Aerger darüber redete sie ihn daraufhin an. Der seltsame Herr mit dem großen Kopf und den unruhigen Augen fragte dagegen, ob denn ein artiges Mädchen sich nicht anders zu beschäftigen wisse, als mit dem Morde armer Schmetterlinge. Ein Wort gab das andere. Das junge Mädchen wollte zeigen, daß es nicht die reine Barbarin sei und berichtete von ihrer Freude am Klavierspiel. Der fremde Herr wollte hören, was sie leiste? Er begleitete sie zunächst nur vor das einstöckige Haus, vor dem er stehen blieb, während Caroline oben bei offenem Fenster ihm etwas vorspielen sollte. Dies geschah. Das Mädchen phantasirte frei und plötzlich steht der fremde Herr hinter ihr, legt ihr die Hand auf das Lockenhaupt und spricht mit guten Worten sein Wohlgefallen aus. Die hinzukommende Mama erkennt zu ihrer höchsten Ueberraschung in dem Besucher Beethoven, der von da ab mit Caroline öfter auf Spaziergängen freundlich sprach, nachdem sie ihm zu Liebe auf fernere Schmetterlingsjagden verzichtet hatte. Einen selteneren Wundervogel, als Beethoven, hätte sie ja zeitlebens nicht mehr erhascht! Merkwürdigerweise hat Caroline Wimmer späterhin von ihrem Vater den Flügel zum Geschenk erhalten, der in Beethoven's Sterbezimmer stand und, weil noch nicht bezahlt, an den Verfertiger, Hoffortepianomacher Graf in Wien, aus Beethoven's Nachlaß zurückwanderte. Dieser eigens für Beethoven, mit Bedacht auf seine Schwerhörigkeit, angefertigte Flügel war bis vor ungefähr 15 Jahren im Besitz unseres Dichters und steht nunmehr im Beethovenmuseum zu Bonn.

Die Musik, unsere urwienerische Kunst, war es denn auch, welche die Eltern Widmann's zusammenführte. Caroline Wimmer hatte mit Mutter und Schwester im Sommer 1841 einige Zimmer auf dem fürstlich Liechtensteinischen Jagdschloß bei Sparbach eingeräumt erhalten, wohin die Herren von Heiligenkreuz zuweilen ihre Spaziergänge ausdehnten. Da gab es denn bald gemeinschaftliches Musiziren und dann zwischen den jungen Herzen ein anderes erwachendes Gefühl und den Gedanken, wie gut sie Beide fürs Leben zusammenpassen würden. Und nun ein kühner Entschluß des durch seine theologischen Zweifel von der römischen Kirche ohnehin geistig losgelösten Mannes. Auf Burg Wildegg in geschlossener Burgkapelle fand vor wenigen Zeugen eine Trauung der Liebenden statt, die nach damaligen österreichischen Gesetzen freilich ungesetzlich war, von beiden Theilen aber als Gewissensehe angesehen wurde. Einige Zeit nachher verließ Widmann das Kloster und wandte sich nach der Schweiz, um sich und den Seinen in fremdem Land ein Heim zu schaffen, was mit unsäglichen Schwierigkeiten verbunden war und erst vier Jahre später gelang, als Widmann zum protestantischen Pfarrer der Stadtgemeinde Liestal bei Basel erwählt wurde. So kam es, daß unser Dichter noch in Oesterreich, in Nennowitz bei Brünn, am 20. Februar 1842, zur Welt kam: in dies stille Dorf hatte sich seine Mutter zurückgezogen, bis ihr die Verhältnisse in der Schweiz endlich die Vereinigung mit dem geliebten Gatten gestatteten. Wie mir Widmann schreibt, war das Verhältniß seines Vaters als Liestaler reformirter Pfarrer zu den Heiligenkreuzer Konventualen keineswegs ein feindseliges. Mit mehreren der einstigen Stiftsgenossen unterhielt er sogar bis zu seinem Tode einen freundlichen, wenn auch mitunter durch jahrelange Pausen unterbrochenen Briefwechsel. Hierauf vertrauend, besuchte der Sohn des einstigen Cistersiensermönches, unser Dichter Joseph Victor Widmann, vor wenigen Jahren gelegentlich einer Reise nach Wien mit seiner Frau Heiligenkreuz und sandte einem der ehrwürdigen Herren seine Visitkarte hinauf, während er bei dem bleiernen Brunnen wartete. Sehr bald erschien der alte Geistliche. Und als ihn Widmann mit den Worten anredete, er fühle wohl, daß er eigentlich gar nicht das Recht habe, an dieser Stätte zu existiren, fiel ihm der duldsame Priester ins Wort, indem er ihn und Widmann's Frau freundlich einlud, sich auf seine Zelle zu bemühen. Hier mußte Widmann dem einstigen Freunde des Pater Otto vom Tode des Vaters und sonst noch manches erzählen. Und dann führte der Geistliche unseren Doktor Joseph Victor Widmann in die Klosterbibliothek und wies auf ein Bücherbrett, wo der Dichter zu seinem Erstaunen seine bisher erschienenen Werke so ziemlich vollständig beisammen erblickte: zum Zeichen, daß das Kloster auch die Descendenz des einstigen Angehörigen dauernd im Auge behalten hatte.

Folgen wir diesem Beispiel; verweilen wir einen Augenblick vor der gewählten Büchersammlung, die Widmann's gedruckte Werke umschließt und prüfen wir sie ein wenig auf ihren geistigen Stammbaum, der ja in österreichischem Nährboden wurzelt. Wir finden da sieben Theaterstücke, denen sich der nächstens in Meiningen zur Aufführung gelangende, mit freier Benutzung eines Motivs von Boccaccio geschaffene, wohl auch im Burgtheater erscheinende Einakter „Der greise Paris“, anschließen soll; ein Halbdutzend epische Erzählungen, die um die Wette romantische und biblische, welthistorische und idyllische Stoffe behandeln: Moses und Zipora; Der Wunderbrunnen von Is; Buddha; An den Menschen ein Wohlgefallen; Jung und Alt; ein Vierteldutzend Novellensammlungen: Gemüthliche Geschichten, Touristennovellen, schweizerische und italienische, erotische und litterarhistorische Stoffe; Reisehumoresken und Wanderstudien, Rektor Müslins italienische Reise und Spaziergänge in den Alpen, Stadt-, See- und Gebirgs-Veduten dies- und jenseits des Gotthard. Nehmen wir noch die geist- und arbeitreiche Thätigkeit Widmann's als Feuilletonredakteur des Berner „Bund“ hinzu, seine Wirksamkeit als Litteratur- und Theaterkritiker, in der er echtwienerische journalistische Grazie mit gesunder schweizerischer Freimüthigkeit paart, dann kommen wir zu dem Ergebniß, daß sich Widmann so ziemlich auf allen Gebieten der Poesie und Prosa mit gleicher Schöpferfreude, wenn auch nicht

mit gleichem Schöpferglück versucht hat. Epik und Dramatik, gebundene und ungebundene Rede hat er mit derselben Liebe und künstlerischen Sorgfalt gepflegt, in all seinen Werken die Gaben seiner Vorfahren erneuert und gesteigert. Die religiösen Ueberlieferungen seines Hauses, bald die patriarchalische Gläubigkeit des Großvaters, mehr noch die freisinnigen Anwandlungen des Vaters regen sich in Moses und Zipora; Arnold von Brescia und Buddha. Der Zug eines anderen Ahnherrn zur Jugendschriftstellerei entwickelt sich, lieblich verklärt, zu lauterer Kunstschönheit emporgehoben, in einer der reinsten und reifsten Dichtungen Widmann's, in dem Pfarrhausidyll: „An den Menschen ein Wohlgefallen", das mit Recht die horazische Widmung trägt: „Den Jungfrauen und Jünglingen gilt mein Lied", virginibus puerisque canto. Den unternehmenden Geist des Großvaters väterlicherseits, den in die Welt weit ausehenden, Land und Leute verknüpfenden Brückenbauer meinen wir wiederzuerkennen in dem wanderlustigen „Spaziergänger in den Alpen", der doch die Lokomotive auf der Wengernalp herzlich willkommen heißt. Den waldfrohen Sinn des Bruders Otto von Heiligenkreuz grüßen wir wiederum in dem Naturfreund, der nur von seinem heißgeliebten, fürsorglich gepflegten Hündchen geleitet, jahraus, jahrein, Winter und Sommer, die heimlichsten Thalwege und Bergpfade im Umkreis von Bern abstreift mit jugendlich rüstiger Ausdauer und sie dann in oft und oft aufgelegten Reiseblättern schildert mit einer Feinheit des Auges und der Feder, einem leisen, schalkhaften Humor, einer Höflichkeit des Herzens, die Widmann dicht neben Ludwig Steub und seine lyrischen Reisen stellt. Die Musikliebe seiner Eltern lebt neu auf in dem Meisterorganisten von Liestal, der zu guter Stunde Hermann Goetz in der „Bezähmten Widerspänstigen" eines der best-gedachten und -gemachten Textbücher zu Gebot stellte. Die Begegnung seiner Mutter mit Beethoven findet ihr Gegenstück in Widmann's Freundschaft für Johannes Brahms, der unseren Dichter nicht nur manchen Sommer in dessen Landhaus am Thuner See aufsucht, sondern auch als treuen Wandergenossen auf Ausflügen nach Sizilien, hoffentlich auch noch einmal als Librettisten einer Brahmsischen Zukunfts-Oper sich gesellt.

Doch nicht nur in solchen Aeußerlichkeiten bekräftigt Widmann, daß er unter einem singenden, tanzenden Stern geboren. Wir grüßen den geborenen Rhythmiker, den Meister der Wiener volksmäßigen, in Franz Schubert's deutschen Tänzen gipfelnden Walzer- und Ländler-Melodik, vor Allem in den beflügelten Ottave Rime derjenigen Schöpfungen, die wohl die Krone von Widmann's gesammter dichterischer Thätigkeit bilden: seine poetischen und romantischen Erzählungen. „Der Wunderbrunnen von Is"; diese Dichtung voll Anmuth und Uebermuth, voll reizender Amoretten und schelmischer Grotesken, hat Widmann schon beim Erscheinen, vor fast einem Vierteljahrhundert, Meisterrecht erobert unter den muntersten modernen Jüngern ariostischer und wielandischer Kunstübung. Und nicht nur in Tagen überquellender Jugendlaune hat Widmann den weiten Austritt gewagt ins alte, romantische Land. Zur Weihnacht vorigen Jahres überraschte er uns mit zwei Romanzen Jung und alt, die zum Frischesten und Geschmackvollsten gehören, was unsere neueste Dichtung, nicht nur Widmann, uns geschenkt. An diesen poetischen Erzählungen haben der Volksdichter Rosegger und der Schüler der Keller und Meyer, der feine Künstler Adolf [illegible]rey, sich gleicherweise erbaut; sie hätten auch Lessing's Sal[illegible] der Odin ergötzt, der stets ein Freund war von Geschichtchen gut erz[ä]hlt. Altes Gold altitalienischer Novellisten prägt Widmann [illegible] in neue zierliche Schaumünzen um für Alle, die ein Herz [illegible] haben für Jugend, Liebe und Spielmannslust. [illegible] verdienen diese Romanzen den Lob- [illegible] einmal Mozart'schen Sonaten an- [illegible] schlanke, wie ein Palmbaum aus [illegible]ende Tonstücke, ohne Fehl, [illegible] Moll klagt und schluchzt. [illegible]n Zwischenreden und in [illegible]ng und der Ueberhebung

manche Neu'sten lächelnd sehr ernste Wahrheiten: nirgends verletzend, immer voll Maß, Takt und Selbsterkenntniß:

Wir Alten auch, wir wollen uns bescheiden,
Will Poesie nun zu Euch Jungen gehn,
Doch manchmal scheint es noch, sie könnt' uns leiden.
Wir winken fort sie: lächelnd bleibt sie stehn.
Wie sie nun selbst noch zaudert, uns zu meiden,
Kann unversehens freilich es geschehn,
Daß wir auch unser Herz nicht streng bezwingen
Und aus dem Abschied wird ein neu'n Umschlingen.

Ein Fünfziger, der so vergnügt fortmusizirt und -jubilirt, nur zur eigensten Herzstärkung, jeden Augenblick bereit, ohne Groll überlegenen Sängern des nachwachsenden Geschlechtes Platz zu machen: ein solcher neidloser Spielmann bekannte sich auch sonst zu dem milden Ideal der meisten und besten deutschösterreichischen Dichter einer schwindenden Zeit: ihm, wie Grillparzer und Saar, wie Stifter und Marie Ebner steht nichts höher als „der Seele stiller Frieden". Zerrissenheit, Weltschmerz, bei wahrhaftigen Märtyrern der Kunst und Menschheit mit die tiefsten Quellen großer Gedanken und großer Gedichte, entwürdigt Widmann niemals zur Modemaske. Er kennt, er liebt und ehrt die Dichtung der Byron und Leopardi wie Wenige; er hat über den alten Schopenhauer und den jungen Nietzsche zu Zeiten geredet, in denen sie noch nicht Feuilleton- und ästhetisches Theegeschwätz waren. Er selbst aber gab sich deswegen nicht anders, weder milder noch größer, als er von Natur war. Trotz harter Leiden, die auch seinem Lebenslauf nicht erspart blieben, hat er sich stets zu den Heiteren und Hoffenden gestellt. Nur mit sanftem Humor neckt er Weltverbesserer, die, wie die Helden der Hauptgeschichte des neuen Bandes, ihre Gesellschaft, in jugendlich stürmendem Ueberschwang die alte europäische Gesellschaft zu den Todten werfen und jenseits des Ozeans unter den Rothhäuten das Utopien einer Pant-iso-kratie, d. h. einer friedlichen Kulturanarchie aufrichten wollen, in der Niemand befehlen und Niemand gehorchen soll. Widmann's Humoreske ist keine bandlose Erfindung: sie knüpft an einen närrischen Jugendplan des englischen Dichters Coleridge an, von dem uns jüngst unser trefflicher Landsmann, der heute an der Berliner Universität wirkende Tiroler, Alois Brandl, erzählt hat. Die jungen britischen Poeten des vorigen Jahrhunderts, Southey, Coleridge und Genossen wurden von ihrer gefährlichen Phantasterei durch eine rechtschaffene Verliebtheit bekehrt; statt eines niemals erreichbaren, kommenden, neuen amerikanischen Reiches begründeten sie auf britischem Heimathboden einen eigenen Hausstand. Widmann schöpft aus dieser Ueberlieferung die gemüthlichsten Variationen über die naturgemäße Wandlung von heilloser unfruchtbarer Schwärmerei zu fruchtbarster heilsamer Prosa. Vor banausischem Preis des gemeinen Philisteriums bewahrt ihn und seine Leser der Weitblick seiner Moral, die durch den Mund des Raisonneurs der „Weltverbesserer", durch den vielgereisten Weltmann Hill, den jungen Leuten überzeugend ans Herz gelegt wird: mit Recht sei die Jugend radikal, das Alter konservativ.

„Was müßte man aber von einer Jugend denken, die nicht lebendige Saat werden wollte in dem heiligen Boden des Vaterlandes, auf dem die Halmen ihrer Väter und Vorväter geblüht und Frucht getragen haben? Von einer Jugend, die in unbekannte Fernen wie vom Sturm erfaßte Spreu sich zerstreuen möchte? Man muß, wie ich, den größten Theil seines Lebens in einem anderen Lande zubringen, um zu wissen, was man am Vaterlande hat. Und weil ich dieses Vaterland liebe, darum spreche ich zu Ihnen: weihen Sie Ihre Jugendkräfte dem Fortschritt, dem so unendlichen Fortschritt und allen schönen Idealen im Heimathlande! Lassen Sie Ihre nach allerlei Freiheiten ringenden, der Scholle treu ergebenen Gesinnungsgenossen nicht im Stich, indem Sie Ihre guten Gedanken in Gott weiß welche fernen Wildnisse tragen, sondern verstehen Sie, daß gerade der Talentvollste ein Schuldner seines Landes ist, daß Ihre Mutter Sie ruft und dann am meisten ihrer Söhne bedarf, wenn sie selbst in Fiebern liegt oder in Armuth darbt."

Ich weiß nicht, ob in diesen Worten ein Nachhall der Familienschicksale Widmann's anklingt; zweifle auch nicht, daß er das unbestreitbare Nothrecht seiner Eltern, unerläß-

lichen Zuständen in der Heimath durch Auswanderung sich zu entziehen, jederzeit voll gelten ließ. Die Wahrheit, die unser Dichter dem Moralisten oder „Weltverbesserer“ auf die Zunge legt, bleibt deshalb nicht weniger aufrecht für den treuen Patrioten der Schweiz, wie für den treuen Patrioten Oesterreichs. Reiner Seele haben Widmann Vater und Sohn die schwere Nöthigung, in der Fremde ein neues Heimathgefühl zu gewinnen und zu verdienen, bestanden. In ihrem Gemüth ist kein Hauch jener Häßigkeit und Bitterkeit aufgestiegen, der sonst wohl die Erinnerung selbst edelgearteter Emigranten umdunkelt. Wie tiefe Friedensmusik, geschöpft aus dem Innersten eines mit sich und der Welt versöhnten Weisen, tönt denn auch das Präludium zu einer anderen Geschichte Ihres neuesten Werkes — Die Hasen von Turfflingen —:

„Der Pfarrer von Oberkirch saß am Sonntag Nachmittag in seinem Garten. Geneigter Leser! Schenke der Mittheilung dieser scheinbar unbedeutenden Thatsächlichkeit ein gewisses herzliches Interesse, denn es liegt viel Menschenglück in dem kleinen Satze! Das Glück ist ja auch eine Sache des Talentes. Wäre dort im Pfarrgarten von Oberkirch Lord Byron gesessen oder ein neuerer großer Dichter des Weltleids, so dürfte die grüne Gartenbank zwar später eine rühmende Inschrift erhalten haben, aber sie hätte vielleicht geseufzt unter den unruhigen Bewegungen eines Unzufriedenen. Der Pfarrer von Oberkirch war kein großer Mann, aber er besaß das Talent, glücklich zu sein.“

Dies Talent ist seltener, als man glauben soll, weil glücklich sein wohl geschieden sein will von bornirter Selbstgefälligkeit und satter Philistermoral. Wahrhaft glücklich sein ist eine Kunst, die angeboren wird; eine Kunst, die nur das Sonntagskind besitzt, das über alle Noth und Qual dieser Erde sich hinaushebt, Dank dem Gott im eigenen Busen; eine Kunst, die auch Widmann angeboren wurde mit seinem Altwiener Gemüth. In vielen, vielen seiner Schöpfungen weht uns Heimathluft entgegen und über mehr als ein Buch Widmann's könnte man das Leit- und Lebenswort setzen, das Grillparzer nicht nur für sich, das er für Bauernfeld, Saar, Raimund, Anzengruber, das er auch für die Musiker und Maler des Wienerwaldes, Franz Schubert und Moriz von Schwind, gefunden: „Hast Du vom Kahlenberg das Land Dir rings besehn, so wirst Du, was ich bin und was ich schuf, verstehn.“ Es gibt sicherlich Landschaften, die uns, wie der Meeresstrand oder die Gletscherwelt, mächtiger packen, die Phantasie gewaltiger bewegen, als der Rundblick vom Kahlenberg; es gibt gewiß auch Weltdichter, die uns, wie Goethe und Shakespeare, in ganz andere Höhen und Fernen fortreißen, als unsere deutschösterreichischen Poeten. Unser geheimstes Gefühl zieht uns darum doch immer wieder zu den Hängen des Wienerwaldes, zu den Dichtern unserer Heimath. Diesen Lieblingen unserer Landsmannschaft soll man getrost fortan unseren Widmann anreihen. Denn ich darf wohl schließen, wie ich begonnen: der naturalisirte Schweizer ist und bleibt eine urösterreichische Natur. In diesem Sinn ehren und feiern wir ihn heute als Kolonisten des deutschösterreichischen Stammes in den Landen der Schweizer Eidgenossenschaft; in diesem Sinne lieben wir seine Dichtung als gesundes Kind einer gesunden Kreuzung österreichischen und schweizerischen Geistes.

* * *

Diese Worte waren gesprochen und gesetzt, bevor uns Widmann mit seiner jüngsten Dichtung eine willkommene Weihnachts-Ueberraschung bescheerte: 'Bin, der Schwärmer. Idyll von J. V. Widmann (mit Zeichnungen von Fritz Widmann. Frauenfeld, Verlag von J. Huber, 1896). Geist und Ton des Sanges äußert sich bezeichnend gleich in den Eingangsstrophen:

Mag sein, daß auf der ruhelosen Reise,
Die unser Erdenball so sanft vollbringt,
Er Wunden reichlich mehr als Wonnen weise
Dem Flammenauge, das die Welt durchdringt.
Mag sein, daß Moll die Harmonie der Sphären
(Die zwar kein irdisch Ohr vernommen hat),
Daß kurz die Freuden, lang die Leiden währen
Und alles Lebens Endspiel heißt: schachmatt.

Mag sein! Und dennoch gibt's zwei Elemente,
Aus denen sich ein Trank des Lebens braut,
Der nicht verzischt im sprudelnden Momente
Wie Sinnenlust, nein! sanft wie Nektar thaut
Ins Herz hinab und bleibendes Behagen
Dort schafft und heller Freude hohen Schwung.
Nur schäm' ich mich, die Namen Euch zu sagen
Der beiden Elemente: — dumm und jung.

Und echt widmannisch, wie dies Vorspiel, ist das Abenteuer 'Bin's: „aus eines Dichters Leben ein Nektarschälchen Jugendmorgenroth.“ Sabinus, ein eben universitätsreif gewordener Pfarrersohn, verliebt sich, wie ein (germanischer) Halbbruder Cherubins, auf der Wanderschaft in jedes vorüberhuschende holde Frauenantlitz; gestern hat's ihm ein Backfisch angethan, den er vom Parkthor aus erblickte, als die kleine Hirschjagd mit den Jungens gespielt; heute begeistert ihn auf der Hochzeit eines befreundeten Pastors eine stolze Patrizierin, die er in einem improvisirten poetischen Trinkspruch schwärmerisch preist und im Pfänderspiel küßt. Das Blut unseres (in des Wortes reinster Bedeutung) reinen Thoren wallt auf. Nächtens wirft sich der „Tumpe“ auf seinem Lager Untreue gegen den Backfisch vor, den er nie gesprochen. Statt mit der Patrizierin, die ihn freundlich geladen, am nächsten Vormittag heimzufahren, macht er sich vor Sonnenaufgang zu Fuß auf die Wanderung. Unterwegs von dem Wagen der großen Dame eingeholt, kann er ihrer wiederholten schalkhaften Aufforderung sich nicht weiter entziehen; er folgt ihr als Mittagsgast auf ihren stattlichen Herrensitz und findet dort als Dritte im Bunde die Tochter seiner Wirthin —: den Backfisch der ersten Reisebegegnung. Und hastig, wie 'Bin in die Anfänge dieser süßen, blinden Jugendeselei hineingestürmt, eilt er wieder davon: das Herz voll eingebildeter, ungeheurer, tragischer Schicksale, schwelgend „in seinem lieben Leide“.

Fast wie man's an Blondinen schon geseh'n,
Die sehr gefallen sich im Trauerkleide.
Und wir? — Wir schließen. Lassen so ihn stehn.
Denn auf des Glückes Gipfel angekommen
Ist der, dem Weh zur Wonne nur verliehn,
Zu dem auf Thränen kommt herangeschwommen
Ein Lustgefilde schöner Phantasien. . . .

Damit endet unser Idyll, lieblich, wie der im IV. Buch der Confessions so bezaubernd geschilderte Sommertag, den der junge Rousseau mit den Fräulein von Graffenried und Galley auf einer Landpartie verbrachte: halb Page, halb Gespiele; zuerst ihr Pferd am Zügel führend, hernach auf den Wunsch der Damen sich in den Sattel schwingend; dann ihr Tischgast, der im Obstgarten mit ihnen Kirschen pflückt: douze heures passées ensemble nous valaient des siècles de familiarité. Beseligt durch eine lebenslang nachwirkende reine Erinnerung, obwohl sich die Zufallskameraden dieses Ausfluges niemals wieder sehen sollten. Rousseau bekannte Jahrzehnte später:

„Meine Leser werden sicherlich meine galanten Abenteuer belächeln, die nach so viel Präliminarien den Gipfel der Verwegenheit in einem Handkuß erreichen. Und doch war ich in meiner Liebesempfindung vielleicht glücklicher, da meine Wonne mit diesem Handkuß abschloß, als Ihr in all Euren Liebschaften, die wenigstens mit einem Handkuß beginnen, jemals sein werdet.“

Ein Gleiches könnte Widmann spöttischen Weltkindern erwidern, die seinen 'Bin in seiner altväterischen Unbeholfenheit und rührenden Unerfahrenheit nicht begreifen sollten. Inmitten unserer modernsten aufregenden und aufgeregten Poesien nimmt sich unser 'Bin auf den ersten Blick freilich etwas befremdend aus; wir möchten auch den launigen, launig wirkenden Gesellen nicht überschätzen oder gar zu einer Gestalt von dauernder Bedeutung emporheben. Die Unbefangenheit und Frische, mit der Widmann unbeirrt durch Sturm und Drang seine guten, alten Wege wandelt, ruft uns nur eine kleine Künstleranekdote ins Gedächtniß. Im August 1869 gingen Ludwig Richter und Moriz von Schwind miteinander in die letzte Bilderausstellung. Richter gefielen nur ein paar Kartons von Steinle. „Sonst

mit gleichem Schöpferglück versucht hat. Epik und Dramatik, gebundene und ungebundene Rede hat er mit derselben Liebe und künstlerischen Sorgfalt gepflegt, in all seinen Werken die Gaben seiner Vorfahren erneuert und gesteigert. Die religiösen Ueberlieferungen seines Hauses, bald die patriarchalische Gläubigkeit des Großvaters, mehr noch die freisinnigen Anwandlungen des Vaters regen sich in Moses und Zipora; Arnold von Brescia und Buddha. Der Zug eines anderen Ahnherrn zur Jugendschriftstellerei entwickelt sich, lieblich verklärt, zu lauterer Kunstschönheit emporgehoben, in einer der reinsten und reifsten Dichtungen Widmann's, in dem Pfarrhausidyll: „An den Menschen ein Wohlgefallen", das mit Recht die horazische Widmung trägt: „Den Jungfrauen und Jünglingen gilt mein Lied", virginibus puerisque canto. Den unternehmenden Geist des Großvaters väterlicherseits, den in die Welt weit aussehenden, Land und Leute verknüpfenden Brückenbauer meinen wir wiederzuerkennen in dem wanderlustigen „Spaziergänger in den Alpen", der doch die Lokomotive auf der Wengernalp herzlich willkommen heißt. Den waldfrohen Sinn des Bruders Otto von Heiligenkreuz grüßen wir wiederum in dem Naturfreund, der nur von seinem heißgeliebten, fürsorglich gepflegten Hündchen geleitet, jahraus, jahrein, Winter und Sommer, die heimlichsten Thalwege und Bergpfade im Umkreis von Bern abstreift mit jugendlich rüstiger Ausdauer und sie dann in oft und oft aufgelegten Reiseblättern schildert mit einer Feinheit des Auges und der Feder, einem leisen, schalkhaften Humor, einer Höflichkeit des Herzens, die Widmann dicht neben Ludwig Steub und seine tyrolischen Reisen stellt. Die Musikliebe seiner Eltern lebt neu auf in dem Meisterorganisten von Liestal, der zu guter Stunde Hermann Goetz in der „Bezähmten Widerspänstigen" eines der bestgedachten und -gemachten Textbücher zu Gebot stellte. Die Begegnung seiner Mutter mit Beethoven findet ihr Gegenstück in Widmann's Freundschaft für **Johannes Brahms**, der unseren Dichter nicht nur manchen Sommer in dessen Landhaus am Thuner See aufsucht, sondern auch als treuen Wandergenossen auf Ausflügen nach Sizilien, hoffentlich auch noch einmal als Librettisten einer Brahmsischen Zukunfts-Oper sich gesellt.

Doch nicht nur in solchen Aeußerlichkeiten bekräftigt Widmann, daß er unter einem singenden, tanzenden Stern geboren. Wir grüßen den geborenen Rhythmiker, den Meister der Wiener volksmäßigen, in Franz Schubert's deutschen Tänzen gipfelnden Walzer- und Ländler-Melodik, vor Allem in den beflügelten Ottave Rime derjenigen Schöpfungen, die wohl die Krone von Widmann's gesammter dichterischer Thätigkeit bilden: seine poetischen und romantischen Erzählungen. „**Der Wunderbrunnen von Is**"; diese Dichtung voll Anmuth und Uebermuth, voll reizender Amoretten und schelmischer Grotesken, hat Widmann schon beim Erscheinen, vor fast einem Vierteljahrhundert, Meisterrecht erobert unter den muntersten modernen Jüngern ariostischer und wielandischer Kunstübung. Und nicht nur in Tagen überquellender Jugendlaune hat Widmann den weiten Austritt gewagt ins alte, romantische Land. Zur Weihnacht vorigen Jahres überraschte er uns mit zwei Romanzen **Jung und alt**, die zum Frischesten und Geschmackvollsten gehören, was unsere neueste Dichtung, nicht nur Widmann, uns geschenkt. An diesen poetischen Erzählungen haben der Volksdichter Rosegger und der Schüler der Keller und Meyer, der feine Künstler Adolf Frey, sich gleicherweise erbaut; sie hätten auch Lessing's Saladin ergötzt, der stets ein Freund war von Geschichtchen gut erzählt. Altes Gold altitalienischer Novellinen prägt Widmann in neue zierliche Schaumünzen um für Alle, die ein Herz haben für Jugend, Liebe und Spielmannslust. In Ernst und Scherz verdienen diese Romanzen den Lobspruch, den Widmann einmal Mozart'schen Sonaten angedeihen läßt: es sind schlanke, wie ein Palmbaum aus tiefem frischen Grund aufsteigende Tonstücke, ohne Fehl, kerngesund auch da, wo es in Moll klagt und schluchzt. Im Vorspiel und im Abgesang, in Zwischenreden und in Künstlerparabasen sagt er dem Unfug und der Ueberhebung mancher Neu'sten lächelnd sehr ernste Wahrheiten: nirgends verletzend, immer voll Maß, Takt und Selbsterkenntniß:

Wir Alten auch, wir wollen uns bescheiden,
Will Poesie nun zu Euch Jungen gehn,
Doch manchmal scheint es noch, sie könnt' uns leiden.
Wir winken fort sie: lächelnd bleibt sie stehn.
Wie sie nun selbst noch zaudert, uns zu meiden,
Kann unversehens freilich es geschehn,
Daß **wir** auch unser Herz nicht streng bezwingen
Und aus dem Abschied wird ein neu Umschlingen.

Ein Fünfziger, der so vergnügt fortmusizirt und -jubilirt, nur zur eigensten Herzstärkung, jeden Augenblick bereit, ohne Groll überlegenen Sängern des nachwachsenden Geschlechtes Platz zu machen: ein solcher neidloser Spielmann bekannte sich auch sonst zu dem milden Ideal der meisten und besten deutschösterreichischen Dichter einer schwindenden Zeit: ihm, wie Grillparzer und Saar, wie Stifter und Marie Ebner steht nichts höher als „der Seele stiller Frieden". Zerrissenheit, Weltschmerz, bei wahrhaftigen Märtyrern der Kunst und Menschheit mit die tiefsten Quellen großer Gedanken und großer Gedichte, entwürdigt Widmann niemals zur Modemaske. Er kennt, er liebt und ehrt die Dichtung der Byron und Leopardi wie Wenige; er hat für den alten Schopenhauer und den jungen Nietzsche zu Zeiten geredet, in denen sie noch nicht Feuilleton- und ästhetisches Theegeschwätz waren. Er selbst aber gab sich deswegen nie anders, weder milder noch größer, als er von Natur war. Trotz harter Leiden, die auch seinem Lebenslauf nicht erspart blieben, hat er sich stets zu den Heiteren und Hoffenden gestellt. Nur mit sanftem Humor neckt er **Weltverbesserer**, die, wie die Helden der Hauptgeschichte des neuen Bandes Ihrer Gesellschaft, in jugendlich stürmendem Ueberschwang unsere alte europäische Gesellschaft zu den Todten werfen und jenseits des Ozeans unter den Rothhäuten das Utopien einer Pant-iso-kratie, d. h. einer friedlichen Kulturanarchie, aufrichten wollen, in der Niemand befehlen und Niemand gehorchen soll. Widmann's Humoreske ist keine barocke Erfindung: sie knüpft an einen närrischen Jugendplan des englischen Dichters Coleridge an, von dem uns zuletzt unser trefflicher Landsmann, der heute an der Berliner Universität wirkende Tiroler, Alois Brandl, erzählt hat. Die jungen britischen Poeten des vorigen Jahrhunderts, Southey, Coleridge und Genossen wurden von ihrer gefahrlosen Phantasterei durch eine rechtschaffene Verliebtheit befreit: statt eines niemals erreichbaren, kommenden, neuen messianischen Reiches begründeten sie auf britischem Heimathboden einen eigenen Hausstand. Widmann schöpft aus dieser Ueberlieferung die gemüthlichsten Variationen über die naturgemäße Wandlung von heilloser unfruchtbarer Schwärmerei zu fruchtbarster heilsamer Prosa. Vor banausischem Preis des gemeinen Philisteriums bewahrt ihn und seine Leser der Weitblick seiner Moral, die durch den Mund des Raisonneurs der „Weltverbesserer", durch den vielgereisten Weltmann Hill, den jungen Leuten überzeugend ans Herz gelegt wird: mit Recht sei die Jugend radikal, das Alter konservativ.

„Was müßte man aber von einer Jugend denken, die nicht lebendige Saat werden wollte in dem heiligen Boden des Vaterlandes, auf dem die Halmen ihrer Väter und Vorväter geblüht und Frucht getragen haben? Von einer Jugend, die in unbekannte Fernen wie vom Sturm erfaßte Spreu sich zerstreuen möchte? Man muß, wie ich, den größten Theil seines Lebens in einem anderen Lande zubringen, um zu wissen, was man am Vaterlande hat. Und weil ich dieses Vaterland liebe, darum spreche ich zu Ihnen: weihen Sie Ihre Jugendkräfte dem Fortschritt, dem so unendlichen Fortschritt und allen schönen Idealen im Heimathlande! Lassen Sie Ihre nach allerlei Freiheiten ringenden, der Scholle treu ergebenen Gesinnungsgenossen nicht im Stich, indem Sie Ihre guten Gedanken in Gott weiß welche fernen Wildnisse tragen, sondern verstehen Sie, daß gerade der Talentvollste ein Schuldner seines Landes ist, daß Ihre Mutter Sie ruft und dann am meisten ihrer Söhne bedarf, wenn sie selbst in Fiebern liegt oder in Armuth darbt."

Ich weiß nicht, ob in diesen Worten ein Nachhall der Familienschicksale Widmann's anklingt; zweifle auch nicht, daß er das unbestreitbare Nothrecht seiner Eltern, unerträg-

lichen Zuständen in der Heimath durch Auswanderung sich zu entziehen, jederzeit voll gelten ließ. Die Wahrheit, die unser Dichter dem Moralisten oder „Weltverbesserer“ auf die Zunge legt, bleibt deshalb nicht weniger aufrecht für den treuen Patrioten der Schweiz, wie für den treuen Patrioten Oesterreichs. Keiner Seele haben Widmann Vater und Sohn die schwere Nöthigung, in der Fremde ein neues Heimathgefühl zu gewinnen und zu verdienen, erspart. In ihrem Gemüth ist kein Hauch jener Häßlichkeit und Bitterkeit aufgestiegen, der sonst wohl die Erinnerung selbst edelgearteter Emigranten umdunkelt. Wie tiefe Friedensmusik, geschöpft aus dem Innersten eines mit sich und der Welt versöhnten Weisen, tönt denn auch das Präludium zu einer anderen Geschichte Ihres neuesten Werkes — Die Hasen von Turfslingen —:

„Der Pfarrer von Oberkirch saß am Sonntag Nachmittag in seinem Garten. Geneigter Leser! Schenke der Mittheilung dieser scheinbar unbedeutenden Thatsächlichkeit ein gewisses herzliches Interesse, denn es liegt viel Menschenglück in dem kleinen Satz! Das Glück ist ja auch eine Sache des Talentes. Wäre dort im Pfarrgarten von Oberkirch Lord Byron gesessen oder ein neuerer großer Dichter des Weltleids, so dürfte die grüne Gartenbank zwar später eine rühmende Inschrift erhalten haben, aber sie hätte vielleicht geseufzt unter den unruhigen Bewegungen eines Unzufriedenen. Der Pfarrer von Oberkirch war kein großer Mann, aber er besaß das Talent, glücklich zu sein.“

Dies Talent ist seltener, als man glauben soll, weil glücklich sein wohl geschieden sein will von dornirter Selbstgefälligkeit und satter Philistermoral. Wahrhaft glücklich sein ist eine Kunst, die angeboren wird: eine Kunst, die nur das Sonntagskind besitzt, das über alle Noth und Qual dieser Erde sich hinaushebt. Dank dem Gott im eigenen Busen; eine Kunst, die auch Widmann angeboren wurde mit seinem Altwiener Gemüth. In vielen, vielen seiner Schöpfungen weht uns Heimathluft entgegen und über mehr als ein Buch Widmann's könnte man das Leit- und Lebenswort setzen, das Grillparzer nicht nur für sich, das er für Bauernfeld, Saar, Raimund, Anzengruber, das er auch für die Musiker und Maler des Wienerwaldes, Franz Schubert und Moriz von Schwind, gefunden: „Hast Du vom Kahlenberg das Land Dir rings besehn, so wirst Du, was ich bin und was ich schuf, verstehn.“ Es gibt sicherlich Landschaften, die uns, wie der Meeresstrand oder die Gletscherwelt, mächtiger packen, die Phantasie gewaltiger bewegen, als der Rundblick vom Kahlenberg; es gibt gewiß auch Weltdichter, die uns, wie Goethe und Shakespeare, in ganz andere Höhen und Fernen fortreißen, als unsere deutschösterreichischen Poeten. Unser geheimstes Gefühl zieht uns darum doch immer wieder zu den Hängen des Wienerwaldes, zu den Dichtern unserer Heimath. Diesen Lieblingen unserer Landsmannschaft soll man getrost fortan unseren Widmann anreihen. Denn ich darf wohl schließen, wie ich begonnen: der naturalisirte Schweizer ist und bleibt eine urösterreichische Natur. In diesem Sinn ehren und feiern wir ihn heute als Kolonisten des deutschösterreichischen Stammes in den Landen der Schweizer Eidgenossenschaft; in diesem Sinne lieben wir seine Dichtung als gesundes Kind einer gesunden Kreuzung österreichischen und schweizerischen Geistes.

* * *

Diese Worte waren gesprochen und gesetzt, bevor uns Widmann mit seiner jüngsten Dichtung eine willkommene Weihnachts-Ueberraschung bescheerte: 'Bin, der Schwärmer. Idyll von J. V. Widmann (mit Zeichnungen von Fritz Widmann. Frauenfeld, Verlag von J. Huber, 1896). Geist und Ton des Sanges äußert sich bezeichnend gleich in den Eingangsstrophen:

Mag sein, daß auf der ruhelosen Reise,
Die unser Erdenball so sanft vollbringt,
Er Wunden reichlich mehr als Wonnen weise
Dem Flammenauge, das die Welt durchdringt.
Mag sein, daß Moll die Harmonie der Sphären
(Die zwar kein irdisch Ohr vernommen hat),
Daß kurz die Freuden, lang die Leiden währen
Und alles Lebens Endspiel heißt: schachmatt.

Mag sein! Und dennoch gibt's zwei Elemente,
Aus denen sich ein Trank des Lebens braut,
Der nicht verzischt im sprudelnden Momente
Wie Sinnenlust, nein! sanft wie Nektar thaut
Ins Herz hinab und bleibendes Behagen
Dort schafft und heller Freude hohen Schwung.
Nur schäm' ich mich, die Namen Euch zu sagen
Der beiden Elemente: — dumm und jung.

Und echt widmannisch, wie dies Vorspiel, ist das Abenteuer 'Bin's: „aus eines Dichters Leben ein Nektarschälchen Jugendmorgenroth.“ Sabinus, ein eben universitätsreif gewordener Pfarrersohn, verliebt sich, wie ein (germanischer) Halbbruder Cherubins, auf der Wanderschaft in jedes vorüberhuschende holde Frauenantlitz; gestern hat's ihm ein Backfisch angethan, den er vom Parkthor aus erblickte, als die kleine Hirschjagd mit den Jungens gespielt; heute begeistert ihn auf der Hochzeit eines befreundeten Pastors eine stolze Patrizierin, die er in einem improvisirten poetischen Trinkspruch schwärmerisch preist und im Pfänderspiel küßt. Das Blut unseres (in des Wortes reinster Bedeutung) reinen Thoren wallt auf. Nächtens wirft sich der „Tumpe“ auf seinem Lager Untreue gegen den Backfisch vor, den er nie gesprochen. Statt mit der Patrizierin, die ihn freundlich geladen, am nächsten Vormittag heimzufahren, macht er sich vor Sonnenaufgang zu Fuß auf die Wanderung. Unterwegs von dem Wagen der großen Dame eingeholt, kann er ihrer wiederholten schalkhaften Aufforderung sich nicht weiter entziehen; er folgt ihr als Mittagsgast auf ihren stattlichen Herrensitz und findet dort als Dritte im Bunde die Tochter seiner Wirthin —: den Backfisch der ersten Reisebegegnung. Und hastig, wie 'Bin in die Anfänge dieser süßen, blinden Jugendeselei hineingestürmt, eilt er wieder davon: das Herz voll eingebildeter, ungeheurer, tragischer Schicksale, schwelgend „in seinem lieben Leide“.

Fast wie man's an Blondinen schon gesch'n,
Die sehr gefallen sich im Trauerkleide.
Und wir? — Wir schließen. Lassen so ihn stehn.
Denn auf des Glückes Gipfel angekommen
Ist der, dem Weh zur Wonne nur verliehn,
Zu dem auf Thränen kommt herangeschwommen
Ein Lustgefilde schöner Phantasien. . . .

Damit endet unser Idyll, lieblich, wie der im IV. Buch der Confessions so bezaubernd geschilderte Sommertag, den der junge Rousseau mit den Fräulein von Graffenried und Galley auf einer Landpartie verbrachte: halb Page, halb Gespiele; zuerst ihr Pferd am Zügel führend, hernach auf den Wunsch der Damen sich in den Sattel schwingend; dann ihr Tischgast, der im Obstgarten mit ihnen Kirschen pflückt: douze heures passées ensemble nous valaient des siècles de familiarité. Besiegelt durch eine lebenslang nachwirkende reine Erinnerung, obwohl sich die Zufallskameraden dieses Ausfluges niemals wieder sehen sollten. Rousseau bekannte Jahrzehnte später:

„Meine Leser werden sicherlich meine galanten Abenteuer belächeln, die nach so viel Präliminarien den Gipfel der Verwegenheit in einem Handkuß erreichen. Und doch war ich in meiner Liebesempfindung vielleicht glücklicher, da meine Wonne mit diesem Handkuß abschloß, als Ihr in all Euren Liebschaften, die wenigstens mit einem Handkuß beginnen, jemals sein werdet.“

Ein Gleiches könnte Widmann spöttischen Weltkindern erwidern, die seinen 'Bin in seiner altväterischen Unbeholfenheit und rührenden Unerfahrenheit nicht begreifen sollten. Inmitten unserer modernsten, aufregenden und aufgeregten Poesien nimmt sich unser 'Bin auf den ersten Blick freilich etwas befremdend aus; wir möchten auch den launigen, launig wirkenden Gesellen nicht überschätzen oder gar zu einer Gestalt von dauernder Bedeutung emporheben. Die Unbefangenheit und Frische, mit der Widmann unbeirrt durch Sturm und Drang seine guten, alten Wege wandelt, ruft uns nur eine kleine Künstleranekdote ins Gedächtniß. Im August 1869 gingen Ludwig Richter und Moriz von Schwind miteinander in die letzte Bilderausstellung. Richter gefielen nur ein paar Kartons von Steinle. „Sonst

machte die Ausstellung den Eindruck einer babylonischen Sprachenverwirrung. Alle möglichen und unmöglichen Stilarten sind gesucht und erfunden." Schwind sagte: „Du hast nun die Ausstellungen in Mailand, Venedig und hier in München gesehen, sag, hast Du ein Bild gesehen, in dem man Jugend sah?" — „Leider nicht eines!" Ich maße mir keine Nutzanwendung dieses Urtheils auf den ganzen Nachwuchs unserer deutschen Künstlerschaft an: ich weiß nur, daß die uralten Maler, wie Adolph Menzel und Rudolph Alt, gleich den alten Poeten vom Schlage Wildrandt's, Heyse's und Widmann's im Herzen bis zur Stunde jung geblieben sind; mitunter jünger, als unsere Jüngsten.

Wien. Anton Bettelheim.

Maria Janitschek.

Nicht in dem Thal bei armen Hirten, nicht auf den harmlos grünen Matten, in den Hütten mit kümmerlichen Freuden und armseligen Leiden rastet Maria Janitschek's Fuß. Die adlige Gestalt mit der adligen Seele ekelt die Niederung voll kleiner Gefühle, es reißt sie machtvoll empor. Mit der Excelsiorfahne in der Hand steigt sie zu den Höhen, wo Zarathustra's Schlange haust und Zarathustra's Adler horstet in einsam-majestätischer Größe. Wenige wagen den Flug in unseren Tagen. Nur wer starke Schwingen der Seele hat, mag zu ihm sich erkühnen.

Gegen Niemand ist unsere herbe skeptische wirklichkeitsnüchterne Zeit grausamer als gegen die, die zu schwach das Alltagsleben mit sicherer Hand und unbarmherzigem Auge zu fassen, ihre Ohnmacht durch großes Wort und gehobenen Stil prunkvoll verschleiern, die zu schlaff sich an die Erde mit klammernden Organen festzuhangen, Irions Wolke umarmen.

Nur eine starke, feurige Seele vermag uns zu dem Hochflug mit zu reißen, vermag uns eine neue Welt zu schaffen und an sie glauben zu machen. Und stark und feurig ist die Seele Maria Janitschek's. Sie leuchtet hell wie Mitternachtssonne aus ihren neuen Gedichten*)

Die Menschen, auf die sie scheint, wandeln nicht sichtbar unter uns, wir werden nimmer ihres gleichen sehen, sie schreiten in der erhabenen Lyrik ihrer Gefühle nur durch die Träume ihrer Dichterin. Irdisches Gefühlssein voll Halbheit und Erdenreit ist ihr zu tragen peinlich, sie schafft sich Menschen, die ihre Sehnsucht verkörpern. Sie vermag zu schaffen und so wandern wir mit ihren Geschöpfen aus des Uebermenschen Geschlecht genau so antheilvoll, wie wir den menschlich-allzumenschlichen Geschicken, die uns ein schöpfungskräftiger Alltagsdichter aufrollt, folgen.

„Von ewiger Liebe" singen wieder mit jauchzender Kraft viele dieser Lieder. Es ist die starke, voll pulsirende Leidenschaft, die große Passion, vor der Maria Janitschek's Seele und Dichtung anbetend, als vor dem Allerheiligsten, sich knieend beugt.

Doch nur die Frauen sind's, die in diesen Gedichten dies heiliglodernde Feuer in sich tragen, ganz unnennbares Gefühl, das Namen nicht nennen. Und diese Frauen treibt es hinaus, den Ebenbürtigen zu suchen; der wie sie liebt, und sie finden ihn nicht und gehen zu Grunde, das ist der stolzen Frauen Glück und Elend. Sie wollen und vermögen nicht zu theilen, sie verlangen in „demantharter, flammenzüngiger Liebe" den andern ganz und dulden keine andere Göttin neben sich, auch nicht die Arbeit des Mannes.

In einer Novelle Mauritzia hat die Dichterin in früheren Jahren solch Frauenwesen voll qualvoller, sich und den Mann verzehrender Liebe geschildert, und das Unerreichbare, die Grenzen der Kreatur überschreitende dieser Gefühlssehnsucht, die Ewigkeit, die tiefe, tiefe Ewigkeit will, klagt schmerzlich weich, wie ein Frühlingssterbelied am Blumengrab des Mädchens, im „ersten Kuß".

Die Sehnsucht schreitet mit weiten bangenden Augen, bald lachend, bald weinend durch diese Lieder. Ihre „duhlende Seele muß immer abenteuern gehen, muß immer mit durstigen Kindeslippen an allen Kelchen Gottes nippen". Sie klettert und strebt, wohin ihre goldne Jugend sie treibt. Hoch oben auf dem Gipfel eines grünen Waldbaums sitzt sie und sie ruft: „Fang mich, fang mich" und schwingt sich lachend höher und höher, ganz wie die große „Unwinderin" Zarathustra's.

Mehr aber als in den früheren Gedichten klingt hier tiefer Versöhnungsorgelklang. Nicht nur Sehnen und Enttäuschungsweh, nicht nur anklagevoller Herzensschrei, sondern ein österliches Erathmen voll Frieden und Aufgehen. Als hätten die Schlußworte in Klein Eyolf nachgeklungen in ihrer bewegten Seele:

„Wohin sollen wir sehen".
Nach oben — zu den Gipfeln hinauf. Zu den Sternen. Und zu der großen Stille.

So besingt sie in einer religiösen Kraft voll Psalmenmajestät den Aufschwung der armen schenen Menschenseele, die der Tod in die weichen Flügel hüllt.

Der Tod ist hier nicht das grause Gerippe der Todtentänze, auch nicht der gemüthliche des Märchens, der voll Humor seines Scharfrichteramtes waltet, es ist der ernste Genius mit der umgestürzten Fackel, wie ihn die Alten gebildet. Der Sorgenlöser und der Schmerzensstiller. Er legt dem von Fieberphantasien gejagten die Hand, „wie weißes Licht, das sich zur Form verdichtet", sanft auf die Brust:

„Vergeltung lebt auf Erden nur, sie hat dich
In ihren heißen Feuern schon geläutert;
Dort drüben gibts nur Frieden, keine Hölle."

Das schönste dieser verlöschenden Lieder ist aber jener Zug des Todes, der den Mors Salvator schildert, wie er zuerst ein armes Lastthier sanft berührt und seine freigewordene Seele in seines Mantels Falten birgt, eine durstige sterbensmatte Blume mit seinen Lippen segnet und nun ein halberstarrtes verwaistes Kind am Meeresstrand zu diesen beiden Seelen nimmt.

Der Tod sah gütig
Auf das Verwaiste nieder. Da umschlangen
Die kleinen Hände furchtlos seine Schultern.
Er drückte seine Wangen auf die Wänglein
Des Knaben, und zog weiter.

Er wandelt durch die Nacht in den Morgen hinein.

Und mit einem Male
Stand groß und hell die Morgensonne da,
Und aus dem Licht sah Gottes Angesicht.
Der Tod erschrak. Er zog den weißen Mantel
Mit hastigem Griff zusammen.
Doch der Herr erkannte seines Dieners That.
„Was birgst du
So ängstlich, Tod, vor mir?"
Und jener drauf:
„Herr, laß mir, was ich liebend mir gewonnen.
Drei Seelen sinds, sie haben mich gerufen,
Mich, Herr, gerufen! Bergen will ich sie,
Damit der neue Tag sie nicht entdeckt
Und wieder weinen lehrt. O laß sie schlafen
In meines Mantels Saum; drei kleine Seelen,
Was sind sie dir, Allmächtiger?"

Der Schöpfer läßt sie ihm.

„Glücklich lächelnd,
Gerettetes in seinem Mantel bergend,
Ging seinen Weg der Tod.
Und alle, die
An diesem Tage starben, — lächelten. . . ."

*) Im Sommerwind. Leipzig. 1895. Max Spohr.

Die Lyrik Maria Janitschek's ist Gedankenlyrik, aber Gedankenlyrik, die aus der grauen Abstraktion erlöst und Fleisch und Farbe geworden ist. Die Dichterin hat Bilderschatzkammern voll königlichen Reichthums. Sie schließt ihr Träumen und Sinnen in kostbare Fassungen. In edler hoheitsvoller Plastik treten ihre Gebilde vor uns hin. Mit Phantasie voll michelangelesker Größe entfesselt sie die Todtenmesse des jüngsten Gerichts; mit der grausig lebendigen Wirklichkeit Poe'scher Gespenster wirft sie die Visionen eines Fiebernden wie riesengroße Schatten auf eine weiße Wand:

„In langen Fiebernächten
Wenn bei der Lampe Schein die Wärterin
Mit halbgeschloßnen Augen schweigend träumte,
Da ging ein Schlürfen, Schreiten, heimlich Schleichen
Durchs Zimmer hin, und halbvermummt erschienen
All die Verbrechen, die er einstens frevelnd
Begangen hatte. Rothverschleiert trat
Der Mord zu ihm und fletschte seine Zähne,
Der Raub kroch wie ein großer schwarzer Hund
Am Boden hin und zog an seiner Decke,
Die Prasserei, ein eklig feistes Weib,
Trat an sein Bett mit halbverwesten Speisen,
In dunkler Eisenrüstung starrt ein Ritter
Mit bleichem Todtenkopf ihn an: der Haß.“

Und dieselbe Hand malt in zartem Kolorit die Farben des jungen Frühlings. Kränze um weiße Marmorurnen und Purpurschimmer auf dem Schnee der Blüthen.

Voll tiefem Feierklang und zur Andacht stimmend ist die Kunst dieser Bilder, wenn sie die Augen, die nicht begehren und nicht verlangen, die nur in Reinheit schauen, „zwei stille Jungfrauen nennt“; wenn sie für die Künstlerschaft des Weltenlenkers das wunderbare Wort sich findet: „er flicht die Frühlinge wie junge Rosen ums altersgraue Haupt der Ewigkeit.“

Mit Hymnenausklang schließt dies Gedichtbuch. „Einsam sind die Höchsten, die wir preisen“. Maria Janitschek hat den Glauben und die trunkene Hoffnung an ein neues Geschlecht, das da komme und ihrem stolzen Sehnen gleich sei, noch nicht in Trümmern geschlagen. Und sie singt ihm ein Salve:

Mit brennenden Kerzen in den Händen,
Und hellen flatternden Fahnen,
Ziehen wir dir entgegen . . .

* * *

Aus diesen Höhen der Uebermenschen, der Adelsgeschöpfe und reinen Formen ist scheinbar ein weiter Schritt, der mit der neuen Novelle Maria Janitschek's „Gott hat es gewollt“ *) in die schwülen und dumpfigen Höhlen der geistig Kranken führt, deren Gefühlsleben pervers geworden. Und doch ist er nicht so weit. Die Dichterin geht nur dem Normalen aus dem Weg, den glatten ausgetretenen Chausseen; sie sucht die seltenen Spielarten, die Zustände der Seele, die über das Alltägliche hinaus führen und an ein Uebersinnliches zu rühren versuchen. So mußte sie die Geschichte des russischen Priesters reizen, in dem sich ekstatischer Mystizismus mit sinnlicher Leidenschaft zu einem wilden Fieberbunde einigt. Die unterdrückten fleischlichen Triebe erhitzen die religiösen Ideen mit schwelgerisch-visionären Phantasien, deren Gipfel die Offenbarung ist, ein reines junges Mädchen werde von ihm den neuen Messias ohne Verunreinigung durch Sinnenlust empfangen.

Den praktischen Psychiatern und den Litteraturpsychologen ist dieser Fall und sein Subjekt nicht neu. Die Vereinigung von religiöser Schwärmerei mit stark geschlechtlichen Vorstellungen zieht sich durch die Geschichte der menschlichen Geistestragikomödie hindurch.

Krafft-Ebing sagt in seinem „Lehrbuch der Psychiatrie“ darüber: „Auch im Irrsein zeigt sich derselbe Zusammenhang insofern eine bunte Vermischung oder eine Abwechslung von erotischen und religiösen Delirien bei maniakalischen Zuständen ganz gewöhnlich ist. Bei manischen Jungfrauen ist der Drang, sich an Wallfahrten, Missionen zu betheiligen, Nonne zu werden, wobei viel von der Unschuld und Jungfräulichkeit die Rede ist, etwas ganz gewöhnliches.“

Die Akten des großen Muckerprozesses in Königsberg im ersten Viertel des Jahrhunderts, enthüllten das Evangelium dieser sinnlich übersinnlichen Perversität: „In der Ekstase des Zeugens ohne Straucheln der Menschheit einen neuen Messias zu schenken.“ *) Die Litteratur gibt überreichen Stoff zu einer Geschichte der erotischen Mystik in der Dichtung. In schnellem Fluge soll hier nur einiges vorüber ziehen.

Im Mittelalter sind es vor allem die geistlichen Frauen, deren religiöses Empfinden hysterisch überreizt, im Christuskultus, in der Anbetung des Seelenbräutigams sich Ersatz für die Ekstasen der Sinne suchen. Da wird die schwelgerischsüchtige Versenkung in die Wunden des Gekreuzigten bis zur krankhaften Aufregung getrieben.

Die heilige Mechthildis von Sachsen, die in ihren Christusträumen alle Entzückungen genoß, Catharina von Siena, die mit dem höchsten Gegenstand ihrer Liebe nach tausend Liebesbetäubungen sich förmlich vermählt fühlte, Maria Magdalena von Pazzi, die in ihrer Liebesraserei aus dem Bette sprang, ihre Mitschwestern umarmte unter den Rufen: Liebe, Liebe, ach nicht mehr Liebe, es ist zu viel“, sind Hauptrepräsentantinnen.

In den Gedichten der Lyriker des siebzehnten Jahrhunderts voll mystischer Süße, Angelus Silesius und Friedrich Spee wogen dieselben dunklen Gluthen, Abendmahlserotik, als Symbol höchster Empfängniß und Vereinigung, Heilandsüberschattung und weichlich-grausamer Wundenkultus.

Bei den Herrenhutern, vor allem in den an das Obszöne streifenden Gesangbuchliedern Zinzendorf's spielen die gleichen Elemente ihre Rolle. Bis das alles in der Zeit der Romantiker wieder auflebt Sie haben fast alle, nach neuen eigenen Gefühlen lüstern, von diesem Tollkraut genascht. In des Novalis Hymnen an die Nacht und im Siebenten seiner geistlichen Lieder ergießt sich, wie ein sengend heißer Lavastrom, diese Gefühlsverwirrung. Und er wies selbst auf die Assoziation von „Religion, Wollust und Grausamkeit“ hin. Friedrich Schlegel spielt in einigen Stellen der Lucinde mehr galant-lüstern als mönchischekstatisch mit diesen Gedanken und Schleiermacher gibt ihnen in den Briefen über die Lucinde den Philosophenmantel um die nackten Schultern. Zacharias Werner war im Leben und Dichten der konsequenteste mystische Erotiker.

Der große Sammler und Archivar der Giftpilze des seelischen Irrgartens ist Görres mit seinem großen Pandämonium der „Christlichen Mystik“ gewesen, einem gewaltigen vierstöckigen Tollhaus, in der all die Irren dieses Genres nach den verschiedenen Spielarten ihres Wahns einlogirt wurden. Huysmans ist reich belohnt durch diese Hölle gewandelt, zu Là-bas hat er hier nicht die kleinsten Studien gemacht.

Am nächsten aber kommt unserem Fall die Gestalt des Markese aus Arnims „Gräfin Dolores“, auch ein sinnlichübersinnlicher Freier, der die Frauen nicht mit Zärtlichkeit, sondern mit religiöser Brunst umnebelt, kein bloßer Betrüger, sondern selbst in seinen Vorstellungen im Augenblick völlig befangen. Er verstrickt die Gräfin, nach der er begehrt, durch die Verkündigung von der wunderbaren Erneuerung des heiligen Mythus der Neuerzeugung des Messias.

Aus seinem Geschlecht ist in der neueren Litteratur die Figur des Kandidaten Lorinser, jenes Schwarmgeistes voll flackernder Sinnlichkeit, der in Heyse's Kindern der Welt spukt.

Und verwandt mit ihnen muthet jener russische Priester an, in dessen seelische Untiefen uns Maria Janitschek blicken läßt.

Nur daß er in seinen Wahnideen naiver, barbarischer, unraffinirter ist, daß er fester an sich glaubt. Mit düsterer

*) Leipzig 1895. Max Spohr.

*) Vgl. Ruge, Werke IV S. 231 ff.

Kraft hat die Dichterin diese widerspruchsvolle Seele, die im tiefsten Dunkel wandelt und glaubt im hellsten Licht zu schreiten, vor uns hingestellt. Diesen Menschen voll glaubenssicherer Heiligkeit, dem plötzlich Antoninische Versuchung das Gefühl verwirren. Wie erschütternd sind die nächtlichen Gebetskämpfe, dieses Ringen mit einer Gottheit, die ihn nicht hört, während seine Sinne nach dem warmen jungen Weibe wie tobende Hirsche schreien.

Und voll jungfräulicher zarter süßer Schönheit ist ihr die Gestalt des Mädchens aufgegangen, die des Messias Mutter werden soll.

Sie ist unschuldig und ahnt und weiß nichts, als der Priester sie als Frau in sein Haus nimmt. Nun lebt sie an der Seite des Unheimlichen, aus dessen flackernden Augen Blitze der Gier leuchten und der doch nicht wagt, das Mädchen zu berühren, da er sich selbst noch nicht geläutert fühlt, das Werkzeug des Herrn an ihr zu werden. Mit wunderbarer Kraft der Seelendeutung entwickelt die Dichterin die Neigung der Knospenseele unter diesen fieberschwülen Einflüssen, unter diesen gemeinschaftlichen lohenden Gebeten, diesem Seite an Seite Knien in hingegossener Ekstase, die stets damit endet, daß der Priester nach fürchterlichem Kampf in sein einsames asketisches Zimmer flieht, während sie, bangend, zitternd, ungewiß, mit zagenden Thränen in der Brust, weiß nicht, was ihr geschieht. Dieses Bebende, Dämmernde, Unbewußte eines drängenden jungen Herzens, diese Dumpfheit, diese Sehnsucht nach etwas, das sie selbst nicht weiß, krankhaft gereizt durch Gemüthsexaltation und Graun, ist zwingend in Worte gebannt.

Leider ist diese Seelengeschichte rein äußerlich durch ein lebemännisches Kind der Welt mit blondem Schnurrbart, das der armen Maria die verweinten Augen öffnet und durch einen Pistolenschuß den unsaubern Geist bannt, gelöst.

Doch trotzdem wirkt die Erzählung Maria Janitschek's als eine starke feurige Frucht ihres Gartens, dessen Wege über Höhen und Tiefen führen, in Sonnentempel und Weihrauchkapellen, aber immer eigene sind, die Wege einer stolzen einsamen Seele.

Felix Poppenberg.

Chamberlain's Wagnerwerk.

Richard Wagner ist das größte und schwierigste biographische Problem, das unsere Zeit dem kommenden Jahrhundert zu vermachen hat. Unsere Enkel erst werden, zu guter Stunde, befähigt sein, die gewaltige Erscheinung des Meisters von Bayreuth in ihrer Totalität zu erfassen und in ihrer Bedeutung für die Kulturgeschichte der Menschheit zu würdigen. Wer da weiß, daß wir heute, zwei Menschenalter nach Goethes Tod, noch des Künstlers harren, der uns ein wahrhaftiges Bild dieser allumfassendsten Persönlichkeit zeichne, der wird die Richtigkeit dieser Einleitungssätze nicht in Frage ziehen und wer je Gelegenheit hatte, die lebensgeschichtlichen Darstellungen der Wagnerbiographen am Wesen und Eindruck seiner Schöpfungen zu messen, der wird unsere Einsicht nur bestätigen. Stückwerk und Theilansicht sind bis jetzt alle Versuche geblieben, das vielgestaltige Leben Richard Wagner's anschaulich zu schildern, nicht sowohl deshalb, weil über einzelnen wichtigen Punkten dieser Geistesgeschichte noch der Schleier des Geheimnisses liegt, als vielmehr aus dem Grunde, weil es noch keinem der Betrachter glückte, einen Standpunkt zu finden, der einen vollen Ueberblick über die umfassende Erscheinung dieses Mikrokosmus gewährte.

Auch das prächtig ausgestattete und umfangreiche Werk, in dem Houston Stewart Chamberlain kürzlich ein Lebensbild von „Richard Wagner" zu entwerfen versuchte,*) bietet nicht eine völlige, allseitige Anschauung der überragenden Individualität des Bayreuther Meisters, sondern nur eine Reihe allerdings sehr gut getroffener Theilansichten. Das ist zunächst wohl eine natürliche Folge der deutlich kundgegebenen Absicht, Wagner in diesem Werke nur so darzustellen, wie er sich selbst sah, zum Theil aber ist es auch das Ergebniß der besondern Betrachtungs- und Darstellungsweise des Verfassers, der seinen Vorwurf nicht genetisch-historisch, sondern theoretisch-systematisch behandelt. Ueber die Berechtigung, ja Nothwendigkeit, die schwierige Aufgabe einer Wagnerbiographie auch einmal von dieser „innern" Seite anzufassen und über den gesunden Grundsatz, dabei nach Demokrit's Weisung nicht nach Fülle des Wissens, sondern nach Fülle des Verstandes zu streben, werden viele nachdenkliche Leser mit Chamberlain einig sein, wenn sie sich auch die heimlichen Fährlichkeiten dieses Beginnens nicht verhehlen und die Einseitigkeiten, zu denen seine strikte Befolgung den Verfasser führte, nicht billigen können.

Von echter, tiefer Liebe zum Meister beseelt, aber befangen im Geiste der Carlyle'schen Heldenverehrung, zeichnet Chamberlain uns Wagner in der typischen Gestalt eines übermenschlichen Heilbringers, der außer der Zeit und dem Raum steht. Dabei ist sein erstes Bemühen darauf gerichtet, die geistige Figur von allem Historischen zu befreien und die Mannigfaltigkeit ihrer geistigen und künstlerischen Lebensanschauungen auf einen einheitlichen Grund zurückzuführen. Als innerstes Wesen dieser Individualität erkennt Chamberlain die Sehnsucht und Kraft überall, im Staat, in der Religion, in der Gesellschaft, das Rein-menschliche aufzufinden und es im Kunstwerke darzustellen. Aus dieser Erkenntniß und dem Streben, immerzu die Einheit der Individualität deutlich zur Empfindung zu bringen, ergibt sich auch der merkwürdige Gang der Chamberlain'schen Darstellung, die nach einer knappen Skizze des äußeren Lebenslaufes mit großer Ausführlichkeit sich zunächst Wagner's Schriften und Lehren zuwendet und erst zum Schluß auf die Kunstwerke des Meisters und sein Vermächtniß „Bayreuth" zu sprechen kommt. Es ist zuzugestehen, daß diese Anordnung des Stoffes dem Standpunkt und den Absichten des Verfassers folgerichtig entspricht, andererseits läßt sich aber nicht leugnen, daß die Darlegung anschaulicher und verständlicher geworden wäre, wenn sie dem natürlichen Entwicklungsgang gefolgt, und von den berühmten Kunstschöpfungen zu den weniger bekannten Lehren des Politikers, des Philosophen und Regenerators fortgeschritten wäre. Die zahllosen Verweise auf frühere oder nachfolgende genauere Erörterungen einer Frage und die allzu häufigen Unterbrechungen der Darstellung durch methodologische Bemerkungen hätten dadurch großen Theils vermieden werden können, was dem künstlerischen Eindruck des Buches sehr förderlich gewesen wäre.

Auch tiefere Bedenken gegen die durch Chamberlain's Darstellungsweise dokumentirte Auffassung vom Wesen des schöpferischen Geistes werden sich mit Grund bei manchen Lesern regen. Sie hier zu erörtern, fehlt Zeit und Raum. Ich begnüge mich, meine gegensätzliche Anschauung mit wenig Worten anzudeuten. Ohne Zweifel war Richard Wagner eine gewaltige, reiche und tiefe Natur und auf den ihm eingeborenen Kräften beruht vor allem die Macht seiner Kunst. Zu herrlicher Vollendung und kräftiger Eigenart aber gedieh diese Kunst nur im Zusammenhang mit dem Leben des eigenen Volkes, im Widerstreit und Einvernehmen mit den geistigen Strömungen der Zeit und durch ein innigstes Verwachsen mit starken, ältern Kunst- und Kulturtrieben der Menschheit. Nur in der Entwicklung zum großen, heute verlästerten, morgen vergötterten Künstler reifte dann auch Wagner's Natur zu dem umfassenden Menschenthum, um dessentwillen ihn die Zukunft lieben und verehren wird.

*) Richard Wagner. Mit zahlreichen Portraits, Facsimiles, Illustrationen und Beilagen. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals F. Bruckmann. 1896. 368 Seiten in Folio.

Es ist daher, meines Erachtens, unrichtig, Wagner's Bildniß zeichnen zu wollen ohne den Hintergrund des allgemeinen Welt- und Kulturbildes, in dem er stand und auch bei einer Betrachtung der Individualität „von innen“, wie sie Chamberlain im Uebrigen mit gutem Erfolg angestellt hat, müßte man die Anregungen, Eindrücke und Einwirkungen „von außen“ deutlich gewahren.

Nachdem ich so meine abwehrende Stellung gegen die allzu antihistorische Betrachtungsweise Chamberlain's gehörig betont, bliebe mir auch im Einzelnen noch mancher Einwurf zu machen, kleine Mißverständnisse aufzuklären und einige Uebertreibungen auf ein richtiges Maß zurückzuführen. Ich will nur Weniges hervorheben. Chamberlain erzählt, Mozart habe sich, um seine Widersacher zu bestrafen und sich selbst zu unbestrittener Anerkennung zu verhelfen, mit der Absicht getragen, ein Buch „Musikalische Kritik“ zu schreiben. Faßt man aber die fragliche Briefstelle vom 28. Dezember 1782 genauer ins Auge, so ergibt sich, daß Mozart damit keineswegs auf eine Art „Antikritik“ deutet, sondern wohl eine Art ästhetischer Abhandlung vorhatte. Auch die Behauptung, Wagner habe erst jahrelang nach der Vollendung des Lohengrin „entdeckt“, daß gewisse musikalische Phrasen darin symphonisch angewandt seien, entspricht nicht dem, was Wagner an Uhlig (S. 142) darüber schreibt. Daß die Behauptung, Beethoven's Neunte sei in Paris meisterlich aufgeführt worden als sie in Deutschland noch so gut wie unbekannt war, eine arge Uebertreibung ist, lehrt schon ein flüchtiger Blick in die Allgemeine musikalische Zeitung, die erst im Jahre 1837 eine vollständige Aufführung der D-moll-Symphonie in Paris zu verzeichnen hat. Und nun gar die grandiose These. „Gewiß sagt uns das Gebet des Rienzi am Anfang des fünften Aktes mehr über diesen großen Mann als zehn Bände archivarischer Forschung“ —! —

Indessen, all das sind Kleinigkeiten, die den hohen Werth und die Bedeutung nicht beinträchtigen können, die ich hier den Ausführungen Chamberlains im Einzelnen freudig zuerkenne. Der Verfasser, der sich schon durch seine tiefgründende, anregende Schrift über „das Drama Richard Wagners“ und durch seine scharfsinnige Abfertigung Praegers vortheilhaft bekannt gemacht hatte, bezeugt auch in diesem umfangreichen Werke eine außerordentliche Sachkenntniß und ein ungemeines Geschick in der Verknüpfung der Thatsachen und Gedankengänge. Noch nie sind vor ihm Wagner's politische und philosophische Anschauungen so übersichtlich und verständlich dargelegt worden und auch in dem schwierigen Kapitel der Regenerationslehre hat er sich möglichst klarer Erörterung beflissen. Was der Verfasser über des Meisters „Kunstlehre“ ausführt, kann geradezu als mustergültige Zusammenfassung der Wagner'schen „Theorien“ betrachtet werden. Auffällig kurz und zurückhaltend sind die den großen Kunstschöpfungen Wagner's gewidmeten Abschnitte. Aber auch hierin findet sich manches, wie z. B. die glänzende Darlegung und Begriffsbestimmung der „Handlung“ in Wagner's Dramen, was für die gesammte fernere Wagnerforschung grundlegend werden dürfte. Weniger dürfte dies vom eigentlich Lebensgeschichtlichen gelten und es steht zu erwarten, daß Wagners große Autobiographie und so mancher noch verborgene Briefschatz Chamberlains Urtheil über verschiedene Menschen und Verhältnisse, wie z. B. die aus der Züricherzeit, ergänzen und berichtigen werden. So gewiß man aber hierin und in vielen anderen Fragen zu tieferer Einsicht und weiteren Ueberblicken noch gelangen muß und gelangen wird, so gewiß kann das nur geschehen, wenn der beste Theil des gedankenreichen Buches, das uns Chamberlain darbietet, Gemeingut aller derer geworden ist, die sich um die Erkenntniß der größten Kunsterscheinung unserer Zeit bemühen.

Zum Schluß nur noch ein Wort der allergrößten Bewunderung für die ebenso vornehme als belehrende Ausstattung in Portraits, Faksimiles und Musikbeilagen, wogegen mancher Leser auf die der Art des Meisters wenig verwandten Bilder von Hendrich und Kämpffer gern verzichtet hätte. Ganz bedenklich ist die Titelvignette mit den Jammergestalten dreier symbolistischer Musen. Dafür entschädigt den Betrachter die prächtige Portraitgalerie des Buches, die uns Wagner und seine Freunde nach den besten, zum Theil bisher unbekannten Darstellungen vorführt. Die schönen Lichtdrucke und Photogravüren, beredte Zeugen der Leistungsfähigkeit der altberühmten Münchener Kunstanstalt, bilden eine wirksame Folie zu der ernsten Gedankenarbeit des Verfassers und sichern dem Prachtwerk eine gute Aufnahme auch bei denen, deren Lieblingssache eine schwere Lektüre nicht ist.

Heinrich Welti.

Madame Segond-Weber.

Sie ist hoch und schlank wie eine Empiregriechin, mit dem weichen feingeschnittenen bleichen Gesichtsoval einer hellenischen Camée, von schwarzfluthenden Haarwellen umspielt, funkelnd beleuchtet von weiten düstern Augen, die französische Tragödin, die uns auf der Bühne des „Neuen Theater“ den strengen Stil der Comédie française lehrte. Nicht unpikant, daß über dieselbe Stelle, auf der die Judic die prickelnden Reize einer zur Kunst gewordenen Cochonerie uns zeigte, jetzt die tragische Muse mit gemessenen Schritten wandelt, als gelte es „Zu reinigen die oft entweihte Scene zum würd'gen Sitz der alten Melpomene“.

Madame Segond-Weber spielte uns die gefühlverwirrten Liebesdelirien der Phädra des Racine, die Haß- und Liebeskonflikte der Chimène des Corneille'schen Cid. Sie trat daneben in einem Maskengarderobenstück Coppée's auf „Les Jacobites“. Ein grobes Rührdrama mit Operettenhochländern, einem blinden Greis im Silberhaar, Rache, Edelmuth und Opfertod; wer Ohren hatte zu hören, konnte außerdem als Untermelodie nur leicht gedämpfte Revanchetöne vernehmen.

Mit Litteratur hat es wenig zu thun und dem Bilde der Künstlerin, die es agirte, fügte es keinen neuen Zug hinzu. Und nicht verwunderlich, sondern ganz aus Art und Wesen ihrer Kunst war es, daß sie als Tochter des blinden Greises mit ihm ein Bild à la Oedipus und Antigone stellte.

Die interessanteren Studien gaben uns ihre Rollen in den Stücken der beiden Klassiker.

Ihre Kunst wird uns heut freilich nur Steine statt Brod kredenzen. Die Tragik, von der endlose Tiraden im Stücke selbst, immer wieder verkünden, wie tragisch sie ist, kann uns nicht einen Moment mehr rühren.

Lessing hat die Hydra mit den drei Einheitsköpfen mit starken Streichen für immer erlegt. Unserer Dramatik kann sie nicht mehr gefährlich werden, man mag sie also unbefangen betrachten, und wer liebevollen, historischen Sinn hat, wird ihr ein Wort des Verstehens gönnen. Ist denn nicht diese Dramatik echt zeitgeboren aus dem siècle de Louis XIV.?

Durch die langen geradlinigen Alleen der Ziergärten, in denen alle Natur durch Kunst korrigirt ist, in denen die Hecken zu grünen Wänden mit Portalen und Fenstern werden, die Bäume zu Säulen und Pyramiden, die Beete zu Teppichen, wandeln die Menschen der Zeit in starren Zwangskostümen, in steifer Haltung, auf hochgestelzten Schuhen, gewaltige Perrücken umwallen löwenmähnig die Häupter. Alles pompös, voll gespreizter Würde, graziös frisirt: Kostüm, Sprache, Gefühl, Litteratur und Kunst.

So suchten selbstverständlich die Dramatiker für ihre Figuren und ihre Empfindungen nicht den innerlichsten, naturwahrsten Ausdruck, sondern den frisirtesten, den prunkvollsten. Die Gefühle müssen vor allem gut angezogen sein, Gefühle in Gala. Sie dürfen nicht verhalten, stumm bewegt bleiben. Das wäre Verschwendung. Sie dienen, als Mittel zum Zweck, dazu, den Stoff zu einer glänzenden, geistreich pointirten Deklamation zu geben. Es herrscht potenzirtester Formkultus.

Diesem Stil muß sich nothgedrungen die Darstellung anschmiegen. Was durchaus als Deklamation gedacht war, wird auch als eine gesprochene Arie wiedergegeben werden müssen. Da doch die meisten der großen und langen Deklamationen in Momenten der höchsten Erregung durch ihre

sorgfältige Pointirung, ihre gewählte schönrednerische Eisetirung der Situation widersprechen, so wäre es verkehrt, hier eine äußere Naturwahrheit durch Zerreißen der Verse, durch naturalistische Gesten anzustreben. Die Unwahrheit der Sprache würde nicht gehoben, das ganze Bild würde durch den Kontrast nur noch schiefer werden. Freilich kann ich mir denken, daß eine sehr große Künstlerin durch den streng innegehaltenen Stil hindurch, wahre Gefühlstöne hindurchbrechen lassen könnte, so daß uns, nicht durch die Worte des Dichters, wohl aber durch die Stimme der Darstellerin, das Ergreifende eines Moments aufgeht und die Rethorik einen seelischen Resonanzboden findet.

Zu diesen ganz großen Künstlerinnen gehört Madame Segond-Weber nicht. Seelisch ist nicht das Hauptprädikat ihrer Kunst. Das Innere rührt sie uns nicht. Die Art ihrer Wirkung ist eine rein sinnlich-ästhetische; voll formaler Schönheit, wie die Werke, die sie darstellt.

Ihre Bewegungen sind eine Freude für den Plastiker, ihre Posen in gemessenem Adel, stets Modell für karrarischen Marmor. Sie stellt immer Bilder. Man muß gesehen haben, wie sie als liebessieche Phädra, auf die Schulter der Confidente gestützt, in starrem Weh langsam daher kommt. Sie scheint mit geschlossenen Füßen zu gehen. Wie sie dann in weichem Gliederlösen sich auf das Ruhebett gleiten läßt, den weißen Arm in schönem Bogen unter dem schwarzen Schlangengelock des Hauptes. Oder, wie sie als Chimène, eine Statue der Verzweiflung in Schmerzenshoheit vor dem Throne kniet.

Aeußerst geschickt wählt sie dazu die Kostüme. Sie bevorzugt die lang fließenden weiten weichen faltigen Gewandungen, die die Gestalt heben und durch den Faltenwurf adeln. Zu raffinirter Wirkung steigert sie das in der Trauerkleidung, die Chimène trägt. Die weißen kühlen Arme — sogar die Innenseiten der Finger sind geschminkt, den Eindruck des Starren, Statuarischen zu verstärken — heben sich geisterhaft aus den lang niederwallenden, finster schwarzen, flarschimmernden Aermeln.

Und die Bewegung borgt Reiz vom Tanze. Jeder Schritt ist gemessen, wie im Reigen, und jedes Armheben hat gerundeten Schwung. Von apartem archaisirendem Reiz war die Liebesscene zwischen Rodrigue und Chimène nach dem Tod des Vaters. Wie Figuren aus einer alten gewirkten Tapete in stilisirter Haltung stehen sich die Unglücklichliebenden gegenüber.

„O miracle d'amour!" seufzt er und „o comble de misères" seufzt sie zurück. Ein lieblich altmodisches Parfum liegt über der Szene,

Trautes Flüstern, sanftes Tändeln,
Wehmuthsüße Heimlichkeiten,
Und posthume Galanterie
Aus des Minnesanges Zeiten.

Madame Segond-Weber ist eine kluge Rechnerin in ihrer Kunst, vielleicht zu klug. Sie spielt meist allzubewußt und bringt ihre Accente allzu treffsicher. Am wenigsten glücklich ist sie, wenn sie versucht, den Stil zu durchbrechen; wie sie es in einigen Szenen der Phädra that. In den Liebesszenen gab sie mit einem Mal die Rolle der Deklamatrice auf und entfesselte eine röchelnde, fletschende Schreiorgie, eine kreischende Eruption, die sofort zeigte, daß nur im Stil nicht in der Wahrheit das Können dieser Darstellerin liegt. Natur und Kunst haben sich in ihr nicht in eins gefunden.

Wir sind ja immer dankbar gegen das Fremde, wir wollen in diesem Fall nicht von der freundlichen Sitte weichen.

Wer nicht den Vorzug gehabt hat, an Ort und Stelle den hohen Stil der Comédie Française kennen zu lernen, der hat hier ein Bild von ihr bekommen. Er mag sich dem Gast verpflichtet fühlen, der ihm dazu verholfen, daß ihm wieder einmal eine Sache aufgehört hat, Name und bloßer Begriff zu sein. Nach Goethe ist das nicht gering zu schätzen.

P. Berg.

Zeitschriften.

Paul Leroy-Beaulieu über Bimetallismus.

(„The Forum".)

In der Dezembernummer des amerikanischen „Forum" veröffentlicht der bekannte französische Volkswirth Paul Leroy-Beaulieu einen in den Vereinigten Staaten Aufsehen erregenden Artikel über den Unverstand der amerikanischen Währungspolitik: Er führt den Amerikanern zu Gemüthe, daß sie durch nichts Anderes die wirthschaftliche Entwicklung ihres Landes so sehr gehemmt haben, als durch ihre gesetzgeberischen Pfuschereien auf diesem Gebiete. Die Art und Weise, wie durch die immer wieder in Cirkulation gesetzten Greenbacks die Goldreserve einem beständigen Reduktionsprozeß unterworfen wird, ist daneben eine Musterleistung monetären Pickwickierthums. Leroy-Beaulieu wirft in diesem Artikel zugleich einen Blick auf die Agitationsmethode und die Chancen der europäischen Bimetallisten. Ein Passus dieser Ausführungen scheint uns der Uebersetzung werth zu sein, zumal jetzt, wo die Herren Graf Mirbach, Dr. Arendt, von Kardorff noch ganz gerührt sind ob der glorreichen Thaten, die sie auf dem bimetallistischen Kongreß in Paris verrichtet haben. Freunde politischen Humors möchten wir auf den Bericht der „République Française", des französischen Hauptmundstücks der silbernen Internationale, über die Audienzen unserer agrarischen Größen bei den Mitgliedern des radikalen Kabinets, den Ministern Doumer und Bourgeois, und bei dem Präsidenten der französischen Republik, Monsieur Faure, verweisen. In den Höflichkeitsphrasen der französischen Minister kommt die geistlose Schaumschlägerei der Bimetallisten in kostbarer Weise zur Anerkennung. Zugleich bilden diese Redensarten eine wirksame Folie zu folgenden Bemerkungen Leroy-Beaulieu's im „Forum":

„Kein einziger europäischer Staat, der sich in einer normalen Finanzlage befindet, schenkt dem Bimetallismus ernste Beachtung. Von Zeit zu Zeit macht wol mal ein Minister einige zweideutige Bemerkungen über den Gegenstand im Parlament, indem er es zu vermeiden sucht, daß die Bimetallisten alle Hoffnung aufgeben. Aber Amerika möge sich durch solche Aeußerungen nicht dupiren lassen. Im Grunde denkt kein Land, keine Regierung daran, irgend etwas an dem gegenwärtigen Währungssysteme zu ändern, wonach Gold die Hauptfunktion des Geldes und Silber nur eine engbegrenzte Nebenfunktion zu erfüllen hat. Wenn gelegentlich die Bimetallisten einige unbestimmte ministerielle Versprechungen, das Währungsproblem studiren zu wollen, erhalten, so liegt das an der allen europäischen Staatsmännern eigenen Gewohnheit, wenn irgend möglich, keine Gruppe von Wählern, und sei sie noch so unbedeutend, vor den Kopf zu stoßen oder sich gar definitiv zu entfremden."

Noch trifft dies Urtheil auch auf die deutsche Regierung zu. Aber man soll die Macht des Absurden nicht unterschätzen.

T. B.

Berühmte Gemälde der Welt. Eine Sammlung der großen Meisterwerke der modernen Kunst, auf photographischem Wege vervielfältigt, mit Text von Lew Wallace; Bryan, Taylor & Co. New-York, Berlin, Paris.

In der Einleitung dieses Werkes heißt es: „Während beinahe in jedem Hause eine Zither, eine Geige, oder gar ein Klavier anzutreffen ist, so ist unzweifelhaft der künstlerische Geschmack der Familienmitglieder durchschnittlich auf einer weit tieferen Stufe geblieben . . . . Raphael, Kaulbach und Uhde müssen ihnen ebenso erreichbar sein, wie jetzt Beethoven, Weber und Franz." Dieses Ziel ist schon häufiger aufgestellt worden.

Das vorliegende Prachtwerk sucht es zu erreichen, indem es eine sehr große Anzahl bedeutender moderner Gemälde in Reproduktionen mit einem erläuternden Text vereinigt. Nicht alle Reproduktionen sind geglückt; man kann natürlich auch über die Auswahl der Gemälde streiten; auch der Text enthält hier und dort recht Anfechtbares; aber das Ziel ist doch ein gutes, und im Allgemeinen ist es auch — mit echt amerikanischer Resolutheit — erreicht.

Die deutsche, glanzvoll sich präsentirende Ausgabe ist mit ihrem äußerst billigem Preis geeignet, die Freude an bildender Kunst in weite Kreise der Bevölkerung hinaus zu tragen.

—n.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 13. Berlin, den 28. Dezember 1895. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr 4809 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Vor einem Jahre um Weihnachten herum erwarteten die Gutgläubigen und jene, welche sich gutgläubig stellten, daß unter dem Weihnachtsbaum im kommenden anno 1895 als erfreuliche politische Geschenke die Thaten des neuesten Kurses, die er alsdann in zwölf Monaten verrichtet haben würde, sich vor die zurückdenkende Erinnerung stellen würden. Graf Caprivi war gegangen durch die Thür, die Konservative und Nationalliberale bereitwillig offen gehalten hatten, und Fürst Hohenlohe und Herr von Köller hatten die politische Bühne betreten von den Erwartungen jener begleitet, die den ersten Nachfolger des Fürsten Bismarck so sehnlich dahin gewünscht hatten, wohin Herr von Lucanus, dieser Minister-Psychopompos, die Wege weist.

Heute nach zwölf Monaten ist das Ergebniß offenkundig genug.

Herr von Köller steckte den Tannenbaum im Ministerhotel nicht mehr an; auch er ist in das Reich der politischen Schatten hinabgetaucht. Ob er jemals wieder zur Wirksamkeit zurückgelangen wird? Wo die Grenze des Möglichen soweit hinausgerückt ist, da erscheint auch dieses möglich. Aber wenn Herr von Köller zurückkehren sollte, sein Empfang wird ein anderer sein, wie damals, als er aus Straßburg eintrat, um sich neben den Fürsten Hohenlohe zu setzen. Damals wurde er vielfach als ein kleiner Puttkamer betrachtet, der sich vielleicht zu einem großen Puttkamer mit der Zeit auswachsen würde. Aber er war weder das eine, noch wurde er das andere; er war eine Enttäuschung für seine Gegner, und er war eine Enttäuschung für seine Freunde, denen er nur einen einzigen wesentlichen Dienst erwiesen hat; nämlich den, daß er so ging, wie er gegangen ist. Wenn die Konservativen über den Rücktritt des Herrn von Köller offiziell Trauer angelegt haben, so deckten diese Trauergewänder doch ein fröhliches Herz; denn ob Herr von Köller blieb oder ging, war ihnen in Bezug auf den Minister selbst zwar ziemlich gleichgültig; aber daß sein Fall auch die gebliebenen Minister erschütterte, das rechneten sie ihm zu besonderem Verdienste an.

Wir erleben viel Tragikomisches seit Jahr und Tag in der Politik; in die Reihe dieser ernsten Ereignisse, die lachen machen, gehört es auch, daß der schneidige Herr von Köller seinen Parteigenossen nur eine größere Freude bereitet hat; das war, als er ging; seitdem findet er bei Antisemiten und bei dem konservativen Bunde der Landwirthe jene Anerkennung, die er im Amte nicht gefunden hat.

Die Presse jener Richtungen gibt sich noch immer redliche Mühe, um über die politische Leiche des Herrn von Köller einige andere Minister stolpern zu lassen.

Plus ça change, plus c'est la même chose.

Vor einem Jahr und einigen Wochen lag Graf Eulenburg an der Stelle, wo jetzt Herr von Köller liegt; und über den Grafen Eulenburg fiel Graf Caprivi; bleibt die politische Rechenaufgabe zu lösen: Fällt Fürst Hohenlohe oder einige seiner Kollegen über Herrn von Köller?

An solchen Vorgängen hätte das deutsche Volk doch zweifellos einiges Interesse; es wäre wichtig, etwa zu sehen, welche Motive derartige Aenderungen hervorgerufen haben, und welche zukünftige Entwicklung aus solchen Aenderungen zu erwarten ist. Nichts da; hinter diesen Vorhang hat ein mündiges, intelligentes Volk nicht zu blicken; θεῶν ἐν γούνασι κεῖται; das ruht im Schoße der — Götter; modern ist das zwar nicht, aber homerisch-patriarchalisch trotz dem allgemeinen gleichen und direkten Wahlrecht.

Inzwischen weiß man, und zwar nicht nur aus der konservativen Presse, daß den gebliebenen Ministern die Sonne der Gunst nicht mehr hell leuchtet. Vielleicht verzieht sich das Gewölk wieder; vielleicht zieht aber Herr von Köller einige seiner früheren Kollegen in kürzester Zeit hinter sich her. Wer weiß es? Es kann sein; es kann nicht sein. Ueber der politischen Zukunft stehen bei uns beständig die Worte: „Was Gewisses weiß man nicht."

Unter solchen Umständen ist es schon stets ein großes Glück, wenn ein Jahr abgelaufen ist ohne gefahrvolle Ueberraschungen. Und dies Verdienst muß man durchaus dem Fürsten Hohenlohe zu erkennen; es ist ihm gelungen, ernsten Schaden abzuhalten; die großen Torheiten sind uns erspart geblieben; vorsichtig hielt Fürst Hohenlohe das Staatsschiff bisher von den Untiefen und Felsen fern; das ist gar nicht so wenig, wie die Dinge liegen. Gleichwohl ist die Hoffnung auf eine rosige Zukunft seit einem Jahre weiter gesunken, weil diese Vorsicht, so anerkennswerth sie ist, doch jener Kraft entbehrt, die im Staat ein Sammeln von Elementen ermöglicht hätte, welche als zuverlässige und uneigennützige politische Bedienungsmannschaft des Staatsschiffes gelten können. Von diesem Ziele sind wir auch heute noch weit genug entfernt.

Besonders vergnüglich ist es also unter dem politischen Weihnachtsbaum im Deutschen Reiche nicht. Die Geschenke, die uns das letzte Jahr beschert hat, befriedigten Niemanden; und nur in einem Punkte herrscht vollständige Harmonie unter allen politischen Parteien; sie alle sind gleich unzufrieden oder doch fast gleich unzufrieden; in dieser Richtung, — sie ist so ziemlich die einzige, — besteht politische Gleichheit für das weite Deutsche Reich; das ist keine erfreuliche Gleichheit, und unbedenklich ist sie auch nicht.

Und was bringt das nächste Jahr?

Auf Bismarck folgte Caprivi; auf Caprivi folgte Hohenlohe, auf Hohenlohe folgt — für den Vorausfehenden — das Fragezeichen. Solche Fragezeichen gehören in der politischen Entwicklung eines Volkes oft zu den bedrohlichen Erscheinungen; es ist bedrohlich, wenn ein Volk nicht weiß, wohin die Reise geht; und diese Gefahren zu beschwören, hat das Volk nur ein Mittel in der Hand; es muß sich klar darüber werden, wohin es selbst will, daß die Fahrt gerichtet sei.

Der Ehrgeiz, daß die Fraktion Schulze ein paar Mandate mehr besitze als die Fraktion Müller, und diese beiden Fraktionen zusammen genommen stärker seien als die Fraktion Piesecke, fängt an unmodern zu werden. Die Zeiten verlangen eine andere Richtung des Geistes. Das künftige Jahr fordert eine Weiterentwicklung vorhandener Ansätze nach der Richtung, daß durch vorurtheilslose Cooperation von Fraktionen, deren jede einzelne machtlos ist, Machtfaktoren entstehen, mit denen gerechnet werden muß. Sind wir erst so weit, dann wird über der politischen Zukunft Deutschlands auch nicht mehr das bedrohliche Fragezeichen zu lesen sein.

Die Vereinigten Staaten, die so unvorsichtig waren, plötzlich für die internationale Politik interessant zu werden, haben der Türkei augenscheinlich einen großen Dienst geleistet. Die türkischen Angelegenheiten sind zunächst zu relativer Ruhe gelangt, denn Italien ist in Abessinien engagirt, und auch England kann nicht nach Osten sondern muß nach Westen schauen. Wird die Türkei diese Pause auszunutzen verstehen?

Eine Vorfrage wäre: Wie lange wird die Pause, die der Türkei gewährt ist, dauern?

Vielleicht länger als es für Handel und Wandel wünschenswerth wäre; denn wenngleich jene ernste Verwicklung, wie sie zunächst durch die Frivolität amerikanischer Maschinenpolitik zwischen England und den Vereinigten Staaten herbeigeführt worden ist, zu einem Kriege gewiß nicht führen wird, so führt sie doch zu chronischer Beunruhigung, und diese Beunruhigung kann lange dauern, weil es für die Amerikaner nicht ganz leicht ist, den Weg zu verständiger Mäßigung zurück zu finden. Die Botschaft Cleveland's und die Haltung der amerikanischen gesetzgebenden Körperschaften hat den Karren arg verfahren.

Ueber die formalen Schwierigkeiten der Lage wird man aber um so leichter hinfort kommen, je energischer sich die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten gegen eine Politik abenteuerlicher Anmaßung und Verwegenheit ausspricht. Erscheint erst allgemein der Gedanke, um einen elenden Landsetzen einen großen Krieg zu entzünden, so lächerlich, wie er thatsächlich ist, dann wird zunächst Beruhigung wiederkehren, und diese Beruhigung würde der geeignete Wind sein, um bei der verständigen Mäßigung Englands die formale Klippe zu umschiffen.

Ein russisches Sprichwort sagt: die Hand eines Kindes kann einen Felsblock in den See stoßen, und hundert Männerarme können den Felsblock dann nicht wieder herausholen; die Hand kann auch die eines Leichtfertigen oder Unbesonnenen sein.

* * *

Politischer Rückblick auf das Jahr 1895.

Für den zukünftigen Geschichtsschreiber wird der Friede von Shimonoseki das bedeutendste Ereigniß des Jahres 1895 sein, nicht als ein Abschluß, sondern als ein Ausgangspunkt, denn die Augen der europäischen Diplomaten werden fortan mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Westküste des Stillen Oceans gerichtet sein. Das kleine Japan hat sich dem großen China als ein überlegener Gegner erwiesen; es hat keine Mühe gescheut, sich die Vortheile der europäischen Civilisation zu eigen zu machen, während China in thörichtem Stolze auf seine allerdings alte, aber stehen gebliebene Kultur fortfuhr, die Europäer als Barbaren zu betrachten. Die Folgen sind nicht ausgeblieben; mit allen Mitteln der europäischen Kriegskunst ausgestattet, hat es seinen Feind zu Boden geworfen und einen Lohn gefordert, der seinen Anstrengungen entsprach. Dasselbe Rußland, das so ungehalten war, als ihm die Früchte, die es durch den Frieden von St. Stefano errungen hatte, geschmälert wurden, hat seinerseits das von Europa gegebene Beispiel nachgeahmt, ist den Japanern in den Arm gefallen und hat sie gezwungen, den größten Theil der errungenen Vortheile wieder herauszugeben. Es genoß dabei die Unterstützung Frankreichs und Deutschlands. Was die deutsche Regierung veranlaßt hat, aus der Zurückhaltung herauszutreten, die sie sich der Regel nach in den Angelegenheiten fremder Länder zur Richtschnur nimmt, ist undurchsichtig geblieben. Ein äußerer Erfolg fehlte der Intervention nicht. Aber man darf sich darüber nicht täuschen, daß ein endgültiger Zustand nicht erreicht worden ist. Das chinesische Reich hat in allen seinen Fugen gekracht und hat sich unfähig gezeigt, die Waffen zu seiner Vertheidigung zu führen. Mit welchen Mitteln das chinesische Reich regiert wird, ist nicht leicht zu erkennen. Ist der Sohn der Sonne in der That ein Selbstherrscher gleich dem weißen Zar oder besteht in China eine

Satrapenwirthschaft, bei welcher man in der Landeshauptstadt keinen Ueberblick über die Lage des Landes gewinnt? Wir sind über die inneren Verhältnisse des großen Reiches so schlecht wie möglich unterrichtet. Aber Eines ist klar: China hat nur die Wahl, von den Mitteln moderner Kultur Gebrauch zu machen oder dieser Kultur in langsamem Kampfe zu unterliegen und auf den Standpunkt der Barbarei zurückgeworfen zu werden. In dem einen wie in dem anderen Falle werden die europäischen Nationen ihre Interessen wahrnehmen und die Vorgänge im Stillen Ocean werden ein mächtiges Kapitel der Weltgeschichte bilden.

Von dem kranken Manne in Asien richtet sich der Blick hinüber auf den kranken Mann in Europa. In drei Gebieten des türkischen Reiches, in Macedonien, Kreta und Armenien hat der Aufruhr getobt; Greuelthaten sind von der einen wie von der anderen Seite verübt worden und die Frage, ob die schlimmsten Greuel von den Bekennern des Islam oder denen des Christenthums ausgegangen sind, mag auf sich beruhen bleiben, denn eine Regierung, welche dieses Namens werth ist, hätte unter allen Umständen die Aufgabe gehabt, diesen Greueln ein Ende zu machen. Die hohe Pforte fühlt diese Verpflichtung, aber sie ist außer Stande, sie zu erfüllen, und bietet das Bild kläglichster Hilflosigkeit. Der Augenblick, auf welchen Kaiser Nikolaus I. sein Lebetang mit Sehnsucht gewartet, ist längst gekommen, aber es ist Niemand da, der diesen Augenblick auszunutzen möchte, denn die Völker Europas sind der Aussicht auf einen frischen und fröhlichen Krieg gegenüber zurückhaltender geworden, als sie zur Zeit des Krimkrieges waren.

Vielleicht übte Kaiser Nikolaus selbst diese Zurückhaltung, wenn er noch lebte, denn die Russen sehen, daß ihnen die reifen Früchte in den Schoß fallen, ohne daß sie sich kriegerisch anstrengen müßten. Bulgarien müht sich ab, ein russischer Vasallenstaat zu werden. Stambulow hatte einst geglaubt, sein Volk sei reif dafür, einen freien Staat zu bilden; er hatte es selbst geglaubt und hatte darum Europa davon überreden können. Er hat sich schwer geirrt und hat seinen Irrthum theuer bezahlt. Von Mörderhand entsetzlich zugerichtet ist er seinen Wunden einige Tage später als ein verstümmelter Mann erlegen. Ueber die Stellung des Fürsten und der Regierung zu diesem Verbrechen ist zweierlei erwiesen: die Mordthat wurde dadurch möglich gemacht, daß Stambulow unter dem Vorwande, vor Gericht gestellt zu werden, verhindert wurde, ein Land zu verlassen, in welchem der Mord von allen Seiten auf ihn lauerte, und die Mörder sind entflohen, weil die Diener der Obrigkeit ihre Verfolgung auf frischer That gehindert haben. Nicht frei von aller Schuld ist er in das Grab gestiegen, auf lange Zeit hinaus aber wird er den Vorzug genießen, der einzige Bulgare gewesen zu sein, für welchen die Welt sich interessirt hat.

In noch einem Welttheile wurde der Frieden und zwar in den letzten Tagen des Jahres bedroht. Eine an sich wenig erhebliche Streitigkeit zwischen England und Venezuela veranlaßte den Präsidenten der Vereinigten Staaten in brüsker Weise, die mit seinem eigenen bisher stets taktvollen Verhalten in seltsamem Widerspruch steht, mit dem Säbel zu rasseln. Die Folgen waren unerwartete. Die Einwirkung dieser leichtfertigen Kriegsdrohung auf die Börsen war so groß, wie man es in Folge einer politischen Begebenheit seit vielen Jahren nicht erlebt hatte, und am stärksten trat diese Rückwirkung an der Börse von New-York ein. Der kalte Wasserstrahl fiel als ein Eisklumpen zurück auf den, der ihn ausgesendet hatte und man wird in Amerika die Lehre ziehen, daß auch dort diplomatische Fragen mit einer gewissen Zurückhaltung behandelt werden müssen.

Unter den europäischen Ländern hat England in diesem Jahre die stärkste Wandlung durchgemacht. Die Neuwahlen brachten eine konservative Majorität und das liberale Kabinet trat zurück. Solche Wandlungen sind in England ebenso häufig wie ihr Erfolg unausbleiblich. Das Ueberraschende aber lag darin, daß sich eine starke und einheitliche Mehrheit gefunden hat, wie sie England seit langer Zeit nicht besessen hat und wie sie zur Zeit kein anderes parlamentarisch regiertes Land besitzt. Nach menschlichem Ermessen wird die gegenwärtige Regierung keine parlamentarische Niederlage zu befürchten haben, so lange das gegenwärtige Unterhaus zusammenbleibt und wird ihm keine Nothwendigkeit geboten werden, zu Neuwahlen zu schreiten. Es ist auf volle sieben Jahre hinaus Herr der Lage und braucht sich zu keinen Kompromissen mit Iren oder Arbeitervertretern herbeizulassen. Die beiden Pläne Gladstone's auf Home-Rule und auf Reform des Oberhauses sind damit für längere Zeit aus dem Bereiche der Versuche, ja der ernstlichen Erwägungen verschwunden. Wer die englische Geschichte kennt, wird sich nicht der Erwartung hingeben, daß sie für immer beseitigt sind. Ein Gedanke, der einmal im Unterhause die Mehrheit erlangt hat, dringt siegreich gegen jeden Widerstand durch. Im Lauf der letzten zwanzig Jahre war die Gesetzgebungsmaschine in einen schnelleren Gang gefallen, als es früher üblich gewesen war und dieser beschleunigte Gang ist jetzt vor der Hand gehemmt worden. Eine geschlagene Partei ist aber in England nicht vernichtet; sie gewinnt die Zeit, ihre Pläne besser zu durchdenken, sammelt sich wieder und tritt in der Regel schon bei den nächsten Wahlen als siegreich hervor. Sieben Jahre sind eine lange Zeit für den, der sie vor sich hat; wer sie durchlebt hat, dem erscheint sie kurz. Sieben Jahre sind seit dem Tode des Kaisers Wilhelm verflossen und wer hätte ein Recht zu sagen, daß seine Zeit weit hinter uns liegt! Nur nach einer Seite konnte die Berufung des konservativen Kabinets in England zu Befürchtungen Veranlassung bieten. Der erste Lord des Schatzes, Mr. Balfour, ist das Haupt der englischen Bimetallisten und die Befürchtung lag nahe, daß er seine Kollegen zu einer bimetallistischen Politik mitreißen könne. Diese Besorgniß ist gründlich zerstreut; Balfour hat die unzweideutige Erklärung abgegeben, daß er zwischen einer Spielerei zum Privatgebrauch und einem Ministerprogramm sehr wohl zu unterscheiden weiß. Für die Hoffnungslosigkeit der bimetallistischen Bestrebungen ist nichts bezeichnender als dieser Zwischenfall.

In Frankreich hat sich eine Präsidentenkrisis vollzogen, welche wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel kam. Herr Casimir-Perier, mit dessen Wahl man so zufrieden war, wie die Franzosen mit einer politischen Handlung nur sein können, erklärte plötzlich, seines Amtes nicht mehr walten zu können. Anscheinend lag bei ihm eine allzu zarte Beschaffenheit der Nerven vor, für welche man Niemandem Vorwürfe machen kann, aber es wäre zu erwarten gewesen, daß er diesen körperlichen Defekt etwas früher entdeckt hätte. Er hat sich durch das Verlassen des Postens für das weitere politische Leben voraussichtlich unmöglich gemacht und ist heute ein vergessener Mann. Sein Nachfolger Faure war im politischen Leben bis dahin nur wenig hervorgetreten. Einige Angriffe, die auf seine persönliche Ehrenhaftigkeit gemacht wurden, haben nur den Erfolg gehabt, ihn in ein unerwartet günstiges Licht zu setzen. In seinem öffentlichen Verhalten nimmt er sich Herrn Carnot zum Vorbilde, empfängt, reist, hält wohlmeinende Reden ohne politische Farbe und ernennt, wenn ein Minister gefallen ist, einen andern nach dem Herzen der Majorität. Große Fragen, welche einen solchen Ministerwechsel zu einem bedeutsamen Ereigniß zu machen vermöchten, hat bisher noch keine Partei in den Vordergrund zu stellen gewußt. In Madagaskar hat die französische Republik einen opfervollen, aber erfolgreichen Feldzug geführt, dessen Frucht es ist, daß sie auf jener Insel festen Fuß gefaßt hat.

In Italien ist Crispi, nachdem man es einige Jahre ohne ihn versucht hatte, unersetzlicher als je, hält sich gegenüber allen Angriffen persönlicher Gegner tapfer aufrecht und hat durch die letzten Wahlen eine erhebliche Stärkung seiner Stellung erfahren, die auch durch die Schlappe, welche Italien jüngst in seiner Kolonialpolitik gegen Abessinien erlitten hat, nicht wesentlich erschüttert wurde.

Den bitteren Beigeschmack jeder Kolonialpolitik hat neben Italien auch Spanien gründlich kennen gelernt. Der Aufstand in Kuba ist ein chronisches Uebel geworden.

Der Kaiser von Oesterreich und der König von Ungarn

sind ein und dieselbe Person, aber dem König von Ungarn ist anscheinend sehr viel wohler in seiner Haut als dem Kaiser von Oesterreich. Der König von Ungarn ist vom konstitutionellen Gebrauch nicht abgewichen und hat ein Mitglied der Unterhausmajorität, Banffy, zum Ministerpräsidenten ernannt. Während das politische Leben des Landes sich in geordneten Bahnen bewegt, leidet das cisleithanische Oesterreich noch schwer unter den Nachwirkungen des Systems, welches Graf Taaffe, der in diesem Jahre verstorbene Minister, viele Jahre hindurch befolgt hat. Eine Zersplitterung der Parteien, wie sie in Oesterreich stattfindet, kann niemals zur Entschuldigung für eine schlechte Politik herangezogen werden, sondern die Zersplitterung der Parteien ist immer das Produkt einer schlechten Politik. Oesterreich ist nicht das einzige Land, aus dessen Geschichte diese Lehre gezogen werden kann. Die deutsch-liberale Partei, welche den festen Kern des österreichischen Reichsraths gebildet hat, ist vollständig desorganisirt; ihr letzter fähiger Mann, Plener, hat sich in das Privatleben geflüchtet. Das Koalitionsministerium, das einige Jahre hindurch nicht leben und nicht sterben konnte, ist schließlich doch gestorben und Antisemiten und Jungczechen machen das Abgeordnetenhaus zum Schauplatz unbeschreiblicher Szenen. Ein neuer Ministerpräsident, der nicht aus dem Schoße der parlamentarischen Parteien hervorgegangen ist, ein Pole, Graf Badeni, hat versprochen, den österreichischen Staatsgedanken wieder zu Ehren zu bringen; wie weit er sein Versprechen einzulösen im Stande ist, läßt sich noch nicht übersehen.

Wenn das Glück eines Landes abzuschätzen ist nach der Zahl der Feste, die es feiert, verdient das Deutsche Reich vor allen den Preis. Die Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Kanals, die Grundsteinlegung für das Denkmal des Kaisers Wilhelm, die Einweihung einer Kirche, die zu seinen Ehren erbaut worden ist und in welche der sinnreiche Architekt einen absonderlichen Scherz hineingemeißelt hatte, die Einweihung des Reichsgerichtsgebäudes in Leipzig, die Enthüllung des Kaiser Friedrich-Denkmals in Wörth, die Feier des achtzigsten Geburtstages des Fürsten Bismarck, die Feier einer Reihe von Tagen, die vor fünfundzwanzig Jahren die Gründung des Deutschen Reiches vorbereiteten, folgten einander auf dem Fuße und ihre Reihe ist noch nicht abgeschlossen. Aber wenn die Vergangenheit uns mit so reichen Gaben überschüttet, stellt man an die Gegenwart doch auch einige Ansprüche. Aus der Geschichte der Reichstagsverhandlungen sind aber nur die Tage hervorzuheben, an denen es gelang, einige besonders verderbliche Gesetze abzulehnen; in der Freude darüber vergaß man, daß einige minder verderbliche doch zu Stande gekommen sind. Die Regierung kann sich nicht dazu entschließen, denjenigen Parteien einen entschlossenen Absagebrief zu schreiben, die Unmögliches begehren und hofft sie noch dadurch zu gewinnen, daß sie ihnen Abschlagszahlungen anbietet, deren Betrag sie von Tag zu Tag steigert. Graf Caprivi ist gefallen, weil er den Muth hatte, sich offen zu der von ihm gewonnenen Einsicht zu bekennen, daß man mit dem Bunde der Landwirthe, Antisemiten und Bimetallisten nicht regieren kann. Dem Fürsten Hohenlohe wird diese Einsicht nicht mangeln; an staatsmännischen Erfahrungen fehlt es ihm ja nicht. Aber er hält es nicht für gut, sich zu dieser Einsicht zu bekennen. Er hat den Muth gehabt, den Rücktritt des Herrn von Köller zu fordern und das verdient um so mehr Anerkennung, da es für ihn selbst Gefahren gebracht hat, die wohl kaum als überwunden gelten können. Aber die Thatsache ist nicht aus der Welt zu schaffen, daß ein Mann von der geringen staatsmännischen Begabung des Herrn von Köller ein Jahr lang preußischer Minister sein und dabei von eben jenen Parteien, die das Reich in falsche Bahnen zu ziehen versuchen, als ein Schutzpatron verehrt werden konnte. Um die Unthätigkeit zu bemänteln, welcher die Regierung gegenüber den Antisemiten und Bimetallisten, welchen letzteren sie sogar ein verhängnißvolles Zugeständniß gemacht hat, gezeigt hat, wurde ein um so lauteres Gewehrfeuer gegen die Sozialdemokratie eröffnet, eine Partei, in deren Treiben zweifellos sehr viel Unziemliches steckt, die aber doch nicht die Macht hat, dem Deutschen Reiche einen ernsten Schaden zuzufügen. Erfreulich ist es, daß wenigstens in einem deutschen Staate der liberale Gedanke wieder seine Macht gezeigt hat; in Württemberg sind die Wahlen in liberalem Sinne ausgefallen und ein Mitglied der Volkspartei sitzt auf dem Präsidentenstuhl, ohne daß die württembergische Regierung darüber eine Unruhe an den Tag gelegt hätte. Man darf hoffen, daß es nicht gelingen wird, Süddeutschland mit in diejenigen Wege zu reißen, auf welche das preußische Junkerthum Deutschland gern führen möchte.

Alexander Meyer.

Ueber einige Formen des geselligen Verkehrs.

(Zweiter Brief.)*)

Liebe Freundin.

Gewiß gibt es unter den Deutschen ebenso viele gute Freundschaften als unter den Franzosen. Aber da, wo das Beste aufhört, und das Mittelgut des menschlichen Zusammenhangs beginnt, ist der Deutsche kälter, das heißt unpersönlicher als der Franzose. Die Dinge interessiren ihn mehr als die Menschen. Sachliche Zusammenhänge ziehen ihn mehr an als persönliche. Selbst das Institut der Kneipe, von seiner burschikosen Urform an bis in seine verschiedensten Auszweigungen ins spätere Leben, scheinbar ein so geselliges und für seine „Gemüthlichkeit“ besungenes, bestätigt nur die Thatsache, daß das Persönliche in den Hintergrund tritt. In diesen langen Reihen nebeneinander sitzender, mit Trinken und Rauchen beschäftigter Gäste fließt selten die Unterhaltung und wird selten das individuelle Interesse vom Einen zum Anderen erweckt. In der Kneipe braucht man nur die Zahl, nur den Anblick des Versammeltseins zu haben, und die Gemüthlichkeit ruht wesentlich auf der Formlosigkeit, mit der man sich gehen lassen kann. Die Kneipe ist aus Zählern ohne Nenner zusammengesetzt, und dieser Mangel an persönlicher Vertraulichkeit bei einer nach Vertraulichkeit aussehenden Ungenirtheit ist mir im Laufe einer mit der Studentenzeit beginnenden und mit einer langen parlamentarischen Laufbahn abschließenden Erfahrung immer deutlicher zur Erkenntniß gekommen. Es ist mir anfänglich ein Gegenstand des Erstaunens gewesen, bis ich mich allmählich — wenn auch nur unvollkommen — daran gewöhnte, daß so wenig menschlicher Zusammenhang aus z. B. langjähriger politischer Zeltgenossenschaft unter den Mitgliedern einer Partei erwuchs. Mit wenig Ausnahmen weiß Einer um den Andern, kümmert sich Einer um den Andern, nur wenn er ihn vor Augen hat. Es braucht einer noch gar nicht von der Bühne abzutreten, um vergessen zu werden. In den Jahren, wo ich eine gewisse Parteiaufsicht führte, kam mir das mehr als sonst zum Bewußtsein. Wenn einen Kollegen irgend ein Mißgeschick nach Hause rief, sei es, daß er krank ward, oder ihm ein Unglück in der Familie widerfuhr, wartete ich ab, ob die Rede auf den Abwesenden kommen, ob Jemand sich nach seinem Schicksal erkundigen werde. Nur in den seltensten Fällen geschah es. Ich hatte mir zur Regel gemacht, fiktiver Weise im Auftrage der Fraktion an den Abwesenden zu schreiben, aber die ob solch seltener Theilnahme gerührte Antwort behielt ich still für mich in der Tasche.

Das Alles beruht vielleicht weniger auf Verschiedenheit des Innern als auf Verschiedenheit der Epidermis. Die Haut ist der Sitz der Höflichkeit, das Herz der Sitz der Güte. Ganz zu trennen sind sie bekanntlich nicht, sie stehen in Wechselwirkung. An Politesse du coeur fehlt es dem Deut-

*) Siehe Nr. 12.

schen. Selbst aus der Verschiedenheit der Zustände nach den Temperaturen von Zeit und Ort läßt sich ermessen, wie sogar dieselben Subjekte bald mehr bald weniger lebendig und warm in persönlicher Berührung reagiren. So war in den ersten Jahren nach der Gründung des Deutschen Reichs, wo das Leben frischer und wärmer pulsirte, auch der soziale Zusammenhang in der politischen Welt ein viel schönerer. Zum Beispiel vereinigten sich alle Parteien des Reichstages zu gemeinsamen Abendunterhaltungen, über denen eine Stimmung gegenseitigen Wohlwollens lag. Damals trugen Fürst Bismarck's feste Samstagsabende den Stempel einer großartigen eleganten Geselligkeit. Angeweht von der Courtoisie, die er in der vollendetsten Weise des guten Tons zu entfalten weiß, verbreitete sich über die bunt zusammengesetzte Gesellschaft eine Atmosphäre, die ich europäisch nennen möchte. Nur im Vorzimmer erinnerte der für die Trinkgelder der Dienerschaft aufgestellte Teller an nicht europäischen Brauch. Später, als der Geist des Reichs abwärts ging, wurden aus den europäischen Abenden bayerische Frühschoppen, die sich im Lauf einer Stunde abspielten, auch ohne den Schmuck des Damenflors, der in der früheren besseren Zeit den Vereinigungen ihr großweltliches Gepräge gab.

Der politische wie der musikalische Salon haben ihre Bedeutung für die Geselligkeit. Ihnen gebührt jedoch nicht die erste Stelle, weil sie nur einen spezifischen Charakter tragen und, wo sie vorherrschen, das allgemein Menschliche, welches das wahre Fundament bilden soll, zurückdrängen. Gerade umgekehrt dazu verhält sich das Litterarische. Es ist kein Zufall, daß der französische Salon, welcher Europa das Vorbild geliefert hat, schöngeistigen Liebhabereien seine Entstehung verdankt. Wenn er auch schon nach nicht langer Zeit ins Kraut der Précieuses Ridicules schoß und bis auf den heutigen Tag von einzelnen Damen immer wieder mit ähnlicher blaustrümpfiger Affektirtheit betrieben worden ist, so sind doch die litterarischen Interessen das wahre und wirksame Fluidum, um eine gute Gesellschaft zu beleben und zu erhalten. Wir stehen in diesem Punkt hinter Frankreich und England zurück aus demselben Grunde, weshalb in Deutschland so viel weniger Bücher gekauft und Zeitschriften gehalten werden als in anderen Kulturländern. In Paris gehört zum guten Ton, daß man nicht in eine größere Gesellschaft gebildeter Männer und Frauen geht, ohne wenigstens oberflächlich über die litterarischen Neuheiten Bescheid zu wissen, und umgekehrt erscheint kein belletristisches Werk, ja kein gelungenes Feuilleton, ohne Gegenstand allgemeinen Gesprächs in diesen Zirkeln zu werden. Desgleichen reißt man sich da um einen Schriftsteller, sobald er mit irgend einer die Aufmerksamkeit erregenden Produktion hervorgetreten ist. Wahrscheinlich steht in Wechselwirkung damit, daß im Roman wie im Schauspiel unsere Schriftsteller so selten den Ton des leibhaftig Lebendigen zu treffen wissen. Sie und die Gesellschaft, soweit wir eine solche haben, berühren einander zu wenig.

Eitelkeit ist ein unentbehrliches Element größerer Geselligkeit. Hier, mehr als sonst wo, trifft das Goethe'sche Wort zu, daß sie sich mitten hineinstellt, um Großes und Kleines zu verbinden. Wo sollte sie am Platze sein, wenn nicht hier, im Aufwand der Gastgeber, vor Allem im Putz der Damen? Bei uns können diese ihn ja nicht einmal mehr im Theater zeigen, seitdem nach Bayreuther Vorbild die alberne Sitte eingeführt ist, während der Vorstellung das Haus in egyptische Finsterniß zu versenken, damit das Publikum gezwungen werde, unablässig, auch während der gleichgültigsten Scenen, auf die Bühne zu starren, wie die Schulkinder auf die Tafel, an der der Herr Lehrer dozirt.

Uebrigens scheint mir, daß in vielen Stücken die Berliner Gesellschaft eher im Voranschreiten als im Rückgang begriffen ist. Man wird kaum mehr auf die unbrauchbar frühe Stunde von vier oder fünf Uhr zum Mittagessen eingeladen, und das leidige Abendbrod, welches lange späte Stunden hin an den Tisch festnagelt, verschwindet sichtbarer Weise. Etwas anderes kommt auch ein wenig in Abnahme, doch noch lange nicht genug: das Vorstellen. Für die Herrschaft des Unpersönlichen ist nichts so bezeichnend. Gerade unter dem Vorwand allgemein gebotener persönlicher Annäherung sinkt die Prozedur zum wesenlosesten Schein herab, und nicht zum schönen. Welch ein langweiliges, hölzernes, mechanisches und unbequemes Verfahren! Ich habe den Verdacht, es stammt aus irgend einer Vorschrift her, die im Kadettenhaus gelehrt wird, und dieser Eindruck erneuert sich mir jedesmal, wenn ich jüngere Leute zu solcher Vorstellung einzeln oder in Massen antreten sehe. Daß man mit anständigen Menschen zusammen sein werde, kann man voraus wissen, ehe man ein Haus betritt. Aus der Vorstellung erfährt man nichts dazu. Bekanntlich hört man auch den Namen, der doch gar nichts besagt, wenn er nicht ein berühmter ist und zugleich deutlich artikulirt wird, — beides gehört zu den Ausnahmsfällen — beinahe niemals. Höchstens wird noch der Name des einen Theils vernehmlich gesprochen; beim zweiten fällt meistens die Stimme des Vorstellenden tonlos zu Boden. Der Zweck, dem die Vorstellung vernünftiger Weise dienen soll, kann nur darin liegen, daß die Vorgestellten wissen, welches besondere Interesse sie an einander haben können. Darüber klärt der Name gar nicht auf, auch nicht der Titel. Der „Herr Direktor“ kann mit der Leitung einer Ziegelei oder einer Abtheilung im Ministerium des Innern betraut sein. Zur Unterhaltung auf gesellschaftlichem Boden ist es auch nicht nöthig, in die Stellung der an derselben Theilnehmenden eingeweiht zu sein. Ein gebildeter Mensch wird es vermeiden, seine Ansichten über heikle Dinge in einem nicht vertraulichen Kreise scharf auszusprechen. Er wird weder seinen religiösen noch seinen politischen Glauben zum Besten geben und sogar mit seinen Ansichten über Homöopathie oder Wagner'sche Musik zurückhalten, um keinen Nebenmenschen unsanft zu berühren; auch wird er nicht, wie der glückliche Philister, der ein Eisenbahngespräch anbindet, von den Ruhmesthaten seines Erstgeborenen in der Tertia des Gymnasiums erzählen. Die ersprießliche Art der Vorstellung verlangt, wie jede gesellschaftliche Aufgabe, nicht fabrikmäßig in Bausch und Bogen, sondern mit Takt im konkreten Fall behandelt zu werden. Auch da ist Alles Arbeit, und besonders für die Hausfrau. Sie hat jeden der beiden Vorzustellenden mit einigen Worten unter vier Augen über die Person des anderen Theils aufzuklären und dann den Schlußakt zu vollziehen, nachdem sie des gegenseitigen Einverständnisses gewiß geworden, was nicht immer überflüssig ist. Einem meiner Bekannten passirte es einmal in einem Pariser Salon, daß die Dame des Hauses ihn frug: „Darf ich Sie dem Herzog von N. vorstellen?“ worauf er dankend ablehnte mit den Worten: „Lieber nicht, ich bin zu meinem Vergnügen hier.“ Eine der scheußlichsten Lagen, in die man öfter durch den Mißbrauch dieser Ceremonie kommt, ist die folgende. Man steht im Gespräch mit Jemandem; man hat sich, vager physiognomischer Erinnerung nach, mit Freundlichkeit als Bekannte begrüßt, ohne sich gegenseitig des Namens zu erinnern, und redet auf gut Glück fernerer Identitätsermittelung weiter. Da tritt plötzlich ein Dritter feierlich heran mit den Worten: „Bitte, wollen Sie mich dem Herrn vorstellen“. Aber der so Aufgeforderte weiß weder den Einen noch den Anderen beim Namen zu nennen: Tableau! Das Sichselbstvorstellen ohne Kommentar wirkt grotesk, aber es ist nicht so fatal wie das, was ich die Mitrailleusenvorstellung nenne. Man tritt in eine Gesellschaft. Zwanzig oder mehr Personen stehen oder sitzen in der Runde. Eine Sekunde, nachdem man guten Tag gesagt hat, setzt sich der Vorstellungsapparat in rasende Bewegung die ganze Reihe herum, und nun ist man der Voraussetzung überliefert, das Alles zu kennen. Es gibt Menschen, die es sogar für einen Mangel an guten Ton halten und übel aufnehmen, wenn man sie nicht aufs Schnellste dieser Kanonade aussetzt. Eher fühlen sie kein Recht aufs Dasein im neuen Kreise.

Aus derselben Ursache wie den des Sinnes für das Persönliche entbehrenden Vorstellungsformalismus leite ich den Brauch her, Familienereignisse, mit den intimsten Gefühlsäußerungen geschmückt, durch die Zeitung anzukündigen

Am ersten läßt sich die einfache Benachrichtigung auf dem Wege des Inserats noch bei einem Todesfall motiviren. Hier ist schnelle Meldung angezeigt, und der Kreis der sich dafür Interessirenden nicht leicht festzustellen; aber freilich wäre nur die Thatsache und nicht die Art und das Maß der dadurch hervorgerufenen Gemüthsbewegung zur Kenntniß eines geehrten Publikums in Stadt und Land zu bringen. Und sonderbar, während die innigste Rührung hier sich vor den Augen der gleichgültigen Menge Luft macht, bleibt wieder die Persönlichkeit der Gerührten im tiefsten Dunkel. „Heute Morgen 9 Uhr gefiel es Gott dem Allmächtigen, unseren innigst geliebten Gatten, Vater, Bruder und Schwager Herrn N. N. nach langen schweren Leiden aus dem tiefgebeugten Kreise seiner Familie in ein besseres Jenseits abzurufen. Um stille Theilnahme bitten die Hinterbliebenen." Selbst in Briefform, nicht nur in Zeitungsmeldungen, kommt diese Anonymität häufig vor. Wer sind die Hinterbliebenen? Wenn man doch auf Theilnahme, sei es auch nur auf stille, rechnet, so mögen die „Hinterbliebenen" wenigstens sich nennen, damit der, welcher ihnen diese Theilnahme beweisen will, sie sich vorstellen und sie zur Noth finden kann. Gar nicht selten geschieht es, daß man auf diese Weise den Tod eines Menschen erfährt, den man vor Zeiten schätzen gelernt hat, ohne seine Familienverhältnisse verfolgt zu haben. Man möchte das den „Hinterbliebenen" sagen, aber im Dunkel dieser Namenlosigkeit ist das oft schwer zu erreichen. Dieser Appell unbekannter Verkünder an ein ihnen zum allergrößten Theil unbekanntes Publikum steigert sich nun gar ins Komische bei den wehmüthigen Nachrufen, welche einem Verstorbenen in dem Inseratentheil der Zeitung gewidmet werden, nicht um seinen früher bekannt gemachten Tod zu melden, sondern um die Zeitungsleser in die Gefühlswelt einiger ihm nahestehenden Ueberlebenden einzuweihen, beispielsweise seiner Angestellten oder seiner Geschäftstheilhaber oder anderer in ähnlichen Beziehungen zu ihm gewesenen Personen. Sie gehorchen dem Drange aus ihrem tiefsten Innern, sich vor den Abonnenten der Zeitung auszuweinen; sie müssen diesen die Gewißheit geben, daß ihr Schmerz um den hingeschiedenen Büreauvorsteher oder Mitverwaltungsrath in ihrer Seele nie ausklingen wird. Damit dies allgemein beherzigt werde, gelangt es auf dem sicheren Wege und auf derselben Seite zum Ziel, auf dem neueste Matjesheringe oder die Kunst, sich unfehlbar das Haar zu färben, empfohlen werden. Nicht selten erhebt sich der Schmerzensschrei in so stimmungsvoller Gesellschaft sogar zur dichterischen Form, zu lyrischen Versen erhabenen Stils.

Daß die Trostlosigkeit ihre Stimme ins Weite hinausschallen läßt, mag immerhin noch einige Entschuldigung finden. Aber die heiße Liebe zu einem lebenden Wesen, von deren bester Sorte „Niemand nichts weiß", wie kommt die dazu, es auszuposaunen? Will man eine Geburt, obgleich das gar nicht solche Eile hat, möglichst schnell herumbringen, gut! so lasse man's in die Zeitung setzen. Aber daraus folgt noch nicht die Nothwendigkeit, bei diesem Anlaß zu inseriren, daß man seine Gattin „innigst liebt", und daß sie einen „beglückt" hat, was sich beides eigentlich von selbst verstehen sollte. Doch es ist ja sogar gebräuchlich, in die Zeitung zu setzen, daß man sich verlobt, d. h. mit Erfolg verliebt hat. Mag es hingehen, daß eine Heirathsanzeige eingerückt wird, denn das Gesetz will die Oeffentlichkeit durch das Standesamt wegen der Standesveränderung. Aber eine Verlobung, das kaum den Lippen entsprungene Bekenntniß gegenseitiger, zum Vorsatz eines Ehebundes gesteigerter Zuneigung, der Schlußakkord einer Liebeserklärung, die sich eben erst von den Banden des Geheimnisses befreit hat, durch Maueranschlag zu verkünden, ist in der That eine Verletzung des Schamgefühls. Zwar: „Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein" aber, ob wohl ein Dichter, ähnlich wie Frau Marthe Schwerdtlein, singen möchte: ich rückt' es gern in alle Blätter ein? — Die Ehen werden, im Anfang wenigstens, auf Lebenszeit geschlossen. Aber Verlobungen können rückgängig werden, und das ist sogar keine Seltenheit. Dann verlangt die Konsequenz, daß auch diese Vergänglichkeit von Lieb und Treu im Blättchen zu Jedermanns Nachachtung gebracht werde, ansonst Jedermann bis dahin zum Festhalten an dem alten Glauben berechtigt bleibt. Wie lieblich sich das für die Betheiligten lesen muß: „Mein Verlöbniß mit Fräulein N. N. ist wieder aufgehoben, was hiermit zur Kenntniß gebracht wird". Wie das die Phantasie der Leser anregt, sie einlädt, nachzudenken über die gewechselten Eidschwüre, Briefe, Geschenke, Händedrücke und Küsse! Ach die Händedrücke und Küsse. Da wäre ein Kapitel zu schreiben über die berechtigten oder unberechtigten Eigenthümlichkeiten von Brautpaaren und jungen Eheleuten, die sich vor aller Welt Augen an der Table d'hôte, in dem Eisenbahnkoupee, und wie erst in Freundes- und Bekanntenkreisen, mit recht sichtbaren Zärtlichkeiten dem unbewußten Triebe ihrer sinnlichen Erregung hingeben. So oft man dies von Deutschen sehen kann, so niemals sieht man es bei anderen civilisirten Nationen. Man sagt, es käme von der Unschuld her. Schade nur, daß nicht das richtige Gefühl für das, was man den Anderen schuldet, die Unschuld davor behütet, zur Unart auszuschreiten.

Dies, liebe Freundin, sind so einige von vielen Bemerkungen, die sich mir im Laufe der Jahre angesammelt haben. Indem ich sie niederschreibe, fällt mir ein, daß ich vorher Alberti's Komplimentirbuch hätte nachsehen sollen, ob sie nicht darin erledigt sind, denn leider kenne ich es nicht. Doch jetzt ist es zu spät, der Brief ist geschrieben, und unsere Freundin „Die Nation" läßt mir keine Zeit zum Aufschub. Der Henker, in Gestalt des Druckerbuben, steht vor der Thür. Darum breche ich ab. Ich hätte noch manches, Schlimmeres oder Besseres, aus verwandten Gegenden anzuführen. Zum Beispiel, warum gehört es in Deutschland zu den seltenen Ausnahmen, daß auf eine erwiesene Aufmerksamkeit, Gefälligkeit, ja mühevolle Dienstleistung ein dankendes Echo zurückschallt? Ich habe darin die närrischsten Erfahrungen gemacht, namentlich in dem ersten Jahrzehnt meiner öffentlichen Laufbahn, da ich noch naiver war als später. (Wer kann sagen, daß er nicht mehr naiv ist?) Erst allmählich gewöhnte ich mir ab, zu antworten, wenn ich von einem mir gänzlich unbekannten Familienvater eine vertrauliche Anfrage bekam, z. B. wie ich ihm rathe, seines Sohnes Ausbildung zu lenken, oder sein Vermögen anzulegen, und hundert ähnliche Dinge Auf einen gewissenhaften Bescheid ging in der Regel nicht die einfachste Empfangsbescheinigung ein. Der am Fuße des Briefes ausgedrückte „Dank im Voraus" hatte Alles geregelt. Merkwürdig ist, daß unter den Charakterzügen der Germanen schon Tacitus diesen hervorhebt: gaudent muneribus, sed nec data imputant nec acceptis obligantur. Von Zeit zu Zeit, in ganz besonders verlockenden Fällen reizt es mich noch immer, wieder einmal ein Experiment anzustellen, ob vielleicht ein Fortschritt zu konstatiren sein möchte. Leider bis jetzt ohne Erfolg! Meine zwei letzten Versuche wurden bei folgendem Anlaß gemacht. Kurz nacheinander wandten sich zwei Personen, jede in ansehnlicher Stellung, der eine sogar eine Berühmtheit, an mich mit der Bitte, ihnen den Werth einer bestimmten Art und Zahl Geldstücke älterer Zeit auf heutigen Werth umzurechnen. Die Sache ist nicht einfach. Man muß viel nachschlagen und rechnen. In beiden Fällen ließ ich mich zum Experiment verführen und gab sorgfältigen Bescheid. Mein Vertrauen auf Meister Stephan's Apparat ist so groß, daß ich sicher bin, die beiden Herren haben meinen Brief erhalten. Aber von ihnen selbst habe ich es nie erfahren. Und das sind nur zwei Exempel aus Erlebnissen ohne Zahl. Erklären Sie mir, wie kommt es, daß in diesen Stücken gewiß nicht alle, aber doch viele biedere Deutsche so wenig empfinden, was dem natürlichen Gefühl entspricht. Aber Sie werden mir's nicht erklären, wenigstens nicht vor Zeugen. Sie hüten sich vor der offensio gentium, zu der Sie mich verlockten. Sie sind, — das weiß ich längst — klüger als

Ihr Ergebener

L. Bamberger.

Spread Eagle.

Die Botschaft des Präsidenten Cleveland über den britisch-venezolanischen Grenzstreit, und noch mehr die begeisterte Aufnahme dieses war-cry in den Vereinigten Staaten hat in Europa wie eine Enthüllung gewirkt. Die Amerikaner sind neben ihrem gerechten Stolz auf die großartige Kulturarbeit, die sie im gegenwärtigen Jahrhundert geleistet haben, zum Renommiren sehr geneigt. Ihr Land ist das Land der Superlative. Bruder Jonathan pflegt aber nicht bloß die unwiderstehliche Kraft seiner Initiative, seinen Unternehmungsgeist, die Unerschöpflichkeit seiner wirthschaftlichen Hilfsquellen zu preisen, er ist auch maßlos stolz auf sein politisches System, das ihn seiner Ansicht nach hoch emporhebt über die verkommene Politik des in Waffen starrenden alten Erdtheils Europa. Mit dem halb verächtlichen, halb mitleidigen Lächeln eines Sonntagsnachmittagspredigers pflegt er die kriegerischen Verirrungen und den Wahnsinn der das Mark der Völker aufzehrenden Kriegsrüstungen zu behandeln, und das selbstgefällige: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen"! bildet den immer wiederkehrenden Refrain der Fourth of July-Ansprachen. Wer sich etwas eingehender mit amerikanischen Verhältnissen beschäftigte, konnte allerdings leicht erkennen, daß bei diesen Ueberschwänglichkeiten viel Heuchelei mit unterlief, aber das nahm man doch in Europa fast durchweg als sicher an, daß die amerikanische Friedensliebe echt sei. Das wäre noch kein besonderes Verdienst gewesen, denn mit welcher Macht sollten sich die Amerikaner denn eigentlich ernstlich zanken? Ein die Lebensinteressen der großen Republik berührender Konflikt mit einem europäischen Staat erschien sogar so völlig ausgeschlossen, daß sowohl in England wie in Frankreich ernsthafte Anstalten getroffen wurden, um vertragsmäßig alle mit der Union etwa entstehenden Streitigkeiten einem permanenten Schiedsgericht zu unterwerfen. Der Gedanke erfreute sich auch der wärmsten Sympathie des Präsidenten Cleveland.

Mit einem Schlage ist die ganze Szenerie verändert. Etwas wie Indianerwildheit tönte im Anschluß an die Venezuela-Botschaft aus den Vereinigten Staaten zu uns herüber. Man darf wohl behaupten, daß in Europa kein Volk existirt, das nicht im Allgemeinen mehr politische Sympathien der amerikanischen Union als dem brittischen Reich entgegenbrächte. Aber die Frivolität, mit der amerikanische Politiker plötzlich begannen, mit dem Frieden der Welt und dem wirthschaftlichen Wohlergehen der Völker zu spielen, hat bewirkt, daß heute im außerrussischen Europa nur eine Stimme des Unwillens und der Verwunderung hörbar wird. Selbst die Franzosen, die so manches Hühnchen mit England zu pflücken haben, sind in diesem Punkte mit dem übrigen Europa, und speziell auch mit Deutschland einig, dessen politische Beziehungen mit den Vereinigten Staaten schon wegen des starken deutschen Elements in der Union naturgemäß und von jeher freundschaftliche gewesen sind.

Man bedauert zugleich, daß ein so ehrenwerther Mann wie der Präsident Cleveland sich hat bereit finden lassen, in einem so unwürdigen Spiel mitzuwirken. Der völkerrechtliche Eiertanz, der in diesem Streit mit der sogenannten Monroe-Doktrin getrieben wird, bietet auch nicht die geringste Entschuldigung für die Brüskirung Englands, das, bisher wenigstens, sich durchaus korrekt betragen hat.

Bei einigem Billigkeitsgefühl muß man zugestehen, daß es für das brittische Weltreich kaum möglich ist, sich den venezolanischen Grenzansprüchen zu fügen. Venezuela gehört zu den verkommensten Republiken Südamerikas. Seit Generationen ist dort der Bürgerkrieg endemisch. In der Periode von 1846 bis 1870 hörten die Revolutionen eigentlich überhaupt nicht auf. Dann folgte, von 1870 bis 1888, unter Guzman Blanco eine Periode kleinerer und seltenerer Aufstände. Im Jahre 1888 trat Crespo, der gegenwärtige Präsident, in den Vordergrund. Ueber ein Amendement zur Verfassung brach im Jahre 1891 ein neuer wüthender Bürgerkrieg aus mit Exekutionen, Einkerkerungen und Konfiskationen, aus dem Crespo als Präsident hervorging. Inzwischen ist, wie es scheint, bereits eine neue Revolution in Vorbereitung. Wie kann man nun der Großmacht England zumuthen, einer solchen staatlichen Karrikatur gegenüber auf ein seit Jahrzehnten strittiges Gebiet Verzicht zu leisten, das von etwa 40 000 ihrer Unterthanen bewohnt ist. Die in diesem Grenzgebiet angesiedelten brittischen Staatsbürger wehren sich mit Hand und Fuß gegen die Zumuthung, den Frieden und die Rechtssicherheit, welche sie unter der brittischen Flagge genießen, mit der heillosen venezolanischen Mißwirthschaft zu vertauschen. Auch die amerikanische Presse — soweit sie nicht vom Chauvinismus verrückt gemacht ist — muß anerkennen, daß dieses englische Argument ernste Berücksichtigung verdient. Die angesehene New-Yorker „Evening Post", die stets auf der Seite der Vernunft, der Billigkeit und Ehrenhaftigkeit zu finden ist, schreibt: „Wenn Lord Salisbury jene 40 000 Ansiedler an Venezuela überantworten würde, so thäte er etwas, was unseres Erachtens kein civilisirter Staat je gethan hat; er würde einen Theil der Bevölkerung des eigenen Reichs, gegen dessen Willen, der Herrschaft einer halbbarbarischen ungeordneten Regierung ausliefern." Die „Evening Post" setzt sehr mit Recht hinzu, daß gerade die amerikanischen Jingoes eine solche ihnen gemachte Zumuthung mit den Ausdrücken wildester Entrüstung beantworten würden.

Wie war es danach möglich, daß sich in Anknüpfung an einen solchen Streitfall der Amerikaner plötzlich dieser chauvinistische Veitstanz bemächtigen konnte? Die Erscheinung ist ungemein lehrreich, besonders vom Standpunkte der Völkerpsychologie aus.

Es ist bekannt, mit welcher Hartnäckigkeit und Bosheit Cleveland's Politik nicht nur von der gegnerischen Partei, sondern hinterrücks auch im demokratischen Parteilager selbst bekämpft worden ist, sobald es sich der Präsident einfallen ließ, für volkswirthschaftliche Vernunft — z. B. in der Währungsfrage — oder für internationale Gerechtigkeit — z. B. gelegentlich der differentiellen Zuckerzölle — einzutreten. Kaum aber gibt er das Signal, to twist the lion's tail, so vergessen die Parteien ihren Streit und überschütten den verhaßten Präsidenten mit Beifall. Senat und Repräsentantenhaus bieten das seltene Bild völliger Einmüthigkeit. Auch nicht ein Mann findet sich, der es ernstlich wagt, im Kongreß der Stimme der Vernunft und Billigkeit Gehör zu verschaffen. Es hängt dies ersichtlich mit der moralischen Feigheit zusammen, die in allen Ländern der Welt die Masse der Politiker ergreift, sobald irgend ein Unsinn von oben herab als patriotischer Akt verherrlicht wird. Diese moralische Schwäche ist in den Vereinigten Staaten so arg, wie nur irgendwo sonst in der Welt. Die bereits mehrfach citirte „Evening Post" schreibt darüber: „Selbst ganz vernünftige Staatsbürger haben eine so kindische Angst davor, von den Jingoes s c h l e c h t e A m e r i k a n e r genannt zu werden, daß sie lieber Idioten als „unpatriotische" Männer heißen wollen."

In den Vereinigten Staaten kommt aber noch etwas weiteres hinzu: „Nirgends gibt es unter den Politikern so wenig Männer, die es wagen, der öffentlichen Meinung entgegenzutreten oder sie auch nur zu leiten, wie in der großen amerikanischen Republik. In England, in Frankreich, in Italien, in Deutschland beansprucht ein Jeder, der politisch hervortritt, auch eine gewisse Führung in politischen Dingen, und speziell ein Parlamentsmitglied gilt im Allgemeinen als der natürliche Führer, zum Mindesten seines Wahlkreises. Davon ist in den Vereinigten Staaten kaum die Rede. Die Gewählten betrachten sich fast durchweg als einfache Mandatare der Wählkörper. Eine selbständige Meinung, die derjenigen der Wählerschaft entgegen ist, kommt fast niemals zum Ausdruck".*) Erst wenn man diese Unselbständigkeit

*) Ich habe diesen Passus wörtlich einer Besprechung von Bryce's „American Commonwealth" entnommen, die ich vor s e c h s Jahren in diesen Blättern veröffentlichte (Jahrg. VI S. 568).

der amerikanischen Politiker mit in Rechnung zieht, kann man sich eine klare Vorstellung davon machen, in welche chauvinistische Raserei die amerikanische Bevölkerung gerathen sein muß. Allerdings pflegt ein solcher Anfall in den Vereinigten Staaten auch rascher, als in andern Ländern, wieder der Besonnenheit Platz zu machen. Man taumelt wohl mit großer Leichtfertigkeit bis an den Abgrund, aber man dreht sich auch mit großer Selbstbeherrschung auf dem Absatz herum, um nicht in den Abgrund hineinzufallen. Ein rascher Umschwung wird nicht ausbleiben. Es ist charakteristisch, daß ein Blatt, wie die Newyorker „World“, das die größte Verbreitung von allen Tagesblättern der Union aufzuweisen hat, aber ausschließlich vom geschäftlichen Standpunkte aus geleitet wird, diesen Umschwung kluger Weise sofort diskontirt hat. Die paar Tage Unpopularität werden sich schließlich doch bezahlt machen. Der Börsenkrach hat bereits das Seinige dazu beigetragen, die heißen Köpfe abzukühlen.

Die Gefahr, daß zwischen England und Amerika wegen eines Grenzlappens am Orinoko Krieg ausbricht, ist deshalb nicht gar groß; aber um das amerikanische Volk und seinen Präsidenten kann es Einem doch leid thun, daß sie die hohe Meinung, welche die Welt von ihrer Besonnenheit und Gerechtigkeitsliebe bisher besaß, in so unverantwortlicher Weise herabgemindert haben.

Th. Barth.

Die französischen Führer im Kriege von 1870.

Wenn Graf Moltke mit Recht den Nachruhm der höchsten strategischen Genialität genießt, so muß der Unparteiische doch zugestehen, daß die Probe, einen wirklich bedeutenden Gegner zu bekämpfen, ihm niemals auferlegt worden ist; nicht als ob zu zweifeln wäre, daß er auch diese bestanden hätte; aber doch in dem Sinne, daß von den glänzenden, alles Maß übersteigenden Erfolgen ein gewisser Theil nur durch die Unfähigkeit der Gegner überhaupt möglich geworden ist. Kapitulationen wie die von Sedan und von Metz kann auch der genialste Feldherr dem Gegner nicht aufzwingen; dieser muß schon selber einige Schritt weit in die Schlinge entgegengehen. Und das haben Mac Mahon und Bazaine, ebenso wie schon Benedek bei Königgrätz, mit wirklich überraschender Bereitwilligkeit gethan. Im zweiten Theil des Feldzuges verfügte die Republik freilich über einige tüchtige Kräfte; ein wirklich bedeutender Heerführer aber war doch nur der General Chanzy, der den Deutschen auch genug zu schaffen gemacht hat.

Frankreich trat in den großen Krieg unter manchen ungünstigen Umständen, und nicht der geringste darunter war der Mangel bedeutender Strategen. Die beiden fähigsten, welche das zweite Kaiserreich besessen hat, waren todt: schon seit einigen Jahren der Eroberer Sebastopols, Marschall Pelissier, Herzog von Malakoff, der am meisten das Zeug zum Oberbefehlshaber hatte, und seit weniger als einem Jahr Marschall Niel, der Kriegsminister, welcher zum Generalstabschef prädestinirt schien. Freilich hätten diese Verluste doch nicht so schlimm gewirkt wie sie thaten, wenn nicht ein von Angst eingegebenes Günstlingssystem immer mehr unbedeutende Leute in die Höhe gebracht hätte. Daß Niel starb, war ein Unglück; aber daß Leboeuf ihn ersetzte, war die Schuld Napoleon's. Ein großer Theil der im Kriege hervorgetretenen Korpskommandeure hätte vermuthlich als Kriegsminister und Generalstabschef mehr geleistet, wie dieser oberflächliche und beschränkte Höfling, der ohne jeden Anlaß zu Anfang des Jahres 1870 zum Marschall erhoben wurde.

Leicht war freilich die Wahl für die höchsten Stellen nicht zu treffen. Unter den Marschällen waren Vaillant, Randon, Baraguey d'Hilliers durch Altersbeschwerden, Forey durch Krankheit verhindert, vor dem Feinde zu kommandiren. Baraguey, der nach dem Kriege Präsident der obersten Untersuchungskommission geworden ist, erhielt zwar Ende Juli den Posten des Gouverneurs von Paris; als aber die Feinde sich näherten und ein ernstlicher Kampf in Aussicht stand, mußte er ihn niederlegen. Es waren thatsächlich nur drei Marschälle kriegstüchtig: Canrobert, Mac Mahon und Bazaine. Ihrer Fähigkeit nach standen sie in dieser Reihenfolge; nach der Volksgunst aber gerade in umgekehrter, — und das sollte verhängnißvoll werden. Keiner von allen Dreien genoß das erforderliche Ansehen, um ihm das Oberkommando der gesammten Armee zu geben; Bazaine, der es vielleicht in der „öffentlichen Meinung“ hatte, besaß es durchaus nicht unter den Sachverständigen; so blieb nichts übrig, als daß der Kaiser selbst den Oberbefehl übernahm, was bei seinem schweren Steinleiden der thatsächlichen Beseitigung der Oberfeldherrnstelle gleich kam. Um so wichtiger wurde der Generalstabschef (Major-Général). Auch zu diesem Posten waren die drei genannten Marschälle nicht geeignet, da sie dem Generalstab fern standen und ausschließlich die praktische Kommandoführung ihre Sache war. Der treffliche Generalstabschef des italienischen Kriegs, Martimprey, dem der Gewinn jener Kampagne größtentheils zuzurechnen ist, war leider nicht mehr dienstfähig; er fungirte als Gouverneur des Invalidenhotels. Trochu wäre wohl am geeignetsten gewesen; aber als entschiedener Oppositionsmann kam er nicht in Betracht. Der Kriegsminister in seiner Eitelkeit ambitionirte auf den Posten, und die blinde Schwäche des Kaisers willfahrte ihm. Seine Unfähigkeit konnte auch durch die beiden ihm beigegebenen Generale nicht gut gemacht werden; Lebrun, ein ganz tüchtiger Korpskommandeur, und Jarras, ein bloßer Aktenmensch, waren keine Strategen.

Wenn es so mit der obersten Leitung sehr schlimm aussah, so stand es besser mit den einzelnen Armeekommandos. Hier boten sich die drei Marschälle als tüchtige Führer dar, und ganz sachgemäß ertheilte man dem einen, Bazaine, den Befehl über die drei um Metz sich sammelnden Armeekorps (das zweite, dritte und vierte), dem anderen, Mac Mahon, das Kommando über die drei um Straßburg sich konzentrirenden Korps (das erste, fünfte und siebente) und dem dritten, Canrobert, den Befehl über die in Chalons sich bildende Reservearmee. Aber eine völlig mangelhafte Organisation ließ diese sachgemäße Anordnung niemals zu wirklicher Ausführung kommen. Den Marschällen wurden keine Stäbe beigegeben, sie führten jeder ein eigenes Armeekorps; andererseits erhielten die anderen Korpsbefehlshaber auch direkte Weisungen vom kaiserlichen Hauptquartier und dünkten sich daher ziemlich selbständig. So kam es, daß die Armeeführung Bazaine's und Mac Mahon's sich auf vereinzelte Befehle beschränkte, welche sie den anderen Korpsführern zukommen ließen, daß sie aber nicht in einer wirklich einheitlichen, zweckbewußten Leitung der Operationen bestand. Die Niederlagen bei Spicheren und Wörth sind zum großen Theil darauf zurückzuführen; in beiden Fällen hatten die Franzosen ganz ungenügende Streitkräfte versammelt, und hätten, wenn ein energischer Wille in jedem Fall gewaltet hätte, weit mehr konzentriren können.

So war in den ersten vierzehn Tagen des Feldzuges auf französischer Seite thatsächlich kein Oberkommando vorhanden; weder übten der Kaiser und Leboeuf ein solches im Ganzen aus, noch Mac Mahon und Bazaine in ihrem speziellen Wirkungskreise. Das trostlose Ergebniß dieser ersten Periode redet deutlich genug über diesen unerhörten Zustand; von zwanzig Divisionen, welche man in die erste Linie gestellt hatte, befanden sich zwölf um Metz in einem operationsunfähigen Klumpen versammelt, während die anderen acht in unaufhaltsamer Flucht begriffen, nicht nur die Vogesen, sondern auch die Mosellinie preisgegeben hatten, so daß die Armee bei Metz einer Umgehung von Süden völlig schutzlos preisgegeben war. Hätte Mac Mahon thatsächlich den Oberbefehl auch über das fünfte und siebente Korps gehabt, so hätte er sehr wohl zum Schutz der Vogesen, aber zum Mindesten an der oberen Mosel bei Toul eine

geeignete Vertheidigungsstellung einnehmen können; hätte Bazaine wirklich auch das zweite und vierte Korps geführt, so würde er östlich von Metz an der Nied bedeutende Streitkräfte in einer starken Position versammelt haben.

Die offenkundige Unfähigkeit der bisherigen „Leitung“ machte eine radikale Aenderung unvermeidlich; die öffentliche Meinung war diesmal wirklich im Recht, wenn sie den Rücktritt des Kaisers und Leboeuf's verlangte. Im Unrecht aber war sie, wenn sie gebieterisch für Bazaine die höchste Stelle beanspruchte. Einer solchen Aufgabe war Bazaine nicht gewachsen. Ein tüchtiger Korpsführer, hatte er in Mexiko auch weitere Erfahrungen gesammelt und einen größeren Gesichtskreis gewonnen; aber ein Heer von zweimalhunderttausend Mann zu befehligen und außerdem noch Direktiven für die Streitkräfte zu geben, die sich in anderen Theilen Frankreichs sammelten, dazu reichten seine Kräfte nicht aus. Um so weniger als er von einer krankhaften Eifersucht auf seinen Stabschef Jarras erfüllt war und diesen von jeder ersprießlichen Thätigkeit fernhielt, während er selbst vom Generalstabsdienst nicht das Mindeste verstand. Thatsächlich ist denn auch Bazaine während seiner ganzen Befehlsführung nicht über den Gedanken der Konzentration seiner Truppen in und um Metz hinausgekommen; die Abmarschpläne hat er niemals ernstlich gefaßt und durchführen wollen. Man thut ihm wohl nicht Unrecht, wenn man annimmt, daß außer seiner Ideenlosigkeit auch der Gedanke für ihn bestimmend war, unter dem Schutz der Festung sich möglichst lange an der Spitze der unerschütterten Armee zu halten und so beim Friedensschluß eine wichtige Rolle zu spielen. Durch diese unmilitärischen Rücksichten wurde seine Führung dann freilich noch mangelhafter als sie seinen Fähigkeiten nach hätte sein können. Bazaine legte thatsächlich kein Interesse dafür an den Tag, zu siegen, sondern nur dafür, seine Armee zu erhalten. Daß die Preußen bei Vionville nicht zerschmettert wurden, ist trotz aller Tapferkeit der Brandenburger und Westfalen nur dadurch zu erklären; Bazaine häufte Streitkräfte auf seinen linken Flügel an, nur um nicht von Metz abgedrängt zu werden, während er mit dem rechten den Feind zertrümmern konnte. Und dennoch wäre dies geschehen, wenn der Oberfeldherr nicht ausdrücklich zwei Divisionen — Montaudon und Nayral — dem Marschall Leboeuf entzogen und nach dem linken Flügel hindisponirt hätte, wo er sie dann fast gar nicht verwendete. Die Schlacht bei Gravelotte — St. Privat wurde nur durch die Eroberung des letztgenannten Ortes ein Sieg der Deutschen, und diese Eroberung war unmöglich, wenn Bazaine seine Reserve, die Garde, rechtzeitig hingesandt hätte. In der Ausfallsschlacht von Noisseville hätte Bazaine die Reihen der Deutschen unzweifelhaft durchbrechen können, wenn er ernstlich gewollt hätte. Aber er griff um 4 Uhr Nachmittags an, als natürlich bis zum Abend kein Erfolg mehr zu erzielen war, während die Nacht den Deutschen Zeit gab, Verstärkungen heranzuziehen. Und auch diesmal setzte er seine Reserve nicht ein; er wollte eben Metz nicht verlassen.

Man wird fragen, wie so offenkundige Pflichtvergessenniß von den nächsten Untergebenen aufgenommen wurde, und ob sie nichts thaten, um den Marschall zu ernsterem Handeln anzuspornen. Aber es fehlte den damaligen französischen Führern sämmtlich am Geist der Initiative, und obgleich Bazaine sie öfters zum Kriegsrath berief, werden keinerlei bemerkenswerthe Ideen und Vorschläge, die von ihnen ausgingen, uns berichtet. Canrobert, der patriotisch-opferwillig sich herbeigelassen hatte, jetzt unter dem jüngeren Bazaine ein Korps zu befehligen, setzte in dieser Lage seinen Stolz darein, bloß als Soldat zu gehorchen; Lebaeuf, der den Befehl über Bazaine's Armeekorps übernommen hatte, stand sich schlecht mit diesem; Ladmirault bewies Unternehmungsgeist, aber streng in die Schranken seines Korpsbefehls gebannt; Bourbaki und Frossard zeigten sich ganz passiv. Das Schlußergebniß war die Kapitulation eines Heeres von noch hundertfünfzigtausend Mann.

Ursprünglich hatte Bazaine auch den Oberbefehl über Mac Mahon führen sollen, der in Chalons sein Heer sammelte; aber die Ereignisse machten es unmöglich; die Verbindung zwischen Metz und Chalons war bald gesperrt. Wie darauf Mac Mahon sich dem Drängen des Kriegsministers Grafen Palikao fügte und den Marsch zum Entsatze Bazaine's antrat, ist allbekannt. Für den thörichten Plan an sich ist er nicht verantwortlich, wohl aber für den ungenügenden Widerstand, den er dem Kriegsminister entgegensetzte. In seinem Armeekommando unterstand er diesem nicht; er hatte nach eigenem Ermessen zu entscheiden, und wenn die Regentschaft in Paris ihm direkte Befehle ertheilen wollte, so hatte er dagegen den Kaiser an der Seite, der für den Zug nach Metz nicht eingenommen war. Aber Mac Mahon fürchtete den Zorn der öffentlichen Meinung, und er fügte sich. Der Marsch war eine Kette unglückseliger Verwirrungen und Stockungen, woran aber wohl weniger der Marschall, als sein absurer Stabschef Faure die Schuld trug. Auch die Niederlage von Beaumont fällt nicht dem Oberkommando, sondern dem unfähigen Korpskommandeur de Failly zur Last, der sich am hellen Mittag überrumpeln ließ. Aber den eigenthümlichen Mangel an Initiative, der überall die Franzosen kennzeichnet, bewies auch Mac Mahon. Es gab einen Augenblick, wo er die drei Korps des Kronprinzen von Sachsen anfallen und schlagen konnte, ohne daß die Armee des Kronprinzen von Preußen sie zu unterstützen vermochte; Mac Mahon war über die Stellung gut unterrichtet; aber er faßte nicht den gebotenen Entschluß. Noch viel schlimmer aber, im höchsten Grade verhängnißvoll, zeigte sich dieselbe Entschlußlosigkeit bei Sedan. Als der Marschall sich nach der Niederlage von Beaumont dorthin zurückgezogen hatte, war keine Täuschung darüber möglich, daß die Stellung eine unhaltbare war. Da man an einen weiteren Vormarsch vernünftigerweise nicht mehr denken konnte, so war der Rückzug nach Mezieres unausweichlich geworden. Es wurde Mac Mahon berichtet, daß die Deutschen sich anschickten, diesen Rückzug abzuschneiden, indem sie die Maas bei Donchery überschritten; die höchste Eile war also geboten; trotzdem ertheilte Mac Mahon für den 1. September keinen Marschbefehl, sondern ließ die Armee rasten. Damit war ihr Untergang besiegelt, und wenn ein günstiges Schicksal es dem Marschall auch ersparte, seinen Namen unter die Kapitulation zu setzen, wenn später die offizielle Untersuchungskommission unter dem Marschall Baraguey d'Hilliers und alle Schuld auf den General Wimpffen zu wälzen suchte, so hat nach gerechtem Urtheil doch Mac Mahon die Verantwortung zu tragen.

Man wird nicht leugnen können, daß diese Schwächen und Mißgriffe der französischen Führer den Deutschen die Arbeit gar sehr erleichtert haben. In der zweiten Hälfte des Krieges sind so glänzende Erfolge nicht mehr errungen worden. Keine der Feldarmeen, welche die Republik aufstellte, hat sich an einen festen Platz geklammert und ihr Schicksal dadurch besiegelt; keine hat auch in freiem Felde kapitulirt; auch nicht Bourbaki's Armee, welche wenigstens den Uebertritt in die Schweiz sich offen gehalten hatte. Und überhaupt haben die Führer der republikanischen Armeen einen zäheren und nachhaltigeren Widerstand geleistet als die der kaiserlichen; dies fällt um so mehr auf, als sie doch ein weit schlechteres Truppenmaterial zur Verfügung hatte. Es ist zweifellos, daß die republikanische Regierung im Ganzen tüchtigere Führer an die wichtigeren Posten gesetzt hat, als die kaiserliche, und es ist dies das schlimmste Zeugniß gegen die jammervolle Günstlingswirthschaft, die in den letzten Jahren Napoleons eingerissen war.

Die Kräfte, welche im zweiten Theil des Krieges uns gegenübertraten, lassen sich in drei Gruppen theilen: erstens Generäle, welche bei Ausbruch des Kriegs kein Kommando erhalten hatten, Trochu, Vinoy, de la Motte Rouge, d'Aurelles de la Paladine, zweitens Generäle, welche auf irgendwelche Art sich der Gefangenschaft entzogen hatten, Bourbaki, Ducrot, Clinchant, endlich drittens junge Generäle, welche die Republik schnell avanciren ließ und in höhere Stellungen brachte, Chanzy, Faidherbe und viele andere. Die tüchtigsten

fanden sich in der dritten Gruppe, und mit richtigem Blick waren sie ausgewählt worden. Chanzy und Faidherbe wußten, wenn sie mit ihren Truppen auch nicht entschiedene Siege zu erfechten vermochten, doch immer das Feld zu behaupten und die Deutschen unendlich zu schwächen und zu ermüden; Beaugency, Vendome und Le Mans waren für den erstgenannten, Querrieux und Bapaume für den letzteren höchst ruhmvolle Tage. Das erste bayerische Korps war Mitte Dezember thatsächlich aufgerieben (es zählte noch 8000 Mann Infanterie); die preußische Kavallerie war kaum mehr bewegungsfähig, die Geschütze der Artillerie zum Theil unbrauchbar geworden; so anbauernd und mühevoll hatte man kämpfen müssen. Aber auch die älteren von Napoleon zurückgesetzten Generale haben Tüchtiges geleistet; die fünfmonatliche Vertheidigung von Paris durch Trochu und Vinoy ist ein Zeugniß großer Energie, und auch die Führung d'Aurelles' an der Loire verdiente nicht den unverständigen Tadel Gambetta's. Leicht hätten Anfang Dezember die konzentrisch vorrückenden Deutschen ihm das Schicksal Mac Mahon's bereiten können, aber er verstand sich dem zu entziehen, nachdem er harten Widerstand geleistet hatte. Am wenigsten bewährte sich der vom Kommando der kaiserlichen Garde übernommene General Bourbaki. Er war ein kenntnißreicher und sehr gewissenhafter Mann, der sich mit vielerlei Details abmühte; aber es fehlte ihm, was allen den kaiserlichen Generalen abging und was ein Chanzy und Faidherbe besaßen, der energische Wille. Hätte er ihn besessen, so hätte er im Januar bei Belfort die Stellung Werder's forciren können; sie war schon unhaltbar geworden durch die Wegnahme von Frahier und Chenebier am rechten Flügel; aber es fehlte die Entschlossenheit, diesen Erfolg auszubeuten und die Gelegenheit ging vorüber; der Rückzug führte dann unter fortwährendem Drängen der Deutschen über die Schweizer Grenze.

Man ist damals, während der zweiten Hälfte des Feldzugs in Deutschland sehr ungeduldig geworden, daß die Erfolge nicht mehr so rasch und so glänzend waren wie zu Anfang. Man war eben verwöhnt worden. Aber es wäre verhängnißvoll, wenn wir glauben wollten, sie müßten in einem künftigen Kriege ebenso sehr über alles gewohnte Maß hinausgehen. Von Ergebnissen wie die Kapitulation von Metz und Sedan — fällt bei aller Genialität der Führung und aller Pflichttreue der Truppen ein gewisser Theil des Verdienstes doch immer der Glücksgöttin zu, und wir dürfen unumwunden gestehen, daß sie uns 1870 sehr günstig war. Ihre reichlichste Gabe aber war die, daß sie zu Anfang des Feldzuges, als die Würfel der Entscheidung fielen, uns so unfähige Gegner entgegenstellte.

* * * *

Farbige Gipse.

Tanto sa ciascuno quanto opera.

Wer zum ersten Mal eine Sammlung von Gipsabgüssen nach Antiken durchwandert, wird sich des großen Eindrucks nicht erwehren können, daß ihn eine reinere von Erdenstaub und Dunst nicht mehr getrübte Luft umwehl. Die glatten weißen Formen athmen etwas kühle Vornehmheit, allein man ahnt dahinter eine Welt von Schönheit, Kraft und Leidenschaft und je vertrauter man mit diesen Gestalten wird, desto mehr fühlt man, wie sie nicht bloß die Sinne oder die dunkleren Empfindungen, sondern den ganzen bewußten Menschen, Geist und Charakter in Anspruch nehmen. Man lernt allmählich verstehen, was Goethe in Italien empfand, als er von der antiken Kunst im Gegensatz zu Rembrandt'schen Radirungen sagte: Besonders fühle ich hier in Rom, wie viel interessanter denn doch die Reinheit der Form und ihre Bestimmtheit vor jener markigen Rohheit und schwebenden Geistigkeit ist und bleibt.

Heute ist man freilich anderer Meinung. Die markige Rohheit schätzt man über Alles, vielleicht am meisten, wo man selbst dazu die Kraft vermißt, und jene schwebende Geistigkeit — jetzt sagt man: Stimmung — gilt für die erste Eigenschaft, die ein Kunstwerk interessant macht. Es spiegelt sich in diesem Gegensatze die Umwandlung der Gefühlsweise, welche die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts von der ersten scheidet. Wer begreift heute noch, daß Thorwaldsen einmal der gefeiertste Bildhauer Europas war? Man findet das Ebenmaß seiner ruhigen Gestalten langweilig. Die Menschen sind eben andere geworden. Die Leute, die in Wilhelm von Humboldt's Hause bei der Trinita verkehrten und die großen Männer der Befreiungskriege, welche Rauch verewigt hat, kannten die Leidenschaft so gut wie wir, sie halten in inneren und äußeren Kämpfen Gewaltiges erlebt, aber sie schätzten in diesen Werken, was sie selbst erstrebten, die selbstbewußte Klarheit, das gesunde Gleichgewicht in Leib und Seele.

Wir empfinden jetzt die Begrenzung dieser Kunst. Wir verlangen nach dem Ausdruck eines reichbewegten Sinnen- und Seelenlebens. Aber finden wir den nicht in der antiken Skulptur?

Als die Pergamener nach Berlin kamen, war man überrascht durch ihr barockes Pathos. Man redet immer noch von der kalten Ruhe der Antike, von ihrer starren Maske, hinter der die tieferen Regungen des Gemüthes schlafen. Es scheint fast, daß man die eigenen unklaren Eindrücke, die man aus der Natur und den Erfahrungen des Herzens schöpft, nur in verschwommenen Andeutungen wiedererkennen möchte, als wenn eine Stimmung deshalb weniger verständlich wäre, weil sie in reinen bestimmten Formen ausgesprochen ist.

Ein Hirtenknabe brachte uns einmal durch die Campagna. Es war im Sommer, die Sonne brannte auf dem dürren Gras. Plötzlich war der Führer uns entschwunden und dann standen wir vor einer kleinen Grotte, Erquickung athmete uns aus der kühlen Dämmerung entgegen und in einer von feuchtem Grün umrankten Nische stand der Knabe, um seine braunen Glieder spielten falbe Lichter und er lachte uns aus seinen großen blanken Augen schelmisch an. Seitdem, wenn ich den kleinen Satyr aus dem Louvre sehe, der die Flöte bläst, höre ich das Lied vom kühlen Quell und Sommersonnenschein.

Daß man zuweilen in den antiken Skulpturen weniger sucht, als man finden könnte, mögen allerdings die Gipsabgüsse mitverschuldet haben. Es ist oft genug beklagt, daß dieses trockene Material mit seinen grauen Schatten das zarte Leben und die Transparenz des Marmors nur sehr ungenügend wiedergiebt. Man hat durch eine Tönung nachgeholfen, oder durch den Hintergrund eine bessere Wirkung zu erzielen versucht. Nimmt man diesen zu dunkel, so erhält man einen scharfen Umriß, der die Modellirung nur noch mehr zurücktreten läßt, wählt man helle Farben, so giebt es wieder die unglückliche Mischung von charakterlosen Halbtönen, die der Antike fremd ist.

Wie wäre es nun, wenn man einen antiken Hintergrund schüfe, wie ihn die Statuen selbst einmal gehabt haben? Eine griechische Tempelwand herzustellen, würde uns schwer fallen; nehmen wir also eine pompejanische Dekoration. Aber der Gedanke schon, eine weiße Gipsfigur vor eine pompejanische Wand zu stellen, scheint ganz unmöglich. Die zahlreichen Statuen, die wir in jenen Wandgemälden finden, sind alle farbig in die Farben eingebettet. So bleibt uns also nichts Anderes übrig, als die Skulpturen nach Art der Alten zu bemalen. Daß sie bemalt waren, ist in Deutschland auch in weiteren Kreisen längst bekannt. Bereits im Jahre 1868 hat Otto Jahn in den „Grenzboten" einen allgemein verständlichen Aufsatz über „die Polychromie der alten Skulptur" geschrieben, der in den populären Aufsätzen: „Aus der Alterthumswissenschaft" abgedruckt ist. Wie viel oder wie wenig wir jetzt von der Sache wissen, läßt sich in Kürze sagen.

Im griechischen Mittelalter waren die Götterbilder, wie später bei uns bemalt und vergoldet oder mit bunten Kleidern behangen. Wie es scheint, ist diese alte Sitte niemals ganz verschwunden. Noch im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt wurde auf Delos für das Fest des Dionysos jedes Jahr eine bemalte Statue angeschafft und der Maler erhielt denselben Lohn wie der Bildhauer. Ebenso waren die Tempelfaçaden mit farbigen Skulpturen geschmückt. Aus dem sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt ist der Giebelschmuck einiger kleinen Tempel der athenischen Akropolis in Tuffstein erhalten. Da sehen wir einen Typhon mit blauem Haar und Bart und gelbgrünen Augen, sowie zwei rothe Löwen, die einen blauen Stier zerfleischen. Auch diese Sitte dauert durch die ganze Blüthezeit der griechischen Kunst. Wir finden bemalte Skulpturen an den Außenseiten der Gebäude aus dem sechsten, fünften und vierten Jahrhundert in Selinus wie in Olympia, in Halikarnaß wie in Delphi, — wie sich von selbst versteht, in kräftigen Farben ausgeführt, vorwiegend in Roth und Blau.

Da man am Ende des sechsten Jahrhunderts neben der Bronze für Statuen mit Vorliebe Marmor verwendete, konnte man das schöne Material auch durch sich selbst wirken lassen. Die neuerdings aufgefundenen Frauengestalten der Akropolis, die vor den Perserkriegen entstanden sind, lassen die großen Flächen der Gewandung und das Nackten unbemalt, die Haare aber sind braunroth, die Brauen schwarz, die Lippen roth, die Augen roth mit schwarzer Pupille und die Mäntel sind mit überaus reichen Säumen in Blau, Grün und Roth verziert. Eine archaistische Artemis in Pompeji hatte uns schon längst eine Vorstellung dieser älteren Behandlung des Marmors gegeben. Sie ist ohne Zweifel nicht auf täuschende Nachahmung der Wirklichkeit berechnet, sondern sie soll nur die Erinnerung an die Natur, welche der Bildhauer wachrufen will, lebhafter betonen, den anmuthigen Eindruck der Formen durch den Reiz der Farbe verstärken.

Wie nun die Künstler der klassischen Zeit auf diesem Wege weiter gegangen sind, ist allerdings heute noch schwer zu sagen, doch deuten alle vereinzelten Erfahrungen darauf hin, daß die Entwicklung auch auf diesem Gebiet keine Sprünge gemacht hat. Daß die Goldelfenbein-Statuen in reichem Farbenschmucke prangten, wissen wir. Ein Marmorkopf des Berliner Museums, der die Athene Parthenos des Phidias wiedergiebt, bestätigt uns die Färbung des Gesichtes. Allein wir können daraus noch nicht unmittelbar auf die Behandlung des Marmors schließen. Wichtiger ist eine Artemis aus Cypern — jetzt in Wien —, die ein Werk des vierten Jahrhunderts nachzuahmen scheint. Hier sind die Kleider bemalt: der Chiton war rothviolett, der Mantel grün mit violettem Saum, das Köcherband roth, das Haar braunroth, wahrscheinlich ursprünglich vergoldet, dagegen zeigt das Fleisch keine Farbenspuren und man bemerkt den Unterschied, daß die Flächen der Gewänder wie das Haar rauher gearbeitet, die nackten Theile aber sorgfältig geglättet sind. Gerade diesen Unterschied hatte man schon öfter gefunden, namentlich auch bei dem Hermes des Praxiteles, der außerdem Spuren von Rothbraun in den Haaren und von Roth und Gold an den Sandalen bewahrt hat. — Wie man die nackten Theile behandelte, lehrt uns Vitruv. Er beschreibt ein Verfahren den Zinnoberanstrich an den Wänden dauerhaft zu machen: punisches Wachs wird — geschmolzen und mit Oel vermischt — mit einem Pinsel auf die Fläche aufgetragen, dann durch ein Kohlenbecken erhitzt, so daß es gleichmäßig in die Wand eindringt, endlich mit einer Kerze und reinen Leinentüchern abgerieben. Er fügt hinzu: „wie die nackten Marmorbilder behandelt werden", und an einer anderen Stelle: „wie auch die Marmorwerke Glanz erhalten". — Allerdings hat man aus der Erwähnung des Zinnobers gefolgert, daß es sich um einen rothen Fleischton bei den Statuen handele. Sollte dies wirklich richtig sein, würden wir doch immer keine eigentliche Naturnachahmung anzunehmen haben. Ein Wort des Plinius ist vielleicht bezeichnend für die ganze Art der Färbung. Er erzählt: als Praxiteles gefragt wurde, welche von seinen Werken er am höchsten schätzte, sagte er, „an die Nikias (der Maler) die Hand angelegt hat". Solchen Werth, schließt Plinius, legte er auf die Kolorirung — circumlitio. Der Ausdruck beweist doch wohl, daß es sich um keine Bemalung im Sinne von Wachsfiguren handelte; dagegen wird circumlinire auch in übertragenem Sinne — z. B. für den rednerischen Stil — wie unser „Koloriren" gebraucht. Die plastische Wirkung sollte also durch die Färbung erhöht werden.

In der Litteratur der klassischen Zeit findet man die Bemalung der Skulpturen kaum erwähnt, wahrscheinlich weil sie eben selbstverständlich war. Immerhin beweist eine Aeußerung Plato's, daß sie auch zu seiner Zeit, wenn nicht die Regel, so doch jedenfalls keine auffällige Ausnahme war. Er sagt in seiner Schrift über den Staat, wenn Jemand beim Bemalen der Statuen tadeln wolle, daß man nicht den schönsten Theilen einer Figur auch die schönsten Farben gäbe, z. B. die Augen nicht mit Purpur sondern mit Schwarz malte, so könne man ihm antworten: man darf die Augen nicht so schön machen, daß sie nicht mehr wie Augen aussehen und ebenso die anderen Theile, sondern man erzielt die Schönheit des Ganzen, indem man jedem Theile gibt, was ihm zukommt.

Günstiger liegt die Frage nach der Bemalung der Reliefs, da wir außer den schon erwähnten monumentalen Skulpturen eine lange Reihe griechischer Grabmäler besitzen, von der Stele des Aristion, welche den Todten in farbigem Waffenschmuck auf rothem Grunde darstellt, bis zu dem kürzlich in Sidon aufgefundenem Sarkophage, an dem Kriegs- und Jagdbilder in reichen lebhaften Farben auf hellem Grunde ausgeführt sind, die Fleischtheile sind gelblich getönt. Daß die zahlreichen Darstellungen der Grabsteine, die zwischen diesen beiden Werken von der Zeit der Perserkriege bis zu Alexander dem Großen entstanden sind, durchweg bemalt waren, kann man um so weniger bezweifeln, als einige davon überhaupt nur in Farben ausgeführt sind. Wann jener Wechsel in der Färbung des Hintergrundes eingetreten ist, weiß man nicht, vielleicht erst im Laufe des vierten Jahrhunderts.

Einen deutlichen Begriff von der Wirkung einer bemalten Statue geben die Thonstatuetten aus Tanagra, doch glaube ich, daß man zu weit geht, wenn man meint, sie seien die verkleinerte Wiedergabe der Skulptur der Blüthezeit. Denn erstens stammen sie zumeist aus dem dritten Jahrhundert und zweitens wird man doch wohl für die kleinen Nippesfiguren zartere Farben gewählt haben als für große Götterbilder.

Endlich haben wir aus römischer Zeit mancherlei Proben bemalter Statuen. An der Spitze steht der prachtvolle Augustus von Prima Porta. Merkwürdig bunt ist der Reliefschmuck am Harnisch durchgeführt: Apollo und Diana erscheinen in rothen Gewändern auf einem Greifen mit blauen Flügeln und einem braunen Hirsch, ein Barbar und eine Göttin mit blonden Locken, ein römischer Feldherr in blau und roth gefärbtem Harnisch, rother Tunika und Purpurmantel. Besonders lehrreich ist auch eine Venus in Pompeji mit grünem Mantel, bei der man — wie an einem Frauenkopf im brittischen Museum — einen röthlichen Fleischton im Gesicht zu bemerken glaubt. In den pompejanischen Wandgemälden sind die Statuen von den lebenden Figuren kaum zu unterscheiden. Auf einem Bilde sehen wir eine Frau beschäftigt nach einer Farbenskizze eine Herme zu bemalen.

Bestätigt wird die Uebung der Zeit farbige Statuen zu sehen durch einige Dichterstellen, wie wenn in einem Epigramm der Venus eine Amorgestalt als Weihegeschenk versprochen wird:

> Marmorn stehe er da mit tausendfarbigen Flügeln,
> Und wie die Sitte befiehlt, sei ihm der Köcher bemalt.

Wenn man früher auf die große Menge antiker Marmorwerke verweisen konnte, an denen keine Farbenspuren zu entdecken sind, werden jetzt, nachdem die Aufmerksamkeit einmal geweckt ist, fast in jedem Jahre neue

Beispiele von bemalten Skulpturen gefunden. In Konstantinopel steht ein Apollo mit bunten Schuhen, auf Delos eine Frau mit braunem Haar, in Dresden ein Asklepias mit rothem Mantel. Man hat heute allen Grund zu fragen, ob es im Alterthum farblose Skulpturen überhaupt gegeben hat.

Der Gedanke, Farbenproben am Gipsabguß zu machen, liegt nahe, den ersten muthigen Versuch in größerem Umfange machte Professor Treu in Dresden im Jahre 1885, ihm folgten 1892 der Archäologe Robinson und der Bildhauer Lindon Smith in Boston.

Hier in Köln habe ich also im Museum Wallraf Richartz mit Hilfe freigebiger Kunstfreunde einen farbigen Hintergrund hergestellt. Zwei mäßig große Zimmer sind durch eine Säulenstellung in der Scheidewand in einen Doppelraum verwandelt, der über zwanzig Skulpturen, Statuen, Reliefs und Büsten aufnehmen kann. Die Gliederung der pompejanischen Dekoration durch vertikale Streifen gibt einen natürlichen Rahmen für die Statuen; die Reliefs sind an Stelle von Bildern in die Wand gelassen, die Zwischenräume durch kleine Wandgemälde ausgefüllt. In dem einen Zimmer ist die Grundfarbe ein tiefes Gelb über einem schwarzen Sockel mit grünen Pflanzen. Denn zunächst haben wir noch ein anderes Mittel den Gips zu beleben: die Bronzirung. Den Florentiner Idolino und den Neapolitaner „Plato“ können wir ohne Weiteres nachahmen und bei einer Reihe von antiken Marmorwerken, die berühmte Bronzestatuen kopiren, können wir so dem Eindruck des Originals im Abguß näher kommen. Gute Beispiele sind der Doryphoros und die Amazone des Polyklet, unter den Büsten der archaische Hermes und der Perikles des britischen Museums. Nimmt man der Berliner Amazone den Pfeiler, wird die Stellung allerdings unsicher; es frägt sich aber, ob die Füße nicht zu ändern sind. Ueberzeugend ist die Erscheinung der vatikanischen Wettläuferin in schwarzgrüner Färbung, nachdem der stützende Baumstamm weggenommen ist, der die leichte Bewegung der schlanken Mädchengestalt nicht zum Bewußtsein kommen läßt. Wiederum eignet sich ein lichtes Braun vortrefflich für die milden Züge der Kephisodotischen Eirene und diese verschiedenen Töne des Metalles heben sich in gleicher Weise von dem ockergelben Grunde wirksam ab. Eine schwierige Aufgabe bietet die lemnische Athene des Phidias. Will man die Probe machen, ob die Zusammensetzung Furtwängler's in der Anschauung sich bewährt, so muß man die Arme ergänzen, den linken mit der Lanze, den rechten mit dem Helm. Das Ergebniß ist der neuen Entdeckung jedenfalls nicht ungünstig. Wie das Mißverhältniß zwischen dem unteren und oberen Theil der Beine zu erklären ist, weiß ich nicht. Aber für die ganze Länge des Körpers erscheint der Kopf nicht — wie behauptet wird — zu klein. Die eingesetzten Augen, Bernsteinscheiben in weißem Metall, geben dem Antlitz einen strengen, doch nicht unweiblichen Ausdruck. Vergoldung an Diadem, Helm, Aegis und Lanzenspitze macht das Ganze reicher und verständlicher.

Bei den Reliefs kann man zwei verschiedene Wege einschlagen. Die alterthümlichen Züge im Orpheusrelief aus Villa Albani erlauben wohl einen dunkelblauen Hintergrund zu wählen und dieser fordert volle feste Farben. Wir arbeiten hier unter ähnlichen Bedingungen wie die Maler des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, die ebenfalls ein tiefes Roth und Blau als Hintergrund hatten und bei den größeren Altarwerken Skulptur und Flächenbilder gleichmäßig behandeln mußten. Sie vereinigten durchweg reine Töne in harmonischen Verbindungen zu einem Akkord, der möglichst die ganze Skala umfaßte. Uebrigens ist in unserem Falle das Relief durch eine breite roth und schwarze Fläche isolirt und wiederholt ungefähr die Farben der Decke, die wiederum zu der Wand gestimmt ist. Danach erhält Orpheus in Rock und Mantel Violett Orange, Eurydice ein rosa Kleid mit grünem Schleier, Hermes einen blauen Rock, der von einer weißen Chlamys umrahmt ist. Gewiß können solche kräftigen Akkorde auch bei hellem Hintergrund verwendet werden, aber dieser läßt eine andere Skala zu. In einem römischen Hause am Tiber finden sich als Wandgemälde Nachahmungen farbiger Reliefs in Lila, Gelb und Blau. Die Zeichnung entspricht etwa den attischen Grabreliefs des vierten Jahrhunderts. Man kann die Färbung also wohl auf eine der bekannten Gruppen, eine sitzende Frau mit ihrer Dienerin, übertragen. Freilich kann die architektonische Umrahmung dann das übliche Roth und Blau nicht mehr vertragen. Auch bei dem Orpheusrelief ist es zweifelhaft, ob gerade dies Beispiel für die Art der Bemalung richtig gewählt ist. Professor Loeschcke ist der Ansicht, daß die Farben der attischen Thongefäße mit weißem Grunde hier verwendet werden könnten und jedenfalls muß der Versuch einmal gemacht werden. Wenn nur die Töpferei nicht ihre eigenen Farben hätte! Aber das kann man an beiden Reliefs auch jetzt erkennen, daß die bunte Färbung die Linienführung der Skulptur, die Gegensätze in Gewand und Körper, Fläche und Erhebung ungemein verdeutlicht und so als eine wahre circumlitio erscheint.

Nehmen wir als Gegensatz zu dem Ockergelb des ersten Zimmers für das andere ein kräftiges Mineralblau mit braunem Sockel und rothen Streifen, so erhalten wir einen Hintergrund, der den Bronzen wie den Marmorwerken günstig ist. Der Marsyas des Myron, der Apoxyomenos des Lysipp, der Dresdener einschenkende Satyr und der bogenspannende Eros kommen in den braunen und grünen Tönen des Metalles gut heraus. Am meisten Schwierigkeit macht der Gips bei der Tönung des Fleisches in Marmorwerken. Wenn man auch durch Wachsfarbe mit etwas Politur den gelblichen Schimmer des Steines nachzuahmen sucht, erzielt man doch immer mehr den Eindruck von Elfenbein als von Marmor. Es fehlt das Korn und die Transparenz des echten Materials und man wird immer auf den guten Willen des Beschauers rechnen müssen. Eines muß bei den Statuen wie bei den Reliefs sorgsam beachtet werden, daß die zarten Uebergänge von der Fläche in die Erhebung oder vom Haar in das Gesicht nicht durch harte Linien in der Farbe durchschnitten werden. Uebrigens treten die natürlichen Gegensätze klar hervor. Der nackte Körper des Hermes leuchtet auf neben dem braunen Haar, den dunklen Augen und den rothen Lippen und der wundervolle Faltenwurf des Mantels kommt in dem Wechsel von Roth und Gelb über dem braunen Baumstamm jetzt erst wirklich zur Geltung. Die Vergoldung der Traube, des Kerykeions und der rothen Sandalen setzt ein Paar lebhafte aber nicht gerade vordringliche Accente ein. Bei der Venus von Arles ist das Haar vergoldet, das heißt ockergelb auf Goldgrund, mit Orange Band und das Gewand möglichst leicht gehalten: seegrün mit goldenen Tupfen und breitem Saum, goldenen Palmetten auf weißem Grund mit braunem Streifen. Der Ueberschlag steht in kühlem Weiß gegen die gelbliche Farbe des Leibes. Besonders günstig wirkt die Bemalung von Haar, Augen und Lippen bei der Mädchenbüste von Lansdownhouse, die dadurch einen überraschend individuellen Ausdruck erhält. Andererseits entfaltet die Gewandung bei dem vatikanischen Apollo Citharoedus — violetter Rock mit Goldstickerei und weißer Mantel mit gelbem Futter — erst in der Färbung ihre ganze dekorative Pracht.

Die dunklen Decken werden mit den Wänden verbunden durch einen weißen mit Kränzen, Thier- und Göttergestalten verzierten Fries. Ueber den Säulen erscheint die Medusa Rondanini in Goldbronze, über der Thür nimmt die Stelle des Frieses der Münchener Hochzeitszug des Poseidon und der Amphitrite ein. An dieser Stelle genügt die grünblaue Tönung des Grundes um die Darstellung kräftig hervorzuheben, aber ein Blick auf die Umrahmung lehrt, daß auch dieses Werk erst mit dem vollen Farbenschmuck seine wirkliche Bedeutung wiedererhalten würde. Eines freilich kann man nicht geben: die Sonne des Südens. Man muß, so gut es geht, den grauen nordischen Tag, der in die Fenster sieht, vergessen, will man sich der Reinheit der Formen und ihrer Bestimmtheit freuen.

C. Aldenhoven.

Am Niagara.

Der Wunsch, ein Naturschauspiel von überwältigender Großartigkeit zu genießen, führt alljährlich einen Strom von Reisenden an die Ufer des Niagara. Vor dem Geiste des einen oder anderen dieser Besucher steigt dann wohl auch, während sein Blick sich in den rastlos über die Felsen herabstürzenden Wassermassen verliert, das Bild der Kämpfe auf, deren Schauplatz die Ufer des Niagara und der beiden nahen Seen im Laufe der Zeiten gewesen. Hier war es, wo England und Frankreich um die Herrschaft des amerikanischen Kontinentes rangen und wo England schließlich den Sieg davontrug — einen Sieg, den es freilich schon nach kurzer Frist mit dem definitiven Verlust eines großen Theiles seiner amerikanischen Besitzungen entgelten mußte. Hier war es auch, wo der Gegensatz zwischen dem Mutterlande und der jungen Republik noch wiederholt zu erbittertem Streite führte, an welchen selbst auf diesem dem Bestande des Alten so wenig günstigen Boden noch so manche Ruine mahnt. Hier hat sich endlich seit Jahrhunderten und vor den Augen der fremden Besucher ein anders gearteter Kampf abgespielt, der, von der Mehrzahl von ihnen kaum beachtet, erst durch das jüngst geschaffene Denkmal seiner Entscheidung ihre Aufmerksamkeit fesseln wird: wir meinen den Kampf des Menschen mit den Kräften der Natur, die er bezwingen und seinen Zwecken dienstbar machen will. Eine industrielle Anlage von beispielloser Kühnheit gibt heute Zeugniß davon, daß der Kampf als entschieden gelten kann, daß selbst der Riese Niagara wenigstens einen ansehnlichen Theil seiner Kraft den Nützlichkeitsbestrebungen unserer Zeit widmen muß.

Der Beginn dieses Kampfes reicht weit zurück. Gewiß haben schon die ersten Europäer, die sich am Niagara dauernd niederließen, den Gedanken einer Nutzbarmachung der Kraft des Wasserfalles gefaßt; und auch die Ausführung dieses Gedankens ist schon alt genug. Bereits im Jahre 1725 finden wir am Niagara eine von dem Wasserfalle getriebene Sägemühle; und zu dieser gesellte sich im Laufe der Zeiten nach eine Anzahl anderer Anlagen, deren gesammter Kraftverbrauch indessen nur einen winzigen Bruchtheil des vorhandenen Reichthums repräsentirte. Zu einer weiteren Entwicklung kam es zunächst nicht, weil die in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts erzielte Verbesserung der Dampfmaschine im Verein mit der gesteigerten Ausnützung des Heizmaterials der Dampfkessel die Gunst des industriellen Publikums zeitweilig dem Wasser entzogen und ausschließlich dem Dampfe zugewendet hatte.

Und auch die bereits vorhandenen Anlagen mußten — gleich den Schranken, an welchen spekulative Hotelbesitzer von den Besuchern der Wasserfälle schnöde Eintrittsgelder erhoben — vor etwa einem Jahrzehnt wieder verschwinden, als die öffentliche Meinung, die immer lauter gegen die Profanirung dieses Heiligthums der Natur protestirte, die betheiligten Staaten zwang, das gesammte Uferterrain der Fälle und die Inseln zwischen denselben zu erwerben und unter Zerstörung der vorhandenen Bauten in einen Park umzuwandeln.

Nur eine der vor dieser Zeit entstandenen Anlagen ist dieser Zerstörung entgangen, weil sie ihre Kraft zwar aus den Wasserfällen, aber richtiger gesagt aus dem Höhenunterschiede zwischen dem Niveau des Niagarastromes oberhalb und unterhalb der Fälle schöpfte, aber in einer Weise und an einer Stelle errichtet war, die den Schönheiten der Umgebung der Fälle selbst keinen Eintrag thun konnte. Diese Anlage besteht in einem, 50 Fuß breiten und 6 Fuß tiefen, offenen Kanal, welcher an einer, Port Day genannten, Stelle am Niagara oberhalb der Fälle sich von dem Strome abzweigt und das diesem entnommene Wasser zu einem unterhalb der Fälle parallel zum Ufer des Stromes hergestellten Bassin leitet. Am Uferabhange, der sich hier nahezu senkrecht mehr als 200 Fuß hoch über den Spiegel des Flusses erhebt, sind etwa in der Hälfte dieser Höhe Turbinen installirt, die aus dem Bassin gespeist werden. Das den Turbinen wieder entströmende Wasser ließ man ursprünglich frei hinabstürzen; später hat man dasselbe abermals in Röhren gefaßt und einer zweiten, weiter unten möglichst nahe zum Spiegel des Flusses aufgestellten Turbinenreihe zugeführt. Die Leistung der Anlage, die in der ersten, aus dem Jahre 1861 stammenden Form etwa 6000 Pferdekräfte betragen hatte, ist durch diese zweite Turbinenreihe auf das mit den gegebenen Dimensionen des Zuleitungskanals und der Niveaudifferenz zwischen Bassin und Fluß erreichbare Maximum von etwa 10000 Pferdekräften gebracht. Ihre Verwendung findet diese Kraft in einigen auf dem Uferterrain zwischen Bassin und Fluß erbauten Fabriken.

Zehntausend Pferdekräfte, so stattlich sie auch an sich erscheinen mögen, sind am Niagara eine recht bescheidene Ziffer, deren Geringfügigkeit sich, wie bereits angedeutet, aus einer langjährigen Vorliebe der Industrie für die allenthalben bereite Dampfkraft gegenüber der an einen bestimmten Ort gefesselten Wasserkraft erklärt. Seit einigen Jahren indessen hat der außerordentlich gesteigerte Kraftbedarf gewisser Fabrikationszweige, für welche eine billige Betriebskraft eine Lebensfrage ist, im Verein mit der Ausbildung der Methoden, welche die Uebertragung mechanischer Energie auf größere Distanzen und ihre Vertheilung an die Verbrauchsstellen bezwecken, die Aufmerksamkeit neuerdings den Wasserkräften zugewendet und damit ist auch die Frage einer Ausnützung des Niagara wieder aufgetaucht. William Siemens, der als einer der Schöpfer der fruchtbarsten unter den erwähnten Methoden in erster Reihe berufen war, bei der Lösung dieser Frage mitzuwirken, faßte bei einem Besuche des Niagara im Jahre 1876 den Gedanken, die Kraft des Wasserfalles durch Vermittlung des elektrischen Stromes nutzbar zu machen. Er gab diesem Gedanken im folgenden Jahre vor einer Versammlung englischer Ingenieure Ausdruck, fand aber bei seinen Zuhörern nur ein ungläubiges Kopfschütteln und so verstrich wiederum eine Reihe von Jahren, bevor derselbe praktische Gestalt annahm: erst im Jahre 1886 erhielt Thomas Evershed, ein Ingenieur des Staates Newyork, die Konzession, dem Niagara 120000 Pferdekräfte abzugewinnen.

Evershed's Plan war freilich leichter gefaßt als ausgeführt. Industrielle Bauten in unmittelbarer Nähe der Wasserfälle konnten nicht mehr in Frage kommen, aber auch an eine vergrößerte Kopie der Anlage aus dem Jahre 1861, das heißt an eine Kraftanlage unterhalb der Fälle und Speisung derselben durch einen offenen Kanal war nicht zu denken, weil das Terrain für den letzteren, wenn seine Dimensionen der beabsichtigten Kraftleistung entsprechen sollten, unerschwingliche Summen gekostet haben würde. Es blieb also nur übrig, die Turbinen irgendwo oberhalb der Fälle in der Nähe des Flusses zu placiren. Da nun die Leistung eines Wassermotors nicht allein durch die Menge des verbrauchten Wassers, sondern ebenso sehr durch die Höhe, aus welcher ihm dasselbe zuströmt, bedingt ist, und da es ferner darauf ankam, die Höhendifferenz zwischen dem Niveau des Flusses oberhalb und demjenigen unterhalb der Fälle möglichst auszunutzen, so mußten die Turbinen am Boden eines tiefen Schachtes Ausstellung finden, und das Wasser mußte durch einen kurzen offenen Kanal vom Flusse bis zum Schachte, dann durch Röhren in diesem abwärts zu den Turbinen geleitet und nach dem Verlassen derselben durch einen unterirdischen, unterhalb der Fälle in den Fluß mündenden Kanal mit jenem wieder vereinigt werden.

Der Bau dieses Kanals oder richtiger Tunnels bildete nun die erste Aufgabe und an den Kosten desselben schien anfangs der ganze Plan wieder scheitern zu sollen. Das erforderliche Kapital wurde aber doch schließlich beschafft und es konstituirte sich im Jahre 1889 die Niagara Falls Power Company, die den Evershed'schen Plan übernahm und außerdem noch Konzessionen für eine weitere Anlage

von 100 000 Pferdekräften auf dem rechten und eine solche von 250 000 Pferdekräften auf dem linken, kanadischen Ufer des Niagara erlangte — alles zusammen eine Ziffer, die mehr als ein Drittel der nach dem letzten Census in den Vereinigten Staaten überhaupt durch hydraulische Maschinen erzeugten Betriebskraft repräsentirt. Fürs erste sollte indessen nur der Everfhed'sche Plan ausgeführt werden. Zu diesem Zwecke erwarb die Gesellschaft umfangreiche Terrains auf dem rechten Ufer des Niagara, $1^1/_4$ englische Meilen oberhalb der Fälle. Die Konstruktion des Tunnels und des Zuleitungskanals, sowie der übrigen Arbeiten geschah durch besondere Unternehmungen: sie wurde im März 1890 begonnen und im Verlaufe von vier Jahren vollendet. Von der Größe des Geleisteten mögen folgende Zahlen einen Begriff geben: der Zuführungskanal hat bei 548 Meter Länge und 76 Meter Breite über $3^1/_2$ Meter Tiefe; der Schacht für die Turbinen ist 54 Meter tief und durch Seitengalerien mit dem Sammeltunnel verbunden. Der letztere, das gewaltigste Stück des ganzen Werkes, ist 2 100 Meter lang und besitzt einen Querschnitt von 35 Quadratmetern; er mußte durchweg mit Ziegelsteinen ausgemauert werden, weil der Felsen, entgegen den ersten Erwartungen, sich als nicht widerstandsfähig genug erwies und weil die Reibung des Wassers, die an dem Felsen viel größer ist als an den glatten Ziegelsteinen, den Abfluß bei dem geringen Gefälle des Tunnels (6 Meter auf 1000 Meter Länge) zu sehr verlangsamt haben würde.

Während der Bau des Tunnels vor sich ging, waren zwei ungemein wichtige Fragen zu beantworten. Die erste ging dahin, wie die hydraulische Energie, deren Besitzerin die Gesellschaft geworden war, nun auch zu gewinnen, das heißt in die mechanische Energie von Motoren umzuwandeln sei. Zwar giebt es ja die verschiedenartigsten hydraulischen Motoren, aber bei einer so gewaltigen Wasserkraft, die sich natürlich unmöglich auf einen einzigen Motor übertragen läßt, war es keineswegs gleichgültig, welches System von Motoren zu wählen sei und welche Leistung jeder einzelne Motor liefern solle. Noch schwieriger gestaltete sich die zweite Frage: wie die einmal gewonnene mechanische Energie nun auch zu verwerthen sei. Zwar konnte die Gesellschaft daran denken, die Beantwortung dieser Fragen Andern zu überlassen: sie konnte sich damit begnügen, industriellen Unternehmungen, die sich etwa in ihrer Nähe ansiedeln würden, die einer bestimmten Kraftleistung entsprechende Wassermenge aus ihrem Kanal zugleich mit dem Rechte der Benutzung des Tunnels gegen Jahresmiethe abzugeben, alles Uebrige aber, wie die Wahl und Aufstellung der hydraulischen Maschinen, den betreffenden Unternehmungen anheimstellen. Für einen Theil des vorhandenen Vorraths konnte auch auf solchem Wege ein lohnender Absatz geschafft werden; in der Hauptsache jedoch mußte man sich auf die Nothwendigkeit einer Energievertheilung selbst auf beträchtliche Distanzen gefaßt machen. Die Lösung der hierbei in Betracht kommenden Probleme übertrug die Gesellschaft einer aus europäischen Gelehrten und Technikern zusammengesetzten „internationalen Niagarakommission“, welche die von einer Anzahl Firmen vorgelegten Pläne einer eingehenden Prüfung unterzog. Sie entschied sich dafür, die verfügbaren 100 000 Pferdekräfte auf zwanzig Turbinen von je 5000 Pferdekräften zu vertheilen und zwar wählte sie eine von Faesch und Piccard in Genf entworfene Turbinenkonstruktion, deren Ausführung eine amerikanische Firma übernahm. Drei dieser Turbinen haben bis jetzt am Grunde des bereits erwähnten Schachtes Aufstellung gefunden; ihre vertikale Drehungsachse reicht bis in das über dem Schachte errichtete Maschinenhaus. Wie versichert wird, haben dieselben den Erwartungen der Kommission sowie der Besteller vollständig entsprochen.

Damit war aber nur der kleinere Theil der der Niagarakommission vorgelegten Aufgaben erledigt. Ungleich schwieriger war die Frage zu beantworten, wie die nunmehr in dem kleinem Raume des Maschinenhauses der Gesellschaft vorhandene mechanische Kraft an alle die Stellen, wo man etwa ihrer bedürfen könne, zu vertheilen sei. In diesem Punkte vermochte die Kommission (deren Thätigkeit, wie hier bemerkt sei, bereits um mehrere Jahre zurückliegt) keine definitive Wahl zu treffen und hielt deshalb eine gleichzeitige Probe der Uebertragung durch Druckluft und der elektrischen Uebertragung mit Wechselstrom und mit Gleichstrom für angemessen. Die Gesellschaft hingegen hat sich inzwischen für ausschließlich elektrische Uebertragung entschieden und zwar wählte sie den Wechselstrom wegen der einfacheren Bauart der Stromerzeuger und der Leichtigkeit, mit welcher sich der von den letzteren gelieferte Strom von niederer Spannung auf die für die Uebertragung günstige hohe Spannung und dann am Verbrauchsorte wieder umgekehrt auf niedere Spannung bringen läßt. Die Konstruktion dieser durch die Westinghouse Company in Philadelphia gebauten Maschinen, der gewaltigsten, welche die Elektrotechnik bis dahin zu liefern unternommen hatte, wurde in der Fachwelt mit lebhaftem Interesse verfolgt und ein Siegesruf ging durch die amerikanische Presse, als am 4. April dieses Jahres die eine dieser Maschinen zum ersten Male durch ihre Turbine in Drehung versetzt wurde. Seit dem 26. August wird eine der Fabriken, die sich in der Nähe des Niagara-Unternehmens angesiedelt haben, durch diese Dynamomaschine und ihre Transformatoren regelmäßig mit elektrischem Strom versorgt.

Die beiden Fragen, wie die hydraulische Energie, auf welche die Niagara Falls Power Company ein Recht erworben hat, in mechanische Energie und wie diese wiederum zum Zwecke der Vertheilung in elektrische Energie umzuwandeln sei, können also heute als gelöst gelten; denn nichts hindert die Unternehmer, zu der ersten Turbine und Dynamomaschine, die ihre Probe gut bestanden haben, noch neunzehn gleiche hinzuzufügen und damit die Anlage vollständig zu machen. Wird es den Unternehmern aber ebenso leicht gelingen, die hunderttausende Pferdekräfte, über die sie dann verfügen, auch wieder los zu werden? Mit andern Worten: wird das Angebot dieser Maschinenkraft im Stande sein, große Industrien an den Niagara heranzulocken?

Die Unternehmer glauben diese Frage bejahen zu dürfen. Sie stützen sich darauf, daß die Umgebung des Niagara schon durch ihre Lage zwischen den großen Binnenseen und dem Ozean, zwischen der Metropole des amerikanischen Westens und den Handelsplätzen an der Küste vortrefflich dazu geeignet sei, ein großes Industriecentrum zu werden. Eine konstante, Tag und Nacht hindurch zu allen Jahreszeiten verfügbare und nur geringer Aufsicht bedürftige Maschinenkraft sei für viele Industrien an sich schon von unschätzbarem Werthe und vollends entscheidend müsse der Preis dieser Maschinenkraft sein. Während man in Amerika die jährlichen Kosten einer durch Dampf erzeugten Pferdekraft, das heißt also die Auslagen für Brennmaterial und Unterhaltung, sowie die Zinsen und Amortisation des Anlagekapitals, bei elfstündiger täglicher Arbeit auf 33 Doll., bei Tag und Nacht hindurch ununterbrochener Benutzung auf 51 Doll. berechnet, erklärt sich die Niagara-Gesellschaft bereit, beliebige Quantitäten ihrer Wasserkraft an Ort und Stelle für 15 Doll pro Jahr und Pferdekraft abzugeben. Daraufhin hat sich auch am Niagara bereits eine Papierfabrik angesiedelt, deren Verhältniß zur Power Company sich auf den Bezug einer für 6000 Pferdekräfte hinreichenden Wassermenge aus dem Kanale der Gesellschaft und das Recht der Ableitung dieses Wassers durch den Tunnel beschränkt, während die Anlage eines Schachtes für die Turbinen, die Aufstellung und Bedienung der letzteren vollständig dem Abnehmer überlassen bleiben. Auch die von der Dynamomaschine der Gesellschaft gelieferte elektrische Energie hat bereits mehrfache Verwendung gefunden: ein Betrag, der etwa 2000 Pferdekräften entspricht, wird von einer Aluminiumfabrik, halb so viel wird von einer Anlage zur Herstellung von Carborundum (einer in der Hitze des elektrischen Ofens erzeugten Verbindung von Kohle und Silicium, die ihrer Härte wegen als Schleifmittel dient) und 1500 Pferdekräfte werden von einer zwischen den Niagarafällen und der 15 Meilen weit entfernten Stadt Buffalo zu errichtenden elektrischen Bahn beansprucht. Für die Aluminiumfabrik wird der von der Dynamomaschine gelieferte Wechselstrom

von 2000 Volt Spannung in einen Gleichstrom von niederer Spannung transformirt, für die Bahn ebenfalls in einen Gleichstrom, der jedoch eine etwas höhere Spannung behält, und für die Gewinnung von Carborundum erfolgt die Transformirung in einen niedrig gespannten Wechselstrom.

Zu diesen großen Anlagen sind auch schon einige minder bedeutende hinzugekommen, und im Ganzen werden jetzt etwa 12 000 Pferdekräfte in unmittelbarer Nähe des Kanals verbraucht. Man hofft, daß sich dieser Betrag mit der Zeit verdoppeln werde; der Rest aber, d. h. etwa 75 000 von den 100 000 Pferdekräften der fertigen Anlage, sind nur durch elektrische Uebertragung auf geringere oder größere Entfernung zu verwerthen. Buffalo, das 15 engl. Meilen von Niagara entfernt ist, kann leicht ein beträchtliches Absatzgebiet werden, ohne darum die Grenze zu bilden; sollen doch sogar aus Syracuse (150 Meilen vom Niagara) und aus Albany (300 Meilen) diesbezügliche Anfragen an die Niagara-Gesellschaft gekommen sein. Mit wachsender Entfernung steigen aber die Kosten der Uebertragungsanlage, nicht allein wegen der Länge, sondern auch wegen des erforderlichen größeren Querschnittes der Leitung und zudem müssen, wenn dieser nicht allzu groß werden soll, Ströme von immer höherer Spannung benutzt werden, deren Isolation immer schwieriger durchzuführen ist und die deshalb beständig wachsende Energieverluste mit sich bringen. Es ist deshalb von Interesse, die Entfernung zu kennen, bis zu welcher die durch elektrischen Strom vom Niagara aus übertragene Maschinenkraft mit der an Ort und Stelle durch Dampf erzeugten unter heutigen Verhältnissen noch konkurriren kann. Zwei amerikanische Elektriker, Houston und Kennelly, haben diese Entfernung berechnet; unter Voraussetzung eines Tag und Nacht hindurch ununterbrochenen Gebrauches der Maschinen finden sie, daß die Grenze eines ökonomischen Wettbewerbes der vom Niagara aus elektrisch übertragenen, mit der am Orte des Gebrauches durch Dampf erzeugten Maschinenkraft für kleinere Kräfte bei 50 englischen Meilen, für größere Kräfte bei 200 oder noch mehr Meilen Entfernung von der Centrale liegt.

Dem Niagara-Unternehmen und den großen Wasserkräften überhaupt würden sich hiernach die rosigsten Aussichten eröffnen. Die Voraussetzung dieser letzteren liegt aber doch, das darf man nicht vergessen, in dem komplizirten und mit so großen Verlusten verknüpften Verfahren, mit dessen Hilfe wir heute die Verbrennungswärme der Steinkohle in die Energie eines Motors oder des elektrischen Stromes überführen. Man weiß, wie eifrig nach einem Wege gesucht wird, auf welchem sich in technisch brauchbarer Weise die Verbrennungswärme der Steinkohlen unmittelbar in elektrische Energie umwandeln ließe. Sollte dieser Weg eines Tages gefunden sein, dann werden die Wasserkräfte zum zweiten Male, und wohl für lange Dauer, auf die Gunst der Technik verzichten müssen.

Bernhard Zerbst.

Elisabeth Pauli, Reinhold Pauli: Lebenserinnerungen nach Briefen und Tagebüchern zusammengestellt von E. P. Als Manuskript gedruckt für Verwandte und Freunde. Halle a. S. Ehrhardt Karras. 1895.

Reinhold Pauli, geboren am 25. Mai 1823 zu Berlin und gestorben am 2. Juni 1882 zu Bremen, war zweifellos einer der besten Kenner der englischen Geschichte, welche wir Deutsche in diesem Jahrhundert besessen haben. Namentlich auf dem Gebiete der mittelalterlichen Geschichte des Inselreichs ist seine zusammenfassende Darstellung, welche als Fortsetzung von Lappenberg's englischer Geschichte in drei starken Bänden erschienen ist, und weiter verschiedene Monographien bahnbrechend gewesen. Das haben nicht nur alle kompetenten deutschen Forscher anerkannt, sondern auch die den Ausländern gegenüber, welche sich mit englischer Geschichte beschäftigen, in ihrem Lobe nicht sehr verschwenderischen englischen Historiker eingeräumt. Kurz nach seinem Tode schrieb eine der angesehensten kritischen Zeitschriften Englands: „Manches ist seitdem von englischen Gelehrten neu geschrieben worden; aber Pauli's Buch als Ganzes bleibt unüberholt. Es ist noch immer die vollständigste, gründlichste und umsichtigste Geschichte des Mittelalters in England".

Eine solche Vertrautheit mit dem Leben, der Sprache und der Geschichte eines fremden Volkes erwirbt sich natürlich Niemand ohne bedeutende Gaben, anhaltenden Fleiß und ein glückliches Zusammentreffen von Umständen. Und an allen drei Dingen hat es Pauli in seinem Leben nicht gefehlt. Aber das Beste für ihn war doch, daß, nachdem er fast von seinen Knabenjahren an eine Richtung auf das Studium des Englischen erhalten hatte, er bestimmt an dem einmal eingeschlagenen Wege festgehalten und mit einer durch nichts zu beirrenden Sicherheit, nicht ohne schwere Mühen, Sorgen und Arbeit, auf sein Ziel losgegangen ist. Zu Bremen aufgewachsen, hatte ihn schon als Schüler V. A. Huber auf die englische Litteratur hingewiesen, in Berlin war er als Student ein Freund seiner Landsleute N. Delius und O. Gildemeister und deren Bestrebungen geworden. Dann war er als Hauslehrer nach Schottland gegangen, darauf Privatsekretär bei dem Freiherrn von Bunsen in London geworden und hatte sich schließlich als Privatgelehrter unter mancherlei Entbehrungen an seine Lebensaufgabe, uns eine Geschichte des großen Inselreichs zu liefern, an Ort und Stelle gemacht. Um sich eine gesicherte äußere Lebensstellung zu schaffen, war der junge Gelehrte nach Deutschland zurückgekehrt, hatte sich in Bonn als Privatdocent für Geschichte habilitirt, war dann bald, nachdem er einen Winter in München in der Umgebung des Königs Max von Bayern verbracht hatte, als Ordinarius nach Rostock, von dort nach Tübingen, Marburg und Göttingen berufen worden. Auf einer Pfingstreise nach Bremen hat den rastlos thätigen Mann, der zu einem sehr beliebten und angesehenen akademischen Lehrer geworden war, ein jäher Tod ereilt.

War Pauli durch seinen längeren Aufenthalt unter einer fremden Nation manchen deutschen Vorurtheilen entwachsen und von Haus aus zu eigenem Urtheilen und zu selbständigem Handeln geneigt, so hatte er doch sein nationales Bewußtsein nicht verloren. Im Gegentheil! Von Jugend auf fast ein fanatischer Preuße, hatte er sich zu einem deutschen Patrioten entwickelt, der die Aufrichtung des Deutschen Reiches mit Begeisterung begrüßte und dafür in Tübingen, wo ihm schwäbischer Partikularismus 1866 feindlich entgegentrat, reale Opfer gebracht hat. Aber alle seine Liebe zu dem neuerstandenen Deutschen Reiche und dessen starkem Begründer konnte ihn, der in dem gesunden politischen Leben Englands und dessen Freiheit seine bildungsreichsten Jahre verlebt hatte, nicht abhalten, einer Politik entgegenzutreten, die er für das neue Reich verderblich hielt, auch wenn sie von dem Fürsten Bismarck herrührte. Im Sommer 1881 schrieb er einem Freunde darüber: „Obwohl ich mich von der praktischen Politik fern halte, werde ich von der laufenden stets berührt. Wohin treiben wir unter dem einen gewaltigen Willen, der Alles biegen und brechen will, den Wechsel von Tory and Whig in eigener Person vollzieht und von den Deutschen verlangt, daß sie das Gleiche thun. Wohin der agrarische Fanatismus treibt, sah ich neulich in dem herrlichen Danziger Hafen: kein Sack Korn, kein Balken Holz und Hunderte abgetakelter Schiffe. Die geistige Reaktion droht schreckhafter zu werden als in den traurigen Tagen Friedrich Wilhelms IV., weil nicht das Herz, sondern unbeugsamer Verstand sie treibt. — — Indeß — die Bäume wachsen ja nicht in den Himmel."

Das Leben eines solchen deutschen Gelehrten, der auch nach dem Vorbilde angesehenster englischer Historiker es nicht verschmähte, dem großen Publikum die Ergebnisse streng wissenschaftlicher Forschung in zahlreichen meisterhaften Essays zugänglich zu machen, nicht nur den Fachgenossen, sondern auch seinem Volke zu erzählen, konnte als eine lockende Aufgabe erscheinen. Das war auch geplant, wie wir aus der Vorrede unseres Buches ersehen; es ist aber aus uns unbekannten Gründen aufgegeben worden. Da hat sich die Wittwe daran gemacht, aus dem ihr vorliegenden reichen Materiale „Lebenserinnerungen" an den nicht nur ihr theuren Verstorbenen noch nach Jahren zu veröffentlichen. Ein treuer Schüler seines Lehrers, Dr. F. Liebermann in Berlin, hat ein Verzeichniß aller gedruckten großen und kleinen Arbeiten Pauli's, es sind mehr als 400 Nummern, beigesteuert, das uns dessen große schriftstellerische Thätigkeit vollständig vor Augen führt. — Frau Pauli ist dieses Denkmal ihres Mannes vortrefflich gelungen. Die Liebe hat es geschaffen, aber feiner Takt und eine für ein Erstlingswerk wirklich bewundernswerthe schriftstellerische Gewandtheit, haben sie vor jeglicher Uebertreibung und Geziertheit bewahrt. Sie hat vor Allem ihren Mann in seinen Briefen selbst reden und sich charakterisiren lassen; Briefe seiner zahlreichen Freunde eingestreut, diese verbunden und daraus mit leicht gezogenen eigenen Linien Alles zu einem Gesammtbilde glücklich zusammengefaßt. Man kann darüber verschie-

dener Meinung sein, ob Frau Pauli nicht besser gethan hätte, ihr Werk in den Buchhandel zu geben. Wie aber in Deutschland einmal die Lesewelt ist, und die gewöhnliche Rezensentenschaar ins Besondere, hat sie doch wohl daran gethan, nur „für Verwandte und Freunde“ zu schreiben, um ihr Bild des geliebten Mannes vor jeder absichtlichen oder unabsichtlichen Verunglimpfung zu bewahren. Der Zukunft wird es auch so nicht verloren gehen.

K. H.

Die Juden in Deutschland. I. Die Kriminalität der Juden. Von Dr. P. Nathan. Berlin. 1896. S. Cronbach.

Als erste einer Reihe von Arbeiten, welche die kulturellen Verhältnisse der Juden in Deutschland klar zu stellen beabsichtigen, wird auf Veranlassung der Vereinigung zur Abwehr antisemitischer Angriffe in Berlin eine statistische Schrift über „Die Kriminalität der Juden in Deutschland“ veröffentlicht, auf welche der Unterzeichnete um so lieber aufmerksam macht, als eine gleich gründliche Behandlung dieses wichtigen Gegenstandes in der Litteratur bisher gefehlt hat.

Die Schrift stellt sich vollständig auf den Boden der Zahlen und geht, ohne direkt polemisch zu werden, mit jenen scharf ins Gericht, welche sich oder anderen einreden, daß die Juden ihrer Rasse oder Religion nach verbrecherisch veranlagt und demgemäß in den Zahlen der Kriminalität besonders stark vertreten wären. Derartigen unrichtigen Behauptungen wird — sofern man sich überhaupt die Mühe nimmt, sie statistisch zu begründen — eine gewisse Gruppe von Delikten zu Grunde gelegt, bei denen die Juden aus besonderen Gründen verhältnißmäßig zahlreicher vertreten sind.

Der Verfasser benutzt für seine Untersuchungen das ganze von der deutschen und österreichischen Kriminalstatistik gebotene Material der Jahre 1882 bis 1892 und vergleicht dasselbe mit dem Bevölkerungsstand der Volkszählung vom 1. Dezember 1885, so daß also etwa 5 Jahre vor und 7 Jahre nach diesem Termin zum Vergleich in Betracht kommen. Während nun in der angegebenen Zeit 38 288 Juden und 3 973 687 Nicht-Juden thatsächlich verurtheilt wurden, wäre nach dem Verhältniß in der Bevölkerung am 1. Dezember 1885 eine Anzahl von 47 306 Verurtheilungen bei den Juden zu erwarten gewesen, und auch wenn wir das inzwischen zurückgegangene Verhältniß dieser Konfession bei der Zählung vom 1. Dezember 1890 zu Grunde legen, wäre immer noch eine Zahl von 45 597 entsprechend erschienen. Um 8000 bis 9000 Fälle ist sonach die Kriminalität der Juden geringer, als man nach ihrem Antheil an der Bevölkerung annehmen sollte.

In dieser Weise wird alsdann die Vergleichung durchgeführt und überall bei jedem Delikt und nach der ganzen Zahlenreihe der elf Jahre 1882 bis 1892 die thatsächliche und erwartungsmäßige Kriminalität der Juden ziffermäßig festgestellt.

Dabei ergibt sich dem bezeichneten Durchschnitt gegenüber, daß bei neun Gesetzesverletzungen, bei welchen im Ganzen 3 393 Verurtheilungen vorkamen, die jüdische Konfession in dem ganzen Zeitraum nur mit 27 Fällen vertreten ist. Es sind dies Hoch- und Landesverrath u. dgl., gewisse Verletzungen der Eidespflicht, Doppelehe, Unzucht unter Mißbrauch eines Vertrauensverhältnisses, Aussetzung, Vergiftung, Menschenraub und Entführung, gewisse Urkundenfälschungen und passive Bestechung. Bei sechs Verbrechen und Vergehen, welche 2 380 Verurtheilungen aufwiesen, waren die Juden in der angegebenen Zeit überhaupt nicht vertreten (Androhung, Schifffahrtvergehen, ungesetzliche Trauung, Tödtung auf Verlangen, Gefährdung eines Eisenbahntransorts, Gefährdung durch Anwendung von Sprengstoffen).

Sehen wir von diesen Delikten, bei welchen überhaupt keine oder nur sehr wenige Verurtheilungen v   uden vorkamen, ab, so bezeichnet die Schrift 38 Delikte als für die Juden hinsichtlich der Verurtheilungen günstige. Die Kriminalität bei diesen Delikten belief sich danach im Ganzen auf 2 865 402, stellte also 71 Prozent der gesammten dar, während die Juden nur mit einer Kriminalität von 14 918 Fällen vertreten waren gegenüber einer erwartungsmäßigen von 31 112!

Als normal wird die jüdische Kriminalität dann bei 6 Delikten mit im Ganzen 49 871 Verurtheilungen bezeichnet, worunter 601 Juden gegen erwartungsmäßig 594.

Bei den hiernach verbleibenden 35 Verbrechen und Vergehen mit 1 052 621 Verurtheilungen überhaupt, also bei nur 26 Prozent der Gesammtkriminalität, waren die Juden besonders stark vertreten. Es kamen hier in den elf Jahren 22 743 Verurtheilungen vor, während nach dem Antheil der Bevölkerung nur 12 531 Fälle zu erwarten gewesen wären. Der größere Antheil an diesen Strafthaten fällt der Beleidigung zu (8 149 Fälle), dann der Verletzung der Wehrpflicht (4 006), dem Betrug (3 775), dem Bankerott (1 307), Zuwiderhandlungen gegen Vorschriften in Hinsicht gewerblicher Betriebe (1 068), Fälschung und Unterdrückung von Urkunden (775), während die sämmtlichen übrigen Fälle in den behandelten elf Jahren zusammen nur 3 662 betragen.

In höchst interessanter und eingehender Weise geht nun der Verfasser die einzelnen Strafthaten durch und kann überall auch bei diesen Zahlen nachweisen, daß sie nur scheinbar ungünstig für die Juden liegen. Der Verfasser der Schrift macht nämlich die durchaus zutreffende, von der amtlichen Statistik anerkannte Bemerkung, daß das wesentliche Moment für die Begehung eines Verbrechens im Beruf zu suchen ist. Es gibt gewisse Delikte, welche sogar nur in Ausübung einer bestimmten Berufsart (z. B. die Vergehen gegen die gewerblichen Vorschriften) begangen werden können. Die große Theilnahme der Juden an dem Handel und an der Presse u. s. w. erklärt allein schon die meisten und namentlich die oben genannten Delikte. Bei der Verletzung der Wehrpflicht kommt die starke jüdische Auswanderung zusammen mit dem Umstande in Betracht, daß die hier erwähnten Zahlen nach der eigenen Angabe der amtlichen Statistik zu hoch sind, indem sie auf Listen beruhen, in welchen auch bereits Gestorbene figuriren können.

Um nun zu zeigen, daß, wenn die Bedeutung des Berufs richtig in Betracht gezogen wird, auch der Antheil der Juden an den genannten scheinbar für sie ungünstig liegenden Delikten normal erscheint, dehnt die Schrift ihre Untersuchung insbesondere auf die Kriminalität der Christen im Königreich Sachsen aus, in welchem Staate bei einer Bevölkerung von 3½ Millionen nur 0,27 Prozent Juden wohnten (gegen 1,15 im Durchschnitt des Reichs), und wo der Antheil der Handeltreibenden besonders groß ist. Es ergibt sich nun, daß die christlichen Bewohner Sachsens, vermuthlich gerade in Folge ihrer Berufszugehörigkeit, im Wesentlichen eine den jüdischen Einwohnern des Reichs analoge Kriminalität aufweisen. In ähnlicher Weise wird in der Schrift dann Oesterreich besprochen, ohne daß auch hier für die Juden sich ungünstige Verhältnisse ergeben.

Faßt man schließlich das Ergebniß dieser eingehenden Untersuchungen zusammen, so wird man erstaunt sein, wie antisemitischer Fanatismus eine besondere Veranlagung der Juden zum Verbrechen behaupten konnte. Eher könnte man versucht sein, aus der Statistik auf eine durchschnittlich niedrigere Kriminalitätsziffer bei den Juden und aus mancherlei Vorkommnissen der letzten Jahre auf eine besondere verbrecherische Veranlagung bei den Antisemiten zu schließen. Aber das eine wie das andere wäre voreilig. Weder das Glaubensbekenntniß der Religionsgesellschaften, noch das politische Bekenntniß der Parteien hat als solches mit der Kriminalität etwas zu thun, während umgekehrt Beruf, Alter, Oertlichkeit und unzählige äußere Verhältnisse den Anlaß zu Gesetzesübertretungen bilden können. Sehr richtig bemerkt übrigens die amtliche Reichsstatistik selber: „Die in der vorliegenden Statistik berücksichtigten Religionen und Konfessionen unterscheiden sich in den Grundlehren der Moral, soweit wenigstens europäische Kulturstaaten und insbesondere das Deutsche Reich in Frage kommen, nicht so weit, daß man es unternehmen könnte, die Unterschiede in der Kriminalstatistik auf solche des Bekenntnisses zurückzuführen.“ (Dr. Klein in der Kriminalstatistik für 1891 S. II. 19.)

Endlich sei bemerkt, daß auch die amtliche Statistik — soweit sie überhaupt auf die Strafthaten der Konfessionen eingeht — keinen Anhalt für die Annahme einer stärkeren Kriminalität bei den Juden bietet. Im Jahre 1892 entfielen danach in der strafmündigen Bevölkerung auf 100 000 Christen 1 187, auf die gleiche Zahl von Juden 939 Verbrechen und Vergehen, darunter gerichtet gegen Staat, öffentliche Ordnung und Religion bei den Christen 174, bei den Juden 196, gerichtet gegen die Person bei den Christen 449, bei den Juden 343, gegen das Vermögen 559 bez. 397, im Amte 4,5 bez. 3,7. Danach war nicht nur im allgemeinen Durchschnitt, sondern auch in der Mehrzahl der hauptsächlich unterschiedenen Unterabtheilungen die jüdische Kriminalität eine unterdurchschnittliche.

E. Hirschberg.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 14. Berlin, den 4. Januar 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Die offiziellen Neujahrsempfänge in den verschiedenen Ländern sind in üblicher Weise ohne ein besonders bemerkenswerthes Wort verlaufen.

Für den 15. Januar ist der preußische Landtag einberufen worden.

Herr von Hammerstein ist durch einen deutschen Kriminalbeamten in Athen aufgespürt worden; er wurde darauf aus Griechenland ausgewiesen, und als er das Schiff, welches er nach seiner Ausweisung bestiegen hatte, in Italien verließ, wurde er dort verhaftet. An diesem Vorgang ist nichts ungewöhnlich. Daß man einen Mann, der wegen solcher Verbrechen, wie die dem Herrn von Hammerstein zur Last gelegten, über die Grenze abschiebt, ist üblich, und daß man einen Mann von dem Charakter des Herrn von Hammerstein nicht sentimental zu bemitleiden braucht, gilt im Allgemeinen auch für hergebracht.

Gleichwohl hat diese Verhaftung in gewissen Kreisen eine anders geartete Beurtheilung erfahren.

Die griechische Opposition greift das Ministerium des eigenen Landes wegen dieser Ausweisung an. Das ist nicht verwunderlich, denn die Opposition in Griechenland bedient sich stets eines jeden Mittels, und im Allgemeinen wählt sie die Mittel nur nach dem Grundsatz: ôte-toi que je m'y mette. Daß auch dieser Anlaß benutzt worden ist, entspricht jedenfalls den Eigenthümlichkeiten des Landes, und die Opposition muß wohl hoffen, Vortheil daraus zu ziehen, wenn sie ihren Eifer dafür einsetzt, daß ein Fälscher und Betrüger der strafenden Gerechtigkeit vorenthalten, und als eine Zierde dem Lande des verstorbenen Aristides bewahrt bleibt.

In Deutschland haben nur wenige Zeitungen so vollständig ihre Selbstbeherrschung bei diesem Anlaß verloren, daß auch sie mit Entrüstung fragten, wie es möglich war, in dieser schnöden Weise Herrn von Hammerstein an den Schauplatz seiner früheren politisch und verbrecherisch so erfolgreichen Thätigkeit zurückzuführen. Die „Deutsche Tageszeitung", das Organ des Bundes der Landwirthe, nennt die Ausweisung des Herrn von Hammerstein aus Griechenland eine „offenbare Verletzung des Völkerrechts". Das ist augenscheinlich ein Irrthum in Bezug auf das internationale Recht, das jedem Land die Ausweisungsbefugniß zugesteht und natürlich vor Allem übel beleumundeten Personen und Verbrechern gegenüber. Ist jener juristische Standpunkt unhaltbar, so ist das psychologische Motiv doch erklärlich genug; und dieses selbe psychologische Motiv spricht auch aus den Aeußerungen des „Volkes", das Herr Stöcker als Publikationsorgan für seine persönlichen Aeußerungen benutzt.

„Das Volk" meint, es wäre wichtig, festzustellen, „in wessen Auftrag der Berliner Polizeiagent — es ist der Kriminalkommissar Wolff gewesen — in Athen auf Hammerstein gefahndet hat." Das Blatt fragt:

„War er im Auftrage der Behörde oder auf privates Ersuchen da." ?

Vielleicht nimmt „Das Volk" an, es gäbe Bevölkerungskreise in Deutschland, die noch eifriger als die Behörde bei uns danach streben, daß gemeinen Verbrechern die verdiente Strafe zu Theil wird. Es könnten Leser des „Volkes" sogar unter Umständen annehmen, daß solche Stützen der Gesetzlichkeit die Juden wären, oder die Liberalen oder die Sozialdemokraten oder sonst irgend welche Elemente, welche zu dem alten staatserhaltenden Kreise der Stöcker und Hammerstein nicht gehören und auch nie gehört haben. Und daß ein

solcher Gesetzeseifer die Juden oder die Liberalen oder die Sozialdemokraten beseelt und die Regierung nicht, dies wünscht „Das Volk“ festgestellt zu sehen. — Merci! man muß auch seinen Gegnern dankbar sein.

Wer jene Ereignisse, die mit dem Fall Hammerstein verknüpft sind, kennt, der wird sich durchaus nicht wundern, daß Empfindungen, wie sie in der „Deutschen Tageszeitung“ und im „Volk“ sich zeigen, in den betreffenden Sphären vorhanden sind. Daß jene Symptome aber mit dieser Deutlichkeit an das Tageslicht hervorbrechen, zeigt die Heftigkeit der inneren Erkrankung auch weiteren Kreisen, und man muß namentlich dem „Volk“, dem Leiborgan des Herrn Stöcker, verbunden sein, daß es so unumwunden und so deutlich gesprochen hat.

Der Artikel des „Volk“ ist mit bekannter kolerischer Unvorsichtigkeit, die nicht an sich halten kann, und mit gleich bekanntem hohem Selbstbewußtsein geschrieben, das um so dicker aufgetragen wird, je verzweifelter die Lage wird; und diese Unvorsichtigkeit, die immer stolpert, und dieses angeschminkte Selbstgefühl, das den Naiven imponirt, sind Züge, die man an Herrn Stöcker selbst hinlänglich kennt. Das Antlitz dieses Herrn mit seiner geistigen Individualität leuchtet aus seinem Blatte mit aufklärender Deutlichkeit hervor.

Man fragte sich, wird Herr von Hammerstein wirklich vor dem Richter in Deutschland erscheinen, oder wird er jenen, die diese Auslieferung ungesetzlich nennen, den Gefallen thun, daß die Rückbeförderung ins Vaterland mit dem lebenden Herrn von Hammerstein thatsächlich nicht stattfinden kann. Wird sich nicht bei Zeiten noch eine freundliche Pistole oder ein hilfbereites Messer oder selbst nur ein prosaisches Taschentuch, hinreichend zum Aufhängen, in erreichbarer Nähe des Herrn von Hammerstein finden? Abwarten.

Immerhin rechnen gute Kenner der Hammerstein'schen Individualität mit einer anderen Möglichkeit. Das Entsetzen vor Schande hat Herr von Hammerstein sich augenscheinlich schon lange abgewöhnt; aber ein guter Hasser und ein rücksichtsloser Feind ist er immer gewesen. Er wäre wohl der Mann dazu, der es seinen früheren intimen konservativen Freunden nicht verzeiht, daß sie ihm trotz Fälschungen und trotz einiger anderer kleiner Unregelmäßigkeiten nicht die finanzielle Möglichkeit gewährt haben, an der Spitze der „Kreuzzeitung“ und der Partei zu bleiben; und vielleicht noch weniger wird er geneigt sein zu verzeihen, daß man ihn, den Herrn von Hammerstein, der so vieles Kostbare weiß, zu Athen in solcher Noth sitzen ließ, daß er seine Uhr versetzen mußte. Diese vorsichtige Sparsamkeit interessirter konservativer Kreise wird auf ein wohlwollendes Verständniß bei Herrn von Hammerstein kaum rechnen können, und möglicherweise geht nunmehr sein Plan dahin, von seinen eigenen „Freunden“ noch einige in den Abgrund mitzureißen. Er wäre der „Charakter“ für eine solche menschenfreundliche Nächstenliebe; allein wiederum — abwarten.

An dem Prozeß Hammerstein, sollte er zu Stande kommen, läge politisch unter einer bestimmten Voraussetzung gar nichts. Handelt es sich um einen Verbrecher, der auch eine Rolle in einer politischen Partei gespielt hat, während die Partei ihn für einen Ehrenmann gehalten hat, so ist das ein unglücklicher Zufall, den höchstens Kurzsichtigkeit verschuldet hat, aber gegen den keine Partei völlig gefeit ist. Man müßte Antisemit sein, um alle Konservativen für einen konservativen Lumpen nach der Analogie verantwortlich zu machen, daß man einen miserablen Juden als den Typus aller Juden hinstellt. Diese Logik hat außerhalb des Kreises Hammerstein-Stöcker-Liebermann von Sonnenberg-Ahlwardt niemals Wurzel geschlagen. Die Frage ist also nur, schauten einflußreiche konservative Personen in das ungeschminkte Antlitz des Herrn von Hammerstein, und waren sie gleichwohl der Ansicht, daß auch ein Verbrecher, der solche Fähigkeiten besitzt, ein nützlicher Bundesgenosse sei, und als politischer Kämpfer möglichst lange erhalten werden müsse.

Die Antwort auf diese Frage würden im gegebenen Falle nicht nur ein Prozeß, sondern drei Prozesse ertheilen; zuerst die Verhandlungen vor den Geschworenen, dann der Prozeß der „Kleinen Presse“ in Frankfurt, der nach der Rückkehr des Herrn von Hammerstein ruhig seinen Lauf nehmen kann, und schließlich eine Prozeßverhandlung in Hannover gegen einen sozialdemokratischen Redakteur, der sich bei Besprechung des Falles Hammerstein eine Anklage zugezogen hatte. Das ist ausreichende Gelegenheit, um das vorhandene Material von den verschiedensten Seiten zu beleuchten; aber sollten diese Prozesse wegen Ausbleibens des Hauptbetheiligten auch nicht die nöthigen Vorbedingungen für eine letzte Klarstellung bieten, so nehmen wir an, daß diese Klarstellung doch keineswegs unmöglich wäre.

Mit dieser Klarstellung beschäftigt sich jetzt auch der „Reichsbote“ wieder einmal, nachdem in den Tagen unmittelbar vor der Verhaftung des Herrn von Hammerstein die „Schlesische Zeitung“ und die „Post“ die Gelegenheit benutzt hatten, um noch zu erklären: klarzustellen sei nichts mehr, da sonnenhell sei, daß Herr von Hammerstein keine Mitwisser und keine Begünstiger gehabt habe. Der konservative „Reichsbote“ ist nach der Verhaftung vorsichtiger; er verlangt „ein strenges Gericht“; und er verräth, wie es in der konservativen Partei gährt, indem er mittheilt, im Lande fordere man, daß ein Parteitag die Schleier zerreiße.

In der That an der Beseitigung aller Zweideutigkeiten haben die anständigen Konservativen und die anständigen Leute aller Parteien ein Interesse. Die Hammersteins gehören natürlich nicht in das politische Leben, aber ebensowenig die Hammerstein-Begünstiger. Sie müssen hinaus aus der Politik, schon um der deutlichen Lehre willen, daß politische Niedertracht in einem Lande mit allgemeinem Stimmrecht und relativer Preß- und Bewegungsfreiheit auf die Dauer ein schlechtes Geschäft ist, weil durch das Parlament und durch die Preßfreiheit den falschen Biedermännern schließlich immer das Geschäft gründlich verdorben wird. Es muß das Catilinarierthum von der öffentlichen Bühne wieder herabgeworfen werden, auf der es lange genug sich gespreizt hat; und diese Säuberung wird wohl gelingen.

Für England zieht eine neue politische Schwierigkeit herauf; die englischen Unterthanen der südafrikanischen Boerenrepublik verlangen politische Rechte, die ihnen von den alten holländischen Kolonisten vorenthalten werden. Der Zweck dieses Verlangens entsprang freilich nicht nur dem Wunsche, sich politisch zu bethätigen; er war vor Allem von dem Hintergedanken diktirt, durch das Nachströmen immer neuer englischer, den Holländern gleichberechtigter Kolonisten, schließlich die Republik den jetzigen herrschenden Kreisen aus den Händen zu nehmen und der Kapkolonie anzugliedern. Diese hinterhaltige Absicht war nicht geeignet, die Sympathien auf die englische Seite zu bringen; immerhin muß man zugeben, daß ein starkes und arbeitsames Element, wie das der Engländer in Transvaal, von der politischen Macht nicht gut bleibend ausgeschlossen werden konnte. Transvaal schien mithin eine Frucht zu sein, die bei ruhigem Abwarten wohl einmal der Kapkolonie in den Schoß fallen konnte. Die Engländer in Südafrika wollten aber die Sache überstürzen; bewaffnete englische Banden sind in das Gebiet von Transvaal eingefallen; damit setzten sich jene Elemente entschieden ins Unrecht.

Diese England ungünstige Sachlage ist denn auch schnell von der Centralregierung in London und auch von der Regierung in der Kapkolonie gewürdigt worden. Die Freischaaren, welche den Frieden gebrochen haben, sind offiziell desavouirt und zum Frieden ermahnt. Zu allem Ueberfluß ist aber der unbotmäßige Anführer, der aus dem Gebiet der Chartered Company eingerückten bewaffneten Mannschaften Dr. Jameson auch von den Boers geschlagen worden. Das macht Englands Lage nicht leichter. Die Lage des vereinigten Königreiches ist im Augenblick schon schwierig genug; in Ostasien, in der Türkei, in Amerika ist England in Verwicklungen verstrickt; wenn

wir nun auch eine heißblütige Behandlung der Transvaalfrage für Deutschland keineswegs als geboten erachten, so wird doch, wie die Verhältnisse liegen, England gut thun, n Zukunft sich über die Empfindungen der öffentlichen Meinung in Deutschland nicht leicht hinweg zu setzen. Es scheint uns, daß England verständig handelte, sich nach zuverlässigen Freunden umzusehen.

Die Folgen der Venezuela-Botschaft des Präsidenten Cleveland werden, nachdem die erste Börsenpanik vorüber ist, und die Möglichkeit eines Krieges zwischen England und den Vereinigten Staaten allen leidlich vernünftigen Menschen als ein geradezu absurder Frevel sich dargestellt hat, voraussichtlich darauf beschränkt bleiben, daß Cleveland's vernünftige Reformpläne auf dem Gebiete der Finanzpolitik hoffnungslos scheitern. Chauvinistischer Unverstand und volkswirthschaftliche Besonnenheit sind eben unverträgliche Gegensätze. Mr. Cleveland hat nicht einmal die Entschuldigung, auf diesen Zusammenhang der Dinge nicht rechtzeitig aufmerksam gemacht zu sein. Wie wir aus einer zuverlässigen Privatquelle erfahren, ist Präsident Cleveland, kurz nachdem er Anfangs Dezember seine allgemeine Botschaft an den Kongreß gerichtet hatte, in der die Venezuela-Frage nur gestreift war, von einem seiner treuesten Anhänger im Weißen Hause aufgesucht worden, und der bedenkliche Rückschlag etwaiger auswärtiger Verwicklungen auf die Finanzpolitik des Präsidenten ist bei dieser Gelegenheit auf das Eingehendste zur Besprechung gelangt. Unser Gewährsmann verließ Washington in der Meinung, sich mit dem Präsidenten Cleveland in völliger Uebereinstimmung zu befinden, und war daher auf das Aeußerste überrascht, als wenige Tage später die Spezialbotschaft über Venezuela erschien. Es ist zu hoffen, daß Mr. Cleveland Selbstüberwindung genug besitzen wird, um inmitten des tobenden Beifalls der Gallerie die warnende Stimme der Vernunft nicht zu überhören. England aber kann einmal zeigen, ob es Diplomaten hat, welche die Kunst verstehen, den Gegner durch kleine Zugeständnisse daran zu hindern, sich weiter festzufahren.

Frère Orban, der Führer der „doctrinären Liberalen" in Belgien, ist gestorben. Er war eine achtenswerthe Gestalt, aber mit seinen politischen Ansichten, die am Ende aller Enden eine Klassenherrschaft der liberalen Bourgeoisie anstrebten, in unserer Zeit fortschreitender Demokratisirung antiquirt. Frère Orban hatte nicht die Fähigkeit gehabt, sich politisch fortzuentwickeln; er gehörte jener Generation an, die eine Zierde des konstitutionellen „Musterstaates" Belgien gewesen war und die an ihrem Bekenntniß festhielt, als Belgien unter neuen Entwicklungen schon lange aufgehört hatte, ein Musterstaat zu sein.

* * *

Neujahrsbetrachtungen.

Jeder Kaufmann ist verpflichtet, alljährlich eine Bilanz aufzunehmen. Er soll sich Rechenschaft darüber geben, wie viel er im Laufe des Jahres gewonnen und wie viel er verloren hat, wie groß im Augenblicke des Abschlusses sein Vermögen und wie groß die Summe seiner Verbindlichkeiten ist. Die Aufgabe ist mit Nothwendigkeit gegeben; sie scheint leicht zu lösen und dennoch wird sie in unansechtbarer Weise nie gelöst. Von den Tausenden von einzelnen Posten, aus denen sich eine solche Bilanz zusammensetzt, ist kaum ein einziger in völlig zweifelsfreier Weise festzustellen, und der Kaufmann wahrt darum sein Gewissen, indem er unter die Bilanz schreibt: salvo errore et omissione.

Die politische Bilanz eines Jahres zu ziehen, ist für ein Volk noch viel schwieriger, als es für den Kaufmann ist, die kaufmännische Bilanz eines Jahres zu ziehen. Wenn wir rund und nett die Frage beantworten sollen, was uns das abgelaufene Jahr an Segnungen gebracht, worin das Glück besteht, um das wir am Jahresschlusse reicher waren, als am Jahresanfang, so müssen wir der Regel nach verstummen. „Untröstlich ist's noch allerwärts", lautet häufig genug die Antwort, die wir erhalten. Wer mit bestimmten Idealen an die politische Arbeit geht, dem bleibt häufig genug nur die magere Genugthuung, daß die Gegner, die er bekämpft, mit dem Laufe der Zeit ebenso unzufrieden sind, wie er selbst. Das, wonach wir streben, haben wir nicht erreicht; was wir als sicheren Besitz zu haben glaubten, sehen wir in Frage gestellt Alle politische Thätigkeit vergleichen wir mit dem Schöpfen in das leckе Faß der Danaiden.

Das Bild ist uralt; ein Zeichen dafür, daß die Zustände, aus denen es seinen Ursprung nimmt, gleichfalls sehr alt sind. So lange es eine geschichtliche Entwicklung gibt, hat es auch Klagen darüber gegeben, daß diese Entwicklung einen sehr langsamen Lauf nimmt, und daß sich ihr stets Hemmungen in den Weg stellen, daß sie durch gewaltsame Rückschritte unterbrochen wird. „Der Weltgeist hat sehr viel Zeit und wir sehr wenig", sagt Börne einmal.

Wir sehen jetzt auf einen fünfundzwanzigjährigen Zeitraum zurück, seitdem eine bedeutende Thatsache in die Tafeln der deutschen Geschichte eingeschrieben wurde. Für den Zeitraum eines Vierteljahrhunderts läßt sich die Bilanz leichter ziehen, als für ein einzelnes Kalenderjahr. Die Frage, ob wir heute gegen den Zeitraum vor fünfundzwanzig Jahren weiter vorgeschritten sind, läßt sich leichter beantworten, als die Frage, ob wir am 1. Januar 1896 glücklicher sind, als am 1. Januar 1895. Und diese Frage stellen, heißt sie auch beantworten.

Die politische Machtlosigkeit Deutschlands, die aus dem Mangel eines festen staatlichen Bandes hervorging, war ein Kummer für jeden denkenden Deutschen; sie bedeutete nicht allein einen Defekt an idealen Gütern, sondern war auch ein Hinderniß für unser wirthschaftliches Fortkommen. Erregt es doch der heranwachsenden Jugend stets ein gewisses Staunen, wenn man ihr eingehend schildert, wie das Geldwesen, das Postwesen Deutschlands, von andern Dingen zu schweigen, vor dreißig Jahren beschaffen war. In solche Zustände werden wir niemals wieder zurückfallen. Ich habe es stets als einen Auswuchs patriotischen Empfindens betrachtet, wenn jemand ausrief: „Jetzt sind wir das erste Volk der Erde!" Für die Nationen gibt es keine regelrechte Rangordnung. Aber es wäre ein Kleinmuth, wenn wir die Hoffnung nicht hegen wollten, daß wir für absehbare Zeit zu den ersten Völkern der Erde werden gerechnet werden.

Es war ein großer Tag, als wir in in unser Hauptbuch den Gewinn buchen durften: „Deutschland ist ein einheitliches Reich geworden." Ich datire diesen Tag schon auf die Gründung des norddeutschen Bundes; den Antheilschein auf die Mainlinie habe ich wenigstens von Anfang an zum vollen Nominalwerth gebucht. Aber nach den Grundsätzen der kaufmännischen Buchführung kann man nie ein Konto erkennen, ohne ein anderes dafür zu belasten. Für die Leitung, die uns gewährt wurde, sind wir die Schuldner Eines Mannes geworden.

Bismarck ist der Schöpfer des Deutschen Reiches, soweit ein Einzelner der Schöpfer eines Reiches sein kann. Er ist der Schöpfer der deutschen Einheit, aber selbstverständlich nicht in dem Sinne, daß er den Gedanken der deutschen Einheit zuerst gefaßt und ihn ganz allein verwirklicht habe; er hatte Vormänner, auf deren Schultern er stand, er hatte Mitarbeiter, darunter einen Moltke; er ward der Kanzler eines Kaisers, der von der Vorsehung dazu geschaffen schien, der Monarch dieses Staatsmannes zu sein; er hatte das deutsche Heer.

Der Gedanke und wirksame Mittel zur Ausführung waren ihm gegeben; aber er hat die Hindernisse aus dem Wege geräumt, die der Verwirklichung dieses Gedankens

entgegenstanden, und dieses Verdienst gebührt ihm ganz. Europa war nahezu einig in der Ansicht, daß Deutschland sich niemals aus einem geographischen Begriff zu einem Reiche entwickeln dürfe. Hätte Europa vorausgesehen, wohin die Bismarck'sche Politik führen würde, es hätte sicher vorübergehend all seinen Hader vergessen und diese Politik gehindert.

Bismarck hat den Argwohn Europas getäuscht; die sich wieder ihn einigen wollten, hat er entzweit. Er hatte nicht einen Menschen, dem er seine sämmtlichen Pläne enthüllen konnte; mit dem größten Scharfsinn hat er stets unterschieden, was er enthüllen durfte, was er verbergen mußte. In den Schriften von Hahn, Poschinger, Sybel liegt reiches Material vor; es gibt kein zweites Kapitel der Weltgeschichte, über welches wir so genau unterrichtet worden wären.

Niemand kann wissen, ob in Jahrhunderten an einen einzelnen Menschen wieder eine so große Aufgabe herantritt und ob ein Mensch wieder erstehen wird, der einer solchen Aufgabe gewachsen ist. Er hat seine Aufgabe gelöst. Und als Lohn dafür hat er in Anspruch genommen, das von ihm begründete Deutsche Reich nach seinem Gefallen einzurichten, und dieser Lohn ist ihm zugestanden worden, weil Niemand die Macht hatte, ihn vorzuenthalten. Er hat uns in den Kulturkampf, er hat uns in das Sozialistengesetz geführt, und er hat Heeresfolge auch von solchen geleistet bekommen, die im Innern nie recht begriffen, wie mit solchen Mitteln geistige Kämpfe zu Ende geführt werden könnten. Der Glanz seiner diplomatischen Erfolge überstrahlte seine inneren Mißerfolge. Er hatte sich zeitig überzeugt, daß man mit größerer Sicherheit auf die schlechten als auf die guten Leidenschaften der Menschen bauen kann. Wer mag es unternehmen, diese Ueberzeugung zu widerlegen?

Einem Volke wird nichts geschenkt; was ihm gewährt wird, muß es bezahlen. Die Rechnung liegt klar vor Augen; auf der einen Seite die Gründung eines mächtigen Reiches, der Wiedergewinn abgesplitterter Bestandtheile, Beseitigung schwerer Hemmungen des wirthschaftlichen Lebens; auf der anderen Seite eine Zerklüftung des Parteiwesens, eine Entfesselung von Klassenkämpfen, ein Druck auf dem geistigen Leben, wie ihn das Volk der Reformation am schwersten erträgt, eine wachsende Unlust am politischen Leben gerade in gebildeten und begüterten Kreisen. Die Posten werden im Werthe ungefähr gleich sein. Aber was wir besitzen, ist ein Besitz für immer; worüber wir zu klagen haben, dessen werden wir uns nur in langsamer Entwicklung entledigen; aber kommen wird die Zeit.

Alexander Meyer.

Englands Heeresmacht.

In einem Augenblicke, wo selbst der Prinz von Wales, der sich bisher in Staatsangelegenheiten jeder Kundgebung aufs Strengste enthielt, gegenüber dem unlängst so leichtfertig aus Amerika herübergeschleuderten Rufe: „Krieg in Sicht", zusammen mit seinem Sohne auf eine betreffende Anfrage antwortet, mag ein Blick auf den Stand der englischen Streitkräfte von Nutzen sein. Die Vereinigten Staaten haben bekanntlich, bei einer Bevölkerung von 63 000 000, nur ein stehendes Heer von 25 000 Mann. Ihre Kriegsflotte kommt, im Vergleich zur englischen, kaum in Betracht. Kreuzer vermöchten der hiesigen Kauffahrtei allerdings schwere Verluste beizubringen. Andererseits liegen die großen Hafenstädte Amerikas den englischen Geschwadern offen. Dafür haben die Vereinigten Staaten, wenn sie rasch ein Freiwilligen-Heer aufstellen, gegenüber England die Vorhand in Kanada. Beträchtlichen Schaden könnten sich also die beiden Völker englischer Zunge schon einander zufügen.

England, das über den siebenten Theil des bewohnbaren Erdballes herrscht, hat freilich mit seiner Streitkraft zu Land und zur See gar Vieles zu decken. Sehr betroffen waren daher, obwohl das in der Presse nicht häufig zu Tage trat, eine große Anzahl der entschiedensten Anhänger Lord Salisbury's, als dieser sich im Beginn der armenischen Wirren so weit vorwagte, und zwar unter Hintansetzung aller bisherigen englischen Ueberlieferungen in Sachen orientalischer Politik. Augenscheinlich zum Zwecke der Beschwichtigung machte daher, ehe der Premier sich beim Bankett des Lord-Mayors erhob, der Kriegsminister Lansdowne eine Mittheilung über das, was England leisten könnte, falls die Dinge zum Aeußersten kämen.

„Ich kann Ihnen sagen", rief der Redner aus, „daß, während wir im Jahre 1872 im Ganzen nur 460 000 Mann, mit Ausschluß des indischen Heeres, hatten, wir jetzt über 610 000 Mann verfügen, mit Einschluß der vorher erwähnten Ersatzmannschaften." Laute Beifallsrufe begrüßten diese Botschaft. Ebenso beifällig wurden des Premiers Schlußworte aufgenommen, in denen er der Hoffnung Raum gab, daß „der auf den Gewerbfleiß der Welt drückende waffenstarrende Friede" endlich durch bessere Zustände abgelöst werde. Was soeben mit Venezuela und den Vereinigten Staaten vorgeht, ist indessen wenig geeignet, diese Hoffnung zu erfüllen.

Wie steht es nun aber mit den angeblichen Ziffern des Kriegsministers?

Die Verhältnisse der Heeresmacht des Vereinigten Königreichs sind nicht bloß der Masse der Engländer, sondern selbst vielen sonst gewiegten Politikern — wie wir bei Unterhaltungen mit Parlamentsmitgliedern, Schriftstellern u. s. w. oft zu bemerken Gelegenheit hatten — so wenig bekannt, daß eine genaue Feststellung wünschenswerth sein dürfte. Es ist dies um so nöthiger, da in den gewöhnlichen Nachschlagewerken eine, wie man fast meinen möchte, absichtliche Verworrenheit der Darstellung über diesen Gegenstand herrscht.

Vor Allem, was will Lord Lansdowne mit dem Ausdrucke: „indisches Heer" sagen? Im Englischen, wo man so gern nach Kürze auf Kosten der Klarheit strebt, spricht man von einem „russischen Kaufmann", wenn ein nach Rußland hin handeltreibender Engländer gemeint ist. Ebenso bedeutet ein „indischer Offizier", „ein indischer Beamter" einen in Indien dienenden oder angestellten Engländer. Ja, man redet von einem auf Ruhegehalt gesetzten Engländer dieser Stände oft einfach als von einem „alten Inder!"

Es gibt zweierlei indische Heere Englands. Das eine ist das aus europäischen Truppen bestehende: es beziffert sich, nach dem Voranschlag für 1894—95, auf 72 148 Mann. Das andere besteht aus angeworbenen Eingeborenen Indiens: es beläuft sich auf 151 141 Mann.

Setzen wir hinzu, daß die mit eigenen Heeren versehenen indischen Vasallen-Staaten zusammen eine zwar nicht so gut bewaffnete und geschulte, aber zu Zeiten innerer Unruhen immerhin nicht zu übersehende Truppenmacht von etwa 400 000 Mann besitzen. Stände diese einer etwaigen Empörung bei, wie im Jahre 1857, so könnte sie der englischen und englischem Befehl untergebenen eingeborenen Streitkraft stark zu schaffen machen.

Doch gehen wir zu den vollen Ziffern der europäischen Heeresmacht Englands über.

An regelmäßigen Truppen besaß das Vereinigte Königreich im Jahre 1872 nicht mehr als 194 477 Mann (nämlich 131 520 hier und in den Ansiedlungen, und 62 957 in Indien). Gegenwärtig hat es ein regelmäßiges europäisches Heer von 302 107 Mann — nämlich 145 509, die in England, Schottland und Irland; 72 148, die in Indien liegen; und außerdem nicht einberufene Ersatzmannschaften von 84 450 Mann. Von letzteren ist es aber nach der Ansicht mancher Sachverständigen nicht gewiß, ob sie sich im Nothfalle alle als noch tauglich erweisen würden.

Wie kommt nun Lord Lansdowne dazu, das vorhandene regelmäßige Heer von 302 107 Mann anscheinend auf 610 000 zu erhöhen? Rechnet er etwa das Heer von eingeborenen Indern dazu? Dieses beziffert sich auf 151 141 Mann. Macht also, mit dem englischen zusammen, 453 248 Mann.

Oder will er auch noch die englische Volkswehr (militia) hinzurechnen? Hier sei erwähnt, daß das Vereinigte Königreich, außer seinem regelmäßigen, jeden Augenblick zu jedem Dienste in den fernsten Welttheilen verfügbaren Heere, hier zu Lande noch dreierlei Truppenkörper besitzt — nämlich die eben genannte Miliz, ferner die Freiwilligen (Volonteers) und eine meist aus jungen Pächtern und Grundbesitzern bestehende, kleine Reiterschaar, die „Yeomanry“. Die Miliz besteht aus 140 506, das Heer der Freiwilligen aus 262 52?, die Yeomanry (Freisassenschaft) aus 11 790 Mann.

Wollte man diese insgesammt zu dem regelmäßigen Heere hinzurechnen, so brächte man 717 033 Mann heraus — also noch weit mehr, als Lord Lansdowne aufführt, der von 610 000 Mann sprach.

Hier ist jedoch zu bemerken, daß weder die Volkswehr, noch die Freiwilligen, noch die berittene Freisassenschaft gesetzlich zum Dienste außer Landes verpflichtet sind. Ihnen liegt lediglich die Landesvertheidigung gegen einen eingedrungenen Feind ob. Die Volkswehr kann überdies gegen inneren Aufruhr verwendet werden; das Freiwilligenheer und die Yeomanry aber nicht einmal dazu. In Kriegsfällen findet nun allerdings, erfahrungsgemäß, öfters der Uebertritt von Mannschaft in das angeworbene regelmäßige Heer statt; doch ganz aus freien Stücken, und man kann darauf nicht mit Sicherheit zählen.

Es ergibt sich aus dieser, amtlichen Quellen enthobenen Zusammenstellung, die in Nachschlagewerken in den verschiedensten Theilen eines Buches wirr verstreut sind, daß Lord Lansdowne entweder zu viel oder zu wenig gesagt hat. Man darf das Erstere annehmen. Die Masse der Leser seiner Rede wurde zu dem Glauben verleitet, England besitze ein zum äußeren Dienst verwendbares, schlagfertiges Heer von 610 000 Mann. Das ist aber nicht der Fall. Solcher sind es nicht einmal ganz die Hälfte: nämlich 302 107.

Denn daß die weitaus überwiegende Zahl der eingeborenen indischen Truppen unter englischem Befehl nicht in Europa verwendbar wäre, ist unzweifelhaft. Lord Beaconsfield ließ wohl zur Zeit des russisch-türkischen Krieges ein paar Regimenter zum Zwecke der Kundgebung nach Malta bringen. Allein bei einem wirklichen Feldzuge in Europa, der sich in die kältere Jahreszeit fortspänne, würden sicherlich viele von diesen Söhnen des sonnigen Indiens wie die Fliegen umfallen — vielleicht die Sikhs und die Gurkhas ausgenommen.

Das Alles sei nicht gesagt, um die Meinung zu erwecken, als sei England außer Stande, mit seiner Flotten- und Heeresmacht etwas Erkleckliches zu leisten. Seine Mannschaften gehören, so wenige ihrer sind, zu den tapfersten der Welt. Nur müssen sie, friegerisch wie politisch, richtig geführt werden. Leider aber geht, wie Lord Salisbury's damalige Bankettrede zeigte, das volle Verständniß der orientalischen Fragen, zu deren Aufwühlung er so unbesonnen beigetragen hatte, ihm auffallend ab. Und nun kommt schließlich die Verwicklung mit Amerika hinzu, die um so bedenklicher geworden wäre, hätte die englische Regierung nicht endlich im europäischen Osten eine etwas ruhigere Politik befolgt.

London, 26. Dezember 1895.

Karl Blind.

Die Lektüre des Volkes.

Nachdem die Volksbibliotheken lange Zeit ein kümmerliches Dasein geführt, stellen derzeit die Bildungsvereine, die Kommunen, Sparkassen und andere Korporationen namhafte Mittel zur Gründung und Erweiterung der Volksbibliotheken zur Verfügung, Männer wie Dr. Nörrenberg, Dr. Berghöffer, Tews u. a. agitiren und organisiren unablässig und mit steigendem Erfolg; die öffentliche Meinung und die Presse interessiren sich lebhaft für dieses wichtige soziale Bildungsinstitut, welches berufen ist, der Volksschule ebenbürtig und ergänzend zur Seite zu stehen.

Die Wiener Volksbibliotheken erzielen jährlich circa 600 000 Buchentlehnungen und erfahren jährlich eine Steigerung um etwa 100 000; es folgt Berlin mit 400 000,*) Dresden, München, Frankfurt mit 160 000 bis 130 000, Bremen erzielt 100 000, ebensoviel leisteten die volksthümlichen Büchereien in Graz im Jahre 1895, und das Jahr 1896 wird voraussichtlich eine Steigerung auf 170 000 bis 200 000 bringen. Hannover, Düsseldorf, Freiburg, Karlsruhe, Wiesbaden und andere deutsche Städte schließen sich an; die ethische Gesellschaft eröffnet in Berlin und anderen Städten Lesehallen, welche einen glänzenden Erfolg aufweisen; in jüngster Zeit regt es sich mächtig in Breslau, Bonn, Magdeburg, Mainz, Schweidnitz, Glogau, Görlitz u. a. Orten. In Gotha wurden 35 000 Mark für ein Bibliotheksgebäude gestiftet; in Steglitz wurden beim Neubau des Rathhauses zwei große Räume für eine Volksbibliothek bestimmt. Diese wenigen Daten mögen genügen, um die endemische Wirksamkeit der Agitation darzuthun.

Etwa 4 Millionen Buchentlehnungen dürften derzeit durch die deutschen Volksbibliotheken bestritten werden; Oesterreich leistet etwa 2 Millionen und von jetzt ab wird jedes Jahr riesige Fortschritte aufweisen. Es ist also an der Zeit und es lohnt die Mühe, zu untersuchen, was das Volk liest und inwieweit der Bibliothekar die Macht und das Recht hat, die Lektüre des Volkes zu beeinflussen. Für Lehrer im weitesten Sinne des Wortes (Volksbildner), für Litteraten, für Verleger und andere Interessentenkreise ist die aufgeworfene Frage von hoher Wichtigkeit.

* * *

Zunächst muß die Thatsache festgestellt werden, daß allerwärts — in England und Amerika, in Deutschland und in Australien, in Oesterreich und in Südafrika die Hälfte aller entlehnten Werke Romane sind, daß ferner in den englischen und amerikanischen Volksbibliotheken, welche die Jugend besonders berücksichtigen, etwa 20 Proz. der Entlehnungen dieser Gruppe angehören, und daß etwa 5 Proz. der Entlehnungen auf andere litterarische Produkte (Dramen, Gedichte u. s. w.) entfallen. Man kann also ganz allgemein behaupten, daß ³/₄ aller Entlehnungen jener großen Gruppe angehören, welche die Engländer als „Fiction“ bezeichnen. Während ¹/₄ aller Entlehnungen auf wissenschaftliche Werke entfällt.

Unter den wissenschaftlichen Werken werden am meisten begehrt: Geschichte (5 bis 8 Proz. aller Entlehnungen), Geographie und Reisen (3 bis 5 Proz.), Naturwissenschaften (3 Proz.), dann folgen die übrigen Gruppen mit geringeren Werthen.

Mag der Bibliothekar auch 100 000 Bände wissenschaftlicher Werke aufstellen und die belletristische Abtheilung auf 20 000 Bände einschränken, das Ergebniß der Entlehnungsstatistik wird hierdurch nicht beeinflußt. Mag der Bibliothekar auch auf einen Bücherbestand von 100 000 Vol., 10 000 Vol. religiöser Werke einstellen (wie dies in manchen englischen und amerikanischen Bibliotheken üblich

*) Anm. d. Red. Das ist beschämend wenig, und legt die Pflicht auf, den trefflichen Bestrebungen für Verbreitung der Volksbibliotheken mit eifriger Förderung ferner zur Seite zu treten.

ist), es werden doch nur 0.5 bis 0.9 Proz. aller Entlehnungen auf diese Abtheilung entfallen; das Volk läßt sich keine Lektüre aufzwingen.

Betrachten wir nun die belletristische Gruppe, so liegt es nahe, den Versuch zu machen, die Beliebtheit der einzelnen Autoren auf Grund der Entlehnungsstatistik numerisch festzustellen, doch muß vor einer kritiklosen Anwendung dieser Methode ernstlich gewarnt werden. Es begreift sich, daß ein Autor, welcher nur zwei gute Romane geschrieben hat, weniger Entlehnungen erfährt, als ein beliebter Romanschriftsteller, welcher 20 lesbare Romane lieferte. Andererseits ist zu beachten, daß — wenigstens bei uns — mancher moderne Autor aus dem einfachen Grunde wenig Entlehnungen erfährt, weil er so theuer ist, daß die Volksbibliothek nur einzelne seiner Werke in einem Exemplar aufstellen kann, während sie die guten und billigen Werke anderer Autoren dem Leser in mehreren Exemplaren zur Verfügung stellt.

Nach dieser kritischen Bemerkung mögen einige statistische Zahlen folgen:

In der Volksbibliothek von Boston kamen im Jahre 1867, zu einer Zeit, als die Bibliothek 200000 Entlehnungen pro Jahr erzielte, auf die beliebtesten Schriftsteller jährlich 1000 bis 5000 Entlehnungen (Cooper 5460, Dickens 4000, Marryat 3730, Mrs. Hentz 3380, Scott 2660, Simms 2350, Miß Mutoch 1660, Miß Yonge 1310, Thackeray 1300); auf die beliebtesten Dichter entfielen nur je 100 bis 500 Entlehnungen (Shakespeare 560, Longfellow 430, Goethe 338, Schiller 262, Tennyson 120).

Man entnimmt aus dieser Statistik, daß die Frauen und die Jugend für die Popularität eines Schriftstellers entscheidend sind; auffallend ist ferner, daß kein französischer Romanschriftsteller den Engländern den Rang streitig macht, während unter den Dichtern unsere zwei deutschen Meister eine ehrenvolle Stellung einnehmen.

Seit jener Zeit sind in England und Amerika andere Autoren in die erste Reihe eingerückt; ein Grundstock altbewährter Meister hält sich aber unbeirrt in der ersten Klasse (Cooper, Dickens, Marryat, Scott, Thackeray), während gewisse beliebte Tagesgrößen von Decennium zu Decennium durch jüngere Konkurrenten verdrängt werden.

Indem wir uns mit diesem ausländischen Beispiel begnügen, gehen wir zu den deutschen Volksbüchereien über und zwar beschränke ich mich auf die Erfahrungen der Wiener, Grazer und Zwittauer Volksbibliotheken, welche sich dadurch auszeichnen, daß sie auch theure moderne Autoren in großer Auswahl einstellen, so daß man die relative Beliebtheit der verschiedenen Schriftsteller ohne Rücksicht auf finanzielle Hemmnisse einigermaßen feststellen kann.

In der reichen Volksbibliothek von Zwittau wurden im Jahre 1894 die folgenden Entlehnungsziffern der beliebtesten Autoren notirt:

Hackländer und Winterfeld je 1500 Entlehnungen, Eschstruth, Wachenhusen, Werner, Wörishöffer je 900 bis 1000, Jokai, Rosegger, Samarow, Schubin, Verne je 700 bis 800, Anzengruber, Auerbach, Ebers, Erhard, Marlitt, Mühlbach zwischen 430 und 500.

Die Entlehnungsziffern sind nach dem oben Gesagten mit Vorsicht aufzunehmen, weil nicht von allen Autoren die gleiche Bändezahl eingestellt ist, und weil die Zahl der aufgestellten Werke in gar keinem Verhältniß steht zum Werth des betreffenden Schriftstellers. So sind nur 13 Bände Anzengruber eingestellt, während wir von Winterfeld nicht weniger als 62 Bände antreffen; kein Wunder, daß Winterfeld öfter entlehnt wurde als Anzengruber. Hätte der Vorstand 60 Bände Anzengruber und 10 Bände Winterfeld eingestellt, so entspräche die Entlehnungsziffer gewiß besser dem relativen Werth dieser beiden Schriftsteller.

Einen verläßlicheren Anhalt gewähren die Entlehnungsziffern der Volksbibliotheken von Wien und Prag, weil wir hier das Prinzip verfolgen, die werthvollen Schriftsteller, soweit dies die Finanzen erlauben, in größerer Zahl einzustellen; doch sehe ich ab von den Entlehnungsziffern und beschränke mich darauf, zehn Autoren zu nennen, welche einen außerordentlich großen Leserkreis haben und dann jene Schriftsteller anzuführen, welche sich in Bezug auf Beliebtheit diesen Mattadoren anschließen.

I. Den größten Leserkreis haben: **Dumas, Hackländer, Heimburg, Jokai, Marlitt, Ohnet, Raimund, Rosegger, J. Verne, Werner.**

Man beachte, daß in dieser Gruppe drei Franzosen auftreten — der englische Roman ist unserem Publikum zu breit. Man bemerkt auch, daß die weiblichen und jugendlichen Leser den Massenumsatz eines Autors wiederum wesentlich mitbestimmen.

Die einzelnen Werke eines beliebten Schriftstellers haben einen sehr verschiedenen Umsatz; so wurden von Dumas in erster Reihe verlangt: Monto Christo und Musketiere, dann die Fortsetzung der Musketiere und Denkwürdigkeiten eines Arztes. Die übrigen Werke waren selten begehrt.

Von Hackländer gehen am stärksten: Bombardier, Soldatenleben, Wachtstubenabenteuer, Sklavenleben; von Ohnet wurden am häufigsten begehrt: Hüttenbesitzer, Steinbruch, Sarah u. s. w.

Meist sind es nur 4—6 Werke, welche den Erfolg des Autors entscheiden. Es empfiehlt sich, diese Werke in mehreren Exemplaren einzustellen, während man die minderbegehrten Werke je nach ihrem Werth in einem Exemplare oder garnicht einstellen wird.

II. An die genannten 10 Autoren schließen sich in Bezug auf Beliebtheit die folgenden Schriftsteller an:

Alexis, Andersen, Auerbach, Anzengruber, Baumbach, Becker, Björnson, Boz, Boy-Ed, Bremer, Bulwer, Byr, Chiavacci, Dahn, Daudet, Dewall, Dostojewski, Ebers, Ebner-Eschenbach, Eckstein, Eschstruth, Feuillet, Flygare-Carlen, Fontane, Franzos, Frenzel, Freytag, Galen, Ganghofer, Gerstäcker, Glaser, Göthe, Gotthelf, Gottschall, Greville, Grillparzer, Groβe, B. Harte, Hauff, Heine, E. Hesekiel, Heyse, Hillern, Hiltl, Höfer, H. Hoffmann, Hopfen, V. Hugo, Jensen, Keller, Kielland, H. König, Lewald, P. und R. Lindau, Mühlbach, Müller, Ouida, A. und K. von Perfall, Polko, Putlitz, Raabe, Reade, Reuter, Riehl, Ring, Roberts, Roquette, Rosenthal, Ruppius, Samarow, Sand, Scheffel, Scherr, Schiller, Schlögl, H. Schmid, M. Schmidt, Schubin, Schücking, E. Schwartz, W. Scott, Shakespeare, Sealsfield, Sitderstein, Spielhagen, Stifter, Stinde, Storm, Sudermann, Telmann, Thackeray, Tolstoi, Turgenjew, Twain, Vely, Wachenhusen, Wichert, Wildrandt, Wildenbruch, Winterfeld, Wolzogen, Zschokke.

Unter diesen beliebtesten Schriftstellern finden wir 9 Engländer und Amerikaner, 7 Franzosen, 5 Nordländer und 3 Russen.

Man kann annehmen, daß die Werke der zehn zuerst genannten Autoren jährlich 24 bis 50 mal entlehnt werden, während die nachfolgende Kategorie jährlich 10 bis 24 Entlehnungen pro Werk aufweist. Nimmt man an, daß ein Buch nach 100 Entlehnungen als abgenutzt beseitigt wird, so kann man sagen, daß die beliebtesten Werke alle 2 bis 4 Jahre durch neue ersetzt werden müssen. Rechnen wir ferner, daß die Volksbibliotheken einer Stadt auf je 100000 Einwohner ca. 200 Bände eines beliebten Autors aufstellen müssen, so folgt, daß die Volksbibliotheken einer Stadt mit 1 Million Einwohnern, wenn sie ihrer Aufgabe gerecht werden sollen, jährlich von diesen Autoren eine ganze Auflage konsumiren sollten.

Der Leser schließt mit Recht, daß sowohl Autoren, als auch Buchhändler ein Interesse haben, die Volksbibliotheken zu fördern, denn wo die Volksbibliotheken eine so große Rolle spielen wie in Amerika, England und Frankreich, da können selbst bei hohem Honorar billige Massenauflagen veranstaltet werden. Heute sind die meisten deutschen

Volksbibliotheken allerdings noch so arm, daß sie theuere Werke nicht neu kaufen können*) und der Buchhändler muß sich demgemäß meistens auf kleine theuere Auflagen beschränken. Die Armseligkeit der Volksbibliotheken, die hohen Bücherpreise und die niederen Honorare bedingen einander gegenseitig; denn diese Verhältnisse werden sich nur bessern, wenn wir die Volksbibliotheken wesentlich vermehren und bereichern.

Wir werden gut thun, die werthvollen Werke in vielen Exemplaren einzustellen; es nützt nichts, wenn wir alle Klassiker in mehreren Ausgaben einstellen; das Publikum fordert gute neue Romane und dieser Forderung müssen wir gerecht werden, sonst verlieren wir die Leser. Wir können nur den Geschmack der Leser allmählich günstig beeinflussen, indem wir von den minderwerthigen Autoren wenige, von den guten Schriftstellern aber mehrere Exemplare aufstellen.

Als wir die große Volksbibliothek im II. Bezirk in Wien eröffneten, kannten nur wenige Leser einen Keller, C. F. Meyer, Storm, während alle Ohnet verlangten. Von Ohnet stellten wir wenige Werke ein, während wir Keller, Meyer, Storm in vielen Exemplaren zur Verfügung stellten. Im Verlauf eines Jahres waren die genannten Autoren in lebhaftestem Umlauf und die Nachfrage nach Ohnet ging entsprechend zurück. So kann man auch eine Mühlbach und S. Schwartz allmählich durch die werthvolleren weiblichen Schriftsteller unserer Tage verdrängen und schließlich den besten Autoren einen ansehnlichen Leserkreis verschaffen. Wenn man die große Ausgabe nicht zu scheuen braucht, kann man Dahn, Ebers, Ebner-Eschenbach, Eschstruth, Freytag, Scheffel, Spielhagen einen riesigen Umsatz sichern, während andererseits ein ungeschickter Bibliothekar, welcher dem Verlangen des Publikums nach minderwerthiger (und billigerer) Lektüre nachgibt, es bald dahin bringen kann, daß in seiner Bibliothek Braddon, E. König, Mühlbach, S. Schwartz, Winterfeld und Wood den Sieg davontragen.

Wenn wir von einer gewissen Beeinflussung der Leser durch die Bibliotheksverwaltung sprechen, meinen wir selbstverständlich nur eine verständige, objektive Auswahl des Lesestoffes, nicht aber eine tendenziöse Censur.

Manche deutsche Volksbibliotheken scheinen uns in dieser Beziehung schwere Fehler zu begehen; Bücher, welche sehr patriotische, konservative, hochsittliche und religiöse Tendenzen verfolgen, werden eingestellt, selbst wenn sie litterarisch werthlos sind, während andererseits ausgezeichnete litterarische Produkte ausgemerzt werden, weil sie nach irgend einer Richtung einer der herrschenden Parteien nicht konveniren. Die Folge dieses Vorgehens ist, daß die Volksbibliotheken von einem großen Theil gemieden werden und dieses Ziel wollte man doch eigentlich nicht erreichen. Die Censur ist allemal ein verantwortliches und mißliches Geschäft; der Censor steht in der Regel nicht über den Verhältnissen, sondern ist in denselben und in seinen Vorurtheilen befangen; in vielen Fällen ist er schlechtweg das Werkzeug einer mächtigen Partei und wird unter diesen Umständen gewiß durch seine Wirksamkeit mehr schaden als nützen.

Wir vertreten den Standpunkt: Man sichte die Jugendschriften, man stelle keine obszöne und keine niedere Sensationslitteratur ein; im Uebrigen gebe man aber dem Volke getrost, was es verlangt und suche nur allmählich seinen Geschmack zu heben, indem man minderwerthige Werke durch bessere litterarische Produkte verdrängt.

Innerhalb unseres weiten Systems müssen natürlich Gruppen geschaffen und markirt werden, damit jeder Leser, der eine bestimmte Richtung verfolgt, auch das seinige finde.

Man entwerfe einen Wegweiser durch die Litteratur als Einleitung zum Katalog und bezeichne darin die leichte Frauenlektüre, die ethnographischen und sozialen Romane, humoristische Schriften, Dorfgeschichten u. s. w.; man bezeichne die Geschichten für Jünglinge und Mädchen mit einem Stern oder Kreuz, endlich wird man gut thun, jene Jugendschriften zu bezeichnen, welche streng protestantischen bezw. streng katholischen Familien zu empfehlen sind.

So kann man jeder Partei und jedem Standpunkt gerecht werden und die Volksbibliothek muß dies Ziel verfolgen, sonst bleibt sie ein einseitig verschrobenes Institut, welches nur einen kleinen Leserkreis fesselt und demgemäß im Laufe der Zeit verkommen muß.

Was für die belletristische Abtheilung ausgeführt wurde, das gilt selbstredend auch von der wissenschaftlichen Lektüre. Man stelle Geschichtswerke aller Parteien ein, bezeichne aber die einzelnen Autoren nach ihrem Parteistandpunkt als klerikal, konservativ u. s. w. Man lasse die verschiedenen Parteien ihre Ansichten über die soziale Frage aussprechen u. s. f.

So bietet die Bibliothek jedem das seine; sie bietet aber auch jedem Leser Gelegenheit, alles Fremde kennen zu lernen und sich ein selbständiges Urtheil anzueignen. Nur die parteilose Volksbibliothek, welche allen Parteien dient, kann sich zu einem mächtigen sozialen Institut entfalten; sie wird zum Wohl des Volkes alle Parteibibliotheken verdrängen und resorbiren. Wir haben diesen Vorgang in Amerika und England erlebt, wo die verschiedenen politischen und religiösen Parteien kein Geld sparten, um dem Volke ihre subjektiven Wahrheiten einzuflößen, wo aber trotzdem all' diese Institute im Laufe der letzten 40 Jahre durch die parteilose Volksbibliothek erdrückt und verdrängt wurden.

Wien. E. Reyer.

*) Wir kaufen in Wien die theueren Romane vom litterarischen Institut Last und vom Antiquar; nur was auf diesem Wege nicht erhältlich ist, wird neu gekauft. In dem Maße als die Volksbibliotheken sich ausdehnen, werden die antiquarischen Preise in die Höhe gehen, und wir werden vorwiegend Neukäufe abschließen.

Ein preußischer Generalauditeur als Vertreter eines liberalen Militärstrafprozesses.

Man würde sich irren, wenn man annehmen wollte, daß die Reform unseres Militärstrafgesetzbuches und des damit zusammenhängenden Militärstrafverfahrens eine erst seit Gründung des Deutschen Reiches, seit dem Moment, wo durch das Nebeneinanderbestehen des preußischen und des bayerischen Militärstrafverfahrens in demselben Heere die Mängel des ersteren Verfahrens in vollem Umfange erkannt worden sind, aufgeworfene Frage ist; sie ist, wie uns eine im Jahre 1848 erschienene Schrift des Generalauditeurs der preußischen Armee, des Dr. Carl Friccius*) belehrt, schon im Jahre 1827 in Angriff genommen worden, und es ist interessant, nicht nur aus dem Entwurf eines deutschen Kriegsrechts, welchen dieser unzweifelhafte Kenner der Verhältnisse und der Grenzen, bis zu denen eine Reform ohne Schädigung der Wehrfähigkeit und der Disziplin gehen kann, ausgearbeitet hat, zu sehen, wie schon damals dieselben Forderungen gestellt wurden, deren Erfüllung heute vergebens gefordert wird, sondern es ist fast noch interessanter, die Mittheilungen des Verfassers über die Zurückweisung seiner Reformvorschläge kennen zu lernen.

Er schreibt in dem Vorwort zu seinem, erst im Jahre 1848 zum Druck gelangten, Entwurf, daß er im Jahre 1827 zum Mitglied der zur Revision der Militärgesetze ernannten Immediatkommission, deren Vorsitzender der bekannte Herr v. Kamptz war, ernannt wurde, und daß ihm die Ausarbeitung

*) Es ist das derselbe Friccius, der am 19. Oktober 1813 als Major an der Spitze des I. ostpreußischen Landwehrbataillons nach Erstürmung des Grimmaischen Thores in die Stadt Leipzig einrückte. Ein von der Stadt errichtetes Denkmal bezeichnet noch jetzt die Stelle. Friccius wurde 1837 Generalauditeur der Armee und bekleidete dieses Amt bis zu seinem Tode 1856.

eines Entwurfs zum Strafgesetzbuch für das Heer aufgetragen wurde. Er legte diesen Entwurf, welcher drei Haupttheile enthielt, im Jahre 1831 der Kommission vor. Die Haupttheile des Entwurfs waren:

I. Eine allgemeine Dienstordnung, worin das Wesen, die Mannszucht und die Rechte und Pflichten des Vorgesetzten und Untergebenen angegeben waren, mit einer Disziplinarordnung, welche die Grundzüge der Disziplin und deren Handhabung enthielt;

II. ein Strafrecht, worin er auf die Aufhebung der körperlichen Züchtigung und Verminderung der Ehrenstrafen antrug, und worin nicht allein die strafbaren Handlungen der Unteroffiziere und Soldaten, sondern auch die der Offiziere und ganzer Truppentheile zum Gegenstande der Untersuchung gemacht waren;

III. eine Prozeßordnung, worin er die Abschaffung des Inquisitionsprozesses und der Beweistheorie, die Einführung des Anklageprozesses und der Mündlichkeit, welche die Oeffentlichkeit zur Folge haben mußte, die Zuziehung eines Gesetzanwaltes und eines Vertheidigers, die Abstimmung nach Personen und nicht nach Klassen, die Beschränkung des Bestätigungsrechts und die Bildung eines Kassationshofes vorschlug.

Dieser Entwurf, das Produkt einer vierjährigen, angestrengten Arbeit, dessen einzelne Forderungen in den Motiven eingehend begründet und gerechtfertigt waren, fand nicht den Beifall der damals herrschenden Partei; der Verfasser sagt darüber:

„Was ich verlangte, war freilich gegen das System der damals herrschenden Partei, welche bemüht war, die Einrichtung des mittelalterlichen Lehnswesens zu erhalten und herzustellen. Aber da sich im Heere das Institut der Geschworenen glücklich und wunderbarer Weise erhalten hatte, und man hieran nichts ändern konnte und wollte, so glaubte ich, daß meine Vorschläge, welche sich natürlich und folgerecht hieran knüpften, Eingang finden würden. Es schien mir, daß die Militärjustiz, weil das Heer die Jury gerettet hatte, die Bahn der Reform brechen und mit dem Beispiel des Fortschritts vorangehen müsse."

Der Herr Generalauditeur, welcher anscheinend auf dem Wege über das Militärstrafverfahren in Preußen die Geschworenengerichte einführen wollte, hatte sich getäuscht. Sein Entwurf wurde nicht angenommen und der Grundsatz aufgestellt, daß die Kommission nur das Bestehende in einer logischen Ordnung zusammen zu stellen und alle Neuerungen zu vermeiden habe.

Friccius hatte nun den dringenden Wunsch, daß seine Arbeit weiteren Kreisen bekannt würde, um deren Urtheil darüber zu hören und auch durch die öffentliche Meinung einen Druck zu seinen Gunsten auszuüben, aber seine Bitte, die Arbeit ebenso wie die Arbeiten der Revisoren bei der allgemeinen Gesetzgebungskommission drucken zu lassen, damit die öffentliche Meinung sich darüber aussprechen könne, wurde abgeschlagen. Er wandte sich darauf mit der Bitte, den Druck zu gestatten, im Jahre 1835 an den König, erhielt aber im Juni 1836 seinen Entwurf mit einem abschlägigen Bescheid zurück. Im November 1836 wurde die Kommission aufgelöst, und als nach einigen Monaten eine neue Kommission zur Revision der Militärgesetze — wieder unter dem Vorsitz des Herrn von Kamptz — einberufen wurde, gehörte Friccius, der 1837 Generalauditeur geworden war, nicht zu den Mitgliedern. Darauf versuchte Friccius noch einmal, im Jahre 1842, als er hörte, die Entwürfe der neuen Kommission sollten ins Leben treten, die Druckerlaubniß zu erhalten; er erhielt aber den dringenden Rath, davon abzustehen, und so ist es gekommen, daß der Entwurf erst im Jahre 1848, als er ihn der deutschen Nationalversammlung überreichte, in weiteren Kreisen bekannt wurde.

In diesem Entwurf befinden sich nun eine große Anzahl von Bestimmungen, welche den Forderungen entsprechen, die heute seitens der liberalen Partei gestellt werden, und wir führen zum Beweise, daß diese liberalen Forderungen keineswegs, wie man gern glauben machen will, die Organisation und die Disziplin der Armee zerstören würden, nachfolgend einige Paragraphen aus dem „Entwurf eines deutschen Kriegsrechts", wie er uns gedruckt vorliegt, an.

Gleich der § 3 bildet eine werthvolle Stütze für die Forderung einer Vereidigung des Heeres auf die Verfassung; er lautet:

Die Erfüllung dieser Pflichten und treu zu sein der Verfassung des deutschen Bundes und seinem Fürsten und Landesherrn muß der deutsche Kriegsmann eidlich geloben.

Ueber den Waffengebrauch gegen Unbewaffnete heißt es im § 7:

Die Waffen sind dem deutschen Kriegsmanne gegeben, um die bewaffneten Feinde des Vaterlandes zu bekämpfen. Darum trifft Schande den, welcher Wehrlose und Besiegte mißhandelt u. s. f.

Weiter heißt es über die Grenzen des Gehorsams:

§ 12. Die Pflicht des Gehorsams hört auf, wenn der Befehl mit der Treue gegen das Vaterland und den klaren unveränderlichen Dienstpflichten in offenbarem Widerspruch steht. Der Untergebene muß in solchem Falle den Gehorsam verweigern, und den Vorfall der höheren vorgesetzten Behörde sofort melden.

Weiter heißt es im § 38: . . . Keine Rüge aber darf mit herabwürdigenden Worten oder gar mit Thätlichkeiten begleitet werden.

Von ganz besonderer Bedeutung in Bezug auf die jetzt so oft besprochene Frage des Duellunwesens und der Abschaffung desselben ist der Abschnitt des Entwurfes über „Ehrenbeleidigung, Herausforderung zum Zweikampf und Zweikampf", und wir theilen ihn deshalb hier vollständig mit; man wird daraus ersehen, daß der Herr Generalauditeur der Ansicht ist, die Armee und das Offizierkorps könne in seiner Integrität sehr wohl ohne Duell bestehen. Die betreffenden Paragraphen lauten:

§ 138. Eine Ehrenbeleidigung, welche ein Kriegsmann einer nicht zum Heere gehörigen Person zugefügt hat, ist in Friedenszeiten von den bürgerlichen Gerichten nach den allgemeinen Gesetzen zu beurtheilen und zu bestrafen.

Im Kriegszustande tritt gegen den Kriegsmann disziplinarische und in wichtigen Fällen kriegsgerichtliche Bestrafung durch Arrest oder Festungsstrafe ein.

§ 139. Eine Ehrenbeleidigung, welche unter Personen des Heeres vorgefallen ist, muß, wenn sie im disziplinarischen Wege nicht zu erledigen gewesen, oder eine Ausgleichung nicht gelungen ist, nach gerichtlicher Untersuchung dem hohen Kriegsrathe zur Entscheidung vorgelegt werden. Sie kann mit Arrest und, besonders wenn dadurch die Kriegszucht zugleich verletzt ist, mit Festungsstrafe geahndet werden.

§ 140. Eine Herausforderung zum Zweikampfe und Annahme derselben sind, wenn die eine Partei nicht zum Heere gehört, in Friedenszeiten den bürgerlichen Gerichten zur Bestrafung zu überweisen und nach den allgemeinen Gesetzen zu beurtheilen.

Im Kriege ist der Kriegsmann, welcher die Herausforderung erlassen, oder angenommen hat, mit Arrest zu bestrafen.

§ 141. Wenn beide, sowohl der, welcher die Herausforderung zum Zweikampf erlassen, als der, welcher sie angenommen hat, dem Heere angehören, so ist nach vergeblich versuchter Sühne die Sache gerichtlich zu untersuchen und dem hohen Kriegsrathe zur Entscheidung vorzulegen, welchem es zusteht, die Strafen, welche er für angemessen hält, zu verhängen und die nöthigen Anordnungen zur Beilegung des Zwistes und Verhinderung des Zweikampfes zu treffen.

§ 142. Ist der Zweikampf vollzogen, so ist von dem Kriegsgerichte gegen die Duellanten und Sekundanten auf Ausstoßung oder Dienstentlassung und Verweisung der Sache an die bürgerlichen Gerichte zur Bestrafung nach den allgemeinen Gesetzen zu erkennen.

Neben der Perhorreszirung des Duells, welche diese Paragraphen in schärfster Weise zum Ausdruck bringen, muß uns der darin zum Ausdruck gebrachte Grundsatz wohlthuend anmuthen, daß selbst Militärpersonen, wenn sie sich strafbarer Handlungen schuldig machen, welche nicht streng in den Kreis militärischer Vergehen fallen, den bürgerlichen Gerichten unterstellt werden sollen. Diesem Grundsatz wird noch viel schärfer in dem dritten Absatz des Entwurfes, welcher von dem Gerichtsverfahren handelt, Ausdruck gegeben. Es heißt daselbst:

§ 154. Jedes Verbrechen, welches kein Kriegsverbrechen*) ist, ist ein gemeines Verbrechen und gehört vor die bürgerlichen Gerichte.

§ 155. Wenn im Friedenszustande durch ein und dieselbe Handlung ein gemeines und ein Kriegsverbrechen begangen worden, so ist die Untersuchung und Aburteilung dem bürgerlichen Richter zu überlassen.

§ 156. Wenn von einer und derselben Person zu gleicher Zeit ein gemeines und ein Kriegsverbrechen begangen ist, so ist nach der größeren Strafbarkeit des einen der Gerichtsstand zu bestimmen.

§ 157. Ist ein gemeines Verbrechen von einer Person des Heeres während des Kriegszustandes begangen worden, so gehört es vor die Kriegsgerichte, die Strafe ist aber nach den bürgerlichen Gesetzen der Heimath des Angeklagten zu ermessen.

Während man jetzt mit großer Zähigkeit daran festhält, daß nicht nur alle aktiven Militärpersonen wegen jeder strafbaren Handlung vor das Kriegsgericht kommen, sondern sogar frühere Militärpersonen, welche nur noch in ganz losem Zusammenhang mit der Armee stehen, als unter allen Umständen der Militärgerichtsbarkeit unterworfen ansieht, hat also schon vor länger als einem halben Jahrhundert ein königlich preußischer General-Auditeur die Kühnheit gehabt, für strafbare Handlungen, welche mit dem Militärwesen nichts zu thun haben, die bürgerlichen Gerichte für allein kompetent zu erachten, leider allerdings, ohne mit seiner Auffassung an maßgebender Stelle durchzudringen.

Weiter hat Friccius für das Militär-Gerichtsverfahren die Oeffentlichkeit verlangt; es heißt in § 197:

Die Sitzungen des Kriegsgerichts werden öffentlich gehalten, aber die Zuschauer dürfen nicht bewaffnet erscheinen, müssen ihr Haupt entblößen und sich ruhig verhalten. Sollte einer derselben die dem Gericht schuldige Achtung verletzen, so kann der Vorstand ihm sein Betragen verweisen und selbst nach dem Maße seiner Strafbarkeit Arrest bis zu 14 Tagen über ihn verhängen. Auch kann er die Zuschauer auf eine gewisse Anzahl beschränken.

In den Bestimmungen dieses Paragraphen muß uns manches merkwürdig erscheinen, so z. B. die Bestimmung, daß die Zuschauer nicht bewaffnet erscheinen dürfen, und daß sie ihr Haupt entblößen müssen, aber sie beweisen nur, daß der Verfasser gemeint hat, die Sitzungen des Kriegsgerichts würden vorzugsweise von Militärpersonen besucht werden, und diesen sollte wohl durch die ausgesprochenen Bestimmungen klar gemacht werden, daß ein Gerichtssaal ein Ort ist, in welchem man schon durch die Art seines Erscheinens der Ehrfurcht, welche man einem solchen Tempel der Gerechtigkeit schuldig ist, Ausdruck geben muß.

Wichtig aber ist die Anordnung der unbedingten Oeffentlichkeit, denn der Vorsitzende kann die Zuschauer wohl auf eine gewisse Zahl beschränken, aber er kann sie nicht ganz ausschließen, eine Bestimmung, welche weiter geht als das, was jetzt gefordert wird und was jetzt auch im bürgerlichen Strafverfahren Rechtens ist; bei diesem kann unter Umständen die Oeffentlichkeit vollständig ausgeschlossen werden.

Wie aus den mitgetheilten Stellen hervorgeht, hat Friccius in seinem Entwurf alle Forderungen aufgenommen, welche heute in Bezug auf die Reform des Militärstrafgesetzbuches und des Militärstrafverfahrens gestellt werden, ja er ist in manchen Punkten noch über das, was heute verlangt wird, hinausgegangen. Dies ist wohl weniger eine Folge davon, daß wir heute nicht ebenso weit in unseren Forderungen gehen möchten, als weil wir von vornherein überzeugt sind, mit solchen Forderungen — wie sie Friccius z. B. in Bezug auf das Duell gestellt hat, — auf unüberwindlichen Widerstand zu stoßen.

Vielleicht schöpft aber doch der eine oder der andere aus dem Umstand, daß schon in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ein Mann, dem Niemand den Vorwurf machen konnte, daß er ein Umstürzler oder ein Demokrat sei, und dem man auch nicht entgegenhalten konnte, daß er von der Sache nichts verstehe, die Kühnheit hatte, solche Forderungen zu stellen, weil er sie für gut und zweckmäßig hielt, und weil er eine solche Reform als zum Heil des Vaterlandes und der Armee dienend erachtete, seinerseits den Muth, auch heute, am Ende des XIX. Jahrhunderts, das zu verlangen, was damals die Camarilla hintertrieben hat.

Gustav Lewinstein.

*) Der Ausdruck „Kriegsverbrechen" bedeutet nicht ein Verbrechen im Kriege, sondern eine strafbare Handlung, welche auf die militärischen Verhältnisse des Angeschuldigten Bezug hat.

Eine neue Biographie Adam Smith's.

Die Biographie Adam Smith's von John Rae*) ist ein Geschenk, das hoffentlich nicht nur diejenigen werden zu würdigen wissen, welche an der politischen Oekonomie und ihrer Geschichte ein direktes Interesse haben. Zum ersten Male ist hier das Leben des großen Schotten mit all der liebevollen Ausführlichkeit dargestellt, welche dessen sittliche Vorbildlichkeit und allgemein menschlicher Werth wünschenswerth machen, zum ersten Mal sind hier alle Umstände und Beziehungen in Zusammenhang gebracht, welche Smith's Geist befruchtet, seine Gedankenwelt in ihrer Entwicklung gefördert und ihn für seine unsterbliche wissenschaftliche Leistung reif gemacht haben. Rae's Buch zeichnet sich aus durch eine musterhafte Einfachheit der Schreibweise, durch eine solche Klarheit in der Anordnung des Stoffes und durch eine so gründliche Abwesenheit der modernen Sucht, den eigenen Geist auf Kosten des zu behandelnden Gegenstandes und der Objektivität des Urtheils leuchten zu lassen, daß es an die vielgerühmten und, wie es scheint, für Deutsche nicht leicht erreichbaren Vorzüge der englischen Biographik erinnert. Man denke an die weltgeschichtliche Laufbahn des Buches, das 1776 mit seinen „Untersuchungen über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums" ans Licht trat. Daß der große David Hume, daß Gibbon, Ferguson und so viele andere Gelehrte von Ruf das Buch gleich bei seinem ersten Erscheinen als ein ungewöhnlich bedeutungsvolles begrüßten, wird man vielleicht als vollen Beweis seiner wirklichen Bedeutung nicht gelten lassen, da es den Gelehrten nicht selten unterläuft, sich über den Werth von Büchern, welche die Praxis des wirthschaftlichen Lebens aufzuhellen und dadurch es zu leiten bestimmt sind, anfänglich gründlich zu täuschen. Bezeichnender ist es, daß der Schatzkanzler Lord North das Budget der nächsten Jahre (1777 und 1778) nach den Anregungen gestaltete, die er aus dem „Wealth of Nations" schöpfte; er ernannte auch, obwohl selber konservativ, den liberalen Smith zum Danke für die Unterstützung durch sein Buch zum Steuerrevisor in Edinburg mit einem Jahresgehalt von 600 Pfd. Sterl. Wie unentbehrlich das Werk Smith's den Stein, Schön, Hardenberg nach ihren eignen Bekenntnissen für die Reorganisation des preußischen Staates nach den freien Grundsätzen der Volkswirthschaft wurde, ist hinreichend bekannt. In England selbst wurde es später der mächtigste Hebel zur Herbeiführung des Freihandels, und thatsächlich gab es bis in die Mitte dieses Jahrhunderts hinein kaum einen praktischen Staatsmann in der zivilisirten Welt, der seine ökonomische Bildung nicht zum großen Theil dem Werke Adam Smith's verdankte. In der Schätzung vieler frommen Engländer kam das Buch gleich nach der Bibel, hinter deren Verbreitung es, als größeres Buch, kaum allzu sehr zurückblieb. So durfte Buckle 1857 erklären, die Untersuchungen über den Nationalreichthum seien ihrer Wirksamkeit nach das wichtigste Buch, das wahrscheinlich je geschrieben worden. Rae schont nicht nur des Lesers Begeisterungsfähigkeit, sondern weiß auch von seiner Diktion jede chauvinistische Färbung fernzuhalten, welchen Vorzug gerade hervorragende deutsche Nationalökonomen (z. B. Held, Eisenhart) oft vermissen lassen.

Der Verlauf von Adam Smith's Leben wurde durch seine Reisen und die Beziehungen, in welche sie ihn zu den

*) London, Macmillan u. Co., 1895.

führenden Geistern des damaligen Europa brachten, bewegter als das der meisten großen Gelehrten. Er wurde am 5. Juni 1723 zu Kirkcaldy bei Edinburg geboren. Nach einer tüchtigen Vorbildung auf dem vorzüglichen Glasgower College bezog er mit 17 Jahren die Universität Oxford. Aus Smith's Schriften weiß man, mit welcher Gründlichkeit die Dozenten Oxfords im vorigen Jahrhundert auf jede Lehrthätigkeit verzichtet hatten, und Gibbon und J. Bentham sprachen nicht lange hernach mit gleicher Verächtlichkeit wie Smith von dieser Bildungsstätte, die in Wahrheit eine Brutstätte des wohlbeschäftigten Müßiggangs und der damit verknüpften Klatsch- und Skandalsucht war. Bei Disputationen pflegten Respondenten und Opponenten die vorgeschriebene Zeitlänge im tiefsten Stillschweigen, ein jeder in die Lektüre des neuesten Moderomans vertieft, zuzubringen; nach dieser wissenschaftlichen Leistung wurde der akademische Grad ertheilt. Für Smith war jedoch, wie man sich denken kann, der sechsjährige Aufenthalt in Oxford nicht verloren, er legte im Gegentheil mit Hilfe der Bibliothek des Balliol College, dem er zugehörte, den Grund zu seiner staunenswerthen Belesenheit in griechischen, lateinischen, italienischen, französischen und englischen Klassikern, indem er zugleich seinen Neigungen für Mathematik und Astronomie nachging. Durch seinen unermüdlichen Fleiß scheint seine Gesundheit jedoch schon hier die erste Erschütterung erfahren zu haben. Er siedelte sich hierauf in Edinburg an. Ueber seinen eigentlichen Beruf war er vorläufig noch ganz im Unklaren, denn er suchte ihn zunächst auf — litterarischem Felde. Seinem guten Geschmack konnte sein völliges produktiv poetisches Unvermögen nicht lange verborgen bleiben, alle Zeugnisse sprechen aber dafür, daß Smith ein hervorragender Nachempfinder gewesen ist. Trotzdem müssen wir aus der Thatsache, daß Smith ganz im Gegensatz zu seinem Freunde Hume, der vor Lessing die Fahne Shakespeare's hochhielt, im französischen Geschmacke seiner Zeit befangen blieb, schließen, daß ihm als litterarischem Kritiker die Gabe der Originalität abging. In Edinburg hielt Smith drei Winter hinter einander Vorlesungen über die englische Litteratur, die ihm nicht nur die erstaunliche Summe von je 100 Pfd. Sterl., sondern die Berufung in die Professur der Moralphilosophie an der Universität Glasgow im Jahre 1751 eintrugen, und da hier das Gebiet, über das sich seine Vorlesungen zu verbreiten hatten, neben der natürlichen Theologie und Ethik auch die Jurisprudenz und Politik umfaßte, so trat er seiner eigentlichen Lebensarbeit schon näher. Smith selbst bezeichnete seine dreizehnjährige Lehrthätigkeit in Glasgow als die nützlichste und darum glücklichste Zeit seines Lebens, und Rae führt sehr schön aus, wodurch diese Zeit dem großen Wirthschaftstheoretiker so nützlich wurde.

Glasgow war, als Smith hinkam, eine kleine Provinzialstadt von 23 000 Einwohnern; vor der Vertiefung des Clyde hatte das Tonnengeld insgesammt jährlich 8 Pfd. Sterling betragen, und oft war wochenlang kein Mast im Hafen sichtbar. Das änderte sich nun fast wie mit einem Zauberschlage, und Smith sah, was genialer Unternehmergeist werth war. Die Provinzialstadt wurde zur großen Handelskapitale, ihre Schiffe tummelten sich auf allen Meeren, ein riesiger Kolonialverkehr entwickelte sich, der westindische Tabakhandel ward von den Glasgower Kaufherren ganz monopolisirt, der Mittelhandel nach allen europäischen Häfen fiel, da die fremden Länder den Tabak nicht direkt einführen durften, gleichfalls den Rhedern in Glasgow zu, die Entwicklung der heimischen Industrie hielt gleichen Schritt, Eisen-, Kupfer- und Zinnwerke wurden eröffnet, große Töpfereien und Gerbereien angelegt, Teppichmanufakturen errichtet, ein Trockendock und der Kanal zum Forth für die Bedürfnisse des Handels mit dem baltischen Meer gebaut, zwei große Banken gegründet, und all das drängte sich in die kurze Spanne von zwanzig Jahren um die Mitte des Jahrhunderts zusammen. In solcher Umgebung eines aufblühenden Welthandels bewegte sich Adam Smith, und der Einfluß hiervon macht sich auf jeder Seite seines Werkes bemerkbar: in der scharfen Hervorhebung des Prinzips der Arbeitstheilung, in der Werthschätzung des kaufmännischen Unternehmergeistes als eines in wirthschaftlicher Hinsicht produktiven und der agrarischen Thätigkeit gleich zu erachtenden Faktors, in seiner Kenntniß der Kolonialpolitik, vor Allem aber in seiner tiefen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Aufhebung der Handelsbeschränkungen.

Ein Kaufherr von königlichem Wuchse, Andrew Cochrane, hatte in den Vierzigern einen Klub gegründet, der sich wöchentlich einmal ausdrücklich zu dem Zwecke versammelte, „die Natur und die Prinzipien des Handels in allen seinen Zweigen zu untersuchen und Erfahrungen und Gedanken hierüber einander mitzutheilen". Dieser Cochrane war Smith's bester Freund, und diesem Klub gehörte Smith an. Die Diskussion in ihm drehte sich vorzugsweise um Schutzzoll oder Handelsfreiheit, da die Aufhebung der Handelsbeschränkung auf importirtes Rohmaterial für die Glasgower eine Lebensfrage war. In seinen Vorlesungen hatte Smith von Anfang an den Freihandelsstandpunkt vertreten, und bevor er Glasgow verließ, hatte er dessen führende Männer zu seinem Standpunkt bekehrt. 1763 bekannte der berühmte Merkantilist Sir James Stewart offen, es sei unnütz, die „Glasgower Theoretiker" überzeugen zu wollen; Smith hätte sie ganz für die freie Einführung des Getreides gewonnen. Es ist bezeichnend, daß Smith sich 1755 genöthigt sah, in einer ökonomisch-politischen Gesellschaft zu Glasgow — der ersten vielleicht, die überhaupt irgendwo bestand — sein Urheberrecht auf das Freihandelssystem mit allem Nachdruck und einer gewissen Leidenschaftlichkeit auf seine wissenschaftlichen Ansprüche geltend zu machen. Er erklärt, „unzählige" Zeugen beibringen zu können, daß er im Winter 1749 als Lektor zu Edinburg ungefähr Folgendes ausgeführt habe:

„Politiker und Projektenmacher betrachten die Menschen insgemein als das Material zu einer Art politischer Mechanik und stören dadurch die Natur in ihrer Einwirkung auf menschliche Dinge; das einzige Erforderniß aber ist, sie (die Natur) unbehelligt zu lassen und ihr die Freiheit zu geben, ihre Zwecke zu betreiben, damit sie diese zur Erscheinung bringe und wirklich mache. . . Um einen Staat aus dem Zustande der tiefsten Barbarei in den des höchsten Wohlstands überzuführen, bedarf es nur des Friedens, geringer Steuern und einer leidlichen Gerechtigkeitspflege; alles Uebrige besorgt der natürliche Verlauf der Dinge. Alle Regierungen, welche diesen natürlichen Verlauf durchkreuzen, welche den Naturprozeß in einen andern Kanal zwingen oder den Fortschritt der Gesellschaft an einem besonderen Punkte aufhalten wollen, sind unnatürlich und um ihrer Selbsterhaltung willen gezwungen, einen tyrannischen Druck auszuüben."

Man erkennt, daß mit diesen Worten das wirthschaftliche Laissez faire umschrieben ist, wie es sein großes Werk später wissenschaftlich begründen sollte.

Noch aber war ein weiter Weg bis zu diesem zurückzulegen. Es war ursprünglich als vierter Theil einer Moralphilosophie gedacht, wie er sie in seinen Vorlesungen zu behandeln pflegte und die er in vier Theile zerlegte: in die natürliche Theologie oder Vernunftreligion, die subjektive Sittenlehre oder Ethik, das Naturrecht und endlich die Lehre vom öffentlichen Nutzen oder Nationalökonomie. Der Glasgower Aufenthalt brachte den zweiten Theil zur Reife, der 1759 als „Theorie der moralischen Empfindungen" veröffentlicht wurde. Smith stellte sich mit diesem Buche gleich unter die ersten philosophischen Schriftsteller seiner Zeit, die geistigen Führer seiner Nation, Hume, Burke, Gibbon erkannten ihn als ebenbürtig an, und als er wenige Jahre hernach Paris aufsuchte, öffneten sich ihm auf Grund dieser Leistung alle Thüren und Thore. Wir betrachten heute die Theorie der moralischen Empfindungen als den Schlußstein der schottischen Moralphilosophie, die von Hutcheson begründet, von Hume weiter ausgeführt und von Smith zum Abschluß gebracht wurde. Dauernden Nachruhm hätte ihm diese Leistung jedoch schwerlich eingetragen. Mindestens aber sieben Jahre vor dem Erscheinen seiner Moralphilosophie hatte Smith den Plan zu seinem großen Werke gefaßt, das er in seiner Theorie der moralischen Empfindungen also ankündigt:

„In einer anderen Abhandlung will ich versuchen, Rechenschaft abzulegen von den allgemeinen Prinzipien der Gesetzgebung und Regierung wie von den verschiedenen Umwälzungen, die sie nicht nur in Bezug auf

die Rechtspflege, sondern auch auf die Staatseinkünfte, die Heereseinrichtungen und sonstige Institutionen zu erleiden hatten."

Seine mehrjährigen Reisen, die sich an den Glasgower Aufenthalt anschlossen, brachten ihn der Ausführung dieses Planes näher, und damit beginnt die zweite große Phase in seiner geistigen Entwicklung.

Im Anfang des Jahres 1764 legte er seine Professur nieder und stellte sich dem jungen Herzog von Buccleugh als Reisebegleiter zur Verfügung. Die Bedingungen waren glänzende. Die Reise wurde im Februar 1764 angetreten und im November 1766 beendigt, das Verhältniß dauerte also etwa zweidreiviertel Jahre, dafür erhielt Smith neben freier Reise und Verpflegung 300 Pfd Sterl. jährlich Gehalt und die gleiche Summe als lebenslängliche Pension. Da Smith nach seiner Heimkehr noch vierundzwanzig Jahre lebte, um die Pension zu genießen, so erhielt er für eine kaum dreijährige Thätigkeit 8000 Pfd. Sterl. Ferguson, Smith's Nachfolger in der Glasgower Professur, erhielt für eine zweijährige Erzieherthätigkeit auf ähnliche Weise 9000 Pfd. Sterl. in der Familie des Grafen Chesterfield. Heute werden, vielleicht mit Ausnahme Englands, dergleichen Primadonnengagen wohl kaum irgendwo in Europa oder Amerika an selbst bedeutende Gelehrte gezahlt. Für Smith also, der große litterarische Pläne im Kopfe trug und nur bedacht war, Muße für sie zu schaffen, mußte naturgemäß ein solcher Posten viel Reizvolles haben. Ueberdies war er mit keinen irgendwie lästigen Funktionen verknüpft. Smith behielt genug freie Zeit, um seinen Studien obzuliegen, sein Pflegebefohlener, ein begabter, auch sittlich gut veranlagter Jüngling machte ihm wenig zu schaffen, der Verkehr in den vornehmsten Zirkeln, zu denen er allein schon durch die Beziehungen des jungen Herzogs Zutritt erhielt, verschafften ihm die angenehmste, sonst nie genossene Zerstreuung, der Ruf als Philosoph, der ihm vorausging und den Hume in seinem großen und höchst einflußreichen Pariser Bekanntenkreise zu verbreiten beflissen war, erhöhte die Bereitwilligkeit maßgebender Persönlichkeiten, ihn mit den fremden Verhältnissen, mit Land und Leuten, für die Smith eine herzliche Sympathie hatte, bekannt zu machen, und so gab ihm die neue Stellung reichlich Gelegenheit, spielend Erfahrungen zu sammeln, welche für seine Arbeiten überaus werthvoll waren.

Smith sah wohl, daß Frankreich politisch und wirthschaftlich durch die erbärmliche Privilegienwirthschaft der herrschenden Stände wie durch die Geldgier der königlichen Intendanten schwer erschüttert war, die Katastrophe hielt er jedoch noch nicht für unabwendbar. Er hatte sich allerdings zuerst nach Toulouse begeben und befand sich somit in derjenigen Provinz, die unter 32 fast allein gesund am französischen Staatskörper geblieben war. In Languedoc erkannte Smith den Segen einer von echtem Gemeingeist beseelten Lokalregierung, die, durch ein Wunder von der Zentralregierung unabhängig geblieben, eine Belgien an Ausdehnung übertreffende Provinz musterhaft verwaltete; vor allem war der Bauernstand bereits thatsächlich frei und waren die Lasten gleichmäßig vertheilt. Smith eilte nach Montpellier, um den Berathungen der Provinzialstände von Languedoc beizuwohnen; hernach sprach er sich mit allem Nachdruck für die Verwaltung der Provinzen durch lokale Körperschaften aus, was ihm als Engländer zwar geläufig, für Frankreich aber eine neue, freilich auch von Turgot und Gleichgesinnten gestellte Forderung war.

An eine Tour durch Frankreich schloß sich ein zweimonatlicher Aufenthalt in der Republik Genf, für die Smith, wie für alle republikanischen Einrichtungen, eine so große Vorliebe an den Tag legte. Merkwürdigerweise vollzog sich gerade unter seinen Augen Genfs Uebergang aus einer Aristokratie von 200 bevorrechteten Familien zu einer echten demokratischen Republik; daher erschien ihm Genf durchaus nicht „als das langweilige Kloster mit einigen vernünftigen Leuten darin", wie Voltaire die schöne Stadt genannt hatte. Zudem hatte für Smith der Aufenthalt in Genf noch den unbezahlbaren Vorzug, ihn mit Voltaire in persönliche Berührung zu bringen. Seine Verehrung für den Weisen für Ferney kannte keine Grenzen. Als er in seinen letzten Lebensjahren einem französischen Freunde die Büste Voltaire's zeigte, sprach er die bezeichnenden Worte:

„Die Vernunft schuldet ihm unendlichen Dank. Die Spottsucht und den Sarkasmus, den er so reichlich an Fanatikern aller Sekten ausließ, hat den Verstand der Menschen befähigt, das Licht der Wahrheit zu ertragen und sie für diejenigen Kenntnisse vorbereitet, nach denen jeder intelligente Mensch streben sollte. Er hat für das Wohl der Menschheit viel mehr erwirkt als jene ernsten Philosophen, deren Bücher nur von Wenigen gelesen werden. Voltaire's Schriften sind für Alle geschrieben und von Allen gelesen."

Diese Worte lassen deutlich erkennen, aus welchem Geiste der „Wealth of Nations" geboren wurde. Aggressiv hat übrigens Smith sein Freidenkerthum nur ein einziges Mal werden lassen, als er den Senat der Universität Glasgow um die Erlaubniß bat, seine Vorlesungen nicht mit einem Gebet eröffnen zu müssen; was natürlich abschlägig beschieden wurde.

Die angeregteste Zeit verlebte Smith jedoch in Paris. Seine Aufnahme in der Gesellschaft war glänzend, obwohl er sich etwas linkisch benahm und nicht eigentlich ein guter causeur war. In den Salons der Gräfin Boufflers, der Madame Riccoboni, des Fräuleins von Espinasse wurde er öfters gesehen, beim Baron Holbach und bei Helvetius war er kein seltener Gast und nahm an ihren philosophischen Diners Theil, im Hause Neckers, von dessen Fähigkeiten er eine geringe Meinung hatte und dessen Ruhm er den Untergang weissagte, sobald er auf die Probe gestellt würde, ging er aus und ein, mit den Philosophen, Encyklopädisten und Litteraten, welche die regelmäßigen Generalstaaten der Philosophie bildeten, den Turgot, Diderot, d'Alembert, Marmontel, Raynal, Galiani, verkehrte er auf vertrautem Fuße, ebenso mit den jüngeren Oekonomisten, die sich um ihr Haupt Quesnay, den Physiokraten, schaarten, zudem besuchte er als eifriger Theaterfreund tüchtig die Schauspielhäuser: es konnte nicht fehlen, daß bei diesem Verkehr Smith's Gesichtskreis sich beträchtlich erweiterte. Wurde ihm der Gesellschaftstrubel zu stark, so flüchtete er sich aus ihm zu seinen ökonomischen Freunden, um mit ihnen „das Bank- und Kreditwesen und andere Punkte im großen Werke zu besprechen, das Smith damals plante". So berichtete später einer von denen, mit welchen er am eifrigsten über diese Dinge sich zu unterhalten pflegte, der Abbé Morellet, der überhaupt zu Smith's vertrautesten Freunden in Paris gehörte. Aus dem Gedankenaustausch, den Smith hier mit Turgot und anderen Physiokraten gepflogen hat, hat man schließen wollen, daß Smith ihnen seine Hauptlehren verdanke. Ueber den Einfluß der Physiokraten auf das Smith'sche System, der ebenso wenig zu leugnen ist wie die Abhängigkeit dieses und des physiokratischen Systems von dem Naturrecht des siebzehnten Jahrhunderts, gibt jetzt Wilhelm Hasbach in seinen Untersuchungen über Adam Smith*) allen erwünschten Aufschluß. Smith gedachte sogar sein großes Werk Quesnay zu widmen, wenn dieser bis zu dessen Veröffentlichung am Leben bliebe. Aber von einem sklavischen Schülerverhältniß oder selbst von einem Verhältniß wie zwischen Jünger und Meister ist bei ihnen keine Rede. Smith hat sechzehn Jahre, bevor er die Physiokraten persönlich kennen lernte, die zwei Hauptwahrheiten verkündet, welche auch sie lehrten: 1. daß der Reichthum eines Landes nicht in seinem Golde oder Silber bestehe, sondern in seinem Vorrath konsumirbarer Güter; 2. daß der wahre Weg nicht darin liegt, Vorrechte zu stiften und Beschränkungen aufzuerlegen, sondern darin, den Produzenten ein freies Feld der Bethätigung aber keine Vergünstigungen zu gewähren. Dies hatte Smith bereits 1750 gelehrt, und Quesnay hatte darauf Bezügliches erst 1756 veröffentlicht. Trotzdem hat er natürlich von ihm und seiner Schule gelernt, deren Lehre trotz aller ihrer Unvollkommenheiten er die größte Annäherung an die Wahrheit nennt, welche bisher auf dem Felde der politischen Oekonomie erreicht sei.

*) Leipzig 1891.

Bald nach seiner Rückkehr nach England siedelte er sich in seinem Geburtsort Kirkaldy an und verlebte hier an der Seite seiner Mutter die nächsten sechs Jahre in tiefster Zurückgezogenheit, völlig in seiner großen Arbeit aufgehend. Gepflegt von seiner Mutter, umgeben von seinen Büchern, die ihm wie vertraute Freunde ans Herz gewachsen waren, mit einer Aufgabe ringend, die jede Fiber in ihm spannte und zwar frühzeitig seine Lebenskraft verzehrte, ihn aber dafür mit allen Freuden des Forschens beschenkte, im erfrischenden Verkehr mit den einfachen Leuten, die er von Jugend auf gekannt hatte, die Arbeit durch tägliche Spaziergänge in der romantischen Gegend unterbrechend: so verlebte Smith seine letzten kräftigen Mannesjahre. Als die Arbeit im Großen gethan war und das Manuskript zum „Wohlstand der Nationen" einigermaßen die Druckreife erlangt hatte, war seine Kraft gebrochen. Im Frühjahr 1773 machte sich Smith mit dem Manuskript nach London auf, um ihm hier den letzten Schliff zu geben und es dem Verleger in die Hände zu legen. Er irrte sich jedoch in Bezug auf die Druckreife seines Werkes. Drei weitere Jahre angestrengter Arbeit in London vergingen, ehe es veröffentlicht werden konnte. Ein großer Theil des Buches, wie wir es kennen, scheint in London geschrieben, ganze Kapitel scheinen hier vollständig umgearbeitet worden zu sein. Insbesondere sind ohne Zweifel alle auf koloniale oder amerikanische Angelegenheiten bezüglichen Bemerkungen des Buches in der englischen Hauptstadt geschrieben worden, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Gespräche mit Franklin, den Smith 1759 in Edinburg kennen gelernt hatte, für ihre Auffassung entscheidend geworden sind.

Endlich, am 9. März 1776, erschien das Buch, das sofort auch einen unerwarteten buchhändlerischen Erfolg hatte, obwohl sein Inhalt für den Durchschnittsleser gewiß nicht leicht verständlich war und Besprechungen in Zeitschriften ihm nicht zu Hilfe kamen. Das Honorar dafür scheint 500 Pfd. Sterling betragen zu haben. Smith lebte nach, nachdem er sich seiner Gewissensarbeit entledigt hatte, vierzehn Jahre als Steuerrevisor in Edinburg; lange genug, um sein Werk eine Kulturmacht werden zu sehen.

S. Saenger.

Als der Großvater die Großmutter nahm.

Wie mich dies „Liederbuch für altmodische Leute"*) an meine Kinderzeit erinnert hat! Es war so recht eine Lektüre für die Weihnachtstage. Nur weniges steht in diesem Liederbuch, das ich nicht gekannt hätte. Vieles hatte ich vor länger als einem Menschenalter auswendig gelernt, und sobald die verschollenen Reime wieder an mein Ohr klangen, setzte sich der auf Jugendeindrücke so leicht reagirende Gedächtnißapparat in Bewegung, und es zeigte sich, daß ich gar manche wundersame Geschichte in den schönsten Reimen noch heute „hersagen" konnte, von deren Existenz sich die Schulweisheit meiner Kinder nichts träumen ließ. Treffliche Sachen fand ich wieder von Langbein und Pfeffel, Gellert und Claudius, Gleim und Hölty, Gökingk und Hagedorn und Lichtwer und vielen Anderen, die sämmtlich — um das gräßliche Wort „Moderne" zu gebrauchen — zur „Unmoderne" gehören. Diese „Unmoderne" weiß nichts vom Uebermenschen, vom Symbolismus und von schillernden Phrasen; sie hält auf ganze Gefühle und Klarheit im Ausdruck. Die Moral ist einfach und deutlich, und damit man über die Absichten des Dichters nicht im Unklaren bleibt, so wird sie mit Vorliebe am Schlusse der dargestellten Begebenheit noch einmal in kurzen Worten zum Ausdruck gebracht. Wie packend schließt z. B. Lichtwer seine Geschichte von der Schlange in Afrika, —

Die alle Thier' ohn' Ursach biß,

und die einst im Grase spielend ihren eigenen Schatten für eine fremde Schlange nahm:

Da biß sie, weil sie es nicht wußte,
Mit einer solchen Wuth nach sich,
Daß sie sofort verrecken mußte.
Daran, Verläumder, spiegle Dich.

Solche liquide Moral gehört zur Geschichte, wie der Punkt aufs i. Es ist aber weniger die Lehrhaftigkeit des Schulmeisters, als die sinnige und naive Weisheit des Alters, die zum Ausdruck kommt.

Du hast das nicht, was Andre haben,
Und Andern mangeln Deine Gaben;
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.

Diese an die Erzählung vom Blinden und Lahmen angeknüpfte Philosophie des braven Gellert klingt recht altbacken, aber ist es nicht, bei Licht besehen, eine gereimte Uebersetzung der berühmten Stelle aus Aristoteles' Ethik vom Zoon politicon, die da lautet: „Der Mensch ist ein politisches Wesen und von Natur zum Zusammenleben mit Andern geschaffen"?

Und wenn derselbe Gellert uns die Geschichte vom grünen Esel zum Besten gibt und daran die Mahnung knüpft:

Ein Ding mag noch so närrisch sein,
Es sei nur neu, so nimmt's den Pöbel ein:
Er sieht, und er erstaunt; kein Kluger darf ihm wehren,

so liegt auch darin eine tiefe Lebensweisheit, die selbst unsere klügsten Politiker nicht außer Acht lassen sollten.

Ein Ding mag noch so närrisch sein,

man denke an den Antrag Kanitz oder den Bimetallismus,

Es sei nur neu, so nimmt's den Pöbel ein.

Aber Gellert läßt uns nicht ohne Trost.

Es kommt die Zeit und denkt an ihre Pflicht:
Denn sie versteht die Kunst, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen oder nicht.

Was in diesen alten Liedern — die Sammlung bewegt sich in dem Jahrhundert von 1740 bis 1840 — ferner erfrischend berührt, das ist die resolute Manier, mit der die Strafe der Schuld auf dem Fuße folgt. Wenn Franz und Fritz verbotener Weise mit Schießgewehr spielen, so begnügt sich Gökingk nicht einmal mit dem Tode des einen Knaben, sondern der zweite muß ebenfalls daran glauben. Auch Tiedge's Helmut:

Helmut war ein Friedensstörer,
Zankt' und that nie seine Pflicht,
Machte seinem guten Lehrer
Viel Verdruß und folgte nicht:

fällt bekanntlich vom Baum und bricht Hals und Beine. Selbst den Näscher ereilt der bittere Tod.

Vergebens war's, um Hilfe flehen,
Sein Naschen bracht' ihn mördrisch um;
Was er für Zucker angesehen,
War größtentheils Arsenicum.

In der berühmten Lichtwer'schen Katzengeschichte, die mit den Worten beginnt:

Thier und Menschen schliefen feste,

ist der Dichter, um den Nachweis zu führen, daß

Blinder Eifer schadet nur,

nicht damit zufrieden, daß Spiegel, Uhr und Schalen zerschmettert werden, der Hausherr muß auch noch „zwo Reihen Zähne" einbüßen, eine Zumuthung, die in der

*) Im Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig bereits in dritter — vermehrter und verbesserter — Auflage erschienen.

Klippschule, woselbst ich zuerst mit dieser Perle der Poesie bekannt gemacht wurde, einem kleinen Kerl so wenig glaubhaft erschien, daß er aus „zwo Reihen Zöhne“ konsequent „zwo reine Zähne“ machte.

Mit diesem Mangel an Sentimentalität hängt es auch wohl zusammen, daß keine Spur von Pessimismus in all den Liedern steckt.

Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht:

auf diesen Ton kehrt die Stimmung immer wieder zurück. Nebenbei bemerkt: es sind jetzt genau hundert Jahre vergangen, als dies Lied, von Martin Usteri, zum ersten Male gedruckt wurde. Was hat unsere Erde in diesen hundert Jahren alles durchgemacht und was ist in diesem Säkulum alles gedruckt worden. Ob wohl viel darunter ist, was sich so lebenskräftig erweisen wird, wie Usteri's freundlicher Rath:

Pflücket die Rose,
Eh sie verblüht.

Und welche dichterische Kraft strömt erst durch Mathias Claudius' feuchtfröhliche Gesänge.

Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer!

Im Rathskeller zu Bremen hat Arthur Fitger Mathias Claudius dargestellt, wie er mit Anakreon Brüderschaft trinkt. Das Paar paßt zu einander, wie Ebierwein zu Rüdesheimer.

Zahlreich sind in dieser Sammlung die Lieder, welche Komponisten gefunden haben und so auf Flügeln des Gesanges zur Unsterblichkeit gelangten. Von vielen dieser Gesangstücke war der Name des Dichters ebenso in Vergessenheit gerathen, wie der des Komponisten. Die Sammlung setzt fast allenthalben die Vergessenen wieder in ihre Rechte ein.

In einem Anhang werden auch Arien und Duette aus bekannten Opern der Epoche von 1740 bis 1840 zum Abdruck gebracht. Lortzing's Czar spielt „mit Szepter, mit Krone und Stern“, wir hören die „letzte Rose“ aus Martha, Raimund's Valentin singt sein Hobellied. Mozart's Don Juan, Entführung aus dem Serail, Zauberflöte liefern ein starkes Kontingent zu dieser Auswahl, aber auch Marschner ist mit dem Trinklied aus dem Vampyr: „Im Herbst da muß man trinken“ und mit „des Narren Sprüchelein“ aus Templer und Jüdin vertreten. Natürlich fehlt auch der Freischütz nicht. Aus Opern wie die „Schweizerfamilie“, „Das unterbrochene Opferfest“, „Die zwei Schwestern aus Prag“ u. s. w., die man heute nur noch in einigen melodiösen Ueberbleibseln kennt, erhält der Leser ebenfalls einige Proben.

So führt uns denn das — obendrein hübsch ausgestattete — Buch in eine entschwundene Welt, die dem heutigen Empfindungsleben sehr fern zu stehen scheint, aus der aber dennoch zahlreiche Fäden bis in die Gegenwart hineinleiten. Man erkennt aufs Neue, wie langsam Wandlungen im Empfindungsleben eines Volkes sich vollziehen, und wie fest gerade durch Melodien und Reime die eine Epoche mit der anderen verknüpft wird. Von vielen Liedern sind oft nur ein paar Zeilen im Gedächtniß des Volkes geblieben, aber diese haften mit merkwürdiger Zähigkeit darin.

Ist denn Lieben ein Verbrechen?
Soll man denn nicht zärtlich sein?

kennt jeder, aber wer hat das ganze Lied gehört, und wer weiß, von wem es stammt? Selbst Gustav Wustmann, der kundige Herausgeber der vorliegenden Sammlung, bleibt in diesem Falle die Antwort schuldig.

Wir aber wollen ihm für das Gebotene den Dank nicht schuldig bleiben und empfehlen dies „Liederbuch für altmodische Leute“ angelegentlichst.

Ferdinand Svendsen.

Sozialistische Strömungen im Zeitalter Jesu.

I.

Das erste Lallen, welches der Welt die Geburt des Christenthums verkündete, war eine Heilsbotschaft an die Armen. An diese und nur an diese, von der Geld- und Geistesaristokratie arg vernachlässigten und vielfach hart bedrückten Proletarier erging der mächtig ergreifende Erlösungsruf des Evangeliums: „Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.“

Die älteste christliche Gemeinde war denn auch in der That eine Gemeinde von Armen, daher sie den Namen Ebioniten führte.

Das Christenthum war aus einer sozialistischen Bewegung hervorgegangen, welche damals die breiten Volksschichten ergriffen hatte, einer Bewegung, die von gebildeten griechischen Juden bis in das Herz Judäas hineingetragen wurde. Dieser Sozialismus war aber in erster Linie ein idealer, will sagen, ein religiöser, und lassen sich die Anfänge desselben zurück bis in das zweite vorchristliche Jahrhundert verfolgen.

Um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts ertönt aus dem gebildeten Alexandria eine Volksstimme, welche, um sich die weiteste Verbreitung und intensives Gehör zu sichern, in das sibyllische Gewand schlüpft und allen Völkern der Erde das Herannahen einer glücklichen Zeit verkündet, deren Flügelschlag sie schon rauschen hört, deren mächtiges Ringen sie in scharf markirten Umrissen zeichnet. Diese Volksstimme, die „sibyllinischen Orakel“, welche uns die Kirche, der sie heilig galten, erhalten,*) verkündet uns in unzähligen griechischen Hexametern, daß das Heil der Welt von den Juden kommen werde und schildert diese Letzteren im Gegensatze zu dem sündhaften Heidenthum folgendermaßen: „Sie aber sind nur darauf bedacht, Gerechtigkeit und Tugend zu üben. Sie besitzen nicht Geldgier, welche den sterblichen Menschen unzählige Uebel gebiert: den Krieg und den schrecklichen Hunger. Auch haben sie ein richtiges Maß in den Dörfern und Städten, vollführen keinerlei Diebstahl des Nachts...... Der Nachbar verrückt nicht dem Nachbarn die Grenzen des Ackers, und der reichere Mann bereitet nicht Kränkung dem ärmeren ..... vielmehr leistet er ihm Hilfe, begegnet der Noth und ist den Armen ein glücklicher Helfer, denn er macht sie zu Theilnehmern der eigenen Ernte, erfüllend den Wortlaut des göttlichen Gebotes: gab doch der Himmlische Allen die Erde gemeinsam“.**)

Alle Menschen — so lautet die in der vorchristlichen alexandrinisch-jüdischen Litteratur immer wieder zum Ausdruck gelangende Anschauung — sind von Natur gleich, aber auch von Natur gut. Nur der harte Kampf ums Dasein, erzeugt durch die große Ungleichheit des Besitzes, verschlechtere die Sitten. Dort, wo diese Kämpfe nicht vorhanden, da zeige sich überall die gute Gesinnung, welche Gott allen Menschen auf gleiche Weise ins Herz gelegt habe: „denn Allen“, so wiederholt die Sibylle, „gab ja der Himmlische die Erde gemeinsam, und Allen hat er in die Brust eine treffliche Denkart gepflanzt“.***) — An allem Unglück in der Welt, an allen Kämpfen und Zerrüttungen

*) Die in Rede stehenden Sibyllen wurden als autoritative Quellen von hervorragenden Kirchenschriftstellern und Vätern des zweiten und der folgenden Jahrhunderte in ihren Auseinandersetzungen mit den Heiden citirt. So von: Athenagoras, Theophilus, Justin, Clemens Alexandrinus, Lactantius, Eusebius, Augustinus u. a. (Sie hatten keine Ahnung von der jüdischen Autorschaft dieser sibyllischen Gedichte.)

**) Oracula Sibyllina III, 225 ff.: *Πᾶσι γὰρ οὐράνιος κοινὴν ἐτελέσσατο γαῖαν.*

***) Das. III, 261 f.

trägt die Gier nach materiellem Besitz Schuld: „Sieht man näher zu“ — so klagt der Jude Philo, ein älterer Zeitgenosse Jesu — „so findet man, daß die größten Kämpfe zwischen Personen und Staaten vormals, gegenwärtig und in Zukunft, entweder wegen der Schönheit einer Frau, oder um des Geldes oder um irgend eines anderen materiellen Vortheils willen geführt werden; niemals aber wegen der Bildung oder Tugend, der höchsten geistigen Güter und der besten in uns. Diese haben niemals inneren oder äußeren Krieg verursacht. Sind sie doch von Natur friedlich, da bei ihnen Gesetzlichkeit und alle edelsten Eigenschaften vorwalten. Alle Zerrüttung und aller Streit aber entstehen den Menschen um nichts anderes als um Schatten“.*)

Mit noch größerer Schärfe geißelt eine spätere, schon in die urchristliche Zeit hineinreichende Sibylle die Gier nach Besitz: „das Streben nach Reichthum“, so läßt sie sich vernehmen, „ist die Mutter jeder Schlechtigkeit. Verlange nicht nach Gold oder Silber, ein zweischneidiges, das Herz durchbohrendes Eisen liegt darin. Silber und Gold sind stets für den Menschen ein Fallstrick. Wärest du, o Gold, du Quelle aller Uebel, Urheberin alles Unglücks und aller Vernichtung doch nicht ein begehrliches Unheil für die Menschen geworden! Denn um deinetwillen werden Kriege geführt, wird geraubt und gemordet, befeinden Kinder die Eltern, Geschwister die nächsten Verwandten“.**)

Welches aber ist das Zukunftsideal dieser den Reichthum so sehr verachtenden alexandrinischen Juden, deren durchgeistigter, mit griechischen Anschauungen versetzter Mosaismus unter den großen Massen der griechischen Juden der weiten Diaspora herrschend geworden war? Nun die Sibylle enthüllt es uns mit einer jeden Zweifel ausschließenden Klarheit:

„Die Erde“, so prophezeit sie, „wird gleich für alle sein; nicht mehr werden Mauern noch Zäune sie scheiden ... Auch wird das Leben gemeinsam und der Reichthum entbehrlich sein. *Κοινοί τε βίοι καὶ πλοῦτος ἄμοιρος.* Da gibt es keine Armen mehr noch Reiche, noch einen Tyrannen, keine Sklaven noch Herren, sondern Alle sind gleich . . .“.***)

Dieses messianische Programm acceptirte die spätere, christliche Sibylle vollinhaltlich.†)

Das hier reproduzirte Zukunftsideal war jedoch unseren Alexandrinern keineswegs ein neues, erträumtes; es lebte vielmehr seit undenklichen Zeiten, mehr oder minder verstanden, in dem Mosaismus. Wollte doch der jüdische Gesetzgeber seinen Staat auf keine andere als kommunistische Basis aufgebaut wissen. Er, der „größte Verächter des Reichthums“, wollte der Welt zum Vorbild ein Gemeinwesen schaffen, welches, nach Möglichkeit dem Materiellen abgewendet, die geistigen Besitzthümer anstreben sollte. „Er allein unter allen Herrschern“ — so lehrt Philo von Moses — „die es jemals gegeben, häufte weder Gold noch Silber auf, forderte keine Abgaben, erwarb weder Paläste noch Landgüter, noch Heerden, noch Dienerschaften, noch Einkünfte, noch irgend etwas Kostbares oder Auszeichnendes, obwohl er doch von Allem die Fülle haben konnte. Da er nun die Bewunderung des materiellen Reichthums für ein Zeichen geistiger Armuth hielt, so verachtete er ihn, als des Lichtes entbehrend, ehrte aber den lichtvollen Reichthum der Seele und strebte, wie keiner vor ihm, mit Eifer nach demselben. Er verschmähte daher jede Auszeichnung in Speise, Kleidung und anderen Dingen, welche die Körperlichkeit betrafen und zeigte hierin die Einfachheit und Genügsamkeit eines Privatmannes, bewährte aber einen wahrhaft königlichen Vorzug in Dingen, in denen hervorzuragen den Fürsten ziemt: in Selbstbeherrschung, Muth, Mäßigkeit, Geistesgewandtheit, Klugheit, Wissen, Anstrengung, Ertragung des Unglückes, Verachtung der sinnlichen Genüsse, Gerechtigkeit . . . . weil er nun der Geldgier und dem bei allen Menschen so hochgeschätzten

*) Philo de posteritate I, 247 f. Mang.
**) Orac. Sib. II, 111.
***) Orac. Sib. II, 320 ff.
†) Orac. Sib. VIII, 209–216.

Reichthum entsagt hatte, so ehrte ihn Gott dafür mit Verleihung des größten und vollkommensten Reichthums“.*)

Ein Gesetzgeber von solcher Denkart gab seinem Volk eine kommunistische Wirthschaftsverfassung. Hierzu kommt noch, daß das mosaische Gesetz in der That von der gleichen Vertheilung des Grundbesitzes ausgeht, Kauf und Verkauf desselben nicht gestattet, der Anhäufung des Reichthums auf der einen und der Armuth auf der anderen Seite vorzubeugen und die Besitzlosen gewissermaßen zu Theilnehmern an dem Besitze der Wohlhabenden zu machen bemüht ist. „Wem wird“ — so ruft Philo in seinem Buche „über die Menschenliebe“ begeistert aus — „wem wird das mosaische Erntegesetz nicht gefallen? Da wird dem Besitzer verboten, die von den Garben abfallenden Aehren aufzulesen und das ganze Feld abzumähen, es müssen vielmehr die Ecken desselben von der Sichel unberührt bleiben, ein Gesetz, welches sowohl zu Nutzen und Frommen der Reichen gegeben wurde, die auf solche Weise gewöhnt werden sollen, von ihrem Ueberflusse freigebig zu spenden und nicht Alles für sich zusammenzuscharren; als auch zum Troste der Armen. Diesen gestattet es, da sie besitzlos sind, auf das Feld ihrer Volksgenossen zu gehen und die dort zurückgelassenen Ueberreste als ihr Eigenthum einzuheimsen. Dasselbe gilt von der Weinlese und Olivenernte. So erbarmt sich Gott wie ein liebreicher Vater seiner mangelleidenden Kinder, heißt sie in das Besitzthum des Nächsten zu gehen und macht sie gewissermaßen zu Miteigenthümern nicht nur der Früchte, sondern auch der Felder . . . . . Auf diese Weise werden selbst habsüchtige Menschen, da sie nicht aus freien Stücken Tugend üben, durch heilige Gesetze dazu gezwungen, welche der Fromme willig, der Schlechte aber, obgleich unwillig, doch beobachtet.“**)

Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus aber spricht es geradezu aus, „daß das mosaische Gesetz zur Gütergemeinschaft auffordere“. In seiner Streitschrift gegen den verlogenen und verleumderischen Apion, welchen Kaiser Tiberius wegen seines marktschreierischen und reklamehaftigen Auftretens Cymbalum mundi, die Weltpauke, nannte, gelangt Josephus nach eingehender Behandlung der mosaischen Satzungen zu folgendem Schlusse: „Ueber unsere Gesetze bedürfte es keiner weiteren Auseinandersetzungen, denn sie zeigen durch sich selbst, daß sie nicht Gottlosigkeit, sondern die reinste Frömmigkeit lehren, daß sie nicht zum Menschenhaß, sondern zur Gemeinschaft der Güter auffordern . . . . . deshalb möchte ich kühn behaupten, daß wir den Andern die meisten guten Einrichtungen gebracht haben.“***)

Die Behauptung aber, daß das jüdische Gesetz zur Gemeinschaft der Güter auffordere, durfte Josephus um so mehr wagen, als er auf einen damals noch des größten Ansehens genießenden jüdischen Orden hinweisen konnte, welcher thatsächlich bei seinen zahlreichen, im Rufe höchster Frömmigkeit und Heiligkeit stehenden Mitgliedern vor undenklichen Zeiten die Gütergemeinschaft im idealsten Sinne eingeführt hatte. Wir meinen die Essener, auf welche Josephus wiederholt des Ausführlicheren zu sprechen kommt, und von denen er u. A. rühmt: „daß sie die höchste Bewunderung und größeres Lob als irgend einer der sich der Tugend Befleißigenden verdienen wegen einer sowohl bei den Griechen als bei den anderen Völkern ganz unbekannten, von ihnen (den Essenern) aber nicht etwa erst seit Kurzem, sondern schon seit alten Zeiten befolgten Gleichstellung, wodurch sie eine in jeder Beziehung vollkommene Gütergemeinschaft herbeigeführt haben, welche dem Reichen nicht mehr von dem gemeinschaftlichen Eigenthum gewährt als den Armen.“†)

Diese kommunistische Gesellschaft der Essener ging genau so wie der jüdische Alexandrinismus, dessen Theorien sie zu verwirklichen strebten, von der Grundanschauung aus, daß die eigentliche Lebensaufgabe des Menschen darin bestehe

*) Vita Mosis II, 105 Mang.
**) De humanitate II, 390 f. Mang.
***) Contra Apionem II, 41.
†) Antiquitat. XVIII, 1, 5.

sich geistig zu veredeln und zu vervollkommnen; nicht aber unnütze Reichthümer zu sammeln, welche nur Habsucht, die Ursache so vieler Laster, erzeugen. Die kostbare Zeit des Lebens müsse demnach vorzugsweise der geistigen Ausbildung gewidmet sein, was jedoch nur dann möglich, wenn die leiblichen Bedürfnisse entsprechend eingeschränkt werden, wodurch auf die materielle Arbeit nicht zu viel Zeit verwendet zu werden brauche. Aber auch die materielle Arbeit müsse dahin zielen, „jede Veranlassung zur Habsucht zu bannen“. Es durften demnach in den essenischen Kolonien weder Werkzeuge des Krieges, oder auch nur solche, welche im Frieden zur Schlechtigkeit verleiten könnten, verfertigt, noch irgend welche Geschäfte betrieben werden. Die Essener beschäftigten sich sonach nur mit Ackerbau und Viehzucht und pflegten nur die Künste des Friedens.

Als „Verächter des Reichthums“ hatten die Essener eine allenthalben bewunderte Gütergemeinschaft eingeführt und mußte Jeder, der in ihre Gesellschaft eintrat, dieser sein Vermögen zur Verfügung stellen, welches in das Eigenthum der Gesammtheit überging. Privateigenthum gab es hier nicht. Ueber das Gesammtvermögen waren Verwalter bestellt, welche für die Bedürfnisse Aller zu sorgen hatten. Die Mitglieder der Gesellschaft kauften und verkauften nichts untereinander, sondern Jeder lieferte, was er hatte, den Andern, die es brauchten, und nahm wieder von diesen, was ihm nöthig war; sie konnten jedoch nehmen, wessen sie bedurften, ohne etwas dafür hergeben zu müssen. Während sie aber sonst Alles unter Anordnung der Verwalter ausführten, waren ihnen zwei Dinge ganz freigestellt: Hilfeleistung und Uebung der Barmherzigkeit. Es stand also bei ihnen, würdigen außerhalb der Gesellschaft stehenden Armen zu helfen und Dürftige zu speisen. Nur an Verwandte durften sie ohne Zustimmung der Verwalter keine Unterstützung verabreichen, da zu besorgen war, daß hierdurch das Interesse der Gesellschaft leicht geschädigt werden könnte.

Den Glanzpunkt der essenischen Institutionen bildeten die täglichen gemeinsamen Mahlzeiten, welche durch Vorträge und Belehrungen eine höhere Weihe erhielten. Daher kam es denn auch, daß der Speisesaal den Essenern zu einem Heiligthum geworden war. — Sie hielten streng auf Treue und Glauben und waren „Apostel des Friedens“. — Ein Wort galt ihnen mehr als ein Eid, der Schwur schlimmer als Meineid; denn der sei schon, meinten sie, gerichtet, dem man ohne Anrufung des Namens Gottes nicht Glauben schenken dürfe. — Sklaven gab es bei ihnen keine. Alle waren sie gleich frei und arbeiteten für einander.*) — „Die Herrschaft verwarfen sie nicht nur, weil sie ungerechter Weise die Gleichheit Aller verletze, sondern weil sie gottlos die Einrichtung der Natur aufhebe, welche wie eine Mutter alle Menschen als wahre und leibliche Geschwister erzeuge und ernähre, deren Verwandtschaft aber die listige, durch das Glück übermüthig gemachte Habsucht zerstöre, indem sie statt Vertrautheit Feindschaft, statt Liebe Haß erzeugt habe.“

Ihre Hauptniederlassungen hatten die Essener am Todten Meere, wo sie Plinius gesehen. Doch waren sie nach anderen zeitgenössischen Berichten auch zahlreich in Städten und Dörfern anzutreffen. Auf ihren Reisen, die sie vielfach, zweifelsohne zu propagandistischen Zwecken, unternahmen, führten sie nichts mit sich. „Sie traten überall bei den Genossen ein, als ob sie zu Hause wären und wurden mit den nöthigen Kleidern und Lebensbedürfnissen versehen.“

Ihre richterlichen Entscheidungen waren von peinlichster Gerechtigkeit, und durften solche nur bei Anwesenheit von mindestens hundert Genossen gefällt werden

Es gab Essener, welche die Ehe mieden und dafür fremde Kinder zur Erziehung aufnahmen, und wiederum solche, welche die Ehe gestatteten. Diese letzteren erklärten, „daß derjenige den Hauptzweck des Lebens verfehle, der ehelos bleibe, es müßte ja überdies das menschliche Geschlecht bald untergehen, wenn alle diesem Beispiel folgen würden.“

*) Joseph. Bell. Jud. II, 8, 2—14.

Die Religion der Essener war eine ebenso einfache als erhabene Frei von jeder dogmatischen Verknöcherung suchte sie den Geist der mosaischen Lehre zu erfassen und, über die engen nationalen Schranken hinwegschreitend, das ewige Sittengesetz festzuhalten und zu vertiefen. — Von dem Opferkultus, welcher bis zur römischen Zerstörung des Tempels den Mittelpunkt des jüdischen Gottesdienstes bildete, hielten sich die Essener vollständig fern, da sie andere, weit bessere Reinigungen darin zu haben vermeinten, daß sie sich selbst durch Uebung wahrhafter Frömmigkeit heiligten. — Es stand bei ihnen der Glaube fest, daß die Körper vergänglich, die Seelen aber ewig und unsterblich seien. — Von der Religion verlangten sie, „daß sie die Menschen zur Frömmigkeit, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Häuslichkeit und zum Bürgersinn erziehe, daß sie ihnen den Weg zeige zur Erkenntniß des wahrhaft Guten und des Bösen und Gleichgültigen, zur richtigen Wahl der Dinge, die nöthig. und zur Vermeidung alles Unnöthigen. Kurz das Alfa und Omega der essenischen Religion bestand in der Lehre: von der Liebe zu Gott, der Liebe zur Tugend und der Liebe zum Nebenmenschen“.*)

Was Wunder nun, daß ein solch selbstloses, vom idealsten Streben geleitetes kommunistisches Gemeinwesen, wie das der Essener, weit und breit zur Bewunderung, Anerkennung und Nachahmung anregte? Geschichtsschreiber und Philosophen, wie Josephus und Philo, welche dieses essenische Gemeinwesen noch in der Blüthe gesehen, verherrlichten es in schriftlichen Denkmälern und Plinius (hist. nat V. 17) zollt ihm seinen vollen Beifall, ja sogar zeitgenössische Machthaber bezeugen ihm die tiefste Achtung und gestehen zu, daß die Essener die wahrhaft Freien seien: „Die blutigsten Tyrannen Judäas“ — so berichtet Philo — „welche die Unterthanen wie wilde Thiere mit unsäglicher Grausamkeit zerfleischten, konnten den Essenern nichts anhaben, sondern, entwaffnet durch die tugendhafte Redlichkeit derselben, erkannten alle dieselben als Selbständige und von Natur Freie an, priesen ihre gemeinsamen Mahle und die über alles Lob erhabene Gütergemeinschaft als ein untrügliches Zeichen eines vollkommenen und sehr glücklichen Lebens.“

So sehen wir diese essenische Gesellschaft an der Verwirklichung des sibyllinischen Ideals von der messianischen Zukunft, „wo die Erde und die Lebensbedingungen gemeinsam sein werden“, rüstig arbeiten. — Da brach über das jüdische Reich eine furchtbare Katastrophe herein. Nach langem und blutigem Ringen wurde es im Jahre 70 n. Chr. von den Römern zertrümmert, und von da ab verschwindet allmählich der Orden der Essener von der Bildfläche. — Die Essener, die bislang den Krieg verdammten und „im Dienste des Friedens thätig waren“, hatten sich nämlich in diesen Krieg gegen die Römer, der ihnen als ein heiliger, „von Gott selbst angeordneter“ galt, gestürzt. Denn alle Vorzeichen, welche die weitverbreiteten sibyllinischen Orakel für das Herannahen des letzten göttlichen Gerichtes angesagt hatten,**) man sah sie *in diesem Krieg leibhaftig* zu Tage treten, und sie waren *in der That* zu einem so wichtigen Faktor geworden, daß Geschichtsschreiber wie Tacitus, Suetonius und Josephus Flavius von ihnen mit wichtigem Ernst Notiz nahmen, wobei sie eine merkwürdige, bis auf den Wortlaut sich erstreckende Uebereinstimmung bekunden. — Daß nun der gegen viertausend engere Mitglieder zählende Orden, welcher sich überdies stark exponirt hatte, in diesem über eine Million Juden verschlingenden Kriege vernichtet wurde, ist nun so natürlicher, als die Römer, wie Josephus berichtet, mit ausgesuchter Grausamkeit gegen die Essener wütheten.

Das Erbe der geistigen Bestrebungen und der sozialen

*) Philo, quod omn. prob. lib. II. 457—459.

**) Or. Sibyll. III, 670 f., III. 795—806, V, 512 f. Man vergleiche damit die merkwürdige Uebereinstimmung bei Tacitus Hist. V, 13, Joseph. Bell. Jud. VI, 5, 3.

Einrichtungen des jüdischen Essenismus aber trat das eben erst zum Bewußtsein erwachte Christenthum an, welches in seinen Anfängen dem essenischen Kommunismus huldigte.

(Fortsetzung folgt.)

Wien. M. Friedländer

Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke von Karl Vogt. Stuttgart. 1896. Verlag von Erwin Nägele.

„Wie dem erfindungsreichen Odysseus ist mir vergönnt gewesen, mancher Menschen Stätten zu sehen und Sitten zu kunden", schreibt der Verfasser von sich selbst. In der That konnte der siebenundsiebzigjährige Professor, der am 5. Mai dieses Jahres die Augen schloß, auf ein bewegtes Leben zurückblicken. Er war nicht ein Gelehrter, der in seiner stillen Studirstube, unbekümmert um den Streit der Außenwelt, der Wissenschaft oblag. Ihm war die Wissenschaft vielmehr die Waffe, mit der er religiöse und gesellschaftliche Vorurtheile rücksichtslos zu zertrümmern bestrebt war und er sah seine Aufgabe darin, auch in den politischen Kämpfen der Zeit als Streiter für seine Weltanschauung einzutreten. Sein Name ist deshalb nicht nur mit den Umwälzungen verknüpft, die sich in unserem Jahrhundert auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Philosophie vollzogen haben. Auch mit den Demagogenverfolgungen der 1830er Jahre, mit der revolutionären Bewegung des Jahres 1848 ist derselbe eng verbunden und als „Reichsregent" des Stuttgarter Rumpfparlaments ist Vogt gleichsam der Repräsentant der radikalen Demokratie jener erregten Tage geworden. Lebenserinnerungen aus der Feder eines solchen Mannes berechtigen deshalb zu der Erwartung, daß sie eine reiche Ausbeute neuen Materials für die Geschichte der Revolutionsperiode bringen würden. Leider ist diese Hoffnung durch den Tod des Verfassers vereitelt worden. Seine Absicht, den Aufenthalt in Paris, die Theilnahme an der Bewegung des Jahres 1848 und die Flüchtlingszeit zu schildern, konnte er nicht mehr verwirklichen. Gleichwohl bietet der vorliegende Band der „Erinnerungen" genug des Anziehenden demjenigen Leser, der sich für die Geschichte der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts interessirt. Besonders die Schilderungen der Universitätsverhältnisse in Gießen, der Freiheitsbewegung, die sich innerhalb der Studentenschaft unter der Einwirkung der Julirevolution geltend machte, sowie der politisch-sozialen Umwälzung in der Schweiz geben höchst anschauliche Bilder aus jenen Tagen der politischen Sturm- und Drangperiode. Der geradezu unglaubliche Druck der Bevormundung, der damals auf dem deutschen Volke und besonders der Studentenschaft lastete, erschließt uns das Verständniß dafür, welch ein Zündstoff sich für die Bewegung des Jahres 1848 anhäufen mußte. Die Forderung einer konstitutionellen Verfassung, der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens galt in den Augen der Regierungen als hochverrätherisches Unternehmen und der bloße Umstand, daß Zeitungen, welche diese Richtung vertraten, bei Jemand vorgefunden wurden, genügte, um seine ganze Existenz zu vernichten. So erzählt Vogt von einem seiner Vettern, einem gewissen Gladbach, daß er deshalb volle acht Jahre in Untersuchungshaft gehalten wurde; in bitterster Einzelhaft war ihm jede Beschäftigung, selbst manueller Art mit raffinirter Grausamkeit entzogen, bis er dann aus dieser Untersuchungshaft, die absolut nichts zu Tage gebracht hatte, entlassen und ab instantia freigesprochen wurde, ein innerlich gebrochener Mensch. Mit Rücksicht auf die heutige Antisemitenbewegung in Hessen sind die Schilderungen von besonderem Interesse, welche Vogt von der jüdischen Bevölkerung in Gießen und Umgegend entwirft. „Gehetztes und geplagtes Volk", schreibt er, „mißhandelt von den Studenten, verhöhnt von der Straßenjugend, verachtet von den Bürgern und doch Jedermann unentbehrlich bei großen und kleinen Geschäften, mit spitzen Worten sich der Feinde erwehrend, und unendlich anhänglich und dienstfertig gegenüber einem jeden, der sich der in ihrer Person beleidigten Menschenwürde annahm". — Der Behauptung gegenüber, die heut zu Tage so oft geltend gemacht wird, daß nämlich die hessischen Juden selbst die gegen sie ins Werk gesetzte Bewegung verschuldet haben, ist das weitere Urtheil Vogt's über die Juden jener Tage bemerkenswerth. „Die Juden waren ohne Zweifel", urtheilt der Verfasser, „rühriger und strebsamer, als die behebige Bürgerschaft, die sich in dem altgewohnten, schon von den Vätern ausgefahrenem Geleise langsam weiter bewegt. Wenn aus Gießen eine betriebsame, industrielle Stadt geworden ist, so ist dies größtentheils den Leuten zu danken, welche aus dem verachteten und mißhandelten Stande der niederen Handelsjuden sich emporarbeiteten durch Fleiß, Intelligenz, Nüchternheit und einträchtiges Familienleben. . . . „Der Bürgersohn, wenn er nicht in dem väterlichen Gewerbe blieb, hoffte auf eine ‚Versorgung' vom Staate aus; der Judensohn wußte, daß er zu weiterem Fortkommen nur auf sich selbst und seine Familie angewiesen war. So zogen denn die Juden die Christen nach zu weiterem Fortschritt und indem sie sich emporarbeiteten zu geachteten Lebensstellungen, zu werkthätigen Gliedern der Stadtgemeinde zogen sie die anderen nach auf dem Wege des Fortschritts."

Die Schilderung der schweizer Verhältnisse ist deshalb von besonderem geschichtlichen Interesse, weil sich in jenen Tagen, als Vogt nach Bern übersiedelte, der Umschwung von der aristokratischen Verfassung zur demokratischen vollzog. Wer heut die Schweiz mit dem Verkehr der Reisenden, den gewaltigen Hotels und den unzähligen Pensionen kennt, kann sich den äußerlichen Eindruck, den damals die weltberühmten Gegenden auf den Beschauer ausübten, kaum vorstellen. Sowohl was die äußere Physiognomie des Landes, als auch was die politischen Verhältnisse anbetrifft, hat sich in dem Zeitraume eines halben Jahrhunderts daselbst eine Veränderung vollzogen, deren Schnelligkeit fast unbegreiflich ist. In Interlaken existirte damals nur ein einziger für Fremde eingerichteter Gasthof; in Lauterbrunnen, Grindelwald, Brienz und ähnlichen Orten mußte man sich auf das Nothwendigste beschränken. Man schiffte über den Thuner und Brienzer See mit schwerfälligen Segelbarken; gegen das erste Dampfschiff, welches einige Jahre später Suchard, der bekannte Chokoladenfabrikant, auf den Thunersee laufen lassen wollte, erhob sich ein solcher Sturm der Bevölkerung, daß Suchard seinen Plan mit großen pekuniären Verlusten aufgeben mußte. Auch von den gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen, die bis in die 1830er Jahre in der Schweiz herrschten, kann man sich heut noch schwer einen Begriff machen. Bis zum Jahre 1834 hatte Bern nur eine sogenannte „Akademie" besessen, welche wesentlich nur für Söhne des Patriziats und der „regimentsfähigen Bürgerschaft" bestimmt war. Ausdrücklich waren ausgeschlossen: „Alle Unehelichen, alle Söhne von Eltern, welche in der Klasse der Dienstboten oder in einem ähnlichen Stande sich befinden und diejenigen Kantonsfremden, die in keiner Stadt verburgert sind oder die nicht infolge des Ranges, Standes und Vermögens ihrer Eltern zu wissenschaftlicher Bildung sich eignen". Für den geistigen Sinn der Kantonsvertreter gibt ein ergötzliches Bild die Debatte, die nach Vogt's Erzählung im Großen Rath stattfand, als ein Kredit für Ankauf einer bedeutenden mineralogischen Sammlung gefordert wurde. „Wenn man von uns einen Kredit für Wegschaffung der Steine aus dem Lande verlangte", rief einer der Mitglieder des Großen Raths aus, „so würde ich gern zustimmen; ich widersetze mich aber entschieden dem Plane, noch mehr Steine hereinzubringen." Ein seltsames Inventarstück in der alten aristokratischen Verfassung Berns, die bis zum Jahre 1830 bestand, war auch das Institut der sogenannten „Barettli-Töchter". Jeder hochmögende Herr, der während einer gewissen Reihe von Jahren hohe Aemter bekleidet hatte, besaß das Recht, eine Landvogtei oder ein anderes einträgliches Amt von sich aus zu besetzen, ohne daß irgend eine Behörde gegen die Wahl hätte Einspruch erheben können. Da nun der Hochmögende eine solche Stelle, deren Besitz das Recht zum Tragen eines Barettes mit einer Feder darauf verlieh, seinem Schwiegersohn zu geben pflegte, so wurden die Töchter der Bevorzugten, die jedenfalls eifrig umfreit waren, „Barettli-Töchter" genannt.

Die Einwirkung der französischen Julirevolution führte eine völlige Umgestaltung der politischen Verhältnisse in der Schweiz herbei. Vogt, der zu jener Zeit als Flüchtling nach Bern kam, gibt eine werthvolle Schilderung dieser historischen Umwandlung.

Nach demjenigen, was uns die vorliegenden Erinne[rungen bieten,] muß es doppelt bedauert werden, daß es dem Verfasse[r nicht vergönnt] war, die spätere bedeutendere Zeit seines Lebens zu schi[ldern. Jedenfalls] wird die historische Forschung dem Dahingegangenen [für das Werk,] das er als sein letztes Werk der Nachwelt hinter[lassen hat,] dankbar sein.

Nr. 15. Berlin, den 11. Januar 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt:

m.
bei
mit b.

Politische Wochenübersicht.

Zu
lichster G. 5. September 1876 erhob sich Fürst Bismarck heit von m chen Abgeordnetenhause, um auf eine Inter-
Es gab antworten, die der Abgeordnete Eugen Richter fremde Kinder Der Abgeordnete Richter hatte interpellirt, solche, welche di vom 1. Januar des künftigen Jahres an „daß derjenige der Eingangszölle in Gold festgesetzt hatte. ehelos bleibe, es dieser Maßregel war der Ausgangsschlecht bald untermentarischen Auseinandersetzung, in der würden.“ e seiner großen Reden über die Stellung r internationalen Politik hielt, eine auf die Weltverhältnisse ihrer voll-

*) Joseph. Ball. J.

endeten diplomatischen Vorsicht und ihrer feinen Nüancirung wegen noch heute des Nachlesens in hohem Grade werth ist.

Es war damals die Zeit der drohend heraufziehenden russisch-türkischen Wirren. In dieser Rede findet sich auch folgende Stelle:

> „Wir haben mit England nicht minder wie mit Rußland die Tradition einer hundertjährigen guten Beziehung, — die unter Umständen in dem öffentlichen Gefühle ihre Momente der Erkaltung gehabt hat — ich kann wohl sagen, mehr einseitig auf englischer Seite; wir sind unseren ersten Neigungen in der Beziehung fast durchgehends treu geblieben. Daß mitunter ein Preßkampf unter beiden Völkern gelegentlich, vorübergehend stattfindet, das hindert nicht, daß die durch eine lange Geschichte bewährte Gemeinsamkeit mannigfacher Interessen und Meinungen zwischen uns und England auch für die Zukunft der Bürge des Einverständnisses ist.“

Fürst Bismarck — was man über seine innere Politik auch denken mag — verstand sich auf die auswärtige Politik, und in diesen Tagen hitziger, jetzt langsam nachlassender Erregung ist es nützlich, sich jener Grundsätze zu erinnern, auf denen er sein politisches System internationaler Politik aufgebaut hat.

Was ist geschehen?

Bewaffnete Flibustierschaaren, die Flibustier bleiben, obgleich ihnen Offiziere der englischen Armee angehören, sind in Transvaal eingefallen; sie wurden glücklicher Weise von den Boeren aufs Haupt geschlagen; wir sagen glücklicher Weise, denn wären diese Flibustier siegreich gewesen, so hätten damit in der That ernstere internationale Erörterungen ihren Anfang nehmen können. Diesen Sieg begrüßte der deutsche Kaiser mit *folgendem* Telegramm an den Präsidenten Krüger:

> „Ich spreche Ihnen Meinen aufrichtigen Glückwunsch aus, daß es Ihnen, ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appelliren, mit Ihrem Volke gelungen ist, in eigener Thatkraft gegenüber den bewaffneten Schaaren, welche als Friedensstörer in Ihr Land eingebrochen sind, den Frieden wiederherzustellen und die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von Außen zu wahren.
>
> Wilhelm I. R.“

Präsident Krüger antwortete darauf mit jener klugen Mäßigung, welche das Verhalten der Boeren seit jeher auszeichnete, das Folgende:

> „Ich bezeuge Euerer Majestät meinen sehr innigen und tiefgefühltesten Dank wegen Euerer Majestät aufrichtigen Glückwunsch. Mit Gottes Hilfe hoffen wir weiter alles Mögliche zu thun für die Handhabung der theuer bezahlten Unabhängigkeit und die Beständigkeit unserer geliebten Republik.
>
> Präsident Krüger.“

Präsident Krüger richtete außerdem eine Depesche an Mr. Chamberlain, den englischen Kolonialminister, in der er zum Ausdruck brachte, daß die Regierung der Boeren Vertrauen zu dem Premierminister der Kapkolonie Sir Cecil Rhodes nicht mehr haben könne. Die weitere Entwicklung brachte darauf den Rücktritt von Sir Cecil Rhodes; die Ruhe im Lande der Boeren ist vollständig wiederhergestellt; die Johannesburger, die mit Aufruhr gegen die Regierung in Transvaal gedroht hatten, sind ohne Anwendung von Gewalt entwaffnet; die englischen Gefangenen sind von den Boeren anstandslos entlassen und auch ihr Anführer Mr. Jameson wird nach Hause geschickt werden, nachdem er vorher zum Tode verurtheilt worden war.

Wir glauben, daß die Boeren mit diesen Akten der Milde zugleich eine große politische Klugheit begangen haben. Daß ihre Unabhängigkeit heute nicht mehr bedroht ist, erscheint überaus wahrscheinlich; und daß für die Zukunft durch ein paar gesetzlich zweifellos erlaubte Füsilirungen nichts erreicht werden würde, ist auch klar. Die Garantien für die Zukunft liegen in der Tüchtigkeit der Boeren und in dem Rückhalt, den sie, wie jetzt deutlich ist, in der gesammten civilisirten Welt für die Wahrung ihrer Unabhängigkeit in den Grenzen der bestehenden Verträge haben. Die geübte Milde aber hat eine gute Folge; sie ermöglicht die schnellere Rückkehr zu geordneten und ruhigen Zuständen in Südafrika.

So muß man denn sagen, die Haltung der Boeren und ihres Präsidenten ist hoher Anerkennung werth. Sie warteten, bis die Schildkröte den Kopf aus ihrer Schale gesteckt hatte; sie zertraten darauf der Rebellion den Kopf und schafften zugleich die Bedingungen zur unmittelbaren Rückkehr beruhigter Verhältnisse.

Diese Tapferkeit, Nüchternheit und Verständigkeit kluger und vorsichtiger Bauern in Transvaal könnte ein Vorbild sein. Inzwischen aber tobt ein Sturm in Europa, und wenn man nur die Zeitungen liest, möchte man an die Gefahr glauben, daß die Politik demnächst nicht mehr von Interessen sondern von Empfindungen gelenkt werden wird.

Daß England Neigung haben sollte, obgleich es Schiffe nach Südafrika sendet, an die bestehenden Verhältnisse in Transvaal zu rütteln, halten wir um so mehr für ausgeschlossen, weil die offizielle Haltung der Regierung in London bisher vollständig korrekt gewesen ist. England hat im Augenblick gerade genug Sorgen. Daß irgend eine andere Macht ihre Hand nach Transvaal ausstrecken sollte, ist gleichfalls ausgeschlossen. Der Status quo ante wird aufrecht erhalten werden; nur das will Europa, und wir nehmen an, daß die englische Regierung damit einverstanden ist.

Die chauvinistischen Ausbrüche werden sich also in Kurzem legen mangels Speisung aus Quellen, die reale Interessen darstellen.

Wir halten es daher auch für ganz überflüssig zu erwägen, ob sich England etwa, wie die Drohung lautet, einem russisch-französischen Bündniß gegen Deutschland anschließen will. Will England für dieses Bündniß etwa Konstantinopel an Rußland und Aegypten an Frankreich geben? Das sind Leitartikelphantastereien. Und es ist auch phantastisch nunmehr von einem russisch-französisch-deutschen Bündniß zu träumen, für das wir Frankreich als Morgengabe Aegypten darbringen. Solche Evolutionen vollzieht man mit der Feder auf dem für Leitartikel bestimmten Papier sehr leicht; in der Wirklichkeit aber sind die Vorbedingungen und glücklicherweise auch die Nothwendigkeiten dafür noch nicht vorhanden. Die französische Presse gibt hierüber die nähere Auskunft; und so wird es noch lange bleiben, wie wir annehmen und auch wünschen. Für Deutschland genügt der Dreibund vollauf.

Also nicht große politische Verschiebungen erwarten wir nach dem jetzigen Zwischenfall; es war nur ein neuer Signalschuß, der England darüber aufklärte, mit welchen Stimmungen und Verstimmungen es in der civilisirten Welt zu rechnen hat.

Englands Lage ist keine leichte; es hat vor Frankreich am Menkong zurückweichen müssen; es hat in Ostasien schlecht abgeschnitten; es ist mit seinen Wünschen in Armenien nicht durchgedrungen; der amerikanische Dorn sitzt in seinem Fleisch; das südafrikanische Abenteuer hat seine Stellung in jenen Gegenden gewiß nicht gefestigt. Diese Thatsachen, die wir durchaus nicht mit Schadenfreude vortragen; aber sie sind vorhanden.

Eine bedenkliche Katastrophe in den englischen Machtverhältnissen würden wir im Hinblick auf das internationale Gleichgewicht der Staaten als ein ernstes Uebel betrachten. Daß solches nicht eintrete, dafür hat England selbst vor Allem zu sorgen. Kann es das allein? Die englischen Staatsmänner sind bisher, wenn man die italienische Anknüpfung abrechnet, dieser Ansicht gewesen. Mit welchem Erfolge, zeigt sich. Ein unbetheiligtes Blatt, wie die „Neue Freie Presse“, die den deutsch-englischen Zwischenfall bedachtsam und unparteiisch beurtheilt, ist anderer Ansicht; sie sagt:

„Einst war die Isolirtheit Englands Stärke, heute ist sie seine Schwäche.“

Wir sind denn auch der Ansicht, daß aller Wahrscheinlichkeit nach nicht die elsaß-lothringische Frage, die unmittelbar nur Frankreich berührt, sondern daß die Frage der Haltung Englands, an der der Erdkreis Antheil nimmt, die Weltpolitik der Zukunft beherrschen wird. Schwerlich stand denn auch je ein Staatsmann vor folgenschwereren Entscheidungen als jetzt Lord Salisbury.

Wir können diese englischen Entscheidungen ruhig abwarten; über den Preßlärm sehen wir hinweg, von dem jene schließlich den größten politischen Katzenjammer davontragen werden, die am längsten gewühlt haben. Daß bei uns die Ruhe bereits wieder eingekehrt ist, kann man mit Genugthuung feststellen, und wenn schließlich die kühle Ueberlegung allseitig wieder da ist, so wird man gut thun, die Ereignisse unter jenem Gesichtspunkt zu beurtheilen, den Fürst Bismarck aufgestellt hat, und der an der Spitze dieser Ausführungen steht.

Ob eine solche Richtung der Politik schließlich bleibend nutzbringend für uns sein kann, das freilich hängt von den Engländern ab.

Gegen Assessor Wehlan wurde vor der Kaiserlichen Disciplinarkammer in Potsdam deswegen verhandelt, weil er sich als Beamter in unseren westafrikanischen Kolonien ähnlich wie der Kanzler Leist aufgeführt hatte; um Geständnisse zu erlangen, gab es 60 Stockhiebe oder Fußtritte, die die assessoralen Füße des Herrn Reichsvertreters selbst ertheilten; oder Gefangene erhielten auf Befehl nur gerade so viel zu essen und zu trinken, „daß sie nicht verhungerten“. Ueber dem Verfahren gegen drei Gefangene berichtet die Anklageschrift selbst das folgende:

„Ein Koch der Wörmann'schen Faktorei begünstigte die Flucht dieser Gefangenen. Wehlan ordnete an, daß die zwei Gefangenen und der erwähnte Koch todtgeschlagen werden. Die drei Gefangenen wurden unter Püffen und Stößen ans Land geschleppt, so daß sie dadurch [illegible] halb todt waren; alsdann wurden sie durch Stöße ins Genick und Schläge auf den Kopf getödtet. Die drei Leichen, die ganz [illegible] aussahen, blieben bis zum folgenden Tage am Abend liegen; auf Anordnung eines Missionars wurden sie schließlich beerdigt. Der [illegible]offizier Hornich äußerte: „Wenn ich könnte, dann würde es dem [illegible] Wehlan sehr schlecht gehen.“

Einzelne Zeugenaussagen nannten Wehlan's Verwaltung [illegible] „erzieherisch“ für die Duallah; mit diesen Pädagogen rechten wir nicht. Glücklicher Weise und zur Ehre Deutschlands nahm der Vertreter der Reichsregierung Legationsrath [illegible] einen anderen Standpunkt ein; er verurtheilte auf das Schroffste das Verhalten von Wehlan. Der Gerichtshof jedoch erkannte gegen den Angeklagten auf volle 500 Mark Geldstrafe für seine entsetzlichen Grausamkeiten und auf Versetzung in ein anderes Amt. Il y a des juges à Potsdam wird man von diesen Richtern sagen können in Erinnerung an die bekannten Richter — à Berlin.

Herr Wehlan, der die Menschen wie das Vieh behandelte; — Verzeihung, das hieße die segensvolle Wirksamkeit der Thierschutzvereine herabdrücken; — also Herr

Wehlan, der die Menschen behandelt, wie das Vieh nicht behandelt wird, wurde zu 500 Mk. verurtheilt; und jener sozialdemokratische Redakteur, von dem ein anderer Artikel dieses Blattes erzählt, wird, weil er nicht ganz vorsichtig sich über die Staatsanwaltschaft geäußert hat, mit 3 Monaten Gefängniß bestraft.

Hier vielleicht ein unvorsichtiges Wort, dort blutige Thaten!

Ueber den Prozeß in Hannover dringen wir aus berufener Feder einen besonderen Artikel. Hier soll nur eines festgestellt werden. Graf Finckenstein schwieg bis zum Freitag den 10. Januar Morgens; Graf Kanitz schweigt weiter; Herr Regierungspräsident von Colmar schweigt desgleichen; das Kreuzzeitungskomitee in seiner Gesammtheit schweigt auch, und die offizielle Vertretung der konservativen Partei schweigt ebenso; die „Kreuzzeitung" selbst aber besaß sogar den heroischen Muth, von dem Kern des hannoverschen Prozesses den eigenen Lesern nicht eine Zeile mitzutheilen bis zum 10. Januar Morgens.

Und nachdem nun endlich Graf Finckenstein gesprochen hat, was sagt er? Er bestätigt, daß er am 21. Juli die Gewißheit der Fälschungen Hammersteins erlangt hatte, daß er darauf an ihn depeschirte und daß er dann am 1. August an die Staatsanwaltschaft eine Anzeige schickte, die deutlich gewiß nicht spricht. Auch eine Rechtfertigung!

Wie aber stellt sich die Methode dieser Herren in ihrer Gesammtheit dar?

Man läßt es eben ruhig und stumm über sich ergehen, daß die Einzelnen aus ihren Schlupfwinkeln langsam hervorgezerrt werden. So muß die bisherige Methode eben fortgesetzt werden; denn am Ende sind wir noch lange nicht.

Reinkens, der Bischof der Altkatholiken, ist gestorben. Er war ein ehrenwerther Mann; die Sache aber, die er vertrat, ist eine verkümmerte, kleine Pflanze. Sie ist eine religiöse Bewegung echt deutschen Gepräges; von den Studirstuben edel gesinnter Gelehrten ging sie aus, und sie hat im Volke niemals Wurzel geschlagen. Der Katholizismus blieb dem Volke Katholizismus mit und ohne Unfehlbarkeitsdogma, dessen Bedeutung allseitig überschätzt worden ist, auch vom Fürsten Bismarck, der in Rückwirkung dieser Ueberschätzung am 2. Januar 1873 gesagt hat:

„Mein Standpunkt ist ganz der Ihre. Ich hatte die Altkatholiken für die einzigen Katholiken, denen eigentlich Alles gebührt."

Es war ein Irrthum vor der Weltgeschichte, diese ganze altkatholische, ehrenwerthe, und aus den besten Motiven entstandene Bewegung.

Nationale Interessen und internationale Verstimmungen.

„Einstimmigkeit in der Politik bedeutet fast regelmäßig, daß eine leidenschaftliche Dummheit gemacht wird"*). — Der weise Freund, dem ich dies Diktum verdanke, ist als Liebhaber von Paradoxien bekannt. Der Satz amüsirte Alle, aber er überzeugte nur Wenige. Und doch, welche psychologische Wahrheit steckt darin! Einstimmigkeit in der Politik öfter G... in neun Fällen unter zehn nur durch Einschüchterung von M... werden. Die Kritik verstummt, wenn die Leiden... Es gab triumphiren.

...nde Kinder revolutionären Zeiten pflegen die Beschlüsse um ...che, welche druiger gefaßt zu werden, je unsinniger sie sind. ... derjenige ...heit fürchtet sich vor der rücksichtslosen Macht ...os bleibe, ... ist und wagt keinen Widerspruch. So scheint ...cht bald unte... sein, und dieser Schein veranlaßt dann auch ...den." ... Geheimen die Ausschreitungen mißbilligen, ...elden einzutreten. Dieselbe Erscheinung, ...hter Form, vollzieht sich auch in nicht ...den, sobald ein besonderer politischer ...gen der Menge ungewöhnlich stark erregt. Einsichtige Franzosen haben oft genug behauptet, die französische Nation habe in ihrer großen Mehrheit den Krieg von 1870 nicht gewollt. Ich glaube das; aber nichtsdestoweniger war sie „einstimmig" für den Krieg, d. h. die friedliebende Mehrheit schwieg, als die tobende Menge vor das Haus des Herrn Thiers zog, der es gewagt hatte, vom Kriege abzurathen. Ebenso konnte man unmittelbar nach dem Erlaß der Venezuela-Botschaft behaupten, das amerikanische Volk stehe in dieser Frage so gut wie einstimmig hinter dem Präsidenten Cleveland. Wie diese Einstimmigkeit thatsächlich beschaffen war, das wird durch folgende Mittheilung, die wir der New-Yorker „Evening Post" entnehmen, höchst anschaulich charakterisirt: „Im Union League Club (einem der angesehensten Klubs in New-York) untersuchte ein Herr die Stimmung und fand dieselbe fast durchweg der Botschaft des Präsidenten gegenüber ungünstig. Es machte aber einige Mühe, die Meinungen zu erforschen; denn während beinahe ein Jeder über die vom Präsidenten angenommene Haltung sein Bedauern äußerte und über die ganze Streitfrage sich abfällig aussprach, so wünschte doch Niemand, öffentlich genannt zu werden." Diese Furcht der Besonnenen, der Leidenschaft öffentlich gegenüber zu treten, ist eine Erscheinung, die bei ähnlichen Anlässen sich in allen Ländern wiederholt. Es ist so bequem, ein begeisterter Patriot zu sein, wenn nichts weiter verlangt wird, als Hurrah zu schreien und anderen Völkern einige Sottisen zu sagen. Und es ist so schneidig, mit dem Säbel zu rasseln und in Druckerschwärze der staunenden Welt zu versichern, welch wunderbar hohe Begriffe man von der Wahrung der nationalen Ehre hat. „Hol' die Pest alle feigen Memmen!" Inmitten eines solchen „patriotischen" Taumels, der die moralischen Schwächlinge besonders heftig zu ergreifen pflegt, den Kopf nicht zu verlieren, ist schon anerkennenswerth. Unsere ganze Sympathie aber gebührt Organen der öffentlichen Meinung, die auch in solchen Zeiten für Vernunft und Billigkeit eine Lanze brechen, unbekümmert um die Verketzerungen und Beschimpfungen, denen eine derartige Haltung regelmäßig ausgesetzt ist. Die Vereinigten Staaten können stolz darauf sein, daß einzelne angesehene Preßorgane, wie vor allen die „Evening Post", dies nobile officium vom ersten Moment der Verwicklung mit England an unter Einsetzung ihrer Popularität wahrgenommen und dadurch zur Ehrenrettung der amerikanischen Nation nicht wenig beigetragen haben.

Inzwischen ist das brittische Reich bereits in eine neue Verwicklung gerathen, in der ebenfalls Volksleidenschaften in unerwartet heftiger Weise zum Ausbruch gekommen sind. Bewaffnete Mannschaften, die in Diensten der englischen Chartered Company standen, sind in die südafrikanische Republik Transvaal eingefallen, haben die Truppen der ordnungsmäßigen Regierung angegriffen, sind aber unter schweren Verlusten an Todten und Verwundeten von den Boers geschlagen und zum größten Theil, sammt ihrem Anführer Dr. Jameson, gefangen genommen worden. Daß dieser Flibustierzug selbst für afrikanische Verhältnisse von geradezu monströser Gesetzwidrigkeit war, läßt sich unmöglich bestreiten. Die Lektion, welche *Mr. Jameson und seine Truppe erhalten* haben, *war deshalb wohl verdient und wird hoffentlich* ähnlichen *abenteuerlichen Gelüsten für die Zukunft einen* Riegel vorschieben.

Es unterliegt nun kaum einem Zweifel, daß Dr. Jameson seine Expedition nicht ohne — ausdrückliche oder stillschweigende — Billigung des einflußreichsten südafrikanischen Politikers Sir Cecil Rhodes unternommen hat; und da Sir Cecil nicht nur die Seele der Chartered Company sondern auch Premierminister der Kapkolonie war, so komplizirte sich der Fall in einer für die brittische Regierung höchst unbequemen Weise. Die Sache wurde noch häßlicher, weil unschwer erkennbar war, daß vornehmlich wirthschaftliche Beweggründe Sir Cecil Rhodes zum Patron einer so skandalösen Rechtsverletzung gemacht haben. Man muß sich vergegenwärtigen, daß durch die Fertigstellung der holländischen Eisenbahn von der Delagoabay nach dem Minendistrikt der Republik Transvaal seit dem Frühjahr vorigen Jahres den

*) Joseph. Bult.

Kapeisenbahnen ein höchst gefährlicher Konkurrent entstanden ist. Die Delagoabahn ist ungefähr 300 Meilen kürzer als die Bahn von Port Elizabeth nach Johannesburg. Den Kapbahnen, die früher die Alleinherrschaft hatten, droht somit ein gefährlicher Tarifkrieg um den Goldminenverkehr, was auch für die Finanzen der Kapkolonie von beträchtlicher Bedeutung ist, da die Kapeisenbahnen Staatsbahnen sind. Zugleich aber ist Transvaal durch die Delagoabahn, die von holländischem und deutschem Kapital und Material gebaut ist, von den benachbarten englischen Kolonien weit weniger abhängig geworden. Es liegt auf der Hand, daß diese wirthschaftlichen und politischen Wirkungen der neuen Bahn von Monat zu Monat sich nachdrücklicher geltend machen müssen. Diese Erkenntniß hat bei dem waghalsigen und bisher vom Glück verwöhnten Sir Cecil Rhodes anscheinend den Plan zur Reife gebracht, die Herrschaft in Transvaal durch einen Handstreich zunächst den „Uitlanders" englischer Nationalität in die Hände zu spielen und so eine spätere Vereinigung mit der Kapkolonie vorzubereiten.

Dieser rücksichtslose Plan ist zu Wasser geworden. Das Abenteuer ist mißglückt und in begreiflicher Konsequenz hat Sir Cecil Rhodes als Premierminister der Kapkolonie seine Demission eingereicht und sofort erhalten. Sein Verschulden ist dadurch auch nach außen hin deutlich genug klargestellt. Daß die englische Regierung aber ebenfalls im Komplott gewesen sei oder wenigstens ein Auge zugedrückt habe, ist weder erwiesen noch wahrscheinlich. Auf diplomatische Versicherungen ist zwar nicht viel zu geben; aber es spricht innere Wahrscheinlichkeit dafür, daß das brittische Kabinet den südafrikanischen Zettelungen fern gestanden hat. Ein Sir Cecil Rhodes mochte auf den Gedanken verfallen, das südafrikanische Staatsrecht durch ein paar Hundert verwegene Gesellen über den Haufen werfen zu lassen, aber den verantwortlichen Staatsmännern in London konnte es unmöglich zweifelhaft sein, daß die brittische Gesammtpolitik durch diesen Flibustierzug — mochte er nun scheitern oder, was noch weit unbequemer gewesen wäre, glücken — in ernste Verwicklungen gerathen müsse. Dem offenkundigen Interesse der englischen Politik entsprach denn auch durchaus das Bemühen des brittischen Kolonialamts, der verbrecherischen Unbesonnenheit des Dr. Jameson und seiner Hintermänner nach Möglichkeit entgegen zu wirken. Immerhin blieb die Sache für das Mutterland höchst peinlich.

Daß unter solchen Umständen andere Länder, deren Angehörige in Transvaal schwerwiegende wirthschaftliche Interessen zu vertreten haben, daß insbesondere auch Deutschland von dem Friedensbruch in Transvaal berührt werden mußte, liegt auf der Hand; und daß die Sympathien dabei nicht auf Seiten der Friedenstörer waren, ist selbstverständlich. Auch thut eine Regierung nur ihre Pflicht und Schuldigkeit, wenn sie die bedrohten Interessen ihrer Staatsangehörigen energisch wahrnimmt. Für eine solche energische Wahrnehmung deutscher Interessen hat auch jede englische Regierung Verständniß. Daß es aber in unserem nationalen Interesse läge, in den bitteren Kelch, den England gegenwärtig leeren muß, noch weitere Tropfen Wermuth hineinzuträufeln, das will mir nicht einleuchten. Man braucht sich von der Wahrnehmung berechtigter nationaler Interessen auch durch die Aussicht auf internationale Verstimmungen nicht abhalten zu lassen, aber man soll ohne dringende Ursache keinen neuen Anlaß zu internationalen Verstimmungen liefern.

Eine solche Verstimmung besteht gegenwärtig zwischen England und Deutschland. Man mag darüber streiten, ob ein genügender Anlaß zu einer so ernsten Verstimmung gegen Deutschland vorliegt, wie sie sich jetzt in England zeigt. Die Thatsache selbst ist aber leider unbestreitbar, ebenso wie die fernere Thatsache, daß dieser Zustand der Dinge in Frankreich und auch in Rußland mit unverhohlener Befriedigung begrüßt wird, während unsere Dreibundsalliirten Oesterreich-Ungarn und Italien diese Wendung mit einiger Beklemmung wahrnehmen. Jedenfalls steht soviel fest, daß Frankreich nur gewinnen kann, wenn England und Deutschland sich zanken. Das stärkt Frankreichs Stellung sowohl gegenüber England wie gegenüber Deutschland und eröffnet zugleich die Aussicht, über kurz oder lang einen Keil in den Dreibund zu treiben. Es läßt sich ja theoretisch auch über einen Dreibund Frankreich-Deutschland-Rußland reden, der seine Spitze gegen England richtet; aber liegt für absehbare Zeit eine solche Kombination im Bereich des Möglichen? Kann ein nüchterner Politiker glauben, daß Frankreich Elsaß-Lothringen vergißt, sobald wir seine kolonialen Ansprüche gegen England unterstützen?

Zwischen der englischen und der deutschen Presse wird jetzt ein erbaulicher Federkrieg darüber geführt, wer dem Anderen am meisten zu schaden im Stande ist. Daneben weist man sich gegenseitig nach, daß man einander nicht braucht. Auf beiden Seiten wird ein außergewöhnliches Quantum Selbstgefühl zur Schau getragen. Das thut den kriegerischen Federhelden gewiß sehr wohl, aber daß es im wohlverstandenen Interesse auch nur eines der beiden Länder liegt, das wage ich zu bezweifeln. Allerdings bin ich ebensoweit davon entfernt, solchen Zank allzu tragisch zu nehmen. Derartige Verstimmungen pflegen selten da gefährlich zu werden, wo so wenig dazu gehört, um den Widersinn eines ernsten Konflikts zu begreifen. Nur vor Recidiven soll man sich hüten! Beide Theile haben doch noch andere Interessen, als die afrikanischen.

Th. Barth.

Johann Heinrich Pestalozzi.

Am 12. d. M. wird in der Schweiz, seiner Heimath, und in Deutschland der Tag festlich begangen, an welchem vor 150 Jahren Johann Heinrich Pestalozzi das Licht der Welt erblickt hat. Die Anregung zu diesen Feiern geht fast allenthalben von den Volksschullehrern aus. Sie ehren in ihm den Begründer der Volkschule und des Standes der Volksschullehrer. Mit Recht. Denn vor Pestalozzi kannte man kaum den Begriff einer allgemeinen Volkserziehung, waren fast überall die Volksschulen kaum des Namens werth und war von einem Volksschullehrerstande keine Rede. Die Thätigkeit der Volksschullehrer galt als eine höchst untergeordnete; es gab keine geregelte Vorbildung für sie; man legte die Leitung der Volksschule oft genug in die Hände von Leuten ohne jedes für ihre Wirksamkeit nothwendige Wissen und Können.

Pestalozzi erkannte, daß jeder und vor allem der Elementarunterricht einer festen Methode bedürfe, erfand und lehrte sie durch seine Schriften und in seinen Erziehungsanstalten. Er begeisterte nicht bloß Lehrer, sondern die ganze deutscher Sprache und deutschem Einfluß zugängige Welt für die Volkserziehung. Zahlreiche Schüler kamen zu ihm, aus eigenem Antriebe oder von den Regierungen gesandt, um seine Methode zu lernen und demnächst in ihrem Vaterlande einzuführen. Sie begründeten Seminarien, in welchen Volksschullehrer gebildet wurden, die die Lehren Pestalozzi's weiter trugen und weiter bildeten.

Und nun am Ende des Jahrhunderts besitzt Deutschland und die Schweiz ein Volksschulwesen, welches den Gedanken einer allgemeinen Volksbildung überall verwirklicht, und einen Lehrerstand, auf welchen es stolz sein kann. Nicht deshalb, weil beides vollkommen wäre! Vieles bleibt zu wünschen, aber beide können und werden sich aus sich selbst den Anforderungen der Zeit entsprechend höher entwickeln. Die Kraft dazu liegt in ihnen, weil Pestalozzi ihnen nicht bloß Methoden und Einrichtungen gegeben, sondern einen idealen Sinn in sie gelegt hat, der vorwärts zum Höhern treibt.

Indirekt ist Pestalozzi's Einfluß auf die Volksschule fast durch alle Länder der civilisirten Welt gegangen, die dem Beispiele der Schweiz und Deutschlands gefolgt sind und ihr Schulwesen auf demjenigen dieser aufgebaut haben.

Weit größere Ehren, als ihm jetzt erwiesen werden, verdiente schon für dieses Werk sicherlich Pestalozzi, und es wäre wohl am Platze gewesen, daß unsere deutschen Staaten nicht Privaten fast allein überließen, ihn zu feiern.

Wer aber Pestalozzi näher kennt, weiß, daß, wie hoch er auch die Schule schätzte, seines Lebens Ziele nicht in ihr beschlossen waren.

Schon in früher Jugend war er mit der Noth, die das Volk bedrückte, bekannt geworden. Als ganz junger Mann kam er in Zürich in die Kreise von Männern, welche, beeinflußt von den Ideen, die die revolutionären Bewegungen am Ende des Jahrhunderts vorbereiteten, in die heimischen Zustände reformirend einzugreifen suchten. Er beschloß, sein Leben ganz seinem Volke zu widmen; die Beschäftigungen, die er übernahm, waren von diesem Gesichtspunkte aus gewählt. Wollten wir ihn mit einem modernen Ausdruck bezeichnen, so müßten wir ihn einen Sozialreformer nennen — freilich anderer Art als seine heutigen Kollegen.

Um das, was man Erfolge im Leben nennt, zu haben, fehlte ihm fast Alles. Seine Persönlichkeit war unscheinbar und ungeschickt, es fehlte ihm an Kenntnissen und vor Allem an jeder geschäftlichen Tüchtigkeit und Menschenkenntniß. Daher scheiterte Alles, was er unternahm und daher fand er so wenig Mitarbeiter, die seine Mängel hätten ausgleichen können.

Aber er besaß andere große Eigenschaften: Ein wunderbares Verständniß für Natur und Bedürfnisse des Menschen und der menschlichen Gesellschaft befähigten ihn, die letzten Ursachen ihrer Noth und die Mittel zu deren Beseitigung aufzufinden. Eine heilige von jeder Selbstsucht und jeder Rücksicht freie Liebe zum Volke trieb ihn immer wieder, nachzusinnen, wie geholfen werden könne und selbst Hand anzulegen. Seit er angefangen hatte, selbständig zu denken, bis er, über 80 Jahre alt, sein müdes Haupt zur Ruhe legte, rang und kämpfte er für das Wohl des Volkes unter all dem Mißgeschick des wirthschaftlichen Zusammenbruchs seiner Unternehmungen und all den Unzulänglichkeiten und selbst Niederträchtigkeiten seiner Mitarbeiter, unter all den Anfeindungen zahlreicher Gegner, aufrecht gehalten von der Ueberzeugung, das Rechte zu wollen und von der innigen Freude, die ihm jeder selbst unscheinbare Erfolg, jede Uebung der Liebe bereitete. Konnte er Großes nicht thun, so that er Kleines, wenn er damit seiner Sehnsucht, zu bessern und zu helfen, genügen konnte; nie ruhete er und nie vergaß er auch in der mühseligsten Kleinarbeit seine hohen Ideale.

So war sein Leben, äußerlich betrachtet, mit seltenen Unterbrechungen ein gar schweres und voll von Enttäuschungen.

Seine erste öffentliche Wirksamkeit in seiner Vaterstadt, die im Verein mit gleichgesinnten jungen Leuten unternommene Bekämpfung von Ungerechtigkeiten kantonaler Beamten und politischer Maßnahmen der Regierung, sie nahm ihm die Möglichkeit, seinen ersten zum Besten des Züricher Volkes gefaßten Plan durchzuführen. Er wollte Beamter im Dienst seines Kantons werden und studirte dazu die Rechtswissenschaft; aber er hatte sich so mißliebig gemacht, daß er die Hoffnung auf Anstellung im Staatsdienste und deshalb auch sein Studium aufgab. Er studirte die Landwirthschaft; er wurde Besitzer eines Landgutes, das er in bessere Kultur bringen wollte. Damit verband er eine Anstalt zur Erziehung und Beschäftigung armer Kinder. Aber die Landwirthschaft so wenig als der industrielle Betrieb, den er mit den Kindern führte, brachte hinreichenden Ertrag. Er mußte die Kinder fortschicken, da er sie nicht ernähren konnte und sich ohne Aussicht auf ein Besserwerden mit dem kümmerlichen Einkommen aus seinem Gute behelfen.

In dieser Zeit der tiefsten Noth und Verzweiflung schrieb er sein Volksbuch Lienhard und Gertrud, das bald die weiteste Verbreitung fand. In voller Wahrheit, ohne jede Sentimentalität, aber mit dem tiefsten Mitgefühl, war das Leben des Landvolkes, wie es damals war, geschildert. Die darin dargestellten Menschen sind aus dem Leben gegriffen, sie haben die Untugenden, welche Noth und Bedrückung erzeugt, aber in ihnen lebt doch noch der Wunsch und die Kraft, sich zu erheben; zumal in der einfachen Maurerfrau Gertrud, welche die eigentliche Heldin des Buches ist. Sie reißt ihren Mann und ihr Haus aus tiefster Noth, an ihr richten sich auch andere Dorfgenossen auf. Und was ihr die Kraft zu ihrem Thun gibt, das ist die Mutterliebe. Diese schärft ihre Einsicht, gibt ihr Muth in schwerster Zeit und leiht ihr das rechte Wort zu rechter Zeit.

Neu war die kräftige und doch von jeder Gehässigkeit freie Wahrung der Rechte der unterdrückten Klassen gegen über den herrschenden, neu war die Darlegung, daß auch in dem elendesten Menschen die Kraft liege, sich zu erheben, daß es aber auch die heiligste Pflicht aller derer, welche die Macht in Händen haben, sei, dabei zu helfen, neu die Stellung, welche der einfachen Frau aus dem Volke gegeben wurde und neu vor Allem die Schilderung der Erziehung, wie Gertrud sie ihren Kindern gab.

Nicht Alles, was Pestalozzi in diesem Buche hatte aussprechen wollen, fand volles Verständniß, aber es wirkte doch tief und allgemein, und stellte seinen Verfasser in die erste Reihe der Volksfreunde und Volksschriftsteller. Dieser erste große Erfolg seines Lebens gab ihm, nach allen Schicksalsschlägen, wieder Muth; er legte ihm aber auch der Welt gegenüber die Verpflichtung auf, die Gedanken, welche in diesem Buche enthalten waren, weiter zu entwickeln in Wort und That. Er setzte darum Lienhard und Gertrud fort durch eine Schilderung, wie durch richtige Verbindung von Maßregeln der Regierung und Mitwirkung der Regierten das Volk aus seinem Elend sittlich und wirthschaftlich emporgehoben wird. Die Betheiligung der Frauen spielt dabei eine große Rolle; nicht bloß im Hause, sondern auch im öffentlichen Leben ist ihnen eine wichtige Mitwirkung zugeschrieben. Die eigentliche Grundlage für alles aber ist eine Erziehung, welche den Menschen für Haus, Wirthschaft und öffentliches Leben nicht bloß intellektuell, sondern auch sittlich und praktisch bildet, aus ihm zugleich ein gutes Familienmitglied, einen zu wirthschaftlicher Selbstständigkeit befähigten Menschen und einen tüchtigen Bürger macht. Soll die Erziehung diese Wirkung haben, so muß sie mit dem Frühesten beginnen, stets in lebendiger Berührung mit dem sein, was das Kind umgibt, und ihm, soweit jeweilig sein Begriffsvermögen reicht, das Verständniß dafür eröffnen; sie muß es zu einem so früh wie möglich thätigen Gliede der Gemeinschaft machen, in welcher es steht. Die Grundlage dieser Erziehung ist das Haus, oder wie Pestalozzi es in diesem Sinne oft bezeichnet die Wohnstube; sie soll beseelt sein von der innigen aber verständigen Liebe der Eltern, besonders der Mutter. Als Erziehungsmittel dienen die Beschäftigungen, Gegenstände und Vorkommnisse im täglichen Leben, die Theilnahme an der Arbeit und den Freuden aber auch den Leiden des Hauses. An diese schließt sich die sittliche und praktische Bildung in früher Jugend an, und an ihnen entwickelt sich die Beobachtungs- und die Kombinationsfähigkeit des jungen Kindes und mit seinem Heranwachsen wird ihm das Verständniß des bürgerlichen Lebens an den Verhältnissen, die ihm nahe liegen, eröffnet. Und diese Erziehung wird durch das Leben in der Familie und die Betheiligung an den Gemeindeangelegenheiten bei den erwachsenen Männern und Frauen weiter geführt; sie werden aus verkommenen zu brauchbaren, manche zu tüchtigen Menschen.

Die Schule ist in diesem Leben nicht isolirt, sondern mit ihm in allen Stücken innig verbunden; der Lehrer wirkt mit an der Regierung der Gemeinde, er unterrichtet die Kinder in engster Verbindung mit der Familie und er führt sie in die Verhältnisse des Gemeindelebens ein.

So wird die Gemeinde aus einer schlecht regierten und verkümmerten zu einer in bester Entwicklung begriffenen.

In gewissem Sinne ist Lienhard und Gertrud ein Staatsroman, insofern er wie ein solcher ein ideales Gemeinwesen schildert; aber er weicht in dem Hauptpunkte von allen Vorgängern und Nachfolgern ab, daß sein Ideal mit den Menschen, wie sie wirklich sind, rechnet und Ziele setzt,

welche nicht mit einer plötzlichen Umänderung der Welt, sondern stückweise und sicher zu erreichen sind.

Im weitern langen Leben gestaltet Pestalozzi die Grundgedanken von Lienhard und Gertrud aus, aber er bleibt ihnen durchweg treu, wenn er auch zeitweise bald diesen, bald jenen Theil derselben besonders betont oder durcharbeitet.

Die auf die Vollendung des Buches, welche 1787 stattfand, folgende französische Revolution zog durch die Einwirkung, welche sie auf die Schweiz übte, Pestalozzi in eine schriftstellerische Thätigkeit in der Politik, aber dies befriedigte ihn nicht, er wollte und mußte mit seiner Person den armen Mitbürgern dienen. So übernahm er 1798/99 die Leitung einer in Stanz eingerichteten Anstalt für die durch den Krieg verwaisten und verwahrlosten Kinder der Umgegend unter den ungünstigsten, seinen Heldenmuth und seine aufopfernde Liebe im höchsten Maße in Anspruch nehmenden Umständen. Die infolge der kriegerischen Ereignisse bald beendigte Thätigkeit Pestalozzi's in dieser Anstalt hatte aber eine entscheidende Einwirkung auf sein ferneres Leben. Er hatte dort die Liebe zum Lehren gewonnen, und hatte die praktischen Wege gesehen, auf welchen die Erziehung der Jugend geführt werden müßte. Er wollte Lehrer werden und wurde und blieb es bis kurz vor seinem Tode. Nach elenden Anfängen als Unterlehrer begründete er nach einander die Erziehungsanstalten in Burgdorf, Münchenbuchsee und Iferten. War er vorher ein berühmter Schriftsteller gewesen, so wurde er jetzt der erste Erzieher und Lehrer der damaligen Welt. Kaiser und Könige nicht nur, auch die hervorragendsten Männer der Wissenschaft suchten ihn auf, erhielten von ihm Anregungen, welche auf ihre späteren Leistungen den größten Einfluß hatten und trugen seinen Ruhm weit hinaus. Pestalozzi schuf in dieser Thätigkeit für die Elementarbildung eine feste, pädagogische Methode, wie sie noch nicht dagewesen war, und auf deren Grundgedanken noch unser Schulwesen ruht. Aber sein altes Mißgeschick verfolgte ihn auch hier; nach kurzem Bestande hatte er Burgdorf und Münchenbuchsee aufgeben müssen und Iferten, das zuerst eine längere Blüthezeit sah, wurde dann durch wirthschaftlichen Mißerfolg und noch mehr durch innere Zwietracht so zerrüttet, daß Pestalozzi nur noch Kummer an der Anstalt hatte. Sie war auch mehr und mehr eine Anstalt für wohlhabende Kinder geworden und konnte schon deshalb Pestalozzi nicht befriedigen, dessen ganzer Sinn nach einer nicht bloß lehrenden, sondern auch erziehlichen Thätigkeit besonders für arme Kinder drängte.

Aber in allem Kummer hörte er nicht auf, schriftstellerisch für seine Gedanken thätig zu sein, nicht bloß auf pädagogischem, sondern auch auf politischem Gebiete. Die in den Jahren 1814 und 1815 verfaßte Schrift „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmuth meines Zeitalters und meines Vaterlandes" drängte in den ergreifendsten Worten darauf, nunmehr, nachdem das Reich der Unsittlichkeit und Gewalt, welches Napoleon aufgerichtet habe, zerstört sei, die Staaten auf Recht, Sittlichkeit und Freiheit zu gründen und das Heilmittel für die mancherlei Schäden der Zeit in einer Belebung der Erziehung in seinem Sinne zu suchen.

Unermüdlich wiederholt Pestalozzi diesen Ruf nach Erneuerung der Erziehung. Noch 1826, ein halbes Jahr vor seinem Tode, sagt er in einer Rede vor der helvetischen Gesellschaft:

Die traurigen Mißstimmungen im Volksgeist aller Stände haben zugenommen, selbstsüchtige und leidenschaftliche Schwächen haben Platz gegriffen; neben erheuchelter Demuth bläht sich unverhohlen Eitelkeit und Hochmuth und die liebliche Näherung aller Stände hat einen Herzstoß erlitten. Der Leichtsinn des Zeitgeistes bemerkt diese Erscheinungen gar nicht. *Die Hilfe kann nur in einer gänzlichen Umwandlung des Zeitgeistes durch eine naturgemäße Erziehung gefunden werden.*"

Auch Fichte hatte so in den Reden im Winter 1807—1808 an die deutsche Nation gesprochen, welche den Weg zeigen sollten, wie die Deutschen durch eigene Kraft sich von der fremden Gewaltherrschaft befreien könnten. Er empfahl als einzig wirksames Mittel eine Erziehung nach den Grundsätzen Pestalozzi's; freilich wollte er sie in mancher Beziehung, entsprechend dem besonderen Zwecke, welchen er verfolgte, aber schwerlich Pestalozzi's Sinn entsprechend, umgestalten.

Wie Fichte's, so ist auch Pestalozzi's Ruf bis heute ohne den rechten Erfolg geblieben. Nur ein Stück von jener Erziehung ist durchgeführt, aber so hoch man unsere Volksschule auch stellen muß, so ist sie doch und kann sie ihrer ganzen Natur nach nur vorzugsweise Bildung des Verstandes und durch den Verstand sein. Die Anforderungen, welche Pestalozzi an die Erziehung stellte, hat sie allein nicht erfüllen können.

Die freien und hohen sozialen und politischen Bestrebungen Pestalozzi's konnten in seiner Zeit keinen rechten Einfluß gewinnen. Erst die Revolution, dann Napoleon zerrütteten die inneren Zustände Europas und ließen zu den Arbeiten des Friedens wenig Zeit und Kraft, und als sich dieses von der Zwingherrschaft befreit hatte, da vergaß es, und vergaßen namentlich Deutschland und die Schweiz, daß der Sieg nur der sittlichen Empörung und der freien Kraft der Deutschen zu verdanken war. Eine neue, allen idealen Bestrebungen feindliche, nur auf die Ermattung der Völker nach den langen aufreibenden Kämpfen bauende Herrschaft wurde auf Europa gelegt. Damit war auch die kurze Begeisterung für das, was Pestalozzi eigentlich wollte, geschwunden. Seine Ideen wurden staatsgefährlich. Eine solche Zeit konnte von Pestalozzi allerhand praktische Einrichtungen und auch diese oft nicht ohne Widerstreben, übernehmen; von Volksrechten, von Pflichten der herrschenden Klassen gegen die untere, von einer Erziehung zu kräftigen selbstbewußten Bürgern eines freien Staates mochte sie nichts wissen.

So ist denn in der That die einzige Frucht, welche Pestalozzi's mühseliges Leben bis jetzt getragen hat, die Volksschule gewesen, die freilich noch heute längst nicht das ist, was sie nach ihres Begründers Absicht sein sollte.

Und durch welche Kämpfe die Volksschule sich hat durchringen müssen und wie sie noch heute mitten in ihnen steht, noch heute für sich und die Lehrer nicht die rechte, freie Stellung und Achtung hat erreichen können, das lesen und hören wir alle Tage.

Kurz vor seinem Tode schrieb Pestalozzi:

Sterben ist nichts; ich sterbe gern, denn ich bin müde und möchte endlich Ruhe haben; aber gelebt zu haben, Alles geopfert zu haben und nichts erreicht zu haben und Alles zertrümmert zu sehen und so mit seinem Werke ins Grab zu sinken — o das ist schrecklich und ich kann es nicht aussprechen, und ich wollte gerne noch weinen, und es kommen keine Thränen mehr. — Und meine Armen! die gedrückten, verachteten und verstoßenen Armen! Arme, man wird auch euch, wie mich, verlassen und verschupfen! Der Reiche in seinem Ueberfluß gedenkt euer nicht; er könnte euch auch höchstens nur ein Stück Brot geben, weiter nichts; er ist ja selbst arm und hat nur Geld und Anderes nicht. Euch einzuladen zur geistigen Mahlzeit und euch zu Menschen zu machen, daran wird man noch lange, gar lange nicht denken. Aber Gott im Himmel, der auch an seine Sperlinge denkt, wird euch nicht vergessen und euch trösten, wie er auch mich nicht vergessen und auch mich trösten wird."

Ist das wirklich das Endergebniß eines so reichen, so uneigennützig nur den Mitmenschen gelebten Daseins gewesen? Dürfen wir nicht annehmen, daß es auch uns noch dienen wird?

Bis heute sind die Versuche einiger weniger Kenner, uns dem *ganzen* großen Pestalozzi nahe zu bringen, so gut wie vergeblich gewesen. Es ist wahr, seine Schriften sind nicht bequem zu lesen; Vieles ist veraltet, namentlich von seinen methodischen Schriften, und seine Erziehungsgedanken durchzuführen, ist nicht leicht, weil dies nicht allein mit äußerlichen Behelfen, sondern nur aus dem Geiste heraus, welcher Pestalozzi beseelte, geschehen kann. Und doch hätte gerade unsere Zeit dringend nöthig, auf die sozialen und pädagogischen Gedanken Pestalozzi's zurückzugreifen.

Der Gedanke, von welchem Pestalozzi ausgeht: daß die menschliche Gesellschaft und des Staates Macht Sicherheit und innerer Frieden nur beruhen auf der sittlich gebildeten tüchtigen Individualität der ihm Angehörigen, daß

jede äußere Veranstaltung, welche dieser Grundlage entbehrt, keinen rechten Erfolg haben kann, hat uns den nicht die Geschichte zumal in Deutschland so eindringlich als möglich gepredigt? Freilich haben wir freie Einrichtungen erhalten, aber werden sie so benutzt, wie sie sollten? Wird nicht oft genug gegen die verfassungsgemäße Gleichberechtigung der Bürger gefehlt? Möchten nicht Agrarier, Sozialdemokraten und Sozialisten aller Arten nur zu ihrem Nutzen unser Staatswesen umbilden? Hören wir nicht täglich die Klagen, daß unsere sittlichen Zustände nicht der Höhe unserer Civilisation entsprechen; daß die Menschen den Anforderungen des heutigen Lebens nicht mehr gewachsen seien? All dieses wäre nicht möglich, wenn wir rechtzeitig eine Erziehung geschaffen hätten, welche nach Pestalozzi's Grundsätzen unser Volk in allen seinen Theilen nicht bloß auf eine höhere Stufe der intellektuellen, sondern auch der sittlichen und praktischen Bildung und der wahren Bürgertugend gehoben hätte.

Diese Bildung ist, nachdem wir freie Institutionen erhalten haben und nachdem die Macht der Menschen durch die Erkenntniß der Natur und durch die Technik so gewaltig gewachsen ist, das beste Mittel der Sozialreform. Hätten wir statt durch den Kampf gegen die katholische Kirche, gegen Freihändler, Sozialdemokraten, Liberale den inneren Frieden stören zu lassen, kraftvoll und zielbewußt die Erziehung gefördert, hätten wir nur einen Theil der Mittel, welche für die viel angefochtene Sozialpolitik ausgegeben worden, einer tüchtigen Volkserziehung zugewendet, wäre diese wirklich das dringendste Interesse des Staates und aller Bürger, es stände besser um uns.

In die schönen Reden, die am 12. d. M. auf Pestalozzi gehalten werden, klänge dann auch nicht der Ruf nothleidender Lehrer, die Klage über elende Schulgebäude und die Antwort, daß diese Noth ertragen werden müsse, weil der Staat dafür kein Geld habe.

Möge die Pestalozzifeier die Ueberzeugung, welche für den Gefeierten der Inhalt des Lebens war, daß die gute Volkserziehung die allererste, allerwichtigste Aufgabe der menschlichen Gesellschaft sei, auch für unser öffentliches und privates Leben maßgebend werden.

K. Schrader.

Der Prozeß Rauch und das Kreuzzeitungs-Komitee.

Der vor der Strafkammer in Hannover verhandelte Prozeß gegen den sozialdemokratischen Redakteur Rauch hat durch die zeugeneidlichen Bekundungen des Oberstaatsanwalts Drescher aus Berlin eine Bedeutung erlangt, welche nach zwei Richtungen hin zu Betrachtungen anregt. Das Komitee der „Kreuzzeitung", sowohl in seiner ursprünglichen als in seiner reorganisirten Gestalt, hat nach den Bezeugungen des Herrn Drescher eine Thätigkeit entwickelt, welche alles andere eher, als die Förderung der gegen Herrn von Hammerstein geführten Untersuchung zur Folge haben mußte. Die Staatsanwaltschaft aber hat von dem Vorwurf pflichtwidriger Verzögerung sich mit Erfolg gereinigt, aber doch mancher Unterlassungen sich schuldig bekennen müssen, die ebenso auffällig wie bedauerlich sind.

Nachdem die „Kleine Presse" in Frankfurt am 2. April 1895 den Sturmangriff gegen Herrn von Hammerstein unter genauer Angabe thatsächlicher Vergehungen desselben (insbesondere bezüglich des Pensionsfonds und der Papierlieferungen) eröffnet hatte, erschien die im Reichstag schon vom Justizminister zur Entlastung der Staatsanwaltschaft angezogene Erklärung des Grafen Kanitz vom 6. April v. J., in welcher derselbe „im Auftrage des Komitees der „Kreuzzeitung"" öffentlich bezeugte, daß Herr von Hammerstein Mittel der „Kreuzzeitung" in seinem Interesse nicht verwandt habe. Und diese feierliche Erklärung gab das Komitee, zu welchem ein vortragender Rath im Hausministerium und ein Regierungspräsident gehörten, ungescheut ab, obwohl im Februar bereits durch Herrn Dr. Kropatscheck (wie dessen im November veröffentlichte Erklärung ergibt), dem Komitee Anzeige gemacht war, daß der Stöckerfonds verschwunden sei, und daß gegenüber der Bezichtigung eines verstorbenen Kassenbeamten durch Herrn von Hammerstein sich vielmehr ergeben habe, daß Herr von Hammerstein selbst das Geld gegen noch vorhandene Quittung an sich genommen habe!

Seit dem Februar also mußte dem Komitee klar sein, welcher Art die Finanzgebahrung Hammerstein's war, und dennoch erfolgte jene Kundgebung vom 6. April, die niemals hätte erfolgen können, wenn Herr Graf Kanitz und Herr von Colmar in Folge der Kropatscheck'schen Warnung die lange Zwischenzeit zu einer gründlichen Untersuchung der finanziellen Verhältnisse der „Kreuzzeitung" ihrer Pflicht gemäß benutzt hätten. Hierzu lag um so mehr Anlaß vor, als noch Anfang 1895 Gelder hatten aufgewendet werden müssen, um die Aufhebung der Subhastation des Hammerstein'schen Grundstücks herbeizuführen und den Grafen Waldersee vor Schaden zu bewahren. Trotz alledem jene Erklärung vom 6. April und dann Schweigen des Komitees, obwohl nach den Bekundungen des Herrn Stöcker im Frühjahr die Freunde des Herrn von Hammerstein die „erschütternden" Thatsachen in Erfahrung brachten. Welche Freunde aber standen ihm näher, als die Mitglieder des Komitees?

Im Juni trat dann die Mauserung des Komitees ein, an dessen Spitze Graf Finkenstein trat. Anfangs Juli verfügte dieses neue Komitee die Suspension des Herrn von Hammerstein, und damit war der Zeitpunkt gegeben, von welchem die Staatsanwaltschaft ihr Einschreiten abhängig gemacht hatte. Wie benahm sich nunmehr das Komitee der „Kreuzzeitung"? Am 21. Juli erfuhr Graf Finkenstein durch den Papierfabrikanten Flinsch die Fälschung des Vertrages und der beiden Accepte über je 100 000 Mark.

„So etwas habe man dem Herrn von Hammerstein doch nicht zugetraut", entrang sich seiner bekümmerten Brust. Auf die Frage von Flinsch, ob Finkenstein Anzeige erstatten werde, erwiderte Finkenstein, nach Flinsch's Bekundung: nach seiner persönlichen Auffassung müsse Hammerstein bestraft werden, wenn er geflündigt habe. Ob die Strafanzeige erfolgen solle, darüber werde das Kreuzzeitungs-Komitee befinden.

Vier Tage später, am 25. Juli, als Zeuge vernommen, bringt Graf Finkenstein kein Wort von den Fälschungen vor und erklärt ausdrücklich, daß die Suspension Hammerstein's lediglich erfolgt sei, um ihm für seinen Prozeß gegen die „Kleine Presse" freie Hand zu lassen. Nachdem Graf Finkenstein am 21. Juli als seine persönliche Auffassung die Nothwendigkeit der Strafverfolgung des Herrn von Hammerstein bekannt hatte, ist diese Stellungnahme vor Gericht am 25. Juli doch nur daraus erklärlich, daß ihm am 21. Juli Herrn Flinsch gegenüber betonte Verhandlung des Kreuzzeitungs-Komitees dem Grafen Finkenstein sein neues Verhalten vorschrieb. Ausgeschlossen muß die Annahme erscheinen, daß Graf Finkenstein von den ihm am 21. Juli bekannt gewordenen Fälschungen in der Zwischenzeit bis zum Termin des 25. Juli den anderen Komiteemitgliedern keine Kenntniß gegeben haben sollte, ebenso wenig wie daran gedacht werden kann, daß die telegraphische Anfrage an Herrn von Hammerstein vom 27. Juli ohne Wissen der anderen Komiteemitglieder vom Grafen Finkenstein veranlaßt sein sollte, zumal ja die von der Staatsanwaltschaft leider zweideutig und räthselhaft gefundene Strafanzeige vom 1. August seitens des Grafen Finkenstein ausdrücklich Namens des Komitees der „Kreuzzeitung" erstattet und vom Rechtsbeistand des Komitees verfaßt worden ist. Nicht gegen die Person des Grafen Finkenstein also sind alle die Vorwürfe zu richten, welche sein Verhalten nach dem 21. Juli treffen sollen, sondern gegen das

Komitee der „Kreuzzeitung", dessen Maßnahmen unbegreiflich und doch begreiflich genug erscheinen.

Das neue Komitee verhält sich ganz so, wie das alte, und der Regierungspräsident von Colmar erzielt durch sein Benehmen dasselbe wie Graf Konitz, der der ersten Vorladung zum 1. August wegen dienstlicher Behinderung, der zweiten wegen einer nothwendigen Reise nicht nachkommt und bei seiner endlichen Vernehmung nur zu bekunden weiß, daß beim Pensionsfonds seines Wissens alles in bester Ordnung sei, vom Stöckerfonds und von all den „erschütternden Thatsachen" aber nichts vordringt, die — wenn man Herrn Stöcker Glauben schenken darf — den Freunden des Herrn von Hammerstein seit dem Frühjahr 1895 bekannt gewesen sein müssen!

Es soll hier nicht untersucht werden, ob alle Herren des Komitees das Bewußtsein und die Absicht hatten, die Strafthaten des Herrn von Hammerstein zu begünstigen, daß ihr Gebahren aber diese Wirkung haben mußte, konnte sich bei auch nur oberflächlichster Erwägung ihrer Einsicht nimmermehr entziehen. Jeder Zweifel erscheint ausgeschlossen, daß bei prompter Anzeige der am 21. Juli dem Grafen Finkenstein unwiderleglich nachgewiesenen schweren Urkundenfälschung die sofortige Ergreifung des damals noch sorglos auf seiner „Ferienreise" in Sistrans weilenden Herrn von Hammerstein unschwer gelungen wäre. Daß dies, insbesondere durch die Depesche vom 27. Juli vereitelt wurde, dürfte den findigen Rathgebern des in Geldsachen so empfindlichen Fiskus die Frage nahe legen, in wie weit die Veranlasser jenes Telegramms für die dem Fiskus durch dasselbe verursachten Mehrkosten persönlich aufzukommen haben.

Das Komitee der „Kreuz-Zeitung" also in alter wie in neuer Gestalt war es, das die Rechtsverfolgung thatsächlich erschwert hat, so daß bei objektiver Prüfung der Sachlage der Vorwurf pflichtwidriger Verzögerung dieser Strafsache der Staatsanwaltschaft gegenüber nicht erhoben werden kann.

Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß in verschiedenen Stadien des Prozesses ein energischeres, die Vorgänge des öffentlichen Lebens genauer beachtendes Vorgehen möglich gewesen wäre.

Herr Drescher hat in seiner Zeugenaussage bekundet, es sei in der Presse nach der Konitz'schen Erklärung vom 6. April seines Wissens nichts Erhebliches über den Fall Hammerstein verhandelt, bis Anfang Juli der vom Herrn Oberstaatsanwalt beim Kammergericht ihm zugesandte Artikel im „Kleinen Journal" erschienen sei. Auf Befragen der Vertheidigung stellte sich heraus, daß der Königlichen Staatsanwaltschaft beim Landgericht Berlin I weder die Erklärung des Herrn von Hammerstein, nicht klagen zu wollen, noch die hieraus gezogenen Schlußfolgerungen der „National-Zeitung" und der „Kölnischen Zeitung", noch das Ausscheiden des Dr. Kropatscheck aus der Redaktion der „Kreuz-Zeitung" und die Motivirung desselben in der Presse, noch der Wechsel im Komitee der „Kreuz-Zeitung", noch endlich bekannt geworden war, daß Herr von Hammerstein die auf die Papierlieferungen und den Pensionsfonds bezüglichen Beschuldigungen der „Kleinen Presse" **nicht** zum Gegenstande seiner Privatklage gemacht habe. Auf weiteres Befragen ergab sich, daß erst vor vierzehn Tagen die Staatsanwaltschaft den Inhalt der in Frankfurt schwebenden Privatklageakten und die Erhebung der Widerklage in Erfahrung gebracht habe. Herr Drescher, und mit gesteigertem Pathos der hannoversche Staatsanwalt erklärten es für unmöglich, daß ein Staatsanwalt „sämmtliche Zeitungen lesen" könne; das soll ohne Weiteres zugegeben werden, trifft aber für den vorliegenden Fall nicht zu, wo alle jene der Kenntniß der Staatsanwaltschaft entgangenen Thatsachen und Aeußerungen den Weg durch die gesammte deutsche Presse mit vereinzelten Ausnahmen machten und in breitester Breite und täglichen Wiederholungen allen irgend aufmerksamen Lesern immer wieder entgegentraten. Es wäre also wohl begreiflich gewesen, wenn auch die Königliche Staatsanwaltschaft von diesen Dingen Kenntniß erlangt und damit ihren Glauben an die Zuverlässigkeit der Konitz'schen Erklärung erschüttert gesehen hätte. Ebenso begreiflich wäre es gewesen, wenn die Königliche Staatsanwaltschaft nicht vor vierzehn Tagen, sondern etwa Anfang Juli, als die ganze deutsche Presse von der Erhebung der Widerklage gegen Hammerstein berichtet hatte, die Frankfurter Privatklageakten eingefordert hätte; sie würde dann in einem Schriftsatz vom 20. Juni 1895 das gesammte Beweismaterial in Beziehung auf die Vergehungen des Freiherrn von Hammerstein — mit Ausnahme allerdings der damals noch nicht bekannten Urkundenfälschungen — unter ausgiebiger Zeugenbenennung zusammengetragen gefunden haben. Daß hierdurch die Untersuchung wesentlich gefördert worden wäre, liegt auf der Hand. Und die Prüfung dieses Beweismaterials würde auch die Frage klargestellt haben, inwieweit sich das frühere Kreuz-Zeitungs-Komitee etwa der Begünstigung schuldig gemacht hat.

Die Vertheidigung konnte denn auch nicht in das Lob einstimmen, welches der hannoversche Staatsanwalt der Schneidigkeit der Berliner Kollegen unbedingt zollte, sondern sie mußte bei aller Anerkennung, daß eine Pflichtwidrigkeit in keiner Weise dargethan sei, betonen, daß in mancher Beziehung ein umsichtigeres Vorgehen sich habe denken lassen, daß aber jedenfalls nach Außen der Eindruck der Rechtsverzögerung habe erweckt werden müssen, allerdings, wie jetzt erwiesen, durch das die Rechtsverfolgung hemmende Verhalten Dritter. Die letzteren Ausführungen erkannte auch das Gericht als zutreffend an. In der Verkündung des Vorsitzenden, deren scharf pointirte Fassung lebhaft an den früheren Berliner Vorsitzenden Lüty erinnerte, wurde gerade dies zur Begründung der „milden" Strafe (3 Monate Gefängniß!) angeführt. Ob die ganze Sachlage nicht dazu angethan war, in noch viel weiterem Umfange Milde walten zu lassen, entzieht sich der Kritik des Unterzeichneten, als eines der Vertheidiger in diesem Prozeß

P. Jonas.

Frère-Orban.

Seit fünfzig Jahren hat Niemand auf die politische Entwicklung Belgiens einen so tiefgreifenden und ununterbrochenen Einfluß ausgeübt, wie der am 2. Januar dieses Jahres gestorbene Staatsmann. Wir wollen versuchen, — wenn auch nicht die Geschichte seines Lebens, denn das hieße die Geschichte Belgiens im letzten Jahrhundert schreiben — so doch die wesentlichsten Etappen seiner Laufbahn zur Darstellung zu bringen, und dabei die vorherrschenden Charakterzüge Frère-Orban's zu zeichnen. Die gesammte staatsmännische Persönlichkeit wird die Geschichte erst in einer späteren Zeit mit der erforderlichen Unparteilichkeit abschätzen können.

I.

Hubert Joseph Walter Frère wurde am 24. April 1812 in Lüttich geboren. Er war plebejischen Ursprungs; sein Vater war Thürhüter der Freimaurerloge! „Ich bin nicht auf den Knieen einer Herzogin groß geworden", pflegte später der zu Ansehen gelangte Staatsmann nicht ohne Selbstgefühl zu sagen. Die Loge trug zu den Erziehungskosten des Kindes bei. Als im Jahre 1830 die Revolution ausbrach, war der junge Frère bereits 18 Jahre alt; er nahm jedoch keinen Antheil an der Bewegung, die fast alle Jünglinge Lüttich's, im Gefolge von Charles Rogier, mit sich fortriß. Dagegen verbrachte er mit seinem alten Lehrer Lafouge, einem heißblütigen französischen Demokraten, einige Zeit in Paris. Nach Lüttich zurückgekehrt, warf er sich auf das Studium der Rechtswissenschaft. Daneben schrieb er Verse und die Komödie „Drei Tage einer Kokette", von der er später lächelnd konstatirte, daß sie mittelmäßig gewesen sei. Mit zwanzig Jahren war er Advokat; mit zweiund-

zwanzig Jahren heirathete er die Tochter des Herrn Orban, eines reichen Lütticher Industriellen, dessen Haus der junge Advokat während eines Aufruhrs durch seine Beredsamkeit vor Ausplünderung bewahrt hatte.

Im Jahre 1840 tritt Frère-Orban, wie er sich jetzt nennt, als Gemeinderath der Stadt Lüttich in das öffentliche Leben ein und zeigt sich alsbald als bemerkenswerther Redner, als wohlunterrichteter Politiker mit Talent für die Verwaltung und als sehr entschiedener Gegner des Klerikalismus. Auf seinen Vorschlag untersagt 1845 der Gemeinderath von Lüttich die Kirchenkollekten. Frère-Orban wird aus diesem Anlaß in eine lebhafte Polemik mit dem Bischof von Bommel verwickelt und veröffentlicht seine erste Broschüre, in der er für die Suprematie der Staatsgewalt über die Kirche eintritt.

Die 1830 geschlossene liberal-katholische Union war seit der Revolution mehr und mehr unhaltbar geworden und scheiterte ums Jahr 1842 anläßlich des Schulgesetzes, das dem Volksschulunterricht einen konfessionellen Charakter gab.*)

Die liberale Partei konstituirte sich und hielt 1846 einen Kongreß ab, dem die Aufgabe zufiel, das Programm des Liberalismus zu entwerfen. Frère war einer der Delegirten der Stadt Lüttich auf diesem Kongreß. Er übte auf die Gestaltung des Programms einen beträchtlichen Einfluß aus; mehrere wesentliche Artikel entstammen seiner Redaktion. Schon bei dieser Gelegenheit nahm er jene Haltung ein, die er während seines ganzen späteren politischen Lebens bewahrt hat. Gegner des Klerikalismus, Vertheidiger der Unabhängigkeit der Staatsgewalt gegenüber der Kirche, Anhänger der Säkularisation des Unterrichts in allen seinen Zweigen zeigte er sich zugleich feindlich den Ansprüchen auf Erweiterung des Wahlrechts. Sogar der Ermäßigung des Wahlcensus auf 20 Gulden verweigerte er seine Zustimmung, denn, so führte er aus: „Bei einem Census von 20 Gulden wird man keine Wähler, sondern Diener haben, abhängige Existenzen, die weder genug Einsicht noch genug Unabhängigkeit besitzen, um den sie umgebenden Einflüssen zu widerstehen."

Im Jahre 1847 wurde Frère-Orban für den Bezirk Lüttich in die Abgeordnetenkammer gewählt. Diesen Bezirk hat er dann im Parlament fast während eines halben Jahrhunderts, bis zum Oktober 1894, vertreten. Gleich nach den Wahlen trat er als Minister der öffentlichen Arbeiten, später als Finanzminister, in das Kabinet Rogier, welches die Säkularisation des Unterrichts und der Armenpflege auf sein Programm geschrieben hatte. Als die Gegner des neuen Ministeriums ihn beschuldigten, gegen die Religion Krieg zu führen, antwortete ihnen Frère-Orban in der Kammer mit den Worten, die seitdem berühmt blieben: „Ich verstehe ebensowenig, daß eine Gesellschaft ohne Religion wie daß eine Welt ohne Gott existiren kann".

Das Kabinet des Jahres 1847 führte sein Programm nicht durch: nicht aus Schwäche, sondern weil es sich andern Schwierigkeiten gegenüber sah. Es mußte zunächst energische Maßregeln ergreifen, um die Entwicklung des Pauperismus aufzuhalten. Unglück und Hungersnoth herrschten in Flandern, und es gelang wenigstens, dieser traurigen Lage ein Ziel zu setzen. Die französische Februarrevolution des Jahres 1848 schien eine Zeit lang den monarchischen Institutionen Belgiens gefährlich zu werden. Rogier und Frère-Orban begriffen, daß dieser ernsten Gefahr nur durch politische und wirthschaftliche Reformen zu begegnen sei; und solche Reformen, zahlreich und fruchtbar, wurden sofort in Angriff genommen. Frère-Orban gebührt dabei das Hauptverdienst; Niemand war thätiger bei der Vorbereitung, Niemand beredter bei der Vertheidigung der Reformvorschläge.

Ermäßigung des Wahlcensus auf das in der Verfassung vorgesehene Minimum; Erhebung einer Steuer von 1 Prozent bei Erbschaften in direkter Linie; Unterdrückung der gleitenden Skala bei den Getreidezöllen; Errichtung einer Nationalbank, Gründung von landwirthschaftlichen und industriellen Schulen; Abschaffung des Zeitungsstempels; Schaffung öffentlicher Mittelschulen und der Bürgergarde: alle diese und manche andere Reformen, die in zwei Jahren durchgeführt wurden, haben damals Belgien vor einer sehr gefährlichen Agitation, wenn nicht gar vor offener Revolution bewahrt.

Im Jahre 1852 trat in der liberalen Partei anläßlich gewisser wirthschaftlichen und finanziellen Fragen eine Spaltung ein. Manche fanden es zu kühn, daß Frère-Orban die Formel aufstellte: „Die ärmeren Klassen müssen entlastet werden, und das kann nur geschehen, wenn die oberen Klassen Opfer bringen". Andererseits forderte, nach dem Dezember-Staatsreich, die napoleonische Regierung gebieterisch Maßregeln gegen die französischen Flüchtlinge, die sich zahlreich in Brüssel niedergelassen hatten. Die Pariser offiziöse Presse führte einen vollständigen Feldzug mit Drohungen gegen Belgien. Das Kabinet Rogier—Frère trat ab und machte einem neutralen Ministerium Platz, das dann 1855 von dem katholischen Kabinet de Decker abgelöst wurde. Dies Kabinet legte dem Parlament ein Gesetz vor über die Wohlthätigkeitspflege, in dem die klösterliche todte Hand stark begünstigt war. Frère rief den Liberalismus gegen dies Gesetz auf, zunächst in einer pseudonymen Broschüre, die ungeheuren Widerhall fand, sodann in einer Reihe von Parlamentsreden. Die öffentliche Meinung erhob sich und in Brüssel kam es zu stürmischen Manifestationen gegen das katholische Ministerium und das „Klostergesetz", wie Frère den verhaßten Entwurf getauft hatte. Das Ende war, daß das katholische Ministerium mitsammt seinem Entwurf verschwand und die liberale Partei im November 1857 erneut zur Macht gelangte. Rogier wurde wieder Kabinetschef und Frère Finanzminister. Dies Verhältniß blieb bis 1868 bestehen; in diesem Jahre trat Rogier zurück und Frère übernahm das Präsidium des Ministeriums, das er dann noch bis 1870 inne hatte.

Während dieser dreizehnjährigen Herrschaft setzte Frère-Orban die wesentlichsten Reformen auf ökonomischem und finanziellem Gebiete durch: die Abschaffung der städtischen Octrois und der staatlichen Beschränkungen des inneren Verkehrs, die Abschaffung der Salzsteuer, die Ablösung des Scheldezolles von Holland, das Verlassen der protektionistischen Politik und den Abschluß von Handelsverträgen mit den Nachbarländern unter starker Herabsetzung der Zollsätze, die eine Vervierfachung des Waarenaustauschs zwischen Belgien und dem Auslande zur Folge hatten; die Freiheit des Koalitionsrechts der Arbeiter; die Einrichtung von Sparkassen und von Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung. Auch zu der 1859 beschlossenen Befestigung Antwerpens hat Frère-Orban wesentlich mitgewirkt.

Im Jahre 1869 rettete Frère-Orban's Energie Belgien aus einer ernsten Gefahr. Die französische Regierung hatte die Ostbahngesellschaft bestimmt, den Rückkauf des Luxemburger Bahnnetzes, dessen Kopf in Brüssel war, zu betreiben. Dieser Rückkauf mußte im Falle eines Krieges die Quelle schwerer Gefahren werden. Der Chef des belgischen Ministeriums bot diesen Plänen ein Paroli, indem er vom Parlament ein Gesetz votiren ließ, das die Cession der fraglichen Linien von der Zustimmung der belgischen Regierung abhängig machte. Die Wirkung dieses Parlamentsbeschlusses war groß in Paris. Die französische Regierung verhehlte weder ihre Enttäuschung noch ihren Zorn. Vorübergehend drohte der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und Belgien. Der Sturm wurde jedoch beschworen, dank Frère-Orban's Geschicklichkeit, der sich nach Paris begab und die Differenz diplomatisch ausglich. Im folgenden Jahre zeigte der deutsch-französische Krieg, wie wichtig der Dienst gewesen war, den Frère-Orban seinem Vaterlande geleistet hatte.

Das war übrigens der letzte Triumph dieses Ministeriums. Im Jahre 1870 verlor das liberale Kabinet, das von den Katholiken lebhaft angegriffen und von den fortgeschrittenen Liberalen nur lau vertheidigt war, weil es diesen zu doktrinär erschien, die Majorität im Parlament und wurde von einem katholischen Kabinet abgelöst. Frère-Orban als Führer der Opposition, verhinderte jedoch mit Erfolg-

*) Siehe „Die Nation" vom 13. Juli 1895 S. 594

seine Gegner am Durchdringen irgend eines reaktionären Gesetzes.

Sein Ansehen war sogar so groß, daß er als der eigentliche Urheber des Gesetzes vom Jahre 1876 über den höheren Unterricht angesehen werden muß.

Als im Jahre 1878 die Wahlen für die Liberalen günstig ausfielen, trat Frère-Orban wieder an die Spitze der Regierung, unter Uebernahme des Portefeuilles des Auswärtigen. Die Säkularisation und die Entwicklung des Schulwesens in allen seinen Graden wurde die Hauptaufgabe des neuen Kabinets. Frère markirte das sofort durch die Errichtung eines Ministeriums für den öffentlichen Unterricht. Im Jahre 1879 ließ er das zweite organische Volksschulgesetz votiren, wodurch der Volksschule ein Laiencharakter gegeben wurde, während den Dienern der Kirche erlaubt wurde, in der Schule, jedoch außerhalb der Klassenstunden, Religion zu lehren.*) Bekanntlich führten der Klerus und die katholische Partei gegen diese neue Gesetzgebung einen Kampf von äußerster Erbitterung. Vergebens forderte Frère-Orban den Papst auf, die Geister zu beruhigen und Bischöfe und Priester an die Achtung vor den Gesetzen zu erinnern. Das Ende war 1880 die Rückberufung des belgischen Gesandten vom Vatikan.

Inzwischen entwickelten sich auch Schwierigkeiten zwischen dem liberalen Kabinet und der kleinen radikalen Gruppe, die von Herrn Janson geführt wurde. Die Radikalen verlangten das allgemeine Wahlrecht, eine Forderung, der Frère-Orban stets feindlich gegenüber gestanden hatte. Er verweigerte der äußersten Linken deshalb auch die Verfassungsrevision, welche die Voraussetzung für die Ausdehnung des politischen Wahlrechts bildete. Dagegen stimmte er einer gewissen Vermehrung der kommunalen und der provinzialen Wähler zu.**) Desgleichen ließ er sich bereit finden, einen Gesetzentwurf vorzulegen, der den Volksschulunterricht obligatorisch machte.

Zu diesen politischen Schwierigkeiten kamen schwere finanzielle Sorgen hinzu. Das Budget zeigte ein Defizit, die Regierung mußte neue Steuern in der Höhe von 23 Millionen auf Konsumartikel legen.

Das Alles kam zusammen, um die schwere Niederlage im Juni 1884 vorzubereiten. Frère-Orban wurde gestürzt und erlangte die Macht nicht wieder.

Noch 1852 wie nach 1870 hatte Frère-Orban die Leitung der liberalen Regierung sofort mit der Leitung der gesammten liberalen Oppositionspartei vertauscht. Das wurde nun anders. Der Liberalismus war in zwei Theile gespalten, von denen der eine, die Gruppe Janson, die Verfassungsrevision in seinem Programm voranstellte, während der andere Theil, die gemäßigten oder doktrinären Liberalen, dem alten Führer des Liberalismus treu blieb.

Es ist bekannt, welche Fortschritte die revisionistische Bewegung in den Jahren von 1884 bis 1890 machte.***) Frère-Orban selbst mußte 1887 das Prinzip derselben adoptiren, aber er blieb ein unerschütterlicher Gegner des allgemeinen Wahlrechts. In der historischen Sitzung vom 18. April 1893 gehörte er jener kleinen Schaar an, die gegen das allgemeine Wahlrecht trotz der Modifikation durch die Einführung von Pluralstimmen stimmte. Frère-Orban machte Beernaert dabei die lebhaftesten Vorwürfe, daß er dem Druck der Straße nachgegeben habe.

Es ist noch in deutlicher Erinnerung, wie unheilvoll für die liberale Partei dann die Oktoberwahlen des Jahres 1894 wurden.†)

Zwischen Klerikalen und Sozialisten wurden die Liberalen, insbesondere die der gemäßigten Richtung, nahezu aufgerieben. Selbst Frère-Orban wurde in Lüttich, das er so viele Jahrzehnte ruhmvoll vertreten hatte, geschlagen. Der alte Staatsmann war durch diese Niederlage, die er übrigens vorausgesagt hatte, nicht entmuthigt. Von der Rednertribüne ausgeschlossen, griff er wieder zur Feder. Noch vor kaum einem Jahre, bereits krank, schrieb er eine Broschüre in kräftigem Stil, in der er die verworrene politische Lage Belgiens analysirte und sein unerschütterliches Vertrauen zu der Wahrheit und der Zukunft der liberalen Prinzipien zum Ausdruck brachte.

II.

Das sind die springenden Punkte in der langen und arbeitsreichen Laufbahn, die jetzt ihr Ende gefunden hat. Das Leben keines anderen belgischen Politikers zeigt eine solche Einheitlichkeit und Geschlossenheit. Der wesentlichste Zug in dieser Individualität war Festigkeit, Festigkeit des Charakters und Festigkeit der Ueberzeugungen, Festigkeit auch in der Beredsamkeit und im Stil. Der illustre Todte kannte im Leben, sobald Grundsätze in Frage kamen, keine Konzessionen, und Willensschwäche war ihm ebenso fremd wie ein laisser aller des Worts oder der Feder.

Frère-Orban war ein leidenschaftlicher Freund der Freiheit und mit unerschütterlicher Zähigkeit hielt er an der liberalen Doktrin, in der sich sein Freiheitsbegriff verkörperte, fest. Die Definition dieses Begriffs, die er vor weniger als Jahresfrist mit bereits zitternder Hand niederschrieb, er hatte sie wohl schon zwanzig Mal seit seinem Eintritt in das politische Leben mündlich und schriftlich gegeben: „Die Mission und der Zweck des Liberalismus bestehen darin, dem Menschen die größtmögliche Summe von Freiheit auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit zu sichern. Der Liberalismus geht davon aus, daß der Mensch das Recht haben muß, sich religiös, moralisch, intellektuell ohne Zwang und Hemmschuhe zu entwickeln." Frère-Orban war entschieden antiklerikal, weil der Klerikalismus die Unabhängigkeit der Staatsgewalt und die intellektuelle Freiheit in gleicher Weise bedroht.

Er war anti-radikal und — nicht weniger ausgesprochen — Anti-Sozialist, weil er die volle wirthschaftliche Freiheit aufrecht erhalten wollte. Er war strikter Gegner des allgemeinen Wahlrechts, weil er völlig davon überzeugt war, daß einzig und allein das auf die gebildeten Klassen beschränkte Wahlrecht dem Liberalismus förderlich sein könnte. Mit anderen Worten, er wollte, daß der Staat, auf der Grundlage des Wahlrechts der höheren Klassen, frei von allen religiösen Einflüssen sei und daß er nicht durch Reglements in die wirthschaftliche Freiheit eingreife. Von diesen Grundsätzen ist er weder angesichts von Niederlagen noch von Siegen abgewichen.

Gewährleistet wurde diese Ueberzeugungstreue durch seinen scharfen und logischen Verstand, seine außerordentliche Charakterfestigkeit und Entschlossenheit; Muthlosigkeit bemächtigte sich seiner, der sich seines Werthes wohl bewußt war, nie. Er besaß etwas von jenem Stoicismus, dem der Erfolg sich meist nicht versagt. Auf keinen passen die Worte des Dichters: Justum et tenacem propositi virum ..... impavidum ferient ruinae, besser als auf diesen Greis, der selbst bei seinem letzten Seufzer inmitten des Zusammenbruchs seiner Partei das Vertrauen zu seinen Ideen nicht verlor.

Diese Charakterfestigkeit und Ueberzeugungstreue spiegelt sich getreulich wider in den Schriften und Reden Frère-Orbans. Seine Schriften sowohl wie seine Reden sind — was die Form anbelangt — von tadelloser Eleganz und von einer Feinheit, einer Energie und einer Kraft der Argumentation, die bewundernswerth sind. Frère-Orban wird der erste politische Redner Belgiens bleiben.

Seine klaren Ausführungen, seine dialektische Schärfe wurden bei seinen Reden aufs glücklichste ergänzt durch sein Organ, seine Haltung und Bewegungen, zwar nur äußere Vorzüge, die aber wesentlich zur Wirkung und zum Reiz des gesprochenen Wortes beitragen. Sehr treffend schrieb der belgische Publizist M. V. Arnould im Jahre 1892:

„Herr Frère hat was ihn vor vielen andern auszeichnet — eine freie Stirn, ein sicheres Auge und ruhige, fest entschlossene Züge. Als Redner ist er in gleicher Weise vornehm, kraftvoll und gediegen."

*) Siehe „Die Nation" vom 13. Juli 1895 S. 594.
**) Siehe „Die Nation" vom 2. Juni 1894 S. 521.
***) Siehe „Die Nation" vom 2. Juni 1894 S. 521 u. 522.
†) Siehe „Die Nation" vom 10. u. 17. November 1894.

Frère-Orban hat aber seine prächtige Beredsamkeit, seine Charakterstärke und seine Geistesgaben nicht ausschließlich in den Dienst seiner feurigen und aus innerster Ueberzeugung stammenden Parteipolitik gestellt; auch die Gesammtheit seines Vaterlandes profilirte davon. In dieser Beziehung stand er, wie es scheint, einzig in Belgien da. Er verstand es, gleichzeitig der hervorragende Führer einer Partei und ein bedeutender Staatsmann zu sein. Andere waren und werden meist eins von beiden sein: entweder geschickte leaders oder berühmte Minister. Frère verstand es, vermöge seines vielseitigen, umfassenden Geistes, wie keiner, beide Plätze auszufüllen; er spielte zugleich die beiden oft so verschiedenartigen Rollen und übte dadurch auf die Politik einen mächtigen Einfluß aus.

Als Staatsmann hat er Belgien die größten Dienste geleistet. 1848 und 1869 hat er durch seine Energie das Land vor großen Gefahren bewahrt.

Und wenn auch seine Regelung des Schulwesens heute vernichtet ist, wenn auch seine Wahlgesetzgebung beseitigt ist, so sind wir dennoch täglich Zeugen der fruchtbaren Wirkungen seiner Wirthschaftspolitik. Das heutige Belgien verdankt einen großen Theil seines enormen Reichthums den wirthschaftlichen Reformen des Todten, die weiter oben bereits aufgezählt wurden. Frère-Orban ist der große Meister gewesen, der die Entwicklung unseres Kredits, unserer Industrie und unseres Handels zu Stande gebracht hat.

Er hatte viele Gegner. Die einen nahmen ihm seinen Anti-Klerikalismus übel, andere seinen übertriebenen Individualismus. Oft hat man ihm auch ein Uebermaß von Stolz, der zu einem „inkommensurablen“ Hochmuth — das Wort stammt von Janson — ausartete, und allzu große Zähigkeit, die sich bis zur Starrköpfigkeit steigerte, vorgeworfen; daß an diesen Vorwürfen in der That etwas Wahrheit ist, soll nicht bestritten werden. Aber bei den Grundsätzen und den Charaktereigenschaften Frères-Orban's mußte sich Anlaß zu solchen Kritiken darbieten. Liberal bis auf die Knochen, konnte Frère weder klerikal noch sozialistisch sein. Bei seinem herrischen und beharrenden Geist mußten unter gewissen Umständen auch die Verkehrtheiten dieser Eigenschaften zu Tage treten.

Anderswo findet sich, wie uns scheint, der Hauptmangel der Politik des Dahingegangenen. Er hat den Liberalismus allzu stark mit der Bourgeoisie identifizirt. Zu Unrecht sagen ihm gewisse Leute nach, daß er nichts für das Volk habe thun wollen. Seine Gesetzgebung enthält eine Menge Reformen, und seine Wirthschaftspolitik hat unbestreitbar das Endziel, die Lage der Massen zu verbessern. Aber Frère, der erfüllt war von der Idee, daß nur die Bourgeoisie die Zukunft des Liberalismus sichern könne, hat für seine Partei die Mitarbeit populärer Kräfte nicht erlangen können. Er hätte, ohne im mindesten seine Prinzipien preiszugeben, das liberale Programm im demokratischen Sinne schärfer hervorheben können; er mußte den Rahmen des Liberalismus weiter fassen und auch die arbeitenden Elemente darin aufnehmen; er mußte liberale Ideen in die Massen hineintragen und seine Partei zum siegreichen Kampfe für das allgemeine Wahlrecht vorbereiten, das der Staatsmann schaudernd zurückwies, dessen Einführung in Belgien wie anderswo er aber bei seinem Scharfblick voraussehen mußte. Der Zauber, den er ausüben konnte, hätte ihm eine solche Politik leicht gemacht. Er hat es nicht versucht. Der Liberalismus ist „eine Bürgerpartei ohne Anhang in der arbeitenden Klasse“, deren thätige Elemente dem Sozialismus huldigen. Heute ist man bemüht, eine liberal-demokratische Arbeiterpartei zu schaffen. Wird man die verloren gegangene Zeit wieder einholen und die vom Sozialismus eroberten Theile zurückgewinnen können? Die Zukunft wird es lehren. Sie wird vielleicht auch lehren, daß, als Frère den Versuch unterließ, den Liberalismus bei Zeiten auf eine Klasse zu stützen, die stärker ist als die Bourgeoisie, er der Sache geschadet hat, für die er kämpfte.

Was seine Ueberzeugung und seinen Charakter anbelangt, war Frère-Orban im höchsten Grade das, was die Engländer einen „representative man“ nennen. In ihm war nicht nur eine Doktrin zu Fleisch und Blut geworden, sondern auch eine soziale Klasse, ein politisches Regime. Er stellte die Ideen, die Tendenzen, die Interessen des liberalen Bürgerthums dar; er war der Typus eines Parteichefs. Vor seinem Tode hatte er noch den Schmerz, zu sehen, wie das liberale Bürgerthum seinen politischen Einfluß verlor, und wie das parlamentarische Regime durch das Auftreten einer dritten Partei auf falsche Bahnen gelenkt wurde. Er verschwindet somit zur selben Stunde, wo sein politisches Ideal im Schwinden begriffen ist, und das eben verleiht seinem Ende einen gewissen Zug melancholischer Größe. Mit ihm ist eine ganze glorreiche Vergangenheit dahingegangen; sein Tod beschließt eine politische Aera.

Sicherlich hat Frère-Orban den Liberalismus, den er mit größerer Beredsamkeit predigte als Jemand die Philosophie, nicht mit ins Grab genommen; ganz im Gegentheil hat es den Anschein, als ob diese Partei jetzt erwacht. Aber wenn ihr die Zukunft gehören soll, wird sie offen bekennen müssen, daß die Aufnahmefähigkeit des belgischen Liberalismus viel weitgehender werden muß, als es die Absicht und der Wille war des unerschütterlichen Liberalen, des arbeitsamen und wohlthätigen Staatsmannes, des machtvollen Redners, des glühenden Patrioten, des unbestechlichen Bürgers, kurzum des großen Mannes, dessen leuchtende Gestalt einem halben Jahrhundert unserer nationalen Geschichte das Gepräge gegeben hat.

Brüssel. Léon Leclère.

Boers und Engländer in einem englischen Roman.

Südlich von Pretoria, inmitten der schwellenden transvaalischen Ebene, deren Horizont der Drakensberg mit seinen gewaltigen Gebirgsmassen linker Hand begrenzt, liegt Mooifontein. Ein englischer Kolonist hat vor nunmehr etwa fünfzig Jahren die 3000 Morgen Land, die zu der Farm gehören, für 10 Pfd. Sterl. gekauft. Zwischen Orangen- und Obstbäumen blickt das Haus hervor, aus braunen Steinen erbaut und mit braunem Schilf gedeckt. Auf den Wellblechdächern der Nebengebäude glitzert die Sonne.

Es ist im Jahre 1880, inmitten des Boersaufstandes. Noch ist Transvaal englisch. Aber die Kaffern auf der Farm stecken seit langem die Köpfe zusammen und tuscheln von stetem Zurückweichen der Engländer. Da erreicht die Nachricht der ersten schweren und entscheidenden englischen Niederlage die Farm. Der Farmer, ein alter Mann, der die Boers kennt, schüttelt lächelnd den Kopf. Vor dem Hause steht eine Fahnenstange; zu der geht er hin, und ein paar Minuten später flattert die englische Fahne lustig empor. Er weiß, daß General Wolseley erst kürzlich gesagt hat, das Land würde von England nie aufgegeben werden. Die neue Gladstone'sche Regierung hat in demselben Sinne nach Pretoria telegraphirt. Die Schulden des Landes sind jetzt bezahlt und deshalb möchte die Bevölkerung frei sein; aber eine englische Regierung bricht ihr Wort nicht. Sie gibt ihre Unterthanen nicht auf. „Confound their politics, frustrate their knavish tricks, God save the Queen.“

So vergehen Wochen; die englische Flagge bläht sich im Winde. Neue Unglücksnachrichten brechen herein. Aber der alte Farmer schüttelt wieder nur den Kopf. Er begreift zwar die englischen Soldaten nicht — jedenfalls muß nun aber Verstärkung eintreffen. Statt dessen macht ein Haufe berittener Boers vor dem Hause Halt. Und es heißt: Landesverräther! Nieder mit der Flagge!

Das sind die Zustände, die sich in Rider Haggard's Roman „Jess“*) spiegeln. Rider Haggard gehörte in seiner Jugend dem Stab des Gouverneurs in Natal an. Er hat selbst in Transvaal eine Farm bewirthschaftet, und zwar gerade zu der Zeit, als der Boersaufstand ausbrach. Daß die Schilderungen, die er von den Boers und den Zuständen des Landes entwirft, parteiisch gefärbt sein mögen und daß seine Sympathien voll auf Seiten der Engländer sind, erscheint dabei nur natürlich. Aber Rider Haggard hatte ein eigenes Recht zu solcher Parteilichkeit. Denn er geht mit dem Ernst und der Schärfe eines innerlich freien Menschen gleichzeitig mit der Politik seines Landes ins Gericht.

Darin ist der alte Farmer, der mitten in den Kriegsunruhen seine Flagge hißt, typisch: die Zuversicht der englischen Kolonisten war unerschütterlich. Sie vertrauten blindlings ihrer Regierung. Auch in dem belagerten Pretoria, in das Haggard hineinführt, glaubte man täglich in der Ferne das Blitzen der Bajonette anmarschirender Ersatztruppen zu sehen. Andererseits kannte man die relative Unkultur der Boers und hielt sie deshalb für ungefährlich. Und das war der Irrthum. Rider Haggard hat geschildert, wie die Boers trotz und durch ihre Unkultur siegten.

Ein ausgeprägt häuslicher Zug ist ihnen nach Haggard's Schilderung eigen. Sie leben patriarchalisch, soweit das in der Gesetzlosigkeit möglich ist. Die Familie hält zusammen. Es ist eine Scene voll eigenen Humors, in der eine Großmutter vorgeführt wird, wie sie inmitten ihrer Familie sitzt und erzählt, daß die englische Armee 3000 Mann stark sei. Ihr Großonkel war einmal in Kapstadt und hat sie dort gezählt — weh dem, der widerspricht. Und dieser patriarchalische Zug der Boers, den Haggard ironisirt, spricht auch aus Olive Schreiner's „The Story of an African Farm“, nur daß er dort idyllisch aufgefaßt wird. Ganz patriarchalisch ist denn auch die Frömmigkeit der Boers. „Kein Wunder“, sagt der eine, „daß ihr Engländer besiegt werdet, wenn ihr nicht einmal ein Tischgebet sprecht.“ Dafür gehen die Boers aber auch gelegentlich zu den „Hexendoktoren“ der Eingeborenen, um sich bei denen Rath zu holen.

In dieser Unabhängigkeit nun und diesen patriarchalischen Verhältnissen wachsen sich einzelne zu brutalen Kraftindividualitäten aus, denen jedes Mittel recht ist und die so als Führer in einem Guerillakriege unübertrefflich sind. Die Masse der Bevölkerung, an die Jagd auf wilde Thiere stetig gewöhnt, ist kriegerisch abgehärtet und weiß die Flinte mit großer Fertigkeit zu handhaben. Dank der herrschenden Ungebundenheit ist es fast unmöglich sie zu einem gemeinsamen Friedenswerk bleibend zu vereinen; aber ein Krieg gegen die Engländer findet sie immer bereit. Denn England und Steuernzahlen sind für sie synonime Begriffe.

So kam es damals und so kommt es wohl noch zum Kriege. Die Unkultur fällt in dieser Art Kriegen, nach Haggard's Auffassung, schwer zu ihren Gunsten ins Gewicht. Er hat es zwar höchst ergötzlich geschildert, wie ein Engländer durch ihre Postenkette hindurchkommt, weil er hinter einem Bischof fährt, der einen Paß hat: die beiden Posten streiten herum, ob auf dem Paß zwei oder ein Wagen vermerkt waren, weil — sie beide nicht lesen können. Aber in der Schlacht dann steht es anders. Haggard gibt zwar kaum Details, soviel geht aber aus seiner Erzählung hervor, daß sie den englischen Truppen immer an Zahl, meist in Handhabung der Waffe und Ausnutzung des Terrains überlegen sind. Und sehr charakteristisch für ihre Art Kriegführung ist ein kleines Gespräch, das Haggard zwei Boers führen läßt: „Wundervoll, wundervoll! Tapfer und mit Erfolg! Der englische General muß verrückt gewesen sein. Wer erschoß ihn?“ — „Brentenbach. Colley schwenkte das weiße Tuch und Brentenbach feuerte. Ja, es war köstlich.“

Neben dieses Bild nun stellt Haggard ein anderes, dem man es ansieht, daß es nicht leichten Herzens gemalt ist: das Spiegelbild der englischen Gesellschaft in den Köpfen der Boers. Einer der Anführer sagt zu dem andern:

„Ich kenne den Engländer. Er versteht sich auf seinen Laden; er vergräbt sich in seinen Laden, er kann nichts anderes denken. Manchmal geht er in die Ferne und macht seinen Laden anderwärts auf und vergräbt sich darein, und macht einen großen Laden daraus, denn er versteht sich auf den Laden. Aber es handelt sich nur um den Laden, und wenn der Laden draußen den Laden in der Heimath schädigt, dann macht der heimathliche Laden dem draußen ein Ende. Bah, sie reden viel in England, aber im Grunde ist es Geschäft, Geschäft, Geschäft. Sie reden von Ehre und Patriotismus, aber sie geben beides für den Laden in Kauf. Der Laden hat England groß gemacht, der Laden wird es zerstören.“

Und Rider Haggard's eigenes Urtheil steht dem nicht unähnlich. Geht er mit den Boers streng ins Gericht, so beurtheilt er sein eigenes Volk strenger:

„Persönlicher Muth hat England groß gemacht. Jetzt stirbt der ab und wird durch die Gesetzgebung künstlich gelähmt, und das Resultat davon zeigt sich schon im Verfall unserer Macht. Wir können Irland nicht regieren; es habe home rule! Wir können unseren kaiserlichen Verpflichtungen nicht nachkommen (Indien); werfen wir sie weg; und so weiter. England ist nicht durch seine Regierung groß geworden, sondern oft trotz ihrer durch die Anstrengungen einzelner Persönlichkeiten. Heute geht die Tendenz dahin, das Individuum in die Regierung aufgehen zu lassen und persönliche Unternehmungen und Verantwortlichkeit aufzuheben. Jedes Für und Wider ist gesetzlich geregelt. So wird das Reich eine seelenlose Maschine. ‚Lang lebe die Fraktion‘, das ist der Ruf des neunzehnten Jahrhunderts. Wonach werden wir Engländer im zwanzigsten rufen?“

Man braucht diesem Urtheil nicht beizustimmen und man kann doch an dieser rücksichtslosen Kritik der einheimischen Zustände und Politik seine Freude haben. Gar so schlimm kann es im übrigen um ein Volk nicht stehen, das sich in einem Roman dergleichen „reichsfeindliche“ Dinge von einem seiner gefeiertsten Autoren sagen läßt. Aber wenn Rider Haggard mit den Engländern so hart ins Gericht geht, sollte da seine scharfe Beurtheilung der Boers ganz belanglos sein?

Rider Haggard's Roman schließt mit einer bittren Resignation. Am Ende heißt es: „Let us go home to England“. Gehn wir nach Hause!

Es ist das ein Wort, das man in der Kolonialpolitik immer gern hört, wenn — es dem Nachbarn gilt.

Friedrich Dorn.

*) Tauchnitz Edition, vol 2451 u. 2452.

Sozialistische Strömungen im Zeitalter Jesu.

(Schluß.)

Die heutzutage herrschende theologische Richtung bestreitet mit mehr Entschiedenheit, als sie zu vertreten vermag, jeden historischen Zusammenhang zwischen Essenismus und Urchristenthum. Der Grund dieses zähen Widerstandes liegt klar zutage. Man hat sich mit viel Behagen nachgerade daran gewöhnt — und wurde hierbei noch von der Kurzsichtigkeit moderner jüdischer Theologen kräftigst unterstützt — das Christenthum aus dem Pharisäismus hervorgehen zu lassen. Daß sich nun das Christenthum von dem düstern Hintergrund beschränkter, bis ins Kleinlichste gehender und jeden freien Aufschwung hemmender pharisäischer Satzungen als ganz neue Schöpfung glanzvoll abheben muß; wer wird dies leugnen wollen? Sieht man jedoch näher zu, so zeigt sich unwiderleglich, daß das Christenthum keineswegs aus dem Pharisäismus hervorgegangen, daß es vielmehr ein natürliches Produkt der vom jüdischen Alexandrinismus beherrschten jüdischen Diaspora gewesen, welche im steten und unmittelbaren Verkehr mit der griechischen Welt von

den immer enger und drückender werdenden, von dem Pharisäismus um das „Gesetz“ gezogenen Schranken unberührt geblieben, wie wir dieses an anderer Stelle des Ausführlichen behandelt haben.*)

Der Essenismus aber war nichts anderes, als ein mit aller Energie unternommener Versuch, dem jüdischen Alexandrinismus Körper und Gestalt zu verleihen, die Lehren desselben im Leben zu verwirklichen. Ein klassischer Zeuge hierfür ist der Alexandriner Philo, der den Essenismus verherrlicht und gleichzeitig in seiner Person verkörpert.

Die Form aber, in welcher der Essenismus in die Erscheinung tritt, ist genau dieselbe, in welcher sich auch das Urchristenthum uns präsentirt. — Die in der urchristlichen Gemeinde beobachtete Gütergemeinschaft, die Mißachtung irdischer Besitzthümer, das gemeinsame Mahl, die heiligen sabbathlichen Versammlungen, bei welchen die „Brüder“ sich einfanden, „um das Brot zu brechen“, die Krankenheilungen, das Verbot des Eides, das Streben nach prophetischer Verzückung, die „zärtliche Benennung Brüder“, das Beten vor Sonnenaufgang**) und noch vieles Andere stimmen so genau mit dem überein, was wir vom Essenismus wissen, daß man glauben sollte, es könne über die nahe Verwandtschaft beider gar kein Zweifel obwalten.***)

Das vornehmlich ins Auge springende äußere Merkmal des Essenismus ist seine viel bewunderte und viel gepriesene kommunistische Wirthschaftsverfassung: die Gütergemeinschaft und die gemeinsamen Mahle. Die letzteren scheinen eine weit verbreitete religiöse Institution der vorchristlichen jüdischen Diaspora gewesen zu sein. Das geht klar hervor aus einem bei Josephus aufbewahrten Erlaß des Prätors Caius Julius an die Parier, der also lautet:

„Die Juden in Delos und einige der jüdischen Beisassen haben sich in Gegenwart eurer Gesandten an mich gewendet und mir angezeigt, daß ihr ihnen durch Dekrete verbietet, ihren väterlichen Einrichtungen und Gebräuche auszuüben. Ich muß mein Mißfallen darüber ausdrücken, daß ihr solchen Bestimmungen gegen unsere Freunde und Bundesgenossen erlasset und ihnen verbietet, nach ihren Bräuchen zu leben und Geld zu gemeinsamen Mahlen und Opfern zusammenzuthun. Unser Prätor und Konsul Caius Cäsar hat sogar bei der Verordnung, durch welche alle Versammlungen in der Stadt Rom verboten wurden, diese allein ausgenommen und in Bezug auf diese nicht verboten Geld zu sammeln und gemeinsame Mahle zu veranstalten. Ebenso erlaube ich, da ich gleichfalls alle sonstigen Versammlungen untersage, den Juden allein, sich nach ihren väterlichen Sitten und Gebräuchen zu versammeln und damit fortzufahren.†)

Wir haben es hier zweifellos mit Syssitien zu thun, wie sie in den essenischen Kolonien einheimisch waren, eine Institution, welche, der griechischen Welt entlehnt, sich auf jüdischem Boden zur vollsten Heiligkeit ausgestaltet hatte, was schon die in dem Buche de vita contemplativa (Philo M. II, 481 f.) scharf markirte Gegenüberstellung der heidnischen und therapeutisch-jüdischen Syssitien zur Genüge bezeugt, und es ist ergötzlich zu sehen, welche wunderliche Bocksprünge die Gelehrten bei der Auslegung dieser so unzweideutig lautenden Stelle machen. So meint der jüdische Geschichtsschreiber Grätz (III. 4. S. 667): „Nicht ganz verständlich ist dieser Passus. Vielleicht liegt darin das gemeinschaftliche Speisen bei Beschneidung, Hochzeiten und dergleichen“! — Solche ganz aus der Luft gegriffene Vermuthungen, die keinen anderen Zweck haben, als von der richtigen Fährte abzulenken, verdienen wohl keine Widerlegung.

Ein weiterer, gar wohl zu beachtender Umstand verleiht unserer Behauptung, daß wir es hier mit gemeinsamen Mahlen, wie sie bei den Essenern in Brauch waren, zu thun haben, noch mehr Beweiskraft. — Aus dem eben citirten Erlaß bei Josephus erfahren wir, daß diese jüdischen Syssitien von den Machthabern in ganz ungewöhnlichem Maße protegirt wurden, und dieses stimmt haarscharf zu dem, was uns über die Syssitien der Essener berichtet wird. — Philo erzählt uns nämlich, daß selbst die grausamsten, hinterlistigsten und tückischsten Herrscher den Essenern nichts anhaben mochten, sondern sie, in Würdigung ihrer hohen Tugenden, als Selbständige und von Natur Freie anerkannten, „preisend ihre gemeinsamen Mahle“.*)

Das ist doch wohl klar gesprochen. Was hier Philo im Allgemeinen von dem großen Schutze zu berichten weiß, welchen die essenischen gemeinsamen Mahle selbst seitens der grausamsten Machthaber genossen, das erhärtet Josephus, indem er dokumentarisch nachweist, daß der große Cäsar und andere römische Prätoren die jüdischen Syssitien in der Diaspora — denn in Judäa kannte man solche nicht — nicht antasten ließ.

Diese vorallem den jüdischen Essenismus kennzeichnenden äußern Merkmale: die Gütergemeinschaft und gemeinsamen Mahle, sie bilden auch, so sehr man dieses heute bestreiten möchte, die auffälligsten Eigenthümlichkeiten des Urchristenthums. Berichtet doch die Apostelgeschichte**) von der urchristlichen Gemeinde wörtlich:

„Alle aber, die gläubig waren geworden, waren bei einander und hielten alle Dinge gemein. Ihre Güter und Habe verkauften sie und theilten sie aus unter Alle, nachdem Jedermann noth war. . . . . Der Menge aber der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele, auch keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen Alles gemein. . . . .“

Aber selbst das lange nicht Erwiesene zugegeben, daß nämlich der Bericht der Apostelgeschichte tendenziös gefärbt sei, was ist dann gegen die im Barnabasbrief 19, 8 (Verf. zwischen 120 und 130 n. Chr.) enthaltene Mahnung einzuwenden, welche wörtlich lautet: „Du sollst in allen Stücken deinem Nächsten Gemeinschaft erweisen und nicht von Eigenthum sprechen; denn wenn ihr in Bezug auf das Unverwesliche Genossen seid, wie viel mehr in Bezug auf das Verwestiche?“

Will man ferner die Beweiskraft erschüttern, welche der von Justin Martyr (Apol. 1, 14) den Heiden gegenüber abgegebenen also lautenden Erklärung innewohnt:

„Wir“ — so ruft er den Heiden zu — „wir, die wir früher mit Vorliebe auf den Wegen nach Hab und Gut begriffen waren, bringen jetzt auch was wir haben, der Gemeinschaft dar und theilen es jedwedem mit, der es noth hat.“

Klar und bündig weist der Kirchengeschichtsschreiber Eusebius in seinem dem Therapeutismus gewidmeten Kapitel (hist. eccl. II, 17) auf die ins Auge springende nahe Verwandtschaft zwischen jüdischen Essenismus und Urchristenthum hin. Was nämlich diesem Kirchenlehrer als „deutliche und unwidersprechliche Beziehungen auf das Christenthum“ auffällt, das stimmt in den meisten Fällen mit dem überein, was Philo und Josephus über die Askese und die Gütergemeinschaft der Essener berichten. Freilich bemüht sich Eusebius diese so nahe Verwandtschaft in seiner Weise zu erklären; er stützt sich auf ein zu seiner Zeit aufgetauchtes „Gerücht“, „wonach Philo (welcher uns die Schilderung von den Therapeuten hinterlassen), zu den

*) S. „Zur Entstehungsgeschichte des Christenthums“. Wien. 1894. Alfred Hölder.

**) Plinius ad Trajan. 10, 97 berichtet von den Christen, daß sie an bestimmten Tagen vor Sonnenaufgang zusammenkamen, um Christum als Gott in Gesängen zu preisen.

***) Man vergleiche nur die folgenden Stellen des Evangeliums mit den auf uns gekommenen Berichten über die Essener: „Ihr sollt nicht Schätze sammeln auf Erden, den die Motten und Rost fressen . . . Sammelt euch aber Schätze im Himmel . . .“ Matth. VI. 19, 20, 24, 25. „Ihr sollt nicht Gold noch Silber noch Erz in eurem Gürtel haben; auch keine Tasche zur Wegfahrt, auch nicht zwei Röcke, keine Schuhe . . .“ Matth. X, 7 ff. „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben . . .“ Matth. XIX, 16 f. Luk. XII, 35.

†) Joseph. Antt. XIV, 10, 8.

*) Quod omn's prob. liber M. II. 459: ἄδοντες αὐτῶν τὰ συσσίτια.

**) Apostelgesch. II, 4 f. IV, 31 f. Vergl. Eusebius' H. E. II 17; Delaunay, Moines et Sibylles p. 58 f.

Zeiten des Kaisers Claudius in Rom mit Petrus, welcher den Einwohnern dieser Stadt das Evangelium predigte, zusammengekommen" und von diesem für das Christenthum gewonnen worden sei; und erst darauf habe er in den Therapeuten die urchristliche Gemeinde geschildert; mit dieser Darstellung ist es jedoch unserem Kirchenlehrer nicht gelungen, die Nachwelt zu überzeugen; dieses Gerücht wurde längst als ganz haltlos und jeder Grundlage entbehrend nachgewiesen. — Die aus diesem Gerüchte gezogene Folgerung des Eusebius aber ist so interessant und instruktiv, daß wir es uns nicht versagen können, sie hier zu reproduziren; sie lautet:

„Und dieses Gerücht dürfte auch nicht so ganz unwahrscheinlich sein, da die in Rede stehende Schrift (de vita contemplativa), welche erst später nach einer geraumen Zeit abgefaßt worden ist, ganz offenbar die auch noch bis jetzt bei uns geltenden Kirchenregeln enthält. Und da er auch die Lebensweise unserer Asketen so genau als möglich beschreibt, so dürfte man das wohl mit vollem Rechte schließen, daß er die zu seiner Zeit lebenden apostolischen Männer, welche, wie es scheint, hebräischer Abkunft waren und deshalb größtentheils die alten jüdischen Sitten mit ängstlicher Strenge beobachteten, nicht bloß gesehen hat, sondern auch ihnen bestimmt hat, da er sie bewundert und erhebt."

Wie aber, wenn es historisch festgestellt ist, daß Philo niemals mit Petrus in Rom zusammengekommen, also von ihm für das Christenthum nicht gewonnen werden konnte; wie ferner, wenn Philo überhaupt von einem Christenthum nicht die geringste Kenntniß hatte, wie dann? Nun dann bleibt die trockene Thatsache zurück, daß Eusebius „unwidersprechliche Beziehungen" zwischen Therapeutismus, beziehungsweise Essenismus und dem Urchristenthum konstatirt.

Wir haben bisher christliche Zeugen aufgerufen, um darzuthun, daß der essenische Kommunismus die Basis der urchristlichen Verfassung bildete. Sehen wir nun, welchen Eindruck das gebildete Heidenthum der beiden ersten christlichen Jahrhunderte von dem Christenthum empfangen, welche Institutionen desselben ihm zunächst in die Augen stachen, und da wird es wohl genügen, das Urtheil Lucians zu reproduziren, welches sich in seinem Peregrinus (c. 11, 12, 13, 16) niedergelegt findet und zusammengefaßt dahin lautet:

„daß die Christen ihre Güter gemeinschaftlich besitzen, von einander mit den zärtlichsten Titeln sprechen, sobald es die Angelegenheit ihrer Gemeinschaft betrifft, keine Mühe und Opfer scheuen. Sie nehmen einander auch in weiter Ferne gastfreundlich auf und geleiten ihre Gäste in den nächsten Ort, pflegen sie mit ausgesuchter Sorgfalt. — Dieser Kommunismus in äußeren Gütern steht auch in Verbindung mit der Verachtung der äußeren Güter und des Lebens auf Grund einer sehr bestimmten Unsterblichkeitshoffnung."

Wir haben zu diesem Urtheil Lucian's nichts weiter hinzuzufügen, als daß wir, wüßten wir nicht, daß es dem Urchristenthum gilt, keinen Augenblick zweifeln würden, es sei über den jüdischen Essenismus gefällt, so genau deckt es sich mit den von Philo und Josephus von dem Letzteren hervorgehobenen charakteristischen Merkmalen.

Wien. M. Friedländer.

Theater.

Deutsches Theater. „Florian Geyer". Bühnenspiel aus dem Bauernkriege in 5 Akten und einem Vorspiel von Gerhart Hauptmann.

August Bebel hat im Gefängniß Zwickau ein Buch über den deutschen Bauernkrieg geschrieben. Historischer Forschungstrieb hat es ihm nicht eingegeben. Aber er wähnte in jener Zeit die gleichen Leidenszüge zu sehen wie in der unseren. „Das wichtigste Ereigniß der deutschen Geschichte des Mittelalters", schreibt er, „ist der deutsche Bauernkrieg".

Gerhart Hauptmann nun hat in seinem neuen Drama, vielleicht auch seinerseits durch diese Scheingleichheit verführt, den Bauernaufstand, soweit er mit der Persönlichkeit Florian Geyer's in Zusammenhang stand, in gedrängten Episoden auf die Bühne gestellt. Jeder Akt eine Episode. Eine Rathsversammlung der siegreichen Obersten der Bauernschaft, der erste Akt: in der Blüthe des Erfolges ist der Untergang latent. Die Führer sind uneins untereinander; die tüchtigen Elemente werden zurückgedrängt. Dann hinüber nach Rothenburg; das Treiben der Bauernschaft in einem Wirthshaus: Rothenburg wird für die Bauern gewonnen, aber gleichzeitig trifft die Nachricht der ersten, schweren Niederlagen ein. Darauf der Landtag der Bauernschaft zu Schweinfurt; die Führer sind entmuthigt und trotzdem uneins. Zurück in das Wirthshaus zu Rothenburg: die Volksstimmung hat zu Ungunsten der Bauern umgeschlagen. Der fünfte Akt endlich spielt auf Schloß Rimpar; der Aufstand ist unterdrückt, die siegreiche adlige Gesellschaft zeigt sich in ihrer ganzen Erbärmlichkeit. — Ein innerer Zusammenhang besteht zwischen diesen Episoden nicht, wohl aber ein eigenartiger symbolischer Parallelismus. Im dritten wiederholt sich der erste Akt, nur daß die Stimmung die ganz andere ist, und ebenso spiegelt sich der zweite im vierten Akt. Der letzte Aufzug ergänzt das Vorspiel, das ein Bild der ritterlichen Gesellschaft auf Schloß Würzburg gab und wirft seinen grellen beleuchtenden Widerschein auf das ganze Drama. Das ist genau die Technik der „Weber".

Daß bei dieser Technik die Gestalt des Helden des Dramas zu kurz kommen mußte, scheint naturnothwendig. Er tritt zwar in jeder dieser Episoden auf, aber diese Episoden bezeichnen keineswegs Phasen in seiner Entwicklung. Er offenbart sich als der führende Geist im ersten Akt, aber er verzichtet, muß verzichten, auf die Führerschaft. Er erfährt in Rothenburg, daß die Hauptleute ihm ihr Gelübde, in seiner Abwesenheit nicht zu schlagen, gebrochen haben, und er legt still Schwert und Harnisch nieder. Er kehrt zu dem Schweinfurter Landtag zurück (man fragt vergeblich, wieso?) und sucht mit seinen starken Schultern, innerlich freilich verzweifelnd, den fallenden Stamm zu stützen. Gebrochen und besiegt nimmt er im vierten Akt von den letzten der Seinen Abschied, um mit wehmüthig bitterem Humor in den Tod zu reiten. Er fällt auf Schloß Rimpar, meuchlings niedergestreckt, im Kampf gegen elend feige Gesellen. Ein Untergang, der moralisch allerdings ein Sieg ist.

Nicht der Feldherr, sondern nur ein Kämpfer, fällt die Tragik des versandenden Aufstandes nicht auf ihn zurück. Tragische Schuld trägt er nicht. Nun ist es freilich unvergessen, daß der Realismus in Deutschland damit einsetzte, daß er den Begriff der tragischen Schuld verfehmte. Und gewiß, der Begriff ist unklar, das Wort schlecht gewählt. Aber die Thatsache bleibt doch bestehen, daß nur der Einblick in den psychologischen Entwicklungsgang einen Charakter menschlich nahe führt. Und das fehlt der Charakteristik Florian Geyers. Er spricht klug und überzeugend, er empfindet ehrlich, er ficht tapfer. Aber er wird nicht. Er ist der gleiche von Anfang bis zu Ende, man erfährt nicht einmal, wie er zu dem geworden, der er ist. Er ist immer Politiker und Krieger, er gibt sich nie als Mensch zum Menschen. Denkt man an „König Ottokars Glück und Ende", so erscheint einem Grillparzer deshalb unendlich modern neben Gerhart Hauptmann. Zumal auch das Fluidum fehlt, das auch den an sich gleichgültigen Charakter dem Herzen theuer machen kann, die starke eigenartige Auffassung des Menschlichen, wie sie einem Theodor Fontane etwa eigen.

Aber „die Weber" war ein Drama, das seine zwingende Wirkung übte, trotzdem keine einzelne Gestalt im Mittelpunkt stand. Das Volk in seiner Gesammtheit wurde lebendig, die Zeit erstand wieder. Wenn anders die episodische Technik Hauptmann's künstlerisch Berechtigung hat, dann mußte die Zeit des Bauernaufstandes, trotzdem sie in Wahrheit kaum verwandte Züge mit der Gegenwart trägt, so wahrhaftig auf der Bühne erstehen, daß man sie mitzuleben wähnte.

Das war nicht der Fall.

Es ist wahr, innerhalb der episodischen Behandlung ergaben sich Episoden von großer Kraft. In die Landtagsversammlung in Schweinfurt führt eine Mutter ihren geblendeten Sohn. Der Truchseß von Waldburg hat ihn blenden lassen — er stand just auf der Straße. Halb dem Wahnsinn verfallen, stammelt die Mutter ihr Leid, und apathisch betet der Sohn sein „Heilige Maria“ dazwischen. Und ergreifend war auch die andere Szene, in der der Bänkelsänger dem Florian Geyer, dem Geschlagenen, Einsamen, das Lied singt, das sie auf seine Siege gedichtet. Das war eine Wirkung aus dem Geiste der Zeit heraus. Und verkörpert trat der Zeitgeist in einzelnen episodischen Gestalten kraftvoll in Erscheinung. Vor allem in der Gestalt des Feldschreibers des Florian Geyer's und des Landsknechts, der ihm den feigen Bolzen in die Brust jagt. Freilich, es fiel auch auf diese ergreifenden Episoden ein großer Schatten — der des Dichters der „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand“.

Warum also mißlang Gerhart Hauptmann im Florian Geyer, was ihm in den Webern geglückt?

Die Wunden des Weberelends sind Wunden an unserem eigenen Leibe. Die Zeit ist vorübergegangen und ist geblieben. Das Episodische wirkte, weil es mit der Kraft scheinbarer Realität die Phantasiethätigkeit in Bewegung setzte, und die Phantasie aus ihrem Eigenen die Bilder ergänzen konnte. Ergänzen mußte, weil der Stachel im eigenen Fleische saß. Aber mit Episodischem ist die Vergangenheit nicht wachzurufen. Denn es ist nicht wahr, daß sich eine Zeit in Einzelzügen charakterisiren läßt. Es ist nicht wahr, daß ein Stück getreuen Zeitlebens eine Zeit wachruft. Es ist nicht wahr, daß Fühlen und Begehren der großen Massen eine Zeit verständlich machen. Eine jede Zeit lebt in ihren großen Geistern; in ihnen allein. Nur in den über die Zeit hinausragenden Persönlichkeiten ist eine Zeit zu beschwören. Darum muß die historische Dichtung vor allen Künsten aristokratisch sein. Man mache den Versuch aus Goethe's Egmont, dem Drama der detaillirten Sittenschilderung, die Persönlichkeit Egmonts in Gedanken auszuscheiden! Es bleibt nichts übrig.

Die eigentliche Zeitauffassung auch ist der Dichter schuldig geblieben. Verstehe ich ihn recht, so kam es Gerhart Hauptmann darauf an, die weltgeschichtliche Ironie aufzudecken, die zukunftkräftige Ideen an der Erbärmlichkeit ihrer Träger zu Grunde gehen läßt. Aber diese Massen sind nicht Träger von Ideen. Sie sind es nicht in der Wirklichkeit, und können es deshalb in der Kunst nicht sein. Der eine Holzschnitt von Dürer „die Melancholie“ gibt mehr von dem Ideen- und Stimmungsgehalt des sechzehnten Jahrhunderts als die gesammte Bewegung des Bauernaufstandes. Denn die Idee versandet in der Masse, während sie in der Persönlichkeit krystallisirt. So sieht man das Widerspiel der beiden feindlichen Elemente der Bauernschaft und der Ritterschaft, ohne mit der einen oder der anderen fühlen zu können. Das wenigstens war der Eindruck, den die Aufführung der Dichtung hinterließ.

Es ist klar, welche Aufgaben einem Drama wie Florian Geyer gegenüber der Darstellung erwachsen: das persönliche Element mußte bedeutungsvoll und scharf herausgearbeitet werden, damit es nicht im Episodischen versickerte, in den Massenauftritten erstickte: das ist im Deutschen Theater nicht geschehen. Vom ersten bis zum letzten Auftritt dominirte die Masse. Jede Modulation ging in dem ständigen Forte verloren; die Träger der Hauptrollen mußten die Menge überschreien, wie Sänger, die gezwungen wären ein lautes Orchester zu überbieten. Man empfand dieser Vorstellung gegenüber etwas wie Sehnsucht nach den Meiningern, die wir, ach so lange! überwunden zu haben glaubten. Trotzdem gelang es Hanns Fischer in der Rolle des Feldschreibers, Rudolf Rittner in der des Landsknechts, Hermann Müller in der Karlstadts stimmungsvoll und stark zu wirken. Wobei es dahingestellt sein mag, ob Emanuel Reicher als Florian Geyer mehr hätte geben können als er gab.

Für ein so gestaltungskräftiges Talent wie Gerhart Hauptmann wiegt dieser Fehlschlag hoffentlich nicht schwer. Erklärlich genug scheint er mir. Denn es lastet gegenwärtig in Deutschland auf allen Gemüthern ein dumpfer Skepticismus, der das Schaffen lähmt und vor allem in Hauptmann's jüngstes Werk tiefe Furchen gegraben hat. Vielleicht ist das, was ich den Mangel an Auffassung nannte, nur eben eine Folge dieses Skepticismus.

Haben wir denn bei den Zuständen, unter denen wir leben, das Recht, von unseren Talenten große Werke zu fordern? Die Zeit ist unseren Künstlern eine hartherzige Mutter. Sie gibt ihnen Steine statt Brot.

Ernst Heilborn.

Zeitschriften.

„Cosmopolis“.

Diese monatlich erscheinende internationale Revue ist ein ganz eigenartiger Versuch. Sie erscheint in drei Sprachen: deutsch, englisch, französisch; jedoch nicht so, daß derselbe Aufsatz in allen drei Sprachen zum Abdruck kommt; vielmehr wird jeder Beitrag nur in der Sprache veröffentlicht, in der er geschrieben ist. Das Experiment der Herausgabe einer derartigen dreisprachigen Revue ist unseres Wissens früher noch nicht gemacht. Ob es gelingt, wird sich schwer voraussagen lassen. Jedenfalls ist der Versuch interessant und verdient auch vom Standpunkt derjenigen Sympathie, die good will among nations für eine wesentliche Voraussetzung moderner Kultur halten und erkennen, daß dies Ziel nicht besser erreicht werden kann, als durch häufiges Zusammenwirken der geistigen Elite der Völker.

Das vorliegende erste Heft macht einen Vertrauen erweckenden Eindruck. Es ist dem Herausgeber F. Ortmans gelungen, Namen in dieser ersten Nummer zu vereinigen, die fast ohne Ausnahme in der ganzen gebildeten Welt bekannt sind. Neben den Engländern Sir Charles Dilke, Edmund Gosse, Andrew Lang und Henry Norman — um nur einige zu nennen — kommen Franzosen wie Paul Bourget, Anatole France, Edouard Rod und Jules Lemaître zu Wort, während Deutschland durch Männer wie Theodor Mommsen, Ernst von Wildenbruch, Erich Schmidt, Friedrich Spielhagen, Anton Bettelheim u. s. w. vertreten ist. Eine politische Chronik schildert den Lauf der Welt allmonatlich aus der Perspektive von Berlin, Paris und London. Der deutsche Bearbeiter dieser politischen Chronik verbirgt sich unter dem Namen Ignotus. Wir glauben ihn am Stil zu erkennen, aber wir respektiren die litterarische Maskenfreiheit.

Wir begnügen uns einstweilen mit dieser kurzen Anzeige, um unsere Leser auf „Cosmopolis“ aufmerksam zu machen. Auf den Inhalt der Zeitschrift näher einzugehen, werden wir demnächst wohl noch öfter Gelegenheit nehmen.

B.

Italienische Bücher.

Zur Tasso-Feier durfte es nicht an einer guten Ausgabe der Gerusalemme Liberata fehlen. Eine solche hat Pio Spagnotti in Hoepli's Verlag drucken lassen und zwar in vorzüglicher Ausstattung für den geringen Preis von 2 Lire. Sie folgt der 1581 von Febo Bonnà, einem Freunde Tasso's, veranstalteten Ausgabe, die Ferrari 1889 fast unverändert in seine vorzügliche Ausgabe aufgenommen hat. Einige veraltete Formen, wie sie dem Geschmack, den Anforderungen des Dichters entsprachen, sind beibehalten, spätere, eigenmächtige Verbesserungen, die gute Freunde nach Geschmack und Laune machten, dagegen ausgemerzt worden, vor Allem die Galilei's. In zahlreichen Noten gibt der Herausgeber wünschenswerthe Erklärungen, führt vor Allem sämmtliche analoge Stellen aus der Divina Commedia, aus Virgil, Homer an, die Tasso entweder selbst gekannt hat, oder die bereits als geflügelte Worte in die späteren Dichter übergegangen waren. Finden wir doch auch in Petrarca eine Menge Verse aus Dante fast wörtlich wiederholt. Für den gleichen bescheidenen Preis von 2 Lire

hat Hoepli eine mit trefflichen Illustrationen ausgestattete Ausgabe der Promessi Sposi herausgegeben. Die hübschen Trachten der Bäuerinnen aus der Brianza, die kleidsame Strahlenkrone aus silbernen Nadeln, die sich nach und nach zu verlieren scheint, Alles vorhandene charakteristische Material hat der Zeichner mit Geschick und Geschmack verwerthet. Mit zeitgemäßem Stoßseufzer äußerte kürzlich Marco Praga in einem hübschen Artikel: La raggiera se ne va (der Strahlenkranz verschwindet) — d. h. der Strahlenkranz des Idealismus, der Originalität, des Echten, Guten, Trefflichen, bei den Italienern. Sollte es auch in der Erzählungskunst so sein, so greift man immer noch gerne in die Vergangenheit zurück und ergötzt sich an einem Roman, der auch in anderen Ländern noch wenig seines Gleichen gefunden hat.

Noch ein Wort für einen Dichter, einen lyrischen Dichter, daran es wahrlich den Italienern nicht fehlt. Fast sind sie etwas gekränkt, daß man Ada Negri nach ihrer Meinung über Gebühr im Ausland lobt. Gewiß fehlt es den modernen Lyrikern: Marradi, Mazzoni, d'Annunzio, Pascoli u. A. nicht an Talent, an Formvollendung, aber womit Ada Negri alle Anderen für den Augenblick überflügelte, ist, daß sie einen Ton anschlug, der gerade heutzutage in allen Herzen wiederklingt: die Größe und die Noth der Arbeit, des arbeitenden, darbenden Volkes, daß sie mit ihm litt, mit ihm fühlte, die rechten Worte dafür fand.

Spirito e cose, Poesie di Ferdinando Galanti (Milano, Treves, 1895) sind tief empfundene, vornehme Gedichte. Man kennt und schätzt ihn schon längst in Italien; De Gubernatis widmet dieser neuen Ausgabe ein fast begeistertes Vorwort. Auch Galanti hat für die schwere, lebensgefährliche Arbeit der Perlenfischer düstere, prächtig getönte Strophen. Man sieht die Böte auf dunkler Fluth dahingleiten, schwachen Lichtschein verbreitend, hört die Zurückgebliebenen beten für das Leben des kühnen Tauchers. — Schön ist „L'ombra“, der Schatten, der den Menschen durchs Leben begleitet. Ist's der Ruhm, ist's die Liebe, die uns selbst im Traum nicht verlassen, unser Fühlen, Denken so ganz erfüllen? „Du bist's, Du bist's, ich fühl's, Du ewig junge Hoffnung“ —

Im Meer, dem treulos dunkeln,
Des wildbewegten Lebens glänzt Dein Stern,
Wie wenn des Leuchtthurms Funkeln,
In finstrer Nacht dem Schiffer winkt von fern.

Arcani mondi, verborgene Welten, hat mich fast wörtlich an ein altindisches Gedicht aus den Veden gemahnt. Ob der Dichter es kannte, ob durch Jahrtausende die gleichen Fragen an das Schicksal gethan werden? „Und ein Narr wartet auf Antwort.“ — Dort heißt's: „Wer weiß es denn, wer hat es je verkündigt — Woher sie kam, woher die weite Schöpfung?“

Und bei Galanti:

Woher sind wir gekommen, wann betraten
Wir diese Erde? Welch geheimes Loos
Bewahrt der düstre Tod nach so viel Stürmen
In seinem Schoß?

B. Z.

Ferd. Lassalle's Briefe an Georg Herwegh. Herausgegeben von Marcel Herwegh. Zürich, 1896. Alb. Müller's Verlag.

Ihr Endurtheil, frei von der Parteien Gunst und Haß, über Ferd. Lassalle's Persönlichkeit hat die Geschichte wohl noch nicht gesprochen. Was an thatsächlichen Zeugnissen für und über ihn erbracht werden kann, ist in Anbetracht einer völligen Klärung seines noch immer schwankenden Bildes als willkommen zu begrüßen. Einen überaus werthvollen Beitrag liefert die in der Ueberschrift angegebene Publikation, die das Freundschaftsverhältniß des Agitators zu dem in der Verbannung lebenden Dichter in lebendigster Weise vorführt. Die Beziehungen der beiden Männer umfassen kaum ein halbes Jahrzehnt. Zu Anfang der 60er Jahre in Zürich angeknüpft, bestehen sie bis zum Hinscheiden Lassalle's nach dem unglücklichen Duell im Herbst 1864 zu Genf. Ueber diese Katastrophe und ihre Vorgeschichte erhalten wir hier wichtige Aufschlüsse, aber von nicht geringerer Bedeutung für den künftigen Geschichtschreiber ist die Kenntniß des Menschen Lassalle, wie er sich in den vorausgehenden Briefen in all seiner fesselnden Liebenswürdigkeit, die er entfalten konnte, zeigt. Einer der sympathischsten Züge ist die Beharrlichkeit, womit er den befreundeten Dichter zur Herausgabe seiner späteren Gedichte zu bewegen sucht. Nahezu ein Menschenalter war der Urheber der „Gedichte eines Lebendigen“ — von Uebersetzungen und einer kritischen Thätigkeit in Journalen abgesehen — der deutschen Lesewelt aus dem Gesichtskreise entrückt. Diesem sollte durch Veröffentlichung der neuen Gedichtsammlung ein Ende gemacht werden, wozu es jedoch erst nach dem Tode des Dichters und seines Freundes kam. Nicht minder wichtig sind die vielen Mittheilungen über Lassalle's eigene schriftstellerische Thätigkeit und die mancherlei Konflikte, in die er durch sein rücksichtsloses Vorgehen verwickelt wurde, über seine Beziehungen zu anderen hervorragenden Persönlichkeiten, die ihm einst treu anhingen, jedoch nach seinem Tode sich anderen, maßgebenden Kreisen zuwandten; ebenso interessant sind Lassalle's Urtheile über die damaligen Zustände und über einzelne sie bestimmende Hauptpersonen um die Mitte des nun ablaufenden Jahrhunderts. Man erlebt gleichsam ein Stück Zeitgeschichte, soweit sie sich in den letzten Schicksalen eines ihrer Theilhaber abspielt; man erlebt sie, ob richtig beleuchtet, ist eine andere Frage.

Dem Herausgeber war es um das Hervorheben des Reinpersönlichen bei Lassalle zu thun; „Lassalle war eine vulkanische Natur“, heißt es in der die Briefe einleitenden Charakteristik, „die im Feuer auch die Schlacken ans Tageslicht förderte, mithin ebensowenig wie ein Danton oder Mirabeau auf philisterhafte, engherzige Art zu beurtheilen ist, wie dies doch meistens geschieht. Erfolg war für ihn identisch mit Kraft, und deshalb zollte er dieser auch bei Andern unumwunden seine Anerkennung; sein Streben ging nur dahin, gerade diese alles besiegende Kraft in der sozialdemokratischen Partei zu entwickeln, sie da, wo sie nur im Keim vorhanden, wenn nöthig, gewaltsam zur Reife zu bringen. Es sollte ihm nicht gelingen, sein Werk zu vollenden.“ Aber nicht um die Darstellung seines Thuns und Strebens handelt es sich hier, sondern nur um einen Beitrag zur Kenntniß der Personen. Für das Wohl ihrer Mitmenschen haben Lassale wie sein dichterischer Freund ein gleich starkes Interesse vor der Welt zu zeigen sich bemüht, und in der sie verknüpfenden Gesinnungsverwandtschaft werden sie uns hier vorgeführt. Ob man sich nun zustimmend oder ablehnend zu diesem ihrem Lebenspathos verhalten mag, immerhin bietet ein genauer Einblick darin ein großes Interesse.

Das Büchlein enthält nur eine Auswahl von Briefen, durch Mittheilungen aus andern in Zusammenhang damit stehenden Briefschaften ergänzt, wodurch ein überaus anschauliches und lebendiges Ganze entsteht. Ein sorgfältig ausgeführtes Namensverzeichniß mit näheren Angaben erleichtert das Orientiren und hilft über solche Stellen hinweg, wo die nöthigen Aufschlüsse in Fußnoten beim Text zufällig ausgefallen sind. Von solchen ist eigentlich nur das Fehlen der ausdrücklichen Angabe störend, daß es sich auf Seite 51 um die Verwundung Garibaldi's bei Aspromonte handle; doch auch dieser Mißstand ist belanglos, da er einige Seiten später vollauf behoben wird. Dem Titelblatt nach kündigt sich diese Veröffentlichung als der Anfang einer größeren Reihe von Briefen von und an Georg Herwegh an, deren Herausgabe fernerhin bevorsteht.

Wilhelm Bolin.

Briefkasten der Redaktion.

Hamburg: Wir hoffen, daß unsere Ausführungen in dieser Nummer Ihrem Standpunkt entsprechen.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan Bülowstraße 89.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 16. Berlin, den 18. Januar 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Fünfundzwanzig Jahre — welch eine kurze Zeit für das Leben einer Nation; und doch welch eine Zeit für Deutschland. Und wenn man noch weitere zwanzig Jahre zurückgeht, so gelangt man bis in das Elend der tiefsten Reaktion, da Preußen nach dem in jeder Richtung unglücklichen Ausgang des Jahres 1848, im Innern freudlos dahin siechte und nach Außen eine Politik der schwankenden Erbärmlichkeit verfolgte. Deutschland aber gab es nicht; es war ein geographischer Begriff, von dem allzu laut zu sprechen, die Gefahren des Gefängnisses nahe brachte. Von Deutschland redeten „vaterlandslose" Demokraten, die man noch vaterlandsloser erscheinen ließ, indem man sie mit Juden mischte.

Weniger in dem, was er vollbrachte als in dem, was er erstrebte, liegt der Ruhmestitel des damaligen deutschen Liberalismus. Auch in der elendesten Zeit des Niederganges war er es, der den Gedanken an ein einiges, großes und freies Deutschland am Leben erhielt Und das war nicht gefahrlos vor kaum vierzig und etlichen Jahren.

Das Bild jener Zeit aus der Vergessenheit wieder herauszuholen, ist heute schon nicht mehr leicht:

„Als dem König (Friedrich Wilhelm IV.) von Frankfurt aus die deutsche Kaiserkrone angetragen wurde, redete ihm der ältere Saucken (der General auf Tarputschen), der damals Zutritt zu ihm hatte, dringend zu, sie anzunehmen, suchte ihn zu überzeugen, wie das zu Preußens Ruhm und Größe führen müsse, wie die demokratischen Ungeheuerlichkeiten der Frankfurter Verfassung sich leicht beseitigen ließen, wenn man erst das Heft in Händen habe u. s. w. „Ja, ja", antwortete der König, „das mag alles ganz wahr sein, aber die Sache ist ungemein schwierig — dazu gehört ein Held —, und ich bin kein Held!" Dann aber fuhr er fort, er wolle nicht der Erste in Deutschland sein — er habe keine Pläne des Ehrgeizes — der Zweite in Deutschland aber sei er von Rechtswegen — diese Stellung wolle er unbedingt behaupten —: „Wehe dem, der mich zum Dritten in Deutschland machen will!"

Aber auch das wurde im Jahr 1850 versucht. — Der König scheute damals vor dem Kriege zurück, zum Theil, weil ihm und seinen persönlichen Vertretern die Begeisterung der eigenen Armee und des eigenen Volkes bei weitem erschrecklicher erschien als der Feind! — Wohin sollte die Begeisterung führen, was sollte daraus werden? (Allerdings, das biblische Königthum, das Mittelalter, liefen dabei große Gefahr.")

So zu lesen in den Tagebuchblättern von Bernhardi.

Das war die Zeit, da der damalige Herr von Bismarck-Schönhausen in einer Parlamentsrede über die deutsche Frage am 3. Dezember 1850 die Worte einflocht:

„Ich habe bereits vor einem Jahr auf dieser Stelle dagegen gewarnt, daß man Preußen nicht in die Rolle drängen solle, die Turin in Italien gespielt hat."

Und das war auch die Zeit, da die Rückwirkung solcher Politik selbst die Herzen der Loyalsten, selbst Soldatenherzen mit tiefstem Widerwillen erfüllte.

Am 25. Februar 1851 schrieb aus Magdeburg Helmuth von Moltke an seinen Bruder Adolf:

„Was für eine Streitmacht haben wir beisammen gehabt! 24 Wochen war das IV. Armeekorps mobil und aus allen Garnisonen abgerückt. Was für eine Truppe! Hatte Friedrich der Große je solch ein Material gehabt? 30 Millionen verausgabt für eine Demonstration und um all und jede Bedingung anzunehmen. Aber die schlechteste Regierung kann dies Volk nicht zu Grunde richten. Preußen wird doch noch an die Spitze von Deutschland kommen. . . . Aber es ist, als ob man mit Aufbietung aller Kräfte des Staates sich den demüthigsten Bedingungen unterwerfen wolle. Die Mißstimmung ist furchtbar und allgemein. Wenn der Sieg über die Demokraten solche Früchte trägt, so möchte man sie fast wieder heraufbeschwören."

Um die Zeit der Olmützer Konvention, die den tiefsten Tiefstand politischer Entwicklung für Preußen und auch für Deutschland bedeutet, war so die Stimmung selbst bei hohen Militärs: — immer noch besser die Demokratie als solches Regiment — dachten sie.

Es nahte die Vorentscheidung des Jahres 1864. Herr von Bismarck war Ministerpräsident in Preußen geworden und sagte in einer Rede vom 22. Januar 1864 über die schleswig-holsteinische Frage das Folgende, das die Weite der Kluft beleuchtet, welche in jenen Tagen noch klaffte:

„Wie wir doch so weit gekommen sind, daß Niemand mehr ehrlich zu sagen wagt, er handle im preußischen Interesse, er handle als Preuße; man getraut sich kaum auf dieser Seite (der Linken) das Wort „preußisch“ auszusprechen, ohne sofort die Erläuterung dazu zu geben, natürlich im Sinne des deutschen Interesses, der Rechte Deutschlands, der Rechte der Herzogthümer. Letztere durfen nicht fehlen; ein offenes Bekenntniß zu preußischen Interessen, zu preußischer Nationalität ist auf Ihrer Seite nicht zu finden.“

Damals gab es eine preußische Nationalität.

Auch der Krieg des Jahres 1866 war vorüber; derselbe Ministerpräsident erhob sich wieder im preußischen Abgeordnetenhause; es war am 1. September 1866, und er wandte sich in einer denkwürdigen Rede an die Linke mit den Worten:

„Jeder hat geglaubt, recht zu handeln, wenn er so handelte, wie er that. . . Wir wünschen den Frieden, weil das Vaterland ihn in diesem Augenblick mehr bedarf als früher, weil wir hoffen, ihn jetzt zu finden. . . . Wir werden dann die Aufgaben, die uns zu lösen bleiben, mit Ihnen in Gemeinschaft lösen. Ich schließe von diesen Aufgaben Verbesserungen der inneren Verwaltung, Herstellung der regelmäßigen Verfassungszustände keineswegs aus. Aber nur gemeinsam werden wir sie lösen können, indem wir auf beiden Seiten erkennen, daß wir demselben Vaterland mit demselben Willen dienen, ohne an der Aufrichtigkeit des anderen zu zweifeln.“

Dann am 19. Juli 1870 nahm Graf von Bismarck wiederum das Wort, um in siebenzehn dürren Worten die Erklärung abzugeben:

„Ich theile dem hohen Hause mit, daß mir der französische Geschäftsträger heute die Kriegserklärung Frankreichs überreicht hat. . . .“

Und am 18. Januar des folgenden Jahres war das Deutsche Reich gegründet.

Es handelte sich nicht mehr darum, Preußen an die dritte Stelle in Deutschland zu drängen; es gab auch keine „preußische Nationalität“ mehr; Preußen war trotz Allem die Wege von Turin gewandelt, und wie eine italienische, so gab es eine deutsche Einheit; wie eine italienische, so eine deutsche Nation.

Das war der Weg von zwanzig Jahren: aus hoffnungsloser Erniedrigung zur Höhe.

Wenn dann vor allem seit dem Jahre 1878 manch Hagelwetter über unser Vaterland dahin gebraust ist, die große Ernte der großen Zeit ist doch nicht vernichtet worden. Wir haben die Einheit, und wir haben die Grundlagen, auf denen unsere Generation und kommende Geschlechter den Bau gesunder Freiheit und gesunder moderner Entwicklung fortführen können; wie wir hoffen — friedlich im Innern und ohne Verwicklungen mit dem Auslande. Das größte Gut der letzten 25 Jahre war dieser Friede, und neben der Gründung des Reiches besitzen seine Gründer keinen vollwichtigeren Ruhmestitel als den, ein viertel Jahrhundert den Frieden Deutschlands erhalten zu haben.

Daß dieser Friede in der allerletzten Zeit ernstlich hätte bedroht sein können, haben ruhige Beobachter niemals angenommen. So sind denn auch die scharfen zwischen Deutschland und England gewechselten Worte bereits verstummt; verstummt bis auf einen leisen Nachklang. Auch dieser wird bald entschwunden sein, und es wird alsdann schwer fallen, sich in die Stimmung zurück zu versetzen, die ein paar Wochen in beiden Ländern geherrscht hat. Es war ein Fieberschauer; aber hüten wir uns, das muß man wiederholen, vor Rückfällen. Wir sind der Ansicht, daß kein ernstes Interesse eine Scheidewand zwischen Deutschland und England aufrichtet; mag man in England wie in Deutschland daran arbeiten, daß nicht ernste Antipathien sich festwurzeln, die schließlich auch in der Politik ihr Gewicht haben und selbst dann, wenn sie nur aus der Empfindung und nicht aus dem Gegensatz realer Interessen ihre Nahrung ziehen.

In der Transvaal-Angelegenheit selbst sind neue Zwischenfälle nicht zu verzeichnen; Mr. Chamberlain sowohl wie Präsident Krüger gehen bei der Lösung der vorhandenen Schwierigkeiten Schritt für Schritt so vorsichtig und besonnen und maßvoll vor, daß man hoffen darf, es werde ohne jede Verwicklung und ohne jeden Appell der Republik an Europa sich ein befriedigendes Endergebniß erzielen lassen.

Auch zwischen den Vereinigten Staaten und England scheint die Spannung nachzulassen; ein Zeugniß dessen dürfte es sein, daß Mr Olney, der den Brei angerührt hat, nunmehr die Bürger der Vereinigten Staaten in Südafrika dem Schutze der englischen Vertreter unterstellt hat. Solche Handlung sieht aus wie ein erfreulicher Wink mit dem Oelzweig.

Und nun mag man sich erinnern, daß diese ganze Windsbraut scheinbar so drohender politischer Ereignisse in kurzen vier Wochen heranzog und in vier Wochen einen schon geklärteren Himmel zurückließ. Vor vier Wochen gab Mr Cleveland das Signal; vor vierzehn Tagen sandte unser Kaiser seine Depesche und heute nähert man sich fast schon dem Zustand, um zu sagen: Tout de bruit.

Unsere Zeit ist die elektrische; sie ist die der Depeschen, die der elektrischen Entladung in der Politik, die des plötzlichen Heranziehens und in diesem Falle glücklicherweise auch des schleunigen Abziehens drohender politischer Gewitterwolken.

Graf Thun hat seinen Statthalterposten in Böhmen niedergelegt. Dies ist ein Sieg der Czechen; daß es eine Niederlage der Deutschen sein muß, ist nicht unbedingt nothwendig. Graf Badeni läßt es in seiner Presse bestreiten; er behauptet, daß in Zukunft an der Spitze von Böhmen kein Feind der Deutschen, sondern ein Mann gestellt werden solle, der beiden Nationalitäten und der Regierung eine Vertrauensperson sei. Das wäre keine leichte Aufgabe.

Die Politik Italiens steht vor ernsten militärischen Entscheidungen in Afrika. Bisher haben unsere Freunde aus dem Dreibund der abessynischen Gefahr mit glücklicher Tapferkeit die Spitze geboten; ob es ihnen mit einem einzigen entscheidenden Griff gelingt, den glimmenden Brand zu ersticken, wie wir aufrichtig wünschen, das müssen die nächsten Tage lehren.

* * *

Vor fünfundzwanzig Jahren.

Noch einmal werden diese Tage der Rückschau in das Vergangene und Gewordene zu Betrachtungen rufen. Abermals wird die Bilanz gezogen werden zwischen Ehemals und Jetzt. Soviel an diesem auszusetzen, jenem werden wenig Thränen nachgeweint werden. Trotz allem, was das Deutsche Reich an Blüthenträumen nicht gereift hat, den deutschen Bundestag und seine Herrlichkeit können doch nur Narren zurückwünschen.

Vielleicht wird auch die Frage von Neuem hin und her gewogen, wessen Verdienst es sei, daß es — viel oder wenig — besser geworden, als vor fünfundzwanzig Jahren; wessen Schuld, daß es nicht so gut geworden, wie es hätte werden können.

Nicht die Fülle dieser Abwägungen und der sich daran reihenden Kontroversen soll hier vermehrt werden. Jüngst kam mir die Lust, auch einmal eine stille Stunde der Erinnerung zu feiern, und zum ersten Mal nach einem Vierteljahrhundert schlug ich die Blätter wieder auf, in denen ich damals Tag für Tag das Denkwürdige des Erlebten niedergeschrieben hatte. Und weil es an allgemeinen Betrachtungen nicht fehlen wird, ist vielleicht ein kleiner Beitrag nicht unwillkommen, der nur persönliche Reminiszenzen bringt, etliche kleine Züge, bald dieser bald jener Aufzeichnung entnommen, etwa zu Staffage verwendbar in einem großen Gesammtbild, das sich die Gegenwart von dem damals Geschehenen zu machen wünscht. Ich greife zu diesem Zweck einige Notizen heraus aus dem ersten Abschnitt, da der Krieg begann, und einige aus dem zweiten, da er zu Ende ging und mit dem Deutschen Reich zum ersehnten Abschluß führte.

Im Juni 1870, nach Schluß des dritten Zollparlaments, war ich noch einmal nach Paris gereist, um verschiedene alte Angelegenheiten zu ordnen.

Am 5. Juli brachte die offiziöse Zeitung „Le Constitutionel“ einen Artikel gegen die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern in Spanien. Man sprach viel darüber, und die Börse erfuhr einen leichten Rückgang; doch schien die Sache noch nicht ernst. Am folgenden Tage, am 6., fand ich in der Abendzeitung den Text von Gramont's Erklärung in der Kammer über dieses Thema mit der Phrase, daß die französische Regierung die Wiederaufrichtung des Thrones Karls V. nicht zugeben könne. Sofort ward mir klar, daß jetzt eine ernste Kriegsgefahr aufgetaucht sei. Ich fuhr mich nach dem Boulevard, um Näheres zu erfahren. Auf dem Wege kreuzte ich mich mit dem Minister Ollivier, mit dem ich bekannt war, und der mir einen sonderbaren, mir auffallenden Blick zuwarf. Vor ungefähr zwei Jahren hatte ich ihn aus Anlaß der Luxemburger Angelegenheit in seiner Wohnung aufgesucht, und es kam zu einer lebhaften Auseinandersetzung, als er mir demonstrirte, Frankreich könne nie zugeben, daß der norddeutsche Bund die Mainlinie überschreite. Er war damals noch liberaler Abgeordneter. Zwischen Aufregung und Spannung über den Fortgang der Dinge verliefen die Tage bis zum 10. Es war ein prächtiger, sonniger Sonntag. Im Gehölz von Boulogne begegnete ich einem Freunde, der sofort seinen Wagen halten ließ, heraussprang und mir sagte, daß nach sicheren ihm zugekommenen Nachrichten an der Absicht, es zum Kriege zu treiben, kein Zweifel mehr sein könne. Ich selbst theilte die Ueberzeugung durchaus. Die Wolke, die seit dem Frieden von Nikolsburg am Horizont heraufgezogen war, bald still stehend, bald wieder verhängnißvoll dräuend, sollte nun wirklich zur furchtbaren Entladung kommen. Der Gedanke, für Menschlichkeit und Civilisation an sich schon grausam genug, mußte mich, der ein halbes Menschenalter in Frankreich verbracht, sehr viel Gutes genossen und gelernt, zahlreiche schöne Freundschaften geschlossen hatte, doppelt und dreifach schmerzlich sein. Um so schmerzlicher, als gerade im letzten Jahrzehnt deutsche Wissenschaft und Bildung mit Vorliebe bei den französischen Gelehrten Eingang gefunden hatte, eine ganze Schule daraus hervorgegangen war. Ich sah voraus, welch tiefer unheilbarer Riß auf lange Zeit zwischen den beiden Nationen unmittelbar bevorstand. Henry Taine war eben erst, mit Empfehlungen auch von mir versehen, nach Deutschland gereist. Er kehrte alsbald um und blieb von da an ein bitterer Feind. Aber aller Schmerz konnte nicht verhindern, zu sehen, daß keine Rettung mehr war, daß im kaiserlichen Lager der Krieg beschlossen war. Merkwürdiger Weise schien die deutsche Presse noch keine Ahnung davon zu haben. Die Berliner, die rheinischen Blätter ergingen sich in superklugen Betrachtungen über die Wichtigkeit, die man fälschlich in Paris der spanischen Sache beimesse. Es war zu befürchten, daß diese Auffassung einer französischen, dem Anschein nach wohl vorbereiteten, Ueberrumpelung in die Hände arbeiten werde. Ich eilte zu einem deutschen Freunde, einem in Paris angesehenen Arzte, und wir überlegten zusammen, was zu thun sei, um die deutsche Presse und die auf sie hörenden Regierungen auf die Größe und rasche Annäherung der Gefahr hinzuweisen. Nach Deutschland telegraphiren konnte man nicht. Ich beschloß als das kürzeste Mittel, an einen alten Universitätskameraden zu schreiben, der ganz nahe an der französischen Grenze wohnte. Es war dies der Amtsrichter, Justizrath Bulling, welcher in Oberstein, dem oldenburgischen Enklave an der Nahe, seinen Sitz hatte. Ich schrieb ihm, sofort bei Empfang meines Briefes an den mir befreundeten Vetter des Bundeskanzleramtspräsidenten Delbrück, Herrn Adalbert Delbrück in Berlin, zu telegraphiren, daß man nicht länger an dem Angriff von französischer Seite zweifeln solle. Der Brief, den ich mir später vom Empfänger zurückgeben ließ, ist noch bei meinen Akten. Auf bereitlichem Wege machte ich noch einigen anderen dazu geeigneten Freunden klar, daß alle Hoffnung auf friedliche Beilegung Illusion sei. Schon am Tage vorher hatte ich ein interessantes Gespräch mit einem der höchsten Hofbeamten des kaiserlichen Palastes. Ich hielt ihm vor, welch' thörichtes Wagniß dieser Krieg sei. Er antwortete mir: „Sie haben recht, wir sind verrückt, aber das macht gerade unsere Stärke; wenn wir nicht verrückt wären, würden wir abwärts gehen wie die anderen lateinischen Nationen, aber Frankreich ist unzerstörbar“. Ich entgegnete ihm: „es wird geschlagen werden und Elsaß verlieren.“ worauf er: „nun, dann wird es dasselbe später wiedernehmen, mit uns werdet ihr nicht fertig“ — und lachend, lustig läuft er davon. Dem entsprechend sieht das Getümmel auf dem Boulevard aus; eine muntere Erregtheit spricht aus der bunt bewegten Menge. Dieses unzerstörbare Temperament erklärt viel Glück und Unglück im Schicksal der Nation. Meine Frau, die im Wiesbadener Lazareth die Verwundeten pflegen half und wegen ihrer Kenntniß der Sprache der französischen Abtheilung angehörte, konnte nicht genug erzählen, wie die Gefangenen und Besiegten viel lustiger waren als die freien Sieger. Am Montag früh besuchte mich der mir nah befreundete republikanisch gesinnte Deputirte X. Auf seinen Wunsch hatte ich ihm acht Tage früher, als die Debatte über den Beitrag Deutschlands zur Herstellung der Gotthardbahn in der französischen Kammer ein kleines Vorgefecht für die kriegerische Stimmung geliefert hatte, im Interesse des Friedens Material zusammengestellt, welches den friedlichen Sinn der nationalen Bewegung in Deutschland nachweisen sollte. Er wollte in diesem Geist bei der Berathung des Budgets sprechen. Als X. weggegangen, kommt ein anderer Deputirter C., nicht Republikaner, mit dem ich befreundet war, und erzählt, er sei selbst dabei gewesen, wie Jérome David berichtet habe, daß er am Morgen des 6. Juli beim Kaiser gewesen, und man über Verschiedenes da gesprochen habe, was für die Scene am Abend in der Kammer zu thun sei, so daß die Ultras der kaiserlichen Partei, die Granier de Cassagnac, Duguè de la Fauconnerie, Clément du Vernais und andere nach Gramont's Erklärung in einen wohlvorbereiteten Applaus ausbrechen konnten und die anderen mit fortrissen. „Als es vorüber war,“ fuhr mein Freund fort, „sahen wir uns gegenseitig an und fragten uns: was haben wir gethan? Wir gestanden uns, daß wir uns zu einer patriotischen Demonstration hatten fortreißen lassen, wie das im ersten Augenblick zu geschehen pflegt, wo Niemand zurückzubleiben wagt, um nicht gleichgültig zu erscheinen.“ Er wie X sagten sofort, daß nur eine kleine Minderheit in der Kammer gegen den Krieg sein werde.

Fest überzeugt, daß Frankreich so schnell als möglich los gehen werde, beschließe ich, sofort nach Deutschland zurückzureisen und setze meine Abfahrt auf Mittwoch früh, den 13., fest. Am Dienstag, den 12., gehe ich noch einmal um 2 Uhr in die Kammer, die von einem ungeheuren Zudrange von Menschen umwogt ist; alle Zugänge sind von Equipagen und Fußgängern belagert. Ich lasse mir X. herausrufen. Er erzählt, Ollivier habe soeben einen Brief des Fürsten von Hohenzollern mitgetheilt, in welchem derselbe für seinen Sohn ablehne; doch sei dies nur im Wandelgange der Kammer geschehen, nicht offiziell, aber Ollivier habe sich befriedigt erklärt und gesagt: c'est la paix. Ich sehe Thiers mit eher unzufriedener Miene weggehen. Draußen im Publikum verbreitet sich der Glaube, daß der Friede gerettet sei, und so klingt es auch von der Börse zurück. Anderen Morgens um halb acht Uhr fahre ich mit der Nordeisenbahn nach Belgien. Es war ein Mittwoch, ein unvergeßlicher Tag. Der „Constitutionel“, den ich mir im Bahnhofe kaufe, klingt ganz friedlich. An der letzten französischen Grenzstation, in Jeumont, drängt sich die Bevölkerung in höchster Aufregung an die Wagen und verlangt Neuigkeiten. Die Passagiere werfen ihnen ihre Zeitungen zu und verbreiten die Friedensnachrichten. Die bis dahin freudig aufgeregten Mienen verwandeln sich sofort in enttäuschte. Man war offenbar vorbereitet gewesen in Kriegsjubel auszubrechen. Ich wendete mich zunächst nach Spaa, wo ich Jemanden zu sprechen hatte. Dort trafen

mich die Nachrichten von der Scene in Ems zwischen dem Könige und Benedetti. Ich fahre nach Köln, wo ich am Donnerstag, den 14., Abends 10 Uhr ankomme und mich sofort auf die Redaktion der „Kölnischen Zeitung“ begebe. Ich treffe den Hauptredakteur, Herrn Schulz; er will noch immer nicht bestimmt an den Krieg glauben, und als ich ihm sage, daß ich seit fünf Tagen den Krieg als gewiß ansehe und ihn bereits als eingetreten betrachte, antwortet er mir: „Das ist mir sehr interessant.“ Nächsten Morgen gehe ich direkt nach Mainz. Der Gouverneur Prinz von Holstein läßt mich zu sich bitten. Er sagt mir, Preußen sei fertig und ganz gerüstet und ganz ruhig. Ich schreibe einen Artikel für die „Mainzer Zeitung“, datirt vom 19. Juli und überschrieben: „Deutschland und Frankreich“ mit dem Schluß: „Ich habe Grund, zu glauben, daß trotz allen französischen Kriegseifers und Kriegstalents schon so Manchem an der Seine klar zu werden anfängt, daß man uns endlich über die Verlegenheit hinausgeholfen: wie Deutschland fertig zu machen? Die Lokomotive am Main hat Kohlen und Wasser gefaßt; Napoleon hat gepfiffen, wir fahren zu, und glückliche Reise, Kronprinz von Preußen!“

Ich übergehe die Ereignisse von da bis zur Ankunft des Hauptquartiers in Mainz, insbesondere die interessante Episode einer patriotischen Volksversammlung, die wir in Darmstadt veranstalten wollten, und welche vom Ministerium Dalwigk verboten wurde aus dem Grunde, daß bei einer demnächst zu befürchtenden Besetzung durch die Franzosen dafür schwere Rache genommen werden könnte. Am 2. August, Morgens $5^1/_2$ Uhr, kommt der König mit dem Hauptquartier in Mainz an. Um $^1/_2$11 begab ich mich zu Herrn von Keudell und berichtete ihm zunächst über die erwähnte Darmstädter Angelegenheit und ähnliche Vorgänge daselbst. Keudell erzählte mir, daß man auf preußischer Seite auf ein viel rascheres Vorgehen der Franzosen geschlossen hatte. Des Nachmittags war ich bei Kupferberg, in dessen Hause Graf Bismarck Quartier genommen hatte, mit diesem, Abeken und Keudell zu Tisch. Bismarck's Bagage war zurückgeblieben; er mußte sich ein Hemd kaufen, war äußerst guter Laune, sagte, daß ihm Wein und Früchte vom Arzt verboten seien, verzehrte aber nichtsdestoweniger von beiden, sowie vom Gefrorenen ansehnliche Portionen. Nach Tisch wird ein ausführliches Gespräch gepflogen, namentlich über das Verhältniß zu Oesterreich und Ungarn. Bismarck bittet mich, mit Herrn von Abeken über verschiedene Preßsachen zu konferiren. In den folgenden Tagen setzen sich diese Besprechungen über die verschiedensten Gegenstände fort. Viel Merkwürdiges in meinen Aufzeichnungen. Endlich kommen die ersten Kriegsnachrichten von Weißenburg. Ich esse mit einigen Freunden im Holländischen Hof, wo Moltke in unerschütterlicher Ruhe zu Häupten der Tafel sitzt. Es laufen Depeschen ein, die er mit Befriedigung liest; dann steckt er ruhig seine Cigarre an und bleibt noch längere Zeit nach aufgehobener Tafel sitzen. Am 7. Morgens kommt die Nachricht vom Siege bei Wörth. Bismarck sandte nach mir; er fragt mich, ob ich mit dem Hauptquartier und ihm mitausrücken wolle, um die Verbindung mit der deutschen Presse zu unterhalten. Drei Beweggründe von gleicher Stärke bestimmen mich, alle schweren entgegenstehenden Bedenken zurückzudrängen: zunächst der Wunsch, in diesem großen Augenblick für mein kleines Theil mich nützlich zu machen, im Hinblick auf die inneren politischen Angelegenheiten der deutschen Einigung, welche jetzt zum Austrag kommen mußten. Sodann der Anreiz, bei dieser wohl nie wiederkehrenden Gelegenheit ein solch historisches Ereigniß wie einen großen Krieg in nächster Nähe zu sehen; und endlich nicht am wenigsten das Anziehende, mit einer genialen Persönlichkeit, wie die des großen Kanzlers, bei demselben Anlaß in enge Berührung zu kommen, nachdem ich, ohne ihn gesehen zu haben, ihn zum Helden eines kleinen Buchs gemacht hatte. Eine Stunde, nachdem ich zugesagt hatte, saß ich mit ihm in seinem Salonwagen in der Eisenbahn. Dabei waren nur noch Herr von Abeken und der junge Herr von Bismarck-Bohlen, welche zum engeren Gefolge des Kanzlers gehörten.“ Wir fuhren den ganzen Tag, und beinahe ebenso lange hatte ich den Genuß einer, man kann sich denken, wie interessanten Unterhaltung unter vier Augen mit dem Grafen Bismarck. Auch hier unterdrücke ich den größten Theil meiner Notizen. Für Vieles, was ich von jetzt an erlebte, ist die Zeit der Veröffentlichung noch nicht gekommen; nur ganz weniges soll hier im Auszuge stehen. Auch damals sagte mir Bismarck, aber ohne des in neuester Zeit mitgetheilten Gesprächs mit Moltke und Roon wegen der Emser Depesche zu erwähnen, daß, nachdem ihm einmal die Gewißheit des Angriffs von Seiten Frankreichs festgestanden, er den König möglichst rasch zur Mobilisirung der Armee getrieben habe. Ich brachte dann das Gespräch auf das, was mir am meisten am Herzen lag: wie soll aus diesem Kriege als Frucht die deutsche Einheit gezeitigt werden? Der Kanzler ging nur sehr vorsichtig auf das Thema ein; ihn präokkupirte vor allen Dingen das gute Verhältniß zu den einzelnen Bundesfürsten; Preußen dürfe sich nicht den Anschein geben, als wolle es, nachdem die deutschen Regierungen, und speziell auch die bayerische, sich jetzt zum Kriege entschlossen hätten, diesen Krieg benutzen, um sie zu berauben. Für den Fall des Sieges wolle er Elsaß und auch Metz (hierüber schwankte im Laufe des Feldzugs seine Meinung) als Reichsland zwar mit Baden verbinden, aber Baden dürfe doch nicht größer werden; je mehr kleine Staaten es gebe, desto besser sei es für die zu schaffende Einheit. Selbst Waldeck habe er nur widerstrebend in Preußen inkorporirt, die richtige Politik sei, die einzelnen Dynastien zu schonen. Nach den ersten Niederlagen werde Frankreich wohl zur Republik werden, aber das sei ihm ganz recht; ob rothe, blaue oder schimmelgraue sei ihm ganz einerlei, die Frage werde nur sein, mit wem einen Frieden schließen, wenn das Kaiserthum besiegt sei. So zutreffend scharf sah er schon damals die künftige Entwicklung der Dinge; für die Presse wünscht er ganz besonders, daß die bayerischen Truppen gelobt werden.

Diese kluge Bedachtsamkeit auf Schonung, nicht auf Reizung zweifelhafter Elemente hatte ich im Lauf der Dinge noch öfter zu bemerken Gelegenheit; sie bildete das Gegenstück zu rücksichtsloser Energie, wenn es gerathen schien, gewaltsam zuzugreifen. So finde ich ein interessantes Gespräch vom 23. August, also schon nach den Erfolgen bei Metz, in Pont-à-Mousson. Bismarck war beunruhigt über Oesterreichs Rüstungen, die sehr ernst zu werden schienen. Er schickte mir durch Herrn von Keudell einen Bericht des Majors von Brandt aus Wien vom 19. mit allen Details. Dabei zeigte er mir einen Artikel aus einer deutschen Zeitung, worin über Beust und Andrassy Hohn ergossen ward, daß sie jetzt zurückwichen. Bismarck war darüber sehr unwillig und sagte: wenn sie wirklich auf dem Wege sind, zurückzuweichen, so soll man sie nicht provoziren, sondern durch gute Worte darin bestärken. Bald in dieser, bald in jener Richtung erhielt ich fast täglich meine Instruktionen für die Behandlung der Dinge in der Presse. Meine Hauptverbindungen waren mit der „Kölnischen Zeitung“ und mit der „Mainzeitung“ in Darmstadt, die mein jüngerer Freund Fritz Dernburg redigirte. Durch die geistreiche und schlagfertige Opposition, welche er von lange her darin dem Ministerium Dalwigk machte, hatte er das kleine Blatt zu einem über den engen Kreis des hessischen Großherzogthums hinaus wirkenden Organ erhoben. Die interessanteste Enthüllung, welche mir anvertraut wurde, fiel gleich in den Anfang unseres Auszugs, als das Hauptquartier noch in Homburg in der Pfalz lag. Es geschah am 8. August. Bismarck übergab mir zur Veröffentlichung Kopien des eigenhändigen Schreibens und geheimen Vertragsentwurfs von Benedetti vom 5. August 1866, worin von Vichy aus für Frankreich ein Stück Rheinpreußen, Rheinbayern und Rheinhessen verlangt wird. Bismarck erzählte mir dazu Einzelheiten, wie z. B. Benedetti sich geäußert habe: si non, c'est la guerre. Bismarck stellte ihm vor, das sei doch zu unsinnig, worauf Benedetti erwiderte: si non, c'est la perte de la dynastie.

Die Tage vom 14. bis zum 20. August, die ich im Hauptquartier zu Pont-à-Mousson verbrachte, gehörten mehr dem großen Eindrucke der blutigen Ereignisse, die sich unter unseren Augen abspielten. Doch alsbald traten auch die politischen Aufgaben wieder in den Vordergrund. Mit der Nothwendigkeit, die besetzten Gebiete in eine gewisse Ordnung zu bringen, sprangen auch alle die Fragen wieder auf, welche sich um die spätere definitive Erwerbung neuer Provinzen und ihr Verhältniß zu Deutschland und dessen einzelnen Dynastien gruppiren sollten. Es tauchten die verschiedensten Kombinationen auf, die ich natürlich hier übergehe. Am selben 23. August ging ich des Abends mit dem Grafen Renard auf Bismarck's Wunsch nach Nancy. Mir war der Anlaß willkommen, mich wieder deutschen Boden zu nähern. Von den Gräueln des Krieges hatte ich genug gesehen, im Lager war für die inneren deutschen Angelegenheiten vorerst nichts mehr zu thun, und die politischen Freunde hatten sich an die Arbeit gemacht, bei den süddeutschen Regierungen für die Herstellung des Reichs zu wirken. Einige Tage darauf wurde ich durch Telegramm ersucht, mit Herrn von Kühlwetter nach dem Elsaß zu gehen. Straßburg war noch belagert, deswegen vorläufig Hagenau zum Sitz der Regierung erwählt. Am 27. traf ich daselbst ein; General von Bismarck-Bohlen war Militärgouverneur, Kühlwetter Präfekt. Er bat mich, ihm ein offizielles Preßorgan ins Werk zu setzen. Ich trat mit einer rheinbayerischen Fabrik von Schnellpressen in Verbindung, und am 1. September erschien die erste Nummer der „Amtlichen Anzeigen für das Gouvernement Elsaß". Am selben Tage konnte ich einige Tage Urlaub erwirken, um nach Mainz und Wiesbaden zu meiner Frau zurückzukehren. Unterwegs auf der Eisenbahn erfuhr ich die Nachricht von Sedan und kam in Mainz gerade noch an, um am 3. und 4. die große Siegesfeier mitzumachen. Am Abend beschloß ein großer Fackelzug die Festlichkeit. Auf dem Gutenbergsplatz vor dem Theater war die Menschenmenge unter Fackeln und Illuminationen zusammengedrängt. Dies schien mir der Moment, um das Ziel, welches vom ersten Anfang an in meinen Augen das wichtigste war, die deutsche Einheit und das Deutsche Reich, als den wahren Siegespreis hervorzuheben. Vom Balkon des Theaters herab rief ich der Menge zu, daß der äußere Feind zwar abgewiesen, der innere jedoch erst theilweise bezwungen sei, jetzt handle es sich darum, die Grenze nach innen zu beseitigen. „Die Zeit ist gekommen, — so schloß ich — zu fordern ein fest konstituirtes Deutsches Reich, Verschwinden der unseligen Mainlinie, ein einziges deutsches Parlament".

Am folgenden Tage ging ich noch auf kurze Zeit nach Hagenau zurück. Es entsprach nicht meiner Absicht, an diesem Punkte, wo ich dem größeren politischen Ziele nicht dienen konnte, länger sitzen zu bleiben. Ich suchte nach einer passenden Persönlichkeit für die Redaktion der „Amtlichen Nachrichten" und erinnerte mich eines trefflichen jungen deutschen Gelehrten, den ich in Paris kennen gelernt hatte, und der mir außerordentlich gut dazu geeignet schien. Es war Dr. Wilhelm Lexis aus Duisburg. Ich war so glücklich, ihn ausfindig zu machen; er kam, übernahm die Stellung, zog später mit der Regierung in Straßburg ein, nahm daraus Anlaß, sich zuerst als Privatdozent an der neu gegründeten Universität für Nationalökonomie zu habilitiren, und ist seitdem, wie bekannt, einer unserer ersten Volkswirthschaftslehrer geworden, mit dem ich nach 23 Jahren wieder in der Silberkommission zusammenzukommen die Freude hatte.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

L. Bamberger.

Parlamentsbriefe.

III.

Das große Ergebniß der gegenwärtigen Session wird die Annahme des Börsengesetzentwurfs sein. Ihm schlagen schon seit Jahren die Herzen aller Agrarier, und nicht dieser allein, entgegen; um seiner Verspätung willen hat die Regierung bereits die heftigsten Vorwürfe erduldet; dieses Gesetz wird zu Stande kommen und wenn alles andere Schiffbruch erleiden sollte. Die Kommission wird versuchen, den Entwurf noch zu verschärfen und das Plenum wird den Entwurf nach den Vorschlägen der Kommission annehmen, es sei denn, daß die Regierung die „Verbesserungen" für unannehmbar erklärt.

Man muß sich hüten, den Börsengesetzentwurf allzu tragisch aufzufassen. Selbstverständlich ist der Entwurf, als Kind der agrarischen Laune, thöricht in allen wesentlichen Theilen, selbstverständlich wird er Schaden stiften. Aber wie viele Gesetze haben wir denn im Lauf der letzten zwanzig Jahre gemacht, die weise waren und die Nutzen gestiftet haben? Mir hat sich bei manchem anderen Gesetze das Herz krampfiger zusammengezogen; zum Beispiel bei der Annahme der ersten Getreidezölle, bei der Einführung der Lehrlingsprivilegien der Innungen, beim Klebegesetz. Und noch heute liegt mir die nothwendige Freiheit des Hausirhandels ganz ebenso nahe am Herzen, wie die ebenso nothwendige Freiheit des Börsenhandels. Wir sind in den letzten zwanzig Jahren unserer Gesetzgebung mit dem Teufel so sehr auf Du und Du gekommen, daß wir verlernt haben, uns vor den Flammen dieses Börsengesetzentwurfs zu erschrecken.

Der Handel hat die Aufgabe, die Vorräthe durch Raum und Zeit zu vertheilen; um diese Riesenaufgabe lösen zu können, muß er sich die Formen wählen dürfen, die er für nothwendig hält, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Wer diese Freiheit des Handels unterbindet, schadet nicht einmal so sehr dem Handel, der sich gegenüber allen Schwierigkeiten schließlich doch immer zu helfen weiß, der seiner Zeit selbst die Kontinentalsperre zu überwinden wußte, wie er dem Absatze der Produzenten und der Versorgung der Konsumenten schadet. Das sind die Elementarsätze, die zu vertreten nothwendig waren; gelingt es nicht, diese Elementarsätze zum Bewußtsein zu bringen, so ist jedes weitere Wort ziemlich überflüssig; den vorliegenden Entwurf in allen seinen Theilen zu kritisiren, hat wenig Werth.

Am Börsenhandel ist jeder redliche Kaufmann betheiligt, und an der Börse werden auch die Geschäfte derer erledigt, die mit ihr nicht in die geringste direkte Beziehung treten. Bestände die Börse nicht, so könnte die Bevölkerung moderner Staaten nicht ernährt und gekleidet, noch mit denjenigen Gegenständen ausgestattet werden, deren sie bedarf, um selbst durch Arbeit ihr Brot zu erwerben. Allerdings treiben an der Börse auch unredliche Menschen unredliche Geschäfte. Sobald es den Landwirthen gelingt, Weizen zu bauen, unter dem kein Unkraut wächst, versprechen auch wir, eine Börse zu organisiren, an welcher keine Jobberei gedeiht; ehe jene Aufgabe nicht gelöst ist, verzichten wir auf jeden Versuch, diese zu lösen.

Ueber keinen Gegenstand der Welt wird mit so großer Sachunkenntniß gesprochen, wie über die Börse. Wer Unkenntniß der Landwirthschaft an den Tag legt, wird ausgelacht. Wer die größte Unkenntniß der Börse an den Tag legt, trägt sein Haupt stolzer als vorher auf den Schultern; er hat ja mit seinen Schnitzern Zeugniß abgelegt für die sittliche Reinheit seines Charakters, die ihn hindert, die Ränke der Börsengauner auch nur zu verstehen.

Ich spreche nicht von denjenigen Rednern, welche die Tribüne sichtlich nur mit dem Bestreben betreten, allerlei Gehässigkeiten persönlicher Art an den Mann zu bringen, und deren Bosheiten Viele mit Behagen anhören, welche

nicht den Muth gehabt hätten, sie selbst an den Mann zu bringen; ich spreche nur von den Reden der Männer, die das ehrliche, oder erfolglose Bestreben hatten, sachlich zu bleiben. Ich spreche von dem Triumvirat Gamp, von Eynern, Graf Kanitz. Alle Drei haben der Börsen-Enquete-Kommission angehört. Der Eine nimmt den Ruhm in Anspruch, ihr geistiger Urheber zu sein; der Andere war ihr stellvertretender Vorsitzer, der Dritte hat unleugbar das Bestreben, den Dingen auf den Grund zu gehen und sich auch auf den Standpunkt der Gegner zu versetzen. Und doch, wie unglücklich sind sie alle in dem Bemühen gewesen, die wirkliche Physiologie des Verkehrs zu erforschen. Wer den menschlichen Körper heilen will, muß genau wissen, wie der menschliche Körper in seinem gesunden Zustande beschaffen ist und welche Funktionen jedes seiner Organe hat; auch der menschliche Verkehr ist ein kunstvoller Organismus, in den man nicht eingreifen darf, ohne vorher erforscht zu haben, wie er beschaffen ist, und warum er sich in der Weise entwickelt, wie er es gethan hat.

Die Kommission für das Börsengesetz wird unter dem Vorsitz eines Generals tagen und wird höchst wahrscheinlich einen Entwurf zu Stande bringen, den man als Exerzierreglement für die Börse bezeichnen kann.

Nach dem Börsengesetz kam das Margarine-Gesetz an die Reihe und auch hier ergab sich dasselbe Bild; die Redner der Mehrheit hatten nur Aufmerksamkeit für die Frage, ob man das System von Plackereien, Verboten und Strafen, welches die Regierung vorschlägt, erweitern kann. Der Gedanke, daß diese Plackereien überflüssig oder schädlich sein können, kam keinem Einzigen. Vor einigen Jahren hatte man ein Gesetz über die Margarine zu Stande gebracht, durch welches man der Margarinefabrikation einen entscheidenden Schlag versetzen wollte, und die Margarinefabrikation ist seitdem aufgeblüht, weil sie eine Nothwendigkeit ist. Der Gedanke, daß auch dieses neue Gesetz gleich dem ersten ein Schlag in das Wasser bleiben werde, kam keinem Redner der Mehrheit.

Die Diskussion hatte einen interessanten Zwischenfall. Herr von Plötz hatte sich berühmt, daß die Agitation des Bundes der Landwirthe die Regierung gezwungen habe, den Entwurf einzubringen, und der landwirthschaftliche Minister, Herr von Hammerstein-Loxten, wies das entschieden zurück, indem er für die Regierung das geistige Eigenthum in Anspruch nahm und dem agitirenden Bunde der Landwirthe so etwas wie unlautern Wettbewerb vorwarf. Herr von Hammerstein ist ein sehr ernsthafter Mann. Wenn andern Ministern, namentlich den Herren von Bötticher, von Berlepsch, von Bronsart Humor, Bonhommie, Behagen zu Gebote stehen, die ihre Gegner mit ihnen versöhnt, so ist davon bei Herrn von Hammerstein keine Rede. Er scherzt nicht und versteht kaum, wie andere Leute scherzen mögen. Wer ihm in diesem Augenblicke entgegentritt, ist in diesem Augenblick sein Gegner und wird mit allem Nachdruck von ihm angegriffen. Aber Herr von Hammerstein hat eine andere Eigenschaft, die auch mit ihm die Gegner versöhnt; er ist ein grundehrlicher Mann, der fest überzeugt ist, daß man mit kleinen Mitteln große Wirkungen erreichen kann, und er vertritt diese kleinen Mittel mit achtungswerthem Ernst, aber freilich nicht ohne Irrthum.

Seitdem Held Aegir mit Recht so beliebt geworden ist, habe ich angefangen, mich mit nordischer Mythologie zu beschäftigen und habe in der Edda eine sinnreiche Sage gefunden. Asa-Thor versucht es, eine Katze hochzuheben, aber er kann sie nur wenige Zoll über den Boden erheben, denn an der Katze hängt, ihm unbemerkt, die ganze Midgard-Schlange. Die Katze, das ist heute die Margarine und morgen die Börse; die Midgard-Schlange ist der ganze weltumspannende Verkehr und Thor ist die Gesetzgebung. Diese Gesetzgebung, Thor, ist ein gar mächtiger Herr, aber der Verkehr ist mächtiger als er, und weiter als nur wenige Zoll läßt er sich nicht verrücken.

Ein Gesetz zu machen, welches, um einige Butterproduzenten in ihrem Erwerb zu schützen, die Ernährungsverhältnisse der ganzen Bevölkerung auf den Kopf stellt, ist vergebliches Bemühen, und ich bin gespannt, wie weit sich Herr von Hammerstein an diesem Bemühen betheiligen wird, nachdem seine Vorschläge der Mehrheit nicht weit genug gehen.

Auf einem ganz anderen Blatte steht die Novelle über die Abänderung des Strafprozesses, die im vorigen Jahr stecken geblieben ist und in diesem Jahre neu eingebracht wird. Hier handelt es sich nicht um einen Gegensatz wirthschaftlicher Interessen; es handelt sich nicht einmal um einen Gegensatz der politischen Parteianschauungen, denn die Parteien sind vielfach in sich gespalten. Unsere Strafprozeßordnung ist mangelhaft und bedarf der Abänderung. Aber in welchen Bahnen sich die Abänderungsversuche bewegen sollen, darüber sind die Ansichten getheilt, und eine schöpferische Kraft, welche die Wahrheit für ihre Vorschläge gewinnen könnte, fehlt.

Ich will nur meine persönliche Ansicht aussprechen, an welche weder die Redaktion dieses Blattes noch irgend eine Partei gebunden sein soll; ich halte die Novelle für verfehlt. Die Entschädigung der unschuldig Verurtheilten ist der gesunde Theil dieses Gesetzes, und nachdem man einmal erkannt hat, daß eine solche Entschädigung nothwendig ist, sollte man ihre Einführung nicht davon abhängig machen, ob man über andere bestrittene Punkte eine Einigung erzielt. Mir ist der Eifer unverständlich, mit welchem einzelne freisinnige Mitglieder die Einführung der Berufung betreiben, unbekümmert darum, ob nicht der Preis, den sie zu bezahlen haben, den Werth des Gutes übersteigt, das sie zu erwerben hoffen. Das Schicksal des Gesetzes liegt im Dunkeln; möglich ist es, daß die aufgewendeten Anstrengungen auch diesmal vergeblich sind, denn die Regierung hat nicht Kraft genug, die Geister in ihre Bahnen mit fortzureißen. Und hier liegt das Geheimniß unserer ganzen trüben Lage.

Man hat dem Grafen Caprivi den Vorwurf gemacht, daß er nicht die Persönlichkeit sei, welche im Stande wäre, eine führende Rolle zu spielen, durch Aufstellung eines Programmes eine Mehrheit an sich zu fesseln und dann mit dieser Mehrheit siegreich voranzuschreiten. Und gegen diesen Vorwurf haben wir den Grafen Caprivi nicht schützen können. Bei Anerkennung aller seiner guten Eigenschaften haben wir uns nicht verhehlen können, daß er ein schöpferischer Staatsmann in diesem Sinne nicht gewesen ist. Und wenn wir trotzdem den Wunsch gehegt haben, ihn an der Stelle zu erhalten, an welcher er stand, so liegt dies daran, daß wir vorausgesehen haben, irgend ein Nachfolger, den er erhalten würde, werde diese Eigenschaften ebensowenig haben. Diese Voraussicht hat sich erfüllt. Es ist thöricht, für die schlimme Lage, in der wir uns befinden, die Zerrissenheit des Parteiwesens verantwortlich zu machen. Eine Regierung, die das Rechte will und das, was sie will, mit fester Hand ergreift, findet immer eine Majorität. Niemals wird die Schwäche der Regierung durch die Zerrissenheit des Parteiwesens, sondern immer diese durch jene erklärt. Die Zerrissenheit des Parteiwesens ist bei uns eingerissen, seitdem Fürst Bismarck sich den Wahlspruch erwählte: „Theile und herrsche“; sie wird weichen, sobald eine Regierung zu der Einsicht kommt, daß „Vereine und leite“ ein besserer Hort ist.

Die Besetzung der Schwerinstage hängt nicht mehr von dem Zufall des Looses, sondern von der freundlichen Verständigung der Parteien ab. Man einigte sich diesmal dahin, einer Resolution den Vorzug zu geben, die auf bessere Ausbildung des Arbeiterschutzes abzielt und die, obwohl alle Welt darüber einig war, einen vollen Nachmittag in Anspruch nahm. Während diese Zeilen gedruckt werden, sind die Verhandlungen über den Antrag Kanitz noch im Gange, die diesmal zur Ablehnung bei einem ad hoc gut besetzten Hause führen werden. Das Erfreulichste in der diesmaligen Debatte war die Entschiedenheit, mit der die Regierung durch Herrn von Marschall dem Antrag Kanitz den Rücken kehrte. Der Minister bediente sich resolut aller derjenigen durchschlagenden Argumente, die wir Freunde der Handelsfreiheit von jeher vorgetragen haben. Das wüthende Zischen

auf der rechten Seite des Hauses am Schlusse seiner Rede war eine beredte Anerkennung der gesunden Vernunft, die in seiner Rede steckte.

Der preußische Landtag ist in den trockensten Formen eröffnet worden. Die Thronrede läßt jeden Hinweis auf Vermehrung der Einnahmen fallen und vermeidet alles, was unsere Kritik herausfordern müßte.

Proteus.

Briefe von David Friedrich Strauß.

Wir haben über Strauß ein zweibändiges Werk von Hausrath, das den Titel führt: David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit. Darin liegt die Bedeutung, aber auch die Schwäche dieser ersten großen Biographie ausgesprochen: sie behandelt wesentlich nur die theologischen Arbeiten von Strauß und seine Beziehungen zur Theologie seiner Zeit; diese hat Hausrath, mit dem man ja über Einzelnes vielfach rechten mag, nicht unterschätzt, sagt er doch geradezu: „das Leben von Strauß ist der Schlüssel zum Geheimniß der gegenwärtigen Theologie“. Aber eben darum läßt er hinter der Bedeutsamkeit seines Eingreifens in den Entwicklungsgang der modernen Theologie und hinter den äußeren Schicksalen, die sehr eingehend und korrekt erzählt werden, den Mann selbst doch zu wenig sehen. Strauß ist bei ihm der Vertreter eines Prinzips, einer Richtung, und daneben höchstens noch der Gegenstand eines an ihm sich vollziehenden Geschickes, aber nicht genug Persönlichkeit, nicht der schaffende und ringende, nicht der leidende und fühlende Mensch. Das hat er auch selber wohl gewußt und ausdrücklich anerkannt, daß ein wirklich biographisches Werk über Strauß erst eine spätere Zeit werde geben können. Und darum habe auch ich selbst, der ich ein solches zu schreiben Willens bin, die Ausführung vorläufig noch zurückgestellt, weil das Seelenleben des Mannes bisher noch zu wenig offen vor uns lag. Daß nur die Herausgabe seiner Briefe uns dieses erschließen könne, war klar, und so mußte darauf gewartet werden. Jetzt ist dieser Wunsch erfüllt. Der langjährige treue Freund und vielfache Waffengefährte von Strauß, Eduard Zeller, hat in einem stattlichen Band mehr als 600 Briefe oder Briefauszüge von ihm veröffentlicht.*) Daß die Auswahl mit tiefem Verständniß für den Briefschreiber und mit feinem Takt gegenüber den mancherlei möglichen Bedenken und Anstößen getroffen ist, versteht sich trotz der in der Sache liegenden Schwierigkeiten bei dem guten Willen und dem hervorragenden Geschick Zeller's für diese Aufgabe von selbst, und der Dank, der ihm dafür gebührt, ist groß. Dennoch bleiben Wünsche. Trotz der erheblichen Zahl der Briefe und der charakteristischen Auswahl der Personen, an welche diese gerichtet sind, ist der Kreis der letzteren doch zu beschränkt, ist nicht mannigfaltig genug. Man gewinnt von der breiten Basis, auf der sich dieses Leben abspielt und von den mancherlei Beziehungen, in denen es trotz aller Vereinsamung steht, keine vollständige Vorstellung, wenn neben den ganz intimen Freundesbriefen eigentlich nur einmal, durch den Brief an Häckel, diese Grenzlinie überschritten wird. Einzelne interessante Episoden aus dem Leben von Strauß sind überhaupt nicht erwähnt, zuweilen wird Erwähntes zu fragmentarisch abgebrochen. Das mag neben der gewiß gebotenen und von Zeller so umsichtig geübten Vorsicht doch auch an der Schwierigkeit dieses ersten Wurfes liegen, und so dürfen wir vielleicht hoffen, daß, wenn in nicht zu ferner Zeit eine zweite Auflage nothwendig wird, Erweiterungen und Ergänzungen nicht ausbleiben; erst dann wird es möglich sein, wenn wir das Ganze haben — ich meine damit natürlich nicht: wenn wir alles haben —, auch dieses Leben als ein ganzes zu gestalten.

Und nun zunächst der Gesammteindruck, den diese Briefsammlung von der Persönlichkeit des merkwürdigen Mannes gibt. Daß es der eines hochbedeutenden, eines klaren und freien, eines feinen und hohen Geistes ist, versteht sich für alle, die Strauß kennen, von selbst, und ebenso kommt es diesen nicht überraschend, wenn sie sehen, daß hier ein charaktervoller, ein schöner und guter Mensch zu seinen Freunden spricht. Aber der Eindruck war für mich wenigstens — bei Eindrücken handelt es sich ja immer nur um ein Subjektives — noch tiefer, noch intimer. Mit wahrem Heimweh bin ich am Ende des Buches von dem Manne geschieden, nicht nur weil gerade die letzten Briefe etwas vom sterbenden Weisen an sich tragen und ganz direkt an Sokrates anklingen, der Angesichts des nahenden Todes auch so heiter zu scherzen und daneben doch so ernst und so tief von Leiden und Sterben zu reden wußte, sondern weil man mit dem Mann auch als Gesundem mitfühlen, mitleiden und ihn schließlich von Herzen liebgewinnen muß, wie er sich so vor unseren Augen immer mehr explicirt und darlebt. Mit bitterem Schmerz bin ich an dem schneeigen Februartag des Jahres 1874 an seinem Grabe gestanden, über dem dann schnöder Zelotismus noch einmal einen Tanz aufzuführen bemüht war, zu dem diesmal der streitbare Mann nicht selbst mehr aufspielen konnte; mit befreiender Wehmuth habe ich jetzt sein Bild an mir vorübergehen lassen und mich, der ich ihm gerade noch vor seinem Ende auch persönlich näher treten durfte, an demselben wahrhaft erbaut und erhoben. Gewiß wird es auch jetzt wieder unversöhnlichen Feinden leicht werden, aus einzelnen Stellen dieser Briefe gegen seinen Charakter allerlei Nachtheiliges aufzubringen: Briefe sind Momentphotographien und kein Menschenleben ist ohne schlimme Momente, Briefe sind Stimmungsbilder und man ist nicht immer in der richtigen Stimmung, ist namentlich beim Schreiben vertrauter Briefe nicht immer in der für ein gemischtes Publikum passenden Toilette. Und Strauß war ein gewaltiger Stimmungsmensch; ganze lange Strecken ist er — darin ein echter Melancholiker — von langandauernden Stimmungen und Verstimmungen beherrscht gewesen; denn meistens sind es solche und keine glücklichen, heiteren oder gar ausgelassenen Stimmungen. Das Leben von David Friedrich Strauß ist überhaupt kein glückliches gewesen; tragisch, schmerzlich muthet uns der sich vor unseren Augen ausbreitende Lebenslauf an und tief hat er sein Loos empfunden, am dauerndsten und tiefsten, daß ihm zeitlebens fast jede Wirksamkeit, außer vom Schreibtisch aus mit der Feder, versagt und verschlossen war; unter diesem Mangel an einem bestimmten Beruf hat er schwer gelitten. Wer aber im Polemischen und Negativen so glücklich den Ton trifft und so spiegelblank wie Strauß seine Gedanken zu formuliren und zu schleifen versteht, dem traut es die Welt gar nicht zu, daß er daneben doch fast mimosenhaft feinfühlig und leicht verletzlich sein könne gegen die plumpen Angriffe und Urtheile einer verständnißlosen Menge, daß er so tief und so dunkel gelitten und gefühlt hat. Wir sind meist ganz anders als uns die Menschen beurtheilen, deshalb weil sich die wenigsten die Mühe nehmen, uns als Menschen unserer tieferen Natur nach kennen zu lernen, und darum leiden wir auch so sehr unter diesen falschen Beurtheilungen, die wir förmlich als Beleidigung und Mißhandlung empfinden. So ging es Strauß. Und doch konnte, wer wollte, schon vor der Veröffentlichung dieser Briefe die reiche und stimmungsvolle Gefühlsseite an ihm herausfinden; darum mußte ja auch die verständnißlose und herzensrohe Art, wie Treitschke im 4. Band seiner deutschen Geschichte von ihm sprach, jeden billig Urtheilenden und tiefer Sehenden so schlimm verdrießen; heute müßte selbst er, wenn er die Briefe mit Aufmerksamkeit liest, beschämt gestehen, wie gründlich er sich im Tone vergriffen.

Wenn von Strauß etwas veröffentlicht wird, denkt man immer zuerst an den großen Stilisten. Und wirklich wird auch dieses Mal unser Stilgefühl im höchsten Grade befriedigt. Freilich nicht gleich von Anfang an. Wie er

*) Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß. Herausgegeben und erläutert von Eduard Zeller. Mit einem Porträt in Lichtdruck. Bonn. Verlag von Emil Strauß. 1895. S. XIII u. 586.

sich als Charakter erst durchzuringen hatte zum Weisen, der er schließlich war, so muß er auch das Briefeschreiben erst lernen; die frühesten Briefe haben noch etwas Steifes und Unfreies. Von den späteren aber gilt, daß ihm ein Gott gegeben, zu sagen, wie er leide; das Herz, das Leid löste ihm die Zunge und machte ihn beredt. Und so sind denn z. B. die paar Briefe an Emilie Sigel von ganz besonderer Schönheit; offenbar war sie ihm noch über das Freundschaftliche hinaus in der Stille zugethan und wurde darum in Wahrheit eine Mutter seiner Kinder; weil er aber jenes Gefühl nicht ganz im selben Sinn zu erwidern vermag, durchzieht die Briefe an sie eine ganz einzigartig ritterliche Zartheit und macht dieselben zu Kunstwerken allerersten Ranges. Und wie schön die letzten Briefe an Freund Rapp sind, davon hatten wir ja schon früher Proben erhalten. Fragt man aber nach dem Geheimniß seines Stiles, so wäre es nur eine Aeußerlichkeit, wenn man an den Bilderreichthum erinnern wollte, worin ihm höchstens noch Bismarck über ist. Die Einfachheit und Schlichtheit des Ausdrucks, das völlig Ungesuchte und Ungekünstelte ist es vielmehr, was den Stil von Strauß so schön macht. Schön — das ist das richtige Wort für ihn im Gegensatz zu dem einförmigen Pathos von Treitschke oder dem geistreich Pointirten von Nietzsche, was freilich heute beides höher im Preise steht als das einfach Schöne. Auch darin zeigt sich der Meister des Stils, daß er an die verschiedenen Freunde verschieden schreibt; es ist ein Individualisiren von unnachahmlichem Zauber darin, wenn er an Kuno Fischer oder an Zeller, an Vischer oder an Rapp schreibt.

Inhaltlich aber interessirt nach außen hin natürlich vor allem, was Strauß über seine Schriften, ihre Entstehung, ihr Werden und ihre Wirkung sagt — vom ersten Leben Jesu an im Jahre 1835 bis zum alten und neuen Glauben im Jahre 1872. Hier werden künftige Biographen am meisten schöpfen können und es wird mancher Arbeit bedürfen, um diese Aufschlüsse alle zu würdigen und zu verwerthen. Charakteristisch ist, wie der Plan zu seinen Werken immer schon so früh in voller Klarheit vor der Seele dieses Schriftstellers steht, der nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein Künstler war und daher namentlich seine Biographien wie Romane konzipirt. Man lese z. B. im 329. Brief an Käferle die Skizze zum Hutten, „flüchtig mit der Feder gezeichnet“ und doch ein wahres Meisterstück, klassisch nach Inhalt und Form. Daß nach der Herausgabe des ersten Lebens Jesu für den noch nicht Dreißigjährigen eine Zeit des Schwankens kam, wußte man schon: die dritte Auflage desselben und die „friedlichen Blätter“ sind öffentliche Dokumente dafür. Aber ganz klar hat er es doch erst selbst so formulirt: „ich war geistig zu schnell und schmal aufgeschossen (Leben Jesu), die Folge war ein vorübergehendes Ermatten, eine Art Wachsfieber (Friedliche Blätter); bis hierauf die Natur sich kräftigte und verhältnißmäßig auch mehr in die Breite ging (Dogmatik).“ Ueber Julian, den Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, schreibt er: „da eine Parallele des antiken Romantikers mit jetzigen beabsichtigt ist und diese oft überraschend genau ausfällt, so muß man die Beweise nothwendig schwarz auf weiß sehen, um nicht das Ganze für einen schlechten Witz zu halten.“ Treitschke freilich ereifert sich noch jetzt, im 5. Band seiner deutschen Geschichte, über dieses Schriftchen als über einen „abgeschmackten Einfall“ und bringt es fertig, dafür eine halbe Seite lang die Schale seines Zorns über Strauß auszugießen; von einem „lange verhaltenen Groll wider König Friedrich Wilhelm“ finde ich nun freilich in den Briefen aus jener Zeit keine Spur, wohl aber von allerlei Censurplackereien, die „das schlechte Handwerk des Anspielens und Anwinkens“ einem objektiven Historiker der deutschen Geschichte in den 40er Jahren vielleicht doch begreiflicher erscheinen lassen dürften; und wenn die Könige mit ihrer Person so energisch hervortreten wie Friedrich Wilhelm IV. und das direkte Antworten durch die Staatsgewalt unmöglich gemacht wird, so flüchtet sich die Opposition in das Reich des Indirekten; daran ist aber sie nicht in erster Linie schuld.

Diese Schrift über Julian bedeutet für Strauß zugleich den Uebergang zur Biographie. Die erste reife Frucht war hier das Büchlein über seinen früh verstorbenen Freund Märklin, gemüthvoll, wichtig auch für die Biographie von Strauß selbst und theologisch bedeutsam durch die Schilderung äußerer und innerer Kämpfe, wie sie freigesinnte Theologen, und nicht nur damals, durchzumachen hatten. Wenn ein Münchener Litterat spottend meinte, diese Beschreibung, die hier ein württembergischer Magister von dem Leben eines anderen württembergischen Magisters gebe, habe für solche, die nicht württembergische Magister seien, viel Ergetzliches, so denken ja heute noch viele ähnlich und urtheilen z. B. nicht verständnißvoller über einen Mann wie Schrempf. Aber auch die um Schrempf können aus dem Buche lernen, daß was sie erleben und durchmachen, die um Strauß auch schon erlebt und durchgemacht haben, nur daß es damals mehr theologische, jetzt mehr religiöse Kämpfe sind.

Bald kommen nun die größeren biographischen Werke, erst Schubart, der Dichter, dann die beiden Humanisten Frischlin und Hutten und schließlich Voltaire, der Mann mit dem blitzblanken Verstand und dem zweideutigen Charakter, der freilich kein eigentlich biographisches Subjekt ist; denn dafür „ist er zu bös; er beißt, und das darf ein biographischer Held doch nicht“. Dazwischen hinein hat Strauß auch längere Zeit an Luther gedacht. Nur wer ihn nicht versteht, mag sich darüber wundern, daß er diesen religiösen Heros im Ernst zum Gegenstand einer biographischen Darstellung machen wollte. Warum er den Stoff schließlich doch fallen ließ, sagt er uns in den Briefen deutlich genug; er findet „die Vermittlung nicht, durch welche Luther's Gesetz und Evangelium in Kant's kategorischem Imperativ und Schiller's ästhetischer Erziehung des Menschengeschlechts ausmünden“; das Krasse seines Glaubensbegriffes stößt ihn ab, „oder genauer gesagt, das Unfreie, Knechtische, dieses ewige Zittern vor dem göttlichen Strafgericht, das dann auch in der Befreiung, wegen der Art, wie es diese sucht, unfrei und illiberal bleibt“. Was war es aber, das ihn zu Luther hinzog? Für den Protestantismus, dieses „germanisirte Christenthum“, hatte er volles Verständniß, er blieb Protestant, wenn er auch aufhörte Christ zu sein. Und er war Theologe, nur Theologe, darüber täuschte er sich nicht; deswegen hatte auch „der schwäbische Starrkopf“ nach einer theologischen Professur verlangt, es war das gar nicht so thöricht, wie es Treitschke darstellt. Ja angesichts dessen kam er sich allem andern, was er machte und trieb, auch seinen biographischen Arbeiten gegenüber, stets nur als Dilettant vor; die Biographie eines Theologen oder Reformators wäre deshalb doch sein Fall gewesen. Es war aber noch etwas ganz Persönliches, was ihm Luther so sympathisch machte, ich möchte es das Vollsaftige, im besten Sinn Sinnliche in Luther's Wesen nennen. Die Hegel'sche Begriffsphilosophie war unsinnlich, die Menschen, die in ihr aufgewachsen waren, athmeten in einer zu dünnen Luft; und daher sehnten sich so gesunde Naturen wie Feuerbach und Strauß aus der dürren Haide des Begriffs heraus auf die schöne grüne Weide der sinnlichen Weltwirklichkeit; darin liegt der tiefste Grund für den Uebergang der beiden zum Materialismus, darin auch der Grund, warum Strauß sich Männer wie Schubart oder Frischlin als Helden auswählte. In ihnen fand er, was ihm selbst abging, und wofür er doch volles Verständniß hatte, weil er es oft schmerzlich an sich vermißte. Und eben deshalb hätte er uns gewiß das rein Menschliche und Persönliche an Luther verständlich gemacht wie kein anderer; und darum trotz allem — schade darum; die Rechtfertigungslehre hat uns um die Ausführung dieses ursprünglich von Gervinus ihm souffirten Planes gebracht.

Natürlich brachten ihn seine biographischen Arbeiten in ein näheres Verhältniß zur Geschichte überhaupt, nur daß er sich des Unterschieds zwischen einem Historiker und einem Biographen durchaus bewußt blieb. Zur Lebensbeschreibung muß man doch ganz anders Künstler sein als zur Geschichtschreibung; und eine künstlerische Natur war Strauß, selbst Treitschke muß zugeben, daß diesem „schwäbischen Philister“

auch „die Phantasie nicht ganz versagt war". Deshalb finden sich aber in den Briefen über alle unsere hervorragenden Historiker doch recht charakteristische Urtheile. Zu einem derselben, zu Gervinus, dem jetzt fast schon Verschollenen, stand Strauß sogar in freundschaftlichen Beziehungen, bis dessen politische Verrontheit schließlich das Verhältniß erschwerte und ihn „unpraktikabel" machte. Ueber Mommsen und seinen Stil wird man das Urtheil am wenigsten zutreffend finden; erklärt wird es durch das, was ich oben vom Straußischen Stil sagte. Was er über Ranke als lyrischen Geschichtschreiber und seine „höllisch noble" Art der Geschichtschreibung schreibt, wird bei uns Nichthistorikern auf mehr Beifall rechnen dürfen als bei den Männern vom Fach; bei Sybel wünschte er, es möchte dem Persönlichen und Psychologischen mehr Raum gestattet sein und fühlte sich darum von seiner thukydideischen Art mehr überzeugt als angesprochen. Von Treitschke endlich heißt es: „Allen Respekt vor Treitschke! seinem ausgebreiteten Wissen, seiner tiefen Einsicht, gediegenen Gesinnung, hinreißenden Darstellung. Von allem dem trägt der Leser reiche Ausbeute davon, aber am Ende doch auch einen eingenommenen Kopf. Woher das? Weil des Mannes Grundstimmung Pathos ist, und das taugt nichts, am wenigsten bei einem Historiker. Ehe ich aus Darmstadt ging, las ich noch Vieles von Treitschke, fand mich belehrt, erregt, aber nicht eigentlich angesprochen. Ich überlegte, was es doch sein möge, das mir trotz aller Vorzüge den Mann nicht sympathisch werden lasse. Und fand schließlich: es ist das Stück Fichte, das in ihm steckt." Nicht sympathisch und doch so gerecht! Und dagegen Treitschke —!

(Schluß folgt.)

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

Eine Kolonie in der Wirklichkeit.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlichten wir vor einigen Wochen — in den Nrn. 9 und 10 dieser Zeitschrift — „illusionsfreie Betrachtungen eines ehemaligen Stationsvorstehers im Schutzgebiet der Neu-Guinea-Compagnie" aus der Feder des Herrn W. von Hanneken. Diese kritischen Betrachtungen, die ihre Spitze vornehmlich gegen den kolonialen Büreaukratismus richteten, veranlaßten die Direktion der Neu-Guinea-Compagnie, kurz vor Weihnachten an die Redaktion der „Nation" eine Entgegnung zu schicken. Diese Entgegnung bewegte sich durchweg in Allgemeinheiten. Die ungenügende Substantiirung wurde durch den Zweifel zu rechtfertigen gesucht, daß die Redaktion der „Nation" der Direktion der Neu-Guinea-Compagnie wohl nicht den Raum zur Verfügung stellen werde, der erforderlich sei, um Herrn von Hanneken „beobsichtigte oder unfreiwillige Täuschungen auf Schritt und Tritt nachzuweisen."

Wir lehnten mittelst Schreibens vom 24. Dezember 1895 die Zumuthung ab, eine solche Entgegnung in der „Nation" zu veröffentlichen und erklärten zugleich den ausgesprochenen Zweifel für hinfällig, daß der Neu-Guinea-Compagnie der erforderliche Raum zu einer ausgiebigen sachlichen Entgegnung verweigert werden würde.

Darauf ging der Redaktion unter dem 9. Januar d. J. eine ausführlichere Entgegnung zu. Sofort erklärten wir uns bereit, dieselbe unverkürzt zum Abdruck zu bringen, soweit sie „die in den Hanneken'schen Artikeln niedergelegten thatsächlichen Behauptungen betreffe."

Darüber hinaus — soweit also insbesondere verletzende Vorwürfe gegen Herrn von Hanneken's Persönlichkeit darin enthalten seien — lehne die Redaktion den gewünschten Abdruck ab. Nur wenn Herr von Hanneken seinerseits Werth darauf lege, daß die unverkürzte Entgegnung zur Grundlage der weiteren öffentlichen Diskussion gemacht werde, solle das übersandte Schriftstück vollständig in der „Nation" zur Veröffentlichung gelangen.

Diese Eventualität ist eingetreten. Herr von Hanneken hat uns dringend ersucht, seine Vertheidigung dadurch zu unterstützen, daß wir die Entgegnung der Direktion der Neu-Guinea-Gesellschaft ohne irgend eine Kürzung der Oeffentlichkeit übergeben. Diesem Wunsche kommen wir nach. Wir bitten nun die Leser der „Nation" um eine aufmerksame Prüfung des Materials, das hiermit ihrer Kritik unterbreitet wird. Um die Uebersichtlichkeit zu erhöhen, ist die Antwort des Herrn von Hanneken gleich bei jeder einzelnen Behauptung in Form einer kurzen Anmerkung gegeben.

Die Redaktion der „Nation."

Herr W. v. Hanneken hat in den Nummern 9 und 10 der „Nation" vom 30. November und 7. Dezember v. J. unter der Ueberschrift: „Eine Kolonie in der Wirklichkeit" zwei Artikel veröffentlicht, in welchen er seine Erlebnisse im Schutzgebiet der Neu-Guinea-Compagnie mittheilt. Wir würden sie ohne Entgegnung gelassen haben, wenn sie nicht in eine verbreitete und geachtete Zeitschrift Aufnahme gefunden hätten. Nachdem dies aber geschehen, dürfen wir der Erwiderung uns nicht entziehen, damit nicht aus dem Mangel eines Einspruchs eine Anerkennung ihrer Richtigkeit gefolgert werde, auf die sie „in Wirklichkeit" keinen Anspruch haben.

Herr von Hanneken hat vom Dezember 1891 bis zum November 1893 im Dienst der Astralabe-Compagnie, vom Juni 1894 bis April 1895 im Dienst der Neu-Guinea-Compagnie gestanden. Auf diese beiden Perioden beziehen sich seine Beobachtungen. — Wir schicken voraus, daß bezüglich der ersteren Periode, da die Schilderung des Herrn von Hanneken Angaben enthält, deren Richtigkeit im Einzelnen die Direktion vermittels des ihr zu Gebote stehenden Aktenmaterials zu kontrolliren nicht vermochte, wir uns an den Legationsrath im Auswärtigen Amt Herrn Rose, welcher damals als kaiserlicher Kommissar und zugleich als stellvertretender Generaldirektor der Neu-Guinea-Compagnie die Geschäfte geführt hat, mit dem Ersuchen um Auskunft gewendet haben.[1]) Diese Auskunft ist ertheilt und bei der nachstehenden Besprechung der bezüglichen Angaben des Herrn Verfassers verwendet worden.

In der Beschreibung der unfertigen Zustände, welche Herr von Hanneken bei seiner ersten Ankunft in Friedrich-Wilhelmshafen und an der Astralabe-Bai gefunden haben will, wird als erschwerender Umstand wiederholt betont, daß die Kolonie bereits seit fünf Jahren bestanden habe. Dabei ist verschwiegen, was Herrn v. Hanneken bekannt war und billiger Weise nicht hätte unterdrückt werden sollen, daß die Vorarbeiten für eine Niederlassung in Friedrich-Wilhelmshafen erst im Laufe des Jahres 1891 überhaupt begonnen worden waren und daß in Stephansort außerordentliche Umstände auch abnorme Verhältnisse herbeigeführt hatten. Herr Rose bemerkt hierüber:

Die Hauptstation der Neu-Guinea-Compagnie hatte bis zum Jahre 1891 in dem 150 Seemeilen südöstlich der Astrolabe-Bai belegenen Finschhafen sich befunden; hier waren geordnete Verhältnisse und ausreichende Unterkunftsräume für die Beamten der Compagnie, ein geräumiges Lazareth, eine Speiseanstalt und eine große Anzahl Vorrathshäuser eingerichtet.[2]) Als im Anfang des Jahres 1891 in Finschhafen eine Fieberepidemie ausgebrochen war, der ein Drittel der ansässigen Europäer erlag, wurde Ende März die Hauptstation von Finschhafen nach Stephansort an der Astrolabe-Bai verlegt. An dieser Bucht hatten bis dahin die Stationen Stephansort und Constantinhafen, lediglich der Kultur von Tabak und Baumwolle gewidmet, bestanden. Die Verhältnisse auf denselben waren in jeder Weise zufriedenstellend. In Stephansort bewohnte der Stationsvorsteher ein

[1]) Es ist bedauerlich, daß die sorgfältig geführten Akten gerade hier versagen. Der Ersatz derselben durch das Gedächtniß eines Herrn, der als kaiserlicher Kommissar und stellvertretender Generaldirektor der Compagnie für den Zustand der Dinge in der Kolonie in beträchtlichem Grade mitverantwortlich war, dürfte kaum genügen.

[2]) Da ich Finschhafen nie gesehen habe, so habe ich in meinem Artikel von den dortigen Verhältnissen auch nicht gesprochen. Wollte ich vom Hörensagen reden, so müßte ich dieser günstigen Schilderung recht lebhaft widersprechen.

gesondertes Haus aus drei Zimmern bestehend[3]); ein anderes Haus diente seinem Assistenten als Unterkunft. Desgleichen hatte sich der Stationsvorsteher in Constantinhafen, ein alter Südseebewohner, aufs wohnlichste eingerichtet.[4])

Wenn, wie es im März 1892 nothgedrungen geschah, die Hauptverwaltung der Neu-Guinea-Compagnie sich, ohne Vorbereitungen treffen zu können, mit einem Personal von zwanzig und mehr Köpfen in der Station Stephansort niederließ, die nur auf Unterbringung von zwei Europäern eingerichtet war, so ging das natürlich ohne starke Einschränkungen nicht ab. Diese waren, bis neue Unterkunftsräume geschaffen waren, unvermeidlich und wurden als solche auch von allen verständigen Beamten hingenommen. Der Reichskommissar mußte ein kleines Zimmer des Stationsvorsteherhauses als Wohn-, Speise-, Schlaf- und Arbeitsraum monatelang benutzen, der Stationsvorsteher sich mit einem winzigen Raume in dem Assistentenhause begnügen.[5])

Das Bedürfniß, eine Station mit einem gesicherten Hafen zu besitzen, führte zu der Anlage von Friedrich-Wilhelmshafen. Hier wurde Mitte April 1891 der erste Baum gefällt und, was bei Herrn von Hannecken's Ankunft dort geschaffen war, war nicht, wie man nach seiner Darstellung glauben sollte, das Ergebniß einer fünfjährigen Entwicklung, sondern der Erfolg einer noch nicht neunmonatlichen Thätigkeit, die noch dazu durch vielfache Erkrankungen der europäischen Handwerker[6]) und wochenlange Unruhen unter den Eingeborenen eine erhebliche Unterbrechung erlitten hatte. Daß in solcher Zeit sieben Europäer auf eine nur vier Zimmer enthaltene Behausung angewiesen waren, sollte Jemand, der mit der Erschließung eines neuen Landes zu thun gehabt haben will, nicht Wunder nehmen. Immerhin würde der Verfasser, hätte er gerecht sein wollen, nicht verschwiegen haben, daß hier nur ein Uebergangsstadium[7]) vorlag. Dies ist nicht einmal angedeutet. So spricht er von dem Hause der Krankenschwestern in Stephansort als von einem Hospital, obwohl zur Zeit seiner Ankunft der Bau des Hospitals für Europäer bereits in Angriff genommen und theilweise schon zur Ausführung gelangt war.[8]) Daß die Wohnung der Schwestern bis zur Fertigstellung des Hospitalgebäudes zur Aufnahme schwerer Kranker in Anspruch genommen worden, war der aufopfernden Gesinnung der ersteren zu verdanken. Sie schickten sich eben in die engen Verhältnisse einer Nothzeit, die von Jedermann nur als vorübergehende, nicht als normale betrachtet wurde.

Wenn von einer widerwärtigen Art der Beerdigung verstorbener Schwarzer berichtet wird, so ist einzuwenden, daß die von Herrn von Hannecken geschilderte Art der Leichenfortschaffung, falls sie thatsächlich vorgekommen sein sollte, nur ausnahmsweise[9]) sich ereignet haben kann, sei es in Folge einer Eigenmächtigkeit der mit der Bestattung beauftragten Arbeiter, sei es daß in Folge der damals herrschenden Influenza plötzlich eine Lage eingetreten war, welche eine geordnete Beaufsichtigung der Bestattungen ausschloß. Jedenfalls war die in dem Artikel geschilderte Art der Grabtragung nicht die übliche. Auf den Stationen war vielmehr der Brauch eingeführt, verstorbene eingeborene Arbeiter in ihre Schlafdecke eingehüllt und auf einer festen Unterlage gelagert, zu Grabe zu tragen. Dies entsprach auch vollkommen den Anschauungen der Eingeborenen, die ihre eigenen Todten ohne Weiteres in ihren Hütten oder in der Umgebung in der Erde bergen.

Jene Influenzaepidemie, deren in dem Artikel 1 nur beiläufig und flüchtig Erwähnung geschieht, schuf in der That zeitweilig einen wahren Nothstand. Die plötzlichen und heftigen Erkrankungen, denen insbesondere die eingeborenen schwarzen Arbeiter verfielen und welche Todesfälle in schmerzlich großer Zahl zur Folge hatten, machten an die Leistungen der mit der Pflege und Beaufsichtigung betrauten Beamten übermäßige Ansprüche. Dazu kam, daß die Melanesier sich der ungewohnten ärztlichen Behandlung nicht nur widerwillig unterziehen, sondern wie es dem Brauche vieler Naturvölker entspricht, wenn sie krank sind, sich verbergen oder in den Busch laufen, um dort an einsamen Stellen sich zum Sterben hinzulegen. Nur mit Mühe gelingt es sie aufzufinden und geordneter Pflege zuzuführen. Daß in derartigen Nothständen die Ordnung der Verwaltung ins Stocken geräth, ist wohl begreiflich.

Nach demselben Gewährsmann stehen auch die weiteren Mittheilungen über die auf den Stationen wahrgenommenen Mängel mit der Wahrheit nicht im Einklange. „Unwahr ist, daß in Friedrich Wilhelmshafen Feldmeßinstrumente, chirurgische Instrumente, brauchbare Geräthschaften u. s. w. sich in dem Kohlenvorrath befunden hätten.[10]) Unwahr ist die Behauptung, daß abgesehen von der zu dem Hause des Reichskommissars gehörigen, keine Badekammer auf dem Festland von Neu-Guinea sich befunden hätte, die ihrem Zweck entsprechend benutzt wäre. So war in Constantinhafen eine gute Badeeinrichtung. Von den Beamten der Station Stephansort wurde eine besonders hergerichtete Badezelle benutzt, aber noch mehr ein herrlich im Walde belegener Badeplatz, der z. B. von dem Stationsvorsteher Hermes fast täglich besucht wurde. In dem Hause des Sekretärs des Reichskommissars gehörte ebenfalls ein Baderaum u. s. w.[11]) — Unwahr ist ferner, daß ein Lokal für den Postdienst nicht vorhanden gewesen sei, richtig dagegen, daß der Postbeamte, wenn er eben Raum fand, schon auf dem auf offener Rhede liegenden Schiff die angekommenen Postsendungen sortirte, um sie den anwesenden Empfängern mehrere Stunden früher, als sonst hätte geschehen können, auszuantworten, eine Einrichtung, deren Zweckmäßigkeit aber wohl kaum zu bestreiten sein dürfte.[12]) — Unwahr endlich und aus der Luft gegriffen ist die abfällige Bemerkung, daß viele Beamte nur

[3]) Das Haus bestand nicht aus drei, sondern aus zwei Zimmern von der Größe einer Dachkammer.

[4]) Dieser alte Südseebewohner, Namens Kubary, mit dem ich die Rückreise von Neu-Guinea zusammen unternahm, beklagte sich mir gegenüber noch im April 1895 darüber, in einer wie elenden Behausung er Jahre lang mit Frau und Kind habe kampiren müssen.

[5]) Das mag vor meiner Zeit so gewesen sein; als ich zuerst dorthin kam, war der Reichskommissar schon völlig eingerichtet. Er bewohnte 1 Schlafzimmer, 1 Wohnzimmer und 1 großes Speisezimmer, dazu die nöthigen Veranden. Für die Haushälterin des Herrn — eine Berliner Dame — war sogar ein Extragebäude mit 2 Zimmern und Veranda reservirt. Dies Gebäude hatte nahezu dieselbe Größe, wie das, welches als Stationsvorsteherhaus diente.

[6]) Europäische Handwerker in diesem Klima für solche Arbeiten zu verwenden, ist geradezu unverantwortlich. Die Leute mußten krank werden. Auf einen solchen Gedanken konnte nur ein Büreaukrat kommen. Die Sumatra-Pflanzer haben gezeigt, daß durch indische und chinesische Arbeiter recht wohl in drei bis vier Monaten eine Station ziemlich wohnlich eingerichtet werden kann.

[7]) Dies Uebergangsstadium dauerte Jahre, während auf den neu eingerichteten Pflanzungen der Astrolabe-Compagnie binnen fünf Monaten einigermaßen geordnete Verhältnisse entstanden.

[8]) Es war sogar schon völlig zur Ausführung gelangt, dies „Hospital für Europäer". Trotzdem war und blieb es eine baufällige Baracke von 5 Zimmern. Von diesen Zimmern diente: 1. als Apotheke, 2 als Doktorwohnung, 3. als Heilgehilfenwohnung, 4. als Krankenzimmer für schwerkranke Arbeiter, 5. als Krankenzimmer für Europäer. In diesem letzteren Krankenzimmer war kaum für einen Kranken Platz. Da dies Zimmer abendrein der glühenden Sonne ausgesetzt war, so war es eine wahre Marterkammer für Europäer. Deshalb mußten die europäischen Kranken nach wie vor im Schwesternhaus untergebracht werden.

[9]) Diese Beerdigungsweise habe ich an mehreren Plätzen mit eigenen Augen gesehen, sogar in Stephansort.

[10]) Wenn damit gesagt sein soll, daß diese Unordnung den Instruktionen des Reichskommissars nicht entsprach, so mag das zugegeben werden. Die als unwahr bezeichnete Thatsache aber habe ich selbst mit meinen damaligen Assistenten konstatirt. Dies Kapitel bin ich übrigens bereit, noch durch zahlreiche ähnliche Fälle zu erweitern. Hier nur noch Folgendes: Lange nachdem die Neu-Guinea-Compagnie in Stephansort der Astrolabe-Compagnie Platz gemacht hatte, fand man bei einer gelegentlichen Reinigung der Umgebung einer Tabakscheune unter Schlinggewächsen eine circa 1 Meter hohe Kiste, welche als leer galt. Bei näherem Zusehen entdeckte man aber, daß die Kiste das lange Zeit gesuchte Bettzeug, (Leintücher, Fliegennetze rc.) für das Europäer-Hospital barg. Das Material war selbstredend verdorben.

[11]) Es genügt wohl, wenn ich feststelle, daß im vorerwähnten Schwesternhaus, also im Hospital, keine Badekammer war. Die Schwestern waren gezwungen, ihr Bad im Hühnerstall zu nehmen. Als ich einst als Kranker im Hospital lag, mußte ich zum Bade in die von Herrn von Puttkamer inzwischen bei seiner Wohnung erbaute Badekammer gehen. Der „herrliche Badeplatz" im Walde hatte leider den Fehler, daß oberhalb an dem in diesen Tümpel mündenden Bach die schwarzen Arbeiter mit Vorliebe gewisse Bedürfnisse verrichteten.

[12]) Ein eigentliches Postbüreau — und zwar eins von der Firma Hernsheim eingerichtetes — habe ich im ganzen Schutzgebiet nur auf der Insel Matupi gesehen.

einen weißen Anzug besessen hätten.[13]) Erklärlich ist wohl, daß Aufseher, Matrosen, Zimmerleute rc. nicht jeden Morgen in einem frischen weißen Anzug antreten konnten. An Sonn- und Festtagen aber, wie bei der Ankunft der Dampfer erschien selbst der kleinste Mann im sauberen Anzug."

Alle diese Mittheilungen des Herrn von Hanneken rufen den Eindruck hervor, daß sie in der Absicht gemacht sind, einen dunklen Hintergrund zu bilden, von dem sich die eigenen Leistungen, welche der Verfasser demnächst ins Licht setzt, wirksam abheben.[14]) Was von diesen Leistungen bekannt geworden, entspricht allerdings nicht diesem günstigen Bilde.[15]) Erwähnt mag davon nur werden, daß nach dem Bericht des Herrn Rose die bisher freundlichen Beziehungen der Weißen zu den Eingeborenen des der Pflanzung Erima benachbarten Bogadjim gründlich gestört wurden und zwar in Folge von Anzeigen des Herrn von Hanneken, die sich bei näherer Untersuchung als unzuverlässig ergaben.[16]) Auch war nach der Aeußerung des Herrn Rose die Behandlung der Arbeiter auf der Station Erima, wie er mit Thatsachen belegt, eine äußerst inhumane.[17])

Herr von Hanneken schied im November 1893 wegen Krankheit aus dem Dienst der Astrolabe-Compagnie. Die Krankheit bestand in hochgradiger Nervosität, anscheinend eine Folge seines langen Tropenaufenthalts, da er vor seinem Eintritt in den Dienst der Astrolabe-Compagnie schon eine Reihe von Jahren in China und Sumatra thätig gewesen war.

Wenn er nunmehr die obere Leitung der Compagnie angreift, so mag als charakteristisch erwähnt werden, daß er sein an die Hauptadministration gerichtetes Entlassungsgesuch mit der Versicherung schloß, es werde ihm zur hohen Ehre gereichen, späterhin der Compagnie wieder seine Dienste widmen zu dürfen.[18])

Nach Deutschland zurückgekehrt, bewarb er sich bei der Neu-Guinea Compagnie um die vakante Stelle des Stationsvorstehers in Herbertshöh im Bismarck-Archipel, welchem damals auch die Leitung einer Baumwollpflanzung und die Handhabung der Landesverwaltung oblag. Herr von Hanneken stellte sich in Berlin vor, versprach die für die Geschäftsführung bestehenden Vorschriften zu befolgen und wurde, nachdem er durch ärztliche Untersuchung als für den weiteren Tropendienst körperlich wieder tauglich erklärt worden war, für die fragliche Stelle in dem Vertrauen engagirt, daß er die ihm gestellte Aufgabe würde erfüllen können und wollen. Er trat die Stelle am 1. Juni 1894 an, die auf ihn gesetzte Erwartung aber hat sich nicht erfüllt. Im Februar 1895 berichtete der Landeshauptmann, daß die Zustände auf der Baumwollpflanzung beklagenswerth wären, die Reinigung versäumt, die Einbringung der zweiten Ernte unter schwerer Beeinträchtigung derselben verzögert sei.[19]) Der Nachfolger in der Leitung derselben bezeichnete den Zustand mit einem noch kräftigeren Ausdruck; die Pflanzung wäre vergrast, über die Arbeiten und die verwendeten Arbeiter wäre kein Buch geführt, das früher darüber geführte Buch verschwunden.[20]) Und dies war dieselbe Pflanzung, von welcher Herr von Hanneken in seinem zweiten Artikel selbst hervorhebt, daß sie bei der Uebernahme durch ihn im Juni 1894 ein erfreuliches Bild geboten hatte. Nicht besser sah es mit der Führung der Landesverwaltung aus. Hervorgehoben werde nur, daß er dieselbe eines Tages kurzer Hand als für ihn zu lästig an den Gerichtsschreiber übertrug, der dann auf eigene Faust eine Strafexpedition gegen Eingeborene unternahm[21]) und daß er die vorgeschriebene Untersuchung der geschlechtskranken Arbeiter eigenmächtig abschaffte, was eine verderbliche Ausbreitung der Krankheit zur Folge hatte.[22]) Der Landeshauptmann beurtheilte sein gesammtes Verhalten dahin, daß die Entlassung im Disziplinarwege gerechtfertigt sein würde, ließ sich aber durch die Erwägung, daß die Ursachen jenes Verhaltens in krankhaften Zuständen liegen möchten, bestimmen, dem Antrage auf Entlassung wegen Krankheit stattzugeben und den Vertrag im Wege der Vereinbarung zu lösen, was zur Folge hatte, daß Herr von Hanneken die Kosten der Rückreise nach Europa von der Compagnie ersetzt erhielt.[23]) Demzu-

[13]) Ich behaupte sogar, es gab Europäer, die auch nicht einen weißen Anzug besaßen. Dagegen trugen die im Compagnie-Store zum Verkauf ausliegenden weißen Anzüge gelegentlich Spuren von wiederholtem Gebrauch.

[14]) Die Insinuation ist charakteristisch, allerdings nicht für mich, sondern für die Verfasser dieser „Berichtigung".

[15]) Hier wäre es doch vorsichtiger gewesen, die Akten der Compagnie etwas näher anzusehen. Man wäre dann auf ein Schreiben der Hauptadministration der Astrolabe-Compagnie vom 19. November 1893 gestoßen, das ich in der angenehmen Lage war, der Redaktion der „Nation" im Original vorlegen zu können (Richtig! Die Red.) In diesem Schreiben, das ich erhielt, als ich den Dienst der Astrolabe-Compagnie verließ, heißt es unter Anderem wörtlich: „Trotzdem Ihnen kontraktlich nur freie Reise bis Deli zusteht, gewähren wir ausnahmsweise Ihnen freie Reise nach Europa, weil Sie stets treu bestrebt waren, Ihr Bestes zu thun." Und an einer andern Stelle: „Wir bedauern die Nothwendigkeit Ihres Ausscheidens." Und zum Schluß: „Sie werden mit Ihren Fähigkeiten, Ihrem Fleiß und Ihrer Gewissenhaftigkeit schnell einen Wirkungskreis erhalten, der Sie für das Schmerzliche einer unverschuldet verlorenen Chance entschädigen wird."

[16]) Diese Anzeige stützte sich auf die Aussagen eines schwarzen Knaben, nach dem im Busch mit einem Speer geworfen war oder geworfen sein sollte. Es war eine Polizeisache untergeordneter Art, die gar nicht im Stande war, das Verhältniß zu den Eingeborenen gründlich zu zerstören.

[17]) Wäre mein Verhalten „äußerst inhuman" gewesen, was ich ganz entschieden bestreite, so ist es ganz unverständlich, daß ich von dem Reichskommissar dafür nicht zur Rechenschaft gezogen bin. Allerdings bin ich einmal auf Grund eines Klatsches, der von dem chinesischen Boy des Herrn Rose ausging und so dem Herrn Reichskommissar zu Ohren kam, wegen Todtschlags angezeigt worden. Ich sollte zwei Arbeiter zu Tode mißhandelt haben. Glücklicherweise konnte ich nachweisen, daß ich um die Zeit, als das Verbrechen geschehen sein sollte, krank darnieder gelegen hatte. Aber noch mehr. Es stellte sich heraus, daß die angeblich Getödteten beide am Leben waren. Ich erlaubte mir deshalb, mit meinen beiden „Opfern" zur Vernehmung zu gehen und Herrn Rose die beiden Todten lebendig vorzustellen. Vielleicht hat Herr Rose diesen Fall von Inhumanität im Auge.

[18]) Ich habe ja sogar später wieder Dienste bei der Neu-Guinea-Compagnie genommen. Deshalb braucht man aber doch gegen begangene Fehler nicht blind zu sein.

[19]) Dem gegenüber bitte ich meine Bemerkungen sub [20]) zu beachten.

[20]) Hier scheint eine Verwechslung mit dem Bericht stattgefunden zu haben, den ich selbst seiner Zeit bei Uebernahme der Pflanzung erstattete. Das schloß nicht aus, daß ich von der Gesammtlage des Unternehmens einen erfreulichen Eindruck empfing.

[21]) Lästig erschien mir die Landesverwaltung allerdings. Aber nicht deshalb gab ich sie ab, sondern Krankheits halber. Daß die Verwaltung auf den Gerichtsschreiber überging, war mir selbst durchaus nicht genehm, aber mir blieb keine Wahl, da die beiden für die Vertretung zunächst in Frage kommenden Personen, der stellvertretende kaiserliche Richter Referendar a. D. Krieger und der Ingenieur Mende es ablehnten, die Verwaltung zu übernehmen. Daß der Gerichtsschreiber seiner Aufgabe nicht gewachsen war, stellte sich gelegentlich jener Strafexpedition allerdings evident heraus. Eben deshalb übernahm ich die Verwaltung auch sofort nach meiner nothdürftigen Genesung wieder.

[22]) Da weder ein Arzt noch ein Heilgehilfe auf der Station anwesend waren, so blieb mir zunächst gar nichts anderes übrig, als die Visitationen selbst vorzunehmen. Ich fühlte mich jedoch auf diesem Gebiete nicht kompetent und überwies die Geschlechtskranken deshalb der Hauptstation, wo Arzt und Heilgehilfe sich befanden. Wiederholt bat ich darum, mir den Heilgehilfen zu schicken. Als dann später von Europa ein neuer Heilgehilfe gesandt wurde, der meiner Station zugetheilt war, sind die regelmäßigen Visitationen wieder aufgenommen worden.

[23]) Diese Behauptungen stehen mit dem wahren Sachverhalt in einem höchst bedauerlichen Widerspruch. Der Landeshauptmann Schmiele, von dem hier die Rede ist und der im Februar 1895 auf der Rückreise in Batavia starb, schied Anfangs Februar als Landeshauptmann aus. Derselbe Herr schrieb mir unter dem 15. Oktober 1894, als ich zuerst darauf hinwies, ich werde wohl Krankheits halber ausscheiden müssen, folgendes: „Daß Ihre Gesundheit so hochgradig geschwächt ist, daß Sie ein Verlassen des Schutzgebiets in Aussicht genommen haben, bedauere ich ganz außerordentlich." Das konnte ja nun allerdings eine Höflichkeitsfloskel sein, obgleich es sich dabei um ein amtliches Schreiben handelte. Aber das Protokoll, das über eine Verhandlung zwischen Herrn Schmiele und mir an Bord des D. Ysabel auf der Höhe von Herbertshöh am 22. Januar 1895 — also wenige Tage vor dem Ausscheiden des Herrn Schmiele aus dem Dienste — aufgenommen ist und das sich im Original in den Akten der Neu-Guinea-Compagnie befinden muß, trägt einen durchaus geschäftlichen Charakter. Der

folge ist er im April 1895 aus dem Dienst geschieden. Nach alledem glauben wir nicht, daß Herr von Hanneken berufen sein dürfte, über die Leitung der Geschäfte ein sicheres Urtheil abzugeben und für deren Besserung beachtenswerthe Vorschläge zu machen. Wenn er dabei mit besonderer Heftigkeit den „grünen Tisch“ angreift, so irrt er in seinen Vorwürfen nicht bloß thatsächlich, sondern er bestätigt die vielfach gemachte Erfahrung, daß derartige Vorwürfe mit Vorliebe von solchen erhoben werden, denen Ordnung und Pünktlichkeit in ihrer Geschäftsführung unbekannt oder lästig sind.[24]) So ist seine Behauptung unrichtig, daß für die Astrolabebai ein Verbot von Gartenanlagen ergangen sei,[25]) ebenso, daß in Berlin die Statuten für einen geselligen Klub in Stephansort angefertigt worden sind.[26]) Auch von den „ellenlangen Berichten“, die er erstattet haben will, ist hier nichts bekannt geworden.[27]) Dagegen hat nach seinem Abgange sich herausgestellt, daß erweislich bei ihm für die Compagnie eingegangene Beträge nicht gebucht und der Kasse zugeführt worden sind. Die bezüglichen Differenzen sind neben anderen Gegenstand eines Rechtsstreits, bis zu dessen Austrag das Urtheil suspendirt bleiben muß, ob ein Verschulden des Kassenführers vorliegt.[28]) Nicht unwahrscheinlich aber ist, daß der schwebende Rechtsstreit für Herrn von Hanneken den Anlaß gegeben hat, mit seinen Veröffentlichungen hervorzutreten.[29]) Nach dieser unerläßlichen, wenn auch unliebsamen Besprechung persönlicher Verhältnisse mögen noch zwei Punkte erwähnt werden, bezüglich deren die Ausführungen des Herrn Verfassers zu Mißverständnissen führen könnten: Die Haltung eines Waarenlagers Seitens der Neu-Guinea-Compagnie und die angebliche Belastung der Ansiedler im Bismarck-Archipel mit Steuern und Zöllen ohne Gegenleistungen der Compagnie.

Die Einrichtung eines Lagers, aus welchem die Beamten die nothwendigsten Lebensbedürfnisse beziehen könnten, war unumgänglich, weil, wie Herr von Hanneken selbst anerkennt, in Neu-Guinea keine andere Möglichkeit des Bezugs vorhanden war. Wir können ihm andererseits darin beistimmen, daß nach Einrichtung einer regelmäßigen Dampfschiffverbindung mit Singapore die Nothwendigkeit der Lagerhaltung zurücktritt, wie denn auch die Beschränkung derselben bereits eingeleitet ist. Unrichtig aber ist die Darstellung, als ob die Beamten bei dem Bezug von Waaren aus dem Lager ausgebeutet würden und ebenso unrichtig, daß unternehmungslustige Europäer und Chinesen von Begründung eines ähnlichen Geschäfts durch die „oft harrenden Anforderungen der Neu-Guinea-Compagnie“ abgeschreckt worden seien. — Der Zuschlag zu den Engroseinkaufspreisen, welcher beim Verkauf erhoben wird, deckt nicht die Kosten des Transports und die Verluste, so daß unter Berücksichtigung der Verwaltungskosten kein Gewinn verbleibt, um den der Preis der Waare vertheuert und der danach von den Käufern aufgebracht werden müßte. Die Behauptung, daß die Beamten der Compagnie 75% ihrer Besoldung, einzelne sogar deren ganzen Betrag am Ende des Monats dem Lager schulden, ist unrichtig, wie sich aus den Kassen-Eingängen ergibt. Gebrauchen einzelne mehr als andere, so ist dies in der Regel die Folge größeren Konsums. Wir wissen aber, daß zahlreiche Beamte regelmäßig erhebliche Beträge nach der Heimath remittiren. Von ernsthaften Versuchen Privater, Verkaufsgeschäfte in Kaiser Wilhelmsland zu etabliren, ist leider nichts bekannt geworden, die Compagnie würde ihnen gern entgegengekommen sein. Daß Anerbietungen wie die eines chinesischen Unternehmers, bei welchen die Kompagnie das gesammte Risiko ihrerseits tragen sollte, von ihr nicht als ernsthaft in Betracht gezogen worden sind, wird ihr wohl nicht verdacht werden können.

Was die Lasten der Ansiedler angeht, so beschränken sie sich auf eine direkte Steuer und auf Zölle für die Einführung geistiger Getränke und für die Ausfuhr von Kopra. Der Ertrag beider deckt nicht die Kosten der Landesverwaltung, welche von der Neu-Guinea-Compagnie aufgebracht werden müssen. Die Ansicht, daß sie ohne das Eintreten der Neu-Guinea-Compagnie besser daran sein würden als nach demselben werden die Ansiedler schwerlich theilen, wenn sie bedenken, daß ihnen die Aufnahme in den Weltpostverein und der regelmäßige Dampfschiffsverkehr mit Deutschland ohne die Aktion der Neu-Guinea-Compagnie nicht beschieden sein würden. Auch gewährt die bewaffnete Polizeitruppe der Compagnie, wenn sie auch an Zahl nicht beträchtlich ist, einen Schutz der Ordnung und Sicherheit, welche der einzelne Ansiedler sich nicht verschaffen könnte. Eine einzige Expedition zur Verfolgung und Bestrafung von Angriffen Eingeborener gegen Händler einer Firma, bei welcher die Mitwirkung des Dampfers Ysabel nothwendig ist, bedingt einen Aufwand, der größer ist, als der gesammte Betrag der Steuern und Zölle, welche die betreffende Firma in einem Jahr entrichtet. Jedenfalls spricht das Aufblühen des Verkehrs im Bismarck-Archipel, für welches die von der Neu-Guinea-Compagnie herausgegebenen „Nachrichten“ die Beläge enthalten, nicht dafür, daß die Ansiedler Grund haben, die früheren Zustände zurück zu wünschen.

Neu-Guinea-Compagnie.
Der Vorsitzende der Direktion
A. von Hansemann.

wichtigste Passus in diesem Protokoll nun hat folgenden Wortlaut: „Der unterfertigte Landeshauptmann schließt mit dem Stationsvorsteher von Hanneken folgendes Abkommen: 1. Herr von Hanneken verzichtet auf die ihm zustehende sofortige Entlassung und verpflichtet sich, die Verwaltungs- und wirthschaftlichen Geschäfte der Station Herbertshöh bis zum Eintreffen eines Ersatzes für ihn weiter zu führen, mit der Maßgabe jedoch, daß diese Wirksamkeit des Herrn von Hanneken wider seinen Willen nicht über die Abfahrt des im Mai d. J. fälligen Reichspostdampfers ausgedehnt werde.“ Darnach kann jeder Unbefangene ermessen, ob die Eventualität einer „Entlassung im Disziplinarwege“ in Frage gestanden hat.

[24]) Ich glaube, mit mehr Recht kann man den Spieß umdrehen und behaupten, daß Solche, die im Büreaukratismus alt und dünkelhaft geworden sind, die Fähigkeit einbüßen, sich in die Lage von Männern zu versetzen, die in tropischen Gegenden praktische Kulturarbeit verrichten.

[25]) Vergleiche das Geschäftsreglement der Astrolabe-Compagnie, in dem es unter § 10 heißt: „Die Compagnie gewährt den Beamten: freie Wohnung in der nach den Umständen möglichen Beschaffenheit und Ausdehnung, außerdem, wenn sie Familie haben, ein Stück Gartenland, dessen Lage und Größe der Hauptadministrator bestimmt.“ Da die Bedingung: wenn sie Familie haben: selten eintritt, so liegt in dieser Bestimmung praktisch ein Verbot von Gartenanlagen.

[26]) Man nahm im Schutzgebiet allgemein an, daß diese Statuten ein Geschenk von Berlin seien. Daß Jemand im Schutzgebiet selbst auf jene Statutenidee gekommen sei, traut man Niemandem zu.

[27]) Schlimm genug, wenn selbst diese Berichte noch nicht lang genug erschienen.

[28]) In cauda venenum. Hier soll die Integrität des unbequemen Kritikers verdächtigt werden. Es war mir selbstverständlich nicht angenehm, einen solchen beleidigenden Verdacht gedruckt zu sehen. Aber ich meine, die ganze Art des Kampfes der Direktion der Neu-Guinea-Compagnie konnte nicht besser illustrirt werden, als durch eine derartige Schlußverdächtigung, die man sich nicht scheut, auszusprechen, obgleich man gleichzeitig anerkennen muß, daß „die bezüglichen Differenzen Gegenstand eines Rechtsstreits sind“, wohlverstanden eines Rechtsstreits, der von mir gegen die Direktion der Neu-Guinea-Compagnie eingeleitet ist.

[29]) Eine neue haltlose Verdächtigung, auf die eingehender zu antworten nach allem Vorhergegangenen überflüssig ist. Das enthebt mich wohl auch der Verpflichtung, den unerheblichen Rest dieser „Berichtigung“ noch zu berücksichtigen.

W. von Hanneken.

Eine neue Art von Strahlen.

Eine Entdeckung von kaum absehbarer Tragweite, die soeben Herrn Prof. Röntgen in Würzburg geglückt ist, setzt augenblicklich die wissenschaftliche Welt in das größte Erstaunen. Denn es handelt sich im Grunde um nichts Geringeres, als um die Fähigkeit, durch undurchsichtige Körper hindurch zu sehen, wenn auch nicht mittels des Auges, so doch mit Hilfe der Photographie. Und es wird kaum überraschen, daß es wiederum, wenigstens mittelbar, die Elektrizität ist, die uns dieses neue Naturgeheimniß enthüllt hat.

Wer hätte nicht schon einmal die prachtvollen Lichterscheinungen gesehen, die in luftverdünnten Räumen auftreten, wenn man durch dieselben den elektrischen Strom eines Induktionsapparates hindurchsendet! Eine Geißlersche Röhre, das ist eine evacuirte Glasröhre, in welche

Drähte eingeschmolzen sind, ist stets bereit, diese prächtige Lichterscheinung zu zeigen, wenn die Drähte mit den Enden der sekundären Spule eines Induktionsapparates verbunden werden und dieser in Thätigkeit gesetzt wird. Da sieht man von dem Punkte, wo der elektrische Strom in die Röhre eintritt, von der positiven Elektrode oder Anode, einen purpurrothen Lichtstrom die Röhre durchfluthen, welcher aus hellleuchtenden, durch dunkle Zwischenräume getrennten Schichten besteht, die etwa die Form von Uhrgläsern haben und ihre konvexe Seite der negativen Elektrode oder Kathode zuwenden. Dieser Lichtstrom füllt nahezu die ganze Röhre aus und erstreckt sich fast bis zur Kathode hin, von welcher er jedoch durch einen dunklen Raum getrennt bleibt, während die Kathode selbst von einem violetten Glimmlicht umgeben ist.

Diese prachtvolle Erscheinung setzt voraus, daß die Luft in dem Entladungsgefäße nur so weit verdünnt ist, daß ihr Druck noch dem Drucke von etwa 1 Millimeter Quecksilber entspricht. Evacuirt man aber das Gefäß weiter und weiter, so ändert sich das Bild vollkommen. Das von der Anode ausströmende Licht verliert seine Herrschaft mehr und mehr, es tritt immer mehr zurück, verschwindet fast vollständig, und das **Kathodenlicht** nimmt nun fast den ganzen Raum für sich in Anspruch. Und während bei noch nicht zu weit vorgeschrittener Verdünnung der Lichtstrom stets die beiden Elektroden mit einander verbindet, nehmen bei weiterer Verdünnung die **Kathodenstrahlen** ihren Weg unbekümmert um den Ort der Anode. Wie alles Licht, pflanzt sich auch das Kathodenlicht geradlinig fort, aber es breitet sich nicht wie ersteres nach allen Richtungen aus, sondern verläßt die Kathodenfläche nahezu in normaler Richtung. Wird z. B. die Kathode von einem kleinen metallischen Hohlspiegel gebildet, so konvergiren die von der konkaven Seite desselben ausgehenden Strahlen nach einem Punkte hin und divergiren nach der Kreuzung jenseits desselben. Während das Licht in Geißler'schen Röhren, deren Evacuirung eine gewisse Grenze noch nicht überschritten hat, sich allen kunstreichen Windungen derselben anschmiegt, sind die Kathodenstrahlen dermaßen an den geradlinigen Weg gebunden, daß sie nicht im Stande sind, einer Biegung zu folgen. Bildet das Entladungsgefäß beispielsweise eine V-förmige Röhre, so erfüllt das Kathodenlicht den einen oder anderen Schenkel, vermag aber nicht den Bug zu überschreiten. Eine Folge dieser streng geradlinigen Ausbreitung der Kathodenstrahlen ist es, daß sie von einem in ihren Weg gestellten Gegenstande einen völlig scharfen Schatten ohne Halbschatten entwerfen. Bringt man einen Magnet in die Nähe einer gewöhnlichen Geißler'schen Röhre, so wird das elektrische Licht von seiner Bahn abgelenkt, aber nur an der Stelle, wo sich der Magnet befindet, und setzt jenseits desselben seinen Weg in ursprünglicher Richtung fort; die bei weiterer Verdünnung auftretenden Kathodenstrahlen werden dagegen durch den Magnet vollständig von ihrem Wege abgelenkt und enden an der Stelle, wo sich der Magnet befindet. Dort, wo die Kathodenstrahlen die Wand der Glasröhre treffen — und das ist eine weitere charakteristische Eigenschaft derselben, die den Ausgangspunkt der neuen Entdeckung bildet, von der wie bald reden werden — erregen sie Fluorescenz oder Phosphorescenz, d. h. sie machen das Glas selbstleuchtend, es erstrahlt in grüner Farbe. In gleicher Weise werden sehr viele andere Körper durch die Kathodenstrahlen zum Fluoresciren in eigenthümlicher Farbe gebracht.

Bis vor wenigen Jahren konnte man die Kathodenstrahlen nur innerhalb der Entladungsgefäße beobachten. Eine Beobachtung von Hertz im Jahre 1892, daß gewisse Metalle, wie Gold und Aluminium, die in sehr dünnen Schichten erhalten werden können, in denen sie für gewöhnliches Licht völlig undurchlässig sind, den Kathodenstrahlen den Durchgang gestatten, ermöglichte es ein Jahr darauf Herrn **Lenard**, dieselben aus ihrem Gefängnisse zu befreien und durch ein im Uebrigen das Entladungsgefäß luftdicht verschließendes „Fenster“ aus Aluminium in andere Räume treten zu lassen, insbesondere auch in die freie Luft, welche sie zu mattem Leuchten bringen und worin sie ebenfalls Phosphorescenz an Körperoberflächen hervorrufen.

Die Natur der Kathodenstrahlen ist noch nicht aufgeklärt; es ist noch nicht einmal sicher festgestellt, ob sie ein rechtes Kind der Elektrizität sind oder, was wahrscheinlicher ist, nur in loser verwandtschaftlicher Beziehung zu ihr stehen, wie etwa das Licht einer elektrischen Lampe. Doch weiß man seit einigen Jahren wenigstens so viel, daß sie kein einheitliches Gebilde sind. Man hatte wohl schon längst verschiedene „Schichten“ am Kathodenlicht wahrgenommen; aber erst Hertz zog aus seinen Versuchen über die Entladung in verdünnten Gasen 1883 den Schluß, daß es verschiedene Arten von Kathodenstrahlen gibt, „deren Eigenschaften in einander übergehen, welche den Farben des Lichtes entsprechen und welche sich unterscheiden nach Phosphorescenzerregung, Absorbirbarkeit und Ablenkbarkeit durch den Magnet“. In der That gelang es vor einigen Jahren Herrn **Goldstein** nachzuweisen, daß es mindestens drei Arten von Kathodenstrahlen gibt, die sich gegenseitig durchdringen und außer durch die genannten Eigenschaften auch durch die Art ihrer Ausbreitung von einander unterscheiden. Es wäre daher auch genauer gewesen, bei dem obigen Beispiel der V-förmigen Röhre zu sagen, daß eine bestimmte Art von Kathodenstrahlen den Bug nicht zu überschreiten vermag.

Man sollte meinen, daß es der Räthsel genug seien, die uns die Entladungserscheinungen in verdünnten Gasen und ihr Gefolge aufgeben, da zeigt sich auf einmal ein neues, alle anderen weit überragendes Räthsel dem erstaunten Blicke des Physikers. Wir lernen da Strahlen kennen — ihr Entdecker nennt sie X-Strahlen — welche selbst unsichtbar, durch dicke undurchsichtige Körper hindurchgehen und nach ihrem Durchgang chemisch wirken, also photographiren. **Röntgen** umgab sein Entladungsrohr mit einem ziemlich eng anliegenden Mantel aus dünnem schwarzen Karton und fand, daß ein in der Nähe des Entladungsapparates, ja in zwei Meter von demselben entfernt aufgestellter phosphorescenzfähiger Schirm leuchtete, gleichviel ob die mit der phosphorescirenden Substanz bestrichene oder die andere Seite dem Entladungsapparat zugewandt war. Natürlich war hierbei alles fremde Licht ausgeschlossen, das Zimmer also völlig verdunkelt. Ein eingebundenes Buch von etwa 1000 Seiten, ein dicker Holzblock beunruhigt diese wundersamen Strahlen kaum, sie durchdringen diese Körper ebenso wie dünnere Metallplatten. Eine Aluminiumplatte kann 15 Millimeter, eine Hartgummiplatte mehrere Centimeter dick sein, ohne die X-Strahlen völlig aufzuhalten. Blei ist weniger durchlässig als andere Metalle, ebenso auch bleihaltiges Glas weniger als bleifreies. Die Durchlässigkeit der verschiedenen Substanzen erscheint somit wesentlich bedingt durch ihre Dichte, wenn diese auch nicht allein maßgebend ist.

Bedenkt man nun, daß das Aluminiumfenster, durch welches **Lenard** die Kathodenstrahlen treten ließ, nur eine Dicke von etwa 1/200 Millimeter hatte und daß die Phosphorescenzwirkung derselben in freier Luft in einer Entfernung von mehr als 6 Centimeter vom Fenster erlosch, so wird man ermessen, wie groß das Erstaunen sein muß, welches diese neue Art von Strahlen erregt. Von ebenso großem praktischen wie wissenschaftlichen Interesse ist es aber, daß diese Strahlen von in ihren Gang gebrachten Gegenständen Schatten geben und photographisch wirken. Von ungemeinem Werth ist diese Eigenschaft für die Abbildung von Körpern, welche aus Theilen bestehen, die für die X-Strahlen eine verschiedene Durchlässigkeit besitzen. Hält man die Hand zwischen dem Entladungsapparat und Schirm, so sieht man die dunkleren Schatten der Handknochen in dem nur wenig dunklen Schattenbilde der Hand. Die Weichtheile der Hand sind also für diese Strahlen durchlässig, die Knochen nicht oder ungleich weniger. Nun kann man aber den phosphorescirenden Schirm durch eine photographische Trockenplatte ersetzen und so dieses Schattenbild photographiren. Die photographische Platte kann man überdies in eine Holzkassette einschließen, da ja die X-Strahlen durch Holz hindurchgehen, und man braucht nun auch das Zimmer nicht

zu verdunkeln, sondern kann bei vollem Tageslicht arbeiten, da dieses ja zu der in der Kassette eingeschlossenen photographischen Platte keinen Zutritt hat. Legt man also die Hand auf die Kassette und wendet erstere dem Entladungsapparat zu, so erhält man das oben beschriebene Bild. Herr Röntgen hatte aus Anlaß des 50jährigen Stiftungsfestes der Physikalischen Gesellschaft am 4. Januar unter einer Reihe von Photographien, die auf die Weise hergestellt waren, daß der abzubildende Gegenstand sich zwischen dem Entladungsapparat und der photographischen Platte befand, auch die der Hand mit Fingerring hergesandt. Dieselbe sieht wie eine Skeletthand aus, und der Fingerring scheint frei zu schweben. Man begreift die ungemeine Wichtigkeit dieser Schattenbilder für die Chirurgie und die Medizin überhaupt. Man blickt auf diese Weise gleichsam ins Innere des Körpers, und es ist wohl denkbar, daß man in der Röntgen'schen Entdeckung ein Mittel gefunden hätte, Geschosse oder andere Fremdkörper im menschlichen Organismus leicht aufzufinden.

Die anderen oben erwähnten Photographien stellen die Schattenbilder eines auf einer Holzspule aufgesteckt aufgewickelten Drahtes dar; — letzterer erscheint sehr scharf, von der Holzspule findet sich auf der Photographie nur eine Andeutung — eines in einem Kästchen eingeschlossenen Gewichtsatzes; einer Bussole, bei welcher die Magnetnadel ganz von Metall eingeschlossen ist. Auf allen diesen Photographien sieht man die Hüllen gar nicht oder nur angedeutet, während die von ihnen eingeschlossenen Gegenstände scharf hervortreten. Als ein Beispiel, wie man auf diesem Wege Aufschluß über die innere Struktur der Körper erlangen könne, sei die Photographie eines Metallstückes erwähnt, dessen Inhomogenität durch die X-Strahlen bemerkbar wird. Auch von den Profilen einer Thür, welche die Zimmer trennt, in denen einerseits der Entladungsapparat, andererseits die photographische Platte aufgestellt waren, hat Herr **Röntgen** photographische Schattenbilder erhalten.

Was sich noch weiteres über diese wundersamen Strahlen sagen läßt, ist mehr negativer Natur. Sie scheinen weder eine Brechung noch eine regelmäßige Reflexion zu erleiden. Die Brechung des Lichts in einem Medium gibt uns ein Maß für die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichts in diesem Medium; da nun die X-Strahlen bei dem Uebergange von dem einen Medium in ein anderes keine Brechung erleiden, so muß man annehmen, daß sie sich in allen Medien mit gleicher Geschwindigkeit fortpflanzen. Auch durch den Magnet lassen sie sich aus ihrer Bahn nicht ablenken. Den Hauptausgangspunkt dieser neuen Strahlen erblickt ihr Entdecker in der Stelle, wo die Kathodenstrahlen die Wand des Entladungsapparates treffen und zur Phosphorescenz bringen, und die eigenthümlichen Eigenschaften derselben führen ihn zu der Annahme, daß sie nicht, wie das uns bekannte Licht, auf transversalen Schwingungen des Aethers, d. h. auf Schwingungen quer zur Fortpflanzungsrichtung beruhen, sondern auf longitudinalen, auf Schwingungen, die in der Fortpflanzungsrichtung selbst vor sich gehen, analog den Schallschwingungen der Luft.

S. **Kalischer.**

Friedrich Haasens „Adieu pour toujours".

Dieser Tage feierte Friedrich Haase sein fünfzigjähriges Jubiläum als Schauspieler. Er benutzte den Anlaß, um sich von seiner Vaterstadt Berlin für immer, wie er sagt, als Schauspieler zu verabschieden. Der Entschluß ist desto bewunderungswürdiger, als Haase bei heiter Gesundheit mit seinen ältesten Rollen noch während des vorigen Winters im Lessingtheater glänzende und während dieses Winters im Königlichen Schauspielhause gute Geschäfte gemacht hat. Aber er sagt, es sei nun genug des grausamen Spiels, und seine Freunde versichern, es sei ihm bitterer Ernst damit. Zwei schöne Wintermonate lang hat die Hofbühne diesmal an sein Gastspiel verloren. Der ruhige Entwicklungsgang des Repertoires und Personals stockte, staubtrockene, werthlose Scharteken von Gutzkow, Benedix, Raupach, Kotzebue wurden zu Ehren des Gastes, der niemals litterarischen Geschmack bewiesen hat, hervorgeholt, und die Saison stieg zu ihrer Höhe, ohne daß Berlins vornehmste Bühne irgend eine künstlerische That leisten konnte. Dennoch darf man der königlichen Theaterbehörde wegen dieser Extravaganz nicht allzu böse sein, denn die Beziehungen Friedrich Haase's zum Berliner Hofe sind von einem besonderen Schlag. Er ist nicht nur ein Berliner Kind, sondern er ist sogar im stolzesten und ehrwürdigsten Gebäude Berlins geboren. Seine Wiege stand — Mitte der zwanziger Jahre — im Königlichen Schlosse. Sein Vater war ein Kammerdiener des damaligen Kronprinzen. Das wohlgeformte Lakaienknäbchen wurde auf gut hohenzollerisch Fritz genannt und hielt sich fest in der Gunst seines hohen Taufpathen, der auch als König Friedrich Wilhelm IV. dem zwanzigjährigen Studenten die ersten Schritte zur dramatischen Kunst erleichterte. Während damals die Leitung der Hofbühne in den unfähigen Händen Küstner's lag, führte der alte Ludwig Tieck eine Art Nebenregierung in dramatischen Dingen. Zu Tieck schickte der König eines Tages den jungen Haase, der mit seiner schlanken Gestalt, seinen zarten Händen, seinem edlen Profil und seinen feinen Lippen wie ein Königssohn aus dem Märchen anzusehen war und von der Natur dazu bestimmt schien, als Primo Amoroso Frauenherzen zu entzücken. Mit dem Segen Tieck's begann der schöne Jüngling seinen Siegeslauf. Weimar, Potsdam, Prag, München, Frankfurt, Petersburg sind die Staffeln seines werdenden Ruhms, und im ersten Jahrzehnt hielt er sogar längere Engagements aus. Sein unstätes Wanderleben begann erst Mitte der fünfziger Jahre. Verschiedentlich machte er Versuche, sich an die Berliner Hofbühne fester zu schließen, aber immer wieder zog er es vor, als einzelner Wandelstern durch die Provinzen zu leuchten. In Koburg beim Herzog Ernst verharrte er ein Jahr lang, um für Lebenszeit den Titel Hoftheaterdirektor davonzutragen. In den Mittelstädten Deutschlands, wo man keinen Döring und keinen Laroche, keinen Dessoir und keinen Fichtner kannte, galt Friedrich Haase Decennien lang als der erste deutsche Schauspieler; er verstand es, sich diesen Dörferruhm auf allerlei Art zu erhalten. Von den Provinzen aus wirkte sein guter Ruf nach Berlin zurück, und es gab noch während der siebziger Jahre Wochen, wo ein Gastspiel Haase's am Residenztheater oder bei Wallner als theatralisches Ereigniß betrachtet wurde. Die einzige deutsche Stadt, in der Haase's Kunst niemals Anwerth finden konnte, war Wien, die einzige größere deutsche Bühne, die er niemals betreten hat, war das k. k. Hofburgtheater. Haase's Repertoirstücke wurden auch an dieser edelsten Stätte deutscher Bühnenkunst gegeben: den Königslieutenant spielte Sonnenthal, den Rocheferier in der „Partie Piquet" Gabillon, den Michel Perrin Lewinsky; wer in so minderwerthigen Rollen diese treuen Künstler gesehen hatte, der wußte sofort, warum für das Berliner Schloßkind in der Wiener Hofburg kein Platz war, warum Heinrich Laube, der wackerste Hüter des alten Burgtheatergeistes, in drei starken Bänden einen gründlichen dramaturgischen Rechenschaftsbericht, der die Zeit von 1849 bis 1875 umfaßt, schreiben konnte, ohne daß er Friedrich Haase's, seines Nachfolgers in der Direktion des Leipziger Stadttheaters, darin auch nur erwähnt.

Wenn wir diesem Beispiele Heinrich Laube's nicht folgen, sondern die fünfzigjährige Thätigkeit Haase's der Erwähnung für werth halten, so verführt uns dazu nicht unsere persönliche Achtung vor dem noch immer schönen Jubelgreise, der soeben mit zahllosen Kränzen und Blumenkonglomeraten, mit kollegialen Ansprachen und schonenden Rezensionen, mit Adressen, Ehrengeschenken, Titeln und Orden gefeiert wurde. Friedrich Haase ist der Erwähnung werth, weil er der hervorragendste Vertreter einer Spielart war, an

deren Ueberwindung wir noch immer ernst und ehrlich zu arbeiten haben.

Daß sich die Berliner Hofbühne, eigene Interessen hintansetzend, als Abschiedsstätte brauchen ließ, daß der Kaiser ihm sein Bildniß schenkt, daß liebenswürdige Kollegen ihm Feste ausrichten, ein Rudolf von Gottschall aus Leipzig angereist kommt, und Zeitungsberichterstatter ein Auge oder zwei zudrücken, ist begreiflich und dem fleißigen Manne, der that, was er konnte und mußte, von Herzen zu gönnen.

Wie aber kommt in die vorderste Reihe der Huldigenden die Gestalt Adolf Menzel's? Vor einem Monat ist Menzel selbst wie ein Weltbeherrscher von der ganzen Welt gefeiert worden. Hat man diesem Gewaltigen im schwächsten Augenblick der eigenen Jubiläumslaune ein konventionelles Vivat sequens für Friedrich Haase abzuschmeicheln gewußt? Oder fühlt sich der große Maler diesem Schauspieler kunstverwandt? Fünfzig Jahre lang haben sie neben einander jeder seine Kunst geübt. Haase kennt das Werk Menzel's. Er hat ihn beim Festmahl im Kaiserhof, das Menzel veranstalten half, aber nicht mitmochte, einen innig geliebten Mann genannt. Ob Menzel das Werk Haase's kennt, ist mir zweifelhaft, denn Menzel war nie ein regulärer Theatergänger, und es kann sein, daß er nur auf Treu und Glauben angenommen hat, Haase sei ein Menzel der Schauspielkunst gewesen.

Verschiedene Künste an einander zu messen, führt leicht irre, weil ihre Mittel und Wege verschieden sind. Aber gerade die Malerei Menzel's hat mit der Schauspielkunst den Ausgangspunkt und das Ziel gemeinsam. Beide gehen von der Natur aus und streben zur Natur zurück Vor allem anderen, was er sonst noch ist, und was er alles ist, liest man am besten in Fontane's Gedichten nach, vor allem anderen ist Menzel Menschendarsteller. Nicht nur wie ein Mensch in dem Moment, wo er vor der Staffelei sitzt, aussieht, sondern auch wie er ißt und trinkt, wie er geht und steht, wie er den Rock trägt und wie er im Kreise der Anderen wirkt — weiß Menzel am Menschen darzustellen. Auch Haase hat in seiner bekränzten Abschiedsrede dem Publikum des Königlichen Schauspielhauses mit Fug und Recht gesagt, die Schauspielkunst sei der Hochachtung deshalb werth, weil sie eine Kunst der Menschendarstellung sei. Aber gerade Haase hätte vor diesem Wort auf der Hut sein sollen, denn er selbst ist nie Menschendarsteller gewesen und eben darum fiel er weitab von Menzel und von der Natur.

Menzel hat, sich selbst zur Uebung, Ritterrüstungen gemalt, die so naturgetreu sind, daß man wähnt, in ihnen stäken Menschenleiber. Haase pflegte seine elegante, schmiegsame Gestalt auf das ausgesuchteste zu kleiden, aber hinter der Kleidung verschwand die Gestalt. Auf Menzel's grandiosem Krönungsbilde sieht man, Kopf an Kopf gedrängt, die Menge bis tief in den Hintergrund, und überall, wo nur noch die Köpfe zu sehen sind, glaubt man ganze Personen zu sehen. Haase stand stets im Vordergrund und zwar allein für sich, er litt keine Götter und keine Menschen neben sich und drängte alles andere zurück; davon wußten die Bühnenangehörigen, die den wohlthätigen Mann jetzt zum Ehrenmitgliede ihrer Genossenschaft ernannt haben, früher manch ein grollendes Lied zu singen; vom Wirbel bis zum zierlichen Zeh, von allen Seiten gab Friedrich Haase sich der Bewunderung preis, und doch schuf er niemals eine volle Gestalt, sondern er belebte immer nur einzelne Körpertheilchen. Bald kokettirte ein verlangend hingestrecktes Fingerlein, bald spitzte sich ein beglücktes Mäulchen, bald rieselte es kitzlig durch die Hüfte, bald neckten sich die gut gekannten Waden. Schmerz bedeutete ein lang gezogener, laut zitternder Athemzug aus tiefbewegter Kehle, und im Vergnügen stolperte das Zünglein mit Wiehergeränsch über irgend eine besonders zum Zerquetschen und Zerquietschen geeignete Textessilbe. Mit diesen sieben kleinen Künsten bewirthschaftete Friedrich Haase auf das virtuoseste ein großes Gebiet schauspielerischer Aufgaben, an dem sich im Burgtheater vier oder fünf erste Künstler zu theilen haben. Dieser Künste wegen reisten vor dreißig Jahren Tante Gimpel und Onkel Schöngeist zwölf Meilen mit der Bahn in die Provinzialhauptstadt, um Haase als — Hamlet zu sehen.

In diesem langen Ruhmesleben, dem der goldene Lorbeer auch jenseits des Weltmeers gedieh, gab es aber doch einen Moment, wo der Virtuos der Provinzen überdrüssig wurde und als ein Großer unter Großen in der jungen Kaiserstadt glänzen wollte. Jahrelang stand der dumpfe Traum einer deutschen Muster- und Meisterbühne vor seiner Seele Im Herbst 1883 ging er durch die Oeffnung des Deutschen Theaters in Erfüllung Schon am ersten Abend ließ Haase als Hofmarschall Kalb alle sieben Künstchen springen, war aber peinlich davon berührt, daß Barnay's Präsident, Förster's Wurm, Kainzens Ferdinand, die ihre Kunst an ein Menschenbild setzten, auf die bösen Berliner tieferen Eindruck machten als er: die Societäre waren gnädig und gönnten dem armen Zurückgesetzten eine berühmte Töringrolle. Der Unvorsichtige wählte den Dorfrichter Adam in Kleist's „Zerbrochenem Krug“ und gerieth so auf ein Gebiet, das auch Adolf Menzel bearbeitet hat. In Menzel's Zeichnungen fehlt allerlei von dem witzigen Humor Heinrichs v. Kleist, von der blühenden Poesie dieses derben Realismus. Er hat eben auch nichts anderes gekonnt, als aus dem Kleistischen ins Menzelische zu übersetzen, aber dieses Menzelische, das mit außerordentlicher Klugheit den Wettkampf mit dem Bühnenbilde möglichst meidet und lieber die Erzählungen in Vorgänge verwandelt, ist auch hier riesenstark und von Natur gewaltig. Haase dagegen, den Menzel in dieser Rolle gewiß nicht kennt, hielt sich an einen dürren Schattenriß des Töringschen Prachtkerls und hatte den ungeheuerlichen Einfall, Kleist's granitnen Versbau zu lockern und die Angst des Dorfrichters dadurch anzudeuten, daß er den Part seiner Gegenspieler immer noch einmal auf stolperndem Zünglein wiederholte, bevor er sich entschloß, den Adam die eigenen Worte sprechen zu lassen. Ihm fehlte das Unterscheidungsvermögen zwischen Kotzebue und Kleist. Der äußerlich so vornehme Herr mit den hyperaristokratischen Allüren war der Dichtkunst gegenüber Plebejer. Eine große Dichtung galt ihm immer nur als die gehorsame Dienerin seiner theatralischen Virtuosität. Daß er diese Kunstauffassung in der Welt verbreitete, daß er hierin Schule machte, ist für unser ganzes Theaterwesen von verderblichster Wirkung gewesen, und darum gebührt es uns, in diesem jetzt so viel gepriesenen Virtuosen ein System zu bekämpfen. Auch im jungen Deutschen Theater wollte er sein ganzes plattes und seichtes unlitterarisches Gastspielregister aufziehen. Als ihm das durch den Widerstand des braven Förster und des tapfern L'Arronge nur theilweise gelang, als der Königslieutenant leere Häuser fand, wurde Friedrich Haase recht krank, und sobald die ersten Lerchen schwirrten, ging er bereits von dannen. Das Wanderleben hatte ihn wieder, und er zog noch zwölf Jahre so mit seinem theatralischen Wachsfigurenkabinet durch zwei Kontinente.

Es ist schad' um Friedrich Haase. Hätte ihn der Ehrgeiz und der Provinzgeschmack nicht zum Virtuosen degradirt, so wäre aus seinem Talent, kleine feine Genrebildchen zu skizziren, ein tüchtiger Episodist geworden, der immer im Burgtheater bestanden hätte. Sein Riccaut war wie von Menzel'schem Stile entworfen; aber die zudringlichste Effekthascherei und Wichtigthuerei gab auch dieser Figur solche Stöße ins Rückgrat, daß sie kopfüber ins Komödiantenthum flügte. Und wie Komödianterie von Kunst, so unterschied sich Haase von Menzel.

Paul Schlenther.

1. Das Beichtsiegel vor dem Schwurgericht zu Mülhausen i. E. Von Dr. J. Chr. Joder, Ehrendomherr, Generalsekretär des Bisthums Straßburg. Straßburg, 1895, F. X. Le Roux & Co.

2. Beichtgeheimniß und Zeugnißpflicht. Entgegnung auf Generalsekretär Dr. Joder's Schrift. Von Dr. M. Schwalb, Amtsrichter, Straßburg, 1896, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Im November v. J. hat sich vor dem Mülhauser Schwurgericht ein Prozeß abgespielt, welcher weit über die Grenzen des Reichslandes hinaus Interesse erregt hat. Der katholische Pfarrer Burtz hatte 3 Obligationen, welche aus dem Nachlaß eines seiner Pfarrkinder stammten, verkauft, und über den Erlös verfügt; als nun von den Erben Anzeige wegen Diebstahls dieser Obligationen erstattet wurde, hatte er in der deshalb eingeleiteten Untersuchung gerichtlich beschworen, daß er über den Verbleib dieser Obligationen „nichts wisse“. Daraufhin wurde er vor das Schwurgericht gestellt und hier berief er sich darauf, daß er die Werthpapiere vom Verstorbenen als Beichtvater zu einem Zweck erhalten habe, den er wegen des Beichtgeheimnisses nicht habe bezeichnen dürfen. Trotzdem wurde er wegen Meineids vom Schwurgericht verurtheilt. In dieser Verurtheilung hat ein Theil der ultramontanen Presse eine Beschränkung der Rechte der katholischen Kirche, einen Angriff auf das zu den Einrichtungen einer vom Staate anerkannten und von ihm zu schützenden Kirche gehörige Bußsakrament erblickt. Von zwei Seiten liegen jetzt Betrachtungen der zugrunde liegenden Rechtsfrage vor. Einmal hat Dr. Joder, welcher in dem Prozesse als Sachverständiger fungirte, unter dem obigen Titel sein Gutachten in erweiterter Form erscheinen lassen, sodann hat ein Richter es unternommen, die Joder'schen Ausführungen kritisch zu beleuchten. Die Ausführungen Dr. Joder's sind rein sachlich gehalten, und unterscheiden sich dadurch wohlthuend von so manchem Artikel der klerikalen Presse, sie wirken aber nicht überzeugend. Joder hat sich zum Thema genommen den Nachweis, daß der Beichtvater eine Eidesverletzung nicht begehe, wenn er hinsichtlich derjenigen Dinge, die er nur durch die Beichte und unter dem Beichtsiegel wisse, auf die Frage des Richters antworte, er „wisse nichts“. Er führt des längeren die Wichtigkeit der Geheimhaltung des Inhalts der Beichte aus, welche dazu führe, daß niemals ein Priester gezwungen werden dürfe, über die ihm in der Beichte oder auch nur in Beziehung auf die Beichte gemachten Mittheilungen Zeugniß abzulegen. Aber dies wird Niemand anfechten wollen, und darum handelt es sich hier gar nicht. Sowohl die Reichsstrafprozeßordnung wie auch die Reichscivilprozeßordnung gewähren den Geistlichen das Recht das Zeugniß zu verweigern in Ansehung dessen, was ihnen bei der Ausübung der Seelsorge anvertraut ist. Es fragt sich, ob angesichts dieser gesetzlichen Bestimmungen der Geistliche sich auf eine Aussage einlassen und diese dahin formuliren darf, er wisse nichts von der Sache. Joder bejaht diese Frage. Nach ihm ist das Wissen des Geistlichen als solches nicht menschliches, sondern göttliches Wissen, der Geistliche weiß eigentlich nichts. Sodann könnte eine Verweigerung des Zeugnisses leicht zu dem Schlusse führen, daß der Beichtvater von der Schuld eines Dritten bestimmte Kenntniß habe; demgemäß läge in einer solchen Antwort eine indirekte Verletzung des Beichtsiegels. Hiergegen wendet sich Dr. Schwalb mit aller logischen Schärfe und man wird nicht umhin können, seinen Ausführungen beizupflichten. Nach den einfachen Regeln der Logik erscheint es unmöglich, daß derselbe Mensch dasselbe Ding zugleich wissen und doch nicht wissen kann. Auch Dr. Joder zieht nicht alle Konsequenzen seiner Behauptung. Wenn nämlich ein Mensch ein Ding nicht weiß, so ist es unmöglich, daß er es verräth! Trotzdem hält Dr. Joder im Anschluß an die Lehre der katholischen Kirche für nothwendig zu erörtern, in welche Sünde der Kleriker verfällt, wenn er die unter dem Beichtsiegel ihm anvertrauten Dinge verräth. Das ist ein logischer Widerspruch, auf den Dr. Schwalb mit Recht hinweist. Und wenn die Lehre der Kirche dem Priester vorschreiben wollte, wie Dr. Joder anführt, daß er von dem Beichtgeheimniß nichts „wissen dürfe“, so ist das eine vollkommen unerfüllbare Vorschrift. Die Kirche kann höchstens vorschreiben, daß er von dem, was er weiß, nichts merken lasse, und dies läßt sich mit den Bestimmungen unserer Prozeßordnungen sehr wohl in Einklang bringen. Wenn der Priester erklärt, daß er das Zeugniß verweigere, weil er, was er wisse, bei Ausübung der Seelsorge erfahren habe, so verräth er dadurch den Inhalt des Beichtgeheimnisses nicht, und spricht sich weder für die Schuld noch Unschuld eines Angeklagten aus. Dr. Schwalb weist zutreffend darauf hin, daß bei einer solchen Fassung der Zeugnißverweigerung ja gar nicht einmal geschlossen werden kann, daß der Zeuge gerade durch die Beichte etwas erfahren habe. Auch ist es ja gar nicht nothwendig, daß der Beschuldigte es gewesen ist, der dem Zeugen seine Kenntniß verschafft hat, es kann ebenso gut ein Dritter gewesen sein. Und dann muß man bedenken, daß dem Geistlichen von seiner Kirche vorgeschrieben ist, das Beichtgeheimniß stets zu wahren, daß er weder zu Ungunsten, noch zu Gunsten eines Angeklagten aussagen darf, was er durch die Beichte erfahren hat. Insofern liegt die Sache hier ganz anders, als bei solchen Personen, welche zur Zeugnißverweigerung berechtigt sind, weil sie z. B. mit dem Angeklagten verheirathet oder verwandt sind. Wenn diese mit dem Angeklagten in Frieden und Eintracht leben, und vor Gericht die Aussage verweigern, dann wird der Laie leicht zu dem Schlusse kommen, daß die Zeugen nur Ungünstiges über den Angeklagten auszusagen hatten. Denn, wird er fragen, warum hätten sie sonst das Zeugniß verweigert? Einen solchen Schluß wird das Gericht nicht ziehen, aber im Publikum kann sich eine solche Anschauung leicht verbreiten. Niemals kann dies aber bei der Zeugnißverweigerung des Geistlichen der Fall sein, weil ihm sein Amt verbietet auszusagen. Mithin liegt durchaus keine zwingende Nothwendigkeit für den Geistlichen vor, wenn er über eine Sache vernommen wird, die er bei der Beichte erfahren hat, zu erklären, er „wisse nichts“. Vielmehr darf er sich in diesem Fall auf eine Aussage überhaupt nicht einlassen. Verweigert er die Aussage nicht, und dies thut er, wenn er sagt, er wisse nichts, dann muß er die Wahrheit sagen wie jeder andere. Dann darf er nicht sagen, wie Dr. Joder vertheidigt, er wisse nichts, trotzdem ihm etwas bei der Beichte mitgetheilt worden ist. Stellt er sich auf den Standpunkt des Nichtwissens, so begeht er, wie wir mit Dr. Schwalb annehmen müssen, im Sinne unseres Strafgesetzbuchs einen Meineid.

Der zur Verfügung stehende Raum gestattet uns nicht, näher auf diese so interessanten Fragen einzugehen. Deshalb seien die beiden obigen Schriften allen denjenigen, welche sich weiter über die verschiedenen Standpunkte informiren wollen, bestens empfohlen.

A. Nöldeke.

G. Dahms: Das litterarische Berlin. Illustrirtes Handbuch der Presse in der Reichshauptstadt. Berlin. R. Taendler. (3 Mark.)

Ein übersichtliches Nachschlagewerk, das über Wesen und Geschichte nahezu aller Berliner Zeitungen und Zeitschriften, sowie über ihre Verleger, Redakteure, Mitarbeiter schnell und schlagend unterrichtet. Für den, der nicht nur lesen, auch sehen will, sind die Bildnisse der Schriftsteller und Journalisten beigegeben, hie und da gruppenweise in ihrem Milieu: So sieht man die Theaterrezensenten im Foyer, die Musikreferenten im Konzertsaale der Singakademie, die Kunstkritiker in einem Raume der Großen Kunstausstellung. Dieses gemüthliche Beieinandersein und Durcheinandertreiben ist freilich idealisirt, denn so viel Friedlichkeit und Fraternität gibt es im litterarischen Tageskampfe nicht. Eher darf man glauben, daß die fünf Veteranen der Berliner Presse, von denen einer noch vor Erscheinen des Buches gestorben ist, die Fontane, Streckfuß, Möllhausen, Dr. Schmidt und Schweichel sich so gut vertragen haben, wie ihr behagliches Gruppenbild vermuthen läßt. Aber dieses „Litterarische Berlin“ ist nicht nur ein praktisches, es ist auch ein lesbares Buch. Ueber bibliographische Angaben und Jahreszahlen hinaus, bringt es eine flott geschriebene Gesammtgeschichte des Berliner Preßwesens, dem wir die Thatsache entnehmen, daß 1895 in Berlin und den Vororten zusammen 834 Blätter erschienen sind, sodann nette Plaudereien über Parlamentsjournalismus und über die Börsenberichterstattung; J. Landau leitet einen Kollegen aus der Provinz als gewandter Mentor durch die Reihen der Berliner Theaterkritik; ein Pseudonymus, Zeuxis, sieht einen neuen Frühling der Kunstkritik erblühen, stellt aber mit Recht fest, daß wir zwar Kunstjournale, doch eine führende Kunstzeitschrift in Berlin noch nicht haben; über die Union von Musik und Presse unterrichtet Eichberg; Ludwig Pietsch, der festesfrohe Optimist, zeigt die Presse, wie sie sich amüsirt, indem er seinen xten Ballbericht schreibt. Alles in allem: Eine Publikation, die den Fachgenossen wie auch den weiteren Kreisen des lesenden Publikums nicht unwillkommen sein wird, obgleich sie einige falsche Angaben, z. B. auch in Betreff der „Nation“ enthält.

—s—.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 17. Berlin, den 25. Januar 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 189. unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der achtzehnte Januar ist in ganz Deutschland festlich begangen worden, und nicht nur in Deutschland; auch jenseits unserer Grenzen, wo Reichsangehörige in größerer Anzahl bei einander wohnen, gedachte man feierlich des Tages, an dem vor fünfundzwanzig Jahren das Kaiserthum erstand.

Es ist erfreulich, daß die Feiern ohne jeden Mißklang verlaufen sind; das kann man von ihnen selbst sagen; ob hingegen nicht eine jener Reden und zwar die des Kaisers Wolken für die Zukunft ansagt, das ist eine andere Frage. Aus den Worten des Kaisers wurde vielfach die Ankündigung herausgelesen, daß neue große Forderungen für die Marine bevorstehen. Die Deutschen im Auslande sollen besser geschützt werden; mit einer Anspielung auf Greater Britain hat der Kaiser auf jenes größere, zerstreute Deutschland der Deutschen in allen Erdtheilen hingewiesen. Man muß sich fragen, ist das Mutterland seinen Verpflichtungen gegen die Landsleute in fernen Staaten bisher nicht nachgekommen? Wir wüßten nicht, daß reale Interessen hätten unberücksichtigt bleiben müssen. Allein das sind spätere Sorgen.

Von den Feierlichkeiten, die unsere eigene Partei an verschiedenen Orten Deutschlands begangen hat, seien zwei Veranstaltungen besonders erwähnt. In Berlin hatten die Parlamentarier mit einer Anzahl von Parteifreunden und Freunden der Partei, die der Fraktion nicht angehören, sich zu einem Festmahl vereinigt, auf dem Ludwig Bamberger neben anderen eine eindrucksvolle Rede hielt; in Kiel gab Prof. Hänel ein groß angelegtes Bild der Entwicklung.

Ludwig Bamberger, der nun auf ein politisches Wirken seit dem Jahre 1848 zurückblickt, stellte vor Allem einen Gedanken in den Vordergrund. So viel die heutigen Verhältnisse auch zu wünschen übrig lassen, sie sind doch ein gewaltiger ungeheurer Fortschritt gegenüber dem Elend der kaiserlosen Zeit, namentlich der Zeit vor dem Jahre 1866. Den Bundestag könne nur ein Narr zurückwünschen. Und wenn nicht alles erreicht, wenn vieles zu vermissen sei, so gebe es für die Schäden doch ein Heilmittel. Die Volkskreise, die sich dem Banne liberaler Gedanken entzogen hätten, müßten allmählich für diese Gedanken erobert werden durch Arbeit, durch stetige unablässige Arbeit im Dienste der Allgemeinheit. Diese stetige, unablässige Arbeit einer früheren Generation habe es zu Wege gebracht, daß, als das Reich erstand, es unmittelbar und in erstaunlicher Schnelligkeit mit liberalen Institutionen ausgestattet werden konnte. Durch Vorarbeiten war alles fast bis zur Reife gediehen; das war das Werk liberaler Männer und nur dieser, während die Konservativen mit ablehnendem Mißtrauen auf die Errichtung des Reiches blickten. Was damals geschaffen wurde, hat in seinem Kern die spätere Zeit nicht zu verwüsten vermocht; die Fortführung auf dieser Grundlage gehört der Zukunft.

Diese Rede durchweht jener gesunde Optimismus, dem die Arbeit ein langes Leben hindurch für das, was man als richtig erkannt hat, ein Genuß ist; und eine solche Arbeit mit kraftvoller Energie betrieben, erschien Ludwig Bamberger weder als nutzlos noch als aussichtslos. Dieser Worte sollen sich die Kleinmüthigen erinnern.

Adolf Stöcker hat wiederum eine Erklärung abgegeben, in der er mit üblicher doppelsinniger Kunst nichts erklärt. Ihm hatte der konservative Parteivorstand aufgegeben, klipp und klar seine Stellung zur Zeitung das „Volk" zu präzisiren, da seine bisherigen Darlegungen als ausreichend nicht erachtet worden sind. Nunmehr sagt das „Volk", es werde bleiben, was es war, und Herr Stöcker sagt gewunden, das „Volk" habe nicht ganz Recht und der konservative Partei-

vorstand habe nicht ganz Recht; aber auch das „Volk“ habe nicht ganz Unrecht und der konservative Parteivorstand habe gleichfalls nicht ganz Unrecht.

Psychologisch haben diese Auseinandersetzungen ein gewisses Interesse; sie zeigen, welche gymnastische Kunst Herr Stöcker anwendet, um sich nicht zwischen zwei Stühle auf die Erde zu setzen. Herr Stöcker, der zweite Luther, lenkt die Aufmerksamkeit von Neuem insofern auf sich, als sich wiederum erweist, welche Rolle erbärmlicher Kläglichkeit dieser Mann vor der Oeffentlichkeit zu spielen bereit ist, wenn es mit der großsprecherischen Rolle gerade einmal nicht geht. Es ist ein neuer Beleg zu einer Aeußerung, die er zu dem Hofprediger Schrader machte, als es sich damals um sein Kirchenamt handelte.

Auf das Drängen seines Kollegen Schrader, daß nach der erfahrenen Behandlung auch Stöcker anständiger Weise den Abschied nehmen müsse, sagte der frühere Freund des Herrn von Hammerstein: Fällt mir gar nicht ein. Ich habe ärgere Demüthigungen erlebt. Fällt mir gar nicht ein, wird Herr Stöcker auch heute sagen, da es gilt, die Konsequenzen aus der politischen Entwicklung dieses Augenblicks zu ziehen; ich habe ärgere Demüthigungen erlebt; und das ist jetzt um so richtiger, denn seit seiner Entfernung aus dem Amt als Hofprediger hat Herr Stöcker in der That sich gegen Demüthigungen noch weiter wesentlich abhärten können. Nachdem er jene poetische, teuflisch bittere Pille, die ihm der Kladderadatsch dargereicht, ruhig und in Demuth hinuntergeschluckt hat, kann man ihn jeder Aufgabe im Herabwürgen gewachsen erachten.

Politisch ist das Schauspiel gleich erbaulich. Die „große“ konservative Partei hütet sich, Herrn Stöcker, so wie er ist, mit seiner Vergangenheit und seinem gegenwärtigen Gebahren zur Rechenschaft zu ziehen; natürlich sie zöge damit ihre eigene Vergangenheit zur Rechenschaft. Aber unbequem ist ihr der Mann doch heute geworden, und so kämpft man denn einen großen glorreichen Kampf mit Parteibeschlüssen des Parteivorstandes und anderen feierlichen Veranstaltungen um die große und glorreiche Frage, ob Herr Stöcker sich genügend deutlich von dem „Volk“, dieser Tageszeitung, losgesagt hat, oder ob er unter Androhung des Parteibannes zu veranlassen sei, sich noch entschiedener von jenem Blatte abzukehren.

Daß einer der Führer der konservativen Partei, der in der obersten Vertretung seinen Sitz hat und der die Geschicke seiner Fraktion seit länger als einem Jahrzehnt so stark beeinflußte, von seinen Genossen öffentlich vor die Alternative gestellt wird, entweder genügende Erklärungen oder hinaus aus unseren Reihen, — das ist ein Zeugniß für die Zustände der Rechten; daß Herr Stöcker, dieser bejubelte Führer der Tivolikonservativen, sich diese Alternative stellen läßt, ohne mit den Wimpern zu zucken, ist ein Zeugniß für ihn, und die Konservativen mögen sich beglückwünschen, wenn sie solch einen selbstbewußten Kämpfer zu eigen behalten. Und endlich erklären auch die Christlichsozialen durch den Mund des Redakteurs am „Volk“, des Herrn von Gerlach, in öffentlicher Versammlung das Folgende. Herr von Gerlach sagte:

„Er könne das Verhalten Stöcker's in der ganzen Angelegenheit nicht billigen. Stöcker hätte nach der Erklärung des konservativen Elfer-Ausschusses sofort austreten sollen. Er, Gerlach, würde sich nicht scheuen, auch Stöcker gegenüber seinen prinzipiellen Standpunkt geltend zu machen.“

Aus der Versammlung heraus aber wird den Konservativen das Folgende gesagt:

„Die Führer der Konservativen gebrauchten die Christlich-Sozialen nur als Stimmvieh. Religion, Wahrheit, Ordnung und Sitte hätten ihren festesten Stützpunkt nicht in der konservativen Partei. Redner wisse aus ganz sicherer Quelle, daß der Erlaß des Oberkirchenraths auf den direkten Einfluß des konservativen Parteivorstandes zurückzuführen sei. Er glaube, daß die selbständige christlich-soziale Partei große Fortschritte auf Kosten der konservativen machen werde, und freue sich des Augenblicks, wo die letztere begraben würde. (Beifall.)“

Es ist jedenfalls eine angenehme Lage: daß Herrn Stöcker von der konservativen Partei die Pistole auf die Brust gesetzt wurde: daß Herr von Gerlach, der Christlich-Soziale, zu Herrn Stöcker sagt: Herr Stöcker, es ist nicht schön von Ihnen, wie Sie sich so benommen haben: daß die Konservativen einen dicken Strich zwischen sich und die Christlich-Sozialen machen, und daß die Christlich-Sozialen wünschen, die Konservativen möchten nur erst „begraben“ sein. Das sieht der Zersetzung recht ähnlich, und derjenige, der die Konservativen in diese glückliche Lage gebracht hat und derjenige, der die Christlich-Sozialen in dieselbe glückliche Lage versetzte, das ist der große Politiker Herr Stöcker, der Held vom Tivolitage, der heute sieht, wie das von ihm aus Antisemitismus, Sozialismus und konservativer Reaktion, aus Demagogie und Frivolität zusammengezimmerte Schiff elend auseinanderbricht, ihn vor die Wahl stellend, auf welche Planke, als der sichersten, er sich retten will.

Aus all diesen Vorgängen spricht eine innere Nothwendigkeit.

Um das politische Bild der konservativen Partei zu vervollständigen, muß man noch der beiden großen Kampfesziele gedenken, die sie bisher verfolgt hat: des Antrages Kanitz und des Bimetallismus. Zwei eben zusammenbrechende Gäule vor einem morschen Karren, der sich in seine Theile aufzulösen droht.

Und um das moralische Bild der konservativen Partei zu ergänzen, wollen wir in Erwartung des Prozesses Hammerstein mit dem Prozeß von Nathusius-Ludom vorlieb nehmen. Auch Herr von Nathusius-Ludom war Chefredakteur der „Kreuzzeitung“, und auch Herr von Nathusius-Ludom, der gänzlich herabgekommen ist, wie Herr von Hammerstein, machte durch Wechselmanipulationen Geschäftchen, gleichfalls in der Art des Herrn von Hammerstein, und zwar gegen seinen eigenen Schwager, einen Hauptmann der Armee.

Das Wort von den konservativen Katilinariern erhält einen immer konkreteren Inhalt, und es ist schwer zu sagen, wie die anständigen Konservativen, die auf ihre politische Lage wohl mit Ekel blicken werden, es anfangen sollen, um eine Regeneration der Partei herbeizuführen. Durch die politische Frivolität, die jeden ernsten Gedanken ersetzte, und durch die agrarische Interessenwirthschaft, die alle üblen Leidenschaften loskoppelte, hat die Zersetzung weit genug um sich gegriffen.

Karl Baumbach, der Oberbürgermeister von Danzig, der langjährige liberale und freisinnige Abgeordnete ist gestorben. Baumbach hat lange Zeit hindurch auch an dieser Zeitschrift mitgearbeitet; er war ein überzeugter Liberaler, der aus den Reihen der Nationalliberalen Partei hervorgegangen, später zu den Sezessionisten gehört hatte, der dann die Vereinigung der Sezessionisten mit der Fortschrittspartei mitgemacht hat, und der bei der Trennung, die durch die letzte Militärvorlage bewirkt worden war, der freisinnigen Volkspartei sich angeschlossen hat. Diese Entwicklung hatte den Verstorbenen seinen alten Freunden aus der freisinnigen Vereinigung persönlich nicht entfremdet; und als dann später der Todte in eine seltsame Schroffheit gegen frühere Kampfgenossen sich hinein verstrickte, war die Erklärung für dieses Verhalten in dem Charakter des früheren Baumbach kaum zu finden. Sein schnelles Ende gibt die Lösung: man darf annehmen, daß dieser aufrichtige und ehrenwerthe Vertreter des liberalen Gedankens durch die heranziehende Krankheit langsam verdüstert und verbittert wurde. Jetzt steigt das frühere Bild des liebenswürdigen jovial-pathetischen Thüringers wieder herauf, der aus voller Brust in stattlicher Rede die großen Grundsätze des Liberalismus mit freudiger Ueberzeugung zu verkünden liebte.

In Frankreich ist Floquet zur ewigen Ruhe gegangen; vorher schon ein todter Politiker; auch ihn hatte Panama umgebracht. Aber er war doch einmal eine politische Gestalt;

der geistige Gehalt dieser Person ist freilich immer klein gewesen. Er hatte sein Glück gemacht, weil er unter Napoleon sein „Vive la Pologne, Monsieur,“ dem Zaren in Paris zurief. Dieser billige Ausruf war die große Dekoration seines Lebens; er verdankte diesem Ereigniß, das seiner republikanischen Gesinnung alten Glanz verlieh, und einer gewissen rednerischen Gewandtheit, seine politischen Erfolge. Ein Staatsmann oder ein Politiker höherer Ordnung ist er nie gewesen, trotzdem daß er die Ministeruniform getragen hat und Jahre lang zu den ständigen Ministerkandidaten gehörte. Man kommt für solche Posten und solche Aspirationen unter Umständen auch mit wenig aus.

Makalle hält sich noch immer. Auf diese ruhmvolle, tapfere Vertheidigung eines vorgeschobenen Postens kann die italienische Nation stolz sein; und wie man von den Tausend unter Garibaldi, so spricht man denn jetzt mit Recht in Italien auch schon von den Tausend in Makalle; gewiß sind beide an soldatischem Muth zu vergleichen; aber freilich das Ziel ist ein anderes, und damals und jetzt kein gleich hohes; damals die Aufrichtung des Vaterlandes, jetzt die soldatische Pflicht.

Der Ausgang der abessynischen Schwierigkeiten läßt sich noch nicht absehen; jedenfalls zeigt das Verhalten des Generals Baratieri, der bisher Makalle nicht zu Hilfe kam, daß die Lage eine ernste bleibt, und daß der Oberbefehlshaber im Bewußtsein seiner großen Verantwortung jedes gewagte Unternehmen vermeidet.

Martinez Campos ist aus Kuba zurückberufen worden. Es gelang ihm nicht, die Insurgenten schnell genug zu überwinden; und er galt für zu milde. Was wird sein Nachfolger leisten? Bleibender Friede wird jedenfalls der Insel nur beschieden sein, wenn sich Spanien zu liberalen Reformen entschließt.

* * *

Vor fünfundzwanzig Jahren.*)

II.

Denen, die heute das Fest feiern, erscheint nichts einfacher, als daß die Ereignisse jener Tage mit der Verkündung von Kaiser und Reich abschlossen. Wer aber die Zeit selbst miterlebt und um das Werden der Dinge sich gesorgt und bekümmert hat, weiß, daß das so leicht und einfach nicht von Statten ging. Der König von Preußen und sein Kanzler, mitten im Lager, umringt beinahe ausschließlich von Feldherren und Fürsten, welchen das Ziel einer staatlichen Umbildung Deutschlands keine Herzensangelegenheit, auch keine geschichtliche Ueberlieferung war, eher das Gegentheil. König Wilhelm war, besonders in höheren Jahren, ein sehr konservativer Mann. Ganz erfüllt von seinem monarchischen Recht und Beruf, verband er damit konsequenter Weise eine entsprechende Achtung vor den Rechten und Ueberlieferungen seiner dynastischen Bundesgenossen. Es ist bekannt, daß er sogar einem hervorragenden Parlamentarier, welcher 1866 am eifrigsten für das Aufgehen Hannovers in Preußen eingetreten war, diese angebliche Untreue gegen seinen „angestammten“ Herrn nie recht verzeihen konnte, obgleich er die Vergrößerung selbst zu Gunsten Preußens sich wohl gefallen ließ. Die Erinnerungen an das Jahr 1848, an die eigenthümliche Stellung, welche sein verstorbener Bruder und Vorgänger zu der damals angebotenen Kaiserkrone eingenommen hatte, werden gewiß auch nicht ohne Einfluß auf ein inneres Widerstreben gegen Verwirklichung dieses Gedankens gewesen sein. Lag der Errichtung des Kaiserthums auch eine monarchische Idee zu Grunde, so hatte sie doch einen revolutionären Beigeschmack. Dies und das natürliche Widerstreben eines alten Mannes, die sichere hundertjährige Erbschaft eines preußischen Thrones gegen ein neugebackenes Kaiserthum, das doch auch immer etwas von einem Experiment an sich trug, auszutauschen, läßt stark vermuthen, daß nicht unbegründet war, was man sich damals von des Königs Widerstreben und der Schwierigkeit, es zu überwinden, erzählte. Im engsten Kreise der Kaiserin Augusta erzählte man von einem Briefe, in welchem sich ihr königlicher Gemahl nichts weniger als erfreut über die neue Würde ausgesprochen hatte. Und selbst als das Kaiserthum im Prinzip bei ihm durchgedrungen war, blieben noch Schwierigkeiten formaler Art zu überwinden, da er mit dem Titel „Deutscher Kaiser“ wenig einverstanden war und entweder „Kaiser von Deutschland“ oder „Kaiser der Deutschen“ vorgezogen hätte. So wenigstens lautete die Kunde, welche damals mir aus einer sehr guten Quelle zukam.

Was den Kanzler betrifft, so habe ich schon erzählt, wie viel mehr Gewicht er auf die Schonung dynastischer Empfindlichkeiten als auf die Erfüllung populärer Wünsche legte; und das entsprach seiner ganzen Denkweise. Indessen muß man hier wohl unterscheiden. Die Ueberzeugung, daß Deutschland aus dem Kriege geeinigt hervorgehen, und daß die Mainlinie verschwinden müsse, stand gewiß auch bei ihm von Anfang an fest. Man brauchte nicht ein Staatsmann wie er zu sein, um zu diesem Schluß zu kommen. Als ich noch dem im Eingang geschilderten ersten Gedankenaustausch über diesen Gegenstand in einem Privatgespräch mit Herrn von Abeken diesem meine Enttäuschung über Bismarck's Lauheit nach dieser Richtung hin aussprach, erwiderte er, ich sollte mich dadurch nicht beirren lassen; der Kanzler stehe in seinen Gedanken der Erfüllung dieser Dinge nicht so fern, wie nach seinen Aeußerungen scheinen könne. Und ich glaube, er hatte recht. Es war so seine Art, in Dingen, die oben unliebsam aufgenommen werden konnten, sich lieber von außen drängen zu lassen und auf diese Pression berufen zu können, als sie in eigenem Namen zu begehren. Und des Nachdrängens von unten konnte er hier reichlich sicher sein. Wenn also die staatliche Einigung Deutschlands auf ihn zählen konnte, so verhält es sich doch mit dem Kaisertitel anders. Auf diesen mochte er im positiven wie im negativen Sinne wenig Gewicht legen. Doch, als die Dinge sich zur Erfüllung zuspitzten, drängte sich das Kaiserthum von selbst auf. Gar nichts haben dazu jedenfalls die gethan, welche sich heute als die feurigsten der Kämpfer für Kaiser und Reich gebahren, die preußischen Konservativen. Es kann niemandem verdacht werden, wenn er gute Miene zum bösen Spiel macht; aber gegen eine geschichtliche Fälschung, welche das Verdienst um die Schaffung der staatlichen Einheit und des Kaiserthums nachträglich den Konservativen zuführen möchte, muß gerade in diesem Augenblick besonders Verwahrung eingelegt werden. Die thatsächliche Ausführung in letzter Instanz ist dem Genie Bismarck's und Moltke's zu verdanken; jedoch die Inspiration und die Macht des Volkswillens, welche wahrhaft unwiderstehlich zur Gestaltung hindrängten, gingen einzig vom liberalen Bürgerthum aus, fanden volles Verständniß nur bei einzelnen Fürsten, wie dem Kronprinz von Preußen und dem Großherzog von Baden. Dies sollten die Könige von Preußen als deutsche Kaiser in ihrem eigenen Interesse niemals vergessen.

Eine der frühesten Demonstrationen nach dieser Richtung hin ging auch von Baden aus. Alsbald nach Sedan richtete der Oberbürgermeister Fauler von Freiburg, ein vortrefflicher, wahrhaft liberal gesinnter Mann, im Namen seiner Mitbürger eine Adresse an den Großherzog, in welcher er dessen Unterstützung zur Einsammlung einer nationalen Ernte aus den Thaten des Krieges anrief, und am 17. September ertheilte der Großherzog eine zusagende Antwort in dem edlen Geiste, dem er von jeher und bis auf den heutigen Tag bei jeder neuen Gelegenheit gehuldigt hat. Es heißt darin:

*) Siehe die vorige Nummer.

„Die Bewohner Freiburgs haben sich mit Zuschrift vom 6. September an mich gewendet, worin sie der Hoffnung Ausdruck geben, daß aus den opferreichen Siegen des deutschen Volkes die Einheit und Größe des Vaterlandes hervorgehen möchte, und sprechen dabei vertrauensvoll die Hoffnung aus, daß auch ich bestrebt sein werde, diesen Gewinn dem deutschen Volk als Frucht des ruhmreichen Kampfes zu sichern. Ich freue mich dieser Kundgebung und erkenne darin ein Zeugniß aufrichtiger Vaterlandsliebe — ich theile von ganzem Herzen die Hoffnungen und Wünsche der Bewohner Freiburgs für die Wohlfahrt des theuren Vaterlandes und glaube, daß die Kraft, Entschlossenheit und Einsicht des im Riesenkampfe unserer Tage bewährten Volkes die sichere Bürgschaft bieten für die Schaffung eines einigen und mächtigen Gemeinwesens deutscher Nation."

Diesen Erlaß veröffentlichte Fauler mit der Nachschrift:

„Es ist mit Zuversicht zu hoffen, daß bei gleich hochsinniger, edler, patriotischer Hingabe aller deutschen Fürsten an das Vaterland, dessen Einheit und Größe aus dem großen nationalen Kampfe dauernd begründet hervorgeht.

Freiburg, den 22. September 1870.

Eduard Fauler, Oberbürgermeister."

Ich bemühte mich, diese Kundgebung möglichst viel zu verbreiten mit der Ueberschrift: „Deutschland erobere sich selbst". Fauler, welcher zugleich Reichstagsabgeordneter war, stand in besonders intimem Verhältniß zu Lasker, der sich, wie aus seinen in der „Deutschen Revue"*) abgedruckten Briefen bekannt ist, ganz besonders der Aufgabe gewidmet hatte, bei den süddeutschen Regierungen für die Beseitigung der Mainlinie und das Zustandekommen einer deutschen Reichsverfassung wirksam einzugreifen. Vereint mit Forckenbeck, Bennigsen, Stauffenberg, Marquard-Barth, Kiefer, Hölder und anderen einflußreichen Abgeordneten, besonders des Südens, begab er sich nach Baden, Württemberg und Bayern und trat mit den Ministern in persönliche Verbindung. Ich selbst blieb mit diesen Kollegen und Freunden auch in lebhaftem, theils mündlichem, theils brieflichem Verkehr. Ich hatte mich seit der Rückkehr aus dem Hauptquartier zuerst in Baden-Baden und dann in Heidelberg niedergelassen, von wo ich auch mit der inzwischen nach Versailles vorgerückten Umgebung des Kanzlers durch den die Korrespondenz führenden Moritz Busch in Berührung blieb. Am 27. Oktober erhielt ich von diesem einen Brief, daß es dem Kanzler erwünscht sei, wenn ich nach Versailles käme. Natürlich folgte ich diesem Rufe. Am selben Tage machte ich mich auf den Weg. Es war eine abenteuerliche und mühevolle Reise, die meine schon damals nicht gerade für den Felddienst qualifizirte körperliche Widerstandskraft auf eine schwere Probe stellte. Aber die Aufregung half alle Schwierigkeiten mit einer Elastizität überwinden, deren ich mich nicht mehr fähig gehalten hätte. Gleich am ersten Abende begannen die Hindernisse. Als ich von der badischen Seite über die Kehler Brücke mit dem Wagen nach Straßburg hineinfahren wollte, war der Rhein durch plötzlich eingetretene Regengüsse so angeschwollen, daß ein Joch weggerissen war, und die Brücke jeden Augenblick auseinander zu bersten drohte. Mein Kutscher weigerte sich, weiter zu fahren, und ich mußte mitten auf der Brücke aussteigen, mein Gepäck in beide Hände und, da der Sturmwind mir den Hut wegzureißen drohte, diesen zwischen die Zähne nehmen. So kam ich nach einem schweren Gange endlich keuchend ans jenseitige Ufer. Als ich in den Bahnhof gelangte, war der Zug, mit dem ich weiter gehen wollte, abgefahren. Ich mußte die Nacht in Straßburg bleiben, ging in den Gasthof zum Rothen Haus und fing gleich an, am neuen Abschnitt meines Tagebuchs zu schreiben. Doch war ich bald so müde, daß ich über dem Schreiben einschlief. Am anderen Morgen ging es fort nach Nancy. Unterwegs kam die erste Nachricht von der Kapitulation von Metz. Ich blieb einen Tag in Nancy, wo ich den Grafen Renard aufsuchte und viel Interessantes von ihm erfuhr. Er war eben in Metz gewesen, um die Uebergabe mitanzusehen. Am 29. Morgens fuhr ich von Nancy ab, hatte unterwegs manche abenteuerlichen Begegnungen und kam des Abends um Halbzehn in Nanteuil an. Ein furchtbarer Regen hatte den Bahnhof in einen See verwandelt; von Nachtlager keine Rede. Ich mußte die Nacht in einem Waggon dritter Klasse, mit vielen Anderen zusammengepackt, verbringen. Am anderen Morgen um fünf Uhr geht der Zug zurück: man muß sich entschließen, auszusteigen oder nach Château-Thierry zurückzufahren, wo eher auf einen Wagen zur Weiterbeförderung zu rechnen sei. Schon bin ich resignirt dazu, habe mein Gepäck wieder in den Wagen geschafft, da gewahre ich im Dunkel des Bahnhofs ein paar brennende Wagenlaternen und davor ein paar schnaubende Rosse. Wem gehören sie? — Lieutenant von Tümpling, ruft ein schöner großer Offizier dicht an meinem Wagen, sie gehen leer nach Lagny. Sofort ward mir erlaubt, mitzufahren, und wer war glücklicher als ich! Ich überspringe den Rest meiner Abenteuer, wie ich über Lagny auf einer mir vom General Chauvin daselbst Punkt für Punkt vorgezeichneten Route mit den verschiedensten Fahrzeugen nach Versailles gelange, nicht ohne mehrere Male in Gefahr gewesen zu sein, daß die französischen Fuhrleute mich in die französischen Linien hineingefahren hätten. Beim Wegfahren aus Nanteuil hatte mich der freundliche Offizier mit Parole und Feldgeschrei für die Deutschen versehen, doch im offenen Wagen fiel ich alsbald in einen tiefen Schlaf, und als ich erwachte, war beides radikal vergessen.

Am 31. Oktober spät Abends komme ich in Versailles an und steige im Hotel de la Chasse ab. Merkwürdiger Anblick des mir unter einem ganz anderen Bild vertrauten städtischen Stilllebens von ehedem. Mein erster Gang war zu Herrn von Keudell. Er erzählte mir, daß Thiers fortwährend mit Bismarck in Unterhandlung sei und ihn ganz in Anspruch nehme. Zugleich sagt er mir: „daß ein Deutscher Kaiser gemacht wird, steht beinahe fest"; man wolle den Reichstag zu diesem Zweck nach Versailles kommen lassen. Ich erwidere, die letztere Idee scheine mir barock. Am Nachmittage komme ich mit dem Bundeskanzleramtspräsidenten Delbrück zusammen. Wir machen einen langen Spaziergang. Er theilt mir ausführlich mit, wie man sich das künftige Verhältniß zu den deutschen Südstaaten denke, und daß z. B. die Abgeordneten dieser Staaten im künftigen Reichstage bei denjenigen Materien, in denen sie sich nicht dem Reiche anschlössen, zwar anwesend bleiben, aber nicht mitstimmen sollten. Ich kann mich auch mit diesem Gedanken nicht befreunden. — Das Wetter war herrlich; ich machte verschiedene Spaziergänge in die Umgebung und erlebte Interessantes. Am 4. November wurde ich zum Essen zu Bismarck eingeladen. In dem Salon standen auf dem Kamin zwei Leuchter je mit einer Kerze, die dritte Kerze mitten auf dem großen runden Tische in einer grünen Weinflasche. Keudell, Abeken, Lothar Bucher und einige andere zu Tisch. Bismarck ist bei sehr gutem Appetit und sehr gesprächig. Er fragt mich, was ich von der Berufung des Reichstags nach Versailles halte. Ich antworte, das wäre ein Epigramm und kein Staatsakt. Er: wenn es aber nicht anders geht, muß der Staatsakt sich auch epigrammatisch einrichten; wenn der König auf einem krepirten Pferde nach der Schlacht bei Gravelotte ein Stück Käse ißt und dabei vor der Front Kriegsrath hält, so ist das auch epigrammatisch. Diesem fügt er noch einen anderen Vergleich bei, der etwas zu derb ist, um ihn hier zu wiederholen. Mir wollen alle diese Vergleiche nicht einleuchten. Er fragt mich, wie lange die Wahlperiode des Zollparlaments noch laufe. Ich sage: bis März 1871. Er: „dann müssen Sie auch nach her." Der Reichstag könne nicht ohne ihn, den Kanzler, gehalten werden, und er nicht ohne den König sein; denn wenn ihm der König solche Vollmachten in blanco gebe, daß er mit dem Reichstage frei agiren könne, dann erscheine der König als zu überflüssig; der König könne sich aber nicht entfernen, weil sonst die Generale unter einander nach verschiedenen Seiten zögen. So müsse das Parlament absolut zum König; die Nothwendigkeit sei unvermeidlich, möglicher Weise könne er als eigenthümliches Gegenstück zur selben Zeit einen französischen Kongreß in Kassel halten lassen; wir

*) Von den Monaten April und folgenden 1892.

hätten ja dazu eine ganze Regierungsgarnitur in Deutschland. Er wolle auch den Friedensvertrag und die Annexion von Elsaß-Lothringen und vielleicht sogar die ganze Verfassungsänderung, als eine organische Umgestaltung des Zollparlaments, vor diesen hier zu haltenden Reichstag bringen. So könne er eine politische Aktion durchführen, was ihm doch bis jetzt nicht gelungen sei, weil er jedesmal bei Eintritt solcher Kombinationen, mit der nationalen Partei brouillirt, als ein schmollender Achilles unter seinem Zelt gesessen hätte. An juristischen Bedenken werde er sich nicht stoßen, das sei nie seine Sache gewesen. — Das Gespräch kam nun auf andere minder wichtige Angelegenheiten, wobei er von anekdotischen und witzigen Einfällen sprudelte. Bei der Cigarre nach Tisch sagte er, er rauche jetzt wieder mehr als zu Anfang des Krieges. Ich erwidere: wen der Krieg nicht umbringt, den macht er gesünder. Worauf er: „Der Krieg ist des Menschen natürlicher Zustand.“ Nach längerem Gespräch kommt Bismarck noch einmal auf die Idee des in Versailles zu haltenden Reichstags zurück. Ich frage ihn, ob man den Gedanken in die Oeffentlichkeit bringen könne, worauf er entgegnet, die Sache sei bereits heute nach Berlin telegraphirt worden. Ich erwidere: dann wird schon die Presse der Sache in den Weg treten; ich halte sie für indiskutabel. Er replizirt: es geht aber nicht anders, wenn ich heirathen will, muß ich mir jetzt auch meine Braut ins Lager kommen lassen. — Es folgen noch eine ganze Reihe von spaßhaften Aeußerungen über dieses Thema, und abwechselnd wieder sehr ernste. Der wahre Grund, weshalb ich gegen die Berufung des Reichstags nach Versailles hartnäckig am Widerspruch festhielt, bestand darin, daß ich zunächst voraussah, die bürgerlichen Vertreter des Volks würden unter der Wucht der hier konzentrirten bewaffneten Macht eine untergeordnete und etwas peinliche Stellung einnehmen, die bei ihrem ersten Auftreten als Repräsentation des gesammten Deutschland keine glückliche Wirkung haben könnte. Auch schien es mir eine unnöthige Demüthigung der Besiegten, einen solchen Staatsakt vor die belagerte Hauptstadt zu verlegen. Unter den Kollegen zu Hause, mit denen ich darüber korrespondirte, waren die Meinungen getheilt. Bennigsen sagte mir später, er sei entschieden für die Sache gewesen; aber jedenfalls kam sie nicht zu Stande, und es blieb bei der Kaiserproklamation in Anwesenheit der Reichstagsdeputation und der Fürsten, gegen welche viel weniger einzuwenden war.

(Ein dritter Artikel folgt.)

L. Bamberger.

„Morituri, Caesar, te salutant“.

Eine Verschuldung wider den Geist seiner Kirche und seines Volkes hat der General-Superintendent Dr. Faber in seiner Predigt vom 18. auf sich geladen, als er von der geheiligten Mahnung zur „Treue bis in den Tod“ überging zu jenem unheiligen Worte der Ehrlosen der römischen Welt. Man wird vergeblich nach einer Entschuldigung für solches Citat suchen.

Dies ist ein öffentliches Aergerniß dauernder Art. Denn die Predigt wurde an einem von vornherein als historisch gekennzeichneten Tage und unter den denkbar feierlichsten Umständen in der Schloßkapelle gesprochen.

Herr Dr. Faber führt den stolzen Titel des „General-Superintendenten von Berlin“. Man kann behaupten, daß es in der doch hinreichend buntscheckigen Bevölkerung Berlins keinen Einzigen gibt, der obiges Gladiatorenwort sich aneignen möchte.

Die Gladiatorenbande, welche auf dem frisch-geharkten Sande des römischen Amphitheaters ihren Rundgang hielt und im Vorbeiziehen bei der Loge eines Nero in jenen brutalen Zuruf ausbrach, ging nicht etwa für ihr Vaterland, nicht für den Imperator, nicht für eine Idee in den Tod, sondern zum grausen Vergnügen entmenschter Zuschauer wollten sie sich gegenseitig zerfleischen. An der Entmenschtheit aber ist kaum etwas in höherem Grade Schuld gewesen als das Gladiatorenthum. Schon Constantin hat es zu unterdrücken versucht, unter Honorius verschwand's. Sollen wir in unserem Geschmack als zurückgekommen gelten hinter Byzanz, hinter Ravenna und das Rom des 5. Jahrhunderts?

Man werfe nicht ein, daß dieser historische Zusammenhang dem Prediger unbekannt geblieben sein könne. Ein Nichtwissen der Art ist bei einem so hochgebildeten Manne — der Rest des Kanzelvortrages ließ hierüber keinen Zweifel — vollständig ausgeschlossen.

Der leise Ausruf, der sich an geweihter Stelle beim Anhören jener Worte einem feierlich gestimmten Herzen entrang, will mit Naturgewalt weiter und ins Land hinaus:

„Wir sind keine Gladiatoren!“

Georg von Bunsen.

Parlamentsbriefe.

IV.

In die abgelaufene Woche fiel die Erinnerungsfeier an die vor fünfundzwanzig Jahren erfolgte Aufrichtung des Reiches; nach der Einweihung des Reichstagshauses und der Eröffnung des Kieler Hafens binnen Jahr und Tag die dritte große Feierlichkeit, welche der gegenwärtigen Legislatur zu begehen vergönnt ist. Wir dürfen uns freuen, daß die würdige Feststimmung durch keinen Klang der heftigen Kämpfe vom Tage vorher und nachher getrübt worden ist. Debattiren hat seine Zeit, und Feste feiern hat seine Zeit. Als das Deutsche Reich 24 Jahre und 364 Tage bestanden hatte, legte der Reichskanzler den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches, der in diesem Zeitraum zu Stande gekommen war, auf den Tisch des Reichstags nieder. Man empfing ihn mit Genugthuung, aber doch auch mit der bangen Empfindung, daß sein Schicksal keineswegs gesichert ist. Eine große Mehrheit wünscht, den Entwurf so gut, wie er eben gestellt werden kann, zum Abschlusse zu bringen, aber eine kleine Minderheit genügt, um ihn durch Obstruktion scheitern zu lassen. Der Bundesrath ist dem Reichstage nicht mit dem guten Beispiele vorangegangen, die Arbeit der Kommission in Bausch und Bogen anzunehmen; er hat sie an einer empfindlichen Stelle, bei dem Kapitel von dem Vereinswesen, verschlechtert und wenigstens diese Verschlechterung wird der Reichstag wieder beseitigen wollen, „aus volksthümlichen, deutschrechtlichen und sozialen Gründen“, wie jetzt das Stichwort lautet.

Die Ablehnung des Antrags Kanitz erfolgte mit größerer Majorität, als man vorausgesetzt hatte, mit 219 gegen 97 Stimmen, aber schon jetzt zeigt sich, daß damit die Agitation für den Antrag nicht lahm gelegt ist. In einer Bauernversammlung hat Herr von Plötz und im preußischen Abgeordnetenhause, wo für alle agrarischen Wünsche eine gute Resonanz ist, hat Graf Limburg den Gegenstand wieder aufgenommen. Ein großer Theil derer, die für den Antrag gestimmt haben, glaubt selbst nicht an die Wirksamkeit des Antrages; bezeichnend war die Aeußerung des Grafen Herbert Bismarck, daß mit dem Antrage die Landwirthschaft der Regierung nur den Ort bezeichnen wolle, an welchem sie Schmerz empfinde; der Regierung müsse es überlassen bleiben, die Mittel ausfindig zu machen, mit denen der Schmerz gehoben werden könne. Das heißt mit anderen Worten, die Agrarier werden aus den Händen der Regierung jedes Mittel hinnehmen, welches die Landwirthschaft vor anderen Berufsständen begünstigt, aber sie werden es ohne Dank hinnehmen; denn der Dankespflicht entschlagen

sie sich mit dem Hinweis darauf, daß der Antrag Kanitz noch nicht ausgeführt und somit der Nothlage der Landwirthschaft noch nicht abgeholfen sei. Der unausführbare Antrag Kanitz ist ein Mittel der Pression ohne Ende.

In der Aufführung der Gründe, die gegen den Antrag Kanitz sprechen, hat die Regierung ihre Schuldigkeit gethan; die Rede des Freiherrn von Marschall und des Herrn von Hammerstein-Loxten war unzweideutig, scharf, überzeugend. Herr von Hammerstein gab auch seinem Unmuth darüber, daß man ihn, den ausgeprägt konservativen Mann, den passionirten Landwirth, der in anderen Stellungen Beweise seiner großen Sachkenntniß und seines guten Willens gegeben, mit solcher Bitterkeit angreife, einen sehr berechtigten Ausdruck. Aber bei aller Anerkennung für das, was die Regierung gethan, muß man doch sagen, daß die Regierung ihre volle Schuldigkeit nicht gethan hat; ihre Aufgabe bestand nicht allein darin, dem formulirten Antrage Kanitz entgegenzutreten, sondern der Gesinnung, aus welcher der Antrag Kanitz hervorgegangen ist. Sie mußte nicht allein sagen, daß der Antrag Kanitz für sie unannehmbar geworden ist, sondern hinzufügen, daß sie sich durch die beständige Drohung mit dem Antrage Kanitz nicht verleiten lassen wird, den Agrariern andere unberechtigte Konzessionen zu machen. Die Regierung hat sich durch die Pressionen der agrarischen Partei zu dem Fehler verleiten lassen, in der Währungsfrage eine zweideutige Stellung einzunehmen, und dieser Fehler muß in vollem Umfange wieder gut gemacht werden.

Die Erklärung des Reichskanzlers auf die Anfrage des Abgeordneten Barth über den Stand der Verhandlungen in Betreff der Währungskonferenz am letzten Donnerstag war zunächst nur dilatorischer Natur. Die Debatte, die sich bei dieser Gelegenheit entspann, war aber wie dazu geschaffen, der Regierung die Ueberzeugung beizubringen, daß es in ihrem Interesse liegt, von den Bimetallisten so weit als möglich fortzurücken. Herr von Kardorff, der Führer der Bimetallisten, der die biegsame Gerte des Witzes nicht zu handhaben versteht, zog es vor, sich in die Stalljacke zu werfen und den Besenstiel der Grobheit zu ergreifen, — um uns eines Ausdrucks im „Onkel Benjamin“ von Claude Tillier zu bedienen.

Die Hoffnungen der agrarischen Partei, die gegenwärtige Regierung durch eine andere zu ersetzen, welche ihren Erwartungen weiter entgegenkommt, klammern sich an einen Zwischenfall, der sich mittlerweile zugetragen hat. Es drohen gewaltige Mehrforderungen für die Marine und diese Mehrforderungen können, sobald sie erst bestimmte Gestalt gewonnen haben, — was vielleicht in dieser Session noch nicht der Fall sein wird, vielleicht aber doch — zu einem sehr ernsten Konflikt führen. Der übermäßige Lärm, der sich über die Transvaalangelegenheit erhoben hat, hat dazu beigetragen, die Erwartungen der Marineschwärmer zu zeitigen und ein großer Theil der liberalen Presse hat sich verleiten lassen, diesem Lärm Vorschub zu leisten. Die Aussicht auf einen Konflikt zwischen Regierung und Reichstag um einer Frage willen, welche die bewaffnete Macht betrifft, muß die Hoffnungen derjenigen blähen, welche Deutschland in eine schlechte innere Politik hineinstürzen wollen.

Der Ton, in welchem die Debatte über den Antrag Kanitz geführt wurde, der Ton, welcher in den Zwischenrufen noch mehr Ausdruck fand als in einem Theile der Reden, der Ton bei der Erörterung der Währungsfrage bewies, daß einigen Parteien des Hauses die Zustände des österreichischen Reichsraths als ein Muster vorschweben, nach welchem man auch bei uns streben muß. Auch unter diesem Gesichtspunkte darf erwartet werden, daß die Regierung ihre Wege von denen einer Partei, die ihre Sache in einem solchen Tone führt, klar scheidet.

Die agrarische Partei steht in entschiedenem Gegensatze zu einem Theile der Regierung, namentlich zu solchen Mitgliedern, die einst in ihren eigenen Reihen gestanden haben. Einer der Minister aber ist vor ihren Angriffen stets gesichert, ja er darf darauf rechnen, ihre Unterstützung zu finden. Und das ist Herr Miquel. Der Beifall, mit welchem seine Etatsrede im Landtage überschüttet wurde, stand in einem grellen Kontrast zu den höhnischen Zwischenrufen, mit denen die Herren von Marschall und von Hammerstein im Reichstage behandelt wurden. Und es ist schwer zu sagen, womit Herr Miquel diesen Beifall verdient hat. Er hat eine unglückliche Kampagne hinter sich. Er ist gescheitert mit seinem Vorschlage über die allgemeine Ordnung der Reichsfinanzen; er hat es nicht hindern können, daß der ihm gesinnungsverwandte Graf Posadowsky mit seiner Tabaksteuer scheiterte; die sachliche Kritik zu widerlegen, welche der Abgeordnete Richter an seiner Finanzpolitik übte, hat er nicht einmal versucht. Aber in einem Punkte hat er allerdings Erfolg gehabt. Er hat den berechtigten, kräftigen Redewendungen, welche Herr Richter brauchte, weniger berechtigte, aber kräftigere entgegengesetzt, und daß dort, wo man des Beifalls der Corona unter allen Umständen sicher ist, derjenige Triumphator bleibt, der das letzte Wort hat, liegt in der Natur der Sache. Und so hat denn die Rechte die Gelegenheit benutzt, Herrn Miquel mit jubelnden Zurufen zu überschütten.

Nächst Herrn Miquel erfreut sich Herr Bosse der besonderen Zuneigung der agrarischen Partei und auch er hat einen Anspruch darauf. Er hat einen Entwurf zu einem Dotationsgesetz für die Lehrer vorgelegt, das an sich wünschenswerth ist. Und er bringt die Mittel zu diesen Dotationen auf einem Wege auf, der den Agrariern lieblich erscheint. Die Unterstützung, welche die ländlichen Gemeinden, einschließlich der Besitzungen der Magnaten, aus Staatsmitteln beziehen, werden erhöht; die Zuschüsse, welche die Stadtgemeinden beziehen, werden herabgesetzt bis nahe an die Grenze der gänzlichen Aufhebung; die Städte werden herangezogen, die Fideikommißbesitzer zu unterstützen. Und in dem preußischen Wappen bleibt der Spruch bestehen: Suum cuique.

Proteus.

Tropenkoller.

Der Prozeß Wehlan hat mir halb vergessene Erlebnisse wieder in die Erinnerung gebracht. Das Jahr 1865 verlebte ich in Westafrika. Mein Weg führte mich dabei zu den üppigen, landschaftlich kaum irgendwo auf der Erde an Schönheit übertroffenen Inseln S. Thomé und Ilha do Principe, gegenüber von Kamerun gelegen. Man wußte damals von Kamerun herzlich wenig und von den Zuständen der beiden eine portugiesische Kolonialprovinz bildenden Inseln kaum mehr, als daß S. Thomé guten Kaffee und Principe ebenso guten Kakao lieferte. Die beiden Inseln waren Deportationskolonien und hatten demzufolge eine europäische Bevölkerung, wie man sie in einem civilisirten Lande nicht gerade zum intimen Verkehr zu haben wünscht. Aus Portugal abgeschobene Verbrecher verschiedenster Qualität, welche ihre Strafzeit hinter sich hatten, waren dort ansässig geworden und fungirten als Bürgermeister, Polizeirichter &c., hatten über sich aus Portugal meist widerwillig in dies Exil geschickte militärische Gouverneure, die sich möglichst um nichts Anderes bekümmerten, als um die Qualität des in Masse konsumirten Absinth, Weiber, Jeu und möglichst großen Profit bei dem trotz der englischen Kreuzer blühenden Sklavenhandel. Die durch die Engländer verursachte Erschwerung und Gefährdung dieses früher blühenden und bequemen Geschäfts hatte bereits zur Folge gehabt, daß S. Thomé aufgehört hatte, Stapelplatz schwarzen Elfenbeins für Brasilien zu sein. Das wirkte verstimmend, aber als nun auch die Schwierigkeit des für den eigenen Bedarf nöthigen Imports immer größer wurde, artete die Verstimmung in Haß und Mißtrauen gegen alle fremden Europäer aus. Ohne den Schutz des französischen Konsuls hätte ich wohl sehr schnell das Feld räumen müssen; unter der französischen Flagge gelang es mir, fast ein Jahr, nach kürzerem Aufenthalt auf

S. Thomé, auf der Prinzeninsel zuzubringen und dort die Anlage einer Kakaoplantage meines freundlichen Beschützers Charles Burnay zu leiten. Als man mich ruhig und stetig bei der Arbeit und bei meinen naturgeschichtlichen Studien sah, schwand denn auch das anfängliche Mißtrauen.

Meine ersten Eindrücke von der in S. Thomé herrschenden Wirthschaft waren böser Natur. Die Leichtigkeit, Sklaven in Menge zu erhalten und der billige Preis derselben, wirkten zurück auf den geringen Werth, den man auf die Erhaltung dieser Waarengattung legte. Da es sich nicht um Personen, sondern um wandelnde Sachen handelte, fragte Niemand viel danach, was der Einzelne mit seinem Eigenthum vornahm. Die bei den Portugiesen vielseitig entwickelte sinnliche Lüsternheit fand zunächst ihre volle Befriedigung, der Befriedigung folgte der Drang nach brutaler, auch bestialischer Mißhandlung; und suchte das arme Opfer sich dieser irgendwie zu erwehren, so gab es Ketten und Eisenringe, mit denen oft wochenlang sechs, auch acht Schwarze zu einer Kette zusammengeschmiedet wurden. In Parodirung der Justiz wurden vielfach die Bestrafungen nach richterlichem Erkenntniß vorgenommen. Die richterlichen Personen habe ich schon charakterisirt; ich brauche kaum zu erwähnen, daß der Spruch nach Anhörung des Portugiesen allein erfolgte. Mäßige, einmalige körperliche Züchtigungen mit sinnreich erdachten Marterwerkzeugen konnte man auf einfache schriftliche oder mündliche Requisition durch Polizeisoldaten vollziehen lassen; bei schwereren Vergehen wurde wiederholte Prügelstrafe in der Art vollstreckt, daß der Delinquent, dem bei der ersten Exekution bereits die Haut des Rückens durchgerissen war, schon nach 24 Stunden wiederholt gepeitscht wurde, so daß die noch frischen Wunden stets von Neuem wieder aufgerissen wurden, — ein langsames Hinmorden. Man bemühte sich förmlich, besonders bestialische Quälereien zu erfinden, von denen ich nur noch eine anführen will, welche der Erfinder mit Stolz nannte: „Ein Frühstück geben". Der Betreffende wurde auf ein platt am Boden liegendes Brett gebunden, in den einen Mundwinkel wurde ihm ein Holzkeil gesteckt und dann wurde ein anderer Neger gezwungen, sich darüber zu hocken und — — — —

Die Früchte dieser Art von Erziehung blieben nicht aus. Häufig suchten die Sklaven zu entkommen und flohen in die schwer zugänglichen Bergwälder, manchmal machten sie ihre Peiniger vorher unschädlich. Den trefflichen Erfinder des „Frühstücks" steckten sie damals mit dem Kopfe in einen Kessel mit kochend heißem Reis, ehe sie den Weg in den Wald nahmen. Im Uebrigen arbeiteten sie nur dem Zwange gehorchend, so wenig und so schlecht als möglich.

Daß dies keine der schwarzen Rasse innewohnende Eigenschaft war, hatte ich reichlich Gelegenheit zu beobachten. Mein Freund Burnay, welcher seine Sklaven billig behandelte, hatte an ihnen gute Hausgenossen. Ich habe später bei Leitung der Pflanzung mich davon überzeugen können, daß diese Sklaven, selbst untermischt mit freien Krunegern, gern und willig ihre Arbeit leisteten, als sie merkten, daß sie als Menschen angesehen und gerecht behandelt wurden. Zu strafen war wenig, und da ich Strafen nur auf Grund von sicher festgestellten Thatsachen, nie auf Grund von Verdacht verhängte, da ich ferner das Strafmaß unter Zuziehung der Führer der Arbeiterkolonnen feststellte, so wurde auch durch den Strafvollzug nie das gute Verhältniß gestört.

Das Fieber zwang mich dann, Westafrika wieder mit Europa zu vertauschen, wo mich andere Interessen so in Anspruch nahmen, daß ich die Verhältnisse in jener portugiesischen Kolonie bald aus den Augen verlor. Ich blieb aber noch in Beziehungen mit einer Anzahl bekannter englischer und deutscher Afrikaforscher, unter denen niemals und nirgends ein Zweifel über die Menschennatur der Neger und die daraus sich ergebende Behandlung derselben bestand.

Auch in den portugiesischen Kolonieen wurde noch in den sechziger Jahren die Sklaverei abgeschafft und damit, offiziell wenigstens, der Standpunkt gewonnen, daß die Neger Menschenrechte hätten.

Die frühere Anschauung jener portugiesischen Sklavenhändler und Sträflinge ist aber jetzt leider in Kamerun in so erschreckender Weise zur Geltung gekommen, daß ernst darauf Bedacht genommen werden muß, dagegen mit allen zulässigen Mitteln einzuschreiten, wenn man nicht Gefahr laufen will, daß eine wüste Anarchie, oder eine jeweilig zum Ausdruck kommende Empörung der rechtlos Unterdrückten eine deutsche Kolonie zum strikten Gegensatz eines geordneten Kulturunternehmens macht.

Daß die bisher in Sachen Leist und Wehlan ergangenen Disziplinarerkenntnisse zum Respektiren der Gesetze in Kamerun nichts wirken, darüber braucht man keine Worte zu verlieren. Eher könnte man der Meinung Geltung verschaffen, daß ihre Wirkung eine gegentheilige sein wird. Denn, wenn ein Assessor hier zu Lande, der Nachts betrunken eine Prügelei ohne erhebliche Folgen veranstaltet und sich dann gegen den verhaftenden Polizeibeamten ungeberdig benimmt, zunächst von der Strafkammer zu einer Buße, dann aber durch die Disziplinarinstanz für unfähig erklärt wird, ein Richteramt fernerhin zu verwalten, und wenn demgegenüber im Falle Wehlan eine Geldbuße und Versetzung in eine andere gleichwerthige Amtsstelle erkannt wird, so ist die Folgerung unausbleiblich, daß es schlimmer ist, sich in Deutschland Nachts in trunkenem Zustande auf der Straße zu prügeln, als in Kamerun amtlich den Auftrag zu ertheilen, wehrlose gefangene Schwarze ohne Untersuchung und Verhör am hellen Tage todtschlagen zu lassen.

Diese „milde" Auffassung der Kameruner Vorfälle findet in den Erkenntnißgründen, zum Theil auch in den Zeugenaussagen eine Art von Begründung, die aus einer, so weit es Afrika betrifft, bei uns ziemlich genau zurück zu verfolgenden Anschauung hervorgeht.

Matador dieser reaktionären Strömung ist Stanley; obwohl seine Thaten längst die verdiente Würdigung erfahren haben, sohat doch die von ihm inaugurirte Brutalität Schule gemacht. Afrika wurde immer weniger das Ziel gewissenhafter Forschung, als der Tummelplatz moderner Konquistadoren, welche als Nachtreter Stanley's mit Rohheit und Gewaltthätigkeit Erfolge zu erreichen suchten, und das Mißhandeln und Niederschießen der Schwarzen sportmäßig betrieben. Unschwer würde es sich feststellen lassen, wieviel größer die Schwierigkeiten und Leistungen der älteren Forscher waren, und wieviel weniger Menschenblut bei deren Entdeckungen geflossen ist. Mord und Todtschlag sind aber von jeher interessante Gegenstände gewesen, und so war es auch hier. Die „Heldenfahrten" wurden gefeiert und es hat lange gedauert, bis es überhaupt möglich wurde, gegen diese greuliche Wirthschaft auch nur zu Worte zu kommen. Allmählich ist das zwar besser geworden, namentlich seit die Kolonialverwaltung selbst sich konsequent bemüht hat, solche friedenstörende Elemente fernzuhalten; gut ist es darum noch lange nicht.

In dem Prozeß Leist gipfelt die Beurtheilung der Weiberwirthschaft darin, daß das Weib dort im Wesentlichen als eine Sache angesehen werde. Mir ist in der Ausführung nicht klar geworden, ob die Weiber als Sache Privateigenthum seien, oder als herrenlases Gut unter die Verwaltung des Fiskus und der fiskalischen Beamten gehören sollen. In der ernsten Litteratur über Afrika, man mag sie aufschlagen wo man will, wird sich schwerlich ein Beweis für diese Annahme finden.

In dem Falle Wehlan wagt sich diese Anschauung nicht mehr so unverhüllt hervor. Sogenannte sachverständige Aeußerungen gehen doch nur noch dahin, zu behaupten, daß das Malträtiren mit der Flußpferdpeitsche eine erziehliche Maßregel sei. Man empfindet aber schon das Bedürfniß, den Helden des Dramas zu entschuldigen, und deshalb tritt als neues Moment der Tropenkoller als besondere Krankheit in Erscheinung.

Ich habe genug von der Welt gesehen, um diese Krankheit in ihren verschiedenen Formen beobachten zu können. Sie tritt ebensowohl bei dem Uebergang aus der heißen in die gemäßigte Zone, wie aus der gemäßigten in die heiße Zone auf. Im ersteren Falle pflegt sie für die Allgemeinheit

ungefährlich zu sein, sie hat den zweiten Namen „Nabobismus“, erscheint übrigens auch bei uns ohne Veränderung des Klimas häufig im Gefolge plötzlich erworbenen Reichthums; die davon Befallenen sind als „Protzen“ bekannt.

Das Wesen dieser Krankheit besteht nämlich darin, daß den von ihr Befallenen die Möglichkeit gewährt wird, Instinkte und Begierden zu befriedigen, deren Befriedigung bisher durch allerhand Umstände, das Milieu, in dem sie lebten, beschränkte Vermögensverhältnisse 2c., ausgeschlossen war.

Der Tropenkoller beim Uebergang aus der gemäßigten in die heiße Zone ist deshalb meistens schlimmer, weil er sich beim Verlassen einer durch Gesetze und konventionelle Begriffe eingeschränkten Gesellschaft vollzieht. Die ungewohnte Freiheit von diesen Fesseln, das angenehme Bewußtsein, der herrschenden Rasse anzugehören, befördert bei schlechten Charakteren den Drang, sich nun vollständig gehen zu lassen, und kommt der Betreffende gar noch innerhalb der herrschenden Kaste zu einer herrschenden Stellung, so nimmt er wohl an, daß er sich gar keine Schranke mehr aufzulegen braucht.*)

Ich wiederhole, daß ich das Bestreben der Verwaltung anerkenne, solche Elemente fern zu halten, aber Angesichts der Thatsachen muß ich bekennen, daß dies Bestreben von besonderem Erfolg noch nicht gekrönt ist. Freilich ist es nicht möglich, den frisch hinausgeschickten Beamten anzusehen, wie sich der „Tropenkoller“ bei ihnen entwickeln wird. Nach dieser Richtung kann die Sache nur dadurch gebessert werden, daß man nachgerade anfängt, Leute in solche verantwortliche Stellungen zu schicken, welche bereits irgendwo im Auslande Proben ihres Wirkens abgelegt haben, und daß mehr Werth auf Besonnenheit, als auf Schneidigkeit gelegt wird. Zweitens muß dafür gesorgt werden, daß der Tropenkoller überhaupt verhütet wird, und diese prophylaktische Maßregel scheint mir eine der allereinfachsten zu sein. Es ist unbedingt nothwendig, ein strafrechtliches Forum in Deutschland zu haben für die Verbrechen, welche draußen in unseren Kolonien im Amte oder außerhalb desselben begangen sind. Dann wird der Tropenkoller in seinen gefährlichen Erscheinungen sehr bald ebenso bei uns von der Bildfläche verschwinden, wie es in den älteren Kolonialstaaten der Fall ist.

Als Drittes zur Regelung der Rechtsverhältnisse draußen ist noch zu fordern, daß das ganze Strafverfahren unter Zuziehung von ortskundigen Laien und, wenn irgend möglich, auch unter Zuziehung respektabler Eingeborener stattfinde. Durch Zuziehung der Letzteren wird es wahrscheinlich härter werden, als es nach unseren gewöhnlichen europäischen Begriffen sein sollte, aber es wird bei allen Betheiligten den Eindruck der Unparteilichkeit machen, welcher in Kamerun in der Wehlan-Leist-Episode eine Wahnvorstellung gewesen wäre.

*) Von der Redaktion der „Nation“ wird mir soeben vor der Drucklegung dieses Aufsatzes das Buch „Tropenkoller“ von Frieda Freiin von Bülow gegeben, welches in novellistischer Form ostafrikanische Eindrücke und Erfahrungen enthält, die von der Wirklichkeit kaum abweichen dürften. Darin wird der Tropenkoller folgendermaßen definirt: „Die Herrscherherrlichkeit im Lande der Wilden steigt den Knechts- und Bedientenseelen zu Kopfe. Der Subalterngeist schnappt über, wenn er sich plötzlich als Bana Kubwa sieht. Dies ist etwas ganz anderes als die ungünstigen Einwirkungen des Klimas auf das Nervensystem, die auch die vornehmsten Naturen nicht verschont.“

Ich kann das bei F. Fontane & Co. erschienene Buch Jedem, der sich über unsere Kolonialverhältnisse informiren will, als einen vortrefflichen, gut geschriebenen Beitrag empfehlen.

H. Dohrn.

Briefe von David Friedrich Strauß.

II.

Inzwischen war Strauß doch wieder zu seiner eigensten Wissenschaft, der Theologie, zurückgekehrt, hatte erst das vergriffene Leben Jesu der dreißiger Jahre neu bearbeitet herausgeben wollen, es aber dann in ein Leben Jesu „für das deutsche Volk“ umgewandelt. Doch weiß er selbst am besten, daß es kein Buch für „das Volk“ geworden ist; „ich habe den Fehler gemacht,“ schreibt er, „indem ich mich ans Volk wandte, doch, wenn auch nur über die Achsel, zugleich nach den Theologen hinzublicken und zu reden.“ Auch auf Schleiermacher führte ihn diese Arbeit zurück. Ueber diesen hatte er sich schon 1839 in den Charakteristiken und Kritiken ausgesprochen und ihn dort mit Daub zusammengestellt — es gehört diese Arbeit zum Allerbesten, was Strauß geschrieben hat, ein Stück echt positiver Kritik —; jetzt (1865) setzte er sich an „dem Christus des Glaubens und dem Jesus der Geschichte“ mit seinem nachgelassenen Leben Jesu auseinander. Wie er ihm aber auch menschlich gerecht wurde, zeigt die Aeußerung in einem Briefe an Zeller aus jener Zeit: „Vorher hatte ich die 4 Bände Schleiermacher'scher Briefe gelesen und daraus theils überhaupt einen großen Respekt vor des Mannes eminenter Geisteskraft und Charakterstärke, theils die Ueberzeugung gewonnen, daß seine religiöse Stellung im allgemeinen wirkliche Idiosynkrasie war, was natürlich nicht ausschließt, daß er im einzelnen oft sich und andere wenigstens mit halbem Wissen täuschte“; und gegenüber dem Unerbaulichen in den Gottesdiensten der freien Gemeinden heißt es von Schleiermacher's Predigten: „war denn in ihnen, wenn man das spezifisch Christliche, d. h. das Dogmatisch-Mythologische herausstreicht, nicht doch noch viel Erbauliches? Und worin bestand dies?“ Ganz eigenartig ist auch die Stellung von Strauß zu dem anderen großen Theologen des Jahrhunderts, zu Baur. Dieser war sein Lehrer, hat aber auch seinerseits von Strauß gelernt; angeregt durch dessen Leben Jesu kam er zu der Kritik der neutestamentlichen Schriften, die für jenes gewissermaßen erst den Beweis erbrachte und den Grund legte. Baur aber kehrte zu gewissen Zeiten vor jenem Gemeinsamen und Ineinandergreifenden ihrer beiderseitigen Arbeit vielmehr die Verschiedenheiten und das Nichtzusammengehören so stark als möglich hervor. Strauß empfand das natürlich besonders bitter; der einzige in die Sammlung aufgenommene Brief von ihm an Baur gibt dieser Empfindlichkeit unverhohlen Ausdruck: „gerade weil ich mich Ihnen auf die innigste Weise durch Freundschaft und Dankbarkeit verbunden weiß, glaube ich Ihnen nicht verhehlen zu dürfen, daß in dieser Hinsicht Ihre Abhandlung — sie war gegen Hengstenberg gerichtet — zu dem Betrübendsten gehört, was mir in Rücksicht auf mein Buch widerfahren ist.“ Und noch 1846 klagt er Märklin: „Baur zeigt überhaupt gegen meine Arbeiten eine unfreundliche, abgeneigte Stimmung.“ „Ich kann mir auch dies theilweise aus der Sache selbst zurechtlegen“, fährt er ganz zutreffend fort; „ich bin kein Historiker, es ist bei mir alles vom dogmatischen (resp. antidogmatischen) Interesse ausgegangen, und das mag er mit Recht von seinem historisch kritischen Standpunkt aus mißbilligen. Allein er sollte doch bedenken, wie meine Art für den Anfang gerade angemessen und natürlich war, und wie sie (die Tübinger) ohne meinen Vorgang heute gewiß noch nicht dastünden, wo sie stehen.“ Die völlige Lösung dieser Spannung kam erst nach Baur's Tod durch dessen Aeußerungen über Strauß in der (nachgelassenen) Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Der Biograph Baur's zu werden, mußte Strauß freilich auch jetzt ablehnen; aber die Liebe und Verehrung hat er dem großen Theologen Zeit seines Lebens bewahrt und damit auch eigene Größe gezeigt.

Endlich folgt dann noch das Letzte, „das General-Glaubensbekenntniß“ des „alten und des neuen Glaubens.“ Der schwachen Punkte in demselben war sich auch diesmal

Strauß selber ganz wohl bewußt: „eine so weitausgedehnte Schlachtlinie konnte nicht zugleich tief aufgestellt sein und nur das Wagniß des Ganzen kann die Mängel der Theile einigermaßen gut machen." Im negativen Theil zeigt sich die alte Kraft Straußischer Kritik. Die Schwäche liegt vor allem in der unkritischen Hinwendung zum Materialismus; wie es dazu kommen konnte, ist oben schon erklärt: doch war es ihm mit dem Gedanken, daß der Unterschied zwischen Idealismus und Materialismus bloßer Wortstreit sei, mehr Ernst als aus dem Büchlein selbst ersichtlich wird; „er ist es nicht", schreibt er an Zeller, „solang die beiden Systeme — das eine am oberen, das andere am unteren Ende — noch unvollendet sind; in ihrer Vollendung gedacht aber, glaube ich, würden sie sich nur durch Ausgangspunkt und Richtung unterscheiden." Ob das nicht die Meinung aller wahren Philosophie ist? Aber immerhin, Strauß ist kein Philosoph, sondern er ist auch als Hegelianer Theologe gewesen; darüber war er sich immer klar und das zeigt sich natürlich auch in diesem seinem Buch. Trotzdem sind auch seine Urtheile über Philosophie und Philosophen, wie wir sie nun in den Briefen finden, überaus treffend; so das über Eduard von Hartmann oder über Schleiermacher's Dialektik Gesagte, ganz besonders aber sein Urtheil über Lotze. Dessen Vorrede zum Mikrokosmus „stößt ihn als nörgelndes juste milieu mit ebensoviel Ungunst für rücksichtsloses Philosophiren als Zärtlichkeit für alle möglichen Empfindungen und Empfindsamkeiten äußerst ab". Im weiteren Verlauf ist ihm besonders der unendliche marklose Wortreichthum verdrießlich; dagegen erkennt er eine Gabe der Beobachtung und feinster Zerfaserung des Beobachteten an; nur „von eigentlich philosophischem Talent kann er wenig bemerken". Und als Zeller schreibt, manches habe er doch von Lotze gelernt, da bleibt er hartnäckig dabei, daß er ihn wohl nur auf manches Problem aufmerksam gemacht habe; aber die Lösung habe Zeller sicherlich selbst suchen und finden müssen. In Summa bleibt ihm Lotze „ein unprästirticher Mensch." Ich wüßte meine eigenen Gefühle gegen diesen Philosophen wahrhaftig nicht besser auszudrücken. Neu war mir endlich, daß Strauß noch Notiz genommen hat von dem kurz vor seinem Tode auf ihn gerichteten Angriff von Nietzsche. Der Sterbende scherzt darüber: „es ging mir hier, wie es in der Entführung heißt:

Erst geköpft und dann gehangen . . .
Dann gespießt auf heiße Stangen"

und fährt dann fort: „Mir ist an dem Patron nur das psychologische Problem merkwürdig; wie man zu einer solchen Wuth kommen kann gegen einen Menschen, der einem nie ins Gehege gekommen, kurz, das eigentliche Motiv seines leidenschaftlichen Hasses begreife ich nicht." A. Riehl hat diesen leidenschaftlichen Ton Nietzsche's jüngst mit der flachen sophistischen Art erklären wollen, in der sich Strauß „gegen den Pessimismus seines damaligen Meisters Schopenhauer vergriffen habe". Ich denke, die Sache läßt sich auch noch anders — menschlich, allzu menschlich! erklären; denen aber, die sich an dieser Verhöhnung des „Bildungsphilisters" Strauß noch heute ergötzen, möchte ich doch rathen, auch die Antwort von Gustav Binder in der „Gegenwart" zu lesen; sie ist nicht minder ergötzlich und wirkt vielleicht doch auf manchen Nietzscheschwärmer wie ein kalter Wasserstrahl.

Die Fragestellung des letzten Strauß'schen Buches: „sind wir noch Christen?" erschien übrigens damals nicht gerade „philisterhaft", sondern kam der Welt sehr unbequem; denn die Menschen lieben solche prinzipiellen Fragestellungen und solche „unzeitgemäße" Frager nicht. Aber von der Tagesordnung ist sie seitdem nicht mehr ganz verschwunden und auf das vielleicht einseitig intellektualistisch motivirte Nein von Strauß ist von freigesinnter Seite her noch kein allseitig motivirtes Ja gekommen; es müßte sich vor allem auf die praktische Seite des Christenthums stützen. Strauß selber befriedigte gerade dieser ethische Theil seines Büchleins am wenigsten; er schreibt darüber an Zeller: „Der moralische Passus im Anfang des 4. Abschnitts ist mir am schwersten geworden, ich habe ihn dreimal geschrieben und doch ist er nicht wie er sollte. Hier müßten noch ein paar tüchtige Balken eingezogen werden und wenn Du mir dazu ein paar Eichen- oder auch nur Tannenstämme vors Haus führen möchtest, würdest Du meinen großen Dank verdienen". Auch auf die Schwierigkeit, die Geschichte der christlichen Ethik zu schreiben, hat er mehrfach hingewiesen. Mir persönlich war übrigens die Entdeckung, daß Strauß als Seitenstück zu seiner Dogmatik eine solche Geschichte hätte schreiben wollen, eine erfreuliche nachträgliche Bestätigung, daß ich mit meiner Arbeit an der richtigen Stelle eingesetzt und eine von ihm gelassene Lücke auszufüllen gesucht habe.

Der Anfang dieses letzten Werkes zeigt uns Strauß noch von einer andern Seite, als den feinsinnigen Kenner von Poesie und Kunst, als der er uns auch in diesen Briefen und manchen eingestreuten Gedichten vielfach entgegentritt. Litterarhistorisch ist das Beste, was er neben allerlei kleineren Aufsätzen geschrieben hat, das Bruchstück einer Klopstockbiographie; aber auch den Vortrag über Nathan lasse ich mir nicht gerne schellen. Es waren dies Fragmente eines geplanten größeren Ganzen, das unter dem Titel „Deutsche Dichterleben von Klopstock bis Schiller" erscheinen sollte. Wir dürfen bedauern, daß es nicht ausgeführt wurde; indeß — das konnten auch andere machen; von Voltaire, der dafür an die Stelle trat, konnte dagegen unter den Deutschen einzig nur Strauß ein so durchsichtig klares Bild mit soviel „Sauce" sagt er, mit soviel Grazie würde ich sagen — entwerfen. Neben Goethe, dem Einzigen, standen ihm übrigens unter den Neueren sein Freund und Landsmann Mörike und im gewissen Sinne auch Heine als Dichter am höchsten. In der Musik hat man Strauß einen „Pietisten" genannt, der kein Verständniß gehabt habe für das Moderne, weil ihm Mozart über alles geht. Der Brief über ihn und Beethoven gehört in seiner Kürze auch wirklich zum Besten; dagegen ist er auf Wagner „so als Mensch wie als Musiker" schlecht zu sprechen. Neben der Musik ist es die Plastik, für die er künstlerisch schwärmt; die Epigramme aus der Glyptothek geben davon Kunde und die Briefe mannigfachen Kommentar dazu. Weniger nah ist sein Verhältniß zur Malerei gewesen; in Italien lernte er nur die venetianische Malerschule genauer kennen, Giovanni Bellini macht ihm da den tiefsten Eindruck. Wie er aber auch hier zu sehen und zu urtheilen verstand, zeigen uns die biographischen Arbeiten über die schwäbischen Maler Wächter und Schick. Zu statten kam ihm bei diesen Arbeiten allen seine eigene künstlerische Natur. Sehr gut stellt er sich darin einmal mit Vischer zusammen und formulirt den Unterschied ihrer künstlerisch-wissenschaftlichen Naturen, wenigstens in Bezug auf sich selbst treffend so: „Du bist ein wissenschaftlicher Künstler, ich ein künstlerischer Wissenschafter, d. h. Dir ist die Kunst Stoff, den Du wissenschaftlich behandelst, mir ist die Wissenschaft Stoff, den ich künstlerisch zu gestalten strebe"; freilich nennt er sich eben darum gelegentlich auch „einen elenden wissenschaftlich-künstlerischen Maulesel".

Das letzte Werk enthält auch sein politisches Glaubensbekenntniß. Strauß war kein Politiker. Im Jahr 1848 erfuhr er aber zu seiner eigenen Ueberraschung, daß er doch auch die Fähigkeit habe, „auf Massen zu wirken; im Eindruck des persönlichen Auftretens und Redens war er seinen Gegnern jedesmal ganz entschieden überlegen". Und in dem württembergischen Landtag, dessen Mitglied er dann war, schenkte ihm die kleine Fraktion, der er angehörte, „ein Vertrauen, ja eine Anhänglichkeit, die ihm innig wohl that; sie wollten ihn in allem voranstellen und meinten, ihm sei nichts zu schwer". Und wirklich zeigte er sich inmitten der radikalen Ueberstürzungen dieses tollen Jahres so besonnen und maßvoll, daß er sich unter seinen früheren Gegnern viele Freunde gewann, freilich auch manche früheren Freunde sich zu Gegnern machte. Namentlich war sein mannhaftes Auftreten gegen das Bedauernsvotum wegen der Hinrichtung von Robert Blum vielen anstößig. Mit Beziehung darauf sagte der württembergische König Wilhelm I., der ihm damals die Redaktion einer Regierungszeitung anbieten ließ, zu einem Freunde von Strauß: „Aber Ihr Strauß hat Kourage; übrigens habe ich das immer gedacht; denn wer

das Herz hat, die Pfaffen anzugreifen, der muß überhaupt Herz haben.“ Aber er hatte damit „die deutschen und menschlichen Sympathieen verletzt, welche der Getödtete für sich hatte und die sich damals überall geltend machten“; und so isolirte ihn dieses sein Auftreten auch von seinen rücksichtsvolleren Freunden. Daher wartete er nur auf den Anlaß, um seinen Austritt aus der Kammer zu erklären, und diesen gab ihm ein wenig motivirter Ordnungsruf des Präsidenten. Damit endigt diese kurze Episode öffentlicher politischer Thätigkeit. Eben die Kürze dieser Thätigkeit, das verstimmte und empfindliche sich Zurückziehen bedarf nun aber noch der Erklärung; und wenn man liest, daß ihm „gründlich zum Ekel eine Rolle geworden sei, wo man entweder Heuchler oder Volksschmeichler sein muß oder auf jedem Schritt sich Feinde macht“, daß er „ganz krank geworden sei in diesem Treiben politischer Leidenschaften und Intriguen“, so ergibt sich diese leicht. Und doch lernen wir den tieferen Hintergrund dieser damaligen Verstimmung erst jetzt durch die Briefe kennen. Strauß war seit 1842 verheirathet mit der Sängerin Agnes Schebest. Es war dies ein Mißgriff gewesen, vor dem ihn Freund Rapp vergeblich gewarnt hatte. Die Ehe fiel unglücklich aus; das Zusammenleben mit dieser Frau und die Scheidung von ihr hat ihm die Jahre 1842—1850 gründlich verdorben und sie auch schriftstellerisch so unfruchtbar gemacht. Und nun fielen eben in die stürmischen Wochen seiner Thätigkeit im württembergischen Landtag nach der bereits erfolgten Scheidung erneute Annäherungsversuche: „Armida, die verschmähte, versuchte aufs Neue allen ihren Zauber — und welcher Zauber liegt nicht in zwei lieben Kindern! — und Rinoldo schwankte, ob er gleich meinte, fest entschlossen zu sein“. Das war der wahre Grund seiner „krankhaften Stimmung“, das Ausscheiden aus der Kammer war vielmehr eine Flucht vor der Frau und — vor sich selber. Denn „ausrichten kann ich gewiß nichts, am wenigsten in diesem inneren Zustand, wo mir Kopf und Mund wie zugeriegelt sind. O bester Märklin, wüßtest Du Hilfe“! Nicht ohne tiefes Mitleid sieht man ihn so leiden, sieht man seine äußere und innere Existenz so aus allen ihren Fugen gerückt; und man wird nun erst recht bewundern, wie er sich inmitten solcher eigenen Noth so klar war über die Noth der Zeit.

Noch einen Dissens brachte das Jahr 1848. Friedrich Theodor Vischer, der Jugendfreund seit Kinder- und Knabenjahren, stand politisch auf der anderen Seite und blieb bis zum Jahr 1870 auf dieser anderen Seite stehen. Er war großdeutscher Demokrat, Strauß kleindeutscher und konstitutionell-monarchischer Liberaler. Auf die Gefahr hin, daß mir von den männlichen und weiblichen Korybanten des Vischergötzendienstes nicht meine warme Verehrung für diesen großen ästhetischen Pfadfinder und schwäbischen Charakterkopf zur Gerechtigkeit, sondern vielmehr meine ehrliche Kritik an seinen Kanten, Ecken und Grenzen aufs Neue zum Verbrechen angerechnet werde, sei es gesagt, daß Strauß politisch viel klüger und einsichtsvoller war als der temperamentvolle Vischer. Er erkannte auch unter den Verzerrungen der Reaktionszeit, wie vierzig Jahre zuvor sein Meister Hegel, den gesunden Kern im preußischen Staat und die Nothwendigkeit des Ausscheidens von Oesterreich aus Deutschland, wenn die Einheit wirklich zu Stande kommen sollte. Kurz und markig drückte er im Juli 1866 sein politisches Kredo so aus: „Oesterreich hasse ich, die Mittelstaaten und ihre Politika verachte ich, vor Preußen habe ich Respekt, zur Liebe langt's noch nicht, aber meine Hoffnung für Deutschland ruht auf Preußen; entweder durch Preußen oder gar nicht ist Deutschland zu helfen.“ Und auch warum es mit Oesterreich nicht gehen könne, hat er 1863 Vischer klar zu machen gesucht: „1. weil es diesen überwiegenden außerdeutschen Anhängsel hat und 2. weil es katholisch ist. Ein katholischer Staat kann nie an der Spitze Deutschlands stehen, denn er repräsentirt gerade das nicht, was das Beste an Deutschland ist.“ So einsichtsvoll waren in jenen Jahren freilich die wenigsten Süddeutschen, auch die protestantischen nicht; zugleich sieht man, daß Strauß ein guter Protestant war und daneben doch die Frage stellen konnte: sind wir noch Christen? Nothwendig mußten aber nun im Jahre 1866 die Wege der beiden Freunde Strauß und Vischer immer weiter auseinandergehen, zumal da Vischer bei seiner reflektirenden Art die politische Kontroverse nicht ruhen lassen konnte und, wie es Strauß so hübsch ausdrückt, „auch dem Freund gegenüber die Waffen nie ganz ablegte; alle Augenblicke im Gespräch glaubt man zu bemerken, wie er an das Seitengewehr greift“.

Da kam 1870. Die beiden klassischen Briefe von Strauß an E. Renan sind noch in der Erinnerung aller, die jene große Zeit mit durchlebt und es freudig empfunden haben, daß damals nicht nur die deutschen Waffen, sondern auch der deutsche Geist Schlachten schlug und Siege erfocht. Strauß sprach hier aus, was die Gebildetsten unserer Nation in jenen Tagen Frankreich gegenüber fühlten und forderten. Und dieses Jahr brachte dann endlich auch die politische Versöhnung mit Vischer, der deutsches Blut und warmes Blut genug hatte, um im großen Kampfe seines Volkes nicht großdeutsch schmollend zur Seite stehen bleiben zu wollen; man weiß, daß er — ästhetisch, dramatisch — im Kriege von 1870 die Sühne sah für den Bruderkrieg von 1866, dessen politische Nothwendigkeit er nicht hatte begreifen können und zugeben wollen. Standen sich hier zwei historisch berechtigte Standpunkte gegenüber, die zu vielfachen harten Kämpfen, aber schließlich doch zur Versöhnung führten, so ist es tragisch, daß das persönliche Verhältniß der beiden Freunde doch noch mit einem Mißklang endigte. Vischer konnte dem letzten Buch von Strauß nicht zustimmen; das war sein gutes Recht; aber auch das mußte nun wieder analysirt und ausführlich motivirt sein. Strauß bat ihn, dies zu unterlassen; denn „im Augenblick gleicht mein Rücken noch allzusehr dem eines Gassengejagten, als daß nicht jede Berührung schmerzhaft sein müßte; zugleich ist in Folge des Aufeinanderschreiens und Einhauens von allen Seiten meine Besinnung so verwirrt, daß ich noch geraume Zeit nicht fähig sein werde, zu unterscheiden, worin ich Recht oder Unrecht habe.“ Ueberdies war er auch körperlich ein todwunder Mann. Aber Vischer hörte nicht darauf und so kam es zum Bruch; an dem Grab von Strauß hat ein Wort von Vischer gefehlt. Das versöhnende Element ist später doch noch zu seinem Recht gekommen, wie dies Zeller in einer Schlußbemerkung ausdrücklich hervorhebt.

Damit bleibt Eduard Zeller nur seiner Aufgabe treu, vermittelnd in dieses sturmbewegte Leben einzugreifen, so neben Vischer auch Baur und in gewissem Sinn auch den Zerwürfnissen der Straußischen Ehe gegenüber. Wunderbar schön ist, was Strauß darüber an Vischer schreibt: „Zeller bin ich unendlichen Dank schuldig in Bezug auf mein bisheriges eheliches Verhältniß. Er ist der einzige, dessen angelischer Natur es gegeben war, auf diesen Kohlen ohne Schmerz zu gehen; er allein ging bei uns ein und aus, wie wenn er nicht anders wüßte, als daß alles zwischen uns gut stehe. Dies, daß es doch Einem Menschen in unserem Hause wohl war, hat auch mir unendlich wohlgethan; es stand auch wohl, so lange er da war; weil er es zu glauben schien, glaubten auch wir es, und so rechne ich die Tage, die er bei uns zu verschiedenen Zeiten zubrachte, zu den wenigen Oasen dieser Wüste . . . Sag ihm dabei, wie innig lieb er mir dadurch geworden sei, und wie ich dies nicht ohne die tiefste Rührung schreibe. In ihm, in der Erinnerung an die Art, wie er sich bei uns gab, lebte für mich diese Ehe idealisch, wie sie hätte sein sollen, bisher fort. So als eine Natura angelica hat er sich in dieser Sache bewährt, und wenn wir zuweilen geneigt sind, das Mangelhafte, was eine solche Natur hat, hervorzukehren, so habe ich zugleich das volle Gefühl des Höheren bekommen, welches darin liegt und das uns fehlt.“

Mit diesem Ton voll Zartheit und Harmonie möchte ich schließen. Nicht alle Töne, die in diesen Briefen angeschlagen werden — ich nenne nur noch den einen des Humors, der Strauß so reichlich zu Gebot stand —, konnte ich hier widerklingen lassen. Der Biograph wird das nachholen und auch nicht verschweigen dürfen, daß und welche Töne in seinem Register fehlten. Er war ein Mensch,

nehmt alles nur in allem; aber er war ein Sohn seiner Zeit, für die soziale Grundstimmung der unsrigen hätte er, das zeigt sein letztes Buch, kein Verständniß gehabt. Er war, wie er einmal selber sagt, vielmehr „ein Epigone jener Periode der Individualbildung, deren Typus Goethe bezeichnet, und aus diesen Schranken konnte und wollte er nicht heraus.“ Und doch, die letzten Worte, die er von seinem Sterbebett aus am 4. Februar 1874 schrieb — am 8. Februar ist er gestorben —, sie gelten nicht dem Individuum, sondern dem Ganzen, dem Volk und Staat, dessen großer Sohn er gewesen ist. „Glück auf für morgen zur Reichstagseröffnung!“ ruft er. „Das sind Hauptsachen, wogegen unsere kleinen Schmerzen verschwinden.“

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

Englisches Soldatenleben.

Es ist nicht meine Absicht, eine militärwissenschaftliche Studie zu schreiben, sondern ein schnelles, aber nichtsdestoweniger scharfes Streiflicht auf die Organisation des englischen Landheeres zu werfen, in der sich das militärische mit dem bürgerlichen Leben, die soldatische Disziplin mit demokratischer Freiheit in so merkwürdiger Weise verbindet.*)

Das Gefühl der Unabhängigkeit und der Wunsch, den Kampf des Lebens auf eigene Hand zu unternehmen, ist bei dem englischen Volke in so hohem Grade ausgebildet, daß sich eine tiefe Abneigung gegen den militärischen Dienst und den damit verbundenen Zwang eingewurzelt hat. Die meisten jungen Leute, die etwas gelernt und Herz und Kopf an der rechten Stelle haben, ziehen es vor, die vielen Gelegenheiten, sich empor zu arbeiten, die ihr Vaterland so freigiebig darbietet, lieber nach eigenem Urtheil und eigenen Fähigkeiten auszunutzen, als den bunten Rock anzulegen. Streiks und damit verbundenes Elend, Niederlage der Industrie oder Unfähigkeit — das sind die Verbündeten des englischen Werbeoffiziers. Diese Agenten Ihrer Majestät der Königin gehören zu den merkwürdigsten Erscheinungen des Straßenlebens großer englischer Städte. Mit der rothen Schärpe über den grauen Mantel, mit den flatternden bunten Bändern an der schottischen Mütze und mit dem unvermeidlichen Stocke in der Hand durchwandern sie diejenigen Gegenden, in denen sie Abnehmer für den „Queens Shilling“ vermuthen.

Ich habe oft junge Leute, nothdürftig in Lumpen gehüllt, sich im Werbezimmer einer Kaserne versammeln sehen, um die Sorge für ihr tägliches Brot abzuschütteln und sich in erstaunlich kurzer Zeit zu schmucken Burschen zu entpuppen, mit dem kleinen Käppi schief auf dem Kopfe und dem bewundernden „sweetheart“ (Schatz) am Arme. So kommt es denn, daß sich das Heer zu einem bedeutenden Theile aus minderwerthigen Elementen rekrutirt, aus faulen, oder unselbständigen und unfähigen jungen Leuten, die nicht selten mit schlimmen Lastern behaftet sind, aber die alle eine militärische Tugend besitzen: Waghalsigkeit, oft bis zur Tollkühnheit. Es wäre natürlich Unrecht, das obige schlimme Urtheil auf jedes einzelne Individuum der Mannschaft auszudehnen. In großen Garnisonstädten wie Woolwich, Plumstead, Aldershot, u. s. w. hat sich allmählich in der Bevölkerung ein militärisches Gefühl herausgebildet, das sich von Vater auf den Sohn vererbt und der Armee Generationen hindurch Rekruten aus derselben Familie verschafft.

Unter solchen Umständen haben die militärischen Behörden eine wahre Sysiphusarbeit zu leisten, um das Heer in Stärke und Beschaffenheit kriegstüchtig zu erhalten. Sie trachten beständig danach, die materiellen Vortheile des Soldatenstandes zu erhöhen; sie verbessern die Löhnung, das Essen, die Wohnung und auf der anderen Seite erleichtern sie die Bedingungen des Dienstes. Im Vergleich zum angestrengten deutschen Soldaten führt sein englischer Kamerad das Leben eines Lords.

Ganz wie die englischen Kaufleute ihre Waaren an jedem Felsen der Seeküste und an jeder freien Hauswand der Straßen in großen Lettern anpreisen und so die Erinnerung an dieselben wachhalten, ganz wie der bekannte Mr. Pears dem Eisenbahnreisenden in riesigen Plakaten beständig entgegenruft: „Guten Morgen! Haben Sie Pears' Seife gebraucht?“ — ganz so bedient sich der Höchstkommandirende des englischen Heeres der Reklame, um junge Leute für die militärische Laufbahn zu gewinnen. An vielen Straßenmauern sowie in fast allen öffentlichen Gebäuden finden sich große Plakate, die mit ihren farbigen, weithin leuchtenden Abbildungen schmucker Soldaten in voller Uniform bestimmt sind, Neugierige herbeizulocken und verführerische Beschreibungen von den Vortheilen der Armee zu geben. So mancher hungrige Schlucker hat sich vor diesen Bildern entschlossen, die Sorge für seine weitere Existenz Ihrer Majestät der Königin anzuvertrauen. Aber diese kurzen Mittheilungen geben nur einen Vorgeschmack von den Herrlichkeiten, die des englischen Rekruten harren. Sie werden durch ausführliche Broschüren ergänzt, welche in allen Postanstalten des Landes und in vielen Barrooms, Speisehäusern u. s. w. kostenfrei abgegeben werden. In der hauptsächlichsten dieser Broschüren, welche den Titel „die Vortheile der Armee“ führt, wird in fünfzehn Seiten das Folgende auseinander gesetzt:

1. Jeder Rekrut kann sich Waffengattung und Regiment selbst wählen.

2. Die Rekruten dürfen für die meisten Waffengattungen nicht älter als fünfundzwanzig Jahre sein. Handwerker jedoch — namentlich solche, die für den Ingenieurdienst brauchbar sind — werden bis zum dreißigsten Lebensjahre zugelassen.

3. Für die Garde-Kavallerie wird eine Körperhöhe von mindestens 5 Fuß 11 Zoll verlangt; für die Infanterie sind 5 Fuß 4 Zoll ausreichend.

4. Die Brustweite muß mindestens 33 Zoll umfassen; als geringstes Körpergewicht wurden 115 Pfund verlangt.

5. Die Dienstzeit beträgt 12 Jahre, einschließlich des Dienstes in der Reserve. Bei manchen Waffengattungen beträgt die aktive Dienstzeit 7 Jahre, bei anderen nur 3 Jahre und der Rest fällt dann in die Reservezeit.

6. Unteroffiziere und Leute mit gutem Betragen können ihre Dienstzeit verlängern. Nach 21 Jahren wird eine Pension bewilligt.

7. Löhnung. Der gemeine Soldat erhält wöchentlich nach allen Abzügen für Nahrungsmittel u. s. w. mindestens 4 Mk. 50 Pf.; in der Garde-Kavallerie beträgt diese Summe 6 Mk. Die Unteroffiziere erhalten täglich mindestens 2 Mk. 20 Pf.; in der Garde-Kavallerie jedoch 3 Mk. Wachtmeister oder Feldwebel erhalten täglich mindestens 5 Mk., in der Garde-Kavallerie jedoch 5 Mk. 80 Pf.

8. Extralöhnung. Außerdem erhalten die Leute erhebliche Zulagen für

a) gutes Betragen; nach zweijährigem Dienste täglich 8 Pf.; nach sechsjährigem Dienste täglich 16 Pf.

b) Extradienst; Zulage schwankt zwischen 20 Pf. und 1 Mk.

c) Arbeiten in militärischen Anstalten, Verwendung bei öffentlichen Gelegenheiten u. s. w. Zulagen je nach den Verhältnissen.

9. Prämie. Nach zwölfjährigem Dienste erhält jeder Mann eine Prämie von 720 Mk. (36 Pfund Sterl.).

10. Verpflegung. Außer der Geldlöhnung erhält der Soldat tägliche, ausgiebige Rationen von Brot und Fleisch, Quartier, Heizung, Licht und freie ärztliche Behandlung. Er erhält ferner Ausrüstung, Bürsten, Kämme u. s. w., muß jedoch für Gemüse, Zucker und für Wäsche (mit Ausnahme der Bettbezüge) selbst zahlen.

11. Pension. Nach einundzwanzigjähriger Dienstzeit tritt eine Pensionsberechtigung ein, deren wöchentlicher Betrag für die Unteroffiziere die Höhe von 29 Mk. und für die Feldwebel die Höhe von 35 Mk. erreicht.

12. Fällt der Soldat im Kampfe, so sind seine Wittwe oder Kinder zum Anspruche auf eine beträchtliche Entschädigung berechtigt.

13. Eine beschränkte Anzahl von Unteroffizieren wird jährlich zu Offizieren ernannt.

*) Ueber die Stärke des englischen Landheeres vergleiche: Nation vom 4. Januar Nr. 14: Englands Heeresmacht von Karl Blind (London).

14. Heirath. Alle Feldwebel und Wachtmeister dürfen heirathen; ebenfalls 5 Prozent aller übrigen Unteroffiziere und etwa 5 Prozent der Gemeinen. Den Verheiratheten sind besondere, ausreichende Quartiere angewiesen, die mit dem Anwachsen der Familie vergrößert werden.

15. Verabschiedung. Nach der Verabschiedung wird für Anstellung im Civildienst möglichst Sorge getragen.

16. Der Reservist wird jährlich (bis zum vollendeten zwölften Dienstjahre) zu einer Uebung von 12 Tagen eingezogen.

17. Loskauf. Jeder Rekrut kann während der ersten 3 Monate gegen Zahlung von zweihundert Mark aus der Armee austreten. Später sind 360 Mark und die besondere Erlaubniß des Kommandeurs erforderlich.

18. Civilanzug. Jeder Soldat erhält bei seiner Verabschiedung einen neuen Civilanzug. — —

Dies sind die hauptsächlichsten Bestimmungen, die den jungen Rekruten in die Geheimnisse seiner Zukunft einführen. Es sei nun auch kurz mitgetheilt, wie sich der englische Soldat amüsirt, wie er lebt, wie er Dienste thut und wie er gelegentlich — — — revoltirt.

Um das englische Soldatenleben gründlich kennen zu lernen und meine Studien in Ruhe betreiben zu können, quartirte ich mich in dem kriegerischen Woolwich ein, ein Vorort Londons, der in der unmittelbaren Nähe der Millionenstadt die stärkste Garnison besitzt. Mir blieben jedoch die Thore der Kasernen verschlossen; ich durfte nicht einmal einen Schritt in das Arsenal thun, bevor sich das Kriegsministerium mit der deutschen Botschaft in London und mit dem Kriegsministerium zu Berlin in Verbindung gesetzt hatte. Aber dann waren alle Hindernisse beseitigt und hauptsächlich durch die Güte des Herrn Lieutenant Robson war es mir möglich, einen Blick in das innere Treiben der englischen Militärmaschine zu werfen.

Soweit der Komfort des täglichen Lebens in Betracht kommt, unterscheiden sich sämmtliche englische Kasernen, die ich in verschiedenen Garnisonstädten besucht habe, sehr vortheilhaft von den deutschen. Der Komfort ist nicht übertrieben, er ist nicht geeignet verweichlichend zu wirken, sondern ist dazu berechnet, die Kaserne zu einem „Home" zu gestalten, in dem sich die Mannschaft, wenn sie nicht unvernünftige Ansprüche macht, wohl fühlen kann. Die Zimmer sind groß, luftig und freundlich; sie sind keine Heringsfässer und dienen nicht ausschließlich zum Verpacken der Mannschaft, Waffen und Stiefelschmiere. Die eisernen Bettstellen sind so eingerichtet, daß sie des Morgens zusammengeschoben und hochgeklappt werden können. Die Bettdecken, Kissen u. s. w. werden vorschriftsmäßig in der Weise aufgerollt, daß sie während des Tages einen bequemen Sitz, der nicht nur zur Parade da steht, oder gar ein Lager bieten, auf dem sich der Soldat nach gethaner Arbeit ausstrecken darf. In der Mitte des Zimmers befindet sich ein langer Tisch, der um zwölf Uhr mit einem weißen Tuche bedeckt wird und die Stubengenossen zur dampfenden Mahlzeit um sich versammelt. Das Essen wird von besonders zu diesem Dienste Kommandirten aufgetragen und von dem Stubenältesten vertheilt. Es besteht aus vortrefflich gekochtem Fleische mit Gemüse und Kartoffeln.

Die Leute erhalten täglich drei Mahlzeiten: des Morgens Kaffee, Brot und Butter; des Mittags ein Essen, das im Vergleiche zu dem des deutschen Soldaten als luxuriöses Diner bezeichnet werden muß und des Abends Thee, Brot und Butter. Der Freundlichkeit meines Führers, des Lieutenant Robson, verdanke ich ein Exemplar des Küchenzettels, der während einer Woche des Januar in Geltung war. Der Zettel schreibt folgende Gerichte zum Mittagsmahle vor:

Sonntag: Braten, Kartoffeln, Yorkshire Pudding.
Montag: Goulasch, Kartoffeln, Reis.
Dienstag: Rindfleisch, Kartoffeln, Rüben.
Mittwoch: Braten, Kohl, Kartoffeln.
Donnerstag: Irish Stew, Kartoffeln.
Freitag: Braten, Gemüse, Kartoffeln.
Sonnabend: Hammelfleisch, Kartoffeln.

Ich sah die Speisezettel für fünf andere Wochen und bemerkte auf denselben, daß die Soldaten ziemlich regelmäßig einmal in der Woche sogar zum Frühstück kaltes Fleisch erhalten. Die Portionen waren stets reichlich und oft befand sich auf der Tafel ein besonderer, aus Privatmitteln verschaffter Leckerbissen, wie Muß, eingemachte Früchte u. s. w.

Es war jedoch nicht die Menge der verabreichten Speisen, die mir besonders auffiel; weit wichtiger erschien mir die Thatsache, daß sich der englische Soldat an eine gedeckte Tafel setzen kann und daß ihm Zeit gegeben wird, sein Essen in Gemüthsruhe zu genießen. — Die Unteroffiziere speisen nicht mit den Leuten zusammen; sie haben ihr eigenes Kasino und bereichern ihren Tisch aus einer gemeinsamen Kasse mit den besonderen Erzeugnissen der Jahreszeit.

Die Kosten für die Reinigung seiner Wäsche muß der englische Soldat selbst bestreiten. Er bezahlt täglich einen Penny (etwa acht Pfennige) und für diesen Preis wird ihm sein Leinenzeug von den Frauen seiner verheiratheten Kameraden nicht nur gewaschen, sondern auch sorgsam in Stand gehalten.

Die verheiratheten Leute bewohnen einen besonderen Theil der Kaserne, oft besondere Gebäude. Wie ich bereits erwähnte, befinden sich etwa 60 Prozent der Unteroffiziere und 4 bis 7 Prozent der Gemeinen im Stande der heiligen Ehe. Und wenn man diese Soldatenfrauen in ihrem Sonntagsstaate, nicht selten in Sammet und Seide, umherwandeln sieht, dann kann man vom kontinentalen Standpunkte aus nicht umhin, den in England so oft bedauerten „armen Tommy Atkins" für einen wahren Krösus zu halten. Die zahlreichen Kinder, welche diesen Ehen entsprießen, werden in besonderen Schulen unterrichtet, welche mit den vorzüglichen Londoner „Board schools" auf gleicher Stufe stehen. Sämmtliche Lehrer sind militärische Beamte, die unter dem Militärgesetze stehen. Der Hauptlehrer hat den Rang eines Feldwebels mit einem Gehalt von 3000 bis 4000 Mark. Ist es schon eine schwere Aufgabe, Disziplin unter den männlichen Mitgliedern des Heeres zu halten, so machen die weiblichen Mitglieder der Behörde noch schwerere Sorge. Sie befinden sich nicht unter dem schneidigen Schwerte des Militärkodex und können nicht in die Arrestzelle abgeführt werden. . . . so mancher muthige Oberst fürchtet sie mehr, als eine waffenstarrende Schaar kriegsdemalter Ashantis!

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Stratford-on-Avon. Curt Abel-Musgrave.

Fogazzaro: Eine kleine, altmodische Welt.*)

„Zuerst, nach Westen zu, warf der Herr Zolleinnehmer zwei Angeln, an der Spitze einer einzigen Schnur zusammengebunden, mit zwei heimtückischen Bissen Polenta, so weit vom Land wie er konnte hinaus; und war der Faden gut gestreckt, das obenauf schwimmende Korkstückchen in ruhiger Erwartung gewissermaßen vor Anker gekommen, so legte der kaiserlich königliche Mann die Angelruthe mitsammt der Leine vorsichtiglich auf das Mäuerlein und setzte sich und betrachtete sie. Oestlich von ihm schmauchte der Finanzwächter, den sie damals „il sedentario", den Seßhaften, nannten, auf dem kleinen Landungssteg hockend, vor einem anderen Korkstück in stummer Betrachtung seine Pfeife. Ein paar Schritte weiter saß der alte, spindeldürre Cüstant, ein Graukopf, gewesener Sakristan und Kirchendeamter, einer der Patrizier des Dörfchens Orio, auf dem Hintertheil seiner Barke, einen vorsündfluthlichen, hohen Tubus auf dem Haupte, in den Händen die zaubergewaltige Angel-

*) Piccolo mondo antico di Antonio Fogazzaro. Milano 1896. Casa Editr. Galli.

ruthe, die Beine über dem Wasser baumelnd, die Seele erfüllt von seinem Korke und gab sich der Betrachtung hin. Am Rande eines kleinen Ackers, im Schatten eines Maulbeerbaumes und seines großen, schwarzen Strohhuts, neigte der kleine, magere, bebrillte Don Brazzova, Pfarrherr zu Albogasio sich, vom klaren Wasser widergespiegelt, still betrachtend hinab. In einem Garten von Nieder-Albogasio war es ein anderer Patrizier in Lodenjacke und groben, kuhledernen Schuhen, der Verwalter des Kirchengutes Bignetta, il signoron geheißen, der feierlich ernsthaft, auf einem Sessel aus dem siebzehnten Jahrhundert die vielgenannte Angelruthe in seinen Händen bewachte und betrachtete. Unter dem Feigenbaum von Cadate verharrte Don Giuseppe Costabarbieri in stiller Betrachtung. Zu San Mamette beugten der Arzt, der Apotheker, der Schuster sich über das Wasser mit großem Eifer zu ernster Betrachtung. Zu Cressogno ergab der wohlgenährte Koch der Frau Marchesa sich der Betrachtung. Gegenüber von Oria, auf dem schattigen, verlassenen Strande des Bisgnago pflegte ein würdiger Erzpriester aus der unteren Lombardei in jedem Jahre vierzig Tage beschaulichen Lebens zu verbringen. Einsam, bischöflich großartig, hatte er zu seinen Füßen drei Angelruthen, deren, respektive drei, friedlich schwimmende Korkstückchen er, zwei mit den Augen, eins mit der Nase, betrachtete. — Wer auf dem See vorüberfahrend, alle diese tief nachdenklichen Gestalten gesehen hätte, ohne die Angeln, die Schnüre, die Korken zu unterscheiden, der hätte sich wohl im Land eines einsiedlerischen, asketischen Völkleins glauben mögen, das, Irdisches fliehend, den Himmel droben einzig zur größeren Bequemlichkeit im feuchten Spiegel des Sees sich fromm betrachtete." —

So schildert Antonio Fogazzaro die kleine, veraltet stille, idyllische, ihm theure Welt in Valsolda, an jener letzten Ecke des Luganersees, die sich nach Porlezza erstreckt. Vor Jahren schon hat er einen Band Gedichte unter dem Namen „Valsolda" herausgegeben. Ihm, der vom Vater her zu Oria ein Landhaus besitzt, ist seit frühster Kindheit die Gegend lieb und vertraut auf Weg und Steg, mit jedem Baum und Strauch, jedem ihrer gutmüthigen, originellen Bewohner. Und auch die Zeit, in die er seine Erzählung versetzt, scheint er zu kennen, als hätte er sie selbst als Mann schon erlebt, jene Zeit zu Anfang der fünfziger Jahre, da die stürmische Erregung von 1849 gewaltsam unterdrückt war, da die italienischen Patrioten sich zähneknirschend zum Schweigen zwangen, und als Angler, Tarokspieler, gute Nachbarn mit den Herren k. k. Beamten nothgedrungen verkehren mußten. Die Frage, ob in in einem Gartentopfe ein Jasminstrauch blüht oder nicht, — das heißt, ob zu dem Grün der Blätter, dem Roth der Terracotta auch noch das Blumenweiß hinzutritt und so die verpönten Farben Italiens dargestellt werden, — die beschäftigt in dieser Zeit nicht nur den Herrn k. k. Kommissar und den Herrn k. k. Zolleinnehmer, sie übt auch auf das Schicksal des Mannes, dem der Garten gehört, und auf das der Seinen ihren Einfluß.

Mit einem Gastmahl bei der Frau Marchesa Mairani beginnt der Roman. Ein Klavierstimmer, den sie in Ermangelung eines Besseren, als Vierzehnten zu ihrer Tafel befahl, erzählt wie man ihm an der Grenze seine geschriebenen Noten beschlagnahmt hat, weil der Zolleinnehmer Kreuz und B für Zeichen einer Geheimschrift gehalten. Die hochmüthige, österreichisch gesinnte Marchesa findet das ganz in der Ordnung. Ihre Tischgenossen, der Paolin und der Paolon und alle die anderen untergebenen Geister wagen nichts dagegen zu sagen. Nur Don Franco, ihr junger Enkel, erklärt kurz und bündig den Zolleinnehmer für eine Bestie. Und da man ihm widerspricht, aus Respekt vor der Dame des Hauses, da steigert er, wie es die kräftig ausdrucksvolle italienische Sprache gestattet, sein sehr deutliches Urtheil, — nicht nur eine dumme Bestie ist der Einnehmer: E un bestione! — Zu deutsch etwa: ein großes Rindvieh! — Damit steht er vom Tisch auf und geht. Die Mutter des Fräuleins, das ihm zur Brautschau vorgeführt worden, fällt ein wenig in Ohnmacht. Das Diner ist gestört. Und der Risotto mit weißen Trüffeln, der die Geladenen schon in der Erwartung freudig erregte, bleibt auf dem Nebentisch ungegessen.

Die Kluft zwischen Großmutter und Enkel hat sich damit noch erweitert. Für das junge Liebespaar, das in dieser selben Nacht droben zu Castello di Valsolda heimlich getraut wird, erscheint die Zukunft noch ungewisser. Durch den spionirenden Zollkontrolleur außer Diensten, Pasotti, erfährt die Marchesa, die heimliche Heirath. Sie verstößt ihren Enkel, verdächtigt ihn bei der Regierung; den Jungvermählten bleibt nichts, als zu Oria im Hause des Onkels, des alten Ingenieur Ribera, still hinzuleben und bessere Zeiten abzuwarten.

Don Franco läßt sich daran genug sein, daß er „sein Weib liebt, ihr Kind, Italien, seine Blumen, die Musik, die Schönheit seines Sees und der Berge". — Sie aber möchte ihn anders haben. In der thatenlosen Stille hat zwischen den Zweien, die sich lieben, sich ein Zwiespalt aufgethan: Franco, der leidenschaftliche und dabei milde, ist aufrichtig gläubig; Luisa, die strenge, ist es nicht. — Da die Verfolgungen der Regierung ihn schließlich zwingen, das Land zu verlassen, in der Nacht bevor er fort muß, gesteht sie es ihm, wie anders sie in den tiefsten Dingen denkt als er, wie ihr sein Glauben, seine kirchliche Pflichterfüllung als Lebensinhalt nutzlos erscheinen. Ihm, der vertrauensvoll sie immer eins mit sich glaubte, ist jedes ihrer Worte ein Dolchstoß. Daß sie ihm in seine Reisetasche ein Brieschen legt, seine Verzeihung zu erbitten, das rührt ihn wohl, doch kann es das Bittere, was er von ihr hören mußte, nicht aus seinem Gedächtniß tilgen. Er geht nach Turin, wie damals alle die Patrioten, die unter den Fremden nicht athmen konnten und träumt nun nicht mehr, sondern arbeitet: „für sein Brot, für Italien, für seinen Gott".

Unterdessen ist seine Frau mit ihrem Kinde bei dem Oheim in Oria geblieben, dem Zio Piero, der um dieser Heirath willen seine Staatsanstellung und sein Gehalt verloren hat. Die Schilderung der Freundschaft, die den Alten mit der kleinen Maria verbindet, gehört zu den liebenswürdigsten Stellen des Buches. Er hält sie auf seinen Knien, singt ihr Lieder vor, deren Worte sie noch nicht richtig nachsprechen kann. Bei jedem, was die Kleine thut und sagt, fühlt man die leidenschaftliche Zärtlichkeit der Ihren mit.

Luisa ist gegangen, endlich, nach ihrer Ueberzeugung, daß man seine Meinung vertreten müsse, nicht dulden und warten, sondern handeln, der Großmutter, Marchesa Mairani, die von Franco immer geschont wird, einmal offen die Wahrheit zu sagen. Sie hat aber noch kaum zu sprechen begonnen, da unterbricht sie lautes Rufen. Durch den ganzen Ort hört sie gellend ihren Namen von vielen Stimmen geschrien. Es ist etwas Schreckliches geschehen. Und da sie nach Hause stürzt, sinnlos vor Angst, da ist ihre süße Maria, die sie vor ein paar Minuten gesund verließ, nicht mehr am Leben. In dem Bootshafen am Garten wollte die Kleine ihr neues Schiffchen wohl schwimmen lassen. Da hat man sie im Wasser gefunden. . . . Die Mutter aber trägt für immer den Vorwurf mit sich, daß ihr Liebling sterben mußte, weil sie, Luisa, ihrem eigenen Kopfe nach handeln, thun wollte, was, wie sie wohl wußte, ihren Gatten schmerzen würde. Ihre starre, bittere Verzweiflung vermag Keiner zu lösen. Auch Franco nicht. Von den Freunden gerufen, hat er sich auf heimlichen Wegen, um die Grenzwächter zu umgehen, in sein Haus gestohlen. — Aber zu schnell ist die Kunde seiner Heimkehr ruchbar geworden. Von dem Fenster des Zimmers, in dem er mit zwei Gesinnungsgenossen sich über die Zukunft Italiens bespricht, sieht man draußen auf dem See das Boot der Zollwächter, sieht auf der Straße Soldaten kommen. Die Freunde drängen ihn zur Flucht. Er aber hört in der letzten Minute, daß seine Großmutter, die Marchesa, von einem Schlaganfall betroffen wurde, daß sie von einer Erscheinung redet, die ihr sein armes Kindchen Maria vor Augen führte. Die alte Frau begehrt nach ihm. Und er,

pietätvoll wie er ist, geht nicht mit den Anderen, schleicht sich durch die Nacht zu der Greisin, findet sie fast schon wieder genesen und von ihrem alten, herzlosen Hochmuth erfüllt. Dennoch verzeiht er ihr. Zugleich spricht er in stolzen Worten ihr seinen Verzicht aus, wie den seiner Gattin, auf das vielumstrittene Familienerbe, das für Leiden und Seelenschmerzen keine Entschädigung bieten kann. Darauf nimmt der Arzt der Marchesa, um ihn der Polizei zu entziehen, Franco als seinen Ruderknecht mit nach Lugano. In den Mantel gehüllt, die Kapuze über den Augen, fährt er an seinem eigenen Hause und der Trauer darinnen vorüber, an dem Zolleinnehmer vorüber, der unter dem Regenschirm fischend sitzt, hinaus in die Freiheit. — „Wenn's Zeit ist," sagt Dr. Aliprandi, „wenn die Kanonen sich hören lassen, werde ich auch mit dabei sein."

Seit dem Tode der kleinen Maria hat Luisa die halben Tage auf dem Grabe zugebracht. Mit Tischrücken und Geisterklopfen sucht sie, die einst so starkmuthige, einen unmöglichen Zusammenhang mit dem verlorenen Kinde zu erlangen. Da bricht das Jahr 1859 an. Franco gibt ohne jedes Besinnen seine kleine Stellung beim Ministerium in Turin auf. Für Italien sein Leben zu wagen, dünkt ihn schöner, als für das Vaterland die Feder noch so gut zu führen. Aber bevor er in den Krieg geht, will er seine Frau wiedersehen. Zu ihr kann er nicht, als Ort der Zusammenkunft bestimmt er ihr die Isola Bella. Der Lago Maggiore ist von Turin in einer kurzen Reise erreichbar und das Westufer desselben, die davor liegenden borromäischen Inseln mit einbegriffen, gehört zu Piemont. Luisa jedoch zögert, diesen Wunsch ihres Gatten zu erfüllen. Sie kann sich nicht entschließen, das Grab Marias für einen Tag nur zu verlassen. Sie zittert vor der Möglichkeit, daß Franco's Liebe wieder Macht über sie gewinnen könne. Da ist's der Alte, der Zio Piero, der Jahre lang schweigend seinen und ihren Kummer trug und nun plötzlich eingreift:

„Du hast Deinen Kompaß verloren," sagt er ihr. „Etwas, was ich nie für möglich gehalten hätte! Etwas, was ganz unglaublich scheint! Aber wenn," — und er hob den Kopf auf und blickte Luisa ins Gesicht, — „wenn man nur anfängt, ihn zu verlieren, den richtigen Kompaß, dann ist's auch geschehen. Und Du, Liebste, Du hast schon seit etlicher Zeit angefangen. . . . Das ist's, was ich Dir sagen wollte. Höre mich an: meine Mutter hat Kinder verloren, Deine Mutter hat Kinder verloren, ich sah so viel Mütter, die ihre Kinder verlieren mußten, und keine hat sich benommen wie Du. Was hilft das auch, wir Alle sind sterblich und müssen unser Geschick hinnehmen. Jene ergaben sich darein. Aber Du, nein! Und der Kirchhof! Und die zwei, drei, vier Besuche am Tage dort! Und die Blumen, und was weiß ich sonst noch, ach, ich Aermster! . . . Und nun schließlich gar noch dieser Einfall, daß Du nicht hingehen willst, Deinen Mann zu treffen, unter solchen Verhältnissen, das übersteigt denn doch alle Grenzen. Das heißt", fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „daß ich hingehen werde."

Luisa kann den alten Mann, der seit er ohne sein Amt ist, mehr und mehr seine Lebenskräfte verlor, nicht allein reisen lassen. Sie rüstet sich, mit ihm zu gehen. Früh, an einem Februarmorgen, machen sie sich fertig zur Fahrt:

„Hoch oben über Oria erblickt man durch die dampfenden Dünste hindurch das blasse Sonnengold auf den Bergen und höher noch eine durchsichtige Klarheit. . . . Der Alte trat auf die Terrasse hinaus, den wunderbar großartigen Kampf zwischen Sonne und Nebel zu genießen. Der ganze östliche Theil des Sees erschien wie ein weißes, endloses Meer. Nach und nach färbten sich jene dichten weißen Dünste, bläulicher, hellere Stellen zeigten sich am Himmel, im tiefsten Grunde dieses Nebelmeers im Osten zitterten neue Lichtblitze auf, lange Streifen, bräunliche Flecken, vom Winde zerrissen: ein Sonnenauge erschien und verschwand wieder in den wirbelnden Dämpfen über Osteno, vergrößerte sich rasch und strahlte siegeshell. Nach allen Seiten entfloh der Nebel in Fetzen, in Flocken. Viele davon zogen an Oria vorüber, groß und geschwinde, andere warfen sich auf die Höhen, die Masse wandte sich wieder rückwärts, dem äußersten Osten zu; dort, hinter und über einem schweren, weißen Vorhang stiegen strahlend in der Helle die fernen Berge des Comersees auf. . . . Der Oheim blieb in Bewunderung auf der Terrasse bis zum Moment der Abreise. Wäre er ein eingebildeter Dichter gewesen, hätte er vielleicht gedacht, Valsolda wolle mit diesem Abschiedsschauspiel ihm ein Lebewohl zurufen, wolle sich ihm so schön zeigen, wie er die Gegend nie zuvor gesehen; aber solche poetische Phantasien kamen ihm nicht und dann handelte es sich ja auch nur um eine gar so kurze Reise! . . ."

Diese Reise ist freilich kurz. Aber sie bringt den Zweien aus dem stillen Valsolda neue Eindrücke genug: überall Bewegung, Soldaten, Kriegsvorbereitung. „Ich will mich auch bei den Bersaglieri stellen", sagt scherzend der Alte. Von der Schwäche und Müdigkeit, die ihn zu Hause niederdrückten, weiß er hier nichts mehr. Auf der Isola Bella kommt Franco bald nach ihnen an. Ergreifend schön ist das Wiedersehen der Gatten, ihr nächtliches Auf- und Niederwandeln auf dem schmalen Raum, vorüber an der Kirche und dem Palast auf der Insel. Bei dem Gedanken an die Gefahren, denen ihr Mann entgegengeht, fühlt Luisa die Rinde um ihr armes Herz zerschmelzen. — Am Morgen, nachdem Franco fort ist, begehrt der Onkel noch den Garten zu sehen, — zum letzten Mal vielleicht im Leben. Er bewundert Alles mit kindlicher Freude, die hohe einsame Palme im Vorhof des Schlosses, den Kampherbaum gleich am Eingang und den lustigen Treppenbau mit den Statuen, den kleinen, spitzen Obelisken, und endlich den Platz unter den alten Strobusbäumen, deren einen ein Blitzschlag traf. . . . Luisa lehnt am Gartengeländer in ihr Denken eingesponnen. Während der Alte sich ausruht, blickt sie über den See, wo an der einen Seite zu Pallanza die italienischen Nationalgarden exerzieren, während drüben zwischen Laveno und Luino ein Kriegsschiff der Oesterreicher unter Dampf liegt. Sie aber träumt von einem neuen Glück, das vielleicht kommen wird, für ihr verlorenes ihr Trost zu bringen. Dann wendet sie sich zurück zu dem Oheim, sieht ihn, beschleunigt den Schritt, stößt einen Schrei aus . . .

„Wie der alte, schuldlose Baum war der Zio Piero von einem Blitzschlag getroffen worden. Sein Körper ruhte an der Lehne des Gartensessels, das Haupt rührte ihm mit dem Kinn an seine Brust, die Augen standen offen, starr, blicklos. So war es wirklich doch ein Abschiedsschauspiel gewesen, was ihm sein Valsolda dargeboten. . . . Er war gekommen, sich zu stellen, Gott aber wollte ihn in einer höheren Miliz, und da der Appell geblasen wurde, hatte er geantwortet. Die Trommeln von Pallanza drüben wirbelten, wirbelten zum Abschied von einer Welt, zur Begrüßung für eine andere. . . ."

Mit diesem Ausblick in die Zukunft, auf das neue, geeinte Italien, endet das Buch von der kleinen, veralteten Welt.

Die Handlung des Romans konnte in der kurzen Inhaltsangabe im Allgemeinen dargestellt werden. Aber doch nur äußerlich, sowie wir etwa das Leben von Halbfremden aus der Ferne überblicken. Das Leben derer, die uns nahe sind, das unserer Freunde, sieht und kennt man intimer. Und dies Buch ist wie ein Freundesleben, dem man bis auf den Grund sehen kann, bis in jede kleinste, verborgene Falte. Es ist etwas darin, was sich nicht zergliedern, nicht so wiedergeben läßt. Der tiefe Zwiespalt, der sich hindurchzieht, der Gegensatz in der Lebensanschauung von Mann und Frau, erscheint, während man liest, wie ein Kampf im eigenen Herzen. Mag man gläubig sein wie Franco, oder nicht, man muß mit ihm fühlen, verzeiht seine Schwächen, begreift sie, und noch mehr Luisa's Zweifel, ihr allmähliches Sichselbstbewußtwerden, ihr Abwenden von ihm, schließlich ihre Rückkehr zu ihm aus Liebe. Es wird das Alles nicht laut ausgesprochen, man sieht es werden, erlebt es mit. Ebenso nahe lernt man auch die Anderen kennen, die zahllosen Nebenpersonen, die Pfarrer, Nachbarn, Paolin und Paolon und den gelehrten, tischrückenden Professor. Sie alle sind mit liebevollem, sonnigem Humor geschildert. Selbst dem Herrn K. K. Kontrolleur außer Diensten Pasotti, dem Horcher, der zwischen Großmutter und Enkel die Zwietracht steigert, sieht man mit einem gewissen Behagen zu, wie geschickt er die geheimgehaltene Trauung auskundschaftet, oder wie er die guten eingemachten Kirschen des braven Geistlichen für sich nimmt und seiner Frau nur das trockene Brot läßt. Und wie rührend ist diese arme, stocktaube Alte, Signora Barborin, die ihres Gatten Bosheiten nicht hören kann, aber durch ihre Herzensgüte sie verzeihen macht. Und

der Sior Jacomo, der alte Venetianer, der hier zum Dorfmagnaten geworden, es erleben muß, wie Don Franco's beide Freunde für ihre Flucht ihm, der mit seiner Zipfelmütze behaglich im Bette lag, die Kleider fortnehmen, sammt seinem berühmten hohen Cylinder! Jeder gibt sich in seiner Weise, jeder spricht seine Sprache: Sior Jacomo Venetianisch, die Anderen, vom Adeligen hinab zu der Zia und der Leu, und wie die dienstbaren Geister sonst alle heißen mögen, ihr Mailändisch-Lombardisch, wie es hier an den Seen üblich ist. Aber wie viele Varianten, wie viele feinere Schattirungen gibt es da noch. Allein für das harmlose Wörtchen „Nicht“, zählt der Zio Piero, der gründliche Kenner seiner heimathlichen Sprache, deren drei auf: „ghe n'è no, ghe n'è minga, e ghe n'è miga“: sagt er selber im Dialekte.

Antonio Fogazzaro ist in keiner seiner Dichtungen ein Anhänger der Modernen. Schon in seinem Jugendwerk, der poetischen Erzählung „Miranda“ schlägt er seinen eigenen Weg ein. In „Daniele Cortis“ vertritt er seine politischen Anschauungen, die nicht jene der Menge sind. Er hielt Vorträge zu Venedig, Mailand u. s. w. über die „Evoluzione“, die Geschichte der Menschenentwicklung, vertiefte sich, in einer Gegenüberstellung der Theorien von Sankt Augustin und Darwin, in seine besondere, ihm ureigene Philosophie. So steht er auch im bewußten Widerspruch zu den italienischen Autoren, die ihren Ehrgeiz darein setzen, den Naturalismus der Franzosen mit ihrer südlicheren Leidenschaftlichkeit nachzuahmen und noch zu überbieten. In diesem Buche schildert er ja außerdem eine vergangene, stillere Zeit. Aber ein Luftzug von dem, was modernstes Schaffen anregt, berührt ihn doch und ruft in ihm das Beste wach, was die Neueren wollen: Einfachheit und Lebenswahrheit. Es ist seine besondere Kunst, wie er den Leser, ohne jegliche Einleitung, gleich zu Anfang immer in die Mitte der Handlung, in die Mitte der Handelnden versetzt. In dem ersten Kapitel: „Vom Risotto und den Trüffeln“, lernen wir hier die ganze Gesellschaft des Seewinkels kennen. Darauf bedarf es nicht, wie so oft, besonders in französischen Büchern, eines zweiten Abschnittes, der uns nun erst langathmig rückwärts schauend, die Lebensgeschichte dieser Leute ab ovo erzählte. Die Handlung schreitet vorwärts, es folgt der Bruch, es folgt die Trauung; — aus dem was geschieht, ergänzt sich was früher geschehen ist. Ebenso gibt er nicht zum Schlusse eine genaue Erklärung darüber, wie es Allen weiter ergehen wird, oder was künftig noch aus ihnen werden mag. Es ist nur ein Stück Leben, tieftraurig oft, dann wieder komisch, unvollkommen und doch erhebend, scheinbar so absichtslos wie das Leben selbst.

Und also genügt denn auch, statt der vielen, klassifizirenden Adjektive des Werkes Geist und Art zu schildern, ein einziges, kurzes, inhaltschweres: das Buch ist gut! —

Hamburg.

Adalbert Meinhardt.

Theater.

Deutsches Theater. „Lebenswende“. Tragikomödie in 5 Akten von Max Halbe. — Berliner Theater: „König Heinrich“. Tragödie in einem Vorspiel und 5 Akten von Ernst von Wildenbruch.

Auf die „Jugend“ hat Max Halbe, eben dreißigjährig, die „Lebenswende“, das Drama der Dreißigjährigen“, folgen lassen. „Erahnen schwül, Erschauen klar, im Reifedrang des Strebens, bergauf, bergab, im dreißigsten Jahr, an der Mittagsscheide des Lebens,“ wie es in dem Motto des Stückes heißt.

Eine verhaltene Symbolik, hinter der sich keusch lyrisches Empfinden barg, machte den eigenen Zug in Halbe's Künstlerphysiognomie aus. Das unterschied ihn und machte ihn sympathisch: ein Lyriker, der seine Stimmungen verschweigt, sie auch von seinen Gestalten unausgesprochen läßt, und diese stummen Stimmungen dann doch in ein Fluidum zu bannen weiß, das über seinen Menschen ruht. So die Natursymbolik im „Eisgang“, in der Halbe sich mit Keller'schen Entwürfen begegnen durfte: in die Stimmungssphäre des Dramas tönt das Rauschen des Stromes hinein, der losbrechend dann das Schicksal der Menschen erfüllt. So auch die Frühlingssymbolik in der „Jugend“: durch das geöffnete Fenster dringt würzige warme Luft, das erste Radieschen ist gereift und die Lerche singt, und der Frühling pulst in den jungen Herzen. In dieser verhaltenen Symbolik lag die Innerlichkeit der Halbe'schen Dichtung beschlossen. In ihr die Ergänzung der Charakteristik Denn die Kunst, scharf umrissene Gestalten lebensvoll hinzustellen, war Halbe früh zu eigen; der graue Wirklichkeitsfanatismus, der eben Mode war, schien ihn zurückzuhalten mehr zu geben, als eben äußerlich zu Tage treten kann. Aber in jener Symbolik lagen gleichsam die Untertöne, die stimmunggebend und ergänzend mittönten.

Ein Abschiednehmen von der Jugend ist Halbe's neue Komödie. Der Berg wird steiler und der Weg wird enger, man muß allein weiter wandern, wenn man hinauf zur Höhe kommen will. Das ist die Lebenswende, die Halbe meint, daß man von liebgewordenen Gefährten lassen muß, um entschlossen sein Ziel ins Auge zu fassen; eine Wende, bei der es für die einen aufwärts, für andere abwärts geht. So steht ein Freundespaar im Mittelpunkte der Komödie, und eben an jener Wende umwerben sie zwei Frauen. Der eine ein Techniker, der eine Erfindung gemacht hat, widersteht und sucht den Freund, einen verkommenen Studenten, aus den Schlingen der Kokette zu retten. Das mißlingt ihm, und entschlossen gibt er dem Freund Valet und wandert einsam weiter. So wenigstens war der durchaus ernste Konflikt dieser Komödie konzipirt. Herausgekommen ist von alledem leider wenig. Nicht einmal die Freundschaft, auf der das Ganze fußen mußte, ist so dargestellt, daß sie Antheilnahme erheischen müßte Der eigentliche Konflikt bleibt ganz latent. Es ist ein Hin und Her, ein Für und Wider, ein plumpes und ein opferfreudiges Werben der Frauen, ein thörichtes Zugreifen und ein ängstliches Zurückstoßen, das einen anmuthet, als sähe man einem Manöver zu, ohne doch zu verstehen, warum sich die Linien so und nicht anders bewegen. Eigentliche Handlung fehlt ganz. Und nur eine Gestalt ist markant durch die Wirren erkennbar: das Mädchen, das den Techniker umwirbt; eine Studentenbraut, deren Freund gestorben, die das Leben genossen hat und damit abgeschlossen haben möchte und doch auch wieder nicht abschließen kann. In ihrer Liebe schwankt sie zwischen Opfermuth und toller Selbstaufgabe, und in all dem verkörpert sie die Thorschlußpanik an der Lebenswende.

Was hat sich von Halbe's Kunst in der „Lebenswende“ bewährt? Ueberraschend wirkte auch in seiner neuen Komödie die Fähigkeit, Gestalten lebensvoll hinzustellen. So standen die beiden Männer und die beiden Frauen da. So überraschend und scheinbar so kräftig wirkte dieses Können, daß man wohl versucht sein konnte, über der äußerlichen Komik der Linien dieser Griffelkunst zu vergessen, daß die Komödie ihre innerliche Komik ganz schuldig blieb. Aber auf die Dauer der fünf Akte verlor sich auch dieser Reiz. Im künstlerischen Sinne waren es welke Blätter, ohne ein Leben im Innern, die der Wind da durcheinander trieb. Und das zu sehen stimmt traurig, auch wenn die Blätter lustig gezackt sind, auch wenn der Wind sie fröhlich durcheinander jagt. Es fehlte fast allen diesen Menschen das Beste, was den Menschen eben erst zum Menschen macht, das Innenleben. Und darum fragte man nicht danach, ob diese Freunde sich trennen und ob es mit dem einen aufwärts, mit dem andern abwärts geht. — Man spricht sonst wohl von dem Familienzug, der den Gestalten eines Künstlers eigen:

in dem Sinne könnte man die Personen der „Lebenswende“ Waisenkinder nennen, denen der Rock gemeinsam ist und — die Vaterlosigkeit. Was macht denn einen Lebensausschnitt zur Komödie? Daß man im Lichte einer Lebensauffassung das Durcheinanderkribbeln und -krabbeln der Geschöpfe sieht. Und diese eine Lebensauffassung kann nur aus einem gleichen innerlichen Zuge all der verschiedenen Gestalten sprechen. Die Personen aber der „Lebenswende“ sind vaterlos.

Ansätze freilich zu jener verhaltenen Symbolik, in der Halbe in früheren Werken ein Innerliches gab, weist auch seine neue Komödie auf: da ist der Raum, in dem die ersten drei Akte spielen, das Zimmer der Studentenbraut, mit seinen überzogenen altmodischen Möbeln, mit dem Bild des Frühverstorbenen an der Wand. Eine Atmosphäre, wie von dem Duft welkender Blüthen braunt darin. Und dann in den Schlußakten der Glühofen des Erfinders, der seinen grellen Schein in eine arbeitsfreudige Zukunft werfen soll. Dieser Gegensatz eben ist „Lebenswende“. Aber als Stimmungselement kam das alles darum kaum in Betracht, weil Halbe über die Stimmungswelt der Komödie nicht gebietet. Darum wirkte auch die Aufführung trotz zum Theil glänzender Einzelleistungen nicht stimmungsvoll: Rittner und Hermann Nissen gaben ihr Bestes, ohne das einlösen zu können, was der Dichter schuldig blieb.

Was hatte doch den künstlerischen Werth der „Jugend“ ausgemacht? Neben das Frühlingspulsen und die Klarheit der Charakterschilderung war ein entscheidendes Element getreten: der Künstler hatte über seinen Gestalten gestanden. Er hatte auf ihre Schicksale hinabgeblickt. In der „Lebenswende“ steht Halbe neben seinen Menschen. Und das ist zu beklagen. Halbe ist seit der „Jugend“ in seinem eigenen Entwicklungsgang nicht vorwärts gekommen. Er ist nicht reicher geworden und nicht gereifter. Sein Gesichtswinkel ist nicht weiter geworden und er hilft sich mit dem Schlagwort der „Arbeit“ über eine benöthigte Lebensauffassung hinweg. Hat ihm selbst das Leben nicht gehalten, was es ihm versprochen, und hat er fortschreitend nicht klarer gesehen, als zu Beginn der Wanderschaft? Fast scheint es so. „Bergauf, bergab, im dreißigsten Jahr, an der Mittagsscheide des Lebens.“ — —

Der Zufall, der die Ereignisse einer Theaterwoche launisch zusammenwirft, hat neben die Halbe'sche Komödie Ernst von Wildenbruch's historische Tragödie „König Heinrich“, die den ersten Theil der Doppeltragödie „König Heinrich und sein Geschlecht“ ausmacht, gestellt. War die Aufnahme, die Halbe von dem Publikum erfuhr, lau und zum Theil ablehnend, so hatte Wildenbruch einen durchschlagenden Erfolg zu verzeichnen.

Wildenbruch hat sein dichterisches Können in mehr als einer kleinen Erzählung dargethan: in seinen Dramen hat er sich fast immer ins Theatralische geflüchtet. Auch König Heinrich ist eben nur ein Theaterstück, das auf die Ideendichtung hinzielt, und als solches, oder auch nur als solches, ließ es die Aufführung des Berliner Theaters zu starker Wirkung gelangen. Mehr als die Einzelleistungen Otto Sommerstorff's, Theresina Geßner's und Arthur Kraußneck's verdient deshalb die tüchtige Regie anerkannt zu werden.

Im Theatralischen hat Wildenbruch auch diesmal seine starke und hinreißende Kraft bewiesen, die über Unwahrscheinlichkeiten und Brüche keck, in gestrecktem Lauf hinübersetzt. „Heinrich und Gregor“, so müßte dieser erste Theil der Bühnendichtung von Rechtswegen benannt sein: auf den Gegensatz und den Konflikt der beiden Persönlichkeiten hat Wildenbruch das theatralische Interesse gestellt. Ein innerlich suchender Dramatiker hätte zu dieser Dichtung vielleicht ein Vorspiel geschrieben, das Heinrich IV. in der harten und lieblosen Schule des Erzbischofs Anno von Köln zeigte; Wildenbruch erwählte zum Vorspiel die Todesstunde König Heinrichs des Dritten, in der sich die Königin Wittwe in die Arme Hildebrand's, des späteren Papst Gregor, reumüthig flüchtet, und die rebellischen Sachsenherzöge das widerstrebende Kind dem Erzbischof Anno lärmend ausliefern. Und so nimmt das Stück seinen Fortgang, immer mit Ausbeutung der theatralischen Gegensätze. In Worms bricht die ungezügelte Natur des jungen Herrschers vulkanisch elementar aus, er mißhandelt mit herzlosem Wort seine Mutter und wirft dem Papst in ruchloser Selbstüberhebung den Fehdehandschuh hin. Und dieser erste Akt, der auch theatralisch der stärkste ist, giebt Ansätze zu einer Charakteristik, deren Fortbildung und Vertiefung dann leider fehlen. Nur ein momentanes Interesse ist in den folgenden Aufzügen gesucht und mit spontaner Kraft erregt, und mühsam muß jeder Akt von neuem den Faden anspinnen, um ihn dann ebenso sorglos wieder abzuschneiden. So ziehen in farbenglänzenden bewegten Bildern die Scenen dahin: der Papst im Vollbesitz seiner Macht schleudert den Bannstrahl gegen Heinrich, dann, ganz melodramatisch, die Sinneswandlung des Königs, das Zusammentreffen in Canossa und ein letztes Zusammentreffen des siegreichen Heinrichs mit dem besiegten Papste. Auch die Charakteristik der beiden Hauptgestalten nur auf den Gegensatz gestellt, wobei eine so komplizirte Persönlichkeit wie die Gregors arg zu kurz kommen mußte. Die Ideen, die die Zeit bewegten, hat Wildenbruch in seinem „Neuen Gebot“ tiefer und packender in Erscheinung treten lassen — wie weit sie in „König Heinrich“ gestaltet sind, kann erst der zweite Theil des Dramas lehren. In Wildenbruch's neuer Bühnendichtung ist die Handlung eben etwas selbstherrlich geworden. Wildenbruch hat die Kraft seiner Beredsamkeit und auch sein theatralisches Können in ihren Dienst gestellt.

Aber man lasse einmal die beiden Dichter, Halbe und Wildenbruch, die das zufällige Zusammentreffen einer Theaterwoche so neben einander gerückt hat, als Repräsentanten zweier, einander schnell gefolgter Generationen gelten. Warum haben sie beide, trotz unbestreitbar starker dichterischer Beanlagung, die rechte Innerlichkeit nicht gefunden?

Die Entstehungsgeschichte des Deutschen Reiches wird einmal die Litteraturgeschichte unserer Zeit ergänzen müssen. Auf überraschenden blendenden Glanz sind so schnell Enttäuschungen aller Art gefolgt, daß der Glanz die einen und die Enttäuschungen die andern in ihrem Werdegang gehemmt haben. Auf ein Sichberauschen an der Persönlichkeit ist schnell ein skeptisches Zersetzen jedweder Persönlichkeit gefolgt — beides ist gleich gefährlich für die Kunst. Denn die Kunst ist ein Versenken in die Persönlichkeit.

Wir haben ein Recht zu hoffen, daß die junge Generation diesen Skeptizismus überwinden wird. Aber wir haben kein Recht zu sagen, daß sie auf dem Wege zu echter Kunst sei. Denn es giebt keinen „Weg“ zur Kunst.

Ernst Heilborn.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan Bülowstraße 80.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 18. Berlin, den 1. Februar 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Zwei Sorten von Ereignissen — und weder die eine noch die andere ist besonders ergötzlich — nehmen jetzt einen breiten Raum in den Erörterungen über die internationale Politik ein. Da gibt es eine Reihe von Nachrichten, die von heute auf morgen die wunderbarsten Bündnisse verkünden oder die wunderbarsten Vereinbarungen für eine saubere Austheilung der Türkei, und da gibt es eine andere Reihe von Nachrichten, die gar keinen märchenhaften Charakter an sich tragen, sondern die vielmehr die sehr reale Thatsache mittheilen, daß ein englischer Minister nach dem andern eine Rede hält, in der er verkündet, daß England riesenstark sei und daß es sich seinen Länderbesitz von Niemandem würde rauben lassen.

Die Narrheit, die darin liegt, zu verkünden, daß man übermorgen die Türkei in einzelne Portionen zum Vertheilen an einzelne Großmächte tranchiren werde, und die andere Narrheit, die darin besteht, die internationale Politik im Handumdrehen aus ihren bisherigen Bahnen durch den Abschluß neuer utopischer Bündnisse hinauszuwerfen, — diese wie jene Phantasterei ist kurzathmig genug. Heute geboren, sind solche Nachrichten ein paar Tage später todt. Sie beweisen nur eins; die jüngsten Ereignisse haben ein solches Gefühl der Unsicherheit zurückgelassen, daß die Gemüther auch für ganz thörichte Gerüchte empfänglich sind.

Eine ernstere Beachtung verdienen dagegen die Reden der englischen Minister.

Diese Zeitschrift hat von Anbeginn an es lebhaft bedauert, daß die guten Beziehungen sich zwischen Deutschland und England getrübt haben; dies Bedauern hat nicht darin seinen Grund, weil wir Deutschland für schwach hielten; der Grund ist, daß auch ein starker Staat keine internationale Feindschaft sich zuziehen soll, wenn nicht zwingende reale Gründe dies verlangen. Man hat immer zu viel Feinde, und man hat nie genug Freunde, auch wenn man so gut bei Kräften wie Deutschland ist.

Wir müssen aber gestehen, daß die englischen Ministerreden neuester Zeit schließlich auch kühle Beobachter in Deutschland nicht mehr ganz kühl lassen können.

Da fühlt sich Herr Chamberlain veranlaßt, hervorzuheben, daß Queensland dreimal so groß wie Deutschland ist; mit einer ähnlichen Wendung würde man in einem etwas zurückgebliebenen Bezirksverein bei uns vielleicht einigen Erfolg haben. Wir sagten uns, warum soll nicht einmal ein englischer Minister taktlos sein, also sehen wir über die Sache hinweg; aber nun rasselt auch Lord Hamilton und Sir Michael Hicks Beach mit dem Säbel, so daß man zu der Ueberzeugung kommen muß, es handelt sich nicht um ein einmaliges Entgleisen, sondern um eine politische Methode.

Diese politische Methode erscheint uns sehr unglücklich. Wir in Deutschland halten es für selbstverständlich, daß ein großes Reich sich keine Länder, ohne mit der Wimper zu zucken, entreißen läßt; und wir halten es für ebenso selbstverständlich, daß ein großes Reich über mehr oder weniger gut organisirte Machtmittel zur Vertheidigung seines Besitzes verfügt. So vollständig selbstverständlich erscheint uns beides, daß es kaum jemals einer deutschen Zeitung einfällt zu versichern, wir sind gerüstet, um uns unseres Besitzes nicht berauben zu lassen. Bei solchem Raub pflegt nicht einmal die Türkei friedlich still zu halten.

Wenn also englische Minister jetzt bereits in der Zahl eines viertel Dutzends erklären, wir lassen uns nicht berauben, obgleich ein Räuber gar nicht da ist, und wenn sie sagen, wir sind furchtbar stark, obgleich man überall recht gut weiß, was von der englischen Wehrmacht zu halten ist; — gewaltige Hilfsquellen, aber mangelhafte Organisation; — so machen solche verstiegenen Reden schließlich nur einen komischen Eindruck; sie lassen sich sogar als Symptom der Schwäche deuten, die sich um so stärkerer Worte bedient, je stärkere Hüllen sie zu ihrer Verdeckung bedarf.

Solche Worte imponiren in Deutschland gar nicht. Den Werth von Worten konnten wir auch 1870 erkennen, und wir ziehen es vor, auf reale Thatsachen zu blicken.

Will man absichtlich die nationale Fiber in Deutschland reizen, so ließe sich das mit geschmackvolleren Mitteln erreichen, die den Ruf englischer Staatsmänner weniger in Frage stellen, und will man normale oder gute Beziehungen zu uns, so ist es gewiß nicht zweckmäßig, immer erneut die Faust uns zu zeigen. Wir halten sie darum nicht für stärker als sie ist.

Angesehene Blätter der englischen Opposition theilen übrigens solche Auffassung durchaus mit uns; auch sie finden nicht, daß jene Ministerreden unter irgend einem Gesichtspunkt als politisch klug oder würdevoll zu betrachten sind.

Den Besucher einer Music Hall mag es imponiren, wenn man ihm versichert, Deutschland fürchtet sich; und in einem Berliner Tingeltangel erregt man vielleicht gleichfalls Beifall, wenn man ein Couplet vorträgt, das sagt, England fürchtet sich. Aber an der Schwelle solcher Lokalitäten hört auch die Politik auf. Die Politik rechnet mit der Thatsache, daß gewaltige Reiche natürlich Furcht nicht kennen, wenn ihre nationalen Interessen in Frage gestellt werden; ob solch ein Reich England oder Deutschland heißt, ist ganz gleichgültig. Aber wenn nationale Interessen überhaupt nicht in Frage kommen, sondern Verstimmungen, wie nach unserer Ansicht zwischen England und Deutschland, dann ist es gut, auf die bedenklichen Wirkungen aufmerksam zu machen, die jeder Anlaß zur Steigerung dieser Verstimmungen im Gefolge hat.

Auf solchen abschüssigen Wegen ist es gut, je eher je besser zu bremsen, und wir sind der Ansicht, daß eine festsitzende politische Animosität zwischen England und Deutschland für beide Reiche ein Nachtheil ist; es ist allein ein Vortheil dritter Staaten; England und Deutschland würden damit aber von der Basis einer gesunden Politik zur Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens und des heutigen internationalen Besitzstandes abgelockt.

Unsere Freunde, die Italiener, befinden sich in Afrika noch immer in einer schwierigen Lage. Galliano kapitulirte und wurde eine Zeit lang von den Abyssiniern als Geisel bei ihrem weiteren Vormarsch benutzt. Das war zwar ein theilweiser Treubruch gegenüber der Kapitulation, aber dieser Treubruch bedeutete für die Feinde Italiens ein großer Gewinn. General Baratieri war damit vorübergehend in der Freiheit seiner Bewegungen eingeengt und überdies sind seine Entscheidungen verzögert worden. Jetzt ist nun glücklich Galliano zum Hauptheer gestoßen.

Italien hat gleich wohl augenscheinlich einen schweren Kampf zu kämpfen; wir wünschen unsern Freunden jenseits der Alpen glänzenden Erfolg, aber bei uns daheim mag man die Lehre daraus ziehen, was es für ein kontinentales Reich heißt, sich in schwierige koloniale Unternehmungen einzulassen.

Unsere innere Politik zeichnet sich dadurch aus, daß sich immer neue Zersetzungserscheinungen in der konservativen Partei zeigen. Die Christlich-Sozialen erheben sich gegen die Konservativen und die reinen Antisemiten erheben sich gegen die Konservativen gleichfalls. Und wie sieht es moralisch und politisch in der konservativen Partei selbst aus, der die beiden Paradegäule, der Bimetallismus und der Antrag Kanitz unter dem Leibe niedergebrochen sind. Solcher Zusammenbruch stößt einer zahlreichen Partei zu, die Fleisch von ihrem Fleisch in der Regierung sitzen hat, der diese Regierung einmal über das andere Mal versichert, wie sehr man trotz allem die Rechte liebt und schätzt. Unter diesen Verhältnissen dieses Ergebniß, das weist auf den Gipfel politischer Unfähigkeit hin.

Es ist bei dieser Sachlage erklärlich, daß die Gemüther der führenden Männer auf der Rechten etwas gereizt und überreizt sind.

Vielleicht glaubte Herr von Kardorff im Reichstage darum Insinuationen, die nicht ausgesprochen waren zu hören, weil er sich unter so unangenehmen neuen politischen Eindrücken der alten Untersuchungen des Abgeordnetenhauses über die Bahnlinie Posen—Creutzburg wieder erinnerte (vergl. Anlage zu den Stenographischen Berichten des Abgeordnetenhauses 1873—74 S. 97 ff.); oder weil er vielleicht der Erfahrungen des Landes-Oekonomierath Gustav Neuhauß gedachte.

Im Klub der Landwirthe hielt der Geheime Ober-Regierungsrath Dr Thiel dem vortrefflichen Todten einen Nachruf; das berichtet die „Vossische Zeitung"; und in diesem Bericht ist auch zu lesen:

„Die Ergebnisse seiner Fahrten und seiner wirthschaftlichen Erfahrungen hat er in mehreren Broschüren, einer größeren Reihe von Zeitungsartikeln, sowie in zahlreichen Vorträgen niedergelegt. Hier sei als Einzelheit erwähnt, daß er wiederholt der Versuche gedachte, die in Nordamerika seitens reicher und einflußreicher Silbermänner gemacht wurden, ihn gegen reiche Entschädigung zu öffentlichem Eintreten für das Silber in Deutschland zu gewinnen."

So gedruckt in der „Vossischen Ztg." am 2 Februar 1896; das ist ein Beispiel von einem Mann mitgetheilt, der auch in konservativen Kreisen Ansehen hatte. Soll man da glauben, daß der amerikanische Versucher sich nur Herrn Neuhauß und sonst Niemandem genaht hat?

Und der Prozeß Hammerstein steht noch bevor.

Das Kulturbild konservativer Kreise, das sich von Tag zu Tag weiter entrollt, ist erbaulich.

* * *

Vor fünfundzwanzig Jahren.*)

III.

In den ersten Tagen nach meiner Ankunft unterhielt man sich in Versailles noch von dem Nachspiel, welches der Versuch, mit Bazaine Verhandlungen anzuknüpfen, gehabt hatte. Der General Boyer war unlängst dagewesen, ohne daß es zu einer Verständigung gekommen, und war wieder nach Metz zurückgekehrt. Die Unterhandlungen mit ihm waren nur die Fortsetzung derer, die im September durch den aus jener Episode bekannt gewordenen Regnier angebandelt worden waren. Im September war dieser im deutschen Hauptquartier mit der Photographie und Unterschrift des Sohnes Napoleon's III. erschienen und hatte sich Ermächtigung erbeten, eine dazu geeignete Person zu Unterhandlungen mit der Kaiserin Eugenie in England aus Metz herauszuholen. Man hatte ihn nach Metz hineingelassen, und er war mit Bourbaki herausgekommen, der nach England reiste, aber von der Kaiserin Eugenie zurückgewiesen ward. Darauf verlangte Bourbaki wieder nach Metz hineingelassen zu werden. Der König gab die Ermächtigung dazu, aber Prinz Friedrich Carl nahm Anstand, ihn durchzulassen. Bourbaki besteht auf der ihm gegebenen Zusage. Man berichtet von Metz aus an den König zurück, worauf an den Prinzen Friedrich Carl positive Ordre gegeben wird, Bourbaki wieder nach Metz hineinzulassen. Mittlerweile war dieser des Harrens und Schreibens müde geworden und nach Tours gegangen. Es wurde damals lebhaft darüber diskutirt, ob es nicht besser gewesen wäre, daß er wieder nach Metz hineingelassen und mit den anderen gefangen worden wäre. Bezeichnend für Bismarck's Methode schien mir, daß er sich mit dem durchaus unbekannten und seinem ganzen Auftreten nach den Stempel des Abenteurers tragenden Regnier überhaupt eingelassen hatte. Ich konnte mir dies damals nicht recht erklären. Nach längerer Erfahrung im Laufe der Zeit verstand ich es jedoch. Bismarck verschmähte es nie, irgend einen Faden zu ergreifen, der, wenn auch auf ganz unwahrscheinliche Weise, zu seinem Ziele führen konnte, vorausgesetzt, daß er sich selber dabei nichts vergab. So viele Eventualitäten als möglich sich offen zu halten, um die brauchbare zu benutzen, lag immer in seiner Methode. Im Punkt der Benutzung von Menschen sagte er mir später bei einer ganz anderen Gelegenheit: „Einmal versuche ich es mit Jedem; täusche ich mich, so lege ich ihn bei Seite."

*) Siehe die vorige Nummer.

Doch diese Vorgänge traten für meine Aufmerksamkeit zurück hinter dem Wichtigsten, den Verhandlungen mit den Einzelstaaten über die Reichsverfassung und die Schaffung des Kaiserthums. Mit Bayern schien die Sache noch sehr schwierig zu stehen; noch kein einziger Punkt des Eintritts sei sicher gestellt, sagte mir ein Wohlunterrichteter. Ein eigenthümliches Zwischenspiel bildeten die Verhandlungen mit Württemberg, das seine Zustimmung an die von Bayern knüpfte, während preußischerseits verlangt wurde, daß Württemberg vorangehe, um Bayern nachzuziehen. Am 8. November besuchte mich Delbrück und erzählte, daß es mit Bayern sehr schlecht, beinahe auf dem Nullpunkt stehe; ohne Bayerns Zutritt sei der Fürstenkongreß und die Kaiserproklamation hier in Versailles nicht durchzuführen. Unterdeß waren auch die Verhandlungen mit Thiers abgebrochen worden. Sie scheiterten an der Bedingung, daß während eines Waffenstillstandes Paris verproviantirt werden sollte, worauf natürlich deutscherseits nicht eingegangen wurde. Am 9. sagte mir Graf Berchem, der diplomatische Attaché Bayerns, ein sehr gut gesinnter Mann, die parlamentarische und militärische Einheit werde wohl auch mit Bayern zu Stande kommen; man lasse Bayern jetzt nur in seiner Widerspenstigkeit gewähren, um erst mit den anderen süddeutschen Staaten fertig zu machen und sie nicht an den Reservaten theilnehmen zu lassen, welche man Bayern geben müsse.

Während die Tage vom 10. und 11. November durch die Nachrichten des Rückzugs von Orleans nicht ohne Beklemmung dahin gingen, wurden namentlich die Verhandlungen mit Württemberg lebhaft betrieben. Delbrück ließ mich zu sich entbieten und bat mich, dahin mitzuwirken, daß in Württemberg die Nationalpartei sich mit der ministeriellen verständige. Ich schreibe an einige Freunde nach Stuttgart. Mit Bayern stand es noch immer schlecht. Am 13. November kommt Delbrück zu mir: „Ich habe es Ihnen ja immer gesagt, mit den deutschen Sachen ist man nie gewiß, fertig zu werden; auf Morgen 11 Uhr war die Unterzeichnung der neuen Bundesakte für Württemberg, Hessen und Baden festgesetzt, da kommt plötzlich gestern Abends ein Telegramm des Königs von Stuttgart: die Minister sollen nicht unterschreiben ohne ausdrückliche Autorisation. Man wittert Intriguen des bayerischen Gesandten in Stuttgart, Herrn von Gasser, dahinter; jedenfalls trägt die bayerische Sonderstellung die Schuld. Württemberg soll nicht ohne sein besonderes Würstchen ausgehen, wenn Bayern eins bekommt.“ Ein dritter hoher Staatsbeamter, der bei der Unterhaltung zugegen war, sagt: die Monarchen sind wirklich im Stande, die Leute zu Republikanern zu machen, worauf ich erwidre: ihr Glück ist nur, daß die Republikaner die Leute wieder zu Monarchisten machen. Mitnacht und Suckow, die württembergischen Minister, sind sofort abgereist; sie wollen erst unterwegs nach Hause telegraphiren, daß sie kommen, damit man sie nicht zurückhalte. Auch versprechen sie, eine Kabinetsfrage aus der Sache zu machen. Hessen und Baden sollen nun definitiv Morgen um 1 Uhr unterschreiben. Am 16. kam Lothar Bucher zu mir in des Kanzlers Auftrage, um die württembergische Angelegenheit mit mir zu besprechen. Ich sagte zum Schluß, es sei wohl besser, daß ich mit Bismarck selbst eine Unterredung habe, worauf dieser mich zu sich bitten ließ. Er war sehr angegriffen und ärgerlich; seine Galle machte ihm zu schaffen. Er sprach besonders von den Umtrieben in Stuttgart, und wie auch die Frauen, namentlich die Frau von Gasser, daran mitarbeiteten. Während der bayerische Gesandte, Graf Bray, versprochen hätte, die Württemberger zum Unterschreiben zu drängen, habe der König von Württemberg gesagt, er unterschreibe nicht ohne die Bayern. Am folgenden Tage lag Bismarck zu Bett. In meinem Tagebuch heißt es hier: „Nun haben wir lauter Kranke oder Rekonvaleszenten; Roon so krank, daß er durch Stosch ersetzt werden soll; Moltke Rekonvaleszent, nur der König bleibt stramm.“ Nachträglich höre ich, der wahre Grund von Bismarck's neuer Erregung sei eine Auseinandersetzung mit dem Kronprinzen gewesen wegen der deutschen Angelegenheiten. Aus der Umgebung des Kronprinzen verlautet, daß dieser selbst von einer sehr heftigen Szene zwischen ihm und dem Kanzler erzählt habe. Aus Anlaß der diplomatischen Rückwärtsbewegung Württembergs in der deutschen Angelegenheit habe er sich zu Bismarck begeben und ihm Vorwürfe gemacht, daß er nicht energischer auftrete, um Kaiser und Reich und ein Oberhaus zu schaffen; die große Zeit müsse benützt werden zu großen Dingen. Bismarck habe erwidert, er frage, ob er sich mit Württemberg und Bayern, den treuen Bundesgenossen, überwerfen solle, worauf der Kronprinz gesagt habe: wenn sie nicht mitthun wollten, möchten sie gehen, man könne es auch ohne sie machen. Minister Jolly erzählt mir, er habe Mühe gehabt, die deutsche Bundeskokarde für das badische Kontingent durchzusetzen; man habe ihm die preußische geben wollen.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier meine Notizen ausführlich wiedergeben. Aber ich muß lächeln, wenn ich lese, wie in offiziellen Reden aller Dank auf die Hochherzigkeit der deutschen Fürsten gehäuft wird. Ich überspringe die weiteren Erlebnisse auf diesem und anderen Gebieten bis zum 26. November. An diesem Tage wurde ich zu Bismarck gerufen. Ich finde ihn um zwölf Uhr Mittags im Schlafrock, furchtbar beschäftigt. In meinem Tagebuch heißt es hier: „es ist doch ganz unsagbar, wie dieser Mann sich anstrengt; er macht alles selbst, innere Politik, deutsche, auswärtige, dabei ein Stück Krieg; die ganzen Hofintriguen sämmtlicher kleinen Höfe, Presse, alles geht durch seine Hand; es ist kein Wunder, wenn er überreizt ist. Es ist ein Drängen, Jagen, Rennen ohne Ende; sein Glück ist, daß er lange schlafen kann.“ Wir sprechen über Württemberg. Ich theile ihm den Inhalt meiner aus Stuttgart empfangenen Briefe mit. Er bemerkt, daß er bereits in gleichem Sinne Delbrück instruirt habe; übrigens sei man jetzt mit Württemberg und Bayern fertig, es habe keinen Anstand mehr; der Bruch wäre keinen Augenblick ernst gewesen. Er fuhr fort, Bayern hätte ihm Dinge angesonnen, auf die er geantwortet, das würde ihm der Reichstag nie und nimmer votiren, worauf die Bayern damit herausgerückt seien, daß die Nationalliberalen dies schon bei Lasker's Anwesenheit in München zugegeben hätten. Als ich eine ungläubige Bemerkung dazu machte, ward er wild, daß ich anzweifle, was er schriftlich habe, und ließ die Akten bringen. Auf dem einen Bündel stand mit Bleifeder geschrieben: „Lasker“, auf dem anderen: „Marquard-Barth.“ Aus den Akten Lasker las er mir vieles vor, während ich mir Noten machte. Sie enthielten zehn Punkte, in welchen Bayern Abweichungen von dem Bundesvertrag eingeräumt waren, namentlich im Punkte der Militärübereinkunft. Ich sagte, die allgemeine Ansicht der Partei gehe gerade dahin: lieber kein Bayern im Bunde als so viele Vorbehalte, daß es kein Bund mehr sei; worauf Bismarck, das sei nicht seine Ansicht, vor allen Dingen müssen alle herein; welche Figur würden wir vor Europa machen, wenn Bayern sich abblätterte, wir würden unsere Stellung gegen Oesterreich schwächen, — nein, nur erst einmal alle herein! Wenn die Rede auf Lasker kam, brach immer eine verhaltene Gereiztheit bei Bismarck hervor. Gleich in den ersten Tagen, als wir am Abend des 8. August beim Abendessen im Zimmer des Gasthofes zu Homburg in der Pfalz saßen, war Bismarck's Blick auf Robert Blum's lithographisches Bild gefallen, welches an der Wand hing. Wenn der noch lebte, sagte er, würde er nicht so radikal sein wie Lasker; er habe überhaupt manche gute Seite gehabt, besonders, daß er gar nicht sozialistisch angehaucht gewesen sei.

Ich lasse mir später von Bucher die zehn Punkte Lasker's und auch die Notizen von Marquard-Barth geben, schreibe sie ab und schicke eine weitere Abschrift an Lasker mit der Aufforderung, sich zu erklären. Als ich am Abend dieses Tages beim Kanzler war, sagte mir Herr von Keudell: eben wird alles fertig gemacht und unterzeichnet, nämlich die deutsche Bundesakte. Roon kam gerade heraus, und Bismarck sah strahlend aus. Von anderer Seite wurde mir mitgetheilt, die Bayern sollen die Kaiserkrone bringen.

Bald darauf hatte ich Antwort von Lasker. In der That waren die zehn Punkte von ihm, dagegen hatte Lasker nicht das abgesonderte Kriegsbudget Bayern gewähren wollen, das ihm jetzt belassen wurde. Am Tage des 26., nachdem ich die Gewißheit erlangt hatte, daß nunmehr Kaiser und Reich sichergestellt seien, konnte ich mir nicht versagen, von Ort und Stelle aus noch am selben Abend meinen Gedanken schriftlich ihren Lauf zu lassen. Ich hatte in den drei Perioden des Zollparlaments von 1868 bis 1870 eine Reihe von Briefen an die Wähler geschrieben, welche den Zeitungen der nationalliberalen Partei zugingen und von ihnen veröffentlicht wurden. Der letzte war vom 22. Mai des Jahres datirt. Nun war der Moment gekommen, dem Zollparlament für immer das ersehnte Lebewohl zu sagen. Dies that ich mit dem hier folgenden Rundschreiben, welches sowohl als Merkzeichen des Erlebten, wie um seines Ausblicks in die Zukunft wegen hier einen Platz finden darf — um so mehr, als es in dem soeben erschienenem IV. Band meiner gesammelten Schriften nicht abgedruckt ist, weil ich mein Tagebuch erst nach dem Erscheinen wieder öffnete.

Mein letzter Zollparlamentsbrief.*)

„Durch Einheit zur Einigkeit."

Das amtliche Blatt der deutschen Regierung zu Versailles verkündet heute am Sonnabend, 26. November 1870, einem Datum, welches man sich merken sollte, daß der deutsche Bund gegründet und besiegelt ist. Hier im Angesicht von Paris ist wundersam bezeichnender Weise die große Arbeit vollbracht worden. Was sich alles über diesen Schicksalsweg denken läßt, wer vermag es zu umfassen! Heute Nacht sind die bayerischen Minister in ihre Heimath abgereist, gewiß leichteren Herzens, als wäre ihnen gelungen, alle ererbten Privilegien der Krone unvermindert in stolzer Einsamkeit zu erhalten, wie es einmal werden zu wollen den Anschein gehabt. Endlich auch zeigt uns noch der „Moniteur des Departements Seine et Oise"**) am Horizont etwas, das, wenn nicht mein Auge trügt, ähnlich sieht einem näher wallenden deutschen Kaisermantel. In seinem prophetischen Schwung erhebt sich der Artikel sogar zum Ausspruch, daß so etwas wie ein wiederhergestelltes heiliges römisches Reich — ich hätte beinahe gesagt: drohe. „Le saint Empire" sagt er zwar nur, ohne „römisch" hinzuzusetzen, und dafür wollen wir immerhin ihm dankbar sein. Aber da sich die Redaktion mit wachsendem Erfolg eines der preußischen Kriegskunst würdigen eleganten Französisch befleißigt, so weiß sie ohne Zweifel, daß Saint Empire bedeutet: Heiliges römisches Reich, worüber dann die Eingeborenen dieses schönen Departements sehr große Augen machen und von uns vermeintlich Eingeweihten Aufklärung verlangen. Wir sagen ihnen, daß es mit der Heiligkeit bloß ein Scherz ist, sie habe uns weder als heiliges Reich noch als heilige Allianz sonderlich viel Glück gebracht, und hoffentlich läßt man es schlecht und recht bei Deutschem Kaiser und Reich bewenden. Hegt doch schon mehr als Einer Bedenken dagegen, daß die eingerostete Thür zum Kyffhäuser geöffnet, und der verstaubte Purpur mit der neuen Lebensluft in Berührung gebracht werde. Aber es giebt Dinge, die geschieden stehen, d. h. die, so uns wahrnehmbar, ihrer Erfüllung entgegengehen, daß es Zeitverlust wäre, ihnen mit Wenn und Aber den Weg zu verlegen. Den Kaiser werden wir haben, davon beißt keine Maus einen Faden ab, und so sei er uns in Gottes Namen bestens willkommen! So lange wir ein Bundesstaat mit vielen monarchischen Spitzen sind, wenn auch verschiedentlich abgestumpften, ist es nicht mehr als streng folgerichtig, daß sich die oberste Bundesgewalt ebenfalls in einer monarchischen Spitze versinnliche, oder auf gut deutsch zu reden: die lieben Fürsten groß und klein, sie werden sich leichter unter die Oberherrlichkeit eines deutschen Kaisers bequemen als unter einen Bundespräsidenten und preußischen König. Die handvoll romantischer Bläue, die über dem alten Purpur schwebt, thut auch etwas dazu und ist am Ende auch dem Volke des Südens, welches im großen und ganzen unleugbar seinen Spaß an der Sache hat, zu gönnen für hehre Fest- und Feiertage.

Soweit wäre denn alles gut, und Tausende mögen denken, das Opfer an Blut und Thränen sei nicht zu groß gewesen, um zu diesem Ende zu gelangen, dem Anfang zugleich einer gewaltigen Zukunft. Doch Manchem bleibt das Herz noch schwer bei der Betrachtung, daß wir durch diesen Strom von Blut und Thränen waten mußten, bloß um über den Mainfluß zu kommen. Diesen stände ein höherer Trost bevor, wenn jetzt ein guter Geist ins deutsche Volk herniedersteigen wollte: wenn nämlich mit der Einheit auch die Einigkeit zurückkehrte unter die freigesinnten Deutschen.

O, dann wäre das Blut gesühnt, dann wären die Thränen zu trocknen! Warum doch muß die Kenntniß der menschlichen Natur uns diese schöne Hoffnung rauben? Wer nicht rechnete mit der kleinen Eigenliebe der Menschen, mit persönlichen Stellungen, in welchen die einst grundsätzlichen Ausgänge sich fest gerankt haben, der müßte jetzt sagen: mit der Vollziehung der deutschen Einheit ist der entscheidende Grund des Zwiespalts zwischen den liberalen Deutschen weggefallen. „Die ‚Nationalen' haben ihr Ziel im wesentlichen erreicht, ihre erste Arbeit ist gethan, ihr Programm erfüllt. Sie müssen jetzt noch anderer Arbeit ausgehen, nach der nimmer erledigten für innere Freiheit und Wohlfahrt. Aus der nationalliberalen Aufgabe wird in erster Reihe eine liberale. Das Gleiche gilt vom entgegengesetzten Lager. Wenn der Bund von Fürsten, Reichs- und Landtagen besiegelt, wenn der Kreis geschlossen, wenn das Eine Deutsche Reich fest gemauert in der Erde dasteht, werden die bisherigen Gegner des Nordbundes blindlings fortfahren, zu schreien: man soll ihn nicht lassen wachsen, man soll nicht in ihn eintreten, man soll die Mainlinie etwa wiederherstellen? Auch dieses Programm, dürfen wir annehmen, ist beseitigt, und es bleibt von ihm genau dieselbe wie vom nationalliberalen: die Sorge um Freiheit und bürgerliche Wohlfahrt innerhalb der befestigten Grenzen. Selbst das Begehren nach der Wiederaufnahme von Deutsch-Oesterreich ist kein Grund des Zwiespalts mehr. Nun es sich nicht mehr darum handeln kann, Deutschland entzwei zu sprengen, suche, wer Lust hat, und wie ihm gut dünkt, das Reich ostwärts zu mehren. Die letztlich, welche den Nachdruck auf die republikanische Staatsform legen, müssen, insofern überhaupt sie politisch zu denken verstehen, einräumen, daß wir unmöglich, nach eben unter so schweren Wehen für den deutschen Staat geborener Form, sofort nach einer neuen ausgehen können, statt an der Verbesserung der gewonnenen zu arbeiten. Man sollte meinen, das abschreckende Exempel von den üblen Folgen der nimmer ruhenden Staatsexperimentirkunst, das wir vor Augen haben, wird genügen. So blieben denn nur die Sozialisten und die Ultramontanen, mit denen an Frieden nicht zu denken wäre. Gerade in diesem Augenblick, da Frankreich uns vor den Einen und die preußischen Wahlen uns vor den Anderen heilsam warnen, müßten die aus Freiheitsliebe bisher dem Nordbunde und Preußen feindlichen Politiker froh sein, den beschämenden Koalitionen zu entrinnen und reine Freiheitsarbeit machen zu können. Auf diese Weise wird, wie man oft vorausgesagt, bei der eroberten Einheit keine Sache besser gefahren sein als die Sache der Freiheit. Diese Errungenschaft erst, die Widervereinigung der alten liberalen Parteien, wäre die würdige Vollendung der großen Begebenheit, die strahlende Verherrlichung des neugeborenen Deutschen Reichs: sie erst würde dieses Fest zu einem heiligen machen.

Da und dort, an einzelnen, stillvernünftigen Gruppen dies- und jenseits mag diese Hoffnung zur Wirklichkeit werden. So vieles, das für unmöglich galt, ist möglich geworden, daß wir nicht muthlos vor diesem schönen Bestreben wollen die Hände in den Schoß sinken lassen. Aber im großen und ganzen, fürchte ich, wird die menschliche Natur, die Macht der Gewohnheit, die Lust der Persönlichkeiten an Reibungen und Geltung, ja sogar der Reiz des Hassens und Verachtens die Oberhand behalten. Und das alles, trotzdem jeder zugeben muß: wer jetzt noch den Nachdruck auf das nationale Programm legen wollte, gliche dem Manne, der mit der Brille auf der Nase umherläuft, seine Brille zu suchen. Und die gar, welche noch immer mit der Front gegen Preußen, gegen den Bund und das Jahr 1866 stehen, gemahnen an jenen treuen Diener, welcher durchaus nicht wollte, daß die Tochter des Hauses den Lehrer heirathe, und stets ausrief: „ich bin gegen die Partie, ich bin gegen die Partie!" Dennoch heirathete die Tochter den Lehrer, es kam Hochzeit, und es kam Kindbett; der treue Diener trug die kleinen Bübchen und Mädchen treppauf treppab in seinen Armen, und sie zupften ihn am Bart, er aber konnte nicht lassen, zu rufen: ich bin gegen die Partie, ich bin gegen die Partie!

Versailles, am 26. November, dem ersten Tage der deutschen Einheit und glücklicherweise dem letzten des Zollparlaments.

Am 3. Dezember aß ich in interessanter Gesellschaft bei Odo Russell, dem englischen Agenten in Versailles und späteren Botschafter in Berlin. Er war bezaubert von Bismarck und sagte, wenn der Krieg mit England wegen der Kündigung des russischen Vertrages von 1856 vermieden wurde, so sei es rein Bismarck's Verdienst. Am 4. Dezember ließ Bismarck Herrn von Roggenbach rufen und bat ihn, spornstracks nach Berlin zu reisen, um einen Druck auf die Abgeordneten zu üben, da Delbrück sehr besorgt sei über die Abstimmung im Reichstage wegen der Verträge. Bereits waren auf gleiche Veranlassung schon vor drei Tagen verschiedene in Versailles anwesende Reichstagsabgeordnete über Hals und Kopf nach Berlin gereist. Es schien, daß man

*) Abgedruckt u. a. in der „National-Zeitung" vom 7. Dezember 1870.

**) Die vom Hauptquartier in Versailles herausgegebene französisch abgefaßte amtliche Zeitung.

sich an der Militärselbständigkeit Bayerns bei der nationalliberalen Partei zu sehr stoße und darauf rechne, Bayern müsse doch schließlich nachgeben. Als ich zu Roggenbach ging, der von mir Abschied nehmen wollte, sagte er mir, Bismarck ließe mich bitten, um jede Stunde desselben Abends zu ihm zu kommen. Ich traf etwa um neun Uhr bei ihm ein. Unten sagte man mir, ich müsse mich eilen, denn er sei auf dem Punkte auszufahren, und man ließ mich überhaupt nur durch, als ich mich legitimirte, daß ich gerufen sei, wie denn überhaupt seit Wochen, seit Thiers' letzter Anwesenheit, Niemand angemeldet ward, der nicht gerufen war. Ich fand Bismarck, wie beinahe immer, an seinem Schreibtisch bei der Lampe mit einer Masse von Papieren vor sich. Er bot mir sofort eine Cigarre an und begann dann die Situation zu schildern. Das Thema war: wie unerläßlich es sei, inmitten aller Schwierigkeiten, die aus Deutschland selbst auftauchten, Deutschland dem Ausland gegenüber abzuschließen; wie sonst Beust und Oesterreich überhaupt nie ihre Absichten auf Bayern aufgeben würden, und wie gefährlich es sei, dieses isolirt zu lassen; wie Rußland momentan zwar gut gestimmt, aber wie wenig auch in dieser Beziehung auf die Zukunft zu rechnen sei. Dann erzählte er mir Näheres über die Schritte, die er beim König von Bayern gethan habe, um ihn dazu zu bringen, daß er dem König von Preußen die Kaiserkrone anbiete, und wie seine Bemühungen von Erfolg gekrönt worden. Als ich ihm sagte, ich könne mir gar nicht erklären, wie die Nationalliberalen es auf sich nehmen möchten, die Verträge zu verwerfen oder auch nur so zu amendiren, daß sie in Frage kämen, und ich es deshalb für gerathen hielte, ehe ich zurückreiste, erst einmal bei Bennigsen telegraphisch anzufragen, ob sich die Sache wirklich so bedenklich verhalte, erwiderte Bismarck, ich könne fest überzeugt sein, daß der Widerstand hauptsächlich von den Nationalliberalen ausgehe, die die Sache so behandelten, als gelte es nur, sich einen Wunschzettel zu machen. Als ich mich nun bereit erklärte, nach Berlin zu gehen, um seine Ansicht zu unterstützen, nahm er dies außerordentlich dankbar an, und als ich ihm sagte, daß ich einen Platz in der Post für den morgigen Tag bestellen wollte, fiel er ein: sorgen Sie für nichts, ich schicke einen Wagen und alles, was Sie nöthig haben; kommen Sie morgen noch einmal zum Essen um fünf Uhr, dann können wir noch sprechen. So geschah es, und wir hatten bei Tisch noch ein höchst interessantes Gespräch, auch über die Kriegsangelegenheiten.

Nach Tisch blieb ich noch lange mit ihm unter vier Augen. Ich zeigte ihm zunächst die Telegramme, die ich des Morgens an Bennigsen und andere geschickt hatte. Es war zwar Abends vorher zwischen uns verabredet worden, daß ich mich in Berlin nicht ankündigen, sondern plötzlich ankommen solle; allein ich hatte mir die Nacht überlegt, daß es vor allen Dingen gelte, die Führer zu verhindern, unwiderruflich zur Frage Stellung zu nehmen, sodaß sie verhindert wären, später eine Wendung zu machen. Darin pflichtete mir Bismarck durchaus bei, sowie zu dem Inhalt meiner Telegramme. Dann sprach er noch ausführlich über die Mängel der abgeschlossenen Verträge. Ich beanstandete einen einzigen Passus, an dem Bayern kein Interesse habe, und der doch bedenklicher Natur sei. Er citirte Bucher herbei, sah sich die Texte nochmals an und beauftragte ihn, in dem von mir angeregten Sinne an Delbrück zu telegraphiren. Gegen Ende der Unterhaltung sagte er: ich weiß ja, wenn die Verträge in drei bis fünf Jahren Gegenstand von allen möglichen Ausstellungen sein werden, wird man schreien: wie hat der dumme Kerl so etwas unterschreiben können! Ich fiel ihm in die Rede, für Dummheit werde ihm wohl niemals jemand etwas auslegen, eher noch für Bosheit. Ja, sagte er, der miserable preußische Junker wird man sagen, und dann schilderte er mir von neuem alle Schwierigkeiten, die er noch immer bei den Höfen zu überwinden habe.

Am Montag Abend 9¼ Uhr fuhr ich aus Versailles heraus in einem besonderen Wagen mit Postillon. Am Thor wollte man die Losung wissen. Ich hatte vergessen, sie mir geben zu lassen; aber nach einem mir früher für solchen Fall empfohlenen Kniff bat ich die Schildwache selbst, sie mir zu sagen. Richtig ließ sie sich nicht lange bitten, die Losung war: Egmont — das Feldgeschrei: Contremarque. Damit kamen wir überall durch. In der Gegend von Villeneuve St. Georges kampirten die Truppen, da man wegen der Ausfälle noch sehr besorgt war, und lagen Scharen tief schlafend auf dem nackten Pflaster. In Pomponne an der Seine gegenüber Lagny angekommen, fand ich noch Roggenbach, der durch Mangel an Fahrgelegenheit aufgehalten worden war; ich suchte mir einen Platz in der Eisenbahn und kam in ein gutes Coupé erster Klasse mit drei bayerischen Offizieren und dem Grafen Hochberg. Die Bayern waren verwundet und erzählten viel von ihrem Leiden bei Orleans. Es war eine gräuliche Kälte. Ich war von Heidelberg leichtsinnigerweise ohne warme Ueberkleider abgereist, und in Versailles war alles so ausverkauft, daß ich mir nichts anschaffen konnte. Nie habe ich so gefroren wie in dieser Nacht. Als einzige Rettung halte ich einen Fußsack, den ich mir noch in Versailles verschafft hatte. Aber alles schadete mir nichts; ich fuhr durch über Straßburg und Frankfurt ohne Aufenthalt nach Berlin. Abends am 7. Dezember um 9 Uhr in Berlin angekommen, schrieb ich an Bennigsen, der am andern Morgen in aller Frühe zu mir kam und mir sagte: Roggenbach's und meine Reise seien nicht nöthig gewesen, die Verträge wären doch durchgegangen. Dann suchte ich Lasker auf, bei dem Roggenbach schon gewesen war, und der mir dieselbe Ansicht wiederholte. In der That trat die Partei geschlossen für die Genehmigung ein. So war nun auch von Seiten der Volksvertretung das Reich unter Dach gebracht. Ich ging von Berlin nach Mainz, um meinen Wahlfeldzug für die Kandidatur zum Reichstag vorzubereiten. Hier wartete meiner noch ein schwerer Kampf.

Ein kleines Nachspiel zu den Erlebnissen des Krieges sollte ich vorher noch erleben. Meine Frau war, während ich in Versailles war, zu Freunden nach Lausanne gereist. Ich kam zu Weihnachten dahin. Kaum war ich da, so ward mir von Mainz ein Telegramm nachgeschickt, welches aus Genf für mich eingelaufen war. Ein Mitglied der französischen Deputirtenkammer, mit dem ich auf vertrautem Fuß gestanden, drückte mir darin den Wunsch aus, eine Unterredung mit mir zu haben und schlug mir ein Zusammentreffen in Basel vor. So konnte ich ihm nun den näheren Weg zu mir nach Lausanne anbieten. Er kam und eröffnete mir, daß es sich darum handle, in seinem und einiger Kollegen Namen mit Bismarck in Berührung zu kommen, um zu ermitteln, ob man auf friedlichem Wege Lothringen und ein Stück Oberelsaß noch für Frankreich retten könne. Ich frug ihn, ob er sich auch stark genug fühle, mit solchen Vorschlägen nach der französischen Seite hin herauszukommen. Er versicherte, auf Thiers zählen zu können, freilich nicht auf Gambetta, den zu stürzen, wie er mir sagte, schon mehrere, aber freilich vergebliche Versuche in Tours gemacht worden seien. Ich schrieb an Bismarck nach Versailles, meldete den Vorfall und frug, ob die betreffenden Franzosen eventuell freies Geleite ins Hauptquartier bekommen könnten. Durch Verbindung mit der preußischen Gesandtschaft in Bern wurde eine chiffrirte und telegraphische Verbindung mit mir hergestellt, und ich erhielt Vollmacht, mit den französischen Unterhändlern nach Versailles zu kommen. Mein Freund reiste nach Genf zurück, berieth mit einigen Kollegen, kam dann wieder nach Lausanne und formulirte da unter meiner Mitwirkung die einzelnen Punkte zu einer Verständigung. Dann reiste ich noch einmal nach Genf, wo ich mit ihm und seinen Kollegen eine letzte Besprechung hatte. Aber Thiers hatte seine Mitwirkung schließlich versagt, und ich sah, daß der sichere Boden fehlte. Dies berichtete ich sofort nach Versailles, und damit verlief die Sache im Sande. Uebrig blieb nur meine Bekanntschaft mit dem Gesandten, dem General von Röder, demselben, der 1866 den Kurfürsten von Hessen gewaltsam aus seiner Residenz hinausgeführt

halte. Der liebenswürdige alte Herr pflegte seine Sommer in seinem Landhause in Interlaken zuzubringen, und als ich ihn 1875 da wieder aufsuchte, geschah es, daß ich auf seinen Rath und mit seiner Hilfe mich unmittelbar neben seinem Hause ankaufte. So erstand mir aus der letzten Episode des Krieges ein friedlicher Besitz, in dem ich noch viele Jahre lang nachbarlich mit dem menschenfreundlichen Diplomaten und seiner liebenswürdigen Frau verkehrte, und wo ich mich von da an jeden Sommer von den winterlichen Strapazen des deutschen Reichstages erholen durfte, der nach so viel großen und kleinen Geschicken unter meinen Augen zu Stande gekommen war.

L. Bamberger.

In der Beschränkung zeigt sich der Meister.

Die „Hamburger Nachrichten“ haben in jüngster Zeit zwei bemerkenswerthe Artikel veröffentlicht, die beide der Inspiration des Fürsten Bismarck zugeschrieben werden, obgleich sie an innerem Werthe höchst ungleich sind und obendrein in starkem Gegensatz zu einander stehen Der erste Artikel knüpft an einen Trinkspruch des Herrn v. Bennigsen bei der Feier des 18. Januar an; er behandelt in philosophischer Form — und zugleich in unmittelbarer Anknüpfung an die neuesten Vorkommnisse unserer auswärtigen Politik — die internationalen Aufgaben des Deutschen Reiches; der zweite Artikel plaidirt für eine Erweiterung der Initiative des gegenwärtigen Deutschen Kaisers und beschwert sich darüber, daß dieser Initiative von Ministern und Büreaukratie zu viele Hemmnisse bereitet würden. Der eine Artikel trägt die Spuren wahrhaft staatsmännischer Weisheit, der andere macht den Eindruck, als ob er für den flüchtigen polemischen Tagesgebrauch aus subjektivem Bedürfniß konstruirt wäre. Es verlohnt sich der Mühe, auf die beiden innerlich mit einander in Zusammenhang stehenden Erörterungen etwas näher einzugehen.

Die Bismarck'schen Betrachtungen über die auswärtige Politik gipfeln in folgenden höchst beherzigenswerthen Sätzen:

„Wir glauben, daß Deutschland noch genug mit sich selbst zu thun hat und deshalb vor der Versuchung bewahrt bleiben muß, sich einzumischen, sobald irgendwo in Europa oder sonstwo etwas los ist. Wenn irgendwo Ereignisse eintreten, die unsere Interesse, unsere Sympathie oder Antipathie erwecken, aber deutsche Ansprüche nicht berühren, so wird es von der deutschen Politik stets richtig und zweckmäßig gehandelt sein, immer erst abzuwarten, was die zunächst betheiligten Mächte thun, und sich danach einzurichten. Das Vordrängen in solchen Fragen, aus der Nachhand in die Vorhand, erzeugt stets Nachtheile, die, wenn nicht sofort, doch im weiteren Verlaufe der Dinge um so schwerer fühlbar werden. Man kann verschiedener Ansicht darüber sein, ob es richtig ist, wenn außerhalb der amtlichen Reichspolitik oder durch die Presse deutsche Parteinahme für Ereignisse eintritt, die unser Interesse nicht direkt berühren, jedenfalls ist es in der Situation unseres Landes und der Besonderheit seiner Interessen begründet, daß es bei uns noch mehr als in jedem anderen Staate vermieden wird, eine solche Parteinahme in der amtlichen Politik zum Ausdruck gelangen zu lassen, und früher Stellung zu nehmen, als dies nach den eigenen Interessen des Reichs erforderlich erscheint.“

Es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, um zu erkennen, wohin diese Warnung zielt, und aus welchem Vorkommnisse der jüngsten Vergangenheit sie abgeleitet ist. Im schroffsten Gegensatz dazu steht die Quintessenz des zweiten Artikels der „Hamburger Nachrichten“, die in folgendem Satze enthalten ist:

„Die Wahrheit erfordert es, in einem festlichen Artikel, der der Person des Monarchen gewidmet ist, offen zu bekennen, daß die monarchisch denkende und fühlende Bevölkerung Preußens und Deutschlands den Eindruck hat, die persönliche Initiative des Kaisers werde in der Staatsregierung noch günstiger wirken, wenn sie vollkommen freien Weg fände und nicht öfters passiven ministeriellen und büreaukratischen Widerstand zu überwinden hätte.“

Lebt in Wirklichkeit in der „monarchisch denkenden und fühlenden Bevölkerung“ irgendwo der Wunsch, daß der Initiative des Kaisers noch mehr Spielraum gewährt werde? Wir stoßen hier auf eine Frage von der größten konstitutionellen und praktischen Tragweite, und es bietet sich kaum ein lehrreicherer äußerer Anlaß zur Behandlung dieser Frage, als die Wirkung der sogenannten Transvaal-Depesche des Kaisers.

Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß die heftige Erregung Englands gegen Deutschland vorzugsweise aus diesem Telegramm hervorgegangen ist. Es bleibe unerörtert, ob diese Verstimmung gerechtfertigt oder unvernünftig war; jedenfalls liegt der Kausalzusammenhang offen zu Tage. Darüber sind auch diejenigen nicht im Unklaren, die der Absendung des Telegramms ihren Beifall geschenkt haben.

Die aufregende Wirkung dieses Telegramms ist sicherlich in ihrem ganzen Umfange nicht vorausgesehen worden. Es liegt gar kein Grund vor, zu vermuthen, der Kaiser habe die öffentliche Meinung Englands absichtlich brüskiren wollen; ebenso wenig kann einem vernünftigen Politiker eine solche Wirkung als wünschenswerth erscheinen, er mag im Uebrigen über unser Verhältniß zu England denken wie er will. So darf man wohl annehmen, daß eine Wirkung des Telegramms eingetreten ist, die über die Absicht des Absenders hinausging. So etwas kann leicht geschehen, denn die Stellung eines Deutschen Kaisers ist eine so machtvolle, daß jede seiner politischen Aeußerungen, die den Charakter einer persönlichen Willenserklärung trägt, die ganze civilisirte Welt zu beschäftigen und von allen Seiten kommentirt zu werden pflegt. Sobald solche Erklärungen aber insbesondere das empfindliche Gebiet internationaler Beziehungen berühren, so vermag in der Regel Niemand vorauszusehen, ob dieselben auch so verstanden werden, wie sie gemeint waren. Diese durch Jahrhunderte immer neu befestigte Erfahrung hat nicht wenig dazu beigetragen, es den meisten Souveränen wünschenswerth erscheinen zu lassen, mit ihren persönlichen Meinungen allenthalben da, wo starke Gegensätze in der inneren oder äußeren Politik vorliegen, wo die Gefahr des Mißverstandenwerdens also besonders groß ist, möglichst wenig hervorzutreten.

Kaiser Wilhelm II. legt sich diese Reserve nicht auf. Er hat dadurch in der ganzen Welt die Meinung verstärkt, daß in Deutschland ein modernisirter Absolutismus herrsche, bei dem weder der Kanzler noch der Reichstag — wenigstens soweit die Richtung der Politik in Frage steht — ernstlich in Betracht kommen könnten. Diese Meinung trägt noch mehr dazu bei, allen persönlichen Kundgebungen des Kaisers Wucht zu geben. Daß dieser Zustand der Dinge nicht ohne Gefahren ist, hat das Transvaal-Telegramm deutlich gezeigt; und unseres Erachtens noch deutlicher die Wirkung der mehrfachen Reden des Kaisers gegen die Sozialdemokratie.

Wir stehen somit in Deutschland vor einem bedeutsamen konstitutionellen Problem, nämlich ob es möglich ist, den Monarchen zu veranlassen, von dem Rechte der freien Meinungsäußerung und dem der persönlichen Initiative in geringerem Umfange als bisher Gebrauch zu machen.

Um diese Frage sind auch in anderen Ländern schwere konstitutionelle Kämpfe ausgefochten. Wahrscheinlich wird auch uns eine Regelung nicht erspart bleiben. Es handelt sich dabei nicht um eine Aenderung oder die strittige Auslegung von Verfassungsparagraphen, sondern um eine wichtige — unseres Erachtens die in monarchischen Staaten wichtigste — Frage der konstitutionellen Praxis.

In einer solchen freiwilligen Einschränkung der monarchischen Initiative läge durchaus keine Einschränkung der Macht der Krone. Der Verzicht auf Eingriffe im Einzelnen würde unseres Erachtens im Gegentheil den Einfluß des Monarchen auf den allgemeinen Gang der Politik nur verstärken, da er die Krone von Einzelmißerfolgen der Politik unabhängiger machen würde.

Die Frage spitzt sich also dahin zu: Sollen wir auch in Deutschland und in Preußen, wie in anderen konstitutionell regierten Ländern, eine Politik von Ministern

haben. die der Kaiser billigt, oder eine Politik des Kaisers, die von den Ministern blos ausgeführt wird? Als Fürst Bismarck noch am Ruder war, wäre er gewiß über die Beantwortung dieser Frage — soweit sie ihn als Kanzler betraf — nicht zweifelhaft gewesen; er hat auch später — bei der öffentlichen Diskussion über die Ursachen seines Sturzes — eine Meinung vertreten, wonach er es bereits für konstitutionell unzulässig erklärte, daß der Minister v. Bötticher sich dem Willen des Kaisers zur Verfügung stellte — und zwar in einer Frage der inneren Politik in der dieser Minister die Meinung des Kaisers theilte —, während der leitende Minister, der Reichskanzler Fürst Bismarck, dem Willen des Kaisers in dieser Frage widerstrebte.

Im Gegensatz auch zu einem Theile der liberalen Presse sind wir der Meinung, daß Fürst Bismarck in diesem Punkte eine gesunde Anschauung vertrat. So sehr wir es für politisch nothwendig gehalten haben, daß das Regiment des Fürsten Bismarck sein Ende fand, und so zweifellos der Kaiser innerhalb seiner konstitutionellen Befugnisse handelte, als er im März des Jahres 1890 den Fürsten Bismarck als Kanzler entließ so richtig erscheint uns dennoch die Auffassung, daß ein Staatssekretär mit dem Kanzler an einem Strange ziehen muß. Tritt eine Meinungsverschiedenheit zwischen Kanzler und Staatssekretär hervor, und kommt der Monarch mit seiner Ueberzeugung zur Ansicht des Letzteren, so ersteht ihm die Frage, ob er den leitenden Staatsmann zu entlassen habe. Aber solange dieser im Amte ist, darf er darauf fußen, daß seine Richtung die maßgebende sei. Gerade in einem solchen Falle tritt das konstitutionelle Prinzip recht deutlich in die Erscheinung, dem zu Folge der leitende Staatsmann die Politik machen soll, und zwar so lange, bis er das Vertrauen des Monarchen definitiv verloren hat.

Das involvirt ganz von selbst einen Verzicht des Monarchen auf die unmittelbare Geltendmachung seiner Ansichten in der Politik durch direkte Beeinflussung des Ganges der einzelnen Staatsgeschäfte. Wie die Dinge in Deutschland und Preußen augenblicklich liegen, ist eine solche konstitutionelle Entwicklung nur aus der freien Entschließung des Monarchen zu erwarten; der öffentlichen Meinung liegt aber nichtsdestoweniger die Pflicht ob, die Mängel des gegenwärtigen Systems objektiv klarzulegen, und die Berather der Krone würden dieser Entwicklung dadurch Vorschub leisten können, daß sie ihre Ministerthätigkeit von einem solchen Verzicht abhängig machten. So etwas aber läßt sich nur thun, nicht vorschreiben.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

V.

Als im Jahre 1889 der aus dem Kartell hervorgegangene Reichstag seinen ganzen Eifer daran wandte, bevor es mit ihm und zugleich mit dem Fürsten Bismarck zu Ende ging, das Alters- und Invaliditäts-Versicherungsgesetz zum Abschluß zu bringen und sich über alle Erwägungen hinwegsetzte, welche zu einer Verschiebung aufforderten, erinnerte ich an ein bekanntes Drama von Ibsen, in welchem ein verstockter Rheder, den man auf die Seeuntüchtigkeit seines Schiffes aufmerksam machte, die lakonische Antwort wiederholt: „Die Gazelle segelt doch.“ Man hat mir diesen Vergleich sehr übel genommen; ich bin heute mehr als je überzeugt, daß er zutreffend war. Das Schiff ist nicht auf den Strand gerathen, aber es treibt steuerlos in Sturm und Fluth. Von allen Seiten ruft man, daß das Gesetz schlechthin verbessert werden müsse, aber Niemand weiß die Mittel anzugeben, mit denen es verbessert werden kann. Herr von Boetticher allein bewahrt seine himmlische Geduld und Güte und versichert mit dem liebenswürdigen Tone, der ihn auszeichnet: „Es wird sich schon Alles finden.“ Damit ist die Sache abgethan, und etwa nach Jahresfrist wiederholt sich die Szene. Der Trost, den Fürst Bismarck bei der Hand zu haben pflegte, wenn man ein schlechtes Gesetz machte, man könne ja nach einiger Zeit das Gesetz ändern, wird bei diesem Werke zu nichte; es erscheint ebenso unmöglich, das Gesetz in verständiger Weise zu verbessern, als es unverbessert fortbestehen zu lassen. Wie hier zu helfen sei, darüber mögen sich in erster Linie die den Kopf zerbrechen, die den bestehenden Zustand verschuldet haben.

Zu einer Szene, wie sie in Paris, Wien und Washington nicht selten ist, bei uns aber noch zu den Ausnahmen gehört, ist es im Laufe der vergangenen Woche im Reichstage gekommen. Die Sozialdemokratie, gegen welche man Ausnahmegesetze verlangt, um derentwillen man die Geschäftsordnung verschärft hat, war völlig unbetheiligt daran. Der staatserhaltende Herr von Kardorff war es, der über die Stränge schlug. Er nannte den Abgeordneten Barth einen „infamen Lügner“; allerdings entlehnte er den Pickwickiern dabei die Form, daß er nur konditionell sprach. Er legte dem Abgeordneten Barth die Behauptung unter, daß dieser die deutschen Bimetallisten beschuldigt habe, von amerikanischen Minenbesitzern Subsidien zu beziehen und verlangte dafür Beweise. In Wirklichkeit hatte der Abgeordnete Barth diese Aeußerung nicht gethan, und die Bemerkung, die Herrn v. Kardorff in Zorn versetzte, nur vertheidigungsweise gemacht. Gegen den Cobdenklub, zu dessen Ehrenmitgliedern auch der Abgeordnete Barth gehört, war die unerwiesene, und weil sie thatsächlich aus der Luft gegriffen ist, auch unerweisliche Behauptung aufgestellt, daß jener Klub in Deutschland Agenten bezahle, um englische industrielle Interessen zu verfolgen. Der Cobdenklub ist aber bekanntlich bloß bemüht, freihändlerische Wahrheiten zu verbreiten, aber nicht Sonderinteressen zu vertreten, für welche er Bestechungssummen aufzuwenden hätte. In Abwehr dieser Verdächtigung wies der Abgeordnete Barth darauf hin, daß im Gegensatz zum Cobdenklub die amerikanischen Silberminenbesitzer Sonderinteressen haben und für deren Vertheidigung auch Geld aufwenden. Daß von diesem Gelde etwas nach Deutschland fließt, hatte er mit keinem Worte angedeutet; daß amerikanische Parteien für ihren Agitationszweck viel Geld aufwenden ist eine Thatsache, die zu bestreiten ihnen selbst am komischsten vorkommen würde. Den Freihändlern, den Verfechtern des freien Börsenverkehrs, glaubt man jede Schlechtigkeit unterschieben zu dürfen; die Abwehr solcher Beschuldigungen erwidert man mit Schmähungen, die allerdings nicht zur Charakterisirung derjenigen gereichen, gegen die sie sich wenden, sondern nur diejenigen kennzeichnen, von denen sie ausgehen. Und noch charakteristischer ist es, daß so ein „Edelster der Nation“ die einfachsten Pflichten eines Gentleman dermaßen außer Augen setzt, daß er, nachdem seine irrigen Voraussetzungen klar gestellt sind, sich nicht zur Zurücknahme seiner Worte bereit finden läßt. Der agrarische Nothstand scheint wohl bereits die Lebensformen der agrarischen Wortführer ergriffen zu haben.

Der von den Abgeordneten Barth und Rickert angeregte, im vorigen Jahre von einer Kommission durchgearbeitete Gesetzentwurf, betreffend die bessere Sicherung des Wahlgeheimnisses, ist von Neuem im Reichstage angenommen worden Anfangs mit großer Zurückhaltung aufgenommen, hat sich der Vorschlag mit der Zeit eine stattliche Mehrheit im Hause erworben Das Centrum und die Nationalliberalen traten dafür ein; nur die beiden konservativen Fraktionen verharren noch bei der Ablehnung. Aber auch sie hüteten sich, bei dieser Gelegenheit ihrer Abneigung gegen das geheime allgemeine Wahlrecht allzu freien Lauf zu lassen, sondern zogen sich auf Argumente zweiter Güte zurück und bezweifelten die praktische Anwendbarkeit. Man mußte ihnen aus ihren Reden im preußischen Herrenhause nachweisen, daß ihr Haß dem allgemeinen Wahlrecht selbst gilt, und daran knüpfte sich dann allerdings die Gelegenheit, den Beweis zu führen, daß ein Angriff auf diesen Grundpfeiler des be-

stehenden Wahlrechts einen revolutionären Charakter trägt, weil er unseren ganzen Rechtszustand in Frage stellt.

An dem Schwerinstage der vorigen Woche waren die Antisemiten mit einem Versuche, den Reichstag zu einer übereilten Beschlußfassung hinsichtlich der Vorrechte der Bauhandwerker zu verleiden, rücklings übergefallen; in dieser Woche kamen die Sozialdemokraten zu Worte und hatten eine bessere Wahl getroffen. Sie verlangen eine Revision des Vereinsrechts. Der Abgeordnete Auer wies überzeugend nach, daß seiner Partei Sonne und Wind bei Ausübung ihrer politischen Rechte nicht ebenso wie anderen Parteien zugemessen wird. Mit denselben Mitteln, mit welchen man die Sozialdemokratie leise am Halse kitzelt, hätte man den Bund der Landwirthe erwürgen können. Für die weitere Entwicklung des Deutschen Reiches ist nichts so wichtig, als daß man den Sozialdemokraten die Ausübung ihrer staatsbürgerlichen Rechte in demselben Umfange gestattet, wie jeder anderen Partei. Eine Bewegung, die sich nicht in geraden Bahnen bewegen kann, überschwämmt naturgemäß von Zeit zu Zeit die Ufer und durchbricht die Dämme. Es gibt Tausende, die nur durch die Wahrnehmung, daß der sozialdemokratischen Partei Gerechtigkeit versagt wird, veranlaßt werden, auf ihre Seite zu treten. Gegen diesen Sinn für Gerechtigkeit, der im deutschen Volke glücklicherweise noch nicht erloschen ist, wird man mit polizeilichen Mitteln vergebens ankämpfen. Und umgekehrt werden die Sozialdemokraten, sobald sie erst empfinden, daß sie verständige und gemäßigte Forderungen auf gesetzlichem Wege durchzusetzen vermögen, davon allmählich Abstand nehmen, unverständige und maßlose Forderungen geltend zu machen.

Wie der Reichstag, so ist auch der Landtag mit der Durchberathung des Budgets beschäftigt; erst am Donnerstag kam er dazu, sich mit seiner für dieses Jahr bedeutendsten gesetzgeberischen Aufgabe, dem Lehrerbesoldungsgesetz, zu beschäftigen. Wie dies alle Jahre zu geschehen pflegt, werden die agrarischen Ausführungen, die im Reichstage widerlegt werden, im Abgeordnetenhause auf einem besseren Resonanzboden wiederholt. Der landwirthschaftliche Minister führte den Nachweis, daß er, abgesehen von dem Antrage Kanitz und der Währungsfrage, für jede agrarische Forderung zu haben ist. „Mein Herz und meine Zähne sind wölfisch“, heißt es in dem Gedichte von Heine. Daß das Staatsministerium zu der Ueberzeugung gelangt ist, es werde mit bimetallistischen Experimenten kein Glück haben, scheint eine hingeworfene Bemerkung des Herrn von Hammerstein zu bestätigen, und wir werden in Ruhe abwarten können, bis die Bestätigung auch in gesicherter Form erfolgt. Außer dem Antrage von Kanitz und der Doppelwährung gibt es ja genug agrarische Forderungen, durch deren Erfüllung dem gemeinen Wohl Schaden zugefügt werden kann.

Der neu ernannte Minister des Innern hat sich nicht mit einer Manifestation eingeführt. Er vermeidet den Fehler, durch den sich sein Vorgänger zu Grunde gerichtet hat, vorschnell mit dem Worte zu sein; er ist sparsam mit Reden und sachlich in dem, was er sagt. Aus dem Inhalte seiner Erklärungen ist nichts zu entnehmen, was die konservative Partei entmuthigen und ihr Bedauern über den Verlust des Herrn von Köller verstärken könnte.

Proteus.

Englisches Soldatenleben.

(Schluß.)

Ich kann nur mit höchstem Lobe von der Disziplin sprechen, die ich bei den Regimentern zu Woolwich — innerhalb und außerhalb der „married quarters“ — beobachtet habe. Aber diese Regimenter bilden mehr oder weniger eine Ausnahme. Ganz im Gegensatze zu den durchschnittlichen Verhältnissen in englischen Städten beherrscht in Woolwich ein militärischer Geist die gesammte Bevölkerung, die nun schon seit vielen Jahren in industrieller und sozialer Beziehung von dem Heere abhängt und mit demselben eng verknüpft ist. Da ist vor Allem das ungeheure Arsenal, das allein täglich 3000 Arbeiter beschäftigt. Diese Leute sehen den ganzen Tag nichts vor sich, als Kanonen, Bomben und Uniformen; sie alle haben gute Aussichten, sich durch zufriedenstellendes Betragen, Fleiß und Umsicht vorzügliche, theilweise pensionsberechtigte Stellungen zu erwerben; sie alle hören von frühester Jugend an täglich die Kanonenschüsse von den Uebungsplätzen donnern. Das hat natürlich seinen ungeheuren Einfluß auf die Civilbevölkerung und dann wieder seine Rückwirkung auf die Truppen. In vielen Orten Englands sieht man den Soldaten als einen Mann, der aus freien Stücken seine Freiheit aufgegeben hat, mit scheelen Augen an — in Woolwich, Aldershot u. s. w. ehrt man ihn, bewundert seine Uniform und macht ihm den Hof.

Das letztere besorgt namentlich der weibliche Theil der Bevölkerung. Ein englischer Soldat ist für die Mädchen gewisser Kreise sicherlich keine zu verachtende Partie. Wenn er Ehrgeiz mit Gaben und Fleiß verbindet, steht ihm nicht nur in verhältnißmäßig kurzer Zeit der Weg zum wohlbezahlten Feldwebel offen, sondern er hat sogar die Aussicht, zum Offizier zu avanciren. Allerdings sind diese von den „Ranks“ beförderten Offiziere nicht ganz vollgültig. Ihre materiellen Verhältnisse — ohne andere Gründe in Betracht zu ziehen — verhindern sie schon, einen gesellschaftlichen Verkehr mit ihren Kameraden aufrecht zu erhalten. Sie nehmen nicht an der allgemeinen Offizierstafel Theil und werden oft für Dienstverrichtungen verwandt, von denen sich der „Gentleman“-Offizier lieber fernhält. Sie werden als Reitlehrer gebraucht, als Instruktoren und Clerks und haben sicherlich nicht allzu viel zu thun, denn in dem englischen Heere überarbeitet sich Niemand. Ihr Gehalt ist für ihre Verhältnisse vorzüglich, da ihre pekuniären Verbindlichkeiten absichtlich auf das geringste Maß beschränkt werden. Kurz, sie haben alles, was sie nur irgend wünschen können, und ein ganz Theil mehr, als sie jemals an dem Tage erhofften, an dem sie von dem bändergeschmückten Sergeanten den „Queensshilling“ annahmen.

Die Dienststunden des englischen Soldaten sind — im Vergleiche zu denen seines kontinentalen Kameraden — sehr kurze. Als ich als Einjährig-Freiwilliger bei den Garde-Dragonern meinen Pflichten als deutscher Vaterlandsvertheidiger Genüge leistete, mußte ich während der ersten sechs Wochen um halb fünf des Morgens im Stalle sein und die beschwerliche, ungewohnte Arbeit dauerte mit kurzen Unterbrechungen bis Abends acht Uhr. O du liebe Zeit, was würde der englische Rekrut für Augen machen, wenn man ihm einen derartigen Dienst zumuthen wollte! Es ist gewiß schwer, einen genauen Vergleich anzustellen, ich glaube jedoch das Richtige zu treffen, wenn ich annehme, daß die tägliche Arbeit des englischen „Tommy Atkins“ kaum die Hälfte der Zeit in Anspruch nimmt, als die des deutschen Vaterlandsvertheidigers. Das gibt dem ehrgeizigen und strebsamen Manne vortreffliche Gelegenheit, die ihm offen stehenden Schulen zu besuchen und sich so für die höheren Chargen vorzubereiten. Ein größerer Theil jedoch zieht es vor, sich dem Sport zu widmen, der von den Behörden in jeder Weise begünstigt wird. Die Leute haben Klubs für alle Arten körperlicher Uebungen, unter denen die Nationalspiele Fußball und Cricket, natürlich einen hervorragenden Platz einnehmen. Sogar die Offiziere betheiligen sich an diesen Bestrebungen, spielen mit den Soldaten und veranstalten von Zeit zu Zeit Wettkämpfe, in denen ihre eigenen Klubs gegen die ihrer Untergebenen auftreten.

Noch eine andere Thatsache, durch welche sich das englische Heer von den kontinentalen Armeen völlig unterscheidet, verdient besonders hervorgehoben zu werden. Man geht hier von dem Grundsatze aus, daß der Soldat, der oft in Indien oder in irgend einem anderen tropischen Klima jede Spur europäischen Komforts entbehren und sich der Gefahr vernichtender Krankheiten aussetzen muß, mit Recht den Anspruch erhebt, des Lebens Freuden in hohem Maße

zu genießen, solange er daheim ist. Es ist erstaunlich, welche Opfer man diesem Bestreben bringt. In Woolwich hat man sogar ein großes Theater gebaut, das gänzlich unter militärischer Leitung steht und in welchem regelmäßige Vorstellungen mit allem denkbaren Pompe zur Ausführung gelangen. Ich wohnte der Aufführung einer Pantomime — „Jolly Bay Blue" betitelt — bei, und ich erstaunte über die vorzüglichen Leistungen der „Künstler", die sämmtlich Soldaten waren. Sie erfreuten sich zum Zwecke dieser Vorstellungen eines besonderen, dauernden Urlaubs . . . . man denke sich deutsche Unteroffiziere und Soldaten, die Erlaubniß erhalten, monatelang allabendlich in einem Stücke als Schauspieler zu fungiren!

Was die Künstlerinnen betraf . . . . nun, ich war einfach so gerührt, daß ich hinter die Kulissen ging. Meine Empfänglichkeit für die schönen Soldatinnen — sie alle standen zu Mars in verwandtschaftlicher Beziehung — wurde aber schwer bestraft. Die Damen hatten Hunger und Durst, wie echte Krieger . . . . .

Die Cafés und Thees, die Braten und Yorkshire Puddings, die kurzen Dienststunden, die Theater und die hübschen Anbeterinnen . . . . . sie alle lassen das Leben eines englischen Tommy Atkins wahrlich deneidenswerth erscheinen. Und wenn die stolzen Krieger in Afrika an Fieber darniederliegen, so kräftet sie vielleicht der Gedanke an die Herrlichkeiten, die sie bei der Rückkehr in die Heimath erwarten.

Meine bisherigen Schilderungen haben gezeigt, in wie ausgiebiger Weise — vom kontinentalen Standpunkte betrachtet — für den englischen Soldaten gesorgt ist. „Tommy Atkins" jedoch ist ganz anderer Ansicht. Er betrachtet sich als eine Art Märtyrer für das Gemeinwohl und bringt seinen Unwillen oft auf drastische Weise zum Ausdruck. Bevor ich jedoch zu Einzelheiten übergehe, möchte ich die wichtigste aller Fragen beantworten: „Welchen Einfluß hat die Fürsorge für den einzelnen Mann auf die Gesammtheit? Wie steht es mit der Kriegstüchtigkeit des englischen Landheeres?" Ich will diese Frage von englischen Stimmen beantworten lassen.

Um den stets wiederkehrenden Anklagen gegen die Armee auf den Grund zu kommen, wurde vom Parlamente ein in jeder Beziehung kompetentes Komitee ernannt, welches den Auftrag hatte, den Zustand des Heeres zu untersuchen. Das Komitee erstattete im März 1892 seinen Bericht ab, der kurz dahin lautete, daß die Armee weder in Quantität noch in Qualität den Anforderungen eines kontinentalen Krieges gewachsen sei.

Im folgenden Jahre nahm das weit verbreitete „Daily Chronicle" die Frage abermals auf und veröffentlichte im August 1893 einen Artikel, der die — den englischen Standpunkt so charakteristisch kennzeichnende — Ueberschrift trug: „Achtzehn Millionen Pfund und was wir dafür erhalten".

Folgende Auszüge sind besonders beachtenswerth: „Was Jemandem, der die Armee auch nur einigermaßen kennt, zunächst auffällt, ist die Unzufriedenheit, die alle Chargen durchdringt. Wir behaupten nicht, daß jedes einzelne Individuum unzufrieden ist, obgleich eine solche Behauptung keine übertriebene sein mag . . . Wenn wir den zehnten Theil der von uns empfangenen Briefe abdrucken wollten, die Klagen gegen das Kriegsministerium enthalten, so könnten wir eine Woche lang täglich eine Seite füllen. Viele dieser Briefe kommen von aktiven Offizieren und aktiven Leuten der Mannschaft. Generäle sind genau ebenso unzufrieden wie Gemeine. Die vom Ministerium geübte Auswahl der Offiziere ist nur ein anderer Name für Nepotismus." Es folgt nun die Klage darüber, daß Gardeoffiziere bevorzugt und mit den wichtigsten Kommandos betraut werden, weil sie gewöhnlich Vermögen besitzen. Der arme Offizier, der nicht aus bedeutenden materiellen Hilfsquellen schöpfen kann, sich aber aus eigenem Verdienste emporgearbeitet hat, wird in den höchsten Stellungen übergangen, weil er nicht fähig ist, die mit denselben verknüpften Auslagen zu bestreiten. Auf diese Weise geht dem Staate das beste Talent verloren. Zur Aenderung dieser Verhältnisse wird eine Erhöhung der Gehälter in allen Chargen vorgeschlagen. Die Kosten für die englische Armee sind höher als die irgend einer anderen Armee mit Ausnahme der deutschen, französischen und russischen. Sie betragen jährlich 18 Millionen Pfund oder 360 Millionen Mark. Das Blatt fährt fort: „Wir wollen nun untersuchen, was wir für unser Geld erhalten. Es ist eine zugestandene Thatsache, daß wir nicht ein einziges, für ausländischen Dienst kriegstüchtiges Armeecorps besitzen. Der gegenwärtige Kriegsminister war offenherzig genug, dies bei Einbringung des Budgets einzugestehen. . . . Dieses Zugeständniß aber heißt, daß wir uns nicht in kontinentale Politik bis zu einem Grade einlassen dürfen, der die Landung einer bewaffneten Macht nothwendig machen könnte. . . . Wir haben nicht einmal 20000 Mann ohne Hilfe der Reserve, und wir können sie nicht ausrüsten, ohne einen großen Theil der registrirten Pferde einzuziehen, die jetzt in industriellen Betrieben verwandt werden. . . . Und wie steht es mit der Vertheidigungsmacht des Landes? Gemäß dem Mobilisationsplane können wir drei Armeecorps und vier Kavalleriedivisionen aufstellen, aber sie werden nicht einmal nach dem Verlaufe einer Woche kriegsbereit dastehen . . ." — Es folgt nun die Darlegung der Thatsache, daß weder Pferde, noch Ausrüstungsgegenstände, noch Artillerie, noch Hospitaleinrichtungen vorhanden sind. — „Die Ausrüstungen, welche angeblich für die zu einer ausländischen Expedition bestimmten 20000 Mann in Southampton bereitliegen, sind doppelt gerechnet, da sie zu gleicher Zeit für das Armeecorps der Landesvertheidigung dienen sollen. . . . Rußland hat für jede Infanteriedivision 48 Kanonen, wir besitzen nur 18! Rußland und jedes andere Land besitzt gehörig organisirte Munitionskolonnen, wir haben nicht eine einzige, ausgenommen wenn wir, um eine Schaustellung zu machen, Pferde von der Artillerie stehlen! . . . Mit aller unserer Organisation auf dem Papier, wird es thatsächlich von Offizieren zugestanden, daß wir wahrscheinlich einen Einfall nicht verhindern könnten, wenn eine der großen kontinentalen Mächte einen solchen beabsichtigt und unsere Flotte kampfunfähig geworden ist . . ."

Dieses Urtheil einer der ersten Londoner Zeitungen ist nicht etwa von feindlichem Parteigeiste eingegeben; es entspricht der thatsächlichen Wahrheit. Unter dem soeben zurückgetretenen Oberbefehlshaber Field Marshal Duke of Cambridge nahm die englische Armee mehr und mehr die Gestalt einer kostspieligen Paradetruppe an, gut genug vor den bewundernden Augen des großen Publikums und im Kampfe gegen speertragende Wilde.

Der jetzige Commander-in-Chief, Feldmarschall Viscount Wolseley, ist anerkannt ein tüchtiger Soldat. Wenn man jedoch die Möglichkeit von Reformen beurtheilen will, so muß man natürlich die Beschaffenheit des Materials in Berechnung ziehen. Die erste Grundlage der Kriegstüchtigkeit einer Armee ist die Disziplin — wie verhält es sich mit derselben im englischen Heere?

Wieder will ich englische Stimmen sprechen lassen und zwar die Soldaten selbst. Ihre Thaten im Laufe der letzten Jahre sind gewiß Zeugen, gegen deren Glaubwürdigkeit wenig einzuwenden ist.

Soviel ich weiß, ist die unter dem Ausdrucke „Streik" verstandene taktische Bewegung der Arbeiter eine englische Erfindung, die mittlerweile internationales Eigenthum geworden ist. In England streikt Jeder. Sogar die Schulkinder in London kamen vor einiger Zeit überein, eines schönen Vormittags die Schule zu schwänzen und einen Umzug zu halten, um zu Gunsten ihrer „Menschenrechte" als freie Engländer zu demonstriren. Sie bildeten vielleicht die merkwürdigste Prozession, die jemals die Straßen einer Stadt durchzog; an ihrer Spitze wurden von den Hosenmätzen zerbrochene Rohrstöcke und eine Flagge getragen, welche die vielsagende Inschrift führte: Keine Prügelstrafe mehr!

Diese Prozession blieb nicht unbemerkt. In den Sitzungen der Londoner Schulbehörde folgten erregte De-

batten über das Recht der Lehrer, körperliche Züchtigungen vorzunehmen — aber zuletzt siegte der gesunde Menschenverstand, und die zerbrochenen Rohrstöcke wurden für den Fall dringender Nothwendigkeit durch neue ersetzt.

So harmlos, ja vielleicht so lächerlich die Handlungsweise der Londoner Schulkinder erscheinen mag, so tiefernste Bedeutung besitzt sie in Wahrheit. Das Freiheitsgefühl des englischen Menschen bricht alle Schranken. Wo der Engländer glaubt, daß ihm Unrecht gethan wird, da protestirt er, koste es, was es wolle. Das wäre eine hohe Tugend, wenn nicht auf der anderen Seite die Thatsache bestände, daß der werthloseste Mensch auch oft der unzufriedenste ist, da er meist ernten will, ohne zu säen. Das Freiheitsgefühl, die Vertheidigung heiliger Menschenrechte wird somit oft der Schild, hinter dem sich Unwerth, Unvernunft und Frechheit verbirgt. Die englische Armee bietet dafür traurige Beispiele und die gelegentlichen Strikes des englischen Soldaten, oder vielmehr die regelmäßig wiederkehrenden Revolten im Heere sind es, welche die Kriegstüchtigkeit der Armee mehr beeinträchtigen, als alle anderen ungünstigen Verhältnisse zusammengenommen.

Es wäre gewiß eine interessante Aufgabe, die Ursache und den Verlauf der in den letzten fünf Jahren vorgekommenen Revolten im englischen Heere zu untersuchen. Und als eine der bedenklichsten Erscheinungen wird man die Thatsache beobachten, daß der Oberbefehl nach jedem Streik stets das Bestreben hatte, die Mannschaft zu entlasten und die Offiziere der betreffenden Regimenter als Sündenböcke hinzustellen.

Vor einigen Jahren erregte die Rebellion des Garde-Grenadier-Regimentes in London großes Aufsehen. Die Leute weigerten sich in corpore, auf dem Kasernenhofe anzutreten und wurden dafür nach Bermuda gesandt.

Schlimmer jedoch war die Meuterei, die sich am 24. September 1892 in Windsor, dem Sitze der Königin, unter den Augen Ihrer allergnädigsten Majestät ereignete. Daselbst befindet sich das erste Leib-Garde-Kavallerie-Regiment in Garnison, um als Wache der Königin und des Schlosses zu dienen. Das Regiment gilt als die Elite der Armee; es nimmt dieselbe Stellung ein wie das Gardes-du-Corps-Regiment in Preußen. Zur genannten Zeit befand sich der Kommandeur des Regiments, Colonel the Hon. Charles Byng auf Urlaub und als Stellvertreter fungirte der energische Major Sir Simon Lockhart. Der Oberst scheint zu wiederholten Malen einen erstaunlichen Mangel an Urtheil und militärischem Takte bewiesen zu haben. Als kurze Zeit vorher das Regiment an den Manövern in Aldershot theilgenommen hatte, gab ein Major — durchaus seinen Befugnissen gemäß — den Befehl zum Antreten. Zufällig sah der Oberst die Leute im Hofe, auf den Quartiermeister wartend. Er kam sofort herbei und befahl den Leuten, abzutreten, indem er im Hörkreise des Regimentes die Worte hinzufügte: „I will not have the men bullied!"

Ein deutscher Oberst wäre nicht leicht zu denken, der einen Befehl seines Majors vor den Leuten mit den Worten widerruft: „Ich will nicht, daß man die Leute quält."

Was Wunder, daß die begeisterte Mannschaft ihrem „darling", dem Oberst, an Ort und Stelle eine stürmische Ovation brachte? Und was Wunder, daß man mit Unwillen die strengere Hand des Majors ertrug, während sich der Oberst auf Urlaub in London amüsirte? Und so geschah denn das Folgende:

Anfangs September 1892 kehrte das genannte Regiment von den Aldershot-Manövern nach Windsor zurück. Waffen, Uniformen und Pferde waren natürlich schmutzig und Sir Simon Lockhart ließ es sich angelegen sein, den normalen Zustand des Regiments möglichst schnell herbei zu führen. Er sprach sich namentlich wiederholt tadelnd über die Schwadron des Kapitän Rawson aus, und der also gemaßregelte Offizier kann natürlich auf Abhilfe. In einer den englischen Heereszuständen sehr charakteristischen Weise berieth sich der Rittmeister mit den ältesten Unteroffizieren seiner Schwadron, was unter diesen Umständen zu thun sei und auf ihren Rath hin befahl er, daß der Urlaub, der gut geführten Leuten sonst vom Abenddienste bewilligt wird, während der folgenden Woche fortfallen solle. Dieser Befehl erschien der Mannschaft als ein ungeheurer Eingriff in ihre Rechte. Sie putzten nicht und arbeiteten nicht und als Rittmeister Rawson am 24. September Inspektion abhielt, war der Zustand der Waffen und Pferde ein wenig befriedigender. Und nun hatte der Rittmeister die unter englischen Verhältnissen bei solchem Anlaß bemerkenswerthe Energie, eine neue Inspektion für den folgenden Montag anzuordnen.

Das erschien den Leuten denn doch über alle Maßen. Der Rittmeister verließ Windsor auf Urlaub am Sonnabend; am Sonntag Nachmittag veranstaltete das ganze Regiment — wohlgemerkt nicht nur die „C"-Schwadron — auf dem Kasernenhofe eine so stürmische Demonstration, daß man ihr Singen und Toben so ziemlich durch die ganze Stadt hören konnte.

Am Montag Morgen kehrte Rittmeister Rawson vom Urlaub zurück. Aber kaum hatte er den Kasernenhof betreten, als er von allen Fenstern mit Zischen, Pfeifen und Brüllen begrüßt wurde. Es fand sich, daß die Sättel der „C"-Schwadron schwer beschädigt und zerschnitten waren, und als man einige der vermeintlichen Uebelthäter in Arrest abführte, wurden sie von ihren Regimentskameraden mit einer stürmischen Ovation zum Arrestlokale begleitet.

Das sind die Thatsachen, die von den englischen Zeitungen so viel als möglich verschwiegen wurden. Dagegen erschien am folgenden Dienstag in allen Blättern die Notiz: „Heute führte Lieutenant Grenfell die Leute zur Parade. Die Kasernen zeigten das gewöhnliche Aussehen und kein Zeichen war bemerkbar, daß in dem ersten Regiment Ihrer Majestät Leibwache Unzufriedenheit herrschte. Es spricht sehr (it is greatly to the credit of) für die Leibgardisten, daß außer den beschriebenen Demonstrationen und der Sattelaffaire kein Disziplinbruch sich ereignet hat."

Ja, du liebe Güte! Was haben denn die englischen Zeitungen erwartet? Was sollte sich denn noch ereignen? Ist es „greatly to the credit of the men", daß sie den Rittmeister Rawson nicht an der ersten, besten Regimentsfahne aufgehängt haben.

„Und was geschah den meuterischen Soldaten?" Nichts, absolut nichts! „Erhielten sie denn keine Strafe?" Nein! absolut keine Strafe, dagegen wurde Rittmeister Rawson sowohl wie die ältesten Unteroffiziere, die ihm den verderblichen Rath einer Einstellung des Urlaubs ertheilt hatten, ohne weiteres aus dem Dienste entlassen. Das ist charakteristisch für England.

Ich könnte dieses Kapitel leicht weiter fortsetzen und bis auf die neueste Zeit ausdehnen. Ich könnte von den täglichen Beweisen in den öffentlichen Gerichtshöfen sprechen, eine wie zügellose Gesellschaft zum Theil in der englischen Uniform steckt; ja, ich könnte eigene Erfahrungen anführen, da vor einigen Jahren ein Garde-Grenadier in Piccadilly einen Raubversuch auf mich ausführte, der ihm einige Zähne und zwei Monate Gefängnisse kostete. Aber ich will es vorläufig bei dem Angeführten bewenden lassen. Der Leser wird sich jedoch nicht wundern, wenn ich behaupte, daß in der englischen Armee der gemeine Mann häufiger eine größere Autorität ist, als der Offizier. Vom General bis zum Lieutenant hat man vor dem eigenen Untergebenen nicht selten eine größere Furcht, als vor dem Feinde, denn in der obersten Heeresverwaltung ist man sich bei dem Freiheitsgefühl der Engländer wohl bewußt, daß es viel leichter ist, ein Dutzend Offiziere zu beschaffen, als einen einzigen „Tommy Atkins."

Stratford-on-Avon

Curt Abel-Musgrave.

Hammerstein vor den Thoren.

Freiherr von Hammerstein, der seine griechische Zurückgezogenheit abkürzen mußte, und der nun auch seinen italienischen Winteraufenthalt zu verlassen gezwungen ist, wird in diesen Tagen seinen Einzug in Berlin halten, das er vor einem halben Jahr als Chefredakteur der „Kreuz-Zeitung“ und als maßgebende Gestalt der konservativen Partei verlassen hatte. Er wird alsdann, wie zu erwarten ist, vor den Geschworenen sprechen.

Wir stehen also unmittelbar vor den letzten Enthüllungen, und diese Zeit unmittelbar vor dem beredten Schluß der Freiherrlichen Angelegenheit hat Herr von Kröcher, der als Verleger der „Kreuz-Zeitung“ neben Herrn von Hammerstein, dem Chefredakteur des Blattes, fungirte, noch benutzt, um im preußischen Abgeordnetenhause sein Herz zu erleichtern. Er gab jetzt eine Darstellung der Ereignisse, die dreiviertel Jahr hindurch die gesammte unbetheiligte Presse vergeblich verlangt hatte. Diese Darstellung ist heute in ihrer Bedeutung recht niedrig einzuschätzen, denn wenn Herr von Kröcher geschwiegen hätte, so würde Herr von Hammerstein ein paar Wochen später gesprochen haben; und wenn beide sich nicht geäußert hätten, so würden die Thatsachen trotz allem ans Licht gekommen sein.

Was hinderte Herrn von Kröcher, das, was er jetzt gesagt hat, vor Monaten der Oeffentlichkeit bekannt zu geben? Seine Pflichten gegen die Oeffentlichkeit waren damals dieselben wie heute. Mithin sind diese Pflichten für Reden und Schweigen nicht das Entscheidende gewesen. Man schwieg thatsächlich, so lange das Schweigen als ein brauchbarer Schleier erschien.

Zu einer sentimentalen, tiefen Verbeugung voll Ehrerbietung vor Herrn von Kröcher liegt also keine Veranlassung vor, freilich in einem Punkte zeichnen sich die Aeußerungen des Herrn von Kröcher vortheilhaft vor anderen Expektorationen in dieser Sache aus. Sie sind in allem Thatsächlichen wahr.

Die Angaben, die Herr von Kröcher in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses am 22. Januar machte, sind im Wesentlichen die Folgenden:

Es wurde Herrn von Kröcher im Dezember 1894 bekannt, daß ein Haus des Freiherrn von Hammerstein zur Zwangsversteigerung kommen sollte. Das war der letzte Anlaß, der die Kündigung zum 1. Juli 1895 zur Folge hatte.

Gleichwohl gestattete man Herrn von Hammerstein, diese Kündigung wiederholentlich öffentlich abzuleugnen.

Im Januar erfolgte alsdann die Feststellung, daß der Pensionsfonds der „Kreuzzeitung“ bereits seit Herbst 1891 verschwunden war, während Herr von Hammerstein dieses Verschwinden dadurch verdeckt hatte, daß er aus eigener Tasche die Zinsen zahlte.

Auf die Erklärungen hin, zu denen Herr von Hammerstein sich herbeiließ, gab man der Sache keine ernste Folgen.

Unmittelbar darauf wurde ermittelt, daß Herr von Hammerstein viel zu hohe Papierpreise zahlte und gleichzeitig dem Papierlieferanten verschuldet war.

Auf die Aeußerungen hin, zu denen sich Herr von Hammerstein wiederum verstand, gab man auch dieser zweiten Sache keine weiteren ernsten Folgen.

Herr von Hammerstein — und das ist neu — verpflichtete sich, einen Wechsel nur dann in Umlauf zu setzen, wenn noch eine zweite Unterschrift für denselben beschafft wäre. Er setzte ihn auch ohne diese zweite Unterschrift in Cirkulation.

Diese Sache hatte gleichfalls keine unmittelbar üblen Wirkungen für Herr von Hammerstein.

Mit der Unterschlagung des Stöckerfonds war es nicht anders, die Ende Februar oder Anfang März festgestellt worden ist; und ganz ebenso verhielt man sich Hammerstein's Beziehungen zum ewig Weiblichen gegenüber.

Das Alles wußte man bis zum März. Und das Alles soll nach der Ansicht des Herrn von Kröcher belastend nur von der Art sein, wie es belastend ist, wenn man davon überzeugt sei, Jemand spiele falsch, aber man kann es ihm nicht beweisen.

Wir sagten, daß die Thatsachen, die Herr von Kröcher angibt, wahr sind; aber seine Folgerungen sind unzweifelhaft unrichtig.

Greifen wir eine Einzelheit heraus und zwar nur darum, weil über sie von einem Parteigenossen des Herrn von Kröcher, dem Abgeordneten Kropatschek, genügendes Licht verbreitet worden ist.

In Betreff des sogenannten Stöckerfonds gab am 5. November vorigen Jahres Herr Kropatschek die öffentliche Erklärung ab, daß er Ende Februar dem Vorsitzenden des Kreuzzeitungs-Komitees den Beweis erbracht hatte, es sei jenes Geld von Herrn von Hammerstein unterschlagen, und nicht von einem anderen Beamten der Zeitung; denn Herr Kropatschek war in der Lage eine Quittung zu produziren, die besagte, daß Herr von Hammerstein das Geld an sich genommen hatte. Diese Handlung war eine Unterschlagung, wie es nur eine gibt, und durch das Beweisstück der Quittung war diese Unterschlagung auf das Klarste erhärtet, so daß diese Feststellung gänzlich verschieden von einer vagen Vermuthung ist, wie sie beim Falschspiel sich aufdrängen mag.

Gleichwohl gestatteten ohne Widerspruch alle betheiligten Konservativen dem Herrn von Hammerstein seine lügenhafte Vertheidigung in der Presse zu führen, und sie gestatteten ihm auch im Reichstage zu reden, und seine freche Rede fand den Beifall seiner Parteifreunde, auch der Eingeweihtesten, ja des Herrn von Colmar, des Regierungspräsidenten und Mitgliedes des Kreuzzeitungs-Komitees.

Endlich:

Seit dem Anfang März waren neue Thatsachen in Betreff des Freiherrn von Hammerstein nicht mehr zu Tage gefördert worden, trotzdem wurde erst am 18. Juni — nicht früher — der geschäftsführende Ausschuß der konservativen Partei, der sogenannte Elfer-Ausschuß, berufen, und er beschloß das Folgende:

„Das Kuratorium der „Kreuzzeitung“ ist aufzufordern, den Freiherrn von Hammerstein *sofort* von der Redaktion der „Kreuzzeitung“ zu suspendiren, widrigenfalls der Elferausschuß gezwungen sein würde, seinerseits diejenigen Schritte zu ergreifen, welche derselbe für erforderlich hält, um die Scheidung zwischen der konservativen Partei und der von dem Freiherrn von Hammerstein redigirten „Kreuzzeitung“ herbeizuführen.“

Warum nunmehr die Aufforderung, sofort die Suspension eintreten zu lassen, während die materiellen Gründe, die für diesen Entschluß die Vorbedingung bildeten, schon im März genau so vorhanden waren, wie gegen Ende Juni? Warum diese lange Zögerung, die vier Monate gedauert hatte? Der Grund liegt auf der Oberfläche. Kein anderer Grund läßt sich denken, weshalb man gegen Ende Juni zu Entschlüssen kam, zu denen genau so viel Veranlassung im Februar und März vorgelegen hatte, als *einer*, und der lautet: Inzwischen hatte sich die liberale Presse der Angelegenheit bemächtigt. Die Suspension des Herrn von Hammerstein erfolgte auch jetzt nur, weil die öffentliche Meinung, durch die liberale Presse vertreten, diese Suspension erzwang. Wiederum that man das, was zu thun war, erst nach monatlangem Zögern zu einer Zeit, als ein Preisgeben des Herrn von Hammerstein ganz und gar nicht mehr abgewendet werden konnte.

Die Entwicklung also ist vollkommen klar.

Mit Beginn des Jahres 1895 kam Herr von Kröcher zu der Ueberzeugung, daß Herr von Hammerstein ein Mann sei, mit dem anständige Menschen politisch zusammenzuarbeiten, nicht in der Lage seien.

Er machte der Gesammtheit des Kreuzzeitungskomitees davon Mittheilung; er gab aber auch dem anerkannten

Führer der konservativen Partei, Herrn von Manteuffel, volle Kenntniß der Thatsachen.

Herr von Kröcher sagte in seiner Rede im Abgeordnetenhause:

„Es ist ja richtig, Herr von Manteuffel wußte die ganze Sache — Herr von Manteuffel ist niemals Mitglied des Kreuzzeitungskomitees gewesen, aber er wurde zu den Berathungen zugezogen, — und ich wußte die Sache. Wir Beide waren der Meinung, von Mitte Januar vorigen Jahres an, daß Hammerstein kein Gentleman mehr war.“

Im Februar oder Anfang März wurde alsdann von dem konservativen Abgeordneten Kropatscheck dem Komitee und Herrn von Manteuffel der Nachweis durch Vorlegen der Hammerstein'schen Quittung erbracht, daß dieser Nicht-Gentleman des Januar durch Unterschlagung des Stöckerfonds sich als gemeiner Verbrecher qualifizire; sodaß nunmehr als Komiteemitglieder ein halbes Dutzend hervorragende Konservative, auch Abgeordnete, unter ihnen Herr v. Kröcher, der zugleich Mitglied des Vorstandes der konservativen Abgeordnetenhaus-Fraktion ist, von der Sachlage wußten; von ihr wußten außerdem Herr von Manteuffel, der Führer der gesammten Partei und der damals genügend einflußreiche Herr Stöcker. Sie alle thaten mit Herrn von Hammerstein nicht das Nächstliegende, und sie ließen ihn ungestört in der Oeffentlichkeit lügen und heucheln als falschen Ehrenmann.

Dann explodirte die Bombe in der Oeffentlichkeit durch die Erklärung der „Kleinen Presse“ in Frankfurt am 2. April; und diese Explosion fand in der ganzen Presse die größte Beachtung und überall Nachhall. Sollten darauf nicht auch noch andere konservative Abgeordnete sich bei ihren Führern informirt haben und was antworteten diese Eingeweihten jenen Fragern? Sagte man ihnen die Wahrheit oder sagte man sie ihnen nicht, wie denn Graf Mirbach nach 9 Monate später in seiner Erklärung in seiner Erklärung im Oktober behauptete, von einem „einflußreichen“ Mitglied des Aufsichtsrathes der „N. Pr. Ztg.“ über Herrn von Hammerstein Belastendes nicht erfahren zu haben?

Es ergibt sich also folgendes:

Herr von Kröcher sprach schließlich, als Herr von Hammerstein schon so ziemlich vor den Thoren Berlins angekommen war; das Kreuzzeitungskomitee handelte, als ihm der Elfer-Ausschuß der konservativen Partei die Pistole nicht einmal, sondern wiederholt auf die Brust gesetzt hatte; und das Elfer-Komitee und Herr von Manteuffel, der Führer der Gesammtpartei, nahmen ihrerseits einen resoluten Schritt vor zu einer Zeit, als Herr von Hammerstein nach ihrer eigenen Ansicht aufgehört hatte, ein Gentleman zu sein, auch nicht, als er sich durch die Darlegungen des Herrn Kropatscheck als zuchthausreif erwiesen hatte, sondern nachdem von April bis gegen Ende Juni die liberale Presse den vorliegenden unwürdigen Zustand rücksichtslos und immer von Neuem beleuchtet hatte.

Es gab eben Konservative, die Herrn von Hammerstein trotz allem halten wollten; es gab auch Konservative, die ihn ganz gern los sein wollten, aber die weder die ausreichende Kraft noch die ausreichende Energie dazu hatten, noch auch die vorausschauende Einsicht, daß eine solche resolute Moral zugleich klug gewesen wäre. Zu diesen Konservativen gehörte der Führer der Gesammtpartei, Herr Freiherr von Manteuffel, der nicht im Januar handelte und nicht im Februar und nicht im März, sondern, nachdem die öffentliche Meinung einen anderen Ausweg nicht mehr zuließ, gegen Ende Juni. Keiner der führenden Männer in der konservativen Partei that seit dem Februar das, was er mußte, in dem Augenblick, wo es hätte geschehen sollen; die öffentliche Meinung erzwang schließlich jeden Schritt und außer der öffentlichen Meinung der Druck unabwendbarer Verhältnisse; so war es beginnend mit dem verspäteten Beschluß des Elferkomitees im Juni, den die immer ungestümer an die Fenster pochende öffentliche Meinung ertrotzte, bis zur verspäteten Erklärung des Herrn von Kröcher im Abgeordnetenhause, als Herr von Hammerstein vor den Thoren Berlins stand.

Wie aber konnte die liberale Presse schließlich solchen Erfolg zu Wege bringen? Wie könnte sie über Vorgänge unterrichtet sein, die die Konservativen geheim zu halten, sich die größte Mühe gaben. Die Antwort kann sich jeder selbst geben. Es gab auch anständige Konservative, die so vollständig verzweifelten, des verbrecherischen Herrn von Hammerstein Meister zu werden, daß sie in ihrer ehrlichen Empörung den Mund nicht mehr hielten und nicht mehr halten wollten, und damit konnte die öffentliche Meinung als Hilfskorps mobil gemacht werden. Thatsächlich hat denn Herr von Hammerstein auch Ende Mai noch geglaubt, und nicht ohne Grund, daß er Sieger bleiben werde. Warum sollte er das in seinem Prozeß nicht erhärten, wie er und andere es wohl erhärten könnten.

Diese ganze Serie von Ereignissen gewährt einen genügenden Einblick in das innere Leben der führenden Organe der konservativen Partei. Da ist der Vorstand der größten Zeitung der Partei, da ist der Elferausschuß, da ist der Führer der Gesammtpartei; ihre Handlungen liegen vor; das ist es, was den Fall Hammerstein interessant macht, und nicht die Thatsache, daß ein einzelnes Mitglied einer Partei ein Verbrecher ist.

Seit fast einem Jahre wußte Herr von Manteuffel, der leitende Mann, und andere leitende Männer der konservativen Partei um den Fall Hammerstein und sie alle operirten so klug und finnreich, daß sie nicht kurzer Hand den Skandal erstickten, sondern daß sie die Partei aus einer Bloßstellung in die andere Bloßstellung hineinmanövrirten. Das ist ein würdiges Seitenstück dieser selben Führerschaft zu den bimetallistischen Erfolgen und den Erfolgen mit dem Antrag Kanitz.

So lautet das Facit der politischen Bilanz des Falles Hammerstein.

Ignotus.

Briefe von Hans v. Bülow.

Die Briefe Hans v. Bülow's, die, von seiner Wittwe herausgegeben, nur bis zum Jahre 1855 bereits zwei stattliche Bände*) umfassen, sind nicht nur für die zahllosen Personen, zu denen Bülow in seinem unbeschreiblich bewegten Künstlerleben in Beziehung getreten ist, ein biographisches Werk, das ihren herzlichsten Antheil herausfordert, sie sind ferner auch nicht bloß für Musikfreunde ein hochinteressantes Stück Musikgeschichte der Mitte dieses Jahrhunderts, sondern sie haben für Jedermann etwas Fesselndes, ja Bezauberndes, weil wir in ihnen Schritt vor Schritt das Werden und Wachsen einer ebenso edel als genial veranlagten Künstlernatur verfolgen können. Auch wenn nicht der Abglanz des später erlangten Ruhmes auf den frühreifen Knaben und Jüngling fiele, der uns in diesen Briefen entgegentritt, so würden wir doch den schriftlichen Zeugnissen eines so feurigen jungen Geistes volle Theilnahme des Verstandes und des Herzens schenken; wir würden uns angezogen fühlen von dieser den Jahren weit vorauseilenden klaren Zielbewußtheit, von der wie eine feine Degenklinge blitzenden Schärfe des Stils, vor allem aber von der wahrhaft ritterlichen Vornehmheit der Gesinnung, die den jungen Hans v. Bülow auch nach der Seite des Charakters so hoch stellt. Kommt nun hinzu, daß wir überall in den Anfängen des Kindes, im Knaben „des Mannes Vater“ erkennen müssen, den ganzen spätern Bülow mit allen seinen

*) Hans von Bülow: Briefe und Schriften. I. Briefe von Hans von Bülow, herausgegeben von Marie von Bülow. Zwei Bände. Mit je einem Bildniß in jedem Bande. (Leipzig, Verlag Breitkopf & Härtel. 1895.)

fascinirenden Künstlereigenschaften, aber auch mit seinen der Welt oft so trutzig entgegentretenden Bravourstücken, die selten nur auf kapriziöser Laune, meistens doch auf einer prinzipiell sehr ernsten Auffassung des Lebens und der Kunst beruhten, so werden diese Briefe uns natürlich einen noch viel tieferen Eindruck machen. Kurz — da sind wieder einmal documents humains an die Oeffentlichkeit gelangt, denen gegenüber nicht die Frage aufgeworfen werden kann, ob es nützlich und nothwendig war, sie der Welt zu übergeben, eine Frage, die uns bei so vielen anderen posthumen Briefausgaben der Neuzeit beschleicht. Die geistige Berechtigung dieser Briefpublikation thut sich dem Leser der beiden Bände unter anderen auch darin kund, daß er nicht leicht im Stande ist, sich im Lesen zu unterbrechen, wenn er einmal damit angefangen hat.

Der Herausgeberin müssen wir aber nicht bloß für die Veröffentlichung dieser Briefe dankbar sein, sondern auch dafür, daß sie dieselben — ich möchte sagen: mit einem verbindenden Texte begleitet hat, d. h. mit einer einführenden Einleitung, mit orientirenden Anmerkungen und mit jeweiliger Ueberleitung von den Briefen jeder einzelnen Entwicklungsphase zu denen der nächsten. Hierdurch baut sich aus dem Buche ein vollständiges Lebensbild des jungen Künstlers auf. Wenn nach dieser Methode auch in den künftig zu erwartenden Bänden fortgefahren wird, so werden wir die Persönlichkeit Bülow's in einer plastischen Anschaulichkeit und Vollständigkeit besitzen, wie kaum irgend eine andere künstlerische Individualität unseres an biographischen Werken doch überreichen Jahrhunderts.

Daß die Kinder- und übrigens auch die späteren Knaben- und Jünglingsjahre des am 8. Januar 1830 zu Dresden geborenen Hans Guido von Bülow im gewöhnlichen Sinne glückliche gewesen seien, kann man nicht sagen. Vor allem waren sie durch viele physische Leiden getrübt, indem Bülow ein zartes, ja kränkliches Kind war, so daß in seinen Briefen, auch in denen der Gymnasiasten- und Studentenjahre die Gesundheitsbülletins eine leider sehr große Rolle spielen. Doch ist hier schon zu beachten, wie der Briefschreiber derartige Mittheilungen niemals in wehleidigem Tone vorbringt, sondern seine Gesundheitsstörungen mit einer gewissen Resignation en bagatelle zu behandeln sucht und lieber hervorhebt, daß er sich bei dieser und jener Gelegenheit, selbst wenn der Körper fieberte, nicht habe unterkriegen lassen. Diesen geistigen Kampf der Willensenergie mit einem zu schwächlichen, zu nervösen leiblichen Organismus hat Bülow, wie alle seine Freunde und auch weitere Kreise wohl wissen, sein ganzes Leben hindurch mit bewundernswerther Tapferkeit fortgesetzt. Wer in seinen späteren Jahren ihn spielen hörte, ihn dirigiren sah, konnte nicht begreifen, daß die Feuerströme von Leidenschaft, die aus dieser vulkanischen Künstlernatur hervorbrachen, einen so gebrechlichen Körper nicht längst verzehrt hatten. In diesem Falle hat wirklich der Wille Wunder gethan, 64 Jahre unsteten Erdenwallens ermöglicht, wo mancher Andere unter gleichen Bedingungen in der ersten Hälfte der Bahn zusammengebrochen wäre. Man thut gut, auf solche Erscheinungen mit einigem Nachdruck hinzuweisen. Zu oft hört man heut zu Tage im Sinne des französischen Spruches: L'épée use le fourreau, daß vorherrschende Geistigkeit den Leib vor der Zeit abnütze. Hier im Gegentheil sehen wir, wie starke Geistigkeit einen schwächlichen Körper nach und nach zum geeigneten und dauernden Werkzeuge der erschöpfendsten Thätigkeit heranzüchtete. Und dies geschah von Seiten Bülow's mit vollem Zweckbewußtsein. Briefe des Knaben, die über seine Fecht- und Reitstunden, gelegentlich auch über anstrengende Fußtouren bei schlechtestem Wetter Auskunft geben, gehören dahin.

Was nun aber ferner die Jugend Hans v. Bülow's und seiner um drei Jahre jüngeren Schwester Isidora trübte, war der Mangel häuslicher Harmonie, die Gegensätzlichkeit der Charaktere beider Eltern, die dann auch zur Auflösung der Ehe führte. Daß Vater und Mutter — er der Schriftsteller Eduard v. Bülow, dem wir das Buch „vom armen Manne von Toggenburg" und die prächtige Sammlung von Novellen aller Völker danken — in ihrer Art vortreffliche Menschen waren, konnte das Wehgeschick eines solchen Verhältnisses kaum wesentlich lindern, weil das Herz der Kinder um so weniger zwischen Vater und Mutter wählen und entschieden Partei nehmen konnte. Es ist in dieser Beziehung bemerkenswerth, daß Hans Guido nach erfolgter Scheidung mit beiden Eltern in Briefwechsel blieb und dem Vater gelegentlich über die Mutter, noch öfter der Mutter über den Vater in unbefangenem Ton und mit freundlicher Absicht, wenn auch nicht zum Zweck einer Wiedervereinigung berichtete, da eine solche durch die zweite Verheirathung des Vaters ausgeschlossen war.

Mit einem Briefe des elfjährigen Knaben an die Mutter beginnt die Briefsammlung; dieses Schreiben ist als facsimilirtes Autograph dem Buche eingeheftet und zeichnet sich durch klare verständige Sätze, eine saubere zierliche Handschrift und durch den auffallenden Umstand, daß nichts darin ausgestrichen oder wegradirt ist, vor ähnlichen Schriftproben so junger Briefschreiber aus; dabei macht es durchaus nicht den Eindruck, nach einem ersten Entwurf kopirt zu sein. Auch in den folgenden Briefen des elf- und des dreizehnjährigen Bülow begegnet man einer präzisen Sprache und Bestimmtheit der Urtheile, wie sie nur bei ungewöhnlicher Frühreife möglich und zugleich der natürliche Ausdruck von Geradheit und Ehrlichkeit sind. Hat auch die Legende unter dem Bülow'schen Familienwappen: „Alle Bülow'n ehrlich" vornehmlich den Sinn einer Standesbezeichnung, so findet das Wort doch auch im Geiste des gewöhnlichen Sprachgebrauchs volle Anwendung auf Hans v. Bülow, in dessen Wesen ein ehrliches sich Geben nach innerster Herzensmeinung schon frühzeitig einen Hauptcharakterzug des wahrhaft ritterlich fühlenden Knaben bildet. Wie dieses ehrliche sich Aussprechen den reizbaren Künstler später, ja noch in seinen letzten Jahren, zu öffentlichen Aeußerungen hinriß, die ihren sensationellen Eindruck auf das Publikum nicht verfehlten, ist noch in Aller Erinnerung. Wer annehmen sollte, Bülow habe dergleichen aus dem Bedürfnisse gethan, von Zeit zu Zeit Aufsehen zu erregen, könnte von einer solchen ganz unrichtigen Beurtheilung dieses Charakters nicht besser geheilt werden als durch aufmerksames Lesen der Jugendbriefe, in denen dieser fast leidenschaftliche Zug, seine wahre Herzensmeinung zu offenbaren, immer wieder durchbricht

In den Briefen an die jüngere Schwester fällt, ähnlich wie bei Briefen des jungen Lessing an seine Schwester, der selbstbewußte Ton brüderlicher Superiorität auf. Und dieses Verhältniß bleibt dasselbe, auch nachdem sie beide erwachsene Leute geworden. Der lieben Isa werden schulmeisterliche Belehrungen zu theil, wie sie zu einem etwas erträglicheren Briefstile gelangen könne, welche französischen Bücher sie lesen solle u. s. w. In den frühesten Briefen trifft man noch auf einige Aeußerungen, die an die kindliche und kindische Art in Mozart's Jugendbriefen erinnern. Da liest man z. B. in einem Briefe an die Schwester aus Kissingen (24. Juni 1843): „In Kissingen wurde ich auf sehr gute Art empfangen. Alle Jagdhunde rotteten sich zusammen und umarmten mich aufs zärtlichste." Oder: „Einmal kamen wir in eine Stadt, wo alle Menschen Bäcker waren. Die buken kleine Kinder und Gänse, welche ich sogleich fütterte. Da brachten sie mir denn ein allerliebstes Ständchen, indem sie ganz himmlisch schnatterten." Einige Tage später wird gemeldet: „Ich habe Bekanntschaft mit einem französischen Spitz gemacht, dem ich täglich einen alten Handschuh von mir zu fressen gebe. . . . Es gibt hier eine Unzahl kleiner Engländer und Engländerinnen mit nackten Beinen; eine von ihnen sieht Dir, wenn Du maulirst, ähnlich" u. s. w. Aber solche Späße sind bei Bülow nicht wie bei dem jungen Mozart naive Aeußerungen der eigenen spielerisch kindlichen Natur, sondern etwas herablassende Zugeständnisse gegenüber der drei Jahre jüngeren Schwester. Man muß, um dies einzusehen, nur die gleichzeitigen Briefe an die Mutter vergleichen, worin er sehr ernsthaft über seine Klavierstudien Auskunft gibt und unter anderem mittheilt,

er habe die Fuge und den ersten Satz aus dem Stabat mater von Pergolese zu vier Händen eingerichtet.

Es ist hier nicht möglich, das Leben Bülow's nach den Briefen zu erzählen oder auch nur die wichtigsten dieser Briefe mitzutheilen; denn jeder Lebensabschnitt hat solche wichtigste Briefe, so daß ein Eingehen auf sie viel zu weit führen würde.

Nur auf einen sehr interessanten, wenn auch für den achtzehnjährigen Jüngling drangvollen und peinlichen Lebensabschnitt sei zunächst hingewiesen: auf das Revolutionsjahr 1848. Hans v. Bülow stand mit allen seinen Sympathien auf der Seite des Volks, der Revolution, mußte aber diese Zeit der Aufregung im Hause seiner streng konservativen Verwandten in Leipzig zubringen und täglich mit anhören, wie die Sache der Aufständischen von allen Personen seiner Umgebung rücksichtslos verurtheilt und mit beschimpfenden Ausdrücken gebrandmarkt wurde. Unter diesem Verhältniß litt der feurige Jüngling um so mehr, als seine Hingebung an die Revolution, obschon durch das Beispiel des schon damals von ihm glühend verehrten Komponisten Richard Wagner sehr bestärkt, doch keineswegs nur eine gleichsam instinktive Jugendschwärmerei für Freiheit und Umsturz des Alten war, sondern auf eifrigen politischen Studien, namentlich auch auf dem Lesen französischer Zeitungen beruhte. Alle Vorgänge im damaligen Europa wurden von ihm mit größter Aufmerksamkeit verfolgt und die Siege der Reaktion erfüllten ihn mit Gram und Verbitterung. „Ueber die Vorfälle in Neapel habe ich weinen müssen, was mir sonst nicht passirt" — lesen wir in einem Briefe vom 31. Mai 1848; gemeint sind Einkerkerung und Hinrichtung italienischer Patrioten unter dem schmachvollen Bourbonen Ferdinand II. Es handelt sich bei Hans v. Bülow trotz seiner Jugend bereits um eine feste politische Ueberzeugung, die er auch später nie verleugnete. Nur daß, als Liszt in Weimar sein geistiger Vater wurde und auf entscheidende Weise ihn für die Laufbahn des Musikers gewann und ausrüstete, nach und nach von selbst alle anderen Lebensinteressen zurücktraten vor der einen großen künstlerischen Aufgabe und er, auf natürliche Weise ganz von seiner Berufswelt in Anspruch genommen, sich abgewöhnte, den politischen Tagesfragen dasselbe Interesse wie früher entgegenzubringen. Wo immer jedoch diese Angelegenheiten, auch lange nach 1848, in den Briefen berührt werden, zeigt sich Bülow's politisches Glaubensbekenntniß unverändert. Auch in dieser Beziehung macht die Beständigkeit, die Treue seiner Natur einen sehr guten Eindruck auf den Leser.

Trotz der eminenten Musikbegabung des jungen Bülow war es seitens seiner Eltern noch lange nicht eine beschlossene Sache, daß der Sohn der Laufbahn des Musikers sich widmen dürfe. Im Gegentheil! sowohl der Vater wie die Mutter perhorrescirten das Ungewisse, Schwankende des Virtuosenberufes, der ihnen auch aus Standesrücksichten für einen Träger dieses Familiennamens nicht passend erschien. Dies hatte, neben viel Seelennoth des nach seinem wahren Lebenselemente sich sehnenden Jünglings andererseits das Gute, daß Hans v. Bülow nach absolvirtem Gymnasium auch zu Hochschulstudien — Jurisprudenz, Philosophie, Sprachen u. dergl. — gelangte, die, ohne zu praktischen Berufsresultaten zu führen, doch durch universelle Bildung den Horizont dieses ohnehin so lebhaften Geistes bedeutend erweiterten und dem Künstler auch später, als er ausschließlich Musiker war, geistige Ueberlegenheit über die meisten seiner Fachgenossen sicherten. In den Briefen an den Vater spricht er sich häufig über den Eindruck aus, den er durch Vorlesungen und die Beschäftigung mit den Wissenschaften erhielt. Doch spürt man gelegentlich in solchen Briefstellen eine gewisse Absichtlichkeit, er will dem Vater durch derartige Mittheilungen Freude machen. Viel natürlicher quillt hervor, was er gleichzeitig über musikalische Aufführungen schreibt, die in Leipzig und Berlin — das waren die Universitäten, die er besuchte — damals stattfanden. Schon frühzeitig fühlt er sich als Mitkämpfer für eine neue Aera der Musik, als deren Messias ihm Richar[d] Wagner erscheint. Der Widerstand der „Alten", d. h. der älteren Generation von Musikern und Schriftstellern, di[e] für das Heraufsteigen des neuen Gestirns keine Auge[n] haben, macht ihn unglücklich.

„Tieck verwirft den Text zu Lohengrin ganz. Das erregt m[ir] erstens nur das achselzuckende Gefühl: ‚Schuster bleib beim Leisten', zweitens das schmerzliche über die Hartnäckigkeit und Trägheit ge[gen] alles Neue, was die Menschen nicht sogleich verstehen und deshalb g[e]ring schätzen. Doppelt traurig ist mir das, wenn ich daran denk[e], [daß] ich einmal später nicht besser sein werde, in anderer Hinsicht vielle[icht]. Doch ich will weder in Gedanken noch Worten mich über das Urth[eil] dieser Art ästhetischer Kenner ärgern; es ist das nicht werth und Wagner[s] Heiligkeit bleibt unangetastet."

Wenn in dieser Briefstelle (aus dem Jahre 1848) de[r] junge Bülow eine ähnliche Altersverknöcherung für si[ch] befürchtet, so ist hervorzuheben, daß sie nicht eingetreten [ist]. Für das wahrhaft Große und Schöne blieben seine Auge[n] immer offen. Man braucht in dieser Beziehung nur [an] sein Verhältniß zu Johannes Brahms zu erinnern. D[er] bekannte Antagonismus der „Wagnerianer" zu Brahms h[at] selbst in der Zeit, in welcher Bülow ausschließlich un[ter] dem Einflusse von Liszt und Wagner stand, eine Annähe[]rung an Brahms nicht verhindert. Freilich — das er[ste] Mal taucht der Name Brahms in diesen Briefen mit e[nt]schieden unfreundlicher, wenigstens höchst skeptischer Be[]ziehung auf. Es geschieht in einem der — meisten[s in] französischer Sprache — an Liszt gerichteten Briefe [(] Dresden, 5. Mai 1853):

„Mozart-Brahms ou Schumann-Brahms ne trouble [pas] du tout la tranquillité de mon sommeil. J'attendrai ses ma[ni]festations. Il y a une quinzaine d'années que Schuma[nn a] parlé en des termes tout à fait analogues du ‚géni[e]' W. Sterndale Bennett. — Joachim du reste connaît Brah[ms] de même l'ingermanique Reményi. . . ."

Diese Briefstelle bezieht sich ohne Zweifel auf die b[e]rühmt gewordenen, prophetischen Worte, mit denen Schum[ann] den jungen Brahms in die Musikwelt einführte; daß d[ie]selben den jungen Bülow, der sich damals auch noch [als] Komponisten berufen glaubte, erregen mußten, ist sehr b[e]greiflich. Deshalb weist er zu seiner Selbstberuhi[gung] darauf hin, daß Schumann in ähnlichen pompösen We[ndungen] den englischen Komponisten Bennett (1816—1875) e[in]geführt habe, der solchen hohen Erwartungen dann kei[nes]wegs entsprochen habe.

Aber schon zwei Monate später schreibt Bülow [(] Hannover, 6. Januar 1854) an die Mutter:

„Den Robert Schumann'schen jungen Propheten Brahms [habe] ich ziemlich genau kennen gelernt; er ist seit zwei Tagen hier und [] mit uns. Eine sehr liebenswürdige, candide Natur und in [] Talent wirklich etwas Gottesgnadenthum im guten Sinne!"

Und wieder einen Monat später meldet er der Mu[tter] aus Hamburg (28. Februar 1854), daß er im morg[igen] Konzert „einen Satz aus der Sonate von Brahms" spiel[en] werde. — Das ist, den Briefen nach, der Anfang der B[e]ziehungen Bülow's zu dem „dritten B", das in jen[em] späteren Ausspruche Bülow's: „Mit den drei B's gede[nke] ich an meinem Lebensabend auszukommen" — neben Ba[ch] und Beethoven gemeint ist.

(Schluß folgt.)

Bern. J. V. Widmann.

erscheint. In der modernen Börse konzentrirt sich die machtvolle industrielle und Verkehrsentwicklung unseres Jahrhunderts, ihre bloße Existenz erinnert deshalb schon den feudalen Herrn daran, daß sein wirthschaftlicher Stern im Erbleichen ist. Die Bedeutung des Grundeigenthums tritt dem stetig wachsenden mobilen Kapital gegenüber naturgemäß täglich mehr zurück.

Dieser Verschiebung der wirthschaftlichen Kräfte mußte eine Verschiebung der politischen Kräfte entsprechen, und diese Verschiebung vollzieht sich denn auch in den meisten Kulturstaaten ganz folgerichtig, am langsamsten bei uns in Preußen. Das Grundeigenthum — und insbesondere der mittlere Großgrundbesitz, den das preußische Junkerthum repräsentirt — kämpft um die Aufrechterhaltung einer politischen Machtstellung, die ihm schon lange wirthschaftlich nicht mehr zukommt. Dieses agrarische Junkerthum ist wirthschaftlich und auch moralisch ein sinkender Stand, der gegenwärtig einen Verzweiflungskampf führt, und dem jedes demagogische Mittel recht ist, welches ihm die Möglichkeit eröffnet, sich wirthschaftlich über Wasser zu halten, um so auch seine politische Position zu behaupten. Um in diesem Verzweiflungskampfe Hilfstruppen zu gewinnen, schrickt man vor nichts zurück. Man sucht dem Bauer weis zu machen, es handele sich um die Interessen der Landwirthschaft, man kokettirt mit den zünftlerischen Handwerkern, man fördert jedes Vorurtheil, aus dem sich eine Unterstützung in diesem Verzweiflungskampfe gewinnen läßt, und eben deshalb betreibt man auch den Kampf gegen die Börse mit besonderer Leidenschaftlichkeit.

Auf so gestimmte Seelen macht natürlich eine Protestkundgebung, wie die vom vorigen Sonntag, keinerlei überzeugenden Eindruck; gegen sachliche Argumente irgend welcher Art sind diese Börsenreformer gänzlich abgehärtet. Will man sich ihrer erwehren, so muß man nicht versuchen, sie zu überzeugen, sondern man muß alles daran setzen, sie politisch unschädlich zu machen.

Aber diese Einsicht scheint im deutschen Bürgerthum noch immer nicht recht zum Durchbruch gekommen zu sein. Es sind immer nur die Interessenten an einer einzelnen agrarisch-reaktionären Maßregel, die sich zu Protesten zusammenschließen: Börseninteressenten wehren sich gegen das Börsengesetz, Margarinefabrikanten gegen das Färben der Margarine, die Gerber gegen einen Quebrachozoll, dieser Handelsplatz gegen die Aufhebung der gemischten Privattransitläger für Getreide, jener Handelsplatz gegen die Beseitigung des Terminhandels in Kammzug u. s. w., u. s. w. Das hat nicht gehindert und wird nicht hindern, daß die Agrarier immer neue und immer tollere Forderungen erheben und die Vertreter des mobilen Kapitals öffentlich en canaille behandeln.

Die Szenerie würde sich gar bald ändern, wenn die Angegriffenen aus der Vertheidigung zum Angriff übergehen würden. Das Ziel muß sein, das Agrarierthum mit jedem gesetzlich zulässigen Mittel in jeder politisch einflußreichen Stellung, die es heute noch einnimmt, in der rücksichtslosesten Weise zu bekämpfen. Ob man das anstrebt im Anschluß an bereits bestehende antiagrarische politische Parteien, oder ob man sich selbständig für diesen Kampf organisiren will, ist eine Frage zweiter Ordnung. So lange man sich zu einem solchen politischen Kampf nicht aufrafft und sich auf sachverständige Eingaben und gelegentliche Entrüstungsversammlungen beschränkt, wird man bei den Agrariern nur das Gefühl bestärken, daß es politisch ganz ungefährlich sei, sich die Feindschaft des deutschen Kaufmannsstandes zuzuziehen. Der deutsche Handelsstand steht heute wie im Mittelalter vor der Frage, ob er sich von den Rittern brandschatzen und schnöde behandeln lassen oder dessen feste Plätze zerstören will. Diese festen Plätze hießen früher Ritterburgen und heißen heute Wahlsitze.

Th. Barth.

Die Deutschen in den Vereinigten Staaten vor 25 Jahren.

Geehrter Herr Redakteur!

Sie haben gewünscht, daß ich aus meinen amerikanischen Erinnerungen der Zeit vor 25 Jahren in Ihrer Zeitschrift einige Mittheilungen machen möchte. Ich komme der Aufforderung insoweit gern nach, als es mir nicht unangemessen erscheinen will, beim Rückblick auf jene große Zeit auch des Antheils zu gedenken, den das „Größere Deutschland“ damals an den vaterländischen Ereignissen genommen hat. Zwar eine umfassende Darstellung der Bethätigung der Deutschen im Auslande, wie sie geschrieben zu werden verdiente, vermag ich nicht einmal für das Land, in dem ich derzeit lebte, zu geben, da ich damals ganz von den Anforderungen meines Amtes in Newyork als Generalkonsul des Norddeutschen Bundes für die Vereinigten Staaten absorbirt war. Um so intensiver aber habe ich mitempfunden, was in jenen Tagen die 5 Millionen Deutsche in der großen Republik bewegte, denen das Generalkonsulat Mittelpunkt für alle ihre patriotischen Bestrebungen wurde. So gut es bei dem Mangel an Aufzeichnungen geht, die im Drange der Ereignisse damals leider versäumt wurden, will ich die Hauptmomente des in jener Zeit Erlebten in das Gedächtniß zurückrufen.

Die deutsche Korvette Arcona (die alte Arcona), welche unter dem Kommando des Kapitän zur See Freiherrn von Schleinitz mit einer stattlichen Besatzung von jungen Offizieren und Seekadetten im Frühjahr 1870 mehrere Monate lang im Newyorker Hafen verweilt und das deutschpatriotische Gefühl lebhaft angeregt hatte, war kaum einige Wochen fort, als das erste Brausen der neuen Zeit sich auf dem Broadway bemerklich machte. Es fluthete schon seit den ersten Julitagen immer stärker die hohen, engen Treppen und dunklen Korridore des Hauses 119 Broadway hinauf, wo das Generalkonsulat des Norddeutschen Bundes damals in beschränkten Hinterräumen nothdürftig untergebracht war; Alles in fieberhafter Spannung, die ein offizielles Wort lösen sollte. Als dieses endlich gesprochen war, trat sofort Zuversichtlichkeit an Stelle der Aengstlichkeit, Enthusiasmus an Stelle des Zweifels. Dies zeigte sich besonders kräftig in einer großen Versammlung, die unter dem Vorsitz des Exgouverneurs von Wisconsin, Eduard Salomon, gleich in den ersten Tagen nach der Kriegserklärung, in Steinway Hall stattfand, an der u. A. der auf der Durchreise nach Mexiko begriffene Gesandte Herr von Schlözer Theil nahm, welcher direkt von Varzin kommend, bestätigen konnte, wie der Bundeskanzler in seinen intimsten Gesprächen mit ihm, keine Andeutung einer denkbaren Störung des Friedens in nächster Zeit hatte fallen lassen. In dieser Versammlung sprach mit besonderem Nachdruck der General Franz Sigel sein festes Vertrauen auf den Sieg der deutschen Waffen aus, indem er namentlich auch auf die Feldherrneigenschaften der beiden führenden preußischen Prinzen hinwies. In der Finanzwelt freilich gab man dieser Zuversicht noch keinen Kurs. Unsere Bemühungen um Unterbringung eines Theils der in Berlin zu 88 ausgebrachten 5prozentigen Anleihe blieben ohne den geringsten Erfolg; wurde dieselbe doch auch in Deutschland lange nicht vollgezeichnet. Dagegen kamen auf einen von den angesehensten Deutschen erlassenen Aufruf zu Gunsten der Verwundeten und Nothleidenden im Vaterlande binnen drei Tagen über 50000 Dollars zusammen, welche später noch mehrmals multiplizirt wurden. Die von St. Louis auf die erste Kunde vom Kriege versprochene Million Thaler ist von den Deutschen in den Vereinigten Staaten mehr als aufgebracht worden. Auf das Generalkonsulat stürmten ohne Unterlaß die mannigfaltigsten Geschäfte ein, die mit dem durch Beurlaubungen reduzirten Personal kaum bewältigt werden konnten. Es blieb so ohne Unterlaß bis nach Beendigung des Krieges. Außer zahllosen persönlichen Anliegen war ein

kann wie die andern, daß er nicht als selbständiger Mann kämpfen, nicht lieben und nicht mehr fröhlich sein kann: er ergibt sich, gleichsam ein Selbstmörder, dem Mönchsleben, dem Leben, zu dem er einzig und allein erzogen war.

* * *

Man kann bei dem Werke Estaunié's zwei Theile unterscheiden, die nicht ganz gleichwerthig sind. Der erste liefert ein anschauliches und treffendes Bild von dem Leben und Treiben im Innern einer Jesuitenschule. Der Dichter hat mit strenger Gewissenhaftigkeit und durchdringender Schärfe seine feinen Beobachtungen zusammengestellt; das Vorgehen der Patres bei ihrer Erziehung; ihr Geschick, die Eigenliebe der Schüler auszubeuten; ihre Sorge, eine absolute Herrschaft, frei von allen Familieneinflüssen, auszuüben; den Haß gegenüber dem kritisch veranlagten Geiste, den sie „mauvais esprit“ nennen; die Unterschiebung von offiziellen Auszügen bei der Lektüre von religiösen und weltlichen Texten und die Unterweisung in der Religion, die ausschließlich auf der Furcht vor dem Tode und der Hölle beruht. Der zweite Theil, in dem M. Estaunié die Folgen einer solchen Erziehung darstellen wollte, ist weit anfechtbarer; er ist von einem parteiischen Standpunkt aus in einem leidenschaftlichen und scharfen Ton geschrieben; beinahe im Tone des Pamphletes. Wenn der Autor in der Person Jouques die Wirkungen einer normalen Erziehung nachweisen und entwickeln wollte, so hat er die Vorbildung durch die Hochschule mit zu vielen Lichtseiten ausgestattet; Jouques ist entschlossen und fleißig, er ist vermögenslos und hat eine Familie zu ernähren. Léonard Clan ist reich und steht allein da in der Welt; beides spornt nur wenig an zu ernster Arbeit; die Erziehung, die er genossen hat, ist zweifellos Schuld an seiner Unentschlossenheit; sie ist aber nicht die Ursache alles Uebels. Aber auch die Charakterentwicklung gibt zu kritischen Bemerkungen Anlaß. Léonard wird uns als ein sehr intelligenter Mensch geschildert, der besonders einen seltenen Scharfblick besitzt; er gibt sich keinen Augenblick Täuschungen hin, weder in Bezug auf den ihm angebotenen Lehrstuhl ohne Auditorium, noch in Bezug auf die nichtige und banale Liebschaft, mit der er einige Wochen verloren hat; er hat Madeleine nie geliebt, hat also bei ihrem Verlust nicht grausam leiden können. Weshalb empfindet er es nicht, daß er sich in seinem Alter trotz all seinem Mißgeschick, das wohl wieder gut zu machen war, nicht zu Boden drücken lassen durfte? Er weiß es, daß er keinen Beruf zum Geistlichen in sich hat; er weiß, daß er keinen Glauben mehr hat, daß er seine Lehrer haßt, und daß in diesem Orden, in dem alles der Gesammtheit geopfert werden muß, für den selbständigen Einzelnen eine Befriedung in seiner Wirksamkeit und Eigenliebe gar nicht möglich ist. Weshalb fühlt er von da an nicht, daß sein Eintritt ins Noviziat nicht ein Selbstmord, sondern ein Martyrium ist?

Abgesehen von diesen Einwendungen, enthält die These M. Estaunié's offenbar viel Wahres; eine Erziehungsmethode, deren einziger Zweck ist, die individuelle Willenskraft zu brechen, und sie alsdann nur zu leiten, jedes selbständige und prüfende Denken zu unterdrücken und die weltlichen Empfindungen auf ein Minimum zu beschränken, ist eine völlig ungeeignete Vorbereitung für den Kampf ums Dasein sowohl wie für die Pflichten gegenüber der Familie und auch der Religion. Das Gepräge, welches eine solche Erziehung hinterläßt, ist bei allen, die es empfangen haben, vorhanden, welcher Art auch immer ihre Natur sei oder die Stellung, in der sie sich befinden. Deshalb würde der Roman M. Estaunié's eine viel weitere und tiefere Bedeutung gehabt haben, hätte der Autor sich nicht einen so speziellen und so scharf zugespitzten Fall des Uebels erwählt, welches er bekämpfen wollte.

Paris. M. Demaison.

„Morituri, Caesar, te salutant“.*)

Wegen dieser Anführung bemängelt auf Seite 259 in der „Nation“ Georg von Bunsen die Zeitpredigt des General-Superintendenten Faber vom 18. dieses Monats. Die Erinnerung trifft nicht zu. Die angeführten Worte der römischen Klopffechter sind allerdings ein entbehrlicher Schmuck der vorzüglichen, überall annehmbaren Rede. Aber eine „Verschuldung“, ein „öffentliches Aergerniß“ sind sie schlechterdings nicht.

Wir sind keine Gladiatoren. Das ist richtig. Aber darüber ist auch alle einig. Niemand wird etwas anderes behaupten, und Faber's Predigt hat darin nichts geändert. Wer den Verfasser kennt, weiß ganz genau, wie er das Verhältniß der deutschen Staatsbürger zu ihrem Oberhaupte auffaßt, daß er den Opfermuth des freien Mannes, der Gut und Blut dem Kaiser zur Verfügung stellt, wenn im ernsten Falle zur Rettung des Vaterlandes dessen Führerschaft nöthig wird, nicht verwechselt mit der Stumpfsinnigkeit der Sklaven, die dem Vergnügen und Belieben blutgieriger Tyrannen ihre Leiber verkauften.

Geflügelte Worte haben dasselbe Schicksal, wie Wechsel und Waaren. Haben sie einmal die Ursprungsstätte verlassen, so sind sie Gemeingut aller Gebildeten und jeder darf sie gebrauchen ohne Rücksicht auf die Umstände ihrer Entstehung und die Person ihrer Urheber. Sonst würde uns der Mund gebunden sein, wenn wir alle Ausdrücke von Mephistopheles unterdrücken wollten, weil sie vom Teufel stammen, oder nicht sagen wollten: „In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne“, weil sie dem abergläubischen Wallenstein gegolten haben. Nur wenige Leser und Hörer kennen die Urheber. Die sie kennen, sind gebildet genug, die Worte in dem Sinne zu verstehen, die sie dem Zusammenhange und dem Zwecke nach jedesmal haben sollen.

In der Zeitpredigt selbst findet sich als ein Beispiel der Satz:

„Aus dem Blute des Großen Kurfürsten ist als Rächer der deutsche Kaiser auferstanden“,

offenbar gedacht und zu denken als eine Umkehr des Ausspruchs, mit welchem der Große Kurfürst den Frieden von St. Germain unterzeichnet haben soll:

„Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor“

— wobei übrigens die unserer Vorstellung widerstrebenden „Gebeine“ sehr fein durch „Blut“ wiedergegeben sind —.

Jeder weiß, daß dieser Vers aus Virgil's Aeneide stammt und vom Dichter der verliebten Selbstmörderin Dido zugeschrieben ist. War der Große Kurfürst und nachher der Festprediger Faber dadurch behindert, sie zu anderem Zwecke zu gebrauchen?

Gerade die Fügung: „Cäsar, die Todten grüßen Dich,“ ist schon nach verschiedenen Richtungen verwerthet. Albert Traeger läßt die 1870 zum Kriege ausziehenden Franzosen damit Napoleon III. grüßen. In dem Gedichte „ave Caesar“ hat sie Karl Gerok gewissermaßen verklärt zu dem letzten irdischen Gebete, das auf ihrem Todesgange christliche Blutzeugen zu ihrem himmlischen Herrn senden.

Daran hat möglicherweise Faber gedacht. Jedenfalls stand ihm die Anwendung ebenso frei, wie seinen Vorgängern. Einen der „Entschuldigung“ bedürftigen Anschauungsfehler hat er also meines Erachtens weder im Denken noch im Hervorrufen begangen und ein Aergerniß —?

Magdeburg, 26. Januar 1896.

K. Gl.

*) Anmerkung der Redaktion: Aus dem Leserkreise der „Nation“ geht uns diese Zuschrift zu, die wir zum Abdruck bringen, da uns die Entschuldigung wenigstens anhörbar erscheint, wenngleich wir die Rechtfertigung durchaus nicht für stichhaltig erachten.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

heit, und dem Effekt des gesprochenen Wortes, das durch die Anmuth der Stimme und der Geberden unterstützt, einen Augenblick im Ohre des Hörers zittert. Er bemerkt, daß er Schnitzer macht, die man nicht entdeckt, Sophismen vorträgt, die ohne Widerlegung bleiben. Er macht die Erfahrung, daß er selbst bei schwierigen Verkehrs- und Gesetzgebungsfragen, ohne zehn Seiten gelesen oder zehn Minuten nachgedacht zu haben, unter lautem Beifall und unter dem allgemeinen Eindruck schließen kann, daß er eine vortreffliche Rede gehalten habe.

Wem fehlt es in Deutschland an modernen Beispielen für diese treffenden Beobachtungen, die Macaulay vor sechzig Jahren im Londoner Parlament gemacht hat?

Aber eben weil die eine Fähigkeit der anderen leicht Abbruch thun kann, ist ihre Vereinigung doppelt erfreulich; die harmonische Ergänzung rednerischer Begabung durch schriftstellerische Leistung ist ein so willkommender Anblick und Eindruck, daß man sich ihm sogar bei einem Gegner, um wie vielmehr bei einem Vertreter der eigenen Gedankenrichtung aufs willigste hingibt.

Unter den Politikern, die bei uns redend und schreibend nachhaltig auf Andere gewirkt und zugleich ein ausdrucksreichstes Bild der eigenen geistigen Individualität geschaffen haben, steht Ludwig Bamberger mit in erster Reihe. Das haben im Parlament gerade auch diejenigen, die nicht zu seiner Parteigemeinschaft gehörten, empfunden und anerkannt. Der Reichstag hat durch seinen Rücktritt vom parlamentarischen Leben einen Redner verloren, wie er wenige besessen hat. Es war ein Genuß, dieser flüssigen und eleganten Gedankenentwicklung zu folgen. Neben der Klugheit einer Windhorst'schen Rede, neben der Würde Bennigsen's, der Kraft Richter's, dem Feuer Bebel's und dem Humor Payer's hat die Feinheit der Beredsamkeit Bamberger's einen ersten Platz behauptet. In der Polemik und Debatte war seine Waffe nicht der Schläger, sondern das Floret, das er als Meister zu führen wußte.

Die Erinnerung an sein gesprochenes Wort wird lebhaft aufgefrischt durch die Lektüre des geschriebenen Worts, durch das er seine parlamentarische Thätigkeit aufs Wirksamste zu begleiten, vorzubereiten und zu verstärken verstand. Von seinen Schriften, die zu sammeln er die parlamentarische Ruhe in dankenswerther Weise benutzt, ist eben jetzt der vierte Band*) erschienen, der mit jenem Jahr 1868 beginnt, das den achtundvierziger Flüchtling aus dem französischen Exil nach Deutschland zurück- und sogleich ins Zollparlament eingeführt hat. Den Abschluß dieses Bandes bildet das Jahr 1878, nach welchem Bamberger der nationalliberalen Partei den Rücken gewandt hat. Wir haben damit einen Zeitabschnitt im Spiegel politischer und volkswirthschaftlicher Arbeiten vor uns, der politisch und psychologisch gleich interessant ist. Wir finden im zweiten Theil jene schönen Abhandlungen, worin sich Bamberger den volkswirthschaftlichen Einzelfragen zugewandt hat, welchen er bei seiner parlamentarischen Thätigkeit begegnete. Die Essays über „die fünf Milliarden", das „Bankgesetz", „das Gold der Zukunft" und die „Entthronung eines Weltherrschers", des Silbers, lassen ihren Verfasser als staatswirthschaftlich und volkswirthschaftlichen Schriftsteller in einem Lichte erscheinen, das heute noch glänzender ist, als in der Zeit der Publikation. Denn der Prophet erhält seine ergo nobilis erst durch den Eintritt der Prophezeiung. Kann eine Voraussage gründlicher eintreten, als z. B. diejenige, welche er dem Gründungsfieber und Gründungskrach zu einer Zeit vorausschickte, da noch die Möglichkeit der Vorkehr gegeben war: „Die zu rasche Abwicklung der Kriegsleistung von fünf Milliarden enthält einen wirthschaftlichen Fehler, der sich rächen wird, viel mehr am Gläubiger als am Schuldner". Die Schrift begründet diese These mit den überzeugendsten und gründlichsten Argumenten und indem sie eine interessante „Uebersicht des Lebensprozesses gibt, in welchem die wirthschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart sich bewegen", gelangt sie zu der damals aktuellen Forderung der Gewährung längerer Zahlungsfristen an Frankreich im Interesse von Deutschland. Noch gewichtiger ist, was Bamberger im Kampf für die Goldwährung geleistet und vorausgesagt hat. Seine Anstrengungen, die ihn zum geistigen Führer in dem Streit um eine solide Währung gemacht haben, setzten gleich im Zollparlament ein. Er hat zum Beginn der Bewegung, welche an die drohende Entwerthung des Silbers anschloß, alle die Fragen aufgeworfen, welche sich allmählich in den Mittelpunkt der Meinungsverschiedenheiten gestellt haben und, was noch wichtiger ist, er hat sie alle in einem Geist beantwortet, dem die Entwicklung der Geld- und Weltwirthschaft Recht gegeben hat. Dieser Prozeß hat sich sogar noch viel rascher und gründlicher vollzogen, als seine damaligen Ausführungen kühn und sicher prophezeien. Sicher ist auch, daß die Befolgung seiner Rathschläge für Deutschland eine thatsächliche Bereicherung gebracht hätte, die sich die Reichsregierung, kurzsichtiger als er, entgehen ließ. Denn daß die kleinliche und langsame Behandlung der Silberabstoßung im Deutschen Reich ein Fehler war, dem „die durch den Fürsten Bismarck veranstaltete unverdauliche Thorheit der Einstellung der Silberverkäufe im Jahre 1879 die Krone aufsetzte", kann angesichts des seither eingetretenen Preissturzes des Silbers von Niemand ernstlich bestritten werden. Wer am Quell schöpfen will, der wird noch heute nichts Besseres thun können, als nach diesen Standpunkt gebenden Abhandlungen zu greifen.

Wenn diese Arbeiten einen nachhaltigen Einfluß auf die Meinungsbildung Anderer üben und geübt haben, so ist zwar selbstverständlich solche Wirkung in erster Linie durch die sachliche Kraft der Argumente erzielt, aber ein hoher Reiz liegt zugleich in der Form und im Stil und gerade sie charakterisiren ihren litterarischen Werth. Die Litteraten klagen, daß die Politiker und ihr Zeitungsdeutsch den litterarischen Stil und Geschmack verderben, aber mancher Litterat könnte sich ein Muster an der Rundung dieser Sprache nehmen, die eine überredende Kraft, vielleicht eben deshalb besitzt, weil sie bei aller Nuancirung nicht aufhört einfach und schlicht zu sein. Während die meisten unserer Landsleute im Ausland ihr gutes Deutsch verlieren, scheint Bamberger das seine im Pariser Exil noch geschliffen zu haben; wie in seinen Reden, so noch mehr in diesen Publikationen tritt die Biegsamkeit, mit welcher der Ausdruck dem Gedanken in allen seinen Abtönungen folgt, überraschend und sympathisch hervor. Wer schon erfahren hat, wie oft das Fahrzeug, das der Federkiel führt, nur einen Bruchtheil der ihm zugedachten Fracht aufnehmen will — „nah bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Satze stoßen sich die Worte" — für den ist erfreulich, mit anzusehen, wie Feder und Gedanke die eigene Sprache mit all ihrem spröden Eigensinn so zu meistern vermag, daß sie willig im Laut und Ton gerade das ausspricht, was ihr zu reden befohlen wird.

Noch interessanter für den persönlichen und politischen Standpunkt als die größeren Arbeiten, scheinen mir die kurzen Skizzen zu sein, die zumeist in Briefform den ersten Theil des Bandes füllen. Sie spiegeln mit der Präcision einer Röntgen'schen Photographie wieder, wie Bamberger vom süddeutschen Demokraten zum Nationalliberalen wurde und sie zeigen zugleich im Voraus, daß und warum er nicht nationalliberal bleiben konnte. Ein Flugblatt „aus der Ferne", in dem er 1867 aufforderte, zum konstituirenden Reichstag „freie Männer" zu wählen, um „durch ein Parlament zur Einheit" zu gelangen, eröffnet den Reigen, den im Februar 1868 eine Mainzer Kandidatenrede fortsetzt. Diese Rede, welche dem Kandidaten Bamberger mit 34 Stimmen Mehrheit das Mandat zum Zollparlament eintrug, war eine glänzende Kundgebung, der Betrachtungsweise vaterländischer Dinge, welche damals und heute den Deutschen im Ausland in besonderem Maße eigen ist; sie war zugleich der Scheidebrief an die süddeutsche Demokratie, zu der, wie er hervorhebt, sich

*) Gesammelte Schriften von Ludwig Bamberger. Band IV. Politische Schriften von 1868—1878. Berlin. Rosenbaum und Hart 1896.

kann wie die andern, daß er nicht als selbständiger Mann kämpfen, nicht lieben und nicht mehr fröhlich sein kann; er ergibt sich, gleichsam ein Selbstmörder, dem Mönchsleben, dem Leben, zu dem er einzig und allein erzogen war.

* * *

Man kann bei dem Werke Estaunié's zwei Theile unterscheiden, die nicht ganz gleichwerthig sind. Der erste liefert ein anschauliches und treffendes Bild von dem Leben und Treiben im Innern einer Jesuitenschule. Der Dichter hat mit strenger Gewissenhaftigkeit und durchdringender Schärfe seine feinen Beobachtungen zusammengestellt; das Vorgehen der Patres bei ihrer Erziehung; ihr Geschick, die Eigenliebe der Schüler auszubeuten; ihre Sorge, eine absolute Herrschaft, frei von allen Familieneinflüssen, auszuüben; den Haß gegenüber dem kritisch veranlagten Geiste, den sie „mauvais esprit“ nennen; die Unterscheidung von offiziellen Auszügen bei der Lektüre von religiösen und weltlichen Texten und die Unterweisung in der Religion, die ausschließlich auf der Furcht vor dem Tode und der Hölle beruht. Der zweite Theil, in dem M. Estaunié die Folgen einer solchen Erziehung darstellen wollte, ist weit anfechtbarer; er ist von einem parteiischen Standpunkt aus in einem leidenschaftlichen und scharfen Ton geschrieben; beinahe im Tone des Pamphletes. Wenn der Autor in der Person Jouanes die Wirkungen einer normalen Erziehung nachweisen und entwickeln wollte, so hat er die Vorbildung durch die Hochschule mit zu vielen Lichtseiten ausgestattet; Jougnes ist entschlossen und fleißig, er ist vermögenslos und hat eine Familie zu ernähren. Léonard Clan ist reich und steht allein da in der Welt; beides spornt nur wenig an zu ernster Arbeit; die Erziehung, die er genossen hat, ist zweifellos Schuld an seiner Unentschlossenheit; sie ist aber nicht die Ursache alles Uebels. Aber auch die Charakterentwicklung gibt zu kritischen Bemerkungen Anlaß. Léonard wird uns als ein sehr intelligenter Mensch geschildert, der besonders einen seltenen Scharfblick besitzt; er gibt sich keinen Augenblick Täuschungen hin, weder in Bezug auf den ihm angebotenen Lehrstuhl ohne Auditorium, noch in Bezug auf die nichtige und banale Liebschaft, mit der er einige Wochen verloren hat; er hat Madeleine nie geliebt, hat also bei ihrem Verlust nicht grausam leiden können. Weshalb empfindet er es nicht, daß er sich in seinem Alter trotz all seinem Mißgeschick, das wohl wieder gut zu machen war, nicht zu Boden drücken lassen durfte? Er weiß es, daß er keinen Beruf zum Geistlichen in sich hat; er weiß, daß er keinen Glauben mehr hat, daß er seine Lehrer haßt, und daß in diesem Orden, in dem alles der Gesammtheit geopfert werden muß, für den selbständigen Einzelnen eine Befriedung in seiner Wirksamkeit und Eigenliebe gar nicht möglich ist. Weshalb fühlt er von da an nicht, daß sein Eintritt ins Noviziat nicht ein Selbstmord, sondern ein Martyrium ist?

Abgesehen von diesen Einwendungen, enthält die These M. Estaunié's offenbar viel Wahres; eine Erziehungsmethode, deren einziger Zweck ist, die individuelle Willenskraft zu brechen, und sie alsdann nur zu leiten, jedes selbständige und prüfende Denken zu unterdrücken und die weltlichen Empfindungen auf ein Minimum zu beschränken, ist eine völlig ungeeignete Vorbereitung für den Kampf ums Dasein sowohl wie für die Pflichten gegenüber der Familie und auch der Religion. Das Gepräge, welches eine solche Erziehung hinterläßt, ist bei allen, die es empfangen haben, vorhanden, welcher Art auch immer ihre Natur sei oder die Stellung, in der sie sich befinden. Deshalb würde der Roman M. Estaunié's eine viel weitere und tiefere Bedeutung gehabt haben, hätte der Autor sich nicht einen so speziellen und so scharf zugespitzten Fall des Uebels erwählt, welches er bekämpfen wollte.

Paris. M. Demaison.

„Morituri, Caesar, te salutant“.*)

Wegen dieser Anführung bemängelt auf Seite 259 in der „Nation“ Georg von Bunsen die Festpredigt des General-Superintendenten Faber vom 18. dieses Monats. Die Erinnerung trifft nicht zu. Die angeführten Worte der römischen Klopffechter sind allerdings ein entbehrlicher Schmuck der vorzüglichen, überall annehmbaren Rede. Aber eine „Verschuldung“, ein „öffentliches Aergerniß“ sind sie schlechterdings nicht.

Wir sind keine Gladiatoren. Das ist richtig. Aber darüber sind auch alle einig. Niemand wird etwas anderes behaupten, und Faber's Predigt hat darin nichts geändert. Wer den Verfasser kennt, weiß ganz genau, wie er das Verhältniß der deutschen Staatsbürger zu ihrem Oberhaupte auffaßt, daß er den Opfermuth des freien Mannes, der Gut und Blut dem Kaiser zur Verfügung stellt, wenn in ernster Lage zur Rettung des Vaterlandes dessen Führerschaft nöthig wird, nicht verwechselt mit der Stumpfsinnigkeit der Sklaven, die dem Vergnügen und Belieben blutgieriger Tyrannen ihre Leiber verkauften.

Geflügelte Worte haben dasselbe Schicksal, wie Wechsel und Waaren. Haben sie einmal die Ursprungsstätte verlassen, so sind sie Gemeingut aller Gebildeten und jeder darf sie gebrauchen ohne Rücksicht auf die Umstände ihrer Entstehung und die Person ihrer Urheber. Wie würde uns der Mund gebunden sein, wenn wir alle Ausdrücke von Mephistopheles unterdrücken wollten, weil sie vom Teufel stammen, oder nicht sagen wollten: „In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne“, weil sie dem abergläubischen Wallenstein gegolten haben. Nur wenige Leser und Hörer kennen die Urheber. Die sie kennen, sind gebildet genug, die Worte in dem Sinne zu verstehen, die sie dem Zusammenhange und dem Zwecke nach jedesmal haben sollen.

In der Festpredigt selbst findet sich als ein Beispiel der Satz

„Aus dem Blute des Großen Kurfürsten ist als Rächer der deutsche Kaiser auferstanden“,

offenbar gedacht und zu denken als eine Umkehr des Ausspruchs, mit welchem der Große Kurfürst den Frieden von St. Germain unterzeichnet haben soll:

„Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor“

— wobei übrigens die unserer Vorstellung widerstrebenden „Gebeine“ sehr fein durch „Blut“ wiedergegeben sind —.

Jeder weiß, daß dieser Vers aus Virgil's Aeneide stammt und vom Dichter der verliebten Selbstmörderin Dido zugeschrieben ist. Wie hat der Große Kurfürst und nachher der Festprediger Faber dadurch behindert, sie zu anderem Zwecke zu gebrauchen?

Gerade die Fügung: „Cäsar, die Todten grüßen Dich,“ ist schon nach verschiedenen Richtungen verwerthet. Albert Traeger läßt die 1870 zum Kriege ausziehenden Franzosen damit Napoleon III. grüßen. In dem Gedichte „ave Caesar“ hat sie Karl Gerok gewissermaßen verklärt zu dem letzten irdischen Gebete, das auf ihrem Todesgange christliche Blutzeugen zu ihrem himmlischen Herrn senden.

Daran hat möglicherweise Faber gedacht. Jedenfalls stand ihm die Anwendung ebenso frei, wie seinen Vorgängern. Einen der „Entschuldigung“ bedürftigen Anschauungsfehler hat er also meines Erachtens weder im Denken noch im Hervorrufen begangen und ein Aergerniß —.

Magdeburg, 26. Januar 1896.

K. Gl.

*) Anmerkung der Redaktion: Aus dem Leserkreise der „Nation“ geht uns diese Zuschrift zu, die wir zum Abdruck bringen, da uns die Entschuldigung wenigstens anhörbar erscheint, wenngleich wir die Rechtfertigung durchaus nicht für stichhaltig erachten.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Berlin, den 8. Februar 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Herr Adolf Stöcker ist aus der konservativen Partei ausgetreten. Warum?

Wenn man die leitenden Blätter der konservativen Partei unmittelbar nach dem Ereigniß las, die „Kreuzzeitung" und den „Reichsboten", und wenn man das Organ des Herrn Stöcker, das „Volk" hinzunahm, so fand man zunächst über die Thatsache spalten-große Artikel, die alle eine Eigenschaft besaßen; sie spendeten kein Licht. Die „Kreuzzeitung" und der „Reichsbote" todten mit schönen Worten, denen die Adjektiva im Superlativ nicht fehlten, Herrn Stöcker, und man mußte kopfschüttelnd sich sagen: solchen Kämpen läßt man ziehen aus Gründen, die keine Gründe sind, sondern nur so etwas wie Mißverständnisse?

Die politische Kur, die diese Blätter für Herrn Stöcker anzuwenden suchten, ist nicht unbekannt; sie wünschten durch Lob dem Herrn Hofprediger a. D. den Mund zu stopfen, und der „Reichsbote" ging sogar so weit, Herrn Stöcker anzurathen, als edelstes Zeichen seiner edlen Seele der Politik zu entsagen, um sich nur noch der Kanzel zu widmen. Das „Volk" aber beschränkte sich darauf, zunächst die verschiedenen objektiv urtheilenden Aeußerungen mit einiger zurückgehaltener Bitterkeit zu verzeichnen.

Das kennt man; das ist das Vorspiel, wenn ehemalige politische Liebende sich trennen; dann sagen sie: es muß geschieden sein, aber die Achtung wollen und werden wir uns gegenseitig bewahren.

Das eigentliche Drama setzt nach solchen friedlichen Worten unmittelbar ein; darauf kann man sich verlassen.

Die Stimmung hat sich denn auch bereits gesteigert. Im „Volk" werden nunmehr jene Aeußerungen notirt, die voll Empörung über das Ausscheiden Stöcker's sprechen, und in das elegische Abschiednehmen, bei dem man mit vielen Worten nichts sagte, kam die erste aufschreckende konkrete Mittheilung durch die „Schlesische Zeitung". Sie erklärte kurz heraus, Herr Stöcker ginge, weil die Konservativen die Arbeiterfragen als „glatte Machtfrage" betrachtet wissen wollen, während Herr Stöcker noch immer sozialpolitisch gestimmt sei. In einer eigenen Klarstellung bestätigt dies der frühere Hofprediger. Man muß noch anführen, daß Herr Stöcker außerdem die Gelegenheit benutzt hat, um zu predigen, und daß er zu seinem Text die Bußrede Nathan's an König David wählte, der kein Hohenzoller war, worauf Herr Stöcker sich von der Gemeinde mit dem Liede anfingen ließ: „Nichts, nichts kann mich verdammen", und dieses Lied hat Herr Stöcker gewiß mit sehr lauter Stimme gleichfalls intonirt. Eine politische Rede Stöcker's steht aber unmittelbar bevor, so daß alle jene Bedingungen gegeben sind, die eine bewegtere Handlung den Zuschauern zu versprechen scheinen.

Wie zu erwarten war, haben die konservativen Gegner des Herrn Stöcker die erste Ungeschicklichkeit begangen; bei der Vertheilung der Intelligenz zwischen beiden Parteien ist das nicht verwunderlich. Man konnte in der That Herrn Stöcker keinen größeren Trumpf in die Hand geben, als dadurch, daß man ihn als Vertreter einer arbeiterfreundlichen Politik hinstellte und die konservative Fraktion als die Vertreterin des Satzes, die Arbeiterfrage ist „eine glatte Machtfrage"; mit andern Worten, die vielgepriesene christliche Sozialpolitik besteht darin, daß man den Arbeitern an Rechten, an bürgerlicher Gleichstellung und an Freiheit zur kulturellen Entwicklung soviel vorenthält, als sich mit den vorhandenen Kräften vorenthalten läßt. So formulirte die „Schlesische Zeitung" den Gegensatz zwischen den Konservativen und Herrn Stöcker. Der „Reichsbote" ist über solche Offenheit fassungslos, und Herr Stöcker kann sich für solche Offenheit bedanken.

Natürlich rührt auch diese Gegenüberstellung nicht an den Kern des Gegensatzes; auch sie charakterisirt nur die Hülle des Kernes. Gewiß, den Konservativen war es nie ernst mit der Sozialpolitik; ihre Sozialpolitik war Demagogie,

um die Massen der Zünftler und Antisemiten an sich zu fesseln. Diese Aufgabe hatte Herr Stöcker zu vollführen. Nachdem diese Politik zu immer größeren Unbequemlichkeiten für die Konservativen geführt hatte, und Antisemiten und Zünftler und christlich-soziale Anhänger sich nicht mehr gängeln ließen, kam Herr Stöcker, der Vertreter des immer morscher werdenden Tivoliprogramms freilich in eine üble Lage. Aber am Ende ist ja auch ihm das Tivoliprogramm nicht Zweck sondern Mittel zum Zweck gewesen.

Von Herrn Stöcker hatte Herr von Kröcher seiner Zeit im Abgeordnetenhause gesagt:

„Daß wir einen solchen Mann, wie Herrn Stöcker, daß wir, die konservative Partei, einen solchen Mann von uns abschütteln werden, solche Selbstmordgedanken werden sie uns doch nicht zutrauen. (Lebhaftes Bravo rechts.)"

Und nun hat man sich doch getrennt; aber nicht wegen der Sozialpolitik und nicht wegen des Tivoliprogramms und nicht wegen des Scheiterhaufenbriefes; über alle solche Kleinigkeiten wäre Herr Stöcker und wären die Konservativen hinweg gekommen.

Herr Stöcker ist ehrgeizig, und die Agrarier sind hungrig. Mit seinem Ehrgeiz hätte Herr Stöcker sich jeder politischen Rolle in der konservativen Partei anbequemt; es wäre für ihn immer auch — anders gegangen. Aber den Agrariern verbot ihr Hunger irgend ein Arrangement. Gegen die Regierung geht es nicht, das machte ihnen der Antrag Kanitz und der Bimetallismus klar; folglich muß man mit der Regierung gehen, um in möglichst bequemer Nähe der Fleischtöpfe bleiben zu können. Da nun Herr Stöcker an einer Stelle mißliebig ist, deren Unwillen man nicht ferner zu erregen wünscht, ja bewies man die konservative Freundschaft und Anhänglichkeit für Herrn Stöcker dadurch, daß man ihn vor die Thüre setzte. Das hätte man, wenn nicht unter diesem Vorwand, so unter irgend einem anderen Vorwand gethan. Zur Scheidung führte also nicht die Charakterfestigkeit des einst von Herrn Kröcher besungenen Hofpredigers a. D. Herr Stöcker war gewiß gern bereit, das Opfer jeder verlangten Charakterlosigkeit zu bringen. Aber was half das, man wollte nicht seine Konzessionen, die ja höchst gleichgültig waren, sondern man wollte seinen Austritt, der nicht gleichgültig war, weil der nach oben beliebt machte. Das ist Dankbarkeit vom Hause der Junker, wird Herr Stöcker sich sagen.

Es bedeuten also die Vorgänge: die konservative Partei soll gouvernemental werden; und der Führer, der einmal Herr von Helldorf hieß und der den Hammerstein und Stöcker unterlag, heißt heute Graf Limburg-Stirum, der triumphirte, nachdem Herr von Hammerstein sich in Etappen nach dem Zuchthaus begibt und nachdem Herr Stöcker als unbequem den Laufpaß erhielt, dieser Bannerträger für „Christenthum und Monarchie", wie der sich begeisternde Herr von Kröcher sagte.

Daß Herr Stöcker damit politisch abgethan ist, glauben wir durchaus nicht. Ein Mann mit diesem Temperament, diesem Ehrgeiz, dieser verschlagenen Geschicklichkeit und diesen agitatorischen Fähigkeiten, läßt sich von einem Dutzend Junker, deren geistige Inferiorität er voll Verachtung kennt, nicht wie ein Mohr behandeln; die konservativen Fieskos imponiren ihm nicht im geringsten.

Als Fürst Bismarck einmal eine Politik bezeichnen wollte, die sich an gar keine Rücksichten mehr kehrt, nannte er sie eine Politik in Schwimmhosen. Solch eine Politik in christlich-sozialer, antisemitisch-sozialistischer, vielleicht auch etwas demokratisch gestreifter Badehose erwarten wir von Herrn Stöcker. Für einige Zeit wird sie der Aufmerksamkeit nicht entbehren; aber am Ende, ohne inneren Halt wie diese Politik ist, wird sie ein wenig oberhalb des im entschwinden begriffenen Sternbildes Ahlwardt's und der anderen antisemitischen Gesinnungsgenossen den politischen Himmel verlassen.

Nunmehr hat auch Lord Salisbury eine große politische Rede gehalten, die arm an politischem Inhalt ist und anfechtbar in vielen Punkten. Sie bedeutet einen vollen Rückzug in der armenischen Frage; überdies trug in einer ferneren Rede Balfour dem Zarenreich einen eisfreien Hafen im Stillen Ocean an. Also auch dort Rückzug.

Das ist, wie wir finden, keine Veranlassung zu hämischer Freude in Deutschland.

Man muß mit der Thatsache rechnen, daß England allein nicht im Stande ist, eine Politik, die es bisher für nützlich hielt, fortzusetzen; es wird eine neue Richtung — entweder die der politischen Resignation einschlagen müssen, oder es muß die alten Pläne nicht mehr isolirt, sondern in enger Anlehnung an andere Mächte von Neuem aufnehmen.

* * *

Börse gegen Agrarier.

Am vorigen Sonntag fand in Berlin eine von fast allen bedeutenderen Börsen Deutschlands beschickte Versammlung statt, die sich zu einer Protestkundgebung des am Börsenverkehr interessirten deutschen Handelsstandes gegen die Verunglimpfungen gestaltete, denen die deutschen Börsen — und speziell die Berliner Börse — seit Jahren und anläßlich der jüngsten Berathung des Börsengesetzes im Reichstage besonders heftig ausgesetzt gewesen sind. Die auf diesem imposanten Protestmeeting gehaltenen Reden, ebenso wie die zum Beschlusse erhobene Protestresolution, lassen an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig; nichtsdestoweniger würden sich die Theilnehmer und Veranstalter der Versammlung einem schweren Irrthum hingeben, wenn sie glauben sollten, mit dieser Kundgebung politisch etwas erreicht zu haben.

Man muß dabei unterscheiden die Wirkung auf die eigentlichen Börsengegner und die Wirkung auf die Reichsregierung.

Die letztere wird diese Kundgebung schwerlich mit ungünstigen Augen angesehen haben. Ihr ist selbst allmählich angst und bange geworden vor jener leidenschaftlichen Oberflächlichkeit, mit der heute das Agrarierthum unter der sachverständigen Führung der Herren Liebermann von Sonnenberg und Dr. Hahn gegen den Börsenverkehr zu Felde zieht. Wenn dieser trüben Fluth ein irgendwie haltbarer Damm entgegengestellt werden könnte, so würde die Regierung darüber gewiß nicht böse sein. Es fehlt ihr aber die Energie, um dem ewig schreienden Agrarierthum konsequent und grundsätzlich entgegenzutreten; man glaubt schon Wunder was geleistet zu haben, wenn man den Antrag Kanitz und die bimetallistischen Thorheiten abweist. Sich der Börse — dieses antisemitisch-agrarischen Prügelknaben — anzunehmen, geht über das Maß der bei der Reichsregierung bisher verfügbaren Widerstandskraft hinaus. Sa ist man denn auch zum gegenwärtigen Börsengesetze weniger durch spontane Neigung, als durch Geschrei von außen veranlaßt worden, sich dabei mit dem Gedanken tröstend, daß das Gesetz in der Fassung der Vorlage nicht allzu viel Unheil anrichten, den agrarischen Schreiern aber wenigstens eine Zeit lang das Maul stopfen werde.

Was andererseits die agitatorischen Börsenreformer anlangt, die ihren Beruf zur Gesetzgebung mit einem gewissen Stolze daraus herleiten, daß sie vom Börsenverkehr kein klares Verständniß, sondern nur dunkle Ahnungen haben, so sind auch unter diesen die gutgläubigen Naiven wohl nicht allzu zahlreich, die wirklich davon überzeugt sind, daß ein Börsengesetz positive Segnungen herbeiführen und insbesondere der Landwirthschaft — oder auch nur dem Großgrundbesitzerthum — wirklichen Vortheil bringen werde.

Die Bewegung gegen die Börse ist vielmehr vorzugsweise aus der stets populären Abneigung gegen eine Institution hervorgegangen, die mit sehr starken Kapitalkräften arbeitet und die deshalb den Fernerstehenden leicht als eine Quelle rasch erworbenen und oft mißbrauchten Reichthums

erscheint. In der modernen Börse konzentrirt sich die machtvolle industrielle und Verkehrsentwicklung unseres Jahrhunderts, ihre bloße Existenz erinnert deshalb schon den feudalen Herrn daran, daß sein wirthschaftlicher Stern im Erbleichen ist. Die Bedeutung des Grundeigenthums tritt dem stetig wachsenden mobilen Kapital gegenüber naturgemäß täglich mehr zurück.

Dieser Verschiebung der wirthschaftlichen Kräfte mußte eine Verschiebung der politischen Kräfte entsprechen, und diese Verschiebung vollzieht sich denn auch in den meisten Kulturstaaten ganz folgerichtig, am langsamsten bei uns in Preußen. Das Grundeigenthum — und insbesondere der mittlere Großgrundbesitz, den das preußische Junkerthum repräsentirt — kämpft um die Aufrechterhaltung einer politischen Machtstellung, die ihm schon lange wirthschaftlich nicht mehr zukommt. Dieses agrarische Junkerthum ist wirthschaftlich und auch moralisch ein sinkender Stand, der gegenwärtig einen Verzweiflungskampf führt, und dem jedes demagogische Mittel recht ist, welches ihm die Möglichkeit eröffnet, sich wirthschaftlich über Wasser zu halten, um so auch seine politische Position zu behaupten. Um in diesem Verzweiflungskampfe Hilfstruppen zu gewinnen, schrickt man vor nichts zurück. Man sucht dem Bauer weis zu machen, es handele sich um die Interessen der Landwirthschaft, man kokettirt mit den zünftlerischen Handwerkern, man fördert jedes Vorurtheil, aus dem sich eine Unterstützung in diesem Verzweiflungskampfe gewinnen läßt, und eben deshalb betreibt man auch den Kampf gegen die Börse mit besonderer Leidenschaftlichkeit.

Auf so gestimmte Seelen macht natürlich eine Protestkundgebung, wie die vom vorigen Sonntag, keinerlei überzeugenden Eindruck; gegen sachliche Argumente irgend welcher Art sind diese Börsenreformer gänzlich abgehärtet. Will man sich ihrer erwehren, so muß man nicht versuchen, sie zu überzeugen, sondern man muß alles daran setzen, sie politisch unschädlich zu machen.

Aber diese Einsicht scheint im deutschen Bürgerthum noch immer nicht recht zum Durchbruch gekommen zu sein. Es sind immer nur die Interessenten an einer einzelnen agrarisch-reaktionären Maßregel, die sich zu Protesten zusammenschließen: Börseninteressenten wehren sich gegen das Börsengesetz, Margarinefabrikanten gegen das Färben der Margarine, die Gerber gegen einen Quebrachozoll, dieser Handelsplatz gegen die Aufhebung der gemischten Privattransitläger für Getreide, jener Handelsplatz gegen die Beseitigung des Terminhandels in Kammzug u. s. w., u. s. w. Das hat nicht gehindert und wird nicht hindern, daß die Agrarier immer neue und immer tollere Forderungen erheben und die Vertreter des mobilen Kapitals öffentlich en canaille behandeln.

Die Szenerie würde sich gar bald ändern, wenn die Angegriffenen aus der Vertheidigung zum Angriff übergehen würden. Das Ziel muß sein, das Agrarierthum mit jedem gesetzlich zulässigen Mittel in jeder politisch einflußreichen Stellung, die es heute noch einnimmt, in der rücksichtslosesten Weise zu bekämpfen. Ob man das anstrebt im Anschluß an bereits bestehende antiagrarische politische Parteien, oder ob man sich selbständig für diesen Kampf organisiren will, ist eine Frage zweiter Ordnung. So lange man sich zu einem solchen politischen Kampf nicht aufrafft und sich auf sachverständige Eingaben und gelegentliche Entrüstungsversammlungen beschränkt, wird man bei den Agrariern nur das Gefühl bestärken, daß es politisch ganz ungefährlich sei, sich die Feindschaft des deutschen Kaufmannsstandes zuzuziehen. Der deutsche Handelsstand steht heute wie im Mittelalter vor der Frage, ob er sich von den Rittern brandschatzen und schnöde behandeln lassen oder dessen feste Plätze zerstören will. Diese festen Plätze hießen früher Ritterburgen und heißen heute Wahlsitze.

Th. Barth.

Die Deutschen in den Vereinigten Staaten vor 25 Jahren.

Geehrter Herr Redakteur!

Sie haben gewünscht, daß ich aus meinen amerikanischen Erinnerungen der Zeit vor 25 Jahren in Ihrer Zeitschrift einige Mittheilungen machen möchte. Ich komme der Aufforderung insoweit gern nach, als es mir nicht unangemessen erscheinen will, beim Rückblick auf jene große Zeit auch des Antheils zu gedenken, den das „Größere Deutschland" damals an den vaterländischen Ereignissen genommen hat. Zwar eine umfassende Darstellung der Bethätigung der Deutschen im Auslande, wie sie geschrieben zu werden verdiente, vermag ich nicht einmal für das Land, in dem ich derzeit lebte, zu geben, da ich damals ganz von den Anforderungen meines Amtes in Newyork als Generalkonsul des Norddeutschen Bundes für die Vereinigten Staaten absorbirt war. Um so intensiver aber habe ich mitempfunden, was in jenen Tagen die 5 Millionen Deutsche in der großen Republik bewegte, denen das Generalkonsulat Mittelpunkt für alle ihre patriotischen Bestrebungen wurde. So gut es bei dem Mangel an Aufzeichnungen geht, die im Drange der Ereignisse damals leider versäumt wurden, will ich die Hauptmomente des in jener Zeit Erlebten in das Gedächtniß zurückrufen.

Die deutsche Korvette Arcona (die alte Arcona), welche unter dem Kommando des Kapitän zur See Freiherrn von Schleinitz mit einer stattlichen Besatzung von jungen Offizieren und Seekadetten im Frühjahr 1870 mehrere Monate lang im Newyorker Hafen verweilt und das deutsch-patriotische Gefühl lebhaft angeregt hatte, war kaum einige Wochen fort, als das erste Brausen der neuen Zeit sich auf dem Broadway bemerklich machte. Es fluthete schon seit den ersten Julitagen immer stärker die hohen, engen Treppen und dunklen Korridore des Hauses 119 Broadway hinauf, wo das Generalkonsulat des Norddeutschen Bundes damals in beschränkten Hinterräumen nothdürftig untergebracht war; Alles in fieberhafter Spannung, die ein offizielles Wort lösen sollte. Als dieses endlich gesprochen war, trat sofort Zuversichtlichkeit an Stelle der Aengstlichkeit, Enthusiasmus an Stelle des Zweifels. Dies zeigte sich besonders kräftig in einer großen Versammlung, die unter dem Vorsitz des Ex-Gouverneurs von Wisconsin, Eduard Salomon, gleich in den ersten Tagen nach der Kriegserklärung, in Steinway Hall stattfand, an der u. A. der auf der Durchreise nach Mexiko begriffene Gesandte Herr von Schlözer Theil nahm, welcher direkt von Varzin kommend, bestätigen konnte, wie der Bundeskanzler in seinen intimsten Gesprächen mit ihm, keine Andeutung einer denkbaren Störung des Friedens in nächster Zeit hatte fallen lassen. In dieser Versammlung sprach mit besonderem Nachdruck der General Franz Sigel sein festes Vertrauen auf den Sieg der deutschen Waffen aus, indem er namentlich auch auf die Feldherrneigenschaften der beiden führenden preußischen Prinzen hinwies. In der Finanzwelt freilich gab man dieser Zuversicht noch keinen Kurs. Unsere Bemühungen um Unterbringung eines Theils der in Berlin zu 88 ausgebrachten 5prozentigen Anleihe blieben ohne den geringsten Erfolg; wurde dieselbe doch auch in Deutschland lange nicht vollgezeichnet. Dagegen kamen auf einen von den angesehensten Deutschen erlassenen Aufruf zu Gunsten der Verwundeten und Nothleidenden im Vaterlande binnen drei Tagen über 50000 Dollars zusammen, welche später noch mehrmals multiplizirt wurden. Die von St. Louis auf die erste Kunde vom Kriege versprochene Million Thaler ist von den Deutschen in den Vereinigten Staaten mehr als aufgebracht worden. Auf das Generalkonsulat stürmten ohne Unterlaß die mannigfaltigsten Geschäfte ein, die mit dem durch Beurlaubungen reduzirten Personal kaum bewältigt werden konnten. Es blieb so ohne Unterlaß bis nach Beendigung des Krieges. Außer zahllosen persönlichen Anliegen war ein

Schwarm von Erfindern abzuschütteln, die mit den unglaublichsten Vorschlägen zur Vertilgung der Feinde zu Wasser und zu Lande, ja oft sie hinausgeworfen wurden, immer wieder herandrängten. Mehr Berücksichtigung wurde solchen zu Theil, welche für die Behandlung und Pflege der Verwundeten und Kranken sich zur Verfügung stellten. Auf Anfrage in Berlin wurde das Generalkonsulat autorisirt, Hilfsärzte zu engagiren. Es galt auch hierbei, sich der Schwindler und Abenteurer zu erwehren, in einem Lande, wo Jeder ohne Approbation darauf lospfuschen kann. Es bildete sich ein Prüfungskomitee aus den angesehensten deutschen Aerzten der Stadt (Dr. Jacobi, Krakowizer, Zinsser, Tellkampf), welches die Qualifikation feststellte. Die so Approbirten wurden dann schleunigst nach Deutschland entsendet, wo sie, wohl 60—70 an der Zahl, sehr willkommen waren und nach den großen Schlachten des Sommers vielfach mit Aufopferung gute Dienste in den Lazarethen geleistet haben; einige freilich, die sich in ihren Erwartungen, an den Aufregungen des Feldzuges Theil zu nehmen, getäuscht sahen, kehrten mißmuthig zurück. Mehr zu schaffen machten die Schaaren von Militärpflichtigen, welche auf ergangenen Ruf zu ihrer Truppe sich stellen wollten, und, von allen Theilen des Kontinents zusammenströmend, beim Generalkonsulat, zumeist ohne Reisegeld, sich meldeten. Sie mußten mit Mitteln versehen und auf den Weg gebracht werden. Es war aber hierbei besondere Vorsicht geboten, um nicht durch Annahme eines Nichtpflichtigen den das Generalkonsulat umspähenden feindlichen Agenten Beweisstücke für Erhebung einer Anklage wegen Verletzung der Neutralitätsgesetze zu liefern, womit beständig in den uns feindlich gesinnten Blättern Angesichts der Trupps, die man regelmäßig aus den Büreaus des Generalkonsulats auf die Dampfschiffe geleitet sah, gedroht wurde. Es mochten mit der Zeit wohl 13—1400 Mann geworden sein, welche auf diese Weise den deutschen Heeren zugeführt wurden. Sie wurden allesammt auf englischen Dampfern, welche die nördliche Route um Irland einschlugen, über Schottland spedirt, um sie nicht den im Eingange des Kanals kreuzenden französischen Kriegsschiffen in die Hände fallen zu lassen. Ich bin persönlich wegen dieser Expeditionen unangefochten geblieben, obgleich es an Warnungen auch von Washington nicht fehlte. Uns feindlich war besonders das irische Element, das damals schon die Stadt regierte. Einflußreiche Politiker hielten mit ansässigen Franzosen zusammen und schmiedeten Anschläge gegen uns. Wir waren durch Detektivs von diesem Treiben, das indessen ohnmächtig blieb, unterrichtet. Nur einmal, im November, wurde mir hinterbracht, daß der französische Postdampfer Lafayette im Begriffe stehe, mit einer Ladung Waffen und Passagieren, namentlich irischer Nationalität, die sich für den französischen Kriegsdienst hätten anwerben lassen, nach Brest in See zu gehen. Ich erwirkte einen Arrest auf das Schiff, welches dadurch an der Abfahrt gehindert wurde; die verdächtigen Passagiere wurden unter polizeiliche Bewachung gestellt. Es gab einen großen Lärm; das Konsulat wurde von dem irischen Mob bedroht. In dem sehr kurz angesetzten Rechtfertigungstermin konnten unsererseits die Beweise für die Anschuldigung nicht beigebracht werden; das Schiff mußte freigegeben werden, und der Erfolg unseres Vorgehens beschränkte sich auf dreitägige Verzögerung des Transports. Für uns hatte der Vorfall weiter keine nachtheiligen Folgen, obwohl die Stimmung in amerikanischen Kreisen uns nicht mehr so günstig war wie im Anfange. Nach Proklamirung der französischen Republik war ein Umschlag eingetreten. Die deutschen Forderungen auf Elsaß-Lothringen gaben Anstoß. Noch bei dem großen Bazar, den die deutschen Frauen seit Anfang September vorbereitet hatten, und der, im Oktober glänzend in Szene gesetzt, für die Verwundeten und Kranken und für die Wittwen und Waisen der Gefallenen der deutschen Heere einen Reinertrag von 92 500 Thalern ergab, hatte sich die Sympathie der Amerikaner für unsere Sache bezeugt. Wie aber nach Sedan von der ganzen bis dahin uns begünstigenden Newyorker Presse in englischer Sprache nur zwei Organe, die „Tribune“ und die „Nation“, auf unserer Seite geblieben waren, so zeigte sich auch auf dem dem unserigen auf dem Fuße folgenden Bazar für die Franzosen die Vorliebe der fashionabeln Newyorker Gesellschaft für die Pariser in ostentativer Weise. Besser wurde es dann wieder als der Friede geschlossen war und die Deutschen nun das Errungene durch ein ungemein imposantes Fest in einer Weise feierten, die selbst dem in Newyork erscheinenden französischen Organ, dem „Courier des Etats Unis“, das Geständniß abnöthigte, würdiger und für die Besiegten weniger verletzend könne ein so großer Erfolg nicht gefeiert werden. Willig gab die Stadt an jenem unvergeßlichen 10. April ihre Hauptverkehrsadern Stunden lang den 40—50 000 deutschen Landsleuten Preis, welche in Vereinen und Korporationen gegliedert, vielfach uniformirt, theilweise hoch zu Roß, wie die 1800 berittenen Metzger, vor dem Stadthause vorbei, wo der Gouverneur des Staats und der Mayor der Stadt, mit dem deutschen Generalkonsul in der Mitte, die Parade abnahmen, in strammer, selbstbewußter Haltung den Brodway hinaufmarschirten nach dem Festplatz in Jahns Wood; der stolzeste Tag, den das Deutschthum in Ameri[ka] je gesehen hat!

Johannes Rösing.

Schriftsteller und Parlamentarier.

Deutschland ist nicht reich an Politikern welche zugleich als Parlamentarier und als Schriftsteller hervorragen. Diese Wahrnehmung ist auf den ersten Blick darum überraschend, weil die Thätigkeit des politischen Schriftstellers vorzüglich geeignet scheint, die Arbeit des Parlamentariers zu unterstützen, wie umgekehrt keine Stelle hörsamer ist, den Gedanken des Publizisten Nachdruck und Echo zu verschaffen, als die Tribüne des Parlaments. Aber bei genauer Betrachtung kann man nicht verkennen, daß der Geisteszustand, den die eine der beiden Thätigkeiten fordert und entwickelt, sich der Disposition, welche die andere hervorruft, hindernd in den Weg stellt. Bacon, dieser vielseitige Kenner menschlicher Geistesthätigkeit, hat die geistreiche Bemerkung gemacht, daß „Lesen Tiefe, Sprechen Gewandtheit und Schreiben Genauigkeit erzeuge“. Die Erlangung jeder einzelnen dieser Eigenschaften setzt aber offenbar soviel Uebung in der ihr entsprechenden Thätigkeit und damit soviel Anstrengung des Geistes in einem bestimmten Geleis voraus, daß es nicht wunderbar ist, wenn das abwechselnde Ueberspringen auf die andere Thätigkeit und Eigenschaft viel schwieriger ist, als es bei der Vergleichung der beiden verwandten Formen menschlicher Gedankenentwicklung zunächst erscheinen mag. Die „Genauigkeit“ des Schriftstellers wie die „Tiefe“ des Gelehrten wird für den Redner, der sich der Stimmung des Hörenden anzupassen hat, häufig ebensowenig eine Förderung für die Wirkung seiner Worte sein wie umgekehrt für den Schriftsteller die „Gewandtheit“, die auf Kosten der Gründlichkeit geht. Der intellektuelle Prozeß, um den es sich hier handelt, ist denn auch weder auf zeitliche noch auf örtliche Grenzen beschränkt; er ist wohl nirgends reizender berührt als in einem Essay, in welches ein kompetenter Geschichtsschreiber und Parlamentarier, seine eigenen Wahrnehmungen einflicht:

„Ebbe und Fluth der Debatte warten auf Niemand. Oft muß ein Politiker sprechen und handeln, bevor er gedacht und gelesen hat. Er kann in Beziehung auf eine Frage sehr schlecht unterrichtet sein, seine Ansichten über sie mögen unbestimmt und ungenau sein — sprechen muß er, und wenn er ein Mann von Talent, Takt und Muth ist, so wird er finden, daß sich selbst unter solchen Umständen mit Erfolg sprechen läßt. Er entdeckt, welch ein großer Unterschied besteht zwischen der Wirkung des geschriebenen Wortes, das man im stillen Zimmer

keit, und dem Effekt des gesprochenen Wortes, das durch die Anmuth der Stimme und der Geberden unterstützt, einen Augenblick im Ohre des Hörers zittert. Er bemerkt, daß er Schnitzer macht, die man nicht entdeckt, Sophismen vorträgt, die ohne Widerlegung bleiben. Er macht die Erfahrung, daß er selbst bei schwierigen Verkehrs- und Gesetzgebungsfragen, ohne zehn Seiten gelesen oder zehn Minuten nachgedacht zu haben, unter lautem Beifall und unter dem allgemeinen Eindruck schließen kann, daß er eine vortreffliche Rede gehalten habe.

Wem fehlt es in Deutschland an modernen Beispielen für diese treffenden Beobachtungen, die Macaulay vor sechzig Jahren im Londoner Parlament gemacht hat?

Aber eben weil die eine Fähigkeit der anderen leicht Abbruch thun kann, ist ihre Vereinigung doppelt erfreulich; die harmonische Ergänzung rednerischer Begabung durch schriftstellerische Leistung ist ein so willkommender Anblick und Eindruck, daß man sich ihm sogar bei einem Gegner, um wie vielmehr bei einem Vertreter der eigenen Gedankenrichtung aufs willigste hingibt.

Unter den Politikern, die bei uns redend und schreibend nachhaltig auf Andere gewirkt und zugleich ein ausdrucksreichstes Bild der eigenen geistigen Individualität geschaffen haben, steht Ludwig Bamberger mit in erster Reihe. Das haben im Parlament gerade auch diejenigen, die nicht zu seiner Parteigemeinschaft gehörten, empfunden und anerkannt. Der Reichstag hat durch seinen Rücktritt vom parlamentarischen Leben einen Redner verloren, wie er wenige besessen hat. Es war ein Genuß, dieser flüssigen und eleganten Gedankenentwicklung zu folgen. Neben der Klugheit einer Windhorst'schen Rede, neben der Würde Bennigsen's, der Kraft Richter's, dem Feuer Bebel's und dem Humor Payer's hat die Feinheit der Beredsamkeit Bamberger's einen ersten Platz behauptet. In der Polemik und Debatte war seine Waffe nicht der Schläger, sondern das Floret, das er als Meister zu führen wußte.

Die Erinnerung an sein gesprochenes Wort wird lebhaft aufgefrischt durch die Lektüre des geschriebenen Worts, durch das er seine parlamentarische Thätigkeit aufs Wirksamste zu begleiten, vorzubereiten und zu verstärken verstand. Von seinen Schriften, die zu sammeln er die parlamentarische Ruhe in dankenswerther Weise benutzt, ist eben jetzt der vierte Band*) erschienen, der mit jenem Jahr 1868 beginnt, das den achtundvierziger Flüchtling aus dem französischen Exil nach Deutschland zurück- und sogleich ins Zollparlament eingeführt hat. Den Abschluß dieses Bandes bildet das Jahr 1878, nach welchem Bamberger der nationalliberalen Partei den Rücken gewandt hat. Wir haben damit einen Zeitabschnitt in dem Spiegel politischer und volkswirthschaftlicher Arbeiten vor uns, der politisch und psychologisch gleich interessant ist. Wir finden im zweiten Theil jene schönen Abhandlungen, worin sich Bamberger den volkswirthschaftlichen Einzelfragen zugewandt hat, welchen er bei seiner parlamentarischen Thätigkeit begegnete. Die Essays über „die fünf Milliarden“, das „Bankgesetz“, „das Gold der Zukunft“ und die „Entthronung eines Weltherrschers“, des Silbers, lassen ihren Verfasser als staatswirthschaftlich und volkswirthschaftlichen Schriftsteller in einem Lichte erscheinen, das heute noch glänzender ist, als in der Zeit der Publikation. Denn der Prophet erhält seine erugo nobilis erst durch den Eintritt der Prophezeiung. Kann eine Voraussage gründlicher eintreten, als z. B. diejenige, welche er dem Gründungsfieber und Gründungskrach zu einer Zeit vorausschickte, da noch die Möglichkeit der Vorkehr gegeben war: „Die zu rasche Abwicklung der Kriegsleistung von fünf Milliarden enthält einen wirthschaftlichen Fehler, der sich rächen wird, viel mehr am Gläubiger als am Schuldner“. Die Schrift begründet diese These mit den überzeugendsten und gründlichsten Argumenten und indem sie eine interessante „Uebersicht des Lebensprozesses gibt, in welchem die wirthschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart sich bewegen“, gelangt sie zu der damals aktuellen Forderung der Gewährung längerer Zahlungsfristen an Frankreich im Interesse von Deutschland. Noch gewichtiger ist, was Bamberger im Kampf für die Goldwährung geleistet und vorausgesagt hat. Seine Anstrengungen, die ihn zum geistigen Führer in dem Streit um eine solide Währung gemacht haben, setzten gleich im Zollparlament ein. Er hat zum Beginn der Bewegung, welche an die drohende Entwerthung des Silbers anschloß, alle die Fragen aufgeworfen, welche sich allmählich in den Mittelpunkt der Meinungsverschiedenheiten gestellt haben und, was noch wichtiger ist, er hat sie alle in einem Geist beantwortet, dem die Entwicklung der Geld- und Weltwirthschaft Recht gegeben hat. Dieser Prozeß hat sich sogar noch viel rascher und gründlicher vollzogen, als seine damaligen Ausführungen kühn und sicher prophezeien. Sicher ist auch, daß die Befolgung seiner Rathschläge für Deutschland eine thatsächliche Bereicherung gebracht hätte, die sich die Reichsregierung, kurzsichtiger als er, entgehen ließ. Denn daß die kleinliche und langsame Behandlung der Silberabstoßung im Deutschen Reich ein Fehler war, dem „die durch den Fürsten Bismarck veranstaltete unverdauliche Thorheit der Einstellung der Silberverkäufe im Jahre 1879 die Krone aufsetzte“, kann angesichts des seither eingetretenen Preissturzes des Silbers von Niemand ernstlich bestritten werden. Wer am Quell schöpfen will, der wird noch heute nichts Besseres thun können, als nach diesen Standpunkt gebenden Abhandlungen zu greifen.

Wenn diese Arbeiten einen nachhaltigen Einfluß auf die Meinungsbildung Anderer üben und geübt haben, so ist zwar selbstverständlich solche Wirkung in erster Linie durch die sachliche Kraft der Argumente erzielt, aber ein hoher Reiz liegt zugleich in der Form und im Stil und gerade sie charakterisiren ihren litterarischen Werth. Die Litteraten klagen, daß die Politiker und ihr Zeitungsdeutsch den litterarischen Stil und Geschmack verderben, aber mancher Litterat könnte sich ein Muster an der Rundung dieser Sprache nehmen, die eine überredende Kraft, vielleicht eben deshalb besitzt, weil sie bei aller Nuancirung nicht aufhört einfach und schlicht zu sein. Während die meisten unserer Landsleute im Ausland ihr gutes Deutsch verlieren, scheint Bamberger das seine im Pariser Exil noch geschliffen zu haben; wie in seinen Reden, so noch mehr in diesen Publikationen tritt die Biegsamkeit, mit welcher der Ausdruck dem Gedanken in allen seinen Abstufungen folgt, überraschend und sympathisch hervor. Wer schon erfahren hat, wie oft das Fahrzeug, das der Federkiel führt, nur einen Bruchtheil der ihm zugedachten Fracht aufnehmen will — „nah bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Satze stoßen sich die Worte“ — für den ist erfreulich, mit anzusehen, wie Feder und Gedanke die eigene Sprache mit all ihrem spröden Eigensinn so zu meistern vermag, daß sie willig im Laut und Ton gerade das ausspricht, was ihr zu reden befohlen wird.

Noch interessanter für den persönlichen und politischen Standpunkt als die größeren Arbeiten, scheinen mir die kurzen Skizzen zu sein, die zumeist in Briefform den ersten Theil des Bandes füllen. Sie spiegeln mit der Präcision einer Röntgen'schen Photographie wieder, wie Bamberger vom süddeutschen Demokraten zum Nationalliberalen wurde und sie zeigen zugleich im Voraus, daß und warum er nicht nationalliberal bleiben konnte. Ein Flugblatt „aus der Ferne“, in dem er 1867 aufforderte, zum konstituirenden Reichstag „freie Männer“ zu wählen, um „durch ein Parlament zur Einheit“ zu gelangen, eröffnet den Reigen, den im Februar 1868 eine Mainzer Kandidatenrede fortsetzt. Diese Rede, welche dem Kandidaten Bamberger mit 34 Stimmen Mehrheit das Mandat zum Zollparlament eintrug, war eine glänzende Kundgebung der Betrachtungsweise vaterländischer Dinge, welche damals und heute den Deutschen im Ausland in besonderem Maße eigen ist; sie war zugleich der Scheidebrief an die süddeutsche Demokratie, zu der, wie er hervorhebt, sich

*) Gesammelte Schriften von Ludwig Bamberger. Band IV. Politische Schriften von 1868–1878. Berlin. Rosenbaum und Hart 1896.

Bamberger bis dahin gerechnet hatte und die Grund hatte, über den Verlust eines solchen Anhängers ungehalten zu sein. Die große Frage, die damals trennte, die Frage der preußischen Hegemonie, ist längst entschieden. Die 48er Freunde und 68er Gegner Bamberger's würden, wenn sie noch am Leben wären und seine Schriften heute lesen könnten, ihm in manchem Urtheil beipflichten, in mehr als einem Punkte aber behaupten, daß Bamberger in seiner anderen großen Rede beim Tode Heinrich Simon's die wahren Gefahren Deutschlands noch schärfer gesehen habe, als auf der hessischen Kandidatentribüne. Sie würden vielleicht fragen, ob ihre Besorgniß, daß bei einer Einigung von oben auch die nächste Generation von der Wohlthat freier Zustände ausgeschlossen sein werde, übertrieben gewesen sei und ob nicht der demokratische Gedanke gerade durch die Zurückdrängung der bürgerlichen Demokratie nur um so stärkere Neigung haben mußte, sich in der klassentrennenden Form der Sozialdemokratie einzunisten, — einer Form, welche die von Bamberger gewünschte Politik der **stetigen** Vorwärtsentwicklung jedenfalls nicht erleichtert. Aber diese und manche andere Fragen lassen sich besser und rückhaltsloser in dem behaglichen Arbeitszimmer des Autors jener Kandidatenrede stellen und beantworten, als in diesen Zeilen, die nicht politisch rechten wollen. Auch sind die Erfahrungen des öffentlichen Lebens in Deutschland gewiß derart, daß die Anschauungen all derer, die aus innerem Bedürfniß aufrichtig liberal fühlen, bis in die äußerste Linke" hinein in gewissen demokratischen Grundgedanken einander innerlich näher stehen, als die unentbehrlichen Parteinamen und Parteinuancirungen erkennen lassen. Vor allem aber ist zur Zeit eine Art modus vivendi auf demjenigen Gebiet eingetreten, auf dem Bamberger mit seinen einstigen demokratischen Freunden am lebhaftesten zusammengestoßen war: diese waren Föderatisten, der Hesse Bamberger war, wie die meisten seiner Landsleute Unitarier. Will man sich ein Bild von der Heftigkeit dieses Gegensatzes machen, so muß man unmittelbar nach der Kandidatenrede die, zufällig auch in den letzten Wochen erschienenen und in der ersten Auflage sofort vergriffenen politischen Schriften von Bamberger's Exilsfreund **Ludwig Pfau** vergleichen, der seinen Standpunkt gleichfalls mit glänzender Feder vertrat. Aber wie heute keiner der Föderalisten an die Beseitigung der geschaffenen Reichseinheit denkt, so glaube ich beobachtet zu haben, daß der Unitarier Bamberger den politischen Werth einer gewissen föderativen Bewegungsfreiheit im Bundesstaat nicht verkennt. Im Uebrigen läßt sich die damalige Scheidung im liberalen Lager jener andern Spaltung vergleichen, die sich unlängst jenseits des Kanals zwischen den liberalen Unionisten und den liberalen Homerulern vollzog. Auch dort ist zu beobachten, daß es geraume Zeit braucht, bis sich solche Rißwunden schließen, und bis es gelingt, auf dem Boden einer vernünftig geregelten Selbstverwaltung die Kräfte im Dienste des politischen Fortschritts wieder gemeinsam zum Zug zu bringen.

Diese Betrachtungen sind angeregt mehr noch als durch die erwähnte Rede durch die **Briefe**, die deren Ideen ausführen und anwenden. Die Briefe sind für Freund und Gegner der in ihnen vertretenen Richtung gleich anziehend und interessant zu lesen. Denn alles Unmittelbare ist erfrischend und wohlthuend. Sie sind an die Mainzer Wähler gerichtet und die Freude über den Wahlsieg, die Freude über die offene Bahn und über die endlich erschienene Gelegenheit praktischer Bethätigung der eigenen politischen Kraft im Vaterland nach langem Exil durchleuchten sie fast bis zu Ende. Es wäre den Abgeordneten oder richtiger ihren Wählern zu wünschen, daß diese Form der Berichterstattung wieder in Aufnahme käme. Aber das Ding ist schwerer als es aussieht und auch bei Bamberger macht sich eine allmähliche Verschiebung vom Persönlichen zum Unpersönlichen, vom Brief zum Artikel bemerkbar. Zuerst überwiegen die menschlichen Eindrücke und gerade diese sind dann werthvoll und unterhaltend, wenn man sie so wiederzugeben vermag, daß sie zugleich eine charakteristische politische Bedeutung erhalten. So hübsch als lehrreich ist, um nur ein Beispiel herauszugreifen, die kleine Geschichte, wie der civile Fiaker des Zollparlamentsabgeordneten von Mainz zum Eröffnungsbankett neben den uniformirten Karossen nicht in den Schloßhof eingelassen wird, und wie „der höfische Glitz und Glanz, der aus allen Ecken und Enden hervorstrotzte und sich ganz selbstverständlich breit machte, auch die zahmsten Volksvertreter daran gemahnt hat, daß in dem weißen Schloßsaale von Berlin so recht eigentlich die deutsche Nation noch nicht bei sich zu Hause sei." Allmählich aber tritt die sachliche Beleuchtung der Hauptfragen jener Jahre und jenes Parlaments ganz in den Vordergrund, die Briefe werden zur Zeitung, und es geht nicht zu weit, wenn man diesen politischen Berichten für die berührten Fragen und Strömungen einen geschichtlichen Werth beimißt. Manchmal weicht die optimistische Stimmung einer resignirten Auffassung und als der Bundeskanzler sich im Laufe des Jahres 1869 dem Mehrheitsbeschlusse des Zollparlaments in einer Steuerfrage und derjenigen des konstituirenden norddeutschen Reichstags beim Strafgesetzbuch im Punkte der Todesstrafe brüsk entstellt, da schüttelt der Briefschreiber sein liberales Haupt und fürchtet „für das Ansehen des Parlamentarismus, wenn das Parlament sich öffentlich beuge".

Da das Hauptgewicht dieser Arbeiten auf die planmäßige Propaganda für den Eintritt der süddeutschen Staaten, vor allem Hessens und Badens in den hierdurch zum Deutschen Reich zu erweiternden norddeutschen Bund gelegt ist, so macht Bamberger von seinem unitarisirenden Standpunkt aus besonders häufig Vorstöße gegen die querköpfigen föderatistischen Schwaben, und es entwickelt sich ihnen gegenüber eine Art intimer Gegnerschaft. Aber kraft seines unbedlen süddeutschen Charakters weiß er sogar den Schwaben noch eine Seite abzugewinnen. So urtheilt er über die ersten Eindrücke im Zollparlament und über die Abgeordneten:

„Es ist ein ganz verteufelter Ernst in diesen Leuten des Nordens, die uns leichteren Menschen des Südwestens gewaltig imponirt. Ich sage Ihnen, es sind unter diesen Männern Denker, Arbeiter und Charaktere von einer knorrigen Stärke, und einer Solidität des Wissens, die erschreckend ist — nun erst gar für einen der ein halbes Menschenalter hindurch den Schlagrahm der französischen Politik auftischen sah. Dergleichen grundgelehrte und herbe Wesen, wie diese Norddeutschen, liefern bei uns im Süden etwa nur noch die Schwaben. Auch unter diesen sind famose Kerle, und wie sie so verbissen dreinblicken, das steht ihnen ganz vortrefflich."

Diese politischen Sendschreiben erhalten ihren Abschluß in dem „letzten Zollparlamentsbrief" aus Versailles, den der Verfasser erst in der jüngsten Nummer der „Nation" mittheilt. Wir finden darin am „ersten Tag der deutschen Einheit" das bewußte Bestreben, die Rißwunde im Liberalismus verheilen zu lassen, um nach dem fait accompli der Reichsgründung „reine Freiheitsarbeit machen zu können". Hätte nicht die mit der Einheit alsbald identifizirte Politik des Fürsten Bismarck ihre Wurzeln im Junkerthum gehabt, und mit ihren frischbelaubten Aesten Alles, zumal die „reine Freiheitsarbeit" überschattet, so konnte sich jene Sehnsucht des Verfassers erfüllen, der persönlich den richtigen Ton zu treffen wußte.

Alles in Allem, es ist ein lebendiges Stück Zeit in diesen Blättern und ihr Verfasser war zugleich handelnd und zuschauend und ist darum doppelt befähigt, uns Geschichte zu erzählen. Gerade aus diesem vierten Band läßt sich aber auch, gleichviel unter welchem politischen Gesichtswinkel man die Entwicklung betrachtet, das Eine erkennen, daß Bamberger an **der** Stelle Unrecht hat, wo er an Ruge schreibt: „Das Beste, was wir aus dem Hirn und Herzen pressen, sehen wir wie die Furche, welche das eilende Schiff im Wasser zieht, von der nächsten Welle verschlungen, von allem Guten und Bösen, das wir säen, bleibt keine Spur, die unseren Namen trägt." Eben weil dieses Wort für seinen Autor nicht gilt, darf ein Gedanke nicht unterdrückt werden, der bei der Lektüre immer wiederkehrt. Ein Mann, der fünfzig Jahre Politik geschaut, studirt und gemacht hat, ein Parlamentarier, der an der Wiege des deutschen Reichstags gestanden hat und heute noch alle Beziehungen der Volksvertretung kennt, ein Schriftsteller, dem

die Feder auf jeden Wink gehorcht — ist, ich will nicht sagen sich — aber den andern schuldig, seine Memoiren zu schreiben.

Conrad Haußmann.

Die finanziellen Ernteergebnisse in Deutschland vor und nach den Handelsverträgen.

Mit einer Unermüdlichkeit, die gar nichts zurückschreckt, werden von denjenigen, welche sich für ganz besondere Freunde der Landwirthschaft ausgeben, die letzten Handelsverträge mit Oesterreich, Italien und Rußland als eine Schädigung der Landwirthschaft hingestellt. — Daß aber wirklich eine solche Schädigung eingetreten sei, die als Folge der Verträge sich darstellte, ist noch nirgends bewiesen. — Für diejenigen Herren, welche glauben, daß nur eine recht laute und oftmalige Wiederholung ganz unbewiesener Behauptungen genüge, um die Untersuchung einer Thatsache auf ihre objektive Wahrheit nicht weiter nöthig erscheinen zu lassen, ist ja auch jede solche Untersuchung überflüssig; aber vielleicht gibt es doch noch hin und wieder Sonderlinge, die den Versuch, solche Dinge zu ergründen, nichtsdestoweniger für angezeigt halten. Da ich nun selbst gerne mich bemühe, über Thatsachen mir nach Kräften Aufklärung zu verschaffen, deren Wirklichkeit oder Unwirklichkeit eine gewisse Wichtigkeit hat, so habe ich es versucht, mit Hilfe der Reichs-Statistik der Frage näher zu kommen, ob es wahr ist, daß nach den Handelsverträgen, mittels deren die Eingangszölle auf Getreide herabgesetzt wurden, das Einkommen der landwirthschaftlichen Betriebe in Deutschland sich gegen die Zeit des früheren höheren Zolles vermindert habe.

Zur Lösung dieser Frage habe ich folgende Rechnung aufgestellt. Die Zeit des hohen Getreidezolles (5 Mk. pro 100 Kilo für Roggen und Weizen) hat gewährt vom 26. November 1887 bis 1. Februar 1892. Es fallen also voll in diese Zeit die Jahre 1888 bis inkl. 1891. Von 1892 bis jetzt herrscht der auf 3½ Mk. für Weizen und Roggen geminderte Zoll. Ich nehme an, daß ich das Jahr 1892 bereits ganz zu dieser Periode rechnen kann, da man ja bei seinem Beginn schon wußte, daß diese Zollfrage im Sinne der Ermäßigung entschieden war. Ich habe nun den Werth der deutschen Getreideernten pro 1888 bis 1891 einerseits und ebenso den Werth derselben pro 1892 bis inkl. 1894 berechnet, insofern es sich um die vier Hauptgetreidearten Weizen, Roggen, Hafer und Gerste handelt. Ich habe außerdem den Werth der Kartoffelernten ermittelt, da diese Frucht, obwohl nicht vom Zoll betroffen, doch hinsichtlich ihrer eigenen Preisbildung sowohl, als hinsichtlich der Einwirkung, welche sie auf die Preisbildung von Getreide übt, in der innigsten Beziehung zu diesen Verhältnissen steht und auch der Umfang der Kartoffelernte und ihr Werth eine zu hervorragende Rolle unter den Produkten des Landbaues spielt, um sie zu übergehen. Als Grundlage der Preisberechnung habe ich für sämmtliche 7 Jahre die vom statistischen Amt ermittelten Jahresdurchschnittspreise genommen und zwar bei Roggen, Weizen, Hafer die Preise von Berlin, als des größten deutschen Centralmarktes, bei Gerste den Preis von Danzig, weil mir die dortige Notirung am Besten geeignet schien, den oft sehr starken Unterschied zwischen Brau- und Futtergerste für meinen Zweck genügend zu ermitteln. Für Kartoffeln ist der Preis für unsortirte Brennerei-Kartoffeln gewählt. Ich knüpfe bei dieser Berechnungsart an eine ähnliche Uebersicht an, die früher von Herrn Mühlenbesitzer Meyer in Hameln aufgestellt ist und die ich für ganz geeignet halte. Es kommt für den Vergleich ja hauptsächlich darauf an, stets genau dieselbe Grundlage zu haben, die in zuverlässiger und unparteiischer Weise ermittelt ist.

Das Ergebniß dieser Aufstellung ist nun folgendes.

Periode von 1888—1891
(Zoll 5 Mark für Roggen und Weizen).

Ernte 1888.

	Tonnen	Preis	Werth der Ernte in Mark
Roggen	5 522 740	134,5	742 808 530,0
Weizen	2 530 842	172,2	435 810 992,4
Gerste	2 260 590	115,0	259 967 850,0
Hafer	4 647 583	123,0	571 652 709,0
			2 010 240 081,4
Kartoffeln	21 910 996	27,9	611 316 788,4
			2 621 556 869,8

Ernte 1889.

	Tonnen	Preis	Werth der Ernte in Mark
Roggen	5 363 426	155,5	834 012 743,0
Weizen	2 372 413	187,7	445 301 920,1
Gerste	1 938 419	131,2	254 320 572,8
Hafer	4 197 124	149,6	627 889 750,4
			2 161 524 986,3
Kartoffeln	26 603 965	22,9	609 230 798,5
			2 770 755 784,8

Ernte 1890.

	Tonnen	Preis	Werth der Ernte in Mark
Roggen	5 868 078	170,0	997 573 260,0
Weizen	2 830 921	195,4	553 161 963,4
Gerste	2 283 432	153,5	350 506 812,0
Hafer	4 913 544	157,8	775 357 243,2
			2 676 599 278,6
Kartoffeln	23 320 983	24,3	566 699 886,9
			3 243 299 165,5

Ernte 1891.

	Tonnen	Preis	Werth der Ernte in Mark
Roggen	4 782 804	211,2	1 010 128 204,8
Weizen	2 333 757	224,2	523 228 319,4
Gerste	2 517 347	156,5	393 969 031,0
Hafer	5 279 340	165,6	874 258 704,0
			2 801 584 259,2
Kartoffeln	18 558 379	41,7	773 884 404,3
			3 575 468 663,5

Summa Ernten ohne Kartoffeln	9 649 948 605,5
Durchschnitt per Jahr . . . . . Mark	2 412 487 151,4
Summa Ernten mit Kartoffeln	12 211 080 483,6
Durchschnitt per Jahr . . . . . Mark	3 052 770 120,9.

Periode von 1892—1894
(Zoll 3½ Mark für Weizen und Roggen).

Ernte 1892.

	Tonnen	Preis	Werth der Ernte in Mark
Roggen	6 827 712	176,3	1 203 725 625,6
Weizen	3 162 885	176,4	557 932 914,0
Gerste	2 420 736	149,3	361 415 884,8
Hafer	4 743 036	149,4	708 609 578,4
			2 831 684 002,8
Kartoffeln	27 988 557	38,9	1 088 754 867,3
			3 920 438 870,1

Ernte 1893.

	Tonnen	Preis	Werth der Ernte in Mark
Roggen	7 460 383	133,7	997 453 207,1
Weizen	2 994 823	151,5	453 715 684,5
Gerste	1 946 944	131,0	255 049 664,0
Hafer	3 242 313	157,0	509 043 141,0
			2 215 261 696,6
Kartoffeln	32 277 851	25,5	823 085 200,5
			3 038 346 897,1

Ernte 1894.

Roggen	7 075 020	117,8	833 437 356,0
Weizen	3 012 271	136,1	409 970 083,0
Gerste	2 432 913	122,6	298 275 133,0
Hafer	5 250 152	131,2	688 819 942,0
			2 230 502 514,0
Kartoffeln . .	29 049 238	23,7	688 466 940,0
			2 918 969 454,0

Summa Ernten ohne Kartoffeln . . .	7 277 448 213,4
Durchschnitt per Jahr . . . . . Mark	2 425 816 071,1
Summa Ernten mit Kartoffeln . . .	9 877 755 221,2
Durchschnitt per Jahr . . . . . Mark	3 292 585 073,7.

Durch diese zahlenmäßige Aufstellung wird erwiesen, daß der nach Jahresdurchschnitt berechnete Ernteworth in der Periode des höchsten Getreidezolles sich für die Landwirthschaft ungünstiger gestaltete, als dies in den Jahren 1892 bis incl. 1894 der Fall war, welche letztere angeblich in Folge der Zollverträge zerstörend auf die Landwirthschaft gewirkt haben sollen. — Es dürfte also endlich an der Zeit sein, daß man, statt bloß zu klagen, sich einige Mühe gibt, durch Rechnung zu ergründen, wie in Wirklichkeit die Folgen der Verträge für unser Vaterland gewesen sind — Man wird dann nicht leugnen können, daß diejenigen, welche diese Verträge unterstützten, die Folgen für die wirthschaftliche Entwicklung richtiger beurtheilten als die Gegner.

Für das Erntejahr 1895 sind die genauen und endgültigen Ermittelungen der Ernteergebnisse noch nicht publizirt. Sie konnten deshalb auch nicht in diese Berechnung hineingezogen werden. So weit man aus den pro Hektar angegebenen Ernteerträgen unter Grundlage der Bodenbenutzung pro 1894 sich ein Urtheil bilden kann, dürfte auch der Werth dieser Ernte nicht erheblich von dem Jahre 1894 abweichen, da namentlich die Kartoffelernte hervorragend gewesen ist. Es wird dann der Durchschnitt von 1892 bis incl. 1895 sich etwas ungünstiger gestalten als der von 1892—1894, vermuthlich aber auch noch immer dem Durchschnitt von 1888 bis 1891 ziemlich nahe stehen.

Ad. Frentzel.

Parlamentsbriefe.

VI.

Kein äußerliches Zeichen verräth, daß der Reichstag in eine Berathung eingetreten ist, wie sie sachlich wichtiger seit der Begründung der Reichsverfassung kaum stattgefunden hat; eine Anzahl von Abgeordneten, die etwa die Hälfte der zur Beschlußfähigkeit erforderlichen Ziffer umfaßt, versammelt sich, um Reden über das bürgerliche Gesetzbuch zu hören oder selbst zu halten.

Werden diese Verhandlungen zu einem Abschlusse führen? Ich halte die Gefahr, daß das bürgerliche Gesetzbuch abgelehnt wird, wenn die Vorberathungen über dasselbe zu Ende geführt sind, nicht für groß; größer ist die Gefahr, daß diese Vorberathungen sich übermäßig lang, ja geradezu unabsehbar hinziehen. Und auch diese Gefahr entspringt nicht daraus, daß Jemand Lust bezeigen möchte, bewußte Obstruktion zu machen, sondern daraus, daß viele brave Leute meinen, es könne ihnen gelingen, noch in diesem Augenblicke wesentliche Verbesserungsvorschläge durchzusetzen.

Das allgemeine Urtheil über den Entwurf steht fest; er ist das Werk großen Fleißes und großer Sachkenntniß und bringt viele Fortschritte. Daß er gleichwohl vieler Verbesserungen bedürftig ist, darüber ist gleichfalls alle Welt einig. Aber jede Gruppe hat besondere Ansichten darüber, worin diese Verbesserungen bestehen sollen. Und daraus ist der Schluß zu ziehen, daß es dem gegenwärtigen Geschlechte und vielleicht auch dem zukünftigen Geschlechte nicht beschieden sein wird, an die Stelle dieser unvollkommenen Arbeit eine vollkommenere zu setzen. So bleibt nur die Frage, ob es vorzuziehen sei, das Unvollkommene anzunehmen oder für heute auf jeden Fortschritt zu verzichten.

Das schwerste Gebrechen des Entwurfs besteht darin, daß er nicht, wie der Code Napoléon, ein wirklich einheitliches Recht schafft, sondern in vielen Punkten die Zersplitterung bestehen läßt. Aus diesem Grunde wird der Entwurf auch nie populär werden. Es wird aber wenigstens für die weitere Herstellung der Einheit ein fester Boden gewonnen.

In sehr ansprechender Weise hatte der Staatssekretär des Reichsjustizamts Herr Nieberding die Verhandlungen eingeleitet, indem er die Kunst übte, nicht zu viel und nicht zu wenig zu sagen. Und allgemeine Bewunderung errang eine Rede des Geheimraths Planck. Der Name dieses Mannes wird mit dem bürgerlichen Gesetzbuch so eng verknüpft bleiben, wie der Name Suarez mit dem preußischen Landrecht; er hat seit zwanzig Jahren den Löwenantheil der Arbeit geliefert, und er hat nun schon seit langer Zeit die Kunst geübt, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden. Ich höre ihn schon in Vereinsversammlungen Vorträge über einzelne Theile des Werkes halten, und er faßte stets in fünfzehn Minuten zusammen, wozu ein Anderer Stunden gebraucht hätte. Was er der Förderung des Werkes genützt hatte, verdarb am folgenden Tage der Geheimrath Sohm, der nicht danach fragte, wie seine Worte wirken werden, sondern ob sie ihm den schwerbeladenen Busen erleichtern können. Resignation thut allen Noth, die dazu beitragen wollen, daß nicht ein großer Reichthum nutzlos verthan werde.

Der Bundesrath ist dem Reichstage leider mit einem schlechten Beispiel vorangegangen. Er hat nicht die Resignation geübt, die er von dem Reichstag beansprucht, sondern hat an dem Entwurf der Kommission einige Aenderungen vorgenommen, die nicht großen grundsätzlichen Gesichtspunkten, sondern sehr kleinen und engherzigen Anschauungen entspringen. Er hat die Bildung von Rechtspersönlichkeiten auf dem Boden der Vereinsfreiheit, die schon von der Kommission sehr verkümmert war, noch weiter erschwert. Eine polizeiliche Anschauung, die den gegenwärtigen Augenblick leider beherrscht, soll auf Jahrhunderte hinaus maßgebend bleiben. Man kann sich nicht wundern, wenn unter solchen Umständen Herr Rintelen auftritt und erklärt, er wolle kein bürgerliches Gesetzbuch haben, das hinsichtlich der Ehegesetzgebung nicht die Anschauungen des corpus juris canonici in sich aufnimmt. Und der konservative Herr v. Buchka, der an patriotischen Redensarten Herrn Rintelen weit übertrifft, ist doch unpatriotisch genug, um zu wünschen, daß dem Gesetzbuch einige Bestimmungen eingeflickt werden, die den feudalen Anschauungen seiner Partei entsprechen. Noch mehr Recht hat die sozialdemokratische Partei, wenn sie es tadelt, daß derjenige Zweig des Arbeitsvertrages, den man mit dem ungehörigen Namen des Gesinderechts zu bezeichnen pflegt, nicht zeitgemäß geregelt wird, sondern dem Belieben der Einzelstaaten, zu denen doch auch Mecklenburg gehört, preisgegeben bleibt. Wie alle diese Schwierigkeiten überwunden werden sollen, ist zur Zeit nicht abzusehen. Vor der Hand werden Alle, denen an der Vollendung des Werkes gelegen ist, sich mit der Rolle der Cordelier begnügen müssen: „sie liebt und schweigt".

Bei Gelegenheit der Berathung des Justizetats brachten die Sozialdemokraten den Fall Brausewetter zur Sprache und verlangten eine lex Brausewetter, welche die Schäden gut machen soll, welche durch die Rechtsprechung dieses kranken Richters hervorgerufen sind. Daß von unserem

Standpunkte aus einem solchen Verlangen entgegengetreten werden muß, versteht sich von selbst, oder diejenigen, die ihm am lautesten entgegengetreten sind, haben am wenigsten Recht dazu.

Es sind Dinge vorgefallen, die auf das Tiefste beklagt werden müssen. Ein Mann, der durch eine Erkrankung des Gehirns vielleicht noch nicht das Vermögen, logische Schlußfolgerungen zu ziehen, aber doch das seelische Gleichgewicht verloren hat, ohne welches ein Richter nicht heilsam wirken kann, hat Aeußerungen gethan und Urtheile gefällt, gegen welche das Rechtsgefühl sich aufbäumt, und die Kollegen, die mit ihm in derselben Kammer saßen, haben an seinen Handlungen nicht diejenige Kritik geübt, die man von ihnen erwarten konnte. Sehr bedauerlich; aber wir sagen: Es kann nicht die Aufgabe des Gesetzgebers sein, für jede krause Zufälligkeit, die das Leben zuweilen hervorbringt, eine Abhilfe zu schaffen. Es treten Fälle ein, die uns die Mangelhaftigkeit aller bestehenden Rechtszustände lebhaft vor die Seele führen, und in solchen Fällen bleibt nichts übrig, als die Mängel des Rechtslebens geduldig zu ertragen. Dem Fürsten ist das Begnadigungsrecht darum in die Hände gelegt, damit er solche Mängel ausgleichen kann, soweit sie der Ausgleichung fähig sind. Das ist unser Standpunkt zur Sache; aber von diesem Standpunkt aus können allerdings diejenigen nicht sprechen, die jedesmal, wenn ein ihnen unerwünschtes Ereigniß eintritt, wenn die Getreidepreise zu niedrig werden, oder eine Seuche ausbricht, oder in Folge einer neuen Erfindung ihren Produkten eine unerwünschte Konkurrenz geschaffen wird, nach einem Eingreifen des Staates rufen und den Satz geltend machen, daß der Staat berufen sei, alle Mühseligen zu trösten. Wer so denkt, hat kein Recht, dem sozialdemokratischen Verlangen entgegen zu treten.

Herr Miquel und Herr Bosse ergänzen einander vortrefflich. Der eine hat die Aufgabe, für die Schule zu sorgen und der andere hat die Aufgabe, für die Finanzen des preußischen Staates zu sorgen. Aber Beide haben ein sehr warmes Herz für die nothleidenden Landwirthe. Und so haben sie sich zusammengethan, um ein agrarisches Lehrerbesoldungsgesetz zu machen. Den Lehrern soll eine Kleinigkeit an ihrem Gehalt zugelegt werden, aber die Landwirthe sollen damit verschont werden, die Gelder aufzubringen, die für diese Gehaltserhöhung erforderlich sind. Die Städte können das Gehalt für die ländlichen Lehrer bezahlen.

Vor einigen Jahren wurde sämmtlichen Gemeinden ein Zuschuß bewilligt, um daraus die Kosten der Schulverwaltung zu bestreiten. Für sich behalten haben sie davon nichts, sondern sie haben es redlich zur Aufbesserung der Lehrergehälter verwendet. Jetzt soll den großen Städten der überwiegende Theil dieses Zuschusses wieder entzogen und den ländlichen Gemeinden überwiesen werden.

Herr Miquel hat das Gesetz ausgedacht und Herr Bosse sagt: Wie Gott will, ich halte still. Bei der Berathung in der Kommission des Abgeordnetenhauses wird höchstens die Frage in ernste Zweifel gezogen werden, ob man nicht den Städten etwas nehmen kann, ohne den Lehrern etwas zu geben, denn daß die Städte zu viel haben, steht zweifellos fest; ob aber die Lehrer in der That zu wenig haben, bedarf doch noch der eingehenden Untersuchung. Jedem Lehrer ein Gehalt von 900 Mk. zu geben, könnte doch ein bischen zu reichlich sein und den Neid nothleidender Landwirthe erwecken.

Wie das Mädchen aus der Fremde kehrt in jedem jungen Jahre eine Vorlage ein, welche den armen Zuckerfabrikanten, die in ihrer Verzweiflung ihren Betrieb in jedem Jahre ausdehnen, Trost und Hilfe bringen soll. In diesem Jahre ist das Mädchen aus der Fremde länger als gewöhnlich ausgeblieben, weil es in den Kreisen des Bundesraths auf Widerstand gestoßen ist. Nun aber ist es glücklich da. Den Widersinn, daß man die Produktion heben und gleichzeitig die Konsumtion durch Steuererhöhungen beschränken will, hat es noch etwas deutlicher zum Ausdruck gebracht als gewöhnlich.

Proteus.

Der Schmerz.

Daß uns das Wesen der seelischen Vorgänge auf immer verschlossen bleiben soll, mit dieser Anschauung haben wir uns in der von Emil du Bois-Reymond gelehrten Entsagung abgefunden. Was als das denkbare Ideal unseres naturwissenschaftlichen Erkennens der geistigen Thätigkeiten übrig bleibt, ist aber erhaben genug, und wir sind davon gleichfalls noch sehr weit entfernt. Es würde darin bestehen, für jeden einzelnen Seelenvorgang den entsprechenden körperlichen Ausdruck zu kennen und eindeutig zu verstehen. Heute möchte ich die Aufmerksamkeit der Leser für eine der wichtigsten und häufigsten Erscheinungen unseres Lebens in Anspruch nehmen, die von den Lebensforschern und Aerzten im Ganzen bisher stiefmütterlich behandelt worden ist, sie in neuester Zeit aber doch lebhafter als früher beschäftigt hat. Diese Erscheinung ist der Schmerz, der grobe, gemeine, körperliche Schmerz, der, auch wenn man seinen Begriff nicht auf traurige, mit Gedanken verbundene Gemüthszustände ausdehnt, doch einen sehr wesentlichen Theil der menschlichen Leiden bildet. Unsere Erörterung sei mit dem Geständniß begonnen, daß wir trotz alles Forschens über den Schmerz noch lange nicht genug über ihn wissen und, wenn wir uns heute darüber mit den geschätzten Lesern dieser Zeitschrift unterhalten, so geschieht es beinahe mehr, um ihr Interesse für die Aufgaben zu erwecken, die sich die Wissenschaft bei diesem Gegenstande stellt, als um ihnen durchweg sichere Aufschlüsse vorzutragen. Es sei darum die Nachsicht der Kenner, wie der Lerner erbeten, wenn wir über manches Wichtige absichtlich hinwegzugehen scheinen, bei Anderem ganze Gruppen von Fragen in wenigen Sätzen streifen.

I.

Wir gehen in unserer Darstellung von einem gehaltreichen Schriftchen aus, welches vor einem Jahre der ausgezeichnete Nervenarzt Stabsarzt Dr. Alfred Goldscheider, jetzt Professor und dirigirender Arzt am Krankenhause Moabit, damals noch Assistent an der Leyden'schen Klinik in der Charité, auf Grund eines in der militärärztlichen Gesellschaft gehaltenen Vortrages, veröffentlicht hat,*) wollen aber auch die Gedankengänge Anderer und von Goldscheider nicht berührte Seiten des Gegenstandes berücksichtigen. An jedem Punkte, wo dieses im eigentlichsten Sinne leidige Thema angefaßt wird, ist es interessant. Die Fragen richten sich nach der Stellung des Schmerzes in unserem Bewußtsein; nach seinem Verhältniß zu den übrigen Empfindungen und besonders zu denen der höheren Sinne; nach dem Weg und Sitz des Schmerzes im Körper, nach seiner Bedeutung für den gesunden und kranken Menschen, somit auch dem Werthe, den der Schmerz für unser Leben hat, einem Werthe, den man nicht bestreiten kann, so widerwärtig uns dieser Werthgegenstand ist. Kaum in einer dieser Fragen sind die Meinungen der Gelehrten einig, aber bei jeder verlohnt es sich, ihre Antworten zu erfahren.

Was ist der Schmerz? „Lust und Unlust, sagt Fechner, sind zwei nicht weiter definirbare Bestimmungen unserer Seele". Vom Schmerz kann ich zunächst nur sagen, daß er einen unmittelbar empfundenen Zustand hochgradiger Unlust darstellt. Er entspricht jedenfalls einer Zustandsveränderung im Nervensystem; ist er aber gleichbedeutend mit einer Steigerung oder Herabsetzung des Bewußtseins? Für eine gesteigerte Erregung, für einen höheren Grad bekannter Empfindungen halten ihn die meisten der neueren Forscher, besonders Wundt und Brücke, für eine Herabsetzung der Nerventhätigkeit sahen ihn Budge, Stilling und Weber an, für eine Empfindung besonderer Art hält ihn der hervorragende Wundarzt Gussenbauer. Goldscheider, der diese Ansichten zusammenstellt, will zwar die von Gussenbauer wieder aufgenommene Meinung älterer

*) Berlin, 1894, A. Hirschwald.

Forscher, wie Griesinger, daß es sich beim Schmerz um eine besondere Art, gewissermaßen eine Verkehrung der Nervenerregung handle, nicht gelten lassen, aber mir scheint er sich doch der letzteren zu nähern, wenn er sich dafür ausspricht, daß der Schmerz eine besondere Qualität der Empfindung sei. Schopenhauer, der die eine Hälfte seiner Philosophie auf den Schmerz aufgebaut hat, erklärt das Leiden als eine Hemmung des Willens und stellt ihr das Glück als Befriedigung des Willens entgegen; seine düstere Lehre gipfelt ja darin, daß er solche Befriedigung, somit das Glück, so lange wir schauen und fühlen, für unmöglich erklärt, weil ihm schon jeder Wunsch ein Schmerz ist und auf jede Befriedigung ein neuer Wunsch folgt.

„So tauml' ich von Begierde zu Genuß.
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.“

Jene Lehre des pessimistischen Philosophen, die wir somit auch im Faust vorgebildet finden, daß der Schmerz eine Hemmung des Willens ist, deckt sich in gewissem Sinne mit der Auffassung des berühmten verstorbenen Irrenarztes Griesinger, der gleichfalls auf die Hemmung des Bewußtseins durch den Schmerz aufmerksam machte und ihn als eine Störung der Organisation bezeichnete. Nur fördert uns alles dies, wiewohl es ein gut Theil Wahrheit enthalten mag, wenig und überdies wissen wir auch, daß, wenngleich der schmerzenden Erregung des Nerven Veränderungen seiner feineren Bestandtheile entsprechen müssen, diese mit dem Schmerz auch vollständig vergehen können und der Nerv gleich leitungsfähig für angenehme Reize bleiben kann. Aber Eines ist von Wichtigkeit, daß nämlich der Schmerz unser ganzes Bewußtsein einnimmt. Er thut dies auch dann, wenn er in geringeren Graden auftritt und andere Vorstellungen neben sich bestehen läßt. Je stärker aber der Schmerz ist und, gehe er auch nur von einer einzigen winzigen Stelle der Körperoberfläche oder eines inneren Organs aus, desto mehr verdrängt er von den übrigen Empfindungen und Vorstellungen. Er kann bis zur Verwirrung und zum Auslöschen des Denkens und zur Lähmung des Willens oder zum Vernichten jeder Selbstbeherrschung führen, zur buchstäblichen Ohnmacht. Nur in diesem einen Falle höchsten Schmerzgrades kann man von der Aufhebung des Bewußtseins durch den Schmerz sprechen. Im Allgemeinen aber bedeutet er eine Beherrschung und Ausfüllung des Bewußtseins. Darum betrachten wir mit Wundt den Schmerz als eine hervorragende Klasse unserer Gemeinempfindungen, wenn sie gleich von der Erregung einzelner Organe ausgehen. Sie kommt dadurch zu Stande, daß, je stärker die Empfindung ist, desto größere Provinzen des Rückenmarcks und besonders des Gehirns durch sie mittelbar ergriffen werden, aber ihrer Natur nach scheinen sie uns am einfachsten eben nur als die stärksten Grade bekannter Empfindungen aufgefaßt zu werden. Daß hochgradige Erregungen des Gesichts- und Gehörsinns Unlust erregen, ist bekannt, aber ob gerade diese Erregungen des Gesichts- und des Hörnerven als Schmerz zu bezeichnen sind, mag mit Goldscheider bezweifelt werden. Unfraglich ist dies aber der Fall bei den Erregungen der über den ganzen Körper verbreiteten Tastorgane, die wir als kleine kolbige Endigungen der Hautempfindungsnerven unter dem Namen der Pacinischen und Meißner'schen Körperchen kennen. Vorwiegend diese Nerven und ihre Endorgane sind es, deren starke Reizung als Schmerz bewußt wird, aber sie sind es nicht allein. Auch die Nervenendigungen in inneren Organen, ganz besonders in den sogenannten serösen Häuten, wie das Bauch- und Brustfell, und in den Schleimhäuten leiten Schmerz, sind empfindlich, wie der Sprachgebrauch sich ausdrückt, indem er die Schmerzempfindlichkeit meint. So hat, um nur ein Beispiel von vielen herauszuheben, O. Rosenbach auf die Rolle hingewiesen, welche bei bestimmten schmerzhaften Leberleiden die Nerven in dem häutigen Ueberzug der Leber spielen.

Die Frage, ob Schmerz und Empfindung von den gleichen Nerven fortgeleitet werden, ist von besonderer Wichtigkeit, weil es Zustände gibt, in denen derselbe Nerv zwar Empfindung, aber keinen Schmerz zum Gehirn leitet. Leute, die chloroformirt wurden, berichteten oft, daß sie zwar, während sie operirt wurden, wußten, was mit ihnen geschah, aber keinen Schmerz empfanden. Bei leichteren Graden von Betäubung bleibt das Tastgefühl zuweilen erhalten, während die Schmerzempfindung aufgehoben ist. Es gibt auch Krankheiten, in denen dies der Fall ist und Brücke erwähnt in seinen Vorlesungen der Berichte eines Genfer Arztes Vieusseux, der an sich selbst solche Beobachtungen machte. Durch die Untersuchungen von Naunyn wurde man zuerst darauf aufmerksam, daß bei gewissen Rückenmarksleiden die Leitung der Tastempfindung in den Gefühlsnerven wenig verändert, die des Schmerzes aber verzögert ist. In jeder Nervenklinik sieht man heute täglich Kranke, die, wenn man ihr Bein mit einer Nadel sticht, unmittelbar nach der Berührung „jetzt“ sagen, während sie erst mehrere Sekunden später durch den Ruf „au“ ihrem Schmerze Ausdruck geben. Man könnte nun für Tast- und Schmerzempfindung besondere Nerven annehmen, welche Annahme auch von Prof. von Frey in Leipzig aufgestellt worden ist; aber Goldscheider erklärt sich mit den meisten der heutigen Forscher gegen die Annahme besonderer Schmerznerven. Man kann, wie Brücke es vielleicht am faßlichsten ausdrückt, sich die Sache auch so erklären, daß zwar noch Eindrücke nach dem Gehirn fortgepflanzt werden können, daß aber diese Eindrücke im Zentralorgan nicht mehr diejenige Höhe erreichen können, um eben Schmerzempfindungen zu veranlassen. Noch eine andere Annahme würde dahin gehen, daß im Gehirn außer den Theilen, die unsere Tastempfindung vermitteln, besondere Zentren für die Schmerzempfindung existiren und daß für die Erregung der Letzteren ein höherer Reiz nöthig, ihre Reizschwelle höher liegt als für die Tastempfindungen. Für die Verzögerung der Schmerzempfindung gegenüber der Tastempfindung bei bestimmten Rückenmarkleiden muß man die Ausschaltung gewisser, krankhaft veränderter Theile des Rückenmarks annehmen, welche bedingt, daß die Schmerzempfindung zwar nicht ganz aufgehoben, aber doch nur abgeschwächt und auf Umwegen ins Gehirn gelangen kann.

Dies führt auf einen anderen wichtigen Punkt, die Frage nach den Bahnen der Schmerzleitung im Gehirn und Rückenmark und nach der Schmerzempfindlichkeit der verschiedenen Theile des Nervensystems. Vor allem ist es ein Irrthum, daß nur die Nervenendigungen für Schmerz empfindlich sind. Es ist richtig, daß sie am allerempfindlichsten sind, aber sie sind es nicht ausschließlich. Kronecker sagt zwar in seiner Rektoratsrede über „Leben und Tod“ (Bern, 1894), „daß wesentlich die Haut Sitz der Schmerzempfindung ist, Blutgefäße, Muskeln, Sehnen, Knochen u. s. w. ganz oder fast unempfindlich gegen Schnitt, Druck u. s. w. sind.“ Aber, wer Operationen an Knochen unter Ausschluß der Betäubung oder die bloße Sondirung von Knochenwunden öfter gesehen hat, weiß, daß sie recht schmerzhaft sind. Die Nervenfaser, sagt Goldscheider geradezu, kann überall, bis zum Eintritt ins Rückenmark, schmerzhaft erregt werden. Geleitet wird die Schmerzempfindung durch die hinteren Stränge des Rückenmarks, das verlängerte Mark und das Mittelhirn in die graue Substanz der Großhirnrinde und in solche innere Partien des Hirns, die mit grauer Substanz versehen sind. Nun gibt es aber auch Zustände, in denen die Schmerzempfindlichkeit des gesunden Menschen ganz erheblich gesteigert ist. Diese Erscheinung führt man darauf zurück, daß dabei gewisse Reizhemmungen ausgeschaltet sind, als deren Sitz nach Forschungen der Ludwig'schen Schule ein längs dem Hinterhorn des Rückenmarks gelegener Seitenstrang anzusehen ist. Goltz betrachtet jenen Ausfall der Hemmung freilich nur als einen Ausdruck gestörter Funktion.

II.

Der Schmerz ist eine Erscheinung, die im Gehirn zu Stande kommt, doch galt es bis vor nicht langer Zeit als ausgemacht, daß die Gehirnsubstanz selbst gegen Reizungen,

die sie unmittelbar erfährt, unempfindlich ist. Leider muß man jetzt diesen Trost, der das Schicksal von Gehirnleidenden etwas milder ansehen ließ, fallen lassen; er trifft wenigstens in jener Allgemeinheit nicht mehr zu. Nothnagel berichtete schon 1879 über heftige, anhaltende Schmerzen in den Gliedern bei Geschwülsten in dem als „Brücke“ bezeichneten Theil des Mittelhirns. Der hervorragende Frankfurter Nervenarzt Edinger, dem wir eine treffliche Anatomie der nervösen Centralorgane verdanken, berichtet von dem traurigen Schicksal einer Frau, bei der ein Schlaganfall nicht nur rechtsseitige Lähmung, sondern auch äußerst heftige Schmerzen in den gelähmten Gliedern zur Folge hatte. Die Lähmung besserte sich, aber die Schmerzen blieben und trieben die Unglückliche zum Selbstmord. Auch Goldscheider berichtet über ähnliche Zustände bei einer 74jährigen Frau, bei welcher die Bewegungsstörungen, die sich in Folge wiederholter leichter Schlaganfälle einstellten, verschwanden, während die gleichzeitig aufgetretenen Schmerzen bis zum Tode bestehen blieben. Sehr merkwürdig und noch ganz unklar sind auch die bei gewissen Rückenmarkleiden auftretenden durchschießenden Schmerzen, die sich nicht von außen nach innen, sondern vom Körperinnern gegen das Ende der Glieder, besonders der Beine hin zu bewegen scheinen.

Was die Vertheilung des Schmerzes in den äußeren Körpertheilen betrifft, so gibt es auf der Haut zahlreiche für Schmerz besonders empfindliche Punkte, die man denn auch Schmerzpunkte genannt hat. Sie befinden sich hauptsächlich an Stellen, wo größere Nervenstämme der Haut besonders nahe liegen und der Reizung leicht zugänglich sind, aber sie treffen seltsamer Weise nicht mit denjenigen Hautstellen zusammen, die für Tastreize besonders empfindlich sind. Es sind aber auch die Muskeln und andere innere Organe besonders schmerzempfindlich; wir brauchen hier nur den Ermüdungsschmerz, den Schmerz beim Muskelkrampf und die Schmerzhaftigkeit des Darmapparats zu erwähnen. Das Bauchfell ist in manchen Krankheiten so furchtbar für Schmerz empfindlich, daß die Kranken die Berührung der Bettdecke unangenehm empfinden und sogar halbbenommene Kranke eine Haltung im Bette einnehmen, durch die sie eine Berührung mit der Bettdecke vermeiden.

Das, was einen Nerv empfinden macht, nennen wir einen Reiz. Bei einer bestimmten Reizstärke wird die Empfindung zum Schmerz. Derartige Reize werden durch hohe Wärmegrade, chemische Einwirkungen, mechanische Erregungen, Druck, Hieb, Stich und Schnitt hervorgerufen. Unter den Forschern sind die Meinungen darüber getheilt, ob es wesentlich auf die Stärke oder auf die Wiederholung oder die Dauer, die ja nur eine ununterbrochene Wiederholung des Reizes ist, ankommt. Beides wird wohl für verschiedene Fälle zutreffen. Ein Schnitt oder Stich braucht nicht wiederholt zu werden, damit man ihn sehr unangenehm empfinde. Viele Reize dagegen werden, obschon an sich schwach, durch ihre Dauer erst lästig und wirklich schmerzhaft; wir brauchen als Beispiel bloß die Qual eines mäßigen, aber anhaltenden Kopfschmerzes und den Zahnschmerz zu erwähnen, der schon in seinen leisesten Schattirungen höchst widerwärtig ist. In diesen beiden Fällen handelt es sich um Betroffensein von Aesten des dreigetheilten Kopfnerven (Trigeminus) bei dem vielleicht die geringe Entfernung der leidenden Nerventheile vom Gehirn die Heftigkeit des Schmerzes erhöht. Eine sehr große Rolle spielt freilich die Entfernung des gereizten Nerven vom Gehirn nicht, zumal nach den neueren Aufschlüssen über die feinere Beschaffenheit der Nerven, die uns auch die langen und entlegenen Nerven nur eine Art Ausläufer der Ganglienzellen im Rückenmark und Gehirn ansehen lassen.

Die dauernden Schmerzen sind jedenfalls diejenigen, die für das leibliche und geistige Wohl des Menschen die größte Bedeutung haben. Von ihnen vor Allem gilt, worauf schon 1864 der physiologisch wohlgeschulte englische Philosoph Alexander Bain (in seinem Werke „The Senses and the Intellect“) hinwies und worauf Goldscheider leider nicht näher einging, die Erschöpfung des Organismus durch andauernde Schmerzen, welche Bain auf Muskelerschöpfung und Herabsetzung der organischen Vorgänge zurückführt. Nur in diesem Sinn dürfte man die Frage, ob Schmerz als solcher zu tödten vermöge, bejahen können.

Einen bestimmten Einfluß auf die Schmerzempfindungen haben die Beziehungen zwischen den verschiedenen Theilen des Nervensystems. Zunächst die zwischen dem Gebiete der empfindenden und dem besonders im Herzen, an den Blutgefäßen und in den Eingeweiden verzweigten sympathischen Nervensystems. Durch Mosso, der Gelegenheit hatte, an einem Manne mit einer offenen Schädelstelle zu experimentiren, wissen wir, daß der geringste äußere Reiz eine Verstärkung des Blutstromes im Gehirn hervorruft, und daß dies besonders bei schmerzhaften Reizen geschieht. Es gibt aber auch Reize, die nicht eine Erweiterung, sondern eine Zusammenziehung der Blutgefäße zur Folge haben und es ist bekannt, daß es einen Kopfschmerz gibt, der mit Blutandrang, einen anderen, der mit Blutleere einhergeht. Die eigenthümlichen Kopfschmerzen der bleichsüchtigen Mädchen und Frauen gehören vielleicht zu den letzteren. Eine andere Art dieser Beziehungen stellt die Gruppe der **Mitempfindungen** dar, bei denen ein an einer Stelle geübter Reiz an einer sehr entlegenen Körperstelle Schmerzen auslöst. Goldscheider erwähnt einen Fall, in welchem ein von einem Blasenleiden behafteter Mann, dem ein Arm amputirt war, bei Reizung der Amputationsstelle heftige Schmerzen im Unterleib empfand. Die neuerdings beachtete Verbindung von Nasenleiden mit Kopfschmerzen und Theilen der Provinz des Lungenmagennerven, sowie die Heilung derartiger Beschwerden durch Aetzungen krankhaft veränderter Theile des Naseninnern, auf die W. Fließ nach eigenen Versuchen und bemerkenswerthen Erfolgen hingewiesen hat, dürften gleichfalls in dies Gebiet der Mitempfindungen einzureihen sein. Durch Betäubung besonders schmerzempfindlicher Punkte der Nasenschleimhaut, die er probeweise vornahm, gelang es ihm, bestimmte Schmerzen am Kopf und einzelnen anderen Körpergebieten vorübergehend und durch Aetzung jener Nasenstellen später für lange Zeit zu beseitigen.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die eigenthümliche **Beschaffenheit** des Schmerzes, die aber schwer zu bestimmen ist, weil sie den Schwankungen der persönlichen Wahrnehmung am Meisten ausgesetzt ist. Wir haben für Schmerzen die verschiedensten Bezeichnungen, aber wir können nicht sagen, ob ihnen immer die gleichen Erscheinungen entsprechen. Auch Goldscheider gibt nach Erb's und seinen eigenen Beobachtungen verschiedene Eintheilungen der Schmerzen. Es sei mir gestattet, die Eintheilungen von Brücke und Wundt hier anzuführen. Nach Brücke haben wir, wenn eine bestimmte kleine Gruppe von Nerven in sehr hohem Grade erregt wird, einen stechenden Schmerz. Pflanzt sich die Erregung linear fort, dann haben wir einen schneidenden Schmerz. Wird dagegen eine größere Menge von Nerven schwächer, aber gleichzeitig erregt, so haben wir einen drückenden Schmerz. Wundt hingegen meint — und diese Ansicht verdient alle Beachtung, daß die Sprache sich verschiedener Bezeichnungen für den Schmerz verschiedener Organe bedient. Er sagt in der jüngsten Auflage seiner Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele (1892): „bohrend und nagend nennt die Sprache die Schmerzen der Knochen, stechend den Schmerz der serösen Häute, brennend den Schmerz in den Schleimhäuten u. s. w. Der Schmerz ist auch hier, wie bei den eigentlichen Sinnesorganen nichts anderes als die zu ihrem intensivsten Grade gesteigerte Empfindung.“ Von den verschiedenen Arten des Schmerzes wollen wir hier nur noch zwei erwähnen: den Entzündungsschmerz, weil hier durch Thierversuche dargethan wurde, daß er durch den Druck der angeschwollenen Gewebstheile auf die Nervenendigung hervorgerufen wird und den periodischen, bald anhaltenden, bald aussetzenden Schmerz, der nach Eulenburg die Folge von Reizhäufung einerseits, von Ermüdung andererseits ist.

Art und Grad des Schmerzes sind auch noch von anderen Umständen als dem eigentlichen Schmerzreiz ab-

hängig. Stimmung und Aufmerksamkeit haben großen Einfluß darauf. Bei gehobener Gemüthsstimmung ist man weniger, bei gedrückter in höherem Grade für Schmerz empfänglich. Daß in der Hitze des Kampfes Verwundungen oft nicht sogleich empfunden werden, ist bekannt. Herabgekommene, betrübte Menschen werden auch durch einen geringen Schmerz oft empfindlich berührt, wogegen große seelische Schmerzen, besonders idealer Natur, körperlichen Schmerz leicht übersehen lassen. Tiefer Kummer stumpft auf der anderen Seite leicht das ganze Bewußtsein in so hohem Grade ab, daß alle Empfindungen herabgesetzt erscheinen, was in der Unempfindlichkeit und Starre der melancholischen Irren den stärksten Grad erreicht. Auch bei gesunden Menschen und Thieren ist die Schmerzempfindlichkeit sehr verschieden. Mongolen und besonders Indianer empfinden Schmerz viel weniger, als die weißen Rassen. Die Frau ist gegen leichte Schmerzreize oft empfindlicher, großen gegenüber häufig standhafter als der Mann. Doch wird berichtet, daß Soldaten weiter rauchten, während ihnen, ohne Narkose, Gliedmaßen amputirt wurden. „Kaninchen", sagt H. Kronecker in der erwähnten Rede über ‚Leben und Tod', „sind außerordentlich unempfindlich gegen körperliche Insulte. Tiefschlafenden Kaninchen fressen ihre Stallgenossen zuweilen die Ohren ab. Kaninchenböcke verstümmeln einander aufs Scheußlichste. Man muß einem Kaninchen sensible Nervenstämme (Trigeminus, den fünften Hirnnerv) zerschneiden, bevor es vor Schmerzen schreit (Claude Bernard 1858). Dagegen schreit es heftig vor Aufregung, wenn man es, wie üblich, an den Ohren aufhebt."

III.

Das Gesagte mag genügen, von der Bedeutung und Weite des Gegenstandes einen Begriff zu geben. Durch die anatomischen Forschungen von Golgi, Ramon y Cajal über den feineren Bau des Centralnervensystems haben sich genauere Einblicke ergeben, aber auch die Probleme der Empfindung verfeinert. Unsere Erörterung hat mit Absicht das Gebiet des eigentlichen Seelenlebens nur wenig berührt, weil es galt, auf den Reiz und die Schwierigkeit der elementaren Aufgaben hinzuweisen. Darum lassen wir hier auch die Fragen der Herabsetzung der Schmerzempfindlichkeit durch aufgelegte Metallplatten (Metalloskopie), der Uebertragung des Schmerzes auf die von ihm nicht befallene Körperseite (Transfert), der Hypnose und Suggestion bei Seite und begnügen uns, sie zu erwähnen.

Betrachten wir so die Mannigfaltigkeit menschlicher Pein, so klingt es fast widersinnig, wenn wir sagen: es ist doch gut, daß es Schmerz überhaupt gibt. Mit Recht bezeichnet Goldscheider den Schmerz als einen Warner des Kranken, wie des Arztes. Auf manche Krankheiten wird der Arzt erst durch bestimmte Schmerzen des Kranken hingelenkt und dies sind keineswegs die schlimmsten Leiden. Es ist nur zu bedauern, daß der Schmerz für die Beurtheilung von Krankheiten von sehr ungleichem Werthe ist. Es gibt heftige Schmerzen, die nicht mit lebensgefährlichen Krankheiten zusammenhängen, andere, vielleicht geringere, sind vorbedeutend für ernstere Krankheiten. Schlimmer aber ist es, wenn eine Erkrankung im Gehirn oder Rückenmark früh die Schmerzempfindlichkeit einzelner Theile aufhebt, die dann schutzlos Verletzungen ausgesetzt sind und gänzlich zu Grunde gehen, ohne daß dem Kranken Schmerzen in anderen Theilen erspart bleiben. Es gibt aber auch sehr schwere Erkrankungen, wie z. B. die Stoffwechselkrankheiten, die lange Zeit ohne alle Schmerzen bestehen und deren Beginn der Leidende darum, ebenso wie nicht selten sein Arzt gänzlich übersieht.

Wir haben daher allen Grund, dem Schmerz auch einen Werth im Lebenshaushalt zuzusprechen. Immerhin aber bleibt er die ernsteste Quelle des Leidens. Ihn zu lindern und zu vermeiden, ist eine der schönsten Aufgaben der Lebenskunst und des Arztes. Auch die philosophischen Mittel dagegen, unter denen die stoische Weisheit und Kants Büchlein „Von der Macht des Gemüthes durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein", die bekanntesten sind, laufen ebenso, wie die ärztliche Kunst, von den Mitteln örtlicher oder centraler Betäubung abgesehen, auf die gleichen zwei Kunstgriffe hinaus: schmerzhafte Reize zu vermeiden und wo dies undurchführbar und der Schmerz bereits da ist, die Aufmerksamkeit davon abzulenken. In dem Ersteren können wir es ziemlich weit bringen. Die Ueberwindung des Schmerzes hat ihre engen Grenzen auch für den stärksten Willen. Es berührt wohlthuend, daß Goldscheider am Schlusse seiner Schrift den Schmerz als Wecker ethischer Regungen, des Mitleids, das wir, eigenen Schmerzens gedenkend, empfinden, feiert, jene Empfindung, in der man mit Schopenhauer, auch ohne seinem System anzuhängen, ein Fundament der Moral erkennen muß.

Darum kehren wir zum Schlusse wieder zur Frage nach der Berechtigung der Mißmuthphilosophie Schopenhauers zurück. Dauernder, heftiger Schmerz ist unerträglich und führt zur Verzweiflungsthat der Selbstvernichtung. Da aber die Selbstmörder nur eine kleine, wenn auch immer noch genug große Minderheit der Menschen bilden, so kann es nicht wahr sein, daß „alles Leben Leiden ist". Ist auch das Leben, wie man Schopenhauer zugeben darf, nur ein fortgesetztes Sterben, so trifft doch auch das Wort Fechners zu, daß, „wenn schon Unlustquellen sich nicht so leicht abstumpfen als Lustquellen, daher uns nachhaltiger plagen können, dies sich doch dadurch ausgleicht, daß Lustquellen nach mäßigem Genusse und mäßiger Zwischenzeit, mit immer neuer Wirkung erneuert werden können." So kann Einem, sagt dieser liebenswürdige Philosoph der „Tagesansicht", „sein Morgenkaffee jeden Tag von Neuem schmecken, wenn schon er ihn nicht so fortgesetzt genießen, als ihn ein Zahnschmerz fortgesetzt plagen kann." Für wenige Kranke ist der Antheil am Schmerz so groß und schwer, daß ihr Auge nicht noch aufleuchten könnte bei dem Lächeln eines Kindes oder beim Klange Mozart'scher oder Beethoven'scher Musik. Darum ist mir der vor einigen Jahren durch eine rasche Krankheit aus dem Leben geschiedene Berliner Justizrath L. als großer Weiser erschienen, der verlangte, daß man ihm in der Sterbestunde Beethoven's Musik zu Schillers Lied an die Freude spiele. Bei diesen Tönen entschlief er auch.

Emil Schiff.

Briefe von Hans v. Bülow.

(Schluß.)

Die für Hans v. Bülow entscheidende Berufsbestimmung zur Musik fällt in den Herbst 1850 und wurde durch einen kühnen Akt geistiger Nothwehr des zwanzigjährigen Jünglings beschleunigt. Die Scheidung seiner Eltern war erfolgt, der Vater hatte Schloß Oetlishausen im schweizerischen Kanton Thurgau erworben, sich dort zum zweiten Male verheirathet und den Sohn zu sich berufen. Eines Morgens war dieser verschwunden. Dem inneren Drang nicht länger widerstehend, hatte er sich auf den Weg nach Zürich gemacht, wo Richard Wagner damals Theaterkapellmeister war. Der Vater reiste ihm nach, indem er sofort errathen hatte, wohin allein der Sohn sich könnte gewandt haben. In Zürich, wo er ihn wirklich fand, fiel Hans dem Vater zu Füßen und bat flehentlich, ihn Musiker werden zu lassen. Unter Vorbehalt der Zustimmung der in Dresden zurückgebliebenen Mutter wurde dies vom Vater endlich zugestanden. Und nun wandten sich sowohl Richard Wagner wie Liszt brieflich an beide Eltern Bülow's und zwar in wiederholten, sehr ausführlichen Schreiben, in denen sie ihnen darzulegen

suchten, welches Unrecht es wäre, den für Musik so genial veranlagten Sohn dieser seiner natürlichen Bestimmung länger vorzuenthalten. Diese hochinteressanten Briefe sind im ersten Bande alle mit aufgenommen. Beim Vater spielte der Wunsch, daß der Sohn in diesem Falle sich möglichst selbst durchbringe und bald in einer bezahlten Stelle seine musikalischen Fähigkeiten dokumentire, keine kleine Rolle; er fürchtete nichts so sehr, als daß der Sohn einem vagen musikalischen Zigeunerthum verfallen könnte. Daher stellte er sich zu ihm erst freundlicher, als Bülow durch Wagner's Vermittlung zuerst in Zürich eine Art zweiter Kapellmeisterstelle erhielt und, nachdem in Folge von Theaterintriguen Wagner und Bülow vom Züricher Theater zurückgetreten waren, letzterer an den Posten eines Theaterkapellmeisters in St. Gallen gelangte.

Die Briefe des blutjungen Orchesterdirigenten über sein Wirken unter Richard Wagner's persönlicher Anleitung in Zürich sowie über seine erste selbständige Berufsstellung in St. Gallen sind theilweise von einer bezaubernden Frische. Man fühlt heraus, wie glücklich es den jungen Falken machte, seine Schwingen in erstem frischen Flug zu erproben. Auch erhält man überaus werthvolle Mittheilungen über die ernste Art, wie Richard Wagner seine Kapellmeisterpflicht auffaßte, obwohl doch die damals über alle Beschreibung elenden Verhältnisse des Züricher Stadttheaters einem Musiker, der die großen deutschen Residenzbühnen kannte und vollends einem Komponisten, der die Theaterideale in der Brust trug, welche später in Bayreuth zur Verwirklichung gelangten, die Lust zu irgend welcher opferfreudiger Hingebung wohl hätten rauben können.

Ueber Bülow's musikalische Wintercampagne in St. Gallen erfährt man aus dem Buche diese und jene belustigende Einzelheit. Manches wichtige Orchesterinstrument war nicht durch bezahlte Musiker, sondern durch „Amateurs" vertreten, mit denen der Dirigent behutsam umgehen mußte, wollte er sie nicht ganz verscheuchen. Als Theodor Kirchner einst in Winterthur dem Cellospieler, der ein angesehener alter Patrizier war, etwas energisch behutsameres Pianospiel empfahl, erwiderte Herr Z., dieses Cello sei sein Cello und auf seinem Cello könne er spielen, wie es ihm gefalle. So hatte Hans v. Bülow in St. Gallen seine Nöthe mit zwei Fagotdilettanten, die so sehr sein Schrecken waren, daß er ihnen nicht nur dann abwinkte, wenn sie zu früh einsetzen wollten, sondern schließlich auch, wenn ihr Einsatz kam, weil er nicht den Muth hatte, sie loslegen zu lassen. Ein Paukenamateur dagegen durfte, da er ein Wunder von Taktfestigkeit war, sich während dem Spiel kleine Besuche im benachbarten Café gestatten, wo er in Gedanken die zu pausirenden Takte fortzählte, um pünktlich wieder auf seinem Posten sich einzufinden, wenn der Paukenschlag kommen sollte.

Auf die St. Galler Zeit folgte die Weimarer Periode (Sommer 1851 bis Winter 1853), jener für Bülow's Ausbildung zum Klavierspieler wichtigste Abschnitt seines Lebens, wo Liszt nicht nur sein Lehrer und Meister, sondern bald auch sein väterlicher Freund wurde und den jungen Künstler, in dem er seinen „legitimen Nachfolger" erkannte, so sehr an sich heranzog, daß Bülow bald auch in Liszt's Wohnung auf der Altenburg Quartier beziehen durfte. Er wurde dort schnell heimisch, fühlte sich als geliebtes Hausthier („animal domestique"), nach kurzer Zeit sogar als „erster Hausminister", der sich auch der speziellen Freundschaft von Liszt's Freundin, der Fürstin, zu erfreuen hatte. Alle diese Personalia liest man mit um so wärmerer Theilnahme, als man sich vergegenwärtigt, welche intimeren Bande diese genialischen Menschen später noch enger verknüpfen sollten und welche schicksalsvollen Beziehungen diese Verhältnisse dann durch Wagner erhielten. Der Leser genießt hier einmal das Vergnügen einer allwissenden Vorsehung, welche das gegenwärtige sich zu einander Stellen der handelnden Personen zugleich mit der Kenntniß ihrer ihnen selbst noch verborgenen, zukünftigen Schicksale überblickt — ein in vielfacher Beziehung pikantes Schauspiel.

Getrübt wird uns die Freude an diesem Lebensabschnitt Bülow's nur durch die Wahrnehmung, wie sehr er selbst die eigentliche Stärke seines Talentes, die in der bewundernswürdigen Interpretation als Dirigent und Klavierspieler lag, noch immer verkannte und sich zum Komponiren veranlagt glaubte. Daß in dieser einen Beziehung der Umgang mit Liszt auf ihn nicht läuternd wirken konnte, bedarf für Kenner der musikalischen Entwicklung unseres Jahrhunderts keiner besonderen Versicherung. Andererseits begreift man jedoch, warum der junge Mann mit solcher Zähigkeit an der Hoffnung festhielt, es noch zum großen Tondichter zu bringen; es war nicht bloße Begier nach dem höchsten Lorbeer innerhalb seiner Kunst, sondern der Abscheu vor dem bloßen Virtuosenthum.

Wie sehr er letzteres aus tiefster Seele haßte, dafür ist nicht nur seine ganze spätere Laufbahn, die Wahl seiner herrlichen Konzertprogramme, sein Beethoven'sches Sonatenspiel u. s. w. ein glänzendes Zeugniß, sondern wir sehen ihn gerade in dieser Weimarer Zeit sich gegen bloßes Virtuosenthum in den Harnisch werfen und einen Zeitungskampf beginnen, der auch in unseren Tagen nach der prinzipiellen Seite größtes Interesse hat. Wir meinen den scharfen Artikel über die Sängerin Henriette Sontag, welchen Hans v. Bülow am 13. Februar 1852 in der „Neuen Zeitschrift für Musik" unter dem geistreichen Titel: „Minoritätsgutachten" erscheinen ließ. Selten ist der öffentlichen Meinung kecker der Handschuh hingeworfen worden. Als man erfuhr, daß es von einem erst zweiundzwanzigjährigen Manne geschehen sei, erhob sich gegen den jungen Kämpen in allen musikalischen Zeitschriften und auch in anderen Blättern ein Sturm der Entrüstung und auch Bülow's eigene Eltern, namentlich der Vater, konnten das, was ihnen nur jugendliche Unbesonnenheit und Anmaßung schien, dem Sohne lange Zeit nicht verzeihen. Und doch offenbarte sich in diesem Artikel, der gegen bloßes „Kehlenvirtuosenthum", dem Poesie und Leidenschaft völlig fehlten, so energischen Protest erhob, Bülow's echtes Künstlerthum, das auch vom ausübenden Künstler vor allem Seele verlangte. Bülow fand, daß eine Tänzerin, Lucile Grahn, die damals in Weimar gastirte, „in ihren Fußspitzen mehr Musik" habe als die Sontag, die übrigens Goethe schon nicht hatte ausstehen können. Eckermann erzählte Bülow, Goethe habe ihm über die Sontag geäußert: „Als ich weg hatte, weß Geistes Kind sie sei, und mich genügend über den Ungeschmack des Publikums geärgert, nahm ich meine beiden Enkel, trotz ihrem Widerstreben, jeden an eine Hand und führte sie zur Loge hinaus, gleichwie Loth nach Verwandlung seiner Frau vor Sodom und Gomorrha seine beiden Töchter hinwegführte." Liszt war mit Bülow's Artikel so sehr einverstanden, daß er nur bedauerte, ihn nicht selbst geschrieben zu haben. Diese Zustimmung seines geliebten und verehrten Meisters und die Ueberzeugung, das Rechte gesagt zu haben, waren die einzigen Stützen in all der materiellen und moralischen Anfechtung, welche für den jungen Märtyrer der Wahrheit die Folge seines einschneidenden publizistischen Auftretens war. Diese Stützen genügten ihm aber. Seine Devise sollte fortan „honnête et exalté", nicht mehr „politique et moderé" lauten, und da sein Gewissen ihm Recht gab, konnte er sich sogar über seine „grenzenlose Unpopularität" freuen. Daß er den Eltern in seinen Briefen über den Sontagartikel gewisse, wie Reue aussehende Zugeständnisse machte, wird dem Sohne, dem Alles daran lag, zu Vater und Mutter im Verhältnisse kindlicher Pietät zu stehen, kein Leser, der selbst das Herz auf dem rechten Fleck hat, verübeln.

Das Meiste in unserer Darstellung bisher Vorgebrachte hat auf die Briefe des ersten Bandes Bezug. Der zweite Band, den wir nicht so ausführlich behandeln wollen, ist keineswegs der weniger interessante. Denn vor allen Dingen enthält er die Nachrichten über Bülow's erste, größere Konzertreise nach Wien und Oesterreich, die eine Kette der bittersten Enttäuschungen und der widrigsten Zufälle war und, wenigstens nach der materiellen Seite, einen völligen

Mißerfolg ergab. Und nicht allein nach der materiellen Seite! Als sein erstes Konzert in Wien ihm ein Defizit von 105 Gulden eingebracht hatte, klagte er der Mutter: „Mit dieser Unsumme hatte ich das Recht erkauft, meinen Namen in mehr als einem Dutzend Blätter auf das Unsinnigste heruntergerissen zu sehen.“ Seine Empfehlungen, auch die von Liszt, hatten ihm nichts genützt. In das erste Konzert und auch in die folgenden kamen beinahe nur die Personen, welche Freibillette erhalten hatten. Es mag manchen jungen Talenten, die auch in unserer Gegenwart den schweren Kampf zu bestehen haben mit der Apathie und der Grausamkeit einer Großstadt, wo nur der bereits gesicherte berühmte Name gilt, einigen Trost gewähren, wenn sie die unerhörten Demüthigungen lesen, denen Bülow in Wien ausgesetzt war. Möchte solchen nur aber auch die Elastizität der Natur Bülow's beschieden sein! Es ist nämlich wahrhaft wunderbar, den Widerstand zu beobachten, den der junge Künstler, oft auch körperlich schwer leidend, allen diesen Widerwärtigkeiten entgegen zu setzen vermochte. Ein fesselndes Buch, ein Roman von Balzac z. B., konnte nach der ärgsten Niederlage seinen Humor sofort wieder herstellen. Eine angenehme Zugabe für den Leser sind die facsimilirten Konzertprogramme jener Zeit. Und noch mehr freut man sich des höchst einnehmenden, von W. Streckfuß 1855 gemalten Porträts des fünfundzwanzigjährigen jungen Mannes. Auch dem ersten Bande ist ein Porträt des Knaben, gleichfalls ein ungemein ansprechendes, feines Bild beigegeben.

Auf den österreichischen Konzertfeldzug folgten ein Sommer und Herbst, welche Bülow in Karlsruhe und auf dem Gute Oellishausen bei seinem Vater zubrachte, der bald nachher starb. Dann kommt die Konzerttournée in Norddeutschland (Winter 1853 bis Frühjahr 1854), diese endlich mit gutem und nach und nach immer höher sich steigernden Erfolg, der schließlich zur Berufung Bülow's als Lehrer des Klavierspiels an das Stern'sche Konservatorium führte. Doch geht dieser letzten Etappe, mit welcher der zweite Band abschließt, noch eine Art Exil voraus, indem Bülow sich hatte bewegen lassen, die Stelle eines Musiklehrers der jungen Töchter des Grafen Mycielski auf Schloß Chocieszewice bei Kröben, preußisch Polen, anzunehmen. Die Briefe, welche Bülow von dort an Mutter, Schwester und Freunde schrieb, schildern, bei aller Schonung Bülow's für die gräfliche Familie, die polnische Wirthschaft in so drastischer Weise, daß man zuweilen einen humoristischen Roman zu lesen glaubt.

Der Band schließt mit den großen Triumphen, welche Bülow in Berlin, namentlich auch in einer eigens für ihn veranstalteten Matinée des Prinzen und der Prinzessin von Preußen davontrug. Eine große Anzahl anderer Hoheiten, auch künstlerische Größen, wie Meyerbeer, Hofmaler Hensel, wohnten dem Konzert bei. Er wurde aufgefordert, der jungen Prinzessin Louise einige Klavierstunden zu geben, von der Herzogin von Sagan auf ihr Schloß eingeladen, kurz: „stieg nunmehr in der Konsideration des besseren Publikums“. Und jetzt erst war auch Franziska v. Bülow, seine Mutter, ganz ausgesöhnt mit seiner Berufswahl. „Eine längere Briefstelle, in welcher sie ihr Entzücken ausspricht über das Spiel des Sohnes — „ganz unirdisch schwebt der Ton in der Luft und seine Auffassung und Ausführung gibt ein Drama . . . etwas Dämonisches!“ — beschließt den zweiten Band und zugleich das Bild der Jugend Hans v. Bülow's.

Bern.

J. V. Widmann.

Theater.

Deutsches Theater: „Liebelei“. Schauspiel in 3 Akten von Arthur Schnitzler.

Es ist alles nur ein Spiel. Die Wirklichkeit wird zur Schaubühne, sie ist um der Kunst willen da. Rothe Ampeln werfen ihren Schein in verträumte Boudoirs, Seidenroben knistern heimlich auf dem Smyrnateppich eines Garçonlogis, und im hellen Frühlingsmorgenschein, versteckt hinter Taxushecken, stehen zwei, die Waffen in der Hand, und färben das grüne Gras zu ihren Füßen roth. Das Leben ist bedeutungslos, die Kunst bedeutet alles. „l'art pour l'art“:

„Also spielen wir Theater,
Spielen unsre eignen Stücke,
Früh gereift und zart und traurig,
Die Komödie unsrer Seele,
Unsres Fühlens Heut und Gestern,
Böser Dinge hübsche Formel.“

Das ist die künstliche Scenerie, aus bunten schillernden Fetzen Wirklichkeit zusammengesetzt, in Arthur Schnitzler's „Anatol“ *), einer Scenenreihe schwermuthvollen, unstäten Liebens, das um des Spieles willen da ist. Eine eigene Stimmung, müde und süß, liegt wie Ambraduft darüber. Und dieselbe künstliche Scenerie und dasselbe Spielen macht einen Theil von Schnitzler's neuem Schauspiel „Liebelei“ aus, das mit Erfolg über die Bühne des Deutschen Theaters ging. Nur daß in den Kreis der spielenden Spieler — ein Gretchen tritt.

Nicht etwa eine Gestalt mit Goethe'schem Geist oder Herzen concipirt, sondern nur ein Mädchen, das das Spiel ernst nimmt und darüber zu Grunde geht. Ein Mädchen, das die Liebelei eines jungen Lebemannes für Liebe hält, mit Lieben erwidert, und in sich zusammenbricht als sie erfährt, daß er sich für eine andere Frau erschießen lassen mußte. Diese eine Gestalt, schlicht und wahr gezeichnet, tritt, von einem Hauch von Wirklichkeitspoesie umweht, in das gekünstelte Milieu und bildet einen Kontrast, der an sich dramatisch wirkt. Im zweiten Akt dann geht das Schauspiel in das Milieu über, in dem das junge Mädchen lebt, in das Zimmer der Musikantenwohnung, und auch dieses Milieu hat Schnitzler mit realistischer Kleinkunst in Erscheinung treten lassen. Und ganz künstlerisch hat er die Gestalt des Mädchens durch die ihres Vaters gestützt, der weitherzig und verzeihend sein Mädchen glücklich sehen möchte, auch wenn ihr Glück ein unerlaubtes wäre. So nimmt das Stück in diesen Kontrasten, ganz ohne Handlung, seinen Fortgang, eine starke Talentprobe, die ihren Erfolg doch aber wohl zumeist der stimmungsvollen Aufführung dankte, in der Agnes Sorma, als Musikantentochter, eine überzeugende Gestalt schuf.

Aber es ist noch ein anderes, das dem Stück über seine künstlerische Bedeutung hinaus litterarisch ein eigenes Interesse gibt. Wie Wirklichkeit und Spiel kontrastirt sind, so ist die „Liebelei“ eine eigene, nicht einmal lebensunfähige Verquickung des „l'art pour l'art“, des Schoßkindes der Romantik, mit dem Realismus. Das klingt barock, und die Verbindung ist auch barock. Aber man denke an die Märchen Hoffmann's und an die Komödien Ludwig Tiecks: die Kunst hört auf, ein Spiegel der Wirklichkeit zu sein, sie nützt die Wirklichkeit des Kontrastes halber, um sich in gekünstelter, zarter Grazie von ihr abzuheben. Wir haben den erstaunlich schnellen Umschlag des Naturalismus in Romantismus erlebt: Arthur Schnitzler ist einer von denen, die diesen Uebergang in ihrer künstlerischen Persönlichkeit verkörpern. Das zu begreifen, braucht man nur den „Anatol“ neben die „Liebelei“ zu halten, oder vielleicht auch nur den ersten Akt der „Liebelei“ neben die beiden andern.

Ernst Heilborn.

*) Verlag: S. Fischer, woselbst auch „Liebelei“ erschienen ist.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 20. Berlin, den 15. Februar 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Die Regierung des Königreich Sachsens ist stets voraus, wenn es sich in Deutschland um einen Rückschritt handelt. Die Folge dieser weisen Regierungsmethode tritt dadurch zu Tage, daß in keinem deutschen Lande die politisch extremen Parteien einen so großen Anhang in der Bevölkerung haben, wie dort. Auf der äußersten Linken die Sozialdemokraten und auf der äußersten Rechten als der Sammelpunkt demagogischer Reaktion die Antisemiten — das ist die Quittung über die Regierungsmethode im königlichen Sachsen.

Die alte Regierungsweisheit daselbst hat nunmehr sich in einer neuen Maßregel bethätigt, in einem Gesetzentwurf, der für die sächsischen Landtagswahlen eine Umformung der Art vorschlägt, daß alsdann die Sozialdemokraten aus der Kammer in Dresden aller Wahrscheinlichkeit nach verschwinden würden. Das preußische Landtagswahlgesetz wurde vom Fürsten Bismarck, der kein Demokrat ist, mit einem nur allzu bekannten Worte belegt, und von einem Demokraten, der kein Bismarckianer ist, würde diesem Urtheil nicht widersprochen werden. Ein Grundgesetz, das dieser übereinstimmenden Aburtheilung seitens der Anhänger ausgebildeter parlamentarischer Formen und seitens eines konservativen Realpolitikers von dem Schlage des ersten Reichskanzlers begegnet, erschien der königlich sächsischen Regierung gerade geeignet, als Muster für eine neu zu erlassende Wahlordnung zu dienen. Die königlich sächsische Regierung hat sich ihrer Individualität entsprechend das geeignetste Vorbild gesucht.

Daß im Königreich Sachsen die Sozialdemokratie in der Kammer jemals zur Majorität gelangen würde, ist in absehbarer Zeit ausgeschlossen; daß die Sozialdemokraten in Sachsen durch das Parlament den Versuch unternehmen könnten, überhaupt nur zu gefahrvollem Einfluß zu gelangen, kommt ebensowenig in Betracht. Wie wenig die Sozialdemokratie in Sachsen bedeutet und wie stark dort noch die schroffste konservative Richtung ist, geht daraus hervor, daß die sächsische Politik nach der Ansicht eines Kreuzzeitungsmannes wohl als musterhaft reaktionär bezeichnet werden könnte. Die vorgeschlagene Maßregel der sächsischen Regierung zielt also nicht darauf ab, eine konkrete Gefahr zu beseitigen, sei sie auch noch so fern. Was jener Gesetzesvorschlag beseitigen würde, ist ein Symptom. Die Regierung wünscht nicht durch die Anwesenheit von sozialdemokratischen Abgeordneten in der sächsischen Kammer daran erinnert zu sein, daß es Sozialdemokraten in Sachsen gibt; sie wünscht dieses Dokument über das Ergebniß sächsischer Regierungspolitik vernichtet zu sehen, und sie will es andererseits verhindern, daß die Sozialdemokratie in der Kammer gezwungen sei, vor einer großen Oeffentlichkeit und unter der Gegenrede politischer Widersacher ihre Ansichten zu vertreten. Die sächsische Regierung hält es für heilsamer, daß die Sozialdemokratie in der Bevölkerung unkontrollirt und schwer kritisirbar, ihre Politik vertrete. Alle diese Ziele würde die sächsische Regierung mit ihrem Entwurf erreichen; aber das Ziel würde sie jedenfalls nicht erreichen, daß durch solche Maßregel auch nur die Zahl der Sozialdemokraten im Königreich Sachsen um einen winzigen Bruchtheil abnehmen würde. Im Gegentheil. Jener Theil der Bevölkerung in Sachsen, der noch nicht sozialdemokratisch ist und den der Entwurf der Regierung einer parlamentarischen Antheilnahme im eigenen Lande beraubt, hat einen Anreiz, gleichfalls zur extremsten Partei sich zu schlagen, und dieser Erfolg würde zweifellos durch ein Wachsen der sozialdemokratischen Stimmen bei der nächsten Reichstagswahl in die Erscheinung treten.

Das ist denn auch der Punkt, wo die sächsische Maßregel in ihrer Wirkung über die Grenzen Sachsens unmittelbar hinaus greift und sich damit direkt als eine schwere Schädigung und Beeinträchtigung der Reichsentwicklung darstellen würde. Das Königreich Sachsen preßt die gesammte Unzufriedenheit, die dort eine schlechte Regierungsmethode erzeugt hat, in die Röhren des Reichstagswahlrechts; es will die gesammte Unzufriedenheit Sachsens im Reichstage ablagern, wobei denn der reaktionäre Gedanke eine Rolle spielt, daß solch eine künstliche Steigerung sozialdemokratischer Stärke im Reichstage wohl dahin führen könnte, auch die Reichsregierung zu veranlassen, sich der

oppositionellen Schwierigkeiten auf gleich ingeniöse Art zu entledigen, wie es in Sachsen jetzt versucht wird. Neben dem sächsischen Landtagswahlrecht auch dem Reichstagswahlrecht ans Leben zu gehen, das wäre zweifellos ein verlockender Gedanke für sächsische Regierungsmänner.

Der Vorgang in Sachsen muß daher sehr ernst aufgefaßt werden, denn es spielt sich dort mehr ab, als nur ein Ereigniß von lokaler Bedeutung; es ist daher auch nur recht, daß die Opposition, die im Lande selbst sich regt, die eifrigste Förderung in ganz Deutschland erhält. Diese Opposition muß in ganz Deutschland gestützt und gekräftigt werden.

Ein Gutes hat jedenfalls das Vorgehen der sächsischen Regierung gehabt; es hat die sächsische Bevölkerung aufgerüttelt. Bis in die Reihen der sächsischen Nationalliberalen hinein, regt sich der starke Widerwille gegen diese Vorschläge, und das will für Sachsen viel sagen. Vielleicht gelingt es noch, das Projekt der sächsischen Regierung zu Falle zu bringen, und jedenfalls wird der Kampf um diese Frage die Geburtsstunde für das Wiederaufleben einer wirklich liberalen Partei, die etwas bedeutet, im Königreich Sachsen sein. Und endlich; die sächsische Bevölkerung, in der partikularistische Regungen bis in diese Tage rege geblieben sind, wird nach solcher Verkümmerung der politischen Rechte im eigenen Lande durch den Gebrauch des Reichstagswahlrechtes den Reichsgedanken umso mehr schätzen lernen.

Rußland hat einen neuen Erfolg zu verzeichnen, den es wie alle Erfolge der jüngsten Zeit vollständig mühelos eingeheimst hat. Der Fürst von Bulgarien führt seinen Sohn der griechisch-orthodoxen Kirche zu; der Zar ist Pathe; der Zar ist versöhnt, und diese Versöhnung kommt auch darin zum Ausdruck, daß der Sultan bei den Mächten nunmehr die offizielle Anerkennung des Prinzen Ferdinand als Fürst von Bulgarien beantragt hat. Solcher Antrag wurde natürlich nur mit Zustimmung Rußlands gestellt; es ergibt sich daraus der Einfluß Rußlands in Konstantinopel, und aus dieser Anerkennung folgt zugleich, daß nunmehr wieder eine Aera beginnen wird, in der das russische Wort in Bulgarien entscheidend sein wird. Solche Perioden haben wir schon durchgemacht; solche Perioden sind schon überwunden worden; aber im Augenblick steht fest, daß Rußlands Wink sowohl in Bulgarien, wie in Konstantinopel ausschlaggebend ist. Die unmittelbare Rückwirkung dieser Ereignisse auf England, auf Oesterreich und auf Rumänien braucht man nicht zu schildern.

Gleiche Fortschritte macht, ohne einen Finger zu regen, Rußland in Ostasien. Mr. Balfour, der dem Kabinet angehört, meint, es sei nichts dagegen einzuwenden, wenn das Zarenreich sich einen eisfreien Hafen am stillen Ozean sichere.

Diese Kraftverschiebung berührt uns nicht unmittelbar; aber sie muß doch beobachtet werden, und es fragt sich, in welchem Augenblick werden durch solche Kraftverschiebung die allgemeinen europäischen Interessen berührt werden.

Das kann noch kürzere, das kann noch längere Zeit dauern; aber es ist weise bei solchem Ausblick, daß wir die Feindschaft gegen England, und daß man in England die Feindschaft gegen Deutschland schürt, nicht um realer Interessen willen, die gegeneinander zu vertheidigen wären, sondern um Stimmungen halber. Ist das klug?

Es wäre sehr zu wünschen, wenn beide Länder mit möglichster Beschleunigung von diesem falschen Wege abbiegen wollten.

Ob das für Deutschland nützlich und ersprießlich sein kann, darüber gibt die farblose englische Thronrede keinen Aufschluß; vielleicht erhalten wir den Aufschluß durch die Debatten über die Thronrede in London, die noch nicht zum Abschluß gelangt sind.

* * *

Die Städte gegen das Agrarierthum.

Am Sonntag vor acht Tagen waren es die deutschen Börsen, am vorigen Sonntag Vertreter von 64 preußischen Stadtverwaltungen, die in Berlin zusammenkamen, um gegen die Volksbeglückungspläne des Agrarierthums Protest zu erheben. Unmittelbaren Anlaß dazu bot das dem preußischen Abgeordnetenhause vorgelegte Lehrerbesoldungsgesetz, in dem mit einer Ungenirtheit, wie sie nur Sieger den Besiegten gegenüber wagen, den großen Städten genommen und den Agrariern gegeben wird.

Der Verlauf des Städtetages bot große Aehnlichkeit mit dem Verlauf der Börsenversammlung: Es wurden treffliche Reden gehalten, die Entrüstung kam zu einem angemessenen Ausdruck; es wurde eine Resolution gefaßt, die Hand und Fuß hatte, und man beschloß sogar auch noch, eine dauernde Organisation ins Leben zu rufen, um in ähnlichen Fällen rasch und wirksam gemeinsame Schritte gegen die agrarischen Unterdrücker vornehmen zu können.

Aber auch hier muß man wieder dasselbe konstatiren, was wir bereits anläßlich des Börsenmeetings hervorhoben: die Beschlüsse auch dieses Städtetages werden auf die preußischen Junker, welche den preußischen Landtag ja noch in ganz anderer Weise beherrschen, als den deutschen Reichstag, keinen Eindruck machen. Man kann es nicht oft genug wiederholen: dem politisch unterjochten deutschen Bürgerthum ist weder durch gute Gründe, noch durch gelegentliche Kraftäußerungen, sondern nur durch planmäßige politische Arbeit zu helfen, die sich darauf richten muß, das Agrarierthum grundsätzlich aus der politischen Machtstellung, die es gegenwärtig inne hat, zu verdrängen. Ehe die Städte ihre Ueberlegenheit an wirthschaftlicher und intellektueller Kraft nicht in dieser politischen Richtung verwerthen, wird der preußische Junker Kundgebungen, wie die vom 2. und 9. Februar verlachen.

Es ist ja an sich der reine Hohn, daß un ter dem Dreiklassenwahlsystem, welches die parlamentarisch e Vertretung grundsätzlich nach den Steuerleistungen bemi ßt, die halb verkrachten Junker mit ihren nie zu stillende n Ansprüchen an den Staatssäckel die erste Violine spielen k önnen. Das große Berlin mit seinen enormen Steuerlei stungen und seiner winzigen parlamentarischen Vertretung wird dabei mit besonderer Vorliebe von den kleinen Feud alherren als das Aschenputtel behandelt.

Trotz dieser unmittelbar aus dem Drei klassenwahlsystem — mit seinen verschrobenen Bestimmunge und seiner ungerechten Mandatsvertheilung — hervorgehe nden Mißstände, hat sich selbst die Bevölkerung der gro ßen Städte bisher noch nicht zu einer energischen Agitation g egen dieses elende Wahlsystem aufgerafft. Aus blinder Fur cht vor der Sozialdemokratie wagt man nicht, dem Dreik lassenwahlsystem — diesem Krebsschaden unseres konsti tutionellen Lebens — in Preußen energisch zu Leide zu ge hen, und so bleibt die wesentlichste Vorbedingung für die He rrschaft der Agrarier im preußischen Landtage bestehen.

Aber selbst innerhalb des gegenwärtigen Dreiklassenwahlsystems wäre der Versuch einer Zurückdr ängung des Agrarierthums nicht aussichtslos, wenn man es sich angelegen sein ließe, die Machtmittel, die das Bürgerthum besitzt, mit Nachdruck politisch zur Anwendung zu bringen. Es kann uns selbstverständlich nicht in den Si n kommen, einem politischen Kampfe der Städte gegen das platte Land das Wort reden zu wollen. Das agrarische Junkerthum sucht die bäuerlichen und Tagelöhnerkreise des platte n Landes ja gerade dadurch in Abhängigkeit zu erhalten, d man diesen die großen Städte als die zu bekämpfenden Gegner des platten Landes vorführt. Man fingirt eine Inte ressengemeinschaft, die an sich nicht vorhanden ist, wirft sich Führer auf, und zum Danke für die genossene politische Unterstützung bringt man dann die Hilfstruppen ebenfalls politische Abhängigkeit.

den Bauern und den Tagelöhnern gar die Augen zu führen, daß sie mit ihren schwieligen Fäusten nur den agrarischen Junkern die Kastanien aus dem Feuer holen sollen, daß ein innerer wirthschaftlicher Gegensatz zwischen den Städten und dem platten Lande gar nicht besteht, daß vielmehr Bauern und Tagelöhner — ebenso wie die städtische Bevölkerung — ein starkes politisches Interesse daran haben, die Herrschaft des Agrarierthums für immer zu brechen: das gehört mit zu den politischen Obliegenheiten des städtischen Bürgerthums.

Der Erfolg dieser Aufklärungsarbeit ist, wie der Ausfall mancher Wahlkampagne auf dem flachen Lande erwiesen hat, oft überraschend groß. Bedeutsame Erfolge können aber nur erzielt werden, wenn solche Arbeit mit stetiger Energie vorgenommen wird, und jener politische Quietismus ein Ende nimmt, dem das deutsche Bürgerthum bereits seit so vielen Jahren seine politische Bedeutungslosigkeit verdankt. In der Politik kann man in der Regel nur Hammer oder Amboß sein. Das deutsche Bürgerthum ist jetzt lange genug Amboß gewesen; es braucht nur zu wollen und es kann als Hammer die ganze agrarische Herrlichkeit zertrümmern. Bleibt es aber stumpf und gleichgültig, dann verdient es, von dem agrarischen Junkerthum weiter maltraitirt zu werden.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

VII.

Die Regierung ist den bimetallistischen Bestrebungen gegenüber zu einer korrekten Haltung gelangt. Vor die Wahl gestellt, ob ich mich freuen soll, daß sie zu diesem korrekten Standpunkt gelangt ist, oder ob ich mich beklagen soll, daß es so lange Zeit gewährt hat, ehe sie zu diesem korrekten Standpunkt gelangte, will ich mich ohne Zaudern nach der ersten Seite hin entscheiden und von allen unfruchtbaren Vorwürfen Abstand nehmen. Einen Besitz, den man mühevoll errungen hat, hält man um so zäher fest, und nachdem die Regierung in einer anhaltenden Beschäftigung mit der Münzfrage zu der Einsicht gelangt ist, daß es unmöglich sei, den Forderungen der Bimetallisten auch nur einen einzigen Schritt entgegen zu kommen, wird sie sich voraussichtlich nicht erschüttern lassen.

Es ist von Wichtigkeit, dasjenige, was die Regierung vor einem Jahr und in neuester Zeit erklärt hat, zusammen zu stellen.

Die Absicht, an der Goldwährung zu rütteln, hat die Regierung überhaupt niemals zu erkennen gegeben, dagegen hat sie sich Jahr und Tag mit der Frage beschäftigt, ob es möglich sei, durch einen künstlichen Eingriff den Silberpreis zu heben. Gegenwärtig ist sie zu der Ueberzeugung gekommen, daß auch das unmöglich ist. Sie bleibt in liebenswürdiger Weise bereit, falls einmal ein Vorschlag gemacht werden sollte, über welchen sich überhaupt sprechen läßt, ein Wort zu sprechen. Aber sie ist ebenso entschlossen, so oft Vorschläge gemacht werden, über welche sich nicht ernstlich sprechen läßt, sie zurück zu weisen. Und vor allen Dingen will sie sich hüten, ihrerseits irgend welche Vorschläge zu machen.

Ich weiß die Bedeutung des Wunsches, den Silberpreis zu heben, in seinem vollen Werth zu würdigen. Ich hege eine Reihe ähnlicher Wünsche. Ich habe den Wunsch, daß man auf gesetzlichem Wege anhaltende Regengüsse verbietet, um damit Ueberschwemmungen unmöglich zu machen; ich [illegible] den Wunsch, dem Blitz zu verbieten, in bewohnte Ge[illegible] einzuschlagen. Ich habe den Wunsch, daß jeder [illegible]schwindel und jeder unlautere Wettbewerb unmöglich [illegible] wird, aber so, daß der verständigen Spekulation [illegible] lauteren Wettbewerb kein Haar gekrümmt wird

Ich habe den Wunsch, daß niemals ein Schiff untergeht und daß niemals in einem industriellen Betriebe ein Mensch verunglückt. Ich habe eine ganze Reihe so frommer Wünsche, aber ich enthalte mich dessen, sie vorzubringen, weil ich kein Mittel habe, sie zu verwirklichen.

Herr Graf Mirbach und Herr von Kardorff haben die Erklärungen des Reichskanzlers nicht ganz richtig verstanden. Sie gehen von der Anschauung aus, daß die Regierung das „Problem“ habe lösen wollen, die internationale Doppelwährung einzuführen, und daß sie mit der Lösung dieses Problems nur darum gescheitert sei, weil sie es kindlich ungeschickt angefaßt habe. Wenn die Regierung den Wunsch hegen sollte, von diesen beiden Herren richtig verstanden zu werden, so wird sie allerdings genöthigt sein, mit denselben sehr viel deutlicher zu sprechen, als sie es bisher für gut gehalten hat. Die wahre Meinung des Reichskanzlers faßte der Abgeordnete Barth dahin zusammen, daß kein von einem fremden Staate etwa ausgehender Vorschlag zur Hebung des Silberpreises für Deutschland annehmbar sei, der in irgend einer Weise den Bestand unserer gegenwärtigen Goldwährung erschüttern könne. Auf diese in Gegenwart des Reichskanzlers erfolgte Interpretation der reichskanzlerischen Erklärung erfolgte keine Ablehnung vom Regierungstisch, so daß man hier wohl das „qui tacet, consentit“ anwenden kann.

Herr von Kardorff hat den ungehörigen Exzeß, von welchem in meinem letzten Briefe die Rede war, jetzt nachträglich damit zu entschuldigen gesucht, daß er sich in Folge von Abspannung in einem unregelmäßigen Zustand befunden habe. In der alten guten Zeit, von welcher jetzt so viel die Rede ist, kam es auch wohl vor, daß Jemand in einem Augenblick der Leidenschaft ein Wort sagte, welches er später bedauerte; aber dann nahm er, sobald er zur Ruhe gekommen war, dieses Wort ohne Umschweife zurück und ließ nicht Wochen bis zur Zurücknahme verstreichen.

Die nationalliberale Partei hat eine Interpellation eingebracht, welche sich auf die Arbeiterverhältnisse im Konfektionsgewerbe bezieht, in welchem inzwischen die Gefahr einer längeren umfassenden Arbeitseinstellung heraufgezogen ist; die Form der Interpellation bietet die Möglichkeit, in akademischer Weise allerlei Dinge zu besprechen, in Betreff deren man keine praktischen Vorschläge zu machen weiß, und akademische Unterhaltungen sind dem Ansehen der Parlamente nicht gerade günstig.

Die Stellung der freisinnigen Partei zu diesen Arbeiterfragen ist bekannt. Wir wollen vor allen Dingen, daß mit der Koalitionsfreiheit voller Ernst gemacht wird, und daß der wirthschaftliche Grundsatz der Koalitionsfreiheit nicht durch Anwendung polizeilicher Maßregeln, durch Auflösung von Vereinen oder Verfolgung solcher Bestrebungen als grober Unfug verkümmert wird. Wir wissen es sehr wohl, daß die Ausübung des Koalitionsrechtes nicht selten eine kriegerische Maßregel ist, und wir lieben den Krieg nicht. Aber wir wissen auf der andern Seite, daß ein ehrlicher Krieg manchmal das einzige Mittel ist, um zu einem ehrlichen Frieden zu gelangen. Der Krieg ist ein Uebel, aber der ehrliche Krieg in offener Feldschlacht ist das geringere Uebel gegenüber dem Guerillakriege und der heimlich fortwuchernden Empörung. Es kommt vor, daß in einem Industriezweige sich mancherlei Uebelstände zum Nachtheil der Arbeiter einschleichen, dann besteht das beste Mittel, sie zu beseitigen, darin, daß die Arbeiter sich zusammenthun, um auf dem Wege der Koalition diese Uebelstände aus der Welt zu schaffen.

Es ist eine krankhafte Auffassung, die in jedem Unternehmer einen Ausbeuter sieht, und es ist eine ebenso krankhafte Auffassung, die in jedem Arbeiter, der bessere Lohnbedingungen verlangt, einen revolutionären Unruhstifter erblickt. Es gibt Unternehmer, die ihren unzufriedenen Arbeitern gegenüber im Recht sind, und es gibt Arbeiter, die gegenüber ihren engherzigen Arbeitgebern im Recht sind. Es gibt Zwischenmeister, die gut, und andere, die übel wirken; jedes Generalisiren ist hier ein Unrecht.

In solchen Schwierigkeiten gibt es nun stets Leute, die sich auf ihr warmes Herz etwas zu Gute thun. Ein warmes Herz ist eine sehr schätzenswerthe aber nicht sehr seltene Gabe der Natur. Ein warmes Herz hat im Grunde Jeder; ein kühler Kopf ist eine ebenso schätzenswerthe Gabe als ein warmes Herz, aber sehr viel seltener. Und auch ein kühler Kopf reicht selten völlig aus, um den Streit verschiedener Interessen zu schlichten. Jeder muß im Kampfe sein Recht finden. Wenn man mit der Verwirklichung des Koalitionsrechts vollen Ernst macht, auch durch Gewährung der Vereinsfreiheit, so ist die soziale Frage zwar nicht gelöst, aber doch der Weg beschritten, der zum sozialen Frieden führen kann.

Die unglückliche Novelle zur Gewerbeordnung, die im vorigen Jahr nicht zum Abschlusse gekommen ist, liegt in diesem Jahre wieder vor und ihre Freunde hoffen sie am wirksamsten zu fördern, wenn sie sie nicht wieder an eine Kommission verweisen, sondern zur zweiten Lesung im Plenum stellen. Ob sie auf diesem Wege Erfolg haben werden, steht bei der Ueberlastung, an welcher die Session leidet, dahin. Die Budgetberathung schreitet langsam vorwärts und man kann nicht übersehen, was nach ihrem Abschlusse noch in Angriff genommen werden kann. Jeder Paragraph dieser Gewerbeordnungsnovelle raubt einigen Tausenden die Gelegenheit zu ehrlichem Broterwerb, die sie bisher gehabt haben, und jeder Paragraph wird daher bestritten werden. Daß das bürgerliche Gesetzbuch mitten in dem Gedränge von hart bestrittenen Vorlagen steht, ist sehr zu bedauern, und wenn man auch bisher keiner einzigen Partei den Vorwurf offener Obstruktion machen kann, so scheint doch die Neigung, das Werk energisch zu fördern, gering.

Am Donnerstag erlebte der Reichstag auch eine Verhandlung über auswärtige Politik. Es handelte sich um die Transvaal-Angelegenheit. Das auswärtige Amt hatte durch Vorlegung eines Weißbuchs das Terrain in geschickter Weise geebnet, und der Staatssekretär von Marschall verstand es in einer wohl abgewogenen Rede, die taktvoll und von Uebertreibungen gänzlich frei war, die diplomatische Haltung der Reichsregierung in das günstigste Licht zu rücken. Die Rede wurde vom ganzen Hause beifällig aufgenommen. Die Konservativen benutzten auch diese Gelegenheit, um durch ihren Führer, Herrn von Manteuffel, nicht nur auf ihr patriotisches Herz, sondern zugleich bei solchem Anlaß auf den leeren Beutel des Agrarierthums hinzuweisen.

Aus den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses ist in dieser Woche nichts hervorzuheben.

Proteus.

Neue Anklagen gegen die Augustenburger.

Im Anschluß an den fünften Band der Aufzeichnungen Theodor v. Bernhardi's veröffentlicht die „Deutsche Rundschau" (1896 Februarheft) Auszüge aus dem noch ungedruckten Theil seiner Tagebücher. Bernhardi berichtet darin über angebliche Vorgänge, die ihn zur vollständigen Lossagung von der Sache des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein bestimmt haben. Zunächst über Unterredungen, welche er im Mai 1864 mit dem Herzog und seinen Rathgebern gepflogen hat. Er ist in diesen Gesprächen mit großem Eifer für eine Verständigung mit Preußen eingetreten und zeigt sich in den Randglossen zu seinen Aufzeichnungen höchlichst aufgebracht über die laue, anscheinend verständnißlose Aufnahme, welche seine Bemühungen bei dem Herzog selbst und in seiner Umgebung gefunden haben. Es wird sich zeigen, daß dieses Verhalten ihm gegenüber nach einer anderen, für Bernhardi minder schmeichelhaften Erklärung fähig ist, als derjenigen, welche Bernhardi gefunden, und auf welche er seine so abfälligen Urtheile über die herzogliche Politik und die Thätigkeit und Befähigung der Männer begründet hat, welche diese Politik führten. Bernhardi berichtet:

„Er habe am 8. Mai 1864 in Kiel eine lange Unterredung mit dem Herzog gehabt und habe bei dieser Gelegenheit eindringlichst betont, daß die Entscheidung über das Schicksal der Herzogthümer immerdar bei Preußen liege. Der Herzog widersprach nicht, ließ alle Ausführungen Bernhardi's stillschweigend gelten. Bernhardi war davon wenig erbaut und erblickte in dem Verhalten des Herzogs ‚immer die alte Verblendung'. Dann ging er zu Samwer. Dieser gab zu, daß Preußen ‚Herr der Situation' sei, hielt aber ein Abkommen mit Bismarck für nicht möglich. Fühler seien schon viele ausgebracht worden, aber vergeblich; einer Abweisung bestimmter Anträge dürfe man sich nicht aussetzen. Wenn Bernhardi ihm aber eine Möglichkeit nachweisen könne, an Bismarck zu kommen — dann werde es geschehen. Im entgegengesetzten Falle könnte er nur rathen, ‚die Sache gehen zu lassen und abzuwarten, was sich weiter für Chancen aufthun'."

Dazu bemerkt Bernhardi:

„Immer die alte Geschichte! Das hält der Mensch für einen Entschluß; es ist das gerade Gegentheil: die Flucht vor jedem Entschluß!"

Noch erwähnt er, Samwer habe geäußert, er habe von bewaffnetem Widerstand der Bundestruppen gegen den Einmarsch der Preußen abgerathen.

„Nur wenn daraus ein allgemeiner Krieg hervorgehen könnte, dann wäre das das Richtige gewesen, aber das stand leider (sic!) nicht zu erwarten."

Bernhardi folgert aus dieser Bemerkung, die mit der vielfach bethätigten Gesinnung und Auffassung Samwer's unvereinbar ist, und daher nur auf einem Mißverständniß Bernhardi's beruhen kann, daß man im Augustenburgischen Lager selbst vor einer gänzlichen Zerrüttung Deutschlands, wie sie aus einer Besiegung Preußens und Oesterreichs durch Freunde, wohl im Bunde mit der kosmopolitischen Revolution, hervorgehen müßte, nicht zurückbeben würde.

Auch ein nochmaliges Gespräch mit dem Herzog allein blieb fruchtlos. Eine am folgenden Tage — 9. Mai — erlangte Unterredung mit Francke führt nicht zu erwünschterem Ende. Auch Francke gab zu, daß Preußen Herr der Situation sei, behauptete aber, alle nöthigen Anträge seien von Augustenburgischer Seite bereits gemacht. Anstatt diesen deutlichen Wink zu verstehen, schaltet Bernhardi hier die Verdächtigung ein: „NB. ist nicht wahr; Samwer scheint auch Francke zu täuschen." Samwer war übrigens nach Bernhardi's Ansicht in sinnlosen Illusionen noch viel ärger befangen als der Herzog. Ueber das am 9 Mai wiederholte Ansinnen, sich mit Preußen zu verständigen, habe Samwer „einen nervösen Anfall von Wuth" bekommen.

„Trostlose Nichtigkeit des hiesigen Treibens — so urtheilt Bernhardi über das Verhalten gegen seine Aushorchungsversuche —, die Leute drehen sich in einer lässig, gemächlich betriebenen Scheinthätigkeit herum, in der nicht einmal emsigen Beschäftigung mit vollkommen werthlosen Hirngespinsten — und eigentlich bloß, um jedem wirklichem Entschluß, jeder wirklichen That, zu der sie sich nun einmal nicht erheben können, aus dem Wege zu gehen."

Eine kurze Darstellung der Versuche, die der Herzog und mein Vater bis zum Mai 1864 unternommen haben, um Preußens Hilfe zu erlangen, wird zeigen, wie unbegründet Bernhardi's Anklagen sind.

Herzog Friedrich stand den Anschauungen des Ministeriums der liberalen Aera sehr nahe, er erstrebte die Einigung Deutschlands unter preußischer Führung und eine freiheitliche Entwicklung des politischen Lebens. Innige Verehrung empfand er für König Wilhelm, den er wegen seiner besonnenen Art hochschätzte; enge Freundschaft verband ihn mit Kronprinz und Kronprinzeß von Preußen.

Auch Samwer, der altliberalen Partei angehörend, trat für einen deutschen Bundesstaat mit preußischer Spitze ein. Im Jahre 1851 hatte er mit Max Duncker die Olmützpolitik des Ministeriums Manteuffel litterarisch scharf bekämpft. König Wilhelm und sein Sohn waren ihm ge-

wogen, ersterer hatte ihn Anfang 1861 sogar in die Vertrauensstellung eines Privatsekretärs berufen wollen.

Als nun König Friedrich VII. von Dänemark am 15. November 1863 starb, fragte es sich, ob Schleswig-Holstein kraft des großmächtlichen, vom deutschen Bunde nicht genehmigten Londoner Vertrags bei Dänemark bleiben oder kraft deutschen Fürstenrechts deutsch werden sollte. Herzog Friedrich wollte letzteres, indem er seinen Landsleuten das Wort „Mein Recht ist eure Rettung!“ zurief. Da er wußte, daß ohne Preußens Beistand das Ziel nicht zu erreichen sei, fuhr er in der Frühe des 18. November 1863 nach Berlin zum König. Dieser wollte sehr gern vom Londoner Protokoll zurücktreten, wurde aber daran von Bismarck, der kriegerische Verwicklungen mit dem Auslande zu befürchten behauptete, gehindert; er nahm den Herzog äußerst wohlwollend und theilnehmend auf, billigte sein Vorgehen und rieth ihm, sich an den Bund zu wenden, da Preußen an das Protokoll gebunden sei. Bismarck, den der Herzog gleichfalls am 18. aufsuchte, sagte, Preußen könne sich der Herzogthümer wegen nicht gut in einen Krieg stürzen.

Während der König der deutsch-nationalen Sache des Herzogs aufrichtig zugethan war, verfolgte Bismarck hier von Anfang an eine preußisch-partikularistische Politik. Er war durchaus bereit, die Herzogthümer für Preußen zu erobern; da er aber bei seinem König mit diesem Plane nicht durchdringen konnte, wollte er Schleswig-Holstein lieber bei Dänemark belassen als dem Herzog geben, damit Preußen das Land bei nächster Gelegenheit zu erwerben in der Lage sei. Vor einiger Zeit habe ich in Berlin Aufzeichnungen eines verstorbenen preußischen Staatsmannes gelesen, aus denen diese Bestrebungen klar hervorgehen. Danach sagte Bismarck in den Ministerkonseils vom 2. und 3. Januar 1864 ganz offen, er wolle nichts für die Augustenburger thun, sondern nur für Preußen erobern; das Phantom deutscher Popularität habe Preußen unter Friedrich Wilhelm IV um seine Großmachtstellung gebracht, folglich müsse Preußen jetzt selbständige Großmachtpolitik treiben, also Deutschland den Rücken kehren, sich nicht vom Londoner Protokoll lossagen, sondern freundliche Beziehungen zu den Großmächten pflegen. Der Kampf gegen die deutschen Mittelstaaten, welche für den Herzog eintraten, werde zugleich ein Kampf gegen die Demokratie, mithin äußerst günstig für Preußen sein.

Den König bat der Herzog in einem Schreiben vom 11. Dezember 1863, die Ausbildung von Stämmen zu einem schleswig-holsteinischen Heere auf preußischem Gebiet zu gestatten oder preußischen Offizieren die Ausbildung und Führung des Heeres zu erlauben; müsse der König dies ablehnen, so solle der Brief nur eine schuldige Anzeige „an den hochherzigen Beschützer“ der Familie sein. Der König bedauerte in seiner Antwort vom 15. den Wunsch des Herzogs nicht erfüllen zu können und rieth von der Bildung eines Heeres ab, versicherte den Herzog dabei aber der freundschaftlichsten Gesinnungen. Am 17. erwiderte der Herzog, er wolle von der Garantie, die das Heer dem Lande bieten würde, absehen, wenn eine andere Garantie zu finden sei, und sagte:

„Ein Wort Ew. Majestät vermag mir diejenige Garantie zu geben, auf welche ich getrost meine Hoffnungen und Erwartungen gründen würde . . . . Nur die Größe des Augenblicks vermag mir die Kraft zu verleihen, so freimüthig zu Ew. Majestät zu sprechen. Ich bin aber durchdrungen von dem Bewußtsein, daß mein heiliges Recht mir von Gott gegeben ist und daß ich für dasselbe eintreten muß, zumal jetzt, wo das ganze zukünftige Glück meines Landes und meines Hauses in Ew. Majestät Hand gegeben ist.“

In der sonst freundlichen Antwort des Königs vom 23. fand sich das ersehnte eine Wort nicht, wohl aber der Rath, von der Bildung des Heeres abzusehen und in den Herzogthümern nicht persönlich aufzutreten

Den ersteren Rathschlag befolgte der Herzog; dem zweiten, der in der Richtung der Bismarck'schen Pläne lag, durfte er nicht nachgeben, wenn er nicht in den Augen seines und des ganzen deutschen Volkes an Achtung verlieren wollte. Der Bund gestattete entgegen dem Votum Preußens und Oesterreichs den Aufenthalt des Herzogs in Holstein. Aber natürlich war der König, durch Bismarck beeinflußt, wenig erbaut davon. Es galt, ihn zu versöhnen und den Minister, wenn möglich, der deutschen Lösung der Frage geneigter zu machen.

Samwer fragte am 11. Januar 1864 bei seinem Freunde Ernst von Stockmar (damals Privatsekretär der Kronprinzessin) an, ob man nicht einen vertrauten Agenten des Herzogs nach Berlin schicken solle, ob Bismarck einen solchen nicht haben wolle oder schlecht behandeln werde; man könne vielleicht sogar einen Universitätsfreund schicken. Besseren Erfolg als mit dieser Anregung hatte Samwer in einer Unterredung mit dem König am 17. Januar, in der er einen Brief des Herzogs vom 14. überreichte, worin dieser die Gründe der Reise nach Kiel dargelegt und den Schutz des Königs für die Schleswig-Holsteiner angerufen hatte. Der König war zwar nicht zufrieden mit dem Zuwiderhandeln gegen seinen Rath, sprach aber die Hoffnung aus, mit den ersten Feindseligkeiten vom Londoner Vertrage loszukommen, und erklärte, daß die preußischen Truppen nicht mit den Kalden gegen die Schleswiger einschreiten sollten, wenn diese den Herzog proklamiren würden, und daß der Herzog ruhig in Holstein bleiben könne, wenn er wie bisher verfahre. Schließlich trug der König Samwer Grüße an den Herzog auf und ließ ihn der unveränderten Gnade versichern. Am selben Tage richtete Bismarck ein Schreiben an Samwer, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten sei in der dermaligen Sachlage nicht im Stande, eine auf Befehl des Herzogs von Schleswig-Holstein geschehene amtliche Mittheilung vom 6. Januar über die Gründe der Reise nach Kiel — wie Samwer sie an viele Regierungen gerichtet hatte — amtlich entgegenzunehmen; er schickte deshalb die Mittheilung zurück. Ganz im Widerspruch mit der Audienz Samwer's und ganz unter dem Einflusse Bismarck's, der von der Audienz Kenntniß erhalten und dem König bittere Vorwürfe gemacht zu haben scheint, steht ein Brief des Königs an den Herzog vom folgenden Tage (18.): er tadelt, daß der Herzog nicht konservative Rathgeber habe, daß er vorzeitig den Charakter eines anerkannten Souveräns in Anspruch nehme; es sei ihm unmöglich, mit Samwer in Verbindung zu treten (!) und sein eigenes Schreiben ihm anzuvertrauen, der in einem Schreiben an das preußische Ministerium die Eigenschaft eines Ministers des Herzogs beansprucht habe. Nur am Schlusse, wo er den Herzog doch noch freundschaftlicher Gesinnungen versichert, macht das alte Wohlwollen des Königs sich bemerkbar.

Natürlich regte die von Bismarck inspirirte Aeußerung des Königs über die Rathgeber den Gedanken des Rücktritts an. Samwer fragte Stockmar am 22. Januar, ob der Herzog einen für den König bestimmten Brief an den Kronprinzen darüber richten solle, daß er, wenn er in der Sache Garantien habe, in Betreff der Personen zu jeder Aenderung bereit sei. Am 22. Februar wiederholte er die Frage, Stockmar aber antwortete am 29. Februar nach einem Briefwechsel mit dem Kronprinzen, daß es diesem undenkbar sei, daß Samwer der Sache beim König schade; der Herzog dürfe sich nicht einbilden, Bismarck etwas recht zu machen; wenn es nicht das sei, so werde der ein anderes zu tadeln finden. Im Innersten blieb der König trotz des Predigens der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ über die „demokratische Bande“ in der Umgebung des Herzogs Samwer geneigt. Denn er sagte Ende Mai 1864 der Mutter des Herzogs: Samwer sei sein Freund, er sei freilich etwas sehr liberal, aber schließlich gehöre er doch der Partei an, deren Führer er — der König — früher gewesen sei.

Interessant ist es, aus den Briefen Samwer's an seinen vertrautesten Freund Stockmar zu sehen, wie er über den Einmarsch der Preußen gedacht hat, der ja nach Bernhardi's Aufzeichnungen die schwärzesten Gedanken in ihm erweckt haben soll. Er schreibt am 22. Januar:

„Uebermorgen werden Gottlob (sic!) nicht Oesterreicher, sondern Preußen hier einrücken. Die Bundestruppen konzentriren sich zwischen

Rendsburg und Itzehoe. Der Bund wird übrigens wahrscheinlich den Durchzug erlauben. Wir arbeiten nach Kräften dahin, Konflikte zu vermeiden, Bayern ist verständig."

Und am 25. Januar schreibt Samwer dem Freunde weiter:

„Heute ist hier das erste preußische Bataillon eingerückt. Die Leute werden gut empfangen. Sonderbar ist es, daß nach allen aus dem Osten des Landes kommenden Nachrichten die Bevölkerung lieber Preußen als Sachsen und namentlich Hannoveraner im Quartier hat. Die preußische Armee macht überall die Propaganda, welche die preußischen Politiker verschmähen. Die Offiziere sollen überall sehr gute Aeußerungen über die schleswig-holsteinische Sache machen."

Immer von Neuem gab Samwer dem Gedanken Ausdruck, es werde nöthig, mit Bismarck in irgend eine Verbindung zu treten, so Ende Januar, als der Uebergang über die Eider beschlossene Sache war und Bismarck dem König empfohl, den „Erbprinzen" als preußischen Offizier zu maßregeln. So Anfang März, wo der Einfluß Bismarck's auf den König wieder gewachsen war, so daß Samwer an Stockmar am 1. März schrieb: „Die ganze Frage liegt ja in dieser Einen Person." Mitte März wurde dann ein Universitätsfreund Bismarck's, Landrath v. Ahlefeldt-Olpenitz, nach Berlin geschickt, der jedoch nichts ausrichtete. Ende April fragte Samwer Stockmar, ob es nicht irgend ein Mittel gebe, Bismarck wirklich für die augustenburgische Lösung zu gewinnen, sein Interesse dafür anzuspannen. Da aber keins zu finden war, so konnte man nur auf die durch den Kronprinzen gestützte Festigkeit des Königs rechnen.

Bevor Samwer am 17. Januar den König sah, hatte er mit Stockmar berathschlagt, ob es angebracht sein werde, dem König von Konzessionen der Herzogthümer an Preußen zu sprechen. Beide hatten es verneint, weil der König wegen der Schwierigkeiten der Lage keinen großen Werth darauf legen, sie aber Bismarck mittheilen würde und von diesem zu erwarten stand, daß er die Anerbietungen den dem Herzog freundlich gesinnten Staaten bekanntgeben würde, um sie vom Herzog abzuwenden; dagegen schien es richtig, im gegebenen Augenblick die Idee beim König durch den Kronprinzen anregen zu lassen. Nachdem dieser zur Armee gegangen war, brachten die Deputirten der Universität Kiel, die Professoren Behn und Forchhammer, die Konzessionen am 9. und 11. Februar 1864 Bismarck gegenüber zur Sprache. Die beiden augustenburgisch gesinnten Männer erklärten, daß die Gesinnung der Herzogthümer und die politische Ueberzeugung aller Gebildeten in denselben durchaus von der Ansicht geleitet und begleitet sei, daß dieses Interesse und das Begehren, deutsch zu sein, nur durch den engsten Anschluß an Preußen seine Erfüllung finden könne. Da um dieselbe Zeit der König der Kronprinzessin mittheilte, er rechne auf Konzessionen, so wurde von Kiel die Vermittlung des Kronprinzen alsbald in Anspruch genommen. Der Herzog schrieb einen vom 19. Februar datirten Brief für den König an dessen Sohn, worin er erklärte, Preußen habe die größten Opfer für Schleswig-Holstein gebracht, seine Interessen müßten deshalb bei der Lösung der schleswig-holsteinschen Frage Berücksichtigung finden; auch fragte er an, ob er zur Pflege seiner Beziehungen mit Berlin Jemanden dorthin senden solle. In einem vertraulichen Privatbriefe (vom 18.) aber verhehlte er dem Freunde seine Befürchtung nicht, daß Bismarck Anerbietungen, die von Kiel aus gemacht würden, dazu benutzen werde, um den Herzog mit Oesterreich und den Mittelstaaten zu verfeinden; Bismarck habe geäußert, er wolle die Erledigung der Sache möglichst hinziehen bis zu einer demnächstigen europäischen Verwicklung, um die Herzogthümer als Aequivalent anderer Konzessionen für Preußen zu gewinnen; der Kronprinz möge dem König eine kurze Aufzeichnung der möglichen Konzessionen als seine Gedanken mittheilen, und zwar kämen dabei in Betracht: Rendsburg Bundesfestung, Kiel oder ein anderer Hafen Marinestation, der Nordostseekanal der Beitritt zum Zollverein — sobald der Handelsvertrag mit Frankreich zur Geltung komme —, ein Schutz- und Trutzbündniß, eine Militär- und Marinekonvention.

Am 24. Februar 1864 antwortete der Kronprinz dem Herzog aus Hadersleben, er hoffe Gutes mit den Briefen zu erreichen; der König bestätigte dem Sohne den Empfang des kronprinzlichen Briefes und der Denkschrift, sowie des herzoglichen Briefes am 28. und schrieb ihm mit der Versicherung aller Sympathie für die Person und die Sache des Herzogs:

„Ich erkenne vollkommen seinen Wunsch, uns entgegen kommen zu wollen, aber dies schließt auch seine Anerkennung in sich."

Ein Brief des Herzogs vom 21. März, worin er dem König zum Geburtstage und zu den großen Erfolgen der Truppen Glück wünschte und die Hoffnung aussprach, daß den Schleswig-Holsteinern die Gelegenheit nicht fehlen werde, dereinst ihre Dankbarkeit gegen ihre Befreier zu beweisen, konnte die günstige Stimmung des Königs nur verstärken.

Inzwischen verfolgte Bismarck seine Absichten ruhig weiter. Als Ahlefeldt am 17. März mit ihm verhandelte, sagte er, daß Anerbietungen des Herzogs keinen oder einen sehr precären Werth hätten, da er durch das Staatsgrundgesetz von 1848 gebunden sei; der Herzog werde auf etwaige Anerbietungen weder amtlich noch schriftlich Antwort erhalten. „Kreuzzeitung" und „Norddeutsche Allgemeine" mußten den Herzog als Demokraten, als Führer von Freischaaren u. s. w. angreifen, so daß Samwer gegenüber Stockmar am 28. März die Abwesenheit des Kronprinzen schwer beklagte und am 2. April zur Erwägung stellte, ob der Herzog nicht an den Kronprinzen oder den Fürsten von Hohenzollern einen Brief für den König schreiben solle, „worin er einmal alle die niederträchtigen Verleumdungen, die gegen ihn vorgebracht werden, widerlegt". Am 5. April sprach Bismarck sich Ahlefeldt gegenüber sehr ungünstig über den Herzog aus; die Frage über den künftigen Souverän der Herzogthümer werde lediglich nach Gründen politischer Konvenienz zu entscheiden sein. Dann aber schien er einzulenken, weil Frankreich die augustenburgische Lösung als möglich hinstellte und weil Oesterreich und England im Mai aus Furcht vor der preußischen Annexion den Herzog zu begünstigen begannen, so daß Bismarck den König nicht mehr mit dem Gespenst eines europäischen Krieges von der Verwirklichung günstiger Absichten abhalten konnte.

Endlich am 16. April 1864, nachdem noch Fürst Löwenstein im Auftrage des Herzogs mit dem König über die Konzessionen gesprochen hatte, schrieb der König dem Kronprinzen ausführlich über diese Frage: der Herzog solle seine eigensten Absichten und Wünsche dem König aussprechen und die ganze Sache als eine rein persönliche zwischen Fürst und Fürst behandeln; unerläßlich seien für den König: 1. die Gewinnung einer Flottenstation und eines festen Anhaltspunktes für die Entwicklung der Marine, 2. der Erklärung Rendsburgs zur Bundesfestung mit preußischer Garnison, 3. die Sicherung des großen Kanals, 4. eine Militärkonvention im Sinne der koburgischen, 5. der Zutritt zum Zollverein, wenn letzterer die Grenzen der Herzogthümer berühre. Mit Schreiben vom 24. April sandte der Kronprinz diesen Brief von Flensburg an den Herzog ab.

Dieser hatte unterdessen am 19. dem König zu dem herrlichen Siege von Düppel Glück gewünscht und dabei ausgesprochen, der König werde ihn

„stets bereit finden, die Vereinbarungen zu treffen, welche Allerhöchst Ihnen im Interesse Preußens wie der Herzogthümer wünschenswerth erscheinen werden, einen Theil der Schuld abtragen zu können, in welcher sie sich Preußen gegenüber befinden."

Tags darauf hatte er den Kronprinzen gefragt, ob er dem sein tapferes Heer begrüßenden König in Rendsburg oder Neumünster aufwarten könne, darauf aber am 23. ein telegraphisches „Leider nein" erhalten. Nun richtete er nach Empfang des kronprinzlichen Briefes vom 24. am 29. April 1864 — also 9 Tage vor dem ersten Gespräch mit Bern-

hardi — ein langes Schreiben an den König. Er sagte darin, daß die Verpflichtungen Schleswig-Holsteins gegen Preußen ihm nicht als Opfer erschienen, daß das eigene Interesse der Herzogthümer möglichst engen Anschluß an Deutschland und vor Allem an Preußen erfordere. Er erbot sich dann zur Einräumung der vom König geforderten fünf Punkte und zum Abschluß einer Marinekonvention, nur bezüglich des Beitritts zum Zollverein stellte er, da sonst die Landesvertretung der Herzogthümer Schwierigkeiten machen könnte, den Vorbehalt, daß der Zollverein auf den Grundlagen des Handelsvertrags mit Frankreich von Neuem abgeschlossen werde. Da Preußen gerade damals den französischen Handelsvertrag gegenüber den widerstrebenden Zollvereinsstaaten durchsetzen wollte, so bedeutete der Vorbehalt des Herzogs eine Unterstützung der preußischen Politik und wurde auch vom König nicht anders aufgefaßt. Worte des wärmsten Dankes für das hochherzige Eintreten des Königs für Schleswig-Holsteins Recht schlossen den Brief.

Aber trotzdem die Stimmung auf der Londoner Konferenz den Herzogthümern fortwährend günstiger wurde, vermochte kein Gefühl der Sicherheit in Kiel aufzukommen, weil die Annexionsideen Bismarck's von Frankreich aus und in der Adresse des Grafen Arnim-Boitzenburg nebst Genossen eine neue Stütze erhielten. Man erwog daher, was im Falle einer Annexion durch Preußen zu geschehen habe, und war darüber einverstanden, daß der Herzog dagegen nur protestiren werde. Obgleich Samwer dies Bernhardi gegenüber nach dessen Aufzeichnungen am 9. Mai erwähnte, verdächtigt dieser die deutsche Gesinnung der Augustenburger.

Endlich war Bismarck zu direkten Unterhandlungen mit dem Herzog bereit, wie der Kronprinz diesem am 5. Mai mittheilte; Bismarck ließ den Herzog fragen, ob er sich auf die konservative Basis stellen und derartige Zusicherungen, namentlich betreffs des Staatsgrundgesetzes, geben werde. Der vermittelnde Kronprinz betonte in dem Briefe, daß der Herzog ohne Zustimmung der Landesvertretung Verfassungsänderungen nicht vornehmen könne. In seiner Antwort erklärte der Herzog sich bereit, bald eine Revision der Verfassung vornehmen zu lassen, bat dies aber vertraulich zu behandeln, da sonst seine Stellung und die Revision selbst erschwert würden.

Am 28. Mai 1864 verlangten auf der Londoner Konferenz Preußen, Oesterreich und der deutsche Bund die Vereinigung der Herzogthümer Schleswig-Holstein unter der Souveränität des Erbprinzen von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg,

„welcher nicht nur in den Augen Deutschlands die meisten Rechte auf die Erbfolge in jenen Herzogthümern geltend machen kann, und dessen Anerkennung durch den deutschen Bund in Folge dessen gesichert ist, sondern der auch ohne Zweifel die Stimme der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung dieser Länder in sich vereinigt.“

Diese Erklärung war ein Sieg des Königs über Bismarck. Man sollte es bei der unverändert guten Gesinnung des Herzogs kaum für möglich halten, daß er in das Gegentheil verkehrt wurde. Und doch gab es am 31. Mai 1864 einen Mann, der es voraussah. Robert v. Mohl, der Bevollmächtigte des Herzogs und Badens am Bunde, schrieb an diesem Tage an Samwer:

„Ew. Hochwohlgeboren werden sich vielleicht wundern, daß ich keinen lebhafteren Ausdruck für meine Freude über die so glückliche Wendung der Dinge zu finden gewußt habe und zu finden weiß. Ich bin aber durch die Erfahrung des letzten halben Jahres so verstimmt und mißtrauisch geworden; ich glaube so sehr an die Möglichkeit jeder herz- und gewissenlosen Schlechtigkeit von gewissen Seiten; ich bin noch so wenig über das timeo Danaos et dona ferentes hinausgekommen: daß ich immer noch mehr zur Kritik und zum Zweifel, als zum vollen und rückhaltlosen Glückwunsch geneigt bin.“

Aber der schließliche Sieg Bismarck's in dieser Frage gehört nicht hierher. Hier sollte nur gezeigt werden, wie haltlos die Anschuldigungen Bernhardi's gegen die sogenannten Augustenburger sind. In Einzelheiten wurde er offenbar nicht eingeweiht, weil man seiner nicht ganz sicher war, und man wird sich dieser Zurückhaltung gefreut haben, als man durch einen Brief v. Jasmund's, welcher der preußischen Bundestagsgesandtschaft beigegeben war, vom 19. Mai 1864 erfuhr, daß Bernhardi sich mit Annexionsideen in den Kreisen des Prinzen Friedrich Karl liebes Kind machen wolle.

Gotha. Karl Samwer.

Zur Währungsfrage in Rußland.

I.

Nach dem Budgetbericht des russischen Finanzministers für 1896 kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß nun auch in Rußland allen Ernstes die Reform der Währung eingeleitet worden ist. Der Schlußpassus dieses Berichts, in welchem der Minister die bisher in dieser Hinsicht erzielten Erfolge und den Plan, der künftighin zu befolgen sein wird, bespricht, darf gewissermaßen als ein Programm des Reformwerkes angesehen werden. Ein Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der Währungsfrage in Rußland wird daher gewiß auf einiges Interesse Anspruch machen dürfen.

Wenn man sich zunächst die Frage vorlegt, wodurch es bedingt ist, daß man jetzt endlich auch in Rußland die Möglichkeit hat, an die Herstellung geordneter Währungsverhältnisse heranzutreten, so drängen sich vor allen Dingen zwei Faktoren auf, die schon längst in hohem Maße die öffentliche Aufmerksamkeit gefesselt haben: die Stabilisirung des Kurses des Papierrubels und die Ansammlung sehr beträchtlicher Goldvorräthe. Diese beiden Erscheinungen werden bereits seit Jahren und zwar gerade in ihrer Eigenschaft als vorbereitende Maßregeln für die Währungsreform allgemein beachtet und es kann nicht Wunder nehmen, wenn man in ihnen die hauptsächlichsten Momente erblickt, welche es möglich erscheinen lassen, nunmehr an die Einführung eines metallischen Geldumlaufs zu denken. Thatsächlich sind sie natürlich nicht die primären Ursachen, sondern bilden auch ihrerseits nur das Resultat einer Erscheinung, welche tiefer liegt, nämlich des allgemeinen ökonomischen und finanziellen Aufschwungs, der sich im letzten Dezennium in Rußland vollzogen hat. Ein näheres Eingehen auf die einzelnen Thatsachen, welche diesen Aufschwung illustriren, würde über den Rahmen dieser Skizze hinausgehen; es genügt vor allem an die günstige Finanzwirthschaft, an die fortgesetzten Einnahmeüberschüsse und die Hebung des Staatskredits, sodann an die intensive Steigerung der Waarenausfuhr zu erinnern. Nur dieser glückliche Wandel in der gesammten Finanz- und Volkswirthschaft gab die Möglichkeit, einerseits große Bestände von Gold aufzuspeichern, andererseits mit einem unleugbaren Erfolg den Schwankungen der Valuta entgegen zu treten.

Die systematische Ansammlung von Gold beginnt um die Mitte der achtziger Jahre und seit 1887 profitirt davon auch der ausschließlich für Valutazwecke dienende sogenannte Einlösungsfonds der russischen Reichsbank. Dieser Fonds, welcher bis zum Jahr 1887 170,4 Mill. Rubel Gold enthielt, beträgt gegenwärtig 425 Mill. Schon im Jahre 1887 erfolgte eine erste Steigerung um 40 Mill. Ende Dezember 1894 wurde der Fonds auf 275,8 Mill. und durch den vielbesprochenen Ukas vom 3./15. März 1895, welcher eigentlich zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auf die geplante Währungsreform lenkte, auf rund 375 Mill. gebracht. Ein Ukas vom 1. Januar 1896 weist bekanntlich dem Einlösungsfonds abermals 50 Mill. zu, so daß gegenwärtig wie gesagt, rund 425 Mill. Rubel Gold in diesem Fonds vorhanden sind. Gegen den 1. Januar 1887 hat somit eine Steigerung um volle 150 Proz. und im Laufe des letzten Jahres allein eine reichliche Verdoppelung stattgefunden. Der Betrag der umlaufenden Noten hat in dieser Zeit streng genommen keine

Vermehrung erfahren; es fanden wohl sogenannte temporäre Notenemissionen in verschiedener Höhe von 15—150 Mill. statt und auch heute ist noch eine solche von 75 Mill. in Umlauf, da aber diese Beträge jedesmal durch eine gleiche Nominalsumme in Gold besonders sicher gestellt wurden, so wird dadurch das Deckungsverhältniß der ursprünglichen Emission nicht verändert. Diese letztere beträgt gegenwärtig 1046½ Mill. Rubel und ebensoviel betrug sie auch am 1. Januar 1887. Die metallische Deckung hat sich mithin, wenn man lediglich die Nominalbeträge berücksichtigt, von 16,2 Proz. zu Anfang des Jahres 1887 auf 40,6 Proz. erhöht. Um jedoch die Bedeutung des vorhandenen Goldbestandes für die Einlösung der Noten voll zu ermessen, ist es nothwendig den Betrag der letzteren auf ihren Metallwerth zu reduziren, denn es kann gegenwärtig, wie weiter unten noch gezeigt werden soll, wohl keine Rede mehr davon sein, daß die Einlösung der Noten gegen Gold zum Pariwerth erfolgen wird. Die Gesammtmenge der emittirten Noten beträgt rund 1122 Mill. (1046½ Mill. ursprüngliche und 75 Mill. temporäre Emission) und repräsentirt nach dem gegenwärtigen Goldkurs von 150 Rubel Papier = 100 Rubel Gold eine Summe von 748 Mill. Rubel Gold. Dagegen sind als Deckung vorhanden: 425 Mill. im Einlösungsfonds und 75 Mill., welche als spezielle Garantie für die temporäre Notenemission hinterlegt sind, im Ganzen mithin 500 Mill., und das Deckungsverhältniß beträgt hiernach genau 66,8 Proz. oder etwas mehr als die nach der bekannten Banktheorie erforderlichen ⅔. Bekanntlich hat aber die russische Regierung noch andere Goldreserven außer dem Einlösungs- und Garantiefonds und die Gesammtsumme ihres Goldbesitzes wird im jüngsten Budgetbericht zum 15./27. Dezember 1895 auf 684,7 Mill. Rubel Gold angegeben. Diese Summe kann nun freilich nicht in ihrer ganzen Höhe und sofort für die Einlösung der Noten herangezogen werden, aber sie zeigt, daß die russische Regierung im Stande ist, den Einlösungsfonds allmählich noch weiter zu stärken und so das Découvert immer mehr zu reduziren.

Der andere wichtige Faktor für die Währungsfrage ist die Stabilisirung des Papierrubels. Noch im Jahr 1892 schwankte der Preis der Dreimonatswechsel auf London zwischen 102¾ und 94 Rubel für 10 Pfd. St. Im Jahr 1893 betrug die Spannung nur noch 5,80 Rubel oder circa 6 Proz und ging für 1894 auf 1,95 Rubel, also ca. 2 Proz. herunter. Im Lauf des Jahres 1895 ist dann der Valutakurs fast vollständig stabil gewesen und die Schwankungen betrugen nur noch weniger als 1 Proz; sie waren mithin nicht größer, als in Ländern mit vollkommen geordneter metallischer Währung auch. Dieses erfreuliche Resultat ist zunächst durch eine ganze Reihe von Regierungsmaßregeln erreicht worden, unter denen man deutlich zwei Kategorien unterscheiden kann. Die einen, welche fast ausnahmslos noch in das Jahr 1893 fallen, hatten einen mehr negativen Charakter und bezweckten die Unterbindung der Spekulation in Papierrubeln, die anderen suchten die Schwankungen der Wechselkurse dadurch einzuschränken, daß das Devisengeschäft in den Händen der russischen Reichsbank konzentrirt wurde. Zu den ersteren gehören das Verbot der Differenzgeschäfte in Goldwerthen, die Einführung einer Exportsteuer auf russische Noten, die Verstärkung der Kontrolle über die Börse und namentlich über die Geschäftsführung der privaten Banken. Wirksamer als diese Mittel war natürlich die Regulirung des Angebots und der Nachfrage von Devisen seitens der russischen Reichsbank und indem die letztere dieses Geschäft allmählich ganz in ihre Hände genommen hat, ist sie thatsächlich für die Gestaltung der Wechselkurse das ausschlaggebende Institut geworden. Seit Mitte April 1895 publizirt die Bank regelmäßig die Kurse, zu denen sie Wechsel auf das Ausland abgibt und kauft und nach diesen Preisen müssen sich natürlich auch die offiziellen Börsenkurse richten. Selbstverständlich werden der Bank diese Operationen nur durch die großen Goldvorräthe, von denen oben die Rede war, ermöglicht und von diesen wird sie auch den Kurs abhängig machen müssen, zu dem sie Wechsel auf das Ausland abgeben kann. Wie erfreulich und vortheilhaft für das gesammte Wirthschaftsleben diese Stabilisirung der Valuta nun auch sein mag, so darf man doch nicht vergessen, daß sie vorläufig nur das Resultat künstlicher Maßnahmen ist, welche sicherlich keinen Erfolg gehabt hätten, wenn die ganze Periode, um die es sich handelt, nicht so außerordentlich günstig für eine derartige Bewegung gewesen wäre, indem Rußland fortgesetzt große Beträge seiner Staatsschuldentitres im Ausland unterbringen konnte und dadurch beständig Rimesse vom Ausland zu erhalten hatte. So lange aber die Stabilität der Valuta nicht auf die solide Basis eines metallischen Geldumlaufs gegründet ist, wird sie einem Kartenhäuschen gleichen, bei dem man stets befürchten muß, daß es bei dem ersten heftigen Windstoß zusammenfällt. Es ist daher nur natürlich und mit Genugthuung zu begrüßen, wenn der Finanzminister sich nicht mehr mit diesen künstlichen Mitteln begnügen will, sondern bestrebt ist, den Valutaschwankungen ein für alle Mal durch die Herstellung einer metallischen Währung ein Ende zu machen.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, daß dazu auch jetzt schon der Moment gekommen sei. Der Gedanke, daß die gegenwärtig umlaufenden Noten jemals zu ihrem Nominalwerth gegen Gold eingelöst werden könnten, ist nämlich, so wie die Dinge zur Zeit liegen, gänzlich ausgeschlossen. Die Steigerung des Notenwerthes auf das Goldpari würde so heftige und schwere Erschütterungen und zwar auf Jahre hinaus bedingen, daß von einem solchen Modus schon aus rein praktischen Gründen Abstand genommen werden muß, ganz abgesehen davon, daß dies auch rechtlich gar nicht gefordert werden kann, da die ursprüngliche russische Währung die Silberwährung war, so daß gesetzlich auch nur eine Verpflichtung zur Alparieeinlösung in Silber besteht. Wir haben nun aber gesehen, daß der Notenkurs seit Jahren ziemlich unverändert auf einem Niveau steht, welches einem Kurs von 1 Goldrubel = 1½ Papierrubeln entspricht und daß bei diesem Kurs der Betrag der umlaufenden Noten durch die bereits vorhandenen Goldvorräthe bis etwas über 90 Proz. metallisch gedeckt ist. Es würde also nahe liegen, den Werth des Papierrubels auf seinem gegenwärtigen Stand, also auf ⅔ des Goldrubels, endgültig und gesetzlich zu fixiren und auf dieser Grundlage die Einlösung der Noten aufzunehmen. Der Finanzminister hat sich jedoch für einen anderen Weg entschieden. Eine gesetzliche definitive Festsetzung des Werthes des Papierrubels soll vorläufig nicht erfolgen. Wie der Minister bereits in der denkwürdigen Reichsrathssitzung vom 6/18. April 1895 ausgeführt hat, denkt er sich den Verlauf der Währungsreform in der Weise, daß zunächst das Publikum an den Gebrauch von Hartgeld gewöhnt werden soll; erst wenn sich nach Verlauf eines gewissen Zeitraums Goldmünze im Verkehr eingebürgert hat, soll die gesetzliche Fixirung des Papierrubelwerthes und die Einlösung der Noten stattfinden. Während der Uebergangszeit sollen also Gold und uneinlösbare Noten nebeneinander im Lande cirkuliren. Die Hoffnung auf einen Erfolg dieses ohne Zweifel sehr kühnen und originellen Planes gründet sich auf eine Eigenthümlichkeit des gegenwärtigen russischen Geldumlaufs. Der Bedarf an Zahlungsmitteln für den inneren Landesverkehr wird bekanntlich zur Zeit ausschließlich durch die Noten der russischen Reichsbank befriedigt, deren Betrag, wie oben gezeigt wurde, seit Jahren im Wesentlichen auf eine Summe von etwas über 1000 Mill. begrenzt ist. Der Geldumlauf entbehrt infolgedessen jeglicher Elastizität: in Zeiten ruhiger Wirthschaftsthätigkeit stauen sich die Noten in der Kasse der Reichsbank auf und in Zeiten lebhafteren Geschäftsverkehrs fließen sie rapide ab und die Bank sieht sich bald von Mitteln entblößt. Dieser Uebelstand ist schon im Jahre 1888 und dann wieder unausgesetzt seit 1891 in den Herbstmonaten hervorgetreten und hat zu den temporären Notenemissionen geführt, von denen ebenfalls oben die Rede war. Auf ihm baut sich auch der Plan des Finanzministers hinsichtlich der Einbürgerung von Gold auf. Indem man beschloß, die temporäre Notenemission auf keinen Fall über die schon existirenden

75 Mill. zu erhöhen, glaubte man, daß es im Falle lebhafteren Geldbedarfs möglich sein würde, der Geschäftswelt das Gold gewissermaßen aufzuzwingen. Gleichzeitig suchte man dem Gold auch sonst die Wege zu ebnen: es wurde die Erlaubniß gegeben, Geschäfte in Goldrubeln abzuschließen und alle Arten von Schuldurkunden auf solche auszustellen, die Regierungskassen und einige andere öffentliche Kassen (Eisenbahnen, Theater) verpflichteten sich zu einem bestimmten Kurse Goldmünze in Zahlung zu nehmen und um dem russischen Publikum die Gewöhnung an das Wirthschaften und Rechnen in Goldrubeln zu erleichtern, wurde in den sogenannten Depositenquittungen ein neues auf Goldrubel lautendes und jeder Zeit in Gold einlösbares papierenes Geldzeichen geschaffen. Es ist selbstverständlich, daß dieser Plan nur dann von Erfolg gekrönt sein kann, wenn es gelingt, den Kurs des Papierrubels resp. das Agio des Goldrubels vollkommen stabil zu erhalten, m. a. W. wenn sich praktisch das erreichen läßt, was als gesetzliche Maßregel vorläufig nicht für angängig erachtet wird.

Bisher ist bekanntlich in Betreff der Einführung von Gold in den Verkehr ein Erfolg nicht zu verzeichnen gewesen und zwar, wie man annehmen darf, gerade deswegen, weil sich eine genügende Sicherheit hinsichtlich der zukünftigen Gestaltung des Goldpreises im Publikum noch nicht eingebürgert hatte — eine Thatsache, die darin eine gewisse Rechtfertigung findet, daß zum Schluß des Jahres 1895 doch wieder eine, wenn auch nur geringfügige Erhöhung des Goldagios vorgenommen wurde. Jedenfalls ist es eine Thatsache, daß die Depositenquittungen gar nicht und die Goldmünze wohl nur in ganz verschwindendem Maße ins Publikum gedrungen sind.

Dieser Umstand braucht jedoch nicht entmuthigend zu wirken: die Gewöhnung an ein neues Zahlungsmittel vollzieht sich selbstverständlich nur sehr langsam und vollends kann, wenn das neue Zahlungsmittel, wie es nach dem Plan des russischen Finanzministers der Fall ist, nur durch eine durch besonders lebhaften Geldbedarf hervorgerufene Lücke in der Cirkulation oder dank einer Bevorzugung gegenüber dem alten Geld — die aber erst noch geweckt werden muß! — in den Verkehr eindringen kann. Für das ganze Jahr 1896 ist bekanntlich der Goldkurs auf 150 Proz. festgesetzt worden, d. h. alle öffentlichen Kassen sind angewiesen, zu diesem Kurs Goldmünzen in Zahlung zu nehmen und die Reichsbank hat sich verpflichtet, nicht unter diesem Kurs Gold zu kaufen und zu verkaufen. Wenn es thatsächlich gelingt, diesen Satz während des ganzen Jahres 1896 und noch darüber hinaus aufrecht zu erhalten, so daß sich im Publikum allmählich eine wirkliche Sicherheit in Bezug auf den Goldkurs einbürgert, so darf man wohl annehmen, daß mit der Zeit größere Mengen von Gold in den inneren Verkehr eindringen werden, und die Gewöhnung an den Gebrauch von Hartgeld größere Fortschritte machen wird. Zu dieser Hoffnung berechtigen namentlich auch die jüngsten Erfahrungen mit dem vollwerthigen russischen Silbergeld. Seitdem nämlich die russische Regierung erklärt hat, daß sie ein Disagio des Silbers gegenüber dem Papier nicht zulassen wird und daß jede auf Papierrubel lautende Zahlung in Silber beglichen werden kann, ist in Bezug auf den Werth des Silberrubels eine solche völlige Sicherheit erzielt worden und seitdem bürgert sich auch das vollwerthige Silbergeld mit gutem Erfolge im Kleinverkehr ein. Selbstverständlich ist dem Silber auch fernerhin nur die Funktion einer Scheidemünze im inneren Landesverkehr vorbehalten.

Wie man sich die weiteren Etappen des großen Reformwerks und den Modus des Uebergangs zur reinen Metallwährung vorzustellen hat, namentlich über die Frage ob eine neue Münzeinheit eingeführt, oder ob der Goldrubel zur Münzeinheit erhoben werden wird, ob die definitive Einlösung der Noten zu dem gegenwärtigen Kurs von 150 Proz. oder zu einem anderen erfolgen wird — darüber läßt sich gegenwärtig noch nichts auch nur annähernd Zuverlässiges aussagen. Nur das scheint auch jetzt schon gewiß zu sein, daß der russischen Regierung bimetallistische Pläne und Neigungen vollkommen fern liegen. Gerade in diesen Wochen erscheint in der Zeitschrift des russischen Finanzministeriums eine Serie von allerdings rein theoretisch gehaltenen Artikeln über das Geld- und Währungsproblem. Es ist nun von Interesse zu konstatiren, daß diese Artikel nach einer eingehenden Prüfung der theoretischen und praktischen Argumente des Bimetallismus zu dem Resultat gelangen, daß diese Argumente nicht stichhaltig sind, mithin daß sowohl der internationale Bimetallismus, als auch die Doppelwährung auf nationaler Grundlage lediglich eine „ökonomische Verirrung“ bedeuten. Darin liegt allerdings keine Verpflichtung in Bezug auf die Ausgestaltung der zukünftigen russischen Währung; es ist aber immerhin eine bemerkenswerthe Thatsache, wenn diese Zeitschrift, die das unmittelbare Organ des Finanzministers ist, eine Lanze zu Gunsten des Goldmonometallismus bricht. Man darf daraus schließen, daß das in Rußland angestrebte Ziel eine reine Goldwährung ist, wobei allerdings im inneren Landesverkehr sowohl dem vollwerthigen Silber als auch den papierenen Geldsurrogaten ein weites Feld reservirt bleiben dürfte

St. Petersburg, im Januar 1896.

Theodor Buck.

Baron und Pastor.

Nach dem Leben.

Wir erhalten von einem zuverlässigen Gewährsmann, einem Freunde unseres Blattes, die folgende Zuschrift:

„Mein Vater war ein evangelischer Pfarrer in einem Dorfe Mitteldeutschlands. Die beiden kleinen Gemeinden, deren Seelsorger er war, bildeten kein Kirchspiel im engeren Sinne des Wortes. Die größere Gemeinde, in der er wohnte und von deren Pfarreigut er seine mäßige, nicht 2 100 Mark übersteigende Jahreseinnahme fast ausschließlich bezog, zählte 700—800 Seelen; die kleinere Gemeinde hatte kaum 400 Einwohner. Während nun die Pfarrei des Hauptdorfes von der staatlichen Kirchenbehörde besetzt wurde, war der Patron des kleineren Dorfes ein adliger Herr, der fast den ganzen Grundbesitz der Gemeinde sein eigen nannte. An sich war es nicht nöthig, daß beide Gemeinden Einen Pfarrer hatten. Die zweite, sogenannte Vikariatsgemeinde, hätte ebenso gut mit einer anderen benachbarten Pfarrei verbunden werden können, wenn sich ein Bewerber für sie gefunden hätte. Das war aber schon lange Zeit nicht der Fall gewesen. Denn diese an sich, mit Ausnahme des adligen Grundbesitzers, arme Gemeinde konnte ihrem Geistlichen nur dürftigst bezahlen. Mein Vater hatte von jedem Wege und jeder Amtshandlung, die er in der Vikariatsgemeinde zu verrichten hatte, eine Einnahme von nicht ganz einer Mark! Dafür mußte er sonntäglich ungefähr drei Viertelstunden zu Fuße über einen steilen, hohen Berg gehen, in der kalten Kirche predigen und wieder nach Hause eilen, um dort Gottesdienst zu halten. Die Haupteinnahme aus der Vikariatsgemeinde bestand in einem Viertel Weizen jährlich. Dazu kamen die sogenannten Accidenzien. Da die Gemeinde dieses Viertel Weizen mehrere Jahre weder in natura noch in Geld entrichtet hatte, mußte er die Gemeinde einmal verklagen, worauf ihm das Pfändungsrecht auf den Gemeindeheerdochsen zugesprochen wurde. Mit diesen Verhältnissen wohlbekannt, hatte mein Vater gar keine Neigung gehabt, das Vikariat zu übernehmen, als ihn die kirchliche Landesbehörde zum Geistlichen an der Hauptgemeinde ernannt hatte. Aber die Kirchenbehörde zwang ihn nun, sich bei dem Patron der kleineren Gemeinde um die erledigte Pfarrei auch dieser zu bewerben, weil sich eben

kein anderer Bewerber finden wollte. Die Ausbildung des Patronatsrechtes über sie war also eine rein illusorische.

Inhaber des Patronats war damals ein Landrath a. D., der einer weitverzweigten adlichen Familie angehörte und in der Regel in einer benachbarten Stadt, im Sommer auf seinem Schloß, von dem Ertrage mehrerer größerer, unverschuldeter Güter und nicht unbedeutender Forsten lebte. Er war ein wohlwollender, nicht adelsstolzer Mann, der froh war einen Pfarrer für seine Kirche zu finden, und darum, als der neue Geistliche sich um das sehr fragwürdige Benefizium bewarb, ihm dasselbe nicht nur sofort verlieh, sondern ihm auch aus eigener, beziehungsweise seines Försters, Bewegung zwei Klaftern Holz aus seinem Walde jährlich verwilligte. Ich glaube kaum, daß mein Vater den alten Herrn später noch einmal gesehen hat. Er starb bald darauf und sein einziger Sohn übernahm nun die Verwaltung seiner Güter, speziell das zu der Gemeinde gehörige, das pachtlos geworden war. Der alte Pächter, über dessen Lebensführung wenig erbauliche Gerüchte im Umlauf waren, hatte bis dahin das Gut schlecht und recht nach herkömmlicher Weise bewirthschaftet. Knechte und Mägde, Tagelöhner und Waldarbeiter waren mit dem kärglichen Lohne, vierzig bis sechszig Pfennige für den Tag, zufrieden gewesen, hatten sich aber für ihn auch nicht abzuarbeiten gebraucht und in ihren Säcken und Körben wohl gelegentlich auch Einiges mit nach Hause genommen, worüber keine Rechnung gelegt wurde. Es ging auf dem Gute, das ungefähr eine halbe Stunde von dem Dorfe getrennt lag, bei dem alten Amtmann in jeder Beziehung noch patriarchalisch zu. Das wurde ganz anders als der junge Baron die Verwaltung desselben in eigene Hand nahm. Alle Zügel der Bewirthschaftung wurden straffer angezogen, alle Mißbräuche so scharf als möglich entfernt, um den Reinertrag zu Gunsten des Besitzers zu steigern. Das machte sich in der Waldwirthschaft zunächst bemerklich. Bis dahin hatten die armen Frauen dürres, abgefallenes Holz aus dem Walde mit nach Hause nehmen dürfen, wenn sie ihren Männern zu Mittag das Essen auf das Gut gebracht hatten. Sie hatten wohl auch Gras auf den Waldwegen rupfen dürfen und Haidelbeeren, Erdbeeren und Himbeeren im Walde gebrochen. Das sollte nun aufhören; die armen Leute sich die Erlaubniß, Beeren zu suchen, durch einen Schein, der fünfzig Pfennig kostete, erkaufen. Der Baron, so hieß es, habe das in Mecklenburg, wo er bei einem Schwager zu Besuche gewesen, so gefunden. Jetzt ist diese Einrichtung ja in Preußen gesetzlich geworden. Das war sie damals aber noch nicht, und die Leute kümmerten sich nicht um den baronalen Befehl. Die Forstbeamten mußten nun aber die im Walde ergriffenen Uebelthäter zur Anzeige bringen, die Gerichte sprachen aber die lediglich Beeren sammelnden Kinder und Frauen von Strafe frei. Der Baron, der seinem alten, das Herkommen berücksichtigenden Förster nicht recht traute, übte deshalb die Forstpolizei selbst aus, trieb die Kinder, die er auf seinen Gängen im Walde antraf, höchst eigenhändig mit der Reitpeitsche aus dem Walde und zertrat den alten armen Weibern höchst eigenfüßig deren Körbe und Töpfe.

Gegen dieses Vorgehen des Barons hatte mein Vater natürlich nicht den geringsten Anhalt etwas einzuwenden. Denn der Baron besuchte die Kirche nicht, die Baronesse, eine wohlhabende und gutmüthige Bürgerliche, erschien nur zuweilen in ihr, wenn der Baron nicht zu Hause war, und gab an meinen Vater dann und wann heimlich nach einer Taufe oder sonst einem anderen erfreulichen Ereignisse ein Goldstück zur Vertheilung an die Ortsarmen. Denn der Baron durfte davon nichts erfahren. Kam es ihm doch nur auf Steigerung seines Vermögens an. Dazu sollte auch folgendes Mittel dienen. Bis dahin hatte der Gutshof mit dem benachbarten Arbeiterdorf eine Gemeinde gebildet, zu deren Ausgaben der Baron nach der Größe seiner Besitzung beitragen mußte. Um davon befreit zu werden, beantragte er, seinen Gutshof zu einer selbständigen Gemeinde zu erheben, was nach dem Stande der Gesetzgebung möglich war und ihm nicht abgeschlagen werden konnte. So geschah es denn auch; und der Baron ernannte nun seinen Förster zum Bürgermeister, den Inspektor oder Schafmeister zum Ausschußvorsteher u. s. w. Damit erreichte er ein Doppeltes. Er wurde von den Gemeindelasten seines Arbeiterdorfes frei, konnte die auf dem bisherigen Hofe nicht nur von Knechten gezeugten unehelichen Kinder nach dem Heimathsdorfe ihrer Mütter zu dessen ausschließlichen Kosten abschieben und ein eigenes Wirthschaftshaus auf seinem Hofe einrichten, in welchem er den selbst gebrannten Schnaps im Kleinen verschenken konnte. In dieser Schenke wurde nun den armen Tagelöhnern auf ihren Wochenlohn Kredit gegeben. Was die Folge hiervon war, läßt sich leicht vorstellen. Aber nicht genug hiermit! Bis dahin war der Wochenlohn an jedem Sonnabend Abend ausgezahlt worden. Der Baron sah hierin eine Beschränkung der Arbeitszeit. Er befahl also, die Tagelöhner sollten am Sonntag wiederkommen und ihren Lohn, d. h. den Rest desselben, der von ihrer Schnapsrechnung übrig geblieben war, abholen. Die armen Menschen hatten also nicht einmal mehr den Sonntag für sich. Kamen sie nun am Sonntag früh auf das Gut und wollten ihr Geld haben, so hieß es: Der Inspektor schläft noch; sie müßten warten. Was unterdessen anfangen? Man ließ sich ein halbes Kännchen (Schnaps) geben, und noch eins und noch eins. War dann endlich der Inspektor munter geworden und die Wirthshausrechnungen eingelaufen, dann hatten die Aermsten wohl einen schweren Kopf, aber für ihre Wochenarbeit leichte Taschen.

Mein Vater mußte diese baronale Volksbeglückung bald bemerken. Die angetrunkenen Tagelöhner kamen ihm, wenn er auf seinem Heimwege von dem Filialdorfe begriffen war, nicht selten schreiend und johlend entgegen. Im Sommer fand er sie auch eingeschlafen am Wege liegen. Dann kamen auch die Weiber der mit leerem Beutel Heimgekehrten weinend und heulend zu ihm und klagten, sie hätten nichts, wovon sie leben sollten, Schläge erhielten sie wohl auch noch dazu, wenn sie ihren betrunkenen Männern Vorwürfe machten. Mein Vater mußte natürlich gegen diesen von seinem Kirchenpatron verursachten Unfug etwas unternehmen. Zum Glücke war der Landrath des Kreises ein bürgerlicher Verwaltungsbeamter, der weder auf adlige Standesgenossen, noch auf gute Jagdkameraden Rücksicht zu nehmen hatte. An ihn wendete sich nun mein Vater, und der weltliche Beamte schritt sofort ein. Ob er dem Baron ein Schreiben zugehen ließ, indem er auf den Mißbrauch, der mit der Schankgerechtigkeit getrieben sei, hinwies, weiß ich nicht, er schickte aber den Sonntag früh einen Gensdarmen auf den Hof des Kirchenpatrons und ließ durch diesen alle weiteren Störungen der Sabbathsruhe verhindern. Die schlimmsten Folgen der baronalen Gemeindebildung hatten damit ein Ende gefunden.

Seitdem sind Jahrzehnte verstrichen und das Treiben des Barons ist meinen Augen entrückt worden. Kam ich einmal nach Hause, so erkundigte ich mich selbstverständlich nach ihm. Gutes habe ich dann wahrlich nicht von ihm vernommen, wohl aber gehört, daß er die Mehrzahl seiner Pächter durch Steigerung des Pachtzinses und manche Bedingungen in den Verträgen ruinirt habe. So bestand er z. B. darauf, daß die Pächter keinen Knecht auf längere Zeit als zwei Jahre behalten dürften, damit diese in den Gutsgemeinden des Barons keine Heimathsberechtigung erlangen könnten. Ob in die Pachtverträge auch die Bedingung aufgenommen war, daß das Pachtgeld stets in Gold zu zahlen sei, — eine Bedingung, die von bimetallistischen Gutsbesitzern thatsächlich nicht selten aufgestellt wird — erinnere ich mich nicht bestimmt gehört zu haben. Aber zuzutrauen war es dem Baron, der seine persönliche Stellung zu Geldtransaktionen benutzte, zu denen sich kein anständiger Geschäftsmann hergegeben hätte. Für diesen Baron war eben der Satz: Noblesse oblige ganz praktisch in den anderen: Noblesse oblige les autres verwandelt. —

Es würde ganz ungerechtfertigt sein, wollte man nur nach diesem Einen Baron alle seine Standesgenossen beurtheilen. Es hieße das in denselben Fehler verfallen, den so

viele Sterbliche begehen, die, wenn sie einmal eine unangenehme Bekanntschaft mit einem Pferdejuden gemacht haben, nun alle Bekenner des mosaischen Glaubens für Betrüger und Schufte erklären. Aber ich habe in meinem Leben doch manche Adlige kennen gelernt, die in ihren Grundanschauungen und Lebenspraktiken nicht allzuweit von dem Kirchenpatron meines Vaters abwichen. Der Unterschied zwischen ihrem Thun und dem Handeln von nicht ganz reinen Geschäftsleuten bestand nur darin, daß sie auch in diesen Dingen eine besondere „Herrenmoral" für sich beanspruchten. Das ist auch der letzte Grund, warum jetzt in der Presse, welche diesen Herren zu Gebote steht, in der leidenschaftlichsten Weise gegen die evangelischen Geistlichen Front gemacht wird, welche die sittlichen und sozialen Zustände eines großen Theiles unserer Landbevölkerung, die unter dem bestimmenden Einflusse der Großgrundbesitzer stehen, ans Licht zu ziehen begonnen haben und auf Besserung der Zustände unter der bäuerlichen Arbeiterbevölkerung drängten. Da heißt es plötzlich: Quieta non movere. So lange als die Christlich-Sozialen nur gegen wirkliche und vermeintliche Bedrückungen der städtischen Arbeiterbevölkerung durch Geldleute und Juden eiferten, da war Alles in Ordnung. Die Tyrannei des Großkapitals konnte von den orthodoxen Eiferern nicht drastisch genug geschildert und befehdet werden. Jetzt, wo idealistisch gesinnte jüngere Geistliche, die in dogmatischen Dingen den sittlichen Nothständen gegenüber hier und da etwas latitudinarisch zu denken scheinen, sich der Landbevölkerung anzunehmen begannen, wird gegen diese „Schwarmgeister" als die schlimmsten Frevler am Heiligthum und gefährlichsten Sozialisten gewettert — und die evangelischen Kirchenbehörden um Hilfe angerufen. Es war dem Schreiber dieser Zeilen gänzlich unbekannt, daß schon die Behauptung öffentlich aufgestellt worden war, daß der bekannte Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrathes gegen diese Geistlichen „auf den direkten Einfluß des konservativen Parteivorstandes zurückzuführen sei". Aber daß von irgend einer Seite auf diese kirchliche Behörde ein Druck ausgeübt worden sein mußte und dieser nur mit dem Vorgehen der jüngeren Geistlichen in Sachen der Landbevölkerung zusammenhänge, konnte einem Jeden schon die zeitliche Aufeinanderfolge der Vorgänge lehren. Wir können daher den Erlaß des Oberkirchenrathes in dieser seiner Tendenz im Interesse der evangelischen Kirche nur bedauern. Diese hat nicht allzuviele Bande mehr, die sie mit dem modernen Volksbewußtsein verbinden. Stellt ihre Leitung sie nun in den Dienst einer Partei, deren Gedanken nur auf die Wahrung ihrer weltlichen Interessen gerichtet sind, und in der Beispiele, wie der Kirchenpatron meines Vaters, nicht ganz vereinzelt dastehen, so werden auch diese bald gründlichst zerschnitten sein." . . .

. . . .

Paul Heyse's neuer Roman.

Wer möchte nicht der noch immer regen Schaffenslust des Dichters sich freuen, der, allgemach in die Reihen der „alten Herren" eingerückt, mit der Feder noch so frisch und fröhlich weiter fabulirt wie in der Mittagszeit seiner nun schon über ein Menschenalter währenden Thätigkeit? Daß Paul Heyse darin sich gleich geblieben und namentlich in der Kunst des Erzählens von dem ersten Bande seiner Novellen an bis zu dem im vorigen Jahre erschienenen, womit deren Zahl auf hundert gelangt war, sich in der gleichen Meisterschaft bewährt hat, gehört zu seiner Eigenart. Nicht wie bei so vielen anderen hat sein dichterisches Wirken die wechselvollen Phasen von einer schüchternen Anfängerschaft bis zu einer unter schwerem Ringen erworbenen Herrschaft über Stil und Stoff durchlaufen; in der Fülle und Verschiedenartigkeit des Gebotenen hat es sich entwickelt, ohne daß die darauf verwandte Mühe anders als in der Sorgfalt der Ausführung, in der umsichtigen Wahl der Probleme und in der Mannigfaltigkeit der Behandlungsweise kenntlich wäre. Ueber alle Hauptgebiete der Dichtung hat er seine Thätigkeit ausgedehnt, und daß er nicht überall den gleichen Erfolg wie auf dem der Erzählung gehabt und auch darin, einstweilen wenigstens, die Novellen seinen Romanen vorgezogen werden, entscheidet nichts über die Bedeutung dieser Leistungen. Vielleicht daß seine Begabung, sei es von Natur oder auf Grund andauernden Verweilens innerhalb der betreffenden Dichtungsart, vortheilhafter in einem engeren Rahmen als in der Breite des mehrbändigen Romans zur Geltung kommt; jedenfalls bietet ihr der einbändige Roman ein dankbares Feld, auf dem sie sich aufs beste bewährt hat. Sein vor acht Jahren erschienener „Roman der Stiftsdame" gehört zweifellos dem Vollendetsten an, nicht nur was wir seiner Feder, sondern der erzählenden Dichtung der Gegenwart überhaupt zu verdanken haben. Als solches überragt es auch weit den hierauf erschienenen dreibändigen „Merlin", dem nun wiederum der einbändige Roman „Ueber allen Gipfeln"*) gefolgt ist und innerhalb nicht voll zwei Monaten es bereits auf sieben Auflagen gebracht hat.

Technisch stellt sich diese neue Schöpfung dem Roman der Stiftsdame durchaus an die Seite. Es ist alles aus einem Guß, das Ganze übersichtlich und klar, in knapper Geschlossenheit, räumlich konzentrirt, auf einen vortheilhaft abgemessenen Zeitverlauf eingeschränkt, eine reichliche aber nicht unnöthig große Zahl von Personen vorführend, alle in bestimmte gegenseitige Beziehungen gebracht und ihre Charaktere vorwiegend in Thaten, weniger in Reden dem Leser veranschaulichend. Während aber „die Stiftsdame" ein völlig abgeschlossenes Lebensschicksal entwickelt, handelt der neue Roman von dem Wiederfinden zweier Herzen nach mehrjähriger Trennung, deren vielfache Ein- und Nachwirkungen es zu überwinden gilt. Dem Charakter des jedesmaligen Gegenstandes entsprechend sind Ton und Darstellung in beiden Romanen durchaus verschieden. Ernst und tief, schwer und düster entfaltet sich das tragische Geschick der Stiftsdame, jedoch in einer friedlichen Aussöhnung mit des Lebens Weh und Pein ausklingend, wie solche ein edles Gemüth zu erringen vermag. Die Erzählung von den beiden für einander bestimmten Herzen dagegen, die nur durch äußere Verhältnisse und Umstände einander zu verfehlen bedroht sind, verläuft heiter und fröhlich, auch bei den noch obwaltenden Hindernissen nur jene Spannung erzeugend, die die lebensfreudige Stimmung des Ganzen und dessen graziöse und einnehmende Behandlung nur erhöht und belebt.

Lediglich dieses rein künstlerischen Zweckes wegen knüpft die Darstellung auch an die neuerlich in Umlauf gesetzte Doktrin der „jenseit von gut und böse" allein erreichbaren Lebensbefriedigung an. Dem Evangelium von dem zum vollen Lebensgenuß eigens geschaffenen und allein berechtigten Uebermenschen steht der Dichter entschieden unsympathisch gegenüber. Schon die Art und Weise, wie er sich mit dieser vermeintlich neuen Weisheit auseinandersetzt, müßte sein Buch vor dem Mißverständniß schützen, als bilde diese Doktrin das Thema. Als Dichter ist er unbeirrt von solcher Anschauung, die doch wahrlich nicht durch ihre sehr fragliche Neuheit, sondern nur als Ausdruck brutalen Kraftbewußtseins und heutiger Unzufriedenheit mit den herrschenden Daseinsformen einen ziemlich weitreichenden aber doch schon im Schwinden begriffenen Modeerfolg gefunden; Heyse weist auf diejenige Lebenserscheinung hin, worin die meisten Menschen von jeher „jenseit von gut und böse" es sich, wenn auch nur vorübergehend, haben wohl sein lassen, sobald die Leidenschaft sie über die Grenzen des sittlich Geforderten hinwegtrieb, wobei ihr Thun und Verhalten ungerügt, oder doch wenigstens ungestraft hat hingehen dürfen.

*) Wie alle Werke Paul Heyse's bei W. Hertz in Berlin verlegt.

Nichts lag ihm ferner als einen jener Titanen zu schildern, die aus eigener Machtvollkommenheit sich über „gut und böse“ hinwegsetzend einen Kampf mit den waltenden Lebensmächten der Alltäglichkeit aufnehmen und ihr Wollen durchsetzen, schließlich dem Verhängniß erliegend, dem kein Einzelwesen in seinem Gegensatz zur Gesammtwirklichkeit entgeht. In voller Kraft und Echtheit hat nur die Renaissancezeit solche Charaktere gezeitigt; was aber in der gleichen Richtung nachträglich zum Vorschein gekommen, sind doch nur Typen einer größeren oder geringeren Eigensucht, wie sie allerdings zur Geltung gelangen, soweit die Mitmenschen sich die jeweiligen Anmaßungen gefallen lassen. Eine derartige Figur und ihr richtiges Gegenspiel stellt der Roman in einem alten Staatsminister und dessen Seitensprößling einander gegenüber; ein allerdings etwas konventioneller Romanbestandtheil, den man vielleicht wegwünschen würde, wenn er vorliegenden Falls nicht wesentlich zur vollen Ausgestaltung des Stoffes und namentlich zur Veranschaulichung der Lehre von den angeblichen Vorzügen des Uebermenschen gehörte. Aber auch bei jenem Mann bildet das Hinwegschreiten „jenseit von gut und böse“ nicht einen durchgehenden Charakterzug, sondern nur ein wissentliches Straucheln, neben dem er ein sittlich anerkennenswerthes Wirken bethätigt. Im Verlauf des Romanes selbst bietet sich die Gelegenheit zu einer „jenseit von gut und böse“ erreichbaren Lebenswonne als augenblickliche Versuchung dem Helden der Erzählung dar, doch wird es ihm erspart derselben zu erliegen. Und daß es so kommt, sichert ihm das Interesse, das ihm während der ganzen Darstellung zugewandt bleibt.

Er tritt vor uns als eine durch mannigfache Erfahrungen gefestigte weltgewandte Gestalt, die jedoch in einem Punkte noch nicht die Herrschaft über das eigene Selbst erworben: seinem Herzen steht er rathlos gegenüber, und wie es ihm dabei ergeht, bis er auch hierin das volle Gleichgewicht seines Charakters gewonnen, darin besteht die reizvolle Handlung des Romans. In einer kleinen fürstlichen Residenz geboren, die er schon als verwaister Knabe verlassen, kommt er, inzwischen am Auswärtigen Amte in Preußen angestellt und von da aus an dessen Gesandtschaften bei verschiedenen fremden Höfen beschäftigt, in die alte Heimath zurück, um die Hand einer begabten Malerin zu werben, die er bei einem früheren Besuch der Geburtsstadt kennen und lieben gelernt. Was sie ihm damals geworden, hat er, selbst einer noch unsicheren Zukunft entgegen gehend, ihr in echt idealistischer Gewissenhaftigkeit nicht zu gestehen gewagt, obwohl er des süßen Glaubens war, auch sie müsse ihm gut sein. Sieben volle Jahre hat er sich mit dem Gedanken getragen, er werde nach Hause kommend das Wesen, das er über Alles liebe, ihm liebevoll entgegen kommen sehen; ohne daß sie ein Wort zu sprechen brauche, würden sie einander um den Hals fallen und lachend und weinend ausrufen: Endlich? In edler Herzenseinfalt bewahrt er die Treue durch all die Trennung hindurch und glaubt zuversichtlich, weil er sie nicht vergessen könne, müsse es ihr ebenso ergehen. Ueberboten wird diese naive Hingabe durch das seltsame und auch verwunderliche Opfer, das er bringen zu müssen sich eingeredet: in der Zwischenzeit keine Zeile an sie zu richten, so lange seine Stellung ihm nicht gestattet, ein anderes Menschenschicksal an das seine zu knüpfen. Als die Verhältnisse sich in erwünschter Weise gestattet und er dem Herzen die langversagte Befriedigung zu gewähren sich anschickt, findet er daheim anscheinend eine durchaus unerwartete Wendung der Dinge. Statt der erhofften Verständigung im Augenblicke des Wiedersehens treten ihm Beziehungen entgegen, wie solche im Verlauf der Trennungsjahre der Geliebten gegenüber sich angesponnen. Er glaubt durch seine schüchterne Zurückhaltung alles verspielt zu haben und ergibt sich nun der einen thörichten Versuchung nach der andern, um sein erschüttertes Herz zu betäuben. Im Begriff, auf eine ihm angebotene Vernunftpartie einzugehen, die ihn zu einer glänzenden Stellung in der Heimath verhelfen soll, reizt er die Geliebte zur Annahme eines ihr von einem braven Manne gemachten Heirathsantrages, worauf er, seine Sache verloren gebend, sich in ein verzweifeltes Liebesabenteuer „jenseits von gut und böse“ einläßt, das jedoch, durch die unverhoffte Dazwischenkunft seiner Herzensauserkorenen, nicht über die ersten Anfänge hinauskommt. Nach diesem vielleicht etwas gewagt aufgebauten Konflikt erst kommt es zwischen den Beiden zur Verständigung, und nachdem er erfahren, daß seine Voraussetzung hinsichtlich ihrer Gefühle für ihn keine irrige gewesen, gelangt er in den Vollbesitz seines Herzens und weiß, von seiner Weltklugheit unterstützt, die noch obwaltenden Hindernisse zu beseitigen und endlich das volle Vertrauen der Geliebten und damit ihre Hand fürs Leben zu gewinnen.

Da das Hauptgewicht der Dichtung auf Seiten des Helden und seines Herzens Irren und Wirren liegt, nimmt der Gegenstand seiner Liebe in der Darstellung eine dementsprechende Nebenstellung ein, allemal jedoch als die herrliche, edle Gestalt kenntlich, für die man seine Anhänglichkeit vollauf begreift. Wo sie hervortritt, zeigt sie sich, wie es ein stiller Beobachter unter den Seitenfiguren des Romans treffend bezeichnet, als wahrhafte Natur und darum so ungewöhnlich liebenswürdig, weil sie sich niemals die geringste Mühe gibt es zu sein und in jedem Augenblick sich selber treu bleibt. Das auch ist es, was sie ihrem Bewerber so überaus anziehend macht.

„Nie bin ich einem Weibe begegnet, das so vornehm eigenherrlich auf sich beruht, über all den jämmerlichen Tand und Quark, der das schwache Geschlecht regiert, völlig erhaben und dabei doch in jeder Faser durchhaucht von süßer, echter, himmlischer Weiblichkeit.“

Als solche erkennt man sie auch in der Wirkung auf ihre ganze Umgebung: als Leiterin einer kleinen Malschule für junge Mädchen, als Freundin einer ihr herzlich zugethanen Sängerin, und in der zartsinnigen Weise, wie sie die Bewerbung eines rechtschaffenen jungen Gelehrten aufnimmt, der ihr vor der Wiederkehr der Jugendfreundes nahe getreten; aber nicht minder auch bewährt sie sich als solche in der anfänglichen Zurückhaltung ihm selber gegenüber und ebenso in der durch momentane Eifersucht veranlaßten Abkehr von ihm, sowie in ihrem ganzen Verhalten, nachdem sie ihn auf seiner äußersten Verirrung betroffen, bis sie, von seiner danach bewährten, demüthig ausharrenden Treue überzeugt, ihm und sich selbst das Glück erwirkt, welches zu genießen sie für einander bestimmt sind.

Getragen und belebt wird die Entwicklung dieses Grundthemas durch die geschickt geführte Mitwirkung einer Reihe interessanter Typen, an denen die erfinderische Hand des Dichters die mannigfaltigsten Proben ihrer Meisterschaft ablegt. Vor Allem gilt dies von dem Freundespaar der beiden Hauptfiguren, der schon vorhin erwähnten Sängerin, die als geborene Mainzerin mit dem allerliebsten Lokaldialekt jenes leichtblütigen Stammes vorgeführt wird, und dem Schul- und Jugendgenossen des Helden, der mit seinem nimmer verzagenden Idealismus und seiner liebenswürdigen Herzenseinfalt die Unrechtmäßigkeit seiner „jenseits von gut und böse“ erfolgten Geburt, wenn sie gut gemacht werden muß, reichlich gut macht. Anziehend ist ebenfalls die von dieser Situation her der Erzählung einverwebte alte Exzellenz, die dem Geschicke des Helden eine andere Wendung als die von ihm selbst erhoffte geben möchte und zu diesem Behuf auch die Gelegenheit zu einer „jenseits von gut und böse“ führenden Versuchung desselben vermittelt. Es geschieht dies durch seine Annäherung an einen der wunderbarsten weiblichen Charaktere der Dichtung, einer aus dem Südosten Europas stammenden Fürstentochter, die als Gattin eines deutschen Kleinfürsten nicht die von dieser Stellung erhoffte Befriedigung gefunden, so rücksichtsvoll und ehrbar sie auch von ihrem mit einem Herzleiden behafteten Gemahl, einer gleichfalls überaus gelungenen Gestalt der Erzählung, alle Zeit behandelt worden An diese scharf und lebendig bezeichnete Figuren schließt sich noch eine Schaar anderer, theils durchgehend, theils episodisch auftretend, die dem Ganzen den Zauber wechselvoller Wirklichkeit verleihen.

Und woher der Titel des Buches? — Er hat nicht sinnreicher und treffender gewählt werden können. Zunächst

bezieht er sich auf die Behausung der Malerin in einem Flügel des fürstlichen Schlosses, dessen oberster Stock sich über die hochragenden Wipfel der Parkbäume erhebt. Dort hat der Held sie kennen lernen und dorthin treibt es ihn zurück aus dem Glanz und Gewoge seiner ihn emportragenden diplomatischen Karrière. Nachdem diese ihm die zur Gründung eines eigenen Heims nöthigen Vortheile gebracht, eilt er hin, das „über allen Gipfeln" wohnende Mädchen zu erwerben, wie sie für ihn über alle andern Frauen hinwegragt. Symbolisch hat es auch Bezug auf die „jenseits von gut und böse" führenden Abwege, die er zu betreten Gefahr läuft, als er auf den erhofften Besitz der Geliebten verzichten zu müssen glaubt; und ebenso bleibt sie, die ihm doch über Alles geht, als seine Retterin wie auch durch ihr ganzes ferneres Verhalten, der Inbegriff alles dessen, was ihm den Lebenswerth ausmacht. Von seiner früheren Laufbahn auf die Höhen der herrschenden Gesellschaftsschichten hingewiesen, findet er im Leben an ihrer Seite die Stätte, wo ihm „Ueber allen Gipfeln" von dem Treiben und Gewoge der Welt das wahre Menschenglück sicher ist.

Wilhelm Bolin.

Das Photographiren in natürlichen Farben.

Das Bestreben, unsere einfarbigen photographischen Bilder durch solche zu ersetzen, welche die bunte Welt in ihren natürlichen Farben wiedergeben, hat in letzter Zeit bemerkenswerthe Erfolge gezeitigt, wenn man auch von der vollkommenen, unmittelbaren Wiedergabe der Natur noch weit entfernt ist.

Zwei prinzipiell verschiedene Wege sind zur Erreichung dieses Zieles beschritten worden. Im Augenblick steht das sogenannte „Dreifarbenverfahren" im Vordergrunde des Interesses, und von ihm soll weiter unten ausführlicher die Rede sein. Das andere, das sogenannte „Interferenzverfahren" von Lippmann in Paris, so interessant die Methode ist, und so Bemerkenswerthes auch schon damit erreicht wurde, leidet an verschiedenen Uebelständen. Erstens beträgt die Expositionsdauer etwa eine Stunde! ferner ist eine Vervielfältigung der Bilder nicht möglich, und schließlich sind die Farben dem Beschauer nur unter einem bestimmten Winkel, und dann nur schwierig, sichtbar.

Bei dieser Methode handelt es sich um Farben, wie sie durch sogenannte Interferenz der Lichtstrahlen entstehen.*) Die lichtempfindliche Schicht der eigenartig präparirten photographischen Platten ruht unmittelbar auf einem dünnen Quecksilberspiegel. Von ihm werden die einfallenden Lichtstrahlen durch die photographische Schicht hindurch zurückgeworfen. Die reflektirten Lichtstrahlen erzeugen dann zusammen mit den einfallenden Lichtwellen innerhalb der lichtempfindlichen Schicht Interferenzfarben, welche den natürlichen Farben des Objektes entsprechen.

Später wurde das Interferenzverfahren noch vereinfacht. Der Quecksilberspiegel wurde beseitigt, da sich die innere Glaswand als ausreichend zur Reflektion der Lichtstrahlen erwies. Die Namen Lumière, Neuhauß, Valenta sind mit der weiteren Verbesserung und Ausbildung des Interferenzverfahrens eng verknüpft. Immerhin haben aus den angeführten Gründen die Interferenz-Photogramme bisher kaum eine praktische Bedeutung erzielen können.

Anders das bereits erwähnte, von dem Interferenzverfahren vollkommen verschiedene Dreifarbenverfahren, welches, wenn nicht alles trügt, berufen scheint, in der einen oder anderen Ausführungsform Gemeingut der photographirenden Menschheit — und wer gehörte heutzutage nicht mehr oder weniger unter diese Schaar — zu werden.

Um das Prinzip des Verfahrens zu verdeutlichen, ist es zweckmäßig, kurz an die theoretische Vorstellung zu erinnern, welche man sich von dem Zustandekommen der Farbenempfindung im Auge macht. Die Netzhaut des Auges reagirt auf diejenigen Aetherschwingungen, welche innerhalb der Grenzen von etwa 480 Billionen bis 760 Billionen Schwingungen in der Sekunde liegen, mit anderen Worten auf das ganze Spektrum von roth bis violet. Diese Reaktion wird durch die Sehnerven zum Gehirn fortgeleitet, und bewirkt dort die Empfindung von Licht und Farbe. Für alle, jenseits der angegebenen Grenzen liegenden Aetherschwingungen ist die Netzhaut, oder genauer gesagt, ihre lichtempfindlichen Theile — man nennt sie Stäbchen und Zapfen — unempfänglich. Nach der herrschenden Young-Helmholtz'schen Theorie bestehen nun in der Netzhaut drei verschiedene Elemente, entsprechend den drei Grundfarben roth, grün, violet. Jeder dieser spezifischen Endapparate der Sehnervenfasern wird nur durch die Farbe erregt, für welche er sozusagen eingestellt ist: die für roth empfindlichen Elemente nur durch rothe, die für grün empfindlichen nur durch grüne, und die für violet empfindlichen nur durch violette Strahlen. In der Natur handelt es sich gewöhnlich nicht um homogenes, einfarbiges Licht, sondern um Mischfarben, d. h. um solche, deren Aetherschwingungen mindestens zwei Arten der Netzhautelemente erregen, und dadurch den Eindruck einer bestimmten Nuance hervorrufen. — Und so wären es denn diese drei Elemente allein, welche die unendliche Mannigfaltigkeit der Farben unserem Bewußtsein vermitteln.

In die Praxis übersetzt, bedeutet diese Theorie, daß die drei Grundfarben roth, grün, violet genügen, um sämmtliche Farben des Spektrum aus ihnen zu bilden. Das Experiment hat dies seit langem bestätigt, denn thatsächlich kann man aus verschiedenen Mischungsverhältnissen der drei Grundfarben jede andere Farbe erzeugen, und sie auch zu weiß, d. h. zu der Summe aller Spektralfarben vereinigen. Die Erfahrung hat weiter gelehrt, daß man sich nicht gerade an grün, roth, violett halten muß, sondern daß auch andere Farben — vorausgesetzt nur, daß sie gemischt weiß ergeben — als Grundfarben verwendet werden können. Meistens benutzt man roth, blau und gelb.

Anfangs der 70er Jahre hatte bereits H. W. Vogel Versuche angestellt mit „Sensibilisatoren". So nannte er gewisse chemische Substanzen, wie Cyanin Eosin, Naphtalinroth 2c., welche er den lichtempfindlichen Silbersalzen beimischte, um sie für eine bestimmte Farbe und zwar nur für diese empfindlich zu machen. Durch Einschaltung gefärbter Gläser zwischen Objekt und photographischer Platte konnte er noch die „Lichtfiltration", d. h. die Absorption gewisser Strahlen verstärken.

Ducos du Hauron in Paris und Albert in München verwertheten 1877 das Vogel'sche Prinzip zuerst praktisch, indem sie gesonderte Aufnahmen desselben Objekts mit je einer roth bezw. gelb empfindlichen und blau empfindlichen Platte machten, und die Negative nach Art des chromolithographischen Verfahrens zur Herstellung von Lichtdruckplatten benutzten. Die mit entsprechenden Farben eingeriebenen Druckplatten wurden auf ein und dasselbe Blatt übereinander gedruckt, und ergaben ein farbiges Bild, das allerdings wegen der ziemlich willkürlich gewählten Nuancen nur annähernd natürlich, erschien.

Einen bedeutenden Fortschritt stellte das photographische Verfahren dar, welches 1885 Vogel in Gemeinschaft mit Ullrich unter dem Namen „Naturfarbendruck" der Oeffentlichkeit übergab. Jede der drei, vom Negativ erhaltenen Druckplatten wurde mit einer Druckfarbe versehen, welche dem, für die Aufnahmeplatte benutzten optischen Sensibilisator spektroskopisch entsprach. Diese verschiedenfarbigen — gelben, rothen, blauen — Druckplatten wurden übereinander gedruckt,

*) Solche Interferenzfarben sieht man bekanntlich an sehr dünnen Schichten, wie bei Seifenblasen, bethauten Fensterscheiben, an der Perlmutter u. s. w.

und das Kombinationsbild erschien dann in den natürlichen Farben.

Der Amerikaner Joes benutzte zum ersten Mal das Dreifarbenverfahren zur Herstellung von Projektionsbildern. Er machte ebenfalls drei Aufnahmen mit verschiedenen, den Grundfarben entsprechend sensibilisirten Platten. Nach diesen drei Negativen, welche also je nur einen bestimmten Theil des Objekts als graues Bild enthielten, machte er drei Diapositive, und projizirte jetzt alle drei Bilder gleichzeitig, aber jedes mit einer, seiner Grundfarbe entsprechend gefärbten Laterne auf dieselbe Stelle des Schirms, wo sie sich zu einem Bilde in natürlichen Farben vereinigten.

Großes Aufsehen erregten die vor Kurzem bekannt gewordenen naturfarbigen Bilder von Jolly in Dublin. Auch hier handelt es sich um Bilder, welche bei durchscheinendem Lichte in überraschender Weise die Farben des Originals zeigen. Jolly macht nicht drei Aufnahmen von demselben Objekt, sondern überhaupt nur eine Aufnahme. Er setzt dabei in die Camera unmittelbar vor die geeignet präparirte Platte einen „Farbenschirm", d. h. eine Glasplatte, auf welcher sehr eng neben einander abwechselnd rothe, grüne und blaue, durchsichtige, $^1/_3$ Millimeter breite Farbenstreifen parallel zu einander gezogen sind. Von dem Negativ, welches außer dem Bilde des Objekts die feinen Farbenstreifen als dunkle Striche aufweist, wird ein Diapositiv angefertigt. Stellt man jetzt vor das Diapositiv wieder den selben, bei der Aufnahme benutzten Farbenschirm, so erblickt man bei durchfallendem Licht das naturfarbige Bild.

Der etwas komplizirte Vorgang begreift sich leichter, wenn man sich ihn zunächst nur für eine Farbe, z. B. für die rothe, klar macht: Die von dem Objekt ausgehenden rothen Strahlen werden nur von den rothen Streifen des Farbenschirms durchgelassen, während die grünen und blauen Strahlen nicht passiren und daher auch nicht zu den dahinter befindlichen Stellen der photographischen Platte gelangen können. Während die hinter roth befindlichen Stellen der Platte also belichtet werden, wird bei den, von grünen und blauen Streifen bedeckten Schichten von dem rothen Licht keine photographische Wirkung ausgeübt. Die letzteren Stellen bleiben also im Negativ weiß, und erscheinen demnach im Positiv dunkel. Es wird also auch bei der Reproduktion, wenn wiederum der Farbenschirm genau an derselben Stelle vor dem Diapositiv steht, wo er sich vorher bei der Aufnahme vor dem Negativ befand, nur durch die hellgebliebenen Stellen rothes Licht, d. h. diejenige Farbe hindurchgehen, welche das Original gerade an die entsprechende Stelle gesandt hat. Dasselbe gilt für die anderen Farben. Und da die verschiedenen Farben zusammentreffen und sich mischen, wobei jede wieder ihre richtige Stelle findet, erhält man bei durchscheinendem Licht ein Bild in den Farben des Objekts. Die Methode ist nicht nur originell, sondern auch einfach, da zur Erreichung eines Bildes in natürlichen Farben außer den gewohnten Materialien nur der erwähnte Farbenschirm erforderlich ist.

Ein ganz neues Verfahren, das von Selle in Brandenburg, ist gerade in den letzten Tagen Gegenstand allgemeinen Interesses geworden. Im Gegensatz zu Jolly greift Selle wieder auf das Vogel'sche Dreiplattenprinzip zurück. Er macht die erste Platte durch Eosin gelb empfindlich, die zweite durch Cyanin roth empfindlich, während er für die Blauplatte nur eine gewöhnliche photographische Platte benutzt, da eine solche auch ohne besondere Sensibilisirung blauempfindlich ist. Seine Diapositive sind nun nicht auf Glas, sondern auf durchsichtige photographische Häutchen aus Chromgelatine kopirt, welche an den Stellen, wo sie vom Licht getroffen werden, die Fähigkeit erlangen, Farbstoffe aufzunehmen. Nach geschehener Belichtung taucht er die Häutchen in, den Grundfarben entsprechende, Anilinfarbenlösungen. Dann befestigt er die gefärbten durchsichtigen Häutchen auf einer Glastafel so über einander, daß sie sich ganz genau decken, und vereinigt die drei verschiedenfarbigen Bilder zu einem Bilde, welches bei durchfallendem Licht das Original in den natürlichen Farben wiedergibt.

Die bis jetzt nach diesem Verfahren ausgeführten Bilder überraschen durch ihre Naturwahrheit, besonders die Schmetterlings- und Käferbilder. Hier fehlt nicht einmal der eigenthümliche schillernde Glanz der Flügeldecken!

Man hat dem Selle'schen, wie auch dem Jolly'schen Verfahren entgegen gehalten, daß es sich schließlich doch immer um Diapositive handele, welche eben nur als Projektionsbilder oder nach Art der Diaphanien Verwendung finden könnten. Selle ist indessen einen Schritt weiter gegangen, und hat angefangen aufgezogene Bilder in Naturfarben herzustellen, dadurch, daß er die drei gefärbten durchsichtigen Gelatinehäutchen auf weißem Karton übereinander befestigt. Offenbar bewirkt auch hier durchscheinendes Licht den farbigen Eindruck, indem die, von dem weißen Untergrunde durch die farbigen Schichten reflektirten Strahlen zum Auge gelangen. Bisher beschränkten sich die Aufnahmen von Selle auf leblose Gegenstände, Landschaften &c. Porträtaufnahmen sind wegen der langen Expositionszeit der roth-empfindlichen Platte noch nicht gut ausführbar. Versuche, die von Selle nach dieser Richtung angestellt sind, erforderten bei allerdings nicht sehr günstiger Beleuchtung 90 Sekunden. So lange hält aber ein moderner, an Momentaufnahmen gewöhnter Mensch nicht still. Durch Auffindung eines empfindlicheren Sensibilisators für roth hofft Selle diesem Uebelstande bald abzuhelfen. Dann aber dürften wohl unsere jetzigen blutleeren Konterfeis zu den überwundenen Dingen gehören und dahin wandern, wo die Werke des seligen Daguerre seit langem in Frieden ruhen.

Hugo Michaelis.

Wilhelm Junker. Lebensbild eines Afrikaforschers von Ludwig Hevesi. Berlin. 1896. Weidmann'sche Buchhandlung.

Die größte Ueberraschung, die uns dies gewinnende Büchlein bereitet, ist der Name des Autors. Der feine Feuilletonist, meines Erachtens zur Stunde der kundigste Wiener Kunstkritiker, war uns schon lang auch als Memoirenschreiber lieb. Nun und nimmer hätten wir ihm aber eine mit solcher mustergültiger Einfachheit und Klarheit vorgetragene Geschichte eines Mannes der Naturwissenschaft zugetraut. Wohl hat Hevesi alle Familienpapiere (darunter die sehr anziehenden, sehr anziehend ausgeschöpften Familienpapiere von Junker's Vater, einem deutschrussischen Großkaufmann), Briefe, Reisetagebücher u. s. w. benutzen dürfen: das Beste hat doch seine Freundestreue aus Eigenem hinzugefügt. Junker's Wesen und Werke, seine deutschen und schweizerischen Jugend- und Kinderjahre; die Reisen nach Island und Tunis; die Beziehungen zu Emin und Gordon; seine Leistungen als Forscher und Reisender; seine Art als Privatmann; all das ist mit gleicher Liebe und Kraft behandelt. „Er war einer der seltenen Menschen, denen man auf den ersten Blick vertraut, man weiß nicht warum." (S. 179 ff.). Der Vergleich zwischen deutschen und amerikanischen Afrikafahrern als Grundmotiv einer weitgreifenden Individualisirung (147 ff.), an dessen Ergebniß Junker als Gegenfüßler Stanley's nach Charakter, Motiven, Zielen und Erfolgen hingestellt wird: das und anderes will eingehend bei Hevesi selbst nachgelesen werden. Es ist das rechte Buch über einen rechten Mann, gediegen, ohne bunten Glanz, ein kongeniales Denkmal.

—m.

Briefkasten der Expedition.

Bremen. Unter dem 12. Februar erhielten wir 15 Mark als Jahresabonnement auf die „Nation" eingesandt; doch fehlt auf dem Postabschnitt der Name des Absenders, um den wir freundlichst bitten.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 21. Berlin, den 22. Februar 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der Bund der Landwirthe hat seine Generalversammlung im Cirkus Busch abgehalten; sie ist in der Nähe der Pferdeställe sehr harmonisch verlaufen. Ueber den Inhalt der Reden braucht man nicht viel zu sagen; sie hatten keinen weiteren Inhalt, als daß die Sprecher alles von Neuem sagten, was sie seit einigen Jahren gesagt hatten und alles wieder verlangten, was sie bisher verlangt hatten. Sie halten am Antrag Kanitz fest und an der Doppelwährung, und sie wollen so gütig sein, auch durch „kleine Mittel" sich helfen zu lassen. Die kleinen Mittel auszudenken, überlassen sie anderen Köpfen. Man schimpfte überdies auf die Börse, auf die Regierung und auf die Juden; und das war sogar die Hauptsache, das Schimpfen nämlich. Einer der Redner stellte endlich die bescheidene Behauptung auf, daß die Vertreter der dort zum Besten gegebenen Anschauungen mit der Bildung des ganzen Jahrhunderts bewaffnet seien. Dieser Bewaffnung hatte man zweifellos sich spätestens in der Garderobe des Cirkus Busch entledigt in der Ueberzeugung, daß auch naturwüchsige Ursprünglichkeit für die in diesem Falle gestellte Aufgabe hinlänglich ausreiche.

Einige charakteristische Einzelheiten genügen vollständig, um eine klare Vorstellung von dem individuellen Geist zu erlangen, der sich im Cirkus Busch bethätigt hat. Es ist bekannt, daß dem Kaiser das Wort in den Mund gelegt wird, der Antrag Kanitz sei unannehmbar, denn er ziele darauf ab, „Brotwucher" zu treiben. Gegen diese Wendung vom „Brotwucher" richtete einer der Edelsten der Nation, Herr von Plötz, seine Pfeile; er hielt das Wort jener Versammlung „königstreuer Männer" wie ein rothes Tuch vor, um ihre Entrüstung zu entfachen, und die Anwesenden bethätigten sich als „Stützen von Thron und Altar" dadurch, daß sie „Pfui", „Pfui" brüllten. Dies Pfui richtete sich nach der einen Weltgegend. Von den Ministern sagte ein anderer der Edelsten der Nation, Herr von Diest-Daber: „Die Minister können uns sonst was." Soweit der stenographische Bericht; er verzeichnet es erklärlicher Weise nicht, ob diese Worte von einer Pantomime begleitet gewesen sind, etwa eine von der Art, wie sie in der Bühnenanweisung zum Faust nachzulesen wäre: Mephisto macht eine unanständige Bewegung. Ein Dritter endlich, es war ein Zuhörer, und ob auch er ein Edelster der Nation war, steht nicht fest, schrie „Schweinehund", als der Name des Grafen Caprivi in einer Rede erwähnt wurde.

„Pfui, pfui" bei der Erwähnung des Ausspruches vom „Brotwucher"; für die jetzigen Minister ein „Sie können uns sonst was", und für den geschiedenen Reichskanzler ein „Schweinehund"; — in dieser harmonischen und freundlichen Weise brachten die Männer vom Bunde der Landwirthe ihre Anschauungen, ihre Ueberzeugungen und Empfindungen zum Ausdruck.

In all diesen Punkten unterscheidet sich die neueste Versammlung durchaus nicht von ihren Vorgängerinnen: sie reiht sich folgerichtig an die bisherigen Leistungen des Bundes der Landwirthe an; nur in einer Beziehung scheint uns eine gewisse Entartung bereits eingetreten zu sein. Gegen Juden und Börse fängt man an, verhältnißmäßig sehr milde zu sein; sollte auch das schon auf korrumpirenden semitischen Einfluß zurückgeführt werden müssen? Man muß nämlich konstatiren, daß selbst Börse und Juden immer noch weit besser behandelt worden sind, als höchste Personen und vor Allem als die Minister.

Einige Tage bevor der Bund der Landwirthe seine Versammlung im Cirkus Busch abgehalten hatte, polemisirte die „Kreuzzeitung" gegen die Anschauungen, die in der „Nation" über das preußische Krautjunkerthum vertreten zu werden pflegen. Die „Kreuzzeitung" schrieb:

„Was aber die Befähigung des sogenannten Junkerthums für die Mitarbeit an Gesetzgebung und Verwaltung betrifft, so ist auf einen

Ausspruch von Mommsen hinzuweisen, der in seiner „römischen Geschichte“ gesagt hat:

„Wo eine geschlossene Zahl alter Familien festbegründeten Reichthums und vererbter staatsmännischer Bedeutung das Regiment führt, wird sie in den Zeiten der Gefahr eine ebenso unvergleichliche zähe Folgerichtigkeit und heldenmüthige Opferfähigkeit entwickeln.““

Diese Aeußerung kam gerade zur rechten Zeit, und sie verdient wohl ein paar Bemerkungen.

Bisher hörte man freilich immer, wenn Konservative sich öffentlich äußerten, daß der König von Preußen das Regiment führe; hier dagegen wird auf den Segen hingewiesen, den es hat, wenn das „Regiment“ von „einer geschlossenen Anzahl alter Familien“ in der Hand gehalten wird. Das ist eine Vertraulichkeit, die notirt zu werden verdient; was sie sagt, ist richtig. Die „geschlossene Zahl alter Familien“, oder, wie wir sagen, das Junkerthum, ließ es sich angelegen sein, durch den König zu regieren. Der König war das Instrument, dessen sie sich zum Regiment bedienten; und wenn dieses Instrument einmal versagt, dann ruft man „pfui, pfui“ und für den königlichen Minister hat man einen „Schweinehund“.

Der Kampf, der sich in diesem Augenblick abspielt, tritt damit vollständig klar in die Erscheinung. Es handelt sich um den Einfluß, den eine geschlossene Zahl alter Familien einerseits festhalten will, und es handelt sich andererseits darum, daß die Krone, daß die Regierung und daß die Masse der Bevölkerung für die Interessen des ganzen Staates eintreten wollen. Daß es den alten Junkerfamilien dabei gelungen ist, durch demagogische Geschicklichkeit eine Anzahl wirthschaftlich zurückgekommener Existenzen gleichfalls in ihre Netze zu ziehen, ändert an dem Grundcharakter dieses politischen Problems gar nichts.

Also man muß der „Kreuzzeitung“ durchaus zugeben, „die geschlossene Zahl alter Familien“, die trotz dem Hohenzollernthum „das Regiment“ festhalten wollen, ist da. Aber nun ergibt sich gegenüber dem Citat aus Mommsen, wie uns scheint, eine kleine, nicht ganz unwichtige Abweichung.

Mommsen verlangt für sein Aristokratenregiment „fest gegründeten Reichthum“; bei dem preußischen Junkerthum ist nur eines fest begründet; die Klage über seine Verarmung.

Mommsen verlangt für seine Aristokraten „vererbte staatsmännische Bedeutung“.

Herr von Manteuffel hatte ja freilich einen Vater, der Minister war, und der Preußen nach Olmütz geführt hat, während der Sohn nur die konservative Partei nach Tivoli zur Fahne des Herrn Stöcker und Herrn von Hammerstein kommandirte; einer von denen sitzt jetzt im Gefängniß und der zweite ist aus der konservativen Partei hinausgesetzt worden. Gewiß, zwischen Olmütz und Tivoli besteht eine gewisse Verwandtschaft. Beide Namen bezeichnen den tiefsten Stand einer Entwicklung: einmal den tiefsten Stand, auf den die auswärtige Politik Preußens herabgesunken ist, und ein anderes Mal den tiefsten Stand einer politischen Parteientwicklung in Preußen; beide Male unter konservativer Verantwortlichkeit. Dies mag man zugeben; aber darin „staatsmännische Bedeutung“ zu sehen, ist doch schwer, und die staatsmännische Bedeutung des Antrages Kanitz und des Antrages auf Einführung des Bimetallismus besteht darin, daß die Regierung und die überwiegende Zahl der Volksvertreter darüber jetzt einig sind, es sei die eine Maßregel so unausführbar wie die andere.

Wir möchten den Blick auf ein anderes Kapitel in Mommsen hinlenken.

In jenem Abschnitt, wo der große Geschichtsschreiber von der Catilinarischen Verschwörung spricht, sagt er, daß das Hauptstreben damals gewesen sei, eine „Cassation der Schuldbücher“ herbeizuführen: novae tabulae; heute würde man sagen, Vernichtung der Hypothekenschulden; dabei ist es ja im Keim ganz gleichgültig, ob diese vernichtet werden durch einen unmittelbaren Akt der Gesetzgebung, oder ob die Gesetzgebung dazu benützt wird, durch „Brotwucher“ und Geldverschlechterung den verschuldeten Elementen Geld zuzuführen. Immer handelt es sich darum, daß bestimmte Kreise der Bevölkerung ohne Arbeit durch den Besitz anderer Kreise der Bevölkerung bereichert werden sollen. Die Details haben nur die Bedeutung, ob man der bürgerlichen Gesellschaft das Fell vom Kopf zu den Füßen oder von den Füßen zum Kopfe hin abziehen will und so bleibt zutreffend, was Mommsen von den verlumpten Catilinariern Roms sagt:

„Es gab Leute genug, darunter nicht wenige von nicht gemeiner Herkunft, ... die nur auf das Signal warteten, . . . um wie eine Räuberbande über die bürgerliche Gesellschaft herzufallen, und das verlotterte Vermögen sich wieder zu erplündern.“

Freilich zur Zeit handelt es sich nicht darum mit den Schwertern in die Straßen hinabzusteigen; heute kämpft man mit dem Stimmzettel und Resolutionen; das Ziel ist dasselbe geblieben.

Woher kommt es nun, daß Elemente dieser Art bisher immer noch anders taxirt wurden, wie etwa Ahlwardt, der ja auch ihr Sprosse ist? Ganz einfach ist die Lösung.

Die Regierung und auch große Parteien haben nicht, als es Zeit war, die Kraft gefunden, um dem verschuldeten Junkerthum Bescheidenheit und Respekt beizubringen; Respekt vor dem Interesse der Gesammtheit, vor dem Staatsinteresse, und jene Bescheidenheit, die dem zukommt, der die Hilfe anderer immer wieder in Anspruch zu nehmen wünscht, weil er sich selbst zu helfen, weder die Intelligenz, noch die Arbeitsamkeit, noch die Selbstgenügsamkeit besitzt. Statt diesen Theil der Bevölkerung zu seinem eigenen Besten und zum Besten des Staats in strenger Gerechtigkeit zur Pflichterfüllung in der modernen Welt zu erziehen, hat man seinen Hochmuth und seine Indolenz gesteigert, indem man immer wohlmeinende Zustimmung bereit hatte, sobald die Rede ging von diesen werthvollen Stützen der Krone und des Altars. Eine schöne Stütze, an der beständig demonstrirt wird, daß sie zusammenbrechen muß, wenn sie nicht von anderen gestützt wird.

Die überaus ernste Gefahr, welche die Agrardemagogie darstellt, besteht nicht nur darin, daß sie die Gesetzgebung unter Umständen in die Hand bekommen könnte, sondern vor allem darin, daß ganzen Schichten der Bevölkerung der Staatsgedanke, das Gefühl für allseitige Gerechtigkeit völlig verdunkelt wird durch rohe Begehrlichkeit und nichts als diese.

Erkennt die Regierung diese Gefahren, und haben die Minister mit Ax und Halm die Kraft, gemäß dieser Erkenntniß zu handeln? Oder werden wir weiter hören, daß die „Pfui“-Rufer“ des Cirkus Busch die wahren staatserhaltenden Elemente seien?

Es ist bedenklich genug, daß eine solche Frage überhaupt aufgeworfen werden kann.

Gleich charakteristisch für unsere Tage ist es, daß Herr Carl Peters den Prinzen Arenberg, den bekannten Centrumsabgeordneten, aus dem Vorstand der Berliner Abtheilung der Deutschen Kolonialgesellschaft verdrängte und sich an die Stelle setzen konnte.

Herr Carl Peters ist eine typische Gestalt; sein Bericht über die von ihm ausgeführte sogenannte „Emin Pascha-Expedition“ enthält nicht eine bemerkenswerthe Entdeckung geologischer, geographischer, ethnographischer, zoologischer oder botanischer Art; er zieht zur Befreiung von Emin mit einer Schaar aus, die niemals den Gefangenen hätte befreien können, so klein war sie. Er hat sehr gute Repetirgewehre bei sich, und wo die Eingeborenen diesem eindringenden Fremdling nicht völlig zu Willen sind, da knallt er die armen mit Speeren bewaffneten Wilden schneidig nieder. Das drückt dieser Verbreiter christlich germanischer Civilisation in seinem Werke so aus:

„Es gelang, im Ganzen, bei dem ersten Gefecht sieben von ihnen zu erlegen, und wir hatten bislang noch keinen einzigen Verlust auf unserer Seite.“

Das Wild, das „erlegt“ wurde, sind natürlich Wilde. Oder er schreibt:

„Zwischen dem Kraal und uns befand sich eine große Heerde, deren Hirte uns im frechsten Tone anrief, wir möchten um die Heerde herumgehen, wir würden sonst das Vieh wegtreiben. Daß wir wenige

beabsichtigten, Elbejet anzugreifen, das ahnte der gute Bursche in seinem Dunkel nicht, bis eine Kugel ihm durch die Rippen fuhr und seine freche Junge zur Ruhe brachte."

Und von gleicher Art könnte man einige Dutzend Beispiele anführen, die den Charakter dieses „Civilisators" beleuchten, der aus ähnlichem Holz wie die Leist und Wehlan geschnitzt ist.

Der Unterschied zwischen arabischen Sklavenjägern und solchen deutschen „Pionieren" besteht nur darin, daß die letzteren mit Menschenfleisch keinen Handel treiben; besser behandeln und höher schätzen thun sie „Menschenfleisch" dagegen nicht. Die kaltherzige Unmenschlichkeit ist dieselbe, und sie wird nicht sympathischer dadurch, daß sie sich Nietzscheanisch als Uebermenschen herausstaffirt.

Es trottet Dr. Peters durch Afrika und träumt sich ein Held zu sein; er ist geneigt, keinen kleineren als Friedrich den Großen zum Vergleiche leise andeutend zu empfehlen. Seine Spuren sind blutig, und diese barbarische Rohheit ist gemischt mit bureaukratischen Narrenspossen; so muß man es bezeichnen, daß er auf englischem Territorium Verträge mit sogenannten Herrschern abschließt; in solchem Vertrage, den ein halbes Dutzend Wilde mit ihren Handzeichen bestätigen, heißt es:

„Die Gallas erkennen Dr. Karl Peters unbedingt als ihren Herrn an."

Dazu müssen wir sagen: Wenn schon! Das werden sich wohl auch die Gallas in ihrer Sprache gesagt haben. Hierauf geht der unbedingte Herr der Gallas, der eine hübsche Anzahl seiner neuen Unterthanen niedergeschossen hat, weiter; die Wildniß schlägt wieder hinter ihm zusammen; er läßt nichts zurück, als den Glauben bei diesen Eingeborenen, daß solche Weiße weit schlimmer als die wilden Thiere sind; und Dr. Peters bildet sich alsdann ein, irgend etwas geleistet zu haben und posirt als kaltherziger Held à la Nietzsche in seinem Buch, das nur komisch sein würde, wenn diese Komik nicht mit Menschenblut ausstaffirt worden wäre.

Einen Mann solchen Schlages aber wählt man in den Vorstand der Kolonialgesellschaft in der Reichshauptstadt unter Zurückdrängung eines vorsichtigen und verständigen Mannes wie des Prinzen Arenberg.

Ueberall dieselbe, und dieselbe bedrohliche Erscheinung bei uns in Deutschland. Es sind die bedenklichen Elemente, denen es mehr und mehr gelingt, sich im öffentlichen Leben vorzudrängen.

In Oesterreich liegt nunmehr der neue Wahlgesetzentwurf vor. Zu dem bisherigen Wahlsystem der Kurien kommt eine neue Kurie, die des allgemeinen Stimmrechts; was in den andern Kurien der alten ständisch-plutokratischen Staatsordnung nicht vertreten ist, findet hier seine Vertretung. Es scheint, daß auf dieser Basis ein Ausgleich zu Stande kommen wird.

Nach ungezählten Ministerkrisen nähert sich jetzt Frankreich vielleicht wieder einmal eine Verfassungskrisis. Der Senat bekämpft das radikale Ministerium; die Folge ist, daß die Radikalen die Institution des Senates bekämpfen. Das ist zur Abwechselung eine etwas ernstere Konstellation.

Nachdem der Versuch Englands, durch die armenische Frage Rußland im Westen fest zu halten, gescheitert ist, entwickelt sich die ostasiatische Frage weiter. Russische und englische Soldaten befinden sich bereits auf koreanischem Boden. Das heranziehende Frühjahr wird die dortige Saat weiter zur Entfaltung bringen, und weiter die Klugheit der englischen Politik erhärten, die in der türkischen Frage vollständig Schiffbruch litt, und die es sich angelegen sein ließ, Deutschland in so schlechter Stimmung gegenüber dem Vereinigten Königreich zu erhalten, wie möglich.

* * *

Die Degeneration der Parlamente durch die Interessenpolitik.

Durch nichts wird ein Parlament so sehr heruntergebracht, als durch länger andauernde Einflüsse einer wirthschaftlichen Interessenpolitik. Der Niedergang unserer Volksvertretungen begann im Jahre 1878 und hat sich seit jener Zeit ununterbrochen fortgesetzt. Zur Zeit gibt — vom preußischen Landtage ganz zu schweigen — der Reichstag in allen Fragen der Wirthschaftspolitik Schilda und Krähwinkel an Weisheit nur nach wenig nach. Blos die Naivetät fehlt; unsere Agrarier sind an eigennütziger Ungenirtheit selbst den amerikanischen Maschinenpolitikern durchaus gewachsen.

Es ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß die verbündeten Regierungen trotz der monströsen Zuckerprämienvorlage heute immer noch eine beträchtlich höhere wirthschaftspolitische Einsicht und viel mehr Verständniß für die allgemeinen Interessen zeigen, als die Mehrheit der Volksvertreter. Es ist schwer, auszudenken, welcher Unsinn von der Mehrheit des Reichstages heute unbeschlossen bleiben würde, wenn die Vertreter der Regierungen in wirthschaftlichen Fragen auf die Einsicht der Volksvertretung herabsänken. Das außenstehende Publikum, welches im Großen und Ganzen sich nur oberflächlich über die Parlamentsverhandlungen zu orientiren gewöhnt ist, macht sich kaum einen Begriff davon, was heute — insbesondere bei den Kommissionsverhandlungen — von Volksvertretern an reaktionären Anschauungen zu Tage gefördert wird. So hat sich beispielsweise in der Börsengesetzkommission mehrfach der Fall ereignet, daß Vertreter freierer wirthschaftlicher Anschauungen, denen jedes diskretionäre Ermessen des Bundesrathes an sich durchaus widerstrebt, doch die vielfachen Bestimmungen des Börsengesetzes, die ein diskretionäres Ermessen des Bundesrathes vorsehen, noch für ein weit geringeres Uebel erklärten, als etwaige positive Bestimmungen, die durch die Mehrheit der Kommission formulirt waren. Die Regierungsvertreter sind beinahe regelmäßig in der Defensive, und der Fall ereignet sich nicht selten, daß sie mit den wenigen Freisinnigen und mit der Sozialdemokratie von den Börsenwütherichen niedergestimmt werden.

Aehnliche Erscheinungen wiederholen sich auf zahlreichen anderen Gebieten. Die Beschränkungen der Gewerbefreiheit, wie sie die neueste Gewerbenovelle vorsieht, sind gewiß schlimm, aber die Regierungen sind durch die reaktionäre Reichstagsmehrheit ziemlich widerwillig dazu gedrängt, und wenn sie dieser Mehrheit die Zügel schießen ließen, so würden noch ganz andere Gewerbebeschränkungen zum Gesetze erhoben werden. Auch das Margarinegesetz ist bekanntlich in der Kommission beträchtlich verschlimmert worden. Auf dem Gebiete der Währungspolitik eine ähnliche charakteristische Wahrnehmung. Im Reichstage konnte vor einem Jahre der bimetallistische Antrag, wonach der Reichskanzler die Initiative zur Zusammenberufung einer internationalen Währungskonferenz ergreifen sollte, eine Zweidrittelmehrheit bekommen, während die verbündeten Regierungen allerdings nach einjährigem Schwanken einstimmig zu dem Entschlusse gelangten, daß der Aufforderung des Reichstages keine Folge zu geben sei. Auch hier ist die größere Einsicht und Besonnenheit auf Seiten der Regierungen.

Die Wahrnehmung, daß eine wirthschaftliche Interessenpolitik die Parlamente moralisch und intellektuell herunterbringt, ist übrigens nicht auf Deutschland beschränkt; sie wiederholt sich in allen Ländern, wo der Protektionismus politisch eine große Rolle spielt. Man blicke nur auf die Vereinigten Staaten von Amerika! Die gesetzgebenden Versammlungen haben in der dortigen Bevölkerung immer stärkere Einbuße an Ansehen und Achtung erlitten. Man ist stets froh, wenn der Kongreß zu Ende ist, weil dann für geraume Zeit auch die Gefahren eines gesetzgeberischen Unfugs geschwunden sind. Dabei ist es gerade der Senat, welcher unter

dem Einfluß der Interessenpolitik den tiefsten Fall gethan hat. In allen Tarif- und Finanzfragen hat der Senat in den letzten Jahren eine so erbärmliche Rolle gespielt, daß er die ihm zu Theil gewordene Verachtung der öffentlichen Meinung vollauf verdient. Es liegt das insbesondere an der Zusammensetzung des Senats, wie sie nach der Annahme zahlreicher, dünn besiedelter, westlicher Staaten in den Unionsverband erfolgt ist. Der Staat Nevada hat noch nicht den hundertsten Theil der Einwohner, die der Staat Newyork hat, aber er ist, wie Newyork, im Bundessenate durch zwei Senatoren vertreten. Daß die beiden Senatsmandate in einem solchen Staate wie Nevada wie dazu geschaffen sind, im Wege der Korruption gewonnen und im Sinne der rücksichtslosesten Interessenpolitik verwerthet zu werden, liegt auf der Hand. Staaten wie Idaho und Wyoming, die beiden Dakotas, Utah u. s. w. geben Nevada in allen negativen politischen Eigenschaften wenig nach. So ist denn auch in den Vereinigten Staaten die Einsicht und die Gewissenhaftigkeit der Unionsregierung noch der einzige feste Punkt in dem wilden Getriebe der streitenden Interessen.

Nichts hat wahrscheinlich im Großen und Ganzen so viel dazu beigetragen, die Stellung der Regierungen gegenüber den Volksvertretungen zu befestigen, als die Ausschreitungen der Interessenpolitik. Je fester eine Regierung die allgemeinen Interessen den Sonderinteressen gegenüber vertritt, um so eher gewinnt sie die Mehrheit der Bevölkerungen auf ihre Seite. Es ist nämlich eine interessante Erscheinung, daß in wirthschaftlichen Fragen die Bevölkerungen selbst durchaus nicht so reaktionär zu sein pflegen, wie die protektionistischen Mehrheiten der Volksvertretungen. Solche Mehrheiten bilden sich durch ein Zusammenwirken aller einzelnen protektionistischen Interessen, die sich untereinander vielfach widersprechen, aber, um zu parlamentarischen Mehrheitsbeschlüssen zu gelangen, äußere Verbindungen eingehen müssen. Die Bevölkerungen sind danach im Ganzen auch wirthschaftlich einsichtiger, als die Volksvertretungen. Die Degeneration unserer Volksvertretungen ist somit kein unabwendbares Uebel. Eine Heilung wäre möglich, wenn die große Masse der Bevölkerung nicht den kleinen Interessenliguen mit ihrer rührigen Agitation das politische Feld überließe, sondern nachdrücklich von den Volksvertretern eine Politik der allgemeinen Interessen verlangte.

Man hat sich bei uns oft genug darüber gewundert, wie es möglich gewesen sei, daß eine Stadt wie Newyork jahrelang von einem kleinen Ringe skrupelloser politischer Drahtzieher habe beherrscht werden können — die Geschichte des Tweed-Ringes ist in dieser Beziehung ein Musterbeispiel —, aber erleben wir bei uns gegenüber den Agrariern nicht etwas ganz Aehnliches? Auch hier ist es eine an Zahl und an Bedeutung verhältnißmäßig kleine Gruppe reaktionärer Interessenpolitiker, die mit demagogischem Geschick nach bewährten terroristischen Rezepten sich zum Mittelpunkt der ganzen inneren Politik gemacht hat. Um den Tweed-Ring zu sprengen, bedurfte es einer ganz gewaltigen Kraftanstrengung der sogenannten „guten Bürger“, die für gewöhnlich aus ihrer trägen Ruhe nicht herauszubringen sind. Auch bei uns ist die Gleichgültigkeit und die Schwäche der „guten Bürger“ die Ursache für die relativen Erfolge von Agrariern, Antisemiten, Zünftlern, Bimetallisten und sonstigen Volksbeglückern.

Jedes Volk hat die Volksvertretung, die es verdient. Wer an den heutigen Parlamenten keinen Geschmack findet, der möge sich deshalb nicht begnügen, eine wohlfeile Entrüstung zu zeigen, sondern er möge sich daran erinnern, daß seiner politischen Apathie es mit zu verdanken ist, wenn wir auf unsere Volksvertretungen so wenig stolz sein können, wie das gegenwärtig der Fall ist.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

VIII.

Der Kriegsminister hat bei Berathung des Heeresbudgets diesmal recht unglücklich operirt und sich sogar vom Centrum eine ungünstige Beurtheilung geholt. Auf sozialdemokratische Uebertreibungen und Deklamationen hat er in früheren Jahren unter dem Beifall des Hauses mit derben und häufig guten Scherzen geantwortet, und der leeren Phrase gegenüber ist Witz und Humor die beste, oft die einzig mögliche Waffe; aber Thatsachen verlangen eine ernste Behandlung und man kommt mit dem Humor nicht darüber fort. Niemand wird verkennen, daß der Abgeordnete Bebel auch diesmal wieder bei seiner Kritik der Heereseinrichtungen verschiedene unbegründete Behauptungen aufgestellt hat. Wenn der Kriegsminister solche Uebertreibungen mit Humor zurückweist, darf er des Beifalls auch aus der freisinnigen Partei sicher sein. Aber wenn man die Sozialdemokratie mit Erfolg bekämpfen will, wo sie Unrecht hat, muß man sie ernst nehmen und ihr Recht geben, wo sie Recht hat.

Ein Regimentskommandeur hat einem im Streik befindlichen Gerber Soldaten geschickt, die ihn in der Arbeit unterstützten, und somit die Wirkungen des Streikes paralysirt. Die einzige Antwort, welche der Kriegsminister hätte geben sollen, durfte lauten: „Ich werde dafür sorgen, daß das nie wieder vorkommt.“ Der Regimentskommandeur hat offenbar keinen bösen Willen gehabt; von der Warte aus, auf welcher er die wirthschaftlichen Dinge überschaut, glaubte er Recht zu handeln. Ein Offizier, der sich über volkswirthschaftliche Dinge unterrichten will, findet dazu nicht einmal auf der Kriegsakademie Gelegenheit. Der Kriegsminister aber, der nicht allein Soldat, sondern auch Politiker sein soll, muß die ihm untergebenen Kommandeure darüber belehren, daß sie keinen Finger rühren dürfen, um sich in wirthschaftliche Interessenkämpfe zu mischen.

Ein Hauptmann sendet seine Soldaten in den christlichen Verein junger Männer. Wiederum hätte der Kriegsminister antworten müssen: „Ich werde dafür sorgen, daß das nie wieder geschieht.“ Der christliche Verein junger Männer behandelt vielleicht keine politischen Tagesfragen; er spricht nicht über den Antrag Kanitz und die Doppelwährung. Aber er hüllt sich in einen politischen Dunstkreis, den einzuathmen im wohlverstandenen Interesse des Soldaten nicht liegt. Der Soldat wird dort mit einer bestimmten politischen Tendenz erfüllt und politische Tendenzen aller Art sollen dem Soldaten fern liegen.

Unvermeidlich kommt jedesmal die Duellfrage zur Besprechung, und auch hier hat der Kriegsminister einen besonders unglücklichen Ausspruch gethan. Er hat der sozialdemokratischen Partei das Recht abgesprochen, sich gegen das Duell zu ereifern, da ja doch Lassalle im Duell gefallen sei. Aus leicht begreiflichen Gründen hat Herr Bebel darauf die gebührende Antwort nicht gegeben, sondern sich mit einer einfachen Verurtheilung auch dieses Duells begnügt, darum mag die allbekannte Wahrheit hier noch eine Stelle finden.

Lassalle hat über das Duell gedacht, wie jeder liberale Mann denken muß. In seinen jungen Jahren hat er eine Herausforderung abgelehnt, und als sein Gegner ihn dann auf offener Straße mit der Peitsche überfiel, hat er die öffentliche Meinung gegen diese Brutalität angerufen. Er hat in späteren Jahren seine Ansicht über das Duell nicht geändert. In dem Handel mit Herrn von Rackowicz war er nicht der Beleidigte, der, wie Herr von Bronsart meinte, seine Ehre und seine Manneswürde wahren wollte, sondern er war der frivole Beleidiger, der das Duell provozirte, weil er in dem Duell ein Mittel zu erkennen glaubte, um einen Mann, den er tödtlich haßte, aus der Welt zu schaffen, ohne sich der Strafe des Mordes auszusetzen. Kein anderer Fall spricht so beredt wie der Lassalle'sche für die Verwerflichkeit des Duells. Nicht wie Bebel meinte aus Dummheit hat

sich Lassalle zu diesem Duell hinreißen lassen, sondern durch eine Gesinnung, zu deren Bezeichnung kein Ausdruck der Sprache stark genug ist. Nächst dem Falle Lassalle dient zur Beleuchtung der Verwerflichkeit des Duells noch der Umstand, daß der Gauner Hammerstein seine Entlarvung durch Drohungen mit der Pistole verzögert hat. Das Duell ist mit den wahren Vorschriften der Ehre ebenso wenig in Einklang zu bringen, wie mit den wahren Vorschriften des Christenthums. Und wenn Herr von Roon für den Duellanten den Vorzug in Anspruch nimmt, mit Bewußtsein die göttlichen Strafen auf sich zu nehmen, so will ich ihm Geistliche seiner Richtung namhaft machen, welche den Bibelspruch: „Vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun", dahin auslegen, daß derjenige, welcher weiß, was er thut, der göttlichen Vergebung nie theilhaftig werden kann.

Der Initiativantrag auf Erlaß eines Reichsvereinsgesetzes ist nach einer durch lange Pausen zerrissenen Verhandlung einer Kommission überwiesen worden. In diesem Jahre wird er sicher nicht zur Erledigung gebracht werden, aber ebenso sicher ist, daß er nicht ruhen wird, bis er zur Erledigung gekommen ist. Der neue Minister des Innern Herr von der Recke ist bei dieser Gelegenheit aus der Reserve, die er sich bisher auferlegt hat, herausgetreten und hat sich das Befähigungszeugniß erworben, im Sinne des Herrn von Puttkamer zu wirken. Er hat die Sentenz vorausgeschickt, daß der Deutsche immer nervös werde, wenn er eine Antastung des Vereinsrechts wittert. Richtig würde diese Sentenz wohl dahin auszudeuten sein, daß, wenn zwei Leute in Meinungsverschiedenheiten gerathen, jeder von beiden den anderen für nervös hält. Daß bei Anwendung der Bestimmungen des Vereinsgesetzes verschiedenen Parteien gegenüber verschiedenes Maß geübt wird, hat er nicht in Abrede stellen können, aber er hat es mit der Behauptung erledigt, daß es sich um vereinzelte Fälle handelt. Als Herr von Puttkamer einmal vor Jahren im Abgeordnetenhause den gleichen Kunstgriff anwendete, wurde ihm mit einer hübschen Anekdote aus den Fliegenden Blättern geantwortet. Ein Soldat, der Beschwerde darüber führte, daß er in seiner Suppe einen Käfer fand, erhielt den Bescheid: „Wenn an einem Tage ein Mann in einem Teller Suppe einen Käfer findet, so hat das nichts zu bedeuten. Aber wenn einmal jeden Tag jeder Mann in jedem Teller Suppe einen Käfer findet, so wird Abhilfe geschaffen werden."

Die arbeitenden Klassen besitzen von Rechtswegen das Koalitionsrecht, aber die Anwendung des Koalitionsrechts wird ihnen dadurch erschwert, daß sie das Vereinsrecht nicht besitzen. In einigen deutschen Staaten besteht gar kein Vereinsrecht; in anderen besteht die praktisch undurchführbare Bestimmung, daß ein Verein nicht mit anderen Vereinen in Verbindung treten soll. Dem Bund der Landwirthe, dem Centrum, ja selbst den liberalen Parteien gegenüber wird ein Auge zugedrückt, wenn sie gegen diese Bestimmung verstoßen; den Sozialdemokraten gegenüber wird sie streng gehandhabt. Freilich ist diese Strenge wirkungslos, aber sie macht böses Blut. Nichts führt der Sozialdemokratie so viele Anhänger zu, als die allgemein verbreitete Ueberzeugung, daß die Gleichheit vor dem Gesetze, welche die Verfassung vorschreibt, in Wirklichkeit nicht besteht. Nichts würde so sehr dazu beitragen, die Sozialdemokratie zu entwaffnen und die Folgen ihrer Agitation unschädlich zu machen, als wenn man die Ueberzeugung verbreitete, daß sie mit demselben Maße gemessen wird, wie jede andere Partei.

Dem Abgeordnetenhause fehlen noch immer mit Ausnahme des Budgets Vorlagen. Bei der Berathung des Budgets werden dieselben Melodien gepfiffen wie im Reichstage. Die Melodien der Agrarier, Antrag Kanitz, Bimetallismus u. s. w. finden dort einen besseren Resonanzboden als im Reichstage. Graf Kanitz führte dort einmal aus, daß der Mittelstand im Verschwinden sei. Auch das ist ja eigentlich ein altes Lied; die Behauptung ist oft aufgestellt und ebenso oft wiederlegt worden. Herr Miquel, auf dessen Zustimmung die Agrarier der Regel nach zählen dürfen, wollte indessen so weit nicht mit ihnen gehen und ließ sich zu einem Kampfe mit dem Grafen Kanitz herbei, in welchem er Sieger blieb. Herr Miquel macht mit seinen Finanzreformen so gute Geschäfte, daß er das Märchen von einem Verarmen des Volkes nicht aufkommen lassen kann.

Proteus.

Zur Währungsfrage in Rußland.

II.

Im vorhergehenden Artikel sind diejenigen Faktoren erörtert worden, welche bei der Beantwortung der Frage nach der Möglichkeit der Herstellung einer metallischen Währung in Rußland in Betracht kommen. Es ergab sich dabei, daß kein Grund vorliegt, diese Möglichkeit zu bezweifeln, wofern nur der gegenwärtige Werth des Papierrubels keinen weiteren Veränderungen unterworfen sein wird und falls die vorhandenen Goldvorräthe keine Abnahme erfahren.

Eine andere nicht weniger interessante Frage ist es aber, ob es auch möglich sein wird, die Goldwährung späterhin dauernd aufrecht zu erhalten. Wenn man sich gerade in dieser Hinsicht noch in weiten Kreisen recht skeptisch verhält, so findet das seine Berechtigung in der Geschichte des russischen Geldwesens selbst. Bekanntlich gelang es dem Grafen Cancrin zu Anfang der vierziger Jahre die damalige Assignatenwirthschaft zu beseitigen und eine reelle Silberwährung herzustellen; aber nur kurze Zeit konnte sich das Land eines solchen Zustandes erfreuen und die erste politische Verwicklung führte sofort wieder zu einem uneinlöslichen entwertheten Papiergeld, welches noch heute in Rußland umläuft. Es gelang also wohl die Herstellung einer metallischen Währung, nicht aber deren Aufrechterhaltung, und es ist daher begreiflich, wenn man den besonders lebhaften Wunsch hegt, daß ein solcher Entwicklungsgang sich jetzt nicht von Neuem wiederholen möge.

Bei der hier aufgeworfenen Frage handelt es sich, abgesehen von der Vermeidung ernster politischer Verwickelungen, welche überhaupt als eine conditio sine qua non nicht nur für die Aufrechterhaltung der Währung, sondern auch für die Währungsreform selbst anzusehen ist, hauptsächlich darum, ob es nach Einführung der Goldwährung möglich sein wird, dauernd einen solchen Goldvorrath im Lande zu behalten, daß die Bedürfnisse des heimischen Geldumlaufs jederzeit ihre volle Befriedigung daran finden können, mit anderen Worten, ob es möglich sein wird, einen starken anhaltenden Goldabfluß und das Auftreten eines Goldagios zu vermeiden. Die Erhaltung eines genügenden Goldvorraths hängt aber bekanntlich von dem Zahlungsverkehr mit dem Auslande ab und ein richtiges Gefühl hat daher die öffentliche Meinung schon längst veranlaßt, diesem Problem in erster Linie ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Zwei Meinungen stehen sich dabei schroff gegenüber. Die Anhänger der einen stützen sich auf die notorisch günstige Handelsbilanz Rußlands, d. h. auf das beträchtliche Ueberwiegen der Waarenausfuhr über die Einfuhr von solchen und beantworten die Frage ohne Weiteres in bejahendem Sinn, die Vertreter der anderen fußen auf der ebenso notorischen starken Verschuldung Rußlands gegenüber dem Ausland und wollen die Frage ohne Weiteres verneinen. Die Unvereinbarkeit dieser Argumente, die an und für sich beide richtig sind, beruht, wie man sieht, auf dem alten Fehler, daß nicht genügend zwischen der Handels- und der Zahlungsbilanz eines Landes unterschieden wird und darauf, daß man in irreführender Weise hier nur den einen, dort nur den anderen Faktor der letzteren in Betracht zieht. Natürlich kann nur die gesammte Zahlungsbilanz einen Anhaltpunkt für die Beurtheilung dieser vielumstrittenen Frage geben.

Wie sehr in den letzten Jahren die Waarenausfuhr die Einfuhr überwog, ersieht man aus der folgenden kleinen Zusammenstellung. In Millionen Rubel Papier betrug der Werth der

	Ausfuhr	Einfuhr	Mehrausfuhr
1887	609,0	349,3	259,7
1888	778,4	351,2	427,2
1889	752,0	394,6	357,4
1890	687,0	384,3	302,7
1891	700,4	348,6	351,8
1892	471,1	367,2	103,9
1893	594,6	421,9	172,7
1894	684,5	560,0	124,5.

Hieraus ergibt sich, daß in den letzten 8 Jahren durchschnittlich für 262½ Mill. Rubel mehr an Waaren ausgeführt als importirt wurde, und daß somit ein allerdings sehr beträchtliches Plus zu Gunsten Rußlands übrig bleibt, welches jedoch nicht, wie die Vertreter der ersteren von den oben angeführten Meinungen wollen, jährlich in Edelmetallen vom Ausland zu ersetzen ist, ja auch nicht einmal in seinem vollen Umfang zur Bezahlung der Zinsen auf die im Ausland plazirten russischen Schuldtitres verwandt werden kann. Denn es ist in Betracht zu ziehen, daß die Ziffern für die Einfuhr sicherlich hinter demjenigen Betrag zurückbleiben, den Rußland jährlich vom Ausland bezieht, und den es also auch zu bezahlen hat. Bei den hohen Einfuhrzöllen, bei der Verschiedenheit und dem geringen Volumen vieler Importartikel, endlich bei der großen Ausdehnung der russischen Landgrenze ist der Schmuggel relativ leicht und vortheilhaft. Selbstverständlich gibt es keine statistischen Daten über den Umfang des Schmuggels; aber es ist bekannt, wie schwunghaft er betrieben wird und man darf annehmen, daß auf diesem Wege jährlich ein recht bedeutender Werth nach Rußland kommt, welcher natürlich den Ueberschuß aus dem legitimen Handel vermindern muß. Ein Gleiches gilt auch für die von Rußland an ausländische Rheder zu zahlenden Frachten, über deren ungefähren Betrag eine zahlenmäßige Angabe leider auch nicht vorhanden ist, der aber ebenfalls nicht ganz gering angesetzt werden kann, wenn man erwägt, daß die russische Handelsflotte bislang noch nicht zu einiger Bedeutung gelangen konnte, sodaß circa 7/8 der zur See exportirten Güter auf ausländischen Schiffen verfrachtet werden.

Zur Bezahlung der Zinsen der auswärtigen Staatsschuld bleibt danach nur ein wesentlich kleinerer Betrag übrig als jene 262½ Millionen, welche sich als der durchschnittliche Werth der Mehrausfuhr der letzten 8 Jahre ergeben. Wie groß ist nun aber die Summe der jährlich an das Ausland zu zahlenden Zinsen und Amortisationsquoten? Diese Frage, welche gleichbedeutend ist mit der Frage nach der ziffermäßigen Höhe der im Ausland untergebrachten russischen Staatsschuldentitres, hat bereits vielfache Lösungsversuche erfahren, ohne daß man über die hierfür anzusetzende Ziffer auch nur eine annähernde Einigkeit erzielt hätte. Eine der eingehendsten Schätzungen, von dem verstorbenen Herrn de Clercq („Les finances de l'empire de Russie“, 1886), die sich auf das Jahr 1885 bezog und den Betrag der jährlichen Zinszahlungen an das Ausland auf 131 Mill. Rubel Papier veranschlagte, ist leider gegenwärtig veraltet, da seitdem die bekannten großen Zinsreduktionen und Konversionen stattgefunden haben und es außerdem eine notorische Thatsache ist, daß seit jener Zeit die Verschuldung an das Ausland beträchtlich zugenommen hat. Die landläufigen Angaben, auf die man neuerdings so häufig in der Presse stößt und die allein den Betrag der in Frankreich plazirten russischen Werthe auf 10—11 Milliarden Francs ansetzen, sollen stark übertrieben sein. Herr Arthur Raffalovich („Le marché financier en 1894/5“) schätzt diesen Betrag nicht höher als auf 5 Milliarden, fügt aber hinzu, daß trotz der bekannten Strömungen der letzten Jahre noch immer große Summen russischer Fonds auch in England, Deutschland und Holland plazirt seien. Den besten Anhaltspunkt für eine allerdings auch nur annähernde Ermittelung des fraglichen Postens scheint eine sehr werthvolle Statistik zu geben, welche das russische Finanzministerium selbst nunmehr zum dritten Mal veranstaltet. Durch schriftliche Umfrage bei allen in Betracht kommenden Institutionen und Firmen sucht das Ministerium denjenigen Betrag von einer jeden Gattung russischer Werthpapiere zu ermitteln, der sich an einem bestimmten Tage (den 31. Dezember) in den Händen dieser Institutionen und Firmen befunden hat, gleichgültig ob als Eigenthum oder als Depot, Kaution, Pfand 2c. Da die Statistik sich auf alle Regierungsinstitutionen (also namentlich auf die Reichsbank und die Renteien), sowie auf alle Aktiengesellschaften und auch auf private Bankgeschäfte erstreckt, so erfaßt man wohl den allergrößten Theil von dem, was an russischen Werthpapieren innerhalb der Landesgrenzen vorhanden ist. Denn bei der hier zu Lande sehr verbreiteten Gepflogenheit, den Besitz an Werthpapieren bei Banken, Bankiers und anderen öffentlichen Anstalten zur Aufbewahrung oder als Unterlage eines Bankkredits zu deponiren, bei dem außerordentlich großen Betrag von Werthpapieren, der von Privatpersonen als Kaution bei Lieferungen und Kontrakten mit der Regierung beständig hinterlegt ist, dürfte thatsächlich nur ein relativ geringer Theil der in Rußland vorhandenen Werthpapiere dieser Statistik entgehen. Wenn man nun die auf diese Weise ermittelten Beträge von dem Gesammtbetrage der betreffenden Anleihen, soweit diese zu dem gegebenen Termin noch in Umlauf waren, in Abzug bringt, so erhält man eine Summe, die allerdings nicht ohne Weiteres denjenigen Betrag repräsentirt, der von der betreffenden Anleihe im Auslande plazirt ist, der aber doch das Maximum dieses Betrages, den Grenzwerth nach oben hin bedeutet. Auch diese Ziffer ist schon von außerordentlichem Werth. Nach der in Rede stehenden Statistik ergab sich nun für den 31. Dezember 1894 Folgendes: von dem Gesammtbetrag der noch in Umlauf befindlichen Metallanleihen in Höhe von 2206,9 Mill. Rubel Gold waren blos 217,4 Millionen oder 9,8 Proz. in den obigen Kassen deponirt und von dem Gesammtbetrag der in Papiervaluta emittirten Anleihen, welcher 3226,4 Mill. Rubel betrug, lagen darin 2186,5 Millionen oder 67,7 Proz. Gegen das Jahr vorher ist nur eine geringfügige Aenderung eingetreten: am 31. Dezember 1893 betrug das entsprechende Verhältniß bei den Metallanleihen 12,1 Proz. und bei den Papieranleihen 66,1 Proz. Als das Maximum dessen, was im Ausland plazirt ist, würde sich somit ein Betrag von 1989,5 Mill. Rubel Gold und 1039,9 Mill. Rubel Papier oder, nach Umrechnung der Goldrubel in Papier zum Kurse von 150 Proz., von insgesammt 4024,2 Mill. Rubel Papier ergeben. Nach dem Etat der Staatsschuld für 1895 erfordert der Dienst der Metallanleihen für Verzinsung und Amortisation durchschnittlich 4,4 Proz. des Restbestandes der Anleihen, derjenige der Papieranleihen etwas mehr und zwar 4,8 Proz. Der jährliche Betrag der Zahlungen auf die obigen Anleihen beläuft sich mithin auf 97,1 Mill. Rubel Gold und 154,8 Mill. Rubel Papier, wovon auf die in Rußland deponirten Beträge 9,5 Mill. Rubel Gold und 104,8 Mill. Rubel Papier entfallen. Das Maximum der an das Ausland zu leistenden Zins- und Amortisationszahlungen findet man dann durch einfache Subtraktion mit 87,5 Mill. Rubel Gold und 50,0 Mill. Rubel Papier oder, nach Umrechnung der Goldrubel, mit im Ganzen ca. 181 Mill. Rubel Papier. Man muß nun noch in Betracht ziehen, daß die von dem Finanzministerium veranstaltete Erhebung sich nicht auf private Werthpapiere, mit alleiniger Ausnahme der vom Staate garantirten Eisenbahnaktien, erstreckt. Wenn von diesen Papieren vorläufig auch nicht sehr große Beträge im Ausland plazirt sein mögen, so darf man diesen Faktor doch auch nicht ganz außer Acht lassen. Hiernach begeht man sicherlich keinen großen Fehler und hat denjenigen Betrag von Werthpapieren, der sich in den Händen von Privatpersonen befindet, sicherlich genügend berücksichtigt, wenn man die Summe, welche Rußland jährlich in Form von Zins- und Amortisationszahlungen auf staatliche und private Papiere an das Ausland abzugeben hat, auf ca. 150 Mill. Rubel Papier veranschlagt. Dieser Betrag stimmt auch vortrefflich mit dem von Herrn de Clercq vor einem Dezennium

gefundenen überein, denn eine Zunahme der Verschuldung an das Ausland, welche sich in einer Erhöhung der jährlichen Zahlungen um ca. 20 Millionen ausdrückt, ist, wie wir gleich sehen werden, außerordentlich wahrscheinlich.

Die Summe von 150 Millionen übertrifft nun aber, wie man sieht, bereits zwei Mal in den letzten Jahren die volle Summe des Exportüberschusses, ganz abgesehen von denjenigen Kürzungen, welche noch den obigen Darlegungen daran zu machen sind. Berücksichtigt man aber die letzteren, so reduzirt sich der durchschnittliche Aktivsaldo auf ein Minimum, welches vollständig verschwindet, wenn man auch noch die Zahlungen an die im Ausland reisenden und lebenden Russen in Betracht zieht. Obwohl der Absenteeismus abgenommen hat, so ist die Zahl der dauernd im Ausland lebenden russischen Staatsangehörigen und besonders die Zahl derjenigen, die einen Theil des Jahres regelmäßig im Ausland zubringen, doch noch immer recht groß und die Rimessen, welche diese Personen aus der Heimath erhalten, ergeben eine immerhin fühlbare und nicht zu unterschätzende passive Belastung der Zahlungsbilanz.

Es erweist sich somit, daß die gesammte Zahlungsbilanz Rußlands durchaus nicht dasselbe günstige Verhältniß aufweist, wie die Handelsbilanz und daß der Ueberschuß aus dem Waarenverkehr, vielleicht mit Ausnahme einiger besonders günstiger Jahre, in denen er so enorme Beträge wie 350—400 Millionen erreicht, kaum dazu langt, die Zinsen der auswärtigen Staatsschuld, die Ausgaben der im Ausland lebenden und reisenden Russen, die Frachten und den Werth der in das Land geschmuggelten Waaren zu decken. Trotzdem ist es eine notorische Thatsache, daß Rußland schon seit längerer Zeit und gerade in den letzten drei Jahren, in denen der Exportüberschuß relativ gering war, eine günstige Zahlungsbilanz erzielt hat. Ein Beweis hierfür liegt schon darin, daß Rußland trotz der oben dargelegten Verhältnisse seit 1891 im Stande ist, alljährlich eine sehr beträchtliche Mehreinfuhr von Gold zu erzielen, welche sich mit Ausnahme des Jahres 1893 zwischen 71 und 104 Mill. Rubel Gold bewegt. Vollends überzeugt wird man aber davon, wenn man erwägt, daß die Bestrebungen des russischen Finanzministers zur Stabilisirung der Valuta, von denen in meinem ersten Artikel die Rede war, schlechterdings nicht von Erfolg hätten gekrönt sein können, wenn dem Minister dabei nicht das fortgesetzt günstige Verhältniß zwischen den auswärtigen Verbindlichkeiten und Forderungen zu Statten gekommen wäre.

Die einzig mögliche Erklärung dieses scheinbaren Widerspruchs liegt nun darin, daß seit dem Jahr 1888 die Verschuldung Rußlands an das Ausland ständig gewachsen ist, daß Jahr für Jahr große Posten russischer Fonds ins Ausland abflossen. Und damit kommen wir auf das punctum saliens der ganzen Frage von der auswärtigen Zahlungsbilanz. Dieser Faktor, d. h. das Abfließen und das Zurückströmen russischer Werthpapiere hat von jeher auf den Werth der russischen Valuta einen ausschlaggebenden Einfluß gehabt. In den Jahren 1885—1887 befand sich Rußland bekanntlich in der unangenehmen Lage, daß die Einfuhr von Werthpapieren die Ausfuhr überwog und in dieser Zeit erreichte die Valutaentwerthung und die Häufigkeit der Schwankungen ihr Maximum. Seit 1888 dagegen trat die entgegengesetzte Strömung ein: Frankreich eröffnete den russischen Fonds einen Markt von ungeahnter Aufnahmefähigkeit, welche allem Anschein nach noch nicht ihre Grenze erreicht hat. Es handelt sich dabei nur um wenige neue Anleihen, die von vornherein in Frankreich abgeschlossen wurden, aber die großen Konversionen hatten eine radikale Verschiebung im Placement der russischen Fonds im Gefolge. Nicht bloß aus Deutschland und England flossen große Posten davon nach Frankreich, sondern auch aus Rußland selbst und auch alte Anleihen, die bis dahin auf dem französischen Markt unbekannt waren, fanden Eingang und reichlichen Absatz. Herr Raffalovich schätzt in seinem oben zitirten Werk den Betrag, den Frankreich allein seit 1888 Jahr für Jahr in russischen Werthen investirt hat, auf 400 Mill. Francs oder ca. 150 Mill. Rubel Papier. Diesem großen und ununterbrochenen Export russischer Fonds allein ist es zuzuschreiben, wenn die Zahlungsbilanz Rußlands in den letzten Jahren durchweg eine günstige war und eine so glückliche und erfolgreiche Valutapolitik ermöglichte.

Die geschilderte Sachlage birgt jedoch für die künftige russische Goldwährung große Gefahren in sich. Wir haben gesehen, daß Rußland eine günstige Zahlungsbilanz nur dadurch erzielen kann, daß die Ausfuhr von Waaren die Einfuhr von solchen bedeutend übersteigt und daß andererseits immer neue Mengen russischer Werthpapiere im Ausland Unterkunft finden. Beide Faktoren können aber leicht einmal, sei es durch elementare Ursachen, sei es in Folge politischer Konjunkturen, versagen. Sie deuten außerdem auf eine keineswegs normale Lage und ihr dauerndes Fortbestehen ist daher, selbst wenn es möglich wäre, im eigensten Interesse des Landes gar nicht einmal wünschenswerth. Der Aktivsaldo im Waarenverkehr läßt sich nur durch ein gewaltsames Eindämmen des Imports und durch eine künstlich mit allen möglichen Mitteln gesteigerte Ausfuhr erzielen, und das eine wie das andere ist unnatürlich und schlägt dem Lande tiefe Wunden. Während das rigorose Schutzzollsystem die Befriedigung der Kulturbedürfnisse erschwert und hemmt, benachtheiligt die künstlich gesteigerte Ausfuhr die Ernährung der untersten Schichten der Bevölkerung und saugt den Boden aus. Der Export russischer Werthpapiere aber bedeutet lediglich für den Augenblick einen günstigen Faktor, während er in der Zukunft eine immer größere passive Belastung der Zahlungsbilanz bedingt. Und wenn nun einmal diese beiden Faktoren in Wegfall kommen, dann werden die hohen an das Ausland zu leistenden Zinszahlungen als ein sehr bedenkliches Moment hervortreten, welches stets die Tendenz haben wird, einen Goldabfluß zu veranlassen und damit die Währung zu gefährden.

St. Petersburg, im Januar 1896.

Theodor Buck.

Die Führerschaft der irischen Partei.

Justin McCarthy, der Führer der nationalen Partei, wie sie sich selbst nennt, und der Antiparnelliten, wie sie die Gegner nennen, hat seine Stellung niedergelegt. Nicht die Feindschaft der „brutalen sächsischen Unterdrücker“, sondern der Streit im Lager der Freunde hat dem alten Parlamentarier das politische Leben verleidet, den Parnell einmal als „einen netten alten Herrn für eine ruhige Theegesellschaft“ charakterisirte. Eine ruhige Theegesellschaft war die irische parlamentarische Partei allerdings niemals. Vielmehr ging es in ihr von jeher recht stürmisch zu, und es bedurfte einer starken Hand, um die widerstrebenden Elemente zusammenzuhalten. Wie in dem alten Irland vor der englischen Eroberung die Häuptlinge in beständiger Fehde lagen, so daß die Könige nur ausnahmsweise eines natürlichen Todes starben, so bekämpfen sich heute noch die Iren unter einander in einer Weise, die dem kälteren Engländer ein Lächeln abnöthigt. Das ist eben keltische Art. Die Iren besitzen viele schätzenswerthe Eigenschaften; sie haben Witz, Humor, Geist, Phantasie und Beredsamkeit. Nur eine unscheinbare, doch für das politische Leben unentbehrliche Tugend geht ihnen ab, nämlich die der Selbstbeherrschung. Manchmal gelingt es unter günstigen Umständen einer gewaltigen Persönlichkeit, die Einheit unter ihnen herzustellen. Im 11. Jahrhundert herrschte Brian Boru eine Zeit lang über ganz Irland und machte es gefürchtet, in unserem Jahrhundert gelang es Charles Stewart Parnell, dem Protestanten und Sachsen, das katholische Irland politisch ein-

heitlich zu organisiren und in einem Jahrzehnt die Homerulebewegung durch eine kühne und rücksichtslose Politik bis an die Schwelle des Sieges zu führen. Sein plötzlicher Sturz in Folge eines Ehescheidungsprozesses, sein letzter verzweifelter Kampf und tragischer Tod ist noch in aller Gedächtniß; es ist eine der erschütterndsten Episoden aus der närrisch-traurigen Tragikomödie der Weltgeschichte.

Nach dem Fall des großen Mannes und bedenklichen Menschen wählte die Mehrzahl der irischen Partei einen kleinen Mann, aber ausgezeichneten Menschen zu ihrem Führer — eben Justin McCarthy. Nur eine kleine Minderheit blieb Parnell trotz seiner Ächtung durch die katholischen Priester und frommen methodistischen Pastoren treu und ernannte nach seinem Tode John E. Redmond zu seinem Nachfolger.

Justin McCarthy, der 1830 geboren ist, ist von Beruf Journalist. Als junger Mann hat er im Jahre 1848 an der Jung-Irland-Bewegung unter Mitchel theilgenommen und ist, nachdem diese gescheitert war, in den Dienst der Presse getreten, erst in Cork, dann in Liverpool und endlich in London. Er hat eine Zeit lang ein radikales Blatt, den „Morning Star“ redigirt und besonders viel für die „Daily News“ geschrieben. Außerdem ist er ein fruchtbarer Romanschriftsteller. Seine Romane entrollen in gefälliger, geistreicher Weise anmuthige Bilder aus der englischen Gesellschaft; der bekannteste unter ihnen ist unter dem Titel „Lied Fräulein Unhold“ ins Deutsche übersetzt worden. Vor allem ist er aber als Historiker bekannt. Seine „Geschichte unserer Zeit“, ein sehr lesbares und geistreiches, aber etwas oberflächliches Werk, hat einen großen Erfolg gehabt. In demselben feuilletonistischen Stile sind seine anderen geschichtlichen Werke geschrieben: die „Geschichte Irlands seit der Union“, „England unter Gladstone (1880 bis 1884)“, „Die französische Revolution“ und das „Leben Sir Robert Peel's“. Sie ermangeln alle des Ernstes und der Tiefe, aber sind liebenswürdig und anregend, wie der Verfasser selbst, der bei Freund und Feind sich ungetheilter Beliebtheit und Achtung erfreut.

Die Geschichte seiner Führerschaft ist kurz. Solange noch begründete Aussicht auf baldigen Sieg der Homerulesache war, gelang es ihm, seine Anhänger zusammenzuhalten. Als aber Gladstone's Entwurf an dem Widerstande des Oberhauses scheiterte, und besonders nachdem die Wahlen im vorigen Jahre das Urtheil der Lords in so eindringlicher Weise bestätigt haben, ist die mühsam aufrechterhaltene Einigkeit zusammengebrochen. Timothy Healy, der geistig bedeutendste unter den irischen Abgeordneten, empörte sich schon bei den Wahlen gegen die offizielle Leitung der Partei und zersplitterte sie, so daß wir jetzt statt einer drei irische Fraktionen haben. So boten denn die Wahlen in Irland den Engländern das merkwürdige Schauspiel vollständiger Einheit mit Bezug auf das Ziel, nämlich Homerule und vollständiger Zerfahrenheit mit Bezug auf die Mittel zur Erreichung dieses Zieles. Sie bestärkten daher die Gegner dieser Bestrebungen in dem Glauben an die Unfähigkeit der Iren, dieses Ziel zu erreichen. Unter solchen Umständen hat es McCarthy vorgezogen, sich aus dem politischen Kampfe zurückzuziehen, und sich ganz seinen schriftstellerischen Arbeiten — er bereitet einen dreibändigen Roman, ein Leben des Papstes und seine Memoiren vor — zu widmen.

Zu seinem Nachfolger ist Thomas Sexton gewählt worden, allerdings unter dem Widerspruche der Anhänger Healy's, die etwa die kleinere Hälfte der Partei ausmachen. Wie verlautet, hat er jedoch die dornenvolle Ehre ausgeschlagen. Man wird sich also wohl nach einem anderen Führer umsehen müssen.

Wer aber auch den schwierigen Posten übernehmen mag, ob John Dillon, den Healy als einen „Gefühlsduseler“ bezeichnet hat, aber dieser selbst, der von einem Parteigenossen als „Verräther“ gebrandmarkt worden ist — soviel ist gewiß, daß seit Parnell's Tode die Homerulesache, die ihrer Erfüllung schon so nahe schien, wieder auf unabsehbare Zeit hin in den Hintergrund gedrängt worden ist. Die Schuld daran gebührt nicht zum wenigsten ihren Vertretern selbst, denen die politische Mäßigung und Selbstbeherrschung abgeht.

Ph. Arnstein.

Das Leben des General-Feldmarschalls von Boyen.

Von den großen Helden der Befreiungskriege und der ihnen vorausgehenden Jahre vorbereitender Reformen hatte Boyen, der Urheber des preußischen Wehrgesetzes von 1814, bisher keinen der lockenden Aufgabe gewachsenen Biographen gefunden. Allerdings war diese Lücke in gewissem Sinne durch ihn selbst ausgefüllt worden. Die Leser der „Nation“ werden sich der nachgelassenen Denkwürdigkeiten Boyen's erinnern, die bei ihrem Erscheinen 1889 und 1890 in weiten Kreisen berechtigtes Aufsehen machten*). Allein diese Denkwürdigkeiten brechen mit der Schilderung der Schlacht bei Leipzig ab. Auch würden sie, selbst wenn sie sich weiter erstreckten, eine Lebensbeschreibung von fremder Hand ebensowenig überflüssig machen wie jedes andere Memoirenwerk. Mit seltener Unparteilichkeit und Sorgfalt abgefaßt, beweisen doch auch Boyen's Erinnerungen, um nur dies eine hervorzuheben, daß ihr Verfasser sich mitunter zu sehr auf die Stärke seines Gedächtnisses verlassen hat. Dem Biographen blieb die Durcharbeitung und Gestaltung eines prächtigen Stoffes vorbehalten. Er konnte in keine bessere Hand fallen als in die Friedrich Meinecke's, den Heinrich von Sybel zu seiner Arbeit angeregt hat**). Dessen Fürsprache eröffnete ihm die Archive des Kriegsministeriums und des Großen Generalstabes. Mit dem Geheimen Staatsarchiv in Berlin, wo sich manches zur Ergänzung bot, war er ohnehin vertraut. Boyen's schriftlicher Nachlaß, der im Tümpling'schen Familienarchiv in Thalstein ruht, wurde ihm von den Besitzern erschlossen. Mit dieser trefflichen Ausrüstung an urkundlichem Material hat sich die schon früher bewährte Fähigkeit kritischer Sichtung und lichtvoller Darstellung des Historikers verbunden. Allzu bescheiden bittet er im Vorwort um Nachsicht für das Unterfangen, technische Urtheile über militärische Fragen gewagt zu haben. Wenn er hierfür nöthigenfalls bei Sachverständigen Rath einholen konnte, so gehört ihm der Nachweis „des steten inneren Zusammenhanges aller militärischen Gedanken“ seines Helden „mit dem allgemeinen geistigen und politischen Leben der Nation“ vollkommen zu eigen.

In der That aber ist für den Genius Boyen's nichts so bezeichnend wie das frühe schon hervortretende Bestreben, Heer und Nation in die engste organische Verbindung zu setzen. Die ersten Jugendaufsätze aus der Zeit vor dem polnischen Feldzuge von 1794 und 1795 enthalten diesen Gedanken im Keime. Eine Denkschrift vom Jahre 1800, die der junge Stabskapitän dem König einreichte, gebraucht die eigenthümliche Wendung:

„Sollte nicht bei genauerer Prüfung der Soldatenstand sich am mehresten dazu eignen, nützliche Einrichtungen und Entdeckungen in der Nation zu verbreiten? Einem ganzen Volk eine Sittenveränderung zu befehlen, ist nicht gut ausführbar, aber bei einem einzelnen Stande, der noch dazu wie der Soldat zu dem pünktlichsten Gehorsam verpflichtet ist, läßt sich wirklich in manchen Fällen eher etwas ausrichten, und ist hier die heilsame Anordnung erst einmal im Gange, so geht sie zuletzt durch Beispiel unmerklich in die Nation über.“

*) Siehe „Nation“, Jahrgang 1889/90 Nr. 19 und 49.

**) Das Leben des General-Feldmarschalls Hermann von Boyen von Friedrich Meinecke. Erster Band 1771—1814. Stuttgart 1896. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. X und 122 S.

Boyen streift bereits vor der Katastrophe von 1806 die Idee der allgemeinen Wehrpflicht, indem er Ausnahmen zu Gunsten des Adels und des Reichthums verwirft. Er wird einer der eifrigsten Verfechter dieser Idee als Mitarbeiter an der unentbehrlichen Neuordnung, nachdem die Katastrophe hereingebrochen ist. Er sieht 1813 die von ihm erhoffte „Verschmelzung von männlicher kriegerischer Tugend mit den geistigen und sittlichen Mächten der Zeit“ aufs Herrlichste vollzogen, als die Landwehr mit der Linie wetteifernd, unter seinen Augen bei Großbeeren und Dennewitz die schönsten Lorbeeren pflückt. Er vollbringt als Kriegsminister mit jenem Wehrgesetz von 1814, dessen genauere Vorgeschichte wir hier kennen lernen, „die größte, welthistorische Leistung seiner Lebens.“

Eine Hauptstärke dieser Biographie liegt in der Aufdeckung der Wurzeln, die Boyen's bedeutendstes Wirken nicht zum wenigsten als ein Gewächs des deutschen Rationalismus erscheinen lassen. Man darf nicht verkennen, was dieser geistigen Macht für „die Auflockerung der ständischen Schranken“ zu danken ist.

„Nicht nur die vernünftige Einsicht, sondern auch die sittliche That des Einzelnen, der persönliche Verzicht des bisher Bevorrechteten, wenigstens der Besten und Kräftigsten unter diesen mußte vorangehen, bevor allgemeine und organische Reformen in Staat und Gesellschaft möglich waren.“

Unwillkürlich drängt sich hierbei die Erinnerung an die Sätze des Weisen von Königsberg auf: „Wir stehen unter einer Disziplin der Vernunft ... Pflicht und Schuldigkeit sind die Benennungen, die wir allein unserm Verhältnisse zum moralischen Gesetze geben müssen“. Boyen hat, wie man weiß, zu Kant's Füßen gesessen. Er hat in der Stille des Garnisonlebens die ihm kongenialen und verständlichen Elemente der Kant'schen Philosophie innerlich verarbeitet. Es konnte als ein Ausfluß der Lehre vom kategorischen Imperativ gelten, wenn der junge Offizier unter seinen Selbstgelöbnissen den Ausspruch niederschrieb: „Wer es so weit gebracht hat, bei einer Pflichtverletzung vor sich selbst zu erröthen, kann dem Donner der Schlacht ruhig entgegensehen“. Aber der gewissenhafte Biograph hütet sich den Thatsachen Gewalt anzuthun. Er zeigt, daß nicht etwa das System Kant's als solches von Boyen mit wissenschaftlicher Schärfe erfaßt worden ist. Er verhehlt nicht, daß zeitweise sogar der alte Eudämonismus, dem Kant den Krieg erklärte, noch einige Macht auf Boyen's Denkweise ausübte. Er überläßt es anderen, einem falschen Heroenkultus nachzuhängen und dem malerischen Eindruck zu Gefallen den Vorwurf im Bilde zu verschönern.

In gleich gewissenhafter Art, ohne Ueberspringen von Zwischengliedern, führt er aus, wie es in Boyen's Natur lag, auf seinem eigensten Gebiet, dem militärischen, moderne Forderungen zunächst mit Gründen zu vertheidigen, die den alten absterbenden Zuständen entnommen waren. Auferzogen in der Ehrfurcht vor den Einrichtungen Friedrichs des Großen, glaubt Boyen anfangs gar nicht an ihnen zu rütteln, wenn er sie mit dem neuen Zeitgeist zu erfüllen strebt. Meinecke bemerkt sehr richtig:

„Das Neue kann nur aus tiefen Lebenserfahrungen vieler starken Individuen hervorgehen. Es ist im Anfange immer unklar und durchsetzt mit widerspruchsvollen Elementen. In stürmischen Naturen erregt es bei allmählichem Emporsteigen im Bewußtsein heftige Konflikte und ungerechte Einseitigkeiten: in milderen von der Art Boyen's mischt es sich mit dem Alten. Jene ersteren bereiten wirksamer den Weg, aber gehen oft unter, bevor das Neue erreicht ist; diese aber sind die rechten Leute, um danach das Neue ohne tödtlichen Bruch mit der Vergangenheit in das Leben zu führen.“

Wenn hier mit gutem Grunde Boyen's „Milde“ hervorgehoben wird, so soll ihm damit nicht die Entschlossenheit abgesprochen werden, seine ganze Persönlichkeit für das einmal als wahr Erkonnte einzusetzen. Es kommt dem Biographen nur darauf an, einen Zug seines Wesens herauszuheben, der auch bei Scharnhorst, dem Haupte der militärischen Reformpartei, hervorstechend ist. Vielleicht hätte es sich gelohnt, noch schärfer die Eigenart beider Männer zu vergleichen. Freilich hat es seine Schwierigkeiten, genau zu sondern, was dem einen und dem anderen bei der gemeinsamen Arbeit in den Jahren 1807 bis 1812 ursprünglich angehört. Jedenfalls thäte man Boyen unrecht, wenn man nur das ausführende Organ oder nur den Anwalt der Ideen Scharnhorst's in ihm sehen wollte. Zumal während der Krisis von 1811, als der drohende Zusammenstoß zwischen Frankreich und Rußland seine Schatten schon vorauswarf, spiegeln Boyen's beredte Denkschriften seine Individualität rein und ganz wider. Hier, wo es darauf ankam, neuerdings von Lehmann, Delbrück u. a. behandelte Streitfragen zu berühren, ließen sich einige polemische Anmerkungen nicht ganz vermeiden. Ebenso waren sie unumgänglich in dem Kapitel „Großbeeren bis Leipzig“, um einigen Behauptungen von Wiehr: „Napoleon und Bernadotte im Herbstfeldzuge 1813“ entgegen zu treten. Der biographische Rahmen aber wird dadurch nicht gesprengt. Mag der Betrachtung Friedrich Wilhelms III oder Hardenberg's, Bülow's oder Bernadotte's manche Seite gewidmet sein: immer handelt es sich darum, das Verhältniß dieser Männer zu Boyen ins rechte Licht zu setzen.

Mit Vorliebe verweilt der Biograph bei dem Gegensatz seines Helden zu Gneisenau. Er läßt sich nicht beikommen, den „systematischen Ordnungssinn“ des einen mit dem „schöpferischen Reichthum“ des anderen auf dieselbe Stufe zu heben. Während bei Gneisenau „die Gedanken und Entschlüsse in souveräner Freiheit gleichsam emporwachsen“, erscheint bei Boyen „alles Empfinden und Denken konzentrirt und untergeordnet den sittlichen Grundsätzen, mit denen er den Staat erfüllen wollte“. Hierin ist Boyen mit Grolman eines Sinnes. An Gneisenau's Seite stellt sich Clausewitz. Sie alle aber, mit Scharnhorst, den Clausewitz den „Vater seines Geistes“ nannte, waren darin einig, daß die neue Heeresverfassung mit der gesellschaftlichen Umwandlung, welche die Reformgesetzgebung anzubahnen suchte, im Einklang stehen müsse. Der Biograph Boyen's gibt zu erwägen, ob sie dabei nicht „in der Gefahr doktrinärer Uebertreibungen“ gestanden hätten. Er vertritt die Ansicht, daß sie „ganz sicherlich die ungebrochene naturwüchsige Potenz unterschätzten“, die „in dem alten preußischen, in Feld- und Waldluft wie in der Disziplin des Heeres kraftvoll emporgewachsenen Junkerthum schlummerte“. Eher dürfte man wohl sagen: sie unterschätzten die Potenz des Junkerthums, die ihnen selbst genug zu schaffen machte, durchaus nicht. Aber weil es ihnen Ernst war mit der Herstellung „gleichen Rechtes für alle auf allen Gebieten“, bildeten sie sich auch das Ideal eines Volksheeres, das den Verfechtern gesetzlicher oder thatsächlicher Privilegien ein Gräuel sein mußte. Mit diesen sich zu verbünden war für die Verfechter unumschränkter Regierung höchst verlockend. Von den Kämpfen, die in der Reaktionszeit ausbrachen, bekam Boyen schon einen Vorgeschmack, als 1813 der Polizeipräsident Berlins die Organisatoren des dortigen Landsturms demagogischer Absichten bezichtigte.

„Diese Klasse von Leuten, hieß es in einem Bericht an den König, ist, wie ich meiner innigsten Ueberzeugung gemäß Euer Königlichen Majestät frei äußern muß, gerade in dem jetzigen Zeitpunkte dem Wohle des Staats und dem Throne so gefährlich, als nur immer der äußere Feind es sein kann. Je mehr das politische System des Staats seit ihrem von aller Verfassung und landesherrlichen Autorität sich lossagenden Hauptzwecke bestimmt, je mehr die zur Ausfechtung dieses Kampfes erforderlich gewesene Aufregung der gesammten Volkskraft ihren Grundsätzen verwandt und ihrem Geiste entsprechend ist, um so aufmerksamer und kräftiger muß der Wille der Regierung gehandhabt werden.“

Im nächsten Bande der Biographie Boyen's werden wir ohne Zweifel solche Töne wieder erklingen hören. Dann wird es sich nicht um den Landsturm handeln, sondern um die Landwehr, wie Boyen sie sich gedacht hatte, im Zusammenhang mit seinen Plänen, den Volkskrieg schon im Frieden vorzubereiten. Er selbst aber, wenngleich die Ge-

schichte gegen diese Pläne entschieden hat, wird sich auch im Verlaufe seines Lebens so erzeigen, wie Arndt ihn mit ein paar Worten skizzirt hat: „Boyen, der Stille, Bescheidene, Feste.“

Zürich. Alfred Stern.

Ludwig Gabillon.

(Gestorben am 13. Februar in Wien.)

Ein Mann, der nicht geht, sondern schreitet. Eine Stimme, die nicht spricht, sondern schallt. Ein Auge, das nicht blickt, sondern blitzt. Eine Lippe, die nicht schlürft, sondern leert. Ein Herz, das nicht fühlt, sondern glüht. Eine Hand, die nicht faßt, sondern fesselt. Ein Arm, der den Spieß schwingt, ein Spieß, der trifft. Ein Schauspieler im Großen, ein Mensch im Freskostil: das war Louis Gabillon. Er war kein „Franzose, sondern wie Speidel scherzhaft behauptet hat, stammte er aus der deutschen Sage, von jenem Unthier Gabilûn, dessen Blut übermenschliche Kraft verleiht, und das der Hagen des Gudrunliedes erschlägt.

Ein halbes Jahrhundert lang suchte er auf den deutschen Bühnen das Leben. Wie sein älterer Schwiegersohn, sein lieber Toni, unser feiner, herzhafter Freund Bettelheim in einem zierlichen und doch so inhaltswuchtigen Jubiläumsbüchlein statistisch nachgewiesen hat, sah ihn das Wiener Burgtheater allein in mehr als dreihundert verschiedenen Gestalten über die weltbedeutenden und weltberühmten Bretter schreiten. Allerdings vertheilten sich diese dreihundert Mordskerle, von denen fast jeder übermenschliche Kraft bewährte, auf denselben Spielraum über einen Zeitraum von vier Decennien.

In demselben Glücksjahr 1853 hatten sich die beiden wunderschönsten Kinder Güstrows, Zerline Würzburg und Louis Gabillon, im Wiener Hoftheater zusammengefunden. Da dieser reizende Zufall nicht ungenützt vorübergehen durfte, so führte er zur Verliebtheit, zur Brautschaft, zur Ehe. Sie waren beide Mecklenburger und sind beinah' Wiener geworden. Aus dem Fritz Reuterland trug derselbe Schicksalsweg das Mädchen zu Bauernfeld, den Mann zu Grillparzer. Niederdeutscher Schlag und Phäakenkultur vereinigten sich, zwei seltene Menschenbilder zu modeln. Die schöne Zerline wurde ganz Dame, blieb aber „scharfe“ Dame. Der starke Ludwig wurde ganz Kavalier, blieb aber Recke. Auf die Frau wirkte Wien noch intensiver als auf ihn. Sie wurde ganz feiner Nerv, er blieb ganz ehrliche Haut.

Mitten im weichen Wien fanden beide ein Stück Niederdeutschthum, das ihnen Segen brachte. Sie fand es in Adolf Wilbrandt, dem selbst so weichen Rostocker, dem einzigen Burgtheaterdirektor, durch den sie sich nicht gekränkt und zurückgesetzt fühlte, der sie mit sanftem Arm aus dem interessanten Alter ins Fach der Mütter lockte. Ludwig verlangte sich ein schrofferes Begegnen. Ihm war der Dithmarse Friedrich Hebbel gerade rauh genug; es ging ihm das Herz am weitesten auf, als aus der Hebbel'schen Dichtung seine übermenschlichste Heldengestalt entstand: Hagen Tronje. Wer ihn nicht kannte und nie etwas anderes von ihm gesehen hatte als diesen Hagen, den Speerwerfer und Kinderschreck, mußte ihn ohne Weiteres für einen jener Vorzeitrecken halten, von denen es neulich in Direktor Burckhard's schöner Grabrede hieß: in Walhall klingen schon die Schilder und Schwerter derer, die seiner harren, ihn zu begrüßen und ihn zu geleiten auf die lachenden Jagdgründe der Ewigkeit.

Wie aber kommt, wird ein Unkundiger fragen, der finsterste Mann, wie kommt Hagen Tronje auf lachende Gründe? Daß Hagen ein Jägerherz im Busen trug, beweist schon seine erste Frage, mit der Hebbel's Drama beginnt: „Nun, keine Jagd?“ Aber auch wenn er das Waidwerk pflegt, wird es ein düstres Geschäft. Ihm lacht nichts auf der Welt; sogar bei Volker's Fiedel, die er liebt, bleibt er mürrisch. Gabillon, sein größter Darsteller, war reicher als das Urbild. Wenn der Speer im Winkel stand, der Schuppenpanzer abgeworfen war, dann gab es ein fröhliches Ansehen. Der Heldenthaten gab es auch dann noch genug. Gewettert und gestritten wurde nach Herzenslust, aber immer grüner, immer üppiger erblühte rings umher die Welt. Hagen's schwarzer Geist wich von hinnen; aus Auerbachs Keller stiegen die Gesellen empor mit dem Blick auf das schöne Land. „Weinberge! Seh ich recht? Und Trauben gleich zur Hand.“ Dann glaubte man den übermenschlichen Durst des Junkers Tobias Rülps in Oliviens Garten, dann begriff man, wie Grillparzer's Troglodytengraf Kattwald so ungeheuer gut bei Appetit sein konnte. Ich habe den großen Nimrod Gabillon auf seinen mythischen Jagdfahrten niemals begleitet, ich habe nie seine starke Faust auf wildbewegtem See das Ruder führen sehen, aber ich habe oft mit ihm gezecht. Das letzte Porträt, das er mir noch voriges Jahr schickte, trägt die uns Beide kompromittirende Unterschrift: „Seinem lieben Bruder — nicht nur in Apoll, sondern auch im Alkohol“. Der Wein ward nie Meister über ihn; aber er wirkte mächtig auf seine Phantasie; Münchhausen selbst schien dann am Tische zu sitzen, und Wunder über Wunder geschahen. Gabillon rudert über seinen geliebten Grundlsee, wo ihm das selbstgezimmerte Blockhaus steht; er sieht in der Luft eine Lerche; je weiter er rudert und je weiter er erzählt, desto grimmiger verwandelt sich dieser Vogel; die Lerche wird zur Krähe, die Krähe zum Falken, und schließlich ist es ein Lämmergeier, dessen sich nur ein Gabillon zu erwehren vermag. Gabillon geht nach Ungarn auf die Bärenhatz. In einem Hohlweg gibt es kein Seitwärtssteigen; Pulver und Blei sind verthan. Ihm entgegen kommt ein Bär! Er dreht sich; hinter ihm die Bärin! Was nun? fragt gesträubten Haars ein jeder .... Gabillon nimmt das Glas, trinkt funditus, seine Augen blitzen, und er donnert durchs Lokal: „Sie fraßen mich auf!“ So konnte seine extemporirende Phantasie ihn verstricken, mit so guter Miene zum bösen Spiel, mit so gemüthlicher Selbstironie half er sich aus der Schlinge. Er schmückte grausam aus, und immer war er selbst der Ruhmesheld furchtbarster Begebenheiten. Völlig beglaubigt ist von seinen Heldenthaten nur eine einzige; er besaß die hannoversche Rettungsmedaille, weil er als junger Schauspieler einen Menschen mit eigener Lebensgefahr aus dem Wasser geholt hatte, und just von dieser Heldenthat sprach er fast niemals. Die historische Wirklichkeit verlohnte nicht des Renommirens. Sie war ihm nicht beträchtlich genug, oder dieser Hüne empfand zu menschlich zart. Erst wo die Phantasie frei schalten konnte, war er im Elemente. „So lag' ich, und so führt' ich meine Klinge!“ Alles hatte ihn vorausbestimmt für Sir John Falstaff; jede andere deutsche Bühne wäre überglücklich gewesen, ihn dafür zu haben. Der Naturenreichthum des Burgtheaters, das einen Baumeister besitzt, konnte sich's gönnen, einen Gabillon mit Bardolph abzufinden; keiner hat Baumeister ehrlicher bewundert, als sein alter Kneip- und Piquet-Bruder Gabillon, der sich wohl damit tröstete, daß Falstaff feige sei, und ein Gabillon für Memmen keine Begabung habe.

Auf Baumeister und Gabillon war jener Spott Dingelstedt's gemünzt, der auf der Bühne einige junge Anfänger aus der Nähe des Souffleurs vertrieb, weil dieser wichtige Platz für die wirklichen Hofschauspieler frei bleiben müsse. Gabillon's Gedächtnißschwäche spielte ihm manchen Possen. Er lernte schwer und vergaß leicht. Auch davon, glaub' ich, war die Ursache nichts anderes als seine ungeheuerliche Einbildungskraft. In diesem Meer der Phantasie ertranken, wie die realen Thatsachen, so auch die Texte der Dichter. Aber wie Gabillon im Leben mit dem feuchten Elemente vertraut war, wie er, der Sohn der Ostsee, bis ans Nordkap den Wellen vertraut hatte und die Mitternacht-

jonne über dem Meere stehen sah, so war er ein Meister in der Kunst des „Schwimmens“ auch auf der Bühne; wenn er mit Baumeister um die Wette „schwamm“, so gab es ein Sportvergnügen. Dennoch hat ihn nie der heiligste künstlerische Ernst verlassen. Mit Leib und Seele war er bei der Sache und immer gab er sich ganz und immer sein Bestes. Er war nicht neidisch. Er fühlte sich reich und gönnte auch Andern was Gutes. Eines Tages wurde ihm der Derwisch im „Nathan“ genommen. Er sprach ganz ruhig darüber; bloß mit der Wahl des Nachfolgers war er unzufrieden.

Er hat weidlich im Leben geschimpft. Zuletzt war für ihn das rothe Tuch, auf das er sich allerdings etwas stiermäßig zu stürzen liebte, die moderne Seelendramatik, deren seine Nerven nicht einmal seine Frau, die kluge Dame, verstanden hatte. Gabillon schrie Mordio, als Max Burckhard, der vorurtheilsloseste aller Burgtheaterdirektoren, Ibsen und Hauptmann in das geweihte Haus am Franzensring einführte. Sonnenthal und Lewinsky übernahmen mit größtem Abscheu den Volksfeind und seinen Widerpart. Baumeister schüttelte brummig den Kopf, als er den alten Bockerat geben sollte. Frau Hohenfels drohte mit Kontraktbruch, so oft man ihr die Studentin Anna Mahr zumuthete, und als sie sich endlich doch dazu entschloß, ließ sie sich wenigstens das naturalistische Loch im Aermel stopfen. Alle diese ästhetischen Seelen glaubten durch den neuen Sturm Shakespeare und Schiller in Gefahr und vergaßen, wie seit Jahrzehnten allein durch ihre eigene schöne Kunst die elendesten breitesten Schmöker, „Fromont und Risler“, die des Meisters von Palmyra unwürdige „Tochter des Herrn Fabricius“ u. s. w., das Burgtheater entweihen konnten. Moderne Menschen im Burgtheater, redeten vergebens zum Guten, streckten sehnsüchtig die Hand aus nach den erfrischenden Aufgaben der Menschendarstellung, wie sie in Ibsen's „Wildente“ oder in Hauptmann's „Webern“ oder in Wolzogen's „Lumpengesindel“ blühen. Die alte Garde aber saß fest in ihren Vorurtheilen, in ihrem Haß und Hohn, schwor weiter bei Bauernfeld und Scribe und deren öden Epigonen. Am lautesten von Allen zankte und zeterte Freund Gabillon. So oft ich nach Wien kam, eh' er mich wieder mit offenen Armen aufnahm, empfing er mich wie einen Brunnenvergifter. Aber das hinderte ihn nicht, mir in seiner Cottage-Villa, im Waffensaal, vor dem ehernen Standbilde Hagen's, den Maurer Mattern aus Hauptmann's „Hannele“, mit allen Schauern des jüngsten Gerichts und mit einer solchen Freude am Gelingen vorzuspielen, daß mich zuerst die Schauer des jüngsten Gerichts tief ergriffen, und dann seine Lust am verpönten Werke höchlich vergnügte. Wir schieden wie immer als innig befreundete Todfeinde.

Und so, glaub' ich, hat Gabillon keinen Feind gehabt, der ihm nicht im Innersten doch zugethan und ergeben war. Vor vierzig Jahren, in seiner ersten Burgtheaterzeit, mag er den eigenmächtigen Direktor Heinrich Laube für seinen Feind gehalten haben, nicht weil dieser ihn selbst, und zwar mit Recht, aus dem Liebhaberfach ins Recken- und Tyrannenthum hinüberbugsirte, sondern weil Laube seine Zerline, und zwar auch mit Recht, neben der Wolter nicht als Tragödin gelten ließ, und ihr schon damals Salondamen interessanten Alters auferlegte. Es gab heiße Kämpfe daheim und draußen. Zerline schrieb an ihren Peiniger bald herzzerreißende, bald maliciöse Briefe, von denen noch ihrem Tode einige in Ludwig Hevesi's allerliebstem, humorvollem Gedenkbüchlein über die „schöne Dame“ abgedruckt sind. Zuweilen mögen Zerlinens spitze Nadelstiche auch dem guten Gatten, der viel Mitleid und etwas Furcht dabei empfand, das Fell geritzt haben. Aber Blut ist nie geflossen, und Ludwig Gabillon war in der vollen Harmonie seines Wesens in der gleichen Lust zu Arbeit und Genuß einer der glücklichsten Menschen.

Diesem Glücksgefühl, dieser Weltlust, dieser Kraft zu schaffen und zu genießen, konnte er auch auf der Bühne ein hinreißender Dollmetsch werden. Man mußte seinen Derwisch hören, wenn er an den Ganges dachte; das klang wie Siegesglocken. Man mußte seinen gloriosen Don Lope sehen, wenn ihm am Tische des Richters von Zalamea das alte Herz warm ward und die gichtischen Glieder wohlig sich lösten; das lobte den Blick wie Abendröthe. So sehr sich ein Schauspieler auch verstellen kann, so reine Freude bringt nur ein guter und glücklicher Mensch zum Mitgenuß.

Aus dem Kern dieses glücklichen und frohen kindlichen Gemüthes wuchsen nun aber die fabelhaftesten Bösewichter, Spitzbuben, Gauner, Verbrecher hervor. Und sie traten in der Größe ihrer Niedertracht leibhaftig vor uns hin, wir glaubten an sie, wie das Kind an sein Märchen glaubt. Gabillons Realismus war der Realismus des Märchens. Märchen noch so wunderbar, seine Künste machten's wahr! Und diese Kräfte ruhten aber auf einer ins Riesige gesteigerten Menschlichkeit. Das gigantische Uebermaß war seine Natur geworden.

Er war eine Löwennatur, großmüthig und den Neckereien der Maus geneigt. Im Leben ist es kaum jemals vorgekommen, daß in diesem Löwen die Bestie aufstand. Für seine Kunst aber vermochte er jederzeit das Raubthier in sich zu entkerkern. An den Abenden, wo er einen rechten Wütherich zu verkörpern hatte, und draußen dem Publikum es eiskalt über den Rücken lief, war er hinter den Kulissen zu allermeist den Eulenspiegeleien seiner minder löwenhaften, wenn auch nicht durchaus mausmäßigen Kollegen (Mäuse gibt es im Burgtheater nicht) ausgesetzt. Am ärgsten trieb es der kleine Thimig aus Sachsen, der geniale Charakterkomiker des Burgtheaters. Gabillon steht im kahlen Schädel irgend eines großen Gauners hinter den Kulissen und erzählt eine unendlich lange Geschichte. Es drückt ihn die Glatze, er kratzt sich; der Druck wird stärker, er schüttelt den Kopf. Allmählich gibt es mit irgend etwas Klatschendem leise Schläge, die kräftiger und zuletzt sehr kräftig werden. Der Gefolterte ist rathlos. Er sieht um sich her nur ernste Männer und Frauen, die begierig auf das Ende seiner Erzählung harren, aber kaum nimmt er den Faden wieder auf, so trifft ihn von unsichtbarer Geisterhand ein neuer Schlag. Gabillon beginnt an Spiritismus zu glauben und sucht ihn (denn er wußte Alles) sofort den andern begreiflich zu machen. Da plötzlich kommt vom Schnürboden her ein Jubelgeschrei. Gabillon sieht hinauf und erblickt den Spukmacher Thimig, wie er hohnlachend in der Flugmaschine auf- und niederschwebt. Solcher Unfug wiederholte sich täglich, und wenn Gabillon Nachts seinen Stammtisch im Löwenbräu verließ, so konnte er sicher sein, daß der Maulkorb seines Pudels ihm an den Rockschößen hing, oder sonst irgend was nicht mit rechten Dingen zuging. Dann hob er seinen Stock und versetzte dem Missethäter einen freundlichen Hieb über den Rücken.

Nun ist das Spiel vorbei. Thimig wird noch Gabillon keinen mehr seiner Schelmenstreiche würdig finden. Draußen unter dem Schnee sind sie wieder beisammen, die Dame und der Held. Im Waffensaale Hagen's, am Löwenstammtisch, unter dem Schnürboden ist es stiller geworden. Das Blockhaus am Grundlsee wird diesen Sommer einsam stehen. Es ist Zeit zum Trauern. Bald aber wird es im Gedächtniß von Hunderten und Tausenden wieder lebendig werden. Gabillon wird wieder auftseben in hundert Gestalten und tausend Geschichten.

Paul Schlenther.

In Japan.

Aus einem Herbarium und einem Skizzenbuch.

Als distinguirter Weltmann von feinsten Formen zeigt sich Rudolf Lindau in jedem neuen Buch. Etwas Kosmopolitisches liegt über dieser litterarischen Erscheinung, die elegante Leichtigkeit des Parisers, die gemessene zurückhaltende Reserve des Engländers, dazu strenge Lebensreife, ein nil admirari. Er ist so abgeklärt, wie Fontane, aber seine Herbstsonne ist kühl, sie wärmt nicht mit letzten herzquellen-

den Strahlen. Sie leuchtet nur, hell und scharf. Sein Lebensgang und seine Lebensart scheint aus seinen Büchern. Der große Zug des Weltreisenden, der nicht kleinlich zu disponiren gewöhnt, der in den europäischen Hauptstädten zu Hause ist und von den außereuropäischen Kulturen mehr als genascht hat. Rudolf Lindau ist Diplomat. Die prüfenden durchdringenden Augen des Diplomaten sehen uns aus den von ihm beschriebenen Blättern an. Es sind stahlklare Augen, aber Augen, die etwas Kaltes haben. Und so ist auch seine Darstellung scharf, präzis, aber von verhaltener Reserve. Selten, daß die Etikette abgestreift wird und innere elementare Regungen herausbrechen. Immer ist die Form peinlich gewahrt, auf dem Grunde mag es toben und stürmen, die Oberfläche bleibt ruhevoll. Nur feinhörigen Ohren klingt unterdrückt das Geräusch der Tiefe. In halb kaschirten Reflexen macht es Lindau sichtbar, wer Augen hat zu sehen, der sehe.

Eine Gladiatorenarena, wo sich die Leidenschaften öffentlich zerfleischen, thut er nicht auf. Er fühlt sich zu vornehm dazu, er ist zu sehr umwittert von dem stillen aristokratischen Parfüm eines alten Salons.

Ganz charakteristisch zeigt dies seine neueste Novelle „Schweigen“,*) die wie ein Motto seiner ganzen Produktion erklingt.

Eine Ehe wird gebrochen; kein Wort fällt über die äußeren Umstände, wir ahnen und vermuthen alles nur; erst spät erhalten wir zusammen mit dem betrogenen Gatten die Gewißheit. Und dieser Gatte tödtet die Frau, die ihn entehrt hat, nicht und er macht ihr keine Scene voll rasender Empörung, furiösen Worten und Geberden. Er setzt sich an ihr Lager — sie ist schwer erkrankt — und blickt sie stumm an, wie zu Eis erstarrt; er sitzt Tag für Tag, er spricht nicht, er sagt kein Wort, er sieht ihr nur mit unerbittlichem Rächerblick in ihre hilflosen schreckflackernden Augen.

Und diese stumme Qual, diese Rache ohne Worte und Thaten dauert Wochen, bis die Schuldige stirbt. Wäre das Schlußwort nicht Versöhnung, die Novelle wäre die grausamste, die man erdenken könnte.

„Seul le silence est grand; tout le reste est faiblesse,“ dies Leitwort jener Novelle möchte man über das ganze Werk Lindau's schreiben. Dies Verschweigende, Sparsame, Gefühlsverhüllende, das lieber andeutet als deutlich ausspricht, ist in seinen produktiven Schöpfungen von modernsten Wirkungen und führt ihn uns sympathisch nah. Interessant aber ist's, wie genau die gleiche Art, objektive abgedämpfte Kunst, mehr konstatirend als selbstschmerzlich durchempfindend; kühle lebenserfahrene Reife; spiegelglatte Empfänglichkeit, die getreu und sicher aufnimmt, getreu und sicher die Bilder zurückwirft, ohne selbst persönlich stark zu vibriren, uns von diesem feinen Künstler entfernt, wenn er sie auf ein anderes Gebiet als das der Menschendarstellung in fabulirten Romanen und Novellen anwendet!

Seine Reiseerinnerungen aus „China und Japan“**) sind die Probe auf das Exempel.

Verlockend klingt der asiatische Titel. Unser aller Interessen fliegen ja zu diesen Kulturstätten seltener Reize.

Politiker und Aesthetiker, die sonst nicht häufig mit einandergehen, schicken ihre Gedanken gemeinsam dorthin spazieren.

Was die Politiker auf diesem Wege finden, will ich — leider nichts weniger als ein ζῶον πολιτικόν — hier nicht laienhaft erörtern — das Künstlerische, das Geschmacksinteresse an den überreifen Früchten absterbender uralter Kultur liegt mir näher: der bizarre Reiz dieser Länder mit ihrer kapriziösen Kleinkunst und ihren grotesken Monstrositäten; die pikante Unwahrscheinlichkeit der Natur mit verkrüppelten Zwergbäumen, phantastischen Märchenblumen und Riesenvögeln; die seltsamen Mischungen in diesem Japan, das plötzlich wie aus einem Zauberschlaf erwacht und — eine Kluft von Jahrtausenden überspringend — die moderne europäische Civilisation in sein verwunschenes Reich aufnimmt.

Die Goncourts sind diesen launisch verschlungenen Pfaden, raffinementbegierig nachgegangen; sie haben gesucht und geschildert, wie sich diese seltsame Menschlichkeit in hingehauchten Bildern, in Seidenstickereien subtilsten Fleißes, in düsteren Bronzen reflektirt. Andere Geschmackskünstler folgten ihnen.

Groß sind die Einflüsse Japans auf die moderne dekorative Kunst, auf die Koketterie der neuen englischen Möbel, auf die Flachornamente der bedruckten Stoffe, und was die Franzosen, vor allem Manet, Degas, auch Whistler von den Japanern, von den Hokusai, Outamara gelernt haben, berichtet Richard Muther in seinem Kapitel über den Japonismus. Er erzählt von der großen japanischen Invasion in Paris, 1867, dem Weltausstellungsjahr, von der japanischen Gesellschaft „Jinglar“, die französische Künstler gründeten. Jede Woche kam man zusammen, von einem japanischen Service, das Bracquemond entworfen, speiste man; alles außer den Cigarren war japanisch. Die Pariser Theater brachten damals japanische Feerien und Ballets; Ernst d'Hervilly schrieb sein japanisches Stück „La belle Saïnara“.

Und die Bewegung schwingt fort und wirkt auch in Deutschland. Erst kürzlich ließ ein junger, auf moderne Launen und Stimmungen begierig horchender Schriftsteller, ein kleines lyrisch-symbolistisches Herzensspiel voll scheuen bebenden Gefühls in Japan agiren, eine Miniaturtragödie, wie auf seidenem Paravent gestickt, mit bleichem Mond auf schwanken Blüthenzweigen, mit graziösen Blumenseelen und dem finsteren Fürsten, der das Doppelschwert am Gürtel trägt.

Und zur Zeit, da diese Zeilen geschrieben werden, stellt Amsler und Ruthardt eine erlesene Sammlung japanischer Kunstschätze aus. Holzschnitte von 1608—1860; Bronzen, Porzellane und Stoffe.

Was die moderne Seele an alledem reizt, ist das Kapriziöse, scheinbar Schrankenlos-Willkürliche dieser Kunst; die Vereinigung realistisch strenger Naturbeobachtung mit dekorativem Stil; die Mischung aus Eleganz und Groteske; das Märchenhafte im Natürlichen.

Wie muß das Land sein und seine Menschen, aus denen das hervorgegangen?

Wir wenden uns an Lindau, und er sagt es uns nicht.

Er reist mir zu überlegen und zu gelassen; zu voll von reservirter Kühle; er reist, um das Bild noch einmal zu gebrauchen, als scharf reflektirender Spiegel, der die Eindrücke empfängt und prompt weitergibt, sie gehen bei ihm nicht durch das Temperament, das wir für diese Dinge wünschten und das wir bei andern finden.

Die vornehm abgeklärte Ruhe, die dem Dichter zu statten kam, schadet dem Schilderer, wenigstens in den Augen moderner sensitiv empfindender Menschen. Hier scheidet sich Rudolf Lindau von uns; wie ein Unterschied zwischen dem Naturgefühl zweier Generationen muthet es uns an. Wir möchten alles impressionistisch, nervös erfaßt; den schwebenden Eindruck festgehalten sehen; wir suchen nach kleinen Nuancen und Noten, die uns Farben, Licht und Luft suggeriren. Wir wünschten eine bilderreiche, der Assoziationsmittel volle Sprache, die mit lyrischer Kraft vor Aug' und Ohr das Wunderbare hinzaubert. Lindau bewahrt sich seine verhaltene Rede; sie geht immer maßvoll gerade bahin, würdig wie in einem Salon zu Petersburg oder Paris. Sie ereifert sich nie und wird nie kühn, sie greift nie zum besonderen, besonderer Zwecke halber.

Rudolf Lindau reist in China und Japan mit ähnlich erhabener Ruhe, wie Goethe in Italien.

Ihm genügt es, zu konstatiren, daß etwas schön war aber daß etwas unglaublich war; das auszuspinnen, den Versuch einer Eindrucksübertragung zu machen, verschmäht er zumeist.

Seine ganze Technik schon widerspricht moderner Naturschilderung. Das Impressionistische, das Fixiren des momentanen Eindrucks; die Illusionserweckung, daß man gleichzeitig mit dem Berichterstatter ein Bild empfängt,

*) Berlin, Fontane & Co.
**) Ebenda.

durch seine Augen es sieht mit all den zugleich auftauchenden Begleiterscheinungen und Stimmungsreflexen fehlt. Lindau erzählt ganz einfach, wie die Sache war, wie sie sich abgeklärt und gesättigt in seiner Erinnerung vorfindet; er zieht gleichsam den Kasten auf und holt das Herbarium mit den getrockneten Andenken hervor.

Sein Buch ist trotzdem nicht uninteressant. Man findet Belehrung, doch mehr Belehrung als Anschauung. Es berichtet von dem Ostasien der Mitte dieses Jahrhunderts, von den glänzenden Zeiten in China, von den Merchant-princes, von den chinesischen Vertragshäfen, von den weltabgelegenen russischen Militärkolonien, von den Unterhaltungen in den französischen und englischen Garnisonen. Er erzählt von der Eröffnung Japans, von der Ueberfluthung durch die Fremden; von den Greuelthaten der politischen Morde und den Verfolgungen der Ausländer durch die Lonin, die unsteten herrenlosen Vasallen. Sie hatten geschworen, daß sie dem Fürsten, der die Fremden in das Land gelassen, den Tod geben würden. Sie hielten diesen Schwur und tödteten sich dann selbst durch Harikiri. Wilde grausame Sitten, die noch 1860 herrschten, genau gleich den Zuständen im 16. Jahrhundert, wie sie uns Tamenaga Schunsui's historischer Roman von der Todestreue der Vasallen (Samurais) erzählt, die erst ihren Herrn rächten und sich dann, daß er nicht den „einsamen Weg" allein gehe, sämmtlich den Bauch aufschlitzten.*)

Wie die Sitten mittelalterlich waren, so auch alle Zustände und Einrichtungen. Lindau spricht von einer Truppenrevue im Jahre 1863, bei der die Soldaten mit den schweren historischen Rüstungen ausrückten und den grausigen Masken, nur mit Schwert, Pfeil und Bogen und Lanzen bewaffnet. Die Beamten bezogen einen Theil ihres Gehaltes noch in Reis und die europäische Tracht erregte Aufsehen.

Dann kam mit eins der Umschwung. Auf das Mittelalter folgt ohne jede vermittelnde Zwischenglieder moderne Civilisation.

Das ist alles schön und nützlich zu lesen, das beste aber bleibt uns Lindau schuldig, die Uebermittlung des Eindrucks, das Fluidum. Ich möchte nicht, daß nur theoretisch bleibt und erscheint, was ich an dem Buch vermisse, drum nenne ich einen anderen Dichter, der mich für alles entschädigt hat, was ich hier vergeblich suchte. Weltreisender ist er gleich Lindau; dieser Diplomat, jener Marineoffizier — Pierre Loti.

Wie gehen in seinen japanischen Herbststimmungen alle jene wundersamen pikant gemischten Reize uns auf, an die wir bei dem Worte Japan denken.

Er hat die feine schwingende Sensibilität, die nervös jede Impression in sich aufsaugt; sie geht bei ihm durch ein lyrisch-phantasievolles Gemüth und wird auf diesem Wege reicher und aparter. Loti ist Künstler der feinen zarten zauberkräftigen Worte, er kann Düfte und Farben uns erscheinen machen. Er hat den delikaten dekorativen Sinn, den Sammlerkultus, der ihm für jede Erscheinung den anschauungsstarken Vergleich bietet.

Loti gibt sich den Dingen schwelgerisch hin, seine Seele schwingt mit ihnen, nichts von kühler Reserve oder abgeklärter Ruhe. Von diesem Skizzenbuch geht, uns umwebend, ein berauschendes Gegenwarts- und Persönlichkeitsparfüm aus; keine satte Schilderung der Erinnerung von ruhigen Lippen, sondern ein warmes momentanes Mitgenießen.

Wir träumen in der Stimmung der märchenhaften Riesenchrysanthemen, der Lotusteiche, der violetten Skabiosen und Glockenblumen. Wir wandern durchschauert in den todten Palastlabyrinthen zu Kioto und den schlafenden Tempeln, wo die Götter, in verblichenem Goldschimmer auf Riesenlotus thronend, aus Nebelferne herausragen.

Wir tauchen in die launischen Mischungen dieses Landes, wie in ein Märchen. Wir lächeln über den putzigen Kleinkram, das Puppenstubenmäßige der Zimmerchen mit den Papierwänden, die manirirten Gärtchen, die Wildnißminiaturen darstellen; die zierlichen Menschenkinder, die wie von Fächern oder Theetassen herabgestiegen scheinen mit tausend Verbeugungen und kicherndem Lachen und ahnen hinter der tändelnden Außenseite Jahrtausendgeheimnisse, wenn wir durch die wilden Tempelwälder streifen. Die Phantasie des scheinbar so leichten Völkchens geht riesengroß, in grotesker Grausamkeit uns auf, daß das Lachen erstarrt. Die fratzenhaften Ungeheuer in düsterer Bronze, die granitnen Fabelgeschöpfe, die einen Ewigkeitsschlaf zu träumen scheinen, das Todte, Verwunschene der finstern Pagoden, mit ihrem Fabelreichthum an Gold und Elfenbein, drückt und beklemmt, wie Moderhauch aus alten Königsgrüften.

Loti malt auch mit lichten Farben. Mit einer Nuancenfülle ohne Gleichen belebt er japanische Feste vor uns, den Ball in Yeddo, dessen Schilderung pikanten Reiz durch Verbindung von Japonismus und Rokoko erhält — die zierlichen mandeläugigen Schönen in Reifrock und langspitzigen Leibchen à la Trianon.

Das blühendste und reichste seiner Bilder aber ist das Chrysanthemumfest der Kaiserin Frühling in den Märchengärten des Palastes von Akasaka in Yeddo mit ihrem silbergrünen Bambus, ihrem rothblättrigen Ahorn, Korallenstämmen gleich, ihrer nie gestörten Wildnißruhe. Unter violettem seidenen Kreppschleiern mit heraldischen Chrysanthemen, die Wunderblumen in Riesenformen, blaßroth, leuchtendgelb mit sprießenden Fäden wie aus Goldgespinnst, elfenbeinweiß, malvenblaß. Aus der weiten Perspektive — Böklin's „heiliger Hain" mit seinem mystisch tiefen Baumgang kommt in die Erinnerung — taucht nun der Zug der Kaiserin auf, zwanzig Frauen farbenglänzend. Die Sonne, die sich schon neigt, gießt röthliches Licht herab; sie schreiten gemessen dahin zwischen dem Cedernhügel und dem Lotusteich. Leuchtend heben sie sich in ihrer Farbenpracht von dem finstern Hintergrund der Bäume ab, und der Teich spiegelt das Violett und Orange, das Blau und Gelb, das Grün und den Purpur ihrer Seidenstoffe — als pikanter Kontrast tönt in die japanische Feerie das europäische Konzert des Orchesters hinter den Gebüschen, Berlioz, Massenet, Saint-Saëns. —

Pierre Loti gleicht in seinen Schilderungen den Sensitiven der modernen Landschafter, er rivalisirt erfolgreich mit ihnen. Rudolf Lindau wahrt streng die Grenzen der Künste, er erzählt, aber er malt nicht, dadurch zeigt er, daß er der älteren Generation angehört. —

Felix Poppenberg.

*) Der interessante Roman erschien deutsch in der Romanwelt, II. Jahrgang.

Pariser Parlaments-Feuilletons.

In einer der überflüssigen und ebendarum alljährlich unvermeidlich wiederkehrenden Delegationsdebatten über den Dispositionsfonds hat Graf Andrassy einmal unumwunden erklärt: diese Budgetforderung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten käme nicht in Betracht neben dem Aufwand, den unsere Weltblätter für ihren Nachrichtendienst sich gestatten dürften. Das Wort hat seine bedingte Richtigkeit. Keine Reichskanzlei erhält auch nur annähernd so viel politische und Handelsdepeschen, wie die größten, zumal englische und amerikanische, Zeitungen. Den Kosten hat der Drucker und Herausgeber nicht nachzufragen. Er vollstreckt nur das Machtgebot seines Kundenkreises, von dessen Treue und Größe sein Inseratengeschäft abhängt. Was Geld und Fleiß ausrichten können, besorgen derart die Leiter der Redaktion im Bund mit ihren Korrespondenten. So weit hat also Andrassy Recht.

Es gibt aber Leser, denen diese weitschichtigen Meldungen wenig Eindruck machen. Sie wissen, daß die

Wahrheit nicht immer dort zu suchen ist, wo der lauteste Lärm gemacht wird. Sie haben gar zu häufig erfahren, daß die entscheidenden Dinge jahre- und jahrzehntelang ganz in der Stille geschehen. Selten nur enthüllt sich der Kern der Ereignisse dem Miterlebenden, es wäre denn, daß angeborene Begabung oder ein glückliches Ungefähr ihm sozusagen Röntgen-Strahlen zur Aufhellung der verborgenen Tagesgeschichte vermitteln. Von den Durchschnitts-Journalisten hat man solche Ueberraschungen weder zu erwarten, noch zu begehren. Sie sind brave Handwerker oder eifrige Parteigänger, mitunter beides in einer Person, die genau das ab- oder nachschreiben, was ihnen die leitenden Blätter oder Männer eingeben. Durchschnittsdiplomaten machen das übrigens auch nicht anders. Selbständige Köpfe gedeihen allerorten nur als Ausnahme. Aber, sie gedeihen auch unter den Publizisten und Attachés. Ein solcher eigenrichtiger Gesandter des deutschen Geistes in Frankreich und Italien war Karl Hillebrand. Ein solcher Mann der eigenen, oft eigensinnigen und einseitigen Betrachtung war in England Lothar Bucher; in Rußland Victor Hehn; in Heimath und Fremde Theodor v. Bernhardi. Leute dieses Schlages waren v. Stoffel und Mallet-du-Pan; der alte Gentz und der junge Bismarck. Sparsam gesät sind ihresgleichen zu allen Zeiten und in allen Landen.

Ob und wie viel solcher weit voraussehender Zeitungskorrespondenten zur Stunde in der deutschen Zeitungswelt sich regen, mag ich nicht zu entscheiden. In der Wiener Presse wüßte ich keinen Einzigen zu nennen. Wir haben mit die allerflinksten Stenographen; die „bestinformirten“ Spezialkorrespondenten, die genau 12—48 Stunden, wenn's weit reicht, ein paar Wochen voraus unterrichtet werden oder scheinen. Ich kenne aber nicht einen Fall, in dem, während des letzten Menschenalters, ein Wiener politischer Journalist wesentliche Wendungen der inneren oder überraschende Aenderungen in den auswärtigen Zuständen geahnt, geschweige muthig, der Tagesmeinung trotzend, prophezeit hätte. Der eine Grillparzer, der weltscheu in seiner Dachwohnung in der Spiegelgasse die Zeitenwende von den napoleonischen Kriegen bis zum Frankfurter Frieden mitmachte, hat in seinen Urtheilen und Epigrammen mehr Weitblick bewährt, als alle unsere Leitartikelschreiber: leider auch als die meisten parlamentarischen Führer der Deutschen aller Parteien. „Die Deutschen,“ so sagte mir vor einem Jahrzehnt einer der genauesten Kenner unseres parlamentarischen Treibens, „haben die besseren Redner, die Slaven die schlaueren Politiker.“ Die Namen Herbst und Plener hüben, Dunajewski und Badeni drüben drücken diesen Worten ihr Siegel auf.

Nicht minder tiefen Eindruck machte mir eine Bemerkung, die Hermann Grimm kürzlich hinwarf. In Wien, so meinte er in der Deutschen Rundschau, schreibt man am geschicktesten, in Berlin am schärfsten. Er hat bei seinem Ausspruch vermuthlich mehr an die Meister der litterarischen Kleinkunst, die Wiener Musterfeuilletonisten, wie Hanslick und Speidel, als an die Prosaiker von der Sprödigkeit Grillparzers, von der Sinnigkeit Stifters und Feuchterslebens, von der klobigen Wucht Kürnbergers, von der ruhigen, schmucklosen Deutlichkeit Baldek's gedacht. Auf unsere Zeitungsplauderer trifft Grimm's zweischneidiges Lob allerdings zu. Sie sind meist am Pariser Feuilleton, zumal an Heine, herangebildet; treiben Stilkoketterie; sind in ihren besten Stunden erstaunliche, bemerkenswerthe Virtuosen, in ihren schlimmsten der Rüge Hamerling's verfallen: wenn die Rundung der Periode es verlangt, muß man den eigenen Vater einen Mörder nennen; weit mehr auf die Mache, auf Blenden und Wirkung, als auf die Sache und die Sache der Wahrhaftigkeit gerichtet. Und doch steckt wiederum so viel Anmuth und Lebendigkeit in ihren besten Leistungen, daß ihr Reiz auf die Leser, ihr Einfluß auf den Nachwuchs wohl zu begreifen ist. Ansehnlich ist dieser Nachwuchs zur Stunde freilich nicht. Zwei der besten Wiener Feuilletonisten, Friedrich Uhl und Ludwig Hevesi, klagten jüngst, jeder vom Andern ganz unabhängig, über die Dürre und Dürftigkeit des Talents unter den Neulingen des Wiener Feuilletons. Stirbt die ganze Spezialität des niedlichen, wie des nichtigen Tändelns und Tänzelns ab? sucht die Lesewelt neue Formen des Humors und der Satire? sind die Schreiber durch den Ernst der Zeit zu strengerem Ton, zu tiefer gründender Betrachtung genöthigt worden?

Volle Antwort auf diese Fragen gibt auch einer der fähigsten Wiener Feuilletonisten unter den Jungen nicht: Theodor Herzl in seinen (ursprünglich in der „Neuen Freien Presse“ erschienenen) Bildern aus dem französischen Parlamentsleben: Aus dem Palais Bourbon*). Vier Jahre lang hat er als Korrespondent des ersten Wiener Blattes die Kammersitzungen mitgemacht, als Mann von Gaben und Geschmack, der das, was er gesehen, hübsch herausputzt und munter auf den Effekt stellt. Nur schade, daß er gar zu häufig gezierte Eleganz für Stil und Journalistenspaß für Weltironie hält. Wo Lichtenberg einen Witz macht, ist nach einem Goethe'schen Wort ein Problem verborgen. Wo Herzl witzelt, wird allzuoft ein Problem umgangen oder übergangen. Die Ursachen der Zersetzung der dritten Republik, die Aufdeckung der Schäden im Wahlsystem, die Gründe der tiefgreifenden Contagion werden nirgends erwähnt, geschweige erörtert. Constans, Floquet, Jaurès, Barrès, Wilson, Mun, Sonbeyron: der Gewaltmensch, die elegante Nullität, der Modesozialist, der litterarische Stutzer, der Parlaments-Gauner, der ritterliche Katholik — sie alle erscheinen mit derselben Würze zubereitet, mit der gleichen Feuilletonsauce übergossen, nicht, wie sie in Wirklichkeit sind — und wie z. B. Alexis de Tocqueville in seinen Erinnerungen aus dem Jahre 1848 die Charakterköpfe jener Kammer scharf und bestimmt in voller Leibhaftigkeit hinstellt — sondern wie sie als Geisteskinder des Herrn Herzl dem Leser vorgestellt werden sollen. Kleine und Große, Gerechte und Ungerechte, geben sich weder als glaubhaft nach der Natur gezeichnete Originale, noch als überlegen gezeichnete Karrikaturen, sondern durchweg als Zeugen für das Selbstgefühl des Feuilletonisten, der für jeden, noch so manierirten, elliptischen, mit Vorliebe nur aus vier, fünf Worten gebauten Satz, wie für jede verblüffend geprägte Sentenz zum Voraus auf die bewundernden Mienen überwältigter Leser zählt. Aus einer kurzen Novelle von Guy de Maupassant („Die Tabak-Verschleißerin“) erhalten wir mehr Aufschluß über Ursachen und Wirkungen des Parlamentsschwindels in der dritten Republik, als aus dem ganzen Buch Herzl's, ganz zu geschweigen von Bel-Ami, diesem Grund- und Handbuch der Pariser Parlamentsdiebe und Preßkorsaren.

Alle nothgedrungene Ablehnung der Unmanier Herzl's soll den Unbefangenen nicht abhalten, ihn dort zu rühmen, wo er auf dem rechten Weg das Rechte trifft. Seinen vermeintlichen Satiren der Pariser Deputirten schickt er ein paar ungleich gerathene Wahlbilder voraus: eines derselben „Die Hand“, die Schilderung einer sozialistischen Wahlversammlung in Lille, ist ein ausgezeichnetes Genrestück, das, zumal im pathetischen Schluß, wie eine Historie wirkt. Wer ein solches Blatt fertig bringt, ist Jemand. Gelingt es Herzl, beim Schreiben mehr und mehr sich selbst zu vergessen, dann wird er sich selbst finden.

Wien, 1. Februar. A. Bettelheim.

*) Leipzig, Duncker und Humblot 1895.

Berichtigung.

Die in der vorigen Nummer S. 306 Sp. 2 erwähnte Aeußerung Bismarck's vom 5. April hat nicht im Jahre 1864, wie auf Grund eines Auszugs aus einem Berichte Ahlefeldt's mit unrichtiger Jahreszahl angenommen wurde, sondern 1865 stattgefunden. (vgl. Horst Kohl: Bismarck-Regesten I S. 252). K. S.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 22. Berlin, den 29. Februar 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Ueber den „sächsischen Wahlgesetzentwurf und seine Gefahren" hat Prof. Victor Böhmert in Dresden eine kleine Flugschrift veröffentlicht, die in ihrer Art ganz vortrefflich ist. Sie ist in hohem Grade maßvoll in der politischen Gesinnung, und sie zeigt, daß Professor Böhmert's Anschauungen fest in christlichen und monarchischen Anschauungen wurzeln. Dieser Mann mit solchen Ueberzeugungen gelangt gleichwohl rückhaltlos zu einer Verurtheilung des Vorgehens des sächsischen Ministeriums.

Wenn solche gemäßigten Männer so ernst zu sprechen beginnen, dann ist das ein beachtenswerthes Zeichen; es ist ein Beweis, daß einem Regiment jenes Fundament unter den Füßen zu schwinden droht, das für einen modernen Staat den festesten Ankergrund hergibt. So oft Regierungen in diesem Jahrhundert sich in schroffen und bleibenden Gegensatz zu den Anschauungen der Kreise gesetzt haben, die Intelligenz und sozialen Einfluß vertreten, so oft zog stürmisches Wetter mit bedrohlichen Zwischenfällen herauf. Solche Sturmeszeichen sollte man im Königreich Sachsen nach Gebühr würdigen.

Aber diese kleine Schrift hat nicht nur Bedeutung für die augenblicklichen Kämpfe in Sachsen; die Gesinnungen, die sie zeigt, und die Argumente, die sie anführt, sind wichtig für ganz Deutschland; denn man weiß ja, daß auch im Reiche Elemente daran arbeiten, durch Aenderung des Wahlrechtes oder durch ein neues Sozialistengesetz in gleicher Weise die bestehenden Zustände zu unterwühlen, wie es jetzt im Königreich Sachsen geschieht. Solche Unterwühlung nennt man dann Befestigung der bestehenden Zustände.

Professor Böhmert weist auf den Eindruck hin, den es machen müsse, wenn man eine Institution wie das jetzige Wahlrecht in Sachsen beseitigt, das 27 Jahre zu Recht bestanden hat, und das greifbare Gefahren nicht zeitigte und in absehbarer Zeit auch nicht zeitigen wird. Und was bedeutet die Abänderung der bestehenden Zustände für die Bevölkerung!

Auf Grundlagen, welche die Statistik liefert, berechnet Professor Böhmert, daß etwa 80 Prozent aller Wähler in der dritten Klasse zusammengedrängt sein würden; die gewaltige Majorität an Zahl wird also majorisirt durch eine kleine Klasse der Wohlhabenderen und Reichen. Die majorisirten Massen werden aber nicht nur aus Arbeitern bestehen; sie enthalten die mit Glücksgütern weniger gesegneten Theile aller Bevölkerungsgruppen; diese Elemente werden also ihr Schicksal mit dem der Arbeiterklasse verknüpft sehen, und es ist gewiß nicht zu unterschätzen, welche Wirkung es schließlich ausüben wird, wenn der Arbeiterbevölkerung in steigender Anzahl Führer und Förderer aus den intelligenten Kreisen zugeführt werden.

Die augenblickliche Wirkung, die schon die Ankündigung jenes Wahlgesetzes hervorgebracht hat, liegt in dem Ausgang der Wahl zu Limbach-Meerane vor. Die Sozialdemokratie siegte dort, denn wie stets gab die Bevölkerung jener Richtung ihre Stimme, die nach der allgemeinen Annahme den Protest, den man zum Ausdruck bringen will, in rücksichtslosester und unzweideutigster Weise vertreten wird. Hier ist der praktische Beweis dafür erbracht, daß die extremste Richtung der Linken von einer extremen Maßregel der reaktionären Rechten den größten Vortheil hat.

Für eine derartige in Aussicht stehende politische Entwicklung gibt Professor Böhmert die zutreffende psychologische Grundlage:

„Die unteren Klassen haben ein ebenso tiefes soziales Empfinden, ein ebenso lebhaftes Rechtsbewußtsein und feines Ehrgefühl, wie die höheren Klassen. Da ihnen die materiellen Vortheile und Genüsse des Reichthums versagt sind, legen sie auf ideelle Güter, wie das direkte Wahlrecht und die politische Mitarbeit an der Gemeinde und am Staat, ein um so größeres Gewicht, und sollten es überall in noch viel höherem Grade thun. Es befriedigt ihren Mannesstolz, daß es bei Wahlen keinen Unterschied des Besitzes und Standes gibt, daß das Reich und ihr Partikularstaat ihnen wirkliche politische Gleichberechtigung zugesteht.“

Solchen theoretischen Anschauungen, die sich freilich durchaus auf eine praktische Kenntniß des Lebens stützen, stimmen in Sachsen zahlreiche Männer, die mitten im Geschäftsleben stehen, rückhaltlos zu.

In der nationalliberalen Versammlung zu Dresden hob am 6. Februar Kommerzienrath Collenbusch, einer der größten Arbeitgeber von Dresden, Freiberg und Frankenberg, hervor, welche Schädigung er von dem neuen Wahlgesetzentwurf für die wirthschaftliche Entwicklung Sachsens erwarte.

Er sagte, „daß dieses neue Wahlgesetz die gewerblichen Verhältnisse in Sachsen sehr verschlechtern werde. Aendere man das Wahlgesetz, unter welchem wir uns seit Jahrzehnten wohl befunden, so schüre man den Kampf aufs neue, der bereits im Abnehmen begriffen sei, und gebe den Sozialdemokraten wieder Anlaß, auf die Herrschaft des Kapitalismus hinzuweisen. Der ordentliche Arbeiter halte viel auf seine Ehre. Wenn man ihm die Ehre nehme und ihn zum Bürger dritter Klasse degradire, so würden die traurigen Folgen nicht ausbleiben.“

So spricht ein nationalliberaler Kommerzienrath, der als Arbeitgeber Gelegenheit hat, die Dinge zu sehen, wie sie sind, und es verdient gewiß in ganz Deutschland bemerkt zu werden, was dieser Praktiker des Lebens und gemäßigte politische Parteimann über die Abschwächung der sozialistischen Erkrankung sagt.

Professor Böhmert prophezeit für das industriereiche Sachsen mit Recht ähnliche Zustände, wie sie in dem industriereichen Belgien jetzt vorhanden sind; das heißt die Hemmung der ruhigen industriellen Entwicklung durch politische Agitationen; und alsdann wiederum eine Verschärfung des politischen Kampfes, wenn durch eine Störung des wirthschaftlichen Gedeihens die Lage der arbeitenden Klassen eine verzweifeltere wird. Das ist der in Aussicht stehende traurige circulus vitiosus.

Werden durch ein politisch falsch konstruirtes Wahlrecht die Arbeitermassen in gefahrvolle Bahnen gedrängt, so in nicht weniger gefahrvolle Bahnen auch die alsdann bevorrechteten Klassen. Professor Sohm an der Leipziger Universität gab diesem Gedanken besonders treffenden Ausdruck:

„Unser bisheriges Wahlrecht nöthigt uns, aus allen Kräften daran zu arbeiten, daß die Führung der Massen in die rechten Hände komme. Das bestehende Wahlrecht zwingt uns gewissermaßen zum Kampf um die Seele des Volkes. Und das ist gut! Aber jetzt? Wenn die Wahlrechtsvorlage Gesetz wird, so ist das alles unnöthig. Das Ruhekissen ist da. Die Massen mögen gehen wie sie wollen.“

Die sächsische Verfassungsrevision berührt aber gar nicht allein die Frage über die Art der Betheiligung an den Wahlen zum Parlament; ja selbst dann nicht einmal, wenn man selbst die Grenze der Bewegung so bestimmen wollte, daß auf den sächsischen Anfang auch gleiche Bestrebungen in anderen deutschen Staaten und im Reiche folgen sollten. Folgenschwer genug wäre dann die Erschütterung, und doch würde ihr Gebiet noch nicht begrenzt sein.

Wir können die Arbeiter nicht politisch rechtlos dekretiren, und sie als Beisitzer im Gewerbegerichte, als Leiter und Berather in den Ortskrankenkassen, als Beisitzer bei den berufsgenossenschaftlichen Schiedsgerichten, wir können sie dann nicht in ihrer Thätigkeit in den Knappschaftskassen, beim Reichsversicherungsamt und an so und so viel andere Stellen dulden. Und wie kann man sie parlamentarisch mundtodt machen und ihnen die Freiheit der Versammlung und der Presse weiter gewähren?

Und wohin soll es in Deutschland führen, wenn der eine Staat in die Bahnen verhängnißvoller Reaktion einbiegt, und andere Staaten einer verständigen freiheitlichen Entwicklung die Thüre öffnen?

In Baden ist man dabei, das Klassenwahlsystem in liberalem Sinne zu ändern, und in Württemberg schrieb zum Geburtstage des Königs der „Staats-Anzeiger“ die folgenden bemerkenswerthen Zeilen:

„Auch im engeren Vaterlande ist die friedliche Entwicklung ungestört geblieben. Das danken wir vor allem dem hohen Sinn Seiner Majestät des Königs, der nach dem leuchtenden Beispiel Seines Großvaters, des unvergeßlichen Königs Wilhelm des Ersten, und Seines Oheims König Karl, Seinen Ruhm und Seine Ehre vor allem darin setzt, ein wahrhaft konstitutioneller Fürst zu sein, die Rechte und die Pflichten des Königs mit gleicher Sorgfalt zu wahren und bei der eigenen unablässigen Fürsorge für die Wohlfahrt des Landes auch dem Volke und seiner Vertretung die in der Verfassung begründete Mitwirkung an den Angelegenheiten des Landes ungeschmälert zu lassen.“

Hier die bedeutsamen und erfreulichen Worte von dem „wahrhaft konstitutionellen Fürsten“, der dem Volke „die in der Verfassung begründete Mitwirkung ungeschmälert zu lassen“ wünscht, dort eine reaktionäre Regierung, die dem Volk die erworbenen Rechte zu entziehen sich bemüht.

Diese tiefgehenden politischen Gegensätze sind auch darum bedenklich, weil sie in ihrer Weiterentwicklung der Bundesfreundlichkeit im Reiche gefährlich werden müssen. Die Verschiedenartigkeit deutscher Lebensgestaltung können wir ertragen; aber die Verschiedenartigkeit wird sehr bedenklich, wenn sie sich steigert bis zu schroffen Gegensätzen, die sich feindlich betrachten müssen, und deren Einwirkung auf einander jede Seite von ihrem Standpunkt aus nur mit Besorgniß und Argwohn betrachten kann. Solchen Experimenten, mit denen die traurige Zeit bis zum Jahr 1866 erfüllt ist, sollte man den neuen deutschen Bau nicht aussetzen.

Wir haben eingewurzelte Uebelstände in vielen Theilen Deutschlands und wir ertragen sie in der Hoffnung allmählicher Besserung; man kann auf den Fortschritt unter Umständen vorübergehend resignirt verzichten; ganz anders wirkt aber das Zurückschrauben von besseren Zuständen zu weit schlimmeren. Darin liegt die Aufforderung zu gleichem Thun für die reaktionären Parteien in ganz Deutschland und damit ist für ganz Deutschland zugleich der Anreiz zu einer mächtigen Gegenbewegung gegeben. Welche Wirkung solcher Stoß und Gegenstoß hat, läßt sich nicht überblicken; der friedlichen Entwicklung ist er aber jedenfalls verhängnißvoll. Ehe man solch eine bedrohliche Fluthwelle durch Deutschland sich ergießen läßt, sollte man sich wohl besinnen, und König Albert von Sachsen, dessen vorsichtiges Urtheil man rühmt, würde eine folgenschwere Verantwortung auf sich laden, wenn er sein kurzsichtiges Ministerium gewähren ließe.

In Frankfurt a. M. hat Herr Stöcker mit seinen Getreuen getagt; man berieth hinter verschlossenen Thüren; jeder Unberufene ward ausgeschlossen; aber da die Berufenen gar zu wenig zahlreich waren, so vertheilte man schließlich an den Zusammenkunftsorten der Antisemiten in Frankfurt a. M. — Freikarten. So gelangte man zu ein paar hundert Anwesenden und zu Zuhörern, von denen man annahm, daß man ihnen würde vertrauen können.

Der Inhalt der sachlichen Berathungen ist bedeutungslos; man beschloß, nicht die Sonderinteressen des aristokratischen Junkerthums vertreten zu wollen. So das Programm. Die Thatsachen werden lehren, daß diese „Partei“ nichts sein wird, als ein Instrument zur Vertretung des persönlichen Ehrgeizes von Herrn Stöcker, der bei den aristokratischen Junkern ausgeharrt hätte, wenn es gegangen wäre; und der, als es nicht ging, sich darauf besinnt, daß er vielleicht Theile des bürgerlichen orthodoxen Pastorenthums politisch werde ausbeuten können.

Herr Freiherr von Manteuffel ist als Nachfolger des Herrn von Levetzow zum Landesdirektor der Provinz

Brandenburg gewählt worden. Diese Wahl ist für die Wähler überaus charakteristisch.

Herr von Manteuffel hat seine Fähigkeiten in öffentlichen Angelegenheiten dadurch bethätigt, daß er die Konservativen nach Tivoli führte, wo man auf Herrn Ahlwardt und Herrn von Hammerstein und Herrn Stöcker Hochs ausbrachte; und Herr von Manteuffel hat zum anderen Male seinen Weitblick und seine korrekte Gesinnung in öffentlichen Angelegenheiten dadurch bewiesen, daß er über die Hammerstein'schen Verbrechen Monate lang unterrichtet war und — schwieg. Ein Mann, von dem Eigenschaften dieser Art soeben vor aller Welt in das hellste Licht gerückt worden sind, wird zum Landesdirektor von Brandenburg gewählt, und die Vertreter der Provinz Brandenburg haben gewiß anderwärts zahlreiche Gesinnungsgenossen; das gibt ein anschauliches Bild von den Zuständen, die sich an bestimmter Stelle unseres Staatslebens herausgebildet haben.

In England ist Jameson unter dem Hochrufen „vornehmer" Gesellschaftskreise dem Richter vorgeführt worden. Die englische anständige Presse ist über die Thatsache erschreckt, daß so offen jedes Gerechtigkeitsgefühl verhöhnt ward; wir sind darüber nicht erstaunt, denn nachdem zahlreiche Zeitungen nebst dem poeta laureatus Jameson verherrlicht haben, ist solche Erscheinung die nothwendige Folge solcher Ursachen.

Wir glauben freilich, daß diese gewissen- und gedankenlose Hurrahpolitik in England bald nüchternen Betrachtungen Platz machen wird. Die ägyptische Frage beginnt wieder aufzutauchen, und damit wird man in England aufhören müssen, der leichtsinnigen Preßpolitik großer Organe beifällig zu sekundiren.

In Frankreich hat der Senat sich „unterworfen", wie der übliche Ausdruck lautet; darin liegt ein Erfolg des radikalen Ministeriums, das sich zugleich in Worten immer sozialistischer herauszustaffiren beginnt. Es scheint, daß solche Worte das bengalische Feuer für den Abgang darstellen sollen; denn in der Kammer bereitet sich ein neuer, ernster Sturm vor. Voraussichtlich fällt das Kabinet, weil seine Steuerpolitik den Geldbeutel der Bourgeois allzu bedenklich anzurühren beginnt. Wenn an diesem goldenen Felsen der Schiffbruch erfolgen sollte, so wäre das besonders charakteristisch für das Frankreich der begüterten Rentiers.

Italiens Lage in Abessinien bleibt ernst, und nur sorgenvoll kann man in die Zukunft blicken; denn ein Sieg wäre freilich eine moralische Genugthuung, aber kaum ein realer Gewinn für Italien.

* * *

Die Frauenfrage.

I.

Dieses Jahrhundert ist bekanntlich das der Fragen. Das nächste soll das der Antworten werden. Wer weiß! Vielleicht stimmt es die Melodie des schönen Weber'schen Liedes an: „Frage nur immer, fragest umsonst". Vorausgesetzt, daß es dann überhaupt noch Melodieen gibt, was nach dem Gang der Dinge seit zwanzig Jahren zu bezweifeln ist. Entwickeln sich Musik und Malerei auf dem Wege weiter, den die Moderne betreten hat, so werden dem zwanzigsten Jahrhundert aller Berechnung nach Hören und Sehen vergehen.

Vielleicht wird dies kommende Säkulum, wenn es seinerseits zur Neige geht, von seinem Vorgänger denken, daß ein Narr mehr Fragen stellen konnte, als hundert Weise zu beantworten im Stande waren. Ich glaube, die älteste von diesen ist die orientalische. Sie kann nächstens ihr zweihundertjähriges Jubiläum feiern. Im Jahre 1699 wurde nach langen Konferenzen unter Betheiligung vieler Großmächte der Friede von Karlowitz abgeschlossen, welcher die größten Stücke vom europäischen Osmanenreich abriß. Wird man sich das entgehen lassen? Wie manche schöne Rede läßt sich darauf vorbereiten. Es ist ja noch alle Zeit. Und was wird man in den nächsten drei Jahren noch erleben? Wenn nämlich die Lösung der orientalischen Frage in der Auflösung des türkischen Reichs gegeben ist, so hat dieser Prozeß in den letzten Jahrzehnten recht sichtbare Fortschritte gemacht; noch neuerdings einen sehr deutlichen im Lande Bulgarien, wo Prinz Ferdinand in der Erkenntniß, daß er seinem Volk die Religion erhalten müsse, seines Sohnes Religion verändern ließ. Rechnet man hinzu, daß die englischen Minister erklärt haben, nachdem nun doch einmal der deutsche Kaiser ein Glückwunschtelegramm an den Präsidenten von Transvaal geschickt habe, könne es ihnen ganz egal sein, ob der Zar in Konstantinopel regiere oder nicht, so steht eigentlich der Lösung der orientalischen Frage nichts entgegen, und der Einzug ins zwanzigste Jahrhundert könnte ohne dies interessante Gepäckstück stattfinden. Es bleiben deren freilich noch viele und schwere zurück. Von der sozialen Frage nicht zu reden, in deren Bauch eigentlich alle anderen stecken, wird aller Wahrscheinlichkeit nach die Frauenfrage sich immer mehr in den Vordergrund drängen.

Will man noch immer behaupten, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt? Hat es jemals vorher etwas wie eine Frauenfrage gegeben, welche die Welt des ganzen Erdkreises von Australien bis nach Kalifornien quer durch Europa hindurch erfüllt? Niemals ist etwas der Art in früheren Jahrhunderten vor oder nach Christi Geburt erlebt worden. Und das ist sehr erfreulich. Denn erstens ist es der größte Triumph der menschlichen Intelligenz, daß sie trotz Allem noch Neues finden kann, und sich nicht durch ein unabänderliches Fatum zum ewigen Wiederkauen der alten Litanei verdammt sieht. Und zweitens muß es jedem unabhängigen Geist Vergnügen machen, zu konstatiren, daß die altkluge Weisheit der Sprichwörter gerade so wenig zu imponiren braucht, wie alle anderen überlieferten Autoritäten. Wie alt ist die Frauenfrage? Das wäre ein schönes Thema für das historische Seminar einer deutschen Universität. Genaue Nachforschungen führen nicht weiter zurück als auf die in der Mitte des Jahrhunderts von einer Frau Bloomer in Newyork eingeleitete Bewegung. Diese Dame beantragte nämlich, daß die Frauen die langen Röcke abschaffen und dafür weite Hosen anziehen sollten. Der Bloomerism ward sehr rasch eine verbreitete Losung; er feierte sogar seine bürgerrechtliche Aufnahme in die Sprache Albions. In Webster's Englischem Wörterbuch steht er als eine legitime Bezeichnung für die Frau in Hosen aufgeführt. Aber trotz dieses siegreichen Anlaufs hat die Heldin desselben das Ziel nicht erreicht. Der lange Rock ist Herr geblieben. In unzähligen Formen, vom Umfange der Krinoline bis zum engen Futteral der robe fourreau und von da wieder hinaus bis zum Trichter des letzten Jahres hat das sichtbarste Symbol des ewig Weiblichen seinen Triumphzug durch die Welt fortgesetzt. Und das ist sehr bedeutsam. Die Frauenfrage ist in gewissem Sinne eine Hosenfrage, und die Herrschaft des Rockes hat sich in der neueren Zeit verzweifacht durch das Hinzutreten des, oft auch noch bis hoch hinauf mit Spitzen besetzten, seidenen Unterrockes, eine Neuerung, welche mit einem berühmten Sozialdemokraten zu reden — tief blicken läßt. Der Sieg der Hose wäre der Anfang für das Ende der weiblichen Sklaverei, Stuart Mill's Subjection of Women, gewesen. Wer je in die Falten des Zusammenhanges zwischen Form und Inhalt eingedrungen ist, wird nicht zweifeln können, daß mehr als irgendwo hier der Grundsatz zur Anwendung kommt: la forme emporte le fond. Eben darum ist eine neueste Erscheinung auf diesem Gebiet höchst beachtenswerth. Die weibliche Hose ist wieder aufgetaucht, und diesmal mit viel mehr Erfolg als zu Frau Bloomer's Zeit. Das Fahrrad hat sie in Schwung gebracht; und daß die Weiblichkeit sich auf diese modernste Form des Zeitalters der Bewegung stürzt, welche gleichzeitig dem Recht auf die Hose so ent-

schieden Vorschub leistet, ist für den Kulturhistoriker ein nicht zu übersehender Fingerzeig. Und zwar vor allem aus folgendem Grund. Man wird nicht bestreiten können, daß bis auf diesen Tag die Agitation in der Frauenbewegung vorzugsweise von demjenigen Theil des Geschlechtes betrieben wurde, welcher nicht gerade am meisten durch Schönheit, Jugend oder Anmuth glänzt — gegenwärtige Gesellschaft immer ausgenommen. Doch ganz anders steht es mit dem Veloziped. Schöne junge und liebenswürdige Damen besteigen mit Grazie das Stahlroß, und, was noch bedenklicher ist: während zu einer führenden Rolle in der Frauenfrage bis jetzt vor allen Dingen ein makelloser Lebenswandel verlangt wurde, zieht das Fahrrad die Kreise seiner Eroberung weit über die Grenze der Tugend hinaus, am meisten dann, wenn der Weg der Gleichstellung in Hosen beschritten wird. Verbindet sich erst die Verführungskunst des Sündhaften mit dem Rechtsbewußtsein des Tugendhaften, so möchte der Bewegung daraus noch mehr Kraft erwachsen.

II.

Sollte die Ernsthaftigkeit dieser vielleicht unvorsichtigen, aber eben deshalb aufrichtigen Betrachtung bemängelt werden, so schenke man dem Grundgedanken Gehör, von dem sie ausgeht. Der lautet: alles ist viel weniger eine Frage des Rechts als der Sitte. Was auf dem Wege der Gesetzgebung zu erstreiten, ist eine Kleinigkeit, verglichen zu dem, was die Sitte erobern muß und erobern kann. Wie überall und mehr noch als in allen anderen Fällen kann hier das Recht nur sanktioniren, was die Sitte geheiligt hat.

Der Augenblick, wo Deutschland den großen Schritt thut, sich ein nationales Gesetzbuch zu geben, ist durchaus dazu angethan, mit Aufgebot aller Kräfte der Vernunft zu untersuchen, ob diese Kodifikation im Punkte des Frauenrechts der Sittenentwicklung der deutschen Gegenwart entspricht oder nicht; und keine Stimme kann mehr Anspruch auf Gehör verlangen, als die, welche dies mit guten Gründen bestreitet und Abänderungen in ihrem Sinne verlangt.

Seit dem die Aussichten für das Zustandekommen des großen Gesetzgebungswerkes sichtbar im Wachsen sind, hat sich natürlich auch der Eifer der auf ein besseres Frauenrecht Bedachten lebhaft erwärmt. Diese Bestrebungen verdienen mit vollster Unbefangenheit erwogen zu werden. Hier stehen wir jedenfalls vor einer Erscheinung, einzig in ihrer Art. Wo hätte man es je erlebt, daß große Bruchtheile der weiblichen Bevölkerung, wie es zur Zeit in Deutschland geschieht, sich redend und schreibend zusammenthaten, um den Gesetzgeber auf den nach ihrer Ansicht richtigen Weg zu führen? Der heilige Eifer derer, die sich daran betheiligen, ist um so mehr zu achten, als es sich für die Einzelnen doch nur um die Befriedigung eines theoretischen Rechtsgefühls und nicht um greifbare Vortheile, auch nicht um Erweiterung der eigenen Freiheit auf Kosten anderer handelt. In einer Zeit, wo stupider Eigennutz tagtäglich nach Gesetzen ruft, welche durch Einschränkung der Fleißigen und Intelligenten den Faulen und Dummen vermeintliche Vortheile zuführen sollen, gebührt solchen aus allgemeinen, humanen Ideen hervorgehenden Bemühungen doppelte Anerkennung.

Wohlgemerkt, es handelt sich im konkreten Fall um nichts weniger als um extreme Forderungen. Von allem, was sich „Emanzipation des Weibes“ nennt, ist hier nicht entfernt die Rede, nicht von Frauenstimmrecht und nicht einmal von Frauenstudium, sondern von ganz prosaischen Dingen, von der Vorschrift, daß die Frau in Sachen des Erwerbs und der Familie in einem Zustand der Abhängigkeit und Unselbständigkeit leben soll, der den Sitten der Gegenwart nicht entspricht und sogar hinter die Bestimmungen mancher seit lange in Deutschland geltender Gesetzbücher zurückgreift.

Dieser guten Sache ist im entscheidenden Moment ein Vertheidiger aufgestanden, dessen Stimme im Rath der mit der kommissarischen Prüfung des Entwurfs betrauten Reichstagsmitglieder nicht überhört werden sollte. Hat doch die Mehrheit der mit der Verbesserung des Strafverfahrens beschäftigten Justizkommission sich soeben den Ausführungen angeschlossen, die derselbe Rechtsgelehrte, der geh. Justizrath **Carl Bulling**, zu einem anderen Kapitel der Gesetzgebung geliefert hat. Was hier beschlossen worden, nämlich, daß ein Schriftsteller wegen Preßvergehens nicht vor vielen hundert Gerichten herumgeschleppt werden, sondern vor einem einzigen bestimmten Rede stehen soll, das hat der Verfasser der Schrift „**Der örtliche Gerichtsstand in Preßsachen**“*) etwa vor Jahresfrist vortrefflich motivirt. In einer folgenden Schrift „**Die Rechte der unehelichen Kinder**“*) hat er einer gerechteren Auffassung im Geiste einer vorurtheilslosen Zeit das Wort geredet. Den wichtigsten Beitrag zur Kritik und zur Verbesserung des Entwurfs hat er in seinem neuesten (im selben Verlag erschienenen) Werke „**Die deutsche Frau und das bürgerliche Gesetzbuch**“ geliefert. Der Autor ist ein alter Praktiker, der mehr als vierzig Jahre richterlicher Funktionen hinter sich hat, aus denen er aber nicht abgestumpft, sondern mit jugendlichem Feuer für eine humane Justiz hervorgegangen ist.

In den ersten Zeilen des Inhaltsverzeichnisses charakterisirt er kurz und schlicht den Inhalt des von ihm angetretenen Beweises wie folgt:

„Der Entwurf hat in den die Frau betreffenden Bestimmungen der Gerechtigkeit nicht immer entsprochen in irrigen Ansichten über die Unentbehrlichkeit des Mundiums und über die Geschäftstüchtigkeit der Frau. Die folgenden Erörterungen weisen dies nach und schlagen Aenderungen zur Abhilfe vor.“

Das Mundium ist nämlich die, auch „Vogtei“ genannte, Herrschaft des Mannes über die Frau, welche, aus barbarischen Zeiten überkommen, sich in vielen Rechtsordnungen, namentlich Deutschlands, erhalten hat. Der Verfasser gehört nicht zu denen, welche die Aufgabe des Gesetzgebers darin sehen, Urzustände aufrecht zu erhalten, oder wieder herzustellen, weil eine gelehrte Romantik für die angebliche Glückseligkeit vergangener Zeiten schwärmt. Er fragt sich vielmehr, was gerecht, nützlich und vernünftig ist, und sagt sich, daß nach solchem Maß zu messen nicht undeutsch sein kann.

Diesen Maßstab legt er an die einzelnen Bestimmungen des Entwurfs an und bekämpft die Unterwerfung der Frau unter den einseitigen Willen des Mannes und die Verurtheilung der Frau zur Unfähigkeit im Punkte ihres selbstständigen Erwerbs, der Erziehung und Bevormundung der Kinder. Ferner behandelt er die Frage des Verlöbnisses, der Ehescheidung und der elterlichen Gewalt. Seiner Kritik fügt er überall seine Verbesserungsvorschläge bei.

Die große Kommission, welche so viele Jahre den Entwurf ausgearbeitet hat, ward in ihrem letzten Stadium sorgfältig durch außerordentliche Mitglieder ergänzt, deren Blick besonders für einzelne Gebiete des bürgerlichen Lebens geschärft sein sollte. Namentlich die lieben Agrarier hat man dabei nicht vergessen. Vielleicht wäre es so übel nicht gewesen, einige erfahrene kluge Frauen zuzuziehen, um das zahlreichere Geschlecht zu vertreten. Es gibt doch im Deutschen Reich über eine Million mehr weibliche als männliche Bewohner.

Man hört jetzt vielfach sagen: die Einheit des Rechts sei eine so große Sache, daß man um dieser Einheit willen das Gesetzbuch mit allen erdenklichen Fehlern, mit Haut und Haaren schlucken solle. Ach, wäre es wenigstens die Einheit! Aber hinter dieser Einheitsfassade sind zahlreiche Hinterthüren angebracht, aus denen die alten deutschen Absonderungen in hellen Haufen wieder ins Freie laufen können. Ist doch z. B. selbst dafür gesorgt, daß in Mecklenburg die bürgerliche Frau nicht des adligen Standes ihres

*) Berlin, 1895, bei Rosenbaum und Hart.

Mannes theilhaftig werde, was uns Bürgerliche freilich nicht zu kränken braucht, aber eine hübsche Illustration zur Einheit liefert. Und wenn erst die Praxis die Probe auf dies so vielfach dunkel redigirte Rechtsbuch macht, wird man erleben, daß es mit dem wichtigsten Gewinn einheitlicher Rechtsverfassung, dem, was man die Kognoszibilität nennt, sehr mangelhaft bestellt ist.

Doch immerhin! Es ist ein großes Ziel, selbst dies unvollkommene einheitliche Gesetzbuch zur Wahrheit zu machen, und alles, was unentbehrlich ist, um zu diesem Ziel zu gelangen, möge geschehen. Allein, was in ganz absehbarer Zeit geschehen kann, um auf so wichtigen Rechtsgebieten wie dieses ein nicht bloß einheitliches, sondern auch zeitgemäßes deutsches Recht herzustellen, das darf um keinen Preis versäumt werden. Zwar ist das Bessere des Guten Feind, aber wo das Bessere dem Schlechten entgegentritt, ist das Bessere das Gute.

L. Bamberger.

Der Fall Wehlan.

Strafrechtliche Verantwortlichkeit der Beamten bei Mißhandlung von Eingeborenen in den deutschen Schutzgebieten?

Die Thatsachen, welche vor einiger Zeit der Disziplinarprozeß gegen den Assessor Wehlan enthüllte, haben die Frage angeregt, ob denn nicht gegen dergleichen oder noch schlimmere die allgemeinste Entrüstung hervorrufende Handlungen eines deutschen Reichsbeamten neben dem *äußersten Falles* nur mit dem Urtheile auf einfache Dienstentlassung endigenden Disziplinarverfahren ein wirkliches öffentliches Strafverfahren zulässig sei Oder kann ein deutscher *Kolonialbeamter* in den deutschen Schutzgebieten Eingeborene beliebig mißhandeln oder gar auf jede ihm zweckmäßig erscheinende Weise tödten lassen?

Es wird daher von allgemeinerem Interesse sein, diese Frage zunächst vom Standpunkte des geltenden Rechtes und sodann, falls dieses sich lückenhaft erweist, vom legislativen Standpunkte aus zu untersuchen.

Nach dem Gesetze, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete vom 17. April 1886 gelten daselbst für alle deutschen Reichsangehörigen — nicht aber für Eingeborene — das deutsche Strafgesetzbuch und die sonstigen Strafbestimmungen der Reichsgesetze (vergl. § 4 des Reichsgesetzes über die Konsulargerichtsbarkeit vom 10. Juli 1879, auf welches letztere Gesetz das erwähnte Gesetz von 1886 Bezug nimmt). Das deutsche Strafgesetzbuch macht nun prinzipiell bei strafbaren Handlungen keinen Unterschied hinsichtlich der Nationalität des durch die strafbare Handlung Verletzten. Es kann also einem Zweifel nicht unterliegen, daß der Deutsche (oder Europäer), der in den deutschen Schutzgebieten einem Eingeborenen eine Körperverletzung zufügt, ihn widerrechtlich der Freiheit beraubt oder gar tödtet, nach dem deutschen Strafgesetzbuche zu bestrafen ist. Auch der Beamte ist, insofern er nur als Privatperson gehandelt hat und nicht etwa auf Ausübung seines Amtes sich berufen kann, wenn er sich an der Person eines Eingeborenen vergreift, selbstverständlich nicht von dem deutschen Strafgesetze eximirt.

Anders aber steht es, wenn der Beamte in Ausübung seines Amtes gehandelt hat: die Ausübung der Amtsbefugnisse kann so wenig in den Schutzgebieten wie in Europa eine rechtswidrige, strafbare Handlung sein, und hier kommt in Betracht, daß es ein gesetzlich festgestelltes Strafrecht und Strafverfahren und ebenso ein dergleichen Civilverfahren gegen Eingeborene in deutschen Schutzgebieten zur Zeit nicht gibt. Gleichwohl kann nun alles dies gegenüber den Eingeborenen, welche in den deutschen Schutzgebieten mit den Europäern und den Beamten verkehren, nicht völlig entbehrt werden. Man wendet also dem *Herkommen nach* willkürlichen Zwang und willkürliche Strafen gegen Eingeborene an, wohl im Allgemeinen in etwas milderer Weise, als Europäer es gethan haben, die auch ohne besondere staatliche Organisation gegen stehlende, raubende und andere schädliche Handlungen begehende Angehörige nicht civilisirter Stämme sich zu schützen suchen. Da ohne dies Alles die obrigkeitliche Gewalt den Eingeborenen gegenüber thatsächlich nicht gehandhabt werden kann, muß es eben als von der Gesetzgebung stillschweigend anerkannt gelten, soweit es nicht besonders verboten ist, und da in dieser ganzen Materie nur ein *unbestimmtes* Herkommen gilt, so ist es auch in Ermangelung einer bestimmten gesetzlichen Vorschrift für den öffentlichen Strafrichter unmöglich, auszusprechen, an welchem Punkte die Amtsbefugnisse bei Anwendung von Zwangsmitteln aufhören und wo daher die strafbare Handlung des Beamten beginnt. Der Strafrichter, der das öffentliche in der Anwendung an genau bestimmte Thatbestände gebundene Strafrecht handhabt, steht hier durchaus anders als der Disciplinar-Gerichtshof, der den Beamten disciplinarisch strafen kann — nach einem mehr oder weniger freien Ermessen — wenn (so lautet der Ausdruck des Reichsbeamtengesetzes) dieser die ihm obliegende Pflicht verletzt „durch sein Verhalten in und außer dem Amte der Achtung, die sein Beruf erfordert, sich würdig zu zeigen."

So erklärt es sich denn, daß man seitens der Reichsregierung auch gegen den Assessor Wehlan auf die Disciplinarverfolgung sich beschränken mußte. Ein anderer Weg existirt zur Zeit rechtlich nicht, und um die Richtigkeit dieser Ansicht zu prüfen, braucht man sich nur die Frage aufzuwerfen: soll etwa der deutsche Beamte gegen Eingeborene nur nach den Vorschriften über die Konsulargerichtsbarkeit, also lediglich wie gegen Europäer verfahren dürfen?

Gleichwohl scheint die Möglichkeit derartiger Exzesse, wie sie das Disziplinarverfahren gegen Wehlan der erstaunten Welt offenbart hat, dringend noch andere Repression zu fordern, als solche im Disziplinarverfahren erfolgen kann. Und hier empfehlen sich zunächst einige *schützende Formen* für die Anwendung schwerer Zwangsmaßregeln gegen Eingeborene, z. B. daß Auspeitschen oder Einsperren in dunklem Kerker oder unter Beschränkung der Nahrung nur auf schriftlichen, von einem Kollegium zu fassenden Beschluß erfolgen dürfen. Die Nichtbeobachtung dieser Formen würde die von dem Beamten verfügte Mißhandlung eines Eingeborenen als nicht mehr durch das Amtsrecht gedeckt, also als nach dem Strafgesetzbuche strafbare Handlung erscheinen lassen. Sodann dürfte es wahrscheinlich zweckmäßig sein, einen *einfachen* Strafkodex auszuarbeiten über die von Eingeborenen gegen Europäer und deren Eigenthum, wie gegen die Autorität der deutschen Beamten, oder in Ortschaften, die von Europäern bewohnt sind, begangenen ahndungsbedürftigen Handlungen (Diebstahl, Betrug, Sachbeschädigung, Körperverletzung, Tödtung u. s. w.) sowie eine, wenn auch rohe Ordnung des Strafverfahrens und des Civilverfahrens, wenn die Ansprüche eines Deutschen oder der deutschen Regierung von einem Eingeborenen nicht befriedigt werden. Die Befugnisse der Beamten mag man dabei immerhin ziemlich weit greifen; aber einigermaßen umgrenzen ließen sie sich doch.

Am schwierigsten ist diese Umgrenzung freilich, wenn es zu einer Art von Kriegszug gegen aufständische oder räuberische Dörfer der Eingeborenen kommt. Die Grundsätze lediglich des europäischen Kriegsrechtes hier anzuwenden, ist unmöglich, und die Gefangenen kann man auch wohl nicht wie Kriegsgefangene in Europa behandeln. Aber man könnte doch bestimmen, daß Gefangene, denen man nicht bestimmt schwer strafwürdige Handlungen individuell nachweisen kann, nicht beliebig gemißhandelt oder gar getödtet, vielmehr nur eine bestimmte Zeit in Strafknechtschaft gehalten werden dürfen, wenn auch eine gewisse Gesammthaft der Angehörigen eines Dorfes — dergleichen kommt ja auch in der europäischen Rechtsgeschichte vor —

unter Umständen nicht entbehrt werden mag. Das willkürliche Abschlachten von wehrlosen Gefangenen wäre dann doch wieder Ueberschreitung der Amtsbefugnisse und somit strafbar.

Weniger dürfte es sich empfehlen, ein besonderes Strafgesetz für Amtshandlungen der deutschen Reichsbeamten in den Schutzgebieten abzufassen. Die Repression erfolgt besser, wenn man die Eingeborenen nach und nach mehr Gesetzen unterstellt, die sich den europäischen annähern. Härten gegen etwa angeklagte Beamte ließen am besten sich dadurch vermeiden, daß man durch eine parallele Bestimmung die Annahme mildernder Umstände bei allen in den Schutzgebieten als Amtsexzesse strafbare Handlungen unter Herabsetzung der Strafe in solchen Fällen gestattete.*)

Etwas aber muß seitens der Gesetzgebung geschehen. Die unbeschränkte Machtfülle, deren barbarischer Mißbrauch nur in einem Disziplinarverfahren geahndet werden kann — das nicht einmal für immer unfähig macht, ein Staatsamt wieder zu erhalten**) — kann korrumpirend auf manche weniger charakterfeste Beamte und schließlich wie ein Kontagium auch auf die übrige europäische Bevölkerung unserer Schutzgebiete wirken.

L. v. Bar.

Zur Sittengeschichte des Bundes der Landwirthe.

In der am 18. Februar d. J. im Cirkus Busch abgehaltenen Generalversammlung des „Bundes der Landwirthe“ wurde von einem Redner empfohlen, über den preußischen Landwirthschaftsminister Freiherrn von Hammerstein-Loxten den Boykott zu verhängen, weil er dem Bund der Landwirthe am 17. Januar im Reichstage vorgeworfen hatte, es entfalte der Bund für den Antrag Kanitz eine „Agitation“, „die geradezu gemeingefährlich ist“. Die Wirkung dieser Aufforderung war eine andere, als der Autor derselben sie anscheinend erwartet hatte. Der Minister erklärte einige Tage nachher, — wie bisher nicht bestritten worden ist, — er könne nur dann der Einladung zu dem Festmahl der Spiritusproduzenten folgen, wenn Herr v. Diest der Veranstaltung fern bleibe.

So war denn dieser selbst in Wahrheit der Gemaßregelte. Aber nicht allein Herr v. Hammerstein verhängte die Sperre über Herrn v. Diest, sondern auch Graf Posadowsky, der Reichsschatzsekretär, verließ in der „großen landwirthschaftlichen Woche“ eine Versammlung, deren Verhandlungen er bis dahin aufmerksam gefolgt, in dem Moment, als Herr v. Diest-Daber das Wort nahm. Herr v. Diest schlug nunmehr ein einfaches Verfahren ein; er bestritt, die Worte gebraucht zu haben, die den Minister beleidigen mußten, aber er hatte damit keinen Erfolg, und es wird ihm, wenn er es wünscht, nachgewiesen werden, daß er über den Minister v. Hammerstein sich in einer Weise vor 6000 Personen geäußert hat, die sonst in anständiger Gesellschaft nicht üblich ist.

Die Taktik des Herrn v. Diest befolgt auch der „Bund der Landwirthe“ selbst. Nach dem alten Worte „Si fecisti nega“ bestreitet er, eine demagogische Agitation zu entfalten und setzt sich kühn darüber hinweg, daß ihm jederzeit der Gegenbeweis geliefert werden kann.

*) Ohnehin ist es prinzipwidrig, daß das Strafgesetzbuch die Annahme mildernder Umstände nicht bei allen strafbaren Handlungen gestattet.

**) Bekanntlich lautet das Urtheil erster Instanz gegen Wehlan keineswegs auf Dienstentlassung.

In seinem offiziösen Organ, „Deutsche Tageszeitung“ (Nr. 90 vom 22. Februar), behauptet der Bund, in der Generalversammlung sei „kein irgendwie beglaubigtes Wort unseres Kaisers der Erörterung, geschweige denn der Kritik, unterzogen worden“. Diese Behauptung ist ebenso unwahr, wie die weitere, daß nicht der gesammten Regierung Mißtrauen ausgesprochen und beispielsweise der „Name des Kanzlers gar nicht genannt“ worden sei. Aeußerungen des Kaisers und Amtshandlungen des Reichskanzlers wurden in einer Weise besprochen, daß Versammlungstheilnehmer sich veranlaßt sahen, ihr Mißfallen über jene Aeußerungen und Handlungen in sehr unparlamentarischer Weise auszudrücken. Dagegen entschuldigt die „Deutsche Tageszeitung“ (ebenso wie das offizielle Organ des Bundes, die „Korrespondenz des B. d. L.“) die Flegeleien gegen den Minister v. Hammerstein und fordert ihn auf, den „bösen Ausdruck nicht bloß theilweise und bedingt, sondern vollkommen und ehrlich zurückzunehmen“. Die „Korrespondenz des B. d. L.“ vom 22. Februar (Nr. 16) schreibt gegen Herrn v. Hammerstein:

„Wenn man mit Ausdrücken wie „gemeingefährlich“ um sich wirft, darf man sich nicht wundern, wenn Einem wieder über den Mund gefahren wird.“

Dasselbe offizielle Organ des Bundes geht in demselben Artikel scharf gegen „das Protzenthum des Besitzes und das der Bildung“ vor, und schreibt wörtlich:

„Das erstere beträgt sich derart, daß man es dem Proletarier nachempfinden kann, dem bei seinem Anblick sich unwillkürlich die Faust ballt. Diese in der Mehrheit jüdische, in der Minderheit christliche Hochfinanz trägt als echtes Parvenu-Geschlecht ihren Reichthum mit einer Prahlerei zur Schau, wie die Demimonde ihre Schminke, oder wie der Ochse seine Hörner. Dadurch wird ihr Auftreten gegen die Armuth ein unbewußt oder bewußt cynisches, so daß wir fest glauben: sollte einmal die Sozialdemokratie zum Regimente kommen, so sind diese „Herrschaften“ die ersten, welchen die Köpfe eingeschlagen werden.“

Und am Schluß dieser Auslassung der Bundeskorrespondenz heißt es:

„Eine Regierung, die populär sein will, populär in den kernigsten, besten Schichten des Volkes — nicht bei den Börsen und Zeitungsmauscheln oder den hirnverbrannten Professoren, die ihren Vorfahren einen Affenschwanz andichten, oder den Abzahlungshändlern und Hausirern — sie muß an unseren Strängen ziehen. Hat die Regierung die produktiven Stände hinter sich, und wären es bloß die Bauern und die Handwerker, so darf sie die großstädtischen Zeitungspaviane ruhig heulen lassen.“

So agitirt der „Bund der Landwirthe“ durch seine Presse. Daß es sich hierbei aber nicht um einen vereinzelten Fall handelt, sondern daß die ganze Agitation des Bundes sich auf demselben Niveau bewegt, soll im Nachstehenden nachgewiesen werden.

In der konstituirenden Versammlung des Bundes, am 18. Februar 1893 auf Tivoli in Berlin, wurde der Gutsbesitzer Ruprecht-Ransern lebhaft gefeiert, weil er zu der Gründung des Bundes die Anregung durch einen Zeitungsartikel gegeben habe. Dieser Artikel erschien zunächst in einem landwirthschaftlichen Organ, darauf aber auch in der „Kreuzzeitung“, und er enthielt die nachfolgende Stelle:

„Ich schlage nichts mehr und nichts weniger vor, als daß wir unter die Sozialdemokraten gehen und ernstlich gegen die Regierung Front machen, ihr zeigen, daß wir nicht gewillt sind, uns weiter so schlecht behandeln zu lassen, wie bisher, und sie unsere Macht fühlen zu lassen.“

So schrieb ein Mann, der sich in der ersten Versammlung des Bundes als Landwehroffizier vorstellte und sich als einen königstreuen Mann bezeichnete. Herr v. Frege donnerte am 18. Februar 1893 gegen die goldene Internationale und gegen die „Knechte des goldenen Kalbes“.

Herr v. Thüngen-Roßbach rieth, man solle aufhören, Rücksichten zu nehmen, man solle nicht mehr mit Glacehandschuhen zufassen.

Die Wirkung der Ansprachen auf einen einfachen Bauern konnte man an Herrn Bohnenstengel aus dem

Kreise Randow beobachten, der auf die „Gauner“ schimpfte, die die kleinen Bauern „betölpeln“ wollten und erklärte, der Bauer werde sich, wenn nöthig, auch mit der Faust vertheidigen.

Am 17. Februar 1894 fand die zweite Versammlung des Bundes (im „Feenpalast“) statt.

Herr v. Ploetz äußerte damals u. a. über den Vertrag mit Rußland:

„Noch ist Deutschland nicht so tief gesunken, daß es sich durch Kriegsdrohungen einen jammervollen Vertrag aufzuzwingen lassen braucht.“

Und der konservative Reichstagsabgeordnete Bauer Lutz wurde noch etwas deutlicher, als er ausrief:

„Wir Bauern kennen keine Kosakenfurcht. Wir lieben den Frieden, aber wir wollen ein Reich, das nicht tributpflichtig ist.“

Lutz besprach die Abmachungen mit Rußland über die Eisenbahntarife, die ihm natürlich nicht gefielen und zu dem Ausspruch Anlaß gaben:

„Da wäre es doch besser, im Eisenbahnamt zu Königsberg gleich einen Russen als Präsidenten anzustellen.“

Ganz offen gab er zu:

„Wenn die Industrie die Lebensmittel aus anderen Staaten bezieht, dann hört unser Interesse für die Industrie bis zu einem gewissen Grade auf.“

Den Dank der Versammlung vermittelte ihm Herr v. Ploetz, der ein Hoch auf den Mann ausbrachte, der „diesen jammervollen Vertrag so zerpflückt“.

Nachdem Dr. Hahn in der Versammlung, die gleich zu Anfang beschlossen hatte, daß jedes Mitglied des Bundes „einer der christlichen Religionen“ angehören müsse, gewaltig gegen die Börse und die Juden losgezogen, bemerkte Herr Ackermann-Sotisch, daß Graf Caprivi nicht das richtige Verständniß für seine ministerielle Verantwortlichkeit habe, und sprach im Zusammenhang damit Folgendes aus:

„Gott erleuchte den Kaiser, daß er die wahre Lage erkennt und einsieht, daß die jetzige Politik auch das Ansehen des Reiches nach außen vernichtet.“

Herr v. Wangenheim sagte, Graf Caprivi schwimme vergnügt auf dem Strome der Sozialdemokratie dahin und gab folgendem frommen Wunsch Ausdruck:

„Wenn man Angst habe vor dem russischen Kaiser, solle man doch lieber Deutschland zur einen Hälfte den Russen, zur anderen den Franzosen geben; dann sei die Qual mit einem Mal aus.“

Ueber die Generalversammlung, in der die vorstehend mitgetheilten Aeußerungen und ähnliche fielen, schrieb die „Kreuzzeitung“ damals:

„Möchte doch der große patriotische Pulsschlag, der sich in dieser Versammlung aus Liebe zum Vaterlande, aus Treue zu Kaiser und Reich kundgab, seine Wirkung bei der hohen Staatsregierung nicht verfehlen!“

Welche Stimmung bei manchen Landwirthen durch diese Reden erzeugt wurde, zeigten verschiedene Veröffentlichungen in der „Korrespondenz des Bundes der Landwirthe“. Als der Vertrag mit Rußland doch zur Annahme gelangt war, schrieb Herr O. Kastner aus Jagodnen in Ostpreußen, die Agrarier seien in diesem Falle nur durch „politische Bestechung und List“ überwunden; das erzeuge natürlich Erbitterung, besonders bei den „ostpreußischen Parias“. Er sagte in seinem Artikel:

„Kann man sich wundern, wenn unter den jetzigen Verhältnissen bei uns hier und da auf dem Lande die Ansicht ausgesprochen wird, daß wir in materieller Beziehung viel besser stehen würden, wenn Ostpreußen russische Provinz wäre.

..... Ein alter Bauer sagte mir: „Jetzt thut es mir beinahe leid um jeden in Frankreich vergossenen Blutstropfen; wären wir Preußen geblieben, nicht Deutsche geworden, so stände es heute besser um uns; der preußische Landtag hätte solche Handels- und Schacherverträge nicht angenommen.“ Auf diese schmerzbewegten Worte wußte ich dem Manne keine Antwort.“

Die „Korrespondenz d. B. d. L.“ druckte in jener Zeit nicht nur diesen Artikel, sondern auch (am 4. April 1894) Auslassungen des Herrn v. Knebel-Döberitz ab, in denen die Regierung als Bundesgenossin der Sozialdemokraten verspottet wurde. Der adlige Herr schrieb:

„Die Quadrupelallianz: Reichsregierung, radikaler Liberalismus (mit dem im Centrum), „Exoten“ (Polen, Welfen) und Sozialdemokraten wird bald in die Brüche gehen.“

Ebenfalls in jenen Tagen (am 28. März 1894) verschmähte die Bundeskorrespondenz die Aufnahme einer Zuschrift des Herrn Lauchmann-Renkersdorf nicht, der wörtlich ausführte:

„Wir haben die äußerst bedenkliche Erscheinung, daß der deutsche Landwirth, der bisher außer der Sozialdemokratie, der er ja diametral gegenübersteht, den Freisinn als seinen Feind ansah, jetzt geneigt ist, sofern er sich nämlich ehrlich und ohne Rücksicht ausspricht, den Kaiser als seinen politischen Gegner anzusehen.“

So die Korrespondenz des Bundes, und doch wagt die „Deutsche Tageszeitung“, das andere Bundesorgan, am 22. Februar 1896 in folgender Tonart zu schreiben:

„Wenn sie (die Königstreue der Bauern) sich auch nicht zu biegen und zu schmiegen versteht, so ist sie doch echt und ehrlich und hält aus. Sie ist anders als die sogenannte Loyalität der Schranzen und Schmeichler, die sich an den Thron drängen, in hündischer Demuth vor dem Monarchen ersterben, um dann hinter seinem Rücken sich allerhand Klatsch und Bosheiten zuzuraunen.“

Am 18. Februar 1895 fand die erste Generalversammlung des Bundes seit der Uebernahme des Reichskanzlerpostens durch den Fürsten Hohenlohe statt. Vormittags empfing der Kaiser eine Deputation des Bundes und richtete u. A. folgende Worte an sie:

„Mitglieder Ihres Bundes haben sich in den verflossenen Jahren zu einer Agitation in Wort und Schrift verführen lassen, die über den Rahmen des Zulässigen hinausging und mein landesväterliches Herz tief kränken mußte. . . . Mein landesväterlicher Rath geht deshalb dahin, daß die Herren jeder sensationellen Agitation sich enthalten und mit Vertrauen der Arbeit des Staatsraths folgen mögen.“

Und was äußerte Herr v. Ploetz unmittelbar darauf unter dem Eindruck der kaiserlichen Worte in der Generalversammlung? Er sagte u. A.:

„Bei den höchsten Vertretern der verbündeten Regierungen fand unser Vorgehen kein Verständniß, kein Wohlwollen. Warnungen und Mahnungen tönten uns entgegen. Wir aber brauchten nicht gewarnt, nicht ermahnt zu werden. . . . Seit dem Tivolitage haben wir den loyalen Boden nie verlassen.“

Herr v. Ploetz betonte dann noch ausdrücklich:

„Nicht ein Titelchen unserer Forderungen geben wir auf.“

In jener Versammlung wurde ein Beschluß zu Gunsten des Antrags Kanitz angenommen. Wie die Diskussion verlief, davon nur eine Probe. Rittergutsbesitzer Bock-Gr. Britz (Mecklenburg) äußerte:

„Die deutschen Landwirthe wollen nicht länger die Arbeitsbienen für die Drohnen der Börse sein.“

Die Agitation für den Antrag Kanitz, die der Bund betrieb, war maßlos. Am 4. Mai 1895 schrieb seine Korrespondenz:

„Eine systematische Hetze gegen die „Agrarier“ und besonders gegen den „Bund der Landwirthe“ ist schon seit der Tivoliversammlung im Gange. Der frühere Reichskanzler empfand daran Vergnügen; er pflegte unseren Gegnern wohlwollend zuzunicken. . . . Den Herren von Marschall und von Bötticher thun wir schwerlich Unrecht, wenn wir annehmen, daß sie bei den Angriffen gegen die Agrarier denken, es sei schade um jeden Schlag, der vorbeigehe. . . . Es hat einmal einen Mann gegeben, der die Worte sprach: „Einen Reichskanzler und Ministerpräsidenten, der sich für die Landwirthschaft nicht interessirt, den **müssen Sie sofort wegjagen**, den kann das Land gar nicht brauchen.“ Dieser selbe Mann hat auch gesagt: „Das Volk geräth in Verfall, wenn seine Landwirthschaft verfällt.“

Angesichts dieses Verhaltens des Bundes und seiner Organe glaubte der preußische Landwirthschaftsminister bei den Reichstagsverhandlungen im Januar auf den „gemeingefährlichen“ Charakter dieser Agitation hindeuten zu müssen.

In der neulichen Versammlung des Bundes im Cirkus Busch wies indeß „Direktor“ Suchsland darauf hin, daß das Jahr 1893 in seiner Art ein Jahr des Sturmes und Dranges war; das Jahr 1895 dagegen im Allgemeinen ein Jahr stiller, emsiger Arbeit. Vielleicht sieht der Landwirthschaftsminister, wenn er sich den Verlauf der diesjährigen Generalversammlung noch einmal vergegenwärtigt, ein, wie Unrecht er dem Bunde der Landwirthe gethan hat, und gibt ihm die verlangte Ehrenerklärung. Wir wollen dem Bunde zu Hilfe kommen und die bemerkenswerthesten Aeußerungen, die bei seiner letzten Versammlung fielen, hier aufführen.

In der Versammlung des Bundes am 18. Februar dieses Jahres hielt der Vorsitzende v. Ploetz die einleitende Ansprache. In derselben führte er aus:

„Wir wollen die produktiven Mittelstände schützen vor den beiden harten Steinen, zwischen denen sie sich befinden, vor der goldenen Internationale und der rothen Internationale. Diese beiden haben ihren Zweikampf, der zwischen ihnen ausgefochten werden soll, aufgeschoben, bis sie den Mittelstand vernichtet haben. . . . Der Weizen der goldenen und rothen Internationale kann nur blühen auf den Trümmerhaufen der Throne und Altäre“.

Die Regierungen und Parlamente dächten nicht daran, mit dem Bunde zu gehen:

„Es ist von Brotwucher*) gesprochen und unsere Agitation ist gemeingefährlich genannt worden. (Wiederholte Pfui-Rufe.) Solange diese Worte nicht zurückgenommen sind, kann von einem Zusammengehen mit der Regierung nicht die Rede sein.“

Die Meistbegünstigungsverträge seien von der Regierung nicht gekündigt worden, damit die Exportindustrie, der Großhandel und „vor allem die liebe Börse“ nicht geschädigt würden. Der Bund halte aber fest an den drei großen Mitteln: Festlegung der Getreidepreise auf mittlerer Höhe, Hebung des Silberpreises mit dem Endziel des internationalen Bimetallismus, scharfe Börsenreform. Er bitte um Geldsammlungen, damit nur Anhänger dieser Forderungen in den Reichstag gewählt werden könnten. Wenn die großen Mittel nicht bald kämen, so würden „Blumen der Wehmuth auf den Gräbern der Landwirthschaft sprießen und die Todtengräber der Landwirthschaft sind die Handelsverträge geworden“. (Lebh. Zustimmung.) Und wenn die Landwirthschaft ruinirt werde, gehe es auch mit der Armee bergab. Wolle man etwa „Offiziere aus der goldnen und rothen Internationale“? (Stürmische Heiterkeit.) Wenn die Regierung nicht bald mit Thaten komme, werde „der letzte Rest des Vertrauens vernichtet“ werden.

Direktor Suchsland rühmte die Arbeiten und Statistiken des Bundes und fuhr sodann fort:

„Wie gegenüber diesen offenkundigen Thatsachen es geschehen konnte, daß uns der Vorwurf gemacht wurde, wir betrieben eine leichtfertige Agitation, ist eigentlich unerklärlich, wenn man nicht einen kaum glaublichen Mangel an Orientirung in den betreffenden maßgebenden Kreisen annehmen will. (Beifall.) Wir dürfen von uns sagen: jede Zahl ausgerüstet mit der Bildung unseres Jahrhunderts. (Beifall.)“

Als dieser Redner von der Entlassung des Grafen Caprivi sprach und bemerkte:

„Der Abschied war, was den deutschen Landmann anging, kurz und schmerzlos —,“

erhob sich im Cirkus Busch ein wüster Beifallssturm, und es fand sich sogar Jemand, der ein gemeines Schimpfwort gegen den früheren Reichskanzler ausstieß.

Derselbe Redner verstieg sich, nachdem er seinen Unmuth über die Gründung des Städtebundes geäußert, zu folgender Drohung mit einem Boykott der Reichshauptstadt durch den Bund:

„Berlin ist zu drei Viertel (wenig gerechnet) das Produkt des Landes und nicht das Produkt aus sich selbst. Wenn es so weiter geht, daß es den Herren Raubrittern der Börse und der goldenen Internationale noch weiter gestattet wird, dem Bauer, der die Brotfrucht hervorbringt, sein Stück Brot vom Munde wegzunehmen, so wird es noch dahin kommen, daß man die sechsstöckigen Häuser auf Abbruch verkaufen muß. 30000 Wohnungen stehen schon leer. Aber es wird noch besser kommen!“

Dr. Rösicke sprach sich über die Verhandlungen des Reichskanzlers mit England in der Währungsfrage aus:

„Man war gespannt, was das Resultat sein würde. Aber was kam heraus? Eine Verbeugung nach rechts und eine Verbeugung nach links und da lag die ganze Geschichte. Der einfachste Verstand muß sich sagen, wenn eine Sache so angefangen wird, daß dann ein Erfolg nicht erzielt werden kann.“

Derselbe Redner protestirte dagegen, daß der Bund oberflächlich sei:

„Die Oberflächlichkeit ist auf Seiten der Regierung! (Lebhafter, minutenlanger Beifall.) Demgegenüber hat man gewagt, uns gemeingefährlich zu nennen (Pfuirufe), unsere Königstreue anzuzweifeln (Pfuirufe). . . . . Die Königstreue wohnt nicht im Gejohle des Großstadtpöbels, der Großstadtmasse — im Herzen der Bauern wohnt sie. (Stürmischer Beifall.)“

Im Gegensatz zu diesen leidenschaftlichen Ausbrüchen erinnerte Herr v. d. Gröben-Arenstein an das Wort: Wer schreit, hat Unrecht.

Der bekannte Agrarier v. Wangenheim-Kl. Spiegel rief aber gleichwohl in die Versammlung hinein:

„Wir wollen den Titel „gemeingefährliche Agrardemagogen“ gern tragen gegenüber einer Regierung, deren Hauptstützen die Deutschfreisinnigen und Sozialdemokraten sind. (Stürmischer Beifall.)“

Herr von Loën gab ein Rezept an, wie man den Gewerben zeigen könne, wie sie abhängig sind (von den Mitgliedern des Bundes). Er schilderte sodann seine Beobachtungen:

„wie meine fleißigen Oberlausitzer arbeiten, wie sie dann durch die Produktenbörse, die Firmen Cohn und Rosenberg, Ritter und Blumenfeld, die modernen Raubritter, um ihren Lohn gebracht werden.“

Wenn der Minister von Hammerstein seine loyale Gesinnung angreife, so könne er nur sagen: „Der Mann versteht das nicht!“ (Stürmischer Beifall.)

Als hierauf dem Referenten über die „nationale und wirthschaftliche Bedeutung der großen Mittel“ Dr. Lindström-Goslar das Wort ertheilt wurde, verlangte ein Theil der Versammlung nach Liebermann von Sonnenberg und beruhigte sich erst, als er hörte, daß Lindström ein Gesinnungsgenosse desselben sei.

Das „Referat“ Lindström's bestand aus aufreizenden Phrasen. Nur ein Beispiel. Er sagte:

„Ja, wir haben einen Bismarck gehabt, der da mit klarem Auge für die nationale Wirthschaftspolitik eintrat, und in seinem strahlenden Ruhmeskranz wird dieses Blatt leuchten mit unvergänglichem Glanz. Aber sein Nachfolger, ja der war weiser wie er. Nun liegt unsere deutsche Landwirthschaft gefesselt an Händen und Füßen, ein schmählicher Raub für die unchristlichen Börsenjobber, verödet die Bauernhöfe, zertrümmert die Handwerksstätten, denen die Arbeiterschaaren, ihrer deutschen Mutter fluchend, den Rücken gewandt haben. . . . Ist die Einzelexistenz aufgerieben, dann liegt vor uns ein weites tobendes Meer — die Proletarier, die nichts mehr haben — und aus ihm hebt sich steil und einsam eine Insel, darauf hausen die, die den ganzen Besitz in der Hand haben. Dann haben wir, was wir um unserer eigenen deutschen christlichen Persönlichkeit und des Vaterlandes willen vermeiden müssen, die soziale Revolution.“

In dieser Tonart wurde das ganze Referat vorgetragen.

Hierauf wurde eine lange Resolution zu Gunsten der großen Mittel gefaßt. Der Passus, der den Reichskanzler tadelt, wurde bei der Verlesung mit stürmischem Beifall aufgenommen.

*) Anspielung auf eine Bemerkung des Kaisers.

Nunmehr folgte die Ansprache des Herrn von Diest-Daber. Sie lautete nach meinen stenographischen Aufzeichnungen:

„Die heutige Cirkusvorstellung gefällt mir. Es ist eine wahre Freude, solche Versammlung vor sich zu sehen. Daß die Herren noch so viel Geld haben, herzureisen, ist ein Wunder (Heiterkeit). Es kann uns nichts schaden, wenn es uns schlecht geht. Das gebiert Leben, Thätigkeit. Die Eigenart des Deutschen ist seine Ausdauer und Zähigkeit. Daß wir durchhalten, ist mir gar nicht zweifelhaft, wenn wir nur die nöthige Ruhe und auch den nöthigen Takt bewahren. Deutschland kann ohne uns gar nicht existiren (Beifall). Keine Regierung ist ohne uns möglich auf die Dauer. Man würde sehr bald den Leim riechen oben, daß es nicht geht (Heiterkeit). Ich muß Herrn von Loen Recht geben: Was der Minister von Hammerstein sagt oder nicht sagt, kann uns schnuppe sein (Stürmischer Beifall). Ich will die Lauterkeit dieses Herrn nicht bezweifeln; er kennt unsere Verhältnisse nicht. Es thut mir nur leid, daß er sich auf seinen vielen Dienstreisen im vorigen Jahr nicht besser informirt hat. Hat er da etwa gemeingefährliche Leute angetroffen? Hat er nicht gefunden, daß die größte Treue im Bauernstande sitzt und daß die einzige Festigkeit bei ihm noch liegt? Ich muß auch Herrn von Ploetz darin Recht geben: ehe der Minister von Hammerstein seine Worte nicht zurückgenommen hat, machen wir mit ihm kein Federlesen mehr. Wir müssen ihm Gelegenheit geben, das zurückzunehmen. Ich will keinen Antrag stellen. Meiner Meinung nach müßte der Vorstand in irgend einer Weise dem Manne das bequem machen zu sagen: ich habe mich geirrt und nehme gern zurück. Im Uebrigen — der Herr ist aus Hannover, der andere Herr war auch daher: von Bennigsen, der schon vor ihm jenen Ausdruck gebraucht hat. Die können uns sonst was, diese .... (Stürmischer Beifall, so daß das folgende Wort nicht recht verständlich.) .... Wir wissen, was wir wollen."

Nachdem Herr v. Diest noch behauptet, das Großjudenthum lasse eine Aenderung der Währung nicht zu, schloß er:

„Ich habe damals, wie diese Aeußerung fiel, sofort an die Deutsche Tageszeitung geschrieben, was aber leider nicht aufgenommen worden ist. Vorsicht ist ja ganz gut, aber es war nichts Schlimmes. Ich hatte darin nur geschrieben: Nach meiner Meinung kann, solange dieser Herr nicht zurückgenommen hat, kein Landwirth in sein Haus gehen. Keiner soll hingehen; er muß uns kommen, nicht wir ihm!" (Lebhafter Beifall.)

Liebermann von Sonnenberg widerspricht dem Herrn v. d. Gröben, der gesagt hatte: Wer schreit, hat Unrecht, und fühlt sich veranlaßt, seiner Ansicht Ausdruck zu geben, daß der Minister von Hammerstein doch Wohlwollen für die Landwirthschaft habe. Die Bezeichnung „gemeingefährlich" aber solle der Bund annehmen als Ehrentitel in dem Sinne: gefährlich allem Gemeinen.

Dr. Diederich Hahn führt aus, die Bewegung des Bundes könne nur eine nationale sein, weil Fürst Bismarck sie billige und sein Sohn einer der tapfersten Vorkämpfer darin sei.

Frhr. v. Henneberg spricht Herrn v. Manteuffel den „Dank der Landwirthe" aus, daß er den Minister von Hammerstein „gestellt" habe.

Frhr. v. Langen führt aus, wenn in Regierungskreisen die Ansicht herrsche, daß Ritter und Blumenfeld bessere Menschen seien als die Mitglieder des Bundes, wenn der Bund sich das Vertrauen der Minister nicht erringen könne, werde er sich das Vertrauen der Bauern und des Kaisers erringen. Dann könne man in Wahrheit singen: „Deutschland, Deutschland über Alles!

Diese Aeußerungen fielen auf der Generalversammlung im Cirkus Busch am 18. Februar d. J.

An demselben Tage, an dem sich der Bund der Landwirthe konstituirte, im Februar 1893, sprach Graf Caprivi den dringenden Wunsch aus, „daß die Herren, die das agrarische Interesse vertreten, einmal in sich gehen und reiflich erwägen mögen, ob die Wege, die sie einschlagen, wohl mit dem Staatsinteresse dauernd zu vereinigen sind". Diese Worte zeigen, daß der damalige Reichskanzler den Charakter der Bewegung des „Bundes der Landwirthe" von Anfang an richtig beurtheilte.

Berlin. Heinrich Nicolai.

Parlamentsbriefe.

IX.

Der Reichstag hat am 22. Februar seine Plenarsitzungen bis zum 2. März ausgesetzt und wird beim Wiederzusammentritt zunächst die Zuckerprämienvorlage in Angriff nehmen.

Der Reichstag konnte nicht in die kurzen Ferien gehen, ohne daß die Bimetallisten nicht noch rasch die Gelegenheit benutzt hätten, sich eine neue Niederlage zu holen. Nachdem man geraume Zeit versucht hatte, gute Miene zur Erklärung des Reichskanzlers vom 8. Februar zu machen, tritt jetzt die Enttäuschung bei allen möglichen Gelegenheiten offen hervor. Die Doppelwährungsmänner benutzten deshalb auch eine am 20. Februar im englischen Unterhause gemachte Bemerkung Mr. Balfour's, um der Reichsregierung den Vorwurf zu machen, sie habe bei der Sondirung der englischen Regierung ein beklagenswerthes Mißverständniß hervorgerufen. Der Staatssekretär des auswärtigen Amtes, Herr von Marschall, war jedoch in der Lage, diese bimetallistische Theorie der Mißverständnisse sofort dadurch zu entkräften, daß er mittheilte, die englische Regierung habe von der Erklärung vor deren Abgabe im Reichstage Kenntniß gehabt, und gegen den Inhalt derselben keinerlei Einwendungen erhoben. Damit wäre denn auch diese Seifenblase zerplatzt.

Welche Chancen die Zuckerprämienvorlage hat, ist schwer zu sagen. Die Aussichten haben sich in letzter Zeit nicht gebessert. Bei der ablehnenden Haltung der süddeutschen Regierungen darf vorausgesetzt werden, daß der Entwurf auch bei den süddeutschen Volksvertretern nur ganz vereinzelt Billigung findet. Da außerdem die Linke — bis zur nationalliberalen Partei — geschlossen gegen den Entwurf stimmt, und die Agrarier des Ostens — wenigstens theilweise — der Meinung sind, daß sie bei diesem Entwurfe ihre Rechnung nicht finden, so darf man hoffen, daß der Entwurf nicht Gesetz wird. Alles in allem genommen, ist diese Vorlage die stärkste protektionistische Zumuthung, die bisher in irgend einem Lande an eine Volksvertretung gerichtet worden ist. Es ist nicht gerade erhebend, daß man sich sagen muß: fällt diese Vorlage, so fällt sie nur deswegen, weil sich die Interessenten unter einander nicht einigen konnten, wie das Gericht servirt werden sollte.

Die Ferienwoche für das Plenum des Reichstags war eine besonders angestrengte Arbeitswoche für die Kommissionen, insbesondere für die Kommissionen, welche das Bürgerliche Gesetzbuch und den Börsengesetzentwurf bearbeiten.

Die Aussicht wächst, daß das Bürgerliche Gesetzbuch noch in dieser Session unter Dach und Fach gebracht wird, — und das ist erfreulich.

Die Aussicht ist andererseits nicht geschwunden, daß auch die sogenannte Börsenreform zu Stande kommt, und zwar in einer Gestaltung, die dem schlimmsten Pessimismus Recht gibt. Die Börsenkommission hat die erste Lesung des Entwurfes beendet und der agrarischen Tugend neben anderen Opfern auch das Opfer des Getreideterminhandels gebracht. Der tapferen Mehrheit war allerdings nicht ganz wohl zu Muthe bei dieser Leistung, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieses Kind der agrarischen Laune, entweder bei der zweiten Lesung in der Kommission, oder im Plenum, wieder umgebracht werden wird. Aber manch andere monströse Bestimmung, die man dem Ingenium der Kommissionsmehrheit verdankt, wird wohl stehen bleiben, und die Meinung, daß die verbündeten Regierungen schließlich die Kommissionsarbeit für unannehmbar erklären werden, scheint nur auf schwachen Füßen zu stehen.

Im preußischen Abgeordnetenhause bildete der Eisenbahnetat die pièce de résistance der Verhandlungen in der abgelaufenen Woche. Das Schauspiel ist in jedem Jahre dasselbe: Unzählige Klagen, tausenderlei Wünsche, Kirchthurmsinteressen jeglicher Art, die sogar die Beredsamkeit der sonst schweigsamsten Mitglieder des Hauses zu ent-

wickeln vermögen, wohlwollende, aber unbestimmte Versprechungen von Seiten des Eisenbahnministers —, und dann ist für ein Jahr wieder einmal alles im wesentlichen beim Alten. Auf die Blüthenträume der Eisenbahnverstaatlichung ist ein rauher Frost der Enttäuschung gefolgt. Daß wir Gegner der Eisenbahnverstaatlichung diese Entwicklung vorausgesehen haben, ist nur ein schwacher Trost.

Proteus.

Frederic Leighton.

In Leighton starb keine eigenartige Malerseele, kein dämonisches Genie, keine Natur und Persönlichkeit, aber wegen seiner Gemeinverständlichkeit eine der Mächte des gegenwärtigen Kunstvermögens. Er besaß ein weites Publikum, eins der größten der Welt, die englisch sprechende Menschheit. Er war so bekannt wie Zeitungen; wie die Tageszeitung drang das, was nach seinen Bildern der Londoner Academy gestochen oder photographirt worden, nach kurzer Zeit in die von kaum einem Buch und von keinem Gemälde berührten Gegenden. Für das Londoner Westend war Leighton eine von vielen Zerstreuungen, für den einsamen Kolonisten war die Gravure nach einem neuen Werk von ihm ein Band, zuweilen das einzige, zwischen seinem armen Geistesleben und der Kultur. Vielleicht konnte nur ein englischer Künstler den definitiven Ausdruck dessen finden, was ganz allgemeinverständlich ist; sicher ist, daß kein Künstler des europäischen Kontinents eine gleich hohe Menge von ehrfurchtserfüllten Bewunderern hatte. Allerdings gibt es auf dem Kontinent Künstler, denen der Beifall einer noch größeren Menge zufließt. Doch unter den Künstlern, die nicht nur mit Beifall, wie unter den Deutschen Bodenhausen, Thumann, sondern mit respektgetragenem Beifall begrüßt werden, unter den Künstlern, bei denen man sich vor einem Hauche von Majestät und Monumentalität beugt, war er der erfolgreichste. Zu solcher Wirkung war seine Mischung am geeignetsten, diese Mischung, die wir als Leighton'schen Stil bezeichnen. Bei Bouguereau — einem der Leightons von Frankreich — überwiegt die akademische Vollkommenheit als Selbstzweck, und was uns Deutsche betrifft, so theilen wir mit den Engländern den Mangel an Erziehung zu akademischer Vollkommenheit, ohne daß wir einen natürlichen Eklektiker von der Vornehmheit ihres Leighton besäßen.

Der Künstler, der nach Leighton die weiteste Wirkung auf idealem Gebiete hat, ist merkwürdiger Weise Burne-Jones. „Die äußersten Punkte berühren sich“, als von denen, die in Leighton das Marmorne haßten, das Banner Burne-Jones' als das eines warmherzigen Künstlers entfaltet wurde, man ihm ein eigenes Ausstellungshaus errichtete, eine eigene Gemeinde für ihn warb, ahnte man nicht, daß der Anhängerkreis jemals stattlich werden würde und glaubte, er würde auf eine kleine Zahl von schwärmerischen Naturen beschränkt bleiben. Dem war nicht so; die Burne-Jonesminorität wurde beträchtlich und man erkannte, daß beide einander doch nicht ähnliche Künstler der modernen Seele fast gleichmäßig nahe standen, der eine in seiner Marmorschönheit freilich einem noch etwas größeren Publikum zugänglich, aber auch der andere in seiner ekstatischen Schwärmerei von Vielen in der Masse herbeigesehnt. Vor Leighton's Bildern und Gravuren sammelte sich der ungeheure Kreis, dem die Klarheit dieses Idealismus einleuchtete, der Kreis der Zahllosen, denen mit der Kunst gedient wurde; aber der Kreis der Anderen, denen die Kunst nothwendig war, war viel größer, als die oberflächliche Innvorausschätzung angenommen hätte. Leighton und Burne Jones wurden nebeneinander wirkende Mächte.

Was Leighton betraf, so war die Londoner Academy die Stätte seiner Triumphe. An den Samstagnachmittagen während der Dauer dieser Ausstellungen boten die Plätze vor seinen Bildern ein denkwürdiges Schauspiel. Um diese Zeit sind die Citykamptoire geschlossen, die City ist verödet und es war dann, als hätte sie einen Theil der Menge, die sie belebte, an die Academy abgegeben. Alle Beschauer gruppirten sich vor Leighton's Bildern, der Clerk, der in der Woche im Staub und in der Büreaugewöhnlichkeit gelebt hatte, athmete hier auf und wähnte, Schönheit und das, was er „Griechenland“ nannte, wenn er gebildeter war, hier zu finden. Ungern trat er, wenn er Anderen Raum geben mußte, zur Seite; es drängte sich die Menge der Beschauer, alles Leute, die sich an Idealen aufrichten wollten. Es begann häufig ein Flüstern — in diesem England, sonst so steif an Sitten, ein Flüstern der Ergriffenheit unter Leuten, die einander nicht vorgestellt waren; sie waren eben außer sich, aus ihrer Natur herausgerathen, freier, glücklicher und mittheilsam gemacht: Wie finden Sie es dies Jahr? Schön, nicht wahr? Wundervoll! Sie hatten glänzende Augen, indem sie diese Bilder betrachteten; mancher von ihnen hatte vielleicht von Rafael gehört und das ist so schön wie Rafael, war ihre Empfindung. Und ebenso wie diese nur spärlich mit der Zeit, sich zu bilden, Ausgestatteten, ebenso wie diese Tagelöhner der Geduld, nur mit mehr Abneigung gegen die Möglichkeit, sich eine Blöße zu geben, verschlossener, zurückgehaltener, urtheilten an den vornehmeren Tagen der Woche Ladies und Gentlemen über Leighton; Leighton identifizirte sich für sie alle mit Kunst auf ihrem höchsten Gipfel.

Und was stellten diese Bilder vor? Sollte man denken, daß diese Köpfe, zuweilen schmachtenden Ausdrucks, als wären sie Mitteldinge zwischen Kunst und der Wachsfigur des Friseurladens, zu wirken vermochten wie Kunstwerke ersten Ranges? Und wie Viele malen in England schmachtende Köpfe! Was ist der Unterschied zwischen Leighton und diesen Vielen? Und auch in den größeren Bildern, in den Bildern, die die Frucht größerer Anspannung waren, hatte Leighton Mitbewerber. Marcus Stone malte solche Scenen in der Haltung des Empire; novellistisch genommen malte er sie fesselnder; und dennoch wirkte Leighton stärker als Stone. Er erhob, weil er nicht Anekdote gab. Er malte Klassisches. Auch Alma Tadema malt Scenen aus Griechenland, Leighton aber ließ das fühlen, was man sich davon vorstellte. Und wenn er Marmorboden weniger schön, Rasen ohne den Tadema'schen Werth, Meer ohne die Tadema'sche Sanne malte, so waren die Leighton'schen Bilder, wenn auch immerhin matte Gemälde, einheitlicher Wirkung voll, es war Stil, wenn auch immerhin nicht der größte Stil, in ihnen, dagegen Tadema's Bilder in Details zerfielen und nur Genrebilder waren, lockend, fesselnd zusammengesetzte Genrebilder, die realistisch wahr sein mochten, doch aus denen sich kein allgemeines Etwas erhob, nicht an eine Stimmung angeknüpft wurde. Ein Leighton'sches Bild stellte beispielsweise dieses dar. Man sieht eine abendliche Landschaft. Die Wolken haben sich mit einem zärtlichen Rosa überzogen, hinten fließt ein Fluß ins Weite. Vorne ruht eine Schöne. Bei dieser denkt man sich etwas, stellt sich etwas vor. Diese Schöne ist bisweilen auf Leighton's Bildern eine Einzelfigur, man sieht aber bisweilen auch nur ihren Kopf; solche Köpfe stehen darum den ähnlichen Köpfen anderer Künstler voran, weil ein Zug der Familienähnlichkeit sie der unverkennbar vornehmen Familie der Leighton'schen Schöpfungen angliedert. Bisweilen ist auch die Leighton'sche Szene erweitert, man sieht zwei schöne Gestalten statt der einen; die Beschauer urtheilen vergleichend über ihre Schönheit, wie das Hofgesinde in Goethe's Faust, als Helena erscheint. Sie vergleichen wohl, aber ihr Geist liebkost alle diese Frauen, liebkost alle diese Landschaften mit den zu häufig röthlich gefärbten Wolken und den zu oft wiederkehrenden Flüssen; mit diesen Flüssen geht der Geist dieser Menge ins Weite und eine wunschlose Empfindung befriedigt sie, während sie vor den Frauenköpfen vieler anderen Maler stehen, als ob sie in einer Reihe mit dem Modell wären, als ob sie dem Modell gegenüber wären. Leighton erscheint ihnen — und mit Recht erscheint er ihnen so — vornehm.

Leighton malte griechische Gegenstände. Er malte sie mehr allgemein als griechisch und mehr englisch als allgemein. Eine Ballspielszene, die er 1889 zeigte, stellte Griechinnen an der Meeresküste dar, hinten sah man ein Eiland. Es waren eigentlich Engländerinnen, die irgendwo Lawn Tennis spielten. Der Anblick dieser Gegend mit den majestätisch schönen Linien gab den Betrachtenden eine große Freude und Genugthuung. Nur Griechinnen paßten in diese Situation; durch klassische Gestalten konnte das Werk der Erhebung fortgesetzt werden, das durch die Landschaft begonnen hatte. Allein Leighton war genug Künstler, um sich nur Engländerinnen vorstellen zu können. Er gab Engländerinnen, drapirte sie griechisch, damit sie auf die Clerks griechisch wirkten, gab sie allgemein, damit sie von den Clerks verstanden würden. Das Allgemeine war der schwebende Begriff, aus dem die Engländerinnen hervorgehen und man hätte sagen können, Lawn Tennis etwa in der Zeit des Phidias, gesehen durch das Temperament eines Künstlers aus der Gartenlaube.

Gartenlaube; bewußte Banalität oder dennoch nicht. Es war in Leighton niemals ein Mangel an jener Vornehmheit, die es verbietet, zu den Instinkten der Menge hinabzusteigen. Ihn hielt eine Idealität der Gesinnung aufrecht, nur mit solcher konnte er ein Bild malen wie das antike Fest, wo schreitende Personen, unermeßlich langweilig, Arien in zu langsamem Tempo singen. Es ist sehr englisch, aber sehr feierlich und rein. Er traf mit derartigen Arbeiten in das Herz seiner Nation.

Nicht zu oft hat er Sammelpunkte seiner Kunst geboten wie hier oder in dem Bilde der wasserschöpfenden Frauen bei der Andromache am Brunnen. Vielleicht prägnanter noch trat die Wirkung, die er ausübte, in seinen mühelos hingeworfenen kleineren Schöpfungen zu Tage, deren Motive sich jedes Jahr wiederholten. Im Jahre 1887 zeigte er auf der Academy die Einzelfigur einer Hero. Hero hatte ein fleckenloses Gewand, weiße Arme, die sich gegen zwei Säulen stützten, die der Rahmen flankirte, und angstvoll sah sie aus dem Bilde mit thränenden Augen hervor. Unten lag Leander, draun in draun, an die Felsen in einer edlen Haltung geschleudert, die Wellen, die ihn hinausgeschleudert, bäumten sich mit dem elegantesten Schwunge, eines anderen wären sie nicht fähig gewesen, Wellen, die in ihrem Zuge von einem Präsidenten der Academy gelenkt waren. Vor dem Bilde saß eine Gruppe, eine Dame mit zwei erwachsenen Töchtern; ich bemerkte in ihren Augen einen Ausdruck ähnlicher Verzücktheit, wie man ihn in Dresden bemerkt, wenn man auf der Bank vor der Sixtina in dem roth ausgeschlagenen Kabinett die Engländerinnen studirt.

Es scheint dem, den der Gang seiner Erziehung fernab von den Idealen Leighton's hat landen lassen, eine unerhörte Ironie des Geschickes, daß in England, wo es Genies gibt, Leighton der offizielle erste Künstler wurde. Doch folgendes muß sich der vernünftiger Erwägung Zugängliche dabei sagen. Rossetti, ein tiefer Träumer, mußte im Schatten bleiben, das Genie Millais mußte tiefer stehen als Leighton, weil er näher stand, der gewaltige Watts steht auf einem steilen, schwer zugänglichen Felsen, und Whistler ist eine feine Kraft, ungeeignet für Popularität. Ganz abgesehen von dem repräsentativen Talente, das Leighton im vollsten Maße besaß und das ihn zur Erfüllung der Pflichten eines Präsidenten prädestinirt erscheinen ließ, begreift man, wie alles so hatte kommen müssen, denn Rossetti war ein Künstler nur für Träumer, Millais hatte eine Gabe der Erfassung des Wirklichen, er konnte nicht das Volk anziehen, er mußte ihm in gewissem Sinne überflüssig sein, der gewaltige Watts bot keine Blumen, keine Sanftheit, keine Sonnenuntergänge und bei Whistler's Stimme, die aus dem Nebel rief, fand die Mehrzahl des Volks nur den Nebel. Es hätte feinere Ohren haben müssen, es hatte sie nicht. Der einzige Rivale, der für Leighton wirklich in Frage gekommen wäre, war allein Watts. Er weist diese Idealität in höchstem Grade auf, deren das Volk, wenn es bewundern soll, nicht entrathen kann; er aber ist für das Volk doch viel zu ernst und seine Monumentalität zu erhaben, um ihm zu gefallen. Er ist wie einer der frühen strengen Kirchenkomponisten; Leighton's Kunst dagegen wirkt wie die auf dem Harmonium vorgetragene kirchliche Musik eines Modernen. Das Harmonium wird in England häufig in Häusern auf dem Lande gehört, es vertritt dann die Orgel und bringt Monumentalität für den Hausgebrauch. Wenn die Natur in Blüthen prangt und weit und breit der sonntägliche Frieden die Seelen ergötzt, wenn dann Arme und Beladene an solchen Häusern vorübergehen und dieser Ton herausdringt, klingt es ihnen wonnevoll, es öffnet sich ihnen für einen Moment der Himmel, den Spielenden und seine Umgebung im Cottage muthet der Ton an, und den einzelnen Raffinirten, die unter dem Fenster passiren, klingt er nicht immer erfreulich, bei der Wiederholung schrecklich und immer zu süß. Das wird den einzelnen Raffinirten nicht hindern, einzugestehen, daß die unendlich Vielen ein Recht haben, dem Klang, der ihnen Paradieseswonne gibt, dankbar zu sein und er wird gerne zugeben, daß bei uns auf dem Kontinent Niemand so gut wie Leighton — Harmonium spielt.

Herman Helferich.

Nansen und der Nordpol.

Auf eine an ihn gerichtete Anfrage soll, wie eine Berliner Zeitung berichtet, Professor v. Richthofen die Antwort ertheilt haben, daß sich irgend eine auch nur einigermaßen befriedigende Auskunft über die neuerdings so viel besprochene Frage, was es denn mit Fritjof Nansen für eine Bewandniß haben möge, zur Zeit nicht ertheilen lasse. Dies ist unbedingt richtig. Allein angesichts des Umstandes, daß alle Tagesblätter mehr oder minder weitläufige, großentheils durch Karten erläuterte Berichte über die vermeintliche Rückkehr des kühnen Forschers bringen, Berichte, welche natürlich einen rein hypothetischen Charakter tragen müssen, haben doch wohl auch die Leser der „Nation" ein Anrecht darauf, wenigstens über den augenblicklichen Stand einer ganz im Gebiete der Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten liegenden Angelegenheit Aufschluß zu erhalten. Und lediglich diesen, nicht jedoch eine thatsächliche Nachricht, die vorläufig Niemand auf der Welt beibringen kann, beabsichtigen die nachfolgenden Zeilen zu bieten.

Sicher steht nur das eine, daß Nansen am 3. August 1893 den vorgeschobensten Punkt der europäischen Küste verlassen hat, um nach dem Pole zu steuern. Sein Plan bestand wesentlich darin, auf dem durch A. E. v. Nordenskiölds „Vega"-Expedition vorgezeichneten Wege längs der sibirischen Küste hinzufahren und von den Neusibirischen Inseln aus den Kurs direkt gegen Norden zu nehmen. Auf dieser Route war noch kein Seefahrer zu sehr hohen Breiten vorgedrungen, aber trotzdem hatte Nansens Berechnung ihren guten Grund. Im Jahre 1881 nämlich hatte in dieser Gegend die „Jeanette" Schiffbruch erlitten, und einige Gegenstände, welche zweifellos von diesem unglücklichen Schiffe herstammten, hatten sich lange Zeit danach an der Südspitze von Grönland wieder vorgefunden. Ein so auffälliges Vorkommniß läßt sich nur auf eine einzige Art erklären: es muß eine Strömung von dem Punkte des Schiffbruches nach dem Punkte der Wiederauffindung hin bestehen, muthmaßlich dieselbe, welche im Jahre 1870 die Treibscholle der „Hansa"-Mannschaft nach dem Süden und damit der Rettung entgegenführte. Wenn man den ungefähren Weg dieses Meeresstromes auf der Karte verzeichnet, so überzeugt man sich, daß derselbe allerdings nicht sehr weit vom Nordpole vorübergehen muß, und diese so ziemlich feststehende Thatsache bestimmte den Entschluß des mit den Gefahren des hohen Nordens wie wenig andere vertrauten Norwegers. Von der Utopie, daß er mit dem Strome dahintreibend auf freiem Meere das erstrebte Ziel werde erreichen können, war er

selbstverständlich frei, denn jenes „offene Polarmeer“, welches vor dreißig Jahren zu dem eisernen Bestande der Erdkunde gehörte, existirte lediglich in den Köpfen einiger allzu phantasiereichen Geographen, und durch spätere Polarreisende ist außer Zweifel gestellt worden, daß es in jenen unwirthlichen Zonen etwas Festes, Bleibendes überhaupt nicht gibt, daß vielmehr genau an der nämlichen Stelle, da in einem Jahre ringsum Wasser erblickt wurde, ein paar Jahre später eine ungeheure Packeiswildniß sich ausdehnen kann und umgekehrt. Die Tücken des Polareises kennt Nansen aus reicher Erfahrung, und so ging denn auch seine Absicht auf etwas ganz anderes hinaus.

Das Expeditionsschiff „Fram“ (zu deutsch „Vorwärts“) wurde derart eingerichtet, daß es mit mehr Erfolg als seine Vorläufer den zerstörenden Wirkungen des Schraubeneises Trotz bieten sollte, und da auch Proviant für die ungewöhnliche Dauer von fünf Jahren eingenommen war, so stellte Nansen seinem Fahrzeuge die schwierige Aufgabe, inmitten der gigantischen Eismassen, welche ihm den Weg versperren mußten, diesen doch zu erzwingen. Der erwähnten Strömung folgend gedachte er soweit, als es im steten Kampfe mit den schwimmenden Flarden angängig erschien, vorzudringen, dann aber sich vom Eise, wie der seemännische Ausdruck lautet, „besetzen“ zu lassen. Der „Fram“ sollte im Eise einfrieren, aber wenn es wirklich gelang, in die Strömung hineinzukommen, so mußten die Felder, in denen das Schiff eingebettet lag, ebenfalls eine wenn auch langsame Fortbewegung machen, welche in die unmittelbare Umgebung des Pols führte. Um etwaige Chancen des Weiterkommens auf festem Eise auszunützen, waren Schlitten und Hunde mitgenommen worden. In drei Jahren schien, wenn überhaupt eine Möglichkeit des Fortkommens auf diesem Wege gegeben war, die große Strecke zurückgelegt werden zu können.

Nun trifft plötzlich jene Depesche des Kaufmanns Kuschnarew's ein, daß Nansen's Schiff im äußersten Nordosten des asiatischen Rußlands aufgetaucht sei. Jedwede Bestätigung fehlt zur Stunde noch. Angesichts dessen kann von drei Fällen überhaupt die Rede sein: die Mittheilung selbst ist unrichtig, oder, wenn sie richtig ist, so hat die Expedition unverrichteter Dinge wieder umkehren müssen, oder endlich, es ist auch nicht undenkbar, daß Nansen seinem Ziele sehr nahe gekommen ist und nur für seine Rückkehr einen unerwarteten Weg eingeschlagen hat. Wie heute die Dinge liegen, wird jede dieser drei Annahmen als zulässig anzuerkennen sein.

Aus der immerhin schon längeren Zeit, welche seit dem Eintreffen der ersten Kunde verstrichen ist, wird ein Schluß darauf, daß man es hier am Ende bloß mit einer Tatarennachricht zu thun habe, kaum gezogen werden dürfen. Im Winter ist der Postenlauf im Lande des Kältepoles ein so unsicherer, daß wir gar kein Recht haben, jetzt schon eine zweite Botschaft zu erwarten, und nur der eine Punkt mag als auffällig bezeichnet werden, daß die erste Botschaft so wenig greifbare Daten enthielt. Wenn man jedoch in Baron Nordenskiöld's Reisewerke nachliest, wie ungemein schwer es fiel, vom Borde der unweit der Lenamündung eingefrorenen „Vega“ aus sich mit der civilisirten Welt in Beziehung zu setzen, so hat man auch noch keinen Grund, zu verzweifeln. Wohl könnte man daran denken, daß Kuschnarew durch herumstreifende Tschuktschen- oder Jukagiren eine nicht näher belegte Erzählung von der Landung des „Fram“ zugetragen erhalten hat, oder daß ihm ein nur wenige Worte enthaltender Zettel in die Hände gelangte. Wir möchten die Hoffnung, daß in Bälde sicherere und umfassendere Berichte nachfolgen, durchaus nicht aufgeben.

Die Hoffnung freilich, daß Nansen in der Zwischenzeit wirklich am Nordpole gewesen sei, dünkt uns eine unsichere, und wenn manche politische Organe das als etwas ganz begreifliches, ja selbstverständliches hinstellen, so beweisen sie eben, daß sie mit den ungeheuren Schwierigkeiten einer Landreise über Eis nicht genugsam vertraut sind. Ob es überhaupt gelang, die gesuchte Strömung zu erreichen, vermögen wir jetzt nicht zu beurtheilen, denn da der „Fram“ die Olenekmündung nicht, wie dies Nansen ursprünglich willens gewesen war, angelaufen hat, so wurde vielleicht gleich von der Nordspitze Asiens, vom Kap Tscheljuskin aus, ein mehr polwärts gerichteter Kurs eingehalten, der keine untrügliche Gewähr für ersteres gab. Wir tappen hier, ehrlich gesprochen, vollständig im Dunkeln und verzichten deshalb lieber darauf, Vermuthungen auszusprechen, für die es an jeder zuverlässigen Unterlage fehlt.

Gesetzt, es bestätigt sich zur Freude der ganzen gebildeten Welt, daß Nansen den Heimweg nach Sibirien und damit nach Europa gefunden hat, so haben wir volles Recht darauf, zu erwarten, daß dieser neue Vorstoß ins Reich der polaren Räthselwelt für Geographie und Erdphysik die werthvollsten Früchte ergeben werde. Und zwar auch dann, wenn das letzte Ideal jedes Polarforschers, den Endpunkt der Erdachse erreicht zu haben, nicht verwirklicht sein sollte, wie dies für jeden, der sich mit hochnordischer Litteratur einigermaßen bekannt gemacht hat, als das unbedingt wahrscheinlichere gelten muß. Daß ein Nansen das Menschenmögliche geleistet haben wird, das dokumentirt ein Hinweis auf seine Durchschreitung des ewigen Binneneises von Grönland; die Hauptsache bleibt, daß er und seine unerschrockenen Begleiter uns lebend zurückgegeben werden.

München.

S. Günther.

Eine Herder-Biographie.

Wer heute nach berühmten Mustern eine Enquete über die Frage veranstalten würde, ob Herder in der Gegenwart noch unmittelbar lebendig sei, würde sicherlich zum größten Theil nur verneinende Antworten erhalten. Für die Meisten bedeutet sein Name nur eine dunkele Reminiscenz aus dem litteraturgeschichtlichen Unterrichte, von seinen Schriften ist nichts Gemeingut des Volkes geworden, kaum, daß einige Dichtungen jene begrenzte Popularität erlangt haben, die Bürger einst für sich prophezeite: nämlich von Schülern im Tornister nach Hause getragen zu werden. Und wenn die gelehrte Forschung sich neuerdings auch Herder's stark bemächtigt hat und recht fleißig Abhandlungen und Dissertationen über ihn geschrieben werden, so wird darin mancher vielleicht den direkten Beweis sehen, daß Herder eben für uns nur noch historische Bedeutung besitzt. Und doch weiß jeder, dem Herder auch nur wenig mehr als ein bloßer Name ist, daß er mit den Kant und Goethe und Lessing als eins der dahinbrechenden Genies an der Pforte unseres Jahrhunderts steht, ja daß er in Bezug auf die Breite seiner Einwirkungen von keinem übertroffen wird.

Woher dieser merkwürdige Widerspruch? Warum übt Herder nicht die nämliche Wirksamkeit in der Gegenwart aus? Die Frage, so gestellt, enthält ein interessantes Problem, das seine Auflösung mehr von dem Psychologen als von dem gelehrten Forscher verlangt, aber sie eben deshalb noch nicht in genügender Weise gefunden hat.

Einen Versuch, dieses Problem zu lösen, stellt die jüngst erschienene Biographie von Eugen Kühnemann dar*). Der Verfasser verzichtet darauf, eine umfassende Darstellung zu bieten und das Material erschöpfend zu verarbeiten; er verzichtete um so größerem Rechte darauf, als wir bereits in der zweibändigen Biographie von Rudolf Haym ein ausgezeichnetes Werk besitzen, welches diesen Bedürfnissen genügt. Und man merkt es dem Buche Kühnemann's unschwer an, daß er seinen Gegenstand auch nach der stofflichen Seite völlig beherrscht. Aber um diese ist es ihm nicht zu thun. Er möchte eine eingehende Analyse des

*) Herder's Leben. Von Eugen Kühnemann. Mit einem Bildniß in Photogravüre. München 1895. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Herder'schen Lebens, seines Charakters und seiner Geistesart bieten, um so die Frage beantworten zu können, warum der große Mensch, der in ihm angelegt war, nicht herausgetreten sei in siegender Klarheit?

„Vielleicht rücken wir damit ein wenig ab von der Art der Philologen, in deren Hand heutzutage die Lebensbeschreibung unserer Dichter und Denker liegt. Vielleicht wäre uns selbst ein Stück vom Künstler und Dichter zu wünschen. Aber das beweist nichts gegen den rein wissenschaftlichen Geist unseres Unternehmens. Es beweist höchstens, daß zu diesen Aufgaben ein Maß feinerer Psychologie vonnöthen ist, wie man es meist nur bei den Dichtern findet. . . . Gewiß nicht in der Dichtung aufgehen sollen die Wissenschaften des Geistes. Aber wo sie die Erkenntniß eines Menschenlebens vortragen, sind sie, je vollkommener das Gelingen, von der Dichtung im Grunde nicht verschieden".

Diese Grundsätze sind gewiß vortrefflich und verdienen auch losgelöst von der besonderen Beziehung auf die vorliegende Schrift, allen Beifall. Leider ist hier ihre praktische Durchführung von Einseitigkeiten und Uebertreibungen nicht frei geblieben. In dem Bestreben, die stoffliche Schwere nach Möglichkeit zu überwinden, hat Kühnemann das Charakterbild Herder's allzu sehr sublimirt, allzu wenig mit Fleisch und Blut ausgestattet, was um so ungünstiger wirkt, als die Darstellung beständig auf dem Kothurn einherschreitet.

Nichtsdestoweniger ist die eigentliche Absicht, die den Verfasser bei Abfassung seiner Schrift geleitet hat, in glücklichster Weise erreicht worden: nämlich auf dem Wege psychologischer Analyse das „Herder-Problem" aufzulösen, das Problem, welches in dem Widerspruch zwischen Wollen und Vollbringen, Genie und That bei Herder hervortritt.

Die Antwort, welche in der ganzen Darstellung Kühnemann's zum Ausdruck gelangt, lautet niederschlagend genug. Herder's Leben und Streben, kann man sagen, ist eine fortdauernde Tragödie gewesen. Eine Tragödie? wird mancher verwundert fragen, der sich erinnert, daß Herder von großen Unglücksfällen verschont blieb, daß er zu hohen Ehren emporstieg, ein glückliches Familienleben führte und sich des Beifalls wie der Freundschaft der Besten unter seinen Zeitgenossen erfreuen durfte. In der That, beschränkt man die Bedeutung des Begriffs „tragisch" so, wie es gewöhnlich geschieht, auf jene unlösbaren Konflikte des Lebens, die auf der Bühne zumeist dargestellt werden können, weil sie im äußeren Thun und Handeln erscheinen und sich entwickeln, so darf man das Leben Herder's nicht tragisch nennen. Aber es gibt auch tragische Konflikte, die sich auf das rein geistige Leben der Menschen beschränken und die deshalb nicht weniger tiefgehend sind, weil sie lediglich im Inneren sich abspielen, darum von Vielen gar nicht, oft auch nicht einmal von den Nächststehenden erkannt werden.

Ein solcher tragischer Konflikt durchzieht das ganze Leben Herder's. Er stellt sich unter verschiedenen Formen dar, und sie alle haben doch im Grunde denselben Ursprung, den Ursprung nämlich, daß er, der nach Wirklichkeit, Leben, Bethätigung beständig dürstete, mit dem Leben sich nie auszusöhnen vermochte, sondern es stets wie eine feindliche Macht empfand, das ihn beständig in sein innerliches Sein zurückwarf. Seine ganze Entwicklung besteht eigentlich nur in immer wiederholten und ebenso oft gescheiterten Anläufen, diesen Zwiespalt zu überwinden, den Empfindungen und Ideen, die in überreicher Fülle in ihm lebten, Form und Gestalt zu geben und sie in die lebendige Gegenwart einzuführen. Daher kann von einer Entwicklung im engeren Sinne, als ein beständiges Fortschreiten zu Höherem, bei ihm keine Rede sein; er formt und formt immer nur aufs Neue den „alten Sauerteig", der in ihm gährt, um jedesmal wieder noch vor der Vollendung diese bestimmte Form verächtlich bei Seite zu werfen; und dann wendet er sich kühn und hoffnungsvoll wieder der Wirklichkeit zu, um alsbald vor ihrer Rauhheit zurückzuweichen und mimosenhaft erschreckt sich in sein innerstes Selbst zurückzuflüchten.

Es gibt zur Kennzeichnung dieses Verhaltens Herder's kaum ein interessanteres Dokument als das Reisejournal, welches er auf der Seefahrt von Riga nach Nantes geführt hat. Er ist den engen Verhältnissen, die ihn in der von geistigen Interessen wenig berührten Ostseestadt umgaben, mit energischem Entschlusse entflohen, aber nicht um sich in die unbegrenzte Weite des menschlichen Lebens zu stürzen, sondern um sich auf die grenzenlose Meeresfläche zu begeben, wo seine Gedanken und Empfindungen sich ausbreiten konnten. Und diese Ausbreitung haben sie empfangen: es ist erstaunlich, wenn man liest, welche gewaltige Fülle von Ideen bereits damals in dem Kopfe des Fünfundzwanzigjährigen wogte. Das ganze Programm seines Lebens ist hier bereits vorgezeichnet, er hat es auszuführen gesucht, so weit er vermochte, aber es nicht wesentlich verändert, und alle seine Schriften sind nichts als solche Formungsversuche der Ideen des Reisetagebuches, von den Litteratur-„Fragmenten" bis zu den Spinoza-Gesprächen und den letzten Schriften seines Lebens. Auf halbem Wege ließ er sie alle immer wieder liegen. Daher sind alle seine Schriften das, was der Titel der ersten bereits zum Ausdruck bringt: Fragmente. Die grenzenlose Ideenwelt, die vor uns in dem Reisejournal sich aufthut, gleicht dem Meere, unter dessen Einwirkung sie ihren ersten Ausdruck findet: Immer wieder branden ihre Wellen in das Leben hinein und weichen wieder ohnmächtig zurück. Aber jedesmal lassen sie auch fruchtbares Erdreich zurück und kostbares Gestein von einer Reinheit und Seltenheit, welche die Zeitgenossen in Erstaunen setzen.

Nur eine kurze Zeit wurde diese innere Tragik des Herder'schen Lebens gemildert: es war jene Epoche — die glücklichste seines Lebens — wo er sich mit Goethe in engster Gemeinschaft zusammenfand — natürlich genug, da bei diesem die beständige, immer wieder erneuerte Vereinigung von Idee und Wirklichkeit, Ideal und Leben, die Herder vergebens suchte, in vollendetster Weise sich darstellte. Unter der Einwirkung Goethe's und im beständigen Ideenaustausch mit ihm sind denn auch die hervorragendsten und relativ geschlossensten Werke Herder's entstanden, namentlich die Spinoza-Gespräche und die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit".

Aber es darf nicht Wunder nehmen, daß dieser Zustand nur vorübergehend war, das retardirende Moment gleichsam, welches auf der Höhe einer tragischen Entwicklung zu erscheinen pflegt und dem die Katastrophe nur so schneller nachfolgt. Und so darf man wohl den geistigen Gesammtzustand Herder's in der letzten Periode seines Lebens bezeichnen: die klare Empfindung dafür zu haben, daß er sich selbst überlebte, daß er als ein bereits geistig Todter noch unter den Lebenden weile, und zwar verweile inmitten eines geistigen Lebens von ungeahnter Größe, das nur er allein nicht verstand, sondern mit verbittertem Zorn und Hohn begleitete: die klassische Dichtung von Goethe und Schiller auf der einen, die klassische Philosophie Kant's und seiner Nachfolger auf der anderen Seite. Die Beurtheilung Herder's hat gerade durch den beständigen Hinweis auf diese letzte Periode seines Lebens zu nicht wenigen Ungerechtigkeiten und schiefen Urtheilen Veranlassung gegeben. Man hat seine Ausfälle gegen Kant und Goethe, die erbitterten, von kleinlichem Mißverstand erfüllten Streitschriften gegen den ersteren, seinen früher bewunderten Lehrer, die höhnischen Bemerkungen gegen die Lascivität der Poesie in den römischen Elegien Goethe's, seines früheren Freundes, sein krampfhaftes Bemühen, diesem gegenüber Jean Paul geradezu als allein zur Herrschaft berechtigten Litteraturprätendenten auszuspielen: das alles hat man häufig dem sittlichen Charakter Herder's zur Last gelegt, ohne zu erkennen, daß er hier lediglich sein tragisches Schicksal erfüllte, daß er hier dem Gesetze folgte, „nach dem er angetreten war". Gerechter haben ihn die Dioskuren Goethe-Schiller selbst beurtheilt, als sie trotz der größten Entfremdung und Feindschaft immer noch die Ehrfurcht vor seinen unsterblichen Verdiensten bewahrten und im Xenienkampfe ihm nur das schonende Distichon widmeten:

Wie beklag ich es tief, wenn eine edle Seele
Statt mit zum Zwecke zu gehn, uns nur als Mittel begreift.

Dieses Wort sollte auch diejenigen entwaffnen, welche beständig den Charakter Herder's angreifen. Goethe und Schiller richten ihr Xenion nicht gegen das perverse Wollen, sondern gegen das falsche „Begreifen" Herder's und sie verwerfen ihn deshalb nicht, sondern beklagen ihn nur, d. h. sie verstehen sein Verhalten aus der inneren Tragik seines geistigen Lebens.

M. Kronenberg.

Theater.

„Jungfer Immergrün", Schauspiel in 1 Aufzug und der „Junge von Hennersdorf" Volksstück in 3 Aufzügen von Ernst von Wildenbruch.

Die beiden Stücke Ernst von Wildenbruch's, die letzten Sonnabend über die Bühne des Lessingtheaters gingen, hatten das miteinander gemein, daß Friedrich der Große in beiden durch seine irdischen Heerschaaren böses Beginnen in fröhliches Gelingen wandeln ließ.

In „Jungfer Immergrün" hat Wildenbruch eine Stimmung zu rufen versucht, die in ganz innerlichem Sinne Zeitstimmung damals war. Der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ist ein altjüngferlicher Zug eigen. Er lebt in Chodowieckis Kupfern fort und spricht aus seinen schlanken, zierlich empfindsamen Mädchengestalten; er singt aus Klopstock's Mondscheinelegien und seinen Oden an die künftige Geliebte; selbst wenn die jungen Dichter des Göttinger Bundes bekränzt im „melancholisch süßen" Mondlicht im Garten sich versammelten und göttlichen Rausch aus spärlichem Rheinweinvorrath sogen, es war derselbe altjüngferliche Geist, der mitten unter ihnen war. Ernst von Wildenbruch nun hat diesen Geist zu bannen versucht. Wenn Jungfer Immergrün, die seit zwanzig Jahren die Braut eines Hungerkandidaten ist, mit dem Bilde des Jünglings an der Hand geheime Zwiesprache hält, dann kehren leise Höltys Verse in die Erinnerung zurück: „Sittsamkeit umfloß wie Mondenschimmer ihre Rosenwangen, ihren Blick; nimmer wich der Seraph Unschuld, nimmer von der holden Schäferin zurück." Und Hedwig Riemann verstand es, diese zierliche Stimmung in wahrer Menschendarstellung erstehen zu lassen. Aber wie klang diese Stimmung in der Dichtung ihrer Zeit aus? Mit zärtlichen Zähren und einem Sterbelied, das Philomele sang. Wildenbruch packte die zarten Meißner Figürchen mit der eisernen Faust des unbarmherzigen Theatralikers an; kein Wunder, daß es da Verlobung gab und Doppelhochzeit. Zwei Nichten waren Tantchen Immergrün beigesellt, von denen die brave, blonde, gleich mit verheirathet wurde. Es war ja so einfach: Friedrich der Große brauchte nur durch den Geliebten dieser Nichte einen Brief zu senden, durch den der Hungerkandidat ein Amt erhielt. Es klirrte etwas Geld und es zerklirrte eine leise schwingende Saite. „Der große König möchte nicht gern einen Mann von Eurer Bravour und Denkungsart entbehren" — ganz wie in Minna von Barnhelm. Und doch, wie anders!

Mit den Klängen des Marsches der Ziethen-Husaren suchte Wildenbruch in „Der Junge von Hennersdorf" dieselbe Zeit wiederum wachzurufen. Sie blieb todt. Der dramatisirte Vorgang enthält ja gar nichts, das für irgend eine Zeit charakteristisch wäre: einer jungen Mutter, deren uneheliches Kind in der Ferne, da hinten bei katholisch Hennersdorf erzogen wird, werden von einem Berliner Rentier und seinem Kammerdiener brutale Nachstellungen bereitet; das ist der erste Akt. Inzwischen hat dahinten bei katholisch Hennersdorf der Junge den Ziethen-Husaren den Weg durch ein Moor gezeigt, sie führen ihn mit sich nach Berlin, und die junge Mutter wird von der Leopoldine, der Gemahlin Ziethens, „zu Ehren" geküßt; das ist der zweite Akt.

In künstlerischer Hinsicht ist der Ehrenkuß, den Leopoldine der braven Dirne gibt, ein Judaskuß. Er betrügt um die innere Entwicklung im Herzen der jungen Mutter; und das Publikum wurde den Betrug gewahr. Es ist als wenn ein Physiker verspräche die Wandlung von Kohle in Diamant vorzuführen, und ein Stück Kohle unter einen Deckel legte, dreimal darauf klopfte und einen Diamant hervorzöge. Wer hat über die Ehre seiner Mitmenschen zu richten? Ist solche Freisprechung nicht ebenso schimpflich wie eine Verurtheilung?

Ist sie nicht schimpflicher? Man kann es einer Husaren-Oberstin nicht verwehren, über die Ehre einer armen Dirne die Achseln zu zucken; die Anmaßung, zu richten und zu verzeihen, wird man ihr verwehren. Die Lösung in Wildenbruch's Drama, das er noch dazu ein Volksstück nennt, ist nicht nur unkünstlerisch, sie ist beleidigend. Und dagegen muß protestirt werden. Sie entspricht auch keineswegs den Ideen der Zeit: thäte sie es, es wäre auch das für Wildenbruch keine Rechtfertigung. Denn die Kunst muß die Menschen aller Zeiten überzeugen.

Die Aufführung im Lessingtheater war eine farblose. Außer Hedwig Riemann, die als Jungfer Immergrün gastirte und Franz Guthery, der den lüsternen Berliner Rentier in der „Junge von Hennersdorf" in seiner Art lustig darstellte, blieb alles grau. Es fehlte in den Volksscenen Regieführung.

Wildenbruch aber wird man gegen ihn selbst in Schutz nehmen müssen. Er hat bei mehr als einer Gelegenheit seine innere Unabhängigkeit bewiesen. Wie kam er dazu, sein Dichterrecht, zu verzeihen und zu adeln, an Frau Leopoldine von Ziethen, geb. von Jürgas, abzutreten?

Ernst Heilborn.

Richard Loewe. Die Reste der Germanen am Schwarzen Meere. Halle. 1896. Niemeyer.

Ethnologische Fragen haben stets das Interesse aller Geschichtsfreunde in hervorragendem Maße auf sich gezogen, allerdings auch zu vielen oberflächlichen und hypothesenreichen Darstellungen Veranlassung gegeben. Um so mehr wird ein Werk unsere Aufmerksamkeit fesseln, das die lange Fortdauer zersprengter Bestandtheile des deutschen Volksthums im fernen Oriente nachweist, und zwar auf Grund gelehrter, umfassender und nach gut geschulter Methode geführter Untersuchungen geschichtlicher, linguistischer und anthropologischer Art. Es ist des jungen Sprachforschers Dr. Richard Loewe Buch „Die Reste der Germanen am Schwarzen Meere". Gothische Seeräuber ließen sich zwischen 350 und 400 n. Chr. in Kleinasien nieder, wo sie ihre Sprache bald mit der griechischen vertauschten, aber ihr besonderes Volksthum noch viele Jahrhunderte bewahrten. Noch merkwürdiger sind die Germanen — wahrscheinlich Heruler — die aus der Krim an das Nordostufer des Schwarzen Meeres, zumal in die Halbinsel Taman, gewandert waren; sie haben sich dort als eigener Stamm mit Resten der alten Religion und Sprache bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erhalten. Ueber die Mösogothen, in dem heutigen Bulgarien, hat der Verfasser keine zuverlässigen Nachrichten finden können, die deren Fortdauer noch über das neunte Jahrhundert hinaus erwiesen. Um so erfolgreicher sind seine Untersuchungen über die sog. Gothen in der Krim, die er übrigens durch historische und besonders durch eingehende sprachliche Forschungen vielmehr als westgermanische, einst mit den Gothen verbundene Heruler bestimmt. Wie ihre tamanischen Vettern, haben sich diese Heruler in den Bergen der südlichen Krim bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts erhalten: erst dann machten Islam und osmanische Sprache ihrer bewundernswerth zähen Sonderexistenz ein Ende. Die Schicksale dieses interessanten deutschen Volkssplitters möge man aus dem gediegenen, von echt wissenschaftlichem Geist erfüllten Werke Dr. Loewe's selbst kennen lernen.

—n—n.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 23. Berlin, den 7. März 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Die italienische Politik hat in Afrika einen schweren, ernsten Schlag empfangen; die Armee des Generals Baratieri hat die Abessynier angegriffen, der Angriff mißglückte vollständig und endigte mit dem fluchtartigen Rückzug des Generals und seiner Armee. Da, wie es scheint, die Abessynier die Verfolgung nicht aufgenommen haben, so konnten sich die Trümmer einzelner Abtheilungen des Heeres retten, und es ist wahrscheinlich, daß noch immer neue zersprengte Truppentheile sich wieder einfinden werden; bei Niederlagen von dem Charakter jener gegen die Abessynier erlittenen pflegt nach einiger Zeit das Ereigniß in seinen Wirkungen weniger verhängnißvoll zu erscheinen als in dem ersten Augenblick, da alle Betheiligten noch unter dem unmittelbaren Eindruck der verlorenen Schlacht stehen. Immerhin ist eines sicher; die Abessynier sind in der Lage, weiter vorzudringen; die den Italienern treu gebliebenen Eingeborenen werden die Neigung verspüren, sich dem Sieger zuzuneigen, und Italien steht vor der Frage, ob es neue große Opfer in Verfolgung des alten Zieles bringen will.

Ueber die Ursachen der Katastrophe ein Urtheil zu fällen, ist noch nicht möglich! Man weiß nicht, aus welchem Grunde General Baratieri mit 15 000 Mann auf schwierigstem Terrain jetzt wenige Tage vor dem Eintreffen des neuen Obergenerals Baldissera 100 000 Abessynier angriff, nachdem er Monate lang in kluger Vorsicht sich in der Defensive gehalten hatte. War es ein Streich tollkühnen und sträflichen Ehrgeizes, der darauf abzielte, sich einen guten Abgang zu verschaffen, und der nun für die Armee zum Verhängniß wurde? War Baratieri durch falsche Nachrichten über die Abessynier zu jenem Vorstoß verleitet worden? Diese Fragen haben nur noch ein psychologisches Interesse, und die Zukunft wird die Antwort ertheilen.

Daß in Italien Trauer herrscht, ist begreiflich; aber man hat bei unsern Freunden jenseits der Alpen keine Veranlassung sich moralisch erschüttert zu fühlen. Solche Zwischenfälle weist die koloniale Entwicklung zahlreicher Länder auf; man braucht nur an die furchtbaren Niederlagen englischer Truppen in Afghanistan oder an die jahrzehntelangen wechselvollen Kämpfe der Franzosen in Nordafrika zu erinnern. Das Selbstgefühl eines großen Volkes kann die Thatsache nicht erschüttern, daß 100 000 Feinde 15 000 Mann, die nur zum Theil aus italienischen Truppen bestanden, auf gefahrvollem Terrain schlugen; das ist keine schwere Wunde für das nationale Selbstgefühl. Und das ist ein Glück, denn man soll es nicht gering schätzen, daß ein Volk sein Selbstgefühl in schwerer Zeit ungebrochen sich erhält.

Die Freunde aber einer Nation, die solche ernsten Tage durchmacht, können ihrer Pflicht nicht besser genügen, als wenn sie von ihrem entfernteren und von dem augenblicklichen Ereigniß unberührten Standpunkt aus den richtigen Maßstab für das Geschehene aufzustellen suchen. Und dieser Maßstab lautet, die italienische Kriegführung ist in Afrika von einem Unglück betroffen worden, wahrscheinlich herbeigeführt durch die Unbesonnenheit eines einzelnen Menschen; es ist ein Zwischenfall, aber nicht ein Ereigniß, das wie eine plötzliche Offenbarung über den Zustand eines Volkes wirkend, auch nur in irgend einer Beziehung als Wendepunkt erscheinen könnte.

Solche Betrachtung, die das psychologische Moment voranstellt, muß die Basis für die reinpolitischen Erwägungen abgeben.

Wenn jemals, so wird unter den jetzigen Umständen sich allen besonneneren Italienern die segensvolle Bedeutung des Dreibundes mit voller Klarheit darstellen. In welcher Lage befände sich heute Italien ohne die europäische Rückendeckung, die ihm Oesterreich, wie Deutschland gewähren. Italien braucht für seine europäischen Grenzen nicht zu fürchten, und dieser günstigen politischen Konstellation verdankt es allein die Möglichkeit, mit größerer Freiheit seine Entschließungen für Afrika treffen zu können. Bei dem ersten ernsteren Zwischenfall, der Italien international begegnet ist, tritt also klar der Werth jener Deckung hervor, den der Dreibund gewährt. Denn man täuscht sich in Frankreich sehr, wenn man dort annimmt, daß in Deutschland und in Oesterreich die Verpflichtungen gegen Italien heute anders beurtheilt werden wie zur Zeit vor den abessynischen Schwierigkeiten. Die Presse in Deutschland wie in Oesterreich und Ungarn ist einig in ihrer Auffassung.

Welche Entscheidung wird die italienische Regierung für Afrika treffen? Man kann hierüber umsoweniger ein Urtheil fällen, weil das Mißgeschick in Afrika als erstes Opfer in Italien den Sturz des Kabinets Crispi herbeigeführt hat. Das Ministerium hat seine Entlassung gegeben; man erwartet ein Geschäftsministerium ohne ausgesprochene politische Färbung, mit einem Programm, um das sich das ganze Parlament schaaren kann, ohne durch alte politische Fraktionsfeindschaften in seiner Stellungnahme den neuen Männern gegenüber gebunden zu sein.

Das Wahrscheinliche bleibt, daß das neue Programm in Bezug auf die Abessynier lauten wird: Vor allem Wiederherstellung des militärischen Prestiges in Afrika, so verlangt es der internationale Ehrencoder; freilich kennt man auch Beispiele, namentlich in der englischen Politik, daß bei kriegerischen Expeditionen, in deren Verlauf es sich herausstellte, daß auch Siege dem Mutterlande einen realen Gewinn nicht zu bringen im Stande waren, das Londoner Kabinet selbst nach einer Niederlage das Unternehmen abbrach. Was nach Lage der Verhältnisse in diesem Falle das Richtige ist, werden die Italiener allein entscheiden müssen. Es sprechen da die verschiedenartigsten Erwägungen mit; vor allem auch die: würde das italienische Nationalgefühl, diese moralische Macht für eine Nation, einen Rückzug ohne ernste Schädigung überstehen.

Und damit gelangt man zu einer Betrachtung von prinzipieller Bedeutung.

Ist erst ein Volk bei einer Verwicklung oder bei einem Kampfe engagirt, dann können Fälle eintreten, wo die realen Interessen, wo die greifbare Nützlichkeit den Rückzug verlangt, während das nationale Selbstgefühl ein Ausharren erfordern würde. Man kämpft um der ideellen Genugthuung des Sieges willen, obgleich man weiß, daß dieser Sieg entsprechende Vortheile dem Vaterlande nicht bringen wird; in solcher Lage ist heute Italien.

Wir bedauern es tief, daß eine uns so eng befreundete Macht, wie die italienische, an ihrem Körper so empfindlich die Wirkungen einer verfehlten Kolonialpolitik zu fühlen bekommt. Aber die Wirkung solcher Kolonialpolitik bedroht nicht nur Italien, sondern auch andere Staaten, leider in gewissem Umfang und unter bestimmten Voraussetzungen auch Deutschland.

Als das Kolonialfieber bei seiner letzten großen Epidemie Europa heimsuchte, handelten die Staaten nach dem Grundsatz: Greifen wir zunächst nur zu; eignen wir uns irgend welche Länderfetzen an und untersuchen wir dann später, ob diese Länderfetzen werthvoll sind; alles Weitere wird sich schon finden. Was fand sich? Es fand sich, daß fast alle diese neuesten Annexionen werthlosen Besitz darstellen. Die Kosten, die dieser werthlose Besitz in friedlichen Zeiten erfordert, kann sich eine Großmacht schon eher gestatten, wie ein reicher Mann auch ein Landgut besitzt, das Zuschuß erfordert und doch in öder, langweiliger, unausstehlicher Gegend liegt. Aber er ist Rittergutsbesitzer, was trotz der Noth der Landwirthschaft ein vornehmes Nebengewerbe ist; und es war auch Mode geworden für einen europäischen Großstaat im Nebenberuf Kolonialmacht zu sein; der Titel genügte; über den Werth der Kolonien zerbrach man sich vorläufig nicht den Kopf. Das überließ man den „Ofenhockern“, die in diesem Falle jene weltläufigen Männer waren, welche die überseeischen Verhältnisse und die Gefahren der Kolonisation kannten.

Für Italien sind die Illusionen jetzt verflogen, und doch ist auch die Lage anderer Staaten in Centralafrika, selbst die Deutschlands, nicht prinzipiell, sondern nur im Grade von der unserer Bundesgenossen jenseits der Alpen verschieden.

Diese Lage ergibt sich aus folgenden Thatsachen: Sobald ein Staat sein Banner irgendwo aufpflanzt, kann er gezwungen sein, seine Fahne mit äußerster Kraftanstrengung zu vertheidigen, wie ernst die Kraftanstrengungen unter Umständen sein können, zeigt Abessynien; aber auch an anderer Stelle Afrikas sind durch Intriguen Ereignisse möglich, die für den einzelnen europäischen Staat sehr unbequem sein können. Es ist nicht ausgeschlossen, daß für andere Theile die Araber unter Einwirkung von außen eine ähnliche Rolle zu spielen bestimmt sind, wie hier Abessynier unter französischer Beihilfe für Italien. Solchen Kampf ist man dann gezwungen durchzukämpfen; für was? für kein reales Interesse des Vaterlandes, sondern nur pour l'honneur du drapeau.

Darum soll sich ein Staat wohl hüten, seine Ehre und sein Prestige irgendwo zu engagiren, wo nicht gleichzeitig seine realen Interessen engagirt sind. Fällt beides zusammen, dann mag man die äußersten Konsequenzen ziehen, und ein gesundes Volk wird in solchen Fällen nicht vor den schwersten Opfern zurückschrecken.

Auch bei uns in Deutschland gibt es Männer, von Herrn Peters, dieser politischen Karrikatur, angefangen bis zu einflußreicheren Politikern, denen ein internationales Daraufloswirthschaften, denen eine internationale Lieutenantspolitik voll Schneidigkeit nach dem Geschmacke wäre. Hüten wir uns davor. Jede Position, die ein mächtiger Staat mit Ostentation gewählt hat, kann ihn vor die Wahl stellen, ob er ein demüthiges Zurückweichen oder eine Abwehr mit den äußersten Konsequenzen vorzieht. Darum soll ein Land sich nicht in Positionen hineinbegeben, die zu halten, sein klares, wohlverstandenes Interesse nicht erfordert. Solcher überflüssige Ballast und solche Verstrickungen ohne Noth können immer einmal Gefahr bringen. Ein Staat muß sein wie ein Schiff auf hoher See, vorbereitet auf einen plötzlich daher brausenden Sturm.

Von solchem Gesichtspunkt aus, der mit Kleinmuth gar nichts zu thun hat, sollten wir auch auf die Transvaalangelegenheit blicken und auf die Pläne der Marineschwärmer, die den Oberflächlichen um so größer und imponirender erscheinen können, weil sie ohne jede feste Gestaltung vage im Nebel liegen.

Wie die Italiener in Abessynien, so kämpfen auch die Spanier in Kuba in steigendem Grade um der Ehre willen. Die Insel ist allmählich eine schwere Last und eine gefahrvolle Bürde für das Mutterland geworden; auch hier war es eine fehlerhafte Politik, Verhältnisse heranreifen zu lassen, die dem Mutterland nur die Alternative eröffnen, durch die Einbuße der Insel dem eigenen Selbstgefühl eine Wunde schlagen zu lassen, oder durch gewaltsames Festhalten der Insel dem Mutterlande einen Verlust an Menschen und Mitteln zuzufügen, der schließlich doch außer jedem Verhältniß zu dem Objekt des Kampfes steht. Das Wesen einer vorausschauenden Politik ist es, das eigene Land nicht in eine Lage zu bringen, wo Sieg wie Niederlage fast gleich verhängnißvoll sind.

Die kubanischen Verhältnisse werden jetzt noch dadurch zugespitzter, daß Senat und Repräsentantenhaus der Vereinigten Staaten auf Anerkennung der Rebellen als kriegführende Macht drängen.

General von Stosch ist hochbetagt, ohne K[illegible] plötzlich auf seinem Landgute am Rhein gestorb[illegible]

er war eine der Gestalten unserer großen Zeit; ein ganzer Mann von charakteristischem Gepräge und knorriger Individualität.

General von Stosch war ein Typus, dessen Eigenart echt deutsch, vielleicht sollte man besser sagen, echt preußisch gewesen ist. Er war ein hervorragender Militär; das aber macht die Besonderheit seines Wesens nicht aus. Die Besonderheit liegt darin, daß dieser Landsoldat, als ihn sein König zum Marineminister machte, nunmehr ein ganz hervorragender Organisator unserer Flotte geworden ist. Solche Wandlungen sind nur möglich, wenn geistige Bedeutung, geistige Klarheit mit einer Arbeitskraft und einem Pflichtgefühl gepaart sind, um plötzlich auch im vorgerückten Alter noch auf ganz neuen Schaffensgebieten Tüchtiges und Vorzügliches leisten zu können. Solche nachhaltige Kraft zur Vertiefung in neue Probleme ist eine hervorragende Eigenschaft der besten Elemente in unserer Büreaukratie und in unserem Offizierstand.

Aus solchen Voraussetzungen entwickelten sich Männer — um einige zu nennen — wie General von Stosch oder wie Graf Caprivi, der die gesammte deutsche Politik plötzlich zu kommandiren hatte, und der sie so ehrenvoll führte, wie er ein Armeekorps geführt hatte; und in diese Kategorie gehört schließlich auch Herr von Marschall, der ein Staatsanwalt war und sich als kluger und gewandter und auch vorsichtiger internationaler Politiker mehrmals in neuerer Zeit erwiesen hat. Adlig ist häufig auch diese Klasse deutscher Staatsdiener, die in der That eine Stütze des Staates sind, aber zum Junkerthum gehören sie nicht; schon darum nicht, weil ihr Charakterfundament geistige Energie und geistige Arbeitskraft ist, während das des Junkerthums intellektuelle Indolenz und anmaßende Frivolität.

Herr von Stosch, der zu den Intimen des Kaisers Friedrich gehört hat, war ein liberaler Mann, freilich nicht im Sinne eines Fraktionsprogramms, aber wohl im Sinne einer Weltanschauung. Daß er solche Gesinnungen hegte und als kommender Mann unter Kaiser Friedrich erscheinen konnte, genügte unter den damaligen Verhältnissen, um den Anreiz zu bieten, diese Kraft vorzeitig aus dem Staatsdienst hinaus zu expediren.

In Wien haben die Wahlen für den Gemeinderath etwa genau dasselbe Ergebniß gehabt, wie die vorhergegangenen Wahlen, die eine Auflösung der Kommunalvertretung herbeigeführt hatten. Die Antisemiten sind Sieger; natürlich; jene Erscheinungen beseitigt man nicht von heute auf morgen. Was nun? Man wird am besten thun, die Dinge sich entwickeln zu lassen; es bleibt nur übrig, die antisemitische Bewegung in ihrer inneren Haltlosigkeit zusammenbrechen zu lassen. Das ist ein Experiment, welches seine schlimmen Nebenwirkungen gewiß haben wird; gegen die Versäumnisse von Jahren aber gibt es kein harmloses Heilmittel.

* * *

Quousque tandem?

Wie lange wird das deutsche Bürgerthum es noch geduldig ertragen, von den Agrariern sich malträtiren zu lassen? Man sollte denken, das Maß politischer Demüthigungen und materieller Schädigungen sei allmählich voll geworden.

Seit vielen Jahren dreht sich jetzt bereits unsere gesammte innere Politik um die Frage, wie der Stand der nothleidenden Großgrundbesitzer auf allgemeine Kosten wirthschaftlich wieder auf die Beine zu bringen sei. Gottesfürchtig und dreist, wie der preußische Junker von jeher gewesen ist, und auf seine Nothlage pochend, als ob es gar keinen besseren Rechtstitel für die maßlosesten Ansprüche auf Anerkennung im politischen Leben gebe, hat eine Gruppe von einigen Tausend Familien, deren Renten mit ihren Anforderungen ans Leben nicht mehr in Einklang zu bringen sind, es verstanden, ihre Interessen dermaßen in den Vordergrund zu schieben, daß dagegen alles Andere in den Hintergrund getreten ist. Allerdings konnte dieses preußische Junkerthum sich auf eine historische Machtstellung stützen, und seine Vettern haben noch heute, wie vor Zeiten, die einflußreichsten Stellen in der Umgebung des Monarchen, wie in der Verwaltung des Staates inne. Aber sie sehen sich in ihrer politischen Machtstellung bedroht, seitdem sie wirthschaftlich ins Gedränge gekommen sind. Sie streben deshalb mit allen Kräften danach, das zum standesgemäßen Auftreten erforderliche Einkommen, welches durch Fleiß und Sparsamkeit zu erwerben, sie aufgegeben haben, durch die verwegensten protektionistischen Gewaltmittel sich zu verschaffen.

Um dieses Ziel zu erreichen, schrecken die „Edelsten der Nation" auch vor der rücksichtslosesten Demagogie nicht zurück. Wirthschaftlich heruntergekommene Adlige sind zu allen Zeiten die gefährlichsten Demagogen gewesen; die Agrardemagogie hat sich bei uns aber zu einem vollständigen System entwickelt. Unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts und der Preßfreiheit genügt es nicht, auf den Hintertreppen der königlichen Schlösser Bescheid zu wissen, man mußte auch an das Volk heranzukommen suchen. Man wandte sich deshalb an die Bauern, die von den Ahnen der nothleidenden Agrarier weidlich geschunden waren, und suchte ihnen begreiflich zu machen, daß es sich um die Vertretung gemeinsamer landwirthschaftlicher Interessen handele. Der deutsche Bauer soll dem Junker einmal wieder die Kastanien aus dem Feuer holen.

Damit aber begnügte man sich nicht. Wo immer sich ein reaktionäres Interesse bemerkbar machte, da erklärte man sich freundnachbarlich zur politischen Mithilfe bereit: man patronisirte die Zünftler, die Antisemiten, man pflegte das Vorurtheil gegen den Handel und vor allem gegen die Börse. Wo immer sich eine Aussicht zeigte, mit ihrer wirthschaftlichen Lage Unzufriedene als Bundesgenossen zu gewinnen, da schürte man diese Unzufriedenheit nach Kräften.

Diese Agrardemagogie wurde allmählich die Beherrscherin der konservativen Parteien in den Parlamenten und sie schuf sich in dem „Bunde der Landwirthe" ein Agitationsinstrument von nachhaltiger Kraft. Man kann den Agrariern die Anerkennung nicht versagen, daß sie Realpolitiker ohne jede Spur von Sentimentalität sind; sie haben kein Blatt vor den Mund genommen und sich ihre Agitation auch etwas Ordentliches kosten lassen. Ungefähr eine halbe Million Mark hat der „Bund der Landwirthe" alljährlich für seine Agitation aufgewandt; durch Redner und durch die Presse hat er unablässig zu wirken gesucht, und vor allen Dingen hat er virtuos die Kunst geübt, seine Anhänger beständig anspruchsvoll zu erhalten. Die Regierung machte sich erschöpfen in Gefälligkeiten aller Art, man erklärte alles für ungenügend; die Minister machten unter der Pression der Agrarier ihr Gehirn zermartern, um neue Liebesgaben auszuhecken, sie wurden geschmäht, weil sie den Agrariern die Gefälligkeit verweigerten, ihnen den Mond vom Himmel zu holen. Indem die Agrardemagogie von der Regierung das Unmögliche verlangte, terrorisirte sie eben diese Regierung beständig, schüchterte sie ein und trotzte ihr auf diese Weise vieles ab, was — man denke nur an die gegenwärtige Zuckerprämienvorlage — unter normalen Verhältnissen schlechthin als eine ungeheuerliche Konzession angesehen worden wäre. Unter diesem beständigen terroristischen Druck hat die Regierung denn auch zu manchem Ja und Amen gesagt, was sie voraussichtlich nie bewilligt hätte, wenn dieser agrarische Alp nicht fortdauernd auf ihr lastete, und wenn nicht andererseits jene Klassen der Bevölkerung, aus deren Haut die Agrarier sich gewöhnt haben, Riemen zu schneiden, sich politisch so wenig widerstandsfähig erwiesen hätten.

Hilf Dir selbst, dann wird auch die Regierung Dir helfen! Das ist ein Erfahrungssatz der politischen Praxis, den unser Bürgerthum — und insbesondere der Handelsstand — mehr berücksichtigen sollte. Die Regierung sieht

sich beständig bedrängt von den Agrariern, und sie findet im Bürgerthum für einen etwaigen Widerstand gegen die Agrarier keinen ausreichenden Rückhalt. Wie kann man da von der Regierung dauernden Widerstand erwarten? Und die Agrarier selbst, sie haben nur Hohn und Verachtung für das deutsche Bürgerthum, sie glauben, ihm alles bieten zu können, und der Erfolg hat ja bisher auch gezeigt, daß dieses Bürgerthum selbst für die blutigsten Beleidigungen und die schwersten materiellen Schädigungen nur eine vorübergehende Entrüstung aufzubringen vermag.

Wenn man im deutschen Bürgerthum auf einen ernsthaften Widerstand stieße, so würde sich das Blatt bald wenden. Man vergegenwärtige sich nur einmal, mit welcher Rücksichtslosigkeit die Ehre und die Interessen des Handelsstandes bei den Verhandlungen über das Börsengesetz von den Agrariern aller politischen Richtungen mit Füßen getreten sind! In das komplizirte Flechtwerk eines ausgebildeten internationalen Verkehrs greift die agrarische Ignoranz hinein, unbekümmert darum, ob sie das mühsam geschaffene Werk unheilbar zerstört oder nicht, getrieben von der vagen Vorstellung, daß diese plumpen Eingriffe für das nothleidende Agrarierthum zum Vortheil ausschlagen könnten. Und dieselben Leute, die ihren Beruf zur Verbesserung der öffentlichen Moral durch eine langjährige politische Verbindung mit Herrn v. Hammerstein, dem ehemaligen Leiter der „Kreuzzeitung“, erwiesen haben, behandeln die Börse kaum anders als eine berüchtigte Spelunke, in der raffinirte Spieler eingeschleppte Gimpel rupfen.

Und die Börse ist nur eine von jenen Organisationen des modernen Verkehrs, welche von dem stupiden Hasse des Agrarierthums verfolgt werden. Wo immer man nur ein konkurrirendes Interesse wittert, da schlägt man blind darauf los. Sobald die Eichenschälrinde von dem Quebrachoholze bedroht erscheint, so ist man gleich bereit, einem beträchtlichen Theile der Lederindustrie auf gesetzgeberischem Wege das Leben sauer zu machen; in der Einbildung, den Butterpreis heben zu können, chikanirt man die Margarineindustrie. Bald sind es sanitäre, bald andere Vorwände, mit denen man lästigen Konkurrenten zu Leide geht; für jede Beschränkung der Gewerbefreiheit ist man zu haben —, natürlich immer vorausgesetzt, daß das agrarische Interesse dabei nicht zu kurz kommt.

So ist es dahin gekommen, daß Handel und Industrie ihres Lebens nicht mehr froh werden können, beständigen Polizeibelästigungen, beständigen Beschränkungen, beständigen Verdächtigungen, beständigen Schädigungen ausgesetzt sind. Daß dieser Zustand der Dinge mit wachsender Empörung in immer weiteren Kreisen der Bevölkerung empfunden wird, ist gewiß. Aber wann wird diese Empörung über die Kundgebungen von Städtetagen, von Börsenversammlungen und über die Protestmeetings von Margarineinteressenten hinausgehen und eine Organisation hervorrufen, die dem „Bunde der Landwirthe“ ebenbürtig ist? In der letzten Generalversammlung des „Bundes der Landwirthe“ im Cirkus Busch ist mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, als nächstes Ziel des Bundes die Bekämpfung aller Reichstagskandidaten, die dem „Bunde der Landwirthe“ nicht zu Willen sein wollen, hingestellt. Für diesen Feldzug sammelt man einen Kriegsschatz, drillt Redner und subventionirt Zeitungen.

An materiellen und geistigen Hilfsmitteln jeder Art sind der Handel und die Industrie Deutschlands den Agrariern beträchtlich überlegen, aber an Entschlossenheit, sich ernstlich zu wehren, hat es bisher gefehlt. Was liegt näher, als daß die so frivol zum Kampf Herausgeforderten sich ebenfalls zusammenschließen und in jedem Wahlkreise mit jedem gesetzlich zulässigen Mittel jeden Anhänger des Agrarierthums bekämpfen? Nichts ist irriger, als die Meinung, dieser Kampf sei auf dem platten Lande aussichtslos. Die Bauern und ländlichen Arbeiter müssen nur aufgerüttelt werden, um zu erkennen, wie sie vom „Bunde der Landwirthe“ an der Nase herumgeführt werden. Aber eine solche Aufklärungsarbeit muß eine planmäßige, eine stetige sein.

Selbstverständlich kann es sich nicht darum handeln, der Agitation für agrarische Interessen nun etwa eine Agitation für spezielle Interessen des Handels oder der Industrie entgegenzustellen, den Protektionismus des immobilen Kapitals etwa mit einem Protektionismus des mobilen Kapitals bekämpfen zu wollen —, das würde die Dinge nicht besser, sondern noch schlimmer machen. Die Gegenbewegung kann nur nachhaltige Kraft entwickeln, wenn sie sich gegen die Politik der Sonderinteressen überhaupt kehrt, und die agrarischen Uebergriffe unter Geltendmachung der allgemeinen Interessen zurückweist.

Eine solche Gegenbewegung gegen das Agrarierthum — mit der nöthigen Zähigkeit durchgeführt — würde in Kürze bereits die Entwicklung unserer inneren Politik ganz wesentlich beeinflussen. Die bloße Thatsache der organisatorischen Zusammenfassung der von dem Agrarierthum bedrohten Interessen würde schon von Einfluß auf unser politisches Leben sein; sie würde sofort ein Gegengewicht bilden gegen das Agrarierthum und deshalb auch den Widerstand der Regierungen gegen die Ausschreitungen der Agrardemagogie unmittelbar ermuntern und stärken. Hat das deutsche Bürgerthum nicht die Kraft, eine solche Gegenbewegung aus sich heraus zu entwickeln, so mag es den Agrariern auf der einen Seite und den Sozialdemokraten auf der anderen das Feld überlassen, es verdient dann, dauernd schlecht behandelt zu werden.

Th. Barth.

Ueber einen Defekt des Fassungsvermögens bei den Deutschen.

Im Juli 1554 schrieb der Pater P. Canisius, den Papst Pius IX. (1864) zwar nicht heilig, wohl aber selig gesprochen hat, an seinen Herrn und Meister, den heiligen Ignatius von Loyola, um ihn zu bitten, ihm alle möglichen Mittel mitzutheilen, mit deren Hilfe er die vom Gifte der Ketzerei angesteckten Provinzen Oesterreichs wieder werde zur Gesundung zurückführen können. Der heilige Ignatius antwortete in einer ausführlichen Denkschrift, in der unter anderen zweckmäßig erscheinenden, wenngleich mehr spanischen als christlichen Rathschlägen, sich folgender Satz findet:

„Ueber die Einführung der Todesstrafe gegen Ketzer und über die Einführung der Inquisition spreche ich nicht, weil sie über die Fassungskraft Deutschlands, wie es jetzt afficirt ist, hinauszugehen scheint.“

O, dieses glücklichen Mangels deutscher Fassungskraft! Möchte er unserem Volke wenigstens in seinem heutigen Bestande noch lange bewahrt bleiben! Im Zusammenschrumpfen scheint er aber leider schon lange begriffen. Daß er bei den Bewohnern der österreichischen Lande schon wenige Jahrzehnte nach dem Briefe Loyola's fast ganz abhanden kam, dafür haben Ferdinand II. und die Lichtensteiner Husaren bekanntlich trefflich gesorgt. In anderen Gegenden Deutschlands ist es nicht besser gegangen. Zum Oefteren will es uns auch scheinen, als ob heutigen Tages die im 16. Jahrhundert stark vermißte Fassungskraft der Deutschen aus sich heraus und auf Anregung von Außen nicht nur in der römischen, sondern auch in den protestantischen Kirchen stark im Wachsen begriffen sei. Man wird ja freilich jetzt noch nicht sofort die Inquisition in Deutschland einführen können und die Ketzerei nicht mit dem Tode bestrafen. Aber es weht doch heute in diesen Dingen ein anderer Windzug als am Ende des vorigen Jahrhunderts, und wenn viele Leute könnten, wie sie möchten, so würden sie vor keiner Konsequenz zurückschrecken. An die Rohheit der Massen wie an die Reorganisation der Kräfte, welche die Inquisition und die Ketzereinrichtungen systematisch betrieben haben, wendet man sich jetzt gleichzeitig. Hört man nicht in sozial hoch-

stehenden Kreisen, die mit dem Vorrechte sittlicher Bildung behaftet sein sollten, es als das einzig probate Mittel anpreisen, um dem Semitismus ein Ende zu machen, die Juden einfach todtzuschlagen, und würden das sich, hier und da wenigstens, die Volkshaufen nehmen lassen, wenn nicht die Staatsgewalt noch abwehrend eingriffe? Könnte der heilige Ordensstifter der Jesuiten mancher deutschen Katholikenversammlung beiwohnen, er würde sicher den Glauben gewinnen, daß für ihn in Deutschland jetzt sogar günstigere Aussichten vorhanden seien als in anderen Ländern. Wollte man freilich aus der Haltung seiner Jünger, die doch den Meister am besten verstehen müssen, dem Deutschen Reiche gegenüber einen Schluß ziehen, so dürfte diese Annahme als unstatthaft erscheinen. Denn das ist doch eine Thatsache, die kein Jesuitenfreund wird ableugnen können, daß der jesuitische Katholicismus noch heutigen Tages keine Nation der Erde allüberall mit so intuitivem Hasse verfolgt, und keinem Staate, selbst nicht dem italienischen, so gern Unannehmlichkeiten bereitet, als dem neuen deutschen Kaiserreiche und dem halbdeutschen Reiche der kirchentreuen Habsburger. Die italienischen Pfarrer des Trentino z. B. schüren ja tagtäglich den Haß ihrer Beichtkinder gegen das fromme deutsche Tyrol und würden lieber heute als morgen Unterthanen des Königsreichs, das den Papst des Patrimoniums Petri beraubt hat. Und das trotz eines Kaisers, der nicht einmal wagt, einen Nuntius sich zu verbitten, der sich direkt in die politischen Geschäfte seines Reiches mischt!

Würde so heutigen Tages, wenn auch mit etwas gemischten Gefühlen, der heilige Ignatius auf Deutschland immerhin hoffnungsfreudiger herabschauen können, als noch am Anfange unseres Jahrhunderts, würde ihn nicht vielleicht ein Ausblick auf die Heerden der Ketzer in Deutschland — denn von Kirchengemeinschaften derselben würde er natürlich nichts wissen wollen — mit einer größeren Zuversicht auf die Bildungsfähigkeit der Deutschen und eine Abnahme des Mangels an ihrer Fassungskraft erfüllen? Auf unliebsame Dinge würde er da allerdings zunächst sofort stoßen. Da sind unter den Protestanten in unserer Zeit Vereine entstanden, die, wie der Gustav-Adolfsverein und der Evangelische Bund und andere Gesellschaften sich die Pflege des protestantischen Gemeingefühls zur Aufgabe gestellt haben. Wer aber kann bezweifeln, daß diese Associationen weit mehr zur Vertheidigung des Besitzstandes des Protestantismus ins Leben gerufen sind, als zum Angriff auf die katholische Kirche? Ein so scharfblickender Mann wie der heilige Ignatius würde in ihrer Existenz vielmehr ein Zeugniß finden, daß die von seinem Geiste erfüllte römische Kirche überall im Avanciren gegen den deutschen Feind sei und in dessen Vertheidigungsmaßregeln nur eine Bestätigung seiner Beobachtung, also ein glückverheißendes Welterzeichen, finden. Vielmehr als dieses würde aber ein anderes, oder richtiger gesagt, zahlreiche andere Umstände, die sich ihm von selbst aufdrängen und ihm aus Vorgängen und Zuständen innerhalb der ketzerischen Gemeinschaften selbst in die Augen springen müßten, seine Auffassung des Entwicklungsganges der Dinge bestätigen.

Betrachten auch wir diese Evolution ein wenig näher! Unzweifelhaft ist, daß am Schlusse des 19. Jahrhunderts die Anschauungen über das Wesen des Christenthums und der christlichen Kirche, wie sie innerhalb des offiziellen Protestantismus und in den Köpfen, nicht gerade zahlreicher, aber doch einflußreicher Kirchenmänner herrschen, den Grundsätzen näher stehen, von denen aus der Jesuitismus die Gegenreformation geleitet hat, als es die religiös-kirchlichen Ueberzeugungen waren, die am Ende des vorigen Jahrhunderts weit und breit herrschten. Greifen wir nur aufs Gerathewohl ein Beispiel hierzu aus der Litteratur heraus! In diesem Jahre feierte ein Buch das Semisäkularfest seines Erscheinens, das in mehr als 20 Auflagen vorzugsweise im protestantischen Deutschland verbreitet ist und von den Vorständen unserer Mittelschulen ihren Schülern noch heute als die beste Unterweisung in der deutschen Nationallitteratur darbietend angepriesen wird und vielfach zu einem Familienbuche geworden ist. Ich meine A. F. C. Vilmar's Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Da heißt es nach einer übertriebenen Lobpreisung der poetischen Schönheiten der altsächsischen Evangelienharmonie, des sogenannten Heliand, u. A.:

„Es ist dies Gedicht ... für die innere Geschichte der christlichen Religion, insbesondere für die Einführung des Christenthums in Deutschland von höchster und zwar um so höherer Bedeutung, als diese Schilderung voll Wärme und Leben und Wahrhaftigkeit, voll Treue und Einfachheit, von dem sächsischen Volk ausgegangen ist, welches man bisher, herkömmlichen Ansichten zufolge, weil es mit dem Schwerte bekehrt war, für widrig gestimmt gegen das Christenthum gehalten hat, und als man überhaupt nicht anzunehmen geneigt ist, es könne eine durch große Weltbewegungen, durch Krieg und Blut vermittelte Bekehrung eine wahre sein. Eine genaue Erwägung der inneren Volksgeschichte lehrt diesmal, lehrt vielleicht auch anderwärts, das Gegentheil. Wird doch nicht selten bei manchen Gemüthern gerade durch die schärfste Zucht, wenn erst der wilde Trotz gewaltsam gebrochen ist, die treueste, innigste Liebe erzeugt."

Wer wird nicht glauben, daß wenn es dem heiligen Ignatius vergönnt gewesen wäre, diese Geschichte der deutschen Nationallitteratur zu studiren, er hier Geist von seinem Geiste wiedererkannt hätte? Dieses Loblied auf gewaltsame, durch Massentodtschlag Andersgläubiger bewirkte Bekehrung zur Religion der Liebe, diese Verherrlichung der Zucht, ist sie nicht ganz aus dem Geiste Loyola's geboren, dessen ganzes System der Erziehung der Individuen und Nationen auf eine mehr oder weniger gewaltsame Trainirung der Menschenseelen hinausläuft? Wie würde er sich gefreut haben, in dem verstorbenen Marburger Gymnasialdirektor und dem Haupte der orthodoxen Geistlichkeit eines altprotestantischen Landes einen geistigen Nachfolger jenes Conrad von Marburg begrüßen zu können, den einst Mitglieder des hohen Adels deutscher Nation kurzer Hand erschlagen hatten, weil er doch in Verkennung ihres Fassungsvermögen zu weit gegangen war!

Und wollte man die Schriften H. Leo's, Hengstenberg's und anderer ähnlich gerichteter orthodoxer Protestanten bis auf die jenes getauften Juden durchgehen, der von dem Rektoralskatheder der ersten deutschen Hochschule herab, der deutschen Wissenschaft das Wort von der Nothwendigkeit ihrer Umkehr zurief, so würde sich eine herrliche Blüthenlese von Belegstellen zusammenfinden, die ein gewaltsames Vorgehen gegen die deutsche Geistesfreiheit mit Gründen rechtfertigen, die theilweise dem Arsenale der spanischen Inquisition und deren Schülern entlehnt, theilweise aber auch neu ersonnen, jeder Vergewaltigung in religiösen und kirchlichen Dingen zu Statten kommen könnten. Daß eine solche Geistesströmung in Deutschland ihre Rückwirkung auch auf das Kirchenregiment und die weltlichen Gewalten nicht verfehlen konnte, daß sie auch jetzt noch immer weiter ihre Kreise zieht, so daß nach und nach auch von ihr das angetastet wird, was bisher als ganz jenseits der Fassungskraft des deutschen Geistes liegend angesehen wurde, kann Niemanden Wunder nehmen, dem der geschichtliche Ablauf solcher Prozesse nicht ganz fremd ist.

In dem Protestantismus war eine neue Evolution des religiösen Geistes zum Durchbruch gekommen. Ihr Worthalter und Sachwalter war Luther. Dieser gewaltige Mensch war in heftigem Ringen mit den religiösen Vorstellungen der mittelalterlichen Kirche zur felsenfesten Ueberzeugung gekommen, daß sie ihm keine Heilsgewißheit geben könne, daß diese allein in dem persönlichen Verhältnisse seiner Seele zu Gott, ohne alle Vermittlung durch Menschen, zu finden sei. Dieser selbstgewisse Glaube stand ihm schon fest, ehe er aus seiner Mönchszelle an eine Universität berufen wurde. Aber hier vertiefte sich doch derselbe durch eigene Studien und den Verkehr mit großen, freien Gelehrten. Immer deutlicher wurden ihm die Wege, auf denen man zur Aufrichtung der künstlichen Schranken zwischen der Christenheit und Gott gelangt war, immer lebhafter sein heiliger Zorn gegen die mittelalterliche Kirche und ihr Haupt, den Papst im welschen Rom. Was er selbst erlebt und begriffen hatte trug er und seine Freunde dann den Studiosen seiner Hochschule vor, von der aus es sich in alle Welt verbreitete. So ist es gekommen, daß eine große religiöse und kirchliche

Bewegung von einer Universität aus in die Welt gegangen ist. Daß sie sich behauptete, lag in ihrer inneren Wahrheit und der Gunst der Zeitumstände. Was einst der großen berühmtesten Hochschule der Welt, Paris, nicht gelungen war, eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern durchzusetzen, das war, freilich in ganz anderer Weise, von dem bis dahin fast unbekannten Städtchen an der Elbe aus ins Werk gesetzt worden. Seitdem sind die Universitäten protestantischer Länder die Träger und Hüter des freien, in sich gefestigten Geistes und überzeugungstreuer Wissenschaftlichkeit gewesen.

Diesen ihren Ursprung aus einer Universität hat die protestantische Kirche auch nie verleugnen können. Er ist ihr jedoch nicht in allen Beziehungen zum Vortheil ausgeschlagen. Zuviel ist in Folge davon in ihr das Gewicht auf die „reine Lehre“ gelegt worden. Die Verwechselung von Theologie und Religion, eine Folge der Ueberschätzung der „reinen Lehre“, war mit allen daraus sich weiter entwickelnden Konsequenzen von der Gültigkeit der symbolischen Bücher, in diesem Falle ausgearbeiteter theologischer Lehrsysteme, sie war ebenso naturnothwendig wie die Ausgestaltung der katholischen Kirche als einer großen äußerlichen, fast staatlichen Organisation, nachdem einmal die Hauptstadt des römischen Weltreiches zum Mittelpunkt dieser Kirche geworden war. Aber einen großen Vorzug hatte der Protestantismus durch sein Hervorgehen aus einer deutschen Universitätsstadt vor dem Katholizismus voraus: er stand in ständiger, kaum zu unterbrechender Fühlung mit dem geistigen und wissenschaftlichen Gesammtleben der Nation und konnte unmöglich in Dogmen erstarren, welche ganz außerhalb jeder inneren Glaubwürdigkeit und den Bedürfnissen des frommen Gefühls liegend nur um der Konsequenzen eines hierarchischen Systems willen, sich von jedem Zusammenhange mit der humanen Bildung und allen Fortschritten der philosophischen und historischen Welterkenntniß losgelöst haben.

Daher besteht ja auch nirgends ein so lebhafter Haß und eine so tief gewurzelte Abneigung gegen alle freie, unabhängige Wissenschaft als in der römischen Kirche. Die Universitäten in ihre Hand zu bekommen, nicht um die Wissenschaft zu fördern, sondern um deren Freiheit zu ersticken und mit den übrig gebliebenen Formen derselben der Welt zu imponiren, war daher auch eine der ersten Sorgen des Gründers des Jesuitenordens und seiner Helfer. In dieser Beziehung trauten sie dem Fassungsvermögen der lehrhaften Deutschen schon mehr zu als ihrer Bekehrung durch die Inquisition. Daß sich die Deutschen bisher aber doch nicht haben einfangen lassen, das ist eben der Grund des bitteren Hasses mit dem die katholische Kirche, so weit sie vom jesuitischen Geist beherrscht ist, das deutsche Wesen überall in der Welt verfolgt.

Aber nicht nur den katholischen Hierarchen sind die freie deutsche Wissenschaft und die wichtigsten Trägerinnen derselben, die Universitäten, ein Greuel. Die protestantischen Hierarchen, vielseitig von dem Staate unterstützt, der in ihnen, genau so wie die legitimistischen Herrscher katholischer Länder, einen festen Halt gegen die Revolution, d. h. gegen jede Beschränkung des Absolutismus, erkannt zu haben glaubte, sind nicht weniger erbitterte Feinde derselben als ihre katholischen Brüder. Doch nur in Zeiten der allgemeinen Reaktion wagen sie sich so entschlossen hervor, wie jener Rektor der Berliner Universität, der „die Umkehr der Wissenschaft“ verlangte, und dadurch, daß er das von dieser Stelle aus verlangte, bewies, wie weit der pfäffische Geist damals Preußen schon in Fesseln geschlagen hatte. Das wahrhaft prophetische Wort, das Schleiermacher schon 1829 gesprochen hatte: „Der Boden hebt sich schon unter unsern Füßen, wo diese düstern Larven auskriechen wollen, von eng geschlossenen religiösen Kreisen, welche alle Forschung außerhalb jener Anschauungen eines alten Buchstaben für satanisch erklären,“ war jetzt vollständig in Erfüllung gegangen. Wer will leugnen, daß diese „düstern Larven“ zahlreich ausgekrochen sind, und unter günstiger Pflege von Oben sich zu einem riesigen Heerwurme zusammengeschlossen haben, der die ganze deutsche Kultur abfressen möchte! In unseren Parlamenten hört man Stimmen, die gegen die Freiheit der Wissenschaft, wider die auf den Universitäten angeblich gepredigte Gottlosigkeit u. s. w. zetern, als hätte die Orthodoxie schon je Einen Staat und Eine Gesellschaft gerettet, und wären nicht gerade die Nationen am Tiefsten von Revolutionen jeder Art erschüttert worden, in denen Andersgläubige von der Orthodoxie am blutigsten verfolgt wurden und die Glaubensreinheit am stärksten gewahrt worden ist! Und wie lassen die Erfolge, welche die ultramontan-jesuitische Partei in der gesammten katholischen Kirche im 19. Jahrhundert davongetragen hat, ihre Gesinnungsgenossen in den protestantischen Kirchengemeinschaften nicht zur Ruhe kommen! Sofort sind sie bereit, mit den Anhängern des Antichrists, wie eine ihrer Bekenntnißschriften doch den Papst nennt, Gemeinschaft zu machen und die Freiheit der Forschung zu bekämpfen. Natürlich ist ihnen dieselbe auf dem Gebiete am verhaßtesten, wo sie ihre Interessen am nächsten berührt, auf dem theologischen. Der Ansturm gegen die wissenschaftliche Theologie auf den Hochschulen wird heut zu Tage von den Vertretern der protestantischen Kirche in derselben Weise, in derselben Richtung und mit denselben Mitteln, wenn auch natürlicher Weise in abgeschwächten Formen, geführt, wie ihn die katholische Kirche gegen die katholischen Fakultäten der deutschen Universitäten für sich glücklich zu Ende gebracht hat. Die deutschen Universitäten unter ihre Botmäßigkeit unbeschränkt zu bringen, so daß sämmtliche Fakultäten unter kirchlicher Oberaufsicht stehen, ist dem Ultramontanismus freilich nirgends gelungen. Nur die theologischen Fakultäten haben sich die Bischöfe so unterwerfen können, daß die Anstellung der Dozenten derselben seitens des Staates fast nur eine Formfrage geworden ist, und daß die Studiosen der Theologie in Konvikten untergebracht, so überwacht werden, daß kaum ein Hauch freien wissenschaftlichen Geistes sie berühren kann*).

Diesem Vorbilde der katholischen Kirche strebt nun die protestantische Hierarchie mit Erfolg nach. Wie fast alle kirchlich-reaktionären Velleitäten in Preußen auf die Einwirkung des Kronprinzen und Königs Friedrich Wilhelm IV. zurückgehen, hat auch er die Hand dazu geboten, daß sich die protestantische Kirchenbehörde in die Besetzung der Professuren für evangelische Theologie einmischen kann. Als das in den fünfziger Jahren geschah, waren die kirchlichen Eiferer noch bescheidener als heut zu Tage. Der König verfügte nur, daß der Unterrichtsminister bei Besetzung einer theologischen Professur den Oberkirchenrath über die in Frage kommende Persönlichkeit zu hören habe; ob er den ihm von diesem gegebenen Direktiven folge oder nicht, das blieb Sache der staatlichen Behörde. Jetzt geht nun die Tendenz der kirchlichen Zionswächter darauf aus, durchzusetzen, daß der Unterrichtsminister an das Votum des Oberkirchenrathes und des Generalsynodalausschusses gebunden sein soll. Da seit 1866 dem preußischen Unterrichtsminister nun drei neue Universitäten unterstellt sind, welche protestantisch-theologische Fakultäten haben, für die jene Verordnung Friedrich Wilhelms IV. nicht gilt, so könnte es vorkommen, daß ein Professor an einer preußischen Universität als acceptabel erscheint, während er an einer anderen als unbrauchbar gilt. Bei dem sogenannten Falle Harnack wurde diese Frage schon praktisch, die preußische Unterrichtsverwaltung ließ sich aber damals auf das Begehren der Hochkirchlichen nicht ein. Seitdem sucht man nun auf andere Weise zu demselben Resultate zu gelangen. Nach dem Vorbilde der katholischen Kirche hat man die Idee ventilirt, eine Art protestantisch-theologischer Seminare ins Leben zu rufen, deren Lehrer an alle Satzungen der orthodoxen Kirchenlehre gebunden sein sollen. Der Staat soll die von diesen Seminaren entlassenen Studiosen als anstellungsfähig ansehen. Nachdem

*) Die Studiosen der Medizin treten wohl auch in katholische Verbindungen ein, damit der Beichtvater ihnen nach abgelegtem Examen eine Empfehlung an den Pfarrer der Heimath mitgibt, worauf dieser ihnen dann wieder rascher zu einer Praxis verhilft.

aber der Unterrichtsminister, dem man Konnivenz gegen diese Pläne nachgesagt hatte, sich in Uebereinstimmung mit dem Oberkirchenrathe gegen diesen Plan deutlich ausgesprochen hat, hat man auf ihn verzichten müssen. Nun werden auf den kirchlichen Konferenzen andere Vorschläge besprochen. Man will, um gläubige Dozenten zu züchten, Stipendien für begabte orthodoxe Kandidaten gründen, mit Hilfe deren sich diese habilitiren und die ungläubigen Professoren nach und nach verdrängen sollen. Wenn man nun bedenkt, daß seit mehr als einem halben Jahrhundert die preußische Unterrichtsverwaltung, von ganz vorübergehenden Intervallen abgesehen, in den Händen strengkirchlicher Männer gelegen hat, welche auf jede Weise das Emporkommen glaubensstarker Dozenten gefördert haben, ohne daß dieses nach der Meinung unserer Kirchenmänner einen nur einigermaßen genügenden Erfolg gehabt hat, so liegt es auf der flachen Hand, daß auch die von kirchlichen Vereinen u. s. w. subventionirten Privatdozenten am Ende auch auf dieselben Irrwege gerathen werden, auf denen die anderen trotz alle dem gewandert und abtrünnig geworden sind. Erfahrungen, die man mit Professoren gemacht hat, welche auf einer schweizerischen Universität von orthodoxer Seite bezahlt und staatsseitig angestellt worden waren, haben den auf sie gesetzten Erwartungen ja auch gar nicht entsprochen. Denn immer ist noch zu viel Wahrheitsliebe bei den deutschen „Idealisten" vorhanden, und jener „Mangel an Fassungsvermögen" in orthodoxen Dingen noch ein so großer, daß selbst begabte und ehrgeizige junge Leute, die in der Voraussetzung, daß sie einmal der orthodoxen Sache gute Dienste würden leisten können, von staatlicher oder kirchlicher Seite unterstützt worden sind, und daher wohl auch der Verpflichtung, der von ihnen von Haus aus eingeschlagenen Richtung treu zu bleiben doppelt empfunden und ihr zu entsprechen mit sich gerungen haben, doch lieber eine sichere gute Karriere aufgeben und sich, so gut es nur gehen will, durchschlagen, als der von ihnen einmal erkannten wissenschaftlichen Ueberzeugung untreu werden. Wie viel gebrochene Existenzen, wie viel Gewissensnoth, wie viel Heuchelei aber auch und innere Unwahrhaftigkeit durch dieses dem Jesuitenorden abgesehene (s. die „Nation" XII, 680) Mittel geschaffen werden würde, das kümmert unsere Kirchenväter allerdings nicht im Geringsten. Wie könnte das auch Männern in den Sinn kommen, deren sittliches Empfinden in diesem Punkte so geartet ist, wie das des Vorsitzenden des Generalsynodalausschusses der evangelischen Landeskirche Preußens, des hochwürdigen Superintendenten Dr. Holtzheuer, der bekanntlich noch nach der Veröffentlichung des „Scheiterhaufenbriefes" und fast gleichzeitig mit den Erläuterungen, die sein Autor dazu gegeben hat, Herrn Hofprediger a. D. Stöcker dem preußischen Unterrichtsminister als Professor der theologischen Ethik aufs Dringendste zu empfehlen wagte und von dieser Berufung eine Aera sittlichen Aufschwungs an der betreffenden Universität voraussah! Es gibt freilich übelgesinnte Menschen, die da glauben, der Herr Vorsitzende habe durch diesen extremen Vorschlag die Aufmerksamkeit des Herrn Kultusministers auf eine Person lenken wollen, die dem hochwürdigen Antragsteller die Bescheidenheit verbiete, direkt zu nennen. Aber selbst wenn dieses nicht der Fall sein sollte, so dürfte diese wirkliche Empfehlung des Herrn Stöcker einem jeden preußischen Unterrichtsminister die Frage aufdrängen, ob man durch Entgegenkommen und Konnivenz gegen die Ansprüche dieser Kirchenmänner diese überhaupt je werde befriedigen können, ohne daß dabei Staat und Kirche unberechenbaren Schaden davon tragen müßten. Bei dem ewigen Schwanken des Kirchenregimentes und des Staates dem Vordrängen der protestantischen wie katholischen kirchlichen Heißsporne gegenüber, ist es wirklich schwer, sich des Verdachtes zu erwehren, als wären die Inhaber desselben innerlich mit diesen ganz einverstanden, und steuerten nur klüger und berechnender auf das gemeinsame Ziel los. Würde man jetzt den neuesten Wünschen der protestantischen Reaktionäre, von deren Erfüllung sie sich alles Heil versprechen, entgegen kommen, und die von den gottlosen Universitäten kommenden Kandidaten der Theologie in Seminare und Konvikte sperren, um ihnen in der Zucht rechtgläubiger Inspektoren durch Gebetsübungen und Eindämmungen des orthodoxen Lehrsystems alle Ergebnisse moderner Wissenschaft wieder aus den Köpfen zu treiben, so könnte kein Zweifel mehr darüber bestehen, wie auch das protestantische Kirchenregiment, ganz nach der Weise Loyola's, die Orthodoxie gegen jedes Resultat wissenschaftlicher Forschung zu schützen und gegen das religiöse Empfinden moderner Menschen taub und unzugänglich zu machen bereit und gewillt sei. Natürlich würde dieser Erfolg kein dauernder sein. Es würde ihm eine feste, natürliche Basis fehlen, welche die katholische Kirche in ihrer stattlichen Organisation besitzt und die einst von dem Willen ganzer Nationen getragen war. Aber wie einst ein Mann wie der h. Ignatius von Loyola durch sein organisatorisches Genie das Vordringen des Protestantismus hat brechen können und durch sein Werk ein staunenswerthes Vorbild für alle die geliefert hat, welche die fortschreitende Menschheit in ihrer Entwicklung aufzuhalten entschlossen sind, so lassen sich durch dieselben Mittel, die der konsequente, energische Spanier anwendete, auch unter ganz anderen Verhältnissen, wenn auch keine bleibenden, immerhin aber doch solche Erfolge erringen, die sich viele von denen, nicht träumen lassen, für welche persönlich die religiöse Frage ein für allemal abgemacht zu sein scheint.

Religiöse Vorstellungen und Bedürfnisse sind so alt wie die Menschheit und werden wohl auch erst mit ihr aussterben. Nur vorübergehend erscheinen sie wie erloschen. Dann regen sie sich wieder lebendiger und schöpferischer und nehmen neue Gestaltungen an, die sich dann wieder verhärten und gegen alles Neuere mit Gewalt und List ankämpfen.

In einer Zeit, in der eine solche kirchliche Reaktion hereingebrochen ist, leben wir heutigen Tages. Die reine Negation wird und kann sie nicht besiegen. Denn jede Macht kann nur auf dem Felde besiegt werden, auf dem sie steht, und das nur mit Mitteln, die denen überlegen sind, über welche der Feind gebietet. Das gilt auch durchaus für das religiöse Leben eines Volkes. Die deutsche Reformation ist nur durchgedrungen, weil sie eine höhere, reinere Stufe der Frömmigkeit darstellte, als die der römischen Kirche war.

Jetzt nun, wo die römische Kirche gegen die protestantische wieder überall sich im Angriffszustande befindet und die evangelischen Kirchen sich auf Formen der Frömmigkeit versteifen, die sich ausgelebt haben und nur mit Gewalt und List aufrecht erhalten werden können, sind alle möglichen Entwicklungen in der Zukunft denkbar. Ein Parallelismus in der Entwicklung beider Kirchen läßt sich nicht verkennen. Dieselbe kann zu einem Zusammenstoße beider führen. Er kann auch in beiden zu einer großen religiösen Krisis treiben, zu der die immer stärker sich entwickelnde soziale Frage noch einen guten Theil des explodirenden Stoffes herzutragen könnte. Wie dem nun auch sein möge, ein Jeder, der es mit der Entwicklung unserer Nation wohl meint, wie sie sich in deren Geschichte als der eines individualistisch angelegten, auf die Ausbildung der einzelnen freien Persönlichkeiten gerichteten Volksganzen dokumentirt hat, sollte daher vor Allem darüber wachen, daß sich nicht vorhandene, und zwar in einflußreichen Kreisen vorhandene Strömungen immer kräftiger geltend machen, die darauf hinauslaufen, die ganze geistliche, sittliche und religiöse Freiheit unseres Volkes durch Zucht, Zwang, Drill und Gewalt in „spanische Stiefeln" einzuschnüren, und so die deutsche Fassungskraft des Defektes zu berauben, in Folge dessen bei ihr mit Hinrichtungen und Inquisition nichts auszurichten war.

* * *

Parlamentsbriefe.

X.

Im Abgeordnetenhause ist es sehr lebendig geworden. Nach altem Herkommen bildet die Berathung des Kultusetats das Schlußstück der ganzen Budgetberathung. So lange Falk Kultusminister war, ging es bei diesen Berathungen sehr leidenschaftlich zu, und die Leidenschaft hinderte, die Berathungen rasch zu einem Abschlusse zu führen. In dem Maße, als der Kulturkampf einschlief, wurden die Berathungen ruhiger und damit auch kürzer. Jetzt plötzlich nähert sich die Berathung des Kultusetats wieder denjenigen Formen, welche sie vor zwanzig Jahren beobachtete, ohne daß man im Stande wäre, sich von dem Grunde dieser Erscheinung klare Rechenschaft abzulegen.

Daß die Verwaltung des Herrn Bosse der Kritik breite Angriffsflächen darbietet, ist freilich richtig. Der Staat der Intelligenz, der Staat, der das evangelische Kaiserthum in Deutschland aufgerichtet hat, der Staat, dessen größter Herrscher den Grundsatz verkündigte, daß Jeder nach seiner Façon selig werden möge, zeichnet sich dadurch aus, daß er eine ganze Reihe von Kultusministern gehabt hat, die ihr Streben darauf gerichtet haben, die Intelligenz und die Freiheit des Gewissens zu unterdrücken. Man braucht nur die Namen Wöllner, Eichhorn, Raumer, Mühler, Puttkamer zu nennen, um eine ganze Geschichte zu bezeichnen. Die Amtsführung des Herrn von Goßler, der wahrlich von jeder liberalen Neigung frei war, der aber doch ein lebhafteres Verständniß für die Würde der Wissenschaft hatte, hebt sich von jenen trüben Zeiten ab. Jetzt haben wir seit vier Jahren einen Kultusminister, der, über die Raumer und Mühler hinwegschreitend, zu den politischen Traditionen Wöllner's zurückgekehrt ist.

Es macht kein Vergnügen, Herrn Bosse anzugreifen. Er ist ein Herr von persönlichem Wohlwollen, von freundlichen Sitten und von aufrichtigen Ueberzeugungen, der wohl keinen persönlichen Gegner hat. Nicht seine Person, sondern sein System fordert die Gegnerschaft heraus. Er hat sich die Aufgabe gestellt, die Grundsätze des Zedlitz'schen Schulgesetzes, dessen Zustandekommen an der Erregung der öffentlichen Meinung scheiterte, auf dem Wege der Verwaltung durchzuführen, und er ist in der Lösung dieser Aufgabe weit vorgeschritten Er stellt die Gleichberechtigung der Juden für die Anstellung im Lehrerberuf in Frage; er zwingt die Kinder der Dissidenten, an dem staatlich angeordneten Religionsunterrichte, dem die Eltern sie fern halten wollen, theilzunehmen, und er verkündet dabei den schier unglaublichen Grundsatz, daß in die Gewissen der Eltern doch nicht eingegriffen wird, wenn ihren Kindern Unterricht ertheilt werde; unter seiner Verwaltung kann es geschehen, daß gegen den Prediger Witte, einen Mann von streng altlutherischem Bekenntniß und von vorbildlicher Sittenreinheit, ein Disziplinarverfahren in Szene gesetzt wird, weil er gegen Schlechtigkeiten, die innerhalb der von ihm verehrten Kirche Raum gewonnen haben, aufgetreten ist, und daß er mit unerhörter Leichtfertigkeit für geisteskrank erklärt wird. Gleichzeitig wird in die Selbstverwaltung der kommunalen Schulverwaltungen auf das Rücksichtsloseste eingegriffen, und die Allmacht der Provinzialschulkollegien gegenüber den städtischen Schuldeputationen unterstrichen. Nächst dem Konfessionalismus ist der Büreaukratismus der leitende Gedanke in der jetzigen Unterrichtsverwaltung. Es wird die Axt gelegt an das Privatdozententhum, aus welchem die deutsche Universitätswissenschaft von jeher ihre Kraft gezogen hat. Ein Privatdozent wird mit Verfolgung bedroht, weil er einmal wegen eines Preßvergehens eine leichte Bestrafung erduldet hat; ein anderer sehr tüchtiger Privatdozent aus der medizinischen Fakultät sieht sich genöthigt, seinem Lehrberuf zu entsagen, weil es ihn anwidert, sich in eine amtliche Erörterung darüber einzulassen, aus welchem Grunde er einmal ein Stück Seife gelobt und empfohlen hat.

In der That, für die liberale Partei hätte alle Veranlassung vorgelegen, die Amtsführung des Herrn Bosse der schärfsten Kritik zu unterziehen. Was aber thut die nationalliberale Partei, wie sie im Abgeordnetenhause durch die Herren von Eynern und Sattler vertreten ist? Sie hält diesen Augenblick für den geeigneten, um Katzbalgereien mit den Ultramontanen und den Jesuiten zu beginnen. Diese Art von Liberalen hat nicht das geringste Verständniß dafür, daß Ultramontanismus und Romanismus aufhören, eine Gefahr für Preußen und Deutschland zu bilden in dem Augenblicke, wo sich die Verwaltung auf die Grundsätze geistiger Freiheit besinnt, die Friedrich der Große verkündet hat. Sie hat nicht das geringste Verständniß dafür, daß man die Macht des Ultramontanismus nicht wirksamer fördern kann, als wenn man der gegenwärtigen Verwaltung Unterstützung leiht. Für die Freiheit des Religionsunterrichts ist kein Nationalliberaler dem freisinnigen Redner unterstützend an die Seite getreten, und das Ende vom Liede war, daß sich Herr Bosse auch als einen Gegner des Ultramontanismus bekannte, und damit in liberalem Feuer erstrahlend an der Seite des liberalen Herrn von Eynern seinen Platz nahm.

Im Reichstage ist die Zuckerprämienvorlage zur ersten Verhandlung im Plenum gelangt. Das einzige Erfreuliche, was man darüber berichten kann, ist, sie gelangte so spät zur Verhandlung, daß man aus dieser Verspätung die Hoffnung schöpfen kann, sie werde in dieser Session nicht zum Abschlusse kommen. Neben dem Börsengesetze und neben dem Margarinegesetze ist dies nun die dritte Vorlage in dieser Session, über welche es eigentlich unmöglich ist, eine Diskussion zu führen; man kann nur die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, daß eine solche Vorlage überhaupt gemacht werden konnte.

Es gibt ein Bild vom kranken Pferde, auf welchem alle möglichen Krankheiten, an denen Pferde überhaupt leiden können, auf ein einziges unglückliches Individuum gehäuft sind. Man kann jetzt an der Hand dieser Vorlage ein Bild vom kranken Steuergesetze entwerfen. Alle Fehler, welche ein Steuergesetz überhaupt haben kann, finden sich in dieser Zuckervorlage vereinigt. Zunächst bringt sie der Staatskasse verhältnißmäßig wenig ein. Bisher hatte man die Ansicht, daß es die Aufgabe von Steuergesetzen sei, dem Staate die nothwendigen Mittel zu verschaffen, und daß, wenn der Steuerpflichtige sich über die Lasten, die ihm auferlegt werden, beklage, man ihm antworten müsse, daß der Staat das Geld brauche Zur Erklärung, warum man ein Steuergesetz erläßt, das dem Staate wenig oder nichts einbringt, findet der Schatzsekretär Graf Posadowsky den schönen Satz: diese Steuervorlage sei „vom Pferdefuß der Fiskalität völlig frei“. Anstatt das Geld aus den Taschen der Steuerzahler in die Staatskasse zu führen, führt sie es in die Hände einiger Fabrikanten, die in den letzten Jahrzehnten Millionen verdient haben und nun allerdings in Gefahr stehen, diesen Millionenerwerb nicht fortsetzen zu können. Zur Rechtfertigung dieser Verschleuderung wird angeführt, daß die Exportprämien allerdings ein großes Uebel seien, daß man aber, wenn man dieses Uebel gründlich beseitigen wolle, damit anfangen müsse, es zu vergrößern. Daß man den Rübenbau kontingentiren will, wird damit gerechtfertigt, daß der Rübenbau ein Segen für die Landwirthschaft sei. Die hohe technische Entwicklung, welche Rübenbau und Zuckerfabrikation in Deutschland genommen, wird als ein Segen der bisherigen weisen Steuergesetzgebung dargestellt, und zugleich wird Sorge dafür getragen, daß eine staffelförmig angelegte Steuer diejenigen Unternehmer straft, welche es in dem Fortschritt gar zu weit gebracht haben. Kurzum, wohin wir blicken, stoßen wir auf den ganz vollkommenen Widerspruch.

Wenn man einen Rückblick auf die Geschichte der Besteuerung des Branntweins und Zuckers in den letzten Jahren wirft, so drängt sich die Ueberzeugung auf, daß ein Weg beschritten ist, auf welchem man nicht in das Ungemessene weiter gehen kann, sondern auf welchem man früher oder später umkehren muß. Je später die Umkehr erfolgt,

je länger das Bremsen hinausgeschoben wird, desto größer wird die Erschütterung sein, welche das Bremsen hervorruft. Den Interessen unserer Landwirthschaft wird am Besten gedient, wenn sich ein Finanzmann fände, der nicht jeder ihrer augenblicklichen Einfälle zu Willen lebt, sondern der einmal ihren Blick auf das unvermeidliche Ende hinlenkt.

Proteus.

Ueber Edouard Rod's Roman: Dernier Refuge.

Der französische Tragiker Chamford (1741—1794) hat den Ausspruch gethan: Quand un homme et une femme ont l'un pour l'autre une passion violente, il me semble toujours que, quelque soient les obstacles qui les séparent: un mari, des parens etc, les deux amants sont l'un à l'autre de par la Nature, qu'ils s'appartiennent de droit divin, malgré les lois et les conventions humaines.

Der neue Roman von Edouard Rod: „Dernier Refuge"*) liest sich wie die Ausführung dieses Themas; er zeigt uns Tristan und Isolt in modernem Kostüm und könnte, mit Bezug auf den Ausgang, auch „Werther's Leiden zu Zweien" betitelt werden.

Bei von Haus aus etwas phlegmatischen und nur durch verständige Ueberlegung gelenkten Lesern wird sich, wie aller romantisch erotischen Poesie gegenüber, auch hier die Ansicht geltend machen, daß eine solche Verherrlichung der sogenannten Liebe zu weit gehe; daß es z. B. nicht glaublich erscheine, wenn Rod in seinem Roman einen an Edison gemahnenden Erfinder um einer Frau willen alle seine großen Pläne für immer verächtlich bei Seite schieben läßt. Als ob Rod einer solchen Einwendung von vornherein die Spitze hätte bieten wollen, legt er seinem Helden Martial, gegenüber Mr. Berthemy, dem betrogenen Ehemann, der die ganze Geschichte als Kleinigkeit behandeln zu dürfen glaubte, folgende Worte in den Mund:

„L'amour, oui, l'amour. Vous n'y croyez guère; vous me l'avez dit un jour. Il existe pourtant, Monsieur. Il est une force terrible, avec laquelle seuls les imprudents negligent de compter. C'est un vent qui souffle où il vent, sans rien savoir de ses ravages. Il emporte les lois et les devoirs comme l'ouragan brise les troncs des arbres et disperse leurs feuilles. Si ce vent-là soufflait sur nous, Monsieur?"

Das ist es! Die Würdigung der Liebe als einer elementaren Naturkraft hängt davon ab, ob man diese Kraft selbst zu spüren bekommt oder nicht.

Zwar, — daß sie existirt, der Blick in jede Tageszeitung lehrt es uns, der Blick in die Rubrik Unglücksfälle und Verbrechen. Menschen jedes Standes unterliegen der Liebe und selbst Alter schützt vor ihrer Thorheit nicht.

Doch entsteht nun wieder die Frage: aber soll der Poet das hinnehmen als eine zu Recht bestehende Thatsache, der er durch sein Kunstwerk noch eine neue Legitimation verschafft?

Der Weiberfeind Schopenhauer, der die Liebe kalt analysirte, hat doch für diese poetische Vertheidigung des Naturrechtes gegenüber allen Satzungen Partei genommen. In seiner „Metaphysik der Geschlechtsliebe" hat er nachgewiesen, daß der Liebende, ihm selbst unbewußt, die höheren Interessen der Gattung vertritt, und daß daher sein Streben „um so viel wichtiger, erhabener und gerechter erscheine als jedes ihm etwa Entgegenstehende, wie die Gattung bedeutender ist als das Individuum". Es sei daher ganz in Ordnung, wenn wir mit freudigem Antheil im Schauspiel, im Roman u. s. f. auf der Seite der Liebenden stehen. Auch gedenkt er in diesem Zusammenhang der auffallenden Nachsicht, welche Christus der Ehebrecherin erwies.

Mir scheint, wir dürfen — gerade im Hinblick auf Rod's Roman — sogar noch einen Schritt weiter gehen als Schopenhauer, und eine nicht bloß im Gattungsbegriff wurzelnde Berechtigung der Liebe als Grundlage solcher poetischer Werke annehmen. Geneviève, die Gattin Berthemy's in Rod's Roman, ist nicht eine Frau, die allein aus dem Wesen des sinnlichen Empfindens heraus gewürdigt werden kann, hieraus im Gegentheil sogar am wenigsten. Obwohl der Dichter ihre Erscheinung als eine liebliche, holdselige einführte, legte er doch das für Martial Bestrickende ihres Wesens ganz in ihre seelischen Eigenschaften und Aeußerungen, und schwächte den Phantasieeindruck, den ihr Bild etwa auf den Leser machen könnte, durch die umständliche Schilderung einer Krankheit mit Operation (perityphlite = Blinddarmentzündung). Auch der Liebende erfährt, welche Eingriffe der Aerzte in den Leib seiner Angebeteten nothwendig waren, um ihr das Leben zu retten. Sie ist übrigens auch über die allererste Jugend hinaus, Mutter eines bereits mit einer englischen Gouvernante beglückten Knaben. So erscheint sie keineswegs als das Weib, auf das die Liebe des Mannes sich hauptsächlich richtet, weil er „unbewußt dem Genius der Gattung dienstbar ist". Dieser Schopenhauer'sche Begriff reicht übrigens auch im Leben nicht aus, den seltsamen Wahlwillen des Mannes in Sachen der Liebe immer zu erklären. Wir Alle kennen Mädchen und Frauen, denen gegenüber wir deutlich empfinden, daß das Verhältniß des Mannes zu ihnen dadurch noch lange nicht zu Ende wäre, daß die gewünschte körperliche Vereinigung stattgefunden hätte. Das dürfte in der antiken Welt, bei den Griechen, anders gewesen sein. Daher nahm die Liebe zum Weibe den Mann dort nicht allzu tief in Anspruch; auch jene antiken erotischen Männerfreundschaften hängen damit zusammen, daß die Liebe zum anderen Geschlecht ausschließlich eine Angelegenheit der Sinne war.

Wenn dagegen bei uns die Liebe des Mannes sich auf die geistige und seelische Totalität des Weibes erstreckt und in der vollständigen Gefühlsharmonie eine noch höhere Befriedigung findet als im leiblichen Ineinanderaufgehen, so ist damit dem Naturbedürfniß eine Verklärung zu Theil geworden, die in noch höherem Grade, als Schopenhauer nach seinem System gestattete, es begreiflich macht, wenn solche Liebe, auch wo sie gegen Schranken der bürgerlichen Ordnung verstößt, unseren Beifall findet.

Man kann Romane wie Rod's „Dernier Refuge" daher nicht einfach mit dem Begriff: „Ehebruchsroman" abthun, sondern muß eine besondere neue Rubrik erfinden: „Der Roman des tugendhaften Ehebruchs". Wir haben es nicht mit einer leichtfertigen Frau zu thun, die aus Zerfahrenheit, Zerstreuungslust, Gehaltlosigkeit die Ehe bricht. Das Wort: „Die Poesie des Weibes ist die Treue", findet auch Geneviève keine ihrem Gatten zu gut kommende Anwendung. Denn wir erkennen ihren Gefühlszustand dem Liebhaber gegenüber als einen von so schönen, innigen Empfindungen erfüllten, daß wir diesmal in der dem Geliebten gehaltenen Treue die Poesie des Weibes erblicken. Daß auch Martial nicht einfach einer sinnlichen Leidenschaft erliegt, ist bereits angedeutet worden.

Für den deutschen Geschmack, dem in neuerer Zeit namentlich durch Sudermann's ostpreußische Junker eine gewisse Mischung von brutaler Selbstherrlichkeit und blasirtem Raffinement als Idealtypus eines modernen Liebhabers und Weiberverführers nahe gelegt worden ist, wäre der Liebhaber in Rod's Roman zu weich. Lamartine's Sentimentalität ist in Frankreich nie ganz überwunden worden. Obwohl die Franzosen manchmal über das „deutsche Gemüth" spötteln, zeigen ihre Schriftsteller thatsächlich mehr Herzensantheil bei Liebesleiden, als dies im heutigen Deutschland erlaubt wäre. Ein Mann, der weint, weil die Geliebte, ohne daß er die Ursache kennt, das Stelldichein nicht

*) Paris. 1896. Perrin & Cie.

eingehalten hat, wäre in einem modernen deutschen Roman eine unmögliche Figur.

Als „Werther's Leiden zu Zweien“ habe ich Rod's „Dernier Refuge“ mit Beziehung auf den Doppelselbstmord der Liebenden bezeichnet. Vielleicht ist die Nothwendigkeit, den Tod als letzte Zuflucht zu suchen, in diesem Roman nicht genügend begründet. Die Frau will sterben, hauptsächlich, weil es ihr ein ewiger Vorwurf bleibt, durch die Flucht auch ihren Knaben Jacques verlassen zu haben. Aber bekommt er seine Mama durch ihren Tod wieder? In dem Manne waltet wohl das Gefühl vor, daß diese Liebe ihn vollständig aus seiner Laufbahn des Erfinders bei Seite geschleudert hat. Beide endlich wollen als vornehme Naturen den Becher nicht bis zur Hefe auskosten. Nur steht diesem letzteren Argument die Ueberlegung entgegen, daß in einem Verhältnisse, das so ganz auf tiefstem, gegenseitigem Verstehen beruhte, es nicht, wie bei tollem Liebesrausch, eine solche Hefe zu geben braucht. Zwei so innig übereinstimmende Naturen wie Martial und Geneviève hätten ein Anrecht gehabt, als Philemon und Baucis zu enden, da sie — abgesehen von dem Knaben, den die Mutter dem Gatten zurückließ — in ihrer That der Befreiung kein Unrecht erblicken. Freilich hat Rod in einem früheren Meisterwerke „La seconde vie de Michel Teissier“ geschildert, wie eine solche aus dem Ehebruch hervorgegangene zweite Ehe kein Glück bringt. Nur lagen in jenem Roman die Verhältnisse anders, indem eine edle, vertrauensvolle Gattin schmerzlich getäuscht und dadurch bis ins Herz getroffen war.

Der Hauptreiz des Buches liegt übrigens weniger in der Handlung und in den Charakteren als in der durchweg das Nachdenken und auch das Gefühl des Lesers in Anspruch nehmenden geistvollen Diskussion menschlichen Lebens und menschlicher Lebenswirren. Da heißt es z. B. darüber, daß Frauen zuerst durch ein gewisses Mitleid zur Liebe geführt werden:

> „N'est-ce-pas toujours la pitié qui perd les nobles femmes? Tendres d'instinct, elles compatissent au mal aigu de notre désir; elles veulent panser la blessure qu'elles ont ouverte; et peu à peu, voici que le mal les gagne: elles se grisent aux larmes qu'elles versent, elles implorent à leur tour le réconfort qu'elles apportaient: leurs coeurs saignent à la même place, leurs âmes haletent aussi; et des couples éperdus poursuivent ensemble le rève qui toujours fuit, poussés à travers le monde par le tourbillon dévastateur. . . .“

Solcher Stellen, in denen mit feinen, wohlgesetzten Worten alle Gefühlsabstufungen im Wesen der Liebe erwogen werden, ließen sich aus Rod's Roman unzählige anführen. Das ganze Buch ist insofern eigentlich ein lyrisches Werk, in gewisser Beziehung auch ein Idyll, aber ein tragisch verlaufendes. Diesen idyllischen Charakter trägt namentlich der letzte Abschnitt, der in dem stillen Porto Venere im Golfe von Spezzia spielt, wo die Liebenden ihren vorletzten Schlupfwinkel — der letzte ist das Grab — gefunden haben.

Zum Schlusse noch zwei Bemerkungen. Vom volkserzieherischen Standpunkt muß man den tugendhaften Ehebruchsroman, der nirgends durch die Schilderung brutaler Ausbrüche des Sinnesrausches den Anstand verletzt, doch für den gefährlicheren halten, eben weil er auf die verführerischste Weise zeigt, daß der Ehebruch sich mit edelster Gesinnung verträgt, und die sogenannten Schuldigen zu bewunderten Märtyrern gemacht werden.

Die andere Bemerkung weist auf die nationalpsychologisch merkwürdige Thatsache hin, daß einem großen französischen Romancier wie Rod — der absolut nicht zu den perversen Schriftstellern gezählt werden darf — doch nicht im Schlafe einfällt, wenn er einen Roman der Leidenschaft schreiben will, die Liebe eines jungen ledigen Mannes zu einem Mädchen zu schildern. Der Liebesroman ohne Ehebruch ist doch selbst für Rod eine ganz undenkbare Sache. Es mag das übrigens damit zusammenhängen, daß in Frankreich die jungen Mädchen nicht heirathen sondern verheirathet werden, d. h. frühzeitig in eine Ehe der Konvenienz gerathen und erst viel später, wenn sie nicht mehr frei sind, ihr Herz entdecken. In Bezug auf Eheschließung durch Neigung und Leidenschaft ist nicht Frankreich sondern Deutschland noch immer das alte romantische Land.

Bern. J. V. Widmann.

Aphorismen zur Philosophie der Tracht.

H. Schurtz hat in seinen „Grundzügen zu einer Philosophie der Tracht“ (Cotta, 1891) ausschließlich die Naturvölker, vorzugsweise die Neger, ins Auge gefaßt. Mir kam bei einer Durchwanderung unseres Berliner „Museums für deutsche Volkstrachten“ der Gedanke, ob nicht auch hier die „Methode wechselseitiger Erhellung“ anzuwenden sei? ob nicht die klar am Tage liegenden Entwicklungen der Mode, die noch vielfach in alter Pracht erhaltenen Kostüme unserer Bauern ein Licht auf die geheimnißvollen Anfänge der Tracht werfen könnten — Anfänge, so geheimnißvoll, daß die Bibel Gott selbst zum Schöpfer wie des Menschen, so auch des Kleides macht? Ist es nicht wunderbar: dem ersten Menschen traut die hebräische Tradition die Kunst zu, den Wesen und den Dingen Namen zu geben; eine Deckung seiner Blöße aber läßt sie ihn nicht selbst finden! Das Kleid für den Begriff schien weniger ein Wunderwerk als das für den Körper; und obendrein meinte man, jenes decke seinen Begriff völlig, während das Feigenblatt nur erst ein kümmerliches Bruchstück des Rockes ist!

* * *

Ein kleines französisches Bilderbuch, „Un siècle de modes féminines, 1794–1894 (Paris, G. Charpentier et E. Fasquelle, 1895), gibt an gut gewählten Typen eine Uebersicht der französischen Damenmode im letzten Jahrhundert. Man sieht deutlich, welche Folgerichtigkeit auch diese kapriziöseste aller Göttinnen — das Fremdwort ist hier unvermeidlich — an den Tag legen kann, wenn sie ein bestimmtes Ziel vor Augen hat. Offenbar arbeitet sie seit einem Jahrhundert darauf hin, das weibliche Kostüm aus dem Herrschaftsgebiet der Skulptur in das der Malerei überzuleiten. Um die Wende des Jahrhunderts faßt man den weiblichen Körper als plastische Figur auf, das Kleid nur als nothwendiges Uebel. Es soll nur die Gliederung accentuiren; und 1801 thut es das in einer Weise, die die von Vischer 75 Jahre später so wild gescholtene Manier, „in Kleidern nackt zu gehen“, weit in den Schatten stellt. Die Farben sind mild, zart, wie die polychrome Tönung einer Bildsäule. Da entwickelt sich plötzlich eine neue Richtung. Um 1807 setzt das Mieder kühn mit selbständiger Färbung ein; um 1811 zieht es lange Aermel in hellem Farbenton nach sich, und um 1813 ist eine Zweitheilung in farbige Büste und blasses Untergewand fertig. Es sind die Jahre des napoleonischen Kriegsruhms, und wir bedürften kaum des deutlichen Fingerzeigs, daß diese bunten Blusen an Hüten nach Art der männlichen Kokarden- und Federbuschhüte begleitet sind, um die Ursache des Umschwungs zu erkennen: der militärische Waffenrock bildet sich in der selbständigen Bluse ab! Sie hat noch lange mit dem alten Stil zu kämpfen: die Einheitlichkeit des Materials, diese nothwendigste Forderung der Plastik, wehrt sich. Aber um 1820 hat das Mieder sogar den Triumph, daß der Rock ihm zu dienen beginnt: bunte Säume tragen die Farbe der Bluse. Seitdem ist die neue Gliederung der Frauentracht im Wesentlichen entschieden. Langsam sinkt der Gürtel, der Hauptträger des weiblichen Kleiderstils, zu den Hüften herab, die er erst um 1830 erreicht. Ober- und Unterkleid werden farbig kontrastirt, die breite Fläche des Rocks wird noch durch Guirlanden oder Aufsätze gehoben; Shawls, Blumen im Haar, helle Schnallen heben die Farbenwirkung und puffige Aermel ergänzen in wechselnden Reflexen. Bald wird eine furchtbare Buntheit erreicht, die a

1834 auf dem Gipfel ist und an der man sich erst langsam wieder zu feineren Abtönungen durcharbeitet. Aber die Modegöttin hat ihren Willen durchgesetzt: die Farbe herrscht statt der Form — so völlig, daß bald Reifrock und kaskadenförmig abgetheiltes Kleid die Gestalt der Frau völlig verhöhnen oder mindestens ignoriren dürfen. — Wer verkennt in dieser Bewegung ein gut Stück Kunstgeschichte? Von Winckelmann geht der Weg über Schadow und Rauch zu der malerischen Plastik der neueren französischen Bildhauer, oder von Goethe's plastischem Stil über Schiller's lebhaftere Farbentöne zu Kleist's heller Malerei. Man sieht sogar die Kleider (wie die Worte) sind nicht bloß zum Verbergen da; sie offenbaren die Gedanken einer Epoche oft da am deutlichsten, wo sie die Körper am grausamsten verhüllen.

* * *

Diese Zweitheilung in Ober- und Unterkleid ist nun nur die Wiederholung uraltester Anfänge. Das Oberkleid, aus dem Halsband ausstrahlend, und das Unterkleid, dem Hüftgürtel entwachsen, sind zwei verschiedene Mächte, die sich immer nur auf Zeit versöhnen. Aber oft wird ihre Einigung doch lange festgehalten. Wer in unserem Museum für Völkertrachten in der Klosterstraße die Trachten der Bäuerinnen beschaut, wird überwiegend die Einheit des Kleides noch in der Gegenwart festgehalten finden. Der ganze Rumpf wird als ein Stück genommen und an den Schultern herab mehr oder minder tannenförmig eingekleidet. Dabei ist nun eine Schwierigkeit zu überwinden, die im anderen Fall fortfällt: gegenüber dem langen bekleideten Gerüst erscheint der Kopf fast als überflüssiger Aufsatz. Es gilt, ihn zu motiviren. Die Art des Uebergangs von Rumpf zu Kopf bildet daher ein Hauptcharakteristikum der verschiedenen weiblichen Volkstrachten. Man erhöht den Rumpf durch einen Aufsatz, in den der Kopf eingelegt wird wie auf den Sargdeckeln der ägyptischen Mumien. Die Wendinnen legen ein breites Rad von der Scheitelhöhe bis auf die Brust und machen so die Tanne vollständig; die Friesinnen schlingen einen viereckigen Kopfputz mit breiten Bändern an das Kleid heran, so daß er wie ein Bild im Rahmen auf der Staffelei steht; und bei den Altenburgerinnen gar sitzt der Kopf auf einem breiten Herodiasteller von schwerer Seide. Man sieht, der Kopf stört immer — außer beim Militär, wo er bekanntlich die wichtige Aufgabe erfüllt, das Heraufrutschen des Kragens zu verhindern

* * *

Während also andere Trachten vom Kopf bis zu den Sohlen einen sanften Uebergang herstellen, thront bei unserem Volk das Haupt in Einsamkeit. Und in dieser anorganischen Isolirung entwickelt der Kopf nun eine selbständige Kultur der bizarrsten Hutformen: Strohräder mit großen Löchern, die die Sonnenstrahlen durchsieben sollen; umgestülpte Blumentöpfe, mannweibliche Zwitterformen bedenklichster Art. Und doch hat selbst diese auf dem schwebenden Garten des Scheitels gepflegte Kultur von Nutz- und Ziergewächsen ihre Gesetze. Die württembergische Braut wird als Säule behandelt und ihr eine Krone völlig vom Typus eines korinthischen Kapitells aufgesetzt: die gleichen Regeln, die in der Architektur ein Ausladen der Körbe, ein Verbreitern nach oben fordern, zwingen auch diesem Prachtstück der ländlichen Putzmacherei eine bestimmte Form auf. Ueberhaupt tritt es gerade hier beschämend zu Tage, wie eng begrenzt die Erfindungsgabe des Menschengeschlechts ist — gerade hier, wo sie sich am meisten angestrengt hat, wenn man höchstens das Gebiet der Foltern und Strafen noch ausnimmt. Der König von Siam trägt beinahe eine Tiara, wie die buddhistischen Mönche seit Urzeiten durch ihre Tonsuren glänzen.

* * *

Stirbt die Volkstracht wirklich aus? Fast scheint es ja; aber es schien auch, als stürbe der Volksgesang aus, womit es doch wohl nicht ganz so schlimm steht. Aber freilich sind zu dem alten Feind der Lokaltrachten, dem Nachahmungstrieb, in unseren Tagen zwei neue getreten, deren Kraft nicht zu unterschätzen ist: die Uniform und die Hygiene.

* * *

Die Uniform ist eine Art moderner Volkstracht. Die Verschiedenheiten zwischen Uniform und Volkstracht liegen auf der Hand, aber sie sind nur relativ. Die Uniform gilt nur für die Männer — aber sie färbt, wie wir sahen, auch auf die weibliche Mode ab. Sie ist das Ergebniß bestimmter Vorschriften — aber diese stützen sich doch immer auf den schon vorhandenen Gebrauch; und Vorschriften wenigstens einschränkender Natur galten früher auch für die Tracht z. B. der süddeutschen Bauern. Auf der Hand liegen aber auch die Aehnlichkeiten. Uniform und Volkstracht überbieten sich in genauer Bezeichnung des Ranges in der sozialen Hierarchie. Immermann's Hofschulze zieht sechs Westen übereinander, das ist er seinem Reichthum schuldig; sie sind die Tressen oder Sterne am Waffenrock. In vielen Orten werden Jungfrauen, Ehefrauen, Wittwen durch die Farbe der Bänder an der Haube oder ähnliche Mittel gekennzeichnet: da gibt es also, wie beim Militär, ein besonderes Zeichen für Gefreite. Und dann, was die Hauptähnlichkeit ist: wer einmal Uniform oder Volkstracht abgelegt hat, der zieht sie nie wieder an.

* * *

Jede Tracht will idealisiren; aber jede konventionell gewordene Idealisirung wirkt leicht entstellend

* * *

Charakteristisch scheint mir, daß Berg- und Küstenbewohner eine naturgemäße, den Körperbau ausdrückende Tracht zu tragen pflegen, Binnenländer das Kleid vom Körper unabhängig machen. Man vergleiche nur die Tirolerin oder Friesin mit der pommerschen oder altenburgischen Bäuerin! Auf den Bergen wohnt die Freiheit, und die See macht frei; im platten Landinnern wird sogar der Rock zum Gefängniß, weil er sich zu wenig nach der Person richtet.

* * *

Kleid, Leib und Haus sind in vielen Sprachen etymologisch verwandte Begriffe Der Kulturmensch hat zwei Hüllen mehr um seine Seele als der nackte Lazzarone, der „über seiner Mütze nur die Sterne" fühlt.

* * *

Man irrt, wenn man behauptet, die moderne Gesellschaftskleidung lasse keine individuellen Schattirungen zu. Ich will nicht auf das lehrreiche Kapitel in M'Donnay's „Education de prince" hinweisen, in dem der Lehrer den prinzlichen Schüler in die Geheimnisse der Hosenfalten einweiht. Aber auf ein Stück der Toilette muß ich doch hindeuten, dem auch er sein Recht werden läßt: auf den Shlips. Er ist die Hinterthür, durch die die Individualität des Modernen sich ihr Recht wahrt Byron schuf seine Bedeutung, der große Held der Dichtung und der Mode, in jenem Zeitalter herzenswarmer Frackgestaltung und menschlich eigenster Westenerfindung, das Barbey d'Aurévilly in seinem Büchlein „Du dandysme et de Georges Brummel" so unzureichend charakterisirt hat. Dann ließ Jahrzehnte lang der Pulsschlag des Dichters sich in den rhythmischen Falten des Shlipses vernehmen, wie etwa Julius Mosen's Porträt ihn aufweist. Hebbel band sich die schwarze Kravatte mit genialer Nonchalance um, ließ sie aber doch durch ihre traurig herabsinkenden Enden seinen Pessimismus symbolisiren; Gerstäcker aber wand sie sich zu kühn wehenden Schleifen, die nach allen Weltgegenden steuerten. Für diese Epoche bedeutete in der Ikonographie der Dichter der Shlips, was in Ramler's Zeit die Harfe bedeutet hatte. Und noch ist sie nicht ganz entthront, die Fahne des wohlgekleideten Mannes Farbe und Schnitt, Länge und Stoff bieten auch heut noch einem aufmerksamen Psychologen so viel Fingerzeige, wie nur irgend die Linien der Hand; in der Physiognomie des Gesellschaftsanzugs ist der Shlips das Auge, der Spiegel der Seele.

* * *

Und der Cylinder! Wer sollte ihn vergessen, dies Denkmal der menschenfreundlichen und kosmopolitischen Franklin-Verehrung am Ende des vorigen Jahrhunderts! Die Menschen, die nur Cylinder tragen können, die, die jede Kopfbedeckung zu tragen verstehen, und die, auf deren Haupt der Cylinder Ironie wird — es sind so scharf geschiedene Klassen wie nur irgend Wehrstand, Nährstand und Lehrstand!

* * *

Aber wie sinkt Alles herab! Der verachtete Kaftan der polnischen Juden ist nichts anderes, als der veraltete bürgerliche Rock des Mittelalters, gerade wie in ihrem halbdeutschen Dialekt vieles, was uns fremdartig klingt, nur Ueberbleibsel aus jener Zeit ist. Vielleicht kommt einst der Tag, da das Monocle nicht mehr sicherer Bürge einer angeborenen Tauglichkeit zu Landraths- und Oberpräsidentenposten ist!

* * *

Gottfried Keller hat eine prächtige Novelle über das Thema „Kleider machen Leute" geschrieben. Aber Theodore de Banville hat im Ernst behauptet: „de la forme naît l'idée." Es ist das eine uralte romanische, katholische Vorstellung. Pascal rieth in diesem Sinn, zunächst auf jeden Fall die Ceremonien mitzumachen, dann werde schon die fromme Stimmung nachkommen. Und dem Mittelalter war es ein Dogma: wenn der Priester in seinem engelsweißen Kleid stehe, dann sei er so lang auch rein wie ein Engel. Unsere rationalistische Zeit zweifelt manchmal an dieser Wirkung der Kleider; nur bei Richtertalaren steht sie natürlich außer Zweifel.

* * *

Läßt sich in der Geschichte der Tracht eine bestimmte feste Entwicklung nachweisen? Ich glaube, es steht hier wie überall. Wir haben Anhaltspunkte, wir haben auch Gesichtspunkte — und nirgends eine Gewißheit. Für die männliche Tracht gibt (nach dem Urtheil des Kulturhistorikers Falke) die Behandlung des Bartes den Grundakkord der ganzen Komposition; für die weibliche mag der Gürtel den Schlüssel bilden. Und auf längere Zeitstrecken läßt sich darauf eine konsequente Entwicklung aufbauen. Aber über die ganze Länge der Weltgeschichte reicht sie nicht. Verfallzeiten und Blüthezeiten lassen sich leicht ausmitteln; wer wird unsere heutige Tracht der der Griechen an Schönheit und Zweckmäßigkeit gleichstellen wollen? Aber durch all die Höhen und Thäler windet sich unübersichtlich eine willkürliche Kurve, die weder von stetigem Fortschritt, noch von stetigem Verfall sprechen läßt. Deshalb wird eben auch so oft von beidem gesprochen — gerade wie in jeder Philosophie der Geschichte. Dem christlichen Philosophen ist seit anderthalb Jahrtausenden alles Niedergang, dem Rationalisten alles Aufstieg; beide beweisen ihr Dogma, indem sie die Thatsachen vergewaltigen. Und darum glauben wir, mit Stolz sagen zu dürfen: die Philosophie der Tracht ist eine würdige Schwester der Geschichtsphilosophie!

R. Emmery.

Faustisches im Norden.

Neben Goethe's Faust stellte der Däne Oehlenschläger seinen Aladdin. Nicht als erkenntnißsuchender, ruheunfähiger Recke der Arbeit erschien ihm das Genie, sondern wie ein Kind, das spielend den Meeressand in Goldkörner wandelt. Die schöpferische Phantasie war ihm das Göttliche im Genius, sie war die Wunderlampe, die alle Herrlichkeiten der Welt mühelos und im Ueberfluß ihrem Liebling spendet. Blumen, die es nicht gesäet, und Schätze, die es nicht gesammelt, fallen dem Genie zu; es nimmt und lächelt und gibt hin; es bleibt ein Kind, wie Andersen und Thorwaldsen und Oehlenschläger selbst zeitlebens sich ein kindliches Herz bewahrten. Oehlenschläger schuf im Sinne der gesammten nordischen Romantik, wenn er dem Genie Zirkel und Meßstab nahm um ihm die Wunderlampe dafür zu geben.

Die Reaktion gegen diese Romantik trat im Norden schärfer und bewußter ins Feld als anderswo. Auch sie zeichnete das Bild des Märchenprinzen, der auf dem Rücken im Gras liegt und in den Wolken phantastische Gestalten erblickt, der in zerlumpten Kleidern träumt, wie er als Kaiser einreiten und Gold unter die Menge streuen wird. Aber er bedeutete dieser neuen Dichtung nicht mehr das Genie; sie hielt Gericht über ihn und schlug ihm die Wunderlampe der Phantastik zornig in Scherben; und wenn sie ihn richtete, war sie gewillt, in ihm das norwegische Volk zu richten. Das ist Ibsen's „Peer Gynt".

Und diese neue Dichtung gab ihrerseits zwei Faustiaden: Ibsen's „Brand" und Björnson's „Ueber unsere Kraft".

Brand, Ibsen's bleicher Faust, ist das Genie der Willenskraft. Der Gottesbegriff hat sich bei ihm in Willensmotiv umgesetzt. Beschäftigten ihn überhaupt Erkenntnißprobleme, er müßte sagen: im Anfang war — das Wollen. Aber der Glaube löst bei ihm die Erkenntnißkraft ab und gibt seinem Wollen das zwingende Ziel: er will Gott. Da aber der Wille die eigentlich unsinnliche Kraft im Menschen ist, so ist sein Gott der unsinnliche, richtende Gott, die absolute Negation alles Weltlichen und damit alles Menschlichen. Kraft dieses Gottes negirt Brand die Welt. Darum sagt er fatalistisch konsequent: „kein größerer Sieg als Niederlage", und darum heißt es: „mir die Nacht! durch Todesnoth! Fernher winkt ein Morgenroth". Aber dieses Morgenroth kann eben erst jenseits des Todes leuchten, für diese Erde ist es auch nur ein Wolkenphantasma. Für irdisches Leben ist die Negation der Welt der Tod, das Nichts. In den Tod treibt Brand denn auch all seine Lieben und sich selbst. Freilich er glaubt und fordert das Wunder, das durch den Tod zum Leben führen soll. „Die Sonne stand in Gideons Thal auf sein Geheiß. O ohne Zahl würd' er noch heute Wunder thun, wär feige nicht die Welt." So ist Brand das Genie der Willenskraft, die in Wirklichkeit auf den Tod, in der Vorstellung auf das Wunder zielt; sein ganzes Leben ist in durchaus praktischem Sinne ein Postulat dieses lebentödtenden Wunders.

Die Björnson'sche Faustiade „Ueber unsere Kraft" nimmt sich in ihrem ersten, bereits vor Jahren veröffentlichten Theil, wie eine Ergänzung dieses Ibsen'schen Dramas aus. Die Faustgestalt, die freilich nur mittelbar in den Brennpunkt gerückt ist, der Laienprediger Sang, ist ein Genie des Glaubens. Der Glaube verrückt Berge, heißt es; der Glaube thut Wunder. Kraft des gottsicheren Willens fordert Brand das Wunder, kraft des gottvertrauenden Glaubens thut Sang das Wunder. Er betet, und die Kranken werden gesund; er befährt im kleinen Schiffernachen den sturmgepeitschten Fjord, um einem Leidenden beizustehen, und sein Gebet sänftigt die Wellen. Glaube ist Herzensthätigkeit: Sang's Gott ist der milde Gott der Liebe, der Allerbarmer. Aber auch der Glaube negirt die Welt für das Jenseits, auch er zielt im Wunder auf den Tod. Wenn es in Björnson's Dichtung einmal heißt: „das Vorhandensein des Glaubens ist gleichbedeutend mit dem Wunder", so ist das im Grunde nichts als die Gleichsetzung des Glaubens mit der Weltnegation und der Lebensverneinung, dem Tode. Das Etwas „über unsere Kraft" führt auch Sang mit der, für die er lebt, in den Tod. Sein Weib ist schwer erkrankt. Seit Monaten liegt sie schlaflos danieder. Sang betet, und sie findet Schlaf. Ein Bergsturz biegt hart an der Kirche, in der er betet, um. Er beharrt im Gebet, und die Kranke steht auf. Sie gehen ohne von einander zu wissen, sich gleichzeitig entgegen. Sie sinkt in seine Arme. Und in dem Augenblick fallen beide todt zu Boden. Mit der Frage: „Aber das war ja nicht die Absicht —? Oder —?" stirbt Sang. Nicht aber mit einer Frage schloß dieser erste Theil der Dichtung, sondern mit einer Antwort: was über unsere Kraft ist, das Wunder, ist der Tod. Der Glaube überwindet die Welt, indem er in den Tod führt. Das Volk und die Geistlichen aber sagen wie in Ibsen's „Brand": das Wunder muß kommen. „Nicht

weil wir verdienten, es zu sehen, sondern weil wir seiner bedürfen".

Inzwischen ist im Norden lange bereits auf die Ibsen-Björnson'sche Jugenddichtung die Reaktion gefolgt. Der Name August Strindberg's mag die neuere Richtung kennzeichnen. Strindberg nun hat einmal ein Essay veröffentlicht „Zur Psycho-Physiologie des Betens". Er erzählt darin, wie sein Kind plötzlich von Krämpfen befallen wurde, wie alle Mittel nicht anschlugen und seine Frau in ihn drang zu beten. Aus dem Bewußtsein seines Unglaubens heraus weigerte er sich es zu thun. Aber die Gefahr stieg, und er betete. Alsbald legten sich die Krämpfe und das Kind genas. Strindberg zieht daraus seine Schlüsse: von einer göttlichen Hilfe zu sprechen ist Aberglaube. Denn es gibt keinen Gott. Wohl aber gibt es latente Kräfte im Menschen, die durch den Gebetskampf gelöst und wirksam gemacht werden können. Damit begibt sich Strindberg auf das Gebiet naturwissenschaftlicher Spekulation, auf dem er seine jüngsten Niederlagen erlitten hat. Denn Strindberg's neuestes naturwissenschaftliches Bemühen ist eben auch ein faustisches Hinauswollen über exakte Forschung durch mystische Spekulation. Aladdin's Lampe leuchte in die Geheimnisse der Natur, die ihr mit Hebeln und mit Schrauben nicht abzutrotzen sind! So pocht Strindberg selbst an das Thor, vor dem zuvor Peer Gynt gestanden. „Wir bedürfen des Wunders". Es ist das Streben über die Kraft hinaus.

Und nun, nachdem auf die erste Phase der Ibsen-Björnson'schen Dichtung die Reaktion gefolgt, nachdem die beiden Dichter selbst auf ihre stark subjektive und eben deshalb religionsspekulative Jugenddichtung zum Theil in eine soziale Dichtung eingelenkt haben, erscheint der zweite Theil von Björnson's Faustiade „Ueber unsere Kraft".*)

„Wer so etwas erlebt hat", sagen die Kinder Sangs, „der muß dann später landflüchtig werden. — Aber nun will ich dir ganz genau sagen, was dies allein überlebt: das Verlangen nach dem Grenzenlosen."

Der zweite Theil der Björnsonschen Dichtung ist ein soziales Drama. Wie im ersten Theil ist auch diesmal die Faustgestalt nur mittelbar in den Brennpunkt gerückt, Sang's Sohn Elias wird der Träger der Idee. Auch er ein Genie des Glaubens, aber sozialen Glaubens. Er tritt zuversichtlich in den Dienst einer streikenden Arbeiterschaft. Die Erbitterung der Arbeiter aber, die in einer Felsschlucht unterhalb der Großstadt in Elend dahinkümmern, ist aufs Aeußerste gestiegen. Ein letzter Vereinbarungsversuch mit den Fabrikbesitzern ist gescheitert. Die Fabrikanten schließen in festlicher Zusammenkunft auf der alten Stadtveste einen Verband. Da flüchtet Elias „ins Grenzenlose". Sich selbst aufopfernd sprengt er die Veste, in der die Fabrikanten versammelt sind, mit Dynamit in die Luft. Die Dichtung schließt mit einem Ausblick in die Zukunft; mit einem Ausspähen in ein phantastisches und doch dürres Zukunftsland. Erfindungen und Reformen werden der Volksverzweiflung wehren. „Da steht uns ein schwerer Arbeitstag bevor", wie es in „Klein Eyolf" heißt.

Wieder aber und klarer als in einer der anderen Dichtungen ist es ausgesprochen und ausgeführt, daß das Streben über die Kraft hinaus ein Streben in den Tod ist. Das Wunder soll aus der göttlichen Sphäre in eine rein menschliche verpflanzt werden —: es bleibt todtbringend. Elias' Bemühungen um die Arbeiterschaft sind gescheitert. Ein Mann der Glaubensleidenschaft steht er dadurch an der Stelle, an der das Volk im ersten Theil der Dichtung und in Ibsen's „Brand" stand: er bedarf des Wunders. Die Grenzen schwinden, und ihm wachsen Flügel. Er selbst täuscht sich nicht über die Natur des Wunders, dessen Symbol das Kreuz ist. „Alles, von dem wir wünschen, daß es leben soll, muß durch den Tod gehen. Willst du, daß etwas weiter lebt, so stirb dafür! Das Christenthum empfing sein Leben vom Kreuze". Das ist das Wunder, durch das er die Arbeiterschaft zu ihrer eigenen Rettung zwingen will: er will ihnen von jenseits des Lebens predigen. „Dort (im Tod) ist die Rednerbühne des Lebens errichtet; von dort werden die Lebensgesetze verkündet, so daß man es über die ganze Welt hin vernimmt. So daß selbst die Schwerhörigsten es vernehmen." Und das ist das Wunder, an dem er auch innerlich zu Grunde geht; denn das Wunder ist auch innerlich der Tod.

Und nicht er allein geht zu Grunde. Wie Peer Gynt, so sind Björnson's Faustgestalten. Sang, der Laienprediger, und sein Sohn Elias, Verkörperungen des norwegischen Volkes. Das Wunderbedürfniß des Elias soll ein Spiegel des sozialen Lebens sein: „es muß beiden Parteien gesagt werden, daß sie sich kopfüber in das Unmögliche und Unnatürliche stürzen." Sie sehen Poesie darin und Größe, aber es ist das tödtende Nichts. „Wir führen ein Leben über die Kraft."

Wie ein einsamer schroffer Fels ragt Ibsen's Brand empor. Die ganze Fülle des zu Gestaltenden hat Ibsen in die eine Gestalt gepreßt Er selbst ganz Träger der Faustidee und an sich selbst Erfüller des Schicksals, das Goethe milde seinem Faust ersparen durfte. Denn nur für ein Weilchen und nur scheinbar theilt seine Agnes den faustischen, den Gott übergöttern wollenden Drang mit ihm. Mit dem Mützchen des verstorbenen Kleinen, das ihrer Hand entgleitet, fällt das faustische Begehren von ihr ab, das nur ein Schein in ihrem Herzen war; es spiegelte ihr Inneres das ihres Geliebten, ihres Brand, wieder. Die eine Gestalt des Helden ist bei Ibsen die Quelle des Lichts, durch das und in dem die übrigen Gestalten leuchten. — Ganz anders bei Björnson. Bei Björnson sind die beiden Helden nur wie die Prismen, in denen sich die Strahlen sammeln. Sie treten zeitweilig zurück, und dann flimmert die Idee hier und da zugleich auf. Ibsen's Kraft offenbart der feste Griff, mit dem die überragende Gestalt geformt ist; Björnson's Können zeigt zumeist das Episodische. Ibsen sucht das Monologische, dem er im Dialog nur etwas wie ein Echo gibt oder wie einen Widerhall; Björnson liebt das Symphonische, in dem bald das eine, bald das andere Instrument die Stimme hält. Faustisch das norwegische Volk in Ibsen's Dichtung, weil es einen Brand erzeugt; es erzeugt in Björnson's Drama einen Sang, einen Elias, weil es faustisch fühlt. Aber doch dasselbe Verlangen von beiden Dichtern gekennzeichnet, das Verlangen nach dem Grenzenlosen, das nur ein Verlangen nach dem Wunder ist.

Und nun erstehe noch einmal neben diesen nordischen Faustiden die Gestalt des deutschen Faust! Gesund und menschlich erscheint er neben seinen bleichen nordischen Brüdern. Brand, wie Sang und Elias sind sich nur des einen Triebs bewußt; das macht sie schattenhaft, und nicht nur das. Faust arbeitet; die Arbeit ist ihm Mittel in seinem Verlangen nach dem Grenzenlosen; er sucht Erkenntniß. Brand und Sang und Elias suchen im Grenzenlosen nur eben das Grenzenlose; sie suchen es mit einem salto mortale Es fällt auf sie der Schatten Peer Gynt's. Phantastisch schweifen sie ins Unendliche, die Phantasie ist ihre Leuchte ganz wie die Aladdins. Seit Oehlenschläger ist das Bild, trotz aller Wandlungen der Litteratur, im Wesen das gleiche geblieben: das faustische Element ist im Norden phantastischer Natur; der Unendlichkeitsdrang liegt in der Phantasie beschlossen. Er liegt bei Faust in der Erkenntnißkraft. Aber die Phantasie, wenn anders sie mit Aladdin's Wunderlampe nicht nur spielen will, erstrebt im Grenzenlosen das Wunder, und das Wunder tödtet. Aber die Vernunft erstrebt auch im Unendlichen nur ein Wissen, und das Wissen macht lebendig. Wie Phantasie und Vernunft so stehen sich die Faustdichtungen hüben und drüben in ihren Prämissen gegenüber; wie Tod und Leben in ihren Folgerungen.

Und in diesen Faustdichtungen liegt ein Wesenhaftes des Charakters der beiden Völker beschlossen. Man möchte nach dem Grund der Dinge forschen

Björnson hat in seiner Faustiade „Ueber unsere Kraft" diesen Grund des verschiedenen Empfindens und Seins gewiesen. Es heißt da: „Hier in dieser Natur ist etwas, das

*) Verlag von Albert Langen. 1896.

auch von uns das Wunderbare fordert. Die Natur selber geht ja über die gewöhnlichen Grenzen hinaus. Wir haben fast den ganzen Winter hindurch Nacht. Wir haben fast den ganzen Sommer hindurch Tag, — und dann steht die Sonne Tag und Nacht über dem Horizont. Hast du sie schon in der Nacht gesehen! Von den Seenebeln verschleiert erscheint sie drei- ja viermal so groß als sonst. Und die Farbenwirkung, die sie auf Himmel, Meer und Felsen ausübt! Und die Farben des Nordlichts am Winterhimmel! Und dann die andern Naturwunder! Sahest du diese Felsen, die senkrecht aus dem Meere aufsteigen? Sie sind nicht wie andere Berge. Und der ganze atlantische Ozean umrauscht sie. — Die Vorstellungen der Menschen sind natürlich dementsprechend. Sie sind maßlos.“ Sie suchen das Unendliche, würden wir sagen, in der Phantasie.

Es scheint eine andere Sonne über Deutschland.

Ernst Heilborn

Zeitschriften.

Politische Fragen.

(„Cosmopolis“.)

Wir haben schon einmal auf diese seit Kurzem erscheinende Monatsschrift hingewiesen, die englische, französische und deutsche Schriftsteller, jeden in seiner Muttersprache, über Kunst, Wissenschaft und Litteratur sich äußern läßt; die neben dem Essai und der Abhandlung, kleine Novellen in allen drei Sprachen bringt. In unserer kosmopolitischen Zeit, wo jeder Gebildete mehrere fremde Sprachen zu beherrschen pflegt, entspricht diese Revue einem wirklichen Bedürfniß. Statt daß man eine Reihe von Zeitschriften zu halten gezwungen ist, gewährt sie für sich allein in gewissem Umfange einen Ueberblick über die geistigen Regungen der drei großen Kulturnationen.

Man muß zugestehen, daß fast nur Schriftsteller mit bekannten Namen und von anerkanntem Werth in dieser Zeitschrift das Wort ergriffen haben. In dieser Beziehung ist nichts einzuwenden; man muß auch einräumen, daß die Beiträge zum überwiegenden Theil fesselnd und interessant gewesen sind. Freilich wurde dieses Interesse vor allem in einer Beziehung befriedigt: Kunst und Wissenschaft sind in erster Reihe gepflegt worden, während die Politik etwas zurückstand; und das erscheint von einem bestimmten Standpunkt aus bedauerlich. Eine solche Tribüne kann viel dazu beitragen, Vorurtheile zu zerstreuen, das empfindet man gerade im jetzigen Augenblick, wo die internationale Politik für Frankreich, für England, für Deutschland so bedeutende Probleme in den Vordergrund gerückt hat.

Immerhin bietet auch die März-Nummer neben Beiträgen rein künstlerischen und litterarischen Interesses von Stevenson, Tolstoi, Chuquet, Ferdinand von Saar, Helfreich des politisch Interessanten genug. Die englische Abtheilung enthält einen Artikel A Peace Mission to America von Henry Norman und die deutsche einen Aufsatz von Theodor Barth über Kaiser Wilhelm II. und die Sozialdemokratie. Dazu kommen als ständige Rubrik drei politische Chroniken, je eine von einem Franzosen, einem Engländer und einem deutschen Verfasser.

Neben der französischen Chronik, die interessante Beleuchtungen über die parlamentarischen, gefahrvollen Zustände der Republik enthält, bringt die diesmalige englische Chronik von Henry Norman, der so viel in der Welt herumgewesen ist, wie immer interessante Mittheilungen internationaler Natur. Er berichtet, daß die Stellung Rußlands in der armenischen Frage entschieden war, als die Absicht auftauchte, den Organisator Bosniens, den österreichischen Baron Kallay, mit einer gleichen Mission in Armenien zu betrauen. Von diesem Augenblick an soll die Haltung Rußlands gegen die englischen Reformpläne entschieden feindlich geworden sein. Das begreift sich politisch. Die Neigung bei Herrn v. Kallay für ein solches Unternehmen bestätigt Mr. Henry Norman auf eine Unterredung hin, die er selbst mit dem österreichischen Baron hatte; das ist interessant. Bisher war solche Aspiration rundweg abgeleugnet worden. Ich möchte aus der englischen Chronik noch zwei Details mittheilen. Mr. Henry Norman, der auch mit dem Fürsten von Bulgarien in persönlicher Beziehung gestanden hat, taxirt die geistigen Fähigkeiten des koburgischen Prinzen hoch, und er theilt endlich den Ausspruch eines hohen russischen Offiziers in Bezug auf das Verhältniß des Czarenreiches zu England fur; vor dem Sturz Lord Rosebery's mit. Der sagte damals: „Nous sommes à la veille du portage“, das heißt England und Rußland seien einig über eine Theilung der asiatischen Beute gewesen. Vielleicht? Wie oft haben sie schon Asien getheilt in Interessensphären während der letzten fünf Dezennien. Das könnte noch einige Male geschehen, und noch einige Male würde dann Rußland finden, daß sein Theil nicht ausreichend sei. Diese Politik hat Rußland bis in die nächste Nähe Indiens gebracht; warum nicht auch noch ein Stück weiter?

P. N.

Philipp Kalkmann: Englands Uebergang zur Goldwährung im 18. Jahrhundert. (Abhandlungen aus dem Staatswissenschaftlichen Seminar zu Straßburg. Heft 15.) Straßburg, Karl J. Trübner, 1895.

Nichts gibt eine bessere Grundlage zum Verständniß wirthschaftlicher Fragen, als geschichtliche Forschung. Aber leider wird, je brennender eine wirthschaftliche Frage ist, nichts mehr vernachlässigt, als eben die Beschäftigung mit der geschichtlichen Entwicklung. Die Tendenzlitteratur unterdrückt die Wissenschaft, und wo man auf die Geschichte Bezug nimmt, da geschieht es nicht, um aus ihr zu lernen, sondern nur, um sie für seine Tendenz möglichst geschickt zu verwerthen. Gerade die Geschichte der Entstehung der englischen Goldwährung, welche bisher nur mangelhaft aufgeklärt war, ist von Bimetallisten, wie Dana Horton, in tendenziöser Weise ausgebeutet worden.

Von solchen pseudohistorischen Versuchen unterscheidet sich die vorliegende Arbeit auf das vortheilhafteste. Der Verfasser hat sich das Verdienst erworben, ein hochwichtiges Stück Währungsgeschichte durch objektive Forschung aufgeklärt zu haben. Durch längere fleißige Arbeit im Britischen Museum ist es ihm gelungen, eine Fülle bisher unbekannten Materials zu Tage zu fördern, welches die in Frage stehende Entwicklung völlig klar legt. Schon in Rücksicht auf dieses neuentdeckte Material würde die Schrift große Beachtung verdienen, auch wenn es der Verfasser nicht verstanden hätte, dieses Material in der glücklichsten Weise zu verwerthen. Diese Verwerthung war kein leichtes Stück Arbeit. Die Münzverhältnisse Englands, aus welchem heraus sich die Goldwährung entwickelte, waren unglaublich komplizirte; das ganze münzpolitische Denken jener Zeit war ein ganz anderes als heute, und es bedurfte nicht geringer Anstrengung, sich in den Geist, aus welchem die als hauptsächliches Material in Betracht kommenden Schriften entstanden sind, hineinzufinden und so den gordischen Knoten nicht mit dem Schwert kühner Hypothesen zu zerhauen, sondern ihn mit durchdringendem Verständniß zu entwirren.

Kalkmann theilt die Ergebnisse seiner Forschung mit, ohne im gegenwärtigen Währungsstreite Stellung zu nehmen und ohne sich im geringsten durch irgendwelche Voreingenommenheit zu Gunsten der einen oder anderen Währungsform beeinflussen zu lassen. Freilich die „Bimet. Mon.-Schr.“ fällt wüthend über diese verdienstvolle Arbeit her und spricht ihr — ohne jeden Versuch sachlicher Kritik — von vornherein jeden wissenschaftlichen Werth ab. Das kann allerdings Kenner nicht in Erstaunen versetzen, denn Herr Kalkmann zerstört, indem er mit schlichten Worten die historische Wahrheit vorträgt, eine für den Bimetallismus wichtige Legende. Gegenüber der bimetallistischen Verketzerung genügt allein der Umstand, daß die Kalkmann'sche Arbeit unter den Abhandlungen aus dem Straßburger staatswissenschaftlichen Seminar erschienen und von der Straßburger juristischen Fakultät preisgekrönt ist. Die Straßburger Fakultät ist in wissenschaftlichen Angelegenheiten doch wohl etwas kompetenter als die „Bimet. Mon.-Schrift“.

Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes sei es mir gestattet, die von Kalkmann gewonnenen Ergebnisse in Kürze zu skizziren. Vielleicht lassen sich hin und wieder Folgerungen für den gegenwärtigen Währungsstreit ziehen, welche der Verfasser — ich betone das ausdrücklich — völlig vermeidet.

Ihren Ausgang nahm die Entwicklung, welche schließlich zur englischen Goldwährung führte, vom Jahre 1663. Bis dahin hatte England gesetzliche Doppelwährung. Es wurden Gold- und Silbermünzen geprägt, welche gesetzlich in einem festen Werthverhältniß zu einander standen. Da das Werthverhältniß der beiden Edelmetalle auf dem Markt ein schwankendes war, verschwand in England bald das Gold, bald das Silber aus dem Umlauf, thatsächliche Silber- und thatsächliche Goldwährung lösten einander unter großen Unbequemlichkeiten für den englischen Verkehr ab.

1663 trat ein Umschwung ein. Es wurden in diesem Jahr die ersten Guineen geprägt, welche als 20-Schillingstücke gedacht waren.

Dieser Tarifirung hätte ein Werthverhältniß von 1 : 14,485 zwischen Silber und Gold entsprochen. Um jedoch unabhängig von den Schwankungen der Relation auf dem Edelmetallmarkte Gold und Silber gleichzeitig im Umlauf zu erhalten, wurde dieser Guineakurs nicht obligatorisch festgelegt. Es wurde nur den öffentlichen Kassen gestattet, die Guinea zum Tageskurs anzunehmen. Die öffentlichen Kassen machten von dieser Erlaubniß stets Gebrauch. Dieses Verhältniß hatte nun, wie Kalkmann richtig ausführt, die Wirkung, daß der Guineakurs wohl von selbst steigen, aber nicht von selbst fallen konnte. Stieg der Werth des Goldes im Verhältniß zum Silberwerth, dann stieg auch der Guineakurs (Gold und Silber waren seit 1666 frei und unentgeltlich ausprägbar), und die öffentlichen Kassen nahmen die Guinea zu dem gestiegenen Kurse an — fiel nun aber der Werth des Goldes, was dann? Niemand gab trotz des Fallens des Goldwerthes die Guinea zu einem geringeren Kurs, als er sie bei den öffentlichen Kassen anbringen konnte, und so konnte sich die Guinea trotz des Fallens des Goldwerthes auf ihrer Höhe erhalten, und das Sinken des Goldwerthes trat nur als Steigen des Silberpreises über den Münzpreis in Erscheinung. Darin liegt der Schlüssel für das Verständniß der folgenden Entwicklung.

Die Guinea stieg bald nach ihrer Einführung auf $21^1/_2$ sh, und zwar weil das Gold gegenüber dem Silber im Werthe stieg. Auf diesem Kurs erhielt sie sich geraume Zeit, trotzdem der Goldwerth später etwas herabging. Das führte zu stark überwiegenden Goldprägungen unter Jakob II. Der freiwillige Kurs von $21^1/_2$ wirkte wie ein fester, das ganze System wie eine gesetzliche Doppelwährung, welche zur thatsächlichen Goldwährung geworden war.

In der ersten Hälfte der neunziger Jahre trat ein neuer Faktor in Wirkung: Das umlaufende Silbergeld verlor stark an Gewicht, zum geringsten Theil durch natürliche Abnutzung, zum größten durch das Unwesen der „Kipper und Wipper", welche die Silbermünzen durch Befeilen und Beschneiden absichtlich an ihrem Gewicht verkürzten. Das hatte eine rapide Steigerung des Guineakurses zur Folge, von 22 sh im März 1695 auf 30 im August. Die Regierung schaute dieser Entwicklung Anfangs unthätig zu, im August aber gebot sie Einhalt. Sie verbot die Annahme der Guinea zu mehr als 30 sh, und die Guinea stieg wirklich nicht höher, trotzdem das Silbergeld damals durchschnittlich die Hälfte seines Gewichtes eingebüßt haben soll.

Damit war ein neuer Zustand eingetreten. Wir haben gesehen, daß unter den obwaltenden Verhältnissen die Guinea nicht automatisch sinken konnte. Jetzt war auch ihrem *Steigen* ein Riegel vorgeschoben. Der Kurs von 1 Guinea = 30 Schilling war jetzt also ein absolut fester. Bei dieser Tarifirung war das Silbergeld nach seinem *gesetzlichen* Silbergehalt bedeutend unterwerthet. Gold war also thatsächlich allein frei ausprägbar und bestimmte allein den Werthgang der Valuta, während das beschnittene Silbergeld das Einschmelzen nicht lohnte, sich also im Umlauf erhalten konnte. *Also thatsächliche Goldwährung mit einem unterwerthigen Silberumlauf.* Man hat sich bisher häufig darüber verwundert, daß in dieser Zeit in England Waarenpreise und Wechselkurse sich nicht entfernt entsprechend der Gehaltverminderung der englischen Silbermünzen veränderten, d. h. um etwa 100 Proz. stiegen. Das ist nun erklärt. England hatte damals schon thatsächliche Goldwährung und das Silbergeld hatte keinen Einfluß auf den Werthgang der englischen Valuta mehr. An dieser bereits im Jahre 1695 vorhandenen Sachlage hat die Folgezeit wenig geändert, trotz aller Versuche. Sie war im Prinzip dieselbe, wie sie bis Ende des 18. Jahrhunderts bestand. Alles, was sich von nun an bis dorthin ereignete, hat nur episodische Bedeutung.

Die nächste und wichtigste Episode war die Reform der Silbermünzen. Begreiflicher Weise sah man ihre kolossale Gewichtsverminderung als einen unerträglichen Uebelstand an und bestrebte sich, das Silbergeld wieder auf seinen ursprünglichen Feingehalt zu bringen, besonders da man das Silber als die eigentliche Werthgrundlage des englischen Geldes ansah. Man entschloß sich deshalb, die abgenutzten umlaufenden Silbermünzen einzuziehen und in vollwichtige umzuprägen. Diese Reform wurde von 1795 bis 1799 mit dem enormen Kostenaufwand von 3 Millionen Pfund Sterling durchgeführt. Begreiflicher Weise konnten sich diese vollwichtigen Silbermünzen bei einem Guineakurs von 30 sh nicht im Umlauf halten, da ja nach der Marktrelation etwa 21 sh in Silber gleich 1 Guinea gewesen wären. Das sah man auch ein und setzte deshalb im ersten Viertel des Jahres 1696 den Maximalkurs der Guinea successive bis auf 22 sh herab, im Jahre 1699 auf $21^1/_2$ sh. Das waren zwar Herabsetzungen, aber keine genügenden. Gold blieb nach wie vor bei diesen Tarifirungen überwerthet. So kam es, daß die ganze Silbermünzreform vergeblich war; das vollwerthige Silbergeld verschwand mit unheimlicher Schnelligkeit wieder aus dem Umlauf. Die Silbermünzreform und die Herabsetzung des Guineakurses änderten also die Lage nur quantitativ, nicht qualitativ. Vorübergehende Schwankungen des Werthverhältnisses der Edelmetalle auf dem Markte in den folgenden Jahren übten keinen nachhaltigen Einfluß aus. Vom Jahre 1713 bis 1798 war die Relation der englischen Münze dauernd für Gold günstiger als die Marktrelation. Die Folgen waren so gut wie ausschließliche Goldprägungen in England und ein Verschwinden der Silbermünzen bis zu einem empfindlichen Mangel an kleinem Geld.

Der letztere Umstand führte zu der bekannten auf den Rath Newton's erfolgten Herabsetzung der Guinea auf 21 sh im Jahre 1717. Dadurch wurde das gesetzliche Werthverhältniß zwischen Silber und Gold in England auf 1 : 15,2096 festgelegt, während nach Newton's eigener Aufstellung die Relation auf dem Markte 1 : 14,97 war. Die neuerliche Herabsetzung der Guinea war also ebenso unzulänglich wie die vorhergehenden und änderte nichts an dem Wesen der englischen Währung. Newton wollte den Erfolg dieser Herabsetzung abwarten, um dann eventuell in derselben Richtung weiterzugehen. Inzwischen aber hatte sich doch das Gefühl durchgerungen, daß das Gold die eigentliche Grundlage des englischen Geldes geworden sei und daß deshalb durch die Herabsetzung des Nennwerthes der Guinea alle Schulden erschwert worden seien. Der Unwille darüber und die allgemeine Abneigung gegen weitere ähnliche Maßnahmen war so groß, daß im Januar 1718 ein Gesetz durchging, welches alle weiteren derartigen Maßnahmen untersagte. — So schuf die Maßregel von 1717 keine einschneidende Aenderung, im Grunde blieb alles beim alten, und die ihr beigelegte Wichtigkeit erscheint übertrieben. Nur in einem Punkt schuf sie eine Aenderung von wenigstens formell großer Wichtigkeit. Während alle bisherigen Guineakurse nur Maximalkurse, zu welchen die öffentlichen Kassen die Guinea annehmen sollten, gewesen waren, war die Tarifirung von 1717 eine feste nach oben *und unten*. Rein juristisch war also die englische Münzverfassung seit 1717 eine *vollständige Doppelwährung*, welche sich von der berühmten französischen, welche von 1803 ab bestand, nur in dem einen Nebenumstand unterschied, daß die Prägung beider Metalle nicht nur frei, sondern auch unentgeltlich war. Es ist also durchaus unrichtig, wenn Arendt (Vertr. Doppelwährung I. S. 116) behauptet, daß Frankreich im Jahre 1803 *zum ersten Male* „die Idee des Bimetallismus zur Ausführung brachte, daß noch nie ein Staat vorher seine Münzstätte beiden Metallen geöffnet und für jedes der beiden Metalle die ganze Kaufkraft seiner Valuta engagirt habe". Die Thatsache, daß dieser Bimetallismus in England bereits 1717, also fast ein Jahrhundert früher als in Frankreich bestand, ohne die dem Bimetallismus zugeschriebene Wirkung auf das Werthverhältniß der Edelmetalle zu zeigen, steht fest, wie unbequem sie für die bimetallistische Doktrin auch sein mag.

Es ist nämlich in Beziehung auf den gegenwärtigen Währungsstreit hochinteressant zu sehen, daß diese reine Doppelwährung *nicht den mindesten Einfluß* auf das Werthverhältniß der Edelmetalle auszuüben vermochte. Nach den englischen Gesetzen konnte man aus 1 Pfund Gold genau ebenso viel englisches Geld ausprägen lassen wie aus 15,2 Pfund Silber. Nach dem Fundamentalsatz unserer Bimetallisten hätte das die Wirkung haben müssen, daß 1 Pfund Gold stets mit geringen Abweichungen nach oben und unten 15,2 Pfund Silber gegolten hätte. War das der Fall? Nicht im geringsten! Nicht einen Augenblick vermochte sich das gesetzliche Verhältniß in England thatsächliche Geltung zu verschaffen. Das Werthverhältniß auf dem Markte war für Silber stets günstiger — während der ganzen Dauer des 18. Jahrhunderts.

Die gesetzliche englische Doppelwährung war und blieb also eine thatsächliche Goldwährung. Gold allein wurde zur Münze gebracht und ausgeprägt. Der Münzpreis des Goldes stimmte mit dessen Marktpreis überein, während der Marktpreis des Silbers höher war als dessen Münzpreis. Die vollwichtigen Silbermünzen wurden eingeschmolzen, nur stark abgenutzte blieben im Umlauf; deren Gewicht war größtentheils so sehr verringert, daß ihr Silberwerth noch weit geringer war, als ihr vom Golde abhängiger Geldwerth. So wurden die Silbermünzen aus einem unterwertheten ein unterwerthiges Geld. Da außerdem ein erheblicher Mangel an Silbermünzen durch das Abfließen alles vollwerthigen Silbergeldes verursacht war, verwendete Niemand das Silbergeld zu großen Zahlungen. Man war froh, wenn man es für die nothwendigen kleinen Zahlungen bekommen konnte, ja man zahlte bisweilen für die jämmerlich abgenutzten Stücke gar ein Aufgeld. So wurde das Silbergeld ohne gesetzliche Beschränkung seiner Zahlungskraft zur effektiven Scheidemünze.

Der Zustand war vollständig das, was wir Goldwährung nennen. Man brauchte ihn nur theoretisch zu erfassen und gesetzlich festzulegen

und auch der formelle Uebergang zur Goldwährung war vollbracht. Man brauchte nur die thatsächlich durch die Unterwerthung des Silbers gesperrte Silberprägung gesetzlich einzustellen, die thatsächlich durch den Mangel an Silbergeld beschränkte Zahlkraft des Silbergeldes gesetzlich zu sanktioniren, und man hatte die Goldwährung mit allen ihren Erfordernissen.

Aber die Ueberführung des aus der thatsächlichen Entwicklung hervorgegangenen Zustandes in einen gesetzlich festgelegten ging nur sehr langsam vor sich. Einmal waren die Engländer noch in der Meinung befangen, daß eigentlich das Silber die Grundlage des englischen Geldwesens sei; man verstand den Zustand des englischen Geldwesens nicht und vermochte ihn theoretisch und juristisch nicht zu erfassen. Dann war man mit den vorhandenen Verhältnissen leidlich zufrieden, fühlte sich also wenig zu gesetzgeberischen Aktionen veranlaßt. Nur der Mangel an Silbergeld für kleine Zahlungen war Ursache schwerer Klagen. Alle Reformbestrebungen richteten sich auf die Herstellung eines ausreichenden Silberumlaufes, und, so paradox es klingt, das Bestreben nach einem ausreichenden Silbermünzumlauf hat in England zur gesetzlichen Einführung der Goldwährung geführt.

Neuprägungen von Silbermünzen halfen nichts, denn da das englische Silbergeld unterwerthet war, wären die neugeprägten Münzen sofort wieder eingeschmolzen worden. Eine neue Herabsetzung des Nennwerthes der Hauptmünze, der Guinea, wagte man nicht vorzunehmen, eine Verminderung des gesetzlichen Gehaltes des Silbergeldes versprach keinen definitiven Erfolg. Den bestehenden Zustand gesetzlich zu fixiren, dazu war man sich über das Wesen des bestehenden Zustandes noch nicht genügend klar geworden. So kam es trotz aller Klagen über den Mangel an Silbergeld zu keiner Entscheidung. Die Maßregeln von 1774, eine Umprägung der damals stark abgenutzten Goldmünzen und die Beschränkung der gesetzlichen Zahlkraft des gemünzten Silbers auf 25 Pfund Sterling, während für Beträge über diese Summe Silbergeld nur nach dem Gewicht gegeben werden sollte, entbehren für den Charakter der englischen Währung fast jeder Bedeutung.

Da trat im Jahre 1798 auf dem Edelmetallmarkte ein Umschwung ein, welcher den ersten einschneidenden gesetzlichen Schritt zur Goldwährung herbeiführte. Das Silber sank im Werth und das Werthverhältniß beider Metalle kam in Einklang mit der gesetzlichen Relation in England. Sofort strömte Silber zur englischen Münze.

Inzwischen war eine Kommission zur Berathung der Münzverhältnisse eingesetzt worden, welcher auch Lord Liverpool angehörte. Diese Kommission scheint die gesetzliche Sanktionirung der Goldwährung beabsichtigt zu haben, und deshalb war ihr der drohende Silberzufluß und Goldabfluß, die drohende Aenderung in der thatsächlichen Werthgrundlage des englischen Geldes sehr wenig genehm. Mit überraschender Schnelligkeit erschien eine königliche Proklamation, welche unter einem nichtigen Vorwand die Silberprägung auf Privatrechnung untersagte, und diese Proklamation wurde gesetzlich sanktionirt. Damit war die gesetzliche Festlegung der Goldwährung fast vollzogen, es erübrigte nur noch, die Zahlkraft der Silbermünzen zu beschränken.

Dieser letzte Schritt verzögerte sich durch Meinungsdifferenzen in der erwähnten Kommission und durch die Papiergeldperiode während der napoleonischen Kriege bis 1816. Gleichzeitig mit der gesetzlichen Beschränkung der Zahlkraft wurde damals eine erheblich unterwerthige Ausprägung der Silbermünzen verfügt, um sie auch bei eventuellen künftigen Aenderungen des Werthverhältnisses auf dem Edelmetallmarkt zu Gunsten des Silbers im Umlauf erhalten zu können. Damit war die Goldwährung völlig durchgeführt.

Uebersieht man diese Entwicklung, so wird man zugeben müssen, daß wohl kaum jemals eine Aktion der Gesetzgebung durch die thatsächliche Entwicklung gründlicher vorbereitet war, als Englands Uebergang zur Goldwährung. Es handelte sich nur darum, für die thatsächlich vorhandene Münzverfassung die gesetzliche Formel zu finden, um weiter nichts. Bimetallistischen Schriftstellern scheint diese Wahrheit allerdings etwas unbequem zu sein, wohl besonders deshalb, weil die englische Goldwährung sich in einer allen bimetallistischen Glaubensartikeln hohnsprechenden Weise aus einer gesetzlichen Doppelwährung entwickelt hat.

Das ist in großen Zügen das Ergebniß der Kolkmann'schen Untersuchung. Das Buch enthält auch in den Einzelheiten sehr viel des Interessanten und Belehrenden. Vor allem ist der letzte Abschnitt hervorzuheben, welcher die Entwicklung der Goldwährungstheorie in England behandelt und mit großer Feinheit die Wechselwirkung der thatsächlichen Verhältnisse und der Entwicklung des währungspolitischen Denkens behandelt. Jedermann, welcher der Währungsfrage ein tieferes Interesse entgegenbringt, wird das Buch mit großer Befriedigung lesen.

Nervi. Karl Helfferich.

Handbuch der englischen Geschichte von den Uranfängen bis zur Gegenwart. Nach bewährten historischen Quellen bearbeitet von Blanche von Kübeck. Wien. A. Hartleben 1896.

Diesem Buche und seinen Absichten gegenüber gewinnt man erst den richtigen Standpunkt, wenn man sich durch den Titel nicht zu der Annahme verführen läßt, daß hier für den Kenner englischer Geschichte ein Handbuch geboten sei, um einzelne Thatsachen in seinem Gedächtniß wieder aufzufrischen; auch für jenen Kreis ist nicht unmittelbar das Buch gedacht, der, mit historischen Kenntnissen im Allgemeinen ausgerüstet, sich über die englische Geschichte im Zusammenhang einen knappen Ueberblick zu verschaffen wünscht. Die jugendliche Verfasserin sagt in einem besonderen Vorwort, welches bestimmte Ziel sie im Auge gehabt hat; sie wollte für den Unterricht junger Mädchen einen Leitfaden schreiben: und dies ist ihr in knapper Form, entsprechend jenen Voraussetzungen, die man für das Bildungsbedürfniß solcher Leserinnen haben kann, gut gelungen; aber warum sollten nicht auch andere Leser Nutzen ziehen können aus solcher knappen und anspruchslosen Uebersicht, die das Werden des freiesten monarchischen Staatswesens und der größten Kolonialmacht der Erde darstellt.

Dieses kleine Buch giebt aber auch in sozialer Beziehung zu einer besonderen Bemerkung Anlaß, und zwar nicht in Anknüpfung an die englische Geschichte und an den Inhalt der Schrift, sondern nur in Anknüpfung an die drei Worte auf dem Titelblatt: Blanche von Kübeck. Daß eine junge Baronesse zur ernsteren Zerstreuung ihre Mußestunden mit der Aufgabe ausfüllt, einen Leitfaden der englischen Geschichte zu schreiben, ist aller Ehren werth in deutschen Landen, wo im Gegensatz zu England es eine Ausnahme ist, wenn der Adel sich geistig bethätigt und gar erst eine junge adelige Dame. —n.

Die Frauenfrage.

Anläßlich des Bamberger'schen Artikels der vorigen Nummer erhalten wir folgende Zuschrift:

„Zu einer Frauenfrage finden wir lange vor dem Zeitalter der Hosen und Unterröcke, nämlich im republikanischen Rom, wenigstens einen Ansatz. In der schweren Zeit des Hannibalischen Krieges war ein Gesetz erlassen worden gegen den Luxus der Damen in Goldschmuck, Changeantroben u. a. Die Gefahr war glücklich überstanden und nun stellten im Jahre 195 zwei Volkstribunen, die ein klein wenig Pantoffelhelden sein mochten, was ja mit dem Tribunenthum nicht geradezu unverträglich ist, den Antrag auf Beseitigung jenes Gesetzes, und die Damen der obersten Schichten betheiligten sich, ganz gegen Recht und Sitte, sehr lebhaft an der Agitation für die Aufhebung, sogar auf der Straße und dem Markte. Gegen diese Umsturzbewegung läßt Livius (zu Anfang des 34. Buches) den alten Cato, denselben, der den schnöden Rath gibt, man solle die Frau ab und zu küssen zur Kontrole ihrer Enthaltsamkeit gegen den Weintrunk, eine fulminante Rede halten: die Frau dürfe ihre Privatsachen nicht selber vor Gericht vertreten, viel weniger habe sie in die öffentlichen Angelegenheiten dreinzureden; so hätten es die Vorfahren gewollt und dabei habe es zu bleiben; wenn man erst einmal die Frau dem Manne gleichstelle, so werde sie bald ganz obenauf sein. — Dem gegenüber meint einer der Antragsteller, die Stellung des Mannes dürfe nicht zur Knechtschaft der Frau führen, er weist aus Cato's eigenem Geschichtswerk Fälle nach, wo Frauen öffentlich aufgetreten sind, und meint, in ihren eigensten Angelegenheiten, wo es sich um ihre kleinen Freuden handle, den schwachen Ersatz für Triumph und anderes, was dem Manne vorbehalten sei, da würden sie doch wohl ein Wort mitreden dürfen. — In Folge verstärkten Druckes des „schwachen" Geschlechtes ging der Antrag wirklich durch, der häusliche Friede vieler würdevollen Männer war gerettet, und daß gleich darauf Cato mit einer Flottenabtheilung in See ging, war wohl nur ein zufälliges Zusammentreffen."

T.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 24. Berlin, den 14. März 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Es dauert lange, bis der Deutsche sich aufbäumt und besonders lange, bis dem deutschen Bürgerthum die Geduld reißt. In diesen Kreisen arbeitet man; und wenn die Gesetzgebung die nützliche Arbeit hindert, so arbeitet man noch mehr, um jenen Schaden durch Fleiß und Anspannung aller Kräfte wett zu machen, den eine feindliche und schlecht berathene Gesetzgebung dem Wohlstand des Einzelnen und damit dem Nationalwohlstand zufügt. Diese rastlose Thätigkeit der breiten Masse unserer Bevölkerung hat es zu Wege gebracht, daß der große politische Rahmen, der in harten Kämpfen geschaffen wurde, heute ausgefüllt wird durch ein aufstrebendes, wirthschaftliches Kulturleben, das die Bewunderung und unter Umständen den Neid anderer rivalisirender Nationen erregt.

Aber auch das deutsche Volk hat die Fehler seiner Vorzüge. Die wirthschaftliche Arbeitsamkeit ließ in großen Kreisen, auf die ein gesundes Staatsleben für den öffentlichen Dienst nicht verzichten kann, Gleichgültigkeit und Passivität gegenüber der politischen Entwicklung aufkommen. Jetzt scheint der Augenblick da zu sein, wo der schwere Druck unserer Verhältnisse die Erziehung dieser Elemente bewirkt.

Unser modernes Leben muß zu Grunde gehen, wenn dem Ansturm reaktionärer Elemente nicht ein starker Damm entgegen gesetzt wird; und dieser Ansturm ist von höchster Gefahr für die Einzelnen, wie für die Gesammtheit. Nachdem in immer steigender Anzahl einzelne mächtige Interessenkreise unseres deutschen wirthschaftlichen Lebens durch das brutale und sinnlose Treiben des Agrarierthums verletzt worden sind, und nachdem man in immer übermüthigerer Weise zu dem Schaden auch noch den Hohn gefügt hatte, schuf man allmählich in weiten Kreisen der Erwerbsstände eine Stimmung, die sich in die wenigen Worte ausdrücken läßt: So gehts nicht weiter und wir haben genug; zeigen wir, daß auch wir eine Macht im Staate sind und zeigen wir, daß wir nicht nur zu arbeiten verstehen, sondern, wenn es nöthig ist, auch politisch zu kämpfen.

In Resolutionen und in immer zahlreicheren Versammlungen kamen solche Anschauungen zum Ausdruck; in den Versammlungen der Kaufleute zu Hamburg, zu Stettin, zu Königsberg, zu Bremen, zu Berlin auf dem Handelstage und an anderen Orten und gleichzeitig gelangte aus den verschiedensten Interessenkreisen und aus den verschiedensten Theilen Deutschlands von berufener Seite nach Berlin immer dringender die Aufforderung, eine Organisation zu schaffen, die getragen von diesen Stimmungen der breiten Masse der Bevölkerung, die Kräfte zur Abwehr zusammenfasse. Der erste Schritt auf dieser Bahn ist jetzt geschehen. Männer der verschiedensten politischen Richtungen und der verschiedensten Berufe haben am 11. März in einer großen Versammlung in Berlin die Gründung eines „Schutzbundes gegen agrarische Uebergriffe“ beschlossen und die einleitenden Beschlüsse für eine Organisation gefaßt, die sich über ganz Deutschland ausdehnen soll.

Wir begrüßen diese That mit aufrichtiger Zustimmung, nicht weil wir sie vortheilhaft erachten irgend einer einzelnen Fraktion, sondern weil wir sie als einen Segen ansehen für Deutschland, und so wird sie allen den Parteien gleichmäßig zu gute kommen, denen das Interesse des Gesammtstaates über egoistische Sondervortheile irgend welcher Art steht.

Dieser antiagrarische Bund, der die Kräfte breiter Massen zusammenzufassen bestimmt ist, wird jene Parteien, die mehr und mehr in ein agrarisches Fahrwasser hineinzugleiten drohen, zwingen, sich auf sich selbst zu besinnen, und er wird jene anderen Parteien, die auch bisher schon das

Agrarierthum bekämpft haben, stützen können. Zu solchem Stützen werden sich weite und einflußreiche Kreise heranziehen lassen, die bisher unthätig waren, und jene vereinzelten, bisher machtlosen Kräfte innerhalb der schon agrarisch angekränkelten Parteien, werden durch den Rückhalt, den sie an der neuen Organisation finden, die Kraft gewinnen, um besser als bisher in den eigenen Reihen der bündlerischen Gefahr entgegenwirken zu können.

Von solcher breiten Basis aus kann sich langsam bei genügender Energie und Aufopferungsfähigkeit und unter Beobachtung jenes politischen Taktes, der nicht engherzig den Hader sucht, eine Regeneration des Parteilebens zu jenen Anschauungen hin vollziehen, die das Interesse der Gesammtheit über das Interesse der einzelnen Gruppe setzt, und die daher wahrhaft staatserhaltend ist.

Für den Augenblick aber wird den ärgsten Ausschreitungen des agrarischen Vandalismus schon dadurch vorgebeugt werden können, daß nunmehr die Regierung veranlaßt sein wird, mit einem neuen Machtfaktor im politischen Leben zu rechnen, der statt allein zu reden und zu protestiren, zu umfassendem politischen Handeln entschlossen ist.

Richtet sich die neue Vereinigung aber etwa gegen die Landwirthschaft? Dem ist in der Versammlung selbst bereits auf das Entschiedenste widersprochen worden. Nicht die Landwirthschaft ist der Feind, sondern der Egoismus und die gesetzgeberische Frivolität des agrarischen Großgrundbesitzerthums.

Von diesem grundbesitzenden Junkerthum beginnt sich die breite Masse der ackerbautreibenden Bevölkerung aber bereits langsam loszulösen; es schreitet die Erkenntniß fort, daß der Bund der Landwirthe nur dazu bestimmt ist, um zum Nutzen einer kleineren Clique die Schaar der ackerbautreibenden Bevölkerung einzufangen; und ein klares Zeichen solcher Erkenntniß liegt gerade jetzt vor.

Zu Köslin in Pommern hat ein Parteitag der freisinnigen Vereinigung stattgefunden, der in jeder Beziehung vortrefflich verlaufen ist. Das ist für die Fraktion erfreulich; aber dieser Parteitag gewann durch einen Umstand ein Interesse, das über die kleinen Freuden und Schmerzen hinausreicht, an denen nur die Fraktionsgenossen und die gerade betheiligten politischen Gegner Antheil nehmen.

Seit noch nicht allzu langer Zeit hat sich nämlich in Pommern, diesem Stammlande des Junkerthums, eine Bewegung entwickelt, die ernste Beachtung verdient. Auf dem politischen Programm der Freisinnigen Vereinigung stehend, hat sich in Pommern ein Bauernbund gebildet. Die mittleren und kleinen Grundbesitzer haben klar erkannt, daß ihre Interessen mit denen des Junkerthums nicht nur nicht die gleichen sind, — diese Männer sehen vielmehr ein, daß sie bisher dazu gebracht worden sind, gegen ihre eigenen Interessen dem Großgrundbesitzerthum politisch zu frohnden. Solche Erkenntniß führte zu einer Isolirung der Junker und zum selbstständigen Zusammenschluß der kernigen pommerschen Bauernschaft unter freisinnigem Banner. So kam es denn, daß in Köslin zum freisinnigen Parteitage sich nicht ein paar vereinzelte Landwirthe eingefunden hatten, sondern, daß sie in hellen Haufen gekommen waren, sich rege an den Berathungen betheiligten und eine wirkliche Vertretung des flachen Landes darstellten.

Das ist ein bemerkenswerthes Zeichen. Was in Pommern langsam geglückt ist, kann durch Aufklärung und ernste Arbeit auch anderwärts gelingen. So muß denn auch die Parole lauten: Hinaus auf das Land, um die überwiegende Zahl der Landwirthe wieder für gesunde wirthschaftliche Anschauungen zurück zu gewinnen, und um das agrarische Junkerthum, das zum Angriff übergegangen ist, in seinen eigenen Stammsitzen zu erschüttern, die es nur dadurch behauptet, daß es die ländlichen Massen in geistiger und politischer Unterdrückung niederhält.

Der österreichisch-ungarische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Goluchowski, ist in Berlin. Es ist augenscheinlich, daß dieser Besuch Bedeutung für die internationale Politik hat; vor Allem für die Fragen, die durch die abessynischen Schwierigkeiten Italiens hervorgerufen worden sind. Freilich nach einer Richtung hin bedarf die Lage keiner Erörterungen. Es ist heute klar, daß die Stellung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu Italien durch die afrikanischen Ereignisse nicht um einen Zoll breit sich verändert hat. Den Standpunkt, den wir vor acht Tagen einnahmen, vertreten auch die offiziösen Blätter bei uns und in Oesterreich-Ungarn einstimmig. Die Lage legt uns die Pflicht auf, Italien in Europa zu decken; diese Pflicht haben wir unbedingt aus Vertragstreue zu erfüllen und eine solche Vertragstreue, die auf gesunden Erwägungen beruht, ist zugleich ein Akt verständiger Politik im Interesse der internationalen Sicherheit und des europäischen Friedens.

Den Fonds von Sympathie, den wir im Laufe einer längeren politischen Entwicklung uns in Italien angesammelt haben, wollen wir uns erhalten, und wir wollen ihn mehren, indem wir ohne Schwanken durch unsere unzweideutige Stellungnahme in diesem für unser Bundesland so kritischen Augenblick erhärten, welchen Werth der Dreibund für jeden einzelnen Theilnehmer haben kann und welchen Werth er in diesem Augenblick für Italien hat. Es ist bei traurigem Anlaß damit der Beweis erbracht, daß der Dreibund nicht eine prächtige und blendende Dekoration ist für ruhige Zeiten, sondern eine werthvolle Stütze in ernsten Tagen.

Wenn französische Blätter auf eine andere Entscheidung gerechnet haben, so war das ein Irrthum, der falsch unsere politische Ehrlichkeit wie unsere politische Einsicht bewerthete; aber es war wenigstens ein Irrthum, den man im Interesse des eigenen, französischen Standpunktes wohl in Umlauf zu setzen Veranlassung haben konnte. Ganz anders steht es mit der Haltung einzelner, sehr einflußreicher englischer Blätter.

Sie suchten geflissentlich die Ansicht zu verbreiten, daß Oesterreich-Ungarn und Deutschland den Dritten im Bunde fallen lassen würden; sie mußten naturgemäß durch solche Ausstreuungen die Beunruhigung in Italien steigern; sie bacirten weiter die ernste Schwächung des Dreibundes, und sie erwogen den Gedanken, ob es wohl jetzt für Frankreich in Frage kommen würde, „der Elsaß-Lothringischen Frage“ näher zu treten; solche Erwägung konnte natürlich nur die Wirkung haben, Gedanken dieser Art Frankreich zu suggeriren. Freilich glauben wir, daß man in Paris gegen diese Art von Suggestionen einigen Argwohn hegen wird.

Wenn solche englische Methode, Politik zu treiben, auf Berechnung beruht, so kann es nur die menschenfreundliche Berechnung sein, zu eigener Entlastung einen europäischen Krieg zu entfesseln; aber sie beruht nicht auf Berechnung, so ist man enttäuscht über das mangelnde Maß politischer Voraussicht und politischen Verantwortlichkeitsgefühls, das große englische Zeitungen auszeichnet. Und gerade die sind von solchen Beobachtungen, zu denen wir in neuester Zeit allzu oft Veranlassung hatten, am peinlichsten berührt, die für England und englisches Wesen bisher die lebhafteste Sympathie hegten.

In Italien ist auf das Kabinet Crispi, das der Wahnwitz eines einzelnen Generals stürzte, ein Kabinet Rudini gefolgt, in dem der Herzog von Sermoneta das auswärtige Amt übernommen hat. Wir hoffen, daß dieses Ministerium in Betreff Afrikas eine für die internationale und die nationale Lage Italiens kluge und vorsichtige Entscheidung treffen wird, und wir freuen uns, daß von Seiten Deutschlands und Oesterreich-Ungarns nicht der Versuch gemacht worden ist, diese Entscheidung demonstrativ zu beeinflussen. In Lagen wie die, in welcher sich heute Italien befindet, verdient das Selbstgefühl einer befreundeten Nation eine besonders diskrete Rücksichtnahme.

Die Antiagrarier.

Unter allen zerstörenden Elementen unseres gegenwärtigen politischen Lebens ist das Agrarierthum das bei weitem gefährlichste. Die Sozialdemokratie würde, wenn ihr kollektivistisches Ideal zur Durchführung gelangte, ja allerdings eine schlimmere Umwälzung herbeiführen — auch der Weltuntergang ist schlimmer, als ein Heuschreckenschwarm —, trotzdem fürchtet man mit Recht den letzteren mehr.

Das Agrarierthum ist bei uns allmählich ein vollständiges reaktionäres System geworden, eine konstitutionelle Krankheit, die den ganzen Staatskörper ergriffen hat. Man begnügt sich nicht bloß damit, für einen einzelnen Erwerbszweig wirkliche oder vermeintliche Vortheile im Wege der Gesetzgebung zu erzielen, man hat sich vielmehr bereits zu der politischen Idee durchgerungen, daß auch der Schaden der anderen ein eigener Vortheil sei.

Es ist das weniger paradox, als es klingt. Handelt es sich doch bei der gesammten agrarischen Bewegung in letzter Linie um den Kampf eines sinkenden Standes, der seine politische Machtstellung infolge wirthschaftlichen Rückganges bedroht sieht, gegen andere Stände, die von der modernen Verkehrsentwicklung wirthschaftlich begünstigt sind, und die deshalb den alten Machthabern als bedrohliche politische Konkurrenten erscheinen.

Dem Hasse der agrarischen Junker gegen die Vertreter des mobilen Kapitals liegt somit auch ein gut Theil politischer Berechnung zu Grunde. Eben deshalb ist auch gar nicht darauf zu rechnen, daß die von dem Agrarierthum heraufbeschworenen Gegensätze einen friedlichen Ausgleich finden. Hier handelt es sich um einen politischen Kampf, der aus der natürlichen Entwicklung wirthschaftlicher Verhältnisse hervorgegangen ist —; daher auch die Erbitterung, mit der er geführt wird. Solchen Kämpfen kann man nicht ausweichen, aber man kann sie abkürzen, wenn man sie mit voller Energie aufnimmt.

Nichts wäre irriger, als das Agrarierthum und die Landwirthschaft zu identifiziren. Im Gegentheil! Je komplizirter das landwirthschaftliche Gewerbe geworden ist, je mehr es auf die Befruchtung mit dem mobilen Kapital angewiesen ist, je mehr es in den modernen Kreditverkehr hineingekommen ist, um so mehr hat es das Agrarierthum mit seinen feudalen Vorurtheilen als seinen Feind anzusehen. Vielleicht noch mehr, als die übrigen Gewerbe. Ludwig Bamberger hat diesen Gegensatz dahin pointirt, daß der Landwirth mittelst produktiver Arbeit der Erde, der Agrarier mit Hilfe der Gesetzgebung seinem Nebenmenschen abzugewinnen sucht, was er zu seinem Lebensunterhalt braucht.

Daß einer solchen Bewegung gegenüber enge politische Formeln nicht ausreichen, ist begreiflich genug. Nichts erscheint deshalb auch plausibler, als die zur Abwehr bereiten, in den verschiedensten politischen und wirthschaftlichen Verbindungen zerstreuten Kräfte in einer neuen Organisation zusammenzufassen. Wir haben seit geraumer Zeit auf diesen Blättern die Nothwendigkeit einer solchen Entwicklung betont, wir begrüßen deshalb den „Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe“, der sich am vorigen Mittwoch in Berlin — aus der Initiative namhafter Vertreter von Handel und Industrie heraus — konstituirt hat, mit lebhafter Genugthuung.

Die Aufgabe dieses Verbandes wird gewiß keine leichte sein. Man wird nicht nur gegen die politische Gleichgültigkeit zu kämpfen haben, sondern auch gegen allerlei Rivalitäten. Wo immer ein kleines Feuerchen unter einem politischen Suppentopfe in Gefahr geräth, daß die neue Organisation ihm den Brennstoff entzieht, da wird man sich auf allerlei Anfeindungen gefaßt zu machen haben. Zudem sind die Deutschen noch immer das unpolitischste Volk der Erde. Selbst wer mit dem Ziel ganz einverstanden ist, der hält sich häufig genug abseits, weil die Ausführung nicht durchaus seiner Vorstellung entspricht. Der eine liebt mehr das Piano, der andere das Forte, und er macht davon seine Mitwirkung abhängig, selbst wenn ihm die Melodie gefällt. Der eine fühlt sich politisch diskreditirt, wenn er mit der Regierung geht, der andere möchte nicht gern etwas gegen die Regierung unternehmen. Der eine ist mit vollem Herzen dabei, wenn er selbst oder Freund Schulze im Vorstand sitzt, der andere nimmt gerade an diesem Schulze besonderen Anstoß. Solche und ähnliche Schildbürgereien werden sich auch dem neuen antiagrarischen Schutzverbande in stattlicher Menge entgegenstellen; aber der Grundgedanke ist ein so einfacher, die Nothwendigkeit seiner Durchführung so offenbar, daß das deutsche Volk noch viel unpolitischer sein müßte, als es ohnehin schon ist, wenn der Verband nicht alle Hindernisse und Intriguen überwinden und sich zu einer respektablen Macht gegen das Agrarierthum auswachsen sollte.

Es sind Männer des Handelsstandes und der Industrie, welche die Anregung zu der Bildung dieser Vereinigung gegeben und auch sofort ihre Opferwilligkeit dokumentirt haben. Aber man hat verständigerweise darauf verzichtet, den Verband auf die Kreise des Handels und der Industrie zu beschränken. Da es sich nicht um die Vertretung von Spezialinteressen, sondern um die resolute Geltendmachung allgemeiner Interessen gegen das Agrarierthum handelt, so liegt nicht der geringste Anlaß vor, sich ausschließlich in den Kreisen des Handels und der Industrie zu halten. Wenn der neue Verband wirkliche politische Erfolge erringen will, so muß er vor allen Dingen auch versuchen, auf dem platten Lande Aufklärung zu verbreiten und Einfluß zu gewinnen. Auch die scheinbar festesten Wahlsitze des Agrarierthums sind bei ausdauernder Agitationsarbeit für die Gegner des Agrarierthums zu gewinnen. Je vorurtheilsfreier man sich den politischen Fraktionen gegenüber stellt, je mehr man alle Kräfte konzentrirt auf das eine Ziel der Erschütterung des politischen Einflusses des Agrarierthums, um so sicherer wird man auch gerade auf dem platten Lande Erfolge erzielen können. Jede Erwägung bestärkt uns deshalb in dem Wunsche, daß die neue Organisation Erfolg haben möge, und in der Hoffnung, daß sie Erfolg haben wird.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XI.

Dem Anschein nach werden weder der Landtag noch der Reichstag das Budget, wie die Verfassung es erheischt, vor dem 1. April fertig stellen. Das Abgeordnetenhaus wird die dritte Lesung voraussichtlich am 18. März beendigen, und das Herrenhaus verlangt, daß ihm die Vorlage schon am 15. März zugeht, damit es nicht genöthigt ist, sich zu überstürzen. Nach der Verfassung hat freilich das Herrenhaus nur über die eine Frage einen Beschluß zu fassen, ob es das Budget im Ganzen verwerfen will oder nicht, und diese Frage kann allenfalls in fünf Minuten sehr sorgfältig und allseitig erwogen werden. Und wenn die Kommission des Herrenhauses es für erwünscht hält, einige Causerien über die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses abzuhalten, so steht ihr nichts im Wege, dieses Plauderstündchen zu beginnen, noch während das Abgeordnetenhaus an der Arbeit ist, denn wenn dem Herrenhause die Vorlage auch noch nicht offiziell zugegangen ist, so sind ihm doch alle Drucksachen bekannt. Indessen hält das Herrenhaus an dem türkischen Grundsatze fest, daß jede Uebereilung der Würde des Menschen abträglich ist.

Die Budgetberathung des Landtages hat sich schon häufig verzögert; der Grund aber, aus welchem es diesmal wieder geschieht, ist heiter. Das Abgeordnetenhaus hat dies-

mal wenig Vorlagen erhalten; man fürchtete sich, die Budgetberathung werde zu schnell zu Ende gehen, und man werde dann nicht wissen, was man beginnen solle

auszufüllen die Leere der Stunden
und die lange unendliche Zeit.

Man beschloß deswegen von vornherein, die Budgetberathung breit und behaglich anzulegen, und man hat sich dann von dem angeschlagenen Tone nicht trennen können, als die Zeit zu drängen anfing. Auf der Höhe einer wirklichen politischen Debatte hat die Berathung des Abgeordnetenhauses während der abgelaufenen zwei Monate höchstens drei Tage lang gestanden.

Im Reichstage ist man bisher gewohnt gewesen, das Budget rechtzeitig fertig zu stellen, und wenn diesmal eine Ausnahme stattfinden sollte, so liegt der Grund darin, daß die Budgetkommission mit ihren Arbeiten in Rückstand gekommen ist. Das Plenum hat sich entschließen müssen, ein Intermezzo einzulegen und hat dazu die Novelle zur Gewerbeordnung gewählt, welche in der nun schon seit zwanzig Jahren beliebten Weise einige Zwirnsfäden in den Weg legen soll.

Es hat sich um die Frage gehandelt, welche Garantieen für seine Zuverlässigkeit der Mann bieten soll, der es unternimmt, seinen Mitbürgern Bier in Flaschen zu verkaufen, ferner ob ein Hausirer berechtigt sein soll, eine Lupe feilzuhalten, mittelst welcher ein wißbegieriger Volksschüler eine Fliege einer genaueren Untersuchung unterziehen kann; ob die Sparsamkeit einer Kuhmagd auf eine ernste Probe gestellt werden darf, indem ihr ein umherziehender Händler eine Schnur mit Glasperlen anbietet, und ähnliche Dinge mehr. Leider hat sich die Regierung noch nicht dazu aufschwingen können, das Hausiren mit Klapperschlangen zu untersagen. Freilich hat auch bisher noch kein Hausirer einen Handel mit diesen giftigen Bestien begonnen, aber will man denn wirklich warten, bis ein Unglück geschehen ist?

Auf die Einzelheiten der Debatte gehe ich nicht ein; hätten sie vor vierzig Jahren im Landtage von Flachsendingen stattgefunden, so hätten sie einen köstlichen Beitrag zu Braun's „Bildern aus der Kleinstaaterei“ geliefert. Das hätte sich unser nun verewigter Freund nicht träumen lassen, als er diese Bilder zeichnete, daß die Gründung des deutschen Reichstags den Erfolg haben würde, kleinstaatliche Anschauungen in den deutschen Reichstag hineinzutragen.

Eine ernsthafte Seite hat freilich die Angelegenheit. Auch die geringfügigste Thorheit geht nicht ab, ohne daß irgend ein Schaden geschieht. Und derjenige, der den Schaden zu tragen hat, ist die Bevölkerung der armen Gegenden, in denen der Ackerbau unzureichend ist, in denen die mit Dampfkraft betriebene Großindustrie keinen Standort hat, und in der sich die Bevölkerung mit der Herstellung und dem Vertrieb von Gegenständen der Hausindustrie einen kümmerlichen Erwerb verschafft. In diesem Falle ist es das Eichsfeld, welches besonders hart hergenommen wird. Der Abgeordnete für diesen Bezirk, das Centrumsmitglied Herr von Strombeck, hat standhaft gekämpft, um von seinen Wählern Unheil abzuwenden, aber es gelang ihm nicht, seine Fraktionsgenossen zu erweichen. Das Gesetz ist in zweiter Lesung erledigt; legt's zum Uebrigen!

Proteus.

Eine Revolution im Welthandel.

Nicht nur im politischen, auch im Verkehrsleben der Völker vollziehen sich Umwälzungen, die auf Jahrhunderte hinaus deren Zukunft bestimmen. Sie pflegen freilich nicht schnell, nicht gewaltsam, nicht auf Jahr und Tag datirbar einzutreten, sondern sich allmählich und unaufhaltsam, wie die geologischen Revolutionen, zu verwirklichen.

Ein solcher vollkommener Wechsel der handelspolitischen Situation betraf unser Vaterland seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, und seine Folgen erstrecken sich noch bis auf die Gegenwart.

Bei Beginn der Neuzeit war Deutschland eines der betriebsamsten, bevölkertsten und reichsten Länder der Welt. Selbst die Söhne des hochkultivirten Italiens bewunderten die Zahl seiner Bewohner ihren Wohlstand und ihre gewerbliche Thätigkeit. Nach ziemlich zuverlässigen Schätzungen zählte Deutschland 30 Einwohner auf den Quadratkilometer, also im Ganzen ungefähr 20 Millionen Menschen, zu einer Zeit, wo Frankreich nicht mehr als 10, England $2^1/_2$ Millionen, Schottland etwa 800 000 Seelen enthielten. Vermögen von 240 000 Dukaten, oder, nach heutigem Geldwerthe, 12 Millionen Mark, besaßen damals oberdeutsche Handelshäuser zweiten Ranges; die Fugger geboten über eine Habe von $4^3/_4$ Millionen Gulden, die heute 175 Millionen Mark entsprechen würden. Die deutschen Kaufleute verfügten über ein so großes bewegliches Kapital, daß sie dem Kaiser, den Königen von Frankreich, England, Spanien überhaupt den meisten europäischen Herrschern die Gelder vorschossen, die diese in ihren eigenen Ländern nicht fanden; sie wurden die Gläubiger sämmtlicher Potentaten. Man braucht nur die Prachtbauten deutscher Renaissance in Bürgerhäusern Nürnbergs, Lübecks, Hildesheims, Braunschweigs, den reichen und zierlichen Prunk aller Geräthe jener Zeit zu betrachten, um den behäbigen und feinen Wohlstand des damaligen Deutschland zu begreifen. Der Ackerbau stand in solcher Blüthe, daß Getreide, Wein, Waid, Krapp, Hanf und Flachs über das Bedürfniß erzeugt und massenhaft ausgeführt wurden. Der deutsche Bergbau war der wichtigste Europas, deutsche Bergleute gesucht und beschäftigt in Spanien wie in England und Ungarn. Deutschland, nicht England, galt als das Land der Maschinen und Erfindungen, die von den Fremden angestaunt und eifrig nachgeahmt wurden. Baumwollenwie Leinenindustrie blühten in hohem Maße und arbeiteten zum großen Theile für den Export, der auch Metall-, und zwar besonders Stahlwaaren, Takel- und Tauwerk, sowie Hausrath der verschiedensten Art betraf. Nicht minder entwickelt war der deutsche Handel. Die oberdeutschen Kaufleute unterhielten Faktoreien in Ungarn, Italien, Spanien, Portugal, Südfrankreich und zumal in Antwerpen, wo sie in Folge ihrer gewaltigen Kapitalkraft die erste Rolle spielten. Selbst die Entdeckung Amerikas sowie des Seeweges nach Ostindien, die den Welthandel aus seinen bisherigen Bahnen riß und den Schwerpunkt des Verkehrs vom Mittelmeer nach dem Atlantischen Ocean verlegte, hatte einstweilen die süddeutschen Kaufherren nicht schwer betroffen, da sie sich mit vieler Gewandtheit betheiligt hatten, sich an den Spanier und Portugiesen überseeischen Handelsunternehmungen zu betheiligen. Die norddeutsche Hansa hatte freilich den Höhepunkt ihrer Macht schon überschritten; indeß beherrschte sie immer noch durch zahlreiche Vorrechte den Verkehr der skandinavischen Staaten und Englands, und ihre Fahrzeuge vermittelten auch den Zwischenhandel an den europäischen Küsten des Mittelmeers. Nur an englischen Tuchen verschifften sie jährlich für mehr als 200 000 Pfund Sterling (nach heutigem Geldwerthe mehr als 20 Millionen Mark) und außerdem erhebliche Mengen von Wolle, Blei und Zinn, mit einem durchschnittlichen Jahresnutzen von etwa sechs Millionen Mark. Der Verkehr zwischen England und Südfrankreich allein beschäftigte unausgesetzt vierzig hansische Schiffe.

Wie kam es nun, daß im Laufe eines halben Jahrhunderts Deutschland die gewerbliche und kommerzielle Vorherrschaft in der Nordhälfte unseres Welttheils an England verloren hat? Diese wichtige, interessante und bisher noch nie von Grund aus behandelte Frage wird an der Hand neuen umfassenden handschriftlichen Materials gelöst von Richard Ehrenberg, Sekretär des königlichen Kommerzkollegiums in Altona, in einem Buche, das unter dem bescheidenen Titel „Hamburg und England im Zeitalter der Königin Elisabeth“ in die Welt tritt (Jena, Fischer, 1896). Es ist gut und anziehend geschrieben, verliert sich nirgends

in nutzlose Einzelheiten und besitzt gleich hohe Bedeutung für den Nationalökonomen wie für den Historiker.

Nicht sowohl die Gunst der Natur, zumal der geographischen Lage, ja nicht einmal die wachsende technische und wirthschaftliche Tüchtigkeit des englischen Volkes, als vielmehr die zielbewußte und kräftige Thätigkeit der britischen Regierung hat zunächst den Anstoß zum Aufblühen des englischen Gewerbes und Handels gegeben. Diese Thatsache, die der seit Darwin und Buckle weit verbreiteten mechanischen Auffassung geschichtlicher Vorgänge durchaus widerspricht, wird durch Ehrenberg's Darlegungen über jeden Zweifel erhoben. Die Fürsten des Hauses Tudor, das seit dem Ende des 15. Jahrhunderts den englischen Thron einnahm und die Einheit des Reichs sowie die königliche Vollgewalt in dort bisher nie gesehener Weise herstellte, arbeiteten planmäßig auf Hebung der Mittelklassen hin, auf die sie sich hauptsächlich stützten. Ungleich ihren Vorgängern und den Fürsten des Festlandes, strebten sie nicht Eroberungen an, sondern Vortheile für den Handel und das Gewerbe ihrer Unterthanen: die ersten konsequenten Handelspolitiker Europas. Sie beseitigten die mittelalterlichen Vorrechte der Fremden, die sie vielmehr in ungünstigere Stellung versetzten, als die Einheimischen. Sie stifteten Gilden seefahrender Kaufleute und später förmliche Aktiengesellschaften zum Handelsbetriebe; sie begünstigten — was damaligen Verhältnissen entsprach — die einheimische Schiffahrt und Industrie durch Zölle und Sperrmaßregeln jeder Art, nicht aus allgemeinen protektionistischen Grundsätzen sondern mit sorgfältiger Berücksichtigung der Produktionsmöglichkeiten des eigenen Landes. Die kaufmännischen Interessen wurden für diese Tudorfürsten die schlechthin maßgebenden. Mit Eifer betraten die Engländer die von ihren Königen ihnen eröffneten Bahnen: nicht nur der Bürgerstand, sondern auch der Landadel, dessen Interesse als Schafzüchter eng mit der Wollenmanufaktur und dem Ausfuhrhandel verknüpft war, sowie das niedere Volk, das am Webstuhl arbeitete oder die englischen Kauffahrer und Piratenschiffe bemannte. Der englische Handel war zunächst streng national, deshalb aber auch Sache der ganzen Nation. Die Gunst der Lage — an den neuen Seewegen, mit trefflichen Häfen und doch als Insel vor feindlichen Angriffen geschützt — sowie die Milde und Feuchtigkeit des Klimas, das den Wiesenwuchs und damit die Viehzucht in hohem Maße förderte, thaten das ihrige, um der kräftigen, kühnen und zugleich praktisch gesinnten Nation einen glänzenden Aufschwung zu ermöglichen. Königthum, Adel, Bürgerthum, Volk waren einmüthig in gleicher Richtung beschäftigt; sämmtliche Hauptmächte des Staates bildeten eine auf dasselbe Ziel hinstrebende Interessengemeinschaft. Das erklärt den schnellen materiellen Aufschwung Englands.

Die deutschen Fürsten des Mittelalters hatten nie etwas für die gewerbliche und kommerzielle Hebung der Nation gethan; selbst die Ertheilung von Marktgerechtigkeiten war lediglich aus Gründen fiskalischen Nutzens erfolgt. Der Adel dachte nur an Raub, Jagd, Krieg, bestenfalls an einseitige landwirthschaftliche Thätigkeit. Die Städte waren ausschließlich die Träger von Deutschlands industrieller und Handelsbedeutung gewesen, und deshalb blieb diese bestehen, so lange der Geist der deutschen Bürgerschaft Kraft und Frische bewahrte. Sie wurde aber im Laufe des 16. Jahrhunderts durch überaus harte Schläge betroffen, die ihre Macht brachen, und die alle von einer und derselben Thatsache ausgingen: während die übrigen Nationen in starker Eigenentwicklung emporstrebten, gab es keine deutsche Handelspolitik, keine deutsche Centralgewalt, die sich der kaufmännischen Interessen anzunehmen die Macht aber auch nur den Willen besessen hätte.

Zunächst machte die Eifersucht der Spanier und Portugiesen den von keinem festen und angesehenen Staatswesen beschützten oberdeutschen Kaufleuten die Theilnahme an dem überseeischen Handel mehr und mehr unmöglich. Deshalb warfen sie sich auf das reine Finanzgeschäft, das im Beginne hohen Gewinn brachte, bis dann die großen Staatsbankerotte Spaniens und Frankreichs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts dem Wohlstande der wehrlosen Nürnberger und Augsburger unheilbare Wunden schlugen. Die Sperrung des Rheins und der Schelde durch die niederländischen Unruhen that dem oberdeutschen Handel neuen Eintrag.*) Die tüchtigeren unter den oberdeutschen Kaufleuten siedelten in das Ausland über, deren Hauptmasse aber, die zu Hause blieb, fiel der Verkümmerung anheim.

Nicht besser erging es den Niederdeutschen. Die Hansa war der rücksichtslosen Gegnerschaft der englischen, schwedischen und dänisch-norwegischen Regierungen ausgesetzt. In den drei skandinavischen Ländern regte sich der Nationalgeist und wollte auch auf kommerziellem Gebiete keine Fremdherrschaft mehr dulden. Da den Hansen der Schutz einer deutschen Centralgewalt fehlte, waren sie auf eigene Macht angewiesen; diese aber konnte nur durch Einigkeit und Opferwilligkeit der Bundesglieder geschaffen werden. Leider fehlte es gerade an diesen Eigenschaften sehr. Die Binnenstädte hatten andere Interessen als die Seestädte; und von diesen strebten wieder die Häfen an der Ost- und Nordsee nach verschiedenen Richtungen. Mit dem oberen Deutschland hatte man vollends keine Gemeinschaft, da es vielmehr den größten und vortheilhaftesten Theil der deutschen Ausfuhr nach Antwerpen, Lyon, Marseille hinlenkte. Weil die Sonderinteressen bereits stärker geworden waren, als das Gesammtinteresse, versagte die einzige Waffe, die der Hansabund gegen seine störrigen Mitglieder besaß, nämlich die des Ausschlusses, gerade zu der Zeit, wo ihre Anwendung am nöthigsten war. Die östlichen — baltischen — Orte fielen den Russen, Polen, Schweden in die Hände; die westlichen, in den Niederlanden, trennten sich vom Reiche und traten mit den früheren hansischen Genossen in scharfen und immer überlegeneren Wettbewerb ein. Endlich litt die Hansa unter der Verknöcherung ihres Geschäftslebens. Bei dem allgemeinen geistigen Niedergange Deutschlands seit der Zeit der Religionsstreitigkeiten verlor sich auch die Fähigkeit der Anpassung an die veränderte Technik und Richtung des Welthandels. Alles erstarrte in alten, überlebten, nicht mehr konkurrenzberechtigten Formen und Gewohnheiten. Die Städte, wie Deutschlands Fürsten und Kaiser, wählten zu ihren Räthen nicht Männer praktischen Sinnes und politischen Scharfblicks, sondern rein privatrechtlich ausgebildete Juristen, deren hohler Formalismus den Anforderungen der politischen Wirklichkeit wie einer fremden Welt ganz unzugänglich gegenüberstand.

So kam es, daß Deutschland seinen Aktivhandel mehr und mehr einbüßte und in den Passivhandel gedrängt ward, den Fremde in seinen Grenzplätzen trieben. Zumal nach dem dreißigjährigen Kriege traten Engländer und Holländer den deutschen Landen ungefähr ebenso gegenüber, wie heute deutsche Kaufleute einer afrikanischen Kolonie. Wenn allein Hamburg und Bremen einen Aktivhandel und selbständige Rhederei aufrecht zu erhalten im Stande waren, so haben sie das hauptsächlich der Beimischung fremden Blutes — niederländischen und zumal englischen — zu danken. Erscheinungen, die zunächst die Zersetzung und den Untergang der Hansa beschleunigten, haben allmählich den beiden Nordseestädten und durch sie dem gesammten deutschen Handel die Wiedergeburt ermöglicht.

Der große Stapelplatz für englische Wolle und Tuche war, seit dem Verfalle von Brügge, Antwerpen. Allein die religiösen und politischen Unruhen, die während der sechziger Jahre des 16. Jahrhunderts in den Niederlanden ausbrachen, zerstörten dort die für den Handel unentbehrliche Sicherheit. Um nun nicht ganz der Vermittlung des hansischen „Stahlhofes“ in London zu verfallen, forschten die englischen Großkaufleute, die in der bevorrechteten Gesellschaft der „Wagenden Kaufleute“, der Merchant adventurers, vereinigt waren, nach einem anderen Stapelplatze auf dem Festlande. Zuerst — 1564 — versuchten sie es mit dem in unmittelbarer Nachbarschaft der Niederlande gelegenen Emden; aber der

*) Vergl. Janssen, Gesch. des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters, VIII 5.

Ort zeigte sich durch natürliche Mißstände und durch die Geringfügigkeit seiner materiellen Hilfsquellen zu solchem Zwecke durchaus ungeeignet. Aergerlich darüber, daß sie selber keine Geschäfte machten, setzten es die Merchant adventurers bei der heimischen Regierung durch, daß auch den Fremden die Ausfuhr englischer Tücher untersagt ward. Ein harter Schlag für die Hansa, freilich auch für die englische Tuchfabrikation!

Da bot der Hamburger Rath der englischen Königin seine eigene Stadt als Stapel für die englischen Waaren an. Das war zweifellos ein bundesbrüchiges Verhalten der Hamburger, da die Grundsätze der Hansa es ausschlossen, daß Fremde in einer Bundesstadt unter den gleichen Bedingungen, wie deren Bürger, Handel treiben durften. Zugleich war es ein Akt der Feindseligkeit gegen den hansischen Stahlhof. Uebrigens hatte der Rath nicht, wie man bisher behauptet, selbstherrlich, sondern im Einverständnisse mit der Bürgerschaft gehandelt. Auf die Klagen des Stahlhofs protestirte zwar Lübeck, als Haupt des Bundes, gegen Hamburgs Auftreten, wurde aber von diesem schroff zurückgewiesen. Vielmehr ertheilte die Stadt am 19. Juli 1567 den Merchant adventurers ein zehnjähriges Privilegium, das sie in fast allen kommerziellen Rechten und Freiheiten den eigenen Bürgern gleichstellte. Es war eine offene Lossagung von der Hansa; Hamburg schlug entschlossen seine eigenen Wege ein.

Darauf gab England 1569 den Antwerpener Stapel endgültig auf und sandte seine Tuchflotten, unter dem Geleite von Kriegsschiffen, regelmäßig nach Hamburg. Freilich so glänzend, wie in der niederländischen Handelsmetropole, gestaltete sich das Geschäft an dem neuen Stapelplatze nicht. Indeß unterliegt es keinem Zweifel, daß, wenn hier der Verkehr längere Zeit ungehindert fortgedauert hätte, er wieder zur früheren Bedeutung gediehen wäre.

Die Hansa empfand die Niederlassung der Engländer in Hamburg als eine gegen das Dasein des Bundes gerichtete Maßregel. Während sonst die deutschen Schiffe den Verkehr zwischen England und Deutschland besorgt hatten, thaten dies nun die englischen, und während bisher die hansischen Kaufleute in England gehandelt hatten, erschienen jetzt die britischen auf deutschem Boden, ja drangen bald ins Innere des Reiches ein und machten auch dort den Hansastädten scharfe Konkurrenz: ein Stück der großen Entwicklung, die Englands bisher rein nationalwirthschaftlichen Handel auf die Bahn des Welthandels führte! Endlich wurde durch den Sieg des englischen Handels auch die englische Industrie auf Kosten der deutschen wesentlich gefördert. Es war das freilich nur möglich in Folge der politischen Ohnmacht und wirthschaftlichen Verständnißlosigkeit des Reiches und seiner Glieder, sowie der Verknöcherung des deutschen Gewerbes in seinen Zunfteinrichtungen, gegenüber den wachsenden Ansprüchen der industriellen Arbeitstheilung und Technik.

Hamburgs eigener Gewinn bei seinem selbstsüchtigen Abkommen mit den Merchant adventurers war übrigens recht zweifelhaft. Zwar der Stadtsäckel verdiente tüchtig an der Verzollung der fremden Waaren. Dafür hörte aber der Aktivhandel mit England vollends auf, und die Hamburgischen Kaufleute sanken zu Kommissionären der Engländer herab. Einige wenige Hamburger Schiffe, zum Theil von den Engländern befrachtet, fuhren noch auf London. Sonst erhielt der fremde Schiffsverkehr im Hamburger Hafen selbstverständlich eine Steigerung durch die Errichtung des englischen Stapels.

Die unerwartete Geringfügigkeit des Vortheils, den aus diesem die Hamburger zogen, schärfte ihre patriotische Gesinnung in wunderbarer Weise. Als das Jahrzehnt des Privilegs von 1567 abgelaufen war, folgten sie nunmehr der Aufforderung der übrigen Hansastädte und erklärten, den Vertrag mit den Adventurers nicht erneuern zu wollen, weil in England der Hansa ihre alten Vorrechte nicht zurückgegeben worden seien. Man hoffte, England sei durch die Verschließung des niederländischen Marktes in solche Nothlage gerathen, daß es die Einräumung eines deutschen Stapelplatzes durch die größten Zugeständnisse werde erkaufen müssen.

Indeß die Rechnung stimmte nicht. Die Merchant adventurers kannten sehr wohl die Machtlosigkeit und Uneinigkeit der einst so gewaltigen Hansa, und sie kannten nicht minder die innere Auflösung des deutschen Reiches, von dem eine einheitliche Aktion in keiner Weise zu fürchten war. Auf Andringen der Kaufleute schloß die englische Regierung kurzer Hand den Stahlhof in London. „Von eurem Bunde," schrieb 1591 der englische Gesandte Parkins höhnisch dem versammelten Hansatage, „ist nur noch ein kümmerlicher Rest vorhanden. Wo ist euer Haupt, wo die Glieder, wo deren lebendige Verbindung? Ihr wißt selbst am besten, daß die wenigen noch übrigen Genossen des Bundes im Begriffe sind, auseinander zu fallen." Wirklich scheiterten alle Gegenmaßregeln der Hansa gegen die englischen Bedrückungen an der unpatriotischen Gewinnsucht der nichthansischen Kaufleute Deutschlands, die auf alle Weise den direkten Verkehr mit den Engländern an sich zu reißen suchte. Von den 200 000 Stück Tuch, die England damals alljährlich ausführte, kamen mindestens drei Viertel nach Deutschland (1582), wo die eigene Tuchfabrikation fast ganz aufhörte. Am Ende des Jahrhunderts berechnete allein der niedersächsische Kreis: binnen 50 Jahren seien bei 32 Millionen Goldgulden für englische Tücher aus dem Reiche gegangen. Es blieb der Hansa nichts übrig, als sich klagend an Kaiser und Reich zu wenden und von ihnen die Vertreibung der Engländer vom deutschen Boden zu fordern.

Kein Zweifel, daß ein entsprechendes Vorgehen der Reichsobrigkeiten, wenn es nur folgerichtig gehandhabt worden wäre, zum Ziele geführt hätte. Die blutigen Religionskämpfe in den Niederlanden und in Frankreich wiesen England, behufs Absatz seiner Erzeugnisse, gebieterisch auf Deutschland hin. Allein bei dieser Gelegenheit kam wieder die ganze Kläglichkeit des damaligen habsburgischen Kaiserthums zu Tage. Der Reichstag beschloß wirklich 1582 dem Ansuchen der Hansa gemäß; aber die von England bestochenen kaiserlichen Räthe brachten es dahin, daß ihr Herr, der blöde Rudolph II., dem Beschlusse seine Genehmigung versagte. Darauf übertrugen 1587 die Merchant adventurers kurz entschlossen ihren Stapel nach der Hansastadt Stade, die auch ebensowenig, wie zwanzig Jahre früher Hamburg, Bedenken trug, alle ihre Verpflichtungen dem Bunde gegenüber zu verletzen und den Engländern die weitestgehenden Vorrechte einzuräumen.

Ein Jahr darauf vernichteten die Briten die unbesiegbare Armada Spaniens. Nun waren sie die Herren des Meeres und sie nutzten die Gunst der Umstände mit rücksichtsloser Härte aus. Nicht nur schützten ihre Kriegsschiffe die Fahrzeuge der Adventurers gegen jede Feindschaft der Hansa, sie bekriegten auch diese direkt, nahmen deren Schiffe fort — 1589 auf einmal nicht weniger als sechzig!

Der Kaiser, an den die Städte sich wandten, spielte die traurigste Rolle. Zwar gebot er den Stadern, die Engländer zu entfernen; als diese aber dem Befehle nicht gehorchten, ließ er die Sache einfach auf sich beruhen. Endlich wandten auch die Städte das Mittel der Bestechung an: das half so viel, daß Rudolf am 1. August 1597 die Merchant adventurers aus dem Reiche verbannte — der einzige Versuch, den das Heilige Römische Reich jemals gemacht hat, den deutschen Seehandel zu schützen. Indeß er blieb sehr unvollkommen und deshalb ohne Erfolg. Offiziell verlegten die Adventurers ihren Stapel nach dem niederländischen Middelburg, aber thatsächlich weilten sie nach wie vor in Stade als „Interlopers", als unregelmäßige, der Gesellschaft nicht angehörige Händler. Die oberdeutschen Kaufleute fuhren fort, mit ihnen zu verkehren. Und der Kaiser? Mit Verletzung seiner eigenen Anordnungen bezog er für seinen Hof englische Tuche aus Stade, bedrohte sogar die Befolgung seines Mandates von 1597 mit Strafbefehlen und verkaufte für schweres Geld zahlreiche Paßbriefe für englische Laken. Seinen kleinen erbärmlichen Geldinteressen gegenüber blieben alle Klagen der Hansa erfolglos. Schließlich empfahl er den Städten geradezu den Weg der Güte, das heißt Unterwerfung unter den englischen Uebermuth. Im Jahre 1607 gestattete er sogar den englischen Kaufleuten

offiziell die Residenz in Stade, unter einigen nichtssagenden Bedingungen. Alle Gegenbemühungen der Hansa scheiterten an der für die britischen Goldstücke überaus empfänglichen Gewissenlosigkeit der kaiserlichen Räthe.

Von der Reichsgewalt schnöde im Stiche gelassen, mußten sich die Kaufleute der Hansa helfen so gut es eben ging. Sie kauften selber die englischen Tuche in Stade und Middelburg. Man kann es den Hamburgern nicht verdenken, daß sie endlich den vierzigjährigen Kampf aufgaben und am 28. Juni 1611 den Merchant adventurers ein neues umfassendes und bleibendes Privileg ertheilten.

Die deutsche Handelspolitik hatte eine schwere und auf Jahrhunderte hinaus unwiederbringliche Niederlage erlitten. Diese wurde für die Hansa im Besondern der letzte Nagel zu ihrem Sarge. Für Hamburg selbst hat sie die Immunität der Stadt im dreißigjährigen Kriege erleichtert und so für ganz Deutschland den dauernden Gewinn gebracht, daß wenigstens dieser Ort sich verhältnißmäßig ungestört zu entwickeln vermochte. Hamburg wurde für einen ansehnlichen Theil von Ober- und Niederdeutschland die große Pforte wirthschaftlicher Entfaltung und hat als solche bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts für das ganze Vaterland segensreich gewirkt.

Aber auch eine allgemeinere Moral können wir aus der Geschichte dieser traurigen Vorgänge ziehen: in dem lebhaften Interessenkampfe der modernen Nationen vermögen die kommerziellen und gewerblichen Bestrebungen eines Volkes nur unter dem Schutze einer einheitlichen und starken Staatsgewalt dauernd zu gedeihen. Erst von diesem Gesichtspunkte aus begreifen wir den vollen Segen der vollzogenen Einigung Deutschlands in unseren Tagen, die diesem gestattet, planmäßig und mit allem Nachdruck die Vertretung der deutschen Industrie und des deutschen Handels auf sich zu nehmen und erfolgreich durchzuführen.

M. Philippson.

Frauenstudium und Männerlogik.

Wenn die höheren, akademischen, Studien den einzigen Weg bilden, ein heranwachsendes Geschlecht zum Verständniß und zur Anwendung der höchsten Errungenschaften des menschlichen Geistes zu erziehen, so ist zweifellos jeder mit normaler geistiger Fähigkeit ausgestattete Mensch berechtigt, zu dem Wege, der zu dem breiten Strome und selbst zu den Quellen geistiger Kultur führt, Zutritt zu erlangen. Diesen Satz kann nur Jemand bestreiten, der auf geistigem Gebiete Einrichtungen, wie sie das Kastenwesen bietet, wünscht, also von vornherein die geistigen Schätze oder die mit ihrem Besitze verknüpften inneren und äußeren Vortheile (der höheren Kultur oder Autorität) zum Monopol von bevorzugten Klassen machen möchte.

Der Naturforscher dagegen, der die Entwicklungsfähigkeit von Generationen und einzelnen Individuen berücksichtigt, wird a priori ebensowenig wie der mit umfassendem Blicke ausgestattete Historiker oder Philosoph versuchen, aus irgend einem wissenschaftlichen, ethischen oder sozialen Grunde (richtiger Vorwande) einer Kategorie einer Bevölkerung, deren vorangehende Generationen ein bestimmtes Niveau der Bildung geschaffen oder erreicht haben, die Möglichkeit der Erwerbung dieses legitimen Besitzes abzusprechen oder gar abzuschneiden. Beweisen ja doch Tausende von Thatsachen, zu welchen körperlichen und geistigen Leistungen unterdrückte Individuen und Völker unter Bedingungen gelangt sind, die geeignet waren, Hindernisse hinwegzuräumen und schlummernde Keime zu entwickeln. Gerade für den Mann der Wissenschaft, der in dem Einflusse der Entwicklung, der Möglichkeit einer schnelleren oder langsameren Ausgestaltung und Umbildung vorhandener Anlagen, einen der wichtigsten Faktoren für den Beginn des Verständnisses der wunderbaren Vorgänge der Erd- und Menschengeschichte erblickt, muß es nahe liegen, einen solchen Faktor in ausgedehntem Maße als Hebel der Kultur, also zur Erzielung idealer körperlicher und geistiger Zustände, zu verwerthen. Er muß dahin streben, die Entwicklungsbedingungen möglichst günstig zu gestalten, namentlich alle traditionellen Hindernisse, die der Ausbildung von Fähigkeiten entgegenstehen, hinwegzuräumen, um auch Individuen und Völker, die durch den Zwang künstlicher (sozialer) Einrichtungen oder durch ungünstige natürliche Bedingungen noch nicht zur vollen Entwicklung der in der körperlichen oder geistigen Konstitution wahrscheinlich gegebenen Fähigkeiten gekommen sind, zu vollkommeneren Wesen, zu gleichberechtigten Theilnehmern an den Segnungen der Kultur, zu machen.

Die Uebertragung dieser Folgerungen in die Praxis muß für den wirklich human (sozial) Denkenden um so dringender erscheinen, je mehr die bisher Vernachlässigten bereits selbst zur Einsicht über ungerechte Bevormundung gekommen sind, so daß sie nicht nur dem Bedürfnisse nach höherer Ausbildung lebhaften Ausdruck geben, sondern auch mit Aufgebot aller Kräfte und unter Verzicht auf manche anscheinend schwerwiegenden Vortheile, die die früheren (patriarchalischen) Einrichtungen dieten, einem neuen Ziele, der Theilnahme an den geistigen Gütern der Minorität, zustreben. Der Erfüllung dieses Strebens darf die Befürchtung der herrschenden Klassen, daß sich hinter den anscheinend idealen Wünschen nach dem Besitz der höheren Bildung auch das reale Streben nach einer Besserung der materiellen Verhältnisse, also der Beginn einer Nebenbuhlerschaft, verberge, nicht hindernd in den Weg treten. Einerseits ist auch der Kampf um materielle Güter, so lange große Ungleichheiten bestehen, zweifellos berechtigt, andererseits werden durch das Zugeständniß, daß der Kampf eigentlich nur für materielle Interessen geführt wird, die Vertheidiger bestehender Zustände wenigstens ihren idealen Nimbus verlieren. Die bisherigen Vertreter idealer Gesinnung entpuppen sich als Monopolisten und Anhänger des Grundsatzes: Macht geht vor Recht.

Somit kann selbst der Sonderling, der für Androkatie (Mannherrschaft) plaidirt, weil er die geistige Verfassung der Frauen für minderwerthig hält, keinen zwingenden Grund haben, die Berechtigung der Frauen zum akademischen Studium a priori zu bestreiten: er müßte denn auch die unerhörte Behauptung aufstellen wollen, daß der Geist der Frauen überhaupt nicht entwicklungsfähig sei. Für den Evolutionisten, der die für die Menschheit erreichbaren Ziele körperlicher und geistiger Vervollkommnung recht weit gesteckt sieht, kann, wie wir bereits auseinandergesetzt haben, auch die nachdrücklichste Behauptung über die Inferiorität der heutigen Frauen von gar keiner Bedeutung für die Anschauung über die Zulassung der Frauen zum Studium sein. Mit demselben Rechte könnte man weitsichtige Bestrebungen für Gründung einer großen Handelsflotte, zu deren Bemannung die Küstenbewohner nicht ausreichen, dadurch im Keime ersticken, daß man die Möglichkeit einer Ausbildung von Landratten zu tüchtigen Seefahrern leugnet, weil die natürliche Bestimmung der Landbewohner die Thätigkeit auf dem Festlande, aber nicht die Schiffahrt, sei. Die Erfahrung zeigt die Unrichtigkeit dieser Schlußfolgerung; denn bei richtiger Ausbildung wird der normale, nach allen Richtungen hin entwicklungsfähige, Mensch schließlich auch zum Hydrioten. Somit müßten auch die Männer, die gegen die geistige Befähigung der erwachsenen Frauen der jetzt lebenden Generation ein unbesiegbares Vorurtheil haben, aber die Frau aus anderen, idealen oder realen, Gründen in ihrer bisherigen beschränkten Wirksamkeit zu erhalten wünschen, wenigstens einen gründlichen Versuch zugeben, wenn sie sich nicht dem Vorwurfe einer Tyrannei in geistigen Dingen aussetzen wollen. Ein solcher Versuch, der sich allerdings wohl über mindestens zwei Dezennien erstrecken müßte, wird, falls nur fair play beliebt, d. h. unparteiisch vorgegangen wird, einen Richterspruch über die Befähigung

der Frauen zum Studium ermöglichen, vor dem sich Freunde und Gegner beugen müssen.

Nun ist aber meines Erachtens der Beweis für die *Befähigung der Frauen zu allen Studien* und zur *Durchdringung* des positiven Wissens- und Denkstoffes unserer Zeit nicht erst zu *erbringen*, sondern *bereits erbracht* und zwar vor allem in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Es sind dort alle vorurtheilsfreien Beobachter darüber einig, daß die Frauen in ihren Leistungen durchaus nicht hinter denen der Männer zurückbleiben, und mehr als die subjektive Ansicht der vielleicht befangenen Beurtheiler beweist die einfache Thatsache, daß Frauen nicht nur wichtigen und verantwortlichen *Aemtern* einwurfsfrei vorstehen, sondern sogar in *freien* Lebensstellungen (als Rechtsanwälte, Aerzte, Ingenieure, Lehrer), die eine größere Verantwortlichkeit und Uebersicht erfordern, als die Thätigkeit im *Räderwerk der Beamtenhierarchie*, ihr gutes Fortkommen finden. Leider genügt aber auch dieser schlagende Beweis durchaus nicht für die Gegner des Frauenstudiums; denn sie bezweifeln, daß die Erfahrungen in Amerika auch für unsere Verhältnisse Geltung beanspruchen können. Gerade in Deutschland existirt ja angeblich ein *besonderes* Ideal *von Weiblichkeit*, dessen Glanz eben durch höchste geistige Ausbildung direkt gefährdet wird, und das akademische Studium soll hier viel höhere geistige Anforderungen (etwa für die am Ende drohenden Examina?) stellen, als in anderen Ländern. Auf unseren Akademien werden, wie man sagt, nicht *Routiniers*, sondern *wissenschaftliche Forscher und denkende* oder wenigstens Männer, die den *Schatz allgemeiner Bildung* zu erwerben trachten, herangebildet.

Es ist merkwürdig, daß diese Schlagworte, die zum eisernen Bestande der chauvinistischen Phraseologie gehören, immer noch nicht ihre Geltung verloren haben, obwohl doch das Niveau akademischer Bildung in Amerika völlig dem unserer alten Kultur entspricht, und das Volk jenseits des Ozeans in Wissenschaft und Technik keinen Vergleich mit Europa zu scheuen braucht. Ferner wird nicht Jeder, der die Leistungen der auf unseren Akademieen und Hochschulen gebildeten Männer vorurtheilsfrei prüft, der Ueberzeugung sein, daß sie durchweg dem Ideale des Volkes der Denker besonders nahe kommen. Jedenfalls gewinnt die Anschauung immer mehr an Macht, daß die *große Mehrzahl* der Akademiker im günstigsten Falle nur die für das Examen nothwendigen Kenntnisse auf dem Wege des *Einpaukens*, also *ohne jede geistige Durchdringung*, erwirbt, und daß eine, leider sehr große, Quote der Examinirten, im Besitze des durch die offizielle Abstempelung endlich erreichten Amtes, jede weitere Beschäftigung mit der Berufswissenschaft oder gar mit Fragen von allgemeinem Interesse geradezu perhorreszirt.

Wenn aber unsere akademische Bildung schließlich doch auch durch eine *bloße Betheiligung des Gedächtnisses* erworben werden kann, da eigenes Denken und selbständiges Beurtheilen und Verwerthen des Materials weder erforderlich ist, noch von den betheiligten Autoritäten immer gern gesehen wird, so ist erst recht kein Grund einzusehen, warum gerade den *deutschen Frauen* das Studium verschlossen werden soll. Uebrigens ist doch auch schon bei uns durch eine ansehnliche — bei der geringen Anzahl der studirenden Frauen *doppelt* ins Gewicht fallende — Zahl von Fällen der Beweis erbracht, daß die Frauen nicht bloß zur Ablegung der akademischen Prüfungen, sondern auch zur *selbständigen* Thätigkeit in der Wissenschaft befähigt sind, und die Thatsache, daß bis jetzt ein bahnbrechendes weibliches Genie noch nicht aufgetreten ist, ist doch nicht genügend, den Frauen von vornherein die Befähigung zur Wissenschaft abzusprechen und ihnen sogar den *Zutritt zum Studium* zu verwehren.

Die Wissenschaft wird doch nicht bloß durch *Eröffnung neuer Gebiete*, sondern auch durch *Bebauung* der bereits geöffneten gefördert, und wenn die Frauen sich gerade (oder nur) für diesen Theil der Forschung geeignet erweisen sollten, so wäre ja ihre Theilnahme um so erwünschter, als dann die von der eigentlichen wissenschaftlichen *Maulwurfsarbeit* befreiten Männer um so mehr ihrem Genius freien Spielraum gewähren könnten.

Falls man also nicht unsere Frauen für *minderwerthig* gegenüber denen anderer Länder oder für besonders minderwerthig gegenüber unseren *hohen* (wie wir meinen, sehr überschätzten) *Ansprüchen* an eigentliche geistige Thätigkeit auf den Akademieen ansehen will, so wird man die bisher angeführten Gründe nicht gelten lassen können. Zur *Unterschätzung* liegt aber doch gewiß kein Grund vor, da es ja an genügenden Beweisen von Geist, Fleiß, Scharfsinn bei unseren Frauen nicht mangelt, da bei vielen unserer großen Männer das eigentlich Geistige in ihrem Wesen von ihren *Müttern* herstammt, und da endlich in den besten Zeiten unseres Volkes und bei seinen besten Theilen *die eigentliche Aufgabe der Erziehung nicht dem Unteroffizier oder Lehrer, sondern der Familie*, in *der die Mutter naturgemäß die größte Rolle spielte, zufiel*. Die Mutter wird aber natürlich um so besser für die Geistes- und Körperbildung sorgen können, wenn sie selbst die höchste Bildung, die nicht im *Vielwissen*, sondern im *Durchdringen des Stoffes* und in der *Selbstständigkeit des Urtheils* besteht, besitzt, ganz abgesehen davon, daß nach dem Gesetze der Entwicklung und Veranlagung die Kinder geistig hochstehender und gesunder Eltern auch eine potenzirte geistige Fähigkeit als Eigenschaft mitbekommen sollen.

Nun wird, wie bereits erwähnt, bei uns gegen die Zulassung der Frauen zum Studium hauptsächlich ein Grund ins Feld geführt, der immer eine große Rolle gespielt hat, wenn es sich um die Emanzipation eines Standes oder die Anerkennung einer neuen Forderung zur Theilnahme an den Gütern des Lebens handelt, nämlich die *Gefährdung idealer Interessen*, obwohl sich hinter diesem Schilde für den tiefer Blickenden schließlich stets der nackte *Egoismus des Besitzenden* verbirgt. Wenn es gilt, Klassen zu emanzipiren, spielt die angeblich von Gott eingesetzte historische oder natürliche Ordnung eine Rolle; wenn es gilt, dem freien Gewerbe Spielraum zu eröffnen, dann sind alle *bestehenden* Einrichtungen mit einem Schlage *ideal*, und die neuen Forderungen verrathen Materialismus, Genußsucht, Ueberhebung. Der *sklavische* Gehorsam und die geduldige Unterordnung unter jede Autorität wird zur Tugend, der blasse *Wunsch* nach *Gleichberechtigung* zum Frevel, und die neuen Ziele werden in einem *Zerrbilde* gezeigt, so daß schließlich auch den Indifferenten die Bekämpfung so trostloser Bestrebungen sittlich geboten, ehrenvoll und nothwendig erscheint. So wird von den Gegnern des Frauenstudiums uns als Typus der Frau der Zukunft der, aller Anmuth baare, Blaustrumpf und die unweibliche Emanzipirte vorgeführt, und als weiteres Schreckgespenst auch die heillose *Vernachlässigung der Familie* in Aussicht gestellt, während doch wohl in Wirklichkeit nur die *grundlose Furcht* des herrschenden Geschlechts, aus seiner Herrschaft auf monopolisirten Gebieten verdrängt zu werden, in diesen Uebertreibungen zum Ausdruck kommt. Wäre das nicht der Fall, so müßte doch wenigstens von den Gegnern ein *weitgehender Versuch* gestattet oder offen, ohne jede Maskirung des materiellen Interesses mit einem heuchlerischen Mäntelchen, erklärt werden, daß nicht die geistige *Unfähigkeit*, sondern der *Verlust der Eigenschaften*, die die Frau dem Manne *der Gegenwart* *werthvoll* machen, den Grund der Bekämpfung des vollberechtigten Frauenstudiums bildet. Schon das offene Eingeständniß, daß die Frau in ihrem eigenen Interesse bevormundet, d. h. durch *Zwang beglückt* werden soll, anstatt ihr Loos nach eigenem Ermessen selbständig zu gestalten, wäre als Enthüllung der *eigentlichen Triebfeder* der gegnerischen Handlungsweise bedeutungsvoll genug, der Sache des Frauenstudiums neue Anhänger aus den feindlichen Reihen zuzuführen.

Gegen Einwände, wie die, daß die hochgebildete Frau den Charakter der wahren *Weiblichkeit* verlieren müsse, noch anzukämpfen, ist eigentlich betrübend; denn abgesehen davon, daß *Weiblichkeit* an sich ein

verschwommener Begriff, ein Schlagwort geworden ist, das kaum eine symbolische Bedeutung besitzt, liegt es auf der Hand, daß eine, der idealen akademischen Ausbildung theilhaftige, d. h. universell gebildete, Frau so wenig ein Blaustrumpf, eine Emanzipirte im landläufigen Sinne oder ein gemüthloses Wesen zu sein braucht, wie ein gebildeter und gelehrter Mann dem Professor der „Fliegenden Blätter“ ähneln muß, oder Reichthum und Protzenthum identisch ist. Eine Frau kann immerhin das Hauswesen und die Erziehung vorzüglich leiten, auch wenn sie ein akademisches Studium absolvirt hat; ja sie wird vielleicht dann eine um so tüchtigere Erzieherin ihrer Kinder und eine wahre, auch die Gedankenwelt des Mannes theilende, Gefährtin sein. Kann doch auch ein sehr beschäftigter und wissenschaftlich produktiver Mann mit Erfolg praktische Thätigkeit üben, sich bei der Erziehung seiner Kinder lebhaft betheiligen und für häusliche Dinge Interesse haben.

Ferner folgt aus dem Wunsche nach Zulassung zu den höheren Studien und Prüfungen fürs Erste durchaus nicht die Nothwendigkeit der praktischen Ausübung. Auch jetzt schon verzichten viele Frauen nach Absolvirung ihrer Examina auf Thätigkeit im Berufe und leben nur ihrer Familie, wie ja auch viele gut situirte Männer durch vollkommene Absolvirung der Studien nur ihrem Bildungsdrange genügen, aber auf die praktische Ausübung der erworbenen Kenntnisse verzichten. Warum sollte also der Frau schon das reine Studium unmöglich gemacht werden? Sie verwirklicht im letzten Falle doch in der That das Ideal, von dem in akademischen Reden so viel geschwärmt wird, nämlich die Aneignung der wissenschaftlichen Bildung um ihrer selbst Willen und ohne Aussicht auf materiellen Nutzen (Brotstudium). Man braucht wohl auch nicht zu befürchten, daß sich gleich nach Freigebung der Studien nun eine Fluth ehrgeiziger Frauen in die Hörsäle ergießen wird; denn nicht viele erwachsene Frauen werden fürs Erste die Thatkraft zur Absolvirung der vorbereitenden Studien finden. Wenn aber das gefürchtete Ereigniß wirklich einträte, so wird auch hier die Zeit und das Entwicklungsgesetz, in dem der Kampf ums Dasein nur einen kleinen Faktor bildet, die beste Korrektur bilden.

Zudem bleibt es ja jedem Manne überlassen, nur eine Frau ohne akademische Bildung, die also nach heutiger Auffassung die wahre Weiblichkeit besitzt oder eine Frau, die auf weitere Ausbildung oder auf Ausübung ihres Berufes verzichtet, des Glückes der Ehe theilhaftig werden zu lassen. Wenn die jetzige Anschauung der Männer über die Frauen richtig ist, daß sie der Versorgung durch die Ehe bedürfen, also die Jagd nach dem Manne betreiben müssen, oder daß ihr wahrer Beruf das Haus, richtiger das kleinlichste Interesse der Häuslichkeit sei, dann wird sich natürlich der weitaus größte Theil der Frauen bemühen, diesem Ideale des Mannes und dem angeblich einzigen Zwecke des Daseins gerecht zu werden, und kein Bestreben haben, über das ideale weibliche Wesen, das kocht, näht, die landläufigen Romane liest und von dem ermüdeten Manne keinen Gedankenaustausch verlangt, hinaus zu streben. Es wird also voraussichtlich nur ein kleiner Theil der Frauen von dem Rechte Gebrauch machen, und Angebot und Nachfrage muß schließlich die Regulation bewirken, oder, richtiger, den wahren und natürlichen Beruf der einzelnen Frau feststellen. Die Zeit wird zeigen, ob der Trieb zur Ausbildung des Geistes mächtiger ist, als die Versorgung in der Ehe, ob die Frauen mit Rücksicht auf ihre Befähigung wirklich zur Erreichung der höchsten Ziele berechtigt sind, ob endlich sich die Eigenschaften einer geistig gleichstehenden Gefährtin des Mannes und einer gesunden Mutter mit dem Erwerbe der höchsten Bildung, die nicht bloß Gedächtnißkram ist, vereinigen lassen. Die Zukunft wird lehren, ob die Emanzipationsbestrebungen im weitesten Sinne wirklich nur eine Verführung zum Ungehorsam gegen göttliche und menschliche Gesetze oder eine nothwendige und unabweisbare Aeußerung des mächtigen Entwicklungsdranges aller Lebewesen sind.

Uebrigens vergessen Alle, die von der Unvereinbarkeit echter Weiblichkeit und Herzensbildung mit dem Besitze wahrer Kenntnisse phantasiren, ganz, daß die Beschäftigung mit den idealsten Leistungen des Menschengeschlechts doch eigentlich nicht zum Verlust guter Eigenschaften führen kann; denn entweder ist dann das Streben nach höherer Erkenntniß überhaupt falsch, oder die Aneignung der wichtigsten Resultate unserer jetzigen Erkenntniß zeitigt betrübende Ergebnisse, d. h. der im wahren Sinne Aufgeklärte, der alles Menschliche zu verstehen im Stande ist, ist eigentlich ein Produkt der Entartung, der Rückbildung in moralischer oder ethischer Beziehung. In diesem Dilemma gibt es nur einen Ausweg, den Irrthum über den Gegensatz von Weiblichkeit und echter Bildung aufzugeben; sonst dürften die Feinde jeder Aufklärung hier werthvolles Material für ihre Angriffe finden.

Soll man endlich noch auf den letzten, das angeblich schwerste Geschütz der Wissenschaft darstellenden und daher gewöhnlich mit größtem Ernst und Nachdruck vorgebrachten, Einwand eingehen, daß die Frau vermöge ihrer körperlichen Konstitution nicht zu höheren Leistungen befähigt sein könne? Schon der hauptsächliche Beweis, der sich auf die angeblich geringere Masse des Gehirns beim weiblichen Geschlecht gründet, ist wenig vertrauenerweckend, da die Leistung eines kunstvollen Apparates doch unmöglich bloß von der Masse abhängen kann, ganz abgesehen davon, daß die sonstigen realen Grundlagen für diese Behauptung widerspruchsvoll und unsicher sind, da es weder ein Normalmaß des Gehirns gibt, noch unsere Wägungen die Existenz oder die Beschaffenheit der für die Denkthätigkeit wesentlichen Gehirntheile festzustellen geeignet sind. Es wird doch Niemandem einfallen, die Leistung einer Uhr nach dem Verhältniß der Größe des Triebwerkes zu der des Gehäuses zu beurtheilen. Aus ähnlichen Gründen könnte man schließlich auch die Befreiung der sogenannten höheren Stände vom Militärdienste ableiten, weil Knochen und Muskeln auf den ersten Blick durchschnittlich schwächer erscheinen.

Der Behauptung endlich, daß der Organismus der Frau, der wegen seiner Bedeutung für die Entwicklung des Kindes die besondere Ausbildung gewisser sexueller Organe und Funktionen erfordert, deshalb auch, gewissermaßen des Ausgleichs wegen, mit einer entsprechenden, die höhere Ausbildung hemmenden, Schwäche der geistigen Organisation behaftet sein müsse, ist doch auch nicht als ernsthaft wissenschaftlicher Einwand zu betrachten, da die normale (physiologische) Entwicklung eines Organs durchaus nicht auf Kosten anderer stattfindet, und zudem Niemand behaupten kann, daß das gewöhnliche akademische Studium eine besonders hochentwickelte Leistung des Gehirns erfordert. Uebrigens sind bei Frauen die Funktionen der Sinnesorgane (vielleicht mit Ausnahme des Geruchs), die Fähigkeit zur Beobachtung und zur Ausführung feinster Bewegungen, die eine große Ausbildung des Nervensystems voraussetzen, gewöhnlich sehr gut (über den Durchschnitt) entwickelt, und schließlich könnte die so abgeleitete Anschauung von der physiologischen Minderwerthigkeit der Frau doch höchstens davon abhalten, der Frau die definitive Anstellung in den Berufen, die eine akademische Ausbildung erfordern, so lange vorzuenthalten, bis durch die Praxis auch die Fadenscheinigkeit des aus der besonderen Form und Intensität der Geschlechtsfunktionen entnommenen Einwandes dargelegt ist.

Zudem lehrt das Beobachtungsmaterial jedes Arztes, daß wirklich gesunde Frauen während der vorübergehenden physiologischen Aeußerungen in der Sphäre der Sexualorgane auch in sehr schwerer Berufsthätigkeit durchaus nicht gehindert werden; denn tüchtige Hausfrauen, Land- und Fabrikarbeiterinnen, Geschäftsleiterinnen, die geistig und körperlich arbeiten müssen, gehen auch während der menstruellen Periode ihrer Thätigkeit ungehindert nach, und in sehr vielen Fällen ist selbst die Störung durch Schwangerschaft und Entbindung außerordentlich geringfügig, und um

so geringer, je gesünder der Körper von vornherein ist. Nun können wir aber sicher annehmen, daß auch die Kräfte und Leistungen der Frauen der sogenannten höheren Stände, die entsprechend dem jetzigen Stande der weiblichen Ausbildung manches zu wünschen übrig lassen, sich entsprechend verstärken werden, wenn gewisse *Fehler der Erziehung und Ausschreitungen der Mode**) fortfallen werden, — Fehler, die zum großen Theile nur aus der besonderen Stellung der Frau der höheren Stände entspringen, — als eines Wesens, das allzu häufig angewiesen ist, dem Manne nur durch *Aeußerlichkeiten* (oder Reichthum) zu imponiren, während in den weniger gut situirten Kreisen meist auch auf die *Arbeitsfähigkeit* der Frau ein großes Gewicht gelegt wird. Diese Schäden müssen unserer Ansicht nach im Wesentlichen fortfallen, wenn Männer und Frauen in anderen Eigenschaften, als gerade in Toilettenleistungen, weit getriebener Prüderie, einem gewissen kindlichen, weltunkundigen und schutzheischenden Benehmen oder in dem Aufgehen in kleinlichen häuslichen Arbeiten, das Zeichen idealer Weiblichkeit erblicken werden.

So lange *rothe Backen*, ungezwungene Bewegungen, *guter Appetit* und *eigenes Urtheilen* als unweiblich gelten, während die *Wespentaille* als das *Symbol* edler Weiblichkeit erscheint, so lange die Romanphrase von der schlanken weiblichen Liane, die sich stets an dem kräftigen Stamme des Mannes emporranken müsse, das Ideal aller Backfische und höheren Töchter bleibt, ist hier natürlich keine Besserung der Anschauungen zu erhoffen.

Wir haben also gerade vom ärztlichen Standpunkte aus allen Grund, anzunehmen, daß bei normaler, den Anlagen entsprechender, körperlicher und geistiger Ausbildung der Frauen, die durchaus nicht mit *Unweiblichkeit* zu identifiziren ist, die Frau von vielen Leiden verschont bleiben wird, durch die sie bis jetzt geplagt ist, weil eben das Muskel- und Nervensystem des jungen Mädchens nicht durch *methodische* Schulung und die Berechtigung zu freier *Beweglichkeit* so ausgebildet wird, wie beim Jüngling, und weil vielfach gerade wegen unseres *falschen Begriffes* von *Weiblichkeit* die Ernährung und Thätigkeit der wichtigsten Organe nicht nach *richtigen* Grundsätzen geregelt werden kann. Eine körperlich ausgebildete Frau muß eben nicht Amazone oder Sportsfrau, eine geistig gebildete Blaustrumpf sein, ebensowenig wie jeder Gelehrte verschroben oder körperlich verkümmert sein muß. Gerade der *freiere* Verkehr und *Wettstreit* auf allen Gebieten wird nicht ohne Einfluß auf die geistige und körperliche Ausbildung beider Geschlechter bleiben und auch andere, der Vervollkommnung des Menschengeschlechts günstigere, Ideale zeitigen als die bisherigen traditionellen.

Endlich dürfte bei näherer Betrachtung auch der scheinbar berechtigteste Einwand, nämlich die der Berufsthätigkeit der Frau durch Gravidität und Geburt erwachsenden Störungen, eigentlich nicht schwer ins Gewicht fallen; denn eine sonst *gesunde* Frau wird auch durch mehrfache Entbindungen kaum so lange ihrer Thätigkeit entzogen, als der gesunde Mann durch die Anforderungen zur Ableistung der Militärpflicht, durch Dienstzeit und Reserveübung. Uebrigens trifft der Einwand nicht den *Kern* der Frage, nämlich die Berechtigung der Frau zum akademischen *Studium*, abgesehen davon, daß durchaus nichts im Wege steht, den Wünschen der Skeptiker fürs erste soweit Rechnung zu tragen, daß Frauen bei der Verheirathung ihre Aemter niederlegen müssen, oder daß verheirathete Frauen definitive Anstellungen in Aemtern vor einem gewissen Lebensalter nicht erlangen dürfen.

Somit erblicken wir in den immer lebhafteren Bestrebungen der Frauen, zur Theilnahme an den höchsten Gütern der menschlichen Kultur und Gesellschaft zu gelangen, nicht bloß eine *Modelaune*, sondern eine *unverkennbare Aeußerung des Entwicklungsgesetzes*, und glauben, daß der *Zeitpunkt für Aufhebung* jeder Art von Zwangsbeglückung und *Zurücksetzung des weiblichen Geschlechts eingetreten* ist, das die Bevormundung auf geistigem und rechtlichem Gebiete besonders schwer empfinden muß. Mag man die Frauen vom Standpunkte der Phylogenese, der Stufenfolge in der Entwicklungsgeschichte *organischer* Wesen, als *eine jüngere Bildungsstufe* des Menschen betrachten, mag man annehmen, daß gerade die *höchste* Leistung der Organisation die Schaffung zweier harmonischen Individuen ist, die verschiedene *gleichwerthige* Richtungen der geistigen und körperlichen Entwicklung und erst in ihrer Vereinigung ein Ganzes (den vollkommenen Menschen) repräsentiren, wie die beiden Pole den Magneten, — jedenfalls ist die Zeit gekommen, wo in dem Entwicklungsprozesse der Menschheit auch das weibliche Geschlecht aus dem *Stadium* der *Kindheit* in das der *Selbständigkeit* einzutreten wünscht und seine vollen Menschenrechte mit aller Berechtigung in Anspruch nimmt. Es läßt sich kein bedeutungsvoller Grund anführen, der genügte, diesem Bestreben wirklich feindlich entgegenzutreten, und apriorististische Gründe dürfen uns nicht verhindern, wenigstens *gut organisirte Versuche* zu machen, die an anderen Orten bereits vollen Erfolg gezeitigt haben. Ein Menschenalter wird zur allgemeinen Verbreitung der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit dieser Schritte genügen; im anderen Falle wird die *natürliche* Entwicklung oder der *Zwang der sozialen Verhältnisse* gebieterisch eine Korrektur eintreten lassen und die falsche Richtung der Entwicklung hemmen. Ein Schaden kann aus einem Fehlschlage der Hoffnungen auf glücklichen Erfolg der Frauenbewegung ebensowenig erwachsen, wie aus anderen gescheiterten Reformversuchen.

Das Eine aber glauben wir sicher, daß der Eintritt der Frauen in die akademische Laufbahn und in die ernsthafte Wissenschaft fürs Erste einen außerordentlich guten Erfolg für die *Beseitigung verknöcherter Institutionen* und einer *erstarrten Methodik* haben wird. Vielleicht wird die Frau das Element sein, das auch hier neue lebenskräftige Bildungen erweckt, einen Bruch mit den alten Traditionen bewirkt, und dem heut anscheinend sehr in Mißkredit gerathenen Denken und selbständigen Nachprüfen wieder zu seinem Rechte verhilft; denn der Geist einer Frau, die *höheres Streben* hat, ist jedenfalls darin dem *frischen Geiste der Kinder* ähnlich, daß er sich mit einer *bloßen Behauptung*, die nicht von wirklichen Beweisen begleitet ist, nur selten zufrieden gibt. Ein Theil der sogenannten *zweifelhaften Logik der Frau* beruht wohl nur darauf, daß sie sich mit den *Dogmen und der Autorität* anders abfindet, als die Männer, die von Jugend auf in der eisernen Disziplin des *Autoritätsglaubens* erzogen werden. Somit wäre auch, wenn der jetzige Gang akademischer Bildung bei der Frau nicht die Früchte zeitigte, die wir erwarten, keineswegs bewiesen, daß die Frauen zum Studium, d. h. zum Erfassen aller Bildungselemente, wirklich *unfähig* sind. Gibt es ja doch genug *hochbefähigte* Männer, die bei dem vorgeschriebenen Studiengange nicht zu dem Ziele kommen, zu dem sie ihrer Intelligenz nach berechtigt sind. Vielmehr müßte hieraus gerade ein Grund entnommen werden, eher die gebräuchliche Methodik für *reformbedürftig* anzusehen, als aus den ungenügenden Resultaten des akademischen Studiums auf die Unfähigkeit des Geistes der Lernenden zu schließen.

Wie man über die hier erörterten Probleme denken, welche Theorie man sich über die Bedeutung der Differenzen der Geschlechter auch gebildet haben möge, das Eine ist sicher, daß man kein Recht hat, das Streben der Frau nach Zulassung zum akademischen Studium *unter den für Männer giltigen Normen* allein mit *theoretischen* Erörterungen zu vernichten. Man muß wirklich einmal den *ernstlichen* Versuch machen, den wahren Werth der mit höchstem Pathos vorgetragenen gegnerischen Argumente und Anschauungen durch die *Praxis*, d. h. fürs Erste durch völlige Freigebung des *Studiums*, zur zweifellosen Entscheidung zu bringen.

Breslau. O. Rosenbach.

*) Vergl. des Verfassers Ausführungen in: Die Entstehung und die hygienische Behandlung der Bleichsucht, Leipzig 1893, und Korsett und Bleichsucht, Stuttgart 1895.

Die Schlacht bei Adua und ihre Folgen.

In der Tagespresse und in politischen Gesprächen, die man hier hören konnte, ist die Schlacht bei Adua vielfach mit der Schlacht bei Novara verglichen worden, und man hat in der That einige Tage hindurch geglaubt, daß sie ähnliche Wirkungen haben würde. Das waren höchst übertriebene Befürchtungen, und der Vergleich hinkte auf beiden Beinen. In der Schlacht bei Novara wurden die Hoffnungen von Millionen von Bürgern begraben, die sich nach Einheit und Freiheit sehnten, durch sie wurde die Erwerbung der Güter, die jeder Nation die heiligsten sind, auf Jahrzehnte vertagt, in ihr unterlag der Liberalismus dem absoluten Regiment. In der Schlacht bei Adua wurde weder um materielle noch um ideale Güter gekämpft. Sie begrub keine Hoffnung, sondern bestätigte nur eine lange in weiten Kreisen des Volkes gehegte Befürchtung, und am wenigsten besiegelte sie das Schicksal eines Kulturgedankens. Denn man spricht gedankenlos eine inhaltlose Phrase aus, wenn man sagt, daß auf dem Schlachtfelde von Adua die afrikanische Barbarei den Sieg über die europäische Kultur davon getragen habe. Es ist vielmehr auf diesem Schlachtfelde die von der Kulturentwickelung dieses Jahrhunderts unter der erfolgreichen Mitwirkung Italiens verwirklichte Idee der nationalen Unabhängigkeit siegreich vertheidigt worden. Zu tragischer Größe ist die Gestalt Carl Alberts, den Mazzini den italienischen Hamlet nannte, emporgewachsen, als er nach der Schlacht von Novara vom Throne stieg. Mit dem Fluche der Lächerlichkeit belastet, würde König Humbert vom Schauplatze der Geschichte verschwunden sein, wenn er nach der Schlacht bei Adua die Krone niedergelegt hätte.

Ist aber auch dieser Vergleich nicht zutreffend, so ist es doch wahr, daß seit der Schlacht bei Novara Italien von keinem härteren Schlage betroffen worden ist, als von dem, den es am 1. März auf der abessinischen Hochebene empfing. Nach den Niederlagen von Custozza und Lissa erwarb es Venetien, in der Schlacht von Mentana wurde weder der Staat noch seine Politik, noch seine Armee überwunden. In der Schlacht von Adua aber scheiterte eine Staatsunternehmung an der Unzulänglichkeit der Mittel, mit denen sie ins Werk gesetzt war, an der Unfähigkeit und Gewissenlosigkeit der Personen, denen sie anvertraut worden ist und an der Mangelhaftigkeit der Werkzeuge, die sie durchführen sollten. Direkte Nachtheile freilich, die zu ernsten Sorgen Veranlassung geben, hat Italien in diesem unglücklichen Feldzuge nicht erlitten. Die Verlustlisten sind noch nicht aufgestellt. Aber es ist schon jetzt klar, daß die Meisten von den in der Schlacht gefallenen Soldaten Eingeborene waren. Die nur aus Eingeborenen bestehende Brigade des Generals Albertone eröffnete den Kampf, widerstand dem Angriffe des schoanischen Heeres fast vier Stunden lang und wurde schließlich fast ganz vernichtet. Der General Dabormida schickte ebenfalls die seiner Brigade angehörigen eingeborenen Milizen zuerst ins Treffen, als er zum Angriff schritt; sie hatten den ersten ungestümen Anprall der Feinde auszuhalten; und von dieser Brigade kehrte wenigstens die Hälfte aus dem Kampfe zurück. Die Brigade des Generals Arimondi scheint aber gar nicht zum Kampfe gekommen zu sein, sondern sich nach der Ueberwindung der beiden anderen Kolonnen einfach aufgelöst zu haben, und über die Thätigkeit der Brigade Elena, die in der Reserve stand, gibt überhaupt keiner von den eingetroffenen Berichten Auskunft. Immerhin können in der Schlacht bei Adua drei bis viertausend Italiener umgekommen oder gefangen genommen worden sein. Von den 484 Offizieren, die an der Schlacht theilnahmen, sind freilich nach der am 8. März veröffentlichten Liste nur 180 ins Hauptquartier zurückgekehrt, und man darf kaum hoffen, daß ihre Zahl sich noch wesentlich vergrößern wird. Italien trauert also um das Schicksal vieler hoffnungsvoller, tapferer Söhne, aber verglichen mit den Verlusten an Menschenleben in anderen, selbst siegreichen Feldzügen unseres Jahrhunderts sind die in der Schlacht bei Adua von den Italienern erlittenen gering zu nennen. Auch die finanziellen Opfer, die der Feldzug verlangte, und die nun nach der Niederlage umsonst gebracht worden sind, können eine Bedenken erregende Schädigung der italienischen Finanzen nicht zur Folge haben. Bis zum Tage der Schlacht hat der Krieg noch nicht ganz hundert Millionen gekostet. Und wenn man auf eine bis auf den Grund gehende kriegerische Aktion verzichtet und sich mit dem Schutz des noch im Besitze Italiens befindlichen Theiles der Kolonie begnügt — und es hat den Anschein, wie ich des Weiteren ausführen werde, daß das Ministerium Rudini solche Absichten hegt — so werden vielleicht noch 100 bis 150 Millionen an außerordentlichen Ausgaben dem afrikanischen Moloch in den Rachen geworfen werden müssen. Die Verzinsung dieser Summe, die wahrscheinlich durch die Ausgabe der von Sonnino geschaffenen, nur im Inlande umlaufenden, viereinhalbprozentigen Titel oder durch eine amortisirbare vierprozentige innere Anleihe aufgebracht werden wird, würde dem Staatsschatze eine dauernde Last von elf Millionen auflegen, für die durch neue Ersparnisse Deckung geschafft werden kann. Die Wirkung der Niederlage auf den Cours der Rente ist darum auch nur eine vorübergehende gewesen. Sie steht heute schon trotz dem Sturze des Ministeriums fast ebenso hoch wie am 29. Februar, und auch das Goldagio ist seit dem Tage der Schlacht nicht wesentlich gestiegen. In dieser Haltung der Börse kommt freilich vielleicht auch die Hoffnung zum Ausdruck, daß nach dem französischen Sprichwort — à quelque chose malheur est bon — die italienische Colonialpolitik sich nach dieser traurigen Erfahrung von allen abenteuerlichen Eroberungsgelüsten fernhalten wird.

Die Gebiete endlich, die kaum besetzt, der italienischen Kolonie durch die Schlacht verloren gingen, wären dem Mutterlande allmählich zur unerträglichen Last geworden, denn ihre Vertheidigung hätte die Unterhaltung einer Kolonialarmee nöthig gemacht, die mindestens das dreifache der Ausgaben erfordert hätte, welche im Budget des laufenden Jahres für die erythräische Kolonie eingestellt sind. An die friedliche Kolonisirung und Bewirthschaftung dieser Gebiete hätte man aber, bei der beständigen vom Süden drohenden Kriegsgefahr erst nach vielen Jahrzehnten denken können, und wann sie Früchte getragen hätten, statt zu verschlingen, das vermag selbst die üppige Phantasie der rücksichtslosesten Afrikanisten nicht auszudenken. Geben aber auch die direkten, realen Nachtheile der Schlacht bei Adua keine Veranlassung zu Besorgnissen um die Zukunft Italiens, so haben die indirekten und idealen Folgen des ganzen unglücklichen Feldzuges eine um so größere Bedeutung. So hoch man auch die Tapferkeit anschlagen mag, mit der die Kolonne Dabormida und die Offiziere der Kolonne Albertone sich geschlagen haben, so tapfer auch der Major Toselli mit seinen Offizieren bei Amba Aladschi gefallen ist, so heldenmüthig auch der Major Galliano mit seinem Häuflein (übrigens lauter Eingeborenen) vier Wochen lang dem zwanzigfach überlegenen Feinde hinter den Wällen von Makalle Widerstand geleistet hat, auf die strategische Kunst der italienischen Generäle, auf die Verwaltung des italienischen Heeres, auf die Organisation des Verpflegungswesens, auf die Disziplin unter den Offizieren, auf die Befähigung der niederen Offiziere zur umsichtigen Leitung kleinerer kriegerischer Aktionen und auf den italienischen Kundschafterdienst vor und während des Krieges werfen die Ereignisse dieses Feldzuges ein so ungünstiges Licht, daß man nach diesen Leistungen Italien nicht ohne die größte Besorgniß in einen etwaigen europäischen Krieg würde verwickelt sehen können. In Massaua sowohl als in Rom hatte man keine Ahnung von den großen Fortschritten, welche die Bewaffnung der abessynischen Armee in den letzten Jahren gemacht hatte. Es ging ein allgemeines Erstaunen durch das ganze Land, als man erfuhr, daß der Negus mit 24 Mitrailleusen vor Makalle erschienen und fast seine ganze Armee mit Hinterladern bewaffnet sei. An die Erfüllung der ersten Forderung der Kriegsvorbereitung: eine ungefähre Kenntniß der feindlichen Streit-

kräfte und ihrer Ausrüstung hat man gar nicht gedacht. Ueber die Bewegungen des feindlichen Heeres war das Kommando der Kolonialarmee völlig im Dunkeln. Die Annäherung eines Heeres von 100 000 Mann, das von Weibern und Kindern gefolgt, mit unerhörter Langsamkeit Wochen lang vorrückt, ist im Hauptquartier noch gänzlich unbekannt, als man es von den Wällen der vorgeschobensten Festung bereits erblickt. Durch vom Feinde bestochene Kundschafter hat sich ein General, der seit Jahren Land und Leute in Abessinien kennt, offenbar auf die plumpste Weise täuschen lassen. Nur eine sträfliche Unterschätzung des Gegners kann diese Nachlässigkeit in der Erforschung der Vorgänge, die sich im Lande des Feindes abspielten, veranlaßt haben. Und nur dieselbe Unterschätzung vermag den Leichtsinn zu erklären, mit dem man im eigenen Lande den Krieg vorbereitet hat. In der größten Hast wurden aus allen Theilen des Reiches winzige Truppentheile nach Neapel gesandt, dort zu Bataillonen formirt und meist schon am Tage darauf nach Afrika befördert. Die einzelnen Individuen der Truppeneinheiten, die zusammen in den Krieg zogen, kannten sich nicht, und die Offiziere, unter deren Befehl sie kämpfen sollten, waren ihnen fremd und gleichgültig. Die Meisten von ihnen waren in Afrika nie gewesen, an den Anblick des martialischen Feindes, der europäische Truppen zum mindesten überraschen muß, nicht gewöhnt und auf die Strapazen der Märsche über schwierige Gebirgspfade, mit Ausnahme der Alpen-Truppen, auf das schlechteste vorbereitet. Eile war freilich geboten, als man erfuhr, daß der Negus mit einem großen Heere vor Makalle stände. Aber mich dünkt, daß die Armee einer Nation, die seit Jahren einen solchen Angriff erwarten mußte, auf seine Abweisung ebensowohl hätte vorbereitet werden müssen, wie auf einen europäischen Krieg. Ein Fehler war eben die unvermeidliche Folge des anderen. Die Uebereilung der Truppentransporte hatte ihren Grund in der mangelhaften Kenntniß von den Kriegsrüstungen und den Bewegungen des Feindes. Und weil man nicht wußte, daß die Ereignisse in Afrika die Entsendung großer Streitkräfte erfordern würde, hatte man natürlich auch keine Vorsorge für ihre Verpflegung und Ausrüstung getroffen. Lebensmittel scheinen zwar in den Magazinen zur Genüge vorhanden gewesen zu sein, aber es fehlten die Maulesel und Kameele, um sie ins Innere des Landes zu transportiren, und schon auf dem Marsche von der Küste zum Hauptquartiere litten die Truppen geradezu Mangel und aßen das Fleisch von verreckten Thieren. Im Hauptquartier selbst aber war in den letzten Tagen vor der Schlacht der Mangel an Nahrungsmitteln so groß, daß lediglich aus diesem Grunde der Gedanke an den Rückzug ins Auge gefaßt werden mußte. Ein so schlecht vorbereiteter Feldzug kann kaum dann von Erfolg gekrönt sein, wenn er von strategischen Genies geleitet wird, wenn die Disciplin im Heer und unter den Offizieren über allen Zweifel erhaben ist, und auch jeder Lieutenant und jeder Unteroffizier die ihm gestellten Aufgaben mit Umsicht und Kaltblütigkeit löst.

Der Leiter des Feldzuges aber war ein General, zu dem seine Offiziere, wie aus Briefen, die Wochen vor der Schlacht bei Adua geschrieben sind, klar hervorgeht, kein Vertrauen hatten. Nach dem Gefecht bei Amba Aladschi schon fällte der General Arimondi, nach Massauah zurückgekehrt, vor Civilisten und Offizieren über seinen Vorgesetzten höchst unehrerbietig verletzende Urtheile. Kann eine Armee vom rechten Geiste der Disziplin erfüllt sein, deren Generäle den Truppen so schlechte Beispiele geben? Darüber, daß der General Baratieri nicht nur mit der größten Unbesonnenheit zum Angriff schritt*), sondern auch in der Schlacht selbst einen großen Mangel an Umsicht und Entschlossenheit bekundete, darüber sind die Fachmänner einig. Aber er hat, wie schon heute nicht mehr bezweifelt werden kann, den Angriff auf Grund einer Berathung der Generäle beschlossen, in der nur der General Elena vom Angriffe abrieth. So waren also vier Generäle und, mit Ausnahme des Majors Salsa, des Chefs des Generalstabs, auch der ganze Generalstab darüber einig, daß man mit einem Heer, das seit mehreren Tagen an Nahrungsmangel litt, nach einem anstrengenden Nachtmarsch, auf einem nur oberflächlich bekannten Terrain einen sechs Mal überlegenen Feind mit Erfolg angreifen könne. Es ist kaum glaublich, daß in dieser Berathung lediglich strategische Gründe den Ausschlag gegeben haben. Generäle aber, die ihre Beschlüsse vor dem Feinde durch andere als strategische Gründe beeinflussen lassen, haben die Chancen des Sieges nicht auf ihrer Seite. Ich komme endlich auf den Mangel an Umsicht und Kaltblütigkeit zu sprechen, den die niederen Offiziere in diesem Feldzug offenbarten. Er trat deutlich zu Tage bei den Kämpfen am Hügel Sata und im Paß von Alequà gegen die rebellischen Stammeshäuptlinge Sebat und Agos Tafari. Der Oberst, der die Garnison von Adigrat kommandirte, sendet zuerst 60, dann 35 Mann unter den Befehlen zweier Lieutenants gegen eine auf einem Hügel stehende Abtheilung von 500 Mann. Die beiden Lieutenants vermögen sich gegenseitig nicht zu finden und werden mit Verlusten zurückgeworfen. Die Rebellen aber können den Paß von Alequà, über den die Straße führt, die Adigrat, den nächsten befestigten Stützpunkt der Armee mit dem Hauptquartier verbindet, besetzen, dann erst, als die Rebellen schon auf dem Marsche nach Alequa waren, hatte man daran gedacht, an den wichtigen Punkt 140 Mann zu senden, und die beiden Lieutenants, denen diese Aufgabe anvertraut war, hatten nicht einmal auf den umliegenden Höhen, die den Paß beherrschen, Posten aufgestellt, und wurden sammt ihren Truppen vom Feinde überrascht und niedergemacht. Ein nun zur Vertreibung des Feindes erscheinender Hauptmann avancirt, ohne die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu gebrauchen — hier zitire ich wörtlich die Depesche des Generals Baratieri — und wird ebenfalls zurückgeworfen und erst der Hauptmann Oddam, den endlich das Hauptquartier zu entsenden sich bemüßigt fühlt, nimmt dann in tapferem Bajonnettangriff die wichtige Position. —

Daß diese großen Mängel in der italienischen Armee ganz Europa offenbar geworden sind, das ist die bedenkliche und für Italiens Freunde so traurige Folge dieses unglücklichen Feldzuges. Aber diese Offenbarung gibt auch der Forderung nach Rache für Adua einen starken Widerhall. Denn je größer die Fehler sind, welche die Niederlage eines Heeres veranlaßt haben, desto gebieterischer erheischt der internationale Ehrencodex den Beweis, daß diese Fehler auch vermieden werden können. Die Ungestümen aber, die verlangen, daß dieser Beweis sofort angetreten werde, verfallen, indem sie dieses Verlangen aufstellen, gerade in den Kardinalfehler, der die anderen in diesem Feldzug begangenen Irrthümer und Ungeschicklichkeiten alle veranlaßt hat: sie wollen zum zweiten Male einen Feldzug, der Jahre lange gründliche Vorbereitungen erfordert, improvisiren. Setzten sie ihre Forderung durch, so könnten sie den vollkommenen Ruin Italiens herbeiführen. Denn ein in der oben beschriebenen Weise zusammengewürfeltes Heer, dessen Verpflegung nicht gesichert ist, wird mit den Abessyniern nicht fertig, und wäre es zehn Mal so groß als das bei Adua geschlagene. Alle Siege, die Italien über die Abessynier davongetragen hat, hat es mit eingeborenen Truppen erfochten. Reichte ihre Zahl nicht aus, um den großen Heeren zu widerstehen, die der Negus ins Feld führt, so muß es die weißen Truppen, mit denen es den Krieg in Afrika führen will, an das Klima, an das Terrain, an alle Verhältnisse des fremden Landes, an die Kampfesweise des Feindes langsam gewöhnen. Diese Erwägungen begreift das italienische Volk. Aber es begreift auch, daß solche

*) Was Baratieri zum Angriff veranlaßte, ist noch nicht aufgeklärt. Daß er aber nicht deshalb dazu gezwungen wurde, weil ihm der Rückzug sonst abgeschnitten worden wäre, wie Carl Bleibtreu in einem Brief an den Corriere della Sera behauptet, ist zweifellos. Bleibtreu's Brief enthält überhaupt viele Irrthümer, aus denen hervorgeht, daß er nicht einmal das spärliche Material, auf das sich das Urtheil über diesen Feldzug vorläufig gründen muß, kennt.

Vorbereitungen und solcher Krieg ihm unerschwingliche Opfer auferlegen würden. Und deshalb will es von einem afrikanischen Feldzug nichts wissen, und erhebt sich gegen das Ministerium, das es moralisch fast verpflichtet hat, ihn zu führen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Rom. E. Mühling.

Bildende Kunst.

(Ury. — Die Aquarellisten.)

Verschiedene Anonymi, Pseudonymi und Titulirte haben mir Beichte auferlegt, warum ich über den gesegneten Reichthum der gegenwärtigen Kunstsaison in diesen Blättern noch keinen Bericht erstattet. Wir haben gehabt: die zahlreichen Eliteausstellungen mit Zugstücken, die aus allen Ecken und Winkeln des Schaffens herbeigeholt waren, den „Westklub“, die „Freie Kunst“, Symbolisten, eine Sammlung von Frauenmalerei, Repräsentationen in Akademie und Nationalgalerie, die Elfer u. s. w. u. s. w. Ich bestreite nun zunächst, daß es die Aufgabe einer Wochenschrift sei, jede Kunsthändler-Unternehmung zu fixiren; ich bestreite ferner, daß ein Reichthum und gar ein gesegneter vorhanden gewesen, wenn man unter Reichthum nicht Masse versteht. Es hat sich bei uns ein Geschlecht von Kunstkritikern ausgewachsen, das, ohne begründete Kenntniß von ausländischer Malerei, kunstkritische Aufgaben mit einem schönen Stil nur erfüllen zu können meint und manche hier zum ersten Male auftretende Erscheinung gleich als etwas Neues und Ungewöhnliches ausschreit.

Diese seichte Neomanie, die ansteckend wirkt, ruft den Eindruck hervor, als ob es um die Kunst in Berlin wunder wie neu und herrlich stände. Und doch war es ein Winter des Mißvergnügens. In den Bemühungen unserer Jüngeren und der Aelteren, die es für gut befunden, einen Frontwechsel zu vollziehen, liegt weder Zug noch Stil. Die Fülle fremder Kunst hat leider nicht klärend, sondern betäubend gewirkt. Anstatt unsere Künstler zu befreien, hat sie sie nur leichtfertig und salopp gemacht. Es sollte ein großes und lichtes Naturevangelium einziehen, und es kam der wüste Geist der Anlehnung. Nie war die Berliner Kunst so disziplinlos wie jetzt, und es ist wirklich nicht abzusehen, ob aus diesem rathlosen Durcheinander noch einmal etwas Brauchbares erstehen wird, oder ob eine ursprünglich so fruchtbare Bewegung hier in Berlin versumpfen soll. Es wäre zwecklos gewesen, vor den Lesern der „Nation“ eine bunte Orientirungskarte der naiven Nachahmungen auszubreiten, die sich die Berliner Kunst geleistet hat. Im Grunde haben wir hier nur einen einzigen Menschen, der mit ruhiger Beharrlichkeit seine künstlerische Individualität weiter entwickelt und es verschmäht, Witze von gestern zu machen: Max Liebermann. Dieser Ganze und Selbständige aber wird Jahr aus, Jahr ein vergeblich zu akademischen Ehren vorgeschlagen, indessen unbedeutende Kompromißnaturen wie Hans Herrmann leichten Kaufes zu amtlich garantirter Unsterblichkeit gelangen.

Ueber die Unternehmung der „Elfer“ hat das verflossene Jahr fingerdicken Staub gelegt, und ehe dieser Klub mit so unzureichender Kraft Modernität andeutet, sollte er lieber liquidiren. Es fehlt die Liebe zur Sache, jene wohlige Künstlertemperatur, die gute Dinge zur Reife bringen kann. Physiognomie hatte eigentlich nur Liebermann's mächtiges Dünenbild — ein geadertes Menschenkind in windbewegter silbergrauer Landschaft. Eine Anschauung treu und groß und ganz von Liebermann, und eine Farbe voll Stil und Kraft. Wo sonst Einer sein Talent zu höherer, über Studie hinausstrebender Leistung zusammen nahm, da wollte es kaum glücken. Man hat das eben erst an Lesser Ury erlebt, dessen Begabung zu so kühnen Hoffnungen anspornte.

Er steht an einer Art Lebenswende, und möchte das Facit seiner Entwicklung ziehen. Doch bei seiner groß und ernst angelegten Arbeit wird er unruhig, nervös, es versagen ihm Geist und Kraft; er bekommt nicht Harmonie in die Komposition und sein ursprünglich gesundes Farbengefühl läßt ihn bei dem freilich überaus schweren koloristischen Theil der Aufgabe im Stiche. Es ist ein schönes Recht der Kritik, bei den schwungvoll ersonnenen Werken der Jugend über Fehler und Mängel „schmeichelnd“, wie Lessing sagt, hinwegzufahren. Doch Ury's „Jerusalem“-Bilde gegenüber hat die jugendliche Kritik doch zu viel gethan. Sie hat ihn schlankweg an die Seite Klinger's gerückt und seiner großen Leinwand nicht nur einen eminent malerischen, sondern auch unerreicht kulturhistorischen und gar philosophisch-ethischen Werth beigemessen. Man hat ihn zu einem modernen Jehuda ben Halevy drapirt, der, in antisemitischen Tagen, der „Schmerzenskarawane Israels“ voranzieht, als eine „Feuersäule“ der Kunst. Ich glaube, daß man mit dieser ekstatischen Auffassung eines an sich sehr einfachen Gegenstandes — am abendlich erhellten Meere hockt ein Häuflein armseliger Judenflüchtlinge und klagt seinen Jammer dumpf und trostlos der Natur — dem guten Ury schadet, der poetisch nur immer war in schlichter und herber Wiedergabe der Natur und eine starke Phantasie kaum besitzt. Auch nicht der lebhaft grübelnde Klinger war sein Leitstern, sondern durch Rembrandt sicher ist er zu dieser Art von Judenmalerei hingeführt worden. Wie Rembrandt in dem Ghetto Amsterdams, so mag Ury nach Modellen in kleinen halbpolnischen Städten oder unter den heimathlosen Russenzügen gesucht haben, die, ein schmerzvoller Anblick, nicht selten durch Berlin wandern. Aber wo der unerreichbare Rembrandt voll naiver Andacht die Natur anschaut und eben durch sein strenges, klares Wirklichkeitsgefühl seelische Eindrücke hervorruft: da klügelt Ury und läßt sich an oberflächlichem Naturstudium genügen. Wollen ist viel, aber Können ist Alles. Wenn Rembrandt, der überall die Natur suchte und sie auch im Ghetto fand, in jeder einzelnen Malerei ein ganzes Menschenleben öffnet, Eigenschaften des Geistes und der Empfindung überzeugend schildert und nur diesen einzelnen künstlerischen Zweck hat, als Maler zu überzeugen: so kommt Ury über lauter kleinen Zwecken, sei es koloristischer, sei es kompositioneller Art, nicht dazu, die Kraft zu zwingender Wirkung zusammenzuraffen. Es ist, als ob aus einer kränkelnden Brust ein gepreßter, matter Schrei dränge. Man kann einen abgerissenen Ton nicht für eine tragische Klage nehmen, und starke Einzelheiten der Malerei wiegen nicht die vielen leeren und theatralischen Stellen auf. Weil Ury's Talent einen nicht gewöhnlichen Maßstab verdient, so sei er gleich an dem größten gemessen. Es galt einem Vergleich nicht der Persönlichkeiten — das wäre Frevel —, sondern der Ziele; und wenn es Ury bei seiner jüngsten Arbeit klar geworden, wie weit er vom Ziele großer Kunst entfernt ist, so hat er eigentlich den Schaden schon zur Hälfte wieder gut gemacht.

Ury hätte den Fehlschlag zwar nicht vermeiden, doch sonst abschwächen können, wäre er in einer Tradition groß geworden. Aber die Kunst in Deutschland hat keine Tradition: nicht die Reize formaler Sicherheit. Sie trifft entweder, aber sie holt sich die größten Niederlagen. Mit feiner, gewandter Hand setzt der Franzose über die Abgründe hinweg, wo die künstlerischen Sedans für uns liegen. Wo er sich verhaut, ist der Franzose selten abscheulich, meist noch charmant. Auch der Organisation der „Deutschen Aquarellisten“, die seit etwa drei Jahren besteht, fehlt das Erbe des Formgefühles. Das Traditionelle der Mache holte man aus Frankreich oder England. Skarbina übte etwas wie eine symbolische Handlung, als er seinen (gerötheten, nicht lebendig vibrirenden) Frauenkopf aus dem Atelier des Albert Paul Besnard bezog. Immerhin bietet diese deutsche Aquarellisten-Unternehmung dem unstäten und irrenden Künstlergeist eine Stätte, wo er sich ausruhen kann. Nicht alle haben davon profitirt, aber im Ganzen — mag es nun der Reiz der Neuheit sein, den das leichte, zum subjektiven Studium wie geschaffene Material übt, sei es der Ehrgeiz,

die junge Gründung in Kredit zu bringen: man hat tüchtig und oft auch glücklich gearbeitet. Ja, mancher „Elfer“ hat das, was er bei Schulte verfehlte, als Aquarellist bei Gurlitt wieder wett gemacht.

Da hat Walter Leistikow, der als Symbolist so fatal dekorativ, als freies Naturkind von aller Dekoration so sehr entfernt ist, seine Liebe zur malerischen Sache in ganz zarten, lichten, flüssigen Naturstudien von märkischem Lande, Sande und Strande wiederum bezeugt, diese schon verloren geglaubte Liebe, und die schöne Wärme seines Gefühls, der die verhaltenen Reize der märkischen Landschaft so sehr entgegen kommen. Es ist ganz echte Kunst, die er auf seinen Aquarellen bietet. Leistikow ist vielseitig: er lehrt die Kunst, dichtet Romane und Dramen und schreibt Kunstkritiken. Wie heutzutage in vielen Gelehrten, so steckt in vielen Künstlern ein Stück Journalist. Nicht daß alle selbst schrieben, aber sie finden ungezählte Kanäle, um die Federn der Schreibenden zu beeinflussen, und oft, wenn ich über diesen Maler oder über jenen lese, kommt es mir vor, als ob der Schriftsteller freilich mit aller Redlichkeit darstelle, wie der Künstler selbst sich der Mit- und Nachwelt überliefert zu sehen wünscht. Das ist in Leistikow die eine Seele: Die ars militans, die litterarische Surrogate verlangt. Und dann kommt die andere Seele, die ihm das Gefühl der Persönlichkeit wiedergibt und ihn unbefangen genießen läßt die schöne Stunde der Natur, voll Temperament, doch voll künstlerischen Friedens. Dann ist er ganz der frohe, ruhige Empfinder, der durch die silbergraue Dämmerung der Gewässer dringt, der sich des gelben, warmen Abendlichtes erfreut und des Sonnenspieles, das die Kühle der Wälder erwärmt. Leistikow ist unter den „Aquarellisten“ diesmal der interessanteste Kopf. Er schreitet, eine Künstlernatur, anhangtos durch die jüngere Gruppe; zur rechten sinken die seelenlosen Fabrikate eines Hans Herrmann, zur linken fällt der geschickte Ungeschmack Dettmann's: Die Götter wissen, was seit einem Jahr in diesen fähigen Künstler gefahren ist. Er schwankt zwischen Gotthard Kuehl, Liebermann und Ury physiognomielos hin und her, und das Stück Dettmann, das in ihm ist, verdirbt er durch banale Streiche. Er malt ein schönes Landschaftsstück, so zwischen Wald und Stadt, und wie er's fertig hat, setzt er eine blaue Figur, schlecht kolorirt, hinein. Er sieht ein schönes Allee-Motiv, duftig, licht und lustig: Er hat's auch fest, — da fällt es ihm bei, eine witzige Dekoration anzubringen: er schiebt einen Kinderwagen mit Schreibaby querüber, salopp gemalt. Ist das nun Herzlosigkeit oder Konnivenz gegen das Publikum?

Julius Elias.

Theater.

(Deutsches Theater „Die junge Frau Arneck“, Lustspiel in 4 Akten von Hugo Lubliner.)

Das Deutsche Theater bereitete mit Aufführung von Hugo Lubliner's neuestem Lustspiel dem undankbaren Publikum einen historischen Lustspielabend. Denn heute ist die litterarische Richtung, zu deren Vertretern Hugo Lubliner gehörte, als er noch Hugo Bürger hieß, todt: im Grunde war sie nie recht litterarisch und nie recht lebensvoll.

Mitte der siebziger Jahre glaubte man das deutsche Lustspiel wieder einmal aus französischen Einflüssen heraus verjüngen zu können. Damals stand Hugo Lubliner neben Oscar Blumenthal und Paul Lindau im Vordertreffen; Dumas, der Mißverstandene, und Sardou waren die Anreger. Und auch heut braucht man nur „Divorçons“ aufzuschlagen und die Stelle zu citiren: „Was ist denn die Ehe für euch? Die letzte Station! Für uns dagegen ist sie die erste! — Der Mann hört auf sich zu amüsiren, wenn die Frau anfängt,“ man braucht diese Worte nur zu citiren, um den hinreichenden Entstehungsgrund und den Ausgangsgedanken von Hugo Lubliner's neuem Lustspiel „Die junge Frau Arneck“ nachzuweisen. Ein junges lebensprühendes Mädchen hat einen müden Garçon geheirathet; was löst den matten Konflikt? Eine Intrigue. Die gute Freundin der Frau „weckt“ den schlafenden Löwen. In dem Augenblick, in dem er zum Rendezvous erscheinen wird, soll die Frau interveniren. Das ist theatralisch harmlos, moralisch betrachtet, brutal.

Hugo Lubliner hat zwar einmal in seinem Drama „Im Spiegel“ die moderne Dichtung verspottet, aber das verspottete Aschenbrödel hat ihm selbst doch die Freude an der lustigen Fee „Intrigue“ vergällt. Er hat der Intrigue also ein psychologisches à la mode Mäntelchen umgehängt. Nicht zu ihrem Vortheil. Denn es hinderte ihre Beweglichkeit, und an Stelle der Ueberraschungsscene trat langathmig ein Dialog, in dessen Verlauf das Theaterrequisit „deutsches Gemüth“ heraufbeschworen werden mußte. Der blasirte junge Ehemann mußte unter dem bitteren Zwange dieser hartherzigen Psychologie sein Charakterkleid von Akt zu Akt wechseln, und wollte man in all diesem mühsamen Wechsel die Grundidee des Ganzen ergründen, so gelangte man etwa zu der überraschenden Sentenz: Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Man hätte mit dem Gefühl, daß wir's so herrlich weit gebracht, auf all das herabsehen können, wäre nicht in eben diesem Winter die Bühne eben des Deutschen Theaters zu einem Erdbegräbniß geworden, das gute Namen trägt. Schauspielerisch aber war die Leistung des Deutschen Theaters wiederum ganz künstlerisch. Frau Sorma vor allen schuf als junge Frau Arneck eine Gestalt, die hoch über ihre Rolle hinauswuchs bis hinauf in das Reich der Poesie. Aber es war seltsam: die vollendete Darstellung diente nicht dem Drama, sie offenbarte greller nur die Kluft zwischen dem Drama und der Darstellung.

Die arme junge Frau Poesie mit dem müden Garçon Zeitgeist verheirathet; — Hugo Lubliner hat den Ehekonflikt nicht gelöst.

Ernst Heilborn.

Zeitschriften.

G. von Below über den Ursprung des Duells.

(„Göttingische gelehrte Anzeigen“.)

Vor einiger Zeit erregte in den Kreisen deutscher Gelehrter ein Streithandel, der blutig abzuschließen drohte, allgemeine Heiterkeit. Ein streitbarer und streitlustiger Professor der Geschichte zu Münster, Herr Professor von Below, hatte durch Rezensionen von Untersuchungen zweier Berliner Privatdozenten über ein an sich ganz friedliches Thema (Die Entstehung der mittelalterlichen Stadtverfassung in Deutschland) diese so in den Harnisch gebracht, daß sie ihre gekränkte Ehre nur mit dem Degen in der Faust oder der Pistole in der Hand wieder herstellen zu können wähnten. Da Herr von Below derartige wissenschaftliche Beweismittel ablehnen zu sollen glaubte, sagte sich, o Schrecken!, die Familie von Below durch eine Erklärung in öffentlichen Blättern von diesem ihnen nicht standesgemäß argumentirenden Namensvetter los. Die Genugthuung der beiden Privatdozenten über diesen Akt derer von Below wird groß gewesen sein.

Die Herren haben aber ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht. Herr Professor von Below fühlte sich nichts weniger als gedemüthigt. Er lud die Frage auf den gelehrten Karren und schrieb in Nr. 1 des 158. Jahrgangs der „Göttingischen gelehrten Anzeigen“ eine gründliche Rezension der 17. Auflage des „Lehrbuchs des deutschen Strafrechts“ von A. F. Berner und entrollte hier die Frage nach der Entstehung des Duells. Herr Berner hatte nämlich in seinem Buche ausgeführt, daß „der tiefere Gehalt des Duells“ dem Germanenthum angehört, während seine „heutige Form“ aus Frankreich stamme. Die Gründe, welche für diese landläufige Ansicht über die Entstehung des Duells in den Lehrbüchern des Strafrechts u. s. w. angeführt zu werden pflegen, unterzieht nun der gelehrte Kenner mittelalterlicher Rechtsinstitutionen einer sorgfältigen Kritik und weist, so scheint es wenigstens, ganz überzeugend nach, daß in diesem Punkte die medioaevalen Rechtsanschauungen ver-

münftiger und auch rechtsfreundlicher waren als die manches Kreise des 19. Jahrhunderts. Denn mit dem gerichtlichen Zweikampfe, der ja allerdings ein sonderbares juristisches Beweismittel war, auf Grund dessen aber die Gerichte erst entschieden, wer die Strafe treffe, hat das Duell innerlich gar nichts gemein. Das moderne Duell beruht ja gerade auf der Verachtung des ordentlichen Rechtsweges. Herr von Below dreht daher den Spieß vollkommen herum und beweist, daß das Duell seiner Form nach wohl germanischen Ursprungs, im gerichtlichen Zweikampfe enthalten, sei, seinem Wesen nach aber ein romanisch-keltisches Produkt ist. Er geht so weit, zu erklären: „Es gereicht dem deutschen Volke und speziell auch dem deutschen Adel zum Ruhme, daß sie es Duell nicht hervorgebracht haben."

Hoffentlich führt die hiermit eröffnete neue Kontroverse nicht zu neuen Herausforderungen. Herr von Below scheint in der That die vulgären Behauptungen der Kriminalisten über den Ursprung des Duells stark erschüttert zu haben. Es könnte sich am Ende hier in der Kulturgeschichte das Schauspiel wiederholen, das die Litteraturgeschichte schon wiederholt dargeboten hat, das nämlich, daß man litterargeschichtliche Denkmale des Mittelalters als profundeste Produkte des deutschen Geistes ausgegeben hat, bis man deren französisch-keltische Quelle kennen lernte. — Nachtrag: Mit der Rezension in den nur Männern der Wissenschaft zugänglichen „G. G. Anzeigen" hat Herr von Below nicht genug gethan zu haben geglaubt. Er will seine These auch populär machen und hat zu diesem Zwecke eine ausführlichere, der Gelehrsamkeit nicht entbehrende Broschüre: „Das Duell und der germanische Ehrbegriff" in Kassel bei M. Brunnemann erscheinen lassen. Hier faßt er das Resultat seiner Untersuchungen in die Worte zusammen: „Das Ehrenduell ist nicht ein Rest von Einrichtungen des alten deutschen Ritterthums, sondern von Liebhabereien einer erbärmlichen Gesellschaft (der französischen aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts), wie sie sonst kaum das Mittelalter und die Neuzeit kennen."

* *.

Zum Sturmlauf gegen die Civilehe geht uns von einem richterlichen Beamten folgende Zuschrift zu:

Bei den jetzigen Angriffen auf die Civilehe dürfte es weitere Kreise interessiren, von einem Falle Kenntniß zu erhalten, der sich vor Einführung der Civilstandsgesetzgebung ereignet hat und der geeignet ist, auch dort, wo man sich jetzt der Civilehe feindlich gegenüberstellt, zu ernstem Nachdenken darüber anzuregen, ob eine Rückkehr zu den früheren Zuständen erwünscht ist. Der Fall hat im Anfange der siebziger Jahre im Landkreise Breslau gespielt. Der Schreiber dieser Zeilen kennt ihn aus amtlicher Wahrnehmung. Ein katholisches Ehepaar hatte sich durch Urtheil des staatlichen Gerichtes scheiden lassen. Einige Zeit nach der Scheidung fiel es dem Paare ein, sich mit einander wieder zu verheirathen. Sie gingen — gemäß dem damaligen Rechtszustande — zu dem zuständigen katholischen Pfarrer und baten diesen um die Trauung. Der Pfarrer aber erklärte ihnen, sie seien im Irrthum; ein staatliches Gericht könne keine Ehe trennen; sie seien deshalb nach wie vor rechtmäßige Eheleute. Es sei sehr Unrecht von ihnen, daß sie sich eigenmächtig von einander getrennt hätten; wenn sie jetzt wieder zusammenleben wollten, so sei das ein löblicher Entschluß, wie er Eheleuten gezieme; diesen sollten sie nur ausführen; von einer Trauung aber könne keine Rede sein. Diesem Rathe folgte das Paar. Es zog zusammen und erzeugte ein Kind. Auf die Meldung dieses Geburtsfalles leitete das Kreisgericht in Breslau über das Kind als über ein uneheliches die Vormundschaft ein und die dieser Vormundschaft mußte es trotz der Vorstellung der betheiligten Eltern verbleiben. Das Kind war und blieb unehelich. Ob die Eltern später, nach Erlaß der Civilstandsgesetze, zu einer Eheschließung geschritten sind, und hierbei das Kind als eheliches legitimirt haben, ist dem Schreiber dieser Zeilen nicht bekannt geworden.

Nun erwäge man diesen Fall von welchem Standpunkte aus man wolle und man wird zu der Ueberzeugung kommen müssen, daß die Vermeidung so schwerer Mißstände, wie sie hier zu Tage getreten sind, zu den dringendsten Aufgaben der Staatsgesetzgebung gehört. Diese Vermeidung ist aber nur dadurch möglich, daß Eheschließungs- und Ehescheidungsrecht einheitlich geregelt wird: entweder rein kirchlich oder rein staatlich. Will man die Kirche bei der Sache mit rechtlicher Wirkung betheiligen, dann muß sich der Staat auch der Ehescheidung begeben und sie der Kirche ausschließlich überlassen. Wer diesen extremen Standpunkt durchsetzen zu können meint, von dem ist es verständlich, daß er die Civilehe bekämpft. Wer aber die Ehe**scheidung** als staatliches Recht anspricht, der kann, wie der Fall zeigt, nicht ohne die schwersten Wirrungen zu erzeugen, das Eheschließungsrecht des Staates fallen lassen.

Man wird hiergegen einwenden, daß ja nur die **fakultative** Civilehe angestrebt werde, so daß es den Eheleuten ermöglicht ist, da, wo sie bei der Kirche auf Schwierigkeiten stoßen, zur staatlichen Eheschließung zu greifen; wenn also ein Fall, wie der hier mitgetheilte, wieder vorkomme, so könnten die Eheleute von dem die Trauung weigernden Pfarrer zum Standesbeamten gehen. Das ist, rein juristisch betrachtet, zutreffend. Aber thatsächlich liegt die Sache so, daß es sich in der Mehrzahl der Fälle — und auch der hier mitgetheilte Fall war ein solcher — um Leute aus den niederen Volksklassen handelt, welche bei ihrem Thun und Lassen auf den Rath der Behörden gewiesen sind. Wenn der Staat diesen Leuten zwei Amtsstellen zur Verfügung stellt, so haben beide für sie die gleiche autoritative Bedeutung; ja die Bedeutung der kirchlichen Amtsstelle ist vielleicht die noch höhere. Es müßte also von dem betreffenden Pfarrer verlangt werden, daß er die Eheleute dahin berathe: eine nochmalige Eheschließung sei staatlich nothwendig, aber er, der Pfarrer, könne sie noch seinem Gewissen nicht vollziehen; die Leute sollten deshalb zum Standesbeamten gehen. Welche Stellung wird aber damit der kirchlichen Amtsstelle zugemuthet? Und wird namentlich ein katholischer Pfarrer zu einer Belehrung der gedachten Art überhaupt bereit sein? Steht nicht vielmehr zu erwarten, daß er, seinem grundsätzlichen Standpunkt getreu, gerade so verfahren wird wie der Pfarrer im Breslauer Kreise damals verfahren ist? Und werden nicht Leute einfachen Standes sich damit beruhigen, daß der Pfarrer, die zuständige Eheschließungsstelle, sie dahin verständigt hat, daß es einer nochmaligen Eheschließung nicht bedürfe? Wird also ein Fall von der hier in Rede stehenden Art nicht Aussicht haben, trotz fakultativer Civilehe, gerade ebenso zu verlaufen, wie der hier mitgetheilte? Deshalb sollten Alle, denen daran zu thun ist, von unserem Familienleben schwere Wirrungen fernzuhalten, einsehen, daß hierzu unter den heutigen Verhältnissen nur dasjenige Institut geeignet ist, welches den Staat als Herrscher im staatlichen Eherecht dokumentirt: **die obligatorische Civilehe.**

—W.

Unterdrückung der Volksbibliotheken in Rußland.

Herr Prof. E. Reyer in Wien theilt uns folgende charakteristische Thatsachen mit:

„Der Volksbildungsverein in Petersburg, welcher im verflossenen Jahre 100 Volksbibliotheken im Einverständnisse mit den ‚Zemstvo' eingerichtet hat, wird durch die Regierung in seiner weiteren Wirksamkeit gehemmt.

Bekanntlich veröffentlicht die russische Regierung nicht etwa einen Katalog der verbotenen Bücher, sondern sie theilt nur ab und zu durch einen Erlaß mit, welche Bücher dem Volke anvertraut werden dürfen. Der Bildungsverein hatte unter diesen Umständen eine sehr beschränkte Auswahl, er suchte das verfügbare litterarische Material nach Kräften zu ergänzen. 47 Werke wurden zum Drucke vorbereitet, doch konnte kaum die Hälfte gedruckt werden, weil die Censur von Fall zu Fall ihr Veto einlegte. Tolstoi und andere Autoren dürfen nicht verbreitet werden. So oft eine Volksbibliothek errichtet wird, müssen überdies die Ministerien des Innern und des Unterrichtes sowie der Generalprokurator ihre Einwilligung ertheilen.

Trotz all dieser Hemmnisse wurden die Volksbibliotheken ins Leben gerufen und während die Arbeit eben im besten Zuge ist, wird der Bildungsverein suspendirt. Ein Volksbildungsdepartement soll im Schoße des Ministeriums ins Leben treten und unter strengster Aufsicht funktioniren, mit anderen Worten: die Volksbildungsbestrebungen werden in Rußland wieder einmal bis auf weiteres erstickt. Wie verlautet, versucht die ökonomische Gesellschaft die Arbeiten des Bildungsvereines unter den veränderten Verhältnissen durchzuführen."

Angelus Silesius. Von Otto Erich Hartleben. Dresden bei Georg Bondi. 1896.

Nachdem Otto Erich Hartleben das Goethe-Brevier hinausgeschickt, dann, nicht Arm in Arm mit ihm, doch in kurzem Abstand sein eigenes Hartleben-Brevier hat folgen lassen, ist sein jüngstes Pathenkind Angelus Silesius geworden.

Er läßt den gemüthsstärksten und in sich seligsten Mystiker des siebzehnten Jahrhunderts zu uns reden in seiner einfältigen und so innig heißen Art. Mit welchen Augen man dies Buch zu genießen hat, lehrt die Vorrede. Hartleben erzählt in weinfroh römischer Stimmung, wie er zum Angelus Silesius gekommen, durch einen seltsamen Heiligen in Rom, halb Weltkind holder Sünden voll, halb Büßer.

In dessen Geist sind diese Verse angeschaut. Es sollte keine litterarhistorische Ausgabe sein; wir wollen aus diesen Alexandrinern nicht das philosophische System des „Cherubinischen Wandersmannes" zusammen lesen. Wie wollen diesen Versen, wie sie eine fein und apart empfindende Künstlernatur hier aus alten Blättern gepflückt, lauschen und danach suchen, was die moderne Seele bei ihnen fühlt.

Wir saugen aus diesen stillen, dahingleitenden Zeilen eine wohlig tiefe Ruhe; es ist das quietistische, einlullende, was aus ihnen wie langes Palmenrauschen über uns zärtlich hingeht.

Die weltfernen Glocken der „müden Seelen", des „Gottesfeiedens" tönen aus ihnen und klingen uns verwandt. Jene erathmende Sehnsucht der großen Stille, der Wirklichkeitsflucht, des Heimfindens aus der Lebens- und Reizejagd zur Einfalt und Ruhe spricht hier mit sänftigenden Mutterworten.

Alle diese kontemplativen Stimmungen, die wir in der modernen Stimmungspoesie finden, sind nicht Grundtöne, sondern nur Nuancen. Die Müdigkeit steht immer im Kontrast zum taumelnden Leben und auf den Ueberdruß folgt immer wieder Neubeginn, gerade wie im „Neuen Tannhäuser" zwei Schopenhauerioden ein Erotikon umrahmen. Beim Angelus Silesius ist aber der Quietismus nicht nur Stimmung, sondern voll und brünstig umfaßte Erkenntniß in einer festen Herzenssprache gesprochen, ja sicher und glaubenskräftig, daß er die halben schwankenden Empfindungen der müden Seelen unserer Tage doppelt ergreifend packt. Wir senken uns in diesen abgrundtiefen Brunnen und horchen den Stimmen der Stille:

Gott ist die ewige Ruh,
Weil er nichts sucht, noch will —
Willst du in gleichen nichts,
So bist du ebenviel.

Wer unbeweglich bleibt
In Freuden, Leid und Pein,
Der kann nunmehr nicht weit
Von Gottes Gleichheit sein.

Mensch, wenn dich weder Lieb
berührt, noch Leid verletzt,
So bist du recht in Gott
Und Gott in dich versetzt.

Angelus Silesius' Lyrik ist einfach und schlicht, aber sie hat das, was er selbst einmal wünscht:

Ach, daß wie Menschen nicht
Wie die Waldvögelein,
ein jeder seinen Ton
Mit Lust zusammen schrein.

Dies vogelstimmenhelle, naturselige Waldweben klingt in den Pastoralen der verliebten Psyche, vor allem aber in jener Strophe aus Gottfried Keller wohlvertraut:

Blüh auf, gefrorner Christ,
Der Mai ist für der Thür;
Du bleibst ewig todt
Blühst du nicht jetzt und hier.

Und ein Bild, das nur ein Dichter finden konnte, birgt die Strophe:

Ein Herze, das zu Grund,
Gott still ist, wie er will,
Wird gern von ihm berührt —
Es ist sein Lautenspiel. —

Des Angelus Silesius' Lyrik ist solch göttlich Lautenspiel und wir danken dem, der es uns neu gestimmt.

F. P.

Die Monarchomachen. Eine Darstellung der revolutionären Staatslehren des XVI. Jahrhunderts. (1573—1599) Von Dr. Rudolf Treumann. Leipzig. 1895. Duncker und Humblot. 88 S.

Leopold von Ranke spricht in seiner schönen Abhandlung „Zur Geschichte der politischen Theorien" die Worte aus: „Es wäre eine Aufgabe von umfassender Bedeutung, das Verhältniß zu untersuchen, in welchem die Lehren der Philosophen und Politiker über den Staat jeder Zeit zu den historischen Ereignissen ihrer Epoche gestanden haben. Denn in den Konflikten der Macht treten die Theorien hervor, sie erscheinen nicht selten als die Rechtfertigung der Stellungen, welche die Parteien gewonnen haben oder zu nehmen im Begriff stehen. Man würde dem denkenden Geiste Unrecht thun, wenn man die Theorie lediglich aus dem Faktum herzuleiten wollte; sie hat vielmehr auch ihrerseits eine selbständige Bewegung. Die Spekulation hat ihre eigene Geschichte, die von der einen Epoche in die andere hinüberreicht; was in der einen festgesetzt worden ist, dient als Grundlage für die folgende: aber die Weiterbildung und das Maß ihrer Geltung hängt doch immer mit den Ereignissen der Zeit auf das innigste zusammen." Die vorliegende Arbeit R. Treumann's bildet einen Kommentar zu diesen Worten des Altmeisters der Geschichtsforschung. Sie eröffnet die Reihe „staats- und völkerrechtliche Abhandlungen", zu deren Herausgabe sich die Heidelberger Professoren Georg Jellinek und Georg Meyer verbunden haben mit einem sehr anziehenden Gegenstande. „Monarchomachen" nennt man nach dem Vorgang ihres Gegners Barclay eine Gruppe staatsrechtlicher Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, welche die absolute Monarchie bekämpften und den thätigen Widerstand gegen dieselbe für erlaubt erklärten. Sie finden sich im Lager der Reformation wie des Katholizismus. Unleugbar hat der Zusammenstoß zwischen den Ansprüchen fürstlicher Gewalt und der Unbeugsamkeit andersgläubiger Unterthanen das meiste zur Entwicklung jener Staatslehre der Hotman, Boucher, Danaeus, Buchanan, Mariana und anderer ihrer Zeitgenossen beigetragen. Daß der Verfasser diesen streitbaren Geistern den Gelehrten Althusius nicht anreihen wollte, wird man begreiflich finden. Weniger entschuldbar ist es, daß er Waddington's Aufsatz: „L'auteur des Vindiciae contra tyrannos" in der „Revue historique" 1893 Tome 51 übersehen und ohne Bedenken noch Hubert Languet als Autor dieser Schrift angenommen hat. Auch wären manche anfechtbare Behauptungen hervorzuheben. Für die Beurtheilung von Luther's politischen Ansichten müßte die Zeit vor und nach 1525 schärfer auseinandergehalten werden. Von einer „Entladung des gegenseitigen Hasses in der Bartholomäusnacht" darf man nicht sprechen. Indessen, statt bei Einzelheiten zu verweilen, wollen wir dem Verfasser für die anregende Behandlung eines Themas danken, das sich nicht so leicht erschöpfen läßt. Hat doch M. Ch. Labitte allein über eine Seite desselben 1841 ein umfangreiches Buch (De la démocratie chez les prédicateurs de la Ligue) geschrieben.

A. St.

Briefkasten der Redaktion.

F. M. Frankenthal. Besten Dank für Ihre Aufmerksamkeit; wir haben jedoch Th. Storm's treffende Verse schon in Nr. 6 des laufenden Jahrganges zum Abdruck gebracht.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 25. Berlin, den 21. März 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Der Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe kann sich über den Empfang, den ihm die öffentliche Meinung bereitet hat, nicht beklagen. Mit ganz verschwindenden Ausnahmen hat die gesammte Presse, auf die das Unternehmen zu zählen einige Berechtigung hatte, die Bildung des Verbandes mit warmem Beifall begrüßt; daß kleine Bedenken in Bezug auf untergeordnete Einzelheiten laut wurden, ist selbstverständlich; aber die Idee fand in großen Schichten lebhafte Zustimmung. Und zwar kam diese Zustimmung nicht von einer einzelnen Fraktion der Linken, sondern sie erstreckt sich von der „Nationalzeitung“ und der „Kölnischen Zeitung“ über die „Vossische Zeitung“, das „Berliner Tageblatt“ und den „Börsen-Courier“ bis zu den Organen, die in Berlin auf der äußersten Linken der freisinnigen Partei stehen, der „Berliner Zeitung“ und der „Volkszeitung“; und diese selbe Haltung bewahrte auch das große Organ der süddeutschen Volkspartei, die „Frankfurter Zeitung“. Wir nennen nur diese wenigen Blätter; — es wären weit mehr anzuführen, — um die breite Basis zu bezeichnen, auf welcher der Verband sich aufbauen kann.

Auf solchen Erfolg können diejenigen, die das Unternehmen in Angriff genommen haben, stolz sein. Sie haben das zur Ausführung gebracht, was in der Luft lag. Und es ist erfreulich, daß es gerade kaufmännische Kreise gewesen sind, von denen der erste Anstoß ausgegangen ist. Es ist ein gesundes Verhältniß, wenn aus der Bevölkerung selbst heraus sich spontan eine Bewegung entwickelt; dies ist ein Beweis, daß eine Sache reif ist; in diesem Falle, wie wir meinen, ist die Sache überreif.

Der Schutzverband hat bisher einen Aufruf veröffentlicht, den wir auf der letzten Seite dieser Blätter zum Abdruck bringen, und auch wir möchten unsere Freunde auffordern, das Unternehmen durch ihren Beitritt zu unterstützen.

Es sitzen in dem Central-Komitee Männer verschiedener politischer Richtungen zusammen, bekannte Nationalliberale, bekannte Mitglieder der Freisinnigen Vereinigung und bekannte Mitglieder der freisinnigen Volkspartei. Hierin scheint uns eine genügende Bürgschaft dafür zu liegen, daß der Verband jedes einseitige Fraktionsinteresse von sich weist.

Dies ist denn auch in der That die erste Voraussetzung einer gedeihlichen Weiterentwicklung; die Basis muß so breit bleiben, wie es sich irgend erreichen läßt; nur dann kann bei der Zersplitterung der liberalen politischen Fraktionen in Deutschland der Stoß gegen die agrarischen Uebergriffe kraftvoll genug sein; und auch nur dann kann der Verband sich die Sympathien bewahren, die er schon jetzt bei den verschiedensten Parteien besitzt. Ueber diese Grundbedingung kann kein politisch Einsichtiger sich täuschen. Je unzweideutiger solche vorurtheilslose Tendenz aber hervortritt, um so schneller wird auch die Zurückhaltung schwinden, die hier oder dort bei den wohlmeinend Abwartenden noch herrscht.

Die Schwierigkeiten für den Verband sind keine kleinen; er muß sich organisiren, und er muß gleichzeitig kämpfen. Die Organisation scheint gut fortzuschreiten, und das ist begreiflich bei der Sympathie, die dem Unternehmen an so vielen Orten sogleich entgegen gebracht worden ist.

Das allgemeine Kampfesziel aber ist gegeben; es wird durch den Aufruf bezeichnet, und auch die besonderen Aufgaben des Augenblicks drängen sich auf.

Um eine solche Macht zu werden, die sämmtliche antiagrarischen Parteien zu stützen bereit und im Stande ist, dazu bedarf es naturgemäß einiger Zeit. Aber schon allein die Thatsache, daß ein ernstes und energisches Streben sich in dieser Richtung bemerkbar macht, ist nicht ohne politische Wirkung geblieben.

Ein gewisses Unbehagen tritt in den rein agrarischen Blättern zu Tage. Auch aus dem rohen Schimpfen, in dem einige derselben sich gefallen, tritt diese ängstliche Stimmung zu Tage. Andere, etwas gemäßigtere agrarische Blätter suchen den Kaufmanns- und Handelsstand wieder abzuwiegeln und ihm zu demonstriren, daß diesen Berufen eigentlich Niemand übel will, natürlich auch nicht der Bund der Landwirthe. Alle diese Organe von der „Kreuzzeitung“ bis zur „Post“ halten aber an einer Hoffnung vor allem vertrauensvoll fest; sie erwarten, daß durch Uneinigkeit in den eigenen Reihen die neue Organisation wieder auseinander brechen wird, und sie tragen schadenfroh alle jene Symptome zusammen, die für diese ihre Prophezeiung einen Anhalt bieten können.

Wir dagegen hoffen zuversichtlich, daß solche Wünsche nicht in Erfüllung gehen werden; denn wenn es den Agrariern möglich gewesen ist, sich im Bunde der Landwirthe ein Organ für ihre Zwecke zu schmieden, warum sollte nicht durch den Schutzverband das Gleiche der antiagrarischen Bevölkerung möglich sein. Und wenn der Bund der Landwirthe von der äußersten Rechten bis in die Reihen des Centrums und der nationalliberalen Partei hinein einen Einfluß übt, warum sollte nicht auch der Schutzverband eine starke Rückenlehne den antiagrarischen Parteien bieten können, und warum sollte er nicht in steigendem Maße feindliche Einflüsse in der nationalliberalen Partei und auch im Centrum zu paralysiren im Stande sein. Warum sollte den Antiagrariern nicht das gelingen, was den Agrariern gelungen ist?

Wir hoffen, es wird den Kämpfern für wirthschaftliche Gerechtigkeit sogar gut gelingen, entsprechend der sozialen und intellektuellen Macht, die sie repräsentiren.

Freilich eine Bedingung, die nicht das beste papierne Programm zu ersetzen vermag, müssen die betheiligten Kreise erfüllen.

Ist die Bewegung von Kaufleuten und Industriellen ausgegangen, so müssen gerade diese Kreise nun auch Kämpfer stellen, die sich nicht scheuen, in die Oeffentlichkeit hinauszutreten. Unsere Erwerbsstände, die von dem Agrarierthum bedrückt und in ihren Lebensinteressen unaufhörlich geschädigt werden, müssen sich sagen, daß im modernen Staatsleben jeder, der sich um öffentliche Dinge nicht bekümmert, schließlich Gefahr läuft, von denen gemißhandelt zu werden, die andere Interessen verfolgen und die an öffentlichen Angelegenheiten regen Antheil nehmen. Zu eigenem Schaden erfährt Handel und Industrie jetzt, daß sie allzu lange sich der politischen Betheiligung entfremdet haben, während der Bund der Landwirthe seit Jahren den Kampfplatz betreten hat. Darin muß ein Wandel eintreten.

Und es ist nicht genug, Geld und zu Zeiten einen Zettel bei den Wahlen abzugeben. Im deutschen Handels- und Industriestand im weitesten Sinne steckt ein so außergewöhnliches Maß von Tüchtigkeit und praktischem Sinn, daß gerade Männer aus diesen Kreisen sich entschließen müßten, direkt in öffentlichen Versammlungen ihre Ansichten zur Geltung zu bringen, und sie müssen auch bereit sein, Kandidaturen für den Reichstag und für die Landtage anzunehmen. Den Parlamenten muß frisches Blut zugeführt werden, und die Kaufleute, die Industriellen, aber auch die kleinen Gewerbetreibenden und der Bauernstand wären vor allem berufen, ihre eigene Sache durch Vertreter aus der eigenen Mitte im Parlamente führen zu lassen; mögen diese Vertreter sich alsdann jenen einzelnen Fraktionen anschließen, zu denen ihre politischen Ideale sie hinführen. Auch in Beziehung auf solche Bereicherung des parlamentarischen Lebens kann der Schutzverband segensvoll wirken.

Es sind große Aufgaben und große Ziele, die der neuen Vereinigung gestellt sind; diese Ziele zu erreichen, erfordert Zeit; aber schon jeder Schritt zur Verwirklichung wird jeder einzelnen antiagrarischen Partei und, was mehr ist, einer friedlichen und segensvollen Entwicklung Deutschlands zu Gute kommen.

Wir hoffen, daß ein so gesunder Trieb seine Früchte tragen wird, und daß das Wachsthum gefördert werde, dazu sollte jeder besonnen und vorurtheilslos Urtheilende das Seine beitragen.

Gerade die jetzige Begründung des Schutzverbandes hat die Agrarier veranlaßt, darauf hinzuweisen, daß sie keineswegs nur eine Partei im Interesse des Großgrundbesitzes seien; sie wollen auch die Schützer der Bauern sein und des Mittelstandes.

Der Bauern? Siehe Vertretung auf den Kreistagen, siehe Wildschadengesetz und wie vieles andere.

Des Mittelstandes? Siehe, um nur dies zu nennen, die zahlreichen Bestimmungen der neuen Gewerbenovelle.

Wie nun das neue Börsengesetz wirken würde, darüber äußert sich der eben ausgegebene Geschäftsbericht der deutschen Bank folgendermaßen:

„Zwar wird selbstverständlich keine der Wirkungen eintreten, welche viele Befürworter des Gesetzes von demselben erwarten: international verbreitete Zustände lassen sich nicht durch nationale, auf ein verhältnißmäßig kleines Gebiet beschränkte Gesetze regeln. Weder wird die Spekulationslust des Publikums dadurch vermindert, daß man die Zahl der Spekulationsobjekte beschränkt oder die Form verändert, in welcher die Spekulationslust sich bethätigt: noch wird durch die mit dem Verbot des Termingeschäftes verbundene Verringerung der Händlerzahl ein gleichmäßigeres Preisniveau für die Produkte gesichert: noch wird die Qualität der zum Angebote gelangenden Schuldverschreibungen oder Aktien dadurch verändert, daß man deren Emission auf deutschem Gebiet erschwert oder gar verhindert. Durch derartige Maßregeln würde höchstens die Bewegungsfreiheit der Industrie und des Handels im Innern sowie der politische Einfluß Deutschlands im Auslande geschwächt werden. Aber unausbleiblich wird eine Einwirkung auf die innere Gestaltung der Börse eintreten, nämlich die, daß nur sehr kapitalkräftige Häuser den neu herantretenden Ansprüchen gewachsen sein werden, die schwächeren Häuser aber allmählich zurücktreten.“

Diese Ausführungen sind vollständig treffend, und auch auf diesem Gebiete zeigt sich also, daß das Vorgehen der Agrarier eine Schicht des Mittelstandes zu vernichten geeignet ist.

Wohin man blickt, immer wieder zeigt sich der völlige Unverstand der agrarischen Bewegung; und er wird ergänzt durch eine katilinarische Stimmung in jenen Kreisen, die schon zufrieden ist, das Gedeihen anderer zu ersticken.

Aus solchen Gesinnungen heraus, ertheilte ein bekannter Agrarier auf sachliche Einwendungen die bezeichnende Antwort, die sich der Handels- und Kaufmannsstand merken mag:

„Glauben Sie denn, daß wir allein bankerott machen wollen?“

Das ist ein Motto. Sind wir nicht tüchtig genug, uns selbst über Wasser zu halten, so wollen wir die Anderen wenigstens nachzuziehen suchen; eine angenehme Moral.

Derselbe Unverstand und dieselbe Frivolität zeigen sich innig geeint auch bei der bimetallistischen Agitation.

In allen Parlamenten sollte ein gemeinsamer Vorstoß der Bimetallisten herbeigeführt werden; im englischen Parlament sind die Debatten bereits abgeschlossen.

Dort erklärte die Regierung, England würde an der Goldwährung unbedingt festhalten; aber die Engländer hätten nichts dagegen und würden sogar die anderen Nationen dazu ermuntern, wenn jene ihrerseits zum Bimetallismus übergehen wollten. Mit anderen Worten, England sei es sehr recht, daß andere eine Dummheit machen; erklärlicher Weise, denn diese wirthschaftliche Dummheit müßte dem englischen Handel zu Gute kommen.

Man sollte meinen, daß eine solche Antwort eines englischen Kabinets, dem der Bimetallist Mr. Balfour angehört, die deutschen Bimetallisten niederdrücken müßte; eine Antwort, deren Bedeutung um so unzweifelhafter ist, da das gesammte Parlament, die Goldwährungsmänner eingeschlossen.

sie ohne Widerspruch zur Kenntniß nahm. Aber auch diese Erfahrung veranlaßt die deutschen Bimetallisten nicht, zum Haltmachen. Sie setzen ihre Fanfaronnaden fort; sie schwätzen ihren Anhängern von einem neuen Erfolge vor, und sie werden es frivol in dieser Weise forttreiben, bis auch diese „agrarischen Triumphe“ unter der Lächerlichkeit begraben werden, die darin liegt, immer „Siege“ zu erfechten, die zum Rückwärtskonzentriren zwingen.

Die Engländer machen aus Aegypten einen Vorstoß gegen die Derwische im Sudan. Solches Unternehmen wird Italien eine erfreuliche Erleichterung gegenüber der Derwischgefahr bringen, und solches Unternehmen zerstreut auch all die vagen Phantasien von einem Zusammenschluß Englands, Frankreichs und Rußlands zu einem Dreibund. Die realen Interessengegensätze, die England von den beiden anderen Staaten trennen, lassen sich nicht überbrücken — wenigstens nicht, solange das vereinigte Königreich nicht politisch abdanken will.

Eine offiziöse Note der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ gibt bekannt, daß Deutschland der Flüssigmachung der Mittel für den Vorstoß nach Süden aus den unter internationaler Verwaltung stehenden ägyptischen Kassen zustimmt. Dieser deutsche Beschluß ist gut. Wir haben keine Veranlassung, den Engländern in Aegypten Schwierigkeiten zu machen. Sie sind ein Segen für die Entwicklung dieser Gebiete gewesen.

In England wird man aus diesem Entschluß Deutschlands ersehen, daß wir eine Politik der Rancune nicht zu treiben beabsichtigen. Wird man aber auch in England politisch die nöthigen Konsequenzen aus dieser Wahrnehmung ziehen? Wir hoffen es.

* * *

Das Reichstags-Jubiläum.

Fünfundzwanzig Jahre sind an diesem 21. März verflossen, seitdem der erste deutsche Reichstag im Weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin durch den siegreich von den Schlachtfeldern Frankreichs zurückgekehrten deutschen Kaiser Wilhelm I. eröffnet wurde. Die Thronrede war ein Muster kraftvollen Selbstgefühls und bescheidener Zurückhaltung. „Wir haben“ — so lautet sie im Eingange — „erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland angestrebt worden: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwicklung.“ Und die Rede gipfelte in dem Wunsche: „Möge die Wiederherstellung des Deutschen Reiches für die deutsche Nation auch nach innen das Wahrzeichen neuer Größe sein!“

Wer möchte es bestreiten, daß dieser Wunsch nur zu einem kleinen Theile in Erfüllung gegangen ist? Die Arbeiten des Reichstages waren in den ersten Jahren — besonders auf wirthschaftlichem Gebiete — von einer segensreichen Fruchtbarkeit. Der Schwerpunkt der Macht des deutschen Reichstags lag in den Vertretern des liberalen Bürgerthums, die eine Zeit lang sogar die absolute Mehrheit besaßen. Aber das Jahrzehnt, zu dessen Beginn die Gründung des Deutschen Reiches erfolgt war, war noch nicht abgelaufen, als wir bereits in die Aera der schwersten parlamentarischen Krisen eintraten. Die Attentate der Hödel und Nobiling riefen das Sozialistengesetz hervor, und gleichzeitig setzte jene reaktionäre Wirthschaftspolitik ein, unter deren Einfluß politische Parteien gespalten, alte Parteiverbände aufgelöst, neue Parteikartelle geschaffen wurden.

Der damit eingeleitete Zersetzungsprozeß hat die Kraft und auch das Ansehen der Volksvertretung fortdauernd geschädigt. So kommt es, daß das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des deutschen Reichstages ohne rechte innere Antheilnahme der Bevölkerung und nicht in gehobener Stimmung begangen wird. Der Parlamentarismus ist recht nüchtern geworden, und es wird auch den Optimisten schwer, den Kämpfen um die Beschränkung des Handels mit Margarine, um Zuckerprämien und Branntweinliebesgaben eine ideale Seite abzugewinnen.

Und doch — trotz all dieser mannigfachen Enttäuschungen —, was wäre das Deutsche Reich ohne den deutschen Reichstag? Trotz aller Mängel ist der Reichstag auch heute noch — und heute vielleicht mehr als je — die festeste Klammer für das einheitliche Gefüge des Deutschen Reiches. Er stellt nicht nur die Verbindung aller deutschen Stämme dar, sondern in ihm sind auch alle Klassen der deutschen Nation unter einem einheitlichen Rechte zusammengefaßt.

Es gibt eine politische Meinung, wonach es ein Unglück gewesen sein soll, das allgemeine und gleiche Wahlrecht zur Unterlage des Reichstages gemacht zu haben. Unseres Erachtens beruht nicht nur die soziale, sondern auch die nationale Bedeutung des Reichstags vorzugsweise auf diesem allgemeinen Wahlrecht. Indem das allgemeine Wahlrecht jedem — auch dem Aermsten — im Reiche einen Antheil an der politischen Gestaltung des Vaterlandes eingeräumt, hat es mehr als alles andere dazu beigetragen, das Nationalgefühl zu kräftigen und die sozialen Gegensätze auszugleichen. Es klingt das vielleicht paradox gegenüber der offenkundigen Thatsache, daß ein sehr beträchtlicher Bruchtheil der Bevölkerung — in der Sozialdemokratie zusammengefaßt — sich der politischen Entwicklung des Reiches mit Erbitterung entgegengestellt hat. Aber wenn diese, scheinbar revolutionäre, Bewegung doch schließlich sich mehr und mehr in eine konstitutionelle — wenn auch außerordentlich radikale — Opposition verwandelt hat, so verdanken wir das in erster Linie dem allgemeinen Wahlrecht und der damit für die sozialdemokratischen Arbeitermassen geschaffenen Möglichkeit, sich in einem organischen Parteiverbande an der politischen Arbeit der Nation zu betheiligen.

Es ist durchaus falsch, die gegenwärtigen Mängel unseres Parlamentarismus auf die Wirkungen des allgemeinen Wahlrechtes zurückführen zu wollen. Die Interessenpolitik, der wir die schlimmsten Auswüchse des Parlamentarismus verdanken, gedeiht unter einem Klassenwahlrecht noch viel üppiger als unter einem Wahlsystem, an dem die gesammte Bevölkerung einen gleichmäßigen Antheil hat. Dabei darf man nicht aus den Augen lassen, daß das Klassenwahlrecht in einem großen Staate wie Preußen nur deshalb nicht als völlig unerträglich empfunden wird, weil die Macht der Parlamente der Einzelstaaten durch die legislative Kompetenz des Reichstages ganz wesentlich herabgedrückt ist. Hätte das preußische Abgeordnetenhaus über die Heeresfragen, über die Fragen der indirekten Besteuerung, über protektionistische Maßnahmen und über andere gesetzliche Bestimmungen, bei denen speziell die materiellen Interessen der breiten Massen der Bevölkerung in Betracht kommen, das entscheidende Wort zu sprechen, so würde der Widersinn, daß diese breiten Massen von der Vertretung im Preußischen Parlamente thatsächlich ausgeschlossen sind, viel empörender wirken, als das zur Zeit der Fall ist.

Und endlich, so kraus und verworren auch die Verhältnisse im Reichstage liegen, so tumultuarisch die Wahlkämpfe geworden sind, ein so weiter Spielraum auch den unsinnigsten politischen Bestrebungen unter dem allgemeinen Wahlrechte eingeräumt ist: — politisch erzieherisch hat trotz alle dem dasselbe verrufene allgemeine Wahlrecht gewirkt. Selbst die wildeste Gährung ist immer noch besser, als Stagnation; selbst ein erbitterter politischer Kampf noch besser, als eine träge Ruhe.

Der deutsche Reichstag ist aus seiner Sturm- und Drangperiode noch nicht herausgekommen, aber man braucht nicht an seiner Zukunft zu verzweifeln. Man kann sich das Deutsche Reich nicht mehr ohne ihn denken, und ein vernünftiger Politiker kann sich den deutschen Reichstag auch nicht mehr ohne das allgemeine Wahlrecht denken. Ein

Vierteljahrhundert ist eine kurze Spanne Zeit in der Entwicklung der Völker; aber dieses erste Vierteljahrhundert hat doch genügt, um alle Welt davon zu überzeugen, daß dieses Deutsche Reich keine ephemere Staatenbildung dargestellt, und daß die deutsche Nation nicht mehr in den Formen eines — wenn auch noch so modernen — Absolutismus regiert werden kann, daß vielmehr der deutsche Reichstag mit dem Reiche steht und fällt.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XII.

Der Reichstag hat in dieser Woche die leidenschaftlichsten Verhandlungen gehabt, welche die gegenwärtige Session überhaupt hervorgebracht hat. Während die Verhandlungen über ein so ungeheuerliches Gesetz, wie die Börsenvorlage in allzu akademischer Weise verliefen, haben die Missethaten einiger Kolonialbeamten einen wahren Sturm zur Folge gehabt. Bei dieser Gelegenheit hat die Verwaltung der Kolonialangelegenheiten sich selbst einer Versäumniß beschuldigt, wie sie schlimmer nicht gedacht werden kann.

Ich muß ihre Schuld mit ihren eigenen Worten festnageln. Herr Direktor Kayser sagte nach dem stenographischen Bericht:

Wir waren bis zum Falle Wehlan der Meinung, daß, wenn ein deutscher Beamter als Richter in die Kolonien berufen, dort Maßnahmen zur Anwendung bringen wollte, wie Erpressung von Geständnissen, Erzwingung von Aussagen und Verhängung von außerordentlichen Strafen, ein solcher Beamter sich der Vergehen schuldig machen würde, wie sie in den §§ 343 und 345 des Reichsstrafgesetzbuchs vorgesehen sind. Aus diesen Gründen haben wir auch, als die Untersuchung wider den Kanzler Wehlan abgeschlossen war, die Akten an das preußische Justizministerium mit dem Ersuchen geschickt, nunmehr seinerseits die Staatsanwaltschaft zu veranlassen, gegen den Assessor Wehlan strafrechtlich vorzugehen. Das königliche Justizministerium hat darüber ein Gutachten der Staatsanwaltschaft eingezogen, und dieses Gutachten lautete dahin, daß die §§ 343 und 345 nicht zur Anwendung kommen können . . . . .

Das heißt doch mit klaren Worten: Wir, die Kolonialverwaltung, haben den Rechtszustand, der in dem von uns verwalteten Gebiet herrscht, nicht gekannt und haben es darum unterlassen, diejenigen Gesetze in Vorschlag zu bringen, welche zur Herstellung eines gesitteten Zustandes ganz unerläßlich sind. Herr Kayser ist an seine Stelle berufen worden mit Rücksicht auf den Ruf, den er sich, mit Recht oder Unrecht, als Jurist erworben; und er hat in seiner Stellung diesen Ruf nicht bewährt, sondern hat sich vom preußischen Justizminister, der sich auf dem Standpunkte des formalen Rechts befand, eines schweren Irrthums überführen lassen müssen.

Aber das ist nicht das einzige, was wir ihm vorzuwerfen haben. Wenn sich in einer Verwaltung hinter einander drei Fälle ereignen, wie die Fälle Leist, Wehlan und Peters, so kann der Leiter dieser Verwaltung nicht mit Erfolg die Behauptung aufstellen, er sei bei der Auswahl der Personen mit Vorsicht verfahren. Er wird sich vielmehr den Vorwurf gefallen lassen müssen, er habe nicht die Sorgfalt eines ordentlichen Ministerialdirektors angewendet. In Beziehung auf Leist und Wehlan trifft ihn nur der Vorwurf des animum non advertere; im Falle Peters aber trifft ihn der Vorwurf des animum advertere.

Herr Peters hat sich im Jahre 1884 bekannt gemacht durch sein Buch: „Deutsch-national; kolonialpolitische Aufsätze“. Schon dieses Buch ließ ihn als ungeeignet erscheinen für irgend eine Stellung im Dienste der deutschen Regierung; und bereits auf dieses Buch gründete ich das Mißtrauen, welches ich dem im Uebrigen mir unbekannten Herrn Peters von Anfang an entgegengebracht habe.

Wenn ein Deutscher nach Afrika geht, kann er dafür zwei legitime Gründe haben. Entweder ist er ein Forscher, der die Wissenschaft bereichern will, wie Vogel, Schweinfurth, Nachtigall. Für solche Männer hat das deutsche Volk die Verehrung, die es jedem idealen Streben zollt. Oder er will durch ehrliche Arbeit Geld verdienen, wie Wörmann und Thormählen. Ein solches Streben achtet das deutsche Volk, wie es jeden ehrlichen Erwerb achtet, so lange der, welcher ein solches Streben verfolgt, sich auf die eigene Kraft und nicht auf die Hilfe des Staates verläßt. Aus jeder Zeile des genannten Buches geht aber hervor, daß Peters keine Faser weder vom Forscher, noch vom erwerbsthätigen Arbeiter besitzt, sondern daß er ein Strohrenommist ist, der sich durch Redensarten eine Stellung erobern wollte. Daß man diesem Manne eine fette Sinekure verlieh, daß man Stiftungen ihm zu Ehren gründete, daß selbst ein Bennigsen ihn durch einen Toast feierte, bleibt ein dunkler Punkt.

Gleichfalls recht lebhafte, aber doch befriedigende Erörterungen rief die Berathung des Marineetats hervor. Herr von Marschall wies mit der Klarheit und Bündigkeit, die er bei verschiedenen Gelegenheiten bewährt hat, nach, daß die Regierung davon entfernt ist, phantastische Pläne in Beziehung auf die Entwicklung der Marine zu hegen, und der Staatssekretär der Marine, der sich im Laufe der Jahre mehr und mehr in die parlamentarischen Aufgaben, welche ihm sein Amt auferlegt, gefunden hat, stand ihm zur Seite. Da nun für die Aufrechterhaltung unserer Seemacht in besonnenen Grenzen von jeher eine Mehrheit im Reichstage vorhanden war, da die liberale Partei durch ihre Vergangenheit gezwungen ist, eine solche Entwicklung zu fördern, so begegneten die Forderungen der Regierung keinem bedrohlichen Widerstande.

Aus den Kommissionen des Reichstages ist wenig Tröstliches zu melden. Das bürgerliche Gesetzbuch rückt sehr langsam vorwärts; die Beschlüsse hinsichtlich des Börsengesetzes werden sich erst dann würdigen lassen, wenn sie im Zusammenhange vorliegen. In der Zuckersteuerkommission nimmt die Mehrheit die Erhöhung der Zuckerprämie mit Dank an, möchte aber das Quantum, für welches diese Prämie bezahlt werden soll, möglichst hinaufschrauben. Dabei soll die Erhöhung der Verbrauchsabgabe eine möglichst kleine werden; daß auf diese Weise die Quadratur des Zuckerzirkels gefunden werden sollte, ist unwahrscheinlich. Es ist unter diesen Umständen nicht ausgeschlossen, daß das Werk scheitert.

Die Budgetkommission hat einen Beschluß gefaßt, demzufolge das Reich daran denken soll, seine Schuldenlast zu vermindern oder doch wenigstens der weiteren Erhöhung dieser Last vorzubeugen. Zu diesem Zweck mußte die eiserne Klammer, welche die clausula Franckenstein um die Reichsfinanzverwaltung legt, gelockert werden. Das hat Herrn Miquel in Aufregung versetzt, der päpstlicher als der Papst, jetzt die Segnungen der einst von dem Centrum gegen die Nationalliberalen durchgesetzten clausula Franckenstein vertheidigte.

Das Abgeordnetenhaus hat sich in der letzten Stunde aufgerafft und das Budget vor den Iden des März beendigt; es wird nun auch das Herrenhaus voraussichtlich seine Scheinarbeit, das Budget zu prüfen, vor dem 1. April zu Stande bringen. Inzwischen ist nun an den Landtag eine neue höchst wichtige Aufgabe herangetreten; das Gehalt der Richter soll neugeregelt werden und zwar auf der Grundlage des Prinzips der Dienstalterszulagen. Die Ziffern, welche das Gesetz enthält, haben in richterlichen Kreisen Enttäuschung, ja Bestürzung hervorgerufen; Herr Miquel müßte nicht der sparsame Finanzminister sein, der er ist, wenn es anders wäre. Indessen Ziffernfragen sind keine Prinzipienfragen. Aber das Gesetz enthält ein neues Prinzip. Bisher wurde der Rechtskandidat, der sein erstes Examen abgelegt hatte, Staatsbeamter und erwarb damit das Recht, im Staatsdienste zu verbleiben und mitzuwirken. In Zukunft soll der Referendar wie bisher dem Staate unentgeltlich vier Jahre lang dienen, dann wie bisher ein schwieriges

Examen ablegen. Und nun macht ihm der Staat eine höfliche Verbeugung und sagt: Von Stunde an führst du den Titel „Assessor". Mit dem mache dich bezahlt. Ich kann nichts für dich thun, Macedonien ist für dich zu klein. Dat Galenus opes, dat Justinianus honores. Die Ehre, den Assessortitel auf der Visitenkarte zu führen, ist wahrlich keine Kleinigkeit.

Ich halte diesen Gesetzentwurf für die Form, in welcher die Wünsche der Antisemiten verwirklicht werden sollen. Mit diesem Gesetze in der Hand wird der Justizminister jedem jüdischen Kandidaten einen höflichen Abschied geben; die Gründe, aus denen er ihn nicht anstellt, braucht er nicht anzugeben. Bei Beginn seiner Amtsführung bog Herr Minister Schönstedt in die Traditionen der Lippeschen Verwaltung ein, indem er die Immunität der Reichstagsabgeordneten in Frage stellte; sein jetziger Gesetzentwurf stellt die Tendenzen klar, die seiner eigenen Initiative entspringen.

Proteus.

Die Gesundung der amerikanischen Finanzpolitik.

Ausländische Inhaber von amerikanischen Werthpapieren haben oft die verwickelte Frage aufgeworfen, wie man unter den gegenwärtigen Umständen daran denken könne, auf die Dauer in den Vereinigten Staaten die Goldzahlungen aufrecht zu erhalten. Unsere Goldreserve wird von Zeit zu Zeit immer wieder reduzirt und erscheint nicht ausreichend für die Deckung vorhandener Verbindlichkeiten, weil das Schatzamt der Vereinigten Staaten weder die Menge der umlaufenden Greenbacks vermindern, noch sich wirksam gegen das Abziehen von Gold wehren kann. Ohne einen Einfluß auf den Bankdiskont ausüben zu können, muß es sich geduldig die Verminderung seiner Goldschätze gefallen lassen, sobald die wirthschaftliche Nothwendigkeit oder das Mißtrauen fremde Eigenthümer unserer Werthpapiere veranlaßt, diese Werthpapiere abzustoßen. Andererseits ist das Schatzamt gezwungen, zur Deckung für seine laufenden Verpflichtungen im Schatz befindliche Greenbacks stets aufs Neue in den Verkehr zu bringen. Die Unionsregierung war deshalb zu öfteren Anleihen genöthigt, um die Goldreserve auf 100 Millionen Dollars zu halten, eine Goldreserve, erforderlich für die Einlösung von 500 Millionen in Gold zahlbarer Noten. Daneben müssen die Silbercertifikate — obgleich diese nicht in gelbem Metall zurückgezahlt zu werden brauchen — doch ebenfalls paritätisch behandelt werden.

Alle Kraftanstrengungen, um durch gesetzgeberische Maßregeln das Vertrauen dauernd wieder herzustellen, und das beständige Borgen von Gold überflüssig zu machen, sind bisher fruchtlos gewesen.

Ein großer Theil unserer Bevölkerung besteht aus kleinen, verschuldeten Farmern, für die es nicht leicht ist, die Zinsen für ihre Hypotheken aufzubringen. Für sie hat der Gedanke etwas Verführerisches, ihre Schulden mit billigerem Gelde zu bezahlen. Diese Klasse der Bevölkerung versuchte früher, das Geld durch Ausgabe von uneinlöslichem Papiergeld zu entwerthen — man nannte sie damals Greenbackers, — heute rufen sie nach gemünztem Silbergelde, das um 50 Prozent unterwerthig sein würde, und man nennt sie Silbermänner, Silverites. Neben dieser Bevölkerungsklasse giebt es noch einige Fanatiker, die aufrichtig daran glauben, man könne durch bloße Gesetzgebung Werthe schaffen, und endlich Minenbesitzer, welche die freie Ausprägung von Silber anstreben, um ihr Produkt im Preise zu erhöhen.

Verschiedene in jüngster Zeit eingetretene Umstände haben nun die bedrohliche Lage unserer Finanzpolitik nicht unwesentlich verbessert. Die letzte Emission unserer 4 proz. Bonds wurde zum Kurse von circa 111 an den Mann gebracht, um 5 Proz. höher, als die Anleihe, welche ein Jahr vorher ausgegeben war. Obgleich auch in dieser neuesten Anleihe kein bestimmtes Versprechen gegeben war, Kapital und Zinsen in Gold zurückzuzahlen — während die Zeichner in Gold einzahlen mußten —, so war das Vertrauen in unsere Fähigkeit und Bereitwilligkeit, die Zurückzahlung in Gold eintreten zu lassen, doch so groß, daß der Regierung viermal so viel angeboten wurde, als sie forderte. Allerdings waren manche Zeichnungen spekulativer Natur; aber es liegt auf der Hand, daß ein beträchtlicher Theil dieser Zeichnungen auf dauernde Anlagen entfallen mußte. Viel von dem eingezahlten Golde kam aus alten Vorräthen im Inlande. Sodann votirte unsere Repräsentantenkammer am 14. Februar gegen die freie Silberprägung mit einer Zweidrittelmajorität; in dieser Majorität befanden sich nicht wenige Mitglieder, die früher für die freie Silberprägung eingetreten waren. Endlich hat die Nachfrage angefangen, den Silberpreis günstig zu beeinflussen. Als im Jahre 1848 die Goldproduktion stieg, war der erste Artikel, dessen Preis sich besserte, Silber. Die neueste Steigerung der Goldproduktion kann leicht eine ähnliche Wirkung hervorrufen, so daß auch die Interessenten an Silberminen nicht länger Ursache haben, wegen fallender Silberpreise mißvergnügt zu sein.

Eine umfassendere Versorgung mit Gold ist auch dazu angethan, die Preise anderer Waaren zu erhöhen. Jüngst war auch beim Weizen eine Preisentwicklung nach oben bemerkbar. Wenn aber Farmer für ihre Produkte befriedigendere Preise bekommen, so werden auch sie sich leicht mit der Goldwährung aussöhnen. Obendrein fangen die Farmer an, den Informationen, die ihnen durch unsern Reformklub und aus anderen Kanälen zufließen, mehr Beachtung zu schenken; sie lernen einsehen, daß auch der billigere Dollar ihnen nicht geschenkt wird, ebenso wenig wie ein solcher im Werthe von 4 Shilling oder 5 Francs.

In Kürze werden nun die beiden großen politischen Parteien des Landes ihre Nationalkonventionen abhalten. Die Aeußerungen über die Währungsfrage, die in die Wahlprogramme eingefügt werden müssen, und die Auswahl der Präsidentschaftskandidaten werden als ein zuverlässiger Barometer der öffentlichen Meinung anzusehen sein. Da es sich für die Silberleute um eine letzte Chance handelt, so werden sie sicher gewaltige Anstrengungen machen, um ihre Wünsche zur Anerkennung zu bringen. Ihr Einfluß darf keineswegs unterschätzt werden. Noch ganz vor Kurzem wurde eine Anzahl republikanischer Senatoren von ihnen veranlaßt, um deswillen gegen verschiedene Zollerhöhungen zu stimmen, weil Silber ebenso sehr, wie jeder andere Artikel, das Recht auf Schutz habe, ein Argument, das niemals vorher mit gleicher Rücksichtslosigkeit zum Ausdruck gebracht war.

Es ist zweifelhaft, ob diese Haltung auf die republikanische Konvention einen Einfluß ausüben wird — die Demokraten erkennen als solche bekanntlich die Grundsätze des Protektionismus nicht an —, jedenfalls können die beiden großen politischen Parteien es aber nicht riskiren, mit der Finanzreform noch länger dilatorisch zu verfahren. Das Volk ist der beständigen Unsicherheit müde, und die Majorität wird voraussichtlich für den Präsidentschaftskandidaten stimmen, der den besten Ruf in Bezug auf die Gesundheit seiner Finanzgrundsätze und in Bezug auf die Entschlossenheit, dieselben zur Durchführung zu bringen, besitzt.

Die enthusiastische Rückendeckung der Cleveland'schen Finanzpolitik durch seine politischen Gegner in allen Nicht-Silberstaaten zeigt deutlich, was sich bei den nächsten Wahlen erwarten läßt. Diese Entwicklung ist so offenkundig, daß wahrscheinlich sowohl in der republikanischen, wie in der demokratischen Nationalkonvention, die Führer in der Auswahl eines zuverlässigen Vertreters der Goldwährung mit einander wetteifern werden. Die Silberleute, die als Delegirte zu den Konventionen kommen, können allerdings durch dieses

Verhalten dazu bestimmt werden, in ihrer Verzweiflung sich mit den Populisten zu verbinden.

Diese dritte Partei ist in jüngster Zeit stark geschwächt, aber ein Zufluß aller Wähler, die für free coinage eintreten, könnte sie so stärken, daß das schließliche Wahlresultat zweifelhaft wird.

Sollte es aber sich klar herausstellen, daß das Geschrei nach free coinage nicht mehr populär ist, so werden die Berufspolitiker diese Sache so rasch verlassen, wie Ratten ein sinkendes Schiff. Selbst Senatoren aus den Silberstaaten könnten in diesem Falle „bekehrt“ werden. Auch sie würden sich dann mit einer Gesetzgebung aussöhnen, die es außer jeden Zweifel stellt, daß die Regierung der Vereinigten Staaten in jedem Falle ihre Verpflichtungen in baarem Golde oder einem Aequivalent — so wie es bisher immer geschehen ist — erfüllen wird, und daß die Greenbacks von der Cirkulation zurückgezogen werden, um gut gesicherten Noten der Nationalbanken und anderer Bankinstitute Platz zu machen. Nichts weiter ist nöthig, denn Niemand zweifelt daran, daß unsere wirthschaftlichen Kräfte genügend sind; Niemand wird auch wohl ernstlich erschreckt sein durch die gelegentlichen Ausbrüche von Nationalstolz — hier Jingoism genannt —, welche die Kaltblütigeren unter uns zu keiner Zeit ernst genommen haben.

New-York. Louis Windmüller.

Goethe und Carlyle.

Es hat schon manchen Forscher gereizt, nach dem Schicksale zu fragen, das die Werke Goethe's in England gefunden haben, und wenn die Frage aufgeworfen wird, „Wird Goethe von den Landsleuten Shakspere's und Byron' nach Gebühr gewürdigt?“ so ist dies durchaus keine rhetorische Frage, auf die sich eine emphatisch bejahende Antwort von selbst versteht. Die kritischen Zeitschriften Englands aus den letzten Jahrzehnten des vorigen und noch aus den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts liefern zu Goethe's Lieblingsillusion von einer Weltlitteratur mit dem deutschen Schriftthume als Mittel- und Einigungspunkt einen wunderlichen Kommentar. Während Goethe mit regster Theilnahme alle poetischen Gaben Englands registrirt, für Byron und Scott geradezu begeistert Partei ergreift, verhält sich eben dieses England seinen Werken gegenüber spröde, zum Theil schroff ablehnend, so daß es Goethe nicht einmal im Greisenalter vergönnt war, sich der vollen Anerkennung Englands zu erfreuen.

Merkwürdigerweise war es der Norden Englands, der sich zuerst für Goethe erwärmte, während der Süden sich ablehnend verhielt. Mackenzie wies zuerst in Schottland auf Goethe's Dramen hin, Walter Scott war der erste Uebersetzer des Goetz, Blackwood's Magazin trat muthig für „Wahrheit und Dichtung“ ein, und Blackie, der vor Kurzem verstorbene Professor des Griechischen an der Edinburger Universität, brachte die erste nennenswerthe Uebersetzung des „Faust“ zu Stande.*)

Aber das waren lauter schüchterne Versuche im Vergleich mit dem Auftreten Carlyle's. Derb, wuchtig, rücksichtslos, mit einem guten Theil kühner Uebertreibung verkündet der junge unbekannte Schriftsteller mit den eckigen Bauernmanieren ein neues Evangelium: Es gibt nur eine Litteratur, die deutsche, und Goethe ist ihr Prophet! In der That, Carlyle wurde der Pionier des deutschen Schriftthums in England, und dies ist eines der interessantesten Probleme der litterarischen Psychologie.

*) Alois Brandl, Die Aufnahme von Goethe's Jugendwerken in England. Goethe-Jahrbuch, III, p. 27 ff. — Publications of the English Goethe-Society. No. VII. Alford, Goethe's Earliest Critics in England, p. 10.

Bis vor etwa einem Jahrzehnt waren die zuverlässigen Nachrichten über das Verhältniß Goethe's zu Carlyle sehr dürftiger Art, daher haben die Bemühungen deutscher und englischer Litterarhistoriker, aus den dünnen Fäden eine für Deutsche und Engländer gleich schmeichelhafte Legende zu weben, einen solchen Erfolg gehabt, daß heute die Nennung der beiden weltberühmten Namen in jedem Gebildeten sofort die Vorstellung von einem fruchtbaren Freundschaftsbündnisse erweckt, etwa dem vergleichbar, aus welchem der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller hervorging, und in der Litteraturgeschichte hat sich das Dogma herausgebildet, daß Carlyle Goethe seine Weltanschauung und England Carlyle die Bekanntschaft mit Goethe verdankt. Freilich zeigten die von Max Müller im Jahre 1886 veröffentlichten Brieffragmente Carlyle's*) den schottischen Helden der Legende in einem anderen etwas prosaischen Lichte, aber die Bruchstücke waren doch kaum geeignet, das legendarische Gewebe zu zerstören. Ein Jahr darauf aber erschien die gesammte Korrespondenz, geordnet und herausgegeben von der geschickten Hand des Amerikaners Norton**), und man hätte erwarten sollen, daß die Litteraturgeschichte ihr Urtheil korrigiren oder wenigstens die Ueberlieferung einer neuerlichen Prüfung unterwerfen würde. Das ist, soviel ich sehen kann, nicht geschehen, und es schien mir daher keine müßige Aufgabe, das Verhältniß Carlyle's zu Goethe neuerdings zu bestimmen. Ich sage das Verhältniß Carlyle's zu Goethe, denn nur dieses bedarf der Aufklärung und Richtigstellung, wie so viele Ereignisse im Leben Carlyle's; wie Goethe sich zu dem schottischen Schriftsteller verhielt, das geht klar und deutlich aus dem Briefwechsel hervor und läßt keinerlei irrige Deutung zu.

Das Material zu dieser Untersuchung lieferten erstens die von Norton herausgegebenen Briefe Goethe's und Carlyle's, zweitens die Werke Carlyle's, drittens und endlich die Hauptwerke der englischen Litteratur unserer Zeit, und der Gang, den ich bei der Untersuchung einschlug, war durch die Fragen gegeben:

1. Wenn Carlyle seine Weltanschauung Goethe verdankt, wo läßt sich der Einfluß Goethe's im Leben Carlyle's und in seinen Werken beweisen?

2. Wenn Carlyle wirklich zuerst Goethe den Engländern vermittelt hat, wo läßt sich der Einfluß Goethe's auf Poesie und Prosa der englischen Litteratur im Zeitalter der Königin Victoria beweisen?

Das Ergebniß der Untersuchung war eine große Enttäuschung, denn es gestaltete sich zu einem nachdrücklichen Einspruch gegen das Vorurtheil von der geistigen Zusammengehörigkeit Goethe's und Carlyle's, und indem ich versuche, der Verbindung der Namen Goethe und Carlyle einen anderen Inhalt zu geben, hoffe ich, daß es mir gelingen wird, ein Mißbündniß zu sprengen, das dem Zufall und rein äußerlichen Umständen, nicht naturnothwendigen Verhältnissen seine Entstehung verdankt.

Eine chronologische Darstellung der Thatsachen soll es dem Unbefangenen möglich machen, sich ein unparteiisches Urtheil zu bilden. Thomas Carlyle, der Enkel eines Dorftischlers und Sohn eines Maurers, läuft durch die Volksschule und das Gymnasium, ohne sich besonders auszuzeichnen und bringt mehrere Jahre auf der Edinburger Universität zu, hält es aber nicht der Mühe werth, einen akademischen Grad zu erlangen. Er soll nach dem Wunsche seiner strenggläubigen Eltern — und man weiß, was Orthodoxie in Schottland bedeutet! — Geistlicher werden; statt dessen irrt er planlos zwischen einer kleinen Landschule (wo er mathematischen Unterricht ertheilt) und den litterarischen Kreisen der schottischen Hauptstadt hin und her. Studien, eigenes Nachdenken, der revolutionäre Athem der Zeit haben in ihm den Glauben der Väter erschüttert, und noch hat er keinen Ersatz für das Verlorene gefunden; das unstete Wanderleben ist nur der Ausdruck der Ruhelosigkeit, die

*) Transactions of the English Goethe-Society. No. 1.
**) Correspondence between Goethe and Carlyle, Edited by Ch. E. Norton. London. 1887.

seinen Geist verzehrt. Carlyle ist von 1814 an, dem Jahre, in welchem er die Universität verließ, bis hoch in die zwanziger Jahre eigentlich ein verbummelter Student, heute würde man sagen, ein gebildeter Proletarier. Und das Elend des ehrgeizigen jungen Litteraten, dem schon damals litterarischer Ruhm das Höchste war, wird weder durch Leichtsinn, noch durch einen Strahl von Humor gemildert — Carlyle steckt bis an den Hals in geistiger und materieller Bedrängniß. Dieser Zustand dauert bis in das Jahr 1821. Mit einem Male schlägt das Wetter um: die Nebel, welche ihm bis jetzt Welt und eigene Zukunft verhüllten, schwinden, und in Sonnenschein getaucht, liegt eine große Fernsicht vor ihm. Von 1814 bis in die ersten zwanziger Jahre wurde er nicht müde, zu jammern und zu fluchen; von da ab hat sich seine Stimmung gründlich geändert. Was hat diesen Umschlag in der Stimmung Carlyle's bewirkt? — Indem wir die Hypothese vom geheilten Magenleiden unwiderlegt lassen — wer die Biographie Carlyle's kennt, weiß, wie oft das unglückselige Magenleiden in seinen Briefen und in denen seiner Frau vorkommt! — wenden wir uns jenen Thatsachen zu, welche die Annahme zu rechtfertigen scheinen, als ob die Heilung des jungen Hypochonders ausschließlich durch die Bekanntschaft mit der deutschen Litteratur herbeigeführt worden wäre. Am 4 August 1820 schreibt Carlyle an Murray: „Schon ein oberflächliches Studium der deutschen Litteratur hat mir einen neuen Himmel und eine neue Erde offenbart". Und vollends die berühmten Stellen an und über Goethe! „Wenn ich mich einigermaßen durch Nacht zum Licht hindurchgearbeitet habe, wenn ich irgend etwas von mir, meinen Pflichten und meiner Bestimmung weiß, so habe ich dies Ihren Schriften mehr als irgend einem andern Umstande zu verdanken. Ihnen bin ich ewig Dankbarkeit und Verehrung schuldig wie ein Schüler seinem Meister, ja wie ein Sohn seinem geistigen Vater."

Und am 20. August desselben Jahres hören wir auf die Anfrage Goethe's, betreffend das Vorleben Carlyle's: „Ihre Werke waren mir ein Spiegel. Ihre Weisheit hat mich berathen, Friede und Gesundung sind mir aus der Ferne geworden. Ich glaubte einst weder an Religion, noch an Barmherzigkeit und Schönheit, deren Sinnbild sie ist; ich wurde von meinen Phantasien wie vom Sturme umhergeworfen, ich war wie verbannt aus dem Kreise der Menschen, verbittert, elend, fast zur Verzweiflung getrieben, so daß Faust's „Fluch vor allem der Geduld!" mir aus der Seele gesprochen war. Aber jetzt ist, dem Himmel sei Dank, das Alles anders geworden! Ohne daß eine Aenderung in meinen äußeren Umständen eingetreten wäre, einzig und allein in Folge des neuen Lichtes, das mir aufgegangen ist, habe ich neue Gedanken bekommen und eine Ruhe erlangt, die ich früher für unmöglich gehalten habe."

Noch später äußert er sich in demselben Sinne: „In jenem Jahre (1826) fand ich, daß ich meinen ganzen Skepticismus, meine qualvollen Zweifel, das fürchterliche Ringen mit den schmutzigen, niedrigen, seelenmörderischen Kothgötzern meiner Zeit überwunden hatte; ich war einer Hölle entronnen, schlimmer als der Tartarus mit seinen Phlegethons und Stygischen Sümpfen, und erhob mich, frei im Geiste, in das ewige Blau des Himmels, wo ich, Dank sei dem Himmel, seither, was meinen Geist betrifft, gelebt habe. Wie groß meine fromme Freude und Dankbarkeit war, das möge jede fromme Seele ausmalen. — —

Ich verstand damals erst, was die alten Christen unter „Bekehrung", unter „Gottes unendlicher Barmherzigkeit" verstanden: ich hatte in der That einen ungeheuren Sieg erlangt, und Jahre hindurch hatte ich trotz Nerven und Aerger ein beständiges inneres königliches Glücksgefühl, dem gegenüber alles zeitliche Uebel vorübergehend und unbedeutend war, und das mir im Wesentlichen bis auf den heutigen Tag geblieben ist, wenn es auch zuweilen verdunkelt wird und tiefer liegt als damals. Nochmals Dank dem Himmel für seine höchste Gabe. Und hierin fühle ich mich nun Goethe zu unendlichem Danke verpflichtet, denn er, das merkte ich, war den steilen Weg vor mir gewandelt — der erste unter den Modernen"*).

Die zuletzt angeführte Betheuerung wäre in der That ein schwerwiegendes Zeugniß für den Einfluß Goethe's, wenn sie nicht sieben Jahre nach der merkwürdigen Wandlung im Gemüthe Carlyle's geschrieben wäre, und wenn nicht ein anderes, nicht minder zuverlässiges Zeugniß aus eben der Zeit der Wandlung geeignet wäre, die Rhetorik im Briefe Carlyle's zu entkräften. Dieses Zeugniß ist das berühmte autobiographische Bekenntniß im „Sartor Resartus".

„Unser Freund verschweigt nicht, daß er in jenen Tagen ganz irreligiös war. Der Zweifel hatte sich zum Unglauben verfinstert, ein Schatten nach dem andern zog über die Seele, bis sie schwarz wie der Tartarus, von sternenloser Nacht eingehüllt war. In solcher Stimmung und vielleicht der unglücklichste Mann von Paris sammt den Vorstädten, wandelte ich an diesem schwülen Hundstage in einer drückenden Atmosphäre und über ein Pflaster, so heiß wie Nebucadnezar's feuriger Ofen, die schmutzige, kleine Rue St. Thomas de l'Enfer entlang, als mit einem Male eine Idee in mir aufstieg und ich mich fragte: „Wovor fürchtest du dich eigentlich? Was ist das Schlimmste, das dir bevorsteht? Der Tod? und wäre „es selbst die Qualen der Hölle und alles dessen, was der Mensch oder Teufel wider dich thun kann oder will? Hast du kein Herz? Kannst du nicht Alles, was es auch sei, erdulden und als ein Kind der Freiheit die Hölle selbst mit Füßen treten, während es dich verzehrt? So lasse es denn kommen! Ich will ihm begegnen und Trotz bieten! Und während ich dies dachte, rauschte es wie ein feuriger Strom über meine ganze Seele, und ich schüttelte die niedrige Furcht für immer ab. Ich war stark in ungeahnter Stärke, ein Geist, fast ein Gott"**).

Beweist uns diese Bekehrungsgeschichte unmittelbar, daß Carlyle in dem sieben Jahre später geschriebenen Briefe den Einfluß Goethe's auf seine Gemüthsverfassung übertrieb, so brauchen wir überdies auch nur die Aussprüche Carlyle's aus der ersten Zeit seiner deutschen Studien zu Rathe zu ziehen, um zu sehen, wie es um die „heilende" Kraft Goethe's bestellt war. Zwei Citate mögen zu diesem Zwecke genügen: Im Jahre 1823, mitten in der Arbeit am „Wilhelm Meister", schreibt er an seine nachmalige Frau: „Neben Stellen von höchster, reinster Genialität findet sich eine Fluth von ungenießbarem Zeug, das ich nicht um die Welt geschrieben haben möchte", und ein Jahr darauf, als die Uebersetzung bereits fertig gestellt war, läßt er sich folgendermaßen vernehmen: „Goethe ist das größte Genie, das seit hundert Jahren gelebt hat, und der größte Esel, den die Welt seit dreihundert Jahren gesehen hat. Es ist Poesie in dem Buche und Geschwätz, fortwährendes Geschwätz. Wenn ich lese, daß Komödianten mit ihrem traurigen Rüstzeug von Pappendeckel berufen sind, die sittliche Welt zu verschönern und zu beleben, so übertrage ich das in grammatikalisches Englisch mit der milden und wohlwollenden Empfindung einer hungrigen Hyäne".

Gewiß, es ist keinem selbständig denkenden Menschen benommen, die Werke Goethe's mit Kritik zu lesen, und es ist ganz gut möglich, bei aller Bewunderung Mängel zu entdecken; aber wer kann sich überreden, in den citirten Stellen die dankbare Verehrung einer von der Verzweiflung geretteten Seele zu finden? — Wir müssen die Worte von den Komödianten mit ihrem Rüstzeug von Pappendeckel festhalten; sie sind ebenso aufrichtig als bezeichnend für Carlyle.

Doch ich bin den Ereignissen ein klein wenig vorausgeeilt und kehre nun zu dem Briefwechsel mit Goethe zurück.

Am 24. Juni 1824 übersandte Carlyle seine Uebersetzung von „Wilhelm Meister's Lehrjahre" in drei Bänden und begleitete die Sendung mit einem sehr bescheidenen,

*) Carlyle's Reminiscences, II, 179, 180 bei Norton.

**) Vergl. Schulze-Gaevernitz, Thomas Carlyle's Welt- und Gesellschaftsanschauung. Dresden. 1893.

sehr einfachen Schreiben, in welchem er am Schlusse um eine bestätigende Zeile bittet.

Mehrere Monate verstrichen, bevor eine Antwort kam, aber sie kam. Am 30. Oktober übergab Goethe dem Grafen Bentinck das Antwortschreiben an Carlyle, das auch richtig in dessen Hände gelangte. „Eine Botschaft aus dem Feenlande“, nennt Carlyle die wenigen Zeilen, und wir hören, daß der Name Goethe's die Phantasie Carlyle's seit seiner Knabenzeit beschäftigt hatte.*) Der Austausch von Höflichkeiten führte zunächst zu keiner weiteren Korrespondenz. Erst im April 1827 ließ Carlyle wieder von sich hören. Er schickte Goethe sein „Leben Schillers“ (1825) und „Deutsche Romantik“ (1827). Der Brief, welcher diese Sendung begleitet, ist inhaltreicher, bewußter, vertraulicher als der erste vom Jahre 1824, man sieht aus jeder Zeile, daß der Schreiber eine innere Festigkeit gewonnen hat und auch der Außenwelt gegenüber sich fühlt. Er berichtet über den Erfolg, den die Uebersetzung der „Lehrjahre“ in England gefunden hätte und hofft, daß die „Wanderjahre“ — diese bildeten den vierten Band der „Deutschen Romantik“ — eine gleich gute Aufnahme finden werden. Die große Verehrung für Goethe, die in diesem Briefe zum Ausdruck kommt, zeigt jene charakteristische Einseitigkeit, die das ganze Verhältniß Carlyle's zu Goethe in der Folge zu einem schiefen und falschen gestattet: er gibt der Hoffnung Ausdruck, daß Goethe's Name und Lehren**) in England bald so heimisch sein würden wie in Deutschland, und daß er (Carlyle) seinen Landsleuten an Goethe's Werken einen Schatz von Weisheit bloßgelegt habe, den er selbst für so kostbar befunden hat.

Goethe bestätigt den Empfang sofort mit wenigen Worten und zeigt eine Gegensendung an; am 20. Juli desselben Jahres folgt ein zweites ausführliches Schreiben, welches eine Würdigung von Carlyle's litterarischer Thätigkeit und die wohlbekannten Worte über den Beruf der deutschen Sprache innerhalb der Welttitteratur enthält. Das „Paquet“ enthielt außer mehreren Gedichten eine Stahlbroche für Mrs. Carlyle.

Am 20. August dankt das Ehepaar für Brief und Broche, und wieder erwähnt Carlyle die Seelenrettung, die ihm durch Goethe's Werke geworden sei.

Hierauf folgte am 1. Januar 1828 ein äußerst liebenswürdiger Brief an Goethe. Die ersten Zeilen lauten: „In diesen Tagen, mein Theuerster, geht abermals eine Sendung über Hamburg, sie enthält die zweite Lieferung meiner Werke, worin Sie nichts Neues finden werden, der ich aber die alte Gunst aufs Frische wieder zuzuwenden bitte.“ Diesen Brief ergänzt Goethe gewissermaßen durch einen zweiten vom 15. Januar; mit den Briefen sendet er außer mehreren Heften seiner Schriften einige Geschenke für Mrs. Carlyle.

Aber im selben Monate, am 17. schrieb Carlyle nach Weimar und zwar diesmal ein sonderbares Gesuch. Er bewarb sich um eine Professur der Moralphilosophie an der Universität St. Andrews und bat nun seinen weltberühmten Gönner um ein Zeugniß für den Rektor der Universität!

Das gewünschte Zeugniß kam, aber der Umstand, daß es um fast 8 Wochen zu spät eintraf, sowie der gezwungene geradezu schwerfällige Stil des Ganzen, zeigen uns, wie schwer es Goethe ankam, die Bitte des ihm eigentlich ganz unbekannten schottischen Litteraten zu erfüllen. Für die Kenntniß des alten Goethe ist dies Schriftstück von großer Bedeutung.

„Wahre Ueberzeugung“ geht vom Herzen aus, das Gemüth, der eigentliche Sitz des Gewissens, richtet über das Zulässige und Unzulässige weit sicherer als der Verstand, der gar manches einsehen und bestimmen wird, ohne den rechten Punkt zu treffen.

Ein wohlwollender, auf sich selbst merkender Charakter, der sich selbst zu ehren, mit sich selbst im Frieden zu leben wünscht und doch so manche Unvollkommenheit, die sein Inneres verwirrt, empfinden muß, manchen Fehler zu bedauern hat, der die Person nach außen kompromittirt, wodurch er sich denn nach beiden Seiten hin beunruhigt und bestritten findet, wird sich von diesen Beschwernissen auf alle Weise zu befreien suchen.

Sind nun aber die Mißhelligkeiten in treuer Beharrlichkeit durchgefochten, hat der Mensch erkannt, daß man sich von Leiden und Dulden nur durch ein Streben und Thun zu erhalen vermag, daß für den Mangel ein Verdienst, für den Fehler ein Ersatz zu suchen und zu finden sei, so fühlt er sich behaglich als einen neuen Menschen.

Dann aber drängt ihn sogleich eine angeborene Güte, auch anderen gleiche Mühe, gleiche Beschwerden zu erleichtern, zu ersparen, seine Mitlebenden über die innere Natur, über die äußere Welt aufzuklären, zu zeigen, woher die Widersprüche kommen, wie sie zu vermeiden und auszugleichen sind. Dabei aber gesteht er, daß bei allem ungeachtet im Laufe des Lebens sowohl Aeußeres wie Inneres unablässig im Konflikt befangen bleibe, und wie man sich deshalb rüsten müsse, täglich solchen Kampf wiederholt zu bestehen.

Wie sich nun ohne Anmaßung behaupten läßt, daß die deutsche Litteratur in diesem humanen Bezug viel geleistet hat, daß durch sie eine sittlich psychologische Richtung durchgeht, nicht in asketischer Aengstlichkeit, sondern eine freie naturgemäße Bildung und heitere Gesetzlichkeit einleitend, so habe ich Herrn Carlyle's bewunderungswürdig tiefes Studium der deutschen Litteratur mit Vergnügen zu beobachten gehabt und mit Antheil bemerkt, wie er nicht allein das Schöne und Menschliche, Gute und Große bei uns zu finden gewußt, sondern auch von dem Seinigen reichlich herübergetragen und uns mit den Schätzen seines Gemüthes begabt hat. Man muß ihm ein klares Urtheil über unsere ästhetisch sittlichen Schriftsteller zugestehen, und zugleich eigene Ansichten, wodurch er an den Tag gibt, daß er auf einem originalen Grund beruhe und aus sich selbst die Erfordernisse des Guten und Schönen zu entwickeln das Vermögen habe.

In diesem Sinne darf ich ihn wohl für einen Mann halten, der eine Lehrstelle der Moral mit Einfalt und Reinheit, mit Wirkung und Einfluß bekleiden werde, indem er nach eigen gebildeter Denkweise, nach angeborenen Fähigkeiten und erworbenen Kenntnissen die ihm anvertraute Jugend über ihre wahrhaften Pflichten erklären, Einleitung und Antrieb der Gemüther zu sittlicher Thätigkeit sich zum Augenmerk nehmen und sie dadurch einer religiösen Vollendung unablässig zuführen werde.“ Goethe fühlte wohl, nachdem er diese Empfehlung niedergeschrieben hatte, daß Carlyle's Kenntniß der deutschen Litteratur doch noch keine ausreichende Berechtigung war, sich um einen Lehrstuhl der Moralphilosophie zu bewerben; daher fügte er folgende „Erfahrungsbetrachtungen“ hinzu:

„Ueber das Prinzip, woraus die Sittlichkeit abzuleiten sei, hat man sich nie vollkommen vereinigen können. Einige haben den Eigennutz als Triebfeder aller sittlichen Handlungen angenommen; andere wollten den Trieb nach Wohlbehagen, nach Glückseligkeit als einzig wirksam finden; wieder andere setzen das apodiktische Pflichtgebot oben an, und keine dieser Voraussetzungen konnte allgemein anerkannt werden, man mußte es zuletzt am gerathensten finden, aus dem ganzen Komplex der gesunden menschlichen Natur das Sittliche sowie das Schöne zu entwickeln.

In Deutschland hatten wir schon vor 60 Jahren das Beispiel eines glücklichen Gelingens der Art. Unser Gellert, welcher keine Ansprüche machte, ein Philosoph von Fach zu sein, aber als ein grundguter, sittlicher und verständiger Mann durchaus anerkannt werden mußte, las in Leipzig unter dem größten Zulauf eine höchst reine, ruhige, verständige und verständliche Sittenlehre mit großem Beifall und mit dem besten Erfolg; sie war den Bedürfnissen seiner Zeit gemäß und wurde erst spät durch den Druck bekannt.

Die Meinungen eines Philosophen greifen schroff nicht in die Zeit ein, aber ein verständiger, wohlwollender Mann,

*) Brief an Jane Welsh vom 20. Dezember 1824.

**) All this warrants me to believe that your name and doctrines will ere long be English as well as German. Norton, p. 9.

frei von vorgefaßten Begriffen, umsichtig auf das, was eben seiner Zeit Noth thut, wird von seinen Gefühlen, Erfahrungen und Kenntnissen gerade dasjenige mittheilen, was in der Epoche, wo er auftritt, die Jugend sicher und folgerecht in das geschäftige und folgenreiche Leben hineinführt".

Für dieses, wie Carlyle selbst sagt, großmüthige Zeugniß dankt er sofort, aber zur selben Zeit schreibt er seinem in Deutschland reisenden Bruder, er solle es ja nicht versäumen, Weimar zu berühren und ihm einen getreulichen Bericht über Goethe zu bringen, der ihm täglich räthselhafter werde: der eine seiner Briefe sei ein Orakel, der andere Gewäsch (twaddle)!

(Schluß folgt.)

Wien. . Leon Kellner.

Altkölnische Bilder.

Die Kölner Malerschule hat einen geschichtlichen Namen, der weit und breit in Geltung steht und diesen Namen hat sie nicht von gestern oder heute: ihr Ruf ist von sehr altem Ursprung, älter beinahe, als die ältesten Werke selbst, die wir von ihr besitzen. Daß schon der Dichter des Parcival die Maler von Köln neben denen von Maestricht als die besten rühmt, ist eine oft erwähnte und lehrreiche Thatsache. Von jener Zeit an klingt das Lob Kölnischer Meister bald da, bald dort in der litterarischen Ueberlieferung wieder und es handelt sich dabei nicht um irgend welche untergeordneten Traditionen der Schreibstube, sondern um Berichte, die wir ernst zu nehmen ein Recht haben, denn wenn diese Zeugnisse auch nicht vorhanden wären, so würden uns dennoch die erhalten gebliebenen Denkmäler davon Kunde bringen, welch einen Rang diese Schule lange Zeit hindurch vor anderen in deutschen Landen behauptet hat.

Als man im Anfang unseres Jahrhunderts der Kultur und Kunst des Mittelalters erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen begann, gelangten auch die Werke der alten Kölner zu neuen Ehren. Gewichtige Stimmen wiesen auf ihre Bedeutung hin, so neben den Romantikern auch Goethe. Für ihre Konservirung und geschichtliche Würdigung sorgten in rastlosem Eifer einheimische Kunstfreunde, allen voran Wallraf und die Gebrüder Boisserée. Goethe hat damals den Wunsch geäußert, es möchte die Boisserée'sche Sammlung, welche die Blüthe dessen vereinigte, was in nicht öffentlichem Besitz an Erzeugnissen altkölnischer Kunst vorhanden war, in Nachbildungen von mäßiger Größe herausgegeben und so zur Popularisirung dieser Werke ein Beitrag geschaffen werden. Diesen Wunsch hat später in gewissem Sinne die Strixner'sche Lithographiensammlung in Erfüllung gebracht, eine Publikation, die in ihrer Art und für ihre Zeit ein Verdienst war, wenn sie auch hinter den Ansprüchen, die man heute an ein solches Unternehmen macht und machen darf, erheblich zurückbleibt. Nichts vermag besser den Werth der photomechanischen Reproduktionsmittel, deren wir uns heute bedienen, zu veranschaulichen, als ein Blick auf jene Art von Nachbildung auf dem Wege der freien Handzeichnung, wie sie früher und so auch bei jenen Steindrucken der Boisserée-Sammlung genügen mußte. Um wie viel sicherer ist nicht die Grundlage, welche die moderne photographische Reproduktion der wissenschaftlichen Kritik verleiht, um wie viel reicher und tiefer zugleich die Anschauung, welche durch sie der allgemeinen Geschmacks- und Urtheilsbildung vermittelt wird! Der Vortheil dieser technischen Fortschritte hat nunmehr auch der altkölnischen Schule erneuten Gewinn gebracht. Vor uns liegt die erste Lieferung einer auf drei Folgen berechneten Edition „Geschichte der Kölner Malerschule", eines Bilderwerks, das etwa hundert Lichtdrucktafeln umfassen soll und auf Veranlassung der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde bei Nöhring in Lübeck erscheint. Als Herausgeber nennt der Titel zwei Autoren, Ludwig Scheibler, dessen kritische Untersuchungen im Gebiet der älteren deutschen und niederländischen Kunst für die Statistik unseres gesammten Denkmälervorraths und speziell der altkölnischen Gemälde hervorragende Bedeutung erlangt haben, und Carl Aldenhoven, den verdienstvollen Leiter des Wallraf-Richartz-Museums in Köln, aus dessen bewährter Feder die Leser der „Nation" schon in einem früheren Jahrgang dieses Blattes über die Entwicklung der älteren kölnischen Schule im Zusammenhang mit den Wandlungen des mittelalterlichen Kulturlebens unterrichtet worden sind. Ein erläuternder Text von Aldenhoven soll der dritten Lieferung beigegeben werden. Für die erste Jahrespublikation, die hier zur Besprechung gelangt, müssen die Bilder vorläufig selbst ihre Geschichte erzählen.

Da steht obenan die geheimnißvolle Persönlichkeit des „Meisters Wilhelm", dessen Genius man von Alters her als den Inbegriff jener Innigkeit und Lieblichkeit verehrte, die man als besonders bezeichnende Eigenthümlichkeiten der älteren kölnischen Schule anzusehen gewohnt war. Es ist möglich, daß, wie die neueste Forschung darzuthun versucht hat, der Autor jener gepriesenen Schöpfungen, des „Clarenaltars", der „Madonna mit der Wicke" und all der anderen, die traditionell dem Meister Wilhelm zugeschrieben werden, in Wirklichkeit ein anderer war, als der Maler dieses Namens, dessen Thätigkeit in Köln in den siebziger Jahren des 14. Jahrhunderts urkundlich feststeht; freilich ist es noch nicht gelungen, einen völlig glaubhaften anderen Namen für ihn zu substituiren. Genug, daß uns ein hochbegabter liebenswürdiger Meister in jenen Werken entgegentritt, der zugleich in den letzten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts durch den Einfluß seiner überlegenen Persönlichkeit ein für seine Zeit und Stadt tonangebender Meister genannt werden darf. Die Herausgeber unseres Werkes haben ihm in den Titelunterschriften seinen gewohnten Namen gelassen und das ganz mit Recht: wenn man vom Meister Wilhelm redet, so weiß ja doch im Grunde Jedermann, wer damit gemeint ist. Unter den hier von ihm mitgetheilten Bildern ist die „Madonna mit der Erdbeerblüthe" im Kölner Museum, ein niedliches kleines Triptychon, wohl das am meisten populäre, obwohl es eigentlich von anderen Werken seiner Hand übertroffen wird. Sie ist ein wenig konventionell, diese Madonna mit der schweren Purpurfarbe des Mantels und den streng geordneten Gewandfalten, die sich zusammen mit der feierlich mystischen Wirkung des Goldgrundes fast noch wie eine Reminiscenz jener alten byzantinischen Kultusbilder ausnehmen, die so oft in der mittelalterlichen Kunst des Abendlandes als Vorbild gedient haben. Lebendiger und freier sind die Tafeln mit Bildern aus der Evangeliengeschichte, insbesondere der Passion behandelt, aus denen der Clarenaltar im Kölner Dom zusammengesetzt ist, und von denen einige weitere Blätter Proben geben. Anmuthend sind da besonders die Scenen aus der Kindheitsgeschichte Jesu, die, kleinen Sinngedichten gleich, in knapper Form mit wenigen Figuren die Vorgänge der heiligen Legende zur Anschauung bringen. An den Passionsscenen mag man zugleich die Grenzen des künstlerischen Vermögens ihres Autors und seiner Schule überhaupt erkennen, sie enthalten kaum etwas, was über die Andeutung des äußerlichen Geschehens hinausginge, das Moment der persönlichen Empfindung, das in der italienischen Kunst derselben Zeit schon lebendig mitspricht, hat sich hier aus dem Bann der formalen mittelalterlichen Ueberlieferung noch nicht losgerungen, das große und gereifte Pathos eines Giotto oder Giovanni Pisano vollends wird man hier vergeblich suchen.

Eine weitere Beobachtung steht damit im Zusammenhang. Man hat neuerdings den Versuch gemacht, den „Meister des Clarenaltars" als bahnbrechenden Führer einer neuen Epoche in der Entwicklung des künstlerischen Geistes seiner Heimath hinzustellen. Dabei überschätzt man aber doch das Individuelle und Persönliche an ihm. Bei aller Anerkennung seiner eigenartigen Gestaltungsgabe, seines feinen und zarten Formgefühls, wird es doch richtiger sein, wenn man bei seiner Beurtheilung das Hauptgewicht auf diejenigen seiner Eigenthümlichkeiten legt, die ihn zu einem Genossen jener großen mittelalterlichen Kunstbewegung

stempeln, welche man gemeinhin als die „gothische" bezeichnet. Zieht man andere Erzeugnisse dieser Epoche der mittelalterlichen Kunst diesseit der Alpen von ungefähr gleicher Entstehungszeit mit den Werken Meister Wilhelm's in Vergleich, mag man nun dabei an nürnbergische oder burgundische Malereien denken, oder an jene großen dekorativen Arbeiten, die auf Karls IV. Geheiß in seiner Burg Karlstein in Böhmen entstanden sind: man wird immer leicht einen allen gemeinsamen Zug stilistischer Gebundenheit, eine gewisse gewohnheitsmäßige Kalligraphie der Form gewahr werden, in deutlichem Unterschied von jener geschärften und unmittelbaren Naturanschauung, die erst mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts in einer jüngeren Generation die Grundzüge einer thatsächlichen Reform, kurz gesagt, das Erwachen der modernen Künstlerpersönlichkeit erkennen läßt.

Mag dieser Gesammteindruck der Werke Meister Wilhelm's nun auch im Einzelnen da und dort zu widerlegen sein: die Loslösung von der spezifisch mittelalterlichen Ueberlieferung ist jedenfalls erst in der Person des Meisters, der das berühmte Kölner Dombild geschaffen hat, des Stephan Lochner, zur Thatsache geworden. Lochner ist zwar vom Oberrhein eingewandert, aber seine Thätigkeit und sein Name gehören der Geschichte von Köln an. Sucht man sich ein Bild von der relativen Bedeutung der Männer zu machen, welche für den Entwicklungsgang der altkölnischen Kunst bestimmend gewesen sind, immer wird dabei, wie in früheren Epochen der Kunstgeschichte überhaupt, der Umstand im Wege sein, daß wir angesichts einer jeden einzelnen Person gezwungen sind, das innere Wachsthum wie das äußere Wirken eines ganzen Menschenlebens aus einigen wenigen Resten seiner Thätigkeit zu rekonstruiren. An Alles, was wir da sagen können, knüpfen sich Vorbehalte an. Lochner ist vielleicht die bemerkenswertheste Persönlichkeit unter den Vertretern der altkölnischen Kunst, soweit wir aus dem noch Vorhandenen zu urtheilen vermögen. Lochner's Meisterwerk, der Altar, den er im Laufe der vierziger Jahre des 15. Jahrhunderts für die Rathskapelle malte und der sich jetzt im Chorumgang des Doms befindet, ist zugleich für Köln das Hauptwerk, ja die eigentliche monumentale Schöpfung jener ganzen Periode. Da ist eine Größe der Anschauung, eine Würde der Haltung und eine, wenn auch nicht durchweg glückliche, Freiheit der Raumdisposition, wie man sie vorher am Niederrhein vergeblich gesucht haben würde. Das Epiphanienbild des Mittelschreins vermag die Gestalten nicht alle zu fassen, die als Zeugen der Huldigung vor dem Christuskinde in das Gefolge der drei Könige hereingezogen sind: sie drängen nach den Seiten hinaus, die Flügelbilder füllend, rechts die Märtyrer der thebaischen Legion mit dem heiligen Gereon an der Spitze, links die Jungfrauen der heiligen Ursula, von ihrer Herrin geführt. So nahen sie der in der Mitte thronenden Himmelskönigin, die Schutzheitigen der Stadt, ein Sinnbild der kirchlichen Devotion nicht minder wie des bürgerlichen Selbstgefühls der Stifter.

Als Albrecht Dürer 1520 seine Reise nach den Niederlanden machte, ließ er sich in Köln den Altar des Meister Stephan aufschließen. So erzählt er selbst in seinem Tagebuch. Dürer erwähnt nur ganz vereinzelt etwas von den Kunstwerken aus älterer Zeit, die ihm unterwegs begegnet sind. Um so mehr haben die wenigen Worte zu bedeuten, mit denen er den Vorgang registrirt. Die Nachbildung des imposanten Denkmals dürfen wir wohl von einer der nächsten Lieferungen des Bilderwerks erhoffen *) Der Lichtdruck nach Lochner's Madonna mit dem Veilchen aus dem erzbischöflichen Museum in Köln, welcher diesmal beigegeben ist, zeigt, daß der Meister des großen Stils auch über die Züge der reinen Anmuth verfügt, wie sie ja des Weiteren und vor Allem seine „Maria im Rosenhag" im Kölner Museum lebendig zum Ausdruck bringt. Lochner bildet neben dem Meister Wilhelm eine Erscheinung für sich im älteren kölnischen Kunstleben. Die auf ihn folgende Generation trägt ein weniger selbständiges und damit im Zusammenhang auch nicht mehr so ausschließlich lokales Gepräge, wie er.

Seit den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts sind die Niederlande die hohe Schule der Malerei. Was Jan van Eyck und seine Schule in Flandern, was Roger van der Weyden in Brabant geschaffen, wird mehr und mehr zum Vorbilde, nicht nur für die Niederlande, sondern auch für die rheinischen und oberdeutschen Gegenden. Köln, der im Reiche zunächst benachbarte Sammelpunkt künstlerischer Kräfte, nimmt in erster Linie an diesem Vorgang Theil; niederländischer Geschmack und niederländische Technik werden in der Kölner Kunst im Laufe der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zum vorherrschenden Element. Als Träger des neuen Bildungsstoffes tritt uns in dieser Zeit ein gleich den meisten älteren Kölner Künstlern dem Namen nach unbekannter Meister in besonders charakteristischer Erscheinung entgegen; nach bestehendem Brauche nennen wir ihn nach einem seiner Hauptwerke den „Meister der Lyversbergischen Passion." Neuerdings hat man mit Recht erkannt, daß aus den ihm früher zugeschriebenen Werken eine ganze Anzahl als Arbeit eines anderen stilverwandten Künstlers ausgeschieden zu werden verdient; diese zweite, nicht minder interessante Persönlichkeit ist der „Meister des Marienlebens", so geheißen nach einer in München befindlichen Serie von Scenen aus der Legende der Jungfrau Maria. Von beiden bringt unsere Publikation bezeichnende Beispiele: die Gefangennahme Christi und die Kreuzabnahme aus der, früher in der Sammlung Lyversberg, jetzt im Kölner Museum befindlichen Passionsfolge, daneben mehrere Werke des zweiten „Unbekannten". Zu diesen letzten gehören die ernst und edel gehaltene Darstellung der Kreuzabnahme Christi, die Gerardus de Monte 1480 in S. Andreas zu Köln gestiftet hat und ein Kabinetstück von besonderer Art aus der ehemaligen Sammlung von Clavé-Bouhaben, jetzt gleich dem zuerst genannten Werke im Kölner Museum: Maria in Halbfigur mit dem auf einer Steinbrüstung sitzenden Christuskinde, das der hl. Bernhard ehrfürchtig berührt, dahinter eine heitere Landschaft, in der Goldgrund statt des Luftton aufgetragen ist. Was hier neu ist im Vergleich zur vorangegangenen Zeit, fällt deutlich ins Auge; Meister Stephans Naturanschauung, so empfänglich sie ist, zeigt sich doch stets von einem deutlich bewußten verallgemeinernden Stilgefühl begleitet, hier bei dem späteren Künstler führt die sachlich korrekte, manchmal etwas nüchterne, aber immer sehr individuell gehaltene Naturnachbildung vorwiegend das Wort, die aus den Werken der gleichzeitigen oder wenig älteren niederländischen Maler wohl bekannt ist. Einiges ist von Roger van der Weyden, das Meiste von Dirk Bouts entlehnt, dem spießbürgerlichen, aber koloristisch fein empfindenden Holländer, der früh aus seiner Heimath ausgewandert, in Löwen ansässig geworden war. Auch etwas rheinisches Temperament steckt darin: eine gewisse Leichtigkeit der Erfindung und eine Anmuth der Farbe, die ein frisch pulsirendes Künstlerblut verrathen.

In der Beziehung ist freilich ein anderer, wohl nur wenig späterer Kölner allen seinen Zeitgenossen um Vieles voraus, es ist das der „Meister des Bartholomäus-Altars", von dem das Kölner Museum zwei hervorragende Werke, den Thomas- und den Kreuz-Altar, besitzt, welche beide auch unter unseren Lichtdrucken Aufnahme gefunden haben. Der Meister des Bartholomäus-Altars gehört zu jenen originellen Leuten, wie sie in jeder Kunstepoche in einzelnen, zwar seltenen, aber um so werthvolleren Exemplaren vorkommen, Persönlichkeiten, die für die großen Linien der künstlerischen Gesammtentwicklung nicht bestimmend zu sein brauchen und die man doch nimmermehr missen möchte, um der Originalität und Bestimmtheit willen, mit der sie das Wesen ihrer Zeit und ihrer Umgebung zum Ausdruck bringen. Der Realismus des fünfzehnten Jahrhunderts findet sich in keiner der verschiedenen Künstlerindividualitäten von damals in Köln, fast könnte man sagen in Deutschland, so lebendig ausgeprägt, wie in

*) Während diese Zeilen sich im Druck befanden, ist die zweite Lieferung des Werkes zur Erscheinung gelangt, die u. a. auch die Reproduktion des Dombildes enthält.

diesem Manne, seiner Gabe zu charakterisiren, deren Schärfe an die Karikatur streift und seinem Kolorit, dessen Intensität einer jeden Steigerung fähig erscheint. Schönere Farben hat man selten gesehen, als auf dem Bartholomäus-Altar der Boisserée-Sammlung in den Apostelfiguren oder mehr noch in den Gestalten der heiligen Martyrinnen, die mit dem Brokat und Pelzwerk ihrer Gewänder, strahlend im Schmuck von Gold und Edelstein, einen Glanz entfalten, recht als sollte alle Herrlichkeit des oberen Jerusalem, zu der sie erhoben sind, an ihnen offenbar werden. Auch bei den Kölner Bildern hat der Meister die Farben nicht gespart. Hier aber hat er vor allem auch in der Kreuzigungsscene eine Energie des dramatischen Ausdrucks entfaltet, die mehr als irgend eine andere seine Fähigkeiten erkennen läßt, welch ein Künstler er gewesen ist.

Das Kölner Museum bewahrt die wichtigsten Werke einer Reihe von Meistern auf, die, halb auf der Tradition der älteren Zeit fußend, halb in den Bahnen der gleichzeitigen Niederländer fortschreitend, uns für die zweite Hälfte des 15. und die erste des 16. Jahrhunderts das Bild der kölnischen Lokalschule vervollständigen, allerdings weniger so, daß sie jeder Einzelne für sich durch irgendwelche großen persönlichen Eigenschaften zu fesseln vermöchten, als in der Form, daß sie die Folie für das Hervortreten jener stärker und interessanter ausgeprägten Persönlichkeiten geben, wie wir sie im Vorangehenden kennen gelernt haben und des Weiteren noch kennen lernen werden. In diese Kategorie der Meister zweiten Ranges, die immerhin dem mit Sorgfalt prüfenden Auge manche werthvollen Züge im Einzelnen bieten, gehören der „Meister der Glorifikation Mariä", der „Meister der hl. Sippe" und wohl als der vielseitigste und am meisten phantasiebegabte unter ihnen der „Meister von S. Severin", von dessen Können das Bilderwerk einige interessante Proben gibt. In der Kunst dieser Meister lebt sich die Bewegung langsam aus, die begabtere Männer vor ihnen in die Wege geleitet hatten.

Die Renaissanceperiode, deren Blüthe das 16. Jahrhundert bringt, das Eindringen italienischer Formanschauung in die Kunststätten des Nordens und ihre Verbindung mit der einheimischen realistischen Darstellungsweise bringt einen neuen, zwar kurzen aber überaus lebendigen Aufschwung der Kölner Schule hervor. Wir nennen unter den Führern dieser neuen Bewegung in Köln einen Mann als den vortrefflichsten, bei dem es eigentlich fraglich sein kann, ob man ihn so kurzweg als Kölner bezeichnen darf, da er seiner Malerei nach sicherlich ein vlämischer Meister gewesen ist und da neuerdings auch schwerwiegende kritische Momente ans Licht gebracht worden sind, die seine Heimath nicht an den Ufern des Rheins, sondern an denen der Schelde vermuthen lassen. Es ist ein Meister, der seine reiche Thätigkeit fast ausschließlich einem einzelnen Stoffgebiete der kirchlichen Kunst, dem mit dem Marienkultus zusammenhängenden Bilderkreise gewidmet hat. Von einer in dies Gebiet gehörigen Darstellung hat der dem Namen nach bis jetzt nur vermuthungsweise bekannte Künstler denn auch seine traditionelle Benennung erhalten: man heißt ihn den „Meister vom Tode Mariä." Die Sterbescene der heiligen Jungfrau bildet den Hauptgegenstand zweier Altarwerke, die er im Auftrag des Nicasius Hackenay, eines Hofbeamten der Statthalterin Margaretha von Oesterreich, geschaffen hat und deren eines heute in der Boisserée-Sammlung der Pinakothek, ehemals den Altar von St. Maria im Kapitol in Köln geschmückt hat. Ein zweites Exemplar in etwas veränderter Fassung der Komposition besitzt das Kölner Museum. Dieses ist in der vorliegenden Lieferung abgebildet. Das Haupt- und Mittelstück zeigt Maria auf dem Sterbelager, wie sie aus der Hand der Apostel die Tröstungen der Religion empfängt, ein prächtiges farbenreiches Gemälde und sehr bezeichnend zugleich für seinen Urheber wie für die Zeit seiner Entstehung. Die Erfindung trägt nicht mehr den feierlichen ritualistischen Charakter, der ehedem für die Behandlung eines derartigen Gegenstandes Brauch gewesen war; genrehafte Züge mengen sich hinein, recht im Sinne der den Dingen des natürlichen Lebens zugewandten Beobachtung, wie sie die neue Zeit liebt, deren Repräsentant der Künstler ist. Der Sakristan bläst das Rauchfaß an, daß ihm der Widerschein der Gluth das Gesicht erleuchtet, unter der Thür blättert der Arzt mit kundiger Miene in seinem Notizbuch, bis in die Kleinigkeiten der häuslichen Ausstattung hinein streift die Schilderung mit Behagen Züge des gemeinen Lebens an. Aehnlich wirken die Flügelbilder: links als Donatoren zwei geharnischte männliche Gestalten, rechts in derselben Eigenschaft zwei Damen unter freiem Himmel an prächtig geschmückten Betschemeln knieend, jede einzelne Person mit ihrem Schutzheiligen zur Seite. In dem herkömmlichen Ceremoniell des kirchlichen Votivbildes bietet sich dem Maler willkommene Gelegenheit, seine Kunst als Charakterdarsteller zu zeigen, als solcher bewährt er sich in der Ausprägung seiner Typen sowohl in den Bildnissen der Donatoren, wie in den Idealfiguren der heiligen Märtyrer, die sie geleiten. Aber nicht nur in der verstärkten naturalistischen Tendenz macht die neue Zeit ihre Rechte geltend, so mancher andere Zug ist außerdem vorhanden, im ornamentalen Beiwerk, in der überlegten Pose einer ganzen Reihe von Figuren, so mancher Zug, der deutlich wahrnehmbar Motive „wälscher" Kunstweise anklingen läßt und auf das Vordringen der Renaissance in Deutschland hinweist. Das Bild ist 1515 gemalt. Es ist die Zeit, in welcher Dürer unter dem Einfluß seiner Reisen nach dem Süden begonnen hat, seinen Stil der vornehmen Eleganz der Italiener zu nähern, in welcher der junge Holbein, der eigentliche Renaissancemeister der deutschen Kunst, seine Laufbahn beginnt.

Die Tradition des Meisters vom Tode Mariä setzt in Köln ein einheimischer Künstler, Bartholomäus Bruyn, mit Geschick und Thatkraft fort. Der Manierismus des mißverstandenen michelangelesken Stils, der von der Mitte des 16. Jahrhunderts an die deutschen und die niederländischen Künstlerwerkstätten durchzieht, hat diesen Künstler in den Werken seines vorgeschrittenen Alters uns Heutigen ungenießbar gemacht, aber aus seiner früheren Zeit verdanken wir ihm eine Menge trefflich durchdachter und empfundener Arbeiten, die auch uns verständlich sind, Werke der kirchlichen Kunst und Bildnißdarstellungen. Dazu gehört auch das männlich und würdevoll aufgefaßte Brustbild des Bürgermeisters Arnold von Browiller, das eine Zierde der vorliegenden Lieferung ist.

Mit Barthel Bruyn schließt die diesmalige Veröffentlichung ihre Bilderreihe ab. Auch geschichtlich ist durch die Persönlichkeit dieses Künstlers ein bestimmter Abschnitt gegeben. Während bis in die Zeit seiner Wirksamkeit hinein eine lebendig ausgeprägte Stammeseigenthümlichkeit, nicht ohne von außen zu lernen, aber doch immer aus eigener Lebensfülle sich entwickelnd die Schule von Köln, wie die anderen Kunstcentren auf deutschem Boden kennzeichnet, so herrscht eine mehr und mehr gleichmachende Abhängigkeit, erst von dem italienisch-klassicistischen Ideal dann von der neueren malerischen Technik der Niederlande in der Folgezeit. Auch diese spätere Zeit hat ihre Verdienste, aber mit Vorliebe kehrt doch die geschichtliche Betrachtung immer wieder zu der Frische individueller Eigenart zurück, wie sie das fünfzehnte Jahrhundert und das beginnende sechzehnte entwickelt hat. Darin empfinden wir heute gerade so, wie die Männer im Anfang unseres Jahrhunderts, die zuerst mit den Augen der modernen historischen Anschauung und Beurtheilung an diese künstlerischen Schöpfungen herantraten. Es gelangt darin zugleich jener Patriotismus zur Geltung, zu dem, um noch einmal Goethe (Rheinreise) zu citiren, „jedes Reich, Land, Provinz, ja Stadt berechtigt ist; denn wie wir den Charakter des einzelnen erheben, welcher darin besteht, daß er sich nicht von den Umgebungen meistern läßt, sondern dieselben meistert und bezwingt, so erzeigen wir jedem Volk, jeder Volksabtheilung die Gebühr und Ehre, daß wir ihnen auch einen Charakter zuschreiben, der sich in einem Künstler oder sonst vorzüglichen Manne veroffenbart." Unser Empfinden wird dabei freilich nicht stehen bleiben; von der Kritik des Besonderen geht es zur Anschauung des Allgemeinen über; das Einzelne gewinnt ja dann erst seinen vollen

Werth, wenn es die Bedeutung des Ganzen erkennen läßt, von dem es ein Theil ist. So findet auch die Würdigung der künstlerischen Eigenart des einzelnen Stadtgebietes, dem unsere Publikation gewidmet ist, ihren letzten Ausdruck in dem Gedanken, daß es typische Züge unserer nationalen Kunst sind, die sich dort im Einzelnen zu erkennen geben und zwar die Züge, die auch für die Entwicklung im Ganzen von jeher ausschlaggebend gewesen sind: die Vielseitigkeit des Geistes, der die Form bestimmt und die Stärke der Charakterbildung, die zu der Form den Inhalt fügt.

Frankfurt a. M. H. Weizsäcker.

Die Schlacht bei Adua und ihre Folgen.

II.

Die große Masse des Volkes hat in Italien wie in anderen Ländern die Kolonialpolitik ihrer verschiedenen Regierungen wie ein nothwendiges Uebel ertragen. Die Begeisterung für den unfruchtbaren Besitz in Afrika hat sich auf den engen Kreis der abenteuerfrohen Reisenden, der gescheiterten Existenzen, die dort wieder zu Ansehen und zu Erwerb zu kommen hofften, und der ehrgeizigen Offiziere, die ihre Brust mit Orden schmücken wollten, beschränkt. Außer der verschwindenden Minderheit dieser Personen, die freilich zahlreicher und einflußreicher erscheinen, als sie sind, weil sie ihre Stimme sehr laut erhoben und die am meisten gelesenen Zeitungen gewonnen haben, gibt es wohl in Italien keinen einzigen Menschen, der die erythräische Kolonie nicht mit freudigem Herzen opfern würde, wenn es die sogenannte „Ehre der Nation" nicht forderte, daß die grün-weiß-rothe Fahne nicht wieder eingezogen würde, wo sie einmal aufgepflanzt worden ist. Wie viel Unglück hat diese patriotische Phrase von der „nationalen Ehre" schon im Leben der Völker angerichtet! Verkehrter aber ist ihre Anwendung nirgends gewesen als auf dem Gebiete der Kolonialpolitik. Es ist schlechterdings nicht zu verstehen, warum ein Volk in der Achtung anderer Völker sinken soll — und Ehre ist doch nichts Anderes als die Meinung Anderer von unserem Werth —, weil es vernünftig genug ist, die Folgerungen aus der von ihm gewonnenen Einsicht zu ziehen, daß ein von ihm besetztes Gebiet ihm keinen materiellen Gewinn bringt, sondern Opfer von ihm fordert, die seine Kräfte übersteigen. Was eine Nation oder eine Regierung in diesem Falle um die Achtung der anderen Völker bringen kann, ist doch nur die Kurzsichtigkeit, die sie bei ihren kolonialen Unternehmungen bekundete, der Mangel an Sachkenntniß, mit welchem sie bei der Besetzung eines fremden Landes zu Werke ging, mit einem Wort: die begangenen Fehler. Die aber werden durch die Starrköpfigkeit, mit der man sie leugnet, oder durch den Trotz, mit dem man sich sträubt, die natürlichen Folgerungen aus ihnen zu ziehen, nicht aus der Welt geschafft, und können in parlamentarischen Staaten nicht verheimlicht werden. Sie sind vielmehr aller Welt offenbar. Und so kommt man, wenn man der Forderung des internationalen Ehrenkodex gerecht werden will, ganz ebenso, wie bei der Beobachtung der Vorschriften der sogenannten ritterlichen Ehre im Privatleben, zu einem ganz unsinnigen Grundsatz: „Wenn die Regierung eines Landes eine ungeheure, ganz offenbare Dummheit begangen hat, so kann ihre Nachfolgerin sich und ihrem Volke die Achtung der Welt nur dadurch erhalten, daß sie diese Dummheit unter keinen Umständen rückgängig macht, wenn sich die Verderblichkeit ihrer Folgen auch in jedem Jahre steigert." Und um der Durchführung eines so blödsinnigen Prinzips willen soll ein Volk gezwungen werden können, nicht nur ungezählte Millionen, sondern auch ungezählte Menschenleben zu opfern? Will eine sich für bevorzugt haltende Klasse von Staatsbürgern mit ihrem Leben für die Aufrechterhaltung jenes kodificirten Unsinns, den man „ritterliche Ehre" nennt, einstehen, so mag sie es immerhin thun. Sie trägt dabei nur ihre eigene Haut zu Markte. Mit der allergrößten Entschiedenheit sollte aber Jeder, der noch eine Spur von gesundem Menschenverstand hat, dagegen protestiren, daß solche Grundsätze, die jeder Logik ins Gesicht schlagen, auf das Leben der Völker angewendet werden.

Nach der unglückseligen Schlacht bei Adua ist es dem italienischen Volke so recht klar geworden, wie groß die Opfer sind, die es diesem falschen Ehrbegriff bringen muß. Und darum ist im Lande eine starke Bewegung gegen die Kolonialpolitik in Fluß gekommen. Sie hat sich nur nicht mit der Würde und dem Ernste geltend gemacht, den die gute Sache erforderte, für die sie eintrat. Die Demonstrationen in Rom, die ich beobachten konnte, trugen leider viel mehr den Charakter von Karnevalsbelustigungen als von imponirenden Protesten, in denen ein tief empfundener Zorn oder eine aus den Herzen strömende Entrüstung zum Ausdruck kommt. Der Grundgedanke, dem sie entsprangen, ist aber durchaus gesund, und die Macht seiner Logik hat sofort einen bedeutenden Erfolg errungen. Das Ministerium, das die Kräfte der Nation in höherem Grade als alle seine Vorgänger für die Chimäre des afrikanischen Besitzes in Anspruch genommen hat, ist von dieser Bewegung fortgerissen worden; es hat seine Demission gegeben. Und an seine Stelle ist eine Regierung getreten, an deren Spitze ein Mann steht, der zwar auch nicht den Muth hat, die Dummheit seiner Vorgänger ganz rückgängig zu machen, der aber entschlossen ist, die Verderblichkeit ihrer Folgen möglichst herabzumindern, eine Regierung, der zwei angesehene Parlamentarier — Colomba als Schatzminister und der Herzog von Sermoneta als Minister des Aeußern — angehören, die zu verschiedenen Malen in der Kammer für die Räumung der Kolonie eingetreten sind. Freilich sitzt in diesem Kabinet als Kriegsminister gerade der General, der auch Kriegsminister war, als die erste große Dummheit begangen wurde, als Italien Massaua besetzte. Aber dieser General gehört darum nicht zu den begeisterten Vorkämpfern der Kolonialpolitik. Er hat nie daran gedacht, in Afrika eine Kolonie zu begründen, die einen so großen Theil der Kräfte des Mutterlandes absorbiren würde. Und er wird gerade als einer der Urheber der italienischen Kolonialpolitik ihre verderblichen Folgen möglichst einzuschränken suchen, weil er das Gefühl der Verantwortlichkeit für sie noch viel tiefer empfindet als seine Kollegen. So verdankt das neue Ministerium sein Leben dem allgemeinen Bewußtsein von der Nothwendigkeit einer nüchternen, den Kräften des Landes entsprechenden, maßvollen Kolonialpolitik.

Bevor es zu Stande kam, mußte freilich ein starker Widerstand überwunden werden, der sich der Strömung im Volke entgegenstellte: Der Widerstand jener ihre Forderungen so laut und anmaßend geltend machenden Minderheit, die in der erythräischen Kolonie das Feld für die Bethätigung von idealen Bestrebungen sieht oder wenigstens zu sehen vorgibt. Der Kampf dieser beiden Strömungen ist noch nicht erloschen; er kam in der Krisis zum Ausdruck, die der Bildung des neuen Kabinets vorausging und verzögerte ihre Lösung. In ihm erschien als mächtiger Bundesgenosse jener Minderheit anfänglich das Oberhaupt des Staates. Ich glaube nicht, daß der König Humbert sich für eine abenteuerlustige Kolonialpolitik besonders begeistert. In ihm sprach nach der Schlacht von Adua mächtig das Verlangen nach Rache, das Bedürfniß, durch einen Sieg das Ansehen des Heeres, das — wie ich in meinem ersten Artikel auseinandersetzte — in der That durch jene Niederlage erschüttert worden ist, wieder herzustellen. Dieses Gefühl wurde, wenn auch nicht von der Mehrheit des Volkes, so doch von vielen Italienern empfunden, die niemals eine große Begeisterung für die Kolonialpolitik an den Tag gelegt haben. Wer möchte dies Gefühl nicht verstehen und respektiren! Kann doch die Erschütterung des Ansehens der Armee eines Staates einen direkten, nachtheiligen Einfluß auf die Beziehungen zu seinen Bundesgenossen haben und seine Gegner zu Herausforderungen

reizen. Ist aber ein Staat irgend in der Lage, den Eindruck einer Niederlage durch einen Sieg auszulöschen, so soll er es thun, wenn er auch große Opfer dafür bringen muß. Sind aber die Opfer, welche solches Unternehmen erheischt, so groß, daß ihre Last einem Staat für viele Jahre die Bewegungsfreiheit rauben würde, und ist die Wahrscheinlichkeit, daß diese Opfer ihren Zweck, die Erkämpfung eines glorreichen Sieges, erfüllen, nicht sehr groß, so wird der Werth einer Bundesgenossenschaft und der Respekt seiner Feinde vor einer Waffenmacht, durch solche Unternehmung noch tiefer herabgedrückt werden als durch die erlittene Niederlage. Wie ich in meinem ersten Artikel auseinanderzusetzen versuchte, gestattet der Zustand und die Vorbereitung der Kolonialarmee ebenso wenig wie die Kräfte der Nation wenigstens im Augenblick, eine militärische Aktion in Afrika, deren Erfolg auch nur einigermaßen gesichert ist. Das ist eine traurige Wahrheit, die durch die Niederlage von Adua gerade offenbar geworden ist. Dem König ist die Anerkennung dieser Wahrheit schwer geworden, so schwer, daß er daran gedacht haben soll, lieber die Krone niederzulegen, als selbst die unerbittlichen Konsequenzen aus ihr zu ziehen. Ueberzeugt wird ihn erst der Bericht des Generals Baldissera haben, der ebenso tapfer als klug am achten März telegraphirte, daß die militärische Lage in der Kolonie ihn nöthigte, Friedensverhandlungen anzuknüpfen, wenn auch nur, um Zeit zu gewinnen. Am Tage darauf beauftragte der König den General Ricotti mit der Bildung eines Ministeriums, an dessen Spitze — wie er genau voraussah — der Marchese di Rudini treten würde, eines Ministeriums, das dem Geschrei der Afrikanisten zum Trotz entschlossen ist, einen nur halbwegs annehmbaren Frieden zu schließen, auch ohne die Niederlage von Adua gerächt zu haben. Der König hat durch diesen Entschluß nach schwerem Kampf die eigene Ueberzeugung dem Willen des Volkes zum Opfer gebracht und sich damit einen neuen Anspruch auf die Dankbarkeit der Italiener erworben. Er hat diesen Entschluß erst gefaßt, nachdem die hervorragendsten Abgeordneten ihm erklärt hatten, daß er geradezu nothwendig sei. Und darum kann das Ministerium Rudini sicher sein, für sein kolonialpolitisches Programm im Parlament eine starke Mehrheit zu finden.

Die Erklärungen, die der neue Ministerpräsident am Dienstag in der Kammer abgegeben hat, entsprechen vollkommen den Hoffnungen, mit denen man die Nachricht von der Konstituirung des neuen Kabinets begrüßte. Daß unter diesen Erklärungen die Versicherung nicht fehlen würde, die Regierung werde jede Friedensbedingung ablehnen, die der Würde der Nation nicht entspreche, konnte man voraussehen. Solche Erklärung ist nur dazu bestimmt, der Volksvertretung die „patriotischen" Bedenken, die ihr die Annahme des verständigen kolonialpolitischen Programms der neuen Regierung erschweren würden, zu verscheuchen. Und sie ist in ihrer Allgemeinheit höchst unschuldig und unverbindlich. Thatsächlich ist die Regierung gewillt, gerade die wesentlichen Friedensbedingungen des Gegners anzunehmen, gerade die Forderungen, um deren Erzwingung der Negus den Feldzug begonnen hat, ohne Weiteres zuzugestehen. Das Ministerium verzichtet ausdrücklich auf das Tigré und auf das Protektorat über Abessinien. Gerade durch den auf den Vertrag von Makalle gegründeten Anspruch Italiens, die unumgängliche Vermittlerin der Beziehungen Abessiniens zu den anderen Mächten sein zu wollen, wurde das Selbstständigkeitsgefühl des Negus tief verletzt, und die Befreiung von den drückenden, ihn in der Achtung der Stammeshäuptlinge herabsetzenden Fesseln dieses Vertrages, war der wichtigste Zweck seines Feldzugs. Und die Wiedereroberung des Tigré, das die Regierung Crispis auf den Rath Baratieri's zur Vertheidigung der erythräischen Kolonie unter Nichtachtung des Vertrages von 1891 besetzt hatte, war das nächst wichtige Ziel des von ihm unternommenen Krieges. Rudini hat allerdings den Vertrag von Macalle immer mißbilligt und die Besetzung des Tigré stets entschieden bekämpft. Er befindet sich aber in der glücklichen Lage die Friedensbedingungen des Gegners, deren Annahme für Crispi ein erzwungener Verzicht gewesen wäre, wie erwünschte Vortheile betrachten zu können. Wenn er im Laufe der Diskussion am Dienstag mit Emphase erklärte, daß er nur die Friedensverhandlungen, die Crispi bereits angeknüpft hatte, nothgedrungen fortführe, aber aus eigener Initiative ein von ihm präsidirtes Kabinet beim Sieger niemals um Frieden gebettelt hätte, so ist das nur eine von jenen Phrasen, die, im Brusttone der Ueberzeugung gesprochen, Eindruck auf Volksvertretungen machen sollen. Er benützte die ihm durch den Zufall gebotene Gelegenheit, das Odium einer Friedensverhandlung nach einer Niederlage auf seine Vorgänger abzuwälzen. In Wahrheit hätte Rudini den General Baldissera zu solchen Friedensverhandlungen, wenn dieser sie für nöthig erklärte, noch viel nothwendiger ermächtigen müssen als Crispi, weil er nicht nur durch die militärische Situation, sondern auch durch die eigene politische Ueberzeugung zum Frieden gedrängt wurde. Es wäre frevelhafter Leichtsinn gewesen, wenn er den Krieg fortgesetzt hätte, obwohl der Feind mit dem zufrieden war, was er ihm freiwillig und noch dazu im Interesse des eigenen Landes zugestehen wollte. Der Negus hat, wenn ihm die Aufhebung des Protektorats über sein Land und die Räumung des Tigré zugestanden wird, kein wesentliches Interesse mehr an der Fortführung des Krieges. Darum wird in der Kolonie sowohl als in Italien der Feldzug als abgeschlossen betrachtet. Möge mit ihm zugleich die Aera der Expansionspolitik Italiens in Afrika für immer beendet sein. Möge sich nicht nur dieses Ministerium, sondern auch alle seine Nachfolger, wenn sie schon zu einer gänzlichen Räumung der Kolonie sich unlogischer Weise nicht entschließen können, mit der Ueberzeugung durchdringen, daß eine Ausdehnung der Grenzen Erythräas nicht nur die Eroberung armer Gebiete, sondern auch die Vernichtung eines waffenstarken Volkes erheischt, und daß solche Unternehmung Italiens europäische Stellung schwächt, seine Kräfte übersteigt, und auch im Widerspruch zu den Idealen steht, durch deren Verwirklichung es sich selbst die Stellung erobert hat, die es unter den Großmächten Europas einnimmt. Würde das Ministerium Rudini kein anderes Verdienst sich erwerben, als eine von dieser Ueberzeugung geleitete Kolonialpolitik einzuleiten, so würde es wahrlich nicht umsonst leben. Aber es hat den Anschein, als ob die indirekten Folgen der Schlacht von Adua, die aus dem Ministerwechsel sich ergeben werden, auch auf dem Gebiete der inneren Politik dem schwer geprüften Volke zum Segen gereichen werden.

(Schluß folgt.)

Rom. E. Mühling.

Peter Nansen.

Nun bläst man auch für ihn die Trompete und verkündet seine Größe mit jubelnden Fanfarenklängen. Auf dem Deckel seines letzten Buches hebt sich eine stille Mühle gegen den blauen und weißen Himmel ab, und zwei stille und schöne Worte stehen darunter: „Gottes Friede". Ein Buch der Natur soll es sein und der starken Keuschheit, ein Dorfbuch für einsame Menschen. Und da gingen denn ein paar Kritiker hin und entdeckten den jungen Dänen. Wie lange noch, und die übrigen stimmen in den Tusch ein. Dadurch kann das hübsche Talent Nansen's zu einem gefährlichen werden.

Er hat bisher vier Bücher veröffentlicht. Und wenn man will, kann man auch eine Entwicklung seines Talentes nachweisen. „Eine glückliche Ehe" zeigt ihn ganz im Bann der Franzosen, „Maria" und „Juliens Tagebuch" auch, theilweise aber sind schon Einflüsse Jacobsen's vorhanden, und in „Gottes Friede" rettet sich der Mann, der schon am Ende von „Juliens Tagebuch" unsagbar müde war, in die Provinz, aus dem Großstadtdunst in seine Heimathstadt,

aus dem Bannkreis mehr oder minder parfümirter Geliebten in die keusche Kühle morgendlicher Lüfte.

Peter Nansen hat drei große Fehler. Erstens daß er von Kopenhagen nach Berlin über Paris reiste und daß er trotzdem glaubt, uns etwas sein und werden zu können. Zweitens daß er kokettirt mit jeder Mode und sich heut mit liebenswürdig-ironischem Lächeln daran macht, allerlei kleine Geschichten von bedenklicher Moral zu schreiben, und sich morgen mit frommem Augenaufschlag die weiße Blume der Keuschheit ins Knopfloch steckt, weil es sich gut macht und einem ein gewisses Air gibt. Drittens daß sein Horizont doch nur sehr eng ist, daß er nur eine gewisse Sorte von Mädchen zeichnen kann, daß er, sofern er sich an andere, seinem Empfinden ferner stehende heranwagt, komische Litteraturjungfern konstruirt und ein so innerlich unwahres, häßliches Buch wie diesen „Gottes Frieden" mit tausend Versicherungen seiner Ehrlichkeit uns guten, dummen Deutschen aufschwatzen will.

Er hat daneben zwei Vorzüge, nämlich den, einen guten Stil zu schreiben, der fein und geschmeidig genug ist, sich auch zarten Empfindungsnuancen anzuschmiegen, ohne sie durch seine Robustheit zu erdrücken; und ferner den, für eine ganz bestimmte Sorte junger Mädchen eine reiche Anzahl von Farben auf seiner Palette zu haben. Es ist zu viel für den guten Durchschnitt und zu wenig für wirkliche Größe und Bedeutung.

Es ist vielleicht nicht belanglos, daß Nansen einige Zeit Journalist war. Für seine faculté maîtresse halte ich seine Assimilationsfähigkeit. Er würde alles machen, er würde Dekadent, Romantiker, Naturalist ganz nach Belieben sein können. Nicht alles gleich gut — gewiß nicht. Aber er würde sich Mühe geben und irgendwie müßte es eben gehen. Er ist im Grunde ein feinsinniger Macher; er posirt unaufhörlich; er beschwatzt den Leser und vielleicht sich selbst. Als Journalist hat er Sinn für Zeitströmungen. Und weil er merkte, daß es mit den pikanten Histörchen nicht mehr so gut geht wie vor fünf oder zehn Jahren, schrieb er flugs seinen „Gottes Friede". Vielleicht trieb ihn daneben auch die Blasirtheit wirklich aufs Land, wo er zur Abwechslung einmal mit der Natürlichkeit kokettiren konnte.

Den Journalisten zeigt schon die Art, wie seine Bücher komponirt sind. Mit Ausnahme des ersten sind alle im Ich-Ton gehalten und aus lauter kurzen Abschnitten zusammengesetzt. „Eine glückliche Ehe" allein ist mehr objektiv-erzählend, aber auch nur hingeplaudert in oft sehr hübsch pointirten schmalen Kapitelchen. Dieser Ich-Ton erlaubt ja schließlich alles, man kann die geistreichsten Bemerkungen darin loswerden, für die man sonst keine rechte Verwendung hat; man kann die Charaktere leichter und schärfer fassen, weil sie ja stets nur unter einem einzigen Gesichtswinkel gesehen werden, und was dergleichen Erleichterungen mehr sind.

„Eine glückliche Ehe", das erste Buch, das Nansen der Uebersetzung ins Deutsche für werth erachtete, ist durchaus französisch. Es spielt sich zwischen drei Personen ab und behandelt natürlich ein dreieckiges Verhältniß. Der Gatte ist A, die Frau B, der Hausfreund C. Das Ungewöhnliche ist hier, daß A und C herzliche Freunde sind, A ein braver Gemüthsmensch von unmöglicher Harmlosigkeit. B lavirt zwischen A und C mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit hin und her, bringt es so weit, daß sich alle drei rührend lieben, und daß, als sie einmal verreist, die beiden Freunde in der Wohnung zusammenschlafen, um stets von ihr reden zu können. Und nun sagt man noch, es gibt keine glückliche Ehe, meint A triumphirend. Leider kann unter dem wechselnden Mond selbst ein so gemüthliches Idyll nicht ewig dauern. Nämlich in den Kreis der Drei tritt ein Vierter. Es ist für den bisherigen Hausfreund jetzt nicht halb so nett mehr, er zieht sich zurück und es dauert nicht lange, so besteht das alte Verhältniß zwischen Mann, Frau und dem neuen Ankömmling. Als Schlußperspektive enthüllt sich jedoch die Aussicht auf einen dritten Hausfreund, der wiederum in nicht zu ferner Zukunft seinen Vorgänger ersetzen wird. Und der zurückgetretene erste äußert zum Gatten lächelnd: „Ich würde deine Gattin als Hebe darstellen, wenn ich Bildhauer wäre — als jene anmuthige, häusliche Göttin, die still und bescheiden mit dem Labetrunk zwischen den durstenden Göttern umherwandelt." Und der Gatte erwidert: „Du hast Recht — sie ist entzückend."

Das durchaus Französische dieses Buches liegt in der Art, wie Nansen das Verhältniß auffaßt. Der Ehemann, dem die Geweihe nur so zufliegen, wird ausgelacht, und die Frau, die dem braven Manne in so liebenswürdiger Weise dazu verhilft, hat unser zärtliches Interesse. Nansen schmunzelt behaglich dazu, er ist selbst in die hübsche schlanke Frau Nancy verliebt. Nichts entschuldigt dabei diese Dame. Sie kann sich weder auf eine heiße Leidenschaft des Herzens noch auf häusliches Elend berufen; sie nascht aus Naschlust, ihre Entschuldigung ist, daß sie zierlich nascht. Ein deutscher Autor, d. h. einer mit unserer Empfindungsart hätte tragische Konflikte hineingetragen in diese Erzählung. Denn aus dem Ehebruch, vor allem aus dem grundlosen Ehebruch eine Posse zu machen, entspricht nicht unserer Art zu empfinden.

Mit der freundlichen Selbstverständlichkeit, dem spitzbübisch-heiteren Lächeln, der selbst-amüsirten Ueberlegenheit, mit der Nansen die Geschichte dieses dreieckigen Verhältnisses schrieb, erinnert er an die Gyp. Denn ich möchte eine andeutende Parallele mit Maupassant vermeiden, weil Nansen zu sehr spekulirt.

Als zweites Werk folgte „Maria. Ein Buch der Liebe". Die Abschnitte sind hier noch kleiner geworden. Eine Aneinanderreihung von Gedichten in Prosa mit vielen feinen, ja sogar rührenden Zügen. Da ist z. B. ein kleines Mädchen, ein „Sonntagsmädchen", eben Maria und sie hat nur eine einzige schön geblümte Bluse. Als ihr aber Weinflecke darauf kommen während eines Aufenthalts bei ihrem Geliebten, reibt und reibt sie die Flecken unaufhörlich ängstlich, versichert aber ebenso unaufhörlich, daß es „bei diesem alten Kleide ja ganz einerlei" sei. Eine Handlung ist bei dieser Geschichte nicht nachzuerzählen. Sie löst sich auf in lauter Stimmung und Reflexion, in lauter Schnitzel. Ein weicher Lyrismus der Sprache umschmeichelt den Leser, der nicht am roh Stofflichen klebt. Viel an dieser Lyrik ist auch hier gemacht, auf die Wirkung berechnet; vieles ist forcirt geistreich, viel aber ist auch echt und hübsch. Nur sieht man manchmal den Pferdefuß. Nansen spricht nämlich von seiner jungfräulichen keuschen Geliebten und ruft ihr Preis durch alle Himmel. Diese Maria gibt sich aber ihm hin, ohne sich zu schämen, entkleidet sich vor ihm, ist so oft sein wie er will. Weil sie so ganz frische Natur ist, sagt Nansen. Er ist sicher, daß die meisten ihm glauben werden. Ich aber muß gestehen, daß ich zu diesen nicht gehöre. Ein junges Mädchen, das ohne zu erröthen, sich vor dem Geliebten entkleidet, das durchaus keine Scham empfindet — das muß doch eine „Keuschheit" wunderlicher Art besitzen.

Auffallend ist es, wie oft Nansen sich bemüßigt fühlt zu erklären, er sei ein ehrlicher Erzähler, nicht wie die andern, die lügen. Das gibt zu denken. Und vielleicht erreicht er gerade das Gegentheil von dem, was er beabsichtigt.

„Julies Tagebuch" ist wohl das reifste, was der junge Däne schrieb. Hier kann er unmöglich seinen Kopf durchstecken und seine verschrobenen Ansichten zum besten geben; hier notirt ein junges Mädchen seine Erlebnisse. Insofern ist es ein Gegenstück zu „Maria". Dort ein Liebesverhältniß mit den Augen des Mannes gesehen, hier eins gesehen mit den Augen der Frau. Da der Mann immer Peter Nansen heißt, so ist es wohl interessanter in mancher Beziehung, was wir zu hören bekommen, aber künstlerischer wirkt es, wenn das junge Mädchen schreibt, weil der Autor gezwungen wird, mehr zu objektiviren. Die Gestalten sind hier auch plastischer. Zwar bleibt gerade die Julie etwas unklar, vielleicht weil wir gar zu nahe vor sie hingestellt werden, weil zu viel Züge und Striche sich drängen, als daß scharfe feste Linien erscheinen könnten, — aber der Geliebte, der junge Schauspieler, die Eltern und vor allem

die Großmutter sind sicher umrissen. Und man findet einen Reichthum an Nuancen vor, der überrascht und erfreut. Hier wird der Einfluß Jacobsens am merkbarsten, weniger was die Form, als was die Aufdeckung zartester Gefühlsnuancen anbelangt.

Mit der „glücklichen Ehe" theilt „Julies Tagebuch" das Versiegen der poetischen Kraft gegen den Schluß hin. Frau Nancy fällt zu sehr ins gewöhnlich Dirnenhafte, Julies Heirath mit Erik kommt zu jäh, zu unvermittelt. Ueberhaupt ist Nansen ein feiner und scharfer Weltbeobachter, aber ein weniger guter Psychologe. Es ist ihm sicher leichter, geistreich über Menschen zu reden, über die Frauen, als ohne Reflexionen einen Menschen, eine Frau auf die Beine zu stellen. Er ist viel mehr Kopf als Herz. Er ist als Dichter kaum eine ursprüngliche Kraft.

„Ich bin müde. Ich kann nicht mehr. Ich muß meine Freiheit wieder haben", schreibt der Schauspieler Mörk an Julie, als er ihrer überdrüssig ist. Müde und all dieser Stabliebschaften überdrüssig ist auch der Held von „Gottes Friede". Aus der Hauptstadt, die ihn fünfzehn Jahre lang festgehalten, flüchtet er nach der alten Provinzstadt, wo er seine erste Jugend verlebt. Dort will er wieder zum Kinde werden. Alte traute Heimathserinnerungen dämmern auf, die recht stimmungsvoll gegeben sind. Zwar nicht meisterhaft. Zwei Dutzend lebender deutscher Dichter schrieben sie genau so und ein halbes Dutzend besser. Aber sie lösen Empfindungen in uns aus. Und das Sehnen nach Keuschheit und Reinheit, nach frischer ursprünglicher Natur finden wir bei diesem Helden, der in moralischem Katzenjammer der sündhaften Kapitale entflieht, begreiflich.

Aber Nansen verräth sich, wenn er die Reinheit und Keuschheit zu personifiziren versucht. Er bringt das Unmögliche zu Stande. Schon durch die „Maria" hat er seinem Vermögen, keusch zu empfinden, ein durchaus nicht unzweifelhaftes Attest ausgestellt. Doch die in „Gottes Friede" von ihm konstruirte Litteraturjungfer brachte erst völlige Klarheit. Grethe, eine Müllertochter, ist das Ideal, das er den parfümirten und korrupten Mädchen der Großstädte gegenüberstellt. Diese holde Weiblichkeit erzählt ihm die unglaublichsten Dinge — unglaublich an Ungenirtheit. Und Peter Nansen schlägt dabei Entzückungspurzelbäume ohne Ende über diese Natürlichkeit und Keuschheit.

Peter Nansen schauspielert. Hier ist eine Naivetät, eine Reinheit, wie sie sich ein Kopf konstruirt. Jedes wahr haft keusche Mädchen, scheint Nansen zu sagen, kennt keine Scham; dem Reinen ist alles rein. Aber das ist der große Irrthum. Scham mag anerzogen sein; die Jahrtausende haben sie jedoch zu einem integrirenden Bestandtheil unseres Gefühlslebens gemacht, so daß ihr Fehlen nicht nur mehr ein Mangel an Sitte, sondern an Sittlichkeit ist.

„Gottes Friede" ist ein innerlich faules Buch. Man wird diesen Eindruck des Beabsichtigten, des Unwahren nicht los; in dieser „Rückkehr zur Natur" feiert die Unnatur wahre Orgien.

Nansen hat keinen heimathlichen Boden, in dem er wurzelt. Er ist nicht so ganz Däne wie Jacobsen, nicht so ganz Norweger wie Björnson, nicht so ganz Franzose wie Maupassant. Deshalb kann er schwerlich auf unsere Litteratur einwirken. Man nimmt einen Trieb nur von einem Gewächs, das zäh und fest und gesund in seinem natürlichen Boden sitzt. Denn sonst hat der Trieb keine Kraft. Und man kann ihn wiederum mit Erfolg nur auf ein Gewächs pfropfen, das ebenso stark in seiner Muttererde wurzelt. Denn nur dann kann es ihn ganz sich zu eigen machen und hat Segen davon. Eine Weltlitteratur setzt Nationallitteraturen voraus. Peter Nansen aber schwankt unaufhörlich hin und her. Er ist nichts Abgeschlossenes, Ganzes und insofern auch nichts Eigenartiges. Deshalb werden die Kränze, die man ihm jetzt windet, schnell verblühen. Er ist gar zu sehr heimathlos . . .

Carl Busse.

H. Schneegans: Geschichte der grotesken Satire. Mit 28 Abbildungen. Straßburg. 1894. Trübner. XV und 523 S. (18 Mark.)

Jene behaglich-heitere, ins Phantastische, Ungeheuerliche übertreibende Darstellung, die man **grotesk** nennt, ist von den modernen Kulturvölkern schon früh zu satirischen Zwecken, zur litterarischen Karikatur, verwendet worden. Bereits das Mittelalter kennt sie. Ihre eigentliche Blüthezeit ist die Renaissance, ihre höchste Leistung Rabelais' **Pantagruel**. Im XVII. und XVIII. Jahrhundert finden wir ihre letzten Ausläufer.

Diese mittelalterlichen Keime, diese Blüthe zur Zeit der Renaissance und diese späteren Verzweigungen der grotesken Satire schildert das treffliche, schön ausgestattete Werk Schneegans'. Es ist nach den Quellen gearbeitet und da diese Quellen meist wenig bekannt und auch schwer zugänglich sind, so streut der Verfasser in seine Erörterungen zahlreiche Proben ein und gibt dadurch seiner Darstellung eine Anschaulichkeit und Selbständigkeit, die auch dem Laien eine genußvolle Lektüre und reiche Belehrung sichert.

Rabelais steht im Mittelpunkt des Werkes; ihm sind hundert Seiten gewidmet (171—270). In behaglicher Ausführlichkeit verweilt Schneegans bei ihm, nachdem er ziemlich rasch den Weg beschritten, der aus den Tiefen des Mittelalters zu den Höhen der Renaissance führt (59—95). Zu diesen Höhen fesseln ihn Pulci, Bojardo, Ariost und die makaronische Poesie jenseits der Alpen (96—141); Erasmus, Luther, die Dunkelmännerbriefe und die protestantischen Flugschriften in Deutschland (141—170). Aus einer Synthese der italienischen und der deutschen Satire läßt er die französische Rabelais' entstehen. Von Rabelais wendet er sich zu denen, die in Frankreich auf seinen Spuren wandeln (271—356) und widmet dann ein ausführliches Kapitel (356—428) denjenigen, der Rabelais den Deutschen zuführte, Fischart. Auf weiteren sechzig Seiten (428—84) bespricht er die späteren Vertreter der grotesken Satire und des grotesken Stils in Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien und England. Immer ist er ernstlich und mit Glück bemüht, den inneren Zusammenhang zwischen den Lebensverhältnissen und der litterarischen Form der grotesken Satire aufzudecken. So wird sein Buch ein werthvoller Beitrag zur abendländischen Kulturgeschichte.

Die Darstellung ist streng geordnet, übersichtlich und klar in den Einzelheiten. Der eigentlichen Geschichte geht eine längere Einleitung (1—58) voran, in welcher der Begriff der grotesken Satire erörtert wird. Auch hier wird man Sachkenntniß und gute Ueberlegung nirgends vermissen, auch wenn unbestreitbar der Verfasser den Begriff des Grotesken zu eng faßt, indem er es als wesentlich karikirend, satirisch hinstellt. Seinem Ursprung nach hat aber das Groteske nur den Zweck, durch seine Ungeheuerlichkeit zu fesseln, meist Lachen, bisweilen auch Furcht zu erwecken. Es ist von der Satire erst in der Folge als willkommenes Hilfsmittel benützt worden. Die „groteske Satire" umfaßt also nicht das ganze Gebiet des Grotesken, und Schneegans ist denn auch in der Lage, konstatiren zu müssen, daß bei den grotesken Schriftstellern — auch bei Rabelais — die Satire häufig genug keine Rolle spielt, sondern „vielmehr die tolle Lust an großartigen Uebertreibungen hier allein maßgebend ist".

Wie die groteske Darstellungsart das Bild der ungeordneten, überschäumenden Lebensfülle der Renaissance ist, erörtert ein Schlußkapitel (485—511). Rabelais setzte über das Thor jenes von ihm ersonnenen Gebäudes, das eine Stätte freien Renaissancelebens sein sollte, die Inschrift: „Thu was Du willst! Dieses fais ce que vouldras ist gleichsam das Motto der grotesken Litteratur, die in Wortwahl, Stil und Bildlichkeit keine Schranken der Natur und der Sitte anerkennt.

Zürich. H. Morf.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 89.

Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe.

Aufruf.

Seit der Begründung des Deutschen Reichs haben Handel und Gewerbe in unserem Vaterlande einen mächtigen Aufschwung genommen. Die Leistungen unserer Industrie haben sich gewaltig vervollkommnet und gekräftigt. Ohne eine gleichzeitige Unterstützung durch einen intelligenten, rührigen, kapitalkräftigen Handel wäre ein solcher Aufschwung unmöglich gewesen. Diese großartige Entwicklung zu erhalten und zu fördern, die der gesammten Nation zum Segen gereicht, ist eine der ersten Aufgaben auch für die äußere Machtstellung und wehrhafte Sicherheit des Deutschen Reiches.

Die Landwirthschaft hat gleichfalls von der Kapitalkraft wie von der Technik des modernen Verkehrs beträchtliche Vortheile gezogen, wenngleich sie bei uns, wie in allen alten Kulturländern, mit Hindernissen zu kämpfen hat, welche der Umwandlung der wirthschaftlichen Verhältnisse entstammen. Diese Hindernisse zu überwinden, zu mildern, ist eine Aufgabe, deren Bedeutung von keiner Seite verkannt wird, am wenigsten von Seiten des Handels und der Industrie.

Aber es gilt eben, Hindernisse zu überwinden, nicht Hindernisse zu schaffen.

Letzteres aber will die heutige agrarische Bewegung. Sich immer mehr zu leidenschaftlicher Erregung gegen die übrigen Stände aufstachelnd, behaupten die Heißsporne der agrarischen Vereinigungen, daß das Aufblühen von Handel und Industrie eine Hauptursache für die gegenwärtig weniger günstige Lage der Landwirthschaft sei.

Aus diesen Vorstellungen heraus ist man zu immer heftigeren Ausfällen gegen Handel und Gewerbe und schließlich zu persönlichen Angriffen auf die Ehre und Zuverlässigkeit der Angehörigen dieser Berufe gelangt.

Soweit dem großartigen Getriebe von Handel und Verkehr, wie eben allen menschlichen Verhältnissen, Mißstände und Ungebühren anhaften, sind die unmittelbar Betheiligten selbst einsichtsvoll und ehrenhaft genug und durch ihr Interesse darauf angewiesen, nach Mitteln der Abhilfe zu suchen; einer Gesetzgebung, die solches sachkundig erstrebt, sind sie nicht entgegen.

Gesetzgeberische Eingriffe dagegen, welche von feindseligen Vorurtheilen ausgehen und genügender Sachkenntniß entbehren, müssen zerstörend wirken.

Trotzdem macht sich in immer steigendem Grade das Bestreben geltend, solche verderblichen Einwirkungen auszuüben. Zahlreiche Bestimmungen der Gewerbenovelle werden große Kreise schädigen, und zahlreiche einzelne Arbeitszweige sind immer wieder bedroht und beunruhigt; bald die Lederindustrie, bald die Tabakindustrie, heute die Margarinefabrikation, morgen der Buchhandel; alle Exportindustrien durch die ständigen Angriffe auf unsere Handelsvertragspolitik, und unser gesammtes gewerbliches Leben durch den Ansturm auf unsere Währung.

Unter beständiger Gefährdung leidet auch die Börse, auf deren Mitwirkung die wirthschaftliche Thätigkeit des Volkes wie die Finanzen des Staates angewiesen sind. Die deutschen Börsen sowohl für Waaren als für Werthpapiere haben seit Jahrzehnten durch Intelligenz und Arbeitskraft eine Bedeutung erlangt, die es ebenso ungerecht wie kurzsichtig erscheinen läßt, ihre tausendfältigen Bewegungen an polizeiliche Vorschriften zu binden.

Allen diesen agrarischen Bestrebungen haftet der Charakter sittenpolizeilicher Aufsicht an, unter welche der Einzelne in seinem Geschäftsbetriebe, im Verkehr mit seinesgleichen, wie mit seinen Kunden gestellt werden soll. Damit wird dem Vorgehen der agrarischen Führer ein Stempel der Gehässigkeit aufgedrückt, welcher mehr noch als aller befürchtete materielle Schaden zur thatkräftigen Abwehr auffordert.

Je tüchtiger und ehrenhafter ein Mitglied der so verunglimpften und bedrängten Berufe ist, desto mehr muß ihm seine redliche Arbeit verleidet werden. Gerade die besten Elemente sind es, die der widerwärtige Kampf, in den ihr intimstes Erwerbsleben und ihre Ehre verstrickt wird, auf die Dauer entmuthigen muß.

Durch Verscheuchung der Besten wird der Geist von Handel und Gewerbe, die man zu heben vorgiebt, vielmehr herabgedrückt.

Diese Erwägungen sind jedoch für den Bund der Landwirthe nicht vorhanden. Er ist es, der in rücksichtslosester, keine Mittel scheuender Agitation unter Zuhilfenahme aller kulturfeindlichen Strömungen und aller rückschrittlichen Bestrebungen in offener Feindseligkeit gegen Handel, Gewerbe und Industrie gemeingefährliche Maßregeln zu erzwingen sucht und sich die politische Macht erworben hat, um selbst gegen den Widerspruch der Regierung seinen Zielen durch stete Wiederholung seiner Forderungen näher zu kommen.

So hat sich denn bereits ein schweres Gefühl des Unmuths und der Empörung in breiten Schichten zunächst der großen kaufmännischen Mittelpunkte geltend gemacht. Von ihnen aus ergeht das Verlangen nach Abwehr immer dringender.

Diesem Verlangen Gehör zu geben, haben sich diejenigen zusammengethan, von welchen gegenwärtig der Ruf ausgeht, dem Schutzverbande gegen agrarische Uebergriffe beizutreten.

Am letzten Ende muß dessen Ziel dahin gehen, jenen Geist, der unter den Fahnen der Agrarier in der deutschen Volksvertretung mächtig geworden ist, wieder aus derselben zu vertreiben.

Der Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe wird die Regierungen da, wo sie selbst diesem Geist als einem gemeinschädlichen Widerstand leisten, unterstützen; er wird den Regierungen dann mit Nachdruck entgegenzutreten haben, wenn sie diesem Geist ungerechtfertigte, andere Erwerbskreise oder die Allgemeinheit schädigende Zugeständnisse machen.

Diese Ziele sollen angestrebt werden durch Aufklärung der öffentlichen Meinung, durch Beibringung des nöthigen Materials bei den Parlamenten und Regierungen und durch energische Bekämpfung der agrarischen Gegner, insbesondere auch bei den Wahlen — im Interesse der Wohlfahrt des gesammten Volkes.

So ergeht denn an alle deutschen Staatsbürger ohne Unterschied der Parteirichtung und des Berufes, welche die geschilderten Gefahren erkennen, die Aufforderung, sich ungesäumt diesem Verbande anzuschließen und für die Ausbreitung und auch finanzielle Stärkung desselben nach Kräften einzutreten.

Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe.

Das Berliner Central-Komitee.

Geh. Kom.-Rath W. Herz. Stadtrath J. Kaempf. Dr. Ludwig Bamberger.
General-Konsul Eugen Landau. Hermann Jacoby. Rich. Roesicke. Karl Schrader.
James Simon. Siegfried Sobernheim. Max Steinthal. Stadtrath Dr. Max Weigert.
Friedrich Goldschmidt.

Geh. Kom.-Rath Damme-Danzig. Otto Kühnemann-Stettin. General-Konsul Lürman-Bremen.
Otto von Pfister-München. Kommerz.- und Admiralitäts-Rath E. Ritzhaupt-Königsberg i. Pr.

Geldbeiträge nimmt der Schatzmeister, General-Konsul Eugen Landau, Berlin W., Wilhelmstr. 70b, an.
Das Büreau befindet sich vorläufig Berlin W., Behrenstr. 58. Wir bitten dorthin die Anmeldungen zum Beitritt (Jahresbeitrag mindestens 1 Mark) richten zu wollen.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 26. Berlin, den 28. März 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Kaiser Wilhelm weilt im Augenblick in Italien; in Begleitung der Kaiserin und zweier seiner Söhne ist er dorthin gereist. Diese italienische Frühjahrsreise dient gewiß zunächst den Zwecken der Erholung; aber auch an die Erholungsreisen von Monarchen knüpft die politische Kombination ihre Fäden an und in diesem Falle zweifellos mit Recht. Es ist ein Beweis ungetrübter, herzlicher politischer Beziehungen, die zwischen Deutschland und Italien bestehen, daß Kaiser Wilhelm gerade jetzt das italienische Königspaar aufsucht.

Die Politik Deutschlands gegenüber Italien ist durch die afrikanischen Unglücksfälle unseres Verbündeten niemals erschüttert worden. Eine kluge Bündnißtreue hatte Deutschland eine solche Haltung diktirt. Diese besonnene Politik findet jetzt durch die Reise des Kaisers ihre Ergänzung. Dem kühlen Urtheil des Kopfes folgt eine spontane Handlung, welche ein Ausdruck jener Sympathien ist, die in deutschen Herzen für Italien wohnt, und insofern kann die Reise Kaiser Wilhelms als eine symbolische Handlung gelten, in der die Stimmung Deutschlands gegenüber dem italienischen Staat zum Ausdruck kommt. Die politische Erwägung und die ungekünstelte Empfindung manifestirten sich in diesen ernsteren Tagen gleichzeitig und gleich deutlich in Deutschland für Italien.

Wir freuen uns dessen, denn eine politische Kombination, die von der Berechnung des Kopfes und von der Wallung des Herzens getragen wird, beweist gerade hiermit ihre Gesundheit und bietet eine Bürgschaft der Dauer, die mehr bedeutet als das geschriebene Wort. Der Dreibund, der vor der Oeffentlichkeit zum ersten Male seit seinem Bestehen seine Festigkeit zu beweisen hatte, hat sich gut bewährt, und wir zweifeln nicht daran, daß diese Probe, die er bestanden, noch weiter dazu beitragen wird, ihn aus einem klugen Werke der Diplomatie zu einer europäischen Macht umzugestalten, die, so fest wie die Vaterlandsliebe selbst, in den Herzen der Bewohner dreier großer Völker wurzelt — Italiens, Oesterreich-Ungarns und Deutschlands. Der Friede Europas und die Sicherheit der drei Länder werden sich dabei gut stehen.

Bezeichnender Weise werden solche Gedanken nicht nur in deutschen Zeitungen, sondern auch in den großen Blättern Italiens und Oesterreich-Ungarns anläßlich der neuesten Vorgänge und der Reise Kaiser Wilhelms nach Neapel ausgesprochen.

Eine zweite Erscheinung der internationalen Politik tritt in ihrer Bedeutung gleichfalls von Tag zu Tag deutlicher, hervor; es ist dies der Entschluß Englands, aus Aegypten einen Vorstoß gegen die Derwische vorzunehmen.

Die politischen Absichten, die mit dem Unternehmen verknüpft sind, erscheinen deutlich genug.

Es mag sein, daß gerade in diesem Augenblick die Haltung der Derwische an der ägyptischen Grenze besonders bedrohlich geworden war; immerhin würde diese Erscheinung nicht ausreichen, um zu erklären, daß die englische Politik gerade jetzt zu dem Entschluß gelangt ist, der Derwischgefahr offensiv statt wie bisher defensiv entgegenzutreten.

Dieses Uebergehen zur Offensive ist gewiß beeinflußt durch Rücksichten auf die Lage der Italiener in der Erythrea;

aber als ausschlaggebendes Motiv wird man bei der Berechnung der englischen Staatsmänner die Erwägung vor Allem in Ansatz zu bringen haben, daß es galt, jene politischen Minen unschädlich zu machen, welche die englische Herrschaft in Aegypten in die Luft zu sprengen bestimmt waren.

Nach dem deutsch-englischen Zwischenfall in der Transvaal-Angelegenheit hatte man von London aus eine Zeit lang in Frankreich die Hoffnung genährt, daß dem Vereinigten Königreiche vor Allem viel an einer Annäherung an die Republik liege, und daß man auch einen Ausgleich mit Rußland wünsche. Es war sogar die Idee eines Dreibundes England, Frankreich, Rußland aufgetaucht.

Diese Pläne erwiderte Frankreich mit einer Anfrage: Wie denkt England über Aegypten; wann wird England Aegypten räumen? Und in der That, die Vorbedingung für eine einigermaßen aussichtsvolle Verständigung zwischen England und Frankreich hätte darin bestehen müssen, daß die englischen Truppen das Nilthal räumten; eine Verständigung mit Rußland dagegen hätte nach viel weniger dauerhaften Werth haben können, wenigstens wenn man die Zukunft nach den Erfahrungen der Vergangenheit beurtheilen will. Bisher verständigte sich Rußland mit England in Asien nur in der Weise, daß das Zarenreich seinen Länderbesitz ausdehnte zunächst unter dem Protest Englands, dann unter der Zustimmung Englands, und diese Zustimmung, die man Verständigung nannte, währte nie länger, als bis Rußland neue Länder an sich riß, wieder unter englischem Protest, worauf dann wieder eine Verständigung unter gleichen Bedingungen erfolgte, bis derselbe Vorgang von Neuem sich abzuspielen begann.

Mit Rußland ist England zur Zeit öffentlich in solche Verhandlungen überhaupt nicht eingetreten, und die Verhandlungen mit Frankreich erhalten dadurch ihre Erledigung, daß die englischen Truppen, statt sich einzuschiffen, dabei sind, die ägyptische Grenze weiter noch dem Süden vorzuschieben. Ein solches Unternehmen ist nicht die Einleitung dazu, ein Land zu verlassen, und damit ist die Phantasie einer russisch-französisch-englischen Annäherung zu Ende.

England hat sich in diesem Augenblick mit dem Proteste Frankreichs, Rußlands und, wie es scheint, auch der Türkei in Beziehung auf seine ägyptische Politik auseinander zu setzen. Daß diese Proteste eine sehr ernste Bedeutung haben, ist nicht wahrscheinlich. Die Türkei wird nur so weit sich vorwagen, wie Rußland sie zwingt zu gehen, und Rußland hat freilich Veranlassung, England Unbequemlichkeiten zu bereiten; aber bei Licht besehen, kann dem Zarenreiche ebensowenig daran liegen, daß die ägyptische Frage, wie daß die sogenannte elsaß-lothringische Frage, im Sinne Frankreichs aus der Welt geschafft werde. Beide Fragen in ihrer ungelösten jetzigen Gestalt sind es vor Allem, die Frankreich von Rußland in Abhängigkeit erhalten; beide Fragen zwingen Frankreich einmal gegen Deutschland und ein anderes Mal gegen England bei Rußland einen Rückhalt zu suchen, — und diese Klammern der Abhängigkeit zu beseitigen, hat Rußland schwerlich eine Veranlassung. So wird denn Rußland in der einen und in der anderen Frage freilich geneigt sein, genau so weit sich einzulassen, daß die französische Republik bei guter Laune erhalten bleibe; aber nicht so weit, um für rein französische Interessen sich auch den letzten Konsequenzen auszusetzen. Es wird sich dieser Gelegenheit wiederum zeigen, daß die russisch-französischen Beziehungen freilich das Gesicht der Sicherheit in der Republik gegenüber Gefahren, die nicht vorhanden sind, zu erhöhen geeignet sind, aber den realen politischen Vortheil von dieser Verbindung hat Rußland in erster Reihe für seine orientalische und asiatische Politik.

England wird daher in Bezug auf Aegypten ernsten Schwierigkeiten kaum begegnen, nachdem der Dreibund seine Entscheidung getroffen hat. Rußland wird demonstriren aus Rücksicht auf Frankreich und die Türkei wird unter dem Zwange Rußlands sich dieser Demonstration vielleicht anschließen; aber damit ist Frankreich noch nicht gedient, und so wird denn die Republik sehen, daß eine Politik, deren Ziele zugleich auf Aegypten und auf Elsaß-Lothringen gehen, trotz der russischen Freundschaft ergebnißlos bleibt.

Der Entschluß Englands hat für die internationale Politik in einer Beziehung seine große Bedeutung. England würde seine jetzigen Entschlüsse ohne die Unterstützung des Dreibunds schwerlich durchführen können. Die Lehre, die darin liegt, ist so deutlich, daß sie wohl die Brücke bilden wird, um über den Transvaal-Zwischenfall hinweg zu kommen. Die alten normalen Beziehungen zwischen England und dem Dreibund, Deutschland eingeschlossen, die ein gutes Verhältniß zwischen uns und Rußland keineswegs ausschließen, würden damit zurückkehren.

Es wäre wünschenswerth, wenn somit die Episode schwankender Politik in England zum Abschluß gelangt wäre, die die Welt beunruhigt hat, und die der Hoffnung auf dauernde friedliche Zeiten förderlich nicht gewesen ist.

Die innere Politik Deutschlands ist bereits in die Osterferien gegangen, und es ist nicht viel zu vermerken; bedauerlich ist dies nicht, denn Erfreuliches ist seit Jahr und Tag doch kaum zu verzeichnen gewesen.

Gerade diesem letzteren Umstande haben wir es zu verdanken, daß die Reaktion gegen so viel Unerwünschtes nunmehr mit erfreulicher Kraft einzusetzen beginnt. Als ein Symptom dieser nothwendigen Reaktion erschien uns die Gründung des Schutzverbandes gegen agrarische Uebergriffe; er ist ein Kind, das die Noth der Zeit geboren hat; und weil diese Gründung bedingt ist durch die Lage der gesammten politischen Verhältnisse in Deutschland, darum konnte man auch von Anbeginn an die Hoffnung aussprechen, daß das Unternehmen gedeihen werde.

Diese Annahme war keine trügerische. Wie zu erwarten, breitet sich die Bewegung zunächst in den großen und mittleren Handelsstädten aus; aber auch auf die kleineren Städte hat sie bereits übergegriffen. Es sind, wie wir hören, Centralpunkte der Agitation schon in einer größeren Anzahl deutscher Städte geschaffen. In Stettin hat eine glänzend verlaufene Versammlung, die eine vortreffliche Rede von Otto Kühnemann einleitete, stattgefunden. Die Versammlung führte zur Gründung eines Lokalkomitees, dem die ersten Männer Stettins ohne Unterschied der Partei angehören. In Bremen hat sich ein ähnliches Komitee der angesehensten Einwohner gebildet; in manchen anderen Städten ist man dabei, das gleiche zu thun. Daneben ist es gelungen, wie mitgetheilt wird, fast für ganz Deutschland ein Netz von Vertrauensmännern zu schaffen, so daß die ersten Grundlagen der Organisation als abgeschlossen gelten können. Des zum Zeichen ist auf nächsten Montag eine Sitzung des Centralkomitees nach Berlin berufen worden, an der auch die auswärtigen Vertreter theilnehmen werden. In dieser Sitzung soll über die weitere Organisation, die Geschäftsführung und die nächsten Aufgaben des Verbandes Beschluß gefaßt werden.

So verbessern sich die Aussichten denn stetig, und wir zweifeln nicht mehr daran, daß eine Organisation in kurzer Zeit werkthätig auf dem politischen Plan erscheinen wird, die allen antiagrarischen Parteien Nutzen bringen kann, und die die Gefahren der bündlerischen Bewegung herabzumindern geeignet erscheint.

* * *

Die „große Enttäuschung“ des Herrn von Kardorff.

In der Reichstagssitzung vom 23. März kam es zu einem kleinen währungspolitischen Scharmützel, in dessen Verlauf Herr von Kardorff ein bemerkenswerthes Zugeständniß machte:

„Ich will“ — so sagte er nach dem stenographischen Bericht — „Herrn Dr. Barth von vornherein darin recht geben, daß der Verlauf

der Dinge in England für uns Bimetallisten eine große Enttäuschung um deswillen gebracht hat,

(hört! hört! links)

weil nach Briefen, die wir von unseren Freunden dort hatten, wir auf ein anderes Resultat gefaßt sein mußten.

(Heiterkeit links.)

Wie stark muß diese Enttäuschung gewesen sein, wenn der senior partner der bimetallistischen Firma Arendt & Co., die vom Anbeginn an in Optimismus auf Termin handelte, so aus der traditionellen Rolle fallen konnte.

Der Bimetallismus lebte bei uns seit Jahren von Siegeshoffnungen und Siegesprophezeiungen. Ob es regnete oder schneite, ob die Goldproduktion zurückging oder sich entwickelte, ob der Kurs des Papierrubels schwankte oder stabil wurde, ob Silber im Preise stieg oder fiel, ob die Getreideernte Fülle oder Mangel brachte, — den Bimetallisten mußten alle Dinge zum Besten dienen. Schien in Deutschland das wünschenswerthe Verständniß für den Segen der Doppelwährung zu fehlen, so verwies man auf die Weisheit amerikanischer, französischer, englischer Staatsmänner. Der Sieg des Bimetallismus war immer nur eine Frage der Zeit. Man war nur darüber im Zweifel, ob am nächsten Donnerstag oder etwas später der internationale Bimetallismus triumphiren werde. Im Dezember vorigen Jahres kamen die Bimetallisten dann in Paris zusammen, um den Sturmangriff auf die Goldwährung vorzubereiten. Damit den Beschlüssen die nöthige Weihe gegeben werde, hüllte man sie in den Schleier des Geheimnisses. So erfuhren denn die Außenstehenden nur, daß der Präsident der französischen Republik den Herren von Kardorff und Graf Mirbach die entgegenkommende Versicherung hatte zu Theil werden lassen, er beabsichtige die Protokolle der Pariser Bimetallisten-Konferenz demnächst aufmerksam zu lesen. Gegen Ende Februar endlich wurde es offenbar, was man in Paris beschlossen hatte. Es handelte sich um eine interparlamentarische Aktion. Gleichzeitig sollte in London, in Paris, in Brüssel, in Wien und in Berlin die Silberfahne entrollt werden, und das englische Unterhaus sollte bei diesem konzentrischen Angriff die Rolle des Hannemann mit den großen Stiefeln spielen. Der Kriegsplan war natürlich, wie alle verfehlten Kriegspläne, nicht verborgen geblieben und hatte die Monometallisten in Deutschland veranlaßt, nunmehr im Reichstage ihrerseits die Offensive zu ergreifen und so jene Erklärung des Reichskanzlers vom 8. Februar zu provoziren, mit der die Haltung Deutschlands im Voraus festgelegt wurde. Die deutsche Reichsregierung war durch diese Erklärung vom 8. Februar gebunden, keinerlei Initiative zu ergreifen und abzuwarten, ob etwa von anderer Seite „annehmbare, Erfolg versprechende, programmatische Vorschläge" gemacht werden würden. Das war der erste Strich durch die internationale bimetallistische Rechnung; aber man hoffte unentwegt weiter. Das englische Unterhaus, das sollte nunmehr zeigen, was eine bimetallistische Harke sei. Die englischen Bimetallisten kündigten denn auch kühnlich eine Resolution an, wonach das Unterhaus erklären sollte: „die Herstellung des internationalen Bimetallismus entspreche den besten Interessen Englands". Gut gebrüllt, Löwe! Aber kaum war der Beifall verklungen, den diese mannhafte Resolution in Europa geweckt hatte, so erschraken die englischen Doppelwährungsmänner vor ihrer Verwegenheit und sie beschlossen, doch lieber eine Fassung zu wählen with all the bimetallism taken out of it. Diese zahme Resolution enthielt nur die Forderung, daß die englische Regierung „Alles thun solle, was in ihren Kräften stehe, um ein festes Werthverhältniß zwischen Silber und Gold durch ein internationales Uebereinkommen herzustellen und zu sichern". Eine Resolution von solcher rührenden Inhaltlosigkeit hat dann als Muster für die gleichzeitig in den kontinentalen Parlamenten eingebrachten Anträge gedient. Im preußischen Abgeordnetenhause sicherten sich unsere Bimetallisten sogar die absolute Mehrheit durch Unterschriften, während der Gallimathias im deutschen Reichstage nur 145 Unterschriften — allerdings eine immer noch beschämend große Zahl — fand. Hätte man geahnt, welchen Jux man sich im englischen Unterhause mit dieser Resolution machen werde, so würden allerdings auch wohl unsere Gesetzgeber etwas vorsichtiger mit ihren Namen gewesen sein. Am 17. März kam es also im englischen Parlament zu der angekündigten Entscheidungsschlacht. Schade, daß Dickens nicht mehr lebt, er hätte auf Grund dieser Verhandlung einen bimetallistischen Nachtrag zu seinen Pickwickiern schreiben können.

Das Haus wurde schon sehr heiter, als der Kardorff der englischen Bimetallisten, Sir W. Houldsworth, erklärte, weshalb in der Resolution das Wort Bimetallismus so sorgfältig vermieden sei: there were many, who loved the thing and yet seemed to hate the word; es gäbe so viele, welche das Ding liebten und dennoch das Wort zu hassen schienen.

Aber wenn das Wort auch nicht im Antrage stehe, gemeint sei der Bimetallismus.

Kaum war diese Bemerkung den Lippen des Redners entflohen, so erhob sich der Schatzkanzler Sir Michael Hicks Beach und erklärte, wenn die Sache so gemeint sei, so wolle er nur gleich die Zusage machen, daß Großbritannien unter keinen Umständen die Goldwährung aufgeben werde. We all agree in this, wir alle — auch die Bimetallisten des englischen Kabinets, Mr. Balfour eingeschlossen — sind dieser Meinung; und zwar, so fügte Sir Michael hinzu, denken wir ebensowenig daran, einen Vorschlag zu machen, der auf ein Fallenlassen unserer Goldwährung abzielen würde, als etwa einen, von anderer Seite gemachten Vorschlag, anzunehmen. Nach dieser runden beifällig aufgenommenen Erklärung des Schatzkanzlers konnten die Monometallisten sich den Scherz erlauben, für die Resolution auch ihrerseits zu stimmen, für diese Resolution, welche Sir John Lubbock als eine unschädliche wässerige Milch bezeichnete. Phrasen dieser Art, so führte ein anderer monometallistischer Redner aus, scheinen den Bimetallisten ein unbegreifliches Vergnügen zu machen, weshalb sollen wir ihnen dies Vergnügen stören, und weshalb sollte andererseits unser Land, d. h. England, wenn es nur selbst fern vom Schuß ist, andere Länder verhindern, mal ein solches Experiment zu machen? Why should this country not be an assisting party to any experiment of this kind? Unter solchen boshaften Bemerkungen kam es denn auch richtig dazu, daß die bimetallistische Resolution ohne Bimetallismus im englischen Unterhause einstimmig angenommen wurde, begleitet vom ironischen Gelächter der Goldwährungsmänner. Die Resolution, mit der die Bimetallisten Europas die Welt erobern wollten, war also einstimmig angenommen und nichts destoweniger gesteht Herr von Kardorff eine große Enttäuschung ein. Auch sein Kollege Dr. Arendt scheint dieses Sieges nicht froh werden zu können. Vor acht Tagen ließ er in seinem „Deutschen Wochenblatt" noch einige Siegesfanfaren ertönen, indem er den telegraphischen Bericht über die Sitzung des Unterhauses nach Möglichkeit zu seinen Gunsten auslegte. In der neuesten Nummer seines Wochenblatts ist er aber ganz stumm geworden, vox faucibus haesit. Damit hat eine internationale Komödie der Irrungen einen für alle Freunde politischen Humors befriedigenden Abschluß gefunden, und eine der buntesten Seifenblasen unseres Agrarierthums ist zerplatzt. Möge den übrigen großen und kleinen Mitteln agrarischer Quacksalberei ein ähnliches Schicksal beschieden sein.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XIII.

Mit der dritten Lesung des Reichshaushalts verflocht sich die Berathung eines kleinen Gesetzes, das in letzter Stunde vom Bundesrath vorgelegt und unter Abkürzung der geschäftsordnungsmäßigen Formen zu Ende geführt wurde. Dieser kleine Gesetzentwurf ändert die vielbesprochene Clausula Franckenstein auf Antrieb eben desselben Centrums ab, das einst diese Clausula geschaffen hatte, und ändert sie, um das vorauszuschicken, in verständiger Form ab.

Die Clausula Franckenstein schreibt vor, daß ein sehr erheblicher Theil der Einnahmen aus Zöllen und Verbrauchsteuern durch den Reichshaushaltsetat zur Vertheilung an die Einzelstaaten bestimmt werden muß. Freilich wird den Einzelstaaten dieses Geschenk nur gezeigt, und nicht in die Hand gegeben. Denn der Reichshaushalt setzt zugleich fest, wie groß die Summe sein soll, welche die Einzelstaaten als Matrikularbeiträge an das Reich abzuführen haben. Das Reich ist in dieser Beziehung völlig unbeschränkt. Reichstag und Bundesrath haben allein darüber zu entscheiden, wie hoch das Geldbedürfniß des Reiches ist; sie haben allein darüber zu entscheiden, auf welchem Wege dieses Bedürfniß gedeckt werden soll, ob durch Reichsteuern oder durch Matrikularbeiträge. Die Einzelstaaten sind an die Beschlüsse des Reiches schlechthin gebunden. Es wird erwartet, daß das Reich sich von verständigen Erwägungen leiten läßt, aber es gibt keine Rechtsregel, welche den Entschließungen des Reiches Schranken setzte.

Diese Clausula Franckenstein, welche im Jahre 1879 beschlossen wurde, als die Politik des Fürsten Bismarck ihren verhängnißvollen Wendepunkt erreichte, ist vom Centrum gepriesen worden als eine föderative und konstitutionelle Garantie; von den Nationalliberalen ist sie auf das strengste verurtheilt worden als ein Sieg des partikularistischen Gedankens über den Reichsgedanken. Wir haben niemals das Lob oder den Tadel recht begreifen können; wir sehen zur Hauptsache in der Clausula Franckenstein eine umständliche Formalität, welche die Arbeit der Kalkulatoren vergrößert.

Gegenwärtig wird nun an der Clausula Franckenstein ein Weniges geändert. Bevor die Summe festgestellt wird, welche den Einzelstaaten zu überweisen ist, soll auch an die Reichsschulden gedacht werden und es soll ein kleiner Betrag festgehalten werden, der zur Schuldentilgung dient. Thatsächlich wird es sich der Regel nach nicht um eine wirkliche Abstoßung von Schulden, sondern um die Fürsorge dafür handeln, daß die Vermehrung der Schulden eingeschränkt wird. Die Schulden des Reiches sind wohl ein Gegenstand, der Aufmerksamkeit verdient. Die Bismarck'sche Politik hat dahin geführt, daß das Reich in wenig mehr als einem Jahrzehnt zwei Milliarden Schulden gemacht hat, und man urtheilt mild, wenn man sagt, daß eine solche Politik nicht auf die Dauer fortgesetzt werden kann.

Als nun in der Budgetkommission der Abgeordnete Lieber den Vorschlag machte, in das Gesetz einen Satz hineinzubringen, welcher das Wort „Schuldentilgung" enthält, wurde das von allen Mitgliedern und auch vom Bundesrath wohlthätig empfunden und der Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

Jetzt entstand aber hinter der Front Lärm. Herr Miquel, der seine Hand stets am Zapfen des Reichsfasses hält, um das preußische Gebinde aufzufüllen, war unzufrieden, und die ihm ergebene Presse beeilte sich, den Nachweis zu führen, daß hier ein ungeheurer Frevel verübt worden sei. Es scheinen im Staatsministerium lebhafte Verhandlungen stattgefunden zu haben, die aber für Herrn Miquel keine erfreulichen Resultate hatten. Der Bundesrath legte einen Gesetzentwurf vor, der den Grundgedanken des Antrages Lieber aufnahm, ihn aber im Einzelnen Korrekturen unterzog. Nach der Haltung der Presse hätte man annehmen sollen, daß die nationalliberale Partei dem Entwurf eine heftige Opposition machen würde; es kam aber nur zu einem leisen Brummen. Der Entwurf wurde angenommen, und wir haben nun ein Gesetz, in welchem für gewisse Fälle eine obligatorische Schuldentilgung vorgesehen ist. Sehr große politische Bedeutung legen wir diesem Gesetze nicht bei, aber das Erfreuliche ist, daß die Bäume des Herrn Miquel nicht in den Himmel gewachsen sind.

Die dritte Lesung des Etats brachte ein kleines Gefecht über die Währungsfrage; das ist nichts Neues. Neu aber war, daß Herr von Kardorff unumwunden einräumte, der Bimetallismus habe im englischen Unterhause am 17. März eine Niederlage erlitten. Er sei enttäuscht; nach den Briefen, die ihm zugegangen, habe er einen ganz andern Ausgang erwartet. Bisher ist der Bimetallismus noch nie geschlagen worden; er hat sich immer nur „rückwärts koncentrirt". Jetzt räumt er zum ersten Mal eine erlittene Niederlage ein. Es gilt nun, den geschlagenen Feind noch zu verfolgen.

Nach den Osterferien werden die großen Mißgebilde unserer Gesetzgebungskunst zur Verhandlung kommen. Die Kommission für das Margarinegesetz hat ihren Bericht erstattet; die Berichte über das Börsengesetz und über die Strafprozeßordnung wird der Osterhase ausbrüten; die Zuckersteuerkommission ist nicht zu Ende gekommen, vielleicht darf man hier fröhlich ausrufen: „Het en Ul seten!" In der Kommission für das Bürgerliche Gesetzbuch rücken die Arbeiten langsam und nicht günstig vorwärts.

Des Abgeordnetenhauses harren nach den Osterferien das Gesetz über die Richtergehälter mit seinem Assessorenparagraphen und das Gesetz über das Anerbenrecht bei den Rentengütern. Das erste gehört zum Ressort des Justizministers, das zweite zu dem des landwirthschaftlichen Ministeriums; aber Herr Miquel als ein wahrer Magister ubique hat seine Hand in beiden.

Proteus.

Zur Lehre von der Beleidigung.

Der Rechtsgrundsatz, nach welchem Strafgesetze nicht ausdehnend ausgelegt werden dürfen, hat in der neueren Rechtsprechung seine unbestrittene Geltung verloren. Die Fassung mancher neueren Gesetze, welche dehnbare Vorschriften mannigfacher Art enthalten, mag dazu nicht unerheblich beigetragen haben. Der Erfolg aber ist der gewesen, daß auch Rechtsbegriffe, deren Begrenzung früher festzustehen schien, neuerdings weit über diese Begrenzung hinaus eine Bedeutung erlangt haben, die man früher kaum für möglich gehalten haben würde.

Zu solchen fast in das Ungeheuerliche ausgedehnten Rechtsgebieten gehören vor allen der grobe Unfug und die Beleidigung in der Anwendung, welche die gegenwärtige Rechtsprechung von den betreffenden Vorschriften des Strafgesetzbuches macht. Eine Einengung dieser fast uferlos gewordenen Begriffe durch Ziehung fester, auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft liegenden, Dämme erscheint geradezu als eine Nothwendigkeit. Herrn Professor L. v. Bar gebührt das Verdienst, einen höchst anerkennenswerthen und hoffentlich erfolgreichen Versuch dazu auf dem Gebiete der Beleidigung in der mir zur Besprechung vorliegenden Schrift*) gemacht zu haben.

Das Gesetz hat eine Begriffsbestimmung für die Beleidigung nicht gegeben. Die Bestimmungen der §§ 185—187 des Strafgesetzbuchs enthalten vereinzelte Bestimmungen,

*) Zur Lehre von der Beleidigung, mit besonderer Rücksicht auf die Presse. Von Prof. Dr. L. v. Bar. Sonderabdruck aus „Gerichtssaal" Band 52 Heft 2, 3. Stuttgart. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

welche zum Theil durch den § 193 wieder durchkreuzt werden. Den innern Zusammenhang zwischen diesen Bestimmungen klar zu legen, ist die Aufgabe der Wissenschaft.

Es scheint, als ob die Lösung dieser Aufgabe dem Herrn Verfasser im Wesentlichen gelungen ist. Interessant ist die Darlegung des Begriffs der Beleidigung aus dem Worte selbst heraus ohne Zuhilfenahme eines besonders aufgestellten Ehrbegriffes, in dessen Verletzung man sonst die Beleidigung zu finden pflegte. In der That war mit einer solchen Aufstellung wenig gewonnen; denn die Darlegung der Bedeutung der „Ehre" in dem Sinne, daß deren Verletzung strafrechtlich verfolgbar ist, unterliegt nicht geringeren, vielleicht größeren Schwierigkeiten, als die unmittelbare Feststellung der Beleidigung als einer Leidzufügung, welche sich geradezu gegen die Persönlichkeit des Betroffenen in seiner eigenen Schätzung, und — wie der Verfasser zutreffend ausführt — in dem Spiegelbild dieser Schätzung richtet, wie es in der Vorstellung anderer Personen vorhanden ist.

Faßt man diese Begriffe richtig auf, so gelangt man auch dazu, in Einzelfällen, wie sie der Verfasser zahlreich aufführt, richtig zu entscheiden, was als strafbare Beleidigung anzusehen ist, was nicht. Man wird auch einen grundsätzlichen Gegensatz zwischen der in bloßen Schimpfworten bestehenden Kränkung und in der durch Behauptung unrichtiger Thatsachen herbeigeführten nicht anzunehmen nöthig haben, zumal der Verfasser mit Recht darauf hinweist, daß die Grenze zwischen Thatsachen und Urtheilen, namentlich bei Anerkennung des Begriffs der sogenannten „inneren Thatsachen", oft kaum gezogen werden kann.

Das Wesentliche der Beleidigung liegt immer in der auf die Kränkung der Persönlichkeit gerichteten Absicht und darin, daß die von solcher Absicht geleitete Handlung die gewollte Wirkung, aber nicht bloß in dem eignen Empfinden des Verletzten, sondern auch in dem allgemeinen Urtheil hervorzubringen geeignet ist. Mit diesem letzten Erforderniß wird der Schutz einer bloßen persönlichen Empfindlichkeit durch das Strafgesetz versagt.

Interessant ist in dieser Beziehung, was der Verfasser für solche Fälle ausführt, in denen die gesetzliche Vorschrift über das, was Recht ist, mit einer verbreiteten Sitte, eigentlich wohl einem verbreiteten Vorurtheil, in Widerspruch tritt. Der Herr Verfasser erwähnt ausdrücklich den Fall, wo Jemandem die Nichtannahme einer Herausforderung zum Zweikampf in der Absicht vorgeworfen wird, ihn dadurch herabzusetzen. Man wird ihm darin beipflichten dürfen, daß das Gesetz, welches den Zweikampf verbietet, vor dem Standes-Vorurtheil, welches ihn unter Umständen beliebt, den Vorzug verdient, daß also die bloße Behauptung, die Thatsache, daß Jemand den Zweikampf verweigert habe, seine Person nicht kränken kann, selbst wenn der Vorwerfende die Kränkung gewollt, der Betroffene sie als solche empfunden und ein großer Theil seiner Standesgenossen diese Auffassung getheilt hat. Allein dabei wird in den meisten Fällen noch in Frage kommen können, ob in der Behauptung zugleich der Vorwurf eines nicht achtbaren Beweggrundes, z. B. der Feigheit, entweder ausdrücklich erhoben, oder unzweideutig angedeutet worden ist; liegt ein solcher Fall vor, so wird eine Beleidigung ebenso unbedenklich angenommen werden können, wie es eine Beleidigung sein würde, wenn man Jemandem, welcher der Anzeigepflicht des § 139 Str.-G.-B. genügt, vorwerfen wollte, daß er nicht aus Achtung gegen das Gesetz, sondern zur Befriedigung persönlicher Rachsucht, aus Lust an Strafanzeigen oder aus ähnlichen Beweggründen gehandelt habe.

Gleichartig liegt der Fall, den der Verfasser an einer andern Stelle behandelt, wenn die Kränkung Jemandes dadurch beabsichtigt wird, daß man sein Glaubensbekenntniß ihm vorwirft. Nach Verfassung und Gesetz bewirkt der Unterschied des Glaubens keine Verschiedenheit der staatsbürgerlichen Stellung oder sollte doch keine solche begründen. Die Bezeichnung eines andern als „Jude" enthält daher dem Gesetz gegenüber und auch der vernünftigen Sitte gegenüber den Vorwurf der Minderwerthigkeit nicht und zwar gleichviel, ob der so bezeichnete dem jüdischen Glauben anhängt oder von jüdischer Abstammung ist, oder nicht. Damit ist aber die weitere Frage nicht erledigt, ob nicht aus den Umständen der Gebrauch des an und für sich harmlosen Wortes eine wirkliche Beschimpfung darstellen kann, wie sich ja vielleicht die Möglichkeit nicht wird leugnen lassen, daß auch die Anrede „Mensch" unter Umständen als eine verächtliche, die Kränkung beabsichtigende und mit Erfolg zum Ausdruck bringende angesehen werden kann.

Andererseits folgt aus dem von dem Herrn Verfasser richtig umgrenzten Begriffe der Beleidigung, daß eine solche überall da nicht vorhanden sein kann, wo der vermeintliche Thäter nicht aus einer Kränkungs-Absicht heraus, sondern aus anderen berechtigten Gründen, z. B. zur Aufdeckung der Wahrheit gehandelt hat. Es ist anzuerkennen, daß es, um zu diesem Ergebniß zu gelangen, bei richtiger Auffassung des Beleidigungsbegriffes selbst der ausdrücklichen Bestimmung des § 193 Str.-G.-B. nicht erst bedarf, wie denn auch das Reichsgericht, obwohl es bei Majestätsbeleidigungen die Anwendbarkeit dieser Vorschrift ausdrücklich ausschließt, dennoch aus dem Wesen der Beleidigung her zu fast ganz gleichen Schlußergebnissen gelangte. Damit ist auch das Unzutreffende der Fassung des § 193 anerkannt, der als einen besonderen Einwand und Strafausschließungsgrund einer an sich als vorhanden angenommenen Beleidigung gegenüber hinstellt, was von vornherein eine Beleidigung als überhaupt nicht vorhanden erkennen lassen sollte.

Der Verfasser hat — meines Erachtens mit vollem Recht — die jetzt angewandte Wirkung des Wahrheitsbeweises (§ 186 Str.-G.-B.) als zu weit gehend, die Anwendung des § 193 dagegen, wie sie namentlich vom Reichsgericht geübt wird, als viel zu eng gefaßt bezeichnet. Was er in letzterer Beziehung über den Begriff der „berechtigten Interessen", der Wahrung derselben und den Beruf dazu, namentlich mit Rücksicht auf die periodische Presse, behauptet, verdient allgemeine Anerkennung. Es ist in der That nicht verständlich, daß dem engherzigsten persönlichen Interesse ein umfassender Schutz gegen Beleidigungsklagen gewährt sein soll, während man dem allgemeinen sittlichen aber menschlichen Interesse jede Berücksichtigung versagt. Das Verlangen des Verfassers, daß man der Stellung der Presse zum Publikum, dem Rechte des letzteren auf die durch die Presse vermittelten Nachrichten eine den Verhältnissen der Gegenwart entsprechende Rücksicht schenken müsse, daß man bei Beurtheilung ihrer Nachrichten dem ausreichend begründeten Glauben eine die Beleidigung ausschließende Wirkung beizumessen verpflichtet sei, und daß man bei Beurtheilung der zur Prüfung der gebrachten Nachrichten angewandten Sorgfalt auch nicht umhin könne, der Erwägung Raum zu geben, daß die Tagespresse schleunig zu Werke gehen muß, und sich bei Beurtheilung der ihr gebrachten Nachrichten nicht der olympischen Ruhe erfreuen kann, wie sie regelmäßig im Berathungszimmer der Richter herrschen soll, verdienen die vollste Anerkennung und Beherzigung.

Die Schrift enthält des Lesenswerthen und juristisch Anziehenden noch vieles, namentlich auch über die Beleidigung von Kollektivpersonen, von Verstorbenen u. s. w. Dieselbe im ganzen Umfange zu besprechen, geht über den Rahmen dieses kurzen Aufsatzes hinaus; man muß sie eben selber lesen. Jedenfalls ist die weiteste Verbreitung — auch in Laienkreisen — zu empfehlen, und aufrichtig zu wünschen, daß sie auf den Rechtsprozeß in Beleidigungssachen einen recht wesentlichen Einfluß üben möge.

A. Munckel.

Die Folgen der Schlacht bei Adua.*)

(Schluß.)

In einem zu Beginn des vorigen Jahres geschriebenen Artikel über die Lage Italiens an der Jahreswende**) habe ich ausgeführt, daß das Ministerium Crispi eine Periode der Reaktion in Italien eingeleitet habe. Seit jenen Tagen hat sich nichts ereignet, was mich zu einer Abänderung dieses Urtheils veranlassen könnte. Die Ausnahmegesetze sind das ganze Jahr hindurch mit der größten Willkür und Unduldsamkeit gegen politische Gegner gemißbraucht worden. Gegen anarchistische Gewaltthätigkeiten gerichtet, und durch deren Ueberhandnehmen motivirt, wurden sie gegen die sozialistische Propaganda angewendet. Durch Urtheile von abhängigen Verwaltungsbeamten wurden die Gefängnisse Italiens mit Männern und Frauen bevölkert, die vor dem Antritt ihrer Freiheitsstrafen staatsfeindliche Ideen verbreiteten, nach ihrer Entlassung aber vielleicht in Bombenwerfer verwandelt sein werden. Und die Verlängerung der Ausnahmegesetze unterblieb nicht etwa deshalb, weil die Regierung sich von ihrer Wirkungslosigkeit oder Schädlichkeit überzeugt hatte, sondern deshalb, weil sie es für räthlich hielt, als die ersten Unglücksbotschaften aus Afrika eintrafen, die Kammer zu vertagen, und diese sich darum vor dem Endtermin der Gültigkeit jener Gesetze mit denselben nicht mehr beschäftigen konnte.

So oft Crispi in der Kammer bei Interpellationen über die Richtung der von ihm befolgten inneren Politik das Wort ergriff, wurde es Jedermann offenbar, daß dieser Demokrat, der in seiner Jugend um seiner politischen Ideale willen sich verschwooren und mit Lebensverachtung gekämpft und gelitten hatte, der in seinem Mannesalter alle Regierungen, welche die Verbreitung politischer Gedanken durch Polizeimaßregeln und gerichtliche Verfolgungen zu unterdrücken versuchten, mit oft recht maßloser Heftigkeit angegriffen hatte, als Greis und Minister dieselben reaktionären Ziele mit denselben reaktionären Mitteln zu erreichen hoffte, durch deren Ueberwindung er zu politischem Einfluß gelangt war. Wie nur irgend ein Reaktionär von jener schlimmsten Sorte, deren hervorragendster Vertreter Metternich war, hat er durch Aktenstücke dienstbeflissener Polizeibeamten, an deren Inhalt er selbst nicht glaubte, der dem Parlamente das Schreckgespenst einer weit verzweigten internationalen Verschwörung erscheinen lassen, um die polizeilichen Verfolgungen der Sozialisten zu rechtfertigen. Mit einem Manifest, das vor fünfzehn Jahren, als in Italien die sozialistische Bewegung eben erst begonnen hatte, von heißblütigen Sozialisten der Romagna verfaßt worden war, begründete er die Nothwendigkeit von Gesetzen, die sich gegen den Sozialismus von heute richten. Und als wäre er ein Minister aus der Zeit des Absolutismus, dessen Kartenkunststückchen keine kontrollirende Volksvertretung und keine freie Presse sofort erklären und unschädlich machen könnte, „vergißt er“, der Verlesung dieses Manifestes das Datum seiner Abfassung hinzuzufügen, und erreicht damit nichts Anderes, als daß seine innere Politik nach der schleunigst besorgten Ergänzung des unvollständigen Aktenstücks nur noch gehässiger erscheint.

Eine so gründliche Wandlung aller politischen Grundsätze ist zwar selten, aber nicht einzig in ihrer Art. Was in der Zeit des Paulus und der Merowinger überirdische Erscheinungen und Wunder zu Stande brachten, das wirken jetzt prosaischere Gründe. Es ist nicht das erste Mal, daß ein Politiker durch die Uebertragung eines Ministerportefeuilles veranlaßt worden ist, zu verfolgen, was er angebetet hat, und anzubeten, was er verfolgt hat. Aber es ist meines Wissens in der Geschichte parlamentarisch regierter Staaten noch nicht vorgekommen, daß eine solche Wandlung von einem so großen Theile der Zeitgenossen des Verwandelten so vollkommen ignorirt worden ist, wie Crispi's „Gang nach Damaskus“. Man scheint sich den Anstifter der sizilianischen Revolution, den die Bourbonen zum Tode verurtheilten, der im Parlament immer vom letzten Sektor der Linken aus für die Freiheit des Wortes, des Glaubens, der politischen Ueberzeugung gestritten hat, der sich zwar zur Monarchie bekehrte, aber den Träger der Krone nur immer wie den willenlosen Repräsentanten des Volkes betrachtet hat, und über alle Gegner der unbeschränkten Parlamentsherrschaft sein Verdammungsurtheil sprach, man scheint sich ihn nicht als Reaktionär vorstellen zu können. Der demokratische Heiligenschein auf seinem Haupte verblaßte nicht, als er alle demokratischen Grundsätze mit Füßen trat. Seine Regierung wurde eine Regierung der Linken genannt, und auf der linken Seite des Hauses sitzende Abgeordnete unterstützten sie, aber sie war in der That viel weniger liberal als alle aus der Rechten hervorgegangenen Ministerien. Die Organe der Presse, die demokratische Gedanken zu vertheidigen pflegten, wurden die Vorkämpfer seiner Politik, und auch in den liberalen Zeitungen Deutschlands, die kein gutes Haar an einem Manne gelassen hätten, der eine Politik in ihrem Lande getrieben hätte, wie Crispi sie in Italien trieb, durfte kein Wort des Tadels über ihn gedruckt werden. Nie hat im politischen Leben der Ruf eines Mannes seine vollkommene Verwandlung so lange überdauert, wie der Ruf von Crispi's demokratischer Ueberzeugung. Wären wenigstens die Liberalen, die ihm treu blieben, und seine reaktionäre Politik mitmachten, die Opfer einer Täuschung gewesen! Aber nein! Sie wußten sehr wohl, daß sie Werkzeuge einer reaktionären Politik waren und bekräftigten deshalb heuchlerisch nur um so lauter ihre liberale Gesinnung. So hat mit geringen Ausnahmen eine ganze Partei die Wandlung ihres Führers mitgemacht. Im italienischen Parlament hatte der Name „Linke“ thatsächlich keine politische Bedeutung mehr. Die Ideen des Liberalismus wurden von der äußersten Linken und von der Rechten vertheidigt und mit Crispi hat die demokratische Partei in dieser ihrer letzten Regierungsperiode alle ihre Ideale verbrannt. Was ich in der Nation kurz nach den Wahlen vom 26. Mai schrieb*), daß es in der italienischen Kammer außer den Sozialisten und Radikalen keine politischen Parteien mehr gäbe, das hat sich bewahrheitet. Es gab hier Freunde und Gegner Crispi's, und jene nannten sich, weil ihr Führer aus der Demokratie hervorgegangen ist, Demokraten, ohne auch nur von einem Hauche demokratischen Geistes angeweht zu sein. So ist es gekommen, daß der Sturz des Ministeriums der Linken und die Rückkehr der Rechten zur Regierung gerade vom Liberalismus im Lande mit Freude begrüßt wurde, und daß die erste Regierungshandlung des konservativen Kabinets die Befreiung der politischen Gefangenen war, die ihre liberalen Vorgänger hatten einsperren lassen. Der vom Demokraten Crispi verweigerte Erlaß der harten Freiheitsstrafen, die unter seiner Regierung von außerordentlichen Kriegsgerichten über die Sozialisten verhängt worden waren, wird vom Aristokraten di Rudini sofort gewährt. Das Wohlwollen, mit dem die Radikalen das Ministerium der Rechten begrüßen, ist nicht erheuchelt und hat seinen Grund nicht in parlamentarischen Manövern, sondern es beruht darauf, daß die Rechte den Radikalen auf dem Gebiete der inneren Politik wirklich näher steht als die um Crispi geschaarte „demokratische“ Linke. Imbriani fand wenigstens im Lande lauten Beifall, als er in der Kammer ausrief: „Ein Konservativer, der eine liberale Politik macht, ist mir lieber als ein Demokrat, der mit den Mitteln der Reaktion regiert“. Die erste segensreiche

*) In meinen vorigen Artikel haben sich einige Druckfehler eingeschlichen: In der ersten Zeile und in der drittletzten Zeile der ersten Spalte von S. 387 ist statt „aber“ beide Mal „also“ zu lesen; in der fünften und sechzehnten Zeile vom unteren Ende derselben Spalte statt Makallé beide Mal Ucciali, und in der 33. Zeile der zweiten Spalte dieser Seite statt „armer Gebiete“ „weiter Gebiete“.

**) „Nation“, Jahrgang XII. Nr. 15 S. 210 (12. Januar 1895).

*) XII. Jahrgang Nr. 37, S. 581.

Folge der Niederlage von Adua ist es, daß dem Regimente der demokratischen Tartüfferie ein Ende gemacht worden ist.

Wenn dem Vorsatz die Thatkraft entspricht, dann wird das Ministerium Rudini aber auch die Heilung jener Wunde ernstlich versuchen, die seit Jahrzehnten das Werk des italienischen Staatsorganismus verzehrt, ich meine die Beseitigung der parlamentarischen Einflüsse auf die Justiz und die Verwaltung. In der „Nation" vom 12. Januar 1895 habe ich auseinanderzusetzen versucht, was diese Wunde für Italien bedeutet, und daß ihre Heilung geradezu eine Lebensfrage für das Land ist. Unter der Regierung Crispi's ist auch diese Wunde erweitert worden. Das man überhaupt nicht einmal versuchte, sie zu heilen, hängt zusammen mit der sogenannten moralischen Frage. Das Geltendmachen parlamentarischer Einflüsse auf Gebieten, die nur Unkraut hervorbringen können, wenn sie nicht von den Umtrieben der gesetzgebenden Körperschaften freigehalten werden, hat seinen Grund in der parlamentarischen Korruption, in jenem frevelhaften Tauschhandel zwischen Wählern und Gewählten, in dem zur Erlangung materieller Vortheile politische Ueberzeugungen geopfert werden. Darum können jene unlauteren Einflüsse nur durch Männer bekämpft werden, auf deren Charakter kein Makel haftet, die selbst nie in diesem Strome mitgeschwommen sind. Der Präsident aber des vorigen Ministeriums gehörte zu den Parlamentariern, die ihren politischen Einfluß am skrupellosesten zur Erreichung materieller Vortheile verwendet haben. Er wurde von hervorragenden Abgeordneten, von zahlreichen Zeitungen täglich gemeiner Verbrechen beschuldigt und vertheidigte sich gegen diese Beschuldigungen weder vor den Gerichten noch vor dem Parlament. Die Stützen seiner Politik sind selbst von der Wahrheit dieser furchtbaren Anklagen überzeugt, und es gibt Wenige in Italien, die sie nicht glaubten. Zu viele Beweise unauslöschlicher Rachsucht hatte der greise Sizilianer gegeben, als daß irgend Jemand hätte denken können, es wäre das Bewußtsein seiner Unschuld, das ihn die Angriffe der Gegner verachten ließ, und nicht viel mehr die Furcht, daß ihnen der Beweis der Wahrheit gelingen könne. Ein solcher Mann war nicht geeignet, die parlamentarische Korruption zu beseitigen. Die erste Bedingung für den Erfolg des Kampfes gegen sie ist die moralische Unbescholtenheit. Und diese Bedingung erfüllt das jetzige Kabinet. Darum konnte di Rudini auch gleich in seiner Programmrede darauf hinweisen, daß er es als eine seiner wichtigsten Aufgaben betrachte, den Parlamentarismus in Italien von dieser Krankheit zu befreien. Und wie Jedem, der von ihr spricht, fielen auch ihm bei diesem Vorsatz goldene Worte des sittenreinen Mannes ein, der die Diagnose dieser Krankheit treffend gestellt hat, und zuerst ihre Heilung für die allernothwendigste*) Bedingung einer glücklichen Zukunft seines Landes erklärte, die folgenden goldenen Worte Marco Minghettis: „Es ist Zeit, die eiserne Kette zu sprengen, die Wähler an Abgeordnete und Abgeordnete an Minister schmiedet, welche die Ausbildung der heiligsten Pflicht verdirbt und sogar das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit erwürgt. Das Gericht soll der Tempel der Gerechtigkeit, nicht der Kampfplatz von Sophisten, die Schule das Feld der Disciplin und der Lehre und nicht eine Stätte politischer Raufereien sein und die Arbeit und die Sparsamkeit, nicht aber die Intrigue und die Frechheit der Weg zur Ehre." Im höchsten Grade unwahrscheinlich ist es freilich, daß Rudini diese trefflichen Vorsätze mit diesem Parlamente verwirklichen kann, in dem es politische Parteien außer den Sozialisten und Radikalen nicht gibt, und das aus Wahlen hervorging, die nur auf eine Frage persönlicher Natur aber auf kein politisches Programm die Antwort gegeben haben. Das Votum vom letzten Sonnabend hat in die parlamentarische Situation keine Klarheit gebracht. Abgesehen davon, daß gegen die Tagesordnung des Ex-Schatzministers Sonnino, die ein Mißtrauensvotum in sich barg, viele Feinde des Ministeriums Crispi gestimmt haben, die deshalb noch keine Freunde des Ministeriums Rudini sind, kann die Furcht vor einer Krisis der Regierung zu der Mehrheit von hundert Stimmen verholfen haben, mit der jene Tagesordnung abgelehnt wurde. Die afrikanischen Ereignisse standen ferner allzu sehr im Vordergrunde des Interesses, als daß aus diesem Votum hätte klar werden können, wie sich dies Parlament zu den Theilen des Programms der neuen Regierung verhalten wird, die mit der Kolonialpolitik nichts zu thun haben.

*) Vergl. meinen Artikel in Nr. 15 des XII. Jahrganges der „Nation".

Es war das um so weniger möglich, als der Ministerpräsident über einen sehr wichtigen Theil seines Programms, über die Finanzpolitik, überhaupt nicht gesprochen hat. Es sitzen im neuen Ministerium fast lauter Gegner der Finanzpolitik seiner Vorgänger. Das größte Verdienst des Ministeriums Crispi war gerade die Beseitigung des chronischen Defizits. Würde das Ministerium Rudini dieses mühevolle Werk, gegen dessen Einzelheiten manche gerechtfertigte Bedenken erhoben werden können, dessen Gesammtergebniß aber dem Lande zum Segen gereicht, zerstören, statt seine Segnungen zu genießen, so würde es einen verhängnißvollen Fehler begehen.

Sollte es aber in der Kammer für den Kampf gegen die parlamentarische Korruption keine Mehrheit finden, so muß man ihm den Muth und die Thatkraft wünschen, die dazu nöthig sind, um gegen das Parlament an das Land zu appelliren. Es darf in diesem heiligen Kampf um der Zukunft des Landes willen nicht weichen, bevor es die letzte Kraftanstrengung gemacht hat. Ist auch sie vergebens, antwortet das Volk, wenn ihm einmal die Frage der parlamentarischen Korruption klar und deutlich vorgelegt wird, mit einem entschiedenen Nein; will es von Gesetzen nichts wissen, die den Uebergriffen des Parlaments auf die Verwaltung und die Rechtspflege und dem unlauteren Tauschhandel zwischen Wählern und Gewählten steuern sollen, dann wird man freilich an der Zukunft Italiens verzweifeln müssen, dann wird das Blut der Märtyrer, die für seine Freiheit und Einheit starben, vergebens geflossen sein, dann werden nichtswürdige Nachkommen freventlich zerstören, was eine Generation von opferfrohen Helden geschaffen hat.

Rom. E. Mühling.

Der Kampf um die englische Volksschule.

Das jetzige konservative englische Kabinet hat schon zahlreiche Hoffnungen derjenigen, die es zur Macht gebracht hatten, zerstören müssen; so der Bimetallisten; der Hopfenbauern von Kent, die Schutzzölle erhofften, und der Fabrikanten von Manchester, der eine Abschaffung der indischen Einfuhrzölle wollten; auch der Brauer, die eine Verringerung der Biersteuer erwartet haben und die sich damit begnügen müssen, daß das Damoklesschwert der Temperenzgesetzgebung vorläufig wenigstens von ihrem Haupte entfernt worden ist.

Besser scheint es mit den Bestrebungen der anglikanischen Geistlichkeit zu stehen. Sie hat den Ansturm des Radikalismus gegen ihren staatlichen Bestand siegreich abgewiesen und fühlt jetzt den Zeitpunkt gekommen, den Kampf um die Herrschaft über die Volksschule zu beginnen, dabei unterstützt von der kleinen, aber einflußreichen katholischen Partei und von Lord Salisbury und seinem Neffen Balfour selbst zum Kampfe angefeuert. Dieser Kampf, in dem große materielle und ideale nationale Interessen auf dem Spiele stehen, wird das Parlament noch lebhaft beschäftigen. Um denselben zu verstehen, wird es nöthig sein, auf die Entwicklung der englischen Volksschule, besonders in ihrer Beziehung zur Staatskirche und den übrigen Religionsgemeinschaften und Sekten einen kurzen Rückblick zu werfen.

Bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein ist die Volksbildung in England ganz dem mitleidlosen Spiel

von Angebot und Nachfrage überlassen gewesen. Die Aristokratie und die Kirche des 18. Jahrhunderts haben nichts dafür gethan, wenn wir von den verschwindenden Anstrengungen der 1698 gegründeten „Gesellschaft für die Beförderung christlichen Wissens" absehen. So kam es denn auch, daß in keinem Kulturlande die niederen Klassen roher und unwissender waren, als in dem „freien" England, das Voltaire und Montesquieu als das Ideal menschlichen Fortschritts erschien.

Die Gründung der „British and Foreign School Society" im Jahre 1808 und der „National Society" im Jahre 1811 bezeichnen den ersten Versuch organisirter Fürsorge für die Volksbildung. Jene errichtete konfessionslose Schulen, in denen die Bibel ohne Kommentar und Anmerkungen gelesen wurde, diese sorgte für die Erziehung der Kinder im anglikanischen Glauben. Diesen und anderen religiösen Körperschaften blieb die Erziehung des Volkes bis zum Jahre 1870 überlassen. Der Staat unterstützte ihre Bestrebungen seit dem Jahre 1833, wo das Parlament zuerst 20000 £ für die Volksschule bewilligte, durch stetig wachsende Beiträge, an die ein Aufsichts- und Inspektionsrecht sich naturgemäß anschloß, das von dem 1839 gebildeten „Erziehungsrathe" ausgeübt wurde.

Obwohl nun die Religionsgesellschaften und besonders die Staatskirche höchst Anerkennenswerthes für den Volksunterricht geleistet haben — im Jahre 1869 zählten die anglikanischen „National Schools" 1062999 Schüler — so zeigte sich doch immer mehr, daß die Aufgabe der Volkserziehung nur von dem Staate in befriedigender Weise gelöst werden könne. Die Hauptschwierigkeit einer solchen staatlichen Lösung lag auf religiösem Gebiete. Sollte der Staat, wie die Dissidenten es verlangten, nur für weltlichen Unterricht sorgen und den Religionsunterricht den Geistlichen überlassen oder sollte er konfessionelle Schulen errichten, in denen die kirchlichen Behörden ein Aufsichtsrecht über den Religionsunterricht ausübten? Und was sollte mit den bestehenden konfessionellen Schulen geschehen? Sollte er sie einfach übernehmen oder als „freiwillige" (voluntary) Schulen weiterbestehen lassen? Jahrzehnte lang tobte ein heftiger Kampf um diese Fragen, und es ist das große Verdienst Forster's, des Präsidenten des Erziehungsrathes im liberalen Kabinet Gladstone's, einen Ausweg aus diesen Schwierigkeiten gefunden zu haben, auf dem sich das Schulwesen fast 25 Jahre lang ruhig und erfolgreich fortentwickelt hat, und der nun plötzlich der klerikalen Partei als ein Irrweg erscheint.

Durch das Schulgesetz des Jahres 1870, das in den Jahren 1873 und 1879 noch in einigen Punkten ergänzt und erweitert worden ist, ließ der Staat zunächst die bestehenden konfessionellen Schulen als „freiwillige" (voluntary) Schulen fortbestehen und sicherte ihnen die bisher gewährte Unterstützung unter der Bedingung zu, daß sie sich der sogenannten „Gewissensklausel" unterwerfen, nach der die Theilnahme am Religionsunterrichte und Gottesdienste in und außerhalb der Schule ganz in das Belieben der Eltern gestellt ist. Auch haben die Religionsstunden am Anfange oder am Ende des Unterrichts stattzufinden, und bei jeder Versammlung der Schüler muß wenigstens zwei Stunden hintereinander in weltlichen Gegenständen unterrichtet werden. Die staatliche Inspektion, der eine solche Schule sich unterziehen muß, erstreckt sich nicht auf den Religionsunterricht.

Wo die Unterrichtsgelegenheit ungenügend war, sollte eine aus direkter Wahl der Steuerzahler hervorgehende Schulbehörde (School Board) gebildet werden, die für die Errichtung von Elementarschulen zu sorgen hat und zu diesem Zwecke Gemeindesteuern ausschreiben darf. In diesen natürlich auch vom Staate unterstützten Gemeindeschulen (Board Schools), für die mit Bezug auf die Theilnahme am Religionsunterricht zunächst dieselben Vorschriften wie für die „freiwilligen Schulen" gelten, darf außerdem **kein Katechismus oder Formular irgend einer Konfession gelehrt werden.** Die letztere Bestimmung haben von den 2392 Schulbehörden in England und Wales nur 91 so ausgelegt, daß sie überhaupt den Religionsunterricht aus dem Schulplane entfernt haben. Die übrigen lassen nach dem Vorgange der Londoner Schulbehörde die Bibel vorzüglich nach praktischen und moralischen Gesichtspunkten und unter steter Rücksichtnahme auf das Verständniß der Kinder lesen. Die Londoner Schulbehörde hat einen Leitfaden dazu für die sechs Klassen (vom 6. bis zum 12. Jahre) herausgegeben, der das Vaterunser, die zehn Gebote, die historischen Theile der Bibel, die Lebensbeschreibungen der wichtigsten biblischen Charaktere, Thatsachen und Lehren aus dem Leben Jesu, die schönsten Gleichnisse des neuen Testaments und besonders noch die Sprüche umfaßt, die die Tugenden der Wahrhaftigkeit, der Mäßigkeit und des Gehorsams einprägen. Dogmen und rein theologische Fragen sind natürlich gesetzlich vom Unterrichte ausgeschlossen und bleiben den Sonntagsschulen und dem Konfirmationsunterrichte überlassen. So soll die Aufgabe gelöst werden, eine religiöse und doch nicht-konfessionelle Erziehung zu geben, die Bibel für Herz, Gemüth und Phantasie der Kinder zu verwerthen, ohne ihren Kopf mit unverstandenen Dogmen und Formeln zu belasten und ohne theologische Streitpunkte zu berühren. Und in der That haben die Schulen diese Aufgabe in glänzender Weise gelöst. Nur in verschwindend seltenen Fällen haben die Eltern von dem ihnen zustehenden Rechte Gebrauch gemacht, ihre Kinder von den Bibelstunden fernzuhalten; ja selbst der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von London haben noch vor wenigen Jahren ihre Zufriedenheit mit dem Unterricht erklärt, der eine vortreffliche Einführung in den Glauben sei.

Im Schoße des Londoner Schuldepartements begann die erste Agitation gegen den bestehenden religiösen „Kompromiß". Geleitet wurde dieselbe von einigen hochkirchlichen Heißspornen, denen es für eine Zeit gelang, die konservative Majorität dieser Versammlung nach sich zu ziehen. Am 13. April 1894 erließ der Londoner Schulrath ein Cirkular an seine Lehrer, in welchem er sie aufforderte, den Religionsunterricht in orthodoxem Sinne zu ertheilen, besonders gewisse grundlegende christliche Dogmen, wie das Dogma von der Trinität und von der Fleischwerdung Christi zu lehren oder, falls dies ihren Ueberzeugungen widerspräche, sich vom Religionsunterrichte dispensiren zu lassen. Das Cirkular stand durchaus im Widerspruche mit dem Gesetz von 1870 und erregte einen Sturm der Entrüstung in der Presse. Dreitausend Lehrer protestirten gegen diese Glaubensprobe, und der Schulrath sah sich schließlich genöthigt, das Cirkular zurückzuziehen. Die Londoner Schulrathswahlen vom November 1894 bestätigten die Haltung der Lehrer, indem sie die konservative Majorität verminderten und zum Sturze des bisherigen Präsidenten Diggle führten. Der erste Versuch der klerikalen Partei, innerhalb der Gemeindeschulen selbst den religiösen Kampf zu entfachen, war vollständig gescheitert; sie sah ein, daß sich auf diesem Wege nichts erreichen ließe.

Die Schulfrage hat aber noch eine andere und zwar **finanzielle Seite.** „Freiwillige" wie „Gemeinde-Schulen" sind für zwei Drittel ihrer Unterhaltungskosten auf die Hilfe des Staates angewiesen, der jährlich über 6 Mill. £ Sterling für den Elementarunterricht verwendet. Der Rest der Kosten fließt, da das Schulgeld seit einigen Jahren in beiden Klassen von Schulen fast vollständig abgeschafft ist, bei den freiwilligen Schulen aus den Beiträgen der Kirchengemeinde, bei den Gemeindeschulen aus dem Gemeindesäckel. Unter diesen Umständen hat es sich für die ersteren immer schwieriger erwiesen, mit den letzteren den Wettbewerb auszuhalten. Ihre Lehrer sind schlechter bezahlt, sie sind dürftiger mit pädagogischen Hilfsmitteln ausgestattet, der Unterricht ist minderwerthig. Die Kirche fürchtet daher für den Bestand ihrer Schulen, die bis jetzt noch über $2^1/_2$ Millionen, d. h. mehr als die Hälfte aller Schulkinder, umfassen. So ruft man denn nach Staatshilfe, und ein Komitee höherer Geistlicher und einflußreicher Laien unter dem Vorsitze des Primas von England hat einen Plan ausgearbeitet, nach dem der Staat die Gehälter der Lehrer in **allen** Elementarschulen in gleicher Höhe festsetzen und bezahlen soll. Der

Plan ist bestechend durch seine Einfachheit. Durch denselben wären zunächst die freiwilligen den Gemeindeschulen vollständig gleichgestellt, die Kommunalsteuern zur Erhaltung der letzteren, zu denen ja alle beitragen müssen, würden sehr wesentlich vermindert, an die Opferwilligkeit der Kirchengemeinde, die sich als wenig zuverlässig erwiesen hat, brauchten geringere Anforderungen gestellt zu werden, und alles das wäre erreicht, ohne die Herrschaft der Geistlichkeit über die ihr unterstehenden Lehrer, sei es durch Konzessionen an diese oder an die Eltern, im geringsten zu vermindern. Der bürgerlichen Gemeinde, die auf die freiwilligen Schulen gar keinen Einfluß hat, soll, wie zum Hohne, noch die Pflicht auferlegt werden, in Bezirken, wo solche sich nöthig erweisen, für die Gebäude wenigstens theilweise zu sorgen. Andere Pläne, so z. B. der des katholischen Kardinals Vaughan, gehen noch weiter; alle aber stimmen darin überein, daß sie die verhaßten konfessionslosen Schulen zu Gunsten der konfessionellen drücken und die Last der Erhaltung dieser auf den Staat abwälzen wollen, ohne doch von ihrer Herrschaft über die Schule ein Titelchen abzugeben.

Der Zeitpunkt erscheint der Erfüllung ihrer Wünsche günstiger als je. Das Budget ist gut; der Premierminister und der Führer des Unterhauses sind eifrige Fürsprecher der konfessionellen Erziehung und verkünden das Recht jedes Vaters, sein Kind auf öffentliche Kosten in seinem Glauben erziehen zu lassen; auch die irischen Parteien stehen in diesem Punkte treu zu ihren klerikalen Brüdern in England. Allerdings sind auf der anderen Seite die liberalen Minister unter dem Herzog von Devonshire und Joseph Chamberlain entschiedene Gegner der extremen Pläne der hochkirchlich-katholischen Partei, und hinter ihnen steht ein großer Theil der Bevölkerung, die dem unionistischen Kabinet zum Siege verholfen hat.

Es ist daher doch wohl unwahrscheinlich, daß die Regierung um der klerikalen Heißsporne willen ihre Existenz auf das Spiel setzen und das Land in die Verwirrung eines religiösen Prinzipienkampfes stürzen wird. Der Geist der Intoleranz und des religiösen Zwistes, der Jahrhunderte lang in England gewüthet hat, ist kaum überwunden, und auch eine konservative Regierung wird sich hüten, ihn wieder zu wecken. Vermuthlich werden die konfessionellen Schulen sich mit einer neuen Geldbewilligung unter gewissen Garantieen begnügen müssen, der auch die Liberalen nicht abgeneigt sind, während die Lösung der religiösen Schulfrage von 1870 und die segensreiche Wirksamkeit der konfessionslosen Gemeindeschulen unangetastet bleibt.

London. Ph. Stein.

Die älteste Karte von Deutschland.

Durch die gelehrten Arbeiten von Breusing, Ruge und anderen Historikern der Erdkunde ist das Wiegenalter der deutschen Kartographie in erwünschtester Weise aufgeklärt worden, und Jedermann, der sich für die Entwicklung einerseits der kartographischen Methoden und andererseits der geographischen Kenntnisse interessirt, kann aus dem schönen Facsimile-Atlas, welchen A. E. v. Nordenskiöld im Jahre 1889 mit englischem Begleittexte veröffentlichte, die reichste Belehrung in dieser Hinsicht schöpfen. Gleichwohl können die einschlägigen Forschungen durchaus noch nicht als abgeschlossen gelten, und in den Bibliotheken und Kartensammlungen schlummern noch so viele ungehobene Schätze, daß ein thatkräftiger, mit dem erforderlichen Spürsinne begabter Schatzgräber noch auf manchen werthvollen Fund rechnen darf. Dies beweist u. a. das Geschick der ältesten diesen Namen verdienenden Karte Deutschlands, derjenigen des Kardinales Nikolaus von Cusa.

Nicht sehr lange nachdem die Buchdruckerkunst eine gewisse Ausbildung erlangt hatte, begannen sich auch Kupferstich und Holzschnitt der zeichnenden Erdkunde zur Verfügung zu stellen, und seit den siebziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts wurden gedruckte Landkarten immer häufiger. Nachdem der Reichenbacher Mönch Nikolaus, dem man den ganz unrichtigen Namen Donis angedichtet hat (Verstümmelung seines üblichen Titels „Dominus"), die ptolemaeischen Karten aus dem Schutte einer langen Vergangenheit gerettet und wieder ans Licht gezogen hatte, besorgte der nach Italien übergesiedelte Buchdrucker Arnold Buckink die erste mit Kartenbeigaben ausgestattete Ausgabe des geographischen Fundamentalwerkes von Ptolemaeus (Rom 1478), und vier Jahre später kam der erste Ptolemaeus auf deutschem Boden in Ulm zur Welt. Damals jedoch war die Karte, deren Beschreibung diese Zeilen in erster Linie gewidmet sind, längst im Manuskripte vollendet, denn allem Anscheine nach war sie bereits um 1460 fertiggestellt. Der Autor hatte auch bereits eine Platte für diese seine Karte stechen lassen, allein aus uns unbekannten Gründen verzögerte sich die Arbeit, und es dauerte bis zum Jahre 1491, als endlich das hoch bedeutsame Werk vor das Publikum treten konnte. Vor fünf Jahren ließ Professor Ruge im „Globus" eine Abhandlung erscheinen, welche das „Jubiläum der deutschen Kartographie" zu feiern bestimmt war und uns die erste eingehende Mittheilung über die in Rede stehende, ehrwürdige Reliquie machte, indessen war das Exemplar derselben, auf welches er sich zu stützen genöthigt war, ein verhältnißmäßig unvollkommenes. Daraufhin hat nun aber ein böhmischer Gelehrter, Professor Metelka in Prag, eine systematische, bibliographische Nachforschung nach den vorhandenen Abdrucken der Cusa'schen Karte angestellt, und der von ihm über die Erfolge seiner Bemühungen erstattete Bericht*) vergewissert uns darüber, daß sein Suchen kein vergebliches war. Es gelang ihm namentlich, in der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar und in der Plankammer zu München bessere Exemplare des Stiches aufzufinden, welcher 1491 in Eichstätt (Mittelfranken) der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Während sonst alle von deutschen Künstlern angefertigten Karten jener Zeit xylographisch vervielfältigt wurden, haben wir es hier mit einem in seiner Art vortrefflichen Abzuge von einer Kupferplatte zu thun. Wohl mit Recht kann man den Umstand, daß die kleine fränkische Bischofstadt ein solches Werk in ihren Mauern entstehen sah, auf den trefflichen Wilhelm von Reichenau zurückführen, der schon einige Jahre zuvor als Koadjutor die Zügel des Regimentes in Händen hatte, alle wissenschaftlichen Bestrebungen mit Nachdruck förderte und jedenfalls auch der Niederlassung eines tüchtigen Druckers in seinem Regierungssitze nicht fremd war. Da Wilhelm auch an Staats- und Reichsgeschäften thätigen Antheil nahm, so ist eine gewisse Möglichkeit nicht abzuweisen, daß er mit Cusa, diesem Typus eines politischen Kirchenfürsten des ausgehenden Mittelalters, persönlich bekannt gewesen war und von ihm die Karte selbst erhalten hatte, für deren Publizirung er nachmals — Wilhelm starb erst 1494 — Sorge trug.

Aus den Werken des Cusaners, der von Hause aus Krebs hieß und zu Cues an der Mosel geboren war, geht eine ganz enorme Arbeitsamkeit, wenn man will, auch Vielgeschäftigkeit hervor. Während er zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt vermittelte, an Kaiserwahlen Antheil nahm und als Legat den Kreuzzug gegen die Türken predigte, fand er Zeit, sich um die brennende Frage der Kalenderreform zu bekümmern, weitläufige theologische Abhandlungen von theilweise sehr freiem Gepräge zu verfassen und sich namentlich auch um die mannigfaltigsten

*) O Mapě Kard. Mikuláše Cusy z prostředka XV. století. Napsal Dr. Jindřich Metelka. Prag 1895. Schreiber dieser Zeilen ist der böhmischen Sprache nicht mächtig, verdankt jedoch der Freundlichkeit des Autors, welchem er bei der Vergleichung des Münchener Exemplares einen kleinen Dienst zu leisten in der Lage war, eine deutsche Uebersetzung, und diese liegt natürlich der gegenwärtigen Note zu Grunde.

Dinge auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften zu bekümmern. Er ist der Erfinder einer Tiefensonde zum Auslothen so tiefer Gewässer, daß ihnen mit der gewöhnlichen Lothleine nicht beizukommen ist; in seinen Spekulationen über die Quadratur des Kreises spricht sich neben vollkommener Beherrschung des vorhandenen Wissensstoffes auch eigenes Nachdenken und ein bemerkenswerthes Geschick in der Handhabung mathematischer Begriffe aus; unter den Vorläufern des Coppernicus endlich ist Cusa in erster Reihe zu nennen.*) Eine seiner geometrischen Schriften hat er dem berühmten Florentiner Paolo Toscanelli zugeeignet, demselben, der als der Berather des Columbus auf dessen Entschluß, Asien von Osten her erreichen zu wollen, einen so nachhaltigen Einfluß ausgeübt hat, und da ist denn Prof. Metelka, was in der That recht plausibel klingt, zu der Annahme geneigt, daß Toscanelli es auch gewesen sei, der seinem deutschen Freunde, mit welchem er dereinst in Padua zusammen studirte, bei dessen kartograpischem Versuche beistand, vielleicht sogar die treibende Ursache darstellte. Vor 1452 dürfte Cusa schwerlich die Muse und Gelegenheit zu solch mühevoller Arbeit gefunden haben, und 1461 schied er aus diesem Leben; es ist sonach die Zeit, um welche die Karte entstand, genauer umschrieben, und man darf muthmaßen, daß die zweite Hälfte des sechsten Jahrzehnts das Werk heranreifen sah.

Was nun dieses selbst anlangt, so ist vor allem hervorzuheben, daß wir es nicht mit einer rohen Handzeichnung, sondern mit einer wirklichen Karte zu thun haben. Deutschland ist in ein gleichschenkeliges Trapez eingeschlossen; die Parallelen sind gleichabständige, also ebenfalls wieder parallele gerade Linien, während die Meridiane zwar ebenfalls solche Linien sind, die aber gegen Norden zu konvergiren. Für die beiden parallelen Begrenzungslinien ist die Eintheilung die der Kugel selbst entsprechende, während für das Innere der Karte die geographischen Längen natürlich mit gewissen, leicht zu berechnenden Fehlern behaftet sein müssen. Ein Prioritätsrecht auf dieses Verfahren, welches bei der nicht sehr beträchtlichen Erstreckung unseres Vaterlandes in nordsüdlicher Richtung wenigstens keine sehr schlimmen Verzerrungen ergeben konnte, wird dem Cusaner nicht abgesprochen werden können. An Korrektheit ist selbstverständlich doch vieles zu wünschen übrig geblieben. So sind die deutschen Ortsnamen vielfach falsch geschrieben, was nach Metelka's Meinung darin seinen Grund hat, daß der Stecher ein Italiener und kein Deutscher gewesen sein mag. Auch haben anscheinend spätere Interpolationen und Zusätze einen Platz in der Karte gefunden, für die nicht der Kardinal, sondern irgend eine der mit der Herstellung des Druckes beauftragten Personen verantwortlich zu machen ist. Die sehr unrichtigen Meilenangaben können ganz unmöglich von einem Manne herrühren, dem ein stattliches mathematisches Wissen zur Seite stand, und zudem sind auch die charakteristischen Entfernungen, wenn man sie mit dem Zirkel abgreift, im großen und ganzen richtig, so daß die ungenauen Zahlen erst auf einen Verschlimmbesserer sich zurückführen lassen.

Wenn die Konturen uns häufig einen recht fremdartigen Eindruck machen, so müssen wir daran denken, wie ungemein gering damals noch die Zahl der einigermaßen sicher auf astronomischem Wege festgelegten Punkte war. Das Schwarze Meer dehnt sich weit mehr in der Richtung von Süd nach Nord, als in derjenigen von Ost nach West aus, so daß also von vornherein eine Platzverschränkung für alle nördlich von diesem Meerestheile gelegenen Gegenden eintreten muß. Zudem hatte Ptolemaeus, dem man natürlich bereitwilligst Folge leistete, den erst im achtzehnten Jahrhundert sich langsam verlierenden Fehler begangen, die Achse des Mittelländischen Meeres viel zu lang zu machen, und dadurch wurde auch die Halbinsel Italien, welche man eben doch unterbringen mußte, ganz ungebührlich verzogen. Wie gründlich falsch die Ostsee und die baltischen Länder abgebildet wurden, kann man sich leicht denken, und es dauerte noch mehrere Jahrzehnte, bis dem Bayern Jakob Ziegler die wichtige Entdeckung gelang, daß die Hauptausdehnung der skandinavischen Halbinsel angenähert eine meridionale ist. Jene Viertelsdrehung, welche sich angesichts der vorhandenen unzutreffenden Grundvorstellungen gar viele Richtungen gefallen lassen mußten, kann man allenthalben wahrnehmen; wie denn beispielsweise Bamberg genau östlich — statt nördlich — von Nürnberg eingezeichnet ist.

Auch die Flußläufe sind denen der ptolemaeischen Karten viel zu getreu nachgebildet, als daß sie einen befriedigenden Eindruck hervorbringen könnten. Die Oder steht mit dem System der Elbe in einer sehr merkwürdigen Stromverbindung, wie solche eben nur aus den phantastischen hydrographischen Vorstellungen des Mittelalters entsprungen zu denken ist. Dagegen hat sich Cusa in der Gebirgszeichnung weit mehr von seinem griechischen Vorbilde emanzipirt und, wenigstens im Bereiche des eigentlichen Deutschlands, die einzelnen Gebirge an die ihnen zukommenden Stellen gesetzt. Anderwärts natürlich, wo ihm die unmittelbare Anschauung mangelte, verblieb alles beim Alten, so im nördlichen Rußland, wo die „Rhipäen“ nicht eher auszurotten waren, als bis man sich durch den Augenschein überzeugt hatte, daß das sarmatisch-skythische Gebiet nur unermeßliche Steppen, Wälder und Sümpfe, nicht aber namhafte Erhebungen aufweist. Das Terrain ist, ein Verdienst des Graveurs, mit einer an spätmittelalterlichen Karten ungewohnten Feinheit ausgeführt, obwohl von der perspektivischen Zeichnung, die sich bis zum Auftreten Homanns erhielt, nicht abgegangen wurde.

Wenn man all das Gesagte zusammenhält, so muß man zwar einräumen, daß Cusa's Karte Germaniens — oder richtiger Mitteleuropas — an den Fehlern und Unvollkommenheiten krankt, welche der Lebenszeit des Autors überhaupt anhafteten, daß ihre Herstellung die Entstehung aus veralteten antiken Vorbildern und oberflächlichen Reiseaufzeichnungen nicht verleugnen kann, aber als eine eigenartige und in dieser ihrer Art auch verdienstliche Leistung wird man sie gelten lassen müssen, sobald man sich ernstlich die Frage beantwortet, wie es denn eigentlich der Kartograph hätte anfangen müssen, um Besseres zu Stande zu bringen. Dem böhmischen Gelehrten aber sind wir dafür dankbar, daß er uns mit dem ältesten Denkmale deutscher Kartographie so eingehend bekannt gemacht und uns einen in seiner Originalität fast einzig dastehenden Landsmann von einer noch weniger bekannten Seite her gezeigt hat.

München. S. Günther.

*) Eine ganz korrekte Auffassung des Sachverhaltes hatte Cusa nicht. Der Unterzeichnete möchte in dieser Beziehung an die von ihm selbst gegebene, aber vielen Schriftstellern über den Gegenstand entgangene Interpretation der allerdings sehr dunkel gehaltenen Darlegung des Kardinals erinnern (Studien zur Geschichte der mathematischen und physikalischen Geographie, 1. Heft, Halle a. d. S. 1877). Dort wurde dargethan, daß Cusa, der jeden Ruhezustand im Kosmos ein für allemal negirte, allerdings der Erdkugel eine Drehbewegung beilegte, ohne jedoch die Umdrehung der Himmelssphäre aufzugeben. Ihm zufolge rotirten beide Kugeln um eine gemeinsame Achse in entgegengesetztem Sinne, aber die Umdrehungsgeschwindigkeiten wurden derart abgeglichen, daß eben der Allen bekannte sinnliche Eindruck von einer stabilen Erde und einem in Umdrehung befindlichen Firmamente herauskam.

Goethe und Carlyle.

(Schluß.)

Am 15. Juni 1828 schreibt Goethe, indem er an Carlyle's Aufsatz über „Helena“ anknüpft; der Brief bespricht auch Moir's Uebersetzung von Schiller's Wallenstein und schließt daran die tiefe Bemerkung von dem Werthe, den die Uebersetzung eines Werkes für das Original einschließe. Eckermann schreibt unter demselben Datum an Carlyle und spricht die Hoffnung aus, daß er den ganzen Faust übersetzen werde.

Am 25. September 1828 dankt Carlyle für den Brief und ein Packet, läßt Eckermann grüßen, thut aber des ihm gemachten Vorschlages mit keinem Worte Erwähnung. Die

von ihm mitgetheilten Dinge über seine eigenen Essays sowie über Burns haben ein sehr geringes Interesse; die Schilderung seiner Wohnung und seiner Lebensweise wirft keinerlei Licht auf seine Beziehung zu Goethe.

Goethe's Antwort vom 25. Juni 1829 ist ein rührender Beweis davon, welchen herzlichen Antheil der Greis an seinem schottischen Freunde nahm. „Käme so oft ein Anklang zu Ihnen hinüber, als wir an Sie denken und von Ihnen sprechen: so würden Sie gar oft einen freundlichen Besuch bei sich empfangen." Und dann: „Nun aber werden Sie freundlichst einem Wunsche nachsehen, den ich meinen entfernten Freunden vorzulegen pflege. Ich mag nämlich, wenn ich dieselben in Gedanken besuche, meine Einbildungskraft nicht gern ins Leere schwärmen lassen; ich erbitte mir daher eine Zeichnung, eine Skizze Ihrer Wohnung, und deren Umgebung." Den Brief Eckermann's vom 2. Juli desselben Jahres sowie den Goethe's vom 6. Juli kann ich als ganz belanglos übergehen.

Die zwei folgenden Briefe Carlyle's vom 3. November und 22. Dezember 1829 enthalten wiederum einige bezeichnende Stellen. Er preist sein Glück, von Goethe solche Beweise von Zuneigung zu erhalten, „und ich will nur beten, daß dies recht lange dauern möge, und wenn der Schüler den Lehrer in dieser Welt nicht von Antlitz zu Antlitz sehen kann, so möge ihnen eine höhere ewige Zusammenkunft in einer anderen, in unerfaßlicher Umgebung vergönnt sein!" Die „Wahlverwandtschaften" und die erweiterte Gestalt der „Wanderjahre" preist er; auch den Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller findet er bewunderungswürdig, hat aber über den Inhalt kaum ein Wort zu sagen. Wichtig ist die Mittheilung, daß er an einem „Geschichtlichen Ueberblick über die deutsche Litteratur" arbeite, und noch wichtiger der Stoßseufzer „O hätte ich doch schon diesen ‚Geschichtlichen Ueberblick' vom Halse! Ich möchte mich an etwas unendlich Größerem versuchen! Ach, das ungeheure formlose Chaos wäre da, aber es fehlt an der schöpferischen Stimme, die da riefe Es werde Licht! und es zur Welt machte!" — Die Andeutung gilt dem „Sartor Resartus."

Auch die Bemerkung über die Edinburger Freunde zeigt uns schon im Keime den künftigen Carlyle. „Ich fand die Litteraten dieser Stadt in ihrem Berufe thätig; sie waren mir gegenüber von einer unverdienten Güte und Höflichkeit; trotzdem war ihre Gedankenwelt eine solche, daß ich ohne Bedauern wieder meine Einsamkeit aufsuchte. Die ganze Richtung in England ist sowohl in geistigen als materiellen Dingen auf das Nützlichste gerichtet, eine Weltanschauung, die bei Ihnen glücklich überwunden ist, aber bei uns erst zur Reife gedeiht."

Man hätte erwarten müssen, daß Goethe auf diesen Brief hin seinen Standpunkt in Bezug auf das Jenseits kennzeichnen würde — aber die Antwort vom 13 April 1830 schweigt von diesen erhabenen Dingen; auch Carlyle's Ausfall gegen die schottischen Nützlichkeitsmenschen wird mit Stille übergangen. Dagegen interessirt sich Goethe aufs lebhafteste für Carlyle's Plan, eine Geschichte der deutschen Litteratur zu schreiben, und bietet seine Hilfe bei dem Werke an.

Carlyle ergreift natürlich die dargebotene Hand mit größter Begierde und skizzirt in seinem Briefe vom 23. Mai 1830 den Plan seiner Litteraturgeschichte. Diese Skizze enthält wiederum mancherlei, was nach unserer Empfindung und nach dem, was wir von Goethe wissen, lauten Widerspruch oder wenigstens eine Verständigung hätte hervorrufen müssen. So z. B. deutet sich Carlyle Lessing „in einer Uebergangsperiode, bemüht, die Höhe idealistischer Wahrheit (the Region of Spiritual Truth) zu erklimmen", und es sei ihm wohl auch zuweilen gelungen, von mancher Pisgah-Höhe tüchtige Blicke in das gelobte Land zu thun". Die Litteraturepoche Goethe's und Schiller's ist ihm „die Periode eines neuen Idealismus und Glaubens mitten unter Zweifel und Verneinung, gewissermaßen eine neue Offenbarung der Natur, sowie der Freiheit und Unendlichkeit des Menschen, bei der Ehrfurcht wieder mit Wissen sich vertrage, Kunst wieder eins sei mit Religion."*)

Auch gegen diese Anschauungen hat Goethe in seiner Antwort vom 6. Juni 1830 „nichts zu erinnern".

Noch auffallender ist das Schweigen Goethe's nach Carlyle's Brief vom 31. August 1830, der geradezu eine Aufforderung, einen Herzensschrei des Schotten enthält. Carlyle meldet, daß die Litteraturgeschichte zunächst nicht zu Stande komme, und daß er sich nun an eine selbständigere und ihm weit mehr zusagende Arbeit mache. „Wenn ich an das merkwürdige Chaos in mir denke, das voll ist von natürlichem Supernaturalismus und allen möglichen vorsündfluthlichen Fragmenten, und wie das Weltall mir täglich geheimnißvoller und erhabener wird die Einflüsse von außen dagegen verschiedenartiger und verwirrender, so sehe ich wirklich nicht, was aus alledem werden soll; nur vermuthe ich aus der Heftigkeit der Gährung, daß etwas Seltsames dabei herauskommen wird. Da Sie an meinem geistigen Werden väterlichen Antheil nehmen, so lege ich Ihnen diese Einzelheiten mit weniger Widerstreben vor."

Und wie verhält sich Goethe zu diesem Herzenserguß seines Schützlings? Wie ein Beichtkind wendet sich der stürmisch bewegte Schotte an ihn — was wird ihm der väterliche Freund antworten? Wird er nicht wenigstens eine Aufklärung darüber verlangen, was für ein Originalwerk es ist, von dem Carlyle bereits zum zweiten Male eine so mysteriöse Andeutung macht?

Nichts von alledem! Goethe antwortet am 5. Oktober und macht ihm die Mittheilung, daß ihn die Berliner Gesellschaft für ausländische Litteratur zum Ehrenmitglied ernannt habe, und sendet ihm gleichzeitig das Dekret!

Im Dezember erhielt Carlyle durch Eckermann die Nachricht von dem schweren Verluste, den Goethe erlitten, und von der Krankheit, die er überwunden hatte. Er schreibt sofort, berichtet von William Taylor's „Historic Survey of German Poetry", und wie er den Verfasser in einer Anzeige gar übel zugerichtet habe, und erwähnt dann zum dritten Male „eine seltsame eigene Arbeit, die aber zu gestaltlos sei, als daß man von ihr was voraussagen könnte."

Auch diesmal zeigt Goethe keinerlei Neugierde, trotzdem er in den Briefen vom 2. und 15. Juni 1831 für Carlyle die alte lebhafte Theilnahme beweist.

Noch einmal kommt Carlyle auf seinen Idealismus zurück und zwar im Briefe vom 10. Juni 1831, ohne bei Goethe ein Echo zu finden; der letzte Brief aus Weimar vom 19. August 1831 ist ein Dank für das bekannte Geburtstagsgeschenk der „Fünfzehn Englischen Freunde" (unter den sich außer Carlyle noch Walter Scott, Southey und Wordsworth befanden) — weiter nichts.

Dieser Briefwechsel ist eine einzig dastehende Erscheinung in der Geschichte der Gelehrten- und Schriftstellerkorrespondenzen, eine litterarische Seltsamkeit. Zwei Männer, von denen der eine die Anerkennung der ganzen Welt längst spielend erlangt hatte, der andere eine selbständige machtvolle Persönlichkeit, die sich Schritt für Schritt, aber nicht minder sicher seine Welt eroberte, stehen mit einander durch fünf Jahre in ununterbrochener brieflicher Verbindung; die flüchtige Bekanntschaft verliert sich allmählich zur innigen Beziehung; was ursprünglich ein Wechsel von Höflichkeiten zwischen den beiden Korrespondenten war, erweitert sich zu einer Freundschaft zwischen dem Kreise Goethe's und dem Carlyle's; Geschenke und Aufmerksamkeiten wandern fortwährend über Hamburg und Leith — und was ist der geistige Gewinn, die Quintessenz dieser jahrelangen Beziehung?

*) Till under you and Schiller, I should say, a Third grand Period had evolved itself, as yet fairly developed in no other Literature, but full of the richest prospects for all: namely, a period of new Spirituality and Belief; in the midst of old Doubt and Denial; as it were, a new revelation of Nature, and the Freedom and Infinitude of Man, wherein Reverence is again rendered compatible with knowledge, and Art and Religion are one. Norton, p. 190, 191.

Eine sorgfältige Analyse des nicht allzu umfangreichen Briefwechsels zeigt uns zwei Männer, die sich bemühen, einander näher zu kommen und sich immer weiter von einander entfernen, die alle möglichen Versuche machen, Berührungspunkte zu finden und ihre Versuche scheitern sehen, mit einem Worte, zwei geistvolle Männer von höchster Bedeutung, die nicht nur im eigentlichen, sondern auch im übertragenen Sinne zwei verschiedene Sprachen sprechen und beim besten Willen einander nicht verstehen. Die Korrespondenz zwischen Goethe und Carlyle ist ein Gespräch at cross purposes.

Für Goethe ist der Ausgangspunkt des Briefwechsels seine Lieblingsidee, nämlich die Weltlitteratur, und diese Idee ist es auch, die alle Briefe, vom ersten bis zum letzten, belebt. Die Litteratur, und zwar in erster Reihe die deutsche Litteratur, liegt Goethe ausschließlich am Herzen, und so oft Carlyle diese berührt, findet er Goethe immer aufmerksam und zur Hilfe bereit. Aber Carlyle hat nur ein äußerliches Verhältniß zur Litteratur. Sowie er eingestandenermaßen die Uebersetzungen aus dem Deutschen als litterarische Tagelöhnerarbeit unternahm, so war ihm die geplante Litteraturgeschichte eigentlich ein lästiges Thun. Seine stürmische Seele sehnte sich nach religiösem Frieden, und sein ganzes Herz war von der idealistischen Weltanschauung erfüllt, die ihm diesen Frieden versprach. Glaubte Carlyle wirklich, seinen Fichte'schen Idealismus bei Goethe gefunden zu haben, oder war die oft wiederholte Betheuerung, daß er Goethe seine Bekehrung verdanke, eine spätere Illusion? — Jedenfalls ist es Goethe mit seinem schottischen Anbeter wie der heiligen Schrift mit ihren Auslegern ergangen. Von Hieronymus bis Luther hat jeder Kommentator das Bibelwort in aller Unschuld und im besten Glauben mit neuem Inhalt erfüllt; je selbständiger der Mann, je kräftiger seine Eigenart, desto persönlicher die Deutung, welche die Schrift durch ihn erfuhr.

Solch einen eigenartigen Erklärer hat Goethe in Carlyle gefunden. Wir haben in den Briefen Carlyle's gesehen, daß er Goethe immer wieder als Lehrer und Seher, seine Werke als Quelle heilbringender Lehren verehrt. Seine Abhandlungen über Goethe sind nur eine weitere rhetorische Ausführung dieses Gedankens. Ich lasse die Abhandlung vom Jahre 1828 als ganz bedeutungslos aus dem Spiele und möchte auch auf die sehr bombastischen Aufsätze über „Goethe's Bild“ und „Goethe's Tod“ (beide 1832) kein besonderes Gewicht legen; aber der Aufsatz über „Goethe's Werke“ (1832, Foreign Quarterly Review) ist das Letzte, also das Abschließende, das Carlyle über seinen deutschen Lehrer geschrieben, und wir gehen sicherlich nicht fehl, wenn wir diese Arbeit als den Schlüssel ansehen, der uns die richtige Einsicht in das Verhältniß Carlyle's zu Goethe gewährt. Und was hören wir da über das Lebenswerk des Meisters? Die ganze Entwicklung Goethe's wird unter einem einzigen Gesichtspunkte betrachtet, nämlich unter dem Verhältniß zum Glauben, zur Religion. Carlyle unterscheidet in der Entwicklung Goethe's drei Perioden: die erste ist die des Pestfiebers Zweifel (the pestilential fever of Scepticism), die zweite ist die der heidnischen Weltanschauung, die dritte die der Ehrfurcht und des alldurchdringenden Glaubens. Im „Werther“ kommt die erste Periode, in „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ die zweite, in den „Wanderjahren“ und im „West-östlichen Divan“ die dritte Periode zum Ausdruck. Goethe ist der Prophet seiner Zeit, der Vereiniger und siegreiche Versöhner der zwiespältigen Elemente des zwiespältigsten Zeitalters, das die Welt seit der Einführung des Christenthums gesehen hat. Goethe's Werke sind die Apokalypse unserer Zeit.

Vergeblich suchen wir nach einer Würdigung von Goethe's lyrischer und epischer Poesie, vergebens erwarten wir wenigstens einige Worte des schottischen Mystikers, wie er Goethe's Thätigkeit für das Theater und seinen Antheil an der Naturwissenschaft in den Rahmen der theologischen Entwicklung pressen will — über diese nebensächlichen Details im Leben Goethe's, wie Natur und Kunst, geht Carlyle mit stiller Ueberlegenheit hinweg, oder es ist Zartgefühl, Pietät für den verstorbenen Meister, was ihm diesen Irrthümern Goethe's gegenüber Schweigen auferlegt. Denn wie er sonst über das Theater dachte, das hat er sehr unverblümt im „Leben Schiller's“, in dem Aufsatze über Schiller und am schärfsten in der Abhandlung über die „Deutschen Komödienschreiber“ (German Playwrights) ausgesprochen; was er von Goethe's Entdeckungen auf dem Gebiete der Wissenschaft halten konnte, das haben seine nachmaligen Dikta über Darwin zur Genüge offenbart. Als ob es an diesen Beweisen nicht genug wäre, hat Carlyle in aller Naivetät selbst dafür gesorgt, daß sein Mißverhältniß zu Goethe sozusagen streng philologisch der Nachwelt überliefert würde. Die berühmten Verse der „Generalbeichte“ hatten offenbar auf Carlyle einen großen Eindruck gemacht:

Willst du Absolution
Deinen Treuen geben,
Wollen wir nach deinem Wink
Unablässig streben,
Uns vom Halben zu entwöhnen
Und im Ganzen, Guten, Schönen
Resolut zu leben.

Das Schöne! Damit wußte Carlyle nichts anzufangen; flugs verwandelte sich „das Schöne“ im schottischen Gemüthe, und in dem Aufsatz „Goethe's Tod“ erhält ganz England die Mahnung, nach dem Beispiele des verstorbenen Meisters „im Ganzen, Guten, Wahren“ resolut zu leben!

Man kann nicht geben, was man nicht selbst besitzt. Es wäre mehr als merkwürdig, wenn Carlyle seinen Landsleuten den wahren, ganzen Goethe vermittelt hätte; die verbreitete Ansicht, daß mit Carlyle die Kenntniß Goethe's in England begann, ist eben nichts weiter als eine Legende. Aber die Anführung einiger weniger Thatsachen genügt, um diese Legende zu zerstören. Das einzige Werk, das in England wiederholt übersetzt und studirt wurde, und das in der englischen Nationallitteratur deutliche Spuren hinterlassen hat, ist der „Faust“, ein Werk, welches in seiner Ganzheit erst erschien, nachdem Carlyle seinen letzten Aufsatz über Goethe veröffentlicht hatte, ein Werk, welches gerade von Carlyle kaum genannt wurde, ein Werk endlich, welches sofort nach seinem Erscheinen die ganze Welt bezwang und wahrhaftig keinerlei Protektion bedurfte. Und selbst der „Faust“ ist in England nicht eigentlich populär: man muß die Bibliographie, die lange Liste von Uebersetzungen ansehen, um zu glauben, daß der „Faust“ in England sein litterarisches Bürgerrecht erlangt hat. Die Annalen der englischen Bühne, die lebendige Litteratur Englands, die Umgangssprache der Gebildeten lassen eher vermuthen, daß der „Faust“ immer noch nicht über den Kreis von litterarischen Feinschmeckern hinaus gedrungen ist. Das englische Theater, welches von seinem einstigen Glanze nichts weiter als die Erinnerung besitzt, und daher fortwährend bemüht ist, bei Franzosen und Deutschen Anleihen zu machen, hat mit allen Spielarten der dramatischen Produktion Versuche gemacht; in den letzten Jahren hat sich die Londoner Bühne sogar Ibsen's mit einem gewissen Erfolge bemächtigt — nur Schiller und Goethe bleiben auf die Bibliotheken und Schulen beschränkt, nicht einmal „Faust“ hat sich die englische Bühne zu erobern vermocht. Zweimal, im Jahre 1886 und 1893, hat Henry Irving, der Inhaber, Direktor und erste Schauspieler des „Lyceum“-Theaters am Strand, den Versuch gemacht, und beide Male hatte er kaum einen halben Erfolg. Freilich ist Irving trotz seines Ruhmes in England und Amerika weder ein richtiger Faustdarsteller, noch ist seine Partnerin Ellen Terry auch nur im entferntesten im Stande, ein Gretchen dem englischen Publikum begreiflich zu machen, und die ganze Faustvorstellung lief thatsächlich auf einen Wechsel von mehr oder weniger interessanten lebenden Bildern, auf ein Wandeldiorama hinaus; die Tragödie verschwand hinter der Dekoration. Aber ich zweifle, ob selbst bessere Schauspieler den „Faust“ in England heimisch machen könnten, und zu dieser pessimistischen Anschauung veranlaßt mich die Betrachtung der zeitgenössischen Litteratur und des Citatenschatzes, wie er in der gebildeten Umgangssprache zur Anwendung kommt. Soviel ich über-

sehen kann, hat der „Faust“ nur vier Dichter zur Nachahmung gereizt, und diese vier haben ausschließlich das metaphysische Element, die Frage nach dem Welträthsel, aufgegriffen; das Dramatische am Faust, die Schuld des Helden, hatte für keinen irgend ein Interesse.

Da ist Browning's langathmiges Drama „Paracelsus“ (1835); der Dichter nennt es in mangelhafter Selbsterkenntniß ein Drama, wir würden es einen metaphysischen Dialog nennen. Der „Festus“ (1839) von Philip James Bailey und „Balder“ von Sidney Dobell übertreffen den zweiten Theil des „Faust“ an Mystik und Unverständlichkeit, haben aber sonst nichts Faustisches an sich; endlich hat Clough in seinem „Dipsychus“ (1850) in sehr geschickter Weise Geist und Ton des Faust nachgeahmt und stellenweise recht lustig travestirt.

Von diesen vier Nachahmungen ist die letzte die einzig les- und genießbare, und auch diese hat kaum über Oxford hinaus den Weg ins Publikum gefunden. Die bekannten Dichter der Gegenwart aber, wie Swinburne, William und Lewis Morris, Robert Bridges und alle die andern ahmen alle möglichen Franzosen nach, stehen unter allen möglichen Einflüssen — aber vom „Faust“ und dem Geiste des „Faust“ ist bei ihnen wenig zu finden.

Und wenden wir uns zu der Umgangssprache der Gebildeten und ihrem Vorrath an Citaten und geflügelten Worten, so suchen wir wiederum vergebens nach einem Verse aus „Faust“. Man wird mir einwenden, daß dies vielleicht eine subjektive Ansicht ist, die durch größere Erfahrung und größere Vertrautheit mit der Sprache eine Aenderung erfahren dürfte; deswegen möchte ich mich auf etwas berufen, das Schwarz auf Weiß geschrieben steht. Bartlett*), der englische Buchmann, hat in der neunten Auflage von 1893 fast 1200 Seiten Großoktav, und wieviele Citate sind von Goethe in dem dicken Buche vorhanden? Drei aus „Wilhelm Meister“, eines aus „Wahrheit und Dichtung“ — von „Faust“ keine Spur!

Und nicht einmal der von Carlyle immer wieder empfohlene und verhimmelte „Wilhelm Meister“ hat irgend welche nachhaltige Wirkung geübt: der englische Bildungsroman hat sich erst in den allerletzten Jahren in England entwickelt.

Auf die Gefahr hin, für paradox gehalten zu werden, kann ich doch meine Ansicht nicht unterdrücken: ich habe die Ueberzeugung, daß Carlyle dem Verständnisse und der Werthschätzung Goethe's in England großen Schaden zugefügt hat. Carlyle konnte nach seiner ganzen Natur, Nationalität, Erziehung und Umgebung unmöglich mehr als eine Seite des vielseitigsten aller Menschen begreifen. Eine ganze Welt von Empfindungen und Gedanken trennt die beiden Männer von einander. Carlyle hatte keine Ader von künstlerischem Gefühle in seiner ganzen Natur, die Schönheit des Lebens, wie sie uns die Antike enthüllt, blieb ihm immer verschlossen; daher hatte er zur darstellenden Kunst niemals das geringste Verhältniß — das Theater war ihm eine unbegreifliche Welt. Goethe ist ein Hellene, wenn schon nicht der große Heide, als der er ja nach dem Parteistandpunkte in den Himmel gehoben oder verketzert wurde; keineswegs reimt sich mit dem Namen Goethe irgendwelche religiöse Exklusivität — Carlyle aber ist nach Abstammung und Wahl Puritaner durch und durch, wie er ja einen großen Theil seines Lebens der Ehrenrettung des größten Puritaners, Oliver Cromwell, gewidmet hat. Und welch eine Kluft zwischen dem einfachen, krystallhellen, maßvollen Stile Goethe's und den cyklopischen Wortmassen Carlyle's!

In der That ist es immer nur eine Seite Goethe's, welche Carlyle's Bewunderung erregt: es ist, um mich eines biblischen Bildes zu bedienen, der Mensch, der mit den bösen Mächten der Welt und des eigenen Ich gekämpft und ihnen obgesiegt hat. Daher sind es dieselben Sprüche, welche Carlyle bewundernd immer wieder und wieder wiederholt, „Die Religion der That“, „Wir heißen Euch hoffen“, „Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße“, „Wer darf ihn nennen?“ u. dergl. Mit anderen Worten: Es ist der Goethe des „Wilhelm Meister“, den Carlyle seinen Landsleuten erschließt; die ganze übrige Welt Goethe's wurde aber dadurch für ein halbes Jahrhundert hinaus den Engländern wie mit sieben Siegeln versperrt.

Vergleichen wir das wenige, das in England heimisch geworden ist, mit dem vielen, das auch von den Besten der Nation nur gekannt, aber nicht genossen wird, so gelangen wir zur Erkenntniß einer Thatsache, welche das Verhältniß der Engländer zu Goethe mit einem Schlage charakterisirt.

Der Lyriker Goethe ist in England wesentlich durch „Mignon“, „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'“ und vielleicht noch ein oder das andere Gedicht vertreten; fügen wir noch von den Balladen den „Erlkönig“ hinzu, so haben wir so ziemlich alles genannt, was von den Gedichten im engeren Sinne drüben volksthümlich geworden ist.

Goethe's Epik ist nur Kennern des Deutschen und der deutschen Litteratur bekannt; die Gestalten in „Hermann und Dorothea“ sind den Engländern bis auf den heutigen Tag unverständlich geblieben, und selbst „Reinecke“, der im englischen Schriftthum eine alte Tradition ist — Caxton, der erste englische Drucker, hat dem Schelm einen seiner kostbaren Bände gewidmet —, hat nur wenige Leute unter den ernsten Insulanern mit seinen Streichen belustigt.

Von den dramatischen Werken ist nur eines volksthümlich geworden, nämlich der „Faust“, und selbst dieses Werk hat nur als Buchdrama, nicht als lebendiges Stück die Gunst des Volkes erobert. „Götz“, „Egmont“, „Iphigenie“ und „Torquato Tasso“ werden von sehr gebildeten Menschen und in der Schule, vom Leihbibliothekenpublikum aber niemals gelesen; die anderen dramatischen Stücke sind für die Engländer so gut wie nicht vorhanden.

Von den Prosaromanen werden „Werther“ und „Wilhelm Meister“ viel gelesen, auch von Leuten, die kein rein litterarisches Interesse haben; „die Wahlverwandtschaften“ sind nie besonders gut aufgenommen worden, und die kleineren Prosadichtungen, wie die „Novelle“, „das Märchen“, sind nicht in die großen Leserkreise gedrungen. Von der übrigen Prosa haben nur „Wahrheit und Dichtung“ und — last not least — die Briefe und Gespräche mit Eckermann das Interesse weiter Kreise erregt.

Diese merkwürdige Auswahl sagt uns nur dasselbe, was wir direkt aus dem Munde einiger Kritiker und aus dem Leben Carlyle's erfahren haben: nicht der Dichter Goethe, sondern der Mensch als Kämpfer und Denker wird in England verstanden und geehrt.

Sagte Carlyle mit Recht, daß bis zu seinem Auftreten Goethe in England wesentlich als Dichter des „Werther“ bekannt war, so ist es Carlyle's Verdienst, aber auch seine Schuld, daß heute fast alle Werthschätzung des Altmeisters auf „Faust“ und „Wilhelm Meister“ beruht.

Wien. Leon Kellner.

Theater.

Das Drama des interessanten Falls.

(Lessing-Theater: „Die Erste“. Schauspiel in 4 Aufzügen von Paul Lindau.)

Durch die lange Reihe Lindau'scher Dramen geht leicht erkenntlich eine nämliche Gestalt: ein Mann mit böser Zunge und weichem Herzen, ein wenig frivol, gesellschaftlich gewandt, leichtsinnig, unverdorben. Er heißt Laurentius, oder Freiherr von Deckers, oder Langenau oder, und das ist sein jüngster Name, Robert Wendlin. Er steht an der Stelle, an der in dem französischen Gesellschaftsdrama der Raisonneur steht; aber bei Lindau hat er keine These zu verfechten. Seine Rolle? Er ist seinen Freunden ein guter Freund, er tritt für die Parias der Gesellschaft witzelnd ein und rückt dem von Paul Lindau stets befehdeten „man sagt“ mit einem „ich sage“ klug zu Leibe.

*) John Bartlett, Familiar Quotations. Ninth Edition. London, Macmillan, 1893.

Er steht inmitten einer Gesellschaft, die aus adligen, kommerzienräthlichen und bürgerlichen Elementen zusammengesetzt, ihrer Einheit spottet. Eine Gesellschaft, die sich selbst nur kastenweise anerkennt, und dadurch dem Sarkasmus des Sittenschilderers auf allen Seiten Blößen bietet. Für ein Leidenschaftsdrama war diese Gesellschaft zu aufgeklärt und wohlerzogen, wie denn auch das für Lindau vorbildliche Drama der Augier, Dumas, Sardou häufig kein Leidenschaftsdrama ist. Fast immer gilt es in dem französischen Gesellschaftsstück einen Kampf, ein Kämpfen um ein persönliches Recht, oder, und das ist häufiger, um das moralische Recht der Zugehörigkeit zu der Gesellschaft. Bei Paul Lindau aber liegt dem Drama ein Kampf so wenig zu Grunde wie eine Leidenschaft. Wo also liegt die dramatische Triebkraft?

Ein junges Mädchen nimmt den Verdacht einer Liebelei für eine Freundin auf sich, und wird deshalb von ihrem Vater verstoßen, der später eben diese Freundin heirathet; das ist der Konflikt in „Maria und Magdalena“. Die Tochter eines Wucherers heirathet ein Opfer ihres Vaters, einen bejahrten Grafen; es kommt nach dessen Tode zu einem Prozeß, in dem es die Frage gilt, war seine Ehe eine Mesalliance?; das ist „Gräfin Lea“. Ein junges Mädchen liebt einen Mann, der Beziehungen zu ihrer Mutter hatte; das ist der Ausgangspunkt in „Die beiden Leonoren“. Mit einem Wort: das Lindau'sche Gesellschaftsdrama ist ein Drama „des interessanten Falls“.

Es war eine realistische Strömung, die den Samen dieses Gesellschaftsstückes von Frankreich nach Deutschland getragen. Gewiß, man würde sich heut bedenken, Paul Lindau einen Realisten zu nennen: in den entscheidenden Scenen des dramatischen Affekts ist er unwahr. Aber diese Unwahrheit entspringt einem Mangel künstlerischen Könnens, nicht Wollens. Paul Lindau schilderte die Gesellschaft wie er sie sah; und er sah sie im Grunde richtig. Diese Gesellschaft war leidenschaftlos. Diese Gesellschaft war zu jung, zu sehr im Werden befangen, als daß sie einen spezifisch gesellschaftlichen Kampf hätte tragen können. Gustav Freytag hatte im Grunde Recht, wenn er sie mit dem einen Stichwort der Arbeit summarisch charakterisirte; haben wir doch noch heute mehr einen Verkehr arbeitender Stände als eine Gesellschaft. So blieb für einen halbwegs ehrlichen Realismus nichts übrig als eben dieses Drama des interessanten Falls, das doch nicht lebensfähig sein konnte, weil der Zufall lähmt und tödtet, und des Typischen ermangelt, das den Zuschauer packt. Auf der einen Seite natürlich der Mangel an künstlerischem Ernst und an Gefühlstiefe der Autoren, der Lindau, Blumenthal, Lubliner; auf der anderen Seite loser Flugsand, in dem ein Drama nicht wurzeln konnte. Vielleicht war die Gesellschaft für das Drama noch nicht reif. Vielleicht auch war das Gesellschaftsstück in seiner ganzen Eigenart allzu pariserisch. Denn auffallend bleibt es, daß es auch in London, sieht man von dem einen Robertson etwa ab, nicht Bürgerrecht erwerben konnte.

Und nun, Paul Lindau's neuestes Drama der keckste Trieb aus diesem Zweige! „Die Erste“ ist ganz Drama des interessanten Falls.

Die Frau des Regierungsraths Maineck ist nach dem Tode eines Kindes geistig erkrankt; die Aerzte sagen, unheilbar. Die jüngere Schwester der Frau lebt in dem Hause des Schwagers, sein Töchterchen zu erziehen. Die Gesellschaft kuppelt beide durch Mißdeutungen und Andeutungen zusammen. Die Frau wird entmündigt, der Regierungsrath heirathet seine Schwägerin. Und dann, nach Jahren, kehrt die Frau geheilt in ihr Haus zurück, ohne eine Ahnung des Geschehenen. Ein Fachwerk von Zufällen, auf dessen Spitze der dramatische Konflikt wie eine Fahne flattert. Ein dramatisch ergreifender Auftritt zwischen Mutter und Tochter neben einer Reihe verletzender Scenen, denen Lindau's Kraft zudem wenig gewachsen war. Zum Schluß ein Waffenstillstand: die erste Frau verläßt das Haus, um mit ihrer inzwischen verlobten Tochter nach Amerika überzusiedeln.

Was das Gesellschaftsdrama unserer Litteratur überhaupt bedeutete, das trat auch in Lindau's neuestem Schauspiel in Erscheinung. Es hat unsere Schauspieler in natürlich freier Beweglichkeit geschult, und die Aufführung des Lessingtheater bewährte diese Schulung. Es hat die Technik, freilich ganz nach romanischem Muster, entwickelt, und namentlich der erste Akt des neuen Schauspiels, in dem der Regierungsrath Scene für Scene seiner jungen Schwägerin Schritt für Schritt zugeführt wird, war in dieser Hinsicht vortrefflich. Freilich kann man es dieser Technik zum Vorwurf machen, daß sie ein jedes Blatt ängstlich in den Kranz hineinwindet und dem Zweige somit seine natürliche freie Fülle nimmt; man soll aber auch nicht vergessen, daß in dem modernen Drama Ibsen's diese Technik zwar verinnerlicht, aber doch bedingungslos übernommen ist.

Ein loses Gewebe des Zufalls, ist das Drama des interessanten Falls dennoch von seinen Verfassern fast immer zu einer Exemplifikation genutzt worden; vielleicht in der klugen Absicht, es typischer erscheinen zu lassen als es ist. Auch Lindau's neuestes Schauspiel ist ein Plaidoyer, und zwar gegen das Gesetz, das geistige Umnachtung als Scheidungsgrund gelten läßt. Und eben dies Plaidoyer ist interessant. Es weist auf den Scheidungspunkt, an dem die Wege vom Alten zum Neuen hinüberführen.

Regierungsrath Maineck ist von Paul Lindau nur eben als ein Glied seiner Gesellschaft aufgefaßt worden; ein tüchtiger Arbeiter, gefühlsehrlich, ein Mann ohne tiefere Empfindungsfähigkeit, mit robusten Nerven. Eine Alltagsnatur, realistisch gezeichnet. Er verschmerzt die erste Gemahlin und wird mit der zweiten glücklich. Wäre es nun moralischer, frage ich, wenn das Gesetz die erste Ehe für unlösbar erklärte und Mann und Frau, deren Liebe der langen Trennung längst zum Opfer gefallen ist, in die alte Gemeinschaft hineinzwängte? Nur wer auf dem Boden ganz konventioneller Ethik steht, kann das bejahen. Ein Mann wie Maineck wird auch die Wiederkunft der ersten Gattin überstehen und dennoch mit der zweiten glücklich bleiben.

Aber man setze an seine Stelle eine gemüthstiefe, innerliche Natur — der bretterne Aufbau des interessanten Falles stürzt damit zusammen. Die erste Frau mag todt sein und der Mann zu einer zweiten Ehe gezwungen werden, wie Maineck anfänglich dazu gezwungen worden ist. Dann wird die todte Frau für ihn nicht todt bleiben. Sie wird eines Tages in sein Haus treten, ganz wie die gesundete Kranke. Sie wird sich mit einem erinnernden Blick zwischen ihn und seine zweite Frau stellen, sie wird denselben Konflikt heraufbeschwören, den hier die Lebende gerufen hat. Das sind die Wege, die etwa zu Rosmersholm hinüberführen.

Das neue Drama mußte über das alte die Augen öffnen: für die Gesellschaft, die Lindau schildert, ist die Tragik nicht erfunden worden. Deshalb die mühsame Konstruktion interessanter Fälle, die doch nicht typisch genug sind, um menschlich wirken zu können, nicht menschlich genug, um wahr zu sein. Wie lösen sich die Komplikationen bei einem Hinausgehen über dies Gesellschaftsniveau auf ein rein menschliches! Wie wird das Verworrene einfach, durchsichtig!

So ist das Gesellschaftsdrama **selbst in Deutschland** nur interessanter Fall geblieben.

Ernst Heilborn.

Prof. Dr. G. von Below in Münster i. W. theilt uns unter Bezugnahme auf die Besprechung seiner Arbeit über den Ursprung des Duells in der „Nation“ (N. 21) mit, daß seine Familie keineswegs seine Haltung gegenüber einer Herausforderung zum Zweikampf gemißbilligt hat; der erwähnte Preßangriff auf Herrn Prof. von Below wegen seiner Ablehnung eines Duells rührte von einem Anonymus her, dessen Persönlichkeit sich bisher nicht feststellen ließ.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 27. Berlin, den 4. April 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1893 unter Nr. 4809 eingetragen.

Des Charfreitages wegen gelangt diese Nummer einen Tag früher zur Ausgabe.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

In der vergangenen Woche feierte der Reichskanzler Fürst Hohenlohe seinen achtundsiebenzigsten Geburtstag. Es war bemerkenswerth, daß bei dieser Gelegenheit auch liberale und freisinnige Zeitungen mit vorsichtigen Worten der Anerkennung für den jetzigen höchsten Reichsbeamten nicht zurückgehalten haben. Diese Anerkennung ist vom liberalen Standpunkt aus gewiß nichtsweniger als eine uneingeschränkte; aber bei der Bescheidenheit, zu der wir in Deutschland erzogen worden sind, muß man allgemein zugeben, daß der Geist, der die Regierung beseelt, immer noch ein wohlthätiger und gesunder ist gegenüber den Bestrebungen, welche die Rechte und insbesondere der Bund der Landwirthe vertreten. Das Programm dieser Richtungen, das gleichmäßig von frivoler Ignoranz und bewußter Feindschaft gegen die moderne geistige und wirthschaftliche Entwicklung diktirt ist, würde für Deutschland die größten Gefahren heraufbeschwören, wenn nicht die Regierung häufiger, und zwar selbst im Widerspruch gegen die Majorität des Reichstags und in Preußen des Abgeordnetenhauses sich den ärgsten Ausschreitungen abwehrend entgegenstellte. Diese Erscheinung ist gewiß nicht geeignet, in den Kreisen der Liberalen Vertrauensseligkeit gegenüber der Regierung zu erzeugen; die üblen Erfahrungen jeder Sitzungsperiode müßten eine solche Auffassung schnell zerstören. Immerhin wird unsere jetzige politische Lage durch die Thatsache charakteristisch illustrirt, daß eine Regierung, der einzelne Minister mit reaktionären und agrarisch-junkerfreundlichen Anschauungen angehören, gleichwohl noch eine Schutzwehr gegen die Ploetz und Mirbach und ihren Anhang bildet. Das zeigt, bis in welches demagogische Extrem sich jene Parteien verloren haben, die sich konservativ und staatserhaltend nennen.

Wenn es diesem Umsturz von Rechts bisher noch immer nicht gelungen ist, die Fundamente des modernen Staatslebens in die Luft zu sprengen, so hat an der Vertheidigung des Bestehenden auch, wie man zugeben muß, die Regierung ihren Antheil. Das ist ein Verdienst, welches leider nur allzu sehr geschmälert wird durch ein System von weitgehenden Konzessionen im Einzelnen zu Gunsten des Junkerthums, das weder die Begehrlichkeit jener Kreise befriedigt noch bleibend ihre finanzielle Lage gebessert hat, und das daher gänzlich verfehlt ist. Dieses System verschärft und verlängert einen Kampf, der im Interesse Deutschlands nur eine Lösung finden darf; das Staatsinteresse muß die egoistischen Einzelinteressen wieder zur Bedeutungslosigkeit herabdrücken.

Diese politische Richtung hat Graf Caprivi eingeleitet; und zu Gunsten des Fürsten Hohenlohe darf man sagen, daß er diese Richtung wenigstens nicht wieder vollständig verlassen hat. Hierfür und ferner dafür, daß er die auswärtige Politik Deutschlands vor abenteuerlichen Verwicklungen bewahrte und in den alten ruhigen Bahnen des Friedens erhielt, sollten ihm auch freisinnige Zeitungen Zustimmung.

Eines ist unzweifelhaft, die innere Politik Deutschlands wird in der nächsten Zeit einerseits durch den Kampf des Junkerthums mit seinem agrarischen Anhang gegen das moderne Staatsleben ausgefüllt sein; und andererseits durch die Abwehr, die das gesammte nicht feudale Bürgerthum diesen Angriffen entgegensetzt. Fürst Bismarck hat Jahre und Jahre den agrarischen Feudalismus gepeppelt und groß gezogen, und nachdem er nun gegangen ist, und seine starke Hand dieser Fluth nicht mehr den Lauf vorzeichnet, tritt der Strom, dem er das Bett gegraben, und der schon breit genug gewesen, über und droht verheerend weite Strecken

nützlicher Kulturarbeit zu vernichten. Die Erkenntniß dieser Thatsache bricht sich jetzt mehr und mehr Bahn; und diese Erkenntniß ist es auch, die eine neue Gruppirung des politischen Lebens vorzubereiten scheint.

Seit dem Fortgange des Fürsten Bismarck vegetirten wir fort in politischen Formen, die hervorgegangen waren aus den politischen Bedürfnissen der Bismarck'schen Zeit. Aber die Bismarck'sche Zeit ist vorüber; auf sie folgte eine Periode des Ueberganges, welche die Namen Caprivi und Hohenlohe bezeichnen. Daß die Bedeutung des Grafen Caprivi für den politischen Umschwung in Deutschland nicht hinlänglich und bei Zeiten in den Kreisen des Bürgerthums erkannt worden ist, bleibt bedauerlich genug; allein an dieser Thatsache ist nichts mehr zu ändern. Heute handelt es sich darum, daß wenigstens die verspätet eingetretene Erkenntniß nutzbringend bleibt, und daß der ernste Kulturkampf, der die Geister segensreich zu scheiden beginnt und der unserm politischen Leben, das so lange zu stagniren schien, einen neuen, bedeutungsvollen Inhalt geben kann, gemäß der Größe seines Zieles von der Gesammtheit des Bürgerthums und der arbeitenden Stände erkannt wird.

Auf der einen Seite steht eine wirthschaftlich und intellektuell zurückgebliebene Kaste, die sich an die Macht, die sie Jahrhunderte lang besessen hat, anklammert; auf der anderen Seite stehen die modernen, fortschreitenden, arbeitsamen Massen, die um die Frucht ihres Fleißes und ihrer geistigen Regsamkeit gebracht werden sollen. Jene sitzen in der ererbten Macht, und sie können das große Gewicht, das in hergebrachter staatlicher Bevorzugung liegt, für sich in die Wagschale werfen; für diese, denen das resolute Selbstgefühl, das den Sieg verbürgt, noch so vielfach fehlt, arbeitet doch ein Faktor unaufhörlich siegreich: die moderne Entwicklung, jede Maschine, die neu gebaut wird, jede Bahnlinie, die neu eröffnet wird, jeder Kanal, der entsteht, – jene unendliche Zahl moderner technischer Vervollkommnungen, die den Wettkampf verschärfen und die daher nur dem Tüchtigsten und Arbeitsamsten gestatten oben auf zu bleiben. Gegen diese Fluthwelle wird auf die Dauer jeder staatliche Schutzdamm zu Gunsten Privilegirter machtlos sein

Nicht um den schließlichen Sieg handelt es sich daher; der ist der neuen Zeit nicht zu entreißen, sondern darum, daß ohne gefahrvolles Schwanken, ohne gewaltthätige Rückschläge und gewaltthätige Vorstöße sich die moderne Entwicklung vollziehe; eine Entwicklung, die nicht Feindschaft gegen die Landwirthschaft bedeutet, sondern nur Feindschaft gegen den reaktionären und indolenten Geist einer Klasse, die auf Grund der historischen Entwicklung vielfach Besitzer von Landgütern sind.

Die erste Vorbedingung einer gedeihlichen Entwicklung unserer Landwirthschaft wird vielmehr gerade die sein, daß immer größere Theile unserer ackerbantreibenden Bevölkerung von moderner Intelligenz und moderner Arbeitsamkeit erfüllt werden; denn die Krisis, in der sich ein Theil unserer Landwirthschaft befindet, ist ganz wesentlich hervorgerufen durch die wirthschaftliche Untüchtigkeit jener junkerlichen Kreise, die der Landwirthschaft obliegen.

Diese Untüchtigen wollen sich politisch und wollen sich wirthschaftlich in der Macht erhalten, und da zeigt sich denn, in wie eminentem Sinne die wirthschaftlichen Fragen auch politische Fragen sind; sie sind ganz untrennbar. Ein verarmtes Junkerthum, das auf der sozialen Stufenleiter immer weiter hinabgleitet, kann auch nicht politisch auf den höchsten Sprossen erhalten bleiben; und ein Junkerthum, das durch künstliche Mittel auf Kosten der Gesammtheit sozial gestützt und immer wieder gestützt wird, muß die anderen Klassen auch politisch von der Macht auszuschließen suchen, in Furcht, daß diese müde werden könnten, ihre Stipendiaten über sich als Zuchtmeister zu dulden. Wirthschaftliche und politische Reaktion hängen untrennbar zusammen und wirthschaftliche und politische Gerechtigkeit bedingen einander durchaus.

Dieser Gedanke wird jetzt langsam seinen Weg wieder machen, und daß er ihn macht, wird bewiesen durch die wachsenden Schwierigkeiten, in denen sich große deutsche Parteien befinden, die ihre jetzige Gestalt zu einer Zeit erlangt hatten, als gerade jener Gedanke vollkommen verdunkelt war — zur Bismarck'schen Zeit.

Gibt es noch eine konservative Partei? Es gibt dem Namen nach eine konservative Partei, die das wurde, was sie heute ist, durch Herrn Freiherrn von Hammerstein, der im Gefängniß sitzt, durch Herrn Hofprediger Stöcker, der, wie sich jetzt mehr und mehr herausstellt, cum infamia aus der Partei hinausgesetzt worden ist, und durch Herrn von Ploetz nebst dem Bunde der Landwirthe, die zur Zeit noch aufrecht auf dem Kampfplatz stehen.

Die freikonservative Partei ist gleichfalls nur noch eine Fraktion Stumm; ein Mann, wie der Professor Hans Delbrück, trat aus ihr aus, weil erklärlicher Weise seines Bleibens in einer Gemeinschaft nicht sein kann, deren Ideal in zwei genügend bezeichnenden Bestrebungen zu Tage tritt; in dem Ziele durch Beseitigung des Reichstagswahlrechts, das arbeitende Volk politisch unmündig zu machen und in dem weiteren Stumm'schen Ziele, durch Beseitigung der Lehrfreiheit auf den Universitäten das Volk geistig in Unmündigkeit zu erhalten. Daß Professor Hans Delbrück diese Partei verläßt, erfährt man, weil er zugleich Publizist ist; wie viele andere ein Gleiches thun, erfährt man aber nicht, und so hat denn der Austritt dieses einen Mannes zugleich eine symptomatische Bedeutung.

Im Centrum erzeugt die agrarische Bewegung gleichfalls Risse; — jetzt zeigen sie sich wieder in Schlesien — auch die werden sich eines schönen Tages nicht mehr verdecken lassen; und die nationalliberale Partei, welche Bimetallisten, Anhänger des Antrages Kanitz und fanatische und kenntnißlose Feinde des Börsengeschäfts wie aufgeklärte Großindustrielle und Großkaufleute, die von der Bedenklichkeit aller dieser Bestrebungen vollständig überzeugt sind, umfaßt, — sie steht augenscheinlich vor den ernstesten Entscheidungen.

Diese Fülle von Gährung wird nicht von heute auf morgen aber allmählich Neugestaltungen herbeiführen und neue Formen schaffen, die dem politischen Leben Deutschlands, in dem ein Fürst Bismarck als Kanzler nicht mehr vorhanden ist, entsprechen.

Je stärker in allen Parteien, mit Ausnahme der Parteien der Linken, die agrarische Bewegung zersetzend hineinfluthet, um so stärker ist für die zahlreichen Mitglieder dieser Parteien, die den Bund der Landwirthe als ein Unglück für Deutschland betrachten, auch der Anreiz außerhalb des eigenen ins Schwanken gerathenen Parteigefüges einen Stützpunkt für ihre Ansichten zu finden.

Daß diese Elemente sich irgend einer der nebenstehenden Parteien anschließen, dazu ist die Zeit augenscheinlich nicht reif; dazu ist das Bild der politischen Vergangenheit noch zu lebhaft; dafür fehlen auch die Vorbedingungen.

Diesen antiagrarischen Stützpunkt kann vor Allem für jene, die ihn in ihrer eigenen Partei nicht finden, der jetzt begründete Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe bieten. Dieser Verband, der wie von allen Seiten berichtet wird, sich über Erwarten schnell ausbreitet, gewinnt damit in der nothwendigen politischen Zersetzung unserer Tage eine ganz besondere und eine schwerwiegende Bedeutung. Ist die große Frage der deutschen Zukunft der Kampf gegen das agrarische Junkerthum, dann ist der Versuch gewiß erstrebenswerth, alle Kräfte in einem Kampfe zusammenzufassen, für den jede einzelne der heute bestehenden antiagrarischen Fraktionen augenscheinlich zu schwach ist. Und solche Erwägungen machen es denn auch begreiflich, daß nationalliberale Blätter, freisinnige Zeitungen und Organe der süddeutschen Volkspartei in großer und wachsender Zahl die Bedeutung der neuen Vereinigung würdigen und anerkennen.

Zwei Jahre haben wir längstens noch bis zu den nächsten Reichstagswahlen; wird dann das Bürgerthum vom Bunde der Landwirthe geschlagen, so wird über Deutschland eine verheerende Reaktion hereinbrechen auf wirthschaftlichem und auf politischem Gebiete; es gibt ernste Anzeichen genug, wohin man will; man braucht nur an die sächsische reaktionäre Wahlreform zu denken, die leider jetzt unter Dach und Fach gebracht ist.

Aber gerade aus der Gährung, die sich heute in Parteien zeigt, welche mehr und mehr der Reaktion und dem Bunde der Landwirthe verfallen erschienen, können neue Kräfte des Widerstandes gewonnen werden.

Es wird darauf ankommen, daß das deutsche Bürgerthum in allen seinen Schichten die Bedeutung des bevorstehenden Kampfes erkennt und die Gunst des jetzigen Augenblicks voll Schwankens und Zweifels in den reaktionären und reaktionär angekränkelten Parteien nutzt; dieser Augenblick kehrt nicht so bald wieder. Wenn man nicht versucht, die kurze Spanne Zeit bis zu den nächsten Reichstagswahlen zu verwerthen, um dem Bunde der Landwirthe eine Schöpfung von entsprechender Kraft entgegenzustellen, wenn man nicht eine Organisation schafft, die von links ausgehend ihren Einfluß siegreich nach rechts vorschiebt, wie der Bund von der Rechten ausgehend seinen Einfluß nach der Mitte verschob, wenn solche Gegenbewegung nicht gelingt, dann wird vielleicht das neue Jahrhundert alle jene Befürchtungen heranbringen, die uns bisher nur beständig als Schreckgespenste bedrohen.

Das französische Ministerium ist ins Schwanken gerathen; der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Berthelot ist gegangen und Herr Bourgeois, der sein Amt übernommen hat, ist argen Anfechtungen ausgesetzt.

Die ägyptische Frage hat diese Erschütterung herbeigeführt. Weil England auf die Frage wegen der Räumung des Nillandes mit der Sudanexpedition antwortete, wurde Herr Berthelot geopfert.

Allein persönliche Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit haben für diese Frage nur die Bedeutung, ob der Gegensatz der Interessen zwischen England und Frankreich greller oder weniger grell hervortritt, ob die französische Eigenliebe empfindlicher oder weniger empfindlich dadurch berührt wird, daß Lord Cromer Herr in Aegypten ist. Den Gegensatz selbst kann kein Diplomat aus der Welt schaffen und da dieser ernste Gegensatz Englands zu Frankreich vorhanden ist, so gehört ein nicht geringer Grad von Leichtherzigkeit dazu, wenn einzelne englische Blätter durch erneutes Aufwerfen der südafrikanischen Frage gleichzeitig auch einen Gegensatz Deutschlands zu England hervorzurufen suchen. Cecil Rhodes muß sehr mächtig sein, wenn er solche Haltung herbeizuführen vermag; wir hoffen aber doch nicht mächtig genug, um auch das englische Ministerium zu beeinflussen.

* * *

Ueber Religion.

I. Religion und Moral.

Daß religiöses Gefühl und kirchliches Bekenntniß sich decken, ist offenbar eine ideale Forderung des Volkslebens; ist es doch der Zweck der kirchlichen Gemeinschaft, dem religiösen Gefühl einen übereinstimmenden Ausdruck zu geben. Andererseits ist es ein öffentliches Geheimniß, daß heutzutage diese Uebereinstimmung in weiten Kreisen nicht besteht. Man hat sich daher vielfach daran gewöhnt, mit dem eigenen religiösen Leben ohne kirchliche Formen auszukommen, zum mindesten aber von dem traditionellen Dogma sich innerlich frei zu machen. Und die Lösung von einem formulirten Bekenntniß reicht tief hinein in die Reihen derjenigen, welche entweder aus innerem Herzensbedürfniß oder aus Rücksichten der Opportunität oder endlich aus Gewohnheit und Entschlußlosigkeit an den äußeren kirchlichen Formen noch festhalten.

Nun ist es ja nicht die historische Gestalt eines Dogmas oder eines gemeinsamen Kultus, welche das religiöse Leben eines Volkes ausmacht, sondern die innere Kraft des Glaubens der Einzelnen an die göttliche Macht, und dieser Glaube ist es, welcher seine Bekenntnißform sich selbst zu schaffen hat. Man konnte daher in der Abwendung von herrschenden Institutionen einen religiösen Gesundungsprozeß erblicken, durch welchen der Volksgeist neue Formen der Glaubensgemeinschaft zu gewinnen sucht. In diesem Falle wären die Klagen nicht berechtigt, daß es unserer Zeit an religiösem Gefühl und Interesse mangele, und die Abneigung gegen das Bekenntniß entspränge nicht aus der Glaubenslosigkeit, sondern gerade aus Religion. Und in der That mag das Motiv des bekannten Schiller'schen Distichons, „aus Religion“ sich „zu keiner Religion“, d. h. zu keiner herrschenden Konfession zu bekennen, für einen großen Theil der im kirchlichen Sinne Ungläubigen maßgebend sein. Ein deutliches Zeichen dafür sind die mit erneuter Kraft auftretenden Versuche, das historische Band zwischen Religion, Kirche und Dogma aufzulösen, um in einem undogmatischen Gottvertrauen dem religiösen Leben seine Kraft in der Volksseele wiederzugewinnen.

Indessen hieße es sich offenkundigen Thatsachen verschließen, wenn man nicht eingestände, daß die Abneigung gegen das Dogma bei der überwiegenden Anzahl wirklich eine Gleichgültigkeit gegen die Religion bedeutet. Und dies kann auch nicht anders erwartet werden. Ich denke jetzt nicht an diejenigen, welche sich des Unterschiedes von Konfession und Religion klar bewußt sind und sich trotzdem als überzeugte Gegner der Religion selbst erklären, weil sie diese als entbehrlich für das Wohl der Menschheit erachten. Wer dies ernsthaft glaubt, der muß selbst einen so starken Glauben an die Menschheit besitzen, daß sein Idealismus nichts anderes ist als eine Form der Religion, die er nur theoretisch nicht als solche anerkennen will. Viel bedenklicher als diese Feindseligkeit ist die Gleichgültigkeit gegen die Religion, der Mangel an Interesse für das eigene Leben des Gemüths, für die Frage, in welchem Verhältniß das eigene Ich zu der übergeordneten Macht des Weltschicksals steht. Hierhin gehören die zahlreichen Zweifler, welche die Frage: „Was glaube ich?“ kopfschüttelnd beiseite schieben, weil sie ihnen unbequem ist, oder weil sie keine Antwort darauf finden. Sie werden religiös indifferent, weil sie in ihrem Streben nach Aufklärung mit dem herrschenden Bekenntniß der Kirche nicht übereinstimmen können und nun mit dem Dogma die Religion selbst identifiziren. Ist ja doch die Kirche geschichtlich und rechtlich die Vertreterin der Religion; in dieser kirchlichen Gemeinschaft aber können sie sich nicht mehr zurechtfinden; und so wird denn die Religion zugleich mit dem Bekenntniß über Bord geworfen. Der Mangel einer befriedigenden Weltanschauung läßt das Gemüth in jener tiefsten Wurzel vertrocknen, aus der die schönste Blüthe des Menschendaseins ihre Kraft zieht, die Hoffnung und das Vertrauen, daß dieses Weltgetümmel kein sinnloses Naturspiel, diese meine Persönlichkeit kein verlorenes Stäubchen ist.

Hier liegt eine ernstliche Gefahr, nicht mehr bloß für die wandelbaren Formen des Bekenntnisses, sondern für die Religion selbst. Eine Gefahr? Der religiös Gleichgültige wird im Gegentheil die Frage stellen: Warum ist in einer überhandnehmenden Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt eine Gefahr zu erblicken? Mit welchem Rechte sehen wir in der Religion eine kulturelle Nothwendigkeit?

Es versteht sich wohl von selbst, daß das Recht der Religion ebenso wie das der Moral, der Wissenschaft und der Kunst, nur als ein Selbstzweck, aus den Bedingungen ihres eigenen Wesens, zu begründen ist, nicht aber daraus, daß sie etwa für besondere, außerhalb ihres Wesens liegende Ziele als ein Mittel gebraucht werden dürfe. Damit ist der Mißbrauch der Religion zu politischen oder hierarchischen Zwecken ebenso ausgeschlossen, wie derjenige zu metaphysischen und theoretischen. Sie darf darum nicht für nothwendig erklärt werden, weil sonst gewisse Formen der politischen Machtvertheilung nicht aufrecht zu erhalten wären, oder weil sonst gewisse Fragen der Erkenntniß für den Menschen keine Antwort erhalten könnten. Nur als eine freie Macht des Gemüths kann Religion den unendlichen Werth erhalten, der ihr zukommt als der innersten Bedingung der Kultur.

Wie aber steht es denn mit der Moral? Ist Religion vielleicht darum unentbehrlich, weil ohne sie die Autorität der sittlichen Gebote keine Stütze mehr haben würde? Es ist dies eine weitverbreitete Befürchtung und für gewöhnlich die eigentliche Sorge derer, welche klagen, daß die modernen Richtungen des Kulturlebens die Religion im Volke untergraben. Ihnen liegt vor allem am Herzen, daß der Respekt und der Gehorsam nicht verloren gehe, den zu erhalten sie den Glauben an bestimmte Dogmen für das geeignetste Mittel halten. Aber auch abgesehen von etwaigen egoistischen Neigungen herrschender Gesellschaftsklassen ist offenbar kein Zweifel, daß die unerschütterliche Autorität des Sittengesetzes, die unbedingte Achtung vor der Pflichterfüllung, das unbestechliche Richteramt des Gewissens vor jeder Schwankung bewahrt bleiben müssen, wenn überhaupt Ordnung in Staat und Gesellschaft, Fortschritt der Kultur, Würde der Menschheit möglich sein sollen. Die Sicherheit der ethischen Grundforderungen, so will man, soll nun durch Religion gewährleistet werden; wenn man klagt, es fehle an Religion, so meint man eigentlich, es fehle an Moral, oder genauer, es fehle an dem Boden, in welchem das Pflichtgefühl seine feste Wurzel habe.

Diese Klage ist nicht ganz ungerechtfertigt, und zwar aus folgendem Grunde. Wenn sich Jemand gewöhnt hat, nur mit der rechten Hand zu schreiben, und er wird durch eine Verstümmlung am Gebrauch dieser Hand gehindert, so wird er zunächst gar nicht oder nur stümperhaft die Feder führen können; und wenn er zudem gewöhnt ist, seine Gedanken hauptsächlich mit der Feder in der Hand zu ordnen, so wird auch seine intellektuelle Thätigkeit beschränkt werden. Aber dabei ist weder seine Fähigkeit zu schreiben noch zu denken verloren gegangen; die Ausübung ist durch Gewohnheit an den Gebrauch der rechten Hand gebunden, aber dies Organ läßt sich ersetzen; die geistige Thätigkeit hat ihren unabhängigen Bestand in der Funktion des Gehirns, und auf diese selbständige Wurzel muß der Erkrankte zurückgreifen, um durch die Ausbildung neuer Assoziationen dasselbe Ziel zu erreichen.

Nun ist historisch, wie die Religion an die Kirche, so auch die Moral von altersher an die Religion gebunden gewesen. Die ethischen Gebote waren zugleich religiöse Gebote, und sie wurden begründet als göttliche Gebote. Die Furcht vor der strafenden Gerechtigkeit Gottes, der auch das Verborgene sieht, dazu die Aussicht auf ewige Belohnungen, mochten vielleicht in gewaltthätigen und ungebändigten Zeiten das einzige Mittel sein, die selbstsüchtige Rohheit des Starken gegenüber den Schwachen, die schleichende Niedertracht des Schwachen gegenüber den Starken zu zügeln. Und was in gesetzloseren Zeiten allgemein galt, wird auch heute unter dem Einfluß mangelhafter oder irregeleiteter Ueberlegung in weiten Kreisen gelten. Wenn es keine strafende Gerechtigkeit nach dem Tode, wenn es kein ausgleichendes Jenseits gibt, warum sollen wir uns durch ethische Gebote verpflichten lassen, da es doch soviel bequemer und vortheilhafter erscheint, nach eigener Willkür zu leben? Eine so thörichte und kindische Ansicht kann offenbar stets nur vorübergehend und in beschränkten Kreisen eines Volkes bestehen; aber sie besteht thatsächlich, und kann wenigstens zeitweise empfindlichen sittlichen Schaden und Kulturstörungen anrichten. Sie wird auch darum schädlich wirken, weil sie stets die Reaktion der freiheitsfeindlichen Mächte, Gewaltherrschaft und Glaubenszwang hervorruft, welche zu Maßregeln greifen, die kulturschädlicher sind als die befürchtete Gefahr. Endlich darf man nicht vergessen, daß es unter dem philosophischen Mantel einer individualistischen Ethik auch eine feinere, darum nicht minder gefährliche Form der Emanzipation gibt, welche jenen rohen Trugschluß dadurch verbirgt, daß sie die Anwendung nur jedesmal auf das hochgeschätzte eigene Ich macht.

Aber gerade diese Gefahr, daß eine Abwendung vom Glauben eine Erschlaffung des sittlichen Ernstes unter Umständen zur Folge haben könnte, zeigt aufs Deutlichste die Nothwendigkeit, die ethischen Gebote unabhängig vom kirchlichen Bekenntniß im menschlichen Bewußtsein zu sichern; ihr ist nur dadurch zu begegnen, daß die Unabhängigkeit der Begründung von Religion und Moral den Menschen zum Verständniß gelangt.

Gewiß, es gibt keine größere Sicherheit für die ethische Kraft des Einzelnen, als eine echte Religiosität; wer diese besitzt, für den ist das Moralische selbstverständlich, die sittliche Lebensführung psychologisch eine nothwendige Wirkung des religiösen Charakters. Und ebenso gewiß gäbe es keine zuverlässigere Stärkung des sittlichen Volksbewußtseins als durch eine Vertiefung des religiösen Bewußtseins. Aber nicht jeder Zeit ist eine solche Vertiefung gegeben; Sittlichkeit dagegen muß von jeder Zeit verlangt werden. Religion läßt sich nicht lehren, sie muß aus innerer Offenbarung in der eigenen Seele hervorquellen. Der Glaube läßt sich nicht erzwingen; seine Freiheit ist sein Wesen und sein Recht. Und was als Religion mitgetheilt wird, das veräußerlicht sich damit zum Dogma und unterliegt dem Wandel der Ansichten. Ein vorgeschriebenes Bekenntniß hat keine religiöse Wirkung, wenn es nicht in Freiheit aufgenommen ist. Daraus aber folgt: Wäre die historische Abhängigkeit der Moral von der Religion eine wirkliche innere Abhängigkeit, so könnten ethische Grundsätze nicht allgemein gefordert werden, weil der religiöse Glaube nicht befohlen werden kann. Und daraus folgt weiter, daß Moral ihre unerschütterliche Festigkeit und Religion ihre heilige Freiheit nur dadurch gewinnen können, daß jene auf eigene Füße gestellt und von allen religiösen Begründungen frei gemacht werde. Der subjektive Zusammenhang zwischen religiöser und ethischer Lebensgestaltung wird damit nicht angetastet; aber es muß objektiv möglich sein, auf Moral ohne Religion zu verpflichten. Sonst müßte jede Aenderung religiöser Ansichten eine Aenderung sittlicher Grundsätze zur Folge haben. Es ist aber bekannt, daß nicht nur die Forderung „Sei gut" und die Lebendigkeit des Pflichtgefühls mit den verschiedensten religiösen Bekenntnissen sich verträgt, sondern daß selbst Religionslosigkeit mit der strengsten sittlichen Energie verbunden sein kann.

Diese Erfahrungsthatsache wird durch die wissenschaftliche Untersuchung über die Möglichkeit einer selbständigen Begründung der Ethik verständlich gemacht. Wie weit auch die empiristischen und die aprioristischen Theorien auseinandergehen, darin sind sie doch einig, daß sie die theologische Begründung der Ethik zurückweisen. Die Frage ist diese. Ueber den thatsächlichen Inhalt unserer Erfahrung, über das, was man gemeinhin die Wirklichkeit der Dinge und Vorgänge nennt, entscheidet stets eine Aussage von der Form: „Es ist so", oder „Es ist nicht so". Darauf, daß stets nur eines dieser Urtheile richtig ist, beruht die Möglichkeit jenes umfassenden Gebietes des Bewußtseins, das wir die theoretische Erkenntniß nennen. Nun zeigt aber die Erfahrung weiter hin, daß alles, was geschieht oder auch nicht geschieht, ganz abgesehen von dieser Wirklichkeit unter dem Gesichtspunkte betrachtet werden kann, ob es so sein soll. Die Urtheile von dieser Form sind die ethischen Urtheile. Woher kommt es nun, daß solche Urtheile möglich sind, daß überhaupt diese Forderung „Es soll" auftritt? Worauf gründet es sich, daß gegen die Macht der Erfahrung, gegen den scheinbaren Vortheil, gegen die eigene Neigung, die Majestät des Sittengesetzes ihr kategorisches „Du sollst" in der Stimme des Gewissens ertönen läßt und das Gefühl der Pflicht als unbestechlichen Richter einsetzt?

Die Beantwortung dieser Frage ist das Grundproblem der wissenschaftlichen Ethik; ich weise hier nur insoweit darauf hin, als es sich um die Unabhängigkeit des ethischen und religiösen Bewußtseins handelt.

Die empiristische Richtung in der Ethik versucht, das moralische Urtheil im letzten Grunde auf die theoretische Erkenntniß zurückzuführen. Sie faßt die ethischen Gesetze als Naturgesetze der menschlichen Gattung auf, die bestimmen, wie der Wille sich zu verhalten habe, um die möglichst günstige Wechselwirkung zwischen den Lebensbedingungen des Einzelnen und der Gemeinschaft herzustellen. Die moralischen Grundsätze entwickeln sich demnach mit

der Menschheit aus den allgemeinen Naturbedingungen ihrer Existenz, bilden in Folge dessen einen unablöslichen Bestandtheil des geistigen Lebens und treten somit im Bewußtsein des Einzelnen als Forderung des Gewissens, als nothwendige Antriebe seiner Handlungsweise auf. Moralisch handeln heißt so handeln, wie es der Zweck der Menschheit verlangt. Die Menschheit muß moralisch handeln, weil sie sonst zu Grunde gehen würde. Wenn daher die sittlichen Gesetze auch einer allmählichen Fortbildung unterliegen und je nach Volkscharakter und Kulturzustand Verschiedenheiten aufweisen, so ist doch ihr Bestand jeder willkürlichen Beeinflussung entzogen; sie bilden eine dem Einzelnen übergeordnete Macht, der er sich fügen muß, ebenso wie dem Naturgesetz; er muß ethisch handeln, so gut wie er gesundheitsgemäß leben muß, wenn er nicht den Bestand der Menschheit schädigen will; und dazu gehört auch, daß er nicht bloß gezwungen gesetzmäßig, sondern freiwillig *gut* handelt, d. h. daß er seinen Willen mit dem Sittengesetz in Einklang setzt.

Nach dieser Auffassung sind die ethischen Forderungen offenbar jeder Vorstellung über das Wesen der Gottheit und jedem religiösen Glauben entzogen. Sie besitzen ihre Allgemeingültigkeit und Gesetzlichkeit, sobald man nur überhaupt die Existenzberechtigung der Menschheit anerkennt; und die Forderung, gut zu sein und recht zu handeln, kann nun ohne Rücksicht auf Lohn oder Strafe an jeden, er glaube, was er wolle, erhoben werden als eine heilige Menschenpflicht; wer sich dieser Forderung entzieht, trägt die Folgen.

Die apriorististische Begründung der Ethik kann das Gesagte ihrerseits anerkennen, sie geht nur einen Schritt weiter; die Zurückführung der ethischen Gesetze auf theoretische Erkenntniß hält sie für berechtigt, aber nicht für ausreichend; beide bedürfen einer weiter zurückgreifenden Begründung aus dem Wesen des Bewußtseins.

Ohne Zweifel, in der Entwicklung der Menschheit, anthropologisch und geschichtlich, unterliegt der Inhalt der sittlichen Gesetze ebenfalls einer fortschreitenden Entwicklung; auch vermögen wir uns dieses Inhalts nur aus der Erfahrung bewußt zu werden. Aber deswegen bleibt doch die Frage: „Wie ist es möglich, daß überhaupt eine solche Entwicklung stattfindet? Wie ist es möglich, daß es Wesen gibt, die, wie der Mensch, nach der Herrschaft der Vernunft streben?" Hierzu muß ein ursprüngliches Gesetz bestehen, welches das Verhalten des Willens in Bezug auf ein *Ziel* bestimmt; es muß die Bestimmung bestehen, daß überhaupt Gesetze sein sollen und daß sie befolgt werden können. Dies ist die Bestimmung, daß es vernünftige Wesen gibt, die als Selbstzwecke ihre eigenen Gesetzgeber sind, — mit anderen Worten, daß es eine Selbstbestimmung aus *Freiheit* gibt. In unserer individuellen Existenz finden wir diese Freiheit zwar nur als Gefühl, und sie läßt sich wissenschaftlich nicht nachweisen; denn als räumlich-zeitliche Einzelwesen stehen wir unter dem Gesetz der theoretischen Erkenntniß, d. h. unter dem Naturgesetz, und obwohl wir uns frei *fühlen*, sagt uns das Nachdenken immer, daß wir naturgesetzlich determinirt sind. Aber die Freiheit liegt in jener ursprünglichen Bestimmung, daß es vernünftige Einzelwesen geben soll, die in der Zeit eine soziale Gemeinschaft bilden. Jedes Ich soll nur durch sich selbst bestimmt werden, und doch gilt dieses Sollen für sämmtliche Ich in gleicher Weise; und ein Ich kann immer nur sein, insofern es auch ein Du, eine Gemeinschaft von Ich gibt, deren Existenzrecht die gleiche Freiheit der Selbstbestimmung ist. Also kann das gemeinsame Gebot der Selbstbestimmung nur lauten: „Achte jedes Ich als einen Selbstzweck". Das ist die allgemeinste Form des Sittengesetzes. In der Erfahrung wird diese sittliche Idee uns psychologisch vermittelt als das Gefühl der *Pflicht*, aber im Grunde ruht es auf der unbedingten Achtung vor dem Gesetz. Nicht aus Furcht, sondern um würdig zu sein der Freiheit, um die Würde eines freien Vernunftwesens zu besitzen und nicht nur als ein durch Angst und Noth gebändigtes, durch Triebe angestacheltes Sinnenwesen zu vegetiren, darum soll der Mensch sittlich handeln. Mit diesem ethischen Bewußtsein wird er zu einer sittlichen Persönlichkeit, wie er mit seinem vorstellenden Bewußtsein überhaupt zu einem Individuum geworden ist. Wie das Naturgesetz so ist auch das Sittengesetz eine ursprüngliche und selbständige Bedingung für die Möglichkeit der Existenz vernünftiger Wesen. Es besteht ganz abgesehen davon, wie im übrigen die Welt eingerichtet sein mag, also auch ganz unabhängig davon, welche religiösen Vorstellungen gelten, und es ist unter allen Umständen verbindlich für Vernunftwesen

Diese idealistische Auffassung darf nicht mit der theologischen Begründung der Moral verwechselt werden. Der Theologe sagt: Du sollst gut sein, weil Gott es will. Der Philosoph sagt: Du sollst gut sein, weil es das Sittengesetz verlangt. Man wird meinen, das widerspricht sich nicht, der Theologe sagt nur mehr; denn Gott ist es, welcher das Sittengesetz gegeben hat. Sehr richtig. Sie widersprechen sich nicht, aber es ist ein großer Unterschied zwischen beiden Begründungen der Ethik, und die ganze Schwierigkeit der Frage liegt darin. Gerade das, was der Theologe mehr sagt, sagt er auch zuviel. Daß Gott das Sittengesetz will, *glaube* ich; was das Sittengesetz verlangt, *weiß* ich. Und das eben ist's. Zum Glauben kann ich Niemand zwingen; für meine Person glaube ich, daß die Forderung des Sittengesetzes im Willen Gottes begründet ist. Aber wenn mir Jemand entgegnet, er glaube an keinen Gott, so kann ich bedauernd die Achsel zucken, indessen zu beweisen vermag ich ihm nichts. An das Sittengesetz dagegen braucht Niemand zu glauben, es ist ein Gegenstand allgemeingültiger Verpflichtung und unabhängig vom Glauben, eine nothwendige Bedingung der Existenz einer Gemeinschaft von vernünftigen Wesen. Und darum ist es von höchster Wichtigkeit, daß wir nicht mehr sagen als: Willst Du ein Mensch sein, so mußt Du das Sittengesetz anerkennen. Das können wir von jedem verlangen, der das Recht des sozialen Lebens in Anspruch nimmt. Aber der Glaube an Gott als Urheber des Gesetzes ist eine Sache des persönlichen Gefühls und beruht lediglich auf einer subjektiven Ueberzeugung. Wir mögen es für ersprießlich halten, diesen Glauben zu theilen, und wer ihn besitzt, hat in ihm den unverbrüchlichsten Pfeiler des sittlichen Lebens. Doch was verbindlich sein soll für die Gesammtheit, das können wir nicht auf subjektiven Gefühlen, sondern nur auf objektiven Gesetzen aufbauen. Auf den religiösen Glauben dürfen wir die Moral nicht gründen. Die Achtung vor dem Gesetz darf durch keinen Glaubenszweifel berührt werden; auch der Atheist, wenn es einen geben sollte, muß sie besitzen. Das Verhältniß des Menschen zu Gott beruht auf einem persönlichen Gefühl, in welchem Niemand beeinflußt werden kann; aber das Verhältniß zur Menschheit ist eine soziale Angelegenheit, in welcher Uebereinstimmung gefordert werden darf, weil sie sich aus den Vernunftwillen objektiv ergibt.

Wird es nun den Glaubensgemeinschaften allein überlassen, das ethische Interesse zu vertreten, ethische Gesinnung zu wecken und zu pflegen, den Jugendunterricht in der Moral auf überlieferte Dogmen zu bauen, so liegt die Gefahr nahe, daß die Sittlichkeit, welche eine allgemeine Angelegenheit der Menschheit ist, unter den Kämpfen der persönlichen religiösen Gefühle Schaden nimmt. Die thatsächliche weitverbreitete Abwendung von der Kirche und von der Religion selbst setzt ausgedehnte Kreise der Bevölkerung in allen Gesellschaftsklassen außer Zusammenhang mit dem ethischen Leben. Es wird ihnen zur sittlichen Kräftigung, zur Erweckung des Gewissens, zur inneren Selbstprüfung keinerlei äußere Anregung mehr gegeben; sie verlernen, die unentbehrliche Frage an sich selbst zu stellen: Hast Du recht gehandelt? und: Wie sollst Du handeln?, weil die einzigen Formen, in welchen diese Fragen gestellt zu werden pflegen, ihnen gleichgültig geworden sind, fremd der Art ihres Denkens, unsympathisch vielleicht durch die damit verbundenen Ceremonien, durch priesterliche Anmaßungen oder Anforderungen an ihren Glauben. Man kann nicht warten, bis etwa eine allgemeine idealistische Weltanschauung die Menschheit wieder einmal in gemeinsamen Glauben verbindet; im

Gegentheil, man darf annehmen, daß eine allgemeine Hebung des sittlichen Standpunktes, ein alle Menschen verbindendes Pflichtgefühl, daß die Lehre „Liebet euch untereinander“, mit einem Worte, daß die ethische Forderung, weil sie einem jeden verständlich und annehmbar ist und keinerlei Aufgabe persönlicher Ueberzeugungen und Gefühle voraussetzt, daß sie es sein wird, die am ehesten die moderne Menschheit auch wieder zu religiösem Leben zusammenzuschließen im Stande ist. Daher kann es gerade den Freunden der Religion nur willkommen sein, daß die in den Vereinigten Staaten, von keiner Staatskirche beengt, erwachsene ethische Bewegung auch in Deutschland Wurzel zu fassen beginnt. Die „Gesellschaft für ethische Kultur“, welche im Oktober 1892 in Berlin ins Leben getreten ist, bezweckt bekanntlich die Belebung des sittlichen Gefühls unabhängig von jeder theologischen Begründung der Moral, aber unter umfassender Duldung aller religiösen Bekenntnisse. Sie hofft in dem Streben nach ethischer Kultur die Menschheit wieder in einem idealen Ziele zu verbinden und die Kräfte, welche von den dogmatischen Feldzeichen sich abgestoßen finden, unter dem Banner der sittlichen Selbstbesinnung und der werkthätigen Menschenliebe zu sammeln.

Gotha. Kurd Laßwitz.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Ein Muster-Agrarier.

Graf von Mirbach, Mitglied des Reichstags und des Herrenhauses, ist ein typischer Vertreter des preußischen Junkerthums. Alle charakteristischen Eigenschaften dieser nicht gerade liebenswürdigen politischen Spezies sind in ihm verkörpert; dabei kann er für seine öffentliche Haltung einen Milderungsgrund, der das Auftreten vieler seiner Standesgenossen begleitet, nicht geltend machen: die persönliche wirthschaftliche Nothlage.

Die Grundeigenschaft des preußischen Junkers ist Selbstgefühl; ein Durchdrungensein von dem eigenen Werth, das den Muth verleiht, die höchsten Ansprüche an die Leistungsfähigkeit und Opferwilligkeit — Anderer zu stellen. Der richtige preußische Junker von Gottes Gnaden kann alles, und es ist nur ein leutseliges Entgegenkommen, wenn er der bürgerlichen Canaille gewisse Posten im Staatsleben — besonders die arbeitsreicheren — überläßt. Dafür verlangt er aber auch, daß diese mit seinem Vertrauen beehrten Plebejer sich nicht etwa herausnehmen, eine den Interessen des agrarischen Junkerthums widersprechende Politik zu vertreten. Es ist ganz einerlei, ob diese Politik die Politik der Regierung und des Königs oder die einer konstitutionellen Opposition ist. Das Junkerthum verlangt in erster Linie die Unterstützung seiner Interessen, und es besinnt sich keinen Augenblick, zu frondiren, sobald eine Regierung Miene macht, das allgemeine Staatsinteresse über die Junkerinteressen zu stellen.

Als Frondeur ist Graf von Mirbach ganz besonders in seinem Element. Man muß gesehen haben, in welcher selbstgefälligen Pose er seiner Zeit dem Grafen von Caprivi entgegen trat, um diesem „Infanteristen“ die staatsmännische Ueberlegenheit des ostpreußischen Agrariers zu zeigen. Nachdem er sich mit einem Taschenkamm Haare und Bart gestriegelt und dadurch die Tribünen des Reichstags auf seine Erscheinung gebührend aufmerksam gemacht hatte, trat er vor das versammelte Kriegsvolk, dem leitenden Staatsmann mit Vorliebe den Rücken wendend, und öffnete den Zaun seiner Zähne für jene sattsam bekannten währungs- und handelspolitischen Betrachtungen, deren Trivialität nur ab und an durch neue thatsächliche Irrthümer unterbrochen zu werden pflegt. Der Vorgänger des Fürsten Hohenlohe pflegte weder den pathetischen Zorn noch die gequälten Witze des Frondeurs tragisch zu nehmen. Hielt Graf Caprivi es aber der Mühe für werth, zu antworten, so liebte es der Angreifer, in der Replik über schlechte Behandlung zu klagen. Heute kann er im Herrenhause ohne Gefahr auf den „großen Infanteristen“ sticheln.

Aber auch das Regiment Hohenlohe findet keine Gnade vor den Augen dieses unerbittlichen Kritikers. Fürst Hohenlohe ist schon länger als sechzehn Monate im Amte und die agrarische Noth ist noch immer nicht gehoben. Die Sache scheint sogar schlimmer als je zu sein, so schlimm, daß der Graf von Mirbach nicht einmal die seelische Kraft gefunden hat, sich im vorigen Sommer an den Kieler Festlichkeiten und in jüngster Zeit an „den Festen vom 18. Januar und denen, die darauf folgten“, zu betheiligen. Solch eine Entsagung ist geradezu rührend; man höre die eigenen Worte des Märtyrers der nothleidenden Landwirthschaft bei den Herrenhaus-Verhandlungen vom 26 März dieses Jahres:

„Ich habe — so führte der Redner aus — an den Kieler Festlichkeiten nicht theilgenommen. Mir war nicht so zu Muthe, um das zu können, wo ich zu Hause die Landwirthschaft aufs Bitterste leiden sah. Das widerstrebte meinem Gefühl, wie ich glaube, daß es auch dem Ihren widerstreben würde, wenn Sie den Dingen ebenso nahe ständen.“

Welche Gefühle wohl dem gerade vorsitzenden Vice-Präsidenten des Herrenhauses, dem Freiherrn von Manteuffel, dem Führer der Konservativen, bei diesen schmerzbewegten Worten im männlichen Busen entstanden sein mögen? Während nämlich der gefühlvolle Graf von Mirbach sich in Sorquitten kümmerlich mit Heuschrecken und wildem Honig nährte, hat Herr von Manteuffel bei bestem Appetit die Kieler Feste mitgemacht, uneingedenk der schrecklichen agrarischen Noth; ja, sogar Graf Kanitz hatte die geflickten Strohdächer seiner Heimath verlassen und die Schiffe der Phäaken bestiegen. Sie alle und so mancher andere wackere Agrarier sind jetzt durch den Anachoreten von Sorquitten vor aller Welt mangelnden Gefühls und mangelnden Verständnisses für die agrarische Noth angeklagt. Und das Verbrechen ist nicht vereinzelt geblieben, denn auch bei den Festen des 18. Januar sah man im königlichen Schlosse zu Berlin gar manchen agrarischen Kämpen die Hände zum lecker bereiteten Mahle erheben, obwohl Graf von Mirbach im Herrenhause am 26. März „die Versicherung“ gegeben hat, daß in Folge der schlechten Behandlung im Reichstage durch die Regierung

„die meisten Landwirthe in ihrem Herzen fern geblieben sind den Festen vom 18. Januar und denen, die darauf folgten.“

Daß ein so sensitives Agrarierherz dann schließlich auch dazu kommen konnte, der Regierung zu insinuiren, sie „freue sich über jede Existenz, die auf dem platten Lande vernichtet werde“, kann kaum Wunder nehmen. Dieser Tabak war allerdings selbst dem gelassenen Fürsten Hohenlohe zu stark. Er erklärte die Behauptung für „unerhört“. Jene Redeblüthe ist übrigens ein echtes Gewächs der durch die „Edelsten“ seit Jahren sorgsam entwickelten Agrardemagogie, die sowohl an Rücksichtslosigkeit wie an Gefährlichkeit der sozialdemokratischen Agitation schon lange „über“ ist.

Daß eine solche Anklage aus der Mitte der „staatserhaltenden“ Parteien etwas heftig sei, scheint auch dem gräflichen Redner nicht entgangen zu sein, aber er fetzte ganz stolz hinzu:

„Es ist ein hartes Wort, das ich ausgesprochen habe, aber ich spreche es in aller Ruhe und in voller Ueberlegung aus.“

Später hat er dann allerdings die Bedeutung der inkriminirten Redewendung mit dem besseren Theil der Tapferkeit zu retouchiren versucht.

Was ich sagte
Von dem Bogen,
War nicht Verleumdung,
War nur ein Argwohn.

Danach hat nicht der Graf von Mirbach „das Gefühl, daß man sich freut über jede Existenz, die auf dem platten

Lande vernichtet wird“; Gott bewahre die reine Seele vor einem solchen Verdacht! Aber „die da draußen im Lande,“ die Hintermänner der agrarischen Wortführer, die haben das Gefühl. Der Graf von Mirbach kleidet nur als getreuer Eckart dieses Gefühl in Worte und bringt es mit blutendem Herzen zur Kenntniß der armen in der Finsterniß wandelnden Regierung. Und solch ein Freundschaftsdienst wird verkannt! Auf den Gedanken scheint der patriotische Mahner gar nicht gekommen zu sein, daß der Vorwurf viel unverantwortlicher ist, wenn er in der Maske eines anonymen Kollektivgefühls vorgeführt wird, als wenn er die Ueberzeugung eines einzelnen bekannten Unzufriedenen darstellt. Der Kniff, sich hinter „die da draußen im Lande“ zu verstecken, um seine Pfeile sicherer abschießen zu können, ist übrigens vieux jeu. Außerdem hat Graf von Mirbach bereits Uebung darin, sich selbst zu dementiren. Genau ein Jahr vor dieser seiner neuesten Escapade, am 25. März 1895, machte er seinem Groll gegen das allgemeine Wahlrecht in folgenden Worten Luft:

„In allen ländlichen Kreisen und weit darüber hinaus würde es mit Jubel begrüßt werden, wenn die verbündeten Fürsten sich dazu entschlössen, einen neuen Reichstag auf der Basis eines neuen Wahlrechts ins Leben treten zu lassen, und zwar unverzüglich . . . . Ich erlaubte mir vorhin zu bemerken, die Aufgabe sei nicht leicht zu lösen — Alexander der Große stand auch vor einer großen Aufgabe und löste sie sehr schnell.“

In diesen Worten erblickte das naive Publikum den frommen Wunsch des Redners, im Wege eines Staatsstreichs von dem verhaßten allgemeinen Wahlrecht befreit zu werden. Wie man den Grafen Mirbach nur so mißverstehen konnte?! Wer wird beim Durchhauen des gordischen Knotens gleich an einen Staatsstreich denken! Man kann doch an eine jede Sache langsam aber rasch herantreten. Indem man an den gordischen Knoten erinnert, bringt man nur zum Ausdruck, daß ein rascher Entschluß erwünscht sei. Aber natürlich in allen Ehren, auf streng gesetzmäßiger Basis; das versteht sich doch ganz von selbst! Unter solchen Umständen braucht man auch gar nicht zu der Vermuthung des Reichstagsabgeordneten Auer, „wahrscheinlich habe Alexander der Große im Wege der Verfassung den gordischen Knoten gelöst“, seine Zuflucht zu nehmen, um den Schloßherrn von Sorquitten zu exkulpiren.

Dies Kind, kein Engel ist so rein, laßt's Eurer Huld empfohlen sein, Ihr Herren Minister! Thut dem braven Patrioten doch auch einmal einen Gefallen. Es braucht ja nicht viel zu sein. Er würde einstweilen schon damit zufrieden sein, wenn die Goldwährung beseitigt, die Handelsverträge zerrissen und der Antrag Kanitz durchgeführt würde. Aber die Regierung hat eben kein Herz für die agrarische Nothlage, und deshalb bleibt gar nichts weiter übrig, als ihr immer wieder das Gewissen zu schärfen, denn sonst würde ja der Graf von Mirbach den bitteren Schmerz erleben, daß sich — natürlich nur da draußen im Lande! — das Gefühl weiter ausbreitet, „man freue sich über jede Existenz, die auf dem platten Lande vernichtet werde.“

Es sind doch zu nette Leute, unsere Agrarier!

Junius.

Deutscher Handel in England.

Während der letzten Jahre sind die Klagen über den deutschen Wettbewerb im Handel in den englischen Zeitungen immer dringender und häufiger geworden. Die deutsche Konkurrenz hat sich der öffentlichen Meinung nach zu einem nationalen Unglück herausgebildet, welches sich auf drei Gebieten äußert: erstens: Waarenkonkurrenz im Auslande, zweitens: Waarenkonkurrenz im Inlande, drittens: Personenkonkurrenz im Inlande, d. h. Anstellung deutscher Kaufleute in englischen Geschäften.

In England ist Jeder gewöhnt, seine Meinung frei herauszusagen — nur die Religion muß mit Glacéehandschuhen angefaßt werden; sie wandelt mit einem Heiligenscheine umher, an dem man sich leicht verbrennt, wenn man zu nahe tritt. Aber in jeder anderen Beziehung spricht man schonungslos, was man denkt, und da jeder Einzelne im Vollgefühle des Bewußtseins „Britania rules the waves“ von der Wichtigkeit seiner Meinung überzeugt ist, bemüht man sich oft derselben dadurch eine Verbreitung zu geben, daß man sie in Gestalt eines Briefes an den Herausgeber einer Zeitung sendet und um Veröffentlichung ersucht.

Man kann bekanntlich kaum ein englisches Blatt in die Hand nehmen, ohne in demselben Briefe aus dem Leserkreise zu finden, und oft entfaltet sich eine ausgedehnte Korrespondenz, eine angeregte und anregende schriftliche Debatte, die einen klaren Spiegel der allgemeinen Volksstimmung wiedergibt. Handelt es sich um einen Vergleich englischer und ausländischer Einrichtungen, so ist derselbe allerdings in gewissen Zeitungen stets trübe gefärbt; namentlich hat sich der Londoner „Daily Telegraph“ die Aufgabe gestellt, dem Geschmacke der großen Masse zu schmeicheln und den Chauvinismus der gedankenlosen Zeitungsleser zu nähren. Jedoch auch in einem solchen Falle ist der Meinungsaustausch oft amüsant und stets lehrreich.

Die Spannung, welche bedauerlicher Weise in der letzten Zeit zwischen Deutschland und England eingetreten war, hat natürlich auf die Lage der hiesigen Deutschen eine nachtheilige Rückwirkung ausgeübt. Die Zeitungen waren eine Zeit lang wieder einmal voll von Klagen über die deutsche Invasion, die in der That anfängt, dem Engländer beschwerlich zu werden. Es ist verzeihlich, daß man geneigt ist, denjenigen mißgünstig zu betrachten, der einem das Brot fortnimmt. Es ist nur menschlich, wenn man die Gründe für seine eigene schwierigere Stellung aus allen fern liegenden Winkeln zusammensucht, ohne der einzigen wirklichen Ursache bewußt zu werden, nämlich der eigenen geringeren Tüchtigkeit im Vergleiche zu dem siegreichen Mitbewerber. In starker nationaler Ueberhebung, in unbestrittener Herrschaft über das Meer hat sich der Engländer daran gewöhnt, sich wie einst der Römer als den Herrn der Erde und den Ausländer als Barbaren zu betrachten. Wie ist es möglich, daß der Wilde den Römer besiegt? Wie ist es möglich, daß der Deutsche den Engländer in eigenem Lande im Handel an so vielen Stellen schlägt? Wie anders als durch „foul play“, durch Betrug, List und andere schlechte Eigenschaften einer niedrigen Rasse? So stellt sich die Sachlage dem durchschnittlichen Leser des „Daily Telegraph“ dar, und es hat mich daher freudig überrascht, als ich im Laufe des vergangenen Monats deutliche Zeichen bemerkte, daß man beginnt, die Theorie von der eigenen Unfehlbarkeit abzuschütteln.

Die liberale „Birmingham Daily Post“ veröffentlichte im Laufe des Monats Februar eine Korrespondenz über die Frage des Einfuhrs deutscher Waaren in England.

Es ist eine Thatsache, daß der deutsche Handel sich täglich in England ausdehnt, und zwar trotz der allgemeinen Abneigung, ich möchte fast sagen: des nationalen Hasses gegen alle deutsche Waare. Die Debatte, welche in dem genannten Blatte — der einflußreichsten Zeitung Birminghams — geführt wurde, ist beachtenswerth, da ihr Gegenstand wichtige Interessen des englischen und deutschen Arbeiters und Fabrikanten berührt. Aber ganz abgesehen von dem Thema gibt die Korrespondenz einen Einblick in die Art und Weise, wie sich die englische Volksmeinung äußert und wie sie unter dem Drucke der neuen unbequemen Erscheinungen in diesem Augenblick beginnt, zur Wahrheit zu erwachen. Ich beabsichtige deshalb ohne jede Auswahl eine kurze Inhaltsangabe aller Briefe und Artikel zu geben, die im Laufe des vergangenen Februar in der „Birmingham Daily Post“ erschienen sind, und zwar will

ich die Anordnung gelten lassen, welche durch das Datum des Erscheinens der Briefe geboten ist.

1. Brief Februar 3.

Schreiber (dessen Stand nicht ersichtlich) sah kürzlich in einer Zeitung die redaktionelle Behauptung, daß die beste, billige im Markte befindliche Sicherheitslampe aus Deutschland komme. Eingezogene Erkundigungen ergaben, daß eine weit bessere Lampe zu gleichem Preise von einer Birmingham-Firma hergestellt werde. Schreiber beklagt sich, daß englische Fabrikanten es verschmähen, ihre Waaren anzupreisen und an den Mann zu bringen und daß sie somit dem Fremden, der seine Waaren überall anbietet, unbestrittenen Spielraum lassen.

2. Leitartikel Februar 6.

In Douglas (Isle of Man) soll eine neue Straßenbahn mit Kabelleitung gebaut werden. Da die Herstellung der erforderlichen Bahnschienen schwierig ist, ohne großen Gewinn abzuwerfen, haben es englische Fabrikanten bisher nicht der Mühe für werth gehalten, solche Schienen zu produziren. In Deutschland jedoch hat man längst erkannt, daß die heutige Lage des Weltmarktes es für den Geschäftsmann nothwendig macht, kleinen Verdienst zu nehmen, wo er nur irgend kann. Aus diesem Grunde müssen die Schienen für Douglas aus Deutschland eingeführt werden. Schreiber sagt: „German rail manufacturers are considerably ahead of ours in enterprise and public spirit."

3. Brief Februar 7.

Der Brief, von einem Fabrikanten geschrieben, verdient theilweise Uebersetzung: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Deutschen uns aus vielen wichtigen Industrieen verdrängen. Ich muß, um aufrichtig zu sein, hinzufügen, daß sie ihren Erfolg verdienen, da sie nicht nur mehr Unternehmungsgeist zeigen, sondern auch größere Zuvorkommenheit und Bereitwilligkeit, Waaren herzustellen, wie sie dem Geschmacke des englischen Konsumenten angepaßt sind, selbst wenn die Herstellung zuerst einen Verlust einschließt. . . . Ich kaufe große Quantitäten Glas und 90 Prozent davon kommt von Deutschland, so gerne ich es auch hier kaufen würde, wenn ich nur könnte. Meine häufigen Anfragen bei englischen Fabrikanten, ob sie denn nicht meine Aufträge ausführen könnten, wurden immer dahin beantwortet, daß die von der „Gesellschaft der Glasarbeiter" gestellten Bedingungen eine Annahme der Aufträge unmöglich machen. . . . Die Gesellschaft regulirt nicht nur die Höhe der Löhnung der Arbeiter, sondern auch die Quantität von Glas, die der Einzelne täglich schneiden soll. Wie ist es bei solchen Verhältnissen möglich, daß wir unsere Stellung im Handel aufrecht erhalten?" . . .

4. Brief Februar 10.

Der Brief ist eine Antwort auf Brief Nr. 3 und ist die erste Vertheidigung der Arbeiter. Er ist von einem Mitglied der angegriffenen „Gesellschaft der Glasarbeiter"; Schreiber leugnet, daß die Gesellschaft den in Nr. 3 geschilderten Zwang auferlegt, und behauptet, daß die Qualität der deutschen Waare im Vergleiche zur englischen eine „jämmerliche" ist.

5. Brief Februar 11.

Antwort auf Brief 1 vom Schreiber des Briefes 3. „Wie ist es möglich, daß der Unterschied des Preises der englischen und deutschen Waare so enorm ist, wenn nicht die von den Arbeitern selbst gestellten Bedingungen die Schuld tragen? Ich kann in Deutschland Flaschen ungefähr zur Hälfte des Preises kaufen als Birmingham-Waare, und zwar ist die deutsche Waare kunstvoller ausgeführt und schließt häufiger Neuheiten ein. Es ist Unsinn, die Qualität der deutschen Waare eine „jämmerliche" zu nennen; im Gegentheil, sie ist jetzt besser als die der Birmingham-Waare, denn die Deutschen haben in den letzten zwei oder drei Jahren ungeheure Fortschritte gemacht."

6. Brief Februar 17.

Schreiber ist ein Fabrikant, der die Angaben im vorigen Briefe völlig bestätigt. Schreiber klagt, daß er gezwungen ist, sein Glas in Deutschland zu kaufen: wenn er versucht hat, in England Aufträge zu geben, so hat man ihm stets geantwortet: „Wir haben die Angelegenheit unseren Leuten vorgelegt, aber sie wollen nicht für einen Lohn arbeiten, der uns gestattet, Ihren Auftrag anzunehmen."

7. Brief Februar 19.

Schreiber ist ein Arbeiter, der einer Gesellschaft nicht angehört. Er behauptet, daß die deutsche Waare der englischen nicht gleichkommt und klagt, daß die Fabrikanten englische Modelle nach Deutschland senden, um dort nach ihnen arbeiten zu lassen. Er klagt ferner über den schädlichen Einfluß der Vereinigungen der Arbeiter und sagt: „Angenommen, ein englischer Glasfabrikant braucht einen Mann, der an eine bestimmte Sorte von Arbeit gewöhnt ist. Es steht ihm nicht frei, anzustellen, wen er möchte, sondern er muß sein Gesuch an die „Glasarbeitervereinigung" senden. Wahrscheinlich senden sie ihm einen Mann, der lange Zeit außer Arbeit gewesen ist und der Fabrikant muß ihn nehmen, wahrscheinlich mit dem Resultat, daß er sieht, er kann den Mann absolut nicht brauchen. Er hat das Recht, ihn zu entlassen, und um Sendung eines Anderen zu ersuchen. Das Resultat ist wahrscheinlich das gleiche, bis der Fabrikant der Sache überdrüssig wird und sich fernerhin weigert, Aufträge anzunehmen. Obgleich er Leute beschäftigt, die die Arbeit thun können, darf der Fabrikant diese Leute nicht an die betreffende Arbeit setzen, so lange andere unbeschäftigt sind und wöchentlich ihr Geld von der Gesellschaft beziehen, ob sie tauglich sind oder nicht." Schreiber behauptet ferner, daß die Mitglieder der Gesellschaft nur eine bestimmte Menge von Arbeit verrichten dürfen; er fügt jedoch hinzu, daß die junge Generation den Werth der freien Arbeit erkannt habe; daß sich täglich mehr Leute weigern, der Vereinigung beizutreten und daß die Vereinigungen im Untergange begriffen sind.

8. Brief Februar 19.

Behauptung, daß das unter dem Namen „Merchandise Marks Act" bekannte Gesetz oft umgangen wird, wonach alle vom Auslande eingeführte Waare einen besonderen Stempel tragen muß. Schilderung von allerlei Betrügereien, um den Stempel „Made in Germany" zu verdecken. Der Betrug wird von deutschen wie englischen Kaufleuten ausgeführt. Der Stand des Schreibers ist nicht ersichtlich.

9. Konsularbericht Februar 20.

Leitartikel unter der Ueberschrift „Wie die Deutschen Geschäfte machen. Unternehmungsgeist und Fähigkeit, sich den Verhältnissen anzupassen." Der Stettiner Konsul Wilfred Powell berichtet, daß man in neuerer Zeit in Stettin der englischen Sprache als Lehrgegenstand große Aufmerksamkeit zuwendet, da Kenntnisse in dieser Sprache sich von großem kaufmännischem Werthe erwiesen haben. Nach vollendeter Schulbildung geht der junge Deutsche oft auf einige Jahre nach England. Da er die Absicht hat, englische Verhältnisse kennen zu lernen und sich in der Sprache zu vervollkommnen, stellt er sehr niedrige Gehaltsansprüche, um eine Anstellung zu erlangen; ausgerüstet mit diesen Kenntnissen kehrt er nach Deutschland zurück, um daselbst das Erlernte zum Schaden des englischen Konkurrenten zu verwerthen. Der Konsularbericht fährt fort: „Nein, nicht der niedrige Lohn oder die langen Arbeitsstunden sind es, wodurch Deutschland in der Lage war, von der vierten Stellung als Handelsnation zur zweiten in Europa und zur dritten in der Welt sich emporzuschwingen — die Ursache ist vielmehr ihr Unternehmungsgeist und ihre Fähigkeit, sich den Verhältnissen anzupassen (it is mostly owing to push and adaptability). Die Deutschen bemühen sich, Waaren zu liefern, wie ihre Kunden sie wünschen; sie bieten nicht Waaren an, die ihre Kunden nicht mögen und sie sagen nicht: „Nimm dies oder wir können keine Geschäfte miteinander machen." Einen weiteren Vortheil hat der Deutsche über den Engländer dadurch, daß er seine Preislisten in verschiedenen Sprachen versendet, mit der nöthigen Umrechnung von Geld, Maß und Gewicht.

10. Brief Februar 21.

Schreiber, ein Fabrikant, versichert, daß es nur einen Weg zur Hebung des englischen Handels gibt: Niedrigeren Lohn oder mehr Arbeit für den bisherigen Lohn. Patriotismus wird die Leute niemals verhindern, einen Artikel zu kaufen, der „Made in Germany" bezeichnet ist, wenn dieser Artikel billiger ist als englische Waare von gleicher Qualität.

11. Brief Februar 21.

Schreiber, dessen Stand nicht ersichtlich ist, ermahnt, die Deutschen nachzuahmen, anstatt sie zu beschimpfen. „Wir mögen eine Nation von Ladenbesitzern sein, aber jedenfalls sind unsere Läden zu drei Vierteln voll von deutscher Waare." Der Arbeiter und seine Vereinigungen sind hauptsächlich Schuld: anstatt zu arbeiten, geht er seinem Sport und Vergnügungen nach. Aber auch der Fabrikant ist zum Theil schuld, weil er sich nicht angelegen sein läßt, den Bedürfnissen seiner Kunden nachzukommen.

12. Brief Februar 22.

Schreiber ist der Sekretär der in der bisherigen Debatte wiederholt angegriffenen „Vereinigung der Glasarbeiter". Er behauptet, daß alle wirklich werthvollen Glasarbeiten in England gemacht werden und daß aus fast allen Ländern der Fremde Bestellungen kommen. Aber es wäre unmöglich, in anderen Glaswaaren mit dem Auslande zu konkurriren, selbst wenn sie für umsonst arbeiten würden. Gründe für diese Behauptung werden nicht angegeben. Schreiber gesteht zu, daß die älteren Mitglieder der Vereinigung zuerst Arbeit erhalten, vordem die jüngeren beschäftigt werden.

13. Brief Februar 24.

Schreiber ist bereit, einige Proben der schlechten Arbeit zu zeigen, die von Mitgliedern der „Glasmacher-Gesellschaft" geliefert wurden.

14. Brief Februar 25.

Ein Kaufmann schreibt: „Der folgende Auszug aus einem Briefe, den wir heute Morgen von unserem Reisenden in Rußland empfangen haben, mag Ihnen von Interesse sein: „Das Geschäft hier in St. Petersburg ist ziemlich gut; jedoch nicht in englischen Waaren. Deutsche, belgische und französische Waaren haben uns verdrängt, theilweise wegen eines niedrigeren Preises, theilweise wegen besserer Ausführung (better finish). Händler wollten einen großen Theil meiner Proben nicht einmal ansehen, da sie seit einiger Zeit nichts mehr von England kaufen." Wir haben von anderen Märkten ähnliche Berichte empfangen.

15. Brief Februar 26.

Ein deutscher Journalist untersucht die Ursachen des Niederganges des englischen Handels; seiner Ansicht nach liegt die Schuld am Arbeiter, der im Mißverständnisse des Begriffes der Freiheit danach strebt, „Freiheit, Vergnügen, Gesundheit und viel Geld bei möglichst geringer Arbeit" zu erlangen.

16. Leitartikel Februar 26.

Der Leitartikel nimmt auf Brief Nr. 15 Bezug und gesteht zu, daß deutsche Waaren oft besser und zu gleicher Zeit billiger sind als die englischen. Die Deutschen haben ungeheure Fortschritte gemacht. Der Stempel „Made in Germany" hat den Verkauf deutscher Waare nicht gehindert, sondern im Gegentheil, er hat ihn vermehrt, da jedes einzelne Stück als Beweis dient, zu wie billigem Preise man gute Waare in Deutschland erhalten kann. Das hat namentlich ausländische Kunden von England fortgeführt und nach Deutschland gelenkt. Der Gedanke, daß patriotische Gründe das Publikum abhalten werden, einen Artikel „Made in Germany" zu kaufen, hat sich als völlig irrig erwiesen.

17. Brief Februar 26.

Schreiber, ein Arbeiter, schmäht deutsche Waaren; behauptet, daß der deutsche Handel sich unehrlicher Mittel bedient (ohne den Versuch eines Beweises zu machen) und appellirt an den Patriotismus des Publikums.

18. Brief Februar 26.

Der Schreiber des Briefes Nr. 6, ein Fabrikant, vervollständigt seine Aussagen: „Vor kurzer Zeit hatte ich Gelegenheit, eine Anzahl Glasglocken zu bestellen, die genau in einen Metallring hineinpassen sollten. Ich sandte den Auftrag an ein englisches Haus erster Ordnung und überließ demselben, den Preis zu stellen. Nach einiger Zeit kamen die Glocken, aber solch einen Schund (such a scratch) haben Sie nie gesehen! Nicht nur war der untere Rand wellenförmig und schlecht, sondern die Hälfte der Glocken paßte absolut nicht in den Ring; einige fielen durch den Ring durch und andere waren viel zu groß. Die nächste Bestellung ging nach Deutschland, wo ich die Glocken zur Hälfte des Preises bekam und jede einzelne paßte auf das genaueste in den Ring. . . . Niemand kann die Deutschen wegen ihres Wettbewerbes tadeln; ihre Konkurrenz ist völlig ehrlich und ich sage: alle Achtung vor ihrem Geschäftsgeist und der Weise, wie sie schwierige Probleme behandeln. Das Einzige, was englische Fabrikanten thun können, ist, sie mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen." Schreiber schlägt nun vor, daß sich Fabrikbesitzer und Arbeiter zusammenthun, die Frage zu lösen: daß Arbeiter — um des Experimentes willen — sich verpflichten, während der nächsten zwei Jahre niedrigere Löhnung anzunehmen, und daß Fabrikanten ihre Aufmerksamkeit auf die Herstellung billiger und solcher Artikel lenken, für die ein großer Markt vorhanden ist. Kommt es nicht zu einer derartigen Vereinbarung, so wird es bald im ganzen Lande keine Glasindustrie mehr geben. Zum Schluß theilt Schreiber mit, daß eine der größten Glasfabriken des Landes im Begriffe ist, die Arbeit einzustellen, da dieselbe seit Jahren mit sehr großen Verlusten verknüpft war.

19. Brief Februar 26.

Schreiber ist ein Arbeiter; er hält es für nothwendig, daß sich die Arbeiter zu gegenseitigem Schutze vereinigen, glaubt jedoch, daß die Basis der bestehenden Vereinigungen eine grundfalsche ist. Diese Thatsache wird von den jungen Leuten mehr und mehr erkannt, und als Beweis wird der folgende Paragraph aus dem Magazin der „Flintglass Makers Society" angeführt: „Im Jahre 1875 zählten wir 2016 Mitglieder; im Juli 1895 zählten wir 2116, in zwanzig langen Jahren harter Arbeit und harten Kampfes haben wir nur um 100 Mitglieder zugenommen. Is there not something radically wrong?"

20. Brief Februar 28.

Schreiber ist ein Geschäftsmann; er bestätigt, daß der „Merchandise Marks Act" mehr Schaden als Nutzen angerichtet hat (vergleiche Artikel Nr. 16) und verlangt deshalb, daß das Gesetz widerrufen werde. Schreiber bestätigt mit einigen drastischen Beispielen, daß dem durchschnittlichen englischen Fabrikanten jeder Unternehmungsgeist und daß vielen jeder Geschäftsgeist fehlt, während der deutsche Kaufmann diese Tugenden in hohem Grade besitzt, und mit denselben Höflichkeit, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit verbindet. Der englische Fabrikant kümmert sich nicht um den Fortschritt der Maschinen und ist bestrebt, in derselben Weise fortzuarbeiten, wie sein Großvater es gethan hat. — Was den Arbeiter betrifft, so fehlt es ihm an Bildung und Schulung seiner Denkkraft; an Stelle derselben besitzt er eine verderbliche Neigung zum Sport, der er oft seine Zeit und sein Geld opfert. — Die Arbeitervereinigungen üben unstreitig einen verhängnißvollen Einfluß, da sie die Produktionsfähigkeit des einzelnen Mannes statutengemäß einschränken. — Eine Aenderung kann nur durch Zusammenwirken von Arbeitgebern und Arbeitnehmern herbeigeführt werden.

21. Brief Februar 29.

Schreiber sagt, daß ein Arbeiter, der keiner Verbindung angehört, ihm mitgetheilt habe, daß seine Fabrik, in der ausschließlich sogenannte „freie Arbeiter" beschäftigt werden, nicht nur keine bösen Folgen von der deutschen Konkurrenz spüre, sondern thatsächlich ihre eigenen Waaren nach Deutschland einführe. Die Fabrik habe, soweit sie betroffen war, das verlorene Feld von den Deutschen zurückerobert.

22. Brief Februar 29.

Eine „Anzahl Fabrikanten" schreiben: „Ungefähr vor einem Jahre brauchten wir einfache Glasglocken, die in einen Rahmen paßten. Wir bestellten einige wenige in England, aber waren empört über die schlechte Herstellung der gelieferten Waare. Sie hatten alle möglichen Formen und wir hatten die größte Schwierigkeit, sie dem Rahmen anzupassen. Die wenigen, die wir ausschickten, verursachten heftige Klagen von Seite unserer Kunden und wir beeilten uns, den Versuch zu machen, ob man uns im Auslande nicht besser dienen würde. Wir fanden, daß wir einen weit besseren (vastly better) Artikel von Deutschland für ein Viertel des Preises beziehen konnten, mit freier Lieferung und freier Verpackung. Wir haben seitdem Tausende dieser Glocken gebraucht; nicht eine einzige derselben hat nicht in den Rahmen gepaßt und alle haben die allgemeine Zufriedenheit unserer Kunden erworben . . . Ohne Zweifel ist die Glassmakers Society zum großen Theile für diese Zustände verantwortlich." Schreiber schlägt vor, deutsche Arbeiter einzuführen, um dieselben als Lehrer deutscher Methoden zu benutzen. Einige der geschlossenen Fabriken könnten für einen ganz nominellen Preis gekauft werden und man könnte mit Hilfe der deutschen Lehrmeister die niederliegende Industrie frisch beleben.

23. Brief Februar 29.

Schreiber berichtet, daß einer der größten Birmingham-Gewehrfabrikanten ihm mittheilte, daß er alle Gewehrläufe aus Belgien importiren müsse, da der englische Fabrikant wegen Mangel an Unternehmungsgeist nicht konkurriren könne.

Soweit die Korrespondenz in der „Birmingham Daily Post". Ich erkläre noch einmal, daß ich keine Briefe unterdrückt, sondern die volle Anzahl derselben ganz genau in der Reihenfolge wiedergegeben habe, in der sie erschienen sind. Diese Debatte beweist mit Klarheit das Folgende:

Trotzdem England den großen Vortheil seiner ungeheuren Flotte und uralter Handelsbeziehungen besitzt;

trotzdem in England eine allgemeine Abneigung gegen deutsche Waaren herrscht;

trotzdem deutsche Waare in Folge des Merchandise' Marks Act als solche bezeichnet und mit der Aufschrift „Made in Germany" versehen werden muß;

trotzdem Deutschland erst seit kurzer Zeit als Wettbewerber auftreten konnte —

hat der deutsche Handel den englischen nicht nur im Auslande, sondern auch in England selbst wesentlich Terrain abgewonnen und droht einzelne englische Industrien schwer zu schädigen.

Nun die Gründe hierfür, soweit der deutsche Fabrikant und Arbeiter betroffen ist:

Die deutschen Fabrikanten besitzen einen rühmlichen Grad von Geschäftseifer, Umsicht, Höflichkeit und Unternehmungsgeist.

Die deutschen Arbeiter — in gewissen Industrien — sind ihren englischen Kollegen überlegen.

Die deutsche Waare ist billiger als die englische, und ist überdies in manchen Industrien zu gleicher Zeit weit besser als die englische.

Die Gründe für den Rückgang einzelner englischer Industrien sind durchaus selbstverschuldete.

Soweit der Arbeitgeber betroffen ist:

Mangel an Unternehmungsgeist, der sich in Folgendem äußert: im Unterlassen von Aufsuchen neuer Märkte; im Unterlassen von Einführen neuer Maschinen, in Gleichgültigkeit gegen die Wünsche der Kunden;

in Mangel an Erziehung, Kenntnissen, namentlich Sprachkenntnissen u. s. w.

Soweit der Arbeiter betroffen ist:

In Unfähigkeit, Nachlässigkeit, Trägheit, Mangel an Schulung, Mangel an Ausbildung;

Forderung eines hohen Lohnes bei geringer und schlechter Arbeit;

verderblichem Einfluß der Vereinigungen, die Bedingungen erzwingen wollen, welche eine Konkurrenz mit dem Auslande unmöglich machen;

Vergnügungssucht und Sportsucht der Arbeiter.

Dem gegenüber ist schnelle Abhilfe nöthig, falls den englischen Handel nicht weitere Verluste treffen sollen. Die vorgeschlagenen Mittel sind:

Gemeinsames Vorgehen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer;

Erniedrigung des Arbeitslohnes;

Befreiung von den Banden der Vereinigungen;

Einführung deutscher Arbeiter als Lehrmeister;

Studiren und Nachahmung deutscher Methoden.

Mit dem Ausfall dieser Korrespondenz kann der deutsche Handel wohl zufrieden sein. Englische Fabrikanten, Geschäftsbesitzer, Arbeiter und Beamte stellen dem deutschen Fabrikanten und Arbeiter ein Zeugniß aus, wie es vorzüglicher kaum gedacht werden kann.

Es bleibt nun noch ein kurzes Wort über die Frage übrig: „Was wird die Zukunft bringen?“ Die Antwort ergibt sich aus der Vergangenheit. Die Masse der englischen Arbeiter ist vorläufig noch nicht bereit, die eigenen Schwächen und die Tugenden ihrer ausländischen Mitbewerber anzuerkennen. Angefacht von chauvinistischen, Geld machenden Zeitungen wie dem Londoner „Daily Telegraph“ und dem „Daily Graphic“, wird die Masse des Volkes fortfahren, auf den Ausländer zu schimpfen und ihm durch Ueberhebung und Streiks den Weg in das eigene Haus bahnen. Aber dann wird der Rückschlag kommen. Die englische Nation ist — und Gott sei Dank, daß es so ist — gewiß nicht reif zum Niedergange. Jahrhunderte lang ist sie unbestrittene Herrin des Meeres gewesen. Mit der Ansammlung der Reichthümer ist naturgemäß der brennende Wunsch nach Freiheit und Unabhängigkeit gekommen und ebenso naturgemäß hat sich diese Tugend im Laufe der Zeit bis zu einem gewissen Grade in ein Laster verwandelt. Man betrachtete sich als Herren der Welt dei gratia; ein starker Eigendünkel ergriff — ganz wie einst in Rom — zahlreiche Klassen, und mit demselben erschien bei zahlreichen einzelnen Individuen Lässigkeit und der verderbliche Glaube an die eigene Sicherheit. Das englische Volk beginnt langsam aber sicher von diesem Traume zu erwachen und ich zweifle nicht im Geringsten, daß es genug physische und moralische Stärke besitzt, um die sich zeigenden Schäden zu beseitigen. In Deutschland wird man mit diesen Aussichten für die Zukunft zu rechnen haben.

Stratford-on-Avon.

Curt Abel-Musgrave.

Max Klinger.

Keinen Begriff hat unsere deutsche Bildung so verwirrt als den der Kunst. Wenn eben Blinde von den Farben reden, kann nichts gescheites herauskommen. Und solche Blinde waren die meisten unserer Philosophen, die uns die Kunst erklärten. Es waren fast immer Theologen — im weitesten Sinn — nämlich Leute von durchaus transcendentaler Denkweise, Menschen, die mehr oder weniger die ganze sinnliche Welt für nichts achteten und darum, echt christlich, den Schwerpunkt des Daseins über diese hinaus in eine bloß gedachte, eine ideelle, eine jenseitige Welt verlegten. Jede Erscheinung der sinnlichen Welt war für diese Leute nichts als eine Art Kleiderständer, ein System von Haken, um ihre Ideen daran aufzuhängen.

So betrachteten sie die Natur und so die Kunst. Die Kunst würden sie überhaupt nicht betrachtet haben, wenn es ihnen verwehrt gewesen wäre, einen Ideenständer aus ihr zu machen. Nur als Aufhängevorrichtung für ihre Ideen galt ihnen die Kunst etwas. Nicht um das, was in der Kunst vorgestellt, den Sinnen zum Genuß vorgestellt wurde, schätzten sie derer Werke, sondern um das, was das Vorgestellte ihrer Meinung nach bedeuten sollte. Die Kunst als eine reine Quelle der Augenlust würden sie mit Acht und Bann belegt haben, wie es die Reformation thatsächlich gethan hat. Nur wenn sie die Kunst als einen Knochen betrachten durften, an dem der deutelnde Verstand nagen konnte mit Herzenslust, ließen sie sie gelten.

Von solchen Leuten hat die deutsche Bildung lange ihren Begriff der Kunst erhalten.

Unter anderen Nationen, in Italien z. B., wären sie nicht gehört und nicht verstanden, oder sie wären, wie Savonarola, verbrannt worden.

Und doch hat es, neben diesen falschen, auch in Deutschland zu allen Zeiten wahre Propheten gegeben, nämlich die Künstler selbst. Alle großen Künstler waren es in ihren Werken und durch ihre Werke, und einige hat es gegeben, die ihr Propheten- und Lehrerthum sogar, über ihre Werke hinaus, in Wort und Schrift ausgeübt haben.

Am tiefsten hat Feuerbach's sensitive Natur unter der Mißgunst seiner Zeit gelitten Sein „Vermächtniß“, wie es seine Mutter herausgab, läßt uns nicht nur in das tragische Ringen einer Künstlerseele mit den kunstfeindlichen Mächten ihrer Existenzbedingung den tiefsten Einblick thun; es hat noch eine andere wichtigere Seite: in leidenschaftlichen eruptiven Ausbrüchen, unter plötzlichen, überraschenden Schlaglichtern, zeigt es uns die ganze Verkehrtheit der zeitgenössischen Kunstauffassung. Was der Maler Josef Anton Koch, der Zeitgenosse des alten Goethe, mit Humor und Cynismus und mit allerlei Schnurren verbrämt, und auch nur ahnungsweise, ausgesprochen hatte, das war bei Feuerbach, der klarer dachte, zu furchtbarem blutigem Ernst geworden. Manches zwar sagt er sehr geistreich und mit spielendem Witz, an anderen Stellen aber kommt es heraus wie der Aufschrei eines Verzweifelnden.

Und diesmal verhallte die Stimme des Rufenden nicht ganz in der Wüste, sie wurde von manchem empfänglichen Ohr vernommen, sie gab unbestreitbar den ersten Anstoß zu einem Umschwung, zu einer Revolution der ästhetischen Weltanschauung in Deutschland.

* * *

Aber auch bei Feuerbach spricht sich alles nur ganz gelegentlich aus, in plötzlicher und unvorbedachter Weise, leidenschaftlich hingeworfen als Briefstelle und Tagebuchblatt. In durchaus zusammenhängender und gründlich abhandelnder Form, und mit unübertrefflicher Klarheit, werden diese Gedanken, mit wesentlicher Erweiterung des Themas, endlich aufs Neue von einem jüngeren Künstler vorgetragen, von Max Klinger in dessen Schrift „Malerei und Zeichnung“.

Dieses kleine Heft gehört mit zum Besten, was in Deutschland über Kunst je geschrieben worden ist, und der Laie wie der Künstler können daraus mehr lernen, als in allen dickleibigen Aesthetiken zusammen. Seit hundert Jahren interpretiren unsere Gelehrten und Schulmeister den Laokoon; aber man pries Lessing über den Schellenkönig und stellte meist nach wie vor an die Malerei Forderungen, die allein der Dichtung gegenüber berechtigt waren: man hatte aus dem Laokoon so viel wie nichts gelernt. Erst dem ausübenden Künstler Max Klinger war es vorbehalten, aus dem Laokoon neue Gedanken zu entwickeln, und das mit einer Einfachheit und Klarheit der Sprache, die in jedem Wort den denkenden und zugleich praktischen Künstler verräth, und wonebeu sich selbst die Lessing'sche Abhandlung fast scholastisch ausnimmt.

Nicht nur in der Aesthetik der bildenden Künste, auch der Musik gegenüber hat die poetisirende oder deutlicher spiritualisirende Betrachtungsweise große Verwirrung angerichtet. Auch hier begnügte man sich nicht mit dem im gegebenen Material Dargestellten, nämlich mit den Tönen und deren kunst-gesetzlichen Verbindungen, worin allein das Wesen der Musik besteht, welche keinen anderen „Gehalt" haben kann, als eben diese schöne sinnenbewegende Sinnlichkeit. Auch hier mußte man — denn so waren einmal die Geister gestimmt — eine transcendentale, eine übersinnliche, eine geistige Welt, eine Welt von „Gedanken" hineindeuteln in die sinnlichste aller Sinnlichkeiten, — kein Wunder in einer Kultur, wo Sinnlichkeit und Sünde Synonyme geworden waren.

Was nun in der Aesthetik der Musik Eduard Hanslick, wenigstens halb und halb, gethan hat in seinem einfachen Büchlein vom Musikalisch-Schönen, das hat, nur noch einfacher und konsequenter, Max Klinger für die Aesthetik der Malerei vollbracht in seiner Schrift „Malerei und Zeichnung".

* * *

Die Schrift Klinger's behandelt zwei Hauptgedanken. Der erste ist widerspruchslos, er enthält die Definition der Malerei, und ihre Grenzbestimmung nach der Seite der Dichtung hin. Es wird hier ausgeführt, klar und unwiderleglich, und auch für den einfachsten Laienverstand faßbar: daß der Werth eines Bildes als Kunstwerk einzig in seiner vollendeten Durchbildung besteht, in der Durchbildung und Behandlung von Form, Farbe, Gesammtbildung und Ausdruck; daß jeder Gegenstand, der so behandelt ist diesen Forderungen zu entsprechen, damit zu einem Kunstwerke wird; daß es außer diesen Forderungen keineswegs einer Idee bedarf; daß auch die erhabenste Idee für den Mangel einer jener Forderungen nicht entschädigen kann.

Mit wunderbarer Präzision betont Klinger, daß ein wirkliches Kunstwerk Fleisch als Fleisch und Licht als Licht geben will — was leider „zu einfach sei, um verstanden zu werden", weshalb das ungebildete Publikum, das vom Kunstwerk keine Ahnung hat, etwas anderes verlange, etwas, worüber es fabuliren, und das es nun seinerseits „verstehen" kann.

„Ein ruhender Körper, führt Klinger aus, an dem das Licht in irgend einem Sinne hingleitet, in dem nur Ruhe und keinerlei Gemüthsbewegung ausgedrückt sein sollen, ist, vollendet gemalt, schon ein Bild, ein Kunstwerk. Die „Idee" liegt für den Künstler in der der Stellung des Körpers gemäßen Formenentwicklung, in seinem Verhältniß zum Raum, in seinen Farbenkombinationen, und es ist ihm völlig gleichgültig, ob dies Endymion oder Peter ist. Für den Künstler reicht diese Idee aus, und sie reicht aus. . . . Ist die Form des Körpers der Bewegung, der Lage entsprechend gelöst, das Fleisch in seiner seidigen Weichheit und Raum und Licht harmonisch gegeben, so hat man es mit einem Kunstwerk zu thun, und wenn man es von einem anderen ähnlichen unterscheiden will, mag man ihm dann einen Namen geben. In scheinbar einfachstem Gewande, und bei leichtesten Hilfsmitteln — ruhendes Modell, an dem man leicht beobachten kann — bietet das Motiv selbst dem mit genauesten Körperkenntnissen Ausgestatteten doch Schwierigkeiten, die nur ein Künstler lösen wird, der der Natur innerlichst folgen kann, um aus einer Studie ein organisches, auf sich selbst und seiner Klarheit beruhendes Kunstwerk zu schaffen. — Und gerade bei solchen einfachen Stoffen sehen wir, wie gewöhnlich die eigentliche Aufgabe durch novellistische Zuthaten, sogenannte „Ideen" umgangen wird. Ueberraschung, Kitzeln u. s. w. lenken den Beschauer von der Kritik der Darstellung ab auf die unkünstlerische Frage: Was wird nun geschehen?

Durch die ganze moderne Kunst geht ein Drang nach jener vorerwähnten Novellistik, in der die ruhige, natürliche Form völlig ertränkt erscheint. Es gehören stärkste Anstrengungen dazu, sich aus dieser Fluth zu einer einfachen künstlerischen Anschauung durchzuarbeiten und die Kunst im Menschen, in der Natur zu suchen, statt im Abenteuer."

* * *

So schreibt Max Klinger. Und jeder, dem es um Ehrlichkeit und Klarheit im Denken zu thun ist, wird ihm für seine Ausführungen freudigen Beifall entgegenbringen.

Denken wir uns nun einen solchen Menschen und nehmen wir an, er verlasse bei der angeführten Stelle die Klinger'sche Schrift, um gleich an das wichtigere Werk des Künstlers, um an Klinger's Radirungen heranzutreten, z. B. an die „Dramen", oder den „Handschuh", oder „Ein Leben", oder „Eine Liebe". Der gute Mensch wird ein sehr verdutztes Gesicht machen. Er wird einfach finden, daß Klinger's Theorie und Praxis einander geradezu ins Gesicht schlagen. Er wird finden, daß der Novellenteufel, den er gerade durch Klinger aus dem Tempel der Kunst hinausgetrieben glaubte, hier in siebenfacher Verstärkung zurückgekehrt ist.

Er wird vor allem die Erfahrung machen, daß eine Anzahl von Blättern ihn zu hellem Entzücken hinreißen, aber nicht weil sie als Kapitel eines Romans gedacht sind, nicht als Mittheilung eines Vorgangs, sondern als künstlerischer Ausdruck einer bedeutenden Erscheinung der sichtbaren Welt, mit einem Wort als künstlerische Schönheit. Er wird sich sagen, daß in solchen Darstellungen nur Pöbelmenschen nach Geschehnissen suchen können, Menschen eben, die mit dem vollkommen Dargestellten an sich, d. h. mit der Kunst als solcher, nichts anzufangen wissen, Menschen, für welche andere Blätter dann eigens berechnet scheinen, eine ganze Reihe, die weniger darstellen als erzählen, und zwar allerlei Schauer- und Mordgeschichten, zu deren Bericht der letzte Reporter gerade gut genug wäre.

Und wenn der Betrachter dann traurig steht, und sprachlos, und nicht begreift, dann nähert sich ihm vielleicht ein Kunstschreiber, ein „Freund des Künstlers", und spricht ihm von Klinger, dem „düstern Denker", dem „leidenschaftlichen Seher",

„der mit bitterem Herzen und flammenden Worten des feierlichsten Pathos sich nun auseinandersetzt mit den grauenhaften Gewalten, welche er mit scheuem Entsetzen hinter dem geschminkten Gesichte der modernen Kultur wittert und in geheimnißvoller Geschäftigkeit das Alte stürzen, noch undefinirbar Neues vorbereiten sieht . . ., dessen Fähigkeiten sich nähren in Riesenzügen von jenem tigerhaften und blutdürstigen Fauchen einer oft geleugneten Elementarkraft in der Mitwelt, die doch durch ihre tausend Zeichen und ihre einzelnen Vorstöße die wachsende Unruhe der Gesellschaft vor dieser fürchterlichen Unbekannten seit zwei Dezennien hervorruft — —"

Die Botschaft, vielmehr die Worte, wird er hören, der Arme, aber der Glaube und das Verständniß werden ihm fehlen. Er wird vielleicht noch ein wenig zuhören, und es werden ihm Worte an sein Ohr schlagen, wie „erhabene Schicksalsbetrachtung christlicher Empfindung voll": aber klüger wird er daraus nicht werden. Und zuletzt wird er dem unklaren Erklärer mit seinen hochtönenden schwulstigen Worten davonlaufen.

* * *

Hat nun der Mann, der Klinger in so grellem Widerspruch mit sich selber findet, wirklich recht? Daran zweifelt er selber. Denn er denkt zu hoch von dem Meister, von seinem Kunstverstand nicht weniger wie von seinem künstlerischen Können.

Und er nimmt aufs Neue Klinger's Schriftchen zur Hand, ob das ihm seine Zweifel vielleicht löse und alle

vermeintlichen Widersprüche als schöne Gesetzlichkeit darstelle.

In der That macht sich Klinger das zur Aufgabe. Zu diesem Ende gerade schreibt er so ausführlich über den Unterschied zwischen Malerei und Griffelkunst, wie sein eigener glücklicher Ausdruck lautet. Was er in dieser Beziehung sagt, besonders über die Bedeutung des Materials, über den rein malerischen Charakter des einen und den mehr ideellen und poetischen oder poetisirenden Charakter des andern, ist ebenso originell wie tief und klar. Er begründet damit aufs feinste den Schluß, zu dem alle seine Ausführungen hinstreben: — daß die zeichnerische Kunst der dichterischen viel näher kommen kann als die Malerei.

In dieser Allgemeinheit ist der Satz unbestreitbar; und Klinger gebührt das Verdienst, ihn zum ersten Mal in begrifflicher Klarheit erfaßt und ausgesprochen zu haben. Die hierauf bezüglichen Stellen in seinem Schriftchen sind einzig in ihrer Art. Man hat seine helle Freude an dieser reinlichen Gedankenarbeit.

Dennoch fällt Klinger in einen großen Irrthum: er zieht eine viel zu äußerliche Grenze zwischen der Griffelkunst und der Malerei; er übersieht, daß es Werke der Griffelkunst gibt, die in Ausführung und Wirkung einem Bilde unendlich näher verwandt sind, als gewisse andere Werke des Griffels, und die also viel eher den Gesetzen der Malerei unterstehen als denen der einfachen Zeichnung, deren allereinfachste und kunstgeschichtlich wichtigste Form die Umrißzeichnung ist.

Gerade auf diese letztere aber beruft sich Klinger in seiner Beweisführung. Sehr geschickt greift er dabei vor Allem auf die Blüthezeit der griechischen Kunst zurück. Und mit Recht betont er den ungeheuren Unterschied zwischen der schönen Ruhe der Monumentalwerke und dem oft tollbewegten Leben in der zeichnerischen Kunst jener Zeit, nämlich der Vasenmalerei, die sich in Wahrheit als Umrißzeichnung darstellt und als solche die kühnste Bewegung ja die äußerste Possenhaftigkeit der Stellungen nicht ausschließt.

Aus der neueren Kunstgeschichte nennt Klinger am häufigsten den Spanier Goya. Er hätte auch Callot anführen können, oder Gavarni, oder Grandville, oder meinetwegen Wilhelm Busch. Sie alle beweisen, daß der Griffelkünstler allerdings, unter gewissen Bedingungen, weit über die Grenzen der Malerei hinausgehen darf, ohne aufzuhören, reiner Künstler zu sein. Unter gewissen Bedingungen. Nämlich er darf über jene Grenzen dann hinausgehen, wenn seine Darstellung offen zeigt, daß sie nicht Selbstzweck sein will; er darf um so mehr darüber hinaus ausschweifen, je weniger er die Erscheinungen wirklich darstellen, je mehr er sie in charakteristischer Weise bloß andeuten, vielleicht bloß errathen lassen will, mit einem Wort, je weniger er eben im höheren Sinne des Worts darstellender Künstler ist — ein Satz, der aus der Logik wie aus der Erfahrung abgeleitet werden kann und der sich als Gesetz auch so formen läßt: Der Spielraum des darstellenden Künstlers nach dem Gebiet der Dichtung hin wächst im umgekehrten Verhältniß zu den aufgewandten Mitteln.

* * *

Weder Dürer, noch Schongauer, noch Altdorfer haben ihre berühmten Blätter gestochen, um eigene oder anderer Leute Romane zu erzählen. Sie stellen vielmehr auf diesen Blättern ganz dasselbe dar wie auf ihren Bildern, und sie stellen es nicht anders dar, ob sie malen oder ob sie stechen. Dürer's sogenannter heiliger Hieronimus könnte ebenso gut die Reproduktion eines von Dürer gemalten Bildes sein. Von seiner Melancholie und andern Blättern gilt dasselbe. Und Altdorfer faßt auf seinen Stichen die Landschaft um kein Haar anders auf, wie in seinen Bildern; seine Blätter sind nicht weniger malerisch wie seine Tafeln.

Die Blätter dieser ersten Meister der Griffelkunst wirken sogar viel malerischer als die Reproduktionswerke der späteren Kupferstecher. Jene Meister sind sich immer bewußt geblieben, daß der Griffel unserer Phantasie nicht nur die Farben zu ergänzen überlassen muß, sondern daß er ihrer schöpferischen Kraft noch viel mehr überlassen kann und deshalb auf eine der Bildtechnik analoge Durchbildung des Gegenstandes von Punkt zu Punkt verzichten darf, ja verzichten muß.

Sie waren eben alle Maler, und ob sie mit dem Pinsel oder mit dem Grabstichel hantirten, immer arbeiteten sie, ihre Ausdrucks- und Darstellungsmittel mit der größten Weisheit ausnützend, auf die höchstmögliche malerische Wirkung hin. Wer Dürer studirt hat, kann unmöglich etwas anderes behaupten.

Ein Wilhelm Busch, ein Oberländer, ein Gavarni, ein Grandville, ein Callot, ein Goya in seinen meisten Werken wollen nicht malerisch wirken, wollen viel weniger das Auge befriedigen, als gewisse Funktionen des Geistes in Spiel setzen. Und diese nun, jeder ein Künstler in seiner Art, mögen ihre Moralsprüchlein aufsagen, oder ihre Narrenpossen vorführen, oder sonst ihre Witze machen; für sie, deren Werke fast immer — was sehr wichtig ist — in Verbindung mit dem Wort auftreten, für sie allein gilt die weitgehende „poetische Lizenz", die Klinger, sehr mit Unrecht, der ganzen Griffelkunst zuspricht.

Am meisten Unrecht hat er, wenn er diese Freiheit für sich selber in Anspruch nimmt. Da ist er sich selber sein ärgster Feind. Und er mißbraucht seine Kunst in unverzeihlicher Weise, wenn er sie dazu benutzt, uns Kolportageromane zu erzählen. Dafür steht seine Kunst zu hoch. Sie ist nicht einmal dazu geeignet.

Denn Klinger ist durch und durch Maler, im eminentesten Sinne des Wortes, und er kann in seinem Schaffen gar nicht anders, als auf malerische Wirkungen hinarbeiten. Das beweisen schon seine wundervollen Landschaften, mit denen er die Hintergründe seiner einfachsten Darstellungen ausfüllt. Das beweist insbesondere seine geniale Fähigkeit, mit eigenen geheimen Mitteln unsere Phantasie zu zwingen, in seinen Blättern die volle Farbenstimmung zu sehen, wie sein eigenes schöpferisches Auge sie sah. So weitgehende malerische Wirkungen, wie Klinger sie erzielt, sind in der Geschichte der graphischen Künste fast unerhört. Eine solche Kunst ist zu gut zum Erzählen, — schon weil sie zu schlecht dazu ist, weil es ihre Sache nicht ist. Malerische Kunstwerke wollen nur malerisch wirken; jede novellistische Ingredienz bedeutet nicht eine Erhöhung, sondern eine Verminderung, ja eine Zerstörung ihrer künstlerischen Wirkung.

Diese Gedanken sind Wenigen klar, von den Meisten würden sie bestritten werden. Und doch werden unter den Klinger'schen Blättern ziemlich allgemein diejenigen als die besten genannt, die nicht dem Novellisten oder gar dem Reporter ins Handwerk pfuschen, sondern die rein malerische Ideen darstellen.

Hierhin gehören zum Beispiel die ganze Folge von „Eva und die Zukunft", die zwei Blätter „Simplizissimus", die Darstellungen von „Amor und Psyche", die Mehrzahl der „Radirten Skizzen", die Landschaften in den „Ovidischen Opfern", die drei ersten Blätter in „Ein Leben" und mehr oder weniger die ganze Serie „Vom Tode", wo sich überhaupt so ziemlich das beste finden wird, was Klinger mit Nadel und Stift geschaffen hat.

* * *

Die Frage ist: was sind malerische Ideen? Natürlich nichts als reine Anschauungen. Denn was nicht angeschaut werden kann, kann auch nicht gemalt werden. Eine malerische Idee kann etwas sehr einfaches sein: ein Stück Landschaft in einer individuell empfundenen Stimmung und Beleuchtung, ein menschlicher Körper in einer bestimmten Lage oder Haltung. Niemals kann eine Geschichte eine malerische Idee sein.

Wenn Klinger auf dem ersten Blatt seiner „Dramen" folgendes darstellt: ausgestreckte Beine eines Liegenden, eine

erschrockene Frau daneben, und oben am Fenster einen Mann mit einer Flinte, so ist das keine rein malerische Idee; denn bei einem solchen Blatt liegt die Hauptsache, wie es doch sein müßte, nicht in dem Dargestellten, nicht in der Anschauung, sondern in einer hinzugedachten Geschichte.

Die darstellende Kunst hat aber ihren Namen daher, daß der darstellende Künstler uns seine Ideen vor die Augen stellt. Wohl bleibt uns nicht verwehrt, dabei zu denken was wir wollen; allein die Hauptsache darf nicht unser Denken sein, sondern das, was uns sichtbar vor Augen steht.

Keine malerische Idee ist z. B. ein Selbstmord. Den Selbstmord kann man nicht malen. Was dabei in die Anschauung fällt, ist zu wenig, die große Hauptsache liegt außer aller Anschauung. Wenn Klinger darum auf einem sonst großartigen Blatte der „Dramen“, wo er mit allen Mitteln seines erstaunlichen Könnens einen Wald im Mondlicht darstellt, die Bedeutung dieses Blattes zu erhöhen meint, indem er durch ein Häufchen Kleider am Bach einen Selbstmord andeutet, so irrt er sich sehr; er erhöht die künstlerische Wirkung des Blattes nicht, er vermindert sie, indem er unsere Aufmerksamkeit von dem wirklich Dargestellten, dem unübertrefflich Dargestellten ablenkt, und auf etwas hinzieht, was nicht dargestellt ist. Und das ist doch ein schlechter Tausch.

Diese Logik, denke ich, ist klar; sie stammt übrigens von Klinger selber, aus dem ersten Theil seiner Schrift „Malerei und Zeichnung“.

* * *

Es ist ein allgemeiner, wenn auch oft verleugneter Satz, der auch für die Dichtung gilt, daß ein Stoff sich um so mehr zur künstlerischen Darstellung eignet, je bekannter er aller Welt ist. Darum gibt es sogar Bedingungen, unter denen die Malerei auch Vorgänge und Geschehnisse darstellen darf, nämlich wenn diese, alles individuellen Charakters entkleidet, zu Allgemeinvorstellungen geworden sind und keinerlei Neugierde mehr herausfordern, also auch die rein künstlerische Aufmerksamkeit nicht ablenken können. Solcher Art sind die religiösen Traditionen. Und selbst hier ist es noch die Frage, ob der große Künstler auch ohne jede äußere Veranlassung zu diesen Stoffen greifen würde. Klinger hat die Evalegende dargestellt. Und er hat den Stoff so rein in der malerischen Idee, d. h. in der Anschauung, aufgelöst, daß seine Blätter ebenso gut die Reproduktion von Gemälden sein könnten. Mit einem individuellen Erlebniß, also mit einer Novelle, wäre ihm diese Lösung einfach unmöglich gewesen, wie eine Reihe seiner Darstellungen genugsam beweisen.

Auch in der reinen Phantasieschöpfung kann die Griffelkunst in gewissem Sinn mit der Dichtung wetteifern, ja sie überholen. Denn Phantasie ist auch Anschauung. Phantasie ist innere produktive Anschauung. Was in der Phantasie ist, ist deshalb darstellbar. Boecklin und Thoma malen mit Vorliebe Phantasien. Und die zeichnerische Kunst kann noch weiter gehen.

Wir besitzen von Klinger köstliche Blätter dieser Art. Wenn er in den „Skizzen“ ein Weib vorführt, die auf dünnen schwanken Zweigen emporklettert und einen schwerfällig nachkletternden Bär mit einem Halm in die Nase kitzelt; wenn er auf einem Blatt „Vom Tode“ vor einer zaubervollen Landschaft ein Veloziped darstellt mit dem Amor auf dem Vordergestell und einem Sarg nach hinten mit der Gestalt des Todes darauf: das ist keine Novellistik, das ist reine Anschauung, das ist Ideendichtung, wo aber nicht die Hauptsache in Gedanken hinzugethan werden muß, sondern wo Anschauung und Idee einander vollkommen decken und ganz in der Sprache der darstellenden Kunst zum Ausdruck kommen.

Das sind meine Gedanken über Max Klinger. Ueber die erstaunliche Technik des außerordentlichen Meisters muß ich Fachleuten das Wort lassen. Von den einzelnen Bildern aber habe ich nichts weiter zu sagen. Man kann über allgemeine Prinzipien und die Gesetze der Kunst sich zu verständigen suchen; aber vor dem einzelnen Kunstwerk, besonders dem Vollkommenen, ist Rede fast Sünde. In populären Zeitschriften hat man allen möglichen Idealismus, Sozialismus und Christianismus aus den Klinger'schen Darstellungen herausphilosophirt; das hat mit der Kunst als solcher nichts zu thun. Ein berühmter Kunstgeschichtschreiber hat Klinger's einzelne Blätter ausführlich beschrieben; ich meine, die Schönheit solle man nicht beschreiben wollen. Wer etwas von ihr haben will, muß sie sehen und empfinden. Und wenn er sie — wie sie auf einer großen Anzahl von Klinger's Blättern leibhaftig vorhanden ist — wirklich und ohne Beeinflussung durch Autorität und Mode sieht und fühlt, dann wird er am liebsten keine Worte machen. Vielmehr wird sein Geist, überwältigt und in stummer Anbetung, niedersinken, wie es Klinger dargestellt hat auf seinem wunderbaren Blatte „An die Schönheit“.

Uns zur innern Erfahrung zu bringen und zum persönlichsten Erlebniß werden zu lassen, was dieses herrliche Blatt ausdrückt, das eben ist der Zweck der höheren Kunst, den Klinger's Darstellungen zwar nicht immer aber doch so oft und so herrlich erfüllen, wie man von wenigen in der heutigen Welt rühmen kann.

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Lebensgefahr im eigenen Hause.

Unter diesem Titel ist vor etwa sieben Jahren ein lehrreiches Buch erschienen, das nur aus siebenzig Tafeln Abbildungen mit ganz kurzem erläuterndem Text besteht und zeigt, wie durch Entwässerungsrohre verdorbene Luft in Wohnräume eindringen und Gesundheit und Leben mit ernsten Gefahren bedrohen kann. Verfaßt ist es von einem englischen Arzte, Pridgin Teale, nach der 4. Auflage ins Deutsche übertragen von J. K. H. Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein, Prinzessin von Großbritannien und Irland, für deutsche Verhältnisse bearbeitet von H. Wansleben, Ingenieur in Kiel, und mit einer Vorrede versehen von dem berühmten Professor der Chirurgie, Dr. F. von Esmarch in Kiel.

Die in England, wo man viel früher als in Deutschland die häuslichen Gebrauchswässer nebst menschlichen Abfallstoffen durch Röhren und Kanäle aus den Häusern entfernte, noch stark verbreitete Ansicht, daß Kanalluft, wenn nicht alle möglichen, so doch sehr viele Krankheiten zu erzeugen vermöge, hat durch die Entdeckung organisirter Krankheitskeime starke Einschränkungen erfahren, weit unzählige Untersuchungen ergeben haben, daß diese Krankheitskeime aus Flüssigkeiten und von feuchten Körpern nur ausnahmsweise und unter besonderen Umständen sich in die Luft erheben und von Luftströmungen fortgeführt werden können, wobei ebenein einzelne durch Austrocknung mehr oder weniger schnell ihre Lebenskraft und giftige Wirksamkeit oder Wirkung verlieren. So können Tuberkelbacillen, eingetrocknet und mit anderem Staube durch Luftströmungen aufgewirbelt, unter günstigen Umständen ohne Zweifel Schwindsucht erzeugen; so können auf kurze Zeit Cholerabacillen, die durch Austrocknung schnell absterben, wahrscheinlich Diphtheriepilze, ferner die Erzeuger der Lungenentzündung und einiger anderer Infektionskrankheiten, vielleicht auch Typhuskeime durch die Luft verbreitet werden, und gewiß ist, daß die der niedrigsten Thierklasse angehörigen, amöbenartigen Malariaparasiten, die Erzeuger der Malariakrankheiten, von denen bei uns die Wechselfieber am meisten bekannt sind, mit den aus gewissen Sümpfen aufsteigenden Nebeln sich erheben und eingeathmet jene Krankheiten hervorrufen.

Die Siel-, Kanal- und Rohrluft enthält dagegen solche Keime niemals, außer wenn etwa das bakterienhaltige Sielwasser gewaltsam verspritzt wird, was ja nur ausnahmsweise vorkommt, und auch dann fallen die Bakterien alsbald mit den versprengten Wassertropfen nieder und finden also kaum Gelegenheit, in einen Menschen zu gelangen. Die äußersten Vertreter der parasitären Krankheitsentstehung gehen deshalb zum Theil so weit, daß sie die Sielluft überhaupt nicht als krankheitserzeugend gelten lassen, wenngleich sie nicht in Abrede stellen können, daß konzentrirte Kloakengase stark giftige und oft tödtliche Wirkungen ausüben, was man bei Reinigung von Kloaken, Ausräumung von Abtrittsgruben u. dgl. m. oft genug beobachten kann. Hier handelt es sich aber nicht um organisirte Krankheitskeime, sondern um chemische Wirkungen gewisser Luftarten, die theilweise geruchlos sind, wie Grubengas, Kohlenoxydgas, Kohlensäure, theilweise aber stark- und übelriechend sind, wie Schwefelwasserstoffgas, Schwefelammonium u. a. m., die nicht bloß Erstickung wegen Mangels an athembarer Luft, sondern mehr oder weniger rasch eintretende Vergiftung hervorrufen.

Die gelegentlich in Wohnräume eintretende Siel- und Abortluft enthält zwar so giftige Gasarten nicht, oder doch nicht in genügender Menge und Dichtheit, um so starke und augenscheinliche Wirkungen auszuüben; sie verräth sich auch dem Geruche kaum oder doch nur beim Hineintreten aus frischer Luft, so lange man nicht daran gewöhnt ist, und hat auch dann nur einen unbestimmten Charakter, den man wohl als dumpfig, abgestanden, widrig u. dgl. m. bezeichnet. Dennoch übte diese — mit einem Worte — verdorbene Luft auf die längere Zeit oder häufig darin Verweilenden allmählich einen nachtheiligen Einfluß aus, der sich durch Störung ihres Allgemeinbefindens, durch Mattigkeit und Verstimmtheit, Mangel an Appetit bis zur Uebelkeit, gestörte Verdauung und unruhigen, nicht erquickenden Schlaf kundgibt. Solche Erscheinungen sehen wir oft dem Ausbrechen eines Unterleibstyphus vorausgehen, manchmal auch anderen Krankheiten, deren spezifische Erreger, die Typhusbacillen, Cholerabacillen u. a. m., einen gewissermaßen vorbereiteten Boden, oder einen geringeren Widerstand des geschwächten Organismus gegen ihre Wirkungen vorfinden. Wiewohl sie also die besonderen Krankheiten nicht erzeugen, so helfen sie doch oft wesentlich zu ihrem Zustandekommen und machen sie in der Regel schwerer, als wenn die der Infektion Ausgesetzten in reiner Luft leben, und sicher nehmen sie wichtigen Antheil an der Erzeugung von Hausepidemien.

Es ist also eine hochwichtige Aufgabe der Technik, unsere Wohnräume gegen das Eindringen solcher verdorbenen Luft zu schützen.

Sie kann aus dem Erdboden, wenn in demselben Zersetzungen organischer Abfallstoffe stattfinden, was besonders durch abwechselndes Feuchtwerden und Austrocknen des Bodens begünstigt wird, in unsere Häuser aufsteigen, da deren Erwärmung stets einen aufsteigenden Luftstrom erzeugt. Hiergegen schützt man sich durch die Wahl eines reinen und gegen Verunreinigungen geschützten Baugrundes, oder bedeckt ihn mit undurchlässigen Schichten von Beton, Cement u. dgl. m. Auch luftige Keller mit luftdichter Ueberwölbung, die aber nicht durch Bretter oder gewöhnliches Mauerwerk herzustellen ist, gewähren einen gewissen Schutz.

Sie kann aber auch durch dieselben Röhren eindringen, die das Gebrauchswasser und andere unreine Stoffe aus unseren Wohnungen, Küchen, Aborten ꝛc. ableiten, wie Pridgin Teale bildlich darstellt, und zwar um so mehr, als in den Röhren selbst, sowie in den Straßensielen, besonders in nicht gut angelegten und nicht kräftig gespülten, Schmutzstoffe sich ablagern, welche durch Zersetzung ihrer organischen Bestandtheile Fäulnißgase entwickeln. Dies sucht man durch unbedingte Dichtigkeit aller Röhren, die deshalb aus dauerhaftem und an allen Verbindungsstellen sorgfältigst gedichtetem Material bestehen und keine scharfen Winkel, noch zu Ablagerungen Gelegenheit gebende Erweiterungen und Unebenheiten bieten dürfen, und durch selbstthätige Wasserverschlüsse an allen Eingußöffnungen und außerdem durch ähnliche Abschlüsse zwischen den Hausleitungen und den Straßensielen zu verhindern.

Aeltere Wasserabschlüsse bestehen meistens aus einer rinnenförmigen Vertiefung um den senkrecht stehenden Rohreintaß, in welcher eine schwere metallene Glocke mit Ausbiegungen an ihrem Rande steht: das ausgegossene oder aus einem über dem Ausgußbecken befindlichen Hahn der Wasserleitung zufließende Wasser gelangt unter der Glocke in das Rohr und füllt die Rinne um dasselbe so weit, daß unter gewöhnlichen Umständen keine Luft aus dem Rohr entweichen kann. Um die Rinne reinigen zu können, ist die Glocke abhebbar und über derselben ein gleichfalls abhebbares Sieb: aber das Abheben des Siebes und der Glocke, das um so öfter geschehen muß, je mehr feste Stoffe das Ausgußwasser enthält, gibt nicht nur der Rohrluft jedesmal den Austritt frei, sondern bietet auch Gelegenheit, allerlei in das Rohr hineinzustopfen, was nicht mitschwimmen will, wie z. B. Kartoffelstücken und andere Speisereste, Fetzen von Reinigungstüchern, ja ganze Lappen u. dgl. m., die dann früher oder später stecken bleiben, das Rohr verstopfen und an oft schwer zugänglichen Stellen Zerstörungen des Rohrs bewirken, was dann kostspielige Arbeiten verursacht und durch Nässung des Mauerwerks bedeutende Schädigungen veranlaßt, durch die weiterhin die angrenzenden Wohnräume höchst ungesund werden können. Solchergestalt entstandene Diphtherieherde sind z. B. recht oft beobachtet.

Aus diesem Grunde und weil außerdem die Glockenverschlüsse wegen ihrer geringen Wassermenge bei seltener Benutzung leicht durch Austrocknen unwirksam werden, werden dieselben mehr und mehr verlassen und sind durch neuere Bauvorschriften wohl allgemein als nicht mehr zulässig bezeichnet.

Besser und deshalb jetzt allgemein vorgeschrieben sind starke Biegungen, sogenannte Schwanenhälse oder Syphons der Abflußrohre unterhalb jedes Abflußdeckens, in denen jedesmal eine solche Menge Wasser stehen bleibt, daß ein verhältnißmäßig sicherer Luftabschluß dadurch bewirkt wird. Der Rohrbogen muß aber zu dem Zwecke eine genügende Tiefe haben, und an seinem tiefsten Grunde eine verschraubbare Oeffnung besitzen, durch welche stockende Unreinigkeiten von Zeit zu Zeit zu entfernen sind.

Das Wasser des Syphons kann zwar auch austrocknen, wie dasjenige des Glockenverschlusses; oder durch seine größere Menge und kleinere Oberfläche bei größerer Entfernung von der freien und bewegten Luft ist es doch mehr geschützt. Bei längerem Nichtgebrauch der Wasserleitung, z. B. in leerstehenden Wohnungen, während der Sommerreisen der Einwohner u. dgl. m., wo die aufsteigenden Rohr- und Sielgase nicht nur in die leerstehende Wohnung, sondern auch in andere Wohnräume des Hauses eindringen könnten, dürfte es zweckmäßig sein, das Verschlußwasser durch eine Schicht darauf gegossenes Oel gegen Verdunstung zu schützen.

Der Wasserverschluß kann auch auf andere Art gestört werden. Wenn in einem oberen Stockwerk größere Wassermengen rasch in eine mit dem unteren Rohr verbundene Ableitung gegossen werden, so kann die hierdurch zusammengepreßte Rohrluft das Verschlußwasser sprengen und hinausschleudern. Dieser Gefahr begegnet ein auf dem oberen Syphonbogen sitzendes und nach oben führendes Lüftungsrohr, durch das die zusammengedrückte Luft entweichen kann. Bei Neuanlagen sind solche Lüftungsrohre leicht anzubringen und wohl überall vorgeschrieben.

Bei guten Straßensielen mit glatten Innenflächen und rundem, oder bei größeren Röhren eiförmigem, mit der Spitze nach unten gerichtetem Querschnitte und gehöriger Spülung können Stockungen und Zersetzungen des Inhalts mit Entwicklung schädlicher Gasmengen kaum vorkommen. Außerdem geben Luftöffnungen im Straßenpflaster oder eigene, hohe Lüftungsrohre der Kanalluft hinreichende Gelegenheit, auf unschädliche Art zu entweichen. Befinden solche Lüftungsrohre sich an den Häusern oder werden die Regenrohre dazu benutzt, so ist jedoch auf alle Fälle Sorge zu tragen, daß die oben entweichende Kanalluft nicht in Wohnräume, z. B. durch Dachfenster, hineingelangen kann.

Ob zwischen der Hausleitung und dem Straßensiel noch ein Wasserverschluß angebracht werden soll, ist streitig. Die Engländer, deren Ansicht in den Versammlungen des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in Magdeburg und Stuttgart (1894 und 1895) lebhaft und geschickt durch den Ingenieur Roechling aus Leicester vertreten wurde, verlangen einen Wasserabschluß außerhalb der Hausmauer, während die Mehrzahl der deutschen Ingenieure nach Stadtbaurath Lindley-Frankfurt a. M. dies nicht nur als unnöthig, sondern sogar als nachtheilig bezeichnet, indem sich in diesen Sink- oder Schlammkasten gerade Stockungen bilden, aus denen Fäulnißgase aufsteigen und durch irgendwelche Luftströmungen leicht in die Häuser getrieben werden; verstopfen sich aber die Oeffnungen dieser Kasten, was oft vorkommt, so werden bei jedem Wasserausgießen alle Wasserabschlüsse im Hause gesprengt und die Rohrgase mit Gewalt in die Wohnräume (Küchen, Badezimmer u. s. w.) hinausgetrieben. Ganz verwerflich ist es, solche Schlammkasten in den Häusern selbst, höchst bedenklich, sie auf engen Höfen anzulegen. Nur für große Hotels, Wurstlereien u. dgl. m., wo beträchtliche Mengen Fett mit den Abwassern fortgeführt werden, sind besondere Fettfänge nöthig, weil das erkaltende Fett sich in den Straßenröhren festsetzt und sie ganz verstopfen kann. Dies ununterbrochene System herrscht in Deutschland und hat sich u. A. in Hamburg, Berlin, Frankfurt a. M. und anderen Städten vollkommen bewährt. Unbedingt nothwendig ist aber tadellose Ausführung der ganzen Rohranlagen, wozu nicht nur vollkommene Sachkenntniß der Installateure und Ueberwachung der Neuanlagen, sondern auch Kontrolle der Benutzung und demgemäß eine ausreichende Sachkenntniß der Hausbesitzer und Haushaltungsvorstände nöthig ist, die am besten durch kurze gedruckte, von der Baubehörde zu ertheilende Anweisungen vermittelt wird. Ueberdies werden von Zeit zu Zeit amtliche Revisionen nützlich sein, da Pfuscherthum wie Unkenntniß und Leichtsinn bei diesen Dingen große Gesundheitsschädigungen herbeiführen können.

In der an diese Vorträge sich anschließenden Diskussion in der Stuttgarter Versammlung traten alle Redner, Aerzte wie Techniker, den Ansichten Lindley's bei, die somit wohl als die wenigstens für deutsche Verhältnisse wissenschaftlich und praktisch am besten bewährten angesehen werden dürfen. Von verschiedenen Seiten wurde dabei lebhaft betont, daß die allgemeine Unkenntniß und Gleichgültigkeit in diesen Dingen durch die Presse wie durch Vereine und öffentliche Vorträge gar nicht kräftig genug bekämpft werden könne.

Rostock. Fr. Dornblüth.

Der Engländer in der deutschen Litteratur.

I.

Unsere Verwicklungen mit England haben wiederholt dazu Anlaß gegeben, die Wandlungen zu zeichnen, denen das offizielle Verhältniß zwischen beiden Staaten unterworfen war; besonders hat dies der auch den Lesern der „Nation“ wohlbekannte „Ignotus“ in der Zeitschrift „Cosmopolis“ gethan. Er hat dabei selbst betont, daß keineswegs immer direkt politische Vorgänge sich in diesen Wandlungen abspiegeln. Es ist bei Staaten und Nationen nicht anders als bei einzelnen Menschen: was der Eine vom Andern glaubt, was er ihm zutraut, das beeinflußt seine Stellung zu ihm beinahe noch stärker als was der Andere ihm gegenüber wirklich gethan hat. Sympathien und Freundschaftsdienste, Antipathien und Schädigungen bedingen sich gegenseitig in langer Kette, und ob eine Meinung oder aber eine Thatsache das Anfangsglied der Kette bildet, das ist kaum je festzustellen.

Gerade nun weil die Urtheile der Völker über einander nicht Aussprüche von Gerichtshöfen sind, die streng nach dem aktenmäßigen Bestand urtheilen, sondern die aus tausend Eindrücken bestimmten subjektiven Auffassungen einer großen Laienversammlung, gerade deshalb wird man von ihnen nicht verlangen dürfen, daß sie durch unparteiische Gerechtigkeit auch dem Beurtheilten genügen sollen. Jedem steht es frei, zu bestreiten, daß der „typische Engländer“ einer bestimmten Periode überhaupt so ausgesehen habe, wie ihn sich die Deutschen vorstellen. Trotzdem bleibt vielleicht eine solche Galerie englischer Typen in deutscher Beleuchtung lehrreich. Der Wechsel der Darstellungen und Kritiken hat ja seine Ursache in der Entwicklung sowohl des Urtheilenden als des Beurtheilten; und deshalb gibt eine Uebersicht charakteristischer Aussprüche von Deutschen über die Engländer für die Entwicklung beider Nationen bedeutungsvolle Fingerzeige.

Im Mittelalter ist die ethnographische Charakteristik überhaupt noch in den Anfängen und beschränkt sich fast ganz auf die Scheidung in tugendhafte Christen und wilde Heiden. Nur die Nachbarvölker lernen sich etwas genauer kennen und so bilden sich bei den Deutschen jene bestimmte Urtheile über die „treulosen Wälschen“ und die „leichtfertigen Franken“ aus — Urtheile, an denen die pharisäische Selbstzufriedenheit jeder naiven Nation so viel Antheil hat als die Erfahrung. Die Engländer bieten aber den Deutschen noch kaum Gelegenheit, sich ein festes Urtheil zu bilden: die Berührungen auf Kreuzzügen oder Handelsunternehmungen reichten dazu nicht aus, schon weil sie statt der geschlossenen Volksmasse immer nur einen Haufen zufällig versammelter Individuen vorführten. Aber auch beim Uebergang in die neuere Zeit ändert sich daran nicht viel, obwohl die geschäfts- und menschenkundigen Kaufleute der Hansa im Londoner „Stahlhof“ Erfahrungen sammeln konnten. Und als die Reformation alles Interesse des Volkes der leidenschaftlich durchgekämpften nationalen Glaubensfrage zuwandte, verlor man an entfernteren Nationen vollends alles Interesse. Es war wohl auch ganz gut, daß weder Heinrich VIII. und seine Theologen noch die herumziehenden „englischen Komödianten“, die den Grund zum Bau des deutschen Dramas legten, Muster für die Vorstellung der Deutschen von den Engländern wurden! Nach den Gräueln des dreißigjährigen Krieges richtet sich dann der Blick der vornehmeren Kreise Deutschlands fast ausschließlich auf das bewunderte Frankreich, allenfalls noch auf das uns immer so besonders theure Italien; die ärmeren Klassen aber leben dumpf in einem engen Kreis alltäglicher Mühen dahin und für sie ist schon fast der Zugehörige eines andern deutschen Volksstammes ein fremdartiger mit Scheu betrachteter Ausländer.

Gegen diese furchtbare Niedergedrücktheit des deutschen Volkes erhob sich als einer der ersten Christian Fürchtegott **Gellert**. Der berühmte Fabeldichter verdankt seine Stellung vor allem der ganz neuen Erscheinung, daß er zugleich ein musterhaft frommer Christ war — und die Heiterkeit empfahl. Luther hatte wie wenige Menschen zu lachen verstanden und aus seinen Schriften dröhnt so oft wie aus Bismarck's Briefen uns ein herzhaftes Gelächter entgegen; seitdem aber war den Frommen in Deutschland über ein Jahrhundert lang jede Fröhlichkeit Sünde gewesen. Gellert wagte es endlich wieder zu lächeln, noch schüchtern und zaghaft — aber für die Nation war schon das ein Sonnenblick. Und so neu war sein Lächeln, daß er sich auf das Beispiel anderer Völker berufen mußte. In seinem Tendenzroman „Leben der schwedischen Gräfin von G***“ (1746), der auch zum ersten Mal den dann so oft wiederkehrenden tugendhaften Juden in die deutsche Litteratur brachte, führt er einen alten Engländer vor, dessen Leibspruch ist: „man kann fromm und auch vergnügt sein“, er im höchsten Alter noch munter tanzt und furchtlos dem Tode entgegensieht. Von Beruf ist er ein Kaufmann, grundehrlich und wohlthätig.

Neben diesem idealen alten Engländer, der Gellert's Vorstellung von dem rechten Christenthum verkörpert, steht sein Sohn, den der Autor liebt, aber doch auch tadelt. Gleich hier hören wir einen Vorwurf gegen die Engländer, der immer wiederkehrt. „Er liebt die Verdienste seiner Nation

auf Unkosten der übrigen Völker." Neben dieser Parteilichkeit wird sein Ungestüm und seine Freude am Widerspruch hervorgehoben, beide aber zugleich entschuldigt als Ausfluß einer „Fülle des Geistes und der Lebhaftigkeit", aus Freiheitsliebe und „Ueberfluß der Aufrichtigkeit".

Dieser Typus des leidenschaftlichen, aber edlen jungen Engländers kehrt späterhin oft wieder. Auch in der französischen Litteratur zeigt Rousseau's Mylord Edouard in der Neuen Heloise (1759) verwandte Züge: „je le crois vif et emporté, mais vertueux et ferme", sagt sein französischer Freund. Er betrinkt sich in Punsch, fordert zu einem übereilten Duell heraus, zeigt dann aber in einem aufrichtigen Geständniß seines Fehls Großmuth und Tapferkeit. Schon das Erscheinungsjahr von Gellert's Roman beweist, daß dieser Typus in der deutschen Dichtung nicht — wie man behauptet hat — von Rousseau herstammt; aber es ist interessant, die Uebereinstimmung des deutschen Bildes mit dem französischen zu betrachten. Späterhin hat dann allerdings Rousseau's weltberühmte Dichtung dazu beigetragen, diesen Typus festzuhalten. So in dem einst viel gelesenen Roman „Die Molkenkur", von einem Schweizer Dichter, der Goethe und Rousseau verehrte, Ulrich Hegner (1812), wo wieder der junge leidenschaftliche aber edle Engländer wegen seiner nationalen Geringschätzung aller fremden Sitten gescholten wird:

„Die ungeregelte Willkür dieser Tollköpfe ist schon an sich unerträglich; sie achten außerhalb ihres Landes sich alles erlaubt, weil sie alles gering schätzen."

Es liegt nun in der deutschen Art, jede kräftig auftretende Individualität zu überschätzen und jeder Erscheinung, die sich energisch offenbart, eine so große Geltung zuzusprechen, wie sie kaum selbst fordert. Diese typischen Engländer verlangen nur, in voller Freiheit sich — wie ein modernes Schlagwort ausdrückt — „ausleben" zu dürfen; aber den Deutschen werden sie bald aus Typen zu Idealen. Der Gegensatz gegen die schwerfällige pedantische Art der damaligen deutschen Jugend ließ diese „Tollköpfe" als Musterbilder erscheinen.

An der Universität Göttingen, deren politische Verhältnisse schon engere Beziehungen an England bedingten, an der englische Prinzen studirten und zahlreiche andere englische Studenten nach sich zogen, lehrte Georg Christoph Lichtenberg, der große Psycholog und Humorist, dem die britische Freiheit der Bewegung auf seiner Reise nach England einen ungeheueren Eindruck gemacht hatte. Ungerecht kontrastirt er die beiden Typen:

„Wenn ich mir ein Vergnügen machen will, so denke ich mir einen von unseren fünfzehnjährigen gelehrten Knaben in die Gesellschaft eines fünfzehnjährigen Engländers, der aus der Schule von Eton zurückkommt; den ersten im Haarbeutel, gepudert, demüthig und gespannt, auf den mindesten Druck mit einer Menge Gelehrsamkeit loszubrechen, in seinen Meinungen schlechterdings nichts Anderes, als der kleine schlecht kopirte Papa oder Präceptor. . . . Der Engländer hingegen hat sein eignes lockiges Haar um die Ohren und Stirne hängen, die Miene blühend, die Hände zerkratzt und auf jedem Knöchel eine Wunde; Horaz, Homer und Virgil sind ihm immer gegenwärtig, in seinen Meinungen ist er bestimmt und eigen, irrt sich tausend Mal, aber verbessert sich selbst."

Dieser Gegensatz wird von Goethe völlig angenommen; auch er stellt (1828) im Gespräch die jungen deutschen Gelehrten, „kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, jung ohne Jugend" den Engländern gegenüber: „so jung und siebzehnjährig sie hier auch ankommen, so fühlen sie sich doch in dieser deutschen Fremde keineswegs fremd und verlegen; vielmehr ist ihr Auftreten und ihr Benehmen in der Gesellschaft so voller Zuversicht und bequem, als wären sie überall die Herren und gehöre die Welt überall ihnen." Ebenso hatte er schon früher (1817) die „Vorzüge der Engländer, Gewandtheit im Leben und Sprechen, Sicherheit persönlicher Gegenwart" gerühmt und in Weimar nahm die englische Kolonie eine bevorzugte Stellung ein, deren Tradition dort noch heut nicht ganz erloschen ist. Man übersah zu Gunsten ihrer Frische und Energie gern einen Mangel an Höflichkeit, wie ihn auch Gellert und Hegner hervorheben. Epigrammatisch drückt es der andere große Nationaldichter Deutschlands in der „Jungfrau von Orleans" (1802) aus:

Wohl taugt ihr, mit dem Schwerte dreinzuschlagen —
Der Franke nur weiß Zierliches zu sagen.

Erst ganz allmählich taucht neben diesem völkerpsychologischen Interesse an den englischen Originalen das politische auf. Georg Forster, der berühmte Lehrer der Brüder Humboldt, den seine leidenschaftliche Liebe zur Freiheit in die Wirren der französischen Revolution stürzte, läßt durch seine Sympathie mit der konstitutionellen Regierungsform sein Urtheil über die Engländer nicht beeinflussen; im Gegentheil wiederholt er auf seiner Reise nach London (1790) jenes allgemeine Urtheil in noch schärferer Form:

„Die Engländer haben Gutherzigkeit, Empfindsamkeit, Rohheit und Sinnlichkeit beisammen . . . Die Erziehung raubt den Engländern die Gelegenheit, ihr Herz und ihren Geist auszubilden und reinen Geschmack zu erlangen. Sie sind daher alle geniemäßiger, und haben keine allgemeine Regel des Betragens: immer plump, unfein, unachtsam auf sich und andere, und oft embarassirt in honetter Gesellschaft; ja fast durchgehends bei honetten Frauenzimmern . . . . Hingegen, sobald das Herz spricht, sobald es auf das Empfinden von sinnlichen Eindrücken oder zarten Verhältnissen ankommt, sind sie oft auch wahr, naiv, empfindsam."

Ein Menschenalter später kommt ein anderer Schriftsteller und Naturforscher von europäischer Berühmtheit, Chamisso, nach London — und sein Reisebericht (1818) fließt vor Begeisterung über „diese bewunderungswürdige Welt" mit ihrer Freiheit der Meinungsäußerung, mit ihren ungestümen, aber edeln politischen Plakaten und Reden und Kämpfen keine Schattenseiten mehr im englischen Nationalcharakter.

Wir haben da ein gut Stück deutscher Entwicklung vor Augen. Bei Gellert hatte das politische Leben Englands noch gar keine Rolle gespielt, bei Lichtenberg trat es hinter andern Erscheinungen zurück — bei Chamisso steht es im Vordergrund. Und seitdem zu der alten Sympathie mit dem frischen kräftigen Auftreten der Engländer sich die doktrinäre Schwärmerei für britische Regierungsformen vereinigt hatte, entstand allmählich, besonders in Süddeutschland, eine Anglomanie, eine unbedingte Verehrung englischen Wesens, die eine Reaktion hervorrufen mußte.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Richard M. Meyer.

La Société des Jacobins. Recueil de documents pour l'histoire du club des Jacobins de Paris par F. A. Aulard. Tome V. Janvier 1793 à mars 1794. Paris, Librairie Léopold Cerf. Noblet, Quantin. 1895. 711 S.

Schon der fünfte Band dieses für die französische Revolutionsgeschichte sehr wichtigen Quellenwerkes liegt nunmehr vor, von F. A. Aulard, dem besten Kenner des Gegenstandes, mit derselben Sorgfalt herausgegeben wie die vier vorangehenden. Da das Protokoll des Jakobinerklubs nicht zur Verfügung steht, hat Aulard auch für den Zeitraum vom Januar 1793 bis März 1794 eine kritische Auswahl aus den zeitgenössischen, in den Journalen enthaltenen Sitzungsberichten treffen müssen. Außerdem hat er die Rundschreiben des Klubs an die Zweiggesellschaften u. a., die nicht weniger lehrreich sind, hinzugefügt. Der Sturz der Girondisten, der Hébertisten und Danton's wie seiner Anhänger sind vorzüglich durch diese blutgetränkten Urkunden scharf beleuchtet. Für das Studium des Terrorismus, der sich in Robespierre verkörpert, sind sie unentbehrlich. In ihrer Gesammtheit bilden sie eine Anklageakte gegen die jakobinischen Stützen der Schreckensherrschaft, wie sie nicht furchtbarer gedacht werden kann.

A. St.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 28. Berlin, den 11. April 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Ein ultramontanes rheinisches Blatt hat einen „teuflischen" Plan aufgedeckt, wie die heutige Centrumspartei beseitigt werden sollte, um Platz zu machen einer Vertretung, in der den maßgebenden Einfluß der Adel hat und in der das maßgebende Interesse das agrarische sein würde.

Diejenigen, von denen behauptet worden war, daß sie an diesem Plane spinnen, haben sehr schnell erklärt, daß die ganze Mittheilung eitel Erfindung sei; und die ultramontane Presse athmet daher erleichtert auf. Es mag sein, daß das Intriguenstück, wie es öffentlich bekannt gegeben worden ist, sehr viel mehr Phantasie als Wahrheit enthält; es mag selbst sein, daß es Wahrheit überhaupt nicht enthält. Charakteristisch bleibt es aber, wie ernst solch eine Erzählung genommen worden ist; es ist das nur aus dem Umstande zu erklären, daß die Lage der Centrumspartei in ihrer Gesammtheit die Vorbedingungen bietet, um den Argwohn nähren zu können, es seien Bestrebungen dieser Art im Gange.

Das Centrum hat mit ernsten agrarischen Zuckungen in seinen Gliedern zu kämpfen, und die demokratischen Elemente des Centrums sehen gleichzeitig mit beunruhigtem Blick auf die junkerlichen Mitglieder in den eigenen Reihen, die Großgrundbesitzer sind, und die aus der Partei des Abgeordneten Windthorst eine agrarische Adelspartei machen möchten.

Auch diese Vorgänge beweisen von Neuem eines. Die innere Politik Deutschlands wird in der kommenden Zeit beherrscht sein von der Frage, wie stellen sich die einzelnen Bevölkerungsgruppen und die einzelnen Parteien zu der agrarischen Bewegung unter Führung des Junkerthums. Diese agrarische Bewegung, wie sie im Bunde der Landwirthe zum Ausdruck kommt, bedeutet wirthschaftlich die Ausnutzung der Gesammtheit der Bevölkerung zu Gunsten des Standes der Großgrundbesitzer, und sie bedeutet politisch die Stabilisirung des reaktionären Junkerthums als der herrschenden Macht in Deutschland. Der Ernst dieser Gefahr kann gar nicht überschätzt werden, und deswegen ist nichts so bedauerlich, wie der Versuch, aus irgend welchen kleinen Interessen persönlicher, beruflicher, lokaler Art dieses klare Kampfziel zu verdunkeln, oder die Kräfte abzulenken und zu zersplittern, deren Zusammenfassung nöthig ist, um die Bedrohung der deutschen Zukunft zu beschwören.

Wir haben jetzt in Deutschland nach langen Jahren stagnirenden politischen Lebens endlich das, was die Angelsachsen eine klare Platform nennen; das heißt einen Komplex politischer Fragen, deren Bedeutung sich jedwedem aufdrängt; Fragen, die die Bevölkerung lebhaft in Bewegung setzen und die die Interessen mit Klarheit scheiden. Die politischen Elemente werden auseinandergehen nach der Formel für oder wider das agrarische Junkerthum, und diese Formel wird auch die Neubildung in jenen Parteien langsam vorbereiten, die ein Ganzes geblieben sind, so lange man behauptete, daß in unserer Zeit der wirthschaftspolitischen Kämpfe entgegengesetzte wirthschaftliche Anschauungen das harmonische Zusammenwirken in einer Fraktion zu hindern nicht geeignet seien; das heißt man war zufrieden einer Einigkeit, die in einer der Hauptfragen des politischen Lebens Uneinigkeit bedeutete.

So lange diese Uneinigkeit nur auf schmalen Grenzgebieten emporgesprossen war, konnte man sie wohl verhüllen, und die Keime der Zersetzung eine Zeit lang niederhalten. Aber diese Zeiten sind jetzt vorüber. Der Bund der Landwirthe gestattet ein solches Laviren nicht mehr. Er diplomatisirt nicht, und wenn die gefahrdrohende Bewegung, die er für Deutschland eingeleitet hat, etwas Gutes schuf, so ist es dies: Auch das Diplomatisiren und Laviren auf der anderen Seite ist auf das Aeußerste erschwert worden.

Für das deutsche Bürgerthum ist der jetzige Zeitpunkt politisch ein großer. Wir befinden uns zweifellos an einem Wendepunkt. Man darf sich nicht darüber in Illusionen verlieren, daß die agrarische Bewegung bei der heutigen Zusammensetzung des Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses in ihren schlimmsten Forderungen nur durch die Regierung zur Unfruchtbarkeit verurtheilt worden ist. Wie groß soll man aber die zukünftige Widerstandskraft der Regierung veranschlagen, wenn nach Neuwahlen die alten Gesinnungen der Majorität in die Parlamente zurückkehren sollten? Im Ausblick auf diese ernste Zukunft ist daher der Widerstand gegen die agrarische Junkerbewegung zu organisiren.

Von der geringen Widerstandsfähigkeit der preußischen Regierung — selbst den unreifsten agrarischen Projekten gegenüber — legt ein soeben dem preußischen Abgeordnetenhause zugegangener Gesetzentwurf, nach welchem zur Errichtung von landwirthschaftlichen Getreidelagerhäusern eine Anleihe von 3 Millionen Mark verwendet werden soll, ein erneutes Zeugniß ab. Bei Licht betrachtet, ist der Entwurf eine Aufforderung an die Landwirthe zum Spekuliren mit Getreide. Man glaubt naiverweise dadurch, daß man dem Landwirthe die Gelegenheit erleichtert, durch Aufspeicherung und Lombardirung des von ihm produzirten Getreides den Zeitpunkt des Verkaufs hinauszuschieben, für ihn eine günstigere Preiskonjunktur zu schaffen, während an keiner Stelle der Motive auch nur von der Möglichkeit eines Verlustes — überhaupt von dem geschäftlichen Risiko — die Rede ist, welches diejenigen übernehmen, welche eine zum Verkauf fertige Waare vom Markte zurückhalten. Der Gesetzentwurf mit seiner agrarischen Unterschätzung der Bedeutung des Handels ist höchst bezeichnend; auf die geringe volkswirthschaftliche Bildung der preußischen Volksvertreter ist er aber geschickt zugeschnitten, seine Annahme ist deshalb sehr wahrscheinlich.

In volkswirthschaftlichen Dingen sind wir jetzt allmählich soweit gekommen, daß wir von Rußland lernen können. Die umsichtige Art und Weise, wie die russische Regierung den Uebergang zur Goldwährung vorbereitet hat — ein Vorgang, über den die Leser unserer Zeitschrift durch eingehende Artikel aus der Feder von Theodor Buck in St. Petersburg unterrichtet sind, vergleiche die Artikel: „Zur Währungsfrage in Rußland“ in den Nummern 20 und 21 dieses Jahrgangs —, steht in einem für uns beschämenden Gegensatze zu den unsinnigen Bestrebungen unserer Bimetallisten auf Zerstörung unserer Goldwährung. Zugleich ist dieser Vorgang Rußlands geeignet, jenen Aberglauben zu zerstören, als ob eine minderwerthige Valuta ein wirthschaftlicher Segen für ein Land sei und besonders der Ausfuhr die größten Vortheile bereite. Die Russen nehmen keinen Anstand, sich dieses angeblichen Vortheils sofort zu entschlagen, nachdem für sie die Möglichkeit erwachsen ist, zur Goldwährung überzugehen. Der russische Reichsrath wird sich in allernächster Zeit mit den näheren Bestimmungen zur Durchführung der Goldwährung in Rußland zu befassen haben.

Adolf Kröber, der Reichstagsabgeordnete der süddeutschen Volkspartei für Ansbach-Schwabach ist gestorben. Der Todte hat nur ein Alter von 62 Jahren erreicht. Er ist in Kaiserslautern in der Pfalz geboren und stammt aus recht bescheidenen Verhältnissen. Um so größere Achtung wird man vor der persönlichen Tüchtigkeit hegen müssen, die Adolf Kröber ausgezeichnet hat; in einem wechselvollen Leben, das ihn auch nach den Vereinigten Staaten geführt hat, und verschiedene industrielle Berufe durchlaufend, gelangte der Verstorbene schließlich durch rastlose Arbeit zu verdientem Ansehen und verdientem Wohlstand. Er war der Reihe nach Bierbrauer und Leiter eines Holzgeschäfts an verschiedenen Plätzen; er studirte dann noch in späteren Jahren in Heidelberg Cameralia und Nationalökonomie und fand ein größeres Feld öffentlicher Thätigkeit zuerst in München innerhalb der städtischen Verwaltung, der Handelskammer und der Berufsgenossenschaft der Holzindustrie. Er war in jeder Beziehung ein selbstgemachter Mann, eine jener Gestalten, die zeigen, daß gerade heute der Tüchtigkeit die Wege nach oben offen stehen, und als er in gesicherter Lage sich befand, benutzte er seine Stellung im öffentlichen Dienste zum Besten der großen Masse der Bevölkerung. Adolf Kröber war durch seinen Lebensgang eine echt volksthümliche Figur, ausgestattet mit dem urwüchsigen Humor des kernigen Bayern.

Es ist Deutschland gelungen, einen Handelsvertrag mit Japan abzuschließen. Daß unsere Handelsbeziehungen zu dem aufstrebenden Kulturlande des Ostens nunmehr mit gesicherten und dauernden Verhältnissen zu rechnen haben, ist ein werthvoller Gewinn. Wir hoffen jedoch, daß dieser Handelsvertrag auch rein politisch — und wenn auch nur als Symptom seine Bedeutung hat.

Nachdem Deutschland gemeinsam mit Rußland und Frankreich aus Gründen der allgemeinen Politik Japan um einen Theil seiner Errungenschaften im Kampfe mit China gebracht hatte, waren erklärlicher Weise dadurch unsere Beziehungen zu dem östlichen Kaiserreich ungünstig beeinflußt worden. Wir wollen hoffen, daß der nunmehrige Abschluß des Handelsvertrages ein Anzeichen ist, welches besagt: Auch in Japan erkennt man jetzt, daß die Aufrechterhaltung des ursprünglichen Friedensvertrages mit China unter keinen Umständen sich hätte durchführen lassen, und daß daher die Stellungnahme Deutschlands für Japan eine Erleichterung des Rückzuges bedeutete, der an und für sich im Interesse des Inselreiches geboten gewesen wäre.

Wir müssen in Deutschland nicht nur aus wirthschaftlichen, sondern zugleich aus politischen Gründen Werth auf gute Beziehungen zu Japan legen, und wenn Deutschland in einem bestimmten Augenblick auch der Politik Japans hindernd in den Weg trat, so ist es doch naheliegend genug, an eine Entwicklung zu denken, die Deutschland gemeinsam mit einer englischen Politik, die der Festigkeit nicht mehr wie in letzter Zeit, entbehrt, veranlassen kann, entgegengesetzte Wege zu wandeln.

Es scheint, daß Rußland versucht, die ersten bulgarischen Früchte zu schütteln. Ein paar bulgarische Häfen am Schwarzen Meer sollen angeblich an Rußland ausgeliefert und die selbständige bulgarische Kirche soll der russischen Mutterkirche auf einem Umwege angegliedert werden. Damit beginnen die Schwierigkeiten für den „anerkannten“ Fürsten Ferdinand. Seine Anerkennung hat er freilich; aber sie trägt ihm russische Forderungen ein, die seine Stellung im eigenen Lande allmählich recht sehr erschweren müssen. Diese Wendung ist die alte und sie war vorauszusehen; und damit tritt der Gegensatz der Politik des geopferten Stambulow und des „anerkannten“ Ferdinand von Neuem in Klarheit hervor. Es ist recht zweifelhaft, ob der Koburger fester auf dem Thron sitzt, seitdem er dem geborenen Gegner bulgarischer Selbständigkeit das Thor des eigenen Hauses wiederum geöffnet hat.

International steht die Sache in Bulgarien so, daß dieses Land nunmehr der Herd beunruhigender Intriguen wieder geworden ist. Das ist gewiß unerfreulich; aber andererseits müßten jene politischen Mächte, die sich einem Ueberwuchern russischen Einflusses in Bulgarien entgegen zu stellen haben, sehr schlecht in Sofia vertreten sein, wenn es ihnen nicht gelingen sollte, das nöthige Gegengewicht gegen St. Petersburger Eingriffe in dem bulgarischen Selbständigkeitsgefühl zu schaffen.

* * *

Die Macht des Geldes.

Könnte man unseren Agrariern Glauben schenken, so hat es nie eine Zeit gegeben, in der das Geld eine solche Macht besaß, wie heute. Wenn der Agrarier gegen die Börse zu Felde zieht, so hat er dabei vorzugsweise diese Geldmacht im Auge, eine Macht, die ihm gefährlich und sogar unsittlich erscheint, weil es nicht *seine* Macht ist. Die Agrarier würden ohne Zweifel sehr viel milder über das mobile Kapital, über Geld und Börsen urtheilen, wenn man in den Geldmächten nicht zugleich die politischen Konkurrenten fürchtete, die den Einfluß des Großgrundbesitzes ernstlich bedrohen. Besonders deshalb zetert man über die wachsende Macht des mobilen Kapitals, über die Verderblichkeit der Börsen und über die Mammonsknechtschaft im Allgemeinen. Die Agrarier begegnen sich in diesen Anschauungen mit der Sozialdemokratie, nur daß diese viel konsequenter nicht bloß die Macht des mobilen Kapitals, sondern auch die des immobilen Kapitals, den Kapitalismus im Allgemeinen, verantwortlich macht für alle Schäden der gegenwärtig herrschenden Wirthschaftsordnung.

Nun unterliegt es ja gewiß keinem Zweifel, daß es nie eine Zeit gegeben hat, in der sich so riesige Kapitalien in dem Besitz und unter der Kontrolle einzelner Persönlichkeiten zusammenfanden; man braucht nur an die Rothschild's in Europa, die Gould, Vanderbilt und Rockefeller in Amerika zu erinnern. Solche Riesenvermögen und zahlreiche andere Finanzkräfte — von einem Umfange, der in früheren Zeiten ungeheuerlich erschienen wäre — repräsentiren naturgemäß auch ein gewaltiges Stück realer Macht; sie beherrschen einen Theil des wirthschaftlichen Lebens, und das verleiht ihnen auch einen nicht zu unterschätzenden politischen Einfluß.

Nichtsdestoweniger aber entspricht die Macht des Geldes dem Anwachsen der Reichthümer in keiner Weise, eher könnte man davon reden, daß mit der Ausbreitung des Reichthums die Macht des Geldes sich verringert hat. Auch die Geldmächte sind, wie alles andere in unserem Jahrhundert, demokratisirt worden; man kann heute kaum noch von wirklichen Geldfürsten sprechen, wenigstens nicht von Geldfürsten, die sich als absolute Herrscher fühlen könnten. Dem widerspricht schon das demokratische Prinzip, wie es in den zu immer stärkerer Bedeutung gelangenden großen Aktienbanken zu Tage tritt.

Will man den Unterschied in der Machtstellung der heutigen Geldmächte mit denen früherer Zeiten in Vergleich stellen, so kann man für einen solchen Vergleich keine bessere Periode wählen, als die Zeit am Ausgange des Mittelalters und beim Beginn der Neuzeit, in der das moderne Kreditsystem zuerst seinen machtvollen Einfluß ausübte. Florenz, Genua, Augsburg, Antwerpen wiesen damals Bankiergeschlechter auf, die geradezu entscheidend in die Geschicke der Völker eingriffen. War es doch eine Bankierfamilie — die Medici, die vom Wechselcomptoir aus sich zunächst zu thatsächlichen Beherrschern ihrer Heimathstadt Florenz aufschwangen, dann Vasallen des Kaisers mit dem Herzogstitel und endlich souveräne Großherzöge wurden. Und die Medici waren nicht vereinzelt; die Peruzzi standen ihnen an Reichthum kaum nach. In Genua war es ein anderer Bankier, Niccolo Grimaldi, der es zum Fürsten von Salerno brachte. Alle großen europäischen Bankiers des 15. und 16. Jahrhunderts wurden jedoch von der Firma Fugger in Augsburg übertroffen. Während das Kapital des Handelshauses der Medici an Goldwerth wahrscheinlich zu keiner Zeit die Summe von etwa 5 Millionen Mark deutscher Reichswährung überstiegen hat, belief sich das Vermögen der Fugger nach einer vorhandenen Bilanz aus dem Jahre 1546 auf 4 700 000 Gulden oder rund 40 Millionen Mark in unserem heutigen Gelde. Kein anderes Bankhaus der damaligen Zeit konnte sich an Kapitalreichthum und an Kredit mit den Fuggern vergleichen.

Richard Ehrenberg hat deshalb ein interessantes Werk über das Geldkapital und den Kreditverkehr im 16. Jahrhundert mit dem bezeichnenden Titel: „*Das Zeitalter der Fugger*"*) publizirt. In Augsburg gab es um jene Zeit noch andere große Kaufmannsgeschlechter, wie die Baumgartner, die Welser u. s. w., aber keines derselben kam den Fuggern gleich. Fortlaufend machten die Fugger mit den Fürsten der damaligen Zeit — insbesondere mit den Königen und den Kaisern aus dem Hause Oesterreich — Geldgeschäfte. Maximilian I., der in fortdauernder Geldverlegenheit war, ließ kaum ein Jahr vorübergehen, ohne bei dem Handelshause der Fugger einen neuen Pump anzulegen, und seine gesammte kaiserliche Politik wurde mehr oder weniger bestimmt von den reichlicheren oder knapperen Vorschüssen der Fugger. Im Jahre 1511 dachte Maximilian sogar daran, mit Hilfe des Fugger'schen Geldbeutels Papst zu werden. Er beauftragte allen Ernstes seinen Rath Paul von Lichtenstein, 300 000 Dukaten zur Bestechung der Kardinäle bei Jakob Fugger anzuleihen; als Sicherheit wollte er „die vier besten Truhen mit unseren Kleinodien mitsammt unserem Lehengewand" verpfänden. Die Bank der Fugger in Rom sollte das Darlehen an die Gesandten des Kaisers auszahlen, damit diese es nach Bedarf verwenden könnten. Dieses Geschäft scheint den Fuggern allerdings zu phantastisch gewesen zu sein, die Sache zerschlug sich. Dahingegen ist es eine geschichtliche Thatsache, daß die Kaiserwahl Karls V. recht eigentlich dem Gelde der Fugger zu verdanken war. Da auch der König Franz I. von Frankreich auf die deutsche Kaiserkrone bot, und die Kurfürsten unter dieser Konkurrenz ihre Ansprüche fortgesetzt steigerten, so kostete es den Habsburgern ein gehöriges Stück Geld, ihren Willen durchzusetzen. Die Bestechungsunkosten stiegen auf eine Summe von mehr als acht Millionen Mark unseres heutigen Geldes, was bei dem damals geringeren Geldwerthe einer heutigen Summe von etwa 30 bis 40 Millionen Mark gleich war. Ungefähr zwei Drittel dieser Riesensumme gaben die Fugger allein her. Um jene Zeit waren die Fugger unbestritten die bei weitem gewaltigste Geldmacht ihrer Zeit geworden. Ihre Geschäftsbeziehungen reichten von Ungarn und Polen bis Spanien, von Antwerpen bis Neapel.

Clemens Sender, ein zeitgenössischer Augsburgischer Chronist, schreibt über die damalige Stellung des Hauses Fugger: „Jakob Fugger's und seiner Brüder Söhne Namen sind in allen Königreichen und Landen, auch in der Heidenschaft bekannt gewesen. Kaiser, Könige, Fürsten und Herren haben zu ihm ihre Botschaft geschickt, der Papst hat ihn als seinen lieben Sohn begrüßt und umfangen, die Kardinäle sind vor ihm aufgestanden. Alle Kaufleute der Welt haben ihn einen erleuchteten Mann genannt und die Heiden sich ob ihm verwundert. Er ist eine Zierde des ganzen deutschen Landes gewesen." Es existirt ein Brief des damaligen Chefs der Firma Fugger aus dem Jahre 1523 an den Kaiser Karl V., der außerordentlich charakteristisch ist für die Stellung dieses königlichen Kaufmanns gegenüber dem mächtigsten Monarchen jener Zeit. An diesem kaufmännischen Selbstgefühl könnten sich auch die Großkaufleute unserer Tage ein Beispiel nehmen. Es war ein richtiger Mahnbrief, den Jakob Fugger an den Kaiser schrieb, und in diesem Mahnbrief heißt es unter anderem: „Es ist auch bekannt und liegt am Tage, daß Ew. Kaiserliche Majestät die römische Krone ohne meine Hilfe nicht hätten erlangen können, wie ich denn solches mit eigenhändigen Schreiben der Kommissare Ew. Majestät beweisen kann. So hab' ich auch hierin auf meinen eigenen Nutzen nicht gesehen; denn wenn ich hätte vom Hause Oesterreich abstehen und Frankreich fördern wollen, so hätte ich viel Geld und Gut erlangt, wie mir denn solches auch angeboten worden ist. Welcher Nachtheil aber hieraus Ew. Kaiserlichen Majestät und dem Hause Oesterreich erwachsen wäre, das haben Ew. Majestät aus hohem Verstande wohl zu erwägen."

*) Bei Gustav Fischer in Jena. Diesem Werke, von dem zunächst der 1. Band unter dem Titel: „Die Geldmächte des 16. Jahrhunderts" erschienen ist, und auf das wir nach dem Erscheinen des 2. Bandes eingehender zurückkommen werden, haben wir die Mittheilungen dieses Artikels über das Handelshaus der Fugger entnommen.

In ähnlicher Weise griff das Haus Fugger immer erneut in die Tasche, um dem Hause Oesterreich in den zahlreichen Wechselfällen des 16. Jahrhunderts — besonders sobald ein Krieg in Sicht war — zu helfen. Die Habsburger verpfändeten alles, was sie an Werthobjekten gerade besaßen: Steuererträge in den Niederlanden, Silberbergwerke in Tirol, Quecksilbergruben in Spanien, gelegentlich auch einmal Kronjuwelen u. s. w. Mit der Zurückzahlung haperte es aber in der Regel, und so schwoll die Schuld des Hauses Habsburg an das Haus Fugger allmählich zu ganz kolossalen Dimensionen an. Durch den größten Theil dieser Vorschüsse hat dann schließlich das Haus Fugger einen Strich machen müssen. Speziell die Könige von Spanien waren groß darin, die Anleihen, welche sie selbst und ihre Vorfahren kontrahirt hatten, ihren Gläubigern für immer schuldig zu bleiben. Heute nennt man das Staatsbankerott.

Man ersieht aus diesem Allem, um wieviel mächtiger das Geld damals war, als heute. Wahrscheinlich sind zu keiner Zeit Fürsten und Regierungen von den Geldmächten weniger abhängig gewesen, als in unseren Tagen. Was im 16. Jahrhundert zu wiederholten Malen vorkam, daß ein Krieg nicht ausbrechen konnte, oder daß er beendet werden mußte, weil es den Kriegführenden an Geld fehlte, ist heute thatsächlich ausgeschlossen. Selbst Staaten von einer höchst zweifelhaften Kreditwürdigkeit finden heute zu verhältnißmäßig leichten Bedingungen Abnehmer für ihre Anleihen, während die kreditwürdigen Großmächte zu einem minimalen Zinsfuße so viel Geld bekommen, wie sie nur immer haben wollen. Um den ganzen Kontrast zu würdigen, braucht man nur die Schwierigkeiten und den hohen Zinsfuß zu vergleichen, unter denen der mächtigste Monarch im 16. Jahrhundert einige Millionen anleihen mußte, und die Leichtigkeit und den billigen Zinsfuß, unter denen heute ein Land wie China das Zehn- und Zwanzigfache geliehen bekommt. Derartige historische Rückblicke sind außerordentlich gut geeignet, die übertriebenen Vorstellungen von der Macht des Geldes in unserer Zeit auf ein richtiges Maß zurückzuführen.

Th. Barth.

Herzog Georg II. von Meiningen.

Am ersten April hat der Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen seinen siebenzigsten Geburtstag gefeiert. Wenngleich Betrachtungen über derartige Feste im Allgemeinen nicht in den Rahmen dieser Zeitschrift fallen, so ziemt sich doch wohl auch unsererseits ein ehrerbietiger Glückwunsch einem Manne gegenüber, der, ganz abgesehen von seinem hohen Fürstenberuf und seiner patriotischen Wirksamkeit bei der Gründung des neuen Deutschen Reiches, zu den besten Männern des Vaterlandes zählt. Von der herzlichen, fast an die patriarchalischen guten alten Zeiten erinnernden und noch keineswegs in Fabelbuch geschriebenen Eintracht zwischen Fürst und Volk, welche in jüngster Zeit sich wiederum so erfreulich dokumentirte, hat die Tagespresse bereits berichtet; allein um die Gesinnungen des Herzogthums völlig zu würdigen, bedarf es eines Blickes auf den ganzen Menschen, dem sie gelten. Denn sie gelten eben einem ganzen Menschen.

Gute, redlich um ihre hohe Pflicht sich abmühende Fürsten giebt es gewiß nicht wenige, ja, vielleicht ist durchgehends der Fürstenberuf niemals so ernst aufgefaßt worden wie heute. Was aber den Herzog Georg II. noch besonders auszeichnet, ist die echt menschliche Kultur, von der sein ganzes Wesen gleichsam durchtränkt ist, und die neben seiner fürstlichen Würde hergeht als eine harmonisch sie begleitende zweite Stimme. In erster Linie denkt man sich diese Kultur gewöhnlich als eine vorwiegend dramaturgische; ist doch der durch die Meininger dem ganzen Theaterwesen gegebene Aufschwung direkt auf die Initiative des Herzogs zurückzuführen, der auf diesem Gebiete wahrlich gearbeitet hat, wie nur je ein Fachmann in dem dornenvollsten Sinne des Wortes arbeiten kann. Das Theater jedoch bethätigt nur einige Züge seines Geistes der großen Oeffentlichkeit gegenüber; man ist aber im Irrthum, wenn man annimmt, daß es alle Zeit ausfülle, welche ihm die Regierungsgeschäfte und Sorgen freilassen. Jede Kunst ist seinem Genius familiär: vornehmlich die Malerei, in der er zu jüngeren Zeiten selber Hervorragendes geleistet hat, und die ihm, wenn er selber auch nur noch zu gelegentlichen, aber höchst ergötzlichen Skizzen den Stift ansetzt, noch immer eine treue Jugendfreundin geblieben ist, weniger offenbar als die Muse der Bühne, doch vielleicht um so intimer. Und welcher Art seine malerischen Ideale sind, das zeigen die alten Toskanischen und Umbrischen Meister des Quattrocento, die sein Arbeitszimmer schmücken und mit einer künstlerischen Würde adeln, gegen welche Alles, was man sonst geschmackvolle Dekoration zu nennen pflegt, zu eitel Firlefanz herabsinkt. Noch mehr: wie die Malerei in seinem eigenen Dasein ein so starker Faktor ist, so hat er es auch seinem zweiten Sohne, dem Prinzen Ernst, vergönnt, ihr sein ganzes Leben zu widmen und sie nicht nur als Dilettant sondern als Künstler von Beruf zu üben. Die Achtung vor dem Können und die technische Einsicht in das Können machen ihn daher zu einem Kritiker, dessen Urtheil Jedem, dem es vergönnt ist, ihm nahe zu treten, von höchstem Werthe sein muß, wenngleich eine große Herzensgüte sein Urtheil oft milder formulirt als es vielleicht die bloße Gerechtigkeit forderte.

Jedoch die künstlerische Kultur ist, wie gesagt, nur eine Seite seines reichen Geistes, eine andere wendet sich der Wissenschaft, namentlich der Geschichte zu, eine andere der Philosophie. Ein Fürst von solcher Freiheit des Denkens dürfte nicht leicht zum zweiten Male gefunden werden; ja, wäre das Umsturzgesetz im Deutschen Reiche eingeführt worden, wer weiß, ob seine trübe Brandung nicht bis an die Schwelle des Meininger Schlosses emporgespritzt wäre. Und wie ein Auszug aus den Werken Friedrichs des Großen, den Frau Baronin von Heldburg eigens für ihren Gemahl angefertigt hat, ein immer zur Hand liegendes Buch des herzoglichen Schreibtisches ist, so gibt es für des Herzogs Gedanken keine andere Grenze als die, welche dem menschlichen Denken überhaupt gesetzt ist. So wenig wie der Philosoph von Sanssouci würde er den freien Genius in irgendwelche Fesseln schlagen wollen, und wie in der Kunst alles was schön, so findet in der Wissenschaft alles, was wahr ist, bei ihm Thür und Thor stets zu gastlichem Empfange weit offen. In diesem Sinne könnte man ihn mit manchen Fürsten der Renaissance vergleichen, und keiner der Gäste seines Hofes, sei es nun Lenbach oder Hildebrand, Heyse oder Brahms, Schaper oder Häckel wird von ihm scheiden, ohne im Haupte und im Herzen den Segen gespürt zu haben, den der Verkehr mit einem hervorragenden Menschen unablässig ausströmt.

In Erwartung seines siebzigsten Geburtstages scherzte der Herzog jüngst über die sonderbare Schrulle der Menschen, ihren Glückwünschen alle zehn Jahre einen eigenen Nachdruck zu verleihen. Vielleicht darf man annehmen, daß die Wünsche an sich wohl täglich vorhanden sind, daß es aber geschmacklos wäre, sie beständig im Munde zu führen, und sie nur alle zehn Jahre zu Worte kommen dürfen, um überhaupt ihr Vorhandensein zu dokumentiren. Je seltener das Gefühl den „Zaun der Zähne“ durchbricht, um so echter darf es gelten.

Bremen.

Arthur Fitger.

Aus Moltke's militärischer Korrespondenz über 1866.

Vier Jahre nach der Herausgabe von Moltke's militärischer Korrespondenz über den Krieg von 1864 hat die kriegsgeschichtliche Abtheilung des großen Generalstabes in der vergangenen Woche als zweiten Theil der „Militärischen Korrespondenz" einen mäßig starken Band erscheinen lassen: „Moltke's militärische Korrespondenz. Aus den Dienstschriften des Krieges 1866".*) Die Bezeichnung „aus den Dienstschriften des Krieges 1866" besagt, daß die Veröffentlichung sich nicht auf die kurze Dauer des Krieges beschränkt, sondern ihn als geschichtlichen Begriff zum Gegenstande hat. In der That reicht der Band mit zweien seiner wichtigsten Schriftstücke in die Jahre 1860 und 1862 zurück. Für Jeden, der sich mit der Geschichte des heutigen Deutschen Reiches und der beiden kriegerischen Umwälzungen, die es einleiteten, beschäftigt, ist die neue Publikation ebenso werthvoll, wie für das Studium der Persönlichkeit Moltke's, dessen Bedeutung als historischer Denker und als Mann der militärisch-politischen Initiative auch hier wieder in hellem Lichte erscheint. In den vier Theilen des Bandes werden wir zuerst mit den Kriegsvorbereitungen, der Mobilmachung und dem Aufmarsch, sodann mit der „Kriegshandlung", die wiederum in den Feldzug gegen Oesterreich und Sachsen und in den Feldzug in Westdeutschland zerfällt, bekannt gemacht, und im Schlußabschnitt „Waffenstillstand und Friede" werden die Resultate gezogen. Ueberall folgen wir in den einzelnen Schriftstücken den kriegerischen Ereignissen, von denen die bald ausführlichen Dispositionen, bald knappen Weisungen gewissermaßen eine neue, unmittelbar sprechende Geschichte geben. Aber neben diesem, die eigentlichen Operationen behandelnden Theil der Korrespondenz, die zunächst für den militärischen Leser Interesse hat, fesseln uns die politischen Partien der Korrespondenz in erster Reihe, namentlich in den Abschnitten über die Vorbereitungen zum Kriege und über den Waffenstillstand. Hier werden wir in die geistige Werkstatt der Sieger von 1866 und 1870 eingeführt. Wir sehen, mit welcher bewundernswerthen Genauigkeit Moltke jede kriegerische Aufgabe als ein strategisches und organisatorisches Rechenexempel bis ins Kleinste behandelt, ob es nun einer bloß akademischen Erörterung oder der unmittelbaren Ausführung gilt. Seine eigentliche Bedeutung aber besteht darin, daß das politische Ziel bei ihm stets den militärischen Erörterungen vorgeht und zunächst auf die Klarstellung dieses Ziels und dessen historische Rechtfertigung sein Absehen gerichtet ist. Dies Ziel war die deutsche Einheit unter preußischer Führung, wie bereits in den 1891 veröffentlichten Briefen eine Andeutung aus dem Juli 1859 (Brief an Moltke's Bruder Adolf nach dem Frieden von Villafranca) ergibt, und wie vor allem die große, den gegenwärtigen Band beginnende Denkschrift von 1860 „Aufmarsch der preußischen Armee in einem Kriege gegen Oesterreich" zeigt.

Das größte Aufsehen von den Schriftstücken dieser Korrespondenz muß Moltke's Denkschrift vom 8. August 1866 an den Ministerpräsidenten Grafen Bismarck „über die militärische Stellung zu Frankreich" erregen. Durch eine kurze Inhaltsangabe im 5. Bande von Sybel's „Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I." bloß der Existenz nach bekannt, ist dieses durch Inhalt und Form bedeutende Aktenstück erst in dem jetzigen Bande der Oeffentlichkeit vollständig übergeben worden. Mit bewundernswerther Elastizität ging der eben mit dem König aus dem siegreichen böhmischen Feldzuge zurückgekehrte Feldherr sogleich an die Entwerfung eines genauen Plans für einen unverweilt zu beginnenden gleichzeitigen Krieg gegen Oesterreich und Frankreich, als diese Macht, deren Forderungen man mit der Annahme ihrer Intervention nach Königgrätz befriedigt zu haben glaubte, den König und die preußische Regierung Anfangs August neuerdings mit dem der „Kompensation" halber erhobenen Verlangen nach deutschem Gebiete, wie Landau und Mainz und außerdem Luxemburg, bedrängte. Zu gleicher Zeit machte sich Italien als Bundesgenosse unbequem. Wie wohl es im Feldzuge geschlagen worden war, zauderte es doch, dem Verlangen des Siegers, Erzherzog Albrecht, nach sofortiger Räumung Wälschtirols Folge zu leisten, indem es sich auf die preußische Okkupation Böhmens berief. In dieser Lage, die den erneuten Krieg mit Oesterreich und zugleich den Krieg mit Frankreich als nahe Möglichkeit erscheinen ließ, wurde Moltke's Rath eingeholt. Sybel berichtet, Moltke habe am 8. August zwei Denkschriften eingereicht; die militärische Korrespondenz theilt nur eine an Bismarck vom 8. und eine vom 10. an Roon über den gleichen Gegenstand mit und anscheinend hat Sybel beide Denkschriften unter dem Datum des 8. August zusammengefaßt. Moltke's Meinung ging dahin, sich möglichst rasch unter Zurückstellen untergeordneter Bedingungen mit Oesterreich zu verständigen, für den Fall aber, daß dies nicht gelinge, Oesterreich vier Armeekorps von im Ganzen 120000 Mann in der Gegend von Prag, mit Dresden als Basis, entgegenzustellen, den Rest der Armee aber mit 240000 Norddeutschen schleunigst nach Westdeutschland in die Gegend der Mainmündung auf den Eisenbahnen zu transportiren und die Süddeutschen rasch zum Anschluß zu bewegen, wovon Moltke eine Verstärkung von 80000 Mann erwartete.

Mit einer bei ihm höchst seltenen Lebhaftigkeit, welcher man deutlich die Sorge um die Früchte des eben erst errungenen Sieges anmerkt, erörtert Moltke die neue Gefahr und dieser Sorge ist wohl auch der scheinbare Sanguinismus zuzuschreiben, mit welchem Moltke auf den Beistand der eben erst besiegten Süddeutschen, mit denen der Waffenstillstand noch nicht abgelaufen war, in einem Kriege zur Vertheidigung Deutschlands gegen einen französischen Angriff rechnete. Mit ruhiger Zuversicht bespricht Moltke die Möglichkeit des neuen Krieges, aber doch nicht eben in besonders hoffnungsvoller Stimmung. Er schrieb:

„Im Allgemeinen läßt sich übersehen, daß der Krieg gegen Oesterreich, in dessen augenblicklicher Schwäche, und Frankreich zugleich mehr in defensiver Weise zu führen sein wird, doch aber in Rücksicht auf die großen zu erreichenden Zwecke nicht zu scheuen ist. Selbst ein überall nicht ganz glücklicher Ausgang würde für alle Zukunft Deutschland um Preußen versammeln, während die freiwillige Abtretung auch des kleinsten deutschen Gebietes die künftige Führerschaft Preußens ausschlösse."

Es blieb Deutschland zunächst erspart, die Probe auf die Rechnung Moltke's zu machen. Moltke's Denkschrift trug wesentlich zur Beschleunigung des Friedens bei; einerseits konnte Bismarck Benedetti mit der Drohung eines Krieges entgegentreten, die auch nicht verfehlte, Frankreichs Machthaber einzuschüchtern; andererseits erblickte Bismarck in Moltke's Denkschrift eine ernste Mahnung, mit der Drohung, nicht ohne Weiteres Ernst zu machen. Moltke's Erörterung, schreibt Sybel, entschied Bismarcks Beschluß.

„Gewiß keine Landabtretung an Frankreich, aber auf der anderen Seite keine Ermunterung Italiens zum Krieg. Also Moltke denkt an Defensive in Böhmen und an Defensive am Rhein; das könnte lange dauern und uns noch anderweite Interventionen auf den Hals ziehen. Wäre Moltke der Meinung, erst Oesterreich gründlich abzuthun und dann die Franzosen, falls sie unterdes nach Berlin gekommen wären, wieder hinauszuwerfen, so hätte es mir (Bismarck) eher eingeleuchtet; in der defensiven Manier aber ist mir das Spiel zu hoch; wir wollen suchen, Frieden zu machen."

Darauf wurde Italien von Berlin aus zur Räumung Tirols und Istriens bestimmt, es schloß am 11. August den Waffenstillstand ab und die unmittelbare Kriegsgefahr war beseitigt.

Die Denkschrift vom 8. August 1866, in der sich bereits das volle Bewußtsein ausprägt, daß Preußen die ihm früh von Moltke zugeschriebene Aufgabe zu lösen begonnen hatte, gewinnt erst ihre volle Beleuchtung durch die älteren Denkschriften von 1860 und 1862. In der vom 8. August 1866 erklärt Moltke Gebietsabtretungen an Frankreich für „unvereinbar mit der Preußen zugefallenen ge-

*) 383 Seiten, mit 1 Uebersichtskarte, 5 Plänen und 1 Textskizze (Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.)

schichtlichen Aufgabe, zu deren Lösung der wichtigste Schritt soeben geschehen ist." Er scheut sich auch nicht vor der Möglichkeit, zur Zurückweisung solcher Forderungen es ohne neue Allianzen mit Frankreich und dem allerdings eben geschlagenen Oesterreich aufzunehmen. Viel behutsamer war Moltke's Sprache vor 1866. Schon im Frühjahr 1860 hatte er Entwürfe für den Aufmarsch der preußischen Armee in einem Kriege gegen Oesterreich ausgearbeitet, und der jetzt vom Generalstab veröffentlichte Abschnitt daraus bildete, wie die Herausgeber bemerken, die Grundlage für die späteren Entwürfe des Chefs des Generalstabes. Diese Denkschrift wird aber eingeleitet von einer eingehenden Erwägung der für Preußen in einem solchen Kriege möglichen Bündnisse. Für die heutigen Marineschwärmer und England-Hasser enthalten die folgenden Worte Moltke's eine ernste Mahnung.

„Unter den Großmächten bedarf England nothwendig eines starken Bundesgenossen auf dem Kontinent. Es würde keinen finden, der seinen Interessen besser entspräche als ein geeinigtes Deutschland, welches nie die Herrschaft zur See beanspruchen kann, dem Festland aber durch eine starke centrale Stellung zwischen dem romanischen Westen und dem slavischen Osten für alle Zeiten die denkbar größte Stabilität sichert. Eine weitsehende Politik des Kabinets von St. James müßte eine solche Weltgestaltung unterstützen und, mit Rücksicht auf Stammesverwandtschaft und religiöse Verhältnisse, dabei für Preußen wirken."

Dennoch erwartete Moltke nicht, daß England diesen Anschauungen entsprechen würde, versah sich aber immerhin der wohlwollenden Freundschaft Englands. Von Frankreich sah er voraus, daß es aus dem Kampfe Preußens mit Oesterreich die allergrößten Vortheile werde ziehen wollen, dagegen hielt er den Beistand Rußlands für zweifellos, da Rußlands Hauptinteressen sich auf den Orient bezögen und nichts den russischen Interessen mehr entgegenstehe, als eine bedeutende Erweiterung der österreichischen Macht. Moltke fügt bedenklich hinzu:

„Aber für Preußen hat die russische Hilfe stets den zwiefachen Nachtheil, daß sie zu spät kommt und zu mächtig ist. Moskau, welches wir als den Schwerpunkt Rußlands betrachten wollen, ist von Berlin so weit wie Madrid oder Neapel entfernt. Das russische Heer steht auf einem Flächenraum von 50 000 Quadratmeilen verbreitet. Es versammelt sich langsam und hat von der Wolga bis zur Weichsel 300 Meilen ohne Eisenbahn zu durchziehen. Die russische Heeresmacht trifft an unseren Grenzen ein, wenn wir entweder gesiegt haben, also der Hilfe nicht mehr bedürfen, oder wenn wir unterlegen sind und sie mit Provinzen theuer bezahlen müssen. Denn Rußland, welches am Ende des Feldzuges mit einem frischen Heer von 300 000 Mann eintritt, ist Herr der Situation und bestimmt wesentlich mit, bis zu welcher Grenze wir unsere Erfolge ausbeuten oder unserem Mißgeschick erliegen sollen."

Mit Sicherheit rechnete Moltke in dieser 1860er Denkschrift schon auf das Bündniß Italiens, gegen Frankreich wie gegen Oesterreich. Auf die militärischen Einzelheiten jenes ersten Planes für einen Krieg gegen Oesterreich wollen wir hier nicht eingehen, da uns vorwiegend die Entwicklung von Moltke's politischen Anschauungen interessirt.

Weder in Bezug auf die Erhaltung des deutschen Gebietes, noch hinsichtlich der Stellung Süddeutschlands war er im Beginn der sechziger Jahre so zuversichtlich wie im August 1866.

„Kommt es zum Bruch zwischen Oesterreich und Preußen," schrieb er 1860, „so kann aus dem Kampf, je nach seinem Ausfall, ein mächtiges Reich unter Habsburgischer oder unter Hohenzollernscher Herrschaft hervorgehen; Deutschland bezahlt aber dafür seine schließliche Einigung mit dem Verlust von Provinzen nach Osten und nach Westen."

Im Jahre 1862 entwarf Moltke eine Denkschrift unter dem Titel „Vorgehen gegen Oesterreich, Bayern und Frankreich"; es war die Zeit der kurhessischen Wirren und Moltke besprach die möglichen Folgen eines Einrückens Preußens in Kurhessen. Entweder dulde dies Oesterreich, oder es setze den Bund dagegen in Bewegung.

„In diesem letzteren Falle bleibt Preußen gar nichts übrig, als sich zum Herrn in Kleindeutschland zu machen. Ein Zurückweichen wäre gefährlicher für uns als verlorene Schlachten, es wäre der politische Tod. Jeder Mittelweg führt zum Verderben, nur die rücksichtsloseste Offensive zum Ziel. Die Hauptgegner in diesem Kampf, der immer einmal zum Austrag kommen muß, sind Oesterreich, Bayern und wahrscheinlich Frankreich."

In Betreff der Süddeutschen sagt Moltke in dieser Denkschrift bloß:

„Ob die Süddeutschen so weit gehen werden, daß sie mit Frankreich gegen Preußen gemeinsame Sache machen, muß abgewartet werden. Die Stimmung des Volkes und manche politischen Erwägungen möchten den Kabineten eine solche Politik erschweren."

In Allem und Jedem ist Moltke's letztes Wort immer für das rasch entschlossene Handeln.

„Der Vortheil Preußens besteht in der Initiative. Wir können unsere Streitkräfte schneller aufstellen als alle unsere deutschen Gegner ... Der Erfolg beruht ganz allein in dem sofortigen und rücksichtslosesten Gebrauch derselben."

Moltke erklärte es damals nicht wahrscheinlich, daß Bayern mit 60 000 Mann gegen 125 000 Preußen etwas unternehme, bevor Frankreich ihm zu Hilfe komme; er fügte aber hinzu:

„Möglich, daß Frankreich sich nicht sogleich erklärt, daß es die Deutschen erst sich untereinander zerfleischen läßt, um in einem späteren Feldzuge die Früchte für sich zu ernten. In diesem Falle operirt die preußische Mainarmee über Würzburg gegen Bayern. Es kommt darauf an, Deutschland durch Gewalt gegen Frankreich zu einigen."

Der letzte Satz ist im Original unterstrichen.

So finden wir bereits in den Denkschriften von 1860 und 1862, von denen wir nur die politischen, nicht auch die eingehenden militärischen Erwägungen mitgetheilt haben, die Begebenheiten von 1866, ja zum Theil sogar schon von 1870 vorbereitet. Je näher wir an den blutigen Sommer von 1866 heranrücken, desto mehr drängen sich die militärischen Denkschriften. Nichts kann man Moltke weniger vorwerfen, als Unterschätzung des Gegners. Er hat Oesterreich weit mehr Initiative zugetraut, als später von dieser Macht bewiesen wurde. Die ersten Erwägungen für den Krieg mit Oesterreich ziehen vor Allem die Gefahr für die Hauptstadt Preußens in Betracht und rechnen sowohl mit dem Einbruch Oesterreichs über Schlesien als über Sachsen. Auch hier drängt Moltke zu raschem Entschluß, zumal die erstaunlich genaue Information des preußischen Generalstabes über die Stärke, Vertheilung und mögliche Bereitschaft der Oesterreicher den Preußen den Vortheil ihrer schnellen Mobilmachung offenbar macht, und es immer wahrscheinlicher wird, daß der letzte der von Moltke angenommenen Fälle, die Beschränkung Oesterreichs auf die Defensive im nordöstlichen Böhmen, sich verwirklichen wird. Dies Verhalten Oesterreichs bestimmte schließlich den Entschluß Moltke's zu dem an sich gewagten Vorschlag, daß die beiden preußischen Armeen sich erst in Böhmen vereinigen sollten; nach einer Konferenz beim König am 25. Mai trat auch Prinz Friedrich Karl in einem Schreiben von jenem Tage dem insofern bei, als er zwar nicht ausdrücklich auf den betreffenden Antrag Moltke's einging, aber aus der Bezeichnung der österreichischen Armee unter Benedek als „Nordarmee" den Schluß zog, daß dessen Hauptarmee in Böhmen stehe und die Verhältnisse für Preußen, auch bei einem Einfall der Oesterreicher in Schlesien, sehr günstige seien.

Die immer präziser werdenden Vorschläge Moltke's für das Vorgehen gegen Oesterreich lesen sich wie die Variationen von Eröffnungen und Endspielen in einem Schachbuch; so genau ist jede einzelne Möglichkeit vorgesehen und auch die Katastrophe von Königgrätz kann man schon aus den vorhergehenden Dispositionen voraussagen. Was aber dieser Korrespondenz den großen historischen Stempel aufprägt, ist das stete Unterstellen der kriegerischen Berechnung unter das lange vorher ausgesteckte politische Ziel, in dessen Verfolgung der geniale Feldherr natürlich immer freier und selbstbewußter wird, je mehr sich von seinen Berechnungen erfüllt hat. 1860 noch unsicher mit verschiedenen Allianzmöglichkeiten rechnend, 1862 eines Krieges gegen ein mit Frankreich verbündetes Oesterreich und Süddeutschland gewärtig, trägt der Sieger von Königgrätz im August 1866

kein Bedenken mehr, einem Krieg mit Oesterreich und Frankreich ins Auge zu schauen und rechnet auf kein anderes Bündniß als auf das mit den süddeutschen Gegnern von gestern, in patriotischem Vertrauen auf den moralischen Eindruck der preußischen Erfolge. Das ist schon derselbe Moltke, der zwanzig Jahre später im Reichstage, als man auf das Bündniß mit Oesterreich hinwies, erwiderte: „Dies Bündniß ist sehr werthvoll; aber ein großer Staat existirt nur durch seine eigene Kraft“.

Emil Schiff.

Die Behauptungen der Zuckersteuervorlage und die Erfahrungen der Praxis.

Wer die Reichstagsverhandlungen erster Lesung über die Zuckersteuervorlage mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird sich des Eindrucks nicht haben erwehren können, daß in der Aufführung der Gründe, weshalb gerade in heutiger Zeit ein so tief einschneidender Akt der Steuergesetzgebung sich als nothwendig oder wünschenswerth erweist, eine recht empfindliche Lücke verblieben ist. Im Großen und Ganzen spitzt sich die Begründung darauf zu, daß andere Länder, insbesondere Frankreich, viel höhere Ausfuhrprämien für Zucker haben als Deutschland, daß Deutschland darum Gefahr laufe, vom Weltmarkte verdrängt zu werden, und daß mit dem Niedergange der deutschen Zuckerindustrie auch die Landwirthschaft ihres eigentlichen Rückgrats verlustig gehen würde. Ueber die Kriterien aber, welche die Aussichten unserer Zuckerindustrie so bedrohlich erscheinen lassen in einem Zeitpunkt, in welchem unmittelbar nach einer recht schweren Krisis die Preislage für Zucker eine durchaus normale ist, über die Kriterien, die das behauptete Uebergewicht der ausländischen Rübenzuckerindustrie über die deutsche zur sicheren Erkenntniß bringen, hat man sich vollständig ausgeschwiegen.

Noch auffallender ist, daß man auch nicht mit einer Silbe auf die Thatsache hingewiesen hat, daß wir schon vor 10 Jahren einmal eine Zuckerkrisis gehabt haben, die für die Industrie wie für die Rübenbau treibende Landwirthschaft nicht minder verlustreich war als die Krisis von 1894, daß dieser Krisis, unter deren schwerem Druck man mit ängstlicher Besorgniß in die Zukunft blickte, ohne weitere Eingriffe des Staates — nur unter Aufrechterhaltung der Ausfuhrprämien, die er damals zahlte, — in der kurzen Frist eines Jahres die Heilung gefolgt ist, in deren weiterem Verlauf die Zuckerindustrie eine längere Reihe von Jahren hindurch mit hohem Gewinn zu arbeiten vermochte, nicht weil sie höhere Ausfuhrprämien vom Staate empfing, sondern trotzdem die Prämien dreimal, zum Theil recht erheblich herabgesetzt wurden. Wenn man einer solchen Thatsache, oder, man kann wohl besser sagen, einer solchen Erfahrung gegenüber den weiteren Aufschwung dieses Industriezweiges ohne die Hilfe der Prämienerhöhung und der Kontingentirung heute für unmöglich erachtete, so wäre es wohl geboten gewesen, die Anzeichen, die zu dieser Auffassung hinführen, mit vollster Bestimmtheit darzulegen. Aber freilich, die Erklärung für diese Unterlassungssünde ist nicht allzu schwer. Weder die Erscheinungen auf dem Gebiete der Zuckerproduktion, noch die Entwicklung der Technik, noch die Bewegung der Zuckerpreise, am allerwenigsten die Lage der deutschen Zuckerindustrie bieten irgendwie Anlaß zu der Auffassung, daß ein vaterländischer Industriezweig, der in ungewöhnlichem Maße vor anderen Ländern das Uebergewicht erlangt hat, heute vor einem Wendepunkt stehe, von welchem aus seine weitere Entwicklung in Frage gestellt erscheint, wenn nicht der Staat durch ein mindestens nicht ungewagtes Experiment ihm helfend unter die Arme greift.

Es wird nicht nur interessant, sondern auch lehrreich sein, die Bewegung der Rübenzuckerproduktion während eines zwanzigjährigen Zeitraums einmal an der Hand einer unanfechtbaren Statistik zur Anschauung zu bringen:

Tabelle 1.

Rübenzuckererzeugung*) in Tonnen (1000 kg).

	1875/76	1880/81	1881/82	1882/83	1883/84	1884/85	1885/86	1886/87	1887/88	1888/89	1889/90	1890/91	1891/92	1892/93	1893/94	1894/95
Deutsches Reich	358 048	561 915	612 222	852 495	963 809	1 153 030	846 211	1 041 057	964 640	990 891	1 261 353	1 340 000	1 200 000	1 230 000	1 370 000	1 830 000
Oesterreich-Ungarn	321 830	533 100	453 000	536 700	527 600	676 940	395 300	555 300	408 000	518 480	740 153	770 000	780 000	800 000	840 000	1 060 000
Frankreich	462 257	317 319	376 840	405 879	454 351	305 338	296 633	489 076	385 793	461 642	783 810	680 000	640 000	580 000	570 000	780 000
Rußland	247 840	276 657	290 048	319 190	343 217	381 438	528 521	480 855	435 361	474 400	441 100	540 000	550 000	460 000	650 000	620 000
Belgien	105 307	89 213	95 076	107 539	138 561	115 001	62 917	118 455	121 643	124 400	205 000	210 000	180 000	180 000	230 000	280 000
Niederlande	30 930	28 052	25 408	29 093	42 213	44 851	26 130	30 852	41 758	41 312	69 887	80 000	50 000	70 000	80 000	90 000
Andere europäische Länder	4 039	5 781	6 271	7 679	12 465	17 800	22 769	23 923	28 947	24 185	31 756	80 000	90 000	90 000	110 000	150 000
Summa	1 529 751	1 815 037	1 858 865	2 258 575	2 482 246	2 693 898	2 178 511	2 748 518	2 386 142	2 635 640	3 536 059	3 700 000	3 480 000	3 410 000	3 850 000	4 810 000

*) Die Zahlen bis 1889/90 incl. sind den „Uebersichten der Weltwirthschaft“ von Juraschek, die späteren der Begründung zum Zuckersteuergesetzentwurf entnommen.

Diese Zahlenzusammenstellung ist — abgesehen von dem anschaulichen Bild, das sie von dem kolossalen Wachsthum der Rübenzuckerindustrie gibt — sehr instruktiv in Betreff der Bewegung, welche dieselbe vor wie nach der Krisis von 1884/85 genommen hat. Vor der Krisis ein beständiges Wachsen der Produktion, an welchem mit Ausnahme Frankreichs alle Rübenbauländer Europas theilnahmen, nach dem Krach ein rapider Rückgang, der sich in der Gesammtmenge auf 515 387 Tonnen gleich 10 307 740 Centner Zucker stellt. Diesem starken Rückgang folgt dann im folgenden Jahre 1886/87 wieder ein plötzliches Ansteigen, so daß die im Krachjahre erzeugte Zuckermenge sogar noch um 54 620 Tonnen gleich 1 092 400 Centner übertroffen wird, aber schon 1887/88 sinkt die Zuckermenge wieder nicht unerheblich, um in den darauf folgenden Jahren bis 1894/95 hin perpetuirlich zu steigen.

Von allerhöchster Bedeutung dieser Bewegung gegenüber ist das Verhalten der Zuckerpreise, insofern diese trotz der bedeutenden Zunahme der Produktion bis zum Jahre des Krachs 1894/95 hin genau genommen stetig aufwärts gegangen sind. Noch in der Campagne 1893/94, als die Zuckerproduktion schon um 1 156 102 Tonnen gleich 23 122 040 Centner über die Produktion des Krisisjahres 1884/85 hinausgegangen war, hat eine mir bekannte Fabrik, die während der Campagne zu laufenden Preisen verkaufte, für ihren Zucker einen Durchschnittspreis von 13,15 Mark pro Centner (26,30 pro Doppelcentner) erzielt. Das führt zu dem ganz unanfechtbaren Schluß, daß die stattgehabte Produktionssteigerung an und für sich keineswegs eine anormale, mit der der Konsum nicht hätte Schritt halten können, gewesen sein kann. Nur allein die beiden Krisisjahre machen in dieser Beziehung eine Ausnahme, in beiden aber hat die ungewöhnliche Gunst der Witterungsverhältnisse unverkennbar eine bedeutsame Rolle gespielt. Für das Deutsche Reich ergibt sich nach den Zahlen der Reichsstatistik, daß in ersterem der Rübenertrag um 14 Centner pro Morgen, die Zuckerausbeute um 1,41 Proz., in letzterem der Rübenertrag um 16 Centner pro Morgen über den Durchschnitt der vorausgegangenen 5 Jahre hinausgegangen war, während die Zuckerausbeute sich auf der Höhe des fünfjährigen Durchschnitts gehalten hatte. Das Erfreuliche und beim Ausblick in die Zukunft Trostreiche bleibt also, daß die Zuckerindustrie sich in so durchaus gesunden Bahnen bewegt hat, wie nur irgend ein anderer Industriezweig, daß sie trotz eines geradezu kolossalen Wachsthums der Produktion in einem zwanzigjährigen Zeitraum nur zweimal von einer Erschütterung erfaßt worden ist, und daß beide Male in geradezu überraschender Weise der Gesundungsprozeß ganz von selbst erfolgte.

Oder sind noch irgendwelche Zweifel möglich, daß auch nach der jüngsten Krisis von 1894/95 die Gesundung ebenso schnell sich einstellen werde? In welchem Maße in der Kampagne 1895/96 die Produktion zurückgegangen ist, darüber liegen zuverlässige Zahlen noch nicht vor, man weiß nur im Allgemeinen, daß der Rückgang ein sehr beträchtlicher war. Aber es wäre auch nichts widersinniger, als sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob in dieser Beziehung die Zahlen in gleichem Verhältnisse zu denen des Vorjahres stehen, wie die Zahlen von 1885/86 zu denen der Kampagne von 1884/85, denn viel beredter als die Zahlen der Produktion sprechen die Zahlen der Preisbewegung auf dem Zuckermarkt. Diese Zahlen aber lassen deutlich erkennen, daß die Zuckerindustrie sich heute in einer ungleich glücklicheren Position befindet, als nach dem Krach von 1884/85. Während damals die Preise 3 Jahre hindurch auf einem sehr niedrigen Stand beharrten, so daß die Industrie nur geringe Gewinne erzielte, haben sie heute schon vollkommen die Höhe der außerordentlich gewinnreichen Jahre 1890/91—1893/94 wieder erreicht, und es kann kaum einen Zeitpunkt geben, in welchem nach Lage des Markts wie nach den in Aussicht stehenden Gewinnchancen dem Staate weniger Anlaß geboten wäre, seine schützenden Arme über die Zuckerindustrie auszubreiten.

Aber es soll ja auch nur allein das Deutsche Reich sein, das nicht mehr mitkommen kann. Das arme Deutschland, das vom Weltmarkt zurückgedrängt wird, dem namentlich die hohen Prämien Frankreichs jeden Mitbewerb unmöglich machen. Was es mit dieser Behauptung auf sich hat, läßt sich leicht ersehen, wenn man, etwa wie in folgender Tabelle, für die Hauptländer, die hierbei in Betracht kommen können, die Zahlen der Produktion in einzelnen Zeitabschnitten zusammenstellt und zugleich die Größe des Wachsthums berechnet:

Tabelle 2.

	1875/76	1884/85		1889/90		1894/95	
	Zuckererzeugung in Tonnen	Zuckererzeugung in Tonnen	Zu- (+) oder Abnahme (—) in Prozent	Zuckererzeugung in Tonnen	Zu- (+) oder Abnahme (—) in Prozent	Zuckererzeugung in Tonnen	Zu- (+) oder Abnahme (—) in Prozent
Deutsches Reich . . .	358 048	1 153 080	+ 222	1 261 353	+ 9	1 831 624	+ 45
Oesterreich-Ungarn . .	321 830	676 940	+ 110	740 153	+ 9	1 044 516	+ 41
Frankreich . .	462 257	305 338	— 35	783 810	+ 157	745 073	— [illegible]
Rußland . . .	247 340	381 438	+ 54	444 100	+ 16	591 391	+ 33

Aus diesen Zahlen springt zunächst in außerordentlicher Klarheit in die Augen, wie grundverkehrt die Behauptung von den Gefahren ist, die die französischen Ausfuhrprämien uns bereiten. Frankreich war uns 1875/76 noch um mehr als 100 000 Tonnen voraus, aber für Rübenbau und Zuckerindustrie scheinen ihm die Bedingungen nicht sehr günstig gewesen zu sein, denn in den ersten zehn Jahren darauf, in denen, wie Tabelle 1 bezeigt, in allen anderen Rübenbauländern der Aufschwung ein ganz bedeutender war, ging seine Produktion ganz erheblich zurück. Nachdem dann (1887) nach dem Beispiele Deutschlands die Materialsteuer mit den hohen verschleierten Exportprämien eingeführt war, nahm die Produktion plötzlich (s. Tab. 1) einen ungewöhnlichen Aufschwung, aber trotz der hohen Staatszuschüsse muß doch der Rübenbau nicht allzu lohnend gewesen sein, denn sonst wäre es unerklärlich, daß in den Jahren der niedrigen Kornpreise die Rübenzuckerproduktion sofort wieder abwärts ging, und selbst in dem fruchtbaren Jahre 1894/95 gegen 1889/90 eine Abnahme zeigte. Von einer Gefahr der französischen Ausfuhrprämie für die deutsche Zuckerindustrie kann man also im Ernste nicht reden, sondern im Gegentheil, die Thatsache läßt sich nicht weginterpretiren, daß Frankreich trotz seiner Prämien in Deutschland einen überlegenen Konkurrenten findet.

Wenig anders liegt die Sache mit Rußland, so sehr dort auch die Regierung bedacht ist, die Zuckerindustrie in Schutz zu nehmen. Aber die Rübenerträge stehen dort, wie man weiß, etwa um 37 % hinter den deutschen zurück, und die Rüben haben einen um 2 % niedrigeren Zuckergehalt. Bei solchen Nachtheilen können auch noch so hohe Staatszuschüsse dem deutschen Rübenbau nicht gefährlich werden, und es ist daher ganz erklärlich, daß die russische Zuckerindustrie der deutschen gegenüber so wenig fortgeschritten ist, trotzdem der Körnerbau dort in noch ungünstigerer Lage sich befindet.

Es bleibt also Oesterreich-Ungarn das einzige Land, das in Betracht kommen könnte, und dieses Land ist hinsichtlich seiner Zuckerindustrie ohne Zweifel ein achtbarer Rivale Deutschlands. Gleichwohl liegt kein Anlaß für uns vor, die österreich-ungarische Konkurrenz auf dem Weltmarkte zu fürchten. Wenn das geringe Mehr an Prämien, welches diese den deutschen gegenüber empfängt, etwa 28 Pf. pro Centner Zucker, im Stande wäre, ihr einen Vorrang auf dem Weltmarkt zu verschaffen, sie würde wahrlich in stärkeren Prozentsätzen vorgeschritten sein. Unermeßliche Landstriche, welche noch der Rübenkultur unterworfen werden könnten, sind in Oesterreich-Ungarn so sehr vorhanden wie in Deutschland, und ebenso sehr fühlt sich auch dort die Landwirthschaft getrieben, nach neuen und lohnenderen Erwerbsquellen zu suchen. Wenn gleichwohl der Rübenbau dort so bedeutend hinter dem deutschen zurückgeblieben ist, so kann die Ursache keine andere sein, als daß trotz des kleinen Vorsprungs hin-

sichtlich der Staatsbeihilfe der Rübenbau weniger lohnend ist.

Aber lohnend soll ja der deutsche Rübenbau nicht mehr sein. Das behaupten alle Freunde der Gesetzesvorlage, und selbst aus dem Munde des preußischen Landwirthschaftsministers sind erschreckend hohe Zahlen von Verlusten deutscher Zuckerfabriken angeführt, die den Beweis liefern sollen, daß die deutsche Zuckerindustrie nicht mehr zu existiren vermag. Unbestreitbar ist, daß manche Fabrik in der schweren Krisis des vorigen Jahres in arge Bedrängniß gerathen ist, und daß gerade in dem Mittellande des Rübenbaues, in Mitteldeutschland, die Verluste am schwersten gewesen sind. Aber sind denn in solchen Dingen die ungünstigen Fälle allein die entscheidenden?

Ich will hier einmal die Ergebnisse einer mir genau bekannten norddeutschen Zuckerfabrik in einem kleinen Zahlenbilde vorführen, in welchem zugleich mit dem Geschäftsgewinn auch die Ursachen desselben ersichtlich gemacht sind. Diese Fabrik ist im Jahrgang 1882/83 in Betrieb gesetzt und anfänglich für eine Rübenverarbeitung von 4000 Ctr. pro Tag eingerichtet, durch wiederholte Umbauten aber bis zu einer täglichen Verarbeitung von ca. 12 000 Ctr. erweitert worden. Sie erfreut sich des Vorzugs, ziemlich zuckerhaltige Rüben zu haben, leidet aber unter den Nachtheilen, daß sie viele Rüben zu Wasser empfängt, die vor Mitte November angeliefert und darum zum großen Theile eingemiethet werden müssen, was nicht geringe Unkosten verursacht, ferner, daß der abgelieferte Zucker nicht unbeträchtliche Eisenbahnfracht bis zu den Seehäfen zu tragen hat. In Betreff der empfangenen Zuckerpreise — es sind die Durchschnittspreise ersten Produkts — sei bemerkt, daß die Fabrik mit Ausnahme zweier Jahre, in denen sie einen Theil des produzirten Zuckers zum Zweck der Spekulation gelagert hatte, das eine Mal mit gutem Erfolg, das andere Mal mit empfindlichem Verlust, stets während der Dauer der Kampagne zu laufenden Preisen verkauft hat. Die Zahlenzusammenstellung ist nun die folgende:

Tabelle 3.

Jahrgang	Wirklich empfangene Zuckerpreise pro Centner Mark	Zuckerpreise nach Abzug der Steuerrückvergütungen pro Centner Mark *)	Verwerthung der Rüben pro Centner Pf. **)	Zuckerausbeute in Prozent	Kohlenverbrauch pro Centner Rüben Pfund ***)	Arbeitslöhne pro Centner Rüben Pf.
	1.	2.	3.	4.	5.	6.
1882/83	28,38	18,98	119,92	9,10	18,39	12,97
1883/84	26,79	17,39	135,89	10,38	17,40	14,—
1884/85	20,43	11,08	87,78	10,83	16,85	12,32
1885/86	21,15	11,75	105,95	11,28	17,35	13,59
1886/87	19,36	10,36	104,76	12,68	16,80	13,27
1887/88	21,69	12,19	151,35	13,59	15,56	12,63
1888/89	17,15	12,90	115,66	12,03	14,17	12,87
bisheriger Durchschnitt		13,51	117,33	11,38	16,63	13,09
1889/90	15,55	11,30	109,05	12,75	14,50	11,54
1890/91	16,44	12,19	113,83	12,39	12,65	11,39
1891/92	17,78	13,53	123,95	12,06	12,40	11,68
1892/93	14,11	14,11	129,53	12,31	11,48	11,27
1893/94	13,15	13,15	123,32	12,75	9,41	11,95
1894/95	9,67	9,67	87,80	13,11	8,76	10,60
1895/96	11,02	11,02	105,(?)	13,11 (?)	9,50 (?)	9,50 (?)
bisheriger Durchschnitt		12,14	113,21	12,64	11,24	11,13

*) Bis 1886/87 betrug die Steuerrückvergütung 9,40 M., von da bis 1888/89 9 M., bis 1892/93 4,25 M. pro Ctr.

**) Rübenpreis plus Reingewinn, jedoch ohne Anrechnung von Kapitalzinsen, Kapitalabtragungen und Abführungen in den Reservefonds.

***) Die Preise der Kohlen waren während der Periode von 96 ½ auf 68 Pf. heruntergegangen.

Wenn nun auch nicht nachdrücklich genug gewarnt werden kann, die hier vorgeführten Zahlen allzu buchstäblich als typisch zu nehmen, denn jede einzelne Fabrik arbeitet unter ganz besonderen Verhältnissen, hat auch ihre besonderen Glücksumstände, und es würden für jede einzelne Position etwas abweichende Zahlen zum Vorschein gelangen, wenn man auch die Ergebnisse anderer Fabriken in solcher Weise zusammenstellen wollte, — so ist dieses Zahlenbild doch insofern sehr instruktiv, als es zeigt, daß die Zuckerindustrie vollauf im Stande war, trotz der schweren Krisis von 1894/95 im siebenjährigen Durchschnitt einen sehr befriedigenden Gewinn zu erzielen. Wenn zwar in der ersten Periode die Verwerthung der Rüben durchschnittlich eine um 4 Pf. pro Ctr. höhere gewesen ist, so ist das doch für die Entscheidung der Frage, ob in neuerer Zeit die Geschäftslage sich für die Zuckerindustrie ungünstiger gestaltet hat, von keinem Belang. In die erste Periode nämlich fällt das Jahr 1887/88 mit dem ganz ungewöhnlich hohen Reingewinn von 156 Pf. hinein, welcher lediglich der durch besonders günstige Witterungseinflüssen hervorgerufenen, ausnahmsweise hohen Zuckerausbeute von 13,39 Proz. zuzuschreiben ist. Würde man dafür auch nur die nächstbeste Ausbeutezahl von 13,11 Proz. einsetzen, so würde sich die Rübenverwerthung um 30 Pf. vermindern, und damit würden die Durchschnittszahlen für beide Perioden ganz die gleichen sein.

Unbedenklich also kann man sagen, daß in den letzten 7 Jahren die Industrie keine ungünstigeren Chancen gehabt hat als in den ersten, trotzdem der durchschnittliche Zuckerpreis um 1,37 Mk. pro Centner gefallen war. Was die Fabrik befähigt hat, einem so bedeutenden Preisfall gegenüber, der für eine Fabrik von ca. 1 200 000 Centner Rübenverarbeitung einen jährlichen Einnahmeausfall von 180 000 bis 200 000 Mk. bedeutet, den Ausgleich zu schaffen, wird leicht erklärlich, wenn man einerseits beachtet, wie sehr durch die fortschreitende Verbesserung des Rübensamens die Zuckerausbeute gehoben (Kol. 4) und durch technische Vervollkommnung der Kohlenverbrauch (Kol. 5) und der Bedarf an Arbeitskräften (Kol. 6) vermindert ist, andererseits aber auch dem Umstande Rechnung trägt, daß durch die Vergrößerung der Fabrik eine bedeutende Verminderung der Generalunkosten herbeigeführt ist. Man greift kaum fehl, wenn man annimmt, daß für je 100 000 Centner vermehrte Rübenverarbeitung eine Verbilligung der Fabrikation um etwa 2 Pf. pro Centner Rüben erreicht wird. Die Anwendung veredelter Rübensamen und die Nutzbarmachung aller technischen Verbesserungen sind also die wirksamen Hilfsmittel der Industrie den von Zeit zu Zeit eintretenden Erschütterungen des Weltmarkts gegenüber.

Es ist daher eine grundfalsche Behauptung, daß die Zuckerindustrie ohne Kontingentirung und Prämienerhöhung nicht mehr zu bestehen vermöge, und wenn aus einzelnen Theilen Mitteldeutschlands, namentlich aus der Provinz Sachsen und aus Sachsen-Anhalt sehr ernste und, wie man zugestehen muß, nicht unbegründete Klagen ertönen, so liegt die Erklärung dafür auf der flachen Hand. Gerade in der Provinz Sachsen wie in Anhalt ist nach den Jahrbüchern der Reichsstatistik bis 1892/93 hin die Zuckerausbeute unter allen deutschen Landstrichen immer die höchste gewesen seitdem aber gehen die Ausbeutezahlen in erschreckender Weise zurück, und es wird schon hieraus erklärlich, daß bei den niedrigen Preisen, zu denen der Zucker der Rübenernten von 1894 und 1895 verkauft worden ist, mit großen Verlusten der Zuckerfabriken gearbeitet sein mußte. Nimmt man hinzu, daß sehr viele der dortigen Fabriken sich noch in ihrem früheren kleinen Umfange gehalten und dabei versäumt haben, alle die technischen Vervollkommnungen der Neuzeit sich zu eigen zu machen, so hat man die Lösung des Räthsels, warum gerade hier in den Mutterländern der Zuckerindustrie die Verhältnisse so mißliche sind. Wenn aber Boden von so vorzüglicher Beschaffenheit, wie er in jenen gesegneten Gegenden sich findet, längere Jahre hindurch in dem Zuckergehalt seiner Rüben auf dem Rückgange sich zeigt, so kann man die Ursachen davon nicht Zufälligkeiten beimessen, sondern die Menschen haben die Schuld,

deren Händen dieser Boden anvertraut ist. Vielleicht, daß sie in der Düngung gefehlt haben durch zu starke Verabreichung von Chilisalpeter bei gleichzeitiger Einschränkung der Phosphorsäuregaben, vielleicht, daß sie in der Auswahl der Samensorten nicht vorsichtig genug gewesen sind. Ebenso haben aber auch die Menschen die Schuld, wenn die technischen Einrichtungen der Fabriken hinter den Fortschritten der Zeit zurückgeblieben sind. In welcher Weise hier Hilfe zu schaffen ist, liegt klar vor Augen: man stelle die Fehler ab, die das Unheil hervorgerufen haben. Diese Zuckerindustriellen aber als die sogenannten Schwachen hinstellen, die den Stärkeren gegenüber unterstützt werden müssen, um ihretwillen das ganze Konsumententhum in Mitleidenschaft ziehen, den zweckmäßig eingerichteten Fabriken durch Festlegung der Produktion die Möglichkeit zu weiterer Anpassung an die Zeitverhältnisse rauben, und der deutschen Landwirthschaft, die bei der geradezu erstaunlichen Ausdehnungsfähigkeit des Zuckerkonsums, wie sie in den Zahlen der Tabelle 1 zur Anschauung gelangt, die Vortheile des Rübenbaues bisher in immer steigendem Maße sich zu nutze machen konnte, diese Gelegenheit für immer benehmen, muß geradezu als ein Hohn erscheinen. Die Menschheit ist nicht um der Produktion willen da, sondern die Produktion um der Menschheit willen, und die Produktion verliert ihre Daseinsberechtigung, wenn sie sich weigert, die Errungenschaften der Wissenschaft, der Mechanik und der Erfahrung sich anzueignen. Aber auch die Landwirthschaft hat ein Recht, zu verlangen, daß man ihr die Hilfsmittel nicht entzieht, durch die sie sich in schwierigen Zeitverhältnissen aus ihrer bedrängten Lage herauszuarbeiten vermag.

Nicht minder bedeutungsvoll ist noch ein anderer Punkt in der Zusammenstellung der Tabelle 3. Wenn man die Zahlen der Kolonne 2 verfolgt, die wirklich empfangenen Zuckerpreise nach Abzug der Steuerrückvergütungen, so wird man in der ersten Periode bis 1887/88 hin ein starkes Sinken der Preise gewahren. Gerade in diesen Preisen aber sind jene ungeheuer hohen Exportprämien enthalten, die die Finanzen des Reichs in so arger Weise geschädigt haben und die Ursache waren, daß die Einnahmen aus der Zuckersteuer, die nach der Absicht des Gesetzes 10 Mark für jeden Centner des im Lande konsumirten Zuckers bringen sollte, bis auf den geringfügigen Betrag von 12,8 Millionen Mark zusammengeschmolzen war. Diesen starken Preisrückgang allein auf das Wachsthum der Produktion zu schieben, wird nicht möglich sein, wenn man der Erscheinung Rechnung trägt, daß in den Jahren nach 1891/92, in denen statt der hohen verschleierten Prämien nur noch der geringfügige Ausfuhrzuschuß von 62½ Pf. pro Centner Zucker gezahlt wurde, die Preise zu bedeutender Aufbesserung gelangten, trotzdem die erzeugten Zuckermengen sehr erheblich über die Zuckermengen jener ungünstigen Preiskonjunktur hinausgegangen waren. Ebenso wenig wird man einer ungewöhnlich starken Nachfrage des Konsums die Ursache beimessen können, denn daß eine solche thatsächlich nicht stattgehabt hat, beweist der Umstand, daß schon längere Jahre vor dem Ausbruch der Krisis von 1894/95 in einer wachsenden Ansammlung von Vorräthen die Kriterien der Ueberproduktion sich bemerkbar machten. Wenn aber weder eine Verminderung der Zuckermengen, noch eine Steigerung des Konsums die Aufbesserung der Preise bei abgeminderten Exportprämien hervorgerufen haben, so bleibt nur noch als letzter Schluß übrig, daß im Wesentlichen **die hohen Exportprämien während der Anfangsjahre der angezogenen Periode es gewesen sind, die mit ihrem Antrieb zum Unterbieten auf dem Weltmarkt jenes Sinken der Preise hervorgerufen haben.** Man wird sich vergebens bemühen, eine andere Ursache ausfindig zu machen, und man wird sich auch kaum durch diese Wahrnehmung überrascht fühlen dürfen, denn der Gedanke, daß die Ausfuhrprämien nur die Wirkung haben können, dem Auslande billigen Zucker zu verschaffen, ist schon seit langen Jahren von einsichtsvollen Volkswirthen ausgesprochen worden.

Und trotz dieser Erfahrung greift man heute unbekümmert zu demselben trügerischen Hilfsmittel, um einem winzig kleinen Theil der deutschen Landwirthe seine Gönnerschaft zu beweisen. Um einer solchen Seifenblase willen, die in Nichts zerstiebt, sobald man sie zu erfassen trachtet, scheut man sich nicht, den Stachel der Unzufriedenheit in alle Volksklassen hineinzuschleudern, einem großen Theil unserer Landwirthschaft eine hochwichtige Erwerbsquelle zu verschließen, allen denjenigen Zuckerindustriellen, die durch stetige Anpassung an die Anforderungen der Zeit sich fortzuhelfen suchen, die Lebensader zu unterbinden und einem Industriezweig von unendlichem Segen für das ganze Vaterland ein für allemal jede gesunde Weiterentwicklung unmöglich zu machen.

Pisede. C. Wilbrandt.

Aus unserem Citatenschatz.

Den Salonbauern zur Beherzigung.

„Nie wird man dem Bauer weiß machen, ein Herr von Adel sei seines Gleichen und sorge wie ein Bruder für den andern."

Bernhard August von Lindenau,
Gotha-Altenburgischer und später Königlich Sächsischer Minister.
(Paul v. Ebart-Lindenau. 1896. S. 60).

Zur Lehre vom Staat.

„Im Staat geht es wie in der Welt: Wer nicht schwimmen kann, ersäuft.

Der Staat ist eine Anstalt zum Schutz, nicht zur Versorgung.

Der Staat kann Nichts geben als Recht, denn sein einziges Mittel ist der Zwang.

Das Gesetz straft die Verbrechen, die Natur die Ungeschicklichkeit."

Grillparzer. 1844. Sämmtliche Werke. Fünfte Ausgabe. Band 14 Seite 103 in den „Aphorismen zur Lehre vom Staat".

Ueber Religion.

II. Religion und Gefühl.

Es ist ein berechtigtes Streben, Moral und Religion in ihrer Begründung reinlich zu trennen, um beiden ihren vollen Bestand zu sichern. Gelänge es, das ethische Verhalten der Menschen unabhängig von der Religion zu garantiren, so erhielte damit die Religion erst ihre Freiheit und ihre wahre Bedeutung als eine Sache des Herzens, die nicht geübt wird, weil Verstand es räth oder Pflicht gebietet, sondern weil Liebe es will. Dann bedürfte es nicht der autoritativen Stütze einer übernatürlichen Offenbarung, denn die Autorität des Sittengesetzes wäre ja gesichert als unangreifbar durch die sittliche Würde der Menschheit. Die Stellung zum Glauben wäre dann dem Gefühl jedes Einzelnen überlassen, und es wäre nicht zu verstehen, welches Interesse der Staat an der Gläubigkeit der Bürger haben könnte, wenn ihm der Gehorsam gegen die Gesetze verbürgt ist. Wenn dann noch Dogmen vorschreiben wollen, was wir zu glauben haben, so wäre jedenfalls die Berufung auf die Nothwendigkeit einer die Menschen unbedingt beherrschenden Autorität um ethischer Zwecke wegen hinfällig. Die Sorge um die Ordnung der Gesellschaft könnte nicht mehr zum Vorwand dienen, die Gewissen unter ein Bekenntniß zu zwingen, und die Religion hätte ihre Freiheit in den Gemüthern gewonnen.

Aber angenommen, es wäre gelungen, ethische Kultur wäre ohne jede Berufung auf Glaubenslehren, ja selbst ohne jede Hilfe der Religion Eigenthum der Menschheit. Wozu dann überhaupt noch Religion?

In der That wollen viele aus der Thatsache, daß menschliche Moral ohne religiöse Vorschriften möglich ist, einen Grund gegen die Religion selbst entnehmen. Die Strenggläubigen fürchten, daß Religion, wenn die Moral ihrer nicht bedarf, überhaupt aus der Menschheit schwinden würde; die Feinde der Religion wünschen es. Es gibt nicht wenige, darunter bedeutende Männer, welche der Ansicht sind, die ethische Grundlage genüge für das Gedeihen der Kultur, die religiöse sei entbehrlich; manche sogar halten die mit dem religiösen Leben verbundenen Gefahren der Gesellschaft für größer als ihre Vortheile. In Deutschland hat auch diese Richtung der antireligiösen ethischen Bewegung ihre Organisation gefunden, sie ist hauptsächlich vertreten durch die freireligiösen Gemeinden, welche sich 1859 in Gotha zu einem Bunde zusammenschlossen. Wie ich dem trefflichen Buche von M. Keibel (Die Religion und ihr Recht gegenüber dem modernen Moralismus, Leipzig 1891) entnehme, umfaßt derselbe gegenwärtig 92 freie Gemeinden mit etwa 34 000 Seelen; auch ist hierhin der 1881 zu Frankfurt a. M. gegründete Freidenkerbund zu rechnen, dem etwa 2000 erwachsene Mitglieder angehören mögen. Bedenkt man indessen, wieviel Personen ohne öffentliche Erklärung ähnlich denken mögen, so ist die Anzahl derer doch nicht gering zu schätzen, welche glauben, daß Religion sich durch Moral ersetzen lasse, und daher der Religion zum mindesten gleichgültig gegenüberstehen. Demgegenüber verlohnt es sich wohl zu untersuchen, welche Bedeutung die von der Rücksicht auf die Moral gelöste Religion demnach für das Bewußtsein der modernen Menschheit hat.

Ist Religion der Menschheit entbehrlich? Diese Frage beantworte ich mit einem entschiedenen „Nein". Niemals, solange es Menschen als fühlende Wesen gibt, kann Religion aufhören, weil sie auf einer unentbehrlichen Gefühlsbeziehung des Menschen zu seiner Existenzbedingung beruht. Es kann Zeiten geben, in denen diese Gefühlsbeziehung durch andere Kulturinteressen in den Hintergrund gedrängt wird, aber früher oder später wird sie immer wieder ihren bewußten Ausdruck finden. Um dies zu begründen, müssen wir uns zunächst darüber erklären, was wir unter Religion verstehen. Was ist das Eigenthümliche, wodurch das religiöse Bewußtsein sich von allem andern, was den Menschen bewegt, so wesentlich unterscheidet, daß der Gegenstand der Religion mit der höchsten und unantastbarsten Majestät die Gemüther gefangen nimmt? Sicherlich muß es sich hier um eine Macht handeln, die das innerste und allgemeinste Lebensinteresse der Menschheit trifft.

Scheiden wir von der Religion das dogmatische Gewand, in welches sie durch die Ueberlieferung gekleidet zu sein pflegt, so bleibt als Kern der Religion ein Gefühl. Nur weil sie Gefühl ist, vermag sie jene volle Gewalt über alle Bethätigungen des menschlichen Bewußtseins auszuüben, die wir an ihr kennen. Gefühl nennen wir die Thatsache, in welcher uns zum Bewußtsein kommt, daß ein gewisser Theil des Weltinhalts durch seinen absoluten Werth sich von allem anderen unterscheidet, indem wir ihn als jene Einheit erleben, die wir unser Ich nennen. Das Gefühl gibt unsern Erfahrungen ihren Werth dadurch, daß sie unsere Erfahrungen sind, d. h. diesem Einzel-Ich angehören. Wodurch unterscheidet sich nun das religiöse Gefühl von den übrigen Arten des Gefühls?

Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir die Religion dort suchen, wo die umfassendsten Bedingungen unserer Existenz zusammentreffen, die beiden Realitäten, welche als objektive Formen der Gesetzlichkeit das Dasein der Menschheit bedingen. Diese sind das Naturgesetz und das Sittengesetz; oder mit anderen Worten: Nothwendigkeit und Freiheit, die Bestimmung durch das Denken und die Bestimmung durch das Wollen, das theoretische und das ethische Bewußtsein. Unter diesen beiden Mächten steht das Leben des Menschen. Ein endliches Einzelwesen in Raum und Zeit kann er sich selbst nicht anders denken als dem Zwange des Naturgesetzes unterworfen, und doch fordert der Imperativ des Sittengesetzes von ihm die Verwirklichung des Guten durch seine freie That. Ob diese beiden Bedingungen vereinbar sind? Gleichviel wie die Antwort ausfalle, oder ob sie überhaupt möglich ist, der Widerstreit zwischen Denken und Wollen wird von uns erlebt und im Gefühle bewußt. Und für das Gefühl ist es unerträglich, daß etwa durch den Zwang der Natur die Forderung des Sittengesetzes unerfüllbar sei. Was uns der Verstand nicht erweisen, der Wille nicht gewähren kann, die Sicherheit, daß das Bemühen unseres endlichen Ich in der Erfüllung seiner sittlichen Aufgabe nicht scheitere an den übergeordneten Mächten des Weltgeschehens, das nehmen wir im Gefühle voraus, in dem Gefühle der Gewißheit, daß unser Ich jenen Mächten nicht **hilflos** überliefert ist. Wir glauben, daß unser Ich mit der Gesammtheit des Weltgeschehens in einem Zusammenhange stehe, durch den es als ein Selbstzweck in diesem Zusammenhange enthalten ist, und somit nicht verloren sein kann in seiner sittlichen Arbeit. In diesem Glauben, in der inneren Gewißheit, daß die objektiven Gesetzlichkeiten der Natur und der Sittlichkeit durch eine unendliche Macht mit der Bestimmung unseres eigenen Ich so verbunden sind, daß sie diesem zum Heile gereichen müssen, und in der hieraus entspringenden Gesinnung besteht die Religion. Ich möchte versuchen, die Erklärung kurz zu formuliren, wie folgt.

Religion ist das Gefühl des Vertrauens auf eine unendliche Macht, welche meinen eigenen heiligsten Idealen entspricht. Dies ist zunächst nur der nüchterne Ausdruck für eine Ueberzeugung, welche die mannigfaltigsten Formen annehmen kann, indem sie mein Verhalten zu dieser Macht bestimmt. Sie legt meinem Gewissen Verpflichtungen auf, aber als eine Thatsache des Gefühls verklärt sie dieselben mit den wärmsten Regungen des Menschenherzens; sie stellt mich einer unendlichen Macht gegenüber, aber diese Macht ist mir nicht fremd und feindlich, sondern ein unendliches Gut, weil sie meine höchsten Ideale realisirt; und indem ich mich an jene Macht in meinem innersten Sein gebunden fühle, erfüllen mich je nach den Bedürfnissen des Gemüths Scheu, Ehrfurcht, Demuth, Liebe, Zuversicht, Trost und Hoffnung.

Absichtlich habe ich bei der Bezeichnung jenes Kerns der Religion den Namen „Gott" vermieden, der mir persönlich dies alles in einem Worte sagt. Aber da ja im Grunde alle Streitigkeiten über Religion aus der verschiedenen Auffassung des Wortes Gott stammen, so kam es hier darauf an, einen gänzlich neutralen Ausdruck zu wählen, der jedoch alle allgemeinen Merkmale einer entwickelten Religion umfaßt. Mit Benutzung des Namens „Gott" hat Luther in seinem „Großen Katechismus" (1529) sowohl das Gefühl des Vertrauens wie das Merkmal der eigenen Gesinnung (der „Ideale") zu vollendetem Ausdrucke gebracht, indem er sagt:

„Ein Gott heisset das, dazu man sich versehen soll alles Guten, und Zuflucht haben in allen Nöthen; also, daß einen Gott haben nichts anders ist, denn ihm von Herzen trauen und glauben; wie ich oft gesagt habe, daß allein das Trauen und Glauben des Herzens macht beyde, Gott und Abgott. Ist der Glaube oder Vertrauen recht, so ist auch dein Gott recht; und wiederum wo das Vertrauen falsch und unrecht ist, da ist auch der rechte Gott nicht. Denn die zwei gehören zu Haufe, Glaube und Gott. Worauf du nun (sage ich,) dein Herz hängest und verlässest, das ist eigentlich dein Gott."

Hierdurch ist zunächst der individuellen Gestaltung des Gottesbegriffs freier Spielraum gelassen; es ist nur gefordert, daß jene Macht eine unendliche und eine ideale sei. Damit ist natürlich nicht gemeint, daß sie nur in meiner subjektiven Einbildung bestehe, etwa wie eine ideale Landschaft; sondern das Vertrauen auf die Macht setzt ihre Realität voraus. Es gibt eine solche Macht von absoluter Realität, das ist für den religiösen Menschen zweifellose Gewißheit. Das Wort „ideal" bezeichnet nur ihre Eigenschaften, an welche wir eben dann allein glauben können, wenn sie dem entsprechen, was unserem Herzen das Heiligste

ist; es ist damit die Freiheit unserer Vorstellungen von Gott garantirt, ohne welche er uns fremd und erzwungen bleiben würde.

Und wenn Jemand gegen diese Fassung einwenden wollte, dann würde ja jene unendliche Macht ganz unbestimmt werden, da die Ideale der Menschen sehr verschieden seien, so ist darauf zweierlei zu erwidern.

Erstens liegt es in der That im Wesen des Unendlichen, daß es durch keine endliche Bestimmung erschöpft werden kann. Dies ist eben die unendliche Macht, die unbegreifliche Größe Gottes, daß er für jeden das ist, was dieser von ihm zu fassen vermag, und dabei doch alles und eines bleibt. Und hierin wurzelt die Freiheit des Glaubens, wodurch allein Religion von Jedermann aufgenommen und verstanden werden kann, so daß sie ein einigendes Band für alle Menschen zu sein vermag, wie sich diese auch durch Nationalität, Charakter, Bildung und Gewohnheit unterscheiden mögen. Nur dies, daß wir an eine Realität glauben, die allen Wandel der menschlichen Ideale umfaßt, ist der Sinn des Spruches: „Wir glauben all an einen Gott“. Und auch diejenigen, welche dieser Realität den Namen Gottes versagen, können doch an sie glauben.

Zweitens handelt es sich bei jenen Idealen selbstverständlich nicht um willkürliche Phantasiebilder, etwa um sinnliche Vorstellungen, egoistische Wünsche, rohe Anthropomorphismen. Dies würde einer untergeordneten Stufe der religiösen Entwicklung entsprechen. Deswegen sagte ich „meine heiligsten Ideale“. Das „heilig“ soll aber bedeuten diejenigen Ideale, welche ich kraft meiner Eigenschaft als Vernunftwesen und in Rücksicht auf meinen Willen als den einer sittlichen Persönlichkeit besitze. Die Idee der Menschheit soll im Gefühl als eine unendliche Macht ergriffen werden, so daß sie aus einem Ideal ein höchstes Gut wird, aus einem leitenden Ziel ein sicherer Besitz des Lebens. Darin liegt, daß ich eben in jene unendliche Macht das Vertrauen setze, meine sittliche Arbeit findet in ihr die Kraft des Gelingens. Hierauf gründet sich hauptsächlich die Unentbehrlichkeit der Religion neben der Moral, um uns gegenüber der Strenge des Gesetzes an der eigenen Schwäche nicht verzweifeln zu lassen.

Es liegt aber freilich darin auch die Voraussetzung, daß ich eine sittliche Persönlichkeit, ein Selbstzweck bin oder sein will. Wer nicht zugibt, daß ich durch meine Existenz als vernünftiges Wesen die Bestimmung des Sittengesetzes zu erfüllen habe, daß ich überhaupt das Bewußtsein der Pflicht besitze, mit dem ist allerdings über religiöse Fragen nicht zu verhandeln. Man kann über die Begründung der sittlichen Forderung verschiedene Ansichten haben, aber die Thatsächlichkeit derselben muß vorausgesetzt werden. Denn die Begründung der Ethik ist zwar, wie oben dargelegt, unabhängig von der Religion, die Religion jedoch, insoweit sie dies wirklich im höchsten Sinn sein will und nicht in Heuchelei oder äußerlichem Ceremoniendienste besteht, setzt im Menschen den Willen voraus, gut zu sein.

Daß die Religion, wie ich sie hier zu definiren suchte, auf keiner höheren Stufe der Kulturentwicklung durch Moral ersetzt werden kann, daß sie vielmehr eine unentbehrliche Grundlage der Kultur darstellt, läßt sich nunmehr aus dem Einflusse nachweisen, den sie auf die thatsächliche Gestaltung des Gemüthslebens ausübt.

Niemand wird leugnen, daß es Mächte gibt, denen nicht bloß der Einzelne in besonderen Lagen, sondern der Mensch als solcher überhaupt unterworfen ist, hilflos und unrettbar durch eigene Kraft. Nirgends wird dies deutlicher als angesichts des Todes, wenn wir der Gefahr gegenüberstehen, die unser eigenes Leben oder das eines geliebten Menschen bedroht. Wenn im Aufruhr der Elemente das Schiff an der Klippe scheitert, wenn die feindliche Granate vor uns zerspringt, wenn tückische Krankheit den gequälten Körper des Lieblings durchwühlt, wenn die Frucht jahrelanger Arbeit, die Hoffnung rastlosen Strebens an einer unmittelbar bevorstehenden Entscheidung hängt, wenn unsere redlichste Bemühung verkannt und mit Haß und Verleumdung vergolten wird, wenn wir ruchloser Gewalt ausgeliefert sind, wo finden wir Rettung, wo sollen wir sie suchen, wenn alle menschliche Hilfe versagt? Der Gegner der Religion sagt: Den Ausweg aus Schwierigkeiten zu finden, ist Sache des menschlichen Verstandes; bis zum letzten Augenblick arbeite er mit allen Kräften. Das Schwere zu ertragen ist Sache des menschlichen Willens; muthig und gefaßt füge er sich ins Unveränderliche. Sehr richtig, als Forderung zuzugeben. Es fragt sich nur, wie man es macht, um diese zu erfüllen. Der Moralist sagt vielleicht weiter: Wohl bedarf der Mensch eines Haltes in allen Lebenslagen, der ihn den Schicksalsschlägen gegenüber aufrecht erhält; aber diesen Halt hat er in einem guten Gewissen, im Bewußtsein erfüllter Pflicht. Auch sehr richtig. Aber wenn er nun kein gutes Gewissen hat? Wer ist so weise, so stark, so gut, daß er sich nie einen Vorwurf zu machen braucht? Wer kann sicher sein, daß er ohne Schuld ist? Das ist der heikelste Punkt der religionslosen Ethik: Was thun wir, wenn wir uns selbst anklagen müssen? Zu wem flüchten wir? Und wahrlich, es bedarf keiner Todesgefahr und keiner Sünde, um uns zum Bewußtsein zu bringen, daß wir für uns selbst ohnmächtige Wesen sind, man braucht nur einen Augenblick an die Bedingungen zu denken, unter denen wir leben. Nicht einen Moment lang sind wir der Zukunft gewiß, der nächste kann das Ende bringen oder den unschuldigen Irrthum, der in Schuld und Verderben verstrickt — „zwischen Lipp' und Kelchesrand“. Auch hier mag man noch zu einem Gedanken seine Zuflucht nehmen, zu dem Gedanken, daß wir nicht leben um unsertwillen, sondern als Glieder der Gesammtheit. Aber was wissen wir von dieser, was wissen wir von dem Zwecke, um dessenwillen wir leiden und vergehen müssen? Wir stehen an der Grenze, wo der Glaube beginnt oder — der Verzicht auf ein Verständniß. Soll uns denn die Hoffnung benommen sein? Wurzelt sie nicht unausrottbar in der Menschenbrust? Der Religonslose hat für sie keine Stätte, er hat kein anderes Vertrauen als die dumpfe Resignation des Glücksspielers, der den günstigen Zufall erwartet.

Und nun das Letzte: Das drohende Unheil ist abgewendet, wir sind gerettet und entronnen gegen Erwartung. Wir athmen auf. Die Entscheidung ist zu unsern Gunsten gefallen. Wir müssen uns ehrlich sagen: Es ist geschehen ohne unser Verdienst. Es konnte auch anders kommen. Ein großes Glück ist uns widerfahren, an tausend andern ist es vorbeigegangen. Wie sollen wir uns verhalten? Gleichgültig das Große und Herrliche hinnehmen? Aber das ist unmöglich; man vergegenwärtige sich nur das Gefühl, das die Vorstellung erregt: wenn diese Kleinigkeit anders war, so war alles anders, so warst du verloren! Und jetzt bist du gerettet, selig! Jauchzen und Jubeln ist der natürliche Ausdruck, aber dem tieferen Menschen kann es nicht genügen. Dank will er, innigen Herzensdank verkünden. Aber wem sollen wir danken? Der Religionslose hat keine Antwort.

Und woher kommt das? Wer die Religion für entbehrlich hält, begeht einen Grundfehler in seiner Weltrechnung, so klug sie ersonnen ist. Eins hat er vergessen in der Menschennatur, und gerade das Wichtigste; nämlich daß der Mensch nicht bloß ein denkendes und wollendes, sondern daß er vor allem ein fühlendes Wesen ist. Gefühle knüpfen sich an all unser Erleben als Lust und Unlust. Gefühle müssen sich daher auch knüpfen an unsere Beziehung zu den außermenschlichen Mächten, unter denen unser Leben unleugbar steht. Wie man auch die Gewalten sich denken mag, die unter dem Namen des Schicksals über uns gebieten, ja fasse man sie selbst nur als blinde Naturkraft, Niemand kann sich dem entziehen, daß er sich zu ihnen in ein Gefühlsverhältniß setzt. Der Mensch ist eingeflochten in ein unendliches, überlegenes Sein. Und in seinem Erlebniß strömt der ganze Reichthum der Bedingungen des Weltgeschehens zusammen, bedrohend und vernichtend, rettend, bewahrend, erhebend. Und die Einheit dieses Erlebnisses enthüllt sich ihm als Gefühl; sein Gefühl muß sich auch auf diese Unendlichkeit, die ihn umfaßt und trägt,

irgendwie beziehen. Das ist nun die religiöse Stimmung, wenn das Gefühl der Abhängigkeit vom Unendlichen sich so erweitert, daß wir dadurch selbst eine befreiende Stellung gewinnen. Und das kann nur geschehen durch das Gefühl der Gewißheit, daß unser unendliches Wesen von jener unendlichen Macht nicht zu befürchten braucht erdrückt zu werden, sondern sich in ihr gefördert, erhoben und geborgen weiß. Daher ist Religion das Gefühl des Vertrauens in die unendliche Macht. Wenn wir der Religion aus erkenntnißkritischen Gründen die Funktion zuweisen, das theoretische und das ethische Bewußtsein zu verbinden, Natur und Sittlichkeit als Gesetzlichkeiten zu vereinen, die sich nicht widersprechen, so läßt sich jetzt auch empirisch und psychologisch Religion als das Gefühl nachweisen, das in der Erfahrung des Individuums allein diesen Ausgleich zu vollziehen vermag. Denn es ist ein allgemeines Gesetz der Entwicklung, daß nur das sich erhält, was dem Gedeihen günstig ist. Das religiöse Gefühl ist nun dasjenige, was am meisten geeignet ist, die menschliche Schwäche und Vergänglichkeit der Macht und Ewigkeit des Unendlichen gegenüber zu schützen. Der folgende Artikel soll dies darlegen.

Gotha. Kurd Laßwitz.

Der Engländer in der deutschen Litteratur.

(Schluß.)

Nicht gegen die Engländer, sondern gegen die kritiklose Anglomanie richtete sich die scharfe Satire in dem Märchen „Der junge Engländer“ von dem schwäbischen Dichter Wilhelm Hauff (1827). Um die Dummheit und Kritiklosigkeit deutscher Kleinstädter zu bestrafen, dressirt ein älterer Mann einen — Affen, kostümirt ihn als Engländer und führt ihn in die Gesellschaft ein, die von ihm entzückt ist.

„Was man bei einem anderen jungen Mann höchst gemein und unschicklich gefunden hätte, galt bei ihm für Genialität. Er ist ein Engländer, sagte man, so sind sie alle; ein Engländer kann sich aufs Kanapee legen und einschlafen, während zehn Damen keinen Platz haben und umherstehen müssen; einem Engländer kann man so etwas nicht übelnehmen.“

Man kann es schwerlich läugnen, daß in dieser Satire, obwohl ihr Zielpunkt keineswegs die Engländer sind, doch ein wenig schon die beginnende Abneigung gegen die so lange angeschwärmten Briten mitspricht. Langsam, allmählich hatte diese sich zu regen angefangen. Den ersten Stoß versetzten der deutschen Anglomanie die Bewegungen der äußeren Politik Englands. Lange hatte man diese ignorirt. Der Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner hatte bei Kant und wenigen Anderen Sympathien erweckt, während Lichtenberg zu England hielt. Der für beide Theile schimpfliche Sklavenhandel, den deutsche Fürsten mit der englischen Regierung führten, erregte bei uns vereinzelten Zorn gegen die regierenden Menschenverkäufer; aber gegen England fand Schiller in „Kabale und Liebe“, wo er den Soldatenverkauf mit glühenden Worten brandmarkte, kein Wort und seine Lady Milford beschämt den deutschen Fürstenhof. Dann aber bricht Ernst Moritz Arndt, der getreue Herold des Freiherrn vom Stein, in seinem „Geist der Zeit“ (1807) in heftige Worte gekränkter Liebe aus:

„Engländer, ihr waret einst ein edles Volk, doch jene Epoche liegt ein halbes Jahrhundert hinter uns! Eure Verfassung weckte Geist und Kraft und auf Erden und im Himmel beherrschte der Britte das Feuer. Ihr hattet Dichter und Redner, Astronomen und Weltentdecker, ihr hattet ein freies, hochstrebendes, gerechtes Volk. An Künsten und Wissenschaften waren euch wenige gleich, an Glück und Schätzen keins von allen. — Euer Loos war leider das gemeinste der Völker. Reichthum und Macht erzeugten Uebermuth und Laster, Ungerechtigkeit und Unterdrückung gegen Fremde folgten. . . . Es liegt vor uns, wie ihr seit den letzten dreißig Jahren schnell rückwärts gegangen seid und noch immer geht. Siege zu Wasser und zu Lande beweisen hiegegen nichts, solche letzte Beweise für Glorie und Tugend hat manches Volk noch lange, wenn alles Uebrige schon dahin ist, weswegen es werth ist, ein Volk zu sein. . . . Ihr werdet untergehen durch keinen, als durch euch selbst, wenn ihr euch nicht bessern könnt; die Zeit eures Adels und eurer Bürgerkraft scheint für immer vergangen. Gemeine Verachtung des Edelsten, Schätzung aller Dinge nach dem Golde, Würdigung der Nationen nach dem Reichthum, Niedertretung der Armuth, und Uebermuth eurer Nabobs sprechen euer Todesurtheil. Ein Volk, welches das Schönste und Größte verachtet, wenn es von einem fremden Volke kam, welches, aller Zucht unverbesserlich, nur in Altengland das Paradies und allenthalben sonst nur Barbarei findet. . . .“

Auch diese weit übers Ziel schießende Philippika der enttäuschten Liebe mündet in jenen Grundton aus, der alle Klagen über England beherrscht: die englische Verachtung aller Nichtengländer, aller nicht in Albion entstandenen Gesetze und Sitten, Künste und Kunstwerke, aller fremden Größe und Eigenart. Arndt nahm später (1815) sein Urtheil selbst als ungerecht zurück; es deckt sich doch vielfach mit dem anderer Beurtheiler. Karl Julius Weber, der in seinem „Demokritos“ (1832 erschienen) alle Völker einer nach Objektivität strebenden Vergleichung unterwirft, spricht nicht viel anders.

„Der Engländer fragt nie, was Recht oder Unrecht, sondern was englisch sei.“ „Keine Nation verachtet so alle und alle neben sich.“ „John Bull schwelgt an dem Mark anderer Völker“ „Wer vermag die, welche so stolz auf ihre Freiheit sind, zu lieben, wenn er an ihren Sklavenhandel denkt, oder an den Zustand der Hochländer und Hebriden, Orkaden und Schottlands Inselbewohner?“ „Britten kann ich nie lieben, so viel ich auch sonst Umgang mit ihnen gehabt habe und so sehr ich Einzelne schätze — aber bewundern und achten werde ich stets ihre Selbständigkeit und ihre Tugend zu sein und nicht bloß zu scheinen, die sich in Allem ausspricht.“

Die Freiheitskriege änderten also nichts an dieser Auffassung. Vielleicht ist es sogar in der Weltgeschichte beispiellos, daß Waffengemeinschaft mehr Abneigung als Freundschaft zwischen den verbündeten Nationen zurückließ. Englands Haltung auf den Kongressen, die Art, wie seine Historiker den Antheil Blücher's und der Preußen an dem Ruhm von Waterloo zu verdunkeln suchten — schon Wellington selbst hatte Blücher's herzliche und berechtigte Bitte, die Schlacht nach „Belle Alliance“ und nicht nach „Waterloo“ zu benennen, ohne Angabe von Gründen hart abgeschlagen — und vieles sonst trug dazu bei, die Stimmung gegen England allmählich zu verbittern. Heinrich Heine, so gut wie Forster und Chamisso ein Freund der konstitutionellen Formen, äußert sich (1832) ganz anders wie jene. Auch er rühmt, daß die Engländer lieber Leib und Gut aufs Spiel setzen, als den Untergang der englischen Freiheit gestatten würden; aber auch er sagt:

„Es sind wunderliche Käuze, diese Engländer. Ich kann sie nicht leiden. Sie sind erstens langweilig, und dann sind sie ungesellig, eigensüchtig, sie quaken wie die Frösche, sie sind geborene Feinde aller guten Musik, sie gehen in die Kirche mit vergoldeten Gebetbüchern, und sie verachten uns Deutsche, weil wir Sauerkraut essen.“

Nun gab es Einen Punkt, in dem die Engländer trotz all ihrer Freiheit und Unabhängigkeit den Deutschen als unfrei und abhängig erschienen. Der geistige Kampf ist bei uns seit der Reformation so ungebunden und unbeschränkt gewesen, wie nirgend sonst. Mochte der Deutsche in jeder Bewegung, bei jeder Handlung durch polizeiliche Bevormundung gebunden sein — seine Denker und seine Dichter durften Religion und Sitte, Patriotismus und Geschichte freier erörtern als irgend sonst in der Welt. Jetzt wagte ein Engländer es ihnen nachzuthun — und was war die Folge? Lord Byron ward gehaßt und verketzert und verleumdet.

Fürst Pückler, der selbst doch ein gut Stück Anglomane war, schrieb (1829):

„Lachen muß ich immer über die Engländer, die diesen ihren zweiten Dichter so jämmerlich spießbürgerlich beurtheilen, weil er ihre Pedanterie verspottete, sich ihren Krähwinkelsitten nicht fügen, ihren kalten Aberglauben nicht theilen wollte, ihre Nüchternheit ihm ekelhaft war, und er sich über ihren Hochmuth und ihre Heuchelei beklagte!“

Byron's Schicksal hat aber in Deutschland besonders dem Bild der englischen Frau geschadet, weil sie als die eigentliche Trägerin seiner Verfolgung galt. Schon Forster hatte gemeint, die Zügellosigkeit der englischen Männer schade den Frauen:

„Die Weiber, die Dinge hören müssen, welche ihnen zu wiederholen nicht ziemt, werden ängstlich, steif, pretiös und prüde.“

Eine solche Engländerin hat (um 1849) der große österreichische Dramatiker Grillparzer in seiner „Jüdin von Toledo“ geschildert: „eine kalte korrekte tugendhafte Engländerin, langweilig, prüde und pretentiös, kaum der einfachsten schicklichen Liebenswürdigkeit fähig“ — so charakterisirt sie Wilhelm Scherer. Und auch hier hören wir jenen alten Hauptvorwurf:

So sind sie nun, Britanniens Kinder, alle;
Trifft man aufs Haar nicht den gewohnten Brauch,
So weisen sie's zurück und lächeln vornehm.

Man hatte es inzwischen erlebt, daß ein englischer Prinz, der ein deutscher Fürst geworden war — Ernst August von Hannover — sich über die Verfassung seines Landes hochmüthig hinwegsetzte, während doch gerade der Brite berufen schien, die konstitutionellen Formen zu schützen. Aber den kleinen Garten politischer Freiheit, den man in Deutschland nach dem Vorbild des englischen Riesenparks angelegt, wußte der Welfe so wenig zu schätzen wie die Königin Leonore in Grillparzer's Drama die Nachahmung ihrer heimischen Gärten. Dies Unvermögen, sich fremden Verhältnissen anzupassen, machte nicht nur verdrießlich, es machte auch mißtrauisch. Ein Jahrhundert lang hatte man die englische Orginalität gerühmt. „Jeder Engländer ist eine Insel“, sagte der tiefsinnige Novalis — ein bezeichnendes Wort, das in unseren Tagen ein geistreicher französischer Autor genau gleichlautend wiederholt hat, ohne wohl von Novalis zu wissen. Jeder Engländer schien eine Welt für sich, abgerundet, isolirt, durch einen „silbernen Gürtel“ von der übrigen Menschheit getrennt. Jetzt aber gerieth allmählich gerade diese Vorstellung ins Wanken. Weil alle Engländer so eigensinnig, so unveränderlich, so grundlos an ihren Sitten und Gebräuchen festhielten, auch da, wo „der Bruch mehr ehrt als die Befolgung“, darum meinte man, gerade die Originalität gehe ihnen ab: alle seien in derselben Schule zu denselben Regeln, Anschauungen, Vorurtheilen gebildet, von denen keiner sich frei zu machen wage.

Diese Vorstellung wird nun durch das riesige Anwachsen der englischen Industrie begünstigt. Ganz England scheint eine einzige Fabrik und jeder Engländer eine Dampfmaschine, die sich automatisch nach den Gesetzen ihrer Konstruktion bewegt. So behauptete schon Fürst Pückler, man habe in England Dampfkellner in den Kaffeehäusern vorgeschlagen, und das sei ganz natürlich in einem Lande, „wo es eben nicht viel anders hergehen würde, wenn eine Dampfmaschine mit achtzig Pferdekraft auf dem Thron säße“. Und gleichzeitig erfindet Immermann, der Autor des „Münchhausen“, in seinem satirischen Epos „Tulifäntchen“ (1830) eine ganze Familie von englischen „homme-machines“. Ein englischer Ingenieur hat nicht genug daran, eine wundersame Mauer aus Eisen zu bauen:

Dieser
Gentleman war seines Volkes
Des maschinengrübeltiefen,
Tiefster Grübelmaschinist . . .
Und aus richtigem Erwägen,
Welch Unheil ein Weib oft stiftet,
So aus Fleisch und Bein gebaut ward,
Wie viel Aerger das Gesinde
Zeugt, das Mensch ist gleich der Herrschaft,
Hatt' er einen Dampfbedienten
Sich gemacht und eine Dampffrau,
Die ihm förmlich angetraut war.
Dampfbedienter, Dampfgemahlin
Thaten ganz dieselben Dienste,
Wie zwei Menschen simpeln Schlages.
Sieh, so hoch stieg die Mechanik
In Alt-England!

Der Hauptvertreter dieser neuen Vorstellung, die der alten gerade entgegengesetzt ist und sich doch ganz folgerichtig aus ihr entwickelt hat, ward Lothar Bucher. Dieser geistvolle Journalist, Jahrzehnte lang Bismarck's „rechte Hand“, nachdem er Lassalle's vertrauter Freund gewesen war, ist durch die Stürme der Revolution von 1848 nach der britischen Insel verschlagen worden, und hier hat seine ursprüngliche Verehrung für englischen Parlamentarismus, englische Freiheit, englische Originalität sich rasch in Feindschaft und Haß gewandelt. Er war nicht der einzige Flüchtling, der in England deutsches Wesen schätzen lernte.

„Was hatte es denn für eine Bewandtniß mit diesem freien Lande, wo ich auf Schritt und Tritt dem ungeheuren Ansehen der Geburt, dem strengsten Formalismus in allen Lebensverhältnissen und dem tief eingewurzelten Kastengeist begegnete!“

So schrieb (1875) die „Idealistin“ Malvida von Meysenbug, der das Schicksal für schwere Leiden die Entschädigung gewährte, Alexander Herzen und Giuseppe Mazzini, Richard Wagner und Friedrich Nietzsche zu ihren intimen Freunden zählen zu dürfen. Aber sie hatte auch für die Vorzüge des englischen Nationalcharakters ein offenes Auge; für die war Lothar Bucher blind. Völlig ist er von jener Idee beherrscht, der Engländer sei nichts als ein eiserner Automat.

„Es wirken hier genug Kräfte, um die Menschen stereotyp zu machen; käme noch ein uniformes Schulwesen hinzu, so würden die Engländer einander so gleich werden wie Stecknadeln.“ „Eisern ist das englische Volk, eisern seine Sitten, eisern das Getriebe von Verkehr und Erwerb, eisern und grün lackirt seine Herrschaft über andere Völker. . . Die Maschine und die doppelte Buchhaltung sind es, die mit eisernen Armen in das Leben hineingreifen und es so entsetzlich ordentlich zurecht schneiden.“

Lothar Bucher ist der eigentliche Vater jener Vorstellung von der englischen „Krämernation“, die dann besonders durch den einflußreichsten Historiker des neuen Deutschen Reiches, Heinrich von Treitschke, weite Verbreitung gefunden hat. Auch Emerson, der Amerikaner, und Whitman, der Engländer, haben im englischen Leben „cant“ in Ueberfülle getroffen, neben der Frömmigkeit Heuchelei und neben der Wohlthätigkeit eiserne Härte; für Bucher aber gibt es in England überhaupt nur „cant“ und Heuchelei und Härte. In einer Epoche, in der Darwin wirkte, bestreitet er, daß es englische Gelehrte von Bedeutung gebe, zu einer Zeit, in der Ruskin lehrte, leugnete er, daß es englische Kunst, daß es Originalität in der Empfindung in England auch nur geben könne. Wie Carlyle hat er unermüdlich englisches Wesen am deutschen gemessen und bei den Briten immer nur Defizit gefunden. Die Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit seines Urtheils erklärt sich leicht aus der bittern Enttäuschung des aufgeklärten Liebhabers; dennoch sollte sie gleich „unbedingten“ Kritikern deutschen Wesens in England oder Frankreich zur Warnung dienen. Wie lang hat es gedauert, eh das englische Urtheil über das Leben in unseren Kleinstaaten von dem Zerrbild in Thackeray's „Vanity fair“ sich bis zu den Ansichten in Mrs. Humphy Ward's „Robert Elsmere“ durcharbeitete oder bis man von dem hämischen Hohn des berüchtigten „German Home Life“ zu den liebevoll gezeichneten „Teuton Studies“ Sidney Whitman's gelangte!

Und glücklicherweise brauchen wir nicht mit jenem Maximum der Entfremdung zu schließen. Wohl wirkt jene Vorstellung noch fort und hat leider durch Vorgänge der neuesten Zeit nach Nahrung erhalten; man verstand in Deutschland nicht so recht, weshalb die englische Nation ihre Ehre in Transvaal so viel stärker betheiligt glaubte als in dem durch englische Versprechungen ins Elend getriebene Armenien und glaubte sich den Unterschied aus dem Betrag der in Südafrika angelegten britischen Kapitalien erklären zu müssen. Es würde sich doch auch so nur um bestimmte Kreise handeln, nicht um das ganze große englische Volk. Aber man ist uns zu wenig entgegen gekommen, als daß man sich über strenge Urtheile wundern dürfte; und gerade aus dem Sinn der Jüngsten heraus hat der Münchener

M. G. Conrad in seinem utopistischen Tendenzroman „In purpurner Finsterniß“ (1895) die „Angelos“ wieder als harte Geschäftsmänner geschildert, die die ganze Welt auskaufen und die Ueberreste früherer Nationen im Zoologischen Garten der brutalen Schaulust einer rohen Menge preisgeben. Aber inzwischen haben Andere gearbeitet, und nicht erfolglos.

Während Lothar Bucher England verfluchte, weil sein Parlamentarismus nicht hielt, was er sich davon versprochen, hat Rudolf Gneist in lebenslanger Arbeit die wirklichen Wurzeln der britischen Selbstverwaltung aufgedeckt und das Nachahmenswerthe in Fülle vor den Deutschen ausgebreitet. Sein Gesinnungsgenosse Franz v. Holtzendorff hat in dem reizenden Büchlein „Ein Englischer Landsquire“ (1877) die gesunde und lebensvolle Haltung der besten Elemente Englands anheilsvoll und nicht ohne leisen Neid uns zum Muster geschildert. Das vielgelesene Buch „Rembrandt als Erzieher“ hat vor wenigen Jahren mit beredtem Nachdruck darauf hingewiesen, wie viel von allem Guten, was die Deutschen besitzen, sie mit ihren englischen Brüdern theilen, wie viel wir auch noch nicht haben, was wir von ihnen lernen können.

Diese Richtung wird siegen. Eine unparteiische, aber dem Grundzug nach sympathische Vergleichung deutscher und englischer Eigenart wird immer deutlicher beider Verwandtschaft hervorheben. Ein Typus des Engländers wird sich in unserer Litteratur herausbilden, der von dem angeschwärmten Ideal des vorigen Jahrhunderts so weit entfernt ist wie von der Maschinen-Karikatur aus der Mitte des unserigen. Man beginnt bei uns, immer eifriger die lange Zeit fast unbekannte englische Kunst unserer Tage zu studiren; man verehrt Darwin fast wie einen deutschen Nationalheiligen. Gestalten wie Livingstan und Gordon haben Sympathien erweckt, die durch Stanley und Jameson nicht gleich erdrückt werden können. Und im Anschluß an jenen berühmten Wahlspruch des Spinoza dürfen wir im Rückblick auf die Entwicklung des englischen Typus in der deutschen Litteratur sagen: Die Deutschen haben die Engländer einst zu sehr geliebt, dann zu sehr gehaßt — sie werden sie zu begreifen lernen!

Richard M. Meyer.

Theater.

Lessing-Theater „Das Glück im Winkel“. Schauspiel in 3 Aufzügen von Hermann Sudermann. — Deutsches Theater: „Zu Hause“. Ein Akt von Georg Hirschfeld. „Der Weiberschreck“. Schwank in 3 Akten von Moritz Hermann.

Hermann Sudermann ist auf dem Wege, den er in der „Schmetterlingsschlacht“ eingeschlagen hatte, fortgeschritten. Denn „das Glück im Winkel“ liegt auf diesem Wege, und schnell hat sich der Erfolg, seinem Talente treu, in die neuen Bahnen bequemt. Wie weit dieser neue Erfolg ein innerer Gewinn ist, das ist hier die Frage.

Farbenfreudig, im Sinne der französischen Romantiker, hatte Sudermann in seinen Dramen, von der „Ehre“ bis zur „Heimath“ und in seinen dramatischen Romanen, der „Katzensteg“ und „Es war“ eine Eigenart offenbart, die in mehr als einer Hinsicht an die Friedrich Spielhagen's erinnerte. Selbst die breit hineingesetzten dunkelfarbigen, „realistischen“ Schatten verriethen schärferem Auge den sicheren und überlegten Kompositionskünstler. Hermann Sudermann's Lyrik aber ist ein schlichtes scheues Geschöpf. Nicht umfanst ist sie ihm zuerst als graue, verschleierte Frau Sorge erschienen, nicht zufällig ist sie in der langen Reihe seiner erfolgstürmenden Dramen und Romane ganz verstummt. Sie ist armer Leute Kind. Sie wohnt in dürftigen Zimmerchen, deren weiße Gardinen verrathen, daß die Hausfrau selbst am Plättbrett gestanden hat. Sie ist die Kindheitsgefährtin, die zu Sudermann in den bedrängten Verhältnissen seiner ostpreußischen Heimath gesprochen hat: darum gibt sie sich so warm, ja überzeugend in „Frau Sorge“. Die Sehnsucht nach ihr ist in der Schmetterlingsschlacht wieder lebendig geworden, und sie ist scheu, und doch nicht sie selbst, in das Licht der Rampen getreten. Sie blieb ersehnt. Im Glück im Winkel ist sie von neuem zur Pathenschaft entboten worden.

Ein bescheidenes, ärmliches Heim. Im Hof zwischen dem Haus des Rektors und dem Schulhaus steht eine Linde. Weiße Holzläden schließen die Fenster, und auf grüngestrichenen Blumenbrettern stehen ein paar Töpfe. Drin im Zimmer sind die Möbel altmodisch und verschossen, und ein Bild von Bismarck im Holzschnitt, Käfer- und Schmetterlingssammlungen hängen an den Wänden. Zum Frühstück gibt die Hausfrau einem jeden sein Butterbrot nebst einem Glase frischer Milch, und wenn einmal vornehme Gäste kommen, dann wird wohl zur Feier aus Mosel und Selterwasser eine Bowle bereitet. Es ist ein stilles Haus, und nur in den Zwischenstunden hört man draußen die Kinder lärmen. Aber das ist „ein lieber Skandal“, wie der Rektor sagt.

Die Menschen dieser Idylle sind mit wenigen, vielleicht zu wenigen Strichen fest hingestellt. Der Rektor, ein gealterter Kandidat, dem es mit dem höheren Examen nicht glücken wollte; seine Kinder aus erster Ehe, von denen die Aelteste erblindet ist und nun in Hilflosigkeit und zarter Jungfräulichkeit mit schwachen Kräften überall zu helfen bemüht ist; ein junger bescheidener Lehrer, der sie liebt; und, die Enge enger erscheinen zu lassen, ein hämisch-wohlwollender, nörgelnder Kreisschulinspektor mit seiner Frau — sie alle sind mit so treffsicherer Kunst gestaltet, daß man den Wunsch hegt, mehr von ihnen zu erfahren — als man eben erfährt.

Eine ist in diese Idylle unfreiwillig hineingezwungen: die junge Frau des ältlichen Rektors. Sie hat andere Verhältnisse in ihrer Jugend gesehen. Und Abends im Winter, wenn man in die Lampe hineinstarrt, in den Sommernächten, wenn die Linde vor der Thür blüht, dann krampft sich die Sehnsucht in ihr zusammen nach Welt und Leben und Glück. Und diese Sehnsucht nimmt greifbare Gestalt an — die des Mannes ihrer Jugendfreundin. Freiherr von Röcknitz, den sie geliebt hat, ist eine kecke, kraftvolle, brutale Junkernatur, der Bühnenmensch Sudermann's; sich vor ihm zu schützen, hat sie damals den Rektor geheirathet. Und nun schneit dieser Röcknitz mit seiner Frau in die Idylle hinein.

Fast alles in diesem Drama ist Zustandsmalerei. Die eigentliche Handlung beschränkt sich im Wesentlichen auf drei Scenen; die Wiedersehensscene zwischen Elisabeth, der Frau des Rektors, und Röcknitz im ersten Akt; die große Scene im zweiten Akt, in der sie ihm ihre Liebe gesteht, und er von ihr fordert, ihm über alle Hindernisse hinweg zu folgen; die Schlußscene des dritten Akts, in der sie, willens, sich das Leben zu nehmen, auf ihren Gatten trifft und dem Leben und der Ehe wiedergewonnen wird. Ein Ausgang in Resignation: „Meine Jugend freilich, die kann ich Dir nicht wiederschaffen . . . Aber auch Deine wird langsam hingehen . . . die Sehnsucht wird einschlafen . . .“ Und ein Aufflackern in ihrem Herzen: „Mir ist, als seh' ich Dich heut zum ersten Mal!“

Hermann Sudermann ist, wie Brandes einmal betont hat, Moralist. Nicht nur in dem Sinne, in dem jeder nicht nur schaffende Künstler Moralist ist: die Moral ist ihm Herzenssache. Darum das verklärte Bild, das er immer von den Müttern gezeichnet hat, denn der Gedanke an die Mutter ist ihm das Reine im Menschen; darum dies stete Konfrontiren des Menschen mit seiner Heimath, denn die Heimath ist ihm ein moralischer Begriff. Zwei ethische Anschauungen nun sind es, die bei ihm gleichberechtigt neben einander stehen; die Moral selbstherrlicher Naturen — ich vermeide ein modernes Schlagwort —, die ihr Recht in

ihrer Kraft finden; eine Moral, die wohl am überzeugendsten Ludwig Anzengruber in seinem Sternsteinhof gepredigt hat, und die Magda etwa in der „Heimath“ und Röcknitz im „Glück im Winkel“ bekennt; und andererseits die Moral der Pflichtennaturen, die sich in der Enge zu innerlicher Freiheit durchringen müssen, die Moral des Paul in Frau Sorge und der Elisabeth in Sudermann's neuem Drama. Das ist die Moral, die Sudermann lieb ist, und nicht zufällig ist es, daß in der ethischen Sphäre der Hauptgestalten das „Glück im Winkel“ wiederum auf „Frau Sorge“ weist.

In Sudermann's jüngstem Werk nun sind beide Anschauungen einander gegenübergestellt, verkörpert in Röcknitz und Elisabeth. In der Art der Durchführung des Kampfes zwischen beiden Naturen muß Werth oder Unwerth der Dichtung, als Drama, liegen.

Aeußerlich sind die Geschehnisse durchaus motivirt. Elisabeth ist stolz und gütig, eine Pflichtennatur, in der verhaltene Leidenschaft schläft. Sie ist eine glaubhafte Gestalt. Und Sudermann hat mit großem Geschick den Schneeball geworfen, der die Lawine ins Rollen bringt: Röcknitz bietet gleich im ersten Akt dem Rektor eine Stelle als Verwalter eines seiner Güter an, die der Rektor annehmen muß, um seine Frau der kleinlichen Enge der Verhältnisse entziehen zu können. Und so muß Elisabeth Aussprache mit Röcknitz suchen, so kommt es zum Geständniß ihrer Liebe. Von dem Augenblick an von Röcknitz als wehrlose Beute betrachtet, sieht sie in ihrem geängsteten Pflichtbewußtsein nur einen Ausweg, den Tod. Sie findet dann den Verzeiher in ihrem Gatten und darum den Retter. Das alles ist ganz folgerichtig.

Aber innerlich? Der Leidenschaftsausbruch in Elisabeth wirkt überraschend; er kommt und ist da; nichts in ihrem Wesen hat darauf vorbereitet; wieso nicht? Sie gesteht ihre Liebe und verlangt gleichzeitig Trennung für immer; ist ihre Leidenschaft als Leidenschaft so schnell verflammt? Sie erfährt an sich selbst Röcknitz' Brutalität, und scheu flüchtet sie vor ihm, bis in die Nähe des Todes; hat sie nicht eben diese Brutalität in ihm geliebt? Ihr Gatte verzeiht ihr und will sie schützen und offenbart sich ihr in neuem Lichte; hat sie ihn früher nicht gekannt, und warum nicht? Und schließlich, ist die Leidenschaft nun todt, kann sie nicht wiedererstehen, und weshalb nicht? Man sieht es, die Partie ist nur remis. Keine falsche Note, aber es fehlen entscheidende Uebergänge. Man steht vor einem „Zu wenig“! Ein glaubwürdiger Charakter, aber wie ein Mensch, den man nur oberflächlich kennt. Folgerichtig und zwingend die äußere Motivirung, undurchsichtig die innere. Wie war die Verknüpfung der Geschehnisse in Frau Sorge erzwungen und ertastet! Festgegründet aber stand die Entwicklung des Charakters. Hier ist es umgekehrt.

Und über diesem inneren Zwiespalt ist die Lyrik dieses lyrischen Dramas nicht ganz und reich zur Entfaltung gekommen. Sie ist nicht zwingend. Sie packt nicht. Man steht vor einem „Zu wenig“! Sie breitet ihr freundliches Licht über das bescheidene Häuschen und den Sitz unter der Linde, sie findet Widerschein in den Augen fast aller Nebenpersonen: an den Hauptgestalten hat sie keinen Antheil. Darum stelle ich das Glück im Winkel unbedingt unter „Frau Sorge“.

Aufgabe der Aufführung wäre es gewesen, das lyrische Stimmungselement herauszuarbeiten; das ist im Lessingtheater nicht geschehen. Die Aufführung ließ das Drama zur Geltung kommen, aber sie trug es nicht. Ludwig Stahl versagte als Rektor in den entscheidenden Momenten; Luise Dumont verkörperte die Elisabeth ganz glaubwürdig und empfindungszart, aber sie war in der Leidenschaft nicht schlicht; Friedrich Mitterwurzer schuf als Röcknitz eine glänzende lebensprühende Gestalt, aber er war im Pathos nicht wahr.

Mit Bewunderung zweifelnd gegen Hermann Sudermann; — einen ganz anderen Maßstab habe ich anzulegen, wenn ich von den beiden Stücken von Georg Hirschfeld und Moritz Heimann sprechen will, die das Deutsche Theater zur Aufführung brachte.

Noch vor den „Müttern“, neunzehnjährig, hat Georg Hirschfeld den Einakter „Zu Hause“ geschrieben. Mit der blühenden, sorglosen Unbefangenheit des Neunzehnjährigen, der seine Blumen pflückt, wo er sie findet! Den Konflikt hat er Sudermann's „Ehre“ entnommen: ein junger Arzt kehrt in sein Vaterhaus heim, findet seine Familie moralisch verkommen und reißt sich los. Der Stimmungsgehalt weist auf Gerhart Hauptmann's „Friedensfest“: der Vater an der Mutter zu Grunde gegangen, der Bruder verkommen, und zwischen ihnen allen die feindselige Stimmung verärgerten Zankes, kaum unterdrückter Brutalität. Und aus diesen entnommenen Elementen ist ein Milieu geschaffen, das es wohl nie und nirgends gegeben hat. Und dennoch hat Hirschfeld auch in diesem frühen Drama eine erstaunliche Kraft bewiesen, dem Schmerz und dem Elend Worte zu leihen, so wahr, wie sie wohl nur ein Künstler findet. Herzensschreie, die ans Herz greifen, und dicht daneben gedehnte Scenen, die jedes Mitempfinden schwer möglich machen. Trotzdem sich die ausgesprochene lyrische Eigenart Hirschfeld's noch nicht an den Tag wagt, ist dies „Zu Hause“ eine starke Talentprobe — nur daß Hirschfeld's Talent sich vor dem Publikum bereits besser erprobt hatte. Bei der stimmungsvollen Aufführung des Deutschen Theaters aber wuchs einer der Darsteller, Hermann Müller, in der Rolle des Vaters, hoch über den jungen Dichter hinaus. Aus Eigenem schöpfend, schuf er einen bleibenden Eindruck.

Auch für den Schwank „Der Weiberfeind“ von Moritz Heimann traten die Darsteller mit reichem Können ein; die Trägerinnen der weiblichen Hauptrollen, Marie Meyer und Else Lehmann, schienen das Stück zeitweilig retten zu können; aber das Publikum wurde doch gewahr, daß dieser Vogel nicht fliegen konnte.

Er lahmte mit beiden Flügeln. Die Handlung war gar zu ärmlich — daß eine Frau sich liebenswürdig stellt in der Furcht, ihre eheliche Trauung könnte ungültig werden oder sein, und daß ein Mädchen einen Mann fängt, ist das noch Handlung zu nennen? — diese Handlung bewegte sich auf knarrenden Rädern mühsam vorwärts, die Technik, die gerade im Schwank spielend und keck sein muß, war schwerfällig lähmend. Ein paar lustig karrikirte Gestalten, aber auf die Dauer von drei Akten wirkten sie nicht lustig. Alles aber, was dieser Schwank an künstlerischem Wollen etwa verräth, das ist in Theodor Fontane's „Frau Jenny Treibel“ künstlerisch vollendet gestaltet.

Wie sagt doch Theodor Fontane einmal vom Theater? „Man muß oft hingehen, um Vergnügen daran zu finden; wer selten hinkommt, leidet unter der Unwahrheit dessen, was er sieht.“

Ernst Heilborn.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37. Dr. P. Nathan, Bülowstraße 80.

Nr. 29. Berlin, den 18. April 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Auf die Zusammenkunft unseres Kaisers mit König Humbert in Venedig ist unmittelbar sein Besuch in Wien bei dem Kaiser von Oesterreich gefolgt.

Was jene Zusammenkünfte in diesem Falle bedeuten, kann nicht zweifelhaft sein. Ganz gleichgültig, ob der Dreibundvertrag schon erneuert ist oder erst demnächst erneuert wird; ganz gleichgültig, ob in diesen Vertrag einige neue Bestimmungen aufgenommen werden sollen oder ob der alte Entwurf auch für die Verlängerung benutzt werden wird — dies sind gegenüber der einen Thatsache Fragen von untergeordneter Bedeutung, daß heute an dem Fortbestand des Dreibundes Zweifel nicht mehr gehegt werden können. Die Monarchenbegegnungen sind ein Ausdruck dafür, daß die intimen Beziehungen zwischen den drei Reichen von allen Wechselfällen der neuesten Zeit vollständig unberührt geblieben sind.

Ein solches Ergebniß ist mit hoher Befriedigung zu begrüßen, und so ist denn auch die Gewähr geboten, daß der Friede in Europa des starken Rückhalts an der Tripelallianz in Zukunft nicht entbehren wird. Ein unbefangener Beobachter der europäischen Politik konnte einen anderen Ausgang nicht erwarten; den Dreibund aufrecht zu erhalten, entspricht in höchstem Grade den Interessen jedes einzelnen der Betheiligten, aber auch den friedlichen Interessen der Gesammtheit der europäischen Kulturnationen.

Durch die Begegnungen in Venedig und in Wien wird die europäische Politik vor neue internationale Thatsachen also nicht gestellt; aber gegenüber den Versuchen, den Dreibund als erschüttert hinzustellen, Italien als isolirt, vielleicht auch Deutschland und Oesterreich als weniger intim in Rücksicht auf die Ereignisse, die sich in Anknüpfung an den Transvaalzwischenfall abgespielt haben, steht nunmehr fest, daß die politische Konstellation genau so geblieben ist, wie sie bisher zum Segen Europas gewesen war, und damit wird allen jenen Ausstreuungen der Boden entzogen, die neue künstliche politische Kombinationen als in der Entstehung begriffen ankündigten.

Auch der Zutritt Englands zum Dreibunde dürfte schwerlich in Frage kommen. Erstens ist die Stimmung für einen solchen Entschluß im Vereinigten Königreich augenscheinlich nicht reif; aber dann ist es auch sehr die Frage, ob ein derartiges Ereigniß ein Gewinn für die Tripelallianz wäre.

Vielleicht unter einem Gesichtspunkt dürfte man von einem Gewinn sprechen. Man könnte wähnen, daß die Kraft des Vierbundes eine zu gewaltige wäre, um überhaupt noch den Gedanken eines Friedensbruches an irgend einer Stelle aufkommen zu lassen. Aber diese Berechnung wäre in einer Beziehung leicht trügerisch

Zwei so mächtige Reiche wie Rußland und Frankreich lassen in ihrem Drang nach politischer Bethätigung sich nicht bleibend durch einen Druck von außen fesseln. Der Trieb, sich dieser Fessel unter allen Umständen zu entledigen, würde voraussichtlich um so stärker sein, je bemerkbarer der äußere Zwang sich allerorten fühlbar machte. Vielleicht würde gerade eine solche Gruppirung der Mächte auf eine Explosion hindrängen; und zum wenigsten würde die Spannung in Europa voraussichtlich sich wesentlich steigern, statt sich zu vermindern; denn man müßte doch voraussetzen, daß England für seinen Beitritt auch die schwierig zu leistende Garantie erhielte, gegen russisches und französisches Vordringen in fremden Welttheilen geschützt zu sein. Solche Garantien wären gewiß gewagt; und sie

könnten wohl zur Folge haben, daß zwei von so starkem politischen Bethätigungsdrang erfüllte Nationen wie die Franzosen und Russen durch eine derartige Lage recht wohl zu extremen Entschlüssen gedrängt würden.

Und gerade für Deutschland schafft eine solche Neuerung ganz bedenkliche Aussichten. Für wie lange könnte man sicher sein, daß England beim Dreibund bliebe? Eine Verschiebung in den parlamentarischen Verhältnissen des Vereinigten Königreichs könnte auch eine neue Verschiebung der internationalen Verhältnisse herbeiführen, und Rußland und Frankreich würden gewiß das ihre thun, um zunächst einen solchen Wandel als überaus verlockend erscheinen zu lassen. Tritt aber England früher oder später zurück, so wäre die Lage Deutschlands damit nicht die bisherige, sondern eine bei weitem verschlechterte.

Heute besteht zwischen Deutschland und Rußland kein tiefgreifender Interessengegensatz, der das Zarenreich zu einer Politik gewaltthätiger Feindschaft gegen uns zwänge. Würde aber im Wesentlichen auch durch Deutschlands Haltung jede aktive Politik Rußlands in Asien behindert, so würde sich der slavische Haß in ganz anderer Weise wie bisher gegen Deutschland richten und bei einer Lockerung des Vierbundes aus irgend welchen Gründen hätten wir wegen unserer geographischen Lage, die uns zwischen Rußland und Frankreich einkeilt, den Anprall der entfesselten Leidenschaften in erster Reihe auszuhalten. Unser Einsatz wäre also erheblich höher als der irgend einer anderen Macht jenes nur durch Leitartikel in Aussicht genommenen und durch Leitartikel bekämpften Vierbundes.

Ganz irrig ist es also, wenn man in England glaubt, der Zutritt Englands würde bei uns als eine That des Heiles erscheinen, die Jedermann sehnsuchtsvoll erwartet. So liegen die Dinge durchaus nicht. Vielleicht ist sogar jene internationale Lage vorzuziehen, die bestand, bevor die Spannung zwischen Deutschland und England eintrat.

Gewiß sollten Deutschland und der Dreibund zu England gute und so freundschaftliche Beziehungen, wie nur möglich, aufrecht erhalten. Wir sehen auch nicht ein, warum wir zu diesem Zustand nicht sollten zurückkehren können; aber gerade ein solches etwas lockeres Verhältniß verstrickt uns nicht in kaum zu übersehende asiatische und afrikanische Pflichten, und unsere bisherige Stellung, die uns in einen schroffen Gegensatz zu Rußland durchaus nicht hineinzwingt, ist gerade darum um so geeigneter, in einem gegebenen Augenblick, wenn es nöthig sein sollte, auf Rußland in friedlicher Weise mäßigend zu wirken.

Wir glauben, daß alle Erörterungen, die bereits den Vierbund entstehen lassen, auf entlegenen Pfaden der Spekulation wandeln; wir meinen aber auch, daß jene englischen Zeitungen sich sehr über die Stimmung in Deutschland täuschen, die in völliger Verkennung der realen Verhältnisse annehmen, der Gewinn bei einem solchen Schritt sei allein auf Seiten der kontinentalen Mächte und vor allem Deutschlands.

Erfreulich jedoch ist es, mit welcher Vorsicht die englische Politik jetzt in Südafrika auftritt. Der Matabeleaufstand, der in der That ernst zu sein scheint, verleitet gleichwohl das Londoner Kabinet nicht dazu, nach Südafrika plötzlich starke Truppenmassen zu werfen. Ein solches Vorgehen würde zweifellos den schlimmsten Argwohn in Transvaal erregen und ein solches Vorgehen würde daher unter Umständen auch der Rückwirkung auf Europa nicht entbehren. Gerade indem die englische Regierung es bisher vermeidet, dem glimmenden Feuer bösen Verdachtes neue Nahrung zuzuführen, legt sie ein Zeugniß ab für die Ehrlichkeit ihrer Absichten. Eine solche Haltung wird die afrikanischen Verhältnisse gewiß günstig beeinflussen und die Rückkehr normaler Beziehungen zu den Boeren erleichtern.

Vielleicht ist es kein geringes Opfer, daß die englische Regierung mit dieser Zurückhaltung bringt. Daß diese Zurückhaltung aber heute nothwendig ist, erweist sich als ein Geschenk, das England Cecil Rhodes verdankt. Er hat Süd-Afrika in eine Lage gestürzt, so daß England, wie sehr auch der Matabeleaufstand dazu auffordern mag, doch aus Gründen der allgemeinen Politik mit einer zu Beunruhigung Anlaß gebenden Machtentfaltung klüglich zurückhalten muß. Eine solche maßvolle Haltung, die mit den vorhandenen Stimmungen rechnet, wird ihre guten Früchte tragen.

In Spanien haben die Wahlen für die Deputirtenkammer stattgefunden. Wie sie ausgefallen sind? Diese Frage ist so gut wie beantwortet, wenn man weiß, welche politische Richtung als Regierung die Wahlen geleitet hat. Es war diesmal die konservative, und so zieht denn eine erdrückende Majorität von 318 Konservativen gegenüber 87 Liberalen, und einigen versprengten politischen Partikelchen in die neue Kammer ein.

Leicht wird die Lage der Konservativen gleichwohl nicht sein. Der Cubanische Aufstand lastet auf der spanischen Politik, und es scheint, daß die Frage wegen der „Perle der Antillen" demnächst in ein neues Stadium treten wird. Die Vereinigten Staaten haben sich in diskreter Weise als Vermittler angeboten. Es wäre klug von Spanien, diese Vermittlung anzunehmen und Cuba Konzessionen zu machen; denn wer weiß, ob nicht im anderen Falle statt der diskreten Vermittlung die indiskrete Einmischung der Vereinigten Staaten zu erwarten ist. Und was thut Spanien dann? Mit Straßendemonstrationen der spanischen Stadtbevölkerung vor amerikanischen Konsulaten wäre diese Verwicklung nicht zu lösen.

Trikupis ist gestorben, der am Ende seines Lebens den wenig schmeichelhaften Titel eines Ministers des Staatsbankerotts von der öffentlichen Meinung erhalten hat.

Das Ausland war diesem Minister nicht grün; denn er hatte die auswärtigen Gläubiger Griechenlands schwer genug geschädigt; aber auch seine Landsleute waren ihm nicht mehr gewogen, denn sie verziehen ihm nicht, daß er das Ansehen Griechenlands durch den Bankerott so tief herabgesetzt hat. Belastet mit diesen Antipathien mußte Trikupis zurücktreten und ins Privatleben sich zurückziehen. Diese Antipathien waren nur zu gerechtfertigt, und doch ist schließlich der Gestürzte nur für Sünden seiner Ministerrivalen bestraft worden, die das Land in viel zu große Schulden gestürzt hatten.

Trikupis konnte als einer der am meisten Achtung verdienenden griechischen Staatsmänner gelten. Er ist in England, wo sein Vater Gesandter war, aufgewachsen und er bemühte sich — nicht mit allzu großem Erfolg — verständige westeuropäische Ideen in das eben politisch erwachende Griechenland hinüberzupflanzen.

* * *

Das Duell und die öffentliche Meinung.

Die öffentliche Meinung ist in Deutschland seit vielen Jahren gegen den Duellunfug nicht so stark in Erregung gebracht worden, als durch die Häufung einer Reihe besonders skandalöser Duelle aus jüngster Zeit. Ein Schwiegervater stellt sich mit seinem Schwiegersohne auf die Mensur und schießt dem theuren Verwandten in die Beine; ein Marinelieutenant kommt in den Verdacht, die Frau eines Rechtsanwalts verführt zu haben; der Rechtsanwalt ist Reserveoffizier, ein Ehrengericht mischt sich hinein, ein Zweikampf findet statt, obgleich der Scheidungsprozeß gegen die ungetreue Ehefrau bereits eingeleitet ist, und der Ehegatte wird zu allem Ueberflusse von seinem Gegner niedergeschossen; in der Berliner Hofgesellschaft wird durch anonyme Schmutzbriefe ein großer Skandal hervorgerufen, ein Zeremonienmeister wird — wie es scheint, fälschlich — der Urheberschaft beschuldigt, es kommt zu militärischen Untersuchungen, bei denen die Oeffentlichkeit ausgeschlossen ist, die Skandalsucht bemächtigt sich des Falls, allerlei unkontrollirbare

Gerüchte treten hinzu, und das Ende vom Liede ist, daß in der Osterwoche zwischen zwei adligen Herren, die in der unmittelbaren Nähe des Thrones Hofämter bekleiden, ein Zweikampf ausgefochten wird, der mit dem qualvollen Tode eines Duellanten endigt.

Derartige, auf den Zeitraum weniger Wochen sich zusammendrängende Vorfälle sind in der That geeignet, Empörung hervorzurufen: Empörung gegen die religiöse Heuchelei, die darin liegt, daß die Gesellschaftskreise, in denen das Duell den fruchtbarsten Boden findet, mit besonderer Emphase zu betonen pflegen, daß dem Volke die Religion erhalten werden müsse, Empörung aber auch gegen die Verkrüppelung des Ehrbegriffs, die darin zu Tage tritt, daß man die Vorstellung nährt, mit etwas Pulver und Blei könne eine brüchig gewordene Ehre wieder zusammengeleimt werden.

Welch sonderbare Blüthen diese korrupte Vorstellung gelegentlich treibt, das wird durch nichts besser illustrirt, als durch die vor etlichen Jahren erfolgte Herausforderung eines reichen bürgerlichen Schwiegervaters durch seinen gräflichen Schwiegersohn, aus keinem anderen Grunde, als weil der Plebejer sich geweigert hatte, die Schulden des Kavaliers immer aufs neue zu bezahlen. Durch eine solche Weigerung war die gräfliche Ehre aufs tiefste geschädigt, nur durch Blut konnte sie wieder rein gewaschen werden. Nicht jedes Duell versteigt sich ja zu dieser Höhe der Absurdität, aber eine brutale Absurdität bleibt jedes Duell. Claude Tillier legt seinem Onkel Benjamin die sarkastischen Worte in den Mund: „Es sei schade, daß, als der Papst die Bewegung der Erde um die Sonne verdammte, Galilei nicht daran dachte, Seine Heiligkeit auf krumme Säbel zu fordern, um ihr zu beweisen, daß die Bewegung existire." Ist es etwa weniger unsinnig, Jemandem durch krumme Säbel beweisen zu wollen, daß man kein Lump, sondern ein Ehrenmann ist?

Die neueste Duellepidemie hat nun, wie üblich, die Frage wieder in den Vordergrund geschoben, ob nicht durch strengere gesetzliche Strafen dem Duellunwesen ein Ende gemacht werden könne. Die Frage muß verneint werden, wenn man die Erfahrungen zu Rathe zieht, die bisher — und zwar im Laufe von Jahrhunderten und in den verschiedensten Ländern — mit der Verschärfung von Duellstrafen gemacht sind. Wer nicht den moralischen Muth besitzt, dem gesellschaftlichen Vorurtheile zu trotzen, dem wird dieser moralische Muth auch durch die schärfsten Bestimmungen des Strafgesetzbuches nicht beigebracht werden. Nirgend hat sich ja, wie auf dem Gebiete des Duellunwesens, die Wahrheit des Spruches: „Quid leges sine moribus!" gezeigt.

Wirksam kann man dem Duell nur dadurch zu Leibe gehen, daß man seine gesellschaftliche Position erschüttert. Die gesellschaftliche Sanktion ist die alleinige Quelle des Unfugs. In dem früher so rauflustigen England wurde das Duell mit einem Schlage beseitigt, als die Führer der vornehmen Gesellschaft — der Gemahl der Königin von England und der Herzog von Wellington — ernsthaft den Grundsatz vertraten, daß es eines Gentleman ebenso unwürdig sei, sich mit Säbeln, wie mit Knotenstöcken zu prügeln. Ich bin überzeugt, daß auch bei uns das Duell gar rasch sein Ende finden würde, wenn die oberste gesellschaftliche Instanz, statt von dem Rechte der Begnadigung verurtheilten Duellanten gegenüber in immer wiederkehrenden Fällen den ausgiebigsten Gebrauch zu machen, unnachsichtlich jeden Duellanten aus ihrer Nähe und insbesondere auch aus der Armee entfernen würde. Eine solche Strenge würde voraussichtlich auch in den Kreisen, die unter dem Duellvorurtheil stehen, als eine Art Erlösung betrachtet werden. Man macht die Mode mit, weil sie einmal besteht, aber es sind doch nur ganz hirnverbrannte Gesellen, die das Duell als solches für eine wünschenswerthe Institution halten; man unterwirft sich einem nun einmal bestehenden gesellschaftlichen Zwange, aber man wäre froh, wenn dieser gesellschaftliche Zwang nicht bestände.

Besonders bedenklich sind daneben die Ehrengerichte, deren Spruch zu einem Duell führt. Diese Ehrengerichte sind eine öffentliche Institution; indem sie in öfteren Fällen eine thatsächliche Nöthigung zum Zweikampfe ausüben, machen sie sich zu Instrumenten der flagrantesten Rechtsverachtung.

Die Ehrengerichte erkennen zwar nicht ausdrücklich auf Duell, sie haben vielmehr die Aufgabe, zu untersuchen, ob der entstandene Streit nicht anderweitig beizulegen ist. Aber — so heißt es in der Verordnung über die Ehrengerichte der Offiziere im preußischen Heere vom 2. Mai 1874 — „kommt es zum Zweikampf, so hat der Präses des Ehrengerichts oder ein Mitglied desselben sich als Zeuge auf den Kampfplatz zu begeben und darauf zu achten, daß bei Vollziehung des Zweikampfes die Standessitte gewahrt wird".

Darin liegt eine so ausdrückliche Sanktion des Duells, daß es nur als ein formaler Unterschied anzusehen ist, ob der Ehrenrath erkennt, er sehe keine Möglichkeit, das Duell zu vermeiden, oder ob er direkt erkennt, das Duell ist auszufechten.

In den aus solchen ehrengerichtlichen Entscheidungen hervorgegangenen Duellen erblickt die öffentliche Meinung ganz mit Recht eine qualifizirte Verhöhnung des Rechtsgefühls, die in einem schreienden Gegensatz steht zu den Ermahnungen ans Volk, Gesetz und Recht zu achten, und in den gelinden Ahndungen dieses Rechtsbruchs zu gleicher Zeit einen für die breiten Massen der Bevölkerung unverständlichen Gegensatz zu den manchmal drakonischen Strafen, mit denen Akte der Brutalität, die sich in niederen Volkskreisen vollziehen, gerichtlich geahndet werden.

Hier vor allem ist die bessernde Hand anzulegen. Daneben könnte auch die Presse manches thun, um dem Duellunfug entgegen zu arbeiten. Für Duellanten und Wunderdoktoren spielt die Preßreklame eine große Rolle. Die Sorgfalt, mit der von dem größten Theil der Presse alle Einzelheiten eines sogenannten Ehrenhandels der skandalsüchtigen Mitwelt vorgeführt werden, trägt nicht wenig dazu bei, den romantischen Schimmer aufrecht zu erhalten, mit dem das Duell von Alters her umkleidet ist; eine nüchternere Behandlung solcher Raufereien würde gewiß die Neigung für Duelle einschränken. Bei der öffentlichen Besprechung derartiger Ausschreitungen ist sicherlich das Pathos und sogar das Mitleid weniger angebracht, als eine gehörige Dosis kalter Verachtung.

Th. Barth.

Moltke's militärische Korrespondenz über den Krieg 1870.

Der militärischen Korrespondenz Moltke's über 1866 ist kaum eine Woche später der erste Band seiner militärischen Korrespondenz über den Krieg von 1870 „Aus den Dienstschriften des Krieges 1870"*) (Erste Abtheilung) gefolgt. Die zweite Abtheilung ist in Vorbereitung, doch soll ihr Erscheinen vor dem Herbst nicht zu erwarten sein. Auch dieser Band ergänzt das Bild von Moltke's Persönlichkeit in vollem Einklang mit allem bisher Bekannten auf erwünschte Weise. Klarste, ruhigste Umsicht, weit vorausschauender Blick bekundet sich in dieser Korrespondenz fast noch mehr als in der über 1866. Moltke's Vorarbeiten über einen Krieg mit Frankreich reichen, wie aus dem neuen Bande hervorgeht, viel weiter zurück, als man bisher wußte. Sie datiren aus dem Beginn seiner Thätigkeit an der Spitze

*) Der Krieg bis zur Schlacht von Sedan. Herausgegeben vom Großen Generalstab, Abtheilung für Kriegsgeschichte; Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 276 Seiten.

des Generalstabs. Kaum war er am 29. Oktober 1857 von dem Adjutantenverhältniß zum Prinzen Friedrich Wilhelm, dem späteren Kronprinzen, entbunden und mit der Führung der Geschäfte des Chefs des Generalstabs betraut worden, (die endgültige Ernennung zum Generalstabschef erfolgte erst 18. September 1858), als er auch schon an jene große Aufgabe heranging und bereits vom 28. November 1857 datirt seine erste Denkschrift über Aufstellung preußischer Streitkräfte bei einem Kriege gegen Frankreich, welche Arbeit durch die damaligen Erörterungen beim Bundestage über die Besatzungsverhältnisse von Rastatt veranlaßt war. In dieser Denkschrift ist, allerdings noch vor der Auseinandersetzung mit Oesterreich und sogar noch vor dem österreichisch-italienischen Kriege, Oesterreich als Bundesgenosse gegen Frankreich in Erwägung genommen, doch die militärischen Verhältnisse wie die europäische Lage schon sehr unbefangen erwogen. Aber bereits in der nächsten Denkschrift vom Oktober 1858 werden die Oesterreich von Italien aus drohenden Gefahren besprochen und das Facit gezogen, „daß Oesterreich in Deutschland weder mit großen Streitmitteln noch in kurzer Zeit handelnd auftreten kann."

Die Korrespondenz Moltke's „aus den Dienstschriften des Krieges 1870/71" steht hinter derjenigen über den Krieg von 1866 an politischem Interesse zurück; denn während die letztere beherrscht ist von dem immer stärker hervortretenden Gedanken des unausweichlichen Kampfes der beiden deutschen Großmächte um die Führung Deutschlands, tritt in der den Krieg von 1870 und die Vorbereitungen dazu betreffenden Korrespondenz die Erörterung des politischen Moments ganz erheblich hinter den militärischen Erwägungen zurück. Von 1857 bis zum 6. Mai 1870 liegen zwanzig darauf bezügliche Denkschriften und Entwürfe vor. Die verschiedensten Möglichkeiten sind dabei ins Auge gefaßt, aber eine zwingende Darlegung, weshalb der Krieg mit Frankreich nothwendig sei, ist nicht darin gegeben. Man müßte denn aus der unausgesetzten militärischen Behandlung dieser Möglichkeit durch den Generalstab entnehmen, daß die obersten militärischen Behörden Preußens von seiner Unvermeidlichkeit überzeugt waren. Anscheinend war diese Meinung durch die Auffassung begründet, die man von der Natur des zweiten napoleonischen Kaiserthums hatte. Hierauf deutet die Denkschrift über Aufstellung der preußischen Armee bei einem Kriege gegen Frankreich aus dem Frühjahr 1860, die sichtlich unter dem Eindruck des österreichisch-italienischen Krieges steht. Hier sagt Moltke:

„Mit dem Beistand anderer Großmächte wurde Rußland, ohne denselben dann Oesterreich gedemüthigt. Aus dem ersten Feldzuge ging Frankreich ohne allen, aus dem zweiten mit einem geringen materiellen Erwerb hervor. Aber die moralische Errungenschaft ist übergroß. . . . Frankreich hat bis jetzt für Andere gekämpft, es wird nun für sich selbst kämpfen und erwerben. Die Theorien der Volksabstimmung, der Nationalitäten und der natürlichen Grenzen sind Handhaben für alle Zwecke, Heer und Flotte die Mittel für ihre Durchführung. England und Preußen sind an der Reihe, Cherbourg und Châlons bedrohen beide."

Im weiteren Verlauf der Denkschrift legt der Verfasser dar, daß die Franzosen zwar in England zu landen und ihm Schaden zu bereiten vermöchten, aber der Kaiser könne nicht daran denken, England zu erobern.

„Eine wirkliche Besitzerweiterung liegt nur am Rhein. Dort steht Preußen und wahrscheinlich Preußen allein. Die französische Flotte ist die gewaltige Drohung, welche England ruhig halten soll, während das französische Heer den einmal besessenen und nie verschmerzten Rhein zurückfordert. Vollbracht, wird von Europa auch diese Thatsache acceptirt werden, wie Belgien, Krakau, Neuenburg und Savoyen."

Dies ist, soviel wir sehen, die einzige politische Begründung für die in ihrer Nachhaltigkeit bewundernswerthen Vorarbeiten für einen Krieg mit Frankreich, welches 1860 nach Solferino und Magenta eigentlich auf einer höheren Machtstufe stand, als nach Königgrätz. Die Erschütterung der österreichischen Macht war allerdings geeignet, einen historischen Denker wie Moltke ernst zu stimmen und es ist beachtenswerth, daß sich seinem ahnenden Blicke damals ein Zukunftsbild aufthat, welches uns heute durchaus nicht mehr problematisch erscheint.

Es heißt in jener Denkschrift:

„Für Rußland ist die Zeit noch nicht gekommen, wo ein Zusammenwirken des slavischen Ostens mit dem romanischen Westen gegen das Centrum Europas die Lage der Welt umgestalten kann. Ein solches Vorgehen würde denn doch sämmtliche germanischen Elemente einigen und bedürfte der vollen und freien Machtentwicklung aller unserer Nachbarn, um diesen Titanenkampf durchzuführen. In dieser Lage ist Rußland gegenwärtig noch nicht."

Da Moltke also diesen Fall noch nicht für wahrscheinlich hielt, rechnete er mit den nächsten Faktoren und immer mehr tritt in seinen Betrachtungen der Gedanke an einen gleichzeitigen Krieg gegen Frankreich und Oesterreich in den Vordergrund. Ganz besonders ist dies nach 1866 der Fall. Wiewohl er am 13. Mai auf Grund seiner damaligen Berliner Besprechung mit den Vertretern der inzwischen mit Preußen verbündeten süddeutschen Heere zunächst einen Entwurf über die „erste Versammlung der Armee gegen Frankreich allein" aufstellte, schloß er sogleich einen zweiten sehr eingehenden für die Versammlung der Armee bei einem Kriege gegen Frankreich und Oesterreich bei. Sein Vorschlag ging dahin, sich nicht durch Gleichtheilung der Armee nach beiden Seiten zu zersplittern, weil Deutschland dann nirgends eine Ueberlegenheit zur Geltung bringen könnte, sondern gegen Frankreich als den „bereitesten und gefährlichsten Feind" zehn, gegen Oesterreich nur drei Armeekorps aufzustellen, um zunächst Frankreich niederzuwerfen. Er rechnete auf Oesterreichs Schwäche durch den eben verlorenen Krieg, sowie darauf, daß Rußland helfend eingreifen würde, falls die Oesterreicher Berlin bedrohten.

Es muß auffallen, daß aus der Zeit vor 1870 außer den schon erwähnten nur noch die weitere Denkschrift vom Winter 1868/69 mitgetheilt ist, die auch bereits im Generalstabswerk über den Krieg von 1870 theilweise abgedruckt wurde und die gleichfalls einen Krieg gegen beide Großmächte behandelt. Diese Denkschrift wurde, wie die Herausgeber mittheilen, mehrfach überarbeitet, zuletzt noch im Juli 1870, und trägt Moltke's Vermerk: „Auch 1870 gültig". Sie beginnt mit den Worten:

„Wenn die politische Lage einen Krieg Frankreichs gegen Preußen herbeiführt, so wird die Haltung Oesterreichs entweder eine entschieden feindliche oder mindestens eine zweifelhafte sein. Beginnen die Rüstungen in Oesterreich, so ist der Augenblick für uns gekommen, um Frankreich den Krieg zu erklären. Der Schein der Aggression darf davon nicht abhalten, denn wir dürfen sicher sein, daß jene Rüstungen nicht stattfänden, ohne daß ein gemeinsames Vorgehen beider Mächte ist beschlossen ist, für welches Frankreich nur noch die erforderliche Zeit dem Alliirten läßt."

In diesem Punkt decken sich die beiden Entwürfe von 1868 und 1869 vielfach beinahe wörtlich. Schärfer und prophetisch weitblickend erscheint der erstere:

„Rücken wir auf französischen Boden ein, so wird der französische Hochmuth nicht auf Oesterreich warten, sondern man wird uns sofort angreifen. Mit überlegenen Kräften dürfen wir hoffen, schon in den allerersten Tagen einen Sieg zu erfechten. Ein solcher wird voraussichtlich einen Dynastiewechsel in Frankreich herbeiführen. Da wir nichts von Frankreich wollen, so wird sich mit den neuen Machthabern vielleicht ein baldiger Friede abschließen lassen."

Falls Oesterreich dann auch Schlesien, die Marken und die Hauptstadt besetze, so würde damit noch nichts zum Nachtheil Deutschlands entschieden sein. Freilich wird dieser Satz alsbald durch die Hoffnung auf ein russisches Einschreiten gegen den Vormarsch Oesterreichs auf Berlin eingeschränkt. Andererseits erwartete Moltke, daß ein für Preußen glücklicher Ausfall des ersten Zusammenstoßes mit Frankreich Oesterreich wohl bestimmen könnte, „das halb gezogene Schwert in die Scheide zurückfallen zu lassen".

Seit dieser Denkschrift aber findet sich in der veröffentlichten Korrespondenz kein Hinweis mehr auf einen Doppelkrieg mit Frankreich und Oesterreich und es ist doch kaum wahrscheinlich, daß während des Winters von 1869 auf

1870 nicht mit diesem Falle in Berlin noch in verstärktem Maße sollte gerechnet worden sein. Entweder sind aus Rücksicht auf den heutigen Verbündeten einzelne Schriftstücke nach zurückgehalten worden, oder es ist die Lücke durch die diplomatische Thätigkeit ergänzt zu denken. Daß der Gedanke der Gefahr von der österreichischen Seite her nicht ganz zurückgetreten war, ergibt sich aus der nach begonnener Mobilmachung an den Chef des Generalstabes gerichteten Anfrage des Kriegsministeriums:

„Ist die Front gegen Oesterreich als bedroht zu betrachten oder darf über einen Theil der auf dieser Front zu verwendenden Besatzungstruppen für Etappenzwecke, über das Regiment Nr. 23 für die Feldarmee verfügt werden?"

Hierauf antwortete Moltke am Tage vor der französischen Kriegserklärung:

„Berlin, 18. Juli 1870. Die Front gegen Oesterreich ist bis jetzt nicht bedroht. Ich halte es vielmehr für das Beste, alle demonstrativen Anordnungen in der Grenzprovinz zu vermeiden. Die theilweise anderweite Verwendung der Besatzungstruppen und die Bestimmung des Regiments Nr. 23 für die Feldarmee sind deshalb vorläufig unbedenklich."

Offenbar war man erst jetzt an leitender Stelle in Berlin über Oesterreichs Haltung, die bis dahin allerdings eine sehr zweifelhafte gewesen war, beruhigt, vielleicht auch nur vorläufig beruhigt. Gerade am 18. Juli trat (vergl. Sybel, Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I., Bd. VII, S. 385) in der Hofburg ein großer Kronrath zusammen, an dem sowohl die gemeinsamen Minister beider Reichshälften, darunter Beust, als auch der ungarische Ministerpräsident Graf Andrassy theilnahmen. Im Gegensatz zum Antrage Beust's, weder Bündniß (mit Frankreich) noch Neutralität zu erklären, setzte Andrassy mit Entschiedenheit die Neutralitätserklärung durch, indem er betonte, daß man im Falle des Sieges Napoleon's von diesem abhängig bleiben, falls aber Preußen die Oberhand behalte, durch Neutralität sich in Preußen einen zuverlässigen Freund erwerbe. Am 20. Juli verkündigte Beust diesen Beschluß durch ein Rundschreiben an die Mächte; offenbar war man in Berlin aber schon am Tage der Berathung von deren Ergebniß unterrichtet.

Wiewohl die politische Ausbeute des vorliegenden Bandes verhältnißmäßig gering ist, reicht sie doch hin, auch in der Strategie Moltke's politische Methode zu kennzeichnen. Sie ging einfach dahin, entschieden auf ein festes Ziel loszugehen, dabei möglichst wenig dem Wagniß zu überlassen, von den eigenen Kräften und besonders von Verbündeten nichts Uebermenschliches zu erwarten. Eine deutsche Militärzeitschrift fand sich vor Kurzem veranlaßt, die deutsche Heeresleitung von 1870 gegen eine englische Kritik in Schutz zu nehmen, welche die deutschen Siege dadurch zu verringern glaubte, daß sie behauptete, sie seien stets mit einer Uebermacht erfochten worden. Der Krieg weist genug der gegentheiligen Fälle vor wie nach Sedan auf; doch wäre unseres Erachtens kein Vorwurf, sondern ein Verdienst darin zu erblicken, wenn der Engländer in allen Fällen Recht hätte. Die Absicht Moltke's ist, wie auch das aus seiner Korrespondenz über 1870 hervorgeht, stets darauf gerichtet gewesen, mit überlegenen Kräften vorzugehen. Beinahe jede Denkschrift ist ein solches Rechenexempel. Wie vor dem 66er Kriege berechnet er auch 1868 immer die mögliche Ueberlegenheit auf deutscher Seite. Für eine Versammlung der Armee in der Rheinpfalz veranschlagt er einschließlich einer bayerischen Brigade:

Norddeutsche	310 000 Mann
Süddeutsche	40 000 „
	350 000 Mann.
Franzosen, nach Abzug von 35 000 Mann in Algier und 5 000 in Rom	296 000 Mann
Dazu noch zu formirende französische Reservearmee	93 000 „
	343 000 Mann;

dagegen auf deutscher Seite nach drei sofort für den Westen bereite Landwehrdivisionen mit 35 000 Mann, somit 385 000 Deutsche gegen 343 000 Franzosen; gegenüber Oesterreich rechnete Moltke 50 000 Bayern, da diese zur Vertheidigung ihres Landes die größten Anstrengungen machen würden und 110 000 Preußen, jedoch in getrennten Gruppen ohne gegenseitige direkte Unterstützung. Moltke bezweifelte nicht, daß die Oesterreicher gegen jede dieser Gruppen mit Ueberlegenheit vorgehen, daß aber diese ausweichen und dadurch die Angriffsoperationen hindern könnten. Dieselbe Berechnung stellte er in dem auch für 1870 für gültig erklärten Entwurfe auf, dermaßen, daß am 20. Tage der Mobilmachung sich die deutsche Streitmacht an der französischen Grenze auf 300 000 Mann belaufen und am 24. Tage die Armee mit ihren sämmtlichen Trains versehen sein sollte. „Unsere Mobilmachung ist bis ins letzte Detail vorbereitet." Frankreich, das seit Napoleon I. nur partielle Mobilmachungen gekannt habe, könne keinesfalls schneller auf dem Platze sein. Bei aller dieser Vorsicht war Moltke weit entfernt von schematischem Handeln.

Er sagt in seiner nachgelassenen Geschichte des Krieges von 1870:

„Es ist eine Täuschung, wenn man glaubt, einen Feldzugsplan auf weit hinaus feststellen und bis zu Ende durchführen zu können. Der erste Zusammenstoß mit der feindlichen Hauptmacht schafft je nach seinem Ausfall, eine neue Sachlage. Die geänderten Verhältnisse richtig auffassen, daraufhin für eine absehbare Frist das Zweckmäßige anordnen und entschlossen durchführen, das ist Alles, was die Heeresleitung zu thun vermag."

Welcher Leichtsinn dagegen auf französischer Seite:

„Den Korps und Divisionen fehlten die Trains und das gesammte Verwaltungspersonal. Magazine waren nicht im Voraus angelegt worden und die Truppen wurden auf die Bestände der Festungen angewiesen. Diese selbst befanden sich in vernachlässigtem Zustande, denn auf sie war bei der sicheren Erwartung, man werde bald in Feindesland vorgehen, wenig Rücksicht genommen. So hatte man auch Karten, zwar von Deutschland, aber nicht vom eigenen Gebiet an die Stäbe vertheilt. Zahllose Anforderungen, Klagen und Beschwerden liefen beim Kriegsministerium in Paris ein, welches schließlich den Truppen überlassen mußte, sich zu helfen wie sie konnten. „On se débrouillera, hoffte die centrale Behörde."

Wir wiederholen diese bekannte Stelle aus Moltke's Geschichte des Krieges, die übrigens durch zahlreiche französische Zeugen u. A. noch durch die im Sommer 1895 veröffentlichten Erinnerungen des Grafen Eugen Melchior de Vogüé, bestätigt wurde, nur um die Persönlichkeit und die Methode Moltke's ins rechte Licht zu stellen. Er wollte nichts Außerordentliches, erwartete nirgends mehr als billig war So verlangte er von den Süddeutschen bloß diejenige Hilfe, die auch in ihrem eigenen Interesse zu liegen schien.

„Wie immer bei bloßen Koalitionen wird dies (nämlich, was von ihnen gefordert werden kann) nicht das militärisch Wünschenswertheste sein, sondern nur was beiden Theilen vortheilhaft ist. Es wäre ganz unpraktisch, etwas anderes vorher zu stipuliren, weil es eben nicht geschieht. Es ist den Bayern nicht zuzumuthen, daß sie ihre gesammte Heeresmacht nach der Rheinpfalz schicken und München einer österreichischen Invasion offen lassen."

Auf der anderen Seite steigerte Moltke auch seine Ziele mit dem größeren Erfolge. „Von den neuen Machthabern nichts zu fordern", davon war nach Sedan keine Rede mehr und als er in einem ungezwungenen Briefe an General Stiehle, der vor Metz mit Friedrich Karl den Marschall Bazaine zu bewachen hatte, diesem die Erfolge von Sedan mittheilt, findet er zwar, daß 200 000 Gefangene eine Verlegenheit seien, schlägt aber sogleich vor, „Alles was deutsch spricht, nach Lothringen und Elsaß in die Heimath zu entlassen; dies würde zugleich den festen Entschluß bekunden, daß wir beide Länder nie wieder herausgeben".

Emil Schiff.

Parlamentsbriefe.

XIV.

Dem Reichstage, der nach den Osterferien am 16. April wieder zusammengetreten ist, liegen noch zehn Gesetzentwürfe zur Erledigung vor; ich sehe dabei ab von allen Nebengeschäften, wie Wahlprüfungen, Petitionsberichten, Schwerinsanträgen, die doch immerhin den sechsten Theil der Sitzungszeit in Anspruch nehmen, ferner von allen Vorlagen, die nur zur Kenntnißnahme mitgetheilt werden; ich sehe dabei auch ab von den Berichten der Rechnungskommission und bemerke hinsichtlich dieser nur, daß sämmtliche Rechnungen über den Staatshaushalt seit dem 1. April 1884 noch der Entlastung harren, weil die Frage der „Justifizirung der Kabinetsordres“ bisher zu keinem Abschlusse hat gebracht werden können; und das hat seinen Grund wiederum darin, daß die Regierung sich bisher noch immer nicht hat entschließen können, ein Comptabilitätsgesetz vorzulegen. Ein solches fehlt in Preußen, wie im Reiche und auch die vielgerühmte Energie des Herrn Miquel hat uns zu einem solchen bisher nicht verholfen.

Zehn Gesetzentwürfe für die Frühlings- und Frühsommersaison, die man ungern über den Schluß des Juni hinaus ausdehnt, und die über den Schluß des Juli auszudehnen eine baare Unmöglichkeit ist. Zehn Gesetzentwürfe, das kann viel oder wenig sein. Wenn alle diese Entwürfe so wenig schädlich wären, wie der, der den Reihen führt, das Gesetz wider den unlauteren Wettbewerb, man könnte alle zehn zwischen Ostern und Pfingsten bequem erledigen. Das ist ein Gesetz, welches nach der Melodie behandelt wird: ut aliquid fecisse videamur. Man hört allgemein Klagen über unlauteren Wettbewerb, man kann aus dieser verderbten Welt weder die Unlauterkeit noch den Wettbewerb beseitigen, und man trifft einzelne Bestimmungen, die hier oder dort nützlich wirken mögen, aber denen es nicht beschieden sein wird, naturam expellere.

Aber so klein und niedlich wie dieses eine sind die übrigen nun nicht. Es sind wahre Blöcke darunter, so schwer wie sie der Reichstag bisher noch nicht zu bergen gehabt hat. Allen voran steht die majestätische Aufgabe, das bürgerliche Gesetzbuch zum Abschluß zu bringen. Was die Kommission daran bisher geleistet hat, ist nicht ein Bessern, sondern ein Bosseln. Von allen den Abänderungen, die sie bisher beschlossen hat, ist keine einzige, die mich aufgeregt hätte; keine einzige hat mich mit Freude und keine mit Schmerz erfüllt. Seit der gute Meyer-Arnswalde gestorben ist, gibt es in Deutschland keinen Mann mehr, der das große Wort: „Man kann es auch anders machen“, mit Gelassenheit auszusprechen verstände. Eine Absicht der Obstruktion waltet auf keiner Seite ob, aber die Neigung, sich mit juristischem Kleinkram zu befassen, kann dieselbe Wirkung wie eine Obstruktion haben. Wer Großhandel treiben will, darf die Korinthen nicht zählen; gutgesinnte Leute nennen die Art, wie die Kommission arbeitet, gründliche Prüfung; mir scheint sie an Pedanterie zu grenzen.

In zweiter Linie steht die Novelle zur Strafprozeßordnung, die nicht sehr viel weniger als der Erlaß einer neuen Strafprozeßordnung ist. Daß die bestehende Strafprozeßordnung der Verbesserung dringend bedürftig ist, gebe ich zu; daß der hier vorliegende Gesetzentwurf als Verbesserung bezeichnet werden kann, bestreite ich ganz entschieden. Manche unserer Rechtsanwälte haben sich so einseitig in den Gedanken eingelebt, daß die Berufung wieder eingeführt werden muß, daß sie alle Verschlechterungen in den Kauf nehmen, wenn man ihnen nur die Berufung zugesteht. Es ist recht eigentlich schlechte Juristenarbeit, welche die Kommission uns vorlegt. Nebenher kommt aber noch der fiskalische Pferdefuß zum Vorschein; man hofft trotz der Einschiebung einer neuen Instanz an Richtern zu sparen, wenn man die Anzahl der Strafkammermitglieder von fünf auf drei herabsetzt.

Nun folgen drei Gesetze, die tief in das wirthschaftliche Leben eingreifen, das Börsengesetz, das Margarinegesetz und das Zuckersteuergesetz. Alle drei Gesetze sind so beschaffen, daß sie für die, welche auf dem Boden wissenschaftlicher Behandlung der wirthschaftlichen Erscheinungen stehen, nicht diskutirbar sind. Der Strom des Verkehrs soll aus dem Bett, das er sich selbst geschaffen, abgeleitet und gewaltsam in neue Bahnen gelenkt werden. Keines dieser Gesetze kann die Vortheile bringen, die man sich davon verspricht; jedes muß Nachtheile hervorrufen, die man bisher noch gar nicht übersieht. Niemals hat Doktor Eisenbart sich an solche Unternehmungen gewagt, wie sie hier vorliegen. Der Staat will die Formen erfinden, in denen der Verkehr sich zu bewegen hat, und seine starke Hand soll den Verkehr zwingen.

Selbstverständlich wird die freisinnige Partei unbekümmert darum, ob sie bei anderen Parteien Unterstützung findet, jeden Zoll breit den Kampf für die bestehende Wirthschaftsordnung aufnehmen. Die Debatten über das Börsengesetz werden voraussichtlich eine längere Zeit erfordern. Hinsichtlich des Zuckersteuergesetzes sind die Agrarier unter sich so wenig einig, daß die Möglichkeit, das Gesetz zu Fall zu bringen, nicht ausgeschlossen ist. Das Margarinegesetz hat im Laufe der letzten Monate eine so tiefgehende Bewegung im Lande hervorgerufen, daß den Parteien, welche für dasselbe eingetreten sind, doch vielleicht ein Zweifel darüber aufsteigen wird, ob sie sich nicht mit den Anschauungen des Volkes in einen zu tiefen Gegensatz gestellt haben.

Eine gleich tiefgehende Agitation hat auch eine Bestimmung der Gewerbeordnungsnovelle hervorgerufen, die zwar in allen ihren Theilen gleich schlecht ist, aber doch durch eine Vorschrift eine ganz besonders unheilvolle Wirkung hervorzurufen vermag. Es handelt sich um das Verbot des Aufsuchens von Privatkundschaft durch Detailreisende. Es wird dadurch Tausenden von Menschen die Ausübung ihres Berufs unmöglich gemacht, ohne daß man ihnen irgend eine andere Möglichkeit bieten könnte, ihr Brot zu verdienen. Andere Theile des Gesetzes wirken auf kleinere Kreise, aber ebenso verderblich. So wird der Hausirhandel mit Sämereien verboten, während es ganze Distrikte gibt, in denen die Bevölkerung von der Erzietung guter Sämereien lebt, die sie auf dem Wege des Hausirhandels vertreibt. Wahrnehmung der Interessen des Mittelstandes ist die Flagge, die man jetzt aufgezogen hat, und es gibt kein neues Gesetz, durch welches nicht berechtigte Interessen irgend einer Klasse des Mittelstandes in verwüstender Weise getroffen werden.

Trotz aller Anstrengungen, die der Reichstag macht, um die Gewerbefreiheit einzuschränken, leistet er dem Abgeordnetenhause darin noch nicht genug, und so haben die preußischen Gesetzgeber eine Resolution angenommen, um den Betrieb von Wanderlägern, der vor etwa fünfzehn Jahren todtgeschlagen ward, noch tödter zu schlagen. Es hat sich der Aberglaube festgesetzt, daß ein Jeder, der Waaren im Umherziehen verkauft, ein schlechter Mensch, und jeder, der Waaren seßhaft verkauft, ein Angehöriger des braven Mittelstandes ist. Zuweilen ist es doch auch umgekehrt.

Das Gesetz über die Lehrerbesoldungen, welches den städtischen Gemeinden die Zuschüsse aus Staatsmitteln schmälert, die man ihnen erst vor wenigen Jahren bewilligt hat, damit sie die Verhältnisse der Lehrer verbessern, und welches andererseits das staatliche Füllhorn der Zuschüsse über die nothleidenden Landwirthe mit Einschluß der Fideikommißbesitzer ausschüttet, geht im Abgeordnetenhause glatt durch die Bahn.

Proteus.

Die bayerische Kultusdebatte.

Die Parlamente, zu deren Kompetenz die Schulangelegenheiten gehören, hatten in jüngster Zeit viel mit dem höheren Unterrichtswesen zu thun*), und es haben sich in den betreffenden Erörterungen, so verschieden auch sonst die Verhältnisse gelagert sein mögen, viele verwandtschaftliche Züge erkennen lassen. Daß das in Waffen starrende Europa immer schwerer den freilich rasch steigenden Anforderungen, welche Forschung und Lehre fortwährend stellen, zu genügen vermag, das ist eine nur allzu bekannte Thatsache; der Unterrichtsminister unterliegt im Kampfe mit dem Finanzminister, und dieser wieder zieht gewohnheitsmäßig den Kürzeren gegenüber seinem Kollegen vom Kriege. Neben dieser durchgehenden Erscheinung tritt aber auch noch so manche andere hervor, welche die vollste Beachtung aller derer verdient, die es mit dem Fortschritte der Menschheit ernst meinen, und zwar rechnen wir hierher nicht sowohl die nationalen Katzbalgereien im Wiener Reichsrathe, über welche doch einmal zur Tagesordnung fortgegangen werden muß, wohl aber die immer klarer sich ausprägende Mobilmachung der Kirche gegen den Geist der Neuzeit. Dies ist eine überaus ernste Thatsache, die genau studirt sein will, und für dieses Studium liefert die Kultusdebatte, welche in der bayerischen Kammer der Abgeordneten sich abspielte, die werthvollsten Materialien.

Der unselige Kulturkampf, welcher dieses ihm in wohlmeinendster Weise beigelegten Epithetons sich wahrlich nicht würdig erwies, hat dem politischen Leben Deutschlands mehr als selbst das Sozialistengesetz geschadet, und man kann wohl sagen, daß er nur eine einzige nützliche Folge gehabt hat, nämlich die obligatorische Civilehe. Davon, daß die Entwicklung auch der protestantischen Kirche eine sehr nachtheilige Hemmung erfuhr, soll jetzt nicht die Rede sein, aber daß der Katholizismus durch die Polizeiangriffe aus einer verhältnißmäßig neutralen Stellung zu einer furchtbaren Macht erhoben wurde, sieht heute wohl fast Jedermann ein, und die Anzahl derer, welche glauben, der Staat würde bei gehörig festem Zugreifen doch schließlich den Gegner niedergeworfen haben, dürfte wohl eine sehr dünn gesäete sein. Man schweißte die bewußten Anhänger der katholischen Kirche mit der großen Masse der religiös Lauen und Gleichgültigen, für staatliche Uebergriffe aber sehr Empfindlichen zu einer fest geschlossenen Masse zusammen und schuf für das Centrum den außerordentlich günstigen Boden, auf welchem es sich jetzt so wohl fühlt, und auf dem es den bekannten „festen Thurm" aufführte, der trotz so mancher Risse und Sprünge noch lange nicht für den Einsturz reif ist, überhaupt erst dann dafür reif werden kann, wenn im Reiche und in den Einzelstaaten wahrhaft liberale Anschauungen zur Geltung gelangt sein werden. Kaum der Polizeiaufsicht enthoben, drehte die ultramontane Partei, wie das ja von jedem Kenner der Geschichte erwartet werden mußte, den Spieß um, und es entzündete sich ein „umgekehrter Kulturkampf", in welchem der Klerus der aggressive, die Kultur des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts der befehdete Theil wurde. Und in dieser neuen Phase des Ringens der Geister, welches ja allerdings uralt ist, sich ohne das unglückliche Hirngespinnst, daß man wie immer beschaffene Ideen mit äußerer Gewalt unschädlich machen könne, aber niemals so bedenklich, wie heute, gestaltet haben würde, sind wir nun mitten drin; es gilt, der Gefahr ins Auge zu sehen, und ihr mit den allein wirksamen Mitteln zu begegnen.

Die klerikale Partei des bayerischen Landtages sandte ihre besten Kräfte ins Feuer, um die an den Hochschulen der Gegenwart herrschende und zu lehrende Weltanschauung zu bekämpfen, und daß sie über geschickte Redner, gewandte Dialektiker gebietet, die fast ausschließlich dem geistlichen Stande angehören, kann nicht in Abrede gestellt werden. Von liberaler Seite war der Satz aufgestellt worden, daß mit der Denk-, Forschungs- und Lehrfreiheit das Lebenselement der Universitäten gegeben sei, und gegen diese Ansicht, die allerdings für jeden nur irgendwie liberal denkenden Menschen axiomatische Bedeutung besitzt, richtete sich der Ansturm der frommen Herren in erster Linie. Wohin käme man, so hieß es, wenn dem Hochschullehrer das Recht eingeräumt werde sollte, die unmündige akademische Jugend mit den entsetzlichsten religiösen, sittlichen und staatlichen Irrlehren zu vergiften! Die in solcher Unterstellung sich offenbarende Sophistik bedarf an dieser Stelle kaum einer besonderen Beleuchtung. Kein Mitglied der Linken will, daß vom Katheder aus Unsittlichkeiten und umstürzlerische Theorien verkündigt werden sollen, daß etwa eine von dort kommende Aufforderung, gewisse Gesetze planmäßig zu übertreten, straffrei zu bleiben habe. Darum jedoch handelt es sich nicht, und wenn sich auch der Kultusminister den Anschein gab, gegen die Anarchie des Lehrstuhles protestiren zu müssen, so weiß nichtsdestoweniger Jedermann, was des Pudels Kern ist. Es sollen keine Lehren vorgetragen werden dürfen, welche sich mit dem katholischen Bekenntniß nicht vertragen; es soll dem „offiziellen" Christenthum kein Eintrag geschehen. Wie rigoros man dieses Verbot aufgefaßt haben möchte, das geht deutlich genug aus den Plackereien hervor, welche vor einiger Zeit einem Professor der Philosophie in Würzburg wegen einer noch dazu ganz harmlosen Schrift bereitet wurden.

Die Linke hielt selbstverständlich an ihrem Grundsatze „Keine Polizeischranke für die Wissenschaft" fest und vertheidigte denselben nach besten Kräften. Mußte sie hierbei auch zu ihrem Bedauern auf die bewährte Unterstützung ihres Führers, des durch Krankheit ans Bett gefesselten Freiherrn v. Stauffenberg, verzichten, so wurde ihr andererseits durch die Sozialdemokratie eine gewiß nicht zu verachtende Hilfe zu theil. Die Rede des Abgeordneten v. Vollmar, jedes spezifisch sozialistischen Beigeschmacks entbehrend, führte die Ausführungen der klerikalen Kämpen sehr gut auf das denselben in Wahrheit zukommende und, wenn man sie des oratorischen Schmucks entkleidete, nicht eben hohe Maß sachlichen Werthes zurück.

Mit der bisherigen Darlegung ist der Kernpunkt des Streites gekennzeichnet: ist die religiöse Ueberzeugung das freie, rein innerliche Recht des Individuums, oder gibt es Staatsreligionen, welchen sich jeder Einzelne wohl oder übel unterzuordnen hat? Man möchte sich wundern, daß die Kirche, nachdem sie doch eben erst die rauhe Hand des Polizeistaates auf sich gespürt und ihrerseits an die Toleranz, an die Gedankenfreiheit appellirt hat, sofort selbst in den früher so sehr von ihr beklagten Fehler verfällt und Anderen das Recht der freien Meinungsäußerung verkümmern möchte, allein so war es eben von je her, wenn man sich an der Macht befand und den „weltlichen Arm" zur Verfügung hatte. Muß nicht gerade der überzeugte Christ in der Bekämpfung des Atheismus sich auf sein geistliches und geistiges Arsenal verlassen und auf die Systeme der Gegner Luther's Wort anwenden: Ist's Gottes Werk, so wird's besteh'n; ist's Menschenwerk' wird's untergeh'n? Meinen sollte man's freilich, allein auch in diesem Falle belehrt uns die geschichtliche Erfahrung darüber, wie wenig konsequent die Menschheit sich zu verhalten pflegt; auch der kurfürstliche Kirchenvisitator Luther war ein anderer als der gewordene, der vor Kaiser und Reich nur seine Bibel und seine aus dieser geschöpfte Kenntniß als Norm des inneren Lebens anerkannte.

So stehen wir denn in Bayern wieder einmal im Zeitalter kirchlicher Reaktion, und der stattliche protestantische Bevölkerungstheil steht dieser keineswegs so geschlossen gegenüber, wie es zu den Zeiten Abel's oder Reigersberg's der Fall war, denn die sogenannten Konservativen unterscheiden sich von den Ultramontanen nur der Form, nicht aber dem

*) Es sei hier verwiesen auf einen interessanten Artikel der von Dr. P. v. Salvisberg in München herausgegebenen „Akadem. Revue", in welchem die parlamentarischen, nahe gleichzeitigen Verhandlungen, wie sie in Wien, Berlin, Karlsruhe, Straßburg und München über den in Rede stehenden Gegenstand gepflogen wurden, zusammengestellt und eingehend analysirt sich finden.

Wesen nach. Dafür fehlt zum Glück diesmal der Ansporn von oben, denn daß das zur Hälfte aus Protestanten zusammengesetzte Ministerium im Herzen nicht mit den Großmachtwünschen der Ecclesia mil tans sympatisirt, unterliegt nicht dem mindesten Zweifel. Nur gebricht es ihm an der Widerstandskraft, welche gegen eine im offenen Ansturme ebenso wie im Belagerungs- und Minenkriege erfahrenes Heer nothwendig wäre. Es hat sich die Theorie herausgebildet, daß es die erste und oberste Pflicht eines Ressortministers sei, sein Budget glücklich durch die mancherlei Klippen, die ihm im Parlament drohen, hindurchzubringen, und sogar in angeblich liberalen Organen sehen wir diesen Utilitätsstandpunkt vertreten. Wenn es sich so verhält, dann muß freilich der betreffende Staatsmann sich ganz auf eine Politik des Unterhandelns und Lavirens verlegen, aber in weiten Kreisen des wirklich liberalen Volkes huldigt man umgekehrt der Ansicht, daß man sich lieber eine Schädigung einzelner Attribute des Unterrichtswesens als eine Schädigung jenes Geistes gefallen lassen wollte, von dem man eben das staatliche Unterrichts- und Erziehungswesen durchdrungen zu sehen wünscht.

Und nach dieser Seite hin war manche unerquickliche Wahrnehmung zu machen. Dem Verlangen, daß die Lehrer der Hochschulen unter sich dasselbe Zahlenverhältniß aufzuweisen hätten, welches zwischen den katholischen, evangelischen und nichtchristlichen Bruchtheilen der bayerischen Bevölkerung obwaltet, wurde nicht mit prinzipieller Abweisung, sondern vielmehr nur mit einer Statistik begegnet, welche den Nachweis führen sollte, daß ja ohnehin schon so ziemlich die Dinge so geregelt seien, wie es gewünscht werde. Als der Generalredner der Rechten darauf hinwies, daß die an sich schon ausgiebige Berücksichtigung des religiösen Elementes im Lehrgange der Mittelschule noch eine Verstärkung durch Einrichtung „freiwilliger“ Schulandachten vertragen könne, fiel die Antwort vom Ministertische so entgegenkommend aus, daß zumal die Freisinnigen zu einer sehr scharf pointirten Gegenerklärung sich veranlaßt sahen. Und wiederum ließ man es an Schneidigkeit mangeln, als der bekannte Agrarierhäuptling Lutz den berühmten Nationalökonomen Brentano beim Kultusminister verklagte, weil ersterer auf einem Gelehrtenkongresse in Wien ungünstige Aeußerungen über den bayerischen Bauernstand sich habe zu schulden kommen lassen. Auf eine derartige Anschuldigung wäre die einzig richtige Antwort die gewesen, daß das Ministerium außeramtliche Bethätigungen der Anschauungen eines Professors ganz und gar nichts angingen, und daß Herr Lutz selbst zusehen möge, wie er sich mit dem in seiner Sphäre völlig unabhängigen Manne der Wissenschaft auseinander setzen könne.

Viele trübe Symptome hat die Kultusdebatte des zweitgrößten deutschen Partikularlandtages zu Tage gebracht, und nun wird alles darauf sich zuspitzen, ob dem bayerischen Liberalismus die Kraft und innere Geschlossenheit verblieben ist, einen Kampf aufzunehmen, bei dem er zunächst nur auf sich selbst angewiesen ist. Da wird dann weiter ungemein viel davon abhängen, ob und in wie weit es dem Agrarierthum gelingt, die liberalen Reihen zu lockern.

München. S. Günther.

Die Rebellion in Cuba.

I.

Seit länger als einem Jahre ist die „Perle der Antillen“ wieder der Schauplatz eines Aufstandes.

Was man in Europa über diese Bewegung erfährt, ist dürftig und widerspruchsvoll, so daß es außerordentlich schwer ist, sich eine annähernd richtige Vorstellung über die cubanischen Vorgänge zu machen. Wir wollen versuchen, auf Grund eigener an Ort und Stelle gesammelter Erfahrungen, sie dem Verständniß näher zu bringen.

Da die Cubaner wieder und immer wieder zu den Waffen greifen, um ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande zu erringen; da sie trotz häufiger fruchtloser Bemühungen während dieses ganzen Jahrhunderts stets von neuem versuchen, das Joch Spaniens abzuschütteln, ohne auch nur einigermaßen ausreichend dazu gerüstet zu sein, ohne daher große Hoffnungen auf das Gelingen ihres gefahrvollen Unternehmens setzen zu können, so kann man diesen Revolutionären eine gewisse Sympathie nicht versagen.

Die Spanier suchen durch ihre offiziösen Organe allerdings in aller Welt den Glauben zu verbreiten, daß die Aufständischen nur arbeitsscheue, vaterlandslose Banditen, zumeist rohe und ungebildete Nigger seien, und daß die ganze weiße Bevölkerung mit wenigen Ausnahmen auf Seiten des Mutterlandes stehe. Wäre das richtig, so verstände man noch weniger, daß es den von den ersten Generalen Spaniens geführten königlichen Truppen, deren Zahl sich jetzt auf 120000 Mann beläuft, nicht gelungen ist, den Aufstand einzudämmen. Hat man doch die Revolutionäre nicht einmal aus der Nähe der Hauptstadt zu verdrängen vermocht, trotz aller Siege, welche die Truppen angeblich in allen größeren Gefechten über die Rebellen davon getragen haben. Man begreift bei diesen spanischen Darstellungen auch nicht, wie die ganze Bevölkerung der Insel es duldet, daß dieses verbrecherische schwarze Gesindel, diese 30000 einheimischen und von auswärts herbeigelockten Mordbrenner, die als Waffe zum Theil nur das Haumesser, das machete haben, das ganze Land verwüsten; daß die Million weißer Einwohner Cubas, die angeblich die Sache Spaniens vertritt, sich nicht ermannt, sich dem von den Banditen ausgeübten Terrorismus nicht entzieht, die Truppen des Mutterlandes nicht unterstützt und im Verein mit ihnen die kleinen Schaaren von farbigen Verbrechern nicht aufreibt.

Diese durch unzweifelhafte Thatsachen erzeugten Erwägungen zwingen zu dem Schluß, daß die Behauptungen der Spanier und ihre Darstellung der Verhältnisse auf der großen Antilleninsel der Wahrheit durchaus widersprechen, und daß dieser neue Aufstand andere und tieferliegende Ursachen haben muß, als diejenigen, welche ihm von den Bewohnern des Mutterlandes zugeschrieben werden.

Zum Verständniß der eigenartigen Erscheinungen, welche diesem Bürgerkriege auf Cuba anhaften, ist es vorerst nothwendig, den Boden kennen zu lernen, auf dem sich die Vorgänge abspielen, die leicht internationale Verwicklungen ernster Art nach sich ziehen können.

Wenn wir unseren Atlas aufschlagen, so finden wir Cuba auf der Centralamerika und Westindien darstellenden Karte als eine langgestreckte eidechsenartig aussehende Insel gezeichnet, von deren wirklicher Größe wir uns erst eine richtige Vorstellung machen, wenn wir sie an andern bekannteren Ländergebieten messen. Wir bekommen erst Achtung vor der Größe der Perle der Antillen, wenn wir wissen, daß sie 118833 Quadratkilometer, mithin ungefähr so groß wie Bayern, Württemberg, Baden und Hessen zusammen oder wie der vierte Theil des Mutterlandes Spanien ist. Sie erstreckt sich von Ost nach West, von Kap Maisi bis nach Kap Antonio durch 11 Längengrade und mißt 1200 Kilometer, während die nördliche Kurve vollends, ohne Berechnung der zahllosen Buchten und Halbinseln, auf 1450, der ganze Umfang aber auf 3500 Kilometer zu veranschlagen ist.

Diese riesige Küstenentwicklung verdient besondere Beachtung, da leicht zu ermessen ist, welche Schwierigkeit die Bewachung einer so großen Strecke Spanien bereiten muß, wenn es die Verbindung der Insel mit dem Auslande verhindern will. Anderseits ist die Annäherung an diese Küste aber auch mit den größten Gefahren verknüpft, denn ungefähr 1300 größere oder kleinere Inseln, Felsenriffe und Korallenringe umgeben sie. Dieser Umstand gereicht freilich wieder denjenigen zum Vortheil, welche mit diesen Küsten-

verhältnissen genau vertraut sind, somit den Eingeborenen, die ebenso wie die einstigen indianischen Bewohner der Insel als geschickte und kühne Seefahrer bekannt sind. Flache Boote oder solche von geringem Tiefgang können von kundiger Hand unter Benutzung der Fluth- und Strömungsverhältnisse sehr wohl durch diese Insel- und Klippenlabyrinthe geführt werden; größere Schiffe aber sind auf weite Strecken gezwungen, in beträchtlicher Entfernung vom Lande zu bleiben, wenn sie nicht auf Untiefen gerathen wollen. Millionen von Korallenthieren sind unermüdlich thätig, ihre Unterseebauten zu erweitern und im Norden der Insel haben sie im Laufe der Jahrtausende eine beinahe ununterbrochene 400 bis 500 Kilometer lange Schutzwehr für die eigentliche Küste geschaffen, deren befahrbare Kanäle nur die dort seßhaften Fischer und Lotsen kennen. Vor dem Golf von Matamana, in der Nachbarschaft der 2110 Quadratkilometer großen Fichteninsel und südlich von den Provinzen Santa Clara und Puerto Principe erstrecken sich mächtige Fluren, die den Namen unterseeischer Gärten wohl verdienen, weil der Seeboden dort mit Millionen jener Wundergebilde bedeckt ist, die die Augen der Beschauer in europäischen Aquarien entzücken und Hunderte von hübschen Inseln und Riffen (cayos oder kays) erheben sich auf diesem Gebiet über die Oberfläche, mit Tropenpflanzen bestanden, die auch die ausschweifendste Phantasie befriedigen können.

Im Gegensatz zu der außerordentlichen Länge ist die Insel in ihren Haupttheilen sehr schmal und an verschiedenen Stellen isthmusartig eingeschnürt. Die Entfernung von Mariel bis Mangas am Golf von Matamana mißt nur 32, die von Habana bis Batabana nur 40 Kilometer, bei Júcara ist die Insel nur 70, bei Jadado 75 Kilometer breit und die größten Entfernungen zwischen der Nord- und Südküste übersteigen 100 Kilometer nur an wenigen Punkten.

Das Innere ist von der Küste aus nirgend weiter als 16 bis 60 Kilometer entfernt und der Besitz der letzteren bedingt somit gewissermaßen auch den des ersteren. Die Bodenbeschaffenheit, die Wasservertheilung, das Klima, die Tropennatur thun aber das ihrige, um den Verkehr selbst auf kurze Entfernungen hin außerordentlich zu erschweren. Spanien nun hat trotz jahrhundertelangem Besitz Cubas und trotz den unermeßlichen Schätzen, die es ihm abgewonnen hat, nicht daran gedacht, Verkehrswege zu schaffen, die der atmosphärischen Einwirkung genügenden Widerstand zu leisten und sichere Verbindungen zwischen allen Theilen der Insel herzustellen vermöchten. Erst in Folge der häufigen Aufstände dieses Jahrhunderts hat es begonnen, hier und da dem Uebel abzuhelfen, unter dem seine Truppen immer sehr schwer gelitten haben. Die unersättliche Habgier der Beamten und des Fiskus ist aber die Ursache gewesen, daß die Wegbauten in Friedenszeiten immer wieder unterbrochen wurden, unbeendet blieben, und daß das mühsam Geschaffene dann binnen kurzem wieder verfiel.

Man erkannte, daß es, im Hinblick auf die Gestalt der Insel praktisch sei, sie durch strategische Straßen der Breite nach abzutheilen, um von diesen mit zahlreichen Forts versehenen Trochas aus dem Vordringen der Aufständischen in der Längsrichtung unüberwindliche Hindernisse zu bereiten. Aber auch bei der Ausführung dieses an sich guten Planes wurde nur halbe und flüchtige Arbeit gethan und die meisten der unter unsäglichen Mühen hergestellten Trochas waren binnen kurzem durch Tropenregen, Erderschütterungen und wuchernde Vegetation wieder zerstört, so daß zu Beginn des jetzigen Bürgerkrieges eigentlich nur die eine von Júcaro nach Moron führende Trocha in brauchbarem Zustande und auch mit einer Eisenbahn versehen war. Die wichtigsten Straßen, die auf der Grenze der Provinzen Puerto Principe und Santiago de Cuba angelegte und ferner die von Ajerradero westlich von Santiago durch die Sierra Maestra nach dem Golf von Nipe im Norden führende Trocha, waren indessen ganz verfallen und die Aufständischen hatten längst die Ostprovinzen verlassen, ehe die spanischen Truppen zu ihrer Bekämpfung ausgesandt wurden.

Weder eine Eisenbahnlinie, noch eine dauerhafte Heerstraße ist aber bis jetzt geschaffen worden, um den Westen mit dem Osten, um Habana mit Santiago zu verbinden. Große Geldsummen sind für beide Zwecke im Laufe der verflossenen Jahrzehnte ausgeworfen worden, sie verschwanden aber neben ungezählten anderen Millionen Pesos in den unergründlichen Taschen ungetreuer Unternehmer und Beamten. 1887 belief sich die Länge des gesammten Eisenbahnnetzes auf 1579 Kilometer, die des Telegraphennetzes auf 3792 Kilometer und seitdem dürfte ersteres nicht viel erweitert sein; jedenfalls entbehren die Provinzen Santa Clara, Puerto Principe und Santiago, d. h. nahezu dreiviertel der ganzen Insel noch eines durchgehenden Schienenweges; sie besitzen nur einige Lokalbahnen.

Der Bau von Eisenbahnen und widerstandsfähigen Landstraßen ist allerdings auf Cuba mit sehr großen Schwierigkeiten verknüpft, doch nicht mit solchen, welche die Ingenieurwissenschaft und die Technik nicht überwinden könnten.

Der Boden Cubas besteht beinahe durchweg aus Korallenkalk und nur in dem östlichen Gebirgslande, das fast noch gar nicht wissenschaftlich erforscht, großentheils ganz unbekannt ist, treten Granit und andere ältere Gesteine zu Tage. Den Hauptgebirgsstock bildet die Sierra Maestra, welche sich von Santiago de Cuba nach Westen bis zum Cap Cruz erstreckt, sich im Oja del Ora zu 1582, im Pico de Tarquina zu 2560 und im Pico del Cadre zu 1018 m erhebt, wildromantisch ist und mit der östlich davon gelegenen Bergwelt der Sierra Micara, und der von Baracoa in diesem Jahrhundert immer der Ausgangs- und Stützpunkt aller aufständischen Bewegungen gewesen ist.

Nach Norden senkt sich der Boden terrassenförmig zu einer savannenreichen Tiefebene, deren mittlere Wasserscheide nicht höher als 50 bis 100 m über der Meeresfläche liegt. Erst bei Puerta Principe beginnt der Boden sich wieder zu erheben und steigt in der Provinz Santa Clara zu beträchtlicher Höhe an, hier zugleich eine Verbreiterung der Insel herbeiführend. Die Provinz Matanzas hingegen ist wieder völlig eben, niedrige Hügelgelände bilden die Wasserscheide; Pinar del Rio dagegen ist gebirgig und der Hauptgipfel der Cordillera de los Organas, der Pan de Guajaidon, steigt bis zu einer Höhe von 585 m an.

Dieser Wechsel von Bergland und Ebene bedingt die Kulturverhältnisse der Insel und bringt außerdem beträchtliche Temperaturunterschiede in den verschiedenen Provinzen Cubas mit sich. Je nach dem Grade der Zersetzung des Kalksteins ist das Land mehr oder minder fruchtbar, und wo es sich bis auf die Meeresoberfläche senkt, da ist es von Seen und Sümpfen durchsetzt, welche letztere an verschiedenen Stellen große Ausdehnung haben, im Süden wie im Norden vielfach bis an die Küste herantreten und eine Bestimmung der Grenze zwischen Land und Meer unmöglich machen. Wo sich eine Humusschicht gebildet hat, namentlich aber in den Gebieten der rothen Erde, ist der Boden von einer außerordentlichen Fruchtbarkeit und alle Pflanzen der tropischen wie der subtropischen Zone gedeihen hier auf das herrlichste.

Ebenso aber wie die Kulturpflanzen wuchert auch das Unkraut, wuchern die zahllosen Schmarotzerpflanzen, die Schlinggewächse, und unter dem Einfluß der atmosphärischen Niederschläge bedecken sich oft im Laufe von wenigen Wochen große verheerte oder abgeerntete Länderstrecken mit einem undurchdringlichen Urwald von niederem Gebüsch. Wo zu Anfang der Regenzeit Wege waren, findet man am Ende derselben zuweilen Dschungeln, durch die man sich mühselig mit Hilfe des machete einen Pfad bahnen muß.

Die Regenzeit spielt überhaupt eine ungemein wichtige Rolle im wirthschaftlichen wie im sozialen und politischen Leben Cubas. Die Eisenbahnen und Landstraßen müssen ungemein fest gebaut sein, wenn sie der Gewalt der Tropengüsse und der Orkane Widerstand leisten sollen, und wo dies nicht der Fall, sind die Wege nach einem Gewitter schon beinahe unpassirbar, wie vielmehr nach der vier- bis

sechsmonatlichen Regenzeit, selbst wenn nicht Erderschütterungen dazukommen und den Boden aufreißen, die Wege in Bäche verwandeln.

Die Macht der Naturkräfte zeigt sich in allen Theilen Cubas auf das deutlichste; der ganze Boden der Insel gibt Kunde von ihr, denn Tausende von Quadratkilometern erweisen sich bei näherer Untersuchung als Trümmerfelder, die unter der Einwirkung von Niederschlägen und Erdbeben im Laufe weniger Jahrtausende entstanden sind. Wo die Oberfläche noch Stand gehalten hat, da läßt sie erkennen, was die Insel früher war, als eine dichte Kalkdecke über ihr lagerte, deren Inneres von Grotten und Höhlen durchsetzt war. Von großer Ausdehnung sind manche der wenigen allgemeiner bekannten Grotten, aber Niemand hat sich bisher die Mühe genommen, diese unterirdische Welt nach allen Richtungen hin zu erforschen. Zahllos sind die Bäche und Flüsse, welche nach kurzem Oberlauf plötzlich im Innern der Erde verschwinden und in unbekannten Betten dahinfließen, ohne zuweilen das Meer zu erreichen. Cuba ist ungemein wasserreich, von allen seinen vielen Flüssen ist jedoch nur einer, der Cauto, im östlichen Theile der Insel bei ca. 270 km Länge auf ungefähr 120 km mit flachen Boten befahrbar. Alle übrigen bewegen sich nur auf kurzen Strecken, meist in ihrem Oberlauf in ruhigem Tempo, um dann Wasserfälle bildend und Sturzbächen gleich ihren Weg zum Meere zu verfolgen, wobei sie oft ganz oder zeitweise im Innern des Erdreichs verschwinden oder in einem Ciénaga, einem Sumpf, ein Ende nehmen.

Erschweren die üppige Vegetation und der Mangel an guten Wegen den Verkehr auf das äußerste, so hindern sie andererseits auch alle kriegerischen Unternehmungen. Die Natur ist somit den Eingeborenen günstig, indem sie den des Landes nicht ganz genau Kundigen das Vordringen in das Innere für einen Theil des Jahres geradezu unmöglich macht. Die Bodenbeschaffenheit ist aber ebenfalls für die Aufständischen sehr vortheilhaft. Die Höhlen gewähren den Verfolgten Zuflucht; die schroffen Felsen, die Gebirgsthäler dienen ihnen als natürliche Festungen und Heimstätten, in die der unkundige Feind nie dringen kann.

Werfen wir nun noch, nach diesen flüchtigen Schilderungen des Landes, einen Blick auf seine Bewohner, so zeigt sich uns ein buntes vielgestaltiges Bild.

Von der ursprünglichen Indianerbevölkerung ist auf Cuba nur wenig übriggeblieben. Die Spanier rotteten sie sehr schnell aus und nur eine kleine Anzahl von Familien erhielt sich im gebirgigen Osten. Von ihnen stammt großentheils das ethnische Element der Guajiros ab, wenngleich manche Geographen und Ethnologen den Ursprung dieser „Blancos de Sierra“ auf andere Faktoren zurückführen. Den Hauptbestandtheil der Einwohner bildeten die spanischen Einwanderer und deren Nachkommen, die Kreolen. Zum Zwecke der Bodenkultur wurden Neger eingeführt und das geschah trotz aller internationalen Abmachungen über Abschaffung der Sklaverei bis vor anderthalb Jahrzehnten. Erst nach der Niederwerfung des letzten Aufstandes sah die Regierung sich veranlaßt, dem Verlangen der Cubaner nachzugeben und 1880 die Sklaverei auf Cuba ganz abzuschaffen. Seitdem sind indische und chinesische Kulis dorthin importirt worden, um die Arbeiten zu verrichten, welche bis dahin ausschließlich die Guajiros und die Neger und Mulatten thaten. Das numerische Verhältniß dieser Bevölkerungs-Elemente zu einander war nach der letzten Zählung von 1887 folgendes: 489 249 Farbige und 43 811 Asiaten, bei einer Gesammtbevölkerung von 1 521 684 Einwohnern. Es erhellt hieraus, daß die Schwarzen und Mulatten nicht nur nicht die Mehrheit, sondern nur ungefähr ein Drittel der ganzen Einwohnerschaft Cubas bilden. Andrerseits ist allerdings bekannt, daß viele Quarteronen und Okteronen in den Registern der Weißen eingetragen sind, worauf der Ehrgeiz aller farbigen Mischlinge gerichtet ist.

Die amtliche Statistik trennt nicht die Kreolen von den spanischen Einwanderern, sondern bezeichnet sie alle insgesammt als Spanier; sie zählt als solche 977 992, wozu dann noch 10 632 Ausländer kommen. Dieser Mangel an Genauigkeit ist bedauerlich, denn bei dem schroffen Gegensatz, der zwischen Kreolen und Spaniern besteht, wäre es wichtig, die Zahl der letztern genau zu kennen. Sie dürfte indessen, abgesehen von dem Militär, nicht sehr beträchtlich sein, denn die Spanier bilden eben nur den Beamten-, den Herrenstand. Die Statistik ändert indessen nichts an dem tödtlichen Haß, der die Kreolen gegen ihre spanischen Bedrücker beseelt und ihnen wieder die Flinte und das machete in die Hand gedrückt hat, denn wie wir im Folgenden sehen werden, ist es ein großer Irrthum zu glauben, daß die Kreolen auf Seiten Spaniens stehen.

Die Naturforscher sagen uns, daß auf Cuba keine giftigen Thiere vorkommen, daß es zum Beispiel keine giftige Schlange gibt, daß der Stich des Skorpions auch nicht schädlich wirkt — ja noch mehr, sie theilen uns mit, daß, wenn selbst giftige Thiere auf Cuba eingeführt werden, sie dort binnen Kurzem ihr Gift verlieren. Wie kommt es nun, daß die Menschen, welche jene Insel bewohnen, die schon Columbus ein Paradies schien, die an landschaftlicher Schönheit, an Fruchtbarkeit alle anderen Inseln Westindiens übertrifft, von so tödtlichem Haß gegen Spanien erfüllt sind?

Wir werden im Folgenden die Ursachen dieses Hasses zu ermitteln versuchen.

Gustav Diercks.

Gustav Freytag und seine Erinnerungen an den Kronprinzen Friedrich nach O. Lorenz.

Herr Professor O. Lorenz in Jena hat kürzlich, wenn ich nicht sehr irre, im kaufmännischen Verein zu Hamburg, einen Vortrag über „Gustav Freytag's politische Thätigkeit“ gehalten. Jetzt ist derselbe in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ Nr. 69 bis 71 in allen seinen wesentlichen Theilen, ja vielleicht mit Ergänzungen, zum Abdruck gebracht worden. Sein Autor erwähnt jedoch hier nichts davon, daß er den Inhalt des Aufsatzes in der Form einer Rede schon vorgetragen habe.

Man pflegt an einen solchen Vortrag keine allzu hohen Anforderungen zu stellen. Sind doch die Veranlassungen zu ihnen in der Regel keine besonders festlichen, häufig nur recht prosaische. Darum wird man auch von der Rede des Jenenser Professors gerade keine tieferen Aufschlüsse über die politische Thätigkeit des aller Welt bekannten Dichters, der sein Leben seinen Verehrern noch dazu selbst erzählt hat, erwarten dürfen. Es würde darum auch hier keine Veranlassung vorliegen, auf die Arbeit des Jenenser Historikers zurückzukommen, wenn sich derselbe streng an sein Thema gehalten hätte. Aber er hat auch den Dichter und Kulturhistoriker als Geschichtschreiber der Gegenwart zu würdigen unternommen. Ja man möchte fast glauben, daß es ihm besonders auf diese Würdigung, die sich unter seinen Händen zu einer Rettung gestaltet, angekommen sei. Zu ihr hat er nicht nur einzelne neue, nicht unwichtige Thatsachen beigebracht, sondern sie bildet auch schon ihrem Umfange nach einen Haupttheil seiner Ausführungen. So erpicht auf diesen Theil seines Vortrags scheint der Jenenser Historiker gewesen zu sein, daß er gar nicht bemerkt hat, wie er, indem Gustav Freytag als Autor des Pamphlets „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“ in einem Vortrage über die politische Thätigkeit des Dichters verherrlicht werden sollte, seinem Helden damit einen argen Nackenstoß versetzt hat. Denn er bestätigt unwillkürlich dadurch, was man dieser Schrift von Anfang an zum Vorwurf gemacht hat, daß dieselbe nicht ein Produkt ruhiger, unparteiischer Geschicht

schreibung sei, sondern im Dienste, oder, wenn man lieber will, unter dem Drucke einer politischen Lage oder persönlicher Einwirkungen entstanden ist. Darum wird wohl auch die Forderung des Herrn Professors, daß diese Schrift „in den Volksschulen unserer eigenen Heimath desto eifriger gelesen werden sollte" — während ihr Pendant „Goethe's Campagne in Frankreich" bei unserem westlichen Nachbarn gelesen werde — bei unseren Pädagogen gerade auf keinen allzu günstigen Boden fallen. Und das nicht nur bei den Pädagogen, denen man heut zu Tage allerdings namentlich in geschichtlichen Dingen, auch von Jena aus, schon viel zuzumuthen sich geneigt gezeigt hat. Auch das „feste, offene und treue Wort", das Herr Professor Lorenz „dem ganzen Unsinn der Vorwürfe", die gegen Freytag's Schrift geschleudert worden seien, entgegenstellt, wird das undefangene Urtheil über dieselbe nicht reformiren. Und daran wird auch das Zeugniß nichts ändern, das Herr Lorenz neu ins Feld führt und dem gegenüber der Unsinn „in sein volles Nichts zerfällt". Herr Lorenz erzählt uns nämlich, daß Freytag's Schrift vor ihrer Veröffentlichung dem Kaiser Wilhelm II. vorgelegt worden sei und „der Kaiser zu Allem Beistimmung und Beifall ausgesprochen habe". Wir wissen natürlich nicht, ob Kaiser Wilhelm II. noch heute diese Auffassung des Freytag'schen Berichtes über seinen Vater theilt. Herr Lorenz, der bekanntlich der Redaktor der Memoiren des Herzogs Ernst von Koburg-Gotha gewesen ist und als solcher auch den Briefwechsel Freytag's mit dessen hohem Gönner und Beschützer vor sich gehabt hat, hat diese Notiz einem Briefe Freytag's entnommen. Es sei ferne von uns, die Richtigkeit der Angabe zu bezweifeln. Aber was beweist sie? Nicht allzu lange Zeit vor der Veröffentlichung des Freytag'schen Berichtes war der Immediatbericht des Fürsten Bismarck an Kaiser Wilhelm II. durch den „Reichsanzeiger" veröffentlicht worden. Der Kaiser hat die in demselben enthaltenen Angaben, Behauptungen und Urtheile doch wohl auch sämmtlich für historisch begründet gehalten. Denn sonst würde er ihre Veröffentlichung nicht gestattet haben. Hat sich aber nicht doch gar manches, sogar sehr vieles von dem Inhalte dieses Berichtes als hinfällig erwiesen?

Als Gustav Freytag's Schrift erschien, sah man sie so ziemlich allgemein als unter dem Drucke abgefaßt an, der die damals von gewaltiger Hand gegen das Andenken Kaiser Friedrichs geleitete rückläufige Strömung, ich will nicht sagen die öffentliche Meinung, wohl aber die herrschenden Kreise und die von ihr abhängige Presse beseelte. Sie schien bestimmt, nur diese Strömung zu verstärken, ihr einen mehr populären, auf ein unverdächtiges Zeugniß begründeten Ausdruck geben zu sollen. Jeder genaue Leser erkannte sofort in ihr, daß sie auf Eindrücken und Aufzeichnungen beruhe, die der Mann, den sich der Kaiser Friedrich als Herold seiner Thaten und Triumphe in sein Hauptquartier nach Frankreich gerufen hatte, zu jener Zeit zu Papier gebracht habe, daß diese aber später überarbeitet worden seien. Und das mußte zum Theil erst in der neuesten Zeit geschehen sein. Die Nachwirkungen der Veröffentlichung des Tagebuchs des Kronprinzen waren unverkennbar. Angesichts dessen fragte sich nun jeder einfache Leser: Selbst wenn Gustav Freytag die von dem damaligen Kronprinzen gewonnene Auffassung auch jetzt noch für vollkommen richtig hält und er das Bedürfniß empfindet, diese seinem Volke nicht vorzuenthalten, was kann ihn dazu veranlassen, gerade in einem Augenblicke mit derselben vor das große Publikum zu treten, wo zahlreiche, in der Wahl ihrer Mittel nicht sehr wählerische, einflußreiche persönliche und politische Feinde des seinen unsäglichen Leiden erlegenen Fürsten dessen Andenken zu verunglimpfen am Werke waren? Würde Gustav Freytag, so fragte man sich weiter, mit der Veröffentlichung seiner an sich dürftigen Feldzugserinnerungen bei Lebzeiten des jetzt Verstorbenen hervorgetreten sein? Und man sah so Vieles, z. B. die fast theatralisch zugestutzte Schilderung der Scene auf dem „Anger von Petersbach" (S. 20 u. f.), die Angaben über „die völlige Unterordnung unter seine geliebte Frau" (S. 47), die zugegebene Möglichkeit, daß diese und ihre Schwester Alice während des Krieges militärische Geheimnisse nach London und damit nach Frankreich hätten verrathen können (S. 40 u. f.) nur dazu angebracht an, um Wasser auf die unbarmherzig zerreibenden Mühlen der geschworenen Feinde des Kaisers Friedrich und seiner Gemahlin zu liefern. Eingeweihte wollten sogar in diesen Dingen schon die Spur des Mannes erkennen, welcher in den „Frauenhänden" seinem persönlichen Hasse noch in ganz anderer Weise Luft gemacht hat.

Doch, wie schon gesagt, mag die „reine Seele" Freytag's von allen solchen Rücksichten frei gewesen sein, hat er seinem Volke nur ein getreues Bild der inneren Natur seines zweiten Kaisers entwerfen wollen, über die Wirkung, die die Entrollung dieses Bildes im Jahre 1889 auf die Zeitgenossen machen mußte, darüber konnte in ihm nicht der geringste Zweifel bestehen. Und daß dieses sein Bild dem Andenken des Verstorbenen nicht günstig sein werde, daß es vielmehr als Arsenal für Angriffe von dessen Gegner dienen könne, ja müsse, das hat sich ein Mann wie Freytag schwerlich verhehlen können. Darum hat die öffentliche Meinung in Deutschland, und namentlich die der deutschen Frauen, damals und wohl auch heute noch dahin gelautet, daß Gustav Freytag durch sein Buch sein Wort: „Die deutsche Gefolgetreue ist noch vorhanden, und noch ebenso stark, wie sie in der Urzeit war" (S. 83), nicht wahr gemacht habe.

Diese Empfindung, die unserem, selbst bei alten Freunden, Bewunderern Freytag's weitverbreiteten Urtheile zu Grunde liegt, hat Herr O. Lorenz durch seinen Vortrag und seine Enthüllungen nicht beseitigt. Wir würden ihm, und ich glaube das auch im Namen mancher Verehrer Freytag's sagen zu können, dankbarer gewesen sein, wenn er aus jenem Briefe seines Klienten an den Herzog Ernst einfach wiedergegeben hätte, „wie und durch welche Umstände er veranlaßt worden ist, seine Erinnerungen an den Kronprinzen zu veröffentlichen". Dazu ist ja auch jetzt noch Zeit.

• • •

Ueber Religion.

III. Religion und Gefühl.

(Schluß.)

Niemals hätte die Menschheit im Kampfe ums Dasein sich emporringen können zu ihrer stolzen Höhe, wenn sie nur über Verstand und Willen verfügt hätte, wenn sie nicht in dem Glauben an ihre Bestimmung einen Rückhalt gehabt hätte, d. h. in dem Gefühle, daß der Kampf nicht fruchtlos gekämpft wird, sondern um ein höchstes Gut, das auch dem Unterliegenden gesichert bleibt. Nehmt einem Heere die Hoffnung auf den Sieg, und es ist schon verloren! Welches Gefühl aber kann dem Uebermächtigen gegenüber allein Befriedigung geben? Nicht Trotz und Schmollen, sondern vielmehr Demuth und Ergebung. Wohlverstanden, nicht dem Gegner gegenüber, der uns überlegen ist, den wir aber als Menschen nicht höher schätzen, als uns selbst. Hier fordert die Würde den Stolz auch im Besiegten und den Muth des Vernichtungskampfes. Aber dem Uebermenschlichen gegenüber versagt das trotzige Herz. Nur wer das Leid, dem er sich nicht entziehen kann, willig auf sich nimmt, der findet die Kraft zu neuem Widerstande, zu frischem Ringen. Und ferner: Nicht Muthlosigkeit und Verzweiflung, sondern Hoffnung, Vertrauen, Zuversicht. Wer sich seinem Geschick gegenüber in die Stimmung versetzt, in welchem ihm dasselbe als feindliche Macht erscheint, der muß, da er sich ihm nicht gewachsen weiß, an sich und der Welt verzweifeln. Dagegen wird derjenige in der günstigeren Lage sein, der das Vertrauen besitzt, daß ein gütiges Ge-

schickt auch dort seine Wege lenkt, wo er den Ausgang nicht versteht. Darum fassen alle vorgeschrittenen Religionen die übermenschliche Macht als eine gütige Gottheit, welche das Beste des Menschen will, oder als eine weise Vorsehung, die dem guten Ziele entgegenführt.

Nur so kann das Gefühl der Abhängigkeit zum Gefühl der Befreiung werden, daß ich gewiß bin, die unendliche Macht entspricht meinem Ideale des Guten. Was meinem Ich die Richtung des sittlichen Willens gibt, das ist nicht die Nothwendigkeit der Natur, sondern das Gesetz der Vernunft, dem auch die Natur als ein Mittel dient. Und so muß sie auch mir als ein Mittel dienen. Gegenüber dem unabweisbaren Gedanken, daß der Einzelne ein verlorenes Stäubchen ist, das im Weltprozesse rücksichtslos zermalmt wird, gibt es nur eine Rettung, das Gefühl der Gewißheit, daß doch dieser ganze Weltprozeß nicht ohne uns ist, daß die unendlichen Sonnen ihre Bahnen ziehen, die Geschichte der Menschheit Leid und Glück häuft und zertrümmert, die Tiefen der Erkenntniß sich öffnen, die mächtigen Thaten der Helden des Willens gelingen, die ewige Schönheit vom Künstler enthüllt wird, über allem Vergänglichen die Idee des Unendlichen schwebt, weil in diesem kleinen Ich, dem scheinbar verschwindenden Stäubchen, die ganze unendliche Reihe der Dinge zum Erlebniß sich verdichtet. Diese ursprüngliche Thatsache, daß es Gesetze gibt, Nothwendigkeit der Natur, Selbstbestimmung des Willens, Entwicklung des Gefühls im Individuum, und daß die Einheit dieser Gesetze in uns selbst als Einheit unserer Persönlichkeit sich fortwährend vollzieht und wiederholt, sie ist das einzige und unendliche Wunder, das sich nicht leugnen läßt. Und dies Wunder erfüllt uns mit dem Gefühl der Offenbarung: Ich kann nicht verloren sein, denn ich habe Antheil am Unendlichen. Und nenne ich dies Unendliche Gott, so bin ich in Gott und Gott ist in mir. Wird nun dies Gefühl in mir lebendig, daß es mein Handeln begleitet als die heitige Grundstimmung meines Innern, so habe ich Religion. Und wenn ich Religion habe, so habe ich den Talisman gewonnen, der mich unverletzlich macht im Kampfe ums Dasein.

So lange ich den Glauben nicht besitze, daß eine gütige und unendliche Macht mir Trost und Zuflucht in der Noth gewährt, wenngleich ich die empirische Verwirklichung dieser Hilfe verstandesmäßig nicht nachweisen kann, so lange befinde ich mich in dem unlösbaren Konflikt, daß mein Gefühl und mein Wille Ansprüche erheben, welche aus der Naturnothwendigkeit des Weltlaufs nicht befriedigt werden können; ich erzittere vor dem Gedanken, daß die gesammte sittliche Arbeit meines Lebens vergeblich ist und zernichtet wird von einem Zufall, der den fallenden Stein mein Haupt treffen, den mikroskopischen Giftstoff in mein Blut dringen läßt. Dieser Gedanke, daß das edelste der Welt dem gemeinsten Zufall ausgesetzt ist, macht mich unsäglich elend, wenn ich nicht überzeugt bin, daß dieser Zufall von einer höheren Macht zum Heile gewollt ist. In dieser Ueberzeugung aber kommt das rettende Gefühl zum Ausdruck, daß die Gesetzlichkeit des Naturgeschehens, der ich unterliege, überbaut ist von einer zeitlosen Bestimmung, welche mir in meinem Leben entgegentritt als die Bewerthung, die Ereignisse und Dinge durch mich erfahren. Diese Welt der Werthe ist unabhängig von der Naturnothwendigkeit, in der sie sich nicht findet; und der religiöse Glaube ist diejenige Form der Werthbestimmung, welche mich von der Sklaverei der Erfahrungswelt zu befreien geeignet ist und sich darum im menschlichen Seelenleben entwickelt hat. Denn die unendlichen Mächte, die mich bedrohen, habe ich aufgenommen in mein Gefühl in einer solchen Weise, daß sie mich fördern. Ob die Lebenswoge mich begräbt, ob sie mich emporhebt, ich habe das Vertrauen, daß es mir zum Heile geschieht.

Und wenn es glückt, wenn mein Mühen gelingt, wenn ich einer Gefahr entrinne, ein irdisches Gut erringe, so ist es wieder Religion, die mir die günstigste Gemüthsstimmung sichert. Denn schriebe ich meinem eigenen Verdienst das Gelingen zu, so würde die natürliche Folge sein: Ueberhebung und Sorglosigkeit, Hochmuth und Leichtsinn. Und die weitere Folge dieser Stimmung würde eine ungünstigere Lage im Kampfe ums Dasein werden. Habe ich aber Religion, so ist mein Gefühl das des Dankes; im Gebet befreie ich mich von dem unwiderstehlichen Druck, den eine Verpflichtung auferlegt, die wir nicht zu vergelten vermögen. Nicht mir schreibe ich das Verdienst zu, sondern Gott; und indem ich mich prüfe, ob ich das Glück verdiene, gewinne ich den Weg, mich würdiger und freier zu machen. Freiheit will ich gewinnen. Freiheit gegenüber den äußeren wie inneren Gewalten gibt nur die Religion. Den Weltwillen kann ich nur bezwingen, indem ich ihn aufnehme in meinen eigenen Willen, indem ich mein Gefühl in Einklang setze mit dem Unabänderlichen, indem ich es auffasse als den Willen Gottes und selbst so zu leben strebe, wie es der Wille Gottes ist nach meiner Ueberzeugung, kraft meiner heiligsten Ideale.

Wer aus dieser Stimmung heraus sein ganzes Leben gestaltet, der ist fromm. Denn Frömmigkeit ist eine Sache nicht des Bekenntnisses, sondern der Gesinnung. Man wende nicht ein, daß solche Gesinnung schädlich sei, weil sie muthlos mache und schwächlich; man wende nicht ein, daß sie Entschluß und Thatkraft lähme, männlich einzutreten für sich selbst und energisch in der Hilfe für andere, weil das Vertrauen in die Allmacht Gottes zum Fatalismus führe, zum gehen lassen, wie's Gott gefällt, zur kühlen Betrachtung des Geschehenden. Ein solcher Einwand enthält eine vollkommene Verkennung des Sinnes dessen, was Gottvertrauen heißt. Glaube ich an die Allmacht Gottes, so glaube ich damit doch nicht, daß er mit beliebigen Mitteln zu beliebiger Zeit in den Weltlauf eingreife, um ein beliebiges Ziel zu erreichen; das wäre das Verfahren eines experimentirenden Zauberers, nicht das Walten Gottes als des unbegreiflichen Urgrunds der Dinge, den wir glauben. Die Allmacht Gottes bedeutet vielmehr das Vertrauen, daß er wirkt und wirken will nur durch die Ordnung, die er gesetzt hat, und zu dieser Ordnung gehört sowohl die Nothwendigkeit der Natur, als vor allem die Freiheit meiner Persönlichkeit; der Allmacht Gottes vertrauen, heißt vertrauen, daß die vernünftige Selbstbestimmung in mir, die Pflichterfüllung nach bestem Wissen und Gewissen, zu dem Ziele führt, das Gott will, und daß ich gegen seinen Willen, somit unfromm handle, wenn ich es in irgend einem gegebenen Falle an dieser Anspannung aller meiner physischen, intellektuellen und sittlichen Kraft fehlen lasse. Das ist so klar, daß ich es nicht erwähnt hätte, wenn man nicht häufig von sonst ganz verständigen Menschen diesen Einwand hören könnte.

Wie aber ist es möglich, religiöse Gesinnung zu gewinnen, wenn man sie nicht besitzt? Das freilich ist ein Geheimniß, das sich nicht lehren läßt; das eben ist die Offenbarung, die uns innerlich aufgehen muß. Nur aus voller Freiheit kann diese Blüthe des Gemüths entsprießen, und jeder Versuch eines Zwanges wirkt ertödtend wie ein Gifthauch. Man kann sehr richtige Begriffe von dem haben, was Religion ist, man kann auch die Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit haben, und doch besitzt man sie vielleicht noch nicht im Sinne des frommen Gemüths; bis eines Tages das Geheimniß sich erschließt und unser Dasein mit seinem Eigenlicht durchströmt. Dann liegt Welt und eigenes Leben vor uns, wie das Kunstwerk vor seinem Dichter; wir haben die Freiheit gewonnen. Es ist mit diesem Gewinn gerade wie mit der Liebe. Man kann die Liebe theoretisch in ihren Motiven zergliedern, man kann physiologisch und psychologisch den Zustand des Liebenden erklären, aber das Gefühl der Liebe kann man sich weder geben noch nehmen; es kommt über uns und wir verstehen uns selbst nicht mehr. Die Liebe gibt uns überhaupt für das religiöse Gefühl, wenigstens nach der einen Seite hin, das beste Analogon. Diejenige Gesammtstimmung von Gefühl und Willen, die in einer reinen Liebe auf eine einzelne Person sich richtet, wiederholt sich im religiösen Gefühl in Bezug auf das Unendliche. Unsern eigenen Willen einem anderen frei unterzuordnen und zwei Willen in einen

zu verschmelzen, das kann nur in der Liebe geschehen. Und in der Religion vereinen wir frei unsern Willen mit dem göttlichen. „Nimm die Gottheit auf in Deinen Willen, Und sie steigt von ihrem Weltenthron." Daher löst sich das religiöse Geheimniß am treffendsten in dem Bilde der Liebe Gottes, der Liebe zu Gott und der Liebe Gottes zum Menschen. Daher ist auch die ethische Forderung der Menschenliebe am leichtesten aus der religiösen Stimmung heraus zu erfüllen, denn in ihr wird die Achtung vor dem Gesetz zur lebendigen Sympathie.

Weil Religion Gefühl ist, so kann sie ihren Ursprung nur im persönlichen Erlebniß des Einzelnen gewinnen, und nur weil sie Gefühl ist, kann sie jene Gewalt besitzen, wodurch der Glaube zur absoluten Autorität wird. Aus dem Wesen der Persönlichkeit als der Einheit, in welcher alle Lebenstendenzen und Lebenserfahrungen zusammenlaufen, entspringt die Gewißheit, daß es Einheiten eines Weltzusammenhanges gibt. Aus dem Streben, diese Einheit zu verstehen, entspringt der Glaube, daß eine übergeordnete Einheit allen Zusammenhang umfaßt. Aus dem Gefühl, daß wir dieser Einheit angehören, entspringt die religiöse Ueberzeugung. Sie muß ein ursprünglicher, autonomer und persönlicher Akt sein. Und nur im Persönlichen ist der Wirkungskreis der Religion. In jedem Einzelnen soll die Religion mächtig sein als die beherrschende Lebensmacht, welche die persönliche Lebensgestaltung leitet und den Willen zum Guten lenkt. Und von Person zu Person mag sie wirken, nicht durch den Inhalt der Lehre, sondern durch das Gefühl, welches mit dem Dasein des religiösen Menschen rein durch sich selbst in andern erweckt wird. Dies ist die reale Macht, mit welcher die Person Christi ungeschwächt durch die Jahrtausende wirkt und alle Angriffe überdauert, zu denen die fanatischen Glaubensstreitigkeiten der Dogmengeschichte Anhängern wie Gegnern der Kirche Anlaß geben.

Zwischen den Individuen im Verkehr der Welt herrschen objektive Gesetze, die Gesetze der Natur und der Gesellschaft; und es gelten für die Persönlichkeiten in ihrem ethischen Verhältniß die objektiven Gesetze der Moral. Damit diese beiden objektiven Realitäten zusammen bestehen, bedarf es einer übergeordneten Realität, welche die absolute Bedingung für beide ist; das ist Gott. Aber diese Realität ist als eine unendliche weder von unserem Verstande zu umfassen noch von unserem Willen zu erreichen; sie kann uns nur zugänglich werden im Gefühl. Das Gefühl ist subjektiv. Daher kann uns die Realität Gottes nur gegeben werden als eine subjektive Gewißheit, als eine innere Offenbarung; nicht durch Beweis, wie die Erkenntniß, nicht durch Gebot, wie die Sittlichkeit, sondern allein als Glaube, als eine subjektive Kraft der Person, die objektiven Mächte der Welt und des eigenen Ich der Realität Gottes zu unterwerfen. Aber zu unterwerfen durch die persönliche Macht des Glaubens, nicht wieder durch die Mittel jener objektiven Mächte. Deswegen überschreitet Religion ihr Gebiet und erweckt den Widerspruch des Verstandes und des Willens, wenn sie in irgend einer Form Anspruch macht, Lehrsätze des Wissens aufzustellen oder soziale Ordnungen zu regieren. Das ist Sache der Wissenschaft und des Staates. Die Freunde der Religion können nicht besser für sie wirken, als indem sie alle Gebiete der Kultur in Forschung, Sitte, Staat, Gesellschaft, Leben sich unabhängig und selbständig ausgestalten lassen. Nicht, um dadurch Religion zu ersetzen, sondern um Freiheit und Selbstständigkeit der Religion zu sichern und den Namen Gottes nicht unnützlich zu führen in Dingen, zu deren Ordnung er den Menschen andere Mittel bestimmt hat. Gott aber will wirken in den Tiefen des menschlichen Gemüths und von hieraus den Willen führen, als das heiligste Eigenthum der Person. So allein wird die Macht der Religion nicht gemindert, sondern gestärkt, und ihre Gewalt die höchste, die es gibt. Denn sie ist die ursprüngliche Gewalt. Alle Geschichte, alle Entwicklung der Kultur, alle Fülle des Wissens, alles Gute und Schöne findet statt durch die Wirkung von Persönlichkeiten und in dem Bewußtsein von Persönlichkeiten. Hier bethätige sich Religion, hier allein kann sie sich rein bethätigen. So gibt es nichts, das nicht Religion aufs innigste berührte, das nicht durch Religion im Innersten verbunden wäre; nur nicht draußen im Raum, wo der Weltkampf wogt, sondern drinnen im Menschenherzen, wo wir leiden, lieben und hoffen.

Gotha. Kurd Laßwitz.

Sonnenthal als Heldenvater.

(Gastspiel im Neuen Theater.)

Adolf Sonnenthal, unser liebenswürdiger seelenvoller Frühlingsgast, wird am 1. Juni auf eine vierzigjährige schauspielerische Thätigkeit in seinem geliebten Wiener Burgtheater zurückblicken. Von diesen vierzig Jahren dürfen die ersten zehn als seine Lehrjahre gelten. Er war der Liebling seines Direktors Laube. Fichtner im Salon, Josef Wagner im Kostüm historischer Heldenjünglinge waren seine Vorbilder. Die beiden mittleren Jahrzehnte umfassen dann Sonnenthal's eigene Meisterzeit. Wien trug ihn auf Händen, und zwar zumeist auf Frauenhänden, diesen weichen, zärtlichen Wiener Frauenhänden. Sonnenthal wurde der Inbegriff feiner Manieren und gefälliger Formen; keiner wußte sich wie er ins Herz zu schmeicheln mit innigen Tönen des Gefühls, mit dem liebevollen Blick der schönen Augen. Begabt durch alle Naturanlagen kräftiger und edler Männlichkeit entwickelte er doch daraus ein Wesen, das sich am besten durch weibliche Charakteristika, wie Huld, Anmuth, Milde, Zärtlichkeit bezeichnen läßt. Auf diesem weichen, warmen, frühlingsgrünen Boden, wo dann jeder Stein, jeder „Knorr und Knubben" sorgfältig weggeräumt war, gedieh prächtig die junge liebenswürdige Wiener Lebewelt, die damals noch nicht Schnitzler, sondern Bauernfeld auf die Bühne brachte, gediehen die charmanten Schwerenöther der französischen Komödie. Aber es konnte auch die angebliche Schwäche Hamlets darauf wachsen, die Melancholie Tellheims und vor allem die schwankende Seele Clavigos. Für den Uebergang aus der Romantik in den Realismus, wie er sich auf der Bühne am deutlichsten durch Gustav Freytag darstellte, gab es keinen passenderen Schauspieler als Sonnenthal, der das Leben in gefälligen Formen, die Wahrheit innerhalb einer ziemlich schmal, aber desto schwungvoller gezogenen Schönheitslinie suchte. Sein Graf Waldemar ist dafür der Typus; und um seinen Darsteller rundete sich ein Glorienschein. Sonnenthal's persönlicher Geschmack wurde für das ganze Burgtheater maßgebend. Ob Dingelstedt oder Wilbrandt an der Spitze standen, er war der nächste Vertraute seines Direktors. Er führte die Regie nach seiner Art und in dieser Art meisterhaft. In direktionslosen Zeiten fiel das Scepter ganz von selbst in seine Hand, und Sonnenthal wäre schon seit Jahren Burgtheaterdirektor, wenn er es nicht doch vorgezogen hätte, „der erste Schauspieler deutscher Zunge" zu bleiben, als den ihn Erich Schmidt auf einem Weimarer Goethetag feiern durfte.

Mittlerweile aber rückten die Jahre vor, und das vierte Jahrzehnt war angebrochen. Clavigo und Hamlet, Bolz und Ferdinand und die Bauernfeld'sche Jugend nahm Abschied von ihrem herzlichsten Darsteller. Sonnenthal suchte einen Uebergang. Sein Körper, sein Geist, vor allem sein Gemüth war jung geblieben. Er fühlte sich nicht zu alt, um aufs Neu zu lernen. Er spürte die Kraft und hatte den Muth, Max in Wallenstein, Hamlet in Lear, Tellheim in Nathan zu verwandeln. Seine Meisterschaft der Beherrschung aller technischen Mittel nahm er natürlich in das neue und doch alte Rollenfach mit. Er nahm ferner den Stil mit, der sich für die großen Dramatiker der Vergangenheit im Burgtheater durch eine hundertjährige Ueber-

lieferung ausgebildet hat, und vor allem nahm er das mit, was ein jüngerer, übrigens ganz anders gearteter Burgkollege einmal im Brief an mich Sonnenthal's „innere Sonne“ genannt hat. Wahrlich eine reiche Ausstattung zum Einzug in ein neues Haus. Und doch mußte dieses neue Haus zunächst ein fremdes Haus sein, und jeder wahre Kunstfreund, jeder ehrliche Anhänger des berühmten Künstlers mußte in seiner „unbestochenen, von Vorurtheilen freien Liebe“ fragen: wird der neue Gast im neuen Hause jemals heimisch werden? In dieser Frage lag ein Zweifel. Denn das Entscheidende am Schauspieler, die Individualität, verlangt bei Sonnenthal nach Jugend. Seine Sonne war ein Frühlicht. Sie steht nicht im Abendroth. Es gibt unter den Schauspielern Talente fürs Alter und Talente für die Jugend. Minona Frieb konnte erst groß sein, als sie alterte, während für ihre Nichte Marie Seebach mit der Gretchenzeit zugleich die Ruhmeszeit um war. Im Burgtheater ist Bernhard Baumeister aus dem frischen Naturburschen immer riesenhafter zum Götz, zum Richter von Zalamea, zum Erbförster emporgewachsen: der Maskulinste aller germanischen Schauspieler. Beim Feminismus Sonnenthals mußte das Gegentheil zu befürchten sein. Nicht die ganze Befürchtung ist eingetroffen. Sein Wallenstein, sein Nathan, sein Lear (wie kam in diese majestätische Gesellschaft Ohnet's pöbelhafter Hüttenbesitzer?) sind schauspielerische Leistungen, die auch im unzulänglichen Ensemble unseres Neuen Theaters jede einen seltenen und erlesenen Kunstgenuß bereiteten.

Wenn Wallenstein dem Max an die Schulter greift: Ich mag's und will's nicht glauben, daß mich der Max verlassen kann; wenn Nathan den Brandfleck auf dem Mantel des Tempelherrn küßt; wenn Lear Cordelien wiedererkennt, so sind das alles Höhepunkte großen künstlerischen Könnens, Ergüsse menschlichsten Wesens. Die innere Sonne steht hinter schwerem Gewölk, aber sie wirft ihren wärmenden Schein; es regt sich im Zuschauer, noch mehr im Hörer die Empfindung tiefen, tragischen Mitleids. Vor allem des alten, matten Lear gebrochener Klageton dringt ins Herz. Es sind in der dramatischen Entwicklung aller drei Charaktere die lyrischen Stellen, in denen Sonnenthal wirkte. Dagegen fehlt seinem Wallenstein die Rauhheit des Kriegers, seinem Nathan die Weisheit der Welt, seinem Lear der Humor des Wahnsinns. Alle drei Male trat weit voraus das Bild eines mehr oder minder liebevollen Vaters, der aus besorgten Augen sein Haus hütet und mit hilfbereiten, zuthulichen Händen, die sich allzu gern und allzu oft gleichsam abwägend vordrängen, Mißgeschick wenden möchte. Die Gefühle schwärmen und hüllen die Gestalten in einen zarten, feinen, edlen Flor, hinter dem der charakteristische Umriß leicht verschwimmt. Beim Wallenstein erscheint nicht der starke Wille, beim Nathan nicht der überlegene, aufgeklärte Geist, beim Lear nicht das ungestüm sich überstürzende Blut. In Sonnenthal's Zeichnung tritt überall mehr das Dulderhafte, Schicksalsbange, Leidensschwere hervor; selbst Nathan's rationelle Humanität erweicht sich zu einem unlessingischen Thränenausbruch der Empfindsamkeit. Etwas boshaft übertrieben hat man in Wien gesagt: Sonnenthal's Nathan sei kein Jude, sondern eine Jüdin. Ich möchte lieber sagen: in Sonnenthal's Greisen waltet noch der Jüngling vor.

Paul Schlenther.

Richard Grelling: Streifzüge. II. Auflage. Berlin. 1896. Verlag von S. Fischer.

Richard Grelling, der bekannte Berliner Rechtsanwalt, hat die Genugthuung gehabt, von seinen „Streifzügen“ die zweite Auflage erscheinen zu sehen. Es sind Aufsätze, aus dem Tag geboren und für den Tag bestimmt, die hier gesammelt vor uns liegen. Gleichwohl dürfen sie unser Interesse auch heute noch in Anspruch nehmen; denn manche unter den Tendenzen, welche die Feder des Verfassers in Bewegung gesetzt haben, walten auch jetzt noch vor, nachdem ihr hervorragendster Träger, Fürst Bismarck, aus der aktiven Politik ausgeschieden ist. Die „Bedrohung der Reichsverfassung“ wiederholt sich, wenn sie neuerdings auch nur von minderwerthigen Mitgliedern des preußischen Herrenhauses ausgeht. „Die Edelsten der Nation“ bilden nach wie vor den Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit. Das Kapitel vom „groben Unfug“, vom „Anklagerecht und der Anklagepflicht“ gehören zu den bis zur Stunde ungelösten Problemen. Die Censurverordnung von 1851, von der Grelling behauptet, daß sie gegen die Verfassung verstößt, dürfte die Bühne auch künftig in ihrer Bewegungsfreiheit hindern. Der Kampf zwischen Kunst und Polizei ist nicht abgeschlossen. Besondere Beachtung verdient die aus guten Quellen geschöpfte Darstellung des Geffcken-Prozesses, eines der dunkelsten Punkte in der Regierungszeit des ersten Kanzlers. Zu diesem Exzeß des Hasses und der Rücksichtslosigkeit bringt die zweite Auflage weiteres Material bei, das den Prozeß in ein noch ungünstigeres Licht rückt. Unsere Zeit lebt schnell und vergißt schnell; da ist es gut, daß markante Phasen der Entwicklung durch Schriften, wie diejenige Grelling's, wieder in Erinnerung gebracht werden.

H. P.

Die Bildung der Gegenwart und die Philosophie. Von Dr. Johannes Rehmke, o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Greifswald. Heilbronn 1896. Eugen Salzer.

Eine früher an dieser Stelle angezeigte Schrift desselben Verfassers über „unsere Gewißheit von der Außenwelt“ hat es zu wiederholten Auflagen gebracht, hat also den Anklang, den sie verdient, gefunden; die vorliegende nur 48 Seiten umfassende Schrift, welche in Kürze Rechenschaft darüber gibt, welche Aufgabe sich die Philosophie stellt und aus welchem Grunde jeder Gebildete an ihr Antheil nehmen muß, verdient, denselben Beifall zu finden. Die Ausführungen des Verfassers sind in allen Punkten klar und unwiderleglich. Bis zu einem gewissen Punkte hin muß jeder Gebildete sich Aufklärung über philosophische Fragen verschaffen. Es geht mit jeder Wissenschaft so; es kann Niemand für einen gebildeten Mann gelten, der nicht von gewissen Grundlagen der Chemie oder der Elektrizitätslehre Kenntniß hat. Aber trotzdem greift selten ein Laie zu einem gelehrten chemischen oder philosophischen Handbuch. Ihm kommt es nur darauf an, die Resultate kennen zu lernen und nicht den Weg, auf welchem der Forscher zu den Resultaten gelangt ist. Ebenso geht es mit philosophischen Sätzen. Es hat Zeiten gegeben, in denen es Modesache war, metaphysischen oder erkenntnißtheoretischen Studien nachzuhängen; solche Zeiten können wiederkommen, aber sie sind jetzt nicht da. Die herrlichen Verse, denen Goethe die Ueberschrift „Vermächtniß“ gegeben hat, genügen Tausenden, um ihre Ueberzeugungen darin wiederzufinden. Richtig aber ist, daß auch Goethe nicht zu diesen Ueberzeugungen hätte gelangen können, wenn er nicht von philosophischen Köpfen dazu angeregt worden wäre. Herr Rehmke ruft uns in die Erinnerung zurück, daß wir Alle der Philosophie verschuldet sind, wenn wir auch unsere Schuld nicht in jedem Augenblicke empfinden. Das ist sein gutes Recht und verdient noch überdies Dank.

A. M.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 89.

Nr. 30. Berlin, den 25. April 1896. 13. Jahrgang

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Freiherr von Hammerstein, der vor einem Jahr noch unter dem Beifall seiner Fraktionsgenossen provokatorische Reden im Reichstag als thatsächlicher Führer der konservativen Partei gehalten hat, ist zu drei Jahren Zuchthaus wegen seiner hinlänglich bekannten Thaten verurtheilt worden. Dieser Vorgang bestätigt, was kein Verständiger je bezweifelte, daß es in allen Schichten der Gesellschaft Verbrecher gibt, und er erweist außerdem, daß das gefährlichste Verbrecherthum jenes ist, welches sich mit Heuchelei paart.

Als Verbrecher ist Herr von Hammerstein eine ganz untergeordnete Erscheinung; solche Thaten, wie er sie verübte, werden von zahlreichen Gaunern begangen; als Heuchler aber ist der Freiherr ein Meister; denn dieser innerlich gänzlich verlumpte Mensch hatte die Stirn, öffentlich den Patrioten, den frommen Kirchengänger, den Censor der Sitten, den äußerst empfindlichen Ehrenmann und den konservativen Musterpolitiker zu spielen. In dieser Beziehung reicht Herr von Hammerstein weit hinaus über das übliche Durchschnittsmaß.

Solange sich die, welche Herrn von Hammerstein nahe standen, von ihm hatten täuschen lassen, trifft ein Vorwurf nur ihre mangelnde Menschenkenntniß und ihre sträflich sorglose Ueberwachung der Gebahrungen des Leiters der „Kreuzzeitung". Aber von jenen Männern, die an der Verwaltung der „Kreuzzeitung" betheiligt waren, und von jenen anderen Männern, welche neben Herrn von Hammerstein Führer der konservativen Partei gewesen sind, waren eine ganze Reihe erwiesenermaßen lange eingeweiht und fühlten sich doch nicht gedrungen, diesen verlumpten Edelmann von sich abzuschütteln.

Ist das überraschend? Durchaus nicht.

Die Führer neben ihm und die Partei als solche, beide ließen es sich gefallen, daß Herr von Hammerstein eine völlig gewissenlose, durch und durch catilinarische, heuchlerische und verlogene Politik Jahr aus Jahr ein vor aller Augen verfolgt hat.

Dieser catilinarischen Thätigkeit als Politiker entsprach eine verbrecherische Thätigkeit als Privatmann. Da die Persönlichkeit eine Einheit darstellt, so ist das nur natürlich. Und die Konservativen dürfen sich nicht wundern, daß die Gewissenlosigkeit, die sich in der einen Richtung unter ihrer Billigung geltend machte, sich dann auch nach der andern Richtung zeigte. Sie wunderten sich auch gar nicht; die näher Betheiligten waren sogar geneigt, so lange es nur irgend ging, auch die strafrechtlichen Verbrechen des Herrn von Hammerstein zuzudecken, damit er nur im Stande sei, sein politisches Handwerk fortzusetzen. Noch im Februar 1895, zu einer Zeit, als über den Charakter des Freiherrn von Hammerstein in den ihm nahestehenden Kreisen nicht die geringsten Zweifel mehr herrschen konnten, beschäftigten sich Herr Freiherr von Manteuffel, der offizielle Führer der Konservativen, und Herr Regierungspräsident von Colmar mit der finanziellen Sanirung des Leiters der „Kreuzzeitung". Noch weit später, als die liberale Presse die ganze Hammerstein'sche Verderbtheit klar an das Tageslicht gezogen hatte, traten Herr von Colmar und Herr Stöcker für diesen Verbrecher ein; man ließ ihn öffentlich lügen in der „Kreuzzeitung" bis zum Juli; und noch am 9. Juli erklärte Graf Finckenstein, daß Herr von Hammerstein nur „suspendirt" sei.

Die verantwortlichen konservativen Männer haben überhaupt nicht Herrn von Hammerstein freiwillig beseitigt, sondern sie sind zu dieser Ausstoßung unter Passivität, unter Sträuben und Widerstand gezwungen worden durch die seit dem April vergangenen Jahres immer erneuten Vorstöße der liberalen Presse, und durch diese Connivenz ermöglichte

man es einem Mann, der seiner Umgebung als zuchthausreif bekannt war, daß er unbehelligt fliehen konnte.

Die Frage der Beihilfe mußte unter diesen Umständen öffentlich diskutirt werden; ein Staatsanwalt scheint sich freilich nie mit ihr beschäftigt zu haben; aber diese Frage der gesetzlichen Mitverantwortung ist ja eine ganz untergeordnete gegenüber der Frage der moralischen Mitverantwortung der Hammerstein'schen Umgebung; die Entscheidung in dieser Frage ist gegeben. Den Anblick, der sich zeigt, nennen die Franzosen un gâchis.

Ist es aber allein der Wunsch gewesen, die Kräfte solches Mannes der konservativen Partei zu erhalten, welcher die Eingeweihten zum Schweigen veranlaßte?

Herr von Hammerstein selbst gab bei den Verhandlungen vor Gericht eine andere Antwort.

Er sagte: Wenn ich reden wollte, so würde man finden, daß ich nicht schlimmer bin wie Andere in meiner Umgebung; aber ich schweige in Rücksicht auf die konservative Partei. Und gegen diese Aeußerung protestirte keine konservative Autorität; ebensowenig wie man dagegen protestirt hat, daß Herr von Hammerstein sich selbstgefällig vor Gericht als den Repräsentanten und als den Alleinherrscher über seine Partei aufgespielt hat. Dieser Zwischenfall ist bezeichnend, und dieser Zwischenfall bedeutet, daß führende Konservative der Diskretion eines Zuchthäuslers preisgegeben erscheinen.

Solcher Zustand geht die Liberalen nicht unmittelbar an, sondern die konservative Gesammtpartei, die nach diesem Prozesse an die Sanirung der Fraktion wohl nicht glauben wird, obgleich einer der „großen Männer der Rechten“, „der zweite Luther“, nunmehr an die Luft gesetzt worden ist. Auf diesem Gebiete hat die konservative Bevölkerung im Lande Richter zu sein.

Aber die Vorgänge haben auch noch eine andere Seite.

Die Frage ist aufzuwerfen, welche Eignung besitzen Männer, die durch den Hammersteinprozeß arg bloßgestellt worden sind, für hohe Stellungen im öffentlichen Dienste? Da ist Herr Freiherr Otto von Manteuffel, der fortlaufend über Alles, was Herrn von Hammerstein betraf, unterrichtet war, und der Herrn von Hammerstein, bis derselbe geflüchtet war, öffentlich gewähren ließ; er ist neuestens als Nachfolger des Herrn von Levetzow Landesdirektor der Provinz Brandenburg geworden; da ist Herr von Salmar, bis zuletzt eine der zuverlässigsten Stützen des Herrn von Hammerstein; er ist Regierungspräsident; da ist Graf Kanitz, ein Geheimer Oberregierungsrath im Hausministerium. Sie alle besitzen zweifellos auch jetzt die Eignung für jene Stellungen, welche sie bekleiden; sonst befänden sie sich ja nicht mehr in diesen Stellungen.

Es wird zweckmäßig sein, diese Thatsache im Gedächtniß zu behalten; sie läßt sich entsprechend verwerthen, wenn der nicht seltene Fall eintritt, daß etwa ein liberaler Kommunalbeamter seine Bestätigung nicht erhält, weil er als ungeeignet für das Amt bezeichnet wird, zu dem er berufen werden sollte. Diese Thatsache ließe sich auch gut für die Erörterungen heranziehen, die demnächst im preußischen Abgeordnetenhaus über den sogenannten Assessorenparagraphen in Aussicht stehen. Wenn man neue Barrieren errichten will gegen das Eindringen minderwerthiger Elemente in den öffentlichen Dienst, so wird man zu untersuchen haben, von welchem Gesichtspunkte die Regierung bisher sich bei der Bestimmung vom Werth oder Unwerth der Beamten hat leiten lassen; und ob nicht statt eines neuen Paragraphen die Handhabung alter Bestimmungen in neuem Geiste dienlicher wäre.

Dieser Nummer der „Nation“ liegt der Aufruf des Schutzverbandes gegen agrarische Uebergriffe wiederum bei, doch diesmal versehen mit mehreren hundert Unterschriften angesehener Männer der verschiedensten politischen Parteien, aller Berufe und aus allen Theilen Deutschlands. Der Verband ruht bereits, wie dieser Aufruf beweist, auf einer breiten und festen Unterlage.

Es ist daher auch nur natürlich gewesen, daß der Schutzverband, zu dem um die Mitte März die erste Anregung gegeben worden ist, schon fünf Wochen später unmittelbar zu praktischer Thätigkeit übergehen konnte. Der neue Verein verbreitet eine ganze Reihe von Flugblättern, die geeignet sind, Aufklärung über jetzt schwebende politische Fragen zu bringen; er gibt für die befreundete Presse eine Korrespondenz heraus, die, wenn sie richtig geleitet wird, allen Blättern thatsächliches Material und daneben der kleineren Provinzpresse geeignete Leitartikel zuführen sollte; der Schutzverband hat sich aber auch, wie wir erfahren, bereits an einer Wahlagitation betheiligt, und zwar durch einen Redner, der in einigen Versammlungen zu Gunsten des Kandidaten der freisinnigen Volkspartei in Ruppin-Templin eingegriffen hat.

Diese bisherige Thätigkeit ist ein Anfang, der sich nicht übel ausnimmt; wir hoffen, daß die weitere Entwicklung jene Erwartungen bestätigen wird, die die liberale und freisinnige Presse fast ohne Ausnahme hegt. Freilich eines wird nöthig sein; auch die Bevölkerung selbst muß sich regen; sie muß sich dem Schutzverbande anschließen, sie muß die Hilfskräfte stellen, damit die Organisation des Schutzverbandes bis in die kleinste Stadt und bis auf das Land hinaus ausgebreitet werden kann. Es müssen hilfreiche Hände sich darbieten, zum Werben von Mitgliedern, und zum Vertheilen von Flugblättern und von Schriften. Auch in dieser Beziehung sollen die Aussichten durchaus günstig stehen; doch kann auf diesem Gebiete gar nicht genug geschehen.

Ueber Frankreich hängt im Augenblick eine ernste Krisis. Das radikale Ministerium erhielt immer erneute Mißtrauensvoten im Senat; während die Deputirtenkammer bisher das Kabinet stützte. Unter diesen Umständen trat das Ministerium zurück. Die Lage ist zwar eine schwierige; aber ernste Gefahren für die bestehenden Institutionen erwarten wir nicht. Das republikanische Regiment hat in den sechsundzwanzig Jahren seines Bestehens wenigstens das eine gute gefördert, daß der revolutionäre Zündstoff so viel von seinen explosiven Eigenschaften verloren hat, um die Hoffnung berechtigt erscheinen zu lassen, daß nicht jede Krisis zu revolutionären Handlungen führt.

Italien muß sich darin finden, den abessinischen Krieg fortzusetzen. Menelik hat durch Zurückbehalten eines italienischen Unterhändlers als Geisel eine neue Treulosigkeit begonnen, so daß an Frieden wohl nicht zu denken ist. So muß man denn die erythreische Kolonie, deren materieller Werth für Italien gering genug ist, auch weiter der „Ehre wegen“ gegen einen gefährlichen Feind vertheidigen. Und wie lange kann dieser Zustand sich noch hinziehen? Unter solchen Umständen kann man auch unseren Kolonial-Enthusiasten zurufen: O Herren, gedenket der Erythrea!

In Südafrika werden die Verwicklungen ernster. Die Matabele bedrohen die Centren der europäischen Kolonisation mit starker Macht und England sendet Hilfstruppen. Diese Sendungen beunruhigen aber zugleich Transvaal und das um so mehr, weil die englische Presse, in soweit sie unter dem Einflusse der Chartered Company steht, nicht aufhört gegen die Buren zu hetzen.

Für die Londoner Regierung wird es darauf ankommen, auch ferner internationale Politik zu treiben und nicht die internationale Politik in den Dienst geldhungriger Gründer zu stellen. Macht man in London eine Politik nach dem Geschmacke der südafrikanischen Abenteurergesellschaft, so sind die ernstesten Verwicklungen zu befürchten; dann steht ein Kampf bevor, nicht nur mit den Buren in Transvaal, sondern mit der gesammten holländischen Bevölkerung Südafrikas; aber auch die dort angesessenen Engländer wollen in ganz überwiegender Zahl nichts wissen von Gewaltmaßregeln.

Bei dieser Sachlage, die verlockend nur der Gewissenlosigkeit erscheinen kann, ist zu hoffen, daß man in London den Weg der Gerechtigkeit, der Vorsicht und Mäßigung nicht verlassen wird.

* * *

Die Politik —, eine Lungenprobe.

Seit geraumer Zeit wird bei uns im Deutschen Reich die Politik durch nichts stärker beeinflußt, als durch Schreien; der „Bund der Landwirthe" könnte sich mit mehr Recht „Bund der Schreier" nennen. Klagen über die schlechte wirthschaftliche Lage der Landwirthschaft und Anklagen gegen die Regierung, die es für nicht möglich erklärt, das Unmögliche zu leisten: in diesen beiden Richtungen ist die agrarische Agitation unermüdlich thätig, und man kann nicht sagen, daß sie erfolglos geblieben wäre. Der „Bund der Landwirthe" übt mit seinem Geschrei einen Terrorismus aus, mittels dessen die Regierungen fortgesetzt in der Gebelaune erhalten werden. Zugleich aber hat sich durch das fortdauernde Geschrei auch in weiten Kreisen der Bevölkerung — zumal in landwirthschaftlichen Kreisen — die Meinung festgesetzt, die Klagen seien wenigstens in ihrem Kern berechtigt, und der Staat habe doch eine Art Verpflichtung, solchen beweglichen Klagen gegenüber in die Taschen der Konsumenten und Steuerzahler zu langen, um mit den Ersparnissen Anderer die Lebenslage der Klagenden zu verbessern.

Kein Wunder, daß es geradezu ein politisches Geschäft geworden ist, wirthschaftliche Klagelieder anzustimmen! Schließlich ist es ja sogar dahin gekommen, daß die Agrarier es schon als ein empörendes Unrecht bezeichneten, als infolge der Handelsverträge die Kontribution der Brotesser an die Produzenten von 50 auf 35 Mark per Tonne Brotgetreide ermäßigt wurde.

Schreien ist aber heutzutage nicht bloß der sicherste Weg, um in der Politik etwas zu erlangen, sondern auch das beste Mittel, um vor einem drohenden politischen Uebel bewahrt zu werden. Wir erleben in dieser Beziehung ein wahrhaft klassisches Beispiel bei der Behandlung der Gewerbenovelle. Der Entwurf der Regierung verbietet den Detailreisenden das Aufsuchen von Privatkundschaft; durch diese Bestimmung werden zahlreiche Handels- und Industriezweige aufs Empfindlichste geschädigt. Die ersten, die sich darüber klar wurden, waren die Buchhändler; sie schrieen und petitionirten deshalb kräftig und sie setzten es bei der zweiten Lesung der Gewerbenovelle durch, daß für sie eine Ausnahme gemacht wurde. Die Interessenten der Leinenindustrie und der Wäschefabrikation zeigten eine ähnliche Lungenkraft, auch sie schlüpften durch. Der Erfolg der Buchhändler und der Leinenindustriellen hat nun rasch Schule gemacht: die gesammte Bekleidungsindustrie, der Weinhandel, der Handel mit Cigarren und anderen Tabaksfabrikaten, die Möbelfabrikation und verschiedene andere Arbeitszweige haben sich inzwischen auch aufgemacht und ihre durchaus gerechtfertigten Beschwerden in Petitionen und Resolutionen, in Versammlungen und Zeitungsartikeln, zum Ausdruck gebracht. Wenn sie laut und anhaltend genug schreien, so werden auch sie vor den Segnungen des die Detailreisenden betreffenden Paragraphen, da die dritte Lesung des Gesetzes noch aussteht, bewahrt bleiben. Die Orte Gönningen und Bardowieck, die vom Hausiren mit Sämereien leben, werden dem Hausiren mit Sämereien, welchem in der zweiten Lesung der Gewerbenovelle der Weg verlegt ist, in der dritten Lesung eine neue Gasse bahnen; denn sie haben geschrieen. Selbst die Margarinefabrikation hat Aussicht, von einigen abderitischen Gesetzesbestimmungen verschont zu bleiben; denn sie hat die letzten Wochen gehörig ausgenutzt und die Gesetzgeber aus allen Theilen Deutschlands dermaßen mit Protesten überschüttet, daß die reaktionären Volksvertreter anfangen, zu fürchten, die Bevölkerung könne ob all des gesetzgeberischen Unsinns schließlich doch einmal rebellisch werden.

So sehen wir allenthalben die Lungenkraft zum entscheidenden Faktor in der Politik werden. Wer sich bloß auf seine gute Sache und die Vernunft der Gründe verläßt, wer es verschmäht, zu agitiren und zu protestiren, der läuft beständig Gefahr, unter den gesetzgeberischen Schlitten zu kommen; deshalb schreien, schreien! Das ist der heutigen politischen Weisheit letzter Schluß.

Th. Barth.

In Charon's Nachen

sind Anfangs dieser Woche am gleichen Tage zwei Passagiere eingestiegen, die man dem Beruf nach in die Finanzwelt einregistriren kann, obschon sie durchaus verschiedenen Kalibers sind: Léon Say und Baron Moritz von Hirsch. Wenn sie sich bei der Ueberfahrt vertraulich unterhalten, kann der Fährmann viel Interessantes erfahren.

Say, der Nationalökonom, Finanzminister, Senatspräsident, ist der Dritte einer Generation gewesen, die sich auf diesem Gebiet einen bedeutenden Namen gemacht hat. Es ist eine den Franzosen eigenthümliche Erscheinung, daß so häufig Väter, Söhne und nicht selten auch Enkel in derselben Laufbahn namhaft hervortreten, nicht minder Brüder. Wie das zu erklären, wäre ein anziehender Stoff, aber heute würde er zu weit führen. Wie die drei Generationen Say, haben wir die drei Vernet unter den Malern, drei Carnot, Perier, Cavaignac unter den Politikern; in zwei Generationen die Racine, Mirabeau, Ampère, Legouvé, Dumas; in Brüdern die beiden Corneille, Lameth, Robespierre, Chenier, Garnier-Pagès, Goncourt, Blanc, (Louis und Charles), Thierry, Daudet, die Halévy nach beiden Richtungen hin, Jaques der Komponist, ein Bruder Léons des Schriftstellers, dessen Sohn Ludovic desgleichen. Bei einigem Besinnen würden noch viele auftauchen.

Léon Say's Großvater, Jean Baptiste, war der Apostel des großen Nationalökonomen Adam Smith und für Frankreich der Stifter der sich an Smith anlehnenden Schule. Mit französisch systematischem und klarem Geist verarbeitete er die Lehre des gewaltigen Schotten zu einem vortrefflichen Lehrbuch, das auch für Deutschland durch die Uebertragung des gelehrten Juristen Morstat grundlegend für die Studien jener Zeit wurde. Sein Sohn Horace war ebenfalls popularisirender Nationalökonom, und erst der soeben Verstorbene gelangte zugleich in die aktive politische Laufbahn. Gegen Ende des Kaiserthums 1869 kam er in die Deputirtenkammer, wurde nach dem Krieg wiedergewählt und bald darauf Präfekt des Seine-Departements, in welcher Stellung er einige Jahre blieb. Dann war er zu drei verschiedenen Epochen Finanzminister unter Thiers, unter Mac Mahon und unter Grévy. Später trat er in den Senat und war eine Zeit lang Präsident desselben. Seine größten Dienste leistete er als Finanzminister in der Zeit der großen Anleihe behufs Abzahlung der deutschen Kriegsentschädigung und bei der raschen Abwicklung dieser Angelegenheit. Unter seinen schriftstellerischen Leistungen machte am meisten Glück seine Uebersetzung von Göschen's Theorie der internationalen Wechselkurse, denen er eine Uebersicht über die Einzelheiten der an Deutschland gemachten Zahlungen beifügte. Nach kürzlich ist die dritte Auflage mit einer neuen, interessanten Vorrede erschienen. Unter seinen Auspizien als Herausgeber ward auch vor etlichen Jahren ein „Dictionnaire de l'économie politique" von Chailley-Bert in zwei Bänden publizirt, das ebenfalls bereits eine zweite Auflage erlebt hat. Say war ein fleißiger und sehr beachteter Mitarbeiter des „Journal des Débats", dem er durch intime Familienbeziehungen verbunden war. Er hatte die Tochter eines der Bertin de Vaux geheirathet, deren Stammhalter 1799 das „Journal des Débats" gründete, in dessen Besitz sich auch Generation auf Generation folgt. Say war als Politiker ein Führer des gemäßigten Liberalismus, wie er sich traditionell in den „Debats" verkörpert hat, ein Repräsentant der guten, gebildeten, aufgeklärten und wohlhabenden französischen

Bourgeoisie, ein trefflicher Redner und liebenswürdiger Mann im persönlichen Verkehr. Ein regelmäßiger Besucher von Karlsbad hatte er auch zu Deutschen mancherlei Beziehungen. Als Nationalökonom stand er auf dem Boden der individualistischen und Freihandelsschule, deren Lehren sein Großvater zuerst in Frankreich verkündet hatte, und der bis vor einem Jahrzehnt beinahe alle hervorragenden Volkswirthe in Frankreich angehörten. Erst die neueste Zeit sah in der Schule von Bordeaux unter der Leitung Gide's eine dem deutschen Kathedersozialismus nachgebildete Richtung erstehen. Merkwürdiger Weise sind die Franzosen in ihrer Mehrheit entschiedene Schutzzöllner, wie es der große Repräsentant ihres bürgerlichen Ingeniums, Thiers, vor Allen gewesen; wogegen ihre Wissenschaft entschieden freihändlerisch ist. Nur Louis Napoleons weltmännische Erfahrung in England konnte ihnen, nicht ohne große Anstrengung, eine Zeit lang die Politik eines gemäßigten Freihandels aufzwingen. In der Währungsfrage neigte Say, wie seine wirthschaftlichen Gesinnungsgenossen, zur Goldwährung. Aber als Finanzminister mußte er aus Opportunitätsgründen sich mit dem Bestand der hinkenden Währung abfinden, welche der große Silbervorrath des Landes ihm aufnöthigte und der Reichthum, auch an Gold, sowie die Gunst der internationalen Zahlungsbilanz ungefährlich machte. Say ward siebenzig Jahre alt.

Ein ganz anderes Bild taucht mit dem zweiten Gast in Charon's Nachen auf. Die Freiherren von Hirsch von Gereuth stammen aus Würzburg, und der eben verstorbene war auch der dritte in der Geschlechtsfolge einer Familie, die sich über das Niveau ihrer Umgebung erhoben und als besonders seltene Auszeichnung als Juden schon im Anfang des Jahrhunderts den Erbadel von ihrem bayerischen Landesherrn erlangt hatten. Sie waren nicht reine Finanzmänner, sondern ein Mittelding zwischen diesen und dem Landjunker. Der zweite in dieser Generation, der Vater des sogenannten Türken-Hirsch's, machte seiner ganzen Persönlichkeit nach den Eindruck eines derben Großgrundbesitzers. Er lebte den größten Theil des Jahres auf seinem Schloß Planegg bei München, betrieb daselbst mit Vorliebe seine Bierbrauerei und war ein gewaltiger Nimrod. Dabei verstand er aber doch die Geschäfte seines Münchener Bankhauses vortrefflich im Auge zu behalten. Sein Sohn Moritz, der älteste unter zahlreichen Geschwistern, heirathete in jungen Jahren die Tochter des Financiers Bischoffsheim in Brüssel, der lange und bis zu seinem Tode als sehr einflußreiches Mitglied im belgischen Senat saß und um die gesammte wirthschaftliche Entwicklung des jungen belgischen Staates sich anerkannter Maßen die größten Verdienste erworben hat. Die intime Verbindung mit diesem überaus klugen und groß denkenden Schwiegervater führte den jungen bayerischen Lebemann in die Geheimnisse der höheren Finanzgeschäfte ein, und kaum wurden ihm die Anfänge derselben erschlossen, so drängte ihn seine ganz ungewöhnliche Begabung für das Fach, sich auf eigene Füße zu stellen und sofort sein Meisterstück in Angriff zu nehmen. Er begab sich in die Türkei und schloß mit der Pforte einen Vertrag, worin er die Herstellung des gesammten Eisenbahnnetzes für das Land übernahm. Dabei setzte er sein ganzes Vermögen von etlichen Millionen als Kaution ein. Gelang ihm die Finanzirung nicht, so war Alles verloren. Es gelang. Aber nicht ohne daß eine Reihe größter Schwierigkeiten mittelst aller erdenklichen Kombinationen Jahre lang überwunden werden mußte, deren Opfer das Publikum trug und welche dem kühnen Unternehmer nicht immer dessen Segen einbrachten. Dies näher zu würdigen und zu prüfen ist hier nicht der Ort. An den Verlusten arbeitete die Zerrüttung der türkischen Staatsfinanzen mit, deren Wiederausbesserung in neuerer Zeit auch einigen Balsam in die geschlagenen Wunden geträufelt hat. Die Türkenloose sind heute ein sehr beliebtes Spekulationspapier. Hirsch ging als ein ungeheuer reicher Mann aus der Sache hervor. Man weiß, daß zuletzt noch eine kleine Differenz von etwas wie dreißig Millionen Franken zwischen ihm und der Pforte in der Schlußabrechnung schweben blieb, und daß vor einigen Jahren, nicht lange vor seinem Tod, Professor von Gneist in Berlin von beiden Theilen zum Schiedsrichter ernannt wurde und für die Pforte entschied. Honorar wies der würdige Mann zurück. Eine seiner besten Stützen in der Durchführung des langwierigen und mühevollen Unternehmens hatte Herr von Hirsch in einem Ingenieur Namens Lang gefunden, einem geborenen Nassauer, Bruder eines sehr populären Mitgliedes der Wiesbadener Ständekammer vor 1866, welcher mit Karl Braun zusammen die nationaldeutsche Partei in Nassau geleitet hatte. Dieser Ingenieur Lang, welchen Schreiber dieses in der Türkei kennen lernte, war ein eminenter Kopf, ganz seines Herrn werth, aber von einem solchen Respekt vor dessen geschäftlicher Ueberlegenheit erfüllt, daß er immer nur mit Staunen von dessen Geschicklichkeit sprach. Eines Tages sagte er zu mir: „Sehen Sie, Hirsch's Schwiegervater Bischoffsheim ist gewiß ein feiner Kopf, ich bin auch kein Esel, aber verglichen zu Hirsch sind wir nur kleine Kinder." Eine wunderschöne Episode aus der Geschichte des Streites über die dreißig Millionen verdanke ich auch seinen Mittheilungen. Er war wieder einmal nach Konstantinopel gekommen, um mit einem der höchsten Würdenträger der Pforte über die lumpigen dreißig Millionen zum Einverständniß zu gelangen. Am Schluß einer langen mündlichen Verhandlung, die nicht vom Fleck kam, strich sich der Osmane seinen Bart und sagte phlegmatisch zu Lang: „Sehen Sie Herr, wenn ich der Baron Hirsch wäre, so würde ich sagen, machen wir ein Ende; zehn Millionen mag die Pforte behalten, zehn nehme ich und die anderen zehn übergebe ich Euch (dabei nannte er sich) zu guten Werken."

Es wird zur Charakterisirung von des Barons Geschicklichkeit erzählt, daß ihm sogar gelungen sei, wessen sich Wenige rühmen können: den Fürsten Bismarck überlistet zu haben; nämlich zur Zeit, als die Wilhelm-Luxemburger Bahn schließlich in den Betrieb der französischen Ostbahn kam. Auch war er seitdem bei dem Kanzler schlecht angeschrieben, und als er 1878 beim Berliner Kongreß in Berlin erschien, um für die rumänischen Juden zu wirken, ward er abgewiesen und verschwand alsbald wieder. Die Luxemburger Bahn aber kam durch die Gerechtigkeit des Schicksals gerade dadurch wieder ans Deutsche Reich, daß der Baron sie für die französische Ostbahn auf verschlagene Weise gewonnen hatte.

Auf der Höhe seines Glücks traf ihn der furchtbare Schlag, daß er sein einziges Kind, einen prächtigen Sohn von etlichen zwanzig Jahren, durch Krankheit verlor. Einen Theil seines kolossalen Vermögens, das manche — wohl übertrieben — jetzt auf eine Milliarde Franken veranschlagen, widmete er sofort guten Zwecken, besonders zum Besten der Juden. Man weiß, daß er fünfzig Millionen für die aus Rußland Vertriebenen und deren Ansiedelung in Argentinien bestimmte. Dagegen hat er sich immer geweigert, etwas für Wissenschaft oder Kunst zu thun.

Seine Ausbildung war auch einseitig nach der Seite der noblen Leibesübung gegangen. Er war ein ausgezeichneter Reiter, Rosselenker, Jäger. Zur Führung seiner großen Geschäfte genügte ihm sein überlegener Verstand, der sich rasch in alles einlebte, eine riesige Energie, ein gewaltiger Wagemuth und eine Dosis Rücksichtslosigkeit und Gewaltsamkeit. Weder bei seines Gleichen noch bei Untergebenen war er beliebt. Aber er wußte die Zaubermittel seines Reichthums zu gebrauchen, um in Verbindung mit seinen kavalieren Fertigkeiten sich ein Leben nach dem höchsten aristokratischen Zuschnitt anzulegen. Sein Palast in der rue de l'Elysée in Paris, sein Landschloß Beauregard, dasselbe, welches Louis Napoleon seiner Geliebten Miß Haward geschenkt hatte, seine großen Jagdschlösser in Ungarn, sein Haus in London, sahen die vornehmsten Gäste aus fürstlichem Geblüte. Wenn er in seinem Staatswaggon reiste, begleitete ihn ein Vierteldutzend herabgekommener Kavaliere, denen er wieder auf die Beine geholfen hatte und besorgten den Ehrendienst bei der Baronin. Der-

noch stieß sein gesellschaftlicher Ehrgeiz in Paris, wie in Wien und in Ungarn auf Hindernisse, die ihm stillen Verdruß bereiteten. Die fabelhaft rasche Bereicherung in Verbindung mit herrischem und übermüthigem Wesen reizten gerade die aristokratischsten Kreise zu gelegentlichen Demüthigungen. Am besten gelang es ihm noch in England, wo die Freundschaft des Prinzen von Wales, mit dem er zeitweise gemeinsam einen Rennstall unterhielt, ihm überall die Wege ebnete.

Er war eine stattliche, männliche Erscheinung, fünf und sechzig Jahre alt. Sein in weniger als einem Menschenalter erworbenes Vermögen, eines der größten der Welt, stellte ihn, ohne Verbündete und weite Verzweigung, an die Seite der Rothschild's, zu denen er übrigens immer auf gespanntem Fuße blieb. Sein Erfolg war nicht sorgfältig Erlerntem zu verdanken, einzig das Produkt einer eigenthümlich gearteten, selbst nicht den überlieferten Geschicklichkeiten seiner Rasse entlehnten, Verstandes- und Willenskraft. Er war ein Naturalist durch und durch und insofern ein interessantes Phänomen für den Beobachter.

Brüssel. Charles François de Brye.

Parlamentsbriefe.

XV.

Im Abgeordnetenhause ist es so lebhaft zugegangen, wie seit zehn Jahren nicht. Als das Bouquet der Patengesetze dem Hause vorgelegt worden war, verließen einmal das Centrum, die Polen und die freisinnige Partei in demonstrativer Weise den Saal, weil sie der Ansicht waren, daß eine Abstimmung unter Verletzung der Formen der Geschäftsordnung vorgenommen wurde; sie konnten aber durch ihre Auswanderung die Beschlußunfähigkeit des Hauses nicht herbeiführen. Herr von Eynern dehnte sich behaglich auf dem Sessel des Herrn Windthorst und fühlte sich stolz bei dem Bewußtsein, ein Mitglied der staatserhaltenden Mehrheit zu sein. Heute mir, morgen dir! sagt das Sprichwort. Diesmal waren es die Nationalliberalen, welche Hand in Hand mit dem Freisinn den Saal verließen und ein ungenanntes Mitglied des Centrums konnte es sich auf dem Sessel des Herrn von Eynern bequem machen. Daß das Lehrerbesoldungsgesetz angenommen werden würde, ist keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, aber das konservativ-ultramontane Kartell fühlte sich stark genug, bei dieser Gelegenheit auch eine Resolution durchzudrücken, welche verlangt, daß ein Schulgesetz im Sinne des Grafen Zedlitz wieder aufgenommen wird. Der Ast, auf welchem die Nationalliberalen vor zehn Jahren so sicher saßen, haben sie selber durchgesägt, indem sie nach Kräften dazu beitrugen, die Stellung der freisinnigen Partei zu schwächen. Als sie zum Stabe griffen, um sich auf die Wanderschaft zu begeben, ließen sie die Partei des Freiherrn Octavio von Zedlitz als den äußersten linken Flügel der herrschenden Parteien zurück, und die Zeit scheint nicht fern zu sein, wo auch diesem Hirtenknaben das Lied geblasen wird.

Noch interessanter als dieser Vorgang, bei welchem die linke Seite des Hauses in eine menschenleere Burg (πύργος ἀνδρῶν οὐ κατοικούντων ἔσω, sagt Sophokles) verwandelt wurde, war es, daß sich zwischen der nationalliberalen Partei und Herrn Miquel eine sehr gereizte Stimmung entwickelt hat. Wie stolz waren vor fünf Jahren die Nationalliberalen gewesen, daß einem der Ihrigen eine Stellung im Ministerium eingeräumt wurde, und dieser Mann, auf den sie ihr Zutrauen setzten, hat sich im Laufe der Zeit zu dem entschlossensten Vorkämpfer agrarischer Interessen entwickelt: in Finanzfragen, in Zollfragen, in Eisenbahnfragen, in Unterrichtsfragen. Herr von Hammerstein, der die Selbstverleugnung gehabt hat, zum Verbrecher zu werden, nur um die konservative Partei eines Hirten nicht zu berauben, mag sich in der Stunde, die sein Schicksal entschied, damit getröstet haben, daß die von ihm einst vertretenen Interessen wieder in guten Händen ruhen. Bei dem Sekundairbahngesetz, bei dem Silogesetz, welches den Agrariern die Möglichkeit gewährt, Kornwucher mit staatlichen Mitteln zu treiben, wird ausschließlich Rücksicht auf die Interessen der nothleidenden Agrarier genommen.

Auch der Reichstag hat einen großen Augenblick gesehen, wie er seit vielen Jahren nicht dagewesen ist. Es wurde ein einstimmiger Beschluß gegen das Duell gefaßt. Zu welchen praktischen Maßnahmen dieser Beschluß führen wird, darüber mag man sehr skeptisch denken; als eine Kundgebung des öffentlichen Gewissens ist er unschätzbar. Angesichts des Falles Kotze-Schrader, des Falles Zenker-Kettelhodt, der Fluth von Duellen, die in den letzten Jahren über uns hereingebrochen, sank auch den entschlossensten Vertheidigern des Duelles der Muth, an ihrem bisherigen Standpunkt festzuhalten. Sogar Herr von Stumm, der wiederholt im Reichstage mit dem Hahn der Pistole geknackt hatte, widersprach der Resolution nicht.

Es ist einfach unwahr, daß das Duell bei uns durch die Sitte gehalten wird. Wenn das richtig wäre, würde die freisinnige Partei die erste sein, die sich zu dem Satze bekennt, daß das, was die schlechte Sitte geschaffen hat, nur durch bessere Sitten verdrängt werden kann. Das Duell wird bei uns durch das Verhalten der Behörden in verderblicher Weise begünstigt. Seitdem einige katholische Offiziere aus dem Dienst gejagt wurden, nur weil sie die ohne äußeren Anlaß ihnen vorgelegte Frage, ob sie sich zu dem Duellkodex bekennen, muthig verneinten, wissen Beamte, Offiziere des stehenden Heeres und der Reserve, ja sogar Rechtsanwälte, daß ihnen größere Nachtheile drohen, wenn sie, dem Gesetze gehorsam, eine Forderung zu stellen unterlassen oder ablehnen, als wenn sie das Gesetz verletzen. Die Diskussion war trotz der ernsten Umstände, durch welche sie herbeigeführt wurde, keine erquickliche. Herr von Bennigsen hielt es für nothwendig, die studentischen Bestimmungsmensuren wiederholt nachdrücklich in Schutz zu nehmen. Nun ist es ja richtig, daß eine Schlägermensur mit einem Pistolenduell nicht in dieselbe Linie gestellt werden kann. Sich in den kleinen Finger zu schneiden, ist bei Weitem nicht so schlimm, wie ein Bruch der Kniescheibe. Aber etwas Schönes ist ein Schnitt in den Finger auch nicht, und auch die Bestimmungsmensuren sind nicht schön, zumal seit die Sitte aufgekommen ist, mit den Schmissen zu renommiren, die man erhalten und nicht mit denen, die man ausgetheilt hat. Es würde unseren Studentenkorps nicht schlecht anstehen, wenn sie sich andere Formen des Sports wählten, um Muth und Kraft zu zeigen. Die jährliche Ruderregatta zwischen Oxford und Cambridge wirkt viel anziehender, als die schönste Pro-Patria-Mensur.

Die Regierung hat zum ersten Male von der Befugniß Gebrauch gemacht, die ihr das Gesetz beilegt, die Arbeitszeit Erwachsener zu regeln; der Bundesrath hat die Verhältnisse des Bäckergewerbes geordnet. Und diejenigen, welche dem Bundesrath diese gesetzliche Befugniß aufgedrängt haben, sind die ersten, den Gebrauch zu tadeln, den er davon gemacht hat. Alle Staatssozialisten verlangen, daß der Staat die Schwachen schützt, nur gegen sie soll der Staat Niemanden schützen. Den Schutz des Staates verlangt Jedermann nur für sich und nicht für andere. In neun Fällen von zehn ist deshalb dieser „Schutz“ nur eine Form der Unterdrückung, ein Akt der Ungerechtigkeit.

Die Novelle zum Genossenschaftsgesetz ist angenommen worden; von den Schädigungen, die sie hervorruft, lohnt es sich kaum zu sprechen, so lange das Zuckergesetz, das Margarinegesetz, die Gewerbenovelle und das Börsengesetz auf Erledigung harren. Auch das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb ist angenommen; seit langer Zeit hat der Reichstag kein so unschädliches Gesetz beschlossen. Dagegen haben sich die Aussichten vermehrt, daß die vier oben genannten Gesetze schließlich doch zu Stande kommen.

Den agrarischen Ansturm, der von Schlesien her sich gegen das Centrum zusammenzieht, hat es mit Worten abgeschlagen, aber thatsächlich scheint es sich ihm fügen zu wollen.

Proteus.

Die Rebellion in Cuba.

II.

Spanien hat die unerschöpfliche Fruchtbarkeit und somit den außerordentlich hohen Werth der großen Antilleninsel nie unterschätzt. Als vollends sein riesiges Kolonialreich zu Anfang dieses Jahrhunderts zusammenstürzte, da suchte es sich neben anderen kleinen Trümmern desselben namentlich Cuba zu erhalten. Die Mittel, welche es hierfür anwandte, waren aber nicht mehr zeitgemäß, weil sie den Traditionen der Kolonialwirthschaft des Hauses Habsburg, der Begründer des Weltreichs, „in dem die Sonne nicht unterging", angepaßt waren und es bis auf den heutigen Tag geblieben sind. Die Weltanschauung, die Denkweise der kastilischen Ritter und Prälaten des Mittelalters waren zu tief gewurzelt, als daß sie selbst durch die traurigsten geschichtlichen Erfahrungen dreier Jahrhunderte allmählichen staatlichen Verfalls hätten umgestaltet werden können.

„Arbeit entehrt" war der leitende Grundsatz des kastilischen Adels und, in der Folge, des kastilischen Volkes gewesen, die sich nur berufen glaubten, zu herrschen und das Kriegshandwerk zu betreiben, um sich die Kräfte zu unterwerfen, welche ihnen den Unterhalt erwerben mußten. So unterjochte Kastilien die Mauren, die Katalanen, die Aragonesen, die Galicier, die Basken und die Völker der neuen Welt. Obgleich die einheimischen Vasallen, namentlich die Katalanen und Basken, auch heute noch den Haß gegen die Kastilier nicht verwinden können und keine Gelegenheit ungenützt lassen, um ihr Joch abzuschütteln, unterstützen sie ihre Herren doch getreulich, wo es gilt, im Namen Spaniens nach außen hin die Macht des geeinten Staatswesens zur Geltung zu bringen. Mit größter Bereitwilligkeit helfen katalanische und baskische Kaufleute und Gewerbtreibende denn auch zum Zwecke ihrer eigenen Bereicherung den kastilischen adligen Generalen, Offizieren und Bureaukraten bei der Ausbeutung der unglücklichen Kolonieen, welche heute wesentlich dazu beitragen müssen, durch ihre Reichthümer, durch die Arbeit ihrer Bewohner das kümmerliche Dasein des dem Bankerott nahen spanischen Staats zu erhalten.

Der Hochmuth, mit dem die kastilischen Conquistadoren und Abenteurer die Eingeborenen der neuen Welt behandelten, denen sie Existenzberechtigung nur so weit beimaßen, als sie ihnen durch Bebauung und Ausbeutung des Bodens nützlich sein konnten, ist nie seit jener Zeit gemildert worden. Die europäischen Spanier aller Provinzen haben darin gewetteifert, die kreolische Bevölkerung Cubas ihr Herrenrecht auf das schwerste empfinden zu lassen, sie auf das unwürdigste zu knechten, ihnen die Fähigkeit und Berechtigung zur Selbstverwaltung abzusprechen. Kein Wunder, daß die kreolische Bevölkerung den Haß der früheren indianischen gegen die spanischen Bedrücker erbte, welche unter dem Deckmantel strengster Gläubigkeit und christlicher Liebe die unbarmherzigste Härte obwalten ließen.

Die liberalen Elemente des Mutterlandes empfanden zum Theil und zeitenweise wohl die Pflicht, den Bewohnern der wenigen Kolonien, welche Spanien noch verblieben waren, einige oder alle Rechte zu gewähren, welche die Bürger Spaniens genossen und zu deren Bewilligung die Cubaner, die Puertoriqueños und die Philippinesen um so mehr berechtigt waren und sind, als sie eben durch ihren Fleiß einen beträchtlichen Theil der staatlichen Existenzmittel beschaffen. Die Vertreter der mittelalterlichen Ueberlieferungen und Einrichtungen: die Konservativen haben aber — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — von solchen politischen Zugeständnissen an die Kolonialbevölkerung nie etwas wissen wollen.

Die Männer, welche der schmachvollen Wirthschaft eines Godoy, eines Karl IV. ein Ende bereiteten, die dann den Kampf gegen den französischen Eroberer Napoleon I. organisirten und später mit aller Thatkraft gegen die reaktionären Bestrebungen eines Ferdinand VII. eintraten, waren einsichtig genug, auch den überseeischen Kolonien in der Verfassung, die sie unter dem Donner der französischen Kanonen 1812 in Cadiz schufen, dieselben Rechte zuzugestehen, die sie dem Mutterlande bewilligt wissen wollten. Sie erkannten sehr richtig, daß dies das einzige geeignete Mittel war, Cuba zu verhindern, das Beispiel der anderen amerikanischen Kolonialreiche Spaniens zu befolgen, und letzterem diese fruchtbare reiche Insel dauernd zu erhalten.

Der Verfassung gemäß sollten die Antillen eine Provinz Spaniens sein, Abgeordnete in die Cortes senden und ihre Bewohner sollten denen des Mutterlandes in jeder Beziehung gleichgestellt sein. Die permanente Deputation der Cortes von sieben Mitgliedern sollte aus drei Europäern, drei Kolonialbewohnern und dem Präsidenten des Rathes von Indien bestehen. In dem aus vierzig Personen zusammengesetzten Staatsrath sollten die Kolonien durch zwölf Eingeborene vertreten sein.

Die Reaktion siegte, dank dem Eingreifen der Heiligen Allianz zu Gunsten des wortbrüchigen Ferdinand VII., über den Liberalismus und zerstörte damit auch die Hoffnungen der Cubanischen Patrioten, die Gleichberechtigung mit den Spaniern auf dem friedlichen Wege parlamentarischen Lebens zu erwerben strebten. Das Beispiel der spanischen Liberalen und Demokraten, welche unbekümmert um alle Niederlagen und Rückschläge sich immer von neuem gegen die Vertreter des Absolutismus erhoben und für ihre Forderungen mit dem Schwerte eintraten, konnte jedoch nicht ohne Einfluß auf die Cubaner bleiben, die freilich im Hinblick auf die Aussichtslosigkeit ihrer Bestrebungen schließlich mehr und mehr denen Gehör gaben, welche anstatt der Erwerbung der politischen Rechte der europäischen Spanier die vollständige Lossagung von dem Mutterlande befürworteten, das unter den verschiedensten Regierungen auch nicht zu den geringsten Konzessionen geneigt war. Hatte doch Ferdinand VII. in einem Erlaß vom 28. März 1825 dem Generalgouverneur Francisco Vives Vollmachten ertheilt, welche die Insel jeder Spur von Freiheit beraubten. Da dieser Erlaß dauernd in Kraft blieb, so ist es nicht unwichtig, einige Sätze daraus mitzutheilen, weil sie für das Verständniß der Vorgänge auf Cuba in diesem Jahrhundert wichtig sind. Es heißt da:

„Seine Majestät der König, unser Herr .... hat beschlossen .... Ew. Excellenz die weitestgehende Vollmacht zu ertheilen, indem er Ihnen alle Gewalten überträgt, welche durch königliche Erlasse den Gouverneuren belagerter Städte bewilligt worden sind. Demgemäß ertheilt Seine Majestät Ew. Excellenz die vollständigste und unbegrenzteste Macht, nicht nur von der Insel jede Person zu entfernen, ... deren fernere Anwesenheit Ew. Excellenz nachtheilig dünkt oder deren Verhalten .... Sie beunruhigen möge, und sie durch Individuen zu ersetzen, welche seiner Majestät treu sind und das Vertrauen Ew. Excellenz verdienen; sondern auch die Ausführung jedes Erlasses oder irgend welcher allgemeiner gesetzlicher Bestimmungen bezw. irgend welches Zweiges der Verwaltung zu suspendiren, wenn dies Ew. Excellenz im Dienste der Krone zweckdienlich erscheinen mag."

Die Wiedereinsetzung einer freisinnigen Verfassung nach Ferdinands VII. Tode 1836 weckte von neuem die Hoffnungen der cubanischen Liberalen; die Insel sandte sofort in Gemäßheit mit den in Kraft getretenen Bestimmungen über die Betheiligung der Antillen an dem politischen Leben des Mutterlandes drei Abgeordnete nach Madrid; die Cortes aber entschieden nach langen Berathungen mit allen gegen zwei Stimmen im März 1837, daß die cubanischen Abgeordneten nicht zugelassen werden dürften, weil die Kolonieen

nach Sondergesetzen regiert werden und in den Cortes Spaniens nicht vertreten sein sollten.

Alle Vorstellungen, die von Abgesandten der Insel damals und später in Madrid gemacht wurden, waren vergebens; die Kreolen suchten, unterstützt von den farbigen Elementen, daher ihr Heil in dem letzten Mittel, das ihnen blieb: in Aufständen, die immer von den östlichen Provinzen ausgingen und hauptsächlich in den fast nur von Kreolen bewohnten mittleren Provinzen Puerto Principe und Santa Clara die lebhafteste Unterstützung fanden.

Die spanischen Truppen vermochten den Aufstand von 1844 ohne große Mühe niederzuschlagen; schwerer wurde dies schon bei dem nächsten vom Jahre 1848, der bis 1851 dauerte trotz den Vortheilen, welche die Spanier hatten, weil sie mit Leichtigkeit die wichtigsten Häfen blockiren und bei der geringen Breite der Insel überall von den Küsten aus selbst mit Artillerie in das Innere vordringen konnten, während die Cubaner weder Schiffe noch Kanonen besaßen.

Das Mutterland sah in diesen Aufständen nur Revolten von Mordbrennern und arbeitsscheuen Schwarzen und Farbigen, welche die Aufhebung der Sklaverei und ihre Bereicherung erstrebten; es war und blieb blind für die eigentlichen Ursachen dieser Bewegungen, an denen zwar die große Masse der Bevölkerung nicht unmittelbar Theil nahm, weil es ihr an Waffen fehlte, für die sie aber unzweideutige Sympathieen bekundete.

Was die Cubaner verlangten, war: Preßfreiheit, Versammlungsrecht, Vertretung der Insel in den Cortes, Freiheit des Handels, gleiche Zölle wie das Mutterland, das Recht öffentliche Aemter zu bekleiden, frei über ihr Eigenthum zu verfügen; Einrichtung von Insularlandtagen und Provinziallandtagen — kurz die Rechte, welche die spanischen Bürger genossen.

Spanien beantwortete alle diese Forderungen mit Erhöhung des Steuerdrucks, mit Bestätigung der absoluten Vollmachten der Generalgouverneure, mit Stärkung des europäischen spanischen Elementes, mit Vergrößerung des spanischen Beamtenheeres, das die Eingeborenen knechtete und aussog und mit Förderung des Großgrundbesitzes, den es vollständig in die Hände seiner eigenen getreuen Bürger zu bringen und den Einheimischen, den Kreolen zu entziehen suchte. Reformen, politische Konzessionen wurden dagegen nicht bewilligt.

Wieder wurden unermüdlich Versuche gemacht, die Centralregierung und die Cortes zu Zugeständnissen zu bewegen, aber alle Bemühungen waren vergebens und abermals griffen die Cubaner beinahe in demselben Augenblick zu den Waffen, in dem der Bourbonenthron in Spanien gestürzt, die Königin Isabel II. aus dem Lande vertrieben wurde. Wie wenig Grund die Cubaner hatten, selbst von den angeblich liberalen Septembermännern eine Besserung ihrer Lage zu erwarten, das beweist ein Aufruf, den Graf Valmaseda, als kommandirender General der spanischen Truppen, von Bayamo aus am 4 April 1869 erließ.

Diese Verordnung ist zu charakteristisch für den Geist, der diesen General und die Regierung beseelte, sowie für die Art der Kriegführung, daß nicht einige Sätze hier herangezogen werden müßten.

Nachdem er den Einwohnern die Versicherung gegeben, daß er alle Guten beschützen, alle Rebellen aber rasch bestrafen wird; nachdem er sich darüber beklagt hatte, daß die, welchen er Milde erwiesen, ihm mit Undank gelohnt hätten, fährt er fort:

„Für gefälschte Neutralität ist kein Boden mehr: wer nicht für mich ist, der ist wider mich, und damit meine Soldaten wissen mögen, wie sie zu unterscheiden haben, hört den Befehl, den ich ihnen ertheilte:

1. Jeder Mann, der über 15 Jahre zählt, von seinem Hause fern gefunden wird und hierfür nicht genügenden Grund angeben kann, wird erschossen;

2. jedes verlassene Haus wird von den Truppen verbrannt;

3. jedes Haus, von dem nicht zum Zeichen der friedlichen Gesinnung seiner Bewohner eine weiße Flagge weht, wird verbrannt".

Frauen, die nicht in ihren eigenen Häusern oder in denen ihrer Verwandten wohnen, werden sich in Jiguani oder Bayamo versammeln, wo Unterkunft für sie geschaffen werden soll. Diejenigen, welche sich dort nicht einfinden, werden zwangsmäßig dorthin gebracht werden."

Die Grausamkeit, mit der dieser Krieg seitens Spaniens geführt wurde, ist hinlänglich bekannt geworden; sie veranlaßte die amerikanische Regierung deshalb bei der spanischen vorstellig zu werden. Daß Präsident Grant dem allgemeinen Unwillen der nordamerikanischen Bevölkerung darüber nicht Folge gab und es nicht wagte, die Cubaner als kriegführende Macht anzuerkennen, war nur dem Umstande zuzuschreiben, daß Grant durch einen neuen internationalen Konflikt mit Spanien seine eigene Stellung und seine Sonderinteressen zu gefährden fürchtete.

Der zehnjährige Bürgerkrieg wurde im Sinne jener obigen Verordnungen seitens der Spanier geführt und selbst spanische Soldaten berichten mit Schrecken die Unmenschlichkeiten, zu denen sie gezwungen wurden.

Es liegt auf der Hand, daß es nicht Strauchdiebe und Mordbrenner sein konnten, welche nur aus Lust an Zerstörung und Blut den Kampf gegen Spanien führten und ihr Leben freudig opferten. Solche Männer hätten nicht zehn Jahre den Krieg fortgesetzt, wenn sie sahen, wie ihre Kameraden und deren Frauen und Kinder, ja selbst das Vieh mitleidlos hingemordet wurden, sobald die Spanier ihrer habhaft wurden. Es war etwas Höheres, wofür diese Guerillaschaaren, deren Gesammtzahl 7000 Mann nie wesentlich überstieg, ein Jahrzehnt hindurch gegen die 200 000 Soldaten fochten, die Spanien gegen sie aussandte. Sie kämpften eben für das, was sie auf friedlichem Wege nicht hatten erreichen können: die Anerkennung ihrer Menschenrechte, die Erwerbung der politischen Rechte, deren der letzte europäische Spanier sich erfreute; die Befreiung von einem Druck, von einem schmachvollen Ausbeutungssystem, die sie nicht mehr ertragen konnten und denen sie den Tod vorzogen, wenn sie ihr Ziel nicht erreichen konnten.

Als dann schließlich Martinez Campos nach Cuba gesandt wurde, war die Widerstandsfähigkeit der Aufständischen so ziemlich erschöpft, die Insel verwüstet und das Friedensbedürfniß dort ebenso groß wie in Spanien. Obgleich ein Konservativer und ein unbedingter Anhänger der Dynastie, die er selbst wieder auf den spanischen Thron gesetzt hatte; obgleich durch und durch Soldat, erkannte Martinez Campos doch die Berechtigung der Wünsche der Cubaner an und während er den Kampf gegen sie mit größter Energie aufnahm und fortsetzte, suchte er doch bald durch Verhandlungen dem Gemetzel ein Ende zu machen und durch das Versprechen von Reformen die Aufständischen zum Niederlegen der Waffen zu bewegen. So kam es denn endlich am 10. Februar 1878 zum Friedensvertrage von Zanjon, durch den zunächst Maximo Gomez und die Guerillaführer der mittleren Provinzen zum Aufgeben des Widerstandes bewogen wurden, und nur Maceo und sein Anhang, die noch einige Zeit im Osten den Krieg fortsetzten, zögerten, sich zu unterwerfen, und verließen im Mai die Insel, um vom Auslande aus für ihre Befreiung thätig zu sein. Hier im Osten war sogar Geld angewandt worden, um die Kampfesmüden Guerrilleros Maceos für den Frieden zu gewinnen.

Durch den Vertrag von Zanjon wurde den Cubanern im Wesentlichen das gewährt, wofür sie in allen Aufständen gekämpft hatten. Sie sollten die politischen Rechte erhalten, die Puerto Rico genoß. Artikel 2 und 5 gewährten allen, die an dem Aufstande Theil genommen hatten, Amnestie, und freien Abzug von der Insel denen, die dies wünschten. Artikel 3 sicherte den Asiaten und den Sklaven, welche gegen Spanien gefochten hatten, Freiheit zu. Artikel 6 bedingte die Auslieferung aller Waffen. Die vollständige Aufhebung der Sklaverei war den Aufständischen ebenfalls versprochen worden.

Marschall Martinez Campos hatte es zweifellos ehrlich

mit seinen Versprechungen und mit den Zugeständnissen gemeint, die er durch den Vertrag von Zanjon bewilligt hatte; er hatte aber nicht mit dem Egoismus aller derjenigen Klassen seiner Landsleute gerechnet, die bisher Cuba für sich ausgebeutet hatten: nicht mit den bankerotten Grandengeschlechtern, deren Söhne sich in Cuba bereicherten; nicht mit den kastilischen Kaufleuten, die die Insel mit ihren schlechten selbst fabrizirten und mit im Auslande aufgekauften Waaren überschwemmten; nicht mit den politischen Parteien, deren Mitglieder sich als Beamten auf der Antilleninsel die Taschen zu füllen suchten, und nicht mit dem spanischen Fiskus, der die Riesensummen nicht entbehren konnte, mit denen Cuba jährlich die leeren Staatskassen füllen helfen mußte.

Gewiß, die Insel war fortan in den Cortes vertreten, aber das Wahlrecht war so verklausulirt, an die Zahlung so hoher Steuern geknüpft, daß nur 3 Prozent der Gesammtbevölkerung Cubas, nämlich 53 000 Einwohner an den Wahlen theilnehmen konnten, während dagegen fast allen dort lebenden Spaniern: circa 9½ Prozent der Bevölkerung, das Wahlrecht gesichert war. So ist es denn gekommen, daß unter den 14 Senatoren gewöhnlich nicht ein einziger Cubaner, unter den 31 Abgeordneten höchstens drei bis vier Kreolen waren, die ihre Stimmen natürlich der erdrückenden Mehrheit der übrigen cubanischen Abgeordneten gegenüber, die ausschließlich Spanier waren und sind, nicht geltend machen konnten und können.

Selbst in der Gemeindeverwaltung der größeren Ortschaften sind die Eingeborenen, die Kreolen — ganz zu schweigen von den Farbigen — wenn überhaupt so nur in verschwindend kleiner Zahl vorhanden. Die Verwaltung liegt somit ganz in den Händen der Spanier, die die Eingebornen zu keiner annähernd einflußreichen Beamtenstellung gelangen lassen. Im Kolonialrath haben die Kreolen keine Stimme; es ist ihnen daher heute ebenso unmöglich, ihre Beschwerden, ihre Wünsche und Forderungen laut werden zu lassen und vollends geltend zu machen, wie zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Das cubanische Budget ist derart belastet, daß auf den Kopf der einheimischen Bevölkerung mehr als das doppelte von dem kommt, was auf die Spanier des Mutterlandes entfällt, nämlich über 85 Pesetas gegen 42.

Die Schuldenlast, die Cuba aufgebürdet worden ist, belief sich am 31. Juli 1895 auf 295¾ Millionen Dollar, so daß auf den Kopf der Bevölkerung die Zinsensumme von 9,79 Dollar: also 38 Mark kommt.

Das Vereinsrecht steht auf dem Papier, ist durch die Verfassung gesichert, ebenso wie das Recht der freien Meinungsäußerung, — beide aber sind in Wahrheit für die Eingeborenen kaum vorhanden. Die Rechtsprechung liegt in den Händen der Spanier, und jeder Cubaner vermeidet es auf das äußerste, Recht bei den Gerichten zu suchen.

Bei den enormen Summen, die Cuba aufbringen muß, um den Mutterstaat zu befriedigen, geschieht seitens der letzteren nichts zur Hebung der Kultur, des Verkehrswesens, der Hygiene, des Schulwesens, und da wundert man sich, daß 76 Prozent der Bevölkerung nicht lesen und schreiben können. Man könnte sagen, die Cubaner werden absichtlich in solcher Unbildung erhalten!

Diese wenigen Andeutungen über die gegenwärtigen Kulturzustände auf Cuba müssen hier genügen. Jedenfalls erhellt hieraus schon, daß der Vertrag von Zanjon, obgleich er von beiden Seiten in gutem Glauben auf seine genaue Erfüllung geschlossen wurde, eine wesentliche Verbesserung der Lage der Eingeborenen nicht herbeigeführt hat.

Die letzteren haben in der Zwischenzeit alle Mittel aufgeboten, um auf friedlichem Wege zu erreichen, was ihnen versprochen worden — sie haben nichts erzielt, und so haben sie denn auf Grund ihrer berechtigten Klagen am 24. Februar 1895 von neuem zu den Waffen gegriffen.

(Schluß folgt.)

Gustav Diercks.

Der Ursprung des Siebenjährigen Krieges.

Vor mehr als Jahresfrist erweckte in den Kreisen der Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde ein wenig umfangreiches Buch, das Professor Max Lehmann in Göttingen über die Genesis des Siebenjährigen Krieges veröffentlichte, lebhaftes Aufsehen. Im Widerspruche nicht nur mit der gesammten preußischen, sondern auch mit der österreichischen Geschichtschreibung bestritt es die bisher allgemein angenommene These, daß König Friedrich II., als er Ende August 1756 durch den Einmarsch in Sachsen den Kampf eröffnete, lediglich dem für das folgende Jahr beabsichtigten Angriffe seiner Gegner zuvorgekommen sei. Ohne die feindseligen Entwürfe der österreichischen und russischen Regierung in Abrede zu stellen, behauptete es, der große König habe solche nur zum Vorwande genommen, um Sachsen zu erobern, dessen Besitz er als unentbehrlich für seinen zerrissenen und langgedehnten Staat betrachtet habe. Lehmann's Ansicht und die Gründe, mit denen er sie vertheidigte, haben nur bei sehr wenigen Historikern Beifall, bei um so mehreren Widerspruch gefunden: bis dann neuerlich Professor A. Naudé in Marburg aus den von seinem Göttinger Kollegen selbst benutzten Aktenstücken den erstaunlichen Beweis erbracht hat, wie dieser bei Anführung von Belegstellen Auslassungen und Textveränderungen vorgenommen hat, die dicht an das Gebiet der Fälschung streifen und seiner Argumentation jeden Werth benehmen.

In Folge eines eigenthümlichen Zusammentreffens haben gerade in jüngster Zeit auch zwei französische Historiker von Bedeutung sich mit der Geschichte des Ursprungs des Siebenjährigen Krieges beschäftigt. Der Herzog von Broglie, der seit lange die Zeit der preußisch-österreichischen Kämpfe des vorigen Jahrhunderts zum Gegenstande seiner Studien gemacht hat, veröffentlichte im vergangenen Jahre ein Buch über „die österreichische Allianz“ Frankreichs vom Mai 1756 Bestechend geschrieben, wie alles was aus der Feder des berühmten Akademikers fließt, zeigt doch dieser Band wieder den einseitigen Standpunkt des Verfassers. Eifriger Katholik, empfindet Broglie lebhafte Sympathie für Oesterreich und dementsprechend eine nicht minder große Abneigung gegen dessen damaligen Widersacher Preußen. Dazu kommt, daß Friedrich der Große einen ihm gleichzeitigen Ahnen des erlauchten Autors, den Marschall Broglie, mit Recht für einen sehr mittelmäßigen Feldherrn hielt und dieser Ansicht öfters in seiner beißenden und empfindlichen Weise Ausdruck gegeben hat: dieser Umstand hat nach anderthalb Jahrhunderten dem Preußenkönig den bittern Haß des herzoglichen Geschichtschreibers zugezogen. Aber selbst Broglie erkennt offen an, daß die leitenden französischen Staatsmänner schon lange vor dem Einmarsche Friedrichs in Sachsen entschlossen waren, an der Seite Oesterreichs einen Angriffskrieg gegen Preußen zu unternehmen, der die Vernichtung dieses Staates herbeiführen, ihnen dafür die eine, den spanischen Bourbonen die andere Hälfte Belgiens als Gabe Oesterreichs einbringen sollte (S. 374 ff.). Nicht nur den Oesterreichern und Russen, auch Frankreich gegenüber befand sich Friedrich II. im Falle der Nothwehr und hat nur einen Vertheidigungskrieg offensiv geführt.

Bei weitem wichtiger ist, von wissenschaftlichem Standpunkte aus, des französischen Senators Richard Waddington Werk: „Ludwig XV. und der Umsturz der Bündnisse; Vorgeschichte des Siebenjährigen Krieges.“*) Waddington ist der erste französische Geschichtschreiber, der Friedrich II. unbefangen beurtheilt. Ohne den Mangel an politischer Moral zu verschweigen, den dieser König in seinen Beziehungen zum Auslande kundgab, zeigt er doch, daß dessen Gegner nicht aufrichtiger handelten, und wird seinen friedlichen, auf Erhaltung des Bestehenden gerichteten Absichten in der Epoche nach den beiden ersten schlesischen Kriegen vollkommen gerecht. Obwohl er die Fähigkeit anziehender

*) Louis XV. et le renversement des alliances; préliminaires de la Guerre de sept ans; Paris, Firmin-Didot, 1896.

und charakteristischer Schilderung in hohem Maße besitzt, thut er lieber dem künstlerischen Streben Gewalt an, um für die entscheidenden Momente seiner Darstellung die Aktenstücke selber sprechen zu lassen. Nur am Ende seines Buches bringt er dem französischen Chauvinismus durch einen Ausfall gegen die Hohenzollerndynastie eine Huldigung dar, die besser unterblieben wäre; sonst aber, im Laufe der Erzählung, befleißigt er sich echt historischer Unparteilichkeit. Erfolgreiche Studien in den Aktenschätzen der Wiener, Londoner und Pariser Archive haben ihm eine Menge neuen und wichtigen Materials geliefert.

Die erste Ursache des Siebenjährigen Krieges liegt in den Kämpfen, die 1754 zwischen den britischen und den französischen Ansiedlungen sowohl in Ostindien wie in Amerika ausbrachen. Frankreich rief dabei seinen Verbündeten Preußen um Mitwirkung zur Eroberung des dem englischen Könige gehörenden Hannover, Großbritannien seinen alten Alliirten Oesterreich um Beistand zur Bekämpfung der Franzosen auf dem europäischen Festlande an. Kaiserin Maria Theresia jedoch, die nur die Wiedergewinnung Schlesiens im Auge hatte, wünschte das Gewicht ihrer Heere sowie der eigenen und gemietheten Armeen Englands nicht auf Frankreich, sondern auf das verhaßte Preußen zu werfen. Als der englische Gesandte dem k. k. Staatskanzler die Absendung eines österreichischen Heerhaufens zur Vertheidigung Hannovers vorschlug, rief Kaunitz aus: „Das ist nicht die Methode es zu schützen!“ — „Wie wollen Sie das denn thun?“ fragte Lord Keith. — „Indem wir den König von Preußen angreifen, zum Teufel!“ Zu diesem Behufe vermittelte die Kaiserin zwischen der ihr durchaus ergebenen Zarin Elisabeth und England ein Bündniß, das letzterem Staate für eine jährliche Subsidie von einer Million Pfund Sterling 70 000 Russen zu Gebote stellte, und zwar gegen den „gemeinsamen Feind“. Kein Zweifel — die russischen Staatsmänner haben es offen ausgesprochen — daß damit Niemand anders gemeint war, als Friedrich II.

Die Kunde von diesem Abkommen erfüllte den preußischen Herrscher geradezu mit Schrecken. Auf Frankreichs Schutz konnte er sich nicht verlassen; erfuhr er doch aus den in seine Hand gefallenen Papieren des französischen Gesandten in Dresden, daß die Versailler Regierung mit seinem Gegner August III. von Sachsen über ein Bündniß unterhandle. So war Preußen ohne Alliirten dem übermächtigen Angriffe Oesterreichs, Rußlands und Englands, dem sichern Verderben ausgesetzt. Voll Erregung suchte Friedrich nach einem Auswege aus so verzweifelter Lage und verfiel dabei in einen verhängnißvollen Irrthum: durch die Berichte seiner Gesandten getäuscht, hielt er Rußland weit mehr von Englands Subsidien als von Oesterreich abhängig. Trat er nun mit Großbritannien in Verbindung, so meinte er auch Rußland gewonnen, damit aber Oesterreich vereinzelt und zu friedlichem Verhalten genöthigt zu haben; ja, er glaubte, daß der Kaiserstaat selber ohne britische Hilfsgelder zu ernstlichen Rüstungen nicht befähigt sei. Dazu kam ein zweiter Irrthum: er hatte von der Unentschlossenheit und Schwäche der damaligen französischen Regierung so viele Beweise erhalten, daß er fest annahm, sie werde sich schließlich mit der Neutralität Norddeutschlands einverstanden erklären, keinesfalls deshalb mit ihrer vierhundertjährigen Ueberlieferung der Allianz mit allen Gegnern Oesterreichs brechen. Seine Absichten — das erkennen mit Ausnahme Lehmann's und seiner wenigen Anhänger sowie des Herzogs von Broglie alle Historiker an — waren im Grunde richtig und lobenswerth. Um der fernen amerikanischen Händel halber wollte er seinen Staat nicht gegen die überlegenen Nachbarn in einen Kampf stürzen, aus dem ihm nur Unheil erwachsen konnte. Allein er hatte doch die Gesinnungen der europäischen Großmächte falsch beurtheilt, als er am 16. Januar 1756 mit England zu Westminster einen Vertrag schloß, in dem beide Staaten sich gegenseitig ihre Besitzungen im Reiche verbürgten und sich verpflichteten, keine fremden Truppen auf deutschem Boden zuzulassen. England wollte also die Russen, Preußen die Franzosen fern halten.

Friedrich gedachte damit keineswegs als Frankreichs Feind aufzutreten; er war der irrigen Ansicht, dieser Staat werde eben auf seine Angriffspläne gegen Hannover verzichten, seine Waffen vielmehr gegen die Niederlande wenden oder in England selbst zu landen suchen. Die hannoverschen wie die preußischen Staatsmänner sprachen die Hoffnung aus, daß der Vertrag von Westminster den Frieden Deutschlands sichere. Friedrich zumal hielt damit die Ruhe seines Staates für fest begründet, ja Preußen zum Schiedsrichter Europas erhoben. Er suchte eifrig zwischen England und Frankreich zu vermitteln: ein Beweis, daß er wirklich damals nichts anderes im Sinne hatte, als unter allen Umständen den Frieden zu bewahren.

Allein weder in Versailles noch in Wien waren die leitenden Persönlichkeiten geneigt, die Sachlage so harmlos aufzufassen. Oesterreich fürchtete, ganz vereinzelt zu werden, da Preußen sich mit England gut gestellt habe, ohne sein Bündniß mit Frankreich förmlich zu lösen. Schon längst hatten Maria Theresia und Kaunitz, da Großbritannien ihnen zur Vernichtung Preußens nicht die Hand bieten wollte, die französische Allianz angestrebt, jetzt betrieb ihr Gesandter Starhemberg die Verhandlungen mit dem Versailler Hofe auf das eifrigste. Diesen aber berührte der Neutralitätsvertrag von Westminster sehr peinlich. Weil Frankreich sich seiner Inferiorität zur See wohl bewußt war, hatte es um so mehr seine Hoffnung auf den Landkrieg gegen Hannover gesetzt. Und an diesem wollte es Friedrich verhindern! Sein Anerbieten, Frankreich für den Fall, daß es in seinem europäischen Gebiete angegriffen werde, mit 10 000 Mann unterstützen zu wollen, machte geringen Eindruck. Seit dem Februar 1756 zeigte sich der Abbé Bernis, der Vertraute der Marquise von Pompadour, viel entgegenkommender gegen Oesterreich als bisher. Die Wiener Regierung wünschte ein Angriffsbündniß gegen Preußen, dessen Vernichtung ihm durch die französische und russische Hilfe gesichert werden sollte. Darauf ließ sich freilich das Versailler Kabinet zunächst nicht ein, da mehrere seiner Minister Oesterreich nicht allmächtig in Deutschland machen wollten. Starhemberg mußte sich mit einem Vertheidigungsbündniß begnügen, zu dessen Zustandekommen die Favoritin des Königs nicht wenig beitrug. Am 1. Mai 1756 ward zu Versailles eine Defensivallianz zwischen Frankreich und Oesterreich unterzeichnet, die sich mit je 24 000 Mann zu unterstützen versprachen, den gegenwärtigen französisch-englischen Krieg ausgenommen. In einem geheimen Artikel sagten sich aber beide Mächte Hilfe zu, wenn ein Verbündeter Englands — man lese Preußen — die eine oder die andere von ihnen selbst während des damaligen Krieges angreifen würde.

Die Vortheile dieses Vertrages waren lediglich auf Seiten Oesterreichs. Frankreich hatte einen Angriff von Preußen überhaupt nicht zu fürchten, brauchte also Oesterreichs Beistand nicht; nur dieses zog aus dem Bündniß Gewinn. Daß für die racheglühende Kaiserin ein Vorwand zum „Defensivkriege“ gegen Preußen bald gefunden sein und Frankreich sich an solchem Kampfe betheiligen werde, konnte den abschließenden Staatsmännern nicht zweifelhaft sein. War doch die Abtretung des österreichischen Belgiens an die Bourbonen an die Vorbedingung der Wiedereroberung Schlesiens durch Maria Theresia geknüpft. Wirklich begannen sofort in Versailles die Verhandlungen zu einem engeren, zu einem Angriffsbündniß gegen Preußen zwischen Oesterreich und Frankreich und gelangten binnen kurzem — bis Anfang August 1756, also vor jedem kriegerischen Auftreten Friedrichs — zu prinzipieller Einigung zwischen den maßgebenden Persönlichkeiten der beiden Großmächte.

Friedrich II hatte zunächst auch in dem ihm bekannt gegebenen Theile des Versailler Vertrages keinen Grund zur Beunruhigung gefunden. Allmählich aber wurden ihm die Augen geöffnet über die Gefahren, denen er sich durch den Abschluß der Konvention von Westminster ausgesetzt hatte. Seit dem April 1756 zog Oesterreich seine Truppen in Böhmen und Mähren, Rußland die seinigen in den Ostsee-

provinzen zusammen.*) Er erhielt im Juni 1756, zuerst aus dem Haag, dann von zwei sächsischen Kanzlisten, die er bestochen hatte — denn der Dresdener Hof nahm eifrig an allen gegen Preußen gespannenen Intriguen Antheil — Nachrichten, die ihn überzeugten, daß Rußland in dem Augenblicke, wo es Englands Vertrag mit Preußen erfahren habe, von jenem abgefallen sei und mit Oesterreich einen Angriff wider ihn selbst plane. Schon bedrohten die russischen Rüstungen Ostpreußen; die österreichische Regierung bereitete sich, nach Kaunitz' eigenen Worten, „zu großen Unternehmungen“ vor. Mitte Juli erfuhr er von dem holländischen Gesandten in Petersburg, van Swart, einem vortrefflichen und mit den dortigen Staatsmännern sehr vertrauten Diplomaten, dessen Berichte der preußische Geschäftsträger im Haag, von der Hellen, hatte einsehen können, daß im nächsten Frühjahr Rußland und Oesterreich gemeinsam über ihn herzufallen gedächten.

Eine furchtbare Aussicht eröffnete sich hier für den Preußenkönig; aber er schaute ihr, wenn auch in schmerzlicher Aufregung, so doch mit Klarheit, Festigkeit und kühner Thatkraft entgegen. Auf den Beistand Englands setzte er keine große Hoffnung; um so mehr meinte er, seinen Feinden zuvorkommen, deren Pläne zerstören und ihre Heere vernichten zu müssen, ehe sie noch ihre Rüstungen vollendet hätten. Schon im Juni 1756 faßte er diesen Beschluß, von dem allein er Rettung vor der gewaltigen Uebermacht der Gegner erhoffte. „Ich muß versuchen, diese Verschwörung zu brechen, ehe sie zu stark wird“, sagte er zum englischen Gesandten. Er gab sich den Anschein, als wolle er dem ängstlichen Mahnen der Engländer zu Liebe das Odium des ersten Angriffes von sich abwälzen, und stellte deshalb an den Wiener Hof zu wiederholten Malen Anfragen über den Grund von dessen Rüstungen: nicht als ob er eine befriedigende oder nur offene Antwort erwartet hätte, sondern lediglich um die Jahreszeit so weit vorrücken zu lassen, daß die Franzosen nicht mehr die Möglichkeit besäßen, vor Eintritt des Winters ihre weit zerstreuten und entfernten Truppen in Deutschland einrücken zu lassen. Als auf drei Anfragen in Wien kein beruhigender Bescheid erfolgte, schlug Friedrich los. Binnen weniger Wochen war sein Heer mobilisirt worden und hatte den strategischen Aufmarsch vollendet: am 29. August überschritt er mit der Hauptarmee die sächsische Grenze. Er hoffte, die Sachsen — die er mit Oesterreich und Rußland in förmlichem Bündniß glaubte, — unvorbereitet zu überfallen und unschädlich zu machen, dann ebenso schnell die Oesterreicher anzugreifen, ihnen einen verderblichen Schlag zu versetzen und hierauf den erschreckten Feinden den Frieden auf Grund der früheren Verträge und des Uebereinkommens von Westminster zu diktiren.

Die Ereignisse haben sich anders entwickelt, Dank dem unerwarteten Widerstande der Sachsen und dem kräftigen Auftreten des österreichischen Generals Browne. Allein dieser Umstand darf uns nicht vergessen lassen, daß das gute Recht auf Seiten Friedrichs war. Waddington sagt (S. 524):

„Man muß anerkennen, daß der König, indem er den Krieg begann, nur dem Angriffe zuvorkam, den der Wiener Hof gegen ihn zu unternehmen die Absicht hegte. Seit einem Jahre bereiteten Maria Theresia und ihr Minister Kaunitz langsam aber sicher das furchtbare Bündniß vor, das bestimmt war, den König von Preußen zu erdrücken und ihm den besten Theil seiner Staaten wegzunehmen. Ohne Zweifel wünschte der österreichische Kanzler die Ausführung des von ihm entworfenen Feldzugsplanes auf 1757 zu vertagen; er hatte die langen Herbst- und Wintermonate nöthig, um das Knäuel abzuwickeln, dessen Fäden noch recht verzaust waren. Aber wenn der Wiener Hof zu einer Zeit überrascht wurde, wo seine militärischen Vorbereitungen unvollendet und seine Unterhandlungen nicht ganz abgeschlossen waren, so war das seine eigene Schuld. Er durfte nicht erwarten, daß der Gegner, wider den er so schwarze Pläne verfolgte, ihm die Wahl des günstigsten Augenblickes zu deren Verwirklichung überlassen würde. Das gute Recht von Friedrichs Angriff ist außer Frage.“

*) Die Priorität der österreichischen Rüstungen, vor den preußischen, erweist aus den Wiener Geheimakten selbst Naudé, Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Siebenjährigen Krieges, I (Leipzig 1895) S. 17 ff.

So begann ein Krieg, der, inmitten der schmerzlichsten Gefahren und Verluste, Preußen endgültig in die Reihe der Großmächte einführte, seine jugendfrische Kraft als dem alternden Oesterreich überlegen erwies und damit den Anstoß gab zur Bildung des heutigen Deutschland.

M. Philippson.

Victor Tilgner.

Am 18. d. M. haben wir Victor Tilgner begraben. Die Theilnahme war groß und allgemein: denn wer die künstlerische Bedeutung des Hingeschiedenen nicht kannte, dem war die kraftvolle Persönlichkeit des Mannes vertraut, der so lange eine fast gebietende Rolle im Wiener Schaffen gespielt, der rechtschaffen dazu beigetragen, daß unsere Plastik als der kraftvollste Trieb unseres Kunstlebens anerkannt wurde.

Er war geboren am 25. Oktober 1844 in der alten Krönungsstadt Preßburg, die damals als der fernste Vorort Wiens angesehen werden konnte. Denn die Osterausflüge der Wiener und ihre Pfingstfahrten richten sich gerne dahin; selbst die Mundart, die dort gesprochen ward, ähnelte der heimischen, und man hielt die Stadt für das festeste Bollwerk des Deutschthums im Ungarlande Es ist seither auch gefallen, vielmehr es hat sich halb freiwillig, halb gezwungen abgewendet von deutscher Art. Tilgner's Vater war ein Hauptmann und in noch sehr jungen Jahren kam Victor nach Wien, um an unserer Akademie sich zum Künstler zu bilden. Damals schon begannen die Beziehungen zu Hans Makart. Der Salzburger, in dem ein Stück vom blühenden und überschäumenden Leben der Renaissance wieder aufblühte, der Preßburger, dem das heitere und manchmal verzwickte Barock seiner Vaterstadt im Sinne lag, fanden sich und ergänzten einander.

Was er an der Akademie lernte, das hat er später mühsam zu verlernen gewußt. Was er an ihr schuf, das war — akademisch; also brav genug, um ihm Preise, Stipendien, Aufträge von der Art einzubringen, die man gut macht, weil man's noch nicht besser kann. Nach Italien sandte ihn ein Privater, Baron Leitenberger, einer unserer reichsten Großindustriellen, der gerne hilft, wo er Talent ahnt, ohne Zinsen aus einer Zukunft zu begehren, die er heranführen geholfen, ein durchaus freiheitlich und ein durchaus hochgesinnter Mann. Die Offenbarung aber brachte Tilgner das Jahr 1873, die Weltausstellung. Hier trat ihm zuerst die französische Kunst in ihrer Anschmiegsamkeit an jede Aufgabe des modernen Lebens, in dem ganzen Reichthum ihrer Formensprache entgegen. Er begriff ihre Lehren rasch, wie man etwas faßt, das immer in einem geschlummert, das nur des Augenblickes geharrt, der es zu Leben und Wort wecke. Besonders den Einfluß, den Deloye auf ihn geübt, hat er immer gern anerkannt; er wuchs späterhin über seinen Meister hinaus.

Die Ungunst der Zeiten, die nach dem Krach auch den Künstlern sehr merklich ward, die Noth des Erwerbes drängten ihn früh in jene Richtung, die am ehesten Erwerb verhieß: zum Porträt. Wer dachte damals an Monumentales, wo der ganze Wohlstand Oesterreichs hinweggefegt erschien mit eisernem Besen und der Besitz, verschüchtert durch das Elend ringsum, sich und seine Schätze sorglich vor dem Anblick der Verarmten hütete. Schon seine ersten Bildnisse wirkten wie eine Offenbarung und stellten ihn mit eins in die Reihe der größten Meister unserer Stadt. Denn hier war intime Kunst, von der Art also, die nicht sättigt, nicht im Anschauen übermüdet: ein unfehlbares Erfassen der Persönlichkeit, eine Technik, für die keine Schwierigkeit besteht, die mit spielender Leichtigkeit den Stoff meistert. Man staunte, wenn er sich durch einen Drang nach dem Charakteristischen zu weit vorreißen ließ, wenn es ihm beispielsweise glückte, in Marmor oder Bronze das

Spiel des Windes im bewegten Haar nachzubilden, wenn er einem Vorbilde, das durchaus nicht danach angethan schien, monumentalen Ernst und große Würde zu leihen sich bemühte. Mit einer solchen Bestimmtheit führte er manchmal den Gesammteindruck eines Menschen auf das Wesentliche, auf seine Grundlinien zurück, daß das Fertige fast wie eine Karrikatur wirkte, die ja auch alles Nebensächliche ausscheiden muß. Dazu kam die ungemeine Leichtigkeit seiner Hand, die ihn manchmal zu Wagestückchen verleitete; es ging ihm so flink vorwärts, daß er beispielsweise für Stettenheim nicht ganz eine Stunde brauchte. . . .

Das Treffliche aber überwog in einer Weise, wie selten bei Einem. Wer ihm überhaupt gerieth, den schälte er förmlich aus allem Zufälligen seiner Wesenheit los, so daß man sich den Betreffenden nicht mehr anders denken mag, als wie ihn Tilgner gebildet. Die ganze Wiener Gesellschaft durchmaß er so; vom Kaiser und der Kaiserin abwärts, voran den Hochadel, das reiche Bürgerthum, die Kunst. Eine unvergleichliche Porträtgalerie entstand ihm, Meisterstücke, wie sein Bruckner, anscheinend nur so hingeschmissen und dennoch gerade in der bequemen Technik — man sah noch jeden Strich des Bosselholzes — unendlich lebendig und voll Ausdruck. Denn es war schwierig, dieses Mittelding zwischen dem Kopfe eines römischen Cäsaren und eines Dorfküsters, wie es der große Symphoniker auf seinen Schultern trägt, diesen Ausdruck verschüchterten wie reizvoll mächtigen Selbstgefühls zu treffen. Die marmorne Schönheit der Wolter hat er uns in ihrer ganzen Reinheit herübergerettet; hat uns Makart gerne und eindringlich gebildet. Man möchte alles an einem Orte vereinigt wissen, was er in dieser Gattung geschaffen; es gäbe einen Beitrag zur Kulturgeschichte Wiens von unvergleichlicher Wichtigkeit, wenn man es auf einen Blick, ob auch nur in Ausgüssen, die er selber haßte und mindestens durch Tönung und Patinirung von ihrer Starrheit zu befreien suchte, vereinigt sähe. Alles das, was seit mehr als zwanzig Jahren eine vorragende Rolle im öffentlichen oder Geistesleben unserer Stadt gespielt hat. Vielleicht geschieht so etwas nun zum Regierungsjubiläum des Kaisers.

Wienerischen Geist erfaßte er tief und innig. Zeugniß dessen seine köstliche Hanswurstgruppe am Burgtheater, seine Frauenbildnisse. Denn die sonderbare Mischung von Eigenwillen und Anmuth, die den Hauptreiz unserer Frauen macht, ist schwer zu fassen, sehr schwer ohne Farbe wachzuhalten. Man schob ihn darum unter die Genrekünstler, denen die Gabe des großzügigen, wuchtigen, des einfach Eindrucksvollen, dessen also, was man das Monumentale heißt, versagt sein sollte. Es hat lange gedraucht, ehe man zu besserer Einsicht kam. Eigentliche Einkehr brachte erst sein Werndl-Monument in Stadt Steyer. Vier Figuren umgeben den Sockel, auf dem sich die Gestalt des Gründers der österreichischen Waffenindustrie erhebt. Besonders der Schlosser und der Monteur, der eben einen Büchsenschaft überm Knie ihn prüfend visirt, sind meisterlich in ihrer eindringlichen Schlichtheit. Man vergißt den Kopf des Monteurs mit der bequemen österreichischen Soldatenmütze darauf, die halb lässige und dennoch kräftige Haltung nimmer wieder. Auch das ist genrehaft, wenn man will; aber seinem Zwecke diente es in der vollkommensten Weise, es prägte sich ein und anders war die Bedeutung Werndl's überhaupt nicht klar zu machen, der ein Mann der Arbeit war und von seinen Mitarbeitern umgeben, erscheinen mußte. Und es ist ein starker, sozialer Zug in diesen Gestalten, ein fast grimmiger Ernst, wie man ihn gerne bei Männern sieht, die das Rüstzeug des Todes durch ihre Arbeit zu fertigen gewöhnt sind. Dessen hätte man sich bei ihm zuletzt versehen, dessen Wesen sonst nach der Sonne und dem Hellen hinzugehen schien. Aber, das wäre eben kein ganzer Künstler, der nicht auch in die Nacht unserer sozialen Fragen zu tauchen verstünde. Und noch schöner verheißt sein Denkmal für die Gefallenen von Königgrätz zu werden; man sieht, wie tief ihm der Begriff des Oesterreicherthums, der ja doch vielfältig vom Deutschthum verschieden ist, im Wesen saß.

In wenigen Tagen wird sein Mozart enthüllt. Bei der Konkurrenz war er unterlegen und ein höherer Willen brachte ihm unter Kämpfen und Aufregungen mancher Art, die dem damals schon in Folge körperlicher Ueberanstrengungen herzkranken Mann wahrhaftig nicht frommten, die mit sein Ende beschleunigten, endlich den Auftrag. Auch Ludwig Speidl wies damals mit aller Entschiedenheit auf ihn hin, als den, der Mozart's Genius zunächst verwandt, der also vor Allem berufen sei, ihn zu bilden. Im Gegensatze zu seiner sonstigen Arbeitsmethode that er sich hier an Entwürfen niemals genug. Eine Anzahl von Modellen entstand; immer das Nächste inniger und tiefer, als seine Vorgänger. Bis er seinen Mozart hatte, „wie er mit seinem Gott im Himmel spricht“. Hier sind Adel und Ausdruck im schönsten Verein; man sieht, wie Fleiß und Genius zusammen kommen müssen, um die höchsten und hehrsten Aufgaben der Kunst zu lösen. Es ist nicht Ueberschwang des Empfindens, wie es am Ende angesichts dieses frischen Grabes nur zu begreiflich wäre, wenn man sagt: einen Werdenden, noch lange nicht einen Vollendeten hat uns das Geschick genommen. Und wie hatte er nach den Ehren dieses Tages sich gesehnt, da es ihm vergönnt sein sollte, seiner Vaterstadt zuerst in einem Werke der Kunst zu zeigen, was er ihr, was er in ihr geworden! Es war ihm nicht vergönnt. Er wird auch seinen Makart nicht mehr sehen, den er im prächtigen Gewande des Rubens, wie er während des Festzuges sich dem jubelnden Zuruf der Menge gezeigt, für den Stadtpark gebildet. Das Atelier im alten Gartenpalast der Schwarzenberge, das so lange eine Stätte rastloser Arbeit gewesen, steht leer; der Meißel, der so gerne den Figuren des Meisters noch die letzte, liebevollste Vollendung gegeben, denn an die Köpfe durfte ihm keine fremde Hand heran, nachdem sie aus dem Gröbsten herausgehauen waren, feiert für immer. Wer wird uns sein Abbild würdig festhalten? Vielleicht thut's sein nächster Freund Arthur Straßer, den man immer als geistvollen Plastiker geschätzt und der nun eben, da sich Tilgner's Augen geschlossen, in seinem „Markus Antonius“ bewiesen, daß man dei aller Anerkennung den Umfang seiner Begabung immer noch unterschätzte. Liebe, wie war sie für den todten Meister ein theures Ding, vermag sehr viel, auch auf Gebieten, in denen man sich noch nicht versucht. . . .

Tilgner's Grabdenkmäler gehören zu dem Schönsten, was unser Centralfriedhof besitzt. So das der Familie Oppolzer: eine würdige Frauengestalt, edel bewegt, edel angethan, schreibt auf die Gruft in goldenen Lettern den einen, stolzen Namen, dem der Vater, der große Kliniker, wie der Sohn, der rastlose Astronom, so hohen Doppelruhm gewannen. Und während Tilgner so den Umfang seiner Kunst rastlos erfüllte, ihre Grenzen selbst erweiterte durch manches geglückte Wagniß, strebte er noch nach anderen Zielen. Von ihm rührt der Entwurf zu einer umfassenden Neugestaltung des Schwarzenberg-Platzes her, der wunderschön wäre und diesen Straßenzug zu einem Juwel an Einheitlichkeit machen müßte. Die Kosten sind zu hoch, die Theilnahme war, bis auf die des stets bereiten Leitenderger zu gering. Er erkannte dem gemäß, daß Bildner und Baumeister eigentlich einander in die Hand arbeiten müßten, sollte jemals etwas Ganzes erstehen. Und danach rang Tilgner, nach jener „Allkunst“, die auch Makart beschäftigte, die im Traume mindestens jedem Künstler vorschwebt, der zum Höchsten sinnt und strebt. Ein reiches, wenn auch nicht gar langes Leben hat er kräftig durchgestrebt: einen früh errungenen Vorrang immerdar behauptet und durch starke Thaten wieder erworben, da er ihm fast schon verloren schien, ein seltener, ein vielleicht einziger Fall. Die Gunst der Großen war ihm, deren der Plastiker bedarf, weil seine Kunst ohne unmittelbaren Auftrag, ohne direkte Förderung nicht gedeihen kann. Sie hat nichts an ihm verdorben. Trübte sich manchmal sein Bild, so nicht durch ihn, sondern durch den Uebereifer übelberathener Freunde, die ihm zu dienen meinten, wenn sie alles an ihm bewunderten, ihn als den einzigen Monumental-Plastiler hinstellten. Als wäre die Spitze einer Pyramide etwas

ohne die Pyramide selber! Er hat befruchtet und angeregt; tüchtige Schüler gebildet, ohne jemals eigentlich Lehrer gewesen zu sein. Man konnte ihn leicht begreifen, und dennoch ragte er über das Mittelmaß weit hinaus. Das macht: er war ein Genius und durchmaß in seiner Kunst all ihre Gefilde, also, daß Jeder an ihm fand, wessen er eben bedurfte. In seiner Seele wohnte der Uebermuth, — wie im Brunnen im Volksgarten mit seinem tollen Barockbildchen, der unwilligen Nymphe, dem schönen Tritonen, — mit tiefem Ernst zusammen. Und die Milde, nicht die manchmal weichliche Gesinnung dieser Stadt, durchfloß und belebte seine Adern. So hatte er Ausdruck für alles; zunächst und am besten aber für Wien und dessen ganz eigenes Wesen, das Niemand so vor ihm in der Bildnerei begriffen hat.

Wien. J. J. David.

Von der Berliner Musiksaison.

Mit einem „französischen Konzert", das der bekannte Pariser Orchesterführer Ed. Colonne leitete, fand am 20. d. M. die Berliner Musiksaison 1895/96 ihren Abschluß. Zwei Musikabende ähnlicher Art, ausgesprochen nationalen Charakters, hatten im Verlaufe der letzten sieben Monate englische Komponisten unter Leitung von Ch. Villiers Stanford und russische Musikfreunde unter der Obhut des Moskauer Konservatoriumdirektors Safonoff veranstaltet und damit Zeugniß abgelegt für die Bedeutung, die man dem Berliner Musikwesen auch im Ausland zuerkannt. So erfreulich und schmeichelhaft dies für die junge Weltstadt ist, die sichtlich mehr und mehr zur internationalen Musikmetropole wird, wie es früher London und Paris gewesen waren, so wenig förderlich ist diese Steigerung fremder Einflüsse für die natürliche und harmonische Ausgestaltung des Berliner Musiklebens oder gar für die Entwicklung der deutschen Tonkunst. Zunächst deshalb, weil das Beste von dem, was aus dem Osten und Westen in unsern Konzertsaal importirt wurde, hier schon seit langem bekannt und gewürdigt war und weil die Dirigenten, die sich als Apostel ihrer heimischen Kunst an die Spree bemühten, unsern Orchesterleitern keineswegs überlegen waren. Geradezu schädlich aber erweisen sich diese mannigfaltigen fremden Einfuhren insofern, als sie unsere Konzerte, die dem Wesen der deutschen Musik und deutscher Auffassung der Tonkunst entsprechend der innern Sammlung und Erbauung dienen sollten, immer mehr unter das Zeichen der gewöhnlichen Unterhaltungs- und Zerstreuungsanstalten rücken und somit wesentlich dazu beitragen, daß unsere Konzertabende musikalischen Trödelbuden gleichen, wie es vor Zeiten die Meyerbeer'schen großen Opern waren, in denen die kostbare Primadonna künstlerisch nicht unheilvoller wirkte als heute auf großstädtischem Podium die elegant posirenden Virtuosen des Taktstockes. Es ist nicht anders: der böse Geist des spielerischen Musikantenthums, den Richard Wagner wenigstens zum Theil aus unsern Operntempeln vertrieben, hat sich in unsern Konzertsälen eingenistet. Da aber auf dem Gebiete der Konzertmusik seit Beethoven ein Uebergewaltiger nicht mehr erschienen ist, der die ganze Musikwelt zu beherrschen, dem Konzerttreiben Inhalt, Richtung und Ziel zu geben vermochte, so tummeln sich gerade hier die Kräfte in plan- und sinnlosem Spiel und als das fast allein bestimmende Gesetz in dem Chaos der auftretenden Strebungen erscheint die Neugier und das Erregungsbedürfniß der Menge.

Daß unter den Schaffenden und Nachschaffenden noch da und dort ein Fähnlein Aufrechter eigene Wege zu gehen wagt, daß auch in der Großstadt die hohe heilige Kunst weltlicher und geistlicher Art ihre kleinen Gemeinden hat, all das verschlägt nichts gegen die Richtigkeit der Beobachtung, die als Grundzüge des heutigen Berlinischen Musikwesens den geschäftsmäßigen Kunstbetrieb, den würdelosen Eklektizismus und die modesportartige Geschmacklosigkeit erkennt. Als das natürliche Ergebniß dieses Kräftespiels kunstfeindlicher Mächte erscheint die Unfruchtbarkeit des ganzen Musiktreibens, das weder in sich zu einheitlicher Durchbildung, zu einem Stil zu gelangen, noch nach außen irgend welchen Einfluß auf das Leben der Großstadt zu üben vermag.

Unfruchtbarkeit ist im Besondern auch das Merkzeichen der verflossenen Musikzeit. Wären die beiden Opern, welche uns das königl. Opernhaus während dieses Zeitraumes als Neuheiten darbot, nie ans Licht der Rampe gelangt, weder die Kunst noch das Leben hätten dabei eine Einbuße erlitten. Es wird nicht Jahr und Tag vergehen, so weiß kaum eine Menschenseele mehr, daß Berlin je Hummel's komische Oper „der treue Schelm" und Sullivan's „Ivanhoe" hat erleben müssen. Auch die Balletnovität unserer Opernbühne, Moritz Moszkowski's „Laurin" erwies sich leider nicht als recht lebensfähig, obwohl die musikalische Mitgift, die sie erhalten, an Feingehalt die landläufigen Balletmusiken bedeutend überragt. Fast noch schlimmer als auf diesem Gebiet steht es mit den Erträgnissen der Saison auf dem Trümmerfeld der Operette. Wie auf verrufener Stätte wächst dort kein gesunder Halm mehr empor. Roth's „goldener Kamerad" und Weinberger's „Karlsschülerin" hatten weder Glück noch Stern, und selbst die aus dem Staub des Archivs heraufbeschworenen Geister Hervé's und Offenbach's vermochten nicht Menschen und Leben in die „distinguirte" Operettenbude Unter den Linden zu bringen. Allerdings muß bemerkt werden, daß an diesem gänzlichen Mißerfolg die fabelhafte Ungeschicklichkeit des Berliner Operettenherrschers und der klägliche Zustand seiner Bühne nicht ohne Verdienst ist. Während man in der Behrenstraße vor leeren Bänken spielte, erzielte am Alexanderplatz ein rühriger und findiger Theaterunternehmer mit einer lustigen französischen Operette über 150 volle Häuser, so daß Varney's „kleine Lämmer" als der Haupterfolg der Saison gelten muß.

Das ist ein bitterer Scherz der Thatsachen, noch bitterer aber ist der Ernst einer Berliner Konzertsaison wie die eben zu Ende gegangene. Ueber vierhundert Konzerte! Hätten dreihundert davon nicht stattgefunden, Berlin, die Welt, die Kunst hätten nichts, gar nichts verloren. Das klingt grausam und absprechend, aber es muß klar und deutlich ausgesprochen werden, sollen nicht über das Berliner Musikleben ganz irrthümliche Anschauungen aufkommen. Auch das darf nicht verschwiegen werden, daß von all den Berliner Musikaufführungen kaum die Hälfte den Konzertgebern so viel abwirft als die Kosten betragen. Werden doch zwei Drittel der Solistenkonzerte nur dadurch zu einer öffentlichen Angelegenheit, daß die Musikkritiker der Berliner Blätter sich dazu einfinden und darüber berichten. Ein Publikum, d. h. Leute, die es sich Zeit und Geld kosten lassen, ihn zu hören, findet der zugereiste Konzertgeber in Berlin nur, wenn er sehr berühmt ist oder in irgend einer Beziehung als eine „Spezialität" gelten kann. Selbst das einstimmige Lob der Presse hat den ausgezeichneten englischen Tenor Ben Davies nicht davor bewahrt, in den letzten Monaten zweimal vor leerem Saal singen zu müssen und auch der „Stern" der vergangenen Saison, der geniale junge Violinkünstler Alexander Petschnikoff hat bei weitem nicht den Zudrang gehabt, der sich nach seinem großen künstlerischen Erfolg erwarten ließ. Sprechen solche Thatsachen nicht eben zu Gunsten der Musikliebhaberei der Berliner, so ist zur Entlastung der oft angefeindeten Reichshauptstädter doch anzuführen, daß ihre Gleichgültigkeit durch das Uebermaß musikalischer Aufführungen mit verschuldet wird. Auf welchen Urgrund diese Ueberfülle des Berlinischen Konzertwesens zurückgeführt werden soll, auf die Ueberproduktion der zahlreichen Musikschulen, auf das Treiben der Konzertagenturen, auf die Frauenfrage: eines scheint mir ganz zweifellos, daß die Gefälligkeit und Gutmüthigkeit der Berliner Presse wesentlich dazu beigetragen hat, die Konzertfluth so ungeheuerlich anschwellen zu lassen. In keiner anderen Großstadt gewähren die Tageszeitungen dem Musikbericht einen so ausgedehnten

Spielraum wie in Berlin und die Musikkritik schenkte lange Zeit selbst den kleinsten Ereignissen des Konzertsaales Beachtung. Man hört in der Provinz draußen sehr oft die Berliner Musikkritik verlästern und von Leuten, die irgend was gegen die Reichshauptstadt auf dem Herzen haben, etwa einen theatralischen Mißerfolg oder dergleichen, ist schon sehr energisch zum Allarm gegen die Berliner Rezensenten geblasen worden. Ich fürchte, die Geschichte dürfte dereinst eher die Langmuth als die Härte der Berliner Musikkritiker zu beklagen haben, denn jene vor allem verschuldet es, daß die Mittelmäßigkeit aus aller Herren Länder sich in unseren Musiksälen breit macht. Es ist daher auch von allen denjenigen, die den Zusammenhang der Dinge überblicken, als ein Fortschritt begrüßt worden, daß wenigstens einzelne Blätter an der Stümperhaftigkeit der Leistungen die einzig berechtigte Kritik des Todtschweigens geübt haben. Wird, wie es den Anschein hat, diese gesunde Maßregel zur Sitte, dann ist zu hoffen, daß Berlin in einigen Jahren wieder zu natürlichen und gedeihlichen Musikverhältnissen kommt.

Solche ruhige und geregelte Zustände thäten namentlich unseren großen Orchesterkonzerten Noth, in denen gegenwärtig der Geist der Gefallsucht und Sensationsbegier stärker wirkt als die reine Hingabe und Liebe zur Kunst. Das zeigt schon ein flüchtiger Blick auf die Programme. Ohne eine Paradenummer für den Dirigenten geht es weder bei Weingartner noch bei Nikisch ab und den musikalischen Prunkstücken der Opernlitteratur, den im Theater allzeit zu hörenden Ouvertüren und Vorspielen, ist ein viel zu großer Raum auf den Konzertprogrammen gewährt. Daß dabei die wichtigere Aufgabe, neuen Kunsterscheinungen die Wege in die Oeffentlichkeit zu bahnen, vernachlässigt wird, lehrt auch der Rückblick auf die vergangene Konzertzeit. Nikisch brachte in 10 philharmonischen Konzerten sechs Neuheiten, Weingartner in den Symphonieabenden der königlichen Kapelle deren gar nur drei. Erwägt man, daß von diesen 9 Werken sieben Kompositionen ausländischer Tondichter sind, so wird der Vorwurf, daß in den großen Berliner Orchesterkonzerten die zeitgenössische deutsche Musik stiefmütterlich behandelt werde, nicht ungerechtfertigt erscheinen. Noch bedenklicher wird dieser Vorwurf, wenn man weiß, daß zwar die beiden letzten symphonischen Arbeiten des verstorbenen Peter Tschaïkowski. die E-moll- und die H-moll-Symphonie der Aufführung in einem deutschen Konzertsaal in hohem Grade werth sind, daß aber für die Symphonien von Sinding (H-moll) und Martucci (D-moll) sicherlich ebenso gute und bedeutende Tonwerke deutscher Musiker mit Leichtigkeit hätten ausfindig gemacht werden können. So ist z. B. der greise Anton Bruckner den ganzen Winter in Berlin mit keinem einzigen seiner Werke zu Worte gekommen und doch sind von seinen acht bedeutenden Symphonien fünf hier überhaupt noch völlig unbekannt. Das einzige neue Werk deutscher Art, dessen wir uns erfreuen durften, war Richard Strauß' symphonische Dichtung „Till Eulenspiegels lustige Streiche“, die freilich mit ihrem kecken Humor und in der glänzenden Schönheit ihrer musikalischen Gestaltung alsbald als der Treffer der ganzen Novitätenschau anerkannt wurde.

Eines solchen Glücksfalles hatten sich die stattlichen Vereine, die in Berlin der Pflege der Chormusik obliegen, nicht zu erfreuen. Trotzdem sind auch auf diesem Gebiet zwei Ereignisse von Bedeutung zu verzeichnen: die vom Geist einer neuen freien Kunstauffassung belebte Aufführung der H-moll-Messe von J. S. Bach durch den philharmonischen Chor und der muthige Entschluß der Singakademie, über veraltete Vorurtheile hinweg an die Aufführung der einst verpönten großen Beethoven'schen Messe zu schreiten. Wer weiß, wie schwer und langsam sich auf dem Boden der öffentlichen Musikpflege eine fortschreitende Entwicklung vollzieht, lernt die Bedeutsamkeit solcher Ereignisse schätzen und findet darin wohl den Muth, einer neuen hoffentlich konzertärmeren und erlebnißreicheren Musikzeit entgegen zu sehen.

Heinrich Welti.

Das Leben und Sterben E. N. Droschin's. 1866—1894. Mit einem Vorwort von Leo Tolstoi. Von E. J. Popow. Ins Deutsche übertragen von A. v. H. Berlin. 1895. Friedrich Gottheiner.

Wer ist E. N. Droschin? Das ist wohl die erste Frage, welche jeder stellt, dem das Buch vor Augen kommt, und der Umstand, daß sich schwerlich Jemand findet, der vor der Lektüre des Buches die Frage beantworten kann, ist wohl der beste Beweis für die Berechtigung derselben. Da man nun im Allgemeinen nur Lebensbeschreibungen von Leuten zu lesen pflegt, welche in irgend einer Weise ihren Namen bekannt gemacht haben, so glauben wir kaum, daß sich in Deutschland — und dasselbe gilt auch von dem Original für Rußland — zehn Leute gefunden haben würden, welche das Buch gelesen hätten, wenn nicht die Thatsache, daß Tolstoi zu der Biographie eine Vorrede geschrieben, dem Buche für weite Kreise eine Bedeutung beigelegt und zur Lektüre desselben veranlaßt hätte. Diese Vorrede hat uns auch bestimmt, das Buch zu lesen, und wir haben die Verlockung, welche der Name Tolstoi auf uns ausgeübt hat, nicht bereut.

Jewdokim Nikititsch Droschin war ein einfacher Dorfschullehrer, ein Bauernsohn, welcher sich beim Beginn seiner Laufbahn kaum von seinen Kollegen unterschied, aber bald darauf durch sein Studium des neuen Testaments und wohl auch sozialistischer und nihilistischer Schriften zu der Ueberzeugung kam, daß die jetzige Weltordnung im Gegensatz stehe zu der wahren Lehre Christi. Seine Versuche, für diese seine Lehre Propaganda zu machen, erregten bald die Aufmerksamkeit der Schulbehörde, und der nachfolgende, bei Gelegenheit seiner Strafversetzung geschriebene Brief des Schulinspektors zeigt, wie sehr man bestrebt war, seine Thätigkeit in dieser Richtung zu verhindern. „Ich habe mich davon überzeugt“, so schrieb ihm der Inspektor, „daß Ihre Aufführung durchaus nicht Ihrem Beruf als Lehrer entspricht. Ihr Angriff auf die Fasten, Ihre absurde Ansicht von der Schöpfung der Welt und die Nichtachtung, welche Sie obrigkeitlichen Verfügungen entgegenbringen, bilden Bestandtheile der ungemein abgeschmackten philosophischen Lehren, die Sie Ihren dummen, unerzogenen Schülern beibringen. Da ich weiß, daß alles dieses seinen Ursprung in Ihrer außerordentlich mangelhaften Entwicklung hat, in Ihrer Oberflächlichkeit und in der Krankhaftigkeit Ihres kleinen Hirnkastens, der allerhand in sich aufgenommen hat und an nichts denkt, warne ich Sie zum letzten Male. Ich nehme dabei auf Ihren Unverstand Rücksicht. Ich theile Ihnen jedoch mit, daß, wenn Sie sich in Zukunft in Knjasewo ebenso taktlos aufführen sollten, wie Sie es in Tschernitschena gethan haben, Sie ohne weiteres Ihren Abschied erhalten werden. Und zwar werden Sie nicht nur Ihre Stelle als Lehrer verlieren, ich werde mich auch gezwungen sehen, zu anderen, mir höchst widerwärtigen Maßregeln zu greifen, die für Sie von großem Nachtheil sein dürften.“ Die hier angedrohten Maßregeln blieben nicht allzu lange aus; Droschin wurde wegen Verbreitung revolutionärer Schriften und wegen fälschlicher Auslegung der heiligen Schrift angeklagt; er wurde verhaftet und ins Gefängniß gesetzt, kam jedoch bald wieder frei und wurde nun seines Amtes entsetzt. Was seine fälschliche Auslegung der heiligen Schrift anbelangt, so gibt folgende Stelle aus seinen Aufzeichnungen Aufschluß über das, was sein späteres Schicksal bestimmte und den Verfasser veranlaßt hat, seine Biographie herauszugeben. Ueber den Eid habe ich dem P., so schreibt er, gesagt: „Die Rekruten und die, welche Zeugenaussagen vor Gericht machen müssen, werden vom Popen vereidigt, aber im Evangelium steht: Eure Rede aber sei: Ja, ja, nein, nein; was darüber ist, ist vom Uebel. (Matth. V. 37). Ich habe nie gesagt: Schwöret nicht, wenn es Euch befohlen wird.“ Aber wenn er es auch nicht direkt gesagt hat, so war dies doch der Sinn seiner Ausführungen, und diesem Sinne entsprechend handelte er, als er im Jahre 1891 zum Militär ausgehoben wurde. Er weigerte sich, den Fahneneid zu leisten und weigerte sich überhaupt Soldat zu werden und Waffen zu tragen, da er in allen Menschen Brüder sah und jede Gewaltthätigkeit und die Tödtung eines Mitmenschen für die schwersten aller Verbrechen vor Gott und dem eigenen Gewissen hielt. Solche Widersetzlichkeit gegen die Staatsgewalt ließ die Staatsregierung nicht durchgehen. Die russische Regierung zog das ganze Register der ihr zur Verfügung stehenden Strafmaßregeln und Droschin mußte die Leiden der Einzelhaft und Strafbataillone durchmachen, bis die stark auftretende Schwindsucht seine Entlassung vom Militär nothwendig machte. Damit war er aber nicht frei; er wurde aus dem Strafbataillon in das bürgerliche Gefängniß gebracht, in dem er neun Jahre bleiben sollte. Er blieb aber nicht so lange im Gefängniß: schon nach zweiundzwanzig Tagen machte der Tod seinen Leiden ein Ende. Das Buch ist nun eine Schilderung dieser

Leidenszeit nach seinen Tagebuchblättern und den Briefen an seine Freunde und Gesinnungsgenossen, sowie noch den Mittheilungen, welche Mitgefangene Droschin's dem Verfasser gemacht haben.

Droschin ist also ein Märtyrer am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, den man in gewisser Beziehung jenen Märtyrern aus den ersten Zeiten des Christenthums an die Seite stellen kann: auch er ist für seine religiöse Ueberzeugung gestorben! Er ist ein Märtyrer für die Idee des ewigen Friedens.

Für Tolstoi ist charakteristisch, was er in seinem Vorwort sagt; für ihn existirt die Frage nicht, ob es zweckmäßig ist, wenn der Einzelne die Kühnheit hat, sich allein der gesammten Maschinerie des Staates entgegenzustemmen und so den Versuch zu machen, sie zum Stillstand zu bringen. Leute, die dies thun, tragen, wie er sagt, „zur Aufrichtung jenes himmlischen Reiches bei, das die Propheten uns geweissagt haben. Durch ihr Beispiel zeigen sie uns den einzigen, richtigen Weg, auf dem jenes himmlische Reich errichtet und alles überwunden werden kann, was ihm hindernd entgegentritt." Bei dem Vergleich, den Tolstoi zwischen Droschin und dessen Gesinnungsgenossen und den alten Märtyrern anstellt, spricht er sich sehr scharf gegen diejenigen, welche die heutigen Märtyrer gemacht, aus; er sagt: „der Unterschied zwischen den Märtyrern des Urchristenthums und den jetzigen besteht nur darin, daß früher Heiden von Christen die Verübung heidnischer Handlungen verlangten, während es jetzt nicht Heiden sondern Christen sind, die an Christen das Ansinnen stellen, unchristliche Handlungen und Verbrechen zu begehen, Handlungen, wie sie zu heidnischen Zeiten den Christen nie zugemuthet worden sind, z. B. den Mord."

Besonders bemerkenswerth an diesen Ausführungen ist, daß sie in Rußland, dem Lande der Censur, veröffentlicht werden, freilich genießt solches Privilegium nur Tolstoi.

Die Uebersetzung ist, bis auf einzelne Härten, recht flüssig und empfehlenswerth.

G. L.

Albrecht Stauffer: Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhange der Kulturentwicklung. München und Leipzig. 1896. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. LXX und 695 S. gr. 8°.

Wenn neben der philologisch-antiquarischen Kleinarbeit, welche gerade in Deutschland Hunderte der besten Köpfe in Anspruch nimmt, auch die großen Lehren, welche das Alterthum uns an die Hand gibt, zu ihrem Rechte gelangen, so dürfen wir uns über eine litterarische Erscheinung solcher Art um so mehr freuen, weil es deren eben nicht allzu viele gibt. Der Gedanke, die Geschichte einer bestimmten Zeitepoche biographisch zu schildern, ist an sich kein absolut neuer, aber wenigstens der Berichterstatter erinnert sich nicht, diesen Gedanken irgendwo so eigenartig durchgeführt gesehen zu haben, wie in diesem Buche, mit welchem ein noch jüngerer Gelehrter, Dozent der Geschichte an der Münchener Kriegsakademie, gewiß vielen, die sich noch einen Sinn für universale Geschichtsauffassung bewahrt haben, ein angenehmes Geschenk gemacht hat. In dem fünften vorchristlichen Jahrhundert, in der Periode also, da Athen die Hegemonie über Griechenland führte, entfaltete sich auch der hellenische Geist am großartigsten, und vor allem ist es auch die Mannigfaltigkeit seiner Bethätigungen, welche auf jeden empfänglichen Menschen, auf den Historiker natürlich in allererster Linie, hohen Reiz ausüben muß. Und im Gegensatz zu den orientalischen Kulturvölkern, in deren Masse der Einzelne verschwindet, im Gegensatze theilweise auch zu Rom mit seiner ausgesprochenen Centralisation, ist in dem lebensvollen Emporium Altgriechenlands alles individuell, zur biographischen Behandlung geradezu herausfordernd angelegt. Man versteht mithin wohl die Tendenz, welcher die „Zwölf Gestalten" huldigen, und freut sich bei tieferem Eindringen über das Geschick, welches der Verfasser bei der Auswahl und Charakterzeichnung dieser Personen bekundet hat, indem er sich ganz und gar in die Dinge versenkte, welche zu schildern er sich zur Aufgabe gestellt hatte.

Abgesehen von der Einleitung, welche den Leser in kurzen Zügen an den Punkt zu führen bestimmt ist, an welchem die eigentliche Handlung ihren Anfang nimmt, und von einem auf spezifisch gelehrte Einzelfragen eingehenden Anhang zerfällt das Werk in drei getrennte Theile, welche bezüglich „Das Lebensalter des Sieges", „Das Lebensalter der Höhe" und „Das Lebensalter der Krise" darstellen. Dem erstgenannten gehören — eben als Repräsentanten verschiedenartiger Erscheinungsformen des attischen Geistes — der Kriegsmann Cimon, der Künstler Polygnot und der Dichter Aeschylus an. Noch ist alles großartig, etwas derb, ein bischen ungelenk; der gewaltige Aufschwung der Perserkriege wirkt noch nach, und die Verfeinerung der Lebensauffassung macht sich erst in ihren Anfängen bemerkbar. Sie ist erreicht im zweiten Abschnitt, der seine Signatur durch die Kraftgestalten eines Pericles, Phidias, Sophocles und Herodot erhält — letzterer zwar ein kleinasiatischer Dorer von Geburt, aber doch ein „Wahlathener", der nur in der geistigen Hauptstadt von Hellas sein geniales Werk so schreiben konnte, wie er es geschrieben hat. Unmerklich schließt sich der Epoche größter Kraftentfaltung diejenige des Niederganges an. An ihrer Spitze stellt der Verfasser den geistvollen Alcibiades, in dem er uns frisch den Typus der Torydemagogie, der gelegentlich mit dem Volke kokettirenden Jeunesse dorée vorführt; ihm schließt sich an der Spötter Aristophanes, der vergeblich die gute alte Zeit zurückzurufen unternimmt, der epigonische Kunstdichter Euripides, der große Geschichtschreiber Thucydides und endlich, als Markstein des ehrenfesten, nunmehr hoffnungslos dahinsiechenden Bürgerthums, der Philosoph Socrates, mit dem sich der Verfasser ersichtlich besonders gründlich beschäftigt hat. Wer diese Lebensgeschichte aufmerksam gelesen, der versteht ohne weiteres, wie ein Volk, das in der zu bekannten Weise mit einem seiner edelsten Söhne verfuhr, dem Untergange geweiht sein mußte.

Was das Stauffer'sche Buch für Viele noch besonders werthvoll machen wird, das ist die stete, feinsinnige Rücksichtnahme auf die Kunstgeschichte, das durchaus von Erfolg gekrönte Bestreben, in der Entwicklung der Plastik, Architektur und Malerei den Parallelfortschritt mit der inneren und äußeren Politik nachzuweisen. Nicht minder sind die vielfachen vergleichenden Andeutungen über die Beziehungen zwischen sonst und jetzt von Werth, mag auch der moderne Beurtheiler je nach seinem Standpunkte — wir denken z. B. an die Zusammenstellung Perikles, v. Stein, W. v. Humboldt und Bismarck — hie und da zu anderen Ergebnissen gelangen. Mit einem Worte — wer das aus selten vollständiger Durchdringung der Antike hervorgegangene Werk sich näher angesehen, der wird es nicht ohne die Gefühle hoher Befriedigung und voller Anerkennung für eine so tüchtige Leistung wieder aus der Hand legen.

S. G.

Hugo Schuchardt: Sind unsere Personennamen übersetzbar? Graz. 1895. Selbstverlag.

Gegen die Zwangs-Magyarisirung der deutschen (und wohl auch slavischen, rumänischen u. s. w.) Namen in Ungarn kehrt sich diese feine, seine Probleme des Sprachgeistes überlegen behandelnde Gelegenheitsschrift des ausgezeichneten Grazer Romanisten. Die Leser seiner Essays (Romanisches und Keltisches) kennen und lieben Schuchardt als anmuthigen Gesellschafter, der nur über Dinge redet, die er souverän beherrscht. „Nachdruck erwünscht", setzt er auf die Ausführungen seiner überzeugenden Flugschrift, die weit über den nächsten Anlaß hinaus, in sehr verwickelte Fragen aller Uebersetzungskunst hineinführt und hoffentlich in den Buchhandel gelangt. Praktisch will Schuchardt u. A. im wissenschaftlichen Verkehr, daß Vor- und Nachnamen durch alle Sprachen unverändert bleiben. Witz und Wahrheit, Schärfe und Tiefe zeichnen die wenigen weisen maßvollen Blätter Schuchardt's aus, der Ungarns kulturellen Aufschwung zuletzt mit dem Herzenswunsch begleitet: es möchten die Magyaren bei eigenem kitzlichsten Nationalgefühl ein wenig mehr das Nationalgefühl der mit ihnen zusammenlebenden Volksstämme schonen.

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 31. Berlin, den 2. Mai 1896. 13. Jahrgang

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 189[illegible] unter Nr 4809 eingetragen.

Inhalt

Politische Wochenübersicht.

Befinden wir uns in Deutschland wieder einmal in einer Ministerkrisis? Ob das Wort Krisis berechtigt ist, mag dahingestellt bleiben, wenn man nämlich unter diesem Wort einen Zustand versteht, in dem einzelne Minister bereits die Krone vor die Entscheidung gestellt haben: Entweder meine Ansichten finden die Billigung des Staatsoberhauptes oder ich gehe. Daß diese akute Lage erreicht war, ist nicht erwiesen. Dagegen müssen sich in den Kreisen der Minister Vorgänge abgespielt haben, die, wenngleich sie in den Einzelheiten nicht bekannt waren, doch sich in ihrer Silhouette insoweit vor der Oeffentlichkeit abzeichneten, um Beunruhigung zu erregen. Eine mäßige Beunruhigung aber gibt es bei uns nicht; denn nach den Erfahrungen, die wir in Deutschland gemacht haben, sind die überraschenden und tief eingreifenden Entscheidungen das Gewöhnlichere, so daß denn auch in diesem Falle bei dem ersten Auftauchen der Nachricht von Schwierigkeiten innerhalb der Regierung die öffentliche Meinung sogleich mit einem Ministersturz zu rechnen begann.

Philipp von Spanien sagt: Hab' ich zu fürchten angefangen, hab' ich zu fürchten aufgehört. Unsere Minister können meist sagen: Hab' ich zu wackeln angefangen, so hab' ich zu wackeln aufgehört. Und demgemäß urtheilte denn auch nach früheren Erfahrungen die öffentliche Meinung, vielleicht in diesem Falle mit den Ereignissen nicht völlig gleichen Schritt haltend.

Welche Erklärungsgründe werden nun angeführt, um die Erschütterung der Stellung des Ministeriums begreiflich zu machen.

Zunächst sollen über die Abgrenzung der militärischen Befugnisse gegenüber der Civilverwaltung in den Kolonien Meinungsverschiedenheiten entstanden sein. Sie sind inzwischen, beseitigt worden. Entsprechend den Wünschen des Reichskanzlers ist der Oberkommandirende in Ostafrika dem Gouverneur untergeordnet worden.

Dann soll ein Stein des Anstoßes die Reform der Militärstrafprozeßordnung sein. Das Ministerium und vor allem auch der Kriegsminister sind für die so lange von der öffentlichen Meinung geforderte Neugestaltung eingetreten; das konnte nur geschehen, nachdem vorher der Kaiser prinzipiell sein Einverständniß erklärt hatte, und auch die Bundesfürsten und deren Ministerien stimmten dem Entwurf zu. Gleichwohl sind im letzten Augenblick Schwierigkeiten eingetreten. Man glaubt, daß als erstes Opfer dieser Schwierigkeiten die Verabschiedung des General von Spitz im Kriegsministerium zu betrachten ist. Herr von Spitz ist nämlich als der geistige Vater des jetzt vorliegenden Entwurfs zu betrachten. Von anderer Seite wird bestritten, daß die Verabschiedung des Herrn von Spitz mit der Militär-Strafprozeßordnung etwas zu thun habe und zum Beweise wird darauf hingewiesen, daß auch sein Nachfolger in dieser Frage ganz auf dem nämlichen Standpunkt steht, wie der bisherige Inhaber der gleichen Stelle im Kriegsministerium. Gleichviel — feststeht, daß die Frage der Militär-Strafprozeßordnung nicht aus der Stelle rückt; daß der Entwurf im Kabinet des Kaisers vorläufig hängen geblieben ist, und es wird allgemein behauptet, daß Einflüsse in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers diese Verzögerung herbeigeführt haben, aus der, je nachdem die Entscheidung fällt, in jedem Augenblick eine Krisis entstehen kann. Denn für die Militär-Strafprozeßordnung hat sich nicht nur der Kriegsminister engagirt, sondern, wie man hört, das gesammte Kabinet, an seiner Spitze der Reichskanzler.

Nun wäre es gewiß ein ernstes Ding, wenn wiederum die Reform der Militärstrafprozeßordnung vertagt würde. Man muß sich fragen, warum sollen Einrichtungen, wie sie

in einem anderen deutschen Bundesstaate bestehen, nicht auch in Preußen nützlich wirken; und die Mißstimmung in der Bevölkerung würde um so größer werden, weil jetzt erwiesen ist, daß auch konservative Männer in verantwortlicher Stellung ganz ähnliche Anschauungen vertreten, wie sie in liberalen Kreisen gehegt werden. Ein konservatives Ministerium und ein konservativer Kriegsminister, dem Niemand die Absicht nachsagen kann, daß er ein „Parlamentsheer" schaffen wolle, sind für die Reform. Kommt sie doch nicht zur Einführung, so würde sie zu Falle gebracht von einer kleinen reaktionären Klique, trotzdem auch konservative Männer sie für möglich und wünschenswerth erachten. Eine solche Sachlage wird die Stellung jeder späteren ablehnenden Regierung in dieser Frage erheblich erschweren, und wird die Stimmung in der Bevölkerung immer mehr befestigen, die verlangt, daß auf diesem Gebiete Wandel geschaffen werde. Das ist die rein sachliche und rein technische Seite der Frage; so sieht die Frage aus, wenn man sie beschränkt auf das, was die Bedürfnisse der Gegenwart auf dem Gebiete des Militärstrafprozesses fordern, und was verweigert werden soll.

Allein nach unseren Informationen wäre es ganz falsch, die Verzögerung der Reform ausschließlich vom militärisch-technischen Standpunkt aus beurtheilen zu wollen. Gleichviel ob bewußt oder unbewußt — das muß dahin gestellt bleiben —, sind die Opponenten Instrumente in der Hand der Agrarier, denen auch die jetzige Regierung nicht genügend agrarisch gesinnt ist, und die sich daher ihres Einflusses auf die unmittelbare Umgebung des Monarchen und damit auf diesen selbst bedienen, um bei der Frage der Militärstrafprozeßordnung das jetzige Ministerium zu stürzen, und um damit Platz zu schaffen, wenn es geht, für ein Kabinet, das ganz nach dem Geschmack des Bundes der Landwirthe sein müßte.

Daß Graf Caprivi das Opfer dieser Taktik schließlich wurde, ist hinlänglich bekannt, und daß gerade militärische Fragen von der Kreuzzeitungspartei für ihre Zwecke ausgebeutet zu werden pflegen, läßt sich leicht erweisen. Der große Militärkonflikt in Preußen entstammte allein dieser Berechnung; die Einführung der zweijährigen Dienstzeit wurde nur auf Grund dieser Berechnung Jahrzehnte verzögert; jetzt, wie es scheint, derselbe Vorgang bei der Reform der Militärstrafprozeßordnung.

So steht denn auch bei dieser Gelegenheit wiederum viel mehr auf dem Spiel als nur die Entscheidung über eine technische Frage, die am Enden aller Enden doch nur Bedeutung für ein umgrenztes Gebiet hat. Zur Entscheidung steht vielmehr, ob jene reaktionären Kreuzzeitungseinflüsse, die immer Organe in der Umgebung des Monarchen zur Verfügung haben, stark genug sind, um ein Ministerium zu stürzen, das zwar konservativ und wahrlich genügend agrarisch gesinnt ist, aber das doch den einen Fehler noch besitzt, nicht vollkommen nach den Diktaten der obersten Führer des Bundes der Landwirthe zu handeln. Solchen Absichten leistet die Haltung jener Vorschub, die aus sachlichen Motiven zu handeln scheinen, und die doch heute eine Politik verfolgen wie einstens traurigen Angedenkens Herr v. Gerlach bei König Friedrich Wilhelm IV. Gelänge der Plan, so wäre für die agrarischen Drahtzieher unter allen Umständen genug gewonnen. Sie haben die Möglichkeit, dann Männer ihres Vertrauens an die freigewordenen Plätze zu bringen; aber wenn sie diesen ganzen Erfolg auch nicht erreichen, so bleibt der errungene Vortheil doch recht erheblich. Denn jedem neuen Ministerium stände das Schicksal der voraufgezogenen Kollegen vor Augen. Graf Caprivi fiel durch die Agrarier; fällt auch Fürst Hohenlohe durch sie, so haben die agrarischen Kreuzzeitungsreaktionäre damit so zahlreiche Beweise ihrer Kraft gegeben, daß jeder künftige Minister in immer steigendem Grade sich die Freundschaft dieser Mächte zu sichern bestrebt sein wird.

Diese Gefahren sind augenscheinlich groß genug für die Bevölkerung, aber solche Entwicklung wäre nicht weniger gefährlich für die Krone. Gelang es diesen Elementen in der Vergangenheit, erheblichen Einfluß auf den preußischen Monarchen auszuüben, so sank unser engeres Vaterland stets schnell zu tiefster, staatlicher Versunkenheit herab, und heute ist das Schicksal Preußens von dem Deutschlands nicht mehr zu trennen. Eine traurige Vergangenheit mit ihren Erschütterungen im Innern und ihrer Ohnmacht nach Außen sollte die Krone belehren, daß diese unverantwortlichen und versteckten reaktionären Einflüsse stets das Verderben für den Staat und die Monarchie entfesselt haben.

Die englische Politik erleidet eine moralische Niederlage nach der anderen. Die Haltung der englischen Presse bei dem Einfall Jameson's in Transvaal war zum Theil überaus bedauerlich. Damals aber konnte man wenigstens sagen, die Regierung hat einen korrekten Standpunkt nicht verlassen. Dann aber wurden auch die Behörden Englands engagirt. Man erlangte durch die Großmuth Transvaals die Auslieferung von Jameson; der Prozeß, der nunmehr in seiner Heimath gegen ihn geführt wird, kann nur ein Kopfschütteln bei fremden Nationen hervorrufen. Handhabt man so und in solcher schneckenhaften Langsamkeit die Gerechtigkeit in England? Die fortgesetzte Hetze englischer Blätter gegen das kluge und bedachtsame Transvaal geht wiederum allein auf das Konto der betheiligten Blätter. Da aber griff Chamberlain ein; er citirte den Präsidenten Krüger nach London, und dieser kommt in berechtigtem Selbstgefühl nicht; Chamberlain beleidigte in öffentlicher Rede den Transvaalstaat in unglaublicher Weise, so daß der Vertreter der Burenrepublik in London die Einladung zu einem offiziellen Diner des Mr. Chamberlain mit klarer Motivirung ablehnte. Inzwischen waren die Johannisburger Rebellen zum Tode verurtheilt worden und nunmehr mußte Chamberlain von dem beleidigten Staate Milde gegen die Verbrecher erbitten, die dieser wiederum großmüthig bewilligte. Das ist eine Kette moralischer Bloßstellungen, die wir aufrichtig im Interesse des englischen Ansehens bedauern. Von dem Tage des Einfalls bis heute eine häßliche Niederlage nach der andern.

Und woher dies? Weil sich auch die offizielle englische Politik mehr und mehr ins Schlepptau einer gewissenlosen geldgierigen Clique nehmen ließ; weil sie aufhörte, staatsmännische englische Politik zu machen und anfing südafrikanische Gründerpolitik zu treiben. Bei dem Fortschreiten auf diesem Wege gibt es nur neue Niederlagen; nicht etwa weil Transvaal auf die militärische Unterstützung kontinentaler europäischer Staaten zu rechnen hätte. Solche Phantastereien können nur die von Cecil Rhodes abhängigen Elemente einem ungebildeten englischen Publikum, um es in Stimmung zu erhalten, aufbinden. Der Grund ist ein ganz anderer. Transvaal selbst ist als militärischer Gegner gar nicht zu unterschätzen; die Geschichte Englands weiß davon zu erzählen; aber auch die eingeborene holländisch-englische Bevölkerung in den afrikanischen Besitzungen des vereinigten Königreichs will nichts wissen von einer Vergewaltigung des Burenstaates; der Gegner solcher Politik ist daher auch der englische Reichskommissar Mr. Robinson in Südafrika, der die Lage aus der Nähe betrachten kann.

Wird England unter solchen Umständen es wagen, in Südafrika brutal vorzugehen? Vielleicht könnte man an einen schließlichen Sieg bei den englischen großen Hilfsquellen rechnen, vielleicht auch das nicht; aber der Sieg wäre jedenfalls erkauft um den Preis der Schaffung eines „südafrikanischen Irland", wie man mit Recht gesagt hat. England hätte eine gefährliche Wunde an seinem Leibe, und England wäre während der Aktion und für lange nachher abgezogen in Asien und in Aegypten von der Vertheidigung seiner wichtigsten Interessen — zur Erbauung Frankreichs und Rußlands.

Eine solche Politik blinden Unverstandes ist England nicht zuzutrauen, und daher sollte man zu einem ernsten und verständigen Arrangement mit Transvaal zu gelangen suchen und nicht eine Einmischung versuchen, die die politische Lage des Vereinigten Königreichs verschlechtern muß, und die bei der Klugheit der Transvaalpolitiker auf diese kaum Eindruck macht und keinen Eindruck zu machen braucht;

denn die allgemeine politische Konstellation raubt der Chamberlain'schen Anmaßung so gut wie jede realpolitische Bedeutung.

Frankreich hat ein neues Ministerium, dessen Charakter durch den Präsidenten Méline, den bekannten Agrarier, und durch den auswärtigen Minister Hanotaux, eine feine Feder, bestimmt wird. Es ist ein Ministerium, das sich auf die gemäßigten Republikaner stützen will. Die Radikalen und Sozialisten behaupten, daß dieses Ministerium ein gar kurzes Leben haben wird.

Vorläufig ist ihre Prophezeiung zu nichte geworden. Das Kabinet Méline hat in der Deputirtenkammer bei der üblichen ministeriellen Erklärung, die an sich ziemlich bedeutungslos war, eine ganz hübsche Majorität erhalten, so daß die Krisis zunächst zum Abschluß gelangt ist.

Bei dieser Gelegenheit zeigte sich von Neuem, aus wie unzuverlässigem, politischen Flugsand die französischen Parteien bestehen. Da ist eine Kammer, die eine Majorität einem sozialistisch-radikalen Kabinet gewährt und die eine Majorität auch für ein gemäßigt-republikanisches Kabinet bereit hält, das im Gegensatz zu jenen Vertretern extremer politischer Anschauungen ans Ruder gekommen ist. Unter solchen Verhältnissen hört die politische Algebra, die mit sachlichen Programmen rechnet, auf, und es beginnt die Politik der Personenfragen, persönlicher Intriguen und persönlicher Rivalitäten.

Der Kaiser von Oesterreich hat den unbestätigten Oberbürgermeister Lueger empfangen, und Herr Lueger hat auf den Wunsch des Kaisers verzichtet, Oberbürgermeister von Wien zu werden. Dieses Zurückweichen des Herrn Lueger ist ein glänzender Sieg für ihn. Denn daß der Kaiser von Oesterreich einen Lueger ersucht, durch Lueger'sche Großmuth die politische Situation zu retten, ist in seiner Art ein kleines Königgrätz. Wenn so die Klugheit des Ministers Badeni aussieht, darf man arg enttäuscht sein.

Eine Politik ist verurtheilt, die den Kampf gegen Lueger aufnahm, und dann durch einen kaiserlichen Appell an die Großmuth des Herrn Lueger bestätigt, daß dieser rohe Demagoge Herr der Lage ist. Die moralische Niederlage, die sich damit die herrschende Politik zugezogen hat, ist wahrscheinlich weit verhängnißvoller als das Bischen kommunaler Wahnwitz sein kann, den ein antisemitisches Regiment in Wien eine Zeitlang verüben könnte.

Zu Belleville (Illinois) ist der Ex-Gouverneur Gustav Koerner am 9. April d. J. hochbetagt gestorben. Er war seit länger als einem halben Jahrhundert Bürger der Vereinigten Staaten und hat seinem Adoptiv-Vaterlande die schätzbarsten Dienste geleistet; eine Zeitlang auch als Gesandter in Madrid. Aber zugleich war Gustav Koerner in steter geistiger Fühlung mit Deutschland geblieben. Wenige Deutschamerikaner hatten ein so klares Urtheil über deutsche Verhältnisse, wie er, der auch oft genug zur Feder griff, um den Amerikanern deutsches Wesen und deutsche Eigenart verständlich zu machen. Er war in des Wortes bester Bedeutung ein Bürger zweier Welten, ein Repräsentant deutscher Geisteskultur in den Vereinigten Staaten, als deren politischen Bürger er sich ohne Rückhalt bethätigte.

Zur Partei der Demokraten sich rechnend und von den Führern dieser Partei oft um seinen bewährten Rath angegangen, lebte er die letzten Jahre in dem fast ganz deutschen Belleville in der Nähe von St. Louis das Leben eines Weisen. Die Leser der „Nation" kennen den trefflichen Mann als gelegentlichen Mitarbeiter unserer Zeitschrift. Daneben hatte sich mit dem Herausgeber der „Nation" ein fleißiger Briefwechsel entwickelt, der das gesunde Urtheil Koerner's nicht selten in überraschender Weise zum Ausdruck brachte. Koerner gehörte zum Schlage jener Emigranten, die wie Schurz, Kapp und so manche andere Deutschlands Ansehen in fremden Landen wirksam mehren geholfen haben.

* * *

Die Berliner Gewerbe-Ausstellung.

Im Jahre 1844 wurde in Berlin eine Gewerbe-Ausstellung veranstaltet, zu welcher der Staat in dem Zeughause die Räumlichkeit hergegeben hatte. Es leben heute wohl nur noch wenig Leute, die im Stande wären, aus eigener Erinnerung Erhebliches von ihr zu erzählen; indessen aus dem gewählten Raume geht deutlich hervor, wie geringe Bedeutung dem Unternehmen beizumessen war, wenn man heutige Verhältnisse zum Vergleich anlegt. Das Zeughaus war damals noch nicht, was es heute ist, ein Museum, sondern einfach ein Waffenlager, eine Vorrathskammer für Infanteriegewehre, und diese Vorrathskammer wurde nicht etwa ausgeräumt, um neuen Zwecken Platz zu machen, sondern die Waffen wurden ein wenig enger gruppirt und der dadurch gewonnene Raum wurde für die Industrieerzeugnisse freigestellt. Eine Guirlande aus Perkussionsgewehren, welche damals nach keinen endgültigen Sieg über die alten Steinschlösser davongetragen hatten, zog sich über den Erzeugnissen hin, welche der Maschinenbau und das Kunstgewerbe ausgestellt hatten, ein echtes Bild Preußens. Kein freier Raum, in dem man sich an Speise und Trank hätte erquicken und den Tönen der Musik lauschen können, umgab das Gebäude. Die Besucher kamen, sahen und gingen, ohne sich gesetzt zu haben, wieder nach Hause. Einer Mittelstadt würde heute ein solcher Raum nicht für eine Ausstellung mit beschränkten Zwecken genügen, indessen in der inneren Stadt Berlin stand ein größerer Raum nicht zur Verfügung und vor das Thor mit einem solchen Unternehmen zu gehen, war damals ein unmöglicher Gedanke. Das städtische Leben brach sich an dem Mauerring, der die Stadt umgab und was draußen lag, fiel unter den Begriff der Landpartie. Der Raum genügte und wohl dem Zwecke. Berlin mit seinen 200 000 Einwohnern war damals eine Militär- und Beamtenstadt, ein größeres Bromberg oder Cöslin. Von Gewerbefleiß war noch wenig die Rede; mit dumpfem Staunen sah man eine Lokomotive, die Borsig hergestellt hatte, wahrscheinlich mit nicht lohnenden Kosten, und zog daraus den Schluß, daß dereinst die Zeit kommen werde, in welcher Deutschland seinen Eisenbahnbedarf selbst werde hervorbringen können. Das unverständliche Lallen des Kindes ist ja eine nothwendige Vorbereitung darauf, daß der Mensch sich einst der Gabe der Sprache mit voller Freiheit bedient, und so wird dieses Unternehmen nicht ohne Nutzen gewesen sein.

Im Jahre 1879 wurde die zweite Berliner Gewerbeausstellung auf dem Gelände veranstaltet, welches jetzt die Kunstausstellungen einnehmen. Im Jahre 1876 hatte die Berliner Industrie auf der Weltausstellung in Philadelphia ein völliges Fiasko erlebt. Professor Reuleaux, vortragender Rath im Handelsministerium, war zur Berichterstattung dorthin gegangen und hatte das, was er über die deutsche Industrie zu sagen wußte, in die Worte zusammengefaßt: Billig und schlecht. Seine Worte hatten einen so niederschlagenden Eindruck gemacht, daß Mittel gefunden wurden, eine Fortsetzung seiner Artikelserie zu verhindern. Es mag jetzt dahingestellt bleiben, ob die Worte, die der strenge Richter ausgesprochen, nach allen Seiten wohl abgewogen waren; soviel stand unbestreitbar fest, daß die Theilnahme der deutschen Industrie an der Ausstellung in Philadelphia schlecht vorbereitet war, und daß in Folge dessen in vielen Gemüthern die bange Besorgniß entstand, der deutsche Gewerbefleiß könne sich im Rückgange befinden.

Dieser Besorgniß entgegenzutreten, ergriff man das rechte Mittel; man wollte zeigen, daß man auf beschränktem Raum wenigstens Besseres leisten könne. Die Vorbereitungen zu einer Berliner Gewerbeausstellung wurden von einem kleinen Kreise mit großer Sorgfalt betrieben und am Eröffnungstage sah sich die Stadt einer großen Ueberraschung gegenüber. Wenige Ausstellungen waren so wohl gelungen wie diese, wenige schlossen mit einem so glänzenden Resultat ab. Die Hauptanziehungskraft bildeten die Kojen, welche

vollständige Zimmereinrichtungen darstellten, und so einer großen Anzahl von Handwerkern gleichzeitig Gelegenheit gaben, ihr Können zu zeigen. Daneben erregten die Leistungen auf dem Gebiete der Kunst, edle und unedle Metalle zu treiben, Staunen. Die Ausstellungen der chemischen Fabriken wandten sich nicht an das unmittelbare Verständniß der Beschauer, aber sie erweckten doch die Ahnung, daß hier dem menschlichen Fleiße ein ganz neues und ungeahntes Gebiet eröffnet sei.

Die Berliner Ausstellung hatte nach verschiedenen Seiten hin wohlthätige Folgen. Der Lehrter Bahnhof war für viele Berliner bis dahin eine Ultima Thule gewesen, über die sie selten hinausgedrungen waren; von der Ausstellung wußte man zunächst nur, daß sie noch jenseits des Lehrter Bahnhofes liege und man trat die Entdeckungsfahrt in ein bisher unbekanntes Land an. Der Stadttheil Moabit fing jetzt an, seinen Aufschwung zu nehmen; er stellte sich als NW dem W und dem SW ebenbürtig zur Seite. Der Park, welcher die Ausstellung umgab, war bereits dem Bebauungsplan verfallen; unmittelbar nach Schluß der Ausstellung sollte eine neue Straße hindurch gelegt werden. Die Ausführung dieser Absicht unterblieb. Leidet das alte Berlin einen empfindlichen Mangel an freien Plätzen, so erkannte man jetzt, wie nothwendig es ist, die neu heranwachsenden Stadttheile vor diesem Mangel zu bewahren. Das Gelände der Berliner Gewerbeausstellung kam trefflich zu Statten, um im Jahre 1886 die internationale Kunstausstellung darauf zu veranstalten, und den jährlichen Kunstausstellungen, die sich bis dahin in den freudlosen Räumen des Akademiegebäudes oder der feuergefährlichen Bude an der Mehlbrücke hatten behelfen müssen, ein würdiges Heim zu bereiten.

Das Berliner Beispiel reizte andere Städte zur Nachahmung. Es gibt kaum eine mittelgroße Stadt, in welcher nicht in den letzten fünfundzwanzig Jahren eine Ausstellung veranstaltet worden wäre, und fast überall mit solchem Geschick und solchem Erfolge, daß von der gesammten deutschen Industrie der Makel genommen worden ist, den das Mißgeschick von Philadelphia auf sie geladen hatte.

In Berlin aber reihten sich an die Industrieausstellung von 1879 eine Reihe von erfolgreichen Spezialausstellungen. Eine Fischerei-, eine Molkereiausstellung, eine Ausstellung von Vorrichtungen zur Unfallverhütung gaben wichtigen Erwerbszweigen einen neuen Anstoß; eine landwirthschaftliche Ausstellung bot Veranlassung, daß sich die Stadt Berlin als einer der größten Grundbesitzer im Deutschen Reiche vorstellte, und wenn eine heraldische Ausstellung durch ihr Thema anscheinend tief in das Mittelalter zurückgriff, so hat sie doch dem Kunstgewerbe nützliche Anregungen gegeben. Wohin wir blicken, überall sehen wir, daß die Veranstaltung von 1879 einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte Berlins bezeichnet.

Berlin sehnte sich schließlich danach, auch seine Weltausstellung zu haben, gleich London, Paris und Wien, gleich Philadelphia und Chicago. Das Unternehmen scheiterte an dem Widerstande der Reichsregierung, und dieser Widerstand wurde genährt durch die Eifersucht anderer großen deutschen Städte. Es läßt sich vieles dafür und vieles dagegen sagen. Daß die Veranstaltung von Ausstellungen ein Reizmittel ist, welches die Industrie zu ihrer Entwicklung nicht leicht entbehren kann, ist zweifellos; aber in der Anwendung dieses Reizmittels kann man leicht zu weit gehen. Ausstellungen verursachen dem Aussteller empfindliche Kosten, und diese Kosten aufzuwenden wird er nur so weit geneigt sein, als er die Hoffnung hegen kann, sie durch Ausdehnung seines Absatzes wieder erstattet zu erhalten. Ausstellungen regen das wirthschaftliche Getriebe nach allen Seiten hin an, aber der Anregung folgt auch eine Abspannung. Wien hat keinen bleibenden Vortheil davon gehabt, der Sitz einer Weltausstellung geworden zu sein, und sein Vorgang gibt zum Nachdenken Anlaß. Am Besten wird es sein, auch hier der wirthschaftlichen Selbstthätigkeit alles zu überlassen und nicht mit staatlichen Aufmunterungen und Geldunterstützungen einzugreifen.

Der Drang, in Berlin eine größere Schaustellung zu veranlassen, war unwiderstehlich. Auch diesmal ist man weit aus den Grenzen des Innern, ja des Weichbildes der Stadt hinausgegangen. In einem Park, der sich im Besitzthum der Stadt, wenn auch nicht auf ihrem Polizeigebiet befindet, hart am Rande eines großen Wasserbeckens, welches die Spree bildet, sind Veranstaltungen getroffen, die ausreichend sein würden für eine Weltausstellung. Wie früher der Nordwesten soll jetzt der Südosten der Stadt näher gerückt werden. Große Anstrengungen sind gemacht, um das Verkehrsnetz der Stadt auszubilden. Ihrem räumlichen Umfange nach gleicht diese Ausstellung der Stadt Berlin einer Weltausstellung. Die größten Anstrengungen sind außerdem gemacht, um auch die Schaulust zu befriedigen. Die Worte „Kairo" und „Alt-Berlin", „Fischerei-Ausstellung" und „Sportausstellung" sind schon in aller Munde. Alle diese Veranstaltungen sind erlaubte Mittel zum Zwecke; der Zweck aber ist, aller Welt zu zeigen, daß Deutschland und an seiner Spitze die Reichshauptstadt mit schnellen Schritten auf dem Wege der wirthschaftlichen Entwickelung voranschreitet; und dieser Zweck wird hoffentlich erreicht werden.

Alexander Meyer.

Heinrich von Treitschke.

Als die Frage zur Erledigung stand, ob Preußen zur Führung Deutschlands berufen sei, oder ob es an der Zeit wäre, „mit der Episode Friedrichs des Großen ein Ende zu machen", da gab es Niemanden, dessen Stellung eine so klare war, wie die des jungen Privatdocenten, der auf dem deutschen Turnfest in Leipzig im Jahre 1863 Tausende von Zuhörern zur Begeisterung entflammt hatte. Freilich die Ueberzeugung, daß es auf anderem Wege als dem, welchen der Große Kurfürst und der große König eingeleitet hatten, nicht gehe, daß alle die Gedanken von einer Trias, von einer zwischen Oesterreich und Deutschland getheilten Hegemonie Träume seien, theilten Viele mit ihm; an der Einsicht in den Zusammenhang der Dinge und an dem Muthe, sich zu dieser Einsicht zu bekennen, fehlte es in Deutschland nicht. Aber kein anderer sterblicher Mensch hatte sich so früh zu der Ueberzeugung durchgerungen, daß der Augenblick gekommen sei, wo die Wünsche der Patrioten in Erfüllung gehen müßten. Daß einmal der Augenblick kommen werde, wo die Vorsehung den rechten Mann an die rechte Stelle bringen werde, um das Werk der Einigung Deutschlands zu vollbringen, glaubten auch Andere; daß dieser Augenblick schon da sei; und daß es nur darauf ankomme, ihn zu benutzen, hatte Niemand so lebhaft empfunden, wie Treitschke. In dem Augenblick, wo Friedrich VII. von Dänemark starb, sah Treitschke voraus, daß Preußen es sein würde, das die deutschen Lande bis dahin, wo „an des Landes Marken sinnend blickt die Königsau", dem Feinde entreißen, daß es in dem gewonnenen Landestheil sich selbst festsetzen, daß es diesen Besitz behaupten und in dem Kampfe darum das Deutsche Reich wiederherstellen würde. Er spottete nicht allein der Feinde, sondern hatte auch ein Lächeln über seine Freunde, die daran zweifeln konnten, ob alle diese Voraussetzungen in Erfüllung gehen würden. Er sprach im Tone der Propheten, und dieser Ton war es, der mächtig auf das damals lebende Geschlecht einwirkte.

Er hat Recht behalten mit seinen Prophezeiungen, aber doch nicht ganz Recht; eben so sicher wie der Sieg über Dänemark, Oesterreich und Frankreich hatte er prophezeit, daß das Ziel aller dieser Kämpfe kein anderes sein könne, als der deutsche Einheitsstaat; und heute haben wir den Bundesrath. Er hatte vorausgesehen, daß ewige Feindschaft zwischen Preußen und Oesterreich herrschen werde, und es gab in seinen Augen kein bittereres Spottwort, als das „K. K."; die K. K. Armee, die K. K. Regierung, die K. K.

Gesandtschaften und ähnliche Wendungen auf einer Seite zwölfmal zu wiederholen, war ein polemischer Triumph für ihn. Jetzt leben wir mit Oesterreich seit vielen Jahren in einem Zustande aufrichtiger und nach menschlichem Ermessen schwer zerstörbarer Freundschaft.

Kein geborener Preuße hätte dieselben Töne wie er anzuschlagen vermocht; um zu diesen Tönen zu kommen, mußte sich der Liebe zu Deutschland noch ein anderes Gefühl beigesellen, nämlich das des bitteren Hasses gegen die Kleinstaaterei, welches in ihm die Form eines heiligen Zornes über die Künste und Machenschaften eines Beust annahm. Er war ein Sachse; sein Vater war sächsischer General und sein Bruder hat bei Königgrätz gegen die Preußen gefochten. Es war ein bitteres Gefühl für ihn, sich von seinen nächsten Angehörigen in dieser Weise getrennt zu sehen. Sein Vater wurde dazu vermocht, nach dem Frieden von Nikolsburg eine öffentliche Erklärung zu erlassen, in welcher er die politische Haltung seines Sohnes streng mißbilligte, und das erregte in der Brust des Sohnes ein schmerzlich bitteres Gefühl, denn er war den weichsten Regungen zugänglich. Unmittelbar nach dem Kriege von 1866 verlobte er sich, und daß seine Liebe eine leidenschaftliche und echte war, dafür gab es ein untrügliches Kennzeichen; er, der von dem Schicksal mit dem Verlust seines Gehörs heimgesucht wurde, verstand jedes Wort, das seine Verlobte, seine Gattin, mit ihm sprach. Stocktaub für jedes Wort, das ein anderer Mensch sprach, hatte er durch sie eine Verbindung mit der Außenwelt. Und das Schicksal blieb grausam gegen ihn; es schlug seine Gattin mit Geisteskrankheit und warf ihn in die Vereinsamung zurück.

Eine ungemein gesellige, heiterer Unterhaltung bedürftige Natur sah er sich von der Möglichkeit, den Ton einer menschlichen Stimme zu vernehmen, abgeschnitten. Er sprach gern und theilte sein Inneres mit. Was man ihm erwiderte, hörte er nicht, und darum wunderte es ihn, daß man nicht Alles, was er sagte, billigte. Er verharrte eigensinnig bei jedem seiner Gedanken, und wurde auf diese Weise unvermerkt von der Seite auch seiner nächsten Freunde gerissen. Als er in das öffentliche Leben eintrat, stand er auf dem Boden der Altliberalen; der Aufsatz, den er über „die Freiheit" geschrieben hat, zeigt ihn auf einem Standpunkte, auf dem jeder Freisinnige sich mit ihm verständigen kann und gibt namentlich Kunde davon, daß er auf religiösem Gebiete eine durchaus freidenkende Natur war. Die Unmöglichkeit, über einzelne praktische Fragen die Einwendungen seiner Freunde zu würdigen, entfremdete ihn allmählich auch den grundsätzlichen Anschauungen seiner politischen Freunde und führte ihn an die Seite der Junker und Stöcker's.

Sein Lebenswerk, die deutsche Geschichte, die er vom Jahre 1815 bis zur Märzrevolution führte, füllte die letzten Jahrzehnte seines Lebens aus. Es ist kaum nöthig, zu sagen, daß es trotz aller Mängel ein bedeutendes Werk ist, sowohl durch die Fülle des Materials, welches er zum ersten Male aus den Archiven erschloß, als durch die Kunst der Darstellung, die siegreich selbst die vielen auf Uebertreibungen beruhenden Wendungen uns vergessen läßt. Aber daß dieses Buch heftigen Widerspruch hervorrief, war sehr erklärlich. Die Mißachtung der geistigen Bewegungen, ohne welche schließlich doch das Jahr 1866 unmöglich gewesen wäre, die allzu glimpfliche Beurtheilung der Karlsbader Beschlüsse, die verfehlte Charakterzeichnung des kleinen Friedrich Wilhelm III. mußten nachdrücklichen Widerspruch hervorrufen. In vielen Beurtheilungen, welche das Werk gefunden, mag lediglich der Parteimann gegen den Parteimann aufgetreten sein. Für eine Kritik, der man dauernden Werth und Bedeutung nicht absprechen kann, trifft das aber nicht zu. Hermann Baumgarten, der ganz und gar auf Treitschke's politischem Standpunkt stand, der im Jahre 1866 ebenso treu wie er die preußische Fahne hochgehalten hatte, der gründliche Gelehrte, der freilich, wenn er sich zum Schreiben anschickte, unter den Musen nur die Klio und nicht die Kalliope anrief, der durchaus schlichte, wahre Mann, dem es an warmem Herzen wahrlich nicht fehlte, hat vom Standpunkte des geschichtlichen Gewissens nachdrücklich Verwahrung eingelegt gegen Treitschke's Art, geschichtliche Thatsachen zu behandeln. Die Replik, welche Treitschke gegen ihn gerichtet hat, gehört nicht zu seinen glänzendsten Stücken.

Auf die studirende Jugend hat Treitschke bis zu seinem Tode einen starken Einfluß ausgeübt. Sein Auditorium war gefüllt, wie wenige; die eigenthümliche Art deutscher Studenten, Beifall zu bezeigen, wurde bei ihm so oft angewendet, wie bei keinem Anderen. Die Stimmung, in welcher die deutsche Jugend in den Krieg von 1870 zog war in diesem Hörsaal in Permanenz erklärt. Freilich wurde dort auch manches Wort gesprochen, welches die Probe, gedruckt der Welt vorgelegt zu werden, nicht bestanden hätte.

Ein Mann, der von den reinsten patriotischen Gesinnungen erfüllt war, ein Mann von hohen Gaben, befähigt auf die Einsicht und den Willen der Hörenden eine starke Wirkung auszuüben, aber auch ein Mann von herber Einseitigkeit, die zum großen Theil auf die Rechnung des Schicksals gestellt werden muß, das über ihn verhängt war, so steht er vor uns da. Manch kräftiges Wort, das er zur ernsten Zeit gesprochen, wird zur rechten Zeit wieder neues Leben gewinnen. Das Sprichwort, daß wir alle mit Wasser kochen, trifft auf ihn nicht zu; er hat jederzeit mit den feurigsten Weinen gekocht.

* * *

Die Rebellion in Cuba.

III.

Der Abschluß des Vertrages von Zanjon hatte die Entwicklung regen politischen Lebens auf Cuba zur Folge gehabt. Es waren Parteien entstanden, die sich die Aufgabe stellten, die Bevölkerung der Insel zur Theilnahme an den Verfassungskämpfen zu veranlassen, welche die Abmachungen von Zanjon herbeigeführt hatten. Die Parteikämpfe drehten sich aber von vornherein um die Wahrung der Interessen Spaniens einerseits und um die thatsächliche Erwerbung der Freiheiten andererseits, welche durch jenen Vertrag den Cubanern zugesichert worden waren.

Die spanischen Elemente gruppirten sich um den Grafen von Casa-Moré und bildeten die Union constitucional, welche von Anfang an einen konservativen Charakter annahm, Spanien die unumschränkte Herrschaft über Cuba gesichert wissen wollte, und die Einführung liberaler Reformen und Institutionen mit allen Mitteln bekämpfte. Der ganze Beamtenstand, der Großgrundbesitz, die Kapitalisten und Großkaufleute gehörten dieser spanischen Partei an, welche mit dem Generalgouverneur und der Madrider Centralregierung in den engsten Beziehungen stand, und von ihnen geleitet wurde. Es kam den Spaniern darauf an, die Cubaner unter allen Umständen von der Theilnahme am öffentlichen Leben, an der Verwaltung fern zu halten, die Kreolen und Farbigen zu keinen einflußreichen Aemtern gelangen zu lassen und sie daran zu hindern, ihren politischen Wünschen, die sich auf Selbstverwaltung der Insel richteten, so kräftigen Ausdruck zu verleihen, daß etwa schließlich doch eine liberale Regierung bewogen würde, diesem Verlangen Rechnung zu tragen.

Die Interessen der großen Masse der Eingeborenen, d. h. der 91 Prozent der Gesammtbevölkerung Cubas, wurden der Union constitucional gegenüber zuerst durch eine einzige Partei, die „liberale", vertreten, welche Homerule für Cuba, Gleichberechtigung der Cubaner mit den Spaniern, die Einführung des spanischen Steuer- und Zollwesens in Cuba auf ihr Programm stellte.

Die Parteikämpfe mußten erbitterte sein und in dem Maße bedenklicher werden, in dem das spanische Bevölkerungselement seine Macht aufbot, die Zusicherungen des Vertrages von Zanjon null und nichtig zu machen. Während die

Spanier alle Freiheiten genossen, die das Mutterland besaß, während die Gruppen der Union constitucional überall ungehindert ihre Versammlungen abhalten und ihre Meinungen äußern konnten, wurden die Vereins- und Preßgesetze gegen die Liberalen mit der äußersten Strenge gehandhabt. Die Union constitucional wachte mit größter Sorgfalt darüber, daß weder Kreolen, noch vollends Farbige ihre Ansichten frei aussprechen konnten. Kam einmal ein liberaler Generalgouverneur nach Cuba, so stieß er auf den Widerstand der Union constitucional und als General Calleja es wagte, zu dekretiren, daß es den Farbigen erlaubt sein sollte, die großen Theater, die Cafés zu besuchen, als er gebot, daß sie dieselbe Behandlung wie die Weißen erfahren sollten, da veranstaltete die Union lärmende Protestversammlungen und Kundgebungen, durch welche die öffentliche Ruhe und Ordnung gestört wurden.

Die Gegensätze spitzten sich unter solchen Umständen erheblich zu und die liberale Partei zersplitterte sich in gemäßigte und radikale Gruppen, von denen die einen das alte Programm der cubanischen Liberalen beibehielten und auf die friedliche Erreichung eines gewissen Grades von Autonomie vertrauten, während die anderen in der festen Ueberzeugung, daß von Spanien nichts zu erwarten sei, die Lostrennung der Insel von dem Mutterlande erstrebten, sei es, um ihr die Form und Verfassung einer unabhängigen Republik zu geben, sei es, um sie den Vereinigten Staaten von Nordamerika anzugliedern. Es bildete sich der Antillenbund, der sich über ganz Westindien ausbreitete, und dessen Träger die durch die Verfolgungen der konstitutionellen Union, der Generalgouverneure und der hohen spanischen Beamten zur Flucht gezwungenen Cubaner waren. Als der Cirkel der Grundbesitzer im Jahre 1892 eine große Versammlung einberief, an der auch die ökonomische Gesellschaft und die Handelsgesellschaft Theil nahmen, und auf der die Zustände Cubas berathen, Reformen von der Centralregierung verlangt werden sollten, da wußten die Gegner den Generalgouverneur für sich zu gewinnen und die Abhaltung dieser allgemeinen Versammlung zu verhindern. Der Vorstand der autonomistischen Partei veröffentlichte darauf ein Manifest, in dem Protest erhoben wurde gegen eine solche Verletzung der verfassungsmäßig zustehenden Rechte und in dem schließlich die Regierung und die Vertreter ihrer Politik dafür verantwortlich gemacht wurden, wenn sich die Cubaner von neuem gezwungen sähen, zu dem letzten Mittel zu greifen, das ihnen bleibt, um ein menschenwürdiges Dasein zu erringen: zur Rebellion.

Die liberale Regierung in Madrid kam zur Einsicht der Berechtigung der Klagen der Cubaner, und der Kolonialminister Maura ging an die Ausarbeitung eines Reformplanes, der die Wünsche der unterdrückten Kreolen befriedigen sollte, und die neu entstandene gemäßigt liberale Partei der Reformisten Cubas sowie die Autonomisten traten für seine Entwürfe ein und suchten ihnen Anhänger zu gewinnen. Die Separatisten aber sahen voraus, daß die spanischen Liberalen und Maura nicht kräftig genug sein würden, den konservativen spanischen Elementen der Insel und der Union constitucional die Spitze zu bieten, solche Reformen durchzusetzen, die dem Lande dienlich sein und es von der Knechtschaft der spanischen Kolonialbeamten befreien würden.

Was sie vorausgesehen hatten, geschah. Maura wurde von den Konservativen des Mutterlandes, wie von denen Cubas beinahe zum Vaterlandsverräther gestempelt, weil er es gewagt hatte, in seinem Reformplan den einheimischen Elementen wirklich eine gewisse Autonomie zuzugestehen, obgleich die Macht und der bestimmende Einfluß des Generalgouverneurs und der Beamten doch so wenig eingeschränkt waren, daß ihrer Willkür die ganze Verwaltung preisgegeben war. Der Sturm der Entrüstung gegen Maura war so groß, daß dieser aus dem Kabinet Sagasta ausscheiden und dem Ueberläufer aus dem republikanischen Lager, Abarzuza, weichen mußte. Die Anhänger der autokratischen Regierungsform machten dem schwachen Kabinett das Leben so schwer, wußten Abarzuza so einzuschüchtern, daß dieser den Reformplan Maura's mehr und mehr abschwächte, so daß schließlich kein Zugeständniß von irgend welcher Bedeutung übrig blieb. Dieses Elaborat wurde dann endlich von Romero Robledo, den Unionisten und Konservativen genehmigt und daraufhin auch die Billigung der Cortes, welche ihm Gesetzeskraft verliehen. Während dies aber in Madrid geschah, hatten die Separatisten unter Führung von Maceo und Maximo Gomez so wie vieler anderer Guerrilleros des letzten großen Aufstandes die Fahne des Aufruhrs und der „Republik Cuba" entrollt: die blau-weiß-rothe Trikolore mit dem fünfeckigen goldenen Stern, dem Emblem des unabhängigen Staatswesens, das auch die Leiter der Revolution von 1868—1878 herzustellen bemüht gewesen waren.

So begann denn am 24. Februar 1895 der Kampf, der seitdem ohne Unterbrechung in allen Theilen der Insel gegen Spanien geführt worden ist, und der hätte vermieden werden können, wenn die liberale Regierung den Muth und die Kraft gehabt hätte, den Cubanern selbst nur die Zugeständnisse zu machen, die in dem ursprünglichen Reformprojekt Maura's in Aussicht genommen waren. Daß dies nicht geschah, ist nur der Union constitucional zu verdanken, welche mit allen Mitteln dagegen ankämpfte, den liberalen Generalgouverneur Calleja vor der öffentlichen Meinung Spaniens beständig des Verraths verdächtigte, gegen ihn intriguirte und immer von neuem auf seine Abberufung drang.

Der Ausbruch des cubanischen Aufstandes trug wesentlich zum Sturze des liberalen Kabinets bei und die Konservativen, die nun zur Regierung berufen wurden, dachten nicht daran, den Cortesbeschluß auszuführen und die vom Parlament angenommenen Reformen Abarzuza's in Kraft treten zu lassen, obgleich der Ministerpräsident Canovas del Castillo selbst vor 30 Jahren schon zu der Erkenntniß gekommen war, daß den Cubanern große Zugeständnisse gemacht werden müßten und damals ungefähr dasselbe vorgeschlagen hatte, was der Minister Maura neuerdings für nothwendig erachtete.

Immerhin war noch Hoffnung vorhanden, daß ein Ausgleich erzielt werden würde, wenn der Marschall Martinez Campos den Posten des Generalgouverneurs und des Oberbefehlshabers der königlichen Truppen in Cuba übernahm. Man kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß er seine ganze Thatkraft aufbieten würde, um die Anhänger der Republik, um die Separatisten zu überwinden, aber man war andererseits auch überzeugt, daß er als gründlicher Kenner Cubas und ungeachtet seiner konservativen Gesinnung den Autonomisten doch so viel Zugeständnisse machen würde, als sich mit der Ehre des Mutterlandes vereinigen ließ. Gerade dieser Umstand aber war den Unionisten verdächtig und sie zögerten nicht, von dem Augenblick an, als der Marschall in Cuba erschien, gegen diesen d. h. gegen ihren eigenen Parteigenossen und den Abgesandten der konservativen Regierung auf jede Weise, allerdings sehr geschickt und ganz im Geheimen zu intriguiren, weil sie nun und nimmer dulden wollten, daß den Kreolen oder gar den Farbigen ein Antheil an der Verwaltung der Insel gewährt würde. Durch diese mehr denn zweideutige Haltung aber trugen sie nur zur Entwicklung des Aufstandes bei, erschwerten Martinez Campos die Erfüllung der doppelten, militärischen und politischen, Mission, welche er übernommen hatte und schädigten das Vaterland, weil sie eben nur ihren eigenen materiellen Vortheil stets im Auge hatten und zu kurzsichtig waren, um das Verhängnißvolle ihres Vorgehens zu überschauen. Thatsächlich dienten sie durch ihr Verhalten den Aufständischen, denen, angesichts dieser Bestrebungen der Machthaber auf der Insel, die Sympathien der ganzen einheimischen Bevölkerung zu Theil wurden.

Daß die letztere die Sache der Separatisten nicht kräftig unterstützte, lag nur an der Unfähigkeit, dies zu können, denn es fehlte und fehlt auch heute noch den Aufständischen an Waffen und Munition. Wenn dieser Tage ein Berichterstatter des „New-York Herald" ein genaues Verzeichniß der einzelnen Truppenabtheilungen der Republikaner mitgetheilt und die Summe aller Kämpfer auf 44 800 beziffert hat, so muß die Richtigkeit dieser Angaben

doch bezweifelt werden. Nach genauen Mittheilungen, die wir darüber erhalten haben, dürfte sich die Gesammtzahl kaum auf 35 000 Bewaffnete erheben — beinahe fünf Mal mehr als während des zehnjährigen Aufstandes von 1868 bis 1878 stets unter Waffen waren.

Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß die Aufständischen von einem Tage zum andern ein Heer von 100 000 und mehr Soldaten ins Feld führen könnten, wenn sie im Stande wären sich Waffen zu verschaffen. Ein großer Theil von denen, die heute den Kampf führen, entbehren noch jeder Schußwaffe und sind nur mit dem Machete, einem etwa 50 cm langen, ca 5 cm breiten, spitzauslaufenden Haumesser versehen, das in friedlichen Zeiten zur Beseitigung des Gestrüpps und zum Abschneiden des Zuckerrohrs verwandt wird.

Was die Organisation der Aufständischen anbetrifft, so müssen wir uns an das halten, was die am 16. September 1895 in Jimaguayú beschlossene „Verfassung der provisorischen Regierung der Republik Cuba“ bestimmt und was in der konstituirenden am 28. September 1895 in Jimaguayú abgehaltenen Versammlung verfügt worden ist.

An der Spitze der provisorischen Regierung steht Salvador Cisneros; die Vizepräsidentschaft wurde Bartolomé Masó übertragen; das Sekretariat des Krieges wird nach Roloff's Tode von Mario Menocal; das des Aeußern von Rafael Portuondo; das der Finanzen von Severo Pina, das des Innern von Santiago Garcia Cañizares verwaltet. Alle diese Männer sind Weiße, haben eine gute Ausbildung im Auslande genossen und haben seit Jahrzehnten die Interessen der Eingeborenen Cubaner gegenüber der Regierung und den Cortes des Mutterlandes vertreten.

Der Oberbefehl über die Truppen wurde Maximo Gomez, der aus St. Domingo gebürtig ist, übertragen; zu seinem Stellvertreter wurde der Mulatte Antonio Maceo ernannt, der mit Gomez zusammen auch den letzten großen Aufstand geführt hat.

Das Heer ist in fünf Armeekorps getheilt. Der Prozentsatz der Farbigen in ihm dürfte sich höchstens auf 20 belaufen, während er hinsichtlich der Gesammtbevölkerung mehr als 35 beträgt; es ist somit falsch, von dem Heere der Aufständischen oder von einem schwarzen Niggergesindel zu sprechen. Die Mannszucht ist eine sehr strenge; jede Ausschreitung, jede Uebertretung der Befehle der Offiziere werden ebenso hart bestraft wie im spanischen Heere. Die Farbigen steigen nur in Ausnahmefällen bis zum Majorsrange auf; wo sie höhere Chargen bekleiden, danken sie dieselbe meist der außergewöhnlichen Tapferkeit, die sie — namentlich im letzten Aufstande — bekundet haben. Im Generalstabe des ersten von Maceo befehligten Armeekorps befinden sich unter den 15 hohen Offizieren nur drei Farbige; bei einem vierten ist der Ursprung zweifelhaft, man hält ihn für einen Quadronen oder Okteronen, die anderen aber sind zweifellos Weiße, Kreolen.

Die Vertretung der Republik im Auslande ist dem Expräsidenten der früheren provisorischen Regierung Tomás Estrada Palma übertragen, der zugleich der Präsident der großen Revolutionsjunta in Newyork ist.

Die Unterbefehlshaber, die Führer der kleinen Guerrillaschaaren, sind durchweg tapfere erprobte Soldaten und es ist ein Irrthum zu glauben, daß diese Trupps aus Landstreichern zusammengesetzt sind; sie bestehen vielmehr aus sorgfältig geschulten, der Gegend, in der sie dienen, genau kundigen Männern, die sich des Ernstes ihrer Sache völlig bewußt sind, und für die Befreiung ihres Heimathlandes mit ihrem Leben eintreten, es meist auch im Kampf dafür lassen. Da für jeden, der im Felde fällt, vielfacher Ersatz da ist — so weit eben die Waffen reichen — erhält sich das Heer der Aufständischen in seinem Bestande. Alle Kombattanten sind vorzügliche Reiter und Infanterie gibt es kaum.

Hätte die konservative Regierung Spaniens noch im Spätherbst vorigen Jahres dem ihr von kundiger Seite ertheilten Rath Rechnung getragen und eine cubanische Nationalversammlung einberufen; hätte sie sich auf die von dem hervorragenden Politiker und Advokaten Montoro geleitete Autonomistenpartei gestützt, die den Aufstand verwarf und die friedliche Entwicklung der Dinge erstrebte, so hätte sie auch dann noch dem Blutvergießen ein Ende machen können. Martinez Campos war persönlich auch in diesem Sinne und nach dieser Richtung hin thätig. Die Unionisten aber waren stärker als er und es gelang ihnen, den Marschall bei der Centralregierung und namentlich bei den Männern der äußersten konservativen Rechten zu verdächtigen, was bei der Gegnerschaft Romero Robledos und seiner Genossen gegen den General nicht schwer war. Gegen das Ende des vorigen Jahres wurden Gerüchte in Umlauf gesetzt, denen zufolge Martinez Campos Verrath am Vaterlande plante, seine militärischen Pflichten vollständig vernachlässigte und mit den Aufständischen paktirte; ja man ging noch weiter und behauptete, daß er sich dabei selbst zu bereichern suchte, auf seine Einsetzung zum Vizekönig des autonomen Vasallenstaates Cuba abzielte und dergleichen mehr.

Diesen Umtrieben war ein Mann von so rechtlicher Gesinnung und Offenheit wie Martinez Campos nicht gewachsen; dieselben Männer, welche ihm Ende Dezember 1895 eine öffentliche Kundgebung veranstalteten, um ihn scheinbar zu feiern, telegraphirten am folgenden Tage heimlich nach Madrid, um ihn zu stürzen — und es gelang. Martinez Campos wurde abberufen, d. h. es geschah das Ungeeignetste was überhaupt geschehen konnte. Martinez Campos hatte dem nutzlosen Blutvergießen, einem Bürgerkriege, der Jahre dauern kann, durch Gewährung völlig berechtigter Zugeständnisse ein Ende machen wollen, und die Regierung ließ sich bethören, an seine Stelle einen Gewaltmenschen zu berufen.

Am 11. Februar landete General Weyler in Habana und die Folge seiner unmittelbar darauf veröffentlichten drakonischen Verordnungen war, daß ein großer Theil der besten Gesellschaft der Hauptstadt Cubas — in den ersten Tagen an tausend Personen — die Insel verließen, um sichere Zuflucht im Auslande zu suchen. Wer Sympathien für die Aufständischen zeigte, setzte sich der Gefahr aus, dem Kriegsgerichte unterworfen zu werden und da auch die höchsten Klassen der eingeborenen Bevölkerung durchaus auf Seiten der Aufständischen stehen und nichts mehr ersehnen, als daß die spanischen Herren, die die Cubaner wie Sklaven halten und achten, vertrieben werden, so suchten diejenigen, welche es vermochten, bei Zeiten ihr Heil in der Entfernung, um vom Auslande her um so nachdrücklicher das Interesse der Kreolen zu vertreten.

Die rohe Gewalt wird vielleicht den Sieg davontragen, wenngleich General Weyler selbst seine Meinung dahin äußerte, daß doch wiederum anderthalb Jahre darüber vergehen werden; Friede wird der Insel dadurch aber nicht gegeben werden. Wenn jetzt die spanische Regierung angesichts der starken Pression der Nordamerikaner den Cubanern die Reformen Abarzuza's in Aussicht stellt, so genügt ein flüchtiger Blick in diese Verordnungen, um zu begreifen, daß die Aufständischen ebensowenig wie die Autonomisten und die gemäßigsten Liberalen sich damit zufrieden erklären können. Denn was die Reformen auf dem Papier gewähren ist zwecklos, wenn die spanische Centralregierung nicht zugleich auch Garantien bietet, daß die Reformen ehrlich und ohne Rücksicht auf die spanischen Beamten, Großgrundbesitzer und Großhändler durchgeführt werden. So lange die Bestätigung jedes von der Einwohnerschaft gewählten Mitgliedes des Kolonialraths von der Willkür des Statthalters abhängig ist, so lange das allgemeine Budget der Insel in Madrid und ohne Zustimmung der Eingeborenen festgestellt wird, so lange der cubanische Kolonialrath nur über drei bis vier Prozent der Inseleinnahmen verfügen kann, während das Mutterland die übrigen 96 bis 97 Prozent zu seiner Verfügung beansprucht, so lange den Cubanern gegenüber ein anderes Maß von Gerechtigkeit geübt wird als den Spaniern gegenüber — so lange ist an einen dauernden Frieden nicht zu denken.

Spanien kann sich Cuba in Zukunft nur erhalten, wenn es den Cubanern dieselben Rechte gewährt wie seinen europäischen Staatsbürgern — und im Grunde wären diese Konzessionen wohl die 100 bis 150 Millionen werth, die es jährlich von der Insel bezieht.

Gustav Diercks.

Parlamentsbriefe.

XVI.

Was auch immer das Schicksal der zahlreichen andern Vorlage sein möge, die den Reichstag beschäftigen, das Börsengesetz wird wohl zu Stande kommen. Dieser Ueberzeugung sind wir vom Beginn der Session an gewesen, und der Verlauf bestätigt diese Ueberzeugung. Man ist geneigt, in dem Börsengesetz eines der großen Mittel zu erblicken, durch welche der Landwirthschaft geholfen werden kann, wenn es auch nicht für ganz so groß gehalten wird, wie der Antrag Kanitz und die Doppelwährung. Seine Größe wird aber noch um einen Schuh wachsen, wenn es gelingt, ein Verbot des Terminhandels im Getreide, des „Blanko-Terminhandels," wie man sich neuerdings auszudrücken liebt, durchzusetzen; und daß dies gelingen werde, dafür ist auch Aussicht vorhanden.

Einige überaus thörichte und aller Sachkenntniß baare Schriften, die in den letzten Wochen erschienen sind, haben sich bemüht, die Entbehrlichkeit und Verderblichkeit dieser Geschäftsform darzulegen. Nach unserer Anschauung ist jeder Versuch vom Uebel, der Freiheit des Verkehrs Schranken anzulegen. Wir halten die Börse nicht für eine Institution, die einer besonderen gesetzlichen Regelung bedarf; sie ist im Wesentlichen ein Lokal, in welches sich der Bequemlichkeit halber eine Anzahl von Geschäften zusammendrängen, welche für den Verkehr unentbehrlich sind und ebenso gut in jedem andern Lokal zum Abschluß gebracht werden können. Den Abschluß von Geschäften, die für das wirthschaftliche Leben nothwendig sind, kann man belästigen und vertheuern, aber man kann ihn nicht verhindern. Mißbräuche der Freiheit kann man nur unterdrücken, wenn man die Freiheit selbst unterdrückt. Quacksalberkuren stellen die Gesundheit nicht her, sondern rufen nur neue Krankheitserscheinungen hervor.

Wir hielten daher den Gedanken, ein Börsengesetz zu erlassen, von Grund aus für einen verfehlten. Wir sahen voraus, daß ein solches Gesetz keine einzige der nützlichen Wirkungen haben wird, die man sich davon verspricht, sondern nur Schaden bringen und nur Schaden, am meisten für diejenigen, die den Erlaß eines solchen Gesetzes am ungestümsten fordern. Sie werden im Privatleben den Schaden ersetzen müssen, den sie als Gesetzgeber jenen zufügen, welche an der Börse den Anforderungen des wirthschaftlichen Lebens genügen. Daß wir mit dieser Auffassung gegenüber den wirthschaftlichen Anschauungen, welche seit anderthalb Jahrzehnten die herrschenden geworden sind, nicht durchdringen würden, haben wir von Anfang an gewußt. Was unsere Gründe nicht haben zu Wege bringen können, wird der Erfolg lehren; stultorum magister eventus.

Das Börsengesetz wird in der Fassung, in der es zu Stande kommt, beträchtlichen Schaden stiften. Wir haben uns an dem aussichtslosen Versuche nicht betheiligt, in ihm annehmbare und unannehmbare Bestandtheile zu unterscheiden; uns ist es ziemlich gleichgültig, ob der berühmte Börsenausschuß auf drei oder auf fünf Jahre gewählt werden wird, ob er zu einem oder zu zwei Drittheilen aus Börsenbesuchern zusammengesetzt ist. Uns wäre es am liebsten, wenn er ausschließlich aus solchen Elementen zusammengesetzt würde, die an seine Nützlichkeit glauben. Mit welchen Empfindungen würde das Offizierkorps auf einen militärischen Ehrenrath blicken, in welchem Männer das große Wort führen, die dem Heere nicht angehören; wir wünschen, daß der Kaufmannsstand mit den gleichen Empfindungen auf den Börsenausschuß blickt und daraus seine Folgerungen zieht.

Das Abgeordnetenhaus hat für einige Tage Ferien gemacht und seine Kommissionen arbeiten lassen. In einer dieser Kommissionen wurde der Grundsatz, daß das Land zwangsweise mit einem Netz von Handelskammern überzogen werden soll, welchem das Rückgrat fehlt, abgelehnt. Die konservative Partei hat das Vertrauen darauf verloren, daß solche büreaukratische Organisationen, mit denen man auch Landwirthschaft und Handwerk beglücken will, Gutes schaffen können und Herr von Berlepsch, der Urheber dieses Vorschlages, blieb ziemlich isolirt. Was uns bei diesem Hergange allein interessirt, ist die Wahrnehmung, daß der Glauben an die Allweisheit des Staates an diesem einen Punkte ins Schwanken gebracht ist.

Das Herrenhaus beschäftigte sich beim Mangel eines besseren Stoffes mit Petitionsberathungen. Herr von Durant, der sich seit dem Tode des Herrn von Senfft-Pilsach allmählich zum interessantesten Mitgliede des Herrenhauses heraufgearbeitet hat, ereiferte sich sehr lebhaft dafür, daß der Schulchan-Aruch von Staatswegen in das Deutsche übersetzt wird. Er gab indessen keine Garantie dafür, daß, wenn diese Uebersetzung bewirkt worden, auch nur er selbst sie aufmerksam lesen werde. Wenn er Wißbegierde hegt, hätte er sie aus der vor einigen Jahren erschienenen Uebersetzung von Pavly, der sein Werk auch mit Erläuterungen versehen hat, vollkommen befriedigen können. Der Schulchan-Aruch ist die Arbeit eines jüdischen Rabbiners aus dem sechzehnten Jahrhundert und wird, ohne eine ausschließliche Autorität zu besitzen, als Nachschlagebuch für Fragen des jüdischen Ritus benutzt. Ob, wie der national-liberale Bürgermeister Struckmann behauptet, etwas Unsittliches darin steht, weiß ich nicht. Wenn es der Fall ist, kann man die jüdischen Schriften aus dem sechzehnten Jahrhundert in demselben Winkel stehen lassen, wie die jesuitischen Moraltheologien aus dem siebzehnten Jahrhundert. Das Herrenhaus hat übrigens den seltsamen Vorschlag abgelehnt.

Nach dieser wichtigen Diskussion über den Schulchan-Aruch hat das Herrenhaus dann auch noch das Lehrerbesoldungsgesetz kurzer Hand abgelehnt.

Proteus.

Das ungarische Millennium.

Das ungarische Volk schickt sich an, ein seltenes Fest zu begehen. Der tausendjährige Bestand Ungarns als staatliche Gemeinschaft in Europa wird in den ersten Maitagen in allen Gauen des Ungarreiches gefeiert werden. Am 2. Mai wird die mit den großen Kosten ins Werk gesetzte Millenniumsausstellung in der Hauptstadt Ungarns eröffnet, welche vor der Mitwelt Zeugniß ablegen soll, was Ungarn am Ende des Jahrtausends geworden ist, und welche die Stadien der Entwicklung innerhalb dieses Zeitraumes zur Anschauung bringt. Am 8. Juni, dem Jahrestag der Krönung des Kaiser-Königs Franz Joseph, wird sich der ungarische Reichstag zum ersten Male in dem stolzen Palaste, der sich in den Wellen des mächtigen Landesstromes, der Donau, spiegelt, versammeln und das sanktionirte Gesetz verkünden, welches die Erinnerung an die große Landesfeier dem Gesetzbuche Ungarns einverleibt und das in Stein gemeißelten im Reichstagsgebäude verewigt werden wird. Dann wird sich ein Zug von seltenem Glanz und kaum dagewesener Pracht über die große Kettenbrücke in die Ofener Burg hinaufbewegen: die Vertreter des Volkes und die Magnaten des Reiches werden dem gekrönten König in seiner Burg ihre Huldigung darbringen, nachdem sich der Wunsch nicht erfüllt hat, den König als Glied der Gesetzgebung im Parlament erscheinen zu sehen.

Eine der letzten Wagen der großen Völkerwanderung brachte die Ungarn aus ihrem Ursitz, aus Scythien, der Hochebene des nordwestlichen Asiens, der Heimath der Steppen- und Reitervölker, um die Mitte des 9. Jahrhunderts nach Europa. In tiefes Dunkel ist, wie die Urgeschichte jedes Volkes, auch jene der Ungarn gehüllt, und die Legende, welche die Jahrhunderte überliefert haben, vermag dem kritischen Zweifel der geschichtlichen Forschung nicht Stand zu halten, welche sich mit ihrer Skepsis selbst an die älteste mächtige Heldengestalt des Landbegründers Arpád heranwagt. Die Legende aber ist in das Bewußtsein und das Gefühl des Volkes übergegangen, welches in Arpád den Gründer des ungarischen Staates verehrt und der naiven Phantasie des Volkes folgt nicht nur die Kunst, wenn sie durch Michael Munkácsy's Meisterpinsel die Landnahme verewigt, sondern auch die Gesetzgebung, indem sie im Millenniumsgesetze der göttlichen Vorsehung dafür Dank sagt, „daß sie das von Arpád und seinen tapferen Heerschaaren begründete Vaterland in ihren Schutz genommen“. Soviel ist trotz aller Kontroversen der Geschichtsforscher sichergestellt, daß die Ungarn im Jahre 896 die große Tiefebene zwischen Donau und Theiß besetzt und erobert hatten, in welcher auch heute noch der magyarische Stamm ausschließlich dominirt. Zehn Jahre vorher soll nach der Legende jener Blutvertrag geschlossen worden sein, durch welchen Arpád, der Sohn des Almos, zum Führer und Fürsten der Nation erhoben wurde.

Ein Jahrhundert hindurch bildeten die Ungarn ein fremdes Element in Europa, eine arge Bedrohung für ihre westlichen Nachbarn durch ihre kühnen Beutezüge, die bis ins Elsaß reichten und mehr als einmal den Sachsenboden verheerten. Im Jahre 1000 vollzog sich das Ereigniß, welches für die Kulturgeschichte Europas von der größten, bisher nicht hinreichend gewürdigten Bedeutung wurde. Stephan, der Sohn des Herzogs Geza, vermählt mit Gisela, der Tochter des Bayernherzogs Heinrich II, nahm das Christenthum an und machte es sich zur Lebensaufgabe, Ungarn zu einem christlichen Staat zu gestalten. Papst Sylvester II. übersandte ihm eine für den polnischen Herzog Boleslaw bestimmte Krone und stattete ihn als Schutzherrn der Kirche mit jenen weitreichenden Privilegien aus, welche noch heute die Prärogative des apostolischen Königs über die katholische Kirche in Ungarn bilden. Am Maria-Himmelfahrtsfeste des Jahres 1000 wurde Stephan I. zum ersten König von Ungarn gekrönt. Für das Schicksal und die Entwicklung Ungarns wurde es entscheidend, daß Stephan sich nach Rom gewendet hatte und nicht nach Byzanz. Vor die Wahl zwischen dem Osten und dem Westen gestellt, hatte Ungarn sich für den Anschluß an die Kultur des Westens entschieden. Von diesem Augenblicke an blieb Ungarn Jahrhunderte hindurch die Vormauer Europas gegen Osten. Der furchtbare Einbruch der Tartaren war die erste Heimsuchung, die es in dieser Eigenschaft zu bestehen hatte.

Ein Ereigniß von weltgeschichtlicher Bedeutung war die erste Berührung Ungarns mit dem Begründer der Habsburgischen Dynastie. In dem Kampfe zwischen Rudolf von Habsburg und dem Böhmenkönig Przemysl Ottakar wurde die Bundesgenossenschaft entscheidend, die König Ladislaus IV., der Kumanier, dem deutschen König Rudolf leistete. Die 4000 ungarischen und kumanischen Reiter gaben in der Schlacht am Marchfeld den Ausschlag gegen Ottokar. Seit jener Zeit waren die Augen der Habsburger jederzeit sehnsuchtsvoll auf Ungarn gerichtet und von da ab begannen die Bestrebungen, durch verwandtschaftliche Bande Ansprüche auf das reiche Land zu erwerben und zu vermehren.

Noch war Ungarn zur Angliederung an die Habsburgsche Hausmacht nicht reif. Es folgte seine Glanzzeit unter den Anjous, unter dem Reichsverweser Johann Hunyadi, dem Schrecken der Türken und unter dessen Sohn, Mathias Corvinus, welcher die ungarische Herrschaft über den Balkan ausdehnte. Die Bogumilen, diese merkwürdige ketzerische Sekte Bosniens, die als Vorläufer der Albigenser gilt, und deren letzte Reste sich noch heute im Narenta- und im Ramathal erhalten haben, waren es, welche die Feldzüge der Hunyadis veranlaßten und langsam in die Berührung mit den Türken brachten, die für das Land so verhängnißvoll werden sollte. Sechsunddreißig Jahre nach dem Tode Mathias Corvinus erlebte Ungarn seine tiefste Erniedrigung. Auf dem Blutfelde von Mohacs ward König Ludwig II. erschlagen und Ungarns nationale Selbständigkeit begraben. Mehr als Zweifünftel des Landes eroberten die Türken, um den Rest stritten die Ferdinande, Leopold und Josef I. mit den Zapolyas und Rakoczys.

Anderthalb Jahrhunderte seufzte das unglückliche Land unter dem Joche der Türken und unter dem Fluche der Religionskriege. Der Protestantismus hatte in dem Lande mächtige Wurzel geschlagen, in den Tiefebenen galt die Lehre Calvin's als die „ungarische Religion“. Von Wien aus wurde die Gegenreformation mit Feuer und Schwert betrieben. Lutherani comburentur lautete die Losung. Die gewaltsame Bekehrung der Lutheraner und Calviner blieb für die Machthaber die wichtigste Aufgabe, als Carl von Lothringen Ofen zurückerobert, Eugen von Savoyen die Schlacht bei Zenta geschlagen hatte. Hand in Hand mit der Gegenreformation ging der Kampf gegen die ungarische Verfassung und die verfassungsmäßigen Rechte des Landes.

Von Stephan dem Heiligen begründet trug diese Verfassung von Anfang an den Charakter eines bilateralen Vertrages. Sie gewährte Rechte und Pflichten für den Herrscher und die berechtigten Klassen, die ihre Vertretung in den Ständen fanden. In der goldenen Bulle Andreas II., die 1222, sieben Jahre nach der magna charta Englands, erlassen wurde, fanden diese verfassungsmäßigen Rechte ihre Ausweitung, und die Zweiseitigkeit des Verhältnisses kam scharf zum Ausdruck durch das jus resistendi et contradicendi, welches den Bischöfen, Magnaten und allen Adeligen gegen den König eingeräumt wurde. Noch in dem Inauguraldiplom, welches Kaiser Franz Josef ausstellte, und in seinem Krönungseide vom 8. Juni 1867 wird die Einhaltung dieser goldenen Bulle angelobt, mit Ausnahme jenes Punktes, welcher das Recht des Widerstandes und des Widerspruches für die Stände statuirt. Die Aufhebung dieser avitischen Verfassung und die Behandlung Ungarns als österreichische Provinz war seit der Befreiung Ungarns von der Türkenherrschaft das Ziel der österreichischen Herrscher und ihrer Minister. Erst Karl VI. beendete diese Kämpfe durch den Szatmarer Frieden, welcher die Aufrechthaltung aller Rechte und Gesetze Ungarns und Siebenbürgens und zugleich die freie Religionsübung stipulirte. Der Grund dieser Konnivenz des Kaisers wurde wenige Jahre später klar, als dem Reichstage die pragmatische Sanktion unterbreitet wurde, welche das Erbrecht der weiblichen Linie, in erster Reihe jenes Maria Theresias begründen und sichern sollte. Auch in dieser pragmatischen Sanktion, die noch am heutigen Tage das Grundgesetz Ungarns und der Monarchie bildet, begegnet uns der bilaterale Vertrag zwischen König und Nation, der sich 1790 erneut in der Gesetzgebung Leopold II., welche den durch Josef II. geschaffenen Konflikt beseitigen sollte. Denn weder der Szatmarer Frieden, noch die pragmatische Sanktion haben einen Zustand dauernden inneren Friedens geschaffen. Der Kampf gegen die Verfassung dauerte fort, bald offen wie unter Josef II., bald latend, wie unter Maria Theresia und Kaiser Franz. Dann folgt die Umgestaltung der feudalen Verfassung Ungarns in eine moderne repräsentative und der große Freiheitskampf der Jahre 1848 und 1849 zum Schutze und zur Vertheidigung dieser Verfassung, in welcher ganz Ungarn seine nationale Selbständigkeit und seine Freiheit verkörpert sah. Wie einst bei Mohacs durch die Türken ward Ungarns Freiheit und staatliche Existenz noch einmal zertreten: unter den Hufen der Kosakenpferde bei Vilagos. Aber nur für kurze Zeit. Was Ludwig Kossuth's ungestüme Leidenschaftlichkeit auf's Spiel gesetzt und verloren hatte, das eroberte Franz Deak's Weisheit und Zähigkeit zurück. Der Ausgleich des Jahres

1867 brachte nach Jahrhunderte langen Kämpfen Ungarn den inneren Frieden, die bürgerliche Freiheit, die nationale Selbständigkeit, die Existenz als Staat. Das Volk, das nach dem Ausspruche seines Dichters „für seine Vergangenheit und seine Zukunft gebüßt hatte“, konnte sich einer schönen Gegenwart hingeben.

Selten hat sich an einem Volke und einem Lande die Macht der Freiheit so zaubergewaltig erprobt, wie an Ungarn. Jahrhunderte lang war es vernachlässigt worden und der Wohlthaten einer modernen Verwaltung war es erst in den letzten zehn Jahren des Absolutismus von 1850—1860 theilhaft geworden. Diese ihm zugedachten Wohlthaten haßte aber das ungarische Volk, weil sie ihm von der Hand der Machthaber geboten wurden, die Ungarn in einen Friedhof verwandelt hatten, weil es sie mit dem Verluste der politischen Freiheit bezahlen sollte. Erst als das Land sich selbst wiedergegeben war, schritt es machtvoll an die Arbeit. Was in diesem Zeitraum von weniger an dreißig Jahren auf dem Gebiete der kulturellen und wirthschaftlichen Entwicklung geleistet wurde, ist geradezu bewunderungswürdig. Aus einem fast mittelalterlichen Gemeinwesen wurde ein nach jeder Richtung modernes Staatswesen geschaffen, dessen Herz eine jäh und stolz emporgewachsene Metropole bildet, die vom ganzen Lande mit Liebe gepflegt und gefördert wird.

In den Jahrhunderte langen Kämpfen hat sich das ungarische Volk einen seltenen politischen Sinn und Instinkt angeeignet. Die Ungarn sind Virtuosen der Politik und sie sind Meister in der Kunst, mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen. Es ist der Ausfluß dieser politischen Begabung, daß sie inmitten der harten wirthschaftlichen Arbeit, die sie bewältigen mußten, um aus dem Chaos einen Kulturstaat zu gestalten, inmitten der täglichen Gesetzgebungsarbeit und der Kompromisse, zu denen die Tagespolitik zwingt, sich den Sinn für die großen freiheitlichen Fragen unberührt zu wahren gesucht und gewußt haben. In den großen Freiheitskämpfen, in denen Ströme kostbaren Blutes vergossen wurden, haben sie sich die große Lehre erworben, daß man die Freiheit voll besitzen muß oder sie ganz entbehrt, und Franz Deak, der Weise der Nation, hatte dieser die Maxime hinterlassen: „Was Kraft und Gewalt wegnehmen, das können die Zeit und günstige Umstände wieder zurückbringen; worauf aber die Nation aus Furcht vor Leiden selbst verzichtete, dessen Wiedergewinn ist immer schwer und zweifelhaft.“ Darum hat Ungarn in der Zeit, als die Reaktion über Oesterreich hereinbrach, den gigantischen kirchenpolitischen Kampf aufgenommen, und es blieb Sieger, weil es nicht besiegt sein wollte. Und in dem Gesetze, in welchem die Ungarn das Andenken der tausendsten Jahreswende der Landesgründung niederlegen, verewigen sie zur Erinnerung für die spätesten Geschlechter das Grundprinzip der ungarischen Verfassung, den zweiseitigen Vertragscharakter derselben, der Treue und Vertrauen gegenüber dem Könige dem Volke auferlegt; Treue und Vertrauen zum Volke vom Könige heischt. Diese unerschütterliche Treue zu seiner Verfassung und seinen verfassungsmäßigen Freiheiten hat das ungarische Volk durch die Jahrhunderte begleitet; sie war seine Stütze in den bittersten Heimsuchungen, seine Tröstung in den schwersten Prüfungen. Das ist es, was jedem Freunde bürgerlicher Freiheit Sympathie und Achtung einflößen und für das „Volk des Ostens“ den aufrichtigen Wunsch wachrufen muß: alterum in lustrum meliusque semper prorogat aevum.

Wien, im April 1896.

Gustav Steinbach.

Der Lyriker Martin Greif.

Er gehört zu den Dichtern, die einen fassungslos machen können. Man durchläuft alle Stadien bei ihm, von freudiger Ueberraschung bis zum grimmigsten Aerger, und sitzt mit einem süßsauren Gesicht nach der Lektüre seiner Gedichte da. Und es wird einem klar, wie es möglich ist, daß kein Poet unserer Gegenwart so umstritten wird wie Martin Greif, daß er für die einen der Lyriker κατ᾽ ἐξοχήν, für die anderen ein öder Reimer und Goethe-Nachahmer ist.

Vielleicht über keinen lebenden Versdichter sind so viel Bücher geschrieben worden wie über ihn, seine gesammelten Gedichte mußten soeben zum sechsten Male neu aufgelegt werden, unter seinen Anhängern finden sich wahre Fanatiker. Jahre und Jahre dauert der Streit nun, ohne daß sich eine allgemeinere Anschauung hätte bilden und durchringen können. Ob es dazu überhaupt kommen wird, mögen die Götter wissen. Denn Greif steht immer auf der schmalen Grenze zwischen Erhabenem und Lächerlichem. Und im letzten Grunde wird gerade vor seinen Liedern der Kritiker mit ihm selbst fragen müssen: „Wer will sagen, was bleibt, wer, was flüchtig vergeht?“

Martin Greif ist vielleicht derjenige unter den lebenden deutschen Poeten, der das Wesen des Lyrischen am tiefsten erfaßt hat. Das Lyrische hier in seiner engsten Begrenzung genommen. Er ist der Dichter der halben Andeutungen, der leisen Ahnungen, des Unbewußten. Man wird plötzlich trüb gestimmt und weiß nicht warum; man weint und kann es nicht verstehen; der Grund ist uns noch nicht klar geworden — solche ziellose Traurigkeit, solch irrendes Gefühl wiederzugeben ist Greif's beste Kunst. Er spricht es in dem Schönsten, was er schrieb, selber nicht aus; er malt nur ein kleines Bild, aber darüber liegt seine Stimmung wie eine zitternde Luftschicht, die heimlich schwingt und etwas in unserer Seele gleichfalls in Schwingungen versetzt. So bannt er das Gefühl in die Anschauung selbst hinein, er wirft ein winziges Saatkorn aus, aber darin liegt die Kraft des Sich-Entfalten-Könnens, und in Sekunden kann sich, wenn der Boden in uns dafür vorhanden ist, aus dem Saatkorn das Bild eines rauschenden Aehrenfeldes entwickelt haben mit brütender Sommerhitze darüber und schönen blauen Blumen darin. Deshalb wird Greif von so vielen überhaupt nicht verstanden, weil er fast am meisten von allen Lyrikern voraussetzt. Uhland wird nicht zum wenigsten darum so viel gelesen, weil auch für Leute, die für das eigentlich Dichterische kein Organ besitzen, noch ein ziemlich bedeutender stofflicher Reiz übrig bleibt. Der aber fehlt in den bezeichnendsten Poesien Greif's ganz und gar. Und mangelt dem Leser das lyrische Gefühl und Gemüth, die mit- und nachschaffende Kraft der Phantasie, so steht er rathlos vor den kleinen Naturbildern und Liedern und wendet sich achselzuckend ab.

Ein Achtzeiler, der für Martin Greif's Art charakteristisch ist, sei hier angeführt. Er heißt „Vor der Ernte“

Nun störet die Aehren im Felde
Ein leiser Hauch,
Wenn eine sich beugt, so bebet
Die andre auch.
Es ist, als ahnten sie alle
Der Sichel Schnitt —
Die Blumen und fremden Halme
Erzittern mit.

Dieses kleine lyrische Juwel gibt, eingeschlossen in die reine Anschauung, eine Stimmungsperspektive, wie aus der neueren Lyrik vielleicht nur noch Storm's wundervolles Juli-Gedicht. Man sieht oder fühlt ordentlich das schwere Reifen im Feld, die zitternde heiße Luft, das ahnungsvolle Schauern der Aehren und Halme. Und das entwickelt sich in uns weiter. Ein schlechter oder mittelmäßiger Lyriker hätte vielleicht noch eine Strophe angehängt, die eine deutlich ausgesprochene Beziehung zum Menschen enthalten

hätte, etwa in der beliebten Art: Auch mein Sommer ist da, bald kommt der Schnitter Tod und mäht mit blanker Sichel. Greif verschmäht das. Ihm ist es genug, das ursprüngliche Naturbild gegeben zu haben. Das muß sich in dem fühlenden Herzen die beabsichtigte Stimmung unerbittlich erzwingen.

Greif — wir sehen es ja auch an der kurzen Probe — ist durchaus Erinnerungs- resp. Ahnungslyriker. Er genießt jede Freude nur in der Erinnerung, es liegt stets ein wehmüthiger Schleier darüber, die grünen Kränze, die er preist, sind längst verwelkt, die junge Liebe, die er feiert, ist längst todt. Die Sehnsucht ist Alles auch für diesen Lyriker, sie gibt entschwundenen verschollenen Gefühlen ein Ostern, daß sie vertieft und geläutert auferstehen, und verleiht der Erinnerung eine heilig-wehmüthige Innigkeit, wie sie dem Gedenken lieber Todten eignet. Aber gleichzeitig bestärkt sie auch eine gewisse Eintönigkeit. Man könnte als Motto vor die Greif'sche Gedichtsammlung die Verse Conrad Ferdinand Meyer's setzen:

„Verscherzte Jugend ist ein Schmerz
Und einer ewigen Sehnsucht Hort,
Nach seinem Lenze sucht das Herz
In einem fort, in einem fort!"

Die Natur und die Erinnerung, sagt Greif, beide „leiden im Prangen keine Schmach", und von der Natur speziell: „allen Sterblichen ihrer Jugend bleibst Du ein Bildniß". So geht seine Lyrik immer auch von der Natur aus. In ihr gibt er das Bildniß, das Gleichniß eines Jugenderlebnisses, eines Jugendgefühls. Dabei sind seine Symbole nicht einmal originell. Er hat gewisse stets wiederkehrende Naturanschauungen; selten daß er das Gefühl aus der individualisirten Natur heraus entfaltet, fast immer aus der typisirten. Er sagt Bäume, Vöglein, Blumen lieber und öfter als etwa Eichen, Finken, Veilchen. Er wiederholt, ohne sich zu schämen, die abgegriffensten Vergleiche. Der Winter hat das weiße Leichentuch, im Herbst treiben welke Blätter, im Frühling springen die Knospen. Die Natur im Allgemeinen regt ihn an, für die Natur im besondern, für das Einzelne der Natur hat er wenig übrig. Denn das Treibende ist und bleibt sein Gefühl, das Außenbild ist nur der Rahmen dazu aber auch die Kapsel, in die es eingeschlossen ist. Er kann Nuancen fühlen, aber nicht sehen. Er hat die halben ahnungsvollen Empfindungen, aber nicht die halben Farben. Ueberhaupt ist es bezeichnend für ihn, wie wenig Auge er für Glanz und Schimmer hat. Er sieht wohl die Konturen, aber nicht das Kolorit. Man kann sein Buch daraufhin durchprüfen und man wird immer nur finden: der grüne Wald, der grüne Hag, der blaue Himmel, die blaue Luft. Mit den Lerchen treibt er geradezu Unfug. Das ist sein auserwählter Vogel. Sonst läßt er wohl einmal „Philomele schluchzen" oder die Nachtigall „mit Wonneschall" singen — er bleibt also hübsch in den konventionellen Grenzen. Wie andere „allgemeine" Menschenliebe, hat er ein „allgemeines" Naturgefühl. Storm ist darin sein Gegensatz.

Aber dieses Allgemeine der Natur durchdringt er mit seltener Herzlichkeit. Er setzt sich nach alter Lyrikerweise schon durch die Anrede in einen innigen persönlichen Zusammenhang mit ihr und dem Theile, den er gerade vor hat. „Weile, letzter Sonnenstrahl", bittet er, „Du herzliebes Vögelein", redet er an, „Sonne, was machst Du?", fragt er. Und nehmen wir jetzt hinzu, daß er durchaus Erinnerungs- und Ahnungslyriker ist, so ist damit schon bald gesagt, an welche Jahreszeiten er sich besonders klammern wird. Nämlich hauptsächlich natürlich an den Lenz, den holden Stürmer, den Erreger der Herzen. Da brechen auch in ihm tausend Quellen auf. Die Sehnsucht packt ihn, die Erinnerung beschleicht ihn. Und noch einmal schlägt sein Herz beklommener. Wenn der Sommer sich zum Herbste neigt, wenn ein leiser Schauer die Früchte rührt, wenn alles an Vergehen mahnt. Dann wird er seine Ahnungen gar nicht los. Wie oft die beiden Worte: „ahnen — mahnen" in seinen Poesien vorkommen, ist nicht zu zählen. Er verräth seine ganze Naturanschauung einmal in den Versen: „Graun des Tages, welch ein Ahnen, Morgen, welch Gefühl bist Du!"

Der nahende Frühling, der nahende Herbst, der nahende Morgen, der nahende Abend — sie mit ihrer Gefolgschaft von leisen Bangnissen, scheuen Erwartungen, unklar drängenden Empfindungen geben Greif den Stoff zu seinen schönsten Gedichten und zu seinen kürzesten. Hier hat er sein ureigenstes Gebiet; hier ist er Meister in der schwersten Kunst, zu rechter Zeit zu schweigen. Man kann von ihm oft behaupten, daß er mehr durch das wirke, was er nicht sagt, als durch das, was er sagt. Wenn er sich von diesem kleinen Gebiete wagt, wird er unsicherer, wird er gesucht, gekünstelt, kopirt er. Den Sommer und den Winter kann er nicht besingen. Er hat einen Gewitterhymnus geschrieben, der am besten beweist, wie weit seine Kraft und Kunst geht und wo sie versagt. Die ruhige bange Schwüle zu vermitteln vermag er wohl. Aber den tobenden Kampf der Elemente darzustellen ist er nicht im Stande. Instinktiv lieh er sich dazu homerische Stelzen, und nun stolzirt die Sprache in Hamerling'scher Weise, und die Donnerkeile Homers in Martin Greif's Hand treffen doch nicht. Es bleibt Theaterdonner. Auch der Winter „liegt" seiner Begabung nicht. Er selbst sagt einmal: Winterzeit ist Nacht dem Sänger, nur ein Traum kann darin manchmal die verstummte Liederlust wecken.

Auf seinem engbegrenzten Gebiete sind Greif wundervolle kleine Stimmungsbilder gelungen, an denen sich Storm's Forderung, daß sich in einem vollendeten Gedicht das Geistige aus dem Sinnlichen ergeben müsse wie die Frucht aus der Blüthe, im höchsten Maße erfüllt. Aber Greif ließ sich gehen; der einzige Punkt fast, über den Freund und Feind einig sind: seiner Begabung fehlt jede Selbstkritik. Und so lief er bald an zwei Klippen an. Zunächst schleuderte er eine Unmenge Gedichte hin, in denen er wohl die Anschauung, die sein Empfinden erregt hat, gibt, in welche andererseits aber dieses Empfinden nicht genug hineingedrängt worden, ja daß also der angeschlagene Akkord durchaus keine verwandten Saiten bei uns trifft, sondern als Akkord verklingt, ohne sich in uns zur Symphonie zu entfalten. Die Muschel ist da, schimmert nur keine Perle aus ihr. Es fehlt dieser kahlen Anschauung dann jene sie umzitternde Stimmungsluftschicht, es fehlt der Keim, es kann sich nichts Geistiges entwickeln. Ein Beispiel für viele hunderte:

„Die Ufer erheben
Sich dämmernd umher,
Die Berge, sie streben
Ins wolkige Meer.

Ein Kahn noch durchschneidet
Die dunkelnde Fluth,
Die Sonne verscheidet
Und sinket und ruht."

Man braucht nicht wie jener Professor der Mathematik vor einem Kunstwerk zu fragen: „was beweist das?", um hier diese acht Zeilen, die nicht einmal den Vorzug eines einschmeichelnden Rhythmus für sich haben, als seelenlos bei Seite zu schieben. Hier ist nichts, was sich in uns fortbilden könnte. Gewiß mag das ursprüngliche Landschaftsbild viel Stimmung ausgelöst haben. Das sanfte Verlöschen der Sonne, das dämmernde Bergland, fern ein entschwindender Kahn — es mag uns wie Wehmuth dabei überkommen. Davon ist jedoch nichts in die Verse übergegangen. Sie haben das Unpersönliche einer mittelmäßigen Photographie. Und so geht es Greif ein paar Hundertmal.

Die zweite Klippe: Greif begann sich selber, seine kleine Eigenart, zu kopiren und zerrte in sechs Gedichtskizzen auseinander, was in machtvoller Zusammenfassung ein gutes, verinnerlichtes Gedicht mit intensiver Stimmung ergeben hätte. Deshalb die furchtbare Monotonie dieses Buches, die ewigen quälenden Wiederholungen, die ein testimonium paupertatis

sind. Jeder Dichter weiß aus eigener Erfahrung, wie sich in ihm ein ungeschriebenes Gedicht modelt, wie sich oft zwei Pointen, die beide gut resp. leidlich sind, einstellen, wie viel „Abfälle“ man übrig behält. Nichts leichter, als aus diesen Abfällen, aus zwei hübschen Zeilen, die dort, wohin sie eigentlich sollten, nicht recht zu brauchen sind, ein neues Gedicht zu machen. Nichts jedoch auch gefährlicher. Bei Greif finde ich Dutzende von Liedern, die so „abgesplittert“ zu sein scheinen. Man vergleiche nur die beiden folgenden:

Seite 60.	Seite 99.
Regenschwere Abendwolken Hüllen rings die Fernen ein, Nur, wo niederging die Sonne, Blieb zurück ein fahler Schein.	Dunkle Regenwolken ziehen Allerwärts ins Thal herein, Matt dahinter im Entfliehen Zuckt der letzte Sonnenschein.
Wohl auch er wird bald verschwinden, Immer blässer im Vergehn, Aber in den stillen Himmel Läßt zuvor er noch mich sehn.	Doch auch er ist bald zerflossen, Nacht zu werden droht es schier, Eine Lerche unverdrossen Singt allein nur über mir.

Die Pointe ist verschieden, die Stimmung und die Anschauung gleich. Aehnliche Wiederholungen, ein gleiches Sich-selbst-Kopiren findet man oft. Ein Zeichen der engen Begrenzung eines Talentes.

Und in der That: Die Begabung Martin Greif's ist groß nur für ein ganz kleines Gebiet. Damit ist das Urtheil über seine – viel zu weichen — Balladen gesprochen. Wer Blumen pflückt, hat keinen Sinn für scharfen Schwerterschlag. Allenfalls gelingt ihm in rührender und schöner Weise eine poetische Märchenerzählung. „Das klagende Lied“ mit seinem wundervollen dritten Abschnitt beweist es.

Einer unserer feinsten Kritiker sprach in der Unterhaltung einmal das böse Wort aus: Greif sei ein Komödiant. Ein Körnchen Wahrheit steckt darin, aber eben nur ein Körnchen. Greif ist sich zu sehr seiner Schlichtheit bewußt, er kokettirt mit seiner Einfachheit manchmal wie andere mit ihrem Prunk. Und so fällt er hie und da aus dem Schlichten wohl auch ins Triviale. Besonders unangenehm wirkt diese Koketterie mit dem Volkston. Die innige Weichherzigkeit von Greif kopirt ist gräßlich; eine Eierkuchenlyrik kommt dabei heraus, die man einer Maskenballbäuerin glaubt, nur keiner echten. Und dieses Gepräge der Echtheit verliert Greif in allen seinen freien Rhythmen und Hymnen, wo er Goethe nachahmt. Er ist ein Theilchen Goethe, aber er will mehr sein.

Der Streit der Meinungen zeigt am besten, wie sehr er über das Mittelmaß hervorragt. Wenn er sich entschließen könnte, seinen Gedichtband etwas zu entplundern, würde das noch sichtbarer sein. Die Meisterschaft im engen Gebiete des einfachen wie hingehauchten, ganz mit unausgesprochener Stimmung erfüllten Naturbildes wird man ihm nicht absprechen können. An echt lyrischem Empfinden übertrifft er sogar alle oder doch die meisten Lebenden. Nur darf er allerdings klagen: „Was so voll in mir versammelt, flieht mir vor der Lippe fort.“ Er hat für alles Leidenschaftliche, Dämonische, Frisch-tolle und Kräftige nicht die Kraft des Ausdruckes. Das soll kein Vorwurf sein, aber es soll seine Bedeutung begrenzen gegenüber der unsinnigen Ueberschätzung, die er von mancher Seite erfährt. Er ist einer der Dichter, dessen Werth und Unwerth nur die Nachwelt völlig sicher zu bestimmen vermag. Solche Dichter sind aber nie unbedeutend. Das mag wiederum denen gesagt sein, die ihn belächeln und unterschätzen.

Carl Busse.

Aus Shakespeare's Heimath.

Shakespeare hätte unserer kleinen Stadt keinen größeren Gefallen thun können, als in ihr geboren zu werden. Er ist die Seele des heutigen Stratford, aber leider weniger die geistige, als die materielle, wenn dieser Ausdruck gestattet ist. Shakespeare ist hier ein unschätzbarer Handelsartikel geworden. Wir haben ein Shakespeare-Hotel, in dem jedes einzelne Zimmer zur größeren Genugthuung des innewohnenden Gastes den Namen eines Shakespeare-Charakters trägt. Wir haben verschiedene Shakespeare-Restaurants, Shakespeare-Buchhandlungen, Shakespeare-Läden aller Art, in denen man Gegenstände à la Shakespeare kaufen, essen, trinken, rauchen und sonst auf irgend eine Weise konsumiren kann. Wir haben auch eine Kirche, in der der unsterbliche Sänger begraben wurde und deren Betrachtung einen Sixpence kostet — kurz und gut, Shakespeare ist hier ein Handelsartikel, den man beim Essen, Trinken, Wohnen, Rauchen und sogar beim Beten bezahlen muß.

Ganz wie die Badeorte am Fuße himmelstrebender Bergesriesen, so hat auch unser Stratford seine „Saison“. Kurz vordem der Kuckuck sich in den grünen Hecken längs des Flusses Avon einstellt, beginnt die Stadt aus ihrem Winterschlaf zu erwachen. In allen Hotels, Speiseanstalten und Läden wird gescheuert, gewaschen und geputzt; die Häuser werden angestrichen; die Schauläden füllen sich mit den neuesten Shakespearewaaren: Shakespeare-Löffeln, -Gläsern, -Kuchen, -Stiefeln, -Cigarren u. s. w. und alles bereitet sich auf den ersten großen Tag der Ernte, das heißt den 23. April vor, dem Geburtstag des Mannes, dem unsere Geschäftsleute während des Sommers ihre gefüllten Kassen verdanken.

Wenn man längere Zeit in Stratford wohnt, kann man sich kaum eines Gefühls der Enttäuschung erwehren. Am Geburtstage unseres Dichters hält man hier bei wohlgefüllten Tafeln begeisterte Reden, wohlgespickt mit tönenden Citaten; während der ganzen Woche flaggt man die Häuser und geht befrackt und gestiefelt in das Theater, dessen Thore sich kurz vorher geöffnet haben, um Licht und Luft in den winterverschlafenen Tempel der Musen hineinzulassen. Während einer Woche ist alles Shakespeare-trunken — viele sind es nicht nur im bildlichen Sinne des Wortes — und wenn der letzte Tag der Woche das letzte Diner im Rathhause gebracht hat, zieht man die Flaggen ein und der unsterbliche „William“ wird wieder ganz gewöhnlicher Handelsartikel im Werthe von einem Penny bis zu vielen Pfunden.

Ueber Weimar ruht der Geist Goethe's. Die Stadt betrachtet sich als eine Art Heiligthum, in der man der Gottheit der Musen einen dauernden Altar errichtet hat. Hier in Stratford kennen die meisten Einwohner Shakespeare nur dem Namen nach. Sein Geburtshaus war gänzlich vernachlässigt und theilweise in eine Schenke, theilweise in einen Schlächterladen umgewandelt worden, bis endlich im Jahre 1847 der bekannte amerikanische Unternehmer Mr. Barnum Unterhandlungen anknüpfte, das Haus anzukaufen und Stein bei Stein nach den Vereinigten Staaten überzuführen. Da erwachte denn doch das nationale Gewissen und das Parlament machte Shakespeare's Geburtshaus und andere mit dem Leben des Dichters verknüpften Baulichkeiten zum nationalen Eigenthum. Diese Gebäude befinden sich heute unter der Fürsorge des Herrn Richard Savage, der mit großer Energie und Sachkenntniß gerettet hat, was noch zu retten war.

„Shakespeare's Brithplace“, „Anne Hathaway's Cottage“ in dem benachbarten Dorfe Shottery“ und „the New Place“, der Ort, in dem des Dichters Sterbebette stand, sind so oft beschrieben worden, daß einige Worte von mir genügen werden. Das geräumige, im mittelalterlichen Stile erbaute und zwei Stock hohe Giebelhaus, in dem der Dichter das Licht der Welt erblickte, ist so gründlich restaurirt worden, daß sein Alter nur durch seine Bauweise verrathen wird. Das Haus hatte im Laufe der Zeit bedeutende Verände-

ungen erlitten, die den Bedürfnissen seiner neuen Bewohner entsprachen. Nach vorhandenen Bildern und Beschreibungen jedoch hat man den früheren Zustand so gründlich wieder hergestellt, daß der erfahrene Custodian Herr William Savage mit Recht auf das Resultat seiner Mühen stolz sein kann. Das Holzgerüst des Hauses ist vortrefflich erhalten. Die schweren Eichenbalken scheinen von dem Zahne der Zeit völlig unberührt geblieben zu sein. Wenn man in das Haus tritt, gelangt man in ein geräumiges Zimmer, in dem sich ein rauchgeschwärzter Kamin befindet; auf den Steinsitzen an der Seite desselben hat der junge Dichter wahrscheinlich oft genug die Abendstunden zugebracht. Im oberen Stockwerke wird das Zimmer gezeigt, in dem Shakespeare's Wiege gestanden hat, und während man ehrfurchtsvoll auf die leere Stelle starrt, macht der Führer auf die Inschriften und Namenszüge aufmerksam, die hier seit Jahrhunderten eingekratzt wurden. Da bemerken wir die Namenszüge von Walter Scott, Edmund Kean, Thackeray, Byron, Charles Dickens u. s. w. Heute ist es streng verboten, sich auf diese Weise an den Wänden zu verewigen.

Etwa zehn Minuten von dem Geburtshause entfernt, befand sich das Sterbehaus Shakespeare's; aber heute können wir nur die Ruinen der Fundamente des Gebäudes sehen. Ein frommer Herr, Rev. Francis Gastrell, erwarb das Haus im Jahre 1753 und da es seinen geistigen Bedürfnissen nicht angemessen war, ließ er es abreißen. Dicht dabei baute er ein anderes, christliches Haus auf, das ihm als Wohnort diente und heute als „The New Place" bekannt ist. Aber der fromme Herr ging in seinem Barbarismus noch weiter. In seinem Garten befand sich ein Maulbeerbaum, wohlbekannt als der Lieblingsbaum des Dichters, unter dem er zu träumen und wohl nicht selten zu zechen pflegte. Der Rev. gentleman mochte entweder die Maulbeerbäume oder die Erinnerung an den verstorbenen Dichterfürsten nicht leiden; und darum fällte er den prächtigen, alten Baum. An demselben Abend wurden dem geistlichen Herrn die Fenster eingeworfen — aber die Bewohner von Stratford zeigten zu spät eine Würdigung des Handelsartikels, zu dem sich der schöne, alte Baum hätte gestalten lassen.

Wenige Minuten von „The New Place" und gleichfalls in High Street lenkt „Shakespeare's School" die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich. Es ist ein Gebäude in demselben mittelalterlichen Stile wie das Geburtshaus; es hat zwei Stockwerke und ein Giebeldach. Das beste Zeugniß für die merkwürdig solide Bauart der damaligen Zeit bietet die Thatsache, daß das Gebäude noch heute demselben Zwecke dient wie in den Tagen des Dichters; noch heute bildet es einen Theil der King Edward VI Grammar School und noch heute lernen die Kinder Stratfords ihr Latein und Griechisch in Räumen, in denen ihr großer „Mitschüler" Caesar's Werke bewunderte oder . . . . verwünschte.

Ein Spaziergang von zwanzig Minuten über grüne Felder, auf denen Kühe und Schafe weiden, bringt uns nach dem Dorfe Shottery. Die Häuser sind alle in gleichmäßiger Bauart aufgeführt. Sie bestehen aus einem Rahmen von schwarzgetheerten eichenen Balken, ausgefüllt mit einem Gemische von Steinen, Lehm und Stroh und mit weiß angestrichenen Wänden, während ein dickes Strohdach das Ganze deckt. Hier, in dem Hecken- und Blumenumgebenen Hause hat der Dichter sich oft in der Dämmerstunde eingefunden und seiner Anne süße Worte in das willige Ohr geflüstert.

Das sind die Shakespeare-Gebäude in unserer guten Stadt. Sie hatten in der letzten Woche ihr Feierkleid an[illegible]t. — galt es doch, sich diesmal für einen ganz bestimmten Zweck herauszuputzen: der amerikanische Gesandte Bayard hatte versprochen, uns am 23. April zu besuchen und der Enthüllung des neuen Kirchenfensters beizuwohnen, welches unsere Stadt der Freigiebigkeit der amerikanischen Besucher zu verdanken hat.

Ja, die Kirche darf ich nicht vergessen! Hier liegen die sterblichen Ueberreste des Sängers unter dem „Choir"; aber was man von dem Grabe sehen kann, ist kaum geeignet, uns mit Pietät zu erfüllen. Da lesen wir auf der Steinplatte die entsetzlichen Worte:

„Good frend for Jesus sake forbeare,
To digg the dust encloased heare;
Blese be ye man y^{t} spares thes stones,
And curst be he y^{t} moves my bones."

Es ist kaum zu glauben, daß der Dichter des „Hamlet" sich einen solchen Fluch zur Grabschrift wählte.

In der Nähe dieser Steinplatte befindet sich an der Wand die Büste Shakespeare's, eine häßliche, im Geschmacke der Zeit bemalte Figur mit einem feisten, sinnlichen Gesichte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Dichter verstanden hat, sein Leben zu genießen — man kann ihn als praktischen Philosophen nur desto höher schätzen; aber dem Betrachter der Brustfigur in unserer Kirche müssen sicher Zweifel aufsteigen, ob ein so sinnliches Gesicht mit so lüsternen Augen und Lippen die Seele widerspiegeln konnte, welche einem Hamlet Leben einhauchte.

— — Der Rausch der Shakespeare-Woche ist heute vorüber. Mr. Bayard und andere hervorragende Persönlichkeiten haben ihre Reden gehalten; Stratford hat sich an den seltenen Gästen, den schwarzen Wadenstrümpfen der Bischöfe und den ballgeschmückten Damen satt gesehen und ist zu der gewöhnlichen Tagesordnung der Frühlingssaison übergegangen. Aber man kann es den Bewohnern nicht übel nehmen, wenn sie durch den Besuch hervorragender Leute in Aufregung versetzt werden; man empfindet das gewissermaßen als eine Entschädigung für die Mißachtung, mit der man von der königlichen Familie behandelt wird. Man erinnert sich in Stratford während der letzten fünfundzwanzig Jahre nur zweier Gelegenheiten, bei denen die Stadt mit einem königlichen Besuche beehrt wurde. Groß war daher die Freude, als im vorigen Jahre eines schönen Tages die Nachricht kam, daß seine königliche Hoheit, der Prinz von Wales, im sechsundfünfzigsten Jahre seines vielbewegten Lebens zum ersten Male Zeit finden werde, die Geburtsstätte Shakespeare's in Augenschein zu nehmen. Man muß jedoch nicht glauben, daß der Prinz zu diesem Zwecke eine besondere Reise unternahm. O nein! Er befand sich bei seinem Freunde, dem Earl of Warwick zu Besuche und da das Schloß Warwick nur eine halbe Stunde von Stratford entfernt ist, faßte seine königliche Hoheit den Entschluß, anspannen zu lassen. Schnell holte man die Fahnen hervor, zog Guirlanden über die Straßen und hing — namentlich in den Restaurants — Willkommensgrüße zum Fenster hinaus.

Man sagt, daß die Bewohner unserer Stadt im Allgemeinen radikal gesinnt sind. Dennoch habe ich Stratford niemals vorher oder nachher in so festlicher Stimmung gesehen, als an diesem Tage des königlichen Besuches. Die Straßen waren mit Tausenden von Menschen bedeckt und da Viele von ihnen noch niemals ein Mitglied der königlichen Familie gesehen hatte, war die Erwartung eine hohe. Vor dem Rathhause nahm eine Kompagnie der „Volunteers" Aufstellung und bald kamen auch die Rathsherren mit dem Bürgermeister in voller Gala an der Spitze. Endlich erschien der vierspännige Wagen, in dem sich die Countess von Warwick mit dem Prinzen und dem üblichen riesengroßen Blumenstrauße befand. Der Prinz hatte gewünscht, uns privatim einen Besuch abzustatten. Er hatte offenbar keinen offiziellen Empfang erwartet und vielleicht war dies der Grund, daß sein Wagen in schnellem Trabe an der ehrwürdigen Rathsversammlung vorbeifuhr. Der Prinz erkannte jedoch seinen Irrthum und ließ anhalten, während die Stadtväter im Schweiße ihres Angesichts herbeitrabten. Dem offiziellen Programme gemäß war der Prinz gekommen, die Kirche zu besichtigen und „falls Zeit übrig bleiben werde" auch den Shakespeare Gebäuden einen Besuch abzustatten. Glücklicher Weise „fand sich Zeit", wenn auch nur ein paar Minuten, die dem geübten Auge des königlichen Gastes-

genügten, alles zu sehen, was unsere Stadt an den Spuren des Dichterfürsten birgt.

Der prinzliche Besuch wird ohne Zweifel einer ganzen Anzahl von Leuten unvergeßlich bleiben, aber auf die Geschichte des Landes oder der Stadt wird er wohl kaum einen Einfluß ausüben. Anders ist es mit dem mehrtägigen Aufenthalte des amerikanischen Gesandten. Die Worte des Friedens und der Verbrüderung, die hier uns in dem benachbarten Birmingham gesprochen wurden, hallen im ganzen Lande wieder und die Stelle, an denen Shakespeare's Gebeine ruhen, verleiht gewiß dem Rufe eine besondere Weihe: „Good will to all men!"

Stratford-on-Avon.

Curt Abel-Musgrave.

Entwicklungsgeschichte der Natur. Von Wilhelm Bölsche. Neudamm. Verlag von J. Neumann. Gegen 1000 Abbildungen im Text. Zahlreiche Tafeln in Schwarz- und Farbendruck. Band I. 1894. Band II. 1896. 15 Mark (elegant gebunden).

Dieses Werk erscheint als erster Bestandtheil eines Unternehmens, welches den Titel „Hausschatz des Wissens" führt und in sehr großem Stile angelegt ist. Die zunächst vorliegende „Entwicklungsgeschichte der Natur" ist schon vielfach in Tagesblättern und anderen Organen besprochen worden, und der Berichterstatter leugnet nicht, daß die theilweise geradezu reklamehaften Anzeigen, welche ihm bekannt wurden, recht wohl dazu hätten führen können, mit einer gewissen Voreingenommenheit an das Buch heranzutreten. Wurde dasselbe doch geradezu mit A. v. Humboldt's „Kosmos", einer in dieser Vollendung überhaupt nicht mehr zu erreichenden schriftstellerischen Leistung, in Parallele gestellt — ein Vergleich, der so unzutreffend wie möglich ist, denn Humboldt wollte nicht eigentlich populär sein, wie schon die ungeheure Menge des in seinem Lebenswerke aufgestapelten gelehrten Wissens darthut, während Herr Bölsche, und das ist sein gutes Recht, sich an die gebildete Leserwelt überhaupt wendet. Prüft man seine Darstellung näher, so muß man ihr ganz objektiv das Lob zuerkennen, daß sie einen ungeheuren Stoff in ansprechender Darstellung zu bewältigen vermocht hat, und daß das Streben des Verfassers, sich mit den Fortschritten der Wissenschaft auf gleicher Höhe zu halten, ein unverkennbares ist. Das ist ein unbestreitbares und nicht geringes Verdienst, welches auch dadurch keine Schädigung erleidet, daß ein nachprüfender Fachmann an gar manchen Stellen gegen bestimmte Ausführungen Einspruch zu erheben sich genöthigt sieht.

Um den Inhalt kurz zu skizziren, sei erwähnt, daß der erste Band, von einem geschichtlichen Einleitungskapitel abgesehen, der Astronomie und dem Vulkanismus, sowie der Entstehung unseres Planeten gewidmet ist, während der zweite einen wesentlich beschreibend-geologischen Inhalt hat. Mit den Schöpfungsmythen verschiedener Völker beginnend, geht der Verfasser die geographischen und kosmologischen Anschauungen des Alterthums und Mittelalters kursorisch durch und führt die bedeutendsten Naturforscher in kurzen biographischen Abrissen und recht gelungenen Porträtbildern vor. Die Wunder des Himmels beschreibt das zweite Buch mit der ausgesprochenen Absicht, das Material zur allseitigen Beleuchtung der kosmogonischen Hypothese von Kant-Laplace — korrekter von Th. Wright — zu gewinnen, welche, in einem entwicklungsgeschichtlichen Werke natürlich, eine beherrschende Stellung im ersten Bande einnimmt. Was den topographisch-physikalischen Theil der Astronomie anlangt, so werden sich wenige für das größere Publikum berechnete Kompendien hinsichtlich der Vollständigkeit und auch der Uebersichtlichkeit diesem zweiten Buche zur Seite stellen können. Zur Erde selbst herabsteigend, behandelt der Verfasser diese zunächst in ihrer Eigenschaft als Weltkörper, erörtert die Streitfrage nach deren innerer Beschaffenheit und wendet sich, im Anschluß hieran, den vulkanischen Erscheinungen zu, denen gegenüber das nur anhangsweise gestreifte Problem der Gebirgsbildung wohl etwas zu kurz gekommen ist. Im vierten Buche, dem ersten des zweiten Bandes, kommen die Anfänge des organischen Lebens auf der allmählich erkaltenden Erde zur Sprache, und wir werden zunächst durch das paläozoische, hierauf (in den beiden nachfolgenden Büchern) durch das mesozoische und känozoische Zeitalter hindurchgeführt, bis endlich das Auftreten des Menschen, am Schlusse der sogenannten Eiszeit, Veranlassung zur Aufrollung der modernsten anthropogenetischen Streitfragen darbietet. Was wir vorhin von der beschreibenden Sternkunde sagten, das dürfen wir jetzt von der Versteinerungskunde wiederholen; hier hat sich der Verfasser mit den Errungenschaften auch der neuesten Zeit sehr wohl vertraut gemacht und versteht es, für ein anscheinend etwas trockenes Fach, als welches die Paläontologie gemeinhin angesehen wird, das Interesse des Lesers zu gewinnen. Niemand wird von dem Werke ohne reiche Belehrung Abschied nehmen, und insofern also darf gewiß das Ziel als erreicht gelten, welches gesteckt war. Indeß sollte bei der Anerkennung dieser mancherlei Lichtseiten der bei auch vorhandene Schatten nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Wenn wir sagten, das redliche Bemühen, überall dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft gerecht zu werden, sei nicht zu verkennen, so wäre es doch zu viel behauptet, daß dieses Streben durchweg von Erfolg gekrönt gewesen sei. Sehr deutlich tritt in den historischen Partien die Thatsache hervor, daß nicht immer die zuverlässigsten Quellen zu Rathe gezogen wurden. So ist die Schilderung des Wesens und der Leistung Kepler's keine zutreffende, und in der Lebensgeschichte Galilei's, vorab da, wo es sich um den bekannten Prozeß handelt, ist Verstöße nichts seltenes. Wie darf z. B. (I. S. 114) gesagt werden, Galilei habe nach seiner Verurtheilung sein Fernrohr nicht mehr berühren dürfen, nachdem er doch noch 1637, als nahezu Erblindeter, nachweislich noch eine früher von ihm gemachte Entdeckung, die der Mondlibration, weiter ausgestaltete! In der eigentlichen Kosmologie sind Unrichtigkeiten minder leicht aufzufinden, obwohl auch da z. B. eine für die Kosmogonie besonders wichtige Entdeckung (Hirn, Maxwell, Seeliger), daß nämlich die Saturnringe nichts als Aggregate kleinster Weltkörperchen sind, dem Verfasser entgangen zu sein scheint. Die fundamentale Lehre vom Geoide brauchte nicht unbedingt ins Bereich der abgehandelten Gegenstände mit einbezogen zu werden, aber wenn einmal von Ph. Fischer's Berechnung der von den Festlandmassen auf das Meer ausgeübten Attraktion (I, S. 619) die Rede war, dann durfte doch auch nicht verschwiegen werden, daß diese Bestimmung, werthvoll wie sie zu ihrer Zeit war, heutzutage längst zu den methodisch wie numerisch veralteten Dingen gehört. Auch die Angaben über das Erdinnere ermangeln der Schärfe, bis zu welcher man es immerhin gegenwärtig gebracht hat.

Indessen das sind Ausstellungen, denen in einer etwaigen zweiten Auflage durch Umarbeitung und Zusätze leicht abgeholfen werden kann. Prinzipiell bedenklicher ist für den Unterzeichneten die nicht gehörige Berücksichtigung der Grenzlinie, welche die Hypothese von der fest erkannten Wahrheit scheidet. Damit soll dem Verfasser keineswegs vorgeworfen werden, er nehme kritiklos alles an, was da und dort einmal als wahrscheinlich hingestellt wurde; sein Verhalten den bekannten Falb'schen Spekulationen gegenüber (I, S. 632) würde einen solchen zu weit gehenden Vorhalt als hinfällig erscheinen lassen. Aber in den biologischen Abtheilungen wird der zu selbständiger Untersuchung nicht berufene Leser doch ebenso schließlich zum Glauben angehalten, wie irgend in einer Dogmatik, und von den schweren Schlägen, welche gegen den „Häckelismus" von Semper, His, Virchow geführt worden sind, erfährt man nichts. Der Generatio aequivoca (II, S. 53 ...) nachzuspüren, lehnt der Verfasser ausdrücklich selbst ab, aber mehr wegen der ungeheuren Schwierigkeiten, welche diesem Beginnen sich entgegenstellen, während doch die Wahrscheinlichkeit, daß aus einem anorganischen Stoffe irgend wann einmal eine Urzelle hervorgegangen wäre, mit derjenigen jeder Schöpfungslehre, die einen extramundanen Eingriff voraussetzt, auf völlig gleicher Stufe steht. Die unleugbare Genialität Häckel's, seine klassisch schöne Schreibweise haben in der Frage nach den letzten Dingen schon manchen auf Irrwege geleitet — so auch hier. Der echten Wissenschaft geschieht wahrlich kein Abbruch, wenn die Entwicklungsgeschichte der Natur an gewissen Schranken Halt macht und eingesteht: ignoramus. Nach der Ueberzeugung des Referenten darf auch statt des Präsens das Futurum gesetzt werden, aber dieses Maß von Resignation von Jedermann zu verlangen, würde ihm Unrecht dünken.

München. S. Günther.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 32. Berlin, den 9. Mai 1896. 13. Jahrgang

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt

Politische Wochenübersicht.

Wie man sehr schnell über „einen schönen, einen überraschenden, einen glänzenden Erfolg“ und „über einen epochemachenden Sieg“ Beklemmungen empfinden kann, das zeigt sich jetzt. Das Verbot des Getreideterminhandels hat solche bewundernde Worte in der agrarischen Presse auftauchen lassen; und in den Organen des Bundes der Landwirthe tönt dieselbe Melodie, wenn auch etwas gedämpft, noch fort. Dagegen ist von Siegesjubel bei den Hilfstruppen des Bundes, bei der Mehrzahl der Centrumsblätter und bei der ganz überwiegenden Mehrzahl der nationalliberalen Zeitungen nichts zu spüren; aber auch gar nichts.

Wie wird sich nun die politische Situation weiter entwickeln?

Der Bund der Landwirthe läßt über diesen Punkt einen Zweifel nicht aufkommen. In der dunklen Voraussicht, daß das Verbot auch für die Landwirthschaft nachtheilig sein könnte, weisen die agrarischen Organe jetzt darauf hin, daß mit dem Beschluß des Reichstages nicht das gelobte Land selbst erreicht sei; aber es sei doch jetzt in erspähbare Nähe gerückt. Die Korrespondenz des Bundes der Landwirthe, das offizielle Organ, vertritt diesen Standpunkt mit aller Deutlichkeit; man liest da:

„Es ist . . . die Vorbedingung für jede weitere organische Ausgestaltung des inländischen Getreidehandels gegeben. Man wird jetzt die nöthigen Gelder flüssig machen müssen, um durch umfangreichen und planmäßigen Bau von Kleinbahnen und Kornhäusern den Produzenten mehr und mehr zu dem bestimmenden Faktor der Preisbildung zu machen, ein Ziel, das freilich erst durch Beseitigung der freien Einfuhr völlig erreichbar ist. Aber mit dem Verbot des Terminhandels ist die Bahn frei geworden. Wir können jetzt weiter arbeiten.“

Also es ist nur die „Bahn frei“, und das Ziel ist erst zu erreichen durch „Beseitigung der freien Einfuhr“; das heißt dadurch, daß der Antrag Kanitz Gesetzeskraft erlangt.

Nach dieser einen Seite steckt man also sogleich die Grenzen wieder weiter. Sollte nunmehr das Verbot des Terminhandels in Getreide mit unbequemer Schnelligkeit eine schädigende Wirkung auch für die Landwirthschaft zu Tage fördern, dann weist man darauf hin: Ja dieses Verbot allein macht's nicht, die Rettung bringt nur der Antrag Kanitz. Und was nützt uns die „freie Bahn“, wenn wir auch jetzt auf dieser „freien Bahn“ nicht zu dem gelangen, was wir eigentlich erstreben.

Aber auch nach einer anderen Seite will man sogleich sich ein Pförtchen zum Entschlüpfen offen halten.

Nur noch Ignoranten bezweifeln, — ihre Zahl ist freilich erschreckend groß, — daß der Getreidepreis heute international auf Grund der gesammten erreichbaren Vorräthe und auf Grund der gesammten Nachfrage innerhalb der Grenzen der Civilisation festgesetzt wird. Ob in Deutschland aber ein Terminhandel in Getreide verboten ist oder nicht, das beeinflußt jene erheblichen, beiden preisbildenden Faktoren nicht im Geringsten. Solch ein Gesetz läßt nicht einen Scheffel Getreide mehr wachsen, und solch ein Gesetz dient ebensowenig dazu, auch nur einen Scheffel Getreide mehr konsumiren zu lassen. Solch ein Gesetz bewirkt nur, daß Händler und Mühlen in Deutschland, da ihnen die Möglichkeit der Sicherung gegen Preisschwankungen durch den Terminhandel genommen ist, mit der Möglichkeit größerer Verluste bei stärkerer Preisbewegung zu rechnen haben. Und zur Deckung gegen jene Verluste sind sie gezwungen, den landwirthschaftlichen Produzenten weniger für ihre Waare zahlen, als sie bei Bestehen des die möglichen Verluste verringernden Getreideterminhandels hätten zahlen können. Und andererseits wird auch der Konsument von

Brotgetreide aus gleichem Grunde verhältnißmäßig nur gegen theuereren Entgelt seinen Hunger stillen können. Produzent wie Konsument leiden entsprechend unter diesem genialen Gesetz, das noch die dritte Wirkung hat, eine ganze Klasse von Kaufleuten einfach geschäftlich todtzuschlagen. Mehr kann man von einer einzelnen gesetzgeberischen Leistung nicht verlangen, die der jetzige Reichstag mit so überwältigender Majorität beschlossen hat.

Die Ahnung, daß dieser Sieg ein solches Antlitz schon bald enthüllen könnte, dämmert augenscheinlich in dem agrarischen Gemüthe der führenden Männer.

So wird denn Herr von Kanitz beantragen, unsere Regierung solle mit den auswärtigen Mächten in Verhandlung treten, damit auch die anderen Staaten den Getreideterminhandel verbieten. Erst dann, sagt die agrarische Presse, kann der Segen des Verbotes in Deutschland selbst sich in erfreulicher Weise geltend machen.

Nun wären solche Verhandlungen sicher aussichtslos. Diese Aussichtslosigkeit ist aber vom agrarischen Standpunkt aus keineswegs ein Uebel. Schadet diese erste gesetzgeberische Ungeheuerlichkeit, so pfropft man auf sie eine Unmöglichkeit und verlangt diese; damit behält man das nöthige Agitationsmaterial in den Händen und kann das demagogische Treiben fortsetzen. Zeitigt dann das Verbot des Getreideterminhandels nicht die gewünschten Früchte, so liegt das an der Unfähigkeit und Widerhaarigkeit der Regierung, die nicht auch die anderen Mächte bestimmen will, das Termingeschäft zu verbieten, und die Lage der Landwirthschaft demonstrirt dann nur um so klarer das dringende Gebot, solche böswillige Regierung zu beseitigen und eine Regierung einzusetzen, die nicht nur bereit ist, die „Bahn“ der gesetzgeberischen Absurdität „frei“ zu machen, sondern die auch diese Bahn selbst zu durchschreiten gewillt ist, bis zu dem wirthschaftspolitischen Wahnsinn des Antrages Kanitz und des Bimetallismus.

Das Spiel ist vom agrarischen Standpunkt so thöricht also keineswegs; aber welche Thorheit, daß dieses Spiel Parteien unterstützen, die sich vor dem Einfluß des Bundes der Landwirthe retten wollen, indem sie dem Bunde gestatten, mit einem Siege zu paradiren, der natürlich die bündlerischen Bestrebungen kräftigen muß.

Die wirthschaftlichen Ungereimtheiten, die von den Rednern der Nationalliberalen und des Centrums im Reichstag zum Besten gegeben wurden, sind eine Thatsache für sich. Aber zu diesen wirthschaftlichen kommt die politische Ungeheuerlichkeit solchen Schrittes hinzu.

Jetzt heißt diese Handlung noch staatsmännische Klugheit; man nennt sie staatsmännisch darum, weil durch sie der Anschein äußerlich aufrecht erhalten wird, daß die Centrumspartei und die nationalliberale Partei eine einheitliche aktionsfähige Macht geblieben sind.

Gewiß; aber wie steht es mit der Zukunft?

Nützt das Verbot nichts, schadet es vielmehr, so steigt naturgemäß die agrarische Unzufriedenheit, und ist der Bund der Landwirthe durch seinen neuesten Sieg gekräftigt, so wird ihm die wachsende Unzufriedenheit weitere Kräfte zuführen und mit dieser Macht wird er verstärkt auf Centrum und Nationalliberale drücken in dem ermuthigenden Bewußtsein, daß es nur eines kräftigen Ansturms bedarf, um diese Parteien zu schwächlicher Nachgiebigkeit zu bringen. So werden Centrum und Nationalliberale es alsdann in verschlechterter Lage zum Biegen oder Brechen kommen lassen müssen; etwa bei dem Antrag Kanitz, der die Handelsverträge zerreißt, und die Fundamente unserer industriellen Entwicklung auf das tiefste erschüttert, oder bei dem bimetallistischen Antrag, der unser wirthschaftliches Leben in seinem gesammten Umfang bedroht.

Das Centrum, dem religiöse Klammern zu Gebote stehen, ist bei solchen Aussichten immer noch günstiger gestellt, als die nationalliberale Partei, der dieses Bindemittel gänzlich fehlt. Und so treten denn auch die Gegensätze innerhalb der nationalliberalen Partei am stärksten bereits zu Tage. Während die Centrumspresse möglichst tonlos über das ganze Ereigniß hinwegzukommen sucht, erörtern nationalliberale Zeitungen bereits mit vollem Freimuth und allem Nachdruck ihren gänzlich abweichenden Standpunkt gegenüber der Einstimmigkeit der Partei; diese Bewegung hat die „National-Zeitung“ mit Kraft und sachlicher Schärfe eingeleitet; und wie dieses alte, angesehene Blatt der Partei, so vertritt auch eine große Reihe einflußreicher nationalliberaler Zeitungen der Provinz begreiflicher Weise denselben Standpunkt; alle jene Zeitungen, die in enger Verknüpfung mit dem wirthschaftlichen Leben der Nation wirthschaftliche Fragen sachgemäß zu beurtheilen im Stande sind. Und nicht ein bedeutenderes Blatt der Partei gelangt auch nur bis zu gemäßigter Freude über das Verbot.

Das sind bemerkenswerthe Zeichen; sie besagen, daß jene einflußreichen bürgerlichen Kreise, jene zahlreichen Großkaufleute, die hinter der nationalliberalen Partei noch immer standen, diesen Weg agrarischen Unverstandes nicht mitmachen wollen, und daß man andererseits auch die Agrarier durch solche Haltung nicht befriedigt hat, zeigt der Hohn, mit dem Herr von Ploetz die Thatsache behandelt, daß Herr von Bennigsen dem Bunde der Landwirthe thatsächlich Heeresfolge geleistet hat.

Die Einheit der parlamentarischen Fraktion hat man staatsmännisch gerettet, um den Zwiespalt der Wähler, d. e. die Fraktion tragen, aufzudecken, und um den Beweis zu erbringen, daß hinter der Fraktion die sozial und intellektuell einflußreichsten Anhänger der Partei nicht stehen.

In solcher Lage ist es erklärlich, daß das offizielle Organ der Partei, die nationalliberale Korrespondenz des Dr. Fr. Böttcher, in gewundener Weise die parlamentarische Abstimmung der eigenen Leute zu rechtfertigen sucht. Die Korrespondenz schreibt:

„Die Presse des „Schutzverbandes gegen agrarische Uebergriffe“ zeigt über das Verbot des börsenmäßigen Getreideterminhandels eine Empörung, die seltsam mit dem kontrastirt, was sie selbst die Jahre her von gemeingefährlichen Ausschreitungen beim Börsenspiel erzählt hat. Wer ihre Börsenberichte durchgeht, stößt oft genug auf die Behauptung, daß die Stimme der Vernunft auf der Börse ungehört verhalle. . . . . Man hat diesen Versicherungen Glauben geschenkt und nunmehr die Konsequenzen gezogen. . . . .“

Also die Sache liegt so: man hat das Verbot erlassen, weil es die Landwirthschaft wollte, und man hat das Verbot für zweckmäßig erachtet, weil die Blätter anderer Parteien die Ausschreitungen der Börse bekämpft haben. Man kann augenscheinlich die Selbstverantwortung für eine einschneidende wirthschaftliche und in ihren Folgen auch politische Frage nicht weiter treiben. Mit anderen Worten: von der nationalliberalen Fraktion des Reichstags wie vom Centrum werden Schultern gesucht, um die Verantwortung für diese Maßregel abzuwälzen. Das zeigt die Zuversicht, mit der diese Fraktionen die von ihnen geschaffene Lage betrachten.

Heinrich Geffcken ist durch einen Unglücksfall in München ums Leben gekommen. Die große That seines Lebens, die seinen Namen auf aller Lippen gebracht hat, war die Veröffentlichung des Tagebuchs von Kaiser Friedrich, durch die er fast zum Märtyrer Bismarck'schen Zornes geworden wäre. In jenen Tagen der Trauer um Kaiser Friedrich war Geffcken, der dem deutschen Volk das Tagebuch des Kronprinzen beschert hat, ein populärer Mann. Aber auch damals zeigte sich, daß Geffcken eine starknervige Natur, wie sie für die Politik erforderlich ist, nicht war. In einem Anfall überreizter Schwäche verbrannte er bei dem heraufziehenden Gewitter das Manuskript der Aufzeichnungen, aus dem er in der „Deutschen Rundschau“ einen Auszug gegeben hatte. Seitdem ist das Original im Staatsarchive verschwunden und vorläufig für unser Volk verloren.

Hatten diese Ereignisse Geffcken allgemein bekannt gemacht, so besaß er doch in den Kreisen politischer Schriftsteller schon lange Zeit Ansehen. Seitdem er aufgehört hatte Diplomat zu sein, hatte er eine große Anzahl von Werken über schwebende politische Fragen und über die internationale Politik der jüngsten Vergangenheit veröffentlicht, und auch

an Zeitschriften, namentlich englischen, hat er eifrig mitgearbeitet.

Viele seiner Anregungen sind bemerkenswerth und lehrreich.

Ihr Charakter ist bestimmt durch eine eigenthümliche Mischung von Gelehrsamkeit und von Hofgezischel, das dem früheren Diplomaten immer noch zu Ohren kam. Die Gelehrsamkeit Geffcken's konnte instruktiv sein und seine Mittheilungen aus höfischen Kreisen konnten die Situation manchmal erhellen; in der einen wie in der andern Richtung lag die Bedeutung der Schriften von Geffcken; aber er war zu professoral doktrinär durch seine Gelehrsamkeit und zu überfein spintisirend durch seine Diplomatenallüren, um ein vollsaftiger, die Realität der Verhältnisse scharfsichtig betrachtender und von der Realität der Verhältnisse inspirirter Politiker zu sein, und das wollte er sein.

General Baldissera ist es gelungen, Adigrat zu entsetzen; das ist ein erfreulicher militärischer Erfolg; ein politischer Erfolg gegenüber Abessynien ist es leider nicht. Denn die Erythrea bleibt auch jetzt genau so bedrohlich wie sie es gewesen ist.

Der Oberbürgermeister von Wien heißt jetzt Strohbach; er ist Antisemit, soll ein Strohkopf sein und wird daher an den Stricken tanzen, die Lueger als Vizebürgermeister zieht. Um dieses große Ereigniß herbeizuführen, hat der Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn einem Lueger den Triumpf bereitet, daß er als Monarch an die politische Großmuth des Demagogen feierlich appellirte.

Für das, was man verständiger Weise nicht bezweifeln konnte, liegen jetzt die Beweise vor. Präsident Krüger hat jene Depeschen veröffentlicht, die darthun, daß der Einfall von Jameson unter Leitung und Vorwissen von Cecil Rhodes und der führenden Männern der Chartered Company stattgefunden hat. Damit kommt eine große Anzahl einflußreicher englischer Blätter in eine erbauliche Lage; sie haben die englische Bevölkerung mobil gemacht zu Gunsten einer kleinen eigensüchtigen Schaar von Finanzabenteurern und der Held Jameson, den der englische poeta laureatus besungen hat, ist nichts als das Instrument der Großunternehmer der Minengesellschaften. Das Heldenthum im Dienst von Aktiengesellschaften ist gewiß eine moderne Erscheinung.

Der Umschlag in der Stimmung der englischen Bevölkerung bereitet sich denn auch sehr deutlich vor. Mit den Hetzereien gegen die Buren geht es auf die Neige, und die Anschauungen kann man zusammenfassen durch die Worte des englischen Economist: „The more the Boers show themselves generous, the more we must show ourselves just." Die Klugheit der Politik des Präsidenten Krüger fängt an, die üblen englischen Instinkte, die diesmal überraschend stark hervorgebrochen waren, zu entwaffnen.

Um so mehr hat auch aus politischen Gründen England allen Anlaß, sich vor Verwicklungen in Südafrika zu hüten, da der Schah von Persien einem Mordanfall erlegen ist. Sein Nachfolger hat zwar bisher ernste Anfechtungen nicht erfahren; aber es gibt nicht häufig Thronwechsel in Persien ohne Revolutionen, und durch innere Wirren in Persien würde Rußland dem indischen Ocean wieder näher gerückt werden.

* *
*

Kaufen und Verkaufen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß gegenwärtig in der deutschen Politik unter allen destruktiven Elementen die Agrarier die bei weitem gemeinschädlichsten sind; fraglich dagegen ist, ob sie mehr durch ihren rücksichtslosen Eigennutz, oder mehr durch die falsche Abschätzung der Wirkungen ihrer eigenen Vorschläge schaden.

Bei keinem Gesetzentwurf scheint diese Frage mehr angebracht, als bei dem Börsengesetz, von dessen Einführung die Agrarier sich Wunderdinge versprechen. Die Börsenreform soll der Landwirthschaft den goldenen Boden wiedergewinnen; wenn nur die Börse in ihrer freien Bewegung gehindert ist, so wird — nach der Logik der Agrarier — insbesondere der inländische Getreideproduzent in die Lage versetzt, sein Produkt besser verwerthen zu können.

Aus dieser absurden Vorstellung heraus hat die agrarische Mehrheit des Reichstags denn auch das Verbot des Getreideterminhandels durchgesetzt. Es liegt etwas Banausisches in dieser Zerstörung eines feinen Präzisionsinstruments des Verkehrs, und es entsprach durchaus solchem Banausenthum, daß die Parteien, welche die Majorität bildeten, sich bei der Abstimmung eng zusammenschlossen, um sich hinter der Einstimmigkeit ihres Parteivotums vor den möglichen politischen Folgen ihrer eigenen Unbesonnenheit zu schützen.

Daß auch die nationalliberale Partei es über sich vermocht hat, sich an diesem sinnlosen Zerstörungswerk zu betheiligen, ist ein charakteristisches Zeichen dafür, wie weit die agrarische Demoralisation auch in intellektueller Beziehung schon vorgeschritten ist.

Das Centrum bleibt besser in seiner Rolle, wenn es an solcher Handelsfeindseligkeit theilnimmt; es handelt den Traditionen des kanonischen Rechtes gemäß. Schon die mittelalterlichen Scholastiker sagten vom Kaufmann: „Deo placere non potest" (er kann dem Herrgott nicht gefallen).

Ganz im Sinne dieser mittelalterlichen Scholastik war denn auch die Rede gehalten, welche Herr Bachem aus Köln Namens des Centrums hielt, um das Verbot des Terminhandels in Getreide zu begründen. Was der Handel von der wirthschaftlichen Einsicht des Centrums zu erwarten hat, kann durch nichts besser illustrirt werden, als durch die Anschauungen, die in dieser Rede von einem Führer des Centrums niedergelegt sind. Man lese folgenden, dem stenographischen Berichte entnommenen, Passus aus der Rede des Herrn Bachem:

„Meine Herren, wenn ein Verkäufer möglichst viele Käufer sich gegenüber hat, die alle sich gegenseitig Konkurrenz machen und ihm den Preis seines Produkts in die Höhe treiben gewiß, dann hat der Verkäufer ein Interesse daran, daß recht viele Käufer da sind. Wenn aber diese Käufer alle oder in der Mehrzahl die Tendenz haben, nicht den Preis in die Höhe zu treiben und sich unter einander Konkurrenz zu machen, sondern wenn sie die Tendenz haben, den Preis herabzudrücken, dann hat der Verkäufer keinen Vortheil, sondern Nachtheil.

Und ebenso umgekehrt —

(Zuruf links)

— Bitte, meine Herren, langsam!

(Heiterkeit.)

Wenn Jemand tauschen will, und er hat Verkäufer vor sich, die nichts thun, als ihm ihre effektiven Waaren anbieten, dann ist der Käufer in einer günstigen Lage; wenn aber der Käufer einer Konstellation gegenübersteht, wo seine Widerpartner nicht die Tendenz haben, den Preis herunterzudrücken, sondern emporzuschrauben, so dreht das die Sache vollständig herum. So steht es aber heute thatsächlich: der Verkäufer treibt häufig die Preise hinauf, der Käufer herunter.

(Zuruf links.)

— Jawohl, Herr Dr. Barth, das ist die graue Theorie: wenn sich Käufer und Verkäufer nur gegenüberstehen, um eine natürliche, berechtigte Funktion, nämlich das Ausgleichen von Nachfrage und Angebot, zu besorgen, so wird diese Annahme des Herrn Dr. Barth zutreffen. Wenn aber auf dem Terminhandel der weitaus größte Theil gar nicht daran denkt, die nothwendige Versorgung des Volkes mit Brotgetreide zu befriedigen, den Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage herbeizuführen, sondern nur die Tendenz hat, Geld zu verdienen, ganz gleichgültig, ob es verdient wird, indem die Preise herauf- oder heruntergehen, dann dreht sich die Sache ganz anders. Und so liegt thatsächlich der Fall: das Lebenselement des Börsenterminhandels ist nicht die Befriedigung eines wirthschaftlichen Bedürfnisses, sondern ein Schwanken der Preise, und zwar ein möglichst rasches und starkes Schwanken

(sehr richtig! rechts und in der Mitte),

ein schnelles Wechseln zwischen Hausse und Baisse und eine möglichst starke Differenz zwischen Hausse und Baisse. Dieses Lebenselement des Terminhandels führt auch dahin, daß die Spekulation gar nicht abwartet, ob die natürliche Entwicklung eine Hausse oder Baisse hervorbringt, daß man nicht nach den vorliegenden wirthschaftlichen Verhältnissen, dem Stande der Ernte u. s. w. kalkulirt, ob die Wahrscheinlichkeit für Hausse und Baisse ist, sondern diese rein spekulative Tendenz

führt zu höchst ungerechten Preisbeeinflussungen, indem man nun auch, um die gewünschte Gestaltung der Preise herbeizuführen, mit Mitteln arbeitet, die neben der Sache liegen, und mit ungerechten, illoyalen, illegitimen Mitteln eine Hausse oder Baisse herbeizuführen sucht, obwohl die wirthschaftliche Situation dem in keiner Weise entspricht."

Wenn der Führer der ausschlaggebenden Partei im Reichstage im Namen von hundert Mitgliedern eine solche volkswirthschaftliche Weisheit zum Besten geben darf, so kann man sich nicht wundern, daß unsere volkswirthschaftliche Gesetzgebung immer abderitischer wird. Herr Bachem braucht nur auf den Gemüsemarkt seiner Vaterstadt Köln zu gehen, um sich davon zu überzeugen, daß Verkäufer die Tendenz haben, ihre Waaren zu einem möglichst hohen Preise los zu werden, während das Interesse der Käufer dahin geht, die Waare möglichst billig zu erlangen. Seitdem auf unserm Planeten überhaupt Kaufgeschäfte abgeschlossen werden, ist die Sache nie anders gewesen. Kein Klima, keine Konfession, keine Nationalität hat diese Regel zu erschüttern vermocht, und doch spricht der Führer einer großen Partei des deutschen Reichstages am Ende des XIX. Jahrhunderts vom Gegentheil als von der Natur des sogenannten legitimen Kaufgeschäfts. Mit Abscheu wendet sich sein frommes Gemüth ab von Verkäufern, die den Preis ihrer Waare hinauf zu treiben suchen, und von Käufern, die den Preis derselben Waare herabzudrücken bemüht sind. Keine Ahnung dämmert ihm auf, daß unsere gesammte kapitalistische Wirthschaftsordnung auf diesem natürlichen Interessengegensatz zwischen Käufern und Verkäufern aufgebaut ist.

Nichts ist für den sozialistischen Zukunftsstaat, vor dem die Centrumsmänner sich so gern zu bekreuzigen pflegen, charakteristischer, als gerade die künstliche Beseitigung dieses Interessengegensatzes zwischen Käufern und Verkäufern. In der gegenwärtig herrschenden Wirthschaftsordnung ist dem gegenüber das Spekuliren auf eine Preiserhöhung oder Preisverminderung recht eigentlich das große Schwungrad des gesammten wirthschaftlichen Getriebes. Diese Spekulation würde ihren Zweck durchaus verfehlen, wenn sie von einem anderen Beweggrunde als dem des Verdienens geleitet würde; erst dadurch, daß alle Käufer bemüht sind, möglichst wohlfeil zu kaufen, und alle Verkäufer sich bestreben, möglichst theuer zu verkaufen, wird eine rationelle Preisbildung möglich. Um dieses Ziel zu erreichen, suchen sowohl Verkäufer als auch Käufer sich fortgesetzt nach Möglichkeit über die wirthschaftliche Zukunft Rechenschaft abzulegen. Je nachdem man auf das Steigen oder das Fallen der Preise spekulirt, verstärkt man die Nachfrage oder das Angebot. Eine solche Spekulation ist aber nur vortheilhaft, wenn sie gelingt, und damit sie gelingt, muß ihre Voraussetzung richtig sein; mit anderen Worten: wer à la hausse spekulirt, hofft die Voraussetzung, daß in der Zukunft ein relativer Mangel eintritt, erfüllt zu sehen, und wer à la baisse spekulirt, hofft zu erleben, daß in der Zukunft ein relativer Ueberfluß eintritt.

Nach Herrn Bachem ist das im Getreideterminhandel aber alles anders. „Das Lebenselement des Terminhandels" führt nach ihm dahin, „daß man nicht nach den vorliegenden wirthschaftlichen Verhältnissen, dem Stande der Ernte u. s. w., kalkulirt, ob die Wahrscheinlichkeit für Hausse oder Baisse ist", sondern rein willkürlich verfährt.

Ein sonderbares Geschlecht, diese Spekulanten! Einmal wirft man ihnen vor, daß sie nur das eine rücksichtslose Ziel im Auge haben, Geld zu verdienen, und dann traut man ihnen eine Geschäftspraxis zu, bei der sie zehn gegen eins wetten können, Geld zu verlieren. Auf solch puerilen Voraussetzungen aber baut sich eine Gesetzgebung auf, die man Börsenreform nennt. In der That, die freche Rücksichtslosigkeit der agrarischen Interessenpolitik ist noch weniger gefährlich, als die stupende Einsichtslosigkeit, die gegenwärtig dazu geführt hat, daß die Absurdität Trumpf ist.

Th. Barth.

Eine Kolonie Oesterreich-Ungarns.

Auch Oesterreich-Ungarn ist unter die Kolonialstaaten gegangen. Seit achtzehn Jahren besitzt es eine Kolonie: Bosnien und die Herzegowina. Es ist kein transoceanischer Besitz, den die Monarchie der Habsburger erworben hat: die 51 000 Quadratkilometer, die ihr durch das europäische Mandat zur Besetzung und Verwaltung zugewiesen wurden, sind unmittelbar an ihren Grenzen gelegen. Nicht Eroberungssucht und nicht Besiedelungsabsichten leiteten die Monarchie, als sie das europäische Mandat anstrebte und annahm. Ihr Zweck war, den Herd steliger Beunruhigung zu beseitigen, welchen diese Balkanländer seit Jahrzehnten unter der türkischen Verwaltung gebildet hatten und zugleich auf dem Balkan festen Fuß zu fassen, um die Hochwacht gegenüber der Ausdehnung der Machtsphäre Rußlands zu halten. Mit der Besetzung Bosniens und der Herzegowina hat Oesterreich-Ungarn seine alte geschichtliche Sendung wieder aufgenommen, Kultur nach dem Osten zu tragen und damit war auch sofort das Programm seiner Kolonisationspolitik gegeben; nicht Ausbeutung, sondern Civilisirung der neugewonnenen Gebiete.

Diese Aufgabe ist in den achtzehn Jahren, seit der Berliner Kongreß das Schicksal Bosniens und der Herzegowina in die Hände Oesterreichs gelegt hat, redlich erfüllt worden. Wer jemals in den letzten Jahren diese Länder betreten hat, muß staunen, ob der Fülle kultureller Arbeit, die hier vollbracht wurde. Dreimal habe ich im Verlaufe eines Decenniums in Bosnien und der Herzegowina geweilt und jedesmal war ich überrascht von dem Fortschritt und Aufschwung, der sich da durch stete planmäßige Arbeit unaufhaltsam vollzieht. Es war ein Aufbau, der von den Fundamenten aus begonnen werden mußte. Was die türkische Verwaltung bedeutet, braucht kaum mehr auseinandergesetzt zu werden; was sich unter diesem Namen birgt, verdient den Namen einer Verwaltung überhaupt nicht. In Bosnien und der Herzegowina stand es noch schlimmer, als in anderen Gebieten des ottomanischen Reiches: die periodisch wiederkehrenden Aufstände, hervorgerufen durch das trostlose Schicksal der Kmeten und durch Aufwiegelungen von Außen hatten die Bevölkerung demoralisirt, Feindseligkeit, Haß und Leidenschaft unter die Landesbewohner gestreut, den Geist der Unbotmäßigkeit und der Auflehnung in der christlichen Bevölkerung beider Bekenntnisse, namentlich aber in der orthodoxen erzeugt, die Sicherheit der Person und des Eigenthums zerstört. Als die österreichisch-ungarischen Truppen im Sommer des Jahres 1878 in Bosnien und die Herzegowina einrückten, herrschte daselbst das Chaos, die neue Verwaltung stand vor dem Nichts und sie mußte erst alle Bedingungen und Voraussetzungen einer geordneten Verwaltung schaffen.

Es soll nicht geleugnet werden, daß zu Beginn der Okkupation große und schwere Fehler begangen wurden. Seit Jahren war die Okkupation ins Auge gefaßt worden und als der große Moment eintrat, war sie politisch und administrativ unzulänglich vorbereitet. Man hat das Wort des Grafen Julius Andrassy: Bosnien könne mit einer Kompagnie und einer Musikbande okkupirt werden, seinerzeit viel bespöttelt und belacht. Mit Unrecht, denn dieses Diktum, das in einem Marschallsrathe fiel, stand mit der Voraussetzung in unmittelbarer Verbindung, daß die Okkupation politisch und administrativ richtig und ausreichend vorbereitet werde. Leider war dies nicht der Fall; man ging ins Land und hinterher dachte man erst an die Organisirung eines Verwaltungsapparates, den man am ersten Tage fertig hätte mitbringen müssen. Man installirte eine Militärverwaltung und diese krankte an dem Erbfehler aller Militärregierungen, welche sich in den großen Aufgaben der Staatsverwaltung versuchen: sie war, um ein mildes Wort zu gebrauchen, überenergisch in der Form, überschwach in der Sache, der sie nicht gewachsen war. Die Reichsfinanzminister Baron Hofmann und Herr v. Szlávy, die einander ablösten, hatten von den okkupirten Ländern und ihren

Verhältnissen keine Ahnung, die Kommissäre, die sie zur Inspektion nach Bosnien entsendeten, waren der Landessprache unkundig und berichteten, was man ihnen in Sarajewo mitzutheilen für gut befand; die Geschäfte der Landesregierung in Sarajewo aber lagen in den Händen einiger junger Präsidialsekretäre, welche in corpore vili lustig losexperimentirten. Man stand den bosnischen Verhältnissen verständnißlos gegenüber und die Folge war der Aufstand des Jahres 1881.

Erst als Benjamin v. Kállay im Sommer des Jahres 1882 zum Reichsfinanzminister ernannt wurde und als solcher an die Spitze der bosnischen Verwaltung trat, vollzog sich eine vollständige Wendung zum Besseren und von diesem Augenblicke an datirt die kulturelle Arbeit in den okkupirten Provinzen und der große Aufschwung desselben. Vorerst mußte die Pacifikation des Landes durchgeführt werden und als rücksichtslose Entschiedenheit und eiserne Strenge die letzten Zuckungen des Aufstandes niedergeworfen und das Räuberunwesen ausgerottet hatten, wurde die Friedensarbeit auf allen Gebieten mit der gleichen Kraft und Ausdauer in Angriff genommen. Verwaltung und Justiz wurden neu organisirt, und die unlauteren Elemente, die sich in der Beamtenwelt eingeschlichen und die türkische Brandschatzungsmethode fortzusetzen versucht hatten, mit eisernem Besen ausgekehrt. Bei der Organisation der Verwaltung diente die österreichische Organisation als Vorbild. Die politische Verwaltung konzentrirt sich in der Hand des Bezirksvorstehers, welcher seinen Bezirk fortwährend bereist und den Kontakt mit den Gemeindevorstehern und der Bevölkerung unausgesetzt unterhält. Die Leitung der Verwaltung ist die Landesregierung in Sarajewo mit ihren Abtheilungen für die politische Verwaltung, Justiz und Verwaltung, zu denen vor einigen Jahren noch die Bauabtheilung hinzukam. Eine Mittelinstanz zwischen den Bezirksämtern und der Landesregierung bilden die Kreisvorsteher, welche theils als Appellbehörden in Verwaltungsangelegenheiten fungiren, theils eine kontrollirende Thätigkeit entfalten, vor allem aber die Aufgabe haben, ein größeres Territorium zu überblicken und über ihre Wahrnehmungen von einem höheren politischen Standpunkte aus zusammenfassende Berichte und Vorschläge zu erstatten. Diese Organisation der Verwaltung hat sich erprobt; der Verkehr der Bezirksvorsteher mit der Bevölkerung ihres Bezirks ist ein reger, diese Beamten kennen fast durchgehends die Verhältnisse des Bezirkes und der einzelnen Gemeinden sehr genau und das Wohlwollen, welches die Verwaltungsorgane den Intentionen ihres obersten Leiters folgend der Bevölkerung und ihren Wünschen gegenüber bekunden, wird von dieser mit Vertrauen in die Verwaltung gelohnt. Das bosnisch-herzegowinische Volk ist ein überaus begabtes und intelligentes, welches überraschend schnell den Werth der Reformen und die Vortheile der neuen Einrichtungen begriffen hat. Allerdings brachte Herr v. Kállay, dem Niveau der Bevölkerung entsprechend, eine Art wirthschaftlichen Anschauungsunterrichtes in Anwendung. Er gründete beispielsweise landwirthschaftliche Stationen. Anfangs verhielt sich die Bevölkerung gleichgültig. Als aber der Acker eines Kmeten, der bis dahin mit dem alten römischen Pflug bearbeitet worden war, nach der neuen Bearbeitungsmethode einen reicheren Ertrag abwarf, als die eingeführten edlen Zuchtthiere bei diesem oder jenem Bauer eine Verbesserung der in der Türkenzeit arg degenerirten Thierrassen bewirkte, da begann man aufmerksam zu werden, man bewarb sich um Zuchtstiere und Zuchthengste und ganze Gemeinden petitionirten um eiserne Pflüge. Die bosnische Zwetschke ist eine Frucht vorzüglicher Qualität mit außerordentlich starkem Zuckergehalt, aber sie wurde gedörrt nach Jahrhunderte altem Brauch. Die Landesverwaltung ließ ein Dutzend französische Dörrapparate bringen und die erzielten Ergebnisse fanden so lebhaften Anklang, daß man die Regierung mit Bitten um Beschaffung derartiger Dörrapparate bestürmte. Heute werden jährlich rund 250 000 Metercentner bosnischer Pflaumen nach Oesterreich, Deutschland, England, Amerika und selbst nach Frankreich, dem Musterlande der Pflaumenkultur, exportirt. Mitte der achtziger Jahre errichtete Herr v. Kállay in einem Bezirke eine landwirthschaftliche Hilfskasse, welche billigen Kredit für Anschaffung von Vieh und kulturelle Verbesserungen im landwirthschaftlichen Kleinbetrieb gewährte. In einem Lande, in welchem wenige Jahre zuvor der landesübliche Zinsfuß im soliden Geschäft 24 Prozent war, mußte eine Kreditgewährung zu 5 und 6 Prozent geradezu sensationell wirken. Die Bildung von landwirthschaftlichen Hilfskassen wurde von den einzelnen Bezirken mit Eifer erbeten und gefördert und dieselben haben trotz der bescheidenen Mittel, über welche sie verfügen, einen hervorragenden Antheil an dem Fortschritt und der Entwicklung der bosnischen Landwirthschaft.

In der Anwendung der hier geschilderten Methode liegt der Schlüssel zu vielen Erfolgen der bosnischen Verwaltung. Eine zweite Quelle ihrer Erfolge war die Berücksichtigung des Volkscharakters und die Respektirung alter Gewohnheiten. Diese Maxime wurde ebensowohl in der Verwaltung wie in der Justiz befolgt. Das gesammte Gebiet des Privatrechtes, des Strafrechtes, des Civil- und Strafprozesses mußte neu kodifizirt, die Gerichtsorganisation neu geschaffen werden. Die westeuropäische Anschauung fordert mit Recht die vollständige Trennung der Justiz von der Verwaltung; die Verhältnisse in diesem in kultureller Beziehung Jahrhunderte lang zurückgebliebenen Ländern ließen es als geboten erscheinen, wenigstens in der ersten Instanz das Imperium ungetheilt zu erhalten und so wird die Justiz in erster Instanz von den dem Bezirksamte zugetheilten richterlichen Adjunkten geübt. In den wichtigeren Civil- und Strafsachen verfahren die Kreisgerichte, welche zum Theil auch als Berufungsgerichte fungiren, die oberste Instanz bildet das Obergericht in Sarajewo. Neben dem modernen Rechte gilt aber auf einzelnen Rechtsgebieten das alte moslemitische Recht, das Scheriatsrecht. Das Familien- und Erbrecht der Mohamedaner ist religiösen Charakters und beruht zum großen Theile auf dem Koran und da die Schonung der religiösen Gefühle der Bevölkerung, ganz besonders aber jener der Mohamedaner, die Maxime der Kállay'schen Verwaltung gebildet, haben die Gerichte in allen Fragen des Familien- und des Erbrechtes, bei denen Mohamedaner in Betracht kommen, für diese nach dem Scheriat zu urtheilen. Zu diesem Behufe ist bei jedem Bezirksamte ein Scheriatsrichter bestellt und ebenso sind den Senaten der Kreisgerichte und des Obergerichtes bei der Verhandlung solcher Rechtsangelegenheiten Scheriatsrichter beizuziehen. Ein kleiner Palast im reinsten maurischen Stil in Sarajewo beherbergt das wohl eingerichtete Internat, in welchem die Scheriatsrichter herangebildet werden. Auch das Laienelement wurde zur Rechtsprechung herangezogen; in den kleineren Strafsachen, wie in allen Bagatellangelegenheiten entscheidet der Einzelrichter im Vereine mit zwei Schöffen, von denen der eine der christlichen, der andere der mohamedanischen Bevölkerung entnommen ist. Diese Einrichtung hat sich außerordentlich bewährt; sie hat das Interesse der Bevölkerung an dem Rechtsleben geweckt, sie bietet der Bevölkerung die Möglichkeit, die Rechtsprechung zu kontrolliren und die Schöffen haben überaus wohlthätig gewirkt überall dort, wo die Respektirung alter Rechtsanschauungen und Gewohnheiten, die tief im Bewußtsein der Bevölkerung wurzelten, in Frage kam.

Großes und Bedeutendes ist auf dem Gebiete des Unterrichtswesens geleistet worden. Hunderte von Volksschulen wurden ins Leben gerufen und ihre Zahl wird von Jahr zu Jahr vermehrt. Die konfessionellen Verhältnisse verhindern noch die Einführung des Schulzwanges; aber der Vortheil, welchen die katholische und orthodoxe Jugend aus der Schule zog, wirkte ermunternd auf die Mohamedaner, welche ihre Knaben allmählich zum Besuche der Schule anhalten. Schwieriger gestaltet sich die Frage der Bildung der mohamedanischen Mädchen, welche, selbst wenn sie die Schule besuchen, derselben bald fern bleiben müssen. Hier gilt es, die nöthige Anzahl Lehrerinnen auszubilden, um den Unterricht der mohamedanischen Mädchen auch über jenen Zeitpunkt hinaus fortführen zu können, nach welchem

sie nur mehr durch Jaschmak und Feredschah verhüllt, das Haremlik verlassen dürfen. Dieses Problem beschäftigt derzeit ernstlichst die Unterrichtsverwaltung; es ist ein großes und wichtiges, denn die Entwicklung der Frau wird entscheidend sein für das Schicksal des Islam in diesem Theile des Balkan.

Lehrerbildungsanstalten, Gymnasien, Realschulen, Handelsschulen, eine technische Mittelschule, landwirthschaftliche Lehranstalten setzen den Aufbau des Unterrichtswesens fort. An diese Schulen schließen sich jene zur Unterweisung im Kunstgewerbe und zu dessen Pflege. Aus dem Teppichatelier in Sarajewo gehen Meisterwerke der Teppichweberei hervor, die Tauschir- und Intarsienateliers in Sarajewo, Livno und Foca liefern Arbeiten, die mit den schönsten indischen den Wettstreit aushalten. Die Kunst, Edelmetalle in Holz oder Metall einzuhämmern, war eine alte im Lande; sie war unter der türkischen Herrschaft zuletzt degenerirt; nur ein mehr als achtzigjähriger Meister bewahrte sie in ihrer Reinheit. Mit vieler Mühe gelang es diesen zu bestimmen, einige Schüler auszubilden und diese sind nun die Meister der kunstgewerblichen Anstalten, an denen auch die Ciselir- und Gravirkunst gelehrt wird.

Die Leistungen auf dem Gebiete des Kommunikationswesens sind durch wenige Daten in ihrer Ausdehnung charakterisirt. In der türkischen Zeit wurde fast der ganze Verkehr im Lande auf Saumpfaden durch Tragthiere vermittelt; es gab wenige Straßen und diese waren schlecht angelegt und verfallen. Nur in einzelnen Gegenden gab es Wagen, im größten Theile des Landes kannte man dieses Verkehrsmittel nicht. Heute besitzt das Land 619 Kilometer Eisenbahnen. Dieselben sind fast durchgehends schmalspurig, auf einzelnen Gebirgsbahnen kommt das Zahnrad streckenweise in Verwendung. Einzelne dieser Linien, wie jene durch das Defilé der Narenta, können sich den romantischsten Gebirgsbahnen Europas kühn zur Seite stellen. Der Bahnbau wird fortgesetzt, binnen kurzem wird der Schienenstrang, der bereits bis zur Narentamündung bei Metkovics reicht, bei Arzana einen zweiten Punkt Dalmatiens berühren und wenn die österreichische Regierung endlich die Indolenz ablegt, mit der sie der wirthschaftlichen Entwicklung Dalmatiens bisher gegenüberstand, dann wird in wenigen Jahren Spalato, die alte Residenz Diocletians, der schönste Hafen der dalmatinischen Küste, der einer großen Entwicklung fähig ist, mit Sarajewo verbunden sein und auf dem Umwege über Bosnien wird sich die Eisenbahnverbindung Dalmatiens mit der Monarchie leicht und naturgemäß vollziehen. Neben den Eisenbahnen besitzt das Land ein Netz von ausgezeichneten Straßen, die seit der Okkupation gebaut wurden. Ein Theil derselben wurde sofort nach der Besetzung des Landes von der Armee hergestellt. Einzelne dieser Straßen sind wahre Kunstbauten; der schönsten eine ist die im Vorjahre eröffnete Straße von Banjaluka nach der alten Königstadt Jaice, welche die grandios-schauerlichen Schluchten des Vrbas durchzieht, die vordem keines Menschen Fuß betreten hat.

Schon regt sich in den okkupirten Ländern die industrielle Thätigkeit, eifrig und wohlwollend gefördert von der Regierung. Die regsamste und liebevollste Pflege aber wird der Landeshauptstadt Sarajewo zu Theil. Ungezählt sind die Einrichtungen, welche diese Stadt der neuen Aera dankt. Das Raffinement der westlichen Kultur stößt hier mit dem unverfälschten Orient zusammen. Hier eine Straße mit modernen Häusern und Palästen, durch welche die elektrische Bahn eilt, in der des Abends unter den Bogenlichtern europäisches Leben fluthet, und dahinter eine stille Gasse, in der sich majestätisch die Begova-Dschamia erhebt, eine prächtige, in edlem Stil gehaltene Moschee, die zweitgrößte auf dem Balkan. Und wieder eine Straße weiter thut sich die Tschartschia auf, der Bazar mit seinem betäubenden Lärm, seinem Wirrwarr und seinem Farbenzauber. Weiter oben auf dem Berge hausen in ihrem Kloster die tanzenden Derwische, die jeden Donnerstag Abends in verzücktem Reigen ihr La Illah il el Allaha in schaurigem Geheul ertönen lassen. Daß in Sarajewo keine Potemkin'schen Dörfer dem Auge des staunenden Fremdlings geboten wurden, das beweist die stille, emsige Arbeit, mit welcher die Gesundheitsverhältnisse der Stadt, die vor und unmittelbar nach der Okkupation sehr im Argen lagen, planmäßig verbessert worden. Aus den Bergen, welche das Sarajewo-Polje, die weitgestreckte Hochebene, in deren Mitte das goldene Sarajewo mit seinen Hunderten von schlanken Minarets sich erhebt, wurde auf eine Entfernung von 10 Kilometern eine Gebirgsquellleitung der Stadt zugeführt und auf einem Hügelabhang außerhalb der Stadt erhebt sich eine Reihe reizender Pavillons, das nach den neuesten und erprobtesten Vorbildern erbaute und eingerichtete Landesspital, welches durch die Zweckmäßigkeit der Anlage, durch exemplarische Reinlichkeit und eine musterhafte Organisation jeden Besucher entzücken muß, eine Institution, um welche manche österreichische und wohl auch manche deutsche Provinzstadt die Landeshauptstadt Bosniens beneiden könnte. Eine halbe Stunde von der Hauptstadt entfernt, in der Nähe der Bosnaquellen, liegt Ilidze mit seinen Heilquellen, die Lieblingsschöpfung Kállay's und seiner klugen, feingebildeten Gemahlin. Wo vor einem Decennium der Maisacker sich dehnte, steht nun ein eleganter Badeort mit europäischem Komfort, die Villegiatur Sarajewos, die Sommerresidenz des Ministers.

Die Seele, nicht bloß das nominelle Haupt, dieser großen zielbewußten Verwaltung ist Herr v. Kállay. Keine Maßnahme von Belang gelangt zur Durchführung, ehe er persönlich sie geprüft und gutgeheißen hat. Die wichtigsten der Umgestaltungen sind das Werk seiner Konzeption. Plan und Methode sind von ihm entworfen und vorgezeichnet. Dieser Staatsmann von seltener Begabung ist der Sproß einer uralten ungarischen Adelsfamilie. Abweichend von der in Ungarn befolgten Uebung warf sich Benjamin v. Kállay nicht auf die juristischen, sondern auf die technischen Studien. Ihnen verdankt er wohl den klaren, nüchternen, ruhigen Blick, mit dem er die Verhältnisse überschaut und erfaßt. Durch den Grafen Julius Andrassy ward er in die diplomatische Karriere eingeführt. Auf dessen Wunsch entsandte Graf Beust im Jahre 1868 Herrn v. Kállay als Generalkonsul nach Belgrad. Hier lernte er den Orient, orientalisches Wesen, orientalisches Ränkespiel kennen und Herr Ristics fand an dem ungarischen Diplomaten und dessen kaltblütiger Energie bald seinen Meister. Von Belgrad aus bereiste Herr v. Kállay die Balkanländer, insbesondere Bosnien und die Herzegowina. Im Jahre 1874 verließ er den Belgrader Posten und nahm ein Mandat für den ungarischen Reichstag an, wo er sich der Partei des Baron Sennyey's anschloß und als Chefredakteur das Parteiorgan leitete, das nach einem berühmten Werke des „größten Ungar", des Grafen Stephan Széchényi, den Namen führte: „Das Volk des Ostens". In der Folge fungirte Kállay als Delegirter Oesterreich-Ungarns bei der europäischen Kommission in Philippopel und in dieser Eigenschaft hatte er reiche Gelegenheit, die Verhältnisse des östlichen Theiles des Balkans kennen zu lernen. In intimeren politischen Kreisen ist es seit lange kein Geheimniß mehr, daß Herr v. Kállay schon vor der Okkupation ausersehen war, die Verwaltung als Civiladlatus des Oberkommandanten zu organisiren und zu leiten. Gewichtige Gründe veranlaßten ihn damals diese Mission abzulehnen. Wohl aber trat er nach der Okkupation als Sektionschef ins Ministerium des Aeußern, in welchem ihm nach der Ernennung des Baron Bela Orczy zum Minister am Hoflager die erste Sektionschefstelle zufiel. Seine großen Erfolge als Verwalter Bosniens und der Herzegowina verdankt er ebensowohl der Veranlagung seines Wesens, wie den Kenntnissen, mit denen er ausgerüstet ist. Herr v. Kállay ist ein gewandter Diplomat und er weiß von den diplomatischen Künsten, wo es noththut, auch den richtigen Gebrauch zu machen. Für ihn ist aber die Diplomatie nur die Form, nicht das Wesen, Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Er ist ein genauer Kenner des orientalischen Wesens und der südslavischen Welt, deren Sprachen er mit Vollendung spricht. Seine Sprachkenntnisse befähigten ihn, mit der Bevölkerung bei seinen Inspektionsreisen in unmittelbare Berührung zu treten, ihre Wünsche und Beschwerden ohne

Vermittelung untergeordneter Organe entgegenzunehmen. Das erwarb ihm das Vertrauen der Bevölkerung; persönlicher Muth, die überlegene Ruhe seines Wesens und der Ruf eiserner Energie verschafften ihm eine beispiellose Autorität in den Gebieten des Balkans. Seltene Willens- und eine kolossale Arbeitskraft sind mächtige Ressourcen seines staatsmännischen Wirkens. Dazu tritt eine merkwürdige Begabung für die Wahl seiner Mitarbeiter. Die Kräfte, mit denen sich Herr v. Kállay in Wien umgab und aus denen er den Generalstab der bosnischen Verwaltung formte, bilden ein Elitekorps, das jedem europäischen Staate zur Zierde gereichen würde. Die Hingebung und Schaffensfreudigkeit des Chefs ist auf jedes einzelne hervorragende Glied der Verwaltung übergegangen: man dient in Bosnien nicht bloß für die Gage, sondern man fühlt sich auch als Mitarbeiter an dem großen Kulturwerke, welches dort zu bewältigen ist.

Solcher Art ist der Staatsmann, in dessen Händen das Schicksal der österreich-ungarischen Kolonie gelegt ist. Für Bosnien und die Herzegowina ist Herr v. Kállay in Wahrheit der providentielle Mann geworden. Sein Ideal und das Ziel seines Ehrgeizes ist es, Bosnien und die Herzegowina zum Musterstaate unter den Ländern des Balkan zu machen. Nach dem, was unter seiner Leitung bisher erreicht wurde, befindet er sich auf dem Wege zur Verwirklichung dieses Ideals.

Wien, im April 1896.

Gustav Steinbach.

Parlamentsbriefe.

XVII.

Der Reichstag hat eine große agrarische Woche hinter sich: der **Getreideterminhandel** — der alte agrarische Kinderschreck — ist glücklich vom Leben zum Tode befördert und das **Margarinegesetz** ist in der zweiten Lesung unter Dach und Fach gebracht.

In dem Margarinegesetz sind nicht alle Schlimmbesserungen stehen geblieben, welche die Kommission hineingebracht hatte. Das Centrum hat sich allergnädigst bereit finden lassen, gegen die Vorschrift zu stimmen, wonach keine Vollmilch, sondern nur noch Magermilch bei der Fabrikation von Margarine zur Verwendung kommen sollte. Auch das Phenolphthaleïn, die latente Färbung, der Detektiv, den man in die Margarine setzen wollte, hat nicht die Billigung des Reichstags gefunden — die Margarine braucht in Zukunft also nicht ob des Unverstandes der Gesetzgebung zu erröthen —; dahingegen sind das Färbeverbot und die Forderung der Feilhaltung von Butter und Margarine in getrennten Räumen durchgedrungen; in diesen beiden Punkten hat die Kommission ihren Willen durchgesetzt. Daß die Butter gefärbt wird, damit sie den Konsumenten angenehmer in die Augen fällt, fand dieselbe Mehrheit, welche das Färbeverbot bei der Margarine aussprach, durchaus in Ordnung; — gegen Forderungen der Logik sind die Agrarier längst abgehärtet.

Daß der Bundesrath — trotz dieser von ihm bekämpften Verschlechterungen der Vorlage —, das Gesetz an seinem Widerspruch nicht scheitern lassen wird, darf mit Sicherheit angenommen werden; wird er doch auch das Börsengesetz annehmen, trotzdem der Terminhandel in Getreide kurzerhand in demselben umgebracht ist. Eine Zeitlang nahm man als sicher an, daß die verbündeten Regierungen ihren ganzen Einfluß aufbieten würden, um den Getreideterminhandel zu retten; die Ueberraschung war deshalb nicht gering, als der preußische Handelsminister im Reichstage den Getreideterminhandel in einer so schwächlichen Weise vertheidigte, daß diese Vertheidigung einer Kapitulation vor den Diktaten des „Bundes der Landwirthe" nur allzu ähnlich sah.

Ganz wohl ist übrigens den Siegern bei diesem ihrem Siege nicht. Mit 200 gegen 39 Stimmen haben sie allerdings ihren Willen durchgesetzt, aber nachdem sie ihre Stärke so glänzend dokumentirt haben, trifft sie nun auch die volle Verantwortung für alle Folgen des Börsengesetzes; sie können nicht mehr die Fiktion aufrecht erhalten, als ob das Ausbleiben der Segnungen dieses Gesetzes darauf zurückzuführen sei, daß man den agrarischen Börsenreformern nicht genügend zu Willen gewesen wäre. Im Gegentheil, der Verlauf der Dinge hat gezeigt, daß sie selbst für ihre ausschweifendsten Forderungen eine Mehrheit und schließlich selbst die Zustimmung der verbündeten Regierungen haben können. Es liegt also nur an ihnen, daß das Börsengesetz die Fassung bekommt, die allen agrarischen Wünschen entspricht.

Daran wird man die Herren Agrarier zu erinnern haben, wenn sich später herausstellen wird, daß diese ganze angebliche Börsenreform vom Interessenstandpunkt der Landwirthschaft aus entweder ein Schlag ins Wasser oder sogar eine direkte Schädigung bedeutet. Andererseits ist dieser Vorgang aber auch wie dazu geschaffen, denjenigen die Augen zu öffnen, die noch immer der Meinung waren, die agrarische Bewegung würde wenigstens vor den größten Dummheiten Halt machen. Ich behaupte: es giebt schlechterdings nichts — und sei es noch so unsinnig —, das nicht Aussicht hätte, durchzudringen, wenn die antiagrarischen Elemente nicht zu einem planmäßigen Kampfe gegen das Agrarierthum sich aufzuraffen vermögen.

Auch aus dem **preußischen Landtage** sind einige höchst charakteristische Vorgänge zu melden. Das Abgeordnetenhaus hat den **Assessorenparagraphen** abgelehnt. Möglicher Weise ist damit das Gesetz über die Richtergehälter gefallen; das wäre zu bedauern, aber dieser Assessorenparagraph ist unannehmbar für jeden, der die Unabhängigkeit des Richterstandes hochhält. Endgültig ist die Sache übrigens noch nicht entschieden, denn die dritte Lesung kann den kleinen Unterschied in der Stimmenzahl ändern.

Endgültig dagegen ist das **Lehrerbesoldungsgesetz** abgelehnt und zwar vom Herrenhause, von welchem kaum erwartet wurde, daß es in dieser Session die öffentliche Aufmerksamkeit noch einmal beschäftigen werde. Die Liberalen haben das Gesetz nicht um seines Hauptinhalts willen bekämpft, sondern um der Ungerechtigkeit willen, die gegen die Städte begangen war. Dieser Umstand hätte wohl das Herrenhaus nicht gerührt, aber man war hier der Ansicht, daß die Lehrer keine Verbesserung des Gehalts brauchen, weil es ihnen schon gut genug gehe. Ein Anfangsgehalt von 900 Mark sei entschieden zu hoch. Diese menschenfreundliche Meinung hatte wohl keine Aussicht auf eine sichere Majorität, indessen die Oberbürgermeister glaubten, mit den Vertretern dieser Anschauungen so weit gemeinsame Sache machen zu sollen, daß sie die Ablehnung des ganzen Gesetzes herbeiführten.

Ob sie damit weise gehandelt haben, erscheint recht zweifelhaft. Die 1½ Millionen Mark, um welche die großen Städte gekürzt werden sollten, und die man durch die Beseitigung des ganzen Gesetzes einstweilen von den Städten abgewendet hat, werden eben diesen Städten vielleicht noch recht theuer zu stehen kommen. Wenn liberale Oberbürgermeister mit reaktionären preußischen Junkern zusammen an einem Strange ziehen, so kann man mit einiger Sicherheit darauf rechnen, daß nicht die Junker die Geschäfte der Oberbürgermeister, sondern die Oberbürgermeister die Geschäfte der Junker besorgen. Auch wenn die Besorgniß, daß die Regelung der Lehrerbesoldungen nunmehr mit einer neuen Auflage des Zedlitz'schen Schulgesetzentwurfs verknüpft wird, nicht verwirklicht werden sollte, so wird man doch damit rechnen müssen, daß der nächste Entwurf eines Lehrerbesoldungsgesetzes den Städten noch weniger gefallen wird, als der gegenwärtige —, und inzwischen hungern die Dorfschulmeister weiter. Unsere politischen Freunde im Ab-

geordnetenhause handelten deshalb klug, als sie trotz der Ungerechtigkeit gegen die Städte schließlich für das Gesetz stimmten.

Während bei dieser Gelegenheit um $1\frac{1}{2}$ Millionen seitens der Städte ein erbitterter Kampf geführt wurde, läßt man die Gesetze zu Gunsten der nothleidenden Agrarier, bei denen es sich für die städtischen Bewohner um ganz andere Lasten handelt, ziemlich ohne Sang und Klang passiren. Wenn es sich dabei um einen kleinen Posten von 3 Millionen handelt, wie z. B. bei dem Experiment der Errichtung von Kornhäusern, so spielt eine solche Bagatelle gar keine Rolle. Die Agrarier haben diese 3 Millionen in der Attitüde verwöhnter Almosenempfänger entgegen genommen; sie haben weder „Danke!" gesagt, noch auch nur sich bereit erklärt, diese Maßregel besonders zweckmäßig zu finden. Die Regierung darf einen Versuch machen, die Agrarier zu befriedigen aber nur auf ihre eigene Verantwortung.

Besonders glücklich ist die preußische Regierung mit ihren Vorlagen in dieser Session nicht gewesen: Herr Berlepsch scheiterte mit dem Handelskammergesetz, Herr Bosse mit dem Lehrerbesoldungsgesetz, Herr Schönstedt — wenigstens vorläufig — mit dem Gesetze über die Richtergehälter.

Fallen sah' ich Zweig' auf Zweige,
Kaum noch hält der morsche Stamm.

Proteus.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Sinn contra Unsinn.

Mitten in die Orgien hinein, welche auf dem Boden der Gesetzgebung dank der Verwilderung aller volkswirthschaftlichen Begriffe entfesselt sind, fällt eine Kundgebung, die in ihrer Kürze und Einfachheit veranschaulicht, durch welche Kluft der thatsächliche Stand der Kultur von dem chaotischen Unsinn der in den Parlamenten vorgetragenen agrarischen Reden getrennt ist.

Die Handelskammer in Hanau hat am 27. April d. J. eine Festversammlung zu Ehren ihres 25jährigen Bestehens abgehalten. Bei dieser Gelegenheit sprach als Handelskammerpräsident Herr F. Canthal über Vergangenheit und Gegenwart der Gewerbsthätigkeit dieses Bezirks. Obwohl die Rede sich einer vortrefflichen Knappheit rühmen kann, ist es uns leider doch nicht möglich, sie, wie wünschenswerth wäre, in ihrer ganzen Ausdehnung wiederzugeben. Aber wir können uns nicht versagen, einige markante Stellen aus derselben hervorzuheben, welche den obenerwähnten Gegensatz in frappanter Weise beleuchten. Der Vortragende nahm zunächst Anlaß, um an der dem preußischen Landtage unterbreiteten Gesetzesvorlage betreffs Organisation der Handelskammern anzuerkennen, daß die Absicht einer den veränderten Verhältnissen entsprechenden Erweiterung der Aufgaben und Kräftigung der Stellung der Handelskammern dankbar anzunehmen sei. Dann fährt er fort:

„An uns wird es aber liegen, Geist und Leben in diese Organisation zu tragen und damit den Interessen von Handel und Industrie die zum Gedeihen des Ganzen erforderliche Anerkennung und Schutznahme zu verschaffen. Um so mehr, als wir manches Versäumte nachzuholen haben. Denn leider haben Industrie und Handel es bisher nicht verstanden, in den parlamentarischen Institutionen unseres Vaterlandes eine ihrer Bedeutung entsprechende Vertretung sich zu verschaffen und damit an dieser wichtigen und häufig entscheidenden Stelle nicht nur durch Sachkunde und Geschick, sondern auch durch die Zahl ihrer Vertreter Einfluß auszuüben. Wir sind dort anderen mächtigen Strömungen gegenüber arg ins Gedränge getrieben. Die Folgen davon liegen klar zu Tage! Auch die Ursache ist leicht ersichtlich! Nicht in behaglicher Sorglosigkeit vollzieht sich für uns der Werdeprozeß. Es bedarf in den weitaus meisten Fällen für den Kaufmann der rastlosesten Thätigkeit, will er im täglichen Kampfe um die wirthschaftliche Existenz diese behaupten und befestigen. Zu friedlichem, aber sich immer erneuerndem Wettkampfe gezwungen, sucht er in sich die Wurzeln seiner Kraft. Der Kaufmann verlangt vom Staate nichts, als die Freiheit, diese Kraft entfalten zu können. Und er befaßt sich, so lange diese Bewegungsfreiheit, die sein Lebenselement ist, vorhanden ist, zumeist wenig mit Kämpfen auf den dem Erwerbsleben abseits liegenden Gebieten. Aber diese Zeiten des Selbstgenügens sind vorüber. Das Gedeihen des Einzelnen ist derart verknüpft mit dem Gedeihen des Ganzen, daß schon die Eigenliebe es erfordert, an den Vorgängen Theil zu nehmen, durch welche das öffentliche Leben heute seinen Inhalt erhält. Wie viel mehr fordert es die Liebe zum Vaterlande, seine Mitwirkung nicht vorzuenthalten, wenn es gilt, Stellung zu nehmen gegenüber den destruktiven Tendenzen mächtiger Klassen- und Sonderinteressen. Das Maß individueller Freiheit, das Maß der Möglichkeit der Selbstbestimmung ist eng begrenzt. Unseres Lebens Schicksal wird zum wenigsten von uns selbst entschieden. Zeit und Raum geben unserer Existenz das Gepräge. Wir alle sind abhängig von Vorstellungen und Thatsachen, die von außen auf uns einwirken und auch das wirthschaftliche Schicksal des Einzelnen wird sehr wesentlich bedingt durch den Auf- und Niedergang der öffentlichen Gewalten. Dies spiegelt sich deutlich in der Geschichte der wirthschaftlichen Entwicklung unserer Stadt wieder. Gestatten Sie mir, daß ich auf letztere des Näheren nun eingehe!"

Hier folgt eine kurze Skizze der Entwicklung, welche Industrie und Handel seit dem Jahre 1303, da Hanau Stadtrechte enthielt, genommen haben. Es wird gezeigt, wie überall die der Freiheit der Bewegung günstigen Maßregeln zur Hebung von Gewerbe und Handel geführt haben, und als charakteristisch eine aus dem Jahre 1597 datirende sogenannte Kapitulation wörtlich ausgeführt, worin es heißt:

„‚daß sowohl den Beysassen, als auch den anderen Bürgern, Kaufleuten, Krämern und Handwerkern, solle frey und bevor stehen allerhand ehrliche und dem gemeinen Nutzen unschädliche Handthierungen und Nahrung zu treiben und mit allerley doch aufrichtigen Waaren, als allenthalben im heiligen Reich gebräuchlich und zugelassen ist, zu parthieren, wie auch sowohl bei Pfennigwerk, und bei der Ehlen aus zu schneiden, als auch mit großen Summen und Ballen in ihren Häusern und offenen Laden zu handeln und zu verkauffen'. Sie haben also hier, wenn Sie das schwerfällige Deutsch der damaligen Zeit in die Sprache der Gegenwart übersetzen, die Forderung und Anerkennung voller Gewerbefreiheit für Groß- und Kleinhandel, durch einige Anklänge an den Schutz gegen unlauteren Wettbewerb gemildert."

Auf die neuere Zeit übergehend, kommt dann der Redner zu folgender Betrachtung:

„Wenn die Handelskammer seit ihrem 25jährigen Bestehen und darüber hinaus zur Zeit der Thätigkeit des ihr vorangegangenen Handels- und Gewerbevereins, ununterbrochen und konsequent die Forderung nach Gewerbefreiheit erhoben hat, wenn sie nach dem Maße ihrer Kräfte dazu beizutragen gesucht hat, die Grundsätze zu vertreten und zu verbreiten, welche in der Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 segensvollen Ausdruck erlangten, und wenn sie heute mit Entschlossenheit sich all den Bestrebungen entgegensetzt, welche theils von Gewerbetreibenden selbst, theils von politischen Parteien in die Wege geleitet werden, um die gewerbliche Freiheit, das Recht freier Bewegung einzuengen und zu fesseln, so verfolgte sie und verfolgt sie noch heute eine in der Geschichte unserer Stadt begründete und durch die heimischen Verhältnisse geforderte 300jährige Tradition. Auch auf einem anderen, nicht minder wichtigen Gebiete der Wirthschaftspolitik bin ich in der Lage, historisch, wenn auch aus jüngeren Zeiten, nachzuweisen, daß die von uns allezeit vertretenen freihändlerischen Auffassungen nicht etwa das Produkt theoretischer Lehrmeinungen sind, sondern sich entwickelten im Laufe vieler Jahre aus den Bedürfnissen unserer Stadt, aus den Erfahrungen ihrer Bürger!"

Zum Schluß sei noch die Stelle hervorgehoben, in welcher der Redner Verwahrung einlegt gegen die Ueberhebung der Banausen, welche jetzt aus ihrer Unwissenheit und Engherzigkeit heraus darüber triumphiren, daß, wie die „Kreuzzeitung" bemerkt, nunmehr bis auf weniges bereits alles zerstört worden sei, was die liberale Gesetzgebung in den Jahren zwischen 1867 und 1876 im Deutschen Reiche durchgesetzt habe. Hier heißt es:

„Wer aufmerksamen Auges die Thätigkeit der geistvollen Männer verfolgt, welche in Gesetzgebung und Verwaltung, vom Vertrauen der Nation getragen, all die gewaltigen Werke höchster kultureller Bedeutung in kurzer Zeit ins Leben gerufen haben, der wird mit Stolz auch den

Aufschwung nationalen Geistes auf diesen Gebieten des Friedens empfinden **und diese Zeit der sogenannten liberalen Gesetzgebung trotz vielfacher neuerer Anfeindungen in allem Wesentlichen hochhalten.** Sie hat ein einheitliches Verkehrs- und Rechtsgebiet geschaffen, sie hat uns innerhalb desselben den Boden geebnet, den wir zu bearbeiten haben, sie hat die Schranken hinweggeräumt, welche Privilegien und Bevormundungen aus der Zeit engherziger Kleinstaaterei her der Gleichberechtigung des Bürgers und seiner Selbstverantwortlichkeit entgegengesetzt hatten; sie hat dem Einzelnen die Möglichkeit und das Recht freier Bewegung gegeben, ein Recht, dessen Gebrauch nur beschränkt sein soll durch die Achtung vor dem gleichen Rechte des Nachbarn und durch die Rücksicht auf die Wohlfahrt des Ganzen!"

Der Hanauer Handelskammer möchten wir vor allem empfehlen, ein Exemplar dieses Vortrages an die Mitglieder der nationalliberalen Partei des deutschen Reichstages zu schicken, damit dieselbe zum Nachdenken darüber angeregt werde, inwieweit es vor Ehre und Gewissen zu verantworten ist, wenn hochstehende und fein gebildete Führer jener Partei das Haupt vor dem Ansturm des agrarischen Vandalismus demüthig sinken lassen, nur um nicht eine Anzahl Stimmen bei künftigen Wahlen zu riskiren.

* * *

Ein Kardinalwerk über Spinoza.

Seitdem Spinoza in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch die Heroen der deutschen Geistesbildung in seiner gewaltigen Bedeutung erkannt worden, hat die Forschung über sein Denken und Lehren, sowohl auf dem Gebiete der Philosophie wie der Theologie, einer dauernden Pflege genossen. Eine unübersehbare Litteratur knüpft sich an den Denker, an sein Verhältniß zu Descartes und Leibniz, zu den Philosophen der Renaissance und deren der jüdisch-arabischen Bildungsblüthe im Mittelalter; über den Menschen jedoch und seine Beziehungen zu den nächsten Zeitgenossen hat langehin eine nur dürftige Kunde bestanden. Wie bei Shakespeare beschränkte sich das Thatsächliche auf einige trockene Daten, die in sämmtlichen Biographien eintönig wiederkehrten. Sie entstammen der Hauptsache nach den im Vorwort zu Spinoza's nachgelassenen Schriften enthaltenen Mittheilungen, die Pierre Bayle in seinem historischen Wörterbuch verwerthet, von wo sie dann, mit einigen werthvollen Ergänzungen aus mündlicher Ueberlieferung bereichert, in das biographische Denkmal des Predigers **Johann Colerus** im Haag übergingen, das zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, zuerst holländisch und dann französisch, in Buchform erschienen war. Einer gegnerischen Feder entstammend, die dem Wirken Spinoza's in keiner Weise gerecht zu werden vermag, zeichnet sich diese Biographie durch eine rückhaltlose Anerkennung seiner edlen Persönlichkeit aus. Daraufhin hat diese Leistung bisher als die einzig authentische Quelle für das Leben des großen Denkers gegolten, und nur nebenher wurde eine andere, summarischer gehaltene biographische Darstellung berücksichtigt, die ihrem Ursprung nach offenbar der Lebenszeit wie namentlich auch der Weltanschauung Spinoza's weit näher steht, aber erst etwa anderthalb Jahrzehnte nach der Biographie von Colerus in einer nunmehr äußerst selten gewordenen Zeitschrift veröffentlicht wurde. Als Autor wird ein Arzt angegeben, doch nur mit dem Namen **Lukas**, und seine entschiedene Anhängerschaft zu Spinoza, sowie namentlich die stark polemische Haltung dem geistlichen Stande gegenüber, haben diesem Gewährsmann bisher nur eine beiläufige und stets mit großer Vorsicht behandelte Gültigkeit zuerkannt.

Einige hier und da später aufgefundene Lebensdaten über Spinoza, ebenfalls dem Anfang des vorigen Jahrhunderts angehörend und auch dann schon veröffentlicht, fanden weniger Beachtung. Um so wichtiger war, als vor nunmehr 36 Jahren ein Amsterdamer Buchhändler ein philosophisches Jugendwerk Spinoza's in holländischer Handschrift entdeckte und dazu viele seiner Originalbriefe, die in seinem von Freunden herausgegebenen Nachlaß nur unvollständig zum Druck gelangt waren. Manche wichtige Bestimmungen über Personal- und Zeitverhältnisse lagen hier vor, und so ergab sich die Aufforderung zu einer neuen Biographie des Denkers, eine Aufgabe, welcher sich der später um die Errichtung des Spinozadenkmals im Haag so hochverdiente Joh. **Van Vloten**, damals Professor in Deventer, bereitwillig unterzog. Sein Buch, um 1862 zuerst erschienen und 1871 neu aufgelegt, galt langehin als kanonisch für jeden Bearbeiter einer Spinozabiographie, zumal es dem Autor geglückt war, eine bei Colerus vorkommende Liebesepisode — seiner Zeit von Auerbach novellistisch verwerthet — als legendarische Erfindung nachzuweisen. Im Uebrigen hielt er sich ziemlich genau an Colerus, wogegen ihm Lukas nur aus zweiter und dritter Hand vorgelegen und die inzwischen sonst noch vorhandenen lebensgeschichtlichen Mittheilungen über den Denker nur beiläufig und das auch bei ungenügender Kenntnißnahme herangezogen wurden.

Wie viel das Verfahren Van Vlotens in kritischer Hinsicht zu wünschen ließ, sollte sich aber erst ein volles Menschenalter nach Erscheinen seiner immerhin dankenswerthen Leistung herausstellen. Ersichtlich wird das durch die eben so umsichtigen wie gediegenen, vielumfassenden Forschungsergebnisse, die dessen junger Landsmann **K. O. Meinsma** in seinem soeben zu Haag herausgegebenen Buche — „**Spinoza und sein Kreis**" betitelt*) — niedergelegt hat. Mit voller Würdigung der Verdienste seines Vorgängers, hatte er doch eingesehen, daß Van Vloten, trotz aller Liebe und Bewunderung für seinen Helden, bei dessen Lebensgeschichte es nicht nur an Genauigkeit, an wissenschaftlicher Kritik und Methode, sondern auch an archivalischer Forschung hatte fehlen lassen. Einer genauen Durchmusterung und kritischen Sichtung des vorhandenen biographischen Stoffes gesellte Meinsma das Bestreben hinzu, denselben durch Nachforschungen in den Archiven zu Amsterdam und im Haag zu bereichern. So ward es ihm, mit Hilfe der noch erhaltenen Heiraths- und Todesfall-Verzeichnisse aus jener Zeit vergönnt, werthvolle Daten zu ermitteln, die namentlich für Spinoza's bisher äußerst unzulänglich gekannten Jugendjahre von Belang sind. Auch über manche Leute, die ihm nahe gestanden, hat Meinsma schätzbare Thatsachen in Erfahrung gebracht, welche zur Klärung ihrer gegenseitigen Beziehungen gehören. Manche Vorgänge in Spinoza's Lebenslauf gelangen jetzt erst an ihren richtigen Platz, die bisher nur gemuthmaßten Briefempfänger werden namhaft festgestellt, darunter etliche als irrthümlich angenommene erwiesen. Besonders wichtig ist aber der überraschende Umstand, daß die Resultate dieser emsigen Forschungen das bisher zwischen Colerus und Lucas angenommene Werthverhältniß geradezu umkehren: die archivalisch feststehenden Thatsachen sprechen offenbar zu Gunsten des für weniger verläßlich angesehenen Gewährsmannes, dessen unverkennbare Uebereinstimmung mit dem im Vorwort zu den Nachlaßschriften skizzirten Lebensgang bisher fast allgemein übersehen worden.

Im Wesentlichen wird das Gesammtbild Spinoza's, wie es sich auf Grund seiner Briefe und der direkten Ueberlieferung seiner nächsten Zeitgenossen bisher gestaltete, durch die Forschungen Meinsma's freilich nur in eine bestimmtere Fassung gebracht. Um so reichhaltiger ist aber die Ausbeute hinsichtlich jener Beziehungen des Denkers, welche dem Werke seinen Titel geben. Den Kreis, in welchem Spinoza gelebt und gewirkt, lernen wir erst durch Meinsma genauer kennen. Es gilt dies ebenso sehr von Spinoza's Verwandtschaft wie von den Stammesgenossen, von seinem Verkehr mit den Freigläubigen in und bei Amsterdam und

*) Spinoza en zijn Kring. Historisch-kritische Studien over hollandsche Vrijgeesten. XXIV + 457 gr. 8°. 'S Gravenhage 1896, Mart. Nijhoff.

seinen späteren Aufenthaltsorten; über die Persönlichkeiten, deren werthätige Freundschaft er genossen, erhalten wir viele werthvolle Aufschlüsse, und ganz unschätzbar ist die urkundlich genaue Darstellung der geistigen Atmosphäre, innerhalb welcher Spinoza seine Denkthätigkeit auszubilden in der Lage war. Der Freisinn, den wir mit Recht an ihm bewundern, hatte dazumal in den Niederlanden eine Geltung, von deren Umfang und Kühnheit man im Allgemeinen bisher kaum eine Vorstellung gehabt. Die aus den damaligen Einsichten über Natur und Leben folgerichtig zu ziehenden Schlüsse, wie sie in der Lehre Spinoza's uns aufbewahrt sind, zeigen sich hier als Gemeingut der Besten seiner unmittelbaren Mitwelt: auch er hat nur bestimmter und nachdrücklicher ausgesprochen, was lebendig war in der ihn umgebenden Bildung, wie sie von selbst sich entwickelt hatte. So fortschrittlich auch sein Wirken der Richtung nach anzusehen ist, steht er doch nicht vereinzelt; er wurzelt damit in seinem Zeitalter, mit ihm durch Gleichgesinnte verbunden, wiewohl er dabei immerdar als der Bedeutendste sie überragt und eben deshalb von der Gesammtheit auch in seinem kulturell hochentwickelten Heimathlande nicht verstanden ward.

Dieser so einfache und doch so auffällige Thatbestand veranlaßt Meinsma zu der wohlerwogenen Frage, ob denn die vielgerühmte Gedankenfreiheit in der batavischen Republik damals überhaupt so groß war, wie es nach dem Vorkommen von Ansichten wie bei Spinoza und seinen Gesinnungsgenossen scheinen könnte. Die emsigen Nachforschungen des Autors haben ihm eine inhaltschwere, vielbelehrende Antwort eingetragen, begründet auf dem tragischen Schicksal eines Mannes, dessen Namen und Wirken der bisherigen Spinozaforschung gänzlich entgangen sind. Es war dies der Amsterdamer Rechtsanwalt **Adrian Koerbagh**, dem Alter wie seiner ganzen Denkweise nach Spinoza durchaus nahestehend ihm auch persönlich befreundet, wie es das uns vorliegende Werk überzeugend feststellt. Weniger vorsichtig, gewandter und muthiger als Spinoza, trug er dessen Pantheismus in seinen populär gehaltenen Schriften ganz offen vor. So hatte er um 1668 ein Fremdwörterbuch herausgegeben, wo auch Glaubensgegenstände wie Messen, Teufel, Taufe, Katholisch und dergleichen mehr in holländischer Sprache eine durchaus freisinnige Erörterung fanden. Auf Ansuchen der Geistlichkeit ward das Buch mit Beschlag belegt und zum Verbranntwerden verurtheilt. Dadurch nicht abgeschreckt, gab er ein neues Buch in Druck, worin er, noch entschiedener als in jenem, den Wunderglauben, die Vergötterung Christi und namentlich die Scheingelehrsamkeit der Zionswächter aufs Korn nahm. Kaum hatte man erfahren, daß er einen neuen Angriff gegen den Glauben plane, da wurde die Geistlichkeit gegen ihn selbst klagbar. Dem behördlichen Einschreiten suchte sich Koerbagh durch die Flucht zu entziehen. Monatelang glückte es ihm bei wechselndem Aufenthalt und angemessener Verkleidung. Es fand sich aber ein Verräther, der ihn gegen angemessenes Honorar ausliefern half. Koerbagh wurde vor die Gerichte zu Amsterdam gestellt, die ihn zu 20 Jahren Zuchthaus, einer bedeutenden Geldbuße und 10 Jahren Verbannung nach überstandener Haft verurtheilten. Er erlag der grausamen Behandlung im Gefängnisse und starb wenige Monate danach bereits im Spätherbst 1669. Dies Opfer kirchlicher ...duldsamkeit war nur das Aeußerste, was seitens der ...enden Landeskirche gegen freisinnige Leute damals ... gesetzt ward. Seit Jahren behauptete die staats...eistlichkeit eine so feindselige Haltung gegen alle ...eit, daß sie wirklich zu der Abwehr heraus...e Spinoza in seinem schon um 1665 be...logisch-politischen Traktat" sich vor... Werk erschien ein Jahr nach Koerbagh's ... die tieferbitterte Stimmung im Vor... seiner Eindrücke bei dem erschüttern...nen seiner begabtesten und kühnsten ... Die Wahrheit als Gegenstand einer ... Aufgabe war unter obwaltenden Um... Niederlanden bedroht, und so ist ...en Gebrauch der lateinischen Sprache sich nicht genügend geschützt wähnend, jene weltbewegende Schrift ohne seinen Namen herausgab, wie er späterhin sein Hauptwerk, über welches man die abscheulichsten Gerüchte in Umlauf gesetzt, als er es dem Druck übergeben wollte, zurückbehielt und es erst nach seinem Tode durch treue Freundeshände veröffentlichen ließ.

nisation ... die zum Ge... nahme zu verse... zuholen haben. bisher nicht ver... tionen unseres ... sprechende Vertret... wichtigen und häufig ... und Geschick, sondern auc... zuüben. Wir sind dort ... ins Gedränge getrieben. ... die Ursache ist leicht ersichtl... zieht sich für uns der Werde... Fällen für den Kaufmann de... lichen Kampfe um die wirthschaftliche...

Durchgehend ist Meinsma's Buch voll der wunderbarsten und lebendigsten Zeugnisse über mancherlei an Spinoza's Werken sich knüpfende Erscheinungen und Vorkommnisse. So reichhaltige Ergebnisse waren selbstverständlich nur einem Forscher zugänglich, der, bei weitreichenden, gründlichen Fachkenntnissen und einer genauen Einsicht in die Geschichte des Landes und des Zeitalters, durch die unmittelbare Nähe zu den Fundorten für archivalische Ermittelung begünstigt war. Um so erfreulicher ist die Anerkennung, die er der bisher vorwiegend von Ausländern geförderten Biographik über Spinoza zollt. Unumwunden hebt er hervor, daß sein Heimathland hierin langehin im Rückstande verblieben. Die Schuld, die Holland seinem größten Denker gegenüber in dieser Hinsicht gehabt, ward durch Meinsma in würdigster Weise eingelöst. Sein Buch behauptet in der Spinoza-Litteratur einen Platz, wie er einer wissenschaftlichen Musterleistung allein zukommt.

Helsingfors. **Wilhelm Bolin.**

Ein polnischer Geschichtschreiber in deutschem Gewande.

Das polnische Volk hat in unserem Jahrhundert eine ganze Reihe bedeutender Geschichtschreiber hervorgebracht. sie entstanden, nachdem ihre Nation aufgehört hatte, eine Geschichte zu besitzen. Lelewel's Fleiß, Scharfsinn und Geist, Szajnocha's glänzende Darstellungsgabe, Szujski's kritische Schärfe und echt historische Auffassung — um nur die Hervorragendsten zu nennen — haben Werke von hohem und bleibendem Werthe geschaffen. Eine eigene Stellung in dieser glänzenden Schaar von Historikern nimmt **Valerian Kalinka** ein. In Krakau, damals einem letzten Reste des freien Polens, geboren, Revolutionär, Journalist, Diplomat im Dienste der polnischen Sache, erkannte er bald die Aussichtslosigkeit aller Versuche, durch gewaltsame Umwälzungen zum Ziele zu gelangen. Als einziges Mittel, auf neuen Grundlagen die polnische Nation herzustellen, sah er deren geistige und sittliche Wiedergeburt an. Diese aber, meinte er, sei nur durch strenge Selbsterkenntniß zu bewirken, die wiederum durch unparteiische und von aller Selbsttäuschung freie Geschichtsbetrachtung erworben werden müsse. Aus diesem Grunde unternahm er es, die für jeden Patrioten so schmerzliche Zeit des Unterganges des polnischen Reiches zu schildern. In der Vorrede zu seinem, 18[illegible] erschienenen, ersten größeren Werke, „Die letzten Jahre von Stanislaus August" entwickelte er seine Anschauungen; sie standen im schroffsten Gegensatze zu den meisten früheren polnischen Geschichtsbüchern, die durch Verherrlichung ihres Volkes, Beschönigung seiner nationalen Fehler und leidenschaftliche Anklage seiner Feinde die Schmerzen zu lindern und die Hoffnungen zu beleben gesucht hatten. Anders Kalinka: er meinte, nur durch strenge Selbsterkenntniß, durch reumüthiges Hervorheben der einstigen eigenen Sünden könne nationale Erstarkung und damit Hoffnung auf eine bessere Zukunft erzielt werden. Zahllose Angriffe hat der edle Mann deshalb von seinen Landsleuten zu erdulden gehabt; aber sie machten ihn nicht wankend in seiner Ueberzeugung von der ausschließlichen Richtigkeit des von ihm eingeschlagenen Weges. Auch hat er seine Sache siegreich durchgesetzt: die bedeutendsten neueren Geschichtschreiber Polens, wie Bobrzynski, Smolka, Szujski selber, wandeln jetzt seine Bahnen.

Inzwischen war Kalinka, der stets zu eifriger Religiosität geneigt hatte, in den Orden der Resurrektian getreten; doch hinderte ihn dieser nicht, sondern förderte ihn vielmehr in seinen historischen Arbeiten, zu denen ihm seine Oberen Muße und Mittel gewährten. So ging Kalinka an die Ausarbeitung seines größten und hervorragendsten Werkes: „Der vierjährige Reichstag von 1788 bis 1791.“ Es ist die Geschichte der Reichsversammlung, die Polen von der Abhängigkeit von Rußland zu befreien und ihm durch eine neue Verfassung innere Kraft und Stärke zu verleihen suchte, damit aber die Gegnerschaft der früheren Theilungsmächte Rußland, Preußen und Oesterreich und die endgültige Zerreißung des polnischen Staates herbeiführte. Angestrengteste Arbeit verwandte der gelehrte Ordensbruder auf die Vorbereitung seines Werkes: er studirte mit Eifer die Archive von Krakau, Lemberg, Wien, Berlin, — die von Petersburg und Warschau blieben ihm verschlossen — sowie private Urkunden und Denkwürdigkeiten. Der erste Theil des Buches sowie die erste Hälfte von dessen zweitem Theile erschienen 1880; die zweite Hälfte des zweiten Theiles 1886, kurze Zeit vor des Verfassers Tode, der ihn an der Vollendung des Werkes durch Herausgabe des dritten Theils verhinderte.

Ein um so größerer Verlust, als es hohe wissenschaftliche und litterarische Vorzüge besitzt: es beruht auf umfassender Forschung, gepaart mit strenger Kritik und geleitet von unbedingter Wahrheitsliebe. Der Blick des Autors ist klar und weit, sein Urtheil scharf, zutreffend und, mit einer Ausnahme, die ich sogleich erwähnen werde, unparteiisch: Kalinka, wie die meisten Polen, ist ein bitterer Feind der Deutschen, die er weit mehr haßt, als die eigentlichen Henker seines Vaterlandes, die Russen. Die Darstellung ist anziehend und durch reinste Gesinnung verklärt, wenn auch allzu wortreich und meist der plastischen Kraft entbehrend.

Die Deutschen besitzen zweifellos den Vorzug, daß sie sich nicht nur auf litterarischem, sondern auch auf wissenschaftlichem Gebiete die Meisterwerke aller Nationen zugänglich zu machen und aus ihnen zu lernen suchen. So war es ein glücklicher Gedanke von Frau Marie Dohrn, der Gattin des berühmten Leiters der deutschen zoologischen Station in Neapel, das Hauptwerk Kalinka's zu verdeutschen; geborene Polin, aber Gemahlin eines deutschen Gelehrten, war sie zur Lösung dieser Aufgabe vorzüglich geeignet.*) Die Uebersetzung, von der bis jetzt der erste, die Jahre 1787 bis 1789 umfassende Band erschienen, ist vortrefflich, verräth nirgends die Mühen und Zweifel einer Uebertragung und liest sich wie ein Original; die umfassende Einleitung der Uebersetzerin ist ganz ausgezeichnet geschrieben und zeigt eine Kenntniß der einschlägigen historischen Litteratur, die bei einer Dame höchst anerkennenswerth ist. Freilich wäre zu wünschen gewesen, daß Frau Professor Dohrn dem Texte hier und da einige berichtigende Anmerkungen hinzugefügt hätte. Die preußische Politik unter Friedrich Wilhelm II. und seinem Minister Hertzberg war gewiß nicht sehr lobenswerth; allein die harte und einseitige Verunglimpfung der preußischen Staatsmänner, die Ungerechtigkeit, mit der z. B. Lucchesini behandelt wird, der Tadel selbst offenbarer Wohlthaten für Polen, wenn sie von Preußen ausgehen (man vergleiche u. a. Seite 225 der Uebersetzung), dürften nicht ungerügt deutschen Lesern geboten werden.

Der Gegnerschaft wider Preußen entspricht eine gewisse Vorliebe des Verfassers für das slawische Rußland. Um so beachtenswerther ist Kalinka's Eingeständniß (S. 387), daß dieser Staat der wahre Urheber der völligen Vernichtung Polens ist. Rußland wollte die Republik erhalten unter der Bedingung, daß sie sich völlig seiner Oberhoheit unterwarf; sobald sie sich aber unabhängig zu machen suchte, beschloß es ihre Zerstörung, selbst wenn es die Beute mit Preußen und Oesterreich theilen mußte. Auch gibt der Verfasser zu (S. 242), daß der Preuße seine Uebermacht nur in dem Maße zur Geltung bringe, wie es sein Interesse erheischt, der Russe dagegen am Befehlen, am Ausüben seiner Gewalt und an der Erniedrigung und Demüthigung des Schwächeren als solchen sein Vergnügen finde.

Kalinka's Abneigung gegen jedes revolutionäre Verfahren geht so weit, daß er eifrig die Partei des letzten Königs von Polen, Stanislaus August, nimmt, weil dieser der wenigstens nominelle Inhaber der Regierungsgewalt war, und mit aller Schärfe, als Phantasten und Egoisten, die „Patrioten“ angreift und tadelt, die Befreiung von Rußlands hartem Drucke und Herstellung einer Verfassung anstrebten, die Ordnung, Frieden und äußere Kraft verbürgen sollte, und die wirklich am 3. Mai 1791 zu Stande kam. Nun ist ja so viel richtig, daß bisher Stanislaus August zu hart beurtheilt worden ist, weil man den unüberwindlichen Schwierigkeiten und unvermeidlichen Gefahren seiner Stellung nicht genügend Rechnung trug. Aber leugnen läßt sich doch nicht, daß dieser König keinen Finger gerührt hat zur Vertheidigung des ihm anvertrauten Staates, vielmehr sich seine Schwäche und Thatenlosigkeit bei dem Todeskampfe des Reiches von dessen Mördern möglichst reichlich bezahlen ließ*), während die Patrioten sich im Heldenkampfe gegen die Heere Rußlands und Preußens verbluteten. Freilich zeigt Kalinka unwiderleglich, daß bei der Mehrzahl des leicht erregbaren polnischen Volkes die augenblickliche Begeisterung größer war als der dauernde Opfermuth. Es ist sehr wohl möglich, daß, wie später die Dinge sich gestaltet haben, es für Polen vortheilhafter gewesen wäre, unter russischem Schutze ein Scheindasein zu führen und sich langsam in bescheidenen Grenzen finanziell und militärisch zu organisiren, wie der König es wünschte, bis die Kriege der französischen Republik und Napoleons I. die Sachlage zu seinen Gunsten umgestalteten — als stürmisch den Kampf gegen den nordischen Koloß zu wagen. Allein diese Ereignisse ließen sich nicht vorhersehen, und unser Mitgefühl wird immer mehr den muthigen und opferbereiten Patrioten angehören, als dem bequemen, schwelgerischen Könige und den theils verblendeten, theils erkauften Russenfreunden unter den Polen. Kalinka's Auffassung wird begreiflich durch den Eindruck, den auf ihn die Erfahrung hervorbrachte, daß alle gewaltsamen Befreiungsversuche seines unglücklichen Volkes stets zu dessen Schaden ausgeschlagen sind.

Dies alles vorausgesetzt, erkennen wie freudig die Menge neuer und zuverlässiger Kenntnisse an, mit denen uns Kalinka in klarer und anziehender Darstellung bereichert. Niemals sind die Zustände, Ereignisse und Persönlichkeiten während des letzten Ringens des polnischen Reiches mit solcher Schärfe und so großer und lebendiger Fülle thatsächlicher und charakteristischer Einzelheiten geschildert worden. Die absolute Gewissenhaftigkeit des Verfassers gibt uns selbst da, wo vorgefaßte Meinung vielleicht sein Urtheil auf falsche Bahn führt, die Mittel an die Hand, es zu berichtigen. Mit unerbittlicher Wahrheitsliebe reißt er den Schleier von den alten Schäden und Gebrechen seiner Nation und zerstört die chauvinistischen Illusionen, nicht um sein Volk zu kränken und zu demüthigen, sondern um ihm den Weg zur inneren Besserung und Heilung und damit zu gedeihlicher Zukunft zu zeigen. Auch in dieser Hinsicht kann uns Deutschen das Werk Kalinka's und seiner trefflichen Uebersetzerin nur zur fruchtbaren Belehrung gereichen.

M. Philippson.

*) Der vierjährige polnische Reichstag 1788 bis 1791. Von Valerian Kalinka. Aus dem Polnischen übersetzte deutsche Originalausgabe. Erster Band. Berlin, Mittler, 1896.

*) Man vergleiche die ziffermäßigen Angaben in meinem „Preußischen Staatswesen seit dem Tode Friedrich des Großen“, II 220.

Jonas Lie.

Ueber die Welt und über die Menschen von Jonas Lie, des Norwegers, spannt sich ein harter, grauer, monotoner Himmel. Nie theilt sich der Flor, nie dringt ein Strahl aus sonnigerem Land in dieses Nebelheim. Und die lastende, brustbeklemmende Luft des Alltags drückt die arme Seele hier schwerer denn sonst. Das wirkt die künstlerische Art dieses Dichters. Er ist der objektivste der Skandinaven. Seine Lippen sind noch fester zusammengepreßt als die Ibsen's, er verficht keine Thesen und predigt nicht gleich Björnson; aus seinen Büchern schreien nicht die schmerzlich-persönlichen Wesenstöne Garborg's und Strindberg's, noch zittert in ihnen die feine schwingende lyrische Musik der Dänen Jacobsen und Hansen. Er ist ein Beobachter, ein Zuschauer der menschlichen Tragikomödie, und was er sieht, das schildert er knapp, sachlich, peinlich reservirt; er versucht nie den Leuten seine Meinung über den Fall aufzudrängen, er läßt die Thatsachen reden. Und da er ein Künstler ist, weiß er so zu komponiren, daß die Thatsachen eine beredte Sprache führen.

Seines Schaffens eigenste Provinz, die Gesellschafts- und Sittenschilderung fand er erst spät. Als ein Fünfziger entdeckte er die Domänen seines Könnens, und seine Früchte waren reife Herbstgaben wie die späten Kinder Fontane'scher Dichtung. Bevor er seine scharfen Gläser auf moderne Menschen und moderne Zustände richtete, versuchte er sich als Landschafter. Er entrollte in seinem Hellseher ein Nordlandpanorama und ließ die herbe strenge Schönheit des nördlichen Norwegens erstehen, die große Natur der Lofoten und Finnmarkens mit ihren wilden Gegensätzen und ihren riesigen fast unwahrscheinlichen Verhältnissen, der Sommerherrlichkeit mit währender Sonne, den grausigen Winter mit ewiger Nacht. Die Dimensionen gigantesker Eddamärchen, der verwirrende Flug einer Phantasie auf Riesenschwingen. Das Meer rauscht alte Sagen, auf schimmernden Wogenkämmen tummeln sich Seevögel, Luftspiegelungen auf der blauen Fläche zaubern seltsame Bilder und verrücken die Grenzen der Wirklichkeit.

In tobenden Sturmnächten auf hoher See rast die Rån nach ihren Opfern; die verstörten Fischer sehen dem Tod leibhaftig ins Auge und im Meeresleuchten starren bleiche Gesichter unter dem Südwester hervor. In der engen Gemeinschaft mit der Natur, in Kampf und Hingabe unter der Abhängigkeit von grausamen unberechenbaren Elementen bildet sich der Sinn der Leute. Sie haben ein sichereres Organ für die geheimen Mächte, die ins Leben hineinragen, als die gehegten Kinder der Kultur. Sie sehen Gespenster und blicken in die Zukunft. Die Geschichte eines solchen Hellsehers, eines armen kranken Jünglings aus Nordland, erzählt eins der frühsten Werke Lie's.

Im „Dreimaster Zukunft", im „Lootsen und seine Frau" setzte er die Schilderungen fort. In all diesen Werken tritt aber die Staffage hinter der Scene, der Dekoration zurück. Die Natur ist der eigentliche Held, der in Aktion tritt, die Menschen und ihre kleinen Schicksale sind nur Statisten und erscheinen winzig, gemessen an den ragenden Höhen der Nordlandsberge, an dem tobenden Gebrüll der zürnenden See.

Es war, wie er selbst sagt, sein Drang, sein ganzes nordländisches Märchen auszuweinen. Voll malerischer Anschauung, mit feiner Wortkunst ausgepinselt, sehen diese Dichtungen uns an. Aber dem modernen Naturgefühl können sie nicht das geben, was es verlangt. Es sind ausgezeichnet getroffene Schilderungen, aber der fein intime Duft einer originellen Persönlichkeit die mit tieferen Augen sieht, die nicht bloß die Bilder aufnimmt, sondern sie auch mit ihres eigenen Wesens Fülle zu durchtränken und durchfühlen weiß, schwebt nicht bestrickend und bannend über ihnen. Das objektiv Beschauende überschattet noch in diesen ersten Werken das persönlich pulsirende Mitempfinden.

Jonas Lie verläßt dann das Nordland und geht auf weite Reisen nach Italien, Frankreich und Deutschland. Er schlägt schließlich seinen Wohnsitz in Paris auf. Die kühlen scharfen Augen verfolgen jetzt nicht mehr das Individuum in seinem Ringen mit der Natur, den Menschen gegenüber dem ungeheuerlichen Element; sein Objekt wird jetzt, da er auf seinen Fahrten vergleichen und sichten gelernt, da er in die Tiefen der Großstädte, in ihre brodelnde Masse geblickt, der Mensch im Kampf mit den Verhältnissen, den überkommenen Werthen, der Tradition und den herrschenden Begriffen. Das war in der Zeit, als Ibsen und Björnson zornig und dräuend die Hände ausreckten über ihr Land und Brandfackeln mit heiligem Eifer warfen in die dürre Welt der alten Gesellschaftsordnung, als sie die traditionellen abgegriffenen, durch flache Alltagsgeister platt und stumpf gemachten Moralwerthe im Schmiedefeuer ihrer Dichtung umprägen wollten als neue Edelmünzen einer neuen Edelgeneration. Sie zeigten in düsteren Farben das Morsche und Welke, sie schilderten aber nicht nur, sie klagten an. Hinter ihren Alltagsgebilden sah man den Zorn toben.

Jonas Lie jedoch stand von Weitem und schaute wieder zu. Er sah wie jene, was faul war und brüchig, aber er schlendert seinen Stein nicht mit dazu; er stellte sich nicht in die Reihen der aggressiven Kämpfer.

Er begnügte sich damit, ohne ein Wort dazu zu sagen, die herrschenden verkehrten Zustände und Anschauungen zu schildern. Ganz sachlich, aber auch peinlich getreu. Wogegen jene kämpfen und predigen, das zeigt er wahrheitsgemäß aufgenommen. Er steht scheinbar neutral da. Er wettert nicht und schlägt keine Thesen an. Kein Raisonneur verficht eine Meinung. Und gerade dadurch, daß er von einer überlegenen Warte, wie unparteiisch die Dinge beleuchtet, gegen die das stürmende Geschlecht zu Felde zog, wird er ihm ein Bundesgenosse. Kein aktiv eingreifender aber ein stillkräftig wirksamer. Und für sich selbst erreicht er damit die Annehmlichkeit, die ihm werth ist, nicht einem bestimmten Regime zugetheilt zu werden, nach keiner Seite hin sich allzusehr zu verpflichten, wenn auch seine Sympathien durchaus dem Neuen, Kommenden, dem frisch reinigenden Winde gilt, der die Kartenhäuser stürzt. In den Romanen dieser Sphäre nahm er sich zum Motiv das Leben der Enterbten. So schildert er in dem Buch „Lebenslänglich verurtheilt" das Schicksal eines unehelichen Kindes, eines Knaben, der bei seiner Natur durch die Verhältnisse, in denen er aufwachsen muß, von vornherein, ohne daß er sein Geschick irgendwie bestimmen kann, zu seinem Unglück heranwächst. Er fühlte von allen Seiten die Ueberlegenheit, die auf ihn verachtend herabsieht; er kann thun, was er will, handelt er nur einmal nach eigenem Impuls, so bekommt er Unrecht. Die Verhältnisse drängen eine Natur, wie die seine, mit Nothwendigkeit auf die schiefe Ebene. Und schließlich steht er als Verbrecher da, er weiß selbst nicht wie. In zwei anderen Romanen, in der „Familie auf Gilje" und den „Töchtern des Commandeurs" sind weibliche Opfer der Gesellschaft die Hauptpersonen. Wie frische Mädchen alte Jungfern werden, ist in beiden der trübe Refrain. Und in beiden wird mit beklemmender Echtheit der „Guten Gesellschaft" ein Spiegelbild vorgehalten: wie sie modelt und nivellirt, wie sie das Persönliche abschleift und herabzieht wie sie bei den Mädchen das natürliche Empfinden unterdrückt und ihnen Künsteleien und falsches Spiel aufzwingt. Die Vielzuvielen akklimatisiren sich gefügig, die Ausnahmen, die Einzelnen, die die Kluft fühlen und sie nicht überbrücken können, andererseits aber auch nicht groß genug sind, sich selbst im eigenen Geschick genug zu sein, werden einsam, die verbittern und verkümmern.

In der künstlerischen Form waren schon diese Bücher von reinster Objektivität, und doch ließ sich zwischen den Zeilen lesen, auf welcher Seite der Dichter steht, vielleicht gerade dadurch, daß die gute Gesellschaft scheinbar Recht bekommt: „entweder ist's die ganze Welt, die ins Zuchthaus gehört, oder ich bin's — und letzteres wird wohl das Richtige sein!" sagte der „Lebenssklave".

In der Folge ward diese Objektivität noch extremer, noch asketischer, fast eigensinnig. Er will eine normale Ehe schildern in „Ein Eheleben" mit all' ihrer Nüchternheit, Richtigkeit und seelischen Dürre; mit ihrer platten Gemüthlichkeit und ihrer stumpfen Gleichgültigkeit. Und in dem Bestreben, diese graue Eintönigkeit in tadelloser Treue und Echtheit zu reproduziren, wird er selber langweilig. Sieht man die Sache technisch an, so muß man bewundern, mit welcher Selbstentsagung und welchem künstlerischem Opfermuth auf alles, was die Monotonie stören könnte, verzichtet ist. Wie Blei fallen die kurzen stumpfen Sätze ins Ohr; wie endloser Weg auf staubiger Straße ziehen sich die Seiten; wir stehen Morgens zum seit Jahren gewohnten Tagewerk auf, gähnen im Einerlei der täglichen Tretmühle und schlafen am Abend wieder ein. So wird aus Abend und Morgen ein anderer Tag. Und er sickert sandig wieder dahin. Es ist Kunst in diesem peinlich wahren Erfassen dieser Stimmung; es ist, als ob die Luft der dumpfen langweiligen Philisterstuben wahrhaftig eingefangen ist. Aber dies getreue Abbild wirkt tödtlich wie das Original, und es zu genießen, ist Arbeit. Und genau so ists in den Romanen, in denen er in die Welt der Großkaufleute hineinleuchtet; in Handel und Wandel und alte finstere Schreibstuben.

Er zeigt da die Menschen im Kampf mit dem Geld, mit übermächtigen Unternehmungen. Und er wird dabei, in dem Bestreben die Atmosphäre des zu schildernden Standes scharf zu treffen, so trocken geschäftsmäßig, so ledern hauptbuchartig, als wäre er ein alter vertrockneter Buchhalter auf einem alten knarrenden Komptoirbock, in düsterem Handelsgewölbe irgend einer uralten Exportfirma des Nordens.

Auch Fontane schildert Philister, auch Fontane schildert graue Langeweile; die Familie Treibel ist gewiß „gute Gesellschaft" schlimmster Art. Wie kommt es, daß wir hier behaglich schmunzelnd zuhören?

Die Typen sind nicht minder echt, aber wir sehen nicht die nackten dürren Typen allein, wir sehen die Typen sich in einem humoristisch überlegenen Geiste spiegeln; wir sehen die Typen, die uns bei einer wirklichen Begegnung im Leben tödtlich quälen und langweilen würden, von einer Persönlichkeit aufgefaßt, die lächelnd über ihnen steht und sie am Narrenseil vorbeipassiren läßt. Durch solche Vermittelung, durch solch Medium gesehen, wird uns alles interessant und antheilsvoll.

Auf dies Medium nun aber hat Lie bewußt verzichtet, ihm kam es nur auf die Illusionserweckung der Thatsächlichkeit an. Wollte er Langeweile schildern, so ward er langweilig; sollte vom Philister gehandelt werden, so stimmte sich der Ton philiströs. Diese Beschränkung hat sicher nicht ihren Hauptgrund darin, daß ihm der Humor völlig versagt ist.

In seinem neuesten Werk aber, dem Roman „Großvater"*), hat Lie seiner Kunst eine neue Nuance gegeben. Die Ereignisse selbst sind zwar wie früher streng objektiv referirt, zurückhaltend und sparsam; aber es bleibt hier doch nicht nur beim Referiren. Hier ist mit einemmal ein Medium, durch das die Dinge hindurchgehen. In der Titelfigur des Werkes, einem alten sonderlingshaften höchst lebendig charakterisirten Mann spiegeln sich die Ereignisse; wir sehen sie mit seinen Augen, die schärfer sehen als die unseren; und wir empfinden sie mit seinem Herzen, das antheilsvoller ist, als es unseres, den nackten Thatsachen einfach gegenüber gestellt, sein würde. Die trocken und sachlich, ganz in der alten Lie'schen Art, verzeichneten Ereignisse bekommen auf diese Weise Seele und Resonanz. Ein künstlerischer Reiz feinster Art ergibt sich auf diese Weise, wenn der Autor kühl und kalt wie die Nemesis, mit gelassener Hand, Unheil und Schicksal fügt und wir gleichzeitig bei dem lapidarisch wuchtigen Bericht einer That, die seelische Vibration der Betroffenen empfinden.

*) Lie hat selbst im Sinne des Gesetzes vom 11. Juli 1870 eine deutsche Originalausgabe veranstaltet. Berlin 1896. Richard Taendler.

Der Roman ist eine Ehebruchsgeschichte. Die Handlung erzählen wenige Zeilen. Die oberflächliche vergnügungssüchtige Frau eines mäßig begüterten Arztes, hat ein Verhältniß mit einem jungen reichen Lebemann, dem Konsul Wiengaard. Der Mann schöpft Verdacht, daß die beiden sich während des Winters in einem kleinen Sommerlandhaus treffen. Die Frau ist eine Näscherin. Darauf baut der Arzt eine Probe. Er mischt in Früchte, die dort eingemacht stehen, Gift. Eines Tages stürzt der Konsul Wiengaard bleich zum Arzt ins Haus, ihn zu holen, seine Frau liege im Landhaus im Sterben.

Die Handlung ist völlig Nebensache. Der hier im Resumé etwas sensationell klingende Giftmord wird nicht in den Vordergrund gerückt, man erräth nur die Ursache des Todes. Nebensache ist auch das ehebrecherische Paar in diesem Ehebruchsroman. Sie sind eigentlich nur Statisten, sie werden nie in einer Duoscene vorgeführt. Sie dienen eigentlich nur dazu, durch ihre Handlungsweise Reflexe in den Seelen der anderen hervorzubringen, diese anderen sind der alte Großvater, der Gatte und die Kinder. Der künstlerische seelische Spannungsreiz besteht nun darin, daß wir, ohne sichere Aufklärung über den wirklichen Thatbestand des Vergehens zu bekommen, die beiden Schuldigen mit den gequälten argwöhnischen Augen der anderen beobachten.

Durch eine raffinirte Kunst blicken wir gleichzeitig in zwei Welten.

Lie schildert uns in einer sachlichen Weise einen Hausstand. Der Mann viel beschäftigt, die Frau abwechslungssüchtig, einen Freund, gefällig und liebenswürdig. Das äußerliche Bild durchaus ruhig. Man verträgt sich gut. Der Mann liebt die Frau; die Frau hält sehr auf sich, sie duldet die Liebenswürdigkeiten und Gefälligkeiten des Freundes nur, weil ihr Mann sie selber darum bittet. Er thut es nicht aus Dummheit und Blindheit, sondern in einem hochgespannten Vertrauen und in einem heißen Stolz, der die Gefahr und die Eifersucht verachtet.

In diesem Heim sieht es sich gemüthlich an, wie die drei miteinander reden, wie die Frau dem Mann erklärt, sie würde auf keinen Fall das Musikfest mitmachen, zu dem der Konsul sie geladen, mit all den Proben; das gehöre sich nicht für eine verheirathete Frau. Und wie der Mann nun gerade ihr zuspricht, es zu thun, um nicht für argwöhnisch zu gelten.

Das ist das ruhige äußere Bild. Und nun weiß Lie mit einer kaum sichtbaren Kunst, all das Bewegte, Qualvolle, Heimliche, das hinter diesen scheinbar so gleichmüthigen Scenen steckt, durch die Außenseite hindurchscheinen zu lassen. Die Vorgänge, die wir sehen, sind trivial, alltäglich, häusliche Dispute, Reden am Familientisch, ein Sommerabend auf dem Lande, aber hinter ihnen steckt eine Tragödie, die ihren Schatten über jede an sich auch harmlose Scene wirft. Es ist eine Alltagstragödie, wie sie Maeterlink in seinem „Trésor des humbles" umschreibt. Er spricht darin von all dem Geheimen, was unter den Worten schlummert. Das, was unter ihnen schlummert, hinter ihnen lauert, täßt nun Lie hindurchleuchten. Wir hören den Ton, der einem an sich belanglosen Wort verrätherischen Sinn gibt. Das Innere der Personen wird uns nicht in breit ermüdender Analyse aufgedeckt; aber wir lesen im Blick der Augen, uns wird die Sprache der Glieder, das Zucken der Lippen zum deutlichen Kommentar. Ein aufflammendes Auge, ein bebender Mund verrathen den geheimnißvollen häuslichen Krieg, indeß die Lippen mit selbstbeherrschender Kühle sprechen; und die Frau erwidert maßvoll und nachgibig, aber ihr Kinn straft sie Lügen, ihr Kinn, an dem sich alles löst und verwandelt zu etwas Verschleiertem, das sich freut, spottet, trotzt, zu einem versteckten bösen Willen.

Die Worte sind milde und einschmeichelnd, aber der böse Zug um den Mund sagt das Gegentheil. Sie spricht von ihren häuslichen Pflichten, doch das träge leise Lächeln und die heimlich genießende Miene, die katzenpfotenartige Bewegung der Hände nach dem Pelzkragen erzählen von sinnlicher Laune und spielenden Reizen und zärtlichen

Erinnerungen, erzählen von dem, was sie genossen und auch von künftigem Genuß.

Durch die gut motivirt scharfen Augen des Großvaters machen wir alle diese Wahrnehmungen; wir hören unter der offiziellen konventionellen Sprache die Untertöne; wir kombiniren aus den ausstrahlenden Reflexen der inneren Vorgänge uns die Tragödie, die hinter den Coulissen des Buches spielt und dessen Zeugen selbst wir nie werden. Bis wir zuletzt an der Leiche der getödteten Frau die Bestätigung empfangen.

Ein harter grauer monotoner Himmel spannt sich über die künstlerische Welt Jonas Lie's. Die schwer lastenden immer gleichen Wolken zerreißen zum ersten Mal in diesem letzten Werk des Dreiundsechzigjährigen zuckende Blitze. Wetterzeichen im Herbst.

Felix Poppenberg.

J. Schoenhof. — Money and Prices.

Die Hochfluth der Publikationen über wirthschaftliche Probleme und speziell über die Währungsfrage ist in einigen Ländern so angewachsen, daß es kaum ausführbar ist, in jedem der betreffenden Lande auch noch die ausländische Litteratur mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Insbesondere gilt dies der großen Zahl von Abhandlungen gegenüber, die in Nordamerika, man kann sagen, täglich erscheinen. Die periodischen Schriften, die Arbeiten, welche von den Universitäten ausgehen, und die Broschürenlitteratur bringen fortwährend neues Material herbei, abgesehen von den Veröffentlichungen, welche von den großen Vereinigungen für und gegen die Interessen der Silberproduktion ausgehen.

Zu den Verlagsanstalten, welche mit die meisten und inhaltreichsten Arbeiten in den letzten Jahren gebracht haben, gehört die, welche ihre Schriften unter dem Namen „Questions of the Day“ (Fragen des Tages) bei Putnam in New-York und London publizirt. Das neueste Verzeichniß bringt die Nummer 62. Hier sei für heute besonders aufmerksam gemacht auf das Werk des Deutsch-Amerikaners J. Schoenhof, welches Anfangs dieses Jahres erschienen ist und den Titel führt: „History of money and Prices“. Die vielumstrittene Frage der Preisbildung und des Einflusses, welche der Vorrath von Edelmetall und gemünztem Geld auf dieselbe haben, ist hier theoretisch aber noch ganz besonders historisch mit außerordentlichem Fleiß und Scharfsinn behandelt. Die sogenannte Quantitätstheorie, d. h. die Lehre, daß zwischen den Waarenpreisen und den umlaufenden Zahlungsmitteln ein direktes Abhängigkeitsverhältniß bestehe, ist längst entkräftet und von beiden Seiten der Währungskämpfer aufgegeben, wenn auch Rückfälle in die Quantitätstheorie nicht selten bei den Argumentationen mitunterlaufen, nachdem sie prinzipiell abgelehnt worden ist. Schoenhof bekennt sich ebenfalls als ein unbedingter Gegner dieser Theorie; auch bestreitet er, wie dies in letzter Zeit von den angesehensten Währungspolitikern geschehen ist, die Autorität und die Anwendbarkeit der sogenannten Indexzahlen, welche aus statistischen Zusammenfassungen korrekte Ergebnisse für die Gesammtbewegung der Waarenpreise in längerer Periode extrahiren wollen.*

Der Schwerpunkt von Schoenhof's Arbeit liegt aber, wie der Untertitel seines Buches andeutet, in der Untersuchung der geschichtlichen Thatsachen oder, wie er sich ausdrückt, in der Untersuchung über die Relationen zwischen Geld und Preisen vom 13. Jahrhundert an bis zur Gegenwart. Die sehr eingehende zahlenmäßige Nachforschung über diese gegenseitigen Bewegungen beschäftigt sich insbesondere mit der wirthschaftlichen Geschichte von Deutschland, Frankreich und England. Die sorgfältige Behandlung des deutschen Theils macht das Buch für den deutschen Leser noch besonders anziehend. Das Wort „Leser“ ist hier natürlich nicht wörtlich zu nehmen; denn die Masse der Thatsachen und Zahlen, die in gedrängter Weise zusammengestellt und mit vielen Tabellen unterstützt sind, machen das Buch allerdings nicht zum Gegenstand einer leichten Lektüre; es verlangt die konzentrirteste Aufmerksamkeit und ein ernstes Studium. In der Geschichte dieser Bewegung spielt bekanntlich die Frage, ob und wie weit die große Aufschließung der südamerikanischen Silberbergwerke im 16. und 17. Jahrhundert eine Preisrevolution in Europa herbeigeführt habe, eine große Rolle, und man weiß, daß die früher feststehende Ansicht von der durch diesen Zufluß herbeigeführten Preissteigerung seit vielen Jahren sehr stark erschüttert, wenn nicht gänzlich in Abrede gestellt ist. Auch Schoenhof gehört zu denen, welche jene historische Preisrevolution auf ganz andere Umstände zurückführen und als Thatsache sogar bestreiten. Speziell mit Rücksicht auf die Entwicklung der deutschen Volkswirthschaft im 16. und 17. Jahrhundert hat er dies Thema in interessanter Weise durchgeführt. Auf dem Boden der französischen Wirthschaft widerlegt er die betreffende Darstellung des in den letzten Jahren herausgekommenen und oft citirten Werke von d'Avenel, welche noch im Sinne der früheren Auffassung den Verlauf der Dinge beurtheilt.

Schließlich sei noch auf die gegen Ende des Buches angestellten Untersuchungen über die gegenseitigen Wirkungen von Geldverschlechterung, Arbeitslohn und Arbeitsunkosten hingewiesen, deren originelle und offenbar richtige Beurtheilung vielleicht den interessantesten Beitrag dieses Buches enthält. Der Verfasser weist insbesondere nach, daß jede Geldverschlechterung den Arbeitern zum Nachtheil gereicht, und daß die Kosten der Arbeit relativ fallen, wenn der Arbeitslohn steigt, da bei besserem Lohn immer die Arbeit produktiver wird und umgekehrt. — Das Bisherige wird wohl genügen, um allen denen, die sich eingehend mit den hier bezeichneten ökonomischen Fragen beschäftigen, das Werk von Schoenhof als äußerst interessant und lohnend zum Studium zu empfehlen.

L. Bamberger.

* In diesen Tagen sind noch zwei inhaltreiche Abhandlungen über das nämliche Thema mit gleichem Ergebniß erschienen von Wesley C. Mitchell im Märzheft des Journal of political economy (Chicago) und von A. de Foville im Economiste français 2 Mai.

Dr. Max Burckhard: Das Recht der Schauspieler. Stuttgart 1896. Cotta.

Der Vortrag des Direktors unseres Wiener Burgtheaters ist gleich, nachdem er zum Besten des Pensionsvereins deutscher Schriftsteller und Journalisten in München gehalten worden, in der Beilage zu Allg. Ztg. im vollen Wortlaut gedruckt und in Auszügen a. O. mitgetheilt worden. Nun liegt die inhaltvolle Schrift, durch 3 Bogen Anmerkungen, Quellenbelege 2c. vor: in den allgemeinen historischen Bemerkungen der Einleitung etwas zu breit, dagegen geradezu bahnbrechend, aus der Fülle reicher persönlicher Erfahrung und praktischer Anschauung geschöpft, soweit das Elend, die Rechtlosigkeit, die Nothwendigkeit einer Reform der Vertragsbestimmungen und des Gewohnheitsrechtes über die fahrenden Schmieren ebensowohl als der Sklaven der Impresarii, Pächter und Intendanten zur Frage stehen. In diesem Betracht blieb Burckhards mit unglaublichen und doch nur allzu wahren Beispielen belegte Schrift eine That, auch wenn sie nicht vom Leiter der ersten deutscher Bühne herrühren würde.

—m.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 89.

Nr. 33. Berlin, den 16. Mai 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) – Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt

Politische Wochenübersicht.

Der Anlaß ist ein kleiner; aber er beleuchtet mit besonders heller Klarheit die politische Situation, in der wir uns befinden.

Seit langer Zeit bemüht sich Freiherr von Stumm zu maßgebendem politischem Einfluß zu gelangen; das ist sein gutes Recht. Seine Methode dagegen, um für seine Ideen Propaganda zu machen, verdient im höchsten Grade Mißbilligung. Sie besteht darin, die Autorität des Kaisers zu benutzen, um Stumm'scher Politik zur Macht zu verhelfen.

Gewiß wäre ein solches Gebahren nicht aufrecht zu erhalten, wenn der Kaiser persönlich nicht die Erlaubniß gebe, seine Worte und Aeußerungen in die Diskussion zu ziehen. Und dabei zeigt sich dann von Neuem, daß in der Umgebung des Kaisers keine Rathgeber vorhanden zu sein scheinen, die ihn auf das politisch Bedenkliche einer Einflußnahme dieser Art aufmerksam machen. Wenn der Kaiser außer mit seinen verantwortlichen Rathgebern, den Ministern, auch noch mit dritten unverantwortlichen Personen Politik treibt, so müssen wir in verstärktem Maße zu politischen Schwankungen gelangen, wie sie schon jetzt vor Aller Augen sich abspielen.

Wir haben eine Regierung, die durch ihre Vertreter öffentlich erklären ließ, daß die agrarische Vergewaltigung der Börse ein ernstes Uebel sei, das abgewandt werden müsse; eine Regierung kann bei uns solches nur erklären in Uebereinstimmung mit der Krone; da trat plötzlich ein unaufgeklärter Vorgang ein, und die Widerstandskraft der Regierung, die auf sachlichen Ueberzeugungen beruhte, hatte aufgehört vorhanden zu sein.

Wir haben eine Regierung, die es als Nothwendigkeit erachtete, daß die Militärstrafprozeßordnung modernisirt werde, und die öffentlich solche Anschauungen an verantwortlicher Stelle vertreten hat; auch diese Erklärung konnte die Regierung nur in Uebereinstimmung mit der Krone abgeben; da trat ebenso plötzlich wiederum ein unaufgeklärter Vorgang ein, und die Reform der Militärstrafprozeßordnung sitzt an irgend einem unterirdischen Hinderniß fest, von dem sie bisher weder das Ministerium, noch die öffentliche Meinung haben flott bekommen können.

Die „unaufgeklärten“ Vorgänge, welche diese wichtigen politischen Entscheidungen der neuesten Zeit beeinflußt haben, sind zwar nach und nach einigermaßen „aufgeklärt“; aber da man immerhin zugeben muß, daß die Einzelheiten der Entwicklung mehr auf Muthmaßung als auf zuverlässiger Kenntniß beruhen, so ist es zweckmäßig, die Erscheinung lieber an einem Vorgang zu studiren, der im hellsten Lichte sich abgespielt hat, und der außer dieser klaren Beleuchtung noch einen Vorzug hat.

Ein freisinniges Organ wie die „Nation“ wird in diesem Falle nicht in den Verdacht kommen, eine Kritik zu üben, weil ihre politischen Sympathien für eine einzelne Person sie hierzu veranlassen, und die Kritik kann um so unbefangener sein, weil Sympathien und Antipathien bei der vorliegenden Sachlage vollständig schweigen, und es sich ausschließlich um eine Stellungnahme von prinzipieller Bedeutung handelt, im Interesse einer gesunden politischen Entwicklung.

Und damit gelangen wir wieder zum Kaiser und zum Freiherrn von Stumm.

Herr von Stumm bekämpft seit langem die christlich-sozialen Pastoren und seiner Methode entsprechend, sucht er diesen Kampf siegreich durchzuführen unter Zuhilfenahme der kaiserlichen Autorität. So ist er denn jetzt in der Lage, für seinen Zweck ein Telegramm des Kaisers an Herrn Hinzpeter folgenden Inhalts zu veröffentlichen:

Berlin, Schloß 28. II. 96.

Stöcker hat geendigt, wie ich es vor Jahren vorausgesagt habe. Politische Pastoren sind ein Unding. Wer Christ ist, der ist auch „sozial“, christlich-sozial ist Unsinn und führt zu Selbstüberhebung und Unduldsamkeit, beides dem Christenthum schnurstracks zuwiderlaufend. Die Herren Pastoren sollen sich um die Seelen ihrer Gemeinden kümmern, die Nächstenliebe pflegen, aber die Politik aus dem Spiele lassen, dieweil sie das gar nichts angeht.

Wilhelm I. R.

An den Privattelegrammen des Monarchen Kritik zu üben, kann Niemandem einfallen; aber wenn ein Privattelegramm des Staatsoberhauptes der Oeffentlichkeit übergeben wird, so hört es vor allem dann auf eine Aeußerung zu sein, an der man wortlos vorübergehen kann, wenn, wie hier ganz offensichtlich, durch die Veröffentlichung eine politische Wirkung erzielt, wenn mit einem Telegramm des Kaisers Stumm'sche Politik gemacht werden soll.

Ein Privattelegramm des Kaisers genießt gleich jeder anderen Privatäußerung mannigfache Vergünstigungen; es mag eilig hingeschrieben sein; es mögen die Gedanken in allen ihren Konsequenzen nicht völlig ausgedacht sein; es mag eine Fassung haben, die für den privaten Zweck ausreicht, aber die gerade aus diesem Grunde nicht darauf berechnet ist, für öffentliche Zwecke zu dienen. Wenn ein solches Schriftstück dann plötzlich doch der Oeffentlichkeit übergeben wird mit dem ausgesprochenen Zwecke, eine politische Wirkung hervorzurufen, so kann sich plötzlich das ganze Mißverhältniß zeigen, das sich ergibt, wenn eine flüchtige private Aeußerung zu einem öffentlichen Dokument wird, das die politische Kritik hervorrufen muß, weil es für politische Wirkungen verwerthet werden soll.

Und was ergab sich nun?

Wir lesen in dem Telegramm „christlich-sozial“ ist ein „Unsinn“.

Wir haben für das Wort „christlich-sozial“ niemals eine Vorliebe gehabt; aber wie oft haben wir gehört, daß Wilhelm I. den Namen der „Große“ verdiene, weil er die „Sozialreform“ in Angriff genommen hat, und weil diese Sozialreform durch und durch „christlich“ sei; sie sei „christliche Sozial-Politik“ oder wie Fürst Bismarck am 2. April 1881 sich mit einer etwas anderen Wendung ausdrückte, sie sei „praktisches Christenthum“. Das waren Schlagworte, die anderthalb Jahrzehnte das politische Leben Deutschlands beherrscht haben — ungeachtet, daß die Liberalen gegen solchen Mißbrauch heftigste Opposition machten —; heute ist es „Unsinn“. —

Weiter.

In der bekannten Waldersee-Versammlung im Jahre 1887 sagte der jetzige Kaiser das Folgende:

„Gegenüber den grundstürzenden Tendenzen einer anarchistischen und glaubenslosen Partei sei der wirksamste Schutz von Thron und Altar die Zurückführung der glaubenslosen Menschen zum Christenthum und zur Kirche und damit zu der Anerkennung der gesetzlichen Autorität und der Liebe zur Monarchie zu suchen. Der christlich-soziale Gedanke sei deshalb mit mehr Nachdruck als bisher zur Geltung zu bringen.“

Damals wurde der jetzige Monarch unter der Mißbilligung der Liberalen als der verheißungsvolle Träger des „christlich-sozialen Gedankens“ in allen reaktionären Kreisen gefeiert; heute bezeichnet der Monarch das Wort „christlich-sozial“ als „Unsinn“.

Gewiß hat ein Monarch das Recht, sich zu besserer Einsicht zu bekehren; es ist das sogar sehr wünschenswerth; allein nicht zweckmäßig ist es für das monarchische Ansehen, wenn der Wandel der Anschauungen durch eine Kritik von solcher Schärfe gegen die eigene Vergangenheit dokumentirt wird.

Und endlich.

Der letzte Satz des Telegramms nimmt sich aus wie eine Randbemerkung von Friedrich dem Großen, wenn man nicht bis auf Friedrich Wilhelm I. zurückgehen will. Allein wie groß auch der alte Fritz gewesen ist, die Zeiten haben sich geändert und seine geniale Krückstockpolitik wäre heute nicht mehr anwendbar. Wir sind daher auch der Ansicht, daß ein Ausspruch nicht zutreffend ist, der den Pastoren sagt, sie sollten sich nicht um Politik kümmern, „dieweil sie das gar nichts angeht“. Im Deutschland des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts geht Jedermann auf Grund der Verfassung die Politik an, und die Pastoren natürlich auch. Wie weit sie sich direkt in politische Kämpfe einlassen wollen, das freilich ist ihrem Takt zu überlassen.

Ueberdies muß man klar stellen, daß es eine Zeit gab, da von den vorgesetzten kirchlichen und staatlichen Behörden durch die Pastoren zu politischer Antheilnahme angehalten wurden; jetzt aber wird ihnen von höchster Stelle wiederum gesagt, daß sie die Politik gar nichts angehe; und damit wird ein schroffer Bruch mit der Vergangenheit und zwar der allerjüngsten Vergangenheit dokumentirt.

Diese Veröffentlichung hat also zunächst eine Wirkung; sie zeigt von Neuem, daß die herrschenden politischen Anschauungen stabil bei uns nicht sind.

Die Veröffentlichung wird aber nach unserer Ansicht auch nicht einmal zur Eindämmung der christlich-sozialen Bewegung beitragen. Eine Anzahl Streber mögen sich abgeschreckt fühlen; oder sie waren schon abgeschreckt durch das Schicksal von Stöcker. Welche Empfindungen müssen dagegen solche Aussprüche bei selbständigen Männern wecken; das Organ der Pastoren „Der Reichsbote“ nennt aus solchen Anschauungen heraus den Ausspruch des Kaisers „ein verhängnißvolles Wort“, und Herrn Stöcker selbst gestattet das Telegramm, die Rolle eines „Charakters“ zu spielen, der die Rede des Prinzen Wilhelm aus dem Jahre 1887 auch heute noch für zutreffend hält; das ist für ihn eine so üble Position gewiß nicht.

Die Bekanntgabe des kaiserlichen Telegramms lag also nur und ausschließlich im allerpersönlichsten Interesse eines Mannes, des Freiherrn von Stumm. Für seine Stumm'sche Politik benutzt er die Aeußerung des Monarchen nicht zum Vortheil des Kaisers, und auch für Herrn Stumm ist der politische Gewinn ein sehr problematischer; es ist mehr ein Gewinn für seine Eigenliebe, wie für seine politischen Anschauungen.

So stellt sich die Bilanz bei diesem Vorgang, der sich in aller Klarheit abgespielt hat, und der unsere Kritik nicht mit dem Verdacht belasten wird, aus Sympathie für Herrn Stöcker den obigen Standpunkt gewählt zu haben. Wir haben diesen Mann, wie wir glauben, nicht wirkungslos bekämpft, als er noch etwas vorstellte.

Daß ein solches Ergebniß herausspringt, zeigt sich hier überraschend deutlich; aber leider nicht das erste Mal.

Und wo steckt für solche Vorgänge, die durch ihre Häufung unerfreuliche Erscheinungen herbeiführen, die Grundursache?

Ein Monarch, der außerhalb des aktiven politischen Leben steht, ist nicht in der Lage, allseitig die Wirkung seines Hervortretens berechnen zu können; er bedarf verantwortlicher Berather, die unter der Kontrolle der Oeffentlichkeit verpflichtet sind, falsche Schritte abzuwenden; wenn aber ein Monarch den Eingebungen, die von privaten Rathgebern ausgehen, folgt, so schwindet vollends jede Sicherheit, ob er nicht zum Nachtheil des Staates und seiner persönlichen Stellung zu eigensüchtigen Zwecken mißbraucht wird. Mag es sich nun um einen Mißbrauch zum Vortheil des Freiherrn von Stumm, oder um einen Mißbrauch zu Gunsten großer Parteien und Koterien handeln, die in ihrer zwiefachen Maskirung als Agrarier und Militärpartei zwiefach verderblich zu wirken im Stande sind.

Die Agrarier überraschen schon seit langer Zeit Niemanden mehr und wenn sie auch die dreisteste Anmaßung sich herausnehmen. Sie behaupten durch eigene Kraft nicht ferner ihre soziale Position behaupten zu können, und diese Stipendiaten der anderen Stände suchen jene nun zu terrorisiren, ohne deren Hilfe fortzuexistiren sie sich unvermögend erklären. Ein derartiger Versuch liegt gerade jetzt wieder vor.

Zwei Direktoren der Gothaischen Lebensversicherungsbank hatten sich dem Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe angeschlossen; Grund genug für die „Deutsche Tageszeitung“ zu erklären, daß die Landwirthe jenes angesehene Institut auf den Index setzen sollten. Darauf geben die Direktoren A. Emminghaus und K. Samwer eine Erklärung voll kraftvoller Würde ab, in der es unter Anderem heißt:

„Wir haben den Aufruf nicht als Direktoren der Bank, sondern als Staatsbürger unterzeichnet, die in dem agrarischen Treiben eine ernste Gefahr für das Deutsche Reich, für das monarchisch-konstitutionelle Prinzip und für den inneren Frieden erkennen. Jeder unbefangene Beurtheiler wird zugeben, daß man durch den Eintritt in den Dienst eines der Politik ganz entrückten Unternehmens nicht des Rechtes verlustig geht, außerhalb der beruflichen Wirksamkeit seine politische Ueberzeugung auszusprechen und zu bethätigen. Den Versuch, unsere Stellung an einem solchen Unternehmen dazu zu benutzen, uns politisch mundtodt zu machen, müssen wir als eine dreiste Anmaßung zurückweisen.“

Das ist der Ton, den die Anmaßung „nothleidender“ Junker versteht, und der jenen „staatserhaltenden“ Elementen gebührt, die das System des Boykotts verabscheuen, wenn — Sozialdemokraten es üben.

Heinrich Gieschen, Advokat in Hamburg, ist in den besten Jahren gestorben; er ist 1843 geboren und gehörte vorübergehend auch dem Reichstage an. Er war ein freisinniger Mann voll Energie der Ueberzeugungen und zugleich einer jener weiter blickenden politischen Köpfe, die den Schein radikaler Worte nicht für das Wesen freiheitlicher Ueberzeugungen nahmen. Hamburg, das die Pflanzstätte solcher aufgeklärten freisinnigen Politiker sein könnte, und leider nur zu wenige Männer dieses Schlages in seinen Mauern birgt, hat durch diesen Tod in erster Reihe einen Verlust erlitten.

Geh. Rath Prof. Finkelnburg ist auch vom Tode dahingerafft worden; er war einer der hervorragendsten Hygieniker Deutschlands, er war ein bedeutender Irrenarzt, und er war ein durch und durch aufgeklärter liberaler Mann. Als er dem kaiserlichen Gesundheitsamt zur Bismarck'scher Zeit angehörte, hat er die Unabhängigkeit seiner Ueberzeugungen stets zu wahren gewußt.

Der Handelsvertrag mit Japan liegt jetzt vollzogen vor. Dieser Vertragsschluß bringt unserer Exportindustrie Sicherheit; aber auch politisch wollen wir das Zustandekommen dieses Vertrages als ein günstiges Symptom betrachten; als ein Zeichen, daß trotz der Stellung Deutschlands nach Abschluß des japanisch-chinesischen Krieges unsere Beziehungen zu dem japanischen Kaiserreich wieder freundschaftliche sind.

Die englische Politik, wie sie durch Chamberlain gegenüber Südafrika vertreten wird, erscheint immer unsympathischer; aber nicht allein unsympathisch sondern auch verfehlt. Ob Chamberlain eine sogenannte imperialistische Politik verfolgen will, mag dahin gestellt bleiben; thatsächlich verfolgt er eine Politik zu Gunsten afrikanischer Gründer; und wenn wir uns nicht sehr irren, so findet solche Richtung auch in Südafrika innerhalb der englischen Kolonien Billigung nicht. Man mag in London sich vorsehen, daß man sich außer den Buren nicht auch die englische Kolonialbevölkerung Südafrikas in ihrer Gesammtheit entfremdet.

Die Spanier haben ein Schiff mit Kriegskonterbande bei Kuba aufgebracht und die Besatzung, die zum Theil aus Amerikanern besteht, durch das Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Darauf Intervention der Vereinigten Staaten mit ernsten Drohungen, die zuerst sehr kriegerisch aussahen. Wir glauben aber, daß man auch diesmal an einem Konflikt vorüber kommen wird; Spanien wird einen Ausweg finden, denn es wäre für dieses Land Selbstmord, mit Amerika ernstlich anzubinden.

* *
*

Großindustrie und Sozialpolitik.

Offener Brief an Herrn Kommerzienrath Vorster.

Hochgeehrter Herr!

In Ihrer Broschüre: „Die Großindustrie eine der Grundlagen nationaler Sozialpolitik“, Jena 1896*), wenden Sie sich gegen die Vertreter der nationalökonomischen Wissenschaft Deutschlands. Gestatten Sie die Bemerkung: Sie machen sich von uns eine irrige Vorstellung. Wir sind nicht so schlimm, oder was in diesem Falle schlimmer als schlimm wäre, so weltflüchtig wie Sie meinen. Ich wenigstens empfinde das lebhafte Bedürfniß, nicht mit dem, was Sie „Schriftgelehrte“ und „Sozialreformer“ nennen, in einen Topf zu gerathen. Seit Jahren habe ich die in Ihrer Broschüre niedergelegten Ansichten in eingehender Begründung „mit Stift und Rechenpapier“, wie Sie sagen, vertreten, nicht etwa nur als akademischer Lehrer, sondern öffentlich genug, nach den verschiedenen Uebersetzungen meines „Großbetriebes“ in den fünf Hauptsprachen Europas. Um so mehr mußte ich bedauern, daß Sie vor den Hallenser Kommilitonen einen Gegensatz zwischen Theorie und Praxis konstruirten, während das, was Sie angreifen, nicht den Namen der Theorie, sondern der Phantasterei verdient.

Stellen wir die wichtigsten Punkte unserer Uebereinstimmung fest. Wir stehen vor der Aufgabe, eine wachsende Bevölkerung auf engem Territorium zu erhalten. Nur die exportirende Großindustrie kann dieser Aufgabe gerecht werden; nur der durch sie erworbene Reichthum setzt uns in die Lage, die wirthschaftliche Weltmachtstellung, die wir erstreben, politisch zu vertheidigen. Wird unsere großindustrielle Wirthschaftsentwicklung unterbunden, sei es durch innere Reaktion, sei es durch auswärtige Gegner, so wird Deutschland zwar ein Stillleben sekundärer Bedeutung eine Zeit lang fortführen, aber der Strom der Weltentwicklung läßt es bei Seite liegen. Gelingt es dagegen der Industrie und dem Handel, sich voll bei uns zu entfalten, so dürfen wir hoffen, das Bett jenes Stromes zeitweise durch Deutschland hindurch zu leiten, wie es nur einmal in der Vergangenheit einem deutschen Volkssplitter, den Holländern, im 16. Jahrhundert vergönnt war. Weit entfernt also ein Gegner des Kapitalismus zu sein, kann ich mir die Zukunft Deutschlands nur großkapitalistisch vorstellen.

Hierzu kommt etwas Weiteres: die Masse der westdeutschen Landwirthschaft, somit der Nachwuchs der Städte, hängt in ihrem Wohl und Wehe bereits mehr oder minder von der städtisch-gewerblichen Entwicklung ab. Ihre Lage ist dort am günstigsten, wo die Verhältnisse der Gegend eine ausgesprochene gewerbliche Färbung tragen, wo, wie die württembergischen Handelskammern es ausdrücken, die Höhe der gewerblichen Löhne und die Konsumfähigkeit der benachbarten Industrieorte für den ländlichen Kleinbesitz wichtiger ist, als die Höhe der Getreidepreise. Dort dagegen, wo die Angliederung an die gewerbliche Entwicklung noch wenig möglich war, finden wir ungünstigere Verhältnisse, wofür die jüngst veröffentlichte Enquête über die

*) Die Broschüre erschien vor wenigen Wochen bei Gustav Fischer in Jena und ist hervorgegangen aus einem in der sozialwissenschaftlichen Studentenvereinigung in Halle a. S. gehaltenen Vortrage. In dem vom April 1896 aus Köln datirten Vorworte sagt der Verfasser: „Lediglich der Umstand, daß das mir zur Verfügung stehende, meist neue Material ein willkommener Beitrag zur unbefangenen Beurtheilung der modernen Großindustrie sein wird, hat mich zu dieser Veröffentlichung veranlaßt. Sie ist daher vorwiegend für solche bestimmt, die durch ihre Lebensstellung selten Einblick in gewerbliche Verhältnisse haben und auch bei Prüfung sozialer Fragen unbeirrt durch landläufige Schlagworte und Doktrinen die Wahrheit suchen. Die Männer der Praxis sind durch eigene Beobachtung meist genügend unterrichtet, weshalb ich ihnen nicht viel Neues bieten kann, denn es ist eine sehr erfreuliche Thatsache, daß die Industriellen, denen die wirthschaftliche Entwicklung Deutschlands wesentlich zu verdanken ist, in Bezug auf soziale Fragen durchweg gleicher Meinung sind.“

Verschuldung der badischen Landwirthschaft neue Belege bietet. Kein Zweifel, daß eine fortschreitende Industrieentwicklung auch eine Emporentwicklung der westdeutschen Landwirthschaft ermöglicht und die Mittel liefert zu ihrer steuerlichen Entlastung, sowie zu jenen pfleglichen Maßnahmen der Regierung, die z. B. in Baden von sachkundiger Hand angewandt die erfreulichsten Resultate liefern.

Stimmen wir also in der Werthschätzung der Großindustrie für unsere nationalen Zwecke voll überein, so nicht minder hinsichtlich ihrer sozialen Bedeutung. Sie sprechen in Ihrer Broschüre von akademisch gebildeten Leuten, welche die Großindustrie für die Ursache unserer sozialen Schäden erklären. Mir ist kein Schriftsteller irgend welcher Bedeutung bekannt, der diese Meinung verträte. Meinerseits habe ich ausgeführt daß die schwersten unserer sozialen Schäden auf einer gewissen technischen Rückständigkeit und dem verhältnißmäßigen Mangel an Großindustrie beruhen. Vor Arbeiterauditorien habe ich zu entwickeln mich nicht gescheut, daß der Grund der Armuth nicht darin liege, daß es Reiche, sondern daß es bei uns leider viel zu wenig Reiche gäbe. Auch der Charakter unserer Sozialdemokratie ist nur zu verstehen unter Berücksichtigung unserer technischen Rückständigkeit. Niedergehenden Hausindustriellen und Handwerkern bleibt keine andere Hoffnung, als auf dem Boden eines Zukunftsstaates in den Wolken. In manchen Theilen Deutschlands trägt die Partei noch geradezu ein kleinbürgerliches Gepräge. Wäre sie nur erst, was sie sein will und noch nicht immer sein kann, eine Partei von Arbeitern im modernen Sinn des Wortes, so könnte man hoffen, sich mit ihr eher über praktische Interessenfragen zu verständigen.

Ich freue mich, mit Ihnen Meinungsübereinstimmung bis ins Einzelne zu finden: Die großindustrielle Entwicklung hebt das gesammte Lohnniveau; sie schafft neue und aufsteigende Mittelklassen; die Maschinenarbeit ist ein kultureller Fortschritt; sie hebt die rein mechanische Arbeit, die insbesondere durch die weitgehende Arbeitstheilung der sogenannten Manufaktur (vergl. Stecknadelfabrik des Adam Smith) geradezu geisttödtend geworden war, zur Höhe geistiger Arbeit. Kostbare Maschinen müssen von zufriedenen Arbeitern bedient werden, die sich mit Verständniß in die Gedanken der Technik einleben, welche in den Maschinen niedergelegt sind. Alle diese Sätze habe ich an anderer Stelle eingehend ausgeführt. Mit Recht vertheidigen Sie die Höhe der deutschen Unternehmergewinne; in einem Lande, in dem Offiziere und Beamte die erste Rolle spielen, müssen die Gewinne hoch sein, um der Intelligenzen für die Industrie habhaft zu werden. Unnöthig war Ihre Polemik gegen die Gewinnbetheiligung, weil an sie, so viel mir bekannt ist, kein Nationalökonom mehr glaubt.

Gestatten Sie mir nunmehr, in zwei Punkten die Gedanken Ihrer Broschüre nicht etwa anzugreifen, wohl aber weiter zu führen. Sie werfen den deutschen Nationalökonomen ihre Betheiligung an der alten Freihandelsbewegung vor. Diese Bewegung war gewiß berechtigt zur Zeit, da das agrare Exportinteresse verbunden mit dem Handelsinteresse der deutschen Seestädte überwog. Sie verlor ihre Bedeutung mit dem Zurücktreten dieses Wirthschaftsinteresses gegenüber dem damals noch schutzzöllnerisch interessirten Westen und Süden Deutschlands.

Heute ist die Manchesterlehre, wie sie die älteren englischen Nationalökonomen vertraten, auch für England todt. Soeben verbrachte ich in einem Landhause Lancashires einige Tage in Gesellschaft der ersten Rheder Liverpools. John Bright hätte blutige Thränen geweint, wenn er gehört hätte, daß die berufensten Vertreter der Interessen Lancashires allesammt Protektionisten geworden waren. Als Ergebniß dieses Aufenthaltes brachte ich die Ueberzeugung mit, daß wir Deutsche mit der ernsten Möglichkeit zu rechnen haben, daß im Verlauf von zwei Jahrzehnten uns England und Indien durch Schutzzoll gesperrt wird. Also gegen Cobden heute zu kämpfen, heißt gegen Windmühlen fechten.

Aber gerade diese Thatsache führt weiter. England wird schutzzöllnerisch doch hauptsächlich wegen der deutschen Konkurrenz. Hieraus ergibt sich, daß für uns die Frage des industriellen Schutzzolls täglich an Interesse verliert. Die ganze Leidenschaft, welche Zollfragen hervorzurufen pflegen, sammelt sich bei uns mehr und mehr auf dem Gebiete der Agrarzölle und hier nun hätten Sie allen Grund, sich mit denen unter uns Nationalökonomen zu stellen, welche heute als „Manchesterleute“ verketzert werden. Es sind dies Männer, welche im Interesse der Konsumenten, im Interesse der Exportindustrie, nicht zum mindesten aber im Interesse der Landwirthschaft selbst, gegen die offene oder im Antrag Kanitz verschleierte Erhöhung der Getreidezölle protestiren, ja einer allmählichen und vorsichtigen Herabsetzung derselben das Wort reden, wie einer der besten Kenner der ostdeutschen Landwirthschaft, mein hochverehrter Kollege Conrad in Halle.

Wir kommen endlich zur Arbeiterfrage. Hier werden Sie meinen, daß uns eine unüberwindliche Kluft trennt. Ich glaube nein. Wenn wir uns heute noch nicht verständigen, so doch wahrscheinlich in einigen Jahren. Ich glaube dies deswegen, weil unsere Grundanschauung gemeinsam ist. Wir verwerfen jede Behandlung der Arbeiterfrage, welche das Interesse der Industrie schädigt, und zwar deswegen, weil das industrielle Interesse zur Zeit das wichtigste Wirthschaftsinteresse Deutschlands überhaupt ist. Industriebetriebe sind keine Wohlthätigkeitsunternehmungen, weder Kleinkinderbewahranstalten, noch Altmännerspittel, und derjenige Arbeitgeber ist im allgemeinen Interesse der beste, der am meisten verdient.

Von diesem Ausgangspunkte aus behaupte ich, daß das patriarchalische System mit seinen Wohlfahrtseinrichtungen, wie es bisher gehandhabt wurde, vielfach nicht mehr rentirt und in Zukunft immer weniger rentiren wird. Einst war es berechtigt, um einen seßhaften Industriearbeiterstand überhaupt erst zu schaffen; dann sollte es einen Damm bilden gegen die Arbeiterbewegung und ein persönliches Abhängigkeitsverhältniß des Arbeiters vom Arbeitgeber sichern. Aber die Arbeiterbewegung zerreißt diese Zusammenhänge unwiederbringlich. „So lang ich leb', halt's noch“, sagte mir von diesem System einmal der rühmlich bekannte Geh. Kommerzienrath Frommel zu Augsburg — aber Herr Frommel ist heimgegangen und die meisten der noch lebenden Vertreter des Patriarchalismus gehören auch nicht mehr zu den Jüngsten.

Aber, so wenden Sie mit Recht ein, die Industrie braucht einen zufriedenen Arbeiter; was dann, wenn die Wohlfahrtseinrichtungen versagen? Ich weiß ein Geschenk, daß den großen Vorzug hat, Ihnen nichts zu kosten, und das der Arbeiter doch höher schätzt, als jedes Zuckerbrot im goldenen Käfig. Dieses Geschenk heißt: Ein freisinniges Vereinsgesetz, sowie politische Freiheit für die Arbeiterbewegung überhaupt.

Auch glaube ich, daß die Zahl der Streiks hierdurch keineswegs vermehrt, sondern eher vermindert würde. Die größten und kostspieligsten Streiks der letzten Jahre verdanken ihre Entstehung nicht ruhigen Erwägungen seitens der Arbeiter, sondern der Verbitterung, welche vom Sozialistengesetz her noch in den Arbeiterkreisen nachzittert, und welche in Norddeutschland durch Polizeimaßregeln immer von Neuem wach gerufen wird. Ich hatte Gelegenheit, bei einem der größten deutschen Streiks diese Thatsache hinter den Kulissen genau zu beobachten; die Arbeiter streikten nicht um zu siegen, sondern um ihre Arbeitgeber zu schädigen. So wendet sich gegen Sie der Haß, den andere säten. Denn die Puttkamer und Köller entstammen nicht Ihren Kreisen, hochverehrter Herr Kommerzienrath, aber sie haben der deutschen Industrie Millionen gekostet.

Mögen Sie wollen oder nicht, früher oder später werden Sie den von mir angedeuteten Weg einschlagen. Die viel besprochene Nothlage der ostelbischen Landwirthschaft ist thatsächlich die Krisis des mittleren Junkerbetriebes, welcher in seiner breiten Masse entweder unter Leitung des Staates in ländlichen Kleinbesitz zerfallen oder in fideikommissarisch gebundenen, das Land verödenden und polonisirenden Großgrundbesitz zusammenfließen wird. Noch aber trägt das Rittergut die politisch vorherrschende Klasse Deutschlands

und kann nicht anders, als seine politische Macht zu einer wirthschaftlichen Badanquepolitik zu gebrauchen. Noch sind wir nicht am Ende der Kanitzerei und schon ist der Ablauf der Handelsverträge nicht allzu ferne. Dann müssen Sie Ihre Interessen vertheidigen. Hierzu aber bedürfen Sie der Arbeiter. Da Sie dieselben nicht mehr als Hintersassen haben können, so haben Sie allen Grund, sie zu freien und selbstverantwortlichen Bundesgenossen zu erziehen. Schon beruhen die wichtigsten wirthschaftlichen Ereignisse der letzten Jahre, die Vertheidigung unserer Währung und die neue Handelspolitik, auf diesem Bündniß. Leider ist ein solches Bündniß zur Vertheidigung der Börse nicht zu Stande gekommen.

Aber noch mehr. Noch ist die Zeit fern, da Löwe und Lamm friedlich bei einander ruhen. Wir sind von Feinden umringt an unsern Grenzen. Unter solchen Verhältnissen war ein Zustand bedenklich, in dem ein Theil unseres Volkes den Sieg der Feinde begrüßt hätte, wie dies thatsächlich kurz vor Aufhebung des Sozialistengesetzes der Fall war. Nun ist das ja heute zweifellos anders und besser geworden, nachdem wir aufgehört haben, durch ein Ausnahmegesetz unserer Arbeiterbewegung den internationalen Stempel aufzudrücken. Aber noch steht ein großer Theil unseres Volkes den nationalen Interessen gleichgültig gegenüber. Auch dieser Zustand ist auf die Dauer unerträglich. Die Vertheidigung und Erweiterung unserer Märkte erfordert politische Machtmittel — um so mehr, wenn wir das Ende des englischen Freihandelssystems in das Auge fassen. Gegenüber den auswärtigen Verwicklungen der Zukunft können wir eine innere Politik nicht mehr ertragen, die uns das Volk in zwei feindliche Nationen auseinander reißt. Wir können dies umsoweniger in einer Zeit, da die gelernten Arbeiter der englischen Großindustrie — denn diese wählten bekanntlich die gegenwärtige Torymehrheit — eine Milliarde für die Flotte bewilligen und sich vielleicht einmal nicht scheuen würden, ihre Schiffe gegen mißliebige Konkurrenten zu gebrauchen. Unser dringendstes Interesse ist es, den deutschen Arbeiter zur nationalen Politik empor zu erziehen und dieses können wir nur, indem wir ihn als freien und gleichberechtigten Bürger in einen freien Staat einordnen. Dieses Interesse ist um so dringlicher, als der Junker, auf den wir uns in nationalen Fragen bisher verließen, durch Abfall der ostelbischen Landarbeiter seiner Basis beraubt wird.

Die Großindustriellen des Rheinlands, Westfalens und Schlesiens haben einst die freiheitlichen Ideen in Preußen eingeführt. In Folge der dreiten Rittergutsgebiete Preußens konnten diese Ideen jedoch damals nicht zum Siege gelangen, wie dies im deutschen Südwesten der Fall war, wo in Folge dessen heute die sozialen Gegensätze viel weniger scharf sind. Dann kam die Gründung des Reiches und diese war nur möglich auf dem Boden eines Kompromisses zwischen Ihnen, den Vertretern des deutschen Bürgerthums, und dem ostelbischen Junkerthum, wobei dem letzteren die Vorherrschaft verblieb. Sie brachten ein Opfer des Intellekts und wir danken es Ihnen, denn Sie brachten es zu Gunsten des Vaterlandes. Einige von Ihnen freilich gingen weiter und assimilirten sich dem Typus des Junkers, den ich äußerst sympathisch dort fand, wo er urwüchsig und unangekränkelt besteht, wie noch heute an den Ufern der Düna und der Narwa, der aber an den Ufern des Rheins gekünstelt und deswegen unerfreulich ist. Freiherr von Stumm erregt Anstoß nicht als Großkapitalist — Krupp und Rothschild bleiben unangefochten — sondern deswegen, weil bei ihm die bürgerlichen Instinkte durch feudale Herrschaftsgelüste überwuchert sind; dies aber ist westdeutschen Arbeitern unerträglich, von denen man täglich hören kann, daß ihnen nichts mehr zuwider ist, als der Arbeitgeber, der den Reserveoffizier in der Fabrik spielt. Der Krieg, den der genannte Herr neuerdings gegen die Freiheit der Wissenschaft aufgenommen hat, ist unbürgerlich; denn die Geistesfreiheit ist die Begleiterscheinung der bürgerlichen Weltperiode, deren besten Ruhmestitel sie bildet.

Aber die Entwicklung geht weiter und Sie sind glücklich genug, auf der emporsteigenden Woge zu schwimmen. Ihr Interesse ist schon heute das deutsche Interesse selbst. Früher oder später werden Sie nicht umhin können, die politischen Konsequenzen aus dieser Thatsache zu ziehen und Ihr quos ego denen zuzurufen, welche die politische Herrschaft noch besitzen, aber nicht mehr auf einer entsprechenden wirthschaftlichen Machtgrundlage. Dann wird der Industrielle und der Kaufmann in Deutschland politisch und gesellschaftlich der erste Mann sein, ohne sich mehr einer Untersuchung auf seine „Satisfaktionsfähigkeit" unterziehen zu müssen. Dann aber wird man auch erkennen, daß es lediglich das Interesse Dritter war, welches mit Supressiomaßregeln den Keil der Zwietracht zwischen Sie und Ihre Arbeiter trieb. Dann endlich kann auch eine Stunde der Hoffnung für die Agrarfrage des deutschen Ostens gekommen sein, welcher der gegenwärtige preußische Finanzminister — trotz aller Vermummung auch heute im Grunde noch einer der Ihren — durch den Ansiedlungsgedanken den Weg wies; einem herrschenden Junkerthum, fürchte ich, ist diese Lösung nicht aufzuzwingen.

Möge das deutsche Großbürgerthum, wenn es die Erbschaft antritt, die das Beste umschließt, was wir haben, der ungeheuren Verantwortung, die ihm dann zufällt, sich gewachsen erweisen und die Geschicke Deutschlands weiter emporführen, wie es sein Erblasser, das Junkerthum, trotz aller Härten und Mängel in seiner guten Zeit gethan hat!

Freiburg i. Br., Anfang Mai 1896.

G. v. Schulze-Gaevernitz.

Parlamentsbriefe.

XVIII.

Mit dem Börsengesetz und dem Magarinegesetz ist das Zuckersteuergesetz die dritte geradezu monströse Vorlage, welche diesem Reichstage zur Erledigung vorliegt. Sie lag aus zwei Gründen etwas schwieriger wie die beiden anderen. Die Interessen der Agrarier gehen hier auseinander. In denjenigen Distrikten, welche sich als die alten Heimstätten der Zuckerindustrie fühlen und die durch die Fehler der bisherigen Gesetzgebung reich geworden sind, will man die bisher errungenen Vortheile behaupten; in den Distrikten, wo die Zuckerindustrie neueren Datums ist, will man eben so reich werden, wie man dort geworden ist. Die Agrarier kämpfen also unter einander. Aber auch die Regierung muß den Kampf mit den Agrariern bis auf einen gewissen Punkt aufnehmen; sie gönnt ihnen viel, aber doch nicht Alles. Sie wendet ihnen gern Liebesgaben zu, aber so viel wie erforderlich wäre, um jeden Besitzer rübenfähigen Bodens in einen reichen Fabrikanten zu verwandeln, kann sie doch nicht aufbringen. Es schien eine Zeit lang, als würde an diesen Schwierigkeiten die ganze Vorlage scheitern. Aber der fleißigen Arbeit hinter den Kulissen ist es doch gelungen, die willkürlich gewählten Ziffern, von denen das Gesetz strotzt, so lange hin- und herzuschieben, bis man dafür eine Majorität gefunden hat.

Das Gesetz hat drei Grundlagen, von denen jede einzelne vernunftwidrig ist: die Ausfuhrprämie, die Kontingentirung der Produktion und eine Betriebssteuer, welche sich nicht auf den Nettoertrag, sondern auf den Bruttoumsatz gründet. Es ist nun gelungen, die Ziffern für die Prämienhöhe, für die Höhe des Kontingents, und für die Höhe der Betriebssteuer so zu gruppiren, daß der Widersinn sich zu kompensiren scheint, während er sich eigentlich häuft. Und so wird auch diese Frucht der unheilvollen Session gepflückt werden.

Das vierte Gesetz, welches den drei genannten an Werth sehr nahe steht, ist die Novelle zur Gewerbeordnung. Für ihre

dritte Lesung hat sich eine solche Fülle von Amendements angehäuft, wie sie in diesem Stadium selten ist, und das kann wohl als ein Zeichen dafür gelten, daß die Beschlüsse der zweiten Lesung schlecht bedacht gewesen sind. Als der bedenklichste Punkt dieser Novelle muß die Beschränkung des Detailreisens bezeichnet werden, und da ist es nun im höchsten Grade charakteristisch, daß man jetzt in Regierungskreisen beginnt, darüber nachzudenken, warum man denn eigentlich das Detailreisen überhaupt beschränken will. Es wird sich wohl kaum ein anderer Grund auffinden lassen, als der, daß polizeiliche Beschränkung unter allen Umständen etwas Schönes ist.

Pfingsten steht vor der Thür, und so vieles auch geleistet worden ist, so schnell auch die Gesetzgebungsmaschine in den letzten Wochen gearbeitet hat, die beiden größten Aufgaben stehen noch aus. Das Gesetz über die Abänderung der Gerichtsverfassung und der Strafprozeßordnung, gegen welches sehr schwere Bedenken obwalten, ist noch nicht bis zur zweiten Lesung gelangt und das bürgerliche Gesetzbuch steckt noch in der Kommission, welche durch die gleichgültigen und inhaltlosen Anträge eines Abgeordneten der Centrumspartei, der bei seinen Fraktionsgenossen nur wenig Unterstützung findet, schwer behindert wird. Die Frage, wann man die Session wird schließen können, wann und auf wie lange Zeit man die nothwendige Unterbrechung der Arbeiten kann eintreten lassen, gewinnt ein schweres Gewicht. Und dazu hat sich nun in den letzten Tagen eine neue Vorlage gesellt, betreffend die Umgestaltung der vor drei Jahren geschaffenen Halbbataillone in vollständige Bataillone. Noch ist in die Erörterung darüber nicht eingetreten worden, aber Jedermann empfindet, daß die Entscheidung über diese Vorlage, von welcher aus ein Ausblick auf die Reform der Militärstrafprozeßordnung nicht umgangen werden kann, zu einer schwerwiegenden politischen Entscheidung führen kann.

Aus dem preußischen Landtage ist wenig zu melden; der Assessorenparagraph ist auch in der dritten Lesung des Abgeordnetenhauses mit einer kleinen Majorität gefallen, aber doch noch nicht endgültig beseitigt. Das Herrenhaus wird ihn wiederherstellen, und ob dann das Abgeordnetenhaus festbleiben wird, steht dahin. Es ist nur nöthig, daß eine kleine Anzahl von Nationalliberalen anders stimmt, dann ist ein Fundament, auf welchem unsere Justizverfassung beruht, beseitigt. — Für das Lehrerbesoldungsgesetz verspricht sich der Unterrichtsminister im nächsten Jahre, wo er wiederkehren will, mehr Glück, als er diesmal gehabt hat. Ein kleines Zugeständniß an die berechtigten Interessen der Städte soll dann der Vorlage zum Siege verhelfen; — wenn es nicht abermals anders kommt.

Proteus.

Der Fall Jastrow und das Unglück in der Kleophas-Grube.

Als im Herbst vorigen Jahres bekannt wurde, daß das Kultusministerium gegen den Berliner Privatdozenten Dr. Jastrow ein Disciplinarverfahren wegen seines im Jahre 1893 erschienenen Buches „Sozialliberal" angeregt habe, nahm man allgemein an, die Absicht ginge dahin, Dr. Jastrow, der als ein unabhängiger Sozialpolitiker bekannt ist, von der Universität zu entfernen. Die Berliner „Volkszeitung" hat später die Nachricht gebracht, das Verfahren sei aufgegeben; die „National-Zeitung" hat gemeldet, die Regierung erreiche ihren Zweck. Wir sind heute in der Lage, auf das Bestimmteste zu versichern, daß das Disciplinarverfahren sich seit mehr als 6 Monaten ununterbrochen im Gange befindet, aber einen anderen Zielpunkt verfolgt, als das Publikum ursprünglich annahm. Zielpunkt des Verfahrens ist gegenwärtig die Erlangung einer öffentlichen Erklärung von Dr. Jastrow, in einer bestimmten Formulirung, welche eine Zurücknahme der betreffenden Stellen in dem Buche „Sozialliberal" bedeuten würde.

Hiermit hat der „Fall Jastrow" für die Oeffentlichkeit ein gänzlich verändertes Interesse gewonnen.

Jastrow's Buch „Sozialliberal" erschien zu den Landtagswahlen des Jahres 1893. Es ist das einzige sozialpolitische Buch, welches sämmtliche Ressorts der preußischen Verwaltung behandelt. Da das Buch für die einzelnen Verwaltungszweige seine Beispiele hauptsächlich aus den Vorgängen der letzten Landtagssession wählte, so wurde darin auch der Erlaß der Bergwerksabgaben ausführlich besprochen. In den Parlamentsverhandlungen über diesen Erlaß wurden unangenehme Situationen dadurch herbeigeführt, daß der Bergwerksminister v. Berlepsch verhindert war, die Regierungsvorlage zu vertreten, weil ein naher Verwandter von ihm ein Interesse zur Sache hatte, nämlich der Oberst v. Tiele-Winkler, der einen erheblichen Theil dieser Abgaben bisher aufbrachte.

Eine neue Schwierigkeit tauchte auf, als man merkte, daß durch die gänzliche Abschaffung der Bergwerksabgaben dieselben auch da gefährdet würden, wo sie nicht an den Staat, sondern an einen Regalherrn zu zahlen sind. Die Kommission mußte sich vom Handelsministerium eine Auskunft über private Regale erbitten, welche vom Handelsministerium mit Unterschrift des betreffenden Ministerialdirektors in Gestalt einer Denkschrift einlief. In dieser Denkschrift erschien auch das Regal der Familie v. Tiele-Winkler, welches 5 Proz. der Bruttoförderung von allen Bergwerken seines Gebiets beträgt und im letzten Jahre 698 329 Mk. eingebracht hatte. Die Kommission des Abgeordnetenhauses fand einen den Regalherren günstigen Ausweg.

Durch die Darstellung von der Aufhebung der Bergwerksabgaben in dem Buche „Sozial-liberal" fühlte sich der Minister v. Berlepsch beleidigt. Der Staatsanwalt erhob Anklage sowohl gegen Dr. Jastrow, als gegen den „Vorwärts", der über die Sache einen Leitartikel gebracht hatte. In der Gerichtsverhandlung wurde die Richtigkeit der Darstellung angegriffen und gegen die beiden Angeklagten eine Strafe von zwei bezw. drei Monaten Gefängniß beantragt. Die Angeklagten führten jedoch für alle Vorgänge beim Erlaß der Bergwerksabgaben den Wahrheitsbeweis. Allein wegen der angehängten kritischen Schlußsätze erkannte das Gericht auf eine Geldstrafe, da es diesen Sätzen eine Nebenbedeutung zuschrieb. Die einzige thatsächliche Unrichtigkeit, welche das Gericht überhaupt annahm, war an sich unerheblich,*) betraf nicht die Erzählung vom Erlaß der Bergwerksabgaben und wurde schließlich vom Gericht selbst noch dadurch in den Hintergrund gedrängt, daß hinzugefügt wurde, die Verurtheilung erfolge nicht wegen irgend einer thatsächlichen Unrichtigkeit, sondern ganz ausschließlich wegen einfacher Beleidigung (§ 185). Die ganze Erzählung der Vorgänge beim Erlaß der Bergwerksabgaben wurde vom Gericht widerspruchslos in das Erkenntniß aufgenommen.

Für den Minister v. Berlepsch war es allerdings unangenehm, daß (von jenen wenigen Schlußsätzen abgesehen

*) Das Buch erschien in einer Zeit, in der die (neuerdings wieder aufgefrischten) sozialpolitischen Bestrebungen des Ministeriums Berlepsch besonders stark in den Hintergrund getreten waren, und erinnert, um die Enttäuschung der Bergarbeiter zu betonen, noch besonders daran, daß gerade die Bergwerke erst beim Antritt des Ministers v. Berlepsch auf seinen Anlaß seinem Ministerium zugefügt worden waren; eine allbekannte Thatsache, die im Zusammenhang mit jenen großen sozialpolitischen Plänen nach dem Bergarbeiterstreik vom 1889 steht. Aus den Geheimprotokollen des Staatsministeriums wurde erwiesen, daß der erste Antrag im Staatsministerium von Minister Maybach gestellt war, und deswegen, meinte das Gericht, könne man nicht sagen, daß Herr v. Berlepsch die Zutheilung veranlaßt habe. Ein müßiger Streit. Ein Minister, der einen Erlaß gegengezeichnet hat, kann die Verantwortung nicht dadurch von sich abwälzen, daß er einen Kollegen als den alleinigen Veranlasser bezeichnet. Uebrigens war die genannte Zutheilung durchaus sachgemäß, und Herr v. Berlepsch hat gar keinen Anlaß, sich dieser Autorschaft zu schämen.

die ganze Darstellung vom Erlaß der Bergwerksabgaben auch in einer zweiten Auflage des Buches weiter verbreitet werden konnte und auch thatsächlich weiter verbreitet wird. Es ist dies doppelt unbequem, seitdem das Unglück in der Kleophasgrube, welches in der Nacht vom 3. zum 4. März 114 Bergleute dem Feuertode preisgab, erneut die öffentliche Aufmerksamkeit auf den v. Tiele-Winkler'schen Regalbezirk gelenkt hat.

Es sind nach dem Unglücksfall einige Verhaftungen von Personen vorgenommen worden, welche an dem Ausbruch des Feuers schuld sein sollen. Hierüber wird das Gericht entscheiden. Aber für die Kritik unserer sozial-politischen Einrichtungen ist die wesentliche Frage nicht die, wie das Feuer entstanden, sondern wie es möglich war, daß das Unglück eine derartige ungeheure Ausdehnung annahm, eine Ausdehnung, wie sie in den schlesischen Bergwerken kaum jemals dagewesen ist. Die mörderische Wirkung (darin stimmen alle Zeitungsberichte überein) wurde dadurch herbeigeführt, daß der Krankenbergschacht einen hölzernen, durch die herrschende Temperatur sehr ausgetrockneten Aufstieg besaß, welcher später durch einen eisernen ersetzt werden sollte. Es entzieht sich unserem Urtheil, ob nach den herrschenden Grundsätzen die Verzögerung des Baues der eisernen Leiter verzeihlich war, oder ob für diese Verzögerung Jemanden eine positive Schuld trifft. Aber gerade weil die Abwägung von Menschengefährdung und Kapitalaufwendung eine überaus schwierige Aufgabe ist, ist die Entscheidung darüber nicht den Unternehmern überlassen, welche gar zu leicht durch ihr Geldinteresse zu einer menschengefährdenden Sparsamkeit verleitet werden könnten, sondern unabhängigen Staatsbeamten, in erster Linie den königlichen Revierbeamten, übertragen. Ein derartiger königlicher Revierbeamter für die Kleophasgrube, die im v. Tiele-Winkler'schen Regalbezirk liegt, fehlt.

Der v. Tiele-Winkler'sche Regalbezirk bildet ein besonderes Revier „Myslowitz-Kattowitz“ neben dem staatlichen Revier „Kattowitz“. Während für das letztgenannte Revier ein königlicher Revierbeamter besteht, gibt es für das Revier Myslowitz-Kattowitz nur den herrschaftlich v. Tiele-Winkler'schen Bergwerksdirektor. Im preußischen Staatshandbuch wird für das Revier Myslowitz-Kattowitz kein Staatsbeamter aufgeführt. Die Aufsicht über den Arbeiterschutz und über die hierfür nöthigen Aufwendungen führte also hier in erster Instanz der Beamte einer bergbautreibenden Familie, die mit 5 Proz. der Bruttoförderung an allen Bergwerken des Gebietes interessirt war. Es ist nicht gleichgültig, ob unter dem Königlichen Oberbergamt Breslau für die Aufsicht an Ort und Stelle, für die sachgemäße Ausführung obrigkeitlicher Anordnungen, für die Anregung neuer Maßregeln ein Staatsbeamter bestellt ist, oder statt dessen der Vertreter einer mitinteressirten Familie. Was würden die aristokratischen Urheber des Börsengesetzes dazu sagen, wenn in Zukunft eine Regierung, statt einen staatlichen Börsenkommissar zu ernennen, die lokale Aufsicht dem Prokuristen eines Handlungshauses überließe, von dem man wüßte, daß es mit 5 Proz. des Gesammtumsatzes an allen einschlägigen Geschäften interessirt ist? Dieser Prokurist könnte der ehrenwertheste Mann von der Welt sein; Jedermann würde sagen, daß seine Aufsicht nicht die vom Gesetz gewollte ist, weil eine Aufsicht über die Interessenten nicht von deren eigenen Untergebenen geführt werden kann. Eine Hauptaufgabe des Aufsichtsbeamten ist es, das Interesse der Arbeiter auch gegen den Unternehmer zu wahren. Der herrschaftlich v. Tiele-Winkler'sche Bergwerksdirektor schwört aber nicht den allgemeinen Beamteneid, sondern schwört seiner „Dienstherrschaft“, daß er „derselben Bestes möglichst befördern, deren Schaden aber abwenden will, so wahr mir Gott helfe!“ Dem Wesen eines Arbeiterschutz-Aufsichtsbeamten würde es entsprechen, wenn er schwören müßte, daß er der Arbeiter Bestes möglichst befördern, deren Schaden aber abwenden wolle.

Nach dem preußischen Berggesetz von 1865 sollten die privaten Bergbehörden der Regalfamilien in Wirksamkeit bleiben. Damit war rechtlich nicht ausgeschlossen, daß für die Zwecke des Bergarbeiterschutzes neben den privaten Behörden königliche Aufsichtsbeamte ernannt würden; denn auch in dem Privatregalbezirk steht die Oberaufsicht dem Staate zu, der nicht daran gehindert ist, für Zwecke der Oberaufsicht staatliche Organe auch an Ort und Stelle zu ernennen. Die ernste Aufgabe hätte auch wohl eine unabhängige Beamtung erfordert, selbst wenn sie mit finanziellen Schwierigkeiten verbunden war, ja selbst wenn man gegenüber veralteten Privilegien ein Spezialgesetz für erforderlich hielt. Diese Unterlassung war sachwidrig. Schlimmer als das, und geradezu mit dem Gesetz unvereinbar war die Unterlassung, seitdem in die Reichsgewerbeordnung Bestimmungen auch zum Schutze der Bergarbeiter aufgenommen wurden. Für den Theil des Bergarbeiterschutzes, welcher reichsgesetzlich einer Aufsicht unterstellt ist (Kinder, jugendliche und weibliche Arbeiter) gilt als positiver Satz des Reichsrechts, daß überall „besondere von den Landesregierungen zu ernennende“ Aufsichtsbeamte bestehen müssen.*) Wer ist Landesregierung im Regierungsbezirk Myslowitz-Kattowitz, die v. Tiele-Winkler'sche Familie oder der König von Preußen? Ohne Rücksicht auf diese Frage wird in den neuesten „Jahresberichten der königlich preußischen Regierungs- und Gewerberäthe und Bergbehörden“ das Revier Myslowitz-Kattowitz mit dem reichsgesetzlich vorgeschriebenen Bericht aufgeführt und auch nicht mit einem Worte angedeutet, daß nicht der Bericht eines von der Landesregierung ernannten, sondern der eines herrschaftlichen Beamten geboten werde. Falls übrigens in einem der Oeffentlichkeit sich entziehenden Verfahren hier eine formelle Uebertragung von Befugnissen stattgefunden haben sollte, so würde dies an der Unzuträglichkeit nicht einmal etwas ändern.

Die Zustände im Revier Myslowitz-Kattowitz sind nicht durch den Minister v. Berlepsch verschuldet. Sie sind ein verschlepptes Unrecht, das man nicht dem Minister aufs Konto setzen soll, in dessen Amtszeit sich ein Unglück ereignet hat. Aber das ist doch nicht zu leugnen, daß ein an sich schon ungerechtfertigter Zustand in der untersten Instanz durch verwandtschaftliche Beziehungen in der höchsten Instanz noch ungerechtfertigter erscheint.

Auch im „Fall Jastrow“ zeigt es sich, wie falsch die Behörden in Deutschland sich zur Kritik ihrer Verwaltung stellen. Hätte der Minister nach Lektüre des Buches „Sozialliberal“ sich gefragt, was er aus dem Buche lernen könne, so würde er sich die Lehre gegeben haben, daß es eine dankenswerthe Aufgabe sei, für unabhängige Behörden im Revier Myslowitz-Kattowitz zu sorgen. Ob dadurch das Unglück in der Kleophasgrube verhütet worden wäre, kann man nicht wissen. Das aber kann man wissen, daß der Minister v. Berlepsch dann wenigstens das Gefühl gehabt hätte, daß die Beamtenernennung in jenem Bezirk ebenso vor sich gegangen sei wie in anderen Bezirken des Staates. Statt aus einer Verwaltungskritik die dargebotene Lehre zu ziehen, sucht man aber in Deutschland nach irgend einem Häkchen, an dem es möglich wäre, den Verfasser des belehrenden Werkes aufzuknüpfen. Und wenn es im Gerichtsverfahren nicht gelungen ist, ja, wenn in diesem sogar ein unangenehm empfundener Wahrheitsbeweis erbracht wurde, so tritt ein Disziplinarverfahren hinzu. In dem Fall Jastrow aber ist das Neue und Originelle, daß das Disziplinarverfahren betrieben wird, um den Autor zu nöthigen, das Ansehen, das sein Buch gewonnen hat, durch eine eigene Erklärung zu vernichten.

Ein ferneres Moment, welches den Fall Jastrow in ganz anderem Lichte erscheinen läßt, als die gewöhnlichen Disziplinirungen, hat die „Leipziger Volkszeitung“ beigebracht. Der Reichstagsabgeordnete Dr. Schönlank, welcher gegenwärtig Herausgeber dieser Zeitung ist, hatte im Jahre 1893 auf die Nachricht von der Erhebung der Anklage sich bei der Staatsanwaltschaft freiwillig als Verfasser des Vorwärts-Artikels gemeldet, um auch seinerseits neben dem angeklagten Redakteur die Verantwortung für das, was er geschrieben, zu übernehmen. Das Strafverfahren konnte

*) § 139b der Reichsgewerbeordnung in Verbindung mit § 154a.

gegen ihn erst nach Schluß der Reichstagssession 1893/94 beginnen. Es ist aber weder damals noch überhaupt jemals begonnen worden, obgleich das Strafgesetzbuch ausdrücklich vorschreibt, daß ein Strafantrag nicht theilbar ist, daß wenn gegen einen Schuldigen prozedirt wird, auch gegen den andern prozedirt werden muß. Als 1½ Jahre nach Schluß des Strafprozesses plötzlich die Angelegenheit neu hervorgeholt wurde, um gegen Dr. Jastrow ein Disziplinarverfahren zu beginnen, veröffentlichte die „Leipziger Volkszeitung“ jenen Sachverhalt und schrieb dazu:

„Die erneute Gerichtsverhandlung, die gesetzlich stattfinden mußte, ist unterblieben. Hingegen wird in einer bisher unerhörten Art nach 1½ Jahren versucht, ein Disziplinarverfahren anhängig zu machen. Wie soll man sich dies erklären? Die Frage, wie der Minister v. Berlepsch in der Aufhebung der Bergwerksabgaben sich der delikaten Aufgabe gewachsen gezeigt hat, als Schwiegersohn einer der reichsten Bergwerksbesitzer doch auch gleichzeitig Würde des Amtes und Interesse des Staates zu wahren, das in öffentlicher Gerichtssitzung ein zweites Mal zu erörtern, hat etwas für Minister und Schwiegersohn gleich Peinliches. In einem heimlichen Disziplinarverfahren aber einem angesehenen Gelehrten etwas anzuhängen, kann nur für diesen unangenehm sein, aber weder für den Minister noch für den Schwiegersohn. Wir sind der Meinung, daß das erste kein Grund sein durfte, das gesetzlich vorgeschriebene öffentliche Gerichtsverfahren zu unterlassen, bis es jetzt verjährt ist; und wir sind ebenso der Meinung, daß das letztere kein Grund sein darf, die längst verjährte Sache zum Zwecke eines heimlichen Disziplinarverfahrens hervorzuholen.“

Der Artikel schloß mit der Aufforderung an die königliche Staatsanwaltschaft, beim Landgericht I. Berlin, über die gesetzwidrige Unterlassung der Anklage gegen Dr. Schönlank Aufschluß zu geben. Als dieser Aufschluß nicht erfolgte, veröffentlichte die Leipziger Volkszeitung jene obigen Worte noch einmal. Sie erinnerte daran, daß die rechtswidrige Unterlassung einer derartigen Anklage in § 346 des Strafgesetzbuchs mit Zuchthaus bedroht ist, und schloß den Artikel wiederum mit der Aufforderung an die königliche Staatsanwaltschaft beim Landgericht I. Berlin, eine Untersuchung darüber anzustellen, welchen Beamten die Verantwortung für die unterlassene Anklage treffe. Niemals ist auf diese Anfrage eine Antwort erfolgt.

Alle diese Dinge zusammengenommen geben ein ziemlich klares Bild der Vorgänge. An Stelle des öffentlichen Verfahrens wird eine Art heimlichen Inquisitionsprozesses gesetzt, in welchem der Angeklagte zum Schuldgeständniß und zur Selbstvernichtung gezwungen werden soll.

Es liegt ein öffentliches Interesse vor, in diese Heimlichkeiten hineinzuleuchten. Je mehr unsere gesammte Politik zur Interessenpolitik entartet ist, um so nöthiger ist es, die Freiheit der Kritik zu wahren. Mit Geldbußen, Gefängnißstrafen und Disziplinirungen wegen Preßvergehens ist man bei uns von jeher leicht bei der Hand gewesen. Aber die Methode, im Wege des Disziplinarverfahrens Jemanden zu einer Erklärung zu nöthigen, die er freiwillig abzugeben mit seinem Gewissen nicht vereinbaren kann, die wenigstens wünschen wir aus unseren öffentlichen Einrichtungen ausgeschlossen zu sehen.

. . . .

Die Säkularfeier der Kuhpockenimpfung.

Edward Jenner, der wissenschaftliche Urheber der Schutzpockenimpfung, ist eine der liebenswürdigsten Gestalten in der Geschichte der Medizin. An seinen Namen knüpft sich die Erinnerung eines über die ganze gebildete Welt verbreiteten ärztlichen Eingriffs, von welchem trotz der Anfechtungen, die er erfuhr und, sogar in steigendem Grade, noch heute erfährt, jedenfalls die Abnahme der Todesfälle durch Pocken, die an vielen Orten sogar gänzlich geschwunden sind, datirt. Aber Jenner war auch als Mensch ein hochstehender Charakter, in seinem ganzen Wesen ein echter Vertreter selbstlosen Gelehrtenthums, ein Träger der besten Tugenden der angelsächsischen Rasse, die neuerdings ein verirrter Chauvinismus in Deutschland, uneingedenk der Stammesgemeinschaft, den Engländern gern in Bausch und Bogen absprechen möchte. Wir schicken dies voraus, damit man sich, wenn am 14. Mai der hundertste Jahrestag der ersten von Jenner ausgeführten Schutzpockenimpfung gefeiert wird, dessen bewußt sei, daß die Gedenkfeier nicht nur einem schlichten Datum, sondern der That eines bedeutenden und edlen Mannes gilt.

Edward Jenner wurde am 17. Mai 1749 zu Berkeley in Glocestershire als eines von fünf Kindern eines Landgeistlichen geboren. Während in seiner Familie die Neigung zum geistlichen Stande sehr verbreitet war — seine Mutter war die Tochter eines Geistlichen, zwei Brüder Jenner's wählten den gleichen Stand und zwei seiner Schwestern wurden Frauen von Geistlichen — verrieth Edward schon als Knabe lebhafte Neigung zum Beobachten der Natur und zum Sammeln ihrer frischen oder vorsluthlichen Erzeugnisse. Dieser Neigung entsprach es wohl, daß er als Jüngling in die Lehre eines Wundarztes und Apothekers in Sodbury gebracht wurde. Hier blieb er einige Jahre, bis er als Einundzwanzigjähriger das Glück hatte, bei dem großen Londoner Anatomen und Chirurgen John Hunter, dessen Name auch noch in der heutigen Medizin hohes Ansehen genießt, als Schüler und Assistent Aufnahme zu finden. Hunter war ein Geist, dessen Denken die verschiedensten Gebiete der Naturwissenschaft umfaßte und Jenner genoß nicht nur Hunter's ärztliche Unterweisung, sondern ward auch sein Gehilfe bei naturwissenschaftlichen Sammlungen und dessen treu ergebener Freund bis an Hunters Lebensende. Jenner's Ehrgeiz ging aber nicht über die Ausübung seines Berufes als Landarzt hinaus, von der er sich nur durch wissenschaftliche Beschäftigung mit der Natur und dem anregenden Umgang mit den ärztlichen Freunden seiner Gegend, welche er zu einem Vereine zusammenschloß, erholte. Während seiner Thätigkeit bei Hunter bekam er den Auftrag, die Sammlung von Naturalien, welche Cook von seiner ersten Weltreise mitgebracht hatte, zu ordnen, dagegen widerstand er der Lockung des Antrages, an Cook's zweiter Reise, die dieser mit dem Deutschen Reinhold Forster unternahm, theilzunehmen. Seine ländliche Muße benutzte er auch zu verschiedenen Publikationen, die theils selbständig, wie seine berühmt gewordene Naturgeschichte des Kuckuks, theils in den Londoner „Philosophical transactions“ erschienen. Manche seiner Beobachtungen wurden später von Charles Darwin als werthvolle Beiträge für die Lehre von der Wandelbarkeit der Arten verwerthet.

Professor Ackermann charakterisirte 1891 auf der Naturforscherversammlung in Halle in seinem Vortrage über Jenner und die Lehre von der Immunität den berühmten Arzt nach zeitgenössischen Quellen in folgender Weise:

„Ausgezeichnet durch eine große Feinheit der Empfindung, welche zuweilen einen sorgenvollen und nachdenklichen Zug über sein Wesen ausbreitete, frei von jedem harten oder gar übelwollenden Urtheil, stets geneigt, in heiterer oder ernster Unterhaltung aus der Fülle seiner Kenntnisse und Beobachtungen selbst mitzutheilen und lebendig auf die Quellen der Belehrung und des Vergnügens hinzuweisen, welche uns auf Schritt und Tritt von der Natur geboten werden, ausgestattet mit den Manieren eines Gentleman in der Gesellschaft von spielender Leichtigkeit und feinem, niemals verletzendem Witz, so wird er geschildert und so begreift man die große Zuneigung, die ihm überall zu Theil wurde, so begreift man, daß einzelne seiner Freunde ihn oft Stunden lang auf seinen täglichen oder selbst nächtlichen Ritten begleiteten, nur um des Genusses seiner Unterhaltung theilhaftig zu werden.“

Ein Mann, der, ohne Arzt oder Naturforscher zu sein, vierzig Jahre lang Jenner's Freundschaft genoß, Edward Gardener, entwirft von seinem Aeußeren folgende anschauliche Schilderung, bei der man einen farbigen Kupferstich aus dem vorigen Jahrhundert oder an die Schilderungen der alten englischen Doktoren durch Thackeray erinnert wird:

„Jenner's Gestalt war mittelgroß, wohlgebildet, kräftig und beweglich. In seiner Kleidung war er besonders sauber, er war gekleidet in einen blauen Rock mit gelben Knöpfen, trug Jockeistiefel mit silbernen Sporen, einen Hut mit breitem Band und eine Reitpeitsche mit silbernem Griff. Das Haar war nach der Mode jener Zeit zu einem Knoten verschlungen.“

Jenner's Denken wurde schon sehr früh, 1768, durch die Angabe einer Bäuerin, daß sie von den Blattern verschont geblieben sei, weil sie beim Kuhmelken an den Händen einen Ausschlag bekommen habe, angeregt, jedoch verfolgte er während seines zweijährigen Aufenthaltes bei Hunter die Sache nicht weiter. Nachdem er als Arzt nach Berkeley zurückgekehrt war, studirte er den Gegenstand jedoch aufmerksam und stellte schon 1776 fest, daß in seiner an Meiereien reichen Gegend zahlreiche Personen an den Händen von einem an den Eutern der Kühe vorkommenden blatternähnlichen Ausschlag angesteckt und daß bei diesen die Impfungen mit echten Blattern ohne schädliche Wirkung blieben. Mit dieser älteren Blatternimpfung, der sogenannten Variolation, hatte es nämlich eine besondere Bewandtniß. Die furchtbaren Verheerungen, welche die Blattern anrichteten, führten sehr früh zu Versuchen, sich dagegen zu schützen und die wiederholt gemachte Beobachtung, daß die Blattern in der Regel den Menschen bloß einmal im Leben befallen, ließ vermuthen, daß die Krankheit den Körper seuchenfest gegen eine zweite Erkrankung mache. Man suchte deshalb in Zeiten milder Epidemien geradezu die Ansteckung auf, man „kaufte die Blattern", besonders für die Kinder. Durch das kühne Beispiel der nach London zurückgekehrten Gemahlin des englischen Gesandten in Konstantinopel, welche in Kleinasien die Impfung mit Blatterngift beobachtet hatte, wurde 1721 dieses Verfahren, auf dessen Trümmern später die Jenner'sche Impfung entstand, nach England und dem übrigen Europa gebracht, weil man wahrgenommen hatte, daß die durch Impfstich übertragene Menschenblatter entweder gar keine Erkrankung an den Blattern oder eine milde verlaufende zur Folge hatte. Jedoch fand diese Ansicht keine allgemeine Bestätigung; denn auf diese Impfung folgten nicht selten sehr schwere Blattern und durch sie entstanden sogar wieder Epidemien. Goethe, den wir ja auch als ärztlichen Gewährsmann hochzuschätzen haben, berichtet im ersten Buch von „Wahrheit und Dichtung" bei der Erwähnung seiner eigenen schweren Erkrankung an den Blattern um 1755 Folgendes über die Variolation:

„Die Einimpfung der Pocken wird bei uns noch immer für sehr problematisch angesehen, und ob sie gleich populäre Schriftsteller schon faßlich und eindringlich empfahlen, so zauderten doch die deutschen Aerzte mit einer Operation, welche der Natur vorzugreifen schien. Spekulirende Engländer kamen daher aufs feste Land und impften gegen ein ansehnliches Honorar die Kinder solcher Personen, die sie wohlhabend und frei von Vorurtheil fanden. Die Mehrzahl jedoch war noch immer dem alten Unheil ausgesetzt, die Krankheit wüthete durch die Familien, tödtete und entstellte viele Kinder, und wenige Eltern wagten es nach einem Mittel zu greifen, dessen wahrscheinliche Hilfe doch schon durch den Erfolg mannigfaltig bestätigt war. Das Uebel betraf nun auch unser Haus und überfiel mich mit ganz besonderer Heftigkeit".

Bei Goethe war also die Impfung mit echten Blattern unterblieben. Er gewann es über sich, während der Krankheit das Uebel nicht durch Kratzen zu vermehren und hatte es dieser Selbstbeherrschung wohl zu verdanken, daß die Blattern auf der Haut keine sichtbare Spur zurückließen; „aber die Bildung war merklich verändert." Aus dieser Veränderung der Gesichtszüge — denn das bedeutet hier das Wort Bildung — ersehen wir also, daß auch Goethe zu der Zahl der Blatternarbigen gehörte; doch dürfte nach den späteren Berichten über seine äußere Erscheinung und über seinen Eindruck auf die Frauen diese Entstellung keine hochgradige gewesen sein. Er selbst scheint es zu bedauern, daß die Impfung mit Blatterngift bei ihm unterlassen wurde.

Auch Jenner stieß offenbar auf die Meinung, daß der Schutz, den seine in Meiereien thätigen Landsleute gegen die Blattern erlangt hatten, der Impfung mit diesen zuzuschreiben sei. Doch stellte er in Untersuchungen, die er zwanzig Jahre lang unermüdlich fortführte, fest, daß von der Krankheit nur solche Personen frei blieben, welche eine Ansteckung mit den Pocken der Kuheuter durchgemacht hatten und, als er fand, daß die gleiche Erscheinung auch bei Personen eintrat, welche sich an Menschen, die solche Kuhpocken beim Hantiren mit Kühen bekommen hatten, ansteckten, entschloß er sich zu der historischen That, solche auf Menschen übertragene Kuhpocken mit der bewußten Absicht des Schutzes gegen die Blattern herbeizuführen. In dieser Absicht impfte er am 14. Mai 1796 einen achtjährigen Knaben, James Phipps von der Hand der Sarah Nelmes, eines Milchmädchens auf einem Landgute bei Berkeley, welche eine sehr schöne Pustel gerade an einer Stelle der Hand besaß, wo sie sich kurze Zeit vor dem Melken einer mit Kuhpocken behafteten Kuh an einem Dorn geritzt hatte. Die Impfung war erfolgreich, sowohl im heutigen Sinne, da an den beiden Impfstellen die heute so bekannten Impfblattern entstanden, was von den bekannten leichten Erscheinungen des Impffieders begleitet war, als auch in dem von Jenner erwarteten Sinne, indem der Knabe nach der am 1. Juli desselben Jahres vorgenommenen Impfung mit echtem Blatternstoff keine weitere Erkrankung erlitt. Daran reihten sich später weitere Impfungen von Kindern und, nachdem auch diese den erlangten Schutz gegen die Krankheit bestätigt hatten, entschloß sich Jenner, im Jahre 1798, zweiundzwanzig Jahre nach dem Beginn seiner methodischen Beobachtungen, dreißig Jahre nach Empfang der ersten Anregung, seine berühmt gewordene Abhandlung: „An Inquiry into the causes and effects of the variolae vaccinae, a disease, discovered in some of the western counties of England, particularly Gloucestershire and known by the name of cow-pox" zu veröffentlichen. Er war dazu weder von Hunter, der seine vorherigen Mittheilungen zweifelnd aufgenommen hatte, noch von seinen anderen Freunden, die sogar seiner häufigen Erwähnungen dieser Sache im Gespräche müde geworden waren, ermuntert worden. Es ist auch sehr bezeichnend, daß Jenner seine ursprüngliche Absicht, die Arbeit in den „Philosophical Transactions" der Royal Society erscheinen zu lassen, aufgeben mußte, weil ihm von dieser Seite der freundliche Rath gegeben wurde, „seinen durch die bisher eingesendeten Abhandlungen erlangten Ruhm nicht durch die gegenwärtige aufs Spiel zu setzen."

Wir können es uns versagen, ausführlich auf den Triumphzug, den die Jenner'sche Impfung durch alle Erdtheile gemacht hat, sowie auf die schwankenden Schicksale, die sie während des Jahrhunderts seit ihrer Ausbreitung erfuhr, einzugehen und begnügen uns damit, einige wenige bedeutsame Thatsachen zu erwähnen. In London betrug die Zahl der Pockentodesfälle in den letzten drei Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts durchschnittlich 2000, sie sank während eines dreißigjährigen Zeitraums nur dreimal unter 1000, darunter 1797 auf 522, aber schon im ersten Jahrzehnt nach Jenner's Veröffentlichung blieb sie etwa 1000, im nächsten Jahrzehnt mit wenigen Ausnahmen unter 1000. In Berlin kamen auf die Pocken im Jahrfünft 1795 bis 1799 6,52 von hundert Sterbefällen. Die Zahl hielt sich auf dieser Höhe noch bis 1810, um von diesem Jahre ab auf 0,74 bis 0,15 von hundert Todesfällen herabzusinken. Gerade im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts nahmen sich alle deutschen Regierungen der Impfung mit großem Eifer an. So wurde in Württemberg der Impfzwang schon 1818 gesetzlich eingeführt und schon 1822 bis 1827 war in Stuttgart kein Todesfall mehr an Pocken zu verzeichnen. Eines derjenigen Länder, welche die gesetzliche Impfpflicht sehr früh einführte, war Schweden mit seinem Impfgesetz von 1816 und gerade dort hat sich seitdem die Zahl der Pockentodesfälle dauernd auf einer niederen Stufe gehalten. Auch der Eifer für die Impfung hatte seine Schwankungen und sobald er irgendwo abnahm, wie z. B. in Jenner's eigener Heimath, in Gloucester, nahm die Sterblichkeit an Pocken wieder zu. Eine der schwersten Epidemien brach über Mitteleuropa, von Frankreich ausgehend, im Gefolge des Krieges von 1870/71 herein. Eine damals auf Frankreich beschränkte Epidemie wurde durch die Gefangenen nach Deutschland verschleppt und fand, zumal es während der Kriegsereignisse nicht überall möglich gewesen war, die Mannschaften zu impfen, überall in Deutschland ergiebigen Boden. Die Erfahrungen des Kriegs-

jahres waren es vor Allem, welche zur Einführung des Impfgesetzes für das Deutsche Reich vom 8. April 1874 Veranlassung gaben. Nach § 1 dieses Gesetzes muß ein jedes Kind vor Ablauf des auf sein Geburtsjahr folgenden Kalenderjahres, sofern es nicht die natürlichen Blattern überstanden hat, mit Schutzpocken geimpft werden; nach § 2 jeder Zögling einer öffentlichen Lehranstalt oder einer Privatschule, mit Ausnahme der Sonntags- und Abendschulen innerhalb des Jahres, in welchem der Zögling das zwölfte Lebensjahr zurücklegt, sofern er nicht in den letzten fünf Jahren die natürlichen Blattern überstanden hat oder mit Erfolg geimpft worden ist. Was war das Ergebniß dieser streng durchgeführten Maßregel? Das Deutsche Reich verlor in der Zeit von 1889 bis 1893 572 Menschen an Blattern, während in den französischen Städten (für das platte Land fehlen Angaben) in derselben Zeit 5670, in Belgien 7779, in Oesterreich 37 037, in Rußland von 1891 bis 1893 nicht weniger als 288 120 Personen den Pocken erlagen. Wer sich darüber genauer unterrichten will, sei auf die eingehende, durch Tabellen und Karten erläuterte und den weitesten Kreisen zugänglich gemachte Schrift „Blattern und Schutzpockenimpfung“*) verwiesen, welche kürzlich im Auftrage des Reichsgesundheitsamts erschienen ist.

Diese Schrift hat auch das Verdienst, mit großer Unbefangenheit und Sachlichkeit auf die Einwände der Impfgegner einzugehen und die wenigen Thatsachen, welche deren Agitation unterstützen, genau zu erläutern. Es muß nämlich anerkannt werden, daß die Schutzpockenimpfung nicht eine streng wissenschaftliche Errungenschaft ist, insofern als sie nicht auf einer Erkennung des Wesens, sei es der echten Pocken oder der Kuhpocken, sei es der Impfung beruht, die wir auch heute, hundert Jahre später, noch nicht besitzen, sondern sie ist eine von einem ausgezeichneten Arzt und Menschenfreund methodisch verfolgte Erfahrungsthatsache. War ja Jenner nicht einmal der Einzige, welcher die schützende Eigenschaft der Kuhpocken wahrnahm, sondern unabhängig von ihm hatte in Holstein auf Grund ähnlicher Wahrnehmungen 1791 ein Lehrer Plett drei Kinder eines Pächlers mit Kuhpocken geimpft und diese Kinder waren drei Jahre später im Gegensatz zu ihren nicht geimpften Angehörigen, von den Blattern verschont geblieben. Jenner's Verdienst besteht in der Entdeckung der Thatsache, daß die Kuhpocken, auch auf den Menschen übertragen, mit Erfolg sich weiter verimpfen lassen, sowie in der genauen ärztlichen Untersuchung der Erscheinungen beim Impfen, der Vorbedingungen dafür und der Ausarbeitung der erforderlichen Vorschriften, sowohl für die Gewinnung der Kuhpocken wie der menschlichen Schutzpockenlymphe, endlich in der Feststellung der wichtigen Thatsache, die ihm erst Jahre nach der ersten Publikation gelang, daß der Impfschutz durch die Vaccine nur 10 und höchstens einige Jahre darüber andauert. Die Wiederimpfung, die auch im Absatz 2 des § 1 des deutschen Impfgesetzes ausgesprochen ist, war die Folge dieser Entdeckung.

Was nun die Schattenseiten der Schutzimpfung betrifft, so bleiben von allen Einwänden hauptsächlich die Hinweise auf die Gefahr einer Uebertragung von Syphilis und Tuberkulose durch die Impfung bestehen. Vereinzelte sehr traurige Erfahrungen haben jedenfalls die ersterwähnte Möglichkeit als vorhanden erwiesen; allein sie führt vor Allem zur Vorsicht gegenüber menschlicher Schutzpockenlymphe, während die Anwendung der Kuhlymphe eine solche Gefahr ausschließt, da Syphilis auf das Rind nicht übertragbar ist. Im Ganzen sind die Gefahren der Impfung verschwindend gering gegenüber ihren Vortheilen; denn die Thatsache, daß die Abnahme der Pocken überall Hand in Hand geht mit dem Umfang, in welchem die Impfung ausgeführt wird, steht statistisch so fest, daß kein Impfgegner sie erschüttern kann.

Dunkel freilich bleibt immer noch der ganze Vorgang der Impfung. Wodurch Jemand, der eine Erkrankung durchgemacht hat, gegen ihre Wiederholung oder gegen das Erleiden einer anderen Krankheit geschützt wird, kann die Wissenschaft heute noch nicht entfernt mit Sicherheit sagen. Bekanntlich hat man in diesem Jahrzehnt, anknüpfend an die Entdeckung der mikroskopischen Erreger einzelner Krankheiten, Thiere und Menschen sei es von diesen Krankheiten zu heilen oder im Voraus gegen sie zu schützen geglaubt, indem man ihnen das Blutwasser (Serum) von Thieren einspritzte, die sich gegen giftige Gaben der betreffenden Stoffe widerstandsfähig erwiesen hatten. Allein, abgesehen davon, daß auch die Erfolge dieser Serumbehandlung noch sehr bestritten sind, wie sich z. B. noch aus den jüngsten Mittheilungen von Sörensen am Kopenhagener Blegdam-Hospital in Liebreich's Therapeutischen Monatsheften ergibt, ist die thatsächliche oder vermeintliche Immunisirung durch Serum bei solchen Krankheiten nicht anwendbar, bei denen man, wie bei Pocken, Scharlach, Masern oder bei der Hundswuth den Krankheitserreger nicht kennt, wiewohl bei Pocken durch Jenner, bei der Hundswuth durch Pasteur ein Impfschutz erlangt worden ist. Bemerkenswerth ist die eigenthümliche Thatsache, daß ein Thier durch Einspritzung des Serums von einem mit Kuhpocken behafteten Thiere nicht gegen diese immun wird.

Es bestehen verschiedene Theorien, welche die räthselhafte Erscheinung der Immunität zu erklären versuchen. Die einen, Pasteur, Tyndall, Warlomont, nehmen eine Erschöpfung des Nährbodens für den Krankheitsstoff, andere, wie Grawitz, eine Anpassung des Körpers, andere wiederum, wie Ackermann und Wolffberg, eine für eine erneute Erkrankung ungünstige Veränderung des zunächst betroffenen Körpertheils, also hier der geimpften Haut an. An diese dürfte sich am nächsten eine neuere, lokalistische Theorie von Gottstein und Schleich in Berlin anschließen. Diese Ansicht, welche dahin geht, daß nicht der ganze Körper, sondern das zunächst betroffene Organ, die Eingangspforte des Ansteckungsgiftes gegen eine spätere Ansteckung gefestigt werden, während andere Organe ihr ausgesetzt bleiben, hat vielleicht manches für sich. Sie könnte die natürliche Immunisirung durch eine einmalige Erkrankung verständlich machen, wie z. B. Gottstein noch jüngst an dem interessanten Fall wiederholter Masern bei demselben Kinde gezeigt hat, indem die Erkrankung jedes Mal verschiedene Organe mit derselben Heftigkeit befiel, aber für die alltägliche Erfahrung des Impfschutzes gegen Blattern, der durch einen so winzigen und von leichten Folgen begleiteten Eingriff bewirkt wird, reicht auch diese Theorie nicht aus. Ob das zwanzigste Jahrhundert den Aufschluß bringen wird, der dem neunzehnten versagt blieb — unsere Dankbarkeit für den Mann, der den „Hekatomben“, welche die Blatternkrankheit „gleich Lernäen's Hyder niederwürgte“, wie der poetische Pastor Danneil 1769 von dieser Heimsuchung schrieb, ein Ziel gesetzt hat, wird dadurch nicht verringert.

Emil Schiff.

*) Berlin 1896, Julius Springer.

Am Oberrhein.

Ein Frühlingsausflug.

Mein gnädiger Landesherr von Anno dazumal, Ott Heinrich der Pfalzgraf bei Rheine, der pfiff auf die sauren Weine und fuhr nach Jerusalem — wie dies der Meister Josef Viktor von und zu Scheffel des Näheren berichtet. Unterdessen wurde der Zucker erfunden, den man aus Rüben kocht, und die pfälzer Weine sind davon und durch andere sinnreiche Behandlung süß geworden. Wenn aber der bauherrliche Pfalzgraf heute lebte, würde er vielleicht doch noch auf diese Weine pfeifen. Doch nach Jerusalem würde er kaum fahren. Man fährt jetzt einfach nach Meran oder Bozen oder an den Luganer See und Comer See und ähnliche „ultramontane“ Orte, wenn man daheim, dem verzuckerten Weine zum Trotz, den Frühling nicht mehr erwarten kann.

Und das ist, aller Blitzzüge unerachtet, immer noch ein langes Fahren, besonders für Einen, der den Zustand des Eisenbahnfahrens als eine Art Gefängnißhaft und Beraubung seiner persönlichen Freiheit empfinden müßte. Denn es gibt noch Menschen, die so empfinden. Es gibt noch, mitten in unserer so modernen Civilisation, solche „Wilde", solche übertriebene Individualisten, die schon als Schüler nie ordentlich stille sitzen, die als Soldaten nie ordentlich stille stehen können. Sie zu bekehren, läge vor allem im Interesse des Staates, der sie mit allen Mitteln zum Eisenbahnfahren verlocken und dieses also, schon aus dem einen Grunde, so wohlfeil wie möglich gestalten sollte. Ein gescheiter Staat hätte diese Logik längst begriffen.

Man kann aber auch aus weniger subtilen und staatsbedrohlichen Gründen nicht so weit fahren wollen, etwa aus Patriotismus, oder einfach, weil man das Gute näher zu finden glaubt.

Das letztere war mein Fall; denn nicht nur am „Rhein", auch am „Oberrhein" gibt es Gelände, wo besserer Wein wächst als am Südfuße der Alpen, und wo auch die Veilchen früher blühen als sonst in deutschen Landen. Der „Affenthaler" — den die Nonnen zu Lichtenthal zuerst gebaut haben — ist gottlob mehr als ein Märchen und im Laub des goldenen Markgräfler hat die stolze allemanische Biederkeit auch keine künstlichen Verbesserungen von Nöthen. Ich benutzte also wohl den Mailänder Blitzzug, aber nicht viel länger als man eine gute Cigarre rauchen mag oder zwei.

Dann interessirten mich zunächst Wirkungen des Frühlings von wenig erfreulicher Art. Dieses Ländchen Baden ist oft genug, bald im Ernst, bald im Spott, ein Musterstaat genannt worden; und musterhaft waren, wenigstens seit lange, seine Wasserbauten, seine Flußregulirungen. Man hat dafür Summen ausgegeben, wofür man allein ein kleines Fürstenthum kaufen könnte. Doch die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand. Das hat sich in diesen Märztagen wieder einmal in furchtbarer Weise gezeigt. Die Wirkungen konnte ich noch sehen an der Rench und an der Kinzig, wie später an der Elz und an der Dreisam: überall beschädigte und eingestürzte Häuser, weggerissene Dämme und durchbrochene Straßen, umgelegte Brückenpfeiler und geborstene oder frei in der Luft stehende Bögen und, stundenweit hin, wohlgepflegte Wiesen in entsetzliche Geröllwüsten verwandelt, mit Trümmern jeder Art, besonders mit zahlreichen entwurzelten und verschwundenen Bäumen besät, die ihre ausgerissenen Wurzeln und zerpflissenen Aeste hoch in die Luft recken und einen grauenhaften Anblick darboten.

Doch sah es an manchen Orten auch heiter aus. Da war man bereits am Aufräumen. Da sah man Hunderte von Menschen beschäftigt, die Männer in weißen Hemdärmeln, die Frauen mit hellbunten Tüchern auf dem Kopf, die Kinder helfend oder nebenbei spielend, und dazwischen zahlreiches Zugvieh jeder Art: als ob ein Volk zusammengekommen sei, um sich eine Stadt zu bauen.

Es ist aber bemerkenswerth, wie unendlich verschieden die Wasserverhältnisse zu beiden Seiten des Rheines sind. Hüben, vom Schwarzwald her, die gefährlichsten Wildwasser in großer Zahl, drüben, aus den Vogesen, nur kleine Bächlein, nichtssagende, fast namenlose Wasserrinnen: eine überraschende Thatsache, die schon an sich, und sehr deutlich, auf große geologische Unterschiede der beiden parallelen Gebirge hinweist, wovon schon mancher sehr überrascht wurde, der, vom Schwarzwald kommend, sich das Nachbargebirge in vollkommener Uebereinstimmung mit jenem gedacht hat. Da sind die Menschen, die am Fuße der beiden Gebirge wohnen, doch einander viel ähnlicher.

Auch das unheimliche Nachspiel der großen Wasserkatastrophe vom 8. März fiel in meine Wanderung. Ich stand auf dem Schlosse zu Malberg, zwischen den alten Mauern und den zum Theil noch älteren Bäumen, und schaute weit über die grüne Ebene hin, die, unter wild zerrissenen, ziehenden Wolken, in wechselnden Lichtern, bald da bald dort hell aufleuchtete. Und da kam es heran, vom Rheine her, eine schwarze Masse, wie eine Prozession. Nur langsam kam es näher. Dann blitzten Feuerwehrhelme im Zug, und ein hoher schwerfälliger Leichenwagen wurde erkenntlich. Doch alle Anzeichen wiesen darauf hin, daß es sich nicht um einen ländlichen Leichenzug handle.

Es war vielmehr die Leiche des Landeskommissars Siegel. Vor gerade fünf Wochen, in der Nacht vom 8. auf den 9. März war er zu Freiburg ein Opfer seines Pflichteifers geworden. Denn von allen ihren unheimlich wilden Schwestern hat es die Dreisam am tollsten getrieben. Noch den Tag vorher hatte sie, wie den größten Theil des Jahres, ein wasserleeres steiniges Bett dargestellt. Der ungeheuere unerhörte Wasserschwall kam ganz plötzlich. Und er führte einen Wald von entwurzelten Bäumen mit sich. Da blieb von der alten Schwabenthorbrücke nicht ein Stein auf dem andern. Große Menschenmassen waren herbeigeeilt, trotz der nachmitternächtigen Stunde, um das aufregende Schauspiel mit anzusehen. Natürlich fehlten die Behörden nicht. Auch der Erbgroßherzog von Baden war zur Stelle. Dann, nach dem Zusammenbruch der Brücke, waren, man wußte nicht wie, zwei hohe staatliche Beamte verschwunden. Die Leiche des Stadtdirektors Sonntag fand man nach einigen Tagen, die des Landeskommissärs Siegel wurde erst nach fünf Wochen von ahnungslosen Fischern aus dem Rhein gezogen. Von der Schloßterrasse zu Malberg sah ich sie in feierlichem Zuge nach der Bahnstation von Orschweier geleiten.

* * *

Dieses Malberg — etwa anderthalb Stunden von Lahr — ist eine überraschende Erscheinung. Es bildet keinen Vorsprung des Schwarzwaldgebirges. Sondern mitten in der grünen Ebene, ganz unvermittelt, ragt ein schwarzer Basaltklotz empor, der auf seiner Stirne das alte weitläufige Schloß und seinen Rücken hinunter und um sich her das Städtchen trägt. Malberg ist so ein getreues Miniaturbild des berühmten Breisach. Es ist wie ein Vorposten, wie eine Ankündigung des Kaiserstuhls, der ebenso abgesondert aus der Rheinebene aufsteigt und dessen Kern aus demselben vulkanischen Basalt gebildet ist.

Und dahin, nach dem Kaiserstuhl richtete sich zunächst mein Wandern. Denn es giebt in Deutschland keine Gegend, wo der Frühling eher Einkehr hielte, als um diese alten Vulkane her, die man nicht früh genug besuchen kann, weil sie später, wenigstens in günstigen Sommern, so durchglüht werden, daß einem buchstäblich der Boden unter den Füßen brennt. Wilhelm Jensen, der in dieser eigenthümlichen Welt besten Bescheid weiß und der seinen jetzigen Aufenthaltsort leicht wie eine Art Sibirien empfindet, wenigstens im ersten Frühling, schrieb mir von München aus:

> O höchste Krönungsherrlichkeit!
> Am Kaiserstuhl nun stehen bereit
> Die Kuppen all' zu hüllen ihn
> In Anemonenhermelin,
> Umsäumt von dunklem Veilchenkranz
> Bestickt mit Orchideenglanz . . . .
> Da klingt die Luft von Glockenton,
> Geschritten kommt der Kaisersohn,
> Der Frühling setzt sich auf den Thron.

Ganz auf die Höhen war der Frühling noch nicht gestiegen. Die „Neun Linden" standen kaum in schwellenden Knospen. Die Orchideen fehlten noch. Nur die Schlüsselblumen falteten auf den Halden ihre goldenen Kelche und im Gehölz, zwischen dem goldbraunen Laub des Vorjahres, blühte, plattenweise, die Anemone (hepatica) und warf ihren blauen Schimmer durch die jungen Buchenstämme, die, im Ganzen noch kahl, doch an ihren untersten und geschütztesten Zweigen ihr erstes zartes Laub aufrollten, das grünlich und doch wie in Goldschimmer in der Sonne funkelte. Und manchmal geschah ein krächzender Aufschrei, und ein Rauschen in der Luft. Da flog ein großer Eichelhäher durch das Geäste und ließ in dem zaghaften graulichten

deutschen Frühling einen liebgefälligten, fast tropischen Farbenaccord aufleuchten.

Und unbeschreiblich zauberhaft war der Blick in die Weite, über den ganzen Breisgau, das ganze Markgräflerland, das ganze Elsaß, eine reiche freudige Welt, voll Größe und lichter Schönheit, von hochgewölbten Gebirgsmassen schwarz und weiß umrahmt, vom breiten Rhein durchströmt, aus dessen Fluth Breisach aufstieg, unbeleuchtet im Augenblick, ganz schwarz, wie ein Gespensterschloß, mitten in dem unendlichen, dem hellen lichtgrün funkelnden Gefild . . .

Von den „Neun Linden" führt das „Lilienthal" nach dem Dorfe Ihringen. Hier stieg ich hinunter und hier kam mir nun der Frühling jauchzend entgegen. Das war der Weg zu seinem Thron. Und seine Straße war bereits würdig geschmückt. Die weiße Blume aus dem Orient, die Lieblingsblume alter und neuer Mystiker, an die der Name des Thals erinnert, sie fehlte zwar; doch ihre bescheidenen Schwestern waren da; kleine zierliche Feldlilien, gelbe, weiße und blaue — ich weiß nicht wie die Botaniker sie nennen — sie blühen überall zwischen den Reben. Längs den Rändern der aufgemauerten Terrassen leuchtete in bläulichem Purpur die stengellose Iris. Ueppige Goldlackbüschel nickten dazwischen. Die Hohlwegraine schimmerten im schneeigen Geleucht der Schlehenblüthe und von Zeit zu Zeit nickten die Blüthenzweige eines Pfirsichbaumes rosig darüber her.

In den stufenartig aufsteigenden Weinbergen herrschte reges Treiben. Männer, wie überall in weißen Hemdärmeln, und Mädchen in rothen Unterröcken waren fleißig bei der Arbeit. Sie steckten Pfähle und banden Reben auf.

Denn hier, um Ihringen, wächst vom besten Wein des ganzen Landes, ein Weißwein, leise schillernd, der aus schwarzen Burgundertrauben gewonnen, und als Ihringer Weißherbst bezeichnet wird.

Um so überraschender berührt es, daß in dem Dorf schon der oberflächliche Blick eine auffallende Verarmung wahrnimmt. Mir fielen zunächst einige große Gasthäuser auf, von weiter Anlage, die aus bedeutendem Wohlstand herausgewachsen sein mußten, die aber in ihrem heutigen Zustand sehr heruntergekommen aussahen. Ich trat in eines, das verhältnißmäßig den besten Eindruck gemacht hatte.

Einige Bauern tranken Bier Es gab auch Wein: aber den hatte der Wirth von einem fremden Weinhändler bezogen. Er selber besaß keine Reben. Er besaß überhaupt nichts. Die unendlichen Keller, die Ställe, die Scheunen, die Speicher standen leer und verödet. Die Wirthschaft hatte er gepachtet und ernährte sich darauf als Bierzäpfler.

Eine einzige derartige Thatsache wirft ein grelles Licht auf die wirthschaftlichen Verhältnisse unserer kleinen Orte von einst und heute. Früher war es auf diesen Dörfern unerhört und undenkbar, daß ein Armer eine Gastwirthschaft aufgethan hätte. Das thaten nur die reichsten Bauern. Und bei solchen Leuten konnte man für sein Geld nach etwas bekommen. Heute aber trifft man es schon jeden Augenblick an, daß sich einer herausnimmt, andere bewirthen zu wollen, der selber nichts zu nagen und zu beißen hat. Das sind dann saubere Wirthschaften.

Die Nationalökonomen werden wissen, wie das im Allgemeinen so gekommen ist Für das Dorf Ihringen liegt ein besonderer Grund vor Hier ist ebenso ziemlich alles arm geworden. Doch möchten sich die Agrarier und ihre Freunde hüten, das Dorf als ein Beispiel von landwirthschaftlicher Nothlage anzuführen; — einfach, weil ihr beliebtes Remedium, die Kornzölle, hier mehr als irgendwo eine Lächerlichkeit und ein Hohn wären.

In derselben Lage wie das Dorf Ihringen und die meisten Dörfer des Kaiserstuhls ist auch der weltberühmte Rheingau. Hier wie dort ist bei allzu ausschließlichem Weinbau das kleine Volk nach und nach verarmt. Nur der ganz Große ist immer noch größer geworden. Die Erklärung ist einfach. Im Weinbau gibt es zu viel schlechte Jahre, und die kann nur ein Reicher aushalten; der kleine Mann geht heut darüber leicht zu Grunde.

So wenig lohnt das Köstlichste seinem Erzeuger die sauere Mühe, und es ist nur gut, daß man daran nicht immer denkt, wenn man bei einem feinen Weine sitzt — man könnte leicht, aus lauter Sentimentalität, ein Glas Wein zu viel trinken. Besser ist's, man denkt beim schlechten daran, nämlich wo das Weinmachen viel leichter und einträglicher ist als das Weinbauen. Da wird man nicht so leicht ein Glas zu viel trinken, aber man wird vielleicht eine Wuth kriegen und das Glas mit sammt seinem Inhalt dem Wirth an den Kopf schmeißen. Wenn dann die hohe Polizei die Stirne runzelt, thut sie nur was ihres Amtes ist; aber die sittliche Weltordnung, wenn es eine gibt, wird ein Wohlgefallen haben.

Von Ihringen wird man nicht nach Freiburg fahren, ohne dem nahen Breisach einen Besuch abzustatten, dieser Stadt mit den kleinen armseligen Häuschen und den großen geschichtlichen Erinnerungen vom sagenhaften Schicksal der Amelungen, woran der Eckhardsberg erinnert, bis zur Episode des Forts Martier im Herbst 1870.

Damals hätten die Breisacher eine berühmte Inschrift korrigiren können Die Stadt besitzt unter vielen Ruinen ein wohlerhaltenes Denkmal von Ludwig XIV., das Rheinthor. Darauf steht, unter den gefesselten Gestalten des Rheins und der Donau, das stolze Distichon:

Limes eram Gallis nunc pons et janua fio
Si pergunt Galli, nullibi limes erit.

„Wenn die Gallier vorschreiten, gibt es für sie keine Grenzen". Das hat gewiß schon Brennus gesagt. Und wie stolz einer ist, der das von sich rühmt. Sieger nennt er sich und Held und Eroberer des Weltalls. Wenn aber der Stiel einmal umgekehrt wird und andere über ihn vorschreiten, da sind dann Räuber und Mordbrenner. So weit geht die Gerechtigkeit der Menschen. Nein, nicht die Gerechtigkeit herrscht in der Welt, sondern die Macht, und wer sie besitzt und weise gebraucht, der ist mehr als ein Gerechter.

„Der Schlüssel Deutschlands und des heiligen Römischen Reiches Ruhekissen" hieß Breisach in der bilderliebenden Sprache des Mittelalters. Für seine eigenen Bewohner aber scheint es oft eher ein Nadelkissen gewesen zu sein. Denn wenn man die Geschichte dieses nun so verödeten Vasallfelsens im Geiste an sich vorüberziehen läßt, ist es eine fast ununterbrochene Reihe von Krieg und Belagerung, von Brandschatzung und Plünderung, von Hungersnoth und Pestitenz, von Hängen, Köpfen und Verbrennen. Natürlich ist das Bild falsch. Denn die Menschen haben überall und zu allen Zeiten das seltsame Bedürfniß empfunden, über nichts so gewissenhaft Buch zu führen, als über empfangene Schläge, die sich übrigens auch ohne Buchführung dem Gedächtniß dauernd einprägten. Nur die guten Weinjahre haben die Deutschen auch regelmäßig aufgeschrieben. Doch wie viel berichtigende Intervalle man auch hineindenken mag zwischen diese Prügelberichte, die die Weltgeschichte heißen, beträchtlich häufiger als heute sind sie früher schon niedergehagelt, die Prügel.

Die Frage ist nur, ob es den Menschen damals nicht trotzdem wohler war. Und da hat man ein berühmtes Goethe'sches Sprüchlein von der Reihe schöner Tage, das sicher von den Massen nach mehr gilt als von den Individuen. Und so wäre es vielleicht falsch, zu schließen, daß die Zeiten heute schwerer seien als je, weil heute fühlbarer als je, ein allgemeines Unbehagen dumpf drückend in der Luft liegt. Denn wer weiß, wonach der Mensch, „in seinem dunklen Drang", sich unbewußt sehnt!

Aber sicher ist auch mit der größeren Seltenheit der Schläge die Haut der Menschen empfindlicher dafür geworden. Und wiederum ist mit der größeren Empfindlichkeit der Haut, das Herz weicher geworden. Das hat sich bei Gelegenheit der erwähnten Ueberschwemmungen wieder un-

verkennbar gezeigt. In gewissen christlichen Jahrhunderten hätte man bei einem derartigen Ereignisse sich nicht umgesehen. Heute aber zeigt sich sofort alles bereit, mit freiwilligen Gaben lindernd beizuspringen, besonders die großen Städte des Landes: Karlsruhe und Mannheim.

Das kleine, zerstreute, zufällige, auch meist nutzlose Almosengeben der früheren Jahrhunderte hat unter der heutigen Ordnung der Dinge abgenommen; aber die Hilfsbereitschaft der Menschen im Großen und das Gefühl der allgemeinen Solidarität ist mit der Zeit immer mehr erstarkt. Also was man auch, mit Recht oder Unrecht, über die Abnahme der Religion behauptet, die Grundforderung der christlichen Ethik hat sich allerdings unabhängig von Kirche und Dogma, und auch unabhängig von der besten Frömmigkeit, immer vollkommener erfüllt, inwiefern man wohl sagen mag, daß heute mehr Christenthum in der Welt ist als zu irgend einer Zeit.

Früher halfen sich die Menschen, wenn ihnen die Prügel einmal zu dick kamen, oft in sehr unchristlicher Weise. So haben die Breisacher gerade dem berühmtesten Manne ihrer ganzen Geschichte einfach den Kopf abgeschlagen. Das war nämlich Peter von Hagenbach, le grand noceur, wie die die Franzosen sagen würden, die ihn vielleicht trotz seines deutschen Namens als ihren Landsmann beanspruchen — oder der Uebermensch, wie ihn vielleicht die Nietzschianer, oder auch deren Gegner heißen und qualifiziren möchten. Der Mann wirthschaftete in Breisach als Statthalter Karls des Kühnen, dem der Kaiser Sigismund seine liebe und getreue Stadt, des Deutschen Reiches Ruhekissen, um eine lumpige Geldsumme verpfändet hatte. Und wie der Herr ein kühner Karl, so war der Knecht ein kühner Peter, der den Breisachern eine solche Zeche antrank, daß ihnen der Angstschweiß ausging, und obendrein bei festlichen Gelagen, die er liebte, mit Frauen und Jungfrauen derartigen Schabernack trieb, für deren bloße Berichterstattung man heute, wenn sie zu den keuschen Ohren der Polizei käme, hinter Schloß und Riegel gesetzt werden könnte; — obwohl der schlimme Peter, in jener christlichen Zeit, keineswegs wegen Verletzung der Keuschheit geköpft wurde, sondern einfach wegen des „bösen Pfennigs", wie man das in der lustig gereimten und noch lustiger mit Holzschnitten verzierten, auch gewiß mehrfach herausgegebenen Chronik zu Kurzweil und Erbauung nachlesen mag.

Man könnte sich wundern, daß die Tragikomödie des Hagenbacher niemals künstlerisch gestaltet worden ist, namentlich in Deutschland, dem „klassischen" Land des historischen Romans.

Freilich würde der Hagenbach kein Buch geben für den Weihnachtstisch. Und zu etwas anderem braucht man in Deutschland keine Dichter, wenigstens keine Bücher von Dichtern. Dieser Hagenbach müßte eine Art von Buch werden, wie man sie am keuschen deutschen Herd nur in fremden Sprachen — oder in Uebersetzungen aus solchen duldet. Der Stoff hat auch eine stark soziale Seite. Vielleicht geräth Gerhart Hauptmann noch an ihn. So viel alte Scharteken wie für seinen Florian brauchte er hier nicht zu studiren, und wenn er dann den bösen Peter etwa französisch sprechen lassen wollte, so dürfte ihm das auch viel besser gelingen als das fränkische der fränkischen Bauern.

* * *

Von Breisach fuhr ich — diesmal mit der Bahn — nach Freiburg. Von dem Kirchthurm dieser Stadt schreibt Sebastian Münster: „Die Heiden hetten ihn vor Zeiten under die sieben Wunderwerk gezählt, wo sie ein solich Werk gefunden hetten."

Wie sehr der Mann Recht hatte mit seinen einfach nüchternen Worten, das empfand ich aufs Neue mit schmerzlichem Enthusiasmus, wie diese wunderbarste, diese schönste Pyramide der Welt nun wieder vor mir aufstieg, wie „ein Blüthenwunder emporgeschwellt", gerade von der Sonne durchflochten, der feine grünmosige Stein schimmernd wie altes Gold.

Mit schmerzlichem Enthusiasmus, sagte ich. Ich dachte nämlich an die alten Juden zu Jerusalem. Als zu denen Jesus von Nazareth die Worte sprach von dem Tempel, den er in drei Tagen wieder aufbauen wolle, da verstanden sie ihn nicht; denn sie nahmen ihn wörtlich. Und sie brachen in hellen Zorn aus. Sie bebten vor Wuth und Ingrimm. Sie wollten das Heiligthum ihrer Stadt und ihrer Nation nicht zerstören lassen auf das Versprechen hin, daß man es wieder aufbaute.

Nun, in Freiburg gibt es auch Menschen, die die Münsterpyramide einreißen wollen, indem sie versprechen, sie wieder aufzubauen, ich weiß nicht in wie viel Tagen. Und Niemand entrüstet sich, Niemand setzt sich zur Wehre. Es ist unglaublich. Die Leute geben noch Geld dazu, wenn auch allerdings nur unter der frommen Lockung eines Lotteriegewinnstes. Und also ist das Niederreißen dieses Wunderwerkes beschlossen. Sie werden Mühe haben, diese wunderbar verwachsenen Mauern abzutragen; aber sie werden es fertig bringen. Alle bösen Geister der Verneinung werden ihnen dabei helfen. Und sie werden ihn dann wieder aufbauen. Natürlich. Und wie! Qui vivra verra!

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Georg Brandes: William Shakespeare.*)

Ungewöhnlich wie Alles, was Brandes bis jetzt gemacht hat, ist auch die Art und Weise, wie er sein größtes Werk, die Shakespeare-Monographie in die Litteraturwelt einführt. Die Herausgeber von Lieferungswerken bemühen sich aus begreiflichen Gründen, den Anfang so einnehmend und vielversprechend wie nur möglich zu gestalten, Schriftsteller, Künstler und Drucker leisten das Beste in den ersten Heften, denn diese sind ja entscheidend für das Schicksal, welches das Publikum dem Buche bereitet. Brandes hat in den ersten achtzig Seiten seines Buches alles gethan, um sich's mit seinen Freunden zu verderben und die unparteiischen Leser abzuschrecken. Vor allem durch sein Bild! Ein Shakespeare-Erklärer, der den Muth hat, an Stelle des Chandos-Porträts oder der Büste auf dem Grabdenkmal sein eigenes Bildniß zu setzen, erregt den Verdacht, daß er sich kein Gewissen daraus machen wird, im Kommentar den Dichter nach dem eigenen Bilde umzuschaffen und eigenes Fühlen und Denken für das des Dichters auszugeben. Diese Gefahr bedroht jeden Kommentator; hat er vollends eine Selbständigkeit und Schaffenskraft, die ihn fast zum Dichter macht, dann ist der Verdacht besonders begründet. Und wer Brandes von seinen früheren Werken her kennt, der weiß, wie sehr er dem Kritiker gleicht, von dem Oliver Wendell Holmes ein zugleicher Zeit herabsetzendes und doch so schmeichelhaftes Bild entwirft. Brandes ist einer jener Kritiker, welche die Natur aus den Spänen schafft, nachdem sie aus dem Stamme die Dichter geformt hat. Es ist ja ein großes Vergnügen, den bedeutenden Kopf mit den schwermüthigen Augen und beredten Lippen zu betrachten — aber das Bildniß ist am unrechten Platz.

Wir wenden uns dem Texte zu. „In demselben Jahre, in welchem Michel Angelo in Rom starb, wurde William Shakespeare in Stratford upon Avon geboren. Der größte Künstler der italienischen Renaissance, er, der die Deckengemälde in der sixtinischen Kapelle schuf, wurde gleichsam ersetzt durch den größten Künstler der englischen Renaissance, den Schöpfer König Lears. — Shakespeare wurde in seiner Vaterstadt an demselben Tage vom Tode ereilt, an welchem

*) Lieferung 1—10. rc. Albert Langen, Paris und Leipzig 1895.

Cervantes in Madrid starb. Die beiden größten Menschenbildner der spanischen und englischen Renaissance, die Schöpfer Don Quixotes und Hamlets, Sancho Pansas und Falstaffs, wurden an einem Tage dahingerafft."

Wie mich das an alte, längst vergessene Zeilen erinnert! Als ich ein Knäblein war, lauschte ich andächtig den Erklärungen eines steinalten Mannes, der mit unerschöpflicher Erfindungsgabe die Namen der biblischen Helden in ihre Zahlenwerthe auflöste und auf diese Weise die wunderbarsten Beziehungen zwischen den Menschen und Dingen entdeckte. Als Student hörte ich einen Professor römische Gedichte lehren, der die Perioden der Weltgeschichte in ähnlicher Weise zu verbinden verstand. Rom, sagte er, war von jeher zur Weltherrschaft berufen. In heidnischer Zeit war sie Roma, die Kraft, in christlicher Amor, die Liebe!

Wahrlich, ein Geschlecht vergeht, das andere kommt, der Kommentator aber bleibt ewiglich.

Und als ob es Brandes darauf abgesehen hätte, einen recht schlechten Eindruck zu machen, ist er auch im Ausdruck so eigenthümlich, daß man geneigt ist, manches dem Drucker aufs Konto zu setzen. „Er starb 1616, und der erste Lebenslauf von einigen wenigen Seiten, der über ihn niedergeschrieben wird, ist vom Jahre 1709." „Außerdem hatte sie alle Aussicht, als zukünftiger Erbe einen Theil an einem größeren Hofe in Snitterfield zu erhalten." „Erst eben waren gute Betten häufiger geworden." „Sie enthält eine Beschuldigung wegen litterarischen Diebstahls." „Die Schauspielergesellschaft war der alleinige Herr der Stücke." „Thomas Heywood erklärt so spät wie 1630, daß er sich nie dessen schuldig gemacht habe." (Das erinnert auffallend an eine englische Vorlage: as late as). „Eine Notiz in Marlowe's Tagebuch" — soll heißen Henslowe'. Der Mohr in Marlowe's Jew of Malta heißt nicht Ithimore. — „Hier wird ein Gefühlselement eingeführt in der Ausmalung von der Angst der Venus." „In seiner Eigenschaft als häufigverwandter Schauspieler". — „Julia ist in einem unruhigen, wenig behaglichem Heim aufgewachsen bei einem zänkischen, schwierigen Vater". —

Diese Proben waren nicht darnach angethan, besonderes Zutrauen zu der Sorgfalt des Verfassers zu erwecken, und die Darstellung am Anfange war auch nicht geeignet, das erwachte kritische Unbehagen zu verscheuchen. Die große Breite, mit der auf den ersten Seiten Wohlbekanntes und Selbstverständliches fast selbstgefällig vorgetragen wird, ermüdet und macht den Eindruck, man habe es mit einem populären Werke im unedlen Sinne zu thun. Wer wird nicht die Geduld verlieren, wenn in einem Werke über Shakespeare 35 Zeilen geopfert werden, um uns zu belehren, daß man im sechzehnten Jahrhunderte in England noch keine Gabeln benützte?! Und auch von der wissenschaftlichen Seite der Arbeit gibt das erste Heft einen sehr irreführenden Begriff. So führt Brandes gelegentlich der Besprechung von Titus Andronicus einen Umstand als Beweis an, den wir gewohnt sind, in Doktorschriften und sonstigen Anfängerarbeiten, nicht aber bei Kundigen zu finden. Das sind nämlich die viel citirten Parallelstellen. Diese beweisen absolut gar nichts. So wenig sich heute ein Mann der Wissenschaft genirt, Untersuchungen und Funde eines Vorgängers zu verwenden, so wenig scheint man in der Elisabethinischen Zeit daran Anstoß genommen zu haben, daß ein wohlgelungener Vers wie litterarisches Gemeingut eine Seelenwanderung um die andere antrat. Weit besser als das erste Heft sind die folgenden gerathen; ja, sie gewähren durch den Gegensatz vielfach eine sehr angenehme Ueberraschung. Brandes hat aus erster Quelle geschöpft, nicht nur Shakespeare, sondern auch seine Zeitgenossen, wie Marlowe und Lyly, eifrig studirt, überdies aber bis zu einem gewissen Grade sich auch die Ergebnisse der Gelehrtenarbeit zu eigen gemacht. Und da Brandes, wie gesagt, aus dem Holze ist, aus dem die Natur die Dichter schnitzt, so hat er sein Material in einer Weise verwendet wie keiner vor ihm. Es ist ja durchaus nicht die erste Shakespeare-Monographie, in welcher mit neuerer Methode versucht wird, Shakespeare aus dem vollen Leben der Zeit herauszubegreifen und Leben und Dichtung als eine unzertrennliche Einheit darzustellen; Alois Brandl hat vor kaum zwei Jahren in Bettelheim's Sammlung von Biographien (6. Band), auf engem, viel zu engem Raume solch ein organisches Bild von Shakespeare entworfen. Aber Brandes hat vor seinen Vorgängern die Phantasie und Gestaltungskraft, sein Werk daher vor der vorhandenen Litteratur die Lebendigkeit und den Farbenreichthum voraus. Brandes unterscheidet drei Perioden im Leben und Dichten Shakespeare's: 1. die Jugend und das erste Mannesalter, der Blüthemonat im Leben des Dichters und zugleich die Frühlingszeit des Volkes, dem er angehörte. In dieser Zeit entstanden die Umarbeitungen, die erzählenden Gedichte (Venus und Adonis, Lucretia), die Lustspiele und die Königsdramen in folgender Ordnung: Heinrich der Sechste; Titus Andronicus; Zähmung der Widerspenstigen; Verlorene Liebesmüh'; Ende gut, Alles gut; Komödie der Irrungen; Die beiden Edelleute von Verona; Sommernachtstraum; Romeo und Julia; Richard II.; Richard III.; König Johann; Der Kaufmann von Venedig; Heinrich der Vierte; Heinrich der Fünfte; Die lustigen Weiber von Windsor; Viel Lärm um Nichts; Wie ihr wollt; Was ihr wollt. 2. die Zeit der hereinbrechenden Schwermuth wie des beginnenden Verfalls in England. An der Schwelle dieser Periode, welche mit dem Jahre 1601 beginnt und etwa ein Lustrum umspannt, wird der Dichter durch den Ausgang des Essex und Southampton gemachten Prozesses erschüttert und durch eigene traurige Erlebnisse aufs tiefste verstimmt. Die Sonette sollen die Geschichte dieser Erlebnisse enthalten. Shakespeare hat in dem genannten Jahre seine schwarzäugige Geliebte, die lockere Hofdame Mrs. Fitton, und durch sie seinen Herzensfreund William Herbert (W. H. der Widmung) verloren. In dieser Stimmung entstehen die Stücke: Julius Cäsar; Hamlet; Ende gut, Alles gut; Maß für Maß; Macbeth; Othello; Lear; Antonius und Cleopatra. 3. die letzte Periode ist die der unheilbaren Verstimmung, der Menschenverachtung, des Hohnes, die Zeit, welcher Troilus und Cressida, Coriolan, Timon von Athen ihr Entstehen verdanken.

Wie man schon aus dieser Eintheilung und aus der chronologischen Anordnung sehen kann, hat sich Brandes durch die mikroskopische Arbeit der deutschen, englischen und amerikanischen Forscher fördern, aber nicht beengen lassen, und das muß man dem Werke nachsagen: eine Fülle von blühendem Leben entsteht vor den Augen des Lesers; wo wir gewohnt waren, taubes Gelehrtengestein zu sehen, finden wir beseelte Organismen; die dürren Knochen, mit denen das ungeheure Feld der Shakespeare-Forschung bestreut war, bekleiden sich, vom Odem des dänischen Literarhistorikers belebt, mit Fleisch, das Blut durchfließt, sie richten sich auf, und (wie es in der Prophetenvision heißt) ihrer ist ein ganzes Heer!

Schon die Sicherheit, mit der Brandes hypothetisch erschlossene Dinge erzählt, ist etwas Neues in dieser Art von Literatur. Freilich ging ihm auch in diesem Punkte Alois Brandl voran. „An einem Morgen im Dezember 1598 erschien vor dem „Theater" in Holywell, Middlesex eine Schaar Männer mit Schwertern, Dolchen und Aexten" (S. 127). Aber was bei Brandl einmal vorkommt und wofür gute historische Gründe vorhanden sind, das ist bei Brandes die Regel, bei Dingen von nebensächlicher wie wesentlicher Bedeutung. Er erzählt die Ereignisse, als wäre er dabei gewesen, er enthüllt die Vorgänge in der Seele Shakespeare's, als hätte uns der Dichter mehrere Bände „Bekenntnisse" oder „Dichtung und Wahrheit" hinterlassen. Freilich haben wir nichts derartiges von Shakespeare, aber für Brandes ist jedes Drama ein Stück autobiographischen Dokuments. Jedes Drama? Ja wohl, jedes, nicht nur Hamlet und „der Sturm". Hat Jemand bis jetzt den Zusammenhang zwischen Richard III., dem heuchlerischen Bluthund, und Shakespeare geahnt? Ich glaube nicht; Brandes hat ihn gefunden.

„Shakespeare nimmt das Naturgebrechen als Ausgangspunkt; Richard ist der von der Natur Beeinträchtigte. Wie empfindet Shake-

speare das, er, der im Besitze seiner gesunden Glieder und von der Natur über alle Maßen begünstigt war? Auch er war lange gedemüthigt worden und hatte in elenden Verhältnissen gelebt, die seinen Anlagen und seinem Willen nicht entsprachen. Armuth ist auch ein Gebrechen, und der Schauspielerstand war eine Schmach, ein Höcker. Er war also leicht im Stande zu empfinden, was ein von der Natur Beeinträchtigter leidet. Allen durch zugefügte Demüthigungen in ihm hervorgerufenen Stimmungen läßt er jetzt freien Spielraum, läßt sie anschwellen und über die Ufer steigen."*)

Ein Hauptvorzug dieser Shakespeare-Monographie ist der weite Horizont. Die bewunderungswürdige Menschen-, Geschichts- und Litteraturkenntniß, die in dem Werke zur Entfaltung kommt, hebt den Leser auf einen Berggipfel, von dem aus man mit einigermaßen guten Augen die ganze große Zeit Shakespeare's zwar nicht in allen Details, aber in den Hauptrichtungen und bedeutendsten Erhebungen, und diese in den richtigen Verhältnissen überſieht. Man wäre nach der Lektüre des ganzen Werkes fast geneigt, dem Verfasser die einleitende Namen- und Zahlensymbolik zu verzeihen; nur hätte sie nicht am Anfang stehen dürfen. Michel Angelo und Cavaliere werden als Parallele herangezogen für Shakespeare und William Herbert (übrigens schon bei Brandl), Montaigne trägt sein Theil bei zur Erklärung von Hamlet, und sogar Rabelais' Einfluß wird von Brandes — wenn ich nicht irre, zum ersten Male! — konstatirt. Das kurze Kapitel über Hamlet im Osten von Europa zeigt so recht, welch ungeheure Gesichtsweite Brandes eigen ist.

Daß Brandes bei aller Verehrung für seinen Helden doch niemals den selbständigen Kritiker verleugnet, ist wieder ein rühmlicher Zug, der dieses Werk von so vielen anderen unterscheidet. Der Abschnitt über Julius Cäsar, der zu den allerbesten im Buche gehört, enthält ein sehr interessantes Stück moderner realistischer Kritik. Brandes findet, daß Shakespeare Cäsar weder in historischer noch in dramatischer Beziehung gerecht geworden ist.

„Wiederum muß jedoch unstreitig hervorgehoben werden, daß es Gebiete gibt, wo keine Genialität die Einsicht, das Modellstudium, die Wirklichkeitsbeobachtung ersetzen kann, und wo selbst das vorzüglichste Genie zu kurz kommt, wenn es auf eigene Hand oder auf einer ärmlichen Grundlage dichten will. Ein solches Gebiet ist die geschichtliche Dichtung in Betreff der Zeitalter und der Persönlichkeiten, wo die Fülle der Geschichte alle freie Konstruktion übertrifft. Wo die Geschichte mehr außerordentlich und mehr poetisch ist als irgend welche Poesie, mehr tragisch als irgend eine alte Tragödie, da kann der Dichter nur auf Grund vielseitiger Kenntnisse zu derselben Höhe gelangen. Shakespeare's Mangel an historischer und mehrseitig klassischer Bildung bewirkte, daß die unvergleichliche Herrlichkeit der Cäsar-Gestalt ihn ungerührt ließ."

Es versteht sich von selbst, daß Brandes der Bacontheorie die Würdigung zu Theil werden läßt, die sie verdient; er wird bei der Gelegenheit recht grob, was man begreift, aber er regt sich auch auf — das ist der Schwindel nicht werth. Amüsant ist die Geschichte, weiter nichts, und die richtige Behandlung hat ihr zu Theil werden lassen J. Schipper in einem recht lustigen Büchlein, das zugleich eine kurze lehrreiche Shakespeare-Biographie enthält: Der Bacon-Bacillus (Wien, Braumüller 1896).

*) Vergl. die Anwendung derselben Methode bei Shylock, Seite 210, bei Antonio, S. 222, Heinrich V., S. 271 und so weiter.

Wien, im Mai 1896.

L. Kellner.

Arthur Raffalovich: Le marché financier. 1895/96. Guillaumin & Co. Paris. 1896.

Ohne der Einseitigkeit beizupflichten, welche dahin drängt, die Nationalökonomie für eine reine Erfahrungswissenschaft im Gegensatz zur älteren deduktiven Schule zu erklären (als ob es eine Wissenschaft ohne Methode geben könnte), muß man doch zugestehen, daß auf diesem Gebiete die Beobachtung der Thatsachen zu dem unabweisbaren Mittel der Erkenntniß gehört, wie es übrigens der Vater der modernen Nationalökonomie vor etlichen und hundert Jahren in seinem grundlegenden Werk über den Reichthum der Nationen thatsächlich anerkannt hat. In einer Welt, wie die heutige, welche die Grenzen ihres Arbeitsfeldes intensiv und extensiv mit wunderbarer Schnelligkeit ausdehnt, ist es natürlich doppelt schwer und doppelt wichtig, das thatsächliche Material nationalökonomischer Probleme zu verfolgen. Kaum auf einem anderen Gebiet veralten die Materialien so rasch wie auf diesem, und das ist um so erklärlicher, als die Weltwirthschaft nicht nur mit der ganzen Technik der stets weiter schreitenden Industrie, sondern auch mit allen schwankenden Erscheinungen der Politik zusammenhängt, wie es der Name „politische Oekonomie", den die anderen Nationen der Volkswirthschaft gegeben haben, schon andeutet. Wer sich mit Aufgaben dieser Kategorie beschäftigt, ist deshalb darauf angewiesen, sich stets von Neuem mit Nachweisen zu versehen, die ihn auf der Höhe der letzten Evolutionen in allen einzelnen Disziplinen des Wirthschaftslebens halten.

Unter den periodisch jedes Jahr wiederkehrenden Erzeugnissen dieser Art von Litteratur gibt es einige, welche immer mit Spannung erwartet werden, wie der Bericht des amerikanischen Münzdirektors über alle Einzelheiten des Währungswesens. Die Publikation, welche seit einer Reihe von Jahren unter dem Titel „Le marché financier" in Paris bei Guillaumin erscheint und den bekannten Nationalökonomen Arthur Raffalovich zum Verfasser hat, bringt zwar nicht, wie jene, neue Resultate, aber unter den Sammelwerken, welche aus anderen Quellen schöpfen, gehört sie zu den ersten ihrer Art. Von Jahr zu Jahr wächst ihr Umfang und inhaltlicher Reichthum. Mit einem wahrhaft erstaunlichen Bienenfleiß und einer unübertrefflichen Universalität bringt Raffalovich die ökonomische Entwicklung eines Jahres in übersichtlicher Weise zur Anschauung. Der diesjährige soeben erschienene Band für 1895/96 umfaßt mehr als 700 enggedruckte Seiten in groß 8°, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man ausspricht, daß kaum eine Frage, den gegenwärtigen Stand irgend eines ökonomischen Problems betreffend, auftauchen kann, über die man sich nicht schnell und erschöpfend durch Nachschlagen in diesem Werk orientiren könnte. Ganz besonders ausführlich sind die einschlagenden Erscheinungen in Frankreich, England, Deutschland, Rußland und Amerika behandelt; doch sind auch die übrigen Länder, wenn auch in nicht so ausgedehntem Maße, berücksichtigt. Ein besonders umfangreiches Schlußkapitel ist den Münzfragen gewidmet, und außerdem sind in einer Reihe von Anhängen wichtige Tabellen oder einzelne interessante Phänomene verarbeitet. Unter anderem findet sich auch darin die wörtliche Wiedergabe der Verhandlungen des englischen Unterhauses über die Münzfrage vom 17. März d. J.

Um den Maßstab der Mannigfaltigkeit des Inhalts an einem Kapitel zu geben, sei zum Schluß nur einiges aus dem Kapitel „Deutschland" aufgeführt. Nach einer allgemeinen Schilderung der Lage wird die agrarische Bewegung, die des Handels und der Industrie, das Erwachen des Unternehmungsgeistes, die Statistik des Hamburger Hafens, die der Auswanderung, des Geldmarktes, des Zinsfußes, der Wechselkurse, der Börsentendenzen, der Zinskonversion, der einzelnen Effektenaktien, der Maklerbank, der Sparkassen, der einzelnen Industriezweige, der Syndikate der Metallindustrie, eine Uebersicht der Arbeiterversicherungsgesetze und der daran geplanten Reformen, eine Darstellung der Börsenreform und der sich daran schließenden Parlamentsverhandlungen, eine Statistik der Getreidepreise und einzelner agrarischer Gesetzentwürfe und der sich darauf beziehenden parlamentarischen Verhandlungen, endlich eine Uebersicht der Staatsfinanzen des Reichs und von Preußen gegeben. Mit ähnlicher Vollständigkeit sind Frankreich, England, die Vereinigten Staaten und Rußland behandelt, und auch die politische Bewegung im engeren Sinne wird, wo es zur Erläuterung der Thatsachen nützlich erscheint, hinzugezogen. Aus diesen kurzen Andeutungen ist ohne weiteren Kommentar ersichtlich, welch eine dankenswerthe und für Politiker wie Nationalökonomen unentbehrliche Leistung wieder in diesem neuen Bande niedergelegt ist.

L. B.

Le Patriarcat de Constantinople et l'Ortodoxie dans la Turquie d'Europe. Von Stojan Novakovitch Paris. 1896. F. Flamarion.

Die beunruhigenden Vorgänge in der Türkei, welche jüngst einige Monate lang die gesammte politische Welt beschäftigten, sind bereits in die Phase der administrativen Beschwichtigung getreten. Die Großmächte haben der Pforte mit anscheinendem Erfolg empfohlen, den berechtigten Forderungen ihrer christlichen Unterthanen Rechnung zu tragen. Wer jedoch die Lage der christlichen Völker in der Türkei näher kennt, wird nicht annehmen, daß damit der große Völkerprozeß als erledigt anzusehen sei. In der Ernennung von Kommissionen ist zunächst nur eine formale Konzession der Türkei zu erblicken; ob aber dieser Schritt zu einem friedlichen Ende oder zu neuen und blutigen Komplikationen führen wird, hängt in der Hauptsache nicht von der Einsetzung der nach Nationalitäten gemischten Kommissionen ab, sondern von dem Geiste, in welchem die türkische Regierung die beabsichtigten Zugeständnisse auffassen und die betreffenden Reformen durchführen wird. Die armenische Frage geht Hand in Hand mit den Forderungen, welche die Christen in der europäischen Türkei gegenüber der Hohen Pforte stellen.

Zum letzten Male haben die Christen der europäischen Türkei im Jahre 1876 Europa mit ihren Forderungen beschäftigt und Rußland in einen Krieg gegen die Türkei verwickelt. Und doch sind die wesentlichsten Fragen ohne gründliche Erledigung geblieben. Wem nicht unbekannt ist, daß in der Türkei die religiösen Fragen zu gleicher Zeit auch nationale Fragen sind, der wird auch wissen, wie die christliche Bevölkerung durch die armenischen Wirren aufgestachelt und ermuthigt ist, für die nationale Sache zu kämpfen. Der hauptsächliche Unterschied zwischen den Bedrängnissen der Armenier in Asien und denen anderer Christen in der europäischen Türkei ist der, daß die ersteren von der Türkei, die letzteren von den Griechen, oder, besser gesagt, von dem Konstantinopeler Patriarchat ausgehen.

Das mag paradox klingen, verhält sich aber dennoch so.

Als Sultan Mechmed das byzantinische Reich vernichtete, hob er aus politischen Rücksichten nicht gleichzeitig das Oekumenische Patriarchat auf, sondern schloß mit diesem Frieden. Die Byzantiner aber faßten, nachdem sie ihren politischen Staat verloren hatten, den Plan, einen religiösen Staat in dem Rahmen des türkischen Reiches zu errichten. Daran aber war nicht zu denken, bevor die Türken die damals noch selbständigen serbischen und bulgarischen Patriarchate aufgehoben hatten. So kam es, daß das Oekumenische (Konstantinopeler) Patriarchat gegen die beiden Schwesterkirchen zu Felde zog, und daß durch die türkische Macht die bulgarische Kirche mit der Eroberung Trnowo's, die serbische mit der Einnahme Smederewo's, vernichtet wurde; alle ihre Privilegien und Rechte gingen an das Oekumenische Patriarchat über, und die Serben und Bulgaren wurden, wie sie politisch Vasallen der Türken waren, in religiöser Hinsicht Vasallen des Oekumenischen Patriarchats.

Diesen Zustand und seine Konsequenzen, sowie überhaupt die brennenden religiös-nationalen Fragen des türkischen Reiches in Europa schildert die populäre Schrift des jetzigen serbischen Ministerpräsidenten Stojan Novakovitch, welche unter dem Titel „Le patriarcat de Constantinople et l'Ortodoxie dans la Turquie de l'Europe" vor kurzer Zeit in Paris, im Verlage F. Flamarion's, erschienen ist. Novakovitch hat den Ruf des bedeutendsten serbischen Historikers und als früherer langjähriger serbischer Gesandter in Konstantinopel ist er nicht nur in Serbien, sondern überhaupt in den Balkanländern als einer der besten Kenner dortiger Verhältnisse geschätzt.

Der Verfasser schildert in der genannten Schrift die Geschichte des Oekumenischen Patriarchats von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage und, gestützt auf türkische, französische und andere Quellen, gibt er ein anschauliches Bild von den Zuständen, welche dem großen Publikum in Europa vollständig unbekannt sind. Von besonderem Interesse ist es, die Macht und Befugnisse, wie auch die speziell griechisch-nationale Politik des Oekumenischen Patriarchats zu verfolgen. Das Oekumenische Patriarchat hat einige Jahrhunderte hindurch seine unbegrenzte Macht dazu benutzt, um die Gräcisirung der Slaven auf der Balkanhalbinsel zu propagiren und zu verwirklichen.

Von 1766 bis zum Jahre 1830 hat dasselbe Patriarchat dem griechisch-nationalen Leben den Impuls gegeben; von 1830 gibt ihm Griechenland denselben. In beiden Fällen aber ist es die gleiche Politik, sind es dieselben Wege und dieselben Endziele. Vor und nach 1830 ist die Gräcisirung das entscheidende Losungswort des Oekumenischen Patriarchats. Die Stellen der hohen kirchlichen Würdenträger wurden verkauft, gekauft und zurückgenommen. Im Namen der Religion hat die Konstantinopeler Kirche versucht, Nationalitäten zu vernichten. In Macedonien und Alt-Serbien hat das Patriarchat viele serbischen Schulen geschlossen, da die Bevölkerung die griechische Sprache als Schulsprache nicht annehmen wollte; auch manche Kirchen, selbst noch in der neuesten Zeit, wurden geschlossen, weil die Bevölkerung den Gottesdienst in griechischer Sprache nicht hören wollte und das Patriarchat die Celebrirung des Gottesdienstes in anderen Sprachen verbot.

Mit der Erneuerung des unabhängigen serbischen Staates im Anfange dieses Jahrhunderts haben die Serben, später auch die Bulgaren, in der Türkei ihre religiösen und Schulfragen offener und energischer in den Vordergrund gestellt, und auf Serbien und Bulgarien gestützt, fordern sie heute von der türkischen Regierung, daß sie von dem Joche des griechischen Patriarchats befreit werden.

Herr Novakovitch läßt auf diese Weise erkennen, daß die nationale Bewegung in Alt-Serbien und Macedonien nicht gegen die Türkei und deren Oberhoheit, sondern lediglich gegen den griechisch-nationalen Propagator, als welchen sich das Konstantinopeler Patriarchat aufspielt, gerichtet ist. Er gibt seiner Ueberzeugung dahin Ausdruck, daß der Friede in der europäischen Türkei von einer gerechten Entscheidung der Schul- und kirchlichen Fragen abhängig ist, und er erörtert zuletzt die Vorschläge, welche seiner Meinung nach einzig und allein im Stande sind, die dortige Bevölkerung zu befriedigen. Diese Vorschläge sind:

Erstens, daß man gestatten solle, in allen orthodox-slavischen Kirchen den Gottesdienst, je nach der Mehrheit der Bevölkerung, in der serbischen und bulgarischen (bezw. altslavischen) Sprache zu celebriren;

zweitens, daß die serbischen Volksschulen und Gymnasien dem Schutze der serbischen Bischöfe unterstellt werden, um für das serbische Volk und seine Bildung dasselbe wirken zu können, was die griechischen und auch schon viele bulgarischen Schulen für ihre Stammesangehörigen wirken;

drittens, daß in die theologische Akademie auf der Insel Halki, welche unter dem Protektorat des Oekumenischen Patriarchats steht, auch Serben als Studenten aufgenommen werden sollen; und

viertens, daß zur Zeit wenigstens in zwei dortigen serbischen Eparchien Serben zu Bischöfen eingeweiht werden.

Es ist für Jeden, der sich mit dem Studium der slavischen Völkergeschichte befaßt, das genannte Buch von sehr hohem Werth. Wir haben hier seinen Inhalt in Kürze angedeutet. Auch in Deutschland sind die eigentlichen Gründe der Bewegung der christlichen Völker in der europäischen Türkei noch vielfach ganz unbekannt.

H—y.

Robert Stiaßny: Baldung Grien's Wappenzeichnungen in Koburg. Wien. Carl Gerold.

In zweiter Auflage liegt eines fleißigen und höchst gewissenhaften Wiener Forschers Büchlein über den großen deutschen Wappenmaler vor. Die Zeichnungen und Entwürfe Grien's sind zunächst mustergültig in der heraldischen Richtigkeit; bei der argen Verwilderung, die hier vielfach herrscht, können sie als vorbildlich wirken. Nebenher sind sie eben Werke eines ganzen Künstlers, der sich auch da durchzusetzen wußte, wo ihm eigentlich eine niedrige Aufgabe gestellt war. Schon in dieser Arbeit, die im Auftrage des heraldischen Vereins „Adler" entstand, fällt manches Licht auf des Meisters immer noch nicht genügend erhelltes Leben. So begrüßt man sie denn an sich als eine tüchtige und verheißende Leistung; zugleich aber auch als Vorläufer einer umfassenden Grien-Biographie, die Stiaßny uns schuldet und hoffentlich nicht lange mehr. Er beherrscht den ganzen Stoff- und Personenkreis, in dem sich seine Studien schon seit manchem Jahre bewegen: besitzt Geschmack, Kenntnisse und die Gabe der Darstellung. Gerade auf diesem Gebiet, auf dem er sich nun seßhaft gemacht, ist noch manches zu holen. Die Ausstattung des Buches ist nach Druck, Papier und Tafeln einfach musterhaft.

—r—

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 34. Berlin, den 23. Mai 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt

Politische Wochenübersicht.

Der Prozeß gegen die sozialdemokratische Parteiorganisation hat in erster Instanz seine formale Erledigung dadurch erfahren, daß das Richterkollegium einen Verstoß gegen das Gesetz als vorliegend erachtete und als Sühne auf minimale Geldstrafen erkannt hat.

Dieses Erkenntniß wurde durch zwei Argumente gestützt, die bemerkenswerth sind.

Die Richter fanden sich mit dem Einwand, daß andere Parteien genau in gleicher Weise wie die sozialdemokratische Partei ihre Agitation betreiben, in folgender Weise ab; sie sagten: Wir haben nur darüber zu Gericht zu sitzen, was zu unserer richterlichen Kognition gebracht wird und nicht darüber, was im übrigen in der Welt sich ereignet; und auf die fernere Bemerkung, daß das bestehende Vereinsrecht zu einem Vorgehen, wie das der Sozialdemokratie, zwinge erwiderten die Herren Richter: Das mag sein; aber wir haben nicht die Zweckmäßigkeit des bestehenden Vereinsgesetzes zu prüfen, sondern die Bestimmungen dieses Gesetzes zur Anwendung zu bringen, wie es auch immer beschaffen sei; man kann hinzufügen, und wenn es auch noch so widersinnig und für die heutigen Verhältnisse unbrauchbar sei.

Dieser Standpunkt der Berliner Richter ist vollkommen korrekt, und zugleich enthält er eine Kritik des gültigen Vereins- und Versammlungsrechtes, wie sie wirkungsvoller nicht gedacht werden kann.

So hat denn dieser Prozeß zunächst ein Ergebniß gehabt; er hat gezeigt, daß unser Vereins- und Versammlungsrecht sich als eine veraltete Scharteke darstellt, die mit Zwirnsfäden die politische Entwicklung eines starken Volks einschnüren will, mit Zwirnsfäden, die vielleicht einmal hier oder dort ein ganz klein wenig ritzend einschneiden, aber die schließlich doch bedeutungslos sind.

Hat Herr Minister von Köller und haben seine Berather, die diesen Prozeß ins Leben riefen, gewünscht, daß solche Lehren sich aus den Verhandlungen ergeben sollen? Sollte ihnen daran gelegen haben, zu erweisen, daß unser Vereins- und Versammlungsrecht einer liberalen Reform dringend bedarf? Schwerlich.

Die Verhandlungen, die diese Wirkung allgemeinen Charakters gehabt haben, haben dann noch eine Wirkung besonderer Art gezeitigt.

Wir haben gesehen, welch ein großer Apparat von der Polizei zur Anwendung gebracht wird, um die sozialdemokratische Partei zu überwachen, und man muß gestehen, daß man erstaunen kann über das geringe Maß von Geschicklichkeit und politisch-sachverständiger Urtheilskraft, mit dem die Betheiligten dieser Aufgabe obgelegen haben. Da nichts zu entdecken gewesen ist, so haben die Zuträger und Helfershelfer erklärlicherweise auch nichts zu entdecken vermocht; aber man könnte wohl zweifeln, ob solche Elemente überhaupt etwas zu leisten im Stande wären, wenn große und ernste Aufgaben an sie herantreten. Eine Antwort ertheilt vielleicht die Beobachtung, daß die Kriminalpolizei, die sich mit dem gemeinen Verbrecherthum zu beschäftigen hat, die Verbrecher bei uns oft genug nicht zu entdecken vermag. Arbeitet auch sie in der Weise, wie die politische Polizei, die mit großem Eifer Schatten nachjagt, so erklärt sich manches.

Diese Feststellung ist nicht weniger ein Ergebniß, auf das Herr von Köller stolz sein kann.

Endlich die rein politische Seite der Angelegenheit.

Der „Vorwärts" weist mit Recht darauf hin, daß die Verurtheilung nicht ausgesprochen wurde in Folge irgend welcher Enthüllungen über die geheime Thätigkeit der Partei. Diese Enthüllungen sind in wesenlosen Nebel aufgegangen; es hat sich zum Vortheil der Sozialdemokraten wiederum gezeigt — was zwar jeder politisch Urtheilsfähige wußte —, daß die Partei ihren Zielen heute ohne jede direkte und

unmittelbare Auflehnung gegen die bestehenden Gesetze nachstrebt. Der Sozialdemokratie bringt diese Feststellung Nutzen, und dieser Nutzen steigert sich dadurch, daß die sozialdemokratische Partei auch in diesem Falle über ihre eigenen Kreise hinaus dort Sympathien finden wird, wo man sich die Frage vorlegt: Warum ist eigentlich dieser große Prozeß mit so großen Vorbereitungen gerade gegen diese Partei eingeleitet worden?

Die Verurtheilung erfolgte nach der Feststellung des Gerichtes wegen einiger formaler Verstöße; aber diese sind seit Jahren durch die Veröffentlichungen im „Vorwärts“ aller Welt bekannt, und sie blieben unbeanstandet, bis Herr von Köller seinen großen Gedanken zu dem großen Schlag gefaßt hatte; diese „Verstöße“ sind aber zugleich solche, die ganz augenscheinlich auch andere große Organisationen sich zu Schulden kommen lassen, die bei diesen unbeanstandet und ungerügt bleiben, wie sie auch bei der Sozialdemokratie Jahre hindurch jeder Anfechtung entgangen waren, bis Herr von Köller dieser Partei den Vortheil zukommen ließ, daß sie sich nun für wenige hundert Mark von Neuem die Märtyrerkrone aufs Haupt setzen kann. So geht es uns, sagen die Sozialdemokraten, und nun seht zum Vergleiche, wie es dem Bunde der Landwirthe im Rechtsstaate Preußen bisher ergangen ist.

Dieser Prozeß, durch den die völlige Unbrauchbarkeit unseres Vereins- und Versammlungsrechts so deutlich demonstrirt worden ist, zeigt zugleich die Weisheit der Puttkamer'schen und der noch etwas geistloser gestalteten Köller'schen Polizeipolitik gegenüber den Sozialdemokraten. Solche Politik, die den Schein zu erregen sucht, als schlage sie gewaltthätig und kraftvoll wie ein Hagelwetter die Saaten der Sozialdemokratie nieder, erweist sich schließlich stets als ein befruchtender Regen für die extreme Partei.

In Lübeck hat der Verein zur Förderung der Handelsfreiheit seine diesjährige Versammlung abgehalten. Sie ist in der alten Hansestadt vortrefflich verlaufen, sachlich belehrend, anregend, und anspornend durch Reden von Ludwig Bamberger, von Ernst Stiller, vom Abgeordneten Broemel und von Alexander Meyer. Solche Zusammenkünfte sind gerade bei der heutigen politischen Lage ganz besonders werthvoll.

Wer nicht in Fraktionsvorurtheilen vollkommen befangen ist, der kann sich der Ansicht kaum verschließen, daß keine einzige der vorhandenen liberalen und freisinnigen Fraktionen in absehbarer Zeit zu einer Stärke anwachsen wird, um ihrerseits allein die Verfechtung moderner Staatsanschauungen siegreich durchführen zu können. Wäre eine solche Aussicht vorhanden, man könnte jener Fraktion, die für solche Aufgabe berufen erschiene, willig den Platz überlassen. Allein da die Realität der Verhältnisse für diesen Optimismus keinen Raum läßt und da dem deutschen Volke nichts an den kleinen Fraktionsrivalitäten liegen kann, nicht daran, ob diese Fraktion oder jene einen geringen Vorsprung erringt, sondern daran allein, daß durch ein einträchtiges Nebeneinanderarbeiten die bedrohten Interessen möglichst wirkungsvoll geschützt werden, daß über den engen Fraktionskreis hinaus zur Vertheidigung von rechts und links möglichst viele Kräfte herangezogen werden, so fällt gerade solchen Veranstaltungen wie den Versammlungen des Vereins zur Förderung der Handelsfreiheit eine besonders segensvolle Rolle zu.

Indem in solchen Vereinigungen die großen prinzipiellen, einigenden Gedanken freisinnigen Staatslebens gepflegt werden, schafft man Bindeglieder, die über die Fraktionsgegensätze hinüberführen, und die der Bevölkerung den Gedanken nahebringen, daß die Fraktionen nicht um ihrer selbst willen da sind, sondern um mit Umsicht und entsprechend den gegebenen Möglichkeiten und den gegebenen Verhältnissen unter Zuhilfenahme aller vorhandenen Kräfte, mögen sie nun dem eigenen Parteiverbande angehören oder nicht, die Ziele freisinniger Weltanschauung zu fördern.

Zeichnete die Versammlung in Lübeck neben den speziellen Aufgaben, die ihr oblagen, noch eines aus, so war es dieser erfreuliche Geist einträchtigen Zusammenarbeitens auf politischem Gebiet von Männern, die nicht fragten, ob man auch einer Fraktion angehöre.

Otto Camphausen, der ehemalige preußische Finanzminister und Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums ist, 84 Jahre alt, gestorben. Von 1869 bis 1878 verwaltete er die Finanzen Preußens, und wenn an seinem Sturze auch die Liberalen insofern Schuld getragen haben, als sie dem Fürsten Bismarck die bereitwillig ergriffene Handhabe boten, damit der Reichskanzler sich dieses Mitarbeiters entledigen konnte, so werden doch heute die Liberalen zugeben, daß dieser Mann keine gewöhnliche Erscheinung in der Reihenfolge preußischer Minister gewesen ist. Er war aus jenem guten preußischen Beamtenholz der Vergangenheit geschnitzt, das so selten geworden ist, das heute durch Streberthum und durch Liebedienerei an nervöser Kraft so viel verloren hat und das selbst bedenkliche Symptome schnell um sich greifender Fäulniß zeigt. Camphausen war keine groß angelegte Natur, aber er war kenntnißreich, sachlich und in der Sachlichkeit seiner Ueberzeugungen steckte eine Kraft, die ihn neben den Männern, welche seitdem sein Portefeuille getragen haben, als einen ernsten politischen Charakter erscheinen läßt. Wir sind bescheiden geworden.

Erzherzog Karl Ludwig ist gestorben; er wäre bestimmt gewesen, nach dem jetzigen regierenden Kaiser in Oesterreich-Ungarn die Krone zu tragen. Seine Söhne, die nunmehr zunächst als Thronfolger in Betracht kommen, sind krank und bei der Bevölkerung ihrer bisherigen Lebensführung wegen in hohem Grade unbeliebt; unbeliebt als Menschen, nicht etwa als Vertreter bestimmter politischer Anschauungen. So taucht denn in Oesterreich-Ungarn die Frage auf, ob es nicht nöthig sein werde, die Thronfolgeordnung neu zu regeln.

Kaiser Franz Josef, der in der That die Liebe verdient, die ihm seine Völker entgegenbringen, der immer mit kluger und vorsichtiger Sachlichkeit den Staat über äußere und innere Schwierigkeiten hinüberzubringen vermocht hat, wird gewiß auch in dieser Frage schließlich eine kluge Entscheidung zur Sicherung der Zukunft Oesterreich-Ungarns treffen.

Ein wundersamer Vorgang war es, als der Statthalter von Niederösterreich Graf Kielmansegg durch eine Rede den neuen antisemitischen Bürgermeister Wiens, Herrn Strohbach, in sein Amt einführte. Herr Strohbach betonte, daß er kämpfen werde, um die Prinzipien seiner Partei zum Siege zu führen; Graf Kielmansegg aber betonte, wie der Oberbürgermeister Gerechtigkeit und Versöhnlichkeit gegen Jedermann, ohne Rücksicht der Partei und Konfession zu üben habe. Das heißt, die Regierung verlangt von dem Beamten, den sie installirte, eine Verwaltung nach Prinzipien, die den Prinzipien aufs Schroffste widersprechen, zu denen sich der Bestätigte bekennt und durch die er zum Siege gelangt ist. Die Gegenüberstellung dieser Thatsachen genügt allein, um darzuthun, daß nach dem feinen Schachzug Badeni'scher Politik der Konflikt nun erst recht beginnen wird, dem man aus dem Wege gehen wollte; vorausgesetzt freilich, daß die österreichische Regierung es nicht vorzieht, sich vollständig den Antisemiten zu unterwerfen.

Rußland ist mit der Zarenkrönung beschäftigt, einer jener prunkvollen Feierlichkeiten, die viel Geld kosten und der Bevölkerung einige Gnadenerlasse einzubringen pflegen. Ist die Krönung vorüber, so wird man auf eine stärkere Thätigkeit der russischen internationalen Politik wieder rechnen können — wahrscheinlich zum Leidwesen der Freunde beruhigter Zustände.

Es scheint, daß es dem italienischen Min[illegible]rium gelingt, sein Programm eines Abschlusses des Kol[illegible]lkrieges in Afrika durchzuführen. Italien verlegt sein[illegible]renzen zurück und gelangt damit, wie die letzten Nachr[illegible] beuten, zu einer Verständigung mit den Abessyni[illegible] lingt dieser Plan, so sind unsere Freunde jenseits d[illegible] aufrichtig zu beglückwünschen.

Großindustrie und Agrarierthum.

Der Artikel „Großindustrie und Sozialpolitik“, den der Professor der Nationalökonomie an der Universität Freiburg, Herr G. v. Schulze-Gaevernitz, vor acht Tagen in diesen Blättern unter der Form eines „Offenen Briefes an Herrn Kommerzienrath Vorster“ veröffentlichte, hat in weiteren Kreisen ein lebhaftes Interesse hervorgerufen. Der Artikel trug ein zu individuelles Gepräge, als daß sein Inhalt durchweg hätte vorbehaltlos acceptirt werden können. Auch die Anschauungen der Leiter dieser Zeitschrift decken sich nicht in allen Punkten mit den Ausführungen dieses „Offenen Briefes“, speziell die Perspektive eines Ueberganges Englands zum Schutzzollsystem erscheint uns zu dunkel gehalten.

Ohne Zweifel haben protektionistische Ideen manche Kreise in England ergriffen — insbesondere in Lancashire —; aber vom Kokettiren mit dem Protektionismus bis zur Einführung eines Schutzzolltarifes liegt ein weiter Weg. Man darf nicht vergessen, daß selbst in Deutschland im Jahre 1879 die Rückkehr zum industriellen Protektionismus nur möglich wurde durch die Verknüpfung industrieller mit agrarischen Schutzzöllen —, eine politische Kombination, welche für das heutige England voraussichtlich niemals ernstlich in Frage kommen wird.

Es ist höchst unwahrscheinlich, daß die englischen Arbeiter jemals Getreidezöllen ihre Zustimmung geben werden, und gegen den Willen der Arbeiter kann heute in England keine wirthschaftspolitische Maßregel durchgesetzt werden. Das hat kürzlich auch der Führer der gegenwärtigen aristokratischen Regierungspartei, Lord Salisbury, rundweg anerkannt. England ist eben — trotz mancher traditionellen aristokratischen Formen — seit 50 Jahren völlig demokratisirt, und keine Maßregel der englischen Politik hat der Demokratisirung solchen Vorschub geleistet, wie die Aufhebung der englischen Kornzölle, eine Maßregel, welche gerade vor einem halben Jahrhundert — unterm 27. Juni 1846 — die Sanktion der Königin erhielt. Daß es andererseits möglich sein sollte, industrielle Schutzzölle einzuführen und agrarische Schutzzölle auszuschließen, unterliegt den gewichtigsten Zweifeln.

Von der ernsthaften Gefahr einer Rückkehr Englands zum Protektionismus könnte unseres Erachtens nur dann gesprochen werden, wenn es gelingen sollte, die bisher noch höchst nebelhaften Pläne einer Zusammenfassung des ganzen englischen Weltreiches zu einem Zollbunde, mit Freihandel im Innern und Schutzzöllen nach außen, zu verwirklichen. Eine solche Rückkehr zu den Grundsätzen einer engherzigen Kolonialpolitik würde der gefährlichste Schlag sein, der die weltwirthschaftliche Kultur treffen könnte, er würde auch eine politische Neugruppirung der Weltmächte zur Folge haben und am letzten Ende voraussichtlich zu einer Weltkatastrophe führen.

Aber eben wegen dieser unabsehbaren Konsequenzen und wegen der schier unüberwindlichen Schwierigkeiten eines protektionistischen Zusammenschlusses aller Theile des riesigen britischen Reiches scheidet dieser Plan für die gegenwärtige Politik ebenfalls aus; den schutzzöllnerischen Neigungen, die sich hie und da in englischen Geschäftswelt bemerkbar machen, vermögen wir deshalb nicht mehr Bedeutung beizumessen, als den bimetallistischen Neigungen, die gleichfalls als aktuelle Gefahr nicht in Betracht kommen.

Können wir die Befürchtungen des Herrn v. Schulze-Gaevernitz in dieser Beziehung nicht theilen, so stimmen wir andererseits mit ihm darin völlig überein, daß „für uns die Frage des industriellen Schutzzolls täglich an Interesse verliert“. In demselben Maße aber, wie der industrielle Protektionismus wegen der wachsenden Leistungsfähigkeit der deutschen Großindustrie seine praktisch-politische Bedeutung einbüßt, muß die deutsche Großindustrie sich durch die protektionistischen Ausschreitungen des Agrarierthums in ihren Interessen geschädigt sehen, und zwar nach zwei Richtungen hin: einmal wegen der künstlichen Vertheuerung der Lebenshaltung der Arbeiter, wodurch die Leistungsfähigkeit des ganzen Arbeiterstandes beeinträchtigt wird, und sodann infolge der agrarischen Opposition gegen eine Handelsvertragspolitik, die in erster Linie darauf abzielt, der deutschen Industrie neue und erweiterte Märkte im Auslande zu sichern. Wir haben diesen Zusammenstoß der Interessen der Großindustrie mit den Interessen des Agrarierthums gelegentlich der durch den Grafen Caprivi abgeschlossenen Handelsverträge so bereits erlebt. Mit jedem Jahre muß naturgemäß dieser Interessengegensatz sich verschärfen; in der Vertheidigung dieser Handelsvertragspolitik werden sich deshalb auch die konsequenten Freihändler mit der Großindustrie auf die Dauer immer enger zusammenfinden. Diesen Gedanken in eine helle Beleuchtung gerückt zu haben, scheint uns ein Verdienst des Artikels des Herrn v. Schulze zu sein.

Ein anderer Gedanke, den wir rückhaltlos unterschreiben, ist der, daß der Patriarchalismus in dem Verhältniß zwischen Unternehmern und Arbeitern sich überlebt hat, und daß man heutigen Tages die Zufriedenheit des Arbeiterstandes nicht durch einseitige Wohlthaten, sondern nur durch die Anerkennung voller Rechtsgleichheit zwischen Arbeitern und Unternehmern, mit anderen Worten durch die Herbeiführung einer wirklichen politischen Freiheit für die Arbeiterbewegung, schaffen kann.

Das ist auch das einzige Mittel, um die Sozialdemokratie zu überwinden oder wenigstens politisch unschädlich zu machen. Sobald das Verhältniß zwischen Arbeitern und Arbeitgebern auf einer rationellen freiheitlichen Basis thatsächlich neu geregelt sein wird, wird vermuthlich auch das Todtenglöcklein für die politische Macht des agrarischen Junkerthums läuten. Die politische Trennung der großen Arbeitermassen vom industriellen Bürgerthum, wie sie im Sozialistengesetz zum wirksamsten Ausdruck kam, hat mehr als alles Andere dazu beigetragen, den politischen Einfluß des preußischen Junkerthums — trotz seines wirthschaftlichen Verfalls — zu konserviren; deshalb auch die starke Sehnsucht in diesen Kreisen nach einem Wiederaufleben des Sozialistengesetzes in irgend einer Form.

Es schien uns angezeigt, diese beiden Hauptpunkte in dem „Offenen Briefe“ des Herrn v. Schulze-Gaevernitz nochmals deutlich hervorzuheben, da wir aus einer Reihe von Zuschriften, die wir anläßlich der Veröffentlichung dieses Artikels aus unserem Leserkreise erhielten, die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die öffentliche Meinung solchen Erwägungen heute zugängiger ist, als seit langer Zeit.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XIX.

Die neue Heeresvorlage — eine Zusammenlegung der im Jahre 1893 geschaffenen Halbbataillone zu Vollbataillonen, ohne eine wesentliche finanzielle Mehrbelastung — ist nach einer ruhigen Diskussion der Budgetkommission zur Prüfung überwiesen worden. Der Reichskanzler nahm Veranlassung, zu erklären, der Entwurf einer auf modernen Rechtsanschauungen aufgebauten Militärstrafprozeßordnung sei nunmehr soweit vorbereitet, daß er die bestimmte Erwartung hege, denselben im Herbst dieses Jahres dem Reichstage vorlegen zu können; und der Kriegsminister bemühte sich, der Befürchtung, als ob die Vorlage als ein Vorstoß gegen die zweijährige Dienstzeit anzusehen sei, keine neue Nahrung zuzuführen. Da diese Haltung sicher auch in der Kommission aufrecht erhalten werden wird, so unterliegt die schließliche Annahme der Regierungsvorlage kaum noch einem Zweifel. Der Versuch, bei diesem Anlaß die zweijährige Dienstzeit über das Quinquennat hinaus gesetzlich festzulegen, erscheint als ein Versuch mit untauglichen

Mitteln, da die finanzielle Bedeutung der vorgeschlagenen Aenderung zu gering ist, um einen wirksamen Druck ausüben zu können. Es bedarf nur einer minimalen taktischen Geschicklichkeit der Regierung, um den betreffs der zweijährigen Dienstzeit im Jahre 1893 geschaffenen status quo erfolgreich aufrecht zu erhalten. Bis zum Ablauf des Quinquennats fehlen noch zwei Jahre. Bis dahin wird die zweijährige Dienstzeit sich vermuthlich so eingebürgert haben, daß ernstlich an eine Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit nicht mehr zu denken sein wird. Das schließt allerdings nicht aus, daß eine nach einem Militärkonflikt lüsterne Reaktionspartei auch dann den Versuch machen kann, die zweijährige Dienstzeit wieder in Frage zu stellen. Aber jedenfalls ist dann die Position der Anhänger der zweijährigen Dienstzeit eine weit günstigere, als sie es heute ist, wo die Regierung sich darauf berufen kann, daß die fünfjährige Probezeit erst ungefähr zur Hälfte abgelaufen sei. — Aus der ersten Lesung im Plenum des Reichstags ist noch hervorzuheben, daß die Sozialdemokratie sich an derselben gar nicht betheiligte. Herr Lieber vom Centrum gab jene zurückhaltenden Erklärungen ab, aus denen das erfahrene parlamentarische Ohr die spätere Annahme deutlich heraushört.

Von den bedeutenderen wirthschaftlichen Vorlagen der Reichstagssession ist die Zuckersteuervorlage zuerst unter Dach und Fach gelangt; sie hat die dritte Lesung bestanden. Es hat Grund genug vorgelegen, sie vor allen anderen zu beschleunigen, denn ihr Schicksal war am wenigsten gesichert. Der ganze Süden und die östlichen Theile der preußischen Monarchie machten ursprünglich gemeinsame Sache, um die Vorlage mit zu Fall zu bringen. Da übernahm das Centrum die Rolle des uneigennützigen Vermittlers. Man kann es als einen ehrlichen Makler insofern bezeichnen, als es in diesem Falle nicht die Sonderinteressen seiner Wähler vertreten hat. Sein Interesse bestand vielmehr lediglich darin, sich als unentbehrliche Partei hinzustellen, welche das Schiff der Regierung jedesmal wieder flott zu machen versteht, wenn es auf den Sand zu gerathen droht. Irgend etwas zu Stande zu bringen, damit die Regierung nicht mit leeren Händen vom Schauplatz wieder abtreten mußte, war das Ziel seines Strebens; ob das, was es schuf, nützlich oder schädlich war, bekümmerte es viel weniger als die Frage, ob sich dafür aus den Vertretern der vielen Einzelinteressen eine Mehrheit werde gewinnen lassen, durch welche ein rein negativer Ausgang vermieden werden könnte. Die Vorlage, wie sie in dritter Lesung mit 144 gegen 124 Stimmen — auch die bairischen Centrumsabgeordneten konnten sich den Luxus gestatten, schließlich dagegen zu stimmen — zu Stande gebracht wurde, ist ein ungemein verkünsteltes Werk, welches schon durch seine Künsteleien den sicheren Beweis liefert, daß es auf einer gesunden Grundlage nicht beruht. Man ist bei uns nicht gewohnt, Gesetze über Zucker- und Branntweinsteuer für eine lange Zeit zu arbeiten; nach zwei bis drei Jahren stellt sich in der Regel die Nothwendigkeit einer Abänderung heraus. Was uns bei dem jetzigen Zuckersteuergesetz am Besten gefällt, ist die Sicherheit, die wir haben, daß sein Bestand kein allzu langer sein wird. Wir sehen voraus, daß diejenigen, zu deren vermeintlichem Besten es gearbeitet ist, die Ersten sein werden, die seine Schwächen fühlen. Je länger diese Politik der Kurpfuschereien fortgesetzt wird, desto gründlicher muß selbstverständlich der Zusammenbruch sein, wenn er einmal nicht mehr abzuändern sein wird. Den Urhebern dieses Gesetzes, dem Ressortchef, der es ausgearbeitet hat, dem Referenten, der den Kugelsegen darüber gesprochen hat, wird dereinst kein Loblied erklingen.

Die Kommission für das bürgerliche Gesetzbuch arbeitet fleißig, aber im Ganzen finden ihre Beschlüsse nicht die Beachtung, die sie verdienen. Unter allen Abänderungen, die sie beschlossen hat, ist meines Wissens kaum eine einzige, die Lob verdient, aber schon viele sind darunter, die wir als thöricht bezeichnen müssen. Nicht gerade der Parteigeist ist es, der hier Triumphe feiert, aber der doktrinäre Eigensinn. So hat die Kommission holographe Testamente zugeführt. Gewiß ist das keine Prinzipienfrage, sondern eine Frage der praktischen Zweckmäßigkeit. Aber das Für und Wider der Zweckmäßigkeit war von den Urhebern des Entwurfes so gründlich erörtert worden, daß diejenigen, welche anderer Ansicht waren, sich hätten bescheiden können. Man führt das Erbrecht der Seitenverwandten bis zu den entferntesten Graden wieder ein. Ein findiger Küster, der aus einem alten Kirchenbuch einen Taufschein aufstöbert, kann das Glück einer Familie begründen. Die Ansicht ist doch verständig, daß eine Verwandtschaft, deren man sich nicht durch Tradition bewußt ist, keinen Anspruch auf eine Erbschaft verleihen kann. Auch alle diejenigen, welche das Zustandekommen des Gesetzbuchs auf das Dringendste wünschen, werden doch in Versuchung geführt, die Beseitigung solcher Verirrungen in der Plenarberathung zu versuchen.

Das Herrenhaus hat den Assessorenparagraphen wieder hergestellt. Vorgeblich ist es ein Vermittelungsvorschlag, der dort angenommen worden ist, thatsächlich aber eine Verschlechterung der Vorlage. Der Justizminister soll mit einem unbesoldeten Assessor vier Jahre lang spielen können, wie die Katze mit der Maus und dann berechtigt sein, ihm den Stuhl vor die Thür zu setzen. Das Abgeordnetenhaus hatte den Paragraphen nur mit einer sehr kleinen Mehrheit abgelehnt, und so fest steht die Tugend dieser Mehrheit nicht, daß nicht Gefahr damit verknüpft wäre, sie aufs Neue auf die Probe zu stellen, zumal im Monat Juni, in dem die Begriffe von parlamentarischer Tugend sich ohnehin verschieben. Zum Glück hat das Herrenhaus noch weitere Verschlechterungen angenommen, die dem Abgeordnetenhause ein Entgegenkommen erschweren.

Der Reichstag hat sich bis zum 2., das preußische Abgeordnetenhaus bis zum 9. Juni vertagt.

Proteus.

Die Sicherheit der preußischen landschaftlichen Pfandbriefe.

Im Reichstage ist vor einiger Zeit von agrarischer Seite die Behauptung aufgestellt worden, daß die von den preußischen Landschaften ausgegebenen Pfandbriefe ebenso sicher seien als die Anleihen des Reiches und der Bundesstaaten. Man leitete daraus den Anspruch ab, daß die Pfandbriefe die gleiche Bevorzugung im Lombardverkehr der Reichsbank genießen sollen, wie die deutschen Reichs- und Staatsanleihen, und es liegt dem Reichstag ein Antrag des Grafen Arnim vor, der Reichskanzler möge die Reichsbank zu gleicher Behandlung der beiden Kategorien von Papieren veranlassen. Dabei bleiben die durchgreifend verschiedenen Grundlagen beider Papiere gänzlich unberücksichtigt.

Die Fundirung der landschaftlichen Pfandbriefe ist nur im Allgemeinen gleichartig, innerlich aber bei den verschiedenen Gattungen sehr ungleich. In erster Linie sind alle Pfandbriefe sichergestellt durch Hypothekenforderungen in gleichem Betrage. Da diese Sicherheit mit Rücksicht auf mögliche Verluste nicht ausreicht, sind weitere materielle Garantieen erforderlich. Dem Aktienkapital und den Reservefonds der Hypothekenbanken entsprechend sind dies bei den Landschaften die sogenannten eigenthümlichen Fonds, ferner die Amortisationsfonds. Die Höhe derselben ist bei den verschiedenen Landschaften sehr verschieden. Bei den alten Landschaften tritt dem größten Theil der von ihnen ausgegebenen Pfandbriefe noch die Generalgarantie, d. i. die Solidarhaft der der Landschaft angehörigen Güter hinzu. Die Generalgarantie erstreckt sich in Ost- und Westpreußen, Schlesien und Pommern auf alle bepfandbriefungsfähigen Güter, während ihr in der Mark und in Neuvorpommern nur die wirklich bepfandbriefen Güter unterliegen. In neuerer Zeit hat man aber bei der Gründung von Land-

schaften diese wichtige Art der genossenschaftlichen Haftung wesentlich beschränkt oder sie gänzlich fallen lassen, und auch die in den letzten Jahrzehnten von den alten Landschaften ausgegebenen Pfandbriefe entbehren zum Theil völlig dieser Sicherstellung. Es sind danach zu unterscheiden Pfandbriefe, bei denen neben dem erworbenen Hypothekenforderungen und dem eigenen Vermögen einschließlich der Tilgungsfonds die Generalgarantie der Verbandsgenossen eine wichtige Bürgschaft gegen Ausfälle bietet, ferner solche Pfandbriefe, bei denen die Generalgarantie und die Haftung der Tilgungsfonds ganz fehlt, und schließlich solche, bei denen die Generalgarantie nur in beschränktem Umfange vorhanden ist.*)

Bevor wir auf diese — den inneren Werth der Pfandbriefe wesentlich beeinflussenden — Unterschiede näher eingehen, sei es gestattet, einen Blick auf die Entwicklung der gesammten landschaftlichen Pfandbriefschuld im Laufe dieses Jahrhunderts zu werfen, sowie auf die Mangelhaftigkeit der Mittheilungen hinzuweisen, welche von den Landschaften über ihre jeweilige Lage veröffentlicht werden.

Im Jahre 1805 stand die Pfandbriefschuld der preußischen Landschaften auf 53 891 638 Thlr. Bis 1835 hatte sie sich verdoppelt, bis 1865 war sie bis auf 172 Millionen Thaler angewachsen und bis 1894 ist sie auf den enormen Betrag von 1852 Millionen Mark gestiegen.

Die Entwicklung von 10 zu 10 Jahren ist folgende:

Jahr	Höhe der Pfandbriefschuld Mark	Steigerung in 10 Jahren Millionen Mark
1805	161 674 914	
1815	189 535 224	28
1825	252 786 180	63
1835	304 113 489	51
1845	325 374 180	21
1855	376 581 192	51
1865	518 383 119	141
1875	885 984 145	369
1886	1 575 457 170**)	690
1894	1 851 902 355**)	277.

Mit der gewaltigen Werthsteigerung des Grundes und Bodens in den sechziger Jahren ging eine entsprechend höhere Verschuldung der Grundbesitzer Hand in Hand. Aber selbst die im Vergleich zu heute recht geringe Pfandbriefschuld im Jahre 1865 und deren schnelleres Anwachsen gaben damals schon dem verdienstvollen Leiter des königlich preußischen statistischen Büreaus Ernst Engel zu schweren Bedenken Anlaß, und dabei war der Werth der beliehenen Güter damals ein weit höherer als jetzt. Er führt aus: „Je mehr Pfandbriefe auf den Markt kommen, desto schwerer sind sie zu placiren, desto mehr werden sie im Preis gedrückt, desto weniger empfangen die Beliehenen baares Geld dafür und desto höher steht ihre Schuld in den Büchern der Pfandbriefinstitute. So wird gerade die wachsende Ausdehnung des Grundkredits ein Nagel zu seinem Sarge, ein Anstoß zur Entwerthung des Grundbesitzes."

Das sagt Engel vor 30 Jahren, wo die Pfandbriefschuld der preußischen Landschaften nur den **dritten Theil** ihrer heutigen Pfandbriefschuld betrug.

War die Steigerung in dem Jahrzehnt 1865 bis 1875 schon ca. 2½mal so hoch als im vorhergegangenen Jahrzehnt, so erreichte sie in der Zeit von 1875 bis 1885 ihr Maximum mit fast dem Fünffachen des Betrages der erstgenannten Periode.

Während für die Steigerung in der Zeit von 1865 bis 1875 noch hauptsächlich die von Engel schon angegebenen Ursachen, nämlich die Ausdehnung der Beleihungsgrenze von der Hälfte auf zwei Drittel des Werthes der beliehenen Güter, sowie die Umwandlung von Spezialhypothekenschulden in landschaftliche Kredite bestimmend gewesen sein mögen, sind diese Thatsachen nicht ausreichend, um das starke Anwachsen der Pfandbriefschuld in dem Jahrzehnt von 1875 auf 1885 zu erklären.

Zweifellos haben die verbesserten Einrichtungen in der Technik des landwirthschaftlichen Betriebes, der Uebergang von dem extensiven System zum intensiven, größere Mittel erfordert als es früher der Fall war. In erster Linie aber ist das Anwachsen der Pfandbriefschuld den Wirkungen der Agrarkrisis zuzuschreiben. Der landschaftliche Kredit wurde so weit als möglich in Anspruch genommen und ausgenützt.

Während im Jahre 1865 nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil des gesammten ritterschaftlichen Besitzes mit landschaftlichen Darlehen belastet war, können wir heute mit Sicherheit behaupten, daß die Verschuldung nicht mehr weit von der überhaupt erreichbaren Grenze entfernt ist. Das zeigt auch die geringe Entwicklung der Pfandbriefschuld in den 8 Jahren von 1886 bis 1894. Die jährliche Steigerung hat während dieser Zeit nur 35 Millionen Mark betragen gegen 63 Millionen Mark im vorhergehenden Jahrzehnt. Auch ist die Uebernahme vieler Güter durch die Ansiedlungskommission ein Bestimmungsgrund für die geringere Ausdehnung des Pfandbriefumlaufs während der letzten 10 Jahre gewesen.

Schon im Jahre 1887 hat Ucke auf die beginnende Erschöpfung des landwirthschaftlichen Kredites hingewiesen und eine noch größere Erweiterung des landschaftlichen Kredites als gefährlich bezeichnet*). Und in der That ist die enorme Steigerung der landschaftlichen Pfandbriefschuld keineswegs unbedenklich, wenn man in Erwägung zieht, daß schon in den sechziger Jahren fast ganz allgemein die Beleihungsgrenze seitens der Landschaften von der Hälfte auf zwei Drittel des Werthes der beliehenen Güter erhöht worden ist, und daß andererseits die Erträge dieser Güter und somit ihr Werth seit vielen Jahren stetig gesunken ist. Der Werthverminderung der Güter entspricht aber nicht, wie man meinen sollte, eine Verringerung der auf ihnen ruhenden Schuldenlast, sondern umgekehrt ein rapides Anwachsen derselben. Die Entwicklung, welche Engel im Jahre 1867 vorhergesehen hat, ist eingetreten.

Daß unter diesen Verhältnissen der Generalgarantie der vereinigten Gutsbesitzer nicht mehr der Werth beizumessen ist, wie im Anfange dieses Jahrhunderts, wo der landschaftliche Besitz nur mit einer Pfandbriefschuld von 50 Millionen Thalern beschwert war, ist einleuchtend.

Es fehlt leider an Material, um die Lage jeder einzelnen Landschaft genau übersehen und beurtheilen zu können. Die von den Landschaften veröffentlichten Berichte und Aufstellungen sind vielfach lückenhaft, selten erschöpfend und entbehren einer übersichtlichen Gruppirung. Die Mittheilung von klaren Bilanzen und Vermögensübersichten gehört zu den Ausnahmen. Dieser Mangel an Publizität ist wiederholt und mit Recht bemängelt worden. So sind z. B. die Berichte der ostpreußischen Landschaft dürftig und unklar. Die Posener Landschaft macht zwar sehr weitschweifige aber dadurch recht unübersichtliche Mittheilungen und in den Berichten der Landschaft der Provinz Sachsen fehlt jede Angabe über die Höhe der rückständig gebliebenen Zinsen.

Es ist dringend erwünscht, daß die Gläubiger einer Pfandbriefschuld von insgesammt 1852 Mill. Mk. über die Verhältnisse der Schuldner stetig und genau orientirt werden. Wenn der Staat über den Stand seiner Finanzen

*) Näheres über die Organisation der preußischen Landschaften siehe bei: Saling's Börsenpapiere, 1. Theil. 6. Aufl. 1892. S. 326 ff. — von Brünneck, Beiträge zur Geschichte und Dogmatik der Pfandbriefsysteme nach preußischem Recht in den Beiträgen zur Erläuterung des deutschen Rechts. III. F. 8. Jahrg. 1884. S. 48 ff. — Hallander, die Pfandbriefe und Pfandbriefinstitute Deutschlands. 1876. — F. Hecht, Art. „Landschaften" in Bd. 4 des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften. — Hermes, Art. Landschaften im Nachtragsbd. des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften.

**) Einschließlich der van den neueren preußischen Landschaften ausgegebenen Pfandbriefe. Von den alten 6 Landschaften befanden sich im Umlauf 1885/86 1 297 873 670 Mk. und 1893/94 1 548 442 515 Mk.

*) Vergl. die Entwicklung der Pfandbriefschuld in Preußen in den Jahrbüchern für Nat. und Statistik. N. F. B. 15, S. 56.

ausführlich Auskunft ertheilt, so muß dies auch von den Landschaften gefordert werden, zumal die Fundirung ihrer Pfandbriefe mit der Fundirung der Staatsanleihen gar nicht zu vergleichen ist. Liefern doch auch die Hypothekenbanken alljährlich klare und übersichtliche Berichte!

Die von agrarischer Seite in das Börsengesetz hineingebrachte Bestimmung, daß die Zulassung von Antheilsscheinen und Obligationen ausländischer Gesellschaften zum Börsenhandel davon abhängig zu machen sei, daß die Emittenten sich verpflichten, jährlich die Bilanz und das Gewinn- und Verlustkonto dieser Gesellschaften in deutschen Zeitungen zu veröffentlichen, müßte auch auf die Landschaften ausgedehnt werden.

Die der Rechenschaftslegung der Landschaften anhaftenden Mängel haben eine große Urtheilslosigkeit des Publikums über die Verhältnisse der Landschaften zur nothwendigen Folge, welche unter Anderem ihren Ausdruck findet in der gleichartigen Kursbewerthung solcher landschaftlichen Pfandbriefe, deren Sicherheit eine völlig verschiedene ist. Das Publikum hat sich daran gewöhnt, die landschaftlichen Pfandbriefe fast ganz allgemein ohne jede Rücksicht auf ihre stärkere oder schwächere Fundirung als eine durchaus und unter allen Umständen sichere Kapitalanlage zu betrachten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Sicherheit aller derjenigen Pfandbriefe, welche außer auf den Hypotheken und den Fonds der Landschaften noch auf der Generalgarantie der Mitglieder der betreffenden Kreditverbände sich gründen, erheblich größer ist als bei den Pfandbriefen, welchen die Generalgarantie der Verbandsgenossen fehlt. Von allen Kennern des Pfandbriefrechts wird denn auch die Bedeutung der Generalgarantie voll gewürdigt. Siegfried-Saling hebt nachdrücklich hervor, daß das System derjenigen Landschaften, welche nicht auf unbeschränkter Solidarhaft beruhen, in Betreff der Garantieen, welche es den Pfandbriefinhabern biete, weit hinter dem System der Landschaften mit unbeschränkter Solidarhaft zurückstehe. Die Sicherheit der Pfandbriefe beruhe hier eben nur auf einer guten Verwaltung und dem Sicherheitsfonds.*) Ist dieser beim Eintritt ungünstiger Verhältnisse in Folge von Verlusten erschöpft, so muß auf die für die Pfandbriefe haftenden Hypothekenforderungen zurückgegriffen werden. Der Werth dieser ist aber bei den ausgedehnten Rechten und den geringen Pflichten der Schuldner nur ein sehr zweifelhafter.

Die Pfandbriefgläubiger erwerben lediglich bezüglich der rückständig gebliebenen Pfandbriefzinsen die Rechte eines Cessionars. Zur Deckung dieser Zinsenforderung können sie sich diejenigen Hypothekenforderungen der Landschaft richterlich überweisen lassen, welche sie sich auswählen. Die Realisirung dieser Rechte ist aber mit großen Schwierigkeiten verknüpft, auf die wir hier nicht näher eingehen können.

„Eine wirkliche Bürgschaft läßt sich mit solchen Hypotheken für die Pfandbriefe nicht leisten.“**)

Hermes (Geheimer Oberregierungsrath im Landwirthschaftlichen Ministerium) führt aus, daß es bezweifelt werden dürfe, ob ohne das Fundament der Generalgarantie die Pfandbriefe bei ihrer Einführung und später sich dasjenige Vertrauen erworben haben würden, welches sie jetzt allgemein besitzen. Die Generalgarantie sei die historische Grundlage, auf der sich das Pfandbriefwesen entwickelt hat und später zu neuen Bildungen fortschreiten konnte.***) Wir meinen, daß solche Neubildungen, bei denen die historische Grundlage der Generalgarantie fehlt, nicht mit demselben Maße gemessen werden sollten, wie diejenigen Institute, bei denen die genossenschaftliche Haftung der Mitglieder zu Recht besteht, wenn auch eine urtheilslose Bewerthung des Publikums diese Unterschiede durch eine gleichartige Kursnotirung äußerlich verwischt hat.

Thatsächlich sind die umlaufenden landschaftlichen Pfandbriefe recht verschiedener Qualität; ihre Sicherheit ist keine einheitliche.

Landschaftliche Pfandbriefe mit unbeschränkter Generalgarantie waren im Jahre 1894 im Umlauf 1 291 630 620 Mk., das sind 69,8 Proz. aller im Umlauf befindlichen Pfandbriefe und zwar:

Kur- und Neumärkische Pfandbriefe . .	36 663 900	Mk.
Ostpreußische Pfandbriefe	296 188 250	„
Pommersche Pfandbriefe	227 132 100	„
Schlesische Pfandbriefe (altlandschaftliche und La. A und B)	283 094 930	„
Westpreußische (Ritterschaftliche) I. Serie	127 249 090	„
Centrallandschaftliche Pfandbriefe . . .	321 302 350	„

Daß aber auch die Sicherheit solcher Pfandbriefe, bei denen die Bürgschaft der Generalgarantie vorhanden ist, in Zeiten wirthschaftlichen Niederganges gefährdet werden kann, zeigt die Entwicklung im 2. und 3. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts. Der Kurs der 4 proz. ostpreußischen Pfandbriefe wurde im März 1812 mit nur $33\frac{1}{2}$, derjenige der westpreußischen Pfandbriefe im August desselben Jahres mit $34\frac{1}{2}$ notirt. Erst im Jahre 1829 hatten sich die westpreußischen und ostpreußischen Pfandbriefe wieder auf Pari erhoben. Die Zinsenrückstände bei den 6 alten preußischen Landschaften betrugen im Jahre 1815 4 242 785 Thaler bei einer Pfandbriefschuld von 63 Millionen Thaler. Bei der westpreußischen Landschaft allein waren im Jahre 1815 1 956 301 Thaler Zinsen rückständig, d. i. ca. 20 Proz. der damaligen Pfandbriefschuld von ca. 10 Millionen Thaler*) die Verhältnisse wurden noch schlechter durch den Niedergang der Landwirthschaft in den zwanziger Jahren. Nach den Angaben des Deutschen Oekonomist ist die westpreußische Landschaft während 24 Jahren so gut wie außer Thätigkeit gewesen und 27 Jahre lang ist sie mit den Pfandbriefzinsen im Rückstande geblieben. Trotz der Generalgarantie der Verbandsgenossen war die Lage einzelner Landschaften lange Zeit hindurch eine recht prekäre und ohne Staatsunterstützung hätte sich die westpreußische Landschaft überhaupt nicht halten können.

Wie aber wäre es geworden, wenn Staatsunterstützung und Generalgarantie gefehlt hätten?

Damals war die Pfandbriefschuld der Landschaften im Vergleich zu den bepfandbriefungsfähigen Gütern noch recht gering und der Generalgarantie kam wegen der geringen Schuldenbelastung der Güter eine weit höhere Bedeutung zu als heute, wo die Pfandbriefschuld eine ganz außerordentliche Höhe erreicht hat.

Die Fonds der Landschaften reichen unter diesen Verhältnissen oft nicht aus, um Güter, welche zur Subhastation gelangen, in größerem Umfange selbst zu übernehmen. Es fehlen ihnen die Mittel, die entsprechenden Beträge von Pfandbriefen dann aus dem Verkehr zu ziehen. Dauert aber die jetzige rückläufige Bewegung in den Grundeigenthumsverhältnissen noch länger, so muß man entschieden mit der Möglichkeit rechnen, daß die Landschaften nicht mehr ihre Pfandbriefzinsen bezahlen können, mag diese Möglichkeit jetzt auch noch fern liegen. Die rückständigen Hypothekenzinsen sind bei einzelnen Landschaften schon recht hoch.

Nach den im „Deutschen Oekonomist“ gemachten Angaben sind die am 1. April jedes Jahres noch rückständigen Zinsen bei der Ostpreußischen Landschaft seit 1891 stetig gewachsen. Am 1. April 1894 betrugen die Zinsenrückstände

*) Saling's Börsenpapiere. 6. Aufl. 1892. 1. Theil S. 327, 337, 339.

**) Saling's Börsenpapiere. 6. Aufl. 1. Theil. S. 338 ff. Vergl. daselbst die Ausführungen über die schwere Realisirbarkeit der landschaftlichen Hypothekenforderungen.

***) Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 1. Ergänz.-Bd. Artikel Landschaften. S. 625.

*) Vergl. H. Brämer. Die Grundkreditinstitute in Preußen im VII. Jahrg. d. Zeitschr. des preußischen Statistischen Büreaus 1867 S. 216 ff. Der deutsche Oekonomist gibt die Zinsrückstände der westpreußischen Landschaft im Jahre 1815 sogar mit 2 785 512 Thlr., also mit ca. 28 Proz. der Pfandbriefschuld an. Der niedrigste Kursstand dieser Pfandbriefe wird ebendaselbst für das Jahr 1812 mit nur 17 Proz. angegeben. Vergl. Deutscher Oekonomist 1887. S. 308.

1 001 659,79 Mk., das sind rund 10 Proz. des Zinsensolls und des Quittungsgroschens in Höhe von 10 173 173,07 Mk. Das Soll der Tilgungsbeiträge war pro 1893/94 978 052,76 Mk. Rückständig waren am 1. April 1894 94 328 Mk., also ebenfalls nahezu 10 Proz. Von sämmtlichen Rückständen waren am 12. Juli 1894 immer noch 438 094,26 Mk. unbezahlt. Das gesammte Vermögen der Landschaft betrug am 1. April 1894 nur 8 173 298,32 Mk., der Pfandbriefsumlauf am 31. Dezember desselben Jahres aber 261 868 250 Mk. Daß die Lage dieser Landschaft aber schon im Jahre 1888 nicht als eine besonders günstige und liquide bezeichnet werden konnte, zeigt die im Geschäftsberichte pro 31. März 1887/88 mitgetheilte Entnahme eines Darlehens von 120 000 Mk aus dem Fonds zur Einlösung der laufenden Coupons.

Wir glauben nachgewiesen zu haben, daß selbst die auf Solidarhaft der Verbandsgenossen (Generalgarantie) fundirten Pfandbriefe nicht unter allen Umständen als unbedingt sicher betrachtet werden können. In weit geringerem Maße ist aber diese unbedingte Sicherheit vorhanden bei denjenigen Pfandbriefen, bei welchen die Generalgarantie völlig oder auch theilweise fehlt. Nicht immer scheinen uns diese Pfandbriefe die Bezeichnung eines „erstklassigen Papieres“ zu verdienen.

Landschaftliche Pfandbriefe, bei denen die Generalgarantie völlig fehlt, für welche also nur die Sicherheitsfonds und die Hypothekenforderungen haften, waren Ende 1894 im Umlauf

404 323 750 Mk.,

das sind 21,8 Proz. aller im Umlauf befindlichen Pfandbriefe, und zwar:

Schlesische Pfandbriefe La. C	49 210 350	Mk.
" " D	74 955 900	"
Neue Schlesische Rustikal-Pfandbriefe . .	19 074 600	"
Westpreußische Ritterschaftliche Pfandbriefe II. Serie	18 078 700	"
Posener Pfandbriefe	243 004 200	"

Also auch einzelne alte Landschaften, deren Pfandbriefe ursprünglich alle auf der genossenschaftlichen Haftung beruhten, haben in neuerer Zeit Pfandbriefe ohne Generalgarantie der Verbandsgenossen ausgegeben.

Nach dem Berichte der Posener Landschaft waren am 31. März 1888 aus dem Fälligkeitstermin Dezember 1887 von 292 Gütern die Zinsen rückständig geblieben mit . . . . 479 955 Mk.
aus früheren Terminen . . . . 108 367 "
zusammen 588 322 Mk.

oder 8,67 Proz. des Zinsensolls pro II. Semester mit 6 783 560 Mk.

Am 9. März 1893 waren noch 337 971,91 Mk. Zinsen rückständig, das sind 5,34 Proz. des Zinsensolls für das 2. Semester. Wieviel Rückstände vorschußweise aus dem Reservefonds gedeckt waren, wird von der Landschaft nicht mitgetheilt.

Bei den Hypotheken-Aktienbanken sind die Zinsenrückstände meist weit geringer als bei diesen Landschaften. Besonders hoch ist bei der Posener Landschaft die Zahl der Zwangsversteigerungen und der Zwangsverwaltungen, ein Beweis für die geringe Qualität der Darlehensforderungen. Nach dem Bericht pro 1892/93 standen 15 Güter mit einem Flächenraum von 10 555,24 Hektaren unter Zwangsverwaltung. Das Zwangsversteigerungsverfahren schwebte über 17 Gütern mit einem Flächenraum von 7703,64 Hektaren, und zwar bei 13 Gütern auf eigenen Antrag der Landschaft. In einem Artikel des deutschen Oekonomist — eines auch für die Agrarier sonst einwandsfreien Blattes — wird hieran die nicht unberechtigte Bemerkung geknüpft, daß diese Zustände schon zu einem Zusammenbruch hätten führen müssen, wenn nicht am Ende die Ansiedlungskommission die Güter übernähme. In der That würden die Fonds der Landschaft schwerlich dazu ausgereicht haben.

Mehren sich die Fälle, in welchen die Landschaft zur Vermeidung der Subhastation die Güter selbst übernehmen muß, so kann die Landschaft leicht in eine schwierige Lage kommen. Die zu übernehmenden Güter sind von den letzten Besitzern in der Regel devastirt und befinden sich in einem so verwahrlosten Zustande, daß sie nicht nur in den ersten Jahren einen Ertrag überhaupt nicht abwerfen, sondern im Gegentheil bei einer rationellen Bewirthschaftung noch Zuschüsse erfordern. Diese müssen aber noch aufgebracht werden neben denjenigen Beträgen, welche für die Zurückziehung der auf den übernommenen Gütern ruhenden Pfandbriefe erforderlich sind. Der zulässige Reservefonds der Posener Landschaft darf den Betrag von 10 Proz. des Pfandbriefumlaufs nicht übersteigen, das waren Ende 1894 etwa 24 Mill. Mark. Die Amortisationsfonds der Landschaften sind aber durch die Konvertirungen der Pfandbriefe zur Deckung der Kursverluste stark in Anspruch genommen worden.

Sind nun die eigenen Mittel der Landschaft erschöpft, so wird sie beim Fehlen der Generalgarantie der Verbandsgenossen die Pfandbriefzinsen schuldig bleiben und der Staat ein Moratorium für die betreffende Landschaft dekretiren müssen, wie dies in der Krisis im Anfang dieses Jahrhunderts geschehen ist.

Bei den schlesischen Pfandbriefen La. C und bei den westpreußischen (Ritterschaftlichen) Pfandbriefen II. Serie tritt aber noch ein weiteres die Sicherheit dieser Pfandbriefe schmälerndes Moment hinzu. Sie sind nämlich nicht auf der ersten Werthhälfte der beliehenen Güter fundirt, sondern die schlesischen Pfandbriefe La. C lediglich auf dem vierten Sechstel, die westpreußischen Pfandbriefe II. Serie auf dem sechsten Zehntel des Taxwerthes der beliehenen Güter. Für alle anderen von diesen Landschaften ausgegebenen Pfandbriefe haften die auf die erste Hälfte des Taxwerthes der beliehenen Güter gegründeten Hypothekenforderungen, diese müssen erst volle Befriedigung finden, ehe die Hypothekenforderungen der zweiten Pfandbriefserien an die Reihe kommen. Die Fundirung dieser Pfandbriefe besteht also aus Hypotheken an zweiter Stelle. Und überdies fehlt noch die Grundlage der genossenschaftlichen Haftung!

Daß dies nicht unbedenklich ist, leuchtet ein, zumal bei der westpreußischen Landschaft einer Schuldensumme von etwa 153 Millionen Mark nur ein Vermögen von $12\frac{1}{2}$ Millionen Mark gegenübersteht. Aber von diesem Vermögen kommt nur ein sehr kleiner Theil, nämlich der Sicherheitsfonds als Garantie für die II. Pfandbriefserie in Betracht.*)

Es ist im Prinzip gänzlich ungerechtfertigt, daß die Kurse solcher minderwerthigen Pfandbriefe ebenso hoch, in einzelnen Fällen sogar noch höher notirt werden, als die auf Generalgarantie und erststellige Hypothekenforderungen fundirten Pfandbriefe derselben Landschaften.

Eine getrennte Notirung der verschiedenen Pfandbriefkategorien im Kurszettel der Berliner Börse wurde für die westpreußische Landschaft erst vom 1. Januar 1888 an auf Anregung der General-Landschaftsdirektion in Marienwerder eingeführt. Für die 4proz. schlesischen Pfandbriefe Lit. A und Lit. C und für die $3\frac{1}{2}$prozentigen Lit A und Lit C werden in Berlin erst seit 22. August 1892 vier getrennte Notizen gemacht. Trotzdem sind aber Kursunterschiede fast nie vorhanden.

Bei den in den letzten 40 Jahren neu gegründeten Landschaften ist ganz allgemein das altbewährte Prinzip

*) Zusatz 2 vom 15. Mai 1868 zu § 5 des revidirten Reglements vom 25. Juni 1851 lautet wörtlich: „Für die nach dem Regulativ über die landschaftliche Beleihung der Güter auf das sechste Zehntel zu gewährenden Pfandbriefe zweiter Serie haften nach § 13 des Reglements: a) der Sicherheitsfonds; b) die Hypothekenforderungen, welche die Landschaft für gegebene Darlehen erworben. Die sonstigen Fonds der Landschaft sind für die Pfandbriefe II. Serie nicht verhaftet. Ebensowenig erstreckt sich die Generalgarantie (§ 5 Nr. 3) auf die Pfandbriefe dieser Art.“

der adligen Generalgarantie ausgegeben und durch eine sogenannte „beschränkte Generalgarantie“ von oft nur mäßiger Qualität ersetzt worden. Diese Landschaften hatten insgesammt Mk. 155 947 985, das sind 8,4 Proz. aller im Jahre 1894 überhaupt umlaufenden Pfandbriefe ausgegeben und zwar:

Neue westpreußische Pfandbriefe	Mk.	102 070 660
Pfandbriefe des pommerschen Landeskreditvereins	„	1 387 400
Pfandbriefe der Landschaft der Provinz Sachsen	„	6 932 525
Westfälische Pfandbriefe	„	36 873 500
Schleswig-Holsteinische Pfandbriefe . . .	„	8 683 900.

Die Sicherheit dieser Papiere ist trotz der beschränkten genossenschaftlichen Haftung oft noch geringer, als bei den Pfandbriefen derjenigen Landschaften, bei denen die Generalgarantie überhaupt nicht vorhanden ist, weil die Sicherheitsfonds zum Theil sehr klein sind und die Haftung eine außerordentlich schwache ist.

So gründet sich die Sicherheit der Pfandbriefe der Landschaft der Provinz Sachsen fast lediglich auf die Solidität der Verwaltung. Eigene Fonds sind bei diesem Institut erst seit 1887 vorhanden. Dieselben sind aber noch so gering, daß sie als Garantie nicht in Betracht kommen. Der Sicherheitsfonds bestand Ende 1894 aus 192 825 Mk in eigenen Pfandbriefen und 2057 Mk. in baar, die gesammten Fonds beliefen sich auf etwa 416 000 Mk. Die beschränkte Generalgarantie ist außerordentlich gering; sie liegt in der Haftung des Verbandes mit den Reservekonten seiner Mitglieder. Die Reservekonten müssen auf Verlangen bis auf 5 Proz. des ursprünglichen Darlehensbetrages ergänzt werden. „Sollte aber jemals die Summe der stattgehabten Ausfälle 5 Proz. des von den Mitgliedern ursprünglich aufgenommenen Darlehnskapitals übersteigen, so dürfte den Pfandbriefbesitzern nichts weiter übrig bleiben, als die Hypothekenaktiva des Vereins unter sich zu theilen.“*)

Die gleichen Mängel zeigt die Fundirung der Westfälischen Pfandbriefe. Bei einem Pfandbriefumlauf von 36 873 500 Mk. bezifferte sich Ende 1894 der Betriebsfonds auf nur 130 000 Mk, der Reservefonds auf 545 000 Mk.

Eine ausreichendere Sicherheit als bei diesen beiden Landschaften bietet die beschränkte Generalgarantie bei den Pfandbriefen der Neuen Westpreußischen Landschaft und des Landschaftlichen Kreditverbandes für die Provinz Schleswig-Holstein. Bei dem ersteren Institut können nach Erschöpfung des Sicherheitsfonds für den Fall etwa eintretender Verluste die Amortisationsguthaben der einzelnen Verbandsmitglieder herangezogen werden und bei Letzterem sind die Verbandsmitglieder — soweit das Vermögen des Verbandes zur Deckung etwaiger Verluste nicht ausreicht — nach § 25 der Statuten bis zur Höhe von 10 Proz. des bei Entstehung des Verlustes noch nicht abgetragenen Darlehens solidarisch haftbar.

Haben wir schon vorher gezeigt, daß selbst die auf Solidarhaft der Verbandsgenossen gegründeten Pfandbriefe in den kritischen Zeiten einer gesteigerten landwirthschaftlichen Nothlage an innerem Werth beträchtliche Einbuße erleiden können, so ist diese Möglichkeit noch viel näher gerückt bei den Pfandbriefen derjenigen Landschaften, denen diese Sicherstellung ganz oder theilweise fehlt.

Von diesen Papieren war aber im Jahre 1894 der ansehnliche Betrag von Mk. 560 271 735, das sind 30 Proz. aller landschaftlichen Pfandbriefe im Umlauf.

Nicht zum wenigsten sind die andauernden Klagen und die maßlosen Ansprüche der Agrarier daran schuld, daß die landschaftlichen Pfandbriefe sich nicht mehr ihrer früheren Beliebtheit erfreuen. Die Banken und Bankiers aber haben keine Veranlassung, die Kastanien aus dem Feuer zu holen für einen Stand, der fortwährend die heftigsten Angriffe gegen das Großkapital und die Börse richtet. Das gibt sich jetzt schon in dem Kursrückgange der Pfandbriefe zu erkennen sowie in den Schwierigkeiten, welche sich der glatten Durchführung der Konvertirung dieser Papiere entgegenstellen.

Es liegt uns fern, die augenblickliche Sicherheit der landschaftlichen Pfandbriefe anzuzweifeln, aber es verdient wohl hervorgehoben zu werden, daß die fortgesetzten Klagen über den Niedergang der Landwirthschaft auf die Dauer die Sicherheit dieser Papiere, in erster Linie die von den schwächer organisirten Landschaften ausgegebenen, gefährden müssen.

Diese Sicherheit steht im Abhängigkeitsverhältniß zur wirthschaftlichen Lage eines einzelnen Standes, nicht aller Stände.

Die Reichs- und Staatsanleihen aber stützen sich auf die Steuerkraft der ganzen Bevölkerung. Das ist eine Fundirung, die nur in Zeiten gefährdet ist, in denen das Wohl des Reichs auf dem Spiele steht. Auf diesen guten Gründen beruht es, daß einmal die Reichs- und Staatsanleihen im Kurse höher stehen als die Pfandbriefe, und daß ferner die Reichs- und Staatsanleihen von der Reichsbank bei der Beleihung im Lombardverkehr durch einen um ½ Prozent niedrigeren Zinssatz vor allen übrigen Papieren — auch vor den landschaftlichen Pfandbriefen — bevorzugt werden.

* * *

*) Saling, Börsenpapiere. 1. Theil. S. 342.

Das Reisen in Savoyen.

Als Ziel einer Erholungsreise im Frühling wählt sich der Deutsche am liebsten Italien und das mit Recht. Sollte aber einmal Diesem oder Jenem ein anderes Ziel belieben, ein Land z. B., das zu Ende April und zu Anfang Mai nicht von Touristen wimmelt, wo keine deutschen Hochzeitspärchen, keine allein reisenden alten Engländerinnen auf Eisenbahnen und Dampfschiffen vorherrschende Typen sind, wo man sich vielmehr auf die Landesbewohner angewiesen sieht, zu diesen daher aber auch leicht in ein intimes Verhältniß tritt, so kann ich aus eigener frischer Erfahrung Savoyen als ein derartiges angenehmes Frühjahrsreiseziel sehr empfehlen. Nur muß man sich dazu gutes Wetter bestellen; denn auf die schöne Natur ist man hier ausschließlich angewiesen. Kunstmuseen von Bedeutung, wichtige Alterthümer fehlen; die Städte Annecy, Aix-les-bains, Chambéry besitzen zwar komfortable Gasthöfe ersten und zweiten Ranges, bieten jedoch an Sehenswürdigkeiten wenig, ihr bestes ist ihre wundervolle Lage in Gebirgslandschaften von edeln Formen und in der Nähe lieblicher Seen.

Ein weiteres Erforderniß zum Reisen in Savoyen ist Kenntniß der Landessprache, der französischen. Es erscheint dem gebildeten deutschen Leser vielleicht etwas überflüssig, daß ich ihm die Mittheilung herjetze, man spreche in Savoyen französisch. Aber dieses Land ist zwischen Italien und Frankreich, die es abwechselnd ihr eigen nannten, binnen eines Jahrhunderts viermal hin- und hergeschoben worden, so daß die Savoyarden manchmal selber kaum wußten, zu welcher Nation sie eigentlich gehörten. Und sogar von den Franzosen werden sie mitunter für Halbitaliener gehalten. Ich erfuhr in dieser Beziehung in Annecy eine lustige Anekdote, der ihr zu Grunde liegende Vorgang soll buchstäblich wahr sein. Es war im Jahr 1860, als Savoyen durch den Vertrag von Nizza soeben an Frankreich gekommen war. Da stieg vor dem Hotel Verdun auf der Promenade du Pâquier zu Annecy ein feierlich schwarz gekleideter Herr aus dem Wagen. Es war der direkt von Paris hergereiste Beamte, der die Civilverwaltung der Stadt übernehmen sollte. Erwartungsvoll umstanden Wirth und Kellner den Ankömmling. Dieser holte aus seinem Ueberrock ein Taschenwörterbuch hervor, sah darin nach und brachte sodann in mühseligem Italienisch die Worte heraus: Potete darmi una buona camera di notte? („Können Sie mir ein

gutes Schlafzimmer geben?) Wirth und Kellner sahen sich befremdet an. Was der Herr aus Paris für ein merkwürdiges Französisch sprach! Und sie erinnerten sich, daß der Hausknecht des Hotels aus dem Langue d'oc gebürtig war; der verstand vielleicht den fremden Herrn; aber als sie ihn herbeiholten, kannte auch er diese Sprache nicht. Dem Civilbeamten riß die Geduld, er begann auf französisch zu fluchen und nun ergab sich, daß man ihn vollkommen begriff und er zu seiner Beschämung erfuhr, in der neugewonnenen Provinz Frankreichs sei das Französische Landessprache. Doch kam er später, beim Essen, als der Wirth hinter seinem Stuhle stand, auf die Sache noch einmal zurück, indem er zu verstehen gab, man spreche wohl erst seit der Annexion französisch und geradezu fragte, welche Sprache man vorher gesprochen habe. Das wurde dem Wirthe zu toll und ärgerlich gab er die treffende Antwort: Alors nous ne parlions pas. („Da sprachen wir gar nicht.)

Freilich gibt es auch in Savoyen, wie fast überall in der Welt, neben der anerkannten Verkehrs- und Schriftsprache, Mundarten, die namentlich beim Landvolk vorherrschen. Wenn ich in der Eisenbahn dritter Klasse fuhr und die Marktweiber im gleichen Coupé sich unter einander in ihrem Dialekt unterhielten, so verstand ich so viel wie nichts. Sieht man den Dialekt geschrieben, so kann man sich durch Nachdenken die Wörter schon zurecht legen, daß man begreift, was sie bedeuten. Hier eine Probe aus dem Patois des Bauges (einer Gebirgsgegend in der Nähe von Chambéry), der Anfang der Parabel vom verlorenen Sohn: On homo avai dues enfans dont le pe josino desait à son pare: pare, baillez me le bin que de daivo avai po ma part; et il lon partadia son bin.

Im Verkehr mit dem Fremden geben sich übrigens auch Bauersleute Mühe, ein verständliches Französisch zu sprechen und vollends in den Städten, an der Wirthstafel u. s. w. wird man kein Patois zu hören bekommen.

Die Wirthshäuser, — um diesen wichtigen Punkt gleich zu erörtern — fand ich überall angenehm und billig; nur Aix-les-bains, der durch seine heißen Schwefelquellen berühmte sehr besuchte Badeort hat natürlich, wie ähnliche Badeorte in Deutschland oder Oesterreich oder der Schweiz, seine höheren Ausnahmepreise. Am besten speist man in den von Handelsreisenden besuchten Gasthöfen (wie z. B. im „Aigle“ in Annecy) und zahlt dort für eine vortreffliche Table d'hôte mit Wein nicht mehr als 3 Francs 50 Centimes. Der Wein, weißer und rother nach Belieben, gehört überhaupt in ganz Savoyen zum Couvert und es herrscht in dieser Beziehung die größte Liberalität, indem die geleerte Flasche sofort durch eine zweite ersetzt wird, ohne daß auf der Wirthshausrechnung Wein überhaupt figurirte. Damit hängt wohl die Tischsitte zusammen, daß Jeder, bevor er sich einschänkt, zuerst seinem Nachbar das Glas füllt, was man nicht ablehnen darf, ohne zu beleidigen, vielmehr später erwidern muß.

Wer durch die Brille oder durch den Accent seiner Aussprache des Französischen bei den Tischgenossen die Vermuthung deutscher Nationalität erweckt, wird allerdings trotz solcher höflicher Trinksitten mit den Nachbarn nicht leicht in eine lebhafte Unterhaltung gerathen. Indessen darf man aus der kühlen Reservirtheit der Hotelgäste, die aus allen Theilen Frankreichs zugereist sind, noch keineswegs auf den französischen Patriotismus oder gar Chauvinismus der Savoyarden einen Schluß ziehen. Da ich mich gelegentlich da und dort als Schweizer bekannte, war es mir nicht schwer, mit schlichten Bürgern ein leidenschaftsloses politisches Gespräch zu führen, so einmal mit einem Bauer aus der Gegend von Faverges (unweit des Annecysees), ein andermal mit einem Müller, mit dem ich in Thônes, einem Städtchen am Eingang des Grand Bornandthales zu Mittag aß. Das Ministerium Bourgeois war soeben gefallen, kein neues noch gebildet. Sowohl der Bauer wie der Müller waren „auf diese Advokatenregierung in Paris“ sehr schlecht zu sprechen, beide stimmten auch darin überein, daß sie ihrer engeren Heimath Savoyen autonome Verwaltung wünschten. Der Bauer erwähnte unter anderm, wie seiner Zeit, als Savoyen noch zu Italien gehört habe, die Söhne des Landes auf die Schlachtfelder von Solferino und Magenta seien geführt worden; dann habe man gehofft, durch den Anschluß an ein so starkes Land wie Frankreich vor solchem Blutzoll sicher zu sein. Kaum habe man aber zehn Jahre lang zu Frankreich gehört, so sei die Schlachtbank auf den Feldern von Gravelotte und Sedan aufgestellt worden. Und immer für Dinge, die Savoyen gar nichts angingen. Warum denn dieses arme Bergland den Rücken herhalten müsse, wenn „die Advokaten in Paris“ Schläge bekommen sollten? — Ich muß gestehen, daß mir der verbrecherische Wahnsinn des Krieges kaum jemals stärker zum Bewußtsein gekommen ist, als auf jener einsamen, abendlichen Bergstraße in Savoyen neben dem schlichten Manne, der für seine Heimath nichts anderes begehrte, als daß man sie in Ruhe lasse. Der Müller in Thônes, der, wie gesagt, im Ganzen ähnliche Gedanken vorbrachte, begriff indessen doch auch die Vortheile besser, welche Savoyen durch die Angliederung an Frankreich erwachsen sind. Viele tausend Savoyarden finden in Paris, nicht nur als Kaminfeger, auch in allen möglichen anderen Stellungen, da man die Treue und den Fleiß ihrer Rasse zu schätzen weiß, ihr gutes Auskommen und außerdem bringt das reiche Frankreich für das arme Savoyen durch Beiträge zur Verbauung von Wildwassern, Anlegung von Alpenstraßen u. s. w. manche Opfer. Endlich erhöht die erwähnte Sprachgemeinschaft die Anhänglichkeit an Frankreich, auch schmeichelt es den Savoyarden, in einer Großmacht ersten Ranges aufgegangen zu sein und jedenfalls möchten sie nicht zu Italien zurückkehren. „Savoyards“ hören sie sich übrigens nicht gern nennen, sie möchten lieber „Savoyens“ heißen. Uns Schweizern wäre es auch nicht angenehm, als: „Suissards“ bezeichnet zu werden, meinte ein Bürger aus Annecy, mit dem ich über dergleichen sprach. Ebenso mögen sie es nicht gern, wenn man auf die „marmotte“ anspielt. Der kleine Savoyarde mit dem Murmelthier, dessen schwermüthiges, von Beethoven in Töne gesetztes Liedchen wir aus Goethe's „Jahrmarktsfest zu Plundersweilen“ kennen, komme in Wirklichkeit gar nicht mehr vor und mit Lachen erzählte man mir in einem Hotel zu Annecy von einem Engländer, der, da er am Morgen sehr früh verreiste, den Wirth gefragt habe, ob denn wohl die Murmelthiermagazine schon offen ständen, denn er wolle seinen Kindern zwei lebende Murmelthiere mitbringen. „Ma foi!“ fügte der Wirth bei, „das einzige Murmelthier in Annecy ist ein ausgestopftes und befindet sich in unserem kleinen Museum.“

Es versteht sich von selbst, daß für eine Frühjahrsreise in Savoyen das wirkliche Murmelthierland, Chamonix mit dem Montblanc, nicht in Betracht kommt; dort liegt im Mai noch zu viel Schnee, wenn auch nicht nothwendiger Weise in der Thalsohle. Der See von Annecy mit seiner milden Bucht Talloires, der lac du Bourget, der sich von Aix gegen Chambéry hinzieht, Chambéry selbst mit seinen reizvollen nahen Bergen, die — nach Châteaubriand — an das Taygetusgebirge im Peloponnes erinnern sollen, das sind die rechten Orte für eine Frühlingswanderung in Savoyen. Man befindet sich hier ungefähr unter demselben Breitengrade wie der südliche Theil des Comersees und merkt es an der Vegetation, die auch den milderen Gegenden der Westschweiz um ungefähr acht bis vierzehn Tage voraus ist. Wer das Auge nicht hat, dergleichen an den Bäumen und Sträuchern und den Blumen der Wiesen zu sehen, der spürt es bei Tisch an den vortrefflichen Spargeln und Artischocken, die Einem schon gegen Ende April in allen Wirthshäusern reichlich vorgesetzt werden.

Für kürzere Fahrten mag man sich in Savoyen überall der Waggons III. Klasse bedienen; sie sind zwar, nach altem System, sehr niedrig und mit nur kleinen Fenstern versehen, doch liegen auf den Holzbänken lange Polsterkissen und bis zum 1. Mai werden auch in alle Abtheilungen metallene, mit heißem Wasser gefüllte Fußwärmer auf den Hauptstationen in den Wagen geschoben; Nachts sind die Waggons gut erleuchtet. Die Posten dagegen halten einen Vergleich mit den schweizerischen Gebirgsposten nicht aus; sie sind

auch nicht staatlich, sondern Sache von Privatgesellschaften. Die Postkutsche selbst schon gleicht mehr einem ausrangirten Omnibus als einem ordentlichen Postwagen. Der Postillon ist zugleich Kondukteur. Ich fuhr einmal mit einem solchen Stellwagen von Thônes auf der Straße gegen Annecy. Als einziger Passagier hatte ich mich neben den Postillon auf den Bock geschwungen und das war gut. Denn schon bald hinter Thônes verfiel der Mann in süßen Schlummer, so daß wir einmal auf einen Steinhaufen am Wege fuhren und der Wagen beinahe umschlug. Das weckte den Rosselenker zwar auf zehn Minuten und trug den Pferden ein paar scharfe Peitschenhiebe ein, bald nachher aber schlief der Postillon so süß wie zuvor. Ich nahm die Zügel ruhig an mich und fuhr selbst. Als ich bei dem Dörfchen, wo ich ausstieg, sie dem fahrlässigen Beamten übergab, schien der hierüber nicht sonderlich erstaunt. Aehnliches mochte ihm wohl alle Tage passiren.

Im Ganzen aber habe ich von der Bevölkerung in Savoyen einen recht guten Eindruck empfangen. Es sind gute, sanfte, arbeitsame Menschen. Männern und Frauen sieht man an, daß ihnen das Leben just nicht leicht wird, daß sie mit einer kargen Natur um das bischen Nothdurft ringen müssen. Auf ihren Stirnen lagert Ernst, aber keine Leidenschaften entstellen die friedlichen Züge. Obwohl Reben selbst in Höhenlagen gebaut werden, wo man das Reifen der Trauben kaum für möglich halten sollte, ist der savoyische Bauer kein Weinsaufer. Sein Wesen ist still. In dieser Beziehung wird natürlich auch der Einfluß der Geistlichkeit fühlbar, die in Savoyen, dem Lande des heiligen Franz von Sales, beim Landvolk Alles gilt. Auch viel altangesessener Landadel bewohnt noch dieselben Schlösser und Burgen, die diesen Familien schon im Mittelalter gehörten und auch solche Gutsherren stehen natürlich in hohem Ansehen. Doch ist der Verkehrston zwischen ihnen und ihren Pächtersleuten und Dienern, ähnlich wie in Italien, kein förmlicher und steifer, sondern ein auf gegenseitigem Wohlwollen beruhender und anständig freier. Ich hatte unter anderm Gelegenheit, zwei adelige Fräulein zu beobachten, die mit ihren bäurischen Milchschwestern auf dem Dampfschiff nach der Stadt (Annecy) fuhren; es war ein Vergnügen, zu sehen, wie zwanglos heiter die vier Mädchen sich unterhielten.

Ein schönes Volk kann man die Savoyarden nicht nennen, die rauhe Lebensart in den Berghütten, das Tragen schwerer Lasten beeinträchtigt wohl frühzeitig Körperhaltung und Formen; doch sind sie derb und kräftig und neben dem vorherrschenden Schlag mittelgroßer, brünetter Leute trifft man auch auf große, blonde Männer und Frauen. Am hübschesten fand ich die Bevölkerung in Aix-les-bains und Chambéry; in letzterer Stadt namentlich fallen Einem die vielen schlanken, hochgewachsenen Damen auf, die den Mailänderinnen und den Turinerinnen an kerzengerader stolzer Haltung und Schönheit des Ganges wenig nachgeben. Man darf auch in dieser Beziehung nicht vergessen, daß Savoyen schon den Uebergang bildet zum angrenzenden Dauphiné, von wo ehemals südfranzösischer Minnegesang sich über die Provence verbreitete und daß die einstige „Sabaudia" (der lateinische Name Savoyens) wohl das Recht hat, selbst als altes romantisches Land bezeichnet zu werden.

Bern. J. V. Widmann.

Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte.

Schon einmal habe ich in der „Nation" (10. Jahrgang Nr. 28 vom 8. April 1893) von den Jahresberichten für neuere deutsche Litteraturgeschichte gesprochen — damals als dieselben eben zum ersten Mal erschienen waren, und habe Bedürfniß und Nothwendigkeit, Recht und Werth einer solchen Ueberschau über das in einem Jahr Geleistete gerade auch für das Gebiet der deutschen Litteraturgeschichte auseinandergesetzt. Darauf brauche ich deshalb heute nicht noch einmal einzugehen, so sehr sich mir bei mehrjährigem Gebrauch jene Nothwendigkeit und Nützlichkeit nun auch nachträglich nach praktisch bestätigt und das Bedürfniß nach diesen Jahresberichten sich gewissermaßen nun erst recht fühlbar gemacht hat, seitdem wir sie haben. Wie es den Fachleuten damit ergeht, weiß ich nicht; ich meine, für sie müsse sich der Werth und die Unentbehrlichkeit täglich mehr herausstellen; aber auch für uns, die wir auf angrenzenden Gebieten arbeiten und sie zwar oft genug, aber doch mehr nur gelegentlich zur Hilfe in der Noth herbeiziehen, erproben sie sich immer aufs neue.

Im Jahr 1893 lag erst ein einziger Jahrgang — der Bericht über 1890 vor; es war dies damals nach ein verhältnißmäßig schmächtiger Band. Heute haben wir drei weitere Bände — die Berichte über die Jahre 1891, 1892 und 1893*), und mit jedem Jahre sind die Bände an Umfang gewachsen. Darin offenbaren sich ja gewisse Schwierigkeiten und Nachtheile. Zunächst, soeben ist das Jahr 1893 zum Abschluß gekommen und eigentlich sollten wir schon das erste Heft von dem Bericht über 1895 haben; das ist ein großer Rückstand, der beim Gebrauch des Werkes recht spürbar wird. Aber begreifen kann man dieses Zurückbleiben wohl, zumal wenn man die Vorreden zu den einzelnen Bänden liest. Sie klingen zum Theil wie Kapitel aus einer Leidensgeschichte, wenn sie uns Jahr aus Jahr ein von den Schwierigkeiten berichten, mit denen die Redaktion zu kämpfen hat. Diese selbst hat gewechselt. An der Spitze des ersten und zweiten Bandes standen als Herausgeber Julius Elias, Max Herrmann und Siegfried Szamatólski; von diesen ist der eine, Szamatólski, 1894 gestorben, der andere, Herrmann, ausgeschieden; heute werden die Berichte von Elias und Max Osborn, „mit besonderer Unterstützung von Erich Schmidt", herausgegeben. Und ebenso wechseln die einzelnen Mitarbeiter: der Stab hat sich von 33 auf 40 erhöht, auch hier sind verschiedene ausgeschieden und durch andere ersetzt, Fächer sind vertauscht, Kapitel sind zerlegt, eines ist gar unter vier Bearbeiter vertheilt worden. Das alles bedeutet fast jedesmal auch eine Verzögerung und einen Aufschub. Aber umgekehrt zeigt sich dann auch, mit welcher Energie hier gearbeitet wird — sowohl von Seiten der Redaktion, die alle solche sich aufthürmenden Schwierigkeiten immer wieder siegreich überwindet, als von Seiten der einzelnen Mitarbeiter, die oft mitten im Jahr in die Bresche springen und dennoch ihr Pensum noch zu guter Zeit fertig stellen. Und auch der Verlagshandlung muß hier rühmend gedacht werden; denn auch ihre Aufgabe ist keine kleine, auch sie hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Allein aus allem dem läßt sich doch zugleich die Hoffnung schöpfen, daß es allmählich gelingen werde, den zeitlichen Abstand zu verkürzen und dahin zu kommen, daß wir jedesmal im darauffolgenden Jahre schon den gesammten Bericht über das vorangehende erhalten; nur dann kommt er ganz rechtzeitig in die Hand dessen, der ihn für seine Arbeit braucht.

Zu der Verzögerung trägt aber auch der wachsende Umfang bei. Auch dieses Wachsthum ist natürlich und unvermeidlich. Die Findigkeit, die hier nothwendig ist, der Blick auch für Entlegenes, der Spürsinn für das auch auf fremden Arbeitsgebieten zu Findende erwacht und wächst naturgemäß erst in und mit der Arbeit selbst; dabei schärft sich das Auge auch für Beziehungen, die

*) Von diesem letzten Band heißt der Titel: Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte unter Mitwirkung von J. Bolte, W. Creizenach, K. Drescher, G. Ellinger, E. Elster, P. Goldscheider, W. Golther, C. Gurlitt, O. Harnack, O. von Hase, A. Hauffen, K. Heinemann, E. Jeep, G. Kawerau, K. Kehrbach, A. Köster, G. Liebe, R. M. Meyer, V. Michels, J. Minor, F. Muncker, E. Naumann, L. Pariser, O. Pniower, A. Reifferscheid, H. Reimann, A. Sauer, W. Scheel, Ad. Stern, V. Valentin, F. Vogt, M. von Waldberg, O. F. Walzel, A. von Weilen, R. M. Werner, G. Winter, G. Witkowski, H. Wunderlich, mit besonderer Unterstützung von Erich Schmidt herausgegeben von Julius Elias und Max Osborn. Vierter Band (Jahr 1893). Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1896.

nicht so auf der Hand liegen und die doch zur deutschen Litteratur allüberall vorhanden sind; und so stellt sich der Umfang des zu Ueberschauenden und zu Durchforschenden immer größer, er stellt sich als ein fast unendlicher heraus. Aber andererseits liegen freilich hier auch Klippen. Die Uebersichtlichkeit, die beim ersten schmalen Bande ganz mühelos, fast ungesucht vorhanden war, droht bei dieser Fülle des Stoffes Noth zu leiden. Ich sage: das droht; denn noch ist die Gefahr durch sorgfältige Gliederung und vielfache Disponirung des überreichen Stoffes glücklich vermieden, und die ganz ausführlichen, freilich nicht ganz fehlerfreien Autoren- und Sachregister sorgen aufs beste mit. Aber an einzelnen Punkten tritt sie doch zuweilen wirklich schon in die Erscheinung: manches kommt mehrfach und an verschiedenen Orten zur Sprache. Es ist ja erklärlich und nicht unberechtigt, daß von Büchern, die selbst Verschiedenartiges behandeln, auch mehrfach und in mehreren Kapiteln die Rede ist. Aber wenn z. B. der Briefwechsel Wilhelm v. Humboldt's und E. M. Arndt's mit Johanna Motherby und im Anschluß daran das schöne Buch über Gabriele von Bülow, die Tochter Wilhelm von Humboldt's, zweimal, sowohl von Franz Muncker in dem Kapitel „Memoiren, Tagebücher und Briefwechsel" als von R. M. Meyer unter der Rubrik „Didaktik" ausführlich besprochen werden, so ist das des Guten entschieden zuviel: dort sucht man sie, hieher gehören sie nicht. Ich will freilich hinzufügen, daß gerade in diesem Fall die doppelte Behandlung überaus charakteristisch ist: Muncker sucht den Eindruck dieser leidenschaftlichen Briefe eher zu mildern, Meyer läßt sich das Pikante namentlich in den Briefen Arndt's doch nicht ganz entgehen; fast mit denselben Worten aber weisen dann doch wieder beide hin auf den Unterschied zwischen dieser Liebe Arndt's und dem, was Friedrich Schlegel unter Liebe versteht: jenen hat das Leben „doch nie matt und faul gemacht", das ist's, was ihn von den Romantikern trennt. Und noch viel größer ist die Differenz, wenn Meyer das Buch Stein's über Nietzsche „recht wenig philosophisch und erstaunlich fern von jedem tieferen Verständniß für die Eigenart dieses Philosophen" findet und dagegen an den „herrlichen Dokumenten" sich erbaut, die Malwida von Meysenbug aus ihren Erinnerungen an Nietzsche mittheilt, während R. M. Werner diese Notizen „herzlich unbedeutend" nennt und Stein's Essay mit sichtlicher Zustimmung bespricht. Entschädigt uns in diesen und ähnlichen Fällen die Verschiedenartigkeit der Standpunkte und das Pikante oder Humorvolle eines solchen glatten blanken Widerspruches für das Ueberflüssige der Wiederholung, so durfte doch ein so unbedeutendes Büchelchen wie das von Kopff über „das Verhältniß zwischen Christenthum und Litteratur" unter keinen Umständen dreimal (nach dem Register fälschlich sogar viermal) erwähnt und die Borniertheit dieses pietistischen Standpunktes nicht immer wieder zurückgewiesen werden, als ob das etwas wäre: in Württemberg, wo man diese Denkweise, die bedauert, daß Homer kein Gesangbuch geschrieben und Achilles keinen Konfirmationsunterricht genossen hat, zur Genüge kennt, wird man über dieses Uebermaß von Werthschätzung doch billig erstaunen und erstaunt lächeln. Das führt mich auf den Vorwurf zurück, den ich schon dem ersten Bande gegenüber nicht ganz habe unterdrücken können: daß Süddeutsches nicht immer genügend gekannt und nicht immer richtig gewürdigt sei; daher greifen gerade ihm gegenüber einzelne Mitarbeiter in Auswahl und Urtheil zuweilen fehl. Freilich gleicht sich auch das wieder aus, wie wir an Muncker und Meyer sehen, welch letzterer uns Süddeutschen mit seiner spezifisch Berlinerischen Geistesrichtung wirklich ganz besonders charakteristisch und interessant erscheint, auch wo er sich gelegentlich gegen uns und unsere Art nicht ganz gerecht zeigt; denn hat er mehr Geist, so haben wir vielleicht mehr Humor, und der ist fast wie die Liebe — langmüthig und freundlich, verträgt vieles und duldet manches.

Eine weitere Gefahr liegt in dem schon angedeuteten Umstand, daß sich die Litteraturgeschichte mit fast allen Gebieten des Wissens berührt, die Aufgabe somit etwas Uferloses hat und daher die Mitarbeiter sich berechtigt oder gar verpflichtet glauben, über das eigentlich Litterarhistorische weit hinauszugreifen. Zunächst ist das unvermeidlich; von der Litteraturgeschichte gilt das nil humani a me alienum puto in hervorragendem Maße; und das soll und darf sich auch in diesen Jahresberichten widerspiegeln. Das gibt ihnen das Umfassende und Weltweite und zugleich das Tiefgründige und Tiefdringende; auch das Hinausgreifen über die nationalen Grenzen gehört mit hierher; ein Kapitel über die deutsche Litteratur und das Ausland durfte deshalb nicht fehlen. Auf diesem Humanen und Weitausgreifenden beruht gerade auch der Werth dieser Berichte für uns Außenstehende. Geschichte, Philosophie, Pädagogik, bildende Künste, Musik, gelegentlich selbst Naturwissenschaften gehören vor ihr Forum. In dem von Meyer behandelten Kapitel „Didaktik" tritt uns das am deutlichsten und glänzendsten entgegen. Deshalb möchte ich auch gegen die der Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens und der politischen Geschichte der Neuzeit gewidmeten besonderen Abschnitte nichts Prinzipielles einwenden. Aber wenn sich in dem letzteren Philippson u. a. mit Maurenbrecher in eine Kontroverse über den Antheil des Kronprinzen Friedrich an dem Werden des Deutschen Reiches einläßt, so gehört dergleichen doch kaum in einen Bericht über neuere deutsche Litteraturgeschichte; überdies haben wir für „politische Geschichte" ebenso wie für die Pädagogik seit längerer Zeit schon eigene Jahresberichte.

Was endlich die Art der Ausführung im Einzelnen betrifft, so ist diese natürlich bei den verschiedenen Mitarbeitern nicht durchweg gleichartig: die einen sprechen ausführlich über die Bücher, die sie zu charakterisiren haben und fügen neben bestimmten Werthurtheilen auch Ergänzungen oder sachliche Einwände aus der eigenen Arbeit hinzu; andere dagegen beschränken sich auf kurze knappe Inhalts- und Werthangaben, in deren Formulirung besonders Erich Schmidt Meister ist, der mit wenigen Worten viel sagt und mit Grazie auch heftige Angriffe parirt oder den Gegner durch gelegentliche Selbstkritik entwaffnet. Wenn nun auch für ein derartig weitschichtiges Sammelwerk die letztere Art entschieden den Vorzug verdient, so kommt es doch zum Theil auch auf den Gegenstand und die Materie an, ob nicht wie z. B. in dem geistvollen Kapitel über die Poetik und Aesthetik vielmehr die Form breiterer Erörterung und eingehenderer Auseinandersetzung zu wählen und durchaus am Platze ist. Gerade solche ausführlicheren Berichterstatter beschenken uns mit so manchem werthvollen Auszug aus weniger zugänglichen Schriften, mit so eindringenden kritischen Darlegungen oder so fein gemalten Bildern und Bildchen, daß wir dergleichen um keinen Preis missen möchten. Und so kommen wir wie von den verschiedensten Punkten aus so auch von diesem darauf zurück, daß selbst die Mängel des Unternehmens zugleich doch wieder Vortheil und Gewinn in sich schließen: und daß tadeln so viel leichter ist als selber machen und als besser machen, das wird einem gerade hier ohnedies ganz klar.

Endlich aber noch eines. Zu einem derartigen Werke, an dem so viele zusammenarbeiten, gehört bei aller Freiheit im Einzelnen doch eine gewisse Gemeinsamkeit des Geistes; man denke z. B. an den trefflichen theologischen Jahresbericht von Holtzmann, dessen Mitarbeiter bei aller Verschiedenheit der Richtung doch den Standpunkt einer freigerichteten wissenschaftlichen Theologie nirgends verleugnen, wogegen in dem pädagogischen Jahresbericht von Rethwisch das weite Auseinandergehen der Ansichten bei den verschiedenen Berichterstattern einen erschreckend uneinheitlichen Eindruck macht, der nur dadurch erträglich wird, daß er von der Zerrissenheit der Anschauungen und Bestrebungen auf pädagogischem Gebiet ein beredtes, aber darum nicht minder unerfreuliches Zeugniß ablegt. Wie steht es damit bei den Jahresberichten für neuere deutsche Litteraturgeschichte? Nach einzelnen der angeführten Beispiele könnte es scheinen, als fehle es auch hier an der nothwendigen Gemeinsamkeit. Allein was von solchen Verschiedenheiten in der Form der Darstellung oder auch in Urtheil und Auf-

fassung gesagt wurde, das bezog sich doch immer nur auf Einzelnes. Im Ganzen zeigen die Mitarbeiter im Gegentheil ein überraschend einheitliches Gepräge, das uns beweist, daß die rabies, die man dereinst den Theologen und vor noch nicht allzu langer Zeit gerade auch den Germanisten als den Kämpfern um der Nibelungen Hort nachsagte, inzwischen von diesen auf andere Fächer und Kreise übergegangen ist; von den heftigen Debatten über den siebenjährigen Krieg und seinen Ursprung wird z. B. im übernächsten Band der Berichterstatter über die historische Litteratur erzählen müssen; und von dem wilden Kampfgetöse über das Heinedenkmal in Düsseldorf und Mainz berichtete heute schon Elster nicht ohne Ironie. Jener einheitliche Geist aber, der hier im Ganzen waltet, ist kein anderer als der „moderne“. Und zwar sind es nicht nur die jugendlichen Theilnehmer, deren Zahl ja freilich groß ist, auch die älteren erkennen jedenfalls alle das Berechtigte der neuen Richtungen an, wenngleich die Nüancen zwischen Werner und Meyer, zwischen Gurlitt und Veit Valentin, zwischen Ad. Stern und Otto Harnack sich daneben als recht erhebliche ausweisen. Dieses Moderne liegt ja schon in dem Plan des Werkes — in der Betonung der Litteraturgeschichte als solcher und in der Herabführung der historischen Betrachtung bis auf unsere Tage, in denen „sich auch wieder wie so manches Mal ein Neues regen will“. Das setzt voraus, daß die Mitarbeiter für die Gegenwart Interesse haben und den Werth des in ihr sich emporarbeitenden Neuen, des in ihr pulsirenden Lebens und seine Flügel regenden Geistes hoch genug veranschlagen, um es der Mühe werth zu halten, sich direkt mit ihm zu befassen oder ihre der Vergangenheit zugewendete Arbeit doch gern in eine bis auf diese Gegenwart herab reichende Kette einfügen zu lassen. Und so durchzieht das Werthgefühl für das Moderne die Artikel alle, wenn auch nicht alle dasselbe Moderne hoch und werth halten. So ist z. B. Werner Nietzsche gegenüber weit zurückhaltender und kühler als Meyer, bei dem man in den drei Jahrgängen das Wachsen seiner Nietzschebegeisterung deutlich verfolgen kann; eine solche Vorliebe macht ja natürlich leicht einseitig und ungerecht; aber gerade hier kommt es dann manchem Betroffenen zu gut, wenn er zweimal behandelt und so erst heftig gescholten und dann doch auch wieder sänftiglich belobt wird.

So steckt in diesen Bänden nicht nur viel solide Arbeit und so geben sie uns nicht nur ein vollständiges Bild von dem, was von Deutschen zur Kenntniß und zum Verständniß unserer Litteratur in wissenschaftlicher Arbeit oder als leichte Waare, in ernster Kritik oder in blinder Parteileidenschaft, Vergängliches und Bleibendes, Thörichtes und Gescheites im Lauf der Jahre beigetragen und geleistet wird; sondern sie sind selbst auch ein litterarisches Denkmal von bleibendem Werth und hervorragender Bedeutung als ein Buch voll Wissen und Geist, voll Temperament und Charakter, gelehrt und unterhaltend, überzeugend bald und bald nur überredend, belehrend oder auch temperamentvolle Menschen zum schärfsten Widerspruch herausfordernd. Vor allem aber, das Ganze ist so recht ein Ausdruck des Geistes, der in uns allen lebt, weil es der Geist des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts ist, dessen Kinder wir doch alle sind und den wir darum nicht verstimmt schelten oder dem wir uns nicht pedantisch entziehen dürfen und sollen. Darin liegt die Aktualität dieser Jahresberichte, die sie vor allen anderen voraushaben, und darin liegt das Interesse, das sie uns als modernen Menschen einflößen. Und deshalb darf ich auch in diesen dem Geistesleben unserer Nation gewidmeten Blättern immer wieder auf sie zurückkommen.

Straßburg i. E.

Theobald Ziegler.

Wie Henrik Ibsen der Bourgeoisie den Spiegel vorhält.

„Baumeister Solneß“ und „Klein Eyolf“ gehören zu den am schwersten verständlichen Werken Ibsens, und ein Widerstreit der Meinungen herrschte unter den gelehrten Ibsenforschern schon darüber, ob sie symbolisch aufzufassen seien oder nicht. Wurde es einerseits entschieden als unstatthaft verworfen, oder höchstens für einzelne Züge der Dichtungen eingeräumt, so machte sich andererseits das lebhafte Gefühl geltend, daß sie gleichnißartig, voll verborgener Beziehungen, worin freilich so manche auf den alternden Shakespeare und Goethe verweisend, Abnahme der schöpferischen Kraft, Altersmystik erblicken wollten. Allein nicht nur bekundete Ibsen von jeher hohe Lust an sinnbildlicher Darstellung — man denke nur an „Peer Gynt“ u. a. — es scheint mir hier ein Stoff vorzuliegen, dessen geschlossene dramatische Behandlung überhaupt erst durch die kühne Verwendung von Personifikation und Symbolik ermöglicht wurde. Welches ist dieser Stoff? Es sei mir gestattet meine Hypothese, die für mich mehr und mehr die Kraft der Ueberzeugung gewann, hier zu entwickeln, obwaltet doch, wie erwähnt, noch immer großer Meinungszwiespalt in der Beantwortung der Frage, die somit eine strittige, offene geblieben.*)

Bekanntlich hat Ibsen in seiner späteren Periode sich ausschließlich auf das soziale Drama geworfen, ganz im Sinne Hettner's, der dieses als höchste Form der dramatischen Poesie feiert. Ein eifriger Anhänger der Milieutheorie und völlig dem zeitgenössischen Leben zugekehrt, richtete sich, ein so tiefblickender Psychologe er ist, mehr noch als auf die Menschennatur an sich, sein Augenmerk auf den Einfluß, welchen die Gesellschaftsordnung — die herrschende, von der Bourgeoisie geschaffene — auf die Menschen von heute übt. Galt es ehedem als Gesetz aus der Schuld des Individuums selber, dessen tragisches Geschick erwachsen zu lassen, so liegt ihm der eigentliche Ursprung des Tragischen in jener sozialen Organisation, in ihr gleichsam die tragische Schuld. Freilich war auch sie ihm nur wie die That eines Einzelnen, in der er dessen Herz pulsiren fühlte, auf dessen Denken und Fühlen, Begierden und Leidenschaften er aus ihr zurückschloß. Bisher hatte er indeß immer nur die Schöpfung in ihren Wirkungen, nie den Schöpfer gezeichnet. In den beiden letzten Dramen bringt er nun endlich, wie ich zu zeigen versuchen will, diesen selbst auf die Bühne, hat er uns den Baumeister, der den sozialen Bau der Gegenwart aufführte, den Gutsherrn, auf dessen Grund und Boden, dem Elend überlassen, die arme Fischerbevölkerung haust, in seinem Wesen, seinem Streben, seinem Fehlen, seinen Geschicken vorgeführt.

Faßt man die verschiedenen Gestalten in „Baumeister Solneß“ ins Auge, so gewahrt man bald, daß sie — Angehörige des dritten und vierten Standes — je die charakteristischen Züge der Hauptglieder der letztern tragen, gewissermaßen zwei Gruppen bilden, deren Situation, deren Verhältniß zu einander, mit der Lage und gegenseitigen Stellung der beiden Klassen, wie sie sich heute gestaltet hat, durchaus identisch erscheint. An der Spitze der im Vordergrunde befindlichen Gruppe sehen wir den Baumeister stehen, diesen self made man, aus dessen König-Juste-Milien-Physiognomie uns die leibhafte Bourgeoisie entgegenschaut. Und wie wohl stimmt zu dieser seiner Persönlichkeit der Bericht aus seinem Munde über den Brand des alten Hauses, dem er sein schwindelnd rasches Emporkommen dankt; über die Thurmbesteigung, bei der er, der fromm-

*) In Bezug auf „Baumeister Solneß“ habe ich wohl schon früher meinen Standpunkt dargelegt. Doch glaube ich, bei weiterer Durcharbeitung des Stoffes, seither zu einer geklärteren Einsicht in die Ziele des Dichters gelangt zu sein, wobei ich nicht umhin kann, mit Dank des Einflusses zu gedenken, den Georg Brandes auf meine nunmehrige Auffassung der Hildegestalt genommen.

erzogene ehemalige Bursch' vom Lande, Gott erklärt, von nun an freier Baumeister sein, keine Kirchen mehr, nur Heimstätten für Menschen bauen zu wollen; wir hören von dem Jubel, der ihn damals umbrauste, wie er dann dem kleinen, ihm wie toll zujauchzenden Mädchen, das er im Festrausch küßte, das Königreich Apfelsinia dereinst zu kaufen versprach, und unwillkürlich werden uns die Vorgänge bei dem großen Brande, französische Revolution genannt, bei dem Herrschaftsantritte der durch sie emporgekommenen Bourgeoisie die utopischen Hoffnungen, mit welchen das von ihr verkündete Programm die Gemüther schwellte, vor die Seele gezaubert.

Wie sich uns hier in diesem Rückblicke ein Bild des glorreichsten Moments in der Geschichte der Bourgeoisie entrollte, so läßt der Dichter auch ihre weitere Laufbahn in Schattenbildern an unserer Erinnerung vorüberzeiten, wobei er uns zugleich den ganzen Komplex von Antrieben bloßlegt, der sie in der genommenen Richtung drängte. Wir erfahren von dem unerhörten Glück, das den Baumeister fortdauernd begünstigte, wie er nach und nach alle Konkurrenten aus dem Felde schlug, doch auch durch welche Helfershelfer er so Großes bewirkte, von dem Unhold — Ehrgeiz ist wohl sein bürgerlicher Name — der in ihm rumort, unter dessen Herrschaft er bald nicht so sehr bedacht ist, sein hohes Ziel der Menschenbeglückung zu erreichen, als sich selbst den ersten Platz zu sichern, ja Niemanden neben sich bauen zu lassen. Die geschichtliche Vergangenheit erschließen uns die Erzählungen des Baumeisters, was sich aber vor uns abspielt, das ist — bis auf die Phantasiebilder des Schlusses — die lebendige, gährende, von Hader durchzitterte Gegenwart.

Gleich in den Eröffnungsscenen sehen wir uns so mitten in den heute zwischen Bürger- und Arbeiterklasse ausgebrochenen Kampf versetzt. Er kündet sich an in dem verbissenen Groll, mit dem der greise Brovik, der Repräsentant des aussterbenden ältern Geschlechts der Arbeiter, den einst siegreichen Konkurrenten und nunmehrigen Brotherrn beschwört, seinem Sohn die Erlaubniß zum Bauen zu ertheilen. Er offenbart sich in der entschiedenen Weigerung des Baumeisters, der in Ragnar, wenn er ihn emporkommen ließe, den Rächer des einst von ihm erdrückten, über den Haufen geworfenen Vaters fürchtet, der in ihm die Jugend erblickt, die dem Umschwung vorangeht wie unter einer neuen Fahne und die dem Baumeister den Garaus machen möchte. In der fast gewaltsamen Einführung der episodischen, für den Gang der Handlung durchaus entbehrlichen Figur der Braut Ragnar's, der demüthigen Kaja Fosli aber, tritt deutlich das Bestreben hervor, in die Zeichnung der Beziehungen der beiden Stände auch die zu dem Mädchen der dienenden Klasse nicht fehlen zu lassen, dem Gegenstande steter Eifersucht für die Hausfrau, dem „Gänschen“, das dem Manne der höhern Kaste in einer Mischung von tiefem Respekt und Liebe willenlos ergeben, von ihm mißbraucht, dann aber mitleidlos der Verzweiflung überlassen wird.

Zu den traurigen Weiterungen mit dem Arbeiterstande tritt das zweite, unsere Zeit bewegende Zerwürfniß, das der beiden Geschlechter. Es findet seine konkrete dichterische Form in dem zerrütteten Verhältnisse des Baumeisters und seiner Gattin. Was der Unhold in ihm aus dem Weibe gemacht, wie er ihr das Lebensblut abgezapft, veranschaulicht Aline, dieses, man möchte sagen zugleich mit Leidenschaft und Mitleid karrikirte Konterfei der Dame der höheren Bürgerkreise. Welche Puppe der Konvenienz, um Puppen trauernd! Doch ist es das Unglück, das die arme Aline so kindisch, förmlich schwachsinnig gemacht. Sie irrt, eine Klagende, in dem prächtigen, vom Gatten erbauten Hause umher, darin sie nichts rechtes anzufangen weiß, keine ihr theuere Aufgabe zu erfüllen hat, entfremdet ihrem Manne und kinderlos. Sie hat bei dem Brande ihre so schönen, kräftigen Knaben verloren, nicht etwa unmittelbar durch diesen selbst, doch durch die Folgen, welche es für die damals eben Niedergekommene gehabt, als sie bei Nacht und Nebel aus dem brennenden Hause flüchten mußte. Ihre Milch verdarb. „Daß sie trotzdem die Amme der Kinder blieb, das raffte diese hin, das überstanden sie nicht.“ Mit andern Worten: Daß bei dem Weltbrande die Frau, einer Abgebrannten gleich, aus der alten in die neue Zeit versetzt ward, gerissen aus der ersteren, ohne zur Bürgerin der letzteren, darin „heimisch“ gemacht zu werden, das hat sie darum gebracht, geistig die Mutter des neuen Geschlechts zu sein, das hat sie darum gebracht, dem Manne der neuen Epoche, in seinen großen Aufgaben und Kämpfen, als die vertraute Berätherin, als Gattin im höhern Sinne zur Seite zu stehen. Einzig seinem körperlichen Wohlbefinden gehört ihre Sorge. Die geistig getrennte Ehe und der Verlust der Kinder, der verschlossene Mutterschoß des Weibes, dies Motiv schlingt sich durch alle spätern dramatischen Werke des Dichters. Am breitesten und in Tönen von erschütternder Gewalt variirt es sein jüngstes Drama. Nirgends aber ist es in so schneidenden, unausgelösten Dissonanzen durchgeführt, wie hier im „Baumeister Solneß“.

Wie Brovik gehört auch Frau Aline dem älteren Geschlechte an, und doppelt licht hebt von ihrer düsteren Erscheinung sich die des Frauenwesens ab, das gleich Ragnar als Einlaß begehrende Jugend, doch als eine dem Baumeister holdgesinnte, an dessen Thüre pocht. „Jugend gegen Jugend!“ hier. Der sozialistischen gegenüber, die individualistische. Der Sohn des vierten Standes, der schon auf gut Glück die Entwürfe für das neue Heim der jungen Leute angefertigt, und das Kind der Revolution, Hilde, die in des Baumeisters Kinderstube schläft.

Mit Begeisterung schuf der Dichter dieses Klärchen, in dem er seinem theuersten Gedanken Gestalt lieh. Dem Baumeister ist, wenn er sie ansieht, als blickte er gegen Sonnenaufgang. Ein Lichtstrahl fällt mit ihrem Kommen in sein verdüstertes Leben. Freudigkeit geht von ihr aus. Ein echtes Kind des Hochlands ist sie, voll gesunder, frischer Natürlichkeit. Ihr Wesen ist Wärme, Fülle, Schwung. Alles Sklavische ist ihr verhaßt, sklavisches Arbeiten, sklavische Pflichterfüllung. Doch mag sie, ein freier Geist, keine äußeren Schranken dulden, ihr Inneres zieht ihr sie, begehrt ihre hochgemuthe Seele, die alles Gewaltige in Spannung versetzt, nach Kampf, nach stolzem, kühnem Messen der Kräfte, so macht ihre Kühnheit sie auch wieder großherzig. Keine niedere, bange Rücksicht auf sich selbst, dämmt ihre natürliche Güte zurück, läßt ihren geraden Sinn sich feig verleugnen. Sie ist es denn auch, die von Ragnar's Tauglichkeit unterrichtet, in empörtem Rechtsgefühl, Solneß den Bleistift in die Hand drückt, damit er ihm die vorenthaltene Empfehlung zum Bauen gebe. Und er, der eben noch geschworen „In meinem Leben thue ich's nicht!“ schreibt, unwiderstehlich von ihr mit fortgerissen, ihm „etwas recht Herziges, Warmes, Gutes“.

Den Baumeister groß zu sehen, es ist Hilde das Leben, mehr als das Leben! Doch soll sie in dem Glauben an ihren Helden nicht wankend werden, muß sie ihn noch einmal hoch und frei stehen sehen wie einst. Gekommen das verheißene Apfelsinia zu fordern, hat sie einen gebrochenen Mann gefunden, der sich bankerott erklärt und das Ganze am liebsten in das Reich der Träume verweisen möchte. Hatte er bisher alles und alle dem einen Ziele geopfert, allein zu bauen, hatte er, um der hohen Aufgabe willen, die er sich gestellt, dazu volles Recht zu haben geglaubt, so ist nun der Tag gekommen, wo er nicht nur die bevorzugte Stellung gefährdet sieht, wo er zu der Ueberzeugung kommt, „daß Heimstätten für die Menschen zu bauen, keinen Pfifferling werth sei, sie diese nicht nöthig haben, jedenfalls nicht um glücklich zu sein“. Der innere Zusammenbruch, der sich in ihm mit dieser Entdeckung vollzieht, bildet die Katastrophe des Stückes, mit welcher das, was am Schlusse als solche erscheinen könnte, nichts gemein hat. Solneß zieht das Facit seines Lebens und findet es gleich null. Wie ausgelöscht ist ihm seine Vergangenheit. Sein Ausblick in die Zukunft aber: „Wird nie mehr bauen, der arme Baumeister.“ Da leuchtet ein Gedanke in Hilde auf. Noch weiß sie ihm eins, das er bauen kann. Es ist ihr Schloß, das zu dem, sie bleibt dabei, ihr verheißenen Königreiche gehört, es ist „das Allerherrlichste,

das es auf Erden gibt". Ein richtiges Luftschloß, doch wo sie Beide, Prinzessin und Baumeister, mitsammen zu höchster Höhe steigen können, worin, wie der von neuen Hoffnungen Beseelte glaubt, allein noch Menschenglück wohnen kann. Wohl das Luftschloß — Freiheit. „Mit Grundmauern darunter" will er es bauen.

Und nun am Abend, steigt er, ob ihm auch die Wiedervergeltung droht, ob er auch, der im Alltage nicht hoch stand, an Schwindel leidet, von Hilde zu heroischer That entflammt, ein sieghafter tragischer Held, zu dem Thurme hinan, den er an seinem Hause gebaut, und hängt den Kranz an dessen Spitze. Endlich, endlich, sieht ihn Hilde wieder hoch und frei. Gesang, Harfentöne, vernimmt sie in den Lüften, sieht ihn Worte mit der Gottheit selber wechseln. Er stürzt von der Höhe. „Aber bis zur Spitze kam er!" und unauslöschlich wird sein Andenken in ihrem Herzen leben. „Mein, mein Baumeister!" ruft sie in wilder Innigkeit. Und selbst Ragnar, der mit den Kameraden gekommen, sich daran zu weiden, wie er, „der sie so lange unten gehalten, nun auch einmal gefälligst unten bleibt", „wie er sich nicht getraut auf sein eigenes Haus hinaufzusteigen", selbst der grollende Ragnar kann sich der Ehrfurcht, der Theilnahme nicht entschlagen.

* * *

Derselbe Vorwurf, nur von einer andern Seite betrachtet, derselbe Grundgedanke, nur in weiterer Ausführung in dem zweiten der beiden Dramen. Gipfelte „Baumeister Solneß" in einer Freiheitsapotheose, so zeigt „Klein-Eyolf", daß selbst die erhabensten Lehren werthlos, Phrase, ja irreleitend sind, wenn nicht im Innern sich die Willenskraft zu ihrer Verwirklichung auslöst, nicht Jeder neu, durch eigenes Fühlen und Denken, eigene Beobachtung und Erfahrung, ihre volle Bedeutung erfassen, ihre weise Anwendung lernt.

Alfred Allmers ist ein Mann von hoher Intelligenz, doch mehr ein Stubengelehrter, ein Theoretiker, ein Träumer, denn ein in unmittelbarer Fühlung mit dem Leben stehender Denker. Man merkt, daß er an der Scheide zweier Zeiten steht. Ob er sich auch ostentativ zur naturwissenschaftlichen Weltanschauung bekennt, in der Stunde der Noth flüchtet er doch zum alten, lieben Gott zurück. Zwiespältigkeit ist überhaupt das Kennzeichen seines Wesens. Er stellt die idealsten Theorien auf, sein Verhalten aber im wirklichen Leben bildet zu denselben den seltsamsten Kontrast. Er hat die vergeistigtste Auffassung von dem Verhältnisse zu dem andern Geschlechte, er liebt die keusche, reine, selbstvergessene Asta, und mit diesem Ideal im Herzen — denn Asta, die blutlose Asta, ist kaum anderes als ein Schemen, ein Traum, wie ihn die Romantik träumte — geht er hin und heirathet um Schönheit und der „goldenen Berge" willen, wie er, der die Dinge nicht gern beim rechten Namen nennt, sich euphemistisch ausdrückt. Er schreibt ein dickes Buch über die Verantwortung und erinnert sich derselben weder als Bruder, Gatte, Vater, noch als Gutsherr der im geistigen und materiellen Elende verkommenden Fischerbevölkerung gegenüber.

Mit dem Buche, das er als seine Lebensaufgabe betrachtet, kann Allmers übrigens nicht zu Ende kommen. Tag und Nacht brütet er darüber, bis er sich endlich auf einem Ausfluge ins Hochgebirge, auf dem er an ein großes Wasser, über welches kein Boot führt, kommt, sich weit von allen Menschenwohnungen hinweg verirrt und den Tod als guten Kameraden begrüßt, zur „Entsagung", d. h. zu dem Vorhaben aufringt, dem Sohne, wenn er erwachsen sein würde, die Vollendung des Buches zu überlassen, selbst aber „die menschliche Verantwortung im Leben durchzuführen". — Sollten die Anzeichen trügen, und nicht gewisse, von der modernen Philosophie zurückgelegte Etappen, sollte nicht eine intellektuelle Höhenwanderung hier im Bilde gegeben sein, dieselbe, welche der Menschengeist unternahm, als er der Scholastik dickleibigen Folianten entrann und die mit dem Entschlusse endigte, herabzusteigen von den Eisregionen der Metaphysik, um, den zu hoch gespannten Aspirationen entsagend, in den fruchtbaren Niederungen sich dem Dienste des Wirklichen, dem des Lebens zu weihen? Die feierliche Wiederholung der Erzählung kurz vor dem Ende, die bei aller großartigen, lebensvollen Natürlichkeit der Versinnlichung, ja durchsichtigen Anspielungen auf die Lehren von den unübersetzbaren Grenzen der menschlichen Erkenntniß, von dem Willen zum Leben und seiner Verneinung u. s. w. lassen entschieden darauf schließen.

Was nun folgt, als Allmers wieder bei den Seinen weilt, ist das in grellen Farben gehaltene Gemälde, wohin es geführt, daß er, der Geistesaristokrat, der Ethiker von Profession, die Verbindung mit ihr, die er zur Lebensgefährtin, zur Mutter seiner Kinder ausersehen, auf bloße Sinnenlust wie rein materielles Interesse gegründet hat. Frau Rita's Bewußtsein, ausschließlich um ihrer Schönheit willen die Liebe ihres Gatten zu besitzen, hat eine sinnlich überreizte, leer genußsüchtige Coquette aus ihr gemacht, und alles Streben nach höherer Entwicklung in ihr erstickend, einen geistigen Abstand zwischen ihm und ihr entstehen lassen, durch den sie in ihrer Ehe gar sehr vereinsamt. Dem, was ihn am tiefsten beschäftigt, ihr ist es fremd, ja wird es ihr etwas feindliches, das ihr den Gatten raubt, und als der Rausch der Leidenschaft bei ihm der Ernüchterung gewichen, als das hier so natürliche „Gesetz der Umwandlung", hinter das er sich Rita's Vorwürfen gegenüber verschanzt, zur Geltung kommt, da regt sich eine begreifliche Eifersucht in ihr, gegen das todte Buch, das ihn absorbirt, gegen seine Schwester, mit der er Gedanken und Empfindungen tauscht, ja am heftigsten gegen ihr eigenes Kind, dem er sich nun ganz zu widmen beschloß, das ihn ihr nun ganz zu entfremden droht. Denn selbst in die eine, Vater und Mutter gemeinsam, ja vor allem der Mutter zukommende Aufgabe der Erziehung des Kindes, vermag sie sich nicht mit ihm zu theilen. Sie „kann ihm da nicht dreinreden", versteht er das doch so viel besser als sie. Und wieder begegnen wir Aussprüchen, wie sie Ibsen seinen Frauengestalten so oft in den Mund gelegt: „Das Kind ist nur zur Hälfte mein!" Mutter werden konnte ich allerdings. „Aber Mutter sein dem Kinde, dazu tauge ich nun einmal nicht." Sie, ein lebensvolles, glückbedürftiges Wesen, „kann auch nicht immer herumgehen und nur „Kl. Eyolfs Mutter sein." Alles Böse wird durch seine kalte Gleichgültigkeit gegen ihr persönliches Glück in ihr geweckt. Ihrer weiblichen Würde droht sie zu vergessen, die Mutter in sich verleugnet sie in ihrem leidenschaftlichen Paroxismus. Zu Kl. Eyolfs Verkrüpplung hatte das unedle Verhältniß der Eltern geführt, es läßt ihn auch dem „Lockreigen" der Rattenmamsell zum Opfer fallen.

Man hat mehrfach die Frage aufgeworfen, ob die Rattenmamsell symbolisch aufzufassen oder nicht. Es liegt jedoch hier eine so auffallende Analogie mit dem Auftreten des „fremden Mannes" in der „Frau vom Meere" vor, daß kaum ein Zweifel darüber herrschen kann. Dort übt der Unbekannte, trotz seines räthselhaften, unheimlichen Wesens, trotzdem Ellida weiß, daß er einen Mord begangen, auf ihre krankhaft überreizte Phantasie eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Seine meergrün schillernden Augen, seine Busennadel mit der weißen Perle bewirken eine Art von Fascinirung, von Hypnose. In „Kl. Eyolf" übt die Rattenmamsell — der Kinderphantasie angemessen — mit ihren märchenartigen Erzählungen, dem schwarzen Hündchen mit dem gleißenden Fell und den glänzenden Augen, einen gleichen Einfluß auf den Knaben, den sie, seines Grauens vor ihrem unheimlichen Wesen und widrigem Geschäfte ungeachtet, mit hypnotischer Gewalt an sich lockt. Frau Ellida bricht den Bann, „Kl. Eyolf" ergreift ein Schwindel, indem er ihr nachstarrt. Er stürzt über den Rand der Brücke und lendenlahm, schwächlich, von der Krücke gehemmt, vermag er sich nicht durch Schwimmen zu retten. Denn der fremde Mann in der „Frau vom Meere" und die „Rattenmamsell" die beiden Grauenvoll-Anziehenden, die — er, im Beisein des Gatten, sie, unter den Augen der Eltern — ihre Opfer antreten, sie sind Verkörperungen der Lockungen des Lebens, der Versuchung, vor der keine noch so wachsame Behütung

kein Dritter schützt, nur eigener freier Wille, eigene Kraft.*) Die Verkrüpplung des „kleinen blessirten Kriegsmannes“ aber, ist selbstverständlich keine physische, sondern ein von den gezeichneten Ursachen herbeigeführtes Lahmsein im bildlichen Sinne Was gesündigt worden, das sollte hinterher eine Erziehung wett machen, die mehr eitel als liebreich, durch Drill und Schulmeisterei zum Wunderkinde zu machen strebte, doch nur die allseitige natürliche Entwicklung hemmt. Statt eines rüstigen Schwimmers im Meere des Lebens, erwächst denn auch ein zarter Decadent, der sich auf der Krücke des Eingeleierten, des Konventionellen stützt und mühsam daher schleppt.

Dort auf der Anhöhe, die den ins Weltmeer mündenden Fjord, darin der Knabe sein Grab fand, beherrscht, inmitten einer Natur, die in ihrer düsteren Stimmung mit den Leidtragenden zu trauern scheint, kommt es nun zu einer Auseinandersetzung zwischen Mann und Frau, die fast bis zum Bruche führend, in jedem Wort, in jeder Anklage und Schmähung, in allen den Ausgeburten der Leidenschaft, die sie zu Tage fördert, die große, allgemeine Auseinandersetzung der Geschlechter ist. Und ebenso werden noch andere widerstreitende Losungen der Zeit — wie idealistische und realistische Weltanschauung, Autoritätsprinzip und Individualismus, oder mit anderen Worten, deduktive und induktive Ethik, so abstrakt sie erscheinen, in der Gegenüberstellung von Allmers und Rita in Leben umgesetzt. Alles Vorhergehende jedoch ist gewissermaßen eine Vorstufe, Ursache und Erklärung für jenen letzten und höchsten Konflikt unserer Tage, den der Klassen.

Während Allmers, der das Schönfärben liebt und das ihn beseelende Verlangen nach Rache Gerechtigkeitsliebe nennt, uneingedenk seiner eigenen Theilnahmslosigkeit gegen das arme Volk am Strande, Strafgerichte über dasselbe verhängen möchte, weil es theilnahmslos Klein-Eyolfs Untergang mit angesehen, nicht minder über die Eva, die Verführerin, Rita, auf die er alle Schuld wälzt, vollzieht sich bei dieser, in naturgemäßester Weise, von Innen heraus, eine Läuterung, die sie vor allem mit demuthvoller Nachsicht gegen Andere erfüllt. Vermag sie es ja kaum, die Last des Unglücks, des sie mit Stimmen und Gesichten verfolgenden Vorwurfs zu ertragen. Verlassen im Leide, zur Selbsteinkehr gedrängt, erschließt sich ihr der große Gedanke der Verpflichtungen von Mensch zu Mensch, schwingt nun auch sie sich zu jenem der Verantwortung auf. Ein Sehnen, sich „bei den großen offenen Kinderaugen einzuschmeicheln“, nach Sühnung bricht in ihr hervor, und was von außen aufgezwungen nur störend und zerstörend wirkt, erweist sich hier als das Produkt eines feinen, zarten Seelenprozesses, der nach innen und außen Heilung spendet.

Rita hat gefunden, wodurch sie gut machen, das Dasein ihr wieder lebenswerth werden kann, und Allmers, der schon Miene machte sie zu verlassen, muß ihrem heroischen Ringen gegenüber zugestehen, auch in ihr sei etwas dem Meer und Himmel Verwandtes, gerade in ihr. Zu gemeinsamer Aufgabe einen sie sich nun, sie finden sich zu seelischem Bunde. Sie theilt ihm von ihrem Lebensgenie, ihrer Milde mit, er lenkt ihren Blick „nach oben, zu den Gipfeln“. Wer weiß, ob sie auf diese Weise nicht zuweilen einen Schimmer von den ihnen Verlorenen zu sehen bekommen; „Von dem kleinen Eyolf. Und dem großen auch“.

Denn der kleine Eyolf ist der Zukunftstraum, der in dem Gelehrten und Gutsherrn Allmers personifizirten Bourgeoisie (hier als Geistesadel, als „Intelligenz“ genommen), die stolze Hoffnung fortdauernder Leitung der menschlichen Gesellschaft, der Vererbung ihres Werkes der Sittigung von Vater auf Sohn. Der große Eyolf aber — Asta — es ist der Traum eines Verhältnisses zum Weibe, das „rein und heilig, keinem Gesetz der Umwandlung unterläge, ob es auch nicht das von Bruder und Schwester“. Allmers mußte Asta scheiden sehen. Sie folgt dem Manne der die neuen Wege bahnt — der Zukunft Wege.

In „Baumeister Solneß“ stürzt der Held von der Höhe. In „Klein-Eyolf“ geht der einzige Sohn des Gutsherrn, ungerettet von dem armen Volke, dem er nichts war als ein Gegenstand des Neides, in den Fluthen des Fjord unter. Eine Unterströmung erfaßt ihn und trägt ihn hinaus ins offene Meer, wo er verschwindet Allein der Baumeister stieg so hoch als er gebaut und krönte sein Gebäude mit dem Kranz, und Rita und Allmers fassen den hochherzigen Entschluß, die Kinder der Armuth an Sohnes statt anzunehmen. Sie wollen sie in seiner Stube wohnen, in seinen Büchern lesen, mit seinen Sachen spielen lassen, wollen versuchen, ihr Loos zu mildern und zu verklären. Gelingt es ihnen, dann ist Klein-Eyolf nicht vergebens geboren, auch nicht vergebens ihnen wieder genommen worden.

Die auf Halbmast gesenkte Flagge hißt nun Allmers auf Top, zum Zeichen der Erlösung aus dumpfer Qual, zum Zeichen kommender Verbrüderung der Menschen, zum Freudenzeichen des Anbruchs einer neuen, hoffnungsreicheren Zeit.

Erich Holm.

*) Der Norweger Thorolv Klovenaes erblickt in der Rottenmamsell — wenn diese, wie er bemerkt, symbolisch aufzufassen — die Personifikation all der seltsamen Kräfte des Lebens, die den Menschen ins Verderben führen. Sie ist die lockende Macht der großen Leidenschaft, der heimlichen Wünsche, der Träume und Phantasien, welcher die Menschen willenlos folgen, bis sie über den Rand der Brücke stürzen.

Ueber die neueste Fassung des Assessor-Paragraphen erhalten wir von einem preußischen Richter folgende beachtenswerthe Zuschrift:

Der vielumstrittene § 8 des Richterbesoldungsgesetzes, welchen das Abgeordnetenhaus abgelehnt hat, ist vom Herrenhaus aufs Neue in die Vorlage eingefügt worden, aber in veränderter Fassung. Die Vorschrift soll nach dem Beschluß des Herrenhauses wie folgt lauten:

„Die Gerichts-Assessoren können auf ihren Antrag einem Amtsgericht oder Landgericht oder einer Staatsanwaltschaft zur unentgeltlichen Beschäftigung überwiesen werden. . . . Gerichts-Assessoren, welche innerhalb eines Zeitraumes von vier Jahren seit ihrer Ernennung eine Ueberweisung zur unentgeltlichen Beschäftigung nicht beantragen oder nicht erlangen, scheiden aus dem Justizdienst aus.“

Während also das jetzige Recht dahin geht, daß alle Referendare, welche die große Staatsprüfung bestehen, zu Gerichts-Assessoren ernannt und einer Behörde zur Beschäftigung überwiesen werden müssen, und während die Regierung eine Abänderung dahin plante, daß sie nur die ihr genehmen Persönlichkeiten zu Gerichts-Assessoren ernennen, diese Ernannten aber auch unbedingt beschäftigen wolle, will das Herrenhaus zwar alle glücklich Bestandenen zu Assessoren ernennen, aber auf eine vierjährige Wartezeit setzen, die darüber entscheiden soll, ob sie eine Beschäftigung finden. Bei diesem Vorschlag ist das Wunderbarste, daß die Regierung auf ihn hat eingehen können. Denn er stellt unsere Beamtenverhältnisse in einer Weise auf den Kopf, wie es bisher wohl noch nie geschehen ist. Unter einem preußischen Beamten verstand man bisher einen Mann, der eine Thätigkeit im Staatsdienste zu leisten hat. Auf diesen Begriff ist unser ganzes Beamtenrecht zugeschnitten. Wenn das Allgemeine Landrecht bestimmt (§ 92 Th. II Tit. 10):

„Kein Beamter darf den zur Ausübung seines Amtes ihm angewiesenen Wohnort ohne Vorwissen und Genehmigung seiner Vorgesetzten verlassen“,

so setzt es als selbstverständlich voraus, daß jeder Beamter einen Amtssitz haben muß. Hier aber wird eine Kategorie von Leuten geschaffen, die Beamte ohne Thätigkeit sind. Sie können hingehen, wohin sie mögen, sie können thun und lassen was sie wollen, es giebt Niemanden, der sich um sie zu kümmern hätte. Man wird zwar gern den Justizminister, als den Vorgesetzten aller Justizbeamten, auch für den ihrigen ansehen können. Aber einmal kann dieser über die im Lande zerstreuten Assessoren eine Aufsicht in Wahrheit nicht üben; und sodann sind seine Befugnisse überhaupt gering, denn unsere Gerichtsassessoren sind nach den Disziplinargesetzen Richter. Daran ändert auch der neue Vorschlag nichts. Gegen Richter aber kann auch die geringste Disziplinarmaßregel nur von dem Oberlandesgericht ihres Bezirkes erkannt werden. Welches Gericht ist dieses hinsichtlich derjenigen Gerichtsassessoren, die keinem Ge-

richt überwiesen sind? Daß die Gerichtsassessoren nach bisheriger Uebung für den Bezirk eines bestimmten Oberlandesgerichts ernannt werden, hat nur Sinn für diejenigen, die auch dort beschäftigt werden sollen. Aber ein „Gerichtsassessor im Bezirk des Oberlandesgerichts Cöln", der nach seinem Belieben heute in Berlin und morgen in Königsberg sein kann, und, wenn er nicht will, den Cölner Bezirk nie zu sehen bekommt, ist ein Unding. Die Stellung solcher Beamten hat nur ein Analogon in unserem Beamtenstand, nämlich in den auf Wartegeld gesetzten Verwaltungsbeamten (Oberpräsidenten, Landräthen u. dergl.), die auch außerhalb aller örtlichen Verbände stehen und nach ihrem Belieben sich beschäftigen können. Für die Disziplinirung solcher Beamten ist im Gesetz für die nicht richterlichen Beamten Vorkehr getroffen. Aber auf Wartegeld stehende Richter gibt es nicht; und an im Lande herum vagirende Richter hat das Gesetz nicht gedacht. So steht die neue Organisation, wie sie dem Wesen des preußischen Beamtenthums widerspricht, auch thatsächlich ohne jedes Gefüge mit dem preußischen Beamtenrecht da.

Dies die formale Seite der Sache. Aber auch materiell betrachtet: wie ist es denkbar, daß Leute, die vier Jahre lang ohne alle wirksame Kontrole treiben können, was sie wollen, den Nachwuchs für das Richterthum bilden können? Ja, wenn es sich um schon erprobte und erfahrene Beamte handelte, dann wäre hiergegen nichts zu erinnern. Aber die in der Prüfung Bestandenen sollen sich ja erst einarbeiten und bewähren: hierzu ist eine regelmäßige amtliche Thätigkeit die unerläßliche Voraussetzung. Nimmt man dem in der Prüfung Bestandenen die Möglichkeit der Arbeit in der Justiz, so nimmt man ihm die Möglichkeit, ein brauchbarer Richter zu werden, und selbst wenn er es schon ist, sich als solcher zu erhalten. Eine mehrjährige regellose Thätigkeit muß überdies bei vielen Individuen zu einer Verlotterung führen, so daß sie strenger Amtszucht und überhaupt ernster pflichtgemäßer Arbeit nicht mehr gewachsen sind. Wie will die Justizverwaltung die Aufgabe lösen, von solchen, ihr völlig entrückten, Personen nach Jahren zu wissen, ob sie ihnen eine Beschäftigung auftragen kann? Wir sind fest überzeugt, daß die Justizverwaltung die volle Unmöglichkeit solcher Prüfung selbst einsieht, und daß sie deshalb einen Rückgriff auf die unbeschäftigten Assessoren gar nicht ernstlich in Erwägung nimmt. Nur mit dieser Mentalreservation ist die Zustimmung der Regierung zum Beschluß des Herrenhauses zu erklären. Ein Justizminister, der mit dem Vorschlage des Herrenhauses regieren will, kann dies nur thun, indem er sich sagt: „Diejenigen Assessoren, welche ich zu Richtern in Aussicht nehme, wähle ich mir sofort nach bestandenem Examen. Das Schicksal der übrigen ist mir gleichgültig. Sie mögen thun, was sie wollen, auf dem Papier mag es stehen, daß sie noch 4 Jahre lang Rechtskandidaten sind; für mich haben sie aufgehört, es zu sein." So ist der neue Vorschlag in Wahrheit eine noch verschlechterte Auflage der Regierungsvorlage. Er erweckt den Schein, als ob es sich um eine Art von Erprobung des Assessors in vierjähriger Wartezeit handelt, während in Wahrheit nur ein erfolgloses Verschleudern kostbarer Jugendjahre seine Folge sein kann. Mögen im Abgeordnetenhause bei dessen geringen Mehrheitsverhältnissen die etwa schwankenden Stimmen dieses bedenken: die Brücke, welche die Herrenhausbeschlüsse bauen, führt zu nichts anderem, als zu noch weiterer Verschlechterung des Regierungsvorschlags. Wer letzteren abgelehnt hat, muß zu der jetzigen Vorlage ein doppeltes „Nein" sprechen.

—w.

Laura Marholm: „Karla Bühring", ein Frauendrama in vier Akten. — **„Zwei Frauenerlebnisse"**, Novellen. Paris. Leipzig. München. Albert Langen's Verlag.

Frau Marholm ist eine sehr kluge Person. Sie ist eine Essayistin von ungemeiner Schärfe des Blickes, verfügt über eine eindringliche und glänzende Sprache. Was Andere über ihr Geschlecht geschrieben haben, das weiß sie zu würdigen und abzuschätzen wie kaum Eine. Denn sie hat Maßstab und Prüfstein der Richtigkeit in sich und weiß Beides zu gebrauchen, hat viel nachgedacht und mindestens in sich viel erlebt. Wer aber Andern zu lange das Konzept verbessert, der kommt nur zu leicht in die Versuchung, es selber besser machen zu wollen. Wer, von Amts wegen, über Andere hinweg zu blicken gewohnt ist, der überhebt sich gerne. Das ist denn auch Frau Marholm in ihrem Frauendrama passirt und zwar gründlich. Die Vorrede bekundet ein abstechendes Selbstgefühl, wie man ihm nicht bald wieder begegnen wird, verheißt Gott weiß was Alles. „Alle diese Frauen sind Typen" — kann sein: aber mit einer Ausnahme sind sie auch Schemen. Da ist Karla Bühring, die geniale Geigerin, die nicht ohne manches Straucheln zur Höhe des Ruhmes emporgeklommen. Nun, oben, sehnt sie sich nach Liebe; und mit der Neigung für einen Ehrenmann im Herzen wird sie das Opfer eines geistreichelnden Wüstlings, der sich eine Erregung zu Nutze macht, die nicht ihm gilt. Auch diese Gestalt war schon einige Male da, auch diesen Fall hat man schon des Oefteren erlebt. Karla erschießt sich, weil sie nicht mehr würdig ist, dem Geliebten für immer anzugehören. An Effekten hat Frau Marholm nichts gespart. Da ist eine Verführung auf offener Scene; da eine Ohrfeige; da endlich der Selbstmord Karla's, ein Knalleffekt, wie Einer, obzwar die Dichterin vorschreibt, man höre ihn nur gedämpft. Das sind doch drei „starke" Aktschlüsse! Und dennoch wirkt das Ganze so undramatisch wie nur möglich. Eine Schauspielerin von großem Temperament könnte vielleicht die Karla zu kurzem Scheinleben erwecken: das Ganze scheint, trotzdem Frau Marholm erklärt, es sei Scene nach Scene für die Bühne berechnet, herzlich uninteressant und unwirksam zu sein. Besser sind die Novellen. Ein geistig hochstehendes Weib verliert sich an einen Mann, der tief unter ihr ist. Sie Schriftstellerin von Ruf, lebefrisch, in leidlichen Verhältnissen — er ein verbummelter Student, dürftig in jedem Sinne, willensschwach, mediumistisch veranlagt. Einen Sommer der Liebe verleben sie mit einander. Kaum aber, daß er das Mädchen aus den Augen verloren hat, entschwindet sie ihm auch aus dem Herzen. Und nun fällt der Heldin, Lonny, bei, daß sie ihm einmal in der Hypnose die Neigung zu ihr suggerirt habe, daß sie somit zerflattern mußte, sobald die persönliche Einwirkung aufgehört. Dies die eine Erzählung: „Was war es?" Stärker, wirksamer, ihre beste Talentprobe im künstlerischen Sinne ist: „Das Ungesprochene." Eine Wiedergabe ist unmöglich: hier ist nämlich Alles Stimmung, Gedanken. Eine Frau, die sich am Leben irrt, die so lange sich übersteigert, bis sie keinen Ausweg mehr weiß als den Tod: die in sich nicht die Wage für die Dinge hat. Diese Gestalt ist mit überzeugender Kraft herausgearbeitet; daß sich Frau Marholm in einem Mysticismus gefällt, der ihrer Natur eigentlich nicht gemäß ist, stört wenig. Eine große Offenheit liegt in diesen Blättern aufgeschlagen. Sie gewinnt: nur daß alle Frauenschriftsteller den Mann herabdrücken und dabei verkennen, wie wenig klug sie damit handeln. Besteht ein Kampf der Geschlechter, so wird er um nichts gefördert, wenn man den Gegner verkleinert. Und wenn der Mann wirklich dem Weibe so wenig gewachsen ist, warum unterliegt auch das denkende Weib aus dem Bedürfnisse seines Wesens heraus ihm und zwar gerne?

—v—

Briefkasten.

Brandes über Shakespeare.

In der Besprechung des Buches von Brandes über Shakespeare in Nr. 33 der „Nation" heißt es, sogar der Einfluß von Rabelais werde darin konstatirt, wenn der Verfasser nicht irre, zum ersten Male. Dies Letztere ist nicht richtig. Delius sagt in den Anmerkungen zu K. Lear, Shakespeare müsse den Gargantua, wie auch aus anderweitigen Anspielungen auf das Buch hervorgehe, wenigstens in englischer Uebersetzung gekannt haben. In Beiträgen zur Feststellung und Erklärung des Shakespearetextes, Anno 1878 und 1879 in Herrig's Archiv und Kölbing's englischen Studien veröffentlicht, habe ich auf die Anklänge an Rabelais, die sich in All's well that ends well, Twelfth Night, K. Lear und Love's labours lost finden, zum Theil unter Anführung der Parallelstellen, hingewiesen.

Ed. Tießen, Stettin.

Kolonist. Hamburg. Ihre Einwände lassen sich hören, aber sie sind für uns nicht überzeugend. Je mehr Werth wir auf ein gutes Verhältniß zwischen Deutschland und England legen, mit um so mehr Besorgniß sehen wir auf jede ministerielle Beschönigung einer Abenteurerpolitik, die schließlich nur dem Chauvinismus Vorschub leistet.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 35. Berlin, den 30. Mai 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt

Politische Wochenübersicht.

Die Gothaer Lebensversicherungsbank kann mit Seelenruhe die papiernen Angriffe ertragen, denen sie in der „Deutschen Tageszeitung" und in der Korrespondenz des Bundes der Landwirthe ausgesetzt ist; die Angriffe rühren daher, daß zwei Direktoren jenes Instituts den Aufruf für den Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe unterzeichnet haben. Ein Institut von solcher Bedeutung, solchem alten Ansehen und solcher Solidität wie die Gothaische Lebensversicherungsbank hat nach derartigen Praktiken nichts zu fragen; man pflegt nicht darum bei einer Gesellschaft zu versichern, weil ein Direktor dieser oder jener politischen Richtung angehört, sondern weil die Bank eine Garantie für Zuverlässigkeit und Solidität bietet, die selbst hochgestellten Ansprüchen genügen. Daher sind denn auch die Agitationen des Bundes der Landwirthe unter dem praktischen Gesichtspunkt des Erfolges betrachtet einfach eine Lächerlichkeit, die mit einer Blamage zu enden bestimmt ist.

Man hatte auch gut sagen: macht mit keinem Juden Geschäfte. Fand man einen Christen, mit dem sich vortheilhaftere Geschäfte abschließen ließen, so übersetzte man freilich sehr gern den Antisemitismus in die praktische That. Findet man dagegen, daß die Bedingungen des Juden die günstigeren seien, dann pflegen sogar recht verbissene Antisemiten ein gutes Geschäft der politischen Gesinnungstüchtigkeit vorzuziehen. Dafür gibt es die allerergötzlichsten Beweisstücke von der Thatsache an, daß die antisemitische „Staatsbürger-Zeitung" sich stets gegen das Ansinnen wüthend wehrte, jüdische Annoncen abzuweisen, die ja auch Geld einbringen, bis zu der anderen Thatsache, daß Männer mit sehr großem Namen und leuchtender antisemitischer Vergangenheit trotz allem Einspruch christlicher Konkurrenten ihren „Hofjuden" zu behalten vorzogen. Vor Allem die agrarische Partei, die in erster Reihe die Einnahmen einer bestimmten Klasse steigern will, — diese Partei zu Gunsten des agrarischen Geldbeutels, die kein größeres Interesse kennt als das materielle der Großgrundbesitzer, sie folgt in ihrer überwiegenden Mehrzahl den Führern des Bundes der Landwirthe immer nur so weit, wie es dem eigenen greifbaren Nutzen oder dem, was man dafür hält, entspricht. Daher wird denn auch dieser Steinwurf gegen die Gothaer Lebensversicherungsbank an dem Ziel vorüber fliegen.

Aber darum bleibt der Vorgang nicht weniger charakteristisch.

Die Thatsachen sucht heute die Korrespondenz des Bundes der Landwirthe bereits zu verschleiern. Sie meint, die Direktoren der Bank treten gegen den Bund der Landwirthe auf; wenn dieser nun gegen jene auftritt, was ist daran erstaunlich? Und die „Deutsche Tageszeitung" sagt, nicht der Bund wird gegen die Bank sich regen, sondern die Versicherten, weil sie glauben, daß sie durch das Verhalten der Direktoren geschädigt werden; ist das unzulässig?

Diese kleinen Sophistereien beweisen nur, daß sogar die Vertreter des Bundes der Landwirthe durch eine Verdunklung den häßlichen Charakter des Vorganges zu verbergen trachten.

Natürlich wird der Bund der Landwirthe sich wehren, wenn er angegriffen wird; und natürlich können auch Versicherte protestiren, wenn sie annehmen, daß die Leiter des

Unternehmens ihren geschäftlichen Pflichten nicht genügen. Als unvereinbar mit dem politischen Anstand galt es aber bisher, daß man, statt Personen als politische Gegner anzugreifen, sie in politische Abhängigkeit zu bringen sucht durch einen Angriff auf ihre geschäftliche Stellung.

Das Prinzip, das der Bund der Landwirthe proklamirt, heißt: Wer Leiter eines Unternehmens ist, an dem Männer verschiedener politischer Richtungen betheiligt sind, der verliert das Recht unabhängig und frei seine politischen Anschauungen zur Geltung zu bringen. So würde dieses Prinzip, das die Heuchelei und das politische Eunuchenthum bedeutet, generell ausgedrückt lauten; für den Bund der Landwirthe wäre die Formel dagegen noch anders zu fassen; denn diese Elemente würden sich wahrlich nicht aufregen, wenn irgend ein Mann in hervorragender geschäftlicher Stellung sich zu Gunsten des Bundes der Landwirthe zu erklären geneigt ist. Sie sind ganz einverstanden, daß selbst Staatsbeamte gegen die Regierung und für den Bund wirken. Sie verlangen nur, daß die politische Knechtung dann eintritt, wenn sich der Spieß gegen sie selbst richtet.

Wir hätten dann in Deutschland ein abhängiges Staatsbeamtenthum und ein abhängiges privates Beamtenthum, das etwa jeder Aktionär oder jeder, der irgend welchen geschäftlichen Einfluß auf das Unternehmen zu üben in der Lage ist, politisch an der Strippe halten kann. So sieht das politische Ideal des Bundes der Landwirthe aus, das man Terrorismus so lange nicht nennt, wie man nicht den Mitgliedern des Bundes der Landwirthe auf Grund der gleichen Prinzipien an die Kehle geht.

Und wer sind denn nun diese Leute, welche die selbstständige und unabhängige politische Gesinnung in Deutschland terrorisiren wollen?

Dieser Herr Dr. Suchsland, der in diesem Falle als hervortretende Person solches unternimmt, ist der Angestellte des Bundes der Landwirthe, und dieser Bund der Landwirthe ist gar nichts als eine Organisation, deren bezahlte und nicht bezahlte Leiter die Aufgabe haben, durch die parlamentarische Maschinerie von den anderen Ständen Geld zu erpressen, um es den einzelnen Klassen ihrer agrarischen Auftraggeber zuzuführen. So sieht die Sache bei nüchterner Beleuchtung aus; unter milde gefärbten Gläsern nennt man es: der Noth der Agrarier soll gesteuert werden.

Noth, die andere um Unterstützung angeht, ist meist bescheiden; nur das sogenannte vornehme Bettlerthum pflegt von Bescheidenheit keinen Gebrauch zu machen. Und wir vor allem in Deutschland erleben es beständig, daß Elemente, welche unaufhörlich behaupten, sie ständen vor dem finanziellen Bankerott, sich zugleich als Herren unseres politischen Lebens geberden. Dieser Gegensatz ist grotesk, und er konnte nur entstehen, weil das Bürgerthum zu schwachmüthig und gleichgiltig auf politischem Gebiet ist, um der Junkerclique einen ihr gebührenden Standpunkt anzuweisen, jener Klasse, die, wie ihr eigenes Gebahren zu erweisen sucht, vor dem sozialen Zusammenbruch steht, und die doch prätendirt, die soziale und politische Herrschaft festzuhalten.

Dieses Ziel soll erreicht werden durch anmaßende Einschüchterung der Regierung und ebenso der bürgerlichen Parteien. Aber solche Einschüchterung dürfte nicht mehr sehr lange sich aufrecht erhalten lassen, denn wenn man eine Million fünfmalhunderttausend Mark in drei Jahren zu Zwecken der Agitation ausgibt, wie es der Bund der Landwirthe gethan hat, und wenn man in dieser ganzen Zeit fünf Mandate verliert und nur eines gewinnt, also mit einem reinen Verlust von vier Mandaten abschließt, so daß man für jeden dieser Verluste rund 400 000 Mk. verzeichnen konnte, dann werden wohl die großen Worte allmählich an Bedeutung verlieren und jener Bann schwinden, in dem durch fade Großsprecherei die Regierung und auch große Parteien eine Zeit lang gehalten worden sind. Und auch die Bündler selbst werden sich wohl fragen, ob die Ausgabe von einer Million fünfmalhunderttausend Mark nicht ein wenig hoch ist, um glücklich vier Mandate einzubüßen. Diese Erwägung und vor Allem die ungünstige Wirkung, welche die parlamentarischen „Siege“ der Agrarier für die Landwirthschaft selbst haben werden, dürften wohl allmählich das Zutrauen zu der Weisheit des Herrn Ploetz und seines Generalstabes auf das richtige Maß zurückführen.

Die Nachwahl in Ruppin-Templin hat bei geringerer Betheiligung als bei den letzten allgemeinen Wahlen zu dem Ergebniß geführt, daß der Kandidat der freisinnigen Volkspartei 4730 Stimmen, der Sozialdemokrat 3750, der Antisemit 2421 und der Konservative 7136 Stimmen erhalten hat. Bei entsprechender Rührigkeit ist noch immer zu hoffen, daß der Kandidat der freisinnigen Volkspartei, Gotthold Lessing, den Sieg erringt, und daß damit, was so sehr zu wünschen, der Wahlkreis dem Freisinn erhalten bleibt.

Nunmehr bringt auch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ einen Artikel, um dem sogenannten Assessorenparagraphen zum Siege zu verhelfen. Ungeschickter wie in diesem Artikel läßt sich die zu vertretende Sache kaum führen. Es wird nämlich ausgeführt, daß Söhne, die in einer bestimmten Umgebung groß geworden sind, als ungeeignet zu bezeichnen seien, um Richter zu werden; das heißt also, es soll bei uns zur ägyptischen Gliederung nach Kasten zurückgekehrt werden, wobei die Regierung das Recht hat festzustellen, wer zur Kaste derer gehört, die Richter werden können, wer nicht. Wie ein solches Recht gehandhabt werden würde, darüber können Zweifel nicht bestehen; man braucht sich nur zu erinnern, wer als geeignet betrachtet wird, um Offizier zu werden; wer als geeignet betrachtet wird, um Diplomat zu werden; wer Aussicht hat in der Verwaltung vorwärts zu kommen, und welch schöne Erfahrungen sind auch schon mit dem Bestätigungsrecht der Regierung für die kommunalen Beamten gemacht worden. Erhalten wir alsdann einmal einen Mann Puttkamer'schen Kalibers zum Justizminister, vielleicht ist aber auch schon Herr Justizminister Schönstedt ausreichend, dann werden wir nur noch Richter haben, mit denen jeder adelige Gardeoffizier zu verkehren sich zum Vergnügen anrechnen wird; und wer kann die große Bedeutung einer solchen Entwicklung unterschätzen. Freilich, daß ein Sohn des Herrn Liebknecht, der Jura studirt hat, auf eine richterliche Thätigkeit nach der Neukonstituirung der Kasten nicht rechnen kann, wird ein Schicksal sein, das er mit Söhnen solcher Männer theilt, die ihre politische Bethätigung bei weitem nicht bis auf die äußerste Linke geführt hat.

Es ist nicht anzunehmen, daß das Volk mit Vertrauen zu dem neuen Richterstande von Ministers Gnaden aufsehen wird, und damit wäre wieder eine jener Stützen abgebrochen, die einer ruhigen Staatsentwicklung unbedingt nothwendig sind.

Die Krönung ist in Moskau vollzogen in üblicher Weise, mit üblichem Glanz und üblichem offiziellen Enthusiasmus. An diesem Enthusiasmus hat sich auch Frankreich vor Allem betheiligt, wie hergebracht. Wir in Deutschland haben die angenehme Freiheit eines nüchternen und unabhängigeren Urtheils, obgleich wir nicht eine Republik sind. Wir haben es glücklicher Weise nicht nöthig, uns für das Zarenthum, wie es ist, zu begeistern, und wir wünschen doch Rußland eine glückliche und friedliche Zukunft.

In Creta droht ein allgemeiner Aufstand auszubrechen. Ob auch diese Wunde am türkischen Körper sich wieder wird verbinden lassen ohne lebensgefährliche Zwischenfälle? Voraussichtlich; denn es scheint, daß die Cretenser sich selbst überlassen bleiben sollen, und das ist für den europäischen Frieden schon ein Glück.

* *
*

Die preußische Eisenbahn-Büreaukratie und die Berliner Gewerbeausstellung.

Für den Besuch der Berliner Gewerbeausstellung durch gewerbliche Arbeiter und Arbeiterinnen ist, wie eine durch die Presse gehende offiziöse Notiz meldet, von der preußischen Staatsbahnverwaltung eine außerordentliche Ermäßigung der Fahrpreise gewährt worden. Der Preis soll, bei siebentägiger Gültigkeitsdauer der Billets, für jede Fahrt (III. Klasse) nur 1 Pf., für Hin- und Rückfahrt zusammen also nur 2 Pf. pro Kilometer betragen. Da der Normalpreis für Rückfahrkarten dritter Klasse 6 Pf. pro Kilometer beträgt, so ist die Ermäßigung eine ungewöhnlich bedeutende und könnte wohl den Besuch der Ausstellung durch Arbeiter fördern.

Aber an welche Bedingungen ist die Gewährung dieser Ermäßigung geknüpft!

Zunächst hat der Arbeitgeber oder Betriebsleiter bei der Eisenbahndirektion einen schriftlichen und eingehend begründeten Antrag einzureichen. Man darf voraussetzen, daß die pflichttreuen preußischen Beamten es mit der Beobachtung dieser ministeriellen Vorschrift sehr ernst nehmen werden. Jeder Fabrikant oder Fabrikdirektor, dessen Arbeiter die Ausstellung besuchen wollen, wird deshalb gut thun, sich an die Ausarbeitung einer gründlichen Denkschrift zu machen, welche der Direktion alle Momente darlegt, die für Genehmigung seines Gesuchs sprechen können. Sollte seine Arbeit trotzdem als nicht genug „eingehend begründet“ befunden werden, so wird sie ihm im besten Falle von der Direktion mit der Aufforderung wieder zugehen, seine mangelhafte Begründung zu vervollständigen. Er wird sich also der Mühe nicht entziehen können, neues Material schriftlich einzureichen. Man sollte meinen, daß der Fabrikant, wenn schließlich sein Antrag genehmigt worden, ohne weitere Förmlichkeiten die Billets an der Stationskasse seines Wohnorts kaufen könnte. Weit gefehlt. „Bei Bewilligung eines Antrages“ — so heißt es wörtlich in der offiziösen Notiz, als ob es sich um Genehmigung eines Gnadengesuchs handelte — „werden den Fahrkarten-Ausgabestellen die gedruckten Rückfahrkarten überwiesen werden.“ Mit anderen Worten, die Stationskassen besitzen diese Billets gar nicht, sie sollen ihnen in jedem einzelnen Falle von der hohen Direktion überwiesen werden, als ob es sich um Objekte von höchstem Werthe handelte! Und alle diese Umständlichkeiten zur Erlangung einer kleinen Anzahl von Arbeiterkarten auf einem Eisenbahnnetz, auf welchem alljährlich Hunderte von Millionen Passagiere befördert werden!

Ein Berliner Scherzwort, welches man oft hören kann, wenn in einem Laden oder einem Restaurant ein Besteller ungebührlich lange auf das Bestellte warten muß, lautet: Bei Ihnen muß man wohl erst eine Eingabe auf Stempelpapier machen? Die spöttische Uebertreibung, welche in dieser Frage liegt, hier wird sie ernste Wirklichkeit, ja sie wird in Wahrheit noch überboten. Und die amtlichen Vertreter einer Behörde, welche solche Einrichtungen trifft, versichern doch alljährlich im Landtage, daß die Eisenbahnverwaltung mit allen Kräften eine „Verminderung des Schreibwerks“ anstrebe!

Doch es kommt noch besser. Die ministerielle Vorschrift enthält auch einen Fingerzeig betreffs der Gründe, welche überhaupt die Bewilligung von Arbeiterkarten rechtfertigen können. Die Karten sollen nur gewährt werden den gewerblichen Arbeitern „einzelner auf der Berliner Ausstellung vertretener Gewerbzweige, deren Sonderausstellung ihrer Anlage nach vorzugsweise belehrend und anregend auf die Arbeiter zu wirken geeignet erscheint“. Man darf getrost behaupten, daß kein einziges Mitglied sämmtlicher 22 preußischen Eisenbahndirektionen befähigt ist, die hiermit gestellte Frage sachlich zu prüfen und sachlich zu beantworten. Nur ein einziger kann es: der Fabrikant, dessen Arbeiter die Ausstellung besuchen wollen. Er allein kann sich auf der Ausstellung selbst ein zutreffendes Urtheil bilden, ob die Ausstellung in seiner Branche „belehrend und anregend“ auf seine Arbeiter wirken wird; er kennt seine Arbeiter und kann diejenigen auswählen, welche das Zeug dazu haben, durch das Studium auf der Ausstellung oder auch in der Stadt Berlin selbst sich fortzubilden; er muß seinen Arbeitern Urlaub geben und den Lohn weiter zahlen, in den meisten Fällen gewiß auch die Reisekosten erstatten. Seine Sachkunde, seine Menschenkenntniß, sein eigenes Interesse befähigen ihn, ihn einzig und allein, zum kompetenten Richter in dieser Frage. Er weiß genau Bescheid in allen den Dingen, in denen kein Eisenbahndirektor Bescheid wissen kann. Die einfache Erklärung eines Fabrikanten oder Fabrikdirektors, daß nach seiner Ansicht der Besuch der Ausstellung seinen Arbeitern Nutzen bringen werde, müßte deshalb genügen, um die ermäßigten Fahrkarten ohne alle Weitläufigkeiten zu erlangen. Das würde die einzig sachgemäße Entscheidung und zugleich eine wahrhaft wohlthätige Abkürzung des umständlichen Geschäftsganges sein, welchen die ministerielle Vorschrift anordnet.

Eine weitere beschränkende Bestimmung liegt darin, daß mindestens 30 Arbeiter eines Etablissements gemeinsam die Fahrt antreten müssen. Die Zahl dreißig findet vielfach als Mindestzahl für Ausflüge von Gesellschaften, Reisen zu Schützenfesten u. dergl. Verwendung, sie ist gewissermaßen die heilige Eisenbahnzahl. Doch trotz aller eisenbahn-büreaukratischen Heiligkeit paßt sie für den vorliegenden Fall ganz und gar nicht. Man muß sich nur gegenwärtig halten, daß diese dreißig Arbeiter, wenn sie auf eine Woche beurlaubt werden sollen, nur einen kleinen Bruchtheil des gesammten Personals einer Fabrik ausmachen dürfen, wenn der Betrieb ungestört fortgeführt werden soll. Nun kommt aber die Mehrzahl der eigentlichen Großindustrien in den Provinzen auf der Berliner Gewerbeausstellung wenig oder gar nicht in Betracht, wie die Montanindustrie, Spinnerei, Weberei u. s. w. Nur einzelne Zweige der Großindustrie, wie der Maschinenbau und die chemische Industrie, spielen eine hervorragende Rolle. Im Uebrigen ist die Industrie Berlins, wie die Industrie jeder Weltstadt, im Wesentlichen eine Feinindustrie und umfaßt als solche vorzugsweise zahlreiche Zweige, in welchen auch heute der mittlere oder kleinere Betrieb überwiegt. An einzelnen Beispielen läßt sich nachweisen, welchen Einfluß dieser Umstand auf den Besuch der Ausstellung durch Arbeiter aus den Provinzen haben muß. Berlin excellirt z. B. in der Möbelindustrie und gerade dieser Gewerbzweig präsentirt sich auch auf der Ausstellung sehr stattlich. Die Berliner Möbelindustrie zählt aber neben manchen sehr bedeutenden Unternehmungen eine große Zahl mittlerer und kleinerer Betriebe. Für die Möbelindustrie in den Provinzen trifft dies noch in erhöhtem Maße zu. Wie soll es nun eine Möbelfabrik mit 40 bis 50 Arbeitern — an sich bei guter Maschineneinrichtung schon ein nicht unbedeutendes Etablissement — ermöglichen, dreißig seiner Arbeiter zu gleicher Zeit auf eine Woche zu beurlauben? Es müßte seinen Betrieb ziemlich vollständig einstellen. Es könnte vielleicht in jeder Woche drei bis vier Arbeiter ohne Nachtheil entbehren. Besteht die Eisenbahnverwaltung auf der Mindestzahl dreißig, so wird wahrscheinlich kein einziger seiner Arbeiter mit ermäßigtem Fahrpreis nach Berlin fahren. Ein anderes Beispiel bietet die Konfektion, eine der größten Industrien Berlins, an deren Ausstellungen alle Provinzgeschäfte sehr viel lernen können. Aber in den Provinzen giebt es sicher nicht ein einziges Konfektionsgeschäft besseren Genres, welches auf einen Schlag dreißig seiner Arbeiterinnen für eine Woche nach Berlin beurlauben könnte, wenn es vielleicht auch in jeder Woche zwei oder drei Arbeiterinnen ohne Schaden entsenden könnte. Auch hier würde das Festhalten an der Zahl dreißig den Werth der in Aussicht gestellten Ermäßigung des Fahrpreises geradezu illusorisch machen. Und wie würde eine solche Einrichtung im Widerspruch stehen mit allen Regierungs-

erklärungen, daß der Staat die wirthschaftlich Kleinen und Schwachen stützen und schützen müsse und werde!

Man wendet vielleicht ein, daß ja mehrere Arbeitgeber derselben Branche sich zusammenthun könnten, um gemeinsam die Mindestzahl von dreißig Arbeitern aufzubringen. Der Wortlaut der ministeriellen Vorschrift läßt eine solche Auslegung keineswegs zu; es ist darin stets nur von einer Person, dem Arbeitgeber, dem Betriebsleiter u. s. w. die Rede. Aber selbst wenn eine solche Assoziation unter Zustimmung der Eisenbahnverwaltung eintreten könnte — vorher müßte jedenfalls erst nach gründlicher Schriftenwechsel stattfinden —, so würden dadurch doch die Schwierigkeiten und Umständlichkeiten bei der Erlangung von Arbeiterkarten ins Unerträgliche gesteigert werden. Welche Mühe und welchen Zeitverlust würde es bedingen, um in einem größeren Bezirk zehn Firmen derselben Branche unter einen Hut zu bringen, damit sie nur erst gemeinschaftlich ihren „schriftlichen und eingehend begründeten“ Antrag bei der Eisenbahndirektion einreichen könnten! Man würde viel leichter dreißig Personen mit vollständigen Billets für eine Reise um die Erde ausstatten können, als auf diese Weise von den preußischen Staatsbahndirektionen die ermäßigten Fahrkarten für dreißig Arbeiter zum Besuche der Berliner Gewerbeausstellung beschaffen können.

Und welchen stichhaltigen Grund kann denn die Eisenbahnverwaltung für die Aufstellung der Mindestzahl dreißig beibringen? Gar keinen, weil nur einen rein büreaukratischen. Warum soll denn zehn Arbeitern, die genau in derselben Weise und zu demselben Zweck nach Berlin fahren wollen, die Ermäßigung vorenthalten werden, welche dreißig Arbeitern gewährt werden soll; warum sollen drei oder zwei Arbeiter, wenn sich nun einmal nicht mehr zusammenbringen lassen, das Dreifache des Fahrpreises pro Person zahlen, welchen dreißig Arbeiter pro Person zahlen? Warum sollen die Arbeitnehmer überhaupt in dieser Sache vollständig unter die Vormundschaft der Arbeitgeber gestellt werden? Warum soll nicht auch ein einzelner Arbeiter, der sich etwas erspart hat, aber zeitweilig außer Arbeit ist, ebenfalls die Gelegenheit benutzen können, zu ermäßigtem Fahrpreise nach Berlin zu gehen, um durch seine Fortbildung sein Fortkommen zu erleichtern? Das Interesse der Ausbildung unserer Arbeiter rechtfertigt es; der Grundsatz gleicher Behandlung fordert es. Aber der büreaukratische Apparat würde dabei nicht funktioniren können. Die Eisenbahnverwaltung hat es sich wohlweislich so zurecht gelegt, daß sie nur mit Fabrikbesitzern und Fabrikdirektoren zu thun hat. daß die Zahl der Anträge durch Aufstellung der Mindestzahl von dreißig Arbeitern von vornherein gründlich beschränkt bleibt. Dabei kann ihr die Arbeitslast nicht über den Kopf wachsen. Aber man denke sich einmal, daß auch für zehn oder fünf Arbeiter ein ähnlicher Antrag gestellt werden könnte, ja daß jeder einzelne Arbeiter auf eigene Hand mit einem „schriftlichen und eingehend begründeten“ Antrage kommen könnte, und daß alle diese Anträge auf dem umständlichen Wege des Schriftenwechsels erledigt und jede Fahrkarte auf Direktorialordre der Stationskasse „überwiesen“ werden müßte. Der büreaukratische Apparat müßte nothgedrungen versagen. Diesen Apparat zu konserviren, ist naturgemäß das erste Bedürfniß der Verwaltung, die Bedürfnisse des Verkehrs, das Streben nach gewerblicher Bildung der Arbeiter, der individuelle Anspruch des einzelnen Staatsbürgers auf gleiche Behandlung können dagegen erst in zweiter Linie kommen.

Wenn trotz aller Schwierigkeiten für dreißig Arbeiter die billigen Fahrkarten erlangt sind, können diese Begünstigten doch wenigstens frei und froh die Reise antreten? Bei Leibe nicht! Nach der ministeriellen Vorschrift darf die Fahrt nur unter Führung des Antragstellers bezw. eines Beauftragten desselben unternommen werden. Hoffentlich hält die Eisenbahnverwaltung streng darauf, daß in jedem Falle der Antragsteller sich durch seine Militärpapiere ausreichend als solcher legitimirt und daß der Beauftragte sich durch eine notarielle Vollmacht als solcher ausweist. Die Fahrt soll unter Führung nicht etwa nur angetreten, sondern unternommen werden; nur die Rückreise kann auch einzeln angetreten werden. Sollte es unter diesen Umständen nicht rathsam sein, daß sich die Eisenbahnverwaltung auch von vornherein eine Kontrolle über den ganzen Verlauf der Fahrt sichert? Dies könnte vielleicht dadurch erreicht werden, daß jeder Arbeiter, der die Fahrt mitgemacht, in einer Prüfung den Nachweis führen muß, daß die Sonderausstellung seines Gewerbes hinlänglich „belehrend und anregend“ auf ihn gewirkt hat; als Examinator könnte der Dezernent der Eisenbahndirektion fungiren und der Arbeiter, welcher die Prüfung nicht besteht, würde das Doppelte des Fahrpreises als Strafe nachzuzahlen haben. Aus dem Geiste, in welchem die ganze Vorschrift gehalten ist, würden sich auch solche Bestimmungen vollständig rechtfertigen lassen.

Die Eisenbahnverwaltung bringt sich eben durch solche anscheinend klüglich ersonnenen Vorbedingungen unkluger Weise in eine durchaus falsche Position. Wenn sie durch komplizirte Verklausulirungen die Gewährung einer Ermäßigung in jedem einzelnen Falle von einer Reihe wirthschaftlicher und persönlicher Verhältnisse abhängig machen will, über welche sie gar kein Urtheil und gar keine Kontrolle haben kann, so stellt sie sich von vornherein vor eine unlösbare Aufgabe. Die Vorschriften so einfach und so allgemein gültig als möglich zu machen, ist vielmehr ihre Aufgabe. Gerade das zeichnet die — immerhin noch bescheidenen — Tarifreformen aus, welche während der letzten Jahre in Süddeutschland und in Belgien durchgeführt worden sind. Die badische Staatsbahnverwaltung fragt den, der Kilometerhefte kauft, nicht danach, ob er in Geschäften, zu Studien oder zum Vergnügen reist; die belgische Staatsbahnverwaltung macht die Ausgabe ihrer Dauerkarten nicht davon abhängig, daß der Käufer Arbeiter, Kaufmann oder Beamter ist. Einfachheit und Allgemeinheit bieten noch den großen Vortheil, daß sie Umgehungen so gut wie völlig ausschließen, einfach weil nichts mehr zu umgehen ist. Beschränkungen und komplizirte Vorbedingungen gewähren umgekehrt geradezu Anreiz und Gelegenheit zu Durchstechereien. In der ministeriellen Vorschrift z. B. schreit die Vorbedingung einer Mindestzahl von dreißig Arbeitern doch geradezu zur Umgehung durch Einstellung von Nichtarbeitern.

Will die preußische Staatsbahnverwaltung bei Gelegenheit der Berliner Gewerbeausstellung einmal wirklich etwas Durchgreifendes thun, so lasse sie ganze Sonderzüge dritter Klasse nach Berlin laufen, für welche der Fahrpreis nur 1 Pf. pro Kilometer beträgt. Dieselben mögen immerhin Arbeiterzüge genannt werden, aber sie müssen allen Klassen der Bevölkerung ohne Beschränkung und ohne Vorprüfung zugänglich sein. Denn auch die Beschränkung des billigen Fahrpreises auf die gewerblichen Arbeiter ist ganz ungerechtfertigt. Die Ausstellungen der Stadt Berlin z. B. bieten einen Belehrungsstoff dar, wie ihn Lehrer und städtische Beamten sich sonst entweder gar nicht oder nur mit großen Mühen und Kosten verschaffen können. Warum soll der Lehrer mit seinem meist schmalen Beutel nicht auch für 1 Pf. pro Kilometer nach Berlin fahren können? Die Eisenbahnverwaltung beweist ja durch ihre eigene Vorschrift, daß sie mit diesem Preise auskommen kann, und wenn sie zu diesem Preise in vollbesetzten Sonderzügen fährt, wird sie erst recht keinen finanziellen Schaden haben. Der Herstellung besonderer Billets bedarf es auch schwerlich, da der billige Preis für Hin- und Rückfahrt genau dem Preise einer einfachen Karte vierter Klasse entspricht und es sich somit nur um die Kennzeichnung solcher Karten handeln würde. Allerdings sind auch jetzt schon Sonderzüge zur Ausstellung organisirt, aber für diese gelten wieder etwas höhere Fahrpreise! Die Eisenbahnverwaltung würde das Einfachste treffen, wenn sie mehr Sonderzüge fahren ließe und für alle den Fahrpreis allgemein auf 1 Pf. pro Kilometer ansetzte. Alle besonderen Bestimmungen für Arbeiter würden überflüssig werden, die Verwaltung würde sich und dem Publikum eine Unmasse von Umständlichkeiten und Unbilligkeiten ersparen. An welchen

Orten, zu welchen Zeiten und in welchem Umfange die Eisenbahnverwaltung solche Sonderzüge ablassen soll, mag sie selbst bestimmen. Denn auf diesem Gebiet kann der Eisenbahnfachmann sachgemäß prüfen und sachgemäß entscheiden. Wo es sich um betriebstechnische Fragen, um die Leistungsfähigkeit des Personals und des Materials handelt, ist er der kompetente Beurtheiler. Auch mit dieser Einrichtung wird die Verwaltung gar eine schwierige Aufgabe gestellt, aber ihre Arbeit wird jedenfalls viel nützlicher sein, als wenn sie Berge von Akten über die Frage zusammenschreiben läßt, ob ein gewerblicher Arbeiter sich auf der Berliner Ausstellung genügend belehren kann oder nicht.

Will indessen die Eisenbahnverwaltung doch hartnäckig auf ihren „Schein“ bestehen, so vereinfache sie wenigstens die jetzigen Vorschriften gründlich. Man werfe die ganze schriftliche Eingabe mit ihrer Begründung, die Prüfung des belehrenden Einflusses der Ausstellung, die Mindestzahl an dreißig entschlossen über Bord. Man gebe jeden 30, jeden 5. ja jedem einzelnen Arbeiter, der sich durch ein Zeugniß ausweist, in welchem sein Arbeitgeber den Besuch der Ausstellung für ihn als förderlich erklärt, an jeder Stationskasse ohne weitere Förmlichkeiten sein billiges Billet. Und wenn bei einem solchen leicht zu handhabenden System selbst 10 000, vielleicht gar 20 000 Personen, für welche diese billigen Billets eigentlich nicht bestimmt sind, sie erlangen, so wird der Verlust für die Eisenbahnverwaltung doch noch viel geringer sein, als der völlig unnütze Aufwand an Zeit und Mühe, welchen ihr das von ihr aufgestellte System bei seiner Ausführung verursachen würde.

Die bureaukratische Auffassung, welche aus jeder einzelnen der jetzt getroffenen Bestimmungen spricht, macht die Hoffnung, daß die Eisenbahnverwaltung nach in letzter Stunde sich selbst reformiren könnte, zu einer sehr geringen. Der Menschengeist hat mit dem nahezu den Erdball umspannenden Eisenbahnnetz ein Wunderwerk geschaffen, welches sich dem Zaubermantel des Mährchens nähert, der im Fluge durch alle Länder trägt; er hat für die wirthschaftliche und geistige Kultur ein Befreiungswerk von den hemmenden Schranken des Raumes vollbracht. Aber wer befreit uns von einer Eisenbahnbüreaukratie, für welche nach lange die Zeit nicht gekommen zu sein scheint, die, nach dem oft citirten Kaiserwort, „im Zeichen des Verkehrs“ steht?

M. Broemel.

Prokesch-Osten.

Der Sohn des Briefschreibers, Anton mit Vornamen, wie sein Vater, ist es, der diese Briefe*) herausgibt unter dem Motto: Audiatur et altera pars. Dieses Motto ist nicht passend gewählt; ich wüßte nicht, daß man von preußischer Seite dem österreichischen Präsidialgesandten, welcher so lange Zeit dem Bundestagsgesandten von Bismarck-Schönhausen gegenüber gestanden hat, einen erheblichen Vorwurf persönlicher Art gemacht hätte; er war das Organ einer Politik, die von Preußen bekämpft wurde und mußte darum gleichfalls bekämpft werden; im Uebrigen hat er stets für einen tadellosen Kavalier gegolten.

Nicht als Aktenstücke in dem Prozesse betreffend einen Ehrenhandel Bismarck wider Prokesch sind diese Briefe aufzufassen, sondern als Beiträge zur Geschichte einer Zeit, die bedeutend war durch dasjenige, was sich in ihr öffentlich vollzog, aber hochinteressant durch das, was sie für die Zukunft vorbereitete. Wir haben über diese Zeit schon viel aus preußischen Quellen erfahren; was wir jetzt aus österreichischen Quellen erfahren, verändert das gewonnene Bild in keinem wesentlichen Punkte.

Prokesch-Osten war Offizier gewesen und hatte als solcher die letzten Feldzüge gegen Napoleon mitgemacht, hatte mancherlei Aufträge erhalten, die darauf deuten, daß seine wissenschaftliche Bildung das Durchschnittsmaß überstieg, hatte dann viele Jahre lang auf dem Gesandtschaftsposten in Athen ein Stillleben geführt und wurde als ein schon 54jähriger Mann durch seinen persönlichen Freund, Fürsten Felix Schwarzenberg, in die große Politik hineingezogen, um dessen Pläne zu unterstützen. Vom Januar 1849 bis Ende 1852 war er Botschafter in Berlin, dann drei Jahre lang Präsidialgesandter in Frankfurt und ging 1855 als Botschafter nach Konstantinopel, wo er noch Jahre lang gewirkt hat.

Die Briefe, die hier veröffentlicht werden, hat er von Berlin und Frankfurt aus an das auswärtige Amt in Wien gerichtet. Sie schlagen den leichteren Ton von Privatbriefen an, tragen aber einen amtlichen Charakter und werden wohl in das österreichische Archiv geflossen sein. Daneben steht aber eine Anzahl von Briefen an seine Frau, die er über die Welthändel sorgfältig unterrichtet und einige andere Dokumente.

Wir sind über die Zeit, von welcher diese Briefe handeln, durch das letzte Werk von Sybel unterrichtet; ich glaube nicht, daß, wenn Sybel diese Veröffentlichung nach erlebt hätte, er aus derselben Veranlassung genommen hätte, an dem, was er geschrieben hat, einen Strich zu ändern. Auch mit den von Poschinger ausführlicher geschilderten Thatsachen deckt sich die Darstellung vollständig. Ihr Interesse für uns besteht darin, daß sie uns in die Auffassung des Briefschreibers einen Blick eröffnet.

Graf Prokesch war in den Anschauungen der Metternich'schen Zeit ergraut und stand in ihnen fest. Was 1848 geschah und was nach 1848 geschah, war ihm die Revolution schlechtweg, und die Aufgabe, an der er mitarbeitete, war die, die Revolution zu unterdrücken und zu den Zuständen vor 1848 zurückzuführen. Das Wort Entwicklung hätte wohl seinen Ohren sehr fremd geklungen.

Das Haus Habsburg hatte zu Anfang dieses Jahrhunderts den deutschen Kaisertitel verloren, aber doch durch den Wiener Kongreß die Stellung, welche diesem Titel entsprach, wieder gewonnen. An dieser Stellung mußte es unter allen Umständen festhalten. Da gab es nun einen jungen Staat, Preußen, der schon seit hundert Jahren den Versuch machte, an dieser Stellung zu rütteln und diesen Versuch trotz aller Beweise seiner Erfolglosigkeit nicht aufgeben wollte. Prokesch-Osten ist von einem gewissen Wohlwollen gegen diesen jungen Staat erfüllt; wenn die Leiter dieses Staats nur begreifen wollten, daß sie dazu bestimmt sind, Oesterreichs Vasallen zu sein, so würde er ihnen im Uebrigen alles Beste wünschen. Der Versuch, dieses Vasallenverhältniß zu brechen, erfüllt ihn nicht eigentlich mit Zorn, sondern nur mit einem gelinden Unmuth über den „Dünkel“, der sich in solchen Versuchen ausspricht.

Die Gothaer sind in seinen Augen nicht besser als die Demokraten, die eigentlichen Kinder der Revolution, Radowitz nicht besser als die Gothaer, Brandenburg und Manteuffel nicht besser als Radowitz, und selbst Gerlach ist nicht hinreichend erfüllt von der Wahrheit, daß Austriae est imperare omni universo. Er, Prokesch, hat dem preußischen Staate einen großen Dienst erwiesen; er hat ihn zu dem schönen Tage von Olmütz verholfen. Wenn er ein wenig schneidiger aufgetreten wäre, hätte Preußen sich gar nicht mehr durch einen Bußgang von den Folgen seiner Sünden befreien können; es wäre genöthigt gewesen, sich in einen Krieg zu stürzen, der es vernichtet hätte. Alles dies wird mit liebenswürdiger Naivität vorgetragen, ohne eine Spur von bewußter Ueberhebung. Der Verfasser ist ein gebildeter Mann; als Sammler hat er wissenschaftliche Neigungen; ein Gespräch mit Schelling oder Humboldt erquickt ihn. Er hat gelegentlich sentimentale Anwandlungen und ist überzeugt, daß eine schöne Blume, so lange sie blüht, das Bewußtsein ihres Daseins und ihrer Schönheit hat. Er gewinnt unser Herz durch seine rührende Anhänglichkeit an seine Gattin.

*) Aus den Briefen des Grafen Prokesch von Osten, k. und k. österreichischen Botschafters und Feldzeugmeisters (1849—1855). Wien, Karl Gerold's Sohn. 1896.

Höchst ergötzlich sind seine Aeußerungen über den jungen preußischen Gesandten. Auffällig oft versichert er, daß er mit Herrn von Bismarck auf dem besten Fuße stehe und selten versäumt er hinzuzusetzen, daß ihm das sehr schwer werde. Dieser junge Mann ist ein sehr unruhiger Geist. Er will sich nicht in den Zustand finden, daß Oesterreich allein zu befehlen hat. Er ist unermüdlich darin, über dies und jenes Beschwerden zu führen; daß an ein paar überflüssige und untaugliche Beamte Gehälter bezahlt werden, die man ersparen sollte, sogar eine solche Kleinigkeit rügt er. Und was besonders schlimm ist, er macht mit seiner Unruhe auch die übrigen Bundestagsgesandten aufsässig; einmal sieht sich der Präsidialgesandte völlig isolirt. In seiner Verzweiflung entfährt ihm einmal der Wunsch, Oesterreich möge doch mit Englands und Frankreichs Hilfe den preußischen Staat auf die Stellung zurückführen, die ihm gebühre, und in den vertraulichen Briefen an seine Frau braucht der fein gebildete Mann einige recht böse Ausdrücke, wie „Rohheit“.

Im Jahre 1855 nahmen die beiden Männer Abschied von einander. Bismarck berichtete damals seiner Regierung, Prokesch sei ein ehrlicher und gewissenhafter Mann. Und Prokesch, der von diesem Zeugniß niemals Kunde erhalten hat, vertraute im Jahre 1872, nachdem die Welt sich so gänzlich verändert hatte, als ein fast achtzigjähriger Greis seinem Tagebuche eine Charakteristik des Fürsten Bismarck an, die mit den Worten schloß: „Mir ist kaum ein Mann vorgekommen, so abgeschlossen in seinen Ueberzeugungen, so bewußt seines Wollens und Sollens“. So schließt die Geschichte ihrer Kämpfe versöhnlich ab.

Alexander Meyer.

Das v. Tiele-Winkler'sche Bergregal und die Freiheit der Meinungsäußerung.

In Nr. 33 der „Nation“ erschien ein Artikel unter der Ueberschrift: „Der Fall Jastrow und das Unglück in der Kleophasgrube“.

Der Inhalt des Artikels machte seine Runde durch die Presse. Ein so gemäßigt liberales Blatt wie die „National-Zeitung“ erklärte einige Tage nach der Veröffentlichung des Aufsatzes, sie habe die Mittheilung nicht bringen wollen, weil sie angenommen habe, die Regierung würde Aufklärungen geben. Da solche nicht erfolgt seien, so bringe sie die Mittheilung, spreche aber die Erwartung aus, daß die Regierung noch jetzt Aufklärungen geben werde. Andere Blätter schlossen sich dem an. Nachdem diese Aufforderungen inzwischen auch von sächsischen und bayerischen Blättern an die preußische Regierung gerichtet waren (so vom „Leipziger Tageblatt“ und von den „Münchener Neuesten Nachrichten“), hat der Reichsanzeiger vom 26. Mai folgende Ausführungen zum Abdruck gebracht:

In einem in Nr. 33 der Wochenschrift „Die Nation“ enthaltenen anonymen Artikel wird die Ansicht vertreten, daß der in der Nacht vom 3. zum 4. März d. J. auf der der Bergwerksgesellschaft G. von Giesche's Erben gehörigen Kleophasgrube bei Kattowitz in Oberschlesien vorgekommene schwere Unglücksfall, dem 114 Bergleute zum Opfer gefallen sind, in innerem Zusammenhang stehe mit der Organisation der Bergpolizei innerhalb der Herrschaft Myslowitz-Kattowitz, in der das Bergregal gegenwärtig dem Grafen von Thiele-Winkler zusteht. Daß die Kleophasgrube in dem von Thiele-Winkler'schen Privatregalbezirk belegen ist, trifft zu; abgesehen hiervon, enthält aber der fragliche Artikel eine so große Anzahl von Unrichtigkeiten und falschen Schlußfolgerungen, daß zur Vermeidung einer grundlosen Beunruhigung der betheiligten Kreise eine Berichtigung unerläßlich erscheint.

Im allgemeinen mag zunächst daran erinnert werden, daß nach den Grundsätzen des preußischen Rechts (Allg. Landrecht, Theil II, Tit. 16, §§ 106 ff.) demjenigen, dem das Privat-Bergwerksregal zusteht, an sich alle darunter begriffenen Rechte des Staates zukommen. Zu diesen Rechten gehören insbesondere das Recht der Verleihung des Bergwerkseigenthums an den verleihbaren Mineralien, die Ausübung der Bergpolizei und das Recht auf den Zehnten und sonstige gesetzliche Bergwerksabgaben. Doch bleibt der Berechtigte allemal der Oberaufsicht des Staates, den allgemeinen Bergpolizeigesetzen und den Entscheidungen der höheren Bergaufsichtsbehörde unterworfen. Als wohlerworbene, auf anerkannten Rechtstiteln beruhende Privilegien überwiegend privatrechtlicher Natur können die im Privatbesitz befindlichen Bergregalitätsrechte nur im Einverständniß der Berechtigten gegen volle Entschädigung aufgehoben werden. Aus dieser Rücksicht sind diese Berechtigungen auch in § 250 des Allgemeinen Berggesetzes vom 24. Juni 1865 aufrecht erhalten worden; insbesondere wird hier bestimmt, daß die von den Regalitätsberechtigten bestellten Bergbehörden in Wirksamkeit bleiben. Der Versuch der Ablösung ist von der Staatsregierung früher auch bei dem von Thiele Winkler'schen Regal gemacht worden; trotz der damaligen nur mäßigen Forderung des Regalinhabers und trotz der erklärten Bereitwilligkeit der Staatsregierung, zu der Ablösungssumme einen angemessenen Beitrag zu leisten, scheiterten gleichwohl die Verhandlungen an der Weigerung der Eigenthümer der abgabepflichtigen Bergwerke, Beiträge zur Aufbringung der Entschädigung zu übernehmen.

Nach dem Vorstehenden wäre sonach der Inhaber des Privatregals in der Herrschaft Myslowitz-Kattowitz an sich berechtigt gewesen, einmal den vollen Zehnten von allen hierin belegenen Bergwerken zu erheben. Durch freiwillige Entschließung des Regalinhabers ist diese Abgabe den vorhandenen Bergwerken gegenüber auf die Hälfte — den Zwanzigsten — ermäßigt worden. Ferner hätte er das Recht zur selbständigen Ausübung der Bergpolizei durch eigene Organe in Anspruch nehmen können; auch dieses Rechts hat er sich durch Vertrag mit der Staatsregierung insoweit begeben, daß ihm thatsächlich nur das Ehrenrecht der Ernennung — und Besoldung — der Bergpolizeibeamten für seinen Regalbezirk verblieben ist, während die von ihm ernannten Beamten ihre Obliegenheiten in voller Unabhängigkeit lediglich auf Grund der Gesetze und unter der disziplinaren Aufsicht der staatlichen Bergbehörde wahrzunehmen haben, jeder unmittelbaren Einwirkung des Regalherrn auf ihre Amtsführung aber entzogen sind. Es bestimmt nämlich in dieser Beziehung das über die Ausübung der Privilegalitätsrechte in der Herrschaft Myslowitz-Kattowitz zwischen der Staatsregierung und dem Regalherrn vereinbarte Regulatio vom 12. Oktober 1857 in § 9: „Die Bergbeamten der Herrschaft Myslowitz-Kattowitz haben die Verwaltung der Bergpolizei selbständig und unter alleiniger Verantwortlichkeit auszuüben. Dem Regalherrn steht eine unmittelbare Einwirkung auf diesen Theil ihrer Geschäftsführung nicht zu. Die Geschäftsführung der Beamten steht unter der Aufsicht des königlichen Oberbergamts zu Breslau und richtet sich nach einer von dieser Behörde zu ertheilenden Dienstinstruktion. Der Staatsbehörde steht das Recht zu, unfähige und pflichtwidrige Beamte nach vorheriger Anhörung des Regalbesitzers unter Beobachtung der für unmittelbare Staatsdiener vorgeschriebenen Formen aus dem Dienste zu entfernen. Auch steht dem Regalbesitzer die Befugniß zu, die Entfernung zu beantragen.“

In der auf Grund dieser Bestimmung von dem Oberbergamte zu Breslau erlassenen Dienstinstruktion vom 7. März 1870 sind die Bestimmungen, welche die Selbständigkeit der Amtsführung der herrschaftlichen Beamten bei Handhabung der bergpolizeilichen Aufsicht sichern und sie lediglich der Aufsicht der höheren staatlichen Behörde unterstellen, mit noch größerer Schärfe hervorgehoben. Es wird darin ausdrücklich bestimmt, daß sie „dem königlichen Oberbergamt als ihrer vorgesetzten Behörde Gehorsam schuldig sind, welches auf sie die für die nicht richterlichen unmittelbaren Staatsbeamten geltenden Disziplinargesetze in Anwendung zu bringen befugt ist“. Ferner wird bestimmt, daß die Dienstentlassung dieser Beamten ausschließlich durch die Staatsbehörde nach den für die unmittelbaren Staatsdiener vorgeschriebenen Normen erfolge, daß also insbesondere dem Regalherrn das Recht zur Entlassung derselben nicht zusteht.

Da hiernach das dienstliche Verhältniß der herrschaftlich Myslowitz-Kattowitzer Aufsichtsbeamten dem Verhältniß der unmittelbaren Staatsbeamten nach Thunlichkeit angenähert ist, so ergab sich auch die Nothwendigkeit, sie auf die gewissenhafte Führung ihres Amtes in derselben Art zu verpflichten, wie die Staatsbeamten überhaupt. Sie schwören daher nach § 8 des Regulativs vom 31. Oktober 1857 den Staatsdienereid in der allgemein üblichen Form, also an erster Stelle dem Landesherrn unterthänig, treu und gehorsam zu sein, und erst in einem Zusatz zu diesem Eide geloben sie gleichzeitig auch dem Regalherrn schuldige Treue und Gehorsam. Es muß befremden, daß der Verfasser des Artikels der „Nation“, dem doch anscheinend die Eidesformel wörtlich vorgelegen hat, sich zu der Behauptung veranlaßt sieht, der von Thiele-Winkler'sche Bergwerksdirektor schwöre nicht den allgemeinen Beamteneid, sondern schwöre nur seiner „Dienstherrschaft“, daß er „derselben Bestes möglichst befördern wolle u. s. w.“

Aus den vorstehenden Darlegungen ergibt sich für jeden Unbefangenen der Ungrund der Ausführungen des erwähnten Artikels der „Nation“ zur Genüge. Da hiernach die bergpolizeiliche Aufsicht in der

Herrschaft Myslowitz-Kattowitz von Beamten geführt wird, die in dieser Beziehung nur der Autorität der Gesetze und der allgemeinen staatlichen Aufsichtsbehörden unterworfen sind, so ist es unverständlich, wie hier behauptet werden kann, daß die sicherheitspolizeiliche Aufsicht dem an dem Ertrag der beaufsichtigten Betriebe interessirten „Unternehmer“ überlassen sei. Abgesehen davon, daß „Unternehmer“ bei der Kleophasgrube jedenfalls nicht der Graf von Thiele-Winkler, sondern die Bergwerksgesellschaft G. von Giesche's Erben ist, würde sogar auch dann, wenn der Regalherr selbst die Bergpolizei wahrnähme, eine Kollision zwischen seinem Recht zur Abgabenerhebung und den aus der Wahrnehmung der Bergpolizei erwachsenden Verpflichtungen dennoch nicht vorliegen. Denn wie in dem Artikel der „Nation“ selbst hervorgehoben wird, ist die Regalitätsabgabe eine Bruttoabgabe, die also vom Bruttoertrage des Bergbaues — nicht vom Reinertrage — erhoben wird, also auch durch erhöhte Aufwendungen für Sicherheitsvorkehrungen und Arbeiterschutz in ihrem Betrage nicht vermindert werden kann. Für den vorliegenden Fall kommt es aber auf diesen Nachweis der sachlichen Vereinbarkeit des Rechts zur Abgabenerhebung mit der Ausübung der bergpolizeilichen Aufsicht gar nicht an, weil, wie oben dargelegt, der Regalherr sich jeder eigenen Einwirkung auf die Handhabung der Bergpolizei rechtmäßig begeben hat.

Da sonach die Stellung der Bergpolizei-Aufsichtsbeamten in dem mehrgenannten Regalbezirk der Stellung der staatlichen Bergrevierbeamten im wesentlichen gleichartig ist, und da ferner auch nach Bestimmung des Regulativs vom 31. Oktober 1857 und der Dienstinstruktion vom 7. März 1870 in Beziehung auf die technische und wissenschaftliche Qualifikation an die erstgenannten Beamten dieselben Anforderungen zu stellen sind, wie an die staatlichen Bergbeamten, so konnte es auch keinem Bedenken unterliegen, ihnen in analoger Anwendung des § 189 A. B.-G., wie den Revierbeamten überhaupt, die Befugnisse und Obliegenheiten der im § 139b der Reichs-Gewerbeordnung bezeichneten Aufsichtsbeamten zu übertragen. Die hierzu in dem Artikel der „Nation“ gestellte Frage: „Wer Landesregierung in der Herrschaft Myslowitz-Kattowitz sei, die von Thiele-Winkler'sche Familie oder der König von Preußen?“ ist eine durchaus müßige; denn die Uebertragung der Funktionen des Gewerbe-Aufsichtsbeamten an den herrschaftlichen Revierbeamten ist thatsächlich von der königlich preußischen Landesregierung und nicht von dem Grafen von Thiele-Winkler erfolgt. Nach der bestehenden Gepflogenheit ist sie nur auf Widerruf erfolgt, aber es mag hervorgehoben werden, daß die preußische Landesregierung nach ihren über die Dienstführung des betreffenden Beamten gemachten Wahrnehmungen und insbesondere auch aus dem Unglücksfall auf der Kleophasgrube keinen Anlaß gefunden hat, von dem vorbehaltenen Widerrufe Gebrauch zu machen. Es kann umsoweniger die Absicht sein, hier auf die Veranlassung dieses beklagenswerthen Unglücksfalles näher einzugehen, als diese Frage noch den Gegenstand der schwebenden gerichtlichen Untersuchung bildet; nur soviel mag bemerkt werden, daß, wenn der Verfasser des Artikels in der „Nation“ in der Lage zu sein glaubt, „nach übereinstimmenden Zeitungsberichten“ die Veranlassung der Katastrophe bestimmt anzugeben, seine Auffassung in der Beurtheilung kompetenter Sachverständiger bisher noch keine Unterstützung gefunden hat.

Diese Ausführungen, die wir geglaubt haben, unseren Lesern nach den Grundsätzen des audiatur et altera pars unverkürzt mittheilen zu sollen, enthalten zunächst die Bestätigung der von uns hervorgehobenen Thatsache, daß es **im Revier der Kleophas-Grube einen königlichen Revierbeamten nicht gibt.** Sie enthalten ferner das Eingeständniß, daß auch die Vorschrift der Reichsgewerbeordnung über die Aufsichtsführung in Bergwerken in diesem Regalbezirk nicht zur Ausführung gelangt ist. Die Reichsgewerbeordnung beschäftigt sich mit der Frage, wem die reichsgesetzlich vorgeschriebene Aufsicht von jugendlichen Arbeitern ꝛc. zu übertragen ist, und beantwortet diese Frage: „besonderen von der Landesregierung zu **ernennenden** Beamten.“ Der Reichsanzeiger gesteht ein, daß trotz des klaren Wortlauts des Reichsgesetzes diese Aufsicht einem Beamten übertragen wurde, welcher nicht von der Landesregierung ernannt wird; **die Verletzung des Reichsgesetzes ist also zweifellos.**

Die Bedeutung dieser sach- und gesetzwidrigen Anordnung sucht der Reichsanzeiger abzuschwächen. Es ist allerdings richtig, daß der Graf v. Tiele-Winkler die Aufsicht nicht selbst, sondern durch einen Beamten ausübt. Es ist auch richtig, daß dieser Beamte in seiner Aufsichtsführung dem Oberbergamt in Breslau untersteht. Welche Kritik wäre auch am Platze, wenn nicht nur die lokale Aufsicht einem Privatbeamten übertragen wäre, sondern dieser sogar noch von der oberen Behörde unabhängig sein sollte! An der Thatsache, wie sie die „Nation“ behauptet hatte, daß die lokale Aufsicht unter dem Oberbergamt einem nicht vom Staate ernannten Beamten übertragen war, wird durch alle diese Ausführungen nichts geändert. Der Reichsanzeiger spricht zwar so, als ob das Recht, den Aufsichtsbeamten zu ernennen, nichts weiter als ein „Ehrenrecht“ sei. Alles, was der Reichsanzeiger hierüber ausführt, würde sich wesentlich anders ausnehmen, wenn er auch aus dem Regulativ vom 17. November 1857 die **Schlußworte** des § 7 citirt hätte, daß der jedesmalige Besitzer der Herrschaft Myslowitz-Kattowitz den Beamten ernennt, „**ohne daß es einer Bestätigung seitens der Staatsbehörde bedarf**“. Die „Dienstherrschaft“ ernennt also aus der Reihe der geprüften Techniker, wen sie will. Die Regierung hat zwar das äußerste Nothrecht, den Beamten bei Pflichtwidrigkeiten zu beseitigen; aber irgend ein Einfluß auf die Auswahl der Person steht ihr nicht zu. Es ist genau das Verhältniß, wie wir es charakterisirt hatten: die Aufsicht an Ort und Stelle liegt ausschließlich in den Händen eines Privatbeamten, und nur die Oberaufsicht von Breslau aus liegt in den Händen des Staates.

Nun behauptet allerdings der Reichsanzeiger, die von Tiele-Winkler'sche Familie, deren Beamter die Aufsicht übt, könne nicht als interessirt bezeichnet werden, weil die Regalabgabe eine Bruttoabgabe sei, sich also nicht vermindere, auch wenn kostspielige Arbeiterschutzvorrichtungen angeordnet würden. Diese Argumentation läßt ganz außer Acht, daß auch der Umfang des Bruttoertrages von den aufzuwendenden Unkosten abhängig sein kann. Bei kostspieligen Anlagen ist die Frage wohl aufzuwerfen, wann die Grenze erreicht wird, bei welcher es besser ist, den Bergbau einzuschränken oder ganz aufzugeben, als ihn zu Gunsten eines stillen Theilnehmers weiter zu betreiben, der zwar an den Früchten, aber nicht an den Kosten sich betheiligt. Vollends unzutreffend aber erscheint die Bemerkung des Reichsanzeigers gegenüber der reichsgesetzlich vorgeschriebenen Aufsicht, betreffend jugendliche und weibliche Arbeiter. Soll hier eine Aufsicht bestehen, die wirksam darüber wacht, daß solche Arbeiter nicht länger als 10 oder 11 Stunden täglich arbeiten, und überläßt man auch diese Aufsicht dem Angestellten einer Familie, die $^{1}/_{8}$ der Bruttoförderung bezieht, so kann der Angestellte einer an der Bruttoförderung interessirten Familie leicht in einen Gewissenskonflikt gerathen. Um so mehr, wenn dieselbe Familie an andern Gruben ihres Regalbezirks sogar mit Besitzrechten betheiligt und hier also auch nach Ansicht des Reichsanzeigers zweifellose Interessentin ist (daß v. Tiele-Winkler „Unternehmer“ der **Kleophas-Grube** sei, hatten wir gar nicht behauptet, wenn auch der Reichsanzeiger das Wort in Anführungszeichen setzt). Mit alle dem soll keineswegs ein Urtheil darüber ausgesprochen sein, wie diese Aufsicht **thatsächlich** geübt worden ist. Es ist gewiß möglich, daß auch der Interessirte ganz korrekt handelt. Aber es ist Grundsatz unseres öffentlichen Rechts, daß die Ausübung von Staatshoheitsrechten uninteressirten Organen übertragen werden soll, und jedenfalls ist es unzulässig, daß sie einem Beamten übertragen wird, der geschworen hat, den Vortheil des Interessenten wahrzunehmen*).

In einer Beziehung aber geht aus dem Reichsanzeiger hervor, daß die Beamtenernennung im Revier Myslowitz-Kattowitz noch schlimmer steht, als wir angenommen hatten.

*) Der v. Tiele-Winkler'sche Beamte muß seiner „Dienstherrschaft“ schwören, daß er „derselben Bestes möglichst befördern, deren Schaden aber abwenden will“. Auch dies ist nunmehr vom Reichsanzeiger bestätigt. Die Erklärung des Reichsanzeigers, daß die Eidesformel jetzt auch den allgemeinen Staatsbeamteneid enthalte, können wir auf ihre Korrektheit nicht prüfen. Die uns vorliegende Eidesformel ist zusammengesetzt aus einem Treu- und Gehorsamseid an den König und dem Vortheil- und Gehorsamseid an die Dienstherrschaft. Der erstere Theil scheint einem veralteten Beamteneid zu entstammen. Wenn inzwischen für diesen ersten Theil der heutige allgemeine Beamteneid dort eingeführt ist, so würde dies an dem Wesen der Sache nichts Erhebliches ändern.

Erst aus dem Reichsanzeiger erfährt man, daß jene reichsgesetzwidrige Uebertragung der Aufsicht über Jugendliche 2c. nur „auf Widerruf“ erfolgt sei. Bisher hat man allgemein angenommen, die Gewerbeaufsicht sei dazu da, um auch nach oben hin mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit vertreten zu werden. Hier aber ist sie einer Persönlichkeit übertragen, die befürchten muß, daß ihr diese Aufsicht wieder entzogen wird, wenn sie bei den vorgesetzten Staatsbehörden anstößt. Der Reichsanzeiger scheint in seinem Eifer vollständig vergessen zu haben, daß infolge des sonderbaren Disziplinarprozesses gegen Dr. Jastrow gerade die verwandtschaftlichen Beziehungen des gegenwärtigen Handelsministers die Augen der Öffentlichkeit auf diese Zustände gelenkt haben. Das ist ja eben der unhaltbare Zustand, daß über Arbeiterschutzfragen in der untersten Instanz ein Angestellter des Regalinteressenten urtheilt und in der letzten Instanz ein Verwandter des Regalinteressenten. Könnte man eine solche Regelung, selbst wenn sie gesetzlich zulässig wäre, als sachgemäß bezeichnen?

Im Uebrigen sind im „Reichsanzeiger“ unsere Ausführungen entstellt wiedergegeben. Wir haben nicht die Behauptung aufgestellt, daß das Unglück in der Kleophas-Grube mit der privaten Bergpolizei in ursächlichem Zusammenhange stehe. Wir haben vielmehr ausdrücklich hervorgehoben, daß eine sach- und gesetzwidrige Regelung der Bergwerksaufsicht öffentlich zu beleuchten sei, auch ohne Rücksicht darauf, ob das geschehene Unglück mit der mangelhaften Organisation in nachweisbarem Zusammenhange stehe oder nicht.

Ganz abgesehen von dem — wie uns scheint mißlungenem — Versuch, die private Bergpolizei in dem Revier Myslowitz-Kattowitz zu vertheidigen, hätten wir erwartet, daß der „Reichsanzeiger“ sich noch darüber geäußert haben würde, weshalb das Staatshandbuch über das Revier Myslowitz-Kattowitz vollständig schweigt. Es muß auch befremden, wenn unter dem Titel „Jahresberichte der königlich preußischen Regierungs- und Gewerberäthe und Bergbehörden“ das Revier mit dem Namen eines Beamten aufgeführt wird ohne die geringste Andeutung, daß es sich nicht um den reichsgesetzlich vorgeschriebenen von der Landesregierung ernannten Beamten, sondern um einen privaten Angestellten handelt.

Das Charakteristischste an der Erwiderung des „Reichsanzeigers“ sind überhaupt die Punkte, über die er vollständig schweigt. Wenn alles im Staate in Ordnung ist, weswegen wird denn der sonderbare Versuch gemacht, einen Autor zu einem Widerruf zu nöthigen? Und weswegen ist der Preßprozeß, der im Jahre 1893/94 geführt wurde, mitteninnen abgebrochen worden? Weswegen gönnt man einem sozialdemokratischen Blatte, der „Leipziger Volkszeitung“, das Vergnügen, daß sie jetzt bereits viermal an die königliche Staatsanwaltschaft beim Landgericht Berlin I die Frage richten kann, weshalb der Preßprozeß, der in voller Oeffentlichkeit zu führen war, nicht bis zu Ende geführt worden ist?

Diese Vorgänge haben eine viel weiter reichende Bedeutung. Es fragt sich, ob es bei uns überhaupt noch erlaubt sein soll, über die Kollision von Privatinteressen mit allgemeinen Staatsinteressen zu reden, ohne sich dem Vorwurf gehässiger Anschuldigungen auszusetzen. Ein volkswirthschaftlicher Autor, der beim Erlaß der Bergwerksabgaben davon spricht, daß die Unterschrift des Handelsministers v. Berlepsch fehlte, weil er als ein Verwandter der v. Tiele-Winckler'schen Familie sich für behindert hielt, wird unter Anklage gestellt, weil man ihm vorwirft, er habe dem Minister eigennützige Motive nachsagen wollen. Und nachdem im Gerichtsverfahren nur wegen einiger angehängter kritischer Schlußsätze auf eine Geldstrafe erkannt, im übrigen seine ganze Darstellung freigegeben ist, wird, da das unbequeme Buch nun gewissermaßen mit gerichtlicher Genehmigung im Buchhandel weiter verbreitet werden darf, noch $1\frac{1}{2}$ Jahre später ein Disciplinarverfahren angestrengt, und der Autor soll zu einem Widerruf genöthigt werden. Dem Aufsatze in der „Nation“, der mit ausdrücklichen Worten sagte, er wolle über den Anlaß zum Unglücksfall kein Urtheil abgeben, sondern nur die Thatsache, daß es keinen königlichen Aufsichtsbeamten gab, als sachwidrig und gesetzwidrig kritisiren, diesem Aufsatz wird der Vorwurf gemacht, er bringe voreiliger Weise den Unglücksfall mit der privaten Bergpolizei in „inneren Zusammenhang“. So sucht man durch die Unterschiebung gehässiger Absichten die Kritik öffentlicher Mißstände abzuschrecken.

Wir aber sind der Meinung, daß im Zeitalter der Liebesgabenpolitik und der Bevorzugung einzelner Interessentenkreise diese Kritik doppelt nothwendig ist. Die Ausübung des Arbeiterschutzes durch das Organ einer bergbautreibenden Familie nimmt sich sehr verschieden aus, je nachdem man es von dem Standpunkt derartiger Familien oder vom Standpunkt des Arbeiters betrachtet, der seine Knochen zu Markte trägt. Jene mögen sagen, man solle mit der Aenderung warten, bis man nachweisen könne, daß die private Polizei ein Unglück verschuldet habe; diese werden mit dem Zudecken des Brunnens schwerlich warten wollen, bis das Kind hinein gefallen ist. Ebenso nimmt sich ganz gewiß die Branntwein- und die Zuckerprämie verschieden aus vom Standpunkte der Familien, die ihre Vortheile genießen, und vom Standpunkte derer, die unter ihnen leiden. Ob es sich aber um Liebesgaben oder Steuerprivilegien, um alte Feudalrechte oder um Bergwerksregale handelt, es ist immer derselbe kleine Kreis von Familien, der sie genießt.

Daher die krampfhaften Anstrengungen, um jeden, der über diese Familienbeziehungen spricht, er mag noch so korrekt verfahren, als einen Menschen ohne Zartgefühl hinzustellen.

Die Familien, für welche die heutige Interessenpolitik betrieben wird, sind dieselben, aus denen die konservativen Mandate und die hohen Staatsämter besetzt werden. Jastrow's Buch „Sozialliberal“ hat an einem einzelnen Beispiel gezeigt, wie die verwandtschaftlichen Beziehungen des Handelsministers v. Berlepsch zu der Familie v. Tiele-Winckler zu Situationen führten, die nur wahrheitsgemäß erzählt zu werden brauchten, um Jedem die Unhaltbarkeit der Situation vor Augen zu stellen. Es wäre gar kein übler Gedanke, zur Sicherung der heutigen Oligarchie den Grundsatz aufzustellen, daß jede derartige Schilderung eine Beleidigung der Person enthalte, und es auf diese Art unmöglich zu machen, die Interessenpolitik an einzelnen Beispielen zu bekämpfen. Der Kammergerichtspräsident Drenkmann hat kürzlich die Familien des preußischen Staates sozusagen in zwei Klassen getheilt: in „gute Familien“, aus denen in erster Linie die Richterämter besetzt zu sehen wünscht, und, wie man logischer Weise hinzudenken muß, in den großen Rest schlechter Familien. Bei einer solchen Eintheilung würden die guten Familien die sein, welche die Liebesgaben empfangen, die andern die, welche sie aufbringen. Es fehlte eben noch, daß den guten Familien auch der Besitz des Richteramtes garantirt würde, damit sie jede Anfechtung einer einseitigen Wirthschaftspolitik allgemein als persönliche Beleidigung verurtheilen.

....

Memoiren von Paul Barras.

Genau vor einem Jahre erschienen die beiden ersten Bände von Barras' Memoiren, die auch in der „Nation“ (Jahrgang XII. Nr. 33) einer eingehenden Besprechung unterzogen wurden. In diesen Tagen sind die beiden letzten Bände — wenige Wochen nach der Publikation des franzö-

fischen Originals — in deutscher*) und englischer Uebersetzung zur Veröffentlichung gelangt.

Bekanntlich sind Barras' Memoiren durch Rousselin de Saint Albin auf Grund von Aufzeichnungen, die Barras — zum Theil in unmittelbarem Anschluß an die berichteten Begebenheiten — gemacht hatte, zusammengestellt und überarbeitet, um dann nach allerlei Fährnissen schließlich von George Duruy, einem begeisterten Bonapartisten, herausgegeben zu werden.

Da Barras auf Niemanden so schlecht zu sprechen ist, wie auf den ersten Napoleon und dessen Familie, und seine Memoiren von Bosheiten gegen den korsischen Emporkömmling wimmeln, so liegt eine eigenthümliche Ironie darin, daß diese Memoiren gerade diesen Herausgeber gefunden haben, der seinerseits vier dicke Bände publizirt und dabei fortgesetzt die Leser davor warnt, das Mitgetheilte als baare Münze anzunehmen Nun sind diese Memoiren gewiß alles andere eher, als eine lautere Quelle historischer Erkenntniß, der Spiegel dieser Denkwürdigkeiten wirft die Züge der Zeit, in der sie entstanden sind, ohne Zweifel verzerrt zurück, aber auch in diesen verzerrten Zügen läßt sich die Wahrheit, wie in einer guten Karrikatur, doch einigermaßen erkennen; besonders die politischen Schwächen der Zeit und der bedeutendsten Charaktere jener Epoche, in der Barras selbst handelnd auftrat, sind zum Theil höchst anschaulich dargestellt.

Der zweite Band der Memoiren ging bis zum Staatsstreich vom 18. Fructidor, der dritte Band umfaßt die Periode vom 18. Fructidor im Jahre V (4. September 1797) bis zum Staatsstreich des 18. Brumaire im Jahre VIII (9. November 1799), während der vierte und letzte Band Barras' Sturz und sein Leben als vielfach von den argwöhnischen Machthabern verfolgter Privatmann bis zu seinem im Jahre 1829 erfolgten Tode zur Darstellung bringt.

Dieser zweite Theil von Barras' Denkwürdigkeiten hält nicht ganz das, was der erste versprach. Besonders die Zeit zwischen beiden Staatsstreichen — vom 4. September 1797 bis zum 9. November 1799 —, in welcher Periode Barras, als einflußreichstes Mitglied des Direktoriums, Einblick in das gesammte Getriebe der damaligen politischen Welt hatte, wird in den Memoiren ziemlich trocken behandelt. Wir werden allerdings genau eingeweiht in die Intriguen des Direktoriums; die Schwächen, die Eitelkeiten, die Nichtswürdigkeiten der damaligen Machthaber werden uns ausführlich berichtet; wir lernen genau das Ränkespiel der Direktoren gegen einander kennen; wir sehen, wie Carnot und Barthélemy von Barras, Rewbell und Larevellière mittels des Staatsstreiches vom 18. Fructidor im Namen des Patriotismus und der Freiheit aus der Macht herausmanöverirt werden, welche zweideutige Rolle der General Bonaparte bei dieser Gelegenheit spielt, wie das Intriguenspiel dann in dem rekonstruirten Direktorium weiter vor sich geht, welche schlaue Haltung Talleyrand als Minister des Auswärtigen einnimmt, wie Siéyès den Staatsstreich vom 18. Brumaire vorbereitet, in der falschen Hoffnung, Bonaparte als Instrument benutzen zu können, während er selbst nur das Instrument Bonaparte's wird, und wie dann endlich der Staatsstreich vom 18. Brumaire gelingt, weil von all den Heldendarstellern auf der damaligen Bühne Niemand — weder Barras, noch Moreau, noch Bernadotte — genug politische Entschlußfähigkeit besitzt, um ein ziemlich mangelhaft vorbereitetes und schließlich recht plump ausgeführtes Staatsverbrechen zu verhindern. Bei all diesen Umwälzungen, Rivalitäten und Verbrechen fehlt es nie an großen und schönen Worten; beständig ist von Menschenrechten, von Tugend, von Vaterlandsliebe, von Aufopferung und Uneigennützigkeit die Rede, während in Wirklichkeit die ganze Gesellschaft von den eigennützigsten Motiven beseelt ist.

*) Memoiren von Paul Barras, Mitglied des Direktoriums. Mit einer allgemeinen Einleitung, Vorworten und Anhängen herausgegeben von George Duruy. Autorisirte Uebersetzung. Dritter und vierter Band. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1896.

Für die politische Naivität, die noch an Herrschertugenden und an die Uneigennützigkeit von Revolutionären glaubt, sind Barras' Memoiren nicht geschrieben; es wird wenige Werke geben, in denen die Sünden der Machthaber so schonungslos aufgedeckt werden, wie das in diesen Denkwürdigkeiten geschieht. Barras berichtet über alle diese Dinge mit dem lässigen Sarkasmus eines politischen Roué's, der inmitten dieses Treibens eine nicht immer ganz saubere Rolle gespielt hat, diese Rolle zwar zu entschuldigen sucht, aber doch im Allgemeinen Cyniker genug ist, auch eigene Mängel zu bekennen, der aber zugleich das lebhafte Bedürfniß empfindet, seine Gegner, zumal die größten und schlauesten: die Bonaparte, die Talleyrand, die Fouché: so zu schildern, wie sie ihm erschienen, nämlich als das Gegentheil jener Tugenden, mit deren Schein sie die Außenwelt zu täuschen suchten.

Es fehlt dabei nicht an treffenden Bemerkungen, die verrathen, daß Barras nicht der erste Beste war. „Wenn man sich in den höheren Verwaltungsstellen bewegt hat", so sagt Barras einmal, „wo sich mit ihren Anliegen die Leute einstellen, die ehrgeizige Absichten haben, so weiß man, daß sie gewöhnlich nichts Angelegentlicheres zu erklären haben, als daß sie keine hätten." An einer anderen Stelle — gelegentlich der Nachricht, daß der König von Preußen im Sterben liege, und daß keiner seiner Minister es wage, ihn zur Annahme des Projektes der Allianz mit der Republik Frankreich zu drängen — gibt Barras einem bekannten geflügelten Wort folgende Fassung: „Es ist das Vorrecht der Könige, niemals in die Lage versetzt zu werden, auch nur eine einzige Wahrheit zu hören, die ihnen von Nutzen sein könnte, selbst nicht auf dem Todtenbette." In einer Zeit, in welcher es zum guten Ton gehörte, für das Wohl der Menschheit zu schwärmen, schreibt der Präsident des Direktoriums die Worte nieder: „Es gibt nichts so Geeignetes, Geschäfte zu machen, als sich als Philanthrop hinzustellen. Es ist das ein Metier, das zu unserer Zeit viele vorwärts gebracht hat, die sich darauf verlegt haben." Mit dem Patriotismus, der in aller Munde war, lag es kaum anders. „Von dem Augenblicke an, da das Wort, „Vaterlandsliebe" zwischen Bonaparte und Siéyès gefallen war, stand es zwischen diesen beiden Persönlichkeiten fest, daß das gleichbedeutend mit dem Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge sei", während Fouché den Patriotismus dahin definirte: „Von jetzt ab ist es an den Patrioten, Ortolanen zu essen."

Barras liebt es, über die Persönlichkeiten, die er nicht leiden kann, boshafte Witze zu machen und kleine Geschichtchen zu erzählen, die theilweise recht amüsant sind. Von Letourneur schreibt er: „Gewähr für die in diesem Momente gewünschte Bedeutungslosigkeit darbietend, ist der Bürger Letourneur zum Minister des Innern ernannt worden." Mit Behagen verzeichnet er eine Bemerkung, die Joseph Bonaparte über seinen Bruder Napoleon macht: „Mein Bruder ist zweifelsohne ein großer Soldat; was bei ihm aber über den General noch hinausgeht, ist der große Ränkespinner, der Machinator, das, was die Italiener in ihrer Sprache „macchinatore" nennen."

Bonaparte, der große Ränkeschmied —, dieses Thema wird in den Memoiren unablässig variirt. Immer neue Züge, die diese Seite im Charakter des ehrgeizigen Korsen illustriren, bringt Barras bei. Seine Memoiren nehmen es als sicher an, daß Bonaparte, seitdem er als Oberbefehlshaber der italienischen Armee die reichsten Lorbeeren gepflückt hatte, darauf abzielte, über alle bestehenden Verfassungen und Gesetze hinweg an die Spitze Frankreichs zu gelangen. Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher der siegreiche General das Direktorium behandelt, die geheuchelte Bescheidenheit, mit der er, aus Italien zurückgekehrt, den einfachen Bürger, den glühenden Vaterlandsfreund und den Mann der Wissenschaft zu spielen sucht, sind nach Barras nur Mittel zu dem einen Zweck, die bestehenden Gewalten zu diskreditiren und sich selbst an die Spitze zu bringen.

Es ist amüsant, zu lesen, wie Talleyrand, der von dem „antiken Charakter“ Bonaparte's dieselbe Werthschätzung besaß, wie Barras, bei der bekannten Ceremonie am 20. Frimaire des Jahres VI, bei der von dem Direktorium der italienischen Armee eine Fahne geschenkt wurde, auf der in goldenen Buchstaben die Siege der Armee verzeichnet waren, sich der Aufgabe unterzog, die Tugenden Napoleons ins rechte Licht zu stellen. „Er feierte seine antike Vorliebe für das Einfache, seine Neigung zu den abstrakten Wissenschaften und erinnerte an seine Lieblingslektüre, jenen erhabenen „Ossian“, mit dem er sich von der Erde loszulösen lerne, um mit den Worten zu schließen: Man werde vielleicht eines Tages Bonaparte auffordern, sich seiner wissenschaftlichen Zurückgezogenheit zu entziehen.“ Man weiß, daß es einer solchen Aufforderung nicht bedurfte.

Welcher Art seine „antike Einfachheit“ war, hatte Bonaparte erst wenige Wochen vorher in Rastatt gezeigt, wo er seiner Frau wie einer souveränen Fürstin huldigen ließ, während er selbst sich bereits völlig in der Rolle des Beherrschers Frankreichs fühlte.

„Nachdem er sämmtlichen ihn umgebenden deutschen Diplomaten gegenüber Kälte und Hochmuth affektirt hatte, sprach er zu ihnen nur im Tone der Entrüstung, stets eine Drohung im Munde. Er wollte sich seiner Regierung gegenüber nicht entschuldigen, sondern sich ein besonderes Ansehen geben, indem er sein ganzes gewaltsames Wesen zur Schau trug. Schweden hatte als eine der Garantiemächte des westfälischen Friedens Botschafter zu dem Kongresse geschickt. An der Spitze der Abordnung stand der Graf von Fersen, berühmt wegen seiner Beziehungen zum Hofe Ludwigs XVI., die man sogar für persönliche Beziehungen zur Königin Marie Antoinette ausgegeben hatte. Als dieser Minister sich an der Spitze der schwedischen Gesandtschaft vorstellte, fragte ihn Bonaparte in strengem Tone, wer in diesem Augenblicke schwedischer Gesandter in Paris sei. Auf die verlegene Antwort des Grafen von Fersen erwiderte Bonaparte zornig, es sei erstaunlich, daß Schweden seine alten freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich vergesse; es sei schwer, sich das Betragen des Hofes von Stockholm zu erklären. Er scheine sich ausdrücklich vorgenommen zu haben, bei jeder Gelegenheit, sei es nach Paris oder zu den französischen bevollmächtigten Botschaftern, Personen zu senden, die jedem französischen Bürger unausstehlich seien. Würde der König von Schweden nicht das Recht haben, mit Gleichgültigkeit einen französischen Botschafter zu empfangen, der versucht hätte, das Volk von Stockholm zum Aufstande zu bringen? Oder könne andererseits die französische Republik dulden, daß Leute, die durch ihre Verbindungen mit dem alten französischen Hofe nur zu bekannt seien, sich einstellten, um den Ministern des ersten Volkes der Erde Trotz zu bieten? Der Graf von Fersen hatte sich eines derartigen Empfanges nicht versehen. Starr über die schmachvolle Behandlung, zog er sich zurück und glaubte sich geschickt aus der Verlegenheit zu ziehen, wenn er sagte, er würde seinem Hofe, oder, wie diese Herren sagen, ‚seinem König und Herrn‘ berichten, was er soeben gehört habe.“

Auch dem Direktorium, also seiner vorgesetzten Regierung, gegenüber suchte Bonaparte geflissentlich den Herrn hervorzukehren. „Jedesmal“, so berichtet Barras, „wenn er uns einen Besuch auf dem Direktorium abstattete, schien er vor Zorn zu knirschen und stampfte mit dem Fuße auf, wenn man ihn einige Augenblicke warten ließ; wir hatten manchmal sogar die Bosheit, ihn ein wenig warten zu lassen —; als er eingetreten war, wollte er sich, wie ein Kollege, an unseren Direktoriumstisch setzen, wir aber lehnten mit einem Uebermaß von Höflichkeit diese Vertraulichkeit ab, indem wir einen Sitz anboten, der nicht der unsrige war.“

Bonaparte ging dann eine Zeit lang mit dem Gedanken um, sich in das Direktorium wählen zu lassen, und erst, als das nicht gelang, wandte er seine Phantasie der Expedition nach Egypten zu. „Er wollte sich“, wie Barras sich ausdrückt, „der Gefahr nicht aussetzen, aus der Erinnerung der Leute zu schwinden, oder auch nur in derselben zu verblassen.“

Die Position des siegreichen Generals war damals übrigens noch nicht einmal so weit befestigt, daß Rewbell — einer der Direktoren — es für vortheilhaft gefunden hätte, seinen Sohn mit Hortense von Beauharnais zu verheirathen. Hortense's Mutter hielt Rewbell für außerordentlich reich. „Frau Bonaparte“, so berichtet Barras, „und ihr Gemahl machten mir daher den Vorschlag, Hortense Beauharnais dem Sohne Rewbell's bei seiner Rückkehr aus Italien zur Frau zu geben. Ich sprach davon mit Rewbell, der es rundweg ablehnte. Wir sind gute Elsässer, sagte er, wir haben nicht nöthig, unser Ansehen durch eine Heirath mit einer Tochter der Madame Beauharnais und durch einen korsischen Schwiegervater zu heben.“

Josephine — oder Rose, wie sie Barras gern mit dem Kosenamen nennt, den die verschiedenen Geliebten ihrer stürmischen Jugend ihr gegeben hatten — kommt in den Memoiren überhaupt ziemlich schlecht fort. Während Bonaparte in Egypten weilt, verbreitet sich eines schönen Tages in Paris das Gerücht, er sei ums Leben gekommen. Die besorgte Gattin eilt sofort zu Barras, und nun entwickelt sich folgende Szene:

„Ist er wirklich todt?“, rief sie aus. — „Ich glaube es.“ — „O, der grundschlechte Mann! Sie können sich keine Vorstellung davon machen, lieber Freund, was das für ein Mann ist. Er hat nur Schlechtigkeiten im Kopf; er sinnt stets darauf, wie er diesem oder jenem einen Streich spielen kann. Er muß alle Welt plagen. Und wie seine Brüder sein Vertrauen besitzen! Es sind die einzigen, auf die er sich verläßt. Und wie sie sich verstehen! Ich bin überzeugt davon, daß Joseph für seinen Theil mehr als dreißig Millionen besitzt, und doch gibt er sich für arm aus. Ich habe nicht mehr als drei Millionen an Diamanten und Steinen, und dabei hat er bald noch gesagt, daß er sie mir schenke, bald, daß er sie mir leihe. Es würde mich nicht wundern, wenn sie alle, wie sie da sind, mir dieselben bestreiten wollten. — Halt, mein lieber Freund, da müssen Sie mir einen großen Dienst leisten: Sie müssen mir gestatten, daß ich bei Ihnen meine Schmuck- und Diamantenkassette deponire. Ich werde ruhig sein, und wenn ich Bonaparte nicht mehr habe, habe ich doch an meiner Einrichtung und meinen Diamanten genug zum Leben. Einstweilen, lieber Freund, müssen Sie mir den Gefallen thun und mir fünfzigtausend Franken leihen, damit ich eine weitere Abschlagszahlung auf mein Landhaus von Malmaison leisten kann.“

Gewiß, eine gefühlvolle Szene!

Während Barras Josephine — und gelegentlich auch die Schwestern Napoleon's — in seinen Memoiren mit Sarkasmen verfolgt, ist von Frau Tallien, unter deren graziösem Szepter um jene Zeit die glänzendsten Feste im Luxembourg abgehalten wurden, in diesem zweiten Theile der Denkwürdigkeiten nirgends ausführlicher die Rede. Nur gelegentlich heißt es bei einer Einladung nach Malmaison, die Josephine an Barras richtet, „sie werde auch für Frau Tallien ein Bett aufschlagen lassen“. Sonst erscheint Frau Tallien als handelnde Person nur noch einmal, und zwar am 18. Brumaire. „Frau Tallien kam und sagte mir mit reizender Lebhaftigkeit, daß ich meiner würdig bleiben müsse.“ Man kann nicht sagen, daß Barras „seiner würdig geblieben wäre“. Er zeigte bei dieser Gelegenheit nichts von jener Entschlossenheit, die ihn am 9. Thermidor und am 13. Vendémiaire ausgezeichnet hatte. Zu seiner Entschuldigung kann er eigentlich nur anführen, daß die anderen Helden bei diesem Staatsstreich sich ebenso schwach gezeigt haben: Moreau und Bernadotte philosophiren bei einem Anlaß, wo rasches Zugreifen allein am Platze war, über die Geltung der bürgerlichen Rechte in ihrem Verhältniß zur militärischen Disziplin!

Nach dem 18. Brumaire hatte Barras' Rolle als aktiver Politiker ausgespielt; er wünschte, sich mit dem beträchtlichen Vermögen, das er sich aus den Strudeln der Revolution gerettet hatte, auf sein Landgut Grosbois zurückzuziehen und von dort aus die weitere Entwicklung der Dinge als einfacher Zuschauer abzuwarten. Das aber paßte dem Konsul Bonaparte und dem späteren Kaiser Napoleon durchaus nicht. Er suchte Barras zunächst zu veranlassen, als Botschafter in den Staatsdienst zurückzutreten; als der ehemalige Präsident des Direktoriums aber alle Anerbietungen zurückwies, wurde Napoleon's Argwohn immer stärker. Barras stand unter ständiger polizeilicher Bewachung, mußte sein Landgut verkaufen, bald nach Brüssel, bald in die Pyrenäen, bald nach der Schweiz gehen, — kurzum, er wurde seines Lebens gegenüber dem ewig wachen Mißtrauen Napoleon's nicht recht froh. Als er über diese Behandlung bei dem Polizeiminister Fouché sich

einmal beschwert, antwortet dieser dem Ueberbringer des Beschwerdebriefes:

„Warum hat Barras nicht bei uns bleiben wollen? Hätte er als Botschafter reisen wollen, so wäre ihm das nicht zugestoßen, er will aber einfacher Privatmann sein; er will „Bürger“ sein, und zwar ein armseliger. Das ist etwas Schönes in der Zeit, in der wir uns befinden. Wenn man sich in eine Revolution gestürzt hat, muß man sich an der Gewalt behaupten, und das mit den Waffen in der Hand, sonst wird man das Opfer des ersten Besten. Will man bei einer nachfolgenden Regierung Schutz suchen, so muß man für dieselbe sein, sonst erscheint derjenige, der nicht für dieselbe ist, gegen sie zu sein und muß sich darauf gefaßt machen, wenigstens überwacht zu werden. Es würde wohl auch noch andere Mittel geben, wenn ich nicht da wäre; wie gerne wären Sieyès und Konsorten mit ihrer Deportation bei der Hand gewesen! Die Patrioten sind noch recht gut daran und können wohl eine ordentliche Kerze dafür opfern, daß ich Polizeiminister bin! Wer weiß, ob ich es noch lange bleiben werde; denn was für Kämpfe habe ich täglich durchzumachen, um sie zu retten! Ich bin wohl geneigt, zuweilen einige Persönlichkeiten zu opfern, aber ich rette die Masse; die Masse erhebt sich früher oder später wieder einmal, und sie übt Vergeltung aus.“

Man kann die Philosophie der Revolution nicht cynischer vortragen, als es hier durch Fouché geschieht, denselben Fouché, dem an anderer Stelle die Worte in den Mund gelegt werden: „Wenn ich höre, daß Jemand Minister ist oder es werden wird, pflege ich sein Freund oder gar sein Verwandter zu sein; so lange er Minister ist, halte ich ihm das Nachtgeschirr hin, wenn er es nicht mehr ist, gieße ich es ihm über den Kopf.“ — Zu diesen Grundsätzen passen denn auch Aussprüche, wie dieser: „Thatsache ist, daß ich nichts von alle dem bin, was man sagt, und daß ich zugleich das bin, was man sagt: Royalist, Bourbonist, Orleanist, Jakobiner —, je nachdem es kommt. Ich bin und bleibe der Diener der Ereignisse; Sieg oder Niederlage durchhauen jeden Knoten.“

Barras liebt es, Talleyrand auf dasselbe sittliche Niveau zu stellen, wie Fouché. „Talleyrand ist der Fouché des Adels, Fouché der Talleyrand der Kanaille.“ Selbst eine höhere Sorte von Esprit spricht Barras seinem Gegner Talleyrand ab. „Es sei leicht“, meint er, „diplomatische Noten zu schreiben, mit einem siegreichen Feldherrn, wie Napoleon, hinter sich.“ Napoleon selbst hat das nach Austerlitz mit den Worten zum Ausdruck gebracht: „Sie werden diesmal wieder ein geistreicher Mann sein, Herr von Talleyrand, denn ich habe die Schlacht gewonnen: Sie würden es weniger sein, wenn ich sie verloren hätte.“ — Von der Bestechlichkeit Talleyrand's erzählt Barras die ungeheuerlichsten Dinge, ebenso über die Abgebrühtheit dieses Diplomaten. „Was bedeuten für Talleyrand alle Bemerkungen und alle Vorhalte, die man ihm über sein Verhalten machen kann? Was macht es ihm aus, daß er durch die Freiheit der Presse bloßgestellt wird? Wie könnte sie eine Wirkung auf einen Menschen ausüben, der bei der Lektüre einer gegen ihn gerichteten Schmähschrift einschläft?“ — Barras erinnert zur Charakterisirung Talleyrand's auch an ein Wort Danton's, der gesagt haben soll: „Die Revolutionen beginnen mit den Aposteln, die unterliegen, und sie endigen mit den Priestern, die verrathen.“

Man kann sich leicht denken, mit welchen Gefühlen Barras dann den Sturz Napoleon's, die Restauration, die hundert Tage, und ferner das Regiment Ludwigs XVIII. erlebt. Von den alten Revolutionären bleiben nicht viele über Wasser, darunter aber der Schlaueste der Schlauen, Talleyrand. Im Uebrigen bringt der Wechsel der Zeiten weder eine Verbesserung der Sitten, noch eine Steigerung der politischen Tugenden. Nur die Formen der Unterwürfigkeit werden andere. Barras macht gelegentlich des Einzuges Ludwigs XVIII. in Paris im Jahre 1815 in dieser Beziehung eine treffende Bemerkung:

„Ludwig XVIII. wurde auch diesmal wieder von Männern und Frauen der höchsten Klassen begrüßt. Man schwenkte weiße Tücher zum Zeichen der Freude; dieselben weißen Tücher waren im Jahre zuvor und bei so vielen früheren Veranlassungen geschwenkt worden: bei dem großen Bundesfest, als der Orleans zum Schaffott geschleppt wurde, als die Reihe an Robespierre kam, als im Vendémiaire der Konvent siegte, als Bonoparte sich der Gewalt bemächtigte, als er abgesetzt wurde u. s. w.“

Für Jemanden, der Anlage zur Menschenverachtung hat, sind diese Memoiren eine Quelle, aus der er zahlreiche Beträge zur Bekräftigung seiner schlimmsten Voraussetzungen schöpfen kann.

Th. Barth.

Forderungen der Leser und der Bibliotheken an die Verleger.

Vielfach wird behauptet, jedes litterarische Produkt finde sein Publikum, wenn es nur haldwegs unterhaltend oder aufregend geschrieben sei. Vielbändige Sensationsromane und obscöne Produkte werden gelesen, armselige Erfindung und Sprache, schlechte Charakteristik und sinnlose Handlung können durch eine genügende Dosis Sensation wettgemacht werden; viele Leser nehmen auch schlechten Druck und erbärmliches Papier mit in Kauf, wenn das betreffende Produkt nur billig ist.

Die Richtigkeit dieser Behauptungen geben wir nur bedingungsweise zu. Für kurze Zeit kann allerdings ein schlechtes Produkt auf dem Markte erhalten werden. Ueberblickt man aber längere Zeiträume, so findet man, daß doch das bessere und werthvollste schließlich im Kampf ums Dasein den Sieg davonträgt. Mag das Unkraut auch zeitlich und örtlich so wuchern, daß man am Aufkommen der jungen Bäumchen verzweifelt — über Jahr und Tag behaupten doch die letzteren das Feld und das Unkraut stirbt in ihrem Schatten ab. Offenbar hat das lesende Publikum im Laufe der Jahre sich doch ein Urtheil gebildet, es verlangt die schlechten Produkte nicht mehr und die Reklame, welche dem Popanz anfänglich ein Scheinleben eingeflößt, ist nicht im Stande das abgestorbene wieder zu beleben.

Dieser langsame Prozeß kann durch das Eingreifen maßgebender Faktoren beschleunigt werden, ja es kann erreicht werden, daß das schlechte Werk gar nicht ins Leben tritt.

Eine einsichtsvolle Kritik kann in dieser Beziehung viel erreichen; noch maßgebender ist es, wenn die großen Käufer von vornherein gewisse Produkte ablehnen. Das Litterarische Institut Mudie in London, welches viele 100, ja 1000 Exemplare eines Werkes kauft, befolgt seit Jahren die Maxime, keine obscönen Werke, keine Sensationsromane niederer Sorte und keine vielbändigen Romane zu erwerben und die Verleger, welche mit diesem großen Abnehmer rechnen müssen, lehnen demgemäß den Verlag derartiger Werke ab. In gleicher Weise haben unsere großen litterarischen Institute Borstell in Berlin und Last in Wien die litterarische Produktion günstig beeinflußt, während die kleinen Leihbibliotheken der alten Aera bekanntlich im gegentheiligen Sinne wirkten, indem sie dem schlechten Geschmack und Gelüste die weitgehendsten Konzessionen machten.

Ferner sind als einflußreiche Faktoren zu nennen die Referenten für Schulbibliotheken, doch scheinen sie uns in manchen Fällen (speziell in Preußen) den patriotischen Standpunkt in einer Weise zu vertreten, welche einigermaßen an französischen Chauvinismus erinnert; während anderseits der Krieg gegen das sensationelle Element so erbittert geführt wird, daß die betreffenden Jugendschriften ungenießbar langweilig werden. Eine derartige Beeinflussung der Litteratur verfehlt selbstverständlich ihren Zweck, denn die jungen Leute lassen eben die Bücher ungelesen. Die meisten Schülerbibliotheken vermeiden es wohlweislich, eine Benützungsstatistik zu veröffentlichen; die Zahlen wü.

den in vielen Fällen kein günstiges Zeugniß für die betreffende Schulverwaltung ablegen.

Ungleich größeren, universellen Einfluß auf die litterarische Produktion werden die Volksbibliotheken gewinnen, wenn ihnen nach dem Plane eines Dr. Nörrenberg jene Organisation und jene finanzielle Kräftigung zu Theil wird, welche diese Bildungsinstitute so sehr bedürfen und verdienen.

Endlich erwähne ich den Einfluß der zwei mächtigsten Korporationen: Staat und Kirche. Gewisse Personen und Parteien verlangen, daß der Staat eine Censur ausübe, doch scheint mir, daß alle vorliegenden Erfahrungen gegen diese Maßregel sprechen. Der Staat unterdrückt gewisse Schriften, welche den herrschenden Klassen antipathisch sind, in Staaten mit einer einheitlichen Konfession unterstützt die Staatsgewalt wohl auch die betreffende Konfession durch eine entsprechende Censur. Ein maßgebendes Urtheil über den litterarischen und ethischen Werth eines Buches können wir aber vom staatlichen Censor nicht erwarten und müssen deshalb die Einmischung des Staates in dieser Beziehung natürlich ablehnen.

Einen namhaften Einfluß auf die litterarische Produktion nehmen die streng konfessionellen Leser und Autoritäten. Wir erinnern nur daran, daß der katholische Borromäusverein, welcher 55000 Mitglieder zählt, in einem Jahre nahezu 1/4 Million Mark eingenommen und allein für katholische Volksbibliotheken 42000 Mark ausgegeben hat.

In zwei Beziehungen verfolgen die orthodox protestantischen sowie die katholischen Autoritäten gesunde Gesichtspunkte: sie drängen das sensationelle Element zurück und machen Front gegen jene geradezu neuropathologische Behandlung des Liebeslebens, welche in unserer Tageslitteratur sich breit macht; die klerikale Partei vertritt überdies neuerlich den Standpunkt: die Jugend- und Volksschriften müssen so unterhaltend geschrieben sein, daß die Leute sie gerne lesen. Es ist kein Zweifel, daß die Befolgung des letzteren klugen Prinzipes viel dazu beigetragen hat, den Einfluß der klerikalen Lektüre insbesondere auf dem Land zu heben *).

Für die litterarische Produktion im Großen dürften aber die ländlichen Pfarr- und die konfessionellen Volksbibliotheken wohl nie schwer ins Gewicht fallen, weil das Landvolk im Allgemeinen ein geringes Lesebedürfniß hat.

Der große Konsum litterarischer Produkte wird auch in der fernen Zukunft auf die Bevölkerung der Städte entfallen und hier wird die parteilose Volksbibliothek, welche den mannigfachen Ansprüchen gerecht wird, zur Herrschaft kommen.

Diese Behauptung ist nicht etwa nur Hypothese, sie stützt sich auf die Erfahrung.

In den Ländern, welche uns in Bezug auf Volksbibliotheken u. a. Institute der erweiterten Volksbildung weit überlegen sind (England, Amerika) haben die Strenggläubigen verschiedener Konfessionen keine Auslagen gescheut, um ihre Weltanschauung durch billige Volksschriften und durch konfessionelle Büchereien zu verbreiten und doch sind jene Bibliotheken im Laufe weniger Dezennien zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken, weil sie nur von einem Bruchtheil der Bevölkerung unterstützt und benutzt wurden. Die parteilose Volksbibliothek aber, welche allen Parteien und Konfessionen gerecht wird, hat allerorts die Herrschaft errungen.

Die Orthodoxen haben den Kampf aufgegeben und finden schließlich, daß die stark besuchte Volksbibliothek, welche auch orthodoxe Werke in reicher Auswahl bietet, zweckdienlicher ist, als eine dürftige konfessionelle Bibliothek, in welcher die Bücher ungelesen vergilben.

*) Die Lektüre, welche von orthodox protestantischen Korporationen geboten wird, hat keinen so spezifischen und exklusiven Charakter und beeinflußt den betreffenden Leserkreis weniger intensiv.

Sobald die Volksbibliothek bei uns jene Stellung errungen haben wird, welche ihr gebührt, wird dies Institut auf die litterarische Produktion einen namhaften Einfluß ausüben und der Buchhandel wird unsere Forderungen berücksichtigen.

1. Wir werden die obscöne und die niedere Sensationslitteratur abweisen, wir werden vielbändige Romane, welche mit wenigen Ausnahmen nur die Zeit und den Geschmack der Leser verderben, nicht anschaffen, wir werden auch gewisse formale Forderungen stellen, welche seitens des Buchhandels beachtet werden müssen.

2. Heute ist noch der Leser, welcher ein Buch für sich kauft und einmal durchblättert, für den Buchhandel maßgebend. Für diesen genügt ein schlechtes Holzpapier, er läßt sich einen billigen brüchigen Einband gefallen. Die Bücher für unsere Volksbibliotheken, welche 100 bis 200 Entlehnungen aushalten müssen, verlangen hingegen gutes Material. Wir zahlen lieber etwas mehr, denn wir haben gefunden, daß die billige Waare im Gebrauch viel zu theuer ist.

3. Wir werden keine Bücher mit kleinem Druck einstellen, denn viele Leser unserer Volksbibliotheken weisen schon jetzt derartige Werke zurück mit dem Bemerken, daß ihre Augen nicht gut genug sind.

4. Ferner ist es für die Aufstellung der Bücher, sowie für den Buchbinder wichtig, daß die Buchhandlungen nicht wie bisher nach Willkür unzählige Formate in den Handel bringen; wenige Normalformate werden für alle Bedürfnisse genügen.

5. Wir werden drahtgeheftete Bücher zurückweisen, weil dieselben, durch die brutale Heftung geschädigt, eine starke Benützung nicht aushalten.

6. Wir werden darauf bestehen, daß dicke Bände vom Verleger in Abtheilungen mit besonderem Titelblatt geliefert werden, weil die dünnen Bände (3–400 Seiten) viel länger halten.

7. Wir werden jene belletristischen Zeitschriften und Revuen nicht einstellen, welche die leitenden Romane aus gewissen Gründen so vertheilen, daß der Leser unter Umständen einen ganzen Jahrgang heimtragen muß, falls er eine abgeschlossene Geschichte haben will. Wir werden ersuchen, daß gewisse bei deutschen Herausgebern beliebte, gleich schwerfällige wie alberne, Eintheilungen von Sammelwerken (z. B. Erster Band, fünfter Theil — erste Hälfte u. s. w.) unterbleiben, wir werden gewisse „gesammelte Werke“ niemals kaufen, weil sie nie gelesen werden.

8. Endlich werden wir von jenen Buchhandlungen welche nur kleine, theuere Auflagen veranstalten, nicht kaufen. Wie in Frankreich der Roman einen Normalpreis hat, weil er immer für Massenumsatz berechnet ist, so wird wohl auch bei uns die kleine theuere Auflage (für die oberen Tausend) durch große volksthümliche Auflagen verdrängt werden.

Buchhändler, Autoren, Volksbibliotheken und Volk werden besser fahren, sobald vor allem diese Reformen durchgeführt werden.

Wien. Prof. E. Reyer.

In den Spuren J. J. Rousseau's.

Wer in Savoyen reist, wird den Erinnerungen an J. J. Rousseau nicht aus dem Wege gehen können noch wollen. Um sie zu pflegen, bedarf es einer Revision unseres Gesammturtheils über Rousseau's Werth und Bedeutung. Mir zwar steht Rousseau, den zu bewundern heut zu Tage nicht mehr Mode ist, außerordentlich hoch; ich kann nicht vergessen, daß er auf allen Gebieten, denen er die Aufmerk-

samkeit seines unvergleichlich beweglichen Geistes zuwandte, ein Führer geworden ist. Auf die Beziehungen seiner Schriften zur französischen Revolution will ich nicht erst hinweisen; aber ohne seinen „Emil“ kein Basedow, vielleicht auch kein Pestalozzi; die „Nouvelle Héloïse“ die Vorläuferin von „Werther's Leiden“ und der ganzen empfindsamen Poesie des vorigen Jahrhunderts. In demselben Buche hat er auch zuerst der Welt den Sinn für die Schönheit der Alpennatur erschlossen. Selbst als Reformator der Oper sehen wir ihn am Werke mit seinem „Devin du village“. Aber diese Werthung seiner allumfassenden Thätigkeit und seiner vielseitigen Verdienste kam mir gar nicht in Betracht, als ich in Annecy und in der Umgegend dieser liebenswürdigen Stadt den Spuren Rousseau's gerne nachging. Da beherrschte mich nur die Erinnerung an die ersten Kapitel seiner „confessions“, dieser wunderbarsten Autobiographie. Selbst Goethe's „Dichtung und Wahrheit“ wird in dieser Lebensbeschreibung überboten, wenn auch wesentlich nur in stofflicher Beziehung dadurch, daß Rousseau als junger Knabe sofort auf eine abenteuerliche Lebensbahn hinausgeschleudert wurde, während dem Patriziersohne von Frankfurt alles so leicht und glatt sich fügte. In Rousseau's „confessions“ hat man gleichsam als Zugabe zu „Dichtung und Wahrheit“ noch jene vie bohémienne, die „Wilhelm Meister's Lehrjahre“ belebt.

In der Erinnerung also an die köstlichen Stunden, die ich dem wiederholten Durchlesen der Rousseau'schen „confessions“ verdanke, durchstreifte ich Annecy, Chambéry mit ähnlichen Gefühlen, mit denen man das liebe Sesenheim oder Wetzlar betritt. Von jenen savoyischen Orten, die erst durch Rousseau in Europa einen Namen von einiger Resonanz bekamen, ist er, nach vollendeter Jugendlehrzeit in der sanften Schule einer ihn liebenden Frau, in die Welt hinausgezogen, den Sack auf dem Rücken, ohne Geld, ohne Beschützer, ohne bestimmten Beruf, dem Genius vertrauend, der ihn nach Paris führte, wo er, während seine Schriften die ganze Welt in Bewegung setzten, derselbe einfach und einsam lebende, etwas grillenhafte Naturfreund blieb, der er sein Lebtag gewesen war.

Es war mir daher schon in Annecy ein Vergnügen, jenen kleinen Platz hinter der Kirche der Cordeliers zu betreten, wo der junge Jean Jacques, mehr noch Knabe als Jüngling, Madame de Warrens zum ersten Male sah. Sie war eben auf dem Wege zur Kirche, als er mit seinem Empfehlungsbriefe an sie herantrat und, während sie den Brief überflog, ihre liebliche Erscheinung sich einprägte:

„Elle avait un air caressant et tendre, un regard très doux, un sourire angélique, une bouche à la mesure de la mienne, des cheveux cendrés d'une beauté peu commune, et auxquels elle donnait un tour négligé qui la rendait très piquante.“

So sieht das Auge der Liebe; „une bouche à la mesure de la mienne“ — oft später hat er das Maß genommen! Man weiß übrigens aus den „confessions“, wie lange diese Liebe eine rein platonische blieb und wie nicht Rousseau es war, der die Aenderung des Verhältnisses wünschte.

Aber es gibt aus Rousseau's Aufenthalt in Annecy noch eine schönere, reinere Erinnerung als die an seine Beziehungen „zur kleinen Mama“; man findet sie im 4. Buche seiner „confessions“. Dort beschreibt er einen schönen, langen Sommertag um Johanni, den er den glücklichsten Tag seines ganzen Lebens nennt. Er hatte sich früh aufgemacht und war in der Richtung des Gebirgsthales gegangen, das sich an Annecy hinter den See zu malerisch einfassenden Bergkette der montagnes de Veyrier nach dem Städtchen Thônes hinanzieht. Da bescheerte ihm ein freundlicher Zufall die Begegnung mit zwei jungen Fräulein, die er an Annecy her schon flüchtig kannte. Es waren demoiselle Galley aus Annecy und ihre Freundin, ein Fräulein von Graffenried aus Bern. Zu Pferd und ohne alle Begleitung kamen die beiden Mädchen des Weges daher und hatten einige Schwierigkeit, die Pferde zum Durchschreiten eines kleinen Bergbaches zu bringen, der hier über die Straße floß. Der junge Rousseau ergriff die Zügel des einen Pferdes und watete durch das Wasser, das andere Pferd folgte willig. Als er sich nun aber bescheiden verabschieden wollte, erklärten ihn die jungen Damen, die sich rasch mehr mit Blicken als mit Worten verständigt hatten, für ihren Gefangenen; ihr Ziel war ein Landgut jenseits des Städtchen Thônes, Besitzthum der Familie Galley. Dort wollten sie Mittagsrast halten und Abends wieder nach Annecy zurückkehren. So wurde er denn eingeladen, „en croupe“ auf dem Pferde hinter Fräulein von Graffenried „la jeune Bernoise fort aimable“ Platz zu nehmen. Er mußte seine Arme um den Leib der jungen Reiterin schlingen, wobei ihm das Herz so schnell zu klopfen begann, daß sie es bemerkte. Sie sagte, auch das ihrige schlage, „aber nur aus Angst zu fallen“. Um so fester umschlangen sie seine Arme: „mes bras lui servirent de ceinture, très serrée, à la vérité, mais sans se déplacer un moment“.

Als ich an einem schönen Maimorgen dieses Jahres auf derselben Straße dahinzog, mußte ich zunächst die Kühnheit der beiden Fräulein und das Vertrauen ihrer Angehörigen bewundern. Zwei junge Damen, die fünf Stunden weit allein, ohne Diener, ohne männlichen Schutz, zu Pferd durch ein nur von wenigen Dörfern belebtes Alpenthal reiten — das würde auch heutzutage eine etwas ungewöhnliche Erscheinung sein. Es scheint, daß man schon in den ersten Decennien des vorigen Jahrhunderts in Savoyen mit dem Gefühl großer Sicherheit reiste. Die Landesbevölkerung ist allerdings eine so schlichte, friedliche und gutartige, und war es gewiß ebenso zu Rousseau's Zeit, daß man in dieser Gegend immerhin eher etwas unternehmen durfte, was in manchen anderen Ländern mehr als gewagt heißen müßte.

Von der Schönheit des Weges habe ich wahrscheinlich mehr profitirt als der junge Reitersmann, dem Hals und Nacken des von ihm umschlungenen Mädchens damals die interessanteste Landschaft sein mochte. Wenigstens schweigt sein Bericht von der tiefen Schlucht, durch die der Bergstrom Fier sich zwängt, von den wilden malerischen Felsenhäuptern zur linken Seite des Wanderers und von dem prächtigen Wasserfalle Cascade de Morette, den man schon auf große Entfernung hinten im Thale wie eine riesenhafte Silbersäule wahrnimmt. Auch durch Thônes ritt die junge Cavalcade, ohne sich viel umzusehen oder aufzuhalten. Ich fand ein recht hübsch gebautes Städtchen vor, steinerne Häuser mit alterthümlichen Arkaden, saubere Plätze, stattliche Schulgebäude, die Anlage elektrischer Beleuchtung, die in einem so wasserreichen Gebirgsthale freilich leicht herzustellen ist, aber doch für den fortschrittlichen Geist der Bewohner zeugt. Ein 1870 verstorbener Herr Joseph Avet, dessen Bronzebildsäule auf der Promenade vor dem Städtchen steht, scheint viel für diese seine engere Heimath gethan zu haben. So wird ihm die Errichtung einer Uhrmacherschule, die Begründung eines Greisenasyls und die Einführung des fremdsprachlichen Unterrichts in den Schulen zugeschrieben und verdankt. An einem Hause fiel mir eine gemalte Tafel auf. Französische und deutsche Soldaten stehen und sitzen bei einem Wegweiser, dessen einer Arm die Worte „Deutschland“, der andere „France“ zeigt. Die deutschen Soldaten sind wegmüde, haben die Stiefel ausgezogen und weisen einander ihre blutenden Füße, die französischen befinden sich in bester Stimmung und flotter Haltung. Darunter liest man mit Bezug auf die deutschen Krieger: „Ils n'ont pas le spécifique victorieux“. Dieses „spécifique victorieux“ ist — eine Fußsalbe, für welche die Tafel Reklame machen soll und das Haus, vor dem sie hing, war, wie ich erst nachträglich bemerkte, eine Apotheke. Wenn die Fußsalbe das einzige „specifique victorieux“ ist, dessen sich die Franzosen für einen künftigen Krieg getrösten, ja ist das einstweilen eine recht bescheidene Siegeshoffnung.

Nun wollte ich aber vor allem das eigentliche Ziel meiner Wanderung aufsuchen, jenes der Familie Galley gehörende, alte, schloßähnliche Bauerngut außerhalb Thônes —

Rousseau schreibt „Thounes“ und die Leute sprechen den Namen auch so aus. Der Wirth zum Gasthof „Plain-Palais“, bei dem ich mein Mittagessen bestellte, wies mir die Richtung. Man hat noch ein halbes Stündchen bergan zu gehen und gewinnt hierdurch auch Einblick in das breit sich öffnende schöne Seitenthal „du grand Bornand“. Das ist aber auch der einzige Vortheil, den man von diesem letzten Aufstieg hat. Denn von der alten „Ferme“ ist nichts mehr übrig, als die ursprünglichen dicken Mauern und die steinerne Thüreinfassung mit dem Wappen der Familie Galley, welcher das Gut noch jetzt, wie zu Rousseau's Zeit, gehört. Im Innern ist das Gebäude durch eine Feuersbrunst vor mehr als zwanzig Jahren verwüstet und dann ganz neu hergestellt worden. Wer hierher als frommer Rousseaupilger wallfahrtet, muß sich also mit dem Bewußtsein begnügen, daß doch wenigstens Grund und Boden und das rauschende Bächlein, die Alpenluft und die ringsum sich erhebenden Berge dieselben sind, die einst Zeugen des glücklichsten Tages seines Lebens waren. Ich möchte nicht einmal auf die zwar recht alt aussehenden Kirschbäume schwören, die bekanntlich in jener Geschichte eine große Rolle spielen. Ein Kirschenschmaus sollte den Nachtisch des ländlichen Mahles abgeben. Der junge Jean Jacques hatte einen Baum erstiegen und warf den beiden Fräulein die Kirschen herunter.

„Une fois Mademoiselle Galley, avançant son tablier et reculant la tête, se présentait si bien, et je visai si juste, qui je lui fis tomber un bouquet dans le sein. Je me disais en moi-même: que mes levres ne sont-elles descerises! comme je les leur jetterais ainsi de bon coeur!“

Ich verließ gleichwohl den Ort nicht mit einem Gefühl der Enttäuschung; dieses Jugendidyll der „confessions“ ist so duftig und schön, daß man gar nicht verlangen soll, greifbarere Erinnerungen daran vorzufinden als den Zauber der Gegend, den Hauch der Veilchen, den ein von der Bergeinsattelung des Passes herabwehender frischer Luftzug mir zutrug. Das weite Thal stand in erster Blüthe, von den Bergabhängen rauschten hundert verborgene Quellen, im Felde summten Bienen, froh der warmen Frühjahrssonne. Die ganze Natur sang das Lied der ewigen Jugend und in dieser Symphonie war auch der Dreiklang der Stimme jener jungen Seelen, die einst hier vor mehr als anderthalb Jahrhunderten einen Sommertag unschuldigen Glückes erlebt hatten.

Bern. J. V. Widmann.

Musikfrühling?

Als ob der Frühling nachholen wollte, was der Winter versäumt, so hat uns dieser mäßig schöne Maien mit einer ganzen Reihe musikalischer Neuheiten bedacht und draußen im Reiche, wo man die Bedeutung Berlins als eines künstlerischen Mittelpunktes nach der Menge der äußeren Ereignisse bemißt, wird man glauben, wir säßen wie die Vögel im Hanfsamen in der Hülle und Fülle musikalischer Erscheinungen und Genüsse. Aber der Schein trügt. Wer sich nach frischen Eindrücken, neuen Offenbarungen der Kunst sehnt, der darbt heute trotz der augenblicklichen Geschäftigkeit unserer Theaterleiter ebenso wie er während dem langen Winterschlaf unserer musikdramatischen Betriebe gedarbt hat.

Mit einer neuen Operette hob der vermeintliche Musikfrühling an. Im Theater des Herrn Blumenthal sollte der „Waldmeister“ zum Blühen gebracht werden. Das wäre freilich ein Wunder gewesen. Ganz harmlose Theaterbesucher konnten am Abend der ersten Aufführung vielleicht noch glauben, daß es sich noch ereignen würde. Schwerlich aber dürften unter denen, die am 1. Mai das von Beifall erschütterte Haus verließen, allzu viele gewesen sein, denen das jüngste Werk des alten Strauß so erfreulich erschien wie die ältesten Operetten des jungen Strauß. Mit dem Augenblick aber, wo solche Erwägungen zur allgemeinen Einsicht reiften, war die Kraft des zuerst hoch bewertheten äußeren Erfolges gebrochen und heute pfeifen es die Spatzen auf allen Dächern und die Papageien des ganzen Thiergartenviertels verkünden es, daß „Waldmeister“ ein greisenhaftes, langweiliges Operettenstück ist. Die Anerkennung der Kritik, daß die neue Partitur des Walzerkönigs reichhaltiger und mannigfaltiger sei als die verunglückten letzten Arbeiten seiner Unermüdlichkeit und daß sein Werk auch diesmal durch größere Vornehmheit und eigene Anmuth sich vor der landläufigen zeitgenössischen Operettenwaare auszeichne, kann gegen diese Einsicht nicht viel bedeuten. Dieser „Waldmeister“ ist ein kümmerliches Pflänzchen, und der Trank, der daraus gebraut wurde, schmeckt fade und matt. Was aber ist eine Bowle ohne Würze, ein Tanz ohne Schwung und Begeisterung, eine Lustigkeit ohne Jugend und Lebensübermuth?

Die Schwäche des neuen Werkes, die Blutarmuth der einst so vollsaftigen, lebenstrotzenden Straußischen Musik wird um so leichter und deutlicher wahrgenommen, weil das dramatische Gebilde, das den festen Kern und die sichere Stütze des Ganzen bilden sollte, selbst so nüchternd und dreisthaft ist. Urdumm von Anbeginn an, gewinnt der spießbürgerliche Schwank von der Suche nach dem schwarzen Waldmeister durch die Verwendung der allbekannten alten Operettenfiguren und den Verbrauch von älterer Situationen der Verwechselungs- und Verkleidungskomödie bedeutend an Reizlosigkeit und Langweiligkeit. Nun ist aber das Recht auf „höheren Blödsinn“, auf das sich Operettenverfertiger und Operettenhörer bislang vieles zu Gute thaten, an die Kraft und Fülle einer ächten Narrenphantasie gebunden und die Neuheit der Einfälle muß für ihre Beschaffenheit entschädigen. Wo das nicht der Fall ist und das Uebermaaß alberner Spaßhaftigkeit nur durch das Alter der verarbeiteten Scherze überboten wird, da ist heutigen Tages selbst für ein frischeres und geistreicheres Musikwerk als die Waldmeisterpartitur die Aussicht auf Erfolg nur gering. So anspruchsvoll ist man am Ende des 19. Jahrhunderts geworden!

Einen schlagenden Beweis für die Richtigkeit unserer Behauptung liefert das Schicksal der neuesten Operette Arthur Sullivans, die es bei ihrer ersten deutschen Aufführung, im Berliner Lindentheater, allen musikalischen Vorzügen zum Trotz, nur zu einem ohnmächtigen Achtungserfolg bringen konnte. Und doch erhebt sich die Musik zum „Großherzog“ nicht nur durch feinere, geschmackvollere Mache, sondern auch durch Geist und Erfindung, durch Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit über alle neueren Werke, die wir in den letzten Jahren auf unseren Operettenbühnen schaudernd erleben mußten. Diesen Vorzügen aber steht ein Text entgegen, der an Nichtsnutzigkeit alles übertrifft, was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Den fruchtbaren und gesunden Gedanken einer Satire auf das Duellwesen vermochte der Textverfasser Gilbert nicht im Geringsten auszunützen oder gar eigenartig zu gestalten und zu der kindischen Handlung, die seine Ungeschicklichkeit mühsam zusammen geleimt, entlehnte er sich die schäbigsten und unerträglichsten Figuren aus dem Trottelmuseum der Operette.

Genügt ein solches sinnloses Zusammenziehen heiterer Scenen und Theaterbilder selbst den bescheidenen Ansprüchen des großstädtischen Operettenpublikums nicht mehr, so darf man sich billig verwundern, daß im Kreise derer, die nach den höchsten Zielen der musikdramatischen Kunst streben, noch so wenig Einsicht in die Grundbedingungen und Anforderungen des musikalischen Bühnenwerkes zu finden ist. Jahr aus, Jahr ein aber kann man es in Deutschland erleben, daß die Theaterwerke begabter und geschickter Musiker lediglich an der Unzulänglichkeit ihrer Textvorlagen scheitern und eben in diesen Lenztagen bot sich für den Freund unsrer heimischen Kunst wieder die unerwünschte Gelegenheit, das alte leidige Lied von dem unfähigen Librettisten

anzustimmen. Sind unsern Componisten die vielen trefflichen brieflichen Bemerkungen Mozarts über Stoffwahl und Textbehandlung unbekannt geblieben, so sollte wenigstens das traurige Schicksal der Weber'schen „Euryanthe“ den Schaffenden als eine furchtbare Warnung allzeit gegenwärtig sein und wer vollends in das Kunstwerk Richard Wagners einen wenn auch noch so flüchtigen Einblick gewinnen konnte, der sollte, meint man, zum mindesten über die Anfangsgründe des musik-dramatischen Schaffens im Klaren sein. Leider ist dem nicht so, und gerade die letzte Neuheit unseres Opernhauses, Philipp Rüfers vieraktige Oper „Inga“ lehrt wiederum, wie schlimm es um die nothwendigste handwerksmäßige dramaturgische Vorbildung unserer Tonkünstler bestellt ist und wie üble Folgen das für die Produktion hat. Philipp Rüfer ist ein reichbegabter, in allen Geheimnissen der Tonsatzkunst wohl bewanderter, ernst strebender Musiker. Eine Reihe gediegener Kammermusikwerke, eine interessante Erstlingsoper „Merlin“ schafften seinem Namen schon seit einem Jahrzehnt gute Geltung und aus seiner Zukunft erhoffen kunstverständige Freunde Schönes und Großes. Mit „Inga“ aber, so freundlich und warm das Werk bei seiner ersten Aufführung aufgenommen wurde, dürfte er einen großen, nachhaltigen Erfolg schwerlich erzielen. Ist schon die Wahl des vorwiegend epischen, überdies nicht naturwüchsigen sondern von Gustav Freytag ziemlich künstlich geschaffenen Ingostoffes keine glückliche zu nennen, so ist es geradezu ein Verhängniß, daß der Musiker seine Arbeit und seine Kunst an das dilettantische Machwerk dieses ungenannten Librettisten verschwendete. Wagner hat es einmal ausgesprochen, daß ihm Mozart darin ganz besonders lieb und verehrungswürdig erscheine, daß es ihm **nicht** möglich war, zu „cosi fan tutte“ eine Musik wie die des „Figaro“ zu erfinden. So scheint es mir nicht nur natürlich, sondern für die ächte Künstlerart Rüfer's zeugend, daß er in der Vertonung dieses alles dramatischen Lebens und jeder Poesie baaren Librettos nicht zu wahrhaftigem und eigenartigem Ausdruck zu gelangen vermochte, sondern in den Formen und Formeln der alten Opernschablone befangen blieb. Erst wenn es Rüfer vergönnt sein wird, seine Kraft an einer Dichtung zu erproben, die ihm statt maskirter Figuren Menschen und Charaktere, statt loser Theaterbilder eine festgefügte lebensvolle Handlung, statt verblümter Schönrednereien wahrhaftige Empfindungen und natürliche Gefühlsäußerungen bietet, wird es auch möglich sein, seinen Beruf für die musikalische Bühne zu beurtheilen. Auf Grund der Ingopartitur, so umfangreich und sorgfältig gearbeitet sie erscheint, läßt sich das nicht bestimmen. Erst auf dem fruchtbaren und sichern Boden eines wirklichen Dramas ergiebt sich für den Tondichter auch die Möglichkeit einer neuen und eigenartigen Offenbarung der Welt durch die Tonschöpfung und die Aussicht, in tönenden Bildern das zu schaffen, was allein den dauernden Erfolg gewährleistet: aus ächten Lebensbildern gewonnene neue Bühnenwerthe.

Das freilich wäre dann ein rechter Musikfrühling!

Heinrich Welti.

Ein Brief des Herrn Jul. Vorster.

Wir bringen im Nachstehenden ein Schreiben des Herrn Kommerzienrathes Jul. Vorster aus Köln an Herrn Professor von Schulze-Gaevernitz in Freiburg i. B. zum Abdruck, um dessen Veröffentlichung uns Herr Vorster ersucht:

Hochgeehrter Herr!

In Nr. 33 der „Nation“ haben Sie einen offenen Brief an mich veröffentlicht, der durch meine Broschüre: „Die Großindustrie, eine der Grundlagen nationaler Sozialpolitik“ veranlaßt worden ist.

Gestatten Sie mir zunächst meine Freude darüber auszudrücken, daß Sie mit meinem Standpunkt, soweit ich denselben in der erwähnten Arbeit entwickelt, durchweg übereinstimmen. Dagegen bedauere ich lebhaft, daß Sie meine Darlegungen als gegen die Vertreter der nationalökonomischen Wissenschaft Deutschlands gerichtet, betrachten. Sie wollen mir daher gestatten, dieses offenbare Mißverständniß durch folgende Erklärung zu beseitigen. Als Laie bin ich zwar über die verschiedenen Richtungen und Theorien der modernen Nationalökonomie nicht eingehend unterrichtet, so viel weiß ich aber doch, daß viele Vertreter dieser Wissenschaft die wirthschaftliche und soziale Bedeutung der Großindustrie durchaus würdigen. Besonders ist dies in Halle der Fall und bin ich gerade durch die dortige industriefreundliche Richtung zu meinem Vortrag veranlaßt worden.

Unter diesen Umständen mußte mir ein Angriff in Ihrem Sinne durchaus fern liegen.

Wenn ich die Anfeindung, der die „kapitalistische Großindustrie“ zweifelsohne ausgesetzt ist, auf die Unwissenheit und Oberflächlichkeit der Gegner zurückführte (soweit dieselben nicht wider besseres Wissen handeln), so sind damit solche gemeint, die Sie in Uebereinstimmung mit mir als Phantasten betrachten. Daß aber derartige Phantasterei in der Erörterung sozialer Fragen fortgesetzt betrieben und damit eine durchaus falsche Vorstellung über industrielle Verhältnisse verbreitet wird, werden Sie selbst wohl nicht bestreiten. In dieser Hinsicht aufklärend zu wirken, war der Zweck meines Vortrages in Halle und meiner neulichen Veröffentlichung.

Die im zweiten Theile Ihres Briefes entwickelten Ansichten werden auch bei meinen Berufsgenossen große Beachtung finden. Bei der praktischen Ausführung dürften sich indeß manche Schwierigkeiten einstellen, die Sie vielleicht noch nicht würdigen.

Ich versage es mir, auf die angeregten sehr interessanten Gedanken auf diesem Wege näher einzugehen, da sich daran eine längere Erörterung in der Presse knüpfen könnte, die weder meiner Neigung noch meinem Beruf entspricht.

Empfangen Sie die Versicherung meiner Hochachtung

Ihr ergebener

Köln a. Rhein. Jul. Vorster.

Maria Janitschek: Der Schleifstein. Ein Lebensbild. Leipzig. 1896. Verlag Kreisende Ringe. (Max Spohr). — **Vom Weibe.** Charakterzeichnungen. Berlin. 1896. S. Fischer Verlag.

Es gibt ein Erlebniß, das ich von Zeit zu Zeit immer wieder erlebe, und das mich jedesmal, wenn es wiederkehrt, mit fröstelndem Unbehagen erfüllt.

Ich trete in einen fremden Salon unter fremde Menschen; ich sehe mich um — das alles hast du schon einmal gesehen, durchfährts mich. Und ich erschrecke, denn ich weiß, daß ich das alles nie gesehen habe, nie habe sehen können. Und all diese Empfindungen, der Schreck, die Ueberlegung, das Nichtvergewissern sind blitzartig da und ebenso schnell entschwunden. Oder ich sitze einem alten Bekannten gegenüber und er macht eine unerwartete Bewegung oder sagt etwas, das ich von ihm nie zu hören gedacht hätte. Dieselbe Erscheinung! Diese Bewegung hast du irgendwann von ihm gesehen, dies Wort von ihm gehört, irgendwann, als wir uns in ganz derselben Stellung in demselben Zimmer gegenüber saßen. Und das alles erleben die meisten anderen Menschen auch, es ist eine vulgäre psychologische Thatsache. Und Charles Dickens hat eine ähnliche Erscheinung einmal litterarisch verwerthet: ein alter Wucherer träumt, daß irgend ein Ereigniß, das er fürchtet, eintritt. Im Traum fühlt er sich in demselben Augenblick in unendliche Tiefen stürzen. Am anderen Morgen tritt das Ereigniß ein. Er nimmt es wahr und stürzt todt nieder. Es gibt eine Erklärung für all diese psychologischen Räthsel.

Man deutet auf die Seelenwanderung und sagt, die Seele erinnere sich in solchen Augenblicken der Erlebnisse aus einem anderen Erdenwallen — ein bekannter Hallenser Professor wollte sich deutlich sa seiner Präexistenz als irgend ein homerischer Held bewußt sein. Kein Zweifel, diese Erklärung ist thöricht. Wer zweifelt überhaupt noch daran, daß die Lehre von der Seelenwanderung eine Thorheit sei? Wohl niemand. Aber sie ist die Thorheit der weisen Leute.

Es ist dieselbe Thorheit, den Traum von der Seele zu träumen, die von Gestalt zu Gestalt wandert, wie sich rühren zu lassen vom Lied der Nachtigall oder von dem jungen Grün der ersten Blätter. Das Heimweh der gequälten Seele nach dem Frieden der bewußtlosen Natur ruft die eine Stimmung wie die andere. Und es liegt Weisheit darin, die Thorheit von der Seelenwanderung nachzuträumen, denn dieses Träumen bringt Frieden. Liegt nicht die Wahrheit aller Lyrik darin beschlossen, daß sie Töne aus irgend welchen überwirklichen Melodien in die Disharmonien des Schmerzes und der Freude hineinträgt, um sie so harmonisch aufzulösen?

Sehnsucht nach Frieden hat Rudyard Kipling und Adolf Wilbrandt die alte Weise ins Ohr geraunt. So haben sie, der eine das Rauschen des indischen Urwaldes, der andere das Lied der Ostseewelle in die Worte des alten Märchens verdichtet. Das Wanderziel bei beiden Todesruhe. Maria Janitschek hat in ihrem neuesten Buche „Der Schleifstein" denselben alten Märchenweg eingeschlagen, einem anderen Ziele entgegen. Die Seele wandert von Form zu Form der Vollkommenheit entgegen, die nichts von Selbstsucht weiß.

Eine Sängerin, deren Gesang in kranker Brust verstummt ist, liegt auf ihrem Sterbelager. Die brutale Wirklichkeit sagt, daß der Tod die Augen schließt; das Märchen raunt, daß er sie öffne. Geöffnet blicken ihre Augen in die Fernen früheren Seins: „Sie sah sich als junge Königin in einem wunderbaren Reiche, wo hohe Säulengänge zu ihrer Burg führten, darinnen sie, eine Lilie in der Hand, thronte. Sie sah sich in schneeige Gewänder gehüllt in einem uralten Tempel knieen und ein Feuer schüren, in das Greise in goldenen Mänteln heiliges Oel und den Balsam junger Lotosblüthen schütteten. Sie sah noch viel. . . ." Und sie darf das lächelnd sehen, weil das Wandern durch die Oede der Zeit ein Hinanstiegen war und der letzte Leidensweg die letzte Schlacke vom Edelmetall ihrer Seele löste.

Ergreifend, wie Maria Janitschek diesen letzten Passionsgang geschildert hat. Als junges, schönes, gefeiertes und eigensüchtiges Geschöpf tritt die Sängerin ihren Weg an. Sie fragt nicht, wohin er führe. Sie ist ein Kind der Laune und der überläßt sie sich. Ein Mann, der sie liebt und den sie liebt, steht ihr als Freund treu rathend zur Seite. Ihre kranke, alte Mutter bückt sich nach jedem Stein, der ihr den Fuß verletzen könnte. Sie läßt beide, wirft sich einem fremden Mann in die Arme, der durch die kecke Größe seines Egoismus ihr selbstsüchtiges Herz zwingt, und sie hat nun den Weg fortzusetzen in Gemeinschaft mit diesem Mann, verlassen von den treuen Helfern, die ihr dienten. So wird der ungeliebte Mann zu dem „Schleifstein", dessen ihre Seele bedurfte. Er brutalisirt sie und quält sie zu Tode. Er zwingt sie mit blutender Lunge zu singen. Er treibt sie unbarmherzig täglich zu einer sterbenden Gräfin, deren Anblick sie mit Todesschauern erfüllt. Aber bei alledem fällt seiner brutalen Selbstsucht gegenüber die Selbstsucht von ihr ab, wie morsche Rinde von einem Zweige. Man sieht den Seelenprozeß in ihr vor sich gehen, deutlich, klar, unaufhaltsam, wie man die Körner aus der oberen Schale der Sanduhr in die untere fallen sieht. Das alles muß sein, wie es ist. Man glaubt der Sterbenden ihr Lächeln. Die Selbstsucht hat keinen Theil mehr an ihr, wenn ihre Augen über die Schranken der Wirklichkeit hinausblicken.

Ich halte den „Schleifstein" für Maria Janitschek's bedeutendstes Buch. Auch in rein künstlerischer Hinsicht. Sie hat ihr ganzes leidenschaftliches Temperament in diese Dichtung hineingestürmt, und sie ist, soweit meine Kenntniß reicht, das stärkste Temperament in unserer neuesten Litteratur. Ein Schwung lyrischen Empfindens, der hinreißt, geht durch die Erzählung. Alles persönlich, eigenartig. Dabei fegt der Wirbelwind ihres Empfindens nicht über die psychologischen Kreuzwege fort. Die Entwicklung ist folgerichtig. Freilich, daß bei der Eigenart ihres Schaffens die Gestalten nicht ganz so klar und deutlich hervortreten wie bei behutsam realistischer Griffelkunst, nicht ganz so scharf wie wünschenswerth, ist beinah selbstverständlich. Maria Janitschek ist und bleibt lyrische Dichterin. Ihr Temperament geht mit ihr durch. Wer ihr das zum Vorwurf macht, soll nur das eine nicht vergessen, daß ihre Kraft und ihre Mängel derselben Quelle entstammen. Wer diese Persönlichkeit liebt, hat Recht und Verpflichtung, sie auch in ihrer Beschränkung zu lieben.

Freilich, bei einer Beanlagung wie der ihren ist es entscheidender als bei vielen anderen, welchen Stoff sie ergreift. Was sich subjektiver Behandlungsweise entzieht, das wird ihr nicht gedeihen. Gedeiht ihr wenigstens noch nicht.

Auch in Maria Janitschek's gleichzeitig erschienenem Skizzenbuche „Vom Weibe" spricht aus jeder Gestalt und jeder Zeile sie selbst. Persönlich spricht sie mit ihrem Temperament, ihrer Leidenschaft, ihrer feierlichen Sinnlichkeit. Und bei der Wahl der Stoffe ist das — zu bedauern.

In fast all diesen Skizzen gilt es sinnliche Perversitäten. Die kranke Sinnlichkeit noch nicht Gereifter und schon Verblühter, die Sinnlichkeit, die jahrelang gehemmt, sich gährend, alle Fesseln sprengend ihre Bahn erzwingt, die Sinnlichkeit, die, Scham scheuend, im Schmutz der Straße Befriedigung sucht, bis urspünglich gesunde Sinnlichkeit, die durch gewaltthätigen Eingriff für immer ertödtet ist — Kräfte, die zu Schwächen geworden sind.

Den Psychologen reizt es, diesen Krankheitserscheinungen nachzugehen, und wirklich, in fast all diesen Skizzen hat Maria Janitschek die psychologischen Vorgänge fein und richtig herauspräparirt. Trotz der Knappheit der Form ist die Motivirung ausnahmslos zwingend: gerade auf diesem Gebiete hat Maria Janitschek gelernt. Aber daß die Fäden nicht selbstthätig laufen, daß man ihre Hand, die zugreift, überall gewahrt, daß die Gestalten ihr wie in all ihren übrigen Büchern nur Gefäße sind, in die sich ihre leidenschaftliche Seele ergießt, das alles schadet dem Eindruck, den das Buch auf den Leser übt.

In der Wahl der Stoffe berührt sich Maria Janitschek in ihrem Skizzenbuch „Vom Weibe" vielfach mit Guy de Maupassant. Aber von Maupassant gestaltet, und in seiner klaren, durchsichtigen Form geprägt, wirkt die Perversität des Stoffes unpersönlich auf den Leser, unpersönlich auch im Hinblick auf den Verfasser. Maria Janitschek setzt sich persönlich ein, und das macht sie haftbar. Der Lyrik ist vieles versagt, was objektiver Kunst gestattet ist: Maria Janitschek wird sich bewußt werden, daß ihre Kraft in der Lyrik wurzelt und daß sie ihr Talent bei jedweder Stoffwahl zu lyrischer Behandlung fortreißt.

Und doch möchte ich auch ihr Buch „Vom Weibe" nicht entbehren. Nur möchte ich ausschließlich denen rathen sie darin zu suchen, die sie bereits in ihren früheren Dichtungen, vor allem in dem Buch vom „Schleifstein", gefunden haben.

Ernst Heilbarn.

Le musée galant du XVIIIe siècle. Paris, Charpentier.

Wer das XVIII. Jahrhundert studirt, kann an den Sittenstudien der Maler nicht vorübergehen. Man weiß, welche Ausbeute Taine und Michelet nach den Goncourts für die Geschichte des ancien regime aus diesen reichen — auch an Ausgelassenheit reichen — Fundgruben geholt haben. Nun läßt sich eine große Pariser Verlagshandlung angelegen sein, in sehr wohlfeilen Heften eine Reihe von charakteristischen Blättern Watteau's, Fragonard's, Lavreince's u. A. unter die Leute zu bringen. Der zerbrochene Krug fehlt so wenig, wie das Embarquement à Cythère: daneben eine nur gar zu gewürzte Auswahl lüsterner Stücke, die durchweg in die Zeit des Neveu de Rameau, der folle journée und zugleich der Nouvelle Heloïse und der Confessions passen. Mädchenpensionaten und Moralpedanten empfehlen wir die Sammlung selbstverständlich nicht. Wer aber das wälsche XVIII. Jahrhundert vollständig kennen lernen will, wird die Hefte nicht ohne bezeichnende Erfahrungen aus der Hand legen. — Ganz anders wirkt auf uns das Zeichen des im Spemann'schen Verlag erscheinenden „Museum. Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst" ein. In Lieferungen zu 1 Mark erhalten wir ausgezeichnete Nachbildungen der Meisterwerke alter und neuer Maler, Bildhauer u. s. w. mit passenden Begleitworten von Kekule, Bode, Seidlitz u. s. w. — ein Seitenstück zu Reclam's Universalbibliothek, das gleicher Verbreitung würdig ist.

—m.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37. Dr. P. Nathan, Bülowstraße 89.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 36. Berlin, den 6. Juni 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt

Politische Wochenübersicht.

Der Bund der Landwirthe hat eine neue Niederlage zu verzeichnen. Es ist der freisinnigen Volkspartei erfreulicher Weise gelungen, den Reichstagssitz in Ruppin-Templin zu behaupten und die Konservativen nebst dem Bunde der Landwirthe sind die Geschlagenen trotz aller Anstrengungen, die sie gemacht haben. Herr Lessing erhielt 9636 Stimmen gegen 8352, die auf Herrn von Arnim fielen. Wieviel mag dieser vergebliche Wahlkampf wohl dem Bunde der Landwirthe gekostet haben? Wenn man nach dem Jahresbudget des Bundes von je 500 000 Mark seit drei Jahren urtheilen darf, gewiß nicht wenig.

Bei diesem Wahlkampf bewährte sich eines. Die freisinnige Volkspartei war im Besitze des Kreises, während die freisinnige Vereinigung es bei der letzten Hauptwahl nur auf 1497 Stimmen gebracht hatte, die alsdann bei der Stichwahl auf den Kandidaten der Volkspartei, Herrn Bohm, übergegangen waren und diesen zum Siege verholfen hatten. Diesmal hatte die freisinnige Vereinigung einen eigenen Kandidaten gar nicht aufgestellt, sondern sogleich die Kandidatur der freisinnigen Volkspartei unterstützt. Das war rationell, verhinderte eine Kräftevergeudung und ist ein Beispiel, wie prinzipiell bei beiderseitigem guten Willen Wahlkämpfe durch die Liberalen betrieben werden sollten. Je nach den Verhältnissen sollten ohne kleinliche Eifersüchtelei alle liberalen Gruppen den Kandidaten, der durch seinen Einfluß auf den Kreis die meisten Aussichten für den Sieg bietet, unterstützen.

In Ruppin-Templin hat gleichzeitig auch der Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe die erste Gelegenheit gehabt, sich an einem Wahlkampf zu betheiligen, und er hat diese Gelegenheit, wie wir wissen, nicht ungenützt vorübergehen lassen. Er hat der freisinnigen Volkspartei nicht unerhebliche Geldmittel und einen Redner für den Wahlkampf zur Verfügung gestellt.

Die Krönung des Zaren zu Moskau hat durch einen furchtbaren Unglücksfall eine schreckliche Unterbrechung erfahren; das heißt die Unterbrechung trat nur ein durch die Ablenkung der Aufmerksamkeit derer, die sich für die dortigen Vorgänge interessirten. Mit den Festen selbst ist charakteristischerweise nicht einen Augenblick innegehalten worden, obgleich einige Tausend Menschen, — die genaue Zahl wird wohl nie ermittelt werden, — bei der Vertheilung von Geschenken erdrückt worden sind.

Das Unglück ist entsetzlich und tief zu beklagen, aber man darf sagen, daß auch dieses traurige Ereigniß in den Rahmen der Moskauer Zarenkrönung sich organisch einfügt; es ist der Schatten zu jenem Licht, das dort erstrahlte.

Die ganze Krönungsceremonie, bei der als bereitwillige Statisten unter Aufwendung riesiger Kosten die civilisirten Nationen und auch ein Theil der nicht civilisirten Welt assistirten, hat den Charakter primitiver Zeiten an sich getragen. Prunk und Gepränge und nochmals Prunk und Gepränge bei barbarischer Verschwendung von barbarisch vielem Gelde — und das Alles zur Verherrlichung einer Herrschaftsidee, die nach den Begriffen der civilisirten Welt wiederum nur als barbarisch bezeichnet werden kann.

Es ist bezeichnend für die internationale Lage der Welt, daß sich diesen Festen kein Staat entzogen hat, und auch nicht entziehen konnte, und daß die Franzosen sich gewohnter

Weise diesmal gleichfalls bestrebten, als die begeistertsten Verehrer des russischen Absolutismus zu erscheinen. Die politische Wirkung dieser Vorgänge muß in einem steigenden Selbstgefühl des Zarenreiches zum Ausdruck gelangen, das — unter Vortritt der Franzosen — auch alle anderen Staaten groß und immer größer zu päppeln kein Bedenken tragen. Die Gefahren dieser Methode, die seit Jahren immer dieselbe ist, werden eines Tages heraortreten zum Nachtheil des Friedens, der am besten gesichert wird, wenn man ebensowenig eine chauvinistische Politik der Feindseligkeit gegen Rußland wie eine Politik der zum Uebermuthe reizenden Anhündelung gegen das Zarenreich verfolgt.

Ist eine solche Politik des Anhündelns dem modernen Empfinden zuwider und politisch unklug, so wäre sie andererseits auch nicht einmal im Hindlick auf die Kraft, die Rußland thatsächlich darstellt, zu rechtfertigen.

Gerade diese Zarenkrönung zeigte deutlich wiederum, daß Rußland noch auf einer tiefen Stufe der Civilisation steht, und Civilisation ist auch ein Faktor, ohne den Kanonen und Repetiergewehre sehr viel von ihrer Bedeutung verlieren. Diese riesigen Volksmassen, die dem Zaren blindlings zujubeln, und die in ihrer Gier nach einem kleinen Gnadengeschenk Tausende ihrer Brüder niedertrampeln und zu Tode drücken, sehen noch nicht aus, als könnten durch sie der Welt Gesetze diktirt werden; und auch diese Polizeiverwaltung, die sich unfähig zeigt, ein Unglück von so erschrecklichem Umfange zu verhindern, weist nicht auf einen staatlichen Organismus hin, der fest gefügt und gesund gebaut ist; dabei mag man noch für unerwiesen jenen charakteristischen Verdacht betrachten, als sei das Unglück absichtlich angezettelt worden, um so die großen Unterschleife zu verdecken, die bei Anschaffung der Geschenke für das Volk begangen worden sind; ein Verdacht, der nur auf russischem Boden aufschießen konnte.

Den Eindruck des Kolossalen und des Uncivilisirten macht jede einzelne Erscheinung innerhalb dieser Krönungsfestlichkeiten; der ungeheure Prunk und als Gegenstück das ungeheure Unglück einer armseligen Bevölkerung, die aus weitem Umkreis herbeiströmt, um sich für eine kleine Festgabe gegenseitig zu tödten. Prunkvolle, gewaltige Macht auf einem schwankenden Grund von Unkultur, — das ist Rußland.

Bei dem Empfange der österreichisch-ungarischen Delegationen hat der Kaiser Franz Joseph eine Ansprache gehalten, die in hohem Grade sympathisch in Deutschland, vor Allem aber auch in Italien berühren mußte und berührt hat. Durch diese Rede wird die Festigkeit des Dreibundes von Neuem bestätigt, und das Wirken der Allianz zu Gunsten des Friedens vor Allem im Orient erhärtet; es wird dann auch in Sonderheit des italienischen Unglücks in Afrika gedacht, das durch eine gewaltige Uebermacht herbeigeführt, die soldatische Ehre des Bundesgenossen unbefleckt gelassen hat. Solche Worte bringen erneut zum Ausdruck, welchen Werth der Dreibund darauf legt, sich die Sympathien, die er in Italien besitzt, zu erhalten, und daß er es sich angelegen sein läßt, mit allen Mitteln eine Stütze auch dem italienischen Selbstgefühl zu sein; wie Bevormundung und Kuratel sieht das nicht aus, und es ist damit von Neuem bewiesen, wie gänzlich jeder realen Begründung jene Verdächtigungen entbehren, mit denen ein kleiner Kreis italienischer Politiker unter französischer Unterstützung die römische Politik vom Dreibund fortzulocken sich bemüht. Solchen Bestrebungen schiebt die Rede des Kaisers von Oesterreich einen festen Riegel vor.

Die Ansprache war auch noch aus dem Grunde bemerkenswerth, daß sie einen außerordentlich friedlichen Ausblick auf die internationale Politik eröffnete. Vielleicht ist diese friedliche Musik so besonders eindringlich darum vorgetragen worden, weil sie sich gut eignet als Begleitung für die Jahrtausendfeier in Ungarn; denn wenn es in der Welt zur Zeit und friedlich aussieht, so kann man doch zweifeln, ob der Himmel so völlig wolkenlos gemalt worden wäre, wenn diese Dekoration nicht als die passendste sich für das ungarische Jubelfest darstellen würde. Allein wir gönnen Ungarn aufrichtig und auch der Welt eine so schöne und erfreuliche Illusion.

Es schien einen Augenblick, als würde man sich zwischen Oesterreich und Ungarn nicht so schnell darüber einigen, wie man die Repressalien gegen das neue deutsche Zuckergesetz gestalten solle. Allein die Verständigung zwischen den beiden Reichshälften ist schon da. International wichtig ist, daß auch Oesterreich-Ungarn die Ausfuhrvergütungen erheblich steigern will; daß Frankreich auf diesem Pfade schnell folgt, ist nicht zu bezweifeln; und so wird diese kommende Entwicklung bereits jetzt in fallenden Zuckerpreisen escomptirt.

Es hat die deutsche Agrarpolitik also wiederum das geniale Ergebniß zu Wege gebracht, daß die internationale Lage des Zuckermarktes durch einen Anreiz zur weiteren Steigerung der Produktion ungünstig beeinflußt wird, und es ist andererseits dieser unerwünschte Anreiz ausgeübt, indem die einheimischen Konsumenten und Steuerzahler zu fernerer ungesunder und der Zuckerindustrie selbst schädlichen Subventionirung dieses Zweiges wirthschaftlicher Thätigkeit gesetzlich gezwungen werden. Die deutsche Regierung und der deutsche Reichstag werden den Ruhm haben, einem internationalen krankhaften Zustand, der vorhanden war, neue Nahrung zugeführt zu haben — auch ein Ruhm; freilich ein solcher, der wohl auch seinerseits dazu beitragen wird, selbst in den Kreisen der Agrarier das Zutrauen zu den Erfolgen des Bundes der Landwirthe und der heute beliebten Agrarpolitik zu erschüttern.

* * *

Die nächste Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten.

Je weiter die amerikanische Präsidentschaftskampagne sich entwickelt, um so mehr tritt eine alles beherrschende Frage in den Vordergrund: es ist eine Frage allerersten Ranges, die wichtigste wirthschaftliche Frage, welche in modernen Kulturstaaten aufgeworfen werden kann, nämlich die Frage, ob das Land in Zukunft eine gesunde Währung, d. h. nach Lage der Sache eine unanfechtbare Goldwährung haben oder den Silberschwindlern ausgeliefert werden soll.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein in wirthschaftlichen Dingen so vorgeschrittenes Land, wie die Vereinigten Staaten von Amerika, über seine vitalsten Interessen so wenig im Klaren ist, daß ernstlich über die Entscheidung gestritten werden muß. Würde die Währungsfrage — losgelöst von jeder anderen Politik — einer Volksabstimmung unterworfen, so würde das Resultat allerdings sicher zu Gunsten einer gesunden Währung ausfallen; die Gefahr liegt in der Verquickung dieses bedeutsamsten Streitpunktes mit anderen, weniger wichtigen, wenngleich ebenfalls starke Interessen berührenden Fragen.

Vor allem kommt dabei die geplante Aenderung des Zolltarifs in schutzzöllnerischem Sinne in Betracht. Die Partei der Republikaner ist stark schutzzöllnerisch gesinnt. Dieser Strömung entsprechend hat denn auch Mc Kinley, der Vater oder richtiger der Taufpathe des hochschutzzöllnerischen Mc Kinley-Tarifs, die meisten Aussichten, als republikanischer Präsidentschaftskandidat bei der demnächstigen Zusammenkunft der Parteidelegirten in St. Louis nominirt zu werden; neben ihm scheinen ernstlich als Kandidaten der Republikaner nur noch zu gelten Levi Morton, der gegenwärtige Gouverneur des Staates Newyork, und Thomas Reed, zur Zeit Sprecher des Repräsentantenhauses in Washington. Allerdings ist es nicht unmöglich, daß schließlich ein dark horse das Rennen gewinnt; das ist in der Geschichte der Vereinigten Staaten bisher sogar beinahe mehr Regel als Ausnahme gewesen.

Für Mc Kinley spricht besonders zweierlei: das protektionistische Vorurtheil, welches mit seinem Namen verknüpft ist und das gegenwärtig einmal wieder für zeitgemäß gilt, und sodann seine persönliche Unbedeutendheit. Er ist recht eigentlich das Werkzeug der Maschinenpolitiker seiner Partei; man glaubt, ihn bequem beherrschen zu können, und eben deshalb wünscht man, ihn an die Spitze der Union zu bringen. Die politischen Drahtzieher hoffen, indem sie einen solchen Merowinger auf den amerikanischen Präsidentenstuhl setzen, ihren Einfluß behaupten und vermehren zu können. Diesen Leuten sind die politischen Fragen selbst ziemlich gleichgültig; wenn sie ihren persönlichen Einfluß auf die Patronage nur aufrecht zu erhalten oder zu vergrößern in der Lage sind, so opfern sie unter Umständen auch die Währung des Landes.

Dieser Situation entspricht das Verhalten der Silberinteressenten. Dieselben drohen mit offener Revolte, wenn bei der Feststellung der Partei-Platform ihren Wünschen nicht gebührend Rechnung getragen wird; sie verlangen Schutz für Silber in erster Linie und sie hoffen diesen Schutz am sichersten dadurch zu erzwingen, daß sie den Silberschutz mit den Schutzzöllen auf Industrieartikel verquicken.

Angesichts dieser Konstellation zaudern die Drahtzieher der republikanischen Partei mit einer offenen Stellungnahme in der Währungsfrage; sie haben ihrem — sonst sehr redseligen — Kandidaten Mc Kinley dementsprechend gerathen, über diesen wichtigsten Punkt sich in ein zweideutiges Schweigen zu hüllen. Und der Erfolg dieser Taktik ist zunächst der, daß sowohl die Silberfreunde als auch die Gegner von free coinage Mc Kinley als ihren Mann reklamiren.

Ob das amerikanische Volk sich aber diese Drahtzieherei gefallen lassen wird, steht noch dahin. Die aufrichtigsten Anhänger einer gesunden Währung haben aus dieser zweideutigen Haltung Mc Kinley's denn auch bereits begründeten Anlaß hergeleitet, diesen Kandidaten auf das schärfste zu bekämpfen. Ihre Argumentation ist einleuchtend genug: ein Präsident der Vereinigten Staaten — so sagen sie — soll ein Mann, und kein Waschlappen sein; er soll in der wichtigsten Frage, die es gegenwärtig für die Vereinigten Staaten gibt, eine eigene Meinung haben und den Muth besitzen, diese eigene Meinung klar zum Ausdruck zu bringen. Wenn betreffs des Zolltarifs neue Dummheiten gemacht werden, so kann man diese schlimmstenfalls ertragen — bei dem letzten Mc Kinley-Tarif trat die Reaktion sehr rasch ein, und die Vereinigten Staaten kamen noch mit einem blauen Auge davon —; falls aber die Silberschwindler ihren Willen im Kongresse durchsetzen sollten, und dann kein Präsident vorhanden wäre, der mit seinem Veto das Schlimmste verhüte, so würde eine so unermeßliche Katastrophe über den Wohlstand der Vereinigten Staaten hereinbrechen, daß dagegen das Ungemach eines neuen Hochschutzzolltarifs als Lappalie erschiene. Die Vertreter dieser Anschauung scheinen denn auch entschlossen zu sein, jeden anderen Präsidentschaftskandidaten — er mag im übrigen Republikaner oder Demokrat sein — lieber zu wählen, als einen Mann, der keine Garantien dafür bietet, daß er währungspolitischen Abenteuern einen unbeugsamen Widerstand entgegenstellen wird.

Es ist für uns Deutsche eine erfreuliche Wahrnehmung, daß das sogenannte German vote, d. h. die amerikanischen Wähler deutscher Nationalität, in seiner großen Mehrheit dieser gesunden Anschauung huldigt; im Staate New-York ist bereits eine Organisation im Werden, welche darauf abzielt, das German vote des ganzen Landes für diese Anschauung in die Wagschale zu werfen. — Daneben haben mächtige wirthschaftliche Organisationen, wie z. B. die Vereinigung der Sparbanken des Staates New-York, hinter denen nach Bradstreet's 1 700 000 Sparer mit Einlagen von zusammen ca. 700 Millionen Dollars stehen, und die einflußreiche New-Yorker Baumwollbörse Resolutionen angenommen, in denen sie auf das allerentschiedenste verlangen, daß keine frevelhafte politische Jobberei mit der Währung des Landes getrieben werde. — Die Sparbanken haben dabei vorzugsweise das Interesse der Arbeitermassen ins Feld geführt, und die New-Yorker Baumwollbörse hat an sämmtliche anderen Baumwollbörsen der Union die Aufforderung gerichtet, sich ihrem Vorgehen anzuschließen.

Aehnliche, von der amerikanischen Geschäftswelt ausgehende, Kundgebungen mehren sich von Tag zu Tage; ob sie aber stark genug sein werden, um schließlich die Leiter der republikanischen Partei davon zu überzeugen, daß sie ohne eine klare Stellungnahme für die Goldwährung ihren sonst ziemlich sichern Erfolg bei der nächsten Präsidentenwahl ernsthaft gefährden, steht noch dahin.

Mit der zweiten großen Partei des Landes, den Demokraten, steht es in Bezug auf die Währungsfrage noch ungünstiger, als mit den Republikanern. Zwar ist die gegenwärtige demokratische Regierung — mit Cleveland als Präsident und Carlisle als Schatzsekretär — über jeden Verdacht eines Kompromisses mit der Silberpartei erhaben; aber in der Partei selbst sind die Anhänger der freien Ausprägung von Silberdollars — von free coinage — noch zahlreicher, als in der republikanischen Partei.

Die dritte Partei endlich — die wenigstens in einzelnen Distrikten des Landes den Ausschlag gibt —, die Partei der Populisten, ist für jede Tollheit auf dem Gebiete des Geldwesens zu haben.

Nun steht es aber so gut wie fest, daß die demokratische Partei, wenn sie überhaupt bei der nächsten Präsidentenwahl eine Chance des Sieges hat, sie diese Chance nur bekommen kann, wenn einem in Währungsfragen unsichern republikanischen Kandidaten ein unzweifelhafter sound currency man demokratischerseits entgegengestellt wird. Ganz ausgeschlossen ist es deshalb nicht, daß, wenn Mc Kinley auf Grund einer zweideutigen Platform nominirt werden sollte, Cleveland noch einmal als Präsidentschaftskandidat in die Erscheinung tritt. Allerdings würde Cleveland mit dem Vorurtheil der dritten Amtszeit zu kämpfen haben — denn bislang war es eine geheiligte Tradition, keinen Präsidenten dreimal zu wählen —; aber nichtsdestoweniger könnte die Sicherheit, daß er keine Währungsthorheiten machen wird, doch die besonnene Geschäftswelt, mit ihren mächtigen Einflüssen, veranlassen, für Cleveland einzutreten.

Das alles sagen sich die Leiter der republikanischen Partei natürlich selbst. Wenn sie deshalb trotzdem keine bündigen Erklärungen gegen free coinage in ihrem Wahlprogramm abgeben, so müssen sie annehmen, mit der Zweideutigkeit taktisch besser zu fahren, und dann wird ausreichender Grund zu Besorgnissen betreffs der thatsächlichen Aufrechterhaltung der Goldwährung in den Vereinigten Staaten vorhanden sein.

Bei den engen wirthschaftlichen Beziehungen Europas zu den Vereinigten Staaten würde die Wahrnehmung, daß in Währungsfragen auf den kommenden Präsidenten kein Verlaß ist, naturgemäß auch in Europa nicht ohne Einfluß bleiben: vorsichtige Kapitalisten würden die amerikanischen Werthe rechtzeitig abzustoßen versuchen, in Amerika aber dürfte die Geneigtheit, diese Werthe aufzunehmen, mit der Unsicherheit der währungspolitischen Zukunft natürlich ebenfalls nicht wachsen, sondern vermindert werden.

Ob es bei dieser Bewegung zu einer gefährlichen Panik kommt, hängt ganz von dem Umfange des Pessimismus ab, der durch die Vorgänge in der amerikanischen Wahlkampagne hervorgerufen werden wird. Man kann daher wohl sagen, daß seit dem amerikanischen Bürgerkriege noch keine Präsidentenwahl stattgefunden hat, bei der auch Europa so viel Ursache gehabt hätte, die Augen offen zu halten.

Ich persönlich glaube übrigens nicht daran, daß es zum Schlimmsten kommen wird. Auf die Besonnenheit der amerikanischen Politiker gebe ich allerdings nicht viel, aber das amerikanische Volk hat bisher noch stets vor einem politischen Abgrund resolut Kehrt gemacht. Die Amerikaner

sind von einer Lammsgeduld allen Unbilden der Gesetzgebung gegenüber, sie lassen sich unendlich viel gefallen; aber von Zeit zu Zeit kommt es zu einem Ausdruck des gesunden Menschenverstandes, vor dem keine politische Maschine Stand hält. Es bleibt zu hoffen, daß wir auch jetzt wieder vor einem solchen Ausbruche stehen.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XX.

Unsere leidigen Kolonien in Afrika haben uns jederzeit so viel zu schaffen gemacht, daß sehr selten eine Gelegenheit gefunden werden konnte, uns mit unseren australischen Kolonien näher zu beschäftigen. Neu-Guinea, die größte Insel der Erde (wenn man das früher als Neu-Holland bezeichnete Land, wie es heute üblich ist, als das australische Festland betrachtet), ist uns aus der Geographie bekannt als derjenige Landstrich, der für den Aufenthalt von Europäern der ungeeignetste ist. Jetzt sind wir nun gezwungen, uns auch mit dieser Insel politisch zu beschäftigen, denn die Neu-Guinea-Gesellschaft, die bisher dort „regiert" hat, ist dieser sterilen Thätigkeit müde geworden und sucht die Last abzuschütteln. Auf daß aber diese kostbare Last nicht ganz zu Boden fällt, will das Reich sie in seine Arme nehmen und, wie es die afrikanischen Kolonien eine nach der anderen in eigene Verwaltung genommen hat, auch sie zu einer Reichskolonie erheben. Damit fällt der letzte Rest des famosen Satzes, daß bei der Kolonialthätigkeit der „königliche Kaufmann" vorangehen und das Reich seinen Spuren nur folgen solle, ein Satz, mit welchem es seinem Urheber wohl niemals vollkommener Ernst gewesen ist. Die Mehrheit des Reichstages ist nicht abgeneigt, auf diesen Vorschlag einzugehen; die Bestimmungen des abgeschlossenen Uebergangsvertrages erregen indessen Bedenken. Es soll nämlich, wenn wider Erwarten in Zukunft aus den australischen Kolonien auch nur der geringste Nutzen gezogen werden sollte, dafür Sorge getragen werden, daß dieser Nutzen der Neu-Guinea-Gesellschaft vorbehalten bleibt, zum Lohn dafür, daß sie zehn Jahre lang schlimme Erfahrungen gesammelt hat. Aus der Diskussion, die sich unter starker Theilnahmlosigkeit des Hauses vollzog, ist der seltsame Zug hervorzuheben, daß Graf Arnim seiner elegischen Trauer darüber Ausdruck gab, daß uns Samoa einst aus den Fingern gegangen ist. Für mich ist in unserer ganzen traurigen Kolonialpolitik der einzige tröstliche Punkt der, daß wir wenigstens mit Samoa verschont geblieben sind.

Der aus der Mitte des Hauses hervorgegangene Gesetzentwurf über das Vereinsrecht hat die zweite Lesung passirt, aber nach der Haltung der Regierung kann kein Zweifel darüber obwalten, daß der Bundesrath das Werk in den Papierkorb wird fallen lassen. Die Sachlage ist im Augenblicke die folgende: In Preußen und in anderen Bundesstaaten bestehen über das Vereinswesen Gesetze, die in vollem Umfange zur Durchführung zu bringen ein Ding der Unmöglichkeit ist. Trotzdem werden diese Gesetze aufrecht erhalten, weil man sie gelegentlich und planlos gegen die Sozialdemokratie zur Durchführung bringen will.

Der Erfolg hat gezeigt, daß diese Handhabung der Gesetze der Sozialdemokratie nicht den geringsten Abbruch thut. Sie wird gelegentlich mit Geldstrafen heimgesucht; diese kann sie bezahlen. Es wird auch hin und wieder ein Mitglied zu einer Freiheitsstrafe verurtheilt; diese macht keinen Eindruck auf sie. Nicht allein kein Schaden wird der Sozialdemokratie zugefügt; sie hat Nutzen davon. In dem deutschen Volke lebt glücklicherweise noch immer ein gewisser Sinn für Gerechtigkeit. Zahlreiche Personen, die mit den positiven Zielen der Sozialdemokratie nicht die geringste Gemeinschaft haben, wenden ihr Unterstützung zu, weil sie unmuthig darüber sind, daß diese Partei nicht die Gleichheit vor dem Gesetze genießt, auf die Jedermann einen Anspruch hat. Das Martyrium hat eine bestrickende Gewalt. Eine große Menge von Menschen tritt in die Reihen der Sozialdemokratie, weil man sie ungerecht bedrängt sieht. Wie groß oder klein die geistige Macht der Sozialdemokratie sei, wird sich erst dann klar herausstellen, wenn man es ihr einige Jahre in Ruhe gegönnt hat, sich derselben Bewegungsfreiheit zu erfreuen, die jeder anderen Partei zusteht.

Aber noch ein zweiter Gesichtspunkt tritt dabei hervor. So lange die Sozialdemokratie eine von äußerer Gewalt bedrängte Gemeinschaft ist, muß sie ihre ganze Kraft zusammen nehmen, um sich gegen diese Bedrängniß zu wehren. Sobald man sie so behandelt, wie jede andere Partei, wird sie wie jede andere Partei dem Schicksal unterliegen, an sich selbst Kritik zu üben. Sie wird die Bedenken, die ihr von anderen Seiten her entgegengestellt werden, aus sich selbst heraus entwickeln. Sie wird sich genöthigt sehen, praktisch diskutabele Vorschläge zu entwickeln. Die Anhänger, die sie sich erworben hat, werden an sie die Anforderung stellen, daß sie nunmehr, wo der Druck der Polizei sie nicht mehr hindert, etwas leiste. Um die Sozialdemokratie zu bekämpfen, gibt es kein wirksameres Mittel, als ihr den Einwand zu entziehen, daß sie mit Ungerechtigkeit behandelt werde. Daß man diese einfache Wahrheit bei uns so hartnäckig verkennt, ist der wesentlichste Grund, aus welchem wir in dem Bestehen der Sozialdemokratie eine Gefahr für unser öffentliches Leben erkennen können.

Proteus.

Zur Epidemie der Zwangsorganisationen.

Im Jahre 1893 ging dem österreichischen Abgeordnetenhause eine Regierungsvorlage mit zwei Gesetzentwürfen zu, von denen der eine die Errichtung von Berufsgenossenschaften der Landwirthe, der andere die Errichtung von Rentengütern betraf.

In einem 558 Seiten umfassenden Bande waren die Beilagen der erläuternden Bemerkungen zu den Gesetzentwürfen enthalten.

Beide Gesetzentwürfe standen im engen Zusammenhang. Der Entwurf betreffend die Errichtung der Berufsgenossenschaften strebte die Organisation des landwirthschaftlichen Berufsstandes, sowie die Förderung der landwirthschaftlichen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften an; § 16 des Entwurfs bestimmte den Wirkungskreis der Berufsgenossenschaften im Einzelnen und verwies des weiteren auf die diesen Genossenschaften nach dem Gesetz betreffend die Errichtung von Rentengütern zugewiesenen Aufgaben. Es bildete somit der Entwurf betreffend die Errichtung von Rentengütern, wie es in der Begründung heißt, eigentlich eine Ergänzung des im § 16 des ersteren Entwurfs beschriebenen Wirkungskreises: „er behandelt die in wirthschaftlicher und sozialer Hinsicht bedeutendste Aufgabe der zu schaffenden Körperschaften, indem er die allmähliche Ablösung der drückenden Hypothekenlasten von den landwirthschaftlichen Liegenschaften — und zugleich die Schaffung unbelastbarer Rentengüter in Aussicht nimmt". Es wird als die Aufgabe des Staates bezeichnet, „die Ablösung dieser an dem Volkswohlstande zehrenden und die Thatkraft des bedrückten Landwirthes lähmenden Hypothekenlasten ins Auge zu fassen". Für die Ablösung der Hypothekenlasten nahm der Entwurf jedoch nur die landwirthschaftlichen Liegenschaften in Aussicht, welche zur Zwangsversteigerung standen, derartige Fälle sollten dazu benutzt werden, „um unter gewissen Voraussetzungen die Uebernahme der exequirten Liegenschaft behufs Umwandlung derselben in ein Rentengut durch die Landesgenossenschaft und die Auszahlung der

Hypothekenschulden im Wege der Meistgebotvertheilung herbeizuführen". Daneben war dann noch eine freiwillige Rentengutbildung vorgesehen. Diese Rentengutbildung unterschied sich wesentlich von der preußischen; „während diese (die preußischen) Gesetze — heißt es in der Begründung — hauptsächlich den Zweck verfolgen, den Grundbesitzerwerb und die Ansiedelung zu begünstigen und durch Abtrennung von Theilen großer Grundbesitze landwirthschaftliche Stellen für jene Bevölkerungskreise zu schaffen, welchen die Abzahlung des Kaufschillings nur in Form einer Rente möglich ist, soll in dem (österreichischen) Gesetzentwurfe, betreffend die Errichtung von Rentengütern, hauptsächlich der Gedanke einer theilweisen Hypothekenentlastung seinen Ausdruck finden". Unter Rentengut ist daher nach dem Gesetzentwurf eine Liegenschaft zu verstehen, für welche der Kaufschilling in Form einer festen, nach den Bestimmungen des Gesetzes ablösbaren Geldrente gezahlt wird, und deren Eigenthümer den durch das Gesetz festgesetzten Beschränkungen seines Eigenthumsrechts unterworfen ist. An Stelle der früheren Gläubiger soll die Berufsgenossenschaft als „genossenschaftlicher Gläubiger" treten, dementsprechend wird die Verschuldbarkeit der Rentengüter ausgeschlossen, jede Veräußerung, Verpachtung und Zertheilung von Rentengütern, die Begründung von Servituten und Reallasten ist von der Einwilligung der Genossenschaft und Zustimmung des Ackerbauministeriums abhängig; „diese Beschränkungen der freien Verfügung des Rentengutsbesitzers über sein Eigenthum — wird in der Begründung ausgeführt — sind zur Sicherung der Landesgenossenschaft erforderlich, und sie sollen für den Rentengutsbesitzer, welcher auch die Hoffnung auf einstige wirthschaftliche Selbständigkeit des Gutes immer vor Augen hat, keine bedrückende Unfreiheit, sondern eine segensreiche genossenschaftliche Ueberwachung und eine wirthschaftliche Erziehung bedeuten. Im Allgemeinen ist diese Beschränkung des freien Verfügungsrechts für einen Zeitraum von 50 bis 60 Jahren gedacht". Unter bestimmten Voraussetzungen ist der Genossenschaft die Enteignung des Rentengutsbesitzers in dem Entwurf gewährt. Die Genossenschaft soll sich das nothwendige Kapital durch Ausgabe von Rentenbriefen unter Zinsgarantie des Staates beschaffen.

Im Oktober 1893 wurden die beiden Gesetzentwürfe dem Abgeordnetenhaus vorgelegt und von diesem ohne Vornahme der ersten Lesung dem landwirthschaftlichen Ausschuß überwiesen, welcher nach einer Generaldebatte dieselben einem Subkomitee überwies; dieses Subkomitee hat nur eine Sitzung — im Mai 1895 — abgehalten, in welcher die Debatte über den § 1 der Regierungsvorlage nicht zu Ende geführt wurde.

Aus den in landwirthschaftlichen Körperschaften über die Entwürfe gepflogenen Verhandlungen gewann die Regierung die Ueberzeugung, daß die Landwirthe wohl die Berufsgenossenschaft des ersten Entwurfs wünschten, aber „die vom zweiten Gesetzentwurf geplante Errichtung von Rentengütern zum Zwecke der allmählichen Entschuldung des landwirthschaftlichen Grundbesitzes wenigstens für die nächste Zeit als schwer durchführbar" erachteten. In Folge dessen hat die Regierung den Entwurf betreffend die Bildung von Rentengütern aufgegeben und dem Abgeordnetenhaus einen neuen Gesetzentwurf, betreffend die Errichtung von Berufsgenossenschaften der Landwirthe, vorgelegt, der sich von dem Entwurf des Jahres 1893 wesentlich nur dadurch unterscheidet, daß die Verbindung mit dem Rentengütergesetzentwurf aufgegeben ist, und daß ferner in Anbetracht der Verschiedenheit der landwirthschaftlichen Verhältnisse in den einzelnen Königreichen und Ländern die Möglichkeit offen gelassen ist, dieser Verschiedenheit bei der Organisation und Funktion der Berufsgenossenschaften Rechnung zu tragen.

Nach dem Entwurf wird in der Regel in jedem Gerichtsbezirk eine Berufsgenossenschaft der Landwirthe und in jedem Lande eine solche für den Bereich des Landes gebildet. „Der Zweck dieser Berufsgenossenschaften besteht in der Verbesserung der sittlichen und materiellen Verhältnisse der Landwirthe durch Pflege des Gemeingeistes, gegenseitige Belehrung und Unterstützung, Erhaltung und Hebung des Standesbewußtseins durch Vertretung der berufsständischen Interessen der Genossen, sowie durch Förderung der wirthschaftlichen Interessen derselben." Die Landesgenossenschaften werden aus den Bezirksgenossenschaften gebildet. Die näheren Bestimmungen über Zusammensetzung und Funktionen der Organe sind der Landesgesetzgebung vorbehalten. Die Statuten der Genossenschaften bedürfen der Genehmigung der politischen Landesbehörde. Als die wichtigsten Aufgaben der Berufsgenossenschaften führt der § 11 beispielsweise auf: die Errichtung von genossenschaftlichen Magazinen und Speichern für die Lagerung landwirthschaftlicher Produkte, sowie die Errichtung von Schlachthäusern, Backhäusern u. dgl. m., den Ankauf der landwirthschaftlichen Produkte der Genossenschafter und den Verkauf dieser Produkte, die Anschaffung von landwirthschaftlichen Maschinen zur gemeinsamen Benutzung, die Pflege des Kredits auf Grund der eingelagerten Produkte, die Gründung von Darlehenskassen, die Vermittelung der Konvertirung von Hypothekendarlehen, die Mitwirkung bei den Preisnotirungen der Produktenbörse, Unterstützung und Förderung der der Pflege von Land- und Forstwirthschaft dienenden Institute, Mitwirkung bei der Durchführung der verschiedenen Versicherungen, Arbeitsnachweisung und -Vermittelung, Erstattung von Gutachten. Die Genossenschaftsbeiträge werden in der Regel nach Verhältniß der Grundsteuer aufgebracht. In die Organe der Genossenschaften kann die Regierung Vertreter entsenden, welche das gleiche Stimmrecht wie die Mitglieder der Genossenschaft haben. Die Vereinigung der Genossenschaften zu Verbänden ist vorgesehen. „Die Berufsgenossenschaften der Landwirthe unterstehen hinsichtlich der Gesetzmäßigkeit ihrer Wirksamkeit der Aufsicht der politischen Behörden und in letzter Instanz des Ackerbauministers" (§ 23).

Wir haben nur die wesentlichen Bestimmungen angeführt, nach denen man sich ein Bild über Thätigkeit und Wirksamkeit dieser Zwangsgenossenschaften bilden kann.

In der Begründung wird gelegentlich bemerkt, nachdem eine Darstellung des freien Genossenschaftswesens in den einzelnen Staaten gegeben ist: „So schreitet die Genossenschaftsidee in der Landwirthschaft überall mit mächtigen Schritten vorwärts und gerade der durch die drückende Lage der Landwirthschaft nahegelegte Gedanke eines genossenschaftlichen Absatzes der landwirthschaftlichen Produkte führt von der vereinzelten Genossenschaftsgründung immer mehr und mehr zu der Erkenntniß von der Nothwendigkeit einer umfassenden genossenschaftlichen Organisation, welche insbesondere für die Konzentration des Angebots und für eine marktbeherrschende Stellung der Genossenschaften die erste Voraussetzung ist." Als Vorbild haben die Gewerbegenossenschaften gedient, denen durch einen neuen Gesetzentwurf jetzt gleichfalls die Durchführung gemeinsamen Einkaufs des Rohmaterials, des Verkaufs der Produkte, die Kreditgewährung an die Mitglieder, die Errichtung von Bäckereien (bei Bäcker-Berufs-Genossenschaften), Schlächtereien (bei Schlächter-Berufs-Genossenschaften) u. s. w. übertragen werden soll, ohne daß für derartige Zwecke besondere Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften brauchen gebildet zu werden, eine qualifizirte Mehrheit in der Genossenschaftsversammlung kann die Uebernahme der Geschäftszweige durch die Genossenschaft beschließen.

Die Begründung führt eine Anzahl Aeußerungen landwirthschaftlicher Körperschaften der einzelnen Landestheile an, die bis auf wenige Ausnahmen die Zwangsgenossenschaft der Landwirthe wünschen und fordern, daß der landwirthschaftliche Gewerbebetrieb zu gemeinsamer Vertretung und Förderung seiner Interessen ebenso verpflichtet werde wie der handwerksmäßige und Kleinhandelbetrieb. Allerdings haben sich auch Stimmen gefunden gegen derartige Zwangsorganisationen, z. B. hat der Landeskulturrath für Oberösterreich dieselben nicht für nützlich erachtet, die Landwirthschaftsgesellschaft für Galizien hat sich gegen die Schaffung obligatorischer Genossenschaften ausgesprochen.

In der Begründung des Entwurfs ist auch alles das zusammengesucht, was bei Beschlüssen und Preßäußerungen *ausländischer* landwirthschaftlicher Körperschaften zu Gunsten von Zwangsgenossenschaften der Landwirthe angeführt werden könnte. So wird z. B. für Deutschland auch auf den Rheinischen Bauernverein Bezug genommen, dessen Organ sogar lebhaft dafür eingetreten ist, daß die gesammte deutsche Landwirthschaft zu einer Genossenschaft mit einem Getreide-Handelsmonopol vereinigt werde. Selbst die Stolp'sche Petition an den Reichstag, betreffend die Bildung von Gehöferschaften mit Ueberwachungsrecht gegenüber den Grundstücken der Mitglieder, wird angeführt.

Derartige Vorschläge zur wirthschaftlichen Organisirung der Landwirthschaft werden in Oesterreich begreiflich als eine Folge der österreichischen Gewerbegesetzgebung, denn es ist nicht einzusehen, weswegen man nicht zwangsweise die Landwirthe eines Bezirks zur Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaft vereinigen soll, wenn man derartige obligatorische Genossenschaften für das Handwerk bereits eingeführt hat und nach der bezeichneten Richtung weiter ausbilden will. Allerdings sollte man glauben, daß die Erfahrungen, die man mit den österreichischen Gewerbegenossenschaften gemacht hat, abschreckend gewirkt hätten.

Noch ist man aber nicht durch Schaden klug geworden, denn man führt die Mißerfolge nicht auf das ihnen zu Grunde liegende System zurück, sondern darauf, daß der auf die einzelnen Gewerbe ausgeübte Zwang nicht umfassend genug war. Der Zwang soll erweitert werden. Der leitende Gedanke ist: bestehen nur erst einmal überall derartige obligatorische Wirthschaftsgenossenschaften, so können die wirthschaftlichen Erfolge nicht ausbleiben. Es ist für die Auffassung des Verfassers dieser Entwürfe kennzeichnend, wenn es in der Begründung des 1893er Entwurfs heißt:

„Es wurde die Form der Zwangsgenossenschaft, welche ja auch in ähnlicher Weise für das Gewerbe besteht, gewählt, um ein ganzes System von Genossenschaften zu schaffen, welche sowohl unter einander als auch mit einer höheren Organisationsform in Beziehung treten, wodurch gerade, wie die Erfahrungen in anderen Staaten bei den *freiwilligen* Verbänden zeigen, die Leistungsfähigkeit der einzelnen Genossenschaft erhöht, ja vielfach erst die Lebensfähigkeit derselben bedingt wird."

Form und Inhalt werden verwechselt. Alle die Momente bleiben unbeachtet, in denen das Uebergewicht der freiwilligen über die obligatorische Organisation beruht. Kein Wort in der Begründung und dem umfangreichen Beilageband läßt erkennen, daß die Frage in Erwägung gezogen ist, ob Zwang und Freiwilligkeit denn gleichwerthig sind. Mit den Erfolgen *freier* Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften glaubt man die Begründung von *Zwangs*-Genossenschaften rechtfertigen zu können! Wenn es denn wirklich zur allgemeinen Besserung der wirthschaftlichen Lage nur des Zusammenschlusses aller Gewerbtreibenden zu Berufsgenossenschaften bedürfe, was will man dann schließlich noch gegen die wirthschaftlichen Lehren der Sozialdemokratie einwenden? Jene Berufsgenossenschaften sind doch nur der erste Schritt zum Kollektiveigenthum, der die Rentengüter betreffende zweite Entwurf brachte dies ganz deutlich zum Ausdruck.

Wenn es richtig ist, daß die Bauern und Gewerbtreibenden in Oesterreich zu indolent sind, um den Nutzen der Selbsthilfe einzusehen und aus eigener Kraft, ohne staatliche Bevormundung sich zu gemeinsamer Arbeit zu vereinigen, so irrt man sich doch, wenn man glaubt, in diese indolenten Personen im Wege des Zwanges Arbeitslust, Energie, Fleiß und geschäftliche Umsicht hineinzubringen; — oder glaubt man, diese Eigenschaften bei den Mitgliedern einer Genossenschaft entbehren zu können, wenn der Beitritt obligatorisch ist? Nach den Naturgesetzen ist ein solcher Zwang so recht geeignet die besseren Elemente herabzudrücken.

Bei allen Genossenschaftsgründungen, die von oben her eingeleitet werden, wird in der Regel Eins vergessen: es ist leichter Genossenschaften ins Leben zu rufen, als sie zu erhalten. Wenn jener Entwurf Gesetz werden sollte, so werden allerdings fast alle Landwirthe in Oesterreich zu Berufsgenossenschaften vereinigt werden, und diese Genossenschaften werden sich an die Erfüllung ihrer Aufgaben machen den Kredit der Mitglieder zu befriedigen, landwirthschaftliche Rohstoffe einzukaufen, landwirthschaftliche Produkte ihrer Mitglieder zu verkaufen, Bäckereien und Schlachthäuser sowie Molkereien zu errichten u. s. w. u. s. w. Nur wer ganz fernab vom wirthschaftlichen Leben steht, wer in den Menschen Schachfiguren sieht, die sich einfach hier und dorthin stellen lassen, wird annehmen, daß eine solche durch und durch büreaukratisch organisirte Genossenschaft die Fülle jener Aufgaben mit Erfolg wird durchführen können, von denen auch nur *eine* bereits genügt, um eine tüchtige Kraft voll in Anspruch zu nehmen.

Der Gesetzentwurf ist ein echtes Produkt des heute herrschenden Bevormundungssystems. Und dabei sucht man es naiver Weise noch so darzustellen, als wäre eine solche Berufsorganisation nur eine sich aus der Entwicklung des *freien* Genossenschaftswesens ergebende Konsequenz, während dessen Schöpfer in Deutschland Schulze-Delitzsch, mit vollem Recht in richtiger Erkennung der menschlichen Natur stets darauf hingewiesen hat, daß nicht der *Zwang*, sondern das *eigene Interesse* den Anschluß hervorbringen und den Genossenschaften Halt geben muß, wenn dieselben dauernd auf die wirthschaftliche und sittliche Hebung einwirken sollen. Nur die freie Genossenschaft wird die Individualität, die Selbständigkeit des Einzelnen wahren, ihm nicht nur nicht die Selbstverantwortung für seine Existenz nehmen, sondern in ihm sogar durch Uebertragung der Selbstverwaltung das Bewußtsein für dieselbe erwecken und erhalten.*)

Wenn wir uns mit einem *österreichischen* Gesetzentwurf hier so eingehend beschäftigen, so geschieht dies, weil jener Entwurf den Tendenzen der Agitation der deutschen Agrarier und Zünftler entspricht.

Hans Crüger.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Ein Lorbeerkranz für Herrn Miquel.

Es sind jetzt ungefähr zwölf Jahre vergangen, da erschien in Preußen eine kriegsministerielle Verfügung, in welcher der Welt kund gethan wurde, daß das Prädikat „Hochwohlgeboren" jetzt — das war im Jahre des Heils 1884 — auch allen aktiven Hauptleuten und Lieutenants bürgerlichen Namens zustehe, dagegen den pensionirten Offizieren nur bis einschließlich der Stabsoffiziere. Man hatte danach drei Gruppen von Offizieren zu unterscheiden: erstens solche adligen Namens, die „Hochwohlgeboren" waren und es auch blieben, wenn sie pensionirt wurden; ferner Offiziere bürgerlichen Namens vom Major aufwärts, denen die gleiche Gunst zufiel; und endlich Offiziere bürgerlichen Namens bis zum Major ausschließlich, welche des Glückes „Hochwohlgeboren" zu sein, nur so lange theilhaftig blieb, wie sie im aktiven Dienste waren.

Ich weiß nicht, ob diese für die Schlagfertigkeit unserer Armee jedenfalls ungemein wichtige Verfügung noch heute in Kraft ist; wohl aber hat sie seiner Zeit zu guten und schlechten Witzen reichlich Veranlassung gegeben, auch zu allerlei kulturgeschichtlichen Reminiszenzen. So wurde damals eine schöne Kriminalgeschichte von dem „Hochwohlgeborenen Kavallerieoffizier und dem ehrsamen Schneiderlein" aus den vierziger Jahren wieder aufgefrischt. Der Schneidermeister hatte dem adligen Herrn Lieutenant eine

*) Schulze-Delitzsch Associationsbuch. 1853.

Rechnung geschickt, ohne daß der Adressat der in der Ueberreichung der Rechnung liegenden Zahlungsaufforderung nachgekommen wäre Eine zweite Rechnung hatte keinen besseren Erfolg. Da erdreistet sich das Schneiderlein, an den Lieutenant eine dritte Rechnung zu schicken und den Adressaten vom „Hochwohlgeboren“ zum „Wohlgeboren“ zu degradiren. Die Vermessenheit hatte zur Folge, daß der nervöse Gläubiger wegen Beleidigung angeklagt und auch verurtheilt wurde. Neuerdings hat man von solchen Beleidigungsprozessen nichts gehört, aber ich nehme an, wenn die Rechtsprechung erst ausschließlich in den Händen der Drenkmann'schen „guten Familien“ liegt, so wird auch ein derartiger Frevel wieder gebührend geahndet werden.

Doppelt anerkennenswerth und des höchsten Lobes würdig erscheint unter solchen Umständen die revolutionäre Maßregel, die in diesen Tagen von dem preußischen Finanzminister und dem preußischen Minister des Innern ausgegangen ist. Ein Minister allein hat sich wahrscheinlich nicht für stark genug gehalten, um gegen so einflußreiche Epitheta wie „Hochwohlgeboren“, „Wohlgeboren“, „Gehorsamst“, „Ergebenst“, „Gefälligst“ u. s. w. Front zu machen; sie haben sich deshalb zusammengethan, um dem „überflüssigen Schreibwerk“ den Krieg zu erklären.

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir Herrn Miquel — als dem eigentlichen Urheber — für den revolutionären Rückfall in seine stürmische Jugend unseren Glückwunsch aussprechen; wir erinnern uns keiner Maßnahme aus seinem thatenreichen ministeriellen Leben, der wir so rückhaltlos unseren Beifall spenden könnten, wie das rücksichtlich des gesammten Inhalts der Verfügung zur Vereinfachung des Schreibwesens der Fall ist. Die Tragweite der Verfügung geht ganz beträchtlich über die Ressorts hinaus, für welche sie erlassen ist; sie wirkt förderſam auf den Geschmack und den Stil der gesammten schreibenden Bevölkerung, soweit dieselbe noch unter dem Banne der alten Kurialformeln steht.

Es ist aber nicht allein eine Frage des Geschmacks, sondern auch eine solche der Arbeitsersparniß, die in ihrer Bedeutung in der Regel stark unterschätzt wird. Man vergegenwärtige sich nur einmal, was es heißt, ob auf jeder der in Deutschland jährlich aufgegebenen 2 Milliarden Briefsendungen ein überflüssiges Wort, wie „Wohlgeboren“ oder „Hochwohlgeboren“ steht oder nicht. Die Rechnung ist leicht anzustellen. Selbst ein rascher Schreiber bringt es nur fertig, etwa 12 Mal in der Minute das Wort „Hochwohlgeboren“ aufs Papier zu werfen; das macht 720 „Hochwohlgeboren“ in der Stunde. Rechnen wir ein elfstündige Arbeitszeit, so würde das Wort „Hochwohlgeboren“ in diesen elf Stunden 7 920 Mal geschrieben werden können; im Jahre von 365 Tagen könnte ein Schreiber, der jeden Tag elf Stunden das ominöse Wort schreibt, danach doch nur 2 890 800 „Hochwohlgeboren“ bewältigen. Um sämmtliche 2 Milliarden jährliche Briefsendungen mit dem Worte zu versehen, müßten danach circa 700 Schreiber Tag aus Tag ein elf Stunden thätig sein, und nur alle vier Jahre hätten sie einen freien Schalttag.

Nun aber verursacht ja jedes andere überflüssige Wort, von ähnlicher Länge, auf der Adresse oder im Briefe denselben Kraft- und Arbeitsaufwand. Man ersieht daraus leicht, welch enorme Arbeitsersparniß in einem knappen, alles überflüssige Beiwerk vermeidenden Briefstil liegt.

Was aber für Briefe gilt, gilt in ähnlicher Weise auch für alle übrigen Schriftstücke, auch für alles, was gedruckt wird. Gibt man der Phantasie einigen Spielraum und stellt sich vor, was in Zeitungen, in Büchern, was an Worten, an ganzen Sätzen, ja an ganzen Artikeln, gespart werden könnte, wenn man alles Ueberflüssige ausschattete, so schwindelt Einem beinahe vor den direkten und indirekten Folgen, welche die Verfügung der Herren Miquel und von der Recke haben kann.

Aber noch mehr. Wenn erst einmal der Mantel der sinnlosen Titulaturen gefallen ist, müssen nicht auch die Titel selbst dem Untergange geweiht werden? Welch reiches Feld würde hier einem resoluten Todtengräber sich eröffnen! Man denke nur an die Kommissionsräthe, die Kommerzienräthe, die Hofräthe und all die sonstigen Geheimen und nicht geheimen Titelträger! Welch eine Reinigung des Geschmacks, welch eine Reinigung sogar der politischen Sitten, wenn nicht nur das „überflüssige Schreibwerk“, sondern auch das überflüssige Titelwerk aus dem Verkehr eliminirt würde!

Von Zeit zu Zeit erfährt man immer mal wieder aus einer Prozeßverhandlung, welche unsauberen Mittelchen gelegentlich angewandt werden, um in den Besitz eines bloßen Titels zu gelangen. Auch in dem jüngst in Stolp verhandelten Bernsteinmonopolprozeß haben die Machinationen zur Erlangung des Titels eines „Geheimen Kommerzienraths“, und der Preis, den die Eitelkeit dafür zu zahlen bereit ist, eine interessante Rolle gespielt.

Für die Erziehung des Volkes — und insbesondere der leitenden Klassen einer Nation — ist es von eminenter Bedeutung, daß der Ehrgeiz nicht auf solche armselige Lappalien abgelenkt werde, sondern sich ernsten Dingen zuwendet. Das Titelunwesen ist deshalb schlimmer, als eine bloße Geschmacksverirrung: es macht die Menschen klein und engherzig. Wir würden in Deutschland wahrscheinlich mehr königliche Kaufleute haben, wenn wir weniger „Königliche Kommerzienräthe“ hätten. Und wenn es dann endlich gar gelänge, auch die Orden über Bord zu werfen —, welche Perspektive!

Man sieht, auf welchen revolutionären Weg uns der jüngste Erlaß des Herrn Miquel geführt hat. Aber ganz im Ernste: eine solche Verfügung, die dem gesunden Menschenverstande in so eklatanter Weise die Ehre gibt, erscheint uns nützlicher, als ein ganzer Haufen von Dutzendgesetzen, an denen sich die Parlamente abquälen.

Junius.

Die savoyischen Seen.

Die Berühmtheit eines Vierwaldstättersees oder eines Lago maggiore mit seiner Isola bella haben die savoyischen Seen bei weitem nicht erreicht, sie sind vielmehr dem internationalen reisenden Publikum ziemlich unbekannt geblieben, wie überhaupt Savoyen — das einzige Chamounixthal mit dem Montblanc ausgenommen — unter der glänzenden Nebenbuhlerschaft der Nachbarländer Italien und Schweiz zu leiden hat. Gewiß ist solche verhältnißmäßige Unberühmtheit nicht grundlos. Hinter den italienischen Seen stehen der lac du Bourget und der von Annecy vor allem an Ausdehnung sehr zurück, von den schönsten schweizerischen werden sie besonders dadurch übertroffen, daß in letzteren die beschneiten Riesen des Hochgebirges sich spiegeln. Zwar ist auch der Annecysee ein eigentlicher Alpensee, aber die meisten Berge, die ihn umgeben, verlieren schon im Juni, jedenfalls im Juli die weiße Schneezier, mit der ihre Häupter und Schultern im Mai noch prunken, während z. B. am Thunersee durch Hochgipfel wie Mönch, Jungfrau, Eiger, Schreckhorn auch in der heißesten Zeit des Jahres für den erquickenden Anblick von Eis und Schnee aufs beste gesorgt ist.

Die brillante Schönheit haben also die wichtigeren schweizer Seen vor den französischen jedenfalls voraus. Aber gerade in dieser Thatsache dürfte vielleicht für Maler und für Naturfreunde, welche die Landschaft mit den Augen des Malers anzuschauen gewohnt sind, ein Fingerzeig liegen, daß an den savoyischen Seen möglicher Weise Eindrücke zu gewinnen sind, die uns an den Ufern der Schweizerseen versagt bleiben. Wissen wir doch Alle, wie selten die überwältigendsten Hochgebirgsansichten den Stoff zu künstlerisch guten Gemälden liefern, während eine Gegend von bescheideneren, weniger blendenden Reizen dem Auge des Malers oft ein intimes Leben enthüllt, das uns in der künstlerischen Wiedergabe aufs höchste entzückt.

Etwas der Art darf nun wirklich für die savoyischen Seen in Anspruch genommen werden, namentlich für den lac du Bourget. Der See von Annecy hat weniger eigene Individualität, er gleicht sogar an manchen Uferstellen in recht auffallender Weise dem Thunersee, ohne dessen Naturreiz ganz zu erreichen. Aber der See von Bourget, dessen eines Ufer die von Genf über Culoz nach Chambéry sich hinziehende Mont-Cenisbahn streift, hat seinen eigenen und zwar einen ausgesprochenen südlichen Charakter und kann mit keinem Schweizersee verglichen werden. Am ehesten noch fühlte ich mich an den trasimenischen See erinnert, den ich vor Jahren im kleinen Boote Stunden weit befuhr. Aber so vornehme Bergformen, wie hier, von Chambéry her, den See von Bourget beherrschen, hat der trasimenische See nicht. Auch der langgestreckte, östliche Bergrücken, durch dessen Ufertunnels die Mont-Cenisbahn dahinstürmt, zeigt eine ernste, edle Linie. Auf dieser — einst von Lamartine in seinem Roman „Raphaël“ gefeierten — Seite liegen einige Schlösser und Gehöfte und Dörfer, die meisten in ziemlicher Höhe über dem See. Völlig einsam dagegen, ohne menschliche Wohnungen, ist das westliche Ufer stundenweit; als ein gründewaldeter Felsenstrand erstreckt es sich, dem in einem Amphitheater von Bergen gebetteten Aix-les-bains gegenüber, bis gegen Ende des Sees, wo dessen Wasser ins Rhonethal, gegen Lyon hin, abfließen. Nur ein einziges und zwar ein großartiges Gebäude unterbricht die grüne Wildniß dieses Ufers: die Cisterzienser-Abtei Hautecombe. In feierlicher Weltabgeschiedenheit liegt sie auf einem Hügelvorsprung steil überm See in einer bewaldeten Bucht. Hier ist das Wasser so dunkelgrün wie irgendwo am Vierwaldstättersee. Der Duft zahlloser blühender Waldsträucher umwehte mich, als ich meinen Kahn hier anlegte. Und nicht mehr in unserem Jahrhundert glaubte ich zu sein. Das Kloster mit seinen Thürmen, Kirchen, Kapellen, Terrassen, Bogengängen und Gärten ist mitten in diesem grünen Waldesfrieden am stillen See wie ein Märchen aus alter Zeit. Mönche in langem weißem Talar mit schwarzem Skapulier wandeln lesend unter hohen Bäumen, auf fernen Felsvorsprüngen bezeichnen Marmorkreuze oder Statuen von Heiligen die Grenzen des geistlichen Bezirks. Was vom See aus nur Wald schien, erwies sich in der Nähe theilweise als ein Naturpark von edelsten Pflanzen; Magnolien, Kamelien leuchteten unter frischbelaubten Kastanienzweigen hervor und neben den Buchen- und Eichenkronen erinnerten einige Cypressen, daß man sich hier ebenso südlich befindet wie in Bellaggio. Und tiefe Stille ringsumher, nur der Kuckucksruf höher oben im Waldgebirge; draußen auf dem Wasser das Spiel des flimmernden Sonnenlichtes und am jenseitigen Ufer der langgestreckte Bergesgrat, über dem schwere, weiße, sommerliche Cumuluswolken lagerten. Die mit zahllosen Statuen geschmückte Kirche der Abtei Hautecombe ist der Begräbnißort der Fürsten des Hauses Savoyen und steht noch jetzt unter dem Patronat der Könige Italiens; die hier bestatteten Familienglieder des Herrscherhauses haben alle ihre Statuen erhalten, freilich nur die wenigsten marmorne Monumente, so daß der Bestand ihrer Grabmalsherrlichkeit etwas gefährdet erscheint. Ein Laienbruder zeigt dem Besucher alles, was an historischen Erinnerungen zu sehen ist; für leibliche Erquickung ist in einem kleinen Wirthshause, das hinter Bäumen versteckt liegt, aufs beste gesorgt und es verdient wirklich Erwähnung, daß der Wirth seine Ausnahmestellung als konkurrenzlos einziger Gastgeber auf viele Stunden weit im Umkreis nicht zum Schaden der Reisenden ausbeutet, sondern für eine prompt aufgestellte, vortreffliche Mahlzeit mit Fischen, Geflügel u. s. w. einen lächerlich billigen Preis rechnet. Unfern vom Kloster fließt unter alten hohen Bäumen in Pausen von ungefähr sieben Minuten eine klare, intermittirende Quelle, jedenfalls nach den gleichen physikalischen Gesetzen wie die intermittirende Quelle der Villa Pliniona am Comersee.

Wie die Abtei Hautecombe jenem ganzen westlichen Ufer des lac du Bourget Stimmung gibt und überhaupt, da man sie fast von allen Punkten des östlichen Ufers aus sieht, den See beherrscht, so sind es am See von Annecy die vielen mittelalterlichen Schlösser und Burgen, die den Naturreiz noch wesentlich erhöhen. Annecy selbst hat sein altes Kastell, das jetzt in eine große Kaserne umgewandelt worden ist, dann folgen, den See aufwärts, rechts und links eine Menge Schlösser, so oberhalb des altrömischen Bades Menthon, die als kühne Thalsperre so recht raubritterlich gelegene, große Burg der Freiherren von Menthon, dann gegenüber bei Duing, weiter am See oben, gleich drei oder vier Schlösser, das modernste auf einem inselartigen Vorgebirge mit Park, dahinter die Ruine eines mittelalterlichen, weiter landeinwärts zwei bewohnte. Diese Burgen befinden sich meistens noch in den Händen derselben Familien, die schon vor Jahrhunderten die Besitzer waren, um manche spinnt die Sage phantastische Zauber, die ihres Walter Scott zu warten scheinen. So soll eins der Schlösser von Duing von einer Fee erbaut worden sein, die sich anheischig gemacht habe, über den See hinüber eine Brücke zu schlagen, wenn man ihr als Material hiezu genug Salz und Butter liefere. Und um die Romantik dieses Dorfes voll zu machen, erhebt sich hinter den Schloßhügeln überm See ein Berg mit einer der h. Jungfrau geweihten Grotte, mit Wallfahrtsstationen und mit der Statue eines Engels, die sich über dem niederen Buschwald der felsigen Höhe sehr gut ausnimmt. An diesem Ufer befindet sich der windgeschützten, warmen Bucht von Talloires gegenüber, wo einst eine große Benediktinerabtei bestand, von der nur noch die sehr ansehnlichen Wirthschaftsgebäude erhalten sind. Ueber diesem Talloires nun erheben sich gezackte, graue Felsgebirge von wahrhaft abenteuerlichen Formen, die Dents de Lanfon neben dem fast ebenso wilden Roche Morraz, Berge, die mehr den Dolomiten als den schweizer Alpen gleichen, so daß man doch auch den See von Annecy trotz mancher Aehnlichkeit mit dem Thuner See nicht ohne weiteres für eine Nachahmung des letzteren ausgeben darf. Gewiß wiederholt sich die Natur, aber nur so, wie sich große Künstler wiederholen, die, wenn sie ein früheres Motiv wiederbringen, es doch irgendwie verändern.

Von den beiden savoyischen Seen ist der von Annecy für einen längeren Aufenthalt der wohl geeignetere. Am lac du Bourget gibt es außer bei dem allerdings sehr freundlichen und empfehlenswerthen Wirthe von Hautecombe keine am See liegende Touristenpension, man müßte schon in dem etwas theuren und eine gute halbe Stunde vom See entfernten Aix-les-bains Wohnung nehmen. Dagegen sind die Ufer des Sees von Annecy wie gemacht für einen längeren Aufenthalt, bei dem man besonders Stille inmitten einer herrlichen Natur sucht. Vor allem ist für den Frühling und Frühsommer das bereits erwähnte Talloires zu empfehlen, eine gleichsam aus der Provence an diesen Alpensee verzauberte Oase. Sowohl in dem ehemaligen Kloster, wie in einem mitten in Weinbergen und Gärten liegenden Gasthofe „Beau-Site“ findet man gute Unterkunft, ja, dieses windgeschützte Talloires, wo es die Magnolien zwar nicht zu Baumgröße bringen wie in Italien, aber doch als Sträucher gedeihen und zu Ende April in Blüthe stehen, würde wahrscheinlich auch einen geeigneten Winterkurort abgeben, doch fehlen einstweilen noch die Einrichtungen hierfür. Gleich hinter den Weinbergen und Wiesengeländen der stillen Bucht steigt die Landschaft steil in die Höhe, ein Wasserfall rauscht in tiefer Schlucht, auf einer ersten Bergterrasse wird ein Kirchlein sichtbar, noch höher geben jene bereits genannten dolomitenartigen Felsen, die im Mai noch mit Schnee bepudert waren, den Abschluß des schönen Bildes. Eine schmale, aber fahrbare Uferstraße führt seeauf- und seeabwärts, hier zunächst über den 600 Meter hohen Roc de Chère, dem Talloires sein mildes Klima verdankt. Auf der anderen Seite des Roc de Chère liegt das schon erwähnte Schwefelbad Menthon, wo der Tourist oder der länger weilende Badegast ebenfalls beste Unterkunft finden. Von den an diesem Ufer wachsenden Weinen ist der auf der Zunge prickelnde Weißwein besonders angenehm, der rothe hat einen leichten Beigeschmack nach Himbeeren.

Im Hochsommer fehlt es den beiden savoyischen Seen keineswegs an Besuchern. Wenn im Juli in Frankreich die Ferien eingetreten sind, ergießt sich ein Schwarm erholungsbedürftiger Familien aus Paris, Lyon u. s. w. in diese Gegenden und alle Wirthshäuser und Pensionen sind dann überfüllt. Obwohl es lustig sein mag, das Treiben so lebhafter Ferienkolonien zu beobachten, dürften deutsche Reisende sich im Ganzen an den savoyischen Seen doch im Mai am wohlsten fühlen, wo sie oft die einzigen und desto willkommeneren Gäste wären und auch von der, namentlich am Lac du Bourget, gewiß sehr bedeutenden Sommerhitze noch nicht würden zu leiden haben.

Bern. J. V. Widmann.

Die Bildung der Ungebildeten.

Es ist eine Kindheitserinnerung, an die ich denke; der einzige Eindruck, der von einer Reise in eine kleine Stadt zurückgeblieben ist. Die Erinnerung zeigt mir in unbestimmten Umrissen ein Bild: im Hintergrunde eine Burg, Berge und Wiesen und ein Fluß, im Vordergrunde ein Landmann, der den Pflug führt, und ein Zug von Edelknaben und schönen Frauen; die Sonne im Aufgehen und der Himmel blau; und das alles in schreienden grellen Farben, wie sie die Phantasie des Kindes liebt, im Buntdruck auf ein Rouleaux gedruckt, das vor dem Fenster hing. Darunter stand ein finniges Wort, etwa, Morgenstunde hat Gold im Munde.

An diese Kindheitserinnerung muß ich denken, indem ich von der Bildung der Ungebildeten sprechen will. Das Bild erscheint mir wie ein Symbol dafür. Und wie eine symbolische Illustration kommt es mir vor zu dem jüngst erschienenen Buche „Vermächtniß eines armen Mädchens. Liebesroman einer Bergmannstochter"*). Denn dieses Vermächtniß ist das Bildungsvermächtniß einer Ungebildeten; des Scherflein einer Armen.

Es ist nur ein Pfennig, den dieses Mädchen zu bieten hat, aber sie hat ihn in rastlosem Eifer blankgeputzt. Weil sie in Liebe an ihrer kleinen Gabe hing, und weil sie nur das Blanke zu schätzen wußte.

* * *

„Eine hübsche Dame mit einigem Vermögen wünscht einen Lehrer, am liebsten in Köln, zu heirathen." Auf diese Zeitungsannonce hin treten zwei Menschen in Briefwechsel; nicht direkt — dazu hätte sie nicht den Muth; der Zufall muß die Vermittlerrolle übernehmen. Aus dem Briefwechsel aber entsteht ein schönes, achtbares, förderfames Seelenverhältniß, Liebe genannt, das in jüngferlich sittsamer Verlobung sein Krönlein findet. Eine Vergißmeinnicht-Liebe, die die Herzen beglückt, Verstand und Gemüth mild wärmend bereichert. Die Briefe, die das Mädchen geschrieben hat, sind ihr „Vermächtniß".

Er ist Volksschullehrer. Aeußerlich ist er unansehnlich, schüchtern und steif; in seinem Innern brennt die schöne Flamme für alles Gute, Erhabene, Edle. Seinen hohen Lebenszweck sieht er darin, dem Volk und der Regierung über die Heiligkeit des Lehrerstandes die Augen zu öffnen. Mit ein wenig engbrüstiger Begeisterung stellt er sich in den Dienst dieser Aufgabe, ein ängstlicher doch auch grob ungehobelter Pflichtensucher. Alle „freie" Zeit aber widmet er den schönen und berechtigten Herzensbedürfnissen, also auch der Liebe. Und von seinem Innenleben theilt er gewissenhaft seinen Nächsten mit. Zwar, wenn er vor anderen reden soll, stockt ihm die Zunge; aber wenn er sich hinsetzt, seine Gedanken in wohlgeordneter Form dem Papier anzuvertrauen, dann trägt seine Worte das poetische Pathos des schwärmenden Seminaristen. So wenn er die Briefe seines Mädchens der Oeffentlichkeit übergibt: „Der Vater setzt vielleicht", schreibt er, „einen Denkstein auf das Grab seiner Tochter, der in einer kurzen Spanne Zeit vom Wind und Wetter zerstört sein wird; doch der Geliebte thut mehr; er nimmt das Herz seines Lieblings, umwindet es mit Blumen des Gemüthes zu einem ewiggrünen, duftenden Myrthenkranze, packt alles in ein Buch und schreibt darüber: „Vermächtniß eines armen Mädchens!" Und wie einst sein großer Dichter Schiller sein Herz getheilt fand zwischen zwei Frauen, so schwebt auch ihm einmal ein keuscher Bund mit zwei Mädchen vor. Seine Seele sehnt sich, die Fesseln des Gemeinen abzustreifen; sein Herz gehört den Idealen an. — Er ist der harmlose, schmalschultrige aber rothfingrige Begeisterungsphilister.

Sie ist ein hochaufgeschossenes, blondes, schwindsüchtiges Mädchen. Eine von den Blumen ohne Farben, die aus einem Samenkorn aufgeschossen sind, das der Wind in eine Mauerspalte getragen hat. Sie welkt früh dahin, noch ehe die eine bescheidene Sehnsucht ihres Lebens, dem Freunde angehören zu dürfen, in Erfüllung gegangen ist. Ein bischen Sonnenschein ist ihr zu Theil geworden, ein Mehr hätte sie, die Wurzellose, nicht vertragen können. Erbarmungslos aber zausen sie die Winde. Sie muß Dienstmädchen werden und ihre schwachen Kräfte überschnell verbrauchen.

Ungesund war schon die elterliche Umgebung, in der sie aufgewachsen ist. Der Vater nicht ohne Bildungstrieb und Phrasenliebhaberei, dabei innerlich brutal; ein Mann, der die todtkranke Tochter schlägt. Die Mutter, längst über die Jahre der Leidenschaft hinaus, eine Ehebrecherin. Die ganze Familie sittlich empfindungslos, dabei mit dem Trieb behaftet, mit schönen Gefühlen zu posiren. Es sind Menschen, die darauf ausgehen, sich tief ergriffen zu fühlen. Die Moral ist das Lieblingsspielzeug ihrer Phantasie.

Sie ist ein Blümchen ohne Farben, doch erkenntlich in ihrer Zeichnung. Sie ist nicht ohne Herz, nicht ohne echten Stolz, nicht ohne Naivetät, aber all das ist bei ihr farblos. Sie ist gut, mehr aus Mangel an schlechten Eigenschaften und keusch, mehr aus Mangel an Leidenschaft. Aber auch sie liebkost ihre Tugend und probirt sie vor dem Spiegel um und macht Unaufmerksame darauf aufmerksam. Auch sie nimmt täglich ihr Moralbad und begeistert sich tugendlich. Und eben in dieser moralischen Begeisterung findet sie sich mit dem Lehrer. Beider Liebe entsteht im Kopf und sickert von da langsam ins Herz hinunter.

Sie sind beide Schattenpflanzen. Sie haben nicht den Muth zum Glück. Brieflich haben sie sich verlobt und brieflich haben sie sich die allerintimsten Intimitäten mitgetheilt; nach jahrelangem Briefwechsel sucht er sie einmal auf — sie wagen nicht, sich zu küssen. Sie haben auch nicht den Muth zur Individualität; sie sind Typen. Und eben das Typische ist es, das die Briefe dieses Mädchens werthvoll macht: es sind Urkunden für die Bildung der Ungebildeten.

* * *

Was ist Bildung? Man hat soviel über den Begriff der Bildung gestritten, daß eines daraus erhellt: bei aller Deutlichkeit muß er wohl den Fesseln der Definition widerstreben. Jedenfalls ist Bildung kein Quantitäts- sondern ein Qualitätsbegriff. Niemand kann Bildung erjagen, auch wenn er ein paar Jahre daran gäbe, die tausend besten Bücher der Welt zu studiren. Es kommt nicht auf den Rock an, sondern darauf, daß er sitzt. Bildung, die einzwängt, ist keine Bildung mehr. Absichtlich erworbener Bildung fehlt zumeist der Bildung ureigenste Grazie. Und mehr als man zugeben möchte, deckt sich der Begriff der Bildung wohl

*) Leipzig 1895. Carl Güttich.

mit dem anderen Begriff der „guten Kinderstube", die Jemand gehabt oder entbehrt hat.

Das „arme Mädchen" hat keine gute Kinderstube gehabt und ist ungebildet. Es fehlt ihr die Freiheit der Bildung.

Sie hat als Kind die Volksschule besucht, und man soll das Wissen, das die Volksschule heute vermittelt, nicht unterschätzen. Auch hat bei ihr die Schule das Höchste erreicht, was sie überhaupt zu erreichen im Stande ist: sie hat ihr die Lust, selbständig weiter zu lernen, gegeben. Sie hat dann mancherlei gelesen, zumeist Bücher, die über ihr Verständniß hinausgingen. Ein illustrirtes Familienblatt ist ihr lieb geworden. Innerliche Freiheit hat sie nicht erlangt.

Diese Ungebildete steht den Dingen gegenüber, wie ein Kind, das zu jedwedem Gegenstand hinaufsieht. Wie sie die Fluthen tragen, so schwimmt sie; sie plätschert im trüben Wasser wie im klaren. Der Klatsch hat Gewalt über sie, zu Zeiten auch für sie Reiz. Sie weiht ihren Bräutigam in die Geheimnisse der Mitmädchen ein, und berichtet spinös, wer Abends in deren Kammer gegangen ist. Das Vorleben der Kinderfrau gibt zu weitläufigen Erörterungen und Muthmaßungen Anlaß, bei denen sich sittsam ein entrüstetes Aber! anbringen läßt. Geburtstagsgeschenke einer Freundin werden gelegentlich gewogen, an den eigenen abgeschätzt und zu leicht befunden. Und all und jedes wird feierlich ernst betrachtet; das ist die Philistrosität der Unbildung, die selbst das Lachen nicht lachend nehmen kann, sondern mit Würde registrirt. „Auch bei meinen Eltern wird Scherz, Witz 2c. sorglich gepflegt," schreibt sie einmal.

Kritik ist echter Bildung liebstes Kind; diese Unbildung ist kritiklos. Sie glaubt ein Ding bewiesen zu haben, wenn sie ein Sprichwort findet oder einen Dichter citiren kann, der es bejaht. Daß Jemand dem Wort zum Trotz einmal nicht seines Glückes Schmied sein könnte, der Gedanke kommt ihr nicht; die Sprichwörter sind wie ein eisernes Geländer, an das sich diese Ungebildeten anklammern, wenn sie in die Arena der Zweifel hinabsteigen müssen. Kritiklos steht dieses Mädchen, und gerade darin ist sie typisch, allem gegenüber, was sie liest; und darum macht sie jedes neue Buch unfreier. Es hat etwas Rührendes zu sehen, wie sie nach Bildung mit ernsten, rothgelesenen Augen ausschaut, und wie die Bildung sich ihr lächelnd entzieht.

Wie diese Ungebildeten die Bildung suchen! Wie Kinder am Christabend vor der verschlossenen Thür bangen, so malen sie sich die Herrlichkeiten der Bildung phantastisch aus. Denn sie glauben, daß die Bildung im Stande sei, die letzten Fragen zu beantworten, die jedem Menschen am Herzen liegen, die Fragen nach dem Woher und Wohin der Lebensreise. Die Bildung ist in ihrer Vorstellung die goldene Frucht aus dem Märchen, ein wunderthätig Zauberkraut, nicht „nur" ein Ding begehrenswerth an sich. „Ich möchte gern einmal ein Buch von dir geliehen haben," schreibt das Dienstmädchen an den Bräutigam, „wenn's auch schwer verständlich, ich finde mich schon durch. Würde mir Kant, der große Philosoph, etwas schaden?"

Die philiströse Enge dieser Unbildung hat ihre eigene, unbewußte Phantastik.

* * *

Mehr als in Herz und Verstand liegt die Bildung der Ungebildeten in der Phantasie beschlossen. Das gibt ihr einen eigenartigen Reiz.

Es ist wunderbar, wie elementar die Dichtung auf diese Ungebildeten wirkt! Gewiß, nur ein kleiner Theil der Poesie und keineswegs der beste dringt in das Volk; einmal jedoch dahin gedrungen, wirkt er rastlos lebenzeugend. Wie Samenkörner, die in jungfräuliches Land gefallen sind. Das „arme Mädchen" kennt die Dichter zumeist aus einer Gedichtsammlung; die aber hat sie fast ganz auswendig gelernt. Und mit rührender Andacht pflicht sie die gelernten Verse, wo es nur immer möglich ist, in ihre Briefe ein. Ist sie einmal beim Citiren, so citirt sie aus Freude an der Dichtung weiter, unbekümmert, ob ihr Gedankengang dadurch unterbrochen oder durchkreuzt wird. Es wirkt reichlich komisch, wenn sie schreibt:

„Er kenne keine Barmherzigkeit" (hat ihr Vater zu ihr gesagt), vor seinen Augen könnte ich zu Grunde gehen, und noch viel mehr! Es war schrecklich; ich setzte mich in die alte Laube hinterm Hause und weinte mich furchtbar aus: Wer nie sein Brot in Thränen aß 2c."

Es klingt das sogar unwahr. Aber dies Mädchen fühlt seinen Schmerz, und da möchte es in seinem Schmerzgewand auch Staat machen. Ein naives phantastisches Bedürfniß treibt sie dazu, den Schmerz oder auch die Freude in auffallenden Farben so herauszuputzen, daß sie Bewunderung erregen müssen. In den Vierteln der großen Städte, die von den ärmeren Klassen bewohnt werden, sind die Maskengarderobengeschäfte dicht gesät: diese Verscitate sind Maskenaufzüge ins Litterarische übersetzt.

Ihr Lieblingsdichter ist Theodor Körner. Die Dichtung an sich ist ihr nicht phantastisch-poetisch genug; sie braucht den bestechenden Reiz einer dichterischen Persönlichkeit als Zuschlag Den übt der jugendlich begeisterte Krieger auf sie aus, wie ihn der schöne, melancholische englische Lord auf den gebildeten Backfisch ausübt. Und wie die Poesie an sich nicht hinreicht, die dürstende Phantasie der Ungebildeten auszufüllen, so auch nicht die Religion! In dem Briefwechsel dieses Mädchens und in dem religiösen Leben des Volkes überhaupt spielen die Sekten eine große Rolle. Nicht Unzufriedenheit mit der bestehenden Kirche treibt die Leute Sektirern in die Arme; das Sektenwesen hat seinen eigenen geheimnißvoll-phantastischen Reiz.

Was sich an geistiger Bethätigung in den Ungebildeten ursprünglich und eigenartig hervorwagt, das gehört in die Sphäre der Phantasie. Der Stil, den dieses Mädchen schreibt, ist gebleicht an der trivialen Nüchternheit des Volksschulunterrichts, aber von Zeit zu Zeit erzwingt sich die eingeschüchterte Phantasie ihr Recht. Dann drängen sich ihr originelle Bilder und Vergleiche in Fülle auf. Sie erzählt von den Geographiestunden: „wir haben da", schreibt sie, „den Globus — sahst Du einmal ein Bild, wie ein Grönländer die Erdachse ölt? — und auch ein Stückchen Himmel genau durchgenommen." Oder sie nennt den Willen der Eltern ein „Klettergerüst zur Selbständigkeit" für den heranreifenden kindlichen Willen. Die Phantasie befähigt sie, sich in ein Buch wie Humboldt's Briefe an eine Freundin so hineinzuleben, daß es ihr zum besten Tröster wird. In der Phantasie, aber eben nur in ihr, lebt die Ungebildete ein Theil Bildung der Gebildeten mit.

Und doch sind auch dieser Phantasie die Flügel beschnitten — in weit geringerem Maße freilich als es bei Gebildeten der Fall zu sein pflegt Sie hat den vollen Farbenglanz der Traumbilder eines Kindes bewahrt, aber der Flug in die Höhe und das Versenken in die Tiefe ist ihr genommen. Sie ist, wohl durch den Schulunterricht, auf Trivialitäten eingestellt. Ihr liebstes Spiel gilt den Begriffen der Tugend und des Wahren; auf die verschwendet sie ihren Farbenreichthum. Sie fragt nicht nach den tausendartigen Nüancen, wofern sie sich nur von den angelernten Banalitäten ein möglichst glänzendes Bild machen kann. Die Bildung der Ungebildeten weist darin auf den Hintertreppenroman, der alle möglichen und phantastischen Kräfte der Welt in Bewegung setzt, um die Tugend einer schönen Heldin in leuchtender Aureole erscheinen zu lassen. Und darum erschien mir das Bild, von dem ich Eingangs sprach, wie ein Symbol für die Bildung der Ungebildeten: Die Phantasie muß all ihre Elemente in gesteigertem Farbenglanz aufbieten, um die Trivialität zu erläutern: Morgenstunde hat Gold im Munde.

* * *

Auch die Ungebildeten sind heute dazu berufen, an der Politik der Länder theilzunehmen. Es fragt sich, wie weit sie dazu befähigt sind.

Dies Mädchen schreibt einmal: „in dem Kreise, in dem ich jetzt lebe, ist man streng konservativ; auch ich bin es, mein Lehrer pflanzte so etwas in uns ein.“ Es sind das Worte, ganz geeignet ernst zu stimmen; denn ohne Zweifel, der Einfluß der Volksschullehrer ist unkontrollirbar und groß — aber den breiten Massen bleiben Parteibegriffe todt. Sie zerfließen wie Wasser zu leeren Worten. Diese Leute urtheilen in ihrer Art ganz unabhängig von Fall zu Fall.

Und das Interesse für alle sozialen und politischen Fragen ist lebendig! In ihrer liebenswürdigen Philistrosität tauschen die beiden Leutchen nicht nur Briefe aus, sie fertigen auch für einander Aufsätze an — zumeist über soziale Fragen.

Schon daß das Mädchen nach dem Ehebruch gegen den Vater, der die Frau durch Mißhandlung dahin getrieben, und für die Mutter Partei nimmt, zeugt von ihrer Vorurtheilslosigkeit. Aber nicht das ist das Wunderbare; diese Ungebildeten sind wie dürres Land, das neue Ideen gierig aufsaugt. Der Boden ist nicht in Skeptizismus verfettet, er sehnt sich nach Nahrung. Und erstaunlich schnell sickern in einer Zeit der billigen Druckerschwärze neue Ideen ins Volk hinab. Ganz modern fordert dies Dienstmädchen, daß man die Ehe als eine vernünftige Zuchtwahl auffasse, in der sich die guten Eigenschaften der Eltern womöglich verstärken sollen; sie erklärt nicht minder modern die Frage der unehelichen Kinder für eine wirthschaftliche Frage, die so zu lösen sei, daß man den Leuten frühzeitiger die Möglichkeit gebe, sich zu verheirathen. In der Sphäre der regsameren Ungebildeten wecken die theoretischen Erörterungen der gebildeten Kreise sofort den Wunsch, die Theorie in Praxis umzusetzen. Das arme Mädchen nimmt sich vor, die Ernährungsgesetze und die Prinzipien des Stoffwechsels kennen zu lernen, um — ihrem Mann später gut und billig die Wirthschaft führen zu können.

Und viel erstaunlicher noch ist das Interesse für politische Ideen und Persönlichkeiten. „Der ganze Zuschnitt unseres preußisch-deutschen Reichslebens“, schreibt das Mädchen, „ist ein militärisch-polizistischer“. Windthorst ist sie gram, weil „er zu fromm sein wollte und der heiligen allmächtigen Kirche wieder die Zuchtruthe in die Hand zu geben wünschte“, und über Fürst Bismarck heißt es einmal in den Briefen „er hat sich nie als geborener Junker verleugnen können; er war immer mehr rückschrittlich als fortschrittlich gesinnt und hat für das eigentliche Volk stets wenig Herz gehabt.“ Sie sagt die revolutionärsten Dinge und ist doch „streng konservativ“. Man mag bei diesen Ungebildeten nicht viel erreicht haben, wenn man sie auf den Namen einer Partei hat taufen dürfen.

Nicht darauf kommt es an, ob die Urtheile dieser Ungebildeten falsch oder richtig sind: nachgesprochen sind sicherlich die einen wie die andern. Das Interesse ist das lebenzeugende! Das durstige Auffangen moderner Ideen, das Ausspähen nach politischer Weisheit und die Frische des Sicheinsetzens für so oder so erlangte Urtheile, das ist es, worin die Stärke der Ungebildeten liegt. Ein weites unbestelltes Feld thut sich auf, auf dem zum Theil die Erfolge der Sozialdemokratie gewachsen sind. Vielleicht wurde eine politische Schwäche zu einer propagandistischen Stärke: die Bildung der Ungebildeten ruht in der Phantasie; das Phantastische ist hier das Ueberzeugende.

— In dem „Vermächtniß eines armen Mädchens“ thut sich das Land der Unbildung auf. Man liest mit dem Gefühl eines Wanderers, der eine enge kleine Stadt betritt; holpriges Pflaster und philiströse, lächerliche Kleinlichkeit. Hinter der Stadt aber eine phantastische Landschaft — sieht man näher zu, so findet man Ackerland, unbestellt und zukunftreich.

Ernst Heilborn.

Die Camorilla Friedrich Wilhelms IV. und der Freiherr von Bunsen.

In mehreren Nummern der „Beilage“ zur „Allgemeinen Zeitung“ des Monats Mai hat Herr Professor A. Dove aus dem litterarischen Nachlasse L. v. Ranke's hochinteressante Briefe des Feldmarschalls Edwin von Manteuffel an seinen „hochgelehrten, heißgeliebten, tiefgelehrten Freund“ Ranke veröffentlicht. Dieselben enthalten außerordentlich werthvolle Nachrichten über einzelne wichtige Vorkommnisse der neueren Geschichte, über welche der Vertrauensmann Friedrich Wilhelms IV. und des Kaisers Nikolaus von Rußland wie kein anderer unterrichtet war. So sind z. B. die Aufschlüsse über die letzten Ursachen des Ausbruches des Krimkrieges sehr überzeugend. Es nimmt denselben auch nichts an Bedeutung, daß Ranke sie schon bei der Abfassung seines Werkes: „Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen“ benutzen konnte. Denn im Anschlusse an dieses Buch hat Manteuffel, der die Aushängebogen desselben zur Durchsicht und Verbesserung erhielt, seine Briefe an Ranke geschrieben. Unzweifelhaft hat Ranke dann aus ihnen noch manches in sein Buch aufgenommen.

Manche der Erzählungen Manteuffel's haben aber noch ein aktuelleres Interesse. Ich will nur eine Stelle hier ausheben: Manteuffel schreibt am 18. Februar 1873 aus Nancy, um seinem Freunde die Entwicklung des Charakters des Kaisers Nikolaus I. psychologisch klar zu legen, Folgendes, das in diesen Tagen der Zarenkrönung in Moskau von besonderem Reize ist: „Ich möchte Sie an eine Konversation erinnern, die neulich recht gescheute und dem Fürsten Bismarck ergebene Männer gehabt haben sollen — sie meinten, das Glück, das Große, das er gethan, habe ihn manchmal schon bis zu einem gewissen Grade von Unzurechnungsfähigkeit gebracht, er sei dann nicht zugänglich, höre nichts, sondern dekretire nur, setze Formen selbst gegen seine Majestät aus den Augen. Haben 10 Jahre Ministerium ungefähr schon solchen Einfluß auf einen sehr bedeutenden Mann gehabt, welchen Einfluß muß unumschränkte Herrschaft auf einen Kaiser von Rußland üben? Die Menschen bleiben eben Menschen. Als ich im Jahre 1847 in Petersburg war, sagte mir ein jetzt sehr hochstehender Mann, der damals schon zur Umgebung des Kaisers gehörte, Glückwünsche, daß wir eine Verfassung bekämen; denn das Volk müsse eine Garantie haben, daß in seinem Interesse regiert werde. Ich fragte ihn nach ihrer Verfassung. „O“, erwiderte er, „wir haben seit langem eine, aber die könnt ihr nicht annehmen, dazu seid ihr zu gebildet — es ist der Dolch oder die Strangulation oder das Kloster.“ Kurz, wenn ein Kaiser von Rußland nicht mehr im Interesse Rußlands regiert, so hört er eben auf zu regieren und ebenso muß sein Regiment nicht über 25 Jahre dauern, weil ein so langer Zeitraum unumschränkter Regierung Größenwahnsinn erzeugen muß, wie die menschliche Natur einmal beschaffen ist. Kaiser Nikolaus hatte über 25 Jahre regiert u. s. w.“

Aber auch noch nach einer anderen Seite hin haben diese Briefe ein uns noch näher berührendes Interesse. Sie bringen wirklich charakteristische Züge zu dem Wesen und Treiben und der Methode der Camarilla an dem preußischen Königshofe.

Zu den gefährlichsten Gegnern der Kreuzzeitungspartei gehörte der preußische Gesandte am englischen Hofe, der Ritter von Bunsen. Für ihn hatte Friedrich Wilhelm IV. das Herz eines treuen Freundes trotz mancher tiefgehender Differenzen in kirchlichen und politischen Fragen. Der von Ranke mit Auswahl herausgegebene Briefwechsel bietet dazu die merkwürdigsten Belege. So war Bunsen in der deutschen Frage seit 1848 anderer Meinung als sein königlicher Freund. Nicht minder in den deutsch-dänischen Händeln und vor allem in der orientalischen Frage. Schon daß ein Mann, der nicht zu den junkerlichen Geschlechtern der Alvensleben, Gerlach, Rauch u. s. w. gehörte das Vertrauen, ja die Liebe des Königs von Preußen besaß, war eine kaum zu duldende Ungehörigkeit. Daß aber ein solcher Parvenü nun auch noch wagte, in der Politik anderer Meinung zu sein als sie, und dem verehrten „Vater“ Nikolaus von Rußland und dessen Politik entgegenzuwirken suchte, das war gar nicht zu ertragen. An Versuchen, den Günstling des Königs zu stürzen, hat es daher die Camarilla nicht fehlen lassen. Ein drastisches Beispiel hierzu erzählt nun Manteuffel, der ja auch der Camarilla angehörte, sich aber doch wohl noch einen etwas weniger beschränkten, von Haß und Kurzsichtigkeit freieren Standpunkt gewahrt hatte. Er schreibt an Ranke am 12. Januar 1873, nachdem er die Vermuthung geäußert, Friedrich Wilhelm IV. habe seinen Freund vielleicht nur so lange gehalten, um ihn nicht ganz in den liberalen „Abgrund“ stürzen zu lassen: „Ich erinnere mich, General

Rauch zu Graf Alvensleben sagen gehört zu haben: Ist es wahr, daß der König Bunsen gehen lassen will, 'wenn Du das Ministerium nimmst?" — „Ja.' — „Nun da wirst Du doch Minister?" — „Nein.' — „Da bist Du kein Patriot; ich kann versichern, daß, wenn der König zu mir sagt: Rauch willst Du Dich an den Baum aufhängen lassen, wenn ich Bunsen den Abschied gebe? — so knöpfe ich selber den Kragen auf und reiche den Hals hin. Nimm doch das Ministerium wenigstens auf 24 Stunden, lasse die Ordre von Bunsen's Abschied zeichnen und nimm dann selbst wieder Deinen eigenen. Sie glauben gar nicht, welche Kämpfe der König zu bestehen hatte, um Bunsen zu halten" Ist das nicht höchst merkwürdig? In einem Athmen versichert der fromme General Rauch, er werde sich aus Patriotismus aufhängen lassen, um Bunsen zu stürzen, und fordert seinen Kameraden Alvensleben auf, seinen König zu betrügen, um denselben Zweck zu erreichen! Zu dem fanatischen Parteihasse müssen hier noch persönliche Motive hinzugetreten sein. Vielleicht können wir dieselben aus einem Vorgange ableiten, der selbst wieder höchst charakteristisch für diese Zeiten und Menschen ist und der von dem Generalsuperintendenten W. Hoffmann wie folgt erzählt wurde:

Bunsen's Stellung war schon tief erschüttert. Da beschloß er noch einmal in einem Privatschreiben an den König, sein Herz auszuschütten und seinen Herrn vor den Machinationen seiner Umgebung zu warnen. Er schrieb einen sehr ausführlichen Brief, in welchem er die einzelnen Personen der Camarilla „mit photographischer Genauigkeit" zeichnete und deren verderbliches Thun schilderte. Bunsen, von einer Vertrauensperson in London darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn dieser Brief in unrechte Hände falle, er verloren sein werde, fügte dem Schreiben noch bei, daß es nur für seine Majestät bestimmt sei; wollte sie es Jemanden zu lesen geben, so dürfe das allein nur der Generalsuperintendent Hoffmann sei. Dieses that Bunsen, um durch Hoffmann wo möglich bald Nachricht über die Schicksale seines gewagten Schreibens zu erhalten. Denn Hoffmann wurde von Bunsen gleichzeitig von dem Abgange desselben benachrichtigt. Es verstrich einige Zeit, und Hoffmann hörte gar nichts. Da mußte er mit einigen Herren in kirchlichen Angelegenheiten zum Könige. Bei der Verabschiedung sah Hoffmann den König etwas scharf an und dieser bemerkte das. „Ah! Sie haben noch etwas mit mir zu sprechen", sagte der König, „bleiben Sie." — „Ja, mein Freund Bunsen hat mir von einem Briefe geschrieben, den er an Ew. Majestät gerichtet habe." „Gewiß", entgegnete der König, „wo ist doch das Schreiben?" Ein Adjutant wurde herbei citirt, der sagte — der General von Gerlach habe das Schreiben noch nicht zurückgegeben. „So viel ich weiß, war das Schreiben nur für Ew. Majestät bestimmt." „Gewiß", entgegnete der König, „aber ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, das Gesicht des Kerls zu sehen, wenn er den Brief las; ich habe ihn denn mitnehmen lassen." „Majestät, das heißt Menschen verbrauchen." So wollte der höfische Hoffmann diese peinliche Szene geschlossen haben.

Ich weiß nicht, wann sich der General Rauch aufhängen lassen wollte, um Bunsen zu stürzen, ob noch oder vor dieser photographischen Aufnahme, bei der er gewiß betheiligt gewesen sein wird. Wäre seine Bereitwilligkeit nach dem Schreiben verlautbart, so würde dieselbe recht begreiflich sein. Doch ist das nicht absolut nöthig. Die frommen Herren kannten und liebten einander auch ohne das schon zur Genüge.

* * *

Zeitschriften.

Ein Jubiläum des Freihandels.

(„Cosmopolis".)

Am kommenden 26. Juni sind fünfzig Jahre vergangen, seitdem die Königin Viktoria von England der Abschaffung der englischen Kornzölle ihre Genehmigung ertheilt hat. Aus Anlaß dieses Jubiläums bringt die internationale Revue „Cosmopolis" in dem eben erschienenen neuen Heft drei Artikel, der eine von dem Engländer Henry Dundley, der zweite von dem Franzosen Paul Leroy-Beaulieu, der dritte von dem Herausgeber dieser Zeitschrift. In diesen Aufsätzen wird die Aufhebung der englischen Korngesetze in ihrer geschichtlichen Bedeutung für England und in ihren internationalen Folgen von dem nationalen Standpunkt der drei Verfasser aus beleuchtet. Dr. Barth hat seinem Artikel die Ueberschrift gegeben, „ein Jubiläum des Freihandels und der Demokratie," um schon damit anzudeuten, daß der Aufhebung der Kornzölle „nicht nur eine hervorragende wirthschaftliche, sondern auch eine politische Bedeutung ersten Ranges beizumessen ist". Die Demokratisirung datirt recht eigentlich von diesem Zeitpunkt. Léon Say hat einmal gesagt: „Cobden war vor Allem ein großer Demokrat, und diejenigen, welche ihm folgten, wünschten in erster Reihe, daß er die Demokratie auf den Trümmern der Aristokratie errichte, daß er Alles zerstöre, was den Großgrundbesitzern an feudalen Privilegien noch geblieben war." Diesen Gedanken führt Dr. Barth historisch näher aus; er verfolgt die aufsteigende Entwicklung der Freihandelsidee, die Stellung die Deutschland und speziell Preußen dabei eingenommen haben, und wie dann die protektionistische Reaktion Ende der siebenziger Jahre damit einsetzt, daß es dem Fürsten Bismarck gelang, eine Verquickung des industriellen mit dem agrarischen Protektionismus herbeizuführen. Auch die Bedeutung, welche der Handelsvertragspolitik des Grafen Caprivi im Gegensatz zu der Bismarck'schen Schutzzollpolitik zukommt, wird zur Darstellung gebracht und zwar nicht nur in ihrer Wirkung auf die einheimischen deutschen Verhältnisse, sondern auch auf die internationale Handelspolitik der großen Kulturstaaten zu einander

Paul Leroy-Beaulieu hat die Persönlichkeit Richard Cobdens in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen gerückt. Er schildert sowohl die Bedeutung des volkswirthschaftlichen Reformers, als auch die des politischen Radikalen, des Friedensapostels und des großen politischen Optimisten. Daß der Cobden'sche Optimismus nicht in allen Punkten Recht behalten hat, ist zuzugeben, und der französische Volkswirth führt das im Einzelnen nicht ohne einen Anflug von bedauernder Resignation aus. Speziell in Frankreich hat der Protektionismus zwar nicht in der Wissenschaft, wohl aber in der praktischen Politik seit Decennien wieder festen Fuß gefaßt und gerade auch dort ist es vor Allem der agrarische Protektionismus, der zu den schlimmsten Ausschreitungen verführt. Leroy-Beaulieu zeigt, wie die scheinbar so demokratische Republik dazu gekommen ist, eine den Interessen der breiten Masse der Bevölkerung so abträgliche Politik festzuhalten und mit steigendem Fanatismus zu verfolgen.

Der Engländer Dundley endlich verweilt vorzugsweise bei dem großen geschichtlichen Moment selbst, welches den Anlaß zu dem jetzigen Jubiläum bietet. Er erinnert an die großen Verdienste, die sich neben Cobden vor Allem Peel und dann ein Mann erworben hat, der noch heute unter den Lebenden weilt, Mr. Villiers. Er, ein Bruder des Earl of Clarendon, gehörte zur großen Aristokratie des Landes und hat dennoch neben den Radikalen Cobden und Bright die Antikornzollbewegung von Beginn an unermüdlich mitgeleitet. Villiers ist seit jenen Zeiten beständig Mitglied des Unterhauses geblieben; er ist heute ein Mann von über 90 Jahren. Bei dem Jubiläumsfest, welches der Cobden-Klub am 27. Juni in Greenwich veranstaltet, wird diesem alten Kämpen eine Adresse überreicht werden.

—r.

Aus der Franzosenzeit. Was der Großvater und die Großmutter erzählten. Von August Knötel. Leipzig. 1896. Grunow.

Drei Geschlechter einer Familie haben an diesem Buche gearbeitet. Der Großvater hat erzählt; der Vater hat es aufgeschrieben und der Enkel läßt es drucken. August Knötel war ein eigenrichtiger Mensch, aus engen Verhältnissen hat er sich herausgearbeitet und ist Gelehrter geworden, aber hat keine Erfolge gehabt. Er hat eine Anzahl von gelehrten und scharfsinnigen Büchern geschrieben, aber sie sind klanglos in den Orkus gewandert, da die Kritik sie nicht anerkannte. Seltsame Widersprüche waren in ihm vereinigt: ein Sohn des Volkes war er ein Feind jeder liberalen Idee; ein gläubiger Katholik wurde er zum Bewunderer Bismarck's. Aber eigensinnige und vereinsamte Menschen dieser Art haben nicht selten den Vorzug großer Zuverlässigkeit in ihren thatsächlichen Angaben. Er schildert die Erlebnisse seines Vaters und die seiner Mutter in der Zeit zwischen den Schlachten von Jena und Waterloo. Der Schauplatz seiner Erzählungen ist Niederschlesien und die Grafschaft Glatz, und wir erhalten ein außerordentlich anschauliches Bild von dem Elend jener Zeit und jener Gegenden. Schilderungen dieser Art waren es, welche Freytag mit Vorliebe zu seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit verwandte.

A. M.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 37. Berlin, den 13. Juni 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1895 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt

Politische Wochenübersicht.

Bei einem Feste, das die deutsche Kolonie in Moskau anläßlich der Anwesenheit unserer Fürsten daselbst gegeben hat, spielte sich ein peinlicher Zwischenfall ab. Der Vorsitzende des Vereins der Deutschen Kolonie improvisirte einen Toast, in dem von den deutschen Fürsten gesprochen wurde, die „im Gefolge“ des Prinzen Heinrich sich zur Zarenkrönung begeben hätten. Dieser Ausdruck „im Gefolge“ ist zweifellos unzulässig vom höfischen Standpunkt aus; wenn man in Bezug auf eine harmlose Tischrede das schwere Geschütz staatsrechtlicher Erörterungen auffahren will, so ist auch zuzugeben, daß die Stellung der Fürsten in Deutschland zu einander nicht als eine solche zu bezeichnen ist, welche die Einen erscheinen läßt als das Gefolge der Anderen, in Sonderheit nicht als „das Gefolge“ der Hohenzollern. Der Festredner, ein angesehener Kaufmann, hat also einen Ausdruck gewählt, der passend nicht gewesen ist. Die Zunge ist ihm ausgeglitten; das aber ist wirklich entschuldbar, wenn man erwägt, daß es sich um einen Fest- und nicht um einen Staatsakt, und daß es sich um einen im Ausland lebenden Kaufmann und nicht um einen politisch verantwortlichen Staatsbeamten gehandelt hat.

Prinz Ludwig von Bayern, der zugleich mit dem Prinzen Heinrich bei jenem Festmahl anwesend war, scheint den Vorgang jedoch weder für entschuldbar, noch für harmlos gehalten zu haben; er maß jenen schlechtgewählten Worten bei der Festrede eine solche Wichtigkeit bei, daß er sich veranlaßt sah, auch seinerseits zu sprechen und ausdrücklich zu erklären, daß die deutschen Fürsten nicht das Gefolge der Hohenzollern bilden.

Nach unserer Meinung hat erst damit der ganze Vorgang eine gewisse Bedeutung erlangt, und daß diese Annahme richtig ist, geht schon aus einem Umstand hervor.

Nachdem Prinz Ludwig von Bayern den staatsrechtlichen Toastirrthum des Moskauer Kaufmanns berichtigt hatte, muß ihm nachträglich klar geworden sein, welche Deutung man solchem auffälligen Verhalten wohl geben könne und alsdann auch thatsächlich gegeben hat; er wandte sich daher sogleich an den Kaiser mit einem Telegramm, um, wie es offiziell heißt, seine Rede vor allen Mißdeutungen zu bewahren.

Aus diesem Vorgang ist eine Lehre vor allem zu ziehen. Fürsten sollten vorsichtig genug sein, um solche Reden überhaupt nicht zu halten, die Mißdeutungen ausgesetzt sein können. Das hat ihnen ihre verantwortungsvolle Stellung zu verbieten, und wir erleben es leider immer häufiger, daß solches Gebot in Reden und Depeschen und Ansprachen nicht genügend beachtet wird — und zwar nicht nur von Wittelsbachern. Es gibt leider hierfür auch Beispiele anderswo — näher der Spree als der Isar.

Der Vorgang in Moskau will aber auch in Zusammenhang gebracht sein mit einigen andern neueren Ereignissen, die in Süddeutschland eine ähnliche Gemüthsstimmung verriethen, wie sie im Toaste des Prinzen Ludwig von Bayern zum Ausdruck gekommen ist. Und dieser Toast wird überhaupt nur verständlich, wenn man ihn auffaßt als erneuten Ausbruch einer Stimmung, die sich schon seit längerer Zeit angesammelt hat. Zugleich sollte der Widerhall, den die prinzliche Rede in Süddeutschland geweckt hat, in Berlin zeigen, wie wenig Sympathie dort unsere Reichspolitik findet; erklärlicherweise –; wo findet sie die!

Allein — wir sind nicht hohenzollernsch und wir sind nicht wittelsbachisch, wir sind nicht bajuvarisch und nicht borussisch, sondern wir sind in allererster Reihe deutsch gesinnt. Und da müssen wir sagen: wie jene Verstimmungen zu Stande gekommen sind, wer an ihnen die Schuld trägt, das kann dem deutschen Volke gleichgültiger sein. Das Volk aber wird von den Herren auf den Thronen und in der Nähe der Throne verlangen, daß sie vorsichtig Sorge dafür tragen,

damit zu den vielen inneren Schwierigkeiten Deutschlands nicht auch die Schwierigkeit dynastischer Animositäten hinzugefügt werde.

Wer dieses Spiel in Zukunft anzetteln sollte, der würde einen sehr hohen Einsatz wagen, denn wenn sich auch mancherlei das deutsche Volk gefallen läßt, nicht gefallen wird es sich lassen, daß höfische Hände kleine Risse in jene Fundamente bringen, die unter gewaltigen Anstrengungen und mit kostbarem Blut gekittet, den Untergrund für die deutsche Einheit und die deutsche Größe bilden.

So klein und auch sachlich gleichgültig der Anlaß ist; es gibt Krankheiten, die man auch beim leichtesten Symptom, schon mit der Wurzel — soviel man kann — ausbrennen sollte.

In Ansbach-Schwabach haben sich die konservative Reaktion und der Bund der Landwirthe eine neue Niederlage geholt; Uebung fehlt den Herren hierin nicht mehr. Die Organisation des Herrn von Ploetz gibt ihre anderthalb Millionen in drei Jahren aus und wird in einem Wahlkampf nach dem andern geschlagen.

Wir freuen uns aufrichtig, daß die süddeutsche Volkspartei gesiegt hat; sie siegte in der Stichwahl, obwohl noch beim ersten Wahlgang die Aussichten keineswegs günstig erschienen, und obgleich der Kandidat der Volkspartei als ein starker Kandidat gerade für diesen ländlichen Wahlkreis nicht betrachtet wurde. Immerhin erhielt schließlich Herr Konrad 7722 Stimmen, gegen 7068 Stimmen, die auf den unterliegenden Kandidaten des Bundes der Landwirthe und des Centrums gefallen sind.

Auch diese siegreiche Wahl brachte die alte Lehre. Der Erfolg ist schließlich nur errungen worden, nachdem in der Stichwahl trotz vorausgegangener bedauerlicher Reibereien auch die freisinnige Volkspartei für den Kandidaten der süddeutschen Volkspartei eingetreten ist; und nicht nur diese. Beachtenswerth genug ist die Bemerkung der „National-Zeitung“, die anläßlich der Wahl schreibt:

„Ein Theil der Nationalliberalen hat aus berechtigtem Widerwillen gegen die Agrardemagogie für Conrad gestimmt, so wenig erwünscht dieser Kandidat — ein radikaler Politiker und Vertreter des verworrensten und anstößigsten „Jungdeutschthums“ in der Litteratur — auch sein mochte.“

Ganz vortrefflich. Nur dann kann der Liberalismus wieder zur Macht gelangen, wenn er die großen Gegensätze des politischen Lebens groß auffaßt und über kleinere Gegensätze hinweg sehend die Kraft aller Liberalen gegen die agrarische Reaktion zusammenfaßt und zwar jedesmal unter der Fahne, die am besten für die Verhältnisse des betreffenden Wahlkreises sich eignet. Jener aber ist der größte Feind des Liberalismus, der diese Entwicklung hemmt oder zu hintertreiben sucht, weil sein Interesse an der politischen Entwicklung dort aufhört, wo seiner eigenen kleinen Fraktion unmittelbarer und enger Vortheil seine Grenze findet.

In der Fabrikstadt Saalfeld im Herzogthum Sachsen-Meiningen ist am Tage der Maifeier von der Regierung ein sozialdemokratischer Umzug nicht verboten worden. Der Umzug verlief denn auch ohne jede Störung und ohne jede Provokation; gleichwohl ist die Haltung der sachsen-meiningischen Regierung dort kritisirt worden, wo man polizeiliche Maßregeln zur Bekämpfung der Sozialdemokratie für unerläßlich erhält, obgleich man auf ein neues Sozialistengesetz nunmehr verständigerweise verzichtet hat. Gegen die kritischen Bemerkungen jener richtet sich eine offiziöse Auslassung des Regierungsblattes für Sachsen-Meiningen. Darin heißt es, nachdem die Motive für die Haltung der Regierung dargelegt worden sind:

„Es erscheint angemessen, alles dies hervorzuheben, da die bisherige Besprechung der Dinge zu der Annahme führen könnte, im Herzogthum Sachsen-Meiningen sei die Maifeier eine besonders gefährliche gewesen, dort treibe die Sozialdemokratie ihr böses Spiel ungehindert, sehe man ihr Gesetzwidrigkeiten nach. Von alledem ist nichts der Fall. Ob die Sozialdemokratie im Herzogthume besonders gedeiht, mag dahin gestellt bleiben. Wir glauben es nicht. Der erfreuliche Ausfall der neuesten Wahlen zum Gemeinderath in der Fabrikstadt Saalfeld spricht nicht dafür. Ebensowenig sprechen die Wahrnehmungen dafür, die anläßlich des sozialdemokratischen Parteitags zu Pößneck am 24. Mai d. J. gemacht worden sind. Wie weit gegen starke Strömungen, wie die der Sozialdemokratie, mit reinen Polizeimaßregeln zu gehen ist, darüber können die Meinungen verschieden sein. Es ist kein Zeichen der Schwäche, wenn man solche Maßregeln unterläßt, von denen zu befürchten steht, daß sie reizen oder erbittern, ohne einen wesentlichen Nutzen zu bringen. . . . Man hält es auch nicht für klug, das aufzuhalten, von dem man glaubt erwarten zu können, es werde sich bald von selbst im Sande verlaufen. Zu diesen Dingen gehören die Maifeiern im Herzogthume, die sich mehr und mehr zu verflachen schienen . . .“

Mit freudiger Ueberraschung bemerkt man hin und wieder, daß es in Deutschland vorurtheilslose Regierungen noch gibt; daß gesunde Auffassungen im Lande des Herzogs von Meiningen sich zeigen, ist freilich am allerwenigsten verwunderlich.

Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung hat in den Tagen vom 6.—8. Juni ihr fünfundzwanzigjähriges Stiftungsfest in Barmen gefeiert. Die Vereinigung, die seit ihrem Bestehen echt humanen Geist gepflegt hat, kann mit Stolz auf ihre Wirksamkeit zurückblicken; aus freier Initiative der Bürger entstanden, hat sie Schönes für die geistige Entwicklung geleistet; wir hoffen, das Bild ihrer Thätigkeit in einem besonderen Artikel demnächst unsern Lesern vorführen zu können.

Die große politische Auseinandersetzung des Grafen Goluchowski in den österreichisch-ungarischen Delegationen hat einen sehr guten Eindruck gemacht; sie ist vorsichtig, klug, von gesundem Selbstgefühl getragen, und sie steckt verständige politische Ziele auf. Der Frieden ist das Ziel, aber die Rede enthielt auch nach Konstantinopel den ersten Wink, zu reformiren. Die Frage ist nur: Wie kann ein Blinder sehend gemacht werden, und wie können eine Nation und ein Herrscher auf der Kulturstufe der Türken und des Sultans zu modernen Reformen unmittelbar veranlaßt werden.

In Ungarn hat die Millenniumsfeier jetzt ihren Gipfelpunkt erreicht. Mit berechtigtem Selbstgefühl blicken die Magyaren auf das zurück, was sie als Volk politisch, wirthschaftlich und kulturell erreicht haben. Es ist wirklich Großes, und aufrichtig ist diese uns so eng befreundete Nation zu ihren Erfolgen zu beglückwünschen.

Dieser Glückwunsch ist nicht weniger herzlich, wenngleich sich in ihn eine gewisse Trauer mischt, da wir im selben Augenblick auf Oesterreich blicken müssen, wo das deutsche Element mehr und mehr zur politischen Bedeutungslosigkeit herabsinkt, sich spaltet und immer wieder spaltet und zersetzt und selbst einem Lueger die Möglichkeit gewährt, eine Rolle zu spielen.

Jules Simon ist gestorben, und der deutsche Kaiser hat diesen Anlaß wiederum benutzt, ein sehr schmeichelhaftes Beileidstelegramm an den Präsidenten der französischen Republik zu richten, das dieser mit kühler Reserviertheit beantwortet hat. Dem Telegramm des Kaisers begegnete überdies das Mißgeschick, daß ein Fälscher durch Einfügung einiger Sätze den Text veränderte, und den so gefälschten Text, durch den die offizielle Telegraphenagentur getäuscht worden war, alsdann in die Zeitungen einschmuggelte. Dieses gefälschte Telegramm erregte in Frankreich Lächeln und Kopfschütteln. Nun kann man sich gegen Fälschungen gewiß nicht schützen; aber auch über die Zweckmäßigkeit ungefälschter kaiserlicher Telegramme, die bei jeder neuen Wiederholung in Frankreich an Wirkung verlieren, kann man in hohem Grade verschiedener Ansicht sein.

Für uns war Jules Simon nichts als ein kluger und sehr gewandter politischer Faiseur; man könnte ihn den Ohnet der Politik nennen. Schönredner, politischer Tugendbold und sentimentaler politischer Schwärmer in jenen

vorsichtigen und gemäßigten Grenzen, die des Erfolges bei der Wohlanständigkeit sicher sein kann; aus Eigenem überdies: Stilist und Rhetor voll Gewandtheit, und wenn es verlangt wurde auch Prophet nach dem Modezuschnitt Victor Hugo's. Dabei im Tiefsten von jener trivialen, intellektuellen und moralischen Selbstverständlichkeit, die auch Ohnet's großen Erfolg ausgemacht hat. Mithin gemacht, um in der guten Gesellschaft zu allen Ehren zu gelangen und nicht gemacht dazu, eine größere politische Rolle zu spielen, die er denn auch nie gespielt hat.

Klug war Jules Simon gleichwohl; seine ehrgeizige und betriebsame Klugheit bestand darin, solche Fähigkeiten zu produziren und auszubilden und sie alsdann so zu drapiren, wie es der maßgebende Geschmack der oberen Zehntausend verlangte. In dieser Anpassungsfähigkeit, in der Fähigkeit, solchen Bedürfnissen zu genügen, lag seine Stärke; er war der Politiker, der Moralist und der Philosoph des gut möblirten Salons, in dem man die großen Fragen mit großen, schönen und vagen Worten abthut; und er hat denn auch alle Ehren der vornehmen Salons nebst jenen, die der Saloneinfluß verschaffen kann, genossen.

Die Engländer haben ihren Prozeß über die Entnahme von Fonds aus der ägyptischen Kasse zu Zwecken des Sudanfeldzuges in erster Instanz verloren, und sie haben zwei Gefechte über die Derwische bei Firket und Suarda gewonnen. Mit diesem kriegerischen Gewinn, der realen Werth hat, können sie sich trösten über den Prozeßverlust, der vielleicht nur eine papierne Verurtheilung sein wird.

* * *

Demokratie und Freiheit.

W. E. H. Lecky genießt eines ausgezeichneten Rufes als Historiker daheim wie überall. Sein großes siebenbändiges Werk über England im achtzehnten Jahrhundert ist zwar bei Weitem nicht so interessant wie umfangreich; aber es ist außerordentlich gründlich, auch zuverlässig, wenigstens nach den Aussagen derer, die ihn kontrolliren können, und stellt sehr verdienstlicher Weise die Geschichte unter den stets fesselnden kulturhistorischen Gesichtspunkt. So ist das Werk, trotz großer Längen, unentbehrlich geworden, obwohl die gelegentlichen Ausblicke auf Gegenwart und Zukunft oft recht matt und schwach sind und die Gabe kühner, scharf eindringender Reflexion vermissen lassen. Ein zweites Werk, worin Lecky zum Geschichtschreiber des Rationalismus in Europa wird, ist jedenfalls einer der werthvollsten Beiträge zur Kultur- und Sittengeschichte unseres Erdtheils. Aber mit all' diesen „titres“ auf Ruhm und Unsterblichkeit hat Lecky das lebhaftere Interesse des gebildeten Publikums bisher nicht auf sich zu lenken vermocht: davor schützte ihn seine Gründlichkeit und Gelehrsamkeit. Nun aber verbreitet er sich über ein Thema, dem mit Gründlichkeit und Gelehrsamkeit allein nicht beizukommen ist. „Demokratie und Freiheit“ ist das Thema*), und zwei dicke Bände sind ihm gewidmet. Das Buch hat in England ich will nicht sagen gewaltiges Aufsehen gemacht, wohl aber allseitige und allgemeinste Beachtung gefunden; es ist in sämmtlichen größeren Zeitungen und Zeitschriften ausführlich besprochen, in vielen Debattirklubs leidenschaftlich erörtert worden und wird ohne Zweifel den theoretischen Erörterungen über dieses wichtigste Problem der modernen Kulturwelt, in England wenigstens, geraume Zeit zum Mittelpunkte dienen. Was können wir daraus lernen?

Eine Gegenfrage liegt nahe. Ist für die Praxis des politischen Lebens überhaupt etwas aus theoretischen Erörterungen zu lernen, die in der Studirstube angestellt werden? Diejenigen, die sich erinnern, daß es fast keine Thätigkeit und keinen Zustand des öffentlichen Lebens mehr gibt, der nicht statistischer Beobachtung und Erhebung anheim gefallen wäre; daß die Thätigkeit der Staats- und der städtischen Verwaltung sich vielfach darin kundgibt, Statistiken über alles und jedes herzustellen; daß Gesetzgeber keine Maßregel beschließen, keine Bestimmung erlassen, ohne sich in den Motiven zu ihnen auf Zahlen, Zahlen und wieder Zahlen zu berufen, daß die sonstigen Politiker, die in Zeitungen, Versammlungen und am Biertisch die öffentliche Meinung machen auch gleich mit Zahlen bei der Hand sind: sie werden geneigt sein, die Gegenfrage für überflüssig zu halten. Denn in allem dem steckt Wissenschaft, steckt Theorie; das heißt der Versuch, alle auf das Gemeinschaftsleben bezüglichen Wünsche und Bedürfnisse an der Hand objektiver Merkmale und Bestimmungen festzustellen, um sie gesetzgeberisch zu behandeln. Dem gegenüber stehen aber Ueberzeugungen, die dem wissenschaftlichen Geist in vielen politischen Dingen alle Berechtigung absprechen. Zu diesen Ueberzeugungen gehört nun vor Allem die, daß die wissenschaftlich betriebene Politik eine Erfindung der Demokratie sei, wie ja andererseits die Demokratie selbst dem nüchternen, wissenschaftlichen, unpsychologischen Geist seine Entstehung verdanke. Und dieser Gedankengang wird dann, unter der unvermeidlichen Berufung auf die große französische Revolution und den bekannten wissenschaftlichen Geist des achtzehnten Jahrhunderts als ihren Erzeuger, weiter ausgesponnen, indem gesagt wird, die Demokratie habe sich als mit der individuellen Freiheit unvereinbar erwiesen, also habe sich die Wissenschaft in Anwendung auf die Politik bloßgestellt. So viele Worte diese Ueberzeugung zum Ausdruck braucht, so viele unklare, schwankende, schwebende Begriffsbestimmungen enthält sie zwar; aber die Begriffe leben bekanntlich mehr in der Gefühlssphäre des Gemüths als in dem logisch geordneten oberen Stockwerk; daher denn der Begriffsnebel wesentlich wird für eine Schule, die eher darauf ausgeht, Temperamente als darauf, Intelligenzen zu züchten. Die Lehre von der genialen Persönlichkeit, den führenden Geistern, den Uebermenschen gehört darum in diesen Zusammenhang; sie muß, wo sie Wurzel faßt, eine Feindseligkeit erwecken gegen jeden Versuch, Politik wissenschaftlich zu betreiben. Wenn ich nicht irre, verbirgt sich auch hinter dem allbeliebten Worte „Realpolitik“ die energische Abwehr jedes solchen Versuches, sowie der blinde Glaube, etwa à la Carlyle, an die Macht der Intuition auch auf politischem Gebiete; ein Glaube, welcher der Bequemlichkeit seiner Bekenner weit entgegen kommt. Durch ihn wird die Politik zur Kunst gestempelt, während sie im achtzehnten Jahrhundert als eine Art Wissenschaft aufgefaßt wurde, und durch nichts wird der Gegensatz der beiden Zeiten so scharf beleuchtet wie durch diesen in der Auffassung des Begriffs Politik eingetretenen Wechsel.

Man durfte nun billig erwarten, ein großes Werk, welches sich über das Verhältniß zwischen Demokratie und Freiheit verbreitet, werde eine prinzipielle Auffassung über das Wesen der Politik in geschlossener, begrifflich scharf geordneter Ausführung enthalten. Davon ist in der neuesten Arbeit Lecky's keine Rede. Eine Auffassung ist nun freilich vorhanden, eine Ueberzeugung, die mit leidenschaftlicher Heftigkeit sich immer wieder vordrängt und um deren Mittheilung willen wohl das ganze Buch geschrieben worden ist; und diese Ueberzeugung gipfelt in einer Anklage der Demokratie, die an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig läßt. Es ist betrübend, daß ein Mann wie Lecky sich dazu berufen fühlte, die bestehende Verwirrung und Begriffsmengerei noch zu erhöhen, indem er, im wirren Durcheinander Material auf Material häufend, den Leser mit schweren Zettelsäcken überschüttend und mit der Mittheilung seiner fleißigen Excerpte aus Büchern, Zeitungen und Zeitschriften beglückend, seine Aufgabe wesentlich damit erfüllt sieht. Um seine Antipathien zum Ausdruck zu bringen, schreibt man sonst in der Regel nicht zwei dicke Bände; dazu genügen reichlich einige wenige Druckbogen, ein mageres

*) Democracy and Liberty. By William Edward Hartpole Lecky. Longmans, Green, and Co. London 1896.

Heftchen, ein Pamphlet, das Raum genug bietet für den größten Ueberfluß an Galle. Wir suchen in dem ganzen Werke vergebens nach Angaben darüber, in welchem Sinne die Worte Demokratie und Freiheit zu verstehen sind, und durch welche objektiv faßbaren Momente ihr Verhältniß bestimmt ist. Dafür finden wir, was wir hier nicht suchen: Auszüge aus den sozialistischen Schriftstellern und Zeitungen, eine Geschichte des englischen Sonntags, Abhandlungen über die Frauenbewegung, über die Trunksucht, über die irische Landfrage, eine Geschichte der englischen Verfassung, ein Kapitel über die Nationalitätenfrage u. dergl. m. Darum leistet das Buch nicht einmal, was es leisten soll. Bedenken gegen die Demokratie, diese im staatsrechtlichen Sinne genommen, als Bezeichnung also einer durch die Herrschaft des allgemeinen, direkten und geheimen Stimmrechts charakterisirten Verfassung, sind nicht neu, sie sind sogar, was auch unterrichtete Leute wie Karl Hillebrand vergaßen, von den verschrieensten Rationalisten und Demokraten, wie J. St. Mill, zuerst in gründlichster, der Nachprüfung werthen und fähigen Form vorgebracht worden. Sie noch einmal zu wiederholen, nachdem sie ein ganzes Jahrhundert hindurch, seitdem die Reaktion gegen die französische Revolution und ihre Folgen in ganz Europa einsetzte, von Fanatikern und Grüblern, von Politikern und Interessenten, von Denkern und Propheten (Carlyle) in allen Graden der Deutlichkeit und Eindringlichkeit entwickelt und der Welt eingeprägt worden sind: dazu liegt doch wahrlich kein Grund vor, und da Lecky's Sprache, korrekt zwar und gebildet, doch matt und farblos einherschleicht neben dem Feuerbrand, der in Carlyle's Pamphleten lodert, so fragt man sich: wozu dies Aufwärmen alter Invektiven, diese Auffrischung alter Bedenken, zumal sie, seitdem sie zum ersten Male vernünftig und besonnen ausgesprochen wurden, noch keinen Augenblick vergessen worden sind?

Zudem verkennt Lecky ganz, warum es sich handelt. Die Bedenken gegen die Demokratie, welchen fast gleichzeitig de Tocqueville und Mill Ausdruck gaben, richteten sich vorzugsweise gegen die Möglichkeit, daß geistig und sittlich höher stehende Minderheiten von der Wählermasse vergewaltigt werden könnten, daß die öffentliche Meinung zur Tyrannei ausarten und der Entwicklung freier selbständiger Individuen verhängnißvoll werden könnte. Tocqueville, betroffen von der allgemeinen geistigen Bedeutungslosigkeit der Mitglieder der amerikanischen Gesetzgebungen wie der Staatsbeamten, schloß daraus auf die Unfähigkeit des Volkes, wahres Verdienst zu erkennen und zu schätzen, auf ihre geringe Neigung, sich der Dienste bedeutender Männer zu vergewissern; ja es möchte sogar, fügte er hinzu, von Eifersucht gegen sie erfüllt sein, besonders wenn sie reich sind. Aus diesen Gründen halte sich die Intelligenz des Landes begreiflicherweise vom politischen Leben des Staates abseits und überlasse die Leitung desselben dem Streberthum, den Interessenten, überhaupt dem geistigen und sittlichen Mittelmaß. Die ungezügelte Willkür des selbstherrlichen Volkes aber, dem durch das allgemeine Stimmrecht die oberste Kontrolle über seine Regierer in die Hände gelegt sei, gebe sich alsbald durch eine große Vorliebe für Neuwahlen kund, und schließlich verliere die Gesetzgebung allen Zusammenhang, alle Folgerichtigkeit und Stetigkeit, da die Gesetzgeber und die Staatsbeamten während der kurzen Zeit ihrer Wirksamkeit von dem fieberhaften Drange erfüllt seien, das öffentliche Leben in ihrem Sinne zu beeinflussen. Es ist unmöglich, die Hauptpunkte der Tocqueville'schen Staatsphilosophie hier ausführlich zu behandeln. Mill hat sie ergänzt, umgewandelt, weitergebildet, und seit fast fünfzig Jahren stehen ihre Arbeiten nebst den neueren von Taine, Bryce, Maine, Stephens jedem, der sie nutzen will, zur Verfügung. Für Lecky sind sie anscheinend nicht geschrieben worden. Tocqueville, der um der rücksichtslosen Darstellung der Schattenseiten der amerikanischen Demokratie seiner Zeit (Mitte der 30er Jahre) von den englischen Konservativen und Reaktionären angejubelt, aber nicht verstanden wurde, veranlaßten die geltend gemachten Bedenken keineswegs, gegen die Demokratie eine feindselige Haltung einzunehmen; war er doch einer der schärfsten Gegner des von Lord Brougham so gepriesenen Bürgerkönigthums mit seiner Viertelmillion Stimmen unter 34 Millionen Franzosen. Er sah überall die Entwicklung zur Demokratie, er hielt sie für unabwendbar wie eine Naturgewalt, und daraus zog er den Schluß, nicht, daß es gerathen sei, sich gegen ein Uebermächtiges aufzulehnen, sondern daß man versuchen müsse, sie zu gestalten und in eine Form zu bringen, durch welche sie — wie, glaube ich, Mill sich ausdrückt — aus einem Fluch für die Menschheit ein Segen werde. Das Sichstemmen gegen die Demokratie ist auf die Dauer hoffnungslos; der Versuch aber, für ihre Auswüchse Abhilfe zu ersinnen oder, positiv gesagt, ihr die jeweilig passendste und mit der individuellen Freiheit verträgliche Form zu geben, gehört zu den schwierigsten, aber lohnendsten Aufgaben der Weisen unter den Menschen.

Gehörte Lecky zu diesen, so wäre sein Buch anders ausgefallen. Sein Ideal ist das englische Parlament, wie es zwischen der ersten und der zweiten, von Disraeli durchgeführten Parlamentsreform bestand, also zwischen 1832 und 1867. Alle Tugenden der alten englischen Erbweisheit werden diesem Parlament zugeschrieben. Nun, von diesem Parlament hatte der Herzog von Wellington die Zerstörung der englischen Verfassung, den Untergang der Rasse der „englischen Gentlemen" geweissagt, während es doch nach unserm Schriftsteller die als altenglisch gerühmte Fähigkeit, die Tradition zu achten und „unlogische aber nutzbringende (illogical but serviceable)" Kompromisse zu schließen, bewiesen haben muß. Die zweite große Parlamentsreform beseitigt die ausschließliche Herrschaft der Klassen, etwas dem allgemeinen Stimmrecht Aehnliches wird eingeführt, und nun müßte, nach Lecky's Lehre, die Anarchie in England sich unaufhaltsam ausbreiten, da die „Herabwürdigung des Stimmrechts" begonnen hat. Denn Unehrlichkeit, Käuflichkeit, Bestechlichkeit sind damit in das politische Leben Englands eingezogen und werden bei den allgemeinen Wahlen vom Volke geheiligt, das derjenigen Partei zum Siege verhilft, welche in der Entfaltung dieser edlen Eigenschaften das Stärkste leistet. Das alles frei nach Carlyle's „Baumstumpfredner", „den Niagara hinunter — und dann?" „Dawning Street" und sonstigen Pamphleten. Erinnert sich der Geschichtsschreiber Englands nicht, wie es zu Zeiten Bolingbrokes und Walpoles zugegangen ist? Oder welche schamlose Interessenwirthschaft die feudalen Commoners bis 1832 getrieben haben? Dem sei, wie ihm wolle. Aber nun findet sich im selben Buche eine solche Verherrlichung der Weisheit, die sich bei den letzten Wahlen, welche bekanntlich die verhaßten Demokraten aus der Regierung fegten, kundgegeben, daß man irre wird an dem Verfasser, der soeben noch das Volk, das sich durch so weise Gesetzgeber vertreten läßt, aufs Aergste verleumdet hat.

So viel zur Charakteristik des Buches, von dessen Unfruchtbarkeit wir überzeugt sind. Es gehört ein großes Maß publizistischer Unbildung dazu, es als epochemachende Erscheinung zu begrüßen. Es ist eine Tendenzschrift, nicht ein Werk, das gekommen ist, die Ereignisse zu gestalten, indem es ihnen vorauseilt.

Berlin. S. Saenger.

Parlamentsbriefe.

XXI.

Von Beginn der Session an hat nichts so festgestanden, wie daß der Reichstag das Börsengesetz annehmen und die Vorschläge der Regierung noch weiter verschärfen würde. Das Börsengesetz ist jetzt fertig; es bleibt nur noch das Datum auszufüllen, unter welchem es publizirt werden soll. Aus der dritten Lesung ist als bedeutsam hervorzuheben, daß die Regierung auf jeden Versuch verzichtet hat, eine Abänderung der Beschlüsse zweiter Lesung herbeizuführen.

Die Regierung verharrte auf dem Standpunkte, daß sie die „Auswüchse“ des Börsenverkehrs beseitigen, den nothwendigen Verkehr aber beschützen wolle. Von diesem Standpunkte aus hatte sie in der Kommissionsberathung durch den sachverständigsten Mund eine Reihe von unwiderlegten Bedenken gegen die gestellten Abänderungsanträge geltend gemacht. Die Mehrheit, welcher sich die Nationalliberalen nach einer höchst ansechtbaren Begründung durch Herrn von Bennigsen angeschlossen hatten, blieb unbeweglich. Sie würde sich nur dann zu einer Nachgiebigkeit entschlossen haben, wenn die Regierung irgend einen Punkt der gefaßten Beschlüsse als unannehmbar bezeichnet hätte. Und eine solche Erklärung blieb aus.

Uns ist es lieb, daß die Regierung sich zu einem solchen Ultimatum nicht entschlossen hat. Wenn später die Wirkungen dieses Börsengesetzes an das Licht treten, wird der Einwand ausgeschlossen sein, das Gesetz habe nur darum schlecht gewirkt, weil es abgeschwächt worden sei, weil den weisen Absichten, welche die Antragsteller gehegt, die Spitze abgebrochen sei. Sollen die Agrarier bei der sogenannten Börsenreform ihren Willen haben, so mögen sie auch ihren ganzen Willen und damit die ganze Verantwortlichkeit haben.

Die Gründe, welche gegen das Gesetz sprechen, sind so wie wir sie empfinden, von dem Abgeordneten Frese noch einmal ausgesprochen worden. Herr Frese ist einer der wenigen Kaufleute, die im Reichstag sitzen; in keinem anderen Lande ist dieser Berufsstand im Parlament so schwach vertreten, wie in Deutschland. Herr Frese handelt mit einem Artikel, dessen eigenthümliche Beschaffenheit den Terminhandel unmöglich macht, denn es ist unmöglich, für den Rohtabackt Standardtypen aufzustellen. Es gibt im Verkehr keinen zweiten Artikel, in welchem jeder einzelne Posten Waare eine so individuelle Beurtheilung erheischt, wie der Rohtaback. In Herrn Frese vereinigten sich zwei Eigenschaften, die im wirthschaftlichen Leben selten zusammentreffen: vollkommen sachverständig und doch im vorliegenden Falle interesselos zu sein. Herr Frese hatte die Auffassung der Handelskammer Bremens hinter sich. Aus der Fülle seiner praktischen Erfahrungen heraus hat er die Verderblichkeit dieses Gesetzes überzeugend nachgewiesen.

Das Gesetz wird schwere Nachtheile für den Verkehr im Gefolge haben. Aber nicht der Handel allein ist es, der betroffen werden wird, sondern in höherem Grade die Produktion. Die Preisnotirungen welche an der Börse vor sich gehen, erhellen wie ein Leuchtthurm die geschäftliche Lage eines bestimmten Artikels, und geben jedem Aufschluß, der die Börse nicht selbst besuchen kann, aber doch Waaren verkaufen muß, die später an der Börse weiter verkauft werden. Der Landwirth, der an einem Provinzialhändler Getreide verkauft, wird in Zukunft außer Stande sein, die Preisangebote dieses Händlers an der Hand der Börsennotirungen so zuverlässig zu kontrolliren wie bisher. Vom Standpunkte dieses Provinzialkaufmanns aus können wir es begreifen, daß man in der Erschwerung des Börsenhandels einen Nutzen findet, und so hat es uns nicht besonders überrascht, daß die Bremer Getreidehändler „einstimmig“ beschlossen haben, für das Verbot des Getreideterminhandels zu petitioniren; sie thun das in ihrem Interesse, das mit dem Interesse der Landwirthschaft nicht übereinstimmt. Und daß die Landwirthe sich auf diese Autorität berufen, hat einen humoristischen Beigeschmack, dem freilich ein bitterer Nachgeschmack folgen wird.

Im Verlauf der Debatte hat Herr von Ploetz, der Vorsitzende des Bundes der Landwirthe, der Rufer im Streit zugestehen müssen, daß er sich an Börsenspekulationen wiederholt betheiligt hat, vor Jahrzehnten an Effektenspekulationen, vor zwei Jahren noch an Getreidespekulationen in Form von Termingeschäften. Nach der Auffassung, die wir von Börsenspekulationen haben, haben wir weder das Recht, noch die Neigung, aus solchen Spekulationen an sich Vorwürfe herzuleiten. Im Gegentheil, wir geben zu, daß ein klug rechnender Landwirth oft Veranlassung haben wird, von den Vortheilen, welche diese Geschäftsform bietet, für sich Gebrauch zu machen. Aber die Art, wie Herr von Ploetz Etwas zu entschuldigen versucht, was er nach seinen Grundanschauungen für unentschuldbar halten muß, hat etwas unbezwinglich Komisches. Nur um das Laster, das er bekämpft, kennen zu lernen, hat er einen Versuch gemacht, einen ganz kleinen Versuch. Ein eifriges Mitglied der Mäßigkeitsvereine, das man einst in einem heftigen Branntweinrausch betraf, entschuldigte sein Verhalten damit, daß er nur ein abschreckendes Beispiel habe geben wollen.

Nach dem Börsengesetze kam die Gewerbeordnungsnovelle an die Reihe. Das Interesse an dieser hat sich mehr und mehr auf den Art. 8 konzentrirt, welcher das Detailreisen einer Reihe von willkürlichen Beschränkungen unterwirft. Daß die Kaufleute und Fabrikanten ihre Produkte durch Reisende unmittelbar unter Umgehung einer Zwischenperson an den Mann zu bringen versuchen, ist eine Sitte, die sich in neuerer Zeit ausgebildet hat. Wenn die Verkehrssitte eine solche Erscheinung schafft, sind wir stets geneigt zu glauben, daß diese Sitte verständig ist. Es soll jetzt 70 000 Detailreisende in Deutschland geben; wir haben sie nicht gezählt, aber wir wollen es gern glauben. Wir freuen uns, daß in dieser Weise so viele Menschen ihr ehrliches Brot verdienen. Andere ziehen aus dieser großen Anzahl den Schluß, daß es, um die allgemeine Zufriedenheit zu vermehren, die höchste Zeit sei, die Hälfte oder den dritten Theil dieser Leute brotlos zu machen. Als eine Deputation beim Reichskanzler war, um ihm auseinanderzusetzen, daß ein solches Verbot keinen Grund habe, gab der Reichskanzler zur Antwort, auch er wisse keinen rechten Grund, und der Sohn des Reichskanzlers hat dann in einer sehr verständigen Rede bewiesen, daß ein solcher Grund nicht vorliege. Herr von Boetticher war anderer Ansicht, und er gab den Konservativen Gelegenheit, sich auf seine Autorität gegen die des Prinzen Hohenlohe zu berufen. So lange Fürst Bismarck Reichskanzler war, hätte Herr von Boetticher sich wohl nicht der Gefahr ausgesetzt, seine Autorität gegen die des Grafen Herbert in die Wagschale zu werfen. Statt sachliche Gründe darzulegen, wie es Prinz Hohenlohe gethan hatte, wies Herr von Boetticher auf die große Zahl von Petitionen hin, die für das Verbot des Detailreisens eingegangen sind. Bei anderen Gelegenheiten ist Herr von Boetticher taub gegen Petitionen; wenn sie von freisinniger Seite ausgehen, machen sie gar keinen Eindruck auf ihn. Mit trostvollen Worten sprach er endlich die Hoffnung aus, daß, was auch immer der Reichstag beschließen möge, sein Beschluß zum Segen der ehrlichen Arbeit ausfallen werde. Solchen Glauben haben wir in Israel noch nicht gefunden.

Schließlich hat die Mehrheit des Reichstags folgende kunstvoll zurechtgedoktorte Bestimmung angenommen:

„Das Aufkaufen darf ferner nur bei Kaufleuten oder solchen Personen, welche die Waaren produziren, oder in offenen Verkaufsstellen erfolgen. Zugleichen darf das Aufsuchen von Bestellungen auf Waaren, mit Ausnahme von Druckschriften, anderen Schriften und Bildwerken und, soweit nicht der Bundesrath noch für andere Waaren oder Gegenden oder Gruppen von Gewerbetreibenden Ausnahmen zuläßt, ohne **vorgängige ausdrückliche Aufforderung** nur bei Kaufleuten in deren Geschäftsräumen, oder bei solchen Personen geschehen, in deren Geschäftsbetriebe Waaren der angebotenen Art Verwendung finden“.

Zu dieser auf Antrag des Freiherrn von Stumm angenommenen Bestimmung kommt die Verschrobenheit der heute üblichen reaktionären Gesetzgebung in lieblichster Weise zum Ausdruck.

Die Kommission für das Bürgerliche Gesetzbuch hat ihre Arbeit vollendet. Die Plenarberathungen über das große Werk sollen Donnerstag beginnen.

Der Landtag kam zur schließlichen Entscheidung über den vom Herrenhause an ihn zurückgekehrten Assessorenparagraphen. Es erfolgte die Ablehnung mit einunddreißig Stimmen Mehrheit. Das ist die erfreulichste Handlung, die das Abgeordnetenhaus in der ganzen Session begangen hat.

Proteus

Letzte Gaben von Jules Simon.

Frisch und fröhlich hat Jules Simon die Achtzig überschritten; noch am 25. Oktober 1895 hat er bei der Jahrhundertfeier der französischen Akademie die Festrede gehalten; noch bis in die allerletzte Zeit war er als virtuoser Gesellschafter ein vielgesuchter Tischgast. Grand diner chez les Daudet — so heißt es im Schlußband des Journal des Goncourt unter dem 7. Januar 1892 — avec Schoelcher, Lockroy, le ménage Simon, Coppée. Und inmitten dieser kritischen Plauderkünstler und kritischeren Zuhörer behauptete sich der Greis als Causeur besonderer Art: Décidément ce Jules Simon a un charme, une grâce, faite d'une certaine délicatesse de la pensée, jointe à la douceur de la parole. Man wird den Reiz von Jules Simon's Beredtsamkeit nicht leicht bündiger und behutsamer bezeichnen. Eine gewisse Feinheit des Gedankens gepaart mit einer (mehr syrup- als trauben-süßen) Milde des Wortes machte Simon's Eigenheit im Gespräch, auf dem Lehrstuhl, in der Akademie und vor Massenversammlungen aus. Kraft und Derbheit waren niemals seine Sache. Vor steter Langeweile bewahrte er sich und sein Publikum durch ungemein sanftmüthig vorgebrachte Zwischenspiele salbungsvoller Bosheit. In der Kunst, ganze Honigfässer durch ein Paar Essigtropfen zu versäuren, in diesem ganz spezifischen, wohl Klostergewohnheiten entstammendem, unausrottbarem akademischem Brauch war er Meister. In dem Bändchen der Grands écrivains, das er seinem Lehrer und falschen Gönner Viktor Cousin gewidmet hat, nutzt er mit der Unschuldsmiene eines Bruders Bonafides dem cher maître Neid, Geiz und allerhand andere nette Todsünden auf. Ein bischen verdrießlicher, aber doch recht harmlos in der äußeren Haltung gibt er sich in den bissigen Pamphleten wider die Radauradikalen, die Streber und Stellenjäger, die ihn und seine Leute aus den Geschäften verdrängt haben: Nos hommes d'état: eine Mustersammlung von Parlamentsgaunern und Gauklern, die künftigen Geschichtschreibern der dritten Republik vielleicht manche Vorarbeiten und Nachgedanken sparen wird.

Weit weniger willkommen als in solchen Proben heiliger Medisance ist Jules Simon seinen Hörern und Lesern als Pathetiker und Popularphilosoph. Der Professor, der Gelehrte hat nie viel bedeutet. So auserlesene Geister auch in der Sorbonne und in der Ecole normale unter seinen Schülern waren, ihre Herzen hat er bisweilen als freundlicher Weltmann, nie durch die Wucht seines Wissens oder durch die Strenge seiner Gedanken gewonnen. Entsinne ich mich recht, so beurtheilt Sarcey in seinen Jugenderinnerungen die Vorträge Jules Simon's, denen er mit Taine, About, Prevost-Paradol, J. J. Weiß, Paul Albert folgte, als Anfangs bestechende, bald aber als marklos erkannte Rhetorik. Eine Warnung an Leibniz cave a consequentariis, war ihm ein allzu treu befolgtes Mahnwort. So war er niemals zu einer Führerrolle in Lehre und Leben berufen. Desto besser eignete er sich zum „Vertrauten" fertiger, zum Beichtvater unfertiger Leute. 1845 trat ein junger Mensch in der Soutane in Simon's Arbeitszimmer mit den Worten: ich komme zu Ihnen, weil Sie Bretone, d. h. mein Landsmann und Professor der Philosophie sind. Ich habe Sie um einen Rath zu bitten. Ich bin in der Priesterschule von Saint-Sulpice. Es handelt sich für mich darum, das Seminar zu verlassen und dies Kleid abzulegen. Gewissensfragen dieser Art wurden Jules Simon nicht zum ersten Mal vorgelegt; zum ersten und wohl auch zum letzten Mal von einem Jüngling dieser Bedeutung, der dazumal wirklich aus dem Clerus schied und von Stund an mit Simon in Fühlung blieb. Er hieß Ernest Renan. Jules Simon liebte diesen engeren Stammesgenossen nach seiner eigenen Versicherung so aufrichtig, wie dessen Talent. Je n'aimais pas du tout ses opinions: nicht anders wird es Renan mit Simon's Glaubens- und philosophischen Lehrmeinungen gehalten haben. Diese gründliche Meinungsverschiedenheit über die Grundfragen freier Forschung hinderte die beiden Bretonen indessen nicht, zeitlebens gemüthlich mit einander zu verkehren. Jules Simon konnte Renan auch manchen Liebesdienst erweisen. Als Minister der dritten Republik berief er Renan ohne dessen Zuthun neuerdings zu der unter Napoleon III. durch das ‚Leben Jesu' verwirkten Professur des Hebräischen in das Collège de France. Dafür wählte ihn der Geschichtsschreiber der Anfänge des Christenthums nicht nur zum Pathen bei seinem Eintritt in die Akademie, sondern auch zum Reisebegleiter, so oft es galt, in der Bretagne einem Landsmann monumentale Ehren zu erweisen. Bei solchem Anlaß — Renan hielt die Festrede bei der Enthüllung der Statue des Dichters Brizeux — kamen die Beiden just in Simons Vaterstadt Lorient. Da der Ort außerdem noch mit den Denkmalen von Massé und Bisson gesegnet ist, meinte Renan lachend: „Es ist schlechterdings kein Platz mehr übrig", für ein kommendes Jules Simon-Monument. „In der That" — fährt Simon in seinen Erinnerungen an Renan geschmackvoll fort — „es wäre kein Platz mehr frei. Sollte Lorient aber nach meinem Tode meiner nicht vergessen wollen, so mag es über dem kleinen Kramladen der Rue du Port, in der ich zur Welt kam, eine Gedenktafel anbringen lassen. Eine solche Tafel ist ein billiges, für jede Mittelmäßigkeit und jeden Vermögensstand erreichbares Monument. Es gibt Fabriken, wo man sie nach dem Quadratmeter, recht hübsch für einen Hundertfrankschein, herstellt.*)

So hübsch und humoristisch die Wendung ist; Stich hält sie nicht. Jules Simon wußte sehr wohl, daß ein Mann, der mindestens bei anderthalb Dutzend Statuen als Festredner der Akademie seine Pflicht gethan und als Würdenträger einer Abtheilung des Institut ungezählte Nekrologe in Galasitzungen vorgetragen hat**), einer Prachtbüste im Palais Mazarin gewiß sein kann: ganz zu geschweigen der Ehrenpflicht des Staates, der nothleidenden Bildhauer-Gilde durch ein Preisausschreiben für ein öffentliches Ehrenmal des Mitarbeiters von Herrn Thiers zu Hilfe zu kommen. Ob ihm daneben oder danach eine unbefangene — nicht vom Weihrauchdampf der offiziellen Leichenfeier umnebelte — litterarische Würdigung blühen wird, wer weiß es? Skizzen, wie er sie in dem letzten seiner bei Lebzeiten erschienenen Werke von Kaiser Wilhelm II., Renan, dem Kardinal Lavigerie und Lamartine hinwarf, würden weder ihm noch uns genügen. Selten erzählt er wesentliches, nirgends bringt er Abschließendes. Große Reden und kleine Anekdoten lösen einander ab. Am werthvollsten sind noch die der Begegnung mit Kaiser Wilhelm II. gewidmeten Blätter: nicht so sehr durch die Urtheile Jules Simon's über Art, Haltung und Wesen des jungen Herrschers, sondern durch die Ereignisse, die sich während jener Tage gleichzeitig abspielten: Bismarck's Entlassung und Abreise.

Belangreicher, als all diese Gaben scheint mir ein im Märzheft von Cosmopolis gedruckter Aufsatz von Jules Simon: Le journal à un sou. Die tiefsitzende Verderbtheit der Pariser (und leider nicht nur der Pariser) Börsenpresse wird hier von einem Manne beredet, der an Armand Carrel's Leiche gestanden und, trotz aller Verehrung für diesen ehrenhaften, selbstlosen Publizisten nicht geahnt hatte, daß dessen tödtlich verlaufener Zweikampf mit dem geschäftskundigen Schöpfer des Kreuzerblattes Emil de Girardin nur der Vorbote war zwischen dem Kampf auf Tod und Leben zwischen einem Zeitungswesen, das einzig und allein der Sache, und einem andern Zeitungswesen, das nothwendigerweise nur dem Erwerb dient. Die Kosten des Sousblattes decken die Herstellung der Auflage nicht ent-

*) Jules Simon: Quatre Portraits. Lamartine. Le cardinal Lavigerie. Ernest Renan. L'empereur Guillaume II. Suivis du discours prononcé pour le centenaire de l'institut. Paris, Lévy, 1896.

**) Als Vertrauensmann der Académie des Sciences morales et politiques fielen Jules Simon die (in einer Reihe von Bänden gesammelten) Nachrufe für Thiers, Mignet, Michelet, Henri Martin, Rémusat, Guizot, Adolphe Franck &c. &c. zu.

fernt. Gewinn bringt nur das Annoncenwesen. Anzeigen steigen und fallen aber nur mit dem Absatz. Kein Wunder, daß Girardin und seinesgleichen die Lohndiener der Leser werden. Das jetzt Jules Simon offen und betrübt auseinander. Auf einem internationalen Journalistenkongreß unter dem zweiten Kaiserreich, der in Brüssel abgehalten werden mußte, da in Frankreich keine Redefreiheit denkbar war, hatte Girardin die Verwegenheit, inmitten eines Kreises von Publizisten, deren Gott die Ehre war, seinen Lieblingssatz von der Ohnmacht der Presse zu vertreten. Und auf die Gegenfrage der entrüsteten Zuhörer, weshalb er denn selbst eine Feder führe, lautete die dreiste Antwort: „Warum? Ich betreibe die Journalistik, weil ich 200 000 Francs Rente haben wollte. Und die hab' ich nun". Es zeugt für Jules Simon's tiefen Menschenglauben, daß er trotz aller seither ins Ungemessene gewachsenen Frevel der „feilen Presse" der dritten Republik noch am Ausgang seiner Tage auf eine Heilung der Publizistik seines Vaterlandes „durch die Thatkraft und den guten Willen ernster und überzeugter Schriftsteller" hoffte. Er konnte nicht glauben, daß Armand Carrel, wie zuvor leiblich in Saint-Mandé, nun auch geistig von Emil de Girardin gemordet worden, durch Börsenschwindel, Erpresserkniffe, les scandales financiers et la publicité vénale. Er hielt auch nichts von Repressionsmaßregeln gegen solche und andere Auswüchse der Zeitungsindustrie. C'est la presse seule qui à force de droiture peut régénérer la presse; so lautet seiner Weisheit letzter Spruch. Ob er Recht hatte mit dieser tröstlichen Weissagung, wird erst die Zukunft weisen. Gewiß ist, daß er in solcher Gesinnung jederzeit nicht nur gedacht, sondern auch gehandelt hat. Ein Musterjournalist, dem in diesem Betracht jeder Eine, der eine Feder führt, nur durch treue Nachfolge den rechten Dank bezeigen kann.

Wien, 10. Juni. A. Bettelheim.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Ein militärischer Börsenprophet und seine agrarischen Jünger.

In diesen Tagen hat ein Prozeß stattgefunden, der kulturhistorisch und zugleich politisch von nicht geringem Interesse war.

Herr F. Kolf, Lieutenant a. D. und, wie er sich wohl auch auf dem Titel einiger seiner Broschüren nennt, Dr. F. Kolf, war angeklagt wegen Unterschlagung. Die Strafverfolgung war eingeleitet wegen „wissenschaftlicher" oder geschäftlicher Beziehungen, — das ist nicht ganz aufgeklärt, — welche mit Herrn Kolf die Reichstagsabgeordneten von der Groeben-Arenstein und von Herder unterhalten hatten; der letztere als Parlamentarier ausgezeichnet dadurch, daß man nie von ihm gehört hat; der erstere nicht ohne Berühmtheit durch jenes bekannte Schreiben, in dem er als Zeichen seiner eigenen Selbständigkeit Herrn von Manteuffel als seinen hohen Chef titulirt hat.

Diese Mitglieder der konservativen Partei fühlten sich durch Herrn Lieutenant a. D. Kolf benachtheiligt, weil beide ihm gemeinsam 500 Mark zu Zwecken der Börsenspekulation gegeben hatten und weil sie von diesen 500 Mark nichts wiedergesehen haben. Daß solches bei Spekulationen häufiger sich ereignet, wird man zugeben müssen, und da auch der Gerichtshof eine strafbare Handlung als vorliegend nicht erachtete, so hat der Prozeß, durch den klargestellt wurde, daß ein paar konservative Abgeordnete am „Giftbecher der Börse" nippten und als der Trunk ihnen nicht bekam, das Gesicht schief zogen, Interessantes und Bemerkenswerthes an und für sich durchaus nicht. Denn daß konservative Abgeordnete, die sich gegen Spekulationen an der Börse mit Wuth öffentlich erboßen, im Geheimen an der Börse „kitzeln", ist alltäglich und bekannt genug, auch wenn Herr von Ploetz und Herr Graf von Schwerin-Löwitz, Herr von der Groeben-Arenstein und Herr von Herder ihre Geständnisse nicht in wenigen Tagen hintereinander im Reichstag und vor Gericht abgelegt hätten.

An diesem Prozeß ist dagegen der Beachtung vor allem werth, wem Herr von der Groeben-Arenstein, der Vertreter des preußischen Volkes von Heiligenbeil-Pr. Eylau, und Herr von Herder, der Vertreter des sächsischen Volkes von Marienberg, ihr Vertrauen geschenkt haben.

Herr F. Kolf ist eine typische Erscheinung unserer Tage; ein früherer Lieutenant, der heute Schriftsteller und Politiker ist, und der das deutsche Volk retten und reformiren will durch den Verein mit dem schönen Namen „Bonnival", der „internationaler nicht politischer Natur" ist, und der „die Mißstände, die Auswüchse des Börsenunwesens vernichten soll".

Herr Kolf gehört geistig zum Schlage der Liebermann von Sonnenberg. Dasselbe Pathos, das durch unrichtige kraftmeierische dichterische Citate und durch Schwulst der Prosa den Beifall des schlechten Geschmacks sich erwirbt; ein bischen miles gloriosus, der in Broschüren über die Börse von Kriegsabenteuern der Jahre 1870/71 erzählt; daneben selbstverständlich „Ethiker" und Apostel eines schneidigen „deutschen Idealismus" ist, der unsere Nation vor dem Treiben der semitischen Feinde zu retten sich berufen fühlt, — was ebenso selbstverständlich ist; zugleich großer Entdecker der Fäden der jüdischen Weltverschwörung. Seine Entdeckungen sind von so hohem Reize, wie sie nur in einem schlechten Kolportageroman zu finden sind; endlich völliger Banause auf dem Gebiete realer Kenntnisse, — alle diese bemerkenswerthen modernen Eigenschaften vorgetragen in selbstsicherem Phrasengeklingel, und selten nur von grammatikalischen Schnitzern belebt, entbehren des Eindrucks nicht, und wenn Herr Lieutenant a. D. Liebermann von Sonnenberg einen Reichstagssitz errungen hat, so ist es eine Tücke des Schicksals, daß Herr Lieutenant a. D. Kolf noch nicht dem Parlamente mit antisemitisch-konservativer Hilfe angehört.

Daß eine Erscheinung wie diese auf die konservativen Abgeordneten v. d. Groeben-Arenstein und von Herder des Eindrucks nicht entbehrte, ist nur natürlich; er fascinirt vor Allem durch seine Enthüllungen wie Ahlwardt; kurz Herr Kolf besitzt Alles, um in dieser Sphäre Erfolg zu haben; vom Lieutenantstitel, den ja auch der geschäftliche Vertrauensmann des Herrn von Ploetz, Herr Arnold führte, bis zum geschmacklosen Pathos und der Kenntnißlosigkeit; freilich diese letztere nur nach den Anschauungen veralteter und überlebter Wissenschaftlichkeit.

Herr Kolf hat nämlich eine sehr große Entdeckung gemacht. Auf Seite 18 seiner sehr unterhaltlichen Broschüre „Schlachtenbilder von der Börse"*) sagt er, nachdem seine Schüler genügend vorbereitet sind, das folgende:

„Die Mehrzahl unserer Leser . . . werden es glauben, auf Grund ihres eigenen Nachdenkens, trotzdem noch alle Bücher, Zeitschriften, Tagesblätter, von denen manche eine hohe Autorität in Anspruch nimmt (!), mit rührender Treuherzigkeit weiter fabeln von der nationalökonomischen Mythe: reelles Angebot und Nachfrage diktiren die Kurse."

Das war im Jahre 1894 noch eine einigermaßen neue Wahrheit; heute hat sie ihren Weg bereits gemacht bis in das Centrum und die nationalliberale Partei des Reichstages, wie so lehrreich die Verhandlungen über das Getreidetermingeschäft erwiesen haben.

Es sind also nicht Angebot und Nachfrage, wie nur zurückgebliebene Professoren, andere Narren oder verbrecherische Helfershelfer des Geheimbundes glauben können, die den Preis bestimmen; der Preis wird vielmehr bestimmt,

*) 1894. Verlag der Geschäftsstelle der antisemitischen Vereinigung für Norddeutschland. R. Jacob, SW. Junkerstr. 5/6.

durch „ein abgekartetes Spielsystem“ — es kann kein Zweifel sein — des internationalen Judenthums.

Ich will als ehrlicher Mensch den Absatz der Broschüre nicht schädigen, und ich will auch offen gestehen, daß ich die geistreichen Enthüllungen, die die Broschüre über dieses „abgekartete Spielsystem“ enthält, zu meinem Leidwesen vollkommen nicht verstanden habe; Herrn von der Groeben-Arenstein und Herrn von Herder ist das jedenfalls gelungen; ich beschränke mich darum auf die Andeutung, daß unter Anwendung einer selbstentdeckten ingeniösen „Kursstenographie“ und unter Eintheilung der Schwankungen in „Baisse-“ und „Hausse-Dreitheiligkeit“, dann durch Tafeln, Tabellen, schematische Darstellungen und durch Ausführungen das Geheimniß der Geheimnisse für die Aktien der österreichischen Kredit-Anstalt bloßgelegt ist, so daß der Weg nun offen steht, damit auch andere sich an den Raubzügen der internationalen semitischen Verschwörer betheiligen können.

Da ich die schwerer entwirrbaren detaillirten Berechnungen bei Seite lasse, so will ich wenigstens ein Paar der zusammenfassenden ebenso farbigen wie plastisch eindrucksvollen Ausführungen der Broschüre hierhersetzen. Man lese:

„Diese Ein-, Zwei- und Dreitheiligkeiten, die wir jetzt kennen gelernt haben, entsprechen annähernd den Sektionen und Zugen des Regiments. Wie der Regimentskommandeur seine Züge nach rechts oder links dirigiren kann, so operirt unser geheimer Börsenkommandeur mit diesen Ein-, Zwei- und Dreitheiligkeiten nach oben oder nach unten.

Scheint einmal ein Positionswechsel angezeigt, so erfolgt dieser ebenso kurz und präzis wie beim Regiment. Dabei aber behält der Leiter des Spiels immer die Direktive. Auch der Börsenkommandeur verfügt über verschiedene Waffengattungen, nämlich den Renten-, Banken-, Bergwerks- und Bahnenmarkt, in diesen einzelnen Märkten nun lassen sich wieder unterscheiden, wie z. B. bei dem Bankenmarkt, schwere und leichte Regimenter: die Kreditaktie gleicht einem Grenadierregiment, die Berliner Handelsgesellschaft mag einem Jägerbataillon entsprechen. Wie ferner das eben erörterte kleine Spiel eines Platzes dem Regimentsexerziren entspricht, so läßt sich das große Wiener Spiel treffend mit dem Exerzieren im großen Stile, nämlich mit dem Brigade oder Divisionsexerziren vergleichen.“

Oder eine andere Stelle aus der „militärischen Börsenskizze“:

„Als ich noch Militär war, wurde die Infanterie der Backzahn Sr. Majestät genannt. Sehen wir uns nun einmal die Backzähne Sems an, so finden wir, es sind die Banken (die Maklerbanken nicht zu vergessen!) Unter den an der Berliner Börse gehandelten Bankpapieren folgen ihrem Range nach im Spielsystem Kredit, Kommandit, Handelsgesellschaft.

Am 3. Juni standen Mittags 11½ Uhr drei Regimenter feldmarschmäßig gepackt in der Burgstraße vor der Börse aufmarschirt. Es waren dies:

1. Das I. kanaanitische Garderegiment zu Fuß, genannt „Oesterreichische Kreditanstalt“ unter Kommando des Obersten Edler von Sem.

2. Das judäische Grenadierregiment „Diskonto-Kommandit“ unter Kommando des Autokraten Herren von Hansemann, genannt „der Arier“ (siehe Mittheilungen des Vereins gegen den Antisemitismus im ersten Kapitel: „Der Giftbaum der Börse“ aus „Altes und Neues von der Börse“. Pahl'sche Verlagsbuchhandlung, Zittau in Sachsen).

3. Das israelitische Leibjägerbataillon „Handelsgesellschaft“ unter Führung des Ritters von Fürstenberg.

Die Aktion beginnt: Die im Capua der Hausse nichts ahnend schwelgende, disziplin- und führerlose Truppe der Gois soll von dieser ihrer Höhenposition 165 Kredit, 205 Diskonto, 159 Handelsgesellschaft binnen ca. 5 Wochen heruntergeworfen werden, und zwar Kredit auf 447, Diskonto 191, Handelsgesellschaft 150.“

Und endlich an dritter Stelle:

„. . . . Die Hausse- oder Baissepartei . . . ist nur ein Kunstprodukt, ein vorgedacht gezeichnetes Gebilde der allmächtigen Gruppe; man läßt diese Richtung aber gewähren und füttert sie durch Tendenzberichte der Zeitungen und plangemäße Börsencirkulare solange an, als es den Matadoren in ihren Kram paßt. Solche Hausse- oder Baissepartei sind eben Schlachtthiere, Mastochsen, je fetter, je besser, sie haben eben von weit und breit das Kapital aufgesogen und überheben nun die finanziellen Machthaber der Mühe des weiteren Sammelns; in sich selbst liefern sie die Ausbeute der kleineren Betrogenen, die zu ihnen zusammenliefen, ihnen sich anschlossen. Ist nun der Zeitpunkt gekommen, so werden sie erbarmungslos nach den Regeln der Kunst abgeschlachtet, die einen wie die andern, einmal in der Hausse, ein andermal in der Baisse.“

Daß diese Mischung von schneidigem antisemitischen Militarismus und agrarischem „Mastochsenthum“ den Herren konservativen Reichstagsabgeordneten von der Groeben-Arenstein und von Herder außerordentlich gefallen mußte, und ihrer Intelligenz völlig einleuchtend erschien, ist nach den Erfahrungen neuerer Zeit begreiflich genug. So traten denn die beiden adeligen Volksvertreter mit Herrn Lieutenant a. D. F. Kolk zusammen und spendeten 500 Mark, um sich an den Evolutionen des ersten kanaanitischen Garderegiments zu Fuß und an der Abschlachtung der „Mastochsen“ zu betheiligen, gemäß den Entdeckungen ihres originellen militärischen Börsenpropheten.

Dieser Prozeß enthält eine sehr werthvolle kulturhistorische Thatsache.

Die Verhandlungen über das Börsengesetz kann der nur allseitig verstehen, der berücksichtigt, daß die Majorität aus solchen Konservativen wie die von der Groeben und von Herder bestand, und solchen anderen, die die erstaunliche Entsagung übten, sich der wirthschaftlichen Bildung jener demuthsvoll unterzuordnen, wie das auch die Regierung voraussichtlich thun wird.

So kann man denn wohl mit einigem Recht behaupten, daß die wirthschaftliche und politische Weltanschauung des Lieutenants a. D. Kolk ganz wesentlich heute die deutschen Geschicke beeinflußt.

Werden unter solchen Umständen Handel und Wandel mit Maßnahmen beglückt, so kommen Produkte wie das Börsen- oder Zuckersteuergesetz und dergleichen zu Tage; würde man die Medizin reglementiren, so würde man Krähenaugen bei Neumond geröstet gegen Epilepsie verschreiben, und würde man die Astronomen beglücken, so würde die Astrologie auf den Thron gesetzt werden. So sieht „die herrschende Kaste“ heute in Deutschland aus, die in ihrem altererbten Hexenglauben nach der Geheimlehre der Börse und der Geheimlehre des Talmud späht, weil sie meint, daß man heute wohlhabend und reich nur durch geheime Niedertracht werden kann; an das Mittel der Sparsamkeit, des Fleißes und der Intelligenz haben Viele von jenen nie glauben gelernt.

Arme konservative Agrarier! Ihr Unglück sind nicht vor Allem die niedrigen Preise; ihr größeres Unglück ist ihre niedrige Intelligenz, und diese Unbildung gepaart mit ihrer Anmaßung, die herrschen will und die eine schwache Regierung und ein politisch allzu gleichgültiges Volk herrschen läßt, das ist zugleich das Unglück Deutschlands.

Ignotus.

Theater und Reichshauptstadt.

Ein Rückblick auf das letzte Vierteljahrhundert.

I.

Die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, die seit 25 Jahren das Berufsinteresse des Schauspielerstandes mit Nachdruck und Klugheit vertritt, gibt alljährlich einen Almanach heraus. In dem neuesten dieser Almanache, im Jahrbuch von 1896, sind für die Reichshauptstadt Berlin nicht weniger als 28 Theaterunternehmungen verzeichnet. Wer diese Schaubühnen alle besuchen wollte, müßte sich zu einer Kreuz- und Querwanderung durch die ganze große Stadt entschließen. Am Opernplatz hätte er zu beginnen und weit draußen in der Perlebergerstraße müßte er endigen. Diese Fülle von Theateranstalten steht in natürlichstem Zusammenhange mit dem ungeheuren, in Europa beispiel-

losen Wachsthum Berlins. Je mehr Kapital und Arbeit von allen Seiten der bewohnten Erde in die werdende Weltstadt strömte, desto mehr steigerte sich das Bedürfniß auch nach Zerstreuung, Erholung, Erheiterung, Genüssen. Die Genüsse, die in jenen 28 Tempeln dargeboten werden, sind allerdings in den seltensten Fällen das, was man in einem höheren Sinn unter Kunstgenüssen versteht, obwohl der Besitz einer gewissen Kunstfertigkeit und Kunstfähigkeit bei den Darbietungen der mitwirkenden Kräfte überall die Voraussetzung ist. Viele dieser Theater wenden sich nicht immer an die besten Instinkte der schaulustigen Menge, und gegen manche dieser Sammelplätze werden nicht bloß vom ästhetischen, sondern nach viel öfter vom moralischen Gesichtspunkt aus mehr oder minder berechtigte Klagen erhoben. Aber am lautesten werden Klagen einer dritten Art: Klagen vom geschäftlichen Gesichtspunkt aus. Das Wachsthum Berlins allein, so riesengroß es ist, hätte diesen weiten Spielraum doch nicht schaffen können, wenn die Anwendung der Gewerbefreiheit auf das Theater den Wettbewerb nicht unterstützt hätte. Nachdem nach kurz vor dem Kriege, der Berlin zur deutschen Hauptstadt machte das Theatergewerbe frei geworden war, herrschte nirgend reinere Freude, erwachten nirgend holdere Hoffnungen als in unserer jungen Kaiserstadt. Man erwartete, daß sich im freien Spiel der Kräfte auch das Spiel der dramatischen Kunst blühend entfalten werde. Der Stachel der Konkurrenz sollte die auf dem Lorbeer Entschlafenen wecken, die Trägen emporrütteln, Eingerostetes wieder schmuck und geschmeidig machen.

Diesen überschwänglichen Zukunftsträumen gab vor etwa zwanzig Jahren der geschätzteste Theaterkritiker des damaligen Berlin, Karl Frenzel, den klarsten und nüchternsten Ausdruck am Schlusse eines Buchs, das er in Anlehnung an Lessing's Hamburgische Dramaturgie, aber auch unter zeitgemäßer Verwahrung gegen dieses klassische Meisterwerk der deutschen Kritik „Berliner Dramaturgie" nannte. Bei ängstlicheren Gemüthern begegnete Frenzel schon damals der Befürchtung, daß jeder Bierwirth seinen Saal in eine Bühne Thaliens verwandeln könnte. Nicht die Tragödie, nur die Posse werde emporkommen. Die Frechheit in Rede, Geberde und Tanz werde jeden Ernst und jede Würde verdrängen. Mit der Verwilderung des Geschmacks werde die Zügellosigkeit der Bühne wachsen. Das Schauspielerproletariat werde sich von Tag zu Tag vermehren. Der Verfall des deutschen Theaters sei nicht aufzuhalten. Unter dem Eindrucke dieser und ähnlicher Beängstigungen kamen verächtliche Ausdrücke auf, wie Nikotingiftbuden und Schinkenstullentheater. Allen solchen Sorgen trat Frenzel beschwichtigend entgegen; er wies darauf hin, daß seit der gesetzlichen Theaterfreiheit Shakespeare und Schiller nicht bloß für theures Geld im königlichen Schauspielhause, sondern auch für billiges Geld in den Vorstädten, vom Weinbergsweg bis herunter in die Belle-Alliancestraße, aufgeführt würden.

Allerdings trat seit 1870 die Konkurrenz mächtig hervor. In früheren Jahrzehnten hatte sich mit den Hofbühnen nur das alte Königstädtische Theater am Alexanderplatz gemächlich messen dürfen. Es pflegte ein etwas niedrigeres Genre als die königlichen Schauspiele, stieg aber doch bisweilen litterarisch so hoch empor, daß es die Wienerischen Genies Raimund und Nestroy nicht nur als Dramatiker, sondern auch als Schauspieler dem Berliner Publikum bekannt machte. In die Erbschaft dieser altberühmten Bühne theilten sich dann vorwiegend das Friedrich Wilhelmstädtische Theater als Pflegstätte des Singspiels, das Viktoriatheater als Pflegstätte des Ausstattungsstücks und vor Allem das Wallnertheater als die vornehmlichste Pflegstätte der Berliner Lokalposse. Aber bei aller Beliebtheit dieser lustigen Gemeinplätze blieb eine respektable Distanz zwischen der hohen Generalintendantur und den Bureaus der Privattheater, zwischen Döring und Helmerding, Liedtcke und Reusche bestehen, und wer einem Weißbiertrinker der Konfliktszeit gesagt hätte, daß seine furchtbar nette Anna Schramm ein Menschenalter später auf dem Gendarmenmarkt die Nachfolgerin der Frieb-Blumauer sein würde, hätte unfehlbar eine sehr drastische Zurückweisung, etwa: „Quatsch nich Krause!" erfahren. Jene respektable Distanz blieb bestehen, nicht bloß in der Berliner Beadlerung, sondern auch im Bewußtsein der beiderseitigen Leute vom Bau.

Seit 1870 änderte sich das. Wie unter dem Massenzudrang fremder Elemente das urberlinische Gepräge auf dem Antlitz unserer Stadt verblaßte, so schwand auch auf den Berliner Theatern das spezifisch Berlinische dahin. Die Interessen dehnten sich aus, zerstreuten sich. Darunter litt zu allermeist die Posse; ein Zeichen dieses Niedergangs war der frühzeitige Rücktritt des genialsten und lokalsten aller Berliner Komiker, Karl Helmerding's. Uns zur Freude sehen wir ihn noch heute in jugendfrischer Beweglichkeit die Straßen der Stadt durcheilen. Aber von der Bühne hat er schon seit nahezu zwanzig Jahren Abschied genommen; über den Tummelplatz seiner Humore ziehen jetzt die hehren Gestalten einer Antigone und Maria Stuart. Das Wallnertheater hat sich in ein Schillertheater verwandelt und darf jetzt als eine billige Volksausgabe des königlichen Schauspielhauses gelten. Auch diese Bühne strebte, wie so viele andere, aus dem Lokalen ins Universale herüber.

Noch ehrgeiziger drängte sich das Friedrich-Wilhelmstädtische zu den Aufgaben der Hofbühne heran. Hier hatte in den Glanzzeiten der Offenbach, Lecoque, Strauß, Suppé die Pariser und Wiener Operette ihre Berliner Kommandite errichtet und verfolgte zunächst nur den Zweck, durch Spiel und Sang die leichtlebigen Leute zu entzücken, die sich im königlichen Opernhause trotz Niemann, Betz und der Mallinger bei den Propheten alter wie neuer Schule langweilten. Dieses flotte kleine Operettentheater im lüderlichen Quartier latin wurde der Lieblingsplatz jener Kreise, die unter dem Einflusse der Gründerzeit nach dem berüchtigten Muster älterer Weltstädte damals in Berlin erst emporkamen: Demimonde und jeunesse d'orée! Man darf sagen: das damalige Friedrich-Wilhelmstädtische Theater war eine hohe Schule für goldene Jugenderziehung und Halbweltbildung; und man darf dieser Schule nachrühmen, daß sich die frivole Spielerei mit den Dingen des Lebens nie wieder in Berlin so graziös entfaltet hat, wie in der Schumannstraße zur Zeit der schönen Helena, der Fledermaus, der Mamsell Angot und der Fatinitza. Es sind reichlich zwanzig Jahre her. Die holden und unholden Kobolde von damals sind in alle Winde zerstoben, zum Theil wohl auch verdorben und gestorben. Ihr Reich war nicht von Dauer, und während sich jetzt in viel glänzenderen, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Räumen die hektische Nachkommenschaft jener klassischen Singspiele langsam zu Tode quält, während in den Schinkenstullentheatern des Centrums aus ungenießbaren Ueberresten der altberliner Posse, des Ausstattungsstücks und der Operettennudität undefinirbare Ragouts zusammengepfeffert werden, verwandelte sich dort oben im Nordwesten das lustige, lustige Vogelhaus der Fledermaus in heilige Hallen, die schon 1874 durch den ersten Einzug der Meininger geweiht waren und die seit 1883 den einzig ebenbürtigen, zum Theil überlegenen Rivalen der königlichen Hofbühne, das Deutsche Theater, beherbergen.

Die Meininger begannen mit Shakespeare, das Deutsche Theater begann mit Schiller. Was also Karl Frenzel an den Vorstadtbühnen beobachtet hatte, erprobte sich hier in höherem Maße. Das große Drama der Vergangenheit wurde nicht nur in Berlins Nord und Süd popularisirt, sondern während es im Schauspielhause verdorrte und abwelkte, fing es jetzt wieder an, zu blühen und reife Früchte zu spenden. Die Gründung des Deutschen Theaters steht mit der Eroberung Berlins durch die Meininger im engsten ursächlichen Zusammenhang. Erst aus diesem Zusammenhang entstand eine des neuen, des großen, des kaiserlichen, des reichsdeutschen Berlin würdige Theaterkunst großen Stiles. Kaiser und Reich waren erstanden. Der alte Held, der diese ganze Herrlichkeit in seiner schlichten und ehrwürdigen Person fern allem Prunk

und aller Pracht repräsentirte, fühlte kein Bedürfniß, seinen königlichen Hofhalt in einen kaiserlichen zu erhöhen. Auch die beiden Hofbühnen blieben königlich; und der alte Kaiser saß gern ein Stündchen oder zwei in seiner Seitenloge, hinter einem Vorhang verborgen, ruhend von den Mühen des schweren Tages und des langen Lebens, still und allein. Vielleicht war es der einzige Platz, wo der Unermüdliche dann und wann kurze Zeit fand, müde zu sein. Mit Rührung konnte aus der ersten Parquetreihe ein vordringliches Zuschauerauge beobachten, wie ihm, wenn es auf der Bühne langweilig wurde, Schlummerwölkchen über die Augen gingen, und das greise Haupt sich neigte. Wenn aber auf der Bühne dann wieder ein fröhliches Lachen ertönte, so belebte sich das Antlitz, und der alte Herr hatte seine immer wiederholte Freude am „Schritt vom Wege“ und an „Den zärtlichen Verwandten“. Bis zu den anspruchslosen Harmlosigkeiten Benedixens und Wichert's reichte die abendliche Spannkraft dieser beschäftigten Nerven, dieses arbeitsamen Geistes noch aus. Tiefern und ernstern Problemen nachzudenken, stärkern Erregungen sich Preis zu geben, wäre über die Kraft gewesen. Was aber der alte Kaiser persönlich in seinem Theater suchte, wurde für den dienstergebenen, soldatenhaft zuverlässigen Hofmann, der dieses Theater damals leitete, ein künstlerisches Ziel. Das klassische Drama stäubte ein, die besseren Leistungen der zeitgenössischen Produktion wurden unter nationalem Vorwande verschmäht, und die tüchtigsten schauspielerischen Kräfte dienten der Späßchenmacherei.

Die hervorragendsten Leistungen der dramatischen Produktion kamen dazumal aus Paris, aus demselben Paris, dessen Eroberung durch die Deutschen Frankreichs Niederlage besiegelte. Zu derselben Zeit, wo aus dem Frankfurter Frieden Deutschland als Sieger hervorging, baute man in der Hauptstadt des neuen, erst wenige Monate alten Deutschen Reiches ein allerliebstes kleines Theater, dessen Aufgabe seit 25 Jahren fast ausschließlich darin besteht, den Berlinern zu zeigen, was und wie in Paris gedichtet wird. Es ist das Residenztheater in der Blumenstraße. Um 1870 standen Feuillet, Augier, Dumas, Sardou noch in ihrer Blüthe. Diese Landsleute Bazaine's und Mac Mahon's waren dem früheren preußischen Gardeoffizier, der das Hofschauspiel verwaltete, widerwärtig. Er gönnte sie dem Residenztheater, das mit der französischen Sittenkomödie glänzende Geschäfte machte und unter wohlgeübter Führung durch einen leichten, natürlichen, flotten vornehmen und doch seelisch belebten Konversationston der Hofschauspielkunst schon gefährliche Konkurrenz schuf. Während der Generalintendant die echten Franzosen abwies, gab er ihren unbeholfenen berliner Schülern weiten Spielraum. Man trank im Residenztheater Champagnerwein, im Hoftheater deutschen Sekt und glaubte dadurch die nationale Würde zu wahren. Hätte man nach dem Beispiele des Wiener Hofburgtheaters zugleich das Echte vorgeführt, so wäre die Imitation bald in ihrem Talmiwerth abgeschätzt worden, und dem deutschen Drama wäre schon damals die Forderung gestellt worden, eigene Wege im eigenen Leben zu suchen.

So bedeutungslos hierfür das damalige Hoftheater war, so bedeutungslos war es für die Wiedererweckung des klassischen Dramas. Zu derselben Zeit, wo der große Einheitsgedanke in gewissem Sinne That geworden war, wo sich eine Fülle deutscher Souveräne dem Deutschen Kaiser fügte, trieb die geschmähte Kleinstaaterei noch eine jener herrlichen Kunstblüthen, an denen sie von jeher reich gewesen ist. 1866 war auch in Sachsen-Meiningen Sturm und Streit gewesen. Der alte Herzog hatte auf Seite der Oesterreicher, sein Sohn, der Erbprinz, auf Seite der Preußen gestanden. Der Norddeutsche Bund veranlaßte einen Thronwechsel im Ländchen, und der neue Herzog Georg verzichtete wohlweislich darauf, eine politische Rolle zu spielen. Er vertraute der Berliner Staatsweisheit. Aber an Neu-Deutschlands innerem Ausbau arbeitete auch er mit allen seinen Kräften. Diese Kräfte waren die Kräfte eines Künstlers. Seinen freien, humanen, hohen Sinn beseelte die kräftigste aller Künste, die dramatische Kunst. Auch hier verfolgte er einen großen Einheitsgedanken. Gegenüber den Zersplitterungen virtuosenhafter Solospieler, gegenüber den Zerrüttungen roher Bühnenbearbeiter, gegenüber dem verständnißlos gespreizten Deklamiren der einzelnen Rollen suchte Herzog Georg von Meiningen im Drama das einheitliche Ganze. Er suchte den eigenen Stil eines Stücks. Um die rechte dichterische Stimmung hervorzurufen, stellte er alle Errungenschaften anderer Künste, der Technik, der Industrie und des Gewerbes in den Dienst der Bühne. Kostüme und Dekorationen paßten sich dem Geschmack der Zeit und des Landes an, wo das Stück spielt. Hinter alledem lag ein kundiges Malerauge. Die großen theatralischen Wirkungen wurden weniger aus dem einzelnen Schauspieler, als aus dem Zusammenwirken sämmtlicher Kräfte und Hilfskräfte gezogen. Jeder, auch der Beste, hatte sich dem Ganzen unterzuordnen. Die persönliche Autorität des Herzogs wirkte dabei Wunder, und drei Lenze nach dem Friedensschluß waren die Meininger in Berlin. Sie erregten Sturm. Das Publikum war durch das bunte Leben ihrer scenischen Bilder hingerissen. Die Kritik war, wie immer, uneinig. Der Dekorationspomp, die Bewegtheit der Massenscenen wurde vielfach für übertrieben erachtet, und es bildeten sich zwei Parteien, von denen die eine Meiningen, die andere den Puritanismus des Wiener Dramaturgen Heinrich Laube aufs Banner schrieb. Kurios ist es, daß der gegenwärtige Intendant des Meiningischen Hoftheaters, Paul Lindau, damals in seiner vielgelesenen „Gegenwart“ zu den schärfsten Beurtheilern des Meiningischen Stils gehörte. Das Berliner Hoftheater kam bei dem ganzen Kunststreit nicht in Frage. Man ging darüber mehr oder minder stillschweigend zur Tagesordnung über. So wenig bedeutete Berlin damals für die ernste Theaterkunst. Das eigentliche Saisonereigniß brachten während der nächsten Jahre immer erst die Gastspiele der Meininger, die sich nicht allein mit der Wiederbelebung des Alten abgaben, sondern auch überall hin nach Neuem ausspähten. Björnson und Ibsen, die beiden norwegischen Dramatiker, die in der Folgezeit soviel Aufruhr stiften sollten, wurden in Berlin zuerst durch die Meininger eingeführt.

In Berlin wurde mit der Zeit dieser jährlich sich wiederholende Einfluß einer fremden Truppe, der auch die königliche Familie, besonders den Kronprinzen lebhaft interessirte, aber am Hoftheater spurlos vorüberging, als unwürdig empfunden. Zehn Jahre nach dem Frieden war Berlin doch so weit, um Anspruch darauf erheben zu können, auch des deutschen Theaters Hauptstadt zu sein. Der Gedanke faßte zuerst in Schauspielergemüthern Wurzel. Einige Virtuosen wie Friedrich Haase, Ludwig Barnay, Sigwart Friedmann, Hedwig Niemann-Raabe waren wohl des langen, einsamen Wanderns einmal müde geworden, und ihr Ehrgeiz richtete sich nun darauf, mit vereinten Kräften das Hoftheater aus dem Felde zu schlagen. Ihnen kam Adolf L'Arronge entgegen, der aus den Tantièmen seiner lustig-hausbackenen Wallnerstücke das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater gekauft hatte und nun darin die Operette absterben sah. In L'Arronge lag bei allem praktischen Sinn und bei aller Derbheit des Geschmacks stets ein Zug zum Feineren. Dem höheren Blödsinn der alten Berliner Lokalposse setzte er zunächst das rührende, aus Komik und Sentimentalität gerührte Volksstück entgegen, strebte dann zum „sogenannten“ Lustspiel empor, und nun reizte ihn die Beschäftigung mit der großen Kunst. Das Deutsche Theater kam zu Stande. Aber wie im alten Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, wenn die Fledermaus gegeben wurde, so ging es auch jetzt in diesen Räumen wieder zu: „viel Vögel flogen ein und aus!“ Zunächst kam es zwischen den Virtuosen zu Mord und Todtschlag. Keiner vertrug sich mit dem Andern. Einer ging nach dem Andern, und zuletzt blieb L'Arronge allein übrig. Das Theater hat darunter nur zeitweise gelitten. Es machte die Meininger Gastspiele überflüssig und rüttelte endlich das Hoftheater aus seiner Lethargie auf. Das Deutsche Theater hat von den Meiningern alles Gute genommen. Aber es besaß an August Förster, dem Schüler

Laubes, dem alten erfahrenen Burgtheaterregisseur, eine kontrollirende Kraft, und so kam es, daß sich die alten Gegensätze Hie Wien, hie Meiningen in Berlin im Deutschen Theater versöhnten. Die Vorstellung des Don Carlos mit Josef Kainz ist die glänzendste Etappe dieser Entwicklung.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Paul Schlenther.

Bücherliebhaberei.

„Habent sua fata libelli.“ Ueber dieses Thema hat Herr **Otto Mühlbrecht**, von der bekannten Berliner Verlagsfirma **Puttkammer und Mühlbrecht**, ein Buch veröffentlicht*), das ich mit dem lebhaftesten Interesse gelesen habe und den Lesern dieser Zeitschrift nur aufs wärmste empfehlen kann, wenngleich manches darin Mitgetheilte bereits aus andern leicht zugänglichen Publikationen bekannt ist.

Die Buchdruckerkunst hat in den 460 Jahren, in denen sie ihre Thätigkeit entwickelt hat, ein ungeheures Quantum litterarischer Arbeit dem lesenden Publikum zugänglich gemacht. Ein französischer Bibliophile, Peignot, hat die Gesammtzahl der gedruckten Bücher in der Zeit von 1436 bis 1822 auf 3 681 000 Werke berechnet. Und was ist seit 1822 alles hinzugekommen —, ganz abgesehen von den riesigen Quantitäten von Drucksachen, welche die periodische Presse in Form von Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften auf den Markt wirft! Aber wie wenige von den unzähligen Produkten der Buchdruckerkunst fristen ihr Leben über die nächsten Jahre hinaus! Wie wenige sind nach 50 Jahren noch anderen Leuten als den Bibliothekaren bekannt! „Es ist lehrreich für uns, daß von den sämmtlichen Büchern aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts — also aus der Inkunabelnzeit — nicht mehr als etwa 300 noch von besonderer Wichtigkeit für den Büchersammler sind; von den etwa 50 000 besseren Erscheinungen des 17. Jahrhunderts genießen heute etwa nur noch 100 Werke ein hohes, unbestrittenes Ansehen, und von den etwa 80 000 hervorragenden Erscheinungen des 18. Jahrhunderts hat man kaum 300 Werke durch einen Neudruck in unserer Zeit für werth gehalten, vor der Vergessenheit und dem Untergange bewahrt zu werden.“

Recht eigentlich aus dieser Vergänglichkeit hat sich die Bücherliebhaberei und — noch mehr — die eigentliche Bibliomanie entwickelt, von der Otto Mühlbrecht in seinem Werke uns so Interessantes zu berichten weiß. Nicht der innere Werth eines Buches ist entscheidend für die Preisbildung auf den Märkten der Bücherliebhaber, sondern äußere Vorzüge: die Art des Druckes, das zur Verwendung gelangte Papier, die Druckerfirma, der Einband, die Frage, ob es sich um ein beschnittenes oder noch nicht beschnittenes Exemplar handelt, und vor allen Dingen die größere oder geringere Seltenheit.

Welche Preise für seltene Bücher bezahlt werden, dafür liefert das von Fust und Schöffer 1459 gedruckte „Psalterium“ das beste Beispiel. Der berühmte Antiquar B. Quaritsch in London — nebenbei bemerkt, ein Deutscher von Geburt — zahlte 1884 auf der Thorold-Auktion für ein Exemplar dieses Werkes, von dem im Ganzen überhaupt nur noch 7 Exemplare bekannt sind, die Summe von 4950 £, also annähernd 100 000 Mark; — das ist der höchste Preis, der bis dahin jemals für ein einzelnes Buch bezahlt worden ist. Dasselbe Exemplar war 1817 bei der Versteigerung der ausgezeichneten Büchersammlung des Grafen Mac Carthy in Toulouse für 3350 Franken verkauft, vor einigen Monaten soll Quaritsch dieses selbe Exemplar für 5256 £ in London weiter verkauft haben.

Die Bücherliebhaberei — mit ihren mancherlei thörichten Ausschreitungen — hat sich das Verdienst erworben, die Geschichte der Entwicklung der Buchdruckerkunst nach allen Richtungen hin aufgeklärt zu haben: man kennt die Schicksale der berühmten Drucker und der wichtigsten von ihnen herausgegebenen Werke ziemlich genau. Manche berühmten Druckereien blieben durch viele Generationen in derselben Familie, und die Erzeugnisse dieser hervorragenden Druckerfamilien erlangten gar bald eine internationale Werthschätzung.

Von Deutschland aus verbreitete sich die Buchdruckerkunst rasch über ganz Europa. Speziell in Italien kamen schnell berühmte Drucker auf, so die Familie Manutius in Venedig. Aldus Manutius, der 1494 in Venedig die erste Druckerei errichtete, brachte seine Ausgaben griechischer und römischer Klassiker bald zur Berühmtheit; die sogenannten Aldinen waren in der ganzen civilisirten Welt geschätzt wegen des korrekten Druckes und des zur Verwendung gelangten vorzüglichen Papiers. Die Offizin blieb über 100 Jahre in dem Besitze derselben Familie. — Die Buchdruckerfamilie Giunta war für Florenz das, was die Manutius für Venedig waren. Sie begründete zuerst in Florenz und Venedig, später zu Lyon, und endlich in Burgos, Salamanka und Madrid, Buchhandlungen und Druckerwerkstätten. Die Thätigkeit der Familie läßt sich bis 1657 verfolgen.

Nach England wurde die Buchdruckerkunst durch William Caxton gebracht. Er hatte die Kunst bei Ulrich Zell in Köln erlernt, verschaffte sich einen vollständigen Druckapparat, ging damit nach England und errichtete in der Westminsterabtei in London die erste englische Druckerei. Das erste aus seiner Offizin 1474 hervorgegangene Buch führt den Titel: „the game and playe of the chesse“.

Die zugleich älteste und bis in unser Jahrhundert hinein berühmteste belgische Druckerei wurde von Christoph Plantin in Antwerpen gegründet. Franzose von Geburt, ließ er sich 1549 in Antwerpen zunächst als Buchbinder nieder, erregte durch seine künstlerisch schönen Lederarbeiten Aufsehen und eröffnete 1555 eine Buchdruckerei und Verlagshandlung, welche bald einen bedeutenden Umfang erreichte. „In allen damals in Europa bekannten Sprachen konnte bei ihm gedruckt werden, denn bei Plantin waren alle Lettern zu finden. Seine Drucke gehören noch jetzt zu den typographischen Meisterwerken und zeichnen sich ebenso durch äußere Eleganz der Typen und des Papiers, wie durch größte Korrektheit aus.“ Die Firma Plantin-Moretus führte das Geschäft bis zum Jahre 1876 fort. Das Geschäftshaus — mit allen darin enthaltenen kostbaren Einrichtungen und Sammlungen — ging in den Besitz der Stadt über und bildet heute eine der Sehenswürdigkeiten Antwerpens.

In Paris gelangte die Buchhändlerfamilie Etienne — latinisirt Stephanus — im Beginn des 16. Jahrhunderts zu einer maßgebenden Stellung; 170 Jahre hindurch hat sie in Frankreich die typographische Kunst in hervorragender Weise gefördert. —. Im 18. Jahrhundert trat das Haus Didot — noch heute eines der bedeutendsten Druck- und Verlagsgeschäfte aller Länder — in die Erscheinung. Der von der Firma Didot in 3 Bänden von 1801 bis 1805 herausgegebene Racine wurde von einer in Paris niedergesetzten Kunstjury für das schönste Erzeugniß typographischer Kunst aller Länder und aller Zeiten erklärt.

Schließlich mag nur noch der bekannten holländischen Druckerfamilie Elzevier gedacht werden. Der Stammvater der Familie, Ludwig Elzevier, war Buchhändler und zugleich Pedell bei der Universität in Leyden; sein Name als Drucker kommt zuerst im Jahre 1592 vor. Die Elzevier-Drucke — speziell die Duodezausgaben lateinischer Klassiker — sind weltberühmt geworden. Die schönsten Erzeugnisse

*) Die Bücherliebhaberei (Bibliophilie — Bibliomanie) am Ende des 19. Jahrhunderts. Von Otto Mühlbrecht. Berlin. Puttkammer und Mühlbrecht. 1896.

der Leydener Presse waren die 1634 bis 1636 erschienenen Ausgaben des Livius, Tacitus, Plinius, Cäsar und Virgil. Die Elzevier-Ausgaben spielen in der Entwicklung der Bücherliebhaberei eine beträchtliche Rolle; es hat Sammler gegeben, die es sich zur Aufgabe stellten, von sämmtlichen Elzevier-Ausgaben ein Exemplar zu besitzen, womöglich ein unbeschnittenes. In Berlin wurde vor Zeiten eine Posse unter dem Namen „Elzevier" gegeben, in der ein reich gewordener Schlächtermeister, Namens Zademack, vorkam, der durch seine Begeisterung für Elzevier-Ausgaben — bei im Uebrigen gänzlicher litterarischer Unbildung — große Heiterkeit erregte; er theilte die ganze Litteratur in zwei große Hälften: in Bücher mit schweinsledernem Einband und ohne einen solchen, und er war zur Ueberzeugung gekommen, daß die schweinsledernen die besten seien.

Die Frage des Einbandes ist übrigens ebenfalls bei der Abschätzung des Werthes alter und seltener Bücher von nicht geringer Bedeutung. Wie die Handschriften und Buchmalereien, so wurden auch die Büchereinbände anfänglich in den Klöstern angefertigt. „Erst im 15. Jahrhundert traten Buchbinder auf, die nicht klösterlichen Verbänden angehörten. Sie arbeiteten anfänglich — besonders in Deutschland — unter dem Schutze der Universitäten, unabhängig von den Zünften. Seit dem Ausgange des Mittelalters bildete sich in dem äußeren Schmucke der Bücher ein eigener Stil aus, die Verzierungen wurden in Leder eingeschnitten, auch getrieben, gepunzt oder mit Stempeln eingepreßt. Den früheren blind gepreßten Decken trat seit dem 16. Jahrhundert die vom Orient überkommene goldene Lederdecke gegenüber, die zu Ende des 18. Jahrhunderts die Oberhand gewonnen hatte." Nirgend hat die Buchbinderkunst sich so entwickelt, wie in Frankreich; alte französische Einbände erzielen darum auch in unserer Zeit manchmal geradezu enorme Preise. So wurden beispielsweise vor nicht langer Zeit in der Auktion des Marquis de Ganay die Pascal'schen „Provinzialen" in 2 Bänden für 10000 Francs verkauft, nur weil dieselben einen Einband des berühmten Buchbinders Du Seuil hatten. — Die Einbände Padeloup's stehen nicht minder hoch im Preise. Für die „Contes de Lafontaine" in 2 Bänden sind gelegentlich sogar 11000 Francs bezahlt worden, weil sie einen Padeloup'schen Einband hatten.

In keinem Lande der Erde ist die Entwicklung der Bücherliebhaberei so sehr gediehen, wie in England; nirgendwo haben sich denn auch so viele werthvolle Privatbibliotheken zusammen gefunden, wie eben dort. Welche Schätze dort angehäuft sind, tritt von Zeit zu Zeit zu Tage, wenn es zur Auktion der Bibliothek eines alten Sammlergeschlechtes kommt. — So kam die Sunderland-Bibliothek von Dezember 1881 bis März 1883 zum Verkauf und brachte für 14000 Nummern die Totalsumme von 56581 £. Dabei war die Mehrzahl der Bücher keineswegs gut erhalten; „die Bibliothek war während eines Zeitraumes von mehr als 100 Jahren in Blenheim der Zerstörung durch Luft und Sonne bei offenen Fenstern derartig ausgesetzt gewesen, daß die Vögel zwischen den Bänden genistet hatten." — Die William Beckford-Bibliothek, welche 1882/3 in London zur Versteigerung kam, ergab bei 9837 Nummern einen Ertrag von 73551 £; aber Beckford's Bücher waren alle in vortrefflichem Zustande und reich eingebunden. — „Mehr noch kam der Werth seltener Bücher, den sie haben, wenn sie gut eingebunden sind, zur Geltung in der Syston-Park-Bibliothek des Sir John Thorold, die — 2000 Bände stark — 1884 in London versteigert wurde und 28000 £ ergab, also 14 £ für den Band." — Bei der Versteigerung der Baron Seillière-Bibliothek 1877 kam bei 1147 Nummern jeder Band sogar auf 16 £.

Welchen Preis einzelne seltene Bücher in England erzielen, dafür folgende Beispiele: Das einzige bekannte vollständige Exemplar des von Caxton im Jahre 1485 gedruckten „King Arthur" wurde 1885 an einen amerikanischen Sammler für 1950 £ verkauft. — Um dieselbe Zeit ging ein Exemplar des ersten, in englischer Sprache auch von Caxton gedruckten Buches „histories of Troy" für 1820 £ fort. — Eine besondere Berühmtheit hat in den Annalen der englischen Bibliophilie das Schicksal eines Exemplares der ersten Ausgabe des „Boccaccio" — 1471 bei Christ. Valdorfer in Venedig gedruckt — erlangt. Als das Buch erschien, hatte es einen Werth von ungefähr 10 Mark. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde das Exemplar den beiden damals berühmtesten Sammlern, dem Lord Oxford und dem Lord Sunderland — für den hohen Preis von 100 Guineen zum Kauf angeboten. Während die beiden Sammler noch darüber verhandelten, kaufte ein Vorfahre des Herzogs von Roxburghe das Buch. Das Exemplar kam dann im Jahre 1812 mit der Roxburghe-Bibliothek unter den Hammer, und der Marquis of Blandford erstand es für 2260 £ (über 45000 Mark). Es boten damals drei Sammler darauf: der Herzog von Devonshire, Earl Spencer, und der Marquis of Blandford; auch war ein Agent Napoleon's als Bieter aufgetreten. Im Jahre 1819 kam dasselbe Exemplar wieder zur Versteigerung und ergab nur 918 £.

Der Ankauf des „Boccaccio" durch den Marquis of Blandford gab Anlaß zur Begründung des Roxburghe-Klubs, des berühmtesten aller Bibliophilenvereine der Welt. Die Mitgliederzahl ist auf 40 beschränkt. Der gegenwärtige Präsident ist der Marquis of Salisbury, und unter den Mitgliedern befinden sich die ersten Namen der englischen Aristokratie: unter anderen der Duke of Devonshire und der Earl of Rosebery, daneben auch der Duc d'Aumale. — Neben dem Roxburghe-Klub existirt in England noch eine ganze Reihe anderer Vereine von Bücherfreunden.

Auch in Frankreich ist die Liebhaberei seit langer Zeit heimisch; speziell sind in Frankreich von den Bücherliebhabern Illustrationswerke sehr geschätzt. Die „Chansons de la Borde" — mit den Originalzeichnungen Moreau's — erzielten auf der Radziwill-Auktion 7050 Francs. — Für Molière's Werke — Quartformat, mit 33 Abbildungen von Moreau — wurden 1894 22100 Franken bezahlt.

Damit mag es genug sein. Der Leser wird sich aus diesen, dem Mühlbrecht'schen Buche entnommenen, Angaben zur Genüge überzeugen, wie reich und interessant der Inhalt des Buches selbst ist.

Ferdinand Svendsen.

Ausstellungsimpressionen.

Aus dem wohlgegründeten südöstlichen Reiche der Frau Jenny Treibel mit seiner Mischung aus Villenvorgärten und Fabrikschornsteinen führt eine ehrbar gerade Straße ohne sanft vermittelnden Uebergang jäh in eine phantastische improvisirte Welt, „Berliner Gewerbe-Ausstellung", so heißt ihr bürgerlicher Name. Die Treibel's herrschen auch hier, und die Treibels haben das Werdewort zu diesem Mikrokosmos im Treptower Park gesprochen, die Werke ihrer Hände und ihrer Maschinen füllen in unendlicher Zahl die weiten Hallen. Aber das Treibel'sche interessirt mich als Genießer am wenigsten. Wenn ich von ihm sprechen sollte, müßte ich zum Kritiker werden, ich müßte mit wägenden Blicken das mächtige Industriearsenal, dessen gewaltige Eisenrippen luftig und zart maskirt sind, durchstreifen, und mein Geschmack würde sich in dem seelenlosen Reich der Möbel ärgern, wo nur die vollendeten Louis XV. und Louis XVI. Möbel des Kaisers und einige nach alten Mustern geschnitzte schwere dunkle Eichenschränke die souveräne Banalität unterbrechen. Bei den Vielzuvielen dominirt entweder Schablone oder Perversität. Manchen ist der neuenglische Stil zu Kopfe gestiegen. Sie haben ihn aber mißverstanden, und aus der Konzeption dieses Auslandskeims in

ihrer engen Phantasie entstand ein Wechselbalg. Da werden auf grüne Eichenmöbel statt der organischen polirten Messing- oder Kupferbeschläge, goldbronzene Empireembleme geheftet, die nur zu dunklem Mahagoni stimmen. Da geräth das Allerwichtigste an diesen Stücken, die Proportion, die Architektur des Aufbaues nicht. Am betrüblichsten zeigt sich bei einigen großen Firmen ein unkünstlerisches Sensationsbedürfniß. Theils drückt sich dies in einer enormen Ueberladung aus, – statt Innendekoration zu geben, stellen sie Schaustücke aus, die durch den märchenhaften Preis imponiren — theils exaltiren sie sich in Abnormitäten. Da sieht man denn von Firmen, an deren Fenstern man sonst mit aufrichtiger Bewunderung und nicht minder aufrichtigem Neide stehen kann, Ausgeburten einer wahrhaft betrunkenen Möbelphantasie. Wie ein Fieberrauch muthet solch Erfinden um jeden Preis und solch qualvolles Haschen nach dem wirklich noch nicht Dagewesenen an. In den Versuchungen des heiligen Antonius könnten diese gewundenen hellfarbigen Säulen, die in der Mitte durch große viereckige Laternen mit farbigen Gläsern unterbrochen werden, eine Rolle spielen, die Schränke in der stumpfen hellen Grundfarbe von gesuchter Simplizität, daran aber schwere dunkelgrüne Schnitzereien und bunte Scheiben in konischer Form. Verzweifeln aber könnte der Geschmack in der nichts weniger als schönen Scheinwelt der Berliner Bronzewaaren und der Lampen, die einzig von der Porzellanmanufaktur herausgerissen werden. Er würde sich zwar erfreuen an der Schmiedeeisenkunst, die wahrhaft siegreich auftritt und an Hulbes künstlerisch hervorragenden Lederarbeiten, die freilich nicht in Berlin verfertigt werden. Aber der Gesammteindruck auf den Gebieten, die das Kunstgewerbe, den verfeinerten Luxus, das Intérieur und seine subtilen Detailreize betreffen, ist doch recht niederschlagend. Und von den anderen Objekten, vor allem den maschinellen, den technischen, die uns mit großen hohlen Röhrenaugen räthselvoll entgegenschauen, verstehe ich leider so gar nichts. Ich kann von ihnen nur das Beste hoffen. Am besten ist's, ich spreche von den Treibet's und den Werken ihrer Hände gar nicht, sondern von dem, was mir dort draußen Freude macht; nicht von dem Inneren, sondern von dem Aeußeren; von dem luftigen reizvollen Kostüm. Ich löse mich aus Handwerks- und Gewerkesbanden, von den Sälen mit dem Motto: „Arbeit ist des Bürgers Zierde" los; ich suche draußen nach farbigen Bildern, ich genieße die für eine kurze Frist von schönheitsfühlenden Künstlern in die Landschaft hinein geträumten Kulissen und Prospekte dieser Ausstellung.

Die Mischung aus Natur und Künstlichkeit, diese impressionistischen Scheingebilde, die uns illusioniren, etwas Prächtiges, Ragendes, und um die doch der Vergänglichkeitshauch wittert; die Vorstellung einer künstlich geschaffenen phantastischen Welt mit Seen und blendenden Säulenpalästen, mit arabischen Städten, einem farbigen Ausschnitt der Wunderwelt des Orients, dem auferstandenen Städtebild des alten Berlins, durch dessen Bühnenstraßen die Kinder von heut wandeln; das Gefühl, daß dies alles nur wie ein kurzer Traum hingehaucht ist und nach wenigen Monden fortgeblasen wird, birgt einen eigenen Stimmungsreiz. Den Stimmungsreiz, der raffinirter ist als der, den wir von der realen Wirklichkeit empfangen, den Stimmungsreiz der Illusionen; verwandt, in freilich allerweitestem Abstand den Sensationen Baudelaire's und Gautier's, die künstlich geschaffene Landschaften sich träumten: des palais, des colonades, des tours, des escaliers, des châteaux d'eau d'où tombent comme des rideaux de cristal, des cascades pesantes.

* * *

Und die Farbe der Illusion, das leuchtende Weiß ist Trumpf im Gelände. Aus dem grünen Rahmen der Büsche und Bäume treten heraus die schimmernden Arkaden des Hauptgebäudes und die Säulenterrasse von Adlon und Dressel mit dem Zeltdach, einer italienischen Villenveranda vergleichbar. Am Tag freilich, in der prallen Junisonne, starrt das Weiße kalkig und von spröder Blendung. Aber es ist ja auch kein Marmor, es sind keine Paläste an einem italienischen See, keine Villa am Meer. Es sind nur Illusionen. Und die Stunde der Illusion ist nicht die Stunde des Tagesgestirnes, sondern der Abend; über dieser künstlichen Welt darf nicht die wirkliche Sonne scheinen, sondern der Mond, am liebsten die künstlichen elektrischen Monde mit ihrem milchigen Opallicht, die so körperlos in der blauen Luft schweben. Da sind die Farben weicher und gedämpfter und das Weiß leuchtet jetzt nicht mehr grell hervor, sondern schmiegt sich zärtlich in die andern Farben ein. Scharf grenzt sich gegen den nachtklaren blauen Himmel ab die Reihe der kuppelförmigen Lorbeerbäume, die halbkreisförmig das flache Dach kränzen und durch Blumengewinde sich einen, wie ein Frühlingsreigen. Leicht schlingen sich die Ketten von Baum zu Baum und dies Rondel, so hingehaucht mit leichtem Pinsel auf blauem Grunde, gleicht einer jener so überfein stilisirten Parkarabesken Eckmann's, mit der er die Lyrik der „Jugend" umrahmt.

* * *

Nun regt sich eine Fülle der Assoziationen; die Miniaturwelt weckt die verwandten Bilder aus der großen Welt. Dies Zusammenfluthen von Weiß und Grün und saphirnem Blau weckt die Erinnerung an südliche Nächte, vor allem an die dämmernden Stunden in Adelsberg, wo ich zuerst die weißen flachen Häuser mit kletternden grünen angeschmiegten Bäumen in den blauen Wellen der Nachtluft schwimmen sah. — Vor mir dehnt sich der See mit seinen Reflexen, den langen scharfhellen Lichtpfeilen der Bogenlampen, den zitternden Irrlichten der bunten Illuminationskügelchen, die als ein glitzerndes Ornament den See umkränzen. Und am Ufer sitzt und steht dichtgedrängt die Menge und blickt über die Fläche, gerade wie bei dem abendlichen Rendez-vous am Molo San Carlo im Hafen von Triest. Und Venedig winkt mir seine Grüße durch eine müde Gondel. Sie ist schwarz und hat die Flügelpferdchen und die weichen schwelgerischen Sitzkissen und Fußbänke, auf die man sich so wohlig hinstrecken kann. Sie hat das Wasser der Lagunen und des Canale grande wirklich getrunken. Sie gleicht ihren Schwestern, mit denen ich in venezianischen Nächten, unter dem Gluck, Gluck des Wassers durch die Wunderstadt fuhr, genau. Und der Gondoliere gleicht seinen Brüdern, nur daß er sein lockendes, gutturales: La gondola, Signore; la gondola, hier nicht rufen kann.

Das Boot gleitet scharf durch den See. Vor mir steigt der mächtige Thurm des Hauptrestaurants auf. Von seinen Terrassen rinnen in Cascaden die weißen Wasser, wie in dem Bilde Gautier's: „des cascades pesantes, comme des rideaux de cristal".

Und nun treiben wir hinein in den dunklen hohen Portalbogen, der, architektonisch-dekorativ außerordentlich reizvoll, zur Kanalunterführung unterhalb des Gebäudes zum Karpfenteich leitet. Wie in den Sieten von Hamburg fährt man eine kurze Strecke durch hohle Gewölbehallen, von denen die Stimme und das Klatschen des Wassers metallisch verstärkt wiederhallt.

Das Raffinement schwindet jetzt mehr vor einer altdeutschen Romantik. Wir schwimmen auf dem stillen Karpfenteich. Die Schwäne schrecken aus ihrer Ruhe. Sie ziehen in stolzer Kavalkade, hell abgehoben mit dem Schnee des Gefieders von der nachtdunklen Fläche. Dichte Baumgebüsche versperren den Blick in jene Welt, aus der wir kamen. Aber immer bleibt vor Augen die weit in den See hineingebaute Zugbrücke und das alte Spandauer Thor, das nach Alt-Berlin führt. Grau verwitterte Mauern und Zinnen stumpfe Thürme mit Schießscharten steigen aus der Erde auf und gieblige vergrämte Häuser. Daß auch hier die nüancirte pittoreske Mischung nicht fehle, lugen am anderen Seeufer durch die Bäume wie ein Märchen, wie eine Vision, die die alte Stadt träumt, die Hörnerhütten

und die schädelgeschmückten Pallisadenzäune des afrikanischen Dorfes. Und durch die Stille klingt abgerissen das dumpfe Trommeln und das Heulen unserer Landsleute aus Kamerun.

* *

Und wieder eine andere Welt erschließt sich auf der Spreeseite der Ausstellung. Dort drüben am neuen See herrschten die gemessenen Säulenrythmen einer bei aller Lustigkeit doch etwas feierlich-festlichen Architektonik, die in die kunstvoll abgezirkelte Landschaft mit ihren geraden korrespondirenden Langalleen harmonisch hineinklang. Hier an der Spree ist das Terrain bewegter, wechselnder. Der Stromlauf mit seinen Segeln, den schnellen Dampfern, den trägen Kähnen, über dem Wasser die dörflichen Ufer von Stralau, beherrscht von dem altersgrauen laubumdachteten Kirchthurm weitern den Blick. Der Charakter dieses Geländes ist nicht mehr parkartig, es ist mehr Wiese, holländische Landschaft, ein Wasser- und Fischerdistrikt. Sehr glücklich haben die Architekten dieser Provinz ihr den adäquaten Stil gefunden, eine lustige bewegte, ungekünstelte naturfrische Architektur, die norwegische untermischt mit tiroler Holzbaukunst.

Hier herrscht nicht mehr die gerade Linie, hier geht es bloß nach Laune, und aus jeder Ecke winken reizvolle Ueberraschungen. Am Ufer die beiden mächtigen weißen Schiffskolosse, wie gestrandete Ungeheuer, den Miniaturleuchtthurm noch überragend. In ihrer Nähe die Fischereiausstellung, ein lachendes feines Seestück in feinen hellen Farben, seinen grünen Fenstern, seinen bunten, roth und blauen Holzschnitzereien, seinen weiten luftigen Rundbogen von kurzstämmigen skandinavischen Säulchen getragen. Voll herber Meer- und Küstenstimmung alles: der Portalgang mit seinen Aussichtsbogen und ihren Bilderausschnitten, der Kanalunterführung, der sprudelnden klaren, hier nur natürlich, nicht dekorativ wirkenden Wasser; an den Wänden Reusen und Fischgeräth, an der Decke Netzvelarien. Und dann im Innern die weite Halle mit ihrem sichtbaren Sparrwerk und der bunten Schnitzzier, den züngelnden Drachen und den Midgardschlangenhäuptern, hoch oben über den Werken des Meeres.

Nach der Illusion der See zur Alpenwiese mit märkischem Sand, die in ihrer Gelegenheitsarchitektur entzückende Stücke bietet, die verfallene Tiroler Burg mit großem pilzartig gedachtem Holzaltan und das große Panorama der Zillerthalfahrt. Die Tiroler Baukunst, wie sie die Schlösser im Innthal und an der Brennerbahn zeigen, grüßen hier vertraut, mit Kapellen, Giebeln, Holzveranden, Erkern, dem heiligen Georg und der Sonnenuhr am Thurm. In den bunten Reigentanz der Stile mischt sich mit glücklicher Laune eine romanische Sektklause mit einem Laubengärtchen, wie aus einer altitalienischen Novelle verpflanzt.

Aus dem bunten Ensemble lockt in Blumenfrieden das stille Thal der Gartenbauausstellung. Sie ist nur botanisch, weniger dekorativ, aber sie hat stille Heckenwinkel und Laubengänge, in die das Leben der Ausstellung nur gedämpft hineindringt, die Armeemärsche der Militärkapellen, das Donnern der Geschütze in den Marineschauspielen. Und hier, der Blick über die weiten, weichen grünen Rasensmyrnateppiche, sammeln sich die Eindrücke und ruhen.

Nur von den Impressionen der Szenerie selbst sprach ich und wenig von der Staffage. Es gibt nicht viel von ihr zu sagen. Die Physiognomie der Ausstellungsbesucher ist mäßiger Durchschnitt. Man kommt zu keinem Genießen der Toiletten wie im Strandleben der Bäder, wie auf den Promenaden der großen Weltstädte. Allzu sehr färben und nivelliren das Bild nos chers paysans. Die Provinz dominirt mit breit überfluthendem Strom, mit grünen Lodenhüten und Flanellhemd, als sei die Reise nach Berlin eine Hochtour, und die Damen haben für diese neue Welt einen passenden Stil der Sommertoilette auch noch nicht gefunden.

Neulich versuchten die weißen Handschuhe eines Herrn, — eine Mode, die in Paris alt und auf dem Markusplatz und auf dem Lido im vorigen Sommer neu war — die Toilettenehre der Weltstadt zu retten. Aber sie schämten sich. —

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Felix Poppenberg

Arbeiterfahrten zur Gewerbeausstellung.

Unter dem Titel „Die preußische Eisenbahn-Büreaukratie und die Berliner Gewerbeausstellung“ hat die „Nation“ in ihrer Nr. 35 vom 30. Mai d. J. einen Aufsatz des Abgeordneten Broemel veröffentlicht, welcher die erschwerenden Bedingungen, an welche die Eisenbahnverwaltung die Ausgabe billiger Arbeiter-Fahrkarten zur Gewerbeausstellung geknüpft hatte, einer sachlich scharfen Kritik unterzog.

Wir freuen uns, konstatiren zu können, daß dieser Aufsatz nicht ohne Erfolg geblieben ist, denn nach einer Mittheilung der offiziösen „Berl. Corresp.“ sind die kritisirten Bestimmungen einer gründlichen Revision unterworfen und im Wesentlichen nach den Vorschlägen der „Nation“ abgeändert worden. Vor Allem ist jetzt angeordnet, daß „die Beurtheilung der Bedeutung der Berliner Ausstellung für den einzelnen Gewerbzweig den Arbeitgebern überlassen wird“, während nach der ersten Verordnung die Eisenbahnverwaltung selbst im einzelnen Falle darüber entscheiden wollte, ob die Ausstellung auf die Arbeiter eines Gewerbes besonders „belehrend und anregend zu wirken geeignet erscheine“. Damit fällt auch selbstverständlich die „eingehende Begründung“, welche der Arbeitgeber bei jedem Gesuch beibringen sollte, fort: der Antrag, der selbst beibehalten wird, ist damit auf einfache Anzeige oder Bescheinigung beschränkt. Ferner ist die Mindestzahl der Arbeiter, für welche die Ausgabe der billigen Fahrkarten stattfinden soll, von dreißig auf zehn herabgesetzt und auch ausdrücklich zugegeben worden, daß die geforderten Zehn auch bei verschiedenen Arbeitgebern desselben Ortes in Arbeit stehen können. Unverändert festgehalten ist eigentlich nur die Bestimmung, daß die Reise unter sachverständiger Leitung unternommen werden soll, die Verwaltung will damit den Zweck der außergewöhnlichen Ermäßigung — den gewerblichen Arbeitern auch aus entfernten Bezirken die Gelegenheit zu ausbringender Belehrung zu erleichtern — nach Möglichkeit sicherstellen.

Man kann die ganze Einrichtung auch jetzt noch etwas schwerfällig finden, aber man wird anerkennen müssen, daß die Eisenbahnverwaltung ihre unzweckmäßigen Anordnungen in den Hauptpunkten schnell und durchgreifend zu verbessern gesucht hat.

Es liegt deshalb hier der in Deutschland nicht gerade häufige Fall vor, daß die Presse ihre Aufgabe mit Erfolg erfüllen konnte, weil sie bei der Verwaltung das richtige Verständniß fand. Unser Artikel wollte nicht mit der Eisenbahnverwaltung hadern, sondern der Sache dienen, und die Verwaltung hat bewiesen, daß auch sie die Sache in erste Linie stellt.

Wir können demnach die Erörterung dieser Angelegenheit mit dem Wunsche schließen, daß die wesentliche Verkehrserleichterung in der Form, in welcher sie nunmehr gewährt wird, durch recht ausgedehnte Benutzung den betheiligten gewerblichen Arbeitern und damit der deutschen Gewerbthätigkeit den angestrebten Nutzen voll bringen möge.

Briefkasten der „Nation“.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Hochgeehrte Redaktion!

Wollen Sie mit Rücksicht auf eine Bemerkung in dem in Ihrer Nummer 33 enthaltenen Artikel über mein Buch William Shakespeare mir die Mittheilung erlauben, daß mein Porträt vor dem Buch gegen meinen Wunsch und gegen mein Wissen angebracht wurde. Ich protestirte zu spät.

Hochachtungsvoll

Georg Brandes.

Kopenhagen, 9. Juni 1896.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 38. Berlin, den 20. Juni 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. Juni abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt

Politische Wochenübersicht.

Wir haben oder hatten in Berlin vornehme Gäste, die Naval architects aus England; den chinesischen Vicekönig Li-Hung-Tschang und den japanischen Feldmarschall Yamagata.

Daß wir zu unserm englischen Besuch liebenswürdig waren, ist selbstverständlich. Wie oft besuchen Deutsche einzeln oder in Gruppen zu Studienzwecken England, und wie entgegenkommend werden sie hergebrachterweise aufgenommen. Solch ein Austausch internationaler Freundschaft ist an und für sich gut; er verpflanzt Stimmungen herüber und hinüber, die das moderne Leben, in dem ein Volk auf das andere angewiesen ist, nicht entbehren kann. An eine unmittelbare Umsetzung solchen Gewinns in ein politisches Nebengeschäft aber soll man besser nicht glauben; und doch knüpft sich bereits an diesen unpolitischen Besuch überflüssiger Weise die politische Kombination.

Dem General Yamagata ist mit offizieller Höflichkeit begegnet worden, und es ist recht, daß Deutschland aufrichtige Sympathie für den hervorragenden Vertreter eines Volkes hegt, dessen kraftvolles und erfolgreiches Streben nach Kultur die höchste Anerkennung verdient.

Li-Hung-Tschang, dem chinesischen Vicekönig gegenüber wurde endlich ein Benehmen beliebt, das man als Aufmerksamkeit und achtungsvolle Höflichkeit schon nicht mehr bezeichnen kann. Li-Hung-Tschang wurde behandelt mit einem Präparat, das gemischt war aus zwei Ingredienzien; um ihm zu imponiren: Pomp und Machtentfaltung, und um ihn zu gewinnen ein Cajoliren, dessen Absichtlichkeit deutlich genug war.

Die Melodie vom nationalen Selbstgefühl gehört nicht zu den hergebrachten Weisen, die aus diesen Blättern gewohnheitsmäßig heraus zu tönen pflegen. Man hat dieses Selbstgefühl, und wenn man es hat, braucht man nicht häufig davon zu sprechen.

Nun bedarf es gewiß nicht der Erörterung, daß ein civilisirter Staat auch einem chinesischen Vicekönig die übliche internationale Courtoisie erweist; aber ihn mit gesuchtem Pomp zu feiern als einen Gast, den bei uns zu sehen, wir uns ganz besonders glücklich schätzen und zur Ehre anrechnen, dazu liegt an sich kein Grund vor, und die Nebenabsicht, die wir bei solcher Haltung verfolgen, dürfte sich überdies leicht als verfehlt erweisen.

Seien wir offen; die Werthschätzung, die China und chinesisches Staatsleben bei uns genießen, ist nie eine große gewesen, und sie ist durch die Erfahrungen des letzten japanisch-chinesischen Krieges nicht erhöht worden. Die Ehren, die Li-Hung-Tschang entgegengebracht worden sind, waren also vor Allem bestimmt, unter der Form besonderer Höflichkeit Nutzen für unsere Industrie zu erlangen; wir gaben einen Vorschuß an Liebenswürdigkeit und selbst Schmeichelei, um Geschäfte für unsere Industrie herauszuschlagen.

Wir sind gewiß die letzten, die unserer Industrie ein gutes Geschäft mißgönnen, und wir finden es auch durchaus legitim, daß Deutschland die größten Anstrengungen macht, um sich die Vortheile des chinesischen Marktes zu sichern.

Wir glauben aber, daß der eingeschlagene Weg nicht zum Ziele, sondern eher vom Ziele abführt.

Kenner Chinas sind der Ansicht, daß die schlauen und sehr geriebenen Söhne des himmlischen Reiches sich freilich mit Vergnügen alle Liebenswürdigkeiten gefallen lassen werden, und daß sie dann über diese Liebenswürdigkeiten bei ihrem tief eingewurzelten Selbstgefühl zugleich einige Mißachtung im Geheimen empfinden dürften.

Diese von Japan geschlagenen Chinesen, die zu uns gekommen, sogleich aufs eifrigste umworben und mit Hochachtung erdrückt werden, haben bisher keine Lektion erhalten, die sie veranlassen wird, besonders hoch von Europa zu denken. Sie werden mit kühler Berechnung dort ihre Bestellungen machen, wo sie es am vortheilhaftesten erachten, und eine etwas taktvollere und selbstbewußtere Haltung hatte dem Vicekönig mit seinem Gefolge wahrscheinlich mehr imponirt als die bisher geübte Form der Gastfreundschaft. Männer, die mit chinesischen Verhältnissen vertraut sind, behaupten, daß mehr Takt auch für unsere Industrie ein besseres Geschäft bedeutet hätte.

Wir glauben, daß die nach unserer Ansicht falsche Note in dem Verhalten unserem chinesischen Gast gegenüber schon angeklungen ist in der Rede, mit der Kaiser Wilhelm die Ansprache des Vicekönigs beantwortet hat. In dieser Rede heißt es:

„Daß die in der Vergangenheit erprobte, auf gleichen Interessen des Friedens und der Kultur beruhende Freundschaft zwischen China und Deutschland, für deren Erhaltung und Festigung Sie, Herr Botschafter, alle Zeit eingetreten sind, in Zukunft unvermindert fortbestehe und daß die darauf gegründeten mannigfachen Beziehungen sich zum Segen beider Länder weiter entwickeln mögen, ist auch Mein Wunsch und Meine zuversichtliche Hoffnung."

Diese Rede ist ein Staatsakt, und wir hätten gewünscht, daß unsere verantwortlichen Minister mit etwas größerer Vorsicht den Text festgestellt hätten; denn daß die Freundschaft Deutschlands und Chinas „auf gleichen Interessen des Friedens und der Kultur" beruht, ist, namentlich, was die Kultur anbelangt, ein Hyperbel, die von jener höflich gleichgültigen Art schon nicht mehr ist, über die man hinweg liest.

Ohne europäischen Hochmuth hervorzukehren, wird man doch behaupten können, daß die Kulturinteressen Deutschlands und Chinas recht verschiedene sind. Solche Kritik hätte man überhaupt nicht herausfordern sollen und gewiß nicht im Hinblick auf jenen bekannten Knackfuß'schen Karton, der die „gleichen Interessen" der Kultur zwischen Ostasien und Europa in der Weise zu greller Darstellung bringt, daß er die europäischen Völker aufruft, sich gegen die in Blut und Feuer heranuahende ostasiatische Barbarei zu vereinigen.

Prinz Ludwig von Bayern und dem bayerischen Hof ist es erfreulicherweise schnell unbehaglich geworden, bei den Kommentaren und den Verherrlichungen, die der Moskauer Toast des Thronfolgers im Hause Wittelsbach erfahren hat. Die Angelegenheit kann heute als abgethan gelten. Wenn man nun zurückblickt auf den Verlauf der Sache, dann zeigt sich:

Was Preußen in Süddeutschland in allererster Reihe unbeliebt macht, das ist das Junkerregiment, das man bei uns duldet, und das durch den Reichstag auch seine Hand auf Süddeutschland legt.

Aber auch in Süddeutschland selbst ist es der reaktionäre Adel, der aus ultramontanen und aus höfisch liebedienerischen Motiven den Partikularismus gegen den Reichsgedanken aufhetzt.

Wie unsere Junker vom Norden her, so schädigen jene ultramontanen Adlige vom Süden her die Wurzeln des Reichsbaumes. Ob diese Elemente bei uns Kreuzzeitungspartei heißen und protestantisch sind, und in Süddeutschland katholisch getauft wurden, — jene Aehnlichkeit verdeckt dies nicht, daß die einen wie die anderen das Hohenzollernthum, wie das Wittelsbacherthum vor allem für ihre eigenen Zwecke auszunutzen suchen, und daß die einen wie die anderen in der Verfolgung dieser Ziele Schädlinge am Reiche sind.

Das Bild der Uebereinstimmung wird vervollständigt, wenn man noch hinzunimmt, wie diese aristokratisch-selbstsüchtige Reaktion, mit der sich gewohnheitsmäßig an den Thron herandrängt, mit der agrarisch demagogischen Opposition auf das Engste verquickt ist.

Da hat Herr Freiherr von Thüngen zu Freising auf der Generalversammlung des bayerischen Bauernbundes eine Resolution folgenden Inhalts annehmen lassen:

„Die heutige Generalversammlung des bayerischen Bauernbundes spricht der Reichsregierung, weil sie seit Beginn des letzten Jahrzehnts 1. nach außen eine Politik der Muthlosigkeit und Schwäche, des Nachgebens und Zurückweichens vor anderen Staaten und Völkern, 2. im Innern eine Politik des Manchesterthums, des Freihandels und Kapitalismus, durch welche der Mittelstand in Stadt und Land vernichtet wird, zeigt, 3. insonderheit die Landwirthschaft treibende Bevölkerung durch ihre verkehrte Wirthschafts- und Handelspolitik zuerst an den Rand des Abgrundes gebracht hat und nun die alleinhelfenden Mittel — Antrag Kanitz, Währungsänderung — hartnäckig verweigert, ihr unbegrenztes Mißtrauen aus und fordert alle ländlichen Abgeordneten auf, so weit es gesetzlich zulässig ist, die Mittel zur Fortführung ihrer Geschäfte zu verweigern."

So sind diese adligen Stützen von Thron und Altar beschaffen, die als ostelbische Junker Preußen im Süden verhaßt machen, und die als agrarische Adlige im Süden gegen Preußen hetzen; die revolutionär und konservativ sind, die als Feinde des parlamentarischen Regiments auftreten, und die in Freising durch den süddeutschen Ploetz verkünden, daß nach radikalem Vorbild der Reichsregierung das Budget verweigert werden muß.

In dieser Weise arbeitet die reaktionäre Camarilla zur Zeit des demokratischen Stimmrechts; vor den Thoren der Schlösser mit Ploetz'schen und Thüngen'schen Versammlungen und hinter den Thoren der Schlösser mit devoten hyperloyalen und vor Volksdemonstrationen sich bekreuzigenden Kammerherren und Generaladjutanten; ein sehr nützliches Zusammenspiel.

Aber sehr fraglich ist es, ob dieses Zusammenspiel für die Throne und für das Deutsche Reich gleich nützlich ist. Die Fürsten, die sich von diesen Elementen mißbrauchen lassen, schaden sich selbst, und das Reich, das diesen Elementen ausgeliefert wird, bringt sich um die Sympathien jener breiten Massen, die gegen die Kreuzzeitungspartei Preußens und gegen den Partikularismus süddeutscher Hofkoterien von jeher die unentbehrlichen Stützen für den Gedanken der Reichseinheit gewesen sind.

Die Wahlbewegung für Dr. Alexander Meyer in Halle ist nunmehr lebhaft in Fluß gekommen und auch bei diesem Kampf um einen Reichstagssitz der Liberalen zeigt sich erneut eine sehr erfreuliche Erscheinung. Die Anhänger der Nationalliberalen Partei und der Freisinnigen Volkspartei treten gemeinsam für die Wahl von Dr. Alexander Meyer ein, der bekanntlich der Freisinnigen Vereinigung angehört. Hier arbeiten also wiederum alle Liberalen zusammen, um einem Liberalen, auch wenn er nicht der eigenen Fraktion zuzuzählen ist, aber für den die Chancen des Erfolges die größten zu sein scheinen, zum Siege zu verhelfen.

Das ist in hohem Grade anerkennenswerth.

Auf diesem Prinzip, von dem man nur wünschen kann, das es sich mehr und mehr einbürgern möge, beruht die Zukunft des deutschen Liberalismus; und zwar, wie die Verhältnisse heute liegen, auf diesem Prinzip allein.

Wer nicht Agrarier war, konnte ohne besondere Weisheit prophezeien, daß unsere neueste Zuckersteuergesetzgebung keinen andern Erfolg haben werde, als den, die anderen interessirten Staaten zur Nachahmung anzureizen. Oesterreich-Ungarn ist gefolgt; jetzt folgt Frankreich, wo der Minister Méline die ersten Berathungen gepflogen hat, um nunmehr auch den republikanischen Zuckerfabrikanten auf Kosten der Steuerzahler Unterstützung für

den Export angedeihen zu lassen. Auf dem Weltmarkte werden also im besten Fall die Chancen für jeden betheiligten Staat dieselben bleiben, wahrscheinlich verschlechtern sie sich für alle; in jedem einzelnen Staat aber verschlechtern sie sich ganz bestimmt für die Steuerzahler und für die Konsumenten, unter Umständen gleichfalls für die kleine Zahl direkt betheiligter Produzenten. Auch diese Forderung der Agrarier, die unter hoher Zustimmung der deutschen Reichsregierung durchgesetzt wurde, ist schließlich zum Nutzen der Landwirthschaft nur eine Niete, genau wie der Sieg über die Börse und wie so vieles andere.

In Kreta Metzeleien; jetzt beginnen auch die Ruhestörungen von Neuem in Macedonien, und die Armenier sollen gleichfalls sich wieder zu regen beginnen. Das sind bedenkliche Anzeichen. Je länger diese Unruhen in der Türkei dauern, zu um so größerer Kraftanstrengung muß sich das Reich des Sultans aufraffen; je größer die Kraftanstrengung, um so ärger die Zerrüttung der Finanzen. Zerrüttete Finanzen bedeuten aber unbesoldete Beamte und eine unbesoldete Soldateska, die sich dann wiederum schadlos hält an der unterdrückten und durch die Ausraubung zum Aeußersten getriebenen Bevölkerung; ein gefährlicher Kreislauf.

Es ist in den Vereinigten Staaten die Erkenntniß zum Durchbruch gelangt, daß nur eine Plattform für die Präsidentschaft, die sich unzweideutig zu Gunsten der Goldwährung erklärt, den Sieg verbürgen wird. Bei der großen Mehrzahl der Republikaner hegt man diese Ueberzeugung, und die zuversichtliche Art, wie diese Anschauung jetzt immer siegesgewisser auftritt, ist an sich schon eine Bürgschaft des Erfolges. Die selbstbewußte Kraft, mit der die Goldwährungsleute ihre Sache führen, wird den Kampf gegen die Silberleute wesentlich erleichtern, und so zweifeln wir denn nicht, daß die republikanische Partei, die sich schließlich deutlich für sound money erklärt hat, ihren Kandidaten durchbringen wird.

* * *

Suum cuique!

Mit diesen Worten schließt Walther Caron, Mitglied des Ausschusses des Vereins zur Wahrung der gemeinsamen wirthschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen, einen Artikel in den Mittheilungen dieses Vereins, der sich mit den Ausführungen des Professors v. Schulze-Gaevernitz in Nr. 33 der „Nation" über „Großindustrie und Sozialpolitik" befaßt. Es verlohnt sich, auf den Artikel des Herrn Caron näher einzugehen, da derselbe eine Auffassung widerspiegelt, die in den Kreisen unserer Großindustriellen noch immer ziemlich festsitzt und unseres Erachtens nicht wenig dazu beiträgt, ein ersprießliches Verhältniß zwischen Unternehmern und Arbeitern zu verhindern.

Herr von Schulze-Gaevernitz hatte in seinem „Offenen Brief" an Herrn Vorster davon gesprochen, daß das patriarchalische System, welches mit Wohlfahrtseinrichtungen „einen Damm gegen die Arbeiterbewegung zu bilden und ein persönliches Abhängigkeitsverhältniß des Arbeiters vom Arbeitgeber zu sichern" hofft, sich überlebt habe, und dann hatte er fortgefahren: „Ich weiß ein Geschenk, das den Vorzug hat, den Industriellen nichts zu kosten, und das der Arbeiter doch höher schätzt, als jedes Zuckerbrot im goldenen Käfig. Dieses Geschenk heißt: Ein freisinniges Vereinsgesetz, sowie politische Freiheit für die Arbeiterbewegung überhaupt."

Vornehmlich gegen diese Anschauung richten sich die Ausführungen des Herrn Caron:

„Was in aller Welt", so meint er, „soll den Arbeitern ein freisinniges Vereinsgesetz nützen, so lange es nur dazu dienen würde, die Massen der Arbeiter um so fester in die Fesseln der Sozialdemokratie zu schlagen; was soll den Arbeitern ‚politische Freiheit für die Arbeiterbewegung' nützen, solange sie nur dazu dienen würde, die Staat, Gesellschaftsordnung und moderne Freiheit untergrabenden Elemente zu stärken? Man gebe den Arbeitern alle Freiheit, die sie zu gesunder Entwicklung gebrauchen, aber zuerst nehme man der Sozialdemokratie die Freiheit, welche sie nur mißbraucht.

Das ist nicht die Sache engherziger Verwaltungsmaßregeln und gehässiger Polizei- und Ausnahmegesetze; das ist die Aufgabe einer wahrhaft großen, freiheitlichen und in die Zukunft schauenden Politik, welche Licht und Schatten gerecht vertheilt, für Pflichten Rechte und für Rechte Pflichten gibt, die Leistung und Gegenleistung abwägt, einer Politik, zu welcher Niemand mehr berufen erscheint, als die Hohenzollern auf Deutschlands Kaiserthron, deren goldener Wahlspruch ist und bleiben wird: ‚Suum cuique!'"

In diesen Sätzen offenbart sich eine Vorstellung vom Wesen der Freiheit, die eine politische Verständigung zwischen Unternehmern und Arbeitern schlechterdings unmöglich macht. „Man gebe den Arbeitern volle Freiheit, die sie zu gesunder Entwicklung gebrauchen, aber zuerst nehme man der Sozialdemokratie die Freiheit, welche sie nur mißbraucht". Das ist — genauer betrachtet — nur eine Variante des Junkerspruches: ‚Und der König absolut, wenn er uns den Willen thut". Die Arbeiter sollen ihre Freiheit haben, die sie zu gesunder Entwicklung gebrauchen, aber wie viel Freiheit sie zur gesunden Entwicklung gebrauchen, und was als eine gesunde Entwicklung anzusehen ist, das will der Unternehmer entscheiden; und damit er bei dieser souveränen Entscheidung nicht gestört werde, soll die Sozialdemokratie jede Freiheit der Bewegung verlieren, weil sie diese Freiheit — wiederum nach Ansicht der Unternehmer vom Schlage des Herrn Caron — nur mißbraucht.

Was ist das für eine Freiheit, deren Benutzung nach dem Ermessen des Arbeitgebers erfolgt? Die sozialdemokratische Arbeiterbewegung richtet sich nicht zum wenigsten gegen diese politische Anmaßung des Unternehmerthums; man sieht darin eine unzulässige Bevormundung der Arbeiter durch die Unternehmer, und gerade von dieser Bevormundung sucht die Sozialdemokratie die Arbeiter zu befreien.

In der dieses Ziel verfolgenden Agitation liegt ihre Hauptkraft. So lange das Unternehmerthum an dieser verfehlten Bevormundung als einem erstrebenswerthem Ziel festhält, wird es immer erneut Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie treiben. Die industriellen Arbeiter sind der politischen Bevormundung entwachsen, auch das Sozialistengesetz hat nicht vermocht, sie in diese Vormundschaft zurückzuzwängen. Die industrielle Arbeiterschaft ist eine große politische Macht bei uns geworden, und diese Macht ist in demselben Maße gewachsen, wie man versucht hat, das Heilmittel des Herrn Caron zur Anwendung zu bringen, nämlich „der Sozialdemokratie die Freiheit zu nehmen, welche sie nur mißbraucht".

Es ist eine utopische Politik, die Sozialdemokratie aus der politischen Position, welche sie heute einnimmt, mit den Zwangsmitteln der Gesetzgebung und der Verwaltung vertreiben zu wollen. Gegen die Sozialdemokratie hilft heute kein Zwang mehr, sie kann — soweit sie dem Staate noch gefährlich ist — nur durch strikte Gerechtigkeit überwunden werden. Wie verfehlt das Sozialistengesetz war, ist durch nichts deutlicher erwiesen, als durch die Folgen der Aufhebung des Sozialistengesetzes: in demselben Maße, wie man den gesetzlichen Spielraum für die agitatorische Thätigkeit der Sozialdemokratie erweiterte, also einen Mißbrauch der Freiheit leichter ermöglichte, hat die Sozialdemokratie von der Möglichkeit des Mißbrauchs weniger Gebrauch gemacht.

Daß das Verhältniß zwischen Arbeiter und Unternehmer vielfach noch unerquicklich genug ist, und daß die sozialdemokratische Partei sich noch keineswegs so stark gemausert hat, wie es im Interesse einer gesunden Entwicklung unseres Volkes erwünscht wäre, ist unbestreitbar; aber solche tiefgreifenden Entwicklungen, wie es die politische Emanzipation des Arbeiterstandes ist, vermögen sich nur sehr allmählich und nur unter heftigen Reibungen zu voll-

ziehen. Es kann sich verständigerweise nur darum handeln, diese Reibungen thunlichst zu vermindern, da die Bewegung selbst nicht aufzuhalten ist.

Wirkliche politische Rechtsgleichheit zwischen Arbeitern und Unternehmern ist deshalb heute das unerläßlichste Postulat einer gesunden Sozialpolitik; auch der Mißbrauch der Freiheit muß dem Arbeiter ebenso möglich sein, wie dem Unternehmer. Es gibt eben keine wirkliche Freiheit ohne die Möglichkeit des Mißbrauches derselben, und wenn die Unternehmer darüber entscheiden wollen, ob die Arbeiter ihre politische Freiheit mißbrauchen, so müssen sie sich auch gefallen lassen, daß die Arbeiter sich anmaßen, die Grenzen der politischen Freiheit für die Unternehmer zu bestimmen; man kann ein ganzes Volk, wie eine einzelne Klasse der Bevölkerung nur in der Freiheit selbst zum vernünftigen Gebrauch der Freiheit erziehen.

Wir stimmen deshalb mit Herrn Karan völlig darin überein, daß in Deutschland nichts nöthiger ist, als die loyale Durchführung der Politik des „Suum cuique!“; nur lautet unsere sozialpolitische Uebersetzung dieses lateinischen Spruches ein wenig anders, nämlich so: keinerlei gesetzgeberische Bevorzugung einzelner Klassen der Bevölkerung, wahre Rechtsgleichheit und eben deshalb — politische Freiheit für die Arbeiterbewegung.

Th. Barth.

Freiwillige Bildungsarbeit in Deutschland.

Das Streben nach Erweiterung und Vertiefung der Volksbildung wird durch große politische und wirthschaftliche Ereignisse in bedeutendem Maße angeregt. Die steigende und fallende Bewegung des öffentlichen Lebens hebt das Geistesleben empor und drückt es nieder, wie der vermehrte oder verminderte Luftdruck die Quecksilbersäule des Barometers bewegt. In den öffentlichen Bildungsanstalten erschlafft die Thätigkeit, wenn ein reaktionärer Geist durch die Lande geht. Nicht minder aber werden alle privaten Veranstaltungen dadurch gehemmt.

Einen zahlenmäßigen Beleg für diese Auffassung gibt die Geschichte der deutschen Bildungsvereine. Zwar blicken einzelne derselben auf ein höheres Alter zurück, aber die erste stärkere Entstehungsperiode dieser Vereine fällt in die ersten vierziger Jahre. Mit dem Jahre 1849 hört indessen die Bewegung mit einem Schlage auf und beginnt erst wieder im Jahre 1857, nachdem die Macht der Reaktion gebrochen war. Ein noch stärkeres Emporfluten des gesammten geistigen Lebens veranlaßten die Ereignisse von 1870 und 1871. Aber auch hier folgte eine lange und tiefe Ebbe, die mit dem Umschwung der Dinge in den letzten siebziger Jahren begann und bis in unsere Tage andauerte. Die letzten Jahre weisen wieder eine wenn auch langsame, so doch allgemeine Steigerung der Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten der Volksbildungsarbeiten auf.

Die freiwillige Bildungsarbeit hat bei uns in Deutschland nur immer insoweit eine größere Rolle gespielt, als es sich um die Fortbildung der reiferen Jugend und der Erwachsenen handelt. Der eigentliche Jugendunterricht ist frühzeitig kommunalisirt bezw. verstaatlicht worden — zum entschiedenen Vortheil der Verallgemeinerung eines gewissen, wenn auch bescheidenen Bildungsniveaus, aber ebenso sicher zum Nachtheil des Privatinteresses für diese Aufgaben. England und Amerika besitzen, weil sie den Schulzwang erst kurze Zeit bezw. überhaupt nicht haben, eine geringere Durchschnittsbildung der Massen, aber mehr Initiative für den Fortschritt der Bildungsanstalten, mehr Opferwilligkeit der Privaten und damit auch der Gemeinwesen. Es fehlt die bei uns vorhandene Erstarrung auf einer zwar alten und allgemeinen, aber sehr bescheidenen Stufe der Entwicklung. Dieselbe Erscheinung macht sich auch auf den höheren Stufen bemerkbar. Auch hier ist die Bereitwilligkeit, größere Mittel aufzuwenden, hüben und drüben sehr ungleich. Während es in Deutschland schwierig ist, einige Tausend Mark für eine so ungemein wichtige Einrichtung, wie die Volksbibliotheken es sind, aufzubringen, fließen den englischen und amerikanischen Büchersammlungen alljährlich Millionen zu. Unsere deutschen freiwilligen Bildungsbestrebungen sind nur in geringem Maße durch bildungsfreundliche Kapitalisten geweckt und in ihrer Entwicklung gefördert worden, sie sind im Wesentlichen eine That des Kleinbürgerthums und der mit diesem verbündeten geistig thätigen Berufsstände, der Lehrer, Aerzte, Juristen und Geistlichen. Auf den Höhen hat dieses Streben bis heute nur wenig Verständniß und Gegenliebe gefunden. Nicht nur das Kapital, sondern auch die zünftige Wissenschaft stand ihm gleichgültig, wenn nicht feindselig gegenüber. Mehr als einmal haben bedeutende Gelehrte der Popularisirung ihrer Wissenschaft widersprochen. Eine University extension haben wir in Deutschland noch nicht, und die Zahl der Universitätsprofessoren, die in näherer Beziehung zum Volksbildungswesen stehen, ist an den Fingern herzuzählen. So war diese Angelegenheit ganz und gar den kleineren Kräften überlassen, die nur dann Großes schaffen können, wenn sie sich zu vereinter Thätigkeit zusammenschließen.

Auf diesem Boden sind die deutschen Bildungsvereine erwachsen. Ihre Zahl ist bisher nicht festgestellt, sie geht aber in die Zehntausende. Der Name „Bildungsverein“ ist dabei nebensächlich, jede Provinz und jede Gegend zeigt betreffs der Benennung ihren eigenen Geschmack. Hier bevorzugt man den Namen Handwerkerverein (Prov. Brandenburg), dort Bildungsverein (Schlesien), an dritter Stelle gründet man Gewerbevereine (Sachsen), anderswo Bürger- und vaterländische Vereine. In allen aber ist die Bildungsarbeit der Pol, um den sich das Vereinsleben dreht. Wie bedeutsam die Arbeit dieser Vereine in mehrfacher Beziehung ist, mögen wenigstens einige uns zur Verfügung stehende Zahlen andeuten. Im Jahre 1895 wurden in 398 Vereinen 3013 belehrende Vorträge gehalten, in 154 Vereinen fanden 508 Volksunterhaltungsabende statt, 343 Vereine verfügten über 287 080 Bände in ihren Bibliotheken. Von einem Theil dieser letzteren wurden auch die Ausleihezifferen angegeben, aus denen sich die Summe von 416 215 Ausleihungen ergab. Das ist ein bescheidenes Stücklein dieser Arbeit. Viele Vereine bringen in ganz kleinen Städten Tausende von Mark auf und befriedigen damit das Bildungsbedürfniß der gesammten Ortsbewohnerschaft.

Es liegt aber auf der Hand, daß der ganzen Entwicklung eine feste Richtung sowie eine stetig wirksame Anregung nur durch eine entsprechende Organisation gegeben werden kann. Diese geschaffen und dadurch die Bewegung in vielen Gegenden Deutschlands überhaupt erst in Fluß gebracht zu haben, ist das Verdienst des im Jahre 1875 verstorbenen früheren Oberlehrers Dr. Franz Leibing und des damaligen Fabrikbesitzers Fritz Kalle in Biebrich, jetzt Stadtrath in Wiesbaden. Beide Männer traten während des französischen Krieges miteinander in Verbindung und gaben den Anstoß zur Begründung der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“, die am 14. Juni 1871 unter Mitwirkung von Männern wie Schulze-Delitzsch, Barsig, Dr. A. Brehm, Prof. Dr. Gneist, Dr. Hammacher, Dr. M. Hirsch, Dr. v. Holtzendorff, Ernst Keil, Aug Lammers, Dr. Löwe-Kalbe, Miquel, Emil Rittershaus, Freiherr Schenk v. Stauffenberg, L. F. Seyffardt, Dr. W. Siemens, Otto Ule und Prof. Virchow ins Leben trat. Den Vorsitz führte bis zu seinem Tode (1883) Schulze-Delitzsch und seitdem Abgeordneter Rickert.

Die Ziele der Gesellschaft sind in ihren Statuten in ge-

nügender Klarheit und Ausführlichkeit gekennzeichnet. Satz 1 und 2 derselben lauten:

„Die Gesellschaft verfolgt den Zweck:

Der Bevölkerung, welcher durch die Volksschulen im Kindesalter nur die Grundlagen der Bildung zugänglich gemacht werden, dauernd Bildungsstoff und Bildungsmittel zuzuführen, um sie in höherem Grade zu befähigen, ihre Aufgaben im Staate, in Gemeinde und Gesellschaft zu verstehen und zu erfüllen.“

Sie sucht dieses Ziel zu erreichen durch:

1. „Besprechung von Fragen der freien Volksbildung in öffentlichen Versammlungen der Gesellschaft.“
2. „Förderung und Unterstützung der bestehenden Bildungs- und ähnlichen Vereine, Mitwirkung bei Gründung von Fortbildungsschulen, von Büchersammlungen, Lesezimmern und dergleichen, bei Beschaffung von Lehrkräften, Vermittung von Vorträgen und bei allem, was sonst zur Erreichung der Vereinszwecke wünschenswerth ist.“
3. „Belebung des Interesses für die Aufgaben der Volksschule und des Sinnes für zeitgemäße Entwicklung derselben, insbesondere auch der Fortbildungsschule.“
4. „Hinwirkung auf eine Verbindung solcher Vereine, welche sich die Hebung der Volksbildung zur Aufgabe gestellt haben.“
5. „Herausgabe einer periodisch erscheinenden Vereins-Zeitschrift.“
6 „Abfassung und Verbreitung von Flugschriften, welche geeignet sind, die geistige und sittliche Entwicklung unseres Volkes zu fördern.“
7. „Aussendung von Wanderlehrern.“

Am Ende einer 25jährigen Thätigkeit darf man wohl fragen, welche von diesen Aufgaben gelöst oder doch wesentlich gefördert sind. Ein ziffermäßiger Ausweis darüber ist leider nicht möglich. Die Gesellschaft als solche ist nichts als eine Centralstelle. Sie erhebt von den ihr angeschlossenen Vereinen nur einen bescheidenen Beitrag (mindestens 6 Mk.) zur Bestreitung des nöthigen Verwaltungsapparats und ist nur durch ihr Vermögen (103 000 Mk.) und durch die Beiträge einzelner Personen in der Lage, die Bildungsarbeit in schwächeren Vereinen auch praktisch zu fördern. Der Mitgliederbestand (gegenwärtig 1100 Vereine und 2800 persönliche Mitglieder) gestattet aber immerhin eine bedeutsame Einwirkung auf das Leben und Streben in den Ortsvereinen, und hierin, in der Anregung und Beeinflussung der angeschlossenen Vereine, die zum Theil, wie bereits angedeutet, eine große Thätigkeit entfalten und, wie z. B. der Düsseldorfer Bildungsverein, gewichtige Faktoren selbst in dem geistigen Leben größerer Städte sind, liegt die eigentliche Bedeutung der Gesellschaft. Sie übt diese ihre Thätigkeit durch ihre Zeitschrift „Der Bildungs-Verein“, durch zwanglos erscheinende Broschüren über wichtige Bildungsveranstaltungen*) und durch ihre Wanderredner aus. Auch in dieser Arbeit ist eine möglichst große Dezentralisation vorgesehen und durch Begründung von 11 Landes- und Provinzial-Verbänden und 13 Zweigvereinen erreicht worden.

Wenn heute in den lokalen Bildungsvereinen ein frisches, reges Leben herrscht, wenn man dort nicht nur nützliche Kenntnisse verbreitet, sondern auch das Verständniß für die großen Fragen des öffentlichen Lebens den breitesten Schichten zu erschließen bemüht ist und vor allem die Schätze unserer Litteratur, die Perlen unserer Dichtung und Musik Allen zugänglich macht, so darf die Gesellschaft ein wesentliches Verdienst um die Entfaltung dieser Bildungsarbeit in Anspruch nehmen. Die Männer der Wissenschaft und Kunst beginnen auch bei uns immer mehr, ihr Können in den Dienst des Volkes zu stellen. Die Volksbibliotheken sind heute in den kleinsten Städten vertreten, allerdings haftet ihnen ihre ärmliche Herkunft oft mehr an, als gut ist. In manchen Gegenden Deutschlands haben die Bibliotheken auch auf dem Lande festen Fuß gefaßt, vor allem im Königreich Sachsen. Die Volksunterhaltungsabende, die für die Vermittlung der werthvollsten Geistesschätze unseres Volkes ebenso wichtig sind, wie für den Ausgleich der sozialen Gegensätze, dringen immer weiter vor. Besonders im Osten sind die Erfolge sehr bemerkenswerthe.

Andere Gebiete der Bildungspflege sind in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr kommunalisirt und verstaatlicht worden, vor allem die Fortbildungsschulen. Die Gesellschaft hat in mehreren deutschen Staaten, in erster Linie in Preußen und Berlin, zur Entwicklung des Fortbildungsunterrichts wesentlich beigetragen. Auf Petitionen der Gesellschaft wurde 1874 die erste Summe für diesen Zweck in den preußischen Etat eingestellt und das jetzt in mehrfacher Beziehung als musterhaft bezeichnete Berliner Fortbildungsschulwesen reorganisirt; unter ihrer Mitwirkung und finanziellen Unterstützung wurde auch die erste Berliner Mädchenfortbildungsschule ins Leben gerufen.

Hinter dieser Wirksamkeit tritt die unmittelbar praktische Thätigkeit der Gesellschaft naturgemäß zurück. Von den ca. 10 000 Vorträgen, die in den ihr angehörenden Vereinen alljährlich gehalten werden, kann die Centralstelle nur 120—130 auf ihre Rechnung übernehmen und durch die von ihr besoldeten Wanderredner halten lassen, wofür allerdings in 25 Jahren 205 000 Mark verausgabt wurden. Für die Bibliotheken konnten in den letzten Jahren etwas größere Beihilfen gegeben werden. Im verflossenen Jahre (1895) wurden 29 Bibliotheken mit 1880 Bänden neu begründet und 290 Bibliotheken mit 7174 Bänden unterstützt. Auch dies ist nur Pionierarbeit. Die mit 50—150 Bänden von der Gesellschaft begründeten Bibliotheken entwickeln sich durch eigene Aufwendungen der Gemeinden und Vereine bald zu recht stattlichen Sammlungen, die für die gesammte leselustige Einwohnerschaft der betreffenden Ortschaften genügen. Der von der Gesellschaft herausgegebene Musterkatalog (6. Auflage) und die Musterstatuten und Anleitungen bieten für die Errichtung und Verwaltung der Bibliotheken sowie für die Bücherwahl allgemein geschätzte Hilfsmittel.

Ob bei uns in Deutschland das Kapital sich in Zukunft in höherem Maße an der Pflege der freiwilligen Volksbildungsbestrebungen betheiligen wird, ist unsicher. Es bedeutet schon etwas, daß der Gesellschaft für Volksbildung jüngst Grundstücke im Werthe von $1/2$ Million Mark testamentarisch vermacht worden sind. Aber eine andere Erscheinung ist unverkennbar. Der Bildungsdrang in den sogenannten unteren Volkskreisen hat sich wesentlich verstärkt. Neben den aus dem Kleinbürgerthum hervorgegangenen Bildungsvereinen hat auch die sozialdemokratische und nichtsozialdemokratische Arbeiterschaft Bildungsvereine begründet. Mag die darin verzapfte Wissenschaft vielfach auch noch recht anfechtbar sein, es ist der Anfang eines geistigen Lebens, das die Vergangenheit nicht kennt, und eine ganze Reihe dieser Vereine ist augenscheinlich bemüht, alle das Bildungsziel beeinträchtigenden Zuthaten abzustreifen und allein der Verbreitung von Wissenschaft und Kunst als Bildungs- und Erziehungsmitteln zu dienen. Und wenn es gelingt, alle diese Kräfte zu organisiren und auf große gemeinsame Ziele zu lenken, so wird das freiwillige Bildungswesen Deutschlands auch äußerlich mit denjenigen anderer Kulturstaaten sich messen können. Was die Intensität der Arbeit und die Verbreitung derselben bis in die kleinsten Ortschaften hinein anbetrifft, so dürfte schon heute kaum in einem Kulturstaate eine gleiche Entwicklungsstufe erreicht sein. Was uns dagegen gänzlich fehlt, sind große, dem modernen Geschmack und Bedürfniß entsprechende Leseinstitute in den großen Städten und eine Betheiligung der Universitäten an den Volksbildungsaufgaben. Diesen Mangel können nur kapitalkräftige Private und die Staaten und Gemeinden beseitigen. Der „kleine Mann“ hat bisher gethan, was er konnte, um sich in den Besitz alles dessen zu setzen, was den eigentlichen Werth des Daseins ausmacht. Mögen auch jene Faktoren nun das Ihre thun.

J. Tews.

*) Die Veröffentlichungen, welche die Volksbibliotheken (Musterkatalog, Musterstatuten, Anweisungen), die Volksunterhaltungsabende, das öffentliche Vortragswesen (Redneradreßbuch), wirthschaftliche Fragen, die Gesundheitspflege 2c. behandeln, sind durch das Bureau der Gesellschaft, Berlin NW, Lübeckerstr. 6 zu beziehen.

Parlamentsbriefe.

XXII.

Die den Reichstag gegenwärtig beherrschende Frage ist die: Wird das bürgerliche Gesetzbuch noch zur zweiten und dritten Lesung und schließlich zur Verabschiedung gebracht werden können oder nicht? Die Reichsregierung wünscht begreiflicher Weise das große Werk noch in dieser Session unter Dach und Fach zu sehen. Wer weiß, welche Widerstände in vier, fünf Monaten erwachsen werden und ob beim Wiederzusammentritt des Reichstags noch dieselben Staatsmänner am Ruder sind, die heute mit Ernst und Eifer das Zustandekommen der Vorlage betreiben. Ein Theil des Reichstags ist solchen Erwägungen durchaus zugängig. Die Nationalliberalen, die Freisinnige Vereinigung und das Centrum sind geschlossen für die Durchberathung des Bürgerlichen Gesetzbuchs noch in dieser Session. Das Centrum hat sogar Werth darauf gelegt, bei der Interpellation über das Jesuitengesetz zu betonen, daß der Ausfall der Antwort des Reichskanzlers — die theils ablehnend, theils dilatorisch lautete — die Haltung des Centrums in dieser Frage nicht beeinflussen werde. Auch in anderen Fraktionen finden sich vereinzelte Anhänger der Politik des Durchberathens. Die Mehrheit dieser andern Fraktionen aber scheint solchem Vorgehen einen — allerdings vorwiegend passiven, auf die Bundesgenossenschaft der Hitze rechnenden — Widerstand entgegensetzen zu wollen. Für ein solches die Pläne der Reichsregierung durchkreuzendes Widerstreben ist auch das Placet aus Friedrichsruh eingetroffen. Es bleibt danach zweifelhaft, welches parlamentarische Schicksal dem Bürgerlichen Gesetzbuch beschieden sein wird. Inzwischen arbeitet der Reichstag Restbestände auf. Die Vorlage, betreffend die Beseitigung der Halbbataillone, ist — wie diesseits von vornherein angenommen wurde — mit großer Mehrheit acceptirt. Auch das Centrum, das 1893 bekanntlich noch nahezu einmüthig gegen die mit der Einführung der zweijährigen Dienstzeit verknüpften Heeresverstärkungen votirt hatte, stimmte geschlossen für die neueste Heeresvorlage, ohne sich an der Demonstration, die in dem Einbringen eines aussichtslosen Antrags auf gesetzliche Festlegung der zweijährigen Dienstzeit lag, zu betheiligen.

Der Vertrag zwischen dem Reich und der Neu-Guinea-Compagnie hat auf keiner Seite des Reichstags Gegenliebe gefunden. Die Compagnie wird die koloniale Last danach zunächst auf eigene Rechnung weiterschleppen.

Der Versuch, die namentliche Schlußabstimmung über die Gewerbenovelle herbeizuführen, ist verschiedentlich an der Beschlußunfähigkeit des Reichstags gescheitert, wenngleich das Vorhandensein einer großen Mehrheit für diese gesetzgeberische Mißgeburt außer Zweifel steht. Daß es unter solchen Umständen gelingen sollte, das Margarinegesetz zur dritten Lesung zu bringen, ist höchst problematisch. Bleibt das Bürgerliche Gesetzbuch stecken, so ist jedenfalls das Margarinegesetz mit geliefert.

Während so die wichtigen Gegenstände an der Klippe der Beschlußunfähigkeit schwer oder gar nicht vorbeizubringen sind, wird mit allerlei Nebensachen die Zeit verplempert. So haben u. A. die Antisemiten noch die Gelegenheit zu einer unglaublich albernen Interpellation erwischt. Ein englischer Zeitungskorrespondent ist an einem Berliner Telegraphenschalter gegen den fungirenden Beamten ausfallend geworden. Er hat sein Unrecht eingesehen, um Entschuldigung gebeten und 100 Mk. in die Armenkasse bezahlt. Die Antisemiten finden es unerhört, daß bei dieser Gelegenheit der Schöffenrichter nicht bemüht ist. Sie möchten diesen Vorfall gern zu einer nationalen Haupt- und Staatsaktion aufbauschen. Welche Karrikatur des Nationalgefühls! Um solchen Geschmacklosigkeiten in der Form einer Interpellation Gehör zu verschaffen, müssen 30 Mitglieder zusammenwirken. Die Konservativen hatten den Antisemiten die fehlende Hälfte dieser Zahl freundnachbarlich zur Verfügung gestellt, fanden aber schließlich doch nicht den Muth, den Antrag auf Besprechung der Interpellation zu unterstützen. Interessant war es, bei diesem Anlaß Herrn Liebermann von Sonnenberg als censor morum zu sehen, der Tags zuvor seinen Beruf zur Gesetzgebung dadurch erwiesen hatte, daß er das Präsidium „jammervoll, stümperhaft und taktlos" nannte. Den Ordnungsruf erträgt er mit dem Stolz eines abgebrühten Politikers. Wer weiß wie bald die parlamentarische Lebensart dahin gelangt sein wird, das Präsidium mit faulen Aepfeln zu bewerfen.

Die Agrarier haben das Bedürfniß empfunden, vor dem Auseinandergehen des Reichstags ihrem gepreßten Herzen noch über die Sicherheit der preußischen landschaftlichen Pfandbriefe Luft zu machen. Die sachkundigen Darlegungen über dies Thema in Nr. 34 der „Nation" haben arg verschnupft; und da diese Darlegungen selbst sich als unanfechtbar erwiesen, so redete man wenigstens ein Bischen darum herum.

Der preußische Landtag ist in dieser Woche geschlossen. Möge er recht lange außer Thätigkeit bleiben.

Graf Limburg-Stirum, der in Weimar „Gesandter gelernt" hat, brachte es noch fertig, den Reichskanzler als preußischen Ministerpräsidenten auf den Kampfplatz zu rufen. Fürst Hohenlohe ist dem Grafen nicht preußisch genug. Er ist kein Junker und auch kein Agrarier, kein Bimetallist und nicht einmal ein Zünftler. Dieser Reichskanzler gefällt den preußischen Junkern schon lange nicht mehr. Sie begrüßten ihn als Nachfolger des ihnen noch verhaßteren Grafen Caprivi, aber jetzt müssen sie eine neue Abwechslung haben. Diese Leute sind nie blöde gewesen, den heute zu kreuzigen, dem sie noch gestern Beifall zugerufen haben. Haben sie doch auch die einst so gepriesene Sozialpolitik gründlich satt, wie die Debatte über den vom Bundesrath angeordneten hygienischen Arbeitstag für Bäckereigehilfen aufs Neue klar erwiesen hat. Der preußische Junker kennt eben nur ein wesentliches politisches Interesse, und das ist das höchsteigene Interesse seiner Clique.

Proteus

Julie Salis Schwabe.

In Neapel im Ex Collegio Medico, dem Sitze der von ihr 1873 begründeten Erziehungsanstalt Istituto Froebel ist Julie Salis Schwabe am 20. Mai sanft entschlafen. Dort in dem Lande, welchem sie ihre wärmste Sympathie und vieljährige rastlose Arbeit gewidmet hatte, ist sie zu ewiger Ruhe gebettet. Mancher mochte unter den zahlreichen Leidtragenden sein, der im Ex Collegio Medico aus einem verwahrlosten Straßenjungen zu einem tüchtigen Menschen und Bürger gebildet wurde und dankbar dessen gedachte, was die warmherzige Signora Inglese für ihn gethan hatte.

Julie S. Schwabe war Deutsche und erst erwachsen nach England gekommen. Ihr geistiges Leben ist dort entwickelt in dem Kreise jener Männer, welche die große Bewegung gegen den Kornzoll, für Freiheit des Handels und des politischen Lebens und für den Frieden unter den Völkern leitete. Ihr Mann, ein hochangesehener Baumwollindustrieller, gehörte diesem Kreise an, und mit allen hervorragenden Persönlichkeiten desselben, besonders mit Cobden, war sie nahe befreundet. Sie hat seine Ideen mit der warmen Begeisterung einer Frau in sich aufgenommen, und ist ihr ganzes Leben ihnen treu geblieben.

Jüdin von Geburt, ist sie aus innerster Ueberzeugung zum Protestantismus übergetreten. Ihr Lehrer war Sydow, dessen fromme und freie Auffassung der Religion ganz ihrem Sinne entsprach.

Als sie Wittwe geworden, eine Bethätigung für ihre Kraft außer dem eigenen Heim suchte, trat diesen Einwir-

lungen noch eine dritte hinzu. Die Erhebung Italiens und persönliche Beziehungen zu seinem volksthümlichsten Helden, Garibaldi, erweckten in ihr die Liebe zu dem hochbegabten Volke des Landes. Garibaldi rief die Frauen Italiens auf für die Erziehung des durch lange Mißregierung von Fürsten und Pfaffen verwahrlosten Volkes einzutreten. Julie Salis Schwabe hatte selbst durch langen Aufenthalt in Italien erfahren, wie hochbegabt sein Volk ist, wie sehr es aber in weiten Kreisen desselben, und zwar keineswegs bloß in den untern Schichten, an einer Erziehung fehlte, welche geistige Befreiung, Arbeitstüchtigkeit und wahren Bürgersinn gibt. So entstand in ihr der Entschluß, die Arbeit an der Verbesserung der italienischen Erziehung hinfort zu ihrer Lebensaufgabe zu machen. Sie empfand es als eine heilige Verpflichtung der vorgeschritteneren Völker, den durch Ungunst der Verhältnisse in der Entwicklung zurückgebliebenen Nationen beizustehen, das Versäumte einzuholen.

Ein eigenes Erziehungsinstitut wollte sie in Italien gründen. Ein erster Versuch mußte bald in Folge des Todes der Leiterin wieder aufgegeben werden. Aber der Plan wurde wieder aufgenommen und nach Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten gelang es, die italienische Regierung zu bestimmen, in Neapel ein altes Staatsgebäude, das Ex Collegio Medico, für die zu begründende Anstalt herzugeben und zu restauriren.

Die Einrichtung und Ausgestaltung dieser Anstalt, die Beschaffung der Mittel und die Erhaltung der Sympathie der wechselnden italienischen Regierungen für dieselbe waren nun für eine lange Reihe von Jahren die Lebensarbeit der Begründerin. Und wahrlich keine leichte!

Mit Begeisterung hatte Julie Salis Schwabe die Erziehungsideen Fröbel's ergriffen, welche ihr besonders geeignete Mittel zu bieten schienen, in den lebhaften Kindern Süditaliens Lust und Liebe zur Arbeit und zum Lernen und Sinn für Reinlichkeit und Ordnung zu entwickeln. Namentlich für die Frauenerziehung, die in Süditalien fast gänzlich fehlte, sollte die Anstalt wirken; sie sollte Mütter und auch Erzieherinnen von Fach bilden, die im Geiste der ihnen dort gegebenen Bildung Italiens Kinder erziehen sollten.

Eine eigenartige Methode sollte mit dafür erst zu bildenden, verschiedenen Nationen angehörigen Lehrkräften in einem der Begründerin der Anstalt fremden Lande durchgeführt werden. Diese Aufgabe war noch dadurch erschwert, daß die Methode wohl für Kindergärten und Erzieherinnenbildung aber für die Schule fast noch gar nicht durchgebildet war. Die Geldmittel mußten gesammelt, jedes neue italienische Ministerium mußte erst wieder von Neuem gewonnen werden, und die klerikale Feindschaft that ihr Möglichstes, die Anstalt zu vernichten. Freilich war die Anstalt durchaus italienisch. Julie Salis Schwabe wollte nicht Propaganda für England oder Deutschland machen, auch nicht für den Protestantismus. Denn Italien sollte die Anstalt dienen, auf dieses sollte sie Einfluß gewinnen, und das war nur möglich, wenn sie zwar das Geld, Menschen, Ideen, so weit es gut und nöthig war, andern Ländern entnahm, aber dies Alles nur in italienischem Sinne verwandte. Sie mußte jede Feindseligkeit gegen die katholische Religion vermeiden, die doch Landesreligion ist — aber sie sollte wahre befreiende Bildung geben — und damit war der katholischen Priesterschaft nicht gedient.

Es gehörte nicht bloß die festeste Ueberzeugung von der Richtigkeit und Nothwendigkeit ihrer Ziele, sondern auch eine ungewöhnliche Ausdauer und ein gutes Stück Weltklugheit dazu, unter diesen Umständen eine solche Anstalt zu erhalten und zu entwickeln. Rastlos wirkte Julie Salis Schwabe in England, Deutschland, Frankreich, Italien, um für die Anstalt zu interessiren und Mittel für sie zu schaffen. Oft genug wurde sie zurückgewiesen; denn für internationale Wirksamkeit war in einer Zeit der Hochfluth nationaler Bestrebungen wenig Neigung. Aber mit Recht wies sie immer darauf hin, daß der Kampf gegen Priesterherrschaft und Reaktion seiner Natur noch ein internationaler sein müßte und daß der Hauptkampfplatz eben Italien, der Sitz der katholischen Priesterherrschaft sei.

Durch ihre Beharrlichkeit hat sie, freilich mit unendlicher Mühsal und mit manchen bitteren Erfahrungen, ihr Ziel so weit erreicht, daß das Fortbestehen der Anstalt in Neapel gesichert erscheint. Die Königin von Italien hat selbst das Protektorat über dieselbe übernommen. Seit mehreren Jahren konnte ihre Begründerin deshalb einer zweiten auf gleichen Grundgedanken ruhenden Anstalt ein gutes Theil ihrer Mittel und ihrer Kraft widmen.

In London gründete sie mit Freunden zusammen ein Institut zur Ausbildung von Erzieherinnen nach Froebel'scher Methode, die nun auch schon seit mehreren Jahren in voller Wirksamkeit ist. Diese Gründung war die beste Antwort auf die Einwendungen, welche dagegen erhoben waren, daß sie als Engländerin nur für das Ausland wirke.

Groß ist die Zahl der Personen, denen Julie Salis Schwabe in ihrem langen Leben nahe getreten ist; nicht wenige sind darunter, die ihre aufrichtigen und treuen Freunde geworden sind, die nicht bloß ihre Gesinnung theilten und ihre Ziele förderten, sondern sie auch persönlich hochschätzten und verehrten. Die erste und treueste unter ihnen ist Kaiserin Friedrich; mit aufrichtigem Schmerze wird sie den Verlust einer wahren und aufrichtigen Freundin empfinden, die mit größter Verehrung an ihr hing.

Die Verstorbene hat eine große und gute Lebensarbeit gethan und sie hat mit diesem Bewußtsein in Frieden scheiden können. Ihren Freunden, vor allem aber dem Lande, für welches sie hauptsächlich gewirkt hat, hinterläßt sie die Aufgabe, das, was sie geschaffen, zu erhalten und in ihrem Sinne weiter zu führen und zu entwickeln.

K. Schrader.

Theater und Reichshauptstadt.

Ein Rückblick auf das letzte Vierteljahrhundert.

II.

Der große Erfolg des Deutschen Theaters machte Appetit zu neuen Unternehmungen. Fünf Jahre war das Deutsche Theater alt, da sprangen durchs doppelt geöffnete Thor zwei Leoparden auf einmal hervor. Der erfolgreichste Lustspielautor des Deutschen Theater, Oscar Blumenthal, glaubte sein eigner Direktor sein zu sollen und baute dem Deutschen Theater gleichsam vor der Nase das „Theater der Lebenden", das sogenannte Lessingtheater. Herr Ludwig Barnay, der Erste der Sozietäre, der aus dem Deutschen Theater die Flucht ergriff, suchte diese Mutterstätte dadurch zu überwinden, daß er ein billigen Mann spielte. Wurden im Deutschen Theater Fünfmarkstücke aufgeführt, so wurden im Berliner Theater oft dieselben Stücke als Dreimarkstücke verausgabt. Das Billigkeitsprinzip fand im großen Publikum natürlich vielen Anklang, und da Herr Barnay alle Chancen, sogar die Gunst des Monarchen auszunutzen verstand, so blühte sein Unternehmen, bis das Schillertheater kam und die Sache nicht nur noch billiger, sondern künstlerisch vielleicht besser machte.

Die Sucht, neue Theater zu errichten, ist noch immer im Steigen. Ohne rechten Zweck steht am Schiffbauerdamm das hübsche Neue Theater, draußen hinter dem Zoologischen Garten will sich eben erst ein neuestes Theater erheben, und auch sonst spukt es von allerhand Plänen.

Gewiß ist in der Millionenstadt mit ihren vielen reich bevölkerten Vororten ein Publikum für alle diese Kunsttempel vorhanden. Wo irgend etwas Zugkräftiges geboten wird, ist der Andrang groß. Immer taucht bald hier bald dort ein Stück auf, von dem es heißt, Jedermann müsse es gesehen haben. Und bis in Berlin und Umgegend

Jedermann es gesehen hat, vergeht ein fetter Winter, während dessen der Theaterdirektor unter Umständen zum Millionär werden kann. Fast jedes unserer Theater hatte in den letzten Jahren derartige im Agentenjargon sogenannte Bombenerfolge. Bald war es im Deutschen Fulda's Talisman, bald im Lessingtheater Sudermann's Ehre, bald bei Herrn Barnay der alte schreckliche „Kean", bald im Residenztheater irgend eine Pariser Boulevardfarce. Vollends unsere kleineren Belustigungsbühnen in der City bereiten für den Herbst eine Aufführung vor, auf die ein Vermögen gewandt wird, in der sicheren Erwartung, daß der Erfolg bis zum Frühjahr vorhält. Erfüllt sich diese Hoffnung, so verzehnfacht sich das Vermögen. Versagt sie, so ist gleich zu Anfang jener Einsatz verloren. Mehr oder weniger stehen alle unsere Theaterdirektoren vor einem ewigen geschäftlichen Risiko. Manchen unter ihnen sah man einen Winter über mit Vieren lang durch den Thiergarten fahren, und neben ihm in der Viktoriachaise starrte die Gnädige von Seide, Sammet und allen Pelzen. Das Jahr drauf gingen Beide betteln. Wie gewonnen, so zerronnen — das trifft nirgend mehr zu als beim Theater. Darum ergreift die Direktoren immer mehr ein überreizter Geschäftstrieb, der sie von der ruhigen künstlerischen Bethätigung immer weiter entfernt. Je höher die Konkurrenz steigt, desto schwerer wird es, diesen Geschäftstrieb im großen Stile zu befriedigen. Denn das Angebot von zugkräftigen Stücken und leistungsfähigen Schauspielern ist lange nicht mehr so groß, wie die Nachfrage. Gagen- und Tantièmenforderungen steigen rapid. Die kostspieligen Kräfte müssen nach Gebühr verwerthet werden. So kommt es, daß Zugstücke, wie „der Talisman" oder „die Ehre", so verdienstlich ihre Aufführung war, doch auf Monate hinaus das ganze Repertoir brach legten. Der Direktor sagt dann zu den anderen Autoren: „Kinderchen, ihr müßt warten, bis es mir wieder schlecht ergeht; dann will ich's mit Euch versuchen!"

Durch die Einförmigkeit der Repertoire leiden mittelbar auch die Schauspieler, die theils monatelang beschäftigungslos „spazieren gehen" und darüber entweder verbittern oder verbummeln, theils im ewigen Einerlei derselben Rolle stumpf werden. Die Abwechslung, die nicht nur ergötzt, sondern auch fördert, die den Geist frisch erhält und den Muth neu belebt — sie weicht auf fast allen unsern Theatern einer unerquicklichen Monotonie. Wo noch Abwechslung ist, geht sie gegen die Wünsche der Direktionen, denn sie ist das sicherste Zeichen häufiger Mißerfolge. Eine Novität nach der anderen wird in fieberhafter Eile abgejagt, bis endlich, endlich der heiß ersehnte „durchschlagende" Erfolg da ist. Und nun preßt man aus diesem den letzten Tropfen aus, so daß in verhältnißmäßig kurzer Zeit selbst werthvollere Stücke wie schale Citronen daliegen. Es fehlt jede Ruhe der Entwicklung. Durch Vermittelung der so oft bekämpften Theateragenturen herrscht auch im Schauspielerpersonal ein ewiges Kommen und Gehen. So oft sich ein Vertrag seinem Ende nähert, entsteht im Schauspieler die Frage, wo ein besseres Unterkommen zu finden sei, wo lohnendere Aufgaben locken, reicherer Gewinn reizt. Fast alle unsere hervorragenderen Künstler stehen immer mit einem Fuße schon außerhalb der Bühne, zu der sie gerade gehören. Man wundert sich nicht mehr, sie mit jedem neuen Herbst auf einem anderen Schauplatze wiederzusehen. So ist beispielsweise Emanuel Reicher nach einander im Residenztheater, im Hoftheater, wieder im Residenztheater, im Lessingtheater, im Deutschen Theater thätig gewesen. Arthur Kraußneck ging vom Deutschen Theater ans Berliner, von da wieder ans Deutsche, von da wieder ans Berliner und wird über kurz oder lang im Hoftheater sein. Dieses Unstäte, Vagabundenhafte hat Niemand so schwer zu büßen gehabt, wie Josef Kainz. Er gab seine schöne, gefeierte, sichere Position im Deutschen Theater auf, um einem trügerischen Sirenensang zu folgen, der ihn hart an den Rand des Verderbens führte. Noch verderblicher aber, als für den einzelnen Schauspieler, der schließlich Herr seines Willens und nur sich selbst verantwortlich ist, wird dieser fortwährende Stellenwechsel, diese schon bei Dienstmädchen oft beklagte Sucht, sich zu verändern, für die Theater und ihr Repertoir. Immer neu würfeln sich willkürlich die Kräfte zusammen und aus einander. Wenn ein Autor sein Stück fertig hat, so notirt er für die einzelnen Gestalten eine Berliner Idealbesetzung; denn er hat das Bild einer Anzahl ausgezeichneter Schauspieler fest vor Augen. Froh der Vollendung kehrt er aus seiner Sommerfrische nach Berlin zurück, und hier trifft ihn eine Hiobspost nach der andern. Er muß erfahren, daß fortan seine Heldin im Hoftheater, sein jugendlicher Liebhaber im Deutschen Theater, seine Naive im Lessingtheater, seine komische Alte im Berliner, seine Naive im Residenztheater und sein père noble im Schillertheater sitzt. Kein Gedanke, sie alle unter einen Hut zu bringen. Der Unglückselige rauft sich die Dichterlocke.

Seitdem Berlin wirklich die deutsche Theaterhauptstadt geworden ist, herrscht im gesammten deutschen Schauspielerstand eine heiße Sehnsucht, nach Berlin zu gelangen und hier Erfolg zu haben. Ehe dieses Ziel nicht erreicht ist, hält sich der Schauspieler für ein verkanntes Genie. Die Sehnsucht nach Berlin reicht weit über die Grenzen des Reichs hinaus, reicht, so weit die deutsche Zunge klingt. Kein Oesterreicher denkt jetzt mehr an Wien, er denkt an Berlin. Jeder Herbst bringt eine Fülle neuer Gesichter. Die Meisten verschwinden freilich rasch wieder, denn das Talent ist spärlich. Aber wenn ich in jenem Almanach der deutschen Bühnengenossenschaft blätterе und unter den sechs Theatern mir die in ihrer Art Ausgezeichneten auszeichne, so kommt ein Bestand von etwa funfzig Personen zusammen; so groß ungefähr wie das Personal des Wiener Hofburgtheaters, das noch immer das stärkste auf allen deutschen Bühnen ist. Mit jenen funfzig Schauspielern könnte Berlin eine Elitetruppe schaffen, wie sie die Welt nie besser gesehen hat. Da sich aber diese Elitetruppe auf sechs verschiedene Plätze zerstreut, so gleicht sie einem starken Arme, der in Stücke gehauen ist. Uns aber, den wahren Freunden der Kunst und des Theaters, wird hier ein Ziel gewiesen, nicht nur aufs innigste zu wünschen, sondern auch sichtbarlich vor Augen: eine ideale Rütlischene, gebildet aus lauter greifbaren, wohlbekannten, vorhandenen Gestalten.

Aber wir sehen keinen Weg zu diesem Ziele. Welches der sechs oder sieben Theater wäre berufen und im Stande, an dieses Ziel zu gelangen? Am berufensten dazu wäre das königliche Schauspielhaus, berufen durch sein ehrwürdiges Alter, durch seine zum Theil große Vergangenheit, durch seine nahe Beziehung zur allerhöchsten Stelle im Reich, durch seine glänzend gesicherte materielle Existenz, die sich nicht nur auf Zuschüsse der königlichen Hausschatulle, sondern noch mehr auf den regen Besuch eines festen Stammpublikums gründet. Je nationaler und kaiserlicher einer gesinnt ist, desto lebhafter muß in ihm der Wunsch sein, daß nirgend anders als auf dem zum Schillerplatz umgewandelten Gendarmenmarkt Deutschlands vornehmstes, bedeutendstes und bestes Theater stehe. Ein solcher patriotischer Wunsch ist gewiß nirgend lebendiger als in diesem Theater selbst; jeder, der dort gewissenhaft und verständnißvoll arbeitet, wird seines Theils an der Erfüllung dieses Wunsches arbeiten. Wenn dieses preußische Hoftheater, das lieber deutsches Reichstheater heißen sollte, jene funfzig auserlesene Schauspieler besäße, von denen es einen kleinen Bruchtheil schon jetzt besitzt, so würde es zunächst seiner edelsten und obersten Aufgabe bis zur Vollendung dienen.

Diese Aufgabe besteht darin, in den großen Alten die alte Größe der dramatischen Kunst leben und aufleben zu lassen. Zu diesen großen Alten rechnen wir nicht bloß die Dioskuren von Weimar, ihre Vorkämpfer und Mitstreiter; sondern vor der Empfindung für Größe und Schönheit dürfen auch alle Grenzpfähle fallen. So wenig es undeutsch gewesen wäre, wenn draußen im Treptower Park statt der Berliner Gewerbeausstellung eine Weltausstellung erstanden wäre, so wenig ist es undeutsch, wenn dem weltliterarischen

Standpunkt Goethe's gemäß im deutschesten aller Theater neben Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, Grillparzer auch Kalidasa, Sophokles, Shakespeare, Calderon, Molière zur Geltung und zur Wirkung kommen. Ob sie dort immer zur Wirkung und zur Geltung gebracht worden sind, lasse ich unter diskreten Hinweisen auf Laube's Burgtheater, die Meininger und die Nothgebrungenheit des Deutschen Theaters dahingestellt. Aber der gute Wille, das alte Vermächtniß zu erhalten, hat zu keiner Zeit gefehlt. Der erste Hofschauspieldirektor war Iffland gewesen, zugleich Schiller's erster Franz Moor. Sein Nachfolger, Graf Brühl, stand mit Goethe im freundschaftlichsten Verkehr und hatte sich Goethe's musterhaftesten Theaterschüler, Pius Alexander Wolff, nach Berlin, um die Weimarer Tradition auch schauspielerisch wachzuhalten. Auf Brühl folgte zuerst ein sächsischer Schulmeister, dann ein preußischer Lieutenant, die schon aus Mangel an eigenen Ideen im Alten verharrten.

Aber mit der Pflege von Vermächtnissen sind die Aufgaben eines ersten Theaters noch lange nicht erschöpft. Wer dieses Theater recht versteht und richtig leitet, wird sein Ohr verfeinern und schärfen für die leisesten Regungen des weiter dichtenden Volksgeists. Er wird eine offene Hand denen bieten, die dem neuen, seit Goethe und Schiller veränderten, und wie veränderten Leben eine künstlerische Form abzuringen suchen. Das erste Theater des Deutschen Reiches wird, wenn es sich seine Bedeutung nicht will streitig machen lassen, zu den ringenden und suchenden Geistern sagen müssen: Kommt her zu mir Alle, die ihr jung seid und mit dem Gott in eurer Brust kämpfet; ich will euch stärken und erfrischen; in mir und an mir sollt ihr reifen. Diese zweitoberste Aufgabe überläßt das Berliner Hoftheater anderen Bühnen; und zwar aus Rücksichten, die mit dem Wesen der Kunst nichts zu thun und nichts zu theilen haben. Es sind besonders Rücksichten von zweierlei Art: höfische Rücksichten und bürgerliche Rücksichten. Diese beiden Hauptrücksichten bestimmen den Spielplan in dem, was gegeben werden kann, gegeben werden muß und nicht gegeben werden darf. Die Rücksicht auf den Hof verbietet Stücke, in denen, wie in Wildenbruch's „Generalfeldoberst“, ein Ahnherr des regierenden Hauses, treu nach der Geschichte, aber ohne Sympathie gekennzeichnet ist, verbietet Stücke, in denen wie in Wildenbruch's „Neuem Gebot“, Wildenbruch's „König Heinrich“ ein Kampf zwischen Kirche und Staat den traagischen Konflikt liefert, verbietet Stücke, in denen, wie in Hans Olden's „Kluger Käthe“ ein naseweiser, verbildeter, frecher Backfisch antinationale Phrasen drischt, verbietet Stücke, in denen, wie in Hauptmann's „Hannele“, die Heilandsgestalt segnend und erlösend den Traum eines sterbenden Kindes durchwandelt. Da der Hof, als der eigentliche Herr des Hauses, diese Rücksichten fordert, so ist eine Diskussion darüber zwecklos. Fast noch entscheidender jedoch, als diese höfischen Rücksichten sind diejenigen, die ich vorhin bürgerliche Rücksichten nannte und die ich lieber spießbürgerliche nennen möchte. Bei seinem fünfzigjährigen Militärjubiläum einigte sich der frühere Generalintendant mit dem gratulirenden Dekane der theologischen Fakultät unserer Hochschule dahin, daß im königlichen Schauspielhause nichts vorgeführt werde, worüber eine heranwachsende Tochter an der Seite ihrer Mutter erröthen könnte. Unter diesem Grundsatz ist das erste Theater des Reiches zu einer Anstalt für die reifere Jugend geworden. Die Kunst, die sittlichen Problemen nachdenken möchte, die das menschliche Innere durchleuchten will, die den Menschen verfolgt, so hoch er steigt und so tief er sinkt, muß sich in ihrem freien Forschen und Gestalten fragen, ob sie nicht Etwas thut, was dem Phantasieleben eines halbentwickelten Kindes weiblichen Geschlechts schädlich wäre. Eine Kunst, die sich so einengen läßt, verliert ihre Freiheit und geht zu Grunde. Es ist daher ganz selbstverständlich, daß die neue Kunst an Orte ging, wo jener Grundsatz nicht gepredigt wurde. Vielleicht aber darf sie auch am Schillerplatz einkehren, wenn sie aus der neuen Kunst selbst eine alte geworden sein wird. Denn das Alter seit. Es giebt kaum ein Drama Shakespeare's, Goethe's, Schiller's, das, wenn es heute neu wäre, nicht gegen irgend eine der höfischen oder bürgerlichen Rücksichten zu gröblich verstieße, um auf der Hofbühne möglich zu sein.

Was bleibt nun aber bei allen diesen Rücksichten der Hofbühne übrig, um die moderne dramatische Litteratur zu fördern? Auch in ihrem positiven Wirken leiten sie dieselben Rücksichten. Von höchster Stelle ging an die Bühnenautoren der Mahnruf, durch Behandlung vaterländischer Stoffe vaterländische Gesinnung zu stärken. Seitdem giebt es ein heißes Bestreben und Streben auch dort, wo kein Genius ruft; und die Hofbühne wird zum natürlichen Schauplatz gesinnungstüchtigen Mißlingens. Die spießbürgerliche Rücksicht fordert, daß ein Theaterstück zur Noth auch im Jugendfreund abgedruckt werden könnte. Daher sieht sich die Leitung der Hofbühne genöthigt, sogenannten harmlosen und anspruchslosen Bretterspäßen den Vorzug zu geben. Auf diese Weise ist die strenge, ernste, rücksichtslose Kunst, die nicht äußeren Vorschriften, sondern inneren Gesetzen ihres Stoffs und ihrer Form folgt, auf Privatbühnen angewiesen. Daher sind die Theater der Lebenden eine künstlerische Nothwendigkeit für Berlin. Unter den Privatbühnen hat sich während der letzten Jahre das Deutsche Theater immer mehr zum Theater der Lebenden herausgebildet. Von seiner guten klassischen Tradition mancherlei aufgebend und an das königliche Schauspielhaus, das sich in seinen Leistungen einigermaßen gebessert hat, abgebend, hat sich im Deutschen Theater ein noch nirgend übertroffener oder auch nur erreichter Darstellungsstil für soziale und sittliche Problemdichtungen aus dem modernen Leben herausgebildet. Die Schauspieler, die hierfür besonders geschaffen sind, sollten sich mehr und mehr um die Fahne des Deutschen Theaters sammeln. So wird wenigstens auf einer Seite das Ziel errungen werden.

Allerdings gehört zur Unterstützung einer bestimmten dramatischen Kunstrichtung auch Publikum; besonders in einem Theater, das weder durch den Hof noch durch den Staat noch durch die Stadt irgendwie subventionirt ist, das zunächst als Geschäft bestehen muß, um der Kunst zu dienen. Dieses Publikum verhält sich gegen die nothgebrungene Herbheit und rauhe Strenge einer den Lebenskampf darstellenden Kunst ebenso spröde, wie gegen die tastenden Versuche junger Dichter, Neues zu schaffen. Unsern Theatern gegenüber befindet sich der größte Theil des Publikums in der Lage Kaiser Wilhelms des Alten. Unsere Mitbürger, für deren stillen, stetigen Fleiß die jetzige Berliner Gewerbeausstellung so glänzend zeugt, suchen nach sauren Wochen im Theater ein frohes Fest. Von früh bis spät den Körper und den Geist und oft genug auch das Gemüth im harten Joche der täglichen Arbeit, von Sorgen, Aerger, Furcht oder Hoffnung bewegt, athmen sie auf, wenn Abends endlich die Feierstunde schlägt. Eine leichte Zerstreuung ist dann das Willkommenste. Ohne viel über Sinn und Unsinn nachzudenken (nachgedacht hat man tagüber genug) wollen sie über einen Komiker lachen oder ein leichtfertiges Couplet sich vorträllern lassen und dabei platonisch die persönlichen Reize der Soubrette genießen. Dieser Wunsch abgespannter Kräfte ist es, der die Geschäfte des Centraltheaters besorgt, Tata-Toto zu einer begehrten Zweieinigkeit macht und aus dem Cirkus und dem Wintergarten höchst gefährliche Konkurrenten für Heimstätten ernster, strenger, Geist und Herz erschütternder Kunstübung schafft. Jener Wunsch der abgespannten Kräfte ist nur zu berechtigt. Der Advokat, der Vormittags eine Kindesmörderin vertheidigte, der Arzt, der eine lebensgefährliche Operation hinter sich hat, der Kaufmann, der nicht weiß, wie morgen an der Börse die Papiere stehen werden, die Mutter, deren Sohn in Examensnöthen schwebt, sie alle sind mit den Problemen der eignen Brust so tief befaßt, daß ein Dichter, der sie ganz in Anspruch nehmen muß, ihnen nicht auch noch den Schlaf und die Ruhe rauben darf. Solche Dichter aber sind es, die ins volle Menschenleben der vielbewegten Gegenwart dort hineingreifen, wo es am interessantesten und am packendsten ist. Es sind keine Theatereffekte, die raketenhaft aufzischen und spurlos verpuffen. Es sind leise, heimliche, schleichende,

oft beklemmende Wirkungen, bei denen die Gewissen schlagen, Erinnerungen an manche dunkle Stunde des eignen Lebens aufsteigen, und der trübe Blick sich erkennend in den Busen senkt. Und die weltstädtischen Nerven — alles das sollen sie auch noch ertragen? Wir stehen hier vor einer Frage. Sie ist für unsere ganzen Theaterverhältnisse wichtiger, als die gewiß sehr wichtige Frage der ungerechten oder eigentlich rechtlosen Schauspielerkontrakte, und sie ist unvergleichlich wichtiger als die neuerdings von Fachleuten lebhaft erörterte Frage, ob die Gewerbefreiheit alles Uebels Ursaal ist.

Ich bin der Meinung, daß sich auch hier erst im freien Spiel der Kräfte die Kräfte entfalten konnten. Wenn durch das Uebermaß eines oft nicht ganz lauteren Wettbewerbs Existenzen scheiterten, ganze Theater verkrachten, manch ein edler Keim zerstört wurde, so liegt das im allgemeinen Kampf ums Dasein begründet. Im Theater entscheiden zuletzt doch nur Kunstfragen. Die wichtigste dieser Kunstfragen, eine soziale Kunstfrage ist die: welcher Art sollen ein abgespanntes Publikum und eine anspannende Kunst mit einander fertig werden? Für diese Frage ist eine Lösung bisher noch nicht gefunden. Trage jeder dazu bei, sie zu finden! Denn so unveräußerlich die persönlichen Rechte des Publikums sind, so sicher gibt es zum allgemeinen Wohlstande der menschlichen Kultur auch ein sachliches Recht der Kunst.

Paul Schlenther.

Zola's „Rome".

Römische Glossen.

Soweit ich die deutsche Presse habe verfolgen können, wurde Zola's neuer Roman „Rome" von der deutschen Kritik fast durchweg mit Hochachtung aufgenommen, was mir um so mehr auffiel, als in Rom selbst das Gegentheil eintrat. Diesen Widerspruch wünsche ich zu erklären.

Die Mehrzahl der deutschen Kritiker ging von der Voraussetzung aus, daß Zola ein bedeutender Schriftsteller sei, und so fand man sich eher ergebungsvoll in alles, was Herr Zola auftischte; die Römer aber, und mit ihnen die meisten italienischen Kritiker, gingen vom Objekt der Betrachtung aus und erklärten: „Rom ist so groß, so hoch, so hehr, daß ihm gegenüber Zola klein erscheint, wir müssen also untersuchen, wie Zola es verstanden hat, sich Rom geistig zu nähern".

Das Ergebniß dieser Untersuchung ist nun bei fast allen Römern für Zola nicht gerade schmeichelhaft; es wird ihm vorgeworfen, daß sein Roman eine Insulte der heiligen Roma sei. Um das nachfühlen zu können, müssen wir kurz auf den Inhalt des Romans eingehen; und dieses Eingehen wird auch wieder einmal zeigen, was von der Realistik Zola's und seiner veritée vraie zu halten ist; also der Inhalt:

Pierre Fromont, der Held des Romans „Lourdes", und der priesterliche Apostel der auf Menschenliebe gegründeten neuen Sozialreligion, hat ein Buch „Das neue Rom" geschrieben, und die Inderkongregation hat es verboten. Mit dem Muthe eines zweiten Luthers und dem Eifer eines Paulus eilt Fromont zur Hauptstadt der katholischen Welt, entschlossen, sie zu seiner neuen Lehre zu bekehren. Nach drei Monaten aber kehrt er verzweifelnd zurück, weil er die Unmöglichkeit erkannt hat, das feste Gefüge des Kirchenregiments zu erschüttern. Nach einer Audienz beim Papste zieht er sein Buch zurück und geht wieder nach Paris, um dort als ungläubiger Priester weiter zu vegetiren. Das ist der Rahmen des Romans.

Damit nun Zola Gelegenheit erhält, uns Rom zu zeigen, läßt er Herrn Pierre Fromont als Gast der Boccanera im Palazzo Boccanera wohnen. Das wird zwar recht schlecht motivirt, es ist jedoch nicht die einzige schlechte Motivirung in diesem Roman.

Die Boccanera sind die Vertreter des schwarzen Rom, römische Patrizier und Stützen des Vatikans. Das Haupt der Familie, Kardinal Boccanera, der Typus des herrschsüchtigen papabile, bekümmert sich sehr wenig um den kleinen französischen Priester, desto mehr aber die Nichte Benedetta, die vom Beichtvater bestimmt wurde, die Versöhnung zwischen dem weißen und schwarzen Rom zu versuchen. Benedetta hatte daher eingewilligt, den jungen Grafen Prada, den typischen Vertreter des weißen Roms zu heirathen. Seltsamer Weise entdeckt nun die „fromme" Benedetta gerade in der Hochzeitnacht, daß sie eigentlich ihren Vetter, den Neffen des Kardinals, ihren Dario liebe, sie weigert sich dem Gatten und schwört zur Madonna, daß sie nur dem ihr ehelich angetrauten Dario angehören wolle. Infolgedessen gibt es nach einjähriger Schein- und Kampfehe einen Ehescheidungsprozeß.

Kurz vor dem Siege tritt eine Katastrophe ein. Am gleichen Abende, wo Benedetta erfahren, daß der Vatikan ihre verhaßte Ehe gelöst hat, stirbt Dario an Gift, das eigentlich für seinen Oheim bestimmt war, weil dieser dem Rivalen, Kardinal Sanguinetti, dem Typus der Frankreich feindlichen Kardinäle, den Weg zur Tiara versperrte. Die Sterbeszene hat Zola sehr poetisch, sehr phantastisch, sehr romantisch behandelt. Als nämlich die „fromme" Benedetta sieht, daß der Mann stirbt, für den sie sich keusch erhalten, wirft sie die Kleider ab, umarmt den Geliebten und wandelt so das Sterbebett zum Brautbett.

Hiermit sind die Ereignisse des Romans erschöpft, aber Zola hat etwa den gleichen Raum, den die eigentliche Erzählung einnimmt, mit Beschreibungen, politischen Zukunftsbetrachtungen, Leitartikeln, papstgeschichtlichen Rückblicken und Träumereien gefüllt, denn das Buch heißt doch „Rome" und nicht etwa „Die Geheimnisse der Boccanera".

Um die Fülle von beschreibendem Text möglich zu machen, führt Zola Monsignor Nani ein, die beste und am richtigsten gezeichnete Figur des Romans. Herr Nani ist der Typus — denn Zola, und das wird ihm von einigen Kritikern als Verdienst angerechnet, arbeitet in „Rome" nur mit Typen und Symbolen — der vatikanischen Kulissendiplomaten, der feine Weltmann, der stets verbindlich lächelt, stets dienstfertig zur Verfügung steht — und stets jedem Recht gibt. Er ist es, der den armen Fromont in die Arbeit nimmt, er hat nämlich keine Lust, das französische Priesterlein durch Verfolgung zum Märtyrer zu machen, er will ihn im Gegentheil von der Ueberschätzung der eigenen Person und der Unterschätzung der vatikanischen Macht heilen. Zu diesem Zwecke verordnet er ihm eine Oertelkur; da die Sache seines Buches gut stehe, aber gut Ding Weile brauche, so möge er nur fleißig spazieren gehen, Rom studiren, Menschen und Sitten kennen lernen — und Herr Fromont geht hin und thut dergleichen. So wird Fromont zum Konkurrenten von Baedecker, und Zola erhält Gelegenheit, seine weltgeschichtlichen Philosophenträume in den Mund des Priesters zu legen, wodurch dieser freilich als ein sehr moderner Denker erscheint, als welchen wir uns ein gewöhnlich Dorfkapläulein meist nicht vorzustellen pflegen.

Nun zu den Einwürfen der „Romani di Roma". Wir schicken voraus, daß die Opposition der Römer nicht bloß in klerikalen Kreisen zu finden ist, sondern sich auf alle Parteien, Sippen und Cliquen vertheilt, und im Caféhause, im Konferenzsaal und in Broschüren und Zeitungen zu Wort kommt. Zuerst fand man schon eine Beleidigung darin, daß Herr Zola sich anmaßte, in ganzen drei Wochen das große Rom begreifen zu können; länger als drei Wochen hat ja Zolas Triumphromreise im Jahre 1894 nicht gedauert. Man erinnerte an Goethe, der am 7. November 1786 in seiner „Italienischen Reise" schreibt:

„Ja, man thäte wohl, wenn man Jahre lang hier verweilend, ein pythagoreisch Schweigen beobachtete."

Und auch dessen gedachte man, daß Goethe bei seinem zweiten Besuche in Rom recht bescheiden bemerkte:

„Doch brauchte ich wenigstens noch ein Jahr, um nach meiner Art den Aufenthalt nutzen zu können."

Freilich sagen auch einige Vertheidiger, Zola sei ein derartiges Reporterauge, daß er in einem Tage mehr sehe, als andere in einem Monate, dagegen aber behaupten die Romanissimi, das sei Pariser Ueberhebung und es sei doch auch bekannt, daß ein Pariser nur Paris sehe, wohin er auch komme, und zum Beweise führen sie die Thatsache an, daß die Herren vom prix de Rome in der Villa Medici es nie dahinbringen, Rom mit römischen Augen zu sehen. Und der Schluß jeder Debatte ist der: Zola hat seinen Roman schon fertig gehabt, als er nach Rom kam, wo er nur das Lokalkolorit holen wollte. Dies erhärteten, so sagen sie, gewisse kleine unfreiwillige Scherze, die Froment gleich in den ersten Kapiteln macht. Der Allerweltsmann kennt sofort, als er bei seiner Ankunft, ungewaschen und ungefrühstückt, die berühmte Orientirungsfahrt nach San Pietro in Montorio macht, alle Straßen, Plätze, Paläste, er erblickt von der Via Nazionale aus die lange Front des Quirinals, was nur einem Menschen möglich ist, der auf Grund eines Stadtplans eine Straßenbeschreibung macht. Froment sieht weiter Morgens um 9 Uhr den Korso in der charakteristischen Beleuchtung, die er nur Mittags um 12 hat, und um 10 Uhr Morgens die Albanerberge in der Purpurfarbe, die sie nur bei untergehender Sonne haben; und auch dann nur haben können. Von diesen Argumenten hat man noch viele zur Verfügung.

Daß Zola eben, weil er schon vorher fertig war, in Rom selbst sich die Arbeit leicht gemacht, beweist auch sein Urtheil über einzelne Bauten. So wie er, schreibt nur ein Mann, der gewisse Baudenkmäler nicht nach eigenem Studium beurtheilt; denn wenn er die herrliche Gothik von Maria sopra Minerva abscheulich findet, so stellt der Verdacht sich ein, daß er niemals drinnen war, und wenn er bei dem wunderbaren palazzo Farnese, dem Entzücken aller Architekten, nur die „feuchte Dunkelheit des Hofes," die „eisige Kälte der Zimmer" und die „mélancholie de cette ruine immense" bemerkt, so glaubt man der Unterweisung Zola's durch einen fröstelnden Attaché der französischen Botschaft, die in dem Palazzo haust, beizuwohnen. Und ist es nicht mindestens auffallend, wenn Zola von Agrippa's Pantheon nichts andres zu sagen weiß als „salle ronde qui tient du cirque!" Was der alte Prada in Rome auf S. 139 von Fromont's Buche sagt, kann man als Römer auch von dem Zola's sagen:

„Ah qu'il faut être un Français et un Français de Paris pour écrire ce livre que voilà".

Das ist wenigstens das Urtheil der Römer.

Doch kommen wir zu den Figuren des Romans.

Wie schon gesagt, hat Zola zugleich als Symbolist die verschiedenen heutzutage in Rom mit einander ringenden Mächte in einzelnen Figuren zu verkörpern gesucht. Gut, sagen die Römer, so sind diese Figuren eben Phantasiebilder, aber keine Menschen, und besonders keine römischen Menschen. Das gilt vor allem von Benedetta. Dies Gemisch von Frau und Fräulein, von Diana und Venus ist so wenig römisch, daß Herr Bischi, der zwei Vorträge über Zola's Buch hielt, sogar erklärte, Zola habe das Modell zu dieser Figur bei den Pariser demi-vierges gefunden. Wer lange in Rom gelebt hat, weiß, wie unnahbar stolz die römischen Frauen aller Stände Fremden gegenüber sind. Zola's Benedetta macht aber schon gleich am ersten Tage den fremden Priester zu ihrem außeramtlichen Beichtvater und plaudert ihm die intimsten Ehegeheimnisse aus. Benedetta ist überhaupt den Römern ganz unverständlich. Römisch ist an ihr nur ihr Aberglaube und die gluthvolle Leidenschaft, unrömisch aber der gänzliche Mangel an Eifersucht, mit dem die „Kinderseele" es duldet, daß ihr Dario bis zur Zeit ihrer Ehe sich anderswo tröstet. Unrömisch ist, wie sie den Geliebten durch Liebkosungen stets zum Aeußersten reizt und ihn dann plötzlich seiner Verzweiflung überläßt. Und Zola will uns ferner glauben machen, eine gluthvolle fünfundzwanzig Jahre alte Römerin erfahre erst in der Hochzeitnacht, um was es sich bei der Ehe handle, bloß um die Dame, die ohne jede Scham alle medizinischen Prüfungen durchmacht, die beweisen sollen, daß durch die Ehe mit Prada der status quo ante nicht verletzt wurde, und was noch schlimmer ist, die ganz ruhig darüber plaudert, als ein Muster von Frömmigkeit und Reinheit hinzustellen. Und dann dieser römische Kardinal! Man kann ein noch so heftiger Gegner der Kirche sein und man wird doch einen Kardinal, wie diesen Boccanera, der nicht nur die Liaison seiner unverheiratheten Schwester duldet, sondern auch die Skandalscene auf Dario's und Benedetto's Sterbebette, der er ohne Einspruch beiwohnt, sublim und poetisch findet, für unmöglich halten müssen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir auch die anderen Personen auf ihre romanità prüfen; es sei uns nur gestattet, noch einiges über den Zolaischen Papst zu sagen.

Selbst die hiesigen Gegner Leo's XIII. sagen, daß Zola in seinem Papst ein Zerrbild geschaffen, was um so stärker hervortritt, als Zola's Porträt, da es bis auf die kleinsten Details ausgeführt ist, den Eindruck hervorruft, als ob es nach dem Leben gezeichnet sei. Viele Römer sprechen daher auch den Verdacht aus, Zola habe sich für die verweigerte Audienz rächen wollen. Zola stellt Leo XIII. als einen Harpagon dar, der selbst das Geld fortschleppt, das ihm die Pilger gebracht haben. Vom Philosophen und Dichter Leo XIII. erfahren wir nichts, auch vom Sozialpolitiker erfahren wir wenig, auch nichts von dem milden Humoristen, der über dieser Welt Dinge gutmüthig lächelt; bei Zola sehen wir immer nur den machttrunkenen Stellvertreter Gottes, der oft auch vor ein bischen Komödiantelei nicht zurückschreckt.

In Bezug auf den Papst versucht also Zola erfolglos Realist zu sein; er versucht es ebenso erfolglos in Bezug auf eine ganze Reihe von Kardinälen; man könnte dies bis in kleine und kleinste Details erweisen.

Heben wir nur eines hervor: zum Bilde seines Sanguinetti hat Zola theilweise Kardinal Galimberti, der kürzlich starb, als Modell genommen. Dieser „Feind Frankreichs" war ihm willkommen, deshalb ist auch Sanguinetti so gehässig geschildert.

Immerhin sollte es für einen sogenannten Realisten unzulässig sein, Sanguinetti als Anstifter des Giftmordes darzustellen, dem Dario zum Opfer fällt. Diese Konzession an die römische Klatschsucht, die jedesmal von Gift spricht, wenn ein bedeutender Staatsmann mit oder ohne Tonsur schnell stirbt, hätte Zola sich sparen können.

Was von den Kardinälen gesagt wurde, paßt auch auf die bürgerlichen Typen. Vergebens suchen die Romkenner nach den Urbildern der Zolaschen Figuren und nach den Modellen der Palazzi, die er schildert. Das Fest bei dem Patrizier Buongiovanni, das Zola so schön beschreibt, ist gleichfalls reines Phantasieerzeugniß in Wirklichkeit wäre es im heutigen Rom unmöglich.

Zola hat also alle diejenigen enttäuscht, die auf den Wirklichkeitsfanatiker Aemilius zu schwören gewohnt waren.

Wäre Zola in dem neuen Romane wirklich der Realist, als den ihn manche irrthümlich betrachten, so müßte aus dem Romane auch hervorgehen, in welcher Zeit er spiele. Zola war bekanntlich im Herbste 1894 in Rom, Herr Fromont aber vom 3. September bis Anfang Dezember 1895, denn nach der von Zola angegebenen Regierungszeit des Papstes ist darüber kein Zweifel. Zum weiteren Beweise für 1895 dient auch die Thatsache, daß Zola eine Pilgerfahrt zum Proteste gegen die Septemberfeste kommen läßt. Aber Zola widerspricht sich gleich wieder selbst; denn an einer anderen Stelle nennt er Leo XIII einen Vierundachtzigjährigen, während der Papst 1895 älter war, zudem spricht

auch Zola nie von den Septemberfesten, und nennt Rom die Stadt ohne Denkmäler, während doch in den Septembertagen von 1895 zu gleicher Zeit Garibaldi, Cavour, Minghetti, Pietro Cossa und andere Denkmäler erhielten; also ein Beweis mehr, daß Zola seinen Roman schon fertig hatte, als er im Herbste 1894 nach Rom kam, zu einer Zeit, wo die Denkmäler zum Theil, wie ja auch das Nationaldenkmal, das Zola gleichfalls nie erwähnt, schon im Bau — aber noch nicht in den Reisebüchern beschrieben waren. Auch das kreidet man Zola an; und mit Recht mindestens kann man hervorheben, daß dieser Dokumentenmann nicht einmal mit konsequenter Sorgfalt arbeitet.

Der Quiriten Groll richtet sich aber vornehmlich gegen die Art, wie sich Zola „erfrechte", über römische Sitten und Gebräuche, über den Charakter der Stadt und ihrer Bewohner zu urtheilen. Auf Schritt und Tritt weisen sie ihm nach, daß er alles falsch auffaßte. Er versteht, um nur ein einziges aufzuführen, die Frömmigkeit der Römer nicht, nicht das „Spazierenstehen" der Bürger, das er als ein Zeichen von Faulheit betrachtet. Den Adel nennt er eine Schaar von Dekadenten, die Bürger ein Sammelsurium von im Schmutz verkommenden Faulenzern. Falsch und übertrieben ist es auch, wenn Zola die Stadt Rom einen Körper nennt, aus dem jeder Lebenssaft entschwunden, wenn er die Gefahren des Fiebers schildert, den Tiber ungesund, das Klima tödtlich nennt, und bloß deshalb, weil in einem Theile Trasteveres viele Ruinen als Opfer des Bankrachs stehen, den ganzen Stadttheil une cloaque de misère et ignorance nennt. Ueberhaupt hat sich Herr Zola viel mit der Unwissenheit der Römer; mag sein, daß sie wenig Schulweisheit haben, aber selbst Goethe fiel schon die allgemein verbreitete Bildung im Volke auf. Man sucht aber vergebens bei Zola's Romschilderungen nach dem, was für Rom charakteristisch ist, nach Bildern aus dem Bürgerthum, Scenen aus dem Volksleben, wie es sich im Café, in der Osteria, in der Campagna, bei Volks- und Kirchenfesten dem Betrachter offenbart.

Am meisten, und das ist der letzte Einwurf der Römer, hat sie Zola in der Unterredung verwundet, die Fromont mit dem alten Prada führt. Der alte Prada bildet den Typus der Befreier, er ist die erste Generation, die die Einheit geschaffen, ihre Verwirklichung aber anders geträumt hat; in seinem Sohn erblicken wir, wenn auch leider nur schattenhaft, die zweite Generation, das heutige Geschlecht der „affaristi", die das neue Italien als erobertes Land und Ausbeutungsobjekt betrachten. Dafür läßt er Herrn Fromont auf dem schon erwähnten Feste im palazzo Buongiovanni, wo ganz Neurom zusammen kommt, die Hoffnung schöpfen, daß Italien doch noch nicht verloren sei. Fromont sagt dem alten Garibaldiner, das Fest habe ihn überzeugt, daß, wenn Italien Buße thue, sich vom bösen Dreibund trenne und reuig in die Arme Frankreichs zurückkehre, daß dann für Italien das Heil gekommen sei. Das ist Tendenz, und zwar so brüske Tendenz, daß sie auch dem schärfsten Irredentisten Imbriani-scher Färbung nicht munden kann.

Doch nun genug des römischen Tadels über die mangelnde Naturtreue des naturalistischen Oberpriesters. Trotz aller Verkennung und Verkleinerung Roms hat Zola in seinem neuesten Buche doch auch einzelne meisterhafte Schilderungen geliefert, wie sie sich selbst bei Zola selten finden.

„Das Buch wird dem Vatikan viel schaden", meinte kürzlich ein älterer Schriftsteller. Ich bin nicht der Ansicht. Mit siebenhundertundfünfzig Druckseiten rennt man die Bronzethüren des Vatikans nicht ein, und wie will Einer den Vatikan bekämpfen, wenn er von diesem so begeistert wird, wie Zola es ist, indem er voll Bewunderung das riesige Räderwerk der kirchlichen Verwaltungsmaschine und die weltumspannende Herrschaft der Propaganda schildert, und sogar mit wahrer Meisterschaft schildert!

Goethe sagt gelegentlich: „Und bei alle dem sehe ich voraus, daß ich wünschen werde, anzukommen, wenn ich von Rom fortgehe." Herr Fromont erklärt aber nach einem Aufenthalte von drei Monaten, daß er Rom satt habe. Das ist auch bezeichnend für Zola und erklärt die Aufnahme, die Zola's Roman in Rom gefunden hat.

Rom. Albert Zacher.

Ausstellungsimpressionen.

II.

In dem großen Illusionsland der Ausstellung gibt es an reizvollen Plätzen kleinere Illusionsprovinzen. Sie erwecken die phantastische Wirkung nicht erst durch Assoziationen, nicht erst durch das Medium einer Stimmung, sie geben bewußt mit vollendeter Kunst der Imitation Scheinbilder entlegener Wirklichkeiten. In kurzer Rundreise besucht man ein Städtebild der Vergangenheit, das alte Berlin, die ethnographische Museumslandschaft der afrikanischen Kolonie, den Wundertraum des Orients, Kairo.

* * *

Alt-Berlin — voll Willibald-Alexisstimmung, eine architektonische Dichtung Hoffacker's mit Geist und Künstlerschaft.

Wie fein getroffen die Lage. In der Gegend des Geländes, die das märkische Gepräge hat und gleichzeitig genügend Isolirung und Märchenabgeschlossenheit, wie es stimmt zu solcher aus dem Schatz der Jahrhunderte erweckten Scenerie, — am Karpfenteich mit seinen flachen Ufern und dunkler Baumumrahmung, an die stillen melancholischen Hafenseen erinnernd. Von der Gondel schon blicken wir auf die graurothen Backsteinmauern, auf den ungefügen Brückenthurm, auf die Zinnen und Schießscharten.

Jetzt gehen wir über die Zugbrücke, durch das Bogenhäuschen des Thorwächters und dann durch das Spandauerthor hinein in die alte Stadt. Vorbei an der Heiligengeistkirche und dem Heiligengeistgarten, durch die Spandauerstraße zum alten Rathhaus und zum Marktplatz, mit der Gerichtslaube, den Patrizierhäusern, Kramduden und Schenken.

Es war kein dankbares Nachschaffen die Reproduzirung dieser Architektur. Nicht Sinnenfrohes, Glänzendes athmet aus ihr. Mehr ein schwerer trüber und auch nüchterner Sinn, der nichts wendet an den Glanz des Lebens, der ungenirt und tappig daher geht. Die Atmosphäre der schweren Noth liegt über diesen grämlichen niedrigen Bauten, mit ihrem durchgezogenen Balkenwerk, die nur durch die spitzen und gewundenen Giebel, durch eckige Erker und morsche Holzaltane etwas Abwechslung in die Physiognomie bringen. Die Wirkung auf den modernen Menschen ist keine direkte, sondern eine übertragene. Die Wirkung durch die Patina des Alters, und die Gefühlswirkung durch den Vergleich von Einst und Jetzt.

Mit großer Treffsicherheit ist aber in die Eintönigkeit ein Wechsel gebracht worden und mit glücklichstem Einfall sind dazu die Gaben des Terrains ausgenutzt. Wie stimmungsvoll gehts sich in jenen winkligen Straßen, wo über die niedere Mauer die echten alten Bäume nicken, die sofort zur Scenerie einer altberlinischen Gartenwirthschaft sich fügen müssen. Wie belebt sich das Bild durch die Handwerks- und Gewerkszeichen, die langarmig aus den Thüren sich strecken, durch die winkenden Kannen vom Kranze umrahmt, durch die verblichenen Goldembleme und geschmiedeten Eisenranken. Und Abwechslung bringt die krause winklige Anlage, die nicht pedantisch den alten Stadtplan kopirt, sondern mit richtiger Berechnung die für den

betreffenden Boden günstigen Wirkungen arrangirt und komponirt.

Da gibt es auf Schritt und Tritt Ueberraschungen.

Hier die alte holländische Theestube, die in das puritanische Berlin einen Hauch origineller Innendekoration bringt, mit ihrem Kamin aus Delfter Fliesen und dem getriebenen Messingdach, den Vasen und Tellern im echten Alt-Blau-weiß. Dort in einer Ecke das Panorama mit dem Durchblick auf das alte Schloß und die Dominikanerkirche. Dann wieder die weiten, farbigen Durchsichten, wenn man aus dem Druck von Giebeln und Dächern in die Lichtung kommt, auf den Holzsteg zur Remdrandtmühle und über den sprühenden See mit seinen Springbrunnen hinüber blickt auf die weiße Ausstellungsstadt, — in eine andere Welt.

In der Staffage freilich ist Alt-Berlin schlechter daran, als die Afrika- und die Kairoillusion. Die Echtheit des altberlinischen Personals war in diesem Theater der Vergangenheit nicht zu erreichen. Man mußte Surrogat wählen. Die handeltreibenden Statisten aber tragen ihr Kostüm weder mit Anmuth noch mit Würde. Alt-Berlin ist ein großer Jahrmarkt voll falschem Tand, voll Anpreisen und Feilhalten. Geht man durch die schmalen Zeilen, vorbei an den offenen Thüren und Auslagen, aus denen heisere Stimmen locken und grell ihr Sprüchlein sagen, an den Bretteln mit geschminkten kurzröckigen Gestalten, so fallen einem gewisse Straßen Hamburgs ein, wo die Mädchen am Fenster lauschen. Und beginnt gar erst der historische Umzug mit Roß und Reisigen, mit Landsknechten, Trommlern und Pfeifern und fahrenden Fräulein, so denkt man an die Meßscenen des „Rabbi von Bacharach:“ „Mach die Augen zu, schöne Sara“ . . .

* * *

Ein schmaler baumbestandener Weg durch engen Thorbogen, und wieder thut sich Neuland auf, ein Abbild unserer Kolonien. Mehr ethnographisch, als dekorativ phantastisch.

Die Kameruner Dorfstraße mit Hütten gesäumt, viereckig, niedrig, mit Binsen gedeckt und Palmenblättern, die in dürren Wedeln vom Dach hängen. Aus Kamerun mit seinen viereckigen Hütten geht man zur Rundarchitektur des Togodorfes und von hier nach Neu-Guinea, das am Karpfenteich die reizvollste Lage hat.

In das Wasser hinein streckt sich das Haus mit dem hochgekrümmten Hörnerschmuck, dahinter die groteske Versammlungshütte. Seltsam inmitten unseres Landwaldes wie verzauberte Ungeheuer das starre gelbe Götzenbild und die grellfarbigen langen und schmalen Canoes, Kriegsfahrzeuge aus Uganda.

Doch wirkt hier alles mehr museal als illusionistisch, mehr als wohl gruppirtes belehrsames ethnographisches Museum, denn als phantastische Wirklichkeit. Ihre Nuance und damit auch der Reiz dieser Provinz kommt erst durch die Staffage. Prachtvolle lebende Bronzen gehen daher, die dunklen Schultern herauswachsend aus den weißen Gewandfalten, voll lässiger Apathie und müden Dahinträumen. Sie klimpern auf rohen, saitenbespannten Holzinstrumenten, sie schnitzeln Späne, sie flechten. Das lebendigste Bild bietet sich innerhalb der Mauern der Quifurru-qua fich, der Festung Ostafrikas. Und sie herum ein hoher Pallisadenzaun mit scharfen Spitzen und auf ihnen schaukelnd als grausame Trophäen gebleichte Menschenschädel.

Durch mehrere Befestigungsgürtel in konzentrischen Kreisen geht es hierdurch bis zu einem freien Platz unter der prallen Sonne. Hier wird an offenem Feuer gekocht, die Weiber, das Haar von unzähligen Scheiteln durchzogen, rüsten Mahlzeit und die Männer sehen träge hockend zu. An die aufgespannten Leinen trocknet die Wäsche, darunter als Civilisationszeichen ein Taschentuch mit schön eingesticktem „Bell“.

Bestrickender als dieser ethnographische Anschauungsunterricht ist die Phantasie der Zanzibarstadt im anderen Theil der Kolonialausstellung. Weiße brennende Farben unter dem scharfen Stahlhimmel. Flache Dächer und schwankende Palmen, niedrige Häuser mit blinden fensterlosen Mauern, blaufarbige Bogenfüllungen, die sich im Wasser spiegeln. Und in diese Farben, die das Auge blenden, klingen hinein die dumpfen Trommeln, und das stumpfe Klappern der Muschelgürtel, im endlosen Einerlei auf die Nerven fallend, gleich Bleitropfen, eine grausame fanatische Musik. Dazu die wilden Tänze mit epileptischen Krämpfen und verrenkten Zuckungen, wie ein schwerer Opiumrausch — ein Vorspiel zu Kairo.

* * *

Kairo — die phantasiestärkste Illusion der Ausstellung. Die Stimmungen von Lotis Aziyadé erwachen zu einem Traumleben. Ein orientalischer Irrgarten, räumlich nicht allzu groß, durch Zickzackwege, durch das Gewirr der Gäßchen, durch Unterführungen und Bogengänge, wie in einem Wunderspiegel vervielfacht, daß man im alten immer neue Bilder zu sehen meint. Und seine Zeit ist der Abend mit seinen weichen verdämmernden Farben, die die Konturen lösen und körperlos machen, die die Minarets vergolden und um das schlanke Holzgegitter der Muscharabiebalkone mit blinkenden Lichtern spielen, die mit grauem Wolkenton die Dimension der Pyramide in grenzenlose Unendlichkeit sich dehnen lassen.

Gegen den Himmel zeichnen sich ab die flachen Dächer mit ihren regellos gezackten launischen Profilen. Palmen nicken auf ihnen, wie aus großen weißen Blumenoasen, und Kuppeln und Thürmchen schießen auf. An ihnen allen die reizvolle Ornamentik orientalischer Schriftzeichen in labyrinthischen Stickmustern, als wollten sie Märchen aus Tausend und einer Nacht erzählen. Und voll impressionistischen Zufallsreiz hier und da hingelagert, hochhenklige Thonkrüge.

Keine gerade Linien. Die Häuser und Häuschen, die Moscheen und die Tempel winden sich in einander in spitzen und stumpfen Winkeln; ihre Farben mischen sich und ihre Profile wie bei den bunt ineinander geschachtelten Küstenstrichen.

Und die Bazare mit den eingelegten Möbeln, den getriebenen Tellern, den ziselirten Waffen, den glänzenden Stickereien und den Teppichen voll Farbenpracht, den deklamirenden und gestikulirenden Verkäufern, den Mimen der Straßen.

Jede Bewegung spricht. Jede Linie ist charakteristisch, jede Haltung dekorativ.

Dort die wundervolle Menschenbronzefigur an der Ecke der Straße. Hingekauert in den weiten Falten des Gewandes, im Munde mit graziöser Armhaltung die lange Rohrflöte. Und nun immer dieselbe traurige Weise mit der klagend monotonen Untermelodie. —

Das Leben aber rauscht am höchsten im Palmenhain vor der Stadt.

Bei den Denkmälern der Pharaonenzeit geht es vorüber. Vorüber an dem in seiner Mammutharchitektur schwer hingelagerten Edfutempel mit den mächtigen Pylonen und den starren Königsbildern, dem Riesenmaß der Leiber, die gigantische Schatten auf die hellen Mauern werfen.

Vorüber an der Moschee mit ihren breiten maurischen Bögen, den Stalaktitenkapitälen und dem schlanken luftig aufsteigenden Minaret.

Die engen Gassen öffnen sich zum breiten Amphitheater.

Als Abschluß die graumassige Pyramide. Auf ihren steinernen Stufen malerisch in Freilicht die Beduinen im weißen Faltenmantel, die langröhrige Flinte hoch über dem Rücken ragend.

Im Vordergrund ein schwarzes melancholisches Gewässer, mit umrankenden Palmen, die sich neigend und wiegend weit umfächeln.

Ein Schöpfrad, viele Krüge tragend, dreht sich in ihm mit eintönigem Plätschern. Und unter den Palmen Felslager und Hütten. Häßliche Weiber, die untere Partie des Gesichts verschleiert, die Nägel mit Henna gefärbt; die Kinder in Bündeln, flinke Gazellen. Zwischen den Zweigen die elektrischen Monde voll kalter bleicher Lichter.

Und weiter geht es zu den Felsengräbern und zu dem Fellachendorf, die sich beide in den Schutz der Cheopspyramide geschmiegt haben.

Hier ist die Station der Reitdromedare und der Mekkaesel.

Den langen Hals weit vorgestreckt, traben die Kameele dahin, schwankend von rechts nach links, unter der europäischen Last. Und über ihnen wehen in der Luft faltige Bauschärmel und große blumennickende Strohhüte leicht geschürzter Reiterinnen. Den würdevoll gemessenen Kameelschritt aber überholt der flinke Eseltrapp, und hinterher jagen, dem Grauthier immer auf den buntätowirten Fersen, die Eseljungen, mit Gertenhieb und Zuruf treibend.

Durch die Luft hallt das Geschrei und Juchen, das Wiehern und das Brummen der Kameele, das Geheul der Stiefelputzer, die ein Opfer gefunden haben, und mitten hinein in den orientalischen Zauber die Klänge des Radetzkimarsches.

Dumpfe Trommelwirbel ertönen, ein stolzer Wüstenzug naht. Hochbeladene Kameele, mit Zelten aus Djidjimsshawls, mit spiegel- und muschelbesetzten Decken; arabische Pferde; kühne Gestalten auf ihnen, die Züge scharf und energisch geschnitten, mit den hoch die Figur überschattenden eingelegten Flinten und den weißen flatternden Mänteln. Der Zug geht zur Arena, die nun aus ihrer schwarzen todten Ruhe zu einem betäubenden Kriegs- und Reiterleben aufgescheucht wird.

Und wieder einen ganz neuen Eindruck gibt diese Wunderwelt im farbigen Schimmer eines Lichtfestes.

Von den Minarets zu den Kuppeln leicht geschwungener Flammenketten, die Portalprofile bunt leuchtend bekränzend. Orientalische Ornamentmotive und Arabesken durch funkelnde Lämpchen in die Luft gezaubert, feurige Perlpartieren und glühende Hufeisenbögen, Palmenbäume mit sprühenden Zweigen.

Und dann die Reflexe des goldflackernden Feuers und des blauen Nachthimmels auf der grauen Pyramide mit ihren lebenden Bildsäulen. Lang fallen die Schatten.

. . .

Mählich sinkt die Nacht. — Die Lampen verdämmern und die Stille zieht über die todten Fenster und die schlafenden Dächer. Aber über Kairo, die Märchenstadt, donnert in die weite Riesenhalle des Bahnhofs der Zug. Auf den Schienen leuchten die Signallaternen, gelle Pfiffe zerfleischen die weiche Luft. Und er reißt uns stürmisch auf Eisenrädern fort aus der Welt der schwebenden Illusionen und der Phantasie wieder hinein in den herben Rhythmus der Großstadtpoesie. . . .

Felix Poppenberg.

Eine originelle Schulfeier.

In dem ungeheuren westlichen Territorium zwischen Chicago und San Francisco ist Minneapolis die größte Stadt; mehr als 200 000 Menschen haben sich hier in einem Zeitraum von weniger als einem halben Jahrhundert angesiedelt. Durch die Straßen dieses aufblühenden Gemeinwesens bewegte sich an einem der letzten Tage des Monats Mai eine Prozession, wie sie die Welt in dieser Eigenart vordem wohl noch nie gesehen hat. Ein altes Blockhaus wird durch die Straßen gefahren, an dem Gefährt sind zwei Riesenstricke befestigt — jeder 500 Fuß lang — und die Stricke werden gezogen von festlich geschmückten Schulkindern, 1000 an der Zahl. Von Zeit zu Zeit treten andere Tausend an die Stelle, und die Fahrt geht weiter, inmitten einer begeisterten Menge. Der Zielpunkt ist ein schöner Park in der Nähe der durch Longfellow's Poesie weltberühmt gewordenen Minnehaha-Fälle.

Dort entwickelt sich ein großes Volksfest mit feierlichen Ansprachen, und der Mittelpunkt dieser Feierlichkeit ist ein nerviger Greis mit einem langen Knecht Ruprecht-Bart, Colonel Stevens, und seine betagte Gattin. Diese beiden haben die erste Niederlassung in dem heute so stolzen Minneapolis vor 47 Jahren gegründet; Stevens hat mit eigenen Händen das erste Haus in Minneapolis gebaut, und dieses Haus ist es, welches im Triumph durch die prachtvoll geschmückten Straßen von Schulkindern gezogen wurde, um zum ewigen Angedenken unweit der Minnehaha-Fälle aufbewahrt zu werden, als Erinnerung an die unbezwingliche Energie amerikanischer Pioniere der Kultur. Der alte Stevens hat die ganze Entwicklung der Stadt Minneapolis an Ort und Stelle selbst mitgemacht; er war lange Eigenthümer einer Farm, auf der heute die Geschäftsstadt von Minneapolis errichtet ist. Es gab eine Zeit, wo er auf diesem Terrain Grundstücke zum Anbau von Häusern für 150 Dollars verkaufte, die heute mehr als 150 000 Dollars werth sind: ist doch heute der Werth der Immobilien — und zwar von der Steuerbehörde — in Minneapolis auf annähernd 500 Millionen Mark geschätzt!

Die staunenswerthe Entwicklung des amerikanischen Westens wird in dieser Schulfeier in höchst charakteristischer Weise verherrlicht. Der Boden, auf dem heute Riesenstädte stehen, ist recht eigentlich der Barbarei abgewonnen worden —, kam es doch noch im Anfang der 60er Jahre zu einem blutigen Massacre der Ansiedler durch Siouxindianer. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß ein solcher Grenzkrieg zwischen Kultur und Barbarei erst ein Menschenalter hinter uns liegt, und sich vor Augen stellt, was heute durch menschliche Thatkraft in jenen Gegenden geschaffen wurde, so versteht man den Optimismus des amerikanischen Volkes, der die Zukunft des Landes immer im rosigen Lichte sieht —; dieser Optimismus ist der größte Schatz der Vereinigten Staaten.

Berliner Höllenfahrt. Heiteres und Ernstes aus der Reichshauptstadt von Rudolf Stratz. Berlin. 1896. F. Fontane & Co.

Man muß dieses Buch nach einem guten Essen auf der Chaiselongue lesen, wenn man den Cognac genommen und sich die Cigarette angezündet hat. Es ist leichte Verdauungslektüre. Dann klappt man es zu und hält sein Mittagsschläfchen wie immer. Beim Erwachen jedoch hat man das Bewußtsein, etwas Hübsches, sogar sehr Hübsches gelesen zu haben. Was es eigentlich war, hat man vergessen, aber vielleicht beweist das gerade, ein wie guter Feuilletonist Rudolf Stratz ist. Er hat die bei uns Deutschen seltene Gabe, reizend zu plaudern. Die an den Haaren herbeigezogenen Witze, die sonst unsere Feuilletons so unleidlich machen, fehlen; man merkt das Bestreben, das Genre zu heben. Hier und da in diesen bunt zusammengewürfelten Bildern macht sich ein bedeutendes Erzählertalent bemerkbar, einmal sogar, in dem Artikel über Herrn von Hammerstein, wird nicht unglücklich ein Charakterkopf mit wenigen Strichen festzuhalten versucht. Und alles, wie gesagt, hübsch und lebendig geschrieben. Vielleicht allzu gewandt. Hoffen wir, daß diese fingerfertige Gewandtheit sich in ernsteren Werken ihre Schwester, die Oberflächlichkeit, vom Leibe zu halten weiß.

Das spezifisch Berlinische wird man übrigens in diesem Buche, das sich so viel mit Berlin beschäftigt, kaum angedeutet finden. Stratz kennt eigentlich nur Berlin W, wo man im Frack und taubengrauen Handschuhen zum „Löffel Suppe" fährt. Turf, Spielhöllen, Reichstag, Thiergarten — das sind so seine Themata. Wenn er sich mal in den „Verbrecherkeller" nach Berlin N wagt, wird er unsicher. Er betrachtet nur das Weltstädtische an Berlin, das mit dem Weltstädtischen von London und Paris schließlich eine verzweifelte Aehnlichkeit besitzt, nur daß bei uns alles noch frisch angestrichen ist und den unleidlichen Parvenügeruch hat. Das alte Berlin mit Hasenhaide und Kremserpartien, Weißbierstuben und Arbeitsmühen schildert Stratz nicht.

Und weshalb „Berliner Höllenfahrt"? Bei der Wahl dieses Titels ist leider auch mehr Rücksicht genommen auf das Schaufenster, als auf das Buch.

Carl Busse.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 39. Berlin, den 27. Juni 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Die Leser der „Nation",

deren Abonnement mit dem 30. Juni abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation",
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt

Politische Wochenübersicht.

Der Wahlverein der Liberalen, in dem sich die Anhänger der Freisinnigen Vereinigung zusammenfinden, hat seine diesjährige Generalversammlung am 20. und 21. des laufenden Monats in Berlin abgehalten. In der Versammlung, die namentlich von auswärts sehr gut besucht war, hatten sich — die Berliner Wahlkreise nicht mitgerechnet — Vertreter von vierundvierzig Wahlkreisen eingefunden, die über die Stimmung in ihren Bezirken berichteten und in überwiegender Anzahl hervorheben konnten, daß bei dem Groll der Bevölkerung über die neueste reaktionäre Gesetzgebung im Reichstage und im preußischen Landtage die Antheilnahme für eine Politik echten Liberalismus ganz wesentlich im Steigen begriffen sei.

Ueber die Landtagssession referirte Herr Abgeordneter Rickert; er hob hervor, daß ein Lichtblick im preußischen Abgeordnetenhause sich meist nur dann zeige, wenn es gelänge, eines der vorgelegten Gesetze abzulehnen. Gleichwohl sei es dringend geboten, auch zu positiver Arbeit zu gelangen, vor Allem auf dem Gebiete der Schule. Es sei für den Herbst ein gerechten Ansprüchen genügendes Besoldungsgesetz für die Lehrer zu verlangen; aber man müsse sich auch rüsten gegen die erneuten Versuche der Konservativen, Preußen ein Schulgesetz nach dem Vorbilde jenes des Grafen Zedlitz aufzuzwingen. Die Schulfrage führte zu einer lebhaften Debatte, in welcher der Bauernhofsbesitzer Woicke aus Treplin insbesondere hervorhob, wie die Rittergutsbesitzer ihr Interesse für den kleineren Mann auch dadurch bethätigen, daß sie ihm den größeren Theil der Schullasten zuwälzen. Ueber die gleich unerfreulichen Ergebnisse der Reichstagssession sprach der Herausgeber dieser Wochenschrift, Herr Abgeordneter Barth, und darauf votirte die Versammlung sowohl den Vertretern im preußischen Abgeordnetenhause wie im Reichstage ihre volle Zustimmung zu der Haltung, welche dieselben bei Behandlung der einzelnen politischen Fragen eingenommen haben. In der Debatte, die sich an den Vortrag des Dr. Barth anschloß, wurde auch jenes Zwischenfalles im Reichstage gedacht, den Herr Graf Mirbach, belohnt vom antisemitischen Beifall der näheren Parteigenossen des unsichtbaren Herrn Ahlwardt, durch seine Aeußerung über, Ludwig Bamberger herbeigeführt hat.

Unter allgemeiner Zustimmung der Versammlung wurde von dem früheren Abgeordneten Dr. Dohrn konstatirt, daß man mit der Behauptung des Herrn Grafen Mirbach, die Linke denke über Ehre und Ehrenpflichten anders als die Rechte, durchaus einverstanden sein könne. So sei die Linke der Ansicht, daß der Reichstag als eine Stätte zur Aufrichtung des Rechtes, aber nicht als eine Stätte zur Begehung von Gesetzesverletzungen zu betrachten sei. Auch genüge in bürgerlichen Kreisen das einfache Wort, während in der Umgebung des Grafen Mirbach eine schriftliche An-

erkenntniß oder eine mündliche Zustimmung oft nicht bindend sei; dazu bedürfe man schon des Ehrenwortes; und auch über die Pflicht, Schulden zu bezahlen, denke man ganz verschieden; diese Pflicht halte man in bürgerlichen Kreisen als strikte vorhanden, während man in jenen anderen Kreisen mit dem sublimeren Ehrgefühl den gemeinen Schulden, aus denen man sich nicht viel zu machen brauche, jene höhere Sorte von Schulden, die Ehrenschulden, gegenüberstelle, die unbedingt und schnellstens zu begleichen sind, und diese höhere Sorte von Schulden entsteht beispielsweise, wenn man beim Hazardspiel oder bei ähnlichen edlen Beschäftigungen verloren hat. So kann es kommen, daß derselbe Mann, der bei einem Börsengeschäfte den Differenzeinwand des Spieles gemacht hat, und der in Folge dessen seinen geschäftlichen Pflichten entschlüpft, sich den Pflichten, die ihm Verluste im Jeu auferlegen, unbedingt unterwirft, um seiner Stellung in der feudalen Gesellschaft nicht verlustig zu gehen. Diese Psychologie, die des Weiteren durchgeführt wurde, erregte viel heiter-ernste Zustimmung in der Versammlung.

Ueber das Bürgerliche Gesetzbuch sprachen alsdann Herr Friedrich Goldschmidt, und Herr Kammergerichtsrath Schröder, der in der Reichstagskommission für die Durchberathung des großen nationalen Werkes die Freisinnige Vereinigung vertreten hatte, wie Herr Goldschmidt der Kommission für die Vorbereitung des Gesetzes angehört hatte. Der Standpunkt, den beide Redner einnahmen, war der, daß zwar der vorliegende Entwurf nicht alle Wünsche befriedige; immerhin sei der Fortschritt in mancher Richtung erheblich, und man müsse vor Allem auch den nationalen Gesichtspunkt in Ansatz bringen, daß eine neue starke Klammer jetzt um die Einheit des Reiches gelegt werden solle.

Herr Abgeordneter Pachnicke endlich begründete eine Resolution, die ein freiheitliches Reichsvereinsgesetz verlangt. Auch sie fand allseitig Zustimmung.

Der bisherige Vorstand des Wahlvereins der Liberalen wurde wiedergewählt, und es wurde derselbe außerdem durch die Herren Bankdirektor Sammer-Gotha; die Bauernguts-besitzer Bandt-Schmaatz, Rudow-Schwessin, Steinhauer-Obermühle, Woicke-Treplin und durch den Reichstags-abgeordneten Pachnicke verstärkt.

Der Parteitag der Freisinnigen Vereinigung ist in erfreulicher Weise verlaufen; mögen die politischen Anregungen, die er gebracht hat, in das Land hinauswirken, und vor Allem jener Gedanke, der von mehr als einem Redner betont worden ist, daß der Kampf gegen die agrarischen Reaktionäre das Hauptziel sein müsse, und diesem Hauptziele seien kleinere Meinungsverschiedenheiten unterzuordnen, um so zu gegenseitiger Unterstützung, statt zu fraktioneller Befehdung der liberalen Wähler zu gelangen.

Einen ähnlichen Bankerott hat man auf politischem Gebiet nicht oft erlebt, wie den der Sieger bei den Berathungen über das Börsengesetz, und zwar kommt insbesondere in Betracht jener Sieg, durch den das Verbot des börsenmäßigen Terminhandels in Getreide erkämpft worden ist.

Als jene glorreiche Abstimmung im Reichstage stattgefunden hatte, begann die „Deutsche Tageszeitung“ einen Artikel, der die parlamentarischen Vorgänge behandelte, mit den Worten:

„Eine Etappe auf unserem Siegeszuge bedeutet die Annahme des Börsengesetzes, insbesondere das Verbot des Getreideterminhandels“.

Die Erreichung dieser werthvollen Etappe auf dem agrarischen Siegeszug wurde am 8 Juni in der „Deutschen Tageszeitung“ verkündet; und nun sind vierzehn und einige Tage ins Land gegangen, und es erscheint in demselben Blatte ein Artikel nach dem anderen, die freilich nicht mehr triumphirend von einem Siegeszuge reden, sondern klagend erklären sie, daß die Etappe, auf der man sich befindet, eine sehr fatale sei, und daß die Regierung, nachdem sie auf Drängen der „Deutschen Tageszeitung“ das Organ des Bundes der Landwirthe, den Terminhandel in Getreide todt geschlagen hat, nunmehr von Neuem eingreifen müsse, um die Folgen dieses Todtschlages von den Agrariern abzuwenden.

Mit eindringlichem Flehen verlangt dies in immer neuen Artikeln Herr Dr. Ruhland, der ein „wissenschaftliches Gutachten“ über die „Aufhebung des Blanko-Termingeschäftes in Getreide“ dem Bund der Landwirthe erstattet hat, das dann der Bund in den „Stimmen aus dem agrarischen Lager“ zum Nutzen der Welt veröffentlicht hat. In diesem „wissenschaftlichen Gutachten“ findet sich unter anderen gleichwerthigen Stellen auch die folgende, die bereits zu einiger Berühmtheit gelangt ist:

„Um auf mehr allgemein bekannte Verhältnisse zur möglichsten Klarstellung dieser Dinge mich zu beziehen, denke man sich den Fall, daß irgendwo Personen Sechsundsechzig miteinander spielen, daß diese beiden Spieler die Hausse- und Baissepartei darstellen, und daß der Erfolg des Spiels die Getreidepreise bestimme. Haben nun diese Personen in einem Monat täglich einmal mit einander gespielt, und hat dabei die Baissepartei 20 mal je 2 Mk., also zusammen 40 Mk. gewonnen, die Haussepartei aber nur 10 mal je 80 Pfg., also zusammen 8 Mk., dann werden wir am Schluß des Monats 32 Mk. tiefer stehen, als zu Anfang. Das ist klar. Nun, genau so geht es mit den Getreidepreisen an der Börse“.

Es ist also evident, daß Herr Ruhland, der angesehene Berather des Bundes der Landwirthe, etwa auf der gleichen Höhe wirthschaftlicher Kenntnisse steht wie der Herr Lieutenant a. D. Kolf, der, wie sich unsere Leser erinnern werden, seinerseits der wirthschaftliche Berather der Herren agrarischen Abgeordneten von Herder und v. d. Groeben-Arenstein auf dem Gebiete des Spekulationsgeschäftes gewesen ist. Hier das Geheimniß des Handels enthüllt durch die „Hausse- und Baissedreitheiligkeit“ unter Zuhilfenahme des Bildes von den Manövern der „kanaanitischen, judäischen und israelitischen Regimenter“, dort das ebenso tiefsinnige Bild von den Sechsundsechzig-Spielern. Das ist gleiche Höhe etwa.

Was verlangt nun heute Herr Dr. Ruhland?

Er ist bestürzt über die „eingetretene Schläfrigkeit“ im „Berliner Getreidebörsenverkehr“. Das sind Worte von ihm. Man kann diese Bestürzung etwas überraschend finden. Denn zunächst hat man gesagt: fort mit dem Getreidetermingeschäft; erwürgen wir es; und nachdem diese „Etappe auf dem Siegeszuge“ der Agrarier glücklich erreicht ist, ergreift dieselben Agrarier Empörung darüber, daß ihr mit so vieler Mühe zum Tode Beförderter „schläfrig“ ist. Man muß jedenfalls sagen, es ist ein wenig viel verlangt, von einem Umgebrachten Lebendigkeit zu beanspruchen. In der Wirthschaftslehre der Agrarier, die vielleicht in Schöppenstädt erscheinen wird, hat man außer dem arithmetisch-militärischen Kapitel über die „Dreitheiligkeit“ wahrscheinlich auch ein Kapitel über den lebendigen Todten zu erwarten.

Da nun aber die Berliner Getreidebörse nach dem kräftigen Schlaftrunk, den sie durch die Agrarier erhalten hat, so unfreundlich ist, „schläfrig“ zu sein, so muß eben Bewegung von anderer Seite in das Geschäft gebracht werden. Und was ist einfacher als dies; am Staate ist es, „aus der heute bereits eingetretenen Schläfrigkeit den Berliner Getreidebörsenverkehr wieder aufzurütteln und dafür zu sorgen, daß ihm die durchaus nothwendige Lebhaftigkeit bis zum 1. Januar 1897 erhalten bleibt“. So zu lesen in der „Deutschen Tageszeitung“.

Der Staat nimmt demgemäß einige Millionen in die Hand und tritt als Spekulant auf, nachdem man das spekulative Geschäft als der Uebel größtes bis in den Höllenpfuhl verwünscht hatte. Dies ist der geniale Gedankengang des Herrn Ruhland, der wirthschaftspolitischer Berather des Bundes der Landwirthe ist.

Daß das Deutsche Reich den internationalen Getreidehandel mit ein Paar Millionen nachdrücklich beeinflussen kann, ist eine Phantasie, ganz entsprechend jener anderen Phantasie, die gleiche Kraft einem Paar Spekulanten zutraut,

welche nach ihrem Ermessen angeblich auch Hausse und Baisse zu machen in der Lage sein sollen. Solche wirthschaftlichen Anschauungen vertritt Herr Lieutenant a. D. Kolk für die Fondsbörse und Herr Dr. Ruhland für den Getreidehandel der Welt. Wenngleich beide Ueberzeugungen eine sehr starke Aehnlichkeit miteinander haben, so muß man doch sagen, daß Herr Lieutenant Kolk der weniger Ausschweifende in seinen Vorstellungen ist; denn was ist ein einzelnes lumpiges Papier der Fondsbörse gegenüber dem Getreidehandel der Welt, der in seiner steigenden oder sinkenden Tendenz die Marschroute durch einige Millionen erhalten soll.

Nur eine Frage mag noch gestattet sein. Herr Dr. Ruhland glaubt, daß nach dem 1. Januar 1897, das heißt nach jenem Zeitpunkt, wenn das Termingeschäft in Getreide endgültig verboten ist, der Handel wieder aufleben werde oder doch wenigstens nach einer kurzen folgenden Uebergangszeit. Worauf stützt sich diese Hoffnung? Wenn der Getreidehandel seine Lebhaftigkeit schon vollkommen einbüßt, in der Aussicht am 1. Januar begraben zu werden, so wird er doch wahrscheinlich nicht munterer sich gebehrden, wenn er erst thatsächlich am 1. Januar beerdigt sein wird. Das sollte man mit schlichtem Sinne wenigstens annehmen.

Als das Gesetz berathen wurde, sind Erscheinungen, wie die nunmehr vorhandenen, von der Linken vorausgesagt worden; die Majorität folgte jedoch den Ansichten des Herrn Dr. Ruhland und des Bundes der Landwirthe, die heute bereits in einiger Beängstigung auf der „ersten Etappe des Siegeszuges“ nach einem neuen Mittel verlangen, das an Zweckmäßigkeit dem ersten Mittel nichts nachgibt.

Du lieber Himmel; Phantasten, Ignoranten und Charlatane hat es stets gegeben; aber es steht recht ernst um einen Staat, dessen Regierung und dessen Parlament in seiner Majorität die halsbrecherischen Narrheiten eines Ploetz, seiner Gefolgschaft und seiner Inspiratoren in Gesetze umzuwandeln bereit ist. Bei uns befindet sich heute das Parlament unter der Herrschaft des Banausenthums, und dieses anmaßende Banausenthum, das dem gesammten Staatskörper gefährliche Wunden schlägt, verwundet auch schwer die Landwirthschaft selbst, zu deren Beschützer es sich aufgeworfen hat. Natürlich denn man vertraut nicht ungestraft sein Schicksal Herrn Ploetz, Herrn Ruhland oder Herrn Lieutenant a. D. Kolk an. Aus den Enttäuschungen, welche die Landwirthe erfahren, wird diese Lehre wohl schließlich auch ihnen einmal erblühen.

Die türkischen Angelegenheiten werden immer ernster; zu den Aufständen und Aufstandsversuchen in Creta, in Macedonien und Armenien ist jetzt auch eine Erhebung im Hauran gefolgt. All diesen Ereignissen gegenüber ist bisher eine Meinungsverschiedenheit unter den Mächten nicht hervorgetreten; sie mahnen in Konstantinopel zu Reformen und zur Vernunft, das ist gut; aber was tritt ein, wenn diese Mahnungen einen Erfolg nicht haben? Wenn die Aufgabe an die Mächte herantritt, zu handeln statt zu sprechen, dann ist der kritische Punkt erreicht. Wird auch dann die Einigkeit bestehen bleiben, und daß die Zeit der papiernen Vorstellungen durch irgend ein neues ernstes Ereigniß schnell vorüber sein kann, ist immerhin sehr möglich.

Auch aus Südafrika kommen neue bedenkliche Nachrichten; die eingeborenen Stämme setzen ihren Kampf gegen die Chartered Company fort und sie bedrohen ernstlich einige Ansiedlungen.

Dazu ist das Verhältniß zwischen dem Transvaal-Freistaat und England keineswegs günstig. Die Regierung von Transvaal verlangt jetzt nachdrücklich, Bestrafung der Schuldigen, und England war bisher nicht so klug, der Gerechtigkeit und seiner eigenen Position dadurch zu dienen, daß es selbst diesem billigen Verlangen zuvorgekommen wäre.

* * *

Ein Jubiläum des Freihandels.

In England ist seit geraumer Zeit recht viel von imperial federation die Rede, d. h. von einem Zollbunde zwischen dem Mutterlande und seinen sämmtlichen Kolonien; mit Freihandel im Innern dieser zu schaffenden Union und Schutzzöllen nach außen. Es ist das ein ausgezeichnetes Thema für nationale Festreden und after dinner speeches, wenn gute Weine ihre enthusiasmirende Wirkung geäußert haben; politisch ernst ist die Sache einstweilen nicht zu nehmen.

Man unterschätzt leicht die ungeheueren Schwierigkeiten, welche sich der Verwirklichung eines solchen Planes entgegenstellen. Großbritannien, das Mutterland, hat ja große, blühende und reiche Kolonien, wie kein anderes Land der Welt, aber im englischen Welthandel repräsentirt der Verkehr mit den Kolonien doch nur etwa ein Drittel bis ein Viertel der gesammten Ein- und Ausfuhren. Schon aus diesem Grunde kann es nüchternen Engländern nicht gerade verlockend erscheinen, einen protektionistischen Zollverein Großbritanniens mit seinen Kolonien zu schaffen, der nothwendigerweise die schlimmsten Zollkriege mit der übrigen Welt hervorrufen, die Lebenshaltung in England — besonders für die arbeitenden Klassen — vertheuern, in weiterer Folge die Konkurrenzfähigkeit der englischen Industrie im Allgemeinen verringern und so eine bedenkliche Schwächung der wirthschaftlichen Leistungskraft Großbritanniens herbeiführen würde. — Aber auch für die englischen Kolonien ist der Gedanke keineswegs erfreulich, innerhalb eines Zollvereins unter den verstärkten Konkurrenzdruck der Industrieerzeugnisse des leistungsfähigeren Mutterlandes zu gerathen, während andererseits der Gewinn eines durch Differenzialzölle begünstigten Absatzes kolonialer Rohprodukte auf dem englischen Markte ziemlich problematisch erscheint, wenn man zu lernen hat, dann auf außereuglichen Märkten differenziell ungünstiger behandelt zu werden. Die Schwächen des ganzen Planes liegen denn auch so auf der Hand, daß die grundsätzlichen englischen Freihändler gegen die ganze Idee sofort energisch Front gemacht haben; es wurde ihnen nicht schwer, nachzuweisen, daß hinter dem stolzen Plane sich — bei Lichte besehen — lediglich der Versuch einer Einschmuggelung gewöhnlicher protektionistischer Grundsätze in die Reichsgesetzgebung verberge.

In der That, es wäre ein starkes Stück, wenn das englische Volk auf einen solchen protektionistischen Köder anbisse, in einer Zeit, wo es sich gerade anschickt, das fünfzigjährige Jubiläum der Aufhebung der englischen Kornzölle, wodurch der britische Freihandel inaugurirt wurde, zu feiern. Am 26. Juni 1846 gab die Königin Viktoria ihre Zustimmung zum Widerruf der englischen Kornzölle, der nach jahrelangen heftigen Agitationen und schweren parlamentarischen Kämpfen in beiden Häusern des Parlaments durchgedrungen war. Politische Agitatoren ersten Ranges, wie Cobden und Bright, hatten die Bevölkerung in unermüdlicher Arbeit über ihre wahren Interessen aufgeklärt, und der bedeutendste Staatsmann, den England in diesem Jahrhundert gehabt hat, Sir Robert Peel, hatte in patriotischer Selbstüberwindung unter Sprengung der großen politischen Partei, deren jahrzehntelanger Führer er gewesen war, die unerläßlich gewordene Maßregel zum parlamentarischen Siege geführt.

Es gibt keinen gesetzgeberischen Akt in der englischen Geschichte dieses Jahrhunderts, der an segensreichen Folgen mit der Aufhebung der englischen Kornzölle zu vergleichen und der auch auf die Gesammtpolitik des Landes von gleich einschneidender Bedeutung geworden wäre. Unter der Wucht dieses Ereignisses brach die alte Torypartei zusammen, und aus und neben den alten Whigs entwickelte sich jener politische Radikalismus, der in den letzten fünfzig Jahren England aus einer Aristokratie Schritt für Schritt zu einer Demokratie mit monarchischer Spitze geführt hat.

Mit der Aufhebung der englischen Kornzölle war das Schicksal des Protektionismus in England überhaupt entschieden: es folgte die Aufhebung der Navigationsakte, es folgte die geniale Zoll- und Steuerreform Gladstone's vom Jahre 1853, es folgte endlich im Jahre 1860 der englisch-französische Handelsvertrag, und damit wurde eine Aera der Handelsvertragspolitik eröffnet, die in kurzer Zeit nahezu das gesammte Europa mit einem Netz von Handelsverträgen zusammenknüpfte.

Optimisten — vor allen dem größten Optimisten seiner Zeit, Richard Cobden — erschien damals die Freihandelsbewegung unwiderstehlich; man nahm an, sie werde in kürzester Zeit ihren Siegeslauf um die ganze Erde vollendet haben. Statt dessen trat nach wenigen Jahren eine gewaltige protektionistische Reaktion ein, von Niemandem kräftiger gefördert als von dem Fürsten Bismarck, dessen mächtigem Einfluß es gelang, in Preußen und Deutschland die festgewurzelten freihändlerischen Traditionen über den Haufen zu werfen und durch die Verknüpfung des agrarischen mit dem industriellen Protektionismus die Schutzzöllnerei erneut zur Blüthe zu bringen.

Derartige Rückschläge sind in der Geschichte der Völker mehr die Regel, als die Ausnahme. Es konnte daher auch kaum Wunder nehmen, daß die protektionistische Krankheit sich alsbald epidemisch ausbreitete, alle großen Nachbarländer Deutschlands ergriff, in den Vereinigten Staaten von Amerika zu den protektionistischen Extravaganzen des McKinley-Tarifs führte, ja sogar in australischen Kolonien eine verheerende Wirkung ausübte. Großbritannien hat in der nahezu allgemeinen ökonomischen Begriffsverwirrung ganz allein den Kopf oben behalten und den Glauben an die segensreichen Wirkungen der Freihandelspolitik nicht verloren.

Ob Großbritannien nicht schließlich doch noch angesteckt wird von der protektionistischen Influenza, kann natürlich Niemand mit Sicherheit vorher wissen; ich selbst glaube es nicht, wie ich überhaupt der Meinung bin, daß die protektionistische Reaktion ihren Höhenpunkt überschritten hat. Es erscheint vielleicht verwegen, eine solche Meinung auszusprechen Angesichts des agrarischen Lärms, der unter der Führung des „Bundes der Landwirthe“ seit Jahren in Deutschland verübt wird, Angesichts der beklagenswerthen Schwäche, welche seit dem Rücktritt des Grafen Caprivi die Reichsregierung den agrarischen Ausschreitungen gegenüber zeigt, sowie Angesichts der Thatsache, daß gegenwärtig in Frankreich der ärgste Schutzzöllner, Méline, Ministerpräsident ist, und daß in den Vereinigten Staaten der schlimmste Schutzzöllner, Mc Kinley, die größte Aussicht hat, Präsident der transatlantischen Republik zu werden. Trotzdem beharre ich bei der Ueberzeugung, daß der eigentliche Schwung der schutzzöllnerischen Reaktion verloren gegangen ist.

Nicht wenig hat dazu beigetragen die Caprivi'sche Handelsvertragspolitik, mit deren vollendeter Thatsache die Schutzzöllner in ganz Europa zu rechnen haben. Bei uns in Deutschland kommt hinzu, daß infolge der Entwicklung unserer Ausfuhrindustrien und infolge des starken Anwachsens unserer Bevölkerung die Neigung für eine krasse Schutzzollpolitik stetig abnehmen muß. Wir Freihändler haben deshalb durchaus keinen Anlaß, zaghaft in die Zukunft zu blicken, wohl aber haben wir ausreichenden Grund, das fünfzigjährige Jubiläum des Freihandels, das gegenwärtig im Andenken an die Aufhebung der englischen Kornzölle auf britischem Boden gefeiert wird, sympathisch zu begrüßen.

Das Schicksal hat es gewollt, daß einer der verdienstvollsten Führer der englischen Antikornzollbewegung, C. P. Villiers, noch heute unter den Lebenden weilt. Ein Bruder des Earl of Clarendon, also aus einer aristokratischen Großgrundbesitzerfamilie hervorgegangen, hat dieser Mann — neben Peel, Cobden und Bright — den gerechtesten Anspruch auf die Dankbarkeit seiner Landsleute für die Verdienste, die er sich um die Beseitigung der englischen Kornzölle erworben hat; er war der erste, der die Frage vor das Unterhaus brachte, und dann wiederholte er das Verlangen nach Aufhebung der Kornzölle im Parlamente Jahr für Jahr immer wieder aufs neue, bis der Anfangs mit Hohn aufgenommene Antrag zum glänzenden Siege geführt wurde. The right honourable C. P. Villiers ist im ganzen abgelaufenen halben Jahrhundert ununterbrochen Mitglied des englischen Unterhauses gewesen; über 90 Jahre alt, ist er gegenwärtig das älteste Mitglied des House of Commons.

Am heutigen Tage, dem 27. Juni, an dem der Cobden-Klub in Greenwich ein Festmahl zur Feier des Freihandelsjubiläums veranstaltet hat, wird dem alten Villiers eine Adresse in Anerkennung seiner Verdienste um die Aufhebung der englischen Kornzölle überreicht werden. Alle aufrichtigen Freihändler der Welt werden dieses Mannes an diesem Tage gern gedenken; keine Klasse aber hat mehr Ursache, dem Manne zu danken, als die englischen Arbeiter, die in dem abgelaufenen halben Jahrhundert ihre materielle Lage in ungeahnter Weise verbessert gesehen haben und zu einem politischen Einfluß gelangt sind, welcher es heute unmöglich erscheinen läßt, gegen den ausgesprochenen Willen englischer Arbeiter irgend eine bedeutsame Maßregel volkswirthschaftlicher Art in Großbritannien zur Durchführung zu bringen.

Th. Barth.

McKinley und sound money.

Wie zu erwarten stand, ist auf der republikanischen Nationalkonvention in St. Louis am 18. d. Mts. Mc Kinley zum Präsidentschaftskandidaten ernannt und zwar mit der bedeutenden Mehrheit von 661 und 922 Stimmen, die bei der Nominirung abgegeben wurden. Als Kandidat für die Vizepräsidentschaft ist Hobart aus New-Jersey nominirt.

Wichtiger als die Ernennung Mc Kinley's zum Präsidentschaftskandidaten ist jedoch die Thatsache, daß die Nationalkonvention der republikanischen Partei Mr Kinley auf eine Platform gestellt hat, die — wie man sich in den Vereinigten Staaten auszudrücken pflegt — eine orbentliche Goldplanke enthält. Zwar ist auch der bezügliche Passus des Programms nicht ganz frei von bimetallistischen Wendungen, aber für amerikanische Wahlverhältnisse ist das Eintreten für die Goldwährung unzweideutig genug. Die Silberfanatiker der Partei, welche in St. Louis 108 Stimmen repräsentirten, haben denn auch unter Protest die Konvention verlassen und beabsichtigen, wie es heißt, einen besonderen Kandidaten aufzustellen oder sich mit der demokratischen Partei zum Zwecke der Aufstellung eines gemeinsamen Kandidaten zu vereinigen. Die demokratische Partei wird im Juli ihre Konvention in Chicago abhalten. Man darf den Beschlüssen dieser Konvention um deswillen mit besonderem Interesse entgegensehen, weil es ziemlich wahrscheinlich ist, daß bei dieser Gelegenheit die demokratische Partei an der Klippe der Währungsfrage scheitern und völlig auseinander fallen wird.

Es wird die Leser der „Nation“ interessiren, die Ansichten eines auch im politischen Leben der Vereinigten Staaten sehr erfahrenen angesehenen New-Yorker Kaufmanns über die muthmaßliche Weiterentwicklung der Dinge zu lesen. Herr Louis Windmüller hat sich bereits in Nr. 25 der „Nation“ dieses Jahrgangs über die „Gesundung der amerikanischen Finanzpolitik“ geäußert, und diese Darstellung hat auch in der amerikanischen Presse große Beachtung gefunden. Das Schreiben, welches wir nunmehr zum Abdruck bringen, ist unter dem 12. Juni verfaßt und die Voraussagen des Herrn Windmüller über den Ausgang der Konvention

in St. Louis sind durch die späteren Ereignisse vollauf gerechtfertigt worden. Das Schreiben lautet:

„Der Umschwung der öffentlichen Meinung in unseren westlichen und südlichen Staaten ist betreffs der Währungsfrage sehr bemerkenswerth. Die trügerischen Argumente der Silberfreunde haben sich mit magischer Schnelligkeit über das Land ausgebreitet; das bimetallistische Nationalkomitee, das vor keinem Geldopfer zurückschreckt, hat durch methodische Verbreitung von Flugschriften erreicht, daß das Vertrauen der demokratischen Partei in die Weisheit der Politik der gegenwärtigen demokratischen Regierung völlig erschüttert wurde. Die Fortdauer der ungünstigen wirthschaftlichen Verhältnisse — vielleicht auch das lange Schweigen des Präsidenten Cleveland über die bevorstehende Präsidentschaftskampagne — haben die Bimetallisten hierin unterstützt. Ich halte es für unzweifelhaft, daß auf der demokratischen Nationalkonvention in Chicago die Mehrheit der Delegirten für die freie Silberprägung stimmen wird; denn die Hintermänner dieser Delegirten sind allmählich geradezu in die Idee verrannt, daß das Verharren bei der Goldwährung die Quelle alles Uebels sei, daß free coinage für Silber — im Verhältniß von 16 zu 1 — höhere Preise für Fleisch und Weizen im Westen, für Baumwolle im Süden und für Tabak in den Mittelstaaten, sowie allenthalben höhere Arbeitslöhne bedeute.

Diese verführerischen Phrasen haben einen großen Theil unserer Bevölkerung, der entweder zu unwissend ist, um die Frage zu verstehen, oder zu indifferent, um sich näher mit derselben zu befassen, vollständig fasziniert. Von der Ignoranz, die dabei mit unterläuft, gab kürzlich ein farbiger Wähler einen hübschen Beleg, indem er in einer Versammlung auseinandersetzte, das Verhältniß von 16 zu 1 bedeute, daß das Schatzamt autorisirt werden solle, für jeden präsentirten Golddollar 16 Silberdollars auszuzahlen. Speziell auf die Farmer macht es dabei großen Eindruck, daß ihnen der Erlaß der Hälfte ihrer Hypothekenschulden in Aussicht gestellt wird. Diese Aussicht macht sie taub allen Warnungen gegenüber; sie wollen nichts davon hören, wenn ihnen gesagt wird, daß eine solche Repudiation der Schulden das Vertrauen der Kapitalisten und damit zugleich den Kredit der Farmer in unheilvoller Weise erschüttern werde.

Bei einem Vergleich der republikanischen mit den demokratischen Delegirten zur Nationalkonvention finden wir unter den ersteren zwar auch Silberfanatiker, aber die große Mehrheit ist doch von der Pflicht durchdrungen, eine Platform herzustellen, die den Inhabern unserer Werthpapiere genügt. Diese Mehrheit wird ohne Zweifel keinerlei Bimetallismus sanktioniren, durch den der gegenwärtige Werth unseres Dollars irgendwie in Frage gestellt werden könnte; insbesondere wird diese Mehrheit dem Grundsatze der freien Silberausprägung nicht zustimmen. Hinter diesem Programm stehen nicht nur New-York und die Neu-England-Staaten, sondern auch Indiana, Illinois, Pennsylvanien und sogar Ohio.

Von den republikanischen Kandidaten, die für die Präsidentschaft wesentlich in Frage kommen, ist der Gouverneur von New-York, L. P. Morton, vermuthlich der in Währungsfragen zuverlässigste; er ist ein konservativer Staatsmann von großer Erfahrung, seine Anhängerschaft an eine unzweideutige Goldwährung ist als zweifellos bekannt.

Der Favoritkandidat ist der Gouverneur von Ohio, William McKinley; seine Popularität hat sich mit der Geschwindigkeit eines Prairiebrandes über das ganze Land ausgebreitet, und es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß er zum republikanischen Präsidentschaftskandidaten nominirt werden wird. Wie manche anderen hervorragenden Männer seiner Zeit, ist er früher für free coinage von Silber gewesen; er hat jedoch seine Meinung geändert. Am 22 August 1891 äußerte er z. B. in einer Rede zu Niles in Ohio: „Ich bin nicht bereit, die Chancen einer unlimitirten Silberausprägung zu laufen. Wir können mit unserer Währung kein Spiel treiben; nichts würde unseren Kredit sehr verletzen und für unsern Handel verderblicher sein.“ Seine Gegner in beiden Parteien haben das jüngste Schweigen McKinley's in der Währungsfrage darauf zurückgeführt, daß er schwankend sei —, selbst einigen seiner näheren Freunde war es bei diesem Schweigen unheimlich geworden. Ich theile diese Befürchtungen nicht. Ein loyaler Parteimann, der ängstlich besorgt ist, die Parteiführer nicht zu verletzen, wollte McKinley den Wünschen der Delegirten nicht präjudiziren; nachdem diese Wünsche aber einmal klar in der Platform der Partei festgelegt sind, wird er denselben gewiß folgen, und das wird auch in dem Schreiben, mit dem er die Annahme der Kandidatur erklären wird, deutlich zum Ausdruck kommen.

Es ist kaum denkbar, daß er die Schwierigkeit der ganzen Lage verkennen sollte. Sollte es dennoch der Fall sein, so können seine Freunde ihm und dem ganzen Lande keinen größeren Dienst erweisen, als wenn sie ihm klar machen, daß er die Aufrechterhaltung der Goldwährung in seinem Annahmeschreiben kräftig zu unterstreichen hat; er kann in dieser Beziehung gar nicht deutlich genug sein, wenn ihm an der öffentlichen Wohlfahrt und an den Stimmen der sound money-Demokraten gelegen ist. Wird Major McKinley auf Grund einer Goldplatform nominirt, so darf seine Wahl als gesichert angesehen werden; die Geschäfte werden einen neuen Aufschwung nehmen, und auch das ausländische Kapital wird mit dem Vertrauen in die Stabilität unserer Währung in die Vereinigten Staaten zurückkehren.

Es ist möglich, daß die Demokraten — angesichts des wachsenden Enthusiasmus für eine gesunde Währung innerhalb der republikanischen Partei — auch ihrerseits aus ihren Freisilberträumen erwachen werden; in diesem Falle werden sie auf ihrer Konvention ebenfalls eine offene Erklärung für gesundes Geld in ihre Platform aufnehmen und einen sound money-Kandidaten ernennen. Wahrscheinlicher ist es dagegen, daß die Delegirten — getreu den ihnen gegebenen Instruktionen — sich der Mehrheit nach offen für die freie Silberprägung im Verhältniß von 16 zu 1 aussprechen und Horace Boies, den Exgouverneur von Iowa, zum Präsidentschaftskandidaten ernennen werden. Derselbe war früher Republikaner, ist jetzt freihändlerischer Agrarier und in allen Silberstaaten der populärste Mann. Sollte dies der Ausgang sein, so würden die demokratischen Delegirten der Oststaaten gezwungen sein, die Chicagoer Konvention zu verlassen und einen gesonderten Präsidentschaftskandidaten zu nominiren, wenn sie den vollständigen Auseinanderfall der Partei verhüten wollen.

Diese Minoritätskonvention würde natürlich eine Goldplatform adoptiren, die womöglich noch fester ist, als die republikanische, und zum Kandidaten den besten Mann, den sie unter den demokratischen Goldfreunden finden kann, ernennen. Vielleicht käme auf diese Weise Grover Cleveland, der gegenwärtige Präsident, trotz des ungeschriebenen Gesetzes gegen eine dreimalige Amtsführung erneut zur Nomination. Der Wahlkampf würde dann ein sehr heißer werden, und es wäre nicht ausgeschlossen, daß keiner der drei in Frage kommenden Kandidaten die absolute Mehrheit erhalten würde, in welchem Falle das Repräsentantenhaus unter diesen drei die Auswahl zu treffen hätte. Da die Republikaner gegenwärtig im Repräsentantenhaus die Mehrheit haben, so würde die Wahl von McKinley aber trotzdem gesichert sein. Ob Cleveland unter solchen Umständen sein Prestige in einer derartig unsicheren Wahl riskiren wird, steht noch dahin. Möglicher Weise findet sich noch ein anderer hervorragender patriotischer Bürger, wie Chas. S. Fairchild, der Exschatzsekretär, bereit, die Nomination anzunehmen, um das Ansehen der demokratischen Partei zu retten; selbst der gegenwärtige Schatzsekretär, Carlisle — so populär er ist — würde keine besseren Aussichten auf den Sieg haben als Fairchild.

Nach allem Gesagten bleibt es dabei, daß die schließliche Wahl McKinley's so gut wie sicher ist. Es ist daher von Interesse, zu prüfen, was man von seiner Administration voraussichtlich zu erwarten hat

McKinley ist schottischen Ursprungs, am 29. Januar 1843 zu Poland in Ohio — derzeit einem kleinen Flecken von ungefähr 5000 Einwohnern — geboren. Sein Vater war Kurzwaarenhändler; er selbst begann seine Laufbahn mit 16 Jahren als Schullehrer. Als der Bürgerkrieg ausbrach, trat er am 16. Juni 1861 als Freiwilliger in dem 23. Regiment der Volunteers unter W. S. Rosecrans ein. Da er sich bei verschiedenen Gelegenheiten durch seine Tapferkeit auszeichnete, so wurde er unter Rutherford B. Hayes Stabsoffizier. Mit dem Patent als Major verließ er den Militärdienst, um Rechtswissenschaft zu studiren; wurde 1867 als Advokat zugelassen und begann mit sehr geringen Mitteln seine Praxis zu Canton in Ohio, wo er noch heute residirt.

Ein eifriger Politiker, wurde er bereits 1876 in den Kongreß gewählt, woselbst er 14 Jahre als Abgeordneter thätig war. Im Dezember 1889 ernannte ihn der Sprecher des Repräsentantenhauses, Reed, zum Vorsitzenden des Committee on Ways and Means, welches Komitee über die Tarifbill berichtete, die McKinley's Namen trägt und im Oktober 1890 den Kongreß passirte. Dieser Tarifbill verdankt

er seinen politischen Ruf; 1891 wurde McKinley zum Gouverneur von Ohio gewählt, und die Wahl wiederholte sich im Jahre 1893.

Er ist ein Mann von angenehmen Manieren, der etwas zum Embonpoint neigt, 5 Fuß 7 Zoll hoch, breitschultrig und untersetzt. Sein bartloses Gesicht hat eine überraschende Aehnlichkeit mit dem Gesichte Napoleons I., weshalb er auch „The Ohio Napoleon“ genannt wird. Wenn er redet, so übt er auf das Auditorium einen magnetischen Einfluß aus; die Reden, die er über öffentliche Schulen und Religion, über die Civildienstreform und über Wohlfragen gehalten hat, legen Zeugniß davon ab, daß er diesen Gegenständen ein aufmerksames Studium gewidmet hat. Die zarte Sorge, die er seiner, seit langen Jahren kranken Frau zu Theil werden läßt, haben ihm auch viele Sympathien eingebracht.

Die eigentliche Ursache für seine gegenwärtige Popularität aber liegt in seinen protektionistischen Neigungen; die arbeitenden Klassen insbesondere erwarten von ihm die Herbeiführung höherer Löhne im Wege des Protektionismus. Von seinen protektionistischen Maximen mag nur die eine erwähnt werden, die etwa lautet: „Protektion ist kein Anspruch, sondern ein Recht und eine Pflicht.“

Obwohl die Zolltariffrage in der gegenwärtigen Präsidentschaftskampagne nicht die erste Rolle spielen wird, so nimmt man doch an, daß der Versuch gemacht werden wird, sie in den Vordergrund zu schieben, sobald McKinley Präsident geworden ist. Die Gefahr besteht ohne Zweifel: aber man darf nicht außer Acht lassen, daß die Protektionisten die Lektion des Jahres 1892 noch nicht vergessen haben —, die Republikaner wurden bei den Wahlen damals gerade infolge der extremen Schutzzölle des Tarifs von 1890 furchtbar geschlagen.

Ich glaube, die Aenderungen im Tarif werden sich beschränken auf die Korrektion gewisser Ungleichheiten und auf solche Zollerhöhungen, die als nothwendig angesehen werden, um die Einnahmen der Union auf die Höhe unserer Ausgaben zu heben. Aber selbst eine solche Tarifreform wird vielleicht von den Silbersenatoren verhindert werden, aus denselben Gründen, welche jene Senatoren vor nicht langer Zeit bewogen, gegen eine Tarifreform zu stimmen, die nicht zugleich einen Schutz für Silber enthielt.

Wenn ein energischer Mann zum Vizepräsidenten und damit zum Vorsitzenden des Senats erwählt wird, so wird der übrigens auch mit solchen Obstruktionisten fertig; aber auch ein Erfolg dieser Obstruktion würde kein Unglück sein. Die Wiederbelebung des Geschäfts muß auch eine Steigerung der Einnahmen hervorrufen, und sobald das eintritt, erscheint eine Aenderung des Zolltarifs weder nothwendig noch wünschenswerth.

Da McKinley ein ausgesprochener Parteimann ist, so wird er schon wissen, wie die widerstrebenden Elemente in seiner Partei am besten unter einen Hut zu bringen sind; in diesem Bestreben mag er gelegentlich Maßregeln seine Zustimmung geben, die ein unabhängiger Präsident, wie Cleveland, mit einem Veto bedacht haben würde; was er betreffs des Programmes in Bezug auf die Währung verspricht, wird er aber halten. Obgleich ich so sehr wie je den Grundsätzen des Protektionismus, die McKinley repräsentirt, feindlich gegenüberstehe, so meine ich doch, McKinley wird ein ganz guter amerikanischer Präsident sein.“

New-York. Louis Windmüller.

Parlamentsbriefe.

XXIII.

In der Politik soll man entweder gar nicht oder immer zugleich auch das Gegentheil prophezeien. Denn leicht setzen die Thatsachen den Propheten ins Unrecht. So ist keine der trüben Vorhersagungen über das Schicksal der Berathung des Bürgerlichen Gesetzbuchs bis jetzt eingetroffen. Man stellte sich oder Anderen die Vorlage unter dem Bilde eines Pferdes vor, das gepeitscht wird, damit es rasch durchs Ziel geht. In Wahrheit ist das Tempo der Debatte ein durchaus angemessenes, rasch, wenn Theile von nur technischer Bedeutung, langsam, wenn Theile von politischer Bedeutung in Frage kommen. Der Wildschadensersatz hat allein eine ganze Sitzung in Anspruch genommen; um die Civilehe ist gegen sechs Stunden gekämpft worden. Auch beschlußunfähig ist das Haus in entscheidenden Momenten bisher nicht gewesen. Die namentlichen Abstimmungen ergaben eine Präsenz von 222, 233, 252 Abgeordneten. Den Ehrgeiz, gleichwohl Verschleppungsversuche zu machen, haben nur noch die Antisemiten, während die übrigen Gegner einer baldigen Verabschiebung sich jetzt in das Unabänderliche schicken. So ist es möglich, ja wahrscheinlich, daß das trotz mancher Mängel große Werk bald in den bergenden Hafen gebracht wird, und derselbe Reichstag auch die zugehörigen Gesetze, das Handelsgesetzbuch, die Zwangsvollstreckung, die Grundbuchordnung, die Civilprozeßordnung, die Konkursordnung u. s. w. bis zum Frühjahr 1898, wo sein Mandat zu Ende geht, noch erledigt.

Das Vereinsrecht, welches das Bürgerliche Gesetzbuch nur nach der privatrechtlichen, nicht nach der politischen Seite regelt, hat die Gestalt wiedererhalten, welche die außerparlamentarische zweite Kommission ihm gegeben, — eine etwas verkümmerte Gestalt, in deren Zügen sich die blasse polizeiliche Seelenangst ausprägt. Gerade diejenigen Vereine erlangen die Rechtsfähigkeit nicht, welche ihrer am meisten bedürfen, die politischen, sozialpolitischen und religiösen; es sei denn, daß die Verwaltung ihre Befugniß, gegen die Eintragung in das Register Einspruch zu erheben, ausnahmsweise nicht benutzt. Die Regierungen vermögen sich eben noch immer nicht davon zu überzeugen, daß das Vereinsrecht dazu da ist, das Vereinsleben zu fördern, und nicht, es zu hemmen.

Das neue deutsche Privatrecht ist „sozial“, aber der Sozialdemokratie noch immer nicht „sozial“ genug. Schon das Wort Dienstvertrag erregte bei ihr Anstoß; sie wollte an dessen Stelle Arbeitsvertrag einsetzen. Des Weiteren hätte sie am liebsten Bestimmungen über Handlungsgehilfen, die ins Handelsgesetzbuch gehören, über Bergarbeiter, die ins Berggesetz gehören, über gewerbliche Arbeiter, die in die Gewerbeordnung gehören, in die Kette des Bürgerlichen Gesetzbuchs eingeschossen. Das wäre aber doch ein allzu buntes Gewebe geworden, und so blieb jene Fraktion mit ihrem Begehren ziemlich vereinsamt. Trotzdem arbeitet sie an dem Gelingen des Ganzen redlich mit.

Die Agrarier dagegen drohten mit der parlamentarischen Arbeitseinstellung, wenn in einer einzelnen Frage nicht ihr Wille geschähe. Ihnen geht der Hase noch über das Bürgerliche Gesetzbuch. Der Hase ist ein harmloses Thier; aber er hat die Eigenthümlichkeit, umherzulaufen und zu fressen, wo er etwas zu fressen findet. Darin gleicht er dem übrigen Wild. Doch die Agrarier machen einen Unterschied zwischen dem Hasen und dem übrigen Wild; er soll dürfen, was es nicht darf; er soll den Vorzug genießen, sich auf Bauernäckern die erwünschte Körperfülle zu verschaffen, ohne daß der Waldbesitzer oder Jagdberechtigte den dadurch angerichteten Schaden zu ersetzen braucht. Eigentlich wollten unsere für das Gemeinwohl erglühenden Agrarier überhaupt für keinerlei Wildschaden von Reichswegen haftbar gemacht werden, und sie stimmten deshalb für die Streichung der ganzen Wildschadens-Ersatzpflicht. Doch hier stand ihnen das Centrum gegenüber, welches mit der Linken entschlossen war, bäuerliche Arbeit und bäuerliches Eigenthum gegenüber dem Jagdinteresse zu schützen. In Bezug auf die Hasen dagegen machte das Centrum der Rechten ein Zugeständniß, und sogar Herr Gröber strich den Hasenschaden, nachdem er kurz vorher die Nothwendigkeit eines Ersatzes auch des Hasenschadens überzeugend dargelegt hatte, — nicht ohne einen Seitenblick auf die ostelbischen Hasen, die anscheinend noch üppiger und gefräßiger als andere seien. Es war ein Kompromiß zur Rettung des ganzen Gesetzbuchs; denn ein konservativer Redner, der lange Jahre hindurch eine Virtuosität im Schweigen bewiesen, und den nur die Hasenfrage auf die Tribüne zu rufen vermocht hatte, erklärte mit feierlichem Ernst, bei Aufnahme des Hasenschadens verliere

die Berathung des Gesetzbuches für die Konservativen erheblich an Interesse und sie würden sich dann nicht mehr alle an der Weiterberathung betheiligen. So uneigennützig, so patriotisch ist das ostelbische Junkerthum.

Das Hasenkartell hielt nur wenige Stunden zusammen. Der folgende Tag sah das Centrum bereits im Bunde mit den Mittelparteien und der Linken gegen die äußerste Rechte. Denn nun galt es, die bürgerliche Eheschließung aufrecht zu erhalten. Wirklich, das Centrum schützt jetzt die Civilehe. Zwar erscheint ihm die Ehe als ein Sakrament und als solches der staatlichen Zuständigkeit entzogen, zwar lehnt es sowohl die obligatorische wie die fakultative Civilehe grundsätzlich ab; aber thatsächlich nimmt es die obligatorische Civilehe doch so an, wie sie im Bürgerlichen Gesetzbuch steht, - um des Gesetzbuchs willen. Und das Gesetzbuch hilft es wiederum bergen, um darzuthun, wie brauchbar, wie manövrirfähig, wie regierungsfähig es ist. Die evangelische Orthodoxie dagegen leistete Widerstand und erlebte zur Strafe dafür eine schwere Niederlage. Der Antrag Roon auf Einführung der fakultativen Civilehe wurde mit 196 gegen 33 Stimmen abgelehnt.

Proteus.

Ferdinand Brunetière.

Zur Entwicklung der modernen Kritik in Frankreich.

„On n'est écrivain qu'à la condition de vouloir se survivre." Man pflegt nicht auf Nachwelt und Nachruhm hinzuweisen, wenn man nicht ihrer sicher zu sein glaubt. So hat denn auch Ferdinand Brunetière mit obigen Worten den Schriftsteller nur deshalb an die Folgezeit erinnert, weil er selbst mit seinen Werken über die Gegenwart hinauszuwirken wünscht und hofft Scharf, eigenwillig und herausfordernd, wie er sich geäußert, hat er weniger eine allgemeine Kritik und Charakteristik gegeben, als vielmehr ein persönliches Programm und Selbstbekenntniß Er will nicht mit dem Tage schreiben und untergehen, sondern was dauernd und wesentlich in den Erscheinungen ist, herausstellen und an einander gliedern. Seine Schriftstellerei, wie seine Natur, sind prinzipiell gerichtet, und um beide zu schätzen, muß man sie in ihrer geschichtlichen Bedeutung aufsuchen. Man muß ihn einreihen in die Kette jener litterarischen Geister, welche von der Renaissance bis auf unsere Zeit die gelehrte Kritik Frankreichs entwickelt haben. Hier ist sein Platz nächst Ste.-Beuve und Taine, deren Bestrebungen er weiter geführt hat. Er ist der modernste Repräsentant dieser großen Tradition. In großem Zusammenhange will er begriffen sein. Aus jedem anderen Gesichtspunkte verschiebt und verfälscht sich sein Bild. Man muß ihn zunächst von fernab überschauen Denn wer mit dem Einzeleindrucke beginnen, von der intimen Wirkung dieses Charakters ausgehen wollte, würde schwerlich Stellung zu ihm gewinnen. Mancherlei unliebenswürdige Seiten seiner Natur treten da zu einseitig hervor; und wie man sich verletzt und abgestoßen fühlt, ist man kaum einer unbefangenen Würdigung fähig. Ohne vielleicht die geistige Kraft der Persönlichkeit zu verkennen, kommt man doch von einem Unbehagen nicht los. Das ist der Standpunkt vieler. Man kann sagen, daß der Name Brunetière's selten andere, als gemischte Empfindungen wecke. Hier zu Lande, wo er eine Autorität ausmacht, ist er doch keine populäre Person. Man läßt ihn gelten, aber man fühlt sich nicht zu ihm hingezogen; ja mehr als einer seiner Bewunderer hat geradezu erklärt, daß Brunetière unter allen Kritikern Frankreichs heute der bestgehaßte sei. Wie gesagt, diese absprechenden Urtheile lassen sich verstehen, doch sicherlich geben sie keinen Maßstab für die geistige Eigenart des Mannes. Eine kritische Intelligenz, wie er, will vor allem verstandesmäßig entwickelt und begriffen werden. Sie hat das Recht, an dem Ideale gemessen zu werden, welches, mit dem Anspruch auf historische Geltung, sie sich selbst gewählt hat.

I.

Mit Ste.-Beuve hatte die moderne Kritik Frankreichs einen Höhepunkt erstiegen In längerer Entwicklung war sie von der rationalistischen Methode des Klassizismus zu einer realistischeren Auffassung fortgeschritten und nun durch das Genie dieses seltenen Mannes zu einer künstlerischen Vollendung gebracht worden. Ste.-Beuve war Porträtist, sein Interesse ganz der individuellen Erscheinung zugekehrt. Er studirte sie in der Fülle ihrer Aeußerungen, befragte ihre Neigungen und Eigenthümlichkeiten, die Züge ihres Gesichtes und die flüchtigsten Wendungen ihres geistigen Seins. Mit einer schmiegsamen Feinfühligkeit suchte er in ihre Vorstellungen und Ideen einzugehen. Doch Fleiß und Nachempfinden hätten hier nicht genügt. Der große Kritiker wird geboren, und was ihm seine Ueberlegenheit gibt, ist jene fast unfehlbare Sicherheit des Blickes, die sich nie durch Nebensächliches ablenken läßt, sondern bald das Wesentliche herausfindet. Ste.-Beuve hatte diesen esprit de discernement, von dem La Bruyère gesagt hat, daß er seltener in der Welt sei, als Perlen und Diamanten. Ueber das Sinnenfällige auf der Oberfläche forschte er weiter der intimeren Persönlichkeit nach Er lauschte ihren Herzschlägen, legte sein Ohr an. Schließlich fand er den Punkt, von dem aus dieses Leben begriffen sein wollte. Er legte die Hand auf; da war die Stelle, in der diese psychologische Einheit keimte, von der aus sie sich entfaltete — Hatte der Kritiker in dieser Weise sein Objekt zergliedert, so formte dann der Künstler es wieder zum Ganzen. Er ließ die volle Gegenwart der Person in seine Schilderung eingehen und bespiegelte die Gestalt von allen Seiten. In den besten Proben seines Talentes hat der Stil eine malerische Lebhaftigkeit. Wie über eine Leinwand, so, wußte Ste.-Beuve über den Essay Duft und Stimmung auszubreiten. Die Anekdote diente ihm dabei als Sammelbild, in welchem die Persönlichkeit besonders ausdrucksvoll in der ihr eigenen Pose und Beleuchtung erschien Einmal hat er die Schwägerin Ludwigs XIV. dargestellt, Henriette von England, deren natürliche Anmuth und Liebenswürdigkeit den Hof von Versailles verklärt haben: Die schöne Frau auf dem Divan liegend, den Kopf im Schoße einer Begleiterin, die glänzend dunklen Augen weit hinausgerichtet. So ein Moment illustrirt den Charakter. In dieser zwanglos einfachen Aufnahme ist die graziöse schöne Menschlichkeit der Herzogin vor uns ausgebreitet. Diese Szene stimmt zu ihrem Wesen, und darum fühlt man sich über alle die folgenden Blätter hinweg immer wieder an sie erinnert.

Ste.-Beuve hatte seine psychologisch-individualistische Methode unter dem Einfluß der Naturwissenschaften ausgebildet. Wie die Physiologie zu den geistigen Phänomenen die materiellen Vorbedingungen aufsucht, so gedachte er zu der intellektuellen Natur, die eben in den Werken zum Ausdruck kam, die bestimmenden oder begleitenden Faktoren zu finden. Er wollte die seelische Erscheinung ableiten, verstehen. Seine feine Begabung und seine theoretische Ueberzeugung stimmten dabei zusammen. Durch Beruf und Anlage war er das, was er mit Bewußtsein und Ueberlegung sein wollte. Dieses Gleichmaß zwischen Mitteln und Ziel gab seinen Arbeiten die hohe Einheit. Dabei muß man noch einmal die angeborene Sicherheit bewundern, mit der er sich seinen Weg absteckte. Obwohl er das Beispiel der exakten Disziplinen für die freie halb künstlerische, halb wissenschaftliche Thätigkeit des Kritikers nutzbar machte, hat er doch niemals vergessen, daß es sich dabei nur um eine Angleichung handeln könne. Den Unterschied der moralischen und animalischen Natur hat er immer festgehalten; indessen nach ihm, in Frankreich wie in Deutschland, eine ganze Schule das Gleichgewicht verlor und das dichterische Pro-

dukt nebst seinem Schöpfer einfach als experimentelles Objekt nahm.

Ste.-Beuve ist später über seine individualistische Auffassung hinausgegangen. Er sprach von einer histoire naturelle des esprits, wobei er die einzelnen nach Aehnlichkeit oder Verschiedenheit ihres inneren Wesens vereinigt oder getrennt gedachte. So sollten sich prinzipielle Grundrichtungen feststellen, diesen gemäß „Familien von Geistern“. Statt der Individuen in gänzlicher Unabhängigkeit sah man hier Gruppen von Individuen.

Der Gang aufs Allgemeine war einmal eingeschlagen, um hinfort unter der steigenden Einwirkung der Naturwissenschaften noch entschiedener beschritten zu werden. Den philosophisch-kritischen Erörterungen der nächsten Zeit lag in letztem Betracht die Frage zu Grunde, wie Einzelwesen und Allgemeinheit sich zu einander verhalten. Auf litterarischem Gebiete spielte sich ein Prozeß ab, der sein Gegenstück in der politischen Bewegung fand. Man bemühte sich, dem Individuum seine Abhängigkeit von der Masse nachzuweisen, die Persönlichkeit der Vielheit einzuordnen. Wie stand der Einzelne zu seinem Volke, zu seiner Epoche, zu der engeren Umgebung? Das waren die Probleme, welche sich zuerst darboten. Taine nahm sie auf.

Seine berühmte Lehre vom Milieu machte den Versuch, vergleichend exakte Methoden auf die Litteratur anzuwenden. Die Kritik sollte von dem Subjektiven des ästhetischen Urtheils abgehen und eine Wissenschaft werden. Wie die Anatomie oder Chemie, suchte sie ihren Gegenstand dadurch zu erklären, daß sie ihn in seine Theile auflöste. Sie glaubte die menschlichen Charaktere, gleich einem chemischen Körper, restlos spalten oder die geistige Natur so zerlegen zu können, wie es mit der leiblichen gelingt. „Aujourd'hui, l'histoire, comme la zoologie, a trouvé son anatomie.“ Jede psychologische Aufgabe wurde für sie zu einer mechanischen: es galt das Spiel der wirkenden Kräfte, ihre Summe und Richtung darzustellen. — Drei Faktoren, sagte sie, bestimmen die individuelle Sonderheit. Vorab trägt der Einzelne in sich ein Stück und Erbtheil seiner Rasse, das den Grundakkord seines Wesens angibt. Rubens, Jordaens, Van Dyck, obgleich als Charaktere wohl gegen einander abgehoben, weisen dennoch ein gemeinsames Etwas auf, jene Familienähnlichkeit, an der man sie alle als Glieder der flämischen Schule erkennt. Rabelais, Montaigne, Molière und Lafontaine sind Geistesverwandte, der nämliche Boden hat sie gezeugt. Daß sie trotzdem verschiedenes Antlitz haben, ist schon durch den Unterschied des Momentes bedingt. Der Verfasser der „Gargantua“ gehört der aufsteigenden Renaissance an; eine ungebändigte Lebenslust und Ueberfülle der Säfte strömt in den Adern seiner Generation. Nach der Periode des Mittelalters fühlt endlich jeder sich Herr seiner selbst. Die „Essais“ erschienen am Ausgang dieser Epoche, da überall die denkenden Köpfe skeptisch mit dem Wissen der Zeit abrechnen. Auf daß „Tartuffe“ und „Misanthrope“ sich gestalten können, wie sie sind, muß in der Aera Ludwigs XIV. der geistige, politische und gesellschaftliche Zustand Frankreichs seine eigenthümliche Ausbildung gewinnen. — Noch eines kommt hinzu, um das Wachsthum in der künstlerischen Welt zu fördern: das „moralische Klima“ der Zone, die Gewohnheiten, die Sitten. So ist die griechische Bildhauerei da ganz natürlich entstanden, wo das Auge auf Markt und Plätzen oder in der Ringbahn tagtäglich den Anblick schöner menschlicher Formen genießen konnte; wo überdies die Landschaft selbst plastischer war und das scharfe Licht des Südens die Umrisse deutlicher, fester abgrenzte. Ein anderes Beispiel: Marivaux und Watteau wurzeln im Geschmacke einer galant tändelnden Landschaft. Shakespeare konnte nur im Zeitalter der Elisabeth kommen.

Rasse, Moment und Milieu sollen also den Menschen definiren. Unleugbar untersteht er ihnen. Doch was sind jene Eigenschaften, durch die er mit seiner Umgebung zusammenhängt, denn anders als die allgemeinen Züge seines Ichs? Eben das, was ihn an seinesgleichen anschließt, erklärt ihn nicht in dem, was ihn zur besonderen Figur macht. Warum und wodurch ist Rubens ein anderer als Jordaens? Weshalb ist Boileau ein anderer als Racine, trotzdem sie in derselben Sphäre und in demselben Zeitpunkte schaffen? Deshalb, weil unter allen gleichen äußeren Zuflüssen der intime persönliche Grund nicht derselbe ist. Die Schwingungen der umgebenden Atmosphäre treffen auf Instrumente, die jedes seinen eigenen Ton haben und darum verschieden anklingen. Oder die nämlichen Strahlen fallen durch Gläser mannigfaltigster Art und Färbung, aus denen dann wieder die eine große Natur in den verschiedensten Brechungen sich zeigt. Individuum und Allgemeinheit stehen in Wechselaustausch, bedingen und gestalten sich gegenseitig. Kulturzustände wirken auf den Einzelnen, wie umgekehrt der Einzelne wieder auf sie zurückzuwirken vermag. Die Beziehungen des hinüber und herüber sind hier zahlreich und schwer zu verfolgen. Der grade Materialismus hatte weder die Mittel noch die nöthige Einsicht, um diesem seinen Gewebe beizukommen. Und wahrscheinlich wird niemals eine Kunst zart genug sein, um den Ursprung aller psychologischen Verschlingungen aufzudecken. Taine konnte jedenfalls seine Idee nicht wahrmachen: den Komplex eines menschlichen Lebens aus seinen letzten Gründen zu erklären. Zwischen der Aufgabe und dem Endergebniß stellt sich ein Defizit heraus.

Dennoch hat Taine einen großen und guten Einfluß ausgeübt. Indem er das Kunstwerk in den Kreis formender Ursachen einrückte, hat er in Frankreich ein für alle mal jener unklaren Auffassung den Boden entzogen, welche das Genie und seine Gaben gern als ein ganz außerordentliches, freischwebendes Wunder anstaunte. Dazu war er bei allen Vorzügen und Fehlern der richtige Mann. Mit der üppigen Fülle seines Stiles wußte er um jeden Gegenstand den entsprechenden Schauplatz aufzubauen. Er nahm den Hörer selbst in ein Milieu, das farbenprangend, überquellend, betäubend auf ihn einströmte und eine rauschende Ueberredung aufbot, der keine nüchterne Darlegung es hätte gleich thun können. Freilich, hinter den phantasievollen Ausführungen war der Gedanke selten präzis.

Taine's Unternehmen war streng genommen gescheitert; darüber ließ sich nicht streiten. Schon zu Lebzeiten des großen Schriftstellers hat man es eingesehen. Brunetière deutete in seiner Evolution de la critique auf die Schwächen der mechanischen Erklärungsweise hin. Was sollte jetzt geschehen? welchen Weg konnte die literarische Analyse nun wählen? Im letzten Grunde gab es zwei Möglichkeiten. Entweder verzichtete sie auf die exakte Methode, mit der sie bisher kein Glück gehabt hatte, und vielleicht entschlug sie sich jedes gelehrten Ehrgeizes. Oder sie griff den Versuch von einem andern Punkte auf, wollte wissenschaftlich bleiben und nur ihre Ansprüche ummodeln. Das erste that Jules Lemaître, der in der Kritik den Impressionismus befürwortete, das andere Ferdinand Brunetière, der hier den Gedanken der Entwickelungstheorie einführte.

Lemaître's Vorgehen war der Gegenstoß auf die Ueberspannung und unmäßige Ausdehnung wissenschaftlicher Grundsätze: „Naguère nous étions fatigués des sécheresses de l'analyse scientifique“; in diesem Gefühle begegneten sich Viele. Schon darum konnte die neue Wendung des Beifalls sicher sein. Sie gab dem Leser oder Hörer das Recht zurück, sich vor einem Kunstwerke einfach seinen Empfindungen zu überlassen. Der ungehinderte Subjektivismus wurde Leitmotiv, und damit der Dilettantismus. — Der Mann, welcher diese Richtung litterarisch vertritt, ist eine durchaus moderne Natur. Jules Lemaître gehört jener Generation an, die nur für sich und die Gegenwart Interesse und Leidenschaft mitbringt, die egoistisch sich ganz nur ihren Eindrücken und Neigungen hingeben will. Voll eigener Gedanken, überfein in ihrer Sensibilität, neuer, ungewohnter Empfindungen bedürftig, leben sie ausschließlich in der nervösen Luft unserer Zeit. Was den Geist des endenden Jahrhunderts athmet, entzückt sie, und wenn sie einmal die Vergangenheit aufrufen, geschieht es ohne historischen Sinn und ohne Antheil. Dann wird uns Lemaître gestehen, daß

Bossuet ihm langweilig sei, er wird Molière mit unseren späten Anschauungen messen. Aber vor einem Buch von gestern oder heute, welch anderer Genuß!

„Es passirt mir, daß ich vor Wohlbehagen schauere, daß Vergnügen mir Mark und Bein durchdringt — so liebe ich diese Litteratur aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, so klug, so unruhig, so toll, so mürrisch, so verschroben, so zart, — so sehr liebe ich sie bis in ihre Unnatur, ihr Lächerliches, Uebertriebenes — — —.“

Für ihn ist Kritik ein Auskosten. Bei der Lektüre verwandte, gleiche Töne anklingen, sich sympathisch berührt zu fühlen; herauszuhören, was man in sich selbst verspürt — oder abwechselnd die nun sympathischen, nun abstoßenden Regungen einer originalen Natur auf sich treffen zu lassen; eine nach der anderen ihre verschiedenen Seiten zu betrachten und dann die widerspruchsvollen, wechselnden Farben, so wie sie sich folgen, neben einander aufs Papier zu bringen: nichts unmittelbarer, lebendiger, naturwahrer! Jules Lemaître ist ein impressionistischer Meister. Sein altvererbter gallischer Skeptizismus thut sich bei dem Geschaukel des Für und Wider etwas zu gute. Aehnlich hat Montaigne sich „auf der wogenden See der Meinungen“ auf- und niedertreiben lassen. Der alte bon sens der Rasse mit seiner ironisch-zweifterischen Beschaulichkeit bricht hier durch, jene spöttische, zuwartende Verstandeskühle, die Fontenelle so gut charakterisirt hat.

„Man soll nur die Hälfte seines Witzes dem hingeben, was man glaubt und die andere Hälfte sich frei behalten, um hier nöthigen Falls auch dem Gegentheit Unterschlupf zu gewähren.“

In der eigensten Tiefe seines Volkes wurzelnd, wurde Jules Lemaître rasch ein Liebling vieler. Als er vor einigen Monaten in die académie française eintrat, hat ihm der Vize-Rektor der Pariser Hochschule eine Lobrede gehalten, die vielleicht nur ein Landsmann nachfühlen kann. Denn dem französischen Geschmacke entspricht auch die flüchtig geistreiche Form des Autors, der alles in graziösem Plauderton vorträgt. „Ich gehe soweit zu behaupten, daß selbst die Wahrheiten nicht der Anmuth entrathen können,“ hat ein Philosoph gesagt.

(Schluß folgt.)

Paris. G. Ransohoff.

Der Sieg des Parlamentsrechtes in England.

Große historische Umwälzungen bedürfen nicht nur zu ihrer Ausreifung einer langdauernden Vorgeschichte, reichen nicht nur mit ihren ersten Ursachen in eine weite Vergangenheit zurück: auch nach ihrem mit elementarer Gewalt sich vollziehenden offenen Auftreten erlangen sie volle und bleibende Geltung erst um den Preis geraumer Schwankungen und Kämpfe. Selbst wenn das Neue im Beginne die Massen in unwiderstehlicher Wucht mit sich fortgerissen hat, ruft es stets binnen kurzem eine doppelte Gegnerschaft wider sich hervor: einmal derjenigen, die ein materielles oder geistiges Interesse an den früheren Zuständen besitzen; dann aller, dessen sanguinische Erwartungen von dem Neuen sich durch deren allem Menschlichen nothwendig anhaftende Unvollkommenheiten enttäuscht finden. Abermaliger Kampf wird nöthig, um die Ergebnisse der früher schon als endgültig siegreich betrachteten Umwälzung thatsächlich in Sicherheit zu bringen.

Dieser große historische Erfahrungssatz läßt sich mit überaus zahlreichen Beispielen belegen. Erinnern wir uns nur der französischen Revolution, deren scheinbar gewisseste Resultate durch die Restauration, das Julikönigthum, die Mac Mahon'sche Regierung ernstlich in Frage gestellt wurden und erst durch das Ringen zweier Menschenalter — bis zum Jahre 1877 — befestigt werden mußten. Nicht anders verhielt es sich, 1½ Jahrhunderte früher, in England. Der Grundsatz der Volkssouveränität, der parlamentarischen Uebermacht über die Krone, den die erste englische Revolution, von 1640 bis 1648, so kräftig begründet zu haben schien, ward durch die Wiedereinsetzung der Stuart im Jahre 1660 von neuem beseitigt. Dieses den Engländern an Nationalität, Anschauungen und Religion fremde Herrscherhaus ward durch eine zweite, die „glorreiche“ Revolution von 1688 beseitigt, auf Beschluß der Volksvertretung des Thronrechtes beraubt und durch ein anderes ersetzt, das seine Gewalt nur auf Grund und unter der Bedingung der Anerkennung der Volksrechte erhielt. Das Uebergewicht des Parlamentes, der protestantische Charakter der Regierung und zugleich die Theilnahme Englands an der festländischen Politik schienen zu gleicher Zeit durch diese Ereignisse entschieden. Und doch trat noch einmal eine Gegenwirkung ein. Die Nachfolgerin des Revolutionskönigs Wilhelm III., Anna, eine Stuart'sche Prinzessin, wünscht ihrer verbannten Familie, ihrem Bruder wieder zur britischen Krone zu verhelfen, obwohl sie damit nicht allein die politischen Errungenschaften der letztverflossenen siebzig Jahre, sondern nicht minder das protestantische Bekenntniß, das auch das ihre war, in Gefahr gebracht hätte. Sie fand zu solchem Beginnen unter den englischen Staatsmännern mächtige und begabte Helfer; eine allgemeine Unsicherheit bemächtigte sich der Nation, und erst die Thronbesteigung des protestantischen Hauses Hannover im Jahre 1714 sowie dessen Befestigung in den darauf folgenden Jahren vermochte die bisher fehlende Zuversicht auf den Bestand des Parlamentarismus und Protestantismus in Großbritannien zu schaffen.

Diese mehr durch wichtige Fragen und große Entscheidungen als durch hervorragende Persönlichkeiten bedeutende Zeit behandelt der Freiburger Historiker **Wolfgang Michael** im ersten Bande eines äußerst umfassend angelegten Werkes über „Englische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert.“*) Es ist ja ein schönes Vorrecht der deutschen Historiographie, daß sie mit wissenschaftlichem Eifer und mit liebevollem Verständniß für fremde Eigenart auch die Geschichte auswärtiger Nationen zu behandeln pflegt, und die Vorbilder seit Niebuhr, Ranke, Dahlmann, Sybel sind allzu glänzende, als daß wir uns durch chauvinistische Einseitigkeit dieses Privileg rauben lassen sollten. Mehrjähriges Studium in den englischen Archiven und einsichtige Benutzung der Korrespondenz auch deutscher und österreichischer Diplomaten jener Zeit setzten den Verfasser in den Stand, mit einer bisher unerreichten Sachkenntniß und Schärfe in den Einzelheiten die Vorgänge vor und während der Einsetzung und Festigung der hannoverschen Dynastie in Großbritannien zu schildern. Man vergleiche seine Darstellung nur mit der **Lord Mahon's** in seinem bekannten, die gleichen Ereignisse behandelnden Buche, um den außerordentlichen Fortschritt historischen Wissens, wie er bei Michael hervortritt, zu würdigen. Von dem berühmten bändereichen Werke **Lecky's** über die Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert unterscheidet sich Michael's Arbeit wesentlich: während jenes mehr eine Kulturgeschichte enthält, stellt diese die historischen und zumal die eigentlich politischen Einzelheiten dar. Erfreulich ist, daß in der neuesten Schule der Historiker, den gewaltverherrlichenden „Realpolitikern“ der Treitschke'schen Richtung gegenüber, auch der moralische Gesichtspunkt wieder betont wird. Prof. Michael erkennt, ebenso wie sein jüngster Vorgänger in der Schilderung dieser Ereignisse, Dr. **Felix Salomon**, gern an (S. 342), wie sehr es dem Stuart'schen Prätendenten zur Ehre gereiche, daß er seinen katholischen Glauben selbst um der blendenden Verheißung der englischen Krone willen nicht verleugnete.

Einige Einwendungen, die Form des Werkes betreffend, mögen mir hier gestattet sein. Es ist dieses schon sehr ausführlich gehalten; weshalb noch eine 280 Seiten

*) Hamburg und Leipzig. Voß 1896.

umfassende Einleitung, die nichts wesentlich Neues bringt? Leser, die ein derartiges Buch studiren, sind mit der Vorgeschichte Englands hinreichend vertraut, um deren abermaliger kursorischer Darstellung nicht zu bedürfen. Damit wird nur Umfang und Preis des Werkes erhöht und dessen Ankauf und Lektüre erschwert. Auch der Stil, obwohl würdig und gemessen, müßte gepflegter sein, die allzu häufige Wiederholung derselben Worte vermieden werden. Wir dürfen an eine historische Schilderung gewisse künstlerische Anforderungen stellen, die nicht vernachlässigt werden sollen.

Der Inhalt selber ist überall wichtig und interessant. Es darf nunmehr als erwiesen betrachtet werden, daß von den beiden Toryführern und leitenden Ministern der letzten Jahre der Königin Anna, Oxford und Bolingbroke, der erstere nach der Weigerung des Prätendenten, selbst nur des Scheines halber zum anglikanischen Bekenntnisse überzutreten, die Sache der Stuart für verloren hielt und sich, wenn auch zögernd und vorsichtig, der hannoverschen Thronfolge zuwandte. Sein Nebenbuhler Bolingbroke arbeitete um so eifriger für den Prätendenten, und er hatte dabei die regierende Königin so sehr auf seiner Seite, daß diese am 27. Juli 1714 Oxford entließ und dessen Widersacher geradezu die Alleinherrschaft überlieferte, die dieser zur Bildung eines rein jakobitischen Ministeriums benutzte. Dennoch war die Sache der Stuart durch den im toryistischen Lager ausgebrochenen Zwiespalt ernstlich gefährdet. Ein großer Theil der Tories ging mit Oxford zu den Hannoveranern über. Die so tief gedemüthigten Whigs faßten neuen Muth, schlugen laut den Ton nationaler und protestantischer Politik an und fanden damit im Volke vielen Beifall. Ehe noch Bolingbroke, mit Hilfe Frankreichs, seine Intriguen zum Ziele führen konnte, starb Königin Anna, deren gebrechlicher Körper den Aufregungen des Thronstreites nicht Stand zu halten vermochte, schon am 1. August 1714. Nun vollzog sich die Proklamation des hannoverschen Kurfürsten als Königs Georg I. von Großbritannien und Irland ohne jede nennenswerthe Schwierigkeit, zum Staunen der Sieger sowohl wie der Besiegten. Und doch war es nur die unwiderstehliche Macht der Verhältnisse, die hier den nothwendigen Erfolg davon getragen hatte. Das parlamentarische Recht war schon allzu fest in England begründet, um nicht das legitime Erbrecht an die Krone in den Hintergrund zu drängen. Darin liegt eben die wichtigste und bleibende Bedeutung dieser Vorgänge.

Niemals ist der enge Zusammenhang der inneren und der auswärtigen Politik deutlicher zu Tage getreten. Die Verfechter des Parlamentarismus, die Whigs, triumphirten und benutzten sofort ihr Uebergewicht, um auch nach außen hin ihre politischen Grundsätze zu verwirklichen. Während Oxford und zumal Bolingbroke, in Anknüpfung an das Verfahren der beiden letzten Stuartkönige, sich Frankreich angeschlossen hatten, näherten die Whigs sich von Neuem den Holländern und besonders Oesterreich. Sie versöhnten diese beiden Staaten durch Abschluß des Vertrages über Errichtung einer gemeinsamen militärischen „Barriere" gegen Frankreich in den belgischen Festungen. Sie gingen mit dem Kaiser einen förmlichen Bund ein, der ganz die Ueberlieferungen Wilhelms III. erneuerte. So ward Großbritannien wieder die leitende Macht Europas, an der Spitze einer starken Allianz mit Oesterreich und Holland, im Stande Frankreich das Gesetz vorzuschreiben. Der Gedanke eines neuen Krieges gegen dieses Land beschäftigte thatsächlich die leitenden whiggistischen Staatsmänner; und nur der völlige Anschluß an England, den bald nach dem Tode Ludwigs XIV. der Regent Philipp von Orleans vollzog — in Wirklichkeit eine Unterwerfung Frankreichs unter die britische Politik — verhütete den Ausbruch eines solchen Kampfes. Derart hatte der Wechsel des Herrscherhauses nicht nur im Innern Großbritanniens den Sieg des Parlamentarismus und der protestantischen Religion, sondern auch dessen herrschende Stellung in der Weltpolitik entschieden.

Freilich die Persönlichkeit des Königs trug hierzu wenig bei. Trotz sorgfältiger Abwägung aller dabei mitsprechenden Momente kann Prof. Michael nur zur Anerkenntniß der geistigen Mittelmäßigkeit, der Herzensöde und Herzenshärte Georgs I. gelangen. Selbst seine grenzenlose Liederlichkeit bewegte sich in plumpen Formen, war von Geschmacklosigkeit und Mangel jedes künstlerischen Sinnes beherrscht. Seine häßlichen und schwerfälligen Maitressen verkauften voll schmutziger Geldgier ihren Einfluß auf den königlichen Liebhaber an den Meistzahlenden. Kaum besser und klüger war sein Sohn, der spätere Georg II; gerade deshalb lebte er mit dem Vater im bittersten und vor öffentlichem Aergerniß keineswegs gehüteten Zwiespalt, der den Prinzen von Wales zu völliger Machtlosigkeit verdammte. Im Grunde empfand der König nur für sein Heimathland Hannover Theilnahme, das er von London aus ebenso unbeschränkt zu regieren suchte, wie einst in Herrenhausen. Daraus entstand dann eine unselige Verquickung hannoverscher und englischer Politik. Die Geschicke des Kurstaates wurden von England aus entschieden; und auf des letzteren Leitung gewannen die hannoverschen Interessen einen unberechtigten Einfluß. In den entscheidendsten Augenblicken verschwand Georg I. auf Monate aus der Insel, um sich in seinem festländischen Besitzthum der altgewohnten Lebensformen und des Genusses fürstlicher Allmacht zu erfreuen. Seine in London weilenden hannoverschen Vertrauten, besonders Bothmer und Bernstorff, beherrschten die äußere Politik und besaßen überhaupt sein Ohr viel mehr, als seine englischen Minister; diese sahen sich genöthigt, seine hannoverschen Maitressen zu bestechen, um jenen fremden Rathgebern einigermaßen ein Gegengewicht zu bieten! So unglaublich es klingt — dieser Fürst, der zwei Jahrzehnte hindurch sich auf die Erbfolge in England vorbereitet hatte und dann dreizehn Jahre dort herrschte, hat niemals auch nur die nothdürftigste Kenntniß der englischen Sprache erworben und konnte sich mit seinen höchsten Staatsbeamten lediglich in schlechtem Latein verständigen. Das Augenmerk des Königs war vielfach auf ganz andere — hannoversche, dynastische oder auch persönliche — Ziele gerichtet als die Aufgaben und Wünsche des englischen Volkes erheischten.

Kein Wunder, daß dieses die ursprüngliche Begeisterung für das neue protestantische Herrscherhaus sehr schnell einbüßte. Die rücksichtslose Verdrängung und Verfolgung der Tories durch die siegreichen Whigs, die im Grunde nur eine Minderheit der Nation auf ihrer Seite hatten, erhöhte die Mißstimmung, und schon ein Jahr, nachdem Georg I. auf britischem Boden gelandet war, brach in Schottland und England der jakobitische Aufstand aus. Ein Glück, daß eben damals Ludwig XIV. starb und der von allen Seiten bedrohte Regent von Frankreich nichts Ernstliches für die Stuart zu unternehmen wagte. So wurde endlich die Empörung unterdrückt, aber erst nachdem sie gezeigt, wie wenig es dem fremden Könige gelungen war, sich die Neigung der Insulaner zu erwerben.

Die ganze Entwicklung ging endlich darauf hinaus, den Einfluß der Krone immer mehr zu schwächen. Die neue Dynastie hatte keinerlei Wurzel in der Nation und konnte sich nicht volksthümlicher Strömungen zu ihrem Vortheile bedienen. Der Souverän hatte früher in der Regel den Sitzungen des Ministerraths präsidirt, und ohne seine Zustimmung durfte keine wichtige Maßregel getroffen werden. Georg aber wurde sich bald der traurigen Rolle bewußt, die er, der weder verstehen noch mitreden konnte, so zu sagen als Taubstummer unter seinen englischen Ministern spielten. Er blieb also dem Rathe fort, und das Kabinet faßte ohne ihn Beschlüsse, die es ihm ganz fertig zur Genehmigung vorlegte. Und bedurfte es einer Persönlichkeit, die, bei der Geschäftsunfähigkeit des Königs, die Verschiedenheit der Ansichten unter den Ministern ausglich, Streitigkeiten unter ihnen entschied, der gesammten inneren und äußeren Politik einheitliche Richtung gab. So bildete sich die in England bisher unbekannte Stellung eines Premierministers heraus, wie sie unter Georg I. schon Walpole, unter seinem Nachfolger derselbe Staatsmann, dann New-

castle und der ältere Pitt inne hatten. Der Premierminister vereinigte bald die ganze Macht des Staates in seiner Person, vorausgesetzt, daß er der Mehrheit des Unterhauses genehm war. Es kam dahin, daß dieses Haus den wahren Regenten des Landes bestellte, selbst gegen den Willen des verfassungsmäßigen Monarchen, der sich nur noch während kurzer Zeit durch allerhand Umtriebe hinter den Kulissen einen Rest politischen Einflusses zu bewahren vermochte.

Indem die Whigs zur Verlängerung ihrer Herrschaft 1713 die bislang drei Jahre währende Dauer jedes Parlaments auf sieben Jahre erhöhten, stärkten sie die Macht des Unterhauses von neuem. Denn es war eine sehr irrige Ansicht unserer konservativen Parteien und der preußischen Regierung selbst, wenn sie geglaubt haben, durch Verlängerung der Legislaturperioden den Einfluß der Regierung auf die Volksvertretung zu vergrößern. Im Gegentheil wird dadurch die Unabhängigkeit der gewählten Körperschaft nicht nur den Wählern, sondern auch der Krone gegenüber gekräftigt. Ihr Selbstvertrauen wächst, ein gewisser korporativer Geist kann sich in ihr ausbilden. Eine Macht, mit der man sieben oder auch fünf Jahre rechnen muß, besitzt eine weit ansehnlichere Bedeutung als eine solche, die nur drei Jahre vorhanden ist. In England hat man längst anerkannt, daß die Septennial-Bill einer der wichtigsten Ecksteine im Gebäude der parlamentarischen Macht geworden ist.*)

So ist denn die Bedeutung des Dynastienwechsels von 1714 nicht gering. Königthum und Verfassung Großbritanniens sind erst seitdem endgültig auf die Voraussetzungen und Ergebnisse der „glorreichen Revolution" begründet. Das volksthümliche Element in der Verfassung ist nun für alle Zeiten zum Siege gelangt, die Herrschaft des Unterhauses gesichert. Und unter dieser Regierung entfaltete sich in beispielloser Weise die Größe, der Reichthum, die Ausdehnung Englands über alle Erdtheile. Das „größere Britannien", das wir als ersten See- und Kolonialstaat der Welt kennen, datirt erst aus der Zeit der hannoverschen George — und zwar ohne jedes wesentliche Zuthun dieser Könige. Die Schwächen des neuen Herrscherhauses vermochten den glänzenden und dauernden Aufschwung einer starken Nation nicht zu hemmen. Es ist so für immer an einem großartigen Beispiele gezeigt worden, daß Freiheit im Innern und Machtentfaltung nach außen sich sehr wohl mit einander vertragen. Ja, diese innere Freiheit ist, wie jeder Engländer mit Stolz und Selbstbewußtsein anerkennt, die nothwendige Voraussetzung für die an Umfang und Dauer unvergleichliche Weltmacht Englands gewesen.

Das sind die Lehren, die wir aus Prof. Michaels tüchtigem, gründlichem und geistig belebtem Werke ziehen dürfen.

M. Philippson.

Spielhagen's „Selbstgerecht".

Friedrich Spielhagen hat in seinen neuen Roman „Selbstgerecht"**) folgende Ingredienzien hineingemischt: eine geheimnißvolle Waldschenke einen unentdeckten Mord, einen wüsten Adligen, einen Wilddieb, ein in der Waldschenke hausendes Weib mit rothem Haar und wilden Lippen, genannt „die rothe Marie", den illegitimen Sprößling eines Königshauses, eine Spielhölle, Erpressungsversuche und einen Selbstmord. Für 300 Seiten hätte der selige Ewald August König auch nicht mehr gebraucht.

In ähnlichen Kreisen bewegt sich die Verwicklung. Der Oberförster Busch hat den Baron Kardow, der seinem Weibe nachstellte, erschossen. Er selbst verliebt sich in die Baronin Kardow. Deren Kind Hans liebt seine, des Oberförsters Tochter und heirathet sie schließlich, so daß der Geliebte seiner Mutter und der Mörder seines Vaters sein Schwiegervater wird. Der Oberförster hat nun aus mancherlei Gründen verschwiegen, daß er es gewesen, der den Baron getödtet. Es fällt auch kein Verdacht auf ihn, und sein Gewissen spricht ihn frei. Aber in Romanen muß des zweiten Bandes wegen immer noch ein Individuum vorhanden sein, das Mitwisser ist. Der Spielhagen'sche Roman ist auch eigentlich zu Ende, als besagtes Individuum auftaucht, den alten Brei noch einmal zu rühren beginnt, Erpressungsversuche macht und durch seine Mittheilungen das Glück der Kinder zu stören droht. Da kommt dem Oberförster der Himmel zu Hilfe. Karl Dreek, so nennt sich das Individuum, liegt im Schnee und erfriert. Der Oberförster, der ihn liegen sah, ging vorbei an ihm, ohne ihn aufzurütteln. Und hatte ihn sein Gefühl freigesprochen, als er in der Nothwehr den Baron erschoß, hier spricht es ihn schuldig; er selbst der Ankläger, er selbst auch sein Richter. Und „selbstgerecht" vollzieht er an sich die Todesstrafe.

Es ist ein fatales Buch, das Spielhagen da geschrieben hat. Schon bei der ersten flüchtigen Lektüre drängt sich ein stets wachsendes Mißbehagen einem auf. Und wenn man genauer hinsieht, die Einzelheiten nachprüft, die Charaktere analysirt, dann wird diese Mißstimmung noch stärker und man begreift auch ihren Grund.

Das Erste, was Spielhagen's Roman von einem Kunstwerk trennt, ist die auffällige Disharmonie von Stoff und Form. Ein Stoff, wie er gang und gäbe war vor dreißig oder fünfzig Jahren, wie er all den schönen Büchern zu Grunde liegt, die noch heut mit speckigen Einbänden in den Leihbibliotheken kleiner Städte stehn. Und dazu eine oft gesuchte Modernität der Darstellung oder richtiger: des Stils, ein Anbequemen an die moderne Schreibart; Sätze, die drei Worte lang sind, Sätze, die ohne Prädikat oder ohne Subjekt herumlaufen. Wo Spielhagen früher ein Komma gesetzt hätte, setzt er jetzt einen Punkt. Man würde sich an diese Aeußerlichkeiten nicht klammern, wenn sie nicht für das ganze Werk so bezeichnend wären. Ueberall begegnet man einem Anputz, der doch nicht täuschen kann; die morschen Holzwände sehen überall durch den Kalkbewurf hindurch. Und das ist das Unangenehme an diesem Buche; es wagt nicht ganz zu sein, was es ist; es möchte über sein eigenes inneres Wesen hinwegtäuschen.

Wollte man dieses Kapitel verfolgen, so könnte man eine ganze Reihe ähnlicher kleiner Kunststücke nachweisen. Diese Debatten über die Sozialdemokratie z. B. gehören gar nicht hinein in den Roman; man könnte sie ruhig fortstreichen, die Garnirung mit modernen Ideen entfernen, und es würde kein Grund zum Staunen vorhanden sein, wenn man nicht 1896, sondern 1866 auf dem Titelblatte läse. Man braucht nur die einzelnen Gestalten anzusehn, um diese Pseudomodernität zu erkennen.

Da stößt man gleich auf einen neuen Trick. Nämlich es ist bekannt, wie extrem die Etiketten sind, die Spielhagen seinen Figuren aufklebt. Er selbst hat es so oft zu hören bekommen, daß er ernstlich gegen die Sucht, statt Menschen Cherubime zu schaffen, anzukämpfen versucht. Aber vergeblich; das Pathos, d. h. das Beste an ihm, würde darunter auch leiden. Und so salvirt er sich in dem neuen Roman sehr geschickt folgendermaßen: alle die Uebertreibungen, die man ihm, dem Erzähler, vorwerfen könnte, wälzt er auf seinen Helden ab. Dieser Held schreibt ein Tagebuch, und jede Ueberschwänglichkeit muß man nun auf sein Konto setzen. Ich pflücke hier nur einzelne Blüthen.

Zunächst ist da die Baronin. Stellt man aus den verschiedenen Stellen ihre Eigenschaften zusammen, so erhält man folgendes Bild. Auf Seite 39 heißt es:

„Ich habe eine schönere Frau als die Baronin nie gesehen. Ganz vergeblich würde ich mich abmühen, diese Schönheit zu beschreiben.

*) Vgl. E. Fischel, Die Verfassung Englands, S. 478, sowie Lord Mahon, History of England, Bd. 1, Kap. 6.
**) Zwei Bände. 1896. J. Engelhorn, Stuttgart.

Große, dunkelklare, mandelförmige Augen, blauschwarzes, leicht gewelltes Haar; reinste, klassisch schöne und doch liebliche Gesichtszüge; edelschlanke Gestalt, die sich gar nicht anders als anmuthig bewegen kann — das sind ja alles nur Worte, Worte; kindisches Lallen von etwas, das eben unsagbar ist; sich auch schwerlich rein in Farben und Linien wiedergeben, vielleicht nur in Musik andeuten ließe. Wie denn auch der etwas dunkle weiche Ton ihrer Stimme köstlichste Musik ist."

Seite 109: „Eine Frau, die auf einen Thron gehörte." Auf Seite 146 folgt ein überschwängliches Lob ihrer — Handschrift! Auf Seite 3 des zweiten Bandes: „Ein Raphael hätte ihren Zauber nicht schildern können." Auf Seite 10: „Nie habe ich einen Mann, geschweige denn eine Frau, so gut sprechen hören. Eine Stimme voll der herrlichsten Modulationen. Ich habe nie bemerkt, daß sie auch nur einziges Mal nach einem Ausdruck gesucht hätte." Seite 20: „sie reitet . . so vortrefflich, wie ich, außer etwa in einem Cirkus, noch keine Dame habe reiten sehen." Seite 30: sie tritt ins Haus, wie „ein Stern, der goldenen Glanzes plötzlich zwischen schwarzen jagenden Nachtwolken steht."

Das Musterkästlein dürfte reichhaltig genug sein. Und die Attribute, die den übrigen Personen gegeben werden, sind nicht weniger volltönend. Von dem Knaben der Baronin heißt es: ein Märchenprinz, ein Cherubim, er sieht aus wie einer von den jungen venetianischen Nobili, deren jeder Tage werden kann. Daß diese Ueberschwänglichkeit oft bedenklich komisch wirkt, mögen drei Citate beweisen. Das erste wurde schon erwähnt. Es lautet:

„Ich habe eine schönere Frau als die Baronin nie gesehen." (S. 39.)

Das zweite: „Einen schöneren Knaben als Hans hatte ich wohl kaum je gesehen; einen anmuthigeren gewiß nicht. (S. 34.)

Das dritte: „Eine schönere Frauensperson in ihrer Art dürfte sich schwerlich finden" (nämlich als die rothe Marie). (S. 56.)

Vor Allem zeigt sich jedoch die Spielhagensche Art in der Hauptgestalt, dem Oberförster. Es ist äußerst lehrreich, ihn zu betrachten. Man könnte aus ihm eine erschöpfende Charakteristik des Verfassers der „Problematischen Naturen" geben. Er ist der Salondemokrat comme il faut. Der Demokrat, der im Grunde seines Herzens den Adel beneidet und bewundert, der nur adlig zu sein brauchte, um stockreaktionär zu werden, der nichts Eiligeres zu thun hat, als sich in die gnädige Baronesse zu verlieben und von ihnen beiden den Vergleich vom Aira und der Sultanstochter braucht. Nichts bezeichnender für ihn, als daß er in seinem eigenen Tagebuch, in dem Tagebuch, das keines Menschen Auge außer den seinen erblickt, sich unterzeichnet als „Raimund Busch, königlich preußischer Oberförster und Premierlieutenant der Reserve".

Premierlieutenant der Reserve — die paar Worte sind Gold werth! Man erinnert sich dabei lächelnd an die lange Reihe der Spielhagen'schen Romane. Denn eine Ironie des Schicksals wollte es, daß es dem Dichter fast immer so erging, wie Schiller einmal im Fiesco: mit der Tendenz gelang es ihm stets vorbei, es kam immer etwas anderes heraus, als er beabsichtigt hatte. Der deutsche Adel sollte dem Demokraten Spielhagen eigentlich eine Medaille stiften. Denn so demokratisch auch die Worte sind, die Gestalten sprechen eine ganz andere Sprache. Die idealsten Figuren, die Spielhagen je gezeichnet hat, sind Aristokraten. Wo sich das Ideal einmal in einem Bürgerlichen verkörpert, entpuppt sich dieser Bürgerliche mit Vorliebe als adliger Bastard oder aber er wird, wie die Hauptperson in „Stumme des Himmels", dadurch gehoben, daß er als mit Adelskreisen von Kindheit an verwachsen dargestellt wird. Und im Grunde liegt in dem Widerspiel der aristokratischen und bürgerlichen Familie, auf dem durchweg alle Romane Spielhagen's beruhen, fast immer der Adel.

Raimund Busch, der Oberförster und Reservelieutenant, hat mit der großen Anzahl problematischer Naturen, die Spielhagen im Laufe seines Lebens geschaffen hat, ein Allzuviel an Talenten gemein. Er ist nicht nur ein ausgezeichneter Forstmann, sondern er macht auch einen Finanzplan, der von Fachleuten für genial erklärt wird; er wollte nicht nur einst ein großer Schriftsteller werden und beweist nicht nur durch sein Tagebuch diese Begabung, sondern er malt auch ein Porträt der Baronin. In der Zeichnung dieses Mannes hat sich Spielhagen gehen lassen. Nicht ein leiser Versuch, die Gestalt selbst einmal reden zu lassen. Immer spricht der Dichter selbst. Und er spricht so geistreich, mit solcher Citirwuth, daß der Klüfte und Mißverhältnisse in diesem Roman immer mehr werden. Fast ausschließlich litterarische Gleichnisse wendet der Oberförster an; er holt sie aus der ganzen Weltlitteratur. Ein böses Zeichen für seine Ursprünglichkeit. Er führt jeden Augenblick Verse im Munde; er citirt Achim von Arnim, Tegner, Longfellow, Ovid, Freiligrath, Homer, das Nibelungenlied, Goethe, Schiller, Shakespeare, Heine, Uhland, Wieland, Lessing. Meine Litteraturkenntniß war, ich muß es mit Beschämung gestehen, in vielen andern Fällen zu schwach, um zu Aussprüchen und Versen die betreffenden Dichter zu ermitteln. Goethe's Pflanzentheorie schüttelt er aus dem einen Aermel, aus dem andern fix und fertig ewige politische und soziale Weisheiten. Als sein Kind stirbt, schreibt er in sein Tagebuch: „Was hat man Dir, Du armes Kind, gethan?" Und als die Baronin zurückkehrt: „Nun muß sich alles, alles wenden". Mit diesen Worten schließt der erste Theil von „Selbstgerecht".

Diese schöne Seele erschießt den Baron und raisonnirt fröhlich:

„Möchte wissen, was aus meinem Verhältniß zur Baronin geworden wäre, hätte ich, wie ein thörichter Knabe oder obrigkeitsscheuer Philister, feig und dumm der Wahrheit die sogenannte Ehre gegeben."

Mit andern Worten: hätte er sich dem Gericht gestellt. Man hat nur nöthig, diesen Satz niedriger zu hängen. Und derselbe Mann erschießt sich, weil er einen Vagabunden, der das Glück seiner unschuldigen Kinder stören will, im Schnee liegen läßt und nicht rettet! Diesem Manne, der von Moral und Weltweisheit nur so trieft, fällt es nie ein, daß er durch Schaffen und Wirken im Gesetz die Gesetzübertretung viel eher wieder gut machen kann, als durch seinen Selbstmord, der schließlich nur wieder eine Gesetzesübertretung ist. Daß er auf die alte Lüge seines Lebens noch eine im Tode nimmt, denn er muß thun, als hätte sich ganz zufällig das Gewehr entladen! Man kommt aus all den Widersprüchen überhaupt nicht mehr heraus; wo man anfaßt, wackelt es.

Was der Leichtgläubigkeit des Lesers alles zugemuthet wird, ist nicht zu sagen. Und da soll wieder ein Kunststück aushelfen. Der Oberförster wird als Sachverständiger vernommen, er steht vor der Leiche des Barons. Was thut Spielhagen? Er läßt den Oberförster ruhig in sein Tagebuch schreiben:

„Es ist erstaunlich, kaum glaublich, aber es ist so: Niemand hat die Frage aufgeworfen, die doch so greifbar nahe liegt: warum ich nicht sofort den Wald habe absuchen lassen, worauf doch jeder vernünftige Mensch zuerst verfallen mußte . . ."

Oder ein paar Seiten später:

„Zu den mancherlei Unbegreiflichkeiten dieser Untersuchung gehört, daß die nächste Frage des Amtsrichters nicht war: sollten am Ende gar Sie, Herr Oberförster, den zweiten Schuß abgegeben haben?"

Jawohl, es ist kaum glaublich, sagt Spielhagen, aber es ist so. Und deshalb leg dich aufs Ohr, lieber Leser, und nimm es hin, denn ohne die Unbegreiflichkeiten, die ich selbst gern zugebe, ist der Roman nicht möglich.

Schon Eingangs ward erwähnt, daß die Zigeunerromantik der „Problematischen Naturen“ sich hier in einer geheimnißvollen Waldschenke fortsetzt. Was Spielhagen allmählich auf dem braven nüchternen pommerschen Boden für Gewächse ausfindig gemacht hat, grenzt ans Fabelhafte. Vielleicht scheut er sich deshalb, den Städten ihren ehrlichen Namen zu lassen. Denn Stralsund heißt auch hier wieder Sundin! Und köstlich ist, wie er die Kardow's emporschraubt. In den Adern der Baronin fließt „sarmatisches Königsblut“ und der Baron verdankt sein Dasein wahrscheinlich einer Persönlichkeit aus den höchsten Regionen, auf die Rücksicht zu nehmen ist. Nun, ich ertappe mich immer auf dem Gedanken, daß die deutschen Fürsten beim besten Willen nicht so viel illegitime Kinder erzeugen könnten, wie von einer Gruppe von Romanschriftstellern gebraucht werden.

Noch Eins fällt an „Selbstgerecht“ auf: mit welchem Pathos Spielhagen darin die herzhaftesten Trivialitäten sagt. So philosophirt er in einem ernsthaften Werke:

„Die armen Aerzte! . . . Da grämt sich eine Frau zu Tode über die Untreue ihres Mannes und der Arzt verordnet ihr — Schwalbach! Da sucht ein geistvoller Mann sich die qualvolle Oede wegzutrinken, mit der ihn die Gesellschaft seiner geistlosen Frau angähnt, und der Arzt — kurirt ihn auf eine kranke Leber!“ u. s. w.

Diese eben citirte Stelle entblößt Spielhagen's alte Wunde: er war von je mehr Redner, mehr Prediger, mehr Feuilletonist, als Künstler. Er besaß Ironie, aber nie Humor. Er liebte immer die grellen Farben, die scharfen Kontraste, die bunte Auftakelung eines Stoffes, das Wirksame, aber er verletzte dabei stets die Diskretion, erreichte nie die diskrete Keuschheit der Natur. Und wenn er in seinem ästhetischen Werke zur „Technik des Romans“ die strikteste Objektivität von Seiten des Schriftstellers forderte, so schlug er sich selbst. Denn es gibt vielleicht kaum einen lebenden Schriftsteller, der diese innere Objektivität (von der billigen äußeren ist hier nicht die Rede) öfter verletzt hätte als er.

Man darf aber das Kind nicht mit dem Bade ausschütten und nicht blind sein gegen die großen Vorzüge Spielhagen'scher Erzählungskunst. Sein reger Sinn für lebhafte Handlung, doppelt anerkennenswerth in unserer Gegenwart, wo die Romane immer langweiliger werden, dokumentirt sich auch in seinem neuen Buche. Und seine Darstellungsgabe ist unbestreitbar groß und glänzend. Nur daß sie, an sich schön, dem Stoffe so gar nicht entspricht, daß sie nicht organisch ist, nicht Haut, sondern ein übergeworfener prächtiger Mantel, der zwar viele Mängel verdeckt, aber andere um so greller hervortreten läßt. An diesem Mißverhältniß von Stoff und Form wird der Roman voraussichtlich noch eher sterben, als an seinen Unwahrscheinlichkeiten und Uebertreibungen.

Carl Busse.

Anläßlich eines schlüpfrigen Romans.

Als in diesem Frühling die kluge und schöne Frau des Unterpräfekten von A** drei Wochen in Paris zubrachte, um ihre Eltern zu besuchen, sich von der Provinz zu erholen und an den jours de vernissage in den beiden Salons nach den chicsten Frühjahrshüten zu spähen, wurde ihr in gelegentlichen litterarischen Gesprächen von ihren Pariser Bekannten als der neueste Stern in der Welt der Romanschriftsteller ein junger, bisher ganz unbekannter Autor Pierre Louys genannt und als das Buch, das seinen Namen mit einem Male berühmt gemacht habe, sein Roman: Aphrodite, moeurs antiques. Sofort ließ sie sich das Buch kommen, bemerkte, daß auf ihrem Exemplar bereits die 21. Auflage angemeldet war und fühlte sich durch diese Thatsache sehr bestärkt in der Ueberzeugung, wieder einmal sei der französischen Nation ein neuer großer Dichter geschenkt worden. Sie schrieb denn auch sogleich an ihre beiden intimsten Freundinnen in A**, sie dürften sich freuen; nicht nur in Frühjahrsmoden, sondern auch in moderner Belletristik bringe sie ihnen das Neueste und zugleich das Beste mit. Selbst das Buch noch in Paris zu lesen, dazu gelangte sie nicht vor den vielen Gesellschaften, die ihr zu Ehren gegeben wurden. Auch auf der Heimfahrt im Waggon wurde sie von einem netten Russen, der nach Biarritz fuhr, so gut unterhalten, daß sie den gelben Band ruhig in der Shawlrolle stecken ließ.

Dann aber zu Hause nahm sie „Aphrodite“ unverzüglich vor; sie mußte doch den Roman selbst zuerst lesen bevor sie ihn den Freundinnen weitergeben konnte. Und da — da geschah ihr etwas, was ihr, die doch alles von Guy de Maupassant und anderen „noch ärgeren“ Modernen mit Vergnügen gelesen hatte, noch nie vorgekommen war. In aller Einsamkeit ihres Boudoirs erröthete die kluge und schöne Frau bis unter die Wurzeln des krausen, blonden Stirnhaars. Und es half ihr nichts, daß sie sich jenes: „On fait ça à Paris“, das einst auf Madame de Bovary so großen Einfluß gewann, nun mit der Variante: „On lit ça à Paris“ zur Beruhigung vorhielt; diesmal war der Protest ihrer ehrbaren Frauengefühle stärker als ihre sonst unbegrenzte Bewunderung für alles, was man in Paris denkt, dichtet, malt, erfindet und thut. Mit Staunen erinnerte sie sich allerdings, daß sogar Frauen in Gesellschaft von dem Roman gesprochen und damit, in Gegenwart von Herren, zugegeben hatten, ihn gelesen zu haben; aber diese Erinnerung machte die Sache nicht besser. „Die gesunden Gefühle sind diesen Parisern wirklich abhanden gekommen!“ gestand sie sich seufzend. Und als die Freundinnen sie besuchten und nach dem Roman fragten, da war er anfangs verlegt und nirgends zu finden und später sollte die Auflage vergriffen und das Buch nicht mehr bestellbar sein. Ob die Freundinnen das glaubten, ob sie sich den Roman nicht direkt verschafften und in aller Heimlichkeit lasen, — ich vermag es nicht zu berichten, da ich bei dieser Geschichte, die sich genau so zugetragen hat, wie ich sie hier erzählte, nicht flunkern will.

Von dem Buche „Aphrodite“ handle ich aber hier überhaupt nur, weil seine Beschaffenheit und sein Erfolg symptomatische Zeiterscheinungen sind. In denselben litterarisch-artistischen Kreisen, die soeben unsern deutschen Dichter Hardenberg, den zarten, fast mädchenhaften Novalis, als den Messias wahrer Poesie entdeckt haben, hat ein im alten Alexandrien spielender Hetärenroman das größte Aufsehen zu machen vermocht. Es sind nämlich thatsächlich feinere Leute, nicht etwa das „Nana“-publikum Zola's, denen „Aphrodite“ zu imponiren scheint. Ohne einige Bildung und Sinn für Antike ist ja dieser Roman überhaupt nicht genießbar In gewisser Beziehung feiert in seinem Verfasser Pierre Louys auch ein deutscher Dichter, aber nicht Novalis, sondern der alte Christoph Martin Wieland eine Art Auferstehung. Ganz wie unser Wieland hat Pierre Louys seinen Lucian und andere antike Satiriker und Erotiker mit Vortheil gelesen. Freilich — Papa Wieland scheute sich, Dinge, die man auf griechisch und lateinisch allenfalls sagen darf, in der lebenden Sprache beim rechten Namen zu nennen, er blieb bei gewissen feinen faunischen Anspielungen stehen. Pierre Louys im Gegentheil setzt seinen Stolz darein, in gutem Französisch und in einem Stil, der den Charakter des Poetischen in einem gewissen lyrischen Pathos festhält, die intimsten Geheimnisse aphroditischen Lebens auszuplaudern. Die Geschicklichkeit, mit der er dies vollbrachte, hat ihm seinen Erfolg eingetragen. Aber ein großer Dichter wird er auf diesem Wege nicht werden. Denn mit der Ausmalung auch der ver-

wegensten, üppigsten Sinnlichkeit kommt man doch bald ans Ende, weil die Natur selbst nach dieser Richtung viel einfacher und einförmiger ist als z. B. im Tode. Auf Millionen Arten werden Weltbürger aus diesem Dasein wieder hinausspedirt, die alle auf dieselbe Weise hineingelangt waren. Nun hat freilich Pierre Louys in seiner Schilderung antiker Sitten durch die Beschreibung unnatürlicher Laster solcher Einförmigkeit der Natur nachzuhelfen gesucht. Lesbische Bräuche besonders scheinen ihn interessirt zu haben. Aber er hat zu wenig bedacht, daß Bilder auch des raffinirtesten Lebensgenusses, ohne Unterbrechung aneinandergereiht, zuletzt wie ein im grellen Sonnenlicht flimmernder Meeresspiegel ermüdend wirken. Ich möchte in dieser Beziehung eigentlich den Titel dieses meines Artikels zurücknehmen; unter einem „schlüpfrigen“ Roman verstehen wir in der Regel einen, der durch pikanten Inhalt die Begierden weckt. „Aphrodite“ ist aber hauptsächlich ein Roman der zu freien Ausstellung des Nackten. Und diese Ausstellung des Nackten wird zuletzt langweilig. In seiner hübsch geschriebenen Vorrede hat der Verfasser gegen jene „idées morales, qui nous viennent aujourd'hui de Genève“ gelinde polemisirt. Doch es ergibt sich komischer Weise, daß er gerade solche „idées morales“ hätte gut brauchen können, um seinem Roman Spannung und Würze zu verleihen. Ich setze mich gewiß nicht aufs hohe Roß der Moral, wenn ich behaupte, daß die moralischen Ideen, unbeschadet ihrer ernsten Bedeutung für die Menschheit, mit ihren Protesten des Gewissens, der Scham u. s. f. auch zugleich das reizendste Aphrodisiakon sind, das sich ein Don Juan nur wünschen kann. Eine Dichtung, die in nichts anderem besteht, als uns eine sinnliche Genußwelt ohne den Begriff der Sünde zu malen, kommt uns leicht schaal vor. Und so ergibt sich, daß, wenn sein Buch auch viele unschickliche Dinge berührt, über deren Nennung eine ehrbare Frau allerdings auch in ihrem einsamen Boudoir erröthen mag, es dennoch keine Leidenschaften erregt, wie das tausend andere Romane thun, in denen der geschilderte Konflikt zwischen der Begier und dem Sittengesetz das eigene Gefühlsleben des Lesers tiefer in Anspruch nimmt. Das scheint mir ein nicht uninteressantes Resultat; sich über alle Rücksichten der Moral und des Anstandes hinwegsetzen, um ein Buch zu schreiben, das schließlich seinen Hauptzweck — pikante Lektüre zu sein — durch mangelnde Moral verfehlt, ist eine neue Erscheinung und ein Beitrag unfreiwilliger Komik schriftstellerischen Schaffens.

Zum Schluß noch etwas Lustiges! Der sehr belesene Autor, der die lyrischen Stellen seines antiken Sittenromans gelegentlich auch durch Citate aus dem hohen Lied, aus dem Prediger und den alttestamentlichen Propheten zu einem höheren Pathos steigert, hat auch vom deutschen „Backfisch“ läuten hören und der Ausdruck hat ihm gefallen, wie es scheint. So wird denn einmal die kleine Myrtokleia mit den Worten zum sprechen aufgefordert: „Allons, parle poisson frit!“ Aus dem „Backfisch“ ist ein gebackener Fisch gemacht worden. Man darf die kleine Verwechslung dem Franzosen freilich nicht zu sehr übel nehmen, da auch viele Deutsche nicht wissen, daß „Backfisch“ in der Anwendung auf junge Mädchen nicht etwa auf Fische anspielen will, die „gebacken, gut schmecken würden“, sondern auf die noch zu kleinen Fische, welche von den Fischern nach dem Fang wieder über „Back“ (d. h. über Bord) ins Wasser geworfen werden.

Bern. J. V. Widmann.

Die Währungsfrage und die Sozialdemokratie. Eine gemeinfaßliche Darstellung der währungspolitischen Zustände und Kämpfe. Von Max Schippel. Berlin. 1896. Verlag: Expedition der Buchhandlung Vorwärts.

Der bekannte sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Schippel hat in dieser Broschüre in sehr lichtvoller Weise das Währungsproblem behandelt. Es ist keine einseitige Parteischrift, sondern eine auf gründlicher Kenntniß der Materie beruhende volkswirthschaftliche Erörterung, die zwar einen Sozialdemokraten zum Verfasser hat, aber für Mitglieder aller anderen Parteien nicht minder nützlich zu lesen ist.

Speziell ist das Interesse der Arbeiter an der Goldwährung eingehend behandelt. Gegenüber dem Hinweis der Bimetallisten, daß in den Vereinigten Staaten der Bimetallismus auch unter der Arbeiterschaft zahlreiche Freunde zähle, macht Schippel folgende zutreffende Bemerkung:

„Das beweist weiter nichts, als daß politisch unentwickelte Arbeiterschichten allerdings noch auf dem Niveau der gewöhnlichen agrarischen Einbildungen und Wünsche stehen können. Daß unsere europäischen Arbeiter mit ihrer langen politischen Schulung und Erfahrung sich jemals auf die gleiche Stufe der Einsicht herabbringen lassen sollten, halten die Agitatoren der silbernen Internationale in Deutschland wohl selber für ausgeschlossen, nachdem alle mitunter versuchten Quertreibereien stets ergebnißlos geblieben sind.“

Die Schippel'sche Broschüre schließt mit den Worten:

„Die deutsche Arbeiterklasse und ihre politische Vertretung, die Sozialdemokratie, wird in den entbrannten Währungskämpfen immer auf der Seite der Goldwährung zu finden sein.“

Von der Schrift ist auch eine billige Volksausgabe (das Exemplar 30 Pf.) hergestellt. Wir wünschen der Arbeit die weiteste Verbreitung.

T. B.

Kreuz und quer. Streifzüge von Adolf Pichler. Leipzig. Georg Heinrich Meyer 1896.

Vor Jahren hat Referent in diesen Blättern seinem besonderen Antheil für den Innsbrucker Poeten und Naturforscher Worte geben dürfen. Seither hat der 75jährige uns mit einem neuen Band Lyrik beschenkt: Spätfrüchte, Gedichte verschiedener Art, deren ich im Maiheft von „Cosmopolis“ eingehender gedachte. Die alte Meisterschaft des Reiseschilderers und Prosaikers bewährt Pichler in dem zur Aufschrift genannten Bande. Ein Mann, ein Dichter, ein Naturkenner, ein Landschafter, ein vertrauter Kamerad in Nord und Süd der deutschen und wälschen Tiroler voll Geist und Treue, voll Derbheit und Feinheit führt uns vom Oetzthal zum Gardasee. Ebenso gut weiß er an der Donau, in der goldenen Wachau, in Geschichte und Sage seiner Veduten Bescheid. Manche Welt- und Afrikareise kann sich an innerlicher Anregung und poetischem Reiz mit Pichler's deutschen Gängen nicht messen.

—m.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 89.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 40. Berlin, den 4. Juli 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. Juni abgelaufen ist, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt

Politische Wochenübersicht.

Man hat der Palitik, die heute bei uns im Schwange ist, den Namen Zick-Zack-Kurs gegeben; das ist eine Bezeichnung, die uns zu optimistisch erscheint. Auch im Zick-Zack kann man einem Ziele nach zustreben; auch indem man in dieser Weise vorwärts zu gelangen sucht, muß man ein Ziel dach wenigstens haben. Richtiger wäre es von einer Politik bei uns zu sprechen, die falsche Mittel zu falschen Zwecken anwendet und die in gleichem Augenblick auch nach falsche Gegenmittel verabreicht. Ein Patient, der unter solcher Behandlung steht, ist nicht gerade zu beneiden.

Man vergegenwärtige sich, mit welcher liebevollen Sorgfalt Handel und Industrie bei uns in neuester Zeit nicht nur durch Agitationen sondern auch durch Gesetze malträtirt werden. Von der Börse, diesem Central-Nervensystem für die gesammte Volkswirthschaft, herab bis zu den armen Detailreisenden erstrecken sich diese Kuren nach dem Rezept des Dr. Eisenbart, und neben den Kuren, die schan applicirt worden sind, stehen andere, noch eingreifendere in Aussicht, welche die agrarischen Autoritäten für wirthschaftspolitischen Vandalismus in Bereitschaft halten. Man braucht nur zu erinnern an die Bestrebungen, unsere Währung zu vernichten, unsere Handelsverträge zu zerreißen, und diese Zerstörung durch die Durchführung des Antrages Kanitz zu vervallständigen.

Was auf diesem Gebiete geleistet warden ist, und was auf diesem Gebiete nach erstrebt wird, ist freilich einerseits ganz unzweifelhaft von der Absicht eingegeben, die Arbeit anderer durch ein den modernen Verhältnissen angepaßtes und daher parlamentarisch zugeschnittenes Raubsystem für einen kleinen agrarisch feudalen Kreis nutzbar zu machen. Das ist die Hauptsache. Aber in zweiter Linie spielt dach auch ein anderes Mativ eine wesentliche Ralle. Betrachtet man es unter dem Gesichtspunkt der Psychologie des Einzelnen, so wird man dieses Mativ einfach Neid nennen; betrachtet man es unter dem politischen Gesichtspunkt, so stellt es sich dar als der Wunsch, die starken Mächte maderner Entwicklung, Handel und Wandel, in ihrem Vorwärtsstreben zurückzudrücken, damit nicht die saziale Stellung des alten Feudalismus von madernen Schichten überflügelt werde.

Es ist ein Zusammenspiel. Auf der einen Seite: Stärkung der eigenen palitischen und sozialen Stellung durch Aneignung eines Tributes, der den bürgerlichen Ständen auferlegt wird; auf der anderen Seite: soziale und politische Herabdrückung der übrigen Stände, damit jedenfalls die eigene Kaste ohne ernste Rivalen bleibe.

Das Streben einer Schicht, sich selbst, und sei es auch auf Kosten anderer, in der Macht zu erhalten, ist althergebracht. Weder Stände noch Personen pflegen ahne Kampf abzudanken; das steckt tief in der menschlichen Natur, und wenn wir jetzt einen salchen Kampf mit allen seinen widerwärtigen Auswüchsen durchkämpfen müssen, so haben wir doch kein Recht zu verlangen, daß uns erspart bleibe, was neu auftauchenden Schichten nie erspart geblieben ist. Die Erbschaft sazialen und palitischen Einflusses ist niemals

ohne ernsten Kampf angetreten worden, und es ist dies sogar gut, denn erst in solchen Kämpfen werden jene Eigenschaften erworben, die eine neue Schicht zur Herrschaft berechtigen: Kraftbewußtsein, Selbstgefühl, Energie und dem entsprechend die Fähigkeit, einen eigenen starken Willen in öffentlichen Angelegenheiten zu haben und zur Geltung zu bringen.

Wenn wir in der modernen Umformung Deutschlands heute noch nicht weiter sind, so liegt das nicht daran, daß zu Gunsten des Bürgerthums das Schwergewicht intellektuell und sozial bisher noch ungenügend verschoben wäre. Keineswegs; die Verschiebung in dieser Beziehung ist mehr als ausreichend. Aber die intellektuellen und sozialen Machtmittel, die dem Bürgerthum thatsächlich zur Verfügung stehen, wollen umgeschmiedet werden zu politischen Waffen, und diese politischen Waffen wollen dann mit Kraft und ohne Sentimentalität gebraucht werden. Die Fähigkeit für das eine und für das andere fehlt noch bei uns so vielfach.

Wie groß ist denn die Zahl jener einsichtigen, einflußreichen Kaufleute in Deutschland, die rücksichtslos ihre Einsicht und ihren Einfluß auch politisch zur Geltung zu bringen suchen, und die nicht in indolenter Gleichgültigkeit, auch Vornehmheit genannt, sich überhaupt vom politischen Leben fern halten, aber jener anderen, die sich nicht durch das schiefe Gesicht des Regierungspräsidenten und nicht durch die gesellschaftlichen Beziehungen zu Lieutenants und Reservelieutenants in ihrer unabhängigen Thatkraft zähmen lassen. Hier steckt die Schwäche jener Schichten, welche die moderne Entwicklung emporgebracht hat; sie besitzen den politischen Instinkt und den Willen gesunder politischer Kraftbethätigung nicht in jenem allererbten Grade wie die feudalen Konservativen und nicht in jener modernen jugendlichen Leidenschaftlichkeit wie die Arbeiter.

Sich über die Folgen solcher Schwäche zu beklagen, wäre eine fruchtlos-sentimentale Beschäftigung. Moderne Politik heißt Erziehung der Volksmassen; Erziehung durch das Wort, oder mehr noch durch Erfahrungen. Nachdem das Wort so lange nichts genützt hat, scheint es, daß jetzt bittere Erfahrungen dem Erziehungswerk wirksam nachhelfen. Der Kampf, der sich zwischen modernem Bürgerthum und überlebtem agrarischem Feudalismus abspielt, zwischen einer aufstrebenden Macht, die noch nicht alle Fähigkeiten zum Herrschen besitzt, und zwischen einer absterbenden Macht, die nicht mehr über alle Fähigkeiten und Vorbedingungen zum Herrschen verfügt, er ist eine unbequeme Entwicklungsphase mit Schmerzen und Leiden, doch die muß als naturnothwendig mit in den Kauf genommen werden.

Diese Seite des Kampfes ist für Deutschland nicht charakteristisch; das ist hergebracht überall. Charakteristisch für unsere deutschen Verhältnisse ist jener vandalische Zug aus Bornirtheit, Neid und politischer Berechnung gemischt, der das Feld des Nachbarn verwüstet, nicht weil darum das eigene Feld besser gedeiht, sondern weil das Wohlergehen des andern schon als ein Angriff auf das bevorrechtete eigene Wohlergehen erscheint. Man nimmt von den Aeckern der anderen nicht allein den Zehnten, um sich selbst aufzuhelfen, sondern man streut auf die Aecker der anderen Salz, damit sie Frucht überhaupt nicht mehr bringen können.

Die berechnende und superiore Politik des Fürsten Bismarck kassirte Tribut für das Agrarierthum ein; die heutige Geistlosigkeit ist so groß, daß sie für solches Werk die Hebel nicht mehr anzusetzen weiß, und daß sie in ihrer sterilen Verzweiflung sich schließlich damit begnügt, in der Schädigung anderer Klassen schon den eigenen Vortheil zu erblicken.

Diese Tendenz gegenüber von Handel und Wandel ist evident, und sie ist so machtvoll, daß selbst die Regierung und die Majorität des Parlamentes sich beugen und solchen Maßregeln zustimmen, die sie für falsch und unberechtigt und schädlich erachten. Handel und Wandel ist heute der Prügelknabe. So ist es im Innern.

Aber diesen selben Handel und Wandel, dem man daheim, obgleich er nur verlangt, ungeschoren gelassen zu sein, mit Quacksalbereien das Leben vergiftet und dem man Luft und Licht nimmt, ihn sucht man gleichzeitig und eben so unverständig für seine Bethätigung draußen künstlich zu päppeln.

Blühende Zweige geschäftlichen Lebens werden unbedenklich aber auch trotz allen Bedenken den Agrariern geopfert, und nachdem diese Vernichtungen in Deutschland angerichtet sind, bemüht sich dieselbe Reichsregierung bis zur Selbstaufopferung Herrn Li-Hung-Tschang für das deutsche Erwerbsleben günstig zu stimmen. Die Börse läßt die Regierung in die Zwangsjacke stecken, und säßen andererseits Börsianer in unserer Regierung, die nichts als Börsianer wären, sie könnten Herrn Li-Hung-Tschang nicht devoter hofiren, um eine Anleihe und einige industrielle Bestellungen zu erlangen. Das ist nicht mehr ein Zickzack-Kurs; das ist Volldampf voraus und Volldampf zurück und das Ergebniß ist, daß die Maschine verdorben wird.

Und doch ist ein so völlig widersprechendes Verhalten durch ein inneres Bindeglied verknüpft. Die Art, wie Handel und Wandel malträtirt werden, und die Art, wie Handel und Wandel gehätschelt werden, beides zeigt, daß man vom Wesen des zu Protegirenden und des zu Korrigirenden so gut wie keine blasse Ahnung hat. Wenn man als Gärtner einen Holzschläger anstellte, der zur Verhinderung allzu schnellen Wachsthums den Stamm mit der Axt anschlüge, statt mit der Gartenscheere einige allzu geile Zweige vorsichtig zu beschneiden, und wenn man das Wachsthum dann wiederum fördern wollte, nicht indem man Luft und Licht frei zutreten läßt, sondern indem man die Wirkung der Sonne durch einige aufgestellte Nachtlampen zu erhöhen suchte, so würde man etwa jene Kur betreiben, der bei uns Handel und Industrie unterworfen sind.

Es ist dieselbe mangelnde Einsicht, die die wirthschaftliche Entwicklung durch das Börsengesetz erschwert und die den chinesischen Markt durch Höflichkeiten für Li-Hung-Tschang erobern will. Meine Herren, seien Sie nicht böse, wenn wir Ihnen daheim den Hals umdrehen; aber es geht nicht anders, sagt der joviale Herr von Boetticher in gewohnter Liebenswürdigkeit; dafür werde ich aber auch mit dem Herrn Li-Hung-Tschang chinesisch sprechen; vielleicht veranlaßt ihn das, einige Bestellungen in Deutschland zu machen.

Daß man mit solchen Mitteln einen smarten Chinesen — und Li-Hung-Tschang hat diesen Ruf in hohem Grade — zum Abschluß von Geschäften veranlaßt, ist eine phantastische Vorstellung; aber nicht phantastischer als die Mittel, mit denen der Landwirthschaft, oder der Zuckerindustrie, oder den Handwerkern, oder anderen Erwerbszweigen bei uns geholfen werden soll.

Wenn im Stillen auf Li-Hung-Tschang nicht andere Mittel stärker gewirkt haben, so wird er Deutschland ohne Bestellungen, aber mit einigem cynischen Staunen darüber verlassen, daß ernste Männer, vornehme Mandarinen mit den verschiedensten Knöpfen auf der Mütze, und Großwürdenträger in Handel und Industrie ihre Ziele mit solchen Mitteln in dem Reiche der europäischen Mitte verfolgen. Und das im Lande der Realpolitik.

Täuschen wir uns nicht darüber, das Land der Realpolitik haben wir bereits längst aufgehört zu sein. Wir sind das Land der politischen Phantasterei geworden, und zwar weil wir nicht mehr die erforderliche Sachkenntniß und nicht mehr die erforderliche Sachlichkeit für eine Realpolitik besitzen. Das ist die Phantastik, die im eignen Haus den Schwamm sich einnisten läßt, und die China mit Gastmählern, Feuerwerk und Toasten auf seine Majestät den Kaiser zu Peking erobern will — Toaste, die besten Versicherungen zu Folge begeistert aufgenommen worden sind von den Tafelnden, die entschuldbarerweise nicht ein Mal den Namen der zu feiernden chinesischen Majestät kannten.

Eins fehlte; warum hat man Li-Hung-Tschang nicht durch ein paar tausend Schulkinder mit der chinesischen

Nationalhymne anfingen lassen, von der ich vermuthe, daß sie existirt. Die singenden Schulkinder im Dienste der Handels- und vielleicht auch der auswärtigen Politik, das wäre neu und „stilvoll" und nicht unzeitgemäß gewesen.

Uebrigens muß man eines unbedingt zugeben; alle diese Ovationen scheinen an einen Unwürdigen wirklich nicht verschwendet worden zu sein. Zwar daß man Li-Hung-Tschang den Bismarck des Ostens nennt, könnte selbst einen Gegner des ersten deutschen Reichskanzlers schmerzen. Kenner würden ihn eher den Rothschild des Ostens nennen. Aber diesen chinesischen Rothschild, der sehr reich ist, sehr viel Sinn für Reichthum haben soll, und der für sehr gerissen gilt, kann man eines zugleich nachrühmen: Takt. Er wenigstens hat sich in Deutschland niemals taktlos benommen; er war liebenswürdig und höflich; aber nicht mehr als vornehmerweise erforderlich war; er zeigte ein achtunggebietendes chinesisches Selbstgefühl und ließ sich nicht ein einziges Mal herbei — sein Gefolge ebenso wenig — die Toaste, die ihm von deutschen Würdenträgern chinesisch vorgetragen wurden, auch nur durch ein öffentlich gesprochenes deutsches Wort zu erwidern; das ist Haltung.

Der Umgang mit einem solchen Mann kann uns, wenn wir zu lernen verstehen, nur förderlich sein; und wenn wir vielleicht mit China auch nicht Geschäfte in dem erhofften Umfange machen, so können wir durch diesen Besuch doch einen anderen Vortheil haben; wir können lernen, wie man Huldigungen würdevoll entgegennimmt. Die Abstraktion, wie Huldigungen entgegenzubringen sind, ist dann nicht gar so schwer.

Der Wahlkreis Halle ist leider der Freisinnigen Vereinigung verloren gegangen. Alexander Meyer unterlag und der Sozialdemokrat Kunert wurde im ersten Wahlgang gewählt. Halle war schon einmal von 1890—1893 im Besitze der Sozialdemokraten; wenn es jetzt wiederum ihnen zugefallen ist, so kann das unter den heutigen Verhältnissen um so weniger Wunder nehmen.

Unmittelbar vor der Wahl sperrte nämlich die Regierung den nunmehr Gewählten ein; um die Stimmung für den Kandidaten zu heben, um seine Freunde zur höchsten Kraftentfaltung anzuspornen, um viele Zweifelhafte durch Reizung ihres Empfindens dem Verfolgten zuzuführen — zu all diesem ist eine solche Maßregel außerordentlich gut.

Und doch wäre eine solche unfreiwillige Beförderung der Sozialdemokratie nicht einmal nöthig gewesen. Die allgemeine Politik, die heute im Gange ist, verletzt so zahlreiche Interessen, findet in den weitesten Kreisen so allseitige Mißbilligung, daß schon damit der extremsten Partei der größte Vorspann geleistet wird. Die Zahl derer, die keine Sozialdemokraten sind, und doch leider sagen, bei solchen Zuständen muß man sozialdemokratisch wählen, wird immer größer; so kommt es denn in städtischen Kreisen, daß gegen einen Freisinnigen den Sieg ein Sozialdemokrat davon trägt, und daß, wie es jetzt wiederholt geschehen ist, in ländlichen Kreisen die Freisinnigen, als die oppositionell zuverlässigen, mit Hilfe der Sozialdemokraten den Sieg über Konservative erringen.

Herr Minister von Berlepsch ist gegangen und an seine Stelle ist der bisherige Wirkliche Geheime Rath im Ministerium der öffentlichen Arbeiten Brefeld getreten. Herrn Brefeld geht ein respektabler Ruf als Beamter voraus; aller Voraussicht nach wird er also sein Ressort mit sachlicher Tüchtigkeit leiten; aber was bedeutet solche fachliche Tüchtigkeit im Detail, wenn die Gesammtpolitik in ihren großen Zügen beständigen gefahrvollen Schwankungen ausgesetzt ist. Daß einige Kabinen in Ordnung gehalten werden, ist ja auch nützlich und angenehm; aber doch nicht ausreichend zur Beruhigung, wenn der ganze Schiffskörper in immer gefährlicherer Weise Wind und Wellen preisgegeben ist.

Der alte Berling, ein liberaler Mann von schlichter Gesinnung und echter Charakterfestigkeit, der das Herzogthum Lauenburg in mancher Reichstagssession als Abgeordneter vertreten, den Groll des Fürsten Bismarck gekostet und den kleinlichen Ranküneu politischer Gegner viele Jahre lang erfolgreichen Widerstand geleistet hat, ist hochbetagt in seiner heimathlichen Provinz gestorben. Er rechnete sich zur Freisinnigen Vereinigung, deren treuer Mitkämpfer er bis an sein Lebensende war.

Im Ship Hotel zu Greenwich hat der Cobdenklub sein Bankett abgehalten zur Erinnerung an den Tag, da vor fünfzig Jahren die Kornzölle in England aufgehoben worden sind. Den Vorsitz führte das englische Parlamentsmitglied Leonard H. Courtney, und er hatte aus England und dem Ausland eine vornehme Gesellschaft um sich versammelt. Lord Kimberley, Lord Lyon Playfair, Sir Charles Dilke, dann aus Frankreich Paul Leroy-Beaulieu, Yves Guyot, aus Deutschland Dr. Theodor Barth und zahlreiche andere Politiker hatten sich eingefunden. Dr. Barth, der die Grüße der deutschen Freihändler überbrachte, trank auf die internationale Federation of common sense, die er in den politischen und wirthschaftlichen Prinzipien des Freihandels verkörpert sieht.

Zu den türkischen Wirren, die eine Besserung bisher nicht zeigen, kommen nunmehr die ersten Anzeichen einer Zuspitzung der Verhältnisse in Tripolis. Frankreich scheint langsam seine Hand über die Grenze hinüberzustrecken, und in Italien zeigen sich die ersten Anfälle von Beklemmung. Das ist ein bedenkliches Moment, welches anzeigt, daß die Gesammtheit der Mittelmeerfragen in ein ernstes Stadium zu treten beginnt.

* * *

Berlepsch und Stumm.

Der Freiherr von Berlepsch hat das preußische Handelsministerium verlassen und sich einstweilen ins Privatleben zurückgezogen. Er war seit geraumer Zeit schon ein gezeichnetes Opfer, und sein Rücktritt vollzog sich ohne Sang und Klang.

Wir haben nie zu den Bewunderern des Herrn v. Berlepsch gezählt und können nicht in den Verdacht gerathen, seine Verdienste zu überschätzen. Die bedauerliche Nachgiebigkeit, die er bei der Berathung des Börsengesetzes zeigte, indem er vor der von den Regierungen selbst als thöricht anerkannten agrarischen Forderung einer Beseitigung des Getreideterminhandels kapitulirte; seine Hinneigung zu den Schrullen zünftlerisch gesinnter Handwerker; die Kleinlichkeit, mit der er in dem Falle Jastrow verfuhr: diese und manche anderen politischen Schwächen machten Herrn v. Berlepsch nicht zu dem Ideale eines Handelsministers in unserem Sinne. Der tiefgreifenden Bedeutung eines für das moderne Kulturleben unentbehrlichen entwickelten Handels- und Börsenverkehrs stand er mit einer etwas engen büreaukratischen Auffassung gegenüber, und auch seine Sozialpolitik war nicht von wahrhaft schöpferischen Ideen getragen; aber trotz aller dieser Mängel und Unvollkommenheiten bezeichnet sein Abgang voraussichtlich einen Rückschritt. Er ist ersichtlich nicht an seinen Fehlern zu Grunde gegangen, sondern an dem einen Vorzug, den man ihm nachrühmen kann, daß er nämlich im Großen und Ganzen die Arbeiterbewegung mit einer gewissen Unbefangenheit behandelte.

Es ist schon lange kein Geheimniß mehr, die Spatzen pfeifen es bereits von den Dächern, daß die Zeiten sozialpolitischer Schwärmerei vorüber sind. Die so über alles Maß gepriesene Sozialreform büßt täglich an Anhängern ein gerade in jenen Kreisen, die uns Freisinnige früher in Acht und Bann thaten, weil wir die Mängel dieser Sozialreform frühzeitig erkannten; insbesondere die Agrarier haben

ein Haar in dieser Sozialreform gefunden, sobald sie merkten, daß sie dabei auch Lasten zu tragen haben würden. Nichts ist in dieser Beziehung signifikanter, als der kürzlich vom Bunde der Landwirthe veröffentliche Entwurf einer sogenannten Reform des Alters- und Invaliditätsgesetzes. Diese Reform bedeutet nichts anderes, als die Umwandlung des Prinzips der Versicherung in das Prinzip der Versorgung auf Staatsunkosten, unter Beseitigung der Prämienzahlung und Ueberwälzung der Kosten auf die Schultern der allgemeinen Steuerzahler. Die Abneigung gegen die Fortsetzung der Sozialreform äußerte sich nicht minder drastisch in den Parlamentsverhandlungen über die Beschränkung der Arbeitszeit im Bäckereibetrieb und bei verschiedenen anderen Anlässen.

Diese Gegenströmung trifft zusammen mit der in manchen Kreisen der Großindustrie herrschenden Abneigung gegen die berufsgenossenschaftliche Organisation der Arbeiterschaft; daß die Arbeiter bei den Lohnkämpfen in die Lage versetzt werden, ihre Ansprüche und Interessen mit demselben Nachdruck geltend zu machen, wie die Arbeitgeber, paßt diesen Kreisen ebensowenig wie daß die Arbeiter die volle materielle Rechtsgleichheit im politischen Leben erlangen. Der typische Vertreter dieser Reaktion, welche am liebsten die Sozialdemokratie mit Feuer und Schwert vernichten möchte, ist der Freiherr v. Stumm; er vertritt gewissermaßen den Absolutismus in der Großindustrie, der seine Arbeiter materiell gut halten will, aber es ablehnt, mit den Arbeitern als gleichberechtigten wirthschaftlichen Faktoren in Verhandlung zu treten.

Dieses System stand mit dem System Berlepsch seit geraumer Zeit auf dem Kriegsfuße und der Rücktritt des Herrn v. Berlepsch ist ersichtlich ein Sieg des Herrn v. Stumm —; es ist daher auch durchaus begreiflich, daß nirgends mehr Befriedigung über den Wechsel im Handelsministerium hervortritt, als in der Presse des Agrarierthums und gewisser großindustrieller Kreise.

Die „Deutsche Tageszeitung", das Organ des „Bundes der Landwirthe", spricht es ganz deutlich aus: nicht nur das Tempo der Sozialpolitik müsse geändert werden, sondern auch die Methode der Sozialpolitik.

„Das ist keine rechte Sozialpolitik" — so heißt es dann wörtlich weiter —, „die nur einer Klasse der Staatsbürger gedenkt; daß in der That für die nächsten Jahre die erste Aufgabe der Sozialpolitik sein muß, den Mittelstand, die Vereinigung von Kapital und Arbeit, in seinen Lebensbedingungen zu schirmen und zu unterstützen, sollte einleuchtend sein. Wer die praktischen Verhältnisse des Lebens kennt, weiß, daß es heutzutage dahin gekommen ist, daß der Handarbeiter durchschnittlich eines gesicherteren Lebensunterhaltes sich erfreut, als der kleine Handwerker und der kleine Landbesitzer".

Das ist deutlich genug: dem Arbeiter geht es zu gut, auf ihn soll die Gesetzgebung fürderhin keine Rücksicht nehmen.

Und in der „Deutschen Volkswirthschaftlichen Korrespondenz", die den industriellen Protektionismus vertritt, heißt es in der Nummer vom 30. Juni:

„Herr von Berlepsch war schon lange ein dem übrigen Kabinet fremdartiges Element. Er paßte vielleicht in die Zeit der unverstandenen Strebungen der Aera Caprivi hinein, die das „Gute" nehmen wollte, wo immer sie es „finden" möchte, aber im Kabinet Hohenlohe war Herr von Berlepsch von vornherein ein abgestorbenes Glied, das sich nur noch aus Leibeskräften wehrte, es sein zu wollen."

Und zum Schlusse in demselben Artikel:

„Einen guten Rath aber wird man dem neuen Minister geben dürfen: mit eisernem Besen sein Ressort von den Repräsentanten des Geheimraths- und Professorensozialismus zu reinigen, die sein Vorgänger dort installirt hat. Das Vertrauen von Handel und Wandel zum Chef der sie pflegenden Verwaltung kann nicht leichter wieder erworben werden, als durch eine entschlossene That dieses reinigenden Effektes."

Es ist, als ob man Herrn v. Stumm gegen die Kathedersozialisten reden hört.

Ein merkwürdiger Wechsel hat sich so im Laufe der Jahre auf dem Gebiete der Sozialpolitik vollzogen. Wir sogenannten Manchestermänner, die wir in die mechanischen Wirkungen staatlicher Gesetzgebung niemals viel Vertrauen gesetzt haben, denen dagegen das Wohlergehen und die politische Freiheit der Arbeiter von jeher ernstlich am Herzen lagen, kommen in die Lage, gegen diejenigen, welche der Sozialreform überdrüssig geworden sind, mit solchen zusammen zu stehen, denen es Ernst ist mit einem wirklichen Arbeiterschutz und vor allem mit einer freiheitlichen Entwicklung der Arbeiterbewegung. Hier vollzieht sich ein sehr interessanter Entwicklungsprozeß, der durch den Rücktritt des Freiherrn v. Berlepsch voraussichtlich beschleunigt werden wird. Das ist unseres Erachtens die eigentliche Bedeutung der jüngsten Veränderung im preußischen Ministerium.

* * * *

Parlamentsbriefe.

XXIV.

Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich ist glücklich unter Dach und Fach gebracht; in der Schlußabstimmung stimmten 222 Mitglieder des Reichstags dafür und 48 dagegen neben 18 Stimmenthaltungen. Die 48 Mitglieder, welche mit „Nein!" stimmten, waren Sozialdemokraten, denen sich einige bayerische Bauernbündler und 3 Konservative — darunter bezeichnenderweise Herr v. Ploetz — anschlossen. Die Antisemiten, Welfen und Elsässer brachten es nur zur Stimmenthaltung. Ein paar andere Konservative, wie auch der Sohn des Fürsten Bismarck, welch letzterer kurz vorher noch im Saale anwesend gewesen war, fehlten absichtlich bei der Abstimmung.

Daß das große Werk noch in diesem Sommer zur Verabschiedung kommen konnte, dafür gebührt dem Centrum ohne Zweifel das Hauptverdienst. Aus Gründen, die vielleicht nicht in jeder Beziehung anerkennenswerth sein mögen, die aber unseres Erachtens doch ganz wesentlich aus sachlichen Erwägungen hervorgegangen sind, hat das Centrum schließlich mit allen Kräften das rasche Zustandekommen des Werkes zu fördern gesucht; und um das Resultat zu sichern, kam es zu einem Kartell zwischen dem Centrum und den Nationalliberalen. In der That, ein sonderbares Gespann! Wer hätte zur Zeit des Kulturkampfes die Prophezeiung wagen mögen, daß 25 Jahre nach der Gründung des Deutschen Reiches bei einem großen nationalen Werke Centrum und Nationalliberale zusammenstehen würden, während Fürst Bismarck sich vergeblich bemühte, das rasche Zustandekommen dieses selben nationalen Werkes zu hindern.

Die „Freisinnige Vereinigung" hat, wie unsere Leser wissen, von Anfang an dafür Partei ergriffen, daß das bürgerliche Gesetzbuch noch in diesem Sommer durchberathen würde; wir haben auch nie ernstlich daran gezweifelt, daß die Sache durchführbar sei. Der Erfolg hat uns Recht gegeben; weder ist die befürchtete Beschlußunfähigkeit eingetreten, noch hat es auch nur eines einzigen Schlußantrags in der zweiten und dritten Lesung bedurft, um eine rasche Erledigung der Berathung herbeizuführen. In der dritten Lesung ist es noch obendrein gelungen, den ursprünglichen Regierungsentwurf in einem wesentlichen Punkte wieder herzustellen, indem unheilbare Geisteskrankheit entgegen den Beschlüssen der zweiten Lesung als Ehescheidungsgrund anerkannt wurde.

Die Hasen, welche in der zweiten Lesung eine so große Rolle spielten, haben auch in der dritten Lesung noch zu einer namentlichen Abstimmung Veranlassung gegeben, und da die Konservativen ihren Willen erneut durchsetzen konnten, so wurde ihre nationale Gesinnung nicht

weiter in Versuchung geführt. Man hatte bekanntlich in der zweiten Lesung feierlich verkündet, daß, wenn die Ersatzpflicht für durch Hasen angerichteten Wildschaden in das Bürgerliche Gesetzbuch hineinkäme, dieses nationale Werk für einen Theil der Konservativen unannehmbar sei. In Wahrheit, ein monumentum aere perennius für die nationale Gesinnung unserer heutigen Agrarier!

Der preußische Landwirthschaftsminister hat gelegentlich der zweiten Berathung des Bürgerlichen Gesetzbuches Veranlassung genommen, eine Erklärung zu verlesen, in der den preußischen Landschaften bescheinigt wird, daß die von ihnen ausgegebenen Pfandbriefe allesammt höchst kreditfähige Papiere wären. Daß man bei uns heute glaubt, den Kredit durch einfache Behauptungen der absoluten Kreditwürdigkeit sichern zu können, paßt zu den tiefsinnigen agrarischen Anschauungen über das Wesen der Börse im Allgemeinen. Der preußische Landwirthschaftsminister hat seine — inhaltlich ganz nichtssagende — Erklärung mit dem Hinweis darauf geschlossen, daß demnächst im „Reichsanzeiger" die mannigfachen, über die Lage der landschaftlichen Pfandbriefe geäußerten Bedenken widerlegt werden sollten. Bis zum Augenblick, wo wir dies schreiben, ist diese Veröffentlichung des Reichsanzeigers noch nicht erfolgt; wir sind einigermaßen begierig darauf zu erfahren, ob hier das Sprichwort zutreffen wird: „Was lange währt, wird gut." Zunächst sind alle Versuche, auch nur einen einzigen Punkt in den betreffenden Ausführungen der „Nation" zu widerlegen, gescheitert.

Der Reichstag hätte keinen würdigeren Abschluß für seine Arbeiten finden können, als die definitive Fertigstellung des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Die Agrarier aber wollten nach dem ernsten Drama noch ein Satyrspiel haben, und deshalb war der Reichstag gezwungen, noch einen weiteren Tag zusammen zu bleiben, um das Margarinegesetz in dritter Lesung zu berathen. Bekanntlich war die Regierungsvorlage in der zweiten Berathung durch das Färbeverbot und den Zwang des Feilhaltens in getrennten Räumen verballhornt worden. Centrum und Konservative waren stark genug, um beide Verschlechterungen auch in der dritten Lesung aufrecht zu erhalten. Der Bundesrath aber ließ in aller Form erklären, daß jede dieser beiden sogenannten Verbesserungen genüge, den Verbündeten Regierungen das Gesetz unannehmbar zu machen.

Das Margarinegesetz bleibt dem deutschen Volke also einstweilen erspart. Wie Freund B. pflegt ein solches Ereigniß einen Verlust vom höchsten Werth zu nennen.

Der Reichstag ist bis zum 10. November vertagt worden.

Proteus.

Freihandel in England.

Am 27. Juni feierte der Cobdenklub im Ship-Hotel zu Greenwich ein Freihandelsjubiläum in Erinnerung an die vor 50 Jahren erfolgte Beseitigung der englischen Kornzölle. In dem abgelaufenen halben Jahrhundert hat England selbst Angesichts der starken schutzzöllnerischen Reaktion in den Vereinigten Staaten, auf dem europäischen Festland und in einzelnen seiner eigenen Kolonien, ununterbrochen am Freihandel festgehalten.

Es ist öfter die Frage aufgeworfen, ob nicht auch in England ein Rückfall zur Schutzzöllnerei eintreten werde; es gab sogar Zeiten, in denen unsere deutschen Schutzzöllner in sonderbarer Verblendung meinten, auf den baldigen Sieg des Protektionismus in England als auf einen Triumph der deutschen Zollpolitik rechnen zu dürfen.

In Wirklichkeit wäre für Deutschland — ja für die gesammte wirthschaftliche Kultur — kaum ein größeres politisches Unglück denkbar, als der zollpolitische Abschluß Englands und seiner Kolonien gegen die übrige Welt. Die weit verzweigten Exportinteressen Deutschlands würden durch nichts Anderes so schwer getroffen werden, als durch den Abfall Englands von den Grundsätzen des Freihandels. Man muß sich nur vergegenwärtigen, daß heute in allen englischen Kolonien, wie auch in Großbritannien selbst, die Produkte der deutschen Arbeit an der Konkurrenz gegen englische Arbeitsprodukte durch keinerlei Begünstigungen des englischen Mutterlandes behindert sind; es ist andererseits eine unbestreitbare und auch von den Engländern klar empfundene Thatsache, daß die Konkurrenz deutscher Industrieprodukte gegenüber den englischen eine scharfe und vielfach eine in England selbst siegreiche ist. Nichtsdestoweniger kann von einer ernsthaften Gefahr, daß England seine Freihandelspolitik aufgeben werde, zur Zeit keine Rede sein. In den Ansprachen, welche beim Cobdenklub-Dinner von so erfahrenen Politikern, wie Leonard Courtney, Lord Playfair, Lord Kimberley, gehalten wurden, tritt das Gefühl, daß die Freihandelspolitik in England zum festen Pol in der Erscheinungen Flucht gehöre, mit jener Sicherheit zutage, die es kaum für werth hält, das Selbstverständliche noch besonders zu begründen.

Allerdings wäre ja eine Jubiläumsfeier des Cobdenklubs nicht der rechte Anlaß gewesen, um Zweifel in die Fortexistenz der Freihandelspolitik zum Ausdruck zu bringen; aber wer sich einigermaßen darauf versteht, zu unterscheiden, wie Fragen diskutirt werden, die ein praktisches politisches Interesse darbieten, und solche, denen man nur eine theoretische Bedeutung beimißt, der wird darüber nicht im Unklaren sein können, daß der Freihandel in England noch völlig feststeht, — trotz den von der gegenwärtigen Parlamentsmehrheit durchgesetzten Grundsteuerermäßigungen und der durch sanitäre Rücksichten nur ungenügend gerechtfertigten Erschwerung der Vieheinfuhr.

Die Opposition würde es wahrscheinlich gar nicht ungern sehen, wenn die gegenwärtige Regierung protektionistischen Velleitäten ernstlich Raum gäbe, weil das das sicherste Mittel wäre, um dem jetzigen konservativ-unionistischen Regiment ein Ende zu machen. Die gegenwärtig an der Macht befindlichen Staatsmänner wissen das auch recht gut und sie hüten sich deshalb wohl — trotz ihrer großen parlamentarischen Majorität — die öffentliche Meinung in diesem Punkte allzusehr zu brüskiren.

Daß man selbst mit einer enormen Mehrheit im Parlament nicht alles durchsetzen kann, was man vielleicht im Geheimen wünscht, das hat in den letzten Wochen das Schicksal der education bill gezeigt. Die Regierung hat das Schulgesetz, welches den klerikalen Neigungen zu Liebe eingebracht war, und für welches im englischen Parlament eine ebenso sichere Mehrheit zur Verfügung stand, wie seiner Zeit im preußischen Landtage für das Zedlitz'sche Schulgesetz, zurückgezogen und damit ihre erste schwere Niederlage erlitten. Sie hat damit zu erkennen gegeben, daß sie nicht geneigt ist, die Dinge auf die Spitze zu treiben und von ihrer parlamentarischen Macht einen rücksichtslosen Gebrauch zu machen. Für schutzzöllnerische Maßnahmen aber würde nicht einmal im Parlament irgend welche Aussicht auf die Zustimmung einer Mehrheit vorhanden sein; selbst die bimetallistische Bewegung, so gänzlich aussichtslos sie in England ist, besitzt noch mehr werbende Kraft, als der eigentliche Protektionismus.

Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß die Engländer nicht aus Sentimentalität oder Philanthropie Freihändler sind; es ist ein wohlverstandenes Interesse, das sie am Freihandel festhalten läßt. Vor allem ist es das Konsumenteninteresse der Arbeiter, die zu lange und zu sichtbar die Vortheile einer Verbilligung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse genossen haben, als daß sie Neigung verspüren sollten, einigen industriellen Kapitalisten und Großgrundbesitzern zu Liebe ihre Lebenslage verschlechtern zu lassen. Sodann kommt aber auch eine weitere besonnene

politische Erwägung hinzu. England kann sein riesiges Kolonialreich nur dadurch zusammenhalten, daß es seine Kolonien auch in wirthschaftlicher Beziehung nach ihrer eigenen Façon selig werden läßt. Die Zusammenfassung des Mutterlandes mit seinen Kolonien zu einem nach außen hin abgeschlossenen Zollverein würde so zahlreiche Interessen verletzen, daß er nur der Anfang vom Ende des britischen Kolonialreiches wäre. Das britische Reich, wie es heute besteht, ist nur zusammenzuhalten, so lange der Freihandel das leitende Grundprinzip der gesammten Wirthschaftspolitik bleibt.

Das ist meines Erachtens einer der wesentlichsten, vielleicht der wesentlichste innere Grund, weshalb England am Freihandel festhält und festgehalten hat, obgleich selbst ein Theil seiner eigenen Kolonien sich durch hohe Schutzzölle gegen das Mutterland abschloß, und obgleich die Länder des europäischen Kontinents, ebenso wie die Vereinigten Staaten, die heftigste protektionistische Reaktion durchgemacht haben. Wir Freihändler dürfen deshalb mit einiger Zuversicht hoffen, daß der gesunde Menschenverstand in der Zollpolitik England auch in den nächsten Dezennien nicht verloren gehen wird.

Th. Barth.

Ein lachender Philosoph.

Oliver Wendell Holmes konnte sehr ungehalten sein, wenn die Leute bei seinem bloßen Erscheinen in der Gesellschaft zu einem vergnügten Grinsen die Gesichter verzogen, etwa wie das Theaterpublikum beim Auftreten eines beliebten Komikers laut auflacht, bevor er noch eine Silbe gesprochen hat. Die humoristische Ader ist eine der Gaben, deren Besitz nicht lauter ungemischte Freuden beschert. Als junger Arzt sollte das Holmes an sich selber erfahren. Mit einem großen Wissen, nicht geringer Geschicklichkeit und in der besten Laune von der Welt begann er seine Carrière, und als ihm die guten Bostoner zu dem Anfange gratulirten, sagte er burschikos: „Ich bin täglich von 3—5 zu sprechen; die kleinsten Fieber werden dankend entgegen genommen.“ Was geschah? Die gesunden Bostoner lachten mit dem witzigen jungen Doktor, die Kranken aber suchten sich für ihre Leiden einen „ernsten“ Mann. Man hört diese Erfahrung sehr deutlich aus seinen Rathschlägen heraus:

„Sagt niemals einem Schriftsteller, daß er komisch ist. Ich wette zehn gegen eins, daß er euch haßt und euch was anthut, wenn ihr es ihm sagt. Erzählt ihm, ihr hättet bei seinem Romane oder seinen Versen geweint, dann wird er euch lieben und euch sogar ein Freiexemplar verehren. Warum sich Schriftsteller und Schauspieler dessen schämen, komisch zu sein? Der Clown weiß sehr genau, daß sich die Frauen nicht in ihn, sondern in Hamlet, den Mann mit dem schwarzen Mantel und dem Federhute verlieben.“ . . .

Es ist daher möglicherweise ein Unrecht, ihm den Titel eines lachenden Philosophen zu geben, zumal der Titel nicht ganz neu ist und vielleicht manche falsche Vorstellung erweckt. Aber Holmes ist todt, wir brauchen also seine Schwächen nicht mehr zu schonen, und was ein etwaiges Mißverständniß betrifft, so ist es in der That recht schwer, dem ganz eigenartigen Amerikaner in zwei Worten seinen Charakter zu geben. Wie schwer es ist, beweist die lange Liste von Namen, die in England zur Vergleichung herangezogen wurden, um den Lesern die unbekannte Größe des Amerikaners durch bekannte zu vermitteln. Holmes wurde mit Goldsmith, Sir Thomas Browne, Addison, Steele, Sterne, Dr. Johnson, Smollet, Hood, Sydney Smith, Hazlitt, Leigh Hunt, Cobbet, Dryden, Pope, Moore, Wilson, Horace Walpole, Gay, Rogers, Thackeray, Montaigne, Goethe, Lamb, Coleridge, sogar mit Renan verglichen!

Und Holmes war ein lachender Philosoph, nicht allein weil er stets mit einem Scherze bei der Hand war, vortreffliche Wortspiele schuf und ganze Tischgesellschaften mit seinen köstlichen Versen unterhielt, sondern weil sein ganzes Wesen uns anlacht wie blanker lustiger Sonnenschein.

Oliver Wendell Holmes war ein Sonntagskind, und die Quintessenz seiner Schriften nimmt sich uns Malcontenten am Ende des Jahrhunderts aus wie ein Hohelied des Glücks. Einen so tiefen, scharfblickenden und zugleich gemüthvollen Optimisten hat die Welt vielleicht noch niemals gesehen. Freilich hat es das Schicksal mit ihm vortrefflich gemeint. Holmes war überaus glücklich als Sohn, als Freund und als Ehemann; gemeine Sorgen hat er niemals gekannt, und als geborener Amerikaner kam er nicht leicht in die Lage, unter politischen und sozialen Uebeln zu seufzen. Aber nicht Alles war von Hause aus so günstig für den Philosophen wie die gute Familie, der er entstammte, der Verkehr und die transatlantische Freiheit; die calvinistisch-puritanische Weltflucht und Sündenangst war wohl im Stande, philosophische Lachlust in dem Sohne und Enkel von Puritanern zu ersticken, wenn Holmes nicht die Gabe besessen hätte, alle diese ungesunden Einflüsse einer ungemüthlichen Umgebung von sich abzuschütteln, wie die Ente bei allem Spielen und Tauchen im nassen Elemente das Wasser vom fetten Rücken abzuschütteln versteht.

Holmes ist unter den Schriftstellern aller Zeiten und Völker eine einzige, unvergleichliche Erscheinung. Im Jahre 1809 zu Cambridge in Massachussets geboren, wächst er unter Büchern und Büchergelehrsamkeit, in einer Atmosphäre von Reverends und Universitätswürdenträgern auf, kommt im Alter von 15 Jahren nach Andover auf die Phillips-Akademie, wo er unter der Zuchtruthe eines steifen, stockorthodoxen, beschränkten Lehrers für die Reize der theologischen Laufbahn gewonnen werden soll. Als er nach einjährigem Aufenthalte die Schule verläßt, ist er bereit, Alles zu studiren — außer Theologie. Erst versucht er's mit der Juristerei, springt aber bald auf die Medizin über. Drei Jahre lang studirt er in Amerika, dann setzt er es bei seinem Vater durch, seine Studien in Paris beenden zu dürfen. 1833 geht er also nach Frankreich, lebt sich rapid in die Pariser Verhältnisse hinein, schwärmt für die Sprache, die Kost, die Professoren und genießt seine Jugend in vollen Zügen. Von Paris aus wird ein Blick über den Rhein gethan, flüchtig werden die Schweiz und Italien besucht. 1836 ist Holmes wieder zu Hause — in einer nicht besonders vornehmen Straße Bostons verkündet eine rothe Lampe, daß Dr. Holmes seine Praxis begonnen hat. Die Kranken haben zu dem lachenden Doktor Anfangs kein besonderes Vertrauen. Desto größeres Vertrauen hat er zu sich selbst; im 31. Lebensjahre heirathet er — bei den unsicheren Einnahmen ein doppeltes Wagniß. Die Ehe ist ein Haupttreffer. Holmes hat die beste, liebenswürdigste, klügste Frau von der Welt bekommen. Die nicht allzugroße Praxis läßt ihm Muße genug, wissenschaftlich zu arbeiten. Er publizirt mehrere Abhandlungen, unter anderem eine sehr scharfe Polemik gegen Homöopathie, und 1847 wird ihm die Professur der Anatomie und Physiologie an der Harvard-Universität übertragen. Im Jahre 1882 geht er in Pension, oier Jahre darauf verweilt er hundert Tage in Europa, und im Oktober 1894, also im 86. Lebensjahre, gleitet er schmerzlos, fast mitten in einer Plauderei, in das große Reich der Möglichkeiten hinüber.

Diese biographischen Daten lesen wir mehr oder weniger deutlich aus den „Tischgesprächen“*) heraus, und viel mehr ist auch aus der eben erschienenen zweibändigen Biographie nicht zu erfahren.**) Die Gesammtausgabe in 13 Bänden***) enthält eigentlich schon das vollständige Material zu einer

*) The Autocrat at the Breakfast-Table. 1857/58. — The Professor at the Breakfast-Table. 1860. — The Poet at the Breakfast-Table. 1872. — Over the Teacups. 1891.

**) Life and Letters of Oliver Wendell Holmes, by John T. Morse, Jr. London, 1896.

***) Cambridge, Mass. and London, 1891.

ausführlichen Lebensbeschreibung; die Urkunden und Briefe, welche dem Werke von Morse beigegeben sind, haben das Bild, das wir uns von Holmes nach seinen Schriften gemacht haben, in keiner Weise alterirt.

Holmes ist der Zeit und dem Geiste nach der beste Vertreter des neunzehnten Jahrhunderts, wenn man sich dazu entschließen will, die letzten zehn, vielleicht sogar fünfzehn Jahre zu einer neuen Periode zu zählen. Das Jahrhundert der Naturwissenschaften und Erfindungen, der geistigen, moralischen und politischen Befreiung, das Jahrhundert, das in allen Dingen die Gegenwart aus der Vergangenheit erklärt, das Jahrhundert, welches Philosophen ohne Systeme gezeugt hat — dieses merkwürdige Jahrhundert wäre aus den Schriften des amerikanischen Kleinstädters zu erschließen, wenn alle andere Litteratur durch einen neuen Omar vom Erdboden verschwände.

Die Reihenfolge von Holmes' Schriften zeigt sehr deutlich das Steigen des Freisinns in der angelsächsischen Welt. Ueberaus vorsichtig wird im ersten Werke, dem „Autokraten“ (1858) das Gebiet gestreift, das Theologen und Philosophen als ihr ausschließliches Eigenthum in Anspruch nehmen. „Wollt ihr ein Bild haben“, sagt der Autokrat, „von dem freien Willen oder der Selbstbestimmung im Gegensatz zu den unübersteigbaren Grenzen der Vorherbestimmung? Ein Tropfen Wasser in seinem krystallenen Gefängniß, wie ihr es in jeder mineralogischen Sammlung leicht zu sehen bekommt. Ein winziges flüssiges Theilchen im Krystallprisma des Alls!“

„Sie ruiniren ja die Moral!“, ruft die Tischgesellschaft.

„Ich ruinire die Moral nicht, ich definire sie nur“, antwortet der „Autokrat“.

Zehn Jahre später, 1868, läßt sich der „Professor“ ganz anders über diese Dinge vernehmen. Unter den imaginären Tischgenossen befindet sich auch ein Student der Theologie; dieser junge Mensch hat vom Autor die Rolle eines agent provocateur zugetheilt bekommen. Seine Einwürfe und Bedenken reizen den Professor zu immer größerer Kühnheit, sie wirken wie kleine Hindernisse, welche die Frische und Lebendigkeit der Redefluth erhöhen. Er sagt:

„Ich fürchte, ihr drückt euch etwas frei über hochwichtige Dinge aus. Bedenkt doch die Gefahr, wenn man die Religion in einem Alltagsgespräche traktirt!“

„Gefahr? Was für Gefahr?“

„Gefahr für die Wahrheit!“

„Ich wußte nicht, daß die Wahrheit so kränklich ist, daß sie sich nicht an die frische Luft wagen darf. Nein, die Wahrheit hat ein zähes Leben. Die Wahrheit wird genesen, auch wenn ihr eine Lokomotive über den Leib geht, der Irrthum dagegen geht zu Grunde, wenn er sich den Finger kratzt.“

Und nun folgt ein Gespräch, in welchem den Theologen die „Wahrheit“ gesagt wird. Vieles davon ist längst überholt, aber manches Wort wirkt so frisch und kräftig, als wäre es heute gesprochen worden.

„Der Geist des Jahrhunderts strebt immer mehr nach den beiden Polen Rom und Vernunft: — entweder die alleinseligmachende Kirche oder Freiheit der Seele, Autorität oder Persönlichkeit, unser eigener Gott oder der Gott unserer Herren.“

„Man kann fromm sein und sogar regelmäßig in die Kirche gehen, und dabei kann man doch seine eigene Meinung über die wichtigsten Dinge haben und dieser Meinung freien Ausdruck geben. Wir leben in einer männlichen Welt. Ehrerbietung ist eine vortreffliche Sache, aber sie taugt nichts, wenn sie nicht bei der Selbstachtung beginnt. Das abendländische Mannesideal beruht auf Selbstachtung; das morgenländische findet die höchste Befriedigung in der Selbsterniedrigung. Es ist aber ein vergeblicher Versuch, die tropische Palme der nördlichen Fichte aufpfropfen zu wollen.“

Am heftigsten wird er, wenn es gilt, dem theologischen Begriffe der Sünde den Garaus zu machen; man merkt es, wie schwer das calvinistische Sündenbewußtsein seine Jugend bedrückt hat.

Freilich — in diesen Dingen hat ein Deutscher von Holmes kaum etwas zu lernen, denn in Deutschland wurden die Naturwissenschaften zuerst als Sturmböcke gegen die theologischen Zwingburgen gebraucht, und freie Seelen in deutschem Sinne hat die angelsächsische Welt in größerer Anzahl bis auf den heutigen Tag nicht erzeugt. Die Philosophie ist jenseits des Kanals und des Ozeans immer noch vielfach eine Magd der Theologie; bewußt oder unbewußt strebt jeder Philosoph danach, vom modernen Standpunkte aus auf die alten theologischen Fragen befriedigende Antworten zu finden, das religiöse Interesse beherrscht — oft unausgesprochen — Alterthumsforschung und Völkerkunde, selbst die agnostischen Gemüther erwarten von den Steinen Aufschlüsse, für die man sich in Deutschland längst nicht mehr interessirt. Es ist daher kein Wunder, wenn auch Holmes, der Enkel und Urenkel von Puritanern, sich sehr eingehend mit der Erbsünde beschäftigt; es ist im Gegentheil sehr anzuerkennen, daß er diesem Thema nur so wenig Raum vergönnt hat. Denn am allermeisten liegt ihm nicht Religion und Religionsphilosophie, sondern Philosophie im allermodernsten Sinne am Herzen.

Holmes ist in allererster Reihe Psycholog und da ist er jedenfalls der Vorläufer, vielleicht auch der Lehrer der Deutschen in einem sehr wesentlichen Punkte der Psychologie gewesen.

Die „Philosophie des Unbewußten“, welche erst im Jahre 1869 durch Ed. von Hartmann in Deutschland Namen und Anhang gewinnt, wird von Holmes um 11 Jahre früher (1858) in geistvoller Weise vorgetragen und eifrig empfohlen. Freilich ist es kein philosophisches System, denn es liegt nicht im Plane der „Tischgespräche“, Systeme zu bieten; aber in aphoristischer Gestalt enthalten jene Bemerkungen aus dem Jahre 1858 im Keime die Grundzüge der neuen Lehre, die durch Hartmann so große Popularität gewann. Zehn Jahre später nimmt „Der Professor am Frühstückstisch“ die Gedanken der „Autokraten“ an mehr als einer Stelle auf, und im Juni 1870 hielt Holmes vor der berühmten Phi Beta Kappagesellschaft der Harvard-Universität einen Vortrag, „Mechanism in Thought and Morals“, der die früheren Aphorismen zu einer Art von System zusammenzufassen versucht. Die Abhandlung trägt an der Spitze das bezeichnende Motto aus Pascal: Car il ne faut pas se méconnaître, nous sommes automates autant qu'esprit.

Holmes macht sehr wenig Wesens aus dem, was er zur Erkenntniß des Unbewußten beigetragen hat. Erstens gibt er sich die größte Mühe, die Elemente dieser Erkenntniß bei Leibniz nachzuweisen, und nennt eine Anzahl von zeitgenössischen Forschern, um zu zeigen, wie die Philosophie des Unbewußten in den sechziger Jahren alle Psychologen beschäftigte.

„Wer die Schriften von Hamilton und Mill, von Abercrombie, Maudsley, Sir John Herschel, Carpenter, Lecky, Dallas kennt, wird die bezüglichen Aussprüche Leibnizen's variirt finden, um neue Beispiele vermehrt, und die Thatsachen erscheinen in neuer Gruppirung und mit moderner Nomenklatur; aber der Kern der Sache ist bereits bei Leibniz zu finden“.*)

Zweitens sind die eigenen Bemerkungen des witzigen Amerikaners so stark gewürzt, daß dem Leser leicht die wissenschaftliche Bedeutung, der tiefe Ernst entgeht. Gleich die erste Bemerkung des „Autokraten“, welche uns mit den Wirkungen des Unbewußten vertraut machen soll, ist eher geeignet, ungeheure Heiterkeit zu erregen als tieferes Nachdenken zu veranlassen.

„Sie finden, daß ich diese Bemerkung schon einmal gemacht habe? Und wenn? Meine Bemerkungen zu diesem Frühstückstische sind keine Briefmarken, die man nur einmal brauchen darf. Ich werde niemals ein Gespräch, aber oft einen Gedanken wiederholen. Ein Gedanke kann originell sein, selbst wenn man ihn hundertmal ausgesprochen hat: er ist nur auf einem neuen Wege, mittelst eines neuen Eilzuges von Ideenverbindungen angelangt. Manchmal wiederholt einer sogar die-

*) Mechanism in Thought and Morals, p. 278.

selbe Rede, und man kann ihm doch keinen Vorwurf daraus machen. Da komme ich einmal auf einer meiner Vortragsreisen nach Hartford und werde von einer dort lebenden Schriftstellerin mit anderen Litteraten zu einer Tasse Thee eingeladen. Die Dame scherzte über meine Vortragsreisen, die mich durch ganz Amerika brachten. „Ja“, sagte ich, „ich bin wie der Vogel Huma; der ist immer im Fluge, ich immer auf Reisen begriffen“. Jahre vergingen, da kam ich wieder nach Hartford und werde wieder von der genannten Schriftstellerin zum Thee geladen. „Sie reisen jetzt immer von Ort zu Ort“, sagte die Hausfrau. „Ja“, sagte ich, „ich bin wie der Huma“ — und so bis zu Ende wie oben. Man denke sich mein Entsetzen, als ich mich erinnerte, daß ich denselben Satz zweimal wortwörtlich vor derselben Dame gesprochen hatte! Und wie falsch war es, wenn die Schriftstellerin dachte, daß ich Jahr aus Jahr ein dieselbe geistreiche Bemerkung wiederholte! Ich hatte nie wieder seit jenem ersten Besuche in Hartford an den fatalen Vogel gedacht; erst als ich wieder bei der Dame geladen war, riefen dieselben Umstände denselben Gedanken ins Bewußtsein zurück“.

Nicht minder scherzhaft, nur viel tiefer ist folgende Bemerkung:

„Ich habe jetzt ein litterarisches Geständniß abzulegen, das, glaube ich, noch Niemand vor mir abgelegt hat. Sie wissen, daß ich zuweilen Verse schreibe, denn ich habe Ihnen schon welche vorgelesen. (Die Tischgesellschaft nickte zustimmend, einige mit stiller Ergebung; offenbar glaubten sie alle, ich hätte ein Epos im Gewande und wäre im Begriffe, ihnen einige Gesänge daraus vorzulesen.) Natürlich schreibe ich gelegentlich einzelne Verse oder ganze Stellen, die mir ganz besonders gefallen; es liegt in der Natur, daß ich solche gelungene Verse sogar für absolut gut halte; ich bin eben nur ein Mensch. Kaum aber habe ich eine solche „gelungene“ Zeile geschrieben, so habe ich auch sofort die Empfindung, daß sie uralt sei, ja, gewöhnlich bin ich sogar überzeugt, sie schon irgendwo gelesen zu haben. Nun kann ich mir ja wohl einmal unbewußt einen Vers angeeignet haben, aber ich erinnere mich nicht, jemals eine Bestätigung für die plötzliche Empfindung gefunden zu haben, daß meine Verse wirklich anderen entstammten. Und nun kommt die Philosophie dieser Erscheinung. (Bei diesen Worten verflüchtigte sich ein Theil der Gesellschaft.) Jede neue Wortverbindung, die plötzlich in unserem Bewußtsein auftaucht, hat ihre Wurzeln in langen Gedankenketten, so daß sie in Wahrheit schon ganz alt ist, wenn sie zum ersten Male unter den anerkannten Geistesgewächsen erscheint. Jede Krystallgruppe von wohllautenden Worten hat eine lange Periode stillen Wachsthums hinter sich“.

Welch ungeheuren Spielraum Holmes dem Unbewußten zuweist, welche weitreichenden Wirkungen er ihm zuschreibt, ist aus folgendem Einfall zu ersehen:

„Manche Leute haben die Neigung, Eigenschaftswörter in Trioden zusammenzustellen: Er war ehrenwerth, höflich und tapfer; sie war anmuthig, gefällig und tugendhaft. Dr. Johnson ist groß in dieser Eigenheit, und ich glaube, Bulwer sagte einmal, man könnte ganz gut jedes Essay des „Rambler“ in drei Theile zerlegen. Manche halten dies für eine Nachahmung Dr. Johnsons, andere für ein rhetorisches Kunststück. Ich glaube nicht, daß dies den Kern der Sache trifft. Ich vermuthe, daß es eine unbewußte Beimischung des Geistes ist, einen Gedanken oder ein Bild mit den drei Dimensionen darzustellen, die jedem festen Körper eigen sind — die unbewußte Behandlung einer Vorstellung, als wäre sie mit Länge, Breite und Tiefe behaftet. Es ist freilich unvergleichlich leichter, dies zu behaupten als zu beweisen, sowie es leichter ist, es zu bestreiten als zu widerlegen. Aber je mehr wir beobachten und studiren, desto größer, finden wir, ist das Gebiet des Automatischen und Instinktiven in Körper, Geist, Moral und desto kleiner der Umfang der selbstbestimmenden bewußten Bewegung.“

Die Vorherrschaft des Unbewußten im Seelenleben und der große Einfluß der Vererbung sind vielleicht die einzigen naturwissenschaftlichen Theorien, die Holmes mit beinahe dogmatischer Sicherheit vorträgt und immer wieder betont. Sogar zwei Romane hat er geschrieben: „Elsie Venner“ und „Der Schutzengel“, um sich mit der Sünde und der persönlichen Verantwortlichkeit der landläufigen Moral auseinander zu setzen. Sonst aber steht er allen Dogmen, auch den naturwissenschaftlichen, mit skeptischem Lächeln gegenüber. Er schwärmt für seinen Beruf, er liebt die Wissenschaft und freut sich königlich über ihre Erfolge, namentlich wo sie allen Köhlerglauben vernichtet. Die moderne Astronomie, sagt Holmes, hat dem Verfolgungswahn der Glaubenseiferer ein- für allemal ihre Opfer entrissen, gegenüber der Geologie ist es selbst den Virtuosen der Religion nicht mehr möglich, jeden Buchstaben der Genesis für inspirirte Wahrheit zu erklären.

Aber das ist eben das Einzige, das überaus Sympathische an dieser liebenswürdigen Persönlichkeit: Holmes ist nicht nur der Theologie, sondern auch den Naturwissenschaften und sogar sich selbst gegenüber der lachende Philosoph.

„Der Professor,“ sagt er von sich selbst, denn der ‚Autokrat‘, der ‚Professor‘ und der ‚Dichter‘ der Tischgespräche sind natürlich ein und dieselbe Person, „der Professor hält sich für einen sehr nützlichen und ehrenwerthen Handwerker. Er hat einen gewissen Stolz auf sein Können. Freilich lacht er zuweilen in seinem Herzen über die Wichtigthuerei der ‚Wissenschaft‘, wie sie den Takt markirt, ohne vom Fleck zu kommen, während die Trompeten schmettern und die große Trommel wirbelt — aber er hält große Stücke auf Treue, er hängt an seinem Fach und hat die größte Achtung für seine Genossen.“

Das ist Holmes wie er leibt und lebt, der lachende Philosoph in wenigen Worten: die Menschheit ist eine Komödie, aber wir alle sind Schauspieler und Zuschauer zugleich — seien wir keine Spielverderber; ein jeder mache seine Sache so gut er kann, und spiele die Rolle, die er sich ja nicht selbst gewählt, wenn möglich mit vollendeter Kunst.

Holmes sagt, er habe nie einen Menschen wirklich gehaßt; wir können nach den übereinstimmenden Aussagen der Ueberlebenden behaupten: es hat nie ein Mensch durch ihn gelitten.

Das Greisenalter, die Tage, von denen der Mensch sagt, sie gefallen mir nicht, sind die sicherste Probe für einen Philosophen; Holmes hat die Probe glänzend bestanden. Mit fünfzig Jahren schrieb er eine reizende Plauderei über das Alter, dem er noch ziemlich objektiv gegenüberstand; mit sechzig Jahren kam er furchtlos auf das unerquickliche Thema zurück, und nachdem er die achtzig überschritten hatte, scherzte er so anmuthig darüber, als wäre es von ihm unendlich entfernt.

„Es war mein Geburtstag“, erzählt er in dem Bande, welcher ‚Am Theetisch‘ betitelt ist und die Serie der Tischgespräche beschließt, „und Freunde von Nah und Fern stellten sich mit allerhand sinnigen Geschenken ein. Wie alt ich bin? Ich habe voriges Jahr die achtzig überschritten. Ich komme mir vor wie ein unberufener Eindringling, der in einer Welt umherwandelt, die einem anderen Geschlechte gehört. Die Kinder meiner Altersgenossen sind grau und kahl, und ihre Kinder wollen die Welt für sich haben, nicht für ihre Eltern und Großeltern. Aber andererseits fällt mir eine Behauptung der Wissenschaft ein, daß das menschliche Leben natürlicher mit hundert als mit siebzig Jahren abschließe. Und da erinnere ich mich auch einer Erfahrung aus den Pariser Cafés, die mir in jungen Jahren wohl bekannt waren. Ein Gast sitzt an seinem Tischchen; er hat eben seinen Kaffee getrunken und der Kellner bringt ihm sein petit verre. ‚Garçon! et le bain de pieds!‘ ruft ihm der Gast nach. Das Gläschen steht auf einer Untertasse, und es ist üblich, es so zu füllen, daß der Cognac über den Rand in die Untertasse fließt.

Das Leben ist auch so ein petit verre von ganz besonderem Saft. Wenn man die achtzig erreicht hat, ist das Gläschen voll aber manchmal gewährt uns das Schicksal noch ein „bain de pieds“.

Holmes lebte und starb als lachender Philosoph.

L. Ketlner.

Unser Weimar.

Auf Weimars altehrwürdige schlicht bescheidene Weihestätten schaut jetzt aus heiterer Höhe ein schimmerndes Schlößchen als ihr lachender Erbe herab, das neue Goethe-Schillerarchiv.

Ueber auf- und absteigende Gassen, über die grünumrankte Ilm geht der Weg nach Tiefurt, wo wir vor zwei Jahren im Park das schönste Goethefest gefeiert haben. Die Altenburg, wo Liszt und die Fürstin Wittgenstein ihren

Künstler- und Liebesroman lebten, liegt an der Straße. Es ist erinnerungsreiches Wandern hier herauf. Und jetzt ist nun die Gegend weit beherrschend, dies Goethehaus hier aufgebaut. Auf machtvollem Quaderunterbau, der dem sumpfigen Boden des Ilmabhanges festgründiges Fundament gibt, ruht es als Hochburg. Mit feiner sicherer Steigerung entwickelt sich sein Bild. Die allmählich wachsende Terrassenballustrade führt durch ein breites eisernes Thor zu einer weiten Auffahrt. Unten im Grunde die geschachtelten Häuser mit spitzen Giebeln und rothen Dächern, die winklig verschlungenen Zeilen und im Hintergrund die harmlose thüringische Landschaft — voll Volksliedstimmung und der Poesie des alten Städtchen, wie sie in den Gretchenscenen des „Faust" weht.

Auber diesem Goethehaus liegt eine lichte helle Mozartfeierlichkeit. Mehr noch über dem Innern, als dem Aeußeren. Ein vornehmer Bau in großer einfacher Linie mit breiter Front, die nur durch die von vier künstlichen Säulen getragene, etwas vorspringende Mittelpartie einen farbigeren Klang erhält.

Durch ein weißwandiges Vestibül, über eine granitne Freitreppe tritt man ein. Alles ist Stein und Eisen an diesem Bau. Die regierende Farbe wieder das schimmernde Weiß in den drei Hauptsälen. Weiß die Wände, die nach oben in einer reizvoll gewölbten und diskret ornamentirten Voute zu einer Galerie ausmünden, zu einer Galerie mit weißem Eisenblumengegitter. Weiß, in vornehmer Einfachheit sind auch die Bibliotheks- und die Manuskriptenschränke.

Und ein entzückendes Empireinterieur thut sich in einem kleinen Salon auf: die weißen Stühle mit dem zartgeblümten Brokat und dem Lyramotiv, der Spiegel mit Vasen- und dem Rankenemblem, die zierliche Kaminuhr und die Leuchter aus Onyx und Bronce.

Es liegt für mich eine Symbolik in dem Stil und Ton dieses „Archives", das in seinen lichten Farben, seinem Schloßcharakter so gar nichts von dem traditionellen Kostüm eines gelehrten Baues hat. Es ist das Haus, das eine Fürstin von feinster alter Kultur dem Dichter errichtet hat, dem ihre Vorgänger für ebenbürtig genug hielten, mit ihm ihre Zeit zu durchwandern. Es ist ein Fürstenhaus.

Die wissenschaftliche Note des Goethekultes fand in der Sophienausgabe ihren Ausdruck, die höfische in der Art dieses Hauses. Und diese Art ist voll Geschmack, sie ist nicht nur höfisch, sie hat auch ihren Theil von der Note, die man in dem offiziellen Goethedienst immer und immer wieder schmerzlich vermißt, von der künstlerischen.

Vor längerer Zeit haben in diesen Blättern gute Worte den Gefühlen eines jüngeren Kreises, der so gern nach Weimar geht und so viel gegen Weimar auf dem Herzen hat, Ausdruck gegeben. Es ist seitdem nicht viel anders geworden. Das Menschlich- und Persönlichpackende wird in den programmmäßigen Veranstaltungen, die die Goethegesellschaft ihren Mitgliedern alljährlich in einem stereotypen Zirkular anzeigt, das bei seinem Eintreffen durch die Eingefrorenheit der gewohnten Form schon deprimirend wirkt, selten zu Theil.

In diesem Jahre nun kam zu dem lastenreichen Tage der Generalversammlung die Einweihung des Archivs hinzu. Sie fand nur vor einem engen Kreise statt. Man war sehr exklusiv und geheimnißvoll damit gewesen. Die Mitglieder der Gesellschaft waren nicht geladen, es war ihnen dafür, wie es geschmackvoll hieß, „gestattet, am Tage darauf das neue Haus zu besichtigen."

Die Feier bot viel Charakteristisches, glücklicherweise nicht nur im negativen Sinne. Eine Gesellschaft fürstlicher Gäste, in der die Uniformen mit ganz wenigen Ausnahmen fehlten, und die sich im Namen und Geist eines Dichters zusammenfinden, ist schon an sich von apartem Reiz. Und eine Fürstin so ihr hohes Goetheerbe verwalten zu sehen, wie hier die Großherzogin that, hatte etwas tief Eindruckvolles.

Die einzelnen Abordnungen, der Schillerstiftung, der Shakespearegesellschaft hielten ihre Ansprache. Und auf jede fand die hohe Frau Worte der Erwiderung. Das Wirkende war dabei nicht das, was sie sagte, sondern wie sie es sagte, in ihrem fremdartigen Accent. Sie ist Niederländerin und spricht gewöhnlich französisch. Einfache Worte, in der französischen Betonung leicht preziös, zumal als sie den Erblasser Walther von Goethe den „Herrn von Goethe" nannte, aber in der ganzen Situation, aus diesem gütigen Gesicht mit den lebendigen Augen voll Herzenstheilnahme und schlichter Echtheit; es war für sie keine höfische Verpflichtung, hier zu erscheinen und zu sprechen, es war für sie ein Feiertag und eine Freude und ihr gab sie ungekünstelt ihren eigenen Ausdruck.

Und der stärkste Moment war, als nach in Ton und Inhalt gleichgültigeren Ansprachen Erich Schmidt vor sie hintrat, seine mächtige Gestalt aufreckte und laut und klangvoll das schönste Weihegeschenk, die sieben Folianten der Steinbriefe überreichte, jene wunderbaren Blätter, die Goethe's Tiefstes und Menschlichstes bergen und die nun glücklich vor Zersplitterung und dem Werden des Auslandes in diesen heiligen Hallen geborgen werden.

Die Einweihungsrede, die der derzeitige Direktor des Archives Geheimrath Suphan hielt, fand nicht den echten Ton für diese Feier. Er vergaß den Namen dessen, der an dieser Stelle öfter als einmal hätte genannt werden müssen, den theuren Namen Wilhelm Scherer's, und er streifte freundlich nur und flüchtig die Namen Hermann Grimm's und seines Vorgängers Erich Schmidt. Dagegen citirte er, der die Rolle als Statthalter Goethe's mit vollbewußter Würde trägt, aus einem Pergamen mit vor Rührung brechender Stimme viel seiner eigenen früher gethanen Aussprüche. —

Des zweiten Feiertags Eindrucksmomente sind nicht übergroß. Man wählte den Festredner diesmal nicht aus dem Kreise der Dichter, sondern aus dem der Fachgelehrten. Sie hatten auch, wie Erich Schmidt in seiner frischen Tischrede ausführte, ein gutes Recht, in diesem Jahre, dem Jahre des Archivs, ihrer Arbeitsstätte, das Wort zu führen.

Prof. Burdach wählte zum Thema den „westöstlichen Divan". Er strebte nach stark deklamatorischen, genau vorbereiteten Wirkungen, er wählte mit sicherem Geschmack Proben, die er einflocht. Aber das Deklamatorische hatte etwas Kaltes, das Herauslesen des Biographischen und das Aufzeigen der Urkeime unter dem orientalischen Schleier und Shawls dieses reifen Wunderwerkes gab nichts Neues. Ich mache damit nicht den Vorwurf, daß keine neue Resultate oder Fakten uns erzählt wurden. Wer würde das von einem Festvortrag erwarten. Aber der Reiz der Persönlichkeit muß bewirken, daß das, was wir selbst schon kennen, uns im Licht und Ton des Vortragenden neuen Ausblick gibt. Er soll nichts Neues entdecken, er soll neu sehen. Hier aber war auf die Frage: „Wie machen wir, daß alles neu" — keine erlösende Antwort gefunden. Wie starken Eindruck machte vor längerer Zeit Ottokar Lorenz' persönliche Art, der nicht die glatte Festesweise in gleichmäßigem Feierton herunterspann, sondern vor uns in immer wechselndem Ausdruck sprach, und das, was er sprach, aus dem Moment heraus zu finden schien. Das eine Wort Heine's über Goethe, den Divandichter, der ruhig lächelnd und harmlos wie ein Kind, und weisheitsvoll wie ein Greis uns begegnet, es malt lebendiger die Farben dieses Werkes, als diese Festrede, die zudem in einem nicht endenwollenden Epilog den Divan als Erziehungsmittel gegen bedenkliche Bewegungen im politischen Leben unserer Zeit nicht geschmackvoll in Anspruch nahm.

Warum gehen wir immer wieder nach Weimar, wenn wir nachher so wenig Gutes zu berichten wissen. Wir sprechen eben immer nur von dem, was wir hier offiziell genossen, wir sprechen nicht von unserem Weimar, das uns immer wieder lockt, trotz allem.

Was ist unser Weimar? Eine Mischung von stillem Versenken und dann wieder von ungebundener Symposien-Fröhlichkeit, wie wir sie an anderen Orten als Weimar nicht zu finden wissen.

Ein Besuch im Goethehaus und ein Blick durch die niedere Thür auf ein ergreifend einfaches Todtenbett.

Ein Gang durch den Park, wo die weißen Tempelsäulen und die Ruinen, und das stille Gartenhaus aus dem tiefen Grün uns schimmern.

Dann lassen wir uns durch die Baumallee nach dem Schlößchen Belvedere führen. Verwunschen liegt es plötzlich da mit seinen grünen Läden in der webenden Sommerstille. Dann durch das Gitterthor, von dichten Laubportieren überwallt in den verzauberten Orangeriegarten, der etwas seltsam todtes hat mit seinen starren Kugelstämmen in den großen grünen Sargkästen.

Und zurück im Mondschein durch den Park, wo wir Goethe's Wort vom Nebelglanz erst voll verstehen, wo auf den weiten Wiesenflächen, grün mit Sternblumen, die Nebel im Thau der Nacht weben in Erlkönigstimmung und schlanker Weiden Haargezweige scherzen auf der nächtgen Fluth.

In der Stadt auf Schritt und Tritt lebendige Erinnerung, kein verkapselnder Reliquiendienst, sondern alles im alten Duft. Im Liszthaus kein Museum sondern eine treugehegte Stätte, die unverwischt den Persönlichkeitshauch des bezaubernden Mannes bewahrt.

Die stimmungsvollen Nachmittagsstunden bei Rudolf Steiner, dem Philosophen der Freiheit, in dem stillen altmodischen Stübchen der Frau Eunicke mit den alten Familienbildern, wo wir den Kaffee aus hochhenkligen echten Empiretassen trinken.

Was war das für ein wunderbares Erlebniß in diesem Jahr, wo Bernhard Stavenhagen sich da an den alten Flügel setzte und spielte. Wie die weichen dunklen Töne ihn nicht aufhören ließen und nicht enden. Wie war das einzig. Auf dem Notenbrett lag die Originalpartitur von Beethoven's Cismoll-Sonate, Freund Meinert, der große Autographensammler, hatte sie mither gebracht. Und Stavenhagen spielte von den vergilbten Blättern mit überschauernder Gewalt. Er spielte Schubert, er spielte Liszt, er spielte Chopin, er spielte Mozart's feierliches Larghetto aus dem Krönungskonzert, er steigerte die Erregung schließlich im Tristan bis zur Erschütterung.

Und die langen hell endenden Nächte mit Otto Erich Hartleben in der Künstlerkneipe, der alten Hofschmiede mit ihrem verräucherten Gemäuer, dem mächtigen Kamin, den tollen Fresken und den steinernen unheiligen Heiligen.

Wie ging hier die Stimmung hoch, wenn Zeller, der kraftschöne Jugendfürst, aus „Des Epimenides Erwachen" (das ich als Festspiel zu erwähnen vergaß) am stillen Herd zur Winterszeit sang oder der stimmengewaltige Rudi von Milde den mächtigen Wächtergesang des Lynceus zu Lassen's Begleitung anstimmte:

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Thurme geschworen,
Gefällt mir die Welt.

Endlich Frühlicht durch die Scheiben und frischer Sommermorgen mit manchem nicht gerade leisen Heimweg-Spuk. Ihn zu verzeichnen ist nicht werth. Aber gegen den Geist des Ortes, wo Goethe und Karl August mit Peitschenknall und Hussaheh dem braven Bürger die Nacht geschreckt, verstieß er sicher nicht.

Künstlerisches Genießen in tiefster, dankbarster Andacht vor dem Großen, ein Grüßen eingeweihter Stätten, ein ungebändigtes sich Austoben in diesen schnell verrauschenden Tagen, die uns aus unserer Täglichkeit herausreißen, das ist uns unser Weimar. Wer es einmal genoß, den läßt's nicht wieder, und er vergißt die Lynceusworte nicht:

Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön.

Felix Poppenberg.

Ferdinand Brunetière.

Zur Entwicklung der modernen Kritik in Frankreich.

II.

Dem Franzosen fehlt der Zug zum Uebersinnlichen, die Fähigkeit und Neigung zu metaphysischem Denken. Er ist nicht, wie der Deutsche, die Pfade transcendentaler Spekulation gegangen; in seinem Charakter liegt die Vorliebe für die konkretere Naturwissenschaft begründet. Auch Brunetière ließ sich von dieser letzteren in die Wege leiten. Als er 1875 seine schriftstellerische Laufbahn antrat, waren die Lehrmeinungen Darwin's maßgebend; die origin of species hielt die Welt in Athem. Dreißig Jahre nach der Veröffentlichung dieses Buches, 1889, begann der Pariser Kritiker in der Sorbonne jene Vorlesungen über die „évolution des genres", in welchen er die neue Theorie, zwar nicht zum ersten Male in seinem Leben, doch hier in größtem Umfange und mit prinzipieller Deutlichkeit auf ein litterarisches Thema übertrug. Den Grundgedanken, daß bei der Verschiedenheit der Bedingungen verschiedene Typen entstehen, diese Arten dann sich entwickeln und neue Formen aus sich entbinden, suchte er auch für das Reich der künstlerischen Gestaltungen durchzuführen. — Hier ändern sich je nach dem Stoffe die Gesetze des Schaffens; der Bildner in Marmor oder in Erz haben jeder sein gesondertes Ideal. Der Zweck oder der Gegenstand trennen Geschichte und Roman, die Beredsamkeit der Bühne von der der Kanzel. Was Ste-Beuve die Eintheilung nach geistigen Familien genannt hatte, gewinnt in der Vielheit der Geschmacksrichtungen ebenfalls bestimmende Geltung für den Charakter der Produkte. Ziele und Wünsche gehen mannichfach auseinander; daher die vielfachen Gattungen. Jede dieser Formen bewegt sich von ihren Anfängen einem Höhepunkte zu, auf dem sie ihren Typus erfüllt und klassisch wird. Von ihren jugendlichen Zuständen geht sie der Reife entgegen, entfaltet und vergrößert sich, bis sie ihre Norm erfüllt — „la pureté de son type". Danach beginnt der Abstieg für sie, der schließlich in gänzlichen Verfall ausläuft. So setzt die französische Tragödie im sechzehnten Jahrhundert mit Jodelle ein, erreicht über Hardy und Rotrou ihre Blüthe in Corneille und Racine, neigt sich dann mit Voltaire und stirbt ab mit Marmontel, Lafargue und Ducis. Eines dieser Phänomene folgt aus dem anderen, von Beginn bis zu Ende führt eine ununterbrochene Kette. Die vorangehende Phase birgt in sich das Element der nächsten. Damit jedoch die schlummernde Möglichkeit Thatsache werde, müssen die äußeren Umstände mithelfen. Rasse und Milieu — man könnte sagen die Taine'schen Koeffizienten — wollen beachtet werden; und die größte Ursache eigenwilliger Neuerung, das Individuum, tritt ins Spiel. Um seine Vorgänger zu verdunkeln, möchte der Tragiker Voltaire sie überbieten oder gänzlich andere Bahnen einschlagen. Etwas wie Kampf ums Dasein und aussondernde Züchtung treibt auch in den Gebieten des Ideals sein Wesen. — Hat eine Art ihren Kreis durchmessen oder ihre Zeiten überlebt, so verschwindet sie, und aus ihren Trümmern geht vielleicht eine neue Gattung hervor. So ist der Roman aus dem Epos entsprossen, wie er denn auch in der allgemeinen Gunst es abgelöst hat. — Breitere Belege für seine Theorie gab Brunetière in der évolution de la critique. Er analysirte diesen Zweig der Litteratur von der Renaissance bis zu Taine in seinem organischen Werdegange, zeigte, wie die Aufgabe, einmal gestellt, aus sich mit innerer Nothwendigkeit alle ihre Probleme hervortrieb. In der évolution de la poésie lyrique suchte er die ersten Ergießungen des lyrischen Gefühls bei den großen Predigern des siebzehnten Jahrhunderts und dann bei Rousseau. Dort hatte die Poesie der romantischen Schule ihre Ursprünge. Der Laut des persönlichen Empfindens sollte nach einander in verschiedener Kunstgestalt zum Durchbruch kommen

Daß Genres vorhanden sind, in sich weiter wirken, sich aus- und umgestalten, war also der Inhalt dieser wissenschaftlichen Ueberzeugung. Sie war umfassender als die bisherigen Systeme. Sie berücksichtigte St.-Beuve und Taine, indem sie gleichzeitig über deren Standpunkte hinauszukommen trachtete. Die Bemühungen der Vorgänger waren hier als aufgehobene Momente in einer höheren Einheit mit inbegriffen. Zwar hatte Brunetière ihre Bedeutung vermindert. Rasse und Milieu, sagte er, machen sich doch nur in zweiter Linie bemerkbar, da die große Persönlichkeit sie überwinden kann. Bestimmend für eine Erscheinung ist vor allem der Moment, in welchem sie entsteht. Der Platz, welchen sie auf der Zeitkurve einnimmt, gibt zugleich ihre Stellung in der Geschichte der künstlerischen Entwicklung; die Lage und der eigenthümliche Gehalt dieses einen Augenblickes kennzeichnen sie nach vorwärts und rückwärts. Die Konstellation der Thatsachen, wie sie damals war und so nicht wiederkehrt, übt eine einzige formende Macht aus. Sie schafft den allgemeinen, den Grundcharakter. Ueber diesen prägt dann die Individualität des Bildners das Siegel ihrer Eigenart, setzt die allgemeinen Züge der Periode in singulären Ausdruck um.

Die Kritik sollte durch die Einkleidung in wissenschaftliche Formen ihr Ansehen vergrößern und darthun, daß sie sich nicht etwa „von Laune und Phantasie“ leiten lasse. Im Sinne autoritärer Gesetzgebung paßte Brunetière ihr Lehre von den Arten an. Er meinte die litterarischen Genre, welche die Aesthetik Boileau's scharf gesondert hatte, hier aus ihren Wesensgründen rechtfertigen zu können. Es war der Bewunderer des siebzehnten Jahrhunderts, der seine Lieblingsidee in den Ergebnissen der neuesten Wissenschaft bestätigt glaubte. — Aber die Bildungen im Bereiche des schönen Scheins sind denn doch nicht so einfach, wie die der thierischen Welt. Man kann den Typus des Löwen feststellen; es gibt keinen einheitlichen Typus der Tragödie. Seit der griechischen und indischen Bühne bis hinauf in die Gegenwart hat das Drama ständigen Wandel durchgemacht, und selbst innerhalb engster Grenzen, strebt es ursprünglich nicht auf ein Ziel zu. Das französische Trauerspiel hat manchen jugendfrischen, an sich zukunftsvollen Trieb abgestoßen, um unter gegebenen Verhältnissen einen der an sich möglichen Charaktere klassisch aufgehen zu lassen. Darum sage man nicht, daß es in der Stunde seiner Blüthe schlechtweg die Norm der ganzen Art dargestellt habe. Molière ist das Genie der französischen Komödie gewesen; doch sein Lustspiel ist in gewöhnlichem Sinne nicht einfach die Vollendung alles dessen, was es überhaupt in gallischem Lande sein konnte oder sollte Andere vor ihm waren [illegible]listischer und weniger konventionell, andere nach ihm [illegible]istreicher und zarter. Wenn wir ihn den Größten nennen, geschieht es in vergleichender Schätzung. Denn in der Kunst gibt es keine absolute Bewerthung, weil es keine absoluten Ideale gibt. Hier handelt es sich nicht um einen einzigen Typus, sondern um eine reiche, individuelle Vielheit, die sich aus den Bedürfnissen der Völker, Zeiten und Menschen erklärt. Die Anlehnung an die generellen Bestimmungen der Naturwissenschaft in der Art, wie Brunetière sie wollte, war übertrieben, weil zu absichtsvoll. Die völlige Uebereinstimmung muß auf eine Analogie herabgesetzt werden.

Der Tag kam, da Brunetière selbst mit den Prätensionen der Wissenschaft abrechnete. Im November 1894 erschien in der Revue des Deux Mondes jener Artikel über die faillite de la science, der weithin ein beträchtliches Aufsehen erregt hat. Jetzt hieß es: „Der Fortschritt, den man mit Taine und in seinen Bahnen gemacht zu haben glaubte, indem man — wie er sich ausdrückte — die moralischen Wissenschaften auf die Naturwissenschaften aufschweißte, ist absolut kein Fortschritt gewesen, sondern im Gegentheil ein Rückschritt.“ Er sprach von der „Chimäre Taine's“ und behauptete: „Die Entwicklung vollzieht sich . . . die Wissenschaft hat ihren Nimbus verloren und die Religion einen Theil des ihrigen wiedererobert.“ Die Geistesrichtung, welche seiner eigenen Ansicht zufolge ihm vordem die kritischen Werkzeuge geliefert hatte, sollte nunmehr bei einem Bankerotte angelangt sein. Ein Bankerott, mochte man denken, bei dem er selbst jedenfalls sein Glück gemacht halte.

In gewissem Sinne ist jener Essay viel zu wichtig genommen worden. Als sachgemäße Abrechnung war er herzlich unbedeutend und vielleicht das Schwächste, was der Verfasser geschrieben hat. Dagegen beleuchtete er in höchst willkommener Weise den Schriftsteller selbst und seine Lehre. Es war offenbar, Brunetière hatte nun ebenfalls seine Evolution erlebt. Die Wendung war eingetreten, welche ihm der Graf d'Haussonville in der académie française einst vorausgesagt hatte. Auf den Ueberschwang der ersten Periode stellten sich jetzt die Ernüchterung und der Umschlag ein. Der Bruch zwischen Vergangenheit und Gegenwart schien grundtief. Aber in Wirklichkeit hatte nur eine Sonderung derjenigen Elemente stattgehabt, die, theils wesentlich, theils nebensächlich, sich in dem bisherigen Stadium untermischt hatten. Eine Klärung vollzog sich. — Was halte Brunetière mit seinen Forschungen gesucht? Er hatte die Idee einer ständigen Umformung an Beispielen der Litteratur aufgezeigt. Ueber die einschälenden Thatsachen drang er zu dem vor, was hinter ihnen als geistige Kraft treibt. Ob er die Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts oder die Kritik Frankreichs in ihren Phasen durchging, er gab eine Geschichte der Gedanken, welche die Zeitalter bewegt hatten. Seine Absicht war es immer, den ideellen Gehalt der Epochen zu heben. Sie war idealistisch, wie die Entwicklungslehre selbst, welche von Kant und Hegel kommt Nur die Einkleidung war naturwissenschaftlich und jener speziellen Anwendung entlehnt, welche Darwin der philosophischen Doktrin gegeben hatte. Dieses Spezifische hat er zunächst überschätzt, mit der Terminologie gespielt und kokettirt. Aber die Hüllen ließen sich leicht abstreifen, fielen mehr und mehr, und der eigentliche Kern tauchte reiner auf: Die Vorstellung, daß man „die Kategorie des Werdens an Stelle der Kategorie des Seins“ setzen müsse, „den Begriff des Relativen für den Begriff des Absoluten, die Bewegung für die Unbeweglichkeit.“ Und damit auch der kennzeichnende Name nicht fehle, hat Brunetière vor einigen Wochen die „Wiedergeburt des Idealismus“ verkündet. — Scheinbar begonnen als Fortsetzung der wissenschaftlichen Tendenzen Taine's, fand diese Theorie sich schließlich auf der entgegengesetzten Seite wieder. Sie leitete im Grunde die Abkehr von der positiven Aera ein, den Uebergang von der erfahrungsmäßigen zu einer philosophischen Betrachtung der Litteratur. Die Stellung und die prinzipielle Tragweite des Systemes ist damit gegeben. Die Heftigkeit aber, mit welcher der Mann seine jeweiligen Ansichten vertheidigt und gleich bis zum äußersten zuspitzt, wirft ein Licht auf seine intimere Persönlichkeit. Schon hier kann man sehen, wie bei ihm mit den Eigenschaften des denkenden Kopfes sich ein ungestümes Temperament verbindet.

Verstand und Leidenschaft sind die Grundtriebe dieses Charakters. Zwei Naturen stehen hier gegen einander, die sich niemals zur Einheit zusammenfinden, sondern gegenseitig sich aufzuheben trachten. Darum ist der Eindruck der Persönlichkeit so zwiespältig, schwankend und ein Urtheil in einem Worte schier unmöglich. Zwar trägt bei Brunetière auch die Leidenschaft die Farbe des Verstandes; denn er ereifert sich eben für das, was seiner rationalen Besonderheit zusagt Wenn man es recht verstehen will, darf man sagen, der letzte Tiefton verrathe hier überall intellektuelles Erfassen. In sich, in individueller Abgrenzung, mangelt es daher dieser Persönlichkeit nicht an Harmonie. Aber sobald sie heraustritt und wirkt, lösen die Gegensätze sich aus. Da will ein kühles, logisches Zerlegen alles dem Eigenwillen entrücken, indessen Vorliebe oder Abneigung doch, unmerklich für ihn, die Beweisführung des Schriftstellers ablenken. Sprunghaft wechseln aufschlußreiche Bemerkungen und parteiisch enge Vorurtheile, große Gesichtspunkte und Voreingenommenheit. Verbissen, wie ein Eiferer, stellt er unbewußt oft die hellen Gaben seiner Intelligenz in den Dienst einer Glaubenssache. Seine Studie über die Philosophie Molière's ist einstens zu Recht viel beachtet worden. Mit

dem Scharfblicke, der ihn auszeichnet, charakterisirt er den Meister der Komödie als Sohn einer naturwüchsigen gallischen Sinnesart. Das ist sein Platz in den Strömungen des französischen Geisteslebens. Doch Brunetière grollt dem Epikuräismus, der für ihn ein für allemal Freigeisterei bedeutet; und es ist kein ungetrübt wissenschaftliches Interesse, das nun aus allen Stücken des Dichters die Aufforderung zu schrankenlosem „Naturgenusse" herauslesen will. Seine Darstellungen sind sich nur allzu häufig nicht Selbstzweck. Ihm geht jene heitere Ausgeglichenheit des Gemüthes ab, die lediglich begreifen will und an alle Daseinsformen gleich unbefangen herantritt. Er hat dem achtzehnten Jahrhundert nie verziehen, daß es sein geliebtes siebzehntes zu Grabe getragen hat. Er wäre nicht der Mann, um, wie ein Historiker unserer Entwicklungslitteratur, mit derselben Gerechtigkeit etwa von Schopenhauer und Spinoza zu sprechen. Obwohl er sich das Wort des letzteren angeeignet hat: das einzelne müsse sub specie aeterni betrachtet werden, bemüht er es doch gar zu gern nach seinem vermeintlichen Werthe für die Gegenwart. Wie weit ist man bei ihm von jener weihevollen Stimmung entfernt, aus der heraus sein Landsmann Gaston Paris die Wissenschaft genannt hat: „une grande patrie où les âmes trouvent le refuge et l'unité que la cité de Dieu leur a données en d'autres temps."

Was seinen Arbeiten ihren eigentlichen Werth gibt, ist die Größe der Gesichtspunkte, die Tiefe der Auffassung. Er weiß seine Themen immer von einer Seite zu nehmen, wo die historische Bedeutung der Menschen sich enthüllt. Ihr Beruf und Verdienst in der Entwicklung des Geisteslebens wird klar gelegt, die Einzelerscheinung in ihren allgemeinsten Beziehungen betrachtet. Alles Ungefähre, Willkürliche wird ihr abgezogen, bis die hauptsächlichsten Linien, die Basen ihrer Natur zu Tage treten. Das sind die Ideen, welche die Epoche ihr eingibt, die charakteristischen Bestrebungen ihrer Zeit. So wird der Einzelne als Zeuge eines gewissen intellektuellen Zustandes angerufen, als eine Instanz zwischen zwei anderen Momenten. Von dem was war, leitet sie zu dem, was sein wird, hinüber. Das Individuum ist geschichtliches Glied geworden. Die Romane der Frau von Staël sind ein Denkstein jener Periode, welche auf Rousseau folgte, um zu George Sand und den Romantikern hinzuführen. Der Individualismus herrscht, ohne bislang zum Egoismus entartet zu sein. Delphine, Corinna sind Frauen, welche über die Schranken hinausverlangen, die ihrem Geschlechte durch Sitte und Herkommen gesteckt werden. Nur ihr sittliches Gewissen hält sie zurück. Etwas später, und Indiana, wie die Gestalten Viktor Hugo's, sehen in der Hingabe an die Leidenschaft die Bestimmung der großen Seele. — Welche breiten Ausblicke diese Betrachtungsweise öffnet; wie sie den Gegenstand von überschauender Höhe auffaßt! Ob man zustimmt oder nicht, man ist immer angeregt und vor eine Menge von Fragen gestellt. Das ungewöhnliche Wissen Brunetière's macht den Gang durch solche Weiten doppelt ergiebig. Indem er beweisen oder vergleichen will, verschwendet er die gelehrten Fingerzeige. Zugleich ist jenem Bedürfniß, den Typus in immer größeren Rahmen einzulassen, wie es sich folgerichtig von Ste.-Beuve zu Taine verstärkt hatte, in vollem Umfange Genüge gethan. Man kann kaum ausgedehntere Horizonte spannen, als hier geschieht. Eine bibliographische Notiz bietet Gelegenheit, die philosophischen Anregungen abzuschätzen, welche auf Voltaire eingestürmt sind. Um die „Provinzialen" Pascal's mit vollem Relief herauszubringen, geht er an jene Zeitwende zurück, wo aus der Reformation die Gegenreformation entstand. Die Kirche wollte den verlorenen Boden wiedergewinnen und fand dabei in den Jesuiten ihre eifrigsten Vorkämpfer. Nur sahen diese bedeutenden Leute bald ein, daß die Mittel von ehedem verjährt waren. Europa hatte sich inzwischen verweltlicht; darum kamen sie ihm entgegen und verweltlichten die Moral. Während sie nachgaben, suchten sie einzufangen und zu herrschen. Strenger Denkende empörten sich gegen diese politische Behandlung alles Heiligen. In Frankreich waren es Port-Royal und Pascal, welche eine herbe, unbeugsame Sittenlehre gegen jede spitzfindige Auslegung vertheidigten. Ihr Streit mit dem Jesuitenorden war alles weniger, als ein mönchisches Gezänke; „il y allait de toute la morale". Es galt, die Unabhängigkeit der moralischen Natur zu behaupten. Die „Briefe an einen Provinzialen" waren ein Manifest des unbeirrten Bewußtseins!

Sicherlich ist in den Schilderungen Brunetière's der Hintergrund oft ansehnlicher als das Porträt selbst. Wie beträchtlich die Wirkung sein mag, welche er der Individualität zugesteht, ebenso gering ist die Beachtung, welche er ihr als darzustellendem, künstlerischem Vorwurfe schenkt. Er, der sich immer Richtwege durch die Masse der Probleme schlägt, interessirt sich wenig für das eigentlich Persönliche. Irgendwo hat er es einmal ein romantisches Gelüsten genannt, den Mann in seinen Werken wiederfinden zu wollen. Thatsächlich bekundet sein Verzichten überdies ein Unvermögen. Selbst wenn er wollte, wäre es ihm gar nicht verstattet, nachfühlend eine andere Natur zu erschließen. Dazu gehört viel mehr Demuth, die Ueberzeugung, daß auch das Kleine nicht gleichgültig sei, etwas von jener „Andacht zum Unbedeutenden" und viel Entsagen. Jener Fremde spricht nur, wenn man selbst zu schweigen weiß. Nur bei liebevollem Eingehen enthüllt er sich. Man muß ihn oft befragen, Bild und Abbild vergleichen, sich ängstlich prüfend überwachen, verbessern, die Töne mildern, abschatten, dämpfen. Das ist nicht Brunetière's Sache. Witzig und treffend hat der Graf d'Haussonville von ihm gesagt:

„In Ihren Augen, so scheint es, ist die Kritik ein Amt und der Kritiker ein Beamter, eine Art Litteratur-Präfekt, bestallt die Ordnung in der Republik aufrecht zu halten, die übel berüchtigten Leute zu verbannen und vor allem darüber zu wachen, daß jeder an seinem Platze bleibe." An anderer Stelle: „ich weiß, daß in Ihren Augen bei der Kritik Nachsicht nur Schwäche ist. Ich aber frage mich im Gegentheile, ob sie nicht in einem zugleich die Ergänzung des Scharfsinns und der höchste Ausdruck des Verstandes sei."

Brunetières Stil kann man mit seinen eigenen Worten als „fortement pensé" charakterisiren. Die Idee schafft die Form, bricht oder dehnt sich die Sätze, wie sie will. Er stürzt auf seinen Gedanken zu, jetzt ihm nach, preßt, theilt oder disponirt ihn, macht da mit flüchtiger Seitenbewegung einen Vorbehalt oder wirft dort etwas Beiläufiges dazwischen, damit der geistige Gehalt ja nur zu möglichst vollständigem Abdrucke komme. Schwerbeladen rollt die Phrase ab. Diese Schreibart ist voller Gesten, von leidenschaftlichem Athem durchweht. Es ist die Diktion eines Redners. Brunetière steht immer auf der Tribüne. Er hat den Gegner vor Augen und denkt an die Einwände, welche dieser ihm entgegenhalten könnte. Er nimmt sie vorweg, thut sie rasch ab. Wie er spricht, demonstrirt er Schritt für Schritt. Alles wird unterstrichen, mit größter Eindringlichkeit immer und immer wieder der logische Zusammenhang hervorgehoben. Der ästhetische Eindruck ist ihm gleichgültig. Diese Natur müßte in sich abgeklärter sein, um neben der Wahrheit auch noch der Schönheit nachzugehen. Nur wo die Kräfte, ihrer selbst sicher, frei spielen, kann die Anmuth gedeihen. Sein Geist ist zu starr und zu gebunden, um sich als Witz über sich selbst zu erheben. In dieser Nation, deren esprit sprichwörtlich ist, gehört Brunetière zu den wenigen, denen nie eine geistreiche Bemerkung gelingt. Vergeblich auch, daß man nach einem schmückenden Beiwort spähen würde. Er vermeidet es gewiß, er fürchtet wohl, daß es die Gediegenheit seiner Arbeit beeinträchtigen könne.

Gelegentlich nimmt er seine Hörer gern in die Schule, überschwemmt sie mit Ausführungen, die leicht allzu weit ausladen und eben deshalb mitunter ins Triviale fallen. Doch was man ihm zum höchsten anrechnen muß: wohl nie ist von seinem Munde eine leere Phrase oder schönrednerische Floskel gekommen.

Da, wo er andere Meinungen bekämpft, wird sein Ton oft unangenehm. Weil ihm die leichteren Waffen des Humors und der Ironie fehlen, wird er ausfahrend und verletzend. Ja, man dürfte stärkere Worte gebrauchen. Und

doch heißt verstehen auch hier milder beurtheilen. Der heute Professor an der Sorbonne, Direktor der „Revue des Deux Mondes“ und Mitglied der académie française ist, hat eine harte Jugend hinter sich, ist selbst nicht geschont worden. Als er achtzehnjährig von Toulon nach Paris ging, war er nahezu mittellos. Was er seitdem erreicht hat, verdankt er sich und seiner Intelligenz. Mag man es da nicht begreiflich finden, daß er sich in seinem Werthe fühlt? Der Verstand, welcher sich, nur zu oft, seiner selbst entsinnt, die Kehrseiten seiner Tugenden, ist seine Schwäche. — Brunetière ist zum Kämpfer geboren, es lockt ihn zum Widerspruch. Wenn alle einer und derselben Ansicht zuneigen, regt sich bei ihm, ich glaube, ganz unwillkürlich die Lust nach Unabhängigkeit. Le sentiment d'autrui n'est jamais pour lui plaire. Weil alle Welt darüber einig ist, daß die Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts die Spuren des Cartesianismus an sich habe, bestreitet er es. Niemals zaudert er, dem Strome entgegenzuschwimmen; Vereinsamung mag für ihn ein Beweis der Ueberlegenheit sein. Manche bizarre, paradoxe Behauptung erklärt sich so. Daneben darf man allerdings nicht vergessen, daß er von seiner philosophischen Warte vieles thatsächlich anders sieht. Die Dinge wechseln nach dem Standorte, von dem wir sie beobachten. Brunetière hat dabei den Vortheil, daß der seinige höher liegt, als der der meisten Menschen.

„Wer von uns hat nicht seine Schwächen? Die meinige, eine der meinigen war es immer, die Doktrinäre zu lieben, und sehen Sie, welche Nachsicht ich für sie habe, wenn ich ihnen nicht nur verzeihe, daß sie Doktrinen haben und sie tapfer behauptet haben, sondern sogar, daß sie dieselben gewechselt haben, wenn immer sie dafür doktrinäre Gründe beibrachten.“

Das Geständniß hat ihn gewiß nicht viel Ueberwindung gekostet. Und ob er vollends es eine Schwäche nennen würde, daß er selbst dogmatisch ist, dogmatisch in seinem Geschmacke und in seinem ganzen Verhältniß zur Poesie? Er könnte es nicht, ohne sich zu verleugnen.

Brunetière steht aller Dichtung reflektirend und abstrahirend gegenüber. Nicht mit Unrecht hat ein Gelehrter, der neben ihm unter der Kuppel des Institutes sitzt, die Goethe'schen Verse von der grauen Theorie citirt. Der Kritiker müßte ursprünglicher, unmittelbarer, in seinen Empfindungen reicher und offener sein, um sich naiver Sinnenfreude überlassen zu können. Ein unbilliges Beginnen vielleicht, ihm immer vorzuhalten, was er nicht ist. Aber wie anders sollte man diesen Charakter schildern, bei dem Versagen, Wollen und Können so eng in einander greifen? Ihm ist es nicht gegeben, sich vor der Natur in staunende Bewunderung zu verlieren, sich an der Ueppigkeit ihres Wachsthums selbst zu erfüllen. In tausend Sprossen quillt es auf, in immer neuen Wandlungen Reichthum und Macht verrathend, und bei diesem Schauspiele jauchzen die Sinne über all die Kraft, welche das Leben birgt. Die Kunst ist Leben. Sie hat in Frankreich eine große volksthümliche Litteratur gezeitigt, an der ein jeder, welcher frei genießen kann, Antheil begehrt, und oft zu größtem Behagen. Keck, ausgelassen, graziös, aber schmutzig, frivol, besoffen, doch immer voll Witz, liegt der Erddunst gallischen Bodens auf ihr. Brunetière verachtet sie oder beachtet sie jedenfalls wenig. Hat sie für seinen Begriff doch das große Unrecht, nicht moralisch zu sein. Auf die Forderung, daß alle Kunstbethätigung in sich ihre Daseinsbestimmung habe, erwidert er:

„Niemals kann man es durchsetzen, daß, wie unsere Handlungen, nicht auch unsere Worte weiter gehen und so zu sagen, über sich selbst und von uns ab in Wellenbewegungen fast unendlicher Folgen sich hinaus verlängern. Und noch weniger, als alles andere, wird man durchsetzen, daß wer auch immer spricht oder schreibt, weil er wahrhaft die Verantwortung der Seelen auf sich nimmt und sich gleichsam ein soziales Amt überträgt, nicht unbedingterweise beurtheilt werden müsse nach der Art, in der er die Aufgabe erfüllt hat, welche er sich selbst auferlegt hat.“

Solch ernste, gedankenschwere, ablehnende Natur fühlt sich durch Wahlverwandtschaft zu einer Litteratur hingezogen, die herb, klar, bedeutend, vornehm und edel war. Er bewundert den Klassizismus des siebzehnten Jahrhunderts. Auch für ihn ist Racine „der französischeste der Franzosen“, und Bossuet ist sein besonderer Liebling.

An der Schwelle der Akademie hat Brunetière selbst sein Werk erläutert.

„Als Lehrer oder Kritiker, mit dem Worte oder mit der Feder . . . habe ich all den Eifer, den ich hatte, dazu verwendet, die Tradition zu befestigen. . . . . Der Fortschritt selbst ist nur durch die Tradition möglich. . . . Die Vergangenheit ist nicht nur die Poesie der Gegenwart, sie bedeutet vielleicht auch ihr Leben selbst.“

Die Sätze sind ja hastig, so abgerissen, daß ich sie nur zögernd interpretire. — Er meint wohl, was in den Zug seiner ganzen Denkweise paßt, daß auch die Kritik etwas wie einen sozialen Beruf habe. Die Weltgeschichte hat ihr Thema vor sich, das ist die Entwicklung. Die Aufgabe der kritischen Einsicht besteht darin, diese Entwicklung mit Bewußtsein zu vollziehen; sie wird dann weniger stürmisch, ruhiger, glatter von statten gehen. Wer die Vergangenheit begriffen hat, weiß, daß sie schon die Zukunft in sich birgt. Der Geist erweitert und klärt sich, wenn er sich in seiner eigenen Geschichte selbst verstehen lernt. Darum hat Litteraturbetrachtung, wenn sie ist, was sie sein kann, einen tiefen, wohlthätigen Bildungswerth. Indem sie die einzelnen Zeitläufe aus einander sich loslösen läßt, beweist sie die durchgängige Abhängigkeit aller und befreit von jener juvenilen Eilfertigkeit, die immer die Welt von vorn anfangen möchte, weil sie zu sehr auf eigene Originalität vertraut. „Wenn es etwas frech Barbarisches gibt, so ist es die Anmaßung, in diesem so kurzen Leben zu datiren, zu zählen, abzuhängen nur von uns selbst.“

G. Ranjohoff.

Die Zukunft der Märchenoper.

Nach einem Winter des Mißvergnügens und der Mißerfolge hat unsere Königliche Oper um Sommersonnwendzeit mit Carl Goldmarks „Heimchen am Herd“ wieder einmal einen vollen, durchschlagenden Erfolg errungen und das lange entbehrte neue Zugstück gefunden. Mit donnernden Applausen und unzähligen Hervorrufen wurde nicht nur bei der ersten, sondern auch noch bei der zweiten und dritten Aufführung, der von Wien zur Premiere herbeigereiste greise Komponist gefeiert und in hellen Schaaren drängt sich das Publikum zu den prächtigen Vorstellungen in dem zum neuen Königlichen Operntheater umgewandelten Kroll'schen „Etablissement“.

Das ist ein theatralischer Glücksfall, dessen sich nicht nur die Verfasser des Stückes und die Opernverwaltung, sondern, mit Grund, auch das große Publikum freuen darf, dem schon aus der seltenen Gelegenheit gemeinsamen Behagens eine Wohlthat erwächst und in der Berührung mit dem Volksthümlichen und Idyllischen eine Heilkraft gegen das Großstadtwesen zuströmt. Ob dieser Glücksfall aber auch als ein großes Kunstereigniß gelten darf? Die Berliner Musikkritik in ihren ersten Vertretern scheint nicht geneigt, diese Frage zu bejahen. Sie hat ziemlich einstimmig die Vergröberung der entzückenden Dickens'schen Erzählung durch den Librettisten A. M. Willner getadelt, sie hat mit Fug auf die Ungeschicklichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten der Handlung hingewiesen und dem Komponisten den Vorwurf nicht erspart, daß der Eigenart des dramatischen Stoffes nicht auch eine neue originelle Musik entspreche. Mit noch größerem Nachdruck wurde Verwahrung eingelegt gegen die Empfindsamkeit einzelner Szenen und gegen den allzugefälligen Eklektizismus der Partitur, die Formen alter und neuer Kunst

nebeneinander zeigt, und bald im großen Opernstile, bald in Operettenmanieren glänzt.

Man kann im Einzelnen diesen Ausstellungen einer streng und rücksichtslos die Sache und das Recht der Kunst wahrenden Kritik beipflichten, ohne doch in das entrüstete Vernichtungsurtheil einzustimmen, das über die erfolggekrönte Opernnovität von rechts und links her ausgesprochen worden ist. Denn ohne Frage birgt Goldmark's Werk neben trügerischen Wirkungskräften auch Eigenschaften sehr gesunder, entwicklungsfähiger und zeitgemäßer Art in sich und der außerordentliche Erfolg des neuen Opernstückes hat, glaub' ich, doch noch einen tiefern, ernsteren Grund in der Sehnsucht breiter Lebenskreise nach einer schlichten, einfachen, bürgerlich-volksthümlichen Theaterkunst als bloß im Behagen der Menge an weichlich-sentimentaler Musik. Diese Sehnsucht, die nach Humperdinck's unvergleichlichem Märchenspiel sich an Goldmark's so ganz anders geartetes „Heimchen am Herd" klammert und mehr und mehr als frische treibende Kraft in der künstlerischen Bewegung unseres Opernwesens sich bemerkbar macht, hat nicht nur in einem bestimmten Bedürfniß der Gegenwart, sondern auch in der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Musikbühne ihren Ursprung und ihre Berechtigung. Die deutsche Oper, so recht eigentlich eine Schöpfung bürgerlichen Kunstsinnes, hat sich seit der Mitte des Jahrhunderts allmählich weit von ihrer ursprünglichen sozialen und künstlerischen Grundlage entfernt. Zunächst waren es fremdländische Einflüsse, die unserem Opernwesen eine neue Richtung und ein anderes Publikum gaben, dann erschien die übermächtige Künstlerpersönlichkeit Richard Wagner's und entrückte, nach einer ganz anderen Seite freilich, das musikalische Drama dem Gedankenkreis und Stimmungsbereich des Bürgerthums. Während C. M. von Weber 1821 mit dem kühnen Fortschrittswerke des Freischützen den Jubel des ganzen Volkes entfesselte, durfte Richard Wagner für seine freieste Kunstthat, „Tristan und Isolde" im Jahre 1865 nur noch auf das Verständniß einer begrenzten „Gemeinde" zählen. Was sie an künstlerischer Vollendung und geistiger Vertiefung gewann, büßte die deutsche Oper naturgemäß an Allgemeinverständlichkeit und Volksthümlichkeit ein und diejenigen Bildungsschichten, aus denen „Zauberflöte" und „Freischütz" hervorgegangen, die Mitte des Jahrhunderts sich noch ihres Lortzing erfreuten, darben heute bei Neßler und Millöcker.

Ein tiefer Abgrund klafft, daran ist nicht zu zweifeln, heute zwischen der Opernkunst der Wenigen, Allzuwenigen und dem Operabedürfniß der Vielen, Allzuvielen. Ihn zu überbrücken ist seit langem das Bestreben aller derjenigen, welche sich um die Schöpfung sogenannter Volksopern mühten. Leider waren alle diese Bemühungen bis jetzt fruchtlos, da den braven Leuten bei ihrer Arbeit gewöhnlich zunächst das künstliche und hernach auch das volksthümliche Element, aus dem sie schaffen sollten, abhanden kam. Ein Mittel ans erwünschte Ziel zu gelangen, zeigte sich erst neuerdings in der Wiederbelebung der Märchenoper, die mit „Hänsel und Gretel" ihren siegreichen Einzug auf der modernen musikalischen Bühne gehalten hat. Im Rahmen des Märchenspiels scheint nämlich zunächst allein die Möglichkeit geboten, die Wesenskräfte der hohen und der volksthümlichen Kunst zu vereinigen. Als die leichtfaßlichste Form des Mythos zeigt sich das Märchen geeignet, in gemeinverständlichsten Anschauungen ein geistiges Weltbild zu vermitteln, ohne den volksthümlichen Boden der Wirklichkeitsdarstellung zu verlassen und so jene Verbindung symbolischer und realistisch-charakteristischer Darstellung zu ermöglichen, die das Kennzeichen der musik-dramatischen Kunst am Ende des Jahrhunderts ist.

Unter diesem Gesichtspunkt haben alle Bestrebungen, auf dem von Humperdinck eingeschlagenen Wege weiter vorzudringen, ein Recht auf die gesteigerte Theilnahme der Kritik, und gerade Goldmark's „Heimchen am Herd", das sich als einen neuen Versuch darstellt, Elemente des Märchens und der bürgerlichen Komödie zu einem Ganzen zu vereinigen, das in der leichten und geistreichen Handhabung der modernen Orchestermittel seine unleugbaren Vorzüge besitzt, verdient ernsteste Beachtung auch über das Maß seines künstlerischen Werthes hinaus. Daß dem Komponisten der „Königin von Saba" die Verschmelzung der verschiedenartigen Grundstoffe noch nicht recht gelang, daß in der neuen Märchenoper sich Opernform und Märchenstimmung noch öfter unvermittelt gegenüberstehen, darf nicht einmal ausschließlich auf Kosten der Begabung Goldmark's gebucht werden, denn erfahrungsgemäß vollziehen sich solche künstlerische Verbindungsprozesse, wenn nicht ein Genius sie vollendet, nur in langsamer Entwicklung.

Wollen die deutschen Operntheater diese Entwicklung fördern und beschleunigen, so kann ihnen heute nur ein Zurückgreifen auf die ältere französische Märchenoper Isouard's und Boieldieu's und auf unsern Lortzing frommen, unter deren vorbildlichem Einfluß am ehesten auch das Talent den Weg zu einem einheitlichen volksthümlichen Stil finden könnte. Ich wiederhole daher meinen schon vor drei Jahren in der „Nation" gemachten Vorschlag, Boieldieu's entzückende Märchenoper „Rothkäppchen" wieder auf den Spielplan unserer Opernhäuser zu setzen. Dieses beste Werk der frühern musikdramatischen Entwicklung des Märchens kann auf den Werdegang der neuen Märchenoper nur vom heilsamsten Einfluß sein.

Heinrich Welti.

„Backfische."

In Nr. 324 der „Magdeburgischen Zeitung" werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß die von mir in Nr. 39 der „Nation" (am Schluß des Artikels: „Anläßlich eines schlüpfrigen Romans") gegebene Deutung des Ausdruckes „Backfisch" eine unrichtige sei. Die von den Fischern über Bord geworfenen und in diesem Zusammenhang als „Backfische" bezeichneten Fische seien zu klein, als daß mit ihnen halbwüchsige Mädchen könnten verglichen werden. Uebrigens wird gegen meine Ansicht namentlich die Autorität des Grimm'schen Wörterbuches angerufen, woselbst man liest: „Backfisch, Fisch zum Backen, noch nicht zum Sieden, dann ein junges unaufgewachsenes Mädchen: Backfischlein" u. s. w.

Natürlich fällt es mir nicht ein, gegen das deutsche Wörterbuch von Grimm aufkommen zu wollen; nur würde es interessant sein, von Personen, die an der Ost- und Nordsee wohnen, es bestätigt zu sehen, daß die noch zu kleinen Fische, welche nach dem Fang wieder in Freiheit gesetzt werden, von den Fischern daselbst wirklich „Backfische" genannt werden, indem dann immerhin die Möglichkeit bestände, daß der Ausdruck erst tiefer im Binnenlande, in Mittel- und in Süddeutschland, jenen Beigeschmack nach heißer Butter bekommen hätte, der uns bei der Anwendung auf halbwüchsige Mädchen weniger anmuthet als die Vorstellung von Fischlein, die noch länger im kühlen Element ihrer wohligen Freiheit sich erfreuen dürfen. Es wäre gewiß denkbar, daß ein solcher, im Binnenland nicht begriffener Schifferausdruck erst nachträglich die kulinarische Deutung bekommen hätte.

J. V. W.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37. Dr. P. Nathan, Bülowstraße 89.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 41. Berlin, den 11. Juli 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt

Politische Wochenübersicht.

Prinz Alexander von Hohenlohe, der Sohn des Reichskanzlers, hatte eine sehr verständige Reichstagsrede gehalten, in der er für die Freiheit des Verkehrs und gegen die Beschränkungen des Detailreisens sich aussprach; diese Rede hat nicht nur im Reichstage, sondern auch bei der Bevölkerung entsprechende Beachtung gefunden, und schnell dankbar, wie unser Bürgerthum ist, erhielt Prinz Hohenlohe aus verschiedenen Theilen Deutschlands Anerkennungsschreiben; darunter auch speziell aus Mühlhausen in Thüringen eine Resolution, die in herzlicher Weise Zustimmung dem Prinzen ausspricht.

Auf jene Mühlhausener Manifestation hat der Sohn des Reichskanzlers in einem Briefe geantwortet, in dem es unter anderem heißt:

„Indem ich bei dieser Gelegenheit der immer mehr um sich greifenden Tendenz, die Gewerbefreiheit, wie überhaupt die individuelle Freiheit des Einzelnen einzuschränken, entgegengetreten bin, glaube ich übrigens nichts als meine Pflicht als Volksvertreter gethan zu haben, welcher doch nach der Reichsverfassung der Vertreter des gesammten Volkes sein soll und nicht dazu da ist, um Gesetze zu Gunsten einzelner bestimmter Kreise im Staate zu machen".

Das sind Wahrheiten, wie sie in Deutschland seit Wilhelm von Humboldt stets geistiges Eigenthum des echten Liberalismus gewesen sind; aber schon seit langem sind wir es nicht mehr gewohnt, daß solche Wahrheiten von einem Politiker, der nicht der liberalen Partei angehört, ausgesprochen werden. Das verdient bemerkt zu werden.

Daß dieser Politiker gleichzeitig ein Prinz und der Sohn des Reichskanzlers ist, erscheint überdies interessant. Diese Thatsache erinnert von Neuem daran, daß bei uns in Deutschland nicht die Grandseigneurs die Führer jeder Art von Reaktion sind. Unter ihnen gibt es eine ganze Reihe vorurtheilsloser und aufgeklärter Herren. Wir leiden vor Allem unter dem Kleinadel, dem Junkerthum, das zu ungebildet ist, um moderne Verhältnisse mit weitem Blick überschauen zu können, und zu reducirt in seinen Vermögensverhältnissen, um einer anderen Politik als der für den eigenen, ewig leeren Geldbeutel zugänglich zu sein. Und diese Macht an Unbildung und an beutegierigem Egoismus ist es gleichwohl, die noch immer ganz wesentlich die Geschicke eines modernen Großstaates zum Schaden der gesammten Entwicklung zu beeinflussen vermag; und zwar wie man annehmen kann — auch wenn der Brief des Prinzen Alexander nicht vorläge — sogar gegen den Willen einer ganzen Reihe von Vertretern in der jetzigen Regierung, den Reichskanzler eingeschlossen.

Für die Beurtheilung der politischen Lage ist freilich eine solche Auffassung ziemlich gleichgültig; denn ob eine Regierung aus innerer Ueberzeugung reaktionären Maßregeln zustimmt oder ob sie aus politischer Berechnung nur einem von außen kommenden reaktionären Drucke nachgibt, das ist für den Effekt ganz gleich. Eines jedoch kann der Liberalismus aus solcher Erscheinung herauslesen. Die Ansichten, die er vertritt, entsprechen so unbedingt der Natur des modernen Staates, daß eine sich ihrer Verantwortung bewußte Regierung weit von den Grundsätzen des Liberalismus auf die Dauer nicht abweichen kann. Das hat sich zur Zeit des Grafen Caprivi gezeigt, der als liberaler Politiker gewiß nicht die Geschäfte übernommen hat; das zeigt sich auch zur Zeit des Fürsten Hohenlohe. Freilich — seine Politik war leider von Anbeginn an ein Kompromiß und ist es geblieben zwischen besserer Einsicht, die den einen Weg zu wandeln wünscht, und schwacher Nachgiebigkeit, die den agrarisch reaktionären Weg zu gehen gezwungen wird.

Assessor Wehlan hat durch Hiebe mit der Flußpferdpeitsche — die einen sagen 50 Hiebe, die andern 80, Herr Wehlan selbst behauptet 20 Hiebe, was auch nicht gerade eine kleine Zahl ist, Geständnisse erpreßt; Herr Wehlan hat andere Uebelthäter mit der Flußpferdpeitsche — „bis es durchkommt" — gleichfalls peitschen und bei Wasser und Bananen einsperren lassen, damit auch sie ein Geständniß ablegen; Herr Wehlan hat dann wegen Diebstohls, und wegen Nichtbezahlung von Privatschulden und zwar in

18 Fällen mit der Flußpferdpeitsche 10 bis 50 Hiebe austheilen lassen; ein Polizeisoldat, der nicht rechtzeitig zum Appell kam, wurde die kurze Zeit von 20 Tagen in Ketten gelegt und erhielt die beliebten 20 Hiebe; 20 Hiebe erhielt auch der Schiffskoch, weil er ein Huhn gestohlen hat; ein Dolmetscher bekam aus ähnlichem Anlaß Hiebe und wurde nur darum nicht über Bord geworfen, weil der Kapitän sich weigerte, den Mann auf diese Weise zu tödten; Herr Assessor Wehlan machte darauf den Vorschlag, den Dolmetscher angebunden über Bord zu werfen, aber auch das war der Kapitän so unfreundlich zu verhindern, weil solche Prozedur gleichfalls einem Morde gleich kommen würde. Herr Wehlan hat endlich einen Koch, der einen Gefangenen zur Flucht verholfen hat, und zwei andere Gefangene, — soweit ersichtlich, nur weil der dritte Genosse geflohen war, tödten lassen; die Prozedur geschah in einer Weise, daß am andern Morgen die beiden Gefangenen und der Koch mit durchschnittenen Hälsen, aufgeschlitzten Bäuchen und abgeschlagenen Köpfen dalagen. Diese Thatsachen gelangten bei der Revision zur Kenntniß und Aburtheilung vor die höchste richterliche Instanz für Beamte, vor den Kaiserlichen Disciplinarhof in Leipzig.

Würde man aus Onkel Toms Hütte ein Paar der furchtbarsten Kapitel daraufhin untersuchen, ob sie ärgere Scheußlichkeiten enthalten, als jene, welche Herrn Assessor Wehlan zur Last gelegt werden, wir glauben, die Anklageschrift würde nicht gerade weit hinter jenen Romanschilderungen zurückstehen, die einmal die Welt in Schrecken und Empörung versetzt haben. Es gibt ja nun glücklicherweise auch heute in Deutschland Leute, die solchen Empfindungen bei der Feststellung solcher Thatsachen zugänglich sind. Unsere oberste Disziplinarbehörde kam jedoch zu dem Ergebnisse, daß Herrn Wehlan im Wesentlichen nichts als die Erpressung von Aussagen vorzuwerfen sei, und eine solche Erpressung mit der Flußpferdpeitsche sei hinlänglich gesühnt durch eine Geldstrafe von 500 Mark und die Versetzung in ein anderes Amt. So die Disziplinarbehörde, während das auswärtige Amt, wie hervorzuheben, einen Standpunkt vertreten hat, der mit dem der öffentlichen Meinung durchaus identisch ist.

Wenn man nun den Gegensatz zwischen dem öffentlichen Empfinden und zwischen der Auffassung des kaiserlichen Disziplinarhofes kurz feststellen wollte, so könnte man einfach sagen: Das öffentliche Empfinden in Deutschland ist der Ansicht, daß Neger auch sozusagen Menschen seien, die daher nach den Begriffen allgemeiner Menschlichkeit zu behandeln sind; der Disziplinargerichtshof vertrat dagegen durch sein Urtheil den Standpunkt, daß Neger behandelt werden dürfen, wie Herr Wehlan es in zahlreichen Fällen ungestraft gethan hat. Eine solche Behandlung hielten auch die Sklavenbarone der Südstaaten von Amerika für unentbehrlich; Prügel, „bis es durchgeht“, das heißt, bis Blut fließt; das war auch dort die übliche Behandlung für die Schwarzen.

Soweit wir beobachten können, gibt es in Deutschland über die Haltung des Disziplinargerichtshofes in dieser Frage nicht sehr verschiedene Urtheile.

Psychologisch war bei den Verhandlungen nach eines bemerkenswerth. Als Herr Assessor Wehlan sich erhob, um seine Vertheidigung nach Beendigung des Beweisverfahrens nochmals zu führen, brach er wiederholt in Thränen aus. Dieses Bild des thränenreichen Angeklagten, das bei uns nicht mehr zu den Seltenheiten gehört, paßt vortrefflich zu dem vorausgegangenen Leben des Herrn Wehlan. Thränen, als die Verantwortung für die eigenen Thaten heranzieht, und kalte Gleichgültigkeit, wenn einem Schwarzen unter den Streichen der Flußpferdpeitsche die Haut in Fetzen geht, und ein „Sich-nicht-kümmern“, wenn eine von einem Deutschen befohlene Exekution gegen Gefangene und den Koch ausgeführt wird nach den Regeln — afrikanisch-kannibalischer Gewohnheit. Diese Rührseligkeit für sich und diese Schneidigkeit für andere gehört auch als ein Strich zum Bilde jener modernen Schneidigkeit, von dem immer neue Typen sich zeigen.

Es fragt sich nun, was soll mit Herrn Assessor Wehlan geschehen, der mit fünfhundert Mark bestraft wurde, mit so viel, wie man für eine unbedeutende Wortbeleidigung unter Umständen erhalten kann, und der gleichzeitig in ein anderes Amt versetzt werden soll.

Es sagt das „Gesetz, betreffend die Rechtsverhältnisse der Reichsbeamten“ in seinem § 10:

„Jeder Reichsbeamte hat die Verpflichtung . . . durch sein Verhalten in und außer dem Amte der Achtung, die sein Beruf erfordert, sich würdig zu zeigen.“

In dem vorliegenden Falle hat nach der Auffassung der Reichsregierung Herr Wehlan diese Achtung verwirkt; der gleichen Ansicht ist die öffentliche Meinung; da der Gerichtshof den entgegengesetzten Standpunkt vertritt und rechtlich endgültig zur Geltung gebracht hat, so bleibt aus diesem traurigen Dilemma nur ein Ausweg.

Nimmt Herr Wehlan nicht den Abschied, so gebe man ihm das Gehalt, das er beanspruchen kann, doch ohne ihn dienstlich zu verwenden. Dann mag Herr Wehlan als Reichsstipendiat leben; das verdankt er dem Urtheil des kaiserlichen Disziplinarhofes, gegen das es ein Rechtsmittel nicht mehr gibt. Diesen geringen Verlust an Geld kann man in Deutschland leichter verschmerzen, als das Urtheil selbst; nicht zu verschmerzen aber wäre es, wenn einer dieser Civilisatoren mit der Flußpferdpeitsche, der gemäß den Worten des Vertreters des auswärtigen Amtes Rose, „eine Grausamkeit und Rohheit bekundete, wie man sie von einem gesitteten Menschen nicht für möglich halten sollte“, wieder als Repräsentant der Staatsgewalt in irgend einer Stellung in Deutschland fortamtiren würde.

Herr von Ploetz läßt sich Vertrauensvoten von seinen Getreuen zur Verfügung stellen, und veröffentlicht sie in dem Bundesorgan, der „Deutschen Tageszeitung“. Die Verhandlungen im Reichstag über seine Terminspekulationen waren ihm erklärlicher Weise unangenehm, und ebenso unangenehm ist ihm augenscheinlich ein Flugblatt des „Schutzverbandes gegen agrarische Uebergriffe“, welches das Ergebniß jener Verhandlungen im Reichstag zusammenfaßt, welches in Tausenden von Exemplaren im Lande verbreitet wird, und das, wie wir hören, den Bündlern manche ungelegene Anfrage einbringt. So votirt man denn Herrn Ploetz sein Vertrauen und seine Entrüstung jenen, die entweder den Nachweis erbrachten oder die den Nachweis verbreiteten, daß Herr von Ploetz sich an den großen „Beutezügen der Börse“, die er bekämpft und als solche bezeichnen läßt, heimlich selbst betheiligte.

Solche Vertrauensvoten erhielt seiner Zeit auch Herr Ahlwardt und Herr von Hammerstein und Herr Stöcker und solche Vertrauensvoten beweisen immer nur eins. Sie sind dann nothwendig, wenn das Vertrauen zu einer Person ins Schwanken gerathen ist oder ins Schwanken zu gerathen droht. Auch ohne solche deutlich sprechenden Zeugnisse aber ist es bekannt genug, daß der Boden unter den Füßen des Herrn von Ploetz nicht mehr fest ist.

Freilich über einen Punkt kann man sich nicht täuschen; daß dieser politische Cato doch nicht ganz catonenhaft ist, das würde ihm wenig schaden, wenn er nur intelligent genug wäre, seinen Auftraggebern den verlangten und versprochenen Nutzen zuzuwenden. Aber wie das Zuckersteuer- und das Börsengesetz beweisen, reicht dazu weder die Weisheit des Herrn von Ploetz, noch des Herrn Klapper, noch des Dr. Ruhland, noch des Herrn Gamp, von Arnim, Grafen Mirbach und der Anderen dieser Art aus; und das verzeiht man schwerer.

In Löwenberg-Greiffenberg ist der Kandidat der Freisinnigen Volkspartei mit dem Kandidaten des Bundes der Landwirthe in eine aussichtsvolle Stichwahl gelangt. Wir hoffen zuversichtlich, daß auch in diesem Falle, wie in Kolberg-Köslin, Herford, in Eisenach, in Ruppin-Templin das Agrarierthum sich eine Niederlage holen wird.

In Belgien haben die Wahlen den Liberalen eine schwere Niederlage, den Klerikalen Verluste und den Sozialisten einen ungeahnten Aufschwung gebracht. Diese Entwicklung ist politisch in hohem Grade interessant und zwar nicht nur für Belgien. Sind die Stichwahlen vorüber, so wird man das belgische Problem, das seine nicht geringe internationale Bedeutung hat, eingehend prüfen müssen.

Deutlich ist heute schon eins. Die Schuld des belgischen Liberalismus liegt darin, daß er die Arbeitermassen politisch zu erziehen, nicht vermocht hat; die Folge ist, daß der Liberalismus zwischen den aufstrebenden ungebildeten Massen auf der einen Seite und dem Klerikalismus auf der anderen Seite so gut wie zermalmt wurde. Auch für andere Staaten ergibt sich daraus eine Lehre; ein Liberalismus, der sich prinzipiell feindlich zur Arbeiterbevölkerung stellt, ist nicht mehr denkbar; der Bourgeois-Liberalismus der dreißiger und vierziger Jahre, so groß seine Verdienste einmal waren, ist endgültig zum Tode verurtheilt, und die Zukunft wird aller Wahrscheinlichkeit nach einer Richtung gehören, die das Utopische des Sozialismus abstreift und die zugleich die bourgeoismäßige Angst vor den Massen verloren hat. Diese Evolution zu politischer Vorurtheilslosigkeit ist aber heute und morgen nicht erreicht.

In Creta scheint man langsam wieder zur Ruhe zu gelangen. Die Mächte blieben einig, und es gelang ihnen, die Türken wie die Insurgenten zu verständiger Nachgiebigkeit zu bringen. Ist damit auch nicht viel erreicht, so ist doch der Augenblick gerettet, bis dann ein neuer Stoß den Prozeß der Abbröckelung türkischen Besitzes weiter fördert.

In Chicago tagen die Demokraten, um ihren Kandidaten für die Präsidentschaft zu ernennen. Die Anhänger der freien Ausprägung von Silber werden augenscheinlich auf der Konvention in Chicago den Sieg erringen. Dieser Sieg ist hoffentlich eine Niederlage bei der schließlichen Wahl.

Interessant ist es, welche Stellung unsere Landsleute drüben in der Währungsfrage einnehmen. In Erkenntniß der Bedeutung des Währungsproblems haben sich die Deutschen, sowohl aus der republikanischen wie aus der demokratischen Partei, zu einer German-American Sound Money League zusammengeschlossen; wir wiesen bereits hierauf hin, und diese Ligua hat nun festgestellt, daß von 581 deutschamerikanischen Zeitungen 499 für reine Goldwährung, 39 für den Bimetallismus oder für freie Silberprägung und 43 in ihrer Haltung zweifelhaft sind; ferner daß 90 Prozent der deutschen Stimmen für Goldwährung sind, und daß diese sich unter allen Umständen jenem Kandidaten zur Verfügung stellen werden, der in der Währungsfrage die nöthige Garantie bietet, gleichgültig ob er der republikanischen oder der demokratischen Partei angehört. Bei unseren Landsleuten drüben, die einen so starken Bruchtheil der Intelligenz in den Vereinigten Staaten ausmachen, würden also die Grafen Kanitz und Mirbach und Herr v. Kardorff wenig Glück machen.

Für die Franzosen beginnen in Madagaskar jetzt von Neuem die kolonialen Annehmlichkeiten. Die Eroberung der Insel bestand bekanntlich darin, daß die französischen Truppen unter Ueberwindung großer, durch die Natur geschaffener Schwierigkeiten ihren „Siegeszug" bis zur Hauptstadt der Insel vollendeten, ohne jemals auch nur ernst an den Feind gekommen zu sein. Jetzt taucht dieser Feind von Neuem auf und zwar in schlimmerer Gestalt als Verschwörer und als Guerillas, so daß auch in Madagaskar sich die alte koloniale Erfahrung bestätigen wird, daß die größten Schwierigkeiten erst nach der „Eroberung" beginnen.

* * *

Zur Philosophie des Bäckerstreites.

I.

Seit geraumer Zeit wird in der Presse ein Schriftwechsel zwischen dem Kurator der Universität Bonn, Dr. von Rottenburg, und einigen Mitgliedern des preußischen Abgeordnetenhauses geführt, unter denen ich Herrn Möller als den hervorragendsten nenne. Der Streit ward veranlaßt durch die Verordnung, welche die preußische Regierung zur Regelung der Arbeit in Bäckereien erlassen hat. Die Stellung, welche die Mehrheit des Abgeordnetenhauses in der Sache einnahm, die Kritik, welche sich daran knüpfte, hat den ehemaligen Vorsitzenden der Kommission für Arbeiterstatistik, auf deren Gutachten die Maßregel zurückgeführt wird, aus der Beschaulichkeit seines akademischen Ruhepostens herausgelockt. So interessant die ganze hieraus erfolgte Auseinandersetzung sein mag, so ist es nicht der konkrete Gegenstand dieser Meinungsverschiedenheit, welcher mich veranlaßt, sie hier zur Sprache zu bringen. Ich kann in der Bäckerordnung nichts prinzipiell anstößigeres finden, als in hundert anderen früheren Datums. Dagegen finde ich am Ende der letzten von Herrn von Rottenburg unter dem 24. Juni (Nr. 408 der „National-Zeitung" 3. Ausgabe) an die Redaktion gerichteten Zuschrift einige Schlußsätze von prinzipieller Tragweite, welche in wenigen Sätzen und an einigen flagranten Beispielen den Kardinalpunkt des größten gesetzgeberischen Problems unserer Zeit und namentlich unserer dermaligen deutschen Gesetzgebungspolitik scharf herauskehren. Und da ich die Stellung, welche Herr von Rottenburg in dieser großen Prinzipfrage einnimmt, für unrichtig halte, so folge ich um so lieber der Neigung, Widerspruch gegen ihn zu erheben, als man nicht leicht heutzutage einen, wenn ich das Wort im harmlosen Sinn gebrauchen darf, Gegner findet, dessen geistige Höhe und Freiheit mehr zur Auseinandersetzung über Fragen dieser Art verführen können.

Es handelt sich, um es gleich mit einem Wort zu sagen, um die alte Frage der Grenzen der Staatsgewalt, hier im Besonderen in der wirthschaftlichen Gesetzgebung.

Um zu verstehen, wie so Herr von Rottenburg dazu gelangte, am Schluß des erwähnten Schreibens sein prinzipielles Glaubensbekenntniß, eben das, an welchem ich Anstoß nehme, niederzulegen, muß man wissen, daß die an der Bäckerordnung geübte Kritik u. a. dem angeblich zu weit gehenden sozialistischen Charakter derselben galt; daß ihr vorgeworfen ward, wie die Kritiker sich mehrfach ausdrückten, „sie spiele mit dem Feuer". Hier setzt der Angegriffene ein, um zu zeigen, daß jedenfalls die Angreifer diesen Vorwurf, wenn es einer wäre, nicht minder verdienten. Und darin hat er sicherlich recht. Wenn die Gesetzgebung über ihre wahren Grenzen hinausgreift, indem sie, um die Bäckergesellen zu schonen, den Bäckermeister im freien Betriebe seines Gewerbes stört, so macht sie sich dieses Vergehens ebenso, oder wie der Angegriffene schreibt, noch viel mehr schuldig, indem sie auf Ansuchen der Agrarier und Nationalliberalen die viel tiefer eingreifenden Beschränkungen des Börsen- und Gewerbegesetzes einführt. So weit muß man Herrn von Rottenburg unbedingt zustimmen. Die Bedenklichkeit seines Bekenntnisses fängt erst an, da wo er zwar seinen Kritikern ihre Inkonsequenz nachweist, aber nur um ihnen danach einzuräumen, daß gegen ihr gesetzgeberisches Verfahren im Prinzip nichts einzuwenden sei. Das Börsengesetz und die Gewerbenovelle seien mindestens ebenso sozialistisch und spielten daher nicht weniger mit dem Feuer als die Bäckerordnung, aber, fügt er ausdrücklich hinzu, im Prinzip sei gegen das eine so wenig einzuwenden, wie gegen das andere. Hier unterläßt er natürlich nicht, den Antrag Kanitz herbeizuziehen als das stärkste, was bis jetzt an sozialistischer — wenn auch natürlich aristokratisch sozialistischer — Tendenz geleistet worden sei. Aber um seine volle Anerkennung des Prinzips zu stabiliren, fügt er ausdrücklich hinzu, daß er die Berechtigung auch des Antrags

Kanitz im Grundsatz anerkenne, wenn schon er ihn aus praktischen Rücksichten verwerfe.

Hier eben möchte ich Widerspruch erheben, und um so mehr, wenn ich die Gründe lese, auf die sich jene prinzipielle Erklärung stützt. Der größeren Deutlichkeit wegen sei hier der Text des Herrn von Rottenburg wörtlich wiedergegeben:

„Vor wenigen Monaten haben die beiden konservativen Parteien mit sehr wenigen Ausnahmen ein Votum zu Gunsten des sog. Kanitz'schen Antrages abgegeben. Letzterer läuft nun ganz offenkundig auf einen staatlichen Eingriff in das wirthschaftliche Leben hinaus, wie er seit den bekannten Dekreten Robespierre's gegen den Getreidehandel in den Jahren 1793—94 schärfer niemals versucht worden ist. In dem Kanitz'schen Antrag wird an den Staat die Forderung gestellt, zu Gunsten einer einzelnen Gesellschaftsklasse eine Vorspannleistung zu übernehmen, durch welche zweifellos andere Klassen belastet würden. *Ich halte das Prinzip des Antrages für unanfechtbar*; gegen die Nutzanwendung desselben lassen sich meines Erachtens Zweifel geltend machen. Das Prinzip, daß der Staat berechtigt und verpflichtet sei, auch auf Kosten der wirthschaftlichen Freiheit anderer Stände der nothleidenden Landwirthschaft zur Hilfe zu kommen, gebe ich bereitwilligst zu. Andererseits halte ich mich wieder auch befugt, Jedem, welcher für den Kanitz'schen Antrag eintritt, das Recht abzusprechen, gegen den minimen Eingriff in die wirthschaftliche Freiheit, als welchen sich die Bäckereiverordnung darstellt, den Einwand zu erheben, das sei ein Spiel mit dem sozialen Feuer".

Die Gegensätze sind hier ganz richtig klar gestellt. Der Antrag Kanitz ruht auf der Grundlage gewaltsamen Eingriffs in das Eigenthums- und Erwerbsrecht, aber seine Anhänger wissen das nicht oder wollen es nicht wissen. Die Bäckereiverordnung befindet sich in derselben Lage, nur gibt sich Herr von Rottenburg, der sie vertheidigt, keiner Täuschung über ihren Charakter hin, er billigt ihn. Er findet in beiden etwas gemeinsam Sozialistisches. Das ist jedenfalls die bessere Wahl. Aber um keinen Wortstreit zu führen, soll das Wort sozialistisch, welches eine viel weiter gehende Bedeutung einschließt, bei Seite gelassen werden. Bleiben wir bei der Sache, wie sie hier vorliegt und von ihrem Vertheidiger selbst bezeichnet wird. Ob die Bäckereiverordnung gut oder schlecht sei, lassen wir hier auch unentschieden. Sie ist gewiß nicht sozialistischer als der Zwang der Sonntagsruhe. Was uns allein interessirt, ist die von Herrn von Rottenburg unbedingt aufgestellte Theorie, der Staat dürfe in die wirthschaftliche Freiheit einiger oder der meisten Klassen eingreifen um anderen Klassen zu nützen. Dieser Satz wird bedingungslos verkündet. *Es werden ihm gar keine Grenzen gezogen.* Wie weit der Gesetzgeber in der Beschränkung der wirthschaftlichen Selbständigkeit der Einen zum wirklichen oder imaginären Vortheil der Anderen gehen kann, dafür gäbe es also gar keinen Anhaltspunkt. Die einzige Grenze läge in der Willkür der Gesetzgebung also der Hauptsache nach in der Entscheidung durch Majorität. Ich glaube, selbst das sozialistische Prinzip geht so weit nicht. Denn hier wird absolut die Machtlosigkeit der Minderheit proklamirt. Eingriff in die wirthschaftliche Freiheit heißt Eingriff in die Selbsterhaltung, mehr oder weniger ins Leben. Schon jetzt ist die Wirkung vielfach Vernichtung von Existenz, Vertreibung aus dem Wohnsitz, aus der Heimath, um anderwärts Ersatz zu suchen. Es ist auch nur Zufall, daß hier gerade nur die wirthschaftliche Freiheit zur Sprache kommt Das Prinzip läßt sich ebenso auf alles andere anwenden. Das Fazit ist: es gibt für die Gesetzgebung gar kein Recht, es gibt nur Majoritätsbeschluß. Ist der Satz meines Erachtens schon an sich horrend, so darf man besonders über ihn stutzen, zu einer Zeit, wo der Glaube an die Weisheit der Majoritäten vielleicht mehr erschüttert ist als er es je gewesen. Nicht ohne guten Grund stellt Herr von Rottenburg neben den Antrag Kanitz die Dekrete Robespierre's. Das war allerdings die Aera der unbedingten Herrschaft wahrer oder fiktiver Mehrheitsbeschlüsse — wer kann hier zwischen wahrhafter und fiktiver Mehrheit eine erkennbare Grenze ziehen? Aber jene Aera soll doch gewiß nicht als der normale Staatszustand hingestellt werden? Vom englischen Parlament heißt es, es könne Alles, nur nicht aus einem Mann ein Weib machen, also die Natur zieht ihm ihre Grenzen. Aber wird das Parlament sich dazu bekennen, daß es jedes Recht beugen dürfe? Die Verfassung der Vereinigten Staaten hat der extravaganten Anwendung des Majoritätsprinzips einen Riegel vorgeschoben, indem sie einen Staatsgerichtshof einsetzte, der unberechtigte Gesetzgebungsakte für nichtig erklären kann. Allerdings müssen, damit solches möglich sei, in der Verfassung selbst Grundsätze aufgestellt sein, die für unverletzlich gelten

Gibt es nun nicht solche ungeschriebener Art?

Das wäre in der That schlimm.

Wenn eingestandener Maßen jeder Staatsangehörige davor bewahrt sein soll, Leben oder Freiheit oder Eigenthum anders zu verwirken, als sofern der Richter ihn einer Schuld wegen dazu verurtheilt, so muß es eine Grenze geben, über welche die Mehrheitsbeschlüsse nicht Leben, Freiheit oder Eigenthum aufheben können. Diese zu bestimmen ist die Aufgabe, nicht sie als gar nicht bestehend zu erklären. Soll z. B. gelten, daß durch Mehrheitsbeschluß auch die Hörigkeit in Deutschland wieder eingeführt werden könne oder Glaubenszwang? Eine reaktionäre Revolution könnte es ja wohl, aber der normale Rechtsstaat, der Deutschland sein will, wird das nicht beanspruchen. Was die Kanitz und Genossen wollen, ist doch nur eine moderne Art Hörigkeit wieder einführen — quia sum leo, weil sie der wichtigste Bestandtheil der Nation seien. Die Löwen finden nicht Futter genug, folglich müssen sie auf allgemeine Kosten gefüttert werden. Wenn sie satt sind, versprechen sie es wiederzugeben. Das Nehmen ist sicher, das Wiedergeben dürfte auf sich warten lassen.

Der Staat kann jedes Opfer von seinen Angehörigen verlangen. Er schickt sie in die Schlacht, in Todesgefahr. Aber wofür? Nur für ideale Zwecke, für die Erhaltung des Vaterlandes in seinen Grenzen oder seiner Ehre. Dem großen, idealen abstrakten unsterblichen Ganzen gegenüber darf die sterbliche Existenz des Einzelnen vernichtet werden. Aber den Vortheilen anderer Nebenmenschen gewiß nicht von Gesetzes wegen. Wenn also keine Mehrheit beschließen kann, es sollen so und so viele Menschen jährlich todtgeschossen werden damit die Getreidepreise steigen (der Zusammenhang wäre logisch nicht schwerer zu finden als beim Verbot des Terminhandels), so muß eine Grenze zu finden sein für das Recht des Eingriffes in die Sphäre der Einen zu Gunsten der Anderen. Auch Zahlenverhältnisse können hier nicht entscheiden. Wenn Einer geopfert werden soll, weil hundert andere sich Nutzen davon versprechen, so kann er mit Fug und Recht einwenden: meine Existenz hat für mich genau so viel Werth wie für jeden der Hundert die seine.

Wenn dem Einen ein Stück Eigenthum abgenommen werden soll zum besten des Anderen, der es besser verdient, so ist das nicht ebenso schlimm, als wenn er todtgeschlagen werden soll, aber im Prinzip ist es derselbe Eingriff in das Grundrecht, so lange der Staat auf dem Prinzip des Eigenthums als des Lebenselements ruht. Der Antrag Kanitz ist nur eine gröbere Form der Eigenthumsentziehung zum Nutzen des Einen auf Kosten des Anderen. Um sich Mitinteressenten zu schaffen, welche zu expropiirenden Mehrheitsbeschlüssen nöthig sind, wird jetzt eine neue Kategorie ins Treffen geschickt: *der Mittelstand*, ein hübscher Begriff, welcher noch auf seine Definition wartet. Vielleicht könnte man ihn dahin definiren: er besteht aus allen denen, die nicht wollen, daß Andere ihren Nebenmenschen sich nützlicher machen als sie. Der Mittelstand, das sind die Löwen zweiter Klasse. Auch sie erklären, sie seien die unentbehrlichsten Geschöpfe im Staate, und daher müßte ihnen das Recht der Anderen geopfert werden. Auf diese Weise kommen immer mehr Majoritäten zu Stande, die ihr Wohlbehagen für so wichtig erklären, daß Andere ihr Wohlbehagen, d. h. ihr bereits besessenes oder noch zu erwerbendes Eigenthum für sie preiszugeben haben. An die Stelle der Grundlagen des Staats tritt dann der Zufall und die Geschicklichkeit der Majoritätskombinationen.

Man thut dem Sozialismus Unrecht, wenn man diese Methode ihm in die Schuhe schiebt. Der Sozialismus bekämpft das Eigenthum (einstweilen nennt er es Kapital), aber er will es abschaffen und für Alle. Dagegen die neueste Methode des Eingriffs in die wirthschaftliche Sphäre der Einen zum besten der Anderen hält das Eigenthum aufrecht und setzt das Beraubungsrecht daneben. Insofern allerdings spielt sie mit dem Feuer, als sie den Menschen den Gedanken nahe legt: der Sozialismus ist gerechter als die neueste Gesetzgebung

II.

Eine überaus bezeichnende Konsequenz dieser falschen Gesetzgebungspolitik zeigt sich darin, daß, wie die Freiheit und die Interessen einer Kategorie von Staatsangehörigen den Prätensionen anderer geopfert werden, so auch jede Art von Thätigkeit und Einrichtung nicht mehr nach dem Maßstab ihrer eigenen besten und zweckmäßigen Verfassung, sondern nach dem Bedürfniß und den Interessen der anderen, herrschenden bestellt werden soll. Man darf nicht fragen: wie wird diese oder jene Funktion der privaten oder öffentlichen Thätigkeit ihrer Bestimmung am meisten gerecht? sondern: wie wird sie so betrieben, daß sie der anderen, jetzt der Landwirthschaft, am meisten nützt? Es springt in die Augen, daß damit die Lebenseinrichtungen verzerrt und verstümmelt werden. Die Volksernährung soll nicht so betrieben werden, daß sie am besten nährt, sondern so, daß sie den Landwirthen, d. h. gewissen Landwirthen, mehr einbringt Allmählich ist das Prinzip sozusagen vom Staat anerkannt worden Es wird immer mehr ausgedehnt und nur schwache Barrieren trennen uns im Geiste der Regierung von seiner schrankenlosen Anwendung Wie ein gutes Geldwesen eingerichtet werden soll, darf nicht nach dem Wesen des Geldes geprüft werden, sondern einzig nach der Frage: welchen Profit haben die Landwirthe davon? Ebenso ein gutes Bankwesen. Neuerdings, bei der Verhandlung über das bürgerliche Gesetzbuch, sollte sogar in dieses die Gefräßigkeit hineingreifen. Die Bestimmung über die Sicherheit der Mündelgelder sollte sich danach richten, ob die Besitzer landwirthschaftlicher Pfandbriefe einen Vortheil davon hätten. Mit der Naivetät, welche diesen banausischen Cynismus auszeichnet, variirten die agrarischen Redner das Thema: Was nützt mir die Sicherheit der Minderjährigen, wenn die Landwirthschaft keine Vortheile davon hat? Und der preußische Landwirthschaftsminister ergriff schnell die Gelegenheit, um Balsam in die Wunden zu gießen, welche der Bankpräsident bei Vertheidigung seines Instituts gegen die nämlichen heillosen Prätensionen der agrarischen Empfindlichkeit geschlagen hatte. Die Beispiele ließen sich verzehnfachen. Und, einmal das Prinzip eingeräumt, wo ließe sich Halt machen? Man könnte ja auch die Armee so einzurichten suchen, daß sie nicht in erster Linie der Schlagfertigkeit, sondern der Landwirthschaft diente. Ja, eine ganz kleine Konzession ist diesem Geiste eigentlich schon gemacht. Die Kriegsminister halten sich von Rechtswegen für verpflichtet, den Bedarf an Cerealien so weit möglich mit Umgehung des Handels direkt beim Produzenten zu kaufen. Ist dieses Verfahren aus der Erkenntniß hervorgegangen, daß der Konsument am besten fahre, wenn kein Handel bestehe, daß der Handel ein Hinderniß des Verkehrs sei? Gewiß nicht. Solch dummes Zeug glauben die gescheiten preußischen Kriegsminister nicht. Nein, sie stellen sich eben auf den agrarischen Standpunkt, daß bei der Ernährung von Mann und Roß nicht bloß danach gefragt werden müsse, wie das am besten und billigsten geschehe, sondern wie es dem Landwirth am meisten eindringe. Sie hatten das für ihre heilige Pflicht, weil vor Allem die Landwirthschaft gehoben werden muß. Man könnte so auch zu der Folgerung kommen, daß die Kasernen nicht aus Stein, sondern aus Holz erbaut werden müßten, um die Holzpreise zu heben. Man könnte das auch auf die Spitäler anwenden, und, wenn es der Mühe werth wäre, müßte man auch die Pharmakopöe darauf untersuchen, ob statt so vieler ausländischer Arzneimittel, nicht solche verordnet werden müßten, welche unsere Landwirthe produziren. Es liegt Alles in derselben Linie.

Was bei solcher Verzerrung der Dinge in sachlichen Einrichtungen in die Augen springt, ist genau dasselbe, was bei der Unterdrückung der einen Menschenklasse zum Vortheil der anderen vor sich geht. Wenn es der Gesammtheit wohlgehen soll, muß jeder einzelne menschliche Organismus nach seinem eigenen Zweck und Maßstab zum Recht kommen. Die Abwägung, wer verlangen könne, daß sein Wohl mehr werth sei, als das der anderen, führt in seiner Konsequenz zum Rechte des Sklavenhaltens. Die Tradition der Leibeigenschaft schläft noch auf dem Grunde des agrarischen Herzens.

Das Verlangen nach gleichem Recht auf individuelle Freiheit entspringt nicht aus naturrechtlicher Ueberspanntheit. Es geht von dem Gesichtspunkt aus, daß an dieser individuellen Gleichheit Staat und Gesellschaft selbst das höchste Interesse haben. So haben es die Staatsphilosophen aufgefaßt, welche sich gegen die unbegrenzte Macht der Gesetzgebung aussprachen, von Locke bis W. v. Humboldt zu John Stuart Mill. Nur die Rousseau-Robespierre'sche Theorie setzt der Macht der Gesetzgebung keine Schranken. Das Bedürfniß den Gegner zu diskreditiren, hat die Phraseologie von dem herzlosen Manchestermann und der mitleidlosen Freiheit großgezogen. Die Anhänger des individuellen Rechtes gehen nicht von abstrakten philosophischen Rechtstheorien aus, sondern von der Erkenntniß, daß die Gesellschaft aus einzelnen Menschen besteht und daß sie um so besser bestellt ist, je mehr jeder einzelne Kopf nach seinem Sinn und mit seinen Armen thätig sein kann Quanto magis unusquisque homo suum sibi utile quaerit, tanto maxime omnes homines sibi invicem utiles erunt, schrieb schon Spinoza, von welchem selbst der Bund der Landwirthe nicht wird behaupten können, daß er dem Mammonismus gefröhnt habe. Oder vielleicht doch!

Herr von Rottenburg hat ein Werk über den Begriff des Staates geschrieben, von welchem nur der erste Band erschienen ist, weil der Verfasser durch seine praktische Laufbahn in seiner schriftstellerischen Thätigkeit unterbrochen wurde. Er ist darin nur zur Behandlung der französischen Physiologen und Philosophen bis zum Jahr 1789 gekommen. Es wäre zu wünschen, daß unter der Gunst der akademischen Sphäre dieses Werk jetzt fortgesetzt würde, und der Verfasser wird es mir gewiß nicht verübeln, wenn ich daran den Wunsch knüpfe, daß die eingehende Behandlung des Themas von den Grenzen des Staats nicht Wasser auf die Mühle des Bundes der Landwirthe führe. Ich möchte den Herren gerade diese Unterstützung und Freude nicht gönnen.

Interlaken, Ende Juni 1896.

L. Bamberger.

Das bürgerliche Gesetzbuch.

Seitdem zum ersten Male das Verlangen nach Erlaß eines einheitlichen bürgerlichen Gesetzbuches ausgesprochen ward, sind zweiundachtzig Jahre vergangen, und der Mann, der es ausgesprochen hat, verdient bei dieser Gelegenheit genannt zu werden. Es war der Heidelberger Jurist Thibaut, damals ein bei den Studenten beliebter Lehrer, dessen Wirken aber in der Wissenschaft keine tiefen Spuren hinter lassen hat. Er war ein Kind der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, ohne besondere philosophische Tiefe und noch mehr ohne ernsten geschichtlichen Sinn; ein Mann, der mehr Neigung für die Musik, als für juristische Haarspaltereien hatte. Ihm war das Recht nichts als ein Apparat, um den Frieden unter den Menschen aufrechtzuerhalten und ihm kam in edler Naivität der Gedanke, wie schön es wäre, diesen Apparat in Deutschland zu vereinfachen. Um die

Schwierigkeit der Durchführung machte er sich keine Gedanken.

Ihm trat Savigny gegenüber, der glänzende Rechtshistoriker und später ein kläglicher Justizminister; er führte den Beweis, daß unsere Zeit keinen Beruf zur Gesetzgebung habe. Nach seiner Auffassung war ein Jurist ein Mann, der die Räthsel der Vergangenheit ergründen und nicht den Bedürfnissen der Zukunft vorsorgen soll. Wäre diese Schrift Savignys die Veranlassung gewesen, daß damals das bürgerliche Gesetzbuch nicht zu Stande kam, so hätte der Urheber dieser Schrift eine schwere Verantwortlichkeit auf sich geladen. Aber man darf ihn von dieser Verantwortlichkeit völlig frei sprechen; die Anregung Thibaut's fiel in das Wasser, weil damals der nationale Gedanke noch nicht Kraft genug gewonnen hatte, um zu einem so großen Werke zu treiben.

Und er sollte diese Kraft noch lange nicht gewinnen. Ich habe das ganze Jahr 1848, in welchem so viele Forderungen, verständige und unverständige, auftauchten, mit wachen Augen durchlebt und ich erinnere mich nicht, ein einziges Mal die Forderung nach einem einheitlichen bürgerlichen Gesetzbuch gehört zu haben. Ausgesprochen wird sie ja wohl hier und da sein, aber nirgends mit solchem Nachdruck, daß sie kräftige Resonanz gefunden hätte. Wunderbar genug war es, daß mitten in dem Schiffbruch der nationalen Hoffnungen die Wechselordnung zu Stande kam, nicht auf dem Wege der Einheit, sondern der „Einigkeit“. Ihr folgte das deutsche Handelsgesetzbuch, und es schien dabei endgültig die Grenze gezogen zu sein zwischen dem Gebiete, auf welchem im Rechtsleben dem Einheitsdrange der Nation genügt werden sollte, und dem Gebiet, auf welchem für ewige Zeit der Partikularismus sein Ergötzen finden werde.

Die Verfassung des Norddeutschen Bundes respektirt diese Grenze. So Großes diese Verfassung dem deutschen Volke auch gebracht hat, die Hoffnung auf ein gemeinsames bürgerliches Recht nährte sie nicht, sondern sie schlug sie nieder. Der Gesetzgebung des Bundes sollte das Handels-, Wechsel- und Obligationenrecht, ferner das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren unterliegen. Darüber hinaus kein Schritt. Es hatte Mühe gekostet, es auch nur soweit zu bringen. Die Vorschläge des Fürsten Bismarck waren viel bescheidener gewesen. Daß es zu einem gemeinsamen Strafrecht für Deutschland kam, ist einem Antrage des Rechtsanwalts Salzmann in Weimar, damals Abgeordneter für Reuß ältere Linie, zu danken, der diesen Antrag durch eine der originellsten Reden, die im Reichstage jemals gehalten worden, unterstützte. Seine Worte: „In Reuß älterer Linie herrscht noch die Karoline“, riefen in Erinnerung an einige damals sehr aktuelle Vorgänge stürmische Heiterkeit hervor. Wohl wurde damals der Antrag gestellt, das gesammte bürgerliche Recht der Zuständigkeit des Reiches zu unterstellen, aber die Regierungen drohten, bei Annahme dieses Antrages die gesammte Verfassung scheitern zu lassen, und so ward der Antrag zurückgezogen, freilich unter dem stillen Vorbehalt, nach Sicherstellung der Bundesverfassung dieses Anliegen weiter zu verfolgen.

Als Fürsprecher des Antrages stand zunächst Miquel in erster Reihe, der die Sache in seiner vorsichtigen Weise betrieb, die Bedeutung des Antrages eher verschleiernd als hervorhebend. Windthorst macht ihm das vorwurfsvolle Kompliment oder den schmeichelhaften Vorwurf, die Sache mit der hannöverschen Geschicklichkeit betrieben zu haben, in der er selbst ein nur zu großer Meister war. Dann aber tritt Lasker an seine Stelle, der frei und offen ausspricht, worauf es ankommt. Ihm zur Seite standen Karl Braun und Bamberger. Aus den Reihen der Freikonservativen schloß sich Friedenthal an, die sympathischste Gestalt, welche seine Partei hervorgebracht hat. Es ist heute gegenstandslos geworden, die Argumente dieser Männer erneut zusammenzufassen.

Etwas eingehender muß ich dagegen bei den Gründen der Gegner verweilen, unter denen Jahr für Jahr Windthorst der ausführlichste und behaglichste war. Da spielt zunächst die „Kompetenz-Kompetenz“ eine große Rolle. Der Reichstag darf sich selbst seine Zuständigkeit nicht erweitern. Um seine Befugnisse zu vergrößern, müssen sämmtliche Fürsten, wie im Jahre 1867, zu einem neuen Schöpfungsakte zusammentreten. Mit diesem Pulver wurde einmal geschossen, im Jahre 1869, und nie wieder. Die Ereignisse des Kriegsjahres 1870 haben diesen Prellstein aus dem Wege geräumt. Dann kam das Argument der mittelstaatlichen Minister, des Bayern Herrn Fäustle, des Württembergers Herrn Mittnacht, des Sachsen Herrn Held: der Antrag habe ja Vieles für sich, aber es seien doch so viele andere Dinge zu thun und die Schwierigkeiten der Durchführung seien zu groß. Diese Halbheiten genügten Herrn Windthorst nicht, der seine Gedanken eben so unumwunden aussprach, wie Lasker die seinigen. Das Interesse des deutschen Volkes an der Einheit des Rechts sei bei Weitem nicht so groß, wie das Interesse an der Selbständigkeit der Mittelstaaten. Was sei ein Ländchen, das nicht sein Gesetzchen für sich machen könne. Und traulich an Windthorst's Seite stand selbstverständlich Moritz Mohl, der aus Allem, was die Selbstherrlichkeit Württembergs beeinträchtigen könne, unendliches Unheil prophezeite, der aber freilich schon lange den Vorzug verscherzt hatte, ernsthaft genommen zu werden.

So zogen sich die Sachen lange Jahre hin, bis 1873 eine Wandlung eintrat. Als Lasker seinen Antrag von Neuem eingebracht hatte, erhob sich der Präsident des Reichskanzleramts Delbrück, um eine Erklärung abzugeben. Es war das zweite Mal im Laufe der Jahre, daß er in diese Diskussion eingriff, so kurz und schwunglos, wie er es gewohnt war. Im Jahre 1869 hatte er erklärt, der Bundesrath könne auf den Antrag nicht eingehen; jetzt erklärte er, die Verhältnisse hätten sich geändert und der Bundesrath werde jetzt auf den Antrag eingehen. Die Erklärung machte einen gewaltigen Eindruck. Unmittelbar nach Delbrück erklärte der Wortführer der Konservativen, Herr Wilmanns, der eigentliche Schöpfer der agrarischen Partei, er habe die Absicht gehabt, eine eingehende Rede gegen den Antrag zu halten, werde aber diese Rede jetzt ungehalten lassen. Und zum letzten Male legte jetzt Windthorst seine Anschauungen dar. Es ist nöthig, einige Sätze wörtlich hierher zu setzen, weil sich aus denselben ergibt, wie sich denn doch die Zeiten geändert haben. Windthorst sagte:

„Wir haben aus dem Munde des Herrn Präsidenten des Bundeskanzleramts vernommen, daß die Bundesregierungen nahe daran sind, den Antrag anzunehmen, entweder einstimmig oder doch mit erdrückender Majorität. Meine Herren, das heißt, daß die Bundesregierungen entschlossen sind, den größten Schmuck der Krone (oho! links) den größten Schmuck der Krone, die Justizhoheit, zu den Füßen des Antrags Lasker niederzulegen. Ich bin der Meinung, daß der Antrag viel weniger sich auf die Einheit des Rechts bezieht, als auf das Bestreben, die einzelnen Staaten in ihrer Existenz zu vernichten. Mit der Annahme dieses Antrags ist unzweifelhaft die Mediatisirung der Staaten ausgesprochen, so vollständig, wie es im Jahre 1806 und 1814 geschehen ist mit anderen Staaten.“

Zum vierten Male nahm der Reichstag den Artikel 4 Nr. 13 der Reichsverfassung in der Gestalt an, die er heute hat, und der Bundesrath stimmte bei. Der nationale Gedanke hatte einen glänzenden Sieg erfochten, nicht darum, weil es der nationale Gedanke war, sondern weil sich die Ueberzeugung Bahn gebrochen hatte, daß das, was der nationale Gedanke erforderte, zugleich der Wohlfahrt der Nation entsprach.

Das Saatkorn, welches damals gelegt ward, hat drei Jahre gebraucht, um die erste Frucht zu tragen, und weitere zwanzig Jahre, um zum zweiten Male Frucht zu tragen. Es wäre thöricht gewesen, die Frucht, die sich so langsam entwickelt hatte, nicht schnell zu schneiden.

Die Ereignisse der letzten Monate fasse ich kurz zusammen.

Vom September 1874 bis zum Februar 1888 arbeitete eine Kommission mit dem größten Fleiße an dem ersten Entwurfe. Ihre Protokolle füllen mehr als 12 000 Seiten und die auf Grund dieser Protokolle ausgearbeiteten Motive,

welche fünf Bände umfassen, sind ein dauerndes Besitzthum des deutschen Volkes. Dann wurden der wissenschaftlichen und politischen Kritik drei Jahre freigegeben, um ihre Bedenken geltend zu machen und diese Frist wurde reichlich benutzt. Eine zweite Kommission arbeitete an einem zweiten Entwurfe vom April 1891 bis zum Dezember 1895 und nun trat die Diskussion in ihr politisches Stadium.

Blickt man zurück auf das, was in den letzten sechs Monaten geschehen ist, so ist es schwer, einen Seufzer darüber zu unterdrücken, daß der Entwurf, wie er im Dezember 1895 vorgelegen hat, nicht in Bausch und Bogen angenommen worden ist. Auf liberaler Seite konnte man sich am wenigsten darüber täuschen, daß er bei der weiteren Behandlung wohl Veränderungen, aber keine Verbesserung zu erwarten haben würde. Wohl ist es zu bedauern, daß die Regierungen sich der Einsicht verschlossen haben, daß eine freie Gestaltung des Vereinsrechts unabweisbar geworden ist. Sie werden diesen Widerstand nicht mehr allzu lange aufrecht erhalten können. Aber wenn man den Ausgang dieser Frage bedauert, so wird man sich doch nicht verhehlen können, daß es sich hier um einen unterlassenen Fortschritt und nicht um einen positiven Rückschritt handelt. Viele einzelne Punkte, die im Laufe der Diskussion groß erschienen, werden jetzt denen selbst, die sie angeregt haben, klein erscheinen gegenüber der Thatsache, daß das Werk überhaupt zu Stande gekommen ist. Das bürgerliche Gesetzbuch ist unter der Flagge des Centrums in den Hafen eingelaufen. Der Präsident des Reichstags, der Vorsitzende der Kommission gehörten dieser Fraktion an; die Fraktion selbst hat das größte Kontingent zu der Mehrheit geliefert, welche schließlich mit Ja stimmte. Es liegt auf der Hand, daß wenn die Fraktion sich nicht für die Vorlage erklärt hätte, diese gescheitert wäre. Sie hatte die Mittel, sie ebensowohl durch stille Obstruktion, wie durch ein offenes Scheitern zu Falle zu bringen.

Man mag es bedauern, daß das Centrum in dieser Weise die ausschlaggebende Partei geworden ist; ich sehe nicht ab, wie in naher Zeit dieser Zustand geändert werden soll. Daß aber das Centrum, nachdem es die ausschlaggebende Partei geworden ist, für das nationale Werk eintrat, ist der größte Triumph, den die nationale Idee bisher noch gefeiert hat. Mit der ausgesprochenen Absicht, dem Partikularismus zu dienen, dem sie freilich den verschönernden Namen des Föderalismus beilegt, hat sich vor Jahrzehnten die Partei gebildet; sie hat gegen jede Erweiterung der Zuständigkeit des Reiches, insbesondere auch gegen die Ausdehnung auf das bürgerliche Recht gestimmt, und nun sie die Gelegenheit hatte, ihrem im Jahre 1873 abgegebenen Votum praktischen Nachdruck zu verleihen, hat sie jedem Versuche dazu entsagt. Es mag gänzlich dahingestellt bleiben, ob sie es gethan hat, weil sie sich von dem Nutzen, den das bürgerliche Gesetzbuch gewähren wird, überzeugt hat, oder ob es politische Gründe gewesen sind, die sie geleitet haben. Der Reichsgedanke hat mächtige Fortschritte gemacht, und man kann mit Sicherheit vorhersagen, daß in Zukunft jede Partei, die zu Einfluß gelangt ist, das Bestreben hegen wird, sich diesen Einfluß dadurch zu sichern, daß sie dem Reichsgedanken dient.

Das Centrum hat einen gewissen Tribut für sich gefordert, aber dieser Tribut war doch ein sehr mäßiger. Von Seiten der Partei, die in dieser Zeitschrift vertreten ist, konnte nie ein Bedenken erhoben werden, ihn zu bewilligen, aber auch die Nationalliberalen, welche der Regel nach den Antagonismus gegen das Centrum am stärksten betonen, haben das Zugeständniß ohne Zaudern gemacht. Es handelt sich um gewisse Modalitäten bei Eingehung und Scheidung der Ehe, die eine praktische Bedeutung nicht gewinnen können. Es scheint, daß die Partei mehr ihren Anhängern im Lande hat zeigen wollen, wie mächtig ihr Einfluß auch bei dieser Gelegenheit war, als daß sie Forderungen gestellt hat, von denen sie sich einen reellen Nutzen verspricht.

Die Ernte ist eingebracht, und das Centrum war mit dem Erntekranz geschmückt, als der letzte Wagen in den Wirthschaftshof einfuhr. Die reichste Freude an der Ernte wird aber jederzeit der haben, der gesäet hat. Und die Saat ist ausgestreut von der Partei, welche vom Jahre 1867 bis 1873 die Ausarbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches betrieben hat. Die Folgezeit wird die Verdienste des Säemanns und die des Schnitters gerecht gegen einander abwägen. Daß gerade in dem Jahre, welches der liberalen Idee die schwersten Niederlagen gebracht hat, ihre fast vergessenen Leistungen anfangen Früchte zu tragen, darin liegt ein versöhnender Zug.

Alexander Meyer.

Eine sonderbare „Berichtigung".

Vor einigen Wochen hatten wir Anlaß, uns mit einer „Berichtigung" des „Reichsanzeigers" in Bezug auf den Fall Jastrow und die Verhältnisse in dem v. Tiele-Winckler'schen Bergregalbezirk zu befassen; wir konnten den Nachweis führen, daß diese angebliche Berichtigung thatsächlich nichts anderes war, als eine vollständige Bestätigung alles dessen, was die „Nation" behauptet hatte. Heute haben wir mit einer neuen Berichtigung des „Reichsanzeigers" zu thun, bei der es genau so steht, nur daß es sich um eine inhaltlich und formell noch ungenügendere Leistung handelt.

Zunächst ein paar Worte zur Vorgeschichte dieser neuesten „Berichtigung".

In Nr. 34 der „Nation" war ein Artikel über die Sicherheit der preußischen landschaftlichen Pfandbriefe publizirt, der — unter Bezugnahme auf die einschlägliche Litteratur und die Rechnungsabschlüsse der preußischen Landschaften — eine möglichst objektive Darstellung dieser ziemlich verwickelten Materie zu geben versuchte. Die Arbeit trug in keinem Punkte einen agitatorischen Charakter. Sie schilderte die Verhältnisse der einzelnen Landschaften, wie sie sind; wies nach, daß, wenngleich die Sicherheit der ausgegebenen Pfandbriefe zur Zeit einem ernstlichen Zweifel nicht unterliegen könnte, doch zwischen den einzelnen Kategorien dieser Pfandbriefe betreffs der größeren oder geringeren Sicherheit Unterschiede zu machen wären; sodann wurde die geringe Uebersichtlichkeit und die Lückenhaftigkeit der Rechnungsabschlüsse bei den meisten Landschaften getadelt, und schließlich nebenbei auch noch darauf hingewiesen, daß die maßlose agrarische Agitation mit ihren übertriebenen Klagen über die Noth der Landwirthschaft nicht dazu beitragen könne, das Zutrauen in die absolute Sicherheit der ausgegebenen Pfandbriefe zu befestigen.

An diesen rein sachlich gehaltenen Artikel der „Nation" knüpften in der Reichstagssitzung vom 18. Juni Redner der agrarischen Partei an, um die volle Schale ihres Zornes über den Frevler auszugießen, der es gewagt hatte, die preußischen Landschaften unter die kritische Lupe zu nehmen. Zwar gelang es nicht, auch nur in einem einzigen Punkte dem Verfasser jenes Artikels einen thatsächlichen Irrthum nachzuweisen; um so heftiger aber schalt man auf die „frivole" und „oberflächliche" Arbeit. Niemand zeichnete sich dabei mehr aus als Herr Gamp, der es denn auch glücklich dahin brachte, daß ihm ein Ordnungsruf zu Theil wurde.

Begreiflicher Weise blieb der anwesende Herausgeber der „Nation" die Antwort auf jene Angriffe nicht schuldig; er nahm sich des angegriffenen Artikels nachdrücklich an, und da mehrfach von der staatlichen Kontrolle als von einer besonderen Garantie für die Sicherheit der Pfandbriefe gesprochen war, so wies er darauf hin, daß vor drei Jahren die Glogau-Saganer Landschaft 3000 Mark dem Agitationsfonds des „Bundes der Landwirthe" zugewendet habe, ohne daß inzwischen ruchbar geworden sei, daß die staatliche Kontrolle in diesem Falle ihre Schuldigkeit gethan habe. Auch diese, mit allen Einzelheiten vorgetragene, Thatsache blieb unwiderlegt und führte nur dazu, daß die Agrarier sich durch die Rechtfertigung jener Liebesgabe kompromittirten.

Schon in dieser Reichstagsverhandlung vom 18. Juni hatte es nicht an Vorwürfen gefehlt, daß der preußische Landwirthschaftsminister sich der Landschaften nicht wirksam angenommen habe; die Vorwürfe wurden nachher in der Presse fortgesetzt. Die Folge war, daß am 27. Juni der preußische Landwirthschaftsminister, Herr v. Hammerstein-Loxten, eine Erklärung verlas, in der emphatisch die absolute Sicherheit der von den preußischen Landschaften ausgegebenen Pfandbriefe betont und wegen alles Weiteren auf eine demnächst im „Reichsanzeiger" zu publizirende Berichtigung verwiesen wurde. Diese Publikation erschien am 4. Juli, und sie ist es, mit der wir uns nun etwas eingehender beschäftigen wollen.

Vorab ist zu konstatiren, daß diese sogenannte Berichtigung die zahllosen thatsächlichen Behauptungen des erwähnten Artikels der „Nation" auch nicht in einem einzigen Punkte widerlegt; es ist nicht einmal der Versuch gemacht, die Richtigkeit jener thatsächlichen Behauptungen zu bestreiten; die Publikation des „Reichsanzeigers" richtet sich nur gegen die Schlußfolgerungen, die aus den unanfechtbar gebliebenen thatsächlichen Behauptungen abgeleitet sind. Aber auch die Aufgabe, diese Schlußfolgerungen zu entkräften, ist mißglückt.

„Die landwirthschaftliche Nothlage", so heißt es im „Reichsanzeiger", „bildet für den Pfandbriefbesitz kein Moment der Beunruhigung"; — und dann wird ausgeführt, daß die „Wirkungen der allgemeinen Depression durch das Zurückgehen des Zinsfußes ungefähr ausgeglichen seien". — Das ist völlig richtig, nur beweist es nichts gegen uns, die wir dasselbe oft genug dargelegt haben. Nicht die thatsächliche Depression, sondern die Uebertreibungen der Nothlage der Landwirthschaft, wie sie systematisch von der agrarischen Agitation geschehen, sind geeignet, Mißtrauen in die Sicherheit der Pfandbriefe zu säen. Nur das war in dem Artikel der „Nation" zum Ausdruck gebracht.

Der „Reichsanzeiger" fährt sodann fort:

„Die Kritiker weisen auf die Verschiedenheit der Fundirung der Pfandbriefe hin und zwar vielfach mit einer Miene, als ob es sich dabei um eine neue Entdeckung handelte. In Wahrheit sind jene Verschiedenheiten dem interessirten Publikum längst bekannt, sie sind seit vielen Jahren in dem verbreiteten Börsenhandbuche von Saling-Siegfried eingehend geschildert und in ihrer Bedeutung hervorgehoben."

Uns scheint, es ist für die Berechtigung einer Kritik ohne Bedeutung, welche Miene der Kritiker dabei aufsteckt; entscheidend ist, ob das zutrifft, was er behauptet. — Im übrigen mag hervorgehoben werden, daß die „Nation" die Verschiedenheit der Fundirung der Pfandbriefe so wenig als eine neue Entdeckung behandelt hat, daß sie vielmehr in besonderen Anmerkungen auf das Börsenhandbuch von Saling-Siegfried des öfteren unter genauer Quellenangabe hingewiesen hat.

„Mit Recht", so meint der Reichsanzeiger, „legt aber das Publikum auf diese Unterschiede nicht allzu viel Gewicht." — Ob das überhaupt der Fall ist und ob es mit Recht geschieht, darüber kann man verschiedener Meinung sein; es hängt das eben von dem Umfange dieser Unterschiede ab, und gerade in dieser Beziehung gab der Artikel der „Nation" eingehendere Aufschlüsse, deren Richtigkeit in thatsächlicher Hinsicht in der „Berichtigung" des „Reichsanzeigers" ebenfalls unangefochten geblieben ist.

Desgleichen vermag der „Reichsanzeiger" nicht in Abrede zu stellen, daß die Rechnungsabschlüsse der Landschaften an Uebersichtlichkeit viel zu wünschen übrig lassen.

„Mit einem Anschein von Recht" — so heißt es wörtlich — „wird über die geringe Uebersichtlichkeit der landschaftlichen Verhältnisse geklagt, die es dem einzelnen Kapitalisten schwer mache, sich über die Fundirung der verschiedenen Pfandbriefsysteme und deren richtige Bewerthung ein eigenes Urtheil zu bilden. Von den Pfandbriefbesitzern selbst sind Anträge auf Veröffentlichung von Geschäftsberichten und Rechnungsabschlüssen der Landschaften bisher an die Centralstelle nicht gelangt. Immerhin wäre auch im Interesse der Kreditinstitute eine derartige, auf größere Publizität abzielende, Maßnahme wohl zu erwägen, wenn es eben möglich wäre, die für die Sicherheit der Pfandbriefe maßgebende Momente in der Form eines Rechnungsabschlusses, und zwar, was für die Vergleichung der verschiedenen Institute alsdann wesentlich wäre, nach einem übereinstimmenden Schema darzustellen. Das ist indessen ausgeschlossen, weil die Einrichtungen und Rechtsverhältnisse der Landschaften zu verschiedengestaltig sind und weil eine Reihe für die Beurtheilung wesentlicher Punkte in der Form eines Geschäftsabschlusses überhaupt nicht klar zu stellen sind."

Also die behaupteten Mängel bei der Rechnungslegung werden wiederum nicht bestritten, aber es soll nicht möglich sein, ihnen abzuhelfen, weil — das ist eine köstliche büreaukratische Ausrede — kein „übereinstimmendes Schema" aufzustellen ist. Als ob die schematische Vergleichung der verschiedenen Pfandbriefinstitute das Wesentliche sei, und nicht die genaue Klarstellung der Verhältnisse des einzelnen Instituts! Eine solche Klarstellung verlangt man von jedem gut geleiteten Kreditinstitut; der Geschäftsbetrieb der Landschaften ist aber seiner ganzen Natur nach ein verhältnißmäßig einfacher, so daß schon eine sehr große büreaukratische Unbeholfenheit dazu gehört, um der Aufgabe einer befriedigenden Uebersichtlichkeit nicht gerecht zu werden.

Zu allem Ueberfluß erkennt der „Reichsanzeiger" selbst an, wie sehr es im Interesse der Landschaften liegen würde, wenn sie völlige Klarheit über ihre Verhältnisse schafften, indem er schreibt:

„Den Landschaften kann eine solche Untersuchung, wenn sie nur gründlich ist und sich nicht auf die schematische Vergleichung einiger Zahlen beschränkt, nur höchst erwünscht sein. Eine derartige Prüfung des Publikums wird die völlige Sicherheit auch der schwächer fundirten neueren Pfandbriefsysteme darthun und deren Kredit keinesfalls schaden, wohl aber der Bewerthung der bestgarantirten Pfandbriefe erheblich nützen."

Ganz unsere Meinung! Und angesichts solcher Vortheile einer besseren Rechnungslegung geht man nicht an die Beseitigung der anerkannten Schäden heran, weil — nun weil das „übereinstimmende Schema" fehlt.

Das Charakteristischste in den Ausführungen des „Reichsanzeigers" kommt jedoch zum Schluß; es bezieht sich auf die Bewilligung von 3000 Mark an den „Bund der Landwirthe" seitens der Glogau-Saganer Fürstenthums-Landschaft. Auch diese Thatsache wird zugestanden; es wird zugleich anerkannt, daß diese Zuwendung ungehörig war, und es wird endlich — was bisher unbekannt war — mitgetheilt:

„Der damalige Landwirthschaftsminister habe, sobald jene Ausgabe zu seiner Kenntniß gelangte, den Schlesischen General-Landschaftsdirektor durch Verfügung vom 20. Februar 1894 angewiesen, den Engeren Ausschuß der Schlesischen Landschaft, der übrigens nur mit geringer Mehrheit den Beschluß der Fürstenthumslandschaft bestätigt hatte, auf die Unzulässigkeit derartiger Verwendung der landschaftlichen Fonds aufmerksam zu machen. Gleichzeitig ist der General-Landschaftsdirektor angewiesen, in etwaigen ähnlichen Fällen künftig den Beschluß des Engeren Ausschusses zu beanstanden und vor der Ausführung den Minister zu berichten."

Damit sind jene Agrarier gründlich desavouirt, welche noch in der Reichstagssitzung vom 18. Juni die Zuwendung von 3000 Mark aus den Mitteln der Landschaft an den Agitationsfonds des „Bundes der Landwirthe" für durchaus zulässig erklärten, und man sollte meinen, der „Reichsanzeiger" würde Veranlassung genommen haben, mir, der ich diese Ungehörigkeit hervorgezogen und damit zur Ehrenrettung des früheren Landwirthschaftsministers v. Heyden-Cadow indirekt beigetragen habe, seine besondere Anerkennung auszusprechen. Aber weit gefehlt! Der „Reichsanzeiger" erklärt es vielmehr für bedauerlich, daß dieser Vorgang im Reichstag zur Erörterung gebracht ist, indem er sich dabei der Redewendung bedient: „Der Vorgang sei im Reichstag von einer Seite ohne Grund zur Erregung von Mißtrauen gegen die Verwaltung der landschaftlichen Fonds und gegen die Staatsaufsichtsbehörden ausgenutzt worden."

„Ohne Grund" heißt es hier in demselben Absatze, in welchem festgestellt wird, daß der Landwirthschaftsminister aus diesem Vorgang Anlaß genommen hat, den schlesischen

General-Landschaftsdirektor auf die Unzulässigkeit einer derartigen Verwendung landschaftlicher Fonds ausdrücklich aufmerksam zu machen.

Ich habe die konkrete Thatsache mitgetheilt, den Vorfall auf das schärfste kritisirt, auch meine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß man bisher nichts von einem Einschreiten der die Aufsicht über die betreffende Landschaft führenden Regierung gehört habe; ich habe mich damit in dem Rahmen einer sachlichen, durchaus berechtigten Kritik gehalten. Diesem, durch bloße Einsicht in die stenographischen Berichte des Reichstags festzustellenden, Verhalten gegenüber erscheint die Bemängelung des „Reichsanzeigers“ als ebenso ungehörig wie ungeschickt.

Der „Reichsanzeiger“ hätte meines Erachtens auch besser daran gethan, anstatt sich gegen die Kritik dieses Vorfalles zu wenden, den Vorfall selbst etwas strenger zu kritisiren, als das in Wirklichkeit geschehen ist. Er spricht von der Geringfügigkeit des Betrages, von dem zweifellos guten Glauben der beschlußfassenden Organe, sowie davon, daß Beschwerden der Kreditverbände nicht eingegangen seien, und daß deshalb zu weitergehenden Maßnahmen nicht der geringste Anlaß vorgelegen habe. — Diese übertriebene Milde der Auffassung erscheint umso weniger angebracht, wenn man sich vergegenwärtigt, mit welcher Motivirung seiner Zeit jene 3000 Mark in den Agitationsfonds des „Bundes der Landwirthe“ abgeführt worden sind. Der Landschaftssyndikus hatte ein juristisches Gutachten eingeliefert, worin er sich zu der Anschauung verstieg, daß die Landschaften „sehr wohl berechtigt, wenn nicht gar verpflichtet seien, aus den bei einzelnen Landschaften angesammelten eigenthümlichen Fonds dem „Bunde der Landwirthe“ einen Beitrag zur Verfügung zu stellen.“ Wenn ein Landschaftssyndikus sich nicht scheut, eine solche Aeußerung schriftlich von sich zu geben dann ist für die aufsichtführende Instanz ein nachdrückliches Eingreifen sehr wohl gerechtfertigt.

Damit verlassen wir diese eigenartige Berichtigung des „Reichsanzeigers“.

Wir verstehen durchaus die schwierige Lage, in der sich ein Regierungsvertreter befindet, der durch die Umstände genöthigt wird, einer unhaltbaren Sache eine gute Seite abzugewinnen; — darauf wird man in der Polemik auch gern Rücksicht nehmen. Wir hoffen aber, daß, wenn das landwirthschaftliche Ministerium in Preußen einmal wieder in die Lage kommt, etwas zu „berichtigen“, dos mit weniger Ungeschick und mehr Takt erfolgt, als im vorliegenden Falle.

Th. Barth.

Der Kampf gegen die erweiterte Volksbildung.

Wir werden es nicht versuchen, die Ursachen zu besprechen, welche gewisse Personen und Parteien veranlassen, der Volksbildung entgegenzutreten, wir schildern nur die Symptome in zwei typischen Fällen und überlassen das Urtheil dem Leser.

In Moskau wird die erweiterte Volksbildung durch die Regierung unterdrückt, und in Wien streicht der Gemeinderath die Subvention, welche dem Bildungsverein bisher gewährt wurde, bis auf ein Minimum.

Wir theilten seinerzeit mit, unter welchen Schwierigkeiten und mit welchen Opfern die russischen Volksbildungsvereine mit einem Schlag etwa 100 Volksbibliotheken gründeten. Die Bewegung war so gewaltig, daß die Büreaukratie, welche vor jeder volksthümlichen Bewegung erschrickt, sich mit voller Macht entgegenwarf. Sonderbarer Weise wurden aber die betreffenden Vereine nicht aufgelöst, die Unternehmung wurde nicht mit einem Schlag vernichtet, wie man von einem normalen absoluten Regiment erwarten sollte; der Minister begnügte sich, dem Wagen die Räder zu nehmen und erlaubte nun den betreffenden Vereinen mit diesem Gefährt unter Aufsicht auf vorgeschriebenem Wege aufund abzufahren. Ich hebe aus dem „Statut“, welches den betreffenden Vereinen kürzlich aufgezwungen wurde, einige bezeichnende Paragraphen hervor:

§ 3. Den Gesellschaften fallen folgende Aufgaben zu: die Sammlung und Herausgabe der statistischen Nachrichten über die Volkslehranstalten, ferner die Anweisung von Geld aus eigenen Mitteln zu Handen der Schulobrigkeit. Sie dürfen auf eigene Kosten Schulen und Volksbibliotheken errichten und auf eigene Kosten Bücher herausgeben.

§ 4. Die Gesellschaften verkehren mit den Lehranstalten nur mittelst der Schulobrigkeit; bevollmächtigte Mitglieder dürfen die Schulen außerhalb der Unterrichtsstunden besuchen.

Die Vorstands- und Plenarversammlungen dürfen nicht öffentlich sein. — —

§ 19. Der Vorstand besteht aus einem Präsidenten, der vom Minister der Volksaufklärung ernannt wird, dem Vizepräses und 6 Mitgliedern.

§ 20. Wenn der Minister es für unmöglich erachtet, diese Personen in ihrem Amte zu bestätigen, so schlägt er der Plenarversammlung eine Neuwahl vor, bei der Erfolglosigkeit dieser Wahl jedoch bestimmt er nach Ermessen andere Personen. — —

§ 39. Personen weiblichen Geschlechtes können in den Vorstand nicht gewählt werden.

§ 40. Die Bestimmungen der Plenarversammlung werden in Erfüllung gebracht nur mit Bewilligung des Ministers für Volksaufklärung. — —

Es ist klar: die Mitglieder dieser Vereine werden zu Bediensteten des Ministers gemacht, sie erhalten zwar keinen Sold, stehen aber dafür unter strenger Aufsicht und sind verpflichtet Geld aufzubringen für gewisse Unternehmungen, welche dem Minister genehm sind. Der Gedanke ist groß — seine Verallgemeinerung würde dahin führen, daß der Staat den ganzen Staatshaushalt unentgeltlich durchführen könnte. Eine Auflösung der betreffenden Vereine wäre unseres Erachtens einfacher gewesen und hätte das Volk gewiß nicht so erbittert. Es begreift sich, daß aller freie Fortschritt unter diesen Bedingungen heimlich vor sich gehen muß — wie die Saat, so wird die Ernte sein.

* * *

Der zweite Fall, welchen ich schildern will, bezieht sich auf Wien.

Wir hatten hier auf dem Gebiete des erweiterten Volksbildungswesens in den letzten Jahren große Erfolge erzielt und der Gemeinderath hatte sich zu einer Subvention des Volksbildungsvereins entschlossen; vor wenigen Tagen hat die Majorität des Gemeinderaths dem Vereine die bereits bewilligte Subvention größtentheils entzogen. Dieses Vorgehen gegen einen Verein, welcher jährlich 20 000 fl. für Bildungszwecke auslegt, und welcher jede politische Parteistellung ablehnt, steht bisher einzig da.

Die Geringfügigkeit der Leistungen ist es gewiß nicht, welche den Gemeinderath zu diesem Schritte veranlaßt, denn am europäischen Kontinent gibt es derzeit nur eine Stadt (Paris), welche Wien in Bezug auf die Zahl der Entlehnungen in den Volksbibliotheken übertrifft. Wir haben Berlin auf diesem Felde nach hartem Wettstreit überflügelt, und nun sorgt der Gemeinderath dafür, daß wir diese kulturelle Errungenschaft wieder einbüßen.

Das Vorgehen wird nur verständlich, wenn man die politische Vorgeschichte kennt.

Zur Zeit als die liberale Majorität herrschte, bewilligte dieselbe dem Wiener Bildungsvereine eine an sich recht unbedeutende Subvention und die Antisemiten machten prinzipiell Opposition. Der Widerstand reizte die liberale Majorität so, daß sie die Subvention erhöhte. Bei der letzten entscheidenden Sitzung — vor 2 Jahren — verließ die antisemitische Majorität den Saal und danach wurde beschlossen, dem Verein für drei Jahre eine progressive Subvention zu gewähren.

Wenn man sich in die erbitterte Stimmung der Minorität jener Tage versetzt, so begreift man es wohl, daß einige fanatische Gegner heute Rache fordern, ungerechtfertigt und unklug aber finde ich es, wenn die Majorität sich von diesen Fanatikern verleiten läßt, einem nichtpolitischen Bildungsverein die Subvention zu entziehen, nur weil die liberale Majorität seinerzeit für den Verein eingetreten ist.

Der Referent der antisemitischen Partei theilt mit, daß die Arbeiterbildungsvereine in viel höherem Grade eine Unterstützung verdienen als der Wiener Volksbildungsverein, doch scheint es mir fraglich, ob die herrschende Partei in dieser Richtung etwas thun wird. Die Antisemiten kündigen an, daß sie nun die Gründung von Volksbibliotheken in die Hand nehmen werden. Das ist ein großes Wort, und nichts würde mich mehr freuen als die Anerkennung der Thatsache, daß die Kommune für die erweiterte Volksbildung zu sorgen hat. Ein Sanguiniker würde frohlockend ausrufen: Nun kommt ein großer Zug in die Arbeit, die Kommune errichtet Volksbüchereien im großen Stil und der Volksbildungsverein wird wohl durch seine Freunde gehalten werden!

Dagegen ist zu beachten 1. daß der Opfermuth der Freunde unseres Vereins allerdings für ein oder zwei Jahre ausreichen mag, daß aber ein derartiger Verein auf die Dauer ohne kommunale Subvention erfahrungsgemäß nicht bestehen kann. Der Verein hat seine Leistungsfähigkeit bewiesen, indem er wiederholt Büchereien anderer Vereine übernommen und binnen kurzem auf die 6 bis 8fache Entlehnungsziffer gebracht hat; die neue Majorität kann dagegen auf diesem Felde noch keinerlei Erfolge aufweisen.

2. Da die Antisemiten kommunale Volksbüchereien errichten werden, müssen sie sich entschließen, die Entlehnung unentgeltlich zu gewähren. Jede Bücherei wird unter diesen Umständen einen Zuschuß von 1000 bis 2000 Fl. fordern; da die neue Partei vor allem Sparsamkeit gelobt hat, wird sie wahrscheinlich auf diesem Gebiete Halt machen, wenn sie eine oder zwei Büchereien errichtet haben wird.

3. ist auch der Fall denkbar, daß die neue Partei zwar die alten Bibliotheken enterbt, dafür aber — trotz der gegebenen Zusage — keine neuen leistungsfähigeren und idealen Büchereien errichtet. Man beachte wohl, daß die christlich-sozialen nur Bibliotheken errichten können, welche den Habitus der katholischen Pfarrbibliotheken haben; die affiliirten Fraktionen, welche sich den christlich-sozialen nur angeschlossen haben, um mit ihnen vereint die Liberalen zu besiegen, können auf dieses Programm kaum eingehen. Solange es galt, gemeinsam den Feind zu schlagen, störten die Differenzen nicht; beim gemeinsamen Einrichten einer Volksbücherei werden aber die tiefgreifenden inneren Gegensätze zu Tage treten.

* * *

Ein oder der andere Leser mag bemerken: Wozu so viele Zeilen wegen einer so kleinen Sache — die uns doch gar nicht angeht.

Dagegen erwidere ich: Der Streich ist kleinlich und doch bedeutungsvoll, weil er das Symptom einer tiefgründigen bildungsfeindlichen Strömung ist, einer Strömung, welche von einem mächtigen Troß gebildeter Männer gebilligt wird, weil diese Ueberklugen meinen, auf diesem Wege der sozialen Frage Herr zu werden.

Zunächst kommen die niederen Schulen an die Reihe, dann werden die Hochschulen ihre alten Freiheiten einbüßen, zuletzt wird der gute Bürger sein Hausrecht und seine Persönlichkeit einbüßen. Nicht bloß in Oesterreich, sondern auch in Deutschland ziehen sich die Wolken zusammen, und deshalb wird jeder weitblickende zugeben, daß es sich wohl verlohnt, einen Blick auf diese Wiener Idylle zu werfen.

Wien. E. Reyer.

Die Sudân-Frage.

Das Studium der Erdkunde wird zweifellos in unseren Tagen erheblich gefördert durch den Umstand, daß überall in fernen Landen, „nicht bloß hinten in der Türkei“, die Völker auf einander schlagen, und so haben diese ewigen, sittlich und politisch gleich unbefriedigenden Reibereien wenigstens einen guten Zweck, zu dessen Erreichung auch die Tagespresse redlich mithilft, indem sie ihren Lesern zahlreiche, in den Text gedruckte Karten zur Verfügung stellt. Eben erst ist durch den Frieden von Shimonoseki und durch die Pazifizirung der den Japanern abgetretenen Insel Formosa in Ostasien die Ruhe leidlich wiederhergestellt, da flammt in Atje auf Sumatra die Kriegsflamme von Neuem auf, und in Westasien nimmt vollends das Blutvergießen kein Ende. In allen mit der Türkei zusammenhängenden Ländern bildet dasselbe ja leider den Normalzustand, wie Mazedonien, Albanien und das unglückliche Kreta gegenwärtig wieder beweisen. In Südamerika steht man sich an den Grenzen von Venezuela und Britisch-Guiana einerseits, von Chile und Argentinien andererseits mit gewaffneter Hand argwöhnisch gegenüber; in den kleinen centralamerikanischen Freistaaten jagt ein Bürgerkrieg den anderen; und auf Cuba insonderheit, dessen traurige Lage in der „Nation“ unlängst durch eine berufene Feder gekennzeichnet worden ist, tobt die Kriegsfurie, ohne daß irgend ein Ende abzusehen wäre. Ja, durch das Eingreifen der neuerdings wieder stark von chauvinistischen Regungen durchzuckten Vereinigten Staaten könnte sich jener lokale, nur allzu berechtigte Insurrektionskampf möglicherweise noch ernster gestalten. Wenn man von Australien absieht, auf dessen ozeanischer Inselwelt freilich auch gerade der ewige Friede nicht zu Hause ist, widerhallen alle Erdtheile vom Kriegsgeschrei, und am dunkelsten geht es wie gewöhnlich in Afrika zu, wo sich die einzelnen europäischen „Kulturmächte“ die möglichste Mühe geben, ihrer ethischen Mission mit Feuer und Schwert Nachdruck zu verleihen.

Die Rieseninsel Madagaskar ist zwar vorübergehend von den Franzosen erobert worden, aber wie viel Kämpfe noch bis zur endgültigen Pazifizirung ausgefochten werden müssen, können sich die Sieger an dem ihnen ja sehr geläufigen Beispiele Algeriens und Tunesiens abnehmen, um so mehr, da soeben an der Grenze des letztgenannten Landes die „Expedition“ des Marquis de Morès unter den Streichen der Wüstenbewohner ein schnelles Ende gefunden hat. In Senegambien und im Sierra-Leonegebiete schlagen sich französische und englische Kolonialtruppen unausgesetzt mit den Negern herum, und wenn auch die schwarzen Staaten Oberguineas vorübergehend etwas zur Ruhe gebracht sind, so geht es dafür im südafrikanischen Dreieck um so lebhafter zu: Deutsche gegen Hereros, Briten gegen Boers und Matabeles, Portugiesen gegen aufrührerische Bantustämme. Die traurigsten militärischen Erfahrungen hat jedoch Italien mit seinem erythräischen Schmerzenskinde gemacht, und das rohe aber kriegerisch kräftige Kaiserthum Habesch hat nur zu deutlich bewiesen, daß auf heimischem Boden auch ein des europäischen Drilles entbehrendes Volksheer ein überaus gefährlicher Feind werden kann. Kaum aber ist an dieser Stelle ein halb unfreiwilliger Waffenstillstand zu Stande gekommen, so zieht der vulkanische Boden des Sudâns, der seit Beginn der achtziger Jahre so viel von sich reden gemacht hat, die Augen Europas von Neuem auf sich, denn Großbritannien hat sich angeschickt, für die unleugbare Schlappe, welche es sich dereinst durch Wolseleys verunglückte Expedition zum Entsatze von Chartum geholt hat, seine Revanche zu nehmen, und die erste Schlacht zwischen den englisch-ägyptischen Truppen und den sogenannten „Derwischen“ ist bereits geschlagen worden. Da mag es denn wohl am Platze erscheinen, auf dieses neue — und doch zugleich so alte — Kriegstheater einen Blick zu werfen und die Verhältnisse, unter denen voraussichtlich der neue Feldzug sich abspielen wird, einer Prüfung zu unterziehen.

Das hoch interessante, wenn auch einen etwas stark-

nervigen Leser voraussetzende Buch,*) in welchem Slatin Pascha seine abenteuerlichen Lebensschicksale mit Wahrheit und ohne alles überflüssige Schaugepränge schildert, gibt uns die Möglichkeit, die Zustände, welche sich im östlichen Sudân seit etwa einem Jahrzehnt und darüber herausgebildet haben, an der Hand eines zuverlässigen Führers kennen zu lernen. Jener falsche Prophet, welcher die starrgläubigen Mohammedaner Innerafrikas zu einem furchtbaren Bunde zu vereinigen verstanden hat, weilt allerdings nicht mehr unter den Lebenden, aber auch der gegenwärtige „Khalifa“ weiß zu herrschen und zu erobern, und wenn auch der Fanatismus nachgelassen hat, so hält die Furcht vor dem entsetzlichen Schreckensregimente des Herrschers das Volkskonglomerat, welches der „Mahdi“ seinen Zwecken dienstbar gemacht hatte, gleichwohl fast ebensogut zusammen. An und für sich ist das Loos, welches den Khedive von Aegypten und seine Beamtenschaar traf, nicht allzusehr zu bedauern. Die ungesunde Expansionspolitik, welcher sich „der ägyptische Napoleon“, der erste Vizekönig Mehemed Ali, hingegeben hatte, bereicherte zwar das Nilland mit ungezählten Quadratmeilen, allein daß die Bevölkerung Nubiens, Darfurs, Kordofans, des Sennaar und der sogenannten Aequatorprovinz die allerdings etwas anarchischen Zustände, in denen sie bis dahin gelebt, mit sehr viel besseren zu vertauschen gehabt hätte, läßt sich nicht behaupten. Ohne allen Zweifel befanden sich, zumal unter den europäischen Oberbeamten, welche man von Kairo aus in das unterworfene Land sandte, einzelne vorzügliche, mit Organisationstalent und wahrer Menschenliebe ausgerüstete Männer, wie die Namen Gessi, Gordon, Emin und eben Slatin bekunden, aber das Gros der türkisch-ägyptischen Beamten kannte um so weniger die Kunst, sich bei den Eingeborenen beliebt zu machen, und Sklavenjagden, gezwungene Rekrutirung, furchtbarer Steuerdruck machten die vizeköniglische Herrschaft derart verhaßt, daß die nigritischen und hamitischen Stämme, welche sich um die neu erhobene grüne Fahne schaarten, auch auf eine Besserung ihrer materiellen Lage mit einigem Rechte hoffen durften. Vielfach sind sie dann allerdings aus dem Regen unter die Traufe gekommen.

Als Gordon in Chartum gefallen und zwischen Aegypten und dem im äußersten Süden noch ein kleineres Territorium tapfer vertheidigenden Emin Pascha jede direkte Verbindung aufgehoben war, hielt es Aegypten — oder hielt es, richtiger gesagt, dessen Mentor — England für angezeigt, einstweilen jeden Gedanken an eine Rückeroberung der verlorenen Gebiete aufzugeben und sich auf eine Vertheidigung des Landes nördlich von Assuan (Syene) zu beschränken. Nur am Ufer des Rothen Meeres hielt man das weit nach Süden hinausgerückte Suakin fest, aber auch Tokar und Kassala, die beiden wichtigsten strategischen Plätze im östlichsten Sudân, überließ man den von dem Statthalter Osman Digma befehligten Mahdisten. So lagen die Dinge noch vor kurzer Zeit, aber den Italienern in Massauah wurde die Nachbarschaft der in Kassala stationirten und von dort aus Streifzüge machenden Moslemin unangenehm, und es glückte ihnen, in raschem Anlaufe den vorgeschobenen Posten wegzunehmen und auch in der gegenwärtigen Krisis zu halten. Der vom Kalifen vor versammeltem Kriegsvolke geleistete Eidschwur, die Stadt wiedergewinnen oder untergehen zu wollen, ist bisher folgenlos geblieben, aber ob Italien nicht am Ende doch genöthigt sein wird, seine Besatzung zurückzuziehen, nachdem es erst seine Kolonialarmee wieder auf den Friedensfuß gebracht hat, das möge vorerst dahingestellt bleiben. Aus Lord Salisbury's neulich gehaltener Parlamentsrede scheint hervorzugehen, daß man in England auch auf diese Eventualität vorbereitet ist, ja daß dieselbe sogar bei den Motiven, welche dem eben begonnenen Kriegszuge zu Grunde liegen, bereits eine gewisse Rolle gespielt hat.

Hier möge eingeschaltet werden, daß jenes von europäischen Zeitungen immer wieder prognostizirte Zusammenwirken der Mahdisten und Abissynier, vor dem Kassala ja ohne weiteres hätte fallen müssen, in das Gebiet des Unwahrscheinlichen, wo nicht des Unmöglichen gehört. Man sagt zwar, gemeinsamer Haß bilde ein starkes Band, und daß die europäischen Eindringlinge im Sudân und in Habesch gleich wenig geliebt werden, wird kein Vernünftiger in Abrede stellen wollen. Weit einschneidender jedoch als ein solcher Antrieb zum Zusammenschlusse ist bei fast allen orientalischen Völkern das aus dem Religionsgegensatze sich ergebende Moment der Zwiespältigkeit. Die Sudânesen hängen mit allem Fanatismus am Islam; die Aethiopier nennen sich Christen und halten sich auch dafür, ein so niedriges Gemengsel aus muhammedanischen, heidnischen, israelitischen und echt-christlichen Bestandtheilen die abissynische Religion auch darstellen mag. Die Bewohner von Schoa und Tigre sind von je als die eingefleischtesten Gegner der Lehre Muhammed's bekannt, und es ist noch gar nicht lange her, daß ein mit großer Macht unternommener Vorstoß die „Derwische“ bis in das Herz Abissyniens geführt hat. Die alte, heilige Königsstadt Gondar wurde damals in Trümmer gelegt, und darum ist es weit eher zu glauben, daß einmal Italiener und Abissynier gemeinsam gegen die Leute des Propheten zu Felde ziehen werden, als daß Feuer und Wasser, Muhammedanismus und Christenthum ein Bündniß gegen die Europäer eingehen. Zumal nachdem Rudini klüglich auf den durch Crispi's Großmannssucht erzwungenen Vertrag von Uschialli verzichtet und den Grenznachbarn auch theoretisch jene Freiheit der Bewegung wiedergegeben hat, auf welche diese in Wirklichkeit freilich niemals verzichtet hatten, erscheint ein friedliches Nebeneinanderleben der bisherigen Feinde ganz und gar nicht ausgeschlossen

Der britische Premier erklärte, wie man sich erinnert, daß eine gewisse Rücksicht auf Italien den Entschluß, einen ersten Schritt zur Reinigung Nubiens von den mahdistischen Horden zu thun, wesentlich mit bestimmt habe. Das mag sein, aber die englische Staatskunst ist viel zu sehr die eines guten Rechners, als daß die recht platonischen Beziehungen zur erythräischen Ansiedelung dabei ein schweres Gewicht hätten in die Wagschale werfen können. Wohl ist es wahr, daß ohne die Engländer die Italiener schwerlich in Massauah sein, daß ohne die von jener Seite gekommene Anregung sie sich mit der Bay von Assab begnügt haben würden, indessen würde zarte Beachtung der italienischen Wünsche allein den Tory-Staatsmann wohl kaum dazu vermocht haben, die ägyptische Schuldentilgungskasse um den stattlichen Betrag, den der Krieg am mittleren Nil erheischt, zu erleichtern und sich so mit Frankreich und Rußland aufs Neue ein bischen zu verfeinden. Das Inselreich geht ganz offenkundig auch jetzt wieder seinen eigenen Weg, und dieser führt nach Chartum — weniger deshalb, damit der ehemalige, ungeheure Landerwerb Aegyptens wiederhergestellt werde, sondern weil man sich an der Themse, wo man sich des Beirathes sachkundigster Geographen erfreut, ganz richtig sagt, daß der Unterlauf des Niles nur dann erfolgreich gegen alle Angriffe gehalten werden könne, wenn man den Punkt des Zusammenflusses der beiden Quellströme, des Weißen und Blauen Nils, besetzt hat. Mag deshalb Salisbury, von der liberalen Opposition in die Enge getrieben, noch so eifrig den geringen Umfang des augenblicklich auf der Tagesordnung stehenden Projektes betonen — selbst wenn er dies ehrlich meinen sollte, wird er sich doch weiter getrieben sehen und nicht eher Halt machen, als bis die vereinigte britisch-ägyptische Flagge wieder auf den Zinnen von Chartum weht.

Daß es dahin kommen werde, ist aber mehr als bloß wahrscheinlich. Denn das erste Zusammentreffen bei Firkeh*) hat deutlich genug bewiesen, daß die Angloägypter vieles gelernt haben, und daß jene tollkühne Unbesonnenheit, mit

*) Slatin Pascha, Feuer und Schwert im Sudân, Leipzig 1895.

*) Als Spezialhandweiser für die in Rede stehenden Gegenden ist sehr zu empfehlen Herrich's Karte des Ostsudâns, der erythräischen Provinz und Abissyniens (Maßstab 1 : 3 Mill.), welche soeben der thätige Flemming'sche Verlag in Glogau der Oeffentlichkeit übergeben hat.

welcher dereinst Hicks Pascha den blutgierigen Kordofanern direkt ins Garn ging, von der heutigen Oberleitung weit entfernt liegt. Das Gefecht wurde mit taktischem Geschicke eingeleitet und regelrecht bis zu ausgiebiger Verfolgung hinausgeführt, wobei noch besonders hervorgehoben zu werden verdient, daß nur sehr wenige Europäer ins Feuer kamen, daß die Aegypter sich weit besser als früher schlugen, weil sie eben auch mit mehr Vertrauen zu ihren Führern aufblickten, und daß vorab die schwarzen Soldtruppen eine ganz unerwartete Tapferkeit an den Tag legten. Slatin Pascha, der vom Kalifen so lange in harter Gefangenschaft gehalten und unter fast fabelhaften Begleitumständen aus dieser Haft entwichene Oesterreicher, der begreiflicherweise längst den Wunsch hegte, seinem alten Zwingherrn einen Besuch in Begleitung der erforderlichen Anzahl kleinkalibriger Gewehre abstatten zu können, sah dieses Verlangen zu einem großen Theile erfüllt, denn in seiner jetzigen Eigenschaft als ägyptischer Generalstabsoberst machte er das Treffen mit und konnte sich nach dessen Abschluß auf Grund seiner in Chartum und Omdurman gesammelten Erfahrungen überzeugen, daß eine ganze Anzahl hervorragender mahdistischer Offiziere den Tod gefunden hatte oder, theilweise verwundet, in Gefangenschaft gerathen war.

Das Endziel Englands ist muthmaßlich ein viel weiter gestecktes, als die ministerielle Erklärung zugeben wollte. Seit man — vor vierzig Jahren — durch Heinrich Barth mit den Negerfürsten am Tsad-See und in dessen nördlichem Vorlande Verhandlungen wegen eines Handelsvertrages angebahnt hat, schwebt der Wunsch, dieses merkwürdige Wasserbecken insoweit in die eigene Interessensphäre einzubeziehen, als es nicht — neuerdings — schon der deutschen angehört, den britischen Kolonialpolitikern vor, und das Inselreich hat ja einen guten Magen. Das Land Uganda, welches die natürliche Vermittlungsstelle zwischen dem obersten Nilgebiete, dem centralen Seenbezirke und Britisch-Ostafrika darstellt, untersteht seit einigen Jahren dem englischen Protektorate; könnte man auch noch weiter nordwestlich im inneren Sudân festen Fuß fassen, so besäße man im Herzen des dunklen Kontinentes eine überaus gesicherte Position, aber dazu bedarf es freilich zu allererst der Wiedergewinnung des Ostsudâns. Man fürchtet jedenfalls bei dem herrschenden Länderhunger in London die französische Konkurrenz, die denn auch zu fürchten ist, nachdem das märchenhafte Timbuktu eine recht reelle Militärstation unter der Trikolore geworden, und hierdurch sehr greifbare Formen angenommen hat, und auch das Vorgehen des Deutschen Reiches, welches, in freilich noch sehr platonischer Weise, seine Hand auf das Negerkönigreich Adamaua legte, wird wohl mit einigem Verdachte beobachtet. Die siegreiche Okkupationstruppe ist zur Zeit in Wadi Halfa angekommen und schickt sich an, weiter vorzubringen. Ob sie in Berber halt machen wird, wie der sehr edle Lord andeutete, wird wohl von den Umständen abhängen; wer jedoch Albions Zähigkeit aus der Geschichte kennt, wird sich der Vermuthung nicht entschlagen können, daß es auf Chartum selber abgesehen ist. Und auch dies wäre dann für die Folge nur eine Etappe.

S. Günther.

Vitalis und seine Genossen.

Es ist nicht eben eine neue Erkenntniß, daß die eifrigsten Freunde nicht immer die angenehmsten oder nützlichsten sind, und die alte Fabel von dem Bären, der mit einem Steinwurf die Fliege vom Gesicht seines Freundes verscheucht — und diesen erschlägt, sie wird tagtäglich neue Wahrheit. Besonders lebhaft fühlt man sich an sie dann erinnert, wenn die Bewunderer junger Talente sich rühren und für jede Kraftäußerung ihres angestaunten Schützlings von der ganzen Welt unbedingte Anerkennung fordern. Sie verscheuchen irgend ein kritisches Bedenken, das sich da oder dort aeregt hat, und schlagen dafür in dem noch in der Entwicklung begriffenen Autor Selbstkritik und Werdelust todt. Das haben wir eben wieder an den Korybanten Otto Erich Hartleben's durchgemacht. Gewiß ist dieser zwischen grübelndem Ernst und bummeliger Ironie hin- und herschwankende Fährtensucher eine interessante Persönlichkeit; aber deshalb braucht man noch nicht gleich zu behaupten, daß er Angelus Silesius oder Goethe's Lyrik „neu entdeckt" habe. Sicher versteht Hartleben mit großem metrischem Feingefühl allerliebste Gedichte zu runden; aber deshalb darf man es ihm noch nicht ungestraft hingehen lassen, wenn er die geistreichen Sinnreime des Angelus Silesius in barbarischer Weise zerreißt und den Alexandriner mit seiner mystischen Einheit der Gegensätze in einen gestammelten Vierzeiler verdirbt:

> Der Mensch hat eher nicht
> vollkommene Seligkeit,
> bis daß die Einheit hat
> verschluckt die Anderheit.

Fürchterlich! — Ohne Zweifel, Hartleben ist ein vortrefflicher Erzähler, und dies ist sein größtes Verdienst, denn wie viel gute Erzähler haben wir denn? Aber darum braucht noch nicht sein Biograph Caesar Flaischlen der „zünftigen Litteraturgeschichte" den thörichten Vorwurf zu machen, sie beschäftige sich nur mit Autoren, die über hundert Jahre todt sind, weil es noch keine Doktordissertation über Otto Erich Hartleben gibt! Heinrich von Kleist, Hebbel, Otto Ludwig, Grillparzer und sehr viele Andere, denen die „zünftige Litteraturgeschichte" ausgiebige Arbeit zugewandt hat, sind meines Wissens erst in diesem Jahrhundert gestorben; und sogar Schiller und Goethe sollen noch nicht hundert Jahre todt sein.

Ich leugne aber nicht, daß aus Otto Erich Hartleben's Schriften allerdings ganz interessante Themata zu holen sind. „Der Luft, dem Wasser und der Erden entwinden tausend Keime sich" — wo man hinblickt, findet man Probleme. Da ist z. B. die beste Erzählung Hartleben's die Geschichte „Vom gastfreien Pastor". Ihr Inhalt ist in Kürze der, daß ein übernaiver Pastor in Stolberg überredet wird, zwei „Damen" von der bedenklichsten Art Gastfreundschaft zu gewähren. Er ahnt nichts von deren Lebenslauf und Beruf, und nimmt freudig ihre Einladung an, seinerseits in Magdeburg — bei ihnen zu wohnen. Dort tagt gerade die Generalsynode (was sie übrigens meines Wissens nur in Berlin thut; es muß an eine Provinzialsynode gedacht sein). Der harmlose Pastor sitzt mit der Pfeife am Fenster seiner Behausung, wird dort gesehen — allgemeines Entsetzen. Indessen versichert die „ältere Dame" nach einiger Aufregung dem aufs Höchste verblüfften Pastor, sie werde Alles ins gute Geleise bringen; denn sie habe die besten Beziehungen zu den Konsistorialpräsidenten.

> „Sein Sohn, der Landrath, wäre öfter bei ihr gewesen und ein Bruder von ihm, dem Präsidenten, hätte sogar mal ein Mädchen bei ihr gehabt. Auch kenne sie eine ganze Anzahl von meinen Amtsbrüdern persönlich. Sie wird es schon machen."

Die Geschichte ist glänzend erzählt; Maupassant hätte es auch nicht viel besser machen können. Aber so sind wir Deutschen einmal, auch die heiterste Geschichte „gibt uns zu denken".

Da ist zunächst die leidige Originalitätsfrage. Ganz dieselbe Anekdote von dem Prediger, der so schuldlos in den schlimmsten Verdacht kommt, hat nämlich Willibald Alexis schon in seinem meisterhaften Zeitroman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" verwebt (Theil I Kap. 18). Nicht einmal die Einzelheit fehlt, daß der Geistliche ganz harmlos sein Pfeifchen zum Fenster heraushängt. Allerdings wird die Geschichte, die Hartleben mit ausgesuchter Naivität erzählt, hier als Symptom der herrschenden Sittenlosigkeit vorgetragen; sie wird deshalb fast tragischer Wirkung angenähert, und neben dem Prediger sind unschuldige Mädchen in das böse Haus gerathen. Aber dem Hauptgehalt nach stimmt das Abenteuer so genau zu dem von Hartleben's

Pastor, daß man sich doch Zweifel gestatten möchte, wenn er die Sache als Referendar in Stolberg selbst erledt haben will. Von Plagiat braucht man deshalb noch lange nicht zu sprechen, denn es handelt sich nur um eine allerdings höchst moderne Verkleidung eines uralten litterarischen (und künstlerischen) Motivs.

Der reine Gottesmann in der Mitte der Sünderinnen — das ist etwa die Formel für die älteren Behandlungen des Motivs. Es kommt auch die entgegengesetzte Form vor: die reine Jungfrau unter den Sündern; sie findet sich in manchen Legenden, in dem Shakespeare zugeschriebenen Drama „Perikles, Fürst von Tyrus“, und ist von Alexis mit der ersten Formel kombinirt worden. Diese aber ist bei weitem die wichtigere und interessantere, denn ihre Entwicklung zeigt in einem kleinen Modell nichts Geringeres als die Geschichte des Kampfes zwischen „Welt“ und „Kirche“.

In seinem unvergleichlichen Buch über Buddha hat H. Oldenberg den Typus der Bekehrungsgeschichten analysirt. Der Religionsstifter kommt zu den Sündern, predigt ihnen die neue Lehre, und sie folgen ihm bekehrt. Unendlich individueller, voll von dauernder psychologischer Wahrheit wird der gleiche Vorgang in der Bibel vorgeführt. Magdalena, die große Sünderin, kommt zu Christus — ein weltgeschichtlicher Gegensatz wird in großen Zügen für alle Zeit verkörpert. Die „Welt“, die Sinnenlust und Sinnenfreude, die Sünde kniet vor der Heiligkeit, der Weltabkehr, der „Kirche“ nieder und salbt ihr die Füße. Den Jüngern mißfällt das; aber nicht ihrem Herrn. Er sieht in der Gabe der reuigen Sünderin weder Verschwendung noch Befleckung; und in seinem Sinn dichtet die Legende von der heiligen Magdalena fort.

Hier haben wir den unbedingten, herrlichen Sieg der Kirche, der Predigt. So warfen vor den großen Volkspredigern des Mittelalters, den Savanarola, den Capistrano Sünder und Weltkinder Schmuck, Tand, Spielkarten ins Feuer und wurden im Anblick des Predigers zu gehorsamen Kindern des Glaubens.

Solche Legenden wird denn auch das fromme Mittelalter nicht müde zu erzählen und die erste deutsche Dramendichterin, Roswitha von Gandersheim, hat einige mit der ganzen Unschuld ihres gläubigen Gemüthes auf ihre Bühne gebracht. Paphnutius erfährt von der Buhlerin Thais und der heilige Einsiedler beschließt, dem seelenmörderischen Treiben der schönen Sünderin Einhalt zu thun. Als Liebhaber verkleidet geht er zu ihr und bringt sie durch die Macht seines Wortes zur Bekehrung. Er verschließt sie in eine Klosterzelle, in der sie drei Jahre in demüthigster Buße zubringt. Da hat der fromme Einsiedler Paulus eine Vision: er sieht im Himmel ein Bett, herrlich zugerichtet, von vier Engeln bewacht, und er meint, es müsse seines frommen Abtes Antonius harren; aber eine Stimme ruft: „Nicht für Antonius ist dieser Glanz bereitet, sondern für Thais, die Buhlerin“. Und nach fünfzehn Tagen geht die bekehrte Sünderin zur ewigen Seligkeit ein.

Das ist der Geist der alten Kirche. Sie ist Sieger auf der ganzen Linie; ihr Vertreter braucht nur seinen Fuß in das Lager des Feindes, des übermüthigen und herausfordernden Feindes zu setzen, so liegt der schon überwunden ihr zu Füßen.

Aber die Welt ist schlimmer als all jene Drachen, die Michael und Georg und Katharina niedergeschlagen haben. Sie ersteht von neuem, und mächtiger. Und es kommt eine Zeit, wo der Sendbote der Kirche nicht mehr ungestraft in die Höhle des Löwen steigt. Hat die erste Hälfte des Mittelalters in Legenden vom Zuschnitt des oben erzählten geschwelgt, so behagt die zweite Hälfte sich in bösen Anekdoten von geistlichen Herren oder Nonnen — Geschichtchen, deren Typus nach Lessing in jenem bedenklichen Epigramm bewahrt:

Ein — schlimmes Haus gerieth in Brand.
Gleich sprang, zu löschen und zu retten,
Ein Rudel Mönche aus den Betten.
Wo waren die? Sie waren — bei der Hand.
Ein — schlimmes Haus gerieth in Brand.

Nun kann es freilich öfters ja auch bloß Blendwerk des Teufels sein, wenn fromme Leute in so argen Verdacht gerathen. So spielt in Hauff's „Memoiren des Satan“ (Theil I Kap. 9) der Böse dem frommen Doktor Schnatterer einen üblen Streich, indem er sich an seinem Arm in die Gestalt der berüchtigsten Buhlerin des Ortes verwandelt. Aber immerhin — der Teufel behält doch auch hier Recht. Und vollends siegt er in Gottfried Keller's prächtiger Legende vom schlimm-heiligen Vitalis. Freilich tritt er da nicht in seiner schlimmsten Form auf, nicht als nordisches Phantom mit Huf und Klauen; aber jeder Fromme weiß, daß der Teufel um so gefährlicher ist, je unscheinbarer er sich darstellt. Der Stadtschreiber von Zürich erzählt von einem Mönch, der die Bekehrung von Magdalenen als geistlichen Sport betreibt und über die Verkennung seiner Mitbrüder, die ihn für einen argen Sünder halten, sich herzlich freut, weil er diese ungünstige Beurtheilung als Askese auffaßt. Aber die „Welt“ faßt ihn an dieser Eitelkeit. Nicht nur treibt eine Verführerin, zu deren Bekehrung er Raub und Mord nicht gescheut hat, ihr Handwerk trotz alledem fort — der Mann der inneren Mission selbst wird in seinem Bekehrungseifer eingefangen und dem gottseligen Klosterleben entrissen. Wie das aber geschieht, das muß man bei Meister Gottfried selbst nachlesen, und bei dieser Gelegenheit darf man nicht versäumen, die wundervollen „Sieben Legenden“, vielleicht sein vollendetstes Werk, alle noch einmal zu lesen.

Wenn aber der klosterfeindliche Spott des schweizer Protestanten noch harmlos ist, so wird bei den französischen Katholiken daraus bitterster Hohn. Maupassant schreibt seine berühmteste Erzählung, „Maison Tellier“, und läßt hier ein ganzes Haus von jener Art, vor der Polonius seinen Sohn warnt, zur ersten Kommunion einer Nichte der Inhaberin reisen. Bei der heiligen Handlung gerathen die gutmüthig-sensitiven Naturen in furchtbare Aufregung und ihr Schluchzen steckt die ganze Kirche an. Wer ist glücklicher, als der gute alte Pfarrer? In religiöser Begeisterung glaubt er es zu fühlen, daß Gott selbst herabgestiegen sei; und in zitternder Erregung dankte er den frommen Schwestern aus der großen Stadt, deren Besuch seine Gemeinde mit diesem Wunder beglückt hat. — Dann fährt das Haus Tellier wieder in die Heimath und setzt vergnügt den alten Wandel fort. So wird der scheinbar harmlose Schwank zu einer bitteren Satire auf die religiösen Bekehrungen, auf die Wirkung der Predigt: der Menschenverächter Maupassant meint, mehr werde doch nicht erzielt, als eine angenehme momentane Erregung, die an Charakter und Lebenswandel nicht das Geringste ändere.

Aber hier ist doch der Prediger nur betrogen. Der Teufel behält seine Beute, aber der gute alte Geistliche wird beglückt und gläubig ins Grab steigen. Noch fehlt das Aeußerste: daß der Missionar selbst in die Hände des Satans fällt.

Diese Wendung hat Anatole France jener alten Legende von Thais und Paphnutius gegeben. In der merkwürdigen und interessanten litterarischen Mode, alte Legenden modern aufzuarbeiten, darf sein Meisterwerk „Thais“ sich rühmlich neben die Schöpfungen Gottfried Keller's und Tolstoi's stellen. Mit Recht haben katholische Kritiker vor dem Buch gewarnt, das unter dem Schein streng religiöser Haltung dem Glauben gefährlicher sei als andere ihn offen angreifende Schriften.

Der fromme Einsiedler Paphnutius erinnert sich eines Tages der schönen Thais, die er in seiner der Welt noch angehörenden Jugend in Alexandria sah. Von Stund an erfüllt ihn die Begier, ihre Seele zu retten. Trotz der Warnungen frommer Brüder macht er sich nach Alexandria auf und wirklich gelingt seiner Ueberredung die Bekehrung der Buhlerin. Er führt sie in die Klosterzelle und kehrt heim. Aber von dem Augenblick an, da Thais in seinem Gedächtniß aufstieg, beherrscht sie all sein Denken und all seine Sinne. Vergeblich unterzieht er sich der grausamsten Kasteiung. Während Volk und Geistlichkeit ihn als

Heiligen verehren, verzehrt ihn im Innern die leidenschaftliche Sehnsucht nach Thais. Und als der einfältig-fromme Mönch Paulus jene Vision verkündet, daß der reuigen Buhlerin ein herrliches Bett im Paradies bereitet ist, da hört Paphnutius nur die Worte: „Thais stirbt!“ Er verflucht sich, daß er sich nicht ganz ihr ergeben hat und ihren Reizen; er stürmt an das Lager der Sterbenden, er heult sein Liebesbekenntniß in die Abschiedsgebete der Seligen und bleibt als ein Ausgestoßener zurück, elender als alle einstigen Opfer der Thais.

Mit gewaltiger Kunst hat hier France die Moral der Legende gewendet. Jeder ist ihm selig, den ganz Eine Leidenschaft erfüllt: Thais hat sich mit vollem Herzen der Reue ergeben, darum ist sie erlöst. Aber auch die Andern sind glücklich, die ganz Eine Gesinnung erfüllt, römischer Patriotismus oder heidnischer Kultus der Schönheit oder skeptische Weltverachtung. Elend ist der nur, der nicht Einem Herrn gehören kann. Ihn packt der Teufel. In der alten Legende hatte die Kirche in dem Moment gesiegt, da Paphnutius zu Thais trat; in der neuen ist von diesem Moment an der Prediger der Hölle verfallen . .

Es kommt dem Litterarhistoriker nicht zu, festzustellen, wie viel Wahrheit in dieser Wendung liegt. Aber wir Weltkinder sind, fürchte ich, nur zu sehr geneigt, die Geschichte dieses Motivs in der Weltlitteratur symbolisch zu nehmen. Bezeichnet nicht von den Tagen Constantins her jedes Jahrhundert eine weitere Verweltlichung der Kirche? Hat sie sich nicht trotz aller Betheuerungen von Kanzel und Lehrstuhl herab immer mehr der „Welt“ gehorsam unterworfen? Man verfolge die Geschichte der christlichen Ehe, der Gerichtsbarkeit über den Klerus, der Steuerpflicht — man wird einen Sieg der „Welt“, des Staates, der Gesamnitheit nach dem andern finden. Man betrachte nur Ein charakteristisches Symptom: den Sieg der Metropolen. Die alte Kirche trennte wohlweislich die geistliche und die weltliche Hauptstadt. London stand unter dem Krummstab von Canterbury, Paris unter dem von Sens, Wien unter dem von Salzburg, obwohl alle drei Städte längst mächtige Residenzen und Hauptstädte waren. Prag war, wenn ich nicht irre, die erste weltliche Hauptstadt, in die ein Primas gesetzt wurde (denn für die Patriarchenstädte und für Rom vor allen gelten andere Bedingungen). Aber nach und nach siegt die „Welt“. Der Hof übt seine Macht aus und zieht auch den geistlichen Oberhirten an sich — schwerlich zum Vortheil der kirchlichen Macht. Der Gottesmann wird in das „Babel“, in die Sündenstadt hineingezogen. Es ist kein Zufall, daß die Länder, die als höchster Hort der Frömmigkeit gelten, auch heute noch ihre höchsten geistlichen Würdenträger in Moskau, Toledo, Canterbury residiren lassen. Dagegen hat der Protestantismus mit seiner nothgedrungenen Rücksicht auf die weltlichen Schutzherren die Generalsuperintendenten und Konsistorien überall in die Hauptorte gesetzt. Paphnutius kommt zu Thais, aber er kehrt nicht wieder in die Einsamkeit zurück.

Es ist also vielleicht doch ein gutes Stück Welt- und Kulturgeschichte, das in den Wandlungen der alten Fabel sich abspiegelt. Von Buddha zu Hartleben — es ist freilich ein weiter Weg. Aber ist nicht auch ein weiter Weg von der urchristlichen Gemeinde zur modernen Staatskirche? Die Religion ist nicht so viel gewandert; ihr innerster Kern ist solcher Aenderungen gar nicht fähig. Und wo ein innerer Glaube mächtig lebt, da wird auch heut noch das Wort des Gottesmannes unter den Sündern Wunder verrichten können.

Berlin. R. Emmery.

Suum cuique!

Unter dieser Ueberschrift hatte in Nr. 38 der „Nation“ der Herausgeber dieser Zeitschrift einen Artikel des Herrn Walther Caron in Rauenthal besprochen, den dieser in den „Mittheilungen des Vereins zur Wahrung der gemeinsamen wirthschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen“ gegen die Ausführungen des Herrn Professors v. Schulze-Gaevernitz über „Großindustrie und Sozialpolitik“ (Nr. 33 der „Nation“) gerichtet hatte. Der Artikel des Herrn Caron schloß mit dem Wahlspruche: „Suum cuique!“ Herr Caron bittet uns nunmehr um Publikation des nachstehenden Briefes:

Geehrter Herr Doktor!

Gestatten Sie mir zur Klarstellung meines Standpunktes ein paar Bemerkungen zu dem Artikel „Suum cuique!“ in Nr. 38 Ihres geschätzten Blattes.

Ich behaupte und habe ausgeführt, daß ein gedeihliches, erfolgreiches Zusammenwirken zwischen Arbeiter und Arbeitgeber nur da möglich sei, wo jeder Einzelne von dem Gedanken durchdrungen ist: „zuerst das Ganze — der Staat — als höchstes Ideal gemeinsamer Interessen, im Gegensatz zu den sich sonst vielfach widersprechenden Einzelinteressen“. Andererseits behauptete ich, daß die deutsche Sozialdemokratie durch und durch grundsätzlich antinational sei. Das ist klar, zwischen solch vaterlandsloser Partei, welche der Zügellosigkeit — dem Zerrbild der Freiheit — entgegenstrebt und denjenigen, welchen das Vaterland und wahre Freiheit am Herzen liegt, ist und bleibt jede Verständigung, auch in praktischen Interessenfragen, ausgeschlossen. Während v. Schulze-Gaevernitz meint, die Sozialdemokratie habe den Willen, eine Arbeiterpartei im modernen Sinne des Worts zu werden, dazu fehle ihr nur noch das Können, nicht aber der Wille, sagen wir in der Industrie lebenden Leute des praktischen Lebens: Die Sozialdemokratie hat diesen Willen nicht, sie will die Arbeiter nicht frei und glücklich machen, sondern zu Sklaven ihrer Parteiinteressen; dazu gebraucht sie unzufriedene Arbeiter und darum wird die Unzufriedenheit durch Hetzer künstlich unterhalten und hervorgerufen, alles aber, was die Gegensätze mildern und hinwegräumen könnte, wird in Acht und Bann gethan, vor allem: Vaterland und patriotische Gefühle. Darum forderte ich in meinem Artikel: „schaffen Sie die Hetzer fort!“

Das soll nicht geschehen durch eine unzulässige Bevormundung der Arbeiter, oder gar durch neue Sozialistengesetze, sondern lediglich durch Gerechtigkeit, indem man Rechte und Pflichten gerechter vertheilt, denn ich meine — und die weitesten Kreise denken ebenso —, daß die neuere Sozialpolitik das „Suum cuique“ nicht stets genügend im Auge behalten hat. Hier also gilt es einzusetzen!

Rauenthal, den 24. Juni 1896.

Genehmigen Sie u. s. w.

Ihr ergebener

W. Caron.

Der Brief ist ein neuer charakteristischer Beleg dafür, wie schwer es einem Theil unserer Großindustriellen noch immer wird, ein objektives Urtheil über die sozialdemokratische Bewegung zu gewinnen. Die Sozialdemokraten sind gewiß keine bequemen Staatsbürger. Insbesondere unter den Führern zweiten und dritten Ranges gibt es eine Anzahl skrupelloser Hetzer, aber darauf ein Gesammturtheil über die Sozialdemokratie aufzubauen, ist ebenso verfehlt, wie die Herausstreichung der herrschenden Klassen ob ihres angeblich höheren Interesses für das Gemeinwohl im Gegensatz zur Sozialdemokratie.

Als ob nicht seit geraumer Zeit, unter der unmittelbaren Einwirkung der heftigsten Gegner der Sozialdemokratie, eine Interessenpolitik bei uns herrschend wäre, die in der Form von Schutzzöllen, Branntweinliebesgaben, Zuckerprämien &c. die Begünstigung des Klasseninteresses, ohne Rücksichtnahme auf die entgegenstehenden Interessen der Arbeiter, geradezu zum Mittelpunkt des politischen Strebens gemacht hat! — Mit berechtigtem Hohn kann die Sozialdemokratie, wenn man ihr politische Moral predigt, auf diese Interessenpolitik hinweisen, bei der „das Ganze, der Staat, als höchstes Ideal gemeinsamer Interessen“ eine sehr bescheidene Rolle spielt. Auch macht es sich recht sonderbar, wenn eine herrschende Klasse davon spricht, Rechte und Pflichten müßten in der Weise neu vertheilt werden, daß Andere in ihren Rechten beschränkt werden. Man wird die Sozialdemokratie wohl kaum dahin bringen, in einer solchen Neuregulirung der Rechte und Pflichten eine Politik ausgleichender Gerechtigkeit zu erkennen.

Um die Sozialdemokratie wirksam bekämpfen zu können, ist es gewiß erforderlich, strenge Gerechtigkeit zu üben; aber dabei haben die herrschenden Klassen in erster Linie unbefangen zu prüfen, wo sie es bisher an Gerechtigkeit haben fehlen lassen. Erst wenn sie ihre Schuldigkeit voll gethan haben, können sie mit Erfolg von Anderen Gleiches erwarten.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 42. Berlin, den 18. Juli 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1893 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt

Politische Wochenübersicht.

Die Beschlüsse des Reichstages über das Margarinegesetz hat der Bundesrath nicht zu den seinigen gemacht; und so ist denn, wie Herr von Boetticher und wie Herr von Hammerstein-Loxten in Aussicht gestellt hatten, die Vorlage gescheitert wegen der übertrieben agrarischen Bestimmungen, die die Vertreter des Bundes der Landwirthe im Parlamente in diesen Gesetzentwurf hineingebracht haben.

Dieser Ausgang ist der erwünschteste, der sich denken läßt; was man von einer so großen Anzahl Gesetze, die der jetzige Reichstag zu berathen hatte, sagen kann, trifft ganz besonders in diesem Falle zu; die nicht zu Stande gekommenen Gesetze sind, wenn man vor Allem das Bürgerliche Gesetzbuch ausschließt, Wohlthaten für das Land, und diesmal ist der Vater dieser Wohlthat der Bundesrath, der mit einer gewissen Unparteilichkeit seine Gaben austheilt.

Er hilft den Terminhandel vernichten; er führt das Zuckersteuergesetz zum Siege und schlägt damit der Getreide verkaufenden Bevölkerung und den Zuckerproduzenten Wunden — das nennt man eine Politik im Dienste der Landwirthschaft — man sollte sagen, im Dienste des einsichtslosen Bundes der Landwirthe —; und er lehnt das Margarinegesetz ab — das nennt der Bund der Landwirthe eine der Landwirthschaft feindliche Maßregel — man sollte sagen ein verständiger Beschluß, der daher auch allen Bevölkerungskreisen zu Gute kommt. Solches Regiment der Nachgiebigkeit gegen den Bund der Landwirthe meist, und der Festigkeit gegen seine Ansprüche in einem besonderen Falle ist charakteristisch für unsere Lage. Es ist nicht das Zeichen des Stehens über den Parteien in ätherreiner Sachlichkeit; es ist vielmehr der Ausdruck des Lavirens zwischen Parteien und Prinzipien. Auf einen Schlag nach der agrarisch-bündlerischen Seite folgt dann ein kleiner Schlag in entgegengesetzter Richtung, damit das Staatsschiff doch nicht völlig in die bündlerischen Strudel gerathe.

In diesem einzelnen Falle ist der Augenblick gerettet; aber wer möchte eine Garantie für die Zukunft übernehmen, und solcher Anschauung entspricht es denn auch durchaus, daß die „Kreuz-Zeitung" und das Organ des Bundes der Landwirthe, die „Deutsche Tages-Zeitung", drohend die Wiederkehr dieses Gesetzentwurfes verkünden, und zwar in einer Gestalt, die der Regierung noch unangenehmer sein werde. Daß diese Drohung des Ernstes entbehre, kann man durchaus nicht behaupten. Und daß ein neuer Ansturm einer gleichen Festigkeit bei der Regierung begegnen wird, kann man auch nicht zuverlässig hoffen. Der Terminhandel in Getreide hat die Erfahrung gemacht, daß die Ueberzeugung der Regierung über die Zweckmäßigkeit jener Maßregel sich zwar nicht änderte, wohl aber das Maß von Widerstandskraft, über das die Minister verfügen. Wie oft sich solches unter Umständen wiederholen kann, ist nicht vorauszuberechnen. Bei dieser Sachlage gibt es nur einen Rath, den man bedrohten Industriezweigen ertheilen kann.

Wurden sie im einzelnen Falle immer nur gerettet, weil sie im entscheidenden Augenblick möglichst laut zu schreien und möglichst rührig zu agitiren verstanden, so bleibt eine solche improvisirte Abwehr doch stets ein zweifelhaftes Mittel des Erfolges. Ein Mal glückt es, wenn man den nöthigen Rückhalt bei der Bevölkerung findet; aber ein anderes Mal glückt es vielleicht nicht, wenn im gegebenen Zeitpunkt die Bevölkerung gerade mit ihren Interessen nach anderer Richtung stärker in Anspruch genommen sein sollte. Und nichts wäre falscher, als wenn ein Industriezweig, der eben mit dem Schrecken davon gekommen ist, nunmehr in apathische Gleichgültigkeit gegenüber dem Agrarierthum wieder zurücksänke, um zuzusehen, wie andere berufliche Thätigkeiten abgeschlachtet werden, bis dann das Messer auch vor den

eigenen erschreckten Augen wieder blitzt. Diesen Fährlichkeiten können die einzelnen Industriezweige nur entgehen, wenn sie sich bleibend zur Abwehr organisiren, statt nur vorübergehend sich im Moment härtester Bedrängniß zur Abwehr aufzuraffen. Und es genügt auch nicht, daß der einzelne bedrohte Zweig unserer vaterländischen wirthschaftlichen Thätigkeit den Kampf für sich allein aufnimmt; auch in diesem Falle sind die Aussichten des Erfolges nur geringere.

Es muß bei uns in Deutschland allmählich das Bewußtsein von der Solidarität aller dieser Interessen gegenüber den agrarischen Bedrohungen des Bundes der Landwirthe zum Durchbruch kommen, und da zur Zeit bei der politischen Parteizerrissenheit, in der wir leben, eine einzelne Fraktion nicht die Hoffnung hegen kann, daß es ihr allein gelingen werde, die gesammten Kräfte der Opposition gegen das reaktionäre und auf dem Gebiet der Wirthschaftspolitik vandalische Junkerthum zusammenzufassen, so muß der Zusammenschluß auf einem neutraleren Gebiet versucht werden.

Zu diesem Zweck ist der Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe ins Leben getreten, als ein fester Mittelpunkt für den Kampf gegen agrarischen Egoismus und agrarischen Unverstand. Bleibend und für alle gemeinsam eine rationelle Abwehr auf wirthschaftlichem Gebiet zu betreiben, das gerade ist die Aufgabe, welche sich der Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe gestellt hat. Das sollten weder die Margarinefabrikanten, noch die Detailreisenden, die gleichfalls diesmal am Abgrund vorbeizukommen hoffen, vergessen.

Herr **Adolf Stöcker** beginnt sich wieder zu regen. Er läßt in der von ihm herausgegebenen „Deutsch-evangelischen Kirchen-Zeitung“ nicht nur in längeren Artikeln auseinandersetzen, daß er ein Ehrenmann sei, gegen den nichts vorliege; er ist sogar so bescheiden, sich als eine harmlose Seele darstellen zu lassen. Ueberdies reinigt er das Redaktionslokal seiner Zeitung, „Das Volk“, von radikalen Elementen, nachdem er gesehen hat, daß mit dem Radikalismus nichts anzufangen ist; er sucht wiederum eine Annäherung nach rechts durch neue Redakteure, und nachdem er ferner darüber belehrt ist, daß er an den älteren pastoralen sozialpolitischen Bestrebungen eine Stütze nicht finden kann, so ist er darüber aus, einen neuen „sozialen Kongreß“ Stöckerscher Färbung zu Stande zu bringen. Wie diese Färbung beschaffen sein wird, hat weder sachliche noch politische Bedeutung, denn die Neugründung würde unter allen Umständen nur die eine Aufgabe haben, als Instrument für den Ehrgeiz und die Wiederaufrichtung des vorübergehend öffentlich zusammengebrochenen Herrn Stöcker zu dienen.

Daß dieser Mann mit diesem Temperament sich nicht still bescheiden in sein Mißgeschick fügen würde, war klar, und wie er nunmehr wieder auf die Beine zu kommen sucht, ist charakteristisch.

Charakteristisch ist schon der Zeitpunkt. Soeben hat man den Herrn von Hammerstein in das Zuchthaus abgeführt; der Prozeß ist erledigt; unbequeme Zeugenaussagen sind für Herrn Stöcker nicht mehr zu befürchten, da meldet er sich auch sogleich wieder als Ehrenmann für die politische Thätigkeit. Er läßt sich sogar voll zurückhaltender Selbstentäußerung wieder einführen. Sein Blatt, die deutsch-evangelische Kirchenzeitung, muß auf mildernde Umstände plädiren; es sagt:

„Stöcker ist seit sieben Jahren ein schlichter politischer Mann wie viele andere; seine Agitation gegen Sozialdemokraten und Demokraten, Juden und Judengenossen hat aufgehört. Zehn Jahre früher waren solche feurigen Pfeile des Bösewichts verständlich: . . . Aber jetzt? . . . Jedenfalls ist und bleibt es ein Räthsel, daß Jemand, der im öffentlichen Leben so wenig hervortritt, mit der Feindschaft einer ganzen Welt in allen fünf Erdtheilen beehrt wird.“

Alle fünf Erdtheile und die ganze Welt dazu ist zwar ein Wenigviel gesagt, denn am Ende kann doch Herr Stöcker sich nicht rühmen, bekannter als etwa Ahlwardt oder Hammerstein zu sein; aber es bleibt bezeichnend, daß dieser Mann jetzt das politische Lamm zu spielen für zweckmäßig hält, das nichts „den Sozialdemokraten und Demokraten“, und nichts den „Juden und Judengenossen“ thut, „das überhaupt im öffentlichen Leben so wenig hervortritt.“ Also als neueste Erscheinung: Adolf Stöcker, der Harmlose.

Nun ist der Mann, auf den die fünf Welttheile nicht blicken, harmlos gleichwohl gewiß nicht, sondern genau so gefährlich für ein gesundes öffentliches Leben, wie es Ahlwardt und Hammerstein und die Anderen gewesen sind oder noch sind, und zwar aus dem Grunde, weil sein Gewissen für politische Angelegenheiten ganz so beschaffen ist, wie das der Ahlwardt und Hammerstein, mit denen er denn auch lange genug öffentlich zusammen gearbeitet hat, und mit denen er auch heute noch zusammen arbeiten könnte, denn die Stöcker'sche politische Methode von heute entspricht genau der politischen Methode der Ahlwardt und Hammerstein von jeher. Der angezogene Artikel in der „Deutsch-evangelischen Kirchenzeitung“ ist dessen ein Zeugniß.

Daß Herr Stöcker in jenem Artikel den „Scheiterhaufenbrief“, durch den Bismarck hinterrücks von demselben Manne angefallen wurde, der öffentlich zu Ovationen für den ersten Reichskanzler bereit war, gleichwohl als einen harmlosen Meinungsaustausch zwischen sich und dem Herrn v. Hammerstein ausgeben läßt, setzt nur jene Interpretationskünste fort, die der Herr Hofprediger a. D. von Anbeginn in dieser Angelegenheit geübt hat. Daß er außerdem für die Harmlosigkeit des Briefes auf das Zeugniß des todten Herrn v. Treitschke hinweisen läßt, ist jedenfalls vorsichtig, da Todte einen Widerruf und eine Berichtigung nicht zu verlangen pflegen. Zeugnisse dieser Art wird Herr Stöcker wohl noch mehrere mit Leichtigkeit beibringen können, da ja genug Leute seit dem Ereigniß gestorben sind. Wesentlich gewagter ist es, wie für Herrn Stöcker die Thatsache aus der Welt geschafft werden soll, daß er Herrn v. Hammerstein bis zum letzten Augenblick politisch zu halten und zu stützen versucht hat.

Die Unterschlagung des sogenannten Stöckerfonds sei, so behauptet der Artikel, nicht genügend zu jener Zeit geklärt gewesen, als Herr Stöcker den Freiherrn v. Hammerstein vor der Ausstoßung aus der Partei bewahrte, und doch hat Herr Kropatschek, der Kollege des Herrn v. Hammerstein in der „Kreuzzeitung“, im Februar dem Komitee von der Unterschlagung Kenntniß gegeben und den **Beweis** der Unterschlagung **durch** Hammerstein geliefert, während Herr Stöcker behauptet, daß Monate später der Sachverhalt nicht geklärt war.

An solche Thatsachen, die so schnell vergessen werden, muß man erinnern, nur zu dem einen Zweck, um darzuthun, daß Herr Stöcker immer derselbe geblieben ist bis zu dem Augenblick, da in seinem Blatte über seine Angelegenheit jener Artikel erschien, der die Ueberschrift trägt „Ein Stück Zeitgeschichte“, und der die Ueberschrift tragen **sollte** „Eine Mohrenwäsche“, und der das bezeichnende und salbungsvolle Motto führt: Joh. 5, 19. „Die ganze Welt liegt im Argen.“ Wie es nicht gerade alle fünf Welttheile sind, die auf Herrn Stöcker blicken, so ist es auch nicht gerade die „ganze“ Welt, die im Argen liegt; aber wenn man jenen Artikel liest, so kann man wohl zugeben: Manches ist faul in unserer Welt.

Herr Stöcker hätte seine Vertheidigung ein klein Wenig anders einrichten können; es ist richtig, der „Scheiterhaufenbrief“ kommt nur auf sein Konto, und andere Hammerstein-Briefe, die **vorhanden** sind, obgleich Herr Stöcker ihre Existenz anzuzweifeln für zweckmäßig erachtet, sind bisher nicht veröffentlicht. Aber bringt man eben jenen einzigen „Scheiterhaufenbrief“, der bisher publicirt ist, in Abrechnung, dann kann Herr Stöcker getrost behaupten, er habe nur genau so gehandelt, wie jene seiner Fraktionsgenossen, die gleichfalls zu den Wissenden gehörten und die wie Herrn von Manteuffel die ehrenvolle Stellung an der Spitze einer Provinz erhielten, oder die wie Herr von Colmar, Regierungspräsident sind und bleiben, oder die wie Graf Kanitz hohe Ministerialstellungen bekleideten und bekleiden. Wenn denen und den Anderen die Hammerstein-Angelegenheit nicht das Geringste in dem Deutschland unserer Tage geschadet hat, warum mir, kann Herr Stöcker mit einigem Recht fragen. Und darum bleibt es auch durchaus nicht ausgeschlossen, daß er

den Weg zu den übrigen angesehenen Eingeweihten in der konservativen Partei zurückfindet.

In Löwenberg-Greiffenberg hat Herr Rektor Kopsch von der freisinnigen Volkspartei mit 6032 Stimmen über den Grafen Nostitz, der 4820 Stimmen erhielt, gesiegt. Das Wachsthum der Freisinnigen ist ein sehr bedeutendes, und der Erfolg, durch den ein konservativ-agrarischer Sitz erobert ward trotz dem Bunde der Landwirthe, ein überaus erfreulicher. Wo bleiben denn nun die Erfolge des Herrn v. Ploetz und seines Bundes wenigstens auf dem flachen Lande? Von Kolberg-Köslin, wo Benoit von der freisinnigen Vereinigung einen angestammten konservativen Sitz gewann, bis Löwenberg-Greiffenberg, wo Kopsch von der Volkspartei dasselbe gelang, ists die nämliche Erscheinung. Auch auf dem Lande besitzt der konservativ-agrarische Bund keinen festen Rückhalt mehr.

Deutschland hat sich offiziel bereit erklärt, die nächste französische **Weltausstellung** zu beschicken. Dieser Entschluß zeigt, daß unsere Beziehungen zu Frankreich normale sind, und daß bei uns auch eine Störung dieses Zustandes zunächst nicht befürchtet wird. Das ist erfreulich. Weitere politische Kombinationen an diesen Vorgang zu knüpfen, wäre gewiß falsch.

Trotz aller politischer Gegensätze gilt es eben eine Kulturgemeinschaft, die immer wieder ihre Brücken schlägt auch über die scheinbar tiefsten Abgründe, die nationale Feindschaft aufgerissen hat. Solche Kulturgemeinschaft zu pflegen, bleibt eine würdige Aufgabe, und zwar auch dann, wenn man zugibt, daß der Nutzen von Ausstellungen für die Industrie ein äußerst zweifelhafter geworden ist.

Ein **Wahnsinniger** hat blinde Schüsse auf den **Präsidenten der französischen Republik** abgegeben; der Zwischenfall wäre bedeutungslos, wenn nicht die Befürchtung sich einstellen könnte, daß eine solche That von Neuem der verbrecherischen Phantasie entgleister Individuen einen gefährlichen Zielpunkt zu geben geeignet wäre. Die Erfahrung lehrt, daß es seltener ein Attentat gibt; das erste findet leider leicht Nachahmung.

In **Italien** ist ein **Ministerwechsel** eingetreten; Rudini hat einen Theil seiner Kollegen ausgeschifft, wie der bezeichnende Ausdruck heute lautet; Visconti-Venosta ist dabei Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu werden und Pelloux Kriegsminister. Das sind die beiden wichtigsten neuzubesetzenden Posten. Will man die internationale Bedeutung der Aenderung bezeichnen, so kann man sagen, die franzosenfreundlichen Elemente sind im Kabinet verstärkt; das ist aber gewiß nicht gleichbedeutend mit einer Lockerung des Dreibundes.

Obgleich in **Kreta** die Repräsentanten der Bevölkerung zur Berathung zusammengetreten sind, um den Frieden der Insel wiederzugeben, so dauert doch das Blutvergießen und selbst militärischer Kampf zwischen Mohamedanern und türkischer Soldateska auf der einen Seite und Christenbevölkerung und bewaffneten Aufständischen auf der anderen Seite fort.

Ob daher ein Frieden zu Stande kommt, erscheint noch sehr zweifelhaft; dann können die „einigen" Großmächte weiter zusehen, wie die Anarchie im türkischen Reiche wächst, bis vielleicht wider ihren Willen ein Ereigniß eintritt, das dieser Einigkeit, die nur bis zu Worten reicht, ein Ende machen kann.

Die **Demokraten in Chicago** haben William J. Bryan aus Salem, Illinois, zum Präsidentschaftskandidaten und Arthur Sewall aus Maine zum Vicepräsidenten erwählt. Diese Wahl bedeutet einen vollständigen Sieg des Bimetallismus auf der Konvention; die Folge dieses Sieges ist zunächst die Sprengung der demokratischen Partei, und sie wird hoffentlich später die schließliche Niederlage der bimetallistischen Demokratie sein.

Bezeichnend ist es übrigens, mit welcher Zurückhaltung unsere deutschen Bimetallisten die Entwicklung verfolgen. Bei dem ernstlicheren Herannahen des Experimentes scheinen sie doch einige Bangigkeit zu empfinden. Es ergeht ihnen wie den Sozialisten mit dem Zukunftsstaat. Zur Agitation sehr gut; nur die Probe auf das Exempel ist gefährlich.

* * *

Die belgischen Wahlen.

Wahlen von entscheidender Bedeutung haben soeben bei uns stattgefunden; es war am 5. und 12. d. M. Zum zweiten Male war die Wählerschaft, wie sie durch die Verfassungsrevision vom Jahre 1893 nun zusammengesetzt ist, berufen, ihre Vertreter für die zweite Kammer zu ernennen.

Die Leser der „Nation" erinnern sich vielleicht, daß der Schreiber dieser Zeilen vor zwei Jahren an dieser Stelle die Zusammensetzung der Wählermasse und die Eintheilung der Wahlkreise auseinandergesetzt hat.*)

In Bezug auf die Einzelheiten mag auf jenen Artikel verwiesen werden, an dem nur ein paar Zahlen zu verändern wären. Es mag erneut erwähnt werden, daß das allgemeine Stimmrecht mit den Pluralitätsvoten in Belgien rund 1 400 000 Bürger zur Urne ruft, die über 2 100 000 Stimmen verfügen; daß die Mehrheit der Wähler nur eine Stimme besitzt, 850 000 gegen 500 000, und daß hinwiederum die Wähler, die über mehrere Stimmen verfügen, obgleich körperlich eine Minderzahl, die Mehrheit der Stimmen besitzen; 1 200 000 gegen 850 000 Stimmen; ferner sei erwähnt, daß die Listenwahl nach Arrondissements eingeführt ist; daß die Stimmabgabe obligatorisch ist, und daß ganz wie im Jahre 1894 während und nach der Wahl die öffentliche Ordnung eine Gefährdung nicht erfahren hat trotz der großen politischen Erregung.

I.

Bei den Wahlen des Jahres 1894 ist Senat und Kammer vollständig erneuert worden, wie es nöthig war nach der Umbildung, die mit dem Wahlkörper vorgenommen war. In diesem Jahre war man zu normalen Zuständen bereits zurückgekehrt. Das Mandat als Senator dauert bei uns acht Jahre, das als Deputirter vier Jahre. Die beiden Kammern werden jedoch zur Hälfte alle vier, respektive alle zwei Jahre erneuert. Dem gemäß war in diesem Jahr die Hälfte der Abgeordnetenkammer zu erneuern; im Jahre 1898 folgt dann die zweite Hälfte und die erste Hälfte des Senates.

Am 5. Juli standen 77 Abgeordnete von 152 zur Wiederwahl; sie gehörten den beiden flämischen Provinzen des Westens, Flandern, Antwerpen, den beiden wallonischen Provinzen Luxemburg und Namur, und der gemischten Provinz Brabant an. Diese Provinzen umfassen 22 Arrondissements, die so viel Vertreter wählen, wie oft sie 40 000 Einwohner aufzuweisen haben.

Die ausgeschiedenen Vertreter waren 66 ministerielle Katholiken, darunter 4 christliche Demokraten und 6 Unabhängige, das heißt Konservative, die nicht klerikal sind; dann 10 Liberale, alle mehr oder weniger der entschiedenen Linken und den Radikalen zuneigend, endlich ein Sozialist.

Wie im Jahre 1894 spielte sich auch diesmal der Kampf zwischen Klerikalen und Antiklerikalen ab; allein bei diesen Wahlen waren sowohl die klerikalen Parteien wie die Gegner nicht mehr die alten.

Im Jahre 1894 kämpften die christlichen Demokraten mit nur einer Ausnahme, trotz mannigfacher Meinungsverschiedenheiten, mit den Klerikalen. Seit zwei Jahren hat

*) Vergl. „Nation" vom 10. November 1894, S. 75—76.

sich die Lage aber wesentlich verschoben. Im Repräsentantenhaus haben der Abbé Daens und Herr Woeste, der Führer der konservativen Klerikalen, einander mit Heftigkeit bekämpft; und im Arrondissement Aloft, das, — ein seltsamer Zufall, — beide Gegner in die Kammer schickte, aber auch in den anderen flandrischen Arrondissements betreiben die christlichen Demokraten, trotz dem Widerspruch der Konservativen und trotz ihrer Versuche, die christliche Demokratie durch die Bischöfe und den Papst verurtheilen zu lassen, selbständig eine lebhafte Agitation.

Aus der schmalen Trennungslinie, die vor zwei Jahren christliche Demokraten und klerikale Konservative sonderte, ist also schon ein Graben geworden, der ohne Unterlaß breiter und tiefer wird. Und so traten denn in einer ganzen Anzahl flandrischer Arrondissements christliche Demokraten den Klerikalen entgegen. Nur in Brüssel blieb die demokratisch-klerikale Allianz bestehen; freilich nahmen die Klerikalen in ihre Liste zwei junge Advokaten auf, die von den katholischen Arbeitern an die Stelle von zwei Ausscheidenden gesetzt wurden, weil diese letzteren den Abbé Daens in der Kammer nicht unterstützt hatten.

Die drei antiklerikalen Gruppen des Jahres 1894 waren auch diesmal vorhanden. Zunächst die Liberalen, die freilich zu Reformen auf dem Gebiet des Militärwesens und der Finanzen, und auch zu ökonomischen und sozialen Reformen von Bedeutung bereit sind; aber die solche Reformen begrenzen durch „die Achtung vor dem individuellen Eigenthum und die Freiheit der Arbeit für die Majorennen“; dann die Radikalen, deren Programm stark staatssozialistisch gefärbt ist, und die nach ihrer Behauptung die Mitte halten zwischen dem Individualismus der Liberalen und dem ausgesprochenen Kollektivismus der Sozialisten; endlich die sozialistische Arbeiterpartei, die auf Marx schwört, und deren Programm von dem der deutschen und französischen Sozialisten sich wesentlich nicht unterscheidet.

Im Jahre 1894 hatten einige Radikale von einer „Tripel-Allianz“ dieser drei Gruppen geträumt. Der Plan gelang nicht wegen der Verschiedenheit der liberalen und sozialistischen Prinzipien, und die Radikalen verbündeten sich daher gemäß den lokalen Bedürfnissen bald mit den Liberalen, bald mit den Sozialisten. So war es auch im Jahre 1896, jedoch mit dem wesentlichen Unterschiede, daß das liberal-radikale Bündniß zur Ausnahme und das radikal-sozialistische Bündniß zur Regel geworden war. Mit andern Worten, die Radikalen, die sich vor zwei Jahren noch ziemlich eng an die Liberalen anschlossen, führten diesmal, fast überall dort, wo die Sozialisten in den Kampf eintraten, diesen große Verstärkungen zu, die den Liberalen entzogen wurden. Es ist jedoch zu bemerken, daß die radikal-sozialistische Allianz nicht für die rein sozialistischen Grundsätze gekämpft hat, sondern für ein Reformprogramm, das unmittelbar zur Ausführung zu bringen wäre, und das fast vollkommen der radikalen Plattform entlehnt war; daß die Sozialisten aber darum ihren Kollektivismus nicht verleugneten, ist selbstverständlich.

* * *

Bei dem ersten Wahlgang am 5. Juli wurden 37 Klerikale, 4 Liberal-Radikale und 1 Sozialist gewählt; über 35 Sitze mußte ein zweiter Wahlgang entscheiden! Nach diesem ersten Ergebniß setzte sich die Kammer zusammen aus 76 Klerikal-Konservativen, 29 Sozialisten und 12 Liberalen oder Radikalen.

Während die Klerikalen im Jahre 1894 nach 503 000 Stimmen erhalten hatten, erhielten sie diesmal in den entsprechenden 22 Arrondissements 460 000 Stimmen. Die christlichen Demokraten, die gegen die Konservativen kämpften, erhielten 39 000 Stimmen; die Liberalen behielten von 286 000 Stimmen im Jahre 1894 nur 170 000; während die Sozialisten und sozialistischen Radikalen von 92 000 auf 212 000 Stimmen gewachsen sind. Es mag hinzugefügt werden, daß die Liberalen nur in 17, die Sozialisten in 19 Arrondissements kämpften.

Hier einige Beispiele:

In Brüssel erhielten die vereinigten Liberalen und Radikalen 1894 beim ersten Wahlgang 60 000 Stimmen; die Sozialisten 40 000, die vereinigten Klerikalen 93 000. Am 5. Juli brachten es die von den Radikalen verlassenen Liberalen auf 41 000 Stimmen; die Radikalen und Sozialisten auf 74 000 und die vereinigten Klerikalen auf 10 000 Stimmen.

In Antwerpen, wo die vereinigten Klerikalen 1894 im ersten Wahlgang durchdrangen mit 61 000 Stimmen gegen 43 000 Liberale und 5000 Sozialisten, wurde diesmal durch das Abschwenken der christlichen Demokraten eine Stichwahl zwischen Konservativen, 57 000 Stimmen, und Liberalen, 43 000 Stimmen, nothwendig; die christlichen Demokraten hatten 6000, die Sozialisten 9000 Stimmen.

In Louvain, Brabant, hatten die Klerikalen 1894 42 000 Stimmen, gegen 20 000 Liberale und 5000 Sozialisten; diesmal 38 000 Katholiken, 10 000 Liberale und 20 000 Sozialisten.

In Nivelles 1894 je 25 000 Liberale und Katholiken gegen 6000 Sozialisten; diesmal nach 25 000 Klerikale, aber 20 000 Sozialisten und nur 14 000 Liberale.

In Philippeville 1894: 14 000 Liberale und 11 000 Katholiken; diesmal 7000 Liberale, 12 000 Katholiken und 7000 Sozialisten, die 1894 noch gar nicht aufgetreten waren.

* * *

Mit der Wahl am 5. Juli hatten die Klerikalen nur gerade die Hälfte der Kammersitze 76 von 152 errungen. Gelang es also den Antiklerikalen bei den Stichwahlen zu siegen, so war die riesige ministerielle Majorität vernichtet. So spannten denn Liberale und Sozialisten ihre Kräfte aufs Aeußerste an. Allein der Zusammenschluß vollzog sich nicht vollständig, obgleich zahlreiche liberale Vereinigungen des Landes ihn proklamirten. In Nivelles erklärte sich die liberale Wahlleitung offiziell für die Sozialisten; dagegen gaben die Wahlkomitees in Brüssel den Wählern selbst die Entscheidung zwischen den Sozialisten und Klerikalen anheim, während die geschlagenen liberalen Kandidaten sogar die Parole der Stimmenthaltung ausgaben. So waren denn die Klerikalen fest geeinigt, während die Einigkeit der Antiklerikalen zu wünschen übrig ließ.

In Brüssel erhielt die klerikale Liste in runden Zahlen 111 000 Stimmen, die Radikalen und Sozialisten 94 000. Von den 41 000 liberalen Wählern votirten also 21 000 für die Rechte, 1000 enthielten sich der Stimmabgabe und etwa 19 000 stärkten die äußerste Linke.

Es wird demnach das Repräsentantenhaus, das vor den Wahlen 105 Mitglieder der Rechten, davon 6 Unabhängige und 7 christliche Demokraten und 47 Antiklerikale, davon 29 Sozialisten und 18 Liberale oder Radikale zählte, nunmehr bestehen aus 111 Mitglieder der Rechten, davon 6 Unabhängige und 7 christliche Demokraten und aus 41 Antiklerikalen, davon 29 Sozialisten und 12 Liberale und Radikale. Die Majorität der Rechten ist also von 58 Stimmen auf 70 Stimmen gestiegen.

Die diesmaligen Wahlen zeigen dasselbe Bild, wie die des Jahres 1894. Im ersten Wahlgang hatten die Klerikalen nur einen halben Erfolg, während der Aufschwung der Sozialisten sogleich ein sehr bedeutender war; dann aber erlangten die Klerikalen bei den Stichwahlen einen vollen Triumph, weil zahlreiche liberale Wähler durch die sozialistischen Erfolge eingeschüchtert zu den Klerikalen übergingen; jedoch war diesmal die Abschwenkung nach Rechts noch stärker. Auf diesen Umstand wies ich vor zwei Jahre hin; auf dieses Symptom muß ich von Neuem hinweisen.

II.

Wollte man nur nach dem äußeren Schein urtheilen und nur die Sitze der einzelnen Parteien zählen, so könnte man sagen, daß die diesmaligen Wahlen einen Sieg der Katholiken, eine Niederlage der Liberalen und einen Stillstand

für die Sozialisten bedeuten. Allein während 1894 von 100 abgegebenen Stimmen 57 klerikal, 23 liberal und 11 sozialistisch waren, sind diesmal 56 klerikal, 19 liberal und 25 sozialistisch-radikal; es zeigt sich also, daß die Klerikalen ihre Stellung etwa behaupteten, die Liberalen zurückgingen und die Sozialisten fortschritten.

Woher diese Entwicklung von 1894 bis 1896?

Wenn die Klerikalen nicht gewachsen sind, so liegt die Schuld hieran weder an der Kirchen- noch an der Schulpolitik des Ministeriums. Der Grund ist vor Allem, daß die Regierung und die Majorität der Partei bisher das wenig populäre Kongounternehmen im Parlament gestützt und für die geforderten Zuschüsse gestimmt haben; dann auch, daß das Ministerium drei Wochen vor den Wahlen die Fabrikationsabgabe auf Alkohol wesentlich erhöht hat, und damit die Vertheuerung des „Schnäpschen des armen Mannes", den unsere Arbeiter nur allzu sehr lieben, herbeigeführt hat. Von geringerem Einfluß war es, daß die Rechte sich nicht entschließen kann, den obligatorischen Militärdienst mit der Verkürzung der Dienstzeit einzuführen; auch die Abschwenkung der christlichen Demokraten und ihr Kampf gegen die klerikalen Konservativen in einigen Arrondissements halte seine Wirkung. Aber die unzufriedenen klerikalen Wähler sind nicht zu den Liberalen gegangen, wie diese gehofft hatten. Man hätte annehmen können, daß die Fehler des Ministeriums und die rücksichtslose Sprache der Sozialisten von Rechts und Links den Liberalen Zuzug bringen würden. Das ist nicht eingetreten; das Allgemeine Stimmrecht liebt bei uns, wie anderwärts, die scharfen Gegensätze; es hat nur geringes Verständniß für seine Unterscheidungen und mittlere Ansichten.

Nun ist aber bei uns die liberale Partei eine Partei des „juste milieu" geworden mit einem mehr negativen als positiven Programm. Außerdem war ihre Rolle seit zwei Jahren im Parlament sehr bescheiden, während die Sozialisten fast allein den Angriff gegen das Ministerium leiteten. So haben denn die Unzufriedenen, um ihre Stimmung zum Ausdruck zu bringen, für die entschiedensten und die lautesten Gegner der klerikalen Majorität votirt und schritten über die Köpfe der Liberalen hinweg. Und schließlich haben sich die Sozialisten ehrliche Mühe gegeben, die unzufriedenen Klerikalen, aber auch die Liberalen an sich zu ziehen. Ihre Propaganda wurde Monate hindurch in den Städten und auf dem Lande mit größtem Aufwand an Kraft, mit Beharrlichkeit und mit vorausschauender Berechnung geführt und weit mehr unter dem Rufe „A bas la caserne! à bas le Congo" als unter der Devise „Vive le Collectivisme." Jeden Sonntag strömte eine Schaar Redner in die Arrondissements, wo zu kämpfen war und haranguirte die Menge auf den Straßen, auf den Feldern, selbst in den Eisenbahnwagen. Welche Ansicht man auch über den Werth der sozialistischen Ideen haben mag, eine Eigenschaft kann man den belgischen Arbeitern nicht streitig machen; sie glauben an die Prinzipien, für die sie arbeiten; sie widmen sich ihnen mit Hingabe, und das ist die Voraussetzung, um Schlachten zu gewinnen.

* *

Die politische Lage ist heute in Belgien keine andere als nach den Wahlen von 1894. Die klerikale Majorität in der Kammer der Abgeordneten ist freilich wesentlich gewachsen. Diese Majorität ist heute zweifellos die stärkste, über die ein Ministerium in den Parlamenten Europas zu verfügen hat. Allein diese Majorität ist trotz ihrem Wachsthum innerlich nicht stärker geworden. Sie bedeutet sogar ein offenes Mißverhältniß zur Stärke der Klerikalen im Lande. Heute haben 960000 klerikale Stimmen 111 Vertreter, das heißt einen auf 8700 Stimmen; 29 Sozialisten haben hinter sich 450000 Stimmen, das ist ein Abgeordneter auf 15500 Stimmen; 12 Liberale verfügen über 430000 Stimmen, das heißt ein Abgeordneter auf 36000 Stimmen. Allein mehr noch: zieht man in Rechnung, daß das Pluralitätsvotum die Klerikalen begünstigt und die Sozialisten schädigt, so glaube ich, kann man zu dem Schlusse gelangen, den ich hier schon im Jahre 1894 aussprach. Sieben Zehntel der Deputirten repräsentiren weniger als die Hälfte der Wähler. Das ist das Ergebniß der Pluralitätswahlen, verknüpft mit der Listenwahl nach Arrondissements.

Andererseits wird diese Majorität mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen haben wie ihre Vorgängerin. Seit 1894 wohnen wir häufig dem befremdlichen Schauspiel bei, daß ein Ministerium, welches von einer gewaltigen Partei gestützt wird, doch wichtige Gesetze nur mit winzigen Majoritäten durchbringt, mit 20, 10, selbst weniger Stimmen. Wir erlebten es auch, daß das Ministerium an der Spitze einer so mächtigen Partei diese doch nicht lenkte, sondern bestrebt war, die besonderen und lokalen Interessen jeder Gruppe der Majorität zu befriedigen suchte, sein Leben von Tag zu Tag zu fristen und bestand nicht aus den Führern der Rechten, sondern aus Männern zweiten Ranges.

Zur Schwäche des Ministeriums kommen die Meinungsverschiedenheiten der Rechten, die durch den Eintritt der christlichen Demokraten in das Parlament hervorgerufen worden sind; sie haben die Einheit der Majorität zerstört, und das ist der Grund, warum die Rechte trotz ihrer zahlenmäßigen Stärke in der Vergangenheit wie in der Zukunft weniger mächtig war und sein wird; es fehlen ihr zwei wesentliche Eigenschaften: Homogenität und Führung. Jene Majorität hat sich schon großen Schwierigkeiten gegenüber befunden; die Zukunft wird ihr andere bringen.

Die liberale Partei wird in der neuen Kammer jene untergeordnete Rolle spielen, die sie in der vorhergehenden Wahlperiode gespielt hat. Ihre numerische Schwäche gestattet ihr keinen hervorragenden Einfluß, und da sie diesmal aus ausgesprochenen Progressisten besteht, so wird sie bei den meisten Abstimmungen an der Seite der Sozialisten zu finden sein.

Diesen wird die Leitung der antiklerikalen Opposition verbleiben. Wenngleich ihre Abgeordnetenzahl noch nicht einen starken Zuwachs aufweist, so wird sie doch ihr offensichtlicher Erfolg zu einer gesteigerten Thätigkeit veranlassen.

* *

So kommt denn der Kampf über die Köpfe des geschwächten Liberalismus hinweg vor allem zwischen den extremen Parteien zur Entscheidung. Die Sozialisten freuen sich dessen, und das begreift man; die Klerikalen sind gleichfalls damit sehr einverstanden, und das ist weniger leicht zu verstehen. Sie sagen, wenn auch das „rothe Meer" die liberale Küste fast überschwemmt hat, so wird es seine Kräfte doch ohne Erfolg an den klerikalen Schutzdamm erschöpfen, der unerschüttert bleiben wird. Das ist nach unserer Ansicht und nach der zahlreicher gemäßigter und vorausschauender Katholiken eine Illusion. Die liberale Partei ist, um im Bilde klerikaler Schriftsteller zu bleiben, der Wellenbrecher zwischen der grollenden Fluth und dem Schutzdamm. Beseitigt man ihn, so hat der Damm den vollen Anprall zu ertragen, und wenn die Wellen einmal hoch gehen, ist das bedenklich genug.

Ein besonders wichtiges Symptom des Kampfes ist es, daß der Sozialismus, der schon Gebieter in den industriellen Bezirken ist, auch in den ackerbautreibenden Arrondissements außerordentliche Fortschritte gemacht hat; seine Anhängerzahl verdoppelte, verdreifachte, vervierfachte. Diese Bewegung wird wahrscheinlich zunächst nicht zum Stillstand kommen. Und was wird dann aus der klerikalen Majorität, wenn die Bewegung noch weiter an Ausdreitung gewinnt? Woher soll die Kraft zum Widerstande kommen, vor allem da die christliche Demokratie die klerikalen Reihen für sozialistische Ideen zugänglich macht?

Wir unsererseits glauben zunächst an ein weiteres Wachsthum des Sozialismus, denn von allen Ländern Europas bietet Belgien hierfür die besten ökonomischen Voraussetzungen. Außerordentliche Dichtigkeit und sehr starkes Wachsthum der Bevölkerung; dann im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung

die stärkste Arbeiterzahl unter allen kontinentalen Staaten Europas; das Ueberwiegen der kleinen Pächter über die großen und über die landbauenden Eigenthümer. Das sind Gründe, um dem belgischen Sozialismus einen Vorsprung vor allen anderen sozialen Parteien in Europa zu sichern.

Das sind auch die Gründe, die die internationale Aufmerksamkeit an unserer Entwicklung in Belgien festhalten werden, und die Welt wird vielleicht von uns eine wichtige Belehrung empfangen. So sehen die Verhältnisse heute aus; was die Zukunft bringt, bleibt Propheten zu verkünden, vorbehalten.

Brüssel, 13. Juli. L. Leclère.

Eine verunglückte Vertheidigung der „Liebesgabe".

In seiner Abhandlung „Die neueste Reform der Branntweinsteuer in Deutschland"*) sucht Herr Prof. Paasche den Nachweis zu erbringen, daß von einer in Folge des Branntweinsteuergesetzes vom Jahre 1887 „aus den Taschen der armen Schnapstrinker" „an die ostelbischen Kartoffelbrenner" zu zahlenden „Liebesgabe" nicht gesprochen werden sollte, weil von einer solchen „so gut wie gar nichts übrig bleibt".

Dieser Nachweis soll darin bestehen, daß einerseits nach einer in dieser Abhandlung mitgetheilten Preisstatistik der Preis des unversteuerten Branntweins von 49,1 Mark im Durchschnitt der letzten 7 Jahre vor 1887 auf 37,3 Mark im Durchschnitt der 7 Jahre 1888—1894, also um beinahe 12 Mark, zurückgegangen ist und daß andererseits insbesondere die norddeutschen Brenner nur 66 Proz. ihrer Produktion zu dem niedrigen Satze von 50 Mark versteuern können, für die restlichen 34 Proz. aber 70 Mark Steuer entrichten müssen. Sonach würden, da für das kontingentirte Erzeugniß ein um 20 Mark höherer Preis angenommen werden kann, „von je 100 Hektolitern hergestellten Alkohols 66 einen Preis von 57 Mark, 34 einen solchen von 37 Mk. erzielt haben, und der Gesammterlös wäre 66×57+34×37 = 5020 Mark gewesen oder pro Hektoliter 50,20 Mark, also nur etwa 1 Mark mehr als der Spiritus vor Einführung der Verbrauchsabgabe gekostet hat."

Ein ärgeres post hoc, ergo propter hoc läßt sich wohl kaum denken. Denn wo in aller Welt liegt der Beweis, daß der von Herrn Prof. Paasche konstatirte Preisrückgang ganz oder auch überhaupt nur zu irgend einem Theile gerade durch die im Jahre 1887 eingeführte Verbrauchsabgabe verursacht worden sei? Aus theoretischen Erwägungen ist es allerdings klar, daß die Einführung einer so hohen Verbrauchsabgabe von beinahe 200 Proz. des unmittelbar vorher im Jahre 1886 bestandenen Spirituspreises einen fühlbaren Druck auf den Absatz und somit auch auf den Preis des unversteuerten Branntweines ausüben werde; aber durch die von Herrn Prof. Paasche mitgetheilten statistischen Daten kann diese Wirkung, vollends in dem behaupteten Maße, als bewiesen nimmermehr anerkannt werden.

Diese statistischen Daten lassen nämlich schon vor 1887, also ganz unabhängig von der erst in diesem Jahre eingeführten hohen Verbrauchsabgabe eine sinkende Tendenz des Spirituspreises deutlich erkennen. Von 60,7 Mark im Jahre 1880 fällt derselbe schon im nächsten Jahre auf 55 Mark und im zweiten Jahre auf 48,7 Mark; dann steigt er allerdings im Jahre 1883 auf 53,4 Mark, aber nur, um von da ab ununterbrochen auf 47,6 Mark, dann auf 41,6 und endlich auf 37,0 im Jahre 1886 herabzugehen. Wenn nun schon vor Einführung der Verbrauchsabgabe der Spirituspreis von seinem früheren, weit höheren Niveau auf 37 Mark im Jahre 1886 gesunken ist, und wenn dann im Durchschnitt der ersten 7 Jahre nach Einführung der Verbrauchsabgabe dieser Preis sogar etwas höher, nämlich auf 37,3 Mark, sich gestellt hat, kann man dann wohl ernstlich behaupten, daß die Einführung der hohen Verbrauchsabgabe den Preis gedrückt und vollends, daß sie denselben um beinahe 12 Mark herabgesetzt habe?

Es liegt übrigens in der Natur der Sache, daß der von Herrn Prof. Paasche unternommene Versuch, die theoretisch allerdings unzweifelhafte, aber in ihrem Ausmaß nicht berechenbare, den Preis herabdrückende Wirkung der hohen Verbrauchsabgabe durch statistische Daten nachzuweisen und ziffernmäßig festzustellen, mißlingen mußte. In allen Produktionszweigen, bei deren Betrieb mechanische und chemische Kenntnisse irgend eine Rolle spielen, wie dies ja doch bei der Brennerei in so hohem Maße der Fall ist, bringt die fortschreitende Erweiterung und Popularisirung dieser Kenntnisse eine bald rascher, bald langsamer, aber doch immer fortschreitende Verminderung der Produktionskosten mit sich. Die Produktionskosten sind aber auch für den Preis des Produktes zwar nicht allein maßgebend, aber doch sehr wesentlich mitbestimmend, und es kann daher nicht Wunder nehmen, ja, es muß vielmehr geradezu erwartet werden, daß, abgesehen von jenen Störungen, welche in Folge schlechter Kartoffelernten oder anderer Zufälligkeiten oft genug eintreten mögen, der Spirituspreis im Großen und Ganzen eine sinkende Tendenz aufweisen werde. Greift man dann aus dem Verlaufe der Zeit irgend ein einzelnes Jahr heraus, und ermittelt man für irgend eine längere Periode vor und für eine gleich lange Periode nach diesem einen Jahre den Durchschnittspreis, so wird derselbe wohl immer für die erstere Periode höher als für die letztere ausfallen, und die Differenz dieser beiden Preise wird im Allgemeinen um so größer sein, je länger die beiden Perioden gewählt werden. Ohne hier, in meinem Landaufenthalte, statistische Daten zur Hand zu haben, zweifle ich nicht, daß der Durchschnittspreis z. B. der 20 Jahre 1867—1886 ein höherer sein dürfte, als der von Herrn Prof. Paasche für die siebenjährige Periode 1880—1886 ermittelte Durchschnittspreis, und ebenso wird nach menschlicher Voraussicht und wenn keine künstlichen, preistreibenden, gesetzgeberischen Maßregeln ergriffen werden sollten, — das Gesetz vom Jahre 1895 scheint allerdings eine solche zu sein — der Durchschnittspreis der zwanzigjährigen Periode 1888 bis 1907 noch niedriger sein als derjenige der bloß siebenjährigen Periode 1888—1894. Ja, es ist sehr wohl möglich, daß die Durchschnittspreise der beiden eben erwähnten zwanzigjährigen Perioden eine Differenz von sogar mehr als 20 Mark aufweisen werden, so daß Herr Prof. Paasche, wenn er mit seinen Berechnungen bis nach dem Bekanntwerden der Daten für das Jahr 1907 hätte warten wollen, die Freude gehabt haben würde, den scheinbaren Nachweis erbringen zu können, daß das Gesetz vom Jahre 1887 trotz des zweifachen Steuersatzes von 50 und 70 Mark den Brennern nicht nur gar keine Liebesgabe, sondern ganz im Gegentheil nur sehr empfindliche Nachtheile gebracht habe.

Zum Ueberfluß weist Herr Prof. Paasche selbst darauf hin, daß seit dem Ablauf des deutsch-spanischen Handelsvertrages — vom 1. Februar 1892 — der spanische Einfuhrzoll für deutschen Sprit auf 112 Mark pro Hektoliter, d. h. derart hinaufgesetzt wurde, daß die früher sehr bedeutende deutsche Branntweinausfuhr nach Spanien — im Jahre 1890 betrug dieselbe über 360000 Hektoliter, d. i. nicht weniger als 10 Proz. der deutschen Erzeugung — gänzlich entfallen ist, und daß auch auf anderen ausländischen Märkten in Folge des Wettbewerbes von Rußland, Oesterreich und Schweden die deutsche Einfuhr ihre frühere Bedeutung fast ganz verloren hat. Wäre es da nicht naheliegend gewesen, bei einer Untersuchung, welche bezweckt, den Einfluß der im Jahre 1887 eingeführten deutschen Verbrauchsabgabe auf den Spirituspreis zu ermitteln, die durch diese fremden, von der deutschen Gesetzgebung völlig unabhängigen Einflüsse bedingten, niedrigen Preise der Jahre 1892, 1893 und 1894 außer Betracht zu lassen und

*) Conrad's Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, dritte Folge Bd. LXVI 1896. S. 367 ff.

demgemäß nur die letzten 4 Jahre 1883—1886 vor Einführung der Verbrauchsabgabe und nur die ersten 4 Jahre 1888—1891 nach dieser Einführung einander gegenüber zu stellen? Dann hätte sich für die erstere, vierjährige Periode ein Durchschnittspreis von 44,9 Mark und für die zweite, vierjährige Periode*) ein Durchschnitt von 39,2 Mark, also ein Preisrückgang von nur 5,7 Mark statt beinahe 12 Mark ergeben. Aber auch diesen, gegenüber der Berechnung des Herrn Prof. Paasche auf weniger als die Hälfte reduzirten Preisrückgang wird man keineswegs als alleinige Folge der im Jahre 1887 eingeführten hohen Verbrauchsabgabe anerkennen müssen, und zwar schon darum nicht, weil ja vom Jahre 1886 auf 1888, also von unmittelbar vor auf unmittelbar nach dieser Einführung der Preis sogar nur um 4,2 Mark, von 37 Mark auf 32,8 Mark herabgegangen ist. Auch gegenüber diesem nun schon so wesentlich reduzirten Preisrückgange wird Jemand, der geneigt wäre, jede den Preis herabdrückende Wirkung der hohen Verbrauchsabgabe zu bestreiten, darauf hinweisen können, daß ja z. B. von 1884 auf 1886, also gewiß ganz ohne Verschulden der erst später eingeführten Verbrauchsabgabe, der Spirituspreis von 47,6 Mark auf 37 Mark, also sogar um 10,6 Mark gesunken sei, so daß ganz wohl auch an dem viel geringeren weiteren Rückgang um 4,2 Mark von 1886 auf 1888 die mittlerweile eingeführte Verbrauchsabgabe völlig unschuldig sein könnte.

Es ist eben überhaupt, wie auch aus dem Beispiele der spanischen Zollerhöhung hervorgeht, ganz unmöglich, aus der Vergleichung verschiedener Jahre, deren Preisnotirungen das letzte Resultat hundertfach sich durchkreuzender, inländischer und ausländischer, natürlicher, technischer und gesetzgeberischer Faktoren sind, irgend einen Schluß auf die Wirkung eines bestimmten, einzelnen Faktors ziehen zu wollen. Wenn ich trotzdem im Vorstehenden es wiederholt ausgesprochen habe, daß die im Jahre 1887 eingeführte hohe Verbrauchsabgabe einen Druck auf den Absatz und Preis des Branntweins ausgeübt haben müsse, so beruht dies auf theoretischen Ueberzeugungen, zu welchen ich allerdings nicht bloß deduktiv, sondern auch induktiv durch eine mehr als dreißigjährige, industrielle und landwirthschaftliche Thätigkeit gelangt bin und welche in den „Untersuchungen über die Theorie des Preises"**) ausführlich dargelegt sind.

In der That bedarf es nur eines flüchtigen Blickes auf die „die Wirkungen der Besteuerung" betreffenden, graphischen Darstellungen (S. 68 ff.) jenes Buches, um zu erkennen, daß jede neu eingeführte Verbrauchsabgabe es unmöglich macht, das früher abgesetzte Quantum des betreffenden Artikels zu dessen früherem Preise anzubringen. Die Konsumenten könnten das ganze frühere Quantum zu dem für sie um die ganze Verbrauchsabgabe erhöhten Preise nicht mehr brauchen; sie sehen sich genöthigt, ihren Verbrauch einzuschränken, und der so verminderte Absatz des Artikels erzwingt durch den Wettbewerb der Produzenten eine Reduktion auch jenes Preises, den dieselben für ihr noch nicht versteuertes Produkt zu erreichen vermögen.

Es ist also Herrn Prof. Paasche ohne Weiteres zuzugeben, daß die Last der hohen Verbrauchsabgabe nicht ausschließlich von den Branntweinkonsumenten, sondern zu einem gewissen, wenn auch wahrscheinlich recht kleinen Theile, auch von den Produzenten getragen wird, und es ist ferner zuzugeben, daß in Folge des Bestandes des doppelten Steuersatzes von 50 und 70 Mark per Hektoliter der inländische Spirituspreis nicht um volle 20 Mark höher sein kann, als wenn aller Spiritus nur zu dem niedrigen Satze von 50 Mark zu versteuern wäre. Dies beides zugegeben, wird aber umgekehrt Herr Prof. Paasche nicht bestreiten können, daß — dies geht aus der Anwendung der Grundsätze des erwähnten Buches auf den vorliegenden Fall unzweifelhaft hervor — sobald alle kontingentirten Brennereien sich veranlaßt sehen, ihr Kontingent zu überschreiten, d. h., sobald, wie dies ja thatsächlich der Fall ist, für die Deckung des heimischen Bedarfes ein namhaftes Quantum von mit 70 Mark zu versteuerndem Spiritus erfordert wird, für die Preisbildung auf dem inländischen Markte der Bestand des Steuersatzes von 50 Mark ohne jeden Einfluß bleiben muß. Der Preis kann zwar nicht um volle 20 Mark höher sein, als wenn aller Branntwein nur mit 50 Mark zu versteuern wäre; aber er ist sicherlich gerade so hoch, als wenn aller Branntwein mit 70 Mark versteuert werden müßte, und da die deutschen Brenner für rund 2,2 Millionen Hektoliter Spiritus statt 70 Mark nur 50 Mark Steuer zu zahlen haben, so erhalten sie eine Subvention von jährlich 20 × 2,2 = 44 Millionen Mark. Sie erhalten dieselbe vielleicht nicht oder wenigstens nicht ausschließlich nur von den Branntweintrinkern; aber sie erhalten dieselbe voll vom Reichsfiskus. Denn, wenn heute oder morgen der Steuersatz von 50 Mark aufgehoben würde, und also aller Branntwein zu 70 Mark versteuert werden müßte, so würde trotzdem der Absatz und Preis des Branntweins ganz unberührt bleiben, und überhaupt gar keine andere Aenderung eintreten, als daß auf Kosten lediglich der Branntweinbrenner dem Fiskus um jährlich 44 Millionen Mark mehr zufließen würden, welche Mehreinnahme, wenn nicht zu anderen Zwecken, sehr gut für Steuernachlässe verwendet werden könnte.

Allerdings meint Herr Prof. Paasche, daß insbesondere den norddeutschen Brennern eine angemessene Entschädigung dafür gebühre, daß das Branntweinsteuergesetz von 1887 denselben eine empfindliche Betriebseinschränkung auferlegt und somit eine partielle Entwerthung ihrer Werksanlagen herbeigeführt hat. Selbst wer dem prinzipiell beistimmt, wird zugestehen müssen, daß die den norddeutschen Kontingente von 1 932 700 Hektoliter entsprechende Jahressubvention von 38 654 000 Mark über das, was man eine angemessene Entschädigung nennen könnte, außerordentlich weit hinausgeht. Ueberdies sollte eine solche Entschädigung niemals für unbestimmte Zeit, sondern nur für eine im Vorhinein genau bestimmte Reihe von Jahren gewährt werden, weil ja auch die Werksanlagen, deren partielle Entwerthung vergütet werden soll, keine ewige Dauer haben, sondern innerhalb der für industrielle Anlagen üblichen Amortisationsfrist werthlos werden. Da es unterlassen wurde, von Gesetzes wegen die den Brennern gewährte Entschädigung, vulgo Liebesgabe, zeitlich zu beschränken, und da sonach jeder der einst einmal zu unternehmende Versuch, dieselbe aufzuheben, den heftigsten Widerstand der im Genusse befindlichen Personen und Parteien hervorrufen wird, so steht zu befürchten, daß diese Liebesgabe den Charakter einer ewigen Rente annehmen werde. Aber auch wenn die Zahlung dieser Rente nur durch 20 Jahre fortgesetzt würde, so entspricht dieselbe bei Zugrundelegung eines Zinsfußes von 4 Proz. einem Kapitale von rund 525 Millionen Mark und diese Summe ist so enorm, daß wohl schon die Hälfte, wahrscheinlich sogar schon ein Viertel derselben hingereicht haben würde, um s. Z. die sämmtlichen norddeutschen Brennereien für den Fiskus einzulösen, und somit den Klagen und Beschwerden ihrer Besitzer allen und jeden Grund zu entziehen.

Nun noch ein Wort über das angeblich so überaus lebhafte Interesse der deutschen Landwirthschaft an dem Bestande der kleinen und mittleren Kartoffelbrennereien und somit auch an der Aufrechterhaltung der durch die bestehende Gesetzgebung gerade diesen Brennereien besonders reichlich zugemessenen Begünstigungen. Diese Begünstigungen sollen nöthig sein, um der Gefahr vorzubeugen, daß, wie in England, eine Konzentrirung des Brennereibetriebes in wenige große Etablissements Platz greife; aber es ist nicht einzusehen, welche großen Nachtheile aus einer solchen, an und für sich übrigens kaum wahrscheinlichen Entwicklung für die Landwirthschaft zu befürchten wäre. Die Besorgniß, daß dann die werthvollen Nährstoffe der Schlempe der deutschen Volkswirthschaft verloren gehen würden, wird von Herrn Prof. Paasche selbst nicht ernst genommen. Abgesehen hiervon ist aber nichts anderes zu befürchten als vielleicht

*) Die Preise waren: im Jahre 1888 32,8 Mark, 1889 34,5, 1890 37,9 Mark und 1891 514 Mark.

**) Von Rudolf Auspitz und Richard Lieben, Leipzig 1889 bei Duncker & Humblot.

eine schlechtere Verwerthung der Kartoffeln und somit ein Rückgang der Bodenrente der betreffenden Landgüter. Dies würde allerdings für die Besitzer dieser Güter recht unangenehm, darum aber doch für die Landwirthschaft als solche ziemlich gleichgültig sein; denn bei den niedrigen Getreidepreisen ist die Befürchtung so ziemlich ausgeschlossen, daß eine mindere Verwerthung der Kartoffeln eine erhebliche Reduktion des Hackfruchtanbaues nach sich ziehen würde.

Also, die Dinge nur immer hübsch mit ihrem rechten Namen nennen und nicht von einem wesentlichen Interesse der vaterländischen Produktion oder der heimischen Landwirthschaft sprechen, wenn es sich doch nur um das bis zu einem gewissen Grade ja gleichfalls berechtigte Bestreben handelt, bestimmte Gruppen von Individuen vor einer Schmälerung ihres Einkommens zu bewahren.

Alt-Aussee, im Juli 1896.

Rudolf Auspitz.

Erinnerungen aus der Millenniums-Stadt.

Zu keiner Zeit wird der Reisende, der auf der ungarischen Staatsbahn der Hauptstadt Ungarns zueilt, die geschichtlichen Stätten, an denen ihn der Zug vorüberführt, mit nachdenklicherem Auge betrachten, als in diesem Sommer, wo Jedem, der in das Reich der Stefanskrone reist, etwas vom Hauch der Millenniumsfeier anfliegt, auch wenn er, wie wir, längst nach den glänzenden Gedenk- und Huldigungsfeiern ankommt. In dem Maße, als man sich von dem österreichischen Gebiet entfernt, nehmen die geschichtlichen Erinnerungen zu. Da erkennt das Auge von Ferne auf den waldbedeckten hügeligen Ufern der Donau, nahe an dem Einfluß der March in den Strom, die Reste der alten Burg Theben, das ansehnliche Hainburg taucht auf und ein kundiger Mitreisender weist die Richtung, in der bei Altenburg das wiederauferstandene Carnuntum liegt. Stattlich erscheint Preßburg, die frühere Residenz- und Krönungsstadt der ungarischen Könige aus dem Habsburger Hause mit der großen Feste, dem Wahrzeichen der Stadt, welches wegen des einförmigen Baues seiner vier Thürme der Volksmund respektlos mit einer umgekehrten Bettstelle vergleicht. Bei sinkender Sonne erblicken wir Gran mit seiner mächtigen, den Strom von hohem Felsensitze beherrschenden Basilika. Wir sehen auf ansehnlicher Höhe die stolzen Ruinen der weiten Königsburg der Anjou-Könige, Visegrad, und so sind wir schon mit historischen Erinnerungen getränkt, wenn wir Abends auf dem Stadtbahnhof eintreffen. Hier aber empfängt uns alsbald das Getöse einer Großstadt, an das selbst wir, der vom Norden kommende Großstädter, unser Ohr erst langsam gewöhnen müssen. Auf breitem, aber dichtbelebtem Boulevard, wie die neue Ringstraße Pests deren mehrere bietet, führt uns der Wagen durch das Gerassel der Droschken, der Pferdebahnen und der elektrischen Straßenbahnen nach dem Hotel.

In Budapest hat seit Anfangs Mai der gewaltige Zustrom der Menschen aus allen Landestheilen und aus dem Auslande nicht aufgehört. Die Tage vor und unmittelbar nach dem 8. Juni bildeten, im Anschluß an die eigentliche staatliche Millenniumsfeier, die Hochfluth, aber auch nachher hielt sich der Verkehr auf einer ansehnlichen Höhe. Uns führte der vom 14. bis 17. Juni abgehaltene internationale Preßkongreß nach Budapest, welches wir seit der letzten großen Landesausstellung im Jahre 1885 nicht gesehen hatten. Die schon damals prächtig aufgeblühte Hauptstadt hat in diesem Jahrzehnt wieder einen weiteren Aufschwung genommen. Für uns Gäste von der Presse freilich zeigte sich erst recht alles in glänzendem Lichte; nicht etwa, daß man uns Potemkinsche Dörfer vorgeführt hätte, sondern der Presse, die in wenigen Ländern sowie in Ungarn als geistige Macht anerkannt und geehrt wird, kamen Regierung und Stadtverwaltung als ebenso liebenswürdige wie eifrige Wirthe entgegen, die bestrebt sind, es dem Fremden bei sich behaglich zu machen und ihm mit gerechter Befriedigung ihr Heim zu zeigen. In der Eröffnungssitzung des Kongresses, dem der vornehme Sitzungssaal des neuen Rathhauses für seine Tagung eingeräumt war, erschienen nicht nur der Ministerpräsident Baron Banffy und hervorragende Mitglieder des Ministeriums, angesehene Parlamentarier, wie Wekerle, der eminente Staatsmann, dessen Wirken noch in aller Erinnerung ist, sondern auch der Landeskommandirende Feldzeugmeister Prinz Lobkowitz. Man sah, daß man sich in einem Lande befand, wo das freie Wort in Parlament und Presse etwas gilt. Es wird in anderen monarchischen Staaten des Kontinents nicht leicht vorkommen, daß, wie es am nächsten Tage bei dem Festmahl geschah, welches die Direktion der Landesausstellung dem Kongresse gab, hohe Hof- und Staatswürdenträger, wie Graf Zichy oder der Staatssekretär im Landesvertheidigungsministerium, von Gromon, Weltmänner von den gewinnendsten Formen und natürlicher Herzlichkeit, mit die Honneurs machten, oder daß gar, wie es bei dem von der Stadt gelegentlich der Festfahrt zur Margaretheninsel an Bord des Dampfers „Szechenyi" dargebotenen Souper geschah, der Vizebürgermeister selbst zugriff und auf Deck die Schüssel mit den Speisen herumreichte. Selbstverständlich blieben in dieser Hinsicht an kollegialer Fürsorge für die fremden Gäste die Herren von der Budapester Presse selbst nicht zurück und jeder von ihnen, nicht nur das Komitee unter der Leitung des Herrn Rakosi, sondern auch Veteranen der Presse, wie der ehrwürdige Moritz Jokai und der geistvolle Begründer und Leiter des ungarischen Witzblattes „Borszem Janko", Dr. med. Agay, ließen es den auswärtigen Kollegen gegenüber an Herzlichkeit nicht fehlen. Nicht vergessen sei dabei auch der glänzenden Soirée, welche Ministerpräsident Baron Banffy in dem vornehm ausgestatteten Ministerpalais in Ofen am 17. Juni gab, wo sich auch Gelegenheit bot, außer der anmuthigen, heiteren Wirthin zahlreiche andere Damen der besten ungarischen Gesellschaft in duftigen eleganten Toiletten bei ungezwungenem Geplauder zu sehen.

Was uns bei allen diesen Festlichkeiten auffiel, war, daß trotz der großen vorangegangenen Feste sich nicht die geringste Abspannung bemerkbar machte. Minister, Deputirte, Stadtväter und Beamte waren von einer Frische und Elastizität, zugleich von einer ungeschwächten Genußfähigkeit, als hätte alles eben erst angefangen. Die Ungarn bringen es thatsächlich fertig, ein ganzes Halbjahr von Festtagen in stets gleicher Laune zu ertragen; denn mit dem unsrigen war die Reihe der Kongresse noch lange nicht erschöpft, es wird jede Woche oder zuweilen ein paar Mal in der Woche ein neues Programm auf die Festwalze aufgezogen und mit einer vollendeten Technik der Gastfreundschaft spielt sich alles Weitere ungestört ab. Was aber ist die Ursache dieser unausgesetzten Festfreude? Ein starkes, leidenschaftliches Vaterlandsgefühl, welches durch die gehobene Stimmung, die von der Freude über die Millenniumsfeier, den Jahrtausendbestand des Staates, belebt wird, auf eine höhere und edlere Stufe gehoben ist. Jeder Ungar fühlt sich stolz als Mitglied und Theilhaber dieses Staates, dessen Tausendjahrfeier nicht nur in Festen besteht, sondern der seine schwellende Lebenskraft sowohl draußen in den üppigen Saatfeldern des weiten Landes, als auch in seiner Hauptstadt durch die imposante Landesausstellung bekundet. Diese Ausstellung, draußen, im herrlichen Grün des Stadtwäldchens, zu der man auf den verschiedensten Wegen, mit der Pferdebahn, der elektrischen Straßenbahn und, für den Fremden am Interessantesten, mittelst der unter der schnurgeraden prächtigen Adrassystraße laufenden elektrischen Untergrundbahn, dem jüngsten Wunderwerk der Elektrotechnik und der Ingenieurkunst, gelangen kann, ist das Glanzstück der Millenniumsfeier. Mag sie auch an Ausdehnung hinter der Berliner Gewerbeausstellung zurückstehen, an innerem Gehalt und wirthschaftspolitischer Bedeutung ist sie ihr schon deshalb mindestens gleichwerthig, weil sie, mit staatlicher Unterstützung

errichtet und unter Mithilfe der hervorragendsten Gelehrten, Volkswirthe und Techniker des Landes veranstaltet, auch den Zweck verfolgt und erreicht, ein vollständiges Bild von dem Schaffen des ganzen Landes und der Eigenart seiner Stämme zu geben. Es ist jetzt nicht unsere Absicht, diese größere Hälfte der Millenniumsausstellung zu schildern, von der wir bei der Kürze der Zeit, die uns vergönnt war, nur flüchtige Eindrücke gewinnen konnten, sondern wir möchten heute nur ein Wenig bei dem für den Fremden vielleicht anziehendsten, zugleich künstlerisch genußreichsten Theil der Ausstellung, der sogenannten historischen Gruppe, verweilen. Sie legt zugleich Zeugniß ab für die innige Liebe, mit welcher der ungarische Patriotismus hier die Denkmäler der Landesgeschichte gesammelt und dem Beschauer, wobei vor allem der gleichgestimmte, heimische ins Auge gefaßt war, dargeboten hat.

Die historische Gruppe der Millenniumsausstellung ist aber auch für jeden Nichtungarn höchst sehenswerth; denn hier hat er nicht etwa, wie in der höchst anerkennenswerthen Schöpfung von „Alt-Berlin" bloß ein Stück eines beliebigen älteren Städtebildes vor sich, sondern es war die Absicht, in den Bauten der historischen Gruppe die architektonischen Motive der hervorragendsten ungarischen Bauwerke seit der Zeit Arpad's, der Landnahme von 894—6, bis zur neueren Zeit in geschlossenen Schöpfungen vorzuführen. Diese Absicht ist dem Künstler Ignacz Alpár, einem der Berliner Schule angehörenden jungen ungarischen Architekten, aufs Trefflichste gelungen. Schon der erste Gesammteindruck der historischen Gruppe, welcher zugleich der erste ist, der den zum Hauptportal der Ausstellung eintretenden Besucher empfängt, ist malerisch fesselnd. Die schöne Wasserfläche des großen Teichs im Stadtwäldchen mit den umgebenden Baumgruppen bildet den Rahmen, die Palatin- und die Szechenyi-Insel darin den eigentlichen Boden der historischen Gruppe. Geht man über die große Brücke vom Hauptportal auf die Palatininsel zu, so hat man den Teich zur Rechten und am jenseitigen Ufer erhebt sich weitgestreckt mit trotzigen Thürmen und Zinnen ein gothischer Bau, die Hunyadyburg, das Hauptgebäude der gothischen Gruppe, welche der Beschauer, wenn er eine zweite Brücke, im Stil der mittelalterlichen Holzbrücken, passirt, zu seiner Rechten hat. So ungefähr, denkt man unwillkürlich, hat also Vajda-Hunyad, die starke Burg Johann Hunyady's an der Südgrenze Siebenbürgens, von der der tapfere Gubernator Transsylvaniens die Türken bekämpfte, ausgesehen. Die drei großen Gebäude der historischen Gruppe stellen in ihren Stilen zugleich die Hauptperioden der ungarischen Geschichte dar.

Links von der erwähnten Brücke steht der romanische Palast, als Ganzes ein Werk der nachschaffenden historischen Phantasie des Architekten, da keine Burg romanischen Stils in Ungarn erhalten ist, im Einzelnen aber zusammengesetzt aus treu wiedergegebenen Motiven und Theilen hervorragender Bauwerke romanischen Stils in Ungarn, der zugleich der ältesten Periode seiner staatlichen Kultur entspricht, der Zeit der Arpaden bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts. Ihr gehören die staatgründenden Könige Arpad, der erste christliche König, der heilige Stefan, der vom Papst Sylvester II. die noch heute zur Krönung benutzte Königskrone empfing, Bela I. und Andreas II. an, welcher 1222 die Goldene Bulle, die Zeitgenossin der englischen Magna Charta, unterzeichnen mußte, jene Urkunde, die bis heute das Fundament der staatlichen Selbständigkeit Ungarns geblieben ist, wenn sie auch in unserem Jahrhundert, mehr als irgend eine Verfassung, von modernen Ideen durchtränkt worden ist. Den Glanzpunkt dieses Theils bildet das Portal, welches der berühmten Kirche von St. Ják in Ungarn, einem der köstlichsten Bauwerke des Uebergangsstils vom romanischen zur Gothik. Der weiteste, äußerste Bogen, in welchem von hübschen romanischen Säulchen getragenen, dreitheiligen kleinen rundbogigen Nischen die zwölf Apostel stehen, hat die Rundung des romanischen Stils, während die folgenden, sich verjüngenden inneren Bogen zugespitzt, die innersten und kleinsten wiederum rein romanisch gerundet sind. Im Innern dieses Gebäudes befinden sich die im romanischen Stil gehaltenen und ebenso möblirten Prachträume für den König, geschmückt mit historischen Glasmalereien; im mittleren Fenster stellen diese den Bischof Asztrik dar, wie er dem König Stefan die vom Papst übersandte Krone übergibt, das zweite Fenster zeigt Andreas II., der dem Volke die goldene Bulle überreicht, das dritte König Ladislaus den Großen. Von diesen Räumen gelangt man in einen romanischen Kreuzgang, der, da kein romanischer Kreuzgang in Ungarn erhalten ist, französischen Mustern nachgebildet wurde. In diesem Kreuzgang aber sind, während die übrigen Räume Kostbarkeiten aller Art aus jener Zeit enthalten, Originalfragmente älterer romanischer Bauten, besonders aus den Kirchen von Stuhlweißenburg, Szegszard und Fünfkirchen aufgestellt, welche in ihren wohlerhaltenen Bruchstücken Zeugniß von der Reinheit geben, in welcher die romanische Ornamentik bei den ungarischen Bauten jener Zeit Verwendung fand. Diese Sammlung, welche von einem auf deutschen Universitäten ausgebildeten jungen Archäologen, Professor Dr. Peter Gerecze, mit großer Sachkenntniß zusammengestellt ist, verdient die eingehendste Beachtung der Fachmänner, wie der Liebhaber alter christlicher Baureste.

Imposanter in der Wirkung nach außen, malerischer im Einzelnen und reicher im Innern, ist die bereits erwähnte gothische Gruppe, die uns gleich beim Eintritt empfing; denn durch ihr breites, spitzbogiges Burgthor haben wir die geschichtliche Abtheilung betreten. Hier ist aus den verschiedensten gothischen Bauwerken des Landes ein überaus fesselndes Ganzes entstanden. Der ungegliederte Thurm mit starkem Kragsteingesims ist dem Njedojsza-thurm der Burg Vajdó-Hunyad nachgebildet; nach der Seeseite hin blickt die breite Erkerfassade, welche in einer Kapelle nach derjenigen der Kirche von Donnersmarkt in der Zips gebildet ist. Der linke Trakt wird begrenzt durch den derben Thurm von Schäßburg, dessen unterer Theil dem 14. Jahrhundert angehört, während das Helmdach des Thurmes aus dem 17. Jahrhundert herrührt. Eine an den verschiedensten Stilformen der Gothik reiche Zierde des Baues bildet sein Hof, dessen Mitte eine Reproduktion des zierlichen Preßburger Brunnens von Andreas Luftringer, eines anmuthigen Renaissancebaues, schmückt. Der ganze gothische Baukomplex enthält die werthvollsten Denkmäler aus der Kampfzeit Ungarns bis zur großen Katastrophe der Schlacht von Mohacs. Diese Denkmäler zieren besonders zwei interessante Räume, den Saal des Bartfelder Stadthauses und den Rittersaal der Hunyadys; wer diese Säle durchwandert, mit ihren seltsamen Ritterrüstungen, türkischen Streithelmen und Krumsäbeln, versetzt sich lebhaft in die Zeit jener Kämpfe im fernen Südosten. Aber hier sind auch werthvolle Werke kirchlicher Gold- und Silberschmiedekunst ausgestellt, vor allem die größte Kostbarkeit der Ausstellung, das goldene Kreuz, die sogenannte Calvaria des Mathias Corvinus, ein treffliches, reich mit Juwelen geschmücktes Werk der Renaissance. Für einige Zeit war in dieser Abtheilung auch die sogenannte Herma des heiligen Ladislaus aufgestellt; ein in Ungarn im 14. Jahrhundert verfertigtes Reliquiarium aus Silber mit filigranirtem Email, welches eine gekrönte Büste des heiligen Ladislaus in Lebensgröße bildet und in der Kopfhöhlung den Schädel des heiligen Ladislaus birgt. Es befand sich ursprünglich im Dom von Großwardein, wurde aber, als die Türken nach Ungarn kamen, vom Bischof Napraghy von Transsilvanien mit anderen Kunstschätzen vor den Türken geborgen und wird bis jetzt im Domschatz von Raab bewahrt, wo das eigenthümliche, der frühen gothischen Plastik angehörige Werk, alljährlich am Tage des heiligen Ladislaus in Prozession herumgeführt wird.

Wir können leider nicht mit gleicher Ausführlichkeit auch bei der dritten, der Renaissancegruppe verweilen, welche die neuere Zeit, die der Unterjochung Ungarns durch die Türken, sowie die darauf folgende der Habsburger und der Freiheitskämpfe von 1848 repräsentirt und deren geschichtliche Denkmäler enthält. Baulich ist dieser Theil zwar nicht

so romantisch, wie die Trutzburg der Hunyadys, aber der künstlerisch einheitlichste und vornehmste. Der eine Flügel ist in den Formen der Renaissance gehalten, wie sie sich in Ungarn entwickelt hat und wie sie besonders in Bauten der Zips, auf die auch polnische Einflüsse sich geltend machten, hervortritt, der andere größere Flügel ist ein wahrer Prachtbau im Spätbarock nach dem so reichen und dabei doch harmonischen Stile, wie ihn Fischer von Erlach ausbildete. Nicht nur in Wien, sondern auch in Ungarn zeugen ansehnliche Bauten von der Meisterschaft dieses bevorzugten Architekten des österreichischen Barockstils und für den hier aufgeführten Bau war besonders der Palast des Fürsten Grassalkowics das Vorbild. Hier, im Erdgeschoß, wie in dem oberen Stockwerk, zu dem man von unten durch eine kühn ausgeführte ovale Durchbrechung der Decke hinaufsieht, sind sowohl die Andenken aus der Türkenzeit, zu denen auch Kaiser Wilhelm II. eine interessante Sammlung beigetragen hat, als auch reiche Kunstschätze der Magnaten unter Maria Theresia, vor Allem der Eszterhazys, ausgestellt. Zu allermeist aber fesseln den Blick die Erinnerungen des 1848er Freiheitskampfes, die Proklamationen der Revolutionsregierung, die vollständige Sammlung von Kossuth-Noten, die Bildnisse der Helden, welche Haynau nach der Niederlage von Vilagòs grausam hinrichten ließ. Aber selbstbewußt zeigt der Ungar auch auf die Pester Proklamationen, in denen in einer Reihe von Artikeln die freiheitlichen Forderungen zusammengefaßt waren, die heute nach der vom regierenden König beschworenen Verfassung fast alle erfüllt sind.

Das ist das Achtunggebietende am ungarischen Volke, daß Jeder sich als Theil einen thätigen und selbstbewußten Ganzen fühlt. Es ist keine Kleinigkeit, wenn ein Volk sagt: wir sind tausend Jahre alt, und stehen heute in der Fülle der Kraft. Wie viele Nationen außer den großen Kulturvölkern der alten europäischen Welt können dies von sich sagen? Nach wenigen Jahrhunderten der Blüthe gingen die Griechen als ein unselbständiges Element im Römerreich auf; von den Trümmern des Letzteren bestehen heute nur Italien und Frankreich in großen Staatsgebilden auf der Höhe der Kultur. Aber die Römer selbst waren zu einer Zeit welche dem heutigen Alter der ungarischen Nation entspricht, bereits in sittlichem und wirthschaftlichem Verfall. „Ferus erat in suos miles et rapax, ignavus vero in hostes et fractus“, sagt zur Zeit Constantins Ammianus Marcellinus: „Grausam und räuberisch war der Soldat gegen die Seinen, feige und gebrochen gegenüber dem Feind“.

Und hier sehen wir die Nachkommen eines alten Steppenvolkes, an dessen Wiege keine Musen standen, mit einer Sprache, die keine Berührung hat mit den Bildungssprachen der alten Welt, ebenbürtig neben den besten Völkern Europas, aufstrebend in den Werken der Technik und des Verkehrs, von gutem und befestigtem Kredit, aber zugleich ein Volk, das eifersüchtig war und blieb auf seine Freiheit und das in seinen traurigsten Zeiten nicht erlaubt hat, die Gewissens- und Religionsfreiheit anzutasten. Darum haben wir mit Rührung und mit Ehrfurcht die Worte gelesen, mit denen der gelehrte und freisinnige Geistliche Dr. Czobor Bela, der Organisator der historischen Ausstellung, in dem kleinen deutschen Ausstellungsführer die Schilderung seiner Gruppe einleitet:

„Es ist die Feier des 1000jährigen Bestandes Ungarns eine günstige Gelegenheit, uns die Begebenheiten der Vergangenheit in Erinnerung zu bringen, die an Herrlichkeiten und Leiden gleich reichhaltigen Momente unseres nationalen Lebens uns vor Augen zu halten, damit die jetzige Generation, von jenen angeeifert, von diesen belehrt dastehe, daß das Ausland unsere Geschichte näher kennen lernt, und von diesen Daten die Ueberzeugung gewinne, daß die ungarische Nation in der Vergangenheit an der europäischen Civilisation bedeutend theilgenommen hat. Mit unseren Erfolgen brüsten wir uns nicht, über unsere Leiden beklagen wir uns heute nicht. Die geschichtliche Wahrheit zwingt uns jedoch, auf einen Umstand hinzuweisen. Jahrhunderte hindurch waren wir, die Geschosse des Ostens aufhaltend, welche die Civilisation Europas mit dem Ausrotten bedrohte, der Schild des Westens. Die ungarische Nation spielte in der Geschichte Europas die Rolle der Vorsehung. Sie hielt die mongolischen Schaaren und die Nachfolger Mohammeds zurück und verdrängte dieselben. Die gebildeten Nationen wissen es wohl, daß die Mittagsglocke seit fünfthalbhundert Jahren, noch heute die Niederlage der Türken durch die Ungarn verkündet.“

Eine Anmerkung fügt hinzu: „Das Mittagläuten hat Papst Calixtus III. angeordnet als Erinnerung an den glänzenden Sieg von Hunyady Janos im Jahre 1456 zu Belgrad.“

Wenngleich in diesen selbstbewußten Worten vielleicht etwas zu viel für die Ungarn in Anspruch genommen und besonders die endgültige Zurückdrängung der Türken zu einseitig auf ihre alleinige Rechnung gesetzt wird, so muß man doch die Genugthuung des gelehrten Verfassers als eine wohlberechtigte anerkennen, und diese Anerkennung auch dem Volke und Staate, aus dessen Geist heraus er spricht, bereitwillig zollen.

Emil Schiff.

Ernst Curtius.

Einer mit vielfältigen Verdiensten, glücklichen Erfolgen und glänzenden Ehren reich gesegneten Laufbahn, einem noch an seiner Neige den körperlichen Leiden bewundernswerth Trotz bietenden Gelehrtenleben hat der Tod, der neuerdings erschreckend aufräumt unter den Meistern deutscher Historiographie, ein Ziel bereitet. Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle — an dem Manne mit der unversieglichen Arbeitslust und Arbeitskraft, dem die Jahre eines Patriarchen beschieden sein sollten, hat sich das Wort erfüllt. Der dreiundzwanzigjährige Holsteiner, dessen Lernjahre in die hoffnungsfrohe Maienzeit des neu ermunterten Philhellenismus fallen, kann seiner Sehnsucht nach Griechenland, das ihm über alles geht, Genüge thun; dem reisenden Mann ist's gegönnt, auf seinen griechischen Wanderungen von dem Reichthum der Geistesfrüchte zu genießen, welche die Gunst einer den Alterthumsstudien förderlich gesinnten Epoche gezeitigt hat, um heimgekehrt zu den Stätten einer langjährigen akademischen Wirksamkeit, aus jenen Schätzen in Werken von monumentaler Art seinem Volke zu spenden; der Greis durfte voll edler Genugthuung auf mehr als fünf Jahrzehnte rastlosen Schaffens im Dienst der historisch-geographischen Wissenschaft vom Alterthum und der Erziehung der Nation durch die Wissenschaft zurückschauen. Ein sinnvoll treuer Bewahrer der Traditionen Boeckh'scher, Otfried Müller'scher, Ritter'scher Schule, hatte er eine mächtige Weiterentfaltung der antiquarischen Forschungen der Deutschen mitdurchlebt — quorum pars magna fuit — und darüber niemals den Blick fürs Große, den Zug ins Ideal-Allgemeine verleugnet. Das gilt so gut von dem bis ins höchste Alter dankbar verehrten Erzieher im preußischen Königshause wie von dem leitenden Geiste der großen Aktion der siebziger Jahre, welche die Kulturvölker in den ideellen Wiederbesitz der olympischen Feststätte gesetzt und ihnen Augenweiden vom Range des praxitelischen Hermes und der Nike des Paionios beschert hat; vor allem andern aber gilt es von Curtius dem Schriftsteller.

Nicht umsonst trägt eines seiner besten Bücher den Namen Alterthum und Gegenwart; der herrschende Gedanke seines Lebens und Lehrens war es, sie beide durch das Band eines aufrichtigen, freimüthigen Enthusiasmus an einander zu knüpfen. Wie viel Hingebung freilich an die Aufgaben exaktester Kleinarbeit zu wenden war, ehe an die höher gesteckten Ziele in diesem Fall geschritten werden konnte, wie weit die Studien greifen mußten, die Curtius vorzüglich der Topographie und Stadtgeschichte hellenischer Landschaften zu beiden Seiten des ägäischen Meeres wie dem Entwicklungsgang der nationalen Kunst und Mythologie widmete, bevor er an die „Griechische Geschichte“ ging, das weiß der Fachmann allein zu schätzen. Für die großen Leserkreise ist er κατ' ἐξοχήν der Geschichtschreider Griechen-

lands. Die drei Bände dieses seines Hauptwerkes sind in den vier Jahrzehnten, die seit ihrem ersten Erscheinen ins Land gingen, zu einem Lieblingsbuch des Volkes geworden, dessen stilistischem Zauber sich Alt und Jung widerstandslos gefangen gab. Aus der farbenprächtigen Charakteristik von Land und Leuten, aus der Kunst der Verlebendigung der Staatsmänner, Helden, Denker und Künstler und ihrer Großthaten strahlte die herzgewinnende Wärme einer schönen, wohl ausgeglichenen Persönlichkeit und erschloß sich dem formberauschten Leser die Meisterschaft historischer Darstellung. Ihm war es kein Hemmniß des Genusses, daß die Kritik der Zeitgenossen lange nicht alle die einschmeichelnden Gebilde einer einbildungskräftigen Geschichtskonstruktion, welche das Werk darbot, ratifizirte. Hier verschmolzen Vorzüge und Schwächen des Meisters in eins; eine ruhiger richtende Nachwelt wird die angemessene Scheidelinie zu ziehen wissen und ihm gerecht werden in Würdigung der Wahrheit, daß Begeisterung die Wiege alles Großen ist.

Wien. S. Mekler.

Eine Biographie des Kardinals Manning.*)

Als der berühmte britische Brummbär, Samuel Johnson, eines Tages erfuhr, daß James Boswell die Absicht hatte, sein Leben zu schreiben, soll er erklärt haben, er würde nöthigenfalls dem Herrn Boswell das Leben nehmen, um die Ausführung dieses Vorhabens zu verhindern. Offenbar hatte der litterarische Koloß keine Ahnung davon, daß der bescheidene schottische Anbeter und fleißige Notizensammler, auf den er so geringschätzig herabsah, ein in der englischen Litteratur des 18. Jahrhunderts unübertroffenes, ihn stets in frischem Andenken bei der Nachwelt erhaltendes Meisterstück biographischer Darstellung liefern würde. Viele Freunde und Verehrer von Thomas Carlyle, der diese Geschichte mit mürrischem Behagen zu erzählen pflegte, meinen er wäre berechtigt in ähnlicher Weise mit Herrn Froude zu verfahren; aber auch hier kann von vorsätzlicher Bosheit keine Rede sein, und das schlimmste, dessen man Froude zu beschuldigen vermag, ist die unverhohlene Plumpheit, mit der er mit der Wahrheit herausplatzt. Einen dritten Fall bei dem die gleiche Vorsicht wohl angebracht wäre, bietet das vorliegende zweibändige „Leben des Kardinal Manning" von seinem vertrauten Freund und religiösen Gesinnungsgenossen Herrn E. S. Purcell. An Vollständigkeit und Aufrichtigkeit läßt diese Biographie wahrlich nichts zu wünschen übrig; aber es liegt auf der Hand, daß sie eben deswegen manchem Leser ein Aergerniß geben wird. Der Verfasser hat alles ihm zur Verfügung stehende Quellenmaterial mit Gewissenhaftigkeit und nicht ohne Geschicklichkeit benutzt. Er hat den gesammten ihm überlieferten und gewissermaßen als heiliges Vermächtniß anvertrauten Bauvorrath ehrlich verwendet und wirklich erschöpft, ohne etwas auszulassen oder hinzuzufügen. Was konnte er dafür, wenn der Entwurf zu einem Ehrendenkmal, wegen Mangels an dem dazu geeigneten Baustoff, sich schließlich bei der Ausarbeitung zu einem Pranger gestaltet?

Der erste Band des Werkes schildert Manning's Lebenslauf von seiner Geburt am 15. Juli 1807 bis zur Zeit seiner sogenannten Wiedergeburt oder Bekehrung zum Katholizismus im Jahre 1851. Herrn Purcell's Bemerkung, daß das erste und größte Hinderniß zur religiösen Entwicklung des Säuglings der Aufschub der Taufe bis zum zweiten Lebensjahr gewesen sei, kennzeichnet zur Genüge seinen streng kirchlichen Standpunkt. Durch diese Nachlässigkeit wurde die Tilgung der jedem Menschenkinde anhaftenden Erbsündhaftigkeit versäumt und das zarte Geschöpf fast zwei Jahre lang der Gewalt des Teufels unnöthigerweise anheimgegeben, was, des Biographen Ansicht nach, der unbewußten Heilsaneignung und Gnadenwirkung nur hinderlich sein konnte.

Die Jahre 1822 bis 1826 brachte Manning auf der Schule zu Harrow zu, wo er sich weniger durch Vorliebe für gelehrte Studien als durch eitle Putzsucht und geckenhaftes Wesen auszeichnete. Er stolzirte gern herum in eleganten Stulpenstiefeln und wurde als ein richtiger Stutzer oder sogenannter „heavy swell" allgemein angesehen. Auch auf der Universität Oxford hat er sich als Student niemals mit Eifer oder Erfolg irgend einem Gebiet der wissenschaftlichen Forschung gewidmet. Nur in der dortigen „Union" hat seine ziemlich bedeutende Redefertigkeit die Aufmerksamkeit der Universität auf ihn gelenkt und ihn selber auf den Gedanken gebracht er sei bestimmt eine politische Rolle zu spielen und eine hervorragende Stelle im Parlament einzunehmen. Diese Aussicht gab seiner Eitelkeit eine ernstere und mehr ehrgeizige Richtung und hatte eine auffällige Steigerung seines Selbstbewußtseins zur Folge. Von nun an machte er eine äußerst wichtige Miene, als ob Jedermann ihn mit Bewunderung oder mit Neid anschaue. Dieses starke Selbstgefühl, fügt sein Biograph hinzu, hängte sich ihm wie ein Gewand an, das in jeder Falte den Eigendünkel durchscheinen läßt. „Ich vermuthe, man hätte es sogar im Gewebe seiner Wickeln entdecken können."

Nachdem er im Jahre 1830 promovirt hatte, wurde der schöne Traum einer glänzenden politischen Laufbahn durch den Bankerott seines Vaters jählings vernichtet. Es war immer der sehnlichste Wunsch seiner Eltern gewesen, daß er Theologie studiren sollte, und man hoffte, er würde sich jetzt in diese Nothwendigkeit fügen, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen; aber er hatte eine so starke und scheinbar unüberwindliche Abneigung gegen den geistlichen Stand, daß man ihn schließlich gewähren ließ, und sich damit begnügen mußte, ihm eine untergeordnete Schreiberstelle im Kolonialamt zu verschaffen. Wenn er jedoch glaubte, er könne von einer „supernumerary clerkship in the colonial office" zu einem Sitze im Parlamentshause gelangen, so sah er bald ein, daß er den falschen Weg zu diesem hohen Ziel eingeschlagen habe, und diese Einsicht trug hauptsächlich dazu bei, ihm die Kirche als eine Karriere in ein günstigeres Licht zu stellen und vor seinen plötzlich erhellten Augen als wirklich einladend erscheinen zu lassen. Bei dieser Umwandlung oder Umsattelung wirkte auch ohne Zweifel unglückliche Liebe mächtig mit, deren Pein mit freudiger Verzichtleistung auf weltliche Güter und mit frommer Gottesergebenheit leicht zu verwechseln wäre. Aus den an seinen Bruder gerichteten Briefen geht es klar hervor, daß er nur mit Widerwillen die heiligen Weihen empfing und in den geistlichen Stand trat. Daß „die Lockungen einer angesehenen Pfarre" dabei die Hauptrolle spielten, gesteht er selber ein. Seine späteren Behauptungen und Aufzeichnungen, wonach er von Gott ad veritatem et ad se ipsum berufen worden sei, bezeichnet Hr. Purcell mit Recht als „höchst befremdend und überraschend".

Am 3. Januar 1833 siedelte sich Manning in Lavington an, wo er als Vikar des Oberpfarrers Rev. John Sargent eingesetzt wurde; zehn Monate nachher vermählte er sich mit einer Tochter des inzwischen gestorbenen Herrn Sargent und erhielt als Mitgift die Pfarre des Schwiegervaters. Die Ehe war eine sehr glückliche, aber nur von kurzer Dauer, da die liebenswürdige Frau und hilfreiche Lebensgefährtin schon im Juli 1837 verschied. „Die Vorsehung hat einen langen Arm", bemerkt Hr. Purcell dazu, „und Gott in seiner Weisheit nahm zu sich im vierten Jahr des Ehestandes die Gattin des zur Priesterweihe und Kardinalswürde ausersehenen Henry Edward Manning". Nach seinem Uebertritt zum Katholizismus scheint Manning

*) Life of Cardinal Manning, Archbishop of Westminster. By Edmund Sheridan Purcell. Member of the Roman Academy of Letters. 2 vols. London, Macmillan and Co. 1896.

es auch als eine göttliche Fügung und besondere Gnadenbezeigung angesehen zu haben, daß eine schwindsüchtige Gemahlin ihm zu Theil wurde; jede Erwähnung seiner Vermählung hat er ängstlich vermieden und jede Erinnerung an diesen „Fehltritt" aus seinen Tagebüchern ausgemerzt; und es ist ihm gelungen, diese seinen streng ascetischen Ansprüchen Eintrag thuende Episode seines Lebens so vollständig zu verheimlichen, daß zur Zeit seines Todes die Katholiken, mit wenigen Ausnahmen, von seiner früheren Verehelichung gar keine Ahnung hatten. Der einzige Beweggrund dieser Bemühung um die Unterdrückung der Wahrheit, schreibt sein Biograph, war die Furcht vor „einem unangenehmen, seiner hohen kirchlichen Würde und Stellung Abbruch thuenden Eindruck".

An dem sogenannten „Tractarian Movement", einer dem römischen Katholizismus zuneigenden Bewegung, die sich unter den hochkirchlichen anglikanischen Geistlichen und Gelehrten in den dreißiger Jahren erhob und das Fluthzeichen erreichte, nahm Manning nicht den geringsten Antheil. In seinem Briefwechsel wird diese damals so großes Aufsehen erregende hierarchische Richtung kaum erwähnt. Bei allen Streitfragen pflegte er mit weit auseinander gespreizten Füßen nach möglichsten Kräften auf beiden Seiten zu stehen; „straddling" wird es in der Slangsprache der amerikanischen Politiker genannt. Als der kühne und etwas heftige Tractarianer Ward sein Buch über „Das Ideal der christlichen Kirche" 1844 veröffentlichte, wollte sich Manning neutral verhalten, um es mit keiner Partei zu verderben, wurde jedoch durch Gladstone's Eifer und Energie am Ende gezwungen, obschon mit Widerwillen, Stand zu halten. In diesem Zusammenhang nennt Hr. Purcell ihn „the judicious and venerable Archdeacon of Chichester", führt aber in einer Fußnote ohne Erklärung oder Einwendung die Bemerkung des Herrn Ward an: „nennt man Leute „judicious", so ist das schon bedenklich; nennt man sie aber „judicious and venerable", so sind sie gewiß Schurken". Es hätte keinen Sinn, eine derartige Aeußerung an dieser Stelle zu citiren, wenn Hr. Purcell nicht glaubte, daß sie auf Herrn Manning paßte.

Im ersten Bande wird Manning's Thätigkeit als Anglikaner und im zweiten Bande seine Wirksamkeit als Katholik ausführlich dargelegt; in beiden Verhältnissen bleibt er derselbe hinterlistige Ränkeschmied, der seine ehrgeizigen und eigennützigen Ziele durch „nicht ganz gewissenhafte Methoden", wie sich Herr Purcell mildernd ausdrückt, stets zu erreichen sucht. Es würde viel zu weit führen, ihm auf allen diesen oft krummen und abliegenden Umwegen nachzugehen und die sämmtlichen von ihm angezettelten und meistens glücklich ausgeführten Umtriebe näher zu schildern. Wo diese Anschläge ihm mißlangen, wie z. B. bei dem aus lauter oder vielmehr unlauterer Eifersucht gemachten Versuch, die Verleihung des Kardinalshuts an den ihm in jeder Beziehung überlegenen und durchaus edlen und ehrenwerthen John Henry Newman zu hintertreiben, da nahm er seine Zuflucht zu angeblichen Mißverständnissen, die er mit großem Geschick vorzuschützen wußte. Als Newman 1890 starb, hielt Manning eine Lobrede, in welcher er den Hingeschiedenen bis in den Himmel erhob und von ihrer während mehr als sechzig Jahre bestehenden innigen Freundschaft sprach. Diese letztere Behauptung bezeichnet Herr Purcell als ganz falsch, da seine Beziehungen zu Newman nie vertraut und immer feindlich waren; aber jetzt nach dem Tode des allgemein beliebten und hochgeachteten Mannes, stellte er sich als seinen intimen Freund hin, lediglich um einigermaßen Theil an dessen Ruhm zu haben. Ebenso arglistig und selbstsüchtig war die Verschwörung, die er gegen Herrn Dr. Errington anstellte, um einen gefährlichen Mitwerber um das Erzbisthum von Westminster zu beseitigen. Bei der Durchsetzung seines darauf bezüglichen Vorhabens, sowie bei ähnlichen vor der Propaganda zur Entscheidung kommenden Fragen war sein Landsmann, der päpstliche Kämmerer Monsignor Talbot unermüdlich thätig und äußerst behilflich. Talbot zeichnete sich weder durch Charaktergröße noch durch Geistesgaben aus, er war ein gewissenloser und deshalb vorzüglicher Intriguant, und die Veröffentlichung seines Briefwechsels mit Manning wirft ein grelles Licht auf die Art und Weise, wie Kirchenpolitik von den Kardinälen und Prälaten des Collegium Sacrum getrieben wird. Dieser Günstling und vertraute Rathgeber des heiligen Vaters bemühte sich unablässig für Manning um dessen Ernennung zum Kardinal und tröstete ihn in seinem letzten 1868 datirten Schreiben aus dem Vatikan mit den Worten: „Die Reihe ist noch nicht an Ihnen, aber wird bald an Sie kommen." 1869 wurde Talbot wahnsinnig und in einer Irrenanstalt zu Passy bei Paris untergebracht, wo er 1886 starb. Es ist auch bezeichnend, daß weder seine Krankheit noch sein Tod in Manning's Tagebüchern und sonstigen Aufzeichnungen mit einer Silbe erwähnt wird.

An seine Stelle als Manning's amicus curiae und Wortführer in Rom trat Herr Odo Russell, der britische Resident am päpstlichen Hofe. Herr Purcell giebt die Korrespondenz der Beiden zum ersten Mal in den Druck und liefert dadurch einen wichtigen Beitrag zur geheimen Geschichte der an allerlei Kniffen und Ränken bekanntlich überaus reichen Geschichte des vatikanischen Konzils. Merkwürdig ist die bedeutende Rolle, welche adelige und andere vornehme Frauen dabei spielten, die sogenannten commères du Concil, die schmeichelten und liebäugelten, um für oder wider die Unfehlbarkeitslehre Stimmen zu werben und durch weibliche Anmuth, Schönthuerei und Witzeleien die Eingebungen des heiligen Geistes bei den ehrwürdigen Vätern der Kirchenversammlung zu unterstützen oder zu ersetzen. Die Italiener haben Manning il diavolo del concilio genannt, und auf diese Anerkennung des feurigen und ungestümen Eifers, mit dem er das Infallibilitätsdekret verfocht und vertheidigte, war er ungemein stolz; um dieselbe Sache hat sich Odo Russell gleichfalls verdient gemacht, wenn auch nur in der untergeordneten Rolle als des Teufels Trabanten. Daß Manning das große Messer mit einer Meisterhand zu führen wußte, wurde damals allgemein behauptet und wird von seinem Biographen (II. 431), im Ganzen genommen, zugegeben. „Die Natur", bemerkt er mit einer sonderbaren Mischung von echter Menschenkenntniß und erkünstelter Frömmigkeit, „hatte ihn für einen „Parliamentary Whip" (Parteieintreider) bestimmt, aber der Zufall oder vielmehr Gotteswille hatte ihn zu einem Bischof und Valer des vatikanischen Konzils gemacht." Hier, wie es in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, hat die Natur entschieden die Oberhand behalten.

Herrn Purcell's Angaben (II. 432—6) über die von Herrn Dr. Döllinger und Professor Friedrich in Verbindung mit den bayerischen und britischen Regierungen auf die vatikanischen Beschlüsse gemachten geheimen Anschläge beruhen auf Manning's Mittheilungen und lassen an Genauigkeit recht viel zu wünschen übrig. In diesen Beschuldigungen ist er offenbar durch die Unzuverlässigkeit seiner etwas trüben Quellen irre geführt worden.

Dem ehrlichen und offenherzigen Newman war Manning's Mangel an Aufrichtigkeit und Geradheit ein Räthsel und ein Gräuel. „I do not know whether I am on my head or heels when I have active relations with you" schrieb er dem verschmitzten Erzbischof am 3. November 1869 und brach alle weiteren Beziehungen zu ihm ab. Schlagende Beweise für die Richtigkeit des so kurz und bündig zusammengepaßten Urtheils finden sich auf jeder Seite dieser höchst merkwürdigen und lehrreichen Biographie.

München. E. P. Evans.

Zum Bayreuther Jubiläum.

Auf dem lieblichen Hügel bei Bayreuth, wo Richard Wagner's Schöpfergeist und Thatkraft der deutschen Kunst den schlichtesten und doch stolzesten Tempel errichtet haben, feiert in diesen Sommertagen germanische Art ein seltenes und bedeutendes Fest: den Sieg der reinen, selbstlosen Hingabe an das vom Genius offenbarte Ideal über eigensüchtige Gelüste und modische Zeitbestrebungen.

Das klingt nun über die Maßen stolz und erhaben, allein es klingt nur so, weil es nöthig erscheint, den Gedanken ganz allgemein zu fassen und weil es dem gewissenhaften Betrachter leider versagt ist, den Triumph der Bayreuther Festspielidee etwa schlichtweg als ein Werk des deutschen Volkes zu bezeichnen und in dem lebenskräftigen Fortbestehen des vor zwanzig Jahren fast allgemein verhöhnten großen künstlerischen Unternehmens ohne Weiteres die endgültige Ueberwindung des fremdartigen Opernwesens durch eine neue, wahrhaftigere, echt deutsche Bühnenkunst zu erkennen. Ein einziger Blick auf Wesen und Wirken unserer groß- und kleinstädtischen Theater würde ja genügen, die Unhaltbarkeit solcher Behauptung zu beweisen. Allein erscheint darnach der Sieg der Sache Wagner's auch noch nicht vollständig, und einstweilen erst im Bereiche des Gedankens zweifellos entschieden, so ist die Freude und der Stolz aller derer, die für „Bayreuth" gearbeitet und gestritten haben, doch nicht unberechtigt, denn in dem, was der Gleichgültigkeit und dem Widerstand der „Welt" zum Trotz während der ersten zwanzig Jahre der Festspiele erreicht wurde, liegt die sichere Gewähr, daß des Meisters Wünsche und Hoffnungen alle zur Wirklichkeit werden können.

Was diese sichere und freudige Zuversicht in die Erfüllung des „Bayreuther Gedankens" bedeutet, das zu ermessen sollte Jeder, der um eine höhere Kultur bemüht ist, sich die Drangsale und Nöthe der Festspielbegründung in den Jahren 1872—1882 vergegenwärtigen, wie sie uns aus den Berichten des Meisters zu schmerzlich-demüthigendem Bewußtsein gebracht werden. Aus der lebendigen Anschauung dessen, was „Bayreuth" anno 1876 war und dem Vergleiche mit dem, was es bis heute geworden ist, müßte sich jedem Vorurtheilsfreien die Bedeutung dieses in der Kulturgeschichte ganz einzig dastehenden unvergleichlichen Unternehmens der Festspiele als eine weit über das Gebiet der Kunstpflege hinausreichende zu erkennen geben. Ist die glückliche Behauptung eines schöpferischen Willens, wie er sich in Wagner's Lebenswerk offenbart, allzeit als ein der Allgemeinheit geworbenes Heil empfunden worden, so muß das seltene Ereigniß, das sinnenfällig die verspottete „Utopie" zur bewunderten Wirklichkeit wandelt, als ein herrlichster Glücksfall gelten, der selbst den Alltagsgeistern auf flüchtige Momente den Ausblick ins Ungeahnte eröffnet. Kaum ist aber je ein künstlerischer Gedanke bei seinem Erscheinen so laut und beharrlich als Hirngespinst und Wahngebilde verschrieen worden als Wagner's Bayreuther Festspielplan. Und heute? Zum elften Mal seit jenen denkwürdigen ersten Aufführungen der Nibelungentetralogie, zum neunten Male seit des Meisters Tod öffnet der Tempel, in dem Richard Wagner der deutschen Kunst die höchste Weihe gab, der „Welt" seine Pforten und siehe da, immer zahlreicher und freudiger nahen sich ihm aus allen Enden die Bekehrten und die Gläubigen des neuen künstlerischen Evangeliums. Hatte im Jahre 1876 die Zusammenkunft der Freunde und Verehrer Wagner's noch der Pilgerfahrt einer kleinen Sekte geglichen, so gemahnte das Zusammenströmen der Hörer aus aller Herren Länder, wie es etwa seit dem Jahre 1888 beobachtet werden konnte, eher an jene großen Wallfahrten der mittelalterlichen katholischen Welt.

Frägt man noch den Ursachen, die außer der zunehmenden Erkenntniß von der Bedeutung Wagner's die erfreuliche Steigerung des Besuches der Festspiele herbeigeführt haben, so wird in erster Linie auf die Anziehungskraft des wunderbaren Parsifaldramas, dann aber auch auf die von Jahr zu Jahr erhöhte und erweiterte Leistungsfähigkeit der Bayreuther Bühne hinzuweisen sein. Sehr schön hat der bedeutende französische Historiker Gabriel Monod in seinen Erinnerungen an die ersten Festspiele (Cosmopolis I p. 471 ff.) es ausgeführt, daß nächst der unbezwinglichen Thatkraft Wagner's vor allem die überirdische Erscheinung des „Parsifal" dazu beigetragen habe, alle Schwierigkeiten, Zweifel und Feindseligkeiten zu überwinden. In der That hat „Parsifal", die ihm vom Meister gestellte Aufgabe, ein Bühnenweihfestspiel zu sein, aufs Herrlichste erfüllt. Durch seinen eigenartigen Vorwurf von vornherein vor der Gefahr gesichert, im Sinne der alten Opernbühne aufgefaßt und mißverstanden zu werden, hat dieses weltfremdeste aller Wagnerschen Dramen schon äußerlich durch seinen Stoff- und Stimmungsgehalt die Hörer nachdrücklichst darauf hingewiesen und vorbereitet, welche neuen Ziele der Meister dem Kunstwerk der Zukunft gesteckt habe und wie gründlich sich die Erhebung und Begeisterung eines Festspielabends von dem besten gewöhnlichen Opernvergnügen unterscheide. Ebenso eindringlich und förderlich wie auf die Hörer aber wirkte die häufige Wiederholung des „heiligen" Werkes, das bis heute 92 Aufführungen erlebte, auf die Künstlerschaft. In der fortdauernden Bemühung um die Darstellung dieser wesentlich nach Innen gerichteten Vorgänge und in längerer inniger Vertrautheit mit der schlichten Ausdrucksweise dieser letzten Gabe des Genius' konnte sich am sichersten jene eigenartige musikalische und dramaturgische Tradition bilden, die durch Ursprünglichkeit, Naturtreue und Einheitlichkeit sich als echten „Stil" erweist und vor den gekünstelten Manieren des Opernwesens auszeichnet.

Wie trefflich den darstellenden und musizirenden Künstlern die ernste Schule des „Parsifal" bekommen, das lehrten seit 1886 vor allem die Aufführungen derjenigen Wagner'schen Werke, welche bisher lediglich durch die üblichen großstädtischen Theaterbetriebe zur Darstellung gelangt waren. Dank der außergewöhnlichen Hingebung und Befähigung der künstlerischen Leiter, dank aber auch der bereitwilligen Unterordnung jedes Einzelnen und jeder auch noch so bedeutenden Kunstleistung unter die Zwecke und Lebensbedingungen des Ganzen, des Kunstwerkes, konnte „Bayreuth" zunächst „Tristan und Isolde" (1886) und „die Meistersinger" (1888), später auch „Tannhäuser" (1891) und „Lohengrin" (1894) in Aufführungen auf die Bühne bringen wie sie dem Willen und den Weisungen des Meisters möglichst entsprachen und wie sie, im Ganzen betrachtet, in solcher Vollendung noch nicht erlebt worden waren. Daß nach den Aussagen berufener und vorurtheilsfreier Beurtheiler diese Bayreuther Aufführungen solcher Werke, die zum Theil schon über ein Menschenalter unsern Opernbühnen „anvertraut" waren, zum ersten Mal die tiefern Absichten des Dichters und Musikers zum vollen Verständniß und zur Wirkung brachten, soll hier nicht nur zur Lobpreisung der Festspielleitung, sondern vor allem deshalb erwähnt werden, weil es die künstlerische Nothwendigkeit des Bayreuther Unternehmens erhärtet.

Darf demnach die künstlerische Aufgabe der Festspiele wenigstens nach einer Seite hin als gelöst betrachtet werden, so ist dagegen die erzieherische und nationale Mission des Bayreuther Gedankens noch lange nicht erfüllt. Schon 1876, so erzählt Monod, trat der nationale Charakter der Festspiele merklich hinter dem rein künstlerischen zurück, nicht nur weil das höfische und amtliche Deutschland an dem großen Kunstereigniß keinen oder nur äußerlichen Antheil nahm, sondern weil thatsächlich der Ruf Wagner's über den engen Kreis der Künstler und Kunstfreunde hinaus keinen Wiederhall gefunden hatte und das ganze Unternehmen durchaus nicht volksthümlich gewesen war. Hat man seither auch in weiteren Kreisen gelernt, die faulen Witze der Lindaus und die formalistischen Argumentationen der Hanslicks auf ihren Werth zu bemessen und darnach der Gegnerschaft Wagner's nicht allzu großen Einfluß zu ge-

währen, so ist doch die Einsicht in die Bedeutung Wagner's für das deutsche Volksthum und seine Kultur leider nicht so fortgeschritten, wie es zu wünschen ist. Mannigfach und nicht ohne Grund hörte man es in den letzten Jahren öfter beklagen, daß „Bayreuth“ bald mehr ein Vergnügungsort der Ausländer als ein Kunsttempel der Deutschen sein werde. Allein Chamberlain hat Recht: „an dem Tage, wo zwanzigtausend Deutsche das Bedürfniß, den Bayreuther Festspielen beizuwohnen, empfinden, wird kein Ausländer dort mehr Platz finden“ und es fragt sich also nur, woran es liegt, daß dieses Bedürfniß nicht allgemeiner empfunden wird. Die Antwort darauf ist schwer zu ertheilen, im Behagen an spießbürgerlicher Unkultur sind die Gründe für die auffällig geringere Theilnahme der Deutschen gewiß aber nicht ausschließlich zu suchen. Wagner hat im Jahre 1877 zur Förderung des Bayreuther Gedankens und zur Verbreitung der darin verkörperten regeneratorischen Absicht die „Bayreuther Blätter“ gegründet. Sollte die absonderliche Entwicklung und die noch absonderlichere Leitung dieser die Sache Wagner's nachaußen repräsentirenden Zeitschrift — der einzigen unfruchtbaren Schöpfung des Meisters — vielleicht manche ernste, kräftige und gesunde Natur von Bayreuth fernhalten? Oder wäre es wirklich nur die leidige Geldfrage? Diese zu heben und durch Oeffnung des Stipendienfonds auch den wenig Bemittelten den Besuch der Festspiele zu ermöglichen und damit die Theilnahme an der höchsten Entwicklung heutiger deutscher Kunst zu sichern, bleibt allerdings und auf alle Fälle eine der vornehmsten und dringendsten Aufgaben aller derer, die ein günstiges Geschick nicht nur der künstlerischen Großthaten, sondern auch der humanen Gedanken des Meisters hat theilhaftig werden lassen. Daß die Festspiele dieses Sommers, welche uns zum zweiten Mal die erschütternde Tragödie vom Fluch des Goldes zu lebendiger Anschauung bringen sollen, gerade in diesem traurigen Punkt Wandel schaffen möchten, wäre im Sinne einer innigen Verbindung der Bayreuther Festspiele mit deutschem Volksleben aufs innigste zu wünschen.

Heinrich Welti.

Briefe von und an Georg Herwegh, herausgegeben von Marcel Herwegh. 1848. Verlag von Albert Langen. Paris, Leipzig, München 1896.

Der ersten Sammlung dieser überaus interessanten Briefe, über deren Erscheinen wir in Nr. 15 des laufenden Jahrgangs berichtet, ist nach wenigen Monaten nun die zweite gefolgt, inhaltlich reicher und bedeutender als die erste und sehr schätzbar als authentischer Beitrag zur Geschichte der achtundvierziger Bewegung in Deutschland, so weit Herwegh selbst dabei betheiligt gewesen. Wie über den ganzen Vorgang als solchen heute noch keine wahrhaft sachgemäße Auffassung besteht, herrscht auch über das Verhalten Herwegh's dabei eine schwankende Anschauung. Man weiß wohl, daß er von Paris aus, wo er schon seit mehreren Jahren lebte, mit einer dort aus Anlaß der badischen Erhebung gebildeten Schaar deutscher Krieger nach Baden gekommen und nach stattgehabter Vereitelung des Aufstandes in die Schweiz geflohen; über alle näheren Umstände dabei gelten aber vielfach die damals in Umlauf gesetzten Verunglimpfungen, die wir hier nicht wiederholen wollen. Hat es die bisherige Geschichtschreibung nicht immer verschmäht, diese Art der Darstellung als Thatsachen hinzunehmen, so wird es jedem künftigen Darsteller und Beurtheiler jener verhängnißvollen Zeit zur Pflicht, sich durch die in vorliegender Publikation gebotenen Aufschlüsse zu belehren. In der Hauptsache waren dieselben freilich schon bald nach der Katastrophe veröffentlicht worden in einer von Herwegh's Gattin verfaßten Broschüre, die jedoch im Taumel der Reaktionswirren unbeachtet geblieben und zudem, auf Grund damaliger Preßverhältnisse, schwer zugänglich gewesen. Mit Recht hat der Herausgeber dieses wichtige Schriftstück wieder abgedruckt. Es bildet den eigentlichen Kern des Buches, um den sich dann Briefe hervorragender Zeitgenossen aus den dem Vorgang unmittelbar vorausgehenden und den nächstfolgenden Jahren schließen und ein anschauliches Bild der Stimmung, der Ansichten, Hoffnungen und Erwartungen geben, wie sie in jenen Tagen zu einem Thun geführt, das sich alsbald als ein verfehltes herausstellen sollte. Warum es dazu kommen mußte, wird aus dem vorliegenden Buche nur mittelbar ersichtlich, obschon ein weltkundiger Sinn das unmittelbar Aussichtslose des Unternehmens aus den hier enthaltenen Mittheilungen unschwer entnehmen dürfte. Mangel an politischer Reife und Thatkraft, die niemals durch bloße Begeisterung und einen naiven Glauben an das gute Recht zu ersetzen sind, spricht aus diesen Blättern eben so deutlich, wie aus der ganzen Bewegung überhaupt. Aber diese Gesinnung selbst, wie die von ihr ins Auge gefaßten Ziele, von denen die wichtigsten mittlerweile zur vollen Wirklichkeit gelangten, behalten ihren Werth als mitwirkender Faktor in dem Entwicklungsprozeß, dessen Ergebnisse uns ein richtiges Urtheil über das damals Gewünschte und Erstrebte gestatten.

Mehr als in der ersten Sammlung tritt uns Herwegh's Persönlichkeit in der nun veröffentlichten nahe. Außer daß er selbst häufiger zu Worte kommt, fällt aus den mitgetheilten Briefen seiner Gesinnungsgenossen ein schärferes und mannigfaltigeres Licht auf ihn. Namentlich wird man die persönliche Hingebung verstehen können, die ihm so vielerseits, wie die Menge der an ihn gerichteten Schreiben bezeugt, lebenslänglich entgegen gebracht ward. Und er stand mit Leuten aus den verschiedensten Lebenskreisen und den vornehmsten Kulturländern in Verbindung: auf alle übte er Anziehungskraft. Auch das Bild seiner litterarischen Bedeutung wird durch einige noch ungedruckte Dichtungen ergänzt, deren Wiedergabe nicht minder dankenswerth ist als die vielfachen Hinweise auf zeitgenössische Publikationen über die achtundvierziger Bewegung, deren Vorhandensein der bisherigen Geschichtschreibung, sehr zu ihrem Nachtheil, zum Theil entgangen zu sein scheint.

Helsingfors. Wilh. Bolin.

Karl Weitbrecht: Phalaena. Die Leiden eines Buches. Bonz. 1896.

Breite und behagliche Darstellung der Schicksale, die sich an den Verlag und Vertrieb eines Verkannten heften. Trotz oder eher wegen mancher satirischen Wendungen wider die Modernsten lesenswerth. Die schwäbische Heimath verleugnet sich nicht im bisweilen allerdings etwas klobigen Humor. Gut und mit dem rechten Maß geben sich die sozialen Perspektiven, die Protzen und ihre leichtfertigen Opfer in grellem Schein zeigen.

—m.

Nochmals der „Backfisch“.

Wir erhalten von einem Leser unseres Blattes die nachfolgende Zuschrift:

Daß die noch zu kleinen Fische von den Fischern nach dem Fang wieder über „Back“, d. h. über Bord) geworfen werden, wäre kaum eine gebräuchliche Ausdrucksweise und demgemäß wird auch diese Deutung nicht ganz richtig sein, denn „über Back“ heißt nicht „über Bord“; es müßte dann im Gegensatz zu „Steuerbord“ „Backbord“ heißen.

Vermuthlich ist folgende Deutung zutreffend: .

Die Fischer und Schiffer bezeichnen den Tisch, an dem sie ihre Mahlzeiten einnehmen, mit „Back“. Kleine nicht zum Verkauf geeignete Fische verzehren die Fischer selbst; diese Fische kommen auf die „Back“, es sind die „Backfische“.

P.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 43. Berlin, den 25. Juli 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt

Politische Wochenübersicht.

Der Bund der Landwirthe, Agrarierthum und Junkerthum, haben durch ihre Agitationen eines zu Wege gebracht; die Augen der Bevölkerung beginnen sich mehr und mehr auf die Verhältnisse zu richten, die heute auf dem flachen Lande herrschen

Das flache Land ist nach den Darstellungen der Agrarier die Stätte patriarchalischen Zusammenlebens, wo die gute Sitte gepflegt wird, wo die Sittlichkeit herrscht und die Frömmigkeit und die Redlichkeit im Gegensatz zu der Verkommenheit der Städte; dort wachsen die starken königstreuen Männer heran, die das Vaterland in kriegerischer Noth vertheidigen, und dort seufzen Großgrundbesitzer und Bauer trotz all ihrer Tugenden unter einem wirthschaftlichen Druck, der stetig wächst und der den begütertsten wie den bescheidensten Landmann zu gemeinsamer Abwehr in uneigennütziger Hingabe des einen an den anderen zwingt. Diese Idylle hat schon einige böse Flecke erhalten.

Wie die Sittlichkeit auf dem Lande beschaffen ist und zwar in Sonderheit in Ostdeutschland, das wissen wir aus den gesammelten Darstellungen der Pastoren H. Wittenberg und Dr. Hückstädt. In diesen werthvollen Veröffentlichungen, auf die von der „Nation“ schon gebührend hingewiesen worden ist, finden sich Aussprüche wie diese:

„Die großen Latifundien mit ihren besitzlosen Arbeitermassen sind die Heimath nicht bloß der Unkirchlichkeit, sondern auch der Unsittlichkeit.“

Und resumirend heißt es über die Ergebnisse des Buches: „Es sei sein Verdienst, den Schleier hinweggezogen und vielen zum heilsamen Entsetzen die Augen geöffnet zu haben für das Verderben, das im Verborgenen schleicht.“

Das schreiben und erweisen Pastoren, denen ein ungläubiger und gehässiger Radikalismus nicht nachgesagt werden kann; und was ist seitens der Stützen von Thron und Altar jemals geschehen, um diesem „im Verborgenen schleichenden Verderben“ Einhalt zu thun? Gar nichts.

Was alsdann den Patriotismus und die Königstreue anbelangt, so haben hierüber die Versammlungen im Cirkus Busch die nöthige Aufklärung gegeben, und man wird eingestehen müssen, daß mit Ausnahme der Antisemiten keine Partei in Deutschland so demagogisch ihre Ziele verfolgt und so systematisch das Ansehen jener Minister, die man beseitigt zu sehen wünscht, untergräbt, wie das im Bunde der Landwirthe organisirte Agrarierthum.

Die Solidarität endlich zwischen Groß- und Kleingrundbesitz täuscht Niemanden mehr; wie eine ganze Reihe Wahlen in ländlichen Bezirken erweist, auch nicht die kleinen Besitzer.

Diese wenigen Punkte, die hier herausgegriffen sind, zeigen, daß das schöne Bild ländlicher Zustände beständig häßlicher wird.

Auch nach einer anderen Richtung haben sich die Agrarier nicht gerade zu freuen, daß sie die Bevölkerung zwangen, sich so ganz überwiegend mit ihren Verhältnissen zu befassen.

Die Frage der Pfandbriefe in der Weise, wie es geschehen ist, anzurühren, war von ihnen nicht sehr vorsichtig; und auch der „Reichsanzeiger“ konnte in seiner ungeschickten, inhaltlosen und wortreichen Polemik gegen den einschlägigen Artikel der „Nation“ die Schlacht nicht wiederherstellen.

Eine der heilsamen Wirkungen dieser Auseinandersetzung ist die gewesen, daß plötzlich die Bevölkerung ihr Augenmerk auf die Verhältnisse der Pfandbriefe zu lenken begann, und daß nun allmählich Materialien zusammengetragen wurden, die der Beachtung in hohem Grade werth sind. Hierhin gehört eine Mittheilung, die jetzt aus dem „Mittelschlesischen Anzeiger“ ihren Weg durch die Blätter nimmt und folgendermaßen lautet:

„Das Rittergut Linz im Guhrauer Kreise, 244 Hektar groß, mit einem Grundsteuer-Reinertrage von 3525 Mark, ist seitens der Glogau-Saganer Fürstenthumslandschaft auf 250 000 Mark abgeschätzt und demnach mit 180 000 Mark Pfandbriefen beliehen worden, das heißt mit mehr als dem 50fachen des abgeschätzten Grundsteuer-Reinertrages. Wenn einem Privatmann oder einer Sparkasse eine Hypothek auf ein Rittergut angeboten würde, ausgehend mit dem 50fachen Betrage des Grundsteuer-Reinertrages, so würde der Privatmann und müßte die Sparkasse dies nach den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen zurückweisen. Zwei Dinge sind nur möglich: Entweder die landschaftliche Taxe ist falsch und die Sicherheit der auf Grund derselben ausgestellten Pfandbriefe ungenügend, oder die Abschätzung der Grundsteuer ist falsch und die auf Grund derselben erhobenen Steuern sind zu niedrig. Durch diese zu niedrige Steuerabschätzung werden aber die gesammten Bewohner des Guhrauer Kreises benachtheiligt, da sie das zu wenig an Steuern Entrichtete mit bezahlen müssen."

Wie steht es in diesem Falle, vorausgesetzt, daß die Angaben, wie durchaus anzunehmen, richtig sind? Ist die landschaftliche Taxe falsch, so muß im Interesse der Glogau-Saganer Fürstenthumslandschaft eingeschritten werden, oder ist die Abschätzung der Grundsteuer falsch, so muß im Interesse gerechter Steuerveranlagung vorgegangen werden.

Der „Niederschlesische Anzeiger" in Glogau, der diese Mittheilungen aufgegriffen hatte, bringt eine Ergänzung nach der Richtung, daß er nachweist, wie kostspielig, um nicht zu sagen verschwenderisch die Verwaltung der Glogau-Saganer Fürstenthumslandschaft ist, und wie im Interesse der Betheiligten erhebliche Ersparnisse durch Centralisation durchgesetzt werden könnten.

Wir sind überzeugt, daß ähnliche Vorkommnisse, wie sie schlesische Zeitungen hier behandelt haben, zu den Seltenheiten gewiß nicht gehören. Sie entzogen sich nur der öffentlichen Kenntniß, weil der Schauplatz das flache Land ist, das weniger unter den Augen der Oeffentlichkeit liegt.

Aber es wird nöthig sein, alle diese Verhältnisse nunmehr bleibend unter die Lupe zu nehmen, und es ist erforderlich, den Agrariern den Gefallen zu thun, sich noch eingehender als bisher mit den ländlichen Verhältnissen zu beschäftigen; dann wird sehr vieles zu Tage treten, was unter einem wohlthätigen Schleier verborgen zu halten, den junkerlichen Großgrundbesitzern sehr erwünscht sein würde.

Alle anderen Bevölkerungsschichten sind heute dermaßen durch die junkerlichen Ansprüche bedroht, daß berufene Elemente sich die Beschaffung des nöthigen Materials zu einer klaren Beleuchtung der Verhältnisse auf dem Lande angelegen sein lassen müßten; und auf diesem Gebiete hat gerade auch die liberale Provinzpresse eine bedeutungsvolle Aufgabe zu erfüllen. Sie ist schon dabei, diese Aufgabe in Angriff zu nehmen. Sie, die den ländlichen Verhältnissen näher steht, ist in der Lage, zahlreiche Thatsachen festzustellen, die wichtig sind zur ergänzenden Beurtheilung der Frage: Wie sind die Verhältnisse auf dem Lande wirklich und nicht nach der Zeichnung von Junkern und Bündlern?

Herr Stöcker hat einen weiteren Schritt gethan, um das von ihm verlorene politische Terrain zurückzuerobern; er hat gemeinsam mit einer Anzahl Verehrer und Anhänger, die politisch kein Gewicht haben, einen Aufruf erlassen, der politisch keinen Werth hat. Es sind Worte, die zu wenig verbinden, die von nichts entbinden, und die der verschiedenartigsten Deutung fähig sind; so hat denn auch dieser Aufruf bei der konservativen Presse, als da sind der „Reichsbote" und die „Kreuzzeitung" sehr getheilte Empfindungen rege gemacht; dies um so mehr, da gleichzeitig das Stöcker'sche Organ, das „Volk", einen Artikel brachte, der eine Deutung des Aufrufes abwies, als handele es sich für die Anhängerschaft des Hofprediger a. D. darum, diesmal einen Ruck nach Rechts zu machen.

Mithin haben nunmehr die Konservativen die Wahl, aus dem vagen Stöcker'schen Aufruf etwas herauszulesen, was ihnen angenehm ist, oder aus dem Artikel des Stöcker'schen „Volk" etwas herauszulesen, was ihnen unangenehm ist, und beides thun sie in großer Verlegenheit, wenn sie es nicht vorziehen, sich direkt gegen Stöcker, als den „Fabrikanten des Scheiterhaufenbriefes", zu stellen.

Diese Zweideutigkeit ist bei Herrn Stöcker nicht im Geringsten überraschend; sie ist sein politisches Lebenselement, und wen sie nicht überrascht, der hat auch nicht nöthig, sich auf schwierige Interpretationen darüber einzulassen, was Herr Stöcker will, und was er nicht will.

Sein Programm ist einfach genug beschaffen und eines Realpolitikers von seinem Schlage durchaus würdig. Was wollte in der Vergangenheit dieser Mann, der politischer Agitator war, und der auch bereit war, auf die öffentliche politische Agitation zu verzichten, als es sein persönliches Interesse so verlangte? Die Politik, die er machte, ist die Politik eines durch sein Gewissen nicht unbequem beengten talentvollen Ehrgeizigen, den Pastorenberuf und Hofpredigerbeziehungen an die reaktionären Kreise gefesselt haben. Er ist durch seine Vergangenheit auf die Reaktion angewiesen, und er wird daher in Zukunft zur Befriedigung seines Ehrgeizes den konservativen Reaktionären nur so lange unbequem zu werden suchen, bis sie ihm zu politischer Bethätigung den Raum wieder zu gewähren bereit sind.

Also gegen die konservative Reaktion ein Vorgehen durch Drohungen und Einschüchterungen und vielleicht auch einmal mit leibhaftigen Vorstößen, um dadurch innerhalb der Kreuzzeitungspartei von Neuem einen einflußreichen Platz zu gewinnen, wie zur Zeit des Freiherrn von Hammerstein; denn darüber täuscht sich wohl Herr Stöcker nicht, daß außerhalb dieser Gruppe für ihn ein Platz nicht vorhanden ist. Wo sollte er Wurzel fassen zwischen Hammerstein'scher „Kreuzzeitung" und den Liebermann von Sonnenberg und Ahlwardt; der Raum ist zu schmal.

Daß Herr Stöcker sein Ziel erreicht, ist durchaus möglich. Es gibt zwar augenscheinlich in der konservativen Partei Elemente, die mit der Aera Hammerstein endgültig abschließen möchten; aber es gibt auch andere Elemente, die sich für Herrn v. Ploetz und seine „Versuchsspekulationen" begeistern; wenn diese Begeisterung sich nicht auch auf den so viel begabteren Herrn Stöcker übertragen sollte, neben dem Herr v. Ploetz ein untergeordneter Stümper ist, so wäre dies zu verwundern. Diese Elemente sind gänzlich farbenblind dafür, ob ein politischer Charakter eine Anzahl schwärzerer oder weniger schwarzer häßlicher Flecke aufweist.

Im Orient bleiben die Zustände beklemmend. Gährung in Macedonien, wo sich nach langjährigen Erfahrungen die Verhältnisse zu verschlechtern pflegen, sobald die Ernte herein ist, und die Freiheit von ländlicher Beschäftigung es den Männern erleichtert, sich Räuberbanden mit oder ohne politischer Tendenz anzuschließen; Gährung in den verschiedensten Theilen Kleinasiens und Gährung nach wie vor auf Kreta.

Oeffentlich suchen die Mächte in Konstantinopel ihren Einfluß geltend zu machen, um die Gefahren zu beschwören; vielleicht geht von einzelnen dieser Mächte unterirdisch auch eine andere ganz entgegengesetzte Strömung aus; aber wollte man diesen Verdacht auch nicht festhalten, so bleibt es doch mehr als zweifelhaft, ob jener chronische Zustand türkischer Anarchie durch guten Zuspruch beseitigt werden kann. Vielleicht könnte man nochmals den Fanatismus der Rassen niederhalten, allein für die Türkei kommt verschärfend zur Rassenfrage die Finanzfrage. Die unbezahlte Soldateska überfällt die Andersgläubigen nicht nur aus religiöser und nationaler Antipathie, sondern auch um zu leben und um sich für den ausgebliebenen Sold an der zu machenden Beute schadlos zu halten.

Nur das Auge auf die politischen Gegensätze zu richten, wäre daher falsch; diese scharfe Spitze wird noch verschärft durch die wirthschaftliche Misere der türkischen Regierung, die von Tag zu Tag wächst und die nothwendig steigende Anarchie im Gefolge hat.

* * *

Wilhelm von Humboldt als Staatsmann.

„Ein Staatsmann von Perikleischer Hoheit des Sinnes“: dies schöne Wort Böckh's wird für immer mit dem Andenken an Wilhelm von Humboldt's öffentliche Wirksamkeit verknüpft bleiben. Es ist das Leitmotiv für die glänzende Darstellung der hierher gehörigen Abschnitte der biographischen Arbeit von R. Haym. Es hat ohne Zweifel auch Alfred Dove vorgeschwebt, dem wir die feinsinnige Lebensskizze im dreizehnten Bande der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ verdanken. Indessen haben diese und andere Vorgänger einem Forscher und Erzähler, der aus den urkundlichen Schätzen der Archive schöpfen und seine Funde mit den Ergebnissen neuerer Veröffentlichungen zu einem Ganzen verknüpfen konnte, übergenug zu thun gelassen. Es war ein glücklicher Gedanke **Bruno Gebhardt's**, sich dieses herrlichen Stoffes zu bemächtigen, und man muß sagen, daß er sich seiner Aufgabe, so weit er bis jetzt gelangt ist, mit großem Geschick entledigt hat.*) Von den achtzehn Jahren staatsmännischer Thätigkeit in Humboldt's Leben gehört der Darstellung dieses Bandes die Periode an, in der er als Gesandter in Rom, als Leiter des preußischen Unterrichtswesens, als Vertreter seines Staates in Wien und auf dem Prager Kongreß erscheint. Auch für diese geräuschvolle, an äußerem Glanz und unruhigem Wechsel überreiche Zeit gilt sein Wort: „Man kann ein ganz inneres Leben fast den ganzen Tag fortführen, ohne in seinen Arbeiten oder in seinem Berufe dabei zu verlieren oder gestört zu werden.“ Wollte der Verfasser dem Staatsmann Humboldt gerecht werden, so mußte er zunächst das Verständniß jenes „inneren Lebens“ seines Helden erschließen. Dies ist mit möglichster Kürze und Klarheit in der Einleitung geschehen. Wir lernen den jugendlichen Denker und Schriftsteller kennen, der unter dem frischen Eindruck der französischen Revolution in den „Ideen über Staatsverfassung“ den Satz ausspricht: „Staatsverfassungen lassen sich nicht auf Menschen, wie Schößlinge auf Bäume pfropfen.“ Wir hören ihn wenig später in den „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“ einen überschwänglichen Lobgesang auf das Recht der individuellen Freiheit anstimmen. Wie viel auch die Kenntniß der Wirklichkeit dazu beigetragen hat, die idealen Forderungen des Theoretikers zu beschränken: an dem Streben, den Bürger gegen Staatsallmacht zu sichern und zur Selbstthätigkeit im öffentlichen Leben aufzurufen, hielt Humboldt ebenso fest wie an der Werthschätzung des geschichtlichen Zusammenhanges bei der Ausbildung neuer politischer Formen.

Die fruchtbarsten Lehr- und Wanderjahre vergingen, ehe ihn 1802 die Uebernahme der preußischen Gesandtschaftsstelle in Rom an den Dienst des Staates fesselte und zu praktischer Wirksamkeit hinführte. Indessen gerade jener Posten erforderte verhältnißmäßig geringen Aufwand von Kraft und Zeit. Dafür bot er seinem Inhaber, der im Anschauen und Nachfühlen alles Großen und Schönen schwelgte, unvergleichliche Anregungen. Wenn irgendwo, so kam ihm hier, „im Mittelpunkte der alten und der neuen Welt“, der Begriff des allgemeingeschichtlichen Ganges der Menschheit zu klarster Anschauung. Wie dies für Humboldt's sprachwissenschaftliche und geschichtsphilosophische Arbeiten unschätzbar wurde, haben andere erfolgreich nachgewiesen. Für B. Gebhardt war die Hauptsache, die diplomatische Thätigkeit Humboldt's in der ewigen Stadt Schritt für Schritt zu verfolgen. Er kommt dabei zu dem Schluß: „Soweit er als Diplomat zu wirken hatte, bewies er Eigenschaften und Talente, die ihn für diese Stellung besonders geeignet erscheinen ließen: Ruhe und Besonnenheit im Urtheil, scharfe, durchdringende Einsicht in die Verhältnisse; schnell erworbene Kenntniß der Persönlichkeiten und rasche Orientirungsgabe über ferner liegende Angelegenheiten; die Fähigkeit, verwickelte Fragen zu entwirren; einen weiten Blick, der über den unmittelbaren Anlaß hinaus auch Ursachen und Folgen der Ereignisse mit Erfolg zu erkennen strebte; Takt und Vornehmheit im Auftreten, verbunden mit Energie, wo es Noth that.“ Alles in allem war aber doch diese diplomatische Bethätigung der römischen Zeit nur eine Vorschule für größere Aufgaben der Zukunft. Auch wurde sie abgebrochen, als Humboldt sich überwand, in dem durch Napoleon besiegten, von seiner früheren Höhe jäh herabgesunkenen Heimathsstaate die Leitung des Unterrichts und des Kultus unter Dohna, dem Minister des Innern, auf sich zu nehmen. So schwer es ihm wurde, sich von Rom zu trennen: der weltbürgerlich gesinnte Deutsche unterzog sich, als deutschgesinnter Preuße, der Mitarbeit an der Wiederaufrichtung des reformbedürftigen Gemeinwesens.

Es herrscht nur eine Stimme darüber, daß die Leitung des preußischen Unterrichtswesens, so kurze Zeit sie dauerte, die glänzendste Seite der gesammten staatsmännischen Wirksamkeit Humboldt's bildet. Auch B. Gebhardt's Darstellung hinterläßt diesen Eindruck. Nicht selten hatte sie sich einfach an die Forschungen von **Köpke, Varrentrapp, Dilthey** und anderer anzuschließen. Allein dem Benutzer der Archive blieb eine unverächtliche Nachlese übrig. Das Verhältniß Humboldt's zu Männern wie Nicolovius und Süvern, sein persönliches Eingreifen bei der Neuordnung der Akademie, bei der Verbesserung der höheren und niederen Schulanstalten, bei der Stiftung der „wissenschaftlichen Deputation“, vor allem bei der Gründung der Universität Berlin werden nicht minder hell beleuchtet wie die allgemeinen Tendenzen, die ihm beim Antritt seines Amtes vorschwebten. Wer sich in trüben Stunden, wenn die Freiheit der Wissenschaft, die Selbständigkeit des Lehrerstandes bedroht sein sollten, einen hehren Schutzgeist zu Hilfe rufen wollte, der brauchte nur zu Humboldt's Denkschriften zu greifen, welche die seltenste Verbindung von hoheitsvoller Gesinnung und weltkundiger Einsicht aufweisen. Ueber einen einzelnen schon oft berührten Gegenstand, die Einführung der Pestalozzi'schen Methode in Preußen, während der Zeit, da Humboldt an der Spitze des Unterrichtswesens stand, hat B. Gebhardt jüngst in einer eigenen anziehenden Schrift gehandelt. Ebenso hat er sich bereits früher mit Humboldt's Einwirkung auf die neue Organisation der kirchlichen Behörden beschäftigt. Dagegen lernt man aus dem vorliegenden Werke zum ersten Male Humboldt's Votum vom 17. Juli 1809 kennen, durch das er den Schrötter'schen Entwurf einer Reform der bürgerlichen Verhältnisse der Juden begutachtete. Auch mir haben bei Abfassung einer Arbeit über die Entstehungsgeschichte des berühmten Ediktes vom 11. März 1812 (Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit, Leipzig 1885) nur Auszüge aus diesem Votum vorgelegen. Der Inhalt von Humboldt's Gutachten ist das schönste Zeugniß seiner freien Auffassung der ganzen Frage. Er verwirft den Gedanken allmählicher Lösung der alten Ketten und spricht für vollkommene Gleichstellung von Juden und Christen in Rechten und Pflichten. „Wer vom Knecht zum Herrn wird,“ sagt er, „macht einen Sprung; aber wem man bloß die Hände losbindet, die erst gefesselt waren, der kommt nur dahin, wo alle Menschen von selbst sind.“ Er tritt ein für volle Gleichberechtigung bei der Zulassung zu allen Aemtern, für Beseitigung besonderer „Judenlisten“, für Erlaubniß der Heirathen zwischen Juden und Christen, für gänzliche Freigebung des Domizils auf dem platten Lande. Mit Entrüstung erfüllt ihn ein Paragraph des Gesetzentwurfs, nach dem die Glaubwürdigkeit von Zeugnißaussagen der Juden für die erste Generation noch den alten Beschränkungen unterworfen bleiben sollte. „Weder in städtischen Versammlungen, noch in Schulen, noch im täglichen Leben können, ohne Veränderung aller Begriffe von Moralität, Menschen miteinander irgend menschlichen und über die bloße bürgerliche Hantirung hinausgehenden Verkehr haben, von denen die einen wegen ihrer Abstammung Mißtrauen in die erste moralische Eigenschaft, die Wahrheitsliebe, gesetzlich dulden müssen und die anderen es zu hegen autorisirt sind.“ Von allen anderen Gutachten nähert

*) Wilhelm von Humboldt als Staatsmann. Von Bruno Gebhardt. Erster Band. Bis zum Ausgang des Prager Kongresses. Stuttgart. 1896. Cotta. VI und 487 S.

sich dasjenige des allgemeinen Kriegsdepartements am meisten dem der Sektion für Kultus und Unterricht. Scharnhorst und Humboldt erhoben sich am höchsten über die Vorurtheile der Vergangenheit.

Es war bisher nicht völlig klar, was Humboldt's Ausscheiden aus seinem Amte, nach so vielem glücklich Begonnenen, veranlaßte. Gebhardt's Forschungen hellen dies Dunkel ziemlich auf. In erster Linie machte die fehlerhafte Einrichtung seiner Stelle Humboldt den Rücktritt wünschenswerth. Er selbst hätte verantwortlicher Minister sein müssen, um die Zuversicht gedeihlichen Wirkens zu bewahren. Statt dessen sah er sich nicht nur der Kontrolle des Ministers des Innern unterworfen, sondern auch nach der unerwarteten Anordnung eines interimistischen Staatsrathes in seiner Stellung als Sektionschef herabgedrückt. Dazu kam der persönliche Gegensatz zu Dohna, dessen Aengstlichkeit mit seiner Energie sich schlecht vertrug. Als sodann die Neubildung der Regierung unter Hardenberg, als Staatskanzler, erfolgte, sind vermuthlich höchsten Ortes noch Bedenken dagegen geltend gemacht worden, dem Weltkinde Humboldt die geistlichen Angelegenheiten zu überlassen. Genug er empfing am 14. Juni 1810 die Gewährung seines Entlassungsgesuches und zugleich seine Ernennung zum Gesandten in Wien.

Ueber diese zweite Bethätigung Humboldt's in diplomatischen Geschäften auf einem Schauplatz, ungleich bedeutender als einst der römische, hat Heinrich von Treitschke herben Tadel ausgesprochen. Er behauptet: „Humboldt's einst vielgepriesene Berichte aus jenen Jahren erweisen sich heute, seit wir Ompteda's Briefwechsel kennen, als durchaus unzulänglich.“ Er stellt den allgemeinen Satz auf: „Zu den vielen Märchen jener Epoche, welche heute vor einer schärferen historischen Kritik nicht mehr Stand halten, zählt auch die Ueberlieferung von Humboldt's glänzenden diplomatischen Leistungen.“ Die schlichte, sachliche Darstellung B. Gebhardt's wird dazu beitragen, Humboldt mehr Gerechtigkeit zu verschaffen. Unter sehr schwierigen Vorbedingungen, von Anfang an in Wien als angeblicher Gönner des Tugendbundes verdächtigt und lange von Hardenberg's Mißtrauen verfolgt, zeigte er sich der ihm gewordenen Aufgabe ganz gewachsen. Seine Voraussage, von Oesterreich habe Preußen in der Krisis des Jahres 1811 keinen Beistand zu erhoffen, bestätigte sich vollkommen. Seine Charakteristik Metternich's machte seinem Scharfblick alle Ehre. Der Hannoveraner Graf Hardenberg, auf dessen Briefe in Ompteda's Nachlaß H. von Treitschke anspielt, legt häufig viel geringere Kenntnisse des wirklichen Sachverhaltes an den Tag und dient Metternich als brauchbares Sprachrohr. Als dann 1812 die Katastrophe über die Macht Napoleon's hereingebrochen, und die Erhebung Preußens, das Bündniß Friedrich Wilhelms III. mit dem Zaren Alexander zur That geworden waren, bewährte Humboldt wieder seine Fähigkeit, Menschen und Dinge ohne Voreingenommenheit zu beurtheilen und sein Verhalten danach einzurichten. Er gab die Hoffnung auf den Beitritt Oesterreichs nicht auf, wennschon er einen raschen Systemwechsel der Wiener Regierung für undenkbar hielt. Er hatte den festen Glauben an den Sieg der Verbündeten, aber er täuschte sich nicht darüber, daß die Neuordnung Deutschlands und Europas schwere Kämpfe hervorrufen werde. Der zweite Band des Gebhardt'schen Werkes wird sich mit Humboldt's Theilnahme an dieser dornigen Arbeit zu beschäftigen und außerdem vornehmlich seine vergeblichen Bemühungen für die Schöpfung einer preußischen Verfassung darzustellen haben. Möge dem Verfasser weiter zu dem bekannten noch neues Material zufließen, und möge ihm die Gestaltung desselben zu einem fein ausgeführten Bilde ebensowohl gelingen wie bisher.

Zürich. Alfred Stern.

Der Niedergang des Liberalismus.

Die Redaktion kann die nachstehende Zuschrift nicht zum Abdruck bringen, ohne derselben einige Begleitworte vorauszuschicken. Die Thatsache, daß der Liberalismus in einer Reihe von Staaten des europäischen Kontinents, insbesondere in Belgien, Oesterreich und Deutschland, innerhalb der beiden letzten Dezennien an politischem Einfluß so schwere Einbußen erlitten hat, daß gar mancher an der Zukunft des Liberalismus zu verzweifeln beginnt, während in anderen Ländern, vor allem in England, die radikale Partei, welche die besten Traditionen des Liberalismus übernommen hat und zeitgemäß weiterzubilden sucht, in keiner Weise dem Marasmus verfallen ist, bildet eine der interessantesten und auch für die unmittelbare praktische Politik bedeutsamsten Erscheinungen unserer Zeit. Das Verhältniß der liberalen Parteien zu den Arbeiterfragen spielt dabei unzweifelhaft eine Rolle. Ein so hervorragender Sozialpolitiker wie Herr Professor Lujo Brentano, dürfte deshalb in hohem Grade qualifizirt sein, zur Erklärung dieser Erscheinung das Wort zu nehmen. Wir würden ihm die Spalten dieser Zeitschrift für seine Darlegungen gern zur Verfügung gestellt haben, auch wenn wir nicht in so vielen Punkten mit ihm übereinstimmten, wie es thatsächlich der Fall ist. In so vielen Punkten, nicht in allen!

Wir sehen ab von dem Gegensatz, der in den nachstehenden Ausführungen gegenüber einer Bemerkung Ludwig Bamberger's in dessen Artikel „Zur Philosophie des Bäckerstreiks“ konstruirt ist, weil, wie wir meinen, dabei einer Nebenbemerkung jenes Artikels, die für den wesentlichen Gedankengang ohne Bedeutung ist und eben deshalb nicht näher begründet wurde, eine zu starke prinzipielle Tragweite beigelegt ist, und er in dem Streit um die Verordnung betr. die Bäckereien sich weder prinzipiell noch konkret gegen dieselbe gewandt hat. Dahingegen scheint uns in der Brentano'schen Zuschrift die Bedeutung der offiziellen Sozialreform beträchtlich überschätzt zu sein. Der wesentlichste Inhalt dieser Sozialreform war die Zwangsversicherung. Dieselbe hat aber ersichtlich nicht das mindeste dazu beigetragen, um das Wachsthum der Sozialdemokratie einzudämmen, oder das Verhältniß der Arbeitgeber zu den Arbeitern zu verbessern. Andererseits hat sich England von der Zwangsversicherungsgesetzgebung bisher durchaus fern gehalten, und der englische Liberalismus hat es trotzdem verstanden, mit den Arbeitermassen nicht bloß in politischer Fühlung, sondern sogar in nahen politischen Beziehungen zu bleiben. Wie erklärt sich das? Wir glauben hauptsächlich daraus, daß die englischen Arbeiter mit ihrem gesunden Menschenverstand sich vor der abstrakten deutsch-sozialistischen Doktrin bewahrt haben, und ferner, daß der Grundsatz der politischen Gleichberechtigung der Arbeiter in England rückhaltloser zur Anerkennung gekommen ist, als in Deutschland, Oesterreich und Belgien. Es ist sicher kein Zufall, daß in Belgien die Sozialdemokratie in dem Kampfe um das allgemeine Wahlrecht erstarkt ist, und daß in Oesterreich der Liberalismus nicht zum wenigsten deshalb zusammenbricht, weil er keine befriedigende Lösung für das Wahlrecht der Arbeiter zu finden gewußt hat. Diese rein politische Frage, die der Liberalismus nach seinen Grundsätzen in der Richtung des allgemeinen Wahlrechts zu lösen genöthigt ist, und um welche er sich in Oesterreich und Belgien herumzudrücken gesucht hat, erklärt für jene beiden Länder nach unserer Ansicht den Niedergang des Liberalismus besser, als es durch die Abstinenz gegenüber den eigentlichen Arbeiterschutzfragen geschehen kann.

In Deutschland ist die Frage des Wahlrechts der Arbeiter allerdings für das Reich gelöst. In den meisten Einzelstaaten aber steht diese Lösung noch bevor. In Preußen ist es geradezu ein öffentlicher Skandal, daß eine politische Partei, wie die der Sozialdemokratie, welche unter der Herrschaft des allgemeinen Wahlrechts etwa ein Viertel aller abgegebenen Stimmen aufzubringen vermag, im Parlament dieses größten Bundesstaates völlig unvertreten ist; und in Sachsen ist es jüngst gar dahin gekommen, daß unter dem Beifall und unter der Mitwirkung der nationalliberalen Partei eine sogenannte Wahlreform durchgeführt ist zu dem ausgesprochenen Zwecke, die Mandate der Arbeiter zu vermindern. Diese Praxis des politischen Mißtrauens, die wie eine Fortsetzung der Politik des unglückseligen Sozialistengesetzes aussieht, durch gar manche kleinliche administrative Maßregelung unterstützt wird und auch die Justiz hie und da beeinflußt, trägt mehr zur politischen Entfremdung der Arbeitermassen von der übrigen Bevölkerung bei, als es die Gleichgültigkeit und die Opposition gethan hat, deren sich der Liberalismus betreffs der Arbeiterschutzfragen und der Zwangsversicherung schuldig gemacht haben soll.

Die Nationalliberalen waren, nebenbei bemerkt, doch die Haupt-

träger, speziell der Zwangsversicherungsgesetzgebung, und man wird nicht behaupten können, daß sie dadurch an politischem Vertrauen bei den Arbeitermassen gewonnen hätten. Das alles bestärkt uns in unserer Ansicht, daß der Liberalismus weniger dadurch gefehlt hat, daß er den spezifisch sozialistischen Forderungen kein Gehör lieh, als dadurch, daß er nicht nachdrücklich genug die politischen Forderungen der Arbeiter, ihre gerechten Ansprüche auf volle politische Gleichberechtigung unterstützt hat. Es mag zugegeben werden, daß auch in den eigentlichen Arbeiterschutzfragen der Liberalismus es an Entgegenkommen hat fehlen lassen. Der Fehler hätte um so leichter vermieden werden können, als man den wichtigsten Grundsätzen des Liberalismus durchaus nichts vergibt, wenn man sich z. B. für einen hygienischen Maximalarbeitstag erklärt. Durch den Widerstand, den man solchen Arbeiterschutzmaßnahmen entgegenstellte, lenkte man selbst da, wo man nur von rein sachlichen Erwägungen ausgegangen war, doch den Schein einer gewissen Arbeiterfeindseligkeit auf sich, der das einmal wach gewordene Mißtrauen der Arbeiter nur zu stärken geeignet ist.

Aber es wäre unseres Erachtens ein verhängnißvoller Irrthum, zu glauben, der Liberalismus könne die Anziehungskraft, die er einst besaß, durch eine starke sozialistische Legirung wiedergewinnen. Er muß vielleicht in Einzelnem mehr als bisher den Arbeiterinteressen gerecht werden, aber er muß sich zugleich bewußt bleiben, daß es sich vornehmlich um einen politischen Emanzipationskampf der Arbeiter handelt, dessen siegreiche Durchführung auch am besten die realen Interessen der Arbeiter fördert.

Nunmehr geben wir Herrn Prof. Brentano das Wort.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

In der „Nation" vom 1t. Juli brachten Sie eine mir höchst erfreuliche Bemerkung über die Ursachen des Niedergangs des belgischen Liberalismus. Sie sagen, daß dieser nicht vermocht habe, die Arbeitermassen politisch zu erziehen. Allein warum hat er dies nicht vermocht? Ich möchte die Antwort, die, wie mir scheint, auch die Ihre ist, etwas deutlicher aussprechen. Er hat keinen Einfluß auf das Denken und Empfinden der Arbeitermassen gewonnen, weil er diesen nicht gestattet hat, einen Einfluß auf sein Denken und Empfinden zu gewinnen. Der Dogmatismus hat ihn umgebracht. Die Lehre des Liberalismus ist ihrer Zeit aus der Skepsis hervorgegangen; aus der kritischen Betrachtung des Ueberlieferten ergab sich dann eine positive Lehre und aus dieser Postulate, welche in der Uebereinstimmung mit den Zeitbedürfnissen die Stärke fanden, die sie zum Siege führte. Dann aber ist aus dieser Lehre eine Orthodoxie geworden. Und wie allen Orthodoxien erging es auch ihr; sobald die politische Macht sich von ihr abwandte, wurde sie zu einer Sekte, die mit um so größerer Verbitterung recht zu haben behauptete, je geringer ihre Aussichten auf die Wiederkehr ihrer Herrschaft in der Zukunft wurden. Der belgische Liberalismus ist zu Grund gegangen, weil er gesättigt von seinen Erfolgen auf die Prinzipien vergessen hat, die ihn zu seinen Erfolgen geführt haben.

Handelte es sich bei diesem Niedergang des Liberalismus nur um eine Belgien eigenthümliche Erscheinung, so wäre sie nur von beschränktem Interesse. Allein wie Belgien von jeher das Musterland des kontinentalen Liberalismus gewesen ist, so ist das, was sich dort ereignet hat, auch für den ganzen Kontinent typisch. Wohin wir blicken, sehen wir dieselbe Erscheinung. Ueberall denselben Niedergang. Die alten Herren, denen die Ergebnisse der früheren liberalen Doktrin zu einem alleinseligmachenden Glauben geworden sind, schütteln dann wohl den Kopf darüber, daß die Welt, namentlich die heranwachsende Jugend sich von ihr abwendet. Sie sehen darin nur den Beweis zunehmender Charakterlosigkeit. Und kein Zweifel, die Charakterlosen, die früher dem Liberalismus huldigten, bloß weil er das Herrschende war, haben sich aus eben dem Grund dem jetzt Herrschenden zugewandt, und bloß das verursacht ihnen wenigstens in Deutschland hier und da Schmerzen, daß es ihnen so viel Mühe macht, zu erkennen, was eigentlich das Herrschende ist. Allein man irrt sich, wenn man darin eine genügende Erklärung der abnehmenden Theilnahme der Heranwachsenden am Liberalismus sieht. Gerade die Tüchtigsten sind es, welche von diesem sich abwenden, und zwar nicht bloß nach rechts, wo sich die Aussicht auf die Carrière eröffnet, sondern nicht minder nach links, wo nichts Anderes als alle Art von Hintansetzung und Verfolgung als Lohn winkt. Und gerade die Zahl der Letzteren ist unter den jungen Leuten so sehr in Zunahme, daß es einer Verleumdung der jungen Generation gleichkommt, wenn man in ihrer Charakterlosigkeit die Ursache sieht, daß sie die altgewordene liberale Dame nicht mehr bewundern will.

Daß dem so ist, zeigt aber nicht blos die Untersuchung der Unterlassungssünden des kontinentalen Liberalismus, sondern nicht minder die Untersuchung, warum der Liberalismus in England allein noch lebt. Auch dort freilich gibt es einige absterbende Zweige der liberalen Partei — es sind dieselben, welche das vertreten, was man bei uns allein als Liberalismus zu bezeichnen pflegt. Allein je eher sie absterben, desto gesunder wird die überlebende liberale Partei, und daß diese fortlebt und in nicht allzu langer Zeit wieder die herrschende sein wird, weiß jeder, der die Grundlagen der englischen Entwicklung einmal erfaßt hat. Was aber ist der Grund dieser Lebensfähigkeit dessen, was allenthalben mit dem Tode ringt, gerade in England? Dasselbe, was die Dauer der ganzen englischen Verfassung während so vieler Jahrhunderte verursacht hat: die Abwesenheit von Starrheit und Dogmatismus; eine unendliche Elastizität, welche es ermöglicht, allen neu auftauchenden Bedürfnissen gerecht zu werden; mit einem Wort: die Entwicklungsfähigkeit. Welches alles die Momente sind, welche ihrerseits diese wieder verursachen, kann nicht in einem Artikel erörtert werden. Kein unwesentliches Moment scheint mir darin zu liegen, daß in England die Partei, die im Parlament die Mehrheit hat, stets wirklich herrscht, und daher ein Interesse daran hat, wirklich die Mehrheit zu sein, ein Interesse, welches in Ländern, in denen der Mehrheit mehr oder weniger nur eine akademische Bedeutung zukommt, keineswegs in gleichem Maße vorhanden ist. Ein untergeordneteres, aber gleichfalls nicht unbedeutsames Moment ist dann die Abwesenheit des Prinzips der Stichwahlen; die Parteien werden dadurch, um die Mehrheit zu erlangen, zu einer größeren Toleranz gegen Meinungsverschiedenheiten derer, die mit ihnen auf derselben Grundlage stehen, genöthigt, da sonst an die Stelle der zwei großen Parteien jene Zersplitterung in unendliche Schattirungen von Fraktionen und Fraktiönchen tritt, die zur Herrschaft unfähig macht. Die Hauptursache jener Entwicklungsfähigkeit aber liegt in der Abwesenheit des Geistes des Dogmatismus und der Orthodoxie, welcher Verstand und Herz gegen die Veränderung in Verhältnissen und Bedürfnissen, welche die fortschreitende Entwicklung mit sich bringt, verschließt. Die Folge ist, daß während auf dem Kontinent Liberalismus und Arbeiter sich diametral gegenüberstehen, und einerseits die Liberalen lieber ins konservative oder klerikale Lager übergehen, als den Forderungen der Arbeiter gerecht werden, andererseits die Arbeiter rufen, daß Alles ihnen gegenüber nur *eine* reaktionäre Masse sei, in England der Liberalismus so sehr von Arbeiterpostulaten durchsäuert ist, daß selbst Sir William Harcourt den bekannten Ausspruch thun konnte: Heute sind wir Alle mehr oder weniger Sozialisten, und daß andererseits die Arbeiter mit ihren Führern von Thomas Burt bis zu John Burns und Pickard nichts anderes sind als der linke Flügel der liberalen Partei. In dieser Entwicklungsfähigkeit des englischen Liberalismus, entsprechend den Bedürfnissen der fortschreitenden Entwicklung und den Anschauungen und Postulaten, welche diese hervorvorruft, liegt die Garantie seiner Zukunft.

Ich würde es nicht unternehmen, heute hierauf zu verweisen, gäben nicht die Vorkommnisse der letzten Wochen sowie der Artikel Ludwig Bamberger's, der auf Ihre Wochenübersicht in der „Nation" vom 11. Juli folgte, dazu besondere Veranlassung.

In den vierziger Jahren war die Idee des sozialen Königthums im Gegensatze zu den Postulaten des Liberalismus entstanden. Allein noch hatte der alte bürgerliche

Liberalismus zu viele Aufgaben zu erfüllen, als daß sie eine große Zahl von Anhängern, namentlich unter der heranwachsenden Jugend, hätte finden können. Sie blieb der Glaubensartikel einer kleinen Sekte von politisch reaktionär Gesinnten. Dann aber kam die Zeit, da der bürgerliche Liberalismus seine Aufgaben im Großen und Ganzen erfüllt hatte. Nun wäre es seine Aufgabe gewesen, seine Prinzipien auch zu Gunsten der Arbeiter auszubauen, einestheils durch Schaffung der Garantien, welche die Ausnutzung des Koalitionsrechtes erheischt, anderentheils durch schrittweisen Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung. Es war der größte Fehler, den der Liberalismus beging, daß er zur Zeit, da er in wirthschaftlichen Fragen den Ausschlag gab, auf dem Kontinent, und namentlich in Deutschland, seine Macht dazu mißbrauchte, diese Reformen zu vereiteln, statt sie zu verwirklichen. Dadurch schuf er die Kluft, die ihn heute von der Arbeiterwelt trennt; dadurch beraubte er sich der Sympathien der heranwachsenden Jugend der höheren Gesellschaftsklassen; dadurch verschuldete er seinen Niedergang. Nun spalteten sich die Heranwachsenden in zwei extreme Lager: die Einen gingen zu den Reaktionären, die Anderen zu den Revolutionären; beim Liberalismus blieben die Wenigsten, da er allein keine Lösung der auftauchenden Fragen zu bieten hatte. Und selbst diejenigen, die in dem Verhalten des Liberalismus nicht einen Fehler in seinen Prinzipien, sondern nur eine Abirrung von diesen erblickten und daran festhielten, daß nur die folgerichtige Durchführung dieser Prinzipien auch in der Arbeiterfrage eine befriedigende Lösung zu geben im Stande sei, sahen sich genöthigt zu schweigen, als ein König kam, der mit der Idee des sozialen Königthums Ernst zu machen gewillt schien. Nunmehr schien das Königthum wirklich als der Faktor, der den Kulturfortschritt zu verwirklichen bestimmt war. Es schien aussichtslos unter solchen Verhältnissen noch vom Liberalismus etwas zu hoffen. Man mußte zufrieden sein, wenn nur die Forderungen, die der Liberalismus eigentlich hätte stellen sollen, vom Königthum verwirklicht wurden, und andere unangenehme Begleiterscheinungen dieser Entwicklung als unvermeidliche Folgen der Unterlassungen des Liberalismus mit in den Kauf nehmen. So lange der Absolutismus auf dieser Bahn blieb, schien die Jugend und damit die Zukunft an seine Fahnen gefesselt. Allein nachdem man ganz Europa zur Feier der Thronbesteigung des sozialen Königthums nach Berlin berufen, bedeutet die Entlassung des Ministers von Berlepsch die fast ebenso feierliche Abdankung der Idee des sozialen Königthums. Diese Idee hat vor der Sozialpolitik der industriellen Magnaten kapitulirt. So sehr der Triumph der letzteren zu beklagen ist, so ist doch kein Zweifel, daß der Liberalismus damit eine neue Frist erhalten hat, sich lebensfähig zu erweisen: denn er ist nunmehr wieder der einzige Träger des Gedankens der Reform im Gegensatz sowohl von Reaktion als auch von Revolution.

Damit diese ihm bewilligte Gnadenfrist nicht abermals wieder versäumt werde, ist aber nöthig, daß er nicht zu denen gehöre, die da zeigen, daß sie unfähig sind, sowohl zu lernen als auch zu vergessen. Und dies ist es, warum mich der Artikel Bamberger's über den Bäckerstreit mit tiefer Betrübniß erfüllt hat. Welch' ein Irrthum Herrn von Rottenburg beizustimmen, wenn er schreibt, der von den Konservativen verworfene Maximalarbeitstag für die Bäcker sei prinzipiell dasselbe wie der Antrag Kanitz. Welch' besserer Vorspanndienst könnte dem Antrag Kanitz geleistet werden als indem man jenen Maximalarbeitstag mit ihm auf eine Stufe stellt! Hunderttausende werden, wenn sie von der zwanzigstündigen Arbeitszeit der Bäcker in einer großen Anzahl deutscher Betriebe und ihren hygienischen, sittlichen und geistigen Folgen hören, sagen: gut, wenn es wirklich dasselbe Prinzip ist, das diese Misère beseitigt, welches auch dem Antrag Kanitz zu Grunde liegt, so wollen wir lieber den Antrag Kanitz als länger Mitschuldige am Fortbestand jener Mißstände sein. Und glaubt Herr Bamberger nicht selbst, daß die Anhänger des Antrags Kanitz jeden Augenblick bereit wären, für dessen Bewilligung jedweden Maximalarbeitstag zu bewilligen?! Aber ganz abgesehen von diesen praktisch-politischen Erwägungen — es ist nicht wahr, daß der Antrag Kanitz und der Maximalarbeitstag auf einem und demselben Prinzipe beruhen. Ich will gar nicht auf die glänzende Argumentation zurückkommen, in der schon vor fünfzig Jahren Macaulay, doch auch ein Liberaler, gezeigt, wie dieselben Prinzipien, welche die Beseitigung der Kornzölle forderten, auch einen Maximalarbeitstag verlangen. Ich möchte nur betonen, daß der Antrag Kanitz ein Eingreifen in die Vertheilung der Güter bezweckt, indem er bezweckt, daß aus den Taschen der Armen und Aermsten genommen werde, um in die Taschen der Wohlhabenden und Reichen zu stecken. Ganz anderes bedeutet ein Maximalarbeitstag. Er bedeutet mit nichten einen direkten Eingriff in die Vertheilung der Güter. Seine Forderung geht davon aus, daß der Arbeitsvertrag nicht bloß ein wirthschaftlicher Vertrag ist, in dem bestimmt wird, wie groß die Leistung des einen Kontrahenten und die Gegenleistung des anderen sein soll, sondern daß der Arbeitsvertrag vermöge der Untrennbarkeit der Person des Arbeiters von der Arbeit, die er verkauft, gleichzeitig und zwar nothwendig auch ein Herrschaftsverhältniß des Käufers, des Arbeitgebers, über das gesammte persönliche Leben des Arbeiters begründet. Es handelt sich dabei nicht bloß wie beim Antrag Kanitz um die Vertheilung von Mein und Dein, sondern gleichzeitig darum, an welchem Orte die Person des Arbeiters sich aufhalten muß, unter welchen hygienischen und sittlichen Bedingungen sie sich daselbst aufhalten muß und für wie lange Zeit sie nicht nur allen daselbst wirkenden Einflüssen ausgesetzt, sondern für wie lange Zeit sie auch allem, was zur physischen, sittlichen und geistigen Erholung, Förderung und Hebung von Körper und Geist dient, sowie der Möglichkeit, die Pflichten gegen Familie und Staat zu erfüllen, entzogen ist. Im sogenannten freien Arbeitsvertrag, der nur zwischen dem einzelnen Arbeitgeber und dem einzelnen Arbeiter abgeschlossen wird, ist es der Arbeitgeber, der diese Existenzbedingungen nicht des wirthschaftlichen, sondern des persönlichen Lebens des Arbeiters festsetzt. Wie er sie festsetzt, zeigen die Erhebungen der Kommission für Arbeitsstatistik über das Bäckergewerbe. Der Staat aber, der da eingreift und der Herrschaft, welcher der Arbeitgeber über das persönliche Leben des Arbeiters ausübt, eine Grenze zieht, bezweckt nicht eine Vertheilung der Güter von Staatswegen wie der Antrag Kanitz, er bekundet nur das Interesse, das die Gesammtheit hat, daß die Personen, auf denen nicht nur die Wehrkraft und Steuerkraft des Landes beruht, sondern die heute auch als Wähler über die Geschicke des Landes mitzubestimmen berufen sind, nicht in Folge einer rücksichtslosen Ausnutzung jenes Herrschaftsverhältnisses seitens des Arbeitgebers physisch, sittlich und geistig in einer das Ganze gefährdenden Weise verkommen.

München, den 14. Juli 1896.

Lujo Brentano.

Wanderungen durch Pariser Volksschulen und Fachschulen.

I.

Die Pariser Volksschulen.

Durch das Gesetz vom 16. Juni 1881 wurde für ganz Frankreich bestimmt, daß der gesammte Volksschulunterricht schulgeldfrei sein sollte, und das Gesetz vom 28. März 1882 verordnete den Unterrichtszwang für jedes Kind vom vollendeten 6. bis zum vollendeten 13. Lebensjahre. Abgesehen von der absoluten Schulgeldbefreiung in der eigentlichen Volksschule, école primaire élémentaire und in der sich

darauf aufbauenden école primaire supérieure, sowie in dem Zwischengliede beider, den cours complémentaires, die sich oft in Verbindung mit einer école primaire élémentaire vorfinden, sind auch die écoles normales zur Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen frei. Andere bezügliche Gesetze haben noch sogenannte „Bourses“, Stipendienfonds vorgesehen, mit deren Hilfe tüchtigen, armen Schülern auch jedes beliebige andere Studium zugänglich gemacht worden ist.

Es erscheint kaum glaublich, was mit Hilfe der eingangs citirten und anderer sich anschließender Gesetze in dem kurzen Zeitraum von 15 Jahren alles geleistet ist. Welche Vorurtheile mußten in dem beinah ganz katholischen Lande, wo die Erziehung der Kinder fast ausschließlich in den Händen des Klerus lag und — ruhte —, erst beseitigt werden, bis die kommunale Laienerziehung zur Geltung kommen konnte! Wie viele Schulen mußten gebaut, und wie viele Lehrer herangebildet werden, bis nur erst dem nöthigsten Bedürfniß entsprochen war. Und nachdem dies geschehen, da erlangte nach und nach die auch früher schon betriebene gewerbliche Erziehung der Schulkinder jenen Umfang und diejenige praktische Ausgestaltung, welche man jetzt an ihr bewundern kann. Keine Mühe und keine Kosten werden gescheut, wo es sich um die Erhaltung und Erhöhung der technischen und künstlerischen Leistungsfähigkeit des Volkes handelt. Bezifferten sich doch im Jahre 1895 im Budget der Stadt Paris allein die Kosten für das Volksschulwesen, den écoles primaires, nebst den écoles professionelles, den Fachschulen, und den cours d'adultes, den Abendkursen der Fortbildungsschulen für Erwachsene, auf etwas über 26 Millionen Francs, bei einem Gesammtbudget der Stadt Paris von 331 Millionen. Damit sind nun aber keineswegs alle Summen getroffen, welche in Paris für das gewerbliche Fortbildungsschulwesen ausgegeben werden. Vielmehr bestehen, neben der Stadtverwaltung, noch viele Vereine, wie z. B. die association polytechnique und die association philotechnique, sowie eine ganze Anzahl von Syndikaten, d. h. Gewerbevertretungen, welche für kostenlosen Fortbildungsunterricht in den Abendstunden von 8—10 Uhr Sorge tragen. Diesem Aufwand an Mitteln auf der einen Seite entspricht der Lerneifer auf der anderen. Sowohl Lehrer wie Schüler sind bestrebt, ihre Pflicht zu thun und vorwärts zu kommen. Gleichzeitig haben aber auch beide den Wunsch, dies zu zeigen. Es werden daher häufig Concours, Wettbewerbe, veranstaltet, und Examen sind, sowohl für den Aufstieg aus irgend einer tieferen Klasse in eine höhere, als auch zur Erlangung eines über den Schulbesuch befriedigende Auskunft gebenden Abgangszeugnisses obligatorisch. Alle Examina, sowohl in den Volks- als auch in den Gewerblichen und Fortbildungsschulen sind verbunden mit Auszeichnungen, Diplomen und Prämien an Büchern, Albums, Bildern 2c. und oft auch Sparkassenbüchern, deren Beträge eine ganz ansehnliche Höhe, bis zu 300 Francs, erreichen. Letztere gibt man speziell auch in den écoles professionelles den fleißigen und tüchtigen Kindern bedürftiger Eltern, um diesen dadurch den Aufenthalt ihrer Kinder in der Schule zu erleichtern. Ein kräftiges pädagogisches Hilfsmittel bilden in der französischen Schule diese Schulauszeichnungen, darunter die unserem Geschmack allerdings nicht entsprechenden wöchentlichen Ordensverleihungen an die Kleineren und ferner Censurenbücher, welche jedes Kind führt, und worin alle 2 Wochen, bei den courses complémentaires alle Monat, eine Eintragung, sowohl über das Betragen, als auch die Einzelleistungen erfolgt, welche von den Eltern unterschrieben werden muß. Für den Schulleiter sind diese Censurenbücher sehr dienlich, um alle Kinder leichter im Auge behalten und ihre Leistungen besser verfolgen zu können. Ein Direktor, den ich besuchte, besaß obendrein noch eine Photographie sämmtlicher Schüler jeder einzelnen Klasse, mit Notizen, die er im Laufe der Zeit über sie gemacht hatte. Censurenbücher bahnen auch eine viel innigere Verbindung der Familie mit der Schule an, als solches bei uns der Fall zu sein pflegt. Werden die Eltern auf diese Weise doch fortlaufend über alles unterrichtet, was ihre Kinder in der Schule treiben, und können somit die ganze Schule mit ihnen durchleben. — Um die Stadt bei den Schullasten etwas zu unterstützen, sind in jedem arrondissement, deren es 20 in Paris gibt, sogenannte Schulkassen gegründet, mit deren Hilfe die ärmeren Kinder der école primaire élémentaire mit Mittagbrot und Kleidung versehen und die Schwächlichen in eine Ferienkolonie gesandt werden. In diese Kassen fließen Beiträge von Privatpersonen, Ueberschüsse aus Festen, welche zu dem Zweck jährlich veranstaltet werden, und schließlich, wenn's nicht reicht, kommt wieder die Stadtverwaltung mit einem Zuschuß herbei. Manche dieser Schulkassen erfreut sich dann und wann auch einer größeren Schenkung, mit deren Hilfe, wie z. B. im 11. arrondissement, eine kleine Landbesitzung gekauft werden konnte, auf die nun jeden Sommer in einzelnen Abtheilungen, mit je 21 Tagen Aufenthalt, zusammen ca. 600 schwächliche Kinder ihres Stadttheiles in die Sommerfrische entsendet werden.

Der Schulzwang besteht, wie bereits bemerkt, für die Kinder vom 6. bis vollendetem 13. Jahre. Es kann jedoch bereits vom vollendeten 11. Jahre an Schulbefreiung eintreten, sofern sich das Kind sein certificat d'études, Abgangszeugniß, zu früh erwarben, d. h. durch ein Examen den Beweis geführt hat, daß es das Schulziel erreichte. Der gesammte Lehrstoff ist in drei Hauptabtheilungen eingetheilt, dem cours élémentaire, moyen und supérieur.*) Für gewöhnlich sind für jede dieser Abtheilungen zwei Jahre Schulzeit erforderlich. Die Kinder sind aber nicht an die Innehaltung dieser Perioden gebunden, um aus einer niederen in eine höhere Stufe aufzusteigen. Es kann dies vielmehr bei besonders fleißigen und begabten Kindern jederzeit erfolgen. Für gewöhnlich finden die Versetzungen am Ende des Schuljahres statt, aber immer erst nach einem bestandenen Examen. Mit dem 12. Jahre, aber auch erst nach einem erfolgreichen Examen, können die Kinder in die cours complémentaires eintreten, welche sich in jedem Arrondissement an mindestens einer Elementarschule angegliedert finden. Bei uns muß ein früh in die I. Klasse einer Volksschule eingetretener fleißiger Schüler bis zu seinem 14. Jahre darin verbleiben, was sehr häufig nicht zu seinem Besten dient, da die mehrfache Wiederholung des Lehrplans seinen Lerneifer leicht abstumpft. In diesen cours complémentaires wird unter anderen auch stets eine fremde Sprache, und zwar meist entweder deutsch oder englisch gelehrt. Alle Schulen, welche cours complémentaires besitzen, haben auch enseignement manuel, Handfertigkeitsunterricht, und zwar in weitgehendem Maße. Die Dauer des Unterrichts in den cours complémentaires beträgt in Paris meist zwei Jahre. Der Unterrichtsstoff ist nicht ganz so umfangreich, wie in den écoles primaires supérieures, die, obwohl auch noch zu den Volksschulen zählend, doch mehr Vorbereitungsanstalten für höhere Schulen sind, wie z. B die écoles normales für Lehrer, écoles nationales professionelles, écoles des arts et métiers, welche sich in verschiedenen Theilen Frankreichs befinden. Zeugnisse, die, als Abgangszeugniß einer Schule, zum Besuche einer anderen höheren Schule berechtigten, gibt es nicht. Der Eintritt in die höhere Schule und ebenso in jede andere, mit Ausnahme der untersten Klasse der école primaire élémentaire ist abhängig von einem zuvor bestandenen Examen. Man kann sich deshalb für jede dieser Schulen beliebig anderweitig vorbereiten. Der Schulzwang gilt nur in der Weise daß jedes Kind vom 6. bis 13. Jahre mindestens den gesetzlich vorgeschriebenen Unterricht erhalten muß. Erfolgen kann derselbe sowohl in öffentlichen Staats- und Kommunalschulen, als auch in Privatanstalten (unter denen es noch eine nicht unbedeutende Anzahl Ordensschulen gibt, écoles des frères oder des soeurs genannt), oder im Hause der Eltern selbst. In letzterem Fall

*) In dem von Platrier herausgegebenen und bei Dupont, 4 Rue du Bouloi, Paris erschienenen Nouveau Cours d'études primaires, zusammen 6 Bände, kann man sich über den gesammten Lehrgang der französischen Volksschule genau unterrichten.

muß das Kind nach dem zweiten Unterrichtsjahre jährlich auf der Mairie nachweisen, daß es den gesetzlichen Anforderungen genügt. In den anderen Fällen wird der Unterricht durch staatliche oder städtische Schulinspektoren kontrollirt. Im Juni d. J. habe ich zehn Pariser Schulen besucht, darunter sieben écoles professionelles, fünf für Knaben, zwei für Mädchen und drei Knabenvolksschulen mit cours complémentaire und enseignement manuel. Ich habe die Einrichtungen und Lehrmittel dieser Schulen ziemlich eingehend besichtigt, in jeder Schule mehreren Lektionen längere Zeit beigewohnt, mich mit den Direktoren und einzelnen Lehrern vielfach unterhalten, sowie die Kinder in den Klassen und auf dem Schulhofe beobachtet. Hierauf stützen sich diese Ausführungen. Die drei Elementarschulen lagen in ganz verschiedenen Gegenden mit einem Schülermaterial, welches sehr gemischt war, hauptsächlich aus Kindern von Arbeitern, jedoch auch aus solchen von kleinen Kaufleuten, Beamten und Handwerkern bestand. Die Schulgebäude waren sehr verschieden, je nach der Zeit ihrer Erbauung und der Größe des zur Verfügung gewesenen Baugrundes. Gewisse Einrichtungen sind aber allen Schulen gemeinsam, so in erster Linie ein großer, préau genannter Raum im Erdgeschoß, der den Kindern zur Erholung bei schlechtem Wetter und zum Aufenthalt während der Mittagsstunden dient. Eine größere Anzahl Kinder bleibt nämlich während der Mittagspause in der Schule und ißt daselbst. Im préau wird auch Gesangunterricht von mehreren Klassen zusammen abgehalten, und erfreut man sich dazu des Besitzes eines Harmoniums. In einer jener Schulen war ein Theil des préau für ein Amphitheater abgetheilt, welches für Experimentalunterricht und Gesangsvorträge benutzt wurde. Man sieht, wie vielen Zwecken dieser schöne, große Raum dienstbar gemacht ist, und vergleiche damit die Benutzung der Aula in vielen unserer Schulen. In der Nähe des préau liegt gewöhnlich die Schulküche, in der theils für die Kinder gekocht, theils von ihnen mitgebrachtes Essen gewärmt wird. Wo kein verfügbarer Raum für eine genügend große Küche mehr vorhanden ist, da wird das Essen für die Kinder aus einer Gemeindeküche gesandt. Dies war in der einen Schule der Fall. Um denjenigen Kindern aber, die sich selbst Essen mitgebracht hatten, die Zubereitung oder Aufwärmung desselben doch zu ermöglichen, hatte man in der einen Ecke des préau einen kleinen Gasherd aufgestellt, an dem sich die Jungen ein Kotelette oder Beefsteak brieten. Das aus der Gemeindeküche gelieferte Essen bestand am Tage meines Besuchs aus Linsensuppe und einem schönen Stück gebratenen Kalbfleisches nebst einem großen Stück Weißbrot. Das in der Schulküche einer anderen danach von mir besuchten neueren und schöneren Schule zubereitete Essen bestand aus der landesüblichen Kohlsuppe nebst einem Gericht Linsen mit Speck. Hierzu erhielten die Kinder dort auch noch ein alkoholfreies erfrischendes Getränk. Diejenigen, welche dazu in der Lage sind, zahlen für solch Essen 10 Centimen, ungefähr 8 Pfennig, die anderen nichts. Die Kinder aßen an kleinen, leicht aufstellbaren Tischen, die je nach Geschmack und Vermögen der Kinder bezw. Eltern derselben, theilweise mit kleinen weißen, von ihnen mitgebrachten Tüchern belegt waren. — Außer dem Unterricht werden auch sämmtliche Lehrmittel, Schulbücher, Schreibtafel, Papier, Stifte, Feder 2c. in den Elementarschulen Frankreichs gratis geliefert. — Wenn die Bauverhältnisse es gestatten, liegen alle Klassenräume nach dem Hofe zu. Der an den Klassen entlang führende Gang ist nicht breit. Die Klassen haben stets Fenster über Kopfhöhe der sitzenden Kinder und zwar sowohl nach dem Hofe, der Straße 2c. als auch nach diesem Gang hin. Hierdurch wird nicht nur eine meist sehr gute Beleuchtung erzielt, sondern der Direktor oder sonstige Inspezient erhält beim Vorübergehen sofort einen freien Ueberblick über die ganze Klasse. Die Zahl der Insassen einer Klasse beträgt in der Regel circa fünfzig und steigt nur selten bis auf sechzig. Viele Schulen haben Bibliotheken, deren Benutzung nicht allein den Zugehörigen der Schule selbst, sondern allen Bewohnern der betreffenden Stadtgegend zusteht. Die Lehrmittel sind sehr zahlreich und dürften den Neid vieler unserer Schulen erregen. Ganz besonders reichhaltig sind auch die Modelle für den Zeichenunterricht, der überhaupt eine viel hervorragendere Stellung in der französischen Volksschule einnimmt, als bei uns. — Das Betragen der Kinder war ein sehr gutes. Ueberall herrschte ein frischer, fröhlicher Ton. Bei ehrerbietigem Wesen und pünktlichstem Gehorsam gegenüber den Lehrern besteht meist ein sehr freundschaftliches Verhältniß zwischen diesen und den Schülern. Hiervon legen besonders die Schülervereinigungen Zeugniß ab, welche sich bei vielen Schulen mit cours complémentaires unter den abgegangenen älteren Schülern derselben gebildet haben. Die Lehrer sind fast immer Mitglieder derselben und der Schuldirektor ist oft der Präsident der société amicale des anciens élèves, deren Zweck in Fortbildung, sowie in gegenseitiger moralischer und materieller Unterstützung der alten Schüler besteht. Als Vereinigungspunkt dient stets die Schule selbst. Den Lehrern ist laut Gesetz **jede** körperliche Züchtigung der Schüler strengstens untersagt, ebenso das Duzen. Letztere Bestimmung wird aber nicht strikte durchgeführt. (So hörte ich allerdings des öfteren ganz kleine Kerlchen mit „Sie" und „monsieur" anreden, während ein gemüthlicher alter Direktor in einer école professionelle seine 14—18 jährigen Schüler fast alle duzte). Die Schüler verlassen ihre Klassen stets in Kolonnen, entsprechend den durch eine Pfeife des Lehrers erfolgenden Signalen. Alles Gedränge auf den nach unseren Begriffen engen Gängen und Treppen wird dadurch vermieden. Auf dem Schulhof können die Kinder nach Belieben laufen, spielen und toben. Sobald die récréation, Erholung, beendigt ist, ertönt ein Pfiff, alles ist still, tritt an und in musterhafter Ordnung marschiren die Kinder wieder in ihre Klassen. Da nicht alle Kinder zu gleicher Zeit auf dem Hof zum Spielen Platz finden würden, so sind die Erholungspausen für die größeren und kleineren getrennt gelegt. Der Unterricht findet Morgens von $8^1/_2$ bis $11^1/_2$, und Nachmittags von 1 bis 4 Uhr statt. Die Dauer des einzelnen Unterrichts ist nicht gleichmäßig sondern verschieden, je nach dem Alter der Kinder und dem Lehrstoff. So haben z. B. die ganz kleinen 6—7 jährigen nie länger als eine halbe Stunde andauernden Unterricht. Zwischendurch werden dann und wann gleich auf dem Platze selbst einige Freiübungen gemacht. Sieht der Lehrer beim Unterricht, daß die Aufmerksamkeit der Kleinen allgemein abnimmt, dann wechselt er das Thema, oder er erzählt ihnen eine Geschichte. Bei den Größeren dauert der einzelne Unterricht für gewöhnlich $^3/_4$ Stunde, Zeichnen auch bis zu zwei Stunden. Auf Gesang wird viel Werth gelegt. Es finden darin auch zu Ende des Schuljahres Wettbewerbe mit anderen Schulen statt. Die siegende Schule oder Klasse erhält ein Diplom und der betreffende Professor eine klingende Anerkennung. Ich wohnte in einer Schule einer Probe zum diesjährigen concours bei. Man übte mehrstimmige Lieder und sang sehr schön. Die Haltung der Schüler in den Klassen ist freier als bei uns. Beim „Stillsitzen" müssen sie die Arme vor der Brust übereinander geschlagen auf den Tisch legen, an Stelle unseres Händefaltens. Der ganze Donnerstag ist von der Schule frei gegeben, damit die Kinder an diesem Tage ihren religiösen Verpflichtungen nachkommen können. — Die Grundzüge des französischen Elementarunterrichts gipfeln in dem Bestreben, den Kindern möglichst durch die Sinne anschaulich zu machen, was sie in sich aufnehmen sollen und ihnen, außer einem gewissen Maße von sogenannter allgemeiner Bildung, nur Dinge beizubringen, die sie im Leben auch praktisch verwerthen können. Man erzählt ihnen deshalb nicht nur, was richtig, gut und schön ist, sondern man zeigt es ihnen auch, und läßt sie, wo es angeht, dem Beispiele folgen. So gewöhnt z. B. der Zeichenunterricht nach schönen Modellen das Auge des Kindes schon in frühester Jugend an geschmackvolle, schöne und edle Formen. Die Unterrichtsübungen werden thunlichst den Ereignissen des täglichen Lebens entnommen. Die handgreiflichste Illustration hierzu bietet ein Handbuch für den deutschen Unterricht, wie ich solches im cours complémentaire der einen Volksschule

vorfand. Es besteht fast nur aus deutscher Schreibschrift, d. h. Buchstaben, wie man sie schreibt, aber nicht etwa kalligraphisch, sondern mittelmäßig und theilweise so schlecht geschrieben, wie die Briefe im täglichen, geschäftlichen Leben des Kaufmanns und Handwerkers oft auszusehen pflegen. Der Inhalt ist zwar vielseitig, beschränkt sich aber auf das, was dem Franzosen in Friedenszeiten im Inlande und im Kriegsfall in Deutschland selbst am nothwendigsten erscheint. Das Buch ist schon älteren Datums, von 1875, und soll, wie ich glaube, seiner theilweise kriegerischen Allüren wegen, nur noch soweit die Schulvorräthe reichen, aufgebraucht werden. Es enthält: Geschäfts- und Privatbriefe aller Art, Rechnungen, Quittungen, Wechsel, eine Auswahl von Briefen unserer Klassiker, politische und militärische Berichte, Tagesbefehle, Depeschen 2c. Der einzige mit Druckbuchstaben gesetzte, nur wenig umfangreiche Theil, bringt die Titulaturen, Briefanreden und Aufschriften für Schriftstücke an den Kaiser und herunter bis zum einfachsten Bürger. Außer diesem Buche hatte man noch andere, die zur Hälfte in deutscher, zur Hälfte in lateinischer Druckschrift verfaßt waren, und in gedrängter Kürze alles das wiedergaben, was ein Geschäftsmann beim Verkehr mit einem Ausländer zunächst gebraucht.*) Ich habe in zwei Schulen dem deutschen und in einer Schule dem englischen Unterricht beigewohnt. Wenn man berücksichtigt, welche Schwierigkeiten diese fremden Sprachen dem Franzosen schon rein sprachlich verursachen, dann konnte man, hinsichtlich dessen, was noch einem Unterricht von nur einem bezw. zwei Jahren in einer Volksschule geboten wurde, sehr zufrieden sein. Die deutschen Handschriften ließen meist zu wünschen übrig; allein auch französisch schreibt man im Allgemeinen nicht schön. Der englische Unterricht, welchen ich in der einen Schule hörte, war das einzig Ungenügende, was mir auf meinen sämmtlichen Schulwanderungen vorgekommen ist. Es lag aber sichtlich nur am Lehrer. Das angestrebte Schulziel geht dahin, die Schüler in den Stand zu setzen, soviel deutsch oder englisch zu lernen, daß sie schriftlich und mündlich ihren nöthigsten Bedarf für das geschäftliche Leben darin selbst decken können. Die beiden, deutsch unterrichtenden Professoren waren als Lehrer ausgebildete, sehr tüchtige Männer, die sich längere Zeit in Deutschland aufgehalten hatten. Sie sprachen beide sehr gut deutsch. Der englische Professor war ein älterer Herr, der zwar viele Jahre in England gelebt haben wollte, „englisch" halte er aber jedenfalls nicht gelernt, und pädagogische Ausbildung und Fähigkeiten besaß er auch nicht. Da man nur Franzosen als Lehrer anzustellen gesonnen ist, so hält es oft schwer, für den fremdsprachlichen Unterricht die geeigneten Kräfte zu finden, trotzdem man auch für den Besuch des Auslandes Stipendien für Lehrer besitzt. Die fremdsprachlichen Lehrer werden alle „Professeur" genannt. Sie gehören dem eigentlichen Lehrerkollegium der Schule nicht an und unterrichten stets an mehreren Schulen. Für den Gesang- und Zeichenunterricht in den höheren Klassen kommt auch stets ein in hervorragendem Maße in diesen Spezialfächern ausgebildeter und „Professeur" genannter Lehrer, welcher den Unterricht dann in Gegenwart des eigentlichen Klassenlehrers, genannt Maître, ertheilt. Die den übrigen Unterricht in der Landessprache ertheilenden Lehrkräfte sollen jetzt nichts mehr zu wünschen übrig lassen. Jedenfalls habe ich keinen Lehrer gefunden, der nicht auf einer guten Durchschnittshöhe zu stehen schien. Einzelne, deren Unterricht ich beiwohnte, erhoben sich sogar weit darüber hinaus. Von den drei Direktoren, die ich kennen lernte, und die selbst keinen Unterricht zu ertheilen brauchen, darf ich behaupten, daß es sehr gebildete und feinsinnige Männer waren, die ihren Schulen zur Ehre gereichen konnten. Sie stellten sich und ihre Schulen so vollständig zu meiner Verfügung, daß es mir ermöglicht wurde, in verhältnißmäßig kurzer Zeit alles Wünschenswerthe zu sehen und zu hören. In Bezug auf den Unterricht denke ich noch besonders gern an eine Stunde „instruction civique", die ein noch ziemlich junger Lehrer gab. Er hatte einen so fesselnden, die Schüler sichtlich mit sich fortreißenden Vortrag, daß ich selbst ihm mit Vergnügen stundenlang gefolgt wäre. Sein Thema behandelte volkswirthschaftliche Fragen und in Verbindung damit staatliche Einrichtungen. Z. B. sprach er vom „Verbrauch" im wirthschaftlichen Leben des Einzelnen und im Staatswesen, ferner vom „Luxus". Er erläuterte sehr geistvoll die damit verbundenen wechselnden Begriffe sowohl in Bezug auf die Zeit als auch die verschiedenen Vermögensverhältnisse des Einzelnen. Mit der „instruction morale et civique", bei der im Laufe der Zeit alle den künftigen Staatsbürger interessirenden staatlichen Einrichtungen berührt werden, wird bereits in der untersten Klasse begonnen. Die Antworten der kleinen Kerlchen von 6—8 Jahren waren oft erstaunlich. Auch Metallkompositionen konnten sie bereits. Es lag dies vielleicht daran, daß sich die Schule in einer Gegend befand, wo viel feinere Metallindustrie herrschte. Viele der Kleinen waren auch schon vorher in einer école maternelle gewesen, in denen sie vom $2\frac{1}{2}$ oder 3. Jahre an bis zum Eintritt in die école primaire élémentaire Aufnahme finden, — natürlich ebenfalls gratis. Außer mit Spielen und kleinen Handfertigkeiten werden die größeren Kinderchen hier schon ein wenig in Geschichte, Geographie, Lesen und Schreiben unterrichtet. Für noch jüngere Wesen gibt es Asyle und Krippen, so daß für einen armen Pariser Jungen eigentlich schon von Geburt an seitens gesorgt ist. Bei Fleiß und Intelligenz stehen ihm thatsächlich die höchsten Staatsstellen offen, ohne daß seine Angehörigen einen Pfennig für seine Erziehung und Bildung zu bezahlen brauchten. Innerhalb der Berufsgrenzen der Frau trifft dies natürlich auch für die Mädchen zu. Der für Knaben und Mädchen gleiche Lehrplan der französischen Volksschule ist in den meisten Fächern allgemeiner Bildung dem unsrigen sehr ähnlich, aber natürlich in Bezug auf Geschichte, Litteratur und Geographie dem Vaterlande angepaßt, und dies in den Vordergrund gestellt. Für den ausfallenden Religionsunterricht ist die „instruction morale" eingetreten. Außer der „instruction civique", worin den Kindern auch gelehrt wird, in welcher Weise und durch den Besuch welcher Schulen sie die Endziele eines jeden Studiums erreichen können, fehlen uns ferner die „quelques notions usuelles de droit et d'économie politique", sowie in Bezug auf die Naturwissenschaften, Physik und Mathematik: leurs applications à l'agriculture, à l'hygiène, aux arts industriels, und ferner die travaux manuels et usage des outils des principaux métiers, welche das französische Schulgesetz vorschreibt. Von wie großem Nutzen dies für die Bildung von Kindern sein muß, die dereinst doch meist im werkthätigen, wirthschaftlichen Leben ihr Brot suchen und finden sollen, das dürfte einleuchtend sein. Die weitere Verfolgung dieses praktischen Gesichtspunktes führt von selbst zum „enseignement manuel", wie solcher jetzt bereits in mindestens einer Volksschule in jedem Arrondissement ertheilt und dessen allgemeine Durchführung bei allen Volksschulen angestrebt wird. Nicht allein, daß dieser Unterricht die Kinder das Handwerk und die Kunst lieben lehrt, dient derselbe auch als vorzügliches pädagogisches Hilfsmittel. Die sonst so lebhaften Pariser Jungen werden dabei von selbst ruhig und sinnig. Man sieht, welche Genugthuung und Freude es ihnen bereitet, unter ihren eigenen Händen etwas Hübsches entstehen zu sehen. Dieser Handfertigkeitsunterricht besteht nicht in allerhand Spielereien, nur um die Kinder zu beschäftigen und noch und noch zu langweilen, weil etwas Gescheites nicht dabei herauskommt, sondern ein sehr klug ersonnenes, praktisches System bringt den Kindern nach und nach Fertigkeit der Hand, Sinn für Genauigkeit der Arbeit und Geschmack für schöne Formen bei. Wöchentlich zweimal hat jede Klasse je 1—$1\frac{1}{2}$ Stunden Unterricht, und zwar werden die Kleinen je 1 Stunde in

*) Für Interessenten folgen hier die Titel von drei deutschen Schulbüchern: Deutscher Schriftleser par Birmann. Garnier frères, 6 rue des Saints-Pères, Paris. L'allemand commercial par Michel Becker. Paris. Librairie Larousse. Formulaire commercial allemand par Emile Lebert. Paris, G. Masson.

den Klassen, die Größeren aber je $1\frac{1}{2}$ Stunden in der Werkstatt beschäftigt. Und in dieser liegt der Schwerpunkt der Sache. Die Abtheilung, welche ich in der einen Schule arbeiten sah, bestand aus 36 circa zwölfjährigen Knaben. Sie waren eingetheilt in 3 Abtheilungen von je 12, welche mit den Arbeitsarten jeweilig wechseln. Die eine derselben beschäftigte sich mit Modelliren kleiner Ornamente und Körper, sowie Blumen und Blätter in Ton. Die anderen arbeiteten, und zwar je zwei Knaben zusammen, an Holzbänken mit Hobel, Meißel oder Stecheisen, die 3. Abtheilung am Schraubstock und jeweilig auch am Ambaß und Bohrmaschine. Eine Drehbank für Holz war auch vorhanden. In der bei weitem schöner ausgestatteten und sehr viel größeren Werkstatt einer neueren Schule arbeiteten 60 Kinder gleichzeitig. In einer dritten Schule mußte sich die Werkstatt, wegen Platzmangels, mit einem hellen Bodenraum begnügen. Das Endziel der Arbeit war stets, entweder etwas dem Auge wohlgefälliges zu schaffen, wie z. B. beim Modelliren, oder einen kleinen Gebrauchsgegenstand, den die Kinder behalten durften, herzustellen, wie z. B. ein hölzernes Konsol, einen eisernen Leuchter, oder einen Federhalterständer mit Tintenfässern rechts und links. Der untere Theil des letzteren war theilweise gestochene Holzarbeit, alles Uebrige, mit Ausnahme der Tintengläser, bestand aus Eisen, theils getrieben, wie die Deckel der Tintengläser, theils Schlosserarbeit. Wer sich eingehender für diesen Unterricht interessiren sollte, dem empfehle ich das in der Librairie Larousse 17 rue Mont-Parnasse erschienene Buch l'enseignement manuel dans les écoles du degré primaire. Man findet darin alles Wünschenswerthe nebst Abbildungen u. s. w. Nach dem Studium dieses Buches, und natürlich besser noch nach Kenntniß des Unterrichts selbst, wird Jeder sofort begreifen, von wie großem Einfluß derselbe auf die Erwerbsthätigkeit eines Volkes sein muß. — In noch viel größerem Maße erkennt man dies bei den écoles professionelles, den Fachschulen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

C. M. Sombart.

August Kekulé.

(Darmstadt, 7. September 1829; Bonn, 13. Juli 1896.)

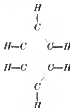
Unter den Naturforschern, denen die Wissenschaft Großes verdankt, treten öfters einzelne Gestalten wie Heroen hervor. In denselben kommt die Geistesbewegung einer bestimmten Periode zum klarsten Ausdruck, und so wird auch ein Hauptabschnitt der Chemie den Namen Kekulé gewissermaßen in Klammern als Untertitel tragen. Denn Kekulé war ein solcher Heros, und das ihm in erster Linie angehängte Kapitel umfaßt die Strukturchemie.

Die Geistesbewegung, um die es sich handelte, galt dem vorletzten Credo der neuen Chemie:

„Die Materie läßt sich erkennen, indem deren Aufbau in Atomen und Molekülen bis in die Einzelheiten klargelegt wird, denn alle äußeren Erscheinungen rühren von diesen Atomen und Molekülen mit ihren Kräften und Bewegungen her."

Da kam ein Großmeister der bildlichen Darstellung, der das Bedürfniß nach faßbarer Vorstellung als zeitgemäße Nothwendigkeit heranwachsen sah, der wie kein anderer tief in seine Wissenschaft eingedrungen war, und wie kein anderer das dem Augenblicke angepaßte Wort zu wählen wußte. Er schuf das Modell zur endgültigen Klarstellung seiner allmählich bis ins Detail ausgearbeiteten Ansichten über den Bau, die sogenannte Struktur der Materie und zeigte, wie etwa diese Materie betrachtet durch ein Riesenmikroskop von märchenhafter Leistung aussehen würde. Und soviel war jedenfalls von Wirklichkeit darin, daß Schlußfolgerung auf Schlußfolgerung sich bestätigte.

Um ein Beispiel zu wählen: für die Alten war das Benzol des Steinkohlentheers ein Kohlenwasserstoff, der neben 92 Proz. Kohlenstoff 8 Proz. Wasserstoff enthielt; für Kekulé war es ein Körper, dessen kleinste Theilchen (Moleküle) ungefähr so aussahen.



nur daß C und H keine Buchstaben, sondern bildliche Darstellungen von Kohlenstoff- resp. Wasserstoffatomen sind, während die Striche Bindungen zum Ausdrucke bringen, die das Ganze zusammenhalten. Was mit diesem kleinen Werkzeug, dieser sogenannten Strukturformel von Benzol zu leisten ist, weiß jeder Chemiker, und ist keinem Laien verständlich zu machen. Begnügen wir uns darum mit der Mittheilung, daß diese Errungenschaft während eines Vierteljahrhunderts die fruchtbarsten Untersuchungen derart beherrscht hat, daß am 11. März 1890 zu Berlin eine „Kekuléfeier" und ein „Benzolfest" veranstaltet wurde, auf welchem selbst Vertreter aus Amerika den persönlich anwesenden Forscher feierten.

Seinen wissenschaftlichen Leistungen, zu denen eine ungemein fruchtbare Lehrthätigkeit (Privatdozent Heidelberg 1856; Professor Gent 1858; Bonn 1865) hinzutrat, schlossen sich an seine innere Begabung und Vorbereitung in durchsichtiger Weise an.

Kekulé war anfangs eben für die Architektur bestimmt, die er so glücklich auf chemischem Gebiete anzuwenden berufen war: er studirte in Gießen deskriptive Geometrie, Perspektive, Schattenlehre und Steinschnitt, als Liebig's Vorlesungen ihn fesselten. Von jetzt ab widmete er sich der Chemie, machte sich durch den Unterricht von Dumas und Gerhardt in Paris, von Williamson in London, von jeder Schule frei und pflegte neben seiner experimentellen Ausbildung seine sachlichen Kenntnisse derart, daß er schließlich bei seinen Freunden für zuverlässiger als der chemische Jahresbericht galt. Auf diesem Boden blühten dann die Resultate auf, über deren Entstehung, speziell der der Benzoltheorie der Verstorbene selber folgendes mitgetheilt hat:

„Während meines Aufenthaltes in Gent in Belgien bewohnte ich elegante Junggesellenzimmer in der Hauptstraße. Mein Arbeitszimmer lag aber in einer engen Seitengasse, und hatte während des Tages kein Licht. Für den Chemiker, der die Tagesstunden im Laboratorium verbringt, war dies kein Nachtheil. Da saß ich und schrieb an meinem Lehrbuch; aber es ging nicht recht; mein Geist war bei anderen Dingen. Ich drehte den Stuhl nach dem Kamin und versank in Halbschlaf. Wieder gaukelten die Atome vor meinen Augen. Kleinere Gruppen hielten sich diesmal bescheiden im Hintergrund. Mein geistiges Auge, durch wiederholte Gesichte ähnlicher Art geschärft, unterschied jetzt größere Gebilde von mannigfacher Gestalt. Lange Reihen, vielfach dichter zusammengefügt; alles in Bewegung schlangenartig sich windend und drehend. Und siehe, was war das? Eine der Schlangen erfaßte den eigenen Schwanz, und höhnisch wirbelte das Gebilde vor meinen Augen. Wie durch einen Blitzstrahl erwachte ich; auch diesmal verbrachte ich den Rest der Nacht um die Konsequenzen der Hypothese auszuarbeiten. Lernen wir träumen, dann finden wir vielleicht die Wahrheit. Aber hüten wir uns unsere Träume

zu veröffentlichen, ehe sie durch den wachenden Verstand geprüft worden sind."

Diese Vorschrift erinnert an Newton's „Abwarten", wird aber bekanntlich nicht von jedem mit gleichem Erfolge durchgeführt.

J. H. van't Hoff.

Die Büßer des Gefühls.

Zarathustra spricht von den Büßern des Geistes, die ihrer selbst müde werden und sprechen: ich bin nicht groß.

Leidensbrüder von ihnen trifft man jetzt viel auf dem Dornenpfad der modernen Dichtung; nicht Büßer des Geistes, aber Büßer des Gefühls.

Fein empfindende, hyperfeinempfindende Menschen, deren Eindrucksfähigkeit von potenzieller Erregbarkeit, die alle Impressionen mit schmerzlichster Schärfe in sich saugen, die auf Töne und Farben, auf das minutiöseste Detail ihrer Umgebung, das Huschen einer Schleppe, das Spielen der Lichtreflexe, die halbverwehte Erinnerung eines Parfüms nervös reagiren. Menschen von aristokratischem Geschmack, die sich vor allem, was ihr Fühlen brutalisiren könnte, ängstlich hüten. Egoisten des Gefühls, die sich so genau studirt haben, daß sie nur die in ihr Leben lassen, die auf den Seiten dieses Gefühls zu spielen wissen. Ich liebe sie, ihre Art ist mir verständlich, ist mir sympathisch. Ich würde gern mit ihnen zusammen sitzen, mit ihnen sprechen oder mit ihnen schweigen. Ihre Persönlichkeit, ihre Existenz ist ein delikates Werk, das mich interessirt. Aber, leider, sie begnügen sich nicht damit, feine künstlerisch fühlende Nerven zu sein, sie wollen aus ihrem Menschenthum ein produzirendes Künstlerthum machen. Und sie dichten.

Sie skizziren für den, der ihre Weise versteht, eine Serie Gefühle seltener und fesselnder Art, die man gespannt und antheilsvoll aufnimmt. Beim ersten Mal überwiegt das Interesse, kommt aber ein Verwandter des gleichen Ordens und zeigt uns ein ähnliches Schattenspiel der Seele, so wird man stutzig, man wittert die Gefahr. Das ist Zerfaserung, das ist ein krampfiges Ringen, das ist künstlerische Ohnmacht, das Gegentheil von plastisch schöpferischer Gestaltung. Das subtile Gefühl allein thut es nicht; es wird zur Gnadengabe werden, wenn es sich resignirend begnügt, das künstlerische Produziren anderer zu beobachten und nachempfindend zu charakterisiren; es wird ein Geschenk voll Unheil und Qual, wenn es ohne die vielen Schwesterspenden, die der Dichter braucht, vor allen sicher packende Schaffenskraft, sich berufen fühlt, zu produziren.

Im Flug nur angedeutet habe ich dies, als ich von dem seltsamen Buch des jüngeren Wieners, Peter Altenbergs, „Wie ich es sehe"*) sprach. Darin sind einige weiche Akkorde und ein paar Farbenstücke, die verschwimmende Abendluft malen, zum Entzücken. Aber sie genügten nicht, ein Buch zu machen.

Peter Altenberg variirte die Motive seines Fühlens in einer unendlichen Anzahl von Daten in diesen kleinen Skizzen bis zur Eintönigkeit und Abspannung. Es war eine so auf die Spitze getriebene Subjektivität, die angreifend und enervirend wirkte, als hörten wir eine lange Nacht hindurch immerfort und immerfort das gleiche monotone Fallen des Tropfens auf ein Schieferdach.

Auch Hermann Bahr, der feine Charakteristiker, der doch gewiß hinlänglich duldsam gegen das Aparte ist und ihm gern einen Freibrief ausstellt, hat, nachdem er Peter Altenberg freilich sehr anerkannt, bei Gelegenheit eines andern Buches eines jungen Wieners, von den Gefahren dieses krankhaft gesteigerten Subjektivismus ohne den Hinterhalt potenter Gestaltung mit Goethe'schen Worten gewarnt. Dies Buch ist „Weiße Liebe" von Arthur Hollitscher*) und ist in mehr als einer Hinsicht illustrativ für das im Eingang angeführte.

Im Mittelpunkte dieses Buches steht ein solcher Feinfühliger, der ein Dichter sein will, und es nicht wird, der sich schließlich sein Leben an seinen allzu zugespitzten Empfindungen zerreibt. Es spricht eine klare Erkenntniß aus diesen Blättern. Es wird oft genug hier von den Talenten gesprochen, die todt geboren sind, von den schlummernden Regungen, denen es an Kraft und Bewußtsein gebricht, sich bethätigen zu können, von den Seelen, die keine Epidermis haben, die eine große offene Wunde sind. Und die sicherste Charakterisirung der Büßer des Geistes bringt jene Stelle der Selbstbetrachtung:

„War er denn Dichter? Die klare, heitere Ruhe, die die Ereignisse an sich vorbeiführen läßt, nachdem sie ihnen ihr Bestes genommen, — er hatte sie niemals besessen. Für die Vorgänge des Lebens hatte er keine Beobachtungsgabe, seine Gestalten lebten nicht, handelten nicht, sie fühlten nur und dachten. Sie hatten keine Seele, ihre Seele war die seine, im Wechsel der Stimmungen — bald trüb, bald heiter, thränenvoll heiter, rauh und zart, mystisch und positiv . . . aber wer genau zusah, bemerkte, daß es ein und derselbe Mensch war, der sich nur auf verschiedene Weise geberdete. Seine Inspirationen, die ihm die Worte in die Feder gaben, ihn zur Arbeit trieben: was waren sie? — Der Alkohol rascher Emotionen, mit der Kunst hatten sie nichts zu schaffen!"

Wenn das, was hier theoretisch gesagt wird, nun in dem Buch auch wirklich voll packender Tragik ausgestaltet wäre!

Aber der Dichter der weißen Liebe ist nicht stärker als sein armer Vetter, der Dichter, den er schildert. Er hat seine eigenen sterilen Hamletqualen hier zu bannen versucht, und er hat sie sich nicht von der Seele herunter schreiben können. Zu tief steht er eben selbst in diesen Wirren.

Er fühlt alles, aber er kann es nicht greifen, nicht fassen und halten. Seine Finger zittern. Er hat keine Distanz zu den Dingen. Er skizzirte schwankende, schwächliche Menschen, und seine Skizze wird selber schwächlich.

Er leidet tief und schmerzlich, wir verstehen gerne seine Leiden, aber ihm ward nicht gegeben dies zu sagen. Und es hilflos gestammelt zu hören, scheint nur fatal.

Und schattenhaft und verschwommen wirkt es, wenn Hollitscher aus seinen Gefühlen Gestalten und Schicksale formen will. Ja er bringt ein schwer errungenes Gut, die moderne künstlerische Psychologie, in Gefahr mit seinen Personen, die sich für komplizirt ausgeben, und doch alle etikettirt auftreten. Besonders markant zeigt sich das an der Figur der Nadeshda. Er will an ihr das Problem der Doppelliebe zeigen. Sie liebt seelisch den Dichter; ihre Sinne aber schreien nach einem brutalen Kraftmenschen. Das Problem ist wohl echt. Aber Hollitscher hat es nicht bewältigt. Die changirende Wirkung der Empfindungen zu malen, hat er nicht versucht. Er zerlegte einfach das Weib in eine Figur A und in eine Figur B. A funktionirt seelisch, B sinnlich. Und nun arbeitet der Apparat wie eine aufgezogene Maschine. Das ist keine moderne Kunst. —

Das Inferno der Büßer des Gefühls ist Wien. Aber die Künstlerschaft aller dieser Wiener ist größer als die Hollitschers. Da ist der junge Leopold Andrian,**) der nur ein ganz dünnes Büchelchen geschrieben „Der Garten der Erkenntniß", voll einer etwas wirren nebulosen Philosophie, aber voll einfacher kostbar edler Zeilen, voll weicher melancholischer Grazie, voll offener brennender Augen, die die Erscheinungen des Lebens hungrig aufsaugen und voll planloser Neugier geheimen Sinnes in ihnen suchen.

Hugo von Hofmannsthal, der sich seltene und feine Schönheiten aufzuspüren und sie mit einer geschmeidigen

*) Berlin. S. Fischer. Besprochen im Magazin für Litteratur Nr. 22.

*) S. Fischer, Berlin.

**) München. Leipzig. Paris. Albert Langen.

funkelnden Wortkunst zu verkünden weiß; frühgereift und zart und traurig.

Der gefühlsironische und doch sinnlich sentimentale Arthur Schnitzler, der die Komödie unserer Seele,

Unseres Fühlens heut und gestern,
Böser Dinge hübsche Formel,
Glatte Worte, bunte Bilder
Halbes, heimliches Empfinden

mit so wundersamem echtem Duft in sein Buch „Anatol“ verschlossen. Sie alle sind so kluge Künstler, daß sie nur produziren wollen, was sie können. Sie schreiben seine kleine Bücher, in denen sie nur sich selbst hingeben; und der ganzen Anlage und der Komposition nach gehört auch nicht mehr hinein. Bei einem größer angelegten Roman, der mit einer weiteren Bühne rechnet, kommt diese Art nicht aus; das hat Hollitscher erfahren. Ob er aber für die kleinen Bücher den weichen vollen Anschlag besitzt, daran möchte ich nach den Gedichten in Prosa dieses Werkes auch zweifeln.

Dieser arme Büßer des Gefühls hat sich nur die Dornenkrone geholt, die gleiche Dornenkrone, die auf dem farbensüchtigen Titelblatt Thomas Theodor Heyne's sein Held aus den ekstatisch spirituellen Händen der Präraphaëlitin empfängt. —

Felix Poppenberg.

Lehren — eine Kunst.

Neuerungssüchtiger ist man wohl zu keiner Zeit auf dem Gebiete der Schule gewesen als heutzutage. Es kommt einem vor, als befände man sich in einem technischen Betried, wo die größten Anstrengungen gemacht werden, um durch ein neues Verfahren die Anlage möglichst konkurrenzfähig zu erhalten; ja bisweilen hat man den Eindruck, als ob das schulmeisterliche Ideal in einem Reichspatent auf einen Nürnberger Trichter bestände.

Haben sich wirklich Bedürfnisse herausgestellt, Schulen mit einem neuen Lehrplan zu gründen, so versuche man es damit; jedenfalls schränke man das unselige Berechtigungsunwesen mit allen Kräften ein und vergesse nie, daß es weit weniger darauf ankommt, was, sondern fast allein, wie gelehrt wird. Denn lehren ist wie erziehen eine Kunst und zwar eine Kunst mit der innerlichsten Technik, die abgesehen von den gewöhnlichen Handgriffen jeder sich selbst seiner Natur entsprechend herausarbeiten muß. Ebenso wenig aber, wie es einem Künstler oder Handwerker einfallen wird, unablässig schreibend oder redend über seine Aufgabe sich zu verbreiten, so wenig sollte das auch einem Lehrer einfallen. Nur nach einer langen Reihe von Erfahrungen entweder auf dem Höhepunkt seines Schaffens oder am Ende eines reichen Lebens läßt es sich erklären, wenn der Künstler die Summe zieht, wenn er sich und andern klar wird über die Wege, die er in der Jugendfrische vielfach unbewußt eingeschlagen. Damit wird er freilich nur denen nützen, welche ihrer Natur nach ähnliche Wege wandeln; alle andern verstehen ihn nicht oder noch schlimmer als das, nur äußerlich. Und eine solche Veräußerlichung wird überall da eintreten, wo individuell errungene Ansichten methodisch verallgemeinert werden. Man berücksichtigt dabei zu wenig die Persönlichkeit des Lehrers, ohne welche doch jede Prinzipien- und Methodenlehre, und wäre sie die schönste und edelste der Welt, ein eitel mechanischer Wortapparat ist und bleibt.

Ueberhaupt begegnet man im deutschen Gelehrtenleben häufig einer Erscheinung, die sehr zu denken gibt, daß nämlich die Person in keinem rechten Verhältniß zur Sache steht, mit der sie sich beschäftigt. Die ganze Homerfrage bietet reichlich Gelegenheit diese Wahrnehmung zu machen. Selbst der ausgezeichnetste Textkritiker kann kein richtiges Urtheil haben über Fragen der künstlerischen Komposition, wenn er nicht selbst künstlerisch denken kann. Der spezifische Gelehrte freilich betrachtet solch künstlerisches Denken mit kritisch-argwöhnischen Blicken. Besonders merkwürdig erscheint es, wenn ein Mann von so hervorragendem Kunstverständniß wie Brunn sich immer als Gelehrter vor dem Vorwurf subjektiven Empfindens wahren zu müssen glaubt, als ob nicht gerade diese wunderbar entwickelte Subjektivität die epochemachenden Entdeckungen erst ermöglicht hätte, die ihn zu dem einzigen wirklichen Nachfolger Winckelmanns gemacht haben. Das aber ist das Große an Lessing, daß der Kritiker zugleich auch schöpferisch thätig war. Der schaffenskräftige Goethe dachte eben nur, insofern er produzirte; und wenn er sich auch von Gelehrten den Dichter Homer ausreden ließ, er schuf einheitlich sein herrliches Epos. Später, als der erfahrene Künstler richtiger über die homerische Frage urtheilte, versagte die Schöpferkraft, um die Gedanken in Leben umzusetzen. In der Erkenntniß aller Kunst ist Goethe bis zuletzt groß gewesen, nur weil ihm hier die Fülle eigner Erfahrung zu Gebote stand. Denn die Gesetze künstlerischen Schaffens waren zu allen Zeiten dieselben, so sehr auch Stoff und Form in den verschiedenen Jahrhunderten gewechselt haben. Jeder Künstler muß aus dem ihm umgebenden Leben dasjenige herausgreifen, was ihm das Wichtigste erscheint, er muß also abstrahiren. Soll aber solche Abstraktion nicht trocken-schematisch, sondern lebendignatürlich wirken, so muß er sie mit seinem Temperament befruchten. Künstlerisch Schaffen heißt also aus dem Leben bestimmte Vorstellungen gewinnen, diese Vorstellungen selbst aber wieder zum Leben führen. Wie aber der Künstler sehen soll, darüber hat sich der junge Goethe in dem wunderbar frischen Aufsatze über Falconet so ausgesprochen: „Er mag die Werkstätte eines Schusters oder einen Stall, er mag das Gesicht seiner Geliebten, seine Stiefel oder die Antike ansehen, überall sieht er die heiligen Schwingungen und leisen Töne, womit die Natur alle Gegenstände verbindet!“ Und einen solchen künstlerischen Sinn muß derjenige besitzen, der an ein Kunstwerk, was es auch sei, herantritt, sich und andern zum Verständniß.

Nur aus der unmittelbaren längeren Einwirkung der Schöpfung eines echten Künstlers auf uns gewinnen wir die Fähigkeit des Urtheils, mag nun diese Schöpfung in unsern Tagen oder vor Tausenden von Jahren entstanden sein.

Und so verlangt eine empfängliche Jugend nicht gelehrte Erörterungen, die aus hundert und einem Kommentator bienenemsig zusammengelesen sind, sondern den Umsatz dichterischer, künstlerischer Gestalten ins unmittelbare Leben. Die Schule ist ein vortrefflicher Prüfstein für das, was ein ewiges Leben hat, und nur solches verdient unter den Lebendigen behandelt zu werden. Es ist keine Frage, daß dieser künstlerische Gesichtspunkt auf der Schule trotz allen schönen Redensarten zu kurz kommt. Dem Pedanten liegt er ebenso fern wie dem Philister — dem deutschen Bildungsphilister, wovon unsere Nation noch immer einen unerschöpflichen Vorrath hat. Der Streber ist auch auf diesem Gebiete sehr akklimatisationsfähig. Am täuschendsten wird es wirken, wenn er selbst eine künstlerische Begabung, nämlich die des Schauspielers besitzt. Das jugendliche Gemüth wird er dann die ganze Leiter der Gefühle hinaufführen können. Er kann sittlich religiös, heiter aufgeklärt, witzig und rührend, salopp und grob, fein und weltmännisch, ja genialisch geistreich sein, kurz er kann alles spielen mit jenen mimischen Talenten. Langeweile wenigstens, welche das Charakteristische der ersteren Gattung ist, kommt bei ihm nicht vor, und das ist immerhin ein Vorzug; wohl aber wird der Schüler, der sich in jugendlicher Unerfahrenheit hat täuschen lassen durch die blendende Schauspielerkunst, um so bitterer dann über den Werth des Mannes urtheilen, wenn er erst seine eigenen Augen hat brauchen lernen. Die einzig sittliche Wirkung des Unterrichts wird somit verfehlt sein.

Denn diese besteht vor allem darin, daß die Worte aus dem innersten Wesen des Lehrers naturgemäß heraorquellen. Nur so wird er fähig sein, ein richtiges Verhältniß zu unseren drei großen Dichtern zu gewinnen, die, so verschieden sie auch waren nach Begabung und Entwicklung, jederzeit eingetreten sind für den offenen ehrlichen Ausdruck einer freien Persönlichkeit.

Freilich, sich solche heranzubilden wird so, wie die Schulverhältnisse nun einmal liegen, nicht gerade leicht, jedenfalls immer eine Ausnahme sein. Allein es wäre doch gut, wenn die Anschauung sich immer weitere Kreise gewönne: Nicht durch gewaltsames Eingreifen von oben, nicht durch tönendes Anpreisen neuer Methoden, nicht durch glänzende Schaustellung, sondern durch den stillen ehrlichen Ernst künstlerischer oder auch handwerkswürdiger Arbeit, die individuell aus individuell selbständigen Motiven heraorgehen muß, gibt man der Jugend wirklich das Beste.

Mannheim. August Herzog.

Ein Nachruf für Goncourt.

In ländlicher Abgeschiedenheit erhalte ich Ihre freundliche Aufforderung, der „Nation" einen Nekrolog des älteren Goncourt zu senden. Wenn ich dem gastlichen Rufe ohne viel Besinnen folge, so geschieht das nicht nur mit dem selbstverständlichen Vorbehalt, in ruhigerer Stunde das Lebenswerk des Brüderpaares in eingehenderen Studien zu würdigen; auch nicht bloß mit dem Hinweis auf die kaum zählbaren Charakteristiken der Goncourts, die ihnen von den Tagen Theophil Gautiers und Sainte-Beuves bis auf die Zeiten von Zola, Bourget, Georg Brandes, Brunetière, Lemaître und die Allerjüngsten, René Doumic, Henri Bauer und Gustave Geffroy zu Theil geworden: mein Abschiedsgruß soll vor Allem nur ein Wort des Dankes sein für reiche Anregung, die jeder unbefangene Freund der französischen Litteratur im letzten Menschenalter von den Goncourts empfangen hat.

Reiche, unabhängige Leute und vornehme Naturen haben sie als Dilettanten der bildenden und Virtuosen der Sammler-Künste den Weg zur Litteratur nicht auf herkömmlichen Bahnen gefunden. Akademische, klassische Bildung hat ihren Werdegang so wenig bestimmt, wie reines Naturstudium. Der Reiz des Aparten, die Neigung zur Kuriosität hat sie von Anbeginn ihrer (bis zum vorzeitigen Heimgang des jüngeren Jules de Goncourt im Jahre 1870 gemeinsam durchmessenen) künstlerischen Laufbahn geleitet, bisweilen auch irregeleitet in der Wahl ihrer Vorwürfe und ihrer vielberedeten, wenig verstandenen Technik.

So wollten sie urmodern und zugleich nichts weniger als alltäglich sein: mit sehenden Augen die leibhaftige Welt erschauen, wie ihr farbentrunkener Lieblingsfreund Theophil Gautier und mit kühner satirischer Ueberlegenheit das Pariser Philisterium und das Pariser Zigeunerthum festhalten, wie der Held einer ihrer besten Künstlermonographien Gavarni. So gaben sie nicht nur im Wortrausch des berühmten Diner Magny Hamer preis für den Adolphe von Benjamin Constant. So gingen sie am Siècle de Louis quatorze achtlos vorbei, um sich — dafür herzlich bedankt von Michelet und herzlich verwünscht von Brunetière — als liebevolle Kleinmaler des Rokoko, als Biographen der Maitressen Ludwig's XV. und als Kunsthistoriker des Zeitalters von Watteau aufzuthun. So kehrten sie sich bewußt vom übertriebenen Kult des Klassizismus und der Renaissance ab, um dem exotischen Japanismus — wohl zuerst in Europa — den Siegeszug zu bereiten.

Sehr begreiflich, daß sie mit solchen Meinungen zu Anfang mehr Widerspruch, als Wohlwollen weckten. Während aber trotzige Hasser der Spießbürgerei, Bourgeoisophobi, wie Flaubert und seine ultramontanische Garde, bei solch übermüthiger Herausforderung der Gewürzkrämer sich freuten, blieb es der Lebensschmerz der Goncourt,. daß ihnen niemals auch nur ein bescheidenes Maß der von ihnen geträumten maßlosen Popularität zu Theil wurde. Es blieb der unheilbare Zwiespalt zwischen ihrem Leben und Schaffen, daß sie künstlerisch nur der Stimme des eigenen Gewissens gehorchten und zugleich das Jauchzen der Menge, den Jubel der ganz verständnißlosen Trotzbuben der Kritik nicht missen mochten. Es war, als ob der starrste aller Legitimisten, der Graf von Chambord, in Einem Athem die weiße Fahne und das allgemeine Stimmrecht begehrt hätte. Unerbittlich am Arbeitstisch gegen sich selbst und gegen die banausischen Lesebedürfnisse der Masse waren und wurden sie von unbegreiflicher Empfindlichkeit wider das gleichgültige oder abschätzige Urtheil desselben Kunstpöbels. Ihr Staß wider den verständnißlosen Mob verschärfte sich den Denkern gegenüber, die, gleich Sainte-Beuve, Renan, Taine, Paul de Saint-Victor, ihren Neuerungen und Paradoxien nicht sofort oder nicht unbedingt öffentlich beifielen. Diese Berufskrankheit der Goncourt, ihre Abhängigkeit von Zeitungslob und Zeitungstadel; ihre betrübende Selbsterniedrigung angesichts des kleinsten Lobeleins und der unwürdigsten Feder, hat mich schon vor einem Jahrzehnt noch der Veröffentlichung der Briefe von Jules de Goncourt heillos überrascht (Zeuge dessen einer meiner ersten Beiträge für diese Blätter über die Goncourt als Briefsteller*). Mittlerweile haben die neun Bände des Journal des Goncourt ihre vollkommene Unzurechnungsfähigkeit in Fragen der Selbstkritik aller Welt vor Augen gestellt. So fein und reich diese für die Geschichte des Pariser Künstlerlebens unersetzlichen Tagebücher im Allgemeinen sind: als Quelle für die Charakteristik halber oder ganzer Gegner der Goncourt, bedürfen sie der behutsamsten, chemischen Analyse. Die boshaften, wider Sainte-Beuve, Taine und Paul de Saint-Victor gerichteten Nachreden und Anekdoten bleiben die ersten und schwächsten, die Ausfälle wider Sarcey die letzten und stärksten Proben dieser krankhaften Künstler-Eitelkeit. So tiefe Wunden sie aber auch vermeintlich mit solchen wohlgezielten Hieben ihren Widersachern zu schlagen vermeinten, gleiches Weh mit ihrem echten aber eingebildeten Leid wegen der Schmach, die Unwerth schweigendem Verdienst erweist, hat keines der Opfer ihrer Gehässigkeit empfunden. Die Naivetät ihrer Bekenntnisse, der Gram, aus dem ihre Ausbrüche hervorbrechen; die Einbildung, daß alle Welt sich wider ihr Emporkommen verschwöre; die Einfalt, mit der im Journal wiederhalt welthistorische Ereignisse, der Staatsstreich, der Sturz des Kaiserreiches, der Fall Mac Mahon's 2c. wie eine Bosheit der Vorsehung gegen das gleichzeitig vorbereitete Erscheinen dieses und jenes Werkes der Goncourt hingestellt wird, entwaffnet. Solche Anwandlungen streifen an Verfolgungswahn. Und nur ein Polterer, wie Max Nordau, sucht in diesen Schwächen die Wurzel des Wesens unserer echten Meister.

Denn Meister des modernen Romans bleiben die Goncourt mit und ohne die Ecriture artiste, die Kunst-Hieroglyphen ihres Stils, deren eindringende Würdigung dem Nicht-Franzosen wohl für immer versagt bleibt. Meister des modernen Romans bleiben die Goncourt meines Erachtens durch die Selbständigkeit und Feinheit, mit der sie das Gesellschaftsleben ihrer Zeit erfaßt und in dauernden Gestalten festgehalten haben. Ihr Künstlerroman Manette Salomon ist (wie ich a. O. ausgesprochen habe) der größte französische Malerroman des Jahrhunderts, eine Urkunde sondergleichen für die Schule von Fontainebleau und ihren Kreis: ein Urbild, ohne das Zola's Oeuvre schwerlich, sicherlich nicht in solchem Geiste geschrieben worden wäre. Ihr Litteratenroman Charles Demailly aber Les hommes des lettres ist eine Porträtgalerie von Villemessant und seinem Stabe, eine Charakteristik von Gautier,

*) „Nation" 1896 Nr. 14

Sainte-Beuve und seinen Leuten, die den Kenner bei jeder neuen Lektüre mit neuen Lehren und Genüssen beschenkt. Ihr Dienstbotenroman Germinie Lacerteux ist eine soziale Studie, die dem Assommoir die Wege wies. Ihr Roman Madame Gervaisais dringt tiefer in die Geheimnisse der katholischen Wiedergeburt ein, als der ganze moderne Pariser Neukatholizismus, ganz abgesehen davon, daß es als Kunstwerk Zola's Rome weit hinter sich läßt. Das Manchesterthum der vierziger- und fünfziger Jahre kann nicht leicht glaubhafter und sinnreicher gezeichnet werden, als in Renée Mauperin.

Die Bücher, die Edmond nach dem Tode von Jules in die Welt schickte, — der Roman ihres künstlerischen Zusammenlebens in dem Akrobatenstück: Les frères Zemganno; der Roman der Prostituirten La fille Elisa; der Roman der Komödiantin La Faustin 2c. — stehen nicht auf gleicher Höhe. In keinem aber hat Edmond die Strenge der alten Kunstforderungen verleugnet. Und in Allen unbewußt eine Fülle der Menschenliebe und des Mitleidens, einen nicht immer leicht zu hebenden Schatz von sozialer Ethik niedergelegt, der Un'ereinem tiefer zu Herzen geht, als das moralprotzende Evangelium von Victor Hugo's Misérables.

Niemals standen die Goncourt in fremder Leute Schuhen. Als Aristokraten der Kunst lebten und schufen sie. Als Aristokraten der Kunst widmeten sie — wie bei Lebzeiten den Einsatz ihrer vollen Kraft — nun bei ihrem Scheiden ihr ganzes Vermögen den aufstrebenden Genossen ihrer Kunst. Mehr als einer von den Nachlebenden wird denn auch lieber der Académie Goncourt als der Académie française angehören: keiner von den neueren Romanciers einen stolzeren Preis anstreben und erreichen, als den Prix Goncourt, sofern und so lange er im Geiste Edmond's in Wahrheit nur dem Würdigsten verliehen wird. Denn — so hart man auch mit der Eitelkeit der Goncourt ins Gericht gehen, so eitle Motive man der Stiftung ihrer Gegenakademie unterschieben mag — Neid hat niemals zu ihren Schwächen gehört. Sie haben für Zola sich eingesetzt, als er allgemein geschmäht, ja nach seinem Wehruf „ein Paria“ war; sie haben bis in die jüngste Zeit den Neuerern, zumal den jungen Rosnys, so warm das Wort geredet, wie ehedem — in künstlerischer Unbefangenheit — Jules Vallès und Louis Veuillot. Gesinnungen und Handlungen derart werden leichter Lob als Nachfolge finden. Kommende Geschlechter sollen denn auch lieber an diese Verdienste künstlerischer „Befreier“, als an die Schwächen der Verkannten sich halten. In der Geschichte des modernen Romans wird und muß ihr Andenken unaustilgbar fortleben: zwei Künstlerköpfe, auf die das Wort gemünzt sein könnte:

Sie scheinen mir aus einem edlen Haus,
Sie sehen stolz und unzufrieden aus.

Habravatt, 22. Juli.

A. Bettelheim.

Gesunde Nerven. Aerztliche Belehrungen für Nervenkranke und Nervenschwache von Dr. med. Otto Dornblüth, Spez.-Arzt für Nervenkrankheiten in Rostock. — Rostock, Wilh. Werther's Verlag, 1896. 189 S. kl. Oktav.

Dieses Büchlein ist ein sehr ansprechender und empfehlenswerther Berather für Laien, die irgend einen Grund haben, mit ihren Nerven unzufrieden zu sein und die angenehme, gemeinfaßliche Schreibweise des Verfassers, der ein warmes Herz für die Leidenden und zwar als Menschen, nicht als „Fälle“, zu haben scheint, macht das kleine Buch zu einem guten Reisebegleiter. Doch sei von vornherein bemerkt, daß sich Dornblüth, von der kurzen allgemeinen Einleitung abgesehen, nicht mit allen möglichen Nervenkrankheiten beschäftigt, sondern wesentlich auf eine der verbreitetsten und „modernsten“, die Nervenschwäche, die Nervosität, beschränkt, jene eigenthümliche Vereinigung von Beschwerden, die, ohne eine tiefergehende organische Erkrankung zu Grunde zu haben, doch eines der lästigsten, für Frauen und Männer gleich verbitternden Leiden werden können. Was dem Buche in unseren Augen seinen Werth verleiht, ist weniger die Erörterung der verschiedenen Formen und vermutheten Ursachen der Nervenschwäche oder Neurasthenie, bei der er sich meist in befahrenen Geleisen bewegt und vielleicht zu wenig auf spezielle Ursachen eingeht, als die gewinnende und wirklich anregende Art seiner Rathschläge für die Behandlung. Wenn sie auch im Kern auf die schlichte Weisheit: „Alles mit Maß“ hinauslaufen, so erwirbt sich der Verfasser doch das anerkennenswerthe Verdienst, überall, sei es bei der Kindererziehung, sei es bei der Erörterung der Nervenschwäche bei Frauen oder überarbeiteten Männern, auch für den Laien leicht erkennbare Grenzen dafür anzugeben, wo eben das „Zu viel“ anfängt. Er spricht vorurtheilslos von allen Behandlungsarten, der Wasserbehandlung, der Elektrizität, dem Gebrauch des See- und Alpenklimas, den Mast- und Massagekuren und überall versetzt er den Leser in die Lage, nicht den Arzt zu entbehren, aber doch sich ein begründetes Urtheil zu bilden, sei es für die Fragestellung an den Arzt, sei es, um sich im Nothfalle selbst zu helfen. Er beruhigt einerseits die allzu Aengstlichen, wie er auf der anderen Seite vor einer Unterschätzung der Beschwerden mit der Selbsttäuschung, „es sei ja bloß nervös“, warnt. Aus dem Büchlein spricht der Arzt ebenso wie der Menschenkenner, so wenn er die Neurasthenie bei Beamten und Offizieren mit der Last der Verantwortung und den reichlichen Anlässen zu Kränkungen, welche sich für diese Berufsarten vereinigt darbieten, erklärt aber, wenn er für die Behandlung reizbarer Kinder, die so oft durch nervenschwache Eltern erzogen werden müssen, die beherzigenswerthen Worte sagt: „Niemals sollte man Kinder erschrecken und ihnen bange machen, weil dadurch unheilbare Nervenkrankheiten entstehen können, und auch bei Strafen, wenn sie überhaupt nöthig sind, vermeide man, Angst und zu große Gemüthsbewegung zu erwecken. Die Strafe soll auch bei kleinen Kindern durch ihren moralischen Eindruck wirken; Kinder, die viel und hart geprügelt werden, versagen gewöhnlich diesen Eindrücken bald ganz und werden trotzig und verstockt. Gerade nervöse und reizbare Eltern haben hier sehr auf sich zu achten.“ Wir können das kleine Buch, welches sich nicht auf derlei moralische Rathschläge beschränkt, sondern eine Fülle guter, praktischer und auch bei mäßigem Vermögen ausführbarer Anweisungen enthält, als eine sehr nützliche allgemeine Hygiene des Nervensystems für Laien mit bestem Gewissen empfehlen.

E. S.

Briefkasten der Redaktion.

Dr. G. Glogau. Freundlichen Dank.

T. Arnstadt. Gewiß; auch jene Deutung hat viel für sich.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, Bülowstraße 89.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 44. Berlin, den 1. August 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt

Politische Wochenübersicht.

Diese Woche hat nicht zum geringen Theile politisch den Sozialisten gehört. Die Sozialisten haben durch die Vorgänge in Lille die Aufmerksamkeit auf sich gezogen; sie haben in London ihren internationalen Sozialistenkongreß abgehalten, und hierzu kommt endlich ein Vorgang, der nur in Deutschland Beachtung gefunden hat. Das Oberverwaltungsgericht hat entschieden, daß der Bürgermeister in Kolberg von Rechtswegen mit einer Geldstrafe zu belegen war, weil er einen in städtischem Besitz befindlichen Saal auch der Sozialdemokratie für eine Wahlversammlung zur Verfügung gestellt hatte.

In Lille ist die städtische Verwaltung in den Händen der Sozialisten, und als diese städtische Verwaltung die Bevölkerung aufforderte, die deutschen Vertreter der Sozialdemokratie bei ihrem Eintreffen in der französischen Stadt ehrenvoll zu empfangen, demonstrirte ein großer Theil der Bürgerschaft in einem dem Sozialismus und zugleich Deutschland durchaus feindlichen Sinne. Wie stark chauvinistischer Deutschenhaß; wie stark Parteitaktik, welche die günstige Gelegenheit benutzte, um die jetzige Liller Kommunalverwaltung wo möglich zu stürzen; wie stark aufrichtige Abneigung gegen die Vertreter sozialistischer Ideen bei diesen Demonstrationen mitgewirkt haben, das läßt sich natürlich nicht in einem reinlichen Exempel ermitteln. Eines ist nur sicher, daß alle diese Motive zusammenwirkten, um den Charakter der Vorgänge zu bestimmen.

Jene Machinationen, die den ersten besten Anlaß benutzten, um Lille eine anders geartete Kommunalverwaltung zu geben, können uns gänzlich gleichgültig sein; sie haben nur lokale Bedeutung. Auch die Feindschaft gegen die sozialistische Propaganda, die ein Theil der Bevölkerung in der französischen Stadt zweifellos hegt, ist keine Erscheinung, die überraschend oder bemerkenswerth wäre. Zwar gleichfalls nicht überraschend, wohl aber bemerkenswerth ist der augenscheinlich echte Haß, der sich in Lille gegen Deutschland und gegen Preußen spontan entladen hat.

Wer Frankreich kennt, wird durch diesen Ausbruch nicht erstaunt sein. Gewiß gibt es in der Republik Millionen, die nicht den Krieg wollen; gewiß gibt es auch Millionen, die mit humaner ruhiger Vorurtheilslosigkeit die internationalen Verhältnisse betrachten. Aber die Gesinnungen dieser Massen sind kein Wall und kein Schutz gegen den Fanatismus einer kleineren Anzahl Chauvinisten. Man darf sich darüber nicht täuschen, daß der Chauvinismus, sobald er einen Anlaß zum Hervorbrechen zu haben glaubt, stets die Massen in Frankreich mit sich fortreißen wird. In dieser Beziehung ist gegen das Jahr 1870 eine Veränderung nicht eingetreten.

Diese Thatsache braucht jedoch nicht dazu zu führen, daß wir unsere Stellung zu Frankreich irgendwie schroffer gestalten. Keineswegs. Wir haben keine Veranlassung, die internationale Höflichkeit und die guten Beziehungen von Land zu Land weniger angelegentlich zu pflegen als bisher. Das sollten wir thun, um die Annehmlichkeiten des Friedens möglichst angenehm zu gestalten; eine Illusion aber wäre es, mit diesen Mitteln die politische Lage verschieben zu wollen; das thun nicht Depeschen und nicht zu Hilfe gesandte Dampfer und nicht angenommene Einladungen zur Weltausstellung. Solche Depeschen können von Deutschland gesandt werden, wenn es taktvoll ist, und solche Dampferhilfe wird natürlich stets aus Humanität zur Verfügung stehen, und zur Weltausstellung geht man, weil alle Welt dorthin geht — allein trotzdem bleibt die Thatsache bestehen, daß ein auch kleiner Haufe Chauvinisten in Frankreich auf absehbare Zeit sich stets als Repräsentanten der Empfindungen des französischen Volkes wird darstellen

können. Wer solches in Deutschland vergessen haben sollte, den könnten hierüber die Ereignisse in Lille belehren.

Bemerkenswerth ist es nun, wie unsere reaktionäre Presse sich über das äußert, was in Lille sich ereignet hat. Die Verblendung ist so groß, daß man seelenvergnügt ist, weil den deutschen Sozialisten eins ausgewischt worden ist; daß vor allem auch den Deutschen eins ausgewischt wurde, ist man in diesem Falle sogar gern bereit zu übersehen. Zu dieser politischen Blindheit kommt alsdann eine politisch rückständige Geschmacklosigkeit, die in der „Kreuzzeitung“ die folgende Form angenommen hat; dort heißt es:

„. . . Wenn die sozialistischen Führer sich verstohlen durch Hintergäßchen in das Versammlungslokal ihrer kosmopolitischen Brüder haben schleichen müssen, so ist das eben ein Zeugniß für den Muth, oder sagen wir lieber für die Courage jener Leute, die mit „Mannesmuth vor Fürstenthronen“ und mit Insulten und Verdächtigungen von der schützenden Tribüne des Reichstages aus ihre billige und ungefährliche Tapferkeit zu bethätigen gewohnt sind. Es wäre gewiß tapfer gewesen, wenn Herr Singer, unterstützt von den beiden Genossen, mit kraftvollem Arm den Studenten und den anderen Patrioten von Lille gegenüber seine Bruderrechte vertheidigt hätte. Sie hätten wahrscheinlich dabei tüchtige Prügel bekommen, aber es wären ruhmvolle Schläge gewesen und von der Glorie sozialdemokratischen Martyriums umstrahlt, hätten sie den anderen Brüdern in Marx, Bakunin und Lassalle in London ihre Beulen vorweisen können. Aber da die Vorsicht der Tapferkeit bester Theil ist, haben sie eben die Hintergäßchen gewählt und danach ihre Revanche mit Worten genommen.“

Eine solche Aeußerung ist nur allzu bezeichnend für die geistige Individualität, die in der „Kreuzzeitung“ herrschend ist.

Abgesehen davon, daß die „Kreuzzeitung“ sich natürlich noch stärker vergnügt hätte, wenn die deutschen sozialistischen Abgeordneten eine Tracht Prügel erhalten hätten, so muß man doch voll Staunen sagen: Welch ein Standpunkt! Das sind offensichtlich doch ein gutes Theil jener Anschauungen, wie sie zur Zeit des Ritter Hans von Schweinichen amüsanten Angedenkens vor dreihundert Jahren in Deutschland die herrschenden gewesen sind:

Der Beweis von Mannesmuth erbracht durch die im Uebrigen gänzlich zwecklose Entgegennahme einer Anzahl Püffe. Das ist der moralische und ethische Kraftmesser der „Kreuzzeitung,“ jenes Organes, das auch die verfeinerte Prügelei, das Duell, nicht glaubt entbehren zu können, und das zugleich jene Partei vertritt, die lange genug demüthig unter der nie losgegangenen, mythischen Pistole des zuchthäuslerischen Freiherrn von Hammerstein zu leben für mannesmuthig erachtet hat.

In London hat sich wenigstens ein interessanter Vorgang abgespielt. Die Debatten, die durch öde Zänkereien und selbst durch Prügeleien belebt wurden, sind bisher gänzlich belanglos; aber verzeichnet zu werden verdient, daß man die Anarchisten schließlich nach hartem Kampfe wieder rücksichtslos abgeschüttelt und ausgeschlossen hat.

Mit welcher offiziellen Begründung dies geschah, ist gleichgültig gegenüber dem treibenden Motive, das diese Handlung deutlich genug verräth.

Da die Sozialisten selbst schon heute jeden als einen dummen Kerl bezeichnen, der sich den Kopf über die Einrichtung ihres Zukunftsstaates zerbricht — und sie haben recht, man käme zu einem Ergebniß dabei doch nicht —, so kann der entscheidende Gegensatz von praktischer Bedeutung zu den Anarchisten, in dem, was nach dem berühmten Kladderadatsch kommen soll, nicht liegen. Eingestandenermaßen liegt er denn auch vor allem in der Wahl der Mittel, die den Kladderadatsch herbeiführen sollen.

Auf beiden Seiten bemüht man sich zwar, die Sachlage möglichst zu verdunkeln. Die Sozialdemokratie wünscht den Ruf revolutionärer Löwen zu bewahren; sie spielt daher bei geeigneter Gelegenheit mit der Möglichkeit der Revolution, und die Anarchisten suchen zu verhindern, daß man sie für völlige Narren hält, und sie geben daher zu, daß auch „Propaganda“ und „Aktion“ noch nicht von heute auf morgen die Welt umgestalten werde. Derselbe Gegensatz tritt wieder hervor bei der Frage: Parlamentarische Mitarbeit, wie die Sozialisten wollen, oder parlamentarischer Streik, wie die Anarchisten wollen.

Am Ende aller Enden beruht der Gegensatz doch darauf, daß die Sozialdemokraten die Zeit für eine Kraftprobe nicht reif erachten, während die Anarchisten sie für weit reifer halten. Die einen meinen, daß man die Verhältnisse forciren könne; die anderen, daß man sie noch ferner sich ausgestalten lassen müsse; oder, wie Sozialdemokraten das schon selbst ausgedrückt haben; man rechne auf die Evolution, während die anderen nur die Revolution wollen. Und die einen wollen vor allem auch darum nicht gesetzmäßiges Abwarten und parlamentarische Mitarbeit, weil sie glauben, daß durch dieses Abwarten und dieses Mitarbeiten sich die revolutionäre Kraft mehr und mehr verflüchtigen und die Arbeiterpartei „bourgeoismäßig versumpfen müsse.“

Eines ist sicher; bei den Sozialdemokraten ist die größere politische Reife vorhanden; nicht aus Vorliebe für den heutigen Staat verzichten sie auf revolutionäre Kraftproben, sondern aus richtigerer Abschätzung der realen politischen Machtverhältnisse. Nicht also aus Sympathie für die heutigen Zustände, sondern aus nüchterner Klugheit trotz aller Antipathie.

Aber mit dieser Klugheit und politisch größeren Reife ist dem heutigen Staate schon vollauf gedient. Wenn die heute Regierenden die Machtmittel, über die sie verfügen, nicht selbst in einer abenteuerlichen internationalen oder in einer wahnwitzig reaktionären inneren Politik vernichten, so kann der, welcher an die kraftvolle, weil innerlich nothwendige Struktur des heutigen Staates glaubt, ohne ernstere Sorge in die Zukunft sehen. Nicht weil es einer kleinen Anzahl Kapitalisten vortheilhaft wäre, wird sich der heutige Staat aufrecht erhalten lassen, sondern weil er in seinen großen Zügen unter den heutigen Kulturverhältnissen der einzig mögliche Organismus für das menschliche Zusammenleben ist, und auf absehbare Zeit auch bleiben wird. Ein paar Wahlerfolge mehr, ein paar Wahlerfolge weniger, dieser Thatsache wird sich die Sozialdemokratie doch bleibend gegenübersehen, und daß solches Warten auch die Erkenntniß von dem Möglichen in dieser Welt bei den Sozialdemokraten wachsen lassen wird, ist zweifellos, und diese Entwicklung ist es, die in ihrem Ungestüm instinktiv die Anarchisten fürchten.

Auf eine Wandlung des französischen Empfindens warten wir jetzt fünfundzwanzig Jahre und ohne erheblichen Erfolg; unsere Aufgabe kann es nur sein, den Franzosen jede Möglichkeit für ein Abbiegen in ruhigere Bahnen offen zu halten und selbst stark genug zu bleiben, um, wenn sie ihrerseits zu gewaltthätigen Mitteln greifen sollten, auch für diese Eventualität gerüstet zu sein. Genau dasselbe Verhalten kann rationeller Weise nur der sozialdemokratischen Bewegung gegenüber zur Anwendung kommen. Die eigene Stärke muß es gestatten, in humaner und gerechter Vorurtheilslosigkeit abzuwarten und schließlich übt doch die Zeit, die Erfahrung und eine solche Haltung ihre Wirkung. Aber freilich mit großen Problemen der Weltgeschichte wird man nicht fertig von morgen auf übermorgen und nicht durch die elsaß-lothringische Grenzsperre und nicht durch das Sozialistengesetz und auch nicht durch kleinere Sozialistengesetzchen, die einzelne Behörden sich zurecht legen.

Von solcher Auffassung sind wir leider in Deutschland noch weit genug entfernt; des zum Zeugniß das Erkenntniß in Sachen des vorurtheilslosen und politisch einsichtigen Bürgermeisters von Kolberg; solches Urtheil ist bedauerlicherweise noch typisch bei uns.

Es besagt mit dürren Worten, die Behörden müssen die Sozialdemokratie anders behandeln, wie jede andere Partei. Eine Vergünstigung, welche jede Partei erhält, darf die Sozialdemokratie nicht erhalten, weil diese „die Grundlagen der bestehenden Rechts- und Staatsordnung grundsätzlich bekämpft“. Damit ist die Maxime statuirt, daß bestimmte politische und wirthschaftliche Anschauungen von der allgemeinen Rechtsgleichheit ausschließen und entsprechend für das Gewähren und Versagen der Behörden

verschiedenes Maß zu bestehen hat. Wer aber von dieser Rechtsgleichheit ausgeschlossen wird, das bleibt subjektiver Auffassung überlassen; denn mehr wie Reichsfeinde, die zur Zeit Centrum und Freisinnige waren, sind ja auch die Sozialisten nicht.

An solchen Vorgängen zeigt sich immer wieder, wie tief wir in Deutschland noch im Klassenstaat stecken und wie weit wir noch vom Rechtsstaat entfernt sind. Statt der gleichen Gerechtigkeit für Alle, eine Gerechtigkeit, welche die hohe Behörde, dies sind die herrschenden Klassen, den Einzelnen nach Würdigkeit zumißt.

Nach dem Rechtsstaat zu verlangen, das sei, behaupten die Reaktionäre, so eine der theoretischen Narrheiten des doktrinären Liberalismus. Die unpraktischen Doktrinäre, das sind aber ganz sicher die anderen; denn glücklicherweise ist die Gerechtigkeit nicht nur etwas gutes, sondern sie ist auch ein nützliches Ding.

Wie stellen sich denn die Verhältnisse in der Wirklichkeit?

In Kolberg werden die Sozialdemokraten ganz gewiß sagen: Unser Bürgermeister ist ein anständiger, humaner Mann, und sie werden das von den Behörden, die in der Saalangelegenheit gegen den Bürgermeister entschieden haben, ganz gewiß nicht sagen. Der Bürgermeister wird demgemäß auch bei den Sozialdemokraten ein offenes Ohr finden; man mag seinen Einfluß groß, man mag ihn gering veranschlagen; er hat doch wenigstens mit den Sozialisten menschliche Berührungspunkte. Gegen alles, was von Seiten der Regierung kommt, aber werden sich die Sozialisten sicher ohne jedes Besinnen feindlich abschließen.

Und was bedeutet nun eine Rede von Bebel in jenem städtischen Saal, wenn man bedenkt, welche Wirkung die Entziehung des Saales haben mußte; bei Bebel Worte, hier statt der Worte die Thatsache: wir werden schlecht behandelt, und diese Thatsache durch Zeitungen und Flugblätter mit den nöthigen Erläuterungen versehen, würde die Erbitterung und Aufregung in Kreise tragen, zu denen die Bebel'sche Rede gar nicht gedrungen wäre. Das ist die Konsequenz jener „praktischen Realpolitik“, die im Sozialistengesetz gipfelte, und die bei Licht betrachtet gar nichts ist als der doktrinäre Irrglaube, daß man mit Strafmandaten und mit Polizei große Politik in großen Fragen treiben könne.

Die Praktiker sind Leute wie der Bürgermeister von Kolberg; sie können sich zugleich auf die praktischen Ergebnisse in England, in der Schweiz, in Frankreich und in den Vereinigten Staaten berufen, und die doktrinären Theoretiker das sind jene, die immer noch die Politik des Sozialistengesetzes vergöttern, obgleich trotz des Sozialistengesetzes und eines sozialistengesetzlichen Geistes unserer Verwaltung wir in der ganzen Welt uns der stärksten sozialistischen Partei zu erfreuen haben.

Auch das ist ein langsamer, leider zu langsamer Prozeß, wie allmählich der Gedanke bei uns unter den bürgerlichen Parteien nach Rechts fortschreitet, daß das Bismarck'sche Rezept nicht ausreicht. Das Gesetz der Umwandlung, von dem Ibsen spricht, wirkt leise in all diesen Richtungen, und dieses feine und tiefe Gesetz menschlicher Entwicklung läßt sich nicht durch polizeiliche Methoden ersetzen, die weder fein noch tief zu sein pflegen.

Die deutsche Marine hat den Verlust braver Seeleute und eines Schiffes zu beklagen; in den japanischen Gewässern ist in einem Sturm das Kanonenboot „Iltis“ leider mit dem größten Theil der Bemannung zu Grunde gegangen.

Jameson und seine Genossen sind verurtheilt; das heißt internationaler Anstand und internationale Gerechtigkeit haben gesiegt über ein Flibustierthum, das sich hohe Politik nennen ließ. Mit einem solchen Ausgang kann man im Interesse fortschreitender Kultur zufrieden sein, und es ist zu hoffen, daß dieselben Faktoren, die sich hier mächtig erwiesen, schließlich auch über Cecil Rhodes triumphiren werden.

Der neue italienische Minister der auswärtigen Angelegenheiten Visconti Venosta steht seiner Vergangenheit nach bei einzelnen deutschen Zeitungen in dem Rufe, ein Freund Frankreichs bis zu dem Grade zu sein, daß er gleichzeitig als ein Gegner des Dreibundes erscheint. Wir haben diese Auffassung nach Lage der realen politischen Verhältnisse nicht getheilt; jetzt erhalten wir aus bester italienischer Quelle die Mittheilung, daß in der That Visconti Venosta heute ein aufrichtiger Freund des Dreibundes sei, und das läßt sich sehr gut mit dem Wunsche vereinigen, auch zu Frankreich gute Beziehungen zu unterhalten.

Im Orient ist Alles beim Alten, und die Aussichten so beunruhigend wie bisher; beruhigend ist einzig, daß die Großmächte noch einig in ihrer konservativen Politik bleiben; aber es bleibt die Frage, ist diese aufrecht zu erhalten, wenn Revolution und Anarchie im türkischen Reiche stetig fortschreiten.

Die Populisten in St. Louis haben sich nunmehr auch für den Bimetallisten Bryan erklärt. Dies war zu erwarten; es ist damit aber doch in den Vereinigten Staaten die Besorgniß vor einem Siege der Silberleute nicht unwesentlich gewachsen. Jedenfalls stehen heute in den Vereinigten Staaten Entscheidungen von größter wirthschaftlicher und politischer Tragweite in Aussicht. Der Bimetallismus bedeutet eine wirthschaftliche Revolution von verhängnißvollster Tragweite; daß aber ein Volk sich einem solchen Abgrund nicht nähern könnte, ohne in seinem Zutrauen zu seinen bestehenden politischen Institutionen zugleich erschüttert zu werden, ist leider auch zweifellos.

* * *

Liberalismus und Sozialismus.

Herr Professor Brentano hat in einem Schreiben an die „Nation“ seine Gedanken über das Verhalten des Liberalismus gegenüber der Arbeiterbewegung zum Ausdruck gebracht und die Redaktion hat auch schon in einer dazu verfaßten Einleitung hervorgehoben, daß meine Gedanken zur Philosophie des Bäckerstreites mehr nur als Anknüpfungspunkt denn als Angriffspunkt zu jenen Glossen dienen konnten.

Dies möchte ich bestätigen, aber nur in wenigen Worten. Denn lang fortgesponnene Polemik ermüdet den Kreis der Leser. Ich meine, Herr Brentano hätte sich noch viel mehr gegen Herrn von Rottenburg als gegen mich wenden sollen, denn er beklagt hauptsächlich an meiner Auslassung, daß ich Herrn von Rottenburg in dessen Ansicht, der Antrag Kanitz sei mindestens ebenso sozialistisch wie die Bäckereiverordnung, beistimme.

Die Spitze von Herrn Brentano's Beschwerde richtet sich also in erster Linie gegen Herrn von Rottenburg, und dies mußte er, wie mir scheint, um so mehr betonen, als offenbar Herr von Rottenburg in sozialpolitischen Dingen ihm näher steht als mir. In dem Streit über die Bäckereiverordnung nehme ich gar nicht Partei. Dem Antrag Kanitz aber stehe ich nicht nur, wie Herr von Rottenburg, aus sachlichen Gründen ablehnend gegenüber, sondern ich gehe weiter als dieser, indem ich ihn auch im Prinzip verwerfe, was er nicht thun will.

Dabei habe ich ausdrücklich bemerkt, daß ich den Streit gar nicht in das Gebiet des Sozialismus im weiteren Sinn hineintragen wolle, sondern mich mit der Prüfung der engeren Frage nach den Grenzen der Staatsmacht begnüge. Ich beabsichtigte mit nichten die Einschränkung der Bäckerarbeit durch ein Zusammenwerfen mit dem Antrag Kanitz, wie ich Herrn Brentano verstehe, gewissermaßen zu insultiren.

Ich freue mich in gewissem Sinne darüber, daß Herrn Brentano das, was er aus meinen Worten herausgelesen hat, wie er sich ausdrückt, mit tiefer Betrübniß erfüllt. Denn ich ersehe daraus, daß die alte Streitaxt von vor fünfundzwanzig Jahren zwischen uns, für ihn, wie für mich, längst begraben ist. Der Sozialismus, den ich damals in ihm bekämpfte, hat nicht nur in Deutschland sondern in der halben Welt seinen Einzug gehalten und setzt ihn lustig fort. J'en ai fait mon deuil, wie man sagt; und wenn Herr Brentano, wie ich annehme, mich zu den „alten Herren" rechnet, die nichts gelernt haben, so habe ich doch wenigstens gelernt, mich ins Unabänderliche zu finden und nicht zu meinen, daß die Welt untergehen muß, weil es nicht nach meinem Sinn gegangen ist. Nicht bloß die Kirche, sondern die Menschheit überhaupt hat einen guten Magen. Auch das große Deutschland wird nicht verderben an dem Alters- und Invalidengesetz, welches nicht vom sozialen Königthum, sondern vom Fürst Bismarck inscenirt wurde, grade so wie das extreme Schutzzollsystem und die Kolonialpolitik. Nichts hat mich so sehr überrascht in Herrn Brentano's Brief, als das Geständniß der großen Hoffnungen, die er bei Berufung des europäischen Kongresses im Jahre 1893 auf das soziale Königthum setzte, welches ihm jetzt erst mit der Entlassung des Herrn von Berlepsch abgedankt zu haben scheint.

In den Gelehrten, welche man ehedem mit einem jetzt wieder bald vergessenen Worte „Kathedersozialisten" nannte, sehen wir Liberale längst nicht mehr unsere Feinde. Wir haben „andere Hunde zu peitschen", und das sind dieselben, von welchen Herr Brentano angefallen oder angebellt wird. Dagegen vermag ich ihm allerdings nicht in dem Glauben zu folgen, daß dem Liberalismus alten Stils nichts mehr zu thun bleibe. Wären nicht eine Anzahl von Männern in der Regierung des Reichs und der Einzelstaaten viel aufgeklärter als die Mehrheit des Hohen Hauses, so säßen wir bereits über die Ohren in den ältesten Zunftverfassungen, in sonstigen Scharteken und in einem frischen fröhlichen Zollkrieg mit der ganzen Welt. Ein gut Theil dessen, was der Liberalismus auch mit Zustimmung Brentano's beseitigt hatte, ist ja wieder zurückgerufen worden.

Es ist mir wahrlich nicht neu, das alte Lied von den „alten Herren" und von dem „überwundenen Standpunkt". Ich vermuthe, unter den jüngeren Kollegen Brentano's gibt es manche, die auch ihn bereits zum alten Eisen werfen. Man ist, wenn man überhaupt etwas ist, immer nicht bloß irgend eines Anderen Jakobiner, sondern zugleich irgend eines Anderen alter Schwachkopf. In der erleuchteten bayerischen Kammer ist Herr Brentano auch bereits als Manchestermann gebrandmarkt worden.

Zum Schluß: ich verhalte mich sehr skeptisch zu allen Rezepten, die angeben, welcher Weise die Liberalen hätten verhindern können, daß die Massen von den sozialistischen Lockrufen eingefangen würden, und ich sage dies nicht nur von den Rezepten des Herrn Brentano. Was nie probirt worden, ist noch nimmer gelungen. Alle Parallelen zwischen Deutschland und anderen Ländern, namentlich aber England, schweben in der Luft der Abstraktion. In Belgien ist nicht der Sozialismus Sieger über den Liberalismus, sondern der Ultramontanismus, in Deutschland dieser und das Junkerthum. Gegen beide scheint mir für den Liberalismus noch viel zu thun zu sein. Die Redaktion der „Nation" hat ganz recht, wenn sie sagt, daß die Möglichkeit von dessen Stärkung nicht in einer Schwenkung nach dem Sozialismus zu liegt, eher noch umgekehrt in einer Rückbildung des Sozialismus zum Radikalismus.

Interlaken, 26. Juli. L. Bamberger.

Die Probleme des Strafrechts.

Während die Wissenschaft des Privatrechts schon vor zweitausend Jahren im römischen Reiche eine bewunderungswürdige Ausbildung erreicht hat, hat man dem Strafrecht erst seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts Aufmerksamkeit zugewendet. Fragt man nach dem berühmtesten Namen, der sich mit dieser Wissenschaft beschäftigt hat, so wird Benedikt Carpzov genannt. Er hat in seinem Leben achtzehntausend Todesurtheile unterschrieben und ist dann sanft und selig in seinem Bette entschlafen. Sein neuester Biograph Stintzing versichert, er sei ein ernsthafter und gewissenhafter Gelehrter gewesen. Von einem großen Theile der von ihm gefällten Urtheile gibt er Kenntniß in seiner Praxis criminalis; das ist ein Buch, welches Jedermann, dem es um Kenntniß der Sittengeschichte zu thun ist, einmal in der Hand gehabt haben muß, das aber Jedermann sehr bald wieder ermüdet aus der Hand legen wird. Der ewige Refrain lautet: „der Jude wird verbrannt", aber der Jude nicht allein. Ein in dem Jünglingsalter stehender Christ hatte sich leidenschaftlich in eine schöne Jüdin verliebt und mit ihr verbotene Früchte genossen. Er wird zum Tode verurtheilt und hingerichtet, denn er hat die Sünde begangen, um deren willen einst Sodom durch Feuer zerstört wurde. Carpzov berichtet darüber so gleichmüthig, wie heut ein Gerichtsreporter erzählt, daß Jemand wegen groben Unfugs zu acht Tagen Gefängniß verurtheilt sei, weil er eine falsche Nachricht ausgesprengt hat. Der Verbrecher ist ein Sünder und die Obrigkeit, welche an Gottesstelle auf Erden das Schwert führt, hat die Strafe zu vollstrecken, welche Gott auf die Sünde gesetzt hat.

Das Verdienst, sich gegen diese Gedankenlosigkeit aufgelehnt zu haben, gebührt dem Italiener Beccaria, der mit Erfolg dagegen eiferte, schon den Verdächtigen wie einen Ueberführten zu behandeln, und die Forderung begründete, daß die Strafrechtspflege nicht allein Gerechtigkeit, sondern auch Milde walten läßt.

In der folgenden Epoche wurde die Strafrechtswissenschaft technisch und logisch ausgebildet. Der Thatbestand der einzelnen Delikte wurde genauer umschrieben, die Begriffe von Vorsatz und Fahrlässigkeit, von Versuch und Vollendung geklärt, die eigenthümlichen Verwicklungen behandelt, die entstehen, wenn der Thäter die Handlung, die er beabsichtigt hat, nicht durchgeführt, wohl aber einen nicht beabsichtigten Schaden herbeigeführt hat. Hier ist der Name Feuerbach's mit Auszeichnung zu nennen.

Freilich ist unter tausend strafbaren Handlungen, die zur gerichtlichen Aburtheilung kommen, kaum eine, die zu juristischem Scharfsinn Spielraum bietet und die hier entwickelte Gelehrsamkeit war also von geringen praktischen Erfolgen begleitet. Man wandte sich also einem völlig anderen Gebiet zu und dachte darüber nach, wie man die Gefängnisse einrichten müsse, um die Verbrecher zu bessern. Engländer und Amerikaner nahmen dabei die Spitze; von den Deutschen hat Franz von Holtzendorff an diesen Bestrebungen einen ehrenvollen Antheil genommen.

Augenblicklich herrscht in der ganzen Lehre vom Strafrecht lebhafte Bewegung. Es gibt mehr als eine internationale Verbindung, die sich mit den Fragen, die hier zu erwägen sind, beschäftigen. Geräuschvoll treten zwei Lehren in den Vordergrund, die, unter sich sehr verschieden, doch darin mit einander übereinstimmen, daß sie das Axiom bekämpfen, daß der Ursprung des Verbrechens in den sündigen Regungen des menschlichen Herzens zu finden sei.

Der Verbrecher ist nicht ein Sünder, sondern ein Kranker, der der Heilung bedürfte, wenn Heilung möglich wäre, und der, da Heilung unmöglich ist, durch Haft unschädlich gemacht werden muß. An der Stellung der Augen, der Gestalt der Ohrzipfel und tausend anderen Kleinigkeiten will der Arzt Lombroso erkennen, daß ein Individuum derjenigen Varietät der Spezies Mensch angehört, die er mit

dem Namen „verbrecherischer Mensch“ belegt. Ein solcher Mensch ist durch seine Geburt zum Verbrecher prädestinirt, und wenn er zufällig bisher keinen Mord begangen hat, so kann er ihn doch in der nächsten Stunde begehen und man muß daher bei Zeiten Vorkehrungsmaßregeln ergreifen.

Andere sagen, das Verbrechen habe seinen Ursprung nicht in der sündigen Regung des einzelnen Individuums, sondern in den sozialen Zuständen der Gesellschaft. Der einzelne Verbrecher, die einzelne von ihm begangene Strafthat sind im Grunde uninteressante Erscheinungen; was das eigentlich wissenschaftliche Interesse in Anspruch nimmt, ist das Verbrecherthum als eine soziale Erscheinung. Das Bestreben den Einzelnen zu bessern wird stets nur von bescheidenen Erfolgen begleitet sein; worauf es ankommt, ist, die sozialen Verhältnisse so umzugestalten, daß die Quellen des Verbrechens verstopft sind.

Herr von Bar*), den die Leser der „Nation“ aus einer Reihe von feinsinnigen Aufsätzen kennen, und der eine — leider nur kurze — Zeit hindurch eine Zierde des Reichstags gewesen ist, hat in einer akademischen Festrede einen Leitfaden aufgestellt, der uns durch die wichtigsten Streitfragen der heutigen Strafrechtswissenschaft hindurch führt. Auch nur eine dieser Streitfragen zu erschöpfen, verhindert der Raum und die Art der Gelegenheit, aber er hat überall Fingerzeige gegeben, welche dem denkenden Leser die Möglichkeit geben, die aufgeworfenen Fragen selbständig zu verfolgen.

Herr von Bar stellt nicht ein Dogma auf, das er bis in seine äußersten Konsequenzen verfolgt; im Gegentheil weist er darauf hin, wie häufig ein solches Dogma, mit welchem man die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen glaubte beherrschen zu können, zu widersinnigen Konsequenzen geführt hat. Er weiß sehr wohl, daß wenn im praktischen Leben zwei Meinungen mit einander streiten, jede von ihnen gute Gründe für sich zu haben pflegt, und daß es darauf ankommt, das Gewicht dieser verschiedenen Gründe gegen einander abzuwägen. Er bekämpft vor allen Dingen die Forderung, daß dem Staate die Aufgabe gesetzt werden soll, die absolute Gerechtigkeit auf Erden zu verwirklichen. Er sollte es, wenn er es könnte, aber er kann es nicht. Und das Streben nach einem unmöglichen Ziel kann nur schädliche Folgen haben. Der Staat soll der Gerechtigkeit dienen, soweit seine Kräfte reichen, aber das Unmögliche soll er nicht versuchen. Im Einzelnen gilt seine Kritik der unseligen Vermehrung der Strafbestimmungen, welche im Laufe der letzten Jahre in unsere Gesetzgebung eingedrungen sind; ferner den Versuchen, Strafen auf Handlungen zu setzen, deren Thatbestand man nicht genau umschreiben kann; sodann dem geradezu verderblichen Vorurtheil, daß die Moralität und der Sinn für Gesetzlichkeit bei uns im Abnehmen sind und daß sie nur durch Anwendung strenger Zuchtmittel wieder hergestellt werden können.

Er begrüßt es mit Freuden, wenn die Wissenschaft Sätze, die bisher als unzweifelhaft gegolten haben, einer erneuten strengen Prüfung unterwirft, aber in der Mehrzahl der Fälle kommt er doch zu dem Ergebniß, daß die alten Lehren im Rechte und die moderne radikale Kritik im Unrecht ist.

Eine Forderung aber erhebt er in Uebereinstimmung mit Anderen in der nachdrücklichsten Weise, die Forderung nach dem Erlasse eines Strafvollzugsgesetzes, welches die Unsicherheit, die zur Stunde auf dem Gebiete der Strafvollstreckung ruht, beseitigt. Der Verfasser hat vor Kurzem sein sechzigstes Lebensjahr beendet und sieht auf eine Reihe von Werken zurück, die seinen Ruhm in der Wissenschaft begründet haben. Diese kleine Gelegenheitsschrift ist auch den Laien dringend zu empfehlen. Sie ersehen daraus, wie ein Mann, der sein Feld mit umfassender Sachkenntniß beherrscht, über eine Reihe von den Tag bewegenden Fragen zu einem milden und besonnenen Urtheile gelangt ist.

Alexander Meyer.

*) Festrede im Namen der Georg-August-Universität zur akademischen Preisvertheilung am 3. Juni 1896 gehalten von C. Ludwig von Bar. Probleme des Strafrechts. Göttingen. Universitätsbuchdruckerei.

Oesterreich.*)

Zehn Monate Badeni.

Zehn Monate sind nun fast voll, seit Graf Badeni sein Kabinet gebildet und die Leitung der Regierungsgeschäfte in Oesterreich übernommen hat. Zehn Monate sind eine kurze Zeit, aber heute darf es schon ausgesprochen werden, daß die Beurtheilung, die man dem Grafen Badeni entgegenbrachte, richtiger gesagt, das Vorurtheil, welches die öffentliche Meinung über ihn hegte, sich als ein irriges erwiesen hat. Von Lemberg aus ging dem Grafen Badeni der Ruf der starken Hand voraus; als stark aber hat sich in diesen zehn Monaten seine Hand nicht erwiesen, eher als das Gegentheil. Man hatte im Verlaufe dieser Zeit vielfach die Empfindung, als ob Graf Badeni den Wiener Boden nicht kenne, als ob er sich auf demselben unsicher und tastend bewege und dem Rathe von Männern folge, die theils mit den Personen und den feinen Nüancen der Verhältnisse nicht vertrauter sind, wie der Ministerpräsident, theils mit ihren Rathschlägen Sonderzwecke verfolgen und das Terrain für sich vorbereiten. Ab und zu tauchte blitzartig in den allerersten Monaten eine Maßregel auf, welche Kraftbewußtsein verrathen konnte; dann aber schien es wieder, als ob die Hand des Ministerpräsidenten von einer unsichtbaren Macht gehemmt würde oder der Ausdruck der Energie stellte sich zu spät ein, um noch Wirkung zu erzielen. So beispielsweise die Demission des Statthalters von Böhmen, des Grafen Franz Thun. Im November vorigen Jahres hätte die Entfernung dieses von den Jungczechen bestgehaßten Statthalters eine gänzlich veränderte Situation im böhmischen Landtage und vielleicht auch im Reichsrathe geschaffen; im Januar verpuffte sie ohne nachhaltigen Effekt und Graf Badeni hatte Mühe, das Verhältniß zu den Jungczechen, welches Graf Thun ihm gründlich verdorben hatte, wieder in ein besseres Gleise zu bringen.

Dem Kabinet Badeni schwebte in der ganzen Zeit seiner bisherigen Wirksamkeit keine ausgeprägte politische Idee vor, sondern es wurde nur von taktischen Motiven geleitet. Es strebte nichts an, als für die Fortführung der Geschäfte und für seine Vorlagen eine Majorität im Reichsrathe zu haben und dieser Zweck beherrschte seine ganze Haltung. Für das Budget und die große Civilprozeßreform war diese Majorität von selbst gegeben. Schwieriger war dies für die Wahlreform, der Erbschaft, welche Graf Badeni von Taaffe und Windischgrätz übernommen hatte. Die Wahlreform war eine Verfassungsänderung und zu deren Beschließung bedarf es einer Zweidrittelmajorität. Es muß zugestanden werden, daß Graf Badeni auf diesem Gebiete überaus geschickt operirte. Er verstand es namentlich mit den Jungczechen ein Verhältniß herzustellen, welches man als die Freundschaft unter dem Tischtuche bezeichnen könnte. Die Jungczechen opponirten der Wahlreform, welche an das bestehende Kuriensystem eine neue Curie, die des allgemeinen Wahlrechtes angliedert und sie forderten das allgemeine Wahlrecht; aber lange ehe die Debatte über die Wahlgesetze begann, hatten sie den Entschluß gefaßt, den Kampf nicht à outrance zu führen und falls es bei der entscheidenden Gesammtabstimmung auf

*) Anm. der Redaktion: Wir veröffentlichen die beiden nachstehenden Artikel gleichzeitig, weil wir der Ansicht sind, daß sie durch die gegenseitigen Ergänzungen, die sie bieten, ein anschauliches Bild der Aussichten bieten, die sich für den Liberalismus in Oesterreich eröffnen.

ihre Polen ankäme, die Wahlreform nicht zu übereilen. Ebenso gelang es dem Grafen Badeni, den feudalen Großgrundbesitz und die radikal-klerikale Fraktion, welche unter der Koalition die Vereitelung der Wahlreform zur Last fällt, durch gewisse Zugeständnisse für seinen Entwurf zu gewinnen und dessen Zustandekommen zu sichern. Und da Graf Badeni mit der Wahlreform Ernst machte, so waren die Linke und die Polen gezwungen, seine Wahlreform zu acceptiren, obwohl sie die Dinge am liebsten im alten Stande gelassen hätten.

Das Prestige, welches sich Graf Badeni bei der Wahlreform durch geschickte Diplomatie und schmiegsame Taktik errungen hätte, ging aber in die Brüche durch seine Haltung in der Wiener Frage. Ob die Audienz Lueger's beim Kaiser der Initiative des Ministerpräsidenten entsprang oder ob dieser sich einem Wunsche des Kaisers beugte, ob Lueger in der vielbesprochenen Audienz nur schmeichelhafte Worte der Anerkennung oder, wie man unter der Hand verlauten ließ, auch scharfe Worte des Tadels zu vernehmen bekam, bleibt für die politische Beurtheilung und den Effekt gleichgültig. Nach der Inscenirung der Audienz, der Art ihrer Verlautbarung und nach ihren Folgen gab es nur ein Urtheil: Graf Badeni hat kapitulirt, Lueger ist der Sieger geblieben; Graf Badeni hat vor demjenigen die Waffen gestreckt, den er als einen für das öffentliche Wohl bedrohlichen demagogischen Agitator hingestellt hatte. Männer, die selbst in leitender Stellung in den Geschäften stehen, welche sich im Herbst des Vorjahres für die Nichtbestätigung Lueger's durchaus nicht zu begeistern vermochten, bezeichneten die Kapitulation als unverständlich und unbegreiflich, weil sie die Autorität Badeni's, den Glauben an seine Kraft und seinen Einfluß zerstören mußte. In das Verhältniß zur deutsch-liberalen Partei aber hat die Entscheidung in der Luegerfrage den unheilbaren Riß gebracht. Diese Wendung stand derart im Widerspruche mit allen Aeußerungen, Erklärungen und Zusagen, die man noch einige Tage zuvor empfangen hatte, daß der Glaube an die Verläßlichkeit dieser Regierung bei der Linken vernichtet werden mußte. Nur eine so kraftlose, durch die Koalition und die Fahnenflucht Plener's vollständig demoralisirte Partei konnte es über sich bringen, einer solchen Regierung noch Heerfolge zu leisten und ihr eine Steuerreform zu bewilligen, welche den Mittelstand der Willkür der Steuerverwaltung und dem organisirten Spitzelthum ans Messer liefert, während sie zugleich den Großgrundbesitz mit den unglaublichsten Steuerprivilegien und Liebesgaben ausstattet.

Unter solchen Verhältnissen hat sich die desolate Lage, in der sich die sogenannte deutsch-liberale Partei nach dem Zusammenbruch der Koalition befand, seit Jahr und Tag noch verschlimmert. Diese Partei befindet sich in voller Auflösung. Möglich, daß in den letzten Monaten, welche dem gegenwärtigen Reichsrathe noch beschieden sind, der Klub der Vereinigten Linken als parlamentarische Vereinigung noch beisammen bleibt; dieser Klub, der sich zu Tode gelebt hat, bringt es eben nicht über sich, würdig zu sterben. Von den Wählerschaften aber ist die Partei zu den Todten geworfen. Der Prager Parteitag hat sich von der Linken losgesagt und die Fahne einer deutsch-fortschrittlichen Partei entfaltet, in Brünn ist man nachgefolgt und auch in Wien wurde von einer Parteikonferenz die Billigung zu diesem Programm ausgesprochen. Der Glaube an die Zukunft dieser Fortschrittspartei wird aber durch eine Erscheinung getrübt und erschüttert: die agirenden Kräfte sind die alten, die sich als abgebraucht erwiesen haben, und so ist die Befürchtung begründet, daß mit der neuen Fortschrittspartei eine politische Komödie geplant ist, daß diese nicht anders sein soll als die Vereinigung der letzten Reste der Linken unter einem neuen Namen und mit frischem Anstrich. Ob sich die Wähler ein solches Gaukelspiel werden gefallen lassen, darf füglich bezweifelt werden. Soweit es überhaupt noch wirklich liberale Wählerschaften gibt, verlangen sie die Bethätigung einer energischen freisinnigen Haltung ihrer Vertreter und die Ueberzeugung ist allgemein, daß diese Forderung nicht mit den bisherigen Männern ihres Vertrauens verwirklicht werden kann, sondern nur durch neue Männer.

Man gebe sich keiner Täuschung hin: die nächsten Reichsrathswahlen werden für die heutige sogenannte deutsch-liberale Partei ein furchtbares Resultat liefern. Die Alpenländer Steiermark, Kärnthen und Oberösterreich, soweit sie überhaupt noch liberal wählten, werden vielleicht mit Ausnahme von zwei Handelskammersitzen, die „Deutsch-Volklichen" erobern, in Böhmen wird diese Partei zweifellose Fortschritte verzeichnen, in den mährischen Städten werden die Deutschen einen verzweifelten Kampf führen müssen und da aber dort ist eine Schlappe nicht ausgeschlossen. Niederösterreich mit Ausnahme von vielleicht zwei Landstädten gehört den Klerikalen und Antisemiten; in Wien kommt für die liberale Partei überhaupt nur die innere Stadt und die Leopoldstadt in Betracht und nach dem Ausfall der beiden letzten Gemeinderathswahlen zählt es nicht zu den Unmöglichkeiten, daß die alliirten Antisemiten, Klerikalen und Deutschnationalen die vier Mandate der inneren Stadt sich zueignen. Von den 72 neuen Mandaten der Wahlkurie des allgemeinen Stimmrechtes wird aber der liberalen Partei kaum eines zufallen. Die Majorität des nächsten Abgeordnetenhauses wird somit eine ultramontan-reaktionäre sein und auf dem Horizont der Zukunft erscheinen die Umrisse eines wohlbekannten Gebildes: des alten eisernen Ringes der Aera Taaffe. Darum wäre es doppelt und dreifach gefehlt, wenn die Reste der liberalen Partei das bisherige Schaukelspiel, die Politik der kompromittirenden Kompromisse fortsetzen wollte. Das Problem, das zu lösen ist, besteht in der Bildung einer wenn auch kleinen, aber rücksichtslos die Ideen des wahren Freisinns und Fortschritts vertretenden Partei, welche die ruhmvollen Traditionen des einstigen österreichischen Liberalismus hoch hält. Diese kleine Partei kann, wenn sie treu zur Fahne hält und das heilige Feuer der Freiheitsbegeisterung schürt und nährt, den Ausgangspunkt für die Wiedereroberung der Geister und der Wählerschaften bilden. Post nubila Phoebus! Nicht nur Kleidermoden wechseln, auch die politischen Moden, und so wird auch der Moment eintreten, wo der Luegerkultus langweilig und lächerlich erscheint und manchen Wählerschaften zur Erkenntniß kommen, daß sie eigentlich die Dupes der Klerikalen waren. Auf diesen Moment hat die freisinnige Partei geduldig zu harren, und bis er eintritt muß sie muthig und zäh den Kampf für ihre Prinzipien führen. Dazu bedarf sie neuer Männer und vor allem neuer Talente.

Wien, im Juli. Gustav Steinbach.

Zukünftige Wahlen.

Es gibt keinen denkenden Menschen in Oesterreich, der nicht der Ueberzeugung wäre, daß wir vor einer völligen Umwandlung unserer politischen Verhältnisse stehen. Im Rücken der Jungtschechen sammeln sich allerlei Frondeure, in Galizien gährt es, so daß es dem polnischen Adel trotz einer sich über alle Skrupel hinaussetzenden Gewaltpolitik schwer fällt, die unzufriedenen bäuerlichen Elemente niederzuhalten, und selbst der kluge Anwalt klerikal-feudaler Interessen, Graf Hohenwart, sieht die Schaar seiner Getreuen bedenklich zusammenschmelzen. So sind die überkommenen Parteien alle mehr oder minder in ihrem Bestande bedroht; aber nur eine derselben geht einer Niederlage entgegen, die einer völligen Vernichtung gleichkommt, die vereinigte Linke. Sie wird voraussichtlich von den 72 Mandaten der Kurie des allgemeinen Wahlrechts auch nicht ein einziges erobern und in den Kurien der Städte und Landgemeinden mindestens dreißig Mandate verlieren. Wenn man nun bedenkt, daß von den 70 Mandaten, die der Partei auch in dem neuen Hause verbleiben dürften, etwa

die Hälfte Mandate des Großgrundbesitzes und der Handelskammern sind, und daß etwa ein weiteres Dutzend durch Zusammenstehen aller Deutschen in den gemischtsprachigen Ländern, wie in Mähren erhalten werden dürfte, so wird das Urtheil, daß die deutsch-liberale Partei als Faktor im politischen Leben zu bestehen, so gut wie aufgehört habe, kein unbegründetes sein. Und dieser Umstand ist es denn auch, der unser höchstes Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet ist. Denn wie man auch immer über die heutige liberale Partei, ja über den Liberalismus überhaupt denken möge, darüber kann kein Zweifel sein, daß diese Partei einstmals eine Summe von Begabung und redlichen Willen in sich vereinigte, und daß die Umgestaltung Oesterreichs in einen modernen Staat in erster Reihe ihr zu danken ist. Eine kurze Zusammenfassung der Gründe ihres Zusammenbruches mag daher ebenso angebracht sei, wie ein Ausblick in die Zukunft.

Unsere Zeit ist im Allgemeinen dem Liberalismus nicht hold. In einer ganzen Reihe von Ländern hat er die Zeit seiner Vorherrschaft hinter sich, sei es nun, daß die Erwartungen, die weite Volkskreise in ihn setzten, sich nicht erfüllten, sei es, daß auch die besten Ideen ihre Zugkraft verlieren. Denn auch Ideen altern ohne Rücksicht auf ihre Vortrefflichkeit, um erst nach einem längeren oder kürzeren Zeitraume wieder zur Geltung zu gelangen. Aber in allen den Ländern, und selbst in Belgien, verfügt der Liberalismus doch über zahlreiche Anhänger, in allen den Ländern vermochte er selbst unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts Vertreter durchzubringen und sehr ansehnliche Minoritäten zu erzielen. Wenn dem gegenüber der österreichische Liberalismus einen ernstlichen Wahlkampf in den Bezirken des allgemeinen Wahlrechts nicht einmal aufnehmen kann, ja muß das seine ganz besonderen Ursachen haben. Und diese liegen meines Erachtens in nichts anderem als darin, daß die liberale Partei eine Fühlung mit den großen Massen niemals besessen und niemals gesucht hat.

Durch Zusammenwirken der liberalen Ideen huldigenden Beamtenschaft und der obersten Schichte des Bürgerthums zur Herrschaft gelangt, hat der österreichische Liberalismus seinen Ursprung nie verleugnet. Stets schien ihm ein Antheil an der Regierung wichtiger als die Führung der Volksmassen, und bis auf den heutigen Tag hat er sich gescheut, mit den Resten des Polizeistaates aufzuräumen. So kommt es denn, daß noch heute allerlei Hofdekrete aus dem Anfang unseres Jahrhunderts, sowie die kaiserliche Verordnung vom Jahre 1854 in Kraft sind, die den Polizeibehörden eine Art Willkürherrschaft einräumen, so kommt es, daß wir noch heute ein Preßgesetz haben, das das Emporkommen einer unabhängigen Presse nahezu zu einem Dinge der Unmöglichkeit macht. Ein auf dem Prinzipe der sogenannten Interessenvertretung beruhendes Wahlrecht mit den privilegirten Kurien des Großgrundbesitzes und der Handelskammern sowie hohem Census in den Städten und Landgemeinden sollte die Herrschaft dieses Bürgerthums, und zugleich auch des deutschen Elementes für alle Zukunft sichern. Dieser Apparat funktionirte auch vortrefflich, solange als nicht nur die Krone unter dem Eindrucke der Ereignisse von 1866 gewähren ließ, sondern auch die weiten Volksschichten in völliger politischer Apathie verharrten. Als aber die Partei in der Frage der bosnischen Okkupation in offenen Gegensatz zu den Wünschen der Krone trat, und als die bisher dem politischen Leben fernestehenden Volksschichten erwachten oder doch von den Feinden des deutschen Liberalismus erweckt wurden, wurde dieser Schritt für Schritt zurückgedrängt. Jede Erweiterung des Wahlrechts brachte Verluste, jede selbständige Regung des Volkes bedrohte seine Stellung.

Dagegen hätte es nur ein Mittel gegeben, nämlich den Versuch zu wagen, sich zu einer Volkspartei umzubilden, selbst auf die Gefahr hin, numerisch geschwächt im Abgeordnetenhause wieder zu erscheinen. An Schlagworten hätte es nicht gefehlt. In der ersten Hälfte des Regimentes Taaffe hätte eine energische Betonung nationaler Gesinnung starken Wiederhall gefunden, und zudem gab es viele Wünsche auf freiheitlichem und sozial-politischem Gebiete, deren Herauskehrung die Gefolgschaft weiter Kreise gesichert hätte. Aber dies Alles entsprach nicht den Neigungen einer in Folge des bestehenden Wahlrechts von plutokratischen Elementen stark beeinflußten Vereinigung. Eine günstige Gelegenheit nach der anderen wurde verpaßt und das Todtschweigen unbequemer Strömungen und Beiseiteschieben unbequemer Menschen virtuos geübt, bis diese Strömungen und Menschen sich in der großen antiliberalen Partei zusammenfanden.

Und mit der Nichtbeachtung des Volkes ging eine Ueberschätzung parlamentarischer Erfolge Hand in Hand. Ein paar Stimmen mehr bei der Abstimmung über das Budget in die Wagschale zu werfen, erschien von der größten Wichtigkeit und die Erhaltung der deutschen Landtagsmajorität in Mähren war der Angelpunkt der Politik, obgleich es Jedermann klar sein mußte, daß das Letztere in einem zu fast dreiviertel slavischen Kronlande sich nur durch künstliche Mittel und keineswegs auf die Dauer werde erreichen lassen. Diese formalistische Behandlung der Politik hat denn auch schließlich zu der Koalition mit den Polen, Klerikalen und Feudalen gegenüber der Taaffe'schen Wahlreformvorlage geführt, durch die sich die Linke die Sympathien aller freiheitlich und deutsch gesinnten Männer Oesterreichs verscherzt hat.

So ist denn die Partei allmählich greisenhaft geworden. Die alte Fahne, unter der sie den Kampf gegen den Feudalismus und Klerikalismus führte, ist bei Seite gelehnt und wird nur bei feierlichen Gelegenheiten hervorgeholt, aber wenige folgen ihr. Die Begeisterung ist erloschen und die parlamentarische Routine vermag sie nicht zu ersetzen. Und greisenhaft ist die Partei auch in einem anderen Sinne geworden; sie besteht fast nur aus alten Nummern. Unter all den 106 Abgeordneten der Partei gibt es meines Wissens keinen, der nicht das 40. Lebensjahr überschritten hätte, die meisten nähern sich dem 60sten. An jungem Nachwuchs fehlt es gänzlich. Was in Oesterreich an Jugend vorhanden ist, ist entweder zu den Antisemiten und Sozialdemokraten abgeschwenkt oder hält sich grollend abseits.

Die Sache wäre für das deutsch-österreichische Volk an sich nicht traurig, wenn sich für die zu Grunde gehende Partei ein Ersatz fände. Aber ein solcher ist nirgends zu entdecken. Die Sozialdemokratie, die unter talentvoller Führung sich ungemein rasch entwickelt und heute bereits allein den Kampf gegen die Reaktion führt, ist eine Partei, die zunächst die Vertretung einer ganz bestimmten Klasse sein will und damit von vornherein zahlreiche Schichten abstößt. Und was sich als antisemitisch, deutsch-national, christlich-social gibt, ist eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, die bisher nur durch die Negation groß geworden ist. An gemeinsam klar vorgezeichneten Zielen fehlt es durchaus, ja nicht einmal der die ganze Gruppe beherrschende Haß gegen das Judenthum hat sich zu irgend welchen positiven Vorschlägen verdichtet. Einen einzigen festen Punkt gibt es in diesem Chaos, die katholische Kirche mit ihren Herrschaftsgelüsten. Die klerikalen Mitglieder der antiliberalen Partei wissen, was sie wollen, und die Kirche ist es, der die ganze Verwirrung der Geister schließlich zu Gute kommen wird.

Sie macht nie eine Politik von heute auf morgen, sondern eine Politik von langer Hand. Und so ist denn auch die Aera kirchlicher Herrschaft, der wir entgegen zu gehen scheinen, seit langem vorbereitet. Der jüngere Klerus ist allmählich zu Politikern scharfer Tonart erzogen, in den durch Freisinn ausgezeichneten Priesterorden werden die alten Herren nach und nach durch jüngere Leute strengerer Auffassung ersetzt; ein Kloster nach dem anderen wächst empor und schafft ein neues Glied der Organisation. Und Schritt für Schritt weiß die Kirche der Staatsgewalt Konzessionen abzuringen. Den Kampf um die rechtliche Herrschaft in der Schule hat sie aufgegeben, um dafür die thatsächliche Herrschaft desto sicherer zu erringen. Alle maß-

gebenden Stellen sucht sie durch verläßliche Leute ihrer Partei zu besetzen, und kaum eine Woche vergeht, in der sie nicht auf dem Gebiete der Verwaltung irgend einen Erfolg zu verzeichnen hätte. Zu Gute kommt ihr, daß der Hof und der Hofadel streng kirchlich sind, daß Gewissensfreiheit in Oesterreich nur in beschränktem Maße besteht, und daß viele Angehörige der besitzenden Klasse, erschreckt durch die selbständigen Regungen der unteren Schichten, mit der Kirche ihren Separatfrieden machen. Ist mir doch erst neulich der Fall bekannt geworden, daß eine Firma, deren Chef Protestant und liberales Herrenhausmitglied ist, einen katholischen Arbeiterverein gegründet hat.

Ob das klerikale Regiment in Oesterreich ein länger dauerndes sein werde, scheint trotz allem zweifelhaft. Denn wer das Oesterreich von heute mit dem vor einem Menschenalter vergleichen wollte, als das Konkordat die Herrschaft der Kirche besiegelte, der würde einen Kulturfortschritt konstatiren müssen, wie ihn größer in demselben Zeitraume kaum je ein Volk gemacht hat. Die Zahl der Analphabeten ist eine verschwindende geworden, das Lesebedürfniß ist in riesigem Maße gewachsen und dementsprechend auch das Interesse am politischen Leben; die Selbstverwaltung hat weite Kreise der Bevölkerung formell geschult und politisch erzogen; in immer weitere Schichten dringt das Bewußtsein, daß jeder bis zu einem gewissen Grade der Schmird seines Glückes sei, und daß er sich um seine Angelegenheiten selbst bekümmern müsse. Ob sich unter solchen Verhältnissen das Prinzip der blinden Autorität wird durchführen lassen, möchte ich bezweifeln. Aber Kampf wird es kosten und keinen leichten. Wenn aber dieser Kampf dahin führt, der Unklarheit, die heute in den besten Köpfen herrscht, ein Ende zu machen, wenn er einen Ausgleich zwischen den fortgeschrittenen Nationen Oesterreichs auf demokratischer Grundlage anbahnen hilft, dann wird er nicht umsonst gekämpft werden.

Wien. Michael Hainisch.

Wanderungen durch Pariser Volksschulen und Fachschulen.

II.

Die Pariser gewerblichen Fachschulen.

Die Fachschulen zerfallen in zwei große Gruppen: die eine, welche Schüler und Schülerinnen aufnimmt, um im Tageskursus ein Gewerbe, Handwerk oder Kunsthandwerk zu erlernen, écoles professionelles genannt, und die andere, welche die Mittel bietet, um bereits theilweise Erlerntes in Abendstunden weiter ausbilden zu lassen. Letztere heißen cours d'adultes. Sie bestehen für Männer und Frauen von über 13 Jahren und ohne Altersgrenze nach oben. Die Zahl derer, welche sich an diesen betheiligen, ist eine ganz gewaltige, und war es unmöglich, selbige auch nur annähernd festzustellen. Erfolgt der Unterricht doch nicht allein auf Betreiben der Stadtverwaltung und in städtischen Schulräumen, sondern, wie bereits in dem Artikel über die Volksschulen erwähnt, sind eine ganze Anzahl von Vereinen und Syndikaten mitbemüht, die Bildung aller niederen Volksschichten zu heben und ihre Erwerbsverhältnisse dadurch günstiger zu gestalten. Alles wird den Lernbegierigen gratis geboten, sowohl das Lokal, als auch die Lehrer und Lehrmittel. Für den Zeichenunterricht fand ich in städtischen Volksschulen besondere Amphitheater hergerichtet, die nur den Zwecken solcher Abendkurse dienten und in hervorragender Weise mit Modellen, meist auch mit einer Plattform für Aktzeichnen nach lebendem Modell ausgestattet waren. Andere Kurse waren nur für Fortbildung in wissenschaftlichen Fächern eingerichtet, wie Litteratur, Geschichte, Geographie, Mathematik, Geometrie, wieder andere für kaufmännisches Wissen, Rechnen, Buchführung, Korrespondenz, Stenographie und fremde Sprachen. Fast allen Abendkursen gemeinsam ist die Möglichkeit, daselbst ein Examen abzulegen, und sich ein Zeugniß über das Maß des Erlernten zu erwerben. Für die Abendkurse besteht kein Zwang hinsichtlich des regelmäßigen Besuches derselben. Am hervorragendsten sind die Aufwendungen der Stadt an Geld und die Leistungen in den écoles professionelles, deren es sowohl für Knaben als Mädchen je sechs giebt, alle mit kostenlosem Unterricht. Die Aufnahme in dieselben erfolgt nach bestandenem Examen vom zwölften Jahre ab, sofern ein certificat d'études, Abgangszeugniß einer Elementarschule, vorhanden ist und vom dreizehnten Jahre ab auch ohne ein solches. Die Altersgrenze, bis zu welcher der Eintritt in die Schulen zulässig ist, wechselt zwischen dem fünfzehnten und sechzehnten Lebensjahre. In den sechs Mädchenschulen wird am Vormittag ein allgemeiner Unterricht ertheilt, an welchem alle Schülerinnen gleichmäßig theilnehmen müssen, während Nachmittags die Spezialfächer betrieben werden, in denen das betreffende Mädchen fertig ausgebildet werden soll. Einige dieser Schule sind mit einem Haushaltungsunterricht verbunden. Derselbe erfolgt in der Weise, daß immer je 8 Mädchen eine Woche lang in einer besonderen Küche und unter Anleitung einer eigens für sie gehaltenen Wirthschafterin die Hauswirthschaft und die einfache bürgerliche Küche erlernen. Zu dem Zweck werden sie zunächst auf den Markt geführt, um alle Einkäufe für ihre kleine Sonderwirthschaft selbst zu besorgen. Danach müssen sie die Lebensmittel für die Küche herrichten, die Speisen bereiten und auch selbst Mittags im Beisein einer Lehrerin oder der Direktorin essen, wobei Kritik geübt und belehrt wird. Die Speisekarte ist für jeden der sechs Wochentage verschieden und wird dreimal im Jahre gewechselt, so daß die Kinder 18 verschiedene, aus mehreren Gängen bestehende, sonst aber einfache Mittagessen herstellen lernen. Für die übrigen Schülerinnen, welche in den meisten écoles professionelles die Schule Mittags nicht verlassen dürfen, wird, sofern sie sich kein Essen mitgebracht haben, das Mittagbrot in der eigentlichen großen Schulküche hergerichtet, und denen, die es bezahlen können, gegen ein geringes Entgeld verabfolgt. Wer nicht zahlen kann, erhält es gratis. Das gemeinsame Mittagbrot wird in dem auch in jeder dieser Fachschulen vorhandenen großen préau eingenommen, an dessen Wänden verschließbare Schränke zum Aufbewahren der Mäntel, Hüte und Körbe der Mädchen angebracht sind. Diese Schränke haben die praktische Einrichtung, daß die Thüren derselben oben und unten mit Oeffnungen versehen sind, um ein Ausdünsten der bei Regenwetter oft nassen Sachen zu ermöglichen. Der allen gemeinsame Vormittagsunterricht umfaßt: Auffrischung und Erweiterung der in der Elementarschule erlangten Kenntnisse, ferner etwas Buchführung, Linearzeichnen, einfache Kleidermacherei und Turnen. Der Spezialunterricht wird ertheilt in kaufmännischen Wissenschaften (Buchführung, Korrespondenz, Elemente des Handelsrechts, fremde Sprachen, Stenographie), ferner in Konfektion für Damen (Kleider und Mäntel), Weißnäherei, Korsetmachen, Waschen und Plätten, Weiß- und Buntstickerei im Rahmen auf diversen Stoffen, Anfertigung künstlicher Blumen, Herrenweste und Kindergarderobe, Damenhüte und Kopfputz, sowie im Zeichnen und Malen für alle Bedürfnisse der Kunstindustrie. Die Unterrichtsdauer ist für Waschen und Plätten 2 Jahre, für die Ausbildung im Zeichnen und Malen 4 Jahre und für alle übrigen Fächer 3 Jahre. Bei zufriedenstellenden Leistungen und nach einem gut bestandenen Abgangsexamen kann es einzelnen Schülerinnen gestattet werden, noch ein Jahr länger in der Schule zu verbleiben. Sie dürfen dann aber nicht mehr an den Wettbewerben theilnehmen. Montag Nachmittag ist es den Schülerinnen gestattet, für sich selbst oder ihre Familie zu arbeiten, wobei sie gleichzeitig im Flicken getragener

Sachen unterwiesen werden. Während der Unterrichtsdauer dürfen sich die vorgeschritteneren Schülerinnen auch schon an öffentlichen Wettbewerben betheiligen und die diesbezüglichen Arbeiten in der Schule herstellen. Der Unterricht in allen diesen Spezialitäten erfolgt in einer so gründlichen Weise, daß nach Beendigung der Lehrzeit jede Schülerin fast als Meisterin in ihrem Fache die Schule verläßt. Jedenfalls darf sie mit Sicherheit darauf rechnen, leicht eine Anstellung in guten Geschäften ihrer Branche zu erhalten, besonders wenn sie mit einem guten Abgangszeugniß versehen ist. Verheirathet sich ein so erzogenes Mädchen, dann bietet sie dem Manne die doppelte Gewähr, ihn sowohl geschäftlich unterstützen, als auch die Hauswirthschaft gut und preiswerth führen zu können, weil sie alles, was hierzu nöthig ist, selbst versteht. Um unbemittelten Eltern den genügend langen Besuch der Schule seitens ihrer Kinder zu ermöglichen, sind von der Stadtverwaltung auch hier wieder „bourses", Stipendienfonds, eingerichtet, welche für die Bekleidung der Mädchen in Anspruch genommen werden dürfen, so daß die Eltern, da das Mittagbrot in der Schule auch gratis zu erlangen ist, nur noch für die Schlafstelle, sowie die Ernährung der Kinder an Sonn- und Festtagen und des Abends zu sorgen brauchen. Da in diesen Schulen von den vielen sich meldenden Mädchen immer nur die besten nach erfolgreichem Examen aufgenommen werden, so kann man sich leicht vorstellen, daß viele Eltern schon vom ersten Schultage ihrer Kinder in der Elementarschule bestrebt sind, dafür zu sorgen, daß diese auch dort bereits ihre Pflicht thun, um sich dadurch die Anwartschaft auf den Eintritt in eine Fachschule nach Möglichkeit zu sichern. Jede Schülerin erhält täglich eine Eintragung in ihr Leistungsbuch, und jährlich mehrere Male werden Probearbeiten gemacht und censirt. In jedem Jahre findet ferner ein Examen statt, nach dessen Ergebniß, im Zusammenhang mit den übrigen, im Laufe des Jahres erlangten Censuren bestimmt wird, ob die Schülerin die Anstalt weiter besuchen darf oder nicht. Man sieht, daß genügende Vorsichtsmaßregeln getroffen sind, um zu verhindern, daß eine Schülerin verbummelt, aber daß die Schulwohlthat an eine Unwürdige verschwendet wird. Diese Fachschulen werden nicht nur von ärmeren Kindern besucht, vielmehr befinden sich auch viele darunter, deren Eltern Kaufleute, Beamte, Künstler, Techniker u. s. w. sind, und die sich freuen, ihren Kindern eine vernünftige, gute, ihre Existenz dereinst sichernde Erziehung angedeihen lassen zu können. Was die technische Leistungen in diesen Schulen anbelangt, von denen ich zwei besuchte und zwar in Begleitung einer deutschen Dame, um über die Qualität der speziell weiblichen Handarbeiten ein sachverständiges Urtheil zu erhalten, so entsprachen sie in jeder Beziehung dem, was man in einem guten Geschäft der betreffenden Branche zu finden erwarten würde. Die Ausbildung im Sticken, Zeichnen und Malen nach Modellen bezw. eigenen Kompositionen war aber geradezu künstlerisch.

Für Knaben gibt es sechs Fachschulen: erstens die école de physique et de chimie, welche nicht unter unseren Begriff der gewerblichen Fachschule fällt, und deshalb nicht von mir besucht wurde; zweitens die école Germain-Pilon, drittens die école Bernard Palissy, beide für Ausbildung in kunstgewerblichen Zeichnen, Malen und Modelliren, letztere auch für Erlernung der Skulptur bestimmt; viertens die école Boulle für kunstgewerbliche Ausbildung in allem, was auf die Herstellung der Möbel und der Zimmerstoffdekorationen Bezug hat; fünftens die école Estienne für alles, was bei der Herstellung und künstlerischen Ausstattung eines Buches, sowie der geschäftlichen Drucksachen und Reklamebilder erforderlich ist. Sechstens gibt es noch die école Diderot, in der Lehrlinge für folgende Gewerbe theoretisch und praktisch ausgebildet werden: Schmieden, Blechschmieden in Eisen und Kupfer, Drehen in Metall und Eisen, Schlosserei und Eisenkonstruktion, Maschinenbau, Feinmechanik, Bau und Installation elektrischer Maschinen und Apparate, Wasserleitungsanlagen in Blei, Modell- und Bautischlerei. Diese letzten fünf Schulen habe ich sämmtlich besucht und eingehend besichtigt. In den drei letzteren wird Vormittags ein theoretischer Unterricht ertheilt, der ungefähr demjenigen an unseren Werkmeisterschulen entspricht. Nur ist der Zeichenunterricht, mit Ausnahme vom Maschinenkonstruktionszeichnen an der école Diderot, ein vielseitiger und theilweise auch weitgehenderer. Besonderes Gewicht wird an der école Diderot auf Skizziren und an der école Boulle auf Zeichnen nach plastischen Ornamenten u. s. w. gelegt. Nachmittags erfolgen die Arbeiten in den Werkstätten. Das Schulziel geht dahin, die Lehrlinge so zu fördern, daß sie späterhin einmal Meister in ihrem Fach werden können. Zunächst sollen sie aber nur tüchtige Facharbeiter werden, welche ihren Berufszweig von Grund aus verstehen und denselben auf der Höhe der Zeitansprüche zu erhalten im Stande sind. Sofern man mit einer solchen Schule nur diesen ersten Zweck verbindet, tüchtige Facharbeiter auszubilden, würde sie für unsere Verhältnisse noch kein dringendes Bedürfniß sein, weil ein Lehrling bei uns noch in vielen Industriewerkstätten Gelegenheit findet, etwas Tüchtiges zu lernen, was in Frankreich, speziell in Paris, schon schwieriger halten soll, weil man sich mit dem Anlernen von Lehrlingen nicht gern aufhält. Faßt man aber das weitergehende Ziel ins Auge, künftige Meister vorzubilden, und vergleicht dann das System dieser Schulen mit demjenigen unserer Werkmeisterschulen, dann dürfte einer Anstalt wie der école Diderot unbedingt der Vorzug einzuräumen sein. In unsere Werkmeisterschulen treten die meisten Schüler ein, nachdem sie circa 4 Jahre praktisch gelernt und, wie sie oft meinen, ausgelernt haben. Kehren sie dann nach 2 Jahren Werkmeisterschule in die Praxis zurück, so dünken sie sich bereits Meister, sind als solche aber weder schon zu gebrauchen, noch finden sie auch gleich eine Stelle als Meister. Nur nothgedrungen gehen sie als Arbeiter wieder in eine Fabrik zurück, suchen vielmehr am liebsten Anstellung als Zeichner auf einem Büreau u. s. w. Für den praktischen Fabrikbetrieb sind sie dann gewöhnlich verloren, und als Techniker werden sie auch nur selten etwas Tüchtiges, weil ihre theoretische Ausbildung hierzu nicht ausreichte. Anders die Schüler, welche eine école Diderot verlassen! Zwar sind sie praktisch und theoretisch genügend vorgebildet, um später einer Meisterstelle vorstehen zu können, welche die tüchtigen auch meist erhalten. Allein, wenn sie die Schule verlassen, sind sie hierzu noch viel zu jung, haben überhaupt noch keinen Industriebetrieb außerhalb ihrer Schulwerkstatt praktisch kennen gelernt. Sie sind daher direkt darauf angewiesen, in die Praxis einzutreten, zumal ihr Unterricht im Maschinen-Konstruktionszeichnen so richtig bemessen ist, daß er wohl für einen Meister, nicht aber für einen Techniker auf dem Büreau einer Maschinenfabrik ausreichen würde. Eine Schule dieser Art führt ihre Schüler daher stets in die Praxis hinein, während unsere Werkmeisterschule die jungen Leute fast immer aus der Praxis hinaus befördern hilft. Bei der jetzt gerade in Fluß gerathenen Reorganisationsfrage unserer Werkmeisterschulen möge man dies beachten. — In den beiden gewerblichen Kunstschulen wird nur wenig theoretischer Unterricht ertheilt, z. B. in Kunstgeschichte, im übrigen liegt der Schwerpunkt bei ihnen ausschließlich im Zeichnen und in den Werkstatts- resp. Atelierarbeiten. In diesen Anstalten sollen keine Künstler, nach unseren Begriffen, ausgebildet werden, sondern nur Kunstarbeiter, welche dem weitgehendsten Bedürfniß in allen Gewerben an tüchtigen Arbeitskräften im Zeichnen, Malen und Modelliren, sowie in der Bildhauerei in Holz und Stein entsprechen können. Man hofft dadurch zu erreichen, daß Paris fortgesetzt an der Spitze des Kunstgewerbes der Welt marschirt. Die Bedingungen für den Eintritt in die Fachschulen der Knaben sind dieselben wie bei den Mädchen. Der Unterricht ist ebenfalls frei, die Dauer desselben variirt zwischen 3 und 4 Jahren. Die beiden Kunstschulen sind eng gebaut und derart mit Klassen angefüllt, daß kein Platz für ein préau blieb. Die Lehrlinge dürfen deshalb Mittags die Schule auf kurze Zeit verlassen. Um die unbemittelten Eltern für das in den anderen Fachschulen für Knaben kostenlose Mittagbrot zu entschädigen, erhalten die tüchtigen und fleißigen Schüler im zweiten Schuljahre eine Unterstützung von circa 150 Fr.

und im dritten und vierten von circa 250 Fr. In Ausnahmefällen sind diese Summen auch noch viel bedeutender. Die Schüler der anderen Fachschulen dürfen dieselben ohne besondere Erlaubniß während des Tages nicht verlassen, essen daher in der Schule und zwar wird das Essen an Alle gratis geliefert. Da die Lehrlinge in derselben Schule für ziemlich verschiedenartige Gewerbe ausgebildet werden können, und sie anfangs nicht immer genau wissen, für welche Spezialität sie sich am besten eignen, so läßt man sie in einigen Schulen 3, in anderen 4 und 6 Monate lang in verschiedenen Einzelfächern sich umsehen und versuchen. Erst danach bestimmt der Direktor, an der Hand der Lehrerberichte und nach Anhören des Lehrlings, welches Metier derselbe definitiv erlernen soll. Die beiden Kunstschulen sollten ursprünglich verschiedenen Zwecken dienen und zwar die école Germain-Pilon als eine Art Vorstufe für die école Bernard Palissy. In ersterer wurde mehr allgemeinkunstgewerbliches Zeichnen, Modelliren u. s. w. gelehrt, und in letzterer erlangten die Schüler ihre Ausbildung in einzelnen Spezialfächern. Da die Unterrichtsdauer auf diese Weise eine zu lange wurde, so änderte man das System, gliederte der école Bernard Palissy eine Vorbereitungsklasse vor und gestaltete die école Germain-Pilon zu einer reinen Zeichenschule mit etwas Modelliren für alle Bedürfnisse des Kunstgewerbes. Die Schüler dieser Anstalt müssen daher alles lernen, was daselbst gelehrt wird, während in der école Bernard Palissy die Ausbildung derselben zu Kunstarbeitern in Einzelfächern erfolgt, wie z. B. Porzellan- und Emaillemalerei, Dekorationsmalerei, Stoffmalerei und Skulptur in Holz oder Stein und Marmor. Als Grundlage für alles dient natürlich wieder ein eingehender Zeichenunterricht und Modelliren, sowie Unterricht in der Anatomie und etwas Kunstgeschichte. In beiden Schulen, sowie auch in den kunstgewerblichen Abtheilungen der Mädchen-Fachschulen wird ungemein viel Gewicht auf „Komposition" gelegt, d. h. die Lehrlinge müssen häufig, oft wöchentlich, Arbeiten selbst komponiren, um dadurch ihre Phantasie zu üben und den Geschmack zu bilden. Die bestcensirte Arbeit wird ausgestellt bis eine andere sie ablöst. Der Unterricht erfolgt durch Professoren, die Hervorragendes in den Spezialfächern leisten, und damit sie sich nur dem Unterricht zu widmen brauchen, so fungiren neben ihnen in der Klasse noch „surveillants", Aufseher, die für ein gutes Betragen der Lehrlinge sorgen müssen. Letztere führen sämmtlich Leistungsbücher, in welche beide, Professor und surveillant, wöchentlich je eine Eintragung machen. Auch in diesen Schulen erfolgt alljährlich mittelst des concours, Wettbewerb, ein Aussieben der ungenügenden Schüler, welches z. B. in der école Germain-Pilon oft so wirkungsvoll sein soll, daß nach dem ersten Jahre die Hälfte ausscheidet und von dem Rest, nach dem zweiten Jahre nochmals die Hälfte. Diejenigen, welche dann verbleiben, dürften nach dem Schulabgang bei uns in Deutschland eher auf die Bezeichnung „Künstler" als Kunstarbeiter, ouvriers artistes, Anspruch machen, obwohl sie nach hiesigen Begriffen zunächst nur letzteres vorstellen. Von den drei anderen gewerblichen Fachschulen ist die école Diderot die älteste. Sie wurde 1873 gegründet und ist eine vollständige Maschinenfabrik mit mechanischer Werkstatt, aber ohne Gießerei. Die Plomberie, Wasserleitungsgewerbe, ist neuerdings erst hinzugekommen.

Die école Boulle wurde im Jahre 1886 und die école Estienne im Jahre 1889 gegründet, jede mit einem Kostenaufwand von circa 1 Million Francs. Beide sind wahre Schulpaläste, nicht in Bezug auf verschwenderischen Baustil, wohl aber hinsichtlich des Raums, den sie einnehmen und ihrer Einrichtungen. Die Arbeitssäle sind alle hell, hoch und geräumig, die Zeichensäle und Auditorien vorzüglich belichtet, praktisch eingerichtet und mit einer Fülle von Lehrmitteln versehen. Statt der schwarzgestrichenen hölzernen Wandtafeln, auf denen nur mit Kreide gezeichnet werden kann, benutzt man hier in Holzrahmen montirte, große, mattirte Glasplatten, auf welchen jeder Farbenton mit Buntstiften wiederzugeben ist. Wenn man solche Anstalten als Kampfmittel auf dem Felde der wirthschaftlichen Ehren und Existenz sieht und so einigermaßen weiß, was uns in dieser Beziehung in Deutschland und besonders in Preußen noch abgeht, dann schleicht Wehmuth ins Herz hinein! — Außer dem Lehrplan unserer Werkmeisterschulen umfaßt der theoretische Unterricht an der école Boulle noch Kunstgeschichte und an der école Estienne Kunstgeschichte, die Geschichte des Buches und für die Setzer und Drucker noch Lesen von Griechisch. In beiden Schulen wird auch modellirt. Der praktische Unterricht in der école Boulle erstreckt sich auf folgende Gewerbe: Möbeltischlerei, Skulptur in Holz für Möbel und Ornamente, Intarsien aller Art, Stuhlmacherei, Drechslerei, Möbelpolsterei und Stoffdekoration, Ciselirung in Bronze und Edelmetallen für Möbelschmuck, Einfassung und Verzierung von Möbeln durch Metall, sowie Metallgravirung alles dessen, was nicht unter das Graviren von Buchzugehörigkeiten fällt und in der école Estienne gelehrt wird. In dieser Letzteren wird Unterricht in Folgendem ertheilt: Typographie, d. h. Buchstabenguß, Setzen, Drucken und die Anfertigung von Galvanos und Clichés, ferner Büchereinband, und zwar Einbinden, Vergolden und Marmoriren der Schnittflächen, sowie Verzieren und Vergolden der Bücherdeckel und Bücherrücken, drittens Schneiden, Graviren und Stechen aller Art in Holz, Stahl und Kupfer, sowie Kupferdruck, viertens Lithographie jeder Art, sowie Steindruck ein- und mehrfarbig, und schließlich Photographie für Druckereizwecke. Auch hier erfolgt, nach einem fünfmonatlichen Umschauen in den Spezialateliers eines Gewerbes, die Ausbildung in nur einem Fach, wie z. B. als Setzer, oder Drucker, oder Metallgraveur, oder Lithograph ꝛc. Da in diesen Schulen nicht gearbeitet wird, um Bestellungen zu erledigen, die man ja nicht immer nach Wunsch erhalten kann, sondern nur um zu unterrichten, und zwar so gründlich und vielseitig wie möglich, so kann man sich denken, daß eine derartige Lehre eine praktische Ausbildung gewähren muß, wie kein Lehrherr im gewerblichen Leben sie zu geben im Stande ist. Die beiden neueren Schulen werden durch Centralheizung erwärmt und durch eigene Anlage elektrisch beleuchtet. Sie besitzen, außer einem großen préau, ein für über 300 Personen ausreichendes réfectoire, Speisesaal, in dem die Schüler an grauweißen Marmortischen speisen. Dem entspricht die ganze übrige Einrichtung dieser beiden Schulen. Den tüchtigen Schülern werden bei ihrem Abgange auch noch Prämien gewährt. An der école Diderot und Boulle pflegt man außerdem jedem guten Schüler sein Werkzeug mitzugeben. Die Arbeitszeit beginnt verschieden, von $6^{3}/_{4}$ bis $8^{1}/_{4}$ Uhr früh und dauert bis Abends 6 Uhr mit einer Mittagsruhe von $^{1}/_{2}$—1 Stunde und zwei anderen kürzeren Pausen. Donnerstags wird an allen écoles professionnelles auch gearbeitet. Die Leistungen in den drei Fachschulen waren vorzüglich, was bei einem so intensiven Unterricht und dem Aussieben ungenügenden Schülermaterials nicht anders erwartet werden kann. — Man ist bestrebt, mit den in den Schulen hergestellten Gegenständen so wenig wie möglich in geschäftliche Konkurrenz mit der Privatindustrie zu treten. Es gelingt dies auch fast immer, mit Ausnahme der in den Mädchenfachschulen hergestellten Kleidungsstücke, die, um die Unterhaltungskosten dieser Schulen nicht unmäßig zu steigern, zum großen Theil nach „Maß" und zum Verkauf gearbeitet werden. Dagegen werden die in der école Boulle hergestellten Möbel nicht verkauft, sondern zu Geschenken und für Wohlthätigkeitsanstalten verwandt. In der école Diderot verfertigt man theils Maschinen und Apparate für den eigenen Gebrauch, theils Modelle zu Lehrzwecken für die verschiedenen städtischen Schulen und Lehrmuseen. Die schönen Arbeiten der école Estienne werden fast nur als Lehrmittel und Muster benutzt. Sie beanspruchen verhältnißmäßig auch am wenigsten Material, da der Hauptaufwand hier in der Arbeit liegt. Kann man doch Vieles mit denselben Lettern setzen und einige Druckabzüge genügen schon, um zu zeigen, daß die Arbeit richtig ausgeführt ist. Nur Büchereinbände können nicht mehrfach gebraucht wer-

den. Dieselben finden aber reichlich Verwendung als Geschenke, Prämien 2c., ohne dabei mit der Privatindustrie direkt zu konkurriren. Jede dieser 3 Fachschulen wird von 240—260 Schülern besucht. Die Ziffer soll aber, soweit der Raum reicht, noch gesteigert werden. In der école Boulle schon demnächst um 100 Schüler. Die beiden Kunstschulen zählen zusammen ca. 200 Schüler, können auch, ihres beschränkten Raumes wegen, nicht mehr aufnehmen. Die sechs Fachschulen für Mädchen haben je 240 Schülerinnen. Der praktische Unterricht in den Knabenfachschulen wird durch hervorragend tüchtige Praktiker ertheilt, Werkmeister, die auch den Titel „Professeur“ führen. Den theoretischen Unterricht geben wissenschaftlich gebildete Lehrer. An den Mädchenfachschulen fungiren nur weibliche Lehrkräfte. Die Unterhaltungskosten dieser Fachschulen sind sehr bedeutend. Für das Jahr 1895 waren ausgesetzt:

für die école Germain-Pilon	frs	54 500
„ „ „ Bernard-Palissy	„	70 250
„ „ „ Diderot	„	153 091
„ „ „ Boulle	„	200 000
„ „ „ Estienne	„	227 355
„ „ sechs Mädchenfachschulen	„	566 095
	frs.	1 271 291
Die Kosten für den Handfertigkeitsunterricht in den Volksschulen betrug 1895 . . .	„	389 075
Schließlich die Kosten des durch besondre Professoren ertheilten Unterrichts im Zeichnen und Modelliren in den Tagesklassen der Volksschulen und in den Abendklassen für Erwachsene	„	950 600
	frs.	2 610 966

Diese Summe verwendete die Stadt Paris im letzten Jahre für die Kinder des Volkes, nur um bei ihnen den Sinn für Schönheit zu wecken, ihren Geschmack auszubilden und ihnen technische und künstlerische Fertigkeiten beizubringen! Ohne Ueberstürzung aber energisch und zielbewußt geht man vor, wie der Bau einer Schule nach der anderen zeigt. Auch trägt man stets dem jeweilig sich örtlich bemerkbar machenden Bedürfniß Rechnung, wie die drei gewerblichen Fachschulen und die école de physique et de chimie industrielle es beweisen. Letztere würde für unsere Verhältnisse nicht passen. Die 3 anderen zählen auch nicht zu unseren nöthigsten Bedürfnissen auf dem Gebiete des Fach- und Fortbildungsschulwesens, obwohl es nicht zu verkennen ist, daß derartige gewerbliche Musterschulen, wie die écoles Boulle et Estienne, deren es, außer in Paris, auch in anderen größeren Städten Frankreichs noch geben soll, für die Entwicklung und Hebung der Kunst in unseren Gewerben von der höchsten Bedeutung sein würde. Liegt doch, meines Erachtens, das Geheimniß der Pariser Kunstindustrie zum größten Theil in der Erziehung des Volkes! Seitdem ich sah, daß aus einem so nüchternen Volke, wie dem der Nordamerikaner, durch richtigen Unterricht und Fleiß, in den letzten Jahren Künstler hervorgehen konnten, die den Wettbewerb mit den hervorragendsten Franzosen ohne Zagen aufzunehmen im Stande sind, und seitdem ich weiß, daß auch bei uns aus einem einfachen Handwerkslehrling ein zielbewußter, tüchtiger Kunsthandwerker erzogen werden kann, da glaube ich nicht mehr, daß es nur die Naturanlage des Volkes ist, welche das so hoch dastehende und bis jetzt noch unübertroffene Pariser Kunstgewerbe geschaffen hat. Früher genügten daselbst die Museen mit ihrem reichen Inhalt zur Belebung der Phantasie, Heranbildung des Geschmacks und als Lehrmittel für schöne Formen. Dazu kam die in einzelnen Werkstätten von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbende und auch dort wieder zu erlernende Kunstfertigkeit. Seit den ungeheuren Umwälzungen auf technischem Gebiete, der Spezialisirung der Fabrikation in den einzelnen Gewerben, dem schnellen und internationalen Verkehr und dadurch herbeigeführten häufigerem Wechsel des Geschmacks und der Moden, sowie dem stetig zunehmenden Luxus, da genügten diese Bildungsmittel nicht mehr, um die Kunstindustrie und ihre Arbeiter auf der Höhe der Zeitansprüche zu erhalten und die Lehrlinge des Kunsthandwerks gründlich und auch vielseitig genug auszubilden. Dazu bedarf es jetzt anderer Anstrengungen, neuerer und intensiverer Bildungsmittel. Sobald dies in Paris erkannt war, wurden sofort, ohne Ansehung der Kosten, die geeigneten Maßnahmen getroffen. Man richtete zahlreiche neue cours d'adultes ein, erweiterte das Unterrichtsfeld bei den schon vorhandenen, reformirte den Volksschulunterricht und gründete die écoles professionnelles 2c. 2c. Den Inhalt eines Louvre und Musée Cluny können wir nicht schaffen, aber nach vielen Richtungen hin können wir gleiches oder ähnliches Saatkorn ausstreuen, wie die Franzosen, und die Früchte werden bei uns sicher keine viel geringeren, wenn nicht die gleichen sein.

Ich kann die in Paris auf meinen Schulwanderungen gemachten und hier niedergelegten Erfahrungen nicht abschließen, ohne allen denen, welche es mir ermöglichten, dieselben zu sammeln, meinen Dank dafür öffentlich auszusprechen. Dazu zählt in erster Linie der Herr Prefet de la Seine, dessen Erlaubniß mir sämmtliche Schulen öffnete. Ich danke aber auch allen Damen und Herren, die mir in den Schulen selbst mit der größten Bereitwilligkeit und Höflichkeit entgegengekommen sind, und zum Theil sichtlich Freude und Genugthuung darüber empfanden, daß sie einem Deutschen Schuleinrichtungen und Leistungen zeigen konnten, deren Vorzüglichkeit dieser auch keinen Anstand nahm anzuerkennen. Viele Deutsche beurtheilen die französische Volksschule noch nach den Zuständen derselben vor 25 Jahren und verkennen sie daher gänzlich. Die Franzosen haben inzwischen auch auf diesem Gebiet so viel von uns und Anderen gelernt und aus Eigenem noch hinzugefügt, daß sie uns in vielen Dingen jetzt wieder als Vorbild dienen können. Videant Consules!

Magdeburg. C. M. Sombart.

Gabriele d'Annunzio.

Wer aus den mannigfachen Beziehungen des nordischen Lebens in die abgeschlossene italienische Welt der Kunst kommt, mag hier sich sammeln und befreien. Hier mag er sich von den zahlreichen und engen Verbindungen zum heutigen Leben, zu den Menschen lösen, sich auf sich selbst besinnen, alle Bewegung in den ruhigen Fluß der Linien bringen, die Welt in seiner Seele selbst finden und sein höchstes Bestreben darin erblicken, diese zu bilden und in schöner Vollendung, unbeirrt von den äußeren Dingen, darzustellen. Für dieses Erheben der eigenen Seele zu einer völlig abgeschlossenen Welt, für dieses Schaffen des eigenen Lebens zu einem Bilde, zur höchsten Kunst, haben wir nur ein Beispiel: Goethe.

Ein anderer Drang aber müßte in den italienischen Künstlern leben, sie müssen aus der ihnen auferlegten Vergangenheit, sich zu den zahlreichen, verschiedenartigen, oft stürmischen Beziehungen zum Leben sehnen; zu Fluth und Sturm weit greifender Ereignisse. Die Entwicklung ihrer Künstler, denn nur von diesen haben wir gesprochen, wird zu der der unseren, insofern diese in italienischen Traditionen leben, in Vergleich gesetzt, als eine rückläufige erscheinen, von der Vollendung der Form, von der Schönheit der Sprache, von den Bildern der Seele, zur Bewegung, zu Kämpfen und Leidenschaften für ihre Stellung zur Welt und in ihr. Ihr höchstes Ziel ist heute nicht das Leben zur Kunst, sondern die Kunst zum Leben zu bringen.

Jetzt hat in Italien ein Künstler einen jungen, hohen

Ruhm erlangt und er erweist besonders deutlich diese Entwicklung. Er ist feurig und von reicher Kraft, so daß man von ihm hohe Erwartungen erfüllt und übertroffen zu sehen hoffen darf. Gabriele d'Annunzio steht jetzt in den dreißiger Jahren. Was die Vollendung der Form, die Kenntniß der Seele und ihres geheimen und seltsamen Lebens betrifft, hat er Großes erreicht. Dazu ist ihm ohnehin der Weg erleichtert, die Sprache seines Landes, zu den feierlichen Schönheiten der Kunst geschaffen, beherrschte er schon in seiner frühen Jugend wie ein kostbares Spielzeug. Seiner höchsten Aufgabe nähert er sich aber eben jetzt, die Kunst mit den Quellen des Lebens zu befruchten.

Annunzio ist im Jahre 1864 auf dem Meere geboren worden, auf einem Schiffe, das seine Eltern zur Heimath brachte. — Man erzählt von den seltenen Gaben, die er als Kind gezeigt. Diese Eigenschaften des Geistes waren von einer fast zügellosen Leidenschaft beherrscht und gelenkt. Seine Handlungen hatten deshalb immer etwas Elementares. Vom Vater in der fleißigen Betrachtung der Schätze seines Landes erzogen, beherrschte er schon früh die Sprache. Mit 15 Jahren gab er einen Band Verse heraus, die einen Kritiker zu dem Ausrufe antrieben: „Wenn ich sein Lehrer wäre, würde ich ihm eine Medaille und die Ruthe geben!" In seinen Universitätsjahren, dem zügellosen Leben in der ersten Freiheit hingegeben, verfiel er den beiden herrlichen Drohungen jedes Jünglings: der Sucht zum Ruhm und zum Weib. Ein Band Gedichte, in denen die Wollust römischer Geliebten in den reichsten und blühendsten Rhythmen ausströmt, ist aus jener Zeit. Diesen Gedichten folgte ein lauter Ruhm. Aber die eindringliche Größe seiner Kunst beginnt erst nach seiner jähen Rückkehr in die Heimath. Sie mag durch eine plötzliche Verachtung des nichtigen, täglichen Treibens verursacht worden sein und durch die Begierde nach selbständigen großen Werken, deren Plan, Entschluß und Vollendung am besten aus der guten, fruchtbaren Einsamkeit erwachsen. Nun beginnt die ununterbrochene Reihe seiner Schöpfungen*). Seit diesen Tagen ist seine Kunst verändert, die Lyrik vom Roman verdrängt.

Seine Romane aber sind nicht schlechthin erzählende Werke, sie berichten von inneren Ereignissen; darum fehlt ihnen das erste Erforderniß der epischen Kunst: die Plastik der Erscheinung. Denn das, wodurch Menschen und Seelen deutlich werden, sind die Aeußerungen und Folgen ihres Willens, ihrer Empfindungen und Gedanken: Thaten. Es genügt, die Handlungen deutlich genug und schön auszubreiten, um auch die Seelen verständlich und taghell erscheinen zu lassen.

Annunzio schreibt den psychologischen Roman, das heißt, er verzichtet auf die offenen, farbigen Wirkungen der Ereignisse und schildert Seelen; man darf eigentlich nicht einmal sagen, daß er sie schildere, nur daß er sie beschreibe, kann man ihm zugeben. Sie zu zeigen fehlt ihm die Hilfe der Thaten; er kann nur in der eindringlichsten und kunstvollsten Weise von ihnen sprechen. Die Mannigfaltigkeit seelischer Vorgänge, deren blitzendes Fluktuiren wird in den ruhigen Ton einer von den Künstlern des früheren Italiens geerbten Sprache gebracht. Sein ganzes Schaffen entzündet sich an einem tiefen Gefühl für die Macht und Würde der Kunst und an einer innigen Bewunderung für Werke, die er liebt. Darum erkennt man in seinem Schaffen deutlich als seine Lehrer — man braucht ihm deshalb nicht Plagiate vorzuwerfen — die italienischen Erzähler, die großen Psychologen, namentlich Dostojewsky, die neueren Franzosen, die écriture artiste der Goncourt. Auch die bildende Kunst umfaßt er, vielleicht in der Erkenntniß, seine Gestalten nicht sichtbar genug zu machen. Hier begeht er einen schweren Irrthum; er verwendet immer die eigene und die Bildung der Leser in der Malerei dazu, ihnen von seinen Helden deutlichere Bilder zu entwerfen. Er sagt von der sanften Schönheit der Frauen, sie sei von der Art, wie die eleganten Maler des 15. Jahrhunderts sie gemalt; von andern spricht er, daß die Züge ihres Gesichtes den heiligen Frauen der Schule von Siena glichen, oder er vergleicht die Stellung eines nackten, wollüstigen Frauenkörpers mit irgend einer Radirung oder einem Bilde eines italienischen Meisters, etwa des Marc Anton Raimondi oder des Giulio Romano. Diese Verwendung gelehrter Vergleiche ist wohl etwas kunstwidriges, und weit entfernt, seine Gestalten deutlich und lebendig zu machen. Sie gibt ihnen vielmehr etwas anempfundenes, so daß man bei jedem solchen Vergleich aus dem Gegenwärtigen gerissen wird und an das weit Größere denkt, das zum Behelf herangezogen, unserer Einbildungskraft zur Hauptsache wird. So sind auch seine Helden Geschöpfe der Kunst, nicht des Lebens, überaus gebildete Geister, eingespannen in das verworrene Gewebe der Seele, ohne Beziehungen zum Leben, ohne Handlungen, ohne Thaten. Ihre Worte sind von den alten Rhetoren, ihre Weltanschauung von den Philosophen, ihr Körper hat seine Eleganz und die Art seiner Bewegungen von den Helden des großen Italiens.

Ihre Seelen sind überreich; sie sind so ausgebildet, daß sie zum Leben kein Verhältniß mehr haben. Darum haben sie keine Fähigkeit zu einem Schicksal, keinen Willen zur That. Jeder ist einsam; ihre Seele ist wie ein mit Kostbarkeiten beladenes Schiff, auf dem die Düfte orientalischer Gewürze, Seide von fremdem Schimmer und Schätze prächtiger Edelsteine lagern, und das im Meere steuerlos umhertreibt ohne das Ruder des Willens in die Flut des Lebens geworfen. Vom Zufall werden diese Menschen zu einander gebracht, ohne sich zu durchdringen oder eines vom andern Neues zu empfangen; ihre Handlungen drücken nicht ein Verhältniß zu andern Menschen und zur Welt aus, sondern sind unwillkürliche Bewegungen, weil man im Leben eben handeln muß, wie man die Füße regen muß, um zu gehen; aber so unbewußt, wie sie gehen, handeln sie. Was sie thun mögen, ist nicht eine That, die etwas Neues schafft, ein Schicksal erzeugt, ein Leben gleichsam auf die Schultern nimmt und fortträgt, sondern alles ist, wie aus dem Traum heraus, ohne Anfang und Ende. Das äußere Leben hat keine Verbindung mit dem innern, die Begebenheiten des einen bewirken nicht die des andern, beide gehen unabhängig nebeneinander her.

Ihr Verstand dient ihnen überdies dazu, dieses eigene Leben wie ein Unbetheiligter Dritter zu betrachten. So scheint jeder sein Dasein wie ein Schauspiel anzusehen, in dem er sehr beschäftigt ist. Sie sind zugleich Akteure und Zuschauer. Was aber allein zu fruchtbaren Thaten fähig macht, nämlich die Kraft, aus sich herauszugehen, sich zu vergessen, fehlt ihnen ganz. So ist bei ihnen jede Geberde nur ein Schein, der nichts sagt, weil sie innerlich schon darüber hinaus sind und sich zusehen, jede Handlung ist wie die von der Rolle erzwungene Geste eines Darstellers.

Dies fühlen sie selbst deutlich und aus dem Bedürfniß nach Befreiung von sich selbst, nach einem Aufwachen, vollbringen sie etwas, das aussieht wie eine That und in Wirklichkeit nichts bedeutet als eine Anmaßung, als ob sie handelten. Und darum fehlt ihnen die Deutlichkeit der Erscheinung, weil nun eben die That allein auf die Gestalten Licht wirft und den schattenhaften Seelenvorgängen Farbe gibt.

So ist die psychologische Kunst vergebens aufs höchste getrieben, die erstaunliche Tiefe der Beobachtung durch ihren allzu wissenschaftlichen doktrinären Apparat entwerthet. Ueberall herrscht die dumpfe Luft kostbarer, aber sorgfältig verschlossener Gemächer. Alle diese Seelen sind abgeschlossen und sie können vom Leben nichts aufnehmen, wie eine

*) Terra vergine. Novellen. Rom 1882. Sommaruga. — Intermezzo di rime edizione defin. Napoli Bideri 1894 (Roma 1883). — Il libro delle Vergini. (Novellen.) Roma. Sommaruga 1884. — San Pantaleone. Novellen. Firenze. Barbera 1886. Il Piacere. Romanzo 1889. Giovanni Episcopo Napoli. C. Tieno 1892 — L'Innocente. Napoli. Bideri 1892. — Elegie romane (1887—1891) Bologna. Zannichelli 1892. Poesie. I. Milano Treves 1890. II 1893. — Trionfo della morte Romanzo. Milano. Treves 1894. — Le vergini delle rocce. Milano. Treves 1896. — Französische Uebersetzungen von G. Herelle bei C. Lévy. Paris. — Im Deutschen ist „der Unschuldige", Berlin, S. Fischer 1896, erschienen; „Triumph des Todes" ebendaselbst in Vorbereitung.

Lösung, die völlig gesättigt ist. Darum ist eine herbstliche Schwermuth in allen, eine Sehnsucht nach den Küsten, wo es nach Brandungen gibt.

Alle Romane behandeln diese Tragik von Menschen, die leben wollen und eigentlich nicht können; alle suchen Beziehungen zur Welt, Fäden sich mit ihr zu verbinden, nie aber erlangen sie dies. Die innigsten Verknüpfungen mit dem Leben sind in der Liebe und sie ist das heftigste und engste Verhältniß zum Leben, weil es den tiefen Zweck neuer Zeugung von Leben hat; so werden alle die Helden Annunzia's zur Liebe gebracht. Aber keiner wird von ihr durchdrungen, geht in ihr auf und wird zur kraftvollen zeugenden Männlichkeit geführt; ihre Seelen sind unfruchtbar, wie die überzarten auserlesenen Blüthen der Gärten. Alle werden von den leidenschaftlichsten Gefühlen umweht, ihre Umarmungen sind die innigstn, aber immer sind sie in der Liebe am meisten einsam und fühlen, wie sie so ganz außer der anderen Welt stehen und nichts ihnen mit ihr gemein ist. Die Geliebte ist ihnen entweder ein wollüstiges Kunstwerk, das ihr Leben schmückt, wie die üppigen Wandgemälde die antiken Bäder, oder ein sanftes Wesen, das sie zur Gestalt ihrer zarten, webenden Träume schaffen („il Piacere“). Die Natur, mit der sie durch ihren Körper untrennbar verknüpft sind, ist ihren Seelen fremd und fern und erscheint ihnen grausam; sie läßt unbekümmert um den Willen der Menschen ihre Früchte wachsen und zur Drohung werden. So ist im „Unschuldigen“ ein im Ehebruch gezeugtes Kind das Symbol dieser feindlichen Welt, die unerbittlich ihre Früchte treibt und außer der Macht des Menschen steht. Alle haben einen fruchtlosen Kampf mit der gegen die Seele stürzenden Gewalt des Lebens zu führen. Ihre Sehnsucht geht immer wieder dahin, diese ewige Natur zu überwinden, oder in ihr aufzugehen und wie in der Natur, so auch in der Geliebten, in einem Kind als in deren Geschöpfen. Dann wären sie zu Handlungen fähig, die naturgewachsen sind, wie Blätter und Aeste. Sie aber haben dieses Versinken und Sichlösen in der ewigen Natur nicht, überall siegt der Tod („il trionfo della morte“), er tritt hier nicht als sichtbare Gestalt, sondern gleichsam als Schatten hervor. Der Tod wächst aus Seelen empor, aus einer Landschaft, er steigt aus der Linie eines weiblichen Körpers, aus den Ketten der Gedanken, aus den brausenden Gefühlen des dumpfen Volkes.

Das letzte Werk Annunzia's, „die Jungfrauen vom Felsen“, scheint diese Sehnsucht nach dem schlichten Ergießen der eigenen Seele in die Natur, aus den todten Schönheiten der Kunst in das Leben und Thun aufs innigste auszudrücken. Wäre dieses Ziel erreicht, so hätte der Künstler Beziehungen zum Leben gewonnen, die ihm jetzt noch fehlen. Man darf von diesem Werk eine Wendung Annunzio's erwarten.

Gerade zu dieser Zeit geht ein großer Lärm durch Italien und Frankreich; ein unbekannter, italienischer Romanschriftsteller hatte gegen Annunzia die Anklage erhoben, daß er in seinen Werken viele Autoren plagiirt habe. Dieser Vorwurf scheint wohl durch die Bücher selbst entkräftet, deren Stoffe kaum mit denen der Vorbilder vergleichbar sind. Daß er köstliche Einzelheiten wie Edelsteine in seine Krone herübernahm, ist nicht zu tadeln bei einem Autor, dessen eigene Kunst sich vorzüglich an der der großen Meister, nicht so sehr am Leben selbst gebildet hat. In einem Briefe an den Redakteur des „Figaro“ schreibt Annunzio:

„Als ich „il Piacere“ schrieb, war ich sehr jung; und als guter Lateiner liebte ich die geschnittenen Steine, übersetzte Catull und Martial und hegte eine besondere, wenn sie wollen, beklagenswerthe Vorliebe für eine gewisse erotische Bilderkunde. Ich entnahm dem Buche eines Zeitgenossen, das mir zufällig unter die Augen kam, einige Bilder und einige Einzelheiten, wie ich andere in den römischen Chroniken des 16. und 18. Jahrhunderts oder in den übermüthigen toskanischen Erzählern, oder auch in besonderen Fällen in Unterhaltungen der modernen Gesellschaft suchte. Es gibt genug solcher sonderbaren Ausdrucksweisen und wunderlicher Worte, was aber haben sie mit der Komposition oder dem Begriff eines Kunstwerkes zu thun. ... Es handelt sich für die Kunst doch nur um eine Frage, habe ich es verstanden, auch jenen entliehenen Einzelheiten meinen persönlichen Stempel aufzudrücken? Die wahre Originalität eines Schriftstellers besteht in der Kunst, so zu arbeiten, daß alles, was er berührt, ihm für immer anzugehören scheint.“

Annunzio steht in vollen Kräften und alles treibt ihn vorwärts zu dem Ziel, seine Menschen aus der künstlichen Schönheit und Einsamkeit der Seele, in der sie bisher geschmachtet, zu den reichen Quellen des Lebens, des Schicksals, zu führen. Er mag mit seiner ruhigen, männlichen Freude an sich, das Wort von sich gebrauchen — es steht als Devise auf jedem Brief, den er schreibt, ebenan —, die blühende Umwandlung der Worte des römischen Kaisers:

Qualis artifex valeo!

Wien. Otto Stoeßl.

Ein philologischer Briefwechsel.

Wenn unser eins einmal in der Fremde mit Jemandem in ein Gespräch kommt, so versteht es sich unter Deutschen von selbst, daß nach etwa zehn Minuten die Frage erfolgt: „Verzeihen Sie, Herr Doktor — was sind Sie eigentlich für ein Doktor?“ Wer darauf zu antworten hat: „Ich bin Philologe“, der thut es nicht ohne Scheu, nicht weil wir uns der Philologie zu schämen hätten — sind wir doch glücklich genug, hat sie sich unserer nicht zu schämen! — sondern weil es von diesem Augenblick an in der Regel mit der Gemüthlichkeit aus ist. Der Andere antwortet langsam: „So, so — ein recht interessantes Studium!“ — aber hinter dieser geistreichen Bemerkung spielt das unsichtbare Orchester seiner Gedanken deutlich genug die Melodie: „Nein aber! und es schien doch ein ganz verständiger Mensch zu sein!“ Es giebt ja mildernde Umstände, wenn man z. B. Gymnasiallehrer ist; aber die Grundanschauung bleibt doch in der Regel die, daß die Philologie so wenig wie etwa die Briefmarkenkunde oder die Theorie des Skats ein Lebensberuf für einen erwachsenen Menschen sein sollte.

Dergleichen „durch keinerlei Sachkenntniß getrübte“ Geringschätzung haben der Reihe nach die verschiedensten Wissenschaften in weiteren Kreisen genossen. Und zwar ist das Merkwürdigste dabei dies, daß fast immer die Disziplinen den herbsten Spott ernten, die die Tradition echter Wissenschaftlichkeit in einer ihr sonst entfremdeten Zeit am besten aufrecht erhalten. Als mit der Einführung des römischen Rechtes in Deutschland zuerst wieder ein ernsthaftes Studium von selbständigerem Charakter anhob — gleich war der Hohn der Bürger und der Haß der Geistlichkeit wider die „Rechtsverdreher“ gerüstet; und so lang ein kleiner Rest von experimenteller Forschung und empirischer Beobachtung in der mittelalterlichen Arzneikunde lebte, so lange ermüdete man nicht, ihn mit stehender Satire zu verfolgen — wobei die Auswüchse viel weniger getroffen wurden als der gute Kern selbst, der Geist objektiver Prüfung, den auch die modernste Satire auf die Aerzte, Léon Daudets blutig monotones Buch von den „Morticoles,“ zur eigentlichen Zielscheibe nimmt. Auch bei der Philologie steht es nicht anders: viel Feind! viel Ehr! Als sie zu trüber Citatensammlerei verknöcherte, da beugte man sich vor ihr in dumpfem Respekt; sobald aber Heyne und Michaelis, Fr. Aug Wolf und Gottfried Herrmann, Boeckh und Lachmann sie zu neuem und vielseitigem Leben erweckten, da begann auch gleich die Feindschaft rechts der Romantiker, links der „Männer des praktischen Lebens“ jene Wahnvorstellung von dem hinter Büchern verkümmernden, seinem Volk und seiner Zeit fremden Philologen aufzubringen, die noch heut nicht ganz ausgestorben ist. Die Philologen Uhland, Jakob Grimm, Hoffmann v. Fallersleben haben freisinnig in die Politik eingegriffen, als in Württemberg und Hannover und Preußen Juristen und Theologen, Beamte und Kaufmannschaft sich noch scheu

zurückhielten; Wilhelm Wackernagel, Moriz Haupt, Otto Jahn, Theodor Mommsen haben um ihrer politischen Stellung willen Verfolgung erlitten; die klassischen Philologen Köchly und Thiersch, die Germanisten Heinrich Rückert und Wilhelm Scherer haben ihre politischen Ideale auch in Ansprachen an das große Publikum, in Zeitungsartikeln und Aufsätzen eifrig verfochten. Und so wenig als dem politischen blieben sie dem künstlerischen Leben fern. Gottfried Herrmann, der Freund Goethe's und Uebersetzer Schiller's Otto Jahn, der Biograph Mozart's, Wilhelm Grimm, Wackernagel, Scherer, die kunsthistorische Untersuchungen schrieben. Sie sammelten Volkslieder und studirten modernste Kunstpoesie, verdeutschten Dante und Carducci, nahmen Partei für oder wider Cornelius, Richard Wagner, Zola; sie lenkten die Aufmerksamkeit ihrer Schüler auf die Sprache des täglichen Lebens, auf die Verschen der Kinderstube, auf die Benennungen für Gebäck und Getränk, auf tausend alltägliche Dinge, die den vornehmen Romantikern zu gering und den praktischen Leuten zu gleichgültig waren. Die Philologen haben das Studium des Durchschnittsmenschen, des Durchschnittslebens erst entdeckt und aufgebracht, nicht die Historiker, die nur auf Fürsten und Führer achteten, nicht die Philosophen, Nationalökonomen, Statistiker, die mit Typen arbeiteten. Zum Dank machte man aus dem Philologen das Zerrbild des zerstreuten Professors, der 1870 seine Kollegen fragt, was für ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich das sei, von dem er in chinesischen Zeitungen lese. War Wohlwollen dabei, so erhielt man das Bild des Professors Raschke in der „Verlorenen Handschrift"; ward nur mit der Schablone gearbeitet, so kam ein Benedix'scher Professor auf der Hochzeitsreise heraus. Und Philologenfeinde wie A. W. Vogel oder P. Kerrtich hatten diese Bilder noch heut für ähnlich, vielmehr für typisch; denn daß einmal ein einzelner Sprachforscher so aussehen könnte, das wird natürlich Niemand bezweifeln.

Und nun sehe man einmal die zwei Bände Philologenbriefe durch, mit denen der Verein für die Geschichte von Ost- und Westpreußen die gelehrte Welt und hoffentlich sie nicht allein beschenkt hat.*) Sie führen gerade recht in die Zeit hinein, in der die moderne Karrikatur des philologischen Stubenhockers aufkam. Und wie kam sie auf? Rings umher beherrschte die Naturphilosophie alle Wissenschaft; Medizin und Naturkunde, Nationalökonomie und Jurisprudenz, Geschichtsforschung und Theologie wurden nach Hegel's oder Schelling's Schablonen a priori konstruirt oder mindestens ward das überlieferte Thatsachenmaterial in vorgefaßte Schemata eingezwängt. Der einzige Alexander von Humboldt hielt auf zahlreichen Gebieten der Naturwissenschaft das Grundprinzip aller echten Forschung aufrecht: den Respekt vor der Thatsache; und ganz allmählich erst gelang es den Johannes Müller oder Leopold Ranke Physiologie oder Historik aus dem philosophischen Bann loszulösen. Alexander von Humboldt aber war selbst ein Stück Philolog und Bruder eines großen Sprachforschers. Sonst aber war es in diesem Zeitraum der Gans und Rosenkranz ganz allein die Philologie, die an der gesunden Ueberlieferung festhielt und Beobachtung forderte statt der Spekulation, Sammlung, Sichtung, Ordnung aller Thatsachen statt gelegentlicher Belege für vorgefaßte Meinungen. Was heut „naturwissenschaftliche Methode" heißt, könnte mindestens ebenso gut „philologische Methode" heißen, denn an der Sprache haben die Griechen im Alterthum, die Inder, Araber Juden im wissenschaftlichen Mittelalter, die Deutschen in der Neuzeit den Respekt vor der Thatsache zuerst gelernt.

Gerade die beiden großen Gräcisten, die den Mittelpunkt dieses brieflichen Symposions bilden, die Königsberger Philologen Lobeck und Lehrs, sind rechte Vertreter der gesunden, nüchternen Beobachtung. Romantik und Naturphilosophie überdeckten damals die Mythenforschung mit einem Gewirr unbeweisbarer Hypothesen; jede Erzählung ward durch willkürliche symbolische Aus- und Unterlegung zum gewünschten Zweck gedeutet. Da tritt als stärkster Kämpfer für historische Interpretation Lobeck auf und wird von dem alten Johann Heinrich Voß gepriesen:

„Wenige fand ich auf meinem erfahrungsreichen Wege durch dies sogenannte Leben, welchen Wahrhaftigkeit im Großen und Kleinen heilig war, so heilig, wie meinem Schutzheiligen Lessing. . . . Eitle bemühen sich, den Theil der Schriftkunde, worin sie vorglänzen, über das geistige Verständniß zu erhöhen . . ."

Und das ist auch die Grundanschauung von Lobeck's Schüler und Freund Lehrs, daß Eitelkeit zumeist neben bloßer Unwissenheit das Verständniß hindert: „Vornehmheit, Seelenlosigkeit und Unkenntniß dieser Gegenstände" wirft er mit hübschem Ausdruck einmal solch' einem „Eiteln" vor. Das war auch Goethe's Anschauung, daß man nur dann zu sehen lerne, wenn man die Eitelkeit unterdrückt, die Vordringlichkeit des Willens, der bestimmte Dinge zu sehen verlangt, die Heftigkeit der Temperamente, die unwillkommene Erscheinungen nicht sehen will. Und mit Goethe trifft Lehrs auch sonst oft genug zusammen, der ihn und Plato als seine beiden Leitsterne feiert; noch nach einem Vierteljahrhundert erinnert er sich der Stunde, wo bei der Lektüre der Iphigenie in einsam verbrachter Neujahrsnacht Goethe's überirdische Hoheit ihn zuerst ergriff. Jean Paul ist auch ihm „der Chinese in Rom": seinen „Hesperus" vergleicht er mit dem Kabinet eines Alchymisten, kostbar, witzig, verschiedenartig, aber toll, maschinenhaft, unheimlich; Pallagonische Mißgestalten findet er darin, wie Goethe in jener wilden Skulpturengalerie des Fürsten Pallogonio. Wie Goethe haßt er den sich breit machenden Dilettantismus, liebt er einen klaren Stil als Zeichen eines klaren Geistes, ist er auch zu Gunsten des strengen Stils eines Cornelius ungerecht gegen Begas' „Bestialitäten" oder R. Wagner's Musik und Textbuch. Vor allem aber durch und durch Goethisch ist seine Stellung zur Antike. Gerade wie der Dichter in den berühmten Worten seines „Winckelmann" stellt er ihre Einheitlichkeit, ihre innere Festigkeit unserer Zerrissenheit gegenüber:

„Das ist ja unsere moderne Qual: wir sollen die disparatesten Welten begreifen, und wer wird stumpf und einseitig genug sein, dies abzuweisen — aber mit unserem Herzen werden wir doch nur bei einer sein können; wenigstens gewiß, was doch Niemand wird bestreiten können, mit unserem ganzen Herzen."

So klar umschrieb 1853 ein Philolog in der ostpreußischen Universität, „wo alles fünfzig Jahre später kommt", das hochmoderne Phänomen, das Renan und Bourget und nach ihnen die Hansson und Bahr nicht müde werden als Krankheit unserer Gegenwart zu schildern! — Dabei hat man nicht den Eindruck, als habe ihn selbst diese „moderne Qual" gepeinigt. Wie er Plato und Goethe zusammenstellt, wie er in seinen berühmten „Populären Aufsätzen" den Einheitspunkt findet für Griechenthum und Spinozismus und für Goethe's Stellung zu beiden, so hindert ihn auch seine unbedingte Verehrung der Antike nicht, die französische Tragödie und das Auftreten der Rachel mit leidenschaftlichem Antheil zu verfolgen. Er urtheilt nicht nur unbefangen über Schiller's schlechtesten Ton — den Kassandraton —, sondern macht auch über Scheffel's Ekkehard treffende Bemerkungen und schließt aus D. Fr. Strauß' Mangel an Verständniß für die unvergängliche Hoheit vieler Bibelstellen auf einen natürlichen Gemüthsmangel des Verfassers des „Leben Jesu" — und das zu einer Zeit, wo dieser auf der Höhe seines Ruhmes stand. Ueberhaupt ist der getaufte Jude, der fromme Verehrer altgriechischen Glaubens voll von Ehrfurcht vor dem Christenthum, das allein die Liebe unter die Pflichten und Tugenden gebracht habe. Diesen ungeheuren Fortschritt leugnet er nicht; richtet er aber seinen Blick auf das Gesammtwerk der Weltgeschichte, so wird er skeptisch wie Goethe, wie Ranke, wie Nietzsche.

An diesem Skepticismus trägt freilich auch die politische Signatur der Zeit vor 1870 ihren guten Theil Schuld. Denn der Königsberger Philolog ist ein heftiger Politiker

*) Ausgewählte Briefe von und an A. Chr. Lobeck und K. Lehrs nebst Tagebuchnotizen her. von Arthur Ludwich. 1. Theil 1802—1849, 2. Theil 1850—1878. Duncker & Humblot, Leipzig 1894.

— und in seinem ganzen Freundeskreise spielt neben der Philologie gerade die Politik unbedingt die Hauptrolle. In Tagebuchnotizen klagt Lehrs über den „Egoismus der Theilnahmslosigkeit.“ Er schreibt:

„Jedes absolute Regiment in gebildeten Zeiten, festigt sich durch Demoralisation. Es übt diese natürlich zunächst auf diejenigen, welche ihrem Einfluß zunächst unterworfen sind: Beamte. Es wendet die drei großen Triebfedern an: Furcht, Eigennutz, Eitelkeit. Die letzte ist aber bei den Gelehrten stärker als leicht bei einem anderen Beamtenstande ... Dazu kommt bei manchem wirklich ein Bedürfniß nach innerer Ruhe, um ihren Gedankengang zu verfolgen: und wohl ist es da schwer auf einem gewissen Punkte selbst dieses Opfer zu bringen: wohl mag es da schwer sein sich nicht zu überreden, man dürfe nicht um der Wissenschaft willen sich fügen jeder Fügung — und den Glauben zu halten, Gesinnung gehe über die Wissenschaft, und Wissenschaft blühend bei verrotteter Gesinnung sei werthlos!“

Und diese Sätze, die Lehrs 1843 aufzeichnete, passen wohl noch heut, und heut vielleicht besser als vor fünfzig Jahren. Denn in seiner Umgebung wenigstens trifft man nichts von solcher Theilnahmslosigkeit und Gesinnungslosigkeit. Karl Lachmann politisirt und schilt auf die Kraftlosigkeit aller Parteien (1842), Giesebrecht, der Historiker, politisirt und findet in den Kleinstaaten wenig, aber auch in dem Großstaat Preußen nicht Alles groß und gesund (1865), Gottfried Herrmann und Rosenkranz, der Philosoph, schreiben vom Landtag und aus der Paulskirche. Der alte Oberpräsident von Schoen, Steins Genosse und zum Theil der Erbe seiner Ideen, wettert (1850) über die jetzige Zeit, wo Bajonette und Kartätschen Meinungen niederstechen und niederdonnern sollen und sogar der sanftere Lobeck beklagt sich (1844), daß man jetzt die Reformation als eine Revolution ansehen will. Als dann aber das große Jahr 1870 kommt, da ist Lehrs feurig und voll mit dem Herzen dabei und einem Freund, der die Ergebnisse dieser Siege nicht feiern will, schreibt er heftige Worte, die auf Jahre ihren Verkehr beendigen.

An kräftigen Worten fehlt es auch sonst nicht. Als eine Natur, die mit echter Gläubigkeit an ihren Idealen hängt, vermag Lehrs gegen die, die er als Verderber ansieht, recht zornig zu werden, während Lobeck sie mehr ironisch behandelt. Die beiden Bände sind überfüllt mit scharfen, aber fast immer treffenden Charakteristiken. Lehrs schildert den großen Physiker Franz Neumann, der vor kurzem erst in höchstem Alter abgeschieden ist, mit wärmster Begeisterung:

„Eine merkwürdige psychologische Erscheinung ist unser Freund Neander, bei dem, wie mir nun klar ist, alles aus einer wahren zärtlichen Liebe zu dem Herrscherhause — die doch eben wie jede Liebe ganz unantastbar ist — hervorquillt. Nun dieser klare Strom, diese gleichmäßige Konsequenz, dieser Scharfsinn in aller Rechtfertigung mit der durchbrechenden Herzlichkeit, dies aus dem bedeutungsvollen Kopf mit dem wunderschönen Organ — es ist als wenn man sich einer Vision gegenüber befindet.“

Den großen Naturforscher und den großen Philologen verbindet, was der letztere ein ander Mal (1859) an dem ersteren hervorhebt:

„Er ist eigentlich noch der einzige aus der alten Zeit idealer Bildung — es ist außerordentlich, was das vermittelt — und zugleich wissenschaftlicher Vollgediegenheit.“

Wo eins von beiden fehlt, kann Lehrs recht böse werden. Aber in der Kunst, Gegner zu Tode zu charakterisiren, ist Lachmann ihm noch überlegen, der hier in vollstem Glanze erscheint, wissenschaftlich in prachtvollen Auseinandersetzungen über Sage und Volksepos, menschlich in seiner fröhlichen Herzensgüte, „mildherzig, weich und voll Liebe“, wie ein Schüler den gestrengen Meister nach seinem Tode charakterisirt. Und wie malt er sich selbst:

„Muß man sich nicht freuen, wenn einem hie und da, was doch auch vorkommt, ein frischer Junge begegnet, ein einfacher und zuweilen auch ein gescheiter? Ich habe daran meine Freude, schimpfe mich aus über Dummheit und Hochmuth, und mache meine Sachen wie sie mir gemäß sind: was schadet es, wenn man jetzt geschmäht oder verschmäht wird? Was man gut gemacht hat, wird schon noch einmal gelten: und was nicht taugt, hole der Teufel jetzt oder dann“.

Solche Herzlichkeit des naiven Aussprechen zeigen aber auch andere; wahre Liebesbriefe schreiben J. Grimm und Gottfried Herrmann an Lobeck, Moriz Haupt und Fr. Ritschl an Lehrs. Aber wo getadelt wird, ist es auch nicht übel. „K. F. Hermanns opus postumum erhielt ich gestern: er scheint nur nach seinem Tode besser zu schreiben,“ meint Lehrs, der ein ander Mal einen plötzlich schreibselig gewordenen Kollegen mit Jung Jochen in der „Stromtid“ vergleicht: „Jochen red't!“ Gutzkow erhält ein voll gemessenes Theil in höchst interessanten Briefen Julian Schmidts, in denen der berühmte Kritiker seine volkspädagogischen und litterarpolitischen Absichten auseinandersetzt. Er schreibt an Lehrs (1852):

„Sie heben den Mangel an gesundem Menschenverstand hervor, der sich in Deutschland findet. Ich möchte noch ein zweites hinzufügen, was freilich im Wesen mit jenem zusammenfällt: den Mangel an richtigem Gefühl. Die sophistische Bildung unserer Zeit hat nicht nur unsere Köpfe, sondern auch unsere Herzen verdreht. Ich halte das für schlimmer, als unsere politische Misere. Schlechte Staatsverfassungen lassen sich ändern, aber mit einem depravirten Volk ist nichts zu machen. Wir sind auf dem besten Wege dazu. Wenn Gutzkow es wagen kann (in seinem Dankmar wie früher in seinem Werner) einen ausgemachten Lump, der sich in jeder Lage auf die möglichst gemeine Weise benimmt, als Ideal darzustellen, so ist das nicht böse Absicht, sondern die unvollkommene Unfähigkeit, Gut und Böse, beständig und unbeständig von einander zu unterscheiden. Und Gutzkow ist nicht ein Individuum, sondern der Typus der am meisten verbreiteten Bildung, die sich im Leben gerade so gerirt, als im Roman“.

Sie schreiben alle gern und ausführlich, mit Liebe zur Sache und mit Behagen an der Form, und daher sind auch ihre Briefe so oft wahre Meisterwerke, nicht bloß die der Großen, Voß, Lachmann, Böckh, Ritschl, nicht nur die der berühmten Männer wie Meineke, Köchly, Rosenkranz, sondern auch die der Kleineren. Horkel, der Schwiegersohn des Gymnasialdirektors Meineke vom Joachimsthal, schreibt Briefe, in deren Autor man sich geradezu verlieben muß; der alte Schoen schreibt prächtige Billets über die militärische Unfähigkeit des Leonidas; und Lehrs selbst erzählt in langen Berichten anschaulich von Wien und Berlin, von Beynuhnen, dem Gut des Herrn v. Fahrenheit, der in seinem skulpturenreichen Park ein Stück Griechenland nach Ostpreußen zauberte, oder vom Musikfest, denn er war auch ein eifriger Musikfreund. Jüngere führen sich mit charakteristischen Selbstzeugnissen ein, so Paul de Lagarde, Michael Bernays. Doch wo solle man enden! Ich muß Lehrs' eigene Worte citiren, die er über Grote's „Personal life“ schreibt:

„Nichts ist schwerer, als die Anzeige eines solchen Buches, nämlich viel zusammengesetzt aus Tagebüchern, Briefen u. dergl. Es ist Alles so interessant und das Ganze so vielseitig, daß man eigentlich immer das Gefühl hat, eines ist so wichtig und interessant als das andere, und man müßte Alles abschreiben.“

Oder auch, um den Zauber dieser Briefsammlung zu erklären, wollen wir mit seinen Worten über den Briefwechsel Goethe's mit den Brüdern Humboldt schließen:

„Da kann man wieder unter idealgestimmten und geist- und gemüthreichen Männern idealer Zeit athmen und mitfühlen und mitdenken!“

Berlin, Juli 1896.

Richard M. Meyer.

A. v. Boguslawski: Die Ehre und das Duell. Berlin 1896. Schall und Grund.

Die Akademie von Tokio, sagt man, hatte einmal ein Preisausschreiben über das Thema erlassen: warum wiegen todte Fische schwerer als lebende? Es war eine Anzahl von Arbeiten eingelaufen, die namhaftesten Gelehrten hatten sich an der Streitfrage betheiligt, und die Preisrichter hatten Mühe, ihr Urtheil zu fällen. Verschiedene Arbeiten zeichneten sich durch tiefgründige Wissenschaftlichkeit aus, mehrere Lösungen, obschon sie sich widersprachen, wirkten, jede für sich betrachtet, ganz überzeugend. Man war im Begriff, sich zu entscheiden — als ein Zwischenfall eintrat. Es stellte sich heraus — todte Fische wiegen nicht schwerer als lebende.

Ich muß an diese kleine Geschichte denken, so oft ich über Ehre und Ehrkränkungen streiten höre. Denn ich meine, niemand kann einem andern die Ehre nehmen; die Streitfrage ist illusorisch; entehren kann ein jeder nur sich selbst. So schien mir auch, da ich jetzt A. von Boguslawski's Schrift „Die Ehre und das Duell" las, der eine Theil der Arbeit von vornherein widerlegt durch das Bismarck'sche Wort, das Boguslawski als Motto seiner Schrift vorangesetzt hat: „meine Ehre steht in Niemandes Hand als in meiner eigenen". Das ist in der That ganz meine Meinung.

Wenn Boguslawski daher schreibt: „Deutsche Abgeordnete erlauben sich, den guten Ruf zu nehmen, das höchste Gut, die Ehre zu beschimpfen oder zu vernichten" — so muß ich bei allem Respekt vor deutschen Abgeordneten doch bekennen, daß ich ihnen dies Vermögen so wenig wie andern Sterblichen zuerkennen kann; und wenn es an anderer Stelle heißt: „eine Bewegung der Hand kann anzeigen, daß ein Mangel an Wahrhaftigkeit vorausgesetzt wird; gegen solche Kränkungen giebt es keine Rechtshilfe" — so muß ich wiederum bekennen, daß ich im Bewußtsein meiner Wahrhaftigkeit deren auch keineswegs bedarf. Boguslawski beklagt sich bitter über die Verleumdungssucht moderner Zeitungsschreiber, im Hinblick auf das Duell. Dennoch bin ich fest überzeugt, er selbst würde, wie wir alle, nur eine Antwort für sie haben — Schweigen. Man kann unter Verleumdungen schwer zu leiden haben, man kann unter Umständen sogar dadurch gezwungen werden, der Oeffentlichkeit Einblick in die eignen Verhältnisse zu gestatten; das aber ist auch das Aeußerste; man befaßt sich nicht mit dem Gezücht der Verleumder. Schon weil man sie dadurch am Sichersten zum Schweigen bringt.

Ich kann auch das andere Motiv nicht gelten lassen, das nach Boguslawski's Ansicht häufig und mit Nothwendigkeit zum Duell führt — „die Unterhaltung verbotener Beziehungen mit den weiblichen Personen der Familie des Betreffenden". Nur wer in der Frau ein höriges Wesen sieht, das man „verführt" wie ein wehrloses Thier, dem man den Strick um den Hals wirft, nur der ist zu der Forderung berechtigt, daß für eine Verführte Mann oder Bruder ihr Leben einzusetzen verpflichtet seien. Eine Frau, die sich verführen läßt, ist das kaum werth; und andrerseits: ein Duell wird das sittliche Niveau einer Familie, in der sich Mädchen oder Frauen verführen lassen, nicht eben heben. Wird auch am Urtheil der andern über sie nichts ändern. Wohl aber muß ich wiederum Boguslawski entgegentreten, wenn er im Hinblick auf das Duell schreibt, daß Verleumdungen die ganze Zukunft besonders unverheiratheter Frauen vernichten können — folgt daraus die Nothwendigkeit des Duells und ist es in diesem Fall zu irgend etwas nütze? Boguslawski sieht ein Hauptmerkmal der Ehre im persönlichen Muth. Ich auch. Wie aber steht es um den persönlichen Muth des Mannes, den Verleumdungen abhalten, ein Mädchen, das er liebt und dem er vertraut, zu heirathen?

„Es ist klar, daß die Grundlage jeder Standesehre die Mannesehre, bezw. die des Gentlemans sein muß" — ich habe diesen Satz der Boguslawski'schen Schrift nicht ohne Wehmuth gelesen. Das englische Wort, vollendete Ehrenhaftigkeit zu bezeichnen — in England existirt das Duell bekanntlich nicht mehr — angewandt in einer Schrift, die das Duell unter Umständen als nothwendig vertritt. Boguslawski ist auch seinerseits den Gründen nachgegangen, die, abgesehen von den strengen gesetzlichen Maßnahmen, das Duell in England entbehrlich gemacht haben. Er findet sie im Temperament des Engländers und in den eigenartigen militärischen Verhältnissen des Inselreichs. Ich meine sie liegen tiefer — in der Bildung, die in England breitere Schichten durchdrungen hat. Das Wort der Gesetzgeber zur Zeit der französischen Revolution ist nicht, wie Boguslawski meint, darum ein unwahres, weil es sich nicht sofort bewahrheitet hat, sondern besteht in voller Gültigkeit noch heute: „abaissons les barrières qui séparent le peuple français en plusieurs classes et le duel disparaîtra de lui-même."

Und wenn der Gesetzgeber fortfährt: „le peuple français rougit de ses vieilles erreurs" . . . so meine ich, ist es Zeit geworden, den Satz ins Deutsche zu übersetzen. Denn wirklich, auch das Schamgefühl wird nicht darunter leiden, wenn die Familienehre durch richterlichen Spruch hergestellt wird. Ein Geheimhalten war auch bei dem Duellwesen nicht möglich — Boguslawski vergißt in diesem Fall die Untersuchungen des Ehrgerichts. Und wie heftet sich die Skandalsucht der Reporter an ein jedes Duell!

So habe ich der Studie Boguslawski's in ihrer Prämisse, in dem Begriff des Ehrgefühls, entgegentreten müssen. Aber der Frage nach der Nothwendigkeit des Duells hat Boguslawski verhältnißmäßig geringen Raum gewidmet. Den Haupttheil seiner Schrift macht eine historische Untersuchung über Entstehung des Duells und die einschlägige Gesetzgebung aus. Ich freue mich, da ich in Boguslawski einen unserer hervorragenden Militärschriftsteller schätze, konstatiren zu dürfen, daß der geschichtliche Theil des Werkes in hohem Maße interessant und maßgebend ist für die Beurtheilung der Verhältnisse.

Boguslawski tritt in eine Kontroverse mit Professor v. Below in Bezug auf die Frage ein, ob ein Zusammenhang zwischen dem modernen Duell und der Fehde in der Feudalzeit bestehe. Below mag Recht haben, wenn er einen äußerlichen Zusammenhang, eine nachweisbare historische Entwicklung leugnet. Ich neige aber Boguslawski durchaus zu, wenn er das moderne Duell in einem gewissen inneren Zusammenhang nicht nur mit der mittelalterlichen Fehde, sondern auch im weiteren Sinne mit dem gerichtlichen Zweikampf und der Fehde in der germanischen Urzeit sieht. Interessant ist dabei der Nachweis Boguslawski's, daß die Kirchenversammlung zu Ravenna unter Otto I. den Zweikampf selbst unter Geistlichen stillschweigend zuließ. Wie denn die Geschichte des Duells im Mittelalter auch eine Periode aufweist, in der der Zweikampf nur mit königlicher Erlaubniß gestattet war.

Der eigentliche Boden des modernen Duells wurde Frankreich. Vom Jahre 1566 an schon finden sich Erlasse der Könige, die das Duell bei Todesstrafe verbieten. Heinrich IV. lenkte ein; er glaubte dem Duellunwesen wirksamer steuern zu können, wenn er gebot, seine königliche Erlaubniß dazu einzuholen. Ludwig XIV. war der eigentliche geistige Urheber der Halbheit, in der man heute dem Duell gegenübersteht. Er gab strenge Erlasse dagegen, — entließ aber sofort den Offizier, der sich aus einem Ehrenstreit nicht „selon l'honneur mondain" herauszog. In Frankreich entwickelte sich auch der Begriff der „beschränkten Satisfaktionsfähigkeit"; mit der „Roture" schlug man sich nicht, selbst wenn man ein Mitglied derselben gröblich beleidigt hatte.

Die Stellungnahme Ludwig XIV. wurde von den preußischen Königen im Großen und Ganzen übernommen. Auch Friedrich II. trat gegen das Duell nicht entschieden ein. „Le point de la difficulté qui reste à résoudre", schreibt er, „serait de trouver un expédient qui en conservant l'honneur aux particuliers, maintient la loi dans toute sa rigueur" — auch er war also, was den Kenner seiner Persönlichkeit nicht eben überrascht, ganz im Spinnwebe der Zeitvorstellungen verfangen. Mit vielem guten Willen mochte sich dann erst Friedrich Wilhelm IV. an die Aufgabe, durch Einsetzung von Ehrengerichten dem Duellunwesen zu steuern; der heutige Zustand datirt im Wesentlichen von einer Verordnung Kaiser Wilhelms aus dem Jahre 1874.

Die lustigste Bestimmung aber wurde 1841 in Hannover getroffen. Dort wurden Offiziere — nur Offiziere — straflos gelassen, falls sie ein Duell zur Vertheidigung ihrer Ehre eingingen. Den Civilisten gegenüber hieß es: ja Bauer, das ist ganz was anders.

Natürlich, die Geschichte des Duells ist eine Krankheitsgeschichte. Aber die Krankheitsgeschichte ist eben wesentlich zur Beurtheilung der Verhältnisse, und in dieser Frage ist ein jeder zum Arzt berufen. So wird auch den Gegnern des Duells die Schrift Boguslawski's werthvoll. Denn in klarer und knapper Darstellung ist hier alles Wesentliche zusammengefaßt.

Es kommt ein anderes hinzu, das Boguslawski's Schrift auch anders Denkenden sympathisch macht: ist auch das Terrain unhaltbar, es wird männlich und vornehm vertheidigt.

Ernst Heilborn.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 45 — Berlin, den 8. August 1896. — 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt

Politische Wochenübersicht.

Der internationale Sozialistenkongreß zu London hat so geendigt, wie der Beginn es erwarten ließ. Zunächst ein wüstes Durcheinander; dies müssen auch die Sozialdemokraten zugeben; es war das die Zeit der Auseinandersetzung mit den Anarchisten; sodann Berathungen, welche die offiziellen Organe der Partei als große Thaten feiern, die aber alle Welt und auch die Sozialdemokraten selbst, wenn sie nüchtern mit sich zu Rathe gehen, als bedeutungslose Beschlüsse bezeichnen müssen; sie sind so belanglos, daß es nicht einmal verlohnt, des Einzelnen auf sie einzugehen. Einige sind von der Art, daß auch weiter rechts stehende Parteien sie ohne weiteres in ihr Programm aufnehmen könnten; andere zeigen das Gegentheil der immer betonten Einigkeit des internationalen Proletariats; sie erweisen, daß die Partei in den verschiedenen Ländern verschieden zu operiren sich bequemen muß und zwar aus Opportunismus; dritte endlich haben jenen rein utopischen Charakter, der so charakteristisch für die Sozialdemokratie ist, und der mehr und mehr bedeutungslos für die praktische Politik auch in den Augen der eigenen Bekenner zu werden beginnt. Dazu kommt schließlich, daß die sogenannte „proletarische“ Bewegung, deren Losung lautete: „Arbeiter aller Länder vereinigt Euch“, heute bereits in zwei Theile auseinander gebrochen ist.

Es gibt heute eine „Proletarierbewegung“, wie man zu sagen liebt, unter der Fahne der Sozialdemokraten, und eine andere „Proletarierbewegung“ unter der Fahne der Anarchisten, die in der Phantastik der Ziele sich gleichen und in den Mitteln, diese Ziele zu erreichen, sich nicht gleichen. Die Anarchisten sind utopisch in dem einen wie in dem anderen; die Sozialisten in Bezug auf die Mittel nicht mehr in gleichem Maße. Eine Illusion ist nach der anderen bei ihnen entschwunden in Bezug auf die Schnelligkeit, mit welcher der „große Kladderadatsch“ herbeizuführen sei. Von Etappe zu Etappe ging die Umgestaltung, bis zuletzt auch die Durchführbarkeit des Generalstreiks verneint worden ist, so daß heute die Sozialdemokratie eine Partei ist mit einem Ideal, das freilich seines alten Charakters nicht entkleidet ist; aber auch diese Partei beginnt zu jenem Ideal auf Wegen zu marschiren, die sich von den Wegen anderer Parteien nicht wesentlich unterscheiden.

Diese Entwicklung ist naturgemäß und diese Entwicklung ist gut; und sie wird, wenn die modernen Staaten in kraftvoll abwartender Ruhe verharren, weiter dazu führen, daß den Sozialdemokraten der Weg nach dem Unerreichbaren mit der sich dehnenden Länge langweiliger und langweiliger wird und im gleichen Maße wichtiger das in der Gegenwart Erreichbare. In dieser Richtung liegt die Umbildung der Sozialdemokratie zu einer radikalen politischen Partei.

Auch der internationale Sozialistenkongreß in London ist also durch die Ausstoßung der Anarchisten ein wohlgefügter Ring in jener Kette, die unter den Hammerschlägen der realen Verhältnisse und nicht von einer einzelnen gesetzgeberischen Zwangsmaßregel geschmiedet, die Sozialdemokraten mehr und mehr an die Wirklichkeit mit ihren Erfordernissen fesselt.

Daher kann man sagen, jener Kongreß ist trotz seiner relativen Inhaltlosigkeit und seines tumultuösen Charakters programmmäßig, das heißt nicht nach dem offiziellen Parteiprogramm, wohl aber nach jenem maßgebenden Programm, das die innere Nothwendigkeit vorzeichnet, verlaufen. Die Entwicklung ist nicht von Neuem abgeirrt, und sie ist nicht vorübergehend zum Stillstand gekommen, sondern sie bewegt sich fort nach jenem Ziele relativer Beruhigung, das die bürgerliche Gesellschaft, erschreckt durch Einzelerscheinungen, so oft schon und immer wieder aus dem Auge verliert.

Darum Triumph zu rufen, wäre ganz falsch; denn es kann sich sehr wohl auch ein anderes Bild wieder einmal zeigen, und gleich falsch wäre es alsdann, erneut in Angst nach der Polizei zu schreien. Die sozialdemokratische

Bewegung ist zu bedeutungsvoll, als daß sie auf Grund einzelner Symptome beurtheilt werden könnte. In ihrem großen Zusammenhange muß sie aufgefaßt werden, als der Kampf des vierten Standes nach stärkerer Berücksichtigung im politischen und wirthschaftlichen Leben; das ist das Bleibende in der Bewegung, während die sogenannten letzten Ziele zweifellos dem Wandel der Zeiten unterworfen sind und schon bisher der Umformung nicht entgingen.

In einer solchen Entwicklung bedeutet ein Kongreß sehr wenig; es ist erfreulich, wenn sein Verlauf im Sinne liberaler Auffassung als normal bezeichnet werden kann; aber es zeigt, daß sowohl die bürgerlichen Parteien wie die Sozialdemokratie die Bedeutung von Reden und Beschlüssen überschätzen, wenn die einen heute mit besonderer Befriedigung auf das sogenannte Fiasko und die anderen mit gedämpfter Freude auf die sogenannten werthvollen Beschlüsse blicken.

Auf der einen wie auf der andern Seite tritt damit eine Ueberschätzung dessen zu Tage, was Debatten und Beschlüsse für das moderne Leben bedeuten. Das moderne Leben mit der ihm innewohnenden Kraft, mit den Millionen und Millionen Einzelexistenzen, die in Betracht kommen, wird nicht gelenkt durch Kongresse, nicht einmal durch Regierungen und Parlamente mit der hinter ihnen stehenden Exekutivgewalt; höchstens beeinflussen beide in gewissem Grade die Entwicklung dieses modernen Giganten. Seine Erziehung vollzieht der Zwang jener Hunderte von realen Machtverhältnissen, die jedes einzelne Individuum so fest einschnüren, daß ein Impuls, den ein Kongreß geben kann, ihnen gegenüber überhaupt nicht oder auf die Dauer niemals aufzukommen vermag. Und daher wird es der bürgerlichen Gesellschaft nur möglich sein, zu einem ersprießlichen Programm gegenüber der Sozialdemokratie zu gelangen, wenn sie nicht an das Wunder glaubt, die Sozialdemokratie durch Zwang oder durch schmeichlerisches Entgegenkommen gewinnen zu können, und wenn sie ebensowenig das Wunder des sozialdemokratischen Zukunftsstaats fürchtet; statt dessen muß sie die Erziehung der Realität des Lebens, das in hundert Formen an der Sozialdemokratie umformend arbeitet, überlassen — erwachsene Menschen werden nur noch durch das Leben erzogen —, und sie hat nur dafür zu sorgen, daß jene Erziehung nicht beeinträchtigt werde durch politische Ungerechtigkeit oder durch eine Verkümmerung des modernen kraftstrotzenden Lebens auf Grund reaktionärer Experimente; denn welche Schäden auch im Einzelnen unsere Zeit dem so kritischen und so empfindlichen Auge unserer Generation aufweist, sie hat sich doch zauberkräftig erwiesen, der Menschheit politischen und materiellen Fortschritt und damit Fortschritte der Humanität zu bringen, wie nie eine Zeit vor ihr — diese geschmähte Aera des bürgerlichen Liberalismus in allen civilisirten Staaten.

Der Charakter jener Gefühlserregungen, welche der Untergang unseres deutschen Kriegsschiffes, der **Iltis**, hervorgerufen hat, stellt eine beachtenswerthe und bezeichnende Erscheinung unserer Tage dar. Dem Mitgefühl mit den braven Seeleuten, die ihren Tod gefunden haben, gaben auch wir Ausdruck, und wir können in Deutschland mit Befriedigung es verzeichnen, daß jenseits unserer Grenzen gleichfalls Sympathieen sich geregt haben. Es ist das menschlich schön und bezeugt die Solidarität des Empfindens in allen Kulturstaaten.

Aber mit dem Ausdruck solcher einfachen Empfindungen begnügt man sich nicht mehr; sich gegenseitig exaltirend gelangte man allmählich dahin, in Seeleuten, die ihre Pflicht thaten, schließlich Helden zu sehen, die weit über gewöhnliches Menschenmaß hinauswuchsen, und nur folgerichtig war es, daß man für Helden solchen Schlages ein Denkmal verlangte.

Wir gönnten den Hinterbliebenen der armen Todten auf dem Meeresgrund gern die Erleichterung, die darin liegt, den Heimgegangenen als einen Helden ungewöhnlicher Art betrauern zu können. Allein mit solcher Uebertreibung ist augenscheinlich eine öffentliche Gefahr verknüpft.

Wir haben in Deutschland eine Zeit hinter uns, da muthvoll seine **Pflicht** zu thun, verfluchte Schuldigkeit war; das verlangte der kategorische Imperativ, und solches Empfinden hat uns groß gemacht. Es sieht aber wie eine ernste Abirrung aus, wenn im theatralischen Ueberschwang die Proportionen gänzlich vergessen werden, und wenn die Pflichterfüllung, die gewiß immer anerkennenswerth ist, sogleich als **unerhörte Großthat** ausgegeben wird. Ein Volk, das auf diesen Wegen sich bewegt, und das die höchste Anerkennung so schnell dekretirt, kommt in Gefahr, wahren Großthaten die Wurzeln abzugraben, denn Großthaten einer Nation wachsen nur auf **einem** Boden; dem öffentlichen Bewußtsein muß die unbedingte Pflichterfüllung als das Selbstverständliche erscheint.

In unsere öffentlichen Sitten reißt mehr und mehr eine solche falsche Pathetik ein; sie zu bekämpfen und das Empfinden zu gesünderer, schlichterer und maßvollerer Aeußerung zurückzuführen, wird nothwendig sein; denn was die braven Seeleute des **Iltis** gethan haben, das leisten an Kaltblütigkeit alljährlich auch Tausende unserer Seeleute auf Kauffahrteischiffen, und wenn wir den einen ein Denkmal setzen wollen und wenn wir nicht aufhören, sie in Telegrammen zu feiern, was sollen wir dann thun, wenn wieder einmal Zeiten wie die des Jahres 1870 mit ihren Thaten heraufziehen.

Stille und würdige Pietät für die Todten und werkthätige Unterstützung für die Hinterbliebenen, aber etwas weniger Ueberschwang in Worten, der nicht das beredteste Zeugniß echten Gefühles ist, — das wäre zu wünschen.

Einer unserer „Kolonisatoren," Schröder mit Namen, ist wegen seiner Verbrechen in Deutsch-Ost-Afrika zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurtheilt worden. Das Schicksal dieses Mannes wird voraussichtlich eine erzieherische Wirkung haben; ob für ihn selbst, das lassen wir unerörtert; aber jene Rohheit, die sich glaubte in Afrika Alles erlauben zu können, wird eingeschüchtert werden; und daß ihr ein Zaum angelegt wird, war seit langem eine Nothwendigkeit. Hier mußte endlich durchgegriffen werden und dazu scheint man jetzt erfreulicherweise entschlossen; dann wird die Aera Peters, Leist, Wehlan schnell ihren Abschluß erlangen.

Im Orient ist Alles so schlimm wie bisher, oder vielmehr schlimmer, denn in der Dauer der Zustände liegt schon an sich die Verschlimmerung. Dazu kommt, daß England abgeschwenkt ist und in Bezug auf Kreta eine Sonderpolitik verfolgt. Es will gegen die Aufständischen Zwangsmaßregeln nicht gutheißen und nicht unterstützen. Diese Politik ist nicht human; leicht wird die Folge derselben zu einer Entwicklung wie in Armenien führen; oder will England alsdann nicht mit verschränkten Armen zusehen?

Für den Augenblick ist die humanste Politik die, der Türkei zu helfen, der Anarchie Herr zu werden, und sie zugleich zu Reformen **zu zwingen**; beides ist gleichzeitig möglich. Greift die Anarchie um sich, so ist der Metzeleien zunächst schwerlich ein Ende, und die Folgen können schließlich eine Aufrollung der gesammten orientalischen Frage sein. Solche Entwicklung scheint England nicht zu scheuen; ob das politisch klug ist, erscheint recht zweifelhaft. Denn es ist naheliegend, daß gerade die Haltung Englands, die anderen betheiligten Mächten zu einem Arrangement ohne und gegen England reizen könnte.

* *
*

Die werbende Kraft der Sozialdemokratie.

Ludwig Bamberger's Artikel „Zur Philosophie des Bäckerstreits", die Erörterungen Lujo Brentano's über den Niedergang des Liberalismus, die sich daran knüpften, sowie die speziellen Ausführungen Léon Leclère's über die jüngste Wahlniederlage der belgischen Liberalen und M. Hainisch's und G. Steinbach's über den Zersetzungsprozeß, von dem die liberale Partei Oesterreichs ergriffen ist, haben einer Reihe von Lesern der „Nation" Anlaß gegeben, in Zuschriften an den Herausgeber dieser Zeitschrift ihre private Meinung zum Ausdruck zu bringen.

Es ist interessant, daß dabei eine völlige Uebereinstimmung der Ansichten selbst bei denen, die politisch und persönlich aufs engste befreundet sind, nicht zu Tage tritt. Man erkennt daraus aufs neue, wie komplizirt das zur Besprechung gebrachte Problem ist, und in welchem Gährungszustande sich die öffentliche Meinung demselben gegenüber befindet.

Um dies auch durch einen speziellen Beleg zu veranschaulichen, veröffentlichen wir im unmittelbaren Anschluß an den gegenwärtigen Artikel eine jener Zuschriften, die von einem jungen Gelehrten herrührt, dessen moralische Integrität zweifellos ist, dessen Bekenntnisse darum als ein besonders charakteristischer Ausdruck der sozialistischen Vorstellungen anzusehen sind, die einen Theil der gebildeten deutschen Jugend ergriffen haben. Gerade diese Zuschrift hat mich veranlaßt, die Diskussion erneut aufzunehmen. Ich möchte meinerseits das Problem in die Frage fassen: „Worin besteht die werbende Kraft der Sozialdemokratie?"

Daß die Sozialdemokratie in einzelnen Staaten des europäischen Kontinents den alten liberalen Parteien den Wind aus den Segeln genommen hat, ist unbestreitbar; speziell bei uns in Deutschland haben wir diese Erfahrung bei zahlreichen Reichstagswahlen machen müssen. Man kann deshalb im Verhältniß zur Sozialdemokratie wohl von einem Niedergange der liberalen Parteien reden. Aber ein Niedergang der liberalen Parteien bedeutet noch nicht nothwendigerweise einen Niedergang des Liberalismus, d. h. der liberalen Ideen. Man hat in England oft genug erlebt, daß die Konservativen sich genöthigt sahen, die Ideen der sich in der Minderheit befindlichen Liberalen — manchmal sogar unmittelbar nach einer Niederlage derselben — zu verwirklichen. Ich brauche nur an die Haltung Sir Robert Peel's gegenüber der Antikornzollbewegung zu erinnern, welche Disraeli zu der boshaften Bemerkung veranlaßte, Peel habe seine liberalen Gegner beim Baden überrascht und ihnen die Kleider fortgenommen, um sich dieselben anzuziehen. Dieser selbe Disraeli befolgte dann zwanzig Jahre später dieselbe Politik der Nachgiebigkeit gegenüber liberalen Forderungen in noch viel drastischerer Weise, als er, der Gladstone's Wahlreform mit dem ganzen Aufgebot seiner Dialektik bekämpft und damit den Sturz des liberalen Kabinets herbeigeführt hatte, unmittelbar nachher dem Unterhause seinerseits eine Bill vorlegte, welche bei der Ausdehnung der Wahlberechtigung noch ziemlich weit über den von der Whigregierung gezogenen Rahmen hinausging; es gelang ihm auch, to dish the Whigs. Wir haben Aehnliches in Deutschland auch erlebt. Die beiden auffälligsten Beispiele dieser Art sind die Einführung des allgemeinen Wahlrechts durch Bismarck und die Durchführung einer liberalen Handelspolitik durch den konservativen Grafen Caprivi.

Durch nichts kann eigentlich die Lebensfähigkeit des Liberalismus deutlicher erwiesen werden, als dadurch, daß selbst Gegner, die zur Herrschaft gelangen, durch die Macht der Umstände sich gezwungen sehen, liberale Ideen zur Durchführung zu bringen. Die äußerliche Einbuße an parlamentarischem Einfluß, welche die liberalen Parteien erlitten haben — und zwar erlitten haben in der Konkurrenz mit der neu aufstrebenden Sozialdemokratie — ist deshalb nicht ohne weiteres als eine Abwirthschaftung des Liberalismus anzusehen; ich bin vielmehr der Ansicht, daß die werbende Kraft der Sozialdemokratie gerade aus der Uebernahme und der Radikalisirung liberaler Forderungen hervorgegangen ist und noch weiter hervorgeht, während das eigentlich Spezifische der Sozialdemokratie — der Kollektivismus ihres Programms — niemals die vermuthete große Anziehungskraft besessen hat und jedenfalls zur Zeit durchaus nicht mehr besitzt.

Man verfolge nur die praktische politische Thätigkeit unserer deutschen Sozialdemokratie! Kann jemand im Ernste davon reden, daß sie mit ihrem dogmatischen Kollektivismus unter den Massen wirksam Propaganda macht? Seit Jahr und Tag verzichtet die sozialdemokratische Partei darauf, für dieses kollektivistische Programm ernsthaft zu wirken; es hat eine wesentlich dekorative Bedeutung bekommen, wird bei großen sozialdemokratischen Kirchenfesten wohl als das Allerheiligste behandelt, aber für die praktische politische Arbeit verliert es immer mehr an Zugkraft.

Die werbende Kraft erwächst der Sozialdemokratie aus ganz anderen Quellen. Die sozialdemokratische Partei gewinnt in demselben Maße Anhänger, wie sie ihr kollektivistisches Programm zurücktreten läßt und die wesentlichsten Grundsätze des Liberalismus in radikalster Form auf ihre Fahnen schreibt. Liberalismus ist ja kein scharf definirbarer Begriff, und deshalb kann selbst eine Partei, die in beträchtlichem Maße von den Ideen des Liberalismus lebt, sich doch vor ihm bekreuzigen. Aber das Eine wird man wohl zugestehen müssen, daß der Kernpunkt des Liberalismus die Rechtsgleichheit ist, nicht bloß die formale Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz, sondern eine wahre Gleichheit der Berechtigung aller Bürger gegenüber dem Staat.

Diese Gleichheit der Berechtigung schließt die Privilegirung einzelner Klassen im Wege der Verwaltung, wie im Wege der Gesetzgebung aus, sie läßt es nicht zu, daß einzelne Stände, einzelne Konfessionen, daß Adel und Reichthum — z. B. im Offizierstande oder unter den Verwaltungsbeamten oder im Richterstande oder sonstwie — begünstigt und andere Staatsbürger von gleicher Leistungsfähigkeit zurückgesetzt werden.

Diese materielle Rechtsgleichheit schließt ferner den Protektionismus aus dem gesammten Gebiete der Wirthschaftspolitik aus; denn jener Protektionismus, der sich beispielsweise in Schutzzöllen, Liebesgaben, Ausfuhrprämien und dergleichen bethätigt, ist nichts Anderes, als die Parteiergreifung des Staates für die Interessenten des in industriellen Unternehmungen, wie in Grundbesitz angelegten Kapitals auf Kosten derjenigen, die lediglich ihre Arbeit zu Markte zu bringen haben. In dieser Weise braucht man die Idee der materiellen Rechtsgleichheit nur auf allen Gebieten des staatlichen Lebens weiter zu verfolgen, um das innerste Wesen des Liberalismus zu erkennen.

Was man den liberalen Parteien zum Vorwurf machen kann, ist die Thatsache, daß sie nicht zu allen Zeiten diesem Grundsatz materieller Rechtsgleichheit in allen seinen Konsequenzen — speziell auch mit Rücksicht auf die Arbeiter — praktische Geltung zu verschaffen gesucht haben. Diese Unterlassungssünde hat die Gründung einer besonderen Arbeiterpartei bei uns wesentlich erleichtert. Die Trennung wurde dadurch erweitert, daß diese neue Arbeiterpartei sich zunächst um kollektivistische Grundsätze sammelte, die für die Liberalen völlig unannehmbar waren; sie wurde dann vertieft durch das unselige Sozialistengesetz, das einen starken Keil zwischen Bürgerthum und Arbeiter trieb und von den liberalen Parteien theils offen angenommen, theils nicht mit jener Entschiedenheit bekämpft wurde, welche diese Durchbrechung des liberalen Prinzips erfordert hätte. An dem Sozialistengesetz erstarkte die Sozialdemokratie, nicht an ihren kollektivistischen Grundsätzen; hinter den Wällen des Sozialistengesetzes hat sie Gelegenheit gehabt, sich als gesonderte Arbeiterpartei machtvoll zu organisiren. Sie ist stark geworden durch die Ungerechtigkeiten der herrschenden Klassen gegen die in der Sozialdemokratie zusammengefaßten Arbeiter, und selbst, nachdem das Sozialistengesetz längst gefallen ist, wirkt der Geist dieses Gesetzes noch immer fort.

Selten hat derselbe einen so drastischen Ausdruck gefunden, wie in dem kürzlich erlassenen Erkenntniß des Oberverwaltungsgerichtes gegenüber dem Bürgermeister von Kolberg, der sich unterstanden hatte, der sozialdemokratischen Partei einen unter städtischer Kontrolle stehenden Versammlungssaal nicht zu verweigern, den er vorher anderen Parteien eingeräumt hatte. Die Motive dieses Urtheils sprechen Bände. Mit diesem Urtheil in der Hand kann die Sozialdemokratie in jeder Wahlversammlung den überzeugenden Beweis liefern, daß eine wirkliche Rechtsgleichheit ihr gegenüber nicht besteht.

Und das ist nur ein Vorkommniß unter vielen! Kann es Wunder nehmen, daß solche in der Verwaltung wie in der Justiz öfter wiederkehrenden Vorgänge immer aufs neue unter den arbeitenden Klassen den Gedanken befestigen, der heutige Staat sei ein Klassenstaat, dem es nicht um wahre Gerechtigkeit, sondern um die Aufrechterhaltung der Macht und um die Förderung der einseitigen Interessen der herrschenden Klassen zu thun sei? Mit anderen Worten: die werbende Kraft der Sozialdemokratie geht hervor aus ihrer Forderung nach Gerechtigkeit. Damit gewinnt man auch Anhänger aus Kreisen, die dem Kollektivismus ganz fern stehen.

Den Arbeitern geschieht innerhalb unserer gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung Unrecht: das ist auch das Leitmotiv jener Erwägungen, die so manches Mitglied unserer gebildeten Jugend dem Sozialismus entgegentreiben. In der nachstehend zum Abdruck gelangenden Zuschrift kommt das an einer Stelle in charakteristischer Weise zum Ausdruck. Es heißt in diesem Bekenntnisse, daß der Verfasser desselben allmählich zur Ueberzeugung gelangt sei, wie die formelle Gleichberechtigung aller Klassen der Bevölkerung doch im Grunde auf eine Einmischung des Staats zu Gunsten des wirthschaftlich Starken hinauslaufe, daß deshalb ein positiver Schutz der wirthschaftlich Schwachen von Seiten der Staatsgewalt erforderlich sei und der wahren Gerechtigkeit mehr entspreche, als die Neutralität der Staatsgewalt bei den wirthschaftlichen Kämpfen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern.

Es liegt etwas Wahres in dieser Annahme. Wer bei einem Kampfe zwischen einem Stärkeren und einem Schwächeren unthätig zusieht, ergreift damit — wenn auch nicht formell — Partei für den Stärkeren, dessen Sieg er geschehen läßt. Aus dieser Erwägung heraus kann auch der Liberalismus, ohne seinen Grundprinzipien untreu zu werden — ja sogar in richtiger Konsequenz dieser Grundprinzipien — dazu kommen, einen positiven Schutz der wirthschaftlich Schwachen seitens der Staatsgewalt zu verlangen. Gegen einen solchen Arbeiterschutz hat sich der deutsche Liberalismus meines Wissens auch nie grundsätzlich erklärt. Er hat denselben vielleicht nicht energisch genug gefördert, als er noch größeren Einfluß besaß, und jedenfalls hat er sich die Führung bei diesen Arbeiterschutzfragen aus der Hand nehmen lassen. Er stand zu lange unter der zwar an sich berechtigten, aber leicht mißzuverstehenden Erwägung, daß die staatliche Gesetzgebung bei solchen positiven Schutzmaßregeln nur gar zu leicht vorbei haut und in Wirklichkeit die zu Schützenden in ihrer gesammten wirthschaftlichen Position nicht fördert, sondern schädigt. Zu einem grundsätzlichen Widerspruch gegen eine Arbeiterschutzpolitik, die darauf abzielt, die physische und moralische Gesundheit der arbeitenden Klassen, speziell der arbeitenden Unmündigen und Frauen, die sich gar nicht oder nur schwer selbst zu schützen vermögen, durch direkte staatliche Maßnahmen im Rahmen des sonst freien Arbeitsvertrages nach Möglichkeit zu schützen, liegt dagegen für den Liberalismus an sich kein Anlaß vor, so sehr eine vorsichtige Prüfung bei den einzelnen Maßnahmen vom Nützlichkeitsstandpunkt aus angezeigt erscheint, und so viel zweckmäßiger auch jene Regelung ist, die sich im unmittelbaren Anschluß an die Bedürfnisse des einzelnen Betriebes aus der freien Initiative der zunächst Betheiligten vollzieht.

Anders steht es um die staatliche Einmischung zum Zwecke der Lohnregulirung.

Hier wird ein direkter Staatseingriff im Wege der Gesetzgebung verlangt, um den Antheil des Arbeiters an den aus dem kapitalistischen Betriebe hervorgegangenen Produkten zum Nachtheil des Kapitals und zu Gunsten der Arbeit zu erweitern. Hier hört der Arbeiterschutz auf, und beginnt die Arbeiterbegünstigung —, ein Protektionismus der Arbeit, der grundsätzlich, wie in seinen praktischen Folgen, nicht minder bedenklich wäre, als es der gegenwärtig herrschende Protektionismus des Kapitals ist, und der in konsequenter Fortbildung schließlich zum Kollektivismus führen müßte.

Bis zur positiven Arbeiterbegünstigung in diesem Sinne ist aber noch ein weiter Weg, und der Reformeifer unserer Generation wird den Weg bis zu dieser Grenze schwerlich durcheilen. Einstweilen stecken wir jedenfalls noch im Protektionismus des Kapitals, und die Arbeiter haben mehr Anlaß, dagegen zu Felde zu ziehen, als sich die Köpfe zu zerbrechen, wie man einen Protektionismus der Arbeit einrichten könne.

Diese Ueberzeugung, die sich den denkenden Köpfen unter den sozialdemokratischen Führern mehr und mehr aufzudrängen scheint, und die auch unwillkürlich das ganze taktische Verhalten der sozialdemokratischen Partei bestimmt, wird hoffentlich in einiger Zeit auch jene akademische Jugend, die sich in den logischen Schlingen des Kollektivismus gefangen hat, zum radikalen Liberalismus zurückführen; eine etwas schärfere Beobachtung der thatsächlichen wirthschaftlichen Entwicklung wird ihr dabei zu Hilfe kommen.

Es ist doch unverkennbar, daß trotz aller Mängel unserer privatkapitalistischen Wirthschaftsordnung die wirthschaftliche Lage der Arbeiter sich im Laufe der Zeiten — und insbesondere in diesem Jahrhundert — ganz außerordentlich verbessert hat. Die menschliche Arbeitskraft wird von Jahr zu Jahr produktiver, d. h. die Summe der Arbeitsprodukte im Verhältniß zur aufgewandten Arbeitskraft wächst beständig, und man muß blind sein, um nicht zu erkennen, daß bei dieser sich fortgesetzt steigernden Produktion die arbeitenden Klassen an den hervorgebrachten Erzeugnissen auch einen fortgesetzt wachsenden Antheil erlangen.

Dieses Wachsthum ihres Antheils kommt nicht einmal so sehr durch die Steigerung des Geldlohns zum Ausdruck, wie durch den Preisfall der Konsumartikel: — eine dem Produktionsfaktor Arbeit günstige Kulturentwicklung, wie sie auch im Herabgehen des Kapitalzinsfußes und der Grundrente sich geltend macht. Und diese den Arbeitern günstige Entwicklung vollzieht sich trotz des kapitalistischen Protektionismus, der speziell auf dem europäischen Kontinent noch fast durchweg zum Nachtheil der Arbeiter in Geltung ist!

Es liegt auf der Hand, daß es für die materielle Lage eines Arbeiters, der 1000 Mark Lohn im Jahre erhält, ziemlich einerlei ist, ob er eine Lohnerhöhung um 100 Mark erlangt, oder in die Lage versetzt wird, seine Lebensbedürfnisse um 100 Mark billiger einzukaufen; mit anderen Worten: jede staatliche Veranstaltung, die ihn zwingt, seine Lebensbedürfnisse um 100 Mark theurer einzukaufen, kommt in dem angenommenen Beispiele einer Lohnverkürzung um 10 Proz. oder der Ausnutzung des zehnten Theiles seiner Arbeitskraft zu Gunsten protegirter Kapitalisten gleich.

Mir scheint — nebenbei bemerkt — gerade der sogenannte Kathedersozialismus ist den Interessen der Arbeiter wenig gerecht geworden, indem er diese protektionistische Benachtheiligung der Arbeiter, die für deren gesammte Lebenslage praktisch von ungleich größerer Bedeutung ist, als die viel gepriesene kaiserliche Sozialpolitik mit ihren Zwangsversicherungsorganisationen, gewissermaßen wie eine quantité négligeable behandelte, als es darauf ankam, gegen die Bismarckische Protektionspolitik für das Konsumenteninteresse der Arbeiter nachdrücklich Partei zu ergreifen.

Die Sozialdemokratie selbst hat sich dieses Fehlers durchaus nicht mitschuldig gemacht; man hat auch hier den radikalsten Standpunkt eingenommen und jegliche Belastung des Konsums der unteren Klassen schlankweg auf den Index gesetzt; auch hier sind es liberale, ins Extrem getriebene

Grundsätze, mit denen man politisch für die sozialdemokratische Partei die besten Geschäfte macht.

Und was von der Bekämpfung des Protektionismus im Interesse gerade der Arbeiter gilt, gilt nicht minder von der Bekämpfung der Reaktion, die auf eine Geldentwerthung durch Einführung des Bimetallismus, auf eine Einschränkung der Freizügigkeit, der Gewerbefreiheit, des Koalitionsrechtes der Arbeiter u. s. w. abzielt

Ich komme damit auf den Ausgangspunkt dieser Betrachtungen zurück: nicht der Liberalismus hat abgewirthschaftet, die radikal zugespitzten liberalen Grundsätze bilden vielmehr das wichtigste politische Betriebskapital der Sozialdemokratie, mit der sie ihre unleugbaren politischen Erfolge bei uns in erster Linie erlangt hat.

Th. Barth.

Ein politisches Bekenntniß.

Verehrter Redakteur und Freund!

Es scheint mir, daß Sie in den letzten Heften der „Nation" Ihr Augenmerk immer mehr der Erscheinung zuwenden, daß in diesen Zeiten der Gährung so viele bürgerliche Elemente, die der jüngeren Generation angehören, sich vom Liberalismus abwenden und in sozialistisches oder sozialdemokratisches Fahrwasser gerathen. Auch Professor Brentano hat ausdrücklich auf diese Erscheinung hingewiesen, und da ich weiß, daß Sie auch mich zu den verirrten Schafen zählen, obwohl Sie mir in Ihrer Liebenswürdigkeit Ihr Wohlwollen, wie ich hoffen darf, nicht ganz entzogen haben, und da ich gerade in einem der Länder, auf das exemplifizirt wurde, in Oesterreich lebe, so möchte ich, gleichsam zu meiner Rechtfertigung — wenn Sie's so nennen wollen — Ihnen ein selbst erlebtes Stück der Psychologie dieser Umwandlung vorführen.

Ich glaube mich zum Sezirobjekte besonders zu eignen, da ich in gewissem Sinne einen reinen Typus aufzuweisen habe. Denn ich bin in durchaus bürgerlicher Umgebung aufgewachsen, war umgeben und beeinflußt von Liberalen, war aber allerdings von Hause aus angeleitet, über Bord zu werfen, was mir falsch, und anzunehmen, was mir richtig schien. Ebenso ist mir der Sinn für individuelle Freiheit und die Begeisterung für jene Freiheitskämpfe des Jahres 1848 eingeprägt worden, an welchen mein Vater und mein Großvater theilgenommen haben.

So war ich, wie Sie mir wohl zugestehen müssen, zum Liberalen prädestinirt, wenn auch, ich muß es gestehen, durch Temperament und Erziehung etwas radikal veranlagt: ich weiß nicht, ob Sie das als einen Fehler betrachten werden. Vollständig naiv, ein Knabe, war ich der Ueberzeugung, daß alles Gute liberal oder demokratisch sei — die Konservativen waren natürlich für mich die schwarzen Teufel, und sind es auch geblieben. Mit Begeisterung folgte ich als Gymnasiast den Schuldebatten im österreichischen Abgeordnetenhause, ich hielt die Männer der vereinigten Linken für wirkliche Helden, und erinnere mich noch, wie erstaunt ich über die Aeußerung eines tiefer eingeweihten Kameraden war, der meinte, das sei durchaus noch nicht das Rechte und mit dem Heldenmuthe sei es gar nicht weit her. Ich las historische Werke und war ganz durchtränkt vom Geiste des 18. Jahrhunderts. Was ich damals von der sozialdemokratischen Arbeiterpartei wußte, gefiel mir sehr gut, weil ich merkte, daß die wenigen organisirten Sozialdemokraten, die es damals in Oesterreich gab, sich ihrer Haut energisch wehrten und sehr schlecht behandelt wurden; allein ich stellte mir eben eine Art von sehr liberaler Partei unter ihnen vor, die für allgemeines Wahlrecht, Vereins-, Preß- und Versammlungsfreiheit, progressive und Erbsteuer eintreten würde, was mir sehr gefiel; in meinen kindlichen Reden nahm ich meine Schützlinge gegen den Vorwurf des Kommunismus, der Gleichmacherei u. s. w. in Schutz und behauptete, daß sie „vernünftige Leute" seien. Von Nationalökonomie hatte ich keinen Dunst, und nach meiner Matura las ich auf Rath von älteren „manchesterlichen" Freunden Adam Smith, Stuart Mill und Leroy-Beaulieu mit Eifer und Begier und fand alles herrlich. Die Einfachheit ihrer Gesetze imponirte mir, und deshalb vor Allem glaubte ich an sie, ebenso wie mir in derselben Zeit die Abstraktionen des römischen Rechts imponirten; historische oder praktische Grundlagen für eine Kritik fehlten mir gänzlich. Meine Weltgeschichte war von Ideen beherrscht, und ich glaubte in der That, daß im liberalen Systeme der Tüchtige sich Bahn bricht, unter jeder Bedingung.

Allein gerade dieser Punkt des Systems gerieth ins Wanken, der für mich, ich möchte sagen, eine gemüthliche Nothwendigkeit war. Denn ich hatte aus der Lektüre englischer Schriftsteller, noch mehr aus meiner metaphysischen Vorurtheilslosigkeit heraus, den Determinismus zu einem Grundpfeiler meines Denkens gemacht, und meine geringen historischen Kenntnisse hatten mich gelehrt, die Rolle des Einzelindividuums in der Gesammtentwicklung gering zu schätzen. Ich danke es einem Liberalen, einem Manne, den auch Sie verehrt haben und dem ich immer für die Güte dankbar sein werde, die er dem Bengel von 18 Jahren in zahlreichen sokratischen Besprechungen gewidmet hat, daß er mich auf den Widerspruch zwischen der Theorie vom Durchbrechen des Genies und der anderen von der historischen unbedingten Bedingtheit aufmerksam gemacht hat. Mögen Sie darüber denken, wie Sie wollen, mir erschien und erscheint es als Antinomie. Ich mußte eine von beiden über Bord werfen. Ich weiß, daß ich redlich beide Seiten geprüft habe, soweit es in meiner Macht stand. Ich entschloß mich schließlich — und Lange's „Arbeiterfrage" mag mich dabei beeinflußt haben — für den definitiven Untergang der Macht des Einzelindividuums. Ich glaube, daß dies der Anstoß war, der mich veranlaßte, nach der Methode von Descartes meine Gesammtanschauungen, eine nach der anderen, zu revidiren, und die Revision nahm Jahre in Anspruch. Meine praktischen Erfahrungen, unter Kollegen und sonst, zeigten mir, daß die formell freie Konkurrenz noch lange nicht die gleiche Wahrscheinlichkeit des Erfolges in sich schließt; daß der juristisch gesprochen von Gleichberechtigten abgeschlossene „freie Vertrag" thatsächlich häufig auf der einen Seite eine Nothlage, in der Regel eine wirthschaftliche Abhängigkeit, voraussetzt, und ich gestehe, daß mich in dieser Ueberzeugung die Vorlesungen von Prof. Lujo Brentano wesentlich bestärkt haben. Es war also nichts mehr mit der schönen formellen Gleichberechtigung, an die ich so gerne geglaubt hatte. Ich mußte weiter gehen und mir zugestehen — ich versichere Sie: höchst ungerne — daß durch diesen Schutz der bloß formellen Gleichberechtigung der Staat sich doch unzweifelhaft zu Gunsten des wirthschaftlich Starken einmische, ja daß es, wenn man so will, der Staat ist, der sich einseitig zu Gunsten der heutigen Form des Eigenthums x. x. „einmischt". Man durfte mir also mit der Einwendung gegen die staatliche Einmischung nicht mehr kommen. Ich sah Alles nur noch als gesellschaftlich bedingt an. Es stimmte damit überein, daß ich mich überzeugen mußte, daß von der sogenannten Freiheit in den Verhältnissen, in denen die Masse der Bevölkerung befangen ist, gar nicht die Rede sein kann und daß ihre ideelle Freiheit im liberalen Systeme sich mir wirthschaftlich in absolute Gebundenheit aufzulösen schien. Denn es war mir klar, daß, wenn 3/4 der Bevölkerung keine 600 Mark verdienen, sie auch in den Grenzen „qui ne nuisent pas à autrui" ihre angebliche Freiheit thatsächlich nicht bethätigen können. — Woher aber kamen die ungünstigen Ergebnisse dieser sogenannten Gleichberechtigung?

Die Antwort darauf mußte mir meine aufs Einzelne gehende historische Spezialbeschäftigung geben, die mit den Ideen aufräumte, wie es übrigens schon bei meinem monistischen Geisteszustande hätte selbstverständlich sein sollen, und mir die historische staatliche Entwicklung als die Resultirende von wirthschaftlichen Organisationsformen erscheinen ließ. Auch glaubte ich Beweise genug dafür zu erhalten, daß in der That eine immer intensivere Entwicklung zum Großbetriebe sich nachweisen läßt. Nicht minder lernte ich aus sozialistischer Lektüre, daß der Vorwurf der sogenannten Gleichmacherei, des Vulgärkommunismus im Sinne vom gemeinsamen Gebrauche von Gebrauchsgütern den Sozialismus ebensowenig trifft, wie die Geschichte von Rothschild, der sein Vermögen vertheilt, und Aehnliches. Ich will nicht weitschweifig werden: Die weiteren Zwischenglieder, die mich zum Marx'schen Credo führten, brauche ich Ihnen wohl nicht mehr anzuführen; nur dies: es erscheint mir nicht als Dogma, sondern als entwicklungsfähige Wissenschaft.

Parallel damit ging allerdings meine Entfernung von der liberalen Partei in Oesterreich. Ich sah immer mehr ein, daß das „nicht das Rechte sei", nicht einmal das rechte Liberale, und Sie haben meines Erachtens ganz recht, wenn Sie schreiben, daß sich dies am deutlichsten in der Wahlrechtsfrage gezeigt hat. Aber wir sind seiner Zeit nicht direkt zum Sozialismus gegangen; Viele von uns sahen in einer Deutschen Nationalpartei das Heil, sie dachten das „Heldenthum" und die „schärfere Tonart" allein würden es machen. Aber heutzutage

kennt man die Sache. Es gibt noch „Deutschnationale“ genug, speciell unter der Studentenschaft, aber es sind nicht die Elemente, aus denen sich diejenigen rekrutiren, welche später für ungehemmten Fortschritt einzutreten willens sind. Immer mehr gehen sie direkt zu den Sozialdemokraten.

Ich behauptete, mein Beispiel sei typisch — aber doch nur für den einen Theil der jüngeren gebildeten Generation. Ein anderer wird sozialdemokratisch, weil es ihm selbst sehr schlecht geht und er die Leiden des Proletariats selbst durchzumachen hat — und dies ist namentlich in Oesterreich der Fall. Aber es gibt auch solche, die, ich möchte sagen: vom juristischen Standpunkte, mit dem dogmatischen Glauben an den Staatsbegriff, der über den Wassern, unfaßbar, schwebt, zur Sozialdemokratie kommen. Das sind unsichere Cantonnente. Sie werden am leichtesten Hofräthe, weil sie schließlich das Staatsidol, in welcher Form immer, vergöttern und die Demokratie unter den Tisch fallen lassen. In der Aversion gegen diese Gattung könnten wir uns, meine ich, finden.

Doch ich schweife ab. Nur ein wahrheitsgetreues document humain wollte ich Ihnen liefern, mögen Sie es benutzen, wie es Ihnen paßt. Es ist ehrlich, und darum erkennen sie es vielleicht auch beim Gegner an. Es soll kein Vertheidigungsartikel für den Sozialismus, sondern nur die Skizzirung einer psychologischen Entwicklung sein, die Vielen gemeinsam ist, und deshalb verzeihen Sie vielleicht, daß einer ein Stück Memoiren geschrieben hat, der noch lange nicht im Alter ist, in dem man zu derlei ein Recht hat, dessen Namen deshalb gleichgültig ist und der sich am liebsten zeichnet als

Ihr ergebener

Verus.

Zunftstuben.

Schritt vor Schritt ist die Reichsregierung und Reichsgesetzgebung dem Zünftlerthum entgegengekommen. Zuerst wurden die entschlafenden Innungen aufgeweckt und aufgerüttelt. Als sie dann noch immer keine rechte Lebensfrische zeigten, injizirte man zur Aufmunterung Privilegien, und zwar in Dosen von zunehmender Stärke. Da auch dieses nichts half, fand man in der Annahme, daß Vereinigung die Kräfte hebt mehrere zusammen und setzte ihnen einen Ausschuß aufs Haupt. Aber die Organe der gewerblichen Selbstverwaltung blieben matt und funktionirten lässig. Erbarmungslos wies die Statistik nach, daß ihnen nur der geringste Theil der deutschen Handwerker angehört und daß ihre Leistungen, soweit sie ziffermäßig sich erfassen lassen, recht winzig sind.

Nun stand man vor der Frage, ob die Handwerker, die nicht freiwillig in die Innungen gingen, zum Eintritt gezwungen werden sollten. Noch im November 1891 hatte Herr Staatssekretär v. Bötticher die Zwangsinnung ebenso wie den Befähigungsnachweis für nahezu unmöglich erklärt und auch Herr Miquel war derartigen Projekten früher — am entschiedensten am 12. Mai 1887 — eifrig entgegengetreten. Doch endlich ist auch diese Position geräumt, und die Regierung, in welcher die Herren v. Bötticher und Miquel sitzen, macht das nahezu Unmögliche möglich: sie unterbreitet einen die Zwangsorganisation der Handwerker enthaltenden Gesetzentwurf der öffentlichen Kritik. Das Bombardement mit Petitionen und Resolutionen hat wieder einmal seinen Zweck erreicht; das Ministerium scheint die Waffen zu strecken.

Da liegt er vor uns, der Entwurf, der fast siebzehn Spalten des „Reichsanzeigers“ füllt. Der soll leisten, was alle Entwürfe vor ihm nicht geleistet haben; der soll das Handwerk heben. Wird er das? Sicher ist einstweilen nur, daß in diesen Innungen, Ausschüssen, Kammern und Verbänden sehr viel geschrieben, beaufsichtigt, befohlen, gestraft, reklamirt und dekretirt, debattirt und petitionirt und — gezahlt werden würde. Unsicher ist, ob auch nur eine einzige wahrhaft und wesentlich nutzbringende Wirkung dabei herausspringt. Die Maschine wird klappern, doch Mehl wird sie nicht geben. Insonderheit erfährt dadurch das Handwerk auch nicht die mindeste Förderung da, wo es deren am meisten bedarf, im Wettbewerb mit der Fabrik. Der Kleinbetrieb wird gebunden, der Großbetrieb bleibt frei. Während die zünftigen Meister sich mit büreaukratischen Formalien plagen und um Paragraphen zanken, sinnt der Techniker in dem Büreau auf neue Herstellungsweisen und der Unternehmer im Komptoir auf neue Absatzwege. Der Meister merkt zu seinem Schrecken, daß ihm, obwohl auf seinem Schild die Worte „geprüfter Innungsmeister“ prangen, das Publikum immer weniger abkauft. Und der Großindustrielle lächelt.

Ein gewaltiger Zwangsbau wird errichtet mit Zunftstuben und Handwerkskammern, Tausende von Federn setzen sich in Bewegung, Hunderttausende von Händen regen sich, und Niemanden befriedigt die Arbeit. Niemanden! Die Regierung nicht; denn sie, die hier doch überhaupt mehr aus Gefälligkeit als aus Ueberzeugung handelt, kann nicht hoffen, damit Ruhe vor ihren Bedrängern zu bekommen. Die Zünftler nicht; denn sie wollen mehr als den Zwangsverein, sie wollen den Befähigungsnachweis, um mittels dessen nicht sowohl das Publikum gegen die Pfuscharbeit als sich selbst gegen unbequeme Konkurrenten zu schützen. Die aufgeklärten Handwerker nicht; denn sie hegen nicht den Glauben an die Allweisheit der Behörden und an die Wunderkraft von Reglements.

Stolz kündigt sich der Entwurf als das Mittel zur Neuregelung des Lehrlingswesens an. Aber gerade diese wichtigste unter allen Aufgaben der Handwerkerpolitik kann er nicht lösen. Zweckdienlicher als die ganze Zwangsorganisation wären hier etliche für Vermehrung und Ausstattung von Fortbildungs- und Fachschulen aufgewendete Millionen Mark. Allerdings soll künftig Lehrlinge erst anleiten dürfen, wer das vierundzwanzigste Lebensjahr vollendet und entweder die vorgeschriebene Lehrzeit zurückgelegt und eine Gesellenprüfung bestanden hat oder fünf Jahre hindurch selbständig oder als Werkmeister thätig gewesen ist. Aber was die Lehrzeit anbetrifft, so hat die jüngste Erhebung über die Verhältnisse des Handwerks ergeben, daß von den 59 592 Meistern, die Gegenstand der Enquete waren, 57 666 oder 96,8 Proz. eine Lehrzeit durchgemacht haben, daß also die Klagen über die um sich greifende Pfuscherei entsetzlich übertrieben sind. Der Gesellenprüfung ferner kann doch nur derjenige einen sonderlichen Werth beimessen, welcher übersieht, daß hierbei lediglich eine gewisse Handfertigkeit in den gewöhnlichen Arbeiten des Gewerbes, zur Noth vielleicht eine oberflächliche Kenntniß in der Buchführung, nicht aber moralische und geschäftliche Tüchtigkeit festgestellt werden würde. Wenn außerdem der Bundesrath oder die Landescentralbehörde oder die Handwerkskammer oder die Innung die Befugniß erhalten, für die einzelnen Gewerbe die Zahl der Lehrlinge zu bestimmen, die gehalten werden dürfen, so will das ebensowenig etwas besagen. Die Regierung thut den Zünftlern nichts, und diese thun sich selber auch nichts. Läge den Zünftlern die Verbesserung des Lehrlingswesens so sehr am Herzen, dann hätten sie es längst verbessern können. Von der Zukunftsinnung wird man in dieser Hinsicht schon um deswillen nicht viel erwarten dürfen, weil ein weit größerer Prozentsatz von Meistern, als man bisher annahm, nämlich 55 Proz., gar kein Hilfspersonal beschäftigt, demnach an Veranstaltungen für derartige Zwecke ein unmittelbares Interesse nicht nimmt.

Oder meint man, die Neuerung, daß sich nur Meister nennen darf, wer eine Meisterprüfung abgelegt hat, werde dem gedrückten Handwerk aufhelfen? Was kümmert sich der Kunde um den Titel! Die Waare entscheidet. Wer gute Arbeit liefert, hat Kundschaft und Verdienst. Diese Titularvorschrift ist ein weiteres Zugeständniß an die Zünftler; man rückt damit dem allgemeinen Prüfungszwang schon näher, jenem Zwang, der lange bestanden hat, der abgeschafft worden ist, weil er nicht zu halten war, und der nichts

anderes besagt als: Du wirst bestraft, wenn Du auch nur das geringste treibst, das nicht in Dein Fach schlägt.

Zur Erhöhung des Wohlbefindens kann es weiterhin unmöglich beitragen, daß die Verwaltungsbehörden eine so weitreichende Macht über die Korporationen und damit über deren Glieder gewinnen. Eine förmliche Vormundschaft wird etablirt. Auf allem, was die Innung, was der Handwerksausschuß, was die Handwerkskammer thut und unterläßt, ruht das sorgende Mutterauge der Polizei, der unteren, mittleren, höheren und höchsten Polizei. Haben schon die jüngsten Gesetze ihre Befugnisse auf das Bedenklichste erweitert, so entschwinden nach diesem neuesten Projekt dem Blick fast die Grenzen ihres Machtbereichs. Der Handwerksmeister wird dem Regierungsassessor und dem Ministerialrath unterthan.

Ob der Entwurf Gesetz wird? Warum nicht? Am Ende erhebt ihn die Reichstagsmehrheit nicht allein zum Gesetz, sondern verbessert ihn auch noch und macht gleich ganze Arbeit. Einige Paragraphen nur, und der Befähigungsnachweis, der schon zur Hälfte aufgenommen ist, steht ganz darin. Die Absurdität ist in der Wirthschaftspolitik gegenwärtig Trumpf. Wie lange noch?

Hermann Pachnicke.

Das Jubiläum des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen und die Reform der Personentarife.

Der Verein Deutscher Eisenbahnverwaltungen hat kürzlich die Feier seines fünfzigjährigen Bestehens in Berlin begangen. Viele anerkennende Worte sind seiner Thätigkeit während eines halben Jahrhunderts in ernsten Arbeitssitzungen gewidmet, volltönend ist sein Lob auf manchem Festbankett gesungen worden. In schöner Harmonie haben dabei die Redner vom „rollenden Rade", die Eisenbahnfachmänner, selbst dem Publikum ein Recht der Kritik an den Bahneinrichtungen zugestanden, die doch zur Benutzung durch das Publikum geschaffen seien.

Von diesem Recht der Kritik gedenkt nun auch bei dieser festlichen Gelegenheit Einer aus dem Publikum Gebrauch zu machen, und dieser Eine ist der Schreiber dieser Zeilen. Nicht als ob er im Geringsten die Verdienste, welche der Verein sich thatsächlich erworben, selbst der zuweilen etwas zu deutlich hervorgetretenen Ueberschätzung gegenüber, herabsetzen wollte. Vielleicht keine andere Erfindung der modernen Technik bedarf ihrer ganzen Eigenart nach in solchem Maße der Einheitlichkeit in Anlage und Betrieb wie die Eisenbahn. Auch bei den Wunderwerken der heutigen Schiffsbaukunst mag jede Dampfschiffsrhederei in allen ihren einzelnen Einrichtungen ihr besonderes System wählen, sie stört damit den großen Verkehr durchaus nicht. Aber bei der Eisenbahn ist ein einheitliches Ineinandergreifen des Verkehrs von einem Bahnnetz nach dem andern, vollends von einem Lande nach dem anderen gar nicht denkbar, ohne eine weitgehende Uebereinstimmung in den wichtigsten technischen und administrativen Einrichtungen. Das Bedürfniß nach einer solchen Uebereinstimmung schuf im Jahre 1846, zunächst unter Betheiligung von zehn Bahnen mit 1568 Kilometern Bahnlänge, den Verein Deutscher Eisenbahnverwaltungen; er wuchs bald an Umfang und umfaßt jetzt 74 Verwaltungen mit 81 000 Kilometern Bahnlänge. Nicht nur deutsche, sondern auch österreichische und ungarische, holländische, belgische, schweizerische, dänische, schwedische, norwegische und eine bosnische Bahn haben sich ihm für gewisse Einrichtungen in größerem oder geringerem Grade angeschlossen. Wie an äußerem Umfang, so nahm der Verein auch an innerer Leistungsfähigkeit zu. Nicht nur in den Einrichtungen der Technik und des Betriebes — unter den Letzteren sei z. B. die gegenseitige Wagenbenutzung erwähnt —, sondern auch auf rechtlichem und wirthschaftlichem Gebiet wurde vielfach eine einheitliche Gestaltung der Einrichtungen erzielt. Aus der Buntscheckigkeit individueller Einrichtungen der einzelnen Verwaltungen allmählich durch unablässige Arbeit eine gewisse Einheitlichkeit heraus geschaffen zu haben, ist das Verdienst des Vereins; man wird auch unumwunden anerkennen müssen, daß dieser Erfolg nur erreicht werden konnte, weil die leitenden Fachmänner in hervorragendem Maße Fleiß und Pflichtgefühl, Intelligenz und Unternehmungsgeist in den Dienst der gemeinsamen Sache stellten. Die Vereinigung selbst spendete dazu gewissermaßen ihren Segen. Eine einzelne Bahnverwaltung mag aus finanziellen, aus wirthschaftspolitischen oder — auch das soll ja zuweilen vorkommen — aus unverständigen Gründen Verkehrserleichterungen widerstreben; eine Vereinigung, wie der Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen, kann in seinem gesammten Wirken kein anderes Prinzip als die Förderung des Verkehrs haben.

Aber die Lorbeerkränze, welche die Redner des Vereins diesmal ihren Vorgängern und sich selbst dargereicht haben, gleichen etwas den Lorbeerkränzen, die den Mimen gewidmet werden. Ihre Blätter vertrocknen, ihre Schleifen verbleichen. Wie verhältnißmäßig Wenige unter den Lebenden können sich heute noch recht leibhaftig vergegenwärtigen, wie es in den vierziger, in den fünfziger Jahren im deutschen Eisenbahnwesen ausgesehen, um dem Verein für die von ihm geschaffenen Verbesserungen des Verkehrs gewissermaßen persönlich danken zu können. Der Hauptredner der diesjährigen Generalversammlung des Vereins scheint es auch gefühlt zu haben, daß das am Eisenbahnverkehr betheiligte Publikum nicht allzu viel nach den vergangenen Thaten des Vereins fragt, er hat deshalb den Ausblick auf eine neue Aktion des Vereins, auf eine gründliche Reform der Personentarife zu eröffnen gesucht.

Ein besseres Thema hätte der Redner, der Geheime Finanzrath Ledig von den sächsischen Staatsbahnen, gar nicht anfassen können; das ist eine Frage, welche die weitesten Kreise des Publikums interessirt. Und Herr Ledig hat sich dabei mit anerkennenswerthem Freimuth folgendermaßen ausgesprochen:

„Jedem, der zur Eisenbahn in Beziehung steht, ist zur Genüge bekannt, daß die Einrichtungen auf dem Gebiet des Personentarifwesens leider in gewissen Hinsichten noch die wünschenswerthe Klarheit und Durchsichtigkeit vermissen lassen, daß bezüglich der Berechnung der Fahrpreise noch Ungleichheiten vorhanden sind, die vom Publikum lästig empfunden werden, und daß überhaupt bei Aufstellung der maßgebenden Beförderungsbestimmungen zu viel mit Bedingungen und Beschränkungen gearbeitet wird, die mit der Leistung der Eisenbahn als solcher in keinem Zusammenhang stehen. Hoffen wir, daß es noch der jetzigen Eisenbahngeneration beschieden sein möge, die Reform des Personentarifwesens, welche sich für Deutschland immer mehr zu einer wirthschaftlichen und geschäftlichen Nothwendigkeit ausgestaltet hat — durchgeführt zu sehen. Die Vortheile hieraus werden nicht nur dem Publikum zu Gute kommen, sondern auch den Eisenbahnverwaltungen, welche in Frieden mit ihren Verkehrsinteressenten zu leben wünschen."

Das sind recht schöne Worte, welche gewiß Jeder aus dem Publikum wie eine frohe Botschaft gelesen haben wird. Wenn den Worten nur die Thaten entsprächen! Herr Ledig hat in seiner Rede auch den gegenwärtigen preußischen Eisenbahnminister, Herrn Thielen, und seine Verwaltung fast begeistert gerühmt, und Herr Thielen hat wiederum Herrn Ledig viele Komplimente über seinen „glänzenden Vortrag" gesagt. Mit der Feststellung dieser Thatsache soll durchaus

nicht angedeutet sein, daß die Herren sich nur gegenseitig angelobt hätten, sie haben es vielmehr sicher mit ihrem Urtheil ganz ehrlich gemeint. Die Herren gehören eben zusammen, sie sind die Vertreter der Anschauungen, welche in der preußischen Staatsbahnverwaltung und in der sächsischen Staatsbahnverwaltung übereinstimmend maßgebend sind.

Herrn Ledig's scharfe Verurtheilung der bestehenden Personentarife trifft nämlich gar nicht für alle Bahnverwaltungen, welche dem Verein angehören, zu. In der Versammlung, zu welcher er sprach, saßen Vertreter der ungarischen Staatsbahnen, welche schon vor Jahren mit ihrem Zonentarif eine durchgreifende Reform durchgeführt haben, Vertreter der österreichischen Staatsbahnen und der österreichischen Privatbahnen, welche ebenfalls ihre Personentarife längst auf der Grundlage des Zonensystems reformirt haben. Und was man auch im Einzelnen an diesen Tarifen mit Recht aussetzen mag, das wird man anerkennen müssen, daß die betheiligten Verwaltungen mit ihnen einen sehr wichtigen Schritt zur Vereinfachung und großentheils auch zur Ermäßigung ihrer Personentarife gethan haben. Anwesend in der Versammlung waren ferner die Vertreter der bayerischen Staatsbahnen, der württembergischen Staatsbahnen, der badischen Staatsbahnen, der Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen und der pfälzischen Bahnen, welche sämmtlich zunächst für das eigene Bahnnetz, dann aber auch für den Verkehr unter einander allgemein die Rückfahrkarte mit zehntägiger Gültigkeitsdauer eingeführt und damit für ein großes Verkehrsgebiet in Deutschland — ihr Netz ist nahezu halb so groß wie das Netz der preußischen Staatsbahnen — in einheitlicher Weise wenigstens den ersten nothwendigsten Schritt zu der nothwendigen gründlichen Reform gethan haben. Abhold jeder Reform stehen in Deutschland in der Hauptsache nur noch zwei große Verwaltungen bei Seite: die preußische Staatsbahnverwaltung, die Herr Ledig so laut gepriesen, und die sächsische Staatsbahnverwaltung, der er selbst angehört! An diese beiden Verwaltungen hätte darum Herr Ledig seine strafenden und mahnenden Worte in erster Linie richten sollen, ihre Tarifpolitik bildet heute das eigentliche Hemmniß selbst für den Anfang einer das ganze Deutsche Reich umfassenden Reform der Personentarife.

Welche Bedeutung die zehntägige Rückfahrkarte besitzt, mag nicht jedem Leser gleich einleuchten. Er muß aber bedenken, daß auf allen Bahnnetzen schon jetzt 60—70 Proz. des Verkehrs die Rückfahrkarten benutzen. Je mehr nun die Benutzung der Rückfahrkarten erleichtert wird, um so mehr wird der Verkehr mit den theueren Fahrkarten zu Normalpreisen zusammenschrumpfen, bis schließlich es nur noch ein kleiner Schritt sein wird, um, unter Beseitigung aller buntscheckigen Billets mit ermäßigten Preisen, ausschließlich eine Sorte von Billets zu den Preisen der jetzigen Rückfahrkarten auszugeben. Auf dies Ziel richten sich denn auch zunächst alle Bestrebungen, welche aus dem gegenwärtigen Tarifwirrwarr heraus die nächstliegende Maßregel zum Anfang der Vereinfachung und Verbilligung der Tarife ergreifen wollen, auf dies Ziel ist auch das Augenmerk der süddeutschen Verwaltungen gerichtet. Als ich im Jahre 1891 im preußischen Abgeordnetenhause meinen Antrag betreffs der Personentarife stellte, wies ich gleichfalls auf dieses Ziel hin und der damalige Eisenbahnminister Herr von Maybach, der den gegenwärtigen Zustand geradezu einen „Uebergangsstandpunkt“ nannte, erklärte ebenfalls: Unsere Wünsche gehen in der Richtung des Antrages Broemel.

Aber auch der unmittelbare praktische Werth, welchen die Ausdehnung der Gültigkeit der Rückfahrkarten für das Publikum hat, darf nicht unterschätzt werden. Man vergleiche mit diesem einfachen System nur einmal das buntscheckige preußische System. Von Berlin gelten z. B. die Rückfahrkarten nach Stettin 3 Tage, nach Stralsund 4, nach Bremen 5, nach Danzig 6, nach Köln 7, nach Koblenz 8, und da es damit der Mannigfaltigkeit offenbar noch nicht genug ist, so haben die Billets von allen diesen Orten nach Berlin einen Tag länger Gültigkeit und häufig werden nach demselben Orte für verschiedene Linien auch noch Rückfahrkarten mit verschiedener Gültigkeitsdauer ausgegeben! Kein stichhaltiger Grund läßt sich für die Erhaltung eines solchen verwickelten Systems geltend machen. Verschlimmert wird der Nachtheil für das Publikum noch dadurch, daß die preußische Verwaltung ihr schlechtes System den süddeutschen Verwaltungen, die ein besseres System haben, aufzwingt. So erhält man in Bayern für die Fahrt von Nürnberg nach Regensburg ebenso gut wie für die Fahrt von Regensburg nach München eine zehntägige Rückfahrkarte, aber in Preußen unterscheidet die Staatsbahnverwaltung fein: Rückfahrkarten von Berlin nach Nürnberg 6, nach Regensburg 7, nach München 8 und von diesen Städten nach Berlin 7, 8 und 9 Tage Gültigkeit. Herr Ledig hat an der bereits citirten Stelle getadelt, daß zu viel mit Bedingungen und Beschränkungen gearbeitet werde, die mit der Leitung der Eisenbahn als solcher in keinem Zusammenhange stehen. Hier liegt dafür geradezu ein Musterbeispiel vor und mit Methode ist es ausgearbeitet.

Man würde der preußischen Staatsbahnverwaltung Unrecht thun, wenn man nicht anerkennen wollte, daß ihr System in einem Punkte vor dem süddeutschen System einen großen Vorzug besitzt; die preußischen Rückfahrkarten gelten für alle Züge, also auch für Schnellzüge, während in Süddeutschland entweder bei Benutzung der Schnellzüge Zuschläge zu den Rückfahrkarten erhoben werden oder direkt besondere, theurere Rückfahrkarten für Schnellzüge ausgegeben werden. Hier repräsentirt demnach das von dem früheren Minister von Maybach herrührende System verhältnißmäßig Einfachheit und Billigkeit. Die erhöhten Preise für Schnellzüge sind überhaupt nur von zweifelhafter Berechtigung; in ganzen Ländern, z. B. in England und in der Schweiz, kennt man nur einheitliche Tarife. Eine Sonderstellung nimmt die sächsische Staatsbahnverwaltung ein. Sie hat für den Verkehr über ihr eigenes Netz hinaus die preußische verschiedene Gültigkeitsdauer und für die Benutzung von Schnellzügen die süddeutschen Zuschlagskarten. Vereint finden sich demnach bei ihr die Mängel beider Systeme vor. Herr Ledig hat offenbar speziell an seine heimathlichen Bahnen gedacht, als er von deutschen Personentarifen gerade keine schmeichelhafte Schilderung entwarf.

Zum Jubiläum des Vereins ist eine Festschrift erschienen, der Minister Thielen hat ihm eine Festgabe, ein Prachtwerk über „Berlin und seine Eisenbahnen“, gewidmet. Ach wenn der Verein doch bei seinem Jubiläum auch dem deutschen Publikum eine Festgabe gewidmet hätte, zu der jedes System, das preußische und das süddeutsche, sein Bestes beigesteuert: die zehntägige Rückfahrkarte mit Gültigkeit für alle Züge auf allen Bahnen im ganzen Deutschen Reiche!

Wie ganz anders würde er im Publikum Verständniß für die rühmlichen Erinnerungen gefunden haben, welche seine diesjährige festliche Tagung neu erweckt hat, wie glänzend würde er den Beweis geliefert haben, daß er auch heute seine Aufgabe darin erblickt, den Verkehr zu fördern und die Einrichtungen auf den deutschen Bahnen einheitlich zu gestalten!

Und warum ist nichts derartiges geschehen? Der Gedanke lag doch gewissermaßen handgreiflich nahe. Offenbar weil es an dem Mann gefehlt hat, der zugegriffen hätte. Herr Ledig hat in seiner Rede nachdrücklich hervorgehoben, daß die Eisenbahnen heute nicht büreaukratisch verwaltet werden könnten, und Herr Thielen hat gerade diesem Ausspruch seinen Beifall gezollt. Gewiß ist die Büreaukratie im Eisenbahnwesen eine schlimme Sache, aber mit der Unterscheidung zwischen Büreaukraten und Nichtbüreaukraten kommt man doch nicht weit. Es hat zuweilen auch einen Büreaukraten gegeben, in dem ein ganzer Mann, ein Mann von Initiative steckte Wenn jemals an der Spitze der preußischen Staatsbahnverwaltung ein starrer Büreaukrat gestanden hat, so war es Herr v. Maybach. Und doch verdanken wir ihm, was im preußischen Tarifwesen an durchgreifenden Reformen seit 16 Jahren durchgeführt worden ist. Er hat im Jahre 1889 die Gültigkeit der Rückfahrkarten für die

Schnellzüge eingeführt, er hat die Grundlagen für den einfachen und billigen Tarif der Berliner Stadt- und Ringbahn geschaffen, er hat die Anfänge zu einem billigen Gütertarif für alle Rohstoffe gelegt, eine wichtige Reform, die seit seinem Abgange auch vollständig ins Stocken gerathen ist. Unter dem fünfjährigen Thielen'schen Regime ist außer etlichen Verbesserungen an den Vororttarifen, den Monats- und Arbeitskarten kaum etwas geschehen. Nein doch, Herr Thielen hat ja die Platzkarten für die D-Züge erfunden. An diese Erfindung wird freilich Herr Ledig nicht gedacht haben, als er die preußische Staatsbahnverwaltung und ihren Chef pries, denn gerade auf sächsischem Boden werden mit dieser Einrichtung täglich die unangenehmsten Erfahrungen gemacht. Muß es doch Jeder, der in den von München nach Berlin fahrenden D-Zug gestiegen und mit gültigem Billet ausgerüstet ruhig seinen Platz innegehabt hat, in Leipzig erleben, daß ihm der neue preußische Schaffner mit dem Donnerworte entgegentritt: Jetzt müssen Sie eine Platzkarte lösen! Mögen die Herren Thielen und Ledig immerhin keine Büreaukraten sein, wie sie keine sein wollen, ihre thatsächliche Tarifpolitik würde einem Büreaukraten alle Ehre machen.

Herr Ledig blickt nicht nur froh auf die Vergangenheit des Eisenbahnwesens zurück, er blickt auch froh in die Zukunft vorwärts. Er meinte, wenn der Verein nach weiteren fünfzig Jahren sein hundertjähriges Bestehen feiern werde, so werde vielleicht manches nicht mehr verständlich sein, was jetzt geschehe. Das gebe der Himmel. Als ich aber von der Tribüne des Abgeordnetenhauses hörte, wie er in seinem zum guten Theil trefflichen Vortrage gar die Hoffnung aussprach, daß noch die gegenwärtige Eisenbahngeneration die Reform der Personentarife durchgeführt sehen werde, habe ich ein zweifelndes Kopfschütteln nicht unterlassen können. Wenn die gegenwärtige preußische und sächsische Tarifpolitik in dem bisherigen Geiste weitergeführt wird, so ist das ein völlig unberechtigter Optimismus. Gleichzeitig pries ich das Geschick, das uns vor der Verwirklichung des vor zwanzig Jahren lebhaft empfohlenen Projekts der Reichsbahnen bewahrt hat. Wenn die Herren Thielen und Ledig an der Spitze der Verwaltung aller deutschen Bahnen ständen, so wären ja selbst die bescheidenen Anfänge einer Reform, wie sie auf den süddeutschen Bahnen unternommen worden sind, unmöglich geworden. Da lobe ich mir, wie auf allen anderen wirthschaftlichen Gebieten, so auch im Verkehrswesen, doch die Konkurrenz. Selbst an Herrn Thielen hat sie Wunder gewirkt, denn während er in Preußen als Eisenbahnminister die zehntägige Rückfahrkarte perhorreszirt, hat er sie in Elsaß-Lothringen als Chef der Reichseisenbahnen unter dem Drucke der badischen und württembergischen Konkurrenz selbst eingeführt! Wünschen wir, daß die Konkurrenz, die ja nicht ausschließlich einen wirthschaftlichen Charakter trägt, sondern nicht minder auf geistigem Gebiet, im Streben nach Verbesserungen wirkt, an ihm weitere Wunder thue.

M. Broemel.

Herwegh's Flucht.

Kein deutscher Dichter hat die Gunst der Zeitgenossen, die ihm anfangs zu theil geworden war, so bald und so gründlich verscherzt wie Georg Herwegh. Nicht etwa daß litterarische Kritik seine Kränze zerzaust hätte! Die hinreißende revolutionäre Suada der „Gedichte eines Lebendigen" wird noch immer von Kennern bewundert und da es diese Gedichte auf zehn Auflagen gebracht haben, kann man nicht behaupten, daß sie nicht fleißig seien gelesen worden.

Aber zu dem Manne selbst besteht kein herzliches Verhältniß der Nation. Daran ist zweierlei schuld. Erstlich der Fluch einer ihn lächerlich machenden Anekdote, die sich an seinen Namen heftete, ihn, den „Tyrtäus des revolutionären Deutschlandes" des feigen Ausreißens beim ersten Gefecht beschuldigte; sodann sein zugeknöpftes, ablehnendes persönliches Verhalten gegenüber den einstigen Genossen, nachdem der badische Aufstand gescheitert war und die Flüchtlinge im Auslande sich zusammenfanden.

Es ist nun von einem in Paris lebenden Sohne des Dichters, Marcel Herwegh, ein Buch herausgegeben worden,*) das, wie mir vorkommt, den Vorwurf der Feigheit als eine grundlose Verleumdung erkennen läßt, während es allerdings bestätigt, daß Herwegh, nachdem er in der Schweiz ein Asyl gefunden hatte, auf eine kalte Absonderung von seinen Parteigenossen bedacht war, wenn er mit einigen nahen Freunden unter ihnen auch ferner gute Beziehungen unterhielt.

Um diesen zweiten Punkt gleich zu erledigen, weise ich auf die in dem Buche mitgetheilten Genfer Briefe Herweghs an seine Frau hin, Briefe aus dem Sommer 1849. Da liest man z. B.:

„Die deutsche Kolonie in Genf ist fruchtbar und mehrt sich; ich möchte drum keine Hütte hier bauen. . . . Die Ufer des Genfer Sees sind von den Trümmern des Frankfurter Parlaments belagert. . . . Es ist gut, daß ich als Aristokrat im Hôtel des Bergues**) wohne, das hält sie mir ein bischen vom Leibe. Die Leute haben alle nichts gelernt und nichts vergessen, sind nur womöglich noch weiser und doktrinärer geworden, schleppen bis in diese schöne Natur hinein den armseligen deutsch-liberalen Bettelsack mit sich herum. . . . Unbekannt mit allem, was außerhalb ihrer alleinseligmachenden Kirche vorging, halten sie sich für vollendete Politiker, ziehen die Gesichter in staatsmännische Falten und werden einer nach dem andern in den Armen der Reaktion selig entschlafen."

In einem anderen Briefe aus denselben Tagen liest man:

„. . . Die ‚Freischaaren' haben gestern wirklich den einfältigen Einfall gehabt, bei uns einzufallen und sind sechs Mann hoch, Frau Struve mitgerechnet, zum Schrecken unseres konservativen Wirths im Hôtel des Bergues bei uns einmarschirt. . . . In dem Kreis dieser deutschen Republikaner ist mir immer etwas zu Muth wie in einer Kirche. Das wirklich Freie in mir wird durch ihre Berührung verletzt und in ihrer Nähe fühle ich mich unterdrückt. Auch ihre Republik ist am Ende nur ein neuer politischer Glaubensstall, in den sie uns hineintreiben wollen. . . . Sie lieben alle die ganze Menschheit — womit sie das Unvermögen maskiren, einen Einzigen, der ihnen in der Wirklichkeit entgegentritt, wirklich zu lieben. Sie erlauben mir nicht, einen Menschen zu lieben, weil mir seine Nase gefällt, aber sie befehlen mir, den Haufen von Canaillen zu embrassiren, den sie Menschheit tituliren."

Diese Briefstellen charakterisiren den grundsätzlichen Individualisten, der zu sein Herwegh als Dichter das größte Recht gehabt hätte, wenn er nur nicht hauptsächlich Revolutionsdichter gewesen wäre, der eben dieselben Massen, die er als Individualist so gründlich verachtete, mit seinen Liedern zu Thaten hingerissen hatte, deren Folgen verhängnißvolle waren. Mir kommt vor, daß Herwegh durch alles Vorangegangene sicher zu größerer Kameradschaftlichkeit wäre verpflichtet gewesen, auch wenn solche seiner „geistesaristokratischen" Natur widerstrebte und selbst ein körperlicher Widerwille den an feine Lebensformen gewöhnten und zu Bequemlichkeit und Luxus im Haushalte hinneigenden Mann von intimer Berührung mit den Proletariern der Revolution zurückhielt.

So kam es, daß Herwegh bald keine schlimmeren Feinde hatte als die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz. Ich kann aus eigener Erinnerung bezeugen, daß ich über ihn als Menschen und politischen Charakter stets nur in geringschätzigem, wegwerfendem Tone sprechen hörte. Im Hause meines Vaters, der protestantischer Pfarrer in Liestal war — einem Städtchen nahe bei Basel und bei Rheinfelden — hatten wir in jenen bewegten Zeitläuften, als die badischen

*) Briefe von und an Georg Herwegh; 1848. (Verlag A. Langen, München. 1896). Vergl. auch „Nation" lauf. Jahrg. Nr. 42.
**) Dem damals vornehmsten Hotel der Stadt.

Freischaaren von den hessischen und preußischen Truppen über den Rhein gedrängt wurden, Wochen und Monate lang deutsche Flüchtlinge zu Gästen. Ich ging damals freilich erst ins siebente Jahr, nahm aber aufmerksam Antheil an Allem, was geschah und was gesprochen wurde. Ich sah die Ueberreste der Herwegh'schen „deutschen demokratischen Legion aus Paris" in geschlossenen Kolonnen durch unser Städtchen marschiren und die wildblickenden, bärtigen Männer mit den großen Hüten und den derben Knitteln, die sie wie Gewehre geschultert trugen, machten mir einen unvergeßlichen Eindruck. Mein mit der Revolution sympathisirender Vater kannte, obwohl arm, in der Gastlichkeit gegen Flüchtlinge keine Grenzen. Oft wohnte ihrer ein Dutzend im Pfarrhofe und manche lagen uns sehr lange im Quartier. Meine praktische Mutter aber, die kaum wußte, wie sie so viel Mäuler ernähren sollte, wies die Müßigen an, selbst im Gemüsegarten die Bohnen zu brechen oder die Schoten zu lesen. Bei Tisch aber wurde auf den Tod aller Tyrannen getrunken und oft bis zum Ueberdrusse die Phrase wiederholt, wie es nicht besser werde in der Welt, bis der letzte Fürst am Gedärme des letzten Pfaffen baumle, wobei dann etwa der eine oder der andere Gast in gutmüthiger Anwandlung meinem Vater zurief: „Sie, Herr Pfarrer, kommen zu allerletzt an die Reihe, weil Sie uns so gut verpflegen." Und ich dachte an ähnliche Worte, die Polyphem zu Odysseus sprach, übrigens auch an die schmausenden Freier im Hause des Ithakerfürsten.

In diesen Kreisen nun und später auch in den Familien deutscher Flüchtlinge, die sich in der Schweiz dauernd niedergelassen und eine feste Existenz gefunden hatten, hörte ich über Herwegh niemals mit Sympathie sprechen. „Der Herr ‚Wegh!'" wurde er wohl gelegentlich spöttisch genannt, mit Anspielung auf die Geschichte seiner feigen Flucht, die allgemein als feste Thatsache erzählt wurde, so daß auch ich daran glaubte, obschon nicht gern. Denn es hat mich von jeher gewurmt, wenn ich auf ein Beispiel stieß, daß ein Mensch idealen Gepräges, ein Dichter oder Künstler, im praktischen Leben sich nicht so gut sollte bewährt haben, wie man es nach seinen geistigen Qualitäten hätte erwarten dürfen. Ich bezweifelte daher auch mit zunehmenden Jahren jene „Spritzleder"-Anekdote; — (Herwegh sollte sich bei Beginn des Gefechtes bei Dossenbach unter das Spritzleder einer von seiner muthigen Frau kutschirten Chaise versteckt und so sich auf Schweizergebiet gerettet haben) — sie wurde mir um so verdächtiger, je öfter ich sie von Personen wiederholen hörte, die aus dem Vorurtheil der Unvereinbarkeit dichterischer Leistungen mit allgemeiner Lebenstüchtigkeit eine Art Dogma machten. Nun — nach dem Erscheinen des Marcel Herwegh'schen Buches wird jeder redliche Leser dieser Geschichte wenigstens für immer den Abschied geben müssen und es scheint mir, daß selbst Personen, die aus politischen oder anderen Gründen mit G. Herwegh nicht sympathisiren können, sich freuen müssen, einen deutschen Dichter — wenn auch erst im Grabe — von dem Makel der Feigheit für immer gereinigt zu wissen.

Das hauptsächlichste Entlastungszeugniß ist allerdings eine von Frau Emma Herwegh verfaßte Flugschrift: „Zur Geschichte der deutschen demokratischen Legion aus Paris", eine im Buchhandel längst nicht mehr erhältliche Broschüre aus dem Jahre 1848, die auf 88 Seiten des neuen Buches wieder abgedruckt ist. Man darf aber deshalb nicht etwa höhnisch bemerken, das Zeugniß der Ehefrau beweise nichts. Denn die Darstellung trägt in der Hauptsache den Charakter strenger Wahrheitsliebe. Alle Umstände der Niederlage bei Dossenbach und der hierauf folgenden Flucht Herwegh's werden ungemein lebhaft erzählt und es werden außerdem so manche schriftliche Zeugnisse von Zeitgenossen beigebracht (diese Dokumente zum Theil im Anhang des Buches), daß trotz einigen kleinen Uebertreibungen untergeordneten Charakters an der Treue der von Frau Emma Herwegh herrührenden Schilderung nicht zu zweifeln ist.

Versuchen wir die Hauptmomente zu erfassen!

Im Februar 1848 hatte Herwegh in Paris eine „deutsche demokratische Legion" geworben, die von Straßburg aus den Rhein überschreiten und den deutschen Freiheitskämpfern im Badischen auf deren Einladung zu Hilfe kommen sollte. Aber diese Einladung verzögerte sich Wochen lang. Und ohne eine solche wollte Herwegh das Ueberschreiten der deutschen Grenze nicht zugeben. In politischer Beziehung fühlte er sich für diese Legion absolut verantwortlich, den militärischen Befehl jedoch hatte er von Anfang an abgelehnt. Mißmuthig sah er über dem langen Warten die Zahl der ursprünglich mehrere Tausend Mann starken Legion auf Tausend und weniger zusammenschmelzen. Endlich, nachdem Frau Emma Herwegh sich ins Badische hinübergewagt und mit den dortigen Führern des Aufstandes persönlich unterhandelt hatte, traf am 22. April bei Herwegh eine Aufforderung des (revolutionären) Obersten Sigl ein, er möge mit seinem Hilfskorps nach Todtnau kommen (wo Sigl mit 3000 Mann stand). Sofort überschritt Herwegh nächtlicher Weile mit 675 Mann den Rhein in der Gegend von Straßburg. Aber inzwischen hatten die Korps von Sigl und Struve, ohne die Ankunft dieser Hilfsmannschaft abzuwarten, sich mit den regulären Truppen in Gefechte eingelassen und waren vollständig geschlagen und auseinandergesprengt worden.

Unter diesen Umständen blieb für Herwegh und dessen kleine, schlecht bewaffnete Armee nichts übrig als ein möglichst schneller, ehrenvoller, d. h. nicht in aufgelöste Flucht ausartender Rückzug in die Schweiz. Doch war ein solcher durch ein von ungefähr 50000 Mann hessischen, nassauischen, württembergischen und badischen Militärs besetztes Land keine Kleinigkeit. Man mußte die in diesem kalten und regnerischen Frühling noch arg verschneiten Wege über die Schwarzwaldhöhen gegen Zell hinab wählen. Unter welchen Mühsalen dieser Rückzug bewerkstelligt wurde, wird in dem Memorial der Frau Herwegh, die diese Campagne tapfer mitmachte, aufs Anschaulichste geschildert. Nachdem die Truppe nach 18stündigem Marsche am Abend des 28. April halb todt vor Hunger und Müdigkeit im Städtchen Zell angelangt war, durfte sie sich daselbst keine Nachtrast gestatten; denn der Feind war ihr auf den Fersen. Die Schaar brach also bald nach Mitternacht auf, verfehlte in der tiefen Dunkelheit den Weg (oder wurde, wie Frau Herwegh meint, absichtlich von übelwollenden Leuten der Gegend irre geführt) und langte erst um zehn Uhr Morgens (statt nach drei Stunden!) in dem kleinen Dorfe Dossenbach an, das von der Schweizer Grenze (Rheinfelden) ¾ Stunden entfernt liegt. Hier nun wurde sie vom Verhängniß ereilt. Beim Anstieg gegen eine von schönem Laubwald bestandene Höhe erhielt sie die Kugeln der hinter Steinhausen versteckten ersten Kompagnie des 6. württembergischen Regiments (unter Führung von Hauptmann Lipp). Der die Vorhut führende „Offizier" Mnschalke fiel, tödtlich verwundet, bei der ersten Salve. Bewundernswerther Weise nahm die erschöpfte Kolonne ohne Besinnen den Kampf auf. Der Tambour, ein Franzose, schlug wie rasend den Wirbel und mit dem einstimmigen (übrigens für die nationale Zusammensetzung dieser „deutschen" Legion symptomatischen) Rufe: Aux armes! aux armes! stürzten alle dem Feind entgegen, ohne daß jedoch ein militärisches Oberkommando den Angriff organisirt hätte. Die Sensenmänner führte ein gewisser Reinhardt Schimmelpennig, der, nachdem er zwei Mann niedergehauen und den Hauptmann Lipp an der Hand verwundet hatte, von einer Kugel und mehreren Bajonettstichen durchbohrt, todt zu Boden sank. Der Tod des Führers steigerte die Wuth der angreifenden Schaar; die Soldaten wichen. Nun kam es darauf an, sie durch Schützen zu bedrängen. Sobald Herwegh den — etwas bombastischen — Befehl: „Erstes und zweites Schützenbataillon vor!" vernahm, ließ er alles, was nur an Pulver und Kugeln vorhanden war, vom Bagagewagen abpacken und den Schützen zutragen. Diese aber, die von dieser Anordnung nichts wußten, eilten, sobald sie die letzte Patrone verschossen hatten, aus den Reihen, um sich selbst ihre Munition zu holen. Dies nahmen Andere für ein Zeichen der Flucht. Aus dem Laufen nach Munition wurde eine

Panik in dem Augenblick, wo der Kampf für die Aufständischen besser stand als für die regulären Truppen. Herwegh's Versuch, Munition austheilen zu lassen, blieb unbeachtet: ihm selbst riefen die Genossen zu, er möge sich erinnern, daß auf seinen Kopf ein Preis von 4000 Fl. gesetzt sei. Und so begann ein allgemeines sauve qui peut. Persönliche Bedeckung, welche ihm einige Freunde für die Flucht angeboten hatten, lehnte Herwegh ab, doch folgte ihm ein gewisser Delaporte mit 35 Mann, ohne daß er selbst es merkte. Zu Fuß mit seiner Frau umherirrend, dabei möglichst der Schweizer Grenze sich nähernd, mehrmals in „Kornfeldern" sich versteckend, gelangten Herwegh und Frau zu einem Bauernhause, dessen Eigenthümer — ein gewisser Jakob Bannwarth — die Flüchtlinge zuerst in einem Winkel hinter alten Fässern verbarg, nachher mit schlechten Bauernkleidern versah und sie anleitete, auf dem Felde draußen mit Mistgabel und Hacke zu arbeiten, während auf der Straße Ulanen vorbeiritten, die nach Herwegh suchten. Drei Stunden lang mußten sie in dieser ungemüthlichen Lage aushalten. Nach Sonnenuntergang trug ihnen der freundlich gesinnte Bauer Wein und Brot aufs Feld hinaus und hieß sie, ihm dann langsam auf der nach Rheinfelden führenden Straße folgen; er selbst fuhr in einem leeren, mit zwei Ochsen bespannten Leiterwagen „schnell" voran. Die Grenze wurde glücklich erreicht und das Ehepaar Herwegh war gerettet.

Es mögen in dieser Schilderung der Frau Herwegh immerhin ein paar Ungenauigkeiten vorkommen. Z. B. spricht sie vom Sichverstecken in Kornfeldern und vergißt, daß es Ende April im Badischen noch keine Kornfelder, hoch genug, um erwachsenen Personen als Versteck zu dienen, geben konnte, am wenigsten in einem so regnerischen und kalten April, in dem die doch bekanntlich nicht hohen Schwarzwaldpässe, ihrer Schilderung nach, mit „Eis und Schnee" bedeckt waren. Auch daß der Bauer, dessen sie zuletzt erwähnt, mit seinem Ochsengespann „schnell" voranfuhr, ist eben so wenig glaubhaft, als daß die Soldaten nachher im Hause des Bauern die Fässer, hinter denen die Flüchtlinge versteckt gelegen hatten, „mit ihren Bajonetten durchstochen" hätten; Ochsen sind keine Trakehner und mit Bajonetten sticht man nicht leicht durch Holzdauben.

Aber derlei kleine Uebertreibungen sind nicht so schlimm, daß man die Wahrheit der wesentlichen Aussage in Zweifel ziehen müßte. Aus letzterer gewinnt man das Schlußergebniß, daß Herwegh zwar geflohen ist, aber erst, als überhaupt das ganze Korps floh, daß er, wie schon gesagt, militärisch nicht befehligte. Er hat sich bei der Aktion von Dossenbach nicht als Held benommen, aber auch nicht als Feigling, indem er, wo doch Alles verloren war, dem verständigen, natürlichen Drange, sein Leben zu retten, nachgab.

Durch was für Zeugnißaussagen von Zeitgenossen die Darstellung der Frau E. Herwegh bestätigt wird, mögen Leser, die sich für diese Angelegenheit interessiren, in dem erwähnten Buche selbst nachlesen; sie werden darin noch manches andere finden, das die damaligen Revolutionsmänner gut charakterisirt, z. B. Michael Bakunin's Rezept, Deutschland zu „retten". Die Hauptbestandtheile dieses Rezeptes sind: „Ein anarchischer Bauernkrieg" und „Verbesserung der Bourgeoisie durch Bankerotte". Da ist doch ein gewisser Humor darin.

Bern.

J. V. Widmann.

Professor Flechsig über „Gehirn und Seele".

In einem berühmten Lehrbuch spricht Josef Hyrtl die Ansicht aus, das Studium des Gehirns sei der am wenigsten befriedigende Theil der Anatomie; während uns sonst überall die Betrachtung der Formverhältnisse eine Einsicht in die Funktion des Organes verschaffe, stünden wir hier vor einem anscheinend müßigen Spiel der Natur. Dieser Standpunkt wird heutzutage nur noch von sehr wenigen Forschern vertreten.

Als der Schreiber dieser Zeilen im vergangenen Jahre mit einigen französischen Psychologen über diese Frage zu sprechen Gelegenheit hatte, trat gleichwohl die größte Verschiedenheit der Anschauungen zu Tage. Alfred Binet, der Direktor des laboratoire de psychologie physiologique an der Sorbonne, gab auf die Frage, was er von der Bedeutung der Gehirnlokalisationen für die Psychologie halte, die verblüffende und unzweideutige Antwort: „Moi, je m'en fiche, des localisations!" Aber Jules Soury, der Verfasser des ausgezeichneten Werkes „Les fonctions du cerveau" und mit ihm die meisten anderen hielten an der Meinung fest, daß nur von einem weiteren Ausbau der Gehirnanatomie und -physiologie eine tiefere Einsicht in die psychischen Prozesse zu erwarten sei. In einem soeben erschienenen Werke „Gehirn und Seele" leiht auch der berühmte Psychiater Flechsig*) dieser Ansicht die Unterstützung seiner Autorität und — was viel wichtiger ist — seines umfassenden Wissens und schlagender Argumente.

Die Psychologie hat es nach Flechsig hauptsächlich deswegen trotz endloser Bemühungen nicht zum Rang einer exakten Wissenschaft bringen können, weil sie gezwungen war unabhängig von der Hirnlehre ihre Grundbegriffe zu bilden.

„Dank der wahrhaft naiven Voraussetzung, daß man die Funktionenlehre eines Organs wie das Gehirn entwickeln könne, ohne das Organ selbst zu kennen, ist sie zum Tummelplatz für allerhand seltsame Einfälle geworden, dagegen außerordentlich arm geblieben an wirklich fruchtbaren Gesichtspunkten. Auch die Psychiatrie hat unter dem Mangel klarer anatomischer Anschauungen über das Seelenorgan empfindlich gelitten und sich nicht zu einer den übrigen medizinischen Disziplinen ebenbürtigen Lehre entwickeln können. Noch in der letzten Zeit haben Verfasser verbreiteter psychiatrischer Lehrbücher mit der Verachtung der Hirnanatomie als brauchbarer Grundlage für das Verständniß krankhafter Geisteszustände geradezu geprunkt und dies als Beweis besonders reifer psychiatrischer Erfahrung hinzustellen versucht."

Um diesen Hochmuth zurückzuweisen, hat Flechsig seine Abhandlung ins Treffen geschickt.

„Lassen wir die Thatsachen der Gehirnanatomie sprechen! Die Anatomie zeigt deutlich, daß in den niederen Hirntheilen Apparate gegeben sind, welche Gesammtzustände des Körpers von innen her wiederzuspiegeln vermögen. Mit Hilfe der von allen Muskeln, Sehnen, Gelenken, den Bogengängen des Ohrlabyrinths 2c. herbeiziehenden Leitungen registrirt das Kleinhirn ununterbrochen jede Lageveränderung der beweglichen Körpertheile und erzeugt so jederzeit ein erschöpfendes statistisch-mechanisches Bild des Ganzen, daß wir uns nicht wundern können, wenn auch ohne Mitwirkung der äußeren Sinneswahrnehmungen zweckmäßige Bewegungen des Gesammtkörpers zu Stande kommen. Das verlängerte Mark hängt mit Nerven zusammen, deren spezifische Aufgabe es ist, den Mangel an fester Nahrung, an Wasser, an Sauerstoff, also chemische Veränderungen anzuzeigen, bezw. durch lokalisirte Hunger-, Durst- und Athemgefühle zum Bewußtsein zu bringen. — Für die Gestaltung der geistigen Vorgänge maßgebend ist aber der Mechanismus des eigentlichen Großhirns. Bis vor wenigen Jahrzehnten fehlte es noch an jeglicher zu-

*) Prof. Paul Flechsig „Gehirn und Seele". Leipzig. 1896.

verlässiger Methode, um das Organ mit seinen Milliarden von Ganglienzellen und Nervenleitungen auseinander zu legen. Gegenwärtig besitzen wir solche Methoden und unter allen ragt hervor, was Aufschlüsse über den Gesammtplan anbelangt, die Entwicklungsgeschichte, aber nicht die Geschichte der ersten Bildung, der frühesten Formwandlungen, sondern die Geschichte des weit später sich vollziehenden inneren Ausbaues. Alle anderen Untersuchungsmethoden, insbesondere auch die auf gewisse Entartungszustände gegründeten, können nur als Ergänzungen für die entwicklungsgeschichtliche Forschung dienen. Scharf markiren sich bei dem streng gesetzmäßig und systematisch ablaufenden Prozeß der Markscheidenbildung die großen Grundlinien, indem ein Glied des Organismus nach dem andern reift und in Thätigkeit tritt, gleichzeitig das Werden und Wachsen des individuellen Bewußtseins klar wiedergebend.

Während nun die niederen Hirntheile, welche die ersten Angriffspunkte für die Triebe darstellen, schon bei der Geburt ihre Entwicklung abgeschlossen haben, sind im Großhirn auch bei dem völlig reifen Kinde nur einige wenige Nervenleitungen fertig gestellt und diese Leitungen verknüpfen ausschließlich empfindliche Theile des Körperinnern, insbesondere der Muskeln, sowie einige Sinneswerkzeuge mit dem Centralherd des Bewußtseins, der grauen Rinde des Großhirns. Eine Sinnesleitung nach der andern, der für die zweckmäßige Auswahl der Nahrung besonders wichtige Geruchsinn an der Spitze, der Gehörsinn zuletzt, dringt von der Körperoberfläche her gegen die Rinde vor; und hierbei zeigt sich nun deutlich, daß alle die Regionen der Hirnoberfläche, welche die Pathologie mit den Sinnesempfindungen in Beziehung bringt, nichts anderes sind, als die Endpunkte der Sinnesleitungen in der Großhirnrinde, die inneren Endflächen der Sinnesnerven. Die Zerstörung dieser inneren Sinnesorgane ist es, welche „Seelenblindheit", „Seelentaubheit" (d. h. Blindheit oder Taubheit ohne gleichzeitige Erkrankung der äußeren Sinnesorgane) u. s. w. zur Folge hat.

Nachdem die Sinnesleitungen des Kindes bis zu diesen Rindenorganen fertiggestellt sind, beginnen von da aus neue Bahnen sich in umgekehrter Richtung zu entwickeln. Die einen dringen gegen die niederen Hirnregionen, zum Theil auch direkt gegen das Rückenmark hin vor, gegen die Ursprünge der Bewegungsnerven — und so bewaffnet sich eine Sinnesfläche nach der anderen mit Leitungen, welche fein abstufbare Willensimpulse auf die motorischen Apparate, insbesondere auf die Muskeln der peripheren Sinneswerkzeuge übertragen, allen voran der Tastsinn, welchem sich beim Menschen Hunderttausende wohl isolirter Leitungen zur Verfügung stellen, um die tastenden Hautflächen zu bewegen.

Die inneren Endflächen der äußeren Sinne in der Hirnrinde treten aber auch in Beziehung zu den verschiedenen Angriffspunkten der körperlichen Triebe, durch Nervenleitungen, welche höchst wahrscheinlich eine wechselseitige Beeinflussung der Triebe und der äußeren Sinneseindrücke ermöglichen. Das dem Gehörsinn angehörige Centrum nimmt jedoch hier eine beachtenswerthe Sonderstellung ein, indem es nur spärliche Verbindungen mit den Großhirnganglien erkennen läßt — und vielleicht beruht hierauf der ideale Charakter der Gehörseindrücke, welcher die Tonkunst von vornherein zum natürlichen Vermittler der geistigen Gefühle bestimmt. Im Gegensatz hierzu besitzt das Rindenfeld des mit den niederen Trieben so eng verbundenen Geruchsinns die ausgedehntesten Beziehungen zu den Großhirnganglien.

So ist der Körper doppelt im Gehirn vertreten, einmal in den niederen Hirntheilen, den automatisch-reflektorisch thätigen ersten Angriffspunkten der körperlichen Triebe, einmal in der Großhirnrinde, in der Sphäre der höheren geistigen Vorgänge; hier gleichzeitig als ein mit Hilfe der äußeren Sinne vorstellbares Objekt und als ein mittelst innerer Eindrücke, insbesondere der Sehnen-, Muskel- und Eingeweidenerven unmittelbar sich fühlendes Subjekt.

Sucht man sich aber den Gesammtumfang der psychischen Funktionen vorzustellen, so darf man nicht außer Acht lassen, daß beim geistesgesunden Erwachsenen sich alle Sinneseindrücke sofort mit zahlreichen Erinnerungen verbinden. Auch in dieser Beziehung gibt uns die mikroskopische Hirnuntersuchung einen bemerkenswerthen Anhaltspunkt. Nur etwa ein Drittheil der menschlichen Großhirnrinde steht in direkter Verbindung mit den Leitungen, welche Sinneseindrücke zum Bewußtsein bringen und Bewegungsmechanismen, Muskeln anregen; zwei Drittel haben direkt hiermit nichts zu schaffen; sie haben eine andere, eine höhere Bedeutung. Während jedes Sinnescentrum der Hirnrinde einen besonderen charakteristischen Bau besitzt, der bei einzelnen deutlich erinnert an die histologische Struktur in dem zugeordneten äußeren Sinneswerkzeug, so tragen diese Gehirnpartieen — die Flechsig als „höhere" oder „geistige" Centren bezeichnet — ein mehr einheitliches, gleichmäßiges Gepräge, obwohl sie sich über die verschiedensten Regionen der Hirnoberfläche ausbreiten. Aber dieselben bieten noch weitere Besonderheiten, welche von vornherein auf ihre höhere, geistige Funktion hinweisen. Noch einen Monat nach der Geburt sind diese Centren unreif, gänzlich bar des Nervenmarkes, während die Sinnescentren schon vorher — ein jedes für sich, völlig unabhängig von den anderen — herangereift sind. Erst wenn der innere Ausbau der Sinnescentren zum Abschluß gelangt ist, beginnt es sich allmählich in den geistigen Centren zu regen und nun gewahrt man, wie von den Sinnescentren her sich zahllose Markfasern in die geistigen Gebiete vorschieben und wie innerhalb eines jeden der letzteren Leitungen, die von verschiedenen Sinnescentren ausgehen, mit einander in Verbindung treten, indem sie dicht nebeneinander in der Hirnrinde enden. Die geistigen Centren sind also Apparate, welche die Thätigkeit mehrerer innerer (und somit auch äußerer) Sinnesorgane zusammenfassen zu höheren Einheiten. Sie sind Centren der Assoziation von Sinneseindrücken verschiedener Qualität, von Gesichts-, Gehörs-, Tasteindrücken ꝛc. und sie erscheinen insofern auch als Träger einer „Kogitation", wie die lateinische Sprache prophetisch das Denken bezeichnet hat; sie können also spezieller auch Assoziations- oder Kogitationscentren heißen.

Die Lehre von den „geistigen" Centren ist noch ein zu junger Erwerb, als daß sich ihre Bedeutung nach allen Richtungen hin bis ins Einzelne jetzt schon klarlegen ließe. Die Gestaltung der Psychologie in der Zukunft wird nach Flechsig wesentlich von der Analyse ihrer Thätigkeit abhängen und erst dann wird sich zeigen, wie viele besondere Seelenorgane der Mensch hat. Eine Psychologie, welche Anspruch auf Exaktheit macht, wird die Thatsache, daß die menschliche Gehirnrinde sich ähnlich wie die Erdoberfläche aus Continenten und Meeren, aus mindestens sieben anatomisch wohlgesonderten Gebieten zusammensetzt, nicht ignoriren dürfen. Das Organ des Geistes zeigt, wie Flechsig sagt, deutlich eine kollegiatische Verfassung und in zwei Senate ordnen sich seine Räthe; nur kommen den Mitgliedern dieser Senate nicht wie in der alten Phrenologie Namen zu, wie Freundschaft, Gutmüthigkeit, Witz, Festigkeit u. dgl., sondern einestheils solche von Sinnen, Seh-, Hör-, Riech-, Tast-Sphäre, anderntheils handelt es sich um Kogitations- oder Assoziationscentren; diese letzteren harren aber mit Rücksicht auf ihre besonderen Funktionen noch weiterer spezieller Bezeichnungen.

Die Erkrankung der Assoziationscentren ist es vornehmlich, die geisteskrank macht; sie sind das eigentliche Objekt der Psychiatrie. Sie finden wir verändert bei denjenigen Geisteskrankheiten, deren Natur uns am klarsten ist, weil das Mikroskop Zelle für Zelle, Faser für Faser deutlich die zu Grunde liegenden Veränderungen erkennen läßt; und so können wir direkt nachweisen, welche Folgen es für das geistige Leben hat, wenn sie zu mehreren oder zu vielen

oder auch sämmtlich desorganisirt sind. In ein wirres Durcheinander gerathen die Gedanken, neue fremdartige Gebilde erzeugt der Geist, wenn sie krankhaft gereizt werden, und völlig verloren geht die Fähigkeit die Vergangenheit zu nützen, die Folgen der Handlungen vorauszusehen, wenn sie verrichtet werden. Sie sind — wie histologische und klinische Beobachtung übereinstimmend zeigen — die Hauptträger von dem, was wir Erfahrung, Wissen und Erkenntniß, was wir Grundsätze und höhere Gefühle nennen.

Eduard Sokal.

Madame de Staël.

Unter Jenen, welche an der Wiege des Jahrhunderts, das nun zur Neige geht, gestanden und ihm einen Hauch ihres Geistes mitgetheilt haben, ragen in Frankreich namentlich zwei Schriftsteller hervor: Chateaubriand und Madame de Staël.

Beider Wurzeln ruhen tief im XVIII. Jahrhundert, das eine so gewaltige Erschütterung der Ueberlieferung auf allen Gebieten des Lebens gebracht hat. Diese Erschütterung, diese Zweifel empfingen Beide als das Erbe der Zeit, in welche ihre Jugend fiel. Mit diesem geistigen Erbe haben die Beiden verschieden geschaltet: die leicht entflammbare, gefühlvolle Enthusiastin Frau von Staël anders als der kalte frivole Skeptiker Chateaubriand. Und diese Verschiedenheit ihrer Temperamente war verbunden mit einer bedeutungsvollen Verschiedenheit der Herkunft: Chateaubriand ist katholischer Franzose, Frau von Staël stammt aus dem protestantischen Genf, wie J. J. Rousseau. Frau von Staël hat ein doppeltes Vaterland, ein französisches und ein schweizerisches. Ihr Blick ist früh über die Grenze ihrer französischen Adoptivheimath hinaus gerichtet. Sie ist mehr weltbürgerlich als Chateaubriand. Die religiösen Sympathien ihrer Familie gehen ins protestantische Ausland.

Gefühlsseliger Enthusiasmus, Weltbürgerlichkeit mit protestantischen Sympathien sind die Grundlagen, in welchen Frau von Staël's Leben und Schriftstellerei ruhen.

Diese Schriftstellerei ist eine dreifache:

Einmal ... damit hat sie begonnen und das ist auch der dauerndste Theil ihrer schriftstellerischen Arbeit ... behandelt sie Fragen der Litteratur, besonders die Frage der Neugestaltung der sich im Hergebrachten erschöpfenden französischen Litteratur. Hierher gehören die „Briefe über J. J. Rousseau," die sie in ihrem achtzehnten Jahre schrieb und 1789 drucken ließ; hierher gehört der Essai sur les fictions (von 1795), eine Theorie des Romans enthaltend, welche Goethe in den „Horen" übersetzte; das Buch De la littérature von 1800 und ihr Hauptwerk De l'Allemagne von 1810.

Zum Zweiten hat sie, die durch ihre überschwängliche, gefühlsselige Art in sehr schwierige Lebenslagen gerathen war, das Problem der Lebensführung, das ihr auf Schritt und Tritt quälend entgegentrat, in Büchern behandelt. Hierher gehören die unvollendete Schrift „Ueber den Einfluß der Leidenschaften" (von 1796) und ihre beiden Romane Delphine (1802) und Corinne (1807)

Und zum Dritten hat sie zwei autobiographische Selbstvertheidigungen geschrieben: die eine um 1812 unter dem Titel „Zehn Jahre Verbannung" (gedruckt 1821) ist gegen ihren Peiniger Napoleon gerichtet; die andere trägt den Titel „Betrachtungen über die französische Revolution" (geschrieben 1814—16, gedruckt 1818). Mit derselben vertheidigt die freiheitlich gesinnte Frau die großen Ziele und Errungenschaften der Revolution gegenüber der maßlosen bourbonischen Reaktion und zwar vertheidigt sie insbesondere die Stellung ihres Vaters Necker und ihren eigenen Antheil.

Germaine Necker wurde im Jahre 1766 zu Paris geboren. Ihr Vater ist der bekannte Bankier und Finanzminister Ludwigs XVI. Ihre Mutter ist eine waadtländische Pastorstochter, eine geistig sehr aufgeweckte Frau, von kalvinistischer Gesinnung und christlicher Werkthätigkeit. Doch lag mit ihrer Kirchlichkeit ihre weltliche Neugier in beständigem Streite. Sie liebte das Salonleben mit seinen weitab führenden Interessen.

Mit elf Jahren besucht Germaine den Salon ihrer Eltern, wo die Encyklopädisten, welche Frau Necker ihre unglücklichen Freunde zu nennen pflegte, sich mit dem Mädchen unterhalten. Sie bildete sich beim Gespräch mit diesen unkirchlichen Aufklärern. Hier fand ihre natürliche Lebhaftigkeit, ihre Wißbegierde, ihr Talent für Unterhaltung die reichste Nahrung. Der Zucht der Erziehung war sie nicht unterworfen. Früh von Bewunderung umgeben, ohne Sammlung, ohne eigentliche Arbeit, rebellisch gegen jeden Zwang, insbesondere auch den der Grammatik, wuchs sie heran, den Impulsen ihrer schwärmerischen Natur überlassen. Eine Kräftigung ihres Willens erfuhr sie nicht. Hierin gleicht ihre Jugend derjenigen Rousseau's und Chateaubriand's.

Sie lernt, nicht die Pflicht sondern das Gefühl, das leidenschaftliche Empfinden, zur Führerin ihres Lebens machen und dieses Lebensprogramm entwickelt sie dann mit achtzehn Jahren in ihren „Briefen über J. J. Rousseau," den sie besonders als Verfasser des Liebesromans der Nouvelle Heloïse feiert, dieses „Buches für Frauen", wie sie sagt. Die „lettres de feu" dieses sentimentalsinnlichen Romans entflammen sie. Sie träumt von ungetrübtem Liebesglück. Geliebt zu sein erklärt sie als ihr Ziel, auch als Ziel ihrer litterarischen Arbeit.

Und diese liebebedürftige Frau schließt nun, zwanzigjährig, eine rein konventionelle Heirath, ohne Neigung, mit dem schwedischen Gesandten Baron von Staël. Diese unglückliche Ehe, aus welcher zwei Knaben und ein Mädchen hervorgingen, führte 1798 zu einer freiwilligen Trennung der Gatten. 1802 wurde Frau von Staël Wittwe.

Im Gesandtschaftshotel der Rue du Bac eröffnet sie einen Salon, dessen geräuschvolles Treiben ihr Element war, ohne daß es indessen ihr unbefriedigtes Herz zum Schweigen gebracht hätte. Talleyrand, damals noch Abbé de Périgord, fesselt sie; sie faßte eine tiefe Neigung zum Grafen Louis de Narbonne.

Sie begrüßt die Revolution. Ihr Salon wird zum Mittelpunkt der Gemäßigten, der sogenannten Constitutionnels. Sie wird Politikerin und führt ein großes und lautes Wort. 1792 muß sie fliehen. Sie wendet sich nach ihrer väterlichen Besitzung in Coppet am Genfersee.

Ein kürzerer Aufenthalt in London offenbart ihr Narbonne's Untreue und bereitet ihr den ersten tiefen Herzenskummer.

Ihrem Leben fehlt die rechte Beschäftigung; auch die Erziehung ihrer Kinder nimmt sie nicht stark in Anspruch. An diesen eleganten Müßiggang, dessen große Angelegenheit die Salonplauderei ist, hängt sich die üble Nachrede. Und Frau von Staël gab ihr reichlich Nahrung durch den ihrem überschwänglichen, gefühlsseligen Wesen eigenen Mangel an Takt, den sie in ihrer nie versiegenden geistreichen Rede und in ihrer direktionslosen Lebensführung an den Tag legte. Sie forderte das qu'en dira-t-on? förmlich heraus und vergebens predigte ihr die Mutter warnend, daß un homme doit braver l'opinion, une femme doit s'y soumettre. Sie, die Frau, wollte der Meinung der Gesellschaft trotzen.

1794 verlor sie die Mutter und im nämlichen Jahre lernte sie den Lausanner Edelmann Benjamin Constant kennen. Trotz der vollendeten Gegensätzlichkeit ihres Wesens übten die Beiden eine mächtige Anziehungskraft auf einander aus. Der hochbegabte, aber frivole, ausschweifende, aller

ernsten Hingebung baare Constant gewann ihr Herz und diese Leidenschaft durchbraust ihr Leben während ein und einem halben Jahrzehnt wie ein Sturm und gestaltet es zu einem unbefriedigten und unbefriedigenden. Sie konnten sich nicht trennen und sich nicht vertragen und beider Aufzeichnungen berichten von den sich immer wiederholenden schrecklichen Scenen. Sie schreibt ihm, wie sie sagt, des lettres comme on n'écrirait pas à un assassin de grand'route und er verwünscht sie, die er eine homme-femme nennt.

1795 öffnet sich ihr Paris, zunächst vorübergehend, dann ganz, wieder. Ihr Salon blüht von Neuem. In seinem ruhelosen Treiben kennt sie keine Sammlung. Ihre ideenreichen Bücher entstehen in unablässigem Geplauder und verrathen dies in ihrer nachlässigen Stilisirung. Frau von Staël schreibt geistreich, aber nicht gut. Sie schreibt überall, denn sie hat keine bestimmten Arbeitsstunden, kein Arbeitszimmer, keinen Schreibtisch.

Als 1797 Bonaparte ruhmbedeckt aus Italien zurückkehrt, da steigt der Traum, dieses glänzenden Cäsar glückliche Cleopatra zu sein, vor ihr auf. Aber die Ernüchterung folgte bald. Bonaparte legte wenig Entgegenkommen an den Tag. In Madame de Staël's Benehmen zeigt sich eine Mischung von Koketterie und Feindseligkeit und die beiden gerathen auch dadurch in einen immer schärferen Gegensatz, daß der erste Konsul immer mehr als gewaltthätiger Machthaber sich enthüllt, während Frau von Staël in Wort und Schrift den Freiheitslehren treu blieb. Ihr lärmender Salon wurde zum förmlichen Mittelpunkt der Opposition gegen Bonaparte, der sie 1803, wenig hochherzig, aus der Hauptstadt verbannte. Ihr Exil begann.

Im Dezember 1803 tritt sie ihre erste Reise nach Deutschland an. Ihr nächstes Ziel ist Weimar. Dort erwartet man sie in den Kreisen Schiller's und Goethe's nicht ohne Unruhe. Als sie endlich da ist, schreibt Schiller an den vorübergehend abwesenden Goethe sehr viel Gutes über ihren Geist und fügt hinzu: „Das einzige Lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können."

Frau von Staël wollte über Alles unterrichtet sein und, immer zum Plaudern aufgelegt, kannte sie keine Eintheilung der Zeit, die diesen arbeitsamen, studirenden Männern von Weimar so kostbar war. So hauste sie denn in der bürgerlichen Lebensordnung dieser Menschen wie ein Wirbelwind und als sie endlich nach zehn Wochen abreiste, gesteht Schiller: „Es ist mir nach der Abreise unserer Freundin nicht anders zu Muth, als wenn ich eine große Krankheit ausgestanden."

Boshaft aber nicht ganz unrichtig bezeichnet Heinrich Heine diesen Weimarer Besuch der Frau von Staël als „eine geistige Einquartirung, welche auf unsere Gelehrten fiel."

Im März ist sie in Berlin, überall von Napoleons Feinden als Bundesgenossin begrüßt und auch überall vom spähenden Auge der napoleonischen Polizei begleitet, welche über ihre Triumphe nach Paris berichtet. Krankheit und Tod ihres Vaters rufen sie im April nach Coppet zurück, wohin sie aus Berlin August Wilhelm Schlegel als Erzieher ihrer Kinder mitbringt.

Sechs Monate verlebt sie hierauf (1804—1805) auf einer Reise in Italien, wo ihr, hauptsächlich durch den beredten Monti, die italienische Litteratur erschlossen wird. Doch wird sie von Natur und Kunst des Landes nicht wesentlich gefesselt; sie ist von unkünstlerischer Art.

Ihr Salon in Coppet, oder auch in Ouchy, steht in voller Blüthe: Franzosen und Ausländer, Fürsten und Bürgerliche, Männer und Frauen drängen sich in demselben. Ihr Schloß wird zur Auberge de l'Europe, wie es vierzig Jahre zuvor, unter Voltaire, das benachbarte Ferney gewesen war. Eifrig wird Theater, auch deutsches gespielt. So interpretirt Zacharias Werner selbst, mit Schlegel zusammen, seinen „Vierundzwanzigsten Februar".

Eine neue Reise nach Deutschland führte sie 1807—1808 nach München, Wien und wieder nach Weimar, wo sie indessen manches unangenehm verändert fand. Man war dort mittlerweile napoleonischer geworden.

Vor Jahren (1802) hatte sie Benjamin Constant's Heirathsantrag abgelehnt. Als sie nun aber seine Vermählung (1808) mit einer Andern vernimmt, da erfüllt von Neuem schmerzlicher Kampf ihr Herz. Seit langem neigt sie dem christlichen Glauben zu, während sie früher Freidenkerin (Deistin) und in der Praxis fast indifferent gewesen war. Die seelische Krisis von 1808 hatte eine eigentliche Bekehrung zur Folge: sie wird fromme Protestantin. Ihre Stellung zu den Dogmen ist nicht klar. Sie verehrt im Christenthum die Religion der Liebe, doch lehnt sie die Ausschreitungen der Mystiker ab.

Die Frucht ihrer zweimaligen Reise nach Deutschland ist ihr berühmtes Buch De l'Allemagne, das 1810 in den Druck geht. Die kaiserliche Censur findet dasselbe indessen unfranzösisch, das heißt zu wenig chauvinistisch, zu anerkennend für das Ausland und läßt die ganze Auflage vernichten. Die Verfasserin wird aus Frankreich verbannt. Sie flieht nach Coppet und wird dort durch einen kaiserlichen Befehl internirt.

(Schluß folgt.)

Zürich. H. Morf.

Berlin, den 4. August 1896.

Geehrte Redaktion!

In den Artikeln des Herrn C. M. Sombart über „Wanderungen durch Pariser Volksschulen und Fachschulen (Nr 43 und Nr. 44 der „Nation") wird der Leser für weitere Belehrung auf einige französische Schriften verwiesen. Wollen Sie mir, als dem Herausgeber der „Volkswirthschaftlichen Zeitfragen", freundlichst gestatten, zur Ergänzung auf eine deutsche Schrift zu verweisen, welche bereits vor sechs Jahren das gleiche Thema in sehr eingehender und umfassender Weise behandelt hat, auf die Schrift des Berliner Stadtraths Dr. Max Weigert: „Die Volksschule und der gewerbliche Unterricht in Frankreich, mit besonderer Berücksichtigung des Schulwesens von Paris" (Volkswirthschaftliche Zeitfragen, Jahrgang 12, Heft 2/3). Diese Schrift hat wesentlich dazu beigetragen, in Deutschland die Aufmerksamkeit auf die seit 1881 in Frankreich durchgeführte Reorganisation des Volks- und Fachschulwesens und ihre Erfolge zu lenken. Nicht nur die hervorragendsten Tageszeitungen, sondern auch pädagogische Zeitschriften und ausländische Preßorgane haben dieser Schrift ausführliche Besprechungen gewidmet; auch die „Nation" hat über sie einen längeren, anerkennenden Artikel (Jahrgang 1889/90, Nr. 35) gebracht. Weigert's Schrift, die bereits in zweiter Auflage erschienen ist, hat überdies unzweifelhaft dazu beigetragen, daß in Preußen Staat und Gemeinden sowohl den Fortbildungsschulen wie den gewerblichen Fachschulen ihr Interesse in gesteigertem Maße zugewendet haben.

Es ist gewiß verdienstlich, daß Herr C. M. Sombart jetzt aufs Neue die öffentliche Aufmerksamkeit in Deutschland auf die Entwicklung des französischen Volks- und Fachschulwesens lenkt und auf Grund der neuesten Ergebnisse dieser Entwicklung zur rüstigen Nachahmung auffordert. Aber es würde ein Unrecht sein, wenn man bei dieser Gelegenheit vollständig einer Schrift vergessen wollte, welche an dem Beispiel der Leistungen Frankreichs schon vor sechs Jahren mit Nachdruck und Wärme daran gemahnt hat, daß wir Deutsche auf dem Gebiete des Volks- und Fachschulwesens nicht mehr Lehrende sind, sondern vor allen Dingen Lernende sein müssen.

Ihr

sehr ergebener

M. Broemel.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 46. Berlin, den 15. August 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Wir haben uns in der deutschen inneren Politik ja sehr daran gewöhnt, das Unwahrscheinliche Ereigniß werden zu sehen, daß ein einigermaßen gewandter journalistischer Konjekturenschmied auch in der Saurengurkenzeit um sensationellen Stoff nie verlegen zu sein braucht. Nichts leichter, als die Ausklügelung einer Ministerkrise. Man ist seit geraumer Zeit in Preußen und Deutschland daran gewöhnt, daß Jemand Minister wird, an den die öffentliche Meinung gar nicht gedacht hat. Wer vermag unter solchen Umständen den Lügen zu strafen, der aus „zuverlässiger Quelle" das Gerücht verbreitet, dieser oder jener Minister werde demnächst von der Bürde seines Amts befreit werden.

Gegenwärtig ist einmal wieder der Reichskanzler an der Reihe, amtsmüde zu sein. Ein Wunder wäre es ja nicht, wenn er genug hätte; aber schön wäre es auch nicht, denn man sieht nicht ab, welche Verbesserung bei einem Kanzlerwechsel zu Tage treten würde. Fest scheint zu stehen, daß Fürst Hohenlohe nicht der Mann ist, der eines Tages das Gewehr aus Unmuth in den Graben wirft. Tritt er zurück, ja würde man auf eine sachlich wichtige Ursache schließen müssen. Eine solche läge vor, wenn es ihm nicht gelingen sollte, die Widerstände zu besiegen, welche einer zeitgemäßen Reform der Militärstrafprozeßordnung in der nächsten militärischen Umgebung des Kaisers erwachsen sind.

Kommt es anläßlich dieser Frage zu einer Krisis, so würde dieselbe vermuthlich bereits im Herbst zu einem Kanzlerwechsel führen. In diesem Falle wäre auch die Stellung des gegenwärtigen Kriegsministers unhaltbar.

Inzwischen hat eine Reichstagsersatzwahl im Elsaß, in Schlettstadt, den Beweis geliefert, wie verkehrt es ist, die gegenwärtigen engherzigen Ausnahmezustände — den Diktaturparagraphen und was damit zusammenhängt — konserviren zu wollen. An Stelle des Freikonservativen Pöhlmann, dessen Mandat für ungültig erklärt war, ist der klerikal-protestlerische Spies mit kolossaler Stimmenmehrheit gewählt. Spies erlangte fast 3000 Stimmen mehr, als der Kreisdirektor Pöhlmann, der gegen die Wahl von 1893 sogar 1400 Stimmen einbüßte, obgleich die Wahlbetheiligung diesmal beträchtlich stärker war, als vor drei Jahren. In diesem Wahlresultat tritt vor Allem die Enttäuschung der Bevölkerung darüber zu Tage, daß sie nach wie vor unter gesetzlichen Ausnahmezuständen leben soll, obgleich auch der deutsche Reichstag jetzt bereits wiederholt sich für die Beseitigung der Ausnahmegesetze in Elsaß-Lothringen erklärt hat.

Der Verein zur Abwehr agrarischer Uebergriffe hat ein nützliches Werk gethan. Er hat den Reichstagsabgeordneten Grafen von Arnim-Muskau, den Kolonialenthusiasten, Börsenfresser und Hauptagrarier, einmal etwas näher unter die Laupe genommen und veröffentlicht als Resultat seiner Untersuchungen eine ausführliche Korrespondenz, die sich jüngst zwischen dem Herrn Grafen und den Vertretern der Berliner Mühlenindustrie abgespielt hat. Aus der Korrespondenz geht hervor, daß Graf von Arnim unter dem Schutze parlamentarischer Redefreiheit die schwersten Anklagen gegen die Berliner Mühlenindustrie gerichtet hatte; daß er außer Stande war, auch nur den Schatten eines Beweises für seine Anschuldigungen zu erbringen; daß er Angesichts dieses Umstandes sich den in ihrer geschäftlichen Ehre verletzten Mühlenbesitzern gegenüber bereit erklärte, im Reichstage eine Berichtigung eintreten zu lassen, daß er diese Berichtigung unter nichtigen Vorwänden verzögerte und schließlich erst auf neues Vorhalten der Beleidigten bei der dritten Lesung des Börsengesetzes vorbrachte, dann aber in einer Weise, die einer Bekräftigung des früheren Vorwurfs ähnlicher sah, als einem Widerruf.

Es ist ein höchst charakteristisches Stück agrarischer Loyalität, das hier der Oeffentlichkeit unterbreitet wird, allerdings kein vereinzeltes. Das Herrenhausmitglied Graf Klinckowström hat sich kürzlich eine ähnliche wohl verdiente Lektion seitens der Königsberger Kaufmannschaft gefallen lassen müssen. Es kann auf unsere Junker nur erzieherisch wirken, wenn deutsche Kaufleute ihnen gelegentlich tüchtig auf die Finger klopfen.

Kreta bereitet den europäischen Diplomaten weiter große Kümmernisse. Nachdem es England abgelehnt hat, sich an einer Blockade Kretas zu betheiligen, ist das sogenannte europäische Konzert völlig aus dem Takt gerathen, und es geschieht das, was die ultima ratio aller Diplomatie zu sein scheint, nämlich nichts; man sieht ruhig zu, wie Christen und Muhamedaner auf der Insel Kreta sich gegenseitig massakriren und wartet ab, wie sich die Dinge weiter entwickeln werden. Voraussichtlich werden die christlichen Revolutionäre in Kreta in Kürze den Anschluß Kretas an Griechenland proklamiren; das wird die nationale Stimmung in Griechenland, die schon jetzt sehr erhitzt ist, völlig entflammen, und es ist vorauszusehen, daß von Griechenland immer mehr Offiziere und Kriegsmaterial — trotz der offiziellen Gegenbemühungen der griechischen Regierung — nach Kreta übergeführt werden. Nichtsdestoweniger wird die Türkei, wenn sich die Großmächte nicht einmischen, des Aufstandes auf Kreta wohl dennoch Herr werden. Es fehlt ihr nicht an Soldaten, um den Aufstand zu unterdrücken, wohl aber fehlt es ihr an Geld, um die Soldaten zu besolden und zu ernähren, ein Umstand, der geeignet ist, die türkische Soldateska allmählich in eine Räuberbande zu verwandeln. Daraus erklärt sich in erster Linie auch das Uebermaß von Grausamkeiten bei der Unterdrückung von Aufständen in der Türkei.

Daß England sich nicht hat entschließen können, an einer gemeinsamen Blockadeoperation der Großmächte sich zu betheiligen und daß es dadurch die Blockade überhaupt unmöglich gemacht hat, bildete den Gegenstand einer recht überflüssigen Preßzänkerei zwischen deutschen und englischen Journalen. Man mag die englische Politik für verkehrt halten, aber vom englischen Standpunkte aus und Angesichts des Zustandes der öffentlichen Meinung in England ist dieselbe recht wohl zu verstehen. Wozu also der Preßlärm?

Derselbe erscheint genau so überflüssig, wie die hitzigen Auseinandersetzungen zwischen deutschen und belgischen Zeitungen anläßlich der Freisprechung des Kapitäns Lothaire. Dieser kongostaatliche Offizier hatte bekanntlich nach einem sehr summarischen Verfahren den Engländer Stokes aufknüpfen lassen —; darauf große Entrüstung, Zahlung von Schadenersatz und allerlei Verlegenheiten für die belgische Regierung. Der Kongostaat liegt Belgien überhaupt im Magen, er kostet Belgien entsetzlich viel Geld, man wäre herzlich froh, wenn man niemals die Hände in Afrika hineingesteckt hätte. Es geht den Belgiern in dieser Beziehung ähnlich wie den Italienern, und es ist begreiflich, daß sie nervös werden, wenn ihnen aus ihrer Verbindung mit dem Kongostaate immer neue Unbequemlichkeiten erwachsen. Als der Fall Lothaire nun durch ein unerwartet günstiges gerichtliches Urtheil eine Wendung nahm, welche die belgische Eigenliebe wenigstens einigermaßen befriedigte, da gab man seiner Freude, mit dem blauen Auge davon gekommen zu sein — wie das bei allen anderen Nationalitäten auch der Fall gewesen sein würde — einen etwas überschwänglichen Ausdruck und redete sich in einen großen Zorn hinein, als englischer und deutscher Seits das freisprechende Urtheil ungünstig kritisirt wurde. Auch diesen internationalen Krakehl, der übrigens nicht allzuviel auf sich hat, hätte man durch etwas mehr Rücksichtnahme auf die nationale Empfindlichkeit Belgiens vermeiden können.

Wir Deutschen wissen doch aus eigener Erfahrung, daß die Europäer in Afrika allzumal Sünder sind; und speziell unsere deutsche Kolonialverwaltung steht nicht so fleckenlos da, daß wir Ursache hätten, auf die Kolonialverwaltungen anderer Staaten mit Steinen zu werfen. Gerade gegenwärtig drängt sich wieder ein neuer Kolonialskandal an die Oeffentlichkeit; er betrifft die Verhältnisse in Kamerun und richtet sich gegen den Gouverneur von Puttkamer, den Sohn des früheren preußischen Ministers. Vermuthlich wird der Fall auch noch den Reichstag beschäftigen.

In den Vereinigten Staaten von Amerika ist der Präsidentschaftswahlkampf bereits in vollem Gange. William Bryan, der Kandidat der Silberdemokraten und Populisten, hat es unternommen, sogar den Staat Newyork für sich zu erobern. Nachdem er bereits in Chicago mit der üblichen Begeisterung aufgenommen war, ist er dieser Tage auch in die Stadt Newyork eingerückt und ist auch dort mit jenem Enthusiasmus begrüßt, über den eine wohl disziplinirte Partei, wie Tammany Hall, stets verfügt. Bryan's Reden drehen sich immer um dieselbe Phrase, der er recht eigentlich seine Nomination als Präsidentschaftskandidat verdankt: „You shall not crucify mankind upon a cross of gold" („Ihr sollt die Menschheit nicht auf ein goldenes Kreuz nageln"). Dieser mystische Unsinn ist charakteristisch für die ganze free coinage-Bewegung, deren Verlauf im höchsten Grade interessant ist. Seit dem amerikanischen Bürgerkriege hat die große Republik keine schlimmere Feuerprobe durchzumachen gehabt, als gegenwärtig. Die Bewegung verdient die größte Aufmerksamkeit. Wir beabsichtigen, in einer Reihe von Artikeln unseren Lesern die einschneidende Bedeutung der amerikanischen Vorgänge darzulegen, und hoffen, in der nächsten Woche damit beginnen zu können.

* * *

Die interparlamentarische Konferenz in Budapest.

In der Zeit vom 23. bis 26. September d. J. wird die VII. interparlamentarische Konferenz in der Hauptstadt Ungarns tagen. Der Gegenstand, der auf dieser Konferenz, wie auf den früheren Konferenzen — in Paris, London, Rom, Bern, Haag und Brüssel — den Mittelpunkt der Berathungen bilden wird, ist die Frage einer Schlichtung internationaler Zwistigkeiten auf schiedsrichterlichem Wege. Daneben steht auf der diesjährigen Tagesordnung die Frage des Fremdenschutzes und des Rechtes der Ausweisung Fremder, über welche das frühere Mitglied des deutschen Reichstags, der bekannte Lehrer des Völkerrechts Geheimer Justizrath Professor L. v. Bar-Göttingen referiren wird.

Beide Gegenstände sind wichtig genug, um eine Antheilnahme weiterer Kreise an den Verhandlungen der Budapester Friedenskonferenz gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Die interparlamentarischen Konferenzen haben ursprünglich gegen dasselbe Vorurtheil zu kämpfen gehabt, welches auch den internationalen Friedenskongressen hindernd in den Weg trat, das Vorurtheil, daß sie nutzlos seien, weil ihren Beschlüssen keine unmittelbare praktische Wirkung beiwohne. Man suchte diese Bestrebungen dadurch zu diskreditiren, daß man die Veranstalter solcher Konferenzen als Utopisten behandelte, die bis zum nächsten Donnerstag den ewigen Frieden sicherstellen wollten.

Inzwischen hat sich herausgestellt, daß diese jährlichen Zusammenkünfte von Parlamentariern aller Länder in mehr als einer Hinsicht der Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den verschiedenen Staaten Europas dienlich sind. Die Völker sind durchweg besser als ihr Ruf, sie gewinnen bei näherer Bekanntschaft. Wer die einzelnen Nationen nur nach den Kundgebungen ihrer Presse beurtheilt, bekommt leicht einen durchaus irrigen Eindruck von den Stimmungen des einen Volkes gegen andere Völker. Preßorgane sind nur zu leicht geneigt, sensationellen Bedürfnissen nachzugeben und bei ausbrechenden internationalen Meinungsverschiedenheiten den Mund von nationalen Phrasen vollzunehmen: — das sieht patriotisch und schneidig aus. In Wirklichkeit pflegt regelmäßig die Bevölkerung selbst die Dinge viel nüchterner und besonnener anzusehen, und würde sie nicht gewerbsmäßig immer aufs neue „in Stimmung versetzt" und durch die Preßorgane anderer Länder zu der Anschauung verleitet, daß das fremde Land der eigenen Nation bitteres Unrecht zufüge, so würde gar mancher internationale Streit sich gar nicht entwickeln. Nichts

dient deshalb dem internationalen Frieden besser, als eine nähere Bekanntschaft mit anderen Nationalitäten. In diesen gegenseitigen persönlichen Berührungen und den freundschaftlichen internationalen Beziehungen, die sich daraus entwickeln, habe ich von jeher ein nicht zu unterschätzendes praktisches Resultat der interparlamentarischen Konferenzen gesehen.

Aber unverkennbar haben diese Konferenzen auch darüber hinaus ihre Bedeutung gewonnen, indem sie den Gedanken internationaler Schiedsgerichte mehr und mehr zu öffentlicher Berücksichtigung gebracht haben. Gerade im abgelaufenen Jahre ist die Idee eines permanenten Schiedsgerichtes der Verwirklichung eine gute Strecke näher geführt. Bekanntlich hatte der Venezuelastreit zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten eine Spannung hervorgerufen, die zu allerlei chauvinistischem Geschrei Veranlassung gab. Daß ein Streit um einen Grenzlappen zwischen Venezuela und der britischen Kolonie Guiana im Stande sein sollte, zwei große Kulturvölker, wie das Großbritanniens und das der Vereinigten Staaten, ernsthaft — und sogar mit der Aussicht auf eine kriegerische Verwicklung — zu entzweien, erschien so absurd, daß naturgemäß sich aufgeklärten Politikern beider Länder der Gedanke erneut und eindringlicher aufdrängte, ob nicht durch die Einsetzung eines permanenten Schiedsgerichtes internationalen Streitigkeiten zwischen der amerikanischen Union und Großbritannien der gefährlichste Stachel genommen werden könnte. Der Meinungsaustausch, der daraufhin zwischen den Regierungen von Washington und London erfolgt ist, bewegt sich bereits um konkrete Vorschläge. Er sieht zunächst allerdings nur die Schlichtung geringerer internationaler Streitigkeiten auf schiedsrichterlichem Wege vor, aber es liegt auf der Hand, daß, wenn ein solches Schiedsgericht eingesetzt ist, in der Zukunft auch größere Streitfragen demselben unterbreitet werden würden.

Die wenigsten Streitfragen sind ja so geartet, daß sie die „Knochen eines pommerschen Grenadiers" werth sind; nicht ihre innere Bedeutung macht sie in der Regel gefährlich, sondern die Schwierigkeit, ohne an Prestige einzubüßen aus einer falsch gewählten diplomatischen Lage wieder herauszukommen. Permanente Schiedsgerichte würden jeder Regierung es erleichtern, da einen Rückzug anzutreten, wo es sich sachlich gar nicht lohnt, eine gewählte diplomatische Position nachdrücklich fest zu erhalten.

Sollte es demnächst — was keineswegs unwahrscheinlich ist — zu einem Schiedsgerichtsvertrage zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien kommen, so würde das ein Präzedenzfall von außerordentlicher Tragweite sein; die öffentliche Meinung hätte dann einen festen Stützpunkt, und auch die interparlamentarischen Konferenzen würden ihre Bestrebungen mit weit mehr Aussicht auf Erfolg fortsetzen können. Daneben bleibt die Aufgabe bestehen, good will among nations herbeizuführen und nach Kräften durch persönlichen Einfluß dafür zu sorgen, daß der internationale Meinungsaustausch, wie er sich vornehmlich in der Presse vollzieht, nicht zu gefährlichen Zänkereien ausartet.

Daß auf diesem Gebiete noch viel geschehen kann, davon gibt die Tagesgeschichte genügend Zeugniß. Man braucht nur auf die wüthenden Ausfälle zu verweisen, die ganz überflüssiger Weise gelegentlich des Venezuelastreits seitens eines großen Theils der amerikanischen Presse gegen England erfolgten; auf die Preßpolemik, die sich zwischen Deutschland und England gelegentlich des Jameson'schen Einfalls in Transvaal vollzog, und gerade jetzt wieder wegen der Frage im Gange ist, ob England gut daran thue, den Wünschen der übrigen Großmächte entgegen, von einer Blokade Kretas fern zu bleiben; auch die furiose Auseinandersetzung anläßlich des Falles Lothaire zwischen der belgischen und deutschen Presse gehört hierher, und so könnte man die Reihe noch weit fortsetzen.

Bietet sich somit den interparlamentarischen Konferenzen ein weites Feld segensreicher Thätigkeit dar, so erscheint die diesjährige Konferenz in Budapest mit Rücksicht auf den gewählten Kongreßort besonders bedeutsam. Die Ungarn begehen gegenwärtig die Feier ihrer tausendjährigen nationalen Selbständigkeit, und in Hinsicht darauf ist für dieses Jahr auch gerade Budapest als Konferenzort gewählt.

Das ungarische Parlament behandelt die interparlamentarische Konferenz denn auch als eine gewissermaßen offizielle parlamentarische Angelegenheit. Unter dem Vorsitz des früheren Ministers Koloman v. Szell hat sich ein Exekutivkomitee gebildet, welchem unter anderen auch die früheren Minister Wekerle, Hieronymi, Graf Csaky angehören; das ungarische Abgeordnetenhaus hat einen Kredit von rund 10000 Mark für die Aufnahme der Konferenzmitglieder bewilligt und den Mitgliedern der Konferenz und deren Familienangehörigen freie Fahrt für sämmtliche ungarische Staatsbahnen angeboten; auch zu der internationalen Eröffnungsfeier des „Eisernen Thores", die am 27. September stattfindet, sind die Konferenzmitglieder offiziell eingeladen; kurzum, das ungarische Parlament bemüht sich in der gastfreundlichsten Weise, den fremden Parlamentsmitgliedern, die nach Budapest kommen, den Aufenthalt daselbst angenehm zu machen. Das sind ja allerdings nur Aeußerlichkeiten, aber auch in diesen äußeren Zeichen der Werthschätzung liegt eine Anerkennung der Bestrebungen der interparlamentarischen Konferenz, die indirekt der von dieser Konferenz vertretenen Sache zu gute kommt.

Und noch etwas Anderes kommt dabei zum Ausdruck, nämlich die Bedeutung, deren sich das Parlament in Ungarn selbst erfreut. Man kann im Allgemeinen nicht sagen, daß der Parlamentarismus in den letzten Jahrzehnten in Europa, wie auch in den Vereinigten Staaten, durch seine Leistungen gerade besonders sich ausgezeichnet und an Ansehen gewonnen habe; das ungarische Parlament aber macht eine rühmliche Ausnahme. Es hat seine Stellung so machtvoll zu behaupten gewußt und im Großen und Ganzen sich so fähig zum Herrschen erwiesen, daß man in Ungarn thatsächlich von einer Parlamentsherrschaft reden kann, eine Thatsache, die um so bemerkenswerther ist, als der Kaiser von Oesterreich, welcher als König von Ungarn nahezu auf die Machtbefugnisse eines englischen Königs herabgedrückt ist, in der anderen Hälfte seines Reiches eine Stellung hoch über dem Parlamente einnimmt. Das ungarische Parlament hat deshalb wohl Ursache, stolz und selbstbewußt zu sein, und das kommt auch in der Herzlichkeit zum Ausdruck, mit der es die parlamentarischen Kollegen aus anderen Ländern zu sich einlädt. Es ist zu wünschen, daß auch Mitglieder deutscher Parlamente — und insbesondere des deutschen Reichstags — möglichst zahlreich von dieser Einladung Gebrauch machen.

Th. Barth.

Noch eine Stimme aus Oesterreich.*)

Es ist ein glücklicher Zufall, daß in der Nr. 44 der „Nation" der Artikel von Bamberger „Liberalismus und Sozialismus" und die beiden Artikel der Oesterreicher Steinbach**) und Hainisch***) sich zusammengefunden haben; denn des Ersteren so kurze und dabei doch so scharf zutreffende Kennzeichnung dessen, was der Liberalismus überhaupt ist und was er insbesondere in der heutigen Zeit des thatsächlichen und für die Freiheit des Individuums so gefährlichen Zusammenwirkens der Schwarzen und der Rothen zu sein hat, erscheint mir als die beste Antwort auf den Versuch der beiden Anderen, die liberale Partei des österreichischen Parlamentes zu den Todten zu werfen.

*) Anm. der Redaktion: Nachdem wir einer scharfen Kritik der deutschliberalen Partei Oesterreichs Raum gegeben haben, entspricht es der Billigkeit, auch einer Stimme der Vertheidigung Gehör zu geben. Der Verfasser dieses Artikels gehört der deutschliberalen Partei als Reichsrathsmitglied seit vielen Jahren an. Das Manuskript traf bereits in der vorigen Woche ein, aber nicht früh genug, um noch in der letzten Nummer zum Abdruck gelangen zu können.

**) „Zehn Monate Badeni".

***) „Zukünftige Wahlen".

Hierzu bedarf es für jene Leser der „Nation", welche unsere komplizirten österreichischen Verhältnisse nicht genau kennen, vielleicht eines kleinen Kommentars. Wenn ich es versuche, denselben zu liefern, bin ich mir freilich bewußt, daß ich als Einer, der schon seit einem Vierteljahrhundert, wenn auch nur als einfacher Soldat, im politischen Kampfe und überdies im 60. Lebensjahre steht, ernstlich Gefahr laufe, nach Bamberger's treffendem Wort: „man ist, wenn man überhaupt etwas ist, immer nicht bloß eines Anderen Jakobiner, sondern zugleich irgend eines Anderen alter Schwachkopf", als Herrn Hainisch's „alter Schwachkopf" zu erscheinen. Begründet derselbe ja doch seinen der liberalen Partei gemachten Vorwurf, daß sie greisenhaft sei, unter Anderem auch damit, daß unter den 106 Abgeordneten der Partei es keinen gäbe, der nicht das 40. Lebensjahr überschritten hätte, daß sich aber die meisten dem 60. nähern, was — nebenbei bemerkt — sich einfach dadurch erklärt, daß das passive Wahlrecht erst mit dem 30. Lebensjahre beginnt und die letzten allgemeinen Wahlen vor mehr als 5 Jahren stattgefunden haben.

Wenn aber die liberale Partei als greisenhaft auch darum geschotten wird, weil angeblich die Jugend sich von ihr abwendet, so ist dies, soweit es der Wahrheit entspricht, zwar gewiß bedauerlich, aber die liberale Partei in Oesterreich theilt hierin (s. Brentano's Brief in der „Nation" Nr. 43 über den „Niedergang des Liberalismus") das Los der ihr gesinnungsverwandten Parteien im Deutschen Reiche, und die Ursache ist beiderseits die gleiche. Die Jugend steht immer noch unter dem Banne der überwältigenden Persönlichkeit des größten aller Antiliberalen, des Fürsten Bismarck, und daher die jetzt so weit verbreitete Anbetung der Macht und des Erfolges und die allem Idealismus Hohn sprechende, unverblümte Herauskehrung von Rassen-, Klassen- und Sonderinteressen. Aber auch jene, in denen gegen alles das der Geist des Widerspruchs sich regt, werden durch denselben nicht in das liberale Lager, sondern darüber hinaus gleich bis zu den am weitesten links stehenden Bismarck-Gegnern, den Sozialdemokraten, geführt. Die Jugend liebt eben das Extreme, und der Sozialismus ist in seinem letzten Endziel gerade so freiheitsmörderisch, wie die jetzt sich breit machende klerikal-feudale Reaktion; aber dieses Endziel liegt weit draußen in Utopien und wird von den sozialistischen Führern wohl auch absichtlich verschleiert; den minder Vorausſichtigen — und nicht vorauszusehen ist ja das Vorrecht der Jugend — erscheint daher die kräftig lärmende, sozialistische Agitation als das geeignetste, weil extremste Kampfmittel gegen eben jene Reaktion, welcher thatsächlich der Sozialismus als antiliberaler Bundesgenosse die besten Dienste leistet.

Die oben erwähnten, besonders komplizirten, österreichischen Verhältnisse bringen es mit sich, daß die von den Herren Steinbach und Hainisch so scharf verurtheilte Partei nicht bloß eine liberale sein kann, sondern eine **deutsch-liberale** sein muß, d. h. die „Vereinigte deutsche Linke" des österreichischen Abgeordnetenhauses hat nicht nur für die unvergänglichen Prinzipien der individuellen Freiheit einzustehen, sondern zugleich auch den leider nichts weniger als unvergänglichen Besitzstand des deutschen Volksthumes in dem vielsprachigen Oesterreich und insbesondere in dessen deutsch-slavischen Ländern zu vertheidigen. Die wirksamste Waffe in dieser nationalen Defensive ist aber die Identität der nationalen Interessen der Deutschen, welche allein unter allen österreichischen Volksstämmen in beinahe allen Kronländern vertreten sind, mit dem Interesse der Staatseinheit. Darum hat die Partei von jeher die dreifache Devise: „**Deutschthum, Freiheit und Staatseinheit**" auf ihr Banner geschrieben und darum erweisen diejenigen ebensowohl der deutschen wie der liberalen Sache den denkbar schlechtesten Dienst, welche das dritte Wort aus dieser Devise streichen und der Partei den Rath aufdrängen wollen, fürderhin nicht mehr „Staatspartei" zu sein. Gerade das aber ist der Punkt, in welchem sich die Herren Hainisch und Steinbach zusammenfinden, obwohl sie sonst so weit auseinandergehen, daß der eine der Partei plutokratische Tendenzen vorwirft, der andere aber gerade in der Votirung der Steuerreform, welche doch eine Einkommensteuerprogression bis 5 Proz. enthält, ihren größten Fehler erblickt.

Herr Hainisch spricht kühl bis ans Herz hinan von der Unmöglichkeit, die deutsche Landtagsmajorität in dem zu drei Viertheilen — in Wirklichkeit nur zu 70 Prozent — slavischen Mähren auf die Dauer aufrecht zu erhalten. Wer aber aus eigener Erfahrung weiß, wie wichtig diese Majorität, die nur durch das Bündniß der Deutschliberalen mit centralistisch gesinnten Großgrundbesitzern und schwerlich in direktem Gegensatz zur Regierung aufrecht erhalten werden kann, dafür ist, um deutsches Volksthum in zahlreichen, von slavischer Landbevölkerung umgebenen und auch in ihrem Innern keineswegs rein deutschen, mährischen Städten vor dem Untergange zu bewahren, der wird, gleich mir, geneigt sein, für solchen Zweck, wenn nöthig, auch ein Opfer zu bringen.

Durch die gebotene Rücksichtnahme auf das nationaldeutsche Interesse erklärt und rechtfertigt sich auch die an der liberalen Partei so sehr getadelte Behutsamkeit im Punkte der Erweiterung des Wahlrechtes. Es ist nicht ein organischer Fehler der Partei, sondern lediglich eine Folge der nun einmal bestehenden, sozialen und nationalen, Schichtung, daß der deutsch-liberalen Partei jede Erweiterung des Wahlrechtes in den deutsch-slavischen Ländern zum Nachtheil gereicht. Wenn Aehnliches auch in den rein deutschen Ländern zum Vorschein kommt, so liegt die Ursache in der gerade hier so stark klerikalen Gesinnung der unteren Volksschichten. Daß diese letztere heute trotz des von Herrn Hainisch selbst so sehr gepriesenen und thatsächlich gewaltigen Kulturfortschrittes der letzten 25 Jahre doch noch so sehr die Massen beherrscht, ist begreiflich, wenn man erwägt, daß eben erst jetzt die erste unter den neuen Schulgesetzen herangewachsene Generation das aktive Wahlrecht erlangt hat. Mit Rücksicht hierauf sollte meines Erachtens jeder wirklich freisinnige Mann mit der Einführung des allgemeinen Stimmrechts doch wenigstens bis zu der Zeit, da die Früchte der allgemeinen Schulpflicht ganz gereift sein werden, zuwarten, statt durch ein übereiltes Vorgehen nur der klerikalen Herrschaft den Weg zu ebnen.

„Eine trostlose, vollkommen demoralisirte Partei" nennt Herr Steinbach die deutsch-liberale Partei, indem er sie zugleich mit dem Epitheton ornans „sogenannte" versieht; aber den Beweis für die Berechtigung dieses Vorwurfs gegen dieselbe Partei, welcher doch alles, was an Freiheit und Fortschritt in Oesterreich in den letzten Decennien errungen wurde, zu danken ist, hat Herr Steinbach nicht erbracht, und der einzige Versuch, den er in dieser Richtung gemacht hat, schlägt, wenn man die Sachlage zu prüfen sich die Mühe gibt, in das Gegentheil um. Es ist geradezu ein Ruhmestitel der liberalen Partei in Oesterreich, daß sie, obwohl aus dem wohlhabenden Bürgerstande hervorgegangen, doch immer für soziale Gerechtigkeit Sinn und Verständniß gehabt und demgemäß von jeher eine die minder Bemittelten entlastende, die Reichen aber schärfer heranziehende Steuerreform in ihr Programm aufgenommen hat. Freilich konnte es dieser Partei, die heute im Parlamente nur eine Minorität ist, nicht gelingen, die Steuerreform ganz und gar nach ihrem Sinne durchzusetzen, und es mußten jenen anderen Parteien, welche, wenn auch mehr oder weniger widerwillig, sich schließlich doch in der großen Majorität für die Reform zusammengefunden haben, manche und mitunter recht unangenehme Zugeständnisse gemacht werden; aber die Partei hätte die ihr von Herrn Steinbach so reichlich gespendeten Vorwürfe weit eher und meines Erachtens dann wirklich verdient, wenn sie wegen der von anderen Seiten her in das Reformwerk hineingetragenen Mängel dieses Werk, welches im Großen und Ganzen ja doch ihr eigenes ist, im letzten Moment zum Scheitern gebracht und dadurch zum Schaden von Hunderttausenden kleiner Steuerträger und zum Nutzen nur einiger reicher Leute dazu beigetragen hätte, unsere veralteten Steuerzustände wieder für, weiß Gott, wie lange weiter zu erhalten.

Und warum hätte sie nach Herrn Steinbach's Meinung dies thun sollen? Weil die Regierung, welcher angeblich diese Steuerreform bewilligt wurde, die aber thatsächlich mit derselben in gar keinem anderen Zusammenhange steht, als daß sie eben jetzt am Ruder ist, — bei der erst für das Jahr 1898 vorgesehenen Ausführung der Steuerreform werden wir vielleicht wieder eine andere Regierung haben — sich kurz vor der entscheidenden Abstimmung in der Wiener Bürgermeisterfrage als unzuverlässig oder, wie ich lieber sagen möchte, als ungeschickt erwiesen hat. Dabei wird ganz und gar übersehen, daß, wie schon gesagt, die liberale Partei im österreichischen Parlament nur eine Minorität ist, und es wird ferner übersehen, daß das Kabinet Badeni und sein Finanzminister Bilinsky sich für die Steuerreform, welche sie so gut wie fertig vorgefunden hatten, gar nicht besonders erwärmt haben. Ein Votum der liberalen Partei gegen die Steuerreform wegen der ungeschickten Haltung der Regierung in der Wiener Bürgermeisterfrage hätte also zwar die Steuerreform, nimmermehr aber die Regierung zu Falle gebracht und nicht einmal an deren Haltung gegenüber den Antisemiten irgend etwas zu ändern vermocht. Außerdem wäre es wohl ein recht lustiges Schauspiel gewesen, wenn die liberale Partei an der Regierung dafür, daß dieselbe so ungeschickt war, dem antisemitischen Führer Dr. Lueger durch seine Audienz beim Kaiser eine Gloriole zu bereiten, gerade dadurch Rache genommen hätte, daß sie mit fliegenden Fahnen zu demselben Dr. Lueger übergelaufen wäre, um mit ihm gegen die Steuerreform zu votiren.

Herr Steinbach meint schließlich: das zu lösende Problem bestehe in der Bildung einer, wenn auch kleinen, so doch rücksichtslos die Ideen des wahren Freisinnes und Fortschrittes vertretenden Partei; diese hätte geduldig auf den Moment zu harren, bis die Wähler zur Erkenntniß gelangen, daß sie eigentlich die Dupes der Klerikalen waren; bis darthin müßten sie den Kampf für ihre Prinzipien zäh und muthig führen. Dazu bedürfe sie aber neuer Männer und vor allem neuer Talente.

Dazu habe ich zu bemerken, daß es meines Erachtens gar kein Problem zu lösen gibt. Daß die Partei leider kleiner werden wird, wahrscheinlich auf Kosten insbesondere ihres linken Flügels, dafür werden schon die anderen Parteien sorgen und dazu wird in nicht geringem Maße auch die Verwirrung beitragen, welche in den Reihen der Wähler durch jene vehementen Angriffe angerichtet wird, die jetzt gegen die Partei von früheren Anhängern, allen voran von dem größten Wiener Journal, geschleudert werden. Ueber Rücksichtslosigkeit und Muth, welche von der künftigen Partei gefordert werden, habe ich allerdings meine eigene Meinung. Wir leben nicht in England zur Zeit Karls I., der oppositionelle Redner kurzer Hand ins Gefängniß werfen ließ, und es gehört daher gar kein besonderer Muth dazu, um von der immunen Tribüne herab rücksichtslos gegen die Regierung loszuziehen. Den Wählern mag dies eine Zeit lang gefallen, auf die Dauer und in Wahrheit wird ihnen damit ganz und gar nicht gedient, am allerwenigsten aber dem von slavischer Ueberfluthung bedrohten Deutschthum in den Sudetenländern und in den Südostalpen. Klugheit und Umsicht können hier manches Unheil abwenden; songlante Reden, die in Volks- und Wählerversammlungen zur Aufeuerung des bei den Deutschen leider manchmal einschlummernden Nationalgefühles ganz am Platze sein mögen, können im Parlament leicht schaden, nützen gewiß nicht. Wenn endlich die Wähler recht viele jetzt vorhandene Mittelmäßigkeiten durch neue Talente ersetzen werden, so wird dies nur sehr erfreulich sein; allzu große Hoffnungen dürfen aber in dieser Beziehung wohl kaum gehegt werden, zumal ja auch die im Parlamente weiter links stehenden Parteien, die ja doch von der in der liberalen Partei angeblich herrschenden Unduldsamkeit der Alten gegen junge, aufstrebende Talente gewiß frei sind, einen solchen Mangel an Talenten aufweisen, daß hier eigentlich nur der eine Lueger genannt werden kann. Aber mögen auch noch so viele neue Männer und neue Talente aus den bevorstehenden Wahlen hervorgehen und mögen sie es auch perhorresciren, als eine Fortsetzung der jetzigen Linken sich zu bekennen: sie werden, wenn sie es nur um Deutschthum und Freiheit redlich meinen und den Schutz und die Förderung dieser kostbarsten Güter höher stellen als vorübergehende, rhetorische Erfolge, doch nicht umhin können, die Politik der jetzigen Linken fortzusetzen.

Für sich allein numerisch zu schwach und unter den übrigen Parteien im Parlamente viel zu isolirt, um irgend eine Regierung stürzen zu können, werden die neuen Männer bei aller Entschiedenheit in der Verfolgung ihres nationalen und fortschrittlichen Programms doch gerade so, wie die jetzigen Mandatare der deutsch-liberalen Wählerschaft, auch darauf bedacht sein müssen, zu verhüten, daß das Kabinet Badeni, welches als geradezu antideutsch und antiliberal nicht bezeichnet werden kann, in eine entschieden gegnerische Regierung umgewandelt oder durch eine solche ersetzt werde. Dies würde aber unfehlbar eintreten, wenn die neuen Männer, gedrängt von der in der Wählerschaft herrschenden, durch viele getäuschte Hoffnungen allerdings berechtigten Verstimmung, als prinzipielle Opposition sich proklamiren und dadurch den Ministerpräsidenten — sei es den jetzigen, sei es dessen Nachfolger — geradezu zwingen würden, die Majorität, die er nun einmal braucht, anderswo zu suchen. Daß er eine solche finden würde, das gibt auch Herr Steinbach zu, da er ja selbst die Wiederherstellung des „eisernen Ringes“ unseligen Taaffe'schen Angedenkens voraussieht. Ich stimme ihm hierin vollkommen bei, vermag aber nicht die Seelenruhe zu theilen, mit welcher Herr Steinbach sich hierin als in etwas Unabwendbares zu fügen scheint. Ich erachte es vielmehr als die oberste Pflicht der künftigen Vertreter der fortschrittlich gesinnten Deutsch-Oesterreicher, alle Kraft und alle Klugheit aufzuwenden, um ihr Volk vor einer Wiederholung dieser bitteren Prüfung und vor der damit verbundenen, unwiederbringlichen Schädigung zu bewahren. Darum werden die künftigen Männer, weit entfernt Regierungspartei zu sein, sich doch, sei es selbst auf Kosten ihrer Popularität, sehr wohl davor hüten müssen, Opposition nur um der Opposition willen zu treiben.

Alt-Aussee, August 1896.

Rudolf Auspitz.

Juristen-Ferien.

Nicht mehr mit dem jubelnden Jauchzen der glücklichen Schulzeit, aber doch auch mit erleichtertem Aufathmen begrüßt der homo forensis seine Ferienzeit. Dem Richter und Staatsanwalt bringt sein Urlaub absolute Entlastung von aller amtlichen Thätigkeit und Verantwortung, denn von dem Tage ab, an dem er die letzte Verfügung zeichnet, geht Beides ohne Rest auf seinen Vertreter über. Nicht ganz so sorgenlos liegt vor dem Anwalt die Ferienzeit. Seine Arbeit kann er auf die Schultern seines Vertreters lasten, aber die Verantwortung für das, was dieser thut oder — nicht thut, die schleppt der Anwalt mit sich durch die Welt zu den entferntesten Meeresküsten und auf die höchsten Berge. Seinem Klienten gegenüber ist stets der Anwalt selbst für die Ausführung des Auftrages verantwortlich, moralisch sowohl wie civilrechtlich, und Sache des Temperaments und der Individualität ist es, ob und inwieweit dieses Bewußtsein das feriale Freiheitsgefühl zu beeinträchtigen geeignet ist.

Es fehlt nicht an Stimmen, die die Berechtigung von Gerichtsferien überhaupt verneinen. Wie darf der Staat — sagen sie — plötzlich auf zwei Monate seinen Bürgern die Rechtshilfe weigern? Denn wenn auch Straf- und gewisse als besonders eilig erachtete Civilangelegenheiten zur

Erledigung gelangen, ja bleibt doch das ganze Gros der Prozeßsachen liegen, trotzdem unbestreitbar für die Existenz mancher Klageberechtigten dadurch ein irreparabler Schade erwächst und wohlbekanntermaßen mancher Verpflichtete in doloser Ausnutzung der ihm durch das Ferienjustitium gewährten formalen Rechtsbehelfe die Erfüllung seiner Verbindlichkeiten zu verschleppen, ja durch die Verschleppung vielleicht das Recht seines Gläubigers zu vereiteln weiß. Solche Erfahrungen führten, als seiner Zeit das Gerichtsverfassungsgesetz in der Kommission berathen wurde, in der That zu Erwägungen, ob man das Institut der Gerichtsferien nicht gänzlich beseitigen solle; der Regierungsvertreter wies aber damals darauf hin, daß die Richter doch „ja zu sagen auch Menschen seien“ und daß in ihrem, wie im Interesse des Dienstes selbst, es unumgänglich nothwendig sei, den durch unablässige geistige Anspannung irritirten Nerven einen regelmäßigen Sommerurlaub zu gewähren. Die unbeschränkte Fortführung der Geschäfte im Wege der Stellvertretung sei aber nur zu ermöglichen, wenn der Herr Kollege von der Finanz die Mittel zu einer Vermehrung des Richterpersonals um ein reichliches Drittel zur Verfügung stelle. Und das wollte der „Herr Kollege von der Finanz“ nicht, und so blieb es bei den Gerichtsferien.

Psychisch wie physisch liegt der größte Werth der Ferienmuße procul negotiis nicht sowohl in den gesünderen Lebensbedingungen eines Aufenthalts in der staubfreieren Luft der Berge oder der Meeresküste, als vor Allem in der inneren Absentirung von alledem, was Gehirn und Nerven des Berufsmenschen rücksichtslos in Anspruch nimmt. Es dauert aber wohl immer eine Weile, bis die Gedanken sich losankern von den gewohnten Bahnen, und diese Uebergangszeit ist nicht ungeeignet, um eine Art Inventur zu machen über das Debet und Kredit der Rechtspflege im verflossenen Arbeitsjahre. Auch in anderer Hinsicht ist die Ferienmuße dazu vortrefflich geeignet. Wenn man fern von dem strepitus fori die Glieder behaglich in dem weichen weißen Sand gestreckt dem beruhigend gleichmäßigen Brausen und Branden der Meereswogen lauscht, wie sie gleichgültig kommen und gehen heut wie vor Jahrtausenden, da beginnt man über kleine menschliche Dinge ruhiger und objektiver zu denken wie daheim, wo nervöse Hast und eigenes Interesse eine mehr oder minder subjektive Anschauung zeitigt.

Unsere civilrechtliche Justiz gab zu besonderen Erörterungen keinen Anlaß. Wenn von ihr gilt, was man von den Frauen sagt: daß die besten diejenigen seien, über die man am wenigstens spricht, so war sie eine gute. Politisch-civilrechtliche Fragen, wie seiner Zeit diejenigen über die Rückforderung der aus Privatmitteln gegebenen Reichstagsdiäten durch den Fiskus sind glücklicherweise nicht aufgetaucht und sensationelle Civilprozesse nicht zur Entscheidung gelangt. Wie alljährlich sind zwei neue Bände der gesammelten Reichsgerichtsentscheidungen in Civilsachen erschienen, und wenn man berechtigt ist, in denselben die fine fleur aller deutschen praktischen Jurisprudenz zu suchen, so läßt sich nicht leugnen, daß in der That in einer großen Anzahl der dort abgedruckten Urtheile der Niederschlag reifster abgeklärtester Rechtsgelehrsamkeit zu finden ist. Auch das Bestreben, den Anforderungen des praktischen Lebens gerecht zu werden und die Sprödigkeit mancher gesetzlichen Vorschriften denselben in juristisch zuverlässiger Weise anzupassen, ist vielfach erkennbar. Freilich nicht immer mit gleichem Erfolg. So kann z. B. die Rückkehr zu der — mit Recht von dem Reichsgerichtsrath Wiener bekämpften und auch in dieser Zeitschrift erörterten — den Differenzeinwand bei Börsengeschäften viel zu weit begünstigenden Judikatur weder juristisch noch praktisch für glücklich bezeichnet werden. Das neue Börsengesetz wird Prozessen in gleicher juristischer Form vorbeugen, aber es wird nach anderer Richtung vielleicht mehr als bisher dem höchsten Gerichtshof Gelegenheit geben, sich mit dem Rechte der Börse zu beschäftigen. Es ist zu wünschen, daß dabei ein vertieftes Verständniß für das Wesen derselben zu Tage träte. Ein anderer Wunsch gilt dem Stil der Urtheilsbegründungen. Man kann auch hier das Bestreben nicht verkennen, den durch ernsthafte Erörterung wie durch scherzhafte Persifflage bekämpften Unwesen eines schwerfällig geheimnißvollen Gelehrtenstils zu Leibe zu gehen; aber der Erfolg ist ein nur sehr theilweiser. Und doch besitzen wir an den Entscheidungen des früheren Reichsoberhandelsgerichts wahre Muster einer knappen kristallklaren juristischen Stilistik.

Vor eine ganz neue Aufgabe werden bei Aufnahme der Geschäfte nach den Ferien die Civilgerichte durch das Gesetz über den „unlauteren Wettbewerb“ gestellt werden. Großer juristischer Takt und einsichtsvolle Beurtheilung geschäftlicher Verhältnisse ist erforderlich, um den Wünschen und Erwartungen gerecht zu werden, die sich an dieses Gesetz knüpfen. Eine unverständige Handhabung desselben würde nur das Mephistowort illustriren: „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage“. Der französischen Judikatur ist es gelungen, lediglich auf der Grundlage des Art. 1382 des Cod. civil, wonach ganz im Allgemeinen derjenige, welcher einem Anderen durch eine Handlung Schaden zufügt, zum Ersatz verpflichtet ist, ein Bollwerk gegen die concurrence déloyale zu errichten. Ob diesem Bestreben der mehr ins Einzelne definende Paragraphenreichthum des deutschen Gesetzes hinderlich oder förderlich sein wird, muß die Zukunft lehren. Der glückliche Gedanke, für die wesentlichsten Fragen die Zuständigkeit der Kammern für Handelssachen zu begründen, läßt uns mit erhöhtem Vertrauen der civilrechtlichen Interpretation des Gesetzes entgegensehen.

Ob auch der strafrechtlichen, ist eine schwerer zu beantwortende Frage. Denn der Rückblick auf diese Seite unserer Rechtspflege bietet überhaupt weniger freundliche Bilder. Es ist eine schlimme Sache, wenn in der Oeffentlichkeit von offenbar sehr berufener Seite diskutirt wird, ob die Gesetze oder diejenigen die sie handhaben, ob die Präponderanz der Staatsanwaltschaft oder der Rückgang des richterlichen Könnens an den unerfreulichen Erscheinungen in unserer Strafrechtspflege die Schuld tragen, denn Voraussetzung all' dieser Erwägungen ist doch eben, daß die Strafjustiz nicht leistet, was sie leisten sollte.

Und zum Ueberfluß ist dieser Ansicht ja der offizielle Stempel durch die Erklärung des Justizministers aufgedrückt worden, daß das Vertrauen des Volkes in die Justiz im Wanken sei. Die Erklärung dafür ist nicht schwer zu finden, nachdem derselbe autoritative Mund als ein Grundprinzip dieser modernen Justiz den Satz ausgesprochen hat: „Wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe“. Das ist in diesem Zusammenhange ein bedenklicher Satz, der jüngst eine eigenartige Illustrirung dadurch erfuhr, daß ein Breslauer Staatsanwalt gegen einen Vertheidiger eine Ungebührstrafe in Antrag brachte, weil dieser ausgesprochen hatte, daß „bekanntermaßen die Staatsanwaltschaft gegen Sozialdemokraten vorgehe, wo sie Mitgliedern anderer Parteien gegenüber einen strafbaren Thatbestand nicht entdecke“.

Ist diese Proklamation der Ungleichheit vor dem Gesetz in seiner Tragweite ganz unübersehbar, so ist ein vielleicht noch hervorstechenderes besorgnißerregendes Symptom für die falschen Wege, auf denen unsere Strafjustiz wandelt, der Scharfsinn, der auf die neue Konstruktion strafbarer Thatbestände verwandt wird. Zahlreiche Novitäten auf dem Gebiete des „groben Unfugs“ sind gerade im verflossenen Geschäftsjahre auf dem Markte der Justiz erschienen, ein wahrer Wetteifer ist eine Zeit lang zur Entdeckung neuer Konstruktionen für Majestätsbeleidigungen mit und ohne dolus eventualis entbrannt, und den vielleicht höchsten Triumph feierte diese Art von Jurisprudenz in dem, wie zuzugeben ist, geistreichen aber doch grundfalschen Gedanken, daß eine strafbare Begünstigung vorliege, wenn ich Jemandem die Mittel gewähre, eine ihm auferlegte Geldstrafe zu zahlen.

Dagegen ist es, wie mit Befriedigung anzuerkennen ist, in letzter Zeit stiller geworden auf dem Gebiete der unerquicklichen persönlichen Reibereien zwischen Vorsitzenden und Vertheidigern, stiller auch von den Aufsehen erregenden

persönlichen Sentiments der Vorsitzenden und ihren die gesetzlichen Grenzen überschreitenden Rechtsbelehrungen an die Geschworenen. Ein Hauptvertreter dieser Richtung hat im Irrenhause ein beklagenswerthes Ende genommen, und wenn im Uebrigen auch noch mancher Mann in Deutschland auf dem Präsidentenstuhle einer Strafkammer nicht an seinem richtigen Platz ist, so ist im Allgemeinen doch das Streben der Justizverwaltung unverkennbar, für geeignete Besetzung gerade dieser Stellen zu sorgen, und nicht weniger die ehrliche Absicht vieler Vorsitzenden, ihr Temperament den ihnen gesetzlich gezogenen Schranken anzubequemen. Wenn auf diesem Gebiete einigermaßen der sehr nothwendige Wandel geschaffen wurde, so ist das ein Resultat der Oeffentlichkeit und ein nicht gering anzuschlagendes Verdienst ihrer Vertreterin, der Presse. Ernsthafte taktvolle aber auch furchtlose objektive Berichterstattungen über Gerichtsverhandlungen sind das wirksamste Mittel zur Bekämpfung von Schäden der Rechtspflege.

Mit Genugthuung sind die Urtheilssprüche in zwei sensationellen Prozessen der letzten Zeit zu registriren, in den Fällen Hammerstein und Friedmann.

Man hat Versuche gemacht, Berührungspunkte politischer Natur für diese beiden Fälle zu konstruiren. Dieselben sind gänzlich mißlungen. Aber in einer Beziehung können beide Fälle unter einem einheitlichen Gesichtspunkt betrachtet werden. Sie dokumentiren beide eine, unbeirrt durch Nebenrücksichten, nicht rechts und nicht links schauende gerade auf ihr Ziel losgehende gerechte Rechtsprechung. In dem einen Falle ist ein Verbrecher rücksichtslos verfolgt, ergriffen und verurtheilt worden, obgleich die Befürchtung vorlag, daß sein Fall eine Anzahl privilegirter Stützen von Thron und Altar ins Wanken bringen würde, in dem anderen Falle ist freigesprochen worden, weil thatsächlich wie rechtlich ein krimineller Thatbestand nicht vorlag, obgleich rechtspolitisch eine Freisprechung nach dem mit vielem Aplomb in Scene gesetzten Auslieferungsverfahren eine nicht ganz leicht wiegende Niederlage der Anklagebehörde bedeutete, und obgleich eine Verurtheilung wahrscheinlich in der die moralische und die juridische Seite konfundirenden öffentlichen Meinung der Laien Billigung gefunden hätte.

Der Schwerpunkt für das Interesse der Juristen aber lag bei der Gesetzgebung.

Als wir im vorigen Jahre aus den Ferien kamen, da erwartete man vielleicht mit Sicherheit, daß im Laufe des nächsten Jahres die Novelle zur Strafprozeßordnung endlich unter Dach kommen werde, aber schwerlich rechnete man auf eine Vollendung des bürgerlichen Gesetzbuchs. Nun ist es umgekehrt geworden. Die Kommissionsbeschlüsse zur Strafprozeßordnungsnovelle haben die Feuerprobe im Plenum noch nicht bestanden, und wer weiß, ob sie derselben gewachsen sind. Sie bringen uns die Berufung gegen die Strafkammerurtheile, aber um so hohen Preis, daß man fast versucht ist, von einem Danaergeschenk zu sprechen.

Dagegen liegt vor uns fix und fertig und von den gesetzgeberischen Faktoren geaicht das neue Bürgerliche Gesetzbuch fürs Deutsche Reich. Mag im Einzelnen der Eine Dies, der Andere Jenes auszusetzen haben, die Befriedigung über das Gelingen des großen nationalen Werkes im Ganzen ist doch fast ungetheilt. Nur mischt sich bei den aktiven Juristen in die Freude ein wenig ängstlich die Frage: Wie wird man dies Alles erlernen, und überdies noch Ein- und Ausführungs- und Uebergangsbestimmungen und das neue Handelsgesetzbuch und die Umgestaltung all der übrigen durch das Bürgerliche Gesetzbuch mehr oder minder modifizirten Spezialgesetze? Die Aelteren werden es schwerlich fertig bringen, so ganz „auf eine neue Wirthschaft zu ziehen“, und wenn es auch übertrieben ist, von einer völligen „Erneuerung des Richterstandes“ zu sprechen, so ist es doch zweifellos, daß der Tag, an dem das Bürgerliche Gesetzbuch Gesetzeskraft erlangt, man eine große Anzahl Juristen in den Ruhestand treten sehen wird. Uns Jüngeren aber, die wir es noch riskiren können, „umzulernen“, erwächst eine Aufgabe, die sich nicht so neben der sonstigen Berufsthätigkeit her erledigen läßt. Da wird es denn heißen, die Ferien zu opfern, und schon nächstes Jahr wohl wird mancher Jurist, das Bürgerliche Gesetzbuch im Ränzel, das Nützliche mit dem Angenehmen, das Studium mit der Sommerfrische zu verbinden bestrebt sein.

Scheveningen. Ernst Mamroth.

Volkshochschulen.

Am 25. und 26. Mai fand in Berlin die diesjährige Hauptversammlung der Comenius-Gesellschaft statt. Unter den Vorträgen, die auf ihr gehalten wurden, war besonders wichtig der des Professors W. Rein von der Universität Jena über Volksbildung mit Beziehung auf die dänischen Volkshochschulen. Rein schilderte kurz die Einrichtung dieser Bildungsstätten, um in längerer Ausführung sodann die Gründe auseinanderzusetzen, aus denen die Gründung von Volkshochschulen auch in Deutschland als sehr wünschenswerth erscheint. Die Comenius-Gesellschaft will nun versuchen, die Angelegenheit dadurch zu fördern, daß sie neben der Propaganda in Schrift und Wort ein Kapital für die Gründung zunächst einer Volkshochschule sammeln will.

Hoffentlich gelingt es, diesen Plan in Wirklichkeit umzusetzen; denn in der That ist diese Errichtung von Volkshochschulen sowohl im Interesse der Volksbildung als auch in dem der allgemeinen Volkswohlfahrt außerordentlich erwünscht. Wohlgemerkt: Die Errichtung von Volkshochschulen, die man mit den Universitäts-Ausdehnungskursen nicht verwechseln mag, da sie weder diese zu ersetzen im Stande sind, noch selbst von ihnen ersetzt werden können.

Die Universitäts-Ausdehnungsbewegung (University-Extension-Movement) bezweckt allerdings die Popularisirung des Hochschulunterrichtes ebenso wie die nordischen Volkshochschulen; aber sie ist darin von diesen verschieden, daß sie ihre Thätigkeit auf die Städte beschränkt und der ländlichen Bevölkerung vermöge ihrer ganzen Einrichtung nicht viel zu bieten vermag. Die Volkshochschulen dagegen wenden sich fast ausschließlich an diese und bieten ihr im Allgemeinen wohl mehr als der Universitäts-Ausdehnungsunterricht seinen Theilnehmern.

Quantitativ betrachtet, sind die Leistungen der University-Extension allerdings größere gewesen, als die der Volkshochschulen; aber relativ sind die Erfolge der letzteren entschieden höher anzuschlagen. Die University-Extension erstreckt sich über ein ungeheures Gebiet und konnte deshalb (in Zahlen ausgedrückt) mehr Personen Bildung vermitteln als die weit ältere Einrichtung der Volkshochschulen; aber die Wirksamkeit der letzteren ist eine nachhaltigere gewesen. Immerhin werden auf die Dauer die Volkshochschulen nicht der University-Extension und die University-Extension nicht der Volkshochschulen entbehren können.

Beide Einrichtungen verdanken ihre Entstehung Völkern germanischer Abstammung. Die Universitäts-Ausdehnungsbewegung hatte ihren Ursprung vor etwa 25 Jahren in England, die erste Volkshochschule entstand vor 52 Jahren in Dänemark.

Als in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in Dänemark an die Stelle der bisherigen Alleinherrschaft eine Ständeverfassung trat, legte Nicolai Frederic Severin Grundtvig seine Gedanken über eine Volkshochschule der Oeffentlichkeit dar; er betonte die Nothwendigkeit einer „Hochschule für unsere bürgerliche Jugend, wodurch die sowohl in der Ständeversammlung als bei deren Wählern wünschenswerthe Bildung und Aufklärung sorgfältig befördert werden sollte“. Grundtvig war 1783 geboren und hatte Theologie und nordische Geschichte studirt. Das Unglück seines Volkes im Jahre 1807 hatte in ihm eine tiefe

Liebe zum Vaterlande geweckt, die er auch in dem Plane seiner Volkshochschule wie in seinen Erziehungsplänen überhaupt bekundete.

Seiner Ansicht nach ist das Alter, in dem die meiste Empfänglichkeit für die Aufnahme von Bildungsstoff vorhanden ist, nicht das Schulalter (in Dänemark damals vom 6. bis zum 13. Jahre), sondern vielmehr das Alter vom 18. bis etwa zum 30. Jahre. Er warnte davor, die Kinder im Pubertätsalter in „scholastische Korrektionsanstalten“ zu sperren, und forderte die Möglichkeit, daß man sich eine Welt- und Lebensanschauung auf Grund eines Unterrichtes bilden könnte, der neben den elementaren Kenntnissen des Lesens, Schreibens und Rechnens nur die kleinen Erfahrungen des täglichen Lebens zur Voraussetzung habe. Die Aufgabe einer Volkshochschule solle es sein, ihre Besucher mit erhöhtem Muth, aufgeklärtem Blick über die menschlichen und bürgerlichen Verhältnisse und mit Verständniß für all das Gute, das bisher von dem eigenen Volke erreicht worden ist, in ihren Beruf zurückzuschicken.

Es war ein Lieblingsplan Grundtvig's, daß eine solche Volkshochschule auf Staatskosten auf der Insel Seeland errichtet werden sollte — ein Plan, der nur ein frommer Wunsch blieb. Aber seine Idee fand doch so viel Anklang, daß man aus privaten Mitteln so viel Geld zusammenschoß, daß davon in Rödding auf der Halbinsel Jütland im Jahre 1844 eine Volkshochschule eröffnet werden konnte. Zum Zustandekommen dieses Resultates hatte wesentlich Kristian Flor, Professor an der Universität Kiel, beigetragen, der sich der Sache mit großer Wärme annahm. Er war von den Erziehungsgedanken Grundtvig's so entzückt, daß er seine Professur aufgab und mit seiner Frau, die einem adligen Geschlecht entstammte, nach Rödding zog, um hier mit den Volkshochschülern zusammenzuleben, die meist bäuerlichen Gutsbesitzerfamilien angehörten.

Der Plan dieser ersten Volkshochschule war sehr groß angelegt. Man legte reichhaltige naturwissenschaftliche und historische Sammlungen an, man sammelte eine große Bibliothek, einmal jährlich unternahmen die Lehrer mit ihren Schülern eine Reise nach Kopenhagen, um die dortigen Museen und Sammlungen zu besichtigen, und die jungen Männer sollten zwei Winter und einen Sommer in der Schule verbleiben. Aber es zeigten sich doch gleich im Anfang verschiedene Mißstände; namentlich empfanden die Gründer es peinlich, daß die Röddingsche Volkshochschule von den ganz einfachen Bauern mit Mißtrauen betrachtet wurde.

Da zeigte wenige Jahre später Kristian Mikkelsen Kold, wie man den Plan zweckmäßiger in Angriff nehmen könne. Kold hatte einen eigenthümlichen Lebenslauf hinter sich. Wie Grundtvig, ging auch er von der Theologie aus. Mit dem dänischen Pastor Haß war er nach Smyrna gezogen, um dort die Türken zum Christenthum zu bekehren. Mehrere Jahre lebte er unter den Türken als Buchbinder; allein er merkte bald, daß die Bekehrungsversuche eine wenig ersprießliche Arbeit waren. Zudem sah er ein, daß er wirklich Besseres leisten konnte, als hier mit einem großen Aufwand von Arbeit einige wenige Seelen dem Christenthum zuzuführen. Und so fuhr er nach Triest zurück und durchwanderte Oesterreich und Deutschland, bis er wieder in seiner Heimath anlangte.

Allenthalben hatte er auf seiner Reise die Landbevölkerung genau kennen zu lernen versucht, und da er auch sonst (als Hauslehrer in hervorragenden Familien) sich Menschenkenntniß und Lebenserfahrung reichlich erworben hatte, gründete er im Jahre 1850 in Ryslinge, einem Dorfe auf Fünen, eine zweite Volkshochschule, deren Unterricht zum Theil in anderer Richtung wirken sollte, als der der Röddingschen Schule. Kold hatte nämlich beobachtet, daß die ländliche Bevölkerung vielfach für Belehrung nicht sofort empfänglich war, daß man ihr vielmehr zunächst eine gewisse Anregung bieten müsse, um das Interesse zu erwecken, welches in jedem Unterricht die wichtigste Vorbedingung ist. Außerdem beschränkte er die Besuchszeit seiner Volkshochschule auf einen Winter; und er erreichte es durch diese und andere Abänderungen in der That, daß dieselbe auch von den Angehörigen der ärmeren Landbevölkerung besucht wurde.

Eine weitere, sehr bedeutsame Neuerung führte Kold sodann im Jahre 1862 ein, indem er neben der Winterschule für Männer auch eine Sommerschule für Frauen errichtete. Durch seine eifrige Thätigkeit wurde das Interesse immer weiterer Kreise geweckt, die Zahl der Volkshochschulen mehrte sich, und namentlich seit dem Jahre 1864 war ein ganz bedeutender Aufschwung zu verzeichnen. Dieses Jahr brachte den unglücklichen Krieg Dänemarks mit Preußen und Oesterreich; und wie es so oft nach einem nationalen Unglück zu geschehen pflegt, so wurde auch hier die Demüthigung des Volkes der Anlaß zu einer Wiedergeburt, wie sie Preußen im Jahre 1807 erlebt hat. Alle Kreise des Volkes regten sich; die Heidekulturgesellschaft suchte durch Kultivirung der Heiden dem Lande einen Ersatz für die verlorenen Landstrecken zu schaffen, überall blühte die thätige Liebe zum Vaterlande stärker auf, als sie je vorher gewesen. Und so kam auch für die Volkshochschulen eine Zeit kräftigen Aufschwungs, der sie bald auf eine Höhe hob, welche zeigte, daß diese Einrichtung ein nationales Bedürfniß war, und daß sie in ihren Resultaten alle Mühe, die man auf sie verwandt hatte, reichlich lohnte.

Die meisten der neu errichteten Volkshochschulen nahmen das Kold'sche System an, das mit der Zeit noch in verschiedenen Richtungen vervollkommnet wurde. Allen anderen Lehrfächern voran steht die vaterländische Sprache, die jedoch nicht als Grammatik gelehrt, sondern in guten Büchern unmittelbar vorgeführt wird. Ihr ist täglich eine Unterrichtsstunde gewidmet; ebenso der vaterländischen Geschichte, die auch wieder nicht als Dynastien- und Schlachtengeschichte gelehrt wird, sondern als Volks- und Kulturgeschichte. Außerdem fallen unter diesen Unterrichtsgegenstand noch Staatsverfassung, Staatsverwaltung, Statistik, Gesetzgebung und Kommunalkenntnisse. Ferner werden gelehrt nordische Mythologie, Geographie, Physik und Chemie, Zoologie und Botanik, elementare Mathematik, Physiologie, die Grundzüge der Landwirthschaft und der Hausthierzucht, Rechnen, Buchführung, Zeichnen, Handarbeit, Altnordisch, Englisch, Gesang und Turnen (schwedische Gymnastik). Den praktischen Bedürfnissen wurde eingehend Rechnung getragen; so richtete man z. B. auch einen Kurs für Fischer ein.

Von großer Bedeutung erscheint es mir, daß ein besonderer Religionsunterricht nicht ertheilt wird. Grundtvig sowohl als Kold wußten, daß sich in einen solchen Unterricht zu leicht ein ertödtender Dogmatismus einschleicht; und Grundtvig hatte zu viel darunter zu leiden gehabt (er war seiner freieren Richtung wegen seines Predigtamtes verlustig gegangen), als daß er nicht hätte wünschen sollen, seine Schüler vor diesem Uebel zu bewahren. Man hat in einigen der Volkshochschulen eine Morgenandacht eingeführt, an der sich betheiligt, wer will; ein Zwang besteht nicht.

Die Arbeitskraft der Schüler ist eine große. Sie kommen mit frischen, ausgeruhten geistigen Kräften auf die Volkshochschule und können erstaunlich viel geistige Nahrung bewältigen. Täglich haben sie 8 bis 9 Unterrichtsstunden und eine Turnstunde. Aber selbst damit ist ihre Lehr- und Wissensbegierde nicht gestillt: an einigen Abenden in der Woche finden noch Diskussionen statt. Die Schüler lernen dadurch, sich klar und deutlich auszudrücken und — was nicht minder wichtig ist — eine Frage von mehreren Gesichtspunkten zu betrachten. Oft werden ganz allgemeine Themata gewählt — wie z. B. „Der Werth der körperlichen Arbeit“, „Die Bedeutung einer freundlichen Umgangsform“, „Der beste Gebrauch der Freistunden“ und ähnliches. Auch praktische Fragen werden behandelt, mögen sie nun die Landwirthschaft oder das Kommunalwesen betreffen. Gewöhnlich kommen die Leute aus den nächsten Dörfern zu diesen Abenden, um an den Debatten, die sehr lebhaft und interessant zu sein pflegen, theilzunehmen. Häufig haben auch die jungen Leute eine kleine, von ihnen selbst geschriebene Zeitung mit Leitartikeln, Gedichten, Erzählungen, Fragen und Antworten.

Um auch ein Wort über die Lehrer zu sagen, so sind diese meist akademisch gebildete Leute mit großen Kenntnissen und — worauf der größte Werth gelegt wird — mit einer gewissen Rednergabe. Der Lehrer soll in seinem Vortrage nicht eine trockene Aufzählung von Thatsachen geben, er soll nicht aus einem Buche oder einem Hefte vorlesen — sondern er soll seine ganze Persönlichkeit geben und gerade durch das freie, vom Herzen zum Herzen gehende Wort seine Zuhörer fesseln. So kommt es, daß man unter den Volkshochschullehrern die besten Redner des Nordens findet. Dies ist um so erklärlicher, als es nicht ganz selten vorkommt, daß selbst Jemand auf eine Universitätsstelle verzichtet, weil ihn die Liebe zu seinem Volke drängt, seine Kräfte in den Dienst dieser Sache zu stellen.

So ist es denn auch natürlich, daß die Schüler den Aufenthalt in der Volkshochschule als die schönste Zeit ihres Lebens betrachten. Noch lange, nachdem sie aus ihr geschieden sind, pflegen sie einen Zusammenhang mit ihr dadurch zu unterhalten, daß sie einem Volkshochschulverein angehören.

Die dänischen Volkshochschulen beherbergen je 75 bis 300 Schüler, die im Alter von 18 bis 25 Jahren stehen; eine der größeren ist die erweiterte Hochschule von Askov, wohin die Röddingsche Volkshochschule 1865 verlegt wurde, weil Rödding 1864 Dänemark verloren gegangen war. Zwei Drittel aller Schüler gehören zur Klasse der Hofbesitzer, ein Drittel setzt sich aus Handwerkern und „Hausmännern" zusammen. Allgemein wird hervorgehoben, wie günstig dies Zusammenleben von Arbeitgebern und Arbeitnehmern wirke. Die Zahl der letzteren ist ständig im Wachsen begriffen, seit der Staat Zuschüsse für unvermögende Schüler zahlt.

Denn der Staatszuschuß, der seit 1853 gezahlt wird, ist von 4000 auf 300 000 Kronen gewachsen, wovon 180 000 auf Stipendien entfallen. So wird es jedem, der einen Winter auf den Besuch einer Volkshochschule verwenden kann, möglich gemacht, auch bei gänzlicher Armuth dies zu thun, zumal der Preis schon an und für sich ein außerordentlich geringer ist: er beträgt für Wohnung, Kost und Unterricht 30 Kronen (= 33 Mark) im Monat.

Die 68 Volkshochschulen Dänemarks werden gegenwärtig jährlich von etwa 6000 Schülern besucht. Im Ganzen sind in Dänemark bisher ausgebildet worden 82 000 Schüler und 40 000 Schülerinnen. Unter 20 Einwohnern ist immer einer, der eine Volkshochschule besucht hat. So sind denn günstige Folgen nicht ausgeblieben: Die dänische Dichtung und Geschichte ist dem Volke zugänglich gemacht worden, die Liebe zum Vaterlande hat Nahrung erhalten, der geistige Gesichtskreis der Landbevölkerung ist erweitert worden, und die Klassenunterschiede haben sich wesentlich gemildert. Auch ganz reale Erfolge haben die Volkshochschulen erzielt: Der Handwerkerstand auf dem Lande hat sich gehoben, und die Landwirthschaft ist im Stande gewesen, sich aus einer bedenklichen Nothlage ohne staatliche Zwangsmaßregeln herauszuhelfen: Die gesteigerte Intelligenz der ländlichen Bevölkerung hat nämlich eingesehen, daß eine Rettung nur durch theilweisen Uebergang zur Milchwirthschaft zu hoffen sei; dieser Uebergang ist vollzogen worden und hat die Voraussicht in glänzender Weise bestätigt. Die Ausfuhr von Butter erster Güte stieg von 18 auf 79 Millionen Pfund.

Uebrigens haben auch die anderen nordischen Länder die Einrichtung der Volkshochschulen übernommen und haben damit ähnlich gute Resultate erzielt. Schweden besitzt augenblicklich 30 Volkshochschulen, Norwegen 15, Finnland 13; und auch nach Nordamerika haben die eingewanderten Dänen diese Einrichtung aus dem Mutterlande mit herübergenommen. Sonja Kowalewska hat einmal eine norwegische Volkshochschule besucht und später in der russischen „Westnik Jewropi" in den begeistertsten Ausdrücken darüber berichtet.

Um es kurz zusammenzufassen, ist also das Wesentliche an den nordischen Volkshochschulen Folgendes: sie wollen jedem Menschen die Möglichkeit bieten, sich eine Zeit lang ganz und gar der Ausbildung seiner geistigen Fähigkeiten zu widmen, und zwar in einem Alter, in dem der Schüler schon einige Erfahrungen gesammelt hat und in dem Wissenstrieb und Auffassungsgabe ganz besonders groß sind; sie wollen zur Ausgleichung der Klassenunterschiede beitragen und den Sinn für das Gute und Schöne fördern; sie wollen die Liebe zum Vaterlande stärken und an edle Genüsse gewöhnen; und sie wollen die wissenschaftliche Intelligenz der Nation vermehren und dadurch indirekt den Volkswohlstand fördern.

Wie man sieht, besteht in Ziel und Ausführung viele Aehnlichkeit mit der Universitäts-Ausdehnungsbewegung. Aber dem Kenner der University-Extension springt in die Augen, daß auch zahlreiche Unterschiede bestehen, die im Interesse einer intensiven Volksbildung nicht verwischt werden dürfen und die zeigen, daß das ideale Erforderniß ein Nebeneinandergehen beider Einrichtungen ist.

Hoffen wir, daß auch bei uns in Deutschland, das auf dem Gebiete der Volksbildung mehr und mehr zurückgeblieben ist, die eine und die andere Richtung sich recht bald einbürgert.

Berlin. Ernst Schultze.

Madame de Staël.

(Schluß.)

Im nämlichen Jahre 1810 traf sie, die Vierundvierzigjährige, mit einem dreiundzwanzigjährigen Genfer Offizier de Rocca zusammen, dessen Erscheinung, dessen geist- und gemüthvolle Art sie fesselte und auf den auch sie einen tiefen Eindruck machte. Er trug ihr seine Hand an und in der heimlichen Ehe, die sie miteinander eingingen, lernte sie wahres Glück kennen, nach welchem sie, die berühmte Frau, bis jetzt umsonst gesucht hatte, denn „die Berühmtheit ist nur das glänzende Kleid der Trauer um unerreichtes Glück."

So blühte neues Leben aus den Ruinen von Coppet. Aber die brutale Hand des Kaisers lastet immer schwerer auf Schloß und Châtelaine. Die Freunde wurden verbannt, bedroht. Es trat eine für Frau von Staël unerträgliche Vereinsamung ein. Coppet wurde zum Gefängniß.

Sie entfloh im Mai 1812 und, in weitem Bogen die kaiserliche Machtsphäre umgehend, gelangte sie über Rußland und Finland nach Schweden. De Rocca folgte ihr aus der Ferne. Sie lassen in Stockholm ihre heimliche Ehe bestätigen; „elle avait toujours peur, berichtet de Rocca selbst, de n'être pas assez mariée." Im Juni 1813 kam sie nach London und hier ließ sie im nämlichen Jahre ihr Buch über Deutschland wieder drucken.

Dann öffnete ihr 1814 Napoleons Sturz Frankreich und Paris wieder. Doch waren ihr hier nur noch wenige Tage des Glanzes beschieden. Im Februar 1817 wurde sie in einem Salon vom Schlage gelähmt: der Tod berührte sie an der Stätte ihres Lebens. Ein halbes Jahr später starb sie, 52 Jahre alt. —

Zur Zeit der Herrschaft des französischen Klassizismus war Frankreich litterarisch von einer chinesischen Mauer umgeben. Nur aus Italien und Spanien drangen Anregungen herein. Die Litteratur der germanischen Gebiete, der Pays du nord, wie sie summarisch hießen, galt als barbarisch. Die von Boileau kodifizirte klassische Kunst hatte keinen Raum für ihre Eigenart.

In der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts wurden die ersten Breschen in diese Mauer gelegt. Die englische Litteratur drang unter Voltaire's Führung über den Kanal herüber. In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts beginnt langsam auch die deutsche Litteratur in Frankreich bekannt zu werden. Der erste deutsche Dichter, dem die Ehre der Uebersetzung zu Theil ward, ist Albrecht von Haller, dann folgen Geßner's Idyllen, Goethe's Werther,

Wieland's Romane. Diese Einflüsse erschütterten den Klassizismus, aber sie brachten ihn nicht zu Fall.

Also schon vor Frau von Staël bestand in Frankreich etwas litterarischer Kosmopolitismus, und fand das deutsche Schriftthum einige Beachtung. Aber wenn auch der Weg etwas gebahnt war, so hat doch erst sie Deutschland für die Franzosen eigentlich erschlossen. Sie hat zum ersten Mal ein Gesammtbild des geistigen Lebens Deutschlands mit spezieller Berücksichtigung französischer Anschauungs- und Empfindungsweise gegeben und gezeigt, was von deutscher Eigenart in Frankreich zu lernen sei. Ihre Arbeit war trotz aller Vorgänger eine Offenbarung.

Und das Buch De l'Allemagne war nicht ihr erster Schritt auf diesem ruhmreichen Wege. Bereits ihre Schrift De la littérature von 1800 gehört hieher. Diese ideenreiche Schrift enthielt zwei große Lehren. Erstens die Lehre von der Wechselwirkung zwischen Freiheit und Litteratur: die Litteratur bedürfe zu ihrer Blüthe freiheitlicher Zustände, besonders jener geistigen Freiheit, welche nur durch Aufklärung geschaffen werde. De la littérature ist ein Buch der Freiheit, das dem Konsul Bonaparte mißfallen mußte. Zweitens lehrt dieses Buch eine neue Art litterarischer Kritik. Es führt aus, wie es sich in der Besprechung von Kunst und Poesie der verschiedenen Völker nicht um Feststellung der Ueberlegenheit des einen Volkes über das andere, sondern um ein sympathisches Studium der Verschiedenheiten derselben handle. Nicht mit einem Verse aus Boileau oder einem Satze aus Aristoteles solle man über fremde Litteratur urtheilen und sie als barbarisch erklären, sondern man solle naiv das andersgeartete Fremde zu verstehen, zu genießen versuchen. Dabei gehören die Sympathien der Verfasserin nicht der Litteratur der romanischen, sondern der germanischen Völker, den littératures du nord, besonders der englischen.

Nachdem sie 1804 Deutschland hat kennen lernen, wendet sich ihre Sympathie vor allem dem Geistesleben dieses Volkes zu und sie schreibt De l'Allemagne als Krönung ihrer früher ausgesprochenen Lehren. Il faut, sagt sie hier ausdrücklich, il faut dans les temps modernes avoir l'esprit européen.

Das umfangreiche Werk zerfällt in vier Theile, welche 1. über Deutschlands Sitten, 2. über seine Litteratur, 3. über seine Philosophie und 4. über Religion und Idealität handeln. Was Frau von Staël im dritten Abschnitt über die deutschen Philosophen, speziell über Kant, sagt, ist zu wenig kundig. Im vierten Abschnitt entwickelt sie, unter gelegentlichen Hinweisen auf Deutschland, ihre eigenen Ideen über Religion und Ideale. Sie erklärt Frankreich als frivol, skeptisch, blasirt. Deutschland sei ernst, religiös und enthusiastisch. „O Frankreich", so schließt sie ihr Buch, „halte auch du die Ideale hoch und gehe nicht auf in der trostlosesten aller Fragen: A quoi bon? —" Im ersten und zweiten Theil liegt der Schwerpunkt des Buches. Frau von Staël führt aus, wie Deutschland, der politischen Einheit, der herrschenden Hauptstadt entbehrend, große Mannigfaltigkeit und Freiheit der geistigen Bildung, einen ausgesprochenen Individualismus zeige. In Frankreich habe der ausgebildete gesellschaftliche Verkehr, das Salonleben, die Menschen geistig nivellirt, sie der persönlichen Empfindungsweise, der Originalität beraubt. Dieses Salonleben verhindere die stille Sammlung, die zusammenhängende Arbeit, und vor allem habe es die Franzosen daran gewöhnt, Alles, auch das Ernsteste, zum Gegenstand geistreichelnder, scherzender, witzelnder Unterhaltung zu machen, deren verletzende Persiflage jeden bedrohe, der etwas Besonderes, Eigenartiges wolle und jeden verfolge, der aus der Reihe heraustrete. Der Mangel dieses Salonlebens sichere den Deutschen Originalität des Denkens und Empfindens, gestatte ihnen Sammlung und Träumerei, gewähre unbeschränkte Arbeitszeit und schütze sie vor der lähmenden Herrschaft des Spottes, vor der terrible autorité du ridicule, von der sie, die aufstrebende aber auch taktlose Frau, in Frankreich so viel Leid erfahren hat. Die Deutschen seien die Vorposten der Armee des menschlichen Geistes. Esprit haben sie wenig, aber große Gedankenkraft, Phantasie, reiches inneres Leben (le poésie de l'âme), doch wenig praktischen Sinn. Diese kühnen und tiefen Denker seien unterwürfig gegenüber den Mächtigen dieser Welt. In ihrer Litteratur verrathe sich natürlich ihre gesellschaftliche Unerfahrenheit, insbesondere in der Vernachlässigung der äußern Form; hier könnten sie Manches von den Franzosen lernen.

Von den Deutschen sagt ihr der Dichter der Ideale, Schiller, am meisten zu. Goethe ist ihr zu kalt, zu objektiv, zu zurückhaltend. Sie rühmt die Freiheit des deutschen Verses und der Wortstellung, die malerischen Beiwörter, welche dem poetischen Ausdruck etwas Vages, Träumerisches verleihen. Aber in ihrer französischen Uebersetzung deutscher Dichtungsproben wagt sie es freilich nicht, den deutschen Ausdruck genau wiederzugeben. — In Frankreich habe eine engherzige Versgesetzgebung die Lyrik ertödtet. Der Klassizismus sei eine Poetik der Negation. Deutschland aber besitze eine Lyrik, die eben nur da gedeihe, wo der Dichter die in der Tiefe schlummernden Gefühle frei in Worte entfesseln dürfe. Dabei sei die Poesie immer ernst. Der Scherz gehöre in die Prosa. Scherzen heiße erniedrigen: c'est rabattre que de plaisanter!

Die Entwicklung der Kulturmenschheit, fährt Frau von Staël fort, zerfalle in die zwei Phasen der Naturreligion des Heidenthums und des Spiritualismus des Christenthums. Der ersteren entspreche die klassische Dichtung, die keiner Entwicklung mehr fähig sei. Der zweiten entspreche die romantische Dichtung, der die Zukunft gehöre und die, auf der Geschichte und Religion der neueren Zeit beruhend, national und christlich sein werde. Hier trifft sie sich mit Chateaubriand.

Als Beispiele dieser Poesie führt sie nun Dichtungen Schiller's, Goethe's und namentlich auch Bürger's auf, dessen „Lenore" sie nicht weniger bewundert als Goethe's „Fischer". Das Element des Aberglaubens scheint ihr insbesondere poetisch verwerthbar.

Am ausführlichsten spricht sie vom Theater. Ihre Darstellung wird zur Dramaturgie. Sie redet besonders dem freien historischen Trauerspiel das Wort. Nicht entlehnen solle man die Dramatik der Deutschen, wohl aber sich an derselben inspiriren. Wie ist sie von „Wallenstein's Lager" entzückt! von „Faust", trotz allem, was in Form und Inhalt sie daran verletzt, gefesselt! Aber auch Klinger und insbesondere Z. Werner bewundert sie.

Von Herder hebt sie namentlich die „Stimmen der Völker" hervor. Sie versteht und genießt die Volkspoesie, aber sie glaubt, daß französisch die Wiedergabe solcher Volkslieder mit ihren Naivitäten nicht möglich wäre.

So hat sie einerseits nicht alle Vorurtheile des Klassizismus abgestreift und andererseits ist in ihrem Lobe Deutschlands viel Illusion in Folge flüchtiger Kenntniß — sie hat das Land eben doch nur durcheilt, wie eine Fürstin, der man geputzte Städte und Dörfer zeigt — und viel Voreingenommenheit gegen das kaiserliche Frankreich. Doch unbestritten bleibt ihr das Verdienst, die wissenschaftliche litterarische Kritik in Frankreich als Vorläuferin Villemains begründet und den ernsten Versuch gemacht zu haben, die Völker Europas, welche die Revolution politisch zu einigen nicht vermocht hatte, geistig zu vereinen zu einer Republik der humanitären Interessen. Sie will Völkerverbrüderung zur gemeinsamen Kulturarbeit:

„Die Nationen sollen sich gegenseitig zum Führer dienen und sie hätten alle Unrecht, wollten sie sich der geistigen Förderung berauben, die sie sich unter einander gewähren können. Man wird überall Vortheil davon haben, daß man fremden Gedanken Einlaß gewährt: hierin führt die Gastfreundschaft zum Reichthum des Wirthes."

Sie will, über die nationalen Schranken hinaus, „eine Vereinigung aller denkenden Menschen Europas" anbahnen. „Das wahre Volk Gottes sind diejenigen Menschen, die am Menschengeschlecht nicht verzweifeln und ihm das Reich der Gedanken erhalten wollen." „Was thut Ihr in Wahrheit, wenn Ihr die Arbeiten der Deutschen nicht anerkennt, sondern verhöhnt?" ruft sie ihren Landsleuten zu. „Ihr vermindert einfach, nörgelnd, die Ruhmestitel der Menschheit."

Das ist die wahrhaft große Seite ihres Werkes und dagegen kann der Spott Heine's nicht aufkommen.

Wenn wir heute die abendländischen Nationen bei Allem, was sie sonst noch trennt, durch das Band gemeinsamer litterarischer und besonders wissenschaftlicher Arbeit verbunden sehen, so erinnern wir uns dabei dankbar der Frau, welche vor bald einem Jahrhundert in Zeiten, da Europa von wildem Waffenlärm erfüllt war und die brutale Gewalt herrschte und Deutschland vom französischen Sieger geknechtet war, eine „Germania“ schrieb und Völkerverbrüderung lehrte. —

Goethe's „Werther“, der selbst Frankreich, das heißt Rousseau, so viel verdankt, wirkte seinerseits wieder mächtig auf die französische Litteratur. Das Ueberquellen des persönlichen Gefühls, die überschwengliche, thatenlose Empfindungsseligkeit, an welcher Werther krankt und zu Grunde geht, fand in gefühlsseligen Herzen leidenschaftlichen Widerhall. Das Problem, das Goethe im „Werther“ aus sich herausschreibt, das Problem nämlich von den Ansprüchen des Herzens gegenüber den Schranken und Pflichten der Gesellschaft, beschäftigt Viele.

Chateaubriand behandelt es in seiner Novelle René, einem glänzend geschriebenen Buche theatralischer Verzweiflung. Andere folgten und schrieben die Romane vom „Maler von Salzburg“, von „Obermann“, von „Adolphe“. Alle diese Romanhelden sind Menschen, die nichts über sich vermögen, die sich klagend und verwünschend den Ansprüchen ihres gefühlsseligen Herzens überlassen: Menschen, denen die rettende tägliche Arbeit fehlt.

Zu diesen Büchern, welche den Konflikt zwischen den Herzensansprüchen des Individuums und den Schranken der Gesellschaft behandeln, gehören auch die Romane der Frau von Staël Ihre Helden sind weibliche Werther, Delphine und Corinne. Beiden bringt die Gefühlsseligkeit den Tod.

Es sind zwei Frauenbiographien und in beiden ist die Heldin im Grunde Frau von Staël selbst. Sie behandelt hier in Romanform, idealisirt, den schmerzlichen Streit, in welchen sie ihr eigenes überquellendes Gefühl, ihre zuchtlose Empfindsamkeit, mit der Gesellschaft verwickelt hatte.

Beide Romane sind also autobiographisch, wie „Werther“ und René. Der erste, Delphine, ist es stofflich in höherem Maße: Delphine ist geradezu Madame de Staël's Jugendbild. In Briefform geschrieben, gibt dieses Buch die Geschichte der Liebe der zwanzigjährigen Wittwe Delphine d'Albémar und Léonce's, einer Liebe, die zum Selbstmord der Delphine führt. Die Handlung spielt zur Zeit der Revolution. Die Naturen der beiden Liebenden sind gegensätzlich. Während Léonce von einer abergläubischen Furcht vor dem Urtheil der Gesellschaft „cette infernale puissance qu'on apelle l'opinion des hommes“ erfüllt ist, lebt die gefühlvolle Enthusiastin Delphine ganz nach der Neigung ihres Herzens. Sie schätzt die gesellschaftliche Moral gering und richtet sich ausschließlich nach der Moral, die Gott in ihre Brust gepflanzt habe und die unabhängig sei von den Zufälligkeiten und Launen der Gesetze. Durch diese Geringschätzung des qu'en dira-t-on? und die muthwillige Außerachtlassung des Scheins bringt sie sich in zweideutige Situationen und gefährdet ihren Ruf. Daraus entstehen Konflikte, in welchen sie zum Gift greift.

Delphine ist eine Studie über die Gefahren zu großer Subjektivität und individualistischer Moral. Frau von Staël erklärt ausdrücklich, daß Delphine Unrecht — allerdings un tort généreux — habe; daß aber auch die Gesellschaft in ihrer Lieblosigkeit und geradlinigen Strenge Unrecht habe. Die Gesellschaft solle milder werden in ihrem Urtheil über hervorragende weibliche Individualitäten und andererseits sollen auch diese sich mehr der bürgerlichen Moral fügen, Opfer bringen und in einem mildthätigen Leben Schutz suchen lernen: supporte ta peine, attends la nature et fais du bien aux hommes. Das ist die Lehre, welche aus ihrer Darstellung des Kampfes zwischen Individualität und Gesellschaft sich ergibt. Daß dies kluge Buch ehefeindlich sei, ist böse Nachrede. Gewiß aber vertheidigt es die Ehescheidung.

Corinne ou l'Italie ist die in die Jahre 1798 bis 1803 fallende Geschichte der Liebe des Engländers Lord Nelvil und der Corinne, der Tochter eines englischen Lord und einer Römerin. Corinne ist lorbeergekrönte Poetin; eine Königin im Reiche der Talente, eine Frau, die gleich Delphine ihre Lebensführung auf die Freiheit eigenster Entschließungen gründet und die während der Jahre der Erziehung, die sie in England verbracht hat, mit der steifen englischen Gesellschaft in Konflikt gerathen ist. Lord Nelvil ist Engländer, erfüllt von den Vorurtheilen nationaler Sitte und Gesellschaft. Die beiden Liebenden schwärmen zusammen auf den Ruinen Roms und in der Sonnenpracht Neapels. Sie verletzen sich aber gegenseitig durch ihre völlig verschiedene Lebensanschauung: Ein Ehebund zwischen ihnen wird bei dieser Verschiedenheit nicht möglich sein. Corinne stirbt an gebrochenem Herzen, während dem englischen Lord schließlich ein ruhiges Familienleben an der Seite der lieblichen Lucile, Corinne's englischer Halbschwester, zu Theil wird. In Corinne ist der Konflikt der Helden durch nationale Gegensätze verschärft. Die Protagonistin ist hier ungleich glänzender: eine Königin unter den Frauen. Ist Delphine Frau von Staël's Jugendbild, so ist Corinne ihr Idealbild und noch vernehmlicher als aus dem ersten, dringt aus diesem zweiten Roman ihre Frage an unser Ohr: Muß denn in unserer engherzigen Gesellschaft die hervorragende Frau auch immer eine unglückliche Frau sein? Kann Lorbeer und Myrthe nicht dasselbe Weib schmücken?

Delphine ist mehr Roman als Corinne. Diese ist zugleich ein Buch zum Ruhme Italiens, dessen Kunst darin zum Gegenstand geistreicher, aber nicht immer willkommener Unterhaltung wird, dessen Sitten und Litteratur sympathisch charakterisirt werden. Das Buch hat mitgeholfen, die Grundsätze der Romantik nach Italien zu tragen.

Diese beiden Frauenbiographien sind geistreich geschrieben, voll feiner Bemerkungen, aber Werke der Poesie sind sie nicht, wie Werther und René. Sie haben eine stark lehrhafte Tendenz, die wortreich zur Geltung kommt. Die Redseligkeit der Verfasserin schlägt durch. In beiden Romanen klopft die Liebe fragend an die Schranken der Sitte – bei George Sand wird sie dann diese Schranke niederreißen. —

Ich habe mit dem Hinweise auf Chateaubriand begonnen, ich will mit ihm schließen:

Chateaubriand und Madame de Staël sind von der Freidenkerei des XVIII. Jahrhunderts ausgehend zum religiösen Bekenntniß, er zum katholischen, sie zum protestantischen, zurückgekehrt. Chateaubriand's Bekehrung ist theatralisch und wenig tief, noch dauernd. Madame de Staël's Bekehrung vollzieht sich still und ingründig.

Beide haben nach neuen Formen der Litteratur gesucht. Chateaubriand ist aber dabei noch mehr von der Ueberlieferung des Klassizismus gefesselt als Frau von Staël: er lehnt die fremden Litteraturen ab, schafft aber der französischen Litteratur eine ganze Welt neuer glänzender Bilder. Frau von Staël ist stark kosmopolitisch und erschließt durch ausländische Vorbilder Frankreich eine ganze Welt neuer Ideen

So ist ihr Einfluß bedeutender, nachhaltiger, als der seine. Sie ist moderner, entschiedener, umfassender.

Beide haben als Werthernaturen die Probleme ihres Lebens romanhaft behandelt: Chateaubriand glänzend, poesie- und prunkvoll, aber ohne besondern Ideenreichthum; Frau von Staël schlicht, redeselig, aber zugleich gedankenreich.

Im Vordergrund ihres Interesses steht natürlich die Frau, das Frauenschicksal. Sie ist eine Vorkämpferin der gesellschaftlichen Befreiung der Frau — der hervorragenden, der Ausnahme-Frau, nicht der Frau überhaupt

Sie ist auch hier Madame la baronne de Staël,

Für außerordentliche Naturen will sie Duldung, Nachsicht, Freiheit.

Das soziale Problem unserer heutigen Frauenbewegung hat sie nicht behandelt, nicht gekannt.

Sie gehört zu denen, die eine grundsätzliche Frage zunächst rein persönlich empfinden, persönlich formuliren und persönlich lösen. Auch diese streiten, ohne es zu wissen, für das Prinzip, bahnen der grundsätzlichen Forderung den Weg; es sind die Vorposten der großen Armee.

Die Lösung, welche Frau von Staël für die sie bedrängende Frage gibt: supporte ta peine, attends la nature et fais du bien aux hommes, ehrt ihre Gesinnung, ist aber, weil auf ihre persönlichen Verhältnisse zugeschnitten, ebensowohl zu eng, als zu unbestimmt. Sie hat vor allem ein Heilmittel vergessen, das in allen inneren und äußeren Kämpfen das Wirksamste ist: Arbeit und Pflichterfüllung.

Die heutige Frauenbewegung strebt nach Erweiterung und größerer Fülle der Arbeit des Weibes — woran Madame de Staël nicht gedacht hat.

Diese Lücke ihrer Lehren zeigt auch ihr zerfahrenes Leben. Hier fehlt ein Blatt im Lorbeerkranze ihres Ruhmes. Denn für uns Alle, ob wir kämpfen oder schon ans Ziel gelangt sind, gilt das Wort:

Erfülle deine Pflicht in täglicher Arbeit.

Zürich. H. Morf.

In Londons Ghetto.

Der Roman des Ghettosohnes wirkte auf mich wie Beschreibungen fremder Länder auf den Reiselustigen: ich ging aus, dies moderne Ghetto selbst zu sehen. So habe ich unter den grotesken, ehrwürdigen Gestalten am Sabbath in ihrer Synagoge gestanden, habe die Kinder in der Schule ihre hebräischen Psalmen singen hören, habe mich die dunklen zerfallenen Treppen der Häuser hinaufgetastet. Und nun ich die Eindrücke festhalten will, treten neben die Bilder aus Zangwills „Children of the Ghetto"*) die selbstgesehenen Bilder aus Londons Judenviertel.

Vor Jahren sah ich das Ghetto von Prag. Damals waren die Wasser der Moldau übergetreten und in die Häuser des tiefgelegenen Stadttheils eingedrungen. Die Bewohner lagen auf den Straßen herum. Wohl sah ich damals Elend; aber es wirkte nicht unmittelbar; es war wie ein Bild aus längst vergangenen Zeiten, von einem holländischen Meister gemalt. Das Prager Ghetto ist wie eine Stadt der Todten. Und ganz wie ein Bild, wie ein Pendant zu Ruisdael's Judenkirchhof, muthet der kleine versteckte Friedhof an, mit seinem vernachlässigten, wuchernden Gras und den hohen, schriftbedeckten Steinen, die das Grün des Moders überzogen hat.

Londons Ghetto ist nicht malerisch. Enge, zumeist kurze Straßen und schmucklose Häuser, grau, mit der Farbe des Schmutzes überzogen. Nicht ein Stadttheil für sich, sondern eingeklemmt in das Verbrecherviertel Londons. Man braucht den Namen der Hauptstraße, Whitechapel, nur zu nennen, um die Erinnerung an die meisten Greuelthaten, die in den letzten Jahren in London verübt wurden, wachzurufen. Zerlumpte, verkommene Gestalten stehen auf den Straßen herum, unthätig, apathisch. Berüchtigt vor allem die „lodging houses" als Brutstätten des Verbrechens, als Unterschlupf der Heimathlosen, der Diebe, Dirnen und Hehler. Straßen in diesem Stadttheil, vor deren Eingang dauernd ein Schutzmann postirt ist, um vor dem Eintritt zu warnen. Und nicht weit davon die „bridge of sighs", wie sie der Volksmund genannt hat —: In diesem Verbrecherviertel, in dem ein Auswurf der Menschheit haust, nirgends abgegrenzt, nicht konzentrirt, erkenntlich nur an den hebräischen Anzeigen und Ladenschildern, die Heimstätte dort seit Jahrhunderten Ansässiger, der Zufluchtsort der aus Rußland Vertriebenen, das Ghetto.

Schwer wäre es die Linie zu ziehen, die es heut umgrenzt. Ein paar Schritt nach Osten hin über die City hinaus, und man steht vor etlichen nur von Juden bewohnten Straßen. Man kreuzt einen Damm, und man sieht andere Judengassen. Aber mit ein paar Schritten ist man auch wieder in Straßen, deren Bevölkerung durchaus englisch ist. Und doch ist dieses moderne Ghetto in der schweren Bedeutung des Wortes ein Ghetto. Eingeschlossen ist es von Mauern, die mühseliger zu übersteigen sind, als alle Mauern von Stein. Sie heißen: Noth und Elend.

* * *

Eine dunkle Treppe, deren Stufen ausgetreten waren und vermorscht, und deren Geländer mit feuchtklebriger Schmutzschicht überzogen war, führte mich mein Führer hinauf. Wir traten in ein kleines Zimmer. Den großen Theil des Raumes nahm ein Bett ein; der Ofen diente als Kochmaschine. Sonst ein Tisch und ein paar Stühle, an den Wänden viel bunter Flitter und grelle Oeldrucke. Das Zimmer diente einem jüdischen Ehepaar — sie waren aus Rußland vertrieben — mit drei Kindern als Wohnstätte. „Den Leuten geht es verhältnißmäßig gut", sagte mein Führer.

Wir traten in einen Laden. Der Ladeninhaber und seine Frau waren nur mit dem Nothdürftigsten bekleidet; im dunklen Nebenraum spielte ein Kind, halbnackt. Der Laden war finster, und es lagen da eine Reihe alter eiserner Bettstellen herum und auf dem Ladentisch Nummern alter Zeitungen und Zeitschriften. Die Wände, der Ladentisch, die Bettstellen, die Zeitungsblätter, alles war gleichmäßig mit der Schmutzschicht überzogen, die dem Osten Londons eigenthümlich ist. Und außer diesem wenigen alten Trödel enthielt der Laden nichts; der Mann hatte kein Geld mehr einzukaufen.

Noth und Elend! — Wer ihren Knochenarmen auf dem Tanzplatz verfallen ist, entwindet sich schwerlich ihrer Umarmung. Noth und Elend schweißen diese Gemeinschaft der Allerelendeiten zusammen und diktiren ihnen ihre Gesetze. Apathisch sind ihre Opfer zumeist geworden und scheu. Und mit dem Ueberrest von Energie und mit dem armen Herzen suchen sie tastend und vertrauend einen Trost: im Festhalten an den Sitten der Väter, im Festklammern an ihre Religion.

Man muß diese bärtigen Männer in ihrer Synagoge gesehen haben — genau so mögen sie vor zweimal tausend Jahren dieselben Worte gemurmelt, mit derselben Bewegung den Bart gestrichen, mit derselben Inbrunst sich an die Brust geschlagen haben. Der Text ist derselbe geblieben, und die Sprache dieselbe. Man träumt von längst vergangenen Jahrhunderten — und sie träumen denselben pathetischen und rührenden Traum und finden einen Trost darin.

„A study of a peculiar people" hat Zwangwill seinen Roman genannt. Mit Recht. Es ist ein Volk für sich mit eigenthümlichen Gebräuchen, das in diesem modernen Ghetto lebt. Jede Bewegung scheu und pathetisch und eigenartig. Sie sprechen ihre eigene Sprache, „yiddish" nennen sie die Engländer, und sprechen ihr Hebräisch fließend daneben. Hebräisch sind alle Anzeigen und Bekanntmachungen in dem Ghetto; sie haben ihre hebräische Zeitung „The Yewish Express" und haben ihr Theater, auf dem Stücke in hebräischer Sprache gegeben werden. Etwas Feierliches und Getragenes ruht auf ihren alterthümlichen Sitten.

Ein junger Mann tritt an das Bett, auf dem der Vater seiner Verlobten als Leiche gebettet liegt. Neben dem Bett steht der Rabbi. „Bär", sagt er zu ihm, „der Verstorbene hat dir seine Tochter verlobt. Er versprach dir zweihundert Gulden als Mitgift". „Wahr", sagt Bär. „Es sind aber nicht zweihundert Gulden in seinem Besitz — nicht zwei Gulden. Tritt an die andere Seite des Bettes. Sieh mich an. Gieb mir deine rechte Hand und schwöre

*) London 1895. William Heinemann.

mir angesichts des Todten, daß du seine Tochter nicht verlassen wirst". „Nein", sagt Bär, „das will ich nicht schwören. Ich liebe das Mädchen und will sie heirathen. Aber schwören will ich nicht". „So gib mir deine Hand und lege sie in meine, hier, angesichts des Todten". Da legt Bär seine Hand in die des Rabbis, angesichts des Todten. — So erzählt Zangwill.

Streng wird die Jugend in den alten Sitten erzogen, denen in den aus Rußland Verbannten die fanatischsten Anhänger erstanden sind. Ich war in der Sabbathschule. Den Kindern wurde die Geschichte des Volkes Israel erzählt, und sie sangen hebräische Psalmen. Ein malerisches Bild diese Schule mit den Ghettokindern in ihren grellen, ärmlichen Sonntagskleidern, mit den früh gealterten Gesichtern, denen gleichmäßig das Elend seine Schutzmarke aufgeprägt hat. Eine lärmende, dabei doch apathische Schaar — sie werden zumeist alle apathisch in Londons Ghetto. Nur hier und da ein Gesicht mit den listigen Zügen erwerbsüchtiger Schlauheit. Und ein Knabe fiel mir auf, ein Neunjähriger etwa, wie von Rembrandt gemalt. Dunkel der Teint und groß die Augen, und auf dem frühreifen Gesicht der Ausdruck des Ehrgeizes, der zur Leidenschaft wird; vielleicht der Siegertypus, der das Ghetto überwindet.

Auch Zangwill hat dieselben Typen in zwei Brüdern geschildert. Ein Schlaukopf, der jüngere. Er macht einen Guckkasten zurecht, in dem er irgendwie die Belagerung von Plewna darstellt. Gegen einen Knopf oder eine Feder gestattet er den Schulkameraden einmal hineinzusehen. — Begabt und ehrgeizig der Aeltere. Er zeichnet sich auf der Schule aus, wird unterstützt und kommt auf die Eton school. Er ist immer einer der ersten, bis ihn der Ehrgeiz aufzehrt. Sein Vater, der Ghetto-Schnorrer, wird telegraphisch an sein Sterbebett gerufen. Aber der Sohn hat das „Yiddish" des Vaters verlernt. „Isn't it a sad case?" sagt die Pflegerin; „they can't understand each other."

Es mögen viel verheißungsvolle junge Geschöpfe hier zu Grunde gehen. Man sieht viel Sterbende unter den Lebenden. Durch diese engen Gassen schleicht mit der Noth die Hungerseuche. Sie würgt, wen sie findet.

La città del eterno dolore. . . . Wir kamen in ein Haus, in dem die Allerärmsten wohnen. Ein Verwesungsgeruch drang uns entgegen, der den Hals zuschnürte. Wir traten in ein Zimmer. Ein Bett stand darin und zwei Schemel; das war alles. In dem Bett lag ein junger Arbeiter im letzten Stadium der Schwindsucht, neben ihm ein Kind. Die Frau war arbeitsunfähig; sie erwartete in den Tagen ihre Niederkunft. Sie stand auf der Straße, um Streichhölzer zu verkaufen. Ueber dem Mann lag die Apathie des Sterbens.

„Ein polnischer Arbeiter, der sich die Krankheit bei der Arbeit zugezogen hat," erklärte mein Führer. „Was wird aus den Kindern," sagte ich, um irgend etwas zu sagen. „Glauben Sie, daß die lange leben werden?" lautete die Antwort. Freilich, das war auch ein Trost.

Ich erinnere mich, vor längerer Zeit einen Artikel über den Osten Londons gelesen zu haben. Ostlondon, hieß es da, ist der große Reinigungsherd für England. Die Verbrecher und die Lebensunfähigen aus dem gesammten Königreich strömen dorthin zusammen. Sie verfallen daselbst dem Hunger, der Noth, den Seuchen. Die kommenden Generationen sterben jung. So geht dauernd ein Reinigungsprozeß vor sich: der große Reiniger ist der Tod.

Es gehört ein gut Theil Brutalität dazu, so zu denken. Aber die Entwicklungsphasen der Kultur sind wie Naturereignisse; auf Wollen und Fühlen der Menschen kommt es dabei nicht an.

Inmitten dieses großen Reinigungskessels liegt Londons Ghetto — die Zufluchtstätte der aus Rußland Geflohenen. Aber seine Bevölkerung ist zähe, seit Generationen hat sie die Feuerprobe des Elends bestanden. Und die Bande der Familie sind ihnen heilig: die verheerendsten Seuchen Ost-Londons haben keine Macht über sie. Und doch auch innerhalb dieses Ghettos das große Sterben.

Man muß es hier vielleicht die große Erlösung nennen! Zangwill erzählt von einem Ehepaar: der Mann war fromm und hatte den einen Wunsch, in Jerusalem zu sterben. Die Frau hatte den Wunsch, zu sterben; nur zu sterben.

* * *

Die jüdische Sage — Zangwill erwähnt sie — kennt ein himmlisches Ghetto. Es liegt auf dem heiligen Berge. Die Mauern sind leuchtend weiß, und golden leuchten die Thore. Nicht Krankheit gibt es dort, noch Noth, noch Sterben.

Es fällt ein Widerschein von diesem heiligen Ghetto auf die armseligen Ghettostraßen in Londons Osten: jahrtausende alte, ergreifende Poesie lebt in dieser hungernden und darbenden Bevölkerung fort. Religion und Dichtung sind für sie eins geworden.

Worin liegt dieser Zauber? Man sieht alte Ceremonien feierlich ernst vollführt, man sieht scharfgeschnittene Gesichter, in die das Elend tiefe Züge gewühlt, man sieht grotesk pathetische Bewegungen, man steht in schmutzigen, engen Gassen — andere Bilder drängen sich ein: die Häuser schwinden und man sieht dieselben Menschen in sandiger Ebene unter südlicher Sonne: — an den Wassern Babylons saßen wir und weinten.

Es gibt in dieser Ghettobevölkerung noch heut zu Tage neuhebräische Poeten; die Dichtung Jehuda den Halevys weckt noch heute Nachahmung. Charakteristischer und kräftiger aber ist die Volksdichtung, die ephengleich die großen Geschehnisse aus der Geschichte Israels umwoben hat. Beim Sabbathmahl schildert Zangwill die Unterhaltung: da wird von dem geheimnißvollen Edelstein erzählt, aus dem der Stab gewesen, mit dem Moses an den Berg schlug. Und die neue Sage aus der Zeit der russischen Unterdrückung wird erzählt von dem todten Affen des Stadthalters, den sie einem frommen darbenden Juden zur Schande ins Haus warfen. Der Affe war dabei gewesen, wie sein Herr das Gold der Juden einstrich und hatte es ihm nachgethan und die Goldstücke verschluckt. So fand der Hungernde das Gold im Leibe des Affen, weil er dem Herrn vertraut.

Naiv und grotesk, diese Sage. Aus dem naiven Kinderglauben aber verjüngt sich dauernd diese uralte jüdische Volkspoesie. In ihm werden Religion und Poesie eins: die beiden Blumen des Ghettos.

* * *

Ghettomauer ist auch die Liebe in diesem Londoner Judenviertel.

Bei aller Eingesessenheit einzelner Familien ist die Bevölkerung des Ghettos dennoch dauernd eine wechselnde. Rußland schickt alljährlich neue Opfer des Rassenhasses, und für die Wagemuthigen andererseits ist der Weg zu den London Docks nicht weit. Wenn inmitten der Großstadt sich hier trotzdem eine Gemeinschaft fest und zäh zusammenschließen konnte, so entsteht sie dauernd neu in Familiensinn und hilfreicher Liebe. Das sind die Tugenden, zu denen Noth und Elend die Ghettokinder erzogen haben.

Zangwill erzählt: um den Tisch sitzt die Familie zum Verlobungsessen zusammen, der Schadchen hat die beiden jungen Leute zusammengebracht; sie kennen einander kaum. Da tröpfelt es durch die schlecht gefügte Decke. Oben wohnt eine ganz arme Familie: ein Kind hat aus einem Wohlthätigkeitsverein Suppe geholt und ist mit der Terrine gestolpert. Da stehen die beiden Verlobten auf und tragen die Verlobungsfestsuppe hinauf. Und hierbei finden sich ihre Hände zum ersten Mal von selbst zusammen. Und Zangwill erzählt weiter: ein altes Ehepaar wird von ihrem Sohn erhalten. Zufällig erfahren sie, daß er ein Mädchen liebt, das er nicht heirathen kann, weil er für sie zu sorgen hat. Da schreibt der alte Vater an sich selbst einen hebräischen Brief,

im Namen eines Bruders aus Newyork. Eine Einladung, ihn zu besuchen. Und die beiden alten Leute verlassen den Sohn, um sich selbst drüben kümmerlich durchzuschlagen.

Natürlich, diese Tugenden haben auch im Ghetto ihr Gefolge von Lastern. Das Schnorrerthum ist Lebensbeschäftigung Vieler geworden, und mit dem Wohlthätigkeitssinn rechtet der Geiz. Und wenn sich die Frauen in den schmutzigen Gassen schelten, dann schmähen sie ihre Familienangehörigen, lebende wie verstorbene, mit. Im Ghetto gilt der Mensch nur als Glied seiner Familie.

Der jüdische Wohlthätigkeitssinn aber hat sich im Londoner Ghetto bleibende Denkmäler errichtet. Sie heißen: Board of Guardians und Poor Jews' Temporary Shelter.

Das Board of Guardians ist ein hohes, schmuckes Gebäude, das sich mit seinen hellen Räumen und breiten Treppen, der soliden Einrichtung und dem elektrischen Licht von seiner ostlondoner Nachbarschaft breit und imponirend abhebt. Die gesammte jüdische Armenpflege ist darin konzentrirt. Die Bedürftigen erhalten Unterstützung in Geld, Lebensmitteln, Kleidung; Lehrlinge werden während ihrer Lehrzeit unterhalten und beaufsichtigt; Mädchen versammeln sich in den Arbeitsräumen, um die Kleidungsstücke herzustellen; Auswanderer bekommen Geld zur Ueberfahrt; und vor allem das nicht unbedenkliche System des Geldleihens ist weit organisirt ausgebildet. Es ist als wollte man im Board eine Festung gegen Noth und Elend aufführen.

Ein schlichtes, kleines Haus in Lemanstreet, der Shelter. Es ist das Denkmal, das Menschenliebe der russischen Brutalität errichtet hat. Ein Eßraum, je ein Schlafraum für Männer und für Frauen, Küche, Badeeinrichtung — das ist im Grunde alles. Die Ausgewiesenen werden von ihren Schiffen abgeholt, vierzehn Tage verpflegt und beköstigt und, falls sie in London bleiben wollen, im Suchen nach Arbeit unterstützt. Jährlich passiren etwa 1800 russische Juden den Shelter. Die große Mehrzahl wendet sich neuerdings nach Südafrika — für kurze Tage nur Gäste des Londoner Ghettos.

Es ist ein gut Theil Fanatismus in der Liebe, die die Ghettobewohner zu einer Gemeinschaft verbindet.

Inmitten des Judenviertels stehen die Schulen der christlichen Missionare. Wer seine Kinder in diese Schulen gibt, ist aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. Aber nicht nur das; es herrscht im Ghetto ein Mißtrauen gegen die englischen Schulen überhaupt. „Ich konnte in meinem ganzen Leben", läßt Zangwill eine alte Frau sagen, „nichts lesen und schreiben außer Hebräisch; aber Gottlob, ich bin damit durchgekommen. Was sie in den Schulen lehren, ist englischer Unsinn. Die Lehrer sind ein Heidenpack, die verbotene Speisen essen." Und Zangwill, der Sohn des Ghettos, hat die naive und ergreifende Geschichte von dem kindlich gläubigen Rabbi, „Reb" Schemuel erzählt.

Er hat zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Auf einem Verlobungsessen steckt der Bräutigam, um seine Braut zu necken, der Tochter des Rabbis den Ring an den Finger und spricht dabei scherzweise die vom Gesetz vorgeschriebenen Worte. Einer der Anwesenden erklärt, sie wären damit gültig ehelich verbunden. Man fragt die Gesetzeskundigen, und wirklich, die Ehe besteht zu Recht. Aber sie kann gesetzlich gelöst werden, und sie wird gesetzlich gelöst. Die Tochter des Rabbis findet kurz darauf den Mann, den sie liebt und der sie liebt. Die Verlobung soll gefeiert werden. Da stellt sich heraus, daß der Mann ein „Cohen" ist. Ein Cohen darf nach dem Gesetz nicht eine Geschiedene freien. Und trotzdem der Rabbi den Schmerz seines Kindes in wildem Ausbruch sieht, er versagt dem Mann seine Tochter. So beschließen die beiden jungen Leute zu fliehen und sich standesamtlich trauen zu lassen. Im letzten Augenblick aber versagt dem jungen Mädchen der Muth. Das starre „du sollst" des Gesetzes hat gesiegt. Sie welkt dahin.

Der Sohn des Rabbis kommt eines Jahres nicht zur „Seder"-Nacht nach Hause. Der alte Mann geht aus, ihn zu suchen. Er fragt sich von einer Stelle zur andern. Endlich trifft er ihn vor einem Restaurant des Londoner Westens. Er ist im Begriff in ein Cab zu steigen, an seinem Arm eine Ballettense. Er stößt den Vater, der sich an ihn drängt, zurück und springt in den Wagen. — Monate sind vergangen. Der Rabbi erhält die Nachricht, daß sein Sohn in einem Krankenhaus im Sterben liegt. „Sei ruhig," sagt der Rabbi zu seinem Weibe; „wir haben keinen Sohn mehr zu verlieren. Der Heilige — er sei gesegnet — hat ihn von uns genommen. Der Herr gibt und der Herr nimmt. Gesegnet sei der Name des Herrn."

Es ist auch ein gut Theil Brutalität in der Liebe, die die Ghettokinder vereint.

Ich war selbst im Shelter, als ein russischer Ausgestoßener seine Papiere präsentirte. Man fragte ihn nach seiner Familie. Die habe er in Rußland zurückgelassen, war die Antwort. Und damit waren auch die Verhandlungen abgeschlossen: mit Männern, die sich von ihren Frauen trennen, wollte man nichts zu schaffen haben, die stehen außerhalb der Gemeinschaft. Und ebenso, erklärte man mir, sei es Prinzip, Frauen, die von ihren Männern verlassen wären, „deserted wives", nicht zu unterstützen. Die mögen sehen, wo sie mit ihren Kindern bleiben; oder vielmehr vorher Sorge tragen, daß ihre Männer sie nicht verlassen. Im Ghetto gilt der Mensch eben nur als Glied seiner Familie.

So erzieht diese Bevölkerung, die mit dem Hunger und den Seuchen den Verzweiflungskampf wie wohl keine andere kämpft, sich selbst. Wen diese Ausgestoßenen ausstoßen, der ist der Verzweiflung verfallen — aber sie scheuen das Mittel nicht. „Es ist leichter," sagt Zangwill, „für eine Religion zu sterben, als für sie zu leben."

* * *

Andersen erzählt einmal, daß die Mutter der Rothschild's, nachdem ihre Söhne zu Reichthum gekommen waren, sich nicht entschließen konnte, das kleine Haus in der Frankfurter Judengasse zu verlassen.

Es faßt einen der Menschheit ganzer Jammer an, wenn man in die elenden, schmutzigen Häuser in Londons Ghetto tritt; und doch, auch dies Ghetto ist Heimathlosen eine Heimath geworden. Ohne alles, was das Leben schmückt und Menschen erfreut; und doch eine Heimath.

Es leben Reichgewordene in Londons Ghetto: eine fromme Scheu und ein kindlicher Aberglaube hält sie an der Stätte zurück, auf der sie ihr Leben über gekämpft haben. Vielleicht auch die Gemeinschaft der Frommen.

Und Zangwill erzählt von einem jungen Mädchen, die unterstützt wird und studirt und von reichen Leuten in ihr Haus im Londoner Westen aufgenommen wird. Sie wirft freiwillig alles von sich und kehrt dahin zurück, wo sie ihre Kindheit in Schmutz und Hunger verbracht hat. Stärker als alle Lebensfreude erwies sich ihr — das Heimweh nach dem Ghetto.

London. Ernst Heilborn.

Briefkasten der Redaktion.

Fr. A. in Berlin. Ihre Vermuthung, daß das Wort Backfisch zusammenhänge mit back, zurück, und kleinere und jüngere Fische bedeute, die hinter den großen herschwimmen, ist auch weniger haltbar als die meisten anderen: Angesichts des Umstandes, daß eine zweifelsfreie Interpretation nicht auffindbar zu sein scheint.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 47. Berlin, den 22. August 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

„Wir haben uns in der deutschen inneren Politik daran gewöhnt, das Unwahrscheinliche Ereigniß werden zu sehen“ —, so begannen wir unsere letzte Wochenübersicht. Tags darauf brachte der „Reichsanzeiger“ die Nachricht, daß der bisherige Kriegsminister Bronsart von Schellendorf seines Amtes in Gnaden entlassen und an seine Stelle der Generallieutenant v. Goßler zum Kriegsminister ernannt sei. Das Ereigniß wirkte in seiner Plötzlichkeit völlig überraschend; man war zwar darauf gefaßt, daß über kurz oder lang der Reichskanzler Fürst Hohenlohe über der Militärstrafprozeßordnung zu Falle kommen und den Kriegsminister mit sich reißen werde, aber das vorherige Ausscheiden des Kriegsministers unter gleichzeitigem Bleiben des Reichskanzlers war schlechterdings nicht zu erwarten. Um die Ueberraschung zu steigern, blieb die unmittelbare Ursache dieser plötzlichen Entlassung des Kriegsministers unaufgeklärt. Als die eigentliche politische Ursache der Demission bezeichnete man ziemlich allgemein die Schwierigkeiten, welche dem Kriegsminister in der militärischen Umgebung des Kaisers betreffs der Reform der Militärstrafprozeßordnung gemacht wurden. Aus diesem Widerstande, dessen Seele der Chef des Militärkabinets zu sein scheint, erwuchsen dann begreiflicherweise weitere Gegensätze, die insbesondere auf dem Gebiete der Stellenbesetzung mit öfteren Niederlagen des Kriegsministers geendet haben sollen. So kam die schon lange latente Krisis plötzlich zum Ausbruch, und Herr Bronsart von Schellendorf ging „aus Gesundheitsrücksichten“. Wir sind niemals Bewunderer der parlamentarischen Schneidigkeit des nunmehr entlassenen Ministers gewesen — im Parlament ist gar manches nicht am Platze, was in einem Militärkasino recht erfrischend wirkt —, aber das schließt nicht aus, daß uns im vorliegenden Falle die victa causa besser gefällt, als die causa victrix. Wir entfernen uns in Preußen immer weiter von den konstitutionellen Grundsätzen, wie sie in anderen parlamentarischen Ländern in Uebung sind. Daß die öffentliche Meinung immer öfter von Ministerwechseln überrascht und über die letzten Ursachen derselben immer ungenügender aufgeklärt wird, kann desgleichen nur zur Steigerung der politischen Unbehaglichkeit beitragen. Ein ungeschickter Versuch im nichtamtlichen Theile des „Reichsanzeigers“, die „Gesundheitsrücksichten“ als die wirkliche Ursache der Demission des Herrn von Bronsart erscheinen zu lassen, konnte nach Lage der Dinge nur einen Heiterkeitserfolg erzielen. Man hat zu viele Minister im Augenblick ihres Scheidens krank und später wieder gesund werden sehen.

Daß es dem Fürsten Hohenlohe möglich sein wird, nach diesem Vorgange noch längere Zeit als Reichskanzler am Ruder zu bleiben, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich; es ist zwar denkbar, daß es über der kriegsministeriellen politischen Leiche zu einer Art Kompromiß in der Frage der Reform der Militärstrafprozeßordnung gekommen ist, aber die offenbar gewordenen Gegensätze werden vermuthlich bald zu neuen Reibungen führen, und der Abgang des Reichskanzlers wird dann die Folge sein.

Mit dieser Aussicht kommt ein weiteres Moment der Unsicherheit und Unberechenbarkeit in die deutsche Politik hinein, und es wäre wahrlich angezeigt, wenn angesichts dieser Entwicklung der Dinge die politischen Parteien, die

sich mit ihren Hauptgrundsätzen berühren, näher an einander rücken. Aus dieser Erwägung heraus hat ein Artikel der „National-Zeitung" vielfach Beachtung gefunden, welcher der nationalliberalen Partei den Spiegel vorhielt und für eine Annäherung an die freisinnigen Gruppen plädirte. Man mag über die unmittelbare Tragweite dieser Haltung des angesehenen nationalliberalen Blattes denken, wie man will, als Symptom ist sie erfreulich. In der nationalliberalen Partei stecken zu viele intellektuell und wirthschaftlich werthvolle Elemente, als daß es gerechtfertigt sein könnte, die Partei als eine quantité négligeable zu behandeln. Politische Sünden hat die Partei gewiß eine ganze Menge auf dem Gewissen, aber welche Partei hätte sie nicht?! Der Moment, wo sie beginnt, sich wieder ernsthaft auf ihre liberale Vergangenheit zu besinnen, ist gewiß am wenigsten dazu geeignet, ihr das Sündenregister der Vergangenheit vorzuhalten. En politique il n'y a rien d'aussi absurde que la rancune. Cavour hat nie ein wahreres Wort gesprochen; in keinem Lande der Welt verdient es, mehr berücksichtigt zu werden, als in Deutschland, wo es geradezu ein politischer Sport geworden ist, sich immer wieder gegenseitig vorzuwerfen, welche politischen Thorheiten man dereinst begangen hat.

Es ist klar sichtbar, daß der allgemeine politische Zersetzungsprozeß, der für die Gegenwart charakteristisch ist, zur Zeit die nationalliberale Partei besonders stark ergriffen hat, und es liegt im allgemeinen Interesse des Liberalismus, daß den liberaleren Elementen dieser Partei das ritornare al segno liberale nicht erschwert wird. Die Bemühungen der „National-Zeitung" verdienen deshalb nicht bloß jene sauer-süße Anerkennung, die ihr von den meisten freisinnigen Organen zu Theil geworden ist.

Im Orient nichts Neues; in Kreta herrscht die alte Anarchie.

Die Tochter des Fürsten von Montenegro ist dem Kronprinzen von Italien verlobt worden; das ist eine brillante Partie für eine Tochter des montenegrinischen Fürstengeschlechts. Die persönlichen Reize der jungen Prinzessin scheinen bei der Wahl ausschlaggebend gewesen zu sein, und so kann man dem sympathischen Kronprinzen von Italien doppelt gratuliren.

Die Gegenbesuche, welche das russische Kaiserpaar in den Ländern der anderen Großmächte abstatten wird, haben zu recht geschmacklosen Erörterungen Anlaß gegeben; selbst der Umstand, daß der russische Souverän den deutschen Kaiser nicht in Berlin, sondern in Breslau und Görlitz aufsuchen wird, hat nervöse politische Zeichendeuter zu melancholischen Betrachtungen veranlaßt. Wenn etwas unsere Zeit auszeichnet vor der Vergangenheit, so ist es die Thatsache, daß höfische Vorgänge an Einfluß auf die politische Entwicklung ganz beträchtlich eingebüßt haben; selten aber hat es einen höfischen Vorgang gegeben, der mehr einen bloß ceremoniellen Charakter getragen hat, als die geplanten Gegenbesuche des russischen Kaiserpaars.

In den Vereinigten Staaten wird die eigentliche Wahlbewegung erst beginnen, wenn am 2. September die Golddemokraten ihre Kandidaten nominirt haben werden. Inzwischen hat der Freisilberkandidat, William Bryan, einen Vorstoß nach Newyork gemacht, der mißglückt ist; aber man lasse sich nicht von dieser lokalen Niederlage über den Ernst der Krisis hinwegtäuschen! Ein Chicagoer Korrespondent des „Daily Chronicle" hat sicher nicht Unrecht, wenn er diese Krisis als eine die Grundlagen der ganzen amerikanischen Republik bedrohende bezeichnet. Der Herausgeber der „Nation" beabsichtigt, sich in den nächsten Tagen nach Amerika zu begeben, um dort an Ort und Stelle die Vorgänge zu verfolgen.

Der Kampf um die freie Silberausprägung in den Vereinigten Staaten.

Die Entscheidung, ob der 36jährige Advokat und Redakteur William J. Bryan aus Lincoln in Nebraska am 3. November d. J. zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika gewählt werden wird, übertrifft an wirthschaftlicher Tragweite jede andere politische Frage der Gegenwart. Eine amerikanische Präsidentenwahl ist zwar an sich eine interne amerikanische Angelegenheit, aber die Geschicke — besonders die wirthschaftlichen Geschicke — der großen Kulturstaaten sind heute so eng mit einander verknüpft, daß die gewaltige Erschütterung der Volkswirthschaft eines großen Landes in ihren Nachwirkungen auf dem ganzen Erdenrund gespürt wird. Noch niemals aber, seitdem wir eine von Dampfkraft und Elektrizität beherrschte Weltwirthschaft kennen, hat irgend eine Nation vor einer in volkswirthschaftlicher Beziehung so folgenschweren Entscheidung gestanden, wie die amerikanische Nation in diesem Augenblicke; es handelt sich um nichts weniger, als um die Zertrümmerung des Fundaments der amerikanischen Volkswirthschaft, um die willkürliche Veränderung des Werthmaßes aller wirthschaftlichen Gegenstände im Wege der Gesetzgebung, um die absichtliche Herabdrückung der gesetzlichen Zahlungsmittel bis auf ungefähr die Hälfte ihrer gegenwärtigen Kaufkraft.

Eine größere wirthschaftliche Revolution, als die bei Einführung der freien Silberprägung zu erwartende, ist kaum auszudenken; begreiflicherweise hat man deshalb bis vor kurzem es auch gar nicht für möglich gehalten, daß einmal ernsthaft um free coinage gekämpft werden müsse. Man hat das Verlangen danach immer nur als ein demagogisches Manöver betrachtet, das dazu bestimmt sei, unzufriedenen Massen Sand in die Augen zu streuen. Daß aber einmal eine Mehrheit der amerikanischen Präsidentschaftswähler von diesem währungspolitischen Wahnsinn ergriffen werden könne, diese Gefahr lag außerhalb vernunftgemäßer Berechnung. Heute aber kann man sich nicht mehr darüber täuschen, daß Mr Bryan einen sehr großen Theil der Wähler des Landes hinter sich hat, und daß es gewaltiger Anstrengungen bedarf, um seinen Anhängern eine entscheidende Niederlage beizubringen.

Das starke Fiasko, welches er vor acht Tagen bei seinem rednerischen Auftreten in der Stadt Newyork davon getragen hat, ist nur ein Straucheln; es bedeutet noch durchaus keinen Fall.

Der Ausgang dieses Wahlkampfes hat nun aber nicht nur eine unberechenbare wirthschaftliche Tragweite, auch seine rein politische Bedeutung kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Sollte in der That ein Volk, wie das amerikanische, welches länger als hundert Jahre in der demokratischen Selbstverwaltung erzogen ist, außer Stande sein, einer so plumpen Versuchung zu widerstehen, sollte es sich so unreif erweisen, daß es mit eigenen Händen in rasender Verblendung das Fundament seines gesammten Wohlstandes zerstört, so würde damit die ganze demokratische Staatsform aufs schwerste diskreditirt werden; die Reaktionäre der ganzen Welt würden angesichts der verhängnißvollen Folgen einer solchen Ausschreitung der Volkssouveränität den Beweis antreten, daß es im Interesse des allgemeinen Staatswohles erforderlich sei, der großen Masse der Bevölkerung das Bestimmungsrecht über seine eigenen politischen Geschicke zu nehmen und das Wohl der Staaten stabilen Autoritäten anzuvertrauen. Der Umstand, daß die Anhänger Bryan's mit unseren europäischen Reaktionären — speziell mit unseren deutschen Agrariern — zahlreiche geistige Berührungspunkte haben, würde nicht hindern, daß dieses Verdammungsurtheil allenthalben ausgesprochen werden und auch Eindruck in weiten Kreisen — insbesondere der besitzenden Klassen — machen würde. Es ist deshalb von mehr als einem Standpunkte aus auch für uns angezeigt, die amerikanischen Vorgänge mit Aufmerksamkeit zu verfolgen.

II.

Bekanntlich hat sich das amerikanische Parteileben seit vielen Jahrzehnten in einem Kampfe zwischen zwei Parteien, der Partei der Republikaner und der Partei der Demokraten, abgespielt. Die politischen Gegensätze zwischen diesen beiden Parteien ließen sich im Laufe der Zeiten immer weniger scharf erkennen; im Allgemeinen neigten die Demokraten mehr zum Freihandel, die Republikaner mehr zum Schutzzoll, und dieser Gegensatz spielte bei der Präsidentenwahl vor vier Jahren die wichtigste Rolle.

In Bezug auf die Währungsfrage ging durch beide großen Parteien ein Riß, und das war auch die Hauptursache, weshalb man es ängstlich vermied, in dieser Frage offen Farbe zu bekennen. Auch bei der Nominirung des republikanischen Präsidentschaftskandidaten im Juni d. J. versuchte man zunächst, die Zollfrage zum Mittelpunkt des Wahlkampfes zu machen; eben deshalb wurde auch Mc. Kinley — als besonders hervorragender Vertreter des Protektionismus — zum republikanischen Präsidentschaftskandidaten ernannt. Mc Kinley selbst und sein einflußreiches Sprachrohr in der Presse, die Newyorker „Tribune“, glaubten ursprünglich, mit diesem protektionistischen Programm auskommen und die Währungsfrage in den Hintergrund drängen zu können.

Schon auf der Nationalkonvention in St. Louis zeigte sich aber die Unmöglichkeit, diese Taktik durchzuführen; man räumte deshalb in der republikanischen Platform der Währungsfrage neben der Zollfrage eine erste Stellung ein und erklärte sich mit mehr Entschiedenheit, als dies bisher seitens der Partei üblich gewesen war, für die Festhaltung der thatsächlich herrschenden Goldwährung. Nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der offiziellen Partei — unter der Führung des Senators Teller von Colorado — nahm diese Entscheidung in der Währungsfrage zum Anlaß, um aus der republikanischen Partei auszutreten.

Inzwischen wurde es mit jedem Tage klarer, daß die Währungsfrage alle anderen Fragen bei diesem Wahlkampfe überschatten würde. Als dann die demokratische Nationalkonvention in Chicago mit Zweidrittelmehrheit sich rundweg für die freie Silberausprägung im Verhältniß von 16 zu 1 — während das thatsächliche Werthverhältniß zwischen Gold und Silber heute 1 zu 31 ist — entschied und auf Grund einer zwar phrasenreichen, aber sachlich inhaltlosen, Rede Bryan's diesen bis dahin wenig hervorgetretenen jungen Politiker in einem plötzlichen Ausbruch von Enthusiasmus zu ihrem Präsidentschaftskandidaten erwählte, konnte Niemand mehr ernstlich daran zweifeln, daß der Kampf um die Währung die Wahlbewegung fast ausschließlich beherrschen werde. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt dadurch, daß kurz nachher die Partei der Populisten, welche bei der Präsidentschaftswahl von 1892 mehr als eine Million Stimmen aufgebracht und 22 Elektoren für sich gewonnen hatte, den demokratischen Präsidentschaftskandidaten auch ihrerseits acceptirte. Allerdings erklärten sich die Populisten nur für Bryan, nicht für den Seitens der demokratischen Partei für die Vicepräsidentschaft nominirten Arthur Sewall aus Maine. Dieser, ein vielfacher Millionär, flößt den populistischen Demagogen kein Vertrauen ein. Statt seiner wollen sie Thomas Watson, einen waschechten Demagogen aus Georgia, zum Vicepräsidenten haben. Da dieselben Wahlmänner den Vicepräsidenten wie den Präsidenten wählen, so liegt in dieser Meinungsverschiedenheit ein praktisch nicht zu unterschätzendes Moment der Schwäche; aber die Lage bleibt noch immer gefährlich genug.

Hätte die republikanische Partei die Entwicklung der Dinge klar vorausgesehen, so würde McKinley wahrscheinlich als Kandidat gar nicht nominirt sein; er paßt schlecht in die jetzige Situation hinein. Seine schutzzöllnerischen Grundsätze sind im Augenblick stark entwerthet; in der Frage aber, die alles beherrscht, hat er niemals feste Grundsätze gehabt. Fata nolentem trahunt: er ist in dem jetzt ausgebrochenen Wahlkampfe nicht der Führer seiner Partei, sondern er wird hinter der Front hergeschleppt, und bisher ist es ihm nicht recht gelungen, sich der neuen Lage gewachsen zu zeigen. Das ist für die republikanische Partei eine unglückliche Konstellation, die auf die eigenen Anhänger nicht besonders ermuthigend wirken kann.

Unter solchen Umständen bekam die Haltung der Golddemokraten, die auf der Nationalkonvention zu Chicago in der Minderheit geblieben waren, eine große Bedeutung. In den Vereinigten Staaten ist die Parteidisziplin sehr entwickelt; die Gefahr war deshalb nicht klein, daß die Golddemokraten sich bei der Entscheidung der offiziellen Nationalkonvention beruhigen, vielleicht bei den Wahlen Abstinenz üben, aber sonst grollend in ihren Zelten bleiben würden. Speziell für die Maschinenpolitiker war es vielfach eine Lebensfrage, ob sie gegen das regular ticket revoltiren sollten, oder nicht.

Der echte Typus einer Organisation von Maschinenpolitikern ist Tammany Hall in New-York. Die New-Yorker Delegirten zur Chicagoer Nationalkonvention hatten — unter der Führung des gegenwärtigen Senators D. B. Hill — allerdings einmüthig gegen die demokratische Platform gestimmt und recht eigentlich die Opposition der Golddemokraten in Chicago geführt; aber als nunmehr die Entscheidung an sie herantrat, ob sie dem Mehrheitsbeschlusse der Konvention sich fügen wollten oder nicht, da haben die Leiter von Tammany Hall — getreu ihren demagogischen Instinkten — als richtige Maschinenpolitiker sich für die Unterstützung des regular ticket, also des demokratischen Präsidentschaftskandidaten Bryan erklärt. Der Senator Hill scheint mit dieser Haltung nicht einverstanden gewesen zu sein, aber er handelte schließlich nach dem Grundsatze: „Ich bin ihr Führer, ich folge ihnen!“ Diese Entwicklung der Dinge ist übrigens im allgemeinen Interesse gewiß nicht zu bedauern; die Golddemokraten können an Anziehungskraft unter der anständigen Bevölkerung nur gewinnen, wenn sie der anrüchigen Bundesgenossenschaft von Tammany Hall ledig sind.

Es steht nunmehr fest, daß die Golddemokraten mit einem eigenen Kandidaten in den Wahlkampf eintreten werden; der Kandidat dieser demokratischen Richtung, welche die sozial und politisch einflußreichsten Männer der bisherigen demokratischen Partei umfaßt, soll am 2. September auf einer Konvention von Delegirten des ganzen Landes ernannt werden, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Nominirung einen tadellosen Mann treffen wird. Voraussichtlich werden dann auch diejenigen Golddemokraten, die bisher für ein direktes Eintreten für McKinley als für das kleinere Uebel gewirkt haben, größtentheils zur Unterstützung dieses sogenannten third ticket sich bereit finden lassen.

Ob es weise sei, einen solchen dritten Präsidentschaftskandidaten aufzustellen, war mehrere Wochen hindurch Gegenstand eingehender Untersuchungen. Auch die Anhänger eines third ticket waren fast durchweg der Meinung, es komme vor allem darauf an, den Anhängern Bryan's eine Niederlage beizubringen, und wenn das durch den Verzicht auf einen eigenen Kandidaten leichter möglich sei, so thue man gut, von der Aufstellung eines solchen abzusehen. Mehr und mehr aber gewann die Ueberzeugung die Oberhand, daß gerade durch die Aufstellung eines dritten Kandidaten Bryan's Wahlaussichten vermindert werden würden. Mir scheint diese letztere Annahme viel für sich haben.

Man muß berücksichtigen, wie die Wahl zum Präsidenten vor sich geht. Von den einzelnen Staaten werden am 3. November sogenannte Elektoren erwählt und zwar genau so viele Elektoren, wie der betreffende Staat Mitglieder des Kongresses zählt. Der größte Staat, New-York, der durch 34 Mitglieder des Repräsentantenhauses und 2 Senatoren in Washington vertreten ist, wählt danach 36 Elektoren, während Staaten wie Idaho, Montana, North Dakota, Nevada, Wyoming und Utah, die jeder — neben 2 Senatoren — nur ein Mitglied des Repräsentantenhauses zählen, bloß je 3 Elektorenstimmen haben. Die einzelnen Staaten erwählen aber ihre Elektoren in der Form des Listenskrutiniums, d. h. jeder Wähler des Staates

hat sämmtliche Elektoren des Staates zu benennen, und diejenigen Elektoren gelten als erwählt, welche die relativ meisten Stimmen auf sich vereinigen. Die Verfassung der Vereinigten Staaten schreibt ein solches Listenskrutinium nicht vor, überläßt vielmehr der Gesetzgebung der Einzelstaaten den Modus der Elektorenwahl. Ursprünglich wurden denn auch in den meisten Staaten die Elektoren durch die gesetzgebenden Körperschaften gewählt, und in Süd-Karolina herrschte diese Praxis sogar noch bis zum Ausbruch des Bürgerkrieges; später gingen aber alle Staaten zum Listenskrutinium über, und nur der Staat Michigan hatte vorübergehend, bei der Wahl von 1892, durch einen speziellen gesetzgeberischen Akt vorgeschrieben, daß die Elektoren in den einzelnen Kongreßwahldistrikten des Staates einzeln zu erwählen und nur 2 Elektoren daneben in der Form des Listenskrutiniums zu bestimmen seien.

Das in der Union herrschende Wahlverfahren bringt es nun als Regel mit sich, daß die sämmtlichen Elektoren eines Staates einer einzigen Partei angehören und zwar derjenigen, die unter allen Parteien für ihre gesammte Elektorenliste die relative Stimmenmehrheit zusammengebracht hat; nur in Ausnahmefällen steht auf der siegreichen Elektorenliste auch dieser oder jener Kandidat einer andern Partei. Es kommt somit bei den Elektorenwahlen alles darauf an, die relative Stimmenmehrheit der eigenen Partei zu sichern. Siegt man mit einem Elektor, so siegt man in der Regel mit allen. Sobald sich nun aber eine dritte Partei zwischen die beiden Hauptparteien einschiebt und auf diese Weise eine Zersplitterung herbeiführt, so kann in Folge dieser Absplitterung der Sieg von der ursprünglich stärkeren Partei auf die ursprünglich schwächere übergehen, und damit der ganze Staat bei der Präsidentenwahl in die andere Wagschale fallen.

Diese Erwägung führte die leidenschaftlichsten Golddemokraten zunächst dahin, für das sofortige Eintreten zu Gunsten des republikanischen Kandidaten McKinley zu plädiren; bei näherer Betrachtung aber kam man zu der Ueberzeugung, daß bei Unterlassung der Aufstellung eines Kandidaten der Golddemokraten dem regular ticket weniger Anhänger entzogen, als McKinley zugeführt werden würden, was ja im Effekt eine Stärkung der Aussichten Bryan's bedeuten würde. Man muß eben berücksichtigen, daß es den langjährigen Gegnern der McKinley'schen Protektionspolitik große Ueberwindung kostet, nun dennoch für diesen Mann als Präsidenten zu stimmen; gar mancher würde, wenn er nur zwischen Bryan und McKinley zu wählen hätte, in solchen Fällen überhaupt gar nicht abstimmen, oder — aus Anhänglichkeit an die alte Partei, wenn auch mit Widerstreben — für das regular ticket eintreten. Zudem wäre es den Golddemokraten, unter denen sich die besten Kenner der Währungsfrage und zahlreiche höchst wirksame Volksredner befinden, schwer möglich gewesen, mit Erfolg an einem Wahlkampf sich zu betheiligen, bei dem sie wohl gegen den einen Kandidaten wirken aber nicht wohl für den anderen eintreten konnten. Endlich kommt noch in Betracht, daß die Elektorenwahlen zusammen mit Staats- und Kongreßwahlen — und zwar auf ein und demselben ticket — vorgenommen werden; es würde somit leicht eine starke Verwirrung herbeigeführt worden sein, wenn man auf denselben Wahlzettel die Elektoren der einen Partei und im übrigen die Kandidaten der anderen Partei gesehen hätte: — kurzum, es erschien unter solchen Umständen am rathsamsten, seitens der Golddemokraten mit einem eigenen Präsidentschaftskandidaten ins Feld zu rücken.

III.

Sobald drei Präsidentschaftskandidaten im Felde stehen, ist natürlich auch die Möglichkeit vorhanden, daß keiner von den dreien jene absolute Mehrheit der Elektorenstimmen auf sich vereinigt, welche zur gültigen Wahl des Präsidenten erforderlich ist. Da 447 Elektoren diesmal im ganzen Lande zu wählen sind, so müssen wenigstens 224 sich auf einen Namen vereinigen. Die Elektoren der einzelnen Staaten stimmen in jedem einzelnen Staate gesondert ab, und das Votum geht schriftlich an den Senatspräsidenten nach Washington; auf Grund dieser Voten der Elektoren der Einzelstaaten erfolgt dann die Proklamation der Wahl des Präsidenten und des Vizepräsidenten. Stellt sich dabei heraus, daß kein Kandidat die absolute Stimmenmehrheit erlangt hat, so erwächst nach der Verfassung dem Repräsentantenhause das Recht, den Präsidenten zu wählen, und zwar aus den drei Personen, welche die meisten Elektorenstimmen auf sich vereinigt haben.

Seitdem das XII. Amendement zur Verfassung der Vereinigten Staaten, in dem der heutige Modus der Präsidentenwahl geregelt ist, sich in Kraft befindet, ist der Fall nur einmal vorgekommen, daß das Repräsentantenhaus die Präsidentenwahl vorgenommen hat. Es war im Jahr 1824. Damals handelte es sich um vier Präsidentschaftskandidaten, nämlich Andrew Jackson, J. Q. Adams, W. H. Crawford und Henry Clay. Auf Jackson waren 99 Elektorenstimmen gefallen, während seine drei Mitbewerber zusammen 162 Stimmen erhielten. Das Repräsentantenhaus wählte J. Q. Adams, und zwar mittels eines Votums von 13 Staaten gegen 7, die für Jackson, und 4, die für Crawford eintraten. Sobald nämlich das Repräsentantenhaus die Wahl des Präsidenten vorzunehmen hat, wählen nicht die einzelnen Repräsentanten, sondern die Repräsentanten jedes Einzelstaates haben ein Kollektivvotum, und jeder Staat hat nur eine Stimme. Würde die Wahl des Präsidenten diesmal auf das Repräsentantenhaus übergehen, so würde beispielsweise der eine Repräsentant von Utah, Wyoming, Idaho u. s. w., so viel bedeuten, wie das Kollektivvotum der 34 Repräsentanten des Staates Newyork oder das der 30 Repräsentanten des Staates Pensylvanien. Das gegenwärtige Repräsentantenhaus ist aber so zusammengesetzt, daß die republikanische Partei auch bei der Abstimmung nach Staaten auf eine Mehrheit für McKinley mit Sicherheit rechnen kann Auch würden eventuell, wenn die Abstimmung im Repräsentantenhaus zweifelhaft wäre, die etwaigen Elektoren der Golddemokraten wohl zu bewegen sein, um die Wahl Bryan's zu verhindern, sofort für McKinley zu stimmen.

Interessant ist übrigens, welche Bestimmungen die amerikanische Verfassung vorgesehen hat für den Fall, daß im Repräsentantenhaus keine absolute Mehrheit nach Staaten für einen der drei präsentirten Kandidaten zu erzielen ist. In diesem Falle wird der neu zu wählende Vizepräsident eo ipso Präsident der Vereinigten Staaten; und haben die Elektoren sich auch über einen Vizepräsidenten nicht einigen können — auch er muß nämlich die absolute Mehrheit der Elektorenstimmen haben, um gültig gewählt zu sein — so hat der Senat unter den beiden Kandidaten, welche die meisten Elektorenstimmen haben, den Vizepräsidenten zu erwählen.

Man sieht aus diesen Verfassungsbestimmungen — unter Berücksichtigung der gegenwärtigen Zusammensetzung des Repräsentantenhauses —, daß die Gefahr, Bryan gewählt zu sehen, nur dann vorhanden ist, wenn es diesem gelingt, sofort die Mehrheit der Elektorenstimmen zu bekommen. Als zweifelhaft bei dem jetzigen Wahlkampfe gelten vorzugsweise die großen Mittelstaaten, insbesondere Illinois mit 24, Ohio mit 23, Indiana mit 15, Iowa mit 13 Elektorenstimmen. Hier wird denn auch wohl der Hauptwahlkampf entbrennen. Bei der Verschiebung und Spaltung aller Parteien ist es jedoch diesmal weniger als bei irgend einer früheren Wahl möglich, mit Sicherheit den Ausfall vorher zu berechnen, so daß der gegenwärtige Wahlkampf an viel mehr Punkten, als sonst üblich, mit ganzer Heftigkeit entfacht werden wird.

IV.

Nehmen wir nun einmal an, Bryan würde zum Präsidenten gewählt. Hätte die free coinage-Bewegung damit die sichere Aussicht gewonnen, ihre Wünsche in der Gesetzgebung erfüllt zu sehen? Es kommt dabei vor allem die Haltung des Kongresses in Frage. Der Präsident, als Haupt der Exekutive, hat nach der amerikanischen Ver-

fassung gar nicht das Recht, dem Kongreß einen Gesetzentwurf vorzulegen, nicht einmal das Budget der Union kann seitens der Regierung dem Parlamente vorgelegt werden. Die Trennung der ausführenden, gesetzgebenden und richterlichen Gewalten ist in den Vereinigten Staaten — nach Montesquieu's Rezept — auf das konsequenteste durchgeführt. Der Präsident verkehrt mit dem Kongreß nur in der Form von Botschaften, d. h. von Rathschlägen, die er in unverbindlicher Weise den gesetzgebenden Körperschaften unterbreitet. Soll es dagegen zu einem gesetzgeberischen Akte kommen, so muß die Initiative vom Kongresse selbst ausgehen.

Zu einer solchen Initiative wären Bryan's Anhänger im Kongreß natürlich sofort bereit; die Frage ist nur, ob sie die Mehrheit für ihre Bill erlangen würden. Im Senat, dessen Erneuerung zu einem Drittel bevorsteht, und in dem bereits heute die Anhänger von free coinage beinahe die Majorität haben, würde, wenn Bryan siegen sollte, sich vermuthlich eine Mehrheit für die freie Silberausprägung finden lassen. Anders steht es mit dem Repräsentantenhause; denn während im Senat der unbedeutendste Silberstaat ebenso stark vertreten ist, wie die großen Staaten des Ostens, kommen die volkreichen Staaten des Ostens im Repräsentantenhause nach Maßgabe ihrer größeren Bevölkerungsziffer zur Geltung, und selbst wenn die Anhänger Bryan's die Wahl ihres Präsidentschaftskandidaten durchsetzen sollten, so wäre damit noch nicht nothwendigerweise auch die Erlangung einer Mehrheit im Repräsentantenhause bei den gleichzeitig in den Kongreßdistrikten vorzunehmenden Repräsentantenwahlen gesichert.

Nehmen wir aber einmal weiter an, daß es den Silberfanatikern gelänge, auch die Mehrheit im Repräsentantenhause bei den Wahlen vom 3. November zu erlangen. Damit wären dann sämmtliche Voraussetzungen für die Durchbringung eines free coinage-Gesetzes gegeben. Aber die gesetzgeberische Aktion könnte trotzdem keineswegs sofort in Szene gesetzt werden; denn das am 3. November neu zu wählende Repräsentantenhaus tritt erst gleichzeitig mit dem neu zu wählenden Präsidenten, d. h. am 4 März 1897, in Funktion, bis dahin bleibt das gegenwärtige Repräsentantenhaus in Thätigkeit. Die regelmäßige Tagung des neuen Kongresses beginnt sogar erst im Dezember des nächsten Jahres nach erfolgter Wahl; der neue Präsident kann jedoch den neugewählten Kongreß zu einer außerordentlichen Session sofort nach der Besteigung des Präsidentenstuhles zusammenberufen. Im allerungünstigsten Falle würde also ein Zeitraum von mindestens vier Monaten — nämlich vom 3. November, dem Tage der Wahl der Elektoren, bis zum 4. März, dem Tage der Inauguration des Präsidenten — verstreichen, bis überhaupt Anstalt zur gesetzgeberischen Verwirklichung der freien Silberausprägung getroffen werden könnte. Diese Frist ist für die weitere Entwicklung der Dinge von wesentlicher Bedeutung.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Th. Barth.

Millais.

Der erfolgreichste Maler, der aus der ehemals vielgelästerten, jetzt höchst berühmten Schule der englischen Präraffaeliten hervorging, Sir John Millais, ist nach kurzer Zeit seinem Vorgänger im Amte eines Präsidenten der Akademie im Tode gefolgt. Es war fast grotesk, daß man bei Leighton's Tod Millais zu seinem Nachfolger bestimmte; denn die Frage lag zu nahe, warum man nicht zu jener Zeit bereits, als Leighton gewählt wurde, statt seiner Millais nahm. Warum wählte man einen Leighton, da man einen Millais haben konnte, warum einen Mann, der „nur die Aspirationen der Meister" hatte, während ein Meister zur Verfügung stand; aber eine Akademie wird immer eine Akademie sein und es ist weniger erstaunlich, daß man damals Millais nicht nahm, als daß man ihn später wählte. Uebrigens hatte er sich später die Hörner abgelaufen.

Frische war das Wesen von Millais. In den Uffizien zu Florenz, wo die Selbstporträts von Millais, Watts und Leighton hängen, sieht man, wie schön Watts, wie vornehm Leighton und wie gesund Millais war. Rothe Wangen; er war aus der Klasse jener großen englischen Maler, die bei allem Talente von jeder Exzentrizität sich frei hielten. Ihre gesunde Natur verhinderte sie daran. Gelegentlich können diese englischen Maler krass sein; wenn sie krass werden, sind das mangelnde Ueberlegen, der nicht entwickelte Geschmack schuld. Wenn aber französische oder italienische Maler krass werden, geht solche Kunstweise aus einer Absicht hervor, das ist der Unterschied.

Millais' Mitwirkung an der Präraffaelitenschule fällt in seine ganz jungen Jahre. Er war außerordentlich jung, ein Wunderkind damals, und der beste Maler in dem Kreise. Vielleicht weil er am besten im Handwerk der Malerei war, wurde er später so gleichgültig gegen alle Theorien, daß er aus der Präraffaelitengruppe austrat und ein Maler auf eigene Faust wurde. Der innere Unterschied zwischen seinen Werken der präraffaelitischen Zeit und der nachfolgenden Epoche ist gering. Der Austritt aus der Gruppe wurde ihm sehr übel genommen. Vor der Nachwelt wird diese Scheidung keine große Rolle spielen, man wird sehen, daß ein innerer Unterschied zwischen seinen früheren Werken, die von Ruskin gelobt wurden, und den späteren, die Ruskin tadelte, kaum existirt; das Zaubermittel Millais' war immer die Intensität des Ausdrucks. In der späteren Zeit kam sie in breiterer Form zur Erscheinung, in der früheren Zeit war sie mit Spitzpinselei — mit wundervoller Spitzpinselei freilich — zur Erscheinung gekommen, nie aber war der Vortrag das bei Millais' Werken Entscheidende, sondern der Inhalt.

Er war der packendste Genremaler der neueren Zeit. Wenn man zum ersten Male nach England kam und an Knaus und Vautier mit Achtung zurückdachte, während man sie von Gabriel Max in malerischem Reiz übertroffen wähnte, versanken vor Millais' Genrebildern die deutschen Erinnerungen vollständig. Man soll nicht vergleichen, heißt es, und sich nicht um Genüsse dadurch betrügen, daß man an die kleineren im Angesicht des größeren denkt. Es war aber Bildern wie den Millais'schen gegenüber unvermeidlich. Da war ein Bild, wie eine jugendliche Frau einem jugendlichen Hugenotten eine Binde um den Arm heften will, damit er für einen Katholiken gehalten, der allgemeinen Verfolgung entgehe. Thränenden Auges blickt sie ihn an, hebt ihr Köpfchen zu ihm empor; sie stehen an einer Mauer, zwei gerade Linien, ein Bild im Hochformat; er sieht zu ihr nieder und sagt: nein, ich kann die Binde nicht tragen, ein mildes, resignirtes Lächeln auf seinem Gesicht — das war aus der vollen Tiefe der Empfindung, mit markiger Empfindung, das unterschied ihn von Vautier, mit einfacher Empfindung, das unterschied ihn von Knaus; so daß Vautier und Knaus federleicht in die Höhe schnellten, man mußte an sie denken, es war unvermeidlich. Dieses selbe Genie hat Millais in seinen Bildern aus dem Leben der Kinder bewiesen. Eine zufassende Derbheit; nicht gewartet, bis er einen besonders genrebildlichen Zug aus dem Leben des Kindes entdeckt hatte, auch nicht dem Pinsel Verhimmelung im Malen aller Details anbefohlen, weil es sich um ein Bild aus dem Leben eines Kindes handelte: mit dieser einfachen Darstellungsart gewann er die Natürlichen und die Blasirten. Es ist ein Unglück, daß er in neueren Zeiten das Kind mit den Seifenblasen gemalt hat, vielmehr ein Unglück, daß der Besitzer von Pears' Soap ein derart hervorragender Geschäftsmann ist, den Oeldruck dieses Bildes in so massenhaften Exemplaren, bald vergrößert wie einen Cyclopen, bald verkleinert wie eine Idylle von Knut Ekwall, vor unsern Augen erscheinen zu lassen; hierdurch ist man, wenn man an Millais' Kinderbilder denken möchte, immer genöthigt, zunächst den Seifenblasen machenden und zu ihnen mit himmelblauen Augen aufsehenden kleinen Jungen

vor seinem inneren Auge zu sehen; aber es ist überhaupt ein Unglück, daß Millais nach in den letzten Jahren gemalt hat, er hat sich nicht mehr erreicht und die neueren Werke legten vor seine alten eine Wolke.

Unter diesen sind meines Bedünkens die ganz stillen, die mit versteinerter Handlung, wie das Mädchen und der Hugenotte, der „Black Brunswicker“ (ein Abschied nehmendes Liebespaar, gleichfalls in Hochformat), und die ganz dramatischen die besten. Van letzteren wird immer eins, das ihr eigenes Grab schaufelnde Nannen darstellt, die Menschen erschüttern. Das war eins von den Bildern, die den, der aus Deutschland kam, an Gabriel Max zweifeln ließen, ganz unwillkürlich und unwiderstehlich. Hier war eine Tiefe der Stimmung, ganz wunderbar. Und vielleicht das Wunderbarste war die melancholische Wolke, die durch die Luft zag.

Als Histarienmaler hat er nicht die Bedeutung wie als Genremaler. Ich sah einen Mases van ihm, der auf Hur und Aran gestützt, den Sieg seines Valkes herbeiführt: es war ein etwas kleinliches Bild, ohne den großen histarischen oder heraischen Schwung, man dachte, abwahl ein Rubensstil versucht war, an Madellfiguren.

Eine seiner schönsten Leistungen, für jeden, der Sinn für Feinheit des Tans hat, wohl der schönste Millais, war die „Frau des Spielers“. Eine hohe Gestalt in Weiß, mit einem Gesicht, das wundervoll gemalt war. Sie steht vor dem Spieltisch, sieht die Karten an, die ihrem Haus sa unermeßliches Unglück gebracht haben, hebt träumerisch solch ein kleines Ding, solch ein Blatt Papier, interessirt sich für das Ding . . . Und es war außerdem ein sa wundervall gemaltes Gemälde.

Wundervall malen konnte Millais seit dem Anfang. Unter seinen präraфaelitischen Bildern sah man vor einiger Zeit wieder in London sein Bild „Larenza und Isabella“, ein Werk, das er mit neunzehn Jahren gemalt hatte und das technisch ausgezeichnete Einzelheiten hatte (neben der Intensität des Ausdrucks). Aber der „Ritter Isumbras“ läßt doch einen noch volleren Genuß zurück, er ist weniger pretiös gemalt, gar nicht pretiös; ein graßes, gemüthliches Genrebild. Ein prächtiger alter Mann in galdener Rüstung reitet im Abendscheine glücklich nach Hause und er hat Recht, wenn er sich glücklich fühlt, denn er reitet durch eine wunderschöne Gegend. Die Berge umhüllen sich, was sie noch schöner macht, mit einem tiefen Blau. Nun muß der Ritter an der Furt durchs Wasser reiten. Da sieht er zwei kleine Kinder, die weinen. Warum weint ihr? Wir können nicht übers Wasser und müssen nach Haus. Er nimmt sie zu sich auf sein schwarzes Raß. Den Kindern wird ängstlichtraulich wie bei einer Gespenstergeschichte. Es sind ein Junge und ein Mädchen; reizende Kinder. Sie sitzen auf seinem hohen Pferde mit ihm und gleiten durch die Fluth. Er lächelt mit seinem rothen Gesicht auf sie nieder, die Reflexe des Panzers schimmern und glühen, die Abendsonne geht unter, die Berge verschimmern im Blau, am Ufer stehen zwei Nannen, die den legendarischen guten Ritter bewundernd betrachten.

Als Landschafter war Millais ebenfalls hervorragend, sei es, daß er wie bei der „Ophelia“ die Landschaft in der Umgebung sehr mitspielen ließ oder daß er die Landschaft allein gab. Am bekanntesten ist er als Parträtist geworden. Neben Watts war er der geschätzteste Parträtmaler in einem Lande, in dem die Pflege der Parträtmalerei den ersten Rang einnimmt. Nichts aber ist sa charakteristisch für ihn, wie seine Auffassung der Liebe. Man kann unter den Malern des Liebeslebens zwei Gruppen unterscheiden, männliche und weibliche. Unsere Ramberg und Amberg bezeichnen die untere Schicht der weiblichen Gruppe — auf der Höhe der weiblichen Gruppe befindet sich ein Maler wie Dante Gabriel Rossetti. Der entschieden männlichste Maler des Liebeslebens ist aber Millais. Was in den Liebesbildern von Millais zum Herzen des Weibes spricht, muß wahl von einer Frau ausgesprochen werden; was einem Manne davon zu sagen möglich ist, ist allein dies, daß sie ihn vall befriedigen, daß sie ihn entzücken, ohne ihn irgend zu weichlichen Regungen zu bringen. Ein Bild wie der Black Brunswicker mag eins der schönsten Liebesbilder des neunzehnten Jahrhunderts sein. Man denkt davor, es müßte Generatianen von Menschen befriedigen können. Es ist die Liebe in ihrer Kraft und Gesundheit gezeigt. Es ist ergötzlich, diesen Black Brunswicker, gerade, weil er Aehnlichkeiten hat, mit dem entsetzlichen Bild „enfin seuls!“ von einem unberühmten Maler zu vergleichen. Man sieht dann, wie nahe Millais an der Trivialität war, eben durch die Gesundheit; und wie haarscharf er sich von ihr unterscheidet, weil er ein graßer Mann war.

Ganz dieselbe herrliche Auffassung der Frau bekundete er in seinen weiblichen Parträts. Es sind Frauen, von einem Manne aufgefaßt. Sie können mit diesem Spiegelbild zufrieden sein. Das Liebliche tritt zwar zurück. Der hohe Charakter, der aus diesen weiblichen Bildnissen redet, macht sie aber zu den bewunderungerfülltesten Huldigungen, die je das weibliche Geschlecht erfahren hat. Dieser hinreißende hohe Charakter redet ebenfalls aus seinen Bildnissen bedeutender Männer. Sein Porträt des Malers Haok war, glaube ich, das letzte gute Bild van ihm, das man in Deutschland sah: das Bild redete eine hinreißende Sprache. Das Bild war herrlich, männlich, technisch ausgezeichnet und — jenseits des Technischen. Um Millais als Bildnißmaler in dem gebührenden Lichte zu sehen, ist es das beste, sich einen kleinen Bildersaal varzustellen, warin einige Bildnisse von Millais mit einigen Bildnissen van Besnard und Zorn abwechseln — van diesen heute modernen Malern, auf die unsere Künstler schwören, welche schon sa aberflächlich zu werden anfangen, daß ihnen Millais zu primitiv wird, zu holzschnittmäßig. Die Bildnisse van Besnard und Zorn und andererseits von Millais würden dann eine eigenthümliche Wirkung ausüben. Der Anblick müßte auf unsere überfeinerten und überreizten Maler erzieherisch wirken. Die Porträts van Besnard und Zarn malen das Licht — sehr wahl; aber Millais malt Menschen, das ist mehr. Neben Millais' Bildnissen zerfließen die Bildnisse eines Besnard und Zorn, weil die Autaren nur in wahrhaft glänzender Weise Licht auf ihre Bildnißtafeln verbreiten können, aber keine erheblichen Persönlichkeiten sind. Auf einem Bildniß von Besnard aber Zarn sieht man meistens den Dargestellten nicht; man sieht nur das Licht, das über ihn hinhuscht. Da tritt ein Bild wie das Bildniß des Malers Haok von Millais patriarchalisch vor uns hin, ein bischen biedermeierisch, gewiß, aber so prächtig, sa herzlich. Sein gesunder Blick scheint zu sagen: die Kunst muß sich um einen Inhalt gruppiren, sie soll nicht unnütz sein; Maler sallen Menschen bilden, nicht nur Lichtprobleme sollen sie beschäftigen; aber die Maler, die sich nur mit Lichtprablemen beschäftigen und sich nicht als Persönlichkeiten ausweisen können, — diese Maler sollen wir zwar schätzen, aber nicht in gleichem Rang mit Schöpfern wie Millais bewundern. Dieses Herzliche, das Millais eignete, wie er die Menschen hervarhebt, wie er die Natur hervorhebt, kurz wie er allen Inhalt hervorhebt, wird ihm im Flusse der Geschlechter Haltung und Dauer verschaffen; er ist immer unakademisch geblieben, selbst als er scheinbar einlenkte. Man könnte sich wundern, daß er, als man ihm die Präsidentschaft der Akademie antrug, sie nicht ablehnte, — aber er war, man möchte sagen, innerlich sa gesund, einen solchen Gedanken nicht zu haben. Es war unakademisch van ihm. Er hat eigentlich der Akademie eine graße Geringschätzung bewiesen, indem er es nicht nöthig fand, die Auszeichnung, noch Präsident zu werden, abzulehnen. Wäre er an dem Tage gesund gewesen, an dem die Abardnung der Akademie bei ihm erschienen wäre, man hätte das Schauspiel erlebt, daß er sich zum Präsidenten hätte wählen lassen, ahne seine kurze Pfeife aus dem Munde zu nehmen, und während der Begrüßungsrede hätte er gewiß weniger an die Schönheit der Griechen gedacht als an die der kleinen englischen Kinder, wenn sie in Weiß gehüllt auf dem Rasen sitzen.

Herman Helferich.

Echtes Heldenthum.

Es sind nicht die geistigen und körperlichen Kraftleistungen, welche den echten Helden ausmachen. Jemand kann als Sportsman die ungeheuerlichsten Arbeiten verrichten, er mag die höchsten Berge erklettern oder in einem offenen Boote den Ozean durchqueren oder barfuß um die ganze Erde laufen, — sein Heldenthum wird stets jenen komödiantenhaften Beigeschmack behalten, wie er der Kühnheit des Torero anhaftet. Die Helden in Ariost's Rasenden Roland wie überhaupt die Repräsentanten des mittelalterlichen höfischen Ritterideals ähneln in mancher Beziehung unseren modernsten Sportmännern. Sie zogen aus, um Riesen und Drachen oder auch andere tapfere Degen zu besiegen. Aber es kam ihnen im Wesentlichen nur darauf an, ta, fere, wenn auch völlig zwecklose Thaten zu verrichten. Minnewerben und Christenthum dienten dabei nur zur Dekoration. Die That an sich, losgelöst von jeder Zweckbestimmung, machte den eigentlichen Ruhm des Turnierhelden aus. Es kam auch ihm vornehmlich darauf an, „den Rekord zu brechen". Es ist die schlimmste Seite des modernen Sportwesens, daß es das zwecklose Heldenthum in erschreckender Weise groß gezogen hat. Der Ehrgeiz der Jugend wird dadurch nur allzusehr ernsten Zielen entfremdet und Eitelkeitserfolgen zugewandt. In dieser Zeit der gebrochenen Rekords wirkt deshalb eine That echten Heldenthums ganz besonders erfrischend. Eine solche That hat soeben der Norweger Fritjof Nansen vollbracht.

Im Dienst der Wissenschaft, um die Kunde von dem Erdball, auf dem sich die Menschheit bewegt, zu erweitern, ist er mit einer Hand voll entschlossener Männer in das ewige Eis des Polarmeeres gezogen. Nachdem das Schiff der kühnen Norweger dem Ziele näher gekommen ist, als je ein Fahrzeug vordem, verläßt der entschlossene Forscher mit nur einem Begleiter das Schiff und zieht über endlose durcheinander geschobene Eisfelder dem Nordpol weiter zu. Viele Wochen geht es vorwärts, bis die Beiden sich gezwungen sehen, aus der Region des Unerforschten ihren Rückzug anzutreten. Wieder vergehen Monate einsamen Wanderns; dann müssen die zwei überwintern. Nansen selbst beschreibt die Ueberwinterung mit diesen Worten:

„Am 18. August wurden wir eine Woche hindurch vom Eise eingesperrt, und am 26. August erreichten wir ein Land auf 81 Grad 12 Minuten nördlicher Breite und 56 Grad östlicher Länge, das für eine Ueberwinterung geeignet schien. Wir hielten es nun für das Beste, hier zu bleiben und uns für den Winter vorzubereiten, da es für die lange Reise nach Spitzbergen zu spät war. Wir schossen Bären zur Nahrung, Walrosse für Brennmaterial, bauten eine Hütte aus Steinen, Erde und Moos und deckten als Dach Walroßfelle darüber. Den Speck benutzten wir zum Kochen, zur Beleuchtung und zum Heizen. Bärenfleisch und Speck war unsere einzige Nahrung, Bärenfell unser Bett. Der Winter verlief gut, und unsere Gesundheit war ausgezeichnet. — Endlich kam der Frühling mit Sonnenschein und offenem Wasser im Westen und Südwesten."

Mir scheint, es ist selten in schlichterer Weise über echtes Heldenthum berichtet worden. Man vergegenwärtige sich das Leben der beiden einsamen Männer, die Monate und Monate hindurch in eisiger Polarnacht dem Wiedererscheinen der Sonne entgegenharren. „Endlich kam der Frühling mit Sonnenschein und offenem Wasser." Aber bringt der Frühling auch Rettung? Ist es wahrscheinlich, daß in die menschenleere Eiswüste ein Schiff verschlagen wird, das die beiden aufnimmt? Oder wird ein neuer Winter über sie hereinbrechen, und sie dem Hungertode überliefern? Bald sind es drei Jahre, seitdem die unermüdlichen Forscher die Heimath verlassen haben. Mit welchen Gefühlen mögen sie der Freunde zu Hause, mag Nansen an Weib und Kind gedacht haben? Wer erinnert sich nicht unwillkürlich der Worte, die Homer dem um Penelope und Telemach klagenden Odysseus in den Mund legt!

Und dann die wunderbare Rettung, die plötzliche Heimkehr, der gerechte Jubel der Stammesgenossen und die Antheilnahme der ganzen Welt an der vollbrachten That. Und dabei die gewinnende Bescheidenheit, die so eifrig darauf bedacht ist, den Genossen ihr Theil an der öffentlichen Anerkennung unverkürzt zukommen zu lassen.

Hier ist ein echter Held, ein Held der Wissenschaft, ein Vorbild der Jugend für mannhafte Tüchtigkeit.

Ferdinand Soendsen.

Nansen's wirkliche Rückkehr.

Daß das große und berechtigte Interesse, welches die ganze gebildete Welt an Fritjof Nansen's Polarreise genommen, zu manch abenteuerlichem Mißverständniß bei den der Sache ferner Stehenden Anlaß geben würde, war zu erwarten, und als deshalb vor einiger Zeit Gerüchte laut wurden, der sehnlich Erwartete sei an der ostsibirischen Küste aufgetaucht, konnte man sich über diese Art von Mythenbildung kaum wundern, wennschon der Geograph es von vornherein für äußerst unwahrscheinlich halten mußte, daß der kühne Reisende gerade an dem Punkte wieder zum Vorschein kommen werde, von welchem aus er die eigentliche Polarfahrt anzutreten willens gewesen war. In diesem Sinne erklärte ein damals in der „Nation" erschienener Artikel die Nachricht für höchst unglaubwürdig, und daß sie eine gänzlich falsche gewesen, darüber hat uns soeben die hocherfreuliche und nicht mehr anzuzweifelnde Thatsache aufgeklärt, daß Nansen seinen Fuß bereits auf europäischen Boden gesetzt und von der im nordöstlichen Finnmarken gelegenen Stadt Vardöe aus die Zeitungen seines Vaterlandes telegraphisch von seiner Ankunft verständigt hat. Einige kurze Angaben über seine Reise und deren Errungenschaften sind seitdem ebenfalls bekannt geworden, und so spärlich dieselben auch erscheinen mögen, so reichen sie doch aus, um eine ungefähre Vorstellung von dem Verlaufe der Eisfahrt und von den wichtigsten Erlebnissen dieser unternehmenden Norweger zu gewinnen.

Der Plan, welchen Nansen sich ausgesonnen hatte, und welcher auch theilweise zur Verwirklichung gelangte, lief, wie man sich erinnern wird, darauf hinaus, das Expeditionsschiff, die stark gebaute und mit allem Erforderlichen reichlich ausgerüstete „Fram", in jene Strömung zu bringen, welche von den Neusibirischen Inseln aus in der Richtung gegen den Smithsund und gegen Grönland verlaufen und mithin auch in der Nähe des Nordpoles vorüberführen sollte. Dieser Meeresstrom war freilich nur hypothetisch aus dem Umstande erschlossen worden, daß einige beim Schiffbruche der „Jeanette" nächst der sibirischen Küste verloren gegangene Gegenstände ihren Weg auf eine sonst unerklärliche Weise nach Grönland gefunden hatten; lange Zeit hatten sich die amerikanischen Fachmänner darüber gestritten, ob nicht eine andere Deutung dieser Thatsache möglich sei, aber gerade in letzter Zeit war die Meinung von der Realität jener Strömung siegreich geblieben. Nansen's Durchquerung eines höchst beträchtlichen Theiles des Nördlichen Eismeeres scheint nun auch den Beweis dafür zu liefern, daß es dortselbst Bewegungen gibt, welche von der Spitze Ostasiens her gegen diejenige Europas streben, wenn sie auch nicht jene genau meridionale Richtung besitzen, welche man voraussetzen zu dürfen geglaubt hatte. Denn die „Fram", die — ein wunderbares Zusammentreffen — jetzt, wenige Tage nach Nansen's Rückkehr, auch wieder wohlbehalten zum Vorschein kommt, nachdem sie die nie vordem von einem Schiffe erreichte Breite von 85° 57' erreicht hat, ist von Osten vom Kap Tscheljuskin her, gegen das selbst wieder östlich vom Inselkomplexe Spitzbergen gelegene Franz-Josephsland gefahren und dort vom Eise besetzt. Bei 84° n. B. verließ der geistige Leiter der Expedition in Gesellschaft eines seiner Offiziere,*) das Schiff und hatte zuletzt

*) Es ist der Lieutenant Johansen, während der technische Führer, Kapitän Sverdrup, den Befehl weiter führte.

das wohl verdiente Glück, von dem amerikanischen Reisenden Jackson, der eine Expedition nach dem genannten Archipel organisirt hatte, aufgenommen zu werden.

Aus der Geschichte der Entdeckungsreisen im hohen Norden wissen wir, wie unendlich launenhaft das Packeis die ihm auf Gnade und Ungnade überantworteten Objekte behandelt, und im Allgemeinen läßt sich einem solchen kein allzu günstiges Prognostikon stellen. Die „Fram“ aber scheint allen Erwartungen entsprochen zu haben. Es steht fest, daß die Besatzung und auch die wissenschaftlichen Ergebnisse geborgen sind. Von Nansen's speziellen Leistungen heißt es in den Zeitungsberichten, daß der hervorragende Geophysiker Mohn, welcher sich zufällig auch in Lappland befand, von den Errungenschaften der Expedition vorläufige Einsicht genommen und dieselben als großartig bezeichnet habe. Ueberdies war das auch, dem ganzen Hergange zu Folge, nicht anders zu erwarten.

Von vornherein hatte Nansen nicht etwa daran gedacht, sich willenlos durch die vermuthete Strömung der Zirkumpolargegend entgegentreiben zu lassen, sondern er hatte sich auch ein Programm höchster Aktivität zurechtgelegt. Ganz nach Maßgabe jener Methode des Reisens unter höchsten Breiten, welche von Parry mit Erfolg angewendet und hernach durch Kane, Hayes, Nares, Hall, Greeley, Peary und Andere weiter ausgebildet worden ist, gedachte er mit Hundeschlitten nach Norden vorzudringen, wenn seinem Schiffe irgendwie das Vorwärtskommen verwehrt werden würde. Diesem Vorsatze getreu, hat er denn auch gehandelt. Durch Wasser- und Eisfahrt, wenn man mit letzterem Namen die schwierige Passage der Packeismassen und Hummocks bezeichnen darf, gelangte er bis zu dem Polarkreise von 84° n. Br., und hier nun hebt seine bedeutendste Leistung an, zu welcher der Ueberwinder des grönländischen Binneneises freilich wie kein anderer geeignet und vorbereitet war. **Nicht weniger als 2¹/₄ Breitengrade hat derselbe im Fußmarsche, d. h. mit Unterstützung von Schlittenhunden, durchmessen.** Und wenn er erklärt, nur deshalb sei ihm nicht ein noch ergiebiger Vorstoß gelungen, weil er nicht hinreichend mit Ziehhunden versehen war, so wird ihm das Jedermann gerne glauben.

Bekanntlich war ursprünglich beabsichtigt, in die Mündung des Flusses Olenek einzulaufen und dort einen weiteren Vorrath der für die Polarregion beinahe unentbehrlichen Zugthiere zu erwerben. Das durch Felsinseln sehr unsicher gemachte Fahrwasser in der fraglichen Bucht, für welche es auch noch an guten Seekarten gebricht, erschien nun aber dem gewiß nicht leicht vor Schwierigkeiten zurückscheuenden Leiter der Expedition so gefahrvoll, daß er es nicht wagen zu dürfen vermeinte, wirklich einzulaufen; lieber verzichtete er auf den Ankauf der Hunde und wandte sich sofort dem Meere zu. Aber als es nun zur Landreise kam, mußte sich die Unterlassung selbstredend rächen, und der Mangel der enorm kräftigen und enthaltsamen Thiere kostete einige Meridiangrade. Wer sich seine Vorstellungen vom Reisen auf dem Eise nach den Erfahrungen gebildet hat, welche er selbst vielleicht auf der gefrorenen Oberfläche eines Binnensees gesammelt hat, der ahnt nicht, welch ungeheuerliche Anforderungen an Kraft und Ausdauer eine Wanderung durch die mit gigantischer Kraft in einander hineingepreßten Massen der ursprünglich allerdings ebenen und nicht mit den phantastisch geformten „Eisbergen“ zu verwechselnden Eisfelder zu stellen pflegt. Am ehesten kann dies beurtheilen, wer einmal versucht hat, über einen sogenannten „Eisstoß“ hinwegzuklettern, wie er sich an schmalen Stellen eines Flusses bildet, wenn dessen Eis im Oberlauf beweglich geworden ist und nun in dem erwähnten Engwege sich aufgestaut hat. Das wildeste Felsmeer unserer Hochgebirge, bestehend aus Hunderten bunt durcheinander geworfener Granittrümmer von allen möglichen Dimensionen, ist nicht schwerer zu durchschreiten als ein solches Gewirr theilweise haushoher Eisblöcke, über welche der volldeladene Schlitten hinweg gebracht werden muß. Alles nämlich, was der Reisende zu des Lebens Nahrung und Nothdurft nöthig hat, muß er selbst transportiren, und lediglich der Hund, der bei Eskimos, Samojeden und ähnlich gearteten Völkerschaften die Rolle des — einzigen — Hausthiers spielt, vermag die Mühsale einer solchen Schlittenreise zu überdauern. Von seiner Mitwirkung ist der Mensch abhängig, obwohl in einzelnen Fällen, wie ja Nansen selbst in Grönland dargethan hat, erprobte Männer selbst von dieser Unterstützung sich zu emanzipiren vermögen.

Die höchste geographische Breite, welche vor 1896 einem Sterblichen zu erreichen beschieden gewesen war, betrug etwas über 83°; wir sagen mit Vorbedacht, einem Sterblichen, denn daß auch die Aboriginer der Welt des ewigen Eises, die Eskimos, so hoch nicht nach Norden hinaufreichen, darf man wohl jetzt als sicher annehmen. Die Bewohner der unter 78¹/₂° gelegenen Ansiedlungen Etah und Peteravik am Smithsunde sind wirklich die ἔσχατοι τῶν ἀνθρώπων, als welche sie uns Kane und Bessels beschrieben haben. Bis zur angegebenen Grenze waren Mitglieder der Greeley'schen Expedition vorgedrungen, welcher bald nachher durch Frost und Hunger ein furchtbarer Ausgang bereitet werden sollte. Nansen jedoch, der gestählte Normanne, der seit seiner Durchquerung Grönlands es mit jedem Autochthonen an Leistungsfähigkeit und arktischer Sachkenntniß aufnehmen konnte, hat die Grenzlinie der menschlichen Erkenntniß um volle drei Grade weiter nach Norden verschoben; die höchste von ihm gemessene Polhöhe war 86¹/₄°. Wenn wir von der unbeträchtlichen Abplattung unseres Erdkörpers absehen und den Meridiangrad, wie dies gemeiniglich geschieht, durch 111 Kilometer ausdrücken, so erstreckt sich von der Stelle, an welcher Nansen umkehrte, bis zum Pole in der Luftlinie noch ein Weg von (angenähert) 416 Kilometer. Das ist eine Strecke, welche etwa der größten Ausdehnung des Königreichs Bayern in südnördlicher Richtung gleichkommt, während Nansens eigene Grenzverlegung eine etwas geringere Strecke, nämlich rund 280 km ausmacht.*) Es sind dies Entfernungen, die wohl manchem beträchtlicher vorkommen, als er selbst sich gedacht hatte, die aber doch beweisen, daß die endliche Erreichung des Nordpoles nicht gerade mehr als ein Phantasiegebilde erscheinen kann.

Und vor Allem: ein unübersteigliches Hinderniß ist, Nansens Wahrnehmungen nach zu schließen, auf diesem Wege, nicht mehr zu erwarten. Noch wissen wir allerdings nicht, ob die muthigen Pioniere eßbares Wild angetroffen haben, was bei der Widerstandskraft des Eisbären, Moschusochsen und Schneehasen keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehört, oder ob sie es fertig gebracht haben, die unumgänglichen Lebensmittelquantitäten in Form von Konserven mit fortzuschleppen. Daß der Führer selbst auf einer Walroßjagd großer Gefahr ausgesetzt gewesen ist, hat die Presse gemeldet, allein es scheint diese aufregende Scene im eigentlichen Meere, nicht fern von dem festsitzenden Schiffe, sich abgespielt zu haben. Ob wirklicher Nahrungsmangel die vorzeitige Umkehr herbeiführen half — zunächst werden schwierige Eisverhältnisse als Hauptursache angegeben — das entzieht sich einstweilen noch unserer Kenntnißnahme; die Kälte war wohl eine strenge, aber gegen sie gibt es ja Schutzmittel, von denen unsere Eiswanderer sonder Zweifel gehörigen Gebrauch gemacht haben werden. Zudem ist der weitverbreitete Glaube irrig, daß es, je näher am Endpunkte der Erdachse, auch um so kälter sein müsse. Nachweislich hat man die absolut kältesten Stellen der Nordhalbkugel — auf der großentheils von Wasser bedeckten Südhemisphäre liegen die Dinge wieder anders —, also die sogenannten Kältepole, in der Nähe des Polarkreises zu suchen; der eine befindet sich im nordöstlichsten russischen Asien, bei dem Städtchen Werchojansk, während einen zweiten

*) Vorausgesetzt ist hier, daß das Verlassen des Schiffes bei 83° 59' n. Br. stattgefunden habe.

Nansen persönlich im grönländischen Eispanzer aufgefunden zu haben glaubt. Wenn es heißt, auf der „Fram“ sei einmal die entsetzlich niedrige Temperatur von —60° abgelesen worden, so wird das muthmaßlich an einem Orte im Polarmeere der Fall gewesen sein, welcher nicht allzu weit vom Gestade Sibiriens entfernt war. Die Schlittenpartien macht man nur während der besseren Jahreszeit, und wenn man bedenkt, daß die Norweger sich durch Räume bewegten, für welche der „ewige Tag“ drei, vier und mehr Monate dauert, so sieht man ein, weshalb es dort nicht zu exorbitanter Kälte kommen kann. Unter so kleinen Winkeln auch die Sonnenstrahlen den Erdboden treffen, so kann sich doch die Luft, wenn das Tagesgestirn ununterbrochen am Himmel bleibt, nicht allzu sehr abkühlen, und daß die Schlittenzieher bei ruhiger Atmosphäre mehr vom Schwitzen als vom Froste zu leiden haben, so lange die Sonne leidlich hoch steht, wissen alle, die das am eigenen Leibe verspürt hatten, übereinstimmend zu berichten. Die Gewähr dafür ist also eine gute, daß Nansen auf einer späteren Polarfahrt oder andere unternehmende Polarfahrer, wenn sie Nansen's Spuren mit Benützung der von ihm zu erwartenden Winke folgen, ebenso glücklich, ja vielleicht noch glücklicher sein und das Panier der Wissenschaft an dem Punkte aufpflanzen werden, an welchem die Begriffe des Auf- und Unterganges von Sternen hinfällig geworden sind.

Auch über noch unbekannte Striche des Eismeeres hat uns Nansen bedeutsame Kunde gebracht. Organisches Leben, so theilt er mit, sei von ihm überall angetroffen worden, namentlich auch in größeren Tiefen, wo oft eine wärmere Temperatur geherrscht habe, als man an sich vermuthen durfte. Ob die Zunahme der Meereswärme mit der Tiefe eine Folgeerscheinung des Golfstromes ist, wird sich erst zeigen müssen. Derselbe Golfstrom ist es, der Norwegens Westküste und Westspitzbergen ein verhältnißmäßig mildes Klima verleiht, aller Wahrscheinlichkeit nach aber auch einzelne Aeste nach Osten, bis gegen die Obmündung, entsendet. Ueber seinen Verlauf fehlen uns noch eingehende Kenntnisse, und es ist gar nicht undenkbar, daß durch die submarin-thermometrischen Messungen der „Fram“ das noch entbehrte Material uns zugänglich gemacht wird. Das Eismeer, soweit er es durchkreuzte, charakterisirt Nansen in der Weise, wie wir es auch in den Kanälen westlich von Grönland und im Gebiete der nordwestlichen Durchfahrt kennen. Zumeist liegt festgepacktes Eis über den Gewässern, aber allenthalben stößt man auch auf umfangreiche „Waken“, Stellen eisfreien Wassers, riesige Teiche innerhalb der Packeiswüste. Dieselben ändern, weil Winde und Meeresströmungen fortwährend hier an der Zerstörung, dort an der Erbauung von Eismauern arbeiten, beständig ihren Ort, und schon zum öfteren ereignete sich nach den Annalen der Polarforschung, daß ein sonst zuverlässiger Reisender ebendort das berüchtigte „offene Polarmeer“ erblickt hatte, wo ein anderer wenige Jahre später nichts als Eismassen antraf. Durch Nansens Beobachtungen sehen wir es somit bestätigt, daß steter und rascher Wechsel zwischen gefrorenem und tropfbarflüssigem Wasser die Signatur der nördlichen Polarmeere abgibt. Unerwartet und wichtig für die Ozeanographie ist die bedeutende Tiefe — bis zu nahezu 4000 m —, welche im polnäheren Bezirk des Eismeeres gelothet ward, denn bis dahin hatte man das letztere für ziemlich seicht erachtet, und es müssen auf diesen Befund hin auch die neuesten Rechnungen über „Mitteltiefe der Ozeane“ einer Revision unterzogen werden.

Ganz von selbst versteht sich eine wesentliche Verbesserung der bisherigen Eismeerkarte, oder es wird vielmehr ein weißer Fleck auf unseren Darstellungen der nördlichen Polarkalotte zum ersten Male mit reellem Inhalte erfüllt. Die Kartenskizze Payer's erwies sich als ungenügend, was Jedermann begreiflich finden wird, der sich aus der wahrhaft dramatischen Geschichte der Graf Wilczek'schen Expedition nach Franz-Josephsland erinnert, unter welch unerquicklichen Umständen damals topographische Aufnahmen, in welchen Payer ja sonst ein Meister ist, vorgenommen werden mußten. Sehr zu beklagen ist, daß sich Nansen zuletzt der genauen Festlegung seiner Halteplätze beraubt sah; die Breiten lieferte ihm wohl sein Sextant, aber die Längen mußten unbestimmt bleiben, weil die beiden mitgenommenen Chronometer die extremen Kältegrade und mehr wohl noch die unvermeidliche rauhe Behandlung auf der Landreise nicht vertrugen und ihren Dienst einstellten. Doch werden die Kurs- und Distanzangaben aus den Tagebüchern ausgezogen und zur nachträglichen Erstellung des Routiers verwendet werden können. —

Was wir bisjetzt über die Erfolge der modernen Wikinger in Erfahrung gebracht haben, belehrt uns darüber, daß Großes erzielt worden ist. Die Länder- und Meereskunde ist mit neuen Daten bereichert, und darüber darf man gewiß sein, daß die Lehre vom Erdmagnetismus, welche den Mangel zuverlässiger arktischer Beobachtungsresultate am schmerzlichsten fühlt, auch wieder einen tüchtigen Schritt vorwärts machen wird. Die Zone, welche uns vom Pole trennt, ist beträchtlich kleiner, die Wahrscheinlichkeit, daß derselbe nicht ewig unzugänglich bleiben wird, beträchtlich größer geworden, und es ist doch wahrlich nicht blos ein Sport, der die Menschheit nach jenem Punkte hin treibt. In erster Linie jedoch steht, daran muß festgehalten werden, die Wiederkehr des Mannes, der unerschrocken sein Leben für die Wissenschaft und für die Ehre seines Vaterlandes einsetzte, und den recht Viele nicht mehr zurückkehren zu sehen gefürchtet hatten. Wir versetzen uns gern in die Lage der durch die Freudendepesche aufs tiefste ergriffenen jungen Gattin, wir fühlen mit dem ganzen norwegischen Volke freudigen Stolz, wir haben, wie alle Menschen, ebenfalls ein Recht über eine That zu frohlocken, welche den glänzenden Sieg großer Eigenschaften des Herzens und Geistes über die furchtbaren Mächte einer menschen- und kulturfeindlichen Natur verkörpert.

Offenbar ist der Eifer der Kulturnationen für die Welt des ewigen Eises neu erwacht und damit auch die ganze erobernde Erdkunde in eine neue Phase eingetreten. Mit Nansen's Wiederauffindung deckt sich zeitlich nahe die Absendung zweier Expeditionen unter De Gerlache und Borchgrewingk nach der Antarktis, für deren Erschließung neuerdings wieder unser berühmter Meeresforscher Neumayer, trotz seiner siebzig Jahre mit dem Feuer eines Jünglings, unermüdet Propaganda machte. Und jeden Tag erwarten wir Nachricht von der Polfahrt, welche Nansen's Landsmann Andrée mit Hilfe des Luftschiffes anzutreten gedachte. Hoffen wir, daß dieser polare Johannistrieb in jeder Hinsicht die großen Ideale fördern möge, um welche es sich hier handelt. Einen vielversprechenden Anfang haben wir zu verzeichnen.

S. Günther.

Einiges über englische Schulverhältnisse.

Am 17. Juli d. J. wurde in der Elementarschule „Hugh Myddelton“ in Clerkenwell, London, die jährlich stattfindende Ausstellung von Schüler- und Schülerinnen-Handarbeiten, Zeichnungen ꝛc. der Londoner Volksschulen eröffnet. Wer zu erfahren wünschte, was hierin jetzt in England bezw. in London geleistet wird, fand gute Gelegenheit zum Studium. In drei großen Sälen und verschiedenen Klassenräumen war aufgebaut, was die unter der Schoot Board for London stehenden öffentlichen Volksschulen als beste Erzeugnisse ihrer Schüler und Schülerinnen zur Beurtheilung und Prämiirung eingesandt hatten. Man sah die verschiedenartigsten Arbeiten der Kleinen aus den “Kindergärten“ (wie diese Einrichtung auch hier genannt wird), Arbeiten aus den Schulen für geistig zurückgebliebene, für taube und für blinde Kinder. Ihnen folgten die Handarbeiten der Mädchenschulen, von der einfachsten Strickarbeit bis hinauf zur feinsten Weißnäherei und selbst Kleidermacherei. Die Resultate des Wasch- und Plättunterrichts

in Gestalt schön geplötteter Toilettengegenstände für Männer und Frauen, sowie frische Erzeugnisse des Koch- und Haushaltungsunterrichts zierten mehrere Tafeln. Am interessantesten war die Kunstabtheilung der Ausstellung Zeigte sich doch auch hier wieder, wennschon nicht so erfolgreich wie in Paris, das lebhafte Streben, den Sinn für Kunst und Kunstgewerbe im Volke zu wecken, und damit so früh wie möglich in der Schule zu beginnen. Kinder im Alter von nur 10 Jahren hatten schon Zeichnungen geliefert, die sich sehen lassen konnten, und gut gelungene eigene Kompositionen von Knaben und Mädchen im Alter von 12—14 Jahren waren nichts seltenes. So sah man z. B. bunte Wasserfarbenentwürfe für Kaminbehänge, Tapeten, Fliesen, Schüsseln 2c. mit Pflanzen- und Figurenornamenten, ferner selbständige kleine Kunstwerke, wie Stillleben und Blumensträuße, nach der Natur. Auch schöne Modellirarbeiten, zum Theil in Gyps übertragen, waren vorhanden. Und dies Alles Arbeiten von Volksschulkindern! Manchen hübschen Ausstellungsgegenstand hatte ich noch kurz zuvor in den Händen der Kinder in ihren Schulen entstehen sehen. Die Holzarbeiten der Knaben waren gleichfalls gut gelungen und mannigfaltig. Der Handfertigkeitsunterricht beschränkt sich in den Knabenschulen (mit einigen wenigen Ausnahmen) nur auf Holzarbeiten, findet aber in diesem Zweige eine größere Ausdehnung als in Paris. Intarsien waren besonders bevorzugt. Viele Schachbretter, sowie kleine und größere Präsentirbretter waren reichlich damit versehen. Vielfach zeigten sich auch Skulpturen. Kleine Bänke und Tische und besonders ein gut gelungenes Schränkchen legten Zeugniß ab von den sich bereits in der Schule entwickelnden tüchtigen Tischlertalenten. In nicht weniger als 104 „Centres“ genannten und mit einzelnen Schulen verbundenen Werkstätten wird dieser Handfertigkeitsunterricht von Speziallehrern ertheilt, zu dem sich die Schüler aus den umliegenden Schulen jeweilig einfinden. In 70 Centres wird Wasch- und Plättunterricht für Mädchen in gleicher Weise ertheilt, und bereits 145 Cookery Centres sorgen für die Unterweisung der Volksschulmädchen in Kochen, Backen und Hauswirthschaft. Alle diese Zahlen, die jährlich erheblich zunehmen, beziehen sich nur auf die Einrichtungen der School Board for London, d. h. der von dieser unterhaltenen öffentlichen Volksschulen Londons. Dazu kommen noch eine Menge gleichartiger oder ähnlicher Unterrichtsgelegenheiten für Mädchen, die von Vereinen oder Privaten ausgehen. Dieser gesammte Unterricht ist seit 1891 kostenfrei, ebenso wie der Unterricht und die Lehrmittel in den öffentlichen Volksschulen. Seit 1870 besteht auch in England Schulzwang für Kinder im Alter von 5 bis 13 Jahren. Nach dem 11. Jahre können aber aus verschiedenen Gründen schon Schulbefreiungen, theils halbtags- oder tageweise, theils gänzlich bewilligt werden. Die Durchführung des Schulzwangs stößt immer noch auf Schwierigkeiten verschiedenster Art, so daß in London die Zahl der die Schule regelmäßig besuchenden, auf der Schulliste eingetragenen Kinder gegenwärtig erst circa 80 Proz. beträgt. Zwar läßt das Gesetz die Bestrafung des Vaters eines die Schule nicht ordnungsgemäß besuchenden Kindes zu, es soll aber nicht häufig dazu kommen. Man hört hierfür die verschiedenartigsten Gründe. Ein Schuldirektor meinte lächelnd, die Behörde schiene zu sehr beschäftigt zu sein, um die einzelnen Fälle verfolgen zu können. Eines anderen Ansicht ging dahin, daß die Konservativen sich überhaupt nicht so recht mit der allgemeinen Volkserziehung und Bildung befreunden könnten und deshalb oft ein Auge zudrückten. „Wo sollen wir denn schließlich noch die Dienstboten hernehmen, wenn alle gebildet sind,“ meinte ein Dritter. Und ein Beamter der School Board äußerte sich dahin, daß viele Eltern häufig ihren Wohnsitz wechselten, so daß sie, wenn auch zu einer Geldstrafe verurtheilt, nicht auffindbar seien und das Geld nicht eingetrieben werden könnte. Ein Meldeamt gibt es in England bekanntlich nicht. Um nun trotzdem einen einigermaßen regelmäßigen Schulbesuch zu erzielen, sind Preise und Medaillen ausgesetzt, die für beinahe und für ganz regelmäßiges Erscheinen der Kinder, sowohl in der eigentlichen Schule, als auch in den Centres für Handfertigkeits-, Kochunterricht 2c. zuerkannt werden.

Mancher hat wohl schon vernommen, daß die englischen Gerichtsverhältnisse etwas verwickelt seien. Nun, die Schulverhältnisse sind es nicht minder. Schon gleich der Unterrichtsplan der Volksschule hat drei ziemlich komplizirte Hauptabtheilungen, „Elementary Subjects“, „Class Subjects“ und „Specific Subjects“ genannt. Die erste Abtheilung umfaßt Lesen, verbunden mit Bibelkunde und konfessionslosem, christlichem Religionsunterricht, ferner Schreiben und Rechnen, worin alle Kinder gleichmäßig unterrichtet werden. (Vom Religionsunterrichte können sie jedoch auch fortbleiben.) Für Mädchen schließt sich Näharbeit und für Knaben Zeichnen hieran an. Die „Class Subjects“ sind schon ziemlich mannigfaltig und bestehen aus Englisch, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Rezitation, etwas Volkswirthschaftslehre, Zeichnen, Singen und für Mädchen Hauswirthschaft. Diese Fächer werden in der Regel nur in den Vollschulen mit 7 Standards oder Abtheilungen behandelt und ist dem Schulleiter dabei auch noch ein ziemlich weiter Spielraum in Bezug auf das „wie“ und „wie viel“ gelassen.

„Specific Subjects“ gibt es eine ganze Menge, von denen an jeder Vollschule jedoch nur einige getrieben werden, an denen sich die Schüler bezw. Schülerinnen vom Standard V ab nach eigener freier Wahl betheiligen können. In der Regel aber in nicht mehr als 2 Fächern. Specific Subjects sind: Algebra, Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie, Mechanik, Chemie, Physik, Physiologie, Hygiene, Botanik, Grundzüge der Landwirthschaft, des Gartenbaus und der Schiffahrt, ferner Lateinisch, Französisch, Deutsch, Buchführung, Stenographie, Zeichnen, Malen, Modelliren, sowie für Knaben Holzarbeit und für Mädchen Hauswirthschaft. Kochen, Waschen und Plätten sollen möglichst alle Mädchen in den Centres nebenbei erlernen. Man sieht, das Programm ist ein sehr vielseitiges, von dem aber immer nur in bescheidenem Maße Gebrauch gemacht wird.

Der Grundzug der englischen Pädagogik ist Spezialisirung. Auf eine ziemlich mäßige Allgemeinbildung soll sich gründliches und ausgiebiges Wissen in ein oder zwei Spezialfächern aufbauen. Ein solches System hat seine Licht- aber auch sehr bedenkliche Schattenseite, besonders bei einem Volke, welches schon an und für sich zur Verschlossenheit hinneigt. Die Fachausbildung ist meist eine gute, aber unglaublich groß ist oft die Unwissenheit der Leute über Dinge, welche dicht neben ihrer gelernten Hantirung oder ihrem Berufe liegen. Schon die Schulkinder halten sich so genau an die Formel des ihnen Beigebrachten, daß sie bei einer ungewohnten Fragestellung versagen. Ein Schulvorsteher (die in größeren Schulen nicht selbst zu unterrichten brauchen), der mir ein Bild des Wissens der Schüler in verschiedenen Klassen zu geben wünschte und selbst Fragen stellte, machte bei dieser Gelegenheit sehr wenig erfreuliche Entdeckungen und klagte mir sein Leid, daß die Lehrer oft so wenig auf das eigene Nachdenken der Kinder hinwirkten, sondern nur „results“ zu erzielen bestrebt seien, d. h. auswendig gelernte Antworten der Kinder auf stets wiederkehrende und oft gewohnte Examenfragen. Die Lehrer scheinen an den Volksschulen den Anforderungen nicht immer zu entsprechen, und soweit meine eigenen Erfahrungen reichen, die mir von Schulvorstehern auch als zutreffend zugestanden wurden, sind die Elementarlehrerinnen häufig gebildeter und tüchtiger, als die Lehrer. Wohl weil sie oft schon von Haus aus gebildeteren Kreisen entstammen. Eine von einer Dame geleitete mixt school, d. h. von Jungen und Mädchen zusammen, machte auch den besten Eindruck, sowohl in Bezug auf das Benehmen der Kinder, als auch hinsichtlich der Frische des Unterrichts seitens der Lehrerinnen. Letztere dürfen auch verheirathet sein. Die Schulen sind in den oberen Klassen, Standard IV—VII, für Knaben und Mädchen meist getrennt, jedoch nicht immer. In den unteren Klassen, Standard I—III, sind Knaben und Mädchen meist zusammen. In den infant schools werden die kleinen Knaben und Mädchen vom 3. bis 5. und 6. Jahre stets zusammen unter-

richtet. In den oberen Klassen wird Zeichnen- und Malunterricht für diejenigen Knaben und Mädchen, welche hieraus ein Specific Subject machen, auch meist zusammen ertheilt. Und in einer renommirten Kunstschule für Fortbildungsunterricht sah ich sogar Zeichnungen, welche junge Leute beiderlei Geschlechts von 16 bis 20 Jahren in gemeinsamem Unterricht nach gänzlich unbekleideten weiblichen und männlichen lebenden Modellen ausgeführt hatten! — Schulen, an denen Chemie oder Physik als ein Specific Subject aufgenommen ist, sind meist mit vorzüglichen Laboratorien versehen, in denen jeder einzelne Schüler einen Tisch nebst kleinem Laboratorium, Meßwaage 2c. zu seinem eigenen Gebrauch hat, um jedes Experiment selbst ausführen zu können. Für diese Specific Subjects sind in der Regel tüchtigere Lehrkräfte vorhanden. Aus alledem ist, gleich wie in Frankreich, das Streben ersichtlich, dem fleißigen, begabten Volksschüler, noch innerhalb des Rahmens seines schulpflichtigen Alters Gelegenheit zu einer besseren und vollkommeneren Bildung zu bieten. Dabei ist besonders zu beachten, daß neben Allgemeinwissen auch noch Dinge gelehrt werden, die Knaben und Mädchen später praktisch im Erwerbsleben verwenden können. — Die Handschriften sind fast durchweg sehr gut. —

Für tüchtige Schüler und Schülerinnen der Volksschule, sowie auch jeder anderen Bildungsanstalt gibt es „Scholarships“ (Stipendien). Dieselben berechtigen zum unentgeltlichen Besuch einer höheren Schule oder auch Universität für gewöhnlich auf 3 Jahre, und außerdem sind sie fast immer noch mit Geldbeträgen in Höhe von 100 bis 1200 Mark und mehr p. a. verbunden. Die Vertheilung dieser Scholarships liegt in der Hauptsache in den Händen des Science and Art Departement in South Kensington, das schon länger besteht, sowie der durch die Parlamentsakte vom 30. August 1889 ins Leben gerufenen Technical Education Board. Neben beiden gibt es noch viele Vereinigungen und Private, die Scholarships gestiftet, in den meisten Fällen die Vertheilung derselben aber jenen beiden Körperschaften überlassen haben. Während dem Science and Art Departement die Förderung der Kunst und Wissenschaften im Allgemeinen obliegt, sollen die über alle Grafschaften Englands vertheilten Technical Education Boards in erster Linie eine Hebung des gewerblichen Könnens des Volkes bewirken. Zu dem Zweck stehen bedeutende Geldmittel zu ihrer Verfügung (für die Londoner Techn. Ed. Board augenblicklich allein vom Staate 120 000 £ p. a.), die man in zweierlei Weise verwendet. Erstens bewilligt die Board Zuschüsse an solche Schulen mit weitergehenden, das gewerbthätige Leben im Auge habenden Lehrzielen, die sich ihrer Inspektion und event. auch ihren Anordnungen unterwerfen, und zweitens gewährt sie Knaben und Mädchen jene bereits erwähnten Scholarships. Eigene Schulen stehen der Technical Education Board nicht zur Verfügung und unterscheidet sie sich hierin wesentlich von der School Board, deren unterstellte Schulen sämmtlich öffentliches Eigenthum sind, verwaltet durch die School Board. Die von ihr einzurichtenden Schulen erbaut sie mit Geld, welches gewöhnlich von der Regierung auf 50 Jahre entliehen wird. Innerhalb dieses Zeitraums muß das Geld verzinst und amortisirt werden. Es erfolgt dies theils durch Kommunalsteuern, welche man für Schulzwecke speziell ausschreibt, theils durch „Grants“, Zuschüsse, der Regierung. Diese „Grants“ sind keine fixen Summen, sondern sie müssen regelrecht durch gute Schulleistungen verdient werden. Staatliche Schulinspektoren berichten über die Leistungen jeder einzelnen Schule der School Board, sowie über die Regelmäßigkeit des Schulbesuchs ihrer Schüler, welcher täglich notirt wird. Vom Ergebniß beider ist es abhängig, ob und wie viel Zuschuß für eine Schule bewilligt wird. Damit die Leistungen 2c. jeder einzelnen Schule zufriedenstellend ausfallen, hat jede Anstalt, entweder für sich oder mit mehreren zusammen, eine sie überwachende Körperschaft, Committee genannt. Diese wird aus möglichst in der Nachbarschaft der Schulen wohnenden, geeigneten Privatpersonen gebildet. Die Körperschaft wählt zur fortlaufenden Kontrolle jeder Schule Managers aus ihrer Mitte. Diese Posten sind sämmtlich Ehrenämter.

Die neueren Schulen Londons sind oft so gebaut, daß sich in jeder Etage, in der Mitte des Gebäudes, ein großer Versammlungsraum befindet, an dem rechts und links die Klassen liegen. Im Erdgeschoß sind dann meist die Infants untergebracht, im ersten Stock die Juniors, Knaben und Mädchen der Standard I—III zusammen, und in den oberen Stockwerken die Seniors, die größeren Knaben und Mädchen, entweder getrennt oder auch zusammen. Wo der Baugrund billig ist, befinden sich alle Schulräume auch zu ebener Erde. — Im Schuljahr 1894/95 betrugen die Grants der Regierung für die der School Board for London unterstellten Tagesschulen 392 495 £. Die gesammten direkten Kosten, welche die Tagesschulen in der genannten Periode verursachten, beliefen sich auf 1 491 406 £. Verwaltungskosten, Zinsen für die Schulbaugelder 2c. sind hierin nicht einbegriffen.

Der Durchschnittsschulbesuch in dieser Zeit betrug in den Tagesschulen der School Board 400 912 Kinder, während sich 498 303 Kinder auf der Schulliste befanden. Auf der Liste der übrigen Londoner Schulen für schulpflichtige Kinder waren 226 800 verzeichnet, von denen im Durchschnitt 177 915 die Schule regelmäßig besuchten. Im Ganzen also 725 103 bezw. 578 827, oder ca. 80 Proz., während nach Angabe der Visitors, welche die schulpflichtigen Kinder ausfindig zu machen haben, 826 371 Kinder von 3 bis 13 Jahren vorhanden waren. Die Einwohnerzahl des zutreffenden Londoner Schulbezirks betrug nach dem Census von 1891 4 232 118.

Der Abend-Fortbildungsunterricht hat auch in London bereits einen sehr bedeutenden Umfang angenommen. So besuchten im letzten Jahre allein das Polytechnic in der Regent Street ca. 10 000 Abendschüler und Schülerinnen und dasjenige in Battersea ca. 5000. Außer diesen gibt es aber noch eine große Anzahl von Abendschulen in allen Stadttheilen Londons zerstreut. Sie bieten jungen und älteren Leuten beiderlei Geschlechts für ein geringes Entgeld von wenigen Groschen pro Woche die beste Gelegenheit, sich in allen möglichen Künsten und Wissenschaften auszubilden oder zu vervollkommnen. Die Lehrziele in vielen dieser Abendschulen gehen sehr weit. So bereitet z. B. das Kings College in Abendklassen selbst bis zum Examen an der University of London*) vor, was einen vollständigen Bildungsabschluß für verschiedene Fächer bedeutet. Derartige Verhältnisse kennt man bei uns nicht, wie denn überhaupt das gesammte englische Schulwesen, die Volksschule abgerechnet, mit irgend welchen Einrichtungen bei uns nicht verglichen werden kann. Herrscht doch auch in Bezug auf das Schulwesen noch vollständige Gewerbefreiheit, und jeder Einzelne, ja sogar Aktiengesellschaften können beliebige Schulen gründen, die Niemandem unterstellt sind, als nur, in gegebenen Fällen, der Sanitätsbehörde. Für Töchter Schulgeld zahlender Eltern besteht z. B. eine Girls Public Day-School Co. mit einem Kapital von 180 000 Pfund Sterl. und andere mehr.

Das Einzige, was die Schulverhältnisse etwas regelt, sind die staatlich privilegirten Examinations-Kommissionen, welche für die Zuerkennung von Titeln und Preisen gewisse Anforderungen stellen. Wie Lehrer und Schüler es aber zu Wege bringen, diesen Anforderungen zu entsprechen, das ist ihre Sache.

Es gibt eine größere Anzahl höherer Mittelschulen, auf denen Knaben direkt für verschiedene Lebensberufe ausgebildet werden. Die Aufnahme erfolgt meist mit dem 8. Lebensjahre. Nach einem mehrjährigen Lehrgang in allgemeinen Wissenschaften, schließt sich der Fachunterricht an, der nicht allein theoretisch, sondern auch praktisch ertheilt wird. Mit dem 15. und 16. Lebensjahre ist die Ausbildung meistens vollendet. Eine hervorragende derartige Schule ist z. B. die Central Foundation School in Cowper Street,

*) Die University of London ist gegenwärtig nur ein Prüfungs- und kein Lehrinstitut. Man strebt aber an, ihm auch letztere Qualifikation zu geben.

Islington, welche zum Kaufmann ausbildet, sowie zum Examen für die Universität und für die Civil-Staatsbeamtenlaufbahn vorbereitet. In Verbindung mit einem in der Nähe liegenden Technical College, welches Werkstätten und schöne chemische und physikalische Laboratorien besitzt, erfolgt ferner vollständige Ausbildung zum Ingenieur, Elektrotechniker oder Chemiker. Noch vielseitigere Lehrpläne haben die sogenannten Polytechnics, die gleichfalls mit großem technischen und auch künstlerischem Lehrapparat ausgestattet sind und an denen, außer in vorstehend schon genannten Fächern, noch in Architektur, Zeichnen und Malen unterrichtet wird.

Dabei vernachlässigt man niemals das körperliche Wohlbefinden der Zöglinge, zu dessen Förderung im Polytechnic der Regent Street sogar ein großes Schwimmbassin beiträgt! Anderseits soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß den „Sports“ doch oft ein zu großer Spielraum eingeräumt wird. Der Jugend erscheint im Sommer Cricket, Ball, Rudern ꝛc. so viel wichtiger, wie der Schulbesuch, daß die Abend-Fortbildungskurse in den meisten Schulen von Pfingsten bis zum 1. Oktober, wegen Schülermangels, geschlossen werden müssen.

Eine noch höhere Schulbildung, als auf den Polytechnics erhält man auf einem College, wie z. B. Kings College, wo man für ungefähr jede höhere Berufsart fertig vorbereitet werden kann; so als Theologe, Arzt, Chemiker, Ingenieur, Architekt, Jurist, Civil-Staatsbeamter und Kaufmann. Je nach dem Beruf sind alle Examina bis zum 17. bezw. 20. Lebensjahre zu erledigen.

Die höchste wissenschaftliche Ausbildung erlangt man auch in England auf Universitäten, von denen Oxford und Cambridge die berühmtesten sind. Die Art des Unterrichts und das gesammte Studentenleben daselbst weichen von dem an unseren Universitäten bedeutend ab. Die englischen Universitäten sind thatsächlich Hochschulen, an denen schulmäßig Unterricht ertheilt und der Lehrstoff auch außerhalb des Hörsaales, mit Hilfe von Lehrern, ähnlich wie an unseren Universitäts-Seminarien, weiter verarbeitet wird. Sofern der Platz ausreicht, wohnen die Studenten sämmtlich in ihren Colleges und nehmen die Mahlzeiten daselbst gemeinsam mit ihren Lehrern und Professoren ein. Eine einheitliche Universität gibt es nicht, sondern z. B. in Cambridge eine aus 17 verschiedenen Colleges bestehende Universitätsstadt mit ca. 4000 Studenten. Nach unseren Begriffen also eigentlich 17 an einem Orte konzentrirte Universitäten, von denen jede einzelne ihre Fakultäten hat. Viele dieser Colleges sind Stiftungen einzelner Personen. In der Nähe von Cambridge befindet sich auch eine Universität für Damen, Girton College, an der Professoren von Cambridge unterrichten. Zu einigen Fächern kommen die Damen auch nach Cambridge und hören daselbst zusammen mit den Studenten. Fast alle diese Colleges sind mit einer Opulenz ausgestattet, haben eigene Kirchen, Parks, Spielgründe ꝛc., daß man sich nicht zu wundern braucht, wenn Engländer, die solche Bildungsstätten durchlaufen haben, von Stolz über ihr Land erfüllt sind. Und Alles dies steht mit Hilfe der Scholarships auch dem Aermsten im Volke zur Verfügung, sofern er sehr begabt, fleißig und ordentlich ist!

Gleichwie in Frankreich sind auch in England in den letzten 25 Jahren große Anstrengungen gemacht, um die Bildung des Volkes zu heben und seine Erwerbsfähigkeit zu vergrößern. Daß dies noch nicht so weit gelungen, als beabsichtigt, hat, meines Erachtens, in der Hauptsache drei Ursachen. Erstens scheut man sich in dem an die absolute Freiheit der Person gewöhnten England noch immer vor der vollständigen Durchführung des mit allgemeiner Schulpflicht naturgemäß verbundenen Zwanges. Der Schulbesuch ist deshalb noch kein allgemeiner und besonders auch noch kein regelmäßiger geworden, ohne den gute Resultate aber nicht zu erzielen sind. Zweitens ist die Stellung des Elementarlehrers eine ganz ungenügende. Weder ist seine Anstellung eine gesicherte, noch gibt es geordnete Pensionsverhältnisse. Da obendrein die Gehälter keine hohen sind, so liegt kein Grund vor, der tüchtige Männer veranlassen könnte, gerade diesen Beruf zu erwählen. Drittens fehlt es für die höheren Standards der Volks- und für die Mittelschulen an guten einheitlichen Lehrplänen. Auch konzentrirt man die Thätigkeit der Kinder zu viel auf Einzelfächer.

Ob sich die Engländer zu einer Aenderung dieser Lehrmethode schon bald verstehen werden, das möchte ich bezweifeln, weil sie zu sehr mit ihrem ganzen Wesen verwachsen ist. Durch ihre einseitige Gründlichkeit haben sie früher zwar Vieles erreicht, und in Gewerbe und Wissenschaft ist ihnen diese Charaktereigenthümlichkeit auch heute noch oft von Nutzen. Allein für die Mittelklassen ist Einseitigkeit heutzutage nicht mehr dasjenige, was im Kampf ums Dasein die Wege ebnen hilft. Dank unserer vielseitigeren Bildung und größeren geistigen Beweglichkeit ist es uns gelungen, den Engländern auf vielen Gebieten der Industrie und des Welthandels erfolgreiche Konkurrenz zu machen, womit wir hoffentlich noch recht lange fortfahren werden!

Unsere geistige Beweglichkeit sollte uns nun aber auch veranlassen, von guten und praktischen Schuleinrichtungen anderer Völker, wie z. B. der Engländer und Franzosen Nutzanwendung zu ziehen, um uns auf der Höhe zu erhalten. Da empfiehlt sich, ohne auf andere Mängel im Lehrplan hier weiter einzugehen, zunächst die Hebung des Zeichenunterrichts in unseren Volksschulen. Zweitens sollten auch wir endlich dafür sorgen, daß fleißige und begabte Schüler der Volksschulen sich noch während ihres schulpflichtigen Alters eine weitergehende, im praktischen Leben direkt verwerthbare Bildung aneignen könnten, z. B. in Stenographie, Buchführung ꝛc. Drittens dürfte sich die Einführung des Handfertigkeitsunterrichts in den Knaben-, sowie des Koch- und Haushaltungsunterrichts in den Mädchen-Volksschulen empfehlen. Letzteres würde auch nicht mit erheblichen Kosten verbunden sein, wenn man es wie in London machte, Central-Lehrstellen einrichtete und das Essen, welches die Zöglinge bereiten, verkaufte. Vielleicht ließen sich sogar Volksküchen damit verbinden! Viertens möchte ich als sehr wichtige und erstrebenswerthe Einrichtung die Abzweigung von Handelsklassen an unseren Realgymnasien bezeichnen. Dem Kaufmannsstande liegen, besonders in Deutschland, große Aufgaben ob, und er ist fast der einzige Stand, für den es, einige wenige Privatinstitute abgerechnet, keine höheren Fachschulen in Preußen gibt. Fünftens muß dem Fortbildungsunterricht in Preußen viel mehr Aufmerksamkeit zugewendet und derselbe thunlichst obligatorisch eingerichtet werden. Einige deutsche Staaten sind hierbei schon mit gutem Beispiele vorangegangen. Schließlich sollte man auch an unseren technischen höheren Bildungsanstalten die Praxis mehr berücksichtigen und genügende Laboratorien einrichten. Es genügt nicht, etwas zu demonstriren, oder gar nur zu beschreiben, um den Zuhörenden auch mit der zur Ausführung nöthigen Manipulation hinreichend vertraut zu machen. „Mehr Praxis und weniger Theorie“ heißt bei uns die Losung, und darauf sollten sich die Augen derer richten, denen die Bildung unseres Volkes anvertraut ist.

Magdeburg. E. M. Sombart.

Aus der vornehmen Welt des 17. Jahrhunderts.

Im Mai des Jahres 1661 zog eine prächtige Kavalkade von ungefähr 150 Personen über den Simplon. Sie kam aus Frankreich, ihr Ziel war Italien. Eine junge Dame von blendender Schönheit schien die Hauptperson des Zuges, in dem auch ein Erzbischof und mehrere Hofherren

bemerkt wurden. Die hohe Reisende war **Marie Mancini**, eine Nichte des Kardinals Mazarin, noch Fräulein und doch bereits vermählt. In der Kapelle des Louvre war sie am 15. April in Gegenwart Ludwig XIV. dem in Rom weilenden Fürsten Colonna, Connetable von Neapel, der sich bei der Ceremonie durch den Marchese Angelelli vertreten ließ, angetraut worden und jetzt reiste sie, in so früher Jahreszeit, über die Alpen, um mit ihrem Gatten, den sie nie gesehen hatte, in Mailand zusammenzutreffen, von wo aus bis Rom die Reise dann eine wirkliche Hochzeitsreise werden sollte.

Die Ehe mit Fürst Colonna, durch welche **Marie Mancini** aus Frankreich, wie man annahm, für immer entfernt wurde, sollte gewisse eifersüchtige Regungen der jungen Gemahlin Ludwig XIV., der ehemals spanischen Prinzessin Maria Theresia, beschwichtigen. Diese Regungen waren verzeihlich, wenn man sich erinnert, daß die durch wunderbare Schönheit, einen lebhaften Geist und einen heitern, liebenswürdigen Charakter ausgezeichnete Nichte des mächtigen Kardinals der Gegenstand einer reinen Jugendliebe Ludwig XIV. gewesen war und allerdings eine Zeit lang gehofft hatte, Frankreichs Königin zu werden. Stand doch ihr Oheim, der Kardinal, zur Mutter des Königs in den vertrautesten Beziehungen, in Beziehungen, die sogar, wie einige Historiker versichern, durch kirchliche Einsegnung den Charakter einer zwar geheim gehaltenen, aber rechtmäßigen Ehe erlangt hatten. Da lag es für die lebhafte Phantasie des jungen Fräuleins gewiß nicht außer aller Möglichkeit, daß der König die von ihm schwärmerisch geliebte Nichte seines „Stiefvaters“, Erziehers und ersten Ministers zu seiner Gemahlin erheben würde. Aber Mazarin selbst wollte dies nicht; sein Ehrgeiz war nicht darauf gerichtet, Gliedern der eigenen Familie auf Kosten des französischen Königthums eine glänzende Lebensstellung zu schaffen, ihm ging sein Werk, eben dieses starke Königthum Frankreich, verkörpert in der Person seines hochbegabten monarchischen Zöglings, über jede allfällige Anwandlung von Nepotismus. So trennte sein Einfluß die Liebenden; der junge König opferte seine Neigung den Pflichten seiner Stellung und heirathete die spanische Prinzessin. Und nun hatte man es endlich auch dahin gebracht, daß **Marie Mancini**, welche alle ihr am französischen Hofe angebotenen, glänzenden Partien ausgeschlagen hatte, in die Ehe mit dem ihr gänzlich unbekannten Fürsten Colonna in Rom willigte. Offenbar hatte sie eingesehen, daß es auch für sie am besten sei, die Nähe des Königs fortan zu meiden. Und so hatte jene Trauungsceremonie im Louvre stattgefunden, bei welcher sie, als sie das bindende Ja sprach, ihre Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf den König richtete, der seinerseits erbleichte, als dieser Blick den seinigen kreuzte.

Woher erfahren wir alle diese Einzelheiten? Aus einem überaus fesselnden Buche,*) das der französische Historiker Lucien Perey — es ist eine Dame, die unter einem Pseudonym schreibt — soeben über **Marie Mancini** hat erscheinen lassen. Den Liebesroman des jungen Königs mit der Nichte des Kardinals erzählt es nicht mehr; er ist in einem früheren Buche derselben Verfasserin behandelt („Le roman du grand roi“). Die vorliegende, auf bisher noch unveröffentlichten Aktenstücken des 17. Jahrhunderts beruhende Biographie, hebt mit der Verheirathung Marie Mancini's, mit ihrer „Hochzeitsreise“ über den Simplon an.

Verweilen wir einen Augenblick bei diesem Alpenübergang! Die ganze Gesellschaft, nicht nur die als Wache vom König beigegebenen hundert gardes à cheval, war beritten, denn damals führte nur ein Saumpfad über den Simplon. Es ging auch nicht ohne schwere Unglücksfälle ab. Auf der Höhe lag der Paß natürlich noch im tiefen Schnee. Pferde geriethen in Abgründe, aus denen sie sich nicht mehr herausarbeiten konnten. Mehrere Leute des Gefolges verloren durch Absturz ihr Leben. Lawinen, ausgetretene Bergbäche, die Weg und Steg zerstört hatten, erschreckten die Reisenden und vermehrten ihre Mühsale. Die Gesellschaft glaubte sich endlich in Sicherheit, als sie auf der italienischen Seite am Fuß des Berges in einem Dörfchen angelangt war, woselbst ein Bauersmann sie in seinem weitläufigen Gehöfte möglichst gut unterzubringen suchte und sich alle Mühe gab, die erschöpften Herrschaften zu erquicken. Alle machten sie es sich auf einer Holzgalerie bequem, von der aus man eine sehr hübsche Aussicht über die Gegend genoß und nun begann man dem Vergnügen sich hinzugeben, das für Reisende darin besteht, der durchgemachten Mühsale sich zu erinnern. Aber das Mißgeschick hatte ihnen noch eine letzte Bitterkeit aufgespart. Der auf eine Belastung von so vielen Personen offenbar nicht berechnete Balkon brach und alle, die sich darauf befanden, stürzten ein Stockwerk tief. Die Fürstin Colonna war zum Glück soeben ins Haus hineingegangen, ebenso der Stellvertreter ihres Gatten, der Marchese Angelelli. Der Oheim ihres Gatten, Erzbischof von Amasia, konnte sich an einem Balken in schwebender Lage halten, sonst würde er, da er ein sehr dicker, schwerer Mann war, bei dem Sturz wohl das Leben verloren haben, wie dies dem Wirth des Hauses, dem unglücklichen Bauern geschah, dem seine Gefälligkeit gegenüber den fremden Herrschaften den Tod brachte. Viele Personen des Gefolges brachen Arme und Beine und mußten ohne ärztliche Hilfe in dem elenden Dörfchen zurückgelassen werden. Am besten ging es einer jungen türkischen Sklavin, welche Ludwig XIV. der Fürstin vor ihrer Abreise zum Geschenk gemacht hatte und die sich in der ganzen Folgezeit als die treueste, anhänglichste Dienerin erprobte; sie fiel auf den Haufen der anderen Leute und kam mit einer kleinen Kratzwunde im Gesicht weg, „qui ne lui donna pas sujet de pleurer la perte de sa beauté“. Diese Mittheilungen hat der Verfasser den auf Wunsch Ludwig XIV. geschriebenen Berichten eines damaligen Attachés der französischen Gesandtschaft in Rom entnommen. Der erwähnte erzbischöfliche Oheim des Fürsten wird darin sehr wenig respektvoll behandelt und bald als „cette lourde bête“, bald als der „Polichinell“ der Gesellschaft bezeichnet. Selbst diese starken Ausdrücke sind noch zu gut für ein Individuum, das sich unterwegs alle Mühe gab, die junge Fürstin gegen den Gatten, dem sie entgegenreiste, möglichst einzunehmen. Dieser liebenswürdige Oheim bezeichnete den Neffen als Bastard, als Wüstling, als Liebhaber aller Dirnen Roms; die Gemahlin würde er in seinem Hause wie eine Sklavin behandeln, mit Maulschellen sei er in seinem Jähzorn gleich bereit und bei dem geringsten Verdacht mit Gift. Wenn später, nach mehreren Jahren einer fast überraschend glücklichen Ehe, Marie Mancini Colonna sich ihrem Gemahl entfremdete und ihn endlich heimlich verließ mit der bestimmten, oft wiederholten Versicherung, daß er sie habe vergiften wollen, so dürften wohl die Einflüsterungen, die sie auf ihrer abenteuerlichen und unvergeßlichen Reise aus Frankreich nach Italien aus dem Munde des geistlichen Oheims ihres Gatten vernommen hatte, den ersten Keim zu einem Verdacht gegeben haben, der, wenn man Lucien Perey's Buch ohne Parteilichkeit liest, ein nicht genügend gerechtfertigter zu sein scheint. Die junge Fürstin hatte in den ersten Monaten ihrer Ehe einen durch den Klimawechsel und andere schädliche Einflüsse hervorgerufene schwere Krankheit durchzumachen, von der ihr ein erregter Nervenzustand zurückblieb, der in manchen Momenten an Verrücktheit grenzte. Namentlich war jeweilen vor und nach einer Niederkunft, — sie gebar dem Fürsten drei Kinder — ihre Exaltation eine unbeschreibliche. Aber auch angeerbte Tollheit dürfte in Betracht zu ziehen sein, wenn man weiß, wie es ihre ebenso schöne Schwester Hortense, die einen Herzog Mazarin geheirathet hatte, in ihrer kleinen Residenz Chambéry trieb. Man hat hierüber noch die in den königlichen Archiven von Turin ruhenden Papiere des Gouverneurs des Schlosses von Chambéry, eines gewissen M. d'Orlier, tage-

*) Une princesse Romaine au XVIIe siècle: Marie Mancini Colonna. D'après des documents inédits. Par Lucien Perey. (Paris, Calmann Lévy, éditeur. 1896) 532 S. Mit Porträt der Marie Mancini Colonna nach dem Gemälde von Pierre Mignard.

buchartige Aufzeichnungen, aus denen Lucien Perey in seinem Buche köstliche Einzelnheiten mittheilt. Danach war Madame de Mazarin das leidenschaftlichste Sportswoman, das man sich vorstellen kann. An Regentagen schoß sie mit der Pistole nach der Scheibe in ihren Zimmern; einen ihrer Jagdhunde, der ein Bein gebrochen hatte, nahm sie mit sich nach dem nahen Aix les-bains, um ihn durch die heißen Bäder zu kuriren. Nach einer Hasenjagd brach sie selbst eines der erlegten Thiere auf, wusch sich mit dem Blute Gesicht, Hände und Arme, nöthigte ihre Damen, dasselbe zu thun, da es nichts besseres gebe, sich gründlich zu säubern, als Hasenblut; so beschmiert trat sie mit den Begleiterinnen in die am Wege liegende Kirche S. Pierre, von einer fröhlichen Straßenjugend verfolgt, die an den „rothen Damen" ihren Spaß hatte. Dieselbe Madame de Mazarin ließ in einem ihrer Gemächer ein „lit branlant" (eine Art Schaukel, in der man sich wie in einer breiten Hängematte ausstrecken konnte) anbringen; Madame Dunoyer und Mr. de Villaroyes, der Generalprokurator von Chambéry, schaukelten sich mit ihr darin einmal einen ganzen Sonntag lang. Nach Aix nahm sie einen jungen Mohren mit, den ihr der Herzog von Savoyen geschenkt hatte. Zweimal des Tages badete sie sich im See und ließ sich dabei von dem Mohren, der wie ein Fisch schwamm, im Wasser herumziehen „tantôt sur le dos, tantôt sur le ventre". Sehr oft ging sie maskirt, besonders legte sie am Spieltisch die Maske nicht ab, damit man die Grimassen nicht sehe, welche sie machte, wenn sie gewann oder verlor. Noch eine Menge seltsamer Züge aus dem täglichen Leben dieser temperamentvollen Natur erzählt das erwähnte „Tagebuch" z. B. wie sie in einer Nacht ihre Kammerzofe sechsmal weckte, um sich von ihr ein Jagdgewehr ins Bett bringen zu lassen, das ihr der Herzog von Savoyen Tags zuvor geschenkt hatte. Und sie legte es an und visirte und ärgerte sich, daß nicht Mondschein sei, ihr einen sicheren Schuß zu erlauben. Ihre Andachtsübungen nahm sie ebenso leidenschaftlich vor, wie sie Alles betrieb; „elle les fait avec tant de zèle et de ferveur, qu'elle en est malade et incommodée pour deux fois vingt-quatre heures!" Doch durfte ihr die Religion ihre weltlichen Vergnügungen nicht zu sehr stören. Als der Erzbischof von Grenoble nach Chambéry gekommen war und sowohl in seinen Predigten wie in mehreren Privatunterhaltungen mit Hortense de Mazarine gegen das Theater und den Theaterbesuch heftig eiferte, wartete sie nur seine Abreise ab, um Tags darauf eine Komödienvorstellung zu besuchen, wobei es ihre Eigenthümlichkeit war, in den Zwischenakten Brot und Käse zu essen, was sich an der ersten Dame von Chambéry natürlich höchst sonderbar ausnahm.

Wir haben diese Züge aus dem Leben und Treiben der Herzogin von Mazarin angeführt, weil sie, wie man zugeben wird, sehr unterhaltlich sind, sodann aber auch, um mit den Excentrizitäten der Schwester die Vermuthung zu begründen, daß auch Marie Mancini Colonna von Haus aus eine nicht ganz normale Natur war. Die aufmerksame Betrachtung ihres dem Buche Lucien Perey's vorangestellten Porträts bestätigt einen solchen Verdacht. Aus den Augen dieses wundervoll schönen, graziösen und liebenswürdigen Weibes leuchtet ein übermüthiger Glanz, hinter dem ganze elektrische Batterien toller Einfälle zu lauern scheinen. Freilich steckte auch in demselben Köpfchen unendlich viel gesunder, echt französischer Menschenverstand. Die Extravaganzen, mit denen sie manchmal ihre besten Freunde, Ludwig XIV., den Herzog Carl Emmanuel von Savoyen und andere hohe Beschützer erschreckte und betrübte, waren nur vorübergehende Anwandlungen, denen wieder lange Perioden einer ganz verständigen, eingezogenen Lebensführung folgten, so daß man an Hamlet's Wort sich erinnert fühlt: „Ich bin nur toll bei Nordnordwest."

Die ganze Geschichte der Fürstin hier nach dem trefflichen Buche Lucien Perey's auszugsweise wieder zu erzählen, hätte keinen rechten Sinn. Denn nicht in dem Verlauf der Begebenheiten dieses allerdings abenteuerlichen Lebens der schönen Frau liegt der Hauptreiz ihrer Biographie, sondern in der Fülle kulturhistorisch und psychologisch merkwürdiger Einzelzüge, mit welchen der Verfasser, überall auf Urkunden fußend, sein prächtiges Buch ausgestattet hat. Es genüge, zu erinnern, daß die Fürstin nach einigen Jahren einer jedenfalls nicht unglücklichen Ehe, das Haus ihres Gatten heimlich verließ, auf einer neapolitanischen Schifferbarke von Civitavecchia aus die französische Küste erreichte, nachdem ihr vorher Ludwig XIV. brieflich die Zusicherung seines Schutzes gegeben hatte; daß sie jedoch durch die Hofpartei der Königin, deren Einfluß auch der König nicht zu brechen vermochte, gezwungen wurde, Frankreich neuerdings zu verlassen, von Herzog Carl Emmanuel in Turin glänzend aufgenommen wurde, sich später mit diesem Fürsten, der sich ihr gegenüber untadelhaft ritterlich gezeigt hatte, in thörichter Laune überwarf, den Sendlingen ihres Gatten, der um jeden Preis ihre Rückkehr wünschte, in die Hände gerieth, eine Zeit lang in Brüssel, wohin sie sich gewendet hatte, als Staatsgefangene behandelt wurde, endlich nach Spanien kam, wo sie gute und böse Tage erlebte, bis mit dem Tode ihres Gatten der Anstoß wegfiel, den sie der Gesellschaft durch ihre Flucht aus seinem Hause gegeben hatte. Ihr Alter war nun ein ungetrübtes; auf einer ihrer vielen Reisen starb sie in Pisa 1715, zweiundsiebzig Jahre alt. Von dem Perlenkollier, daß ihr einst Ludwig XIV. geschenkt hatte, trennte sie sich bis zu ihrem Tode niemals, obwohl sie Zeiten durchgemacht hatte, in der es ihr nicht möglich war, selbst einen sehr einfachen Haushalt aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Unnöthig, zu versichern, daß in dem Buche eine Menge interessanter Persönlichkeiten und Typen der damaligen vornehmen Welt auftauchen: seine päpstliche Nuntien, geschickte und ungeschickte weltliche Diplomaten, gekrönte Häupter, unter denen der Herzog von Savoyen bie bei weitem edelste Figur macht, Herren und Damen der französischen, römischen, piemontesischen und spanischen Adelswelt, dazwischen auch verwegene Glücksritter und erprobte Gurgelabschneider. Man blickt in diese bunte Welt hinein wie in eine der großen Komödien Molière's und fühlt sich auch zu manchen Vergleichungen mit der um ein Jahrhundert und mehr zurückliegenden Welt der Renaissance angeregt. Die rücksichtslose Herrenmoral dieser höchsten Spitzen der Gesellschaft ist dieselbe geblieben, aber sie hat doch etwas glattere, höflichere Formen angenommen, ungefähr so, wie die eisernen Brustpanzer immer kleiner wurden und den Wildwuchs des Haares die zierlichen Lockenperrücken bedeckten.

Dem deutschen Leser fällt endlich noch etwas auf: wie schön sich nicht nur alle die französischen Briefe, sondern selbst die französischen Kanzleiaktenstücke einer Zeit lesen, in welcher die deutsche Sprache noch so unentwickelt oder theilweise auch neuerdings so verdorben war, daß man Schriftstücke selbst berühmter deutscher Schriftsteller aus jener Zeit nur unter starkem Mißbehagen über die Schwerfälligkeit des Ausdrucks liest und vollends den Sinn amtlicher Schreiben kaum zu enträthseln vermag. Man kann eine gewisse Unbeholfenheit des deutschen Briefstils sogar über Haller hinaus tief ins 18. Jahrhundert hinein verfolgen und begegnet ihren Spuren selbst noch in den — in anderer Beziehung so wundervollen — Briefen des jungen Goethe an Frau von Stein. Dagegen sind diese französischen Briefe aus dem 17. Jahrhundert fast ohne Ausnahme in einem wahrhaft klassischen Stil abgefaßt und dabei doch voll des subjektiven Lebens, so daß es auch in dieser Beziehung ein wahrer Genuß ist, dieses biographische Memoirenwerk zu studiren.

J. V. Widmann.

Zeitschriften.

Die Italiener in Aethiopien.

(„N. Antologia“. 1. August.)

Die italienische Publizistik hat sich ziemlich lange Zeit gelassen, bis sie eine zusammenhängende und gründliche Darstellung der Vorgänge in Aethiopien geliefert hat, welche zu der furchtbaren Niederlage von Abba Carima (Adua) vom 1. März d. J. geführt haben. Jetzt bringt die angesehenste italienische Halbmonatsschrift, die „Nuova Antologia“, unter dem Titel L'impresa Africana die Fortsetzung eines am 1. Januar d. J. begonnenen Aufsatzes, der sich mit den Anfängen der Kolonie in Afrika beschäftigt und die Entwicklung derselben bis zum Kampfe bei Amba Alagi weitergeführt hatte, und nun die Ereignisse bis zum 1. März d. J. herabführt. Der Verfasser dieser militär-politischen Studie, der sich G. G. unterzeichnet hat, ist offenbar ein gebildeter, unabhängig und leidenschaftslos urtheilender Offizier, der aber, so scheint es wenigstens, den Kriegsschauplatz nie betreten hat. Dazu ist seine Darstellung zu sehr abgeblaßt. Sie bringt auch keine Beschreibung des Kampfes zwischen dem Negus Menelik und den Italienern: Der Verfasser will seine Leser auch nicht mit einer genauen Beschreibung der Schlacht von Abba Carima, welche den Italienern fast 4000 Todte und 3000 Gefangene kostete, langweilen (tediare), namentlich da der Verlauf derselben noch nicht vollkommen bekannt sei, und erst die Rückkehr des Generals Albertone, der so hervorragenden Antheil an derselben hatte, abgewartet werden müsse, um klar zu sehen. (S. 528). Ebenso wenig wird die heldenmüthige Vertheidigung Makalles durch den Major Galliano eingehend erzählt.

Dafür aber ermöglicht der Verfasser uns einen tiefen Einblick in alle die Vorgänge zu thun, welche zu der schließlichen Niederlage führen mußten. Dieselbe ist zurückzuführen auf die allgemeine Lage der Dinge in der Kolonie und in dem Mutterlande und auf rein persönliche Momente.

Es bestand kein feststehender Plan über dies weitere Vorgehen Italiens in Aethiopien weder in Rom noch in Massaua. Zwei Parteien, wenn man so sagen darf, hatten sich entwickelt, von denen die eine die Ausdehnung des Kolonialbesitzes in Auge gefaßt hatte, die andere sich mit dem Erworbenen begnügen wollte. Wäre die Finanznoth in Italien nicht chronisch, so würde wohl die erstere Partei leicht den Sieg davon getragen haben. Aber einige hundert Millionen Lire wären doch nöthig gewesen, um Aethiopien ganz nieder zu kämpfen, von allem Anderen abgesehen. Und diese hatte man nicht. Man mußte sich also vorläufig in den gegebenen Schranken halten. Doch hatte das Gouvernement der Kolonie einen großen Offensivstoß für den Oktober 1896 in Aussicht genommen, um aus einer, wie es sie selbst ansah, unhaltbaren Situation herauszukommen. (S. 499). Die Wahrscheinlichkeit eines Krieges stand für den General Baratieri fest; er hoffte ihn nicht nur durchführen, sondern auch die Zeit für ihn bestimmen zu können. Man hat durch unsere Darstellung den Eindruck, daß dieser militärische Gouverneur der Kolonie ein wohl persönlich tapferer, aber für seine überaus schwierige Aufgabe ganz ungeeigneter Mann war. Er lebte in Illusionen über die Schwäche seiner Gegner, während er die militärische Ueberlegenheit der Italiener nach den Erfolgen gegen die Tigriner überschätzte. Stets rechnete er auf die Fehler Menelik's, die geringe Marschfähigkeit seines Heeres, dessen Zahl er unterschätzte, und die mangelnde Subordination der Unterkönige. Nicht einmal an der gewöhnlichsten Vorsicht und dem militärischen Scharfblicke war Baratieri dem Halbbarbaren überlegen, der ihn sogar an diplomatischer Schlauheit übertraf. Die Langsamkeit, mit der sich der italienische Befehlshaber von den Gefahren seiner Lage überzeugte, ist geradezu erstaunlich. Das Ministerium in Rom hatte dieselben viel früher erkannt als sein General an Ort und Stelle und sandte mehr Truppen als dieser verlangt hatte, ohne ihn irgendwie in seiner Aktion zu beeinflussen. Halte dieser stets gehofft, daß Menelik ihn in seinen viel zu weit vorgeschobenen, aber verschanzten Stellungen angreifen werde, so zeigte er sich schließlich weniger ausdauernd als dieser und griff seinen viermal an Kopfzahl überlegenen Feind selbst an, ohne das Dritte zu thun, dem Gefechte auszuweichen und sich zurückzuziehen, was, wie es scheint, durchaus noch nicht unmöglich gewesen wäre. Auf das psychologische Moment, das Baratieri zum Losschlagen trieb, ist unser Autor nicht weiter eingegangen. Er citirt nur eine Depesche des unglücklichen Generals vom 28. Februar, in der dieser über die große Schwierigkeit der Verpflegung klagt, und damit schließt, daß er sagt, der Moment sei nicht fern, in dem sich rechnerische Rücksichten (esigenze logistiche) den strategischen auferlegen würden. „Die Geduld Meneliks, wie seine Diplomatie, hatten die des italienischen Heerführers besiegt“, urtheilt unser Gewährsmann. Hoffentlich bewährt sich sein Nachfolger, General Baldissera, dem von Neuem drohenden Angriffe Menelik's gegenüber besser!

* * *.

A History of the Warfare of Science with Theology in Christendom. By Andrew Dickson White. New York. D. Appleton & Comp. 2 vols. 1896.

Vor ungefähr dreißig Jahren wurde die Cornell-Universität in Ithaka im Staat New York gegründet und der Verfasser des vorliegenden Werkes zum Präsidenten derselben erwählt. Dem Wunsche des Stifters gemäß sollte diese Hochschule eine von allen kirchlichen Fesseln und jedem Religionszwang freie Pflanzstätte der Wissenschaft sein, und für die Ausführung dieses Planes wurde in der von der Staatslegislatur erlangten Stiftungsurkunde hinlänglich gesorgt. Dieses bisher nur von den damals in der ersten Entwicklung begriffenen sogenannten Staatsuniversitäten gemachte Versuch, den höheren Unterricht dem ungebührlichen Einfluß der ungemein rührigen religiösen Sekten zu entziehen und vollständig zu verweltlichen, erregte den Zorn der Glaubenseiferer, die sich aller Mittel der Verunglimpfung und Verleumdung bedienten, um die neue Lehr- und Forschungsanstalt bei dem großen Publikum in üblen Ruf zu bringen. Daß man einen Professor der Philologie berufen oder einen Lehrer der Chemie anstellen sollte, ohne vorher zu wissen ob der Betreffende die neununddreißig Artikel der anglikanischen Kirche unterschreibe oder jeden Glaubenssatz des Westminster-Katechismus als unumstößliche Wahrheit annehme, wurde als eine die Religion gefährdende und die Grundpfeiler des Christenthums erschütternde Neuerung dargestellt und denuncirt. Alle orthodoxen Geistlichen vom hochwürdigen Bischof bis zum Landpfarrer und Winkelprediger herab wetteiferten mit einander, um die erst im Entstehen begriffene Universität in den Bann zu thun und fromme Familienväter vor den ihren Kindern verderblichen Folgen einer gottlosen Erziehung ernstlich und unablässig zu warnen.

Zur Abwehr dieser von der Kanzel und der kirchlichen Presse ausgehenden gehässigen Angriffe hielt Mr. White 1873 in der Stadt New-York einen „The Battle Fields of Science“ betitelten Vortrag, der die Grundlage zu einem 1876 veröffentlichten, 150 Seiten umfassenden Bändchen „The Warfare of Science“ bildete. Während der seitdem verflossenen zwanzig Jahre wurde seine Zeit nicht nur durch die Leitung und Ausgestaltung der ihm anvertrauten Universität, sondern auch vielfach durch diplomatische Dienste, zuerst als amerikanischer Gesandter in Berlin und später in Petersburg, in Anspruch genommen; aber trotz alledem hat er sein Augenmerk stets auf diesen Gegenstand gerichtet und die Ergebnisse seiner darauf bezüglichen, unermüdlich fortgesetzten Forschungen in den zwei soeben erschienenen stattlichen Bänden niedergelegt, über deren Entstehung wir hier kurz berichtet haben, da diese auch einen wichtigen Beitrag zur amerikanischen Kulturgeschichte im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts liefert. Die Universität ging aus dem Kampfe siegreich hervor und die Grundsätze, um welche so heftig gestritten wurde, sind heutzutage allgemein anerkannt und kommen selbstverständlich bei der Organisation aller amerikanischen Hochschulen zur Anwendung.

Im ersten Kapitel gibt Mr. White eine gedrängte, übersichtliche und ganz vorzügliche Darstellung des kaum geschlichteten Streites zwischen der Theologie und der Naturwissenschaft auf dem Gebiet der Schöpfungsgeschichte und schildert in sehr lebendiger und oft recht unterhaltender Weise die fast unglaubliche Dreistigkeit und Derbheit, mit welcher angesehene und gebildete Männer, Laien wie Geistliche, die Darwin'sche Lehre von der Entstehung der Arten und der Entwicklung neuer Formen und Varietäten durch natürliche Zuchtwahl zu Gunsten einer naiven morgenländischen Schöpfungssage bekämpften. Kaum hatte Darwin sein epochemachendes Werk „The Origin of Species“ veröffentlicht, als der hochkirchliche Bischof von Oxford, Samuel Wilberforce, über dasselbe in einem langen in der „Quarterly Review“ gedruckten Artikel herfiel, der den vollständigen Mangel an Gegenbeweisen durch ungestümes Absprechen und grobe Kraftausdrücke reichlich ersetzte, und in einer vor der „British Association for the Ad-

vancement of Science" gehaltenen Rede Gott dankte, daß er nicht von einem Affen abstamme. Darauf erwiderte der schlagfertige Huxley:

„Wenn ich die Wahl hätte, so würde ich lieber der Nachkomme eines bescheidenen Affen sein als ein Mann, der seine Kenntnisse und Beredsamkeit mißbraucht, um ehrliche, dem Dienste der Wissenschaft lebende Forscher zu verdächtigen und zu verschwärzen."

Der Kardinal Manning gerieth in Wuth über „die brutale Philosophie, welche Gott abschafft und Adam aus seiner Stelle als den Stammvater des Menschengeschlechts durch einen Affen verdrängen läßt." Monseigneur Ségur nahm keinen Anstand die Entwicklungslehre als „die abscheuliche Ausgeburt der niedrigsten Leidenschaften" zu bezeichnen;" „sie stammt aus der Hölle" fügte er hinzu „und wird dorthin zurückkehren und die schändlichen Geschöpfe, die sich nicht entblöden sie anzunehmen und zu verkünden, sammt und sonders mit sich schleppen". In Deutschland kam der Widerstand zwar weniger schreiend und schwülstig zum Ausdruck, aber trat ebenso entschieden gegen dieses „Zerrbild der Schöpfung" auf. Der namhafte Leipziger Theologe, Professor Luthardt behauptete sogar, die Entstehung der Welt sei eine ausschließlich in den Bereich der Religion gehörende Frage, zu deren Lösung die Naturwissenschaft nicht das Geringste beitragen könne. Bald bliesen auch die Zionswächter in Amerika und Australien Lärm und riefen die Glaubensgenossen zu den Waffen gegen die sich stets vermehrenden und von allen Seiten herannahenden verbündeten „Schaaren des Teufels und der Affen", wie man die Anhänger der Descendenz- und Selektionstheorie in rechtgläubigen Kreisen zu nennen pflegte. Die mittelalterliche Unduldsamkeit, mit welcher dieser Kampf geführt wurde, ist daraus ersichtlich, daß in amerikanischen Colleges tüchtige Professoren wegen Darwin'scher Anschauungen oder Neigungen verfolgt und ohne Weiteres entlassen wurden, und William Whewell, der Vicekanzler der englischen Universität Cambridge und Verfasser einer Geschichte der induktiven Wissenschaften, erklärte, er würde seine Bibliothek durch ein Exemplar von Darwin's Entstehung der Arten nicht entweihen und ist bei diesem engherzigen Entschluß bis zu seinem 1866 erfolgten Tode geblieben.

In den nachfolgenden Kapiteln gibt Mr. White eine umfassende Rundschau über die Entstehung und fortschreitende Entwicklung der einzelnen Naturwissenschaften und eine anschauliche Schilderung des Kampfes, den jede neue Errungenschaft auf diesen Gebieten mit althergebrachten theologischen Vorstellungen und Lehrsätzen zu bestehen hatte. Jede Erweiterung der geographischen, astronomischen, meteorologischen, philologischen, anthropologischen oder biologischen Kenntnisse begegnete demselben Widerstand und setzte sich derselben Feindschaft und Verfolgungssucht aus. Sehr lehr- und genußreich sind die Abschnitte „From Genesis to Geology", „From Magic to Chemistry and Physics", „From Miracles to Medicine", From Fetich to Hygiene", „From Demoniacal Possession to Insanity", From Diabolism to Hysteria", From Babel to Comparative Philology", „From the Dead Sea Legends to Comparative Mythology", From Leviticus to Political Economy" und schließlich „From the Divine Oracles to the Higher Criticism". Unter der kundigen und geschickten Führung des Verfassers durchwandert der Leser mit raschem Schritt den ungeheueren, bis in das graue Alterthum zurückreichenden und von der Menschheit im Lauf der Jahrtausende langsam und mühsam zurückgelegten Weg, der zwischen dem Aberglauben der Vorzeit und der Wissenschaft der Jetztzeit liegt. Zu beiden Seiten findet man zahllose Trümmer von alten Kerkern, Folterkammern, Scheiterhaufen und ähnlichen Zwangs- und Schreckmitteln, die gegen Alle angewendet wurden, die von dem vorgeschriebenen Wege abzuweichen oder dem großen Haufen vorauszueilen wagten. Namentlich den blutigen Pfad entlang, der durch die öden, nur mit dem üppigen Heidenkraut des Hexenwahns überwachsenen Gefilde sich schlängelt, finden sich diese greulichen Denksteine roher Kultur- und Rechtszustände ungemein häufig.

Die Reichhaltigkeit dieses Werkes, in dem geschichtliche Darlegung mit kritischer Erörterung glücklich und gemeinverständlich verbunden ist, erhellt schon einigermaßen aus den oben erwähnten Abschnitten. Ein seltener und unschätzbarer Vorzug desselben besteht auch darin, daß jede Behauptung durch Belege hinlänglich begründet wird. Die in den Randbemerkungen enthaltene Bibliographie berichtet eingehend über die auf den behandelten Gegenstand bezügliche Litteratur, indem sie nicht nur Beweise für die Richtigkeit des Mitgetheilten liefert, sondern auch wünschenswerthe Anregungen und Anknüpfungen zu weiteren Forschungen gibt. Durch die Zusammenstellung und Anordnung dieser Fülle von trefflich verwerthetem Quellenmaterial werden die schön gedruckten Bände gleichsam zu einer Fundgrube für die Geschichte der menschlichen Verirrungen. Es sind Bände von bleibendem Werth.

München. E. P. Evans.

Bauschöffenämter? Von Georg Haberland. Verlag von Thormann u. Goetsch in Berlin.

Die Diskussion über die sogenannte Bauhandwerkerfrage ist durch die Beschlüsse der in Görlitz versammelten Grundbesitzervereine wieder in Fluß gekommen. Wie immer, wenn man sich Schwierigkeiten gegenübersieht, wird auch diesmal von Interessenten das bequeme polizeistaatliche Auskunftsmittel hervorgeholt, die Sicherungspflicht vom Einzelnen auf die Behörden zu übertragen. Anders der mit den Verhältnissen des Baugewerbes wohlvertraute Verfasser. Er gibt den Grundsatz, daß ein Gewerbe nur in der Freiheit gedeihen kann, nicht preis und erblickt in der übertriebenen behördlichen Einmischung eine schwere und lästige Fessel für das Baugewerbe, die zuletzt nur den Großbetrieb begünstigen würde. In seinen praktischen Vorschlägen, die in der Eintragung der Bauunternehmer in ein Register und der dadurch bedingten obligatorischen Buchführung gipfeln, trifft er mit den Plänen der Reichsregierung zusammen. Herr Nieberding hat im Januar dieses Jahres die Ausdehnung des Handelsregisters auf Bauunternehmer in Aussicht gestellt. Zugleich soll den am Bau Interessirten durch die neue Grundbuchordnung die Einsicht in das Grundbuch gestattet werden. Das Beste werden freilich die Bauhandwerker selber thun müssen, indem sie nämlich Kredit nur solchen geben, die ihn verdienen, und zu diesem Ende die reichlich vorhandenen Auskunftsgelegenheiten sorgsam benutzen.

H. P.

Magdeburg, den 15. August 1896.

Geehrte Redaktion!

In Nr. 45 der „Nation" befindet sich eine Zuschrift des Herrn M. Broemel, aus deren letztem Absatz ein Vorwurf für mich herausgelesen werden kann, weil ich in meinen in Nr. 43 und 44 der „Nation" erschienenen Artikeln „Wanderungen durch Pariser Volksschulen und Fachschulen" die bereits vor 6 Jahren über das gleiche Thema erschienene Schrift des Herrn Dr. Weigert nicht erwähnt habe. Letzteres ist aus dem sehr einfachen Grunde unterblieben, weil mir jene Schrift bisher nicht bekannt war. Nachdem ich sie jetzt kennen gelernt habe, kann ich nur meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß Herr Dr. Weigert s. Z., auf Grund seiner an Ort und Stelle gemachten Studien, zu demselben Ergebniß gelangt ist, wie ich jetzt wieder, und daß er schon damals sich nicht gescheut hat, dem bei uns zu unserem Schaden sich immer mehr entwickelnden Chauvinismus auf dem Schulgebiete entgegenzutreten.

Beim Vergleich des Inhalts der nur 6 Jahre alten Schrift des Herrn Dr. Weigert mit den jetzt von mir gemachten Beobachtungen kann ich konstatiren, daß in Paris auch seit 1890 schon wiederum erhebliche Fortschritte in der Entwicklung, sowohl des Volks- als auch gewerblichen Fachschulwesens gemacht worden sind. — Schließlich möchte ich nochmals auf die von mir angezogenen Schriften, speziell auf die von Platrier aufmerksam machen, welche das Bild eines vollständigen Lehrgangs der französischen Volksschule bieten, wie es weder aus der Schrift des Herrn Dr. Weigert noch aus meinen Artikeln in einer für spezielle Interessenten genügend eingehenden Weise zu entnehmen ist.

Hochachtungsvoll

C. M. Sombart.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 48. Berlin, den 29. August 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Was in der letzten politischen Uebersicht als Möglichkeit bezeichnet wurde, ist thatsächlich eingetreten. Nachdem die Entlassung des bisherigen Kriegsministers General Bronsart von Schellendorf vollzogen war, und eine nicht geringe politische Erregung erzeugt hatte, wurde nunmehr besänftigendes Oel durch eine Erklärung des „Reichsanzeigers" auf die bewegten Wogen geträufelt. Der „Reichsanzeiger" verkündete, daß die Militärstrafprozeßordnung die Zustimmung des Kaisers gefunden hat und demgemäß dem Bundesrath und darauf voraussichtlich dem Reichstage zur Beschlußfassung zugehen wird. Das bedeutet zunächst, Fürst Hohenlohe ist nicht in Rücksicht auf seine bekannte und klare Erklärung im Reichstage über die Neuordnung des militärischen Strafprozesses gezwungen, gleichfalls seinen Abschied zu nehmen. Also eine allgemeine Ministerkrisis ist zur Zeit abgewandt, nachdem eine partielle Ministerkrisis sich abgespielt hat; und zwar ging gerade der Kriegsminister, obgleich es dem Ministerpräsidenten gelungen ist, in der Frage der Strafprozeßordnung für das Heer eine den Ansichten des geschiedenen Kriegsministers entsprechende Entscheidung herbeizuführen.

Das sieht wie eine vollständige Anomalie aus; in einer sehr wichtigen, lange umstrittenen Frage seines Ressorts siegt ein Minister gerade in dem Augenblick, da er aus dem Amte scheidet, und doch konnte der politische Wetterkundige gerade diesen an sich überraschenden Ausgang als einen durchaus möglichen in den Kreis seiner Berechnungen ziehen. Das was als Anomalie bezeichnet werden kann und demgemäß zu dem Unberechenbaren gehören sollte, wird bei uns allmählich das Hergebrachte. Wir leben unter einem politischen System der Anomalien. Und eine Voraussage hat die Wahrscheinlichkeit des Eintreffens für sich, wenn sie damit rechnet, daß „das Unwahrscheinliche Ereigniß werde".

Zergliedert man alle wichtigen politischen Erscheinungen der letzten Zeit, so stößt man immer wieder auf zwei charakteristische Merkmale; eine überraschende, impetuose Entscheidung erregt die öffentliche Meinung oder bringt sie selbst in Bestürzung; eine solche Entscheidung scheint der Beginn einer folgenschweren Entwicklung zu sein, die, sei es auf der Rechten, sei es auf der Linken, ernste Beunruhigung erzeugen muß; alsdann folgt eine weitere Entscheidung, die diese Beunruhigung sänftigt; eine zweite konkrete Handlung erbringt den Beweis, daß aus der Bahn einer neuen konsequenten und folgenschweren Entwicklung bereits wieder abgebogen wird.

Fürst Bismarck wird entlassen, aber zugleich wird die Versicherung ertheilt, daß der Kurs der alte bleibe. Der Zedlitz'sche Schulgesetzentwurf wird eingebracht und erscheint als der Beginn einer konservativ-reaktionär-klerikalen Politik, und diese Richtung wird unmittelbar wieder verlassen; Graf Caprivi fällt, ein Opfer seiner Haltung in der Frage der Bekämpfung der Sozialdemokratie und ein Opfer agrarischer Intriguen; aber sein Nachfolger kann die Frage der gesetzgeberischen Bekämpfung der Sozialdemokraten völlig fallen lassen, und das heutige Ministerium ist seiner Grundsätze wegen nicht beliebter bei den Agrariern, sondern höchstens aus dem Grunde, weil es seine immer noch relativ gemäßigten wirthschaftlichen Anschauungen mit geringerer Kraft und Festigkeit wie Graf Caprivi gegen den Bund der Landwirthe vertheidigt. Daß General Bronsart von Schellendorf geht und die augenblicklich brennendste Frage seines Ressorts in der Richtung seiner Ideen entschieden wird, gehört gleichfalls in die Reihe dieser seltenen Symptome.

Was geht aus diesen Thatsachen hervor? Der Wandel im Ministerium bedeutet nicht zugleich einen Wandel des Systems.

Immer wieder wird die Spitze im entscheidenden Augenblick umgebogen, und es ändert sich die Richtung nicht prinzipell, sondern nur insoweit, als andere Männer an so hervorragendem Platze allein schon durch ihre besondere Individualität eigenartig wirken, und erst durch die weitere Entwicklung der Ereignisse werden sie dann allmählich in die gerade ihnen eigenthümliche Bahnen getrieben.

Da es sich um ein mit klaren Zielen neu zu inaugurirendes System gar nicht handelt, so ist es denn auch hergebracht, daß eine ganze Reihe Minister mit den neuen Kollegen ruhig weiter arbeiten; sie bleiben, mögen die markanten Gestalten des Ministeriums Bismarck oder Caprivi, Caprivi oder Köller heißen. Man hat das darauf zurückgeführt, daß sie sich ausschließlich als Beamte fühlen, die so lange auf ihrem Posten bleiben, bis man sie fortschickt. Gewiß ist das ein Grund; aber sie können auch darum bleiben, weil jeder einigermaßen zu jedem paßt, da alle zusammen ein politisches System weder repräsentiren wollen noch repräsentiren können

Wir haben Steuerleute, die einen einheitlichen Kurs innezuhalten gar nicht in der Lage sind; die Individualitäten unter ihnen nicht, weil sie nicht an gleichartigen Individualitäten den nöthigen Rückhalt und wieder alle zusammen in einem festgelegten System einen bleibenden Stützpunkt finden; und die Individualitätslosen nicht, weil sie zu Initiative und politischer Selbständigkeit überhaupt nicht das nöthige Zeug haben. So zeigt sich denn die bedenkliche Folge, daß das deutsche Staatsschiff nicht in einem vorgezeichneten Kurs dahingleitet; es treibt langsam vor Wind und Wellen, und jene Minister sind ihres Postens am sichersten, die am wenigsten danach streben, durch einen festen Griff nach dem Steuer das Schiff energischer in diese oder jene Richtung zu bringen. Je ausgeprägter aber eine Individualität und je stärker sie eingreift, um so gefährdeter ist ihr Ministerdasein, mag sie nun Fürst Bismarck, Graf Caprivi, Herr von Köller oder General Bronsart von Schellendorf heißen. Es ist, als ob eine ernstere Maßregel, die nur unter Widerständen durchzusetzen war, immer als Opfer den Mann erforderte, der durch seine Haltung jene Widerstände und jene politische Erregung entfesselt hat. Das war auch das Schicksal von General Bronsart von Schellendorf, mag der konkrete Anlaß zum Scheiden des Kriegsministers auch in Gegensätzen zum Militärkabinet liegen. Die unverantwortlichen Gegenströmungen schwemmten zwar die Militärstrafprozeßordnung nicht fort; aber den Mann, in dessen Ressort diese wichtige Frage fällt.

Man mag der Militärstrafprozeßordnung nun eine noch so große Bedeutung beimessen, die Bedeutung dieser einzelnen Gesetzesvorlage reicht doch nicht heran an das Schwergewicht, welches in der Thatsache liegt, daß unter den bestehenden Verhältnissen die starken Individualitäten mit selbständigen Ideen und selbständigen Ansichten mehr und mehr aus den leitenden politischen Stellungen verschwinden müssen, und es wächst die Gefahr, daß an ihre Stelle entweder Streber oder weiche, farblose, oder passive Naturen treten können, von denen die Einen für die schwierige Leitung eines großen Staates so gefährlich und ungeeignet sind, wie die Anderen. Denn welche starke und selbstbewußte Natur wird noch freudig geneigt sein, ein Ministerium zu übernehmen, wenn die Vergangenheit ihm so deutlich sein zukünftiges Schicksal offenbart.

Darum ist auch die neueste Erklärung des „Reichsanzeigers“ über die Militärstrafprozeßordnung nur geeignet in einem einzelnen Punkte die herrschende Beunruhigung zu zerstreuen; die Beunruhigung selbst bleibt; sie ist nicht vorübergehender Art; sie wird vielmehr gespeist durch ein politisches System, dessen Ziele der Bevölkerung im Nebel liegend erscheinen und dessen verantwortliche Träger durch ihre mangelnde Individualität immer geringere Bürgschaften für eine gesicherte Zukunft leisten.

Gewiß; es ist unbestritten das Recht der Krone, Minister zu ernennen und zu entlassen. Um diese konstitutionelle Frage handelt es sich nicht; auch nicht um die Person des gefallenen Ministers; auch nicht um die politischen und militärischen Anschauungen, die er repräsentirt, mithin gar nicht um eine politische Parteifrage, sondern in Anknüpfung an diesen Ministersturz nur darum, ob es zum Besten Preußens und des Deutschen Reiches schließlich ausschlägt, wenn der Monarch von dem Recht, das er besitzt, in der Weise Gebrauch macht, wie es seit langer Zeit bei Ministerabsetzungen und Ernennungen geschieht.

Die Bevölkerung hegt die Befürchtung, daß eine weitere Entwicklung in der bisherigen Richtung minderwerthige Elemente an verantwortungsvolle Stellen führen wird, weil selbständige Charaktere mit selbständigen Zielen fürchten können, nicht den nöthigen Rückhalt zu finden und daher voraussehen können, wie schnell sie verbraucht sein werden. Ist solche Befürchtung schon ernst genug im Hinblick auf die innere Politik, so wächst sie noch, wenn gleiche Möglichkeiten in Bezug auf die auswärtige Politik und auf militärische Fragen in den Kreis der Erwägungen rücken. Eine schlechte Gesetzgebung ist manchmal wieder gut zu machen; die Folgen von Mißgriffen in der auswärtigen Politik und in militärischen Fragen zeigt das Schicksal des dritten Kaiserreichs in Frankreich, trotz allem langanhaltendem äußeren Glanz dort, und so war denn die Wirkung erklärlich, die der plötzliche Rücktritt des Kriegsministers und die Möglichkeit des Rücktritts des Fürsten Hohenlohe bei uns hervorriefen.

Unter solchen Umständen ist es doppelt erklärlich, daß die einzelnen politischen Richtungen in der Untersuchung der Frage fortfahren, welches Gewicht sie in die Wagschale zu werfen haben, um die politische Entwicklung Deutschlands in einer Weise beeinflussen zu können, die ihnen als heilsam erscheint. Uns Freisinnige interessiren bei diesen Betrachtungen vor Allem jene Ausführungen, die von der „National-Zeitung“ angeregt wurden, um zur Selbstkritik die eigene Partei zu veranlassen.

Die „National-Zeitung“ schreitet auf der einmal eingeschlagenen Bahn fort. Predigt der „Hannoversche Courier“ Einigkeit — Einigkeit im Interesse der Fraktion, wie sie ist, so erörtert die „National-Zeitung“ die Frage, welche Stellung werden die Wähler zu der Fraktion einnehmen, wenn sie fortfährt, sich zu bethätigen, wie sie in letzter Zeit politisch sich bethätigt hat. Das angesehene Berliner nationalliberale Blatt schreibt über diesen Punkt:

„Wir glauben, daß die nationalliberale Partei, wenn ihre Reichstagsfraktion die Wirthschaftspolitik der beiden letzten Tagungen weiter treibt, von einer Gefahr bedroht ist, die vielleicht schlimmer als eine „Sezession“ wäre: von dem stillschweigenden Abfall derjenigen selbständig denkenden, gebildeten Bevölkerungskreise, ohne welche am wenigsten eine liberale Mittelpartei bestehen kann.“

Wer im politischen Leben steht, kann nicht bezweifeln, daß diese Anschauung richtig ist. Wie soll der intelligente Handelsstand, die Großindustrie noch ferner Vertreter für die nationalliberale Partei stellen, wenn in dieser Partei Anschauungen sich siegreich geltend machen, die mit ihrer wirthschaftspolitischen Verkehrtheit auf dem dürren Boden des Bundes der Landwirthe gewachsen sind.

Die nächsten Wahlen bringen die Entscheidung über den Antrag Kanitz, über den Bimetalismus, über die Politik der Handelsverträge, über die Erneuerung des Privilegiums für die Reichsbank, um nur diese Fragen zu nennen. In Fragen von dieser Bedeutung für das wirthschaftliche Leben der Nation gibt es kein Laviren, sondern nur entschiedene Parteinahme, und die werden zweifellos die betheiligten Kreise fordern, wie schwer es einzelnen auch werden mag, an alten Parteibeziehungen unsanft zu rühren.

Die „National-Zeitung“ bespricht dann in einem besonderen Artikel noch einen zweiten Punkt von Wichtigkeit.

Man sucht ganz systematisch die einflußreichen industriellen Kreise, die seit dem Jahre 1878 den Abmarsch nach rechts mitgemacht hatten, von einer Neuorientirung abzuschrecken, indem man ihnen vorspiegelt, daß sie alsdann dem „Manchesterthum“ mit seinen „zügellosen Freihandelsneigungen“ preisgegeben sein würden.

Daß das Wesen des Manchesterthums in solcher Darstellung überhaupt nur verzerrt zur Erscheinung kommt, soll hier nicht des näheren ausgeführt werden.

Politisch stellt sich die Erwiderung auf solche Betrachtungen sehr einfach.

Die Freisinnigen haben nicht nöthig, ihre wirthschaftspolitische Vergangenheit zu verschleiern; sie werden daher auch gar nicht versuchen, politischen Bauernfang zu treiben. Es ist nur nöthig, die Verhältnisse, wie sie sind, klar zu legen.

Handelt es sich etwa darum, in nächster Zeit ein neues wirthschaftspolitisches System zu inauguriren, oder handelt es sich nicht vielmehr für die Liberalen darum, bewährte Verhältnisse zu vertheidigen: die bestehende Währung, die Bewegungsfreiheit des Kaufmannsstandes, das vorhandene System der Handelsverträge?

Und dann.

Eine bessere Sicherheit als Betheuerungen über Gesinnungen bietet die Abschätzung der realen Möglichkeiten in der Politik. Ist es nun anzunehmen, daß „Manchestermänner", selbst wenn sie wollten, und welcher Art sie auch seien, in absehbarer Zeit die Macht haben würden, um ein sogenanntes radikales Freihandelssystem zur Durchführung zu bringen? Liegt es im Bereich irgend einer Wahrscheinlichkeit, daß auf den jetzigen Reichstag eine Reichstagsmajorität mit Anschauungen solcher Art folgen wird, eine Majorität, die außerdem die Minister, den Bundesrath, die Krone mit sich fortreißen müßte? Was geschieht aber, wenn der Bund der Landwirthe und seine Nachläufer nicht nur ihre bisherige Macht behalten, sondern wenn diese Macht eine noch erheblich größere wird? Ist die Furcht in der einen Richtung nicht eine ganz chimärische und ist die Furcht in der anderen Richtung nicht eine sehr begründete?

Wir sind nicht zweifelhaft, daß die Betheiligten unter dem ernsten Druck der Verhältnisse zu einer richtigen Entscheidung gelangen werden.

Wir in Deutschland sind noch immer weit davon entfernt, praktische Politik zu treiben.

Im englischen Ministerium sitzt ein Bimetallist, Mr. Balfour, dessen Talente konservative Goldwährungsmänner ruhig für die gemeinsame Sache benutzen, weil zur Zeit seine Währungsanschauungen ohne jede praktische Bedeutung für die Politik sind. Und englische und amerikanische Wahlen werden gemacht nicht auf Grund politischer Glaubensbekenntnisse für die Ewigkeit, sondern auf Grund einer kleinen Reihe politischer Fragen, die im Augenblick brennend im Vordergrund stehen. Für uns in Deutschland gibt es aber zur Zeil keine brennendere Frage wie der Kampf gegen das staatsgefährliche Agrarierthum; und es ist klar, daß der politische Selbsterhaltungstrieb es gebietet, für diese ernste Auseinandersetzung einen Boden zu suchen, der den von den Agrariern gleichmäßig bedrohten Kreisen ein ehrliches Nebeneinanderwirken ermöglicht.

Der Zar hat seine Reise angetreten und die politischen Kommentare blühen über seine Reise aller Orten auf. Wir glauben, daß die Reise, wie sie veranstaltet worden ist, nur eines beweist; mit größter Sorgsamkeit ist vermieden worden, durch sie nach irgend einer Seite hin verletzend zu wirken; alle betheiligten Großmächte sind ohne Ausnahme gleichmäßig bedacht worden; wenn dann der Zar wieder in Petersburg zurück sein wird, so wird die russische Politik genau den Faden fortspinnen können, den sie bisher gesponnen hat.

Es schien einen Augenblick, daß für Kreta bessere Tage heranziehen würden; der Sultan dürfte zu Zugeständnissen bereit sein, und es wäre bei der Lage Kretas nicht allzu schwer für die Großmächte, die Reformen zu überwachen. Allein die Anarchie in der Türkei wächst derartig, daß man nicht von einem Tag auf den andern an irgend einer Hoffnung festhalten kann. Als neueste Ueberraschung stellen sich jetzt wieder blutige Krawalle in Konstantinopel ein, deren Folgen für die allgemeine Lage sich nicht überblicken lassen.

Der Sultan von Zanzibar ist todt, wie es scheint, wurde er getödtet. Als Nachfolger suchte Said Kalid unter dem Protest der Engländer von der Herrscherwürde Besitz zu ergreifen. Englische Kanonen beseitigten schnell die Auflehnung des „Usurpators." Damit sind die Engländer in eine neue Verwicklung verstrickt, die man möglicher Weise mit der Annektion von Zanzibar enden lassen wird.

* *
*

Der Kampf um die freie Silberausprägung in den Vereinigten Staaten.

V.

Es liegt auf der Hand, daß in der Zwischenzeit — vom 3. November bis zum März — die gesammte Geschäftswelt des Landes und auch die mit den Vereinigten Staaten in Geschäftsverbindung stehenden fremden Länder Vorbereitungen treffen würden, um den drohenden Schlag zu pariren. Die nächste Maßnahme wäre die, daß jeder versuchen würde, das von der Entwerthung bedrohte Geld abzustoßen und dafür nach rechtzeitig einen gleichen Nominalbetrag von Goldmünzen einzutauschen. Ein jeder würde sich sagen, daß die Einführung der freien Silberausprägung sofort ein enormes Disagio gegen Gold herbeiführen müßte; sobald ein solches Disagio sichtbar wird oder auch nur ernstlich droht, bezahlt natürlich kein Mensch mehr in Gold, sondern jeder in dem von der Entwerthung bedrohten Silber.

Aber nicht bloß der Silberdollar würde entwerthet werden, sondern mit ihm zugleich das gesammte, nicht in Gold einlösbare, Papiergeld der Vereinigten Staaten; Silbercertifikate, treasury notes und vor allen Dingen die sogenannten greenbacks würden mit einem Schlage bis auf den Silberwerth der Silberdollars sinken, und da der Silberwerth in dem heutigen Silberdollar gegenwärtig nur 53 Cents — im Augenblicke sogar noch etwas weniger — statt 100 Cents repräsentirt, so würde auch das sämmtliche Papiergeld einer gleichen Entwerthung unterliegen.

Man hat vielfach bestritten, daß diese Entwerthung des amerikanischen Silbers und Papiergeldes bis zum Niveau des heutigen Silberpreises sofort bei Einführung der freien Silberausprägung erfolgen würde. Wenngleich — so argumentirte man — gesetzgeberisch das Recht für jeden Privaten bestehe, Silber zur Münze zu bringen, um sich dasselbe gegen Silberdollars ausprägen zu lassen, so werde diese Ausprägung doch nur ganz allmählich stattfinden können, und erst in dem Maße, wie die neu geprägten Silberdollars in den Verkehr kämen, würde auch die Entwerthung vorschreiten. Zugleich — so meinte man — werde durch die starke Nachfrage nach Silber der Silberpreis gegenüber dem jetzigen Stande beträchtlich gehoben werden, sodaß die Entwerthung der amerikanischen Valuta bis zu der Tiefe des heutigen Silberpreises nicht zu gewärtigen sei.

Beide Annahmen sind meines Erachtens völlig irrig. Der amerikanische Bundesmünzmeister Preston hat sich kürzlich einmal geäußert, welche Prozedur sich ergeben würde. Er führte folgendes aus:

„Bei Annahme von Silberbullion in den Münzen würde dasselbe in Gegenwart des Depositors oder seines Vertreters gewogen, das Gewicht beglaubigt und sodann in die amtlichen Bücher der Name des Depositors, das Datum des Deposits, die Beschaffenheit des Silber-

bullion, dessen Gewicht vor dem Schmelzen und, falls das zu ermitteln ist, der Produktionsort eingetragen werden. Sofern das Bullion solcher Art ist, daß der Werth des Deposits sich vor dem Schmelzen ermitteln läßt, erhält der Depositor eine bezügliche Quittung. Im Uebrigen würde der Nettowerth des Deposits auf Grund des Gewichtes des Bullion nach dem Schmelzen und des Silberfeingehaltes, unter Berücksichtigung der Prägungskosten, festgestellt und dem Depositor eine bezügliche Quittung ausgestellt. Auf das thatsächliche Prägen seines Silberdeposits brauchte der Depositor nicht zu warten, sondern gegen Vorzeigung des den Nettowerth des Deposits ausweisenden Certifikats und gegen Empfangsbescheinigung würde ihm eine entsprechende Anzahl Silberdollars, beziehungsweise Silberbarren ausgehändigt werden. Wahrscheinlich würde die Nachfrage nach Silberdollars nur gering sein und auch unter einem Freiprägungsgesetz dürften von den ihrer Größe wegen unbequem zu handhabenden Silberdollars nicht mehr in Cirkulation sein, als gegenwärtig. Das Volk mag sich für Silberfreiprägung erklären, deshalb dürfte Papiergeld doch bevorzugt bleiben. In Folge dessen würden Silbercertifikate an die Stelle von Silberdollars zu treten haben und dem Bundesschatzamt würde die Aufstapelung des weitaus größten Theiles der Silbermenge zufallen. Schon jetzt reichen jedoch weder die Gewölbe des Schatzamtes noch die der Unterschatzämter für den vorhandenen Vorrath an Silberdollars 2c. mehr aus, und da im Schatzamtsgebäude zur Errichtung neuer Gewölbe kein Platz mehr vorhanden ist, dürfte sich unter der Silberfreiprägung der Bau eines neuen Schatzamtsgebäudes, wie auch der von etwa einem halben Dutzend neuer Münzgebäude als nothwendig erweisen."

Aus dieser Darlegung des Münzmeisters der Vereinigten Staaten geht klar hervor, daß die Verzögerung der Ausprägung der Silberdollars bei der Frage nach den Wirkungen des Rechtes zur Freiprägung gar keine Rolle spielen würde. Man muß ferner berücksichtigen, daß es an ausgemünzten Silberdollars keineswegs fehlt; im Schatzamt lagern ungefähr 360 Millionen — zumeist von 1878—1890 unter der Herrschaft der Bland Bill — ausgemünzter Silberdollars, die der Verkehr nicht hat aufnehmen wollen, er hat nur etwa 58 Millionen Dollars aufgenommen.

Für die rund 360 Millionen der in den Gewölben des Schatzamtes verbliebenen Silberdollars sind größtentheils Silbercertifikate ausgegeben; es sind rund 330 Millionen Dollars in solchen Silbercertifikaten im Verkehr, die — zumeist in Abschnitten von 1 Dollar, 5 Dollars und 10 Dollars — wie anderes Papiergeld cirkuliren.

Daneben sind unter der Herrschaft der sogenannten Sherman-Akte für das in den Jahren 1890 bis 1893 angekaufte und größtentheils ungemünzt gebliebene Silber treasury notes ausgegeben in der Höhe von rund 150 Millionen Dollars. Von diesen treasury notes sind ebenfalls mehr als 120 Millionen Dollars im Verkehr, zu deren Sicherheit ein unausgemünzter Silberschatz im ungefähren Betrage von 125 Millionen Dollars im Schatzamte liegt*).

Rechnet man dazu die 346 Millionen Dollars greenbacks, so erkennt man leicht, welche ausschlaggebende Rolle für den Zahlungsverkehr schon heute in den Vereinigten Staaten das Papiergeld spielt; das Silbergeld — und insbesondere der Silberdollar — tritt dagegen völlig zurück, und es ist nicht anzunehmen, daß in dieser Beziehung auch bei Durchführung der freien Silberprägung irgend etwas geändert wird.

Neben dem Papiergelde ist aber heute das Goldgeld ein sehr wichtiger Faktor im Zahlungsverkehr; Goldgeld ist annähernd in der Höhe von 500 Millionen Dollars in Cirkulation resp. im Bankbesitz, während daneben das Schatzamt bisher immer bemüht geblieben ist, eine Goldreserve von 100 Millionen Dollars festzuhalten. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß, sobald durch Einführung der freien Silberprägung ein starkes Goldagio entsteht und damit das Gold praktisch als gesetzliches Zahlungsmittel ausscheidet, die Vereinigten Staaten thatsächlich sofort zu einer Papierwährung kommen würden, die im günstigsten Falle durch geprägtes und ungeprägtes Silber gedeckt wäre; mit anderen Worten: Die Währung des Landes würde basirt auf Papiergeld, dessen Kaufkraft auf dem Weltmarkte der Kaufkraft des in den Silberdollars steckenden Silbers entspräche.

Dieser Umstand würde nun ferner bewirken, daß eine größere Nachfrage nach Silber — trotz der Möglichkeit der Freiprägung — gar nicht eintreten würde. In Wirklichkeit erhielte ja derjenige, der mit seinem Silber an die Münze kommt, nur eine Bescheinigung, daß er so und so viel Feinsilber abgeliefert hat; dieses Certifikat, welches er, wenn er Lust dazu hat, gegen eine entsprechende Summe von Silberdollars eintauschen kann, ist aber nicht mehr werth, als das Silber, welches er abgeliefert hat. Das Silber verändert also nur seinen Lagerplatz; es würde nicht einmal zu Münzzwecken in viel höherem Maße als bisher verwendet werden, es ist deshalb auch gar nicht abzusehen, weshalb das Silber im Werthe wesentlich steigen sollte. Damit entfiele dann auch der Anreiz für fremde Völker, ihr überflüssiges Silber auf den amerikanischen Markt zu werfen, denn die Münzcertifikate, die sie eintauschen würden, entsprächen ja nur dem Werthe des abgelieferten Silbers.

Während einer Uebergangszeit, bevor dieser Zusammenhang der Dinge genügend klar erkannt ist, könnte sich allerdings eine gewisse Preissteigerung des Silbers auf dem Weltmarkte vollziehen, und das wäre ja für Europa eine gute Gelegenheit, um durch Abstoßung des überflüssigen Silbers von dieser Konjunktur Vortheile zu ziehen; aber lange würde diese Konjunktur gewiß nicht anhalten, und es wäre wohl möglich, daß der unvermeidliche Rückschlag den Silberpreis sogar noch unter seine jetzige Höhe herabdrückte.

Es ist deshalb auch garnicht verwunderlich, daß die Möglichkeit der Wahl Bryans den Silberpreis auch nicht um einen Cent gehoben hat.

VI.

Was würde nun ferner mit dem Golde geschehen, das sich in den Vereinigten Staaten befindet? Als gesetzliches Zahlungsmittel würde es seines hohen Agios wegen natürlich nirgends zur Verwendung gelangen, höchstens könnte es zur Tilgung solcher Verpflichtungen gebraucht werden, betreffs deren eine Rückzahlung in Gold ausdrücklich vereinbart worden ist. Aber damit würden die Goldmünzen nichtsdestoweniger nur den Charakter eines vertragsmäßigen Zahlungsmittels, nicht den eines gesetzlichen Zahlungsmittels bekommen; als eigentliches gesetzliches Zahlungsmittel würden sie vollständig ausscheiden. Für den Fall, daß die Gesetzgebung der vertragsmäßigen Festsetzung dieses Zahlungsmittels keine neuen Schwierigkeiten in den Weg legt, würde sich voraussichtlich dieses vertragsmäßige Zahlungsmittel — speziell im Großverkehr — in hohem Grade einbürgern, und es könnte die interessante Erscheinung hervortreten, daß der eine Theil der Landesmünzen als vertragsmäßiges, der andere als stark entwerthetes gesetzliches Zahlungsmittel dienen würde. Für den Verkehr mit dem Auslande würde natürlich dann auch ausschließlich das vertragsmäßige Zahlungsmittel in Betracht kommen.

Die Nachfrage nach Gold würde unter solchen Umständen wachsen, nicht kleiner werden; jedenfalls aber würde, sobald die Einführung von free coinage ernstlich in Sicht kommt, jeder sich bemühen, gegen die demnächst zur Entwerthung verdammten greenbacks und Silbercertifikate Gold einzutauschen. Heute erfolgt dieser Eintausch von Gold gegen greenbacks und auch gegen Silbercertifikate noch anstandslos, und dadurch wird die gesammte amerikanische Valuta — auch Papiergeld und Silber — auf der nominellen Höhe des Goldwerthes erhalten; sobald aber die ernste Gefahr erwächst, daß diese Einwechselung gegen Gold alsbald ein Ende haben wird, würde ein run erfolgen, dem die Goldschätze des Schatzamtes in keiner Weise gewachsen wären. Mit anderen Worten: die nächste Folge einer Wahl Bryan's zum Präsidenten, sowie einer silberfreundlichen Mehrheit

*) Es ist lehrreich, nachzurechnen, was den Vereinigten Staaten die Bland Bill von 1878 und die 1893 aufgehobene Sherman-Akte von 1890 gekostet haben. Die Regierung kaufte unter dem Zwange dieser beiden Gesetze rund 460 Millionen Unzen Silber für rund 464 Millionen Dollars. Das gekaufte Silber ist heute kaum 304 Millionen Dollars werth. Verlust also rund 160 Millionen Dollars.

des Repräsentantenhauses, würde die Ueberfluthung des Schatzamts mit greenbacks und Silbercertifikaten sein; die Goldreserve wäre sofort gesprengt, und die Regierung der Vereinigten Staaten stände vor der Unmöglichkeit, die jetzt thatsächlich bestehende Goldwährung weiter aufrecht zu erhalten. In dieser Aussicht liegt meines Erachtens die Hauptgefahr; das Unheil, welches dann hereinbrechen würde, wäre so verwüstend, daß es voraussichtlich zur Einführung der Freiprägung von Silber gar nicht mehr kommen würde.

Die großen Bankfirmen in Newyork haben sehr richtig erkannt, daß in der vorzeitigen Schwächung der Goldreserve des Schatzamtes die unmittelbare Gefahr liegt; sie haben deshalb, kurz nachdem in Folge des Verlaufs der demokratischen Nationalkonvention in Chicago die Besorgniß eines Sieges der free coinage-Bewegung stärker anwuchs, sich zusammengethan und aus freien Stücken dem Schatzamt mehr als 20 Millionen Dollars Gold zugeführt und dagegen Greenbacks entnommen. Dieselben mächtigen Finanzkräfte sind weiter thätig, um einen Abzug von Gold für die nächsten Monate bis zur Wahl zu verhindern.

Durch dieses kluge und patriotische Vorgehen haben sie ihrem Lande einen ganz hervorragenden Dienst geleistet; die arg bedrohte Goldreserve des Schatzamts ist über das Niveau von 100 Millionen Dollars hinaus gehoben und die Gefahr eines panikartigen Andranges auf die Goldreserve zunächst beseitigt. Es liegt aber auf der Hand, daß dieses Beruhigungsmittel nur so lange verfangen wird, als die Wahrscheinlichkeit besteht, daß die Anhänger von free coinage am 3. November eine Niederlage erleiden werden. Sollte diese Erwartung bei den bevorstehenden Wahlen getäuscht werden, so ist die Panik meines Erachtens sofort da, und es ist ganz unmöglich, derselben Einhalt zu thun.

VII.

Was eine solche Panik mit den Folgen einer plötzlichen Entwerthung der Valuta für ein Land, wie die Vereinigten Staaten, dessen gesammte Volkswirthschaft auf einem ausgebildeten Kreditsystem beruht, und welches bisher die thatsächliche Goldwährung besaß, bedeutet, davon kann man sich nur schwer eine Vorstellung machen. Ein paar Andeutungen mögen genügen: In den Vereinigten Staaten bezifferten sich im Jahre 1895 die sämmtlichen Sparkasseneinlagen des Landes auf 1 844 357 798 Dollars, dabei waren die Baugenossenschaften, die in gewissem Sinne auch den Charakter von Sparkassen tragen, mit etwa ¾ Milliarden Dollars Einlagen nicht mitgerechnet; ferner schätzt man die Summe der gesammten Lebensversicherungen in den Vereinigten Staaten auf rund 10 Milliarden Dollars. Diese wenigen Zahlen werden hinreichen, um sich eine Vorstellung davon zu machen, was es allein für die Millionen Sparer und Lebensversicherungsnehmer bedeuten würde, wenn die ihnen gegenüber eingegangenen Rückzahlungsverpflichtungen nur auf der Basis des innern Werthes der Silberdollars eingelöst zu werden brauchen.

Und doch repräsentiren diese Riesensummen nur den kleineren Theil der unzähligen Schuldverbindlichkeiten, bei denen die Einzahlung in gutem Goldgelde oder in Aequivalenten von Gold erfolgt ist und demnächst — bei Einführung der freien Silberausprägung — nur eine Verpflichtung zur Rückzahlung in dem stark entwertheten Silber oder dessen Aequivalenten bestünde. Man denke, um nur noch ein paar besonders wichtige Kategorien heranzuziehen, an die nicht als ausdrücklich in Gold rückzahlbar bezeichneten Anleihen der Union, der Einzelstaaten, der Städte, der großen Eisenbahngesellschaften u. s. w.; man vergegenwärtige sich ferner, welche Unsummen von Hypothekenschulden auf Grundstücke und Häuser im Laufe der Jahrzehnte kontrahirt sind: Betreffs aller dieser zahllosen Milliarden würde eine Entwerthung bis auf etwa die Hälfte zu Gunsten der Schuldner und zu Ungunsten der Gläubiger Platz greifen, wenn free coinage im Verhältniß von 16 zu 1 eingeführt werden würde. Daneben wäre die ganze Lohnarbeiterschaft des Landes von einer entsprechenden Lohnverkürzung bedroht, und es würde heftiger Lohnkämpfe bedürfen, um im Laufe der Jahre allmählich eine die Entwerthung der Valuta wieder ausgleichende Lohnerhöhung durchzusetzen.

Man kann sich leicht denken, welchen Eindruck diese Fülle der Gefahren auf die Bevölkerung machen muß, sobald diese Gefahren klarer erkannt und in sichtbare Nähe gerückt sein werden. Insbesondere die Gläubiger, welche als Sparkasseneinleger, Versicherungsnehmer und Hypothekenbesitzer daran interessirt sind, daß sie in demselben guten Gelde bezahlt werden, in dem sie vordem Zahlung geleistet haben, würden in den vier Monaten, die, wie vorhin ausgeführt worden ist, jedenfalls selbst nach einem völligen Siege der Anhänger Bryan's verstreichen müssen, bis gesetzgeberisch etwas geschehen kann, versuchen, noch rechtzeitig zu ihrem Gelde zu kommen.

Das würde unmittelbar eine Katastrophe für die Sparkassen und gerade für diejenigen schwachen agrarischen Schuldner bedeuten, welche außer Stande sein würden, plötzlich gekündigte Hypotheken zurückzuzahlen. Europa würde bei dieser finanziellen Katastrophe — abgesehen von der schweren Schädigung seines Exports nach Amerika — vornehmlich in amerikanischen Werthpapieren getroffen werden, die es noch immer in riesigen Quantitäten besitzt. Diese amerikanischen Papiere — speziell die Eisenbahnbonds — sind ja zum großen Theil in Gold zahlbar, und es ist auch nicht ohne Weiteres anzunehmen, daß die betreffenden großen Eisenbahngesellschaften sich um diese ihre Verpflichtung, in Gold zu zahlen, herumdrücken werden. Etwas Anderes aber ist es, ob sie — selbst beim besten Willen — in der Lage sein würden, die Goldzahlungen aufrecht zu erhalten. Sie würden ihre Frachteinnahmen ja demnächst nur in der entwertheten Valuta erhalten —; und ob es ihnen möglich wäre, alsbald eine der Entwerthung entsprechende Heraufsetzung der Frachtsätze durchzuführen, ist zum mindesten zweifelhaft. Jedenfalls würde man mit Sicherheit darauf rechnen müssen, daß ein großer Theil, insbesondere der weniger fest fundirten Eisenbahnen, nicht im Stande sein würde, die Bondszinsen in Gold zu zahlen, was den Uebergang in Receiver's Hände, d. h. zum Bankerott, bedeuten würde.

Diese Aussicht erklärt zur Genüge die Unruhe auf dem Markte für amerikanische Eisenbahnwerthe, wie sie jetzt seit Wochen bereits anhält. Auf diesem Markte spielt ja die Spekulation keine geringe Rolle, und Spekulanten sind ihrer Natur nach besonders leicht geneigt, die Möglichkeit der Zukunft im Voraus zu diskontiren. Die nicht ausdrücklich in Gold rückzahlbaren United States Bonds, welche, wenn es zur freien Silberausprägung käme, von der Entwerthung mindestens ebenso bedroht sein würden, haben dagegen keine merkliche Kurseinbuße erlitten, weil eben hier die beweglichere Spekulation nicht wesentlich sich bemerkbar macht. Der Glaube, daß die Regierung der Vereinigten Staaten bei Einführung der freien Silberausprägung aus freien Stücken die Zahlung der Bondszinsen in Gold fortsetzen werde, ist absolut hinfällig; der gegenwärtige Schatzsekretär, Carlisle, hat das zu allem Ueberflusse auch noch vor Kurzem ausdrücklich hervorgehoben.

Ich glaube, wenn man sich die Folgen der gesetzlichen Einführung von free coinage auch nur einigermaßen klar macht, so wird man die Ueberzeugung für berechtigt halten, daß selbst der vollständige Sieg der Anhänger Bryan's bei den nächsten Wahlen die schließliche gesetzgeberische Durchführung dieser Maßregel noch nicht bedeutet, wohl aber eine schreckliche Panik und damit eine Krisis hervorrufen würde, wie sie die wirthschaftliche Welt noch niemals erlebt hat. Die gegenwärtige Vereinigte Staaten-Regierung würde den Anprall dieser Krisis in voller Kraft auszuhalten haben, und es wäre ein merkwürdig tragisches Geschick, wenn die Administration Cleveland's, des entschiedensten Gegners dieser währungspolitischen Raserei, in den letzten Monaten seiner Amtsführung dieser furchtbaren Katastrophe sich gegenüber sehen würde.

Wären die Folgen eines Sieges der free coinage-Bewegung nicht so verhängnißvoll, so könnten gerade die Anhänger der Goldwährung nichts mehr wünschen, als daß hier einmal an einem überzeugenden Beispiel die Thorheiten unserer Gegner aller Welt vor Augen geführt würden; das Gewitter würde reinigend wirken. Sollte das amerikanische Volk aber — was ich bisher noch für das bei Weitem Wahrscheinlichere halte — den Währungsdemagogen bei den bevorstehenden Wahlen eine entscheidende Niederlage beibringen, so wird die Krisis selbst vermuthlich zum Segen für das Land werden: die alten, längst verbrauchten Parteien sind dann gesprengt, der Boden für neue, gesundere Parteibildungen ist geschaffen, der Glaube an den common sense der Amerikaner in der ganzen Welt befestigt und der Kredit des Landes zunächst einmal wieder neu hergestellt.

Man nennt den gegenwärtigen Wahlfeldzug nicht mit Unrecht eine educational campaign, d. h. eine erzieherische Kampagne. Das ganze Volk wird in den nächsten zwei Monaten gezwungen, sich mit einem Hauptproblem der Volkswirthschaft zu beschäftigen, und selbst da, wo bisher die krasseste Unwissenheit in Währungsfragen bestand, wird in den Köpfen doch wenigstens einige Kenntniß von den Zusammenhängen des wirthschaftlichen Lebens aufdämmern. Das ist ja der Hauptsegen demokratischer Institutionen, daß die kultivirteren Geister aus Besorgniß vor der Barbarei gezwungen werden, to educate their masters, diejenigen zu erziehen, die kraft ihrer Zahl formell die Herrschaft besitzen.

Th. Barth.

Von Gottes Gnaden.

Fürsten nennen sich „von Gottes Gnaden"; sie leiten ihren Titel mit diesen Worten ein, wenn sie ein Gesetz verkündigen, und auch auf vielen Münzen begegnet uns das V. G. G. Nun gehört wohl vieles in der Umgegend des Thrones zu einem Ceremoniell, das aus vergangenen Tagen her sich nur arabeskenhaft um ihn herumrankt. Aber vieles davon, so steif und leblos, so floskelhaft es auch erscheinen mag, hat doch noch eine gewisse Macht und Wirkung für das heutige Leben der Völker, sei es eine berechtigte, sei es eine bedenkliche. Und so fehlt es keineswegs an Anlässen, auch die genannte Formel auf ihre geschichtliche Herkunft und auf ihre Bedeutung und Berechtigung anzusehen.

Als schmückendes Beiwort zu ihrer Amtsbezeichnung, gewissermaßen zu ihrem Titel gehörig, sollen dieses „von Gottes Gnaden" zuerst angewandt haben die Väter vom dritten ökumenischen, d. h. allgemeinen, auch allgemein anerkannten, Konzil zu Ephesus, das im Jahre 431 stattfand, indem sie ihre Beschlüsse gleichsam unter dieser Flagge der Christenheit kundgaben. Wenn es damals offiziell geschah, so ist gewiß schon einige Zeit vorher an manchen Stellen mehr privatim die Uebung aufgekommen, durch diese Beifügung das bischöfliche Amt in einem besonderen Lichte erscheinen zu lassen. Welches Licht war es, das man auf dieses Amt zu leiten wünschte?

Die Konzilväter hatten einen Vorgänger, keinen geringeren als den Apostel Paulus, der zwar diese Formel als solche nicht angewandt, wohl aber einmal in stolzem und doch tief demüthigem Selbstgefühl ausgerufen hatte: „Ich bin der Geringste unter den Aposteln, als der ich nicht werth bin, daß ich ein Apostel heiße, darum, daß ich die Gemeinde Gottes verfolgt habe; aber von Gottes Gnade bin ich, was ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet als sie alle, nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist!" (1. Korinth. 15 V. 9—10). Und derselbe Paulus hatte wiederholt seinen Briefen eine Ueberschrift gegeben wie diese: „Paulus, berufen zum Apostel Jesu Christi durch den Willen Gottes"; und wie das gemeint war, zeigt eine andere: „Paulus ein Apostel nicht durch Menschen, sondern durch Jesus Christus und Gott den Vater". Er hatte besonderen Grund, sein Apostelamt durch diese Worte zu betonen. Denn man bestritt ihm als einem Nachkömmling, der ja zu des Meisters Lebzeiten nicht zu ihm gehalten hatte, das Recht, sich als Apostel zu bezeichnen, und gar noch gegen die bisherigen Jünger einen eigenen fortgeschritteneren Standpunkt zu vertreten, kraft dessen er über die Volksgrenzen hinaus mit dem Evangelium sich an die Menschheit wandte. In seinem Glauben wußte er sich dennoch berechtigt, berufen. Seine Worte sollten das Recht und die Freiheit seines Gewissens, seines Glaubens und seines Thuns gegenüber den „Autoritäten" betonen.

Meinten die Väter von Ephesus es auch so? Sie hatten auch besonderen Grund, ihr Amt zu betonen. Doch lag die Sache ein wenig anders als bei Paulus. Zwar ihr Amt wurde ihnen auch bestritten, aber nicht von einer außenstehenden Macht, sondern sie selber unter einander waren in zwei Lager getrennt, die sich aufs heftigste befehdeten. Um die Person Christi waren die Glaubensstreitigkeiten seit mehr als einem Jahrhundert in immer neuen Streitfragen in Flammen. Nun kamen die Alexandriner mit ihrem Patriarchen Kyrill, demselben, der nicht ohne Mitschuld an dem gräßlichen Tode der edlen heidnischen Philosophin Hypatia war, und sprachen die Verdammung über Nestorius aus; dessen Anhänger dagegen, die syrischen Bischöfe, setzten nach ihrer Ankunft den Kyrill ab. Dieser aber gewann dann die Gunst des Kaisers, und man einigte sich endlich auch über die Glaubensfrage. Die Entscheide darüber, die Dogmen, aber wurden nun der Christenheit verkündigt; und die sie verkündigten, bekräftigten ihr Ansehen mit der Formel: „von Gottes Gnaden Bischof, Patriarch". Da hatte doch eine wesentliche Verschiebung stattgefunden; nicht um Recht und Freiheit des eigenen Glaubens gegen Autoritäten, sondern um das Ansehen einer Autorität gegen die Menge war es jenen Bischöfen zu thun, wobei sie immerhin zugleich demüthig gegen den Verleiher aller Autorität empfinden mochten. Aber es hat die Annahme jener Formel als Titelzusatz doch eine bedenkliche Aehnlichkeit mit dem bei scheinbar tiefster Demuth unendlich stolzen Titel, den sich der erste Gregor, der energische Papst ums Jahr 600, gegenüber seinem renommirenden Konstantinopeler Nebenbuhler beilegte: „Knecht der Knechte Gottes". Und der Anlaß, bei dem die Aufnahme jenes „von Gottes Gnaden" in den Titel geschah, und die Tendenz dieser Beilegung macht nicht gerade von vornherein einen günstigen Eindruck.

Die Sitte ist weiter gedrungen, so daß auch Aebte und Aebtissinnen, sogar Mönche und Kaplane, in Urkunden und Briefen ihren Titeln jenes schmückende Beiwort hinzufügten. Gewiß waren unter ihnen viele fromme Gemüther, die sich daran erbauten, die damit ein demüthiges Bekenntniß der Abhängigkeit vom Höchsten kundgeben wollten. Aber bei dem fortgehend sich erweiternden Gegensatz zwischen Geistlichkeit und Laienwelt lag gewiß in jenem Wort für seine Träger der Reiz einer überweltlichen Beglaubigung und Autorität. Nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, als die Obmacht der geistlichen Gewalt über die weltliche durch einen Innocenz III und seine Nachfolger und durch die Wirksamkeit der Bettelorden immer siegreicher wurde und die päpstliche Gewalt in göttlichem Glanze zu leuchten begann, nannte sich die hohe Geistlichkeit: „Von Gottes und des apostolischen Stuhles Gnaden" (Dei et apostolicae sedis gratia).

Der Gebrauch der Formel ist also ursprünglich ein klerikaler. Die weltliche Macht hat ihn angenommen, seit sie sich mit geistlichem Glanz umgab und so den jungen deutschen Völkern sich eindrucksvoller ins Herz schreiben wollte. Seit den Karolingern soll er in Uebung gekommen sein. Hatte doch Karl der Große die Kaiserkrone aus der Hand des Papstes empfangen, nicht zwar als ein Geschenk des Papstes aber des Himmels, und unter dem päpst-

lichen Segen. Der Kaiser fühlte sich als ein von Gott Beauftragter, als Herr der Christenheit, und im Besitz einer entsprechenden Vollmacht. Wie aber immer die Ehren, namentlich soweit sie in Worten bestehen, im Lauf der Zeit in breitere Schichten niederschreiten, so auch kam allmählich über alle anderen Fürsten das Verlangen, sich dieses Wort beizulegen, das ihre Souveränität am Besten kundzugeben und zu begründen schien. Die Tendenz der Reformation, gegenüber der Aussonderung eines Standes und eines Lebensgebietes als heilig von den übrigen vielmehr die religiöse Werthschätzung aller Berufsstände und die Gleichheit des Werthes aller Personen zu betonen, verdichtete sich doch zunächst zu dem Interesse, die Berechtigung und den göttlichen Auftrag der weltlichen Obrigkeit, der staatlichen Gewalt, gegenüber der Hierarchie geltend zu machen; wobei man sich auf Paulus berufen konnte, der speziell hiervon gesagt hatte, noch dazu als es nur heidnische Obrigkeit gab: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit die Gewalt über ihn hat; denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet“ (Römer 13 v. 1). Und dieses Interesse war um so stärker, als man von der weltlichen Obrigkeit Förderung der reformatorischen Sache, durchgreifende Besserung der verfahrenen Verhältnisse der Christenheit erhoffte, wo die Hierarchie sich dieser Aufgabe entzog, und darum jene auch innerlich stärken mußte. So ist es gekommen, daß seit der Reformation überall die fürstliche Gewalt sich auf diesen religiösen Grund ihrer Macht stellte, und, als nun die furchtbare Kriegszeit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts jener Gewalt als der einzigen Zuflucht nur um so mehr Ansehen und Macht gegeben hatte, geradezu ihre absolute Souveränität, ein Wort, das ja damals in Gebrauch kam, auf jenem Untergrund des Gottesgnadenthums aufrichtete.

Dabei ist es formell rechtlich geblieben, bis das innerlich allerdings lange vorbereitete Jahr 1848 mit einem Krach in den rocher von bronce hinein fuhr mit einem wundersamen Sturmbock. Man berannte das „Von Gottes Gnaden“ mit dem „Von Volkes Gnaden“, einen feindlichen Gegensatz konstruirend, wo ursprünglich gar keiner vorhanden gewesen war, weder bei dem Apostel Paulus noch bei der Betonung der obrigkeitlichen Gewalt in der Reformationszeit. Aber das hatte seine Berechtigung in der stattgehabten Entwicklung jenes Begriffs des Gottesgnadenthums. Denn er war in der That zu einer Gutheißung, ja Unantastbarkeitserklärung der arbiträren fürstlichen Gewalt, nicht mehr der kirchlichen Hierarchie sondern dem Volke gegenüber, geworden. Das „Von Volkes Gnaden“ enthielt aber eine so starke Leugnung der historisch überkommenen Machtstellung der Fürsten und in der fast religiösen Ausdrucksweise auch eine so starke innere Abhängigmachung von Menschen, noch dazu von der wechselnden Neigung der Menge, daß die innere Auflehnung der Fürsten dagegen begreiflich erscheint. Nur der Koburg-Gothaische Herzog Ernst strich mit leichter Hand den beliebten Zusatz aus seinem fürstlichen Titel. Preußens neuer pflicht- und selbstbewußter König nahm die Krone vom Altar in Königsberg und betonte: von Gottes Gnaden! Aber eben diese Erneuerung des der Freiheit des Volkes gefährlich scheinenden Wortes hat böses Blut gemacht. Dann aber führten die großen Ereignisse die tüchtige charaktervolle Gesinnung beider Seiten, des Königs und des Volkes, zusammen, und der König von Gottes Gnaden ließ sich auch vom Volk seine Oberherrschaft über Deutschland bestätigen und wurde ein von Fürsten und Volk auf den Schild gehobener Kaiser.

Seitdem ist jener Gegensatz ziemlich verblaßt, doch nicht ohne daß die fürstliche, die kaiserliche Gewalt faktisch eine bedeutende innere Stärkung erfahren hat. Alle Gesetze tragen noch immer jene Flagge: „Von Gottes Gnaden.“ Auf den Münzen des Deutschen Reiches zwar ist der Zusatz verschwunden, wie er auch schon den preußischen gefehlt hatte. Wir fühlen den Gegensatz nicht mehr so wie früher. Wenn aber bei solcher Lage die ohnehin doch sehr gestärkte fürstliche Gewalt selber, diesen Gegensatz berührend, auf das alte Siegel der Souveränität von neuem wiederholt und nachdrücklich hinweist, wie es z. B. seitens unseres Kaisers bei der Frankfurter Friedens- und Denkmalsfeier im Mai geschehen ist, so ist das nicht ohne Bedenken, wiewohl die frühere Werthschätzung jenes Begriffs sicherlich so nie wiederkehren wird. Es könnte seitens gewisser reaktionärer Kreise die Berechtigung zu willkürlichen Entschlüssen und zur Nichtachtung der anderen gesetzgeberischen Faktoren daraus hergeleitet werden; und das müßte heftige Gegensätze hervorrufen.

Wenn mit jener Formel die religiöse Werthschätzung des Fürstenamtes zum Ausdruck gebracht werden soll, so muß man auch, um ihr richtiges Maß zu finden, zu ihrem Ursprung, da wo sie aus einem wirklich religiösem Gefühl entsprang, zurückkehren. Dem Apostel Paulus war es der Ausdruck eines zugleich tief demüthigen und erhobenen Selbstgefühls, darum der allerstrengsten Verantwortlichkeit und zugleich der Freiheit von menschlichen Autoritäten; es lag ihm fern, eigene Autorität damit aufrichten zu wollen, nur die eigene Berechtigung sollte es betonen. Auch war er ja kein Machthaber, sondern ein einfacher Mensch. In diesem Sinn sollte das „von Gottes Gnaden“ nur als Ausdruck einer idealen Lebensauffassung gebraucht werden, während es so oft der Verherrlichung von Geburts- oder Amtsvorrechten gedient hat und zum Purpurmantel geworden ist, in den sich unverantwortliche Selbstherrlichkeit hüllte.

Bei solcher Auffassung des Wortes „von Gottes Gnaden“ kann das Gefühl tiefer Verantwortlichkeit nicht stärker und zugleich schöner ausgedrückt werden. Diese Verantwortlichkeit leidet keine Theilung: als ob man vor Gott verantwortlich wäre, nicht aber vor Menschen; im Gegentheil: je mehr religiös verantwortlich sich einer fühlt, um so mehr wird er zur Verantwortung vor Menschen bereit sein müssen. Andererseits kommt darin zu einem gewissen erhabenen Ausdruck, daß das letzte Urtheil, dem man sich unbedingt unterwirft, nicht von einem fremden Mund gesprochen wird, sondern aus dem eigenen Gewissen entnommen werden muß. Das ist keine Verminderung, sondern eine Vermehrung der Verantwortlichkeit; aber es wird damit jeder äußeren Gewalt und Kritik gegenüber die Freiheit behauptet. Diese Freiheit und Sicherheit zu gewinnen ist nicht bloß eines Fürsten, sondern Jedermanns Aufgabe, im einzelnen Fall auch im Gegensatz zu fürstlicher oder irgendwelcher Autorität. Es hieße aber die Sache völlig ins Verkehrte umbiegen, wenn man aus der eigenen Freiheit wieder eine unbedingte Autorität für Andere machen wollte.

So soll die ideale Auffassung jenes „von Gottes Gnaden“ dem fürstlichen Amt und ebenso dem Beruf jedes einzelnen Bürgers bewahrt bleiben. Aber der von der Hierarchie entlehnte titelmäßige Gebrauch und die einseitige Beziehung auf das fürstliche Amt hat Gefahren. Und eine Verwendung jener Formel zur Hinaufschraubung der fürstlichen Autorität über das sachlich gegebene und gesetzmäßige Maß hinaus ist in jeder Weise abzulehnen.

Gotha. Karl Lühr.

Nietzsche und seine Bewunderer.

„Wie kommt Saul unter die Propheten?“ So fragte ich mich unwillkürlich, als ich im neuesten Hefte des „Jahrbuchs für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich“, das Herr Professor Gustav Schmoller herausgibt, einen Aufsatz von Kurt Breysig über „Nietzsche's ethische und soziologische Anschauungen“ sah. Nicht als ob ich mich darüber gewundert hätte, daß der Historiker Breysig in diesem Jahrbuche aufgetreten sei. Gilt er doch als Schüler und Gefolgsmann Schmoller's. Nein,

mein Staunen galt nur dem Gegenstande des Aufsatzes. Wie kommt Nietzsche in dieses „Jahrbuch für Gesetzgebung u. s. w.“, in dieses Jahrbuch, dessen Tendenzen ganz nach einer anderen Richtung hinstreben, als die Strahlen des Lichtes, das von Nietzsche ausgeht? Oder sollte etwa hier der extremste Individualist, der geschworene Gegner eines jeder persönlichen Willkür entrückten Staatswesens, der den Namen Preußen kaum in den Mund nehmen mag, von Bismarck nichts wissen will und Deutschland für die Förderung der menschlichen Kultur für verloren hält, den Laissez-faire-Leuten, den Manchestermännern, die den Staat zur Nachtwächterfunktion herabgedrückt haben u. s. w., als abschreckende Konsequenz ihres wissenschaftlich allerdings schon tausendfach überwundenen Standpunktes vorgeführt werden? Weit gefehlt! Einen auf die Jugend unserer Tage offenbar sehr einflußreichen Schriftsteller wie Nietzsche durfte man doch auch unter keinen Umständen in irgend welche Verbindung mit den eigenen, wenn auch noch so verächtlichen Gegnern bringen, selbst wenn dessen Anschauungen nur eine konsequente Fortbildung von deren Ansichten über den Staat, dessen Machtsphäre und die Grenzen derselben sein sollen. Nun haben ja allerdings die „genialen“ Anschauungen Nietzsche's über die Ziele der menschlichen Entwicklung, die Aufgaben des menschlichen Individuums in Staat und Gesellschaft, und sein Haß gegen den Staat als solchen gar nichts gemein mit den politischen und sozialen Ansichten der Männer, die weder der Staatsomnipotenz noch einer Verkümmerung der staatlichen Organisation das Wort reden, sondern das Heil der Menschheit wie der Nationen in einer friedlichen und kontinuirlichen Ausgleichung der Gegensätze in den Forderungen des Staates und der Individuen, der einzelnen Völker und der Menschheit erblicken und der Meinung sind, daß, wenn sich ein solcher Fortschritt nicht immer auf friedlichen Bahnen werde behaupten lassen, doch der Krieg nur um des Friedens willen da sein solle. Vielleicht wäre aber gerade deshalb ein so schneidiger Gegner und von Bosheiten triefender Feind dieser „Heerdenmoral“ gerade als ein Bundesgenosse gegen diese „Manchesterleute“ zu verwenden und dadurch der Erweis zu erbringen, daß man sich, wie überall, an der Spitze der geistigen Bewegung unserer Tage und der in ihnen am stärksten wirkenden Kräfte befinde. Und das wäre doch auch schon ein parteitaktischer Gewinn, selbst wenn er mit einigen logischen Saltomortales erkauft werden müßte. Doch wir wollen schlechterdings Herrn Breysig nicht Unrecht thun, da wir ihn nicht kennen und ihm daher solche Absichten nicht unterschieben dürfen. Vielmehr scheint er bei seiner „Skizze“ der ethischen und soziologischen Anschauungen Nietzsche's gar keine Nebenabsichten gehabt zu haben. Nur der Verherrlichung des Schriftstellers und Denkers, „der als Erster unter den Deutschen das Epigramm der Prosa, den Aphorismus, das Aperçu zu handhaben gewußt und diese Kunstform zu wahrhaft blendender Vollkommenheit ausgebildet hat“, der „Hunderte von fruchtbringenden Wahrheiten gefunden hat“ und der „einer der größten Anreger aller Zeiten, ein Künstler, ein Dichter unter den Denkern, ein Seelenkünder, der wenige seines gleichen hat“, war, scheint dieser Essay gewidmet zu sein. Aber warum ist es denn nöthig, sich auf denselben polemisch einzulassen? Nur weil er sich an dieser Stelle, in dem „Jahrbuch für Gesetzgebung ꝛc. im Deutschen Reich“ findet? Gewiß nicht. Die „Skizze“ scheint uns vielmehr eine allgemeine symptomatische Bedeutung für den geistigen Zustand, in dem sich so viele unserer jüngeren Publizisten befinden, zu haben, und ein echt typisches Beispiel für die sogenannte konservative Strömung unserer Tage zu sein. Denn daß Herr Kurt Breysig ein konservativer Sozialpolitiker ist, es wenigstens perhorreszìren würde, wenn ihn Jemand zu den Liberalen zählen würde, erscheint einerseits bei seiner Schwärmerei für Nietzsche, andererseits bei der Art, wie er gegen ihn polemisirt, doch unzweifelhaft. Denn natürlich ist Herr Breysig keineswegs ein unbedingter Anhänger seines Meisters. Macht dieser doch auch bei den tiefgreifenden Wandlungen seiner Ansichten und dem durchaus persönlichen Charakter seiner Schriften das einem Jeden schier unmöglich.

Das hat natürlich auch Herr Breysig nicht verkennen können. Er hält sich deshalb für seine Darstellung der ethischen und soziologischen Anschauungen seines Helden „vor allem an seine spätesten Werke“, d. h. an die von ungefähr 1881 bis 1888 ab konzipirten und veröffentlichten. Man wird methodologisch Herrn Breysig hierin Recht geben müssen. Denn die letzten Schriften eines Philosophen gelten in der Regel als die reifste Frucht seiner Gedankenarbeit, wenn das auch keineswegs überall zutrifft. So liegt die Bedeutung Schelling's nicht in seiner Offenbarungsphilosophie, und des alten Kant posthumes Werk ist nichts weniger als gleichwerthig mit denen seiner vollen Manneskraft. Aber sei dem, wie ihm wolle. Hat uns Herr Breysig die letzte Weisheit Nietzsche's richtig dargelegt und in ihren Zusammenhängen verständlich gemacht, so wollen wir uns mit seiner Arbeit zufrieden geben, wenn es uns auch scheint, daß die Werke der beiden ersten Perioden der geistigen Evolution Nietzsche's gesunder und klarer sind als die halbmystischen Produkte der dritten.

Aber selbst in dieser Einschränkung hat uns Herr Breysig die ethischen und soziologischen Anschauungen seines Helden in seiner Skizze nicht klargemacht, d. h. als aus einer einheitlichen Welt- und Lebensauffassung heraus erwachsen hingestellt. Vielleicht thun wir aber unserem Autor hierbei Unrecht.

Hat er uns am Ende nur ein „Aperçu“ über das Wesen Nietzsche's geben wollen? Die Hochschätzung dieser Mittheilungsform, die er mit seinem Meister theilt, — heißt es doch hier von ihr: „Das Aperçu ist die ursprüngliche, im Grunde die einzige Form der geistigen Produktion, alles spätere ist Füllung, Ausführung, Konsequenz“ — ist fast so groß wie seine Neigung zum Herunterreißen von Männern, die sich erlauben, anderer Ansicht zu sein, wie unser Gnomologe. Da heißt es gleich zum Eingange: „Kein Einsichtiger wird die niederträchtige Plebejerthese des italienischen Charlatans, die selbst die Weisheit der Gassen und der Triumph des geistigen Pöbels geworden ist, daß Genie Wahnsinn sei, nachreden wollen, aber man wird sie auch nicht, so nahe die Versuchung liegt, den unglücklichen Denker anwenden dürfen, den jetzt geistige Umnachtung gefangen hält. Ich glaube, sein Leben und sein Ende läßt sich viel besser erklären, als durch diese Trivialität, oder die fast ebenso banale Behauptung von Nietzsche's Größenwahnsinn, für die ich in seinen veröffentlichten Werken keinerlei Anhalt finde.“ Mit Verlaub, Herr Breysig! Wenn ein Mensch glaubt, er allein könne „die Umwerthung aller Werthe“ vornehmen, wie wird man das im gewöhnlichen Leben nennen? Oder wäre dem Herrn Breysig nicht bekannt, daß sein Held einmal von einem seiner Bücher sagt: „ein Buch so tief, so fremd, daß sechs Sätze daraus verstanden, d. h. erlebt haben, in eine höhere Ordnung der Sterblichen erhebt.“ Und von demselben Werke rühmt der Mann, der niemals an Größenwahn gelitten: „Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, meinen Zarathustra: ich gebe ihr in Kurzem das unabhängigste.“ Wie soll man solche Selbstberäucherung nennen?

Ist aber Herr Breysig trotz seiner enthusiastischen Ausdrücke über Nietzsche ein Jünger desselben? Die psychologische Analyse der diesen bestimmenden und beherrschenden Grundtriebe seines Wesens erscheint, wenn wir hierbei wenigstens die Umwerthung aller Werthe noch nicht Platz greifen lassen, nichts weniger als schmeichelhaft für diesen. „Er war einer der größten Genießer, von dem man weiß… Er hat der geistigen Wollust gefröhnt, vielleicht mehr als ein Sterblicher vor ihm.“ Das hat er freilich „mit seiner ursprünglich starken physischen Gesundheit bezahlen müssen“. „Aber wer dürfte darüber klagen, da alle Wünsche dieser Art zuletzt doch auf die billige, aber liebenswürdige Weisheit der Leute hinauslaufen, die vom Dattelbaum gerade Feigen verlangen.“ Nietzsche ist kein Dornbusch, sondern ein hochragender Dattelbaum. Darum hat er auch nicht nöthig

seine Weisheit wie alle übrigen Sterblichen im Zusammenhange auszusprechen, und von den zahllosen, seinen Aperçus anhaftenden Widersprüchen zu reinigen. Dazu nahm sich der geistige Wollüstling — ein Anderer hat ihn den „Don Juan der Erkenntniß“ genannt — keine Zeit; und „eine weitere Konsequenz dieser in überschwenglichem Genusse unersättigten Freude an Erde und Menschheit ist das große formale Prinzip von Nietzsche's Denken selbst. Der materielle Kern seines Denkens ist, wie es nicht anders sein kann, ein Resultat dieser Weltfreudigkeit und sein extremer Individualismus.“ So Herr Breysig, der weiter als den größten aller Denkfehler Nietzsche's bezeichnet, „daß er in seinem eigenen höchsten Bedürfnisse das Bedürfniß Aller sah“. Mir scheint, daß hier eher ein Denkfehler Breysig's als Nietzsche's vorliegt. Denn dieser hat bei der Bildung seiner Weltansicht eher an Alles Andere als an Alle gedacht. Wie sollte der extreme Individualist auch dazu kommen, an Alle zu denken, er, für den das Recht nur dann einen Sinn hatte, wenn es die freie Entwicklung des Individuums in seinem Willen zur Macht gegen die große Menschenheerde mit ihrer Moral und Dummheit schützte? Er selbst sagt von seinem späteren individualistischen Standpunkte aus, dem er nur in der Erinnerung an seine frühere pessimistische Lebensauffassung jetzt ein biologisches Mäntelchen umhängt, ganz konsequent: „An sich von Recht und Unrecht reden, entbehrt alles Sinns, an sich kann natürlich ein Verletzen, Vergewaltigen, Ausbeuten, Vernichten nichts Unrechtes sein, insofern das Leben essentiell, nämlich in seinen Grundfunktionen verletzend, vergewaltigend, ausbeutend, vernichtend fungirt und gar nicht gedacht werden kann ohne diesen Charakter. Man muß sich sogar noch etwas Bedenklicheres eingestehen: daß vom höchsten biologischen Standpunkte aus Rechtszustände immer nur Ausnahmezustände sein dürfen, als theilweise Restriktionen des eigentlichen Lebenswillens, der auf Macht aus ist und sich dessen Gesammtzwecke als Einzelmittel unterordnend: nämlich als Mittel, größere Machteinheiten zu schaffen.“

Nach diesen und vielen ganz ähnlichen Auslassungen Nietzsche's, die sich nicht nur in den Schriften seiner letzten Periode finden, sondern einen Grundgedanken seiner gesammten Lebens- und Weltauffassung wiedergeben, sollte man glauben, daß von einer Ethik dieses Mannes nicht die Rede sein könne, und auch seine soziologischen Anschauungen nur in einem rein negativen Verhältnisse zu Allem stehen müßten, was man bisher als die nothwendige Voraussetzung zu der menschlichen Gesellschaftsbildung angesehen hat. Anders natürlich Herr Breysig. Nach ihm bleibt bei Nietzsche doch ein nicht geringer Rest sittlicher Forderungen bestehen: „Wahrheit, Redlichkeit, Stolz! lieber Geben als Nehmen. Milde. Mitgefühl — die stolze, sich herablassende Nuance des Mitleids im Gegensatz zu diesem selbst — vor allem aber immer wieder Wahrhaftigkeit“ u. s. w. Ja eine „weichherzige Humanität“ wird ihm nachgerühmt, nach der in Zukunft die Verbrecher als Kranke nicht zu strafen, sondern zu heilen sind. Bemerkt hierbei Herr Breysig gar nicht, daß sein Held bei dieser Forderung auf den Standpunkt des Mannes herabsinkt, den er vorher als „italienischen Charlatan“ charakterisirt hat? Aber auch nach Breysig ist Nietzsche vieles erlaubt, was bei Lombroso und Anderen eine „niederträchtige Plebejerthese“ ist. Es sind daher auch „viel Ammenmärchen über Nietzsche's Ethik verlautet“, wie denn auch seine feindseligsten und erbittertsten Angriffe, die je gegen die christliche Kirche gerichtet worden sind, im Grunde so schlimm gar nicht seien. Von seinen „geistvollsten historischen Kombinationen“ über die Geschichte Jesu, in dem Israel das Werkzeug seiner tiefsten Rache an allen Völkern gekreuzigt hat, damit nur ja die Welt der jüdischen Moral verfalle,*) wird wohl gewünscht, daß sie für die Wissenschaft fruchtbar gemacht werden möchten; wahrhaft gläubige Christen werden auch durch Nietzsche in ihrem Glauben nicht erschüttert werden. Treffen jene Kombinationen doch nicht die Kraft des Gemüthes, „von dem Nietzsche kaum etwas zu wissen scheint“; und darum können sie „religiöse, d. h. mit dem Herzen fühlende und denkende Menschen kaum berühren“.

Viele werden ihren Augen nicht trauen, wenn sie diese Ausführungen lesen. Aber sie sind hier, wenn auch in abgekürzter Form, sinngetreu, ja zum Theil ganz wörtlich wiedergegeben. Ich gestehe, als ich sie zum ersten Male las, erschien es mir, als ob der Autor sich einen Scherz mit seinen Lesern erlaubt habe. Denn wie kann Jemand Nietzsche etwas als einen Mangel seiner ganzen Weltanschauung vorwerfen, das die Grundvoraussetzung seines ganzen Denkens und schließlich auch seines Erfolges, wenigstens zum guten Theile, ist! Oder ist der Vorwurf, daß ihm Gemüth, oder das Gemüth, fehle, gar nicht so ernstlich gemeint? Ist doch auch „Gemüth“ gar kein wissenschaftlich feststehender Begriff. —

Die Entstehung der Grundgedanken, welche die verschiedenen Phasen der Nietzsche'schen Philosophien durchziehen, ist in unseren Tagen nicht wunderbar. Und daher ist auch der Beifall, den Nietzsche, ganz abgesehen von der Formgebung seiner Ideen, in weiten Kreisen, namentlich in denen der Jugend, gefunden hat, begreiflich. Nicht nur in Deutschland hat man den Heroenkult gepflegt. Er ist in seiner ersten Form hier sogar nur ein Importartikel gewesen. Dann aber hat sich die Geschichtsschreibung seiner bemächtigt. Sie lehrte, alle großen Entwicklungsreihen der menschlichen Geschichte seien von einzelnen Persönlichkeiten herausgeführt worden. Die Geschichte ist darnach nicht das Produkt unbewußt wirkender Mächte, sondern setzt sich aus Großthaten Einzelner zusammen, denen die Massen folgen. Dabei dachte man natürlich, daß diese Großthaten im Interesse der Massen erfolgten, um die Menschheit zu immer höheren Gestaltungen der Kultur emporzuheben. Bei dem Kampfe, den man gegen jeden Zweckbegriff bei der Naturbeobachtung führte, lag es nun nahe, ihn auch in die Geschichtsauffassung einzuführen und zu sagen, das Ziel der geschichtlichen Entwicklung, oder wenn man lieber will: das Ende derselben, läuft nicht darauf hinaus, die Menschenmassen durch große Männer zu heben; man hat einfach dabei stehen zu bleiben, die großen Menschen, oder um mit Nietzsche zu reden: die Uebermenschen, sind um ihrer selbst willen, nicht um der Herden willen, da; in ihnen ist die letzte Absicht der Menschheitsbildung erschöpft. Nietzsche's Kampf gegen die Historie mit ihren allen Voraussetzungen ist daher ganz konsequent. Und von dieser seiner Auffassung des Weltzweckes aus, um so zu reden, ist es da nicht nur ein kleiner Schritt, daß der Mann, der dieses Welträthsel zuerst enthüllt hat, sich selbst für den Uebermenschen, oder einen der Uebermenschen erklärte? Und das hat Nietzsche von sich selbst deutlich genug präconisirt. Er hat ferner selbst zugestimmt, als Jemand seine Weltauffassung „aristokratischen Radikalismus“ genannt hat. Und das ist sie auch.

Niemand wird leugnen, daß ein aristokratischer Zug durch unsere Zeit geht, gleichsam als ein Komplement zu der stark demokratischen Unterströmung derselben. Und das namentlich in Deutschland. Unsere gebildete Jugend hat eine Bewegung nach oben ergriffen, die zuweilen in höchst lächerlichen Formen hervorbricht. Wer will noch seinem Stande angehören? Man muß dem im größten Ansehen stehenden deutschen Stande, dem Kriegerstande, angehören, wenn man etwas sein will. Und so geht es weiter bis zu den schönsten Offenbarungen des Junkerthums, das zugleich bestimmt ist, seine Mitmenschen zu beherrschen und sich von ihnen ernähren zu lassen. Und dieses junkerliche Wesen ist auch in die deutsche Wissenschaft eingedrungen. Ohne „Schneidigkeit“ geht es schon in manchen Disziplinen gar nicht mehr ab. Die Gegner werden angerempelt und mit Ausdrücken von oben herunter angefahren, als hätten die schriftstellernden Reserveoffiziere nur rüpelhafte Rekruten vor sich. Wo dieses doch nicht gut angeht, schmiedet man ein Epigramm auf den Gegner, das durch seine Form-

*) „Ein Weib, das liebt, opfert seine Ehre; ein Erkennender, welcher liebt, opfert vielleicht seine Menschlichkeit, ein Gott, der liebte, ward Jude“, heißt es ein anderes Mal bei Nietzsche.

gerechtigkeit die geistige Superiorität dokumentirt, oder — man wird inkonsequent, wenn es nicht anders sein kann.

Dieser Strömung der Geister ist Nietzsche entgegengekommen; er hat sie nicht geschaffen, sondern ist ihr Herold geworden und hat sie durch sein großes Talent der Formgebung, durch seine Rücksichtslosigkeit im Aussprechen der letzten Konsequenzen seines Denkens stark erweitert und auf die Spitze getrieben. Bei der Heftigkeit des Streites der vielen die Gegenwart aufwühlenden Fragen wurde er auch für nicht Wenige ein erwünschter Bundesgenosse, die gewiß nicht viel mit ihm gemein hatten, aber ihn doch gegen ihre nächsten Gegner mit Erfolg glaubten ausspielen zu können. So empfahl z. B. ein sehr bekannter protestantischer Theologe die Schrift Nietzsche's gegen Strauß allen Bekannten zur Lektüre, und neulich war irgendwo ein Aufsatz zu lesen, in dem der vom schlimmsten Hohne überschäumende Feind aller christlichen Grundgedanken als ein Vorläufer christlicher Hellserkenntniß hingestellt wurde! Man scheut sich heut zu Tage eben nicht mehr in der Wissenschaft den Teufel durch Beelzebub auszutreiben, wie man in der praktischen Politik diese Scheu schon lange verlernt hat.

Liegen die Dinge aber so, so wird kein wirklich freidenkender Mensch das Auftreten Nietzsche's beklagen. Er ist eben das Organ einer Zeitströmung, einer Geistesrichtung, die unter uns verbreitet ist. Man wird sich vielmehr darüber freuen dürfen, daß er derselben mit solcher Virtuosität zum Worte verholfen hat, so daß sich auch Jemand an diesen Einzelstimmen erfreuen kann, der aus dem Ganzen keine Symphonie herauszuhören vermag, und man die Energie bewundern darf, mit der hier Alles mit vollem ehrlichen Bewußtsein auf den Kopf gestellt wird, was sonst als wahr, gut und menschenwürdig, und umgekehrt, gegolten hat.

Nur dagegen sollte im Namen Nietzsche's selbst Einspruch erhoben werden, wenn weniger konsequente Geister den Versuch machen, für ihre aristokratischen, pseudokonservativen Ideen Sukkurs bei dem radikalen Denker zu holen, dabei aber einen Kompromiß zwischen ihm und der salonfähigen Schulweisheit anzubahnen sich bemühen. Macht schon das übertriebene Werthlegen auf die Form bei wissenschaftlichen Erörterungen einen alexandrinischen Eindruck, so ist der Mischmasch der Ideen, der durch die versuchte Ausgleichung und Vertuschung unversöhnbarer Gegensätze entsteht, der Alexandrinismus selbst. Und dieser ist gefährlicher als Alles für das geistige Gesunden der Menschheit.

****

„Fram" gleichfalls zurück.

Der Aufforderung der geehrten Redaktion, auch noch die schöne Schlußphase des großartigen Schauspieles, welches Nansen der Welt vorgeführt hat, mit ein paar Worten zu beleuchten, komme der Unterzeichnete um so bereitwilliger nach, weil sich ihm so Gelegenheit dietet, zu dem früheren Artikel, der ja auf die allerersten und unzusammenhängenden Nachrichten hin hatte geschrieben werden müssen, ein paar Ergänzungen zu liefern, was jetzt, nachdem der kühne Reisende selbst einen zwar nur vorläufigen, aber doch authentischen Bericht geliefert hat, keine Schwierigkeit mehr bietet. Erfreulicherweise handelt es sich nur um wenige untergeordnete Punkte, welche einer Richtigstellung bedürfen. Aber auch das Schicksal des „Fram" selbst*) fordert den Nachtrag, denn wie ganz anders, wie ungleich weniger erfreulich wäre die Heimkehr des Führers, wenn kein Schiff mit Allen, welche sich darauf befanden, einem trüben oder doch zum mindesten unsicheren Schicksale überantwortet geblieben wäre! Man wolle sich aber auch vergegenwärtigen, wie ganz anders die Dinge sich gestaltet hätten, wenn man allein das Expeditionsschiff, ohne Nansen, hätte bewillkommnen müssen, wenn das Eintreffen des letzteren sich nur etwa um vierzehn Tage verzögert haben würde. Welches wären dann die Gefühle der Gattin gewesen, die in solchem Falle das allerschlimmste erwarten mußte! Wahrlich, ein schöneres Zusammentreffen und Zusammenwirken aller Umstände war nicht denkbar, und wer nicht wüßte, daß es sich diesmal um wirkliche und lautere Wahrheit handelt, der möchte bei der Lektüre der täglichen Zeitungsnachrichten einen spannenden, gut ersonnenen Roman vor sich zu haben glauben.

Auch „Fram" also ist an der norwegischen Küste glücklich gelandet, und Nansen hat bereits seinen treuen Schiffskameraden, von denen er so lange Zeit getrennt gewesen war, die Hand zum Willkommen reichen dürfen. Technischer Leiter desselben ist O. Sverdrup, ein vielversuchter Hachnorweger, der schon vor acht Jahren die vielbesprochene Durchquerung Grönlands mitgemacht und sich dabei als ein ebenso muthiger wie geschickter Mann erprobt hatte. Neben ihm sind vor allem der Schiffsarzt H. Blessing, der als Freiwilliger mitgegangene Elektrotechniker Nordal und der Marine-Premierlieutenant Hansen zu nennen, der, in Verbindung mit seinem Kameraden dem Reservelieutenant Johannsen, hauptsächlich die astronomischen und physikalischen Beobachtungen anzustellen hatte. Im Ganzen betrug die ganze Schiffsbesatzung fünfzehn Mann, von denen nur zwei dem eigentlichen Matrosenstande angehörten, während alle übrigen der Wunsch, zur Ehre des Vaterlandes ihren Beitrag leisten zu dürfen, zur Theilnahme an der Fahrt veranlaßt hatte. Lauter Normannen haben sich betheiligt; ihr Fahrzeug wurde auf einer norwegischen Werft gezimmert; auch die relativ nicht sehr hohen Kosten hat, mit Ausnahme einiger aus Schweden gekommenen Zuschüsse, das norwegische Volk allein getragen. Grund genug, daß sich auch jetzt die Nationalfreude als eine große und allgemeine erweist; an ihr nimmt jeder Bauer auf menschenfernem Einzelhofe ebenso theil, wie die feine Welt Christianias, an ihrer Spitze Henrik Ibsen.

Die Fahrt des „Fram" läßt sich auf jeder besseren Karte der Cirkumpolarregion leicht verfolgen. Vor allem empfehlen wir die mit bekannter, staunenswerther Promptheit der Oeffentlichkeit übergebene Uebersichtskarte des Flemming'schen Instituts*), auf welcher nicht nur die zu Schiffe und auf dem Eise zurückgelegten Routen Nansen's, sondern auch, um den Vergleich zu erleichtern, diejenigen aller bekannteren Polarfahrer eingetragen sind. Der Ort, an welchem Nansen's gewiß nicht leicht gefaßter Entschluß, sich von dem Schiffe zu trennen, zur Ausführung gelangte, ist unter — angenähert — 84° nördlicher Breite und 102° östlicher Länge (von Greenwich) markirt; die Trennung selbst erfolgte am 14. März 1895. Der „Fram" wurde nun zunächst in ostsüdöstlicher Richtung fortgetrieben und erreichte muthmaßlich eine beinahe ebenso hohe Breite, als sie Nansen selbst zu erreichen vergönnt war, nämlich 86°; jedenfalls ist sie in der Zeit zwischen dem 19. Oktober und 15. November 1895 über den 85. Parallel noch ein tüchtiges Stück hinausgekommen. Vom 13. Januar 1896 ab ging der unfreiwillige Kurs nach Süden. Um Mitte Mai endlich begann der Packeispanzer, welcher bis dahin das Schiff umschlossen und dessen Angehörige zu Gefangenen gemacht hatte, sich zu lüften; im Juni erhielt der „Fram" wieder theilweise seine Bewegungsfreiheit, und vom 19. Juli an begann er sich aus dem Eise herauszuarbeiten, doch wurde die Einfahrt in vollkommen freies Meer erst am 13. August bewerkstelligt. Auch hier ergaben die Sondirungen durchweg namhafte Tiefen, bis zu 3000 und 4000 Meter. Die

*) Mangelhafter Vertrautheit des Verf. mit der dänisch-norwegischen Sprache wolle man es zu gute halten, daß das Wort „Fram" — zu deutsch „Vorwärts" — als Femininum behandelt wurde, während der Schiffsname, wie jetzt Jedermann weiß, ein männlicher ist. An Männlichkeit hat es seinen Insassen allerdings nicht gefehlt.

*) A. Herrich, Neueste Handkarte der Gebiete um den Nordpol. Glogau 1896. Verlag von C. Flemming. Preis 0,50 Mk.

Rückfahrt dürfte gar nicht weit von jenem historisch merkwürdigen Punkte vorbeigeführt haben, bis zu welchem Parry im Jahre 1827 mit Hundeschlitten vorgedrungen war, und an welchem er sich zur Umkehr genöthigt sah, weil eine Nordströmung ihn Tag für Tag um ebenso viel wieder vom Pole entfernte, als er anscheinend demselben sich genähert hatte.

Auch dieses unerfreuliche Schicksal des Polarforschers hat Nansen kennen lernen müssen. Zwar bot ihm und seinem treuen Johannsen die Erkenntniß, daß eine gegen Süden gerichtete Meerströmung bestehe, auch einen großen Trost, denn sie durften sich nunmehr überzeugt halten, daß das von ihnen verlassene Schiff in Gegenden von günstigeren Eisverhältnissen gelangen werde, aber eine um so schlimmere Prognose mußten sie daraufhin ihrem eigenen Plane stellen. Trotzdem brachte es ihre Energie fertig, am 7. April 1895 jene äußerste Nordbreite zu gewinnen, von der früher schon die Rede gewesen ist. Jetzt erfahren wir auch, daß die beiden Eiswanderer mit den Schrecknissen des Hungers Bekanntschaft zu machen hatten und in die harte Nothwendigkeit versetzt wurden, von 28 Schlittenhunden 26 — für die noch überlebenden Thiere und für sich selbst — zu schlachten, wodurch selbredend die Hoffnung des eigenen Vorwärtskommens sich mehr und mehr vermindern mußte. Im höchsten Norden scheint denn eben doch das thierische Leben fast vollständig zu ersterben; sogar jene Kleinwelt des Wassers, welche bisher in allen hochnordischen Meeren reichlich angetroffen wurde, verschwand allmählich. Damit war dann die Rückkehr aus Pflicht der Selbsterhaltung dringend geboten; unter 81° stieß man wieder auf Land, einen Komplex von drei Inseln, welchen Nansen dem „Wilczek-Land" der Atlanten substituirt und „Hvitten-Land" genannt hat.

Die Ueberwinterung, welche die beiden Gefährten durchmachen mußten, steht in der Geschichte der polaren Entdeckungen um deswillen vereinzelt da, weil doch sonst immer die Anzahl der Leidensgenossen eine größere war. Nansen lebte nach dem von dem genialen und in der Ertragung von Mühseligkeiten zum Virtuosen ausgebildeten Amerikaner Kane gegebenen Rezepte: „Wer unter hohen Breiten einen Winter zubringen will, der muß sich ganz den Lebensgewohnheiten der Eskimos anbequemen und darf weiter nichts vom Leben fordern, als rohes Fleisch und einen Pelzsack." In jener Gegend, wo die Hütte der beiden Norweger — aus Steinen, Moos, Erde und Walroßhaut erbaut, mit Schnee und Eis eingedeckt — sich erhob, gab es glücklicherweise wieder Jagdthiere, Eisbären und Robben, und lediglich von solchen lebten die Abenteurer als ausgesprochene Antivegetarianer; es sei dies sehr gesund, meinte Nansen einem Interviewer gegenüber und erspare ein paar Marienbader Kuren. Seiner eigenen Gesundheit scheint es allerdings, wie die Blätter melden, nicht geschadet zu haben, und auch die Equipage des „Fram", deren Lebenshaltung keine sehr verschiedene gewesen sein dürfte, ist, ohne einen Mann auf der Krankenliste zu haben, in den Hafen des an der Küste von Finnmarken gelegenen Eilandes Skjervöe eingelaufen.

Nansen soll die Absicht ausgesprochen haben, nach einer Ruhepause, während deren den Helden der Erdkunde seine zahlreichen Freunde in Deutschland begrüßen zu können hoffen, eine Expedition zur Erkundung der Antarktis ins Werk richten zu wollen. Wenn ein Sterblicher das Zeug dazu hat, dieser sprödesten aller Erdzonen einen Theil ihrer Geheimnisse entreißen zu können, so ist es sonder Zweifel der Mann, dessen Name in allen civilisirten Ländern zur Zeit wohl am häufigsten genannt wird.

S. Günther.

Der Erbe der Revolution.

Wer darüber Staunen empfindet, die politische und soziale Entwicklung der Menschheit und jedes einzelnen Staatswesens sich nicht in gerader, sondern in gebrochener Linie vollziehen zu sehen, der vergißt, daß dieser Umstand die natürliche und unvermeidliche Folge der Veränderlichkeit der Volksseele, der Unbeständigkeit der Stimmung ganzer Kulturepochen ist. Noch weniger als der Einzelne vermag das Gesammtbewußtsein einer Nation dieselben Anschauungen und vorzüglich das gleiche Empfinden — denn viel mehr als durch den Verstand lassen sich die Völker durch das Gefühl bestimmen — auf längere Zeit festzuhalten. Im Gegentheil, sie werden meist von einem Aeußersten zum anderen geworfen, und es ist gerade die Aufgabe weiser und ehrenhafter Politiker, die Extreme in der Richtung der Volksseele möglichst abzuschwächen und damit allzu starke Schwankungen des Staatswesens zu verhüten, die dessen Erschütterung und innere Zerrüttung zur Folge haben könnten.

Nach den traurigen Ergebnissen, die für Frankreich die kriegerischen Tendenzen des Jahres 1870 gezeitigt hatten, und nach den Forschungen und Darstellungen eines Lanfrey, Jung, Taine und so vieler Anderer schien nichts gewisser zu sein als der Untergang der Napoleonischen Legende in jenem Lande. Wirklich war dort fast zwei Jahrzehnte hindurch, wie der Bonapartismus, so auch sein Ideal, der große Soldatenkaiser, entschiedener Abneigung anheimgefallen. Aber allmählich begannen die Franzosen den glänzenden und ungestörten Aufschwung materiellen Wohlstandes und geistiger Bildung, den ihnen die dritte Republik zweifellos geschaffen hat, als selbstverständlich und deshalb als langweilig zu betrachten. Die Lorbeeren, die ihre Heere im Kampfe gegen chinesische Schwarzflaggen und madagassische Hovas ernteten, erschienen als nicht vollwerthig - man sehnte sich von neuem nach wahrem, über ebenbürtigere Gegner erfochtenen kriegerischen Ruhm. Die friedliche Advokaten- und Fabrikantenregierung machte eben durch ihre lange Dauer den Degen des „kleinen Korporals" wieder volksthümlich. Eine schier unabsehbare Napoleonische Litteratur blühte auf, fast durchgehends der Verherrlichung des genialen Korsen gewidmet.

Zu dieser Schaar tendenziöser — obwohl zum Theil recht verdienstlicher — Bücher dürfte man das neueste Werk Albert Sorel's „Bonaparte und Hoche, 1797"*) nicht rechnen; es nimmt eine ganz andere, vornehmere Stellung ein. Jede neue Arbeit Sorel's verheißt Genuß und Belehrung. In Sorgfalt der Forschung und in methodischer Schärfe des kritischen Urtheils wird er von keinem Deutschen übertroffen; dazu kommen aber bei ihm die echt französischen Vorzüge feiner und sicherer Charakterzeichnung, harmonischer und biegsamer Sprache, die dem Ganzen den Stempel eines wirklichen Kunstwerks aufdrücken. Mit Recht ist Sorel durch einen Sitz unter den vierzig Unsterblichen ausgezeichnet worden. Ferner ist Herr Sorel kein in Chauvinismus beschränkter Gallier, sondern ein durchaus universal veranlagter und universal gebildeter Mann von grundsätzlicher Unparteilichkeit. Niemand wird die hohen Verdienste schmälern, die sich Sybel und Taine um die Geschichte der französischen Revolution erworben haben, Niemand die Ergebnisse zahlreicher Einzelforscher dieses bewegtesten und denkwürdigsten Zeitraumes unterschätzen: aber die erste durchaus unbefangene Allgemeindarstellung der Revolutionszeit hat doch Sorel in seinem Werke „Europa und die französische Revolution" gegeben. Diese Veröffentlichung war nur allzu hoch veranlagt, um sich der ganzen Volksthümlichkeit zu erfreuen, die sie verdiente. Langjähriger Sekretär des Präsidiums des Senates und als solcher mit allen Geheimnissen eines großen Staatswesens vertraut, verbindet Sorel die praktischen Er-

*) Bonaparte et Hoche en 1797, Paris, Plon, 1896.

fahrungen des Politikers mit dem auf das Allgemeine gerichteten Blicke des Geschichtschreibers. Gewissermaßen eine Fortsetzung jenes großen, bis zum Schlusse des Jahres 1795 reichenden Werkes bildet das nunmehr veröffentlichte Buch.

Mit dem Ende des Konventes ist auch die Zeit der Volksbewegungen, der welterschütternden Kammerdebatten, der freiheitlichen Begeisterung vorüber. Die als Heilmittel für alle Uebel, als sichere Bürgschaft ungetrübten Glückes betrachtete „Freiheit" hatte bei einem erregbaren und politisch ungeschulten Volke vor allem Zerrüttung, furchtbares Blutvergießen, Verarmung und Unzufriedenheit herbeigeführt. Das Volk in allen seinen Schichten sehnte sich nach einer festen und ordnenden Hand, die ihm Ruhe und Sicherheit schaffe und dabei die wirklich populären Errungenschaften der Umwälzung: die allgemeine Gleichheit, sowie die bessere Vertheilung des Besitzes, auf immer befestige. Da aber die Revolutionäre sowohl durch die überlieferte kriegerische und herrschsüchtige Richtung der französischen Nation als auch durch das innere Bedürfniß ihrer Partei nach Verbreitung ihrer Grundsätze über Frankreichs Grenzen hinaus zu einem umfassenden Kriege gegen das ganze alte Europa veranlaßt worden waren; da ferner die im Innern so wenig erfolgreiche Republik sich gerade nach außen siegreich gezeigt hatte: so galt das Interesse und die Hoffnung des Volkes vorzugsweise dem Heere und dessen genialen Führern, den großen Feldherren, wie namentlich Bonaparte und Hoche. Nach dem Uebergangsjahre 1796 ist der neue Zustand der Dinge entschieden — die Zukunft Frankreichs verkörpert sich in diesen beiden Generalen. Wem von ihnen wird die Herrschaft zufallen?

Dieses Problem wurde noch im Laufe des Jahres 1797 gelöst. Thatsächlich durch einen brutalen Zufall, indem Hoche am 19. September an einer Brustkrankheit starb, inmitten eifrigsten, verzehrenden Schaffens. Allein das Buch Sorel's läßt mit geistvoller und von eingehender psychologischer Beobachtung geleiteter Entwicklung des Verfahrens und Wesens beider Männer während jenes entscheidungsreichen Jahres deutlich erkennen, daß auch ohne diese gewaltsame Lösung der schließliche Ausgang kein anderer gewesen wäre, als der Triumph Bonaparte's.

Schon der siebenundzwanzigjährige Napoleon war der geborene Herrscher, an dem alles dazu angethan war, zu fesseln und zu unterjochen. Jeder, auch der Anmaßendste, fühlte, sobald er vor ihn trat, dessen Ueberlegenheit; jedes Wort, jede Frage, die er an einen andern richtete, verstärkte diese Empfindung. Alles ging bei ihm aus klarem, zugleich das Ganze umfassenden und bis ins Einzelnste sich vertiefenden Geiste hervor. In jener Morgenzeit seines Glückes war er übrigens noch nicht der schroffe, schonungslose, menschenverachtende Tyrann; vielmehr heiter, gesprächig, jedem Gefühle — wenigstens an der Oberfläche — zugänglich, fröhlicher Geselligkeit zugethan, von bezauberndem Reize für seine Umgebung. Freund und Feind waren von ihm entzückt, geblendet. Dabei ahnte jeder in ihm den Meister, den zukünftigen Monarchen: alles, Krieg, Finanzen, Diplomatie beherrschte er mit gleicher Vollkommenheit. Er verbarg auch seine wahren Absichten den Vertrauten nicht: „Glaubt Ihr, ich erfechte meine Triumphe in Italien, um die Advokaten im Direktorium groß zu machen?" Seine ganze Natur treibt ihn zur höchsten Macht. Er überlegt nicht lange, faßt sie gar nicht besonders ins Auge. Unwillkürlich folgt er dem Wege, der zu ihr führt, räumt er die Hindernisse, die ihn dabei aufzuhalten drohen, bei Seite.

Nicht als ob nur gemeiner, persönlichster Ehrgeiz ihn bewegte, nein, er setzt sich höhere Ziele: die Revolution abzuschließen, den Frieden zu stiften, die Franzosen untereinander zu versöhnen. Er will die Revolution in seiner Person verkörpern, ihre dauernden Errungenschaften durch sein Schwert und sein Scepter in aller Welt herrschend machen; denn sein ganzes Dasein ist aus der Revolution hervorgegangen, und zwar aus dieser besonderen französischen Revolution mit ihrem pompösen, hochherzigen und dabei doch ehrgeizigen und eroberungslüsternen Wesen. Die Revolution allein rechtfertigt sein Kaiserthum und verleiht ihm Kraft. Das sind im Jahre 1797 freilich noch große, glänzende Aussichten, allein sie blenden ihn nicht einen Moment hindurch, so daß er die zunächst liegenden und augenblicklich drängenden Aufgaben vernachlässigt hätte. Er gehört, ebenso wie Joseph II. und Katharina II., der Schule Friedrich des Großen an, den er als seinen militärischen und politischen Lehrmeister verehrt und dessen kluges, praktisches, auf Erfahrung und Beobachtung beruhendes Verfahren er in genialer Weise erfaßt, nachahmt und übertrifft. So lange nicht das Cäsarenthum ihm den Sinn verwirrt hat, vermeidet er das Unmögliche, prüft auf das genaueste die thatsächlichen Umstände und nützt sie, indem er sich von ihnen leiten läßt, mit der schlauen Kühnheit aus, die ein Erbtheil der korsischen Bergbewohner ist. „Die wahre Politik," schreibt er an Talleyrand, „besteht nur in der Berechnung der Kombinationen und Möglichkeiten." Es fällt ihm durchaus nicht schwer, sich dabei die unbedenkliche Moral oder vielmehr Unmoral zu eigen zu machen, die das achtzehnte Jahrhundert für alle politischen Beziehungen und Thaten ganz offen anerkannte und ins Werk setzte. Darin unterscheidet sich der revolutionäre Emporkömmling durchaus nicht von den „philosophisch" gebildeten Herrschern und deren Freunden, den „Philosophen".

Er war keineswegs gewillt, eine Soldaten-, eine Prätorianerherrschaft zu begründen; freilich würde er durch das Heer zur Macht gelangen, aber diese sollte vor allem eine bürgerliche werden. Außer in Kriegszeiten, sollte der Waffenrock unter der Toga des bürgerlichen Staatsoberhauptes verschwinden. Deshalb liebte er es frühzeitig, sich mit Verfassungs- und Verwaltungsfragen zu beschäftigen, sich mit Gelehrten zu umgeben, sich als Mitglied des „Instituts von Frankreich" aufnehmen zu lassen, seine soldatische Uniform auf unscheinbare Kleidungsstücke zurückzuführen. Vor allem erkannte er, der keine bestimmten religiösen Grundsätze besaß, die Nothwendigkeit an, sich die Religion, die Kirche zu Verbündeten zu machen. Mit seinem unfehlbaren Scharfsinn sah er ein, wie unendlich sich die Revolution dadurch geschadet, daß sie das unausrottbare religiöse Bedürfniß der Völker verletzt und heftig gereizt hatte. Die katholische Geistlichkeit, deren weltliche Pracht und Herrlichkeit ihr unter dem „alten Regime" den Haß des Volkes eingetragen, hatte sich gerade durch die blutige Verfolgung der Revolutionszeit wieder allgemeine Achtung und Verehrung erworben. Sein Briefwechsel beweist, welche Bedeutung er der Kirche behufs Sicherung und Befestigung der staatlichen Gewalt beimaß. Während er den Papst der weltlichen Herrschaft beraubte, während er sorgfältig vermied, dem französischen Klerus Selbständigkeit und Reichthum zurückzugeben, schmeichelte er der Kirche als solcher und fügte sie als eines der gewichtigsten Räder in seine gewaltige Regierungsmaschine ein.

Dieselben italienischen Feldzüge der Jahre 1796 und 1797, die ihn zum ersten Kriegsmanne des damaligen Europa machten, dienten ihm als Schule der Verwaltungskunst und Diplomatie: der ersteren, indem er die eroberten Gebiete als abhängige Republiken organisirte; der zweiten, durch seine Verhandlungen mit den gewandten und gut geschulten österreichischen Staatskünstlern, sowie mit den listigen Regierungen Mittel- und Süditaliens. Die Apenninenhalbinsel wurde für ihn, wie einst Gallien für Cäsar, nicht nur die Straße zur höchsten Macht, sondern auch das Uebungsfeld für die militärische und politische Herrschaft. Alles was er dort that, unternahm er im Hinblick auf seine zukünftige Stellung in Frankreich. Mit bewunderungswürdiger Einsicht und Geschicklichkeit wußte er von Beginn an seine Maßregeln so zu treffen, daß sie alle Fibern des französischen Wesens sympathisch berührten, daß sie ihn den Franzosen als ihren geeignetsten, ja nothwendigen Beherrscher erscheinen ließen. Ruhe, Ordnung, Größe, Ruhm, bürgerliche und religiöse Freiheit, Sicherheit des Rechtes, Gleichheit vor dem Gesetze — alles das erwartete man schon damals von dem jungen General, der, noch drei Jahre vorher völlig unbekannt, sich mit einem Schlage nicht nur

als unvergleichlicher Feldherr, sondern auch als großer Staatsmann und genialer Verwalter offenbart hatte. Diese Eroberung der öffentlichen Meinung hatte er, der Leidenschaftliche, Hochstrebende, vor allem der weisen Mäßigung zu danken, die er selber seinem ungestümen Gemüthe aufzuerlegen verstand. Ganz ebenso, wie die politischen Dilettanten des Direktoriums, wünschte auch er die Vertreibung der Oesterreicher aus Italien, die ausschließliche Unterwerfung dieser Halbinsel unter den Einfluß Frankreichs, die Besetzung Dalmatiens und damit die Erwerbung eines Brückenkopfes nach der Balkanhalbinsel, nach dem als Grundlage jeder Weltherrschaft angesehenen Orient. Aber während die Direktoren dies alles sogleich wollten, unverzüglich, ohne die Möglichkeit der Ausführung zu erwägen, sparte der politische Genius Bonaparte's fest und ruhig das einstweilen Unthunliche für eine spätere Zeit auf und begnügte sich mit dem zunächst Erreichbaren.

Für den Augenblick handelte es sich darum, den von dem französischen Volke dringend geforderten Frieden zu schließen, jenem ja als ersehnter Wohlthäter und Beendiger der revolutionären Wirren zu erscheinen. Um die Oesterreicher, die wiederholt besiegt, aber in ihrer Widerstandskraft noch nicht gebrochen waren, zum Frieden zu bewegen, mußte man eine genügende Anzahl italienischer Provinzen erobern, damit man ihnen für den Verlust Belgiens und des linken Rheinufers hinreichende Entschädigung bieten könne. So wurde in der That alle Welt zufrieden gestellt, Bonaparte selber der allgemein anerkannte Herr der Lage.

Das Direktorium unternahm bisweilen den Versuch, sein verfassungsmäßiges Uebergewicht über den allzu mächtigen General wieder herzustellen. Es hatte aber damit keinen Erfolg. Bonaparte allein war im Stande, den Krieg siegreich durchzuführen; ohne ihn war die in Frankreich selbst gering geschätzte, ja weithin verhaßte Regierung verloren. Ferner aber war diese finanziell ruinirt und gänzlich mittellos und lebte von den Millionen, die der General für sie den Italienern abpreßte. Sie vermochte nichts ohne ihn: Krieg, Friede, Sieg, Geld, Eroberungen — alles hing von ihm ab. Sein Wille war klar und bestimmt, der ihre unsicher und verworren. So diktirte er ihr die Befehle, die sie ihm sandte, oder kam ihnen gar zuvor. Ein von ihm gern angewandtes Verfahren war, diejenigen Maßregeln, die er dem Direktorium vorschlug, sofort selber auszuführen, so daß dessen Bescheid durch die vollendeten Thatsachen überholt war. Wenn trotzdem die Regierung Befehle gab, die Bonaparte unbequem erschienen, hatte er immer noch ein untrügliches Mittel an der Hand, seinen Willen durchzusetzen: er bot seine Entlassung an. Das schlug stets durch — die Direktoren zeigten dann sofort, was sie „republikanische Willfährigkeit“ nannten. Niemals bewährten sie diese gründlicher, als nachdem Bonaparte den Frieden zwischen Frankreich und Oesterreich zu Campo-Formio abgeschlossen hatte. Der Vertrag lief der bestimmten Willensmeinung und den wiederholten Anweisungen der Direktoren entgegen; sie nannten ihn „infam, nicht allein unpolitisch, sondern auch abscheulich“: aber sie ratifizirten ihn. Denn wenn Bonaparte Nation und Heer als Schiedsrichter zwischen ihm und dem Direktorium angerufen hätte, sie würden ihm begeistert zugestimmt und die Regierung zerschmettert haben.

Man weiß, daß die Mehrheit des Direktoriums sich gegen die gemäßigte, zum Theil sogar royalistisch gesinnte und selbst von zwei Direktoren unterstützte Majorität der gesetzgebenden Körperschaften nur durch einen Staatsstreich zu halten vermochte. Bonaparte stimmte einem solchen durchaus bei, da er keineswegs die Absicht hegte, die höchste Gewalt, die er sich selbst zudachte, dem Königthum auszuliefern. Er ermuthigte deshalb die Mehrheit der Direktoren zu dem Gewaltakte des 18. Fructidor. Allein er war viel zu klug, um selber dabei Hand anzulegen. Er wollte nicht als Verletzer der Verfassung, als Feind der Volksvertretung, als roher Prätorianer erscheinen; er wußte, daß ein Staatsstreich am letzten Ende immer unpopulär und verhaßt wird. So begnügte er sich, den ebenso kühnen wie geistlosen und unbedachten Augereau nach Paris zu senden: der mußte die Direktoren anfeuern, ihnen beistehen, den Oberbefehl über die Soldaten führen, die den Räthen Gewalt anthaten — aber die Verantwortung blieb ausschließlich den Direktoren. Auch hütete sich Bonaparte sehr wohl nach dem Gelingen des Staatsstreichs den Siegern nur ein Wort des Glückwunsches auszusprechen: er schonte die Ueberwundenen, damit sie in ihm ihre Zuflucht gegen die Gewalthaber erblickten!

So Bonaparte. Und wie erscheint Hoche?

Sein jugendliches, elegantes und dabei geist- und gemüthvolles, von Thatkraft überschäumendes Wesen brachte auf alle, die ihn kennen lernten, kaum einen geringeren Eindruck hervor, als das Bonapartes auf die Italiener. Allein in Wahrheit stand er an Tiefe der Auffassung, durchdringender Schärfe des Blickes und strenger, man möchte sagen mathematischer Folgerichtigkeit dem großen Korsen ebensoweit nach, wie er diesen an Herzensgüte und Geradheit übertraf. Unvergleichlich auf dem Schlachtfelde, klaren Auges für politische Verhältnisse, ein ehrenhafter und geschickter Organisator, gab Hoche sich doch widerstandslos den Eingebungen des Augenblicks hin; seine fieberhafte Leidenschaft verblendete ihn oft bei den entscheidendsten Entschlüssen, während Napoleons Geist durch die Leidenschaft nur immer heller sehend wurde. Es fehlte Hoche die Selbstbeherrschung und Selbstregierung, wie Napoleon sie stets besaß und zwar niemals in höherem Grade, als wenn er sich dem Zorne zu überlassen schien. Augenblicke der Entmuthigung, wie Bonaparte sie nie kannte, wechseln bei seinem jungen Nebenbuhler mit dem Ansturm einer wunderbaren Schnellkraft des Gemüthes und Geistes. Hoche's Thätigkeit ist gewaltig und theilt sich seinen Helfern und Untergebenen mit wie eine lodernde Flamme; nur versteht er nicht genug sich auf das Wesentliche zu beschränken und vergeudet sich selber, nicht zum Vortheile des Ganzen, indem er alle Einzelheiten persönlich ausführen oder doch überwachen will.

Der Instinkt des geborenen Herrschers erscheint bei Hoche wie bei Bonaparte. Obwohl — was dieser nie gewesen — aufrichtiger Republikaner, sieht auch er in den Gegnern seiner Anschauungen und seiner Größe einfach die Feinde des Staates und der Menschheit, die zu vernichten er sich von Verfassung und Gesetz auch nicht einen Augenblick lang zurückhalten läßt. Andererseits denkt auch er nicht daran, das Schwert zum Herrn des Staates zu machen. Es soll ihm zur Regierung der Republik verhelfen; dann wird er es nur noch als bürgerliches Oberhaupt des Staates führen. Denn hierzu hält er sich für berufen: er ist seines eigenen Werthes, seiner Bedeutung durchaus bewußt. Schon frühzeitig nimmt er die „Miene eines Königs“ an und zeigt deutlich, daß er sich für größer achtet als alle Uebrigen. Er ist dabei von Grund aus naiv. Während Bonaparte seinen grenzenlosen Ehrgeiz und sein ungeheures Selbstbewußtsein unter der unbeweglichen Maske eines römischen Cäsaren verbirgt, läßt Hoche die gleichen Eigenschaften, den Freunden und Gegnern zur Warnung, ganz offen hervortreten.

An Ruhm stand er seinem Kollegen vom italienischen Heere nicht gleich. Was waren seine Erfolge gegenüber den Bauern der Vendée und selbst seine kurzen Siege über die Oesterreicher während des Frühjahrs 1797 im Vergleiche mit den Triumphen, die Bonaparte das ganze Italien zu Füßen legten? Auch in der Thätigkeit als Organisator und Verwalter hatten ihn die Umstände nicht gleiche Lorbeern sammeln lassen. Er hatte allerdings die linksrheinischen deutschen Lande aus Zerrüttung und Ausbeutung durch gewissenlose französische Beamte und Offiziere gerettet; man hatte ihn deshalb als „Bonaparte des Nordens“ gepriesen: allein zu umfassenden und dauernden Schöpfungen, wie dieser sie in der cisalpinischen und ligurischen Republik veranstaltet hatte, waren ihm Zeit und Raum allzu knapp bemessen.

Bonaparte war schlau berechnend, listig, ohne Vorurtheil, aber auch ohne Ueberzeugung und Ideal. Hoche

dagegen besaß im Grunde einen naiven, vertrauensvollen Charakter, der die Idealität und die Illusionen der Jugend bewahrt hatte. Wir wissen, wie der Korse jede unmittelbare Betheiligung an dem Staatsstreiche des Direktoriums vom 18. Fructidor sorgsam vermieden, ihn aber thatsächlich durch seinen Untergeneral Augereau durchgeführt und geleitet hat. Anders Hoche. Auf Verlangen der jakobinischen Mehrheit des Direktoriums stellte er sich diesem bereitwillig zur Verfügung und verletzte die Verfassung, indem er mit seinen Truppen den ihnen von dieser verbotenen Umkreis der Hauptstadt betrat; wurde dann aber von seinen Auftraggebern im Stiche gelassen, weil sie sich lieber auf den Ruhm und die reichen Geldmittel stützten, die ihnen Bonaparte durch Augereau gewährte. Hoche hat bei dieser Gelegenheit einen guten Theil seines Ansehens eingebüßt: er hatte sich von den Direktoren hinters Licht führen lassen, die Treue gegen die Verfassung gebrochen und das allgemeine Vertrauen auf seinen Charakter geschwächt. Ja, er hatte vorübergehend die Zuversicht zu sich selbst ebenso verloren, wie die ohne ihn siegreichen Direktoren ihn fernerhin geringschätzen zu können meinten — während sie dem General Bonaparte mit schmeichelnder Unterwürfigkeit beständig Huldigungen darbrachten.

Die Vergleichung beider großen Männer wird zu der Annahme führen müssen, daß Hoche, so sehr er als Mensch, Feldherr und Organisator den anderen Generalen der französischen Republik überlegen, doch nicht im Stande war, es mit einem Napoleon Bonaparte aufzunehmen. Vielleicht, daß dieser ihn hätte schonen, ihm einen bedeutenderen Einfluß auf Staat und Heer hätte zugestehen, die republikanische Form länger und mehr aufrecht erhalten müssen, wenn Hoche länger gelebt hätte. Das ist wahrscheinlich, aber nunmehr, nach dessen frühem, für seinen Nebenbuhler so gelegenen Tode schwer zu entscheiden. Gerade weil Hoche's sympathische Figur in dem Augenblicke verschwand, wo Bonaparte an das Wagniß ging, die Revolution zu eigenem Vortheil zu konfisziren, ist in den Augen der Nachwelt dem Friedensstifter der Vendée der Ruhm geblieben, in ihm sei der einzige Mann dahingegangen, der die Freiheit hätte retten können. Er erscheint als die Verkörperung des echten und edlen Republikanismus gegenüber Napoleons genialer Eigensucht und Selbstherrlichkeit. Und endlich: seine Persönlichkeit ist umkleidet von dem in seiner Tragik fesselnden und rührenden Schimmer, den ein jedes großartige in seiner Entwicklung geknickte und vor seiner Vollendung zerstörte Streben um dessen Träger verbreitet. So ist Hoche, vielleicht ein wenig überschätzt, ein Liebling der französischen Volksüberlieferung geworden.

Des Einzelnen mag man das Alles in Sorel's Buch wiederfinden. Aber dessen überaus reicher Inhalt ist mit unseren Betrachtungen nicht einmal angedeutet. Man wird dort noch eine Fülle anziehender, auf tiefem Studium beruhender und mit ebenso viel Geist wie Klarheit aus den Thatsachen geschöpfter Beobachtungen entdecken über die Politik und Staatsmänner Oesterreichs und Preußens, über den Zustand des damaligen Italiens, das Direktorium, Frankreichs innere Verhältnisse. Stehen auch wechselnd Bonaparte und Hoche allein auf dem Vordergrunde der Bühne — es treten hinter ihnen noch zahlreiche Nebenpersonen in helles Licht: mit einigen Federzügen werden sie scharf, zutreffend, überzeugend und greifbar geschildert. So ist Sorel's Werk in der That ein klassisches, von einem Werthe, wie er in der geschichtlichen Litteratur aller Völker nicht oft erreicht ist.

M. Philippson.

Die Malerei der Gegenwart.

(Anläßlich der Berliner Internationalen Kunstausstellung.)

„J'ai combattu le bon combat. .. Ce que j'ai défendu, je le défendrais encore ... Nous avions raison, parce que nous étions l'enthousiasme et la foi. ... Si la voie ouverte est devenue banale, c'est que nous l'avons élargie pour que l'art d'un moment puisse y passer. Et puis, les maîtres restent. D'autres viendront dans des voies nouvelles; mais tous ceux qui ont déterminé l'évolution d'une époque demeurent, sur les ruines de leurs écoles. Et il n'y a décidément que les créateurs qui triomphent, le génie qui enfante, qui fait de la vie et de la vérité!"

Emil Zola im „Figaro" vom 2. Mai 1896.

Dreitausend Bilder — richtige, gemalte Bilder. Wer das Talent hat, an großen Ziffern sich zu entflammen, der mag es hier bewähren. Ich habe es nicht, auch nicht die himmelblaue Heiterkeit eines liebwerthen Kollegen von der Kritik und Freundes, der, wenn es drinnen im eisernen und eisigen Palaste der Kunst ihm zu kühl wird, draußen im Parke am hellen, lustigen Feuer des Großstadtlebens sich die Hände wärmt und im Verkehr mit schönen Frauen seine Künstlersorgen herunterplaudert, um dann der auf sein Wort merkenden Leserwelt einen entzückenden Optimismus vorzulegen: daß die künstlerischen Zustände in Berlin sich merkbar besserten, daß die Damen in Berlin artigen Chic bekämen, daß die Musik sehr lustig, das Bier recht süffig, kurz: daß es draußen, zwischen den Eisenbahnen, sehr gut auszuhalten sei. Der Vereinigung von Café Bauer, Militärkonzert und mondainem Treiben mit der Malerei ist nie so freundlich das Wort geredet worden; sie war noch stets das Entrüstungsziel für alte wie junge Moralisten, die sich gern auf die Thatsache beriefen, daß Centren wie Paris und München dergleichen für unvereinbar hielten mit der Würde der Kunst. Das Problem ist meines Erachtens unschwer zu lösen: Ist die Kunst drinnen gut, so kann ihr der schützenfestliche Geist draußen nicht schaden; ist sie aber schlecht, so schadet er ihr erst recht nicht. Bedenklich nur wird die Sache, wenn Einer es unternimmt, aus dem Drinnen und dem Draußen eine imposante Gesammtwirkung festzustellen. Man wird hübsch unterscheiden und sagen müssen: Der Oekonom Zweig ist groß, Herr Anton von Werner aber klein. Die Ausstellung gehört zu denen, die da gar nicht wären, wenn sie gewesen: Sie beweist, wie fast jede offizielle Ausstellung für die Kunst nichts, gegen das Ausstellungswesen Manches, für Berlin sehr Vieles, doch leider nicht viel Gutes.

Gerade die nicht eben zahlreichen Leute, die einst für die naturalistische Idee ihr Bestes einsetzten, sind, nicht seit heut und gestern erst, von linder Traurigkeit erfüllt, da sie eine wachsende Verflachung dieser Idee wahrzunehmen glauben. Auch in diesen Blättern, die selbst stürmender Kulturentwicklung wohlthätig und weitherzig sich öffneten, ist aus frischer Brust manche Fanfare erklungen, zum Lobe der Meister, doch auch zur Aufmunterung des Nachwuchses, dessen verhältnißmäßiges Talent Hoffnungsgefühle erwecken konnte. In den Tagen des Kampfes nimmt der Kritiker, der, nach Lessing's Lehre, gelinde und schmeichelnd sein soll gegen den Anfänger, gern auch die noch unklar stammelnden Geister unter seine Flügel. Die Vertreter des Alten sind zunächst ja noch immer die stärkeren und einflußreicheren, und ihr banausisches Dreinschlagen wird gefährlich für das neu keimende Leben. Aber der Kampf tobt zu Ende; es gibt nicht „Richtungen" mehr, sondern ein Ziel. Man läßt den Blick schweifen über das große Schlachtfeld hin, und da zeigt es sich denn, daß die Zahl derer erschreckend groß geworden, die „auf den Trümmern ihrer Schulen" sitzen. Auch im Kriege um die Kunst gibt es nicht bloß jenseits Opfer. Die Neuen müssen bluten wie die Alten. Der künstlerische Tod mag ebenso schmerzhaft und bitter sein wie der leibliche, und Niemand soll unser trauerndes Mitgefühl für die gewissen Opfer als ein Zeichen der Schwäche auslegen. Die naturalistische Idee hat die Geister zwar frei gemacht, aber nur in ganz Wenigen die Empfindung dafür

gestärkt, daß es in der höchsten Freiheit die geringste Willkür gebe; nicht viele, wenigstens unter den deutschen Malern, haben im Drange der Entwicklung einen persönlichen Stil gewonnen. Allerorten hat ein mächtiges und oft leichtfertiges Abschreiben begonnen, und je später Einer zum Jungbrunnen kam, desto hitziger ist er nun im Abschöpfen. Es gibt freilich kritische Herren, die konstatiren, daß nun erst das neue Leben beginne. Ich sage euch: es war, und was ihr jetzt als das Neue ausposaunt, das ist im Grunde schon wieder ein Altes. In Deutschland „blühen die Künste“ sehr spärlich, und es ist keine große „Lust zu leben“. Es gibt schon wieder eine spitzige Anekdotenmalerei; die sogenannte Phantasie macht groteske Sprünge; in der Landschaft ist die Naivetät allgemach geschwunden und eine falsche Dämmerlyrik eingezogen; im Porträt herrschen unter der Marke „Geschmack“ bunter Tand und steife Puppenhaftigkeit oder auch eine kunstfeindliche Pikanterie. Man hat das Werkzeug neuer Schulen in die Hand genommen und ihren Geist hinausgejagt. Und das alles: weil der großen Masse der Künstler die Arbeit so furchtbar flott von der Hand geht, weil sie das Studium der Natur so ohne Tiefe, Treue und Liebe betreiben, — es gibt in unserem artistischen Großbetriebe kein Empfindungsleben, kein wesentlich erstarktes Formgefühl, — und da liegt die Wurzel alles Uebels.

Zu so pessimistischer Betrachtung kann auf der Berliner Ausstellung die Malerei der Gegenwart Anlaß geben. Aber es wäre ungerecht, dieser Unternehmung allein den Vorwurf machen zu wollen, daß sie einen Ausdruck moderner Kunst nicht mehr biete. Auch in Paris und München vermögen das die großen Ausstellungen schon bald nicht mehr. Wer selbst in Paris nicht gewesen ist während der letzten Jahre, erhält in Zola einen treuen Gewährsmann für diese Thatsache. Zur Zeit der künstlerischen Kämpfe war der „Marsfeldsalon“ eine Art Operationsmittel; man sah den operirenden Kräften scharf auf die Finger, und die Jahresausstellungen waren stark, gut und gewählt. In der Münchener Sezession sind sie bis heute wenigstens noch immer „gewählt“; der verfügbare Raum war beschränkt, und da lag der Knüppel beim Hunde. Aber nun geht auch die Sezession den Weg alles Menschlichen; auf eigenem Terrain hört sie zu existiren auf und in das große amtliche Glashaus kehrt sie zurück, das da deckt Gerechte wie Ungerechte. Die Sezession hat ihre Arbeit brav gethan: Sie tritt mit Glanz und Ehren ab. Aus dem Marsfeldsalon in Paris aber wird allgemach das große Asyl der Barmherzigkeit, das der alte Salon auf den Elysäischen Feldern, mit stetig wachsender Unehre, einst war. Es mag wohl so sein, wie Zola sagt: daß nur die Meister bleiben, — die, die aus Ziel gekommen sind. Und die Meister wollen nichts wissen von diesen großen Ausstellungsorganisationen. In Paris wie überall. Zola kommt wieder einmal als der große Schnitter, der eine faule Ernte kräftig wegmäht. Seit dreißig Jahren hat er nichts über bildende Kunst geschrieben. Er, der im Frühling seines Zornes einst aller klassizistischen und romantischen Tradition den Strick drehte, aber auch den künstlerischen Spießbürgerradikalismus Proudhon's nicht schonte und das Evangelium Courbets, Manets, Monets laut in die Lande rief, — er schüttelt heute wieder einmal seine alte Löwenmähne und kündet empört, daß der Kunst des großen Durchschnitts aufs Neue das Grundgesetz aller Malerei abhanden komme: Natur, erfaßt von der Individualität des Künstlers. Die Leute, die jetzt das große Wort führen, arbeiten ihm zu wenig. Die Kunst hat wiederum zu viele Nebenzwecke.

Mit Zola fühlen jetzt in Paris hundert wackere Kenner, auch solche, die eifriger und vielseitiger dem Gang der Entwicklung gefolgt sind als er, die weniger doktrinär sind als er, die die Malerei wärmer in ihre Herzen geschlossen haben als er. Ich will einen Typus schöpferischer Kennerschaft hier zeichnen, wie er mir begegnet. Im niedrigen Laden meines Freundes Marcel, wo es weder Tag noch Abend ist, finden sich die besten Geister zusammen, Leute, die in knappen Geberden, leisen Fingerzeigen mit einander konversiren und auch ohne jedes Zeichen sich verstehen. Also ist Marcel Kaufmann, Kunsthändler? Nein, dazu ist er zu sehr Amateur; aber hinwiederum nicht ganz Amateur, denn er ist aufs Verdienen gestellt, wenn er nicht verhungern will. Immerhin ist er ein Kaufmann der allerseltensten Art. Er verkauft nicht solche Sachen, die das Publikum, sondern das, was er selbst will. Er ist eine Montmartre-Existenz, — ein armer Teufel, voll schöner Ideale: ein Künstler, obwohl er nie im Leben Pinsel oder Meißel angefaßt; ein litterarisches Talent, wenngleich er nie die Feder angerührt; ein Mann von Einfluß, obwohl er nie ein Amt bekleidet; der gehätschelte Hausfreund großer Herren, wenn er auch nie ein Frühstück oder Mittagessen bei ihnen angenommen. Eine Künstlernatur wie Marcel kann nur in Paris gedeihen. Er macht auch manchmal Ausstellungen, aber er arrangirt sie nicht — sie kommen von selbst zusammen: fünf bis zehn Bilder, die unter Seinesgleichen ein höheres Aufsehen erregen als ein ganzer „Salon“. Wenn ich so mit Marcel vom Marsfeld durch die thaufrischen, jungegrünenden Anlagen des Eiffelthurmes langsam der Trocadero-Brücke zuschreite, am späten Nachmittage, wenn wir auf dem Dampfboote Seine-aufwärts fahren, indessen die Frühlingssonne noch flammend über das Wasser hinzittert, dann pflegt mein Freund, durch den schwachen Kunstgenuß aufgestachelt und durch den Anblick der Natur hold erregt, solche Standrede zu halten: „Können Sie denn wirklich ausstellen, die Genies in dieser Gesellschaft breitspuriger Mittelmäßigkeit: Die Degas, Renoir, Monet, Pissarro der Alte, Lautrec? Monet muß sehen, wie seine heitere Palette kraß und grell überheitert wird; die Farbenfreude des Degas ist von der Gruppe um Besnard zu einem geschmackarmen Geschäfte für Dekorationsmalerei ausgebeutet worden; Lautrec, der Meister der „menschlichen Komödie“, erlebt es, wie das empfindungsreiche Pariser Sittenbild von den Komödianten des Montmartre zu Grimasse und Verrenkung auseinandergezerrt wird. Wo ist unsere Gefühlsruhe, unsere Harmonie (die schöne Harmonie, die Fontainebleau geschaffen), unsere Anmuth und Finesse und in der Farbe unser runder, netter Geschmack geblieben? Was soll dem französischen Geiste dieses Deuten und Spintisiren? Was unserer hellen Lebensfreude das dämmerige, blutarme Halbleben der Aestheten? Es gibt eine französische Kunst, — aber ihr sollt sie nicht auf den Ausstellungen suchen. Nur in den Häusern stiller Anbeter findet ihr sie. Wo heut zu Tage die Ausstellungen anfangen, da hört die Kunst auf. Glauben Sie mir, sie haben recht: Degas, Renoir, Lautrec, Monet und Pissarro der Alte. Auch Millet, Manet, Corot würden nicht anders handeln, wenn sie lebten. Wie könnten es auch Männer der ehrlichen Künstlerarbeit mit diesem Troß der „Macher“ halten, die im günstigsten Falle naive Schlingel sind? Entweder bin ich taub, oder in unserer sogenannten Kunstwelt schreit heute Alles. Und sie meinen: die Natur genüge nicht: Ihr kleingläubigen Thoren, — die Natur genügt immer, — nur ihr genügt nicht; euch fehlt das Maß zur — Persönlichkeit.“

Diese Kunstmeinung eines Fremdlings gehört unmittelbar zu meinem Gegenstand. Die bittere Wahrheit hat auch Beziehung zur Berliner Ausstellung; nicht bloß deshalb, weil sie als eine „internationale“ die allgemeine Abhängigkeit von Frankreich widerspiegeln muß und die französische Abtheilung an sich das Modell eines mittelmäßigen Marsfeldsalons bietet mit dem Zugstück Boldini; auch darum, weil die Ausstellung im Ganzen selbst von dem schweren Vorwurf der Unzulänglichkeit ein wenig entlastet wird: In Deutschland ist der Mangel an Interesse für so umfassende Unternehmungen mit fast den gleichen Gründen zu erklären wie in Frankreich. Für die citirten Pariser setze man nur die Namen Menzel, Liebermann, Leibl, Uhde, Thoma, Klinger, Böcklin ein (des Schweizermalers „Jagd der Diana“ ist in so schwacher Stunde entstanden, daß man, aus Achtung vor dem Künstler, das Bild nicht mitrechnen sollte). Auch hier bleiben die Meister in der Ferne; sie arbeiten, doch nicht für diese alljährlichen Märkte; auch für

das kraftlose Hin- und Herschwanken eines Skardina, eines Stahl, eines Dettmann würde mein Freund, wie für die Pariser Halbmodernität, nur ein mitleidiges „Tapage!“ übrig haben. Der Durchschnitt unseres Nachwuchses ist kosmopolitisch geartet. Doch nicht so, daß sie sich im großen Strom der Welt zu Persönlichkeiten heraus bilden, wie etwa die talentvollen Amerikaner in Paris und München, — vielmehr ist ihr Kosmopolitismus mit Modesucht gleichbedeutend, ist ein auf kunstfremde Wirkungen gerichtetes Streben. Jenen malenden Litteraten kann man sehr wohl auch das Beispiel Gotthardt Kuehls entgegenhalten, der seine vollendete Meisterschaft über die Technik, seine blühende Helligkeit in der Ferne gewonnen hat, und doch ein starker deutscher Künstler geworden ist: durch den volksmäßigen, den niederdeutschen Zug, den er in die Kunst einführte, durch die Poesie des Kleinlebens, der Schiefwinkligkeit, die er, mit sonderbar kräftigem Rokokogeiste, neu ins Leben brachte.

Auch Schweden wäre an Frankreich zu messen. Schweden bietet den Berlinern jetzt eine Ueberraschung. Aber nur den Berlinern. Vor vier Jahren traten sie in München zum ersten Male als geschlossene Gruppe auf, und zeigten damals schon, bis auf wenige Züge, die Physiognomie von heute*). Es ist, als ob eine Expedition französischer Maler ausgezogen wäre, um Neuland zu suchen, und da fanden sie Schweden. Unter den skandinavischen Völkern, die ja am spätesten in die moderne Kunstentwicklung eingetreten sind, unterscheiden von den zögernd sinnirenden Dänen und den tief empfindenden robusten Norwegern sich darin die Schweden, daß sie, ungefähr wie die Nordamerikaner, mit einer Art Schulinstinkt sich zu den Franzosen begeben haben, um hier, als unbeschriebene Blätter, das Erste und das Letzte zu lernen. Sie sind Systematiker der Arbeit und als reife Künstler im Wesentlichen Formmenschen; bewegliche, leichte, manchmal übermäßig nervöse und grillige, aber doch immer behagliche Leute. Die Einflüsse gehen sehr weit zurück: Wahlberg malt bald wie Millet bald wie Corot. Aber die stärkste Natur unter ihnen ist unter der Einwirkung von Manet, Degas und Monet zu dem geworden, was er ist: zu einem unvergleichlichen Techniker, der selbst in Paris Staunen erregt. Die Natur wollte an einem glänzenden Beispiel das ganze formale Können unserer Tage zeigen: Da erschuf sie Anders Zorn. Es ist, als ob er mit den Augen Tausender sähe; er findet mit Leichtigkeit die gewagtesten Effekte und arbeitet, wie kein Zweiter, hurtig mit maschineller Sicherheit. Auch litterarische Einwirkungen kommen hinzu: Flaubert, Zola, die Goncourts. Die Wahrkunst dieser litterarischen Meister stellte Zorn's Augen auf die unendlichen Motive des Weltstadtlebens, der menschlichen Komödie, ein. Er malt seine Motive klar, sachlich, flott, breit und tönend, doch ohne eine wesentliche innere Theilnahme. Degas und Lautrec, die dasselbe malen, sind erbarmungsvoller wie er. Er mag seinen Landsmann Liljefors, den Schwärmer der Natur, mit den Fertigkeiten der Hand übertreffen, an Seele sicher nicht. Man kann Zorn bewundern, wählt sich aber Liljefors zum Freunde.

Diese Erörterung von technischen Siegen muß mich noch einmal nach Deutschland bringen. Auch wir haben vereinzelte jüngere Kräfte, die es heraus aus den fremden Schulen wieder zu neuen Wegen hindrängt. In Deutschland hat immer, in künstlerischen Dingen, die Form gefehlt. Die Jüngeren vornehmlich verschmähten die Handwerksmäßigkeit, die alle wahrhaft kunsttreibenden Völker für die Grundbedingung des Wirkens halten. Sie suchten den Stil in der Stillosigkeit. Nicht nur den zeichnerischen, auch den farbigen, denn selbst unter der Note: Farbenfreude, Farbenpoesie zeigte sich Stümperei oder Barbarenthum.

*) Vergl. „Nation“ IX, S. 161—163.

Ich greife nun Ludwig von Hofmann, Hans Olde, Louis Corinth heraus, die in Farbe wie in Zeichnung einen harmonischen und eigenen Stil suchen und auch auf dem Wege sind, ihn zu finden. Bei Hofmann geht dieser Stil aufs Dekorative, bei den Andern auf die geschlossene Bildwirkung. Michel Angelos Größe weitet dem früheren Schüler des Puvis de Chavanne und Besnard, dem stillen Gefühlsmenschen, die noch junge Brust. Er schließt in die Monumentalität ein Idyll: das einsame Glück der ersten Menschen ein, und es ist ihm wohlgelungen, bei aller Breite und Weite doch die vertrauliche Wirkung festzuhalten. Sie beruht auf der Reinheit der Seele, diese Wirkung. Olde vermählt deutsche Renaissance und Corinth Alt-Vlämisches mit Claude Monet. Dort war der Mittler Hans Thoma, hier Jef Leempols, der belgische Ekstat und Meister der Zeichnung. Olde wirkt, bei dieser strengeren Tonart der Selbstdisziplin, ganz persönlich — der Jungmeister einer erdkräftigen Bauernmalerei, und auch Corinth als ruhigschwerfälliger Empfinder, der, wie er stets das bunte Spiel dieses Lebens beobachtend wieder schuf, so jetzt die große Tragödie eines Menschenlebens kräftig vergegenwärtigt, — so naiv, fromm und farbenfroh wie die alten Mönche, wenn sie die Passionsgeschichte auf den Goldgrund malten.

Das sind einzelne freundlichere Unterströmungen, die bald Schule machen werden. Es sind Ansätze einer systematischen Verarbeitung von Einwirkungen, die unser Kunstleben unvermittelt empfing. Die stillen, beschaulichen, ernsten Landschafter von Karlsruhe thun etwas Aehnliches. Abseiten aller Wirrungen und Irrungen führen sie, mit deutscher Beharrlichkeit, das Ideal von Fontainebleau allmählich in den Schottengeist hinüber, eine geschlossene Schaar, die eine gediegene und charaktervolle Gesammtleistung, die erfreulichste im deutschen Lager, zu bieten vermag. So lebt uns schließlich doch eine stille Hoffnung, und die Meister, sie bleiben. Hier mögen die lernen, die eine falsche und ziellose Modernität begünstigen und in jeder breiten Tonfläche von Violett oder Roth, in jeder leichtfertigen Allegoristerei eine Offenbarung erblicken. Sie glauben den Geist der Zeit zu verstehen und sündigen doch gegen ihn. Noch darf als abschreckendes Symbol deutscher Kunst ein Otto Knille im stolzen Repräsentationssaale seinen „Dreibund, die Mächte des Umsturzes bekämpfend“ ausstellen. Mein Gott, welche Idee! Wäre der Professor Knille nicht als nüchterner Maler bekannt, man könnte glauben, hier sei eine Phantasie toll geworden. Wer an Alpdrücken leidet, soll an dieser Riesenleinwand vorüber gehen. Es könnte sonst geschehen, daß die wüste, bengalisch beleuchtete Teufelin (als Venus aus Knille's Tannhäuserbild bekannt) und der schlangenschlotternde Obersatanas sich, in der Magengegend, auf seine Bettdecke setzen. Der Olymp von Hellas und Germanien wird bald keine Götter mehr haben, so viele sind, nach dem Fall des Umsturzgesetzes, im Feldzuge gegen den Umsturz verwendet worden.

Julius Elias.

J. V. Widmann: Spaziergänge in den Alpen. Dritte Auflage. Frauenfeld, Huber.

Mit herzlichem Antheil nimmt unsere Leserwelt Widmann's Reiseblätter auf. Und mit herzlichem Dank vergilt der in diesem, dem Kreise der „Nation“ und weit über denselben hinaus nicht erst zu rühmende Autor diese Gesinnungen durch neue Gaben. Besonders anmuthig sind die frisch hinzugekommenen feinen (auch Litterarhistorisches, wie Baggesen's Alpengedichte fein einbeziehende) Skizzen über Schweizer Bergbahnen. Mit Vergnügen erfahren Widmann's Freunde endlich aus dem Vorwort, daß ein Folgeband der Sammlung demnächst kommen soll. Nach dessen Erscheinen werden wir des lyrischen und humoristischen Reiseschilderers noch eingehender gedenken.

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 49 Berlin, den 5. September 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Vorgänge am Schlusse der letzten und auch noch am Anfang dieser Woche in Konstantinopel spotten selbst der vehementesten Ausdrücke; die schwärzesten Blätter mittelalterlicher Geschichte und die furchtbarsten Berichte aus barbarischen Despotien gleichen auch nur den Zuständen, die tagelang in Konstantinopel geherrscht haben. Und doch sind die Vorgänge in Konstantinopel nur die Wiederholung dessen in größerer Nähe, was in Armenien Monate und Monate hindurch, doch unserer Beobachtung entrückter, geschehen ist. Wie furchtbar dort gewüthet wurde, das muß man in einer Reihe sehr verdienstlicher und ergreifender Artikel nachlesen, die Dr. Johannes Lepsius, ein Sohn des verstorbenen Aegyptologen, im „Reichsboten“ veröffentlicht hat. Im Urtheil über diese Ereignisse ist alle Welt einig.

Eine leichte Meinungsverschiedenheit ergibt sich dann aber bereits bei dem Forschen nach der Entstehung der neuesten Metzeleien in Konstantinopel.

Das Verhalten jener Armenier, die in die Ottoman-Bank eingedrungen sind, ist an sich schon merkwürdig genug; aber noch verdächtiger erscheint dieses sinnlose Wagestück, seitdem von allen Seiten die Beweise dafür erbracht worden sind, daß die türkische Regierung und die türkische Bevölkerung auf das Beste darauf vorbereitet waren, gegen die Armenier loszubrechen. Unter diesen Umständen drängt sich eine Vermuthung uns auf: Es muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß in den revolutionären armenischen Komitees sich Verräther befinden, die einerseits die Türkei vollständig über alle geplanten Unternehmungen unterrichten, und die überdies als agents provocateurs wirken, und auf türkische Veranlassung die eigenen Landsleute gerade in die unsinnigsten Unternehmungen hineinreißen, um so den Vorwand für neue Massenmorde zu liefern. Sie würden es sein, die der Türkei damit die Möglichkeit gewähren, die armenische Frage auf ihre Weise zu lösen, das heißt, durch allmähliches Abschlachten der Bevölkerung, die befreit werden sollte; es wäre auch das eine Befreiung, aber nicht durch Verträge und Reformen, sondern durch den Tod

Insofern jene Pläne nicht vom Sultan direkt, sondern von einer Hofkamarilla ausgehen, könnte als Nebenabsicht bei solcher türkischen Politik auch der Plan mitwirken, den Padischah durch eine große Blutlache jede Annäherung an Reformen unmöglich zu machen. Denn wie sollen die armenischen Reformen durchgeführt werden, die ein Zusammenwirken türkischer und armenischer Beamten vorschreiben, wenn eine unüberbrückbare Kluft beide Bevölkerungskreise von einander trennt.

Daß solche Möglichkeiten in den Kreis der Berechnung gezogen werden können, ist charakteristisch zur Abschätzung der Mittel türkischer Regierungskunst.

Es ist zweifellos, die türkische Bevölkerung steckt noch in tiefer Barbarei, und es ist ebenso zweifellos, die türkische Regierung trägt kein Bedenken, diese barbarischen Instinkte ihren Zwecken dienstbar zu machen; allein gänzlich vereinzelt sind derartige Erscheinungen im heutigen Europa nicht. Man muß daran erinnern, daß eine gleiche Empörung und ein gleicher humaner Schrecken Europa erfaßte, als auch die russische Politik unter Ignatieff sich nicht scheute, aus kalter Berechnung Tausende von Juden hinschlachten und ausplündern zu lassen.

Wenn man vom civilisirten Europa spricht, so ist es immer zweckmäßig, sich gegenwärtig zu halten, wo diese Civilisation aufhört.

Und man muß noch einen Schritt weiter gehen, um einen vorurtheilslosen Standpunkt zur Beurtheilung der Türken zu gewinnen.

Die Türken sind Barbaren; aber meistens zeigen sich solche primitiven Barbaren erst dann von der schlimmsten Seite, wenn die civilisirte Barbarei oder, wenn man lieber will, eine barbarische Civilisation, in die ruhenden Verhältnisse zurückgebliebener Länder mit ihren egoistischen

Motiven eingreift. Und in der That ist eine sehr schwere Anklage gegen jene europäischen Mächte zu erheben, die die armenische Frage in ihrer jetzigen Gestalt auf die Tagesordnung gesetzt haben.

In der Türkei lebt der Mohamedaner wie der Christ unter einem Regierungssystem, das nach unseren Begriffen unerträglich wäre; unerträglich seiner Willkür und seiner Rechtlosigkeit wegen. Allein die Unterthanen des Sultan haben diesen Druck, der schließlich heute immer nur für Einzelne ganz unerträglich ist, sich zu tragen gewöhnt, und man kann behaupten, daß fast alle revolutionären Bewegungen zunächst von Außen in das türkische Reich eingeschleppt worden sind; entweder von interessirten Großmächten oder von Unterthanen des Sultan, die das Leben Westeuropas kennen gelernt hatten und nun ihre eigenen Stammesgenossen beglücken wollten; meistens wirkten die einen mit den anderen zusammen und so wurden die Brände entfacht. Die Bevölkerung selbst, welcher Nationalität und Religion sie auch angehört, steht dagegen meist auf einer viel zu tiefen Kulturstufe, als daß sie ihrer Unzufriedenheit auf andere Weise Ausdruck geben sollte als durch das Bilden von Räuberbanden, die an den bedrückenden Regierungsbeamten Vergeltung üben und daneben das Plündern zu eigenem Vortheil betreiben. Höhere politische Absichten oder was dem ähnlich sieht, sind fast stets ausländischer Import.

Die mohamedanische Bevölkerung und die Nichtmohamedaner sind es daher auch gar nicht, die sich in tödtlicher Feindschaft gegenüberstehen. David Urquhart, der begeisterte Verehrer der Türken in jener Zeit, da England noch türkenfreundlicher war, hat einseitig gesehen; aber die eine Seite, die er sah, ist richtig. Der gewöhnliche Türke ist meist ein sehr anständiger Mensch, weder blutdürstig, noch fanatisch. Die Geißel für die Bevölkerung und zwar für alle Unterthanen des Sultans ist die türkische Beamtenschaft, aber freilich begreiflicherweise in noch etwas höherem Grade für alle Nichtmohamedaner, und wenn diese Bedrückung so groß geworden ist, daß die Gequälten sich auflehnen, oder daß die Neigung hierfür besteht, dann ist es wiederum die türkische Beamtenschaft, die ihre Glaubensgenossen auf die Christen losläßt, um die Empörung zu ersticken. Dazu ist freilich der gemeine Türke bereit, wie den Juden gegenüber dazu der gutmüthige russische Bauer bereit war. Beide lebten manchmal mit denen, die sie beraubten oder todtschlugen, in ganz gutem Verhältniß; der eine sagt aber dann, der Zar hat es befohlen, und der andere sagt, der Padischah will es; daß überdies hier wie dort das gemeine Raubgesindel, welches nirgends fehlt, sich anschließt, ist klar.

Diese zwei Eigenschaften solcher primitiven Völker muß man sich gegenwärtig halten, um zwei scheinbar gänzlich entgegengesetzte Erscheinungen innerlich verknüpfen zu können: die Greuelszenen in Konstantinopel, die wie furchtbarster Fanatismus aussehen, und die doch ganz gegen das Wesen des Fanatismus auftauchen und verschwinden wie auf ein Machtwort, und andererseits die Thatsache, daß unter der ausgezeichneten österreichischen Verwaltung in Bosnien und der Herzegovina Mohamedaner und Christen friedlich zusammenwohnen, ohne daß ernste Konflikte aus gegenseitigem fanatischem Hasse entstanden wären.

Ausgezeichnete Kenner der Türkei sind denn auch mit Recht der Ansicht, daß die eigentliche Schwierigkeit des türkischen Problems seinen Sitz nicht in Eigenschaften der Masse der türkischen Bevölkerung hat, sondern in der türkischen Regierungsmaschinerie.

Die armenische Frage hat dies wiederum bewiesen, wie sie auch ein Beweis dafür ist, daß Revolutionen von außen in die Türkei hineingetragen werden.

Eine armenische Frage gab es bis vor Kurzem nicht, und konnte es gar nicht geben, weil nirgends in Kleinasien die Armenier in solcher Zahl zusammen wohnen, daß sie die erdrückende Majorität der Bevölkerung darstellen; und sie sind den Mohamedanern gegenüber aus dem Grunde noch um so schwächer, weil sie religiös auseinander fallen und die einzelnen Theile als römische Katholiken, Griechisch-Katholische oder auch durch amerikanische Missionare bekehrte Protestanten in religiöser Verfeindung mit einander leben. In diese Bevölkerung, die schon zufrieden gewesen wäre, wenn sie nur nicht ärger bedrückt worden wäre, wie die Mohamedaner selbst durch Beamte und Soldateska und landesübliche Räuberbanden, trug man eine Agitation hinein, die Ziele aufsteckte, wie sie in Bulgarien und früher in Griechenland, Serbien und Rumänien erreicht worden sind. Die Agitatoren saßen vor allem im Auslande, und einen erheblichen Stützpunkt fand diese Agitation in London; bei englischen Philantropen, wie auch bei der englischen Regierung, die sich diese humane Bewegung dienstbar machte und zwar sowohl unter dem vorigen liberalen Kabinet Rosebery wie unter dem jetzigen konservativen Kabinet Salisbury.

Gegen das englische Vorgehen, an dem die armenischen Revolutionäre einen Rückhalt fanden, wäre nichts einzuwenden gewesen, unter einer Bedingung. In England hätte man sich darüber klar sein müssen, daß eine solche Unterstützung, so groß oder so gering sie war, die weitgehendsten Hoffnungen zu erregen geeignet sein würde, und welche Verantwortung alsdann darin liegt, diese Hoffnungen zu täuschen.

Politisch war Englands Verhalten begreiflich genug; armenische Wirren mußten Rußland von seinen Aufgaben in Mittelasien und in Ostasien ablenken, und dort hat England das meiste zu fürchten! Das war eine Politik des kühlen Egoismus, wie sie außer England auch andere Staaten zu treiben pflegen.

Der humane Anstrich für die englische Politik wurde in dem Augenblick jedoch zu einer sehr harten Anklage, da man in London nicht bereit war, von den Armeniern die Folgen abzuwehren, die es haben mußte, wenn jene im Vertrauen auf die Unterstützung vor allem Englands und der europäischen Mächte sich in Bewegung gegen die türkische Herrschaft setzten.

Nun erklärte bereits am 30. Mai 1895 — wie die englischen Blaubücher erweisen — Herr von Nelidoff im Auftrage des Fürsten Lobanoff, daß die russische Regierung keineswegs an Zwangsmaßregeln gegen die Türkei sich betheiligen würde.

„That in no case would the Russian Government associate itself with such measures."

Fürst Lobanoff verharrte immer auf diesem Standpunkt; er betonte, es nicht zulassen zu wollen, daß an der kleinasiatischen Grenze Rußlands ein Gebiet mit besonderen Privilegien geschaffen werde, ein Kern, der sich zu einem asiatischen Rumänien oder Bulgarien entwickeln könne; und Fürst Lobanoff ging in einer Erklärung vom 25. Januar dieses Jahres noch einen Schritt weiter; er sprach es rücksichtslos aus, daß nicht nur Rußland sich an Zwangsmaßregeln nicht betheiligen werde, sondern daß es überhaupt nicht eine Entwicklung der Politik gestatten wolle, die zu einer Einflußnahme auf die inneren Angelegenheiten der Türkei führe; er ließ Lord Salisbury offiziell erklären:

„The Russian Government refused to sanction any course of conduct which might lead to a European interference with the internal affairs of Turkey."

Wollte man den Widerstand Rußlands nicht auf jede Gefahr hin brechen, so wäre es human gewesen, die Finger von der armenischen Frage ganz fortzulassen; England zog es aber aus politischen Gründen vor, mit Worten und Noten weiter zu arbeiten, und da die Türkei wußte, daß hinter diesen Redensarten der Entschluß zu Thaten nicht stand, daß es bei Worten bleiben würde und Zwangsmaßregeln — measures of constraint — von Rußland mit aller Energie verhindert werden würden, so feilschte die Türkei in Konstantinopel am grünen Tisch in unendlicher Ergebnißlosigkeit mit den Botschaftern um Reformen, die eine reale Bedeutung zu erlangen nie bestimmt waren, und draußen reformirte sie die Verhältnisse in ihrer Weise äußerst praktisch, indem sie die armenische Bevölkerung unter den Augen der Botschafter und in Kleinasien dezimiren ließ.

So gelang zwar England eines; unter Opferung von Tausenden von Menschenleben hielt es die armenische Frage bisher offen; es fragt sich nur, ob dieser momentane Vortheil nicht zu theuer erkauft ist.

Die russische Politik hat dagegen eines klar gestellt; als Schutzherr des Christenthums in der Türkei trat Rußland nicht auf; es ließ sich nicht herbei, über die griechisch-katholischen Armenier seine Hand zu halten; und wenn der letzte russisch-türkische Krieg angeblich durch eine Volksbewegung entfacht worden ist, so konnte man den Werth dieser offiziellen Behauptung zwar stets, aber heute hat man zugleich den **Beweis**, welche Bedeutung russische Volksbewegungen haben; sie sind da, wenn man sie braucht, und sie sind nicht da, wenn man sie nicht braucht, und werden auch Tausende griechischer Katholiken von Türken erschlagen.

Der gegen einander arbeitenden Politik Englands und Rußlands sind die Armenier bisher geopfert worden, wobei englische Hände es waren, die den Brand entfachen und dann schüren halfen; aber einen kleineren Theil der Schuld tragen auch die anderen Mächte, die mit Papier und Tinte kurzsichtig mitzuarbeiten bereit waren und so ihrerseits zur Betebung der armenischen Hoffnung beitrugen, während jeder Kenner der Türkei wissen muß, daß man freilich in Konstantinopel dem drohenden Zwange nachgibt, aber daß man auf die gesammte europäische Diplomatie pfeift, so lange man weiß, daß jenseits der gemeinsamen Noten der Großmächte, und mögen sie noch so ernst auf dem Papier aussehen, nicht gemeinsame Thaten, sondern Eifersucht, Mißtrauen und in ihrem Gefolge rathlose Passivität stehen.

Vielleicht hätte die Türkei **eines** zu fürchten, ein Aufschäumen der öffentlichen Meinung in Europa; aber auch diese Gefahr ist gering. In Rußland gibt es nur eine kommandirte öffentliche Meinung; und in Frankreich gibt es für internationale Fragen keine andere öffentliche Meinung mehr, wie die in Rußland beliebte. Bei solcher Konstellation wird man sich in England nicht fortreißen lassen und in einem andern Großstaate trotz aller Empörung gewiß nicht.

Wie die Verhältnisse sind, gibt es gegenüber der armenischen Frage, die noch ganz anders wie die kretensische Frage liegt, — in Kreta sind die Griechen eine Majorität und die englische Flotte fällt schwerer ins Gewicht als die ferne russische Landmacht — nur zwei Wege, die nicht zur blutigsten Inhumanität führen. Entweder die Großmächte gelangen zu einer Verständigung, die auch realen, ernsten Zwang in den Bereich der Vereinbarung schließt; dann mag man zu Gunsten der Armenier vorgehen und dann kann man sicher sein, daß man in Konstantinopel sich fügen wird; oder man gelangt nicht zu einer Verständigung, die bis zu gemeinsamer That reicht, so lasse man die Hände ganz fort. Schlecht und recht wird sich dann zwischen Armeniern und Türken ein Verhältniß herausbilden, das, so traurig es zunächst sein mag, doch immer noch paradiesisch gegen Zustände ist, die dadurch entstehen, daß man beständig die Türkei durch eine papierne Intervention, hinter der nichts steht, reizt, und daß man die Armenier durch dieselbe Methode zum Vorwärtsgehen ermuthigt, um sie dann im Stiche zu lassen. Das heißt nichts weiter als neuen Metzeleien das Thor öffnen.

Da Deutschland nicht politisch in der Lage ist, die Führung in der Orientpolitik zu übernehmen, so können wir uns zwar wohl betheiligen, wenn alle Großmächte gemeinsam sich über Maßnahmen verständigt haben, die der Türkei zeigen, daß die Noten der Botschafter auf reale Mittel zur Erzwingung der Forderungen Europas sich stützen; aber soll weiter die Türkei nur durch papiernen Zwang reformirt werden, so thut Deutschland gut, sich an dieser frivolen Narrenarbeit nicht zu betheiligen. Dann kann Deutschland wenigstens seinerseits jede Verantwortung dafür ablehnen, daß die Türken den utopischen Reformen in Tinte die reale Reformirung in Blut ohne Scheu entgegensetzen.

Welchen Lauf die orientalischen Dinge nehmen werden, das ist um so unberechenbarer, als die stärkste Figur in dem politischen Spiel, der **Fürst Lobanoff**, plötzlich gestorben ist. Zwar hört man auch diesmal die hergebrachte, flache Redensart, die russische Politik werde die alte bleiben; aber diese Redensart ist ebenso nichtig als würde Jemand sagen, das unvollendete Werk eines Musikers werde ein anderer Musiker vollenden; gewiß es gibt genug Musiker und genug Diplomaten, aber die Diplomatie und nun erst die Staatskunst gehört nicht zum Handwerk sondern zu den Künsten, die nur individuell betrieben werden können, und bei denen es eine Schablone gar nicht gibt und nicht geben kann, denn jedes große Problem, das sich auf diesem Gebiet darstellt, ist so noch niemals dagewesen.

Lobanoff ist nun zweifellos ein hervorragender Mensch gewesen; man mag zugeben, daß er Rußlands Lage sehr günstig entwickelt vorfand; aber sein Verdienst ist es, daß er diese Lage klug auszunutzen verstand, und auch das ist keine kleine Aufgabe. Ohne zu den äußersten Zwangsmitteln zu greifen, hat Lobanoff Rußlands Stellung außerordentlich in den verschiedensten Theilen der Welt gefördert, in Ostasien wie in Bulgarien, und er hat es doch zugleich verstanden, die Beziehungen zu allen Großmächten zu verbessern statt zu verschlechtern, vielleicht mit einer Ausnahme, nämlich England gegenüber, wo man in Lobanoff einen gefährlichen Gegner erblickte; doch hütete man sich noch Möglichkeit dies auszusprechen.

Der Todte war ein gebildeter, feiner, gemäßigter und doch energischer und in den Zielen klarer Mann. Er war sich bewußt, daß die internationale Lage Rußlands es gestatte, eine ganze Reihe Früchte zu brechen gefahrlos und mit keinen anderen Mitteln als denen der Diplomatie. Diese brach er mit ruhiger Energie und unbeirrt, und indem sich seine Politik in diesen Grenzen hielt, konnte sie trotz erheblicher Erfolge ihren maßvollen und die Verhältnisse nicht gefährlich zuspitzenden Charakter bewahren. Solche Politik macht nur ein Mensch, und sie ist nicht durch ein Programm zu ersetzen. Darum wird es für den Orient und für die internationale Lage von großer Bedeutung bleiben, wer Lobanoff's Nachfolger sein wird.

Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht den Entwurf einer Novelle zu den **Arbeiterversicherungsgesetzen**. Von fundamentaler Bedeutung sind die Neuregelungen nicht gerade; es handelt sich meist um den Versuch, kleine Schäden zu beseitigen und bei diesem oder jenem Detail zu bessern. Dieser Gesetzentwurf wird aber Bedeutung dadurch erlangen, daß er bei den parlamentarischen Verhandlungen mit dem vom Bund der Landwirthe ausgearbeiteten Plane in Konkurrenz treten muß, mit jenem Plane, der von den agrarischen Interessen ausgehend, einseitig zu Gunsten der Großgrundbesitzer die Versicherungsfragen zu lösen sucht. Im Zusammenhang mit diesem Gesetzentwurf wird man daher auch den Regierungsvorschlag demnächst eingehender zu prüfen haben.

Statt im „Reichsanzeiger“ wurde in einzelnen politischen Blättern verschiedener Richtungen stückweise eine Darlegung des Ministers der Landwirthschaft über unsere **landwirthschaftlichen Verhältnisse** veröffentlicht. Auch diese Bruchstücke sind schon interessant; aber es wird sich erst verlohnen, auf die Darstellung des Näheren kritisch einzugehen, wenn sie in vollem Umfang vorliegt, statt in Bruchstücken, die in mißbräuchlicher Verzettelung der Oeffentlichkeit vorgelegt werden.

* *
*

Ein Wendepunkt.

„Früh oder spät mußt' ich's entdecken". Es sind nun reichlich fünfzehn Jahre ins Land gegangen, seitdem zum erstenmale das liberale deutsche Bürgerthum vor die Entscheidung gestellt war, ob wirthschaftliche Grundsätze, bei der Bedeutung, zu der sie in unserer Zeit gelangt sind, im Schooße einer Partei „offene Fragen" bleiben könnten. Darüber kam es zu einer Trennung der nationalliberalen Fraktion in zwei Theile. Denjenigen, welche die Möglichkeit der „offenen Frage" verneinten, wurde der Name der Sezessionisten beigelegt. Zur Motivirung ihrer Ansicht erschien damals eine Schrift: „Die Sezession". Die friedliche Auseinandersetzung, deren sie sich befleißigte, mündete in den Schluß: Mögen die Zurückbleibenden, welche auch die Mehrzahl bilden, die Probe darauf machen, wer hier irrt und wer hier recht hat. Es mußte natürlich lange dauern, und die Dinge mußten sehr auf die Spitze getrieben werden, bis die Erkenntniß, daß es sich um unüberbrückbare Gegensätze handelte, auch da sich unwiderstehlich geltend machte, wo man, um des allerdings nicht zu verachtenden lieben Friedens willen, sich bis zu den äußersten Konzessionen bequemt hatte. Aber es scheint, und das ist in der That nicht zu verwundern, daß der Augenblick gekommen ist, wo auch dem Friedlichsten und Versöhnlichsten das Maß voll erscheint, und das Wort der Klärung nicht länger zurückgehalten werden kann. Das Verdienst, dies offen auszusprechen, hat sich die „Nationalzeitung" erworben; und wenn ihr dafür Anerkennung gebührt, so fügt sich von selbst daran der Schluß, daß es ebenso falsch wie thöricht wäre, retrospektiv darüber zu glossiren, was früher hätte geschehen können oder sollen. Im Gegentheil! Es gibt Versuche, die gemacht werden müssen, damit nicht später gesagt werden kann: wäre dies und jenes nicht unterblieben, so wäre alles besser gegangen; es gibt solche „nothwendige Fehler", und die Geduld, mit welcher die noch einigermaßen liberal denkenden Männer bis jetzt das Uebergreifen agrarischer Tendenz im Schooße der nationalliberalen Partei verwunden haben, war ein Opfer dieser Art. Darum ist es auch als ein politischer Fortschritt zu begrüßen, daß die weiter links stehende Presse, oder wenigstens ein Theil derselben, die neue Wendung einfach willkommen heißt, ohne in jene abgeschmackte Tonart zu verfallen, welche in solchen Fällen nichts Besseres zu thun weiß, als höhnisch zu triumphiren: „Hab' ich's nicht gesagt, nun haben wir die Bescheerung."

Mehr zu thun, als dieser Beobachtung einer wohlwollenden Neutralität entspricht, wäre vom Uebel. Wenn die Mitglieder einer Partei Anstalt machen, sich über ihre inneren Schwierigkeiten auseinanderzusetzen, muß der Dritte vermeiden, sich einzumischen, wie bei einem ehelichen Zwist. Bereits sieht sich die „Nationalzeitung" genöthigt, einigen Angriffen agrarischer Fraktionsgenossen gegenüber klar zu stellen, daß es sich für sie gar nicht darum handle, sich vom „Manchesterthum" aufrollen zu lassen. In einem mit diesem Worte überschriebenen Leitartikel (vom 27. August) führt sie aus, daß die Zurückweisung der agrarischen Tendenzen nicht entfernt dahin ziele, das geltende System des Schutzzolls zu bedrohen, ja daß sogar ein Versuch nach dieser Richtung hin auf absehbare Zeit auch für die, welchen er erwünscht käme, aussichtslos wäre. Da bei dieser Erörterung mir die Ehre erwiesen wurde, meine Autorität anzurufen, so ist es wohl nicht aufdringlich, wenn ich mich hierüber äußere. Ich bin weit entfernt davon, Alles zu unterschreiben, was dort über Manchesterthum gesagt wird. Gibt doch der Verfasser jener Betrachtung selbst zu, daß aus dem Wort im Dienste der Polemik ein entstellender Spitzname gemacht worden ist, der mit dem ernsten Inhalt der so bezeichneten Richtung nichts gemein hat. Wenn er sich auf meine jüngst in dieser Zeitschrift (Nr 44 vom 1. August) gethane Aeußerung beruft als auf ein unverdächtiges Zeugniß, daß Schutzzoll und Staatseinmischung heute auf der ganzen Linie triumphiren, so hat er recht. Aber man kann sich besiegt erklären, ohne sich im Unrecht zu fühlen. Trotzdem daß mit dem Freihandel in Deutschland gründlich aufgeräumt ist, und ein praktischer Politiker, selbst wenn er die Macht dazu hätte, nur auf Stillstand, nicht auf Umkehr bedacht sein könnte, — schon aus Rücksicht auf die Einkünfte des Reichs — durften doch die deutschen Freihändler jüngst aus vollem Herzen und nicht neidlos ihren englischen Gesinnungsgenossen zu der Jubelfeier gratuliren, welche der fünfzigjährigen ungebrochenen Herrschaft ihrer Grundsätze im Lande der größten politischen Freiheit und der höchsten ökonomischen Kultur gewidmet wurde. Ueber Gesetze wird mit Mehrheit abgestimmt, über Wahrheit glücklicher Weise nicht. Sonst gäbe es auf deren Gebiet noch viel mehr unschuldig Verurtheilte als vor den Strafgerichten. Auch der Widerstand, der vor zwölf Jahren gegen die Einleitung der Kolonialpolitik sich auflehnte, ist hoffnungslos besiegt worden, wenn schon er vielleicht einiges Verdienst daran hat, daß wir die Thorheit nicht so weit trieben, wie Italien und Frankreich. Aber es wird wohl schwerlich verlangt werden, daß die zwölf Millionen, welche die deutschen Steuerzahler jährlich nach Ost- und Südwestafrika zahlen, für weise Verwendungen gelten müssen, weil einstens der Abgeordnete Windthorst auf Anregung des Kardinals Lavigerie hin das Signal gab, die deutsche Kolonialpolitik ins Schlepptau der katholischen Missionen zu nehmen. Und, — um nur noch das Eine zu nennen hat nicht die Maßnahme, vierhundert Millionen Silber aus thörichter und unwissender Berathung aufzuspeichern, sich siegreich behauptet gegen alle dawider erhobene Einsprache? Man kann sich besiegt erklären und doch, ohne Calonische Geberden, die besiegte Sache für die bessere halten.

Aber die praktische Politik, die „Kunst des Möglichen" ist etwas ganz anderes als das theologische Zeugnißgeben, welches leider im deutschen Parteileben noch so viel Unfug anrichtet Ich habe mich jederzeit zu der Ueberzeugung bekannt, daß ein freiheitliches Regiment in Deutschland der Stütze des breiten Bürgerthums nicht entbehren kann. Wenn aber die Partei der Nationalliberalen von ihren agrarischen Elementen aufgesogen wird, so geht auch die letzte Hoffnung auf einen wichtigen Bruchtheil dieses Bürgerthums verloren. Was dann noch von liberalen Erinnerungen vorhanden sein sollte, wäre schwer zu entdecken. Von Kulturkampf und Bismarcktelegrammen allein können sie wahrlich nicht leben.

Glücklicher Weise sind die mächtigsten Träger des Bürgerthums, Handel und Industrie, gleichermaßen in ihren innersten Lebensbedingungen vom agrarischen Ansturm bedroht. Was er in der abgelaufenen Session zu Wege gebracht hat, mag als Beweis genügen, daß er vielmehr der Manie gehorcht, Handel und Industrie zu schädigen als der Kunst sich selbst vielleicht Vortheile zu verschaffen. Was er noch ferner im Schilde führt, Kündigung der Handelsverträge, Bimetallismus, Quebrachozoll, Befähigungsnachweis und dergleichen würde dem Werk der Zerstörung die Krone aufsetzen. Um trotzdem die Industrie an ihre Fahne zu fesseln, suchen ihr die Agrarier die Furcht vor jenem Manchesterthum einzuflößen, welches mit rücksichtslosem Draufgehen den geltenden Zolltarif beseitigen und damit die rechnungsmäßige Grundlage ihrer dermaligen Existenz über den Haufen rennen würde. Aber welcher vernünftige Mensch kann im Ernst so etwas glauben? Die Freihändler haben den schutzzöllnerischen Tarif eben darum aus allen Kräften bekämpft, weil sie sich klar darüber waren, daß es später von ihnen selbst nicht würde verantwortet werden können, eine einmal auf schutzzöllnerischer Basis aufgebaute, und nun mit dem nationalen Wohlstand verwachsene Industrie ihrer rechnerischen Voraussetzung zu berauben; und nachdem es dem deutschen Gewerbestand gelungen, trotz des protektionistischen Systems, sich zu einer glänzenden Stellung auf dem Weltmarkt emporzuschwingen, muß jede, auch die vorurtheilsloseste Handelspolitik, mit diesem gesetzlichen

Status quo rechnen. Darum haben auch alle Bestrebungen der Freihändler sich seit länger als einem Jahrzehnt darauf konzentrirt, nur zwei Ziele im Auge zu behalten: die Verhinderung weiterer Zollerhöhungen und die Vermeidung der Zollkriege. Letzteres vor allem! Die Stetigkeit der internationalen Beziehungen, mit anderen Worten die gegenseitige friedliche Bindung durch Handelsverträge ist das Ziel, auf welches beinahe ausschließlich die Anhänger des Freihandels ihr Augenmerk gerichtet haben. Dies Ziel aber ist nicht nur vom Handel, sondern auch von der Industrie fast ausnahmslos als ein conditio sine qua non ihres ferneren Wohlergehens erkannt worden, und in der richtigen Erkenntniß dieser gemeinsamen Lebensbedingung ist die gesunde Grundlage gegeben für das ungestörte Zusammenhalten des handeltreibenden wie des industriellen Bürgerthums. Daß diese Linie auch von freihändlerischer Seite als die richtige erkannt worden, bereits ehe es zu gegenwärtiger Auseinandersetzung kam, dafür kann ein authentischer Beleg beigebracht werden.

Der Verein zur Förderung der Handelsfreiheit hielt seine Generalversammlung in diesem Jahre am 16. Mai zu Lübeck. Die Rede, mit welcher ich als Vorsitzender die Berathung einleitete, brachte bereits den oben bezeichneten Gedankengang ausführlich zur Sprache und betonte namentlich: man dürfe mit einer gewissen Befriedigung sagen, daß wir vom freihändlerischen Standpunkt aus zu einem friedlichen Nebeneinandergehen mit der Industrie gekommen seien und nicht fürchten, daß dasselbe gestört werde; daß wir für die Vertheidigung der Handelsverträge wesentlich auf die Intelligenz unserer Industrie zählen. „Sie hat in dem Kampf für die Handelsverträge mit ganz wenigen Ausnahmen uns treu zur Seite gestanden, und darum glaube ich, daß alle Versuche, die Industrie in das agrarische Lager herüberzuziehen, zwar hier und da bei irgend Einem, der Werth darauf legt, mit vornehmen Leuten an demselben Strange zu ziehen, gelingen können, daß aber das Gros unserer deutschen Industriellen sich klar sein wird, daß es im Grunde keine identischeren Interessen gibt, als die von Handel und Industrie. Ja, ich halte es für ganz unmöglich, eine Unterscheidung zu machen zwischen Handel und Industrie, und eigentlich könnte man sagen, die Handelsverträge müssen Industrieverträge heißen, denn es sind vor allen Dingen Verträge, die dafür sorgen, daß der Export auf sicherem Boden stehe."*)

Im nächsten Monat wird auf dem Parteitage der Nationalliberalen die Entscheidung fallen, ob diese oder die entgegengesetzte Ansicht in Zukunft der Partei ihr Gepräge geben soll. Es ist schon gesagt worden, daß die Aussichten, auf eine Bewältigung der agrarischen Uebermacht in ihrer Mitte keine großen seien. Unter den Argumenten, welche die letztere ins Feld führt, wird ohne Zweifel das ausgespielt werden, daß die großen Städte dem Bürgerthum durch die Sozialdemokratie entrissen seien, daß man daher zur Erhaltung einigen Bestandes auf das flache Land angewiesen sei. Es läge ein Schein von Sinn in dieser Folgerung, wenn sie nicht an ihrem Ende auf den Schluß hinausliefe: Weil wir in den Städten von der Sozialdemokratie bekämpft werden, müssen wir uns auf dem Lande dem Kampf anschließen, den die Agrarier auf Leben und Tod gegen uns selbst führen. In einem großen Theil ländlicher Bezirke hat die agrarische Propaganda nationalliberaler Führer selbst wesentlich dazu beigetragen, die Wähler zu demoralisiren, indem sie zum blinden Interessenkrieg anfeuerte.

Interlaken.

L. Bamberger.

*) Bericht über die Generalversammlung des Vereins zur Förderung der Handelsfreiheit, abgehalten zu Lübeck am 16. Mai 1896. Berlin 1896.

Der Börsengarten in Königsberg.

Der berühmteste Sohn Königsbergs ist Kant, und der berühmteste Satz Kant's lautet: Handle immer so, daß Dein Handeln als Maxime für das Handeln aller Anderen gelten kann. In Königsberg kann sich nichts Bedeutendes ereignen, ohne daß man an Kant und seinen Satz erinnert wird. Kürzlich hat sich dort ein Vorfall zugetragen, aus welchem man folgende Maxime abstrahiren muß: „Wenn Dir ein Anderer mißfällt, und dieser Andere ist zufällig Regierungsassessor und Reserveoffizier, so darfst Du Dich nicht von ihm zurückziehen, sondern Du mußt Dich bei seinem bürgerlichen und militärischen Vorgesetzten beschweren und bei dem, was diese entscheiden, mußt Du Dich beruhigen." Kant würde diese Maxime verleugnen und für das bürgerliche Bewußtsein ist sie nicht zu ertragen.

Ein Regierungsassessor und Reserveoffizier hat in einer Gesellschaft, die ihn gastfreundlich aufgenommen, Anstoß gegeben. Ich will mich sorgfältig davor hüten, die Bedeutung dessen, was er gethan, zu übertreiben; er hat nichts gethan, was nicht durch ein einziges gutes Wort wieder ausgelöscht werden könnte. Aber dieses gute Wort muß schlechthin gegeben werden, ehe der Vorfall vergessen werden kann; denn gerechtfertigt wird sein Verhalten selbst von denen nicht, die für seine Person eintreten. Dieses gute Wort verweigert er, und die Gesellschaft schließt ihn aus. Nunmehr traten auf Befehl des kommandirenden Generals sämmtliche Offiziere und auf Anregung des Oberpräsidenten sämmtliche Regierungsbeamte gleichfalls aus der Gesellschaft aus. Die Gesellschaft beharrt aber auf ihrem unzweifelhaften guten Rechte, sich von demjenigen fern zu halten, der gegen die bei ihr eingeführten Sitten verstoßen hat, und diese Sitten sind gute Sitten.

Vom Standpunkte des formalen Rechts sind beide Theile in ihrem guten Rechte und der Vorfall ist erledigt. Die Gesellschaft hat das Recht, Elemente von sich fern zu halten, die ihr aus irgend einem Grunde nicht zusagen, und die Offiziere und Regierungsbeamten haben das Recht, sich von einer Gesellschaft fern zu halten, die ihr aus irgend einem Grunde nicht zusagt. Keiner von beiden Theilen hat die Pflicht, dem Anderen über die Gründe seines Thuns Rechenschaft abzulegen. Aber die Sache hat noch eine andere Seite als diese formal rechtliche. Jene Gesellschaft war der Boden, auf welchem die verschiedenen Stände, Armee, Beamtenthum und angesehenes Bürgerthum, freundschaftlich mit einander verkehrten. Einen solchen freundschaftlichen Verkehr aufrecht zu erhalten, liegt im öffentlichen Interesse, und eine Störung dieses Verkehrs ist zu bedauern. Es kann darum die Frage nicht umgangen werden, wer diese Störung verschuldet hat.

Der vorerwähnte Assessor und Reserveoffizier hatte einem der Direktoren der Gesellschaft als Kartellträger eine Herausforderung überbracht wegen einer Handlung, welche dieser in seiner Eigenschaft als Direktor vorgenommen hatte. Der Geforderte hat die Forderung abgelehnt und der Staatsanwaltschaft davon Anzeige gemacht. Durch die Form, in welcher die Herausforderung gestellt war, hat die Gesellschaft sich in der Person ihres Direktors verletzt gefühlt und den Kartellträger ausgeschlossen. Die Vorgesetzten dieses Herrn verlangen nun von der Gesellschaft einen Ausdruck des Bedauerns darüber, daß sie dem Regierungsassessor die Eintrittskarte entzogen habe, bevor sie dem Vorgesetzten Mittheilung gemacht, und daß sie die Anzeige an die Staatsanwaltschaft nicht verhindert habe. Die Gesellschaft hat in beiden Beziehungen nichts zu bedauern.

Für den Oberpräsidenten und den kommandirenden General lag die Wahl zwischen zwei Wegen vor. Entweder konnten sie den Konflikt als eine Privatangelegenheit des Regierungsassessors betrachten, um welche sie sich nicht zu kümmern hätten. Oder sie betrachteten sie als eine Angelegenheit, an welcher sie Antheil zu nehmen hätten; dann hatten sie Veranlassung, dafür zu sorgen, daß sie nach allen Seiten hin befriedigend erledigt wurde. Dann

hatten sie dafür zu sorgen, daß der Regierungsassessor das gute Wort, welches von ihm erwartet wurde, vorgängig und unumwunden abgab. Eine Anzeige bei der Staatsanwaltschaft wegen einer strafbaren Handlung — und eine solche ist die Herausforderung zum Zweikampfe — zu erstatten, ist das gute Recht jedes Staatsbürgers. Die Gesellschaft hatte dieses Recht für sich; sie konnte auch keines ihrer Mitglieder an der Ausübung dieses Rechts verhindern. Wie die Sachen liegen, wird sich das Bürgerthum mit allen seinen Sympathien kräftig auf die Seite der Gesellschaft stellen.

Den Hintergrund der ganzen Verwicklung bildet wiederum die leidige Duellfrage. In der abgelaufenen Session hat der Reichstag einmüthig eine Resolution angenommen, durch welche er die Regierung ersuchte, dem Ueberhandnehmen des Duells einen Riegel vorzuschieben und die Regierung hatte eine entgegenkommende Erklärung abgegeben. Hier bietet sich für die Regierung eine Gelegenheit, durch die That zu beweisen, daß es ihr mit einer Einschränkung der Duelle Ernst ist.

Die Forderung, deren Ueberbringer jener Assessor war, beruhte auf der Annahme, daß man jeden Fehler, den man begangen hat, dadurch gut mache, daß man denjenigen vor die Pistole fordert, der diesen Fehler rügt, und daß man sich bereit erklärt, ihm Gesundheit oder Leben zu rauben. Diesen Standpunkt hatte sich der Kartellträger angeeignet und seine Vorgesetzten scheinen sich diesem Standpunkt wenigstens dadurch zu nähern, daß sie den Wunsch aussprachen, den Duellanten und den Kartellträger vor dem Staatsanwalt geschützt zu sehen. Es ist die Aufgabe des verantwortlichen Trägers der Regierung, in dieser Beziehung das letzte Wort zu sprechen.

Eine weitere Verwicklung erhält die Sache noch dadurch, daß derjenige Direktor der Gesellschaft, welcher in der Sache thätig war, die Herausforderung erhalten und abgelehnt hatte, ein Richter ist. Es steht also nicht einseitig Heer und Beamtenthum dem Bürgerstande gegenüber, sondern wenigstens ein Beamter steht auf der Seite des Bürgerthums. Ob diesem Beamten, der in jeder Beziehung streng gesetzlich gehandelt hat, wie es einem Richter zukommt, von Seiten seiner engeren Kollegen und Vorgesetzten derselbe kollegialische Beistand zu Theil werden wird, der auf der anderen Seite so bereitwillig gewährt worden ist, bleibt abzuwarten.

Noch eines Umstandes muß wenigstens beiläufig Erwähnung geschehen. Der kommandirende General hat den Militärkapellen die Erlaubniß entzogen, in der Gesellschaft thätig zu sein; er hat damit der ganzen Angelegenheit, die bis dahin als eine Privatsache zu behandeln wenigstens möglich war, einen dienstlichen Charakter leider aufgeprägt; den Civilmusikern, welche häufig über Beeinträchtigung ihres Erwerbes durch die militärischen Kapellen klagen, wird hierdurch freilich ein erwünschter Vortheil verschafft.

Die ganze Angelegenheit hat sich in solcher Weise entwickelt, daß der Reichskanzler und die verantwortlichen Minister nicht umhin können, sich eine bestimmte Meinung zu bilden, und diese Meinung vor dem Reichstage, vielleicht auch dem Abgeordnetenhause zu vertreten. Lediglich die Erwartung, daß sie einen günstigen Bescheid ertheilen werden, rechtfertigt es, daß in den vorstehenden Betrachtungen ein sehr ruhiger Ton angeschlagen ist. An sich läge ja zu ernsten Betrachtungen hinreichender Anlaß vor.

Franz Moeller.

Theologische Ferienkurse.

Dem deutschen Bildungswesen sind in den letzten Jahren bedeutsame Anregungen vom Ausland her zu Theil geworden. Es ist sogar eine hervorragende pädagogische Zeitschrift ins Leben getreten, deren Programm sich darin erschöpft, die Neuerungen und Fortschritte des ausländischen Bildungswesens dem deutschen Publikum zu vermitteln. Nicht als ob der Ruf der deutschen Gelehrsamkeit erblaßt wäre, die Gründlichkeit und die Methodik der vaterländischen wissenschaftlichen Arbeit steht auch heute noch im Wettstreit der Nationen hoch genug. Aber ebenso wenig unterliegt es einem Zweifel, daß wir uns in der gesellschaftlichen Verwerthung der Reichthümer wissenschaftlicher Erkenntniß vom Ausland haben überholen lassen. Das Wissen als Faktor einer gesunden sozialen und nationalen allgemeinen Entwicklung ist bei uns im Vergleich zu England und Nordamerika stark vernachlässigt worden. Dies hat dazu geführt, daß das Schlagwort: „Wissen ist Macht“ von einer Partei mit Beschlag belegt werden konnte, die die Wissenschaft vom Thron der Wahrheit auf den Parteisessel herabzerren will. Man begegnet nicht selten der Behauptung, die Verbreitung wissenschaftlich vertiefter Volksbildung werde in England nur durch die dort herrschenden ökonomischen Verhältnisse ermöglicht. Zutreffender dürfte die Vermuthung sein, daß die Ausbreitung wissenschaftlicher Erkenntniß im Volke wesentlich dazu beitragen würde, unsere wirthschaftlichen Zustände den englischen noch weiter näher zu bringen, was in mehr als einer Hinsicht nur zu wünschen wäre.

In England sind bekanntlich die Universitäten, besonders die alten vornehmen Hochschulen von Cambridge und Oxford, die Trägerinnen der modernen Bildungsbewegung, die unter dem Namen der University extension bekannt ist. Diesem Vorgehen sind einige Universitäten deutscher Zunge in Oesterreich und der Schweiz gefolgt, von den Hochschulen des Deutschen Reichs hat noch nicht eine diesen Schritt zu thun gewagt. Nur ein bemerkenswerther Versuch ist in der Richtung dieser Bewegung geschehen, das sind die nach englischem Vorbild eingerichteten Ferienkurse. Von zwei Seiten aus sind sie in Deutschland eingerichtet worden, in mehr oder weniger enger Verbindung mit einzelnen Fakultäten. Wir haben, was bei der „Aktualität“ dieser Wissenschaft begreiflich ist, nationalökonomische und daneben, was weniger zu erwarten war, theologische Ferienkurse, die allerdings ihrer Einrichtung und Abzweckung nach von einander verschieden sind.

Vor etwa vier Jahren trat bekanntlich in der Rheinprovinz ein Kreis evangelischer Geistlicher zusammen, um die Möglichkeit zu erwägen, wie dauernde, gegenseitig befruchtende Beziehungen zwischen der wissenschaftlichen Arbeit der rheinischen theologischen Fakultät und den im praktischen Amt stehenden Theologen der Provinz herzustellen seien. Mehrere Professoren und Privatdozenten der Universität erklärten sich bereit, in einem Vortragscyklus von wenigen Tagen die Theilnehmer eines Kursus, der an das Ende der Universitätsferien gelegt werden sollte, mit dem jeweiligen Stand der Forschung der einzelnen Disziplinen bekannt zu machen. Der Gedanke fand eine überaus günstige Aufnahme in den betheiligten geistlichen Kreisen. Die Vorträge der Fakultätsmitglieder zeigten die Ausführbarkeit des Unternehmens, ein daran angeknüpfter gemeinsamer Gedankenaustausch trug zum Gelingen desselben wesentlich bei. Einige dieser Vorträge, die von der Orthodoxie zum Gegenstand heftiger und böswilliger Anfeindungen gemacht wurden, sind hernach im Druck erschienen, und es hat sich gezeigt, daß diese knapp zusammenfassenden informatorischen Vorlesungen zugleich anerkennenswerthe wissenschaftliche Leistungen gewesen sind. Ja, die wissenschaftliche Forschung hat in einzelnen Problemen dadurch, daß dieselben vor einem dermaßen zusammengesetzten Zuhörerkreis verhandelt wurden, offenbar eine nicht unbedeutende Förderung erhalten. Das ist eigentlich auch selbstverständlich. Welche geistige Regsamkeit in den Kreisen der nicht übermäßig in Anspruch

genommenen Landgeistlichen herrscht, hat sich auf politischem Gebiet neuerdings gezeigt. Es bedurfte nur der starken Initiative eines befähigten und persönlich lauteren geistlichen Politikers, um eine sich fast ausschließlich aus dem geistlichen Stande rekrutirende neue Partei aus dem Boden zu stampfen. Dieselbe Regsamkeit kann der theologischen Wissenschaft zu gut kommen, wenn die wissenschaftlich interessirten Elemente der Geistlichkeit in regelmäßig wiederkehrende innigere Verbindung mit der theologischen Fakultät ihrer Provinz gesetzt werden. Was die persönliche Berührung und die persönliche Aussprache an Anregungen für die Theilnahme an der wissenschaftlichen Produktion mit sich bringt, kann durch die Lektüre noch so vieler Zeitschriften nicht ersetzt werden. Aber auch wenn die Wissenschaft selbst keinerlei Vortheil durch die Veranstaltung dieser Kurse hätte, so würden sie allein dadurch von größter Bedeutung sein, daß sie den Geistlichen neue Gesichtspunkte für ihre pastorale Thätigkeit eröffnen. Die gewissenhafte Theilnahme an allen Bewegungen des geistigen Lebens der Gegenwart und die Verwerthung der so gewonnenen Einsichten und Kenntnisse im geistlichen Berufswirken, ist das, was den akademisch gebildeten protestantischen Geistlichen von dem seminarisch ausgebildeten katholischen Pfarrer und von dem Sektenprediger unterscheidet. Es müßte deshalb das Bestreben einer verständigen Kirchenregierung darauf gerichtet sein, die Geistlichen zur Förderung ihrer pastoralen Tüchtigkeit mit den Quellen wissenschaftlicher Bildung in fortdauernder Beziehung zu halten. Sie müßte das Entgegenkommen der Universitäten dankbar annehmen und den Geistlichen, die an solchen Kursen theilnehmen wollen, jede Ermunterung und Erleichterung zu Theil werden lassen. Ja, der Werth derartiger Kurse für die Angehörigen des geistlichen Standes und für das Gedeihen der Kirche ist so groß, daß die Behörden aus Eigenem solche Kurse schaffen müßten, wenn die Universitäten sie nicht freiwillig der Kirche anböten.

Wie leicht geschieht es, daß die Geistlichen der fortschreitenden Entwicklung ihrer Fachwissenschaft und damit schließlich der wissenschaftlichen Begründung ihrer Berufsthätigkeit entfremdet werden. Welche Fortschritte hat z. B. die historisch-kritische Erforschung des Alten und Neuen Testaments in den letzten Jahrzehnten gemacht. Wie leicht erscheint Jemandem, der auch nur ein Jahrzehnt der Beschäftigung mit der neueren Bibelforschung fern geblieben ist, etwas als willkürlich und belanglos, was zu den wesentlichsten und gesichertsten Ergebnissen gehört. Es ist nicht möglich, die moderne Theologie zu beurtheilen, wenn man sich z. B. nicht mit den Wellhausen'schen Entdeckungen bekannt gemacht hat. Man muß nothwendig zu schiefen Urtheilen gelangen, dem Nichtverstehen folgt die Gleichgültigkeit, schließlich die Beschränkung auf die rohe Empirie. Dieser Gefahr unterliegen und erliegen die Aerzte und Gymnasiallehrer freilich ebenso gut wie die Theologen. Aber ist denn gesagt, daß für jene solche informatorischen Ferienkurse nicht ebenfalls ein sehr erwägenswerthes Desiderium wären?

Gegen die Veranstaltung theologischer Ferienkurse, und zwar in den Universitätsstädten, wo der genius loci ihnen die rechte wissenschaftliche Weihe gibt, kann nur derjenige etwas einwenden, der in der wissenschaftlichen Bildung eine Beeinträchtigung des geistlichen Amtswirkens erblickt. Und das thut die Orthodoxie bekanntlich immer noch trotz der weitgehenden Zugeständnisse, die ihre eigenen Kapazitäten der neueren Theologie machen. Eine Partei, die in der Beschäftigung der angehenden Geistlichen mit der Wissenschaft auf der Universität während des kurzen Trienniums schon eine Gefahr für deren spätere kirchliche Brauchbarkeit oder eine „Zeit der Versuchung“ erblickt und am liebsten den geistlichen Nachwuchs in Konvikten und Seminarien aufzöge, wird in der Theilnahme an Ferienkursen besten Falles eine Zeitvergeudung sehen. Ja, sie wird darin eine besondere Gefahr für ihren Besitzstand erkennen müssen, da ohne Zweifel der Geist vieler Theologen, der während der Studienjahre dem Ernst wissenschaftlichen Denkens nach verschlossen war, durch die Erfahrungen des Lebens geneigter zur Auseinandersetzung zwischen Wissen und Glauben geworden ist, und auf diesem Wege viele Mitläufer der Orthodoxie ihr abwendig gemacht werden. Der kirchliche Liberalismus kann sich keinen besseren Bundesgenossen wünschen, als die Ferienkurse, sofern sie mit wissenschaftlichem Ernst betrieben werden. Daher denn auch die Verdächtigungen und Angriffe, die von der Veranstaltung des ersten Ferienkursus her gegen diese Neuerung von Seiten der orthodoxen Partei gerichtet worden sind. Man hat Aushorcher in die Hörsäle geschickt, tendenziöse Berichte veröffentlicht, die einzelnen Professoren systematisch verfolgt, die arglosen Gemeinden aufgewiegelt, Massenproteste fabrizirt, die Disziplinirung der Fakultät gefordert und erreicht, kurz, alle jene Mittel benutzt, deren sich die fromme Bornirtheit und die pfäffische Macht stets zu bedienen pflegen, wo die Wissenschaft ihre Glieder reckt. Da indessen das alles nichts oder doch nur wenig gefruchtet hat, ist die Orthodoxie auf den Gedanken gekommen, auch ihrerseits solche Kurse in äußerlich gleichen Formen zu veranstatten. In Stuttgart findet ein derartiger Kursus statt, der allerdings nur soviel mit der Universität zu thun hat, daß er in die Zeit der Universitätsferien fällt. Dasselbe gilt von einem in der Provinz Sachsen veranstalteten Kursus. Ersterer allerdings scheint unter kirchenregimentlicher Protektion zu stehen und ist als eine Demonstration der Stuttgarter Oberkirchenbehörde gegen die freimüthige theologische Fakultät zu Tübingen aufgefaßt worden. Für die Theilnahme an diesem von praktischen Geistlichen abgehaltenen Kursus sind den Theilnehmern auch Tagegelder bewilligt worden. In diesen „Gegenkursen“ ist es vornehmlich darauf abgesehen, die Geistlichen, die durch ihr wissenschaftliches Gewissen etwa zur Theilnahme an einem wissenschaftlichen Kursus bewogen werden möchten, vollends gegen diese Versuchung zu feien, sie in das Arsenal der kirchlichen Pseudowissenschaft wieder einzuführen, ihnen einen scholastischen Unterbau für ihre kirchenpolitische Orthodoxie zu geben, und sie mit den Mitteln orthodoxer Apologetik gegen die neuere theologische Forschung auszurüsten. Immerhin, diese Gegenkurse sind ein beachtenswerthes Kompliment vor den wirklichen akademischen Ferienkursen.

Leider haben erst vereinzelte theologische Fakultäten diese Kurse veranstaltet. Die Erfahrungen aber, die damit besonders in Bonn gemacht worden sind, allerdings in einer Provinz, die sich von jeher durch ein freieres kirchliches Leben ausgezeichnet hat, sind dazu angethan, zur Nachahmung herauszufordern. Die Feuerprobe orthodoxer Anfeindungen und wissenschaftlicher Kritik haben die Kurse bestanden, sogar die Eisenacher Kirchenkonferenz hat ihnen einige Aufmerksamkeit geschenkt, es ist nunmehr eine Ehrenpflicht jeder auf wissenschaftlicher Grundlage stehenden theologischen Fakultät, ihre Kräfte nach diesem Vorbilde auch in weiterem Maße als durch die Pflege der Wissenschaft und die Heranbildung der theologischen Jugend in den Dienst einer gedeihlichen kirchlichen Entwicklung zu stellen. Wir sind der Ueberzeugung, daß hier ein Weg betreten ist, der noch weitere Perspektiven für die akademische Lehrthätigkeit eröffnen wird und auf den sich auch die anderen Fakultäten mit der Zeit hingewiesen sehen werden.

E. Werckshagen.

Aus unserem Citatenschatz.

„Die großen Erfahrungen des Tages sollten doch endlich alle irrenden Aristokraten belehren, daß sie in ganz anderer Rüstung ein neues Leben beginnen müssen, oder alle und jede Bedeutung von Rechtswegen verlieren. Herstellung des Dienstzwanges, Mühlenzwanges, Musikzwanges u. s. w. heißt ihnen Herstellung der patriarchalischen Frei-

heit. Auf dem Wege würde der König von Preußen wohl wieder zu einem kleinen Markgrafen zusammenschrumpfen, und die Gänse von Puttitz und von anderen Orten als Retter unseres Kapitols das große Wort führen wollen. Geht Preußen nicht in echter Liberalität und vielseitiger Entwicklung Allen voran, so sinkt es in Unbedeutenheit, so viel größern und physisch mächtigern Staaten gegenüber."

(Aus Friedrich v. Raumer, Briefe aus Paris und Frankreich im Jahre 1830. Brief aus Besançon, 2. Oktober 1830, nach Empfang der Nachricht von der Ernennung Maaßen's zum Finanzminister.)

An Eugen Napoleon, Vicekönig von Italien, in Monza.

Paris, 24. September 1810.

Mein Sohn!

Die Getreidefrage ist die wichtigste und schwierigste für die Regierungen. Die Gutsbesitzer stimmen niemals mit dem Volke überein. Die erste Pflicht des Fürsten in dieser Frage ist, der Ansicht des Volkes beizutreten, ohne auf die Sophistereien der Gutsbesitzer zu hören.

Napoleon.

Schoenaich-Carolath.

Es ist nichts so interessant und lehrreich, als für die großen Geisteswandlungen jene kleinen konkreten Beispiele und Züge zu entdecken, die sich hier und da, man könnte sagen im praktischen Leben, zeigen, die blitzartig Klüfte erhellen, zur Charakteristik des Geistes von Epochen sein beitragen. In ein paar an sich bedeutungslose Worte, in eine nebensächliche Handlung scheint sich dann so viel zusammenzudrängen von dem, was in der Zeit lebt und waltet. Der junge Bursch, der da in den Bauernkriegen aufschreit: „Nun soll ich schon sterben und hab mich noch niemals satt gegessen"; der kleine Danton, der bei der Krönung Ludwigs XVI. in der Kathedrale steht und zusieht, comment on fait les rois, der so herzlich lachen muß; Friedrich der Große, der, noch ganz absoluter Monarch, seinen Degen mit einer Widmung an Washington schickt, an den eine neue Epoche markirenden Volkstribun — das sind gewiß alles nur Kleinigkeiten, aber sie wachsen sich zu großen Symbolen aus; es sind die kleinen Guckgläser, durch die man ganze Panoramen sieht.

Die Scheidung der alten und jungen Generation im litterarischen Leben läßt sich auch durch solche Guckgläser beobachten. Die tiefgründige Verschiedenheit der ästhetischen Anschauungen zeigt sich unter anderem in der Kritik. Die ältere Generation fragte immer nach der Dichtung, die jüngere fast immer nach dem Dichter. Das Hauptwort in dem Lexikon eines modernen Kritikers heißt: Individualität. Vor dreißig Jahren prüfte man, ob ein Kunstwerk schön sei: heut, ob es eigenartig ist. Diese Forderung der Eigenart liegt aber auf demselben Wege, auf dem man zu Reinhold Lenz' Ausspruch gelangt: „Der Geist des Künstlers wiegt mehr als das Werk seiner Kunst" — ein Ausspruch, den die Geschichte längst ad absurdum geführt hat, der aber stets auftauchen wird, wenn ein junges Geschlecht mit großem Wollen und noch nicht reifem Können auf den Plan tritt.

Mit der Eigenart steht es wie mit dem Satze. Es gibt Dichter, die gar keine haben, sie wirken fade. Und es gibt Dichter, die zu viel haben; sie bedeuten nur für einen engen Kreis etwas, der sich ihnen ähnlich fühlt. Ein Allzuviel an Eigenart ist immer gleichbedeutend mit einem Sprengen der Formen, mit einem künstlerischen Mangel, mit Disharmonie. Es ist nur zeitlich wirksam, verhindert jede tiefere Wirkung auf das Volk. Eine Aesthetik der Lyrik, die sich an die Geschichte hielte und unsere großen Lyriker auf ihre Eigenart hin prüfte, würde Resultate finden, die der modernen Anschauung den Hals brächen. Sie würde sich zuerst diejenigen Kunstwerke heraussuchen müssen, die sich in dem Kampf ums Dasein als die stärksten und schönsten erwiesen haben. Sie würde finden, daß sie unter einander nur gering verschieden sind, daß die Eigenart ihrer Schöpfer sich nur in Nüancen kundgibt, daß sie alle etwas Typisches haben etwas, was allen Mitgliedern einer Nation gemeinsam ist. Mit der Eigenart unseres größten Lyrikers ist das eine heikle Sache. Und sehen wir zu, wie es damit bei Heine, Chamisso, Storm und anderen steht, so werden wir beobachten können, daß ihre unsterblichen Kinder nicht diejenigen sind, in denen sich ihre Eigenart am stärksten, sondern die, in denen sie sich fast am schwächsten ausprägt. In der „Loreley" steckt ebensowenig der ganze Heine, wie in „Frauenliebe und -Leben" der ganze Chamisso. Im Gegentheil. Das Eigenartige an Heine, diese Mischung von Romanticismus und Skepticismus oder wie man sie eben bezeichnen will, diese Mischung, die ihm noch heute im Auslande so viel Freunde schafft, fehlt ganz in den Liedern, die unsterblich sind. Und Chamisso war eigenartig in seiner schaurigen Phantastik — wer weiß heute davon? Am besten aber sieht man bei Storm, wie in der höchsten Kunstoffenbarung das Individuelle beinah abgestreift wird: sein „Oktoberlied", von dem er selbst sagte, es sei das einzig unsterbliche Lied, das ihm gelungen, ist gleichzeitig dasjenige, in dem das spezifisch Storm'sche Element am schwächsten ist. Schon der eine Umstand, daß fast die schönsten Lieder sich dem Volkston nähern, sollte zu denken geben. Darin begegnen sich Walther, Goethe, Heine und wie die anderen heißen. Und es thut der Loreley keinen Abbruch, daß sie nicht eigenartig ist, daß sie jeder Romantiker in genau dieser Art hätte schreiben können. Denn es wäre auch kein Romantiker gewesen, der ihr nicht noch Eigenarten und Unarten außerdem mitgegeben hätte. Es zeugt gerade für Heine's Größe, daß er das nicht gethan. Herman Grimm sagte einmal, ihm komme vor, als gäbe es einen Weltdichter, der immer derselbe in ewig wechselnder Gestalt wieder erscheine und das Lied der Welt singe. Man könnte von dem Dilettanten sagen, sie singt, nämlich die allgemeine Bildung, die Sprache. Von dem echten Dichter: er singt, nämlich die Individualität, die Persönlichkeit. Von dem Genie: es singt, nämlich, um es konkret auszudrücken, das Volk. Oder mit anderen Worten: seine Seele erweitert sich mit möglichster Verleugnung des speziell ihr Eigenthümlichen zur Volksseele, und nur was daraus geboren wird, geht auch wieder ganz ins Volk über.

Daß allzustarke Eigenart ein Danaergeschenk ist, dafür gibt es keinen besseren Beweis, als den Dichter, dessen Name über diesen Zeilen steht. An großgeistiger Kraft, an Farbengluth, an Verinnlichung der Gedanken, an Stimmungsmacht übertrifft er ohne Frage alle lebenden Poeten. Er hat in seiner Art etwas Imperatorisches, das zerschmettert, er führt auf Höhen, daß einen schwindelt, er hat einen Wortschatz, wie er keinem zweiten Dichter der Gegenwart zur Verfügung steht. Hamerling und Grisebach, die ihm theilweise nahestehen, sind Waisenknaben gegen ihn.

Und doch, wer kennt Schoenaich-Carolath? Und woran liegt es, daß solch dichterisches Phänomen im Großen und Ganzen unbeachtet dahingeht? Die billigen Wechsel auf die Zukunft, die doch fast niemals eingelöst werden, können da nicht befriedigen. Er wird nie eine große Gemeinde haben. Sie wird wohl etwas, aber nicht allzu viel größer werden, als sie heute ist. Sie wird jedoch, wie heute, aus Fanatikern bestehen. Und was ihn hindern wird, einst ganz im Volk unterzugehen, um gleichzeitig darin eine Auferstehung für die Ewigkeit zu feiern, das ist eben seine zu starke Eigenart. Er steht auf einem Niveau, zu dem das Volk sich nie wird erheben können; ihm fehlt die Ursprünglichkeit im wahrsten Sinne des Wortes, nämlich insofern als er den „Ursprung" verleugnet, den Volksursprung. Er ist der einsamste Dichter, den wir haben, ein Dichter, der mit dem Größten, was er schrieb, fast außerhalb unserer Litteraturentwicklung steht. Er ist niemals der Dichter schlechtweg, er ist immer

der Dichter Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath. Theodor Storm konnte vor einer Gesammtausgabe seiner Werke die Hoffnung aussprechen, sie möchten so lange ihren Platz behaupten, bis das, was sie etwa Eigenthümliches von Bedeutung enthalten, in das Allgemeinleben der Nation aufgegangen sein wird. In dieses Allgemeinleben der Nation wird ein so exklusiver Dichter wie Carolath jedoch nie aufgehen können.

Carolath's Entwicklungsgang läßt sich kurz aus seinen Dichtungen kennzeichnen. Sein erstes Buch, die „Lieder an eine Verlorene", sind rein ästhetisch betrachtet ziemlich unbedeutend. Ein unselbständiges Talent, das noch nach Stützen sucht, die es an Heine, später an Freiligrath findet. Eine junge Feuerseele, die sich von der Jugendliebe verrathen glaubt und sich nun empört, wie es Hundert andere auch thun. Aber der Unterschied von den Hundert anderen zeigt sich darin: bei Carolath wird der Schmerz immer tiefer; es ist als hätte er seitdem immer halb umflorte Augen behalten. Und es giebt fortan ein einziges Weltproblem für ihn; es heißt: das Weib. Weshalb bin ich verrathen worden? schreit er empor. In seinem zweiten Buche „Thauwasser" versucht er eine Antwort. Es ist eine Novelle, so unrealistisch wie möglich, unrealistisch in der Beobachtung, unrealistisch im Stil. Und doch ein Buch, das einen schüttelt und nicht losläßt, ein Buch, in dem rächend, gesetzerfüllend die Thauwasser brausen und das erste und schönste Grün vernichten. Es ist ein großes Gedicht in Prosa und nur als solches zu genießen. Der Dichter war stärker darin als der philosophische Frager, und als er die Novelle betrachtete, fand er, daß er dem Problem nicht zu Leide gegangen, daß er Gründe für die Treulosigkeit des Weibes in äußeren Verhältnissen gesucht anstatt in der Natur des Weibes selbst. Zum Weibe selbst wendet er sich nun in den späteren Dichtungen, und hier gelingen ihm jene Schöpfungen, die seine Bedeutung ausmachen. Sie sind vereinigt in einem Bande „Dichtungen", der in dem Goeschen'schen Verlage in Leipzig erschien.

Lyriker haben eine intensive Phantasie, Dramatiker eine extensive. Daß diese bei Gerhart Hauptmann fehlt, spricht gegen ihn. Carolath nun hat, wie sich nachweisen läßt, in der vorherrschenden Extensität gleichzeitig eine überraschende Intensität. Die Figuren, die er auf die Beine stellt, sind große Symbole, Typen; das Weib, das er schildert, ist das Weib an sich, die Sphinx. Seine Helden sind Don Juan, Faust, Christus, Judas. Seine Gestalten sind überlebensgroß, er umschreibt ungeheure Dimensionen. Und doch wieder stattet er mit so vielen feinen, lebendigen Zügen diese symbolischen Gestalten aus, daß sie, besonders in seinem reifsten Werke, auch ein individuelles Gepräge tragen, ein eigenes Leben leben. Man könnte behaupten: er ist Romantiker oder auch Symbolist in der Zeichnung der Umrisse, und Realist in der scharfen und feinen Strichführung innerhalb dieser Umrisse. Der Gedanke, das Gefühl ist für ihn das Ursprüngliche, die Natur ordnet sich dem unter. Nicht an der Außenwelt entzündet sich sein Gefühl; er setzt es nicht in Parallele zur Natur und auch nicht in Gegensatz, sondern er zwingt höchstens die Natur, seinem Empfinden parallel zu sein, korrigirt sie, bannt eine Stimmung in sie hinein anstatt sie aus ihr herauszuholen. Amiel's Wort: „un paysage est un état d'âme" trifft hier den Nagel auf den Kopf.

Die Dichtungen, in denen Carolath die Höhepunkte seines Schaffens erreicht hat, sind die „Sphinx" und „Don Juans Tod." Als er in „Thauwasser" das Problem zu äußerlich angegriffen und die Verhältnisse in den Vordergrund geschoben hatte, war er selbst mit der Lösung des Problems nicht zufrieden und durfte es nicht sein. Und deshalb stieg er tiefer, in die Seele des Weibes, um aus ihr nicht nur das Weib selbst, sondern auch den Schmerz zu begreifen, den die eine einzige Frau ihm angethan; um dadurch, daß er diesen Schmerz als natürlich, als nothwendig erkannte, für sich selbst die Erlösung zu finden. Wie ein Vorspiel dazu muthet das Gedicht „Angelina" an. Es hat zwei Theile. Der erste bedeutend schwächer, byronisirend und gar zu salopp gehalten, führt — omen in nomine — Angelina als engelreines, schönes Mädchen vor. Der zweite, schon in aller Farbengluth, Plastik und Größe Carolath'scher Diktion, zeigt dieselbe Angelina im Sarg, nachdem sie vorher durch die Gosse geschleift, Dirne geworden ist. Wie zwei Bilder steht dieses Gedicht vor uns. Die Frage: wie stimmt die Angelina des ersten zu der Angelina des zweiten Theils? findet im Gedicht selbst keine Beantwortung. „Entsetzlich fragend" ist das Antlitz der Todten; von einer ungelösten Frage sprechen die letzten Zeilen. Sie führen hinüber zu der „Sphinx".

Die „Sphinx" ist keine Meisterschöpfung. Aber sie hat Stellen, die zu den größten deutscher Poesie gehören und sie ist im Wurf, vielleicht die gewaltigste Dichtung, die wir seit langem besitzen. Zuerst wieder zwei Bilder: Guy und Santa lachen, lieben, küssen sich im Schloßpark, der ganz von Sonne überzittert ist. Sie müssen scheiden, Guy will kämpfen für sein Vaterland. Und sie nehmen Abschied, während ein „heftig schönes Abendroth" am Himmel brennt und der Tag mählich versinkt. Das zweite Bild: Herbstnacht in Feindesland, die Offiziere am Lagerfeuer. Guy erfährt, daß Santa einen anderen genommen hat. In wilder Verzweiflung jagt er mit seinem Fähnlein den Feinden entgegen; er will Brautnacht feiern mit dem Tode.

Damit ist das Faktum hingestellt. Guy liebt und wird geliebt. Er wird von dem Weibe betrogen. Die nächste Frage ist: Weshalb? Und hat sie Carolath bisher umgangen, jetzt rückt er ihr zu Leibe. Wir finden Guy wieder vor den Thoren einer Stadt bei einem alten Rabbi. Kein Wort, wie er dorthin kommt, was aus seinem verzweifelten Ausfall gegen den Feind geworden. Carolath schiebt es als nebensächlich einfach bei Seite. Der alte Rabbi ist die Personifikation der Weisheit dieser Welt. Ihn fragt Guy nach der Ursache seines Schmerzes. „Was sendet Gott ein Kind, das durstig ist, in einen weiten Garten, darin die Brunnen rings vergiftet sind?" Der alte Jude zuckt die Achseln. Drei Mittel hab ich, sagt er. Wollust das erste, Macht das zweite. Sie genügen der Menschheit im Allgemeinen, Dir nicht. Mein letztes und bestes Mittel heißt Wahrheit. Es bringt Tod oder Genesung, meistens Tod. Zieh' Deines Weges, fremder Gast! Aber Guy schreit nach dieser Wahrheit. Da steigt ein fahles Glühn in des Rabbi Auge. Der Fall reizt ihn. Und er beginnt Guy zu analysiren. Er philosophirt über Weib und Liebe. Doch rauh unterbricht ihn der Eindringling. An einem Sterbebette stehst Du als Arzt; gieb Deine besten Tropfen: Weshalb ist die Frau urfalsch und treulos? Der Jude reibt hüstelnd die dürren Hände. Wenn sein lechzend Roß, sagt er, mit Wasser tränkt der kluge Beduine, wirft ins Gefäß er eine Handvoll Sand, das Naß zu trüben. Allzu tiefer Trunk schadet dem Thiere. Sieh, dasselbe that der weise Schöpfer. In den klarsten Quell der Lebenswüste that er mit vollen Händen Schlamm. In den sinnbethörenden Leib des Weibes goß er Gemeinheit. Ja, der Schöpfer ist ein guter Hirte: allzu tiefer Trunk schadet dem Thiere...

Guy empört sich. Wenn der Schöpfer denn überheiße Gluthen gab, schreit er den Alten an, dann wird die Kreatur gierig und todtspottend auch Schlamm und Trübung schlingen. Und dann mag der Hirt erwägen, ob es klug von ihm war, unertragbare Gluthen zu schaffen. Von sich weiß er nur, daß er dürstet und daß er trinken will, ob jene Frau auch gemein ist. Messerscharf tönt das Lachen des weisen Rabbi durch den Raum: „Wen dürstet nicht?" Und noch einmal setzte er das Skalpell an. Seiner Weisheit Schluß ist: verzichte! Aber Guy schüttelt das Haupt. Ihn quält die Sphinx, er zählt nicht zu den Zahmen, er will sich rächen, denn er litt zu viel. An den heißen Brüsten will er seine Gier stillen, den Trunk ausschlürfen, den Schöpfer im Geschöpfe durch Staub schleifen. Der Rabbi lacht leise vor sich hin, als Guy ihn verlassen. Christus, blasser Liebesschwärmer! ruft er kopfschüttelnd, deine Schafe sind ganz besonders zahm. Wie anders war der Gast, der eben ging! Der zählt zu den Streiterschaaren, die sturmerfaßt sich Satan zugesellt, die doch die Größten aller Zeiten

gewesen. Nur einen Mißgriff hat Gott gemacht. Er schuf das Weib als Prüfstein, den er ins Leben jedes Besseren gab. An der Marmorbrust der Sphinx theilt sich der Strom der Menschheit in zwei Rinnen. Die eine führt zu Gott, die andere kann Gott schädlich werden. Und für so viel Entbehrung und Qual schuf er das Weib zu klein; das Glück, das es geben kann, ist kein genügender Ersatz für die Schmerzen; im Grunde ist dies Lächeln der Sphinx, darum „die Herzen bluteten, die Dichter sangen“, grausam dumm. Und da liegt der Fehler. Und wenn zu viel Geschöpfe dessen inne werden, wird der dunkle Heereszug des Satans, des Empörungsgottes, dem unversöhnt die gleichbetrogenen folgen, immer gewaltiger werden. Wer so das Weib verschmerzt hat, steht einsam, nicht mehr an Gott gebunden. Damit schließt der Rabbi das Thor. Dem scheidenden Guy hat selbst sein bestes Mittel, die Wahrheit, nichts genutzt. Er weiß, daß „der schöne neue Tiegel“ springen wird.

Das vierte Bild ergibt sich folgerichtig aus dem dritten: Guy stürmt in Gier zur ungetreuen Santa. Es ist Nacht, als er bei ihr eindringt. Weshalb? fragt er auch hier. Weshalb hat sie ihn betrogen? Und die Antwort, zitternd, stammelnd: „Ich weiß es nicht“. Hier ist Santa schon das Weib an sich, der Typus. Guy spricht sie frei. Der neidische Schöpfer hat ihr leuchtend Herz mit Stein umschlossen, aber er, aus wilderem Blut entstammt, will dieses Ampellicht, das matt und rosig hindurchflammt, besitzen, die kalte Hülle zerschlagen und mit der Hülle Gott selbst. Er reißt ihr in Wonne und Weh die Kleider vom Körper. Und nun besitzt er sie ganz. Aber als er am Morgen erwacht, die geballte Faust auf ihrem heißen Busen, da lähmt ihn Ekel. Im Liebesrausch hatte er das Diadem seines Schmerzes verloren, hatte er aufgegeben, was er an Groll der Kreatur und Rache heraufbeschworen. Die Form war zerplatzt — fort damit auf die Scherbenstätte! Doch ehe er zum Dolche greift, hebt Santa sich mit dem kühlen fremden Lächeln der Sphinx vom Purpurpfühl. Ihre letzte Phase: sie wird mythisch, selbst zur Sphinx, die stammelnd in wundersamen Worten sich selbst verkündet.

Ich weiß nicht, ob diese Inhaltsskizze einführen kann in den Bau der Dichtung, der zu Höhen leitet, daß man nicht genug bewundern kann, wie auch um und über diese Höhen noch Rosen sich schlingen können. Mit anderen Worten: wie diese so scharf ansteigende Ideenfülle immer noch in konkrete Anschauung gekleidet, in Körper gebannt oder wenigstens eingehüllt ist in den purpurnen Mantel einer eigenartigen Dichtersprache. Gewiß gibt es kahle Felssprossen, unbehauene Blöcke reichlich; gewiß mißlang die Versinnlichung manchmal und die Gedanken trauten zu wenig Blut, um ihr schemenhaftes Leben zu verlieren. Aber im Allgemeinen kenne ich aus der neueren deutschen Litteratur kein Beispiel, das einen ähnlichen Reichthum origineller und kühner Ideen in einer gleichen Verbindung mit poetischer Intensität und Anschauung aufwiese. Vor der ästhetischen Betrachtung der Dichtung muß jedoch erst ihre Stellung im Entwicklungsgange des Dichters fixirt werden. In der „Sphinx“ hat Carolath also die Lösung und Erlösung gefunden. Er hat im Wesen des Weibes die Erklärung gesucht für das, was ihm an Schmerzen durch das Weib geschehen. Er kam zu einer Freisprechung des Weibes. Am Weibe, aber mehr durch eigene Schuld, geht der Mann zu Grunde. Es war von vornherein im eigenen Leben Carolath's gegeben, daß er dabei nicht stehen bleiben, daß er dem vernichtenden Element im Weibe auch das erlösende gegenüberstellen würde. Nach Jahren, in denen eigene gütige Schicksale die allmähliche Wandlung zu Ende führen, thut er den Schritt von der Disharmonie der „Sphinx“ zu der Harmonie von „Don Juan's Tod“.

„Don Juan's Tod“, wohl der Höhepunkt seiner dichterischen Thätigkeit, verhält sich zur „Sphinx“ wie ein geschliffener Edelstein zum rohen. Er ist nicht so groß, die künstlerische Behandlung hat, um die Proportionen herzustellen, eine Menge Ecken und Kanten beseitigen müssen, aber sie hat auch die todten Stellen beseitigt und einen gleichmäßigen reinen Glanz verliehen. In „Don Juan's Tod“ sind die beiden Ströme, die schon in der „Sphinx“ angedeutet wurden, die sich an der Marmorbrust der Sphinx trennen, in zwei Vertretern personifizirt: der Prälat, der Weltentsagung predigt, der verneint, dämmt, beschneidet; Don Juan, der nach ewiger Paarung mit dem Weibe giert, der bejaht, den Grund zu neuen geilen Ernten legt. Die beiden Antithesen der Menschheit. In das Schloß der Grusenfürsten dringt Don Juan ein; dort winkt ihm eine neue Leidenschaft: Diova, das Fürstenkind. Er erzwingt sich den Eintritt in die Burg; damit hat er seinen Kopf verwirkt. Aber Diova liebt ihn, sie will ihn retten, will ihn zu ihrem Gemahl erheben. Doch er stößt sie zurück. Nicht ein Weib will er, sondern alle Weiber. In der Nacht vor dem Tode jedoch gelingt es ihrer reinen und lauteren Liebe ihn zu erlösen. Sie stirbt mit ihm zusammen.

Eine der gewaltigsten Stellen dieser Dichtung ist die, wo Don Juan seine Beichte ablegt. Gleichzeitig wieder die Erweiterung seiner mit kräftiger Gegenständlichkeit gezeichneten Persönlichkeit ins Mythische, Symbolische. Der Christengott hat die holde Lesbierin Venus aus ihrem Reich vertrieben, verstoßen, sorgenschwer irrte sie dahin. Auf ihrem Wege traf sie Ahasver. Der vom Fluch gehetzte will noch einmal am Herzen eines Weibes kurze Ruhe finden; er vergewaltigt „am Straßenrain auf einem Nesselbette“ die Göttin. Die Personifikation des Geistigen, des ruhlosen Verstandes, des Abstrakten und die des rein Sinnlichen. Aus der Verbindung geht ein Zwillingspaar hervor: Faust und Don Juan, der Fürst weltferner Hochgedanken und der Schöpfer des Priesterthums der Lust, des Sangs, der Dirnen.

Mit „Don Juan's Tod“ ist das Gebäude, an dem Carolath fast fünfzehn Jahre baute, gekrönt. Mit dem einzigen Problem, das er in dieser Zeit kannte, mit dem Problem „Weib“, ist er fertig. Er kann zu dieser fast lückenlos geschlossenen Entwicklungsphase nicht mehr zurückkehren. Er mußte sich nach „Don Juan's Tod“ neue Bahnen suchen und er that es.

Das Großgeistige, Imperatorische an ihm zeigte sich, wie wir sahen, schon an seinen Stoffen und den Ideenflügen, deren Kühnheit sich erst ganz innerhalb der Formfessel offenbart. Es erübrigt sich deshalb, diese Seite seines Wesens noch näher zu betrachten; es wird dafür nöthig sein, nachzuweisen, daß dieser Gedankengewalt ebenbürtig eine überraschende Plastik, ein ganz ungewöhnlicher Wortreichthum, eine Gabe, jedes Ding ganz eigenartig zu sehen, eine fast zu fruchtbare Bildkraft gegenüberstehen. Es wurde schon gesagt, wie Carolath die Natur in den Dienst seiner Empfindung zwingt. Im „Thauwasser“, dem Buch der Thränen, liegt ein Regenschleier über der Welt; die Wasser vernichten das erste junge Grün, vernichtet wird die erste junge Liebe. Als die beiden Kinder, die sich lieb haben, in der „Sphinx“ Abschied nehmen, nimmt auch die Sonne Abschied; sie sitzen im Abendroth und unaufhaltsam versinkt der sonnige Tag; als Guy von der Untreue erfährt, ist es nasse stürmische Herbstnacht; als er in der Nacht vor Santa steht, grollend vor der bang zitternden, rauschen im Park bang die Myrthenbäume im Südwind, während fern das Meer grollt; als er sie wild in das Prunkbett schleudert, ist die Nacht schwül von Jasmin und purpurfinster. Je nach der Stimmung der Szene muß der Wind das Hochzeitsamt im Thurme singen oder ein großes de profundis.

Carolath's Vergleiche und Bilder sind immer originell, fast unverständlich originell manchmal. Sie sind bezeichnender Weise meistens dem Kreise entnommen, in dem er sich zeitlebens bewegt hat. Von Diova heißt es: „Ihr dunkles Auge mahnt an Lampen, die durch Alabaster brennen.“ Das Meer umschmiegt eine weiße Marmortreppe wie eine blauseidene Schleppe einen Frauenfuß. Sehr charakteristisch wird von Santa gesagt, das „Grafenblut“ schoß ihr zu Haupt, und als Carolath den Zug der Todten emporschweben sieht, darunter auch die Frau, die er liebte, muß sie selbst da noch „abseits der Menge“ schweben. Die weitaus meisten Vergleiche sind jedoch dem Orient entnommen, in dem der Dichter lange weilte. Und als großer Nimrod

hat er sie da wieder vornehmlich der Thierwelt entlehnt. Guy hat im Schlaf seine Faust geballt auf Santas Brüsten: so läßt der Löwe wohl, den in Gedanken der Schlaf befiel an einer Beutestelle, schwergriffig liegen seine mächtigen Pranken auf der erwürgten röchelnden Gazelle. Eine dritte Gruppe von Bildern sind biblischen Ursprungs. Mit dem „Kohlenberg der Gnade“ wird einer, der nicht bibelfest ist, nichts anzufangen wissen.

Mit welcher Plastik der Dichter zeichnet, wie er der Größe der Umrisse fast entgegenwirkt durch seine, kleine Nebenstriche, läßt sich nur durch ein paar Beispiele sagen. Diava träumt seit Jahren von einem Verfehmten, der nicht von ihrer Seite weicht:

„Er kehrt zurück nach traurig langer Pause,
Bei Prunk und Fest, im lauten Volksgewühl
Folgt er mir nach; im dunklen Chorgestühl
Der Kirche nickt er, geisterhaft und stumm,
Streift mir das Haar mit seiner Spitzenkrause
Und blättert sacht das bunte Meßbuch um.“

Die Gegenständlichkeit dieser letzten Zeiten ist fast goethisch. Und es ist das Eminente der Carolath'schen Begabung, daß sie nicht nur und in erster Linie die tollste Leidenschaft zu bannen vermag, sondern daß sie auch zu stiller Schönheit führt. Die wundersame Innigkeit der folgenden Verse mag es erhärten:

„Die Fürstin schwieg. Gesenkt war, gluthdurchflossen,
Ihr feines Köpfchen. In den Scheiben blaute
Ein jäher Blitz, durchleuchtend das Gemach.
Ein Wetter kam auf fahlen Wolkenrossen
Aus Süd geritten, doch Diava sprach
Mit weichem Blick und mitleidsvollem Laute:
So hast Du niemals betend und bewegt
In Mutterhände Deine Stirn gelegt?
Und hast Du nie — des Sonntags müßt' es sein —
Zur Junizeit, wenn weit die Felder wogen,
Bei Orgelklang im Sommersonnenschein
Ein Weib auf ewig an Dein Herz gezogen?“ . . . .

Wer nicht gepackt wird durch die Kraft des Symbolischen, jener einsamen Gedankenwelt, der wird gefaßt durch die konkreten Details. Wie in das Todesschweigen von den schweren silbernen Leuchtern her die Kerzen knistern, wie Don Juan's Hengst beim Sprung über die Mauer landend das glatte Pflaster mit den Hufen „pflügt“, wie im Spiegelglas Santas zartes Profil schwimmt, wie die Erlösten, den halbverblühten Todtenkranz im Haar, mit stillen Stirnen und im Morgenwind zur ewigen Heimath schweben, während nur dunkel noch das Glockenläuten von der Erde emporhallt — das ist mit einer Prägnanz und Eigenart des Ausdrucks gegeben, die überrascht und entzückt in Einem. Diese Wirkungen sind auch bedingt durch den Wortschatz des Dichters. Allerdings wendet Carolath auch unbedenklich Fremdworte an, die für ihn, der seine ersten Gedichte selbst französisch übertrug, eben keine Fremdworte sind.

Was ihm fehlt, was seine Schwäche ausmacht, ist bald gesagt. Zunächst mangelt ihm jedes Fünkchen Humor. Das einzige kleine Gedicht, das humoristisch in feinerem Sinne sein will, ist gänzlich mißlungen. Und ferner ist es schwach bestellt mit seiner Psychologie oder besser: mit der psychologischen Entwicklung. Die Psychologie des Zustandes beherrscht er.

Nach „Don Juan's Tod“ nun trat Carolath in eine neue Phase. Er steht noch am Anfang, sie läßt sich deshalb nur ihrer Art nach kennzeichnen. Mit den vorhergehenden Dichtungen hatte er seinen Schmerz überwunden, sein Problem gelöst; erst als er damit fertig war, that er den Schritt von dem Persönlichen zum Allgemeinen, begannen die großen Probleme der Zeit für ihn fruchtbar zu werden. Er wandte sich den sozialen Wirren der Gegenwart zu. Wenn man bedenkt, in welche einsamen Höhen der Dichter gestiegen, muß man den Muth bewundern, der dazu gehört, von mythischen Fürstenhöfen, wo Gold und Purpur prangen, von Faust und Don Juan, von einsamen Parkwegen, „wo Nelken flammen“, hinabzusteigen in die Niederungen des Arbeiterthums, in die übelriechenden Höfe zu dringen, Hunger und Elend der Miethskasernen zu schildern. Und in diese Verwunderung wird sich Bedauern und Furcht mischen. Die Furcht, ob der Dichter, der so viel und so Großes aufgegeben, wirklich in einem so fern liegenden Gebiete seine Kraft mit Erfolg wird bethätigen können. „Bürgerlicher Tod“, das erste Dokument der neuen Entwicklungsphase, ist zwar außerordentlich gelobt worden — ich kann mich dem nicht anschließen. Es ist nur erfreulich, daß Carolath sich nicht genügen läßt am Erreichten, daß er den Rückweg sucht zur Realität, daß er den Weg sucht zum Volke. Er gehört nicht zu den Poeten, die jedes Ziel mit Einem Wurfe erreichen. Er hat lange gebraucht bis zu „Don Juan's Tod“. Auch der „Bürgerliche Tod“ ist nur ein erster Schritt und wie die meisten ersten Schritte noch schwach und schwankend. Der zweite Schritt auf der neuen Bahn: „Adliger Tod“ war schon kräftiger; der dritte ist noch sicherer: Der „Heiland der Thiere“. Es wäre ja möglich, daß das in seiner Art ganz außerordentliche Talent Carolath's sich auch in der neuen Richtung bewährte. Aber sicher ist das leider noch lange nicht.

Die moderne Dichtung hat den Zug ins Kleine und Kleinliche. Was nicht mit scharfen Augen gesehen und notirt wurde, gilt nicht. Es fehlt dieser modernen Dichtung das hinreißende. Sie hängt viel mehr Spiegel aus, als sie Wegweiser hinstellt. Sie hat den Blick für das Einzelne so lang geschärft, daß die Gefahr vorhanden ist, sie verliere den Blick für die Gesammtheit, für das Allgemeine. Die Kunst unserer modernen Dichter, selbst die Gerhart Hauptmann's, ist eine Strichelkunst, der eine enge Grenze gezogen ist. Da thut die Großzügigkeit Carolath's doppelt wohl; wenn man gar zu lange Herrn Müller und Frau Schulze hat ansehen und anhören müssen, läßt man sich die Faust und Don Juan um so lieber gefallen. Man athmet freier in der Luft, wo sie hausen. Eine Richtung gegen die andere auszuspielen wäre thöricht. Auch in Apoll's Haus sind viele Wohnungen. Carolath selbst kann man nirgends einschachteln. Die „Alten“ würden sich über den Realismus entsetzen, mit dem z. B. in Angelina die alte Vettel, noch dazu in Versen, geschildert ist; die Jungen würden Anstoß nehmen an dem Emporschrauben einzelner Individualitäten ins Typische oder gar Mythische. So ist der Dichter einsam. Er selbst sagt einmal sehr schön:

Ein Weg, daran mit kurzer Pause
Der Schmerz als Meilenzeiger steht,
Führt rasch nach Hause.

Auch an der Straße, die er zog, stand Meilenzeiger Schmerz. Sie brachte ihn schnell nach Hause, d. h. ganz zu sich selber und damit zur Einsamkeit. Einsam wird er auch bleiben, wenigstens könnte er höchstens in seiner neuen Periode Wirkungen auf die Masse ausüben, seit er den Bedürfnissen dieser Masse Aufmerksamkeit schenkt und im Christenthum die Verbindung mit ihr gefunden hat. Bisher war er immer viel zu sehr er selber, als daß er für weite Kreise etwas hätte sein können. Wer ihn aber verstehen kann, nicht nur mit dem Kopfe, sondern mit dem Herzen, den bannt er. Er gehört auch zu den Dichtern, die nicht zum Kritiker kommen, sondern die man aufsuchen muß, in die man sich lange vertiefen muß, ehe sie sich erschließen. Wer nur flüchtig lesen will, sollte Carolath nicht zur Hand nehmen, denn er wird dann zuerst die Risse und Zacken bei ihm sehen. Und andere, die auch gern länger verweilen würden, gehen doch wieder zurück. Denn man muß selber schon viel mitbringen, um viel von ihm zu empfangen.

Carl Busse.

Theater.

Friedr. Wilhelmstädt. Theater: „Kaiser Friedrich Barbarossa". Hist. Schauspiel in 4 Akten von Christian Grabbe. (Bühnenbearbeitung von L. Ottomeyer.)

Christian Grabbe's Hohenstaufentragödie „Kaiser Friedrich Barbarossa" ist im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater zur Aufführung gelangt. Was Immermann seiner Zeit dem Freunde, und Oskar Blumenthal, der Herausgeber, seinem Dichter vorenthalten haben, das ist Grabbe nun durch Direktor Samst zu Theil geworden. Ein neues Volkstheaterunternehmen ist mit der Hohenstaufentragödie eingeweiht worden.

„Grab—be oder sepulchrum + b", so hat Grabbe, dem das Spielen mit dem eigenen Namen zu beinah krankhaftem Triebe wurde, einmal einen Brief an einen Freund unterzeichnet. Und wie ein Besuch an einem Grabe, das lange verwahrlost war und nun zu irgend welcher Feier mit grellen Blumen geschmacklos ausgeputzt ist, so wirkte diese Aufführung. Das Drama blieb bei schlechter Darstellung schattenhaft und todt. Und es überkam einen wehmüthig zweifelnde Stimmung: ist Grabbe ein Anspruch auf die Nachwelt über das Mitleid hinaus geblieben?

Wenige, über die das Urtheil der Litteraturgeschichte so schwankt wie über Grabbe. Mit dem einen Wort „der thörichte Grabbe" thut Scherer ihn ab, und Julian Schmidt citirt ihn nur als warnendes Beispiel eines verkommenen Genies. Wieder andere aber stellen ihn dicht neben Hebbel.

Für die Bühnenprobe hatte man im Kaiser Friedrich Barbarossa jedenfalls die rechte Wahl getroffen. Es ist das bühnenwirksamste seiner Dramen. In dramaturgischer Hinsicht hat Grabbe eine zwiefache Entwicklung durchgemacht: er suchte die dramatische Wirkung in beidem, in der Konzentration — bei ihm zumeist ein Todesringen zweier Gegner — wie in der Dezentratisation, im Episodischen. Die eine Reihe seiner Dramen führt von „Don Juan und Faust" zu „Kaiser Friedrich", die andere etwa von „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" zu „Napoleon und die hundert Tage".

Immer aber suchte er die Größe, denn das Große war für ihn das Dichterische schlechthin. An der Größe berauschte er sich. Sie war ihm ethisches und ästhetisches Ideal zugleich. Was jeden Maßstab überragte, das erst schien ihm Messenswerth. Wie ein Gigant, der Felsblock auf Felsblock fügt, so thürmte er Größen auf Größe. Das war die Art, in der er seine Helden schuf.

Den Urquell dieser Größe fand er in sich selbst. In ihm war etwas, das er als groß empfand. Es war kein klarer Begriff, kein bestimmtes Gefühl, das er damit verband. Es war irgend ein Etwas, das sich in einem Sehnen kundgab, Ketten zu zerbrechen und die Formen der Alltäglichkeit zu zerschmettern. Es war dies große Etwas, das ihn in seiner eigenen Empfindung über andere Menschen erhob, und ihm als sein Genie galt. Und wie er diese unbestimmbare Größe in sich empfand, ganz so gab er sie seinen Menschen. Er legte sie in ihr Selbstbewußtsein. Sie fühlen sie und sprechen von ihr. Sie sagen in immer anderen Worten: ich bin groß, ohne ihre Größe selbst in etwas Bestimmbarem ausdrücken zu können. Um ihr die Flügel zu lösen, morden und brennen sie, greifen sie nach den Sternen des Himmels, wie ein Kind, das schreit, um seine Lungen zu dehnen. Und diese Größe ist bei Grabbe etwas rein Subjektives; sie objektiv zu schildern, war er ganz unfähig. Besten Falls trat sie in grausamen Thaten an den Tag; dann konnte sie Tempel zerstören; aufbauen konnte sie nie. Gemeinhin aber betete sie sich selbst an und erstarrte in dieser Selbstvergötterung. Sie konnte nie auf intellektuellem Gebiete in Erscheinung treten — Grabbe's Napoleon muthete Hebbel an, wie ein Unteroffizier, der eine Armee kommandirt. Und diese Grabbe'sche Größe schlägt oft so wild mit den Flügeln, daß sie von einem Grenzbegriff zum anderen taumelnd flattert; sie erhebt sich oft in so schwindelnde Höhen, daß sie platt erscheint. Grabbe suchte die Größe und fand statt ihrer oft nur den Größenwahn.

Wie zwei Riesen, die auf Bergesgipfeln stehen und Lawinen gegen einander schleudern, so stehen in seinen Dramen sich Don Juan und Faust, Heinrich der Löwe und Kaiser Friedrich gegenüber. Jede Scene, ich möchte sagen, ein neuer Größenausbruch des einen oder andern der Gegner. Warum fällt Heinrich der Löwe von Barbarossa ab? Nur weil er groß ist und seine Größe sich bethätigen muß und Grabbe's Größe nach dem Kampf mit Größe lechzt. Wenn Grabbe Geschichte verdichtete, dann suchte er nicht nach dem geistigen Band der Geschehnisse, auch nicht nach den Werdephasen der Charaktere: er wählte Akt für Akt die geschichtlichen Momente, die den Zündstoff bargen, der die Größe seiner Helden zur Explosion bringen mußte.

So wurde er zum Theatratiker. Man hat ihn als ein Kraftgenie gefeiert, das sich in derber Ursprünglichkeit den Grundgesetzen dramatischer Komposition entzog; ich meine, er ist vielmehr ganz Theatraliker, und all seine Willkürlichkeit erklärt sich daraus, daß er in jedem Moment auf theatralische Effekte ausging; — starke Bühnenwirkung wäre seinen Hohenstaufentragödien und seinem Napoleon bei guter Aufführung noch heute sicher. Keck exponirte er, seiner theatralischen Schlagkraft sich bewußt, die Vorgeschehnisse und den Charakter seiner Helden in „Friedrich Barbarossa" und „Heinrich VI." aus den Gesprächen der Gegner und der Gegenspieler: das Maß des Hasses war ihm für die Größe seiner Gestalten gewichtiger als das Maß der Liebe. Und dann folgen sich die Scenen, wie Schlag und Schlag in einem Kampfe wechseln. Er steigerte nicht dadurch, daß er der Bewegung die Ruhe folgen ließ und durch Kontraste wirkte; er suchte auf das Bewegte stets ein Bewegteres zu geben. So ging es ihm oft wie einem Sänger, der mit seinen Stimmmitteln nicht Maß hält: er überschrie sich.

Grabbe suchte die Größe und — er glaubte nicht an Größe: das ist der Widerspruch, der seine Dichtung charakterisirt. Größe ist bei ihm ein Etwas, das zu Grunde geht. In dem Augenblick, in dem Kaiser Heinrich das Vollmaß seiner Größe erreicht hat, trifft ihn ein Schlagfluß, und er fällt todt nieder. Die Größe bröckelt in sich selbst zusammen. In seiner Weltanschauung ist Grabbe Nihilist. Er glaubt nicht an eine Macht, die die Geschicke der Menschen regelt und leitet, er glaubt nur an eine Kraft, die zerstört. Es gibt ein böses Prinzip in seiner Welt, kein gutes. Und da er den Begriff der Größe in Selbstbespiegelung fand, war diesem Begriff immer die Dosis Skepsis beigemischt, die ihn zersetzte. Während er an seinem Napoleon dichtete, schrieb er an einen Freund: „nicht Er, seine Geschichte ist groß (!)" Er sah neben jedem Ja das grinsende Nein. „Wenn Grabbe's Richtung eine unbedingte Konsequenz zuließe", meinte Hebbel, „so müßten seine Menschen nur auftreten, um sich die Kehle abzuschneiden, aber sie dürften nicht so weit kommen, denn das Messer müßte sich in dem Moment, wo sie danach griffen, wieder in rohes Eisen verwandeln, um sich auch seinerseits der teleologischen Verknüpfung der Dinge zu entziehen". Dieser Widerspruch in seiner Dichtung, der alles zersetzt, deutet auf die Tragödie seines eigenen Lebens.

Grabbe hat seine Jugend in Armuth verbracht und er wurde, zumeist durch eigene Schuld, unglücklich in seiner Ehe, unglücklich in seinem Amte. Er ergab sich dem Trunke und ging unter. Man hat in den widrigen Verhältnissen, mit denen er zu kämpfen hatte, die Ursache seiner künstlerischen Haltlosigkeit erblickt; ich glaube mit Unrecht. Er wurde haltlos als Mensch und Künstler, weil sich ihm der eine Halt versagte, auf den er in seinem tiefsten Empfinden angewiesen war. Nicht an seiner Ideallosigkeit ging er zu Grunde — die war nur Folgeerscheinung —, sondern an seinem Ideale.

„O Heimath, Heimath, meiner Größe Land und meines Falles." Grabbe hat an seinem Vaterland gehangen, mit mehr als alltäglicher Begeisterung; wie ein verwaistes Kind an

der gestorbenen Mutter hängt. Es war ein bitteres Sehnen und ein zerreibender Schmerz in dieser Liebe. Wenn er seinen Faust einen Gottesträumer genannt hat, er war ein Vaterlandsträumer. Und daß sein Vaterland, so wie es war, ihm nicht Vaterland sein konnte, das war die geistige Krankheit, an der er krankte. Aber er ist liebenswerth in dieser Leidenschaft. Vielleicht hätte sie ihn, wäre er unbedeutender gewesen als er war, blind gemacht gegen alle Schäden; sie machte ihn in Wirklichkeit nur hellsehend. Er hat einmal das ganze Elend seiner Zeit in ein paar Sätze gepreßt, und er, der Deutschland Europas Herz genannt (zerrissen, wie nur ein Herz es sein kann), hat diese Worte Napoleon in den Mund gelegt: „da stürzen die feindlichen Truppen siegjubelnd heran — die Armen! Statt eines großen Tyrannen, wie sie mich zu nennen belieben, werden sie bald lauter kleine besitzen — statt ihnen ewigen Frieden zu geben, wird man sie in einen ewigen Geistesschlaf einzulullen versuchen — von gewaltigen Schlachtthaten wird man freilich nichts hören, desto mehr aber von diplomatischen Assembleen, Konvenienzbesuchen hoher Häupter, von Komödianten, Geigenspielern und Opernhuren". Darum träumte Grabbe das Vaterland der Hohenstaufen. Und wenn er in seinem „Friedrich Barbarossa" die Hohenzollern in Zukunftsgröße verherrlichte — es war das bei ihm keine blöde Prophezeiung a posteriori, auch keine Schmeichelei; es war der Ausdruck einer letzten Hoffnung.

Tief unglücklich über die herrschenden Zustände fand er den Platz nicht, an dem er hätte wirken können.

Ein anderer hätte vielleicht in solchem Zwiespalt den Weg zur Lyrik gesucht. Ein lyrisches Sehnen hätte über die Kluft hinweggetragen, die zwischen dem Deutschland der zwanziger Jahre und dem der Hohenstaufen aufgerichtet war. Grabbe war eine unlyrische Natur. Er hat kein Lied gedichtet; und es ist nicht uncharakteristisch für sein hart männliches Empfinden, daß ihm höher als die Liebe die Freundschaft galt. Ihn trieb es zur Satire, und er hat in ihr sein Bestes gegeben. In den kaum verbundenen, tollen Scenen seiner Jugendkomödie „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" schien er fähig, in der Satire des Zwiespalts seines Wesens Herr zu werden. Er ist dann erst wieder in den Volksscenen seines „Napoleon" zur Satire zurückgekehrt. Es sind das packend dichterische Scenen; aber das geistige Band, das sie zusammenhalten mußte, konnte nicht negativer Art sein. Und nur in der Negation gelang es ihm die menschliche Natur zu fassen: sein „Napoleon" auch blieb ein „Riesentorso, ohne Kopf und — ohne Herz.

Der Zwiespalt, der durch Grabbe's Wesen und Dichtung geht, spiegelt sich in seiner Sprache eigenthümlich wider: wo er groß sein wollte, war er oftmals trivial; in der Trivialität oftmals von packender Größe. Seine Sprache war reich an Vergleichen, an Gedanken arm.

Man hat ihn mit Hebbel verglichen, und Hebbel selbst pflegte sich darüber bitter zu beklagen. Sie waren in Wahrheit die entgegengesetzten Pole einer selben Sphäre. Wo Grabbe in die Luft baute, grub Hebbel in die Tiefe. Wo Grabbe in der Einheit den Riß fand, vereinte Hebbel Zerrissenes zu einem Ganzen. Er war ganz innerlich, wie Grabbe ganz äußerlich war.

Das Erbe des Theatralikers Grabbe hat in gewissem Sinne Wildenbruch angetreten. Die Aehnlichkeiten zwischen „Friedrich Barbarossa" und Wildenbruch's „König Heinrich und Heinrich's Geschlecht" in Komposition wie in Geschichtsverdichtung sind überraschend. Nur daß Wildenbruch da ein Erbe angetreten hat, das Grabbe nur von seiner Zeit zu Lehen hatte.

Der Typus innerer Zerrissenheit aber, der älter ist als Grabbe, und vor ihm andere Namen trug, wandert auch heute wieder durch die deutsche Litteratur. Und fast immer, so oft er wiederkehrt, wird er zum Ankläger deutscher Zustände.

Ernst Heilborn.

Neue buddhistische Schriften.

The Gospel of Buddha. According to Old Records. By Paul Carus. 4th Rev. Ed. The Open Court Pub. Co. Chicago. 1896.

Karma. A Story of Early Buddhism. By Paul Carus. Illustrated and printed by T. Hasegawa, Tokyo, Japan for The Open Court Pub. Co. Chicago. 1896.

Seit der Veröffentlichung der für das Studium des Buddhismus bahnbrechenden Werke des französischen Orientalisten Eugène Burnouf, „Introduction à l'histoire du Bouddhisme Indien" (Paris 1844) und „Le Lotus de la Bonne Loi" (Paris 1852), sind sehr viele recht gediegene Schriften über diesen Gegenstand erschienen, an deren Erforschung und Erklärung die namhaftesten europäischen Gelehrten mit unermüdlichem Eifer und bedeutendem Erfolg sich betheiligt haben. Als das endgültige Ergebniß dieser Untersuchungen und der dadurch gewonnenen Erkenntnisse hat sich die vergleichende Religionswissenschaft gebildet und an die mit ihr verwandte vergleichende Sprachwissenschaft als eine selbständige und systematische Disziplin in logischer und chronologischer Ordnung angereiht.

Zur allgemeinen Verbreitung und richtigen Würdigung der auf diesem Forschungsgebiete bereits erzielten Resultate hat der in Verbindung mit der Weltausstellung zu Chicago 1893 abgehaltene und stark besuchte Religionskongreß ungemein viel beigetragen. Großes Aufsehen in dieser Versammlung erregten die Vertreter der morgenländischen Religionen; vor allem machten die Anhänger des Buddhismus aus Ceylon und Japan einen sehr günstigen Eindruck und erfreuten sich einer besonderen Beliebtheit. Man nahm lebhaften Antheil an dem Leben und Charakter des Schakyamuni und der erhabenen Lehre von der Erlösung durch Erleuchtung und vertiefte sich in Gedanken über das Nirwâna und den Eingang der Seele in die ewige Ruhe als das höchste Ziel des menschlichen Daseins. Es wurde über solche Dinge gern und viel gesprochen und in einigen auserwählten Gesellschaftskreisen gehörte eine Vorliebe für derartige tiefsinnige Erwägungen gewissermaßen zum guten Ton. Man interessirte sich auch für den buddhistischen Kult und, um diese Neugierde zu befriedigen, führte ein amerikanischer Gelehrter, Herr Maxwell Somerville, Professor an der Universität von Pennsylvanien, einen echten, mit allen gottesdienstlichen Einrichtungen ausgestatteten buddhistischen Tempel aus dem Orient ein und richtete denselben in der Stadt Philadelphia auf. Das ziemlich große Gebäude enthält eine Bildsäule Buddha's, einen Altar mit der herkömmlichen Lotusblume, welche unbefleckt vom Schlamm, in dem sie wächst, die Reinheit des in der sündigen Welt lebenden Asketikers (Schramana) versinnlicht, Bilder der Heiligen, Gebetsräder, Glocken, Becken, Pauken und andere zur Verrichtung der Andacht dienende Apparate. Ursprünglich symbolisirten die Gebetsräder wahrscheinlich den endlosen Kreislauf der Seelenwanderung; heutzutage werden sie wie Leierkasten gedreht, bloß um die darin befindlichen mit Gebetformeln beschriebenen Papierstreifen in Bewegung zu setzen und die Anrufungen des vergötterten Padmapâni auf mechanische Weise zu erleichtern und ins Unendliche zu wiederholen. Anfangs war der Zudrang des Publikums zu dem importirten Heiligthume, um das Triebwerk des fremden Kultus zu besichtigen und sich darüber zu belehren, ziemlich groß, aber über Bekehrungen wird bis jetzt kein Bericht erstattet. Die kleinen Schaaren, welche man dort auf dem Dhammapada wandeln sieht, sind keine frommen Pilger, die diesen Pfad als den Weg des Heils erwählen, sondern meistens ernste, nur auf die Erweiterung ihrer Kenntnisse und die Bereicherung der Wissenschaft bedachte Forscher.

Diesen Männern verdanken wir, namentlich in der allerletzten Zeit, eine Anzahl von gediegenen Schriften, unter denen die vorliegenden Büchlein eine hervorragende Stelle einnehmen. „Das Evangelium Buddhas" ist eine aus alten und zuverlässigen Quellen geschöpfte Darstellung seines Lebens und seiner Lehren und liefert einen rein sachlichen und höchst wichtigen Beitrag zum richtigen Verständniß seiner Religion, die sich über den größten Theil von Asien verbreitet hat und mehrere Millionen Anhänger zählt. Bekanntlich ist der Buddhismus gleich dem Christenthum in unzählige Sekten zersplittert, welche, wie es in solchen Fällen immer geschieht, an ihren Sondermeinungen mit fanatischer Zähigkeit halten, als wären sie die Grundpfeiler des ganzen Systems. Diese sektirerischen Sätze hat Dr. Carus nicht beachtet, sondern nur die

Lehren in Betracht gezogen und zusammengestellt, welche alle Buddhisten in Gemeinschaft haben und als wesentliche Bestandtheile „der guten Botschaft“ anerkennen. Die Anordnung des sorgfältig gesichteten und nach dem Vorbilde des vierten Evangeliums gestalteten Stoffes ist in den Einzeltheilen klar und übersichtlich und das Ganze gibt ein vortreffliches Bild vom Wesen und Wirken des erhabenen Stifters dieser eigenartigsten aller Religionen. Der Anhang enthält eine vollständige Quellenangabe nebst Parallelstellen aus der abendländischen Litteratur und Wissenschaft und besonders aus dem Neuen Testament, und ein die im Texte vorkommenden fremdländischen Ausdrücke erklärendes Glossar. Ganz vorzüglich ist auch des Verfassers gedrängte Darlegung der Hauptlehren des Buddhismus, die sich an das Sammelwerk anschließt und dessen Inhalt erläutert. Nach dieser Auslegung wird der Mensch nur durch Erleuchtung und Erkenntniß der Wahrheit vom Uebel befreit. Das Gesetz von Ursache und Wirkung gilt ebenso unbeschränkt und unverbrüchlich in der moralischen wie in der materiellen Welt; jede böse Handlung zieht böse Folgen nach sich, und jede gute Handlung gute Folgen, und diese Kausalitätsverhältnisse können durch keine übernatürliche Macht aufgehoben werden. Demgemäß dürfte also von einer Tilgung der Sündenschuld durch Gnadenmittel keine Rede sein. Jeder erntet, was er säet, und hat sich selbst durch Streben nach der Wahrheit, Uebung der Sittlichkeit und Ueberwindung der Selbstsucht zu erlösen. Da die Lehren des Buddhismus sich nicht auf Offenbarung, sondern, wie alles Wissen, auf Erfahrung und Untersuchung stützen, so können sie unmöglich den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung widerstreiten. Buddha's Mahnung, alles anzunehmen, was sich durch gründliche Prüfung als wahr erweist, schließt den in der Christenheit so viele Jahrhunderte geführten heftigen Kampf zwischen theologischen und wissenschaftlichen Weltanschauungen vollständig aus. Auch den Greueln der abendländischen Hexenverfolgung und Teufelsbannerei beugte er dadurch vor, daß er den Bhikshus (Mönchen) Beschwörungen und Besprechungen irgend welcher Art und jedes Wunderwerk strengstens verbot. Bemerkenswerth ist es gleichfalls, daß das von Buddha so stark betonte und als „alles bestimmend“ bezeichnete Gesetz des Karma mit der Darwin'schen Vererbungstheorie und die buddhistischen Tugend- und Seelenlehren mit den Ansichten der fortgeschrittensten Vertreter der modernen Ethik und Psychologie im Wesentlichen übereinstimmen. Es ist außerdem für die allgemeine Anerkennung der Gediegenheit und Gegenständlichkeit dieses „Evangeliums“ bezeichnend, daß es bereits durch Buddhisten ins Japanische und Chinesische übersetzt, und die englische Ausgabe desselben in den buddhistischen Schulen Ceylons als Lesebuch eingeführt worden ist. Eine deutsche Ausgabe ist in Chicago erschienen und eine französische in Paris angekündigt.

Das zweite der vorliegenden Werke besteht aus einer Reihe von kurzen buddhistischen Erzählungen, welche die beständige Wirkung des Karma auf den Bildungsgang des Menschen und sein Schicksal durch Beispiele beleuchtet. Das in Tokio auf japanischem Papier gedruckte und mit außerordentlich weichen und zarten in Farbendruck ausgeführten Illustrationen versehene Büchlein ist nicht nur inhaltlich, sondern auch typographisch und künstlerisch höchst ansprechend und interessant.

E. P. Evans.

Aus dem ersten Universitätsjahre. Ein Roman in Briefen von Peter Nansen. Berlin (S. Fischer).

„—wenn ich eine solche Tochter hätte — es käme auf die Jahreszeit an — Sommers würde ich sie in das Wasser, Winters in den Kamin werfen“ — so brummte Börne in einem seiner Pariser Briefe. Er erzählt da der Freundin von der sechzehnjährigen Tochter Diderots, die „über Dinge, in welchen ein Frauenzimmer nicht eher Schülerin werden darf, als bis sie Meisterin geworden, und worin sie nur die Erfahrung belehren soll“, vom Vater unterrichtet wird und sich dabei sehr sachlich und vernünftig benimmt. — Was er wohl von der jungen Emilie in dem Nansen'schen Romane sagen würde, die ihrem heimlich Verlobten in einem Briefe voll Logik und Sachkenntniß auseinandersetzt, warum und wie er sich während seiner Studentenzeit in der Residenz „austoben“ solle? Es mag hier unerörtert bleiben, ob die holde, rührende Mädchenunwissenheit für das wirkliche Leben gut und nützlich ist. Ein ganz junges Mädchen aber, das nur so denkt, wie diese „Mis“, ist wohl auch in dem nichts weniger als prüden Dänemark eine Abart, und daß sie gar so schreibt, muß widerwärtigen Eindruck hervorrufen. Ihre anatomische Unschuld wird sie wohl bis zur Heirath bewahren, aber schon, wie wir sie in jenem Briefe kennen, ist sie verdorben bis in die Knochen. Ohne Zweifel hat der Verfasser dies naive demi-vierge Geschöpf ganz so darstellen wollen, wie es uns entgegen tritt, aber wozu? Ob so etwas wahr ist, halten wir für zweifelhaft, schön ist's sicher nicht! . . . Damit hätten wir aber das erschöpft, was wir an dem Buche auszusetzen haben, als Ganzes wissen wir diese Geschichte in Briefen nur zu loben. Es ist ein fesselndes Stück Wirklichkeit, das sich vor uns abspielt, und die Meisterschaft, mit der der Verfasser die einzelnen Personen, die wir lediglich aus den Briefen kennen lernen, uns in voller Lebendigkeit zeigt, ist ganz bewundernswürdig. Der strenge, fest am Alten hängende Oberlehrer Holm in H. ist gewohnt, daß alles im Hause keinen anderen Willen kennt, als den seinen, und er glaubt, den flügge gewordenen Sohn von der heimathlichen Studirstube aus und auch dann noch lenken und leiten zu können, da dieser schon auf dem glatten Boden Kopenhagens lebt. Emil Holm selbst bewegt sich erst tastend und zagend und sucht den gründlich ausgearbeiteten Plan des Vaters gewissenhaft auszuführen, aber bald erfaßt ihn der Strudel und nun genießt er das Leben in vollen Zügen. Die Freunde in der Residenz, namentlich der flotte, früh wetterfahrene William Evans, die kleine Stadtfreundin Amalie, die Emil zuerst mit einem ihr ganz unheimlichen Respekt behandelt, die verschiedenen Verwandten, die herzensgute, immer hilfbereite Tante Meta, die strenge Caroline, der Onkel Paulsen, der prinzipiell nichts verleiht, sie alle sind lebendige, plastisch herausgearbeitete Charakterköpfe. Auch die Mutter, die alles durch die Augen des Vaters zu sehen gewohnt ist, die gute, verschüchterte Frau, sehen wir in dem einen Briefe, der von ihr da ist, deutlich vor uns. — Die inneren und äußeren Kämpfe des jungen Studenten, der ihm immer klarer werdende Gegensatz zum Vaterhause und zum Vaterwillen, die Erkenntniß, daß er seinem Kinderglauben nicht mehr treu bleiben kann, seine wachsenden Schulden und die Geschwindigkeit, mit der er borgen lernt, das Alles leben wir mit wie ein echtes Stück Wirklichkeit. Der oft behandelte Gegensatz zwischen Alt und Jung ist wohl noch selten mit solcher Objektivität und so ohne Parteinahme dargestellt worden. Wir fühlen mit dem Vater, der mit wehmutherfülltem Herzen erkennt, daß ihm der Sohn verloren ist, aber wir verstehen auch den Sohn, der sein eigenes Leben leben will. Vielleicht ist nur die Weltfremdheit des alten Holm etwas übertrieben, wenn in einem seiner Briefe einmal der Satz vorkommt: „Solltest Du in großer Verlegenheit sein, so könnte ich es vielleicht einrichten, Dir im nächsten Monat einen Zuschuß von zwanzig Kronen zukommen zu lassen, — das würde dann sicher für eine Zeitlang Hochfluth in Deine Kasse bringen.“ Da weiß denn doch die kleine „Mis“ ganz anders Bescheid über das, was einem jungen Studenten Geld kosten kann. Der Schluß, die Selbstbefreiung des Helden aus der drohenden Versumpfung ist etwas gemacht und unwahr. Die Kritik des Verfassers, daß die Entwicklung des naiven und unselbständigen Provinzlers zu einer selbstbewußten und sicheren Persönlichkeit unnatürlich rasch vor sich ginge, ist in der That zutreffend.

Wird nun Emil Holm, wenn er einmal einen Sohn auf die Universität schickt, sich seiner eigenen Jugend erinnern, und sich in die Lebensbedürfnisse, den Ideenkreis desjenigen versetzen können, der dann ihm gegenüber die Zukunft ist? Wir bezweifeln es. Alt und Jung sind immer zwei verschiedene Welten.

E. E.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37. Dr. P. Nathan, Bülowstraße 89.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 50. Berlin, den 12. September 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser von Rußland ist in Breslau gewesen, in Görlitz und in Kiel, und er ist an allen Orten gefeiert und mit militärischen Schaustellungen zu Lande oder zu Wasser regalirt worden. Es wurden auch die üblichen Toaste gesprochen; im Tone wärmer und dem Inhalt nach positiver von unserem Kaiser; in völlig neutraler Zurückhaltung, die die Grenzen freundlichen Dankes nicht mit einem Worte überschritten hat, seitens des Zaren. Bei der Natur des Kaisers von Rußland kann diese feine Art nicht überraschen. Er gilt für einen vorsichtigen Herrn, der es schwer mit seiner Stellung nimmt, und der stark bedrückt ist von dem Gefühl der Verantwortung, das auf ihm lastet. Bei solcher Anlage und überdies beraubt seines bisherigen Rathgebers in der auswärtigen Politik, ist es nicht verwunderlich, daß er in seinem öffentlichen Hervortreten sich einer peinlichen Neutralität befleißigt hat.

Wir glauben, daß die Worte der gewechselten öffentlichen Toaste weniger unter dem politischen Gesichtspunkt als unter dem psychologischen zu betrachten sind, und zu dieser Psychologie gehört es auch, daß die Reden sogar offiziell in mehr als einer Version verbreitet worden sind. Wir nehmen diese verschiedenen Versionen nicht zum Anlaß für politische Deutungen, sondern nur als einen Beweis dafür, daß die Toaste, obgleich sie so vorsichtig und unverbindlich wie nur möglich sein sollten, gleichwohl bei ihrer endgültigen Feststellung mit unsicherer Wage gewogen wurden, so daß nachträglich dann Korrekturen eintreten mußten, um nur jede mögliche Mißdeutung zu beseitigen.]

Der impetuosen Art unseres Kaisers entspricht es, daß er sich freier über die Bedeutung des russischen Kaiserbesuches ausgelassen hat, nachdem der Zwang von ihm genommen worden, den die Anwesenheit des Zaren ausüben mußte. Das ist bei einem Trinkspruch geschehen, den der Kaiser bei der Paradetafel in Görlitz gehalten hat. Er sagte bei dieser Gelegenheit unter Anderem:

„Ganz besonders spreche Ich Ihnen und dem Korps Meine freudige Anerkennung aus, daß es Ihnen vergönnt gewesen ist, unter den Augen Meines geliebten Nachbars und Vetters, Sr. Majestät des Kaisers von Rußland, in dieser vorzüglichen Verfassung zu erscheinen. Wir stehen noch alle unter dem Zauber der jugendfrischen Gestalt des ritterlichen Kaisers, und sein Bild schwebt vor unseren Augen, wie er an der Spitze des Regiments seines verewigten Herrn Vaters vorbeizog. Er, der Kriegsherr über das gewaltigste Heer, will doch nur seine Truppen im Dienst der Kultur verwendet wissen und zum Schutz des Friedens. In völliger Uebereinstimmung mit Mir geht sein Streben dahin, die gesammten Völker des europäischen Welttheils zusammenzuführen, um sie auf der Grundlage gemeinsamer Interessen zu sammeln zum Schutze unserer heiligsten Güter."

Inwiefern dieser Trinkspruch als Erläuterung zu dem bekannten Knackfuß'schen Bilde zu betrachten ist; — ob sich Europa gegen die Chinesen einigen soll, nachdem unsere Minister Li-Hung-Chang chinesisch angetoastet haben; — welche heiligsten Güter zu vertheidigen sind, und wer die Angreifer sein mögen; — wie endlich die europäische Völkerverbrüderung zu denken sei, darüber zerbrechen wir uns nicht den Kopf, und das ist wohl auch in Beziehung auf den politischen Gesichtspunkt nicht nöthig, da unser Kaiser bei seinen Tischreden ein erhebliches Gewicht auf die schwungvolle Form zu legen pflegt. Tischreden sind unter solchen Umständen keine politischen Programme. Aber eins kann man aus diesem Trinkspruch doch heraushören. Man hat die Ueberzeugung bei uns, daß auch der Kaiser von Rußland aufrichtig den Frieden will, wie wir ihn wollen. Es finden damit die französisch-russischen Beziehungen eine Erläuterung, die wir stets für zutreffend gehalten haben; gleichviel, eine solche Bestätigung aus diesem Mund ist werthvoll, und so hat diese Kaiserzusammenkunft geleistet, was nur zu erwarten war.

Mit seinen Neigungen ist der Kaiser von Rußland auf der Seite friedlicher Entwicklung, — wir sind bei der Individualität dieses Monarchen durchaus überzeugt davon; aber auch ein russischer Selbstherrscher ist keineswegs in dem Maße Herr der politischen Geschicke seines Landes, wie es

sein Titel besagt. Alexander II. wollte den letzten Türkenkrieg bis zum letzten Augenblick nicht und wurde doch in ihn hineingerissen. Daß der jetzige Zar annähernd eine gleich starke Persönlichkeit ist, wie sein Großvater es war, scheint ausgeschlossen. Er wird also auch seinerseits mit jenen Einflüssen zu rechnen haben, die Personen und Parteien in Rußland auf die auswärtige Politik ausüben. Solche Betrachtung führt dazu, die Bedeutung von Kaiserreisen, wie den jetzigen, überhaupt nicht sehr hoch zu veranschlagen. Wenn der Kaiser wieder in Rußland ist, wird auch die russische Politik in ihre individuellen Bahnen zurückfluthen, was auch in Wien und Breslau gesprochen worden sei, und was auch in Paris und England noch gesprochen werden mag.

Dieser Besuch hat der in unterrichteten Kreisen bestehenden Ueberzeugung neue Festigkeit gegeben, daß der Zar ein friedliebender Mann ist; damit wissen wir, daß **ein** erfreuliches Element die russische Politik jedenfalls enthält, und dies Element ist nicht zu unterschätzen; aber vergessen darf man doch nicht, daß der Charakter der russischen Politik allein und ausschließlich damit nicht bestimmt ist.

In der traurigen orientalischen Frage ist es endlich den Großmächten gelungen, einen Erfolg zu erzielen; für **Kreta** sind zwischen den Aufständischen, dem Sultan und den Großmächten Bestimmungen vereinbart worden, die den christlichen Bewohnern der Insel eine friedliche Entwicklung sichern würden. Auf die Details dieser Bestimmungen legen wir gar keinen Werth; es genügt, daß die Kretenser damit zufrieden sind, und es genügt, daß die Mächte bei ihrem Druck auf die Pforte einig sind. So lange diese Einigkeit dauert, wird auch der papierne Vertrag eine reale und darum heilsame Bedeutung haben; fällt diese Einigkeit fort, dann wird die Türkei es von Neuem versuchen und wagen, die Vereinbarung zu zerreißen, um das verlorene Terrain zurückzuerobern. Zu hoffen ist, daß bis dahin die Kretenser genügend erstarkt sein werden, um diese Versuche im Nothfall selbst zu vereiteln, und jedenfalls bringt ihnen ihre insulare Lage im offenen Becken des Mittelmeeres den Vortheil, daß die westliche Civilisation ihnen eher offiziell oder nicht offiziell Hilfe bringen kann; läge die Hilfe auch nur darin, daß die öffentliche Meinung Europas die Kontrolle über die dortigen Zustände zu üben in der Lage bleibt und durch Allarmirung des Westens einen Druck auszuüben vermag.

Ganz trostlos liegen jedoch noch die entsetzlichen Verhältnisse in Bezug auf die Armenier, für deren Schicksal die Haltung Rußlands vor Allem entscheidend bleibt. Entzieht sich Rußland einem wirkungsvollen gemeinsamen Vorgehen der Mächte, wie es für Kreta Erfolg hatte, so ist keine Aussicht vorhanden, daß die andern Mächte auch nur einen Schritt in Konstantinopel vorwärts kommen. Jeder Druck dort wird unwirksam bleiben und nur die Lage der Armenier weiter verschlimmern, — wenn das möglich ist. Denn die Türkei reformirt man nicht mit Noten, hinter denen nicht reale Zwangsmittel stehen, und über Rußlands Haltung beruhigt, wird der Sultan über alle Drohungen anderer Mächte lachen; und er hatte bisher ein Recht dazu.

Sehr fraglich aber erscheint es, ob Rußland für einen ernsten Schritt zu haben sein wird. Um gerecht zu sein, darf man freilich die politischen Schwierigkeiten für das Zarenreich nicht unterschätzen. Wenn eine Politik in der Richtung auf eine ernsthafte Intervention einsetzt — und nur um diese kann es sich handeln, — dann vermag man nicht zu wissen, wie tief man hineingezogen werden wird. Rußland will aber augenscheinlich im Augenblick in eine türkische Politik von großer Tragweite mit weitergehenden Verwicklungen nicht verstrickt werden. Ist das der Fall, so kann man nur eins wiederholen: Man soll dann aus Menschlichkeit die offiziellen Hände von Armenien überhaupt fortlassen, weil jedes wirkungslose Herumdoktoriren in Konstantinopel die Türken zu neuen Unthaten gegen die Armenier reizen wird. Die Armenier bezahlen es dann, daß die Diplomaten über nichts als über Papier und Tinte verfügen.

Deutschlands offizielle Politik insonderheit ist nicht in der Lage, einen Sprung ins Dunkle zu wagen, um die entsetzensvolle Lage der Armenier zu bessern; darüber muß man sich bei uns klar sein. Politik macht man nicht mit einer Aufwallung der Empfindung, die einen Kriegszug für Armenien predigt, und die über Armenien vergißt, was Deutschland bei solcher Politik unter Umständen einzusetzen hätte.

Wir waren auch nicht in der Lage, als die russischen Judenverfolgungen, dieses Gegenstück zu den Armenierverfolgungen in Scene gesetzt wurden, politisch zu interveniren. Auch das konnte damals Niemand befürworten; aber unabhängig von der offiziellen Politik machte die öffentliche Meinung nach zwei Richtungen hin sich geltend. Soweit sie nicht antisemitisch völlig verroht war, brachte sie ihre Empörung rückhaltlos zum Ausdruck, und man organisirte sich andererseits, um mit Geld so viel als möglich war, die Opfer der Verfolgungen zu unterstützen.

Was damals geschehen ist, muß auch jetzt geschehen; hierfür einzutreten, wird vor Allem auch die Ehrenpflicht des Liberalismus sein, der stets von der Humanität untrennbar gewesen ist.

Wir sind jetzt über die armenischen Verhältnisse genügend unterrichtet. Johannes Lepsius, auf dessen Veröffentlichungen*) wir bereits in voriger Nummer hingewiesen haben, hat im Mai und Juni dieses Jahres die betreffenden Landstriche selbst bereist, und aus seinen eigenen beredten Worten, aus dem schriftlichen Material, das er von **europäischen** Zeugen gesammelt hat, und aus dem Munde des auf nichts als Verdachtsgründe hin zum Tode verurtheilten und nur durch deutsche und englische Intervention geretteten armenischen Professors Thoumajan Schilderungen über armenische Zustände zu erhalten, wie das jetzt in Berliner Volksversammlungen möglich ist, das eröffnet einen Blick in eine Hölle von Qualen, die Menschen zugefügt wurden, von denen unter Tausenden kaum einige als Rebellen zu betrachten sind. Lepsius schätzt die Zahl der zum Theil unter entsetzlichen Foltern getödteten Armenier auf 80 bis 120 000, und er erbringt mit überzeugender Deutlichkeit den Beweis, daß diese Massacres eine politische Maßnahme der türkischen Regierung waren, um durch Vernichtung der führenden armenischen Elemente und durch Einschüchterung des Restes jede Reform und langsame Entwicklung zur Autonomie unmöglich zu machen. Für diese Zwecke benützte die türkische Regierung die schlummernden Instinkte der mohamedanischen barbarischen Volksmassen. Diese Darstellung wird jetzt auch von anderer ausgezeichneter Quelle bestätigt.

Wie viel, wie wenig dieses Meer von Jammer durch private Thätigkeit geglättet werden kann, darüber wird sich derjenige am wenigsten Illusionen machen, der die verwandte Aktion im Interesse der jüdischen Russen genau kannte. Aber wenn auch nur einer verhältnißmäßig kleinen Zahl Hilfe geboten werden wird, und zwar vor Allen jenen, die schon an sich die weniger Unglücklichen sind, weil ihnen Flucht und Expatriirung gelang, so darf solche Unterstützung doch nicht unterlassen werden zunächst um der Menschlichkeit willen, dann aber auch als Demonstration. Gewiß können wir um der Armenier willen nicht marschiren lassen, aber selbst auf ein Land wie die Türkei macht die Stimmung des civilisirten Europa einen Eindruck.

Und in der That, man wird in Konstantinopel das Gewicht der Thatsache nicht verkennen können, welches darin liegt, daß die deutsche Nation, welche bisher der türkischen Entwicklung in ruhiger Uneigennützigkeit gegenüberstand, nunmehr sich mit Empörung von einem politischem System abwendet, das durch Ausrottung von Tausenden jener Elemente, die in Kleinasien vor Allem die Träger der Kultur sind, kurzsichtig der inneren Schwierigkeiten Herr zu werden sucht. Ob in Deutschland eine türkenfreundliche oder eine türken-

*) Sie sind jetzt als Broschüre zusammengefaßt: Armenien und Europa. Eine Anklageschrift. Berlin-Westend. W. Faber & Co. 1896. 2 Mk.

feindliche Stimmung herrscht, das ist gewiß für die Realpolitik zunächst ein Imponderabile; aber man darf nicht vergessen, daß solche Stimmungen nur solange politisch unwägbar sind, bis sie plötzlich bei einer neuen internationalen Wendung sehr schwer in das politische Gewicht fallen können. Schon die türkischen Finanzfragen, die sehr bald auf der Tagesordnung stehen werden, sind von der Art, daß man mit der öffentlichen Stimmung zu rechnen hat. Das sollte man in Konstantinopel nicht vergessen. Und diese Lehre wird die deutsche Presse eindrücklich predigen müssen. Denn wenn auch ein Großstaat seine offiziellen Machtmittel nicht unbedenklich in den Dienst irgend einer humanitären Bestrebung stellen kann, so muß es doch gerade eine der Wohlthaten für die Bürger eines starken Reiches sein, daß sie als Menschen das Recht behalten, rückhaltlos und ohne Scheu trotz aller Politik ihre Empfindungen zum Ausdruck zu bringen.

In dieser Grenze hat sich die öffentliche Meinung bei uns bewegt gegenüber Rußland bei den Judenverfolgungen und bei den bulgarischen Vergewaltigungen; dieses Recht wird man auch jetzt üben; in diesem Punkte, wie wir hoffen, anders geartet, als Frankreich, das wenigstens in Beziehung auf Rußland und Rußlands Interessen der freien Kritik, die einem großen Volke voll selbständiger Kraft allein ansteht, sich begeben hat.

In dieser Woche hat Großherzog Friedrich von Baden sein siebzigstes Lebensjahr vollendet. Er war es, der im Spiegelsaal des Königsschlosses zu Versailles Wilhelm I. zuerst als Deutschen Kaiser mit einem Hoch begrüßte, und dieses Hoch auszubringen, kam ihm vor Allen zu, denn er hat in seltener fürstlicher Uneigennützigkeit für die Errichtung des Reiches alle Zeit gewirkt und er war auch bereit, seine eigene Krone der Einheit zum Opfer zu bringen. Solche Gesinnung wird das deutsche Volk diesem Fürsten nie vergessen, der für sein eigenes Land überdies stets ein liberaler, konstitutioneller Regent gewesen ist.

Sein Jubiläum muß in Wien seltsame Erinnerungen wachrufen, denn Großherzog Friedrich von Baden war nach Metternich's Plane in der österreichischen Hauptstadt aufgezogen worden als Instrument der damaligen habsburgischen Politik, und er wurde schließlich, vor Allem auch unter dem Einfluß des deutschgesinnten liberalen Professorenthums in Heidelberg und Bonn ein Förderer des deutschen Reichsgedankens im Gegensatz zu Oesterreich. Auch Großherzog Friedrich zeigt die Zusammengehörigkeit von Liberalismus und Reichsgedanken; er und der Meininger Herr repräsentirten seit jeher diese Einheit unter den Fürsten, die unter der deutschen Bevölkerung so zahlreiche Repräsentanten und auch Märtyrer hatte.

In Cöslin ist für die Provinzen Pommern, Brandenburg, Ost- und Westpreußen der Bauernverein Nord-Ost begründet worden. Die dort anwesenden bäuerlichen Vertreter sprachen es unumwunden aus, daß der Bund der Landwirthe nie ihre Interessen gewahrt habe, und daß nunmehr auf liberaler Grundlage die Bauern selbst ihre bäuerlichen Rechte zu wahren gewillt seien. Solches Streben verdient alle Billigung; es wird ein großer Schritt zu gesunder politischer Entwicklung sein, wenn der kleine und mittlere Grundbesitz, sich in klarer Erkenntniß seiner Bedürfnisse von dem Junkerthum frei macht und damit diesem einen erheblichen Theil der Gefolgschaft bei den Wahlen entzieht; das ist nicht ein Wandel, der sich von heute auf morgen vollziehen wird; Erziehung und Aufklärung werden nur allmählich die Wege ebnen; aber der Anfang ist gemacht, und um so Erfolg versprechender ist dieser Anfang, da die Bauern, die mit Bauern zu reden verstehen, und die selbst am besten wissen, wo sie der Schuh drückt, diese Aufgabe in die Hand genommen haben.

Wir bringen an anderer Stelle einen Bericht aus den Vereinigten Staaten über die dortigen so schicksalsschweren Wahlkämpfe. Er ist noch nicht von dem Herausgeber dieser Zeitschrift, sondern von einem geschätzten Mitarbeiter, der selbst an den Wahlkämpfen einen bedeutungsvollen Antheil nimmt. Dieser Bericht, der sich mit den früheren Artikeln von Dr. Barth über die Wahlaussichten drüben in einigen Punkten berührt, ergänzt sie in anderen.

Inzwischen ist die Entwicklung insofern fortgeschritten, als nunmehr aus taktischen Gründen, um die eigenen Anhänger unter allen Umständen festzuhalten und von Bryan abzuziehen, die Golddemokraten in der That zu Indianopolis eigene Kandidaten aufgestellt haben.

General Palmer von Illinois wurde als Kandidat, wir würden sagen als Zählkandidat, um die gegnerischen Chancen zu verringern, nominirt.

* * *

Aufklärung für die Handwerker.

Professor Böhmert in Dresden hat in einer Broschüre*) die neue Handwerksvorlage des preußischen Handelsministers besprochen. Böhmert ist nicht bloß ein bedeutender Volkswirth und Statistiker, er kennt auch die wirthschaftlichen Verhältnisse und das Leben des Volkes aus eigener Anschauung genau. In hervorragender Weise ist er bei allen gemeinnützigen Bestrebungen betheiligt, er bekümmert sich sehr eingehend um die Lage der Arbeiter und steht zu ihnen in seinem Wohnorte Dresden insbesondere durch die dort von ihm begründeten Volksheime in regelmäßigen Beziehungen.

Die Ansicht eines so wohl unterrichteten und unabhängig denkenden Mannes muß sehr ins Gewicht fallen.

Sein Urtheil über die Vorlage und über die ganzen zünftlerischen Bestrebungen ist nun ein durchaus abweisendes.

In ganz nüchterner, durchweg an die thatsächlichen Verhältnisse anknüpfender Darlegung weist er nach, daß die Vorschläge dieser Vorlage und der ganze Ideenkreis, aus welchem sie hervorgegangen ist, falsch und schädlich sind. Daß es nicht möglich sei, gegen die Entwicklung des modernen gewerblichen Lebens mit allerlei seltsamen kleinen Mittelchen, mit Meistertiteln, Prüfungen, Beschränkungen der gewerblichen Thätigkeit und allerlei polizeilichen Vorschriften irgend etwas anderes zu erreichen, als Vernichtung des Selbstvertrauens und jeder Neigung und Möglichkeit, die eigene Kraft zu entfalten. Der Schrift ist die weiteste Verbreitung besonders in den Kreisen der Gewerbetreibenden zu wünschen. Aber wird sie große Wirkung üben?

Es scheint fast undenkbar, daß eine große Anzahl von Gewerbetreibenden, welche mitten im Leben stehen, immer wieder behaupten, ihr gewerbliches Fortkommen könnte durch Einrichtungen gefördert werden, von welchen noch Niemand hat nachweisen können, daß sie die Leistungsfähigkeit des Kleingewerbes erhöhen oder daß sie ihm die Konkurrenz gegen das Großgewerbe erleichtern, welche aber den Gewerbetreibenden eine Menge Pflichten und Lasten aufpacken, ihm Beschränkungen auflegen, ihn Chikanen aussetzen, die ihn schädigen müssen.

Und wo man es mit der Zünftlerei ernstlich versucht hat, wie in Oesterreich, da hat sie nur Mißerfolge und fast unglaublich erscheinende Lächerlichkeiten zu Tage gefördert.

Hier liegen, man kann keinen anderen Ausdruck gebrauchen, Wahnvorstellungen vor, welche sich in gewissen

*) Das deutsche Handwerk und die Zwangsinnungen des Gesetzentwurfs betreffend die Abänderung der Gewerbeordnung von Professor Dr. V. Böhmert. Dresden, Bleyl und Kaemmerer. 1896.

Köpfen festgesetzt haben und so oft und mit solcher Emphase heraufbeschworen worden, daß schließlich Leute daran glauben, welchen man sonst Einsicht genug, zumal in Dingen, welche sie so nahe angehen, zutrauen darf. Politische Parteien nutzen diesen Wahn aus und gewiß mehr mit Rücksicht auf die allgemeine politische Situation als aus wohlbegründeter Ueberzeugung thut die preußische Regierung mit. Alle paar Jahre kommt sie den zünftlerischen Ideen etwas weiter entgegen, jedesmal mit der Erklärung, daß weiter nicht gegangen werden könne und jetzt gewährt sie fast Alles bis auf den Befähigungsnachweis und auch von diesem gibt sie schon ein Stück. Natürlich wächst dadurch den Zünftlern der Muth und da bisher, wer nicht mitthun wollte, ziemlich unberührt blieb, so hatten sie in ihren Kreisen wenig Widerspruch.

So konnten sich die Zünftler den Anschein geben, als ob sie das Kleingewerbe hinter sich hätten und es gibt genug Leute, die es ihnen glauben.

In Wirklichkeit sind sie aber nur eine verschwindende Minorität in denjenigen großen gewerblichen Kreisen, welche die jetzige Handwerkervorlage, mögen sie wollen oder nicht, in den Zunftzwang hineindringen wird.

Diese Majorität muß jetzt aufgeklärt und lebendig gemacht werden. Die Presse reicht dazu nicht aus, das lebendige Wort und vor allem die Diskussion in Versammlungen muß dazu kommen.

Männer, welche im wirthschaftlichen Leben eine hervorragende Stellung einnehmen, sollten Versammlungen dieser Kreise berufen, an ihnen theilnehmen und die zünftlerischen Führer einladen, in denselben zu erscheinen.

In allen größeren Städten sollten solche Versammlungen von besonders eingeladenen Vertretern aller an der Handwerksvorlage interessirten Gewerbe, natürlich die Innungen und vor allem die Hauptführer der Zünftlerei, aber auch die Großindustrie eingeschlossen, nicht etwa große Volksversammlungen stattfinden. In diesen Versammlungen können die verschiedenen Ansichten zur freien Aussprache kommen und mögen die Zunftschwärmer versuchen, ihre Ideen zu vertheidigen. Und einer, der ihnen am besten die Wahrheit sagen könnte, wäre Professor Böhmert. Er wird sich auch gewiß nicht entziehen, wenn man ihn bittet, an einer Versammlung theilzunehmen.

Berlin müßte den Anfang machen, und sollte hier nicht der Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes die Einladung zur Versammlung übernehmen können? An seiner Spitze steht noch heute der Mann, dem Deutschland die Gewerbeordnung verdankt, der Staatsminister Delbrück, der mehr als jeder Andere berufen wäre, sie gegen diesen letzten schwersten Angriff zu vertheidigen.

K. Schrader.

Das Rechtsstudium.

Ein Abgeordneter des Centrums, der vom Gestade der Ostsee herkam, hielt vor etwa zwanzig Jahren seine Jungfernrede über das Thema, daß der Hering vor einigen Jahrhunderten die angenehme Gewohnheit gehabt habe, zur Laichzeit die Ostseeküste aufzusuchen, daß ihn aber inzwischen sein Wandertrieb in andere Zonen geführt habe, und in Folge dessen die Ostseefischerei zurückgegangen sei. Er richtete in beschwörendem Tone an die Regierung die Bitte, diesem Nothstande ein Ende zu machen und zu bewirken, daß der Hering wieder an der Ostseeküste laicht. Das erregte große Heiterkeit. Einige Jahre später bat ein Abgeordneter, der zugleich Professor der Jurisprudenz ist, zu bewirken, daß die Studirenden, die jetzt minder fleißig in das Kollegium kommen als früher, den Kollegienbesuch wieder eifriger betreiben. Das hat minder große Heiterkeit erregt, aber verdient hat es die Heiterkeit in demselben Maße. Die Studenten in das Kollegium zu locken, ist die Aufgabe der Professoren und nicht die Aufgabe der Regierung.

Die Klage, daß der Studienfleiß der Studirenden zurückgegangen sei, steht mit allen übrigen Klagen über die Verderbniß unseres Zeitalters auf gleicher Stufe; sie ist unbegründet. Seitdem es Universitäten gibt, hat es Studenten gegeben, die sehr fleißig sind, andere, die sehr faul sind, und von denen man sagt, daß sie Studien halber sich an der Universität aufhielten, und endlich eine dritte Kategorie, die ohne innere Theilnahme die Bank drückt, dabei langsam vorwärts kommt, aber doch vorwärts und endlich zum Ziele gelangt. Diese drei Kategorien bestehen noch heute, und wenn sich das Zahlenverhältniß zwischen ihnen verschoben hat, so ist es eher in günstiger als in ungünstiger Richtung geschehen.

An allen Universitäten bestehen heute zahlreiche wissenschaftliche Studentenvereine, von denen man vor vierzig Jahren nichts wußte. Die Mitglieder kommen allwöchentlich zusammen; einer von ihnen hält einen Vortrag, der mit Aufmerksamkeit gehört und zum Gegenstande einer Diskussion gemacht wird; zum Schluß tritt das Kommersbuch und die studentische Fröhlichkeit in ihre Rechte. Diese wissenschaftlichen Vereine sind eine außerordentlich erfreuliche Erscheinung; sie gingen hervor aus der Ueberzeugung, daß der Mensch unmöglich verlangen kann, Alles, was er lernen muß, gerade vom Professor zu lernen, und daß der Verkehr mit gleichstrebenden mindestens ebenso wichtig ist, wie der mit dem Lehrer.

Die Klagen über studentischen Unfleiß haben wohl von jeher nur für die juristische Fakultät Bedeutung gehabt. Dem Studium der Theologie und dem Beruf als Lehrer an einer höheren Lehranstalt widmet sich nicht leicht Jemand, der nicht durch einen inneren Drang getrieben wird; der Mediciner und der Chemiker wissen, daß sie das, was sie im Secirsaal, in der Klinik und im Laboratorium versäumt haben, im Leben niemals werden nachholen können. Dem Rechtsstudium aber widmen sich viele, nicht weil sie einen inneren Beruf dazu fühlen, sondern weil sie nicht wissen, welchen anderen Beruf sie ergreifen sollen. Einige wollen die Zeit, bis sie das väterliche Gut übernehmen können, standesgemäß ausfüllen; andere betrachten die Beamtenstellung als diejenige, welche die sicherste Versorgung gewährt und den Familiengewohnheiten am meisten entspricht. Sie sind sicher, daß sie durch einen Einpauker in einem halben Jahre dahin geführt werden können, die Examina zu bestehen. Sie sehen keine Veranlassung, sich mit geistigen Arbeiten zu quälen. Aus ihnen gehen die studentischen Korps hervor, welche es aussprechen, daß der Kollegienbesuch unanständig und darum zu verbieten sei; sie gehören den „besseren Familien" an, denen Herr Kammergerichtspräsident Drenkmann die Richterämter vorzugsweise wünscht. Die Erfahrung hat ihnen Recht gegeben; mit einem Repetitorium bei einem geschickten Einpauker kommen sie dahin, nicht allein ihre Examina zu bestehen, sondern auch ihr Richteramt in befriedigender Weise auszufüllen. Mangel an den nothwendigen Rechtskenntnissen kann man unserem Richterstand im Allgemeinen nicht zum Vorwurf machen; weit eher kann man darüber klagen, daß es vielen an allgemeinen Lebenserfahrungen und anderen an allgemeiner Bildung fehlt. Daß es Studenten der Rechte gibt, die niemals eine Vorlesung hören, ist daher eine Erscheinung, die in den thatsächlichen Verhältnissen wohl begründet ist, und nicht leicht zu beseitigen sein wird.

Indessen gibt es Professoren, welche es verstehen, die Studenten an sich zu fesseln. Ich erinnere an die akademische Wirksamkeit von Gneist; ich kann aus meinen Erinnerungen Stahl nennen, dessen Auditorium stets von

Studenten gefüllt war, die seine Richtung verabscheuten, der aber ihnen in anmuthender Form dasjenige bot, was sie am nöthigsten brauchten. Es gibt andere Professoren, welche die Studenten geradezu abschrecken. Ich habe das Kirchenrecht seiner Zeit bei dem bedeutendsten Gelehrten dieser Disziplin gehört und er schien es als seine Aufgabe zu betrachten, nicht seinen Zuhörern die nothwendigsten Grundbegriffe zu überliefern, sondern lauter Professoren des Kirchenrechts zu züchten. Er setzte voraus, daß wir alle sein Lehrbuch schon im Kopfe hätten, und diktirte nur zu demselben eine Reihe von sehr subtilen Ergänzungen. Aber schließlich braucht man ja als Professor nicht so gelehrt zu sein, wie er es war, um genau ebenso langweilig zu sein.

In Preußen bestanden bis vor einigen Jahrzehnten sogenannte Zwangskollegien; um zum Examen zugelassen zu werden, mußte man nachweisen, daß man siebzehn bestimmte Kollegien gehört habe, die zum Theil recht unglücklich ausgewählt waren. Dem Buchstaben nach ist diese Vorschrift jetzt aufgehoben, aber thatsächlich wird sie noch immer befolgt. Es wagt nicht leicht ein Student, eines dieser siebzehn Kollegien auf seinen Testirbogen auszulassen, weil er üble Folgen davon befürchtet. Die Folge davon war und ist die, daß außer diesen siebzehn Kollegien selten ein anderes gehört wird. Gewiß wäre es für den Entwicklungsgang der Studenten heilsamer, etwa das Prozeßrecht oder das Völkerrecht aus einem Buche kennen zu lernen und dafür ein geschichtliches Kollegium zu hören. Aber das geschieht nicht und darunter leidet die allgemeine Bildung.

Am drückendsten für den fleißigen Rechtsstudenten ist es aber, daß er so wenig ein Bild davon gewinnt, wie die theoretischen Kenntnisse, die er sich auf der Bank des Hörers erwirbt, im Leben zur Geltung kommen sollen. Es kann Jemand drei Jahre lang sehr fleißig Kollegia gehört und doch kein Bild davon haben, wie ein Rechtsstreit beschaffen ist, der heute die Gerichtssäle bewegt. Das Studium beginnt mit dem römischen Rechte und macht es nothwendig, sich in Dinge zu vertiefen, die unserem heutigen Denken und Thun so fern liegen, wie etwa der Unterschied zwischen quiritarischem und bonitarischem Eigenthum, zwischen hereditas und bonorum possessio oder die Kaduzität wegen Ehelosigkeit. Und wenn ein Student sich fleißig mit allen diesen Antiquitäten angefüllt hat, ist sein erstes Geschäft in der Praxis, die Vernehmung eines Landstreichers zu protokolliren oder ein Versäumnißurtheil wegen einer unbezahlten Schneiderrechnung abzusetzen.

Der Erlaß des bürgerlichen Gesetzbuches muß zu einer Umgestaltung des Rechtsstudiums führen. Und dabei wird es auf zwei Dinge ankommen. Das Studium des römischen Rechts muß in den Hintergrund gedrängt werden. Die Grundbegriffe von Eigenthum, Vertrag, Rechtsform, Erbschaft müssen im Anschluß an die heute geltenden Bestimmungen erläutert werden, und dabei muß Sorge getroffen werden, daß der Student erfährt, was alle die Dinge, was der Wechsel, die Aktie, der Chek für unser heutiges geschäftliches Leben zu bedeuten haben. Nachdem jene Grundbegriffe klar gestellt sind, kann man sie vertiefen, indem man zeigt, welcher Gebrauch im römischen Rechte davon gemacht wird.

Und zweitens muß der mündliche Verkehr zwischen Lehrer und Lernenden durch Kollegia in der Form des Konversatoriums mehr erleichtert werden. Allerdings haben diese Konversatorien heute schon viel mehr Raum gewonnen, als vor fünfzig Jahren der Fall war, aber man wird darin noch einen Schritt weiter gehen können. Es ist um der Lehrer willen nöthig; sie können nur auf diesem Wege erfahren, was der Student gern lernen möchte. Und wenn sie das wissen, wird es ihnen auch leichter werden, den Studenten an sich zu fesseln, als das bisher zuweilen der Fall war.

Alexander Meyer.

Die Aussichten für 16 zu 1.

In zwei Monaten etwa ist es entschieden, ob William Jennings Bryan oder William McKinley Präsident sein wird. Ein dritter Kandidat wird ernannt, wenn die sound money Demokraten ihre Konvention in Indianopolis abhalten. (Ist inzwischen geschehen.) Sie bestehen aus den besten Elementen ihrer Partei; ihr Programm voll Prinzipientreue wird Enthusiasmus erregen und wird vielleicht den Kern für eine neue demokratische Partei bilden. Freilich besteht ein Zweifel nach der Richtung nicht, daß ihr Kandidat, wer es auch sei, keine Aussichten gegenüber dem durch die großen Parteikonventionen regelrecht Erwählten hat. Man hat gleichwohl jenen Schritt gethan, weil in gewissen Staaten es Wähler gibt, die zu ihrer Partei so fest stehen, wie zu ihrer Religion; sind sie auch Gegner der in Chicago angenommenen Platform, so würden sie doch ihre Stimme dem einmal proklamirten Manne geben, wenn sie nicht ihr Vertrauen einem anderen demokratischen Kandidaten zuzuwenden in der Lage sind; sein Name wird demgemäß dazu dienen, die Zahl der für Bryan Stimmenden zu verringern.

Die Populisten haben bekanntlich Bryan für die Präsidentschaft angenommen, aber da sie Thomas E. Watson, einen leidenschaftlichen Parteimann aus Georgia zum Kandidaten für die Vizepräsidentschaft aus Abneigung gegen Arthur Sewall, den reichen Schiffsbauer aus Maine, erwählten, so kann diese Konstellation Bryan den Verlust von Stimmen der Populisten im Süden kosten; denn die weigern sich für Sewall zu votiren; andererseits kann weder Watson noch Sewall, der von den Demokraten in Chicago aufgestellte Kandidat für die Vizepräsidentschaft veranlaßt werden, seine Kandidatur zurückzuziehen.

Es wird in Deutschland interessiren, die seltsame Gestalt unseres Westens kennen zu lernen, die durch einen Zufall so plötzlich bei uns außerordentliche Bedeutung erlangt hat. Im März 1860 zu Salem in Illinois geboren, ist William Bryan nur gerade so alt um wählbar zu sein. Sein Vater, von Geburt ein Virginier, war viele Jahre hindurch Senator und Richter in Illinois; seine Mittel gestatteten es dem Sohne, die Vortheile einer guten Erziehung zu genießen. Im Alter von zwölf Jahren wurde es William schon gestattet, eine Ansprache an eine politische Versammlung zu halten; die Zuhörer begannen über diesen Knabenredner zu lachen, aber hörten ihm dann bald mit Aufmerksamkeit zu. Er studirte Jura an der Universität, dann im Büreau von Lyman Trumbull in Chicago, der dadurch berühmt ist, daß er das Amendement dreizehn zur Verfassung entworfen hat, welches die Emancipation der Sklaven gesetzlich festlegte. Im Jahre 1881 graduirte Bryan und im Jahre 1887 übersiedelte er nach Lincoln in Nebraska und begann sich dort der Politik zu widmen. Schon im Jahre 1888 gewann er seine ersten Lorbeeren durch eine leidenschaftliche Rede zu Gunsten des Freihandels; 1890 wurde er in den Kongreß gewählt, er wurde Mitglied der Kommission „of the Ways and Means", und zeichnete sich aus bei der Berathung der Tarifreform. Als Freund von Richard Bland wurde er ein leidenschaftlicher Parteigänger der freien Silberprägung, seitdem er im Jahre 1892 wiedergewählt worden war. Als seine Wahlperiode 1894 zu Ende gegangen war, nahm er die Stellung als Herausgeber des „World-Herald" in Omaha an. Nachdem er zur Advokatur zugelassen war, heirathete er Mary Elizabeth Baird, eine junge, kluge Person, die wie er die Juristerei studirte und die heute der bessere Advokat des Paares ist. Sie nimmt zugleich regen Antheil an der politischen Entwicklung ihres Mannes; sie ist ihm bei der Ausarbeitung seiner Reden behilflich und wirbt Schaaren von Freunden durch Takt und Liebenswürdigkeit; da sie ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter nie vernachlässigt hat, so genießt sie allgemeine Achtung.

Was Mr. Bryan sagt, spricht er augenscheinlich aus Ueberzeugung; seine Art ist einfach und ernst, so daß sie

Ueberzeugungstreue verräth. Intelligente Männer waren wie bezaubert unter dem Einflusse seiner silberklaren Stimme, obgleich er selten etwas sagt, was zu sagen werth wäre. Er besitzt die Gabe, zu sprechen, ohne irgend etwas zu sagen. Als er nach Chicago gekommen war, um seinen Sitz in der Konvention, der bestritten worden war, einzunehmen, verhalfen ihm die Silberleute zu demselben und verschafften ihm überdies die Gelegenheit, jene merkwürdige Rede zu halten, die dann seine Ernennung zum Präsidentschaftskandidaten ihm eingetragen hat. Eine jener Phrasen, die die Massen für ihn hinrissen, lautete: „Protection has slain thousands, the gold standard tens of thousands“. — Die Schutzzölle haben Tausende erschlagen; die Goldwährung Zehntausende — und sie ist ein treffendes Beispiel für den Rest der Rede.

Als er von Nebraska nach New-York reiste, um nach seiner Ernennung sich in Scene zu setzen, wählte er aus dem Grunde langsame Züge, weil er so von der Platform seines Wagens überall dort herabsprechen konnte, wo die Neugierde eine Schaar Menschen angelockt hatte. Daß Jemand, der vielleicht in Zukunft Präsident sein kann, sich wie ein Quacksalber zur Schau stellt, war ein beschämendes Schauspiel selbst für die Politiker des Westens. Bryan's Hand wurde wund vom Händeschütteln und seine Stimme heiser vom Sprechen, so daß er kaum verstanden werden konnte, als er in dem riesigen Raum des Madison Square Garden seine Rede hielt, in der er die Annahme der Kandidatur aussprach. Auch das theatralische Spiel versagte, da er die Worte ablas, anstatt sie frei zu sprechen, wie er gewohnt war. Die Bevölkerung, die gekommen war, um einem Demosthenes zu lauschen, ging weg, als sie einen Universitäts-Professor einen Essai vortragen hörte. Mehr als ein Drittel der Halle, die zehntausend Zuhörer zu fassen vermag, war leer, bevor er geendigt hatte; man spendete ihm Beifall für seine sozialistischen Wendungen, aber seine finanziellen Ausführungen wurden schweigend angehört. Wieder und wieder behauptete er, daß er den Werth einer Unze Silber auf 1 Dollar, 29 in Gold bei freier Prägung würde heben können; aber den Beweis, wie er das bewerkstelligen würde, blieb er schuldig. Ich setze eine der gleißenden Phrasen seines Vortrages hierher: „The gold standard has been weighed and found wanting; it encourages hoarding, discourages enterprise, and paralyzes industry“; die Goldwährung ist gewogen und zu leicht befunden worden; sie fördert das Zusammenscharren von Schätzen, sie entmuthigt den Unternehmungsgeist und paralysirt die Industrie. Das Gegentheil entspricht der Wahrheit; in Indien und China wird das Geld aufgespeichert, während es in England und Deutschland frei cirkulirt; die Industrie blüht, wo die Bevölkerung Vertrauen zur Stätigkeit des Werthmaßes hat, und sie siecht dahin, wo dieses Vertrauen fehlt. Von mittlerer Größe und mit gefälligen Manieren weiß Bryan die Herzen der Menschen durch seine musikalische Stimme und ein freundliches Lächeln zu gewinnen; ist er unter dem politischen Gesichtspunkt betrachtet ein Demagoge und ein Charlatan, so hat er doch zugleich als Privatmann den Ruf eines guten Christen und anständigen Menschen.

Viele der Theorien unserer Silberleute sind so unsinnig, daß es unbegreiflich ist, wie sie Gewalt über einen gesunden Verstand gewinnen können. Einige meinen, es würde ein Vortheil sein, wenn unser Kredit vermindert würde, denn dann würden wir auf unsere eigenen Hilfsmittel angewiesen sein und könnten zeigen, was wir vermöchten, „without the money changers and vampires of Lombard Street“ — ohne die Geldwechsler und Vampire von Lombardstreet. Eine große Anzahl hat nichts zu verlieren; nach ihrer Ansicht würde ein Umschwung ihnen keineswegs schaden können; aber vielleicht würde er ihnen nützen. Lenkt man ihre Aufmerksamkeit auf die Thatsache, daß ihre Arbeit in entwertheten Gelde bezahlt werden würde, so schreckt sie das nicht, denn sie hoffen, zu jenem entwertheten Gelde wenigstens ohne Arbeit zu kommen. Das Programm der Populisten schlägt die Ausgabe von Geld vor, das nicht wieder eingelöst zu werden braucht, das zugleich gut und gesund ist, und is to be distributed through lawful disbursement of the Government, das zu vertheilen wäre durch gesetzlich geregelte Emission seitens der Regierung. Eine der Maßregeln, die offen in St. Louis befürwortet wurden, war ein freies Geschenk an das Volk aus dem sogenannten Gewinn, den der Staatsschatz durch die Ausprägung von Silber in standard dollars gemacht haben soll. Daß dieser „Gewinn“, „seignorage“ genannt, einige 150 Millionen Dollars, ausgemünzt und dem Staatsschatz zugeführt werden sollte, ist im Kongreß vorgeschlagen worden; die Populisten scheinen einen besseren Gebrauch für diese Summe zu haben.

Bryan würde vielleicht Erfolg gehabt haben, wenn unter dem Eindruck spontanen Enthusiasmus für solche Redensarten, unmittelbar nach der Nomination der Populisten, die Wahl stattgefunden hätte; seit der damaligen Fusion der Populisten mit den Demokraten heißt die Vereinigung „popocratic party“. Damals war der Arme gegen den Reichen erregt; die Farmer gegen die Städter. Die Gefolgschaft McKinley's wurde Shylocks von Wallstreet und Plutokraten von Neu-England genannt. Eine Frau mit Namen Pennington, um ihren Körper unsere Flagge drapirt, erschien auf der Rednerbühne in der Konvention, und riß die Zuhörer durch den Gesang hin: „kill the goldbugs, everyone“; dieses schöne Lied tödtet die Goldwanzen aller Orten, trug sie nach der Melodie des Yankee Doodle vor.

Langsam beginnt sich inzwischen die Stimmung zu ändern; von Tag zu Tag wird es klarer, daß die Bewegung eine geschickte Verschwörung ist zwischen interessirten Minenbesitzern und ehrgeizigen Politikern, deren Hilfe jene sich als politische Advokaten sicherten. Sie selbst liefern ihren Gegnern jedoch Munition durch die trügerischen Behauptungen, die sie aufstellen, und für die sie Beweise nicht liefern können. Bourke Cockran, Benjamin Harrison und andere tüchtige Männer beider Parteien haben den Trug enthüllt, und hinterließen einen tiefen Eindruck auf die öffentliche Meinung.

Es ist schade, daß die Republikaner nicht ihre Behauptung zurückziehen können, als ob hohe Schutzzölle die Lohnverhältnisse aufbessern würden; gewiß mag diese Behauptung in gewissen Arbeiterkreisen dahin führen, daß diese für McKinley stimmen, aber sie stößt doch andererseits die Gutgelddemokraten ab, die der Ansicht sind, daß die gegenwärtigen Zölle hoch genug seien. Sie erwarten von einer republikanischen Administration keinerlei politische Begünstigung, und somit wäre es besser, wenn man ihre Ueberzeugungen berücksichtigte, und die Agitation in Bezug auf diesen Punkt bis nach McKinley's Wahl zurückstellte.

Abgesehen von diesem Mißgriff wird jede mögliche Anstrengung von den „Republican National and State Committees“ gemacht und zwar ganz besonders in jenen Mittelstaaten, wo die Hauptschlacht geschlagen werden muß. Alle östlichen Staaten werden wahrscheinlich für McKinley stimmen; in den Südstaaten, wo die Silbersammungen der Populisten überwiegen, wird McKinley nur Maryland und West-Virginia, vielleicht Kentucky unterstützen; während ihrer Silberinteressen wegen die Staaten auf der Seite des Stillen Oceans für Mr. Bryan stimmen.

Die wichtigsten zweifelhaften Staaten sind:

Illinois	mit	24	Electoral-Stimmen,
Missouri	„	17	„ „
Indiana	„	15	„ „
Michigan	„	14	„ „
Minnesota	„	9	„ „
Zusammen		79	Stimmen.

Der heißeste Kampf wird in Illinois entbrennen; es ist von Deutschen stark bewohnt, aber auch der Gouverneur Altgeld, selbst ein Deutscher und bekanntlich Parteigänger Bryans, ist dort populär.

Die nachstehenden Mittelstaaten gelten als gesichert für McKinley:

Ohio . . . . mit 23 Stimmen, als das Mutterland republikanischer Präsidenten,
Wisconsin . „ 12 „ in Rücksicht auf die starke
Iowa . . . . „ 13 „ deutsche Bevölkerung.

Die jüngste Geldknappheit, zum Theil um diese Jahreszeit den gewöhnlichen Ansprüchen entstammend, die das Bringen der Ernte zu Markte im Gefolge hat, war doch wesentlich auch veranlaßt durch das allgemeine Bestreben, das Geld bei der herrschenden Unsicherheit festzuhalten. Kaufmännische und industrielle Interessen haben daher schon nicht unerheblichen Schaden genommen. Da dieser Zustand andauern und sich über das ganze Land verbreiten wird, so wird hierin eine eindrucksvolle, unparteiische Lehre für die Wähler liegen. Wenn die Furcht, daß Bryan gewählt werden könnte, solche Beängstigungen erzeugen kann, was müßten wir erwarten, wenn er wirklich Präsident würde? Die Wahl von Bryan würde die Suspension der Goldzahlungen und ein Agio auf Gold herbeiführen. Allein; auch bei uns ist man nicht die Suppe so heiß, wie sie gekocht wird. Eine Majorität der erwählten Mitglieder des Repräsentantenhauses würde gegen die freie Silberausprägung sein. Die Unsicherheit würde die gegenwärtige Geschäftsstockung verstärken, und die öffentliche Meinung würde sich dann in solcher Form geltend machen, daß Mr. Bryan selbst gezwungen wäre, seinen Plan aufzugeben.

Ich bleibe bei meiner Hoffnung, daß Mr. McKinley gewählt werden wird, und daß dann die Industriellen ihre Maschinen wieder in regere Bewegung setzen und die Kaufleute zu Unternehmungen wieder Muth finden werden. Dann wird die gegenwärtige Angst, die wir für unsere nationale Ehre hegen, wie ein nächtlicher Alpdruck vergessen sein, und die helle Herbstsonne soll uns dann wieder in die noch ängstlichen Gesichter scheinen.

Newyork, Ende August.

Louis Windmüller.

Rußland und die Türkei.

Wir erhalten von geschätzter Seite folgende Zuschrift:

Gestatten Sie einem Freunde der „Nation“ zu der letzten trefflichen „Wochenübersicht“ einige retrospektive Betrachtungen, die nur die gegenwärtig in der Türkei bestehende grenzenlose Verwirrung in ihrer Genesis historisch kurz beleuchten sollen.

Wenn es etwas Feststehendes für die russische Politik gibt, so ist das die Aufrichtung des goldenen Kreuzes auf der Hagia Sophia in Konstantinopel. Hierin ist jedes russische Gouvernement mit den stärksten Volksinstinkten ebenso einig, wie jede französische Regierung noch für lange Zeit hin darauf angewiesen ist, uns Elsaß-Lothringen und noch einiges dazu abzunehmen. Darum hat der Friede von Berlin im Jahre 1878, der angeblich nur unter dem Druck Deutschlands zu Stande gekommen war, den Haß der Russen gegen Deutschland so maßlos gesteigert und das gute Verhältniß des autokratischen Zarenreiches mit der Republik Frankreich möglich gemacht. So sehr dieser Bund gegenwärtig auch in Blüthe zu stehen scheint, es gab eine Zeit, wo er unseren Staatsmännern gefährlicher zu sein schien als jetzt. In den Jahren nach dem Berliner Frieden erbat sich der türkische Sultan eine Anzahl höherer deutscher Offiziere zur Reorganisation seiner Armee von Kaiser Wilhelm I., der auch dem Wunsche bekanntlich entsprach. Die Offiziere gingen nach dem goldenen Horn, um in dem angeblich nahe bevorstehenden Kriege mit Rußland als Generalstabsoffiziere zu dienen. So sicher war man, daß in diesem Kampfe Deutschland und Oesterreich auf Seiten der Türkei stehen würden, daß schon Besprechungen einzelner dieser Offiziere mit dem Chef des Generalstabes in Wien stattfanden. Die damals so drohend erscheinenden Gewitterwolken verzogen sich aber wieder, weil Rußland seine Pläne besser ohne großen Krieg erreichen zu können hoffen durfte, und von den deutschen Offizieren sind die meisten, so weit sie nicht gestorben sind, nach Deutschland zurückgekehrt. Sie haben die Nutzlosigkeit der Versuche, dem jetzt wirklich „kranken Manne“, der nur noch in Fieberschauern um sich schlägt, wieder aufzuhelfen, gründlichst eingesehen: Denn ein so außerordentlich tüchtiger, tapferer, zäher und anspruchsloser Soldat der gemeine Türke auch noch heutigen Tages ist, so ist es doch nicht möglich, die Disziplin in einer Truppe aufrecht zu erhalten, wenn die Soldaten Monate lang keinen Sold bekommen, und dieser Zustand dem Padischah von einem Theil seiner Umgebung als der für die Erhaltung seines Thrones günstigste dargestellt wird. Denn ein gut und regelmäßig besoldetes Heer werde meutern wie die Janitscharen, und darum war der Sultan leicht bereit, einer Monatslöhnung seiner Truppen zum Ankauf von Geschenken für den Kronprinzen Rudolf von Oesterreich u. s. w. zu vergeuden und seine hungernden Soldaten nicht zu bezahlen. Und vom wem ging dieser Rath aus? Von der von Rußland bestochenen Umgebung des Sultans, die diesen noch dazu gegen jede Reform, die die Selbstherrlichkeit des Padischah und vor allem sein theueres Leben bedrohen würde, einnahm. Der grimmigste Feind der türkischen Herrschaft in Europa spielte sich mit Erfolg als der beste Freund derselben auf und verdrängte nach und nach den Einfluß der Mächte an der hohen Pforte, die allerdings auch nicht aus platonischer Liebe, wohl aber aus ihrem eigensten Interesse heraus die wahren Freunde waren und hätten bleiben können. Die englische Politik von einem Gladstone geleitet, oder doch stark beeinflußt, mußte bei ihrem halb aus Selbstsucht, halb aus Sentimentalismus zusammengesetzten Charakter vor der einheitlich vorgehenden, vor keinem Mittel zurückschreckenden russischen Diplomatie die Segel streichen. Und das um so mehr, als man ja doch wohl an der Hohen Pforte wußte, daß schließlich in England nach dem Tode Disraeli's gar keine Kraft mehr vorhanden war, den hohen und groben Worten des angeblichen Protektors auch Thaten folgen zu lassen. Und wenn nun gar noch diese Beschützer Unruhen in der Türkei fördern halfen, während die Russen ihre schützende Hand über das Land hielten, wer wollte es da dem kranken, aber noch immer selbstbewußten Mann verdenken, daß er sich lieber an den Arzt hält, der ihm Schlafmittel eingibt, als an den, der ihn mit rohen Stößen vorwärts treibt? So wird das alte einst so gefürchtete Weltreich zu Tode kurirt, indem seine schlimmsten Feinde den Auflösungsprozeß hinhalten, um ihn desto gründlicher sich ausleben zu lassen. Man kann den Apfel nicht brechen. Darum soll er erst faul werden und von selbst abfallen.

Es gab zahlreiche junge tüchtige, in Europa gebildete Türken, die alles das klar einsahen. Ich weiß nicht, ob sie nicht mit der Zeit sämmtlich ausgerottet sind. Es war kläglich, diese verzweifelnden jungen Männer über die Geschicke ihrer Nation zu hören. Sie trösteten sich nur mit dem ewigen Rathschlusse Allahs und ließen alles über sich ergehen, doch ohne Sicherheit, nicht doch als Verdächtige in den Fluthen des Bosporus zu verschwinden. Das Ganze aber ist ein Trauerspiel, Europas am Ende des 19. Jahrhundert so unwürdig und für jedes sittliche Empfinden so skandalös, daß man der Diplomatie doch zurufen muß:

Discite justitiam et non temnere Divos.

X. Y.

Vom Wiener Volkssängerthum.

Vor wenigen Tagen haben wir Wilhelm Wiesberg begraben. Er war ein „Volkssänger“ und also Mitglied einer Gilde, auf welche die Kunst gerne hochmüthig niedersieht. Und dennoch wäre gerade ihm damit bitter Unrecht geschehen. Denn in seinem Stande wurzelnd, hat er sich in eigenthümlicher Bedeutung für die Stadt, in der er lebte und für seinen eigenen Beruf entwickelt. Er macht Epoche, es bedeutet einen Abschnitt in der Geschichte des Volkssängerthums, dessen Werth für die Sittengeschichte Wiens immer noch und trotz der klassischen Schilderungen Friedrich Schlögel's immer noch nicht genügend gewürdigt ist.

Zunächst und in erster Reihe ist der Volkssänger die fast einzige Stätte, wo der echte Wiener Spießbürger seine Unterhaltung — und seine geistige Anregung sucht. Mit Kind und Kegel sitzen sie in der rauchigen Wirthsschenke, ihrem Liebling folgen sie in die entlegensten Vororte, und, wenn eine Weise angestimmt wird, die so recht prickelnd ins Blut geht, so singt die ganze Zuhörerschaft

mit. Wenige Tage, und sie hat Schwingen gewonnen und flattert über der ganzen Stadt oder der Kehrreim ist geflügeltes Wort, das allenthalben angebracht wird. Nur fordert der Wiener zweierlei von einem Couplet, das es zu Erfolg bringen soll: es muß einen gewissen Sinn haben — das Unsinnige, wie „Im Grunewald" zieht hier nicht — es muß „gemüthlich" sein, und eine gewisse Poesie, die sentimental macht, soll darin liegen.

Zunächst natürlich beschäftigt das Wiener Volksleben die Volkssänger. Es werden harmlose Genrescenen nicht ohne Schärfe der Beobachtung gezeichnet: gewisse Stände oder Nationalitäten „gefrozzelt". Hier war zunächst der Böhm das Stichblatt eines im Grunde harmlosen Scherzes. Der Böhm, der mit seinem Bündelchen über der Achsel zur Taborlinie einwandert, es durch Fleiß und Betriebsamkeit zu etwas bringt, sich schon als „Wiener" fühlt, wenn ihm noch kein richtiger Satz gelingt, und endlich sein Lebensziel erreicht, nämlich „Wittfrau mit klane Eckheisel" heirathet. Damals wußte man nichts von jener Zuspitzung des Nationalitätenhaders, der uns nun am Marke frißt: man machte Spaß und vertrug ihn. Noch wünschte der Zugewanderte nichts mehr, als in der großen Stadt seinen Erwerb zu finden und ihr zugehörig zu werden. Das hat sich seither gründlich geändert, und wenn man, und man thut's nicht ohne Vergnügen, in den Scenen von Moser oder von Kampf, dem mustergültigen Darsteller des Böhmen in all' seiner Bauernschlauheit blättert, so merkt man den Wandel der Zeiten deutlich und schmerzlich.

Dann kam die Aera Fürst. Die Zote stieg aufs Brettel. In ihm war ein hämischer Zug, ein Hohn, der sich gegen alles Gute wendete. Ein unbändiges Temperament unterstützte ihn. Er sang das Gewagteste: was er aber nicht singen konnte, das deutelte er. Erst stutzte, dann jauchzte man. Der Appell an das Thier verfehlte seine Wirkung nicht. Der Besuch seiner „Soireen" wurde Mode. Zu langen Reihen standen die „unnummerirten", die Privatequipagen des Adels wie des reichen Bürgerstandes vor den Thoren der Gasthäuser, in denen er sich vernehmen ließ. Adelspaläste, in denen man sonst nur nach strengster Ahnenprobe Zugang findet, erschlossen sich ihm. Die Nachahmung blieb nicht aus. Ihn erreichen konnte man nicht — so suchte man ihn zu überbieten. Ein Hexensabbath brach los. Allen voran rannte natürlich die holde Weiblichkeit; war gar ein Mädchen noch jung und hübsch und machte den Eindruck leidlicher Unverdorbenheit, so sang es — das Gewagteste. Man fühlt sich an die Schilderung Hettner's von der englischen Bühne unter der Restauration erinnert; was er da über die Stücke der Aphra Behn und über die Mitwirkung junger Mädchen in ihnen, über die Wirksamkeit des Gegensatzes zwischen keuschem Munde und unkeuschem Wort sagt, das traf auch hier zu. Und immer ging man noch familienweise zu diesen Produktionen und eine Mutter aus dem Volke war sehr glücklich, wenn ihr noch nicht flügges Töchterchen das jüngste, fescheste Couplet der reschen Toni Mannsfeld ganz mit dem Ausdrucke, den Gesten der Volkssängerin vortragen konnte. „Dös Talent, was das Madel in sich hat! Und dös Gehör! Nöt zum glauben."

Unzucht und laxe Moral wurden so in weite Kreise getragen. Eine Steigerung war nicht mehr möglich. Wienerisch gesprochen — man bekam das ewige „Jungschweinerne" endlich satt. Und hier griff Wilhelm Wiesberg ein. Er schickte die Zote vom Brettel und führte die Sitte darauf zurück. Durch eine lange Reihe von Jahren gebot er unbedingt darauf. Er selber sang schlecht; aber mit einer erstaunlichen Fruchtbarkeit, mit genauester Kenntniß der heimischen Mundart und wienerischer Sitten begabt, schuf er ein Programm, das gerade die besseren Elemente des Kleinbürgerstandes an sich zog. Er selber fühlte sich als Volksschriftsteller, der nur darum aufs Brettel gestiegen war, weil es ihm so leichter wurde, sich und seinen Sachen Eingang zu schaffen. Und er hatte auf diesen Ruhmestitel Anspruch, wenn man von seiner Prosa absieht, die schrecklich unbeholfen und ledern war. Er brauchte den Reim, diesen liederlichen, rein phonetischen Reim unseres Dialektes, er brauchte Musik, er war eben ein Chansonnier. Und er traf den Geschmack des Wiener Publikums mit unfehlbarer Sicherheit, weil er ihn theilte, weil er der nur durch seine Begabung erhöhte Normalwiener selber in seinem innersten Wesen war.

Was er besang? Die Politik mußte natürlich nur sehr, sehr vorsichtig angefaßt werden. Denn unsere Polizei, die gelassen die Verherrlichung der schlimmsten Sittenlosigkeit angehört hatte, ist da sehr empfindlich. Eine Entziehung der Konzession aber durfte er nicht wagen, weil sie gleichbedeutend mit der Vernichtung seiner und seiner zahlreichen Familie Existenz gewesen wäre. Hier also war er zahm, schon schärfer in kommunalen Fragen. Wir haben da unsere stehenden Fragen, da ist die unglückselige Wien, die mitten durch unsere Stadt rinnt und zur Sommerzeit mit vollem Rechte in unerträglichem Geruche steht, dann ist das Elend unserer Gasbeleuchtung. Beides ein nahezu unerschöpflicher Stoff. Aber auch sonst, soweit er es durfte, eignete er sich jede Frage des Tages mit raschem Witze an und fand oftmals das glückliche Wort, das den Leuten im Gedächtnisse blieb und Alles ins rechte Licht rückte. Er hatte viel Witz, der doch niemals stachelig wurde. Er predigte nicht, er nahm die Dinge eben, wie sie sind und schilderte sie frisch und anschaulich. Bei uns, auch wie bei Kindern, steckt Lachen und Weinen in einem Sack. Das wußte, das theilte er und so schlagen seine übermüthigen Lieder ganz unvermittelt in eine weichmüthige Sentimentalität um. Sie wirkt einmal ganz unerträglich für den Gebildeten, dann wieder einmal greift sie unmittelbar ans Gemüth. Die gewisse „Heurigen"-Stimmung, die Seligkeit des jungen Weines hat er ganz meisterlich umschrieben. Den hohen Cylinderhut schief gesetzt, die Virginier schräg im Munde, nun einen Jauchzer mit unsicherer Stimme probirend, so ziehen uns seine schwankenden Gestalten vorüber. Den unsicheren, halb gezwungenen, halb ehrlichen Jubel des Rekruten — Uns haben's g'halten — trifft er. Ein Fonds ehrlicher Poesie ist da, einmal nimmt er sich des heimischen Idioms der Schriftsprache gegenüber an. Da flicht er eine Reihe der süßesten und innigsten Redewendungen, die man dennoch stündlich fast in dieser Stadt vernehmen kann aneinander und deutet im Refrain auf ihren Reim hin: „Dös hat ka Göthe geschrieben, dös hat ka Schiller dicht' — 's is von kan Klassiker, von kan Genie, es is a Weanerin nur, die zu an Weaner spricht — und's klingt halt doch so voller Poesie!" Hier spricht er in eigener Sache, seine Persönlichkeit und seinen Beruf vertheidigt er und darin liegt die Wirksamkeit gerade dieses Gedichtes und die Beglaubigung seiner Echtheit. Ich kann mir nicht helfen und ich glaube sonst ziemlich frei von Lokalpatriotismus zu sein — aber ich habe bei Wiesberg immer das Gefühl gehabt, als steckte etwas von Béranger in ihm, das nur durch die Ungunst und die Enge unserer Verhältnisse nicht so recht zur Entwicklung kommen konnte. Man sollte seine Lieder in einer Auslese mindestens sammeln, auch der ganz köstlichen Weisen halber, die zu Einigen bestehen. Er hat Viele ergötzt. Er stand nicht hoch genug, um zu sich emporzuheben, aber in den Sumpf und in die Gosse ist er dennoch niemals niedergestiegen.

Er hat Schule gemacht. Die Volkssänger haben sich purificirt. Einzelne unter ihnen fanden nach und neben ihm ihren Anwerth und ihren eigenen Pfad. Vor Allem Guschelbauer, den sich Jeder einmal ansehen sollte, der gewisse wienerische Typen vollkommen verstehen will. Er verkörpert sie vollendet; den „alten Draher" — nicht eigentlich Lump, eher Nachtschwärmer und Kraftmeyer, der seine laute Unterhaltung liebt — wird ihm Niemand nachmachen, wie er die weinfrohen Aeuglein gen Himmel richtet, den Cylinder hoch in der Hand. So hat ihn Maler Kupfer, der für derlei ein feines Auge hat, festgehalten. Guschelbauer hat komische Kraft und die Gabe der Charakteristik. Aber er ist alt und in einen sehr kleinen Kreis gebannt.

Im Couplet herrscht Lorens; ein gewandter und begabter Mensch, aber nach Tiefe und Umfang lange nicht mit dem Todten zu vergleichen.

Es will mir aber beinahe scheinen, als sei das, was ich als eine Art von Nekrolog für Wilhelm Wiesberg gedacht, zu einer Leichenrede für seinen ganzen Stand geworden. Denn, in der That, er stirbt ab. Es ist nirgends ein Nachwuchs. Manche Sünde hat er auf sich geladen: Einer, die allerdings hinter uns liegt, habe ich schon gedacht. Die Schlimmste aber besteht immer noch und wirkt nach. Das ist die unsinnige und tolle Glorificirung jeder wienerischen Art und Unart. Man heißt das hier „Anstrudeln“. Und angestrudelt wird der Wiener aller Orten und in allen Tonarten. Was wienerisch ist, und sei es die schlimmste Gewohnheit und Lächerlichkeit, wird angepriesen oder doch mindestens beschönigt. Jedes Maß der Dinge geht darüber verloren; die Ueberzeugung von der unvergleichlichen Schönheit der Stadt und der Vortrefflichkeit ihrer Bewohner wird den Gemüthern eingepflanzt. Wenn aber ohnedies Alles aufs Beste bestellt ist, wozu erst über Neuerungen sinnen? Wiesberg selber hat hier nur einmal mitgethan und ihm selber graußte es vor den Wiederhall, den sein immerhin harmloses Lied geweckt. Eine eigene Litteratur erstand; ihre Helden sind die Fiakerkutscher, die Deutschmeister, die Wäschermädchen — Alles, was fesch ist. Und die Lüderlichkeit begann sich zu fühlen, nun sie sich so wieder in alle Himmel gehoben sah.

Auch ist die Ungunst der Zeiten viel schuld am Niedergange des ganzen Standes. Man ist verarmt im Kleinbürgerthum; und man hört vielfach lieber politische Reden, als unpolitische Lieder. Ein gegenseitiger Argwohn schläft in den Gemüthern. Was vordem der Gestichelte selber belächelte, das empfindet er heute als Beleidigung. Die Mauern des Ghetto sind gefallen; aber unsichtbar und dennoch thürmend erhebt sich eine Scheidemauer zwischen den Bekenntnissen. Jeder schließt sich vom Anderen ab, und man sieht kaum ein Ende, kaum mehr die Möglichkeit eines Besserwerdens. Es scheint kein Damm aufgeworfen werden zu können gegen eine Bewegung, die in Jahren vernichtet hat, was man mühsam in Jahrzehnten keimen gesehen. Die Wiener, denen man vordem nicht mit Unrecht Theilnahmslosigkeit in Fragen des öffentlichen Lebens vorgeworfen, sind fanatisch für dies jüngste Bekenntniß des Antisemitismus. Wie soll da der Sinn für harmlosen Schwank noch bestehen können? Vielleicht hat das Ganze doch einmal in allerdings noch ferner Zukunft sein Gutes: vielleicht wird so der Sinn für Politik überhaupt geweckt, mit ihm das Urtheil, das dann schon einmal das Rechte zu finden wissen wird. So getröstet man sich wenigstens. Aber augenblicklich verspürt man das Wehen des Sturmes und die Wehen dieser Zeit allenthalben und schmerzlich, im Geschäftsleben, in den Theatern, bei den Volkssängern. Wien ist finster geworden — und das steht der Stadt, über der eigentlich die hellste Sonne Gottes liegen sollte, nicht gar gut. Die Gemüthlichkeit, die am falschen Orte so viel Unglück gestiftet, ist todt; aber der Ernst einer klaren Arbeit an sich und in seinem Berufe, daher doch allein das Heil kommen könnte, ist nicht an ihre Stelle getreten. Und unwillkürlich klingt in Einem das schönste und innigste Lied des todten Mannes, seine Elegie, in der Seele: Die alten Gassen no, die alten Häuser no — aber nimmermehr die alten Leut'....

Wien.

J. J. David.

Gabriele d'Annunzio: Die Jungfrauen vom Felsen.*)

Der Inhalt dieses Romans läßt sich in wenigen Worten wiedergeben. Claudio Cantelmo, der Letzte eines edlen Stammes, zieht sich auf seine Güter zurück, angeekelt von dem Treiben der Gewinnsucht, die das halbe alte Rom niederreißt, um ein neues, barbarisches an dessen Statt in fieberhafter Eile aufzubauen. Das ihm benachbarte Felsenschloß bewohnt ein greiser Fürst, ein Freund seiner Familie, und treuer Anhänger der Bourbonen von Neapel, seit ihrem Fall fern von der Welt lebend, bedrückt von dem Wahnsinn der Fürstin, der ihm wie den Seinen das Dasein verdüstert. Während aber seinen beiden Zwillingssöhnen die Drohung, selber diesem Fluch zu verfallen, täglich näher zu rücken scheint, stehen die Schwestern blühend in reifer, stolzer Schönheit, unberührt und rührend da. Claudio fühlt, daß er sein Leben zu einem vollkommenen gestalten könnte, wenn er eine von ihnen zur Gattin wählte. Jede der drei Prinzessinnen könnte ihn lieben. Und — jede liebt ihn. Schon hat er den Vater um die Hand einer seiner Töchter gebeten. Aber um welche? Dürfte er sie in ihrer Dreiheit heimführen, dann würden alle seine Lebensideale Erfüllung finden. So aber vermag er sich nicht zu entscheiden. Violante erscheint ihm zu vollkommen, zu fehlerlos schön, als daß je ein irdischer Mann würdig sein könnte, sie zu besitzen. Massimilla, die hingebend zarte, hat sich schon zur Nonne bestimmt. Anatolia ist die Stütze der Anderen; Vater, Brüder, Schwestern, alle hängen sie ab von ihrem muthigen, mütterlich mitleidvollen Wesen. Sie, Anatolia, ist wie geschaffen zur Gattin, zur Mutter. Und er fragt sie und sie sagt ihm nein. Sie kann die Ihren nicht verlassen, sie will nicht nehmen, was ihre Schwestern gleich ihr ersehnen. — Das ist Alles: Schwanken und am Ende ein Nein.

Gabriele d'Annunzio hat in raschem Flug sich einen Namen errungen über die Grenzen Italiens hinaus. Wie groß sein Erfolg ist, ersieht man daraus, daß neben Sardou, Zola und Muther man auch ihm vorwirft, Plagiator zu sein. Aber ob er eine Seite aus anderen Büchern einmal zufällig abschrieb, oder viele, — der Geist dieser Werke bleibt immer sein eigener. „Kräftig beitragen können, um in Italien eine moderne beschreibende und erzählende Prosa zu bilden, sei sein zähester Ehrgeiz“, schrieb er schon früher. Neben diesem mehr äußerlichen Bestreben, die Sprache zu bereichern, verfolgt er aber, so will es mir scheinen, ein anderes Ziel noch in seinen Romanen, es ist die Neuschöpfung des Menschen der Renaissance, dieses Ideal, das jedem wohl vorschwebt, der an sich selbst zu arbeiten gewohnt ist. Claudio Cantelmo ist, wie die anderen Helden d'Annunzio's, erfüllt von Begeisterung für die Blüthezeit Italiens, die er wieder heraufführen möchte. Gleich wie Sokrates sein bestes Sein in seinem „Dämon“ sich vor Augen hielt, so wählt er als Inkarnation seines Wesens, als den Inbegriff alles dessen, was er vollbringen und werden möchte, einen edlen Jüngling seines Geschlechtes aus jenem schönen sechzehnten Jahrhundert sich zum Dämon, Rathgeber und Mahner, dessen Porträt von Leonardo da Vinci's Pinsel, sein Haus als höchstes Kleinod bewahrt. Am Ende eines jeden Tages fragt er sich vor dem Bilde: „Um welche Gedanken hat mein Schatz sich bereichert? Welche neue Energie hat aus meinem innersten Wesen sich entwickelt? Welche neuen Fähigkeiten haben sich mir aufgethan?“ — Und jener, sein edler, junger Meister, spricht zu ihm:

„Dreifach ist Deine Aufgabe, da Dir das Geschenk der Poesie zu Theil geworden und Du Dich bemühst, die Wissenschaft der Worte Dir zu erwerben. Dreifach ist Deine Aufgabe: auf geradem Wege Dein Sein zum vollkommensten Inbegriff des lateinischen Typus zu erheben; —

*) Gabriele d'Annunzio: Le vergini delle Rocce; Fratelli Treves, Milano. Vergl. auch „Nation“ vom 1. August 1896.

den reinsten Ausdruck Deines Geistes zu sammeln, die tiefste Anschauung Deines Weltalls darzustellen in einem einzigen, höchsten Kunstwerk; — die idealen Güter Deines Geschlechtes, wie jene, welche Du selbst Dir erworben, zu bewahren in einem Sohne, der durch die väterliche Belehrung sie anerkenne, sie in sich aufnehme, und sich würdig fühle zur Verwirklichung von immer erhabeneren Möglichkeiten."

Von dem geistigen Besitz der Renaissancezeit gibt d'Annunzio diesem Claudio, gibt er allen seinen Helden das Selbstbewußtsein, die Allgemeinheit des Verstehens, das reiche Wissen. Von Plato bis Nietzsche, im Süden, im Norden, überall scheinen sie, so wie ihr Autor, zu Hause zu sein. Und überall empfinden, genießen sie das Schöne, mag es sich in Licht und Luft, in den Formen der Landschaft ihrer Heimath zeigen, in edlen Gedanken, oder in der Gestalt des Weibes Ein Anderes jedoch, was den Menschen aus dem Zeitalter jenes Kriegerjünglings, den einst Leonardo malte, eigen war, das kann der Autor oder will er den Männern, die er schildert, nicht geben. Und dieses eine ist: die Kraft! Um sich selbst zu vervollkommnen, um ein großes Werk zu schaffen und einen edlen Sohn zu erziehen, dazu braucht es Thatkraft, braucht es Willen zur Arbeit. Die Helden d'Annunzio's aber in „Der Genuß", in „Der Unschuldige", im „Triumph des Todes" und jetzt wieder in den „Jungfrauen vom Felsen", sie thun nichts, sie erreichen nichts, sie haben weder Beruf noch Pflichten, ihre Tage vergehen mit Grübeln und mit Träumen, in modernster, hyperempfindsamer Selbstbetrachtung. Heine sagt einmal: „erst der kranke Mensch ist der vollkommene". Durch eigene Leiderfahrung steigert seine Feinfühligkeit sich so weit, daß seine Nerven mitschwingen müssen, sobald die Anderer Schmerzen erfahren und daß er also jedes Weh der ganzen Welt tiefer, früher fühlt, als der gesunde. Nun diese Vervollkommnung durch körperliches Leiden zeigen beinahe alle Gestalten von d'Annunzio. Sie sind ihren Stimmungen, ihren Nerven in einem Grade unterthan, daß ihre gesteigerte Empfindsamkeit immer auf jener schmalen, äußersten Grenze dahinzugehen scheint, wo gesundes Fühlen aufhört, wo der Wahnsinn unheimlich heranrückt. Aber wenn für diese Figuren jede natürliche Kraftäußerung fortfällt, wenn ihr drittes Wort „unerträglich" ist, „unüberwindlich", so gibt dafür diese ihre übergroße Sensibilität ihnen auch die Fähigkeit jede Einwirkung ihrer Umgebung mitzuempfinden, die Luft, das Licht, zu den Stimmungen ihres Innern immer in Harmonie zu bringen. Es entstehen dadurch Scenen von großem poetischen, von reichem, malerischen Reiz.

So heißt es in den „Felsjungfrauen" am ersten Abend, nachdem Claudio die drei Prinzessinnen wiedergesehen:

„Das Frühlingsangstgefühl stieg uns ins Gesicht, da wir auf die Balustrade geneigt zu den Abhängen des Gartens hinunterblickten. Es umgab uns eine Art von vibrirender Luft wie mit fieberhaftem Pulsschlag; und diese Empfindung war so beständig, war so bedrückend, daß sie alle Nerven erschlaffte. Die Pupillen starrten auf einen Punkt, die Lider senkten sich herab, wie in beginnender Schlaftrunkenheit. Ich fühlte meine Seele so voll beschwert, gleichwie eine Gewitterwolke.

Und zu unser aller Schweigen sprach Anatolia:

— Das Glück zieht vorüber.

Sie enthüllte mit den unerwarteten Worten das Geheimniß der schwülen Angst, die unter uns war; sie drückte die innerste Quintessenz der unsäglichen Melancholie aus, die über der sich erneuernden Erde ausgebreitet liegt.

— Das Glück zieht vorüber!

— Welche Hände vermöchten wohl es festzuhalten? — fragte ich mich plötzlich in der blinden Erregung meiner Liebessehnsucht, in der verworrenen Empörung aller meiner tiefsten Triebe.

Die drei Schwestern hatten die Ellenbogen auf den steinernen Rand gestützt, ihre nackten, ringlosen Hände der Sonne hingestreckt, wie in ein warmes Luftbad sie tauchend; Massimilla mit den Fingern in einander gefaltet, Anatolia eine Hand kreuzweise in die andere gelegt, daß die beiden Daumen emporstanden; Violante, indem sie ein paar halbwelke Veilchen, die sie aus ihrem Gürtel genommen hatte, zerdrückte und dann in die Weite hinausfallen ließ.

— Welche Hände vermöchten wohl es festzuhalten? —

Die Anatolia's erschienen wie die stärksten und dabei sensitivsten. Unter der Haut zeichneten sich fest die Muskeln und Bänder, die dem Daumen die Kraft zuführten, den edelsteingleich, rosig aus weißem Halbrund entspringend, der Nagel schmückte, wie ein Onyx mit zwei Lagen. Hatte sie mir nicht bei der ersten Berührung sofort ein Gefühl von freigebiger Kraft, von thätiger Güte eingeflößt? Hatte ich nicht schon geglaubt im Innern dieser Hand eine belebende Wärme zu spüren?

Aber die Hände Massimilla's erschienen wie unerschaffen, wie geisterhaft, so zart waren sie: und so weiß waren sie, daß die Sonnenstrahlen sie nicht goldig zu färben vermochten; und mir so wohlbekannt, daß ich im vollen Tageslichte das Dunkel der umbrischen Kirchenabsis wiedersah, in der ich sie zum ersten Mal auf dem Altarblatt erblickt hatte, als einziges Ueberbleibsel von einem Bilde, von dem alles Uebrige ins geheimnißvolle Nichts zurückversunken war; und doch sie allein wohl geeignet eine Seele zu bezaubern, ihr liebkosend wohlzuthun. Jetzt drückten sie, mit ihren ineinander gefalteten Fingern, die Fesselung freiwilliger Gefangenschaft aus. — Hier bin ich, bin Dein, gebunden durch ein Band, das stärker ist, als je eine Kette. Ich werde meine Arme nicht öffnen, bevor Dir es gefallen wird, mich zu lösen. Ich kann nichts Anderes, ich will nichts Anderes, als nur anbeten und gehorchen, gehorchen und anbeten, — so gestand durch ihre Haltung die Gläubige ihrem erträumten Herrn. Und ich stellte mir ihre Hände vor, wie sie freigegeben waren und wie aus ihren inneren Flächen lange Bänder lebenden Schweigens sich entwickelten, gleichwie aus den Handflächen der Engel, die oben und unten in Altarnischen dargestellt sind, flatternde Papierstreifen hervorgehen, mit Versen, welche den mystischen Inhalt in ihren geschriebenen Worten verschließen . . . . . .

Aber die erhaben schönen Hände Violante's, die aus den zarten Blumen ihren innersten Tropfen auspreßten, und sie zerdrückt dann zu Boden gleiten ließen, sie begingen eine Handlung, die gleich einem Symbol dem Charakter meines eigenen Stils vollständig entsprach: sie zogen aus einem jeden Ding das innerste Wesen seines Lebens, das heißt sie entnahmen ihm alles, was es geben konnte und ließen es erschöpft. War das nicht eine der wichtigsten Aufgaben meiner eigenen Lebenskunst?"

Diese Probe mag ein Beispiel von jener Gefühlsschwelgerei geben, die jeden Gedanken, jede Regung zerfasert, zergliedert und zergrübelt; und zugleich von dem glänzenden Stil d'Annunzio's, dem diese Uebersetzung nicht Genüge thun kann. „Statt der wenigen Hunderte von Worten", die wie d'Annunzio es ihnen vorwirft, manche Schriftsteller seines Landes nur benutzen, ist es sein Stolz und sein Bestreben, das Italienische so zu handhaben, daß es „keine andere Zunge Europas zu beneiden hat", daß es „keiner ein Wort zu entlehnen braucht, weder zur Darstellung der gesammten äußeren modernen Welt, noch zu jener der verwickeltesten, der allerseltensten Seelenzustände, in denen je ein Analist sich gefallen hat, seitdem die Wissenschaft von der menschlichen Psyche in Ehren steht".

Und noch eines mag, wer schärfer hinsieht, aus der Schilderung der drei Jungfrauen erkennen, die ihre weißen Hände vom hohen Felsen in die goldige Abendluft hinausstrecken: das Schönheitsideal des Verfassers, das auch weder die heitere Kraft, noch klassisch reine Vollkommenheit ist. Bei dem ersten Erscheinen der „Jungfrauen vom Felsen" in der Zeitschrift; „Il Convito" — die von einem Freundeskreise gegründet, ähnlich wie der deutsche „Pan" modernstes Empfinden in ihrem Lande darstellen sollte, — war dem Roman als Titelblatt eine Zeichnung von Aristide Sartorio vorangestellt. Dieser junge römische Maler, jetzt an die Kunstschule von Weimar berufen, ist aber ein Nachfolger des Dante Gabriel Rossetti und seiner Genossen, der englischen Präraphaeliten, über die er auch im „Convito" eine höchst interessante Studie veröffentlicht hat. Es ist sehr merkwürdig, daß in Italien, dem Lande der stolzen, großartigen Frauenschönheit gerade, die junge Richtung sich das typische Ideal des Nordens, der Gothik, zu eigen macht: überschlanke Gestalten, die unter der Schwere ihrer reichen Haarfülle den zarten Kopf hinabsinken lassen. Die Felsjungfrauen, wie Sartorio sie zeichnet, messen wohl 8–9 Kopflängen; während sonst ein alter Künstlercanon den Bauern deren fünf gibt, dem gewöhnlichen Menschenschlag sechs und Heroen oder Göttern sieben bis acht. Also selbst über Göttermaß ragen diese feingliedrigen Huldinnen mit ihrem langen, schwankenden Halse und den kleinen, von zu tiefem Fühlen geneigten Köpfen noch hinaus. Und merkwürdiger noch: sogar die Stellung, die d'Annunzio wieder und wieder beschreibt, weil sie ihm das Wesen der Massi-

milla auszudrücken scheint, in deren ätherischen Händen er auch in dem oben angeführten Citat ihr innerstes Fühlen zu erkennen suchte, diese Stellung ist speziell englisch. Mag immerhin Leonardo da Vinci schon im sechzehnten Jahrhundert den Satz geschrieben haben: „sitzen, mit den Fingern der Hände in einander verflochten, um das müde Kinn drin zu halten,“ — bei den englischen Aesthetics war diese Haltung und ist's vielleicht heute noch, Modesache.

d'Annunzio hat durch jene früheren drei, oben schon angeführten Bücher, die er zusammen als die „Romane von der Rose“ bezeichnet: Il Piacere; L'Innocente; Trionfo della Morte; sich rasch einen großen Ruf erworben, vor Allem in Frankreich. Hat er sich doch in denselben als einen Nachfolger Zola's gezeigt durch die rücksichtslose Darstellung der krassesten und natürlichsten Dinge, die er mit mächtiger Leidenschaft, mit großer poetischer Gewalt zu durchdringen weiß. An Frische der eigenen Anschauung übertrifft er oft den Pariser Autor. Ein Bild zum Beispiel, ähnlich dem, welches jener in dem langathmigen, gleichnamigen Roman von „Lourdes“ entwirft, bringt er in einem Kapitel seines „Triumph des Todes“ von einem Wallfahrtsort der Abruzzen. Auch er erspart dem Leser kein Gefühl des Grauens, des erschaudernden Ekels. Auch er unterbricht seine Herzählung von Krankheiten, von Blut und Wunden, in fast regelmäßigen Abständen mit dem Aufschrei zur Madonna, dem vielstimmigen, doch eintönigen Ruf: „Es lebe Maria, Maria sie lebe!“ — Während man aber den Roman Zola's mühsam durchliest, wie eine schwer zu bemeisternde Aufgabe, wird Jeder, der selbst einmal in Lourdes war, in Kärnten nächtens die Wallfahrer zur Heiligen Frau vom Luschari an seinem Fenster vorüberziehen hörte, zu Rom in der Charwoche am Fuße der Scala santa gestanden hat, oder sonst irgendwo von dem Glaubens- und Aberglaubenseifer des katholischen niederen Volkes näher berührt ward, aus diesem einen Kapitel die ganze Schwüle, die angst- und grauenerfüllte Luft bedrückend wieder zu athmen glauben.

So wie d'Annunzio von seinem einen Freunde Sartorio die Felsenjungfrauen darstellen ließ, so schrieb er diese Wallfahrtsszenen im „Triumph des Todes“ in innerem Zusammenklang mit einem anderen Freunde, Francesco Paolo Michetti. Dasselbe Motiv, das der Dichter beschreibt, hat jener gemalt: wie die armen, fanatisch frommen Wallfahrer, lang ausgestreckt liegend, sich über den Steinfußboden der Kirche in Schweiß und Thränen vorwärts schieben, um ihr Gelöbniß zu erfüllen, am Altar den Mantelsaum der Madonna indrünstig zu küssen. Michetti's berühmtes Gemälde: „Il voto“ befindet sich jetzt zu Rom im Museum der Via Nazionale. Das Buch vom Triumph des Todes hat d'Annunzio diesem kräftig realistischen Maler gewidmet, der, wie er ihm in der Vorrede sagt, „zuerst die Poesie dieses Volkes begriffen hat, seine Freuden, wie seine Schmerzen, unter dem Himmel, zu dem es mit wildem Glaubenseifer betet, auf dem Erdboden, den es mit Jahrhunderte währender Geduld bearbeitet“. — Es erscheint mir aber als das, was diesen Autor so vielen anderen Naturalisten gegenüber erhebt, daß er mit Malern Hand in Hand geht, von ihnen sehen, fühlen lernte, und dadurch sich die Fähigkeit, neben dem Häßlichsten auch das poetisch Schöne zu schildern, bewahren konnte.

Den dreien aus der Leidenschaft des modernen Lebens geschöpften „Romanen von der Rose“ stellt d'Annunzio jetzt mit den „Vergini delle Rocce“ den ersten Band der „Romane von der Lilie“ entgegen. — „Der gedankenvollen Schönheit diese Sehnsucht, dies Gebet“, so lautet die Widmung. Und als Motto setzt er dem Buche abermals ein Wort seines speziellen Heiligen, des Leonardo da Vinci voran: „Ich werde eine Dichtung machen, die große Dinge bedeuten soll.“ — Wir aber wollen nicht die schmerzliche Lieblichkeit der Jungfrauen vom Felsen, um solche tiefere Bedeutung zu suchen, in das Nichts frostiger Allegorien verflüchtigen. Sind sie gleich drei — „wie die Charitinnen, die Gorgonen, die Mören“, so sagt der Autor doch von ihnen in der Einleitung selbst, daß sie nicht, wie diese letzteren drei antiken Schwestern, „Töchter der Nothwendigkeit, sondern daß sie deren Opfer“ waren. Und Opfer der Nothwendigkeit sind ja wir alle, wir wirklichen Menschen. Poetisch Großes, Ergreifendes kann ein Dichter nur schaffen, wenn er lebendige Menschen schildert, nicht Sinnbilder; wenn er — abermals nach einem der Citate aus Leonardo — „die Natur in einem großen Spiegel anschaut“. Warten wir darum es ab, wie die folgenden Bände der Romane von der Lilie: „Die Gnade“ und „Die Verkündigung“, die der Verfasser am Ende dieses Werkes schon nennt, seine Ideen weiter noch entwickeln werden.

Gabriele d'Annunzio verbringt einen großen Theil des Jahres auf seiner Besitzung in einem kleinen Küstenort Francavilla al Mare. Einer seiner jüngeren Strebensgenossen Ugo Ojetti, der für sein Buch: „Auf der Entdeckungsfahrt zu den Litteraten“ Italien von Norden nach Süden durchreiste, von allen namhaften Schriftstellern ihre Ansicht über die Zukunft der vaterländischen Litteratur zu erfragen, beschreibt die Umgebung, in welcher jener zu arbeiten pflegt:

„Sein Studierzimmer ist groß, mit drei weiten Fenstern; aber Fenster, Thüren und Wände haben lange Vorhänge von rothem Damast, so daß Nachts, wenn diese zusammengezogen sind, es ist, als ob die umschließenden Mauern an keinem Punkt die Außenwelt eindringen ließen. . . . Und von der Räucherpfanne dampft von Zeit zu Zeit der Weihrauch empor. . . .“

Wenn nun auch die Umgebung meist nicht so sehr viel dazu thut, wenn auch manche Leute in so einem rothverhangenen Zimmer sitzen, ohne deshalb gerade epochemachende Werke hervorzubringen, so ist es doch höchst charakteristisch für diesen Autor, daß er einer solchen Inszenesetzung zu bedürfen glaubt, um sich die richtige Stimmung zu geben. Dennoch, trotz manchem, was an ihm uns Deutsche vielleicht als fremd und verletzend berührt, so lange es nur am Rande des adriatischen Meeres einen Dichter gibt wie ihn, fern in den Vicentiner Bergen einen anderen wie Fogazzaro — man kann die beiden mit Fug und Recht wohl als Antipoden bezeichnen — so lange hat man, will mich bedünken, an der Lebensfähigkeit italienischen modernen Schriftthums nicht zu verzweifeln.

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Die Malerei der Vergangenheit.

(Anläßlich der Internationalen Kunstausstellung.)

Zunächst glaube ich über die Begrenzung des Themas ein Wort schuldig zu sein. Der Begriff „Malerei der Vergangenheit“ ist mit gebührender Beschränkung aufzufassen — nur in seinem Verhältniß zur Ausstellung als Jubiläumsausstellung. Wenn auch Künstlerverein und Akademie in heiliger Zweiheit die Ausstellung veranstalteten, so ist in diesem Jahre doch die Akademie ideeller Hauptunternehmer. Ein Gelehrter hat herausgebracht, daß das Stiftungsdatum der preußischen Kunstschule auf den 11. Juli 1696 anzusetzen sei. Und so gingen sie hin und feierten das Fest zweihundertjährigen Bestehens — im Hochgefühle, Deutschlands älteste Akademie zu sein. Man konnte mit Recht fragen, ob das preußische Institut Anlaß hatte, an seine Vergangenheit zu erinnern. Wo sind die Großthaten um die deutsche Kunst, die es aufzuweisen hätte? Wo die Berliner Namen, die im Gedächtniß fortklingen, wenn man von der Entwicklungsgeschichte des malerischen Gedankens spricht? Wo überhaupt die Beweise, daß die Akademie auch in ihren sogenannten Glanzzeiten die Arbeit wohl verrichtet habe: ein gutes Material der künstlerischen Vorsehung zu liefern, deutend dem Zeitgeiste vorauszugehen, die Wege zu ebnen, die die Individualität zum Neuen hinführen mögen. Es ist sehr bezeichnend, daß ein hoher Beamter wie Herr Bode

als ehrlicher Kunstfreund (vergl. „Pan“ II., S. 45—48) keinen „Fest“artikel, nur ein Klagelied zu schreiben vermag, das, bitteren Tones, tiefwurzelnde Schäden vergangener wie gegenwärtiger Organisation aufdeckt und klar zu machen sucht, wie die Akademie weder ganze Künstler noch ganze Dekorateure (der Ausdruck „Kunsthandwerker“ ist immer falsch gewesen) erzogen habe, wohl aber ein verdrießliches und anspruchsvolles Kunstproletariat.

Die Akademie selbst indessen, d. h. die verwaltende Kunstbureaukratie, hat eine Konfrontation mit der Geschichte nicht nur nicht gescheut, — durch rauschende Jubelfeste, feierliche Reden und durch Festschriften sie sogar herausgefordert. Als Glanzstück aber dachte man sich die umfangreiche „historische Abtheilung“, die der großen Ausstellung eingegliedert wurde und mit einer starken Zahl imponirender Namen dem Bürger Ehrfurcht vor der akademischen Leistungsfähigkeit einflößen sollte. Die Rechnung hat ein Loch: die imponirenden Namen haben keinerlei innere Beziehung zu der Akademie und ihrer Geschichte — eine lange Reihe deutscher und ausländischer, sogar genialer, Künstler, sind im Laufe der Zeiten zu Mitgliedern der Akademie ernannt worden, die sich indessen schwerlich bedanken würden, wollte man sie für die Leistungen der Akademie mitverantwortlich machen. Sie haben weder Amt noch Meinung, sind Dekoration.

Man geht nicht fehl, wenn man das, wegen der einseitigen Auswahl, nicht unbestrittene Verdienst, diese retrospektive Ausstellung veranlaßt zu haben, Herrn Anton von Werner zuschreibt. Hat er selbst doch seine Mitwirkung ungebührlich hoch dadurch eingeschätzt, daß er allein zwei Breitseiten des größten Raumes mit den kalten Werken seiner in große Dimensionen strebenden kleinen Kunst ausfüllte. Er hat, wie ein gewissenhafter Gymnasialdirektor, seiner Jugend einen feierlich geschichtsklitternden Text gelesen und dann, um einen lang empfundenen Mangel zu beseitigen, seine gesammelten „Ansprachen“, mit goldgepreßtem Festemblem drucken lassen.*) Er fühlt sich also mehr denn je als Herrn der Situation. Wenn Anton von Werner die Namen der 1382 Schüler am Schlusse aufzählte, die bis heute, also während 21 Jahren, seiner Führung unterstanden, da hat er sicher auf die Nachsicht wenigstens der Mitwelt gerechnet; darum soll man ihm auch den Tort nicht anthun, an der Hand dieses authentischen Materiales festzustellen, wie Wenige aus seiner schwer übersehbaren Schülerschaar als Künstler auch nur eine relative Bedeutung erlangt haben.

Dem Rückschau haltenden Praktikus hat der amtliche Historiograph nicht gefehlt. Er heißt Hans Müller und ist „Professor und Doktor“ sowie „Erster ständiger Sekretär und Mitglied des Senats der Königlichen Akademie der Künste“. Er hat als Geschichtsschreiber der neueren Malerei schon debütirt mit einem Werke über Wilhelm von Kaulbach, — einem der dicksten Bücher, die die jüngere deutsche Kunstforschung überhaupt besitzt. Seine Geschichte der Akademie**) nun ist litterarisch ebenso ungenießbar wie die ins Dokumentarische breit zerfließende Kaulbachbiographie; sie ist in einem nüchternen, unpersönlichen, offiziellen Stile geschrieben — Müller sagt nicht einfach „Adolph Menzel“, sondern allen Ernstes „der Wirkliche Geheime Rath Professor Dr. Adolph Menzel“. Der zweite Theil fehlt noch; man hätte gern erfahren, ob Müller in der Naturgeschichte modernster Kunst ebenso zu Hause ist wie im Titulaturenkodex. Es wäre überhaupt interessant gewesen zu sehen, wie sich in einem offiziellen Kopf das Verhältniß der Akademie, die doch an ihrem „Ehrentage“ als etwas Seiendes, Thätiges, Wirksames vorgestellt werden soll, zur lebendigen, auf sich selbst fußenden Kunst ausmalt; wie ein solcher Kopf darüber hinwegkommt, daß diese Akademie den künstlerischen Entdeckungen und Forderungen der beiden letzten Jahrzehnte nicht nur nicht gerecht geworden, sondern sie sogar aufzuhalten und zu diskreditiren versucht hat. Doch auch aus dem Material früher Vergangenheit hätte, abseiten aller Stiftungs-, Ernennungs-, Subleoationsurkunden und Organisationsakten, ein Schriftsteller altes Kulturwesen oder -unwesen lebendig machen, merkwürdige Parallelen aufdecken, anziehende Personalcharakteristiken geben können. Welch ein Patron schon gleich dieses erste omnipotente Schulhaupt, das Churfürst Friedrich III. bestellte und Danckelmann gewähren und schalten ließ, dieser kleine Hoflieferant und höchst unfreie Schweizer Josef Werner. Diese Präzeptorenseele, die das Gute und Neue nur so weit will, wie sie's versteht; — liest man, wie der ehrgeizige Autokrat und Höfling zu bedeutenderen Künstlernaturen, die als Lehrer neben ihm wirken, sich stellte, wie er sie chikanirt und von einem „widerspenstigen Triumvirat“ redet, so ist man versucht: Gespenster! auszurufen und für die Namen Schlüter, Terwesten, Prodener andere „widerspenstige Triumvirn“ aus der Geschichte der letzten Jahre: August von Heyden, Skarbina, Vogel einzusetzen. Und wieder ruft man: Gespenster! wenn man liest von der Malerei der Zeit: — bei Josef Werner 1696, unter Anpreisung der alten Meister —

„Es haben sich bey derselben (der Kunst) zu Ihren Hoofbedienten viel Irrgeister und Verführer eingefunden, welche Ihr den alten Schmuck und Ihre anererbte kostbare Zierrahten außgezogen, hingegen selbe mit einer newen Mode Bekleidet in welchem Auf Putz Heut zu Tag dise von Geburt so Edle und Hohe mehr einer Zigeunerin, oder Marktschreyer-Comediantin, als einer Königin der Künsten ähnlich, und also verkappet außsihet, daß sie von niemand mehr erkennet wird . . . . .“

Und dann 1896 bei Anton von Werner, in zwei der beliebten Philippiken:

„Eins ist sicher, Flunkerer und Flausenmacher sind diese Meister (die Historikergeneration Gallait, Bieske u. s. w.) nicht gewesen. — Die Pflege . . . all dessen, was Jahrhunderte vorher in mühsamer Entwicklung Gutes geschaffen, war ihnen Richtschnur . . . Heute macht sich ein Subjektivismus breit, dessen amüsantesten Ausdruck wohl Herr Heinrich Pudor (sic!) gefunden hat. . . . Ich habe mehr und mehr die Bemerkung gemacht, daß unter dem Einflusse dieser Zeitströmung ein Widerwille dagegen vorhanden ist, sich für den Künstlerberuf eine solide Grundlage anzueignen . . .“ Und an anderer Stelle: Es sei nicht Aufgabe der aufstrebenden Jugend, „Richtungen zu kultiviren, die vorübergehend im Kunstleben entstehen und wieder verschwinden.“ . . Sie habe sich eine „Darstellungsweise anzueignen, welche geeignet ist, in vornehmer und anständiger Weise ihren künstlerischen Gedanken und Empfindungen den geeigneten Ausdruck zu geben und nicht durch genial sein sollende Schmiererei geistreich oder modern erscheinen zu wollen. . . .“

Diesen artigen Lesefrüchten aus dem Litteratorengärtlein zweier Akademiehäupter, die beide Werner heißen, ist kein Wort hinzuzufügen. Ich sagte oben schon, daß es seine zwei Seiten hat, die Erinnerung an die Vergangenheit aufzurufen. Es reizt mich nicht, an dem Faden, den der Festschriftsteller Hans Müller aus bekanntem und unbekanntem Aktenpapier dreht, in die alte Zeit des Institutes zurückzuschreiten und von seinen wechselnden Schicksalen zu berichten. Für mich hat diese ganze Historie nur insoweit Interesse, als sie durch gemalte Zeugnisse belegt wird. Sehr lückenhaft ist, wie schon gesagt, draußen in der „historischen Abtheilung“ die Beweisführung durch Bilder; schließlich sind aber doch aus versteckten Winkeln manche Stücke zusammengefegt worden, die reizen können darzustellen, wie im krausen Gange deutscher Kunstentfaltung Naturanschauung und malerisches Gefühl bald siegten, bald unterlagen, bis in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sie dauernd zur Herrschaft gelangten, im Gegensatz zu den Anton von Werners und Hans Müllers.

Wer, vom Prunksaale aus, das kleine matterhellte Museum zur Rechten betritt, den stimmungsvollsten Raum der ganzen Ausstellung, der hat die „Berliner Kunst“ des 17. und 18. Jahrhunderts vor sich. Man sollte besser sagen: „Kunst in Berlin“. Der stille Träumer von „nationaler Kunst“ wird hier einen bebenden Schauder empfinden vor

*) Berlin, Verlag von Rudolf Schuster. 320 S.

**) Als Festschrift nur in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren gedruckt. Kommissionsverlag von Rich. Bong. Erster Theil. 200 S. (Königl. Bibl. Nr 1176.)

der Erfahrung, wie tief die Wurzeln neuer deutscher Malerei in fremden Erdboden zurückreichen. Ist ein Stück echter Kunst in jenen, durch die Nachwirkungen des dreißigjährigen Krieges schwer leidenden, Zeiten vorhanden, so ward es durch einen Franzosen gebracht: Siehe Antoine Pesne. Der deutschgeborene Maler, auch wenn's ihm ehrlich um die Sache zu thun ist, wirkt nur wie ein entarteter und erschöpfter Sproß der deutschen Frührenaissance, arbeitet schweißtriefend um Farbe und Form und bleibt doch ledern, eckig, öde: Siehe Friedrich Wilhelm Weidemann. Pesne, eine harmlose, mit allen guten Gaben seiner Nation ausgestattete Künstlernatur, — produzirt, um äußere Position unbekümmert (sein Verhältniß zur Akademie ist, trotz einer Urkunde die ihn zum „Direktor“ ernennt, ganz und gar nicht festgestellt) leicht, rasch, frisch, gefällig, ein Liebling der Weltleute, vor allem der Weltfrauen, jeden Augenblick bereit, sein Zelt wieder abzubrechen und oft nur schwer davon zurückzuhalten; Friedrich Wilhelm Weidemannen aber geht die künstlerische Noth der Deutschen bitter zu Herzen, die Trauer um sein Sorgenkind, die Akademie, schleicht durch sein Leben. Er malt den König und die Königin und des Königs lange Soldaten, primitiv, schwunglos, und stopft, in rührender Entsagung, mit dem sauer erworbenen Gelde die ewig leeren Kassen der Kunstschule. Er ist der Typus des Handwerkers. Pesne's artige und charaktervolle Kunst, die das schöne Leben noch schöner macht, die farbige Reize sucht, und für die Natur einen sonderbar weichen, gefälligen, gemessenen, im Studium Watteaus, sowie der Venetianer und gar Rembrandt's erstarkten Stil mit sich bringt, — Pesne's Kunst ist ein Ausdruck uralter Kultur. Die verbindliche Art, wie er das Individuum erfaßt, deutet auf hohe gesellschaftliche Bildung hin; das farbige Arrangement kann gleichfalls nur ein aus bedeutenden Kulturbedürfnissen hervorgegangener Geschmack ersinnen. Sicher, wer den Louvre und die niederländischen Galerien kennt, wird aus Pesnes Epoche eine ganze Reihe stärkerer Persönlichkeiten als Pesne namhaft machen, — für Deutschland aber war diese muntere Galliernatur ein Segen. Schon an seinen Schülern, etwa an Thomas Huber, der den Watteaugeist abgestreift hat und wie ein alter kräftiger Holländer wirkt, lassen sich die Früchte seines Thuns erkennen. Er stellte den Blick wieder auf die Wirklichkeit ein und brachte schimmernde Mittel. Wie er selbst aus großen glühenden Augen in die Welt guckt, so legt er auch in das Wesen seiner Menschen, die als Zeittypen durch ihn in die Kulturgeschichte gelangt sind, lebendig glänzende Erdenfreude. Mag er auch selbst zu Zeiten an der bewußten Verschönerung der Natur nicht vorübergegangen und den Wünschen seiner Auftraggeber allzu hold gewesen sein, so hat Antoine Pesne doch andererseits so oft unmittelbare und naive Eindrücke — ich habe hier vor allem die Porträts des Radierers Schmidt, des Bildhauers King, und des kleinen Großen Fritz, drei ganz ehrliche Stücke, im Auge — aus der Welt gegeben, in die er gesetzt war, daß sein Werk für Deutschland ein kleines Wunder bedeutete. Er war eine künstlerische Persönlichkeit, und ich stehe nicht an, diese Pesnesammlung für das eigentliche Ereigniß der historischen Ausstellung zu halten.

Aber auch für die zweite Etappe des erstarkenden Wirklichkeitssinnes, auf der zwei Männer von weittragender Wirksamkeit, der Danziger Kaufmannssohn Chodowiecki und Anton Graff, der Sproß eines kleinen deutschschweizerischen Handwerkers stehen, ist immerhin ein reichliches Bildermaterial aufgebracht worden. Freunde durch ihre künstlerische Art und ihre persönlichen Neigungen kamen sie in großer litterarischer Epoche auf, da deutsches Empfindungsleben die Franzosenherrschaft ablöste; sie werden das künstlerische Aggregat dieser Epoche: Graff ihr größter Porträtist, Chodowiecki ihr größter Illustrator. In beiden lebte volksmäßiger Geist: Graffs Genie fiel auf die herbe und ernste Seite, Chodowiecki's Talent mehr in die deutschbürgerliche Gemüthlichkeit und Harmlosigkeit. Von den litterarischen Strömungen schwenken sie an der Grenze ab, wo sich das Gemüthsleben zur Sentimentalität verflachte. Denn beide waren die treuesten Freunde der Wirklichkeit, sachlich und stark. Beide malerische Naturen, scharfe und gute Beobachter von Welt und Menschen. Graff traditionsloser; Chodowiecki malt zunächst nach Watteau, selbst Berliner Thiergartenszenen im bunttändelnden Rokokostile (wie später ein Größerer, Millet, bevor er sich mit starker Seele ins Bauerndasein versenkte, Fragonard gemalt hat), um dann unter dem Einflusse holländischer Menschen- und Interieurmalerei und englischer Sittenschilderung seine Persönlichkeit zu entdecken. Beide haben uns ein umfassendes Stück vergangenen Lebens aufbewahrt. Aus wie verschiedenen Gesichtspunkten, das deuten am Besten die Porträts Beider an: Graff auf allen drei Bildnissen ein tieferuster, kantiger Mann mit fast strengen, weit forschenden Augen; im Gesichtsausdruck der überlegene Menschenkenner und Seelendeuter — ein Antlitz voll Geist und Erfahrung. Chodowiecki aber, in Graff's Darstellung, ein volles, behagliches, weiches Männchen, mit patriarchalischen Allüren; ein Blick voll Milde und Güte; die Unterlippe hängt, ein wenig energielos herab, der breite Mund streckt sich zu einem prächtig verbindlichen Lächeln.

Graff und Chodowiecki waren im Grunde einsame Menschen, — die Kunst um sie verflachte, verlor die Natur, ward Formenwesen. Was frommt's, hier Namen aufzuzählen. Zumeist französische Hofkunst in verwässerter Auflage. In der Zeichnung Chodowiecki's lebendige Linie, im Kolorismus Graff's entschiedenes Farbengefühl verschwanden, scheinbar ohne Eindruck. Eine Periode nahte, die das realistische Handwerkszeug und alles, was der malerischen Form dient, als etwas ganz Unnöthiges bei Seite warf. Die Periode, die mit Asmus Carstens beginnt und äußerlich mit Wilhelm Kaulbach schließt. Im Kataloge werden von Carstens fünf, von Cornelius zwei, von Kaulbach drei Arbeiten verzeichnet; doch ich entdeckte trotz heißen Suchens nur „Die Erwartung des Weltgerichts“ von Cornelius: Hat man sich im letzten Augenblicke noch entschlossen, Erzeugnisse einer Zeit zu unterschlagen, auf der, nicht ohne Grund, gegenwärtig die Mißachtung der malenden Künstler ruht? Cornelius und Kaulbach, an sich höchst ehrwürdige Persönlichkeiten, bedeuten uns eine artistisch todte Zeit, kläglich verlorene Jahrzehnte. Die Neueren haben schwer zu thun, die letzten Nachwirkungen dieser Scheinkunst aus ihren Köpfen herauszujagen. Eine Zeit, da das Denken über das Malen siegte, da das Auge nur da war, um in ekstatischer Schönheitssucherei, im erhabenen Schwunge der Gedanken, im religiösen Andachtsbedürfniß geschlossen zu werden; da die Farbe ungefähr für eine Erfindung des Teufels galt und man glaubte, das Werk der Kunst sei gethan, wenn der Karton mathematisch genau fertiggestellt und die göttlich schöne Linie vollendet sei, die niemals und nirgendwo existirte.

Um Carstens freilich ist es Schade. Er genießt die Verehrung, die deutsche Kunst einst aus dem Zustande der Versumpfung auf ein reineres und ernsteres Niveau gehoben, ihr gleichsam die verlorenen Götter zurückgegeben zu haben, indem er ihren Blick auf die antike Schönheit hinlenkte. Die Griechensehnsucht stand diesem merkwürdigen Manne so gut. Es war in der That eine Sehnsucht bei ihm, ein tiefer persönlicher Gefühlszug. Nicht sein Werk ist es, was später mit Recht so lebhaft bestritten wurde, vielmehr sein Beispiel nur, die leere, klassizistische Richtung, die erschien und an ihn anknüpfen mußte.

Es dauerte lang, — aber die Erholung kam der deutschen Malerei dennoch. Die Kunst schlug die Augen auf und begann sie wieder der Natur zuzukehren, langsam, sehr langsam, — und ihr Antlitz, fahl von des Gedankens Blässe, begann Farbe zu bekommen. Als sie einigermaßen wieder auf den Beinen stehen konnte, da fing sie aufs Neue an zu wandern, nach Holland und Frankreich, nicht nach Italien länger. Ihre Vorposten wurden Düsseldorf, wo man mehr nach Holland, und München, wo man mehr nach Fontainebleau neigte. Düsseldorf ist sehr gut, zumal durch Karl Friedrich Lessing, der, als der Ersten einer, in der Landschaftskunst den Heroismus beseitigte und, immer als Romantiker, die Wunder der Natur suchte, und

durch Andreas Achenbach; München fast gar nicht vertreten: Die Münchener Stimmungslandschaft, die mit Lier entstand und in Heffner sich fortsetzte, fehlt durchaus: Nur von ihren Ausläufern Baisch und Schönleber sind Werke vorhanden. Auch Ludwig Gurlitt, der, aus Barbizan heimkehrend, auf die Düsseldorfer so lebhaft einwirkte; auch Henneberg, der als Apostel einer farbenfreudigen und innerlich realistischen Romantik nach Deutschland zurück kam und ein „Genre“ begründen half, das wieder ausarten und eine neue Reaktion hervorrufen sollte, hätte nicht fehlen dürfen. In Braunschweig sah ich mit Entzücken den Studiennachlaß dieser echten Malernatur: Warum hat man nichts hergeführt? Die Historie, jene, die den Realismus vergangenen Geschehens und die Echtheit des Arrangements betonte, wird durch Gallait und Biéfre wirksam, — wie sie sich in kleinen Köpfen spiegelte und in reine Kostümscherze versank, kann man vielfach sehen, doch ihren wichtigsten Vertreter, Piloty, sucht man vergebens. Die Bauernmalerei tritt auf, gleichfalls durch westliche Einwirkungen, in Fr. Ed. Meyerheim, Vautier, Knaus und später in Defregger. Sie wirkt zunächst wie die Naturfrische selbst, und nach den Proben, die die Ausstellung bietet, kann man es recht wohl begreifen. Aber nach und nach, zumal die Künstler das Anekdotische immer wesentlicher hervortreten ließen, kam man dahinter, daß sich hier eigentlich doch nur Komödien, und nicht einmal immer gut gemalte, abspielten. Sie mündet allgemach in den großen Strom des „Genres“ ein, aus dem schließlich nur noch das Wasser zu breiten Bettelsuppen genommen wurde. Hosenclever mag manchem heute wie ein Klassiker erscheinen. Und wieder war die Ernte reif für den Schnitter.

Nun hat es freilich in diesen Zeiten des Werdens, Vergehens und Wiederwerdens bei uns immer einige festverwahrte Posten gegeben, auf denen man für sich allein den malerischen Gedanken förderte, auf Wirkungen nach außen oder nicht bedacht war. Ich nenne Menzel, Böcklin, Lenbach. Was diese ausgerichtet, wird draußen jetzt klarer denn je, — aber auch die Thatsache, daß sie's nur für sich, im Interesse der eigenen Kunst, ausgerichtet. Menzel, immer im Gegensatze zur Berliner Kunst, Böcklin ein streng persönlicher Phantast und unnachahmbar, Lenbach als Muster, im Sinne der Form wenigstens, gefährlich. Böcklin und Menzel, jener in seiner malerischen Schöpferkraft, dieser in der Vielseitigkeit technischer Eigenschaften, fast räthselhafte Erscheinungen; Lenbach, Sproß einer wenigstens historisch erkennbaren Familie: Einen Zweig deutscher Realisten nämlich, solche, die in Frankreich und England vorgebildet, in antikisirender Malweise ihre moderne Seele vortrugen und mit Liebe psychologische Aufgaben erfüllten, — die Reihe, an deren Spitze der glänzende, doch unberühmte Victor Müller schritt, scheinen die Historiker der Berliner Ausstellung überhaupt nicht zu beachten; eine Frucht an diesem Zweige ist das Lebenswerk Hans Thoma's, der die Formen deutscher Renaissancemeister wiederbelebte mit seiner herzlichen Poesie, seinem naiven Naturempfinden, — selbst von Thoma fehlt, unglaublich genug, jede Schaffensspur. Der Maler des gesunden Menschenverstandes, der moderne Beseeler des Alterthums, der Altmeisterliche, der im Individuum den Zeitgeist schildert — Menzel, Böcklin, Lenbach — stehen auch in dieser Ausstellung durchaus abseiten. Soll man aus der ungeordneten Versammlung sonst noch Kräfte nennen, die mitkämpften, zum endlichen Siege des naturalistischen Gedankens, so wird man gewiß nur Eduard von Gebhardt und Fritz von Uhde hereinziehen können. Sie haben die religiöse Kunst vom Banne der italienischen Schablone befreit, jener noch zaghaft, indem er für die Modelle der Gegenwart ein mittelalterliches Kostüm erwählt und den Linienzug Dürer's beibehielt; dieser, indem er die heilige Geschichte unmittelbar in die Gegenwart versetzte und weit aus schärfer das Malerische betonte, für das er sich alle Errungenschaften der modernen Lichtmalkunst zu eigen gemacht. Beide aber, fern von Kirchenthum und Dogma, schufen der Religionsmalerei wiederum einen Gefühlsmittelpunkt: Sie interpretirten die Bibel als Menschen. Und in dem Punkte sind sie, obzwar aus verschiedenen Boden, doch eins.

Dieses die letzte Etappe der Modernität, die man im Historiensaal entdeckt. Die Periode, die das „Licht“ brachte, das Aufgehen des Individuums in der Natur, eine Landschaftskunst ohne Gleichen, — sie ist einfach nicht vorhanden. Jetzt erst werden die wahren Kräfte Fontainebleaus frei und lebendig, und die Farbe, durch Manet entbunden, beginnt ihren Siegeszug: Wer vertritt den Geist der jüngsten Epoche? Statt der Pioniere Maler aus zweiter und dritter Hand: Statt Liebermann und Kuehl zu finden, muß man sich mit Stordino, dem ewig Modischen, und Hans Herrmann, dem Faiseur, der Holland salonfähig macht, begnügen. München allein, das, gegenwärtig im Vortrab, die Naturempfindung am stärksten und feinsten, den Kolorismus am blühendsten ausgebildet hat, das eine dekorative Kunst besitzt und in der illustrativen Zeichnung einen neuen, jungen Stil gefunden, — München, das für Deutschland eine Zeit künstlerischer Entdeckungen abschließt, hätte zeigen können, wie zu neuen Ufern ein neuer Tag lockte. Es ward nicht für werth befunden, im Reigen jüngster Kunstgeschichte zu erscheinen. Und so stimmt wieder einmal die Rechnung nicht.

Julius Elias.

Theater.

Lessing-Theater: „Les Demi-Vierges“.

Der vielgelesene Sensationsroman des Herrn Marcel Prevost hat das Schicksal verdient und ist diesem Schicksal nicht entgangen, zu einem plumpen Theaterstück verarbeitet zu werden. Aus Tantièmegründen hat der Verfasser das selber besorgt und nun in Paris schon hundertmal die Prozente eingestrichen. Da durfte Berlin natürlich nicht zurückbleiben, und die Bühne mit dem anspruchsvollen Namen, die Herr Barnay einmal in einem dashaften Augenblick das Le singe-Theater genannt haben soll, ging in seinem Trieb, Paris nachzuäffen, so weit, das trostlos langweilige Machwerk unter dem schwer verständlichen Titel „Halbjugend“ aufzuführen. „Kunst und Natur“ (vergleiche Lessing) haben nichts damit zu schaffen. Wir auch nicht. Das Stück fiel übrigens durch.

Paul Schlenther.

In Anknüpfung an den Aufsatz von Herrn C. Werckshagen in der vorigen Nummer der „Nation“ über „Theologische Ferienkurse“ erhalten wir von befreundeter Seite folgende Ergänzung:

„Die Gymnasiallehrer haben schon seit Jahren mehrfach solche Ferienkurse gehabt, die allerdings im Wesentlichen praktische Zwecke verfolgten. So finden z. B. für die Neusprachler jetzt, und zwar wie es scheint, alljährlich während der Osterferien derartige Kurse in Berlin statt, die von der Regierung finanziell unterstützt werden; zu anderen Zeiten in Greifswald und, wenn ich nicht irre, auch in Bonn; für Altsprachler in Jena, für Naturwissenschaftler in Berlin u. s. w., sie alle waren außerordentlich besucht. Die Berliner Neusprachler haben sogar im vorigen Sommer, das ganze Semester hindurch, das Glück gehabt, daß die beiden Ordinarien der hiesigen Universität, Prof. Tobler für Französisch und der inzwischen leider verstorbene Prof. Zupitza für Englisch, sie durch Sondervorlesungen in ihrem Streben nach wissenschaftlicher Weiterbildung unterstützten.“

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 51. Berlin, den 19. September 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) – Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Seiner Zeit wurden von uns ausführlich die Folgen erörtert, die ein politisch-kluger Entschluß des Bürgermeisters Kummert in Kolberg herbeigeführt hatte. Er hatte bekanntlich die Erlaubniß gegeben, daß das dortige Strandschloß zu einer Wahlversammlung der Sozialdemokraten benutzt werde.

Das war ein Akt strenger Gerechtigkeit, denn da die Verfassung und das Gesetz auch den Sozialdemokraten das Wählen und die allgemein üblichen Vorbereitungen zum Wählen gewährleistet, so wäre es eine Parteilichkeit, eine gewisse politische Richtung prinzipiell auszuschließen, ohne daß ein bestimmter Anlaß, etwa die Befürchtung von Ruhestörungen oder dergleichen, vorliegt. Da alle vor dem Gesetz gleich sind, so müßten auch Allen gegenüber die Vertreter des Gesetzes, das sind die Beamten, ihre Machtbefugnisse gleichmäßig handhaben. Dieser fundamentale Satz, der selbstverständlich sein sollte, ist es leider bei uns nicht.

Die Freisinnigen werden auch aus dem Grunde an ihm festhalten, weil auf der schiefen Ebene einer anderen Auslegung, ein zweiter Puttkamer vielleicht zu der Ueberzeugung gelangen könnte, daß, wie die „Frucht“ selbst, so auch die „Vorfrucht der Sozialdemokratie“ oder unter andern Umständen die Ultramontanen, oder wer sonst, als eine Klasse von Menschen zu behandeln seien, die zwischen den echten konservativen Vollbürgern und den politisch-strafbaren Verbrechern stehen; zur Zeit freilich wären sie nicht mit den Strafen zu bedenken, die im Strafgesetzbuch niedergelegt sind, wohl aber mit den Strafen und Beschränkungen, die die Verwaltung zu verabreichen für angezeigt hält. Diese Form des Rechtsstaates ist unser Ideal nicht.

Bürgermeister Kummert hat aber auch politisch zweckmäßig gehandelt. Denn da selbst das Sozialistengesetz mit seiner zum Theil drakonischen Strenge nicht eine Schwächung der Sozialdemokraten sondern ihre Stärkung herbeigeführt hat, so ist es klar, daß unbedeutende Nadelstiche der Verwaltung eine für die Sozialdemokraten ungünstige Wirkung ganz sicher nicht hervorbringen werden.

Keine Rede ist in der politischen Agitation aber erfolgreicher als die verbotene Rede; denn wie Thatsachen stets eindrucksvoller sind als Argumentationen, so wirkt es auch vor Allem überzeugend für Sozialdemokraten und solche, die für die Partei reif sind, wenn man, um den Charakter des heutigen Staats als „Klassenstaat“ zu beweisen, darauf sich berufen kann: Seht, allen Parteien ist die Möglichkeit freier Wahlthätigkeit gegeben — uns nicht. Und da Empörung in erster Linie die politische Maschine in die lebhafteste Thätigkeit setzt, so ist auch dieser Vortheil damit den Sozialdemokraten gesichert. Unter dem politischen Gesichtspunkt betrachtet, verlangten also die vorgesetzten Behörden des Bürgermeisters Kummert Alles, was thatsächlich den Sozialdemokraten Vorschub zu leisten im Stande gewesen wäre; und dieser selbst that Alles, was

geeignet war, um den Sozialdemokraten ihre bequemsten und zweckmäßigsten Waffen aus der Hand zu nehmen.

Gleichwohl hat das Disziplinarverfahren gegen den Bürgermeister von Colberg jetzt noch eine weitere Folge gehabt. Dem armen Mann ist in Bezug auf seine Kleidertracht eine Beschränkung auferlegt worden. Er hatte nämlich die Befugniß, die Landwehroffiziersuniform zu tragen, und dieses Recht ist ihm genommen worden.

Gewiß muß ein Staat daran festhalten, daß die Uniform zu tragen, sei es als Offizier oder Gemeiner, nur dem makellosen Manne zukommt. Das ist nach dem Aufbau der deutschen Heeresverfassung selbstverständlich. Ganz neue Konsequenzen aber ergeben sich, wenn die bürgerliche Makellosigkeit nicht mehr das Kriterium bildet, sondern bestimmte politische Ueberzeugungen und ein bestimmtes Verhalten in politischen Fragen, und zwar ein solches, das Beifall und Zustimmung nur bei einem Bruchtheil der deutschen Bevölkerung findet.

Unter keiner anderen Frage hat die deutsche Entwicklung stets so schwer wie unter militärischen Konflikten gelitten; in allen anderen Staaten sind militärische Fragen ausschließlich Fragen der Zweckmäßigkeit, die, losgelöst von Parteiprogrammen, nur unter dem Gesichtspunkt der Nothwendigkeit und der Leistungsfähigkeit der Nation ihrer sachlichen Erledigung entgegengeführt werden. Bei uns dagegen sind sehr zum Nachtheile Deutschlands immer die Angelegenheiten, die das Heer betreffen, mit politischen Parteigegensätzen belastet worden, obgleich doch die Sicherheit des Vaterlandes von einer politisch klugen Regierung solchen Kämpfen vollständig entrückt werden sollte.

Jetzt ist man wieder dabei den Beweis zu liefern, daß die alten falschen Pfade nicht verlassen worden sind. Wenn das Recht, die Landwehruniform zu tragen, dazu dienen soll, die Bethätigung einer verständigen und ehrlichen politischen Ueberzeugung zu verhindern, und wenn, wie in Königsberg, das unangreifbare Verhalten einer angesehenen bürgerlichen Körperschaft dazu führt, daß die Militärbehörden den aktiven und vor Allem auch den Reserveoffizieren eine Beschränkung in Beziehung auf ihre gesellschaftlichen Gewohnheiten auferlegen, dann wird man sich nicht wundern können, daß jene Ansicht einen neuen Rückhalt gewinnt, die erklärt: militärische Fragen seien bei uns nicht ganz ausschließlich unter dem militärischen Gesichtspunkt zu betrachten; denn durch die Institution der Reserve und der Landwehr wird versucht in einseitiger Weise unsere bürgerlichen Verhältnisse zu beeinflussen, und auch dieser Faktor, der für das Aufkeimen eines gesunden politischen Lebens so hinderlich ist, müsse in Rechnung gesetzt werden. Ist aber das Urtheil gegenüber militärischen Forderungen schon meist an sich schwankend, so wird es durch solche völlig berechtigten Erwägungen vollends zu Ungunsten der Regierung beeinflußt, und das sind alsdann die Voraussetzungen, aus denen unsere inneren Krisen hervorzuwachsen pflegen.

Fürst Bismarck ging solchen Krisen nicht aus dem Wege; unter Umständen präparirte er sie sogar, um durch eine Kraftprobe auf diesem Gebiet seine Politik wieder flott zu machen, die auf anderen Gebieten gestrandet war oder zu stranden drohte. Heute gibt es aber in der aktiven Politik eine Gestalt wie den Fürsten Bismarck nicht mehr, und die Reichsregierung wird sich darüber nicht täuschen, wie wesentlich sich gegen früher die Verhältnisse geändert haben, und wie unzweckmäßig es erscheinen muß, immer weitere Kreise mit einer berechtigten Stimmung zu erfüllen, die nicht mehr das Heer ausschließlich als eine Nothwendigkeit zum Schutz unserer Unabhängigkeit betrachtet, sondern die gleichzeitig die unerfreuliche Rückwirkung des „Militarismus“ auf unser bürgerliches Leben mit sehr ungünstigen Augen ansehen muß.

Legt die Regierung auf die Beseitigung solcher Hindernisse Werth, die im gegebenen Falle und zu irgend einer Zeit sich erklärlicherweise einer rein technischen Behandlung militärischer Fragen sehr störend in den Weg stellen werden, dann sollte sie dafür Sorge tragen, daß eine gerechte Kritik nicht immer von Neuem Nahrung erhält aus solchen Vorkommnissen, wie sie in Königsberg sich abgespielt haben, und aus solcher Kleider-Staatsaktion, wie in Kolberg, die, an sich ja nichts weniger als tragisch, doch gleichwohl als Sympton ernst zu nehmen ist.

Nach wie vor bleibt die Lage im Orient in hohem Grade gefährdet. Daß in Kreta nicht sogleich die Ruhe wieder Einkehr halten würde, war vorauszusehen; jetzt sind es die Mohamedaner, die gegen die Zugeständnisse an die christlichen Kretenser sich aufzulehnen drohen, und es ist wohl möglich, daß nochmals Blut fließt. Allein wie bedauerlich das auch sein würde, an der schließlichen Regelung der kretensischen Frage im Sinne verständigen kulturellen Fortschrittes ist nicht mehr zu zweifeln, seitdem alle Großmächte zu einer Einigung über diesen Punkt gelangt sind.

In den Grenzgebieten von Griechenland, Serbien und Bulgarien haben die Bewegungen die Linie des Räuberunwesens noch nicht überschritten. Die armenische Frage dagegen behält ihren ernsten Charakter.

Politisch hat Deutschland zu ihr keine Stellung zu nehmen; wohl aber zunächst vom humanitären Standpunkt aus Und das geschieht bereits. In Hamburg wurden die ersten Schritte gethan; Frankfurt, wo die „Frankfurter Zeitung“ am frühesten durch ungeschminkte Berichte die nackte schreckliche Wahrheit festgestellt hat, ist gefolgt. Es hat sich dort aus allen politischen Parteien und aus allen Religionsgemeinschaften ein Komitee gebildet, um die Liebesthätigkeit zu fördern. Andere Städte werden sich anschließen.

Die Aufgabe dieser Komitees wird eine überaus schwierige sein, darüber kann man sich einer Täuschung nicht hingeben. Die geeigneten Mittelspersonen in der Türkei zu finden, ist in großen Gebieten überhaupt so gut wie unmöglich. Freilich in Konstantinopel selbst kann manches geschehen, und auch das wird schon ein Segen sein.

Eine Intervention aller Großmächte, die so geschlossen wäre, wie in der kretensischen Frage und die darum Erfolg versprechen würde, fände gewiß auch die Unterstützung unserer Regierung. Matte, nichtssagende Wortpressionen können dagegen nur vom Uebel sein; sie werden das Los der Armenier weiter verschlechtern und die Zuversicht, jede Ausschreitung begehen zu können, in Konstantinopel steigern. Von solcher Politik sollte Deutschland sich fern halten, um die moralische Verantwortung für die Folgen ablehnen zu können; das muß immer wieder betont werden.

Verhehlen kann man sich nicht, daß die Hoffnung für ein geschlossenes Auftreten der Großmächte eine sehr geringe ist; dafür gibt es ein bezeichnendes Symptom. Als Antwort darauf, daß die englische Flotte in größere Nähe der Dardanellen rückt, haben, wie der Telegraph verkündet, russische Offiziere die türkischen Befestigungen des Bosporus besichtigt. Wenn man die Thatsache solcher Besichtigungen durch den Telegraphen bekannt geben läßt, so hat das den sehr deutlichen Sinn einer Warnung Rußlands an England.

Die Türken werden daraus ihre Folgerungen ziehen über die Einigkeit Europas.

Deutschland, dem jeder Haß gegen die muhamedanische Religion fern liegt, erkennt das zweifellose Recht der türkischen Regierung an, mit armenischen Anarchisten kurzen Prozeß zu machen; aber für die schuldlosen Tausende, die aus politischen Gründen einem Vernichtungskampfe zum Opfer fallen sollen, regt sich bei uns werkthätige Sympathie, und wenn die türkischen Staatsmänner genügend die modernen Verhältnisse kennen, um die Bedeutung richtig zu schätzen, die die öffentliche Meinung im westlichen Europa hat, dann werden sie zu vermeiden suchen, daß die antitürkische Stimmung weitere Nahrung erhält. Einmal muß immer auch die Rechnung für solche Antipathien

beglichen werden, mag im Augenblick auch der Verfalltag noch nicht vor der Thüre zu stehen scheinen.

Es ist der englischen Polizei gelungen auf dem Kontinent und in England eine Anzahl Personen in Haft zu bringen, die beschuldigt werden, Theilnehmer eines Komplottes zu sein, das sich nach der einen Version nur gegen England und die englische Königin, das nach der anderen eine Verbindung von Feniern und russischen Nihilisten darstellt und sich daher auch gegen den Zaren richten soll. Die ersten Nachrichten über diese Verhaftungen klangen sensationell genug; was von diesen Enthüllungen schließlich bestehen bleiben wird, erscheint dem nüchternen Zuschauer noch zweifelhaft.

Festzustehen scheint nur eines, daß man zum Theil Leute gepackt hat, die im Geheimen an der Fabrikation von Dynamit arbeiteten. Zu harmlosen Zwecken wird solche Thätigkeit gewiß nicht unternommen; dies ist klar; aber welcher besonderen Tendenz der Anschlag, der geplant wurde, innewohnte, das ist noch dunkel. Da die Namen der Verhafteten ausschließlich englisch-irischen Klanges sind, so scheint es zunächst an jedem Grund zu fehlen, auch die russischen Nihilisten mit verantwortlich zu machen.

Die französische Presse debattirt von Neuem leidenschaftlich die Frage, ob der frühere Hauptmann Dreyfuß ein Verräther an seinem Vaterland gewesen sei, ob nicht. Für Deutschland hat diese Frage politisch nur ein sehr mittelmäßiges Interesse, nämlich nur insofern, als die Verurtheilung von Dreyfuß ausgesprochen worden ist, weil er angeblich auch dem deutschen Militärattaché Spionendienste geleistet hat.

Zuerst sind es Franzosen gewesen, die die Gerechtigkeit der Verurtheilung in Zweifel gezogen haben, und sie äußerten sich so laut und so nachdrücklich, daß nunmehr auch der „Eclair“, das Organ des Generals Mercier, das Wort nimmt, und Mercier, dem man als dem damaligen Kriegsminister die Verantwortung für den Dreyfußprozeß zuschreibt, zu vertheidigen sucht. Bekanntlich geht eine französische Version dahin, daß Mercier den Hauptmann Dreyfuß ohne genügende Schuldbeweise opferte, um sich populär zu machen; um in verwandter Weise wie Boulanger als Held zu erscheinen, der das Vaterland vor einer schweren Gefahr gerettet hat.

Ob diese Angaben wahr sind, ob unwahr —, wir wissen es nicht; aber das steht fest; wenn der „Eclair“ wirklich sämmtliche Belastungsmomente mitgetheilt hat, die zur Verurtheilung von Dreyfuß geführt haben, dann ist jener Prozeß ein dunkles Blatt in den Annalen der französischen Militärjustiz, und die Schuld des Angeklagten erscheint nicht erwiesen.

Das kann uns in Deutschland nur vom menschlichen Standpunkt aus interessiren.

Wir sind überzeugt, daß die Gerechtigkeit liebenden Franzosen Klarheit in die dunkle Angelegenheit bringen werden. Dieses um der Menschlichkeit willen zu erstrebende Ziel wird um so eher erreicht werden, je weniger eifrig sich Deutschland mit dieser Angelegenheit beschäftigt. Wir haben keine Veranlassung auch nur den Schein zu erregen, als wollten wir für Dreyfuß Partei ergreifen, und thäten wir es, so würde solche Stellungnahme nur dazu führen, den Franzosen, die nach der Wahrheit suchen, ihr Werk zu erschweren, wenn nicht unmöglich zu machen. Anschauungen, die auch in Deutschland vertreten werden, sind leider nur allzuleicht allein um ihres Ursprungs willen in Frankreich diskreditirt.

* * *

Der amerikanische Präsidentschaftswahlkampf.

I.

Newyork, 5. September 1896.

„This is an educational campaign“. Mit diesen Worten wurde ich empfangen, als ich den amerikanischen Boden betrat, und diese Bemerkung wird mir auf Schritt und Tritt entgegengetragen sowohl von denen, die die politische Situation sehr optimistisch ansehen und eine überwältigende Niederlage Bryan's, des „Free Coinage“-Kandidaten, für wahrscheinlich, ja für sicher halten, wie von jenen anderen, denen es zweifelhaft erscheint, ob zwei Monate genügen werden, um das Volk in ausreichender Weise über seine wahren Interessen aufzuklären. So viel steht fest, daß seit Menschengedenken keine Wahlkampagne stattgefunden hat, bei der die volkswirthschaftliche Erziehung der großen Masse der Bevölkerung eine solche Rolle gespielt hat, wie eben jetzt.

Die Währungsfrage, um welche sich der Präsidentschaftswahlkampf nahezu ausschließlich dreht, ist ja an und für sich nicht so schwer darzustellen, nur ist es für wenig geschulte Massen sehr schwer, ein selbständiges Urtheil zu gewinnen, wenn, wie das bei dieser Gelegenheit der Fall ist, beide Parteien ein so lebhaftes Interesse daran haben, nur die eine ihnen günstige Seite der Medaille ins hellste Licht zu setzen.

Den Anhängern einer gesunden Währung kommt es nun sehr zu statten, daß die Silberleute ihr Pulver zum größten Theile verschossen haben, während die Goldwährungspartei erst seit Kurzem von dem Gefühl ergriffen ist, daß die „Free Coinage“-Bewegung einen höchst gefährlichen Charakter angenommen hat, und es daher nothwendig sei, alle Kräfte anzustrengen, um die Silberpartei niederzuzwingen.

Könnte man die europäischen politischen Verhältnisse als Maßstab zu Grunde legen, so müßte man die ernstesten Zweifel hegen, ob es gelingen werde, in kurzen zwei Monaten die eingetretene Konfusion der öffentlichen Meinung zu überwinden; aber das amerikanische Volk zeichnet sich politisch durch nichts mehr aus als durch seine rasche Fassungskraft wichtigen politischen Fragen gegenüber. Auf die amerikanische Presse wird ja weidlich geschimpft, und sie hat ohne Zweifel manche höchst bedenkliche Untugenden, aber andererseits ist sie ein ausgezeichnetes Instrument; um in kürzester Zeit der Bevölkerung Ideen zu übermitteln, und das amerikanische Volk ist gegenwärtig von einer besonders großen Aufnahmefähigkeit. Es giebt wahrscheinlich in der ganzen großen amerikanischen Union mit ihren nahezu 70 Millionen Einwohnern kein Dorf, wo nicht die Währungsfrage den Hauptgegenstand der Unterhaltung bildet.

Welchen enormen Umfang das Bedürfniß, sich über die Frage zu unterrichten, angenommen hat, dafür nur ein Beispiel. Die „New York Evening Post“ veröffentlichte in den letzten Wochen einen kleinen Katechismus zur Bekämpfung der „Free Coinage“-Bewegung. Dieser Katechismus ist dann in einem Separatabzuge zur Verbreitung gelangt. Das Exemplar kostet 1 Cent. Von diesem Katechismus sind in wenigen Wochen 1 500 000 Exemplare verkauft worden. Aber nicht allein diese billige Campagnelitteratur hat eine ungeheure Nachfrage aufzuweisen, sondern auch starke Bücher, die zwei bis drei Mark per Exemplar kosten, und die Währungsfrage behandeln, werden in großen Auflagen neu gedruckt und finden im ganzen Lande Käufer.

Berücksichtigt man daneben, daß kein Blatt in den Vereinigten Staaten existirt, welches nicht an jedem Tage bis zur Wahl irgend etwas über die Hauptfrage des Tages brächte, so kann man sich leicht eine Vorstellung davon machen, welche reale Bedeutung das Wort „This is an educational campaign“ hat.

Um den Erfolg bei einer Wahl zu sichern, genügt es aber nicht allein, die Wähler aufzuklären; es ist daneben ein kostspieliger und höchst umfangreicher Apparat in Thätigkeit zu setzen, der die eigentlichen Wahlgeschäfte betreibt. Die Intensität der Wahlbewegung bringt es mit sich, daß auch auf diesem Felde der eigentlichen Wahltechnik diesmal stärker gearbeitet werden muß als sonst. Dabei fallen denn auch die natürlichen Machtmittel ganz wesentlich ins Gewicht.

Nun unterliegt es keinem Zweifel, daß in dieser Beziehung die Anhänger McKinley's einen gewaltigen Vorsprung haben. Die republikanische Partei war von jeher die reichere. Seitdem aber die Golddemokraten sich von der regulären demokratischen Partei getrennt haben, hat diese die finanziell leistungsfähigen Elemente nahezu völlig verloren, und schon gegenwärtig macht sich dieser Mangel an finanziellen Mitteln sehr unbequem bemerkbar. Auch das ist ein wesentliches Moment der Schwäche. Schließlich hat die Partei des Kandidaten Bryan auch mit dem Umstande zu kämpfen, daß die Fusion zwischen Populisten und Demokraten keine vollständige ist, indem die Populisten zwar Bryan als Kandidaten für die Präsidentschaft acceptirt haben, aber nicht Sewall als Kandidaten für die Vizepräsidentschaft, sondern bekanntlich diesem „Tom" Watson von Georgia als einen eigenen populistischen Kandidaten entgegenstellen.

Alle diese günstigen Umstände zusammengenommen haben hier in der Stadt Newyork, insbesondere in den Kreisen der großen Geschäftswelt, die feste Ueberzeugung hervorgerufen, daß die „Free Coinage"-Bewegung mit einer ungeheuren Niederlage endigen werde. Männer, die den unteren Volksklassen näher stehen, und speziell auch viele Journalisten, deren Geschäft es ist, in allen Kreisen der Bevölkerung Informationen zu sammeln, sehen die Sache dagegen weit weniger optimistisch an. Jedenfalls würde es sehr voreilig sein, die Gefahr eines Sieges der Silberleute schon heute für gänzlich ausgeschlossen zu halten. Bei dem schließlichen Ausfall der Wahl werden manche Faktoren mitsprechen, die bei einem gewöhnlichen Anlasse kaum in Frage kommen. In den Augen der unteren Volksklassen erscheint die Goldwährung vielfach identifizirt mit den großen kapitalistischen Interessen des Landes. und die „Free Coinage"-Bewegung als eine Art Reaktion gegen den Kapitalismus. Derartige Stimmungen setzen sich oft genug in höchst wunderbare Wahlresultate um. Andererseits werden diesmal auch Wähler an die Urne gebracht werden, die bei gewöhnlichen Anlässen ruhig zu Hause bleiben in der Erwartung, daß ihre Interessen wahrgenommen werden, ohne daß sie sich persönlich zu bemühen brauchen. Diesmal wird die Zahl der sich der Abstimmung Enthaltenden außerordentlich klein sein.

Bei der Schwierigkeit, die Wahlchancen richtig abzuschätzen, wird natürlich allen symptomatischen Vorgängen eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Die jüngst vorgenommene Abstimmung im Staate Vermont, bei der es sich ausschließlich um staatliche Wahlen handelte, wurde deshalb mit lebhaftestem Interesse verfolgt Das Resultat ist den Republikanern außerordentlich günstig gewesen. Seit Dezennien war die republikanische Majorität nicht so groß wie diesmal; das ist insofern besonders signifikant, als Vermont zu den eigentlichen Farmerstaaten gehört und aus dem Farmerelement nach allgemeiner Ansicht die Kerntruppen der Silberleute gewonnen werden sollen.

Wenn dieser Brief publizirt sein wird, hat inzwischen auch bereits eine andere Staatswahl und zwar die in Maine stattgefunden. Sollte dieselbe, was nicht unwahrscheinlich ist, dasselbe Gesicht zeigen wie die Wahl in Vermont, so würde man daraus weitere gute Hoffnungen für die Präsidentschaftswahl schöpfen können.*)

Solche Wahlen, die der Bevölkerung andeuten, woher der Wind weht, haben natürlich nicht bloß als Sympton ihre Bedeutung, sondern sie wirken zugleich vorbildlich für diejenigen, welche die Tendenz haben, immer auf der Seite der siegenden Partei zu stehen, und solcher Wähler gibt es in allen Ländern nicht wenige.

Das „Third Ticket", welches gestern in Indianopolis auf der Nationalkonvention der Golddemokraten aufgestellt worden ist, erfreut sich allenthalben eines großen Respekts, ob es aber besonders zugkräftig sein wird, darüber sind die Meinungen sehr getheilt. Daß es dieser dritten Partei möglich sein wird, in irgend einem Staate ihre Elektoren durchzusetzen, ist unwahrscheinlich; nichtsdestoweniger ist dieses „Third Ticket" unter Umständen von Ausschlag gebender Bedeutung, wenn es die Kraft hat, die Partei Bryan's in einzelnen Staaten durch Abziehen von Stimmen dermaßen zu schwächen, daß McKinley's Elektoren die relative Majorität bekommen. Das wird in einzelnen Staaten, wie beispielsweise Illinois und Kentucky, wahrscheinlich und in einigen andern Staaten möglicher Weise der Fall sein.

Die beiden Männer, welche in Indianopolis am 3. September als Kandidaten für die Präsidentschaft und Vizepräsidentschaft nominirt worden sind, erfreuen sich beide persönlich der größten Achtung und sind populäre Männer. Sie repräsentiren die beiden Staaten Illinois und Kentucky. Zugleich repräsentiren sie den Norden und Süden, indem der Kandidat für die Präsidentschaft, Senator John M. Palmer, in dem Sezessionskriege als General der Unionstruppen diente, und der Kandidat für die Vizepräsidentschaft, Simon Buckner, als General in den Reihen der südstaatlichen Armee gekämpft hat. Charakteristisch ist der Umstand, daß beide Männer im hohen Lebensalter stehen. Senator Palmer ist 79 und Buckner 73 Jahre alt, während der Kandidat der regulären demokratischen Partei gerade durch seine ungewöhnliche Jugend sich auszeichnet. Er ist der jüngste Präsidentschaftskandidat, den die Vereinigten Staaten je gehabt haben. Er repräsentirt den Ungestüm und die demagogische Verve, während die in Indianapolis nominirten Kandidaten die staatsmännische Erfahrung und die Besonnenheit repräsentiren. Es bleibt abzuwarten, in welchem Grade die Attraktionskraft dieser Gegensätze sich wirksam zeigen wird. Im Uebrigen ist darüber nur eine Meinung, daß es nicht genügt, einen einfachen Sieg über die Silberleute davonzutragen. Ein mit geringer Majorität erfochtener Sieg wäre thatsächlich eine Niederlage der Partei einer gesunden Währung. Er würde das Vertrauen in die Besonnenheit, den „common sense" des amerikanischen Volkes nicht wiederherstellen. Das vermag nur eine vernichtende Niederlage der Silberpartei, und darauf sind denn auch die Anstrengungen der besten Patrioten des Landes gerichtet.

Unser Landsmann, Carl Schurz, wird morgen Gelegenheit nehmen, in Chicago die Goldwährung in einer großen Wählerversammlung zu vertreten. Seine Rede wird ohne Zweifel unter der Kampagne Litteratur einen Platz in der ersten Reihe einnehmen. Wie ich mich persönlich überzeugen konnte, ist er in bester Stimmung und hegt seinerseits die vollste Zuversicht in einen glänzenden Sieg der Gutgeldpartei.

Ich werde in Chicago der Versammlung, in welcher Schurz sprechen wird, beiwohnen und denke dann von Illinois über Ohio in einige der Südstaaten zu gehen, um dort die Stimmung weiter zu sondiren.

Theodor Barth.

---

*) Anm. der Red.: In der That ist auch in Maine der republikanische Kandidat Powers mit einer großen Mehrheit von rund 50 000 Stimmen gewählt worden.

Der deutsche Anwaltstag in Berlin.

Ein wenig bekanntes Goethe'sches Distichon:

„Was ist heilig? Das ist's, was viele Seelen zusammen
Bindet; bänd' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz."

bildete den Schluß der Ansprache, mit welcher der Unterzeichnete am 10. September d. J. von der Tribüne des Sitzungssaals im Reichstagsgebäude die Gäste und Mitglieder des deutschen Anwaltstages, eine dicht gedrängte Versammlung von mehr als 2500 Köpfen zu begrüßen die Ehre hatte, — eine Versammlung von Männern und Frauen, wie sie in jenem Saale noch niemals vorher gesehen worden ist, ein glänzendes, wogendes Aehrenfeld, durchwirkt mit Blumen von schimmernder Farbenpracht. Vielleicht wird in Zukunft nach Erkämpfung der politischen Rechte der deutschen Frauen die Eröffnung des Reichstags einen ähnlichen Anblick von berückendem Zauber gewähren. Die zahlreichen, täglich sich mehrenden Kongresse der Berufsgenossen zu verspotten, kann nur denen Freude machen, welche das unheilige Geschäft betreiben, Alles zu zerstören, was die Seelen zusammenbindet, und Alles zu fördern, was sie von einander trennt; welchen die Saat des Hasses und der Zwietracht süßester Lebensgenuß und höchste Lebensaufgabe ist. Auch den diesjährigen deutschen Anwaltstag haben antisemitische Winkelblätter schon vor der Eröffnung mit der ätzenden Lauge ihrer billigen Spötteleien zu bespritzen versucht — aber glücklicherweise ohne Erfolg; der Tag ist so fruchtbar und so glänzend verlaufen, wie vielleicht keiner seiner Vorgänger, und er wird voraussichtlich einen wichtigen Markstein in der Entwicklung des deutschen Anwaltstandes bilden.

Der Anwaltstag ist keine Wanderversammlung im gewöhnlichen Sinne des Wortes mit offenen Thüren für Jedermann, der ein Interesse daran hat, sondern ein satzungsmäßiges Organ des deutschen Anwaltvereins, die Haupt- (General-) Versammlung dieses Vereins, dessen Gründung am 25. August 1870 zu Bamberg von angesehenen deutschen Anwälten (Dorn, Kreitmayer, Niedermayer, Hähnle, Mecke u. s. w.) beschlossen und im folgenden Jahre ins Werk gesetzt wurde. Zweck des deutschen Anwaltvereins ist in erster Reihe die Förderung des Gemeinsinns der Standesgenossen und die Pflege des wissenschaftlichen Geistes, in zweiter Reihe die Förderung der Rechtspflege und der Gesetzgebung des Deutschen Reichs und erst in letzter Reihe die Vertretung der Berufsinteressen. Allen diesen Zwecken dient eine seit 1872 erscheinende Zeitschrift, die in Fachkreisen rühmlichst bekannte und namentlich für die Kenntniß der Rechtsprechung des Reichsgerichts unentbehrliche „Juristische Wochenschrift" sowie der deutsche „Anwaltstag". Der Verein zählt gegenwärtig etwa 3800 Mitglieder, umfaßt demnach den größten Theil der deutschen Anwaltschaft. Er wird von einem Vorstande geleitet, an dessen Spitze der Geheime Justizrath Mecke in Leipzig steht. Ein segensreiches Tochterinstitut des Vereins ist die Hilfskasse für deutsche Rechtsanwälte mit dem Sitze in Leipzig. Sie ist bestimmt, dereinst in eine allgemeine Ruhegehaltskasse für deutsche Anwälte umgewandelt zu werden.

Diese kurzen Bemerkungen werden genügen, sind aber auch nothwendig, um die Stellung und die Aufgaben des deutschen Anwaltstages einigermaßen zu kennzeichnen. Die erste Hauptversammlung des deutschen Anwaltvereins, der erste deutsche Anwaltstag trat am Schlusse des Jahres 1871, also genau vor 25 Jahren, in **Berlin** zur Berathung des damals im Vordergrunde des Interesses für die Justizreformen stehenden Entwurfs einer deutschen Civilprozeßordnung zusammen. Der Besuch blieb weit hinter den Erwartungen zurück; es erschienen im Ganzen nur 138 Mitglieder, etwa 9 Proz. der damaligen gesammten Mitgliederzahl. Besonders gering war die Theilnahme aus Süddeutschland; Bayern war durch 5, Baden durch 2 Anwälte, Württemberg war überhaupt nicht vertreten. Die Präsenzliste des Jubiläumstages von 1896 wies dagegen eine Zahl von etwa 1000 Theilnehmern (genau 993) aus allen Bundesstaaten des Deutschen Reiches auf, mehr als 26 Proz. der sämmtlichen Vereinsmitglieder, eine bislang nie erreichte Frequenz.

Besonders ausgezeichnet war die diesjährige Versammlung durch die Anwesenheit zahlreicher Ehrengäste, des preußischen Justizministers, des Staatssekretärs im Reichsjustizamte, des Reichsbankpräsidenten, der Präsidenten der hiesigen Gerichte, der ersten Beamten der Staatsanwaltschaft von Berlin und anderer hoher Reichs- und Staatsbeamten, der Spitzen der städtischen Behörden, sowie der Delegirten der österreichischen, ungarischen, belgischen und norwegischen Advokatur. Und die Theilnahme dieser Ehrengäste beschränkte sich nicht auf ein passives Verhalten. Schon am Begrüßungsabend im Reichstagsgebäude, nachdem der Unterzeichnete auf die Bedeutung des diesjährigen Anwaltstages und die erfreuliche Entwicklung des deutschen Anwaltstandes in den letzten 25 Jahren, namentlich seine rege und fruchtbare Thätigkeit auf dem Gebiete der Gesetzgebungsfragen und der Rechtswissenschaft, sowie seine thatkräftige Unterstützung des großen nationalen Gesetzgebungswerks einer einheitlichen Gestaltung des bürgerlichen Rechts hingewiesen hatte, ergriff der preußische Justizminister das Wort, um dem Anwaltstande seine Anerkennung für diese Thätigkeit und sein volles Vertrauen auszudrücken, namentlich in Bezug auf die bevorstehende schwierige Aufgabe, das bürgerliche Gesetzbuch in die Praxis einzuführen und zu einer segensreichen Wirksamkeit zu gestalten.

Am ersten Berathungstage entrollte vor Eintritt in die Tagesordnung der Staatssekretär im Reichsjustizamt von der Tribüne des preußischen Abgeordnetenhauses ein interessantes Bild der für die Einführung und den weiteren Ausbau des deutschen bürgerlichen Rechts noch zu bewältigenden Aufgaben der Gesetzgebung und sprach die Erwartung aus, daß der deutsche Anwaltstand als der geborne Vermittler zwischen den staatlichen Gewalten und dem Volk, das Verständniß für diese Aufgaben und die mit ihrer Erfüllung nothwendig verbundenen Opfer partikularistischer Einrichtungen und Gewohnheiten in weiten Kreisen verbreiten werde. Im Hinblick auf die den gesetzgeberischen Arbeiten des Reichs gewidmete Tagesordnung bemerkte er zum Schluß, daß die Verhandlungen des Anwaltstages für den Stand ein ehrenvolles, für die Justizverwaltung ein belehrendes und für das Volk ein nützliches Kapitel in den Annalen der deutschen Rechtspflege sein würden.

Diese bedeutungsvolle und würdige Einleitung der Verhandlungen konnte ihres Eindrucks auf die Zuhörer gewiß sein. Die Theilnahme der Mitglieder war von Anfang an bis zum Schluß eine überaus zahlreiche und lebhafte. Der Sitzungssaal war meist bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Debatte verlor sich nicht, wie dies zuweilen geschieht, in kleinliche Details, sondern blieb den Hauptpunkten getreu. Sämmtliche Beschlüsse wurden entweder einmüthig oder mit ganz überwiegender Mehrheit gefaßt.

Den Reigen eröffnete der Unterzeichnete mit dem Bericht über eine civilprozessualische Frage, zu deren Verständniß Einiges vorausgeschickt werden muß.

Seit Jahrhunderten besteht in den bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten vor den deutschen Gerichtsbehörden die Einrichtung, daß eine Partei, welcher es nicht gelingt, die von der Gegenpartei bestrittenen, thatsächlichen Grundlagen ihres Anspruchs oder ihrer Einreden durch Urkunden oder Zeugen zu beweisen, befugt ist, von der Gegenpartei zu verlangen, daß diese entweder die Unrichtigkeit beschwöre oder ihr selbst den Eid anvertraue (zurückschiebe).

Will die Gegenpartei weder das eine noch das andere thun, so gelten die Behauptungen der Partei für den vorliegenden Rechtsstreit unabänderlich als erwiesen; der gleiche Erfolg tritt ein, wenn die Partei den ihr zurückgeschobenen Eid leistet; während umgekehrt das Gegentheil

als erwiesen gilt, wenn die Gegenpartei den ihr zugeschobenen Eid leistet, oder die Partei ihr denselben erläßt, oder auch den ihr zurückgeschobenen Eid verweigert. Diese gesetzlichen Beweisregeln sind für das Gericht bindend und bilden eine unentbehrliche Schranke gegen das sonst geltende freie Beweiswürdigungsrecht der Gerichte im Civilprozeß.

Jedem in Prozessen einigermaßen bewanderten Geschäftsmann ist diese Einrichtung unter dem Namen des „Schiedseides" oder des „zugeschobenen Eides" wohl bekannt und geläufig. Daneben hat das Gericht die Befugniß, wenn es aus den vor ihr geführten Verhandlungen und Beweisaufnahmen zwar keine volle Ueberzeugung von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer Thatsache, aber doch einen gewissen Anhalt für das Eine oder Andere gewinnt, der einen oder anderen Partei einen Eid über die Wahrheit oder Unwahrheit einer Behauptung aufzuerlegen und von dessen Leistung oder Nichtleistung die Entscheidung abhängig zu machen. Dies ist das Institut des sog. richterlichen Eides (auch Notheid genannt).

Wie jede menschliche Einrichtung hat auch die des Parteieides in dem angedeuteten Sinne ihre Schattenseiten. Besonders fühlbar traten diese in dem alten gemeinrechtlichen Prozesse hervor, wo das Institut durch die Scholastik des Mittelalters in sehr viele Streitfragen verwickelt war. Obwohl nun die deutsche Civilprozeßordnung diese Streitfragen geschlichtet und das Eidesrecht in durchaus zufriedenstellender Weise neu geordnet und vereinfacht hat, so daß seitdem aus den Kreisen der Prozeßparteien begründete Klagen darüber nicht mehr laut geworden sind, ist doch ein Theil der Juristen von dieser Reform wenig befriedigt, besonders wegen der regelmäßigen Knappheit und Starrheit der Eidesnorm, durch welche die von dem Schwur betroffenen Thatsachen zu formuliren sind, was gewissenhaften Parteien oft Verlegenheiten bereiten oder gewissenlosen zu Falscheiden Veranlassung geben kann. Man hat deshalb vorgeschlagen, den Parteieid gänzlich zu beseitigen und statt dessen die eidliche Vernehmung der Parteien durch den Richter nach Art der Zeugenvernehmung, wie sie im englischen Prozeßverfahren üblich ist, einzuführen.

Dieser Vorschlag, der im Anfange nur geringe Beachtung fand, gewann zahlreiche Anhänger, seitdem die neue österreichische Civilprozeßordnung von 1895 — die allerdings noch nicht in Kraft getreten ist — sich denselben in sehr radikaler Weise angeeignet hatte. Es war wie ein Spuk, der die besten Köpfe verführte, und immer weiter um sich griff. Dem Unterzeichneten erschien es deshalb an der Zeit, einmal gründlich damit aufzuräumen, indem er zu zeigen versuchte, wie die beabsichtigte Neuerung einen verderblichen Keil in unser vortreffliches Civilprozeßrecht treiben, wie sie das Prinzip der freien Beweiswürdigung über das zulässige Maß erweitern, den Richter vor unlösbare Aufgaben stellen, die Parteien einer lästigen Inquisition über unerhebliche Nebenpunkte unterwerfen, den Anlaß zu Falscheiden vermehren und die Rechtssicherheit gefährden würde. Er hatte die Genugthuung, daß die Versammlung ihm trotz der Gegenwehr seitens solcher Kollegen, die sich bereits anderweitig für die Neuerung ausgesprochen hatten, mit überwältigender Mehrheit beitrat. Das Nähere kann aus dem der „Juristischen Wochenschrift" beizugebenden stenographischen Bericht ersehen werden.

Von größerem allgemeinen Interesse war der zweite Gegenstand der Tagesordnung, über welchen Herr Rechtsanwalt Breslauer (Breslau) zu berichten hatte, nämlich die Frage, ob es angezeigt sei, die Revisionssumme zu erhöhen.

Nach dem gegenwärtig geltenden Recht ist die Beschreitung einer dritten Instanz in Civilprozeßsachen durch das Rechtsmittel der Revision gegen die Entscheidungen der Oberlandesgerichte in der Berufungsinstanz für vermögensrechtliche Angelegenheiten davon abhängig, daß der Werth des Beschwerdegegenstandes 1500 Mark übersteigt. Da die Geschäfte des Reichsgerichts, welches über alle derartige Revisionssachen — abgesehen von der beschränkten Zuständigkeit des obersten Landesgerichts für Bayern — zu entscheiden hat, mit der Zeit außerordentlich zugenommen und schon einmal die Errichtung eines (sechsten) Civilsenats nothwendig gemacht haben, gegenwärtig aber fast kaum noch ohne große Verzögerung der Prozesse zu bewältigen sind, so wird geplant, durch Erhöhung der Revisionssumme (auf 2000 oder gar 3000 Mark) die Zahl der Revisionssachen einzuschränken, zumal man die Besorgniß hegt, durch eine weitere Vermehrung der Civilsenate des Reichsgerichts die Einheitlichkeit der Rechtsprechung, den Hauptzweck der dritten Instanz, zu gefährden. Der Referent hatte leichte Mühe, zu zeigen, daß die geplante Erhöhung der Revisionssumme (namentlich auf 3000 Mark) einen sehr bedeutenden Prozentsatz der Revisionssachen beseitigen und damit die Anrufung der höchsten Instanz in Civilsachen erheblich beschränken würde, was der Rechtspflege zum Schaden gereichen müsse, da ein nicht geringer Theil der Revisionen für begründet erachtet werde. Die Einheitlichkeit der Rechtsprechung werde, so fügte er hinzu, durch Vermehrung der Senate weniger gefährdet, als durch Herabsetzung der Revisionssumme, indem die Oberlandesgerichte da, wo sie in letzter Instanz erkennen, geneigt seien, ihre eigenen, von der Rechtsprechung des Reichsgerichts abweichenden Wege zu gehen. Es ist begreiflich, daß man in einer Versammlung von Anwälten, denen vor Allem eine möglichst gründliche und gediegene Behandlung der bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten im weitesten Umfang am Herzen liegt, dem Antrage des Referenten:

„Die Erhöhung der Revisionssumme enthält eine schwere Schädigung der Rechtspflege und ist daher zu verwerfen"

rückhaltlos zustimmte. Es läßt sich indeß nicht verkennen, daß die von dem Berichterstatter geltend gemachten Gründe überhaupt gegen jede Beschränkung der Revision auf einen bestimmten Werth des Beschwerdegegenstandes gerichtet sind und daher auch gegen den bestehenden Rechtszustand verwerthet werden können. Hält man dagegen an dem Grundsatz des geltenden Rechts fest, daß die oberste Instanz in Civilsachen, soweit es sich um vermögensrechtliche Angelegenheiten handelt, nur mit verhältnißmäßig bedeutenden Sachen befaßt werde, da doch füglich nicht jeder Deutsche mit dem Rechte auf drei Instanzen für seine geringsten vermögensrechtlichen Streitigkeiten geboren wird, so erscheint die Höhe der Revisionssumme für den Gesetzgeber nicht als ein unabänderlicher, sondern im Gegentheil als ein variabler Faktor, bei dessen Normirung auch die jedesmaligen technischen Schwierigkeiten der Organisation zu berücksichtigen sind. Ferner dürfte die Besorgniß, daß die Oberlandesgerichte in den nicht revisiblen Sachen von der Judikatur des Reichsgerichts abzuweichen geneigt sind, — wenigstens nach den Erfahrungen des Unterzeichneten — nur in seltenen Fällen zutreffen. Dabei hat es sich übrigens gezeigt, daß in den Ausnahmefällen, wo im Laufe der Zeit eine nachhaltige Opposition der oberlandesgerichtlichen Rechtsprechung gegen die des Reichsgerichts hervorgetreten ist, fast immer ein berechtigter Anlaß dazu vorhanden war, der auch seine Wirkung auf die Judikatur des Reichsgerichts in der Regel nicht verfehlte. Dadurch verlieren die Gründe des Berichterstatters in dieser Frage erheblich an Gewicht und es bleibt eine offene Frage, ob eine mäßige Erhöhung der Revisionssumme, etwa auf 2000 Mark, nicht im Interesse der reichsgerichtlichen Rechtspflege wünschenswerther ist, als die Vermehrung der Civilsenate des Reichsgerichts.

Auf volle Zustimmung wird dagegen der weitere Beschluß des Anwaltstages (auf den Bericht des Rechtsanwalts Debolph aus Cottbus), welcher sich gegen jede Erweiterung der Zuständigkeit der Amtsgerichte ausgesprochen hat, rechnen können. Die Frage ist schon vor längerer Zeit im Schoße des Berliner Anwaltvereins in zwei sehr gediegenen, durch den Druck veröffentlichten Vorträgen des Geheimen Justizraths von Wilmowski und des

Rechtsanwalts Ernst Heinitz, behandelt und in gleicher Weise beantwortet worden. Die kollegialische Rechtsprechung in erster Instanz zu beschränken und damit auch die Zuständigkeit der Oberlandesgerichte zu vermindern, liegt in der That nicht die geringste Veranlassung vor. Ein solcher Schritt müßte als ein entschiedener Rückschritt in der Rechtspflege und als eine Benachtheiligung der minder begüterten Volksklassen empfunden werden, mithin dem sozialen Zuge der Zeit direkt widersprechen.

Den Glanzpunkt des zweiten Berathungstages bildete der Vortrag von Dr. Staub (Berlin) über den neuen Entwurf des Handelsgesetzbuchs. Den reichen Inhalt dieses ebenso klaren wie geistvollen Exposés auch nur im Auszuge wiederzugeben, gebricht es hier leider an Raum.

Eine werthvolle Ergänzung, namentlich in vielen praktischen Details, erhielt dasselbe durch das Korreferat des Dr. Hermann Veit-Simon (Berlin). Der Anwaltstag schloß sich einmüthig beiden Berichterstattern mit der Resolution an:

„Der Entwurf des Handelsgesetzbuchs stellt eine gute, zum Theil vortreffliche Grundlage für die Reform des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuchs dar."

Von den gegen den Entwurf gemachten Ausstellungen eignete sich die Versammlung jedoch nur zwei Punkte an:

1. Es sind thunlichst solche Bestimmungen zu vermeiden, welche es möglich machen, daß die weitere Ausgestaltung der Materie in den Einzelstaaten in einer die Rechtseinheit gefährdenden Weise erfolgt. Das gilt insbesondere für die Feststellung der Merkmale für die Mindekaufmannsqualität.

2. Von dem Eingreifen der Staatsbehörden behufs Anfechtung der Beschlüsse der Generalversammlung und des Rechtsbestandes von Gesellschaften ist abzusehen.

Die übrigen Punkte wurden als beachtenswerthe Anregungen für die weiteren Stadien der Gesetzgebung bezeichnet.

Die angekündigten Vorträge des Rechtsanwalts, Professor Dr. Hellmann in München und des Justizraths Dr. Julian Goldschmidt (Berlin) über die Art des Rechtsstudiums auf den Universitäten mußten der vorgerückten Zeit wegen leider abgesetzt werden. Ihre Veröffentlichung wird durch die Juristische Wochenschrift erfolgen.

Die anwesenden Vertreter der ausländischen Advokatur nahmen wiederholt Gelegenheit, sich über den Verlauf der Verhandlungen in dankbar anerkennender Weise auszusprechen. Von besonderem Interesse war es aber, daß die Vertreter des belgischen Barreau die deutsche Anwaltschaft offiziell zur Beschickung der für das nächste Jahr geplanten internationalen Advokatenversammlung in Brüssel aufforderten. Diesem Ersuchen wird zweifellos entsprochen werden, und so wird der diesjährige deutsche Anwaltstag auch in Bezug auf die internationalen Beziehungen der gesammten europäischen Advokatur einen glücklichen Wendepunkt bezeichnen. Daß es sich für die deutsche Anwaltschaft dabei nicht um die Verfolgung einseitiger Berufsinteressen handeln, sondern daß dieselbe dort wie überall sich von der Solidarität der idealen Interessen der Rechtspflege durchdrungen zeigen wird, dafür bürgt der Geist, welcher die diesjährigen Verhandlungen geleitet hat.

Berlin. M. Leoy.

Die Stellung der Schulze-Delitzsch'schen Genossenschaften in der heutigen Genossenschaftsbewegung.

Die großen Genossenschaftsverbände haben in den letzten Wochen ihre Kongresse abgehalten und die Verhandlungen haben in der Entwicklung des Genossenschaftswesens zwei Richtungen erkennen lassen, die auf die verschiedene Auffassung über die Aufgaben des Staates auf wirthschaftlichem Gebiete zurückzuführen sind.

Als Schulze-Delitzsch die ersten Genossenschaften ins Leben rief, stellte er sich in bewußten Gegensatz zu den Forderungen gewisser Kreise, die theils auf Einschränkung der Gewerbefreiheit, theils auf staatliche Förderung wirthschaftlicher Unternehmungen gingen. Schulze-Delitzsch war der Vertreter der wirthschaftlichen Selbsthilfe und Selbstverantwortung, und in diesen Grundsätzen verkörperte sich für ihn nicht nur die sicherste wirthschaftliche Grundlage, sondern auch das höchste sittliche Moment. Er erzielte Erfolge, die wohl seine eigenen Erwartungen übertrafen; aus den kleinsten Anfängen heraus entwickelten sich blühende Genossenschaften und in verhältnißmäßig kurzer Zeit breiteten sie sich über ganz Deutschland aus, obgleich der Gründung und selbständigen Entwicklung vielfach durch die Regierungen große Schwierigkeiten bereitet wurden. Als dann die preußische Regierung, aufmerksam geworden auf die wirthschaftliche Bedeutung der Genossenschaften, den Versuch machen wollte, dieselben durch staatliche Maßnahmen positiv zu fördern, waren es die Genossenschaften selbst, die derartigen Bestrebungen den entschiedensten Widerspruch entgegensetzten und als einzige Forderung die gesetzliche Regelung der sie betreffenden Verhältnisse aufstellten. Es kam die Zeit der großen wirthschaftlichen Krisis und ging sie auch nicht spurlos an den Genossenschaften vorüber, so steht doch zweifellos fest, daß es damals besonders die Schulze-Delitzsch'schen Kreditgenossenschaften waren, welche für ungezählte Existenzen unter den schwierigsten Verhältnissen den zuverlässigsten Stützpunkt bildeten. Nicht weniger sicher überstanden sie die Kriegsjahre, und was sie damals besonders auszeichnete, war, daß sie niemals in größerem Umfange das Vertrauen der Gläubiger verloren, jedenfalls dasselbe stets so schnell wiedergewannen, daß ihre Leistungsfähigkeit nicht in Frage gestellt wurde. Das sind einfache Thatsachen, die durch das Zeugniß aller der Männer belegt werden können, die in jenen Zeiten an der Spitze der Genossenschaften standen. Aus der eigenen Kraft des Volkes hervorgegangen, hatten sie den Halt in sich selbst und blieben in Folge dessen unbeeinflußt von äußeren wirthschaftlichen und politischen Vorgängen. Selbsthilfe und Selbstverantwortung bildeten das wirthschaftliche und sittliche Fundament.

Inzwischen zog der Staatssozialismus immer weitere Kreise. Die Genossenschaften gehörten bis Ende der 80er Jahre zu den wenigen wirthschaftlichen Gebilden, die davon unberührt blieben, denn auch selbst die Raiffeisen'schen Darlehnskassen, welche gelegentlich Staatsmittel zur Durchführung allgemeiner Aufgaben erhielten und annahmen, betonten mit aller Entschiedenheit, daß das Prinzip der Selbsthilfe dadurch nicht beeinträchtigt würde.

Das Jahr 1889 bildet den Wendepunkt. Ein hoher Regierungsbeamter suchte der Entwicklung des Genossenschaftswesens eine neue Richtung zu geben; er forderte die Unterstützung der Genossenschaften durch den Staat und stellte als Grundsatz auf: „Selbsthilfe ergänzt durch Staatshilfe". Die genossenschaftlichen Kreise nahmen diese Bewegung nicht ernst, sie erinnerten sich der Entschiedenheit, mit welcher die preußische Regierung einst bei Berathung des preußischen Genossenschaftsgesetzes im Herrenhaus den Antrag von Kleist-Retzow bekämpft hatte, zur Förderung

des Genossenschaftswesens eine Staatsbank mit 2 Millionen Thaler zu begründen — man gedachte der scharfen Verurtheilung, die dieser Antrag selbst in konservativen Kreisen erfahren hatte, daß man denselben damals als kommunistisch bezeichnete und daß der Minister erklärte, der Staat thäte besser die letzte Steuerklasse aufzuheben, als sich auf solche Experimente einzulassen — man gedachte der Worte des Geh. Oberfinanzrath Wollny bei jener Gelegenheit, daß „hauptsächlich nur solche Vereine Staatsunterstützung in Anspruch nehmen werden, welche das Fundament ihrer Entwicklung nicht in selbständiger Arbeit, verbunden mit dem Bewußtsein der eigenen Verantwortlichkeit finden, sondern sich durch das Vertrauen auf fremde Hilfe leiten lassen, ein Vertrauen, welches sich noch jederzeit als das lähmendste Hinderniß der Selbstthätigkeit erwiesen hat."

Was im Jahre 1867 als „kommunistisch" bezeichnet wurde, ist heute Thatsache geworden, die Centralkasse, die damals von Kleist-Retzow forderte, ist durch Gesetz vom 31. Juli 1895 mit 5 Millionen Mark Grundkapital begründet und inzwischen ist durch Gesetz vom 8. Juni d. J. ihr Grundkapital sogar auf 20 Millionen Mark erhöht.

Für Niemanden, der die Geschichte und Entwicklung des deutschen Genossenschaftswesens kennt, hätte der Widerspruch der Schulze-Delitzsch'schen Genossenschaften gegen eine derartige staatliche Förderung überraschend kommen sollen, derselbe war ebenso natürlich, wie der Widerspruch, der gegen den Versuch der staatlichen Förderung 30 Jahre früher bereits erhoben worden war.

Nicht „Prinzipienreiterei", nicht „öder Doktrinarismus" bestimmte die Schulze-Delitzsch'schen Genossenschaften an dem Schulze-Delitzsch'schen Standpunkt festzuhalten, sondern ihre Auffassung von den Aufgaben des Staates auf wirthschaftlichem Gebiete und ihre Kenntniß von den Folgen ähnlicher staatlicher Eingriffe in das Genossenschaftswesen in anderen Ländern.

Es ist freilich schwer, die Grenze festzustellen, über welche der Staat bei seinen Maßnahmen auf wirthschaftspolitischem Gebiete nicht hinausgehen darf, so viel aber sollte jedenfalls feststehen, daß die Maßnahmen nicht zu einer Reglementirung des wirthschaftlichen Lebens führen dürfen, und daß durch dieselben nirgends der Glaube erweckt werden darf, der Staat übernehme eine gewisse Garantie für das wirthschaftliche Wohlergehen der Gewerbetreibenden. Diesen beiden Fundamentalsätzen aber widersprechen die neuesten gesetzgeberischen Maßnahmen insbesondere der preußischen Regierung zur Förderung des Genossenschaftswesens, und vielleicht noch mehr die Art der Ausführung dieser gesetzgeberischen Maßnahmen, als diese selbst.

Auf dem in Stettin abgehaltenen Vereinstag des Allgemeinen Verbandes der deutschen landwirthschaftlichen Genossenschaften sprach der Anwalt dieses Verbandes in seinem Schlußworte den Grundsatz aus: „Selbsthilfe und Staatshilfe in richtiger Verbindung ist es, was wir wollen und fordern", damit ist der Schulze-Delitzsch'sche Standpunkt in dem Verbande der landwirthschaftlichen Genossenschaften vollständig aufgegeben, nach dem die Genossenschaften ausschließlich auf der Selbsthilfe beruhen. Vor wenigen Jahren noch wäre es undenkbar gewesen, daß auf einem Vereinstag von Genossenschaften der Grundsatz ausgesprochen wäre, „Selbsthilfe und Staatshilfe in richtiger Verbindung", ohne daß dies den entschiedensten Widerspruch hervorgerufen hätte; heute denkt man kaum noch daran, daß die „Staatshilfe" einen Unterstützungsbedürftigen voraussetzt. Für den Wandel der Zeiten ist Eins besonders charakteristisch: man rühmt sich der Staatshilfe und spottet über die, welche das Vertrauen zur eigenen Kraft der verschiedenen Berufsklassen nicht verloren haben, ja man geht soweit, den Bestrebungen der Vertreter der wirthschaftlichen Selbsthilfe und Selbstverantwortung auf dem genossenschaftlichen Gebiete das „soziale Moment" abzusprechen. So ging vor einigen Wochen eine offiziöse Notiz durch die Zeitungen, in der es hieß:

„Daß das Genossenschaftswesen, wie es von Schulze-Delitzsch begründet ist, nicht mit der Entwicklung der modernen Verhältnisse gleichen Schritt gehalten hat . . . . rührt hauptsächlich daher, daß in diesem Genossenschaftswesen das soziale Moment nicht mehr die genügende Berücksichtigung findet."

Soll denn das „soziale Moment" wesentlich in der Inanspruchnahme der Staatshilfe liegen?

Ganz unrichtig ist es, daß das Schulze-Delitzsch'sche Genossenschaftswesen nicht mit der Entwicklung der modernen Verhältnisse gleichen Schritt gehalten habe, daß für die Schulze-Delitzsch'schen Genossenschaften ein Stillstand gekommen sei. Man braucht nur einen Blick in die jährlich erscheinende Statistik, einen Blick auf die Tagesordnung der Unterverbandstage und Genossenschaftstage zu werfen und wer nicht vorgefaßter Meinung ist, wird in den Schulze-Delitzsch'schen Genossenschaften lebhaft pulsirendes Leben und überall das Streben finden, die Entwicklung der Genossenschaften anzupassen an die wirthschaftlichen Bedürfnisse.

Allerdings entstehen nicht jährlich Hunderte neuer Kreditgenossenschaften Schulze-Delitzsch'schen Systems — aus dem einfachen Grunde, weil nicht überall das Bedürfniß vorhanden ist und die geeigneten Kräfte zur Leitung zu finden sind — aber es kommt auch nicht vor Allem auf die Quantität, sondern ganz besonders auf die Qualität der Genossenschaften an. Wohl wissen wir, daß etwa 5200 ländliche Darlehnskassen bestehen, aber was sie leisten, ist nicht in Erfahrung zu bringen, und die Annahme ist nicht unberechtigt, daß ein nicht kleiner Prozentsatz derselben nur auf dem Papier steht. Dagegen kennen wir die geschäftlichen Resultate von 1068 Schulze-Delitzsch'schen Kreditgenossenschaften — von etwa 2800 bestehenden — und wissen, daß ihre Mitgliederzahl 1895 betrug: 525 748, daß sie mit 163 484 900 Mk. eigenem Vermögen und 467 123 041 Mk. fremden Geldern arbeiteten, daß sie im Jahre 1895 1 659 305 785 Mk. Kredite an ihre Mitglieder gewährt haben: aus eigenen Kräften.

Das sind gewiß achtunggebietende Resultate, und den Vertretern der Genossenschaften, die zu diesen Erfolgen gelangten, ist wohl auch ein Urtheil über die Zweckmäßigkeit staatlicher Maßnahmen zur Förderung des Genossenschaftswesens zuzutrauen, zumal wenn diese Maßnahmen zur Folge haben, daß unter ihrem Einfluß die Mitglieder zum Austritt aus den Schulze-Delitzsch'schen Genossenschaften bestimmt werden und zum Anschluß an Genossenschaften, die ihre Leistungsfähigkeit erst erweisen sollen. Das ist keine gesunde Entwicklung.

Das Bedenklichste der heutigen staatlichen Förderung des Genossenschaftswesens ist aber die moralische Wirkung, die durch dieselbe hervorgerufen wird. In den durch diese Agitationen erregten Kreisen verliert man die Erkenntniß für das Mögliche. Schon ist die Forderung laut geworden, der Staat müsse dafür sorgen, daß der Handwerker für 2 % Geld erhalte!

Vielleicht ist die Zeit nicht fern, in der „Handwerkerkassen" in der gleichen Weise gegründet werden wie heute „landwirthschaftliche Darlehnskassen"; die Anfänge dazu sind bereits gemacht.

In einzelnen Kreisen der Regierung scheint man denn auch diese Entwicklung des Genossenschaftswesens nicht ganz ohne Sorgen zu verfolgen; es werden bereits Stimmen laut, welche vor übertriebenen Erwartungen auf die Preußische Central-Genossenschaftskasse warnen. Leichter aber ist es die Begehrlichkeit wecken, als übertriebene Ansprüche auf das richtige Maß zurückführen.

Die Bewegung muß in ruhigere und gesichertere Bahnen gelenkt werden.

In dem letzten Jahr sind derart landwirthschaftliche Darlehnskassen gegründet, daß man nicht ohne Sorge der Zukunft der deutschen Genossenschaften entgegensehen kann. Wanderredner durchziehen Dörfer und Städte, sie sind mit Statuten u. s. w. ausgestattet, eine kleine Versammlung ist unter dem Einfluß der Obrigkeit bald zusammen, Alles

wird in den strahlendsten Farben dargestellt, ein Jeder braucht nur zuzugreifen, das Statut wird unterschrieben, der Wanderredner hat bereits für die erforderlichen Bücher u. s. w. gesorgt — und zieht zum nächsten Ort, um dort in gleicher Weise die Gründung zu betreiben. So war es möglich, daß in einem Jahre mehr als 1500 Darlehnskassen gegründet wurden. Und man begrüßt diese Vermehrung, als bedürfte es nur der Gründung, um auch eine lebensfähige Kasse zu haben — man spricht dabei von der Ausbreitung des genossenschaftlichen Gedankens; nichts würde uns mehr freuen als dies, aber man bedenkt nicht, daß diese Gründungen fast ausschließlich auf Agitationen einerseits und den Wunsch aus der Staatskasse Geld zu erhalten, andererseits, zurückzuführen sind, denselben also die gesunde geschäftliche Unterlage leider meist fehlt. Es bedarf gewiß keiner weiteren Ausführung der wirthschaftlichen Gefahren, die unter diesen Umständen leicht eintreten können.

Auf solche Weise sind niemals Schulze-Delitzsch'sche Kreditgenossenschaften entstanden, wohl ist eine Anregung und belehrender Rath gegeben worden, doch dann muß das Gebäude von den Betheiligten von Grund aus aufgeführt werden, und das bietet die Garantie für Leistungs- und Lebensfähigkeit und für Ausdauer bei Ueberwindung aller Schwierigkeiten. Wir fürchten, daß die geringere Achtung, die die neue Bewegung für diese Grundlagen hegt, sich rächen wird.

Man kann aber im wirthschaftlichen Leben nicht einen Theil aus dem Ganzen herausnehmen und isoliren, es herrscht eine gewisse Solidarität, darüber besteht kein Zweifel. So sind auch die Schulze-Delitzsch'schen Kreditgenossenschaften — und auf die kommt es bei dieser Betrachtung hier wesentlich an — nur ein Glied im deutschen Genossenschaftswesen; von den Schicksalsschlägen, die den Gesammtkörper treffen sollten, werden auch sie berührt. Das aber sind die Gründe, die die Schulze-Delitzsch'schen Genossenschaften zu ihrer Stellung gegenüber der preußischen Centralgenossenschaftskasse veranlaßt haben und nicht kleinliche Rücksichten der Konkurrenz, wie Gegner der freien Selbsthilfe unterzuschieben suchen. Mögen die neu entstehenden Organisationen in Anlehnung an die preußische Centralgenossenschaftskasse glücklich werden; alles, was die Schulze-Delitzsch'schen Vereine verlangen, ist nur, daß man nicht durch staatlich unterstützte Agitationen die blühende und bewährte Entwicklung der freien Selbsthilfe zu Gunsten von Kombination von Selbst- und Staatshilfe zu schädigen sucht. Und das zu verlangen, ist man berechtigt, und das zu gewähren, sollte die politische Klugheit gebieten.

Heut stehen sich freies und staatssozialistisches — um es kurz zu bezeichnen — Genossenschaftswesen gegenüber; ob die mit Staatshilfe ins Leben gerufenen Genossenschaften so weit erstarken werden, daß sie auf eigenen Füßen werden stehen können, muß die Erfahrung lehren. Alle Genossenschaften aber haben wohl heute noch einen Berührungspunkt: es ist ihr Gegensatz zur Zwangsgenossenschaft; wenn dieser gemeinsame Gegner erst in die Wirklichkeit getreten sein wird, und trügt nicht Alles, so haben wir ihn zu erwarten, dann werden sich möglicherweise auch die Reihen der Genossenschaften wieder enger schließen.

Hans Crüger.

Der Streit um die Kulturgeschichte.

Als vor etwa fünf Jahren die Professoren Schäfer und Gothein sich wegen der Frage vom Werth und von der Aufgabe der Kulturgeschichte kräftig befehdeten, habe ich in der „Gegenwart" unter dem obenstehenden Titel die Streitfrage meinerseits zu beleuchten gesucht. Seitdem hat die Erörterung nicht geruht, sie ist vielmehr in den letzten Jahren lebhafter geworden und steht heute mehr im Vordergrund als jemals. Darum mag es angezeigt sein, von neuem auf sie einzugehen und auf die neuesten Aeußerungen zur Sache hinzuweisen.

Ich muß zunächst gestehen, daß ich mich trotz der entschiedenen Förderung, die die Sache der Kulturgeschichte durch alle diese Erörterungen erfahren hat, nicht einer optimistischen Auffassung über ihren praktischen Erfolg hingeben kann. Ehe man nicht die Lehrstühle an den Universitäten stärker mit Gelehrten besetzt, die auf diesem Gebiete thätig sind, ehe man nicht die Regierungen für die Sache zu interessiren weiß, eher wird man weder die so nothwendige Organisation der kulturgeschichtlichen Forschung und Arbeit noch den ebenso nothwendigen Einfluß auf die studirende Jugend und den Unterricht in den Schulen erreichen. Ich meine also, daß man diesen praktischen Zielen mindestens die Aufmerksamkeit zuwenden möge wie den theoretischen Erörterungen. Bisher bin ich mit solchen Bestrebungen ziemlich allein geblieben. Meine Forderung: Professoren für Kulturgeschichte*) hat zwar lebhaften Widerspruch seitens der Gegner, aber keine Unterstützung seitens der Freunde, außer der von Biedermann, gefunden. Dagegen kann man mit Freuden konstatiren, daß eine stärkere Berücksichtigung der Kulturgeschichte im Schulunterricht immer lebhafter und allgemeiner gefordert wird.

Praktische Gesichtspunkte leiteten mich auch nicht zum wenigsten bei der Begründung der „Zeitschrift für Kulturgeschichte", mit der ich ein festes Organ für die Erforschung und Arbeit auf diesem Gebiete schaffen wollte. Ihre Einbürgerung hat meinen Bestrebungen Recht gegeben. Praktische Gesichtspunkte leiten mich, wenn ich jetzt eine systematische Edition kulturhistorischer Quellen anzuregen suche, wie ich das schon bei der Frankfurter Konferenz von Vertretern deutscher Publikationsinstitute gethan habe.

Auf der anderen Seite ist allerdings die theoretische Erörterung über das Wesen der Kulturgeschichte gerade für diese von größerem Werthe, als für eine andere Wissenschaft. Denn das ist bekanntlich eine immer wiederholte Aeußerung nicht nur der Gegner, sondern auch der vielen Gleichgültigen: was ist eigentlich Kulturgeschichte? was wollt Ihr eigentlich?

Eigentlich sollte diese Frage verstummen, wenn man auch nur etwas von den wissenschaftlichen Leistungen auf diesem Gebiete weiß. Gerade die immer steigende Arbeit auf kulturgeschichtlichem Gebiet, die immer stärkere Aufmerksamkeit auf bisher vernachlässigte Gebiete zeigt doch schon, daß Kulturgeschichte kein leeres Wortgebilde ist. Gerade die wachsende Ausbreitung und Intensität kulturgeschichtlicher Arbeit gibt auch die Gewähr dafür, daß die Kulturgeschichte doch einmal ihre ihr zukommende Stellung erreichen wird. Nichtsdestoweniger hat man heute immer noch mit jener Frage bei einzelnen Gegnern — ein großer Theil der rein politischen Historiker erkennt übrigens, wie konstatirt werden muß, durchaus die Berechtigung der Kulturgeschichte an — zu thun.

Sie ist kürzlich wieder aufgeworfen und zwar von einem italienischen Historiker, Benedetto Croce. Seine Schrift: Intorno alla Storia della Coltura (Kulturgeschichte)**), beginnt gleich mit der Frage: „Was für ein Ding ist diese Kulturgeschichte, von der man so viel unter den deutschen Historikern spricht und die sich so häufig als Titel ihrer Bücher findet?" Indem er nun auf die von Gothein, Bernheim und mir gegebenen Definitionen eingeht, glaubt er die

*) Vergl. „Zeitschrift für Kulturgeschichte" Bd. II S. 192 f. Auf die Etikettirung mit dem Namen Kulturgeschichte kommt es ja gar nicht an. Die Hauptsache ist, daß die Kulturgeschichte als Lehrfach stärker als bisher an den Universitäten vertreten wird. Professoren für „allgemeine Kulturgeschichte" habe ich, wie dies neulich ein Anonymus in den „Grenzboten" behauptet hat, überhaupt nicht im Sinne. Auch hier wird, wie bei den politischen Historikern, eine nationale Abgrenzung des Stoffes mehr oder weniger nothwendig sein. Auch handelt es sich wesentlich um Mittelalter und Neuzeit, da die antike Kulturgeschichte durch die klassische Alterthumswissenschaft schon genügend vertreten ist.

**) Napoli 1895.

Unmöglichkeit einer genügenden Beantwortung der Frage und damit die Haltlosigkeit des ganzen Begriffs feststellen zu können. Dagegen wies ich in meiner Erwiderung auf Croce's Schrift*) darauf hin, daß man nicht nur über den Begriff der Kulturgeschichte, sondern auch über den Begriff der Geschichte überhaupt bisher zu keiner Einigung gelangt sei, daß man aber doch mit dem Begriffe als einem traditionell eingebürgerten und sachlich allgemein verständlichen ohne Bedenken operiren könne und thatsächlich operire. Wenn die verschiedenen Vorlesungsverzeichnisse deutscher Universitäten zwar noch lange nicht genug aber doch immerhin einige Vorlesungen über Kulturgeschichte anzeigen, so müssen die betreffenden Dozenten doch auf die allgemeine Verständlichkeit dieser Begriffe rechnen. Dasselbe thut die Zeitschrift für Kulturgeschichte, dasselde die Jahresberichte für Geschichtswissenschaft, für germanische Philologie, für neuere Litteraturgeschichte, für romanische Philologie, die alle ein eigenes Referat für Kulturgeschichte haben, dasselbe thun zahllose Gelehrte und Ungelehrte, die die Worte „Kulturgeschichte" oder „kulturgeschichtlich" gebrauchen. Croce meint nun, diese Sonderbezeichnung erkläre sich aus der Pedanterie der Deutschen, die alles numerire und etiquettire. Die Stoffe, auf die sich die kulturgeschichtliche Arbeit richte, könnten durchaus im Rahmen der großen Geschichtswissenschaft gepflegt werden. Es seien drei wichtige und richtige Tendenzen, die sich in den kulturgeschichtlichen Bestrebungen äußern, die Ausdehnung des historischen Interesses auf bisher übersehene oder mangelhaft behandelte Gebiete, die Vermehrung und Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte in der historischen Darstellung und das stärkere Streben, die verschiedenen Gebiete geschichtlichen Lebens wechselseitig zu einander in Beziehung zu setzen. Mit solchen Tendenzen sei aber die große Wissenschaft der Kulturgeschichte nicht geschaffen: als selbständiges Arbeitsgebiet existire sie nicht. Man schaffe nur neue Spezialgeschichten oder man bereichere und vervollkomnne die allgemeine Geschichte. Ich habe Croce erwidert, daß ich mich schon zufrieden gebe, wenn er die Kulturgeschichte eben als Spezialgeschichte, so gut wie die Litteratur-, die Kunst-, ja eben auch die politische Geschichte, die nach Croce auch eine Spezialgeschichte ist, anerkennt. Wenn man nur allgemeiner die Kulturgeschichte als Spezialgeschichte — und das Stoffgebiet ist für sie durchaus gegeben und von anderen Gebieten geschieden — ansehen wollte und nicht als ein Gemisch aus mehreren anderen Geschichtswissenschaften, so wird man am ersten dahin kommen, wonach ich strebe, zu einer fachmäßigen Arbeit auf diesem Gebiet. Die „fachgemäße Begrenzung der beiderseitigen Arbeitsgebiete", wie sie Bernheim in seinem Lehrbuch der historischen Methode fordert, wird der Kulturgeschichte wie der politischen Geschichte nur von Nutzen sein können. — Auch **Bernheim** hat in meiner Zeitschrift (III S. 318 f.) auf Croce's Auslassungen eine Entgegnung veröffentlicht.**) Auch er ist damit zufrieden, daß Croce die Kulturgeschichte nur als eine Spezialgeschichte gelten lassen will, fügt aber hinzu, daß jener übersehe, daß sich diese Spezialität doch von anderen eigenartig unterscheide. Man müsse sagen, daß die sonstigen Spezialgeschichten sich nur je nach ihrem Thema spezialisiren, die kulturgeschichtlichen Forschungen und Darstellungen aber nicht nur nach dem jeweiligen Thema, sondern, wie Croce selbst bemerke, zum großen Theile auch hinsichtlich der Auffassung:

„Das gibt ihnen eine besondere Färbung, die sich auch in der ganzen Behandlungsweise und Methode ausprägt und sie immerhin eigenartig unterscheidet. Ich habe daher die Kulturgeschichte in meinem Lehrbuch der historischen Methode als hinsichtlich der Qualität spezialisirte Geschichte bezeichnet, im Unterschiede von den Spezialisirungen hinsichtlich der quantitativen Ausdehnung der Themata."

Die Bernheim'sche Definition ist übrigens in seinem Lehrbuch die folgende: Geschichte der Entwicklung der sozialen Lebensformen und Arbeitsresultate, die vorwiegend aus der privaten Thätigkeit des Menschen hervorgehen.

Bernheim unterscheidet ausdrücklich eine Kulturgeschichte in engerem Sinne*) — die eben definirte — von einer Kulturgeschichte in weiterem Sinne, die sich mit einer allgemeinen Menschheitsgeschichte ziemlich deckt. Auch ich habe mich immer bemüht, die Kulturgeschichte im engeren Sinne als historisches Arbeitsgebiet hinzustellen und sie von jener allgemeinen Kulturgeschichte universalistischen Charakters, die ich nicht gering schätze, die aber meines Erachtens ein Arbeitsfach nie sein wird, zu trennen. Ich halte diese Trennung im Interesse der Förderung unserer Arbeit für überaus wichtig. Die Gegner haben meistens jene allgemeine Kulturgeschichte im Auge: das Unklare, was sie der Kulturgeschichte vorwerfen, finden sie eben in jener. Man lese nur Schäfer's gegen Gothein gerichtete Schrift: „Geschichte und Kulturgeschichte", und man wird finden, daß die allzu umfassenden Anschauungen Gothein's dem Gegner häufig genug Gelegenheit geben, Widersprüche und Inkonsequenzen aufzuzeigen. Damit leugne ich keinen Augenblick das Verdienstliche der **Gothein**'schen Schrift: aber Gothein's letzte Ziele richten sich auf die Auffassung von Geschichte überhaupt. Sein hoher Begriff von Kulturgeschichte führt einerseits zu einer Philosophie der Geschichte, wie dies Schäfer meines Erachtens richtig betont hat; er ordnet andererseits die einzelnen Geschichtswissenschaften und zwar alle, auch die politische, sich unter. Gothein's Kulturhistoriker ist der Historiker, wie er überhaupt sein soll. Damit fallen die Ansprüche der politischen Historiker, damit aber auch die der bisherigen Kulturhistoriker, Litterarhistoriker u. s. w. Gothein zeichnet ein Ideal, dem nachzustreben gerade unserer spezialistischen Historie nicht dringend genug angerathen werden kann, das aber zunächst doch Ideal bleiben wird.

Das, worauf es bei der ganzen Diskussion ankommt, ist, ein selbständiges Arbeitsgebiet für die Kulturgeschichte, das ja praktisch längst da ist, auch theoretisch zu formuliren. Der neueste Versuch dazu ist nun von **Lamprecht** gemacht worden, der vor Kurzem in der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" eine längere Abhandlung unter dem Titel: „Was ist Kulturgeschichte?" veröffentlicht hat.

Lamprecht's Ausgangspunkt ist der, daß auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft seit etwa zwei Jahrzehnten eine derartige Gährung der Ansichten herrsche, daß ein völliges Auseinandergehen der Meinungen über Aufgabe, Methode und Ziele eingetreten sei. Er glaubt aber zwei große einander entgegengesetzte Richtungen unterscheiden zu können, „eine ältere **individualistische** und eine im Ganzen und Großen jüngere, jedenfalls jetzt in raschem Fortschritt begriffene **kollektivistische**". Ich kann hier nicht darauf eingehen, wie er im Zusammenhang mit der Entwicklung der Psychologie die Entstehung und den Charakter dieser Richtungen auseinandersetzt: genug, er sieht in ihrem Gegensatz den eigentlich springenden Punkt der Frage. Er ist auch schon früher wiederholt auf diesen Gegensatz zu sprechen gekommen, und ich möchte auf einige dieser früheren Aeußerungen zurückkommen, um zu zeigen, daß auch Lamprecht diesen Gegensatz nicht als einen schroff ausschließlichen auffaßt: In seiner Broschüre: „Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft" (S. 6) unterscheidet er ebenfalls als die „beiden Seiten geschichtlicher Forschung Personen- und Lebenshaltungsgeschichte, individuale und generische oder kollektivistische". Er fügt hinzu:

„Freilich nicht in dem Sinne, daß sie je irgendwo getrennt in absoluter Reinheit vorkommen. Sie sind vielmehr praktisch überall aufs

*) Zeitschr. f. Kulturg. III S. 320 f.

**) Sehr mit Recht drückt er darin übrigens seine Freude darüber aus, daß die Debatte über methodische Fragen sich neuerdings über die nationalen Grenzen hinaus zu erstrecken begonnen hat. Hoffentlich erstreckt sich auch das Interesse an der Kulturgeschichte allmählich über Deutschlands Grenzen hinaus. In Frankreich ist es verhältnißmäßig noch am stärksten, unglaublich gering anscheinend in England.

*) Herr Erhardt hat in der Historischen Zeitschrift (77,2) die Kühnheit, das in Abrede zu stellen, um die Meinungsverschiedenheit zwischen Bernheim und mir zu vergrößern.

innigste verquickt. In der Kunstgeschichte gehört z. B. die Geschichte des Stiles der generischen Geschichte, die Geschichte der Künstler, insofern sie Eminentes geleistet haben, der Individualgeschichte an. Nicht anders mutatis mutandis in der Litteratur- und in der Rechtsgeschichte, sowie sonst auf dem Gebiete der sogenannten Geistes- wie der Wirthschafts-, wie endlich der politischen Geschichte. Nur daß auf dem einen Gebiete mehr die generische Geschichte, auf dem andern mehr die Personengeschichte von Bedeutung sein wird."

Und noch schärfer äußert er sich in einer Polemik gegen Lehmann:

„Sowohl der Standpunkt des extremen Individualisten, als derjenige des extremen Sozialisten ist ein wissenschaftlich verkehrter. Sowohl der Eine als der Andere begrenzt in willkürlicher Weise die unendliche Mannigfaltigkeit der historischen Wechselwirkungen, das bunte Spiel der geschichtlichen Kräfte." *)

Ich betone diese Einschränkungen des Gegensatzes deshalb, weil man ihn nur so acceptiren kann. Aber daß der Gegensatz grundsätzlich richtig formulirt ist, ergibt sich sogleich, wenn man etwa folgende Aeußerung eines politischen Historikers liest:

„Der Historiker faßt in erster Linie den Menschen als Persönlichkeit, nicht als Vertreter seiner Gattung, er hat vor allen Dingen die freien Handlungen im Auge, die den Einzelnen aus seiner Umgebung herausheben, ihn zum Führer oder Gegner dieser machen. Er darf die Gesammtheit nicht übersehen, denn er würde die Einzelnen nicht verstehen, wenn er jene nicht ins Auge faßte, aber geschichtliche That ersteht im Allgemeinen erst da, wo die Einzelhandlung sich abhebt aus der Gleichförmigkeit der Masse." **)

Die kollektivistische Geschichtsauffassung***) nun hat, um wieder auf Lamprecht's Abhandlung zu kommen, allein die Möglichkeit, den Begriff der Nation, des Volkes, in seiner vollen Wichtigkeit zu erkennen. Nicht die Einzelnen, nicht individualistisch die Staaten, sondern die **Nationen** werden zu Trägern der geschichtlichen Entwicklung. Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf meine Ausführungen über die Entwicklung des Begriffes Volksthum seit der Romantik und seine Bedeutung für die neuere Geschichtswissenschaft, die ich in einem Aufsatze über Freytag's Bedeutung für die Geschichtswissenschaft†) gemacht habe, hinweisen. Uebrigens hat auch schon Freytag die Wichtigkeit und das Eigenthümliche des kollektivistischen Begriffes „Nation (Volk)" sehr wohl erkannt. Er spricht von der Persönlichkeit eines Volkes, von der Seele des ganzen Volkes als einer selbstschöpferischen, lebendigen Einheit. Wenn Lamprecht in der Entwicklung der Nationen **typische reguläre** Formen findet, so meint Freytag:

„Die Volkskraft wirkt unablässig mit dem dunkeln Zwange einer Urgewalt, und ihre geistigen Bildungen entsprechen zuweilen in auffallender Weise den Gestaltungsprozessen der stillschaffenden Naturkraft, die aus dem Samenkorn der Pflanze, Stiel, Blätter und Blüthe hervortreibt."

Wenn Lamprecht weiter das Verhältniß der individuell-freiheitlichen und kollektivistisch-nothwendigen Einwirkungen in der Geschichte erörtert, so hat auch Freytag das Problem „der Einzelne und das Volk" immer wieder berührt. Lamprecht meint:

„Daß, ganz abgesehen von der Bedeutung der großen Persönlichkeit da, wo sie wirklich ein Feld ihres Wirkens findet, ganze Gebiete der Geschichte vorhanden sind, wo ein solches Wirken überhaupt nur in höchst geringem Umfang möglich ist, das wird gewöhnlich übersehen. Hierhin gehören die Gebiete der Sitte, der mythologischen Vorstellungen, vor allem der Sprache, in gewissem Sinne auch des Rechts und der Wirthschaft. Auf allen diesen Gebieten wird der Charakter des Lebens recht eigentlich durch die psychische Haltung der Gesammtheit bestimmt."

Ganz ähnlich sagt Freytag:

„Alle großen Schöpfungen der Volkskraft, angestammte Religion, Sitte, Recht, Staatsbildung sind für uns nicht mehr die Resultate einzelner Männer, sie sind organische Schöpfungen eines höheren Lebens, welches zu jeder Zeit nur durch das Individuum zur Erscheinung kommt und zu jeder Zeit den geistigen Gehalt der Individuen in sich zu einem mächtigen Ganzen zusammenfaßt."

Man sieht, wie ein kollektivistisches Denken dem Kulturhistoriker unerläßlich ist, und Gustav Freitag wird man gewiß nicht als einen materialistischen Historiker hinstellen können.

Freytag sagt:

„Von solchem Standpunkte aus verläuft **das Leben** einer **Nation** in einer unaufhörlichen **Wechselwirkung** des Ganzen auf den Einzelnen und des Mannes auf das Ganze."

Und zu einem analogen Satz kommt Lamprecht.

„Innerhalb der einzelnen Nation erscheinen dreierlei Entwicklungsfaktoren: die natürlichen, die sozialpsychischen und die individuellen. Von ihnen wirken die beiden letzteren, die eigentlich geschichtlichen Kräfte in gleicher Weise ursächlich: in ihrer **Wechselwirkung** vor allem, sind einmal die natürlichen Faktoren der Hauptsache nach festgelegt, vollzieht sich die **nationale Entwicklung**."

Unzweifelhaft sind nun nach Lamprecht die gesammtpsychischen, die sozialpsychischen Faktoren die **nothwendigen** Ingredienzien der Geschichte:

„Das geschichtliche Leben, soweit es nicht eminent individualistisch angeregt ist, verläuft in der Entwicklung der sozialpsychischen Faktoren der Sprache, der Wirthschaft und der Kunst, der Sitte, der Moral und des Rechts, und bestimmte Entwicklungsstufen dieser Faktoren charakterisiren die Entwicklung des regulären nationalen Lebens."

Die weiteren Einzelausführungen faßt er nun so zusammen:

„Die weltgeschichtliche Entwicklung aber kommt zu Stande, indem vermöge von Renaissancen, Rezeptionen, Ex- und Endosmosen bei Eintritt bestimmter Bedingungen psychische Errungenschaften der einen Nation auf die andere übertragen und in dem Entwicklungsgang der aufnehmenden Nation zu anderen Formen integrirt werden. Nun ist klar: der Nachweis aller dieser Vorgänge ist die Aufgabe der Kulturgeschichte: denn in ihnen vollzieht sich die Entwicklung der Kultur. **Die Kulturgeschichte ist mithin die vergleichende Geschichte der sozialpsychischen Entwicklungsfaktoren**, und sie verhält sich zur Sprachgeschichte, Wirthschaftsgeschichte, Kunstgeschichte u. s. w. so, wie sich sonst vergleichende Wissenschaften zu den ihr untergeordneten Wissenschaften zu verhalten pflegen. Sie operirt in Folge dessen auch, natürlich in der Uebertragung auf ihren besonderen Stoff, mit den spezifischen Methoden der vergleichenden Wissenschaften: mit der induktiven Zusammenfassung, Vergleichung und Verallgemeinerung. Die Kulturgeschichte hat somit ihre besondere Aufgabe und ihre besondere Methode: und darum ist sie eine nach jeder Seite hin klar abgegrenzte Disziplin auf dem besonderen Boden der vergleichenden Wissenschaften."

Ich begnüge mich mit der Anführung der eigenen Worte Lamprecht's: seinen Untersuchungen im Einzelnen zu folgen ist hier nicht der Ort. Unter allen Umständen hat man es mit einem ernsten Versuche zu thun, den viel erörterten Begriff schärfer zu fassen und die Frage zu einem gewissen Abschluß zu bringen. Wenn Lamprecht am Schlusse mit Geringschätzung von der Definition der Kulturgeschichte als der Archäologie des Bric-à-brac oder, wie ein politischer Historiker sich ausgedrückt hat, als der Wissenschaft vom antiquarischen Trödel spricht, so sind wohl alle ernst zu nehmenden Forscher mit ihm darin einig, daß die Kulturgeschichte höhere Aufgaben hat. Ich möchte dabei aber den

*) Zeitschrift für Kulturgeschichte I, S. 249.

**) Schäfer, Geschichte und Kulturgeschichte, S. 60.

***) Mit großem Recht verwahrt sich Lamprecht gegen die sich immer mehr verbreitende Stigmatisirung dieser Richtung mit dem Namen: materialistisch, wie sie am ausführlichsten Aly in den Preußischen Jahrbüchern 81, 2 zu begründen gesucht hat. Auf die meisten Kulturhistoriker werden die Gegner den Namen selbst nicht anwenden wollen. Ich für meinen Theil z. B. wüßte wenigstens nicht, wie das bei mir möglich sein sollte. Man meint auch vorwiegend die Wirthschaftshistoriker. In dieser Beziehung ist ein eben gemachtes Eingeständniß Meinecke's in der Historischen Zeitschrift (77, 2) doch festzulegen: es sei „selbstverständlich, daß eine starke Betonung des wirthschaftlichen Motives noch kein Materialismus ist."

†) Zeitschrift für Kulturgeschichte III, S. 7 ff. und 15 ff.

Wunsch aussprechen, daß man mit dem gleichen Maße endlich auch einmal die klassische Alterthumswissenschaft messen möge. Was für Geist, Geld und Druckerschwärze auf diesem Gebiete gar oft an Quisquilien verschwendet wird, an antiquarischen Trödel im wahrsten Sinne des Wortes, das übersteigt nachgerade doch alle Grenzen. Da darf man gegen die Forscher, die ihre Aufgabe in der Sammlung von Einzelheiten der äußeren Lebensverhältnisse des Mittelalters oder der Neuzeit sehen, nicht zu ungerecht sein. Im Uebrigen stehe ich auf dem Standpunkt Freytag's, der derartige kulturgeschichtliche Werke großen Trödelläden vergleicht, in denen die Menschen fehlen. Ihm und mir kommt es auf die Menschen an.

Und in diesem Sinne ist die Aufgabe, wie sie jetzt Lamprecht auf eine Formel gebracht hat, von ernsten Forschern auch immer aufgefaßt worden. Deckt es sich nicht vollkommen mit Lamprecht's Definition, wenn Freytag sein Ziel so fixirt: „ein Bild zu geben von fast zweitausendjähriger Entwicklung unserer Volksseele?" Wenn ich gelegentlich eine deutsche Kulturgeschichte als eine Geschichte des deutschen Menschen bezeichnet habe, wird man die Uebereinstimmung mit Lamprecht'scher Auffassung leicht einsehen. Wenn Gothein von dem Buche Jakob Burckhardt's urtheilt: „Hier ist nicht Litteratur-, Kunst-, Religions-, Wissenschafts-, Staatsgeschichte der Zeit gegeben, wohl aber der gemeinsame Punkt, in dem sie alle zusammenkommen, von dem sie alle ausgehen: der Mensch, die Gesellschaft"; so ist sicherlich auch hier dieselbe Grundauffassung zu erkennen.

Wenn also im letzten Hefte der Historischen Zeitschrift wieder einmal „die Unklarheit der unter dem Schlagwort Kulturgeschichte vertretenen Bestrebungen" ausgespielt wird, so beruhige man sich! Dieselbe „Unklarheit" wird man finden, sobald man mehrere Philologen auffordert, ihre Wissenschaft zu definiren. Und ähnlich wird es auf anderen Gebieten gehen. Die Ziele der Kulturgeschichte aber sind jedem Forscher auf diesem Gebiet ebenso gemeinsam wie jedem Philologen die der Philologie.

Jena. Georg Steinhausen.

Ueber das Rechtsstudium.

(Eine Zuschrift.)

Alexander Meyer stellt in seinen Betrachtungen über das Rechtsstudium (Nr. 50 der „Nation") den Hörern der juristischen Fakultät ein Zeugniß aus, das ich in dieser Allgemeinheit nicht ohne Widerspruch in die Welt hinaus gehen lassen möchte. Während er mit Recht hervorhebt, daß die Klage über den abnehmenden Studienfleiß der Studirenden mit allen übrigen Klagen über die Verderbniß unseres Zeitalters auf gleicher Stufe steht und, wie ich hinzufügen möchte, auf demselben Boden wächst, — ist es doch in der menschlichen Natur begründet, wenn die alternde Generation die „gute, alte Zeit", d. i. die Zeit ihrer Jugend, nur im verklärenden Lichte der Erinnerung sieht — so hält er hinsichtlich der Angehörigen der juristischen Fakultät den Vorwurf des Unfleißes für begründet.

Gewiß gibt es Studenten, die ein Leben, wie es von Dr. Alexander Meyer geschildert wird, führen, und, wie man zugeben mag, in der juristischen Fakultät vielleicht in größerer Anzahl, als in den übrigen Fakultäten, aber die Regel bilden sie auch hier nicht, vielmehr nach meinen Erfahrungen nur einen verhältnißmäßig geringen Prozentsatz.

Es ist nun auch, wie Dr. Meyer selbst erwähnt, wenigstens auf einer Anzahl von Universitäten, durch Errichtung geeigneter juristischer Seminarien Fürsorge dafür getroffen, daß der Student lebhaftere Anregungen erhält, indem er Gelegenheit hat, gerade nach der Richtung praktischer Rechtsprechung hin sich auszubilden und seine Studien zu vertiefen. Den Stoff, den er in den theoretischen Vorlesungen in sich aufgenommen hat, lernt er hier zu verarbeiten und zu seinem geistigen Eigenthum zu machen. Die abstrakten Begriffe gewinnen bei ihrer Anwendung auf praktische Fälle konkrete Gestalt. Ihr Wesen erschließt sich dem Anfänger ja so viel leichter in und an dem einzelnen Rechtsfall; hier gewinnt das todte Wort Leben, hier erkennt er vor allem den Zweck und die innere Nothwendigkeit so mancher ihm willkürlich erscheinender Rechtssätze. Sein Interesse an der Jurisprudenz wird eigentlich erst hier ein reges, denn es läßt sich nicht leugnen, daß der andauernde Aufenthalt in der Luft der reinen Abstraktion, wie sie z. B. aus den Pandektenvorlesungen dem Hörer entgegenströmt, auf sehr viele ermüdend, um nicht zu sagen, abschreckend einwirkt. In den Seminarien dagegen tritt an die Stelle der reinen Receptivität die positive Mitarbeit und erst diese erweckt ja, wie das rechte Verständniß, so auch die rechte Lust und Freude an der Wissenschaft. Von welchem Werthe der mündliche Verkehr zwischen Hörer und Lehrer ist, wie er auf beide vortheilhaft wirkt, bedarf keiner Auseinandersetzung. Darum sind auch die kleineren Universitäten in dieser Hinsicht so sehr im Vortheil gegenüber den großen. Bei dem so viel kleineren Hörerkreise hat der Lehrer die Möglichkeit, die Arbeiten eines jeden Einzelnen zu prüfen und ihm Rathschläge zu ertheilen.

Es sei mir vergönnt, mit ein paar Worten die in Göttingen bestehenden Einrichtungen zu schildern, einmal weil ich sie genau kenne, sodann aber auch, weil Göttingen gewissermaßen als Vorbild genannt zu werden verdient, gehören doch hier Seminarübungen zu den alten Traditionen des juristischen Studiums. In jedem Semester fast werden hier folgende seminaristische Uebungen abgehalten: ein sogenanntes Praktikum im Civilrecht, eines im Handels- und Wechselrecht, eines im Strafrecht und eines im Civilprozeßrecht, außerdem exegetische Uebungen in den Digesten Justinian's und Konversatorien über gemeines Recht für Anfänger und über deutsches Privat- bezw. Staatsrecht. Man sieht, ein reichhaltiges Programm! In den Konversatorien findet, wie der Name sagt, eine Besprechung zwischen Lehrer und Schüler über die betreffenden Rechtsmaterien in der Form von Frage und Antwort statt. Der Hörer kann sich hier Rechenschaft ablegen über den Stand seiner Kenntnisse und Vergleiche ziehen mit den Leistungen seiner Kommilitonen. Der Lehrer gewinnt einen sicheren Ueberblick über das, was die Hörer können, und was ihnen noch fehlt. Er vermag Mißverständnisse zu berichtigen, Lücken zu ergänzen u. s. w.

Auf einer höheren Stufe stehen die Praktika. Sie setzen bereits eine eingehende Beschäftigung mit demjenigen Rechtsgebiet voraus, welches das einzelne Praktikum zum Gegenstand hat. Nehmen wir das Civilrechtspraktikum als Beispiel. Vor dem vierten oder fünften Semester wird es schwerlich mit Erfolg besucht werden können. Die Theilnehmer müssen das ganze Gebiet des gemeinen Rechts schon sorgfältig durchgearbeitet haben, um sich an der Anfertigung der schriftlichen Arbeiten versuchen zu können. Es wird jede Woche ein praktischer Rechtsfall als Aufgabe gestellt, der gewöhnlich der trefflichen Ihering'schen Sammlung von „Civilrechtsfällen ohne Entscheidung"*) entnommen wird. Diese Fälle sind, wie anerkannt, mit großer Sorgfalt ausgewählt, einmal um dem didaktischen Zwecke zu entsprechen, sodann aber auch, um schon als solche dem Studirenden ein gewisses Interesse abzunöthigen. Ihering sagt selbst in der Vorrede:

„Der Fall muß so beschaffen sein, daß er auch unabhängig von den anzuwendenden Rechtssätzen einen gewissen Reiz darbietet, daß er sich dazu eignet, erzählt und besprochen zu werden, und durch seine Anschaulichkeit und individuelle Gestaltung sich dauernd dem Gedächtniß einprägt. An einen solchen Fall knüpft sich in der Erinnerung leicht das ganze Rechtsmaterial, welches zum Zwecke seiner Entscheidung in Bewegung gesetzt worden ist, während Rechtsfälle, denen man es sofort ansieht, daß sie nichts als Paragraphen eines Kompendiums in kasuistischer Fassung sind — Haubenstockrechtsfälle —, dieses Vortheils völlig entbehren und sich eben so schnell vergessen, wie die betreffenden Paragraphen selber."

Die eingegangenen Arbeiten werden sämmtlich schriftlich korrigirt, so daß sie an der Hand der schriftlichen Bemerkungen gründlich durchgearbeitet werden können. Bevor sie zurückgegeben werden, wird ein Referent und ein Korreferent aus der Zahl derer, die eine Arbeit eingereicht haben, ernannt und zwar möglichst Leute, die zu einer verschiedenen Beurtheilung des Falles gelangt sind. Zuerst erhält der Referent das Wort. Er hat den Thatbestand darzustellen und sodann, wie in seiner Arbeit, ein Gutachten in freier Rede abzugeben. Der Korreferent beschränkt sich auf das Rechtsgutachten unter Betonung

*) Auch im Ausland bedient man sich dieser Sammlung, es gibt eine russische und eine ungarische Uebersetzung.

seiner abweichenden Ansichten. Sodann nimmt der Leiter dieser Uebungen, Geh. Justizrath Regelsberger, das Wort, um in sein durchdachtem und lichtvollem Vortrag vor dem Hörer den ganzen Fall zu entwickeln und ihm ein glänzendes Vorbild dafür zu geben, wie ein solches Gutachten beschaffen sein muß. Jeder dieser Vorträge bietet einen hohen Genuß. Daran werden zum Schluß Fragen geknüpft, die sich aus den bei der Entscheidung angewendeten Rechtssätzen ergeben.

Den vollen Nutzen hat natürlich nur der, welcher sich an der schriftlichen Bearbeitung betheiligt. Das bloße Zuhören vermag dieselbe nicht zu ersetzen. In ähnlicher Weise werden die übrigen Praktika im Handelsrecht, Strafrecht u. s. w. gehandhabt.

Wie steht es nun aber mit der Benutzung dieser Einrichtungen seitens der Studirenden? An einem solchen Civilrechtspraktikum nehmen durchschnittlich 50—60 Hörer theil, die ziemlich regelmäßig erscheinen, bei etwa 200—220 Angehörigen der Fakultät eine sehr große Zahl, wenn man bedenkt, daß solch' ein Praktikum doch nur für Leute im fünften und sechsten Semester berechnet ist. Nimmt man nun an, daß sich die etwa 220 Studenten auf die einzelnen Jahrgänge des Trienniums regelmäßig vertheilen, so würden von 70 im fünften und sechsten Semester stehenden Studenten annähernd 60 regelmäßig die Uebungen besuchen. Man sieht, der studiosus juris ist nicht so schlecht, wie sein Ruf. Freilich sind wohl in Göttingen die Fleißverhältnisse besonders günstig — Ihering sagt wenigstens, daß nach seinen persönlichen Erfahrungen es keine deutsche Universität gäbe, „wo die Praktika von den Studirenden mit dem Eifer und auch mit dem Erfolg besucht werden, wie in Göttingen"; allein steht es wirklich so sehr viel schlimmer an anderen Universitäten?

Göttingen. A. Thiesing.

Marie Ebner als Vorleserin.

Direktor Otto Brahm hat Marie von Ebner-Eschenbach eingeladen, nächsten Samstag der ersten Aufführung ihres Stückes Ohne Liebe im Deutschen Theater beizuwohnen. Wenn es der Dichterin versagt bleiben müßte, diesem Wunsch zu willfahren, so würden alle Betheiligten zu Schaden kommen: die zu Gast gebetene Dame, die, ein Menschenalter zu spät, außerhalb der österreichischen Heimath, Dank und Verständniß findet für ihr von der Wiener Dutzendkritik in den Siebzigerjahren roh geschmähtes und thöricht verkanntes Bemühen, Ton und Art der wirklichen vornehmen Welt in Gesellschaftsstücken — wie dem von Laube gegebenen „Waldfräulein" — auf die deutsche Bühne zu bringen; die Berliner Kunstfreunde, die der mit Recht geliebten Erzählerin gern bei einer persönlichen Begegnung treuen Antheil hätten bewähren wollen; endlich aber vielmehr erstlich die Schauspieler, die Niemand feiner und wirksamer in den Geist ihrer Aufgaben einzuführen verstanden hätte, als die geborene, in steter Selbsterziehung wohlgeschulte Meisterin des gesprochenen Wortes Marie Ebner.

Feinhörigen Kennern ihrer Geschichten hat man nicht erst zu sagen, daß die Ebner unablässig des Tonfalls der mündlichen Rede eingedenk bleibt; nirgends stört uns papierener Stil, der auf flüchtige, mit hurtigen Augen über geschriebene oder gedruckte Zeilen forthastende Leser fortsündigt; durchweg will die Erzählerin selbst gleich ihren Leuten mit ihrem eigenen Sprechton auf das Ohr wirken. Der Reiz ihrer Romane und Novellen verdoppelt sich, wenn man sie laut liest oder zum mindesten, wenn man die Lippen geschlossen hält, während der Lektüre sorgsam auf die wohlabgestuften Unterschiede in ihren unmittelbaren Unterhaltungen mit dem als Zuhörerkreis gedachten Publikum und in den Monologen und Dialogen ihrer Leute achtet. Angesichts dieser Kunstbildung überrascht uns die anfangs unbewußte, später bewußte Entwicklung der aufstrebenden Dichterin nicht.

Als halbwüchsige Komtesse las sie wohl fremde und eigene Verse — Lyrisches und Dramatisches — vor. „In der österreichischen Aristokratie" — so heißt es in ihren Erinnerungen an Betty Paoli — wurden die Gedichte Betty Paolis lebhaft bewundert. Ich weiß eine junge Dame, die behauptete, man dürfe sie nur knieend lesen. Aber auch das genügte ihr nicht, sie deklamirte die schönen Verse der Dichterin, sie that es in höchst unkünstlerischer Weise und erweckte dennoch helle Begeisterung." „Die Kraft und das Feuer dieser Gedichte" in allen Ehren; ich glaubte sie unter anderen auch durch Joseph Lewinsky in ihrer bedeutenden Eigenart einigermaßen zu kennen; wie anders wußte ich sie aber zu würdigen, als im Winter 1894, gelegentlich einer aus den gedruckten und Nachlaßsammlungen zu besorgenden Auswahl, im Hause von Ida von Fleischl von allen zum Sichten Berufenen reihum die Liebeslieder, Sprüche und Balladen der Paoli vorgelesen wurden. Niemand dachte an Vorbereitung. Es hieß nur, sich über strittige Geschmacksfragen im Einzelnen zu einigen. Man markirte die einzelnen Strophen, wie etwa Sänger vor der Zusammenstellung eines Konzertprogramms ganze Cyclen sacht hinsummen, um auf die rechten Nummern zu kommen. Ungemeine Strenge der Kritik erschien uns Allen bei diesem heiklen Geschäft als heilsamste Pietät. Aus fünf gedruckten Bänden und einem reichen handschriftlichen Nachlaß wurde nur ein schlankes Büchlein Gedichte von Betty Paoli (mit einer Einleitung von Marie Ebner und dem Requiem von Saar*) ausgehoben, so daß es in der Paoli-Gemeinde an Vorwürfen wegen übertriebener Schärfe des Urtheils nicht fehlte. Marie Ebner trifft keine dieser Beschwerden. Von den Versen, die sie vorlas, wurde keiner verworfen, konnte keiner verworfen werden: so mächtig griff sie mit ihrer leisen Stimme an das Gefühl — auch an das Kunstgefühl — aller Anwesenden. Es war als ob sie auf der Höhe ihres Könnens Fürbitte einlegen wollte für jedes Wort der Dichterin, die sie in ihren unsicheren Anfängen begeistert, zu bescheidener Nacheiferung angeregt hatte. Als in einer der letzten Sitzungen eine beiläufige Bemerkung über die Natur dieses Vortrags fiel, war die Ebner wirklich erstaunt. Sie hatte gar nicht vor, als Künstlerin der Rede sich aufzuspielen.

Solcher Ehrgeiz erfüllt sie nur vor einem weit kleineren, buchstäblich dem allerkleinsten Publikum, einem — wieder buchstäblich zu nehmenden — Parterre zu ihren Füßen hockender Kinder. „Ich gedachte" — so heißt es in ihrer „Liebeserklärung":

Wie mit der Zeit sich stets der Kreis erweitert,
In dem ich sucht' und fand mein reinstes Glück:
Wie manches neue, kleine Wesen kam,
Das einen Platz erstrebte — — — — —
Und ihn erhielt und jedes abendrein
Bei seinem Eintritt auch mein ganzes Herz.
Das Ganze Jedes — heult die Mathematik!
Denn immer noch ein ganzes bleibt mir übrig
Es zu verschenken, wenn es wieder gilt.
Nicht prozen möcht' ich, aber solcher Reichthum
Ist unerhört in meinen hohen Jahren.
Ich dank' ihn Euch, so seid mir denn bedankt,
Ihr Großen und ihr Kleinen, Fernen, Nahen.
Durch meiner Liebe, Eurer Liebe Kraft
Begibt an mir ein schönes Wunder sich:
„Die Kinderlose hat die meisten Kinder".

In solcher Gesinnung läßt sie nicht nur die Kleinen, Arme und Reiche, zu sich kommen. Sie sucht sie selbst auf und bescheert ihnen mit allem anderen Guten, das andere Kinderfreunde für sie ausdenken, das beste, was nur sie allein zu bescheeren vermag: ihre eigenen Gaben. Fast schemt man sich, eines Schauspiels zu gedenken, dessen Augen- und Ohrenzeuge man zufällig wurde und das doch ein kongenialer Maler als Genrestück festhalten sollte: Marie Ebner, die als Märchenfrau einem Mädel und zwei Jungens die Geschichte vom Prinzchen Hirzepinzchen vorliest. Eine wohlgereimte Historie von einem Fürsten-

*) Cotta, 1895.

sohn, der alle Liebe und Güte daheim mißachtete, bis harte, rechtzeitige Prüfungen ihn zur Einkehr vermochten. Eine höchst pädagogische, erbauliche und zugleich — wie sich's für ein Auditorium von jungen Leuten schickt — ungemein lustige Moralpredigt. Man kann den Eindruck dieser Vorlesung kaum überschätzen. Ganz anders, als vor dem Todtengericht der Paoli'schen Gedichte, mit voller Stimme, eifrig bedacht, den kleinen im Hören, ungeübten Leuten jede witzige und warnende Wendung zu verdeutlichen, keine Pointe und keine Lehre unter den Tisch fallen zu lassen, brachte sie „die Geschichte vom Prinzchen Hirzepinzchen“ zu vollem Erfolg. Die Kinder lachten und jauchzten und klatschten in die Hände und die unverkennbare Vergnügtheit dieses in jedem Betracht winzigen Auditoriums machte der Ebner reinere Freude, als irgendwie noch so stürmische Huldigung. Ihre Frauengüte besiegt jeden Künstlerstolz.

Frauengüte, die aller Leidenschaften und Kränkungen Meister wird, durchleuchtet auch das (im Juliheft von Cosmopolis gedruckte) Proverbe der Ebner: Am Ende. In wenigen Blättern werden uns zwei Lebensläufe aufgerollt. Un mariage dans le monde, dessengleichen Feuillet schwerlich eleganter, gewiß nicht entfernt so wahr und warm, durchtränkt von lauterem Humor zu Stande gebracht hätte. Ein Fürstenpaar hat sich nach trügerischen Flitterjahren heillos entzweit. Der Gatte ist vom Lebemann zum alternden Gecken herabgesunken, den alle Toilettenkünste nur noch welker erscheinen lassen. Die Fürstin, eine echte Aristokratin des Geistes und Gemüthes, ist mit ihren ehrlich zur Schau getragenen weißen Haaren im Innersten frisch und erfrischend geblieben. Eine wohlwollende Verschwörung der Kinder bringt die Geschiedenen zu unvermutheter Zwiesprach zusammen. Der greise Don Juan macht „für sich“ die ungalantesten Glossen über den Wandel der Jahre. Die trotz aller Kränkungen muntere Frau ergötzt sich mit echter Herzenshöflichkeit an den Selbsttäuschungen des von Gicht und anderen Plagen heimgesuchten Sünders. Nichts zartfühlender und zugleich weiblicher, als die Regungen des Mitleids in der grundgescheiten Fürstin; „kommen Sie näher“, so sagt sie zu dem mit seiner Jugendkraft kokettirenden, als sie seiner Taubheit gewahr wird, „ich bin ein klein wenig schwerhörig“. In solchen und ähnlichen kleinen Zügen bereitet sich die Verzeihung und Versöhnung vor, ein Generalpardon, den uns Wienern nächstens Helene Hartmann und Sonnenthal glaubhaft vor Augen stellen sollen. Die Feinheit der beiden Adligen, die Zartheit der Uebergänge, die Unscheinbarkeit der Wandlungen wird diesen Führern des neuen Burgtheaters ein willkommener Vorwurf sein. Sie werden ihr Bestes geben und doch anders, nicht minder gut sein, als in den gleichen Rollen vor 30—40 Jahren Louise Neumann und Karl Fichtner gewesen wären. Sie Alle aber werden Marie Ebner nicht zu übertreffen vermögen, wenn sie in ihrem Uhren- und Arbeitszimmer das Räderwerk ihrer Charaktere vor dem Kennerblick ihrer Lebensfreundin, Ida von Fleischl, spielen läßt. Sie liest da ohne Pose, ohne Schönthuerei, fern von allem Kokettiren und Virtuosenstücken, die den Zuhörern der Vorlesung eines neuen Bauernfeld'schen Stückes mitunter dieselben Scheinwirkungen vortäuschte, wie den von Liszt und Rubinstein zum Vortrag ihrer eigenen Kompositionen Geladenen. Und doch oder eben darum liegt auf jedem ihrer Worte der Hauch des wahrhaft Durchlebten, des wahrhaft Durchgebildeten. Aehnliches hab' ich nur noch empfunden, als ich den Dichter des Pfarres von Kirchfeld seine eigenen Arbeiten vortragen hörte. Und doch gibt es kaum ein weiter abliegendes Gegenstück zu jener (gelegentlich 1889 in diesen Blättern geschilderten) Vorlesung Anzengruber's, als eine Vorlesung der Ebner. Dort ein Mann des Volkes, der dem Formenwesen in Dichtung und Wahrheit wenig nachfragt. Hier eine große Dame, im Leben und in der höchsten Form ihres Lebens, der Litteratur, jederzeit vom feinsten Takt geleitet. Dort ein vom Schicksal hart mitgenommener Plebejer. Hier eine in allem Behagen der großen Gesellschaft erwachsene Aristokratin. Und doch, trotz aller Gegensätze der Herkunft, Bildung und Erziehung Beide eins in der gleichen Gesinnung, der Kunst und dem Volkswohl zu dienen mit dem Einsatz aller Kraft. Anzengruber als Wortführer der Massen; die Ebner als Hüterin des „adeligen Richteramtes“, beide mit dem sieghaften Herzenston, der den nachprüfenden Kennern ihrer Schriften wohlthut, wie er die, leider nur spärlich gedeihenden, ersten Zeugen ihrer Vorlesungen neuer Werke gewann und überzeugte als unmittelbarer Ausdruck ihrer Persönlichkeit.

Wien, 15. September.

A. Bettelheim.

Lenaubriefe.

Nikolaus Lenau im Magyarenschnürrock, das bleiche Gesicht von den schwarzen Haaren überwallt, auf dem Haupt eine Violettsammtmütze mit goldenen Quasten — so saß er im Gespensterhaus zu Weinsberg beim Justinus Kerner und las „mit seiner klangvollen tiefen Stimme eintönig wie der klagende Wind oder wie Wellen“ — und die verzückten Zuhörer meinten: „es ist, als spräche jetzt nicht Niembsch, nicht Lenau, nur der Genius.“ Ein noch wirkungsvollerer Hintergrund als die Wände des Kernerhauses aber gab für diesen Kopf der grell vom Blitz zerrissene Gewitterhimmel. So sah ihn seine begeisterte Verehrerin, Emma Niendorf, und schwelgte ekstatisch in der Betrachtung des „blassen Sängerhauptes“, um das die Strahlen zuckten.

Diese beiden Bilder geben die charakteristische Physiognomie dieses Dichters und seiner Art.

Unserer Jugend war er theuer, und auch in die späteren Jahre hinein klingt das traurig-süße Flüstern und Neigen der Schilflieder, der heiße Athem der Pußtaweisen, die lebenstillende Resignation der Zigeunerweisheit, die das Leben verraucht, verschläft, vergeigt, und das schmerzenstiefe Notturno „Weil auf mir, du dunkles Auge“. Diese seltenen vollen und echten Töne werden aber verschlungen von Melodien, die nicht gefunden und geschöpft sind, sondern ausgedacht. Bei einer Revision seines Werkes vor dem modernen Kunstgefühl geht nur allzuviel von dem Jugendlieblingsbild in Stücke. Und das Facit bleibt: Die Melancholie im Schnürrock; das Sängerhaupt auf dem Gewitterhimmel; der klangvolle Vorleser seiner Schmerzen, der sein Gewand als seines Kummers Kleid und Zier mit Wohlgefallen trägt und von Frauenhänden sein Unglück hätscheln läßt. Wie er oft im Leben liebte durch tolle Grimassen und Augenrollen die „Gespenster seines Innern“ zu zeigen, so geberdete er sich auch in seiner Dichtung, und verdarb sie.

Sein Schmerz war nicht erfunden und gemacht. Er war in Wahrheit eine unselige, zerrissene Natur, die eine wirre Jugend früh zur Haltlosigkeit bestimmte. Aber er machte aus diesem Schmerz für sich einen faltenreichen Trauertalar, in dem er feierlich daherschritt,

„Um meine wunde Brust geschlagen
Der Mantel der Melancholie —

Sein Unglück sollte ihn dem Volke heilig machen, darum verkündete er es laut und entblößte sich als Ecce homo. In seiner Kunst gibt es kein Hauptverhüllen im Moment des tiefsten Schmerzes, kein Andeuten, sondern breit bewußte Ausmalung. Und das entfernt ihn von uns, die Gefühlstöne nicht danach messen, wie viel sie sagen, sondern wie viel sie in uns nachhallend zu wecken wissen.

Sein Naturgefühl hat nur historisches Interesse.

Bei ihm wird die Landschaft nicht von sensitiver Seele aufgenommen und kehrt aus diesem Medium als Gefühlsstimmung zurück; er hat nicht die Andacht und die Bescheidenheit vor der Natur, die sich versenkt und niederkniet,

die sich sehnt, zu verklingen, zu verhauchen, im Rauschen der Bäume, im Duften der Blumen. Ihm wird in einem fast naiven Egoismus die Natur zum Mittel nur, seine Stimmung auszudrücken.

Der schwarze Mann der Schmerzen geht mit seinem Leidensbuch durch den Wald, sich Bilder zu suchen. Und wenn ihm die Natur nicht gibt, was er zum Liede braucht, so komponirt er sich die Scene selbst zurecht.

Verwitterte Kapellen, von Flüchen und Liebesschwüren umzittert und Ruinen, ragen aus dunklem Laube; der Friedhof, über deren Steinen Mondesstrahle zittern, lehnt am Bergeshang; und wenn das Posthorn durch die Stille klingt, dann schallt nicht fröhliche Wanderlust, sondern Todtenklage und wehmüthiges Gedächtniß. Der Requisiten sind nicht allzuviel und ihre Symbolik hat sich nicht Lenau erst entdeckt. Bei den Romantikern waren sie zu finden.

Eine allzu große Deutlichkeit und Bewußtheit stört in der Art, wie sich Lenau die Natur für seine Zwecke dienstbar macht. Nicht selten ist es rein verstandsmäßig, konstruirend, und Grillparzers etwas herbes Urtheil: „Irgend ein Fernhergeholtes oder Wunderliches stempelt, was wir bis dahin für empfunden oder gedacht gehalten hatten, zur hohlen Grübelei", wird berechtigt.

Selten ist sein Schmerz eins mit der Natur, selten erhebt und schwillt er in ihr zu großem unnennbaren Gefühl. Er zieht im Gegentheil die Natur zu sich herab, zu einem kleinlichen, nur zu oft fatal weichlichen Anthropomorphismus. Er bittet die Wolke, mit ihm zu weinen; er spricht von den „Blumenwaisen", das Bächlein fließt, wie „das Gebet eines Kindes". Und dabei immer die breite teleologische Deutlichkeit, die unverhohlen ausspricht, daß die ganze Natur nur dazu da ist, seiner Melancholie ein Spiegelbild zu geben.

Wenn er, wie ein Anakreontiker, der Natur versichert, daß er „von ihrem Reiz durchdrungen", ja ist das nach weniger schlimm, als wenn er sie mit falschen Flittern ausputzt und den Frühling „an Leuchtern von Smaragd im Dome Rasen anzünden" läßt.

Daß er mit großen Stoffen gerungen, daß er Don Juan, Savonarola und — Faust zu beschwören vermochte, kann ihn nicht in die Reihen der Großen heben, denn ein Versuch nur war es, nur ein Ohnmachtskampf. Die allzu selbstsüchtige Lyrik dieses Dichters, den sein Einzelschmerz nie zum Weltschmerz reifen ließ, versagte an diesen Gestalten, denen die engen Persönlichkeitsschranken in ungebändigtem Wallen zersprangen, die ihr Sein zu dem der ganzen Menschheit erweitern wollten.

* * *

Das tragische Ende des Dichters von dem Nachtschatten des Wahnsinns verdunkelt, hat seiner Persönlichkeit in der Phantasie der Nachwelt einen melancholischen Reiz gegeben, aber seinem Leben nachzufragen, gewährt keine allzu reichliche menschliche Ausbeute. Diese Gestalt gleitet uns, wie sein Werk durch die Finger und ist nicht zu halten, weil das Markante fehlt.

Von neuem zeigen das die Lenau-Briefe, die eben erschienen sind.*) Sie sind an die Familie Reinbeck in Stuttgart gerichtet, vor allem an Emilie v. Reinbeck; Beichtzettel eines müden umhergetriebenen Herzens an eine starke, gesunde Freundin, die festen Halt zu geben weiß und Ruhe spendet.

Die Briefe zeichnen nicht das Bild einer dämonischen Persönlichkeit, die Lenau so oft durch Augenrollen darstellen wollte; nicht das einer genialen titanischen Natur. Es ist vielmehr ein schrullenhafter kleiner Mensch, der hier spricht, ein Selbstquäler mit Kleinlichkeiten, der unter der „Tücke des Objekts" leidet. Ein verhöhnter, verzagener Liebling, der seine Wunderlichkeit zu Orginalität aufbauscht — man sieht eben immer zwischen den Zeilen den Schnürrock und die Kardinalsmütze.

Er ist von nervös überreizter Empfindlichkeit. Als er der Freundin Amsterdam beschreibt, beklagt er sich über die vielen Windmühlen, die ihm widerlich gewesen wären: „Die letzteren allein könnten mich aus Amsterdam vertreiben. Mir wird übel, wenn ich lange einer Windmühle zusehe. Es sieht aus, wie wenn ein besoffener Kerl sich anraffte, mit ausgespreizten Armen nach Luft schnappte, um gleich wieder niederzutaumeln. Ein schändlicher Anblick."

Aber in dieser Schilderung des „schändlichen Anblicks" liegt zugleich eine kokette Freude an dem originell geprägten Bilde, das er für den Gegenstand seines Verdrusses gefunden.

Sein Aberglaube ist krankhaft aufgestachelt und von einer schmerzlichen Komik nicht frei. Seine Stimmung wird vollständig dadurch gestört, daß sein Schlafrack auf der Reise verloren geht. Er findet sofort in seiner liebevoll genährten Heautantimarumenie, darin ein böses Omen.

Wie alle Selbstquäler sieht er seinem eigenen Gemüthsleben mit argwöhnischen Blicken zu, er analysirt und sezirt seine eigene Seele mit einem grausamen Behagen. Ja er geht so weit, mit einer pathologischen Pedanterie das Schwanken und Wechseln seiner Stimmung in Systeme zu bringen und ein Barometer seiner Seele zu entwerfen:

„Ich bin jetzt wieder in einer solchen Gährungsperiode, wie ich es oft in Stuttgart gewesen. Das wogt und treibt und braust in meinem Innern durch- und übereinander, ich weiß nicht, was daraus wird. Es ist aber doch nicht allein ein poetischer Gährungsprozeß, wie Reinbeck meint; es ist vielmehr ein Ebben und Fluthen in meiner Seele, worin ihr Leben sich überhaupt abrollt. Die Ebbe nenne ich meine heitere Stimmung. Diese tritt ein, wenn mich nichts lebhaft beschäftigt es ist wirklich eine Leere, Ebbe. Die Fluth ist Schmerz. Wenn das Meer fluthet, so bemerkt man neun Wellenstöße, deren jeder aus drei Momenten besteht, die sich deutlich unterscheiden lassen".

Nun malt er die Skala dieser Bewegungen graphisch auf und fährt dann fort:

„In dieser Skala wachsen die Wellen; nach der neunten, die plötzlich abstürzt, ohne wieder allmählich abzunehmen, tritt die Ebbe ein. Im Ganzen hat die Fluth also siebenundzwanzig Tempi. Ich möchte wissen, an der wievielsten Welle die Fluth meines Lebens geht in diesem Augenblick. Nach zwei, drei Tagen ebbt es vielleicht wieder. Das hat nur einen großen Einfluß auf meine Briefe. Fällt mein Brief in die siebente, achte oder neunte Welle, so muß es sie traurig machen, weil Sie mich lieben. Denken Sie dann nur, daß indessen die Senkung eingetreten. Die ganze Schale wächst aber auch wieder, so daß die neunte Welle jedesmal höher steigt. Das himmlische Leben, aber der irdische Tod, oder der Schmerz fluthet jedesmal höher herein".

Diese effektvolle Anatomie seiner Seelenzustände mit ihrer Konstruktion und qualvollen Wichtigkeit, wirkt ganz pathologisch. Aber etwas Geniales, Ergreifendes, tragisch Erschütterndes umschwebt sie nicht. Viel eher das selbstzufriedene Bewußtsein von anderer Art zu sein als die meisten wie es auch jene Stelle verräth:

„Meine Seele ist nicht, wie die der gewöhnlich organisirten Menschen, eine glatte Fläche, auf der sich alles spiegelt, was ihr nahe kommt. Sie besteht vielmehr aus lauter Höhen und Tiefen, die abwechselnd beleuchtet und durch Schauer verdunkelt werden. Man darf mir daher kein Vergessen und Abfallen vorwerfen, was dafür gilt, ist nur eine falsche Verdunklung und das Gefühl, das erstarben scheint, liegt vielleicht nur für diesen Moment im Schatten und kann alle Tage wieder unter den Brennpunkt der hellsten Beleuchtung kommen".

Am interessantesten aber an den Briefen ist, daß sich in ihnen genau das gleiche Naturgefühl ausspricht wie in der Lyrik. Eine Naturanschauung, die jede Erscheinung sofort zu der verwandten Gemüthsstimmung parallelisirt und sie anthropomorphistisch in den engen Kreis des Persön-

*) Nikolaus Lenau's Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck 1832—1841 herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. Stuttgart. 1896. Verlag von A. Bong & Co.

lichen zieht; die nicht mit offener Seele die Dinge einsaugt, in ihnen aufgeht, sondern sie als Vergleichsobjekte benutzt bis zum Kleinlichen und Gesuchten. So sagt er von dem Schmetterling, der seinem Wagen folgt:

„War es nicht ein mich begleitender Gedanke meiner Emilie, der die schöne Hülle angenommen hatte, mir wuebe bedenklich schwer ums Herz, als diese liebe Begleitung verschwand, denn ich hatte mir fest eingebildet, der Schmetterling sei ein Emiliengedanke, der nun von mir scheide."

So sagt er von den Rheingegenden: „Stille, bescheidene Schönheit ist ihr Charakter, wie der einer schönen deutschen Seele, wie der Ihrige."

Es sind verstreute Züge, während des Lesens angemerkt. Ein starker Eindruck, eine große Gesammtwirkung geht von diesen Briefen nicht aus. Man begreift aus ihnen nicht die starke Wirkung, die Lenau auf die Menschen übte; jene Magie, die alle Schwaben, mit Ausnahme Uhland's, des Vorsichtigen, in seine Banden schlug. Es muß ein Persönlichkeitsfluidum gewesen sein, sein Geigenspiel, nicht zum letzten vielleicht der fremdartig erotische Reiz des melancholischen Ungarthums, das bleiche Gesicht vom Rabenhaar überwallt, das Sammtbarett und der Magyarenschnürrock.

Felix Poppenberg.

Die Fornarina. Trauerspiel in fünf Akten von Paul Heyse. (Als Band 2 der für Freunde Italiens unter dem Gesammttitel „Kennst du das Land?" herausgegebenen Büchersammlung erschienen.) Leipzig 1896. C. G. Naumann.

So bekannt und geschätzt Paul Heyse als Erzähler ist, so wenig pflegt man im Vergleich damit seine dramatische Thätigkeit zu würdigen und zu verwerthen. Von seinen vielen Dramen werden ja etliche hier und da gegeben, und bei angemessenen Kräften und aller sonst nöthigen Sorgfalt auch mit einem gewissen Erfolg. Im Ganzen aber sind ihnen der herrschende Geschmack und die Tageskritik wenig hold, und so verbleiben dieselben vorwiegend Buchdramen, so spielbar einzelne auch und namentlich die späteren durch die sie auszeichnende Technik sind. In dieser Hinsicht zeigt die Folgenreihe seiner Dramen eine fruchtbare Entwicklung, und vielleicht ist auch Heyse's Verhältniß zur Bühne selbst noch nicht endgültig geregelt. Einstweilen genüge es, die Freunde seiner Dichtung auf diese neueste dramatische Arbeit hinzuweisen, deren Gegenstand, wie aus dem überschriftlich mitgetheilten Titel ersichtlich, dem Leben Rafael's angehört.

Es ist, wenn man will, ein sogenanntes Künstlerdrama, und zwar von der wohlberechtigten Gattung des Goethe'schen Tasso, zugleich aber eine großartige Tragödie der Liebe, die hier in ihrer ganzen Gewalt selbstloser Hingabe und leidenschaftlicher Ausschließlichkeit vorgeführt wird. Bei den mangelhaften Ueberlieferungen betreffs der in den Mittelpunkt des Stückes gestellten Geliebten des Malers war der Dichter für seine Fabel auf eigene Erfindung angewiesen. Den Hauptinhalt der Handlung bildet die Rivalität zweier Frauen um den gottbegnadeten Künstler, der durch sie in den Zwiespalt überwältigender Liebesseligkeit gegenüber den Anforderungen der Welt an seinen erhabenen Beruf versetzt wird. Dem Bedenklichen solcher Lage ist der Unwohnende durch die gewandte und auch glückliche Gestaltung des Konflikts entzogen: sein Verhängniß liegt nicht in einem Schwanken des Herzens, sondern im Widerspruch der diesem zu gewährenden Rechte und der Treue gegen die Kunst. Für ihre volle Hingebung beansprucht die Geliebte ein Gleiches vom Maler, und lange bevor die Mitwelt ihn an seine künstlerischen Pflichten mahnen kommt, fühlt er sich zur Kunst wieder hingezogen, in der die Geliebte nur eine unleidliche Nebenbuhlerin zu sehen vermag. Als dann eine solche leibhaftig in der vornehmen Dame an den Maler herantritt, die ihn seinem Willen ganz wiedergeben soll, ist seine bürgerliche Geliebte, darin die Echtheit ihrer Neigung zeigend, auf stille Entsagung gefaßt; eine schnöde Herausforderung der scheinbar Bevorzugten veranlaßt sie aber zu einem verzweifelten Eingriff in das Geschick ihres Geliebten, wodurch beider Untergang heraufbeschworen wird. Schuldlos in ihrer Schuld gehen die Liebenden, ohne irgend welche Intrigue oder Bösewichter, an der Gewalt der Verhältnisse zu Grunde, denen sie ihr Glück haben abtrotzen wollen.

Auf den Schmuck der metrischen Form hat das Stück verzichtet. Manchem wird solches Abweichen von der Tradition befremdlich erscheinen. Bei der Fülle dramatischen Lebens, womit der Stoff ausgestaltet worden, wirkt jedoch die schlichte und dennoch hinlänglich gehobene Sprache mit Unmittelbarkeit und Natürlichkeit, wie es dem hier dargestellten Verlauf einer innigen, in schöner Menschlichkeit sich entfaltenden Leidenschaft entspricht. Vielleicht hat der Autor damit auch dem heute bevorzugten Realismus seinen Tribut entrichten wollen. Jedenfalls hat die Tragödie schon durch ihre Technik Ansprüche auf Beachtung seitens der Bühnen. Wo solche Anstalten noch auf Pflege einer höheren Dramatik halten und namentlich über Frauenkräfte verfügen, wie solche beispielsweise bei Kabale und Liebe und Maria Stuart erforderlich, da sollte man an dem Stück nicht vorübergehen. Eine allerdings nicht leichte Aufgabe bildet die Raffaelrolle; sie verlangt mehr als die äußeren Vorzüge eines beim Publikum wohlgelittenen Heldenspielers.

—l—m—n.

L'Unité Italienne. Période de 1860—1861. Aperçus d'Histoire politique et diplomatique par G. Giacometti. Paris. Librairie Plon. 1896. 435 S.

Ein Italiener schreibt in diesem Werke die Geschichte seines Vaterlandes während der stürmischen Jahre 1860 und 1861 vom französischen Standpunkt aus, sein Hauptbestreben ist zu zeigen, „daß die Trennung Nizzas vom Königreich Italien in seiner Weltzeit die kleine Thatsache gewesen, welche die große Thatsache der italienischen Einheit hervorgebracht hat". Daher war „die Abtretung Nizzas (und Savoyens) ebenso sehr im italienischen wie im französischen Interesse". Italien hat Unrecht gehabt, sich von der französischen Allianz abzuwenden, um „die zweifelhafte Ehre der preußischen Allianz" zu suchen. Alle Beschwerden, die man in Italien gegen Frankreich wegen seiner politischen Haltung in den Jahren 1860 und 1861 erhoben hat, sind „unbegründet". Bei der Durchführung seiner Thesen schießt der Verfasser aber nicht selten über sein Ziel hinaus. Er führt Cavour's Zeugniß auf, der nothgedrungen vor dem Parlament die Abtretung Nizzas, als einer „nicht italienischen Stadt" vertheidigen mußte. Aber er vergißt, daß derselbe Cavour in Plombières dem Kaiser Napoleon gesagt hatte: „Was Nizza betrifft, ja steht es damit anders als mit Savoyen), denn die Bewohner von Nizza gehören ihrer Herkunft, ihrer Sprache und ihren Gewohnheiten nach mehr zu Piemont als zu Frankreich". Auch übersieht er, daß Napoleon im März 1866 selbst zur Annahme jenes Vertrages gerathen hat, der die Allianz zwischen Preußen und Italien begründete. Er rühmt Garibaldi, weil er 1870 „in der Stunde des Kampfes zwischen der lateinischen und germanischen Rasse", obwohl „der Italienischste aller Italiener", doch „durch kein Wort, durch keinen Gedanken" seine Wünsche der Wiedererwerbung Nizzas verrathen habe. Aber er braucht nur einen Blick in den Artikel der „Deutschen Rundschau" Band 40 S. 97—107 zu werfen, um sich, soweit es sich um die Zeit vor Sedan handelt, vom Gegentheil zu überzeugen.

Uebrigens soll nicht geleugnet werden, daß dies Büchlein auf guter Kenntniß der gedruckten französischen und italienischen Litteratur beruht. Auch haben dem Verfasser manche Aktenstücke aus Privatsammlungen zur Verfügung gestanden. Beachtenswerth ist z. B. ein Brief von Thiers (S. 15), aus dem hervorgeht, wie sehr dieser sich bemühte, der italienischen Politik des Kaisers eine dem Nationalitätsprinzip entgegengesetzte Wendung zu geben.

A. St.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 52. Berlin, den 26. September 1896. 13. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1896 unter Nr. 4809 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. September abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Was seit längerer Zeit von liberaler Seite warnend vorausgesagt wurde, ist nunmehr eingetroffen; die russische Regierung hat ein Cirkular für ihre Zollbehörden erlassen, durch welches eine Verschiebung in der Klassifizirung einer Reihe von Artikeln herbeigeführt und auf diese Weise für einige Waarengattungen der Zoll heraufgesetzt wird. Die Industrien, welche vor Allem durch diese Zollheraufsetzungen geschädigt werden, umfassen die Fabrikation von porzellanähnlichen Knöpfen und von Taschenwaaren aus Saffian, Semisch und Glacéleder.

Man kann sagen, daß die russische Regierung, die sich zeitweilig sehr entgegenkommend bei der Handhabung der Grenzzölle gegen Deutschland erwiesen hatte, durch ihre jetzige Maßregel einen ersten Warnungsschuß abgibt. Die Treibereien unserer Agrarier beunruhigen, wie man weiß, seit langem in Rußland und nicht nur dort, sondern auch in den Vereinigten Staaten. Daß man dieser Hetze des Bundes der Landwirthe gegen die bestehende Handelspolitik im Auslande eine ernste Bedeutung beilegt und daß man unsere deutsche Regierung warnen will, sich in die agrarischen Bahnen nicht drängen zu lassen, um dies zu zeigen, scheint die russische Regierung ihr neuestes Zollcirkular erlassen zu haben. Sie hat sich gedrungen gefühlt, durch die That zu beweisen, daß auch sie Repressalien zu ergreifen in der Lage ist.

Wir sind also im Begriff, in einen Zustand hineinzusteuern, bei dem durch gegenseitiges Chikaniren der auf Grund der bestehenden Vereinbarungen vorhandene friedliche und der Industrie segensvolle Zustand durchbrochen wird. Das ist ein Hinübergleiten zum latenten Zollkrieg.

Statt einer legalen und entgegenkommenden Handhabung der Zollbestimmungen an der Grenze tritt dann das Bestreben, die Vereinbarungen darauf hin zu untersuchen, wie sie gedreht und gedeutet werden können, um dem anderen Lande einen wirthschaftlichen Schaden zuzufügen. Statt daß aus den internationalen wirthschaftlichen Vereinbarungen der größte erreichbare Nutzen für den Waarenverkehr von Volk zu Volk gezogen werden soll, wird der Versuch gemacht, diesen Nutzen auf das geringste Maß herabzudrücken, und da alle Verträge deutungsfähig sind, so kann böser Wille auf diesem Gebiete hinreichend große wirthschaftliche Verwüstungen anrichten.

Ob Deutschland, ob Rußland bei solchem wirthschaftlichen „Krieg im Frieden“ mehr zu verlieren hätte, das zu untersuchen, versagen wir uns; denn nothwendig ist es, daß eine solche Kraftprobe, die dem Geiste der geschlossenen Verträge so vollkommen widerspricht, überhaupt verhindert wird, und das ist mit Leichtigkeit möglich, wenn unsere Regierung den Beweis erbringt, daß sie vertragstreu nicht auf bündlerische Weise zu sein gedenkt, sondern daß sie gewillt ist, streng loyal die bestehenden Vereinbarungen zu handhaben.

Die hygienischen Maßregeln gegen Rußland und auch gegen die Vereinigten Staaten, denn auch ihnen gegenüber wird die Lage voraussichtlich in gegebener Zeit akut werden, müssen vorurtheilslos von unserer Seite auf ihre Nothwendigkeit untersucht werden; was erforderlich ist.

um die Einschleppung von Viehseuchen zu verhindern, muß aufrecht erhalten bleiben; das Ueberflüssige soll man fallen lassen, und wenn so das Terrain geklärt ist, dann wird es ohne Schwierigkeit möglich sein, erneut zu einer loyalen Verständigung mit Rußland zu gelangen und den Uebergang von Mißtrauen zu feindseligen Maßregeln bei den Vereinigten Staaten überhaupt zu verhindern.

Die öffentliche Meinung wird aber, damit dieses Ziel erreicht werde, mit allem Nachdruck auf unsere Reichsregierung zu drücken haben. Die Regierung muß die Ueberzeugung gewinnen, daß das deutsche Volk nicht geneigt ist, sich durch eine kurzsichtige Großgrundbesitzerklique den Nutzen des heute international vorhandenen wirthschaftlichen Friedenszustandes verkümmern zu lassen. Kurzsichtig wie stets, sind aber selbst von ihrem Standpunkt aus die Großgrundbesitzer, denn Rußland und die Vereinigten Staaten können gerade auch diese Kreise durch Gegenmaßregeln sehr empfindlich schädigen. Das Zarenreich träfe unseren östlichen Grundbesitz vor Allem durch Sperrung der Grenze für die bei uns so unentbehrliche russische ländliche Arbeiterbevölkerung, und die Vereinigten Staaten könnten mit einem Schlag gegen unsern Zuckerimport antworten. Um solche Möglichkeiten in Betracht zu ziehen, dazu reicht freilich die Einsicht der Führer des Bundes der Landwirthe nicht aus. Der Egoismus dieser Elemente ist noch gar nicht ihre schlimmste Eigenschaft; noch schlimmer ist ihre Beschränktheit, die es fertig bringt, in blinder Jagd nach Vortheilen für die Landwirthschaft, Handel und Industrie und die Landwirthschaft selbst zu schädigen.

Nach einer Richtung hoffen wir übrigens, daß dieser jetzige unerfreuliche Zwischenfall die politische Klärung weiter fördern wird. Heute ist es der latente Zollkrieg mit allen seinen schädlichen Wirkungen für unsere gesammte Exportindustrie, auf den der Bund der Landwirthe und die Junker mit aller Gewalt hindrängen; das ist ein Vorspiel zu dem, was zu erwarten ist, wenn die Entscheidung über die Erneuerung der Handelsverträge einen künftigen Reichstag beschäftigen wird. Wie kann man unter diesen Umständen noch davon sprechen, daß die Industrie der Politik des Bundes der Landwirthe nicht feindlich entgegen treten dürfe. Mit der Absicht, die Handelsverträge zu untergraben und später gänzlich zu zerreißen, hat der Bund der Landwirthe zwischen seinen agrarischen Bestrebungen und der deutschen Industrie eine tiefe und gar nicht zu überbrückende Kluft aufgerissen.

Gegen die *Zwangsorganisation des Handwerks*, wie sie der aus der Hinterlassenschaft des Ministers von Berlepsch seinem Nachfolger überkommene Gesetzentwurf vorsieht, bricht jetzt allmählich der Sturm los Die Zünftler selbst waren zum Theil unangenehm überrascht, als sie die meisten der von ihnen seit langem vertretenen Ideen nun plötzlich vor sich sahen, in einem Gesetzentwurf verkörpert, der sich wie eine enge, jede freie Bewegung hemmende Zwangsjacke um den Körper des Handwerks legt und verlockend gewiß nicht ist. Wäre man nicht durch die Vergangenheit gebunden, so würde die Enttäuschung auch in diesen Kreisen sich zweifellos lauter geltend machen. Laut genug aber lassen sich glücklicherweise jene Interessenkreise vernehmen, die Innungsschwärmer nie gewesen sind.

Eine ganze Reihe Organisationen dieser Art hat sich jetzt schon hören lassen; vor Allem der Verbandstag württembergischer Gewerbevereine, dann aber auch der Verbandstag der Deutschen Gewerbevereine, die nach einander in Stuttgart getagt haben, und von denen der zuletzt genannte Verband eine Macht von 505 Vereinen mit rund 77 000 Mitgliedern darstellt.

Aus Württemberg, woher man seit längerer Zeit so viel politisch Erfreuliches hören kann, tönten auch diesmal kräftige und gewichtige Worte gegen den Berlepschen Plan; als „unannehmbar" wurde er bezeichnet, als ein Versuch, „das deutsche Gewerksleben wieder zurückzuschrauben zu jenem jämmerlichen Zustand, wie er im Anfang des Jahrhunderts bestand". Einen gleichen Standpunkt nahmen auch Versammlungen ein in Baden und in Nassau, und die Konferenz sächsischer Handelskammersekretäre, die in Dresden zur Berathung dieser Frage tagte.

Wir hoffen, daß unter diesen Umständen der Bundesrath das letzte Geschenk des Herrn von Berlepsch nicht an den Reichstag weiter befördern wird, damit die Gefahr gar nicht entstehen kann, daß die deutsche Volksvertretung, die sich von der zünftlerischen wie von der agrarischen Bewegung leider viel zu sehr hat imponiren lassen, aus matter Willfährigkeit auch diesem unglücklichen Gesetzentwurf zustimmt, wie man aus gleicher Geistesdisposition dem Verbot des Börsenterminhandels eine Majorität verschafft hat.

Charles A. Culberson, Gouverneur von Texas in den Vereinigten Staaten, hat sich an den *Fürsten Bismarck* gewendet und ihm eine Reihe von wohl rubrizirten Fragen über die Währungspolitik zur „Belehrung" der Amerikaner und Deutsch Amerikaner vorgelegt. Fürst Bismarck, der einmal von sich hervorgehoben hat, daß er ein höflicher Mann sei, hat dies von Neuem durch höfliche Beantwortung des Schreibens, doch freilich nicht der Fragen, erhärtet Statt die Fragen direkt zu beantworten, drückt er seine Sympathie aus, nicht für die Doppelwährung, sondern für die Herbeiführung eines „Einverständnisses der am Weltverkehr vorzugsweise betheiligten Staaten in der Richtung der Doppelwährung". Und was die Vereinigten Staaten anbelangt, so mögen sie, wenn sie es „mit ihren Interessen vereinbar finden", einen Schritt wiederum in der „Richtung" der Doppelwährung thun.

Fürst Bismarck, der höfliche Mann, ist auch ein Diplomat. Er kokettirt, wie immer, aus Rücksicht auf die Agrarier, in der „*Richtung*" der Doppelwährung, ohne sich für diese selbst zu engagiren.

Der *Kaiser von Rußland* weilt jetzt in England, und es gibt englische Blätter, die große politische Erwartungen an diesen Besuch knüpfen. Schwerlich werden diese Hoffnungen in Erfüllung gehen; der vorsichtigen und zurückhaltenden Natur des Zaren, für die immer neue Beweise geliefert werden, wäre es weit entsprechender, daß er allen bedeutungsvollen Entscheidungen ausweicht, vor Allem auch darum, weil ihm ein Rathgeber in einer verantwortlichen leitenden Stellung für die auswärtige Politik seit dem Tode des Fürsten Lobanoff nicht zur Verfügung steht.

Der internationale *Friedenskongreß*, der diesmal in Pest tagte, hat nach zum Theil stürmischen Berathungen und nach manchen Zwischenfällen, die man lieber hinweg gewünscht hätte, zwei Beschlüsse gefaßt, die Beifall verdienen. Es wurde ein Antrag einstimmig angenommen: Lehrer und Pädagogen für die Friedensidee zu gewinnen und zu verhüten, daß die Kinder in chauvinistischem Geiste erzogen werden, und ferner ein zweiter Antrag, die Schulbücher nach dieser Hinsicht zu prüfen.

Das ist ein erfreulicher Beschluß; und das Ziel, das hier aufgesteckt wird, ist, so schwer ihm näher zu kommen, doch ein greifbares.

Eine gewisse Bedeutung kann es auch haben, daß dem Centralbureau in Bern die Vollmacht ertheilt wurde, die Friedensfreunde in Fällen dringender Kriegsgefahr zu alarmiren. Das kriegerische Wort „alarmiren" nimmt sich seltsam genug aus, und es wird sich auch weniger darum handeln, die Friedensfreunde selbst zu „allarmiren", als die gesammte öffentliche Meinung auf hereinbrechende Gefahren bei Zeiten aufmerksam zu machen. Insofern fällt die Aufgabe des Berner Büreaus mit der Aufgabe der Presse zusammen, und es bleibt verwunderlich, daß auf den Friedenskongressen nicht in höherem Grade es als Ziel verfolgt wird, unmittelbaren Einfluß auf die Preßorgane der verschiedenen Länder zu erringen. Die Presse ist heute vor allem das Instrument, durch das die nationalen Leidenschaften entfacht werden, und eine Presse, die sich dem Chauvinismus rückhaltlos entgegenstellt, ist heute eine der stärksten Schutzwehren für den Frieden unter den Völkern.

Augenblicklich hat in Pest das Wort die *interparlamentarische Friedenskonferenz*; von ihren Berathungen wird man realere Ergebnisse erwarten dürfen.

Frankreich und Rußland.

Trotz Breslau und Wien, trotz Dänemark und England, Paris bleibt doch, je nachdem man es auffassen will, das Mekka oder das Bayreuth der Zarenreise. Nicht nur für die Franzosen, sondern auch für das übrige Europa, für die Russen und höchst wahrscheinlich auch für den Zaren selbst. Da allein soll sich, nach der Vorstellung der hohen Herrschaften und des verehrten Publikums, manches Räthsel lösen oder auch knüpfen; da allein treffen die beiden entgegengesetzten Pole, Selbstherrscherschaft und Demokratie hoch aufblitzend auf einander, da allein wird die „Volksseele" (ein Wort, welches ich bei dieser Gelegenheit den Parisern abtreten möchte) ihr volles Antheil an Inhalt und Form des Liebes- und Freudenfestes haben. Alles andere erscheint nur wie ein Beiwerk oder ein Vorwand, zu dem man sich entschließen mußte, um das Ganze nicht gar so einseitig wirken zu lassen. Einen Augenblick sah es aus, als ob die Pariser sich von der Blässe des Gedankens — nihil nimis — wollten abkühlen lassen und der Furcht, sie möchten komisch werden, einigen Raum gestatten. Aber, so wird gemeldet, die Berichte von der kühlen Temperatur, die über dem Gastmahl zu Breslau geschwebt habe, die tiefgehenden Kommentare darüber, ob die Worte dabei gelautet hätten: Bewahret oder verwahret das Feuer und das Licht, haben die mühsam herabgeschraubte Flamme der Begeisterung alsbald von Neuem zu ihrer natürlichen Gluth entfacht. Kein Zweifel! Wenn nur das Wetterglück sich nicht boshaft dazwischen legt, wird es ein Jubel werden, desgleichen alle Herrlichkeiten des Theatrum mundi in unseren Tagen noch nicht aufzuweisen hatten.

Was es für den Ernst des Völkerlebens bedeutet, braucht man im Ernst nicht zu fragen. Wenn die meisten Heirathen so glücklich abliefen wie die meisten Hochzeiten, wäre die Welt zu schön. Die Feiern sind erschaffen, um die gemeine Wirklichkeit zu korrigiren, und deswegen sind sie berufen, mit möglichst wenig Nachdenken genossen zu werden.

Ein paar Jährchen nachdem der französische Imperator die Braut aus der Habsburgischen Hofburg unter Entfaltung allen heraldischen Pomps in die Tuilerien geführt hatte, stand er im Kampf auf Leben und Tod mit ihrem Vaterhause. Ein paar Jährchen, nachdem König Wilhelm der umschmeichelte Gast in Compiegne gewesen, sah er den tief gedemüthigten Gastgeber bei Sedan zu seinen Füßen. Und wer sich des Befreiungs- und Dankesrausches entsinnt, unter dessen Fahnen, Blumen und Umarmungen die französische Armee am 6. Juni 1859 nach der Schlacht von Magenta in Mailand einzog, wird nicht minder der Gefahr entgehen, den Bundesliedern ewiger Lieb und Treu ein allzugläubiges Ohr zu leihen.

Aber eben weil es in dieser schlechten Welt des Wechsels und der Vergänglichkeit der Dinge nichts ewig Bleibendes gibt, darum hat auch das Flüchtige seinen Werth, und es zu gering zu schätzen, wäre ebenso falsch, wie es über seinen Werth zu veranschlagen. Diese dritte Inscenirung des französisch-russischen Herzensbundes, — nach Kronstadt Toulon, nach Toulon Paris, und nach den Flotten der Zar und seine Familie in Person, es ist doch auch nichts Gleichgültiges, nichts Bedeutungsloses; wer sich nur darüber lustig machen wollte, würde gerade so unwahr sein, wie die tanzenden Preßderwische in Paris, die sich vor inbrünstiger Anbetung des Kaisers aller Reußen und seiner hundert Millionen Unterthanen überschlagen. Richtig ist doch, daß dies Rußland, dessen gewaltigem Autokraten vor vierzig Jahren die Verzweiflung über seine Niederlage den Tod brachte, heute als die über die Geschicke der Völker Europas gebietende Macht gefürchtet und umschmeichelt dasteht. Das Wettkriechen ist da, ob Fürst Bismarck es abwies oder nicht. Und ob Fürst Bismarck's Politik dazu beigetragen hat oder nicht, wird man in Deutschland erst fragen dürfen, wenn es nicht mehr für eine Blasphemie gelten wird, zu fragen, ob auch dieser größte Meister der Diplomatie sich nicht irrte, als er die Rolle des ehrlichen Maklers übernahm und den Dreibund stiftete; ob es wohlgethan war, als er im weiteren Verlauf derselben Aktion Rußland den Finanzkrieg auf Leben und Tod ankündigte und es der französischen Geldmacht in die Arme trieb. Allerdings darf man nicht vergessen, daß der erste und ausschlaggebende Wendepunkt im deutsch-französischen Kriege lag, daß Rußlands Wiedergeburt aus dem Grabe der französischen Waffen emporstieg, daß schon in Versailles 1870 der Pariser Friedensvertrag von 1856 zerrissen ward.

Alles was seit jenen Schicksalstagen geschah, ist mehr oder weniger die eingeborene logische Konsequenz jener ersten großen Entscheidung. Bis zum russisch-türkischen Krieg war es der deutschen Staatsweisheit gelungen, sich auf derselben klugen Linie zu halten, die sie damals einschlug, als sie Rußland seinen Antheil an der neuen Konstellation durch die Wiedereröffnung des Schwarzen Meeres verschaffte. Der Umschlag datirt von 1875, und seitdem hat Frankreichs Liebeswerben — ob von deutschen Fehlgriffen begünstigt oder nicht (der alte Kaiser Wilhelm war bekanntlich hier nicht immer mit seinem Kanzler einverstanden) — sich mit unleugbarem Erfolg bemüht, Rußlands Sinn und Interesse auf seine Seite zu ziehen. Man hat gut sich darüber lustig machen, daß die demokratischen Republikaner, daß die Kommunisten des Pariser Stadtraths dem obersten Zwingherrn der sibirischen Verließe Hymnen singen und Kränze winden; daß sie die einst so heiß geliebten polnischen Brüder vergessen haben; daß selbst die Alliance israélite vor den Leiden ihrer verfolgten Glaubensgenossen die Augen verschließen und sich in diplomatisches Schweigen hüllen muß. Die guten Leute sind sich alles dessen wohl bewußt, aber die Republik und die Republikaner sagen sich mit ihrem einstigen biederen, schlauen Bearner König: „die Nothwendigkeit, welche das oberste Gesetz der Zeiten ist, verlangt vom Herrschenden, daß er bald der einen Ansicht huldige bald der anderen." Auf alle Widersprüche oder Uebertreibungen, die man ihnen vorhält, antworten sie: Frankreich, Frankreich über Alles! Und wenn der patriotische Historiker und Prophete Jules Michelet noch lebte, er würde ohne Zweifel mitthun, wie die Anderen, obgleich er in den ersten Tagen des Jahres 1871 aus der Schweiz eine Flugschrift entsandte unter dem Titel „La France devant l'Europe" um seine Warnungsstimme dagegen zu erheben, daß Deutschland durch seine Siege über Frankreich nur der moskowitischen Invasion den Weg aufgeschlossen habe. Da heißt es unter anderen: „Das Angesicht des Herrn von Bismarck sah mir aus, wie das eines russischen Generals. Ich habe mich nicht getäuscht .... Seine blutige Diktatur dezimirt heute Deutschland und wird ihn morgen vor die Kanonen Rußlands spannen (jumentum insipiens)"; und dies weiter ausführend, zeigt Michelet, wie der Zar, nach Metz und Sedan triumphirend, darauf sinnt, seine Heeresmacht zu verdoppeln und einen gewaltigen Ruf an die Barbarenmassen seines Reiches ergehen zu lassen: „L'ours blanc, d'un grand coup de gueule, obtient l'effroyable écho d'un hurlement général, sorti de cette mer humaine". Recht hat er ja allerdings behalten, nur mit dem Zusatz, daß Deutschland den weißen Bären aufgeweckt hat, Frankreich aber der Bärenführer geworden ist.

Aber wenn unter ähnlichen Umständen vielleicht auch eine andere Nation zu ähnlicher Umkehr im eigenen Denken und Fühlen käme, so haben doch die Franzosen durch ihr glückliches, zur Lebensverschönerung angelegtes Naturell noch ganz besonders die Gabe, sich in das, was ihrer Eigenliebe wohlthut, hineinzuräsonniren. Das kaum übersetzbare Wort Amour-propre ist nicht umsonst ihrem Sprachschatz angehörig, und einer ihrer ersten praktischen Philosophen hat sein ganzes System darauf gegründet. Wenn zu ihrer Auslegung von Recht und Unrecht im Konflikt mit Deutschland noch etwas fehlte, so hat es ihnen Fürst Bismarck geliefert, indem er, nach seinem Rücktritt, dem Interviewer in Friedrichsruh seine Darstellung über die Verbreitung der Emser Depesche zum Besten gab. Diese Version von der

„gefälschten Depesche" ist seit jener Mittheilung der Angelpunkt für die französische Auffassung der ganzen Kriegsentstehung geworden und hat dazu geführt, daß auch ganz Unbefangene überzeugt sind, Napoleon III. sei durch eine schlau angelegte Intrigue in einen Hinterhalt gelockt und, um ihn aus demselben nicht mehr entschlüpfen zu lassen, sei zu guterletzt mit teuflischer Berechnung jene „Fälschung" vorgenommen worden. So stehe denn fest, daß Deutschland in Wahrheit der angreifende Theil gewesen sei.

II.

Der Moment, da die Augen der Welt nach Paris gerichtet sind, um das sich vorbereitende Schauspiel mit Reflexionen zu begleiten, scheint nicht ungeeignet, auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches sich in sehr interessanter Weise mit diesem Stoff beschäftigt. Offenbar angeregt durch die zweifache, doch in sich zusammenhängende Geistesbewegung, welcher zugleich das russische Bündniß und die Wiederbelebung der Napoleonischen Epopoe entsprang, hat der Verfasser sich zur Aufgabe gestellt, die diplomatische Geschichte der vielgestaltigen Wechselbeziehungen zwischen dem ersten Napoleon und dem Kaiser Alexander I., mit sorgfältigem Quellenstudium und im Dienste der neuen Konstellation zu ergründen und aufzuzeichnen. Der erste Band dieses Werkes*) ist zwar schon vor fünf Jahren erschienen, aber seit jener Zeit sind nach zwei andere gefolgt; der erste hat bereits die vierte Auflage erlebt; die französische Akademie hat dem Werk zweimal nach einander den höchsten Preis, den sie ertheilt, den sogenannten Prix Gobert (20 000 Franken) zugewendet, und es erfreut sich in Frankreich eines großen, ernten Erfolges. Auffallender Weise hat es bis jetzt in Deutschland nicht die Aufmerksamkeit gefunden, welche unsere gebildete Lesewelt derartigen Erzeugnissen der französischen Litteratur zu widmen pflegt. Und doch kann man es mit gutem Gewissen empfehlen, wenn man auch seine Anschauung und Tendenz durchaus nicht theilt. Es ist vortrefflich und lebendig geschrieben. Der Verfasser hat eine Reihe neuer Aktenstücke beigebracht, die meisten aus französischen Archiven, andere aus russischen, auch aus privaten ihm zugänglich gemachten Quellen; er hat den Einblick in die Eigenthümlichkeit, wie den Bestand der Geheimnisse der Kabinetspolitik der beiden Kaiser wesentlich bereichert. Wie schon aus dem Gesagten hervorgeht, steht er auf einem sehr ausgesprochenen nationalen Standpunkt. Doch verfällt er nie gegenüber anderen Völkern in den Ton der Diatribe, mit welchem Heinrich von Treitschke seine Feuerbrände gegen Feind und allerdings auch Freund schleudert. Vandal ist nicht eigentlich Bonapartist, eher könnte man ihn einen Legitimisten nennen. So groß seine Verehrung für das napoleonische Genie, so sehr er dessen Geist und Ziel zu veredlen bemüht ist, am meisten beklagt er doch an Frankreichs Geschick, daß es den unersetzlichen Besitz seiner angestammten Monarchie eingebüßt habe.

Ich stelle mir heute nicht die Aufgabe, über den Inhalt dieser drei stattlichen Bände näher zu berichten. Den interessantesten Beitrag zur Physiognomie der Tagesgeschichte liefert die vom Verfasser zum ersten Bande und bereits im Jahre 1890 geschriebene Vorrede. Eine kleine Blumenlese aus dieser möge ein Bild zusammenstellen, zu welchem ein Kommentar nicht erforderlich ist. Gleich der erste Satz springt mit gleichen Füßen in den zu beweisenden Satz hinein:

„Während der ganzen Dauer seiner Regierung verfolgte Napoleon nur den einzigen Zweck: durch einen ernsten Frieden mit England die Festigkeit seiner Schöpfung, die Größe Frankreichs und die Ruhe der Welt sicher zu stellen. Um diesen Zweck zu erreichen, war das hauptsächlich von ihm angewandte Mittel in der entscheidenden Epoche seiner Laufbahn, eine Allianz mit Alexander I., Kaiser von Rußland. Wenn der zu Tilsit gemachte Versuch einer Vereinbarung sich konsolidirt und weiter entwickelt hätte, so wäre England wahrscheinlich überwältigt worden, Frankreich und Europa hätten definitiv eine neue Gestalt angenommen. Der Bruch mit Rußland hauchte der im Verenden begriffenen Koalition neues Leben ein, riß Napoleon zu tödtlichen Unternehmungen fort und brachte das Verderben über ihn."

Wie das alles gekommen zwischen Tilsit und Moskau, will der Verfasser erzählen. Er greift zurück auf die früheren Perioden, zeigt, wie Frankreich durch seine Handelspolitik in der Levante zu Rußland in Gegensatz kommen mußte, obgleich sonst bei ihrer weiten räumlichen Trennung zu Reibungen kein Anlaß gegeben war. Dann ward Katharina die Feindin der Revolution. Zum ersten Male tauchte eine persönliche Sympathie auf zwischen dem ersten Konsul und Kaiser Paul, nach dessen kurzem Regiment Alexander wieder die Feindseligkeit gegen den französischen Usurpator aufnahm. In Frankreich war wenig Stimmung für ein russisches Bündniß; die meisten Politiker spekulirten auf eine Koalition mit Preußen. Talleyrand wollte die Taktik der letzten Bourbonen erneuern und Napoleon zu Oesterreich führen. Aber die Lage der Dinge erlaubte das nicht. Englands Feindschaft gestattete ihm nicht, eine Friedenspolitik zu verfolgen. „Um England den Frieden abzunöthigen und ihn der Welt zu geben", (!) konnte Napoleon weder Preußen noch Oesterreich gebrauchen. Hier konnte nur Rußland eintreten. Wiederholt kam es ja, daß Rußland und Frankreich sich erst mit den Waffen gegenüber gestanden haben mußten, um sich gegenseitig achten zu lernen. Bei Eylau eroberte Napoleon die russische Allianz auf der Spitze seines Degens.

In Napoleon und Alexander scheinen dem Verfasser die entgegengesetzten Elemente vereinigt, welche der Welt eine neue feste Gestalt geben konnten. Hier folgt eine beredte, farbenreiche Apotheose von Tilsit. Doch das Verhängniß gestattet nicht, die Frucht dieser Saat zu ernten. Napoleon darf sich nicht zu rückhaltlos Rußland anvertrauen. Die Türkei, Polen fallen als Gegengewicht in die Wagschale. Verhängnißvoll wird der unglückliche Uebergriff nach Spanien. Und immer steht das unversöhnliche England hinter jedem Gegner. Es ist nicht Napoleons rastloser Ehrgeiz, der ihn von einem Feldzug zum andern fortreißt; die unerbittliche Nothwendigkeit zwingt ihn dazu. „Nur die einzelnen untrennbaren Theile eines einzigen Krieges sind es, an dessen Ende Frankreich zu Europas Füßen niedersinkt, nachdem es dasselbe mit seinem Geiste durchdrungen und umgewandelt hatte. Dann unterlag Frankreich, und die französische Idee war besiegt."

Vergeblich waren alle Anstrengungen Napoleons, Rußland an seiner Seite festzuhalten. Daß man ihm die Hand einer russischen Großfürstin verweigerte, zwang ihn, die österreichische Erzherzogin zu wählen. Daß es schließlich wieder zum Krieg kam, war mindestens ebenso sehr Alexanders als Napoleons Wille. Sie hatten einst geglaubt, die Welt zwischen sich theilen zu können, es sei Raum genug für beide da. So hatte einst Napoleon zu Alexander gesprochen. Das war der Irrthum. Der Geist der Eroberungen, einmal entfesselt, mußte Zusammenstöße herbeiführen, so weit man auch die Zielpunkte auseinanderlegte.

Hier sei der Schlußsatz dieser Betrachtung wörtlich angeführt:

„Wenn das System der beiderseitigen Eroberungen, welches Napoleon dem Kaiser Alexander suggerirte, dem französischen Kaiser durch die Umstände aufgenöthigt wurde, so haben die Resultate es nichts destoweniger verurtheilt. Eine mehr normale Zukunft, und eine fruchtbarere, scheint sich heute den Geschicken der beiden Völker zu bieten, wie der Parallelismus und die Begegnung der Sympathien sie mit einander verbunden haben. Indem sie sich zu einer Politik der Weisheit und kluger Festigkeit vereinigt haben, können sie die Unabhängigkeit des Kontinents sicher stellen, nachdem sie vergeblich gesucht haben, sich in deren Herrschaft zu theilen, und es scheint diesen beiden Polen Europas vorbehalten, einen moderirenden Einfluß auf dasselbe auszuüben, dessen verschiedene Elemente in einem ge-

*) Napoléon et Alexandre I. L'alliance Russe sous le Premier Empire par Albert Vandal. Paris. Librairie Plon.

rechten Gleichgewicht zu erhalten oder es wieder in ein solches zu versetzen."

Man sieht, von Revanche ist hier nicht die Rede bis auf ein Wörtchen, bei dem man allerdings sagen könnte: in cauda venenum. Was bedeutet: replacer les éléments divers dans un juste équilibre? Zur Vervollständigung dieser Einleitung gehört ihrer Natur nach die „Konklusion", mit welcher der Verfasser seinen neuesten dritten und letzten Band schließt. Sie lautet in der Quintessenz wie folgt:

Napoleons und Alexanders maßlose Pläne haben nur dazu geführt, England groß zu machen, d. h. Rußland bedrohliche Gegnerschaften zu bereiten, ohne ihm irgendwie zur Erreichung seiner politischen Ziele zu helfen. Nach verschiedenen Annäherungsversuchen und Irrungen ist endlich die Solidarität beider Länder zum Durchbruch gekommen, sowohl für das nationale Bewußtsein als in einem Aufschwung der Liebe, der zu einem Pakt der Völker wird, nachdem der Versuch zwischen den beiden Herrschern 1807 und 1808 sich als vergänglich erwiesen. In dem neuen Einverständniß erblickt ein Beobachter, welcher nicht dem Ansturm seiner Gefühle folgt, sondern mitten im Geschrei der Menge sein kaltes Blut behält, ein unermeßliches Heil für die beiden Vaterländer und zugleich ein Opfer; eine Bürgschaft der Sicherheit und Würde; auch die „Vertagung" überlieferter Projekte des Ehrgeizes und unzerstörbarer Hoffnungen (indestructibles espérances); ein gemeinsames Opfer dargebracht dem Frieden und der Menschheit. Die Allianz könnte sich zum Wahlspruch nehmen: Je maintiendrai. „Nachdem sie das, von jetzt an erneuerte und vereinfachte, Gleichgewicht Europas wiederhergestellt, hält sie den bestehenden Zustand aufrecht, ohne seine Gefahren und seine Mängel zu verkennen, sie hält die bewahrten oder eingenommenen Stellungsnahmen aufrecht, ja sogar die Ungerechtigkeiten der Vergangenheit (Polen?) um größere zu verhüten. Konservatio und defensio wird sie nur in Aktion treten, um ehrgeizige Friedensstörungen zu zügeln, das Gleichgewicht der Kräfte zu sichern und an Stelle jedes Eroberungsgelüstes billige Vertheilung des Einflusses zu setzen. Dies ist ihr Daseinsgrund, ihre Größe und ihre Grenze."

Damit schließt das Werk, und damit mögen auch diese Betrachtungen ihren Schluß finden. Nur eines möchte ich unseren, nach allen Seiten hin ausschlagenden deutschen Chauvinisten unter die Augen rücken: der Grundgedanke, unter dessen Zeichen die Verherrlichung der russisch-französischen Verbrüderung hier erscheint, ist der Antagonismus gegen England in seiner Untrennbarkeit vom Antagonismus gegen Preußen, d. h. Deutschland.

Interlaken, Ende September.

L. Bamberger.

Der amerikanische Präsidentschaftswahlkampf.

II.

Chicago, 10. September 1896.

Carl Schurz und William J. Bryan, — welch interessanter Gegensatz! Schon im Aeußeren. Schurz ist schlank, blond, vollbärtig; Bryan untersetzt, schwarz, glatt rasirt. Die germanische Abstammung des Einen, das keltische Blut des Anderen sind unverkennbar. Sodann der Unterschied der Jahre — Schurz ist fast dreißig Jahre älter als Bryan — und den Unterschied der Vergangenheit. Bryan, der geborene Amerikaner, hat für sein Land bisher nichts gethan, was zu erwähnen der Mühe lohnte; Schurz, der als Jüngling von Deutschland aus in die Vereinigten Staaten Eingewanderte, hat als General im Sezessionskriege, als Gesandter, als Minister des Innern, als Senator im Kongreß, als Redner und Schriftsteller seinem Adoptivvaterlande die werthvollsten Dienste geleistet. Endlich die Verschiedenheit in der Auffassung des ganzen politischen Lebens und der Behandlung politischer Streitfragen. Schurz sucht hinter den äußeren Erscheinungen des Tages mit philosophischem Geiste nach der Idee, und da er zu der moralischen und intellektuellen Gesundheit des amerikanischen Volkes ein unbegrenztes Zutrauen hat, so bleibt er unter den verworrensten Verhältnissen der zuversichtliche Optimist, der an die Zukunft der Union und an den Segen demokratischer Freiheit unerschütterlich glaubt. Auch Bryan ist Optimist, aber sein Optimismus ist nicht das Resultat philosophischen Nachdenkens, sondern das Resultat sanguinischen Temperaments. Die öffentlichen Mängel, die Schurz klar erkennt, aber für abstellbar hält, kommen ihm nur dunkel zum Bewußtsein. Die ungeheuren Gefahren der free coinage-Bewegung, die Schurz als guten Patrioten aus dem behaglichen Studirzimmer am Lake George auf den Stump gerufen haben, sind Bryan, dem volkswirthschaftlichen Abc-Schützen, niemals deutlich zum Bewußtsein gekommen. Er ist durchaus nur Deklamator, der mit seiner sonoren Stimme, dem feurigen Auge und der ganzen sympathischen Persönlichkeit, seinem Humor, seiner commonplace-Beredsamkeit immerhin ein gefährlicher politischer Rattenfänger ist, während Schurz ein Redner ersten Ranges nach Inhalt und Form seiner Reden genannt werden muß.

Ich hatte Gelegenheit, beide Männer hinter einander hier in Chicago zu hören: Schurz in der Central Music Hall, einem vornehmen akustisch vollkommenen Raume, der es dem Redner ermöglichte, seinen etwa 2000 Zuhörern auch die feinsten rednerischen Pointen zum Verständniß zu bringen; — Bryan in einem ziemlich wüsten Schützengarten vor der Stadt, in einer open air Versammlung, bei der sich vor dem Musikpavillon, von dem aus der Redner sprach, eine Kopf an Kopf gedrängte Menge von mindestens 20000 zumeist den arbeitenden Klassen zuzurechnender Männer, Frauen und Kinder aufgepflanzt hatte.

Schurz war umgeben von der Elite der Chicagoer Bürgerschaft, und er sprach zu einer andächtigen Versammlung, die fast durchweg den wohlhabenderen Schichten der Bevölkerung angehörte. Er ging unbarmherzig mit den Silberschwindlern ins Gericht, zerpflückte jedes Argument der Gegner, kritisirte Bryan's Reden mit beißender Ironie und betonte endlich die moralische Seite der Frage, das Entwürdigende einer Repudiation der Schulden, den nationalen Ehrenpunkt mit einer Kraft und Wärme, daß die Hörer wie in Extase aufsprangen, die Taschentücher und die Damen ihre Blumenbouquets schwenkten, und ein Sturm der Begeisterung durch das Haus fuhr.

Auch Bryan fehlte es nicht an begeisterter Zustimmung. Das Schauspiel war nicht minder interessant. Ich hatte, einer zuvorkommenden Einladung Bryan's Folge leistend, in einem der Wagen Platz genommen, die Bryan mit seinem Stabe zum Meeting brachten. Ohne das wäre es mir ganz unmöglich geworden, in die Nähe des Redners zu gelangen. So aber kam ich mit auf die Rednerbühne und hatte Gelegenheit, die genauesten Beobachtungen machen zu können. Es war zwei Uhr Nachmittags und die Sonne schien heiß. Die Zuhörer standen wie die Mauern, keine Möglichkeit des Entweichens für den, der in diese Masse einmal eingekeilt war. Der Versammlungsplatz war mit Bäumen bepflanzt, die bis oben hin voll Menschen saßen, welche von Bryan mit vielem Humor als „my friends in the gallery" angeredet wurden. Es dauerte Minuten, bis Bryan vor dem tobenden Beifall der Menge zu Worte kommen konnte. Er sprach über das Verhältniß von Kapital und Arbeit; ziemlich flach, aber nicht ungeschickt, keineswegs als Anarchist, wie ihn seine Gegner gern nennen, eher als Nachmittagsprediger, mit biblischen Wendungen, gewinnend durch seine Persönlichkeit, nicht durch seine Ausführungen. Es fehlt ihm weder an Pathos noch an Humor, aber es geht beides nicht tief. In der schlagfertigen Ausnutzung kleiner Zufälligkeiten ist er sehr geschickt. Als während seiner Rede ein

Zweig mit Menschen niederbrach, half er über die Störung mit der Bemerkung hinweg, auf diesem Zweige schienen goldbug- (Goldwanzen) gesessen zu haben, deshalb sei er zusammengebrochen. Natürlich allgemeine Heiterkeit. Die Anklagen, die Bryan in seiner Rede gegen die money power, gegen die Geldmächte des Landes — in unserem politischen Jargon heißt das Kapitalismus — vorbrachte, waren nicht allzu heilig. Wir sind in unseren sozialdemokratischen Versammlungen ganz andere Dinge gewöhnt. Dennoch ist es recht eigentlich der Kampf gegen diese Geldmächte, welcher der Bewegung, die Bryan trägt, ihre Schärfe verleiht. Ein Eisenbahnbeamter, der mir mittheilte, er sei für Bryan, und den ich fragte, warum? erwiderte ganz prompt: he is against Wallstreet!

Nun ist es ja gewiß nicht zu bestreiten, daß der Mißbrauch der materiellen Machtmittel in der neuen Welt nicht geringer ist, als in der alten. Es sind starke Ansätze zu einer gefährlichen Plutokratie vorhanden und der Widerwille gegen die Ausschreitungen der Trusts ist ein höchst berechtigter. Nur ist die free coinage-Bewegung das denkbar verkehrteste Mittel, um diesen Mißständen entgegen zu arbeiten. Gerade die wirthschaftlich Schwächeren, die Lohnarbeiter, die unteren Beamten, die kleinen Sparer wären die ersten Opfer eines free coinage-Gesetzes, wenn ein solcher Abderitenstreich überhaupt praktisch durchführbar wäre.

Glücklicherweise mehren sich die Anzeichen, daß die Wahl am 3. November der free coinage-Partei eine zerschmetternde Niederlage bringen wird.

Es ist mir möglich gewesen, mich in dem hiesigen Hauptquartier der republikanischen Partei über die bisherige Entwicklung des Wahlkampfes genau zu informiren. Die Berichte aus allen Theilen des Landes lauten übereinstimmend dahin, daß die Gegenströmung gegen die free coinage-Bewegung stark eingesetzt hat und fortgesetzt stärker wird. Man nimmt deshalb auch als sicher an, daß die vordem als zweifelhaft angesehenen Staaten Illinois, Indiana und Kentucky mit starken Majoritäten McKinley zufallen werden. Auch Kalifornien hofft man zu bekommen und Minnesota. Selbst Washington und Oregon im fernsten Westen und Texas im Süden sind nicht aussichtslos. Wisconsin und Michigan scheinen sicher zu sein. Auch Nebraska, Bryan's Heimathstaat, soll für Bryan verloren sein. Parteivorhersagen sind allerdings stets mit einiger Vorsicht aufzunehmen. Aber auch unbefangene Beobachter, außerhalb des republikanischen engeren Ringes, stimmen darin überein, daß die Entscheidung zu Gunsten McKinley's nicht mehr zweifelhaft sei. Es könne sich nur darum handeln, ob Bryan eine einfache Niederlage oder ein crushing defeat erleiden werde. Interessant ist es dabei, daß die deutschen Elemente nahezu einmüthig für honest money eintreten. Georg Schneider, Präsident der National Bank of Illinois, einer der angesehensten und erfahrensten Männer Chicagos, der seit nahezu einem halben Jahrhundert im Lande ist und stets am politischen Leben regen Antheil genommen hat, versichert mir, im Staate Illinois würden mindestens neun Zehntel aller Deutschen, obgleich sehr viele alte Demokraten darunter seien, diesmal ohne weiteres für McKinley stimmen.

Trotz aller dieser günstigen Anzeichen wäre es gewiß verfehlt, wegen des wahrscheinlichen Sieges in den Bemühungen an die Herbeiführung eines glänzenden Sieges zu erschlaffen. Die Krisis kann nur dann zum wirklichen Segen für das Land werden, wenn der free coinage-Bewegung eine entscheidende Niederlage beigebracht wird und sich die Sieger nicht damit begnügen, bloß ihre Kandidaten durchzubringen. Die Währungswirren können ferner nur dann ein definitives Ende nehmen, wenn nachher auch positiv die Währung des Landes durch eine Verstärkung der Goldbasis, auf der das massenhafte Papiergeld ruht, stabilisirt wird.

Davon scheinen die Führer der republikanischen Partei übrigens jetzt auch mehr und mehr durchdrungen zu sein. McKinley soll ebenfalls diese Meinung hegen. Ich werde denselben am nächsten Montag in Canton sehen und hoffe aus seinem eigenen Munde die Bestätigung dieser erfreulichen Behauptung zu hören.

Dies amerikanische öffentliche Leben hat doch seine großen Reize. Immer erneut werde ich davon erfaßt. Die Freiheit ist wahrlich kein leerer Wahn; sie erzieht den Menschen besser als alles andere. Und wie verschieden ist dies amerikanische politische Leben von den abenteuerlichen Vorstellungen, die man zumeist in Deutschland von demselben hegt. Danach gäbe es hier zu Lande eigentlich nur Beutejäger und Maschinenpolitiker. Davon ist gewiß eine erhebliche Anzahl vorhanden. Aber es ist genau so falsch, die ganze amerikanische Politik nach diesen Elementen zu beurtheilen, wie es irreführend ist, die Moral der Börsen nach der Geschäftsmethode von Friedländer & Sommerfeld zu bewerthen. Man sieht aus der Ferne immer nur gar zu leicht das Abnorme und Krankhafte, nicht das Gesunde. Und im Ganzen ist das amerikanische Volk politisch gesund, wahrscheinlich gesünder, als das deutsche. Schon das hochgradige Interesse, das hier alle Welt in kritischen Zeiten an der Politik nimmt, ist ein Zeichen von Gesundheit. Und es ist keineswegs bloß die Beute, welche die Männer in die politische Arena führt. Man nehme einen Mann wie Schurz. Er will nichts; er will nur seine Schuldigkeit thun. Man nehme die angesehenen Politiker, die auf der Konvention der Golddemokraten in Indianapolis zusammenkamen. Sie haben ihre Parteiverbindung gelöst, um ihrer Ueberzeugung zu folgen. Sie wissen, daß sie damit auf Jahre hinaus jeder Aussicht auf die Macht entsagen. Man nehme Mark Hanna, den king maker der republikanischen Partei, der aus Freundschaft für McKinley, nicht aus politischem Ehrgeiz sein behagliches Heim in Cleveland verlassen hat, um die wahrlich nicht geringen Mühen der Leitung der Wahlkampagne auf sich zu nehmen. Man nehme endlich die Tausende von Wanderrednern, die gegenwärtig im Lande herumziehen: mancher gewiß mit der Aussicht, demnächst an der Siegesbeute betheiligt zu werden, viele gegen gute Bezahlung, oder auch gar mancher aus bloßer Liebe zur Sache, ohne auch nur den Ersatz der Reisekosten anzunehmen.

Es mag sein, daß gegenwärtig, wo eine große und ernste Frage die ganze Nation ergriffen hat, gerade die besseren Seiten des öffentlichen Lebens der Union deutlicher hervortreten, als in gewöhnlichen Zeiten, wo den politicians, den berufsmäßigen Politikern, die Zügel zufallen. Aber für den Charakter eines Volkes fällt sein Benehmen unter außergewöhnlichen Verhältnissen besonders stark in die Wagschale. Man muß sich in seinem Urtheil nur nicht zu sehr durch die oft rohen Aeußerlichkeiten bestimmen lassen. Selbst die Korruption, kennt man sie etwa in Europa nicht? Verfolgen unsere Agrarier, unsere Bimetallisten etwa nur ideale Ziele? Sind unsere Antisemiten Muster guter Sitten? Entscheidet bei der Besetzung unserer Beamtenstellen stets das Verdienst und nie die Protektion? Gibt es keinen Nepotismus, keine Gevatterschaften, bei denen eine Hand die andere wäscht? Und sind diese Hände immer rein? — Nur kein Pharisäerthum Amerika gegenüber.

Theodor Barth.

Die Agrarkonferenz in Pest.

Zur Feier des tausendjährigen Bestehens des ungarischen Reiches drängt sich in Buda-Pest eine Feierlichkeit an die andere und zur Erhöhung des Glanzes ist vielen dieser Festlichkeiten ein internationaler Charakter verliehen worden. So hat denn noch am Schlusse der vorigen Woche eine agrarische Konferenz stattgefunden, an welcher mehr als dreihundert Personen aus allen europäischen Ländern theilgenommen haben. Ueber den Verlauf dieses Kongresses

liegen zwei Berichte vor mir. Der eine ist am 19. September geschrieben und in der „Deutschen Tageszeitung“ vom 21. September veröffentlicht; er trägt die keiner Mißdeutung fähige Unterschrift v. K. und die Ueberschrift: „Ein Sieg der Agrarier auf der ganzen Linie.“ Die Schlußworte dieses Berichtes lauten: „Es darf ohne Scheu gesagt werden, daß der Appell an die Agrarier aller Länder, im Kampfe gegen die antiagrarischen Mächte Hand in Hand mit einander zu gehen, allseits begeisterte Aufnahme gefunden hat und daß gerade dieser freudigst aufgenommene einigende Gedanke dem Kongresse eine ganz bestimmte historische Bedeutung gegeben hat.“

Der andere Bericht erschien vierundzwanzig Stunden später in der „Kreuzzeitung“, die ebenso gut agrarisch ist, wie die „Deutsche Tageszeitung“, wird wohl auch vierundzwanzig Stunden später geschrieben sein, und schließt mit den Worten: „Eine Förderung des internationalen Aneinanderschlusses der agrarischen Bestrebungen dürfte der Pester Kongreß noch kaum gebracht haben.“ Wenn auch zwischen diesen beiden Auffassungen ein Widerspruch klafft, der in dem Zeitunterschiede von vierundzwanzig Stunden keine hinreichende Aufklärung findet, so stimmen doch in einem Punkte die beiden Berichterstatter völlig überein, in dem begeisterten Lobe der beispiellosen ungarischen Gastfreundschaft. In dieses kann auch der „Antiagrarier“ aus vollem Herzen einstimmen, und vielleicht erklärt gerade diese überwältigende Gastfreundschaft den Umschwung der Stimmung, der in der Zeit vom 19. bis 20. September eingetreten ist, denn wie reichlich gebotene Gastfreundschaft binnen vierundzwanzig Stunden die Stimmung von Grund aus verändern kann, hat Goethe in seinem Buche des Schenken sehr anschaulich dargestellt.

Seine Begeisterung für die ungarische Gastfreundschaft verleitet übrigens Herrn v. K. zu einer historischen und unpatriotischen Ungerechtigkeit. Er sagt: „Wer denkt in Berlin etwa an die Möglichkeit, daß der Berliner Stadtmagistrat eine agrarische Versammlung, etwa die Generalversammlung des Bundes der Landwirthe aus dem Cirkus Busch in das rothe Haus zu festlichem Empfange einladen würde?“ Was Herr v. K. hier als undenkbar darstellt, hat sich ganz vor Kurzem thatsächlich zugetragen. Im Jahre 1894 hat der Berliner Magistrat die Gebäude in Treptow zu einer landwirthschaftlichen Ausstellung hergegeben, hat die Aussteller zum festlichen Empfange in den Festsaal des Rathhauses eingeladen, und wenn auch an jenem Abend der Satz Nullum vinum nisi hungaricum außer Kraft gesetzt war, so hat doch Niemand Noth gelitten. Der Oberbürgermeister von Berlin erinnerte in seiner Begrüßungsrede daran, daß die Stadt Berlin zu den größten Grundbesitzern im Deutschen Reiche gehört; angesehene Führer der landwirthschaftlichen Bewegung erwiderten darauf freundlich, und Herrn v. K. hätte es freigestanden, auch dort zu sein, dort zu sprechen und seine Rede später als einen Sieg der Agrarier auf der ganzen Linie zu feiern. Lernen wir das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer da.

Was nun die sachlichen Ergebnisse des Kongresses anbetrifft, so ist der Gedanke eines mitteleuropäischen Zollverbandes vollständig in das Wasser gefallen, da französische und ungarische Agrarier als seine entschiedenen Gegner auftraten. Die bimetallistischen Wünsche zum Ausdruck zu bringen, darauf verzichtete aus praktischen Gründen ein Mann, der sich so entschieden wie Graf Szechenyi zur bimetallistischen Doktrin bekennt, und der Antrag Kanitz kam überhaupt nicht zur Verhandlung, weil seine Urheber es unterlassen hatten, ihn dort in Erinnerung zu bringen. Das ist eigentlich Schade; wir hätten gar zu gern gehört, wie russische und ungarische Agrarier über den Antrag Kanitz denken.

Die Einigkeit, in welcher sich die Agrarier zusammenfanden, beschränkt sich daher auf den Satz, daß die Getreidepreise steigen müssen. Nur über die Mittel, durch welche solche Preissteigerung herbeigeführt werden kann, hat man sich noch nicht geeinigt. Gelindert worden ist der Nothstand der Landwirthschaft noch nicht, aber man hat unter dem überwältigenden Eindruck der magyarischen Gastfreundschaft sich für kurze Zeit darüber hinwegsetzen können. Wundervoll ist Bacchus Gabe, Balsam fürs zerrissne Herz!

Alexander Meyer.

Der ethische Bund.

Es sind jetzt vier Jahre verflossen, seitdem der Zedlitz'sche Volksschul-Gesetzentwurf in einer Weise, wie es seine Urheber wohl kaum geahnt hatten, die öffentliche Meinung wach rüttelte. Die Berathungen und Beschlußfassungen über dieses Gesetz zeigten, daß die Gefahr der Unterdrückung geistiger Freiheit, welche gutgläubige Ideologen auch in Deutschland wohl für ausgeschlossen hielten, in unmittelbarste, greifbare Nähe gerückt war. Und diese Gefahr drohte nicht bloß von Seiten der Regierung mit ihren Machtmitteln, sie konnte ja nur deshalb so nahe kommen, weil die allgemeinen Volkszustände sie begünstigten. Stärker als vorher traten gerade damals auch die Anzeichen der tiefsten Zerklüftung im Volksleben hervor, und alle besonderen Erscheinungen, die dahin gerechnet werden müssen, der Kampf der Stände, die Erbitterung des Parteihaders, der Klassen- und Religionshaß, der nationale Fanatismus, das alles zeigte ein gemeinschaftliches Merkmal: man war dabei, die festen, undurchdringlichen Schranken zwischen Mensch und Mensch wieder aufzurichten, welche man ehedem, im Zeitalter des Humanismus, niederzureißen sich bemüht hatte. Wenn man, dieses Zeitalter mit der Gegenwart vergleichend, nach den Ursachen jener Erscheinungen forschte, so ergab sich immer wieder zweierlei: die humanistische Aufklärung hatte sich zwar ausgebreitet, aber sie war, zum Theil gerade deshalb, auch stark verflacht, unter ihr früheres Niveau hinabgesunken und deshalb vielfach außer Stande, anderen positiven Lebensmächten, namentlich der strengen positiven Gläubigkeit, der sozialistischen Heilslehre und dergl. erfolgreichen Widerstand zu leisten; andererseits war die politische und soziale Entwicklung weit über das frühere humanistische Lebensideal hinausgewachsen, dieses war, um nur eins anzuführen, durchaus individualistisch gewesen und deshalb kaum mehr ausreichend für ein Zeitalter, in welchem der Einzelne so durchgängig von der sozialen Entwicklung abhängig ist und sich fühlt, in welchem deshalb zahlreiche neue Lebensprobleme aufgetaucht sind, die jenen Zeiten ganz fremd waren.

Von solchen und ähnlichen Gesichtspunkten ausgehend, wurde damals, unter dem starken Eindrucke, welchen die Debatten über die lex Zedlitz hervorgerufen hatten, die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur ins Leben gerufen. Man kann vielleicht sagen, daß es sich hierbei im Wesentlichen um drei Hauptziele handelte: einmal das humanistische Lebensideal in seiner Unabhängigkeit zu sichern, in seiner Reinheit festzustellen und endlich auszubreiten, sei es in der Jugenderziehung, sei es durch Bildungsbestrebungen verschiedenster Art für die Erwachsenen; sodann dieses humanistische Ideal selbst zu vertiefen, vor allem der rein intellektuellen Aufklärung in der erhöhten Aufmerksamkeit auf sittliche Bildung ein Gegengewicht zu schaffen, welches den Gefahren der einseitigen Verstandeskultur entgegenwirkt; endlich dieses humanistische Lebensideal, entsprechend der veränderten Struktur unseres ganzen Lebens auszuweiten und praktisch anzuwenden auf die modernen Probleme des politischen und sozialen Lebens.

Man konnte ohne Prophetengabe voraussehen, daß die auf solches Ziel gerichteten Bestrebungen im Anfang ganz ungewöhnlichen Schwierigkeiten begegnen mußten. Erschien es doch vielen sonst Wohlmeinenden wie eine contradictio in adjecto, ein Widerspruch in sich, solche Ziele, die im letzten Grunde alle die freie Ausbildung der Persönlichkeit, das καλὸν κἀγαθόν der Griechen, im Auge haben, auf dem

Wege der Vereinsthätigkeit, mit den Mitteln der Propaganda erreichen zu wollen. Indessen gerade diese Auffassung, die ehemals ihr gutes historisches Recht hatte, ist heute ein Widerspruch in sich; daß man der feinsten Ausbildung der eigenen Individualität sich hingebe, ohne von den Problemen des menschlichen Gemeinschaftslebens wenigstens bedrängt zu werden, ist heute nicht mehr möglich. Aber selbst wenn es in vereinzelten Fällen möglich sein sollte, so ist es eine Art von sozialem Unrecht. Wir empfinden heute alle, daß selbst die sonst vorbildliche Lebensführung eines Goethe nach dieser Seite unvollkommen ist und der Ergänzung bedarf. Das Wort Friedrich Albert Lange's: „Reichthum ist ein Amt", muß heute dahin variirt werden: Auch Bildung ist ein Amt, sie legt jedem der Gesammtheit gegenüber eine Reihe unausweichlicher Pflichten auf. Wer sich diesen Pflichten gegenüber allzu optimistisch damit getröstet, daß die fortschreitende Entwicklung schon das Ihrige thun und ihn der Mühseligkeiten und Mißlichkeiten eigener Initiative überheben werde, der gleicht dem Bäuerlein des Horaz, welches abwarten wollte, ob der Fluß nicht von selbst abfließe, damit es trockenen Fußes hindurchschreiten könnte:

Rusticus expectat, dum defluat amnis, at ille
Labitur et labetur in omne volubilis aevum.

Wer dem Werke, welches die Gesellschaft für ethische Kultur begonnen hat, nicht von vornherein mit Vorurtheilen gegenübersteht, wird anerkennen müssen, daß sie trotz aller entgegenstehender Schwierigkeiten in kurzer Zeit bereits einige gute positive Resultate erzielt hat. Es handelt sich dabei nicht bloß um die Propaganda, um Ausbreitung von Ideen, sondern auch um greifbare Erfolge. So ist ihr die Begründung der ersten öffentlichen Volksbibliotheken und Lesehallen in Berlin und anderen Orten zu danken, sie hat mancherlei Reformen auf sozialem Gebiete herbeigeführt, — in Berlin z. B. das verdienstliche Werk einer vergrößerten Centralisation des Wohlthätigkeitswesens — und auf dem pädagogischen Gebiete wenigstens einige wichtige Anregungen gegeben. Freilich sind gerade hier, auf einem der wichtigsten Gebiete ihrer Bethätigung, die Schwierigkeiten vorläufig noch fast unüberwindbar, so lange wenigstens als die gegenwärtigen Zustände im preußischen Schulwesen fortdauern und alles gewaltsam unterdrückt wird, was den Geist des engsten Konfessionalismus zu beeinträchtigen scheint.

Der internationale Kongreß des ethischen Bundes, der soeben in Zürich stattgefunden hat, brachte neue Förderungen. Vorausgegangen war den eigentlichen Kongreßverhandlungen ein mehrwöchentlicher Vortragskursus, zu dem eine Reihe bedeutender Gelehrten — von Philosophen Prof. Höffding in Kopenhagen, von Nationalökonomen Prof. Sombart-Breslau, Dr. Jastrow-Berlin, ferner Prof. Förster u. A. — sich vereinigt hatten, und innerhalb dessen die wichtigsten Fragen, welche in den Kreis der ethischen Bewegung fallen, gemeinverständlich erörtert wurden. Der Erfolg dieser eigenartigen Veranstaltung war außerordentlich günstig und die Theilnahme namentlich des Züricher Publikums so lebhaft, daß ein Vertreter der Stadt erklären konnte, bei längerer Dauer der Kurse wären die vorhandenen Räumlichkeiten voraussichtlich dem Andrange nicht mehr gewachsen gewesen.

Vertreten waren auf dem Kongresse die ethischen Gesellschaften von Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Italien, England und Nord-Amerika. Sie haben nicht alle einen durchaus übereinstimmenden Charakter. Während die deutsche Gesellschaft z. B. genöthigt ist, zur Erringung und Erhaltung der politischen und noch mehr der geistigen Freiheit, soweit sie vermag, ihre Kräfte einzusetzen, sind die Schweizer, Engländer, Amerikaner in der glücklichen Lage, unbekümmert darum, sich ganz der Entwicklung ihrer positiven Ideale hingeben zu können.

Andererseits spielt natürlich auch die Eigenart des Landes überall eine hervorragende Rolle. So tritt in der ethischen Bewegung Englands und Amerikas ein religiöser Zug hervor, welcher der deutschen fehlt. Bemerkenswerth war es, daß neben der schweizerischen Regierung auch der französische Unterrichtsminister zwei offizielle Delegirte zu dem Kongreß entsandt hatte. Einer derselben, Herr Buisson, Generalinspektor des französischen Primärunterrichts, ist der eigentliche Organisator des konfessionslosen Moralunterrichts im französischen Schulwesen, von dem in diesen Blättern wiederholt die Rede war. Frankreich hat damit einen großen Vorsprung vor allen anderen Ländern gewonnen und eine Reform oder vielmehr Revolution durchgeführt, deren Folgen, heute noch zu wenig gewürdigt, für die Zukunft unübersehbar sind. In einer eindrucksvollen Rede schilderte Herr Buisson die näheren Umstände, unter denen diese große Reform, die strikte Durchführung und Ausgestaltung des Laienunterrichts, sich vollzog, und er glaubte dadurch mit gutem Grunde erklärt zu haben, warum Frankreich auf diesem Kongresse nicht ebenfalls durch eine ethische Gesellschaft, sondern durch seine Regierung vertreten sei. Wir, so sagte er, haben eben nicht eine derartige Gesellschaft für das ganze Land, sondern viele, in dem kleinsten Dorfe — das ist die Schule, und in jedem Dörfchen werden die Ideen ausgestreut, für die Sie hier gemeinschaftlich wirken, durch unsere Lehrer.

In der That liegt hier, auf dem Gebiete der Erziehung, der wissenschaftlichen und pädagogischen Ausbildung des freien Moralunterrichts, die allerwesentlichste Aufgabe, welche die Gesellschaften für ethische Kultur zu lösen haben, und die Uebereinstimmung, welche sich darüber kundgab, ermöglichte es denn auch, gerade auf diesem Gebiete zu dem wichtigsten vorläufigen, praktischen Ergebnisse zu gelangen. Es wurde beschlossen, an die Begründung einer internationalen ethischen Akademie in Zürich ungesäumt heranzutreten. Zuvörderst handelt es sich um die Begründung eines Seminars für Moralpädagogik und deren Hilfswissenschaften, ein Werk, das in Frankreich die Regierung in die Hand genommen hat.

Ein solches wissenschaftliches Institut, dem sich später eventuell eine Musterschule angliedern würde, kommt einem Bedürfnisse vieler Tausender entgegen, und es ruht auf realster Grundlage: von der privaten Initiative, von der Hingabe und Opferwilligkeit derer, welche mit dem Gedanken selbst sympathisiren, wird es nunmehr abhängen, wie weit die Ziele des Unternehmens gesteckt werden können.

Es sei nur noch kurz erwähnt, daß auch die Organisation eines internationalen Sekretariats des ethischen Bundes beschlossen wurde.

Wenn man, den Verhandlungen dieses Kongresses folgend, das Einst und Jetzt mit einander verglich, so konnte man wohl der Betrachtung eines seltsamen Kontrastes sich hingeben. Diese ganze ethische Bewegung knüpft an an die besten Traditionen des Zeitalters der Humanität; wie dieses zielt sie auf geistige Freiheit. Aber einst war dieses Streben aristokratisch, nur wenige Auserwählte konnten daran theilnehmen; jetzt geht es in weite Kreise hinein und soll sich auf das gesammte Volk erstrecken; auch das rein geistige Leben in seinen höchsten Formen, wo es auf den Ausbau eines freien Lebensideals hinzielt, wird nunmehr demokratisirt, nachdem es dem demokratischen Zuge unserer Zeit am längsten widerstanden hatte. Ehemals war seine Stätte der Salon, jetzt sind es Kongresse und Volksversammlungen. Aber freilich diese Demokratisirung steht erst in ihren Anfängen, und daher sind viele sonst Wohlmeinende ihr noch nicht geneigt; sie verfolgen sie mit Ablehnung oder doch müdem Zweifel. Diesen darf man entgegenhalten, daß schon im Zeitalter des Humanismus selbst ein Mann aufgestanden ist, der die Ideale seiner Zeit im demokratischen Sinne, so wie es jetzt von neuem geschehen soll, durchdacht und anzuwenden versucht hat: Johann Heinrich Pestalozzi. In seinem Geiste und zunächst auch an der klassischen Stätte seiner Wirksamkeit will der internationale ethische Bund weiter thätig sein, dessen wichtigste Aufgabe es ja schließlich sein wird, seinen humanen Ideen bei der Erziehung des Volkes Eingang zu verschaffen.

Zürich, September 1896. M. Kronenberg.

Auf dem Dreirad bei der Breslauer Kaiserzusammenkunft.

Von einem englischen Freunde unseres Blattes erhalten wir die nachstehenden, kurz skizzirten Eindrücke voll Unmittelbarkeit der Beobachtung:

Es ist 6 Uhr am 7. September. Seit zwei Stunden habe ich gekämpft, um Alles, was ich an Kleidung für eine viertägige Campagne gebrauche, zu solchem schmalen Bündel zusammen zu pressen, daß es leicht an ein Dreirad befestigt werden kann.

Als ich am Sonnabend Berlin verließ, sagten mir die Leute auf der Eisenbahn, daß mein Dreirad mir in Breslau wenig Nutzen bringen würde.

„Da ist ein Mensch auf den andern gepfercht; es ist da wie auf dem Rückzuge aus Moskau, wie an der Beresina.“

Als ich in Breslau ankam, herrschte dort auf der Station vollendete Ordnung; obgleich die Stadt nach der Zahl ihrer Einwohner zu den Großstädten gehört, und prächtig und geschmackvoll dekorirt war, hatte ich doch in ihr den Eindruck einer Landstadt oder Provinzialstadt. Es war weniger Erregung und Bewegung dort, als wenn es sich um ein großes Meeting in England gehandelt hätte.

Da ich nicht wußte, wo ich meinen Kopf hinlegen sollte, und ob ich überhaupt ein freies Bett finden würde, um mich darauf zu legen, so ließ ich meine Bagage zurück und fuhr auf meinem Dreirad von dannen.

Unmittelbar darauf wurde ich von der Polizei festgehalten.

„Wenn dieser Weg gesperrt ist“, sagte ich, „so haben Sie die Güte, mir zu sagen, welchen Weg ich nehmen kann?“

„Auf jenem Weg können Sie fahren.“

Ich fuhr mit meiner Maschine zurück, da bemerkte ich, daß Truppen den Weg gerade besetzten und die allgemeine Erregung belehrte mich, daß die Rückkunft der beiden Kaiser von der großen Truppenschau unmittelbar erwartet wurde.

„Mit blitzendem Schwert und schallender Trompete“, unter Pfeifen- und Trommelschall kamen sie; kamen die beiden Herrscher, die über fast ein Viertel der civilisirten Welt gebieten, und von denen das Wohl und Wehe von Millionen und Millionen Menschen in so hohem Grade abhängt. Eine glänzende Suite auf Pferden, wie ich sie nie wundervoller gesehen habe, und in Uniformen aller Nationalitäten umgaben die beiden jungen Männer, die Seite an Seite ritten. Ich war nicht weiter als etwa zwanzig Schritte von ihnen entfernt und sah sie sehr gut.

Wilhelm ist Ende der Dreißiger; er ist nicht nur Kaiser, sondern er regiert auch, und wenn nicht seit der Zeit, da er den Thron bestiegen hat, so doch, wie es uns scheint, seit dem Fall von Bismarck. Sein stolzes, strenges, sonnengebräuntes Gesicht hat einen Ausdruck von bewußtem Machtgefühl. Das letzte Mal hatte ich ihn neben dem Beherrscher aller Reußen vor etwa zehn Jahren gesehen. Damals war er noch Prinz Wilhelm und sein Vater und sein Großvater lebten. In seiner Nähe saß Alexander III., einen goldenen Helm auf dem Kopf, ein wahrer Herkules an Kraft und männlicher Haltung. Wo ist Alexander III. jetzt? Sic transit gloria mundi. Auf den jetzigen Zaren blickte man damals kaum; er war ein schmächtiger, kränklicher junger Bursche, der sich im Gefolge verlor. Wilhelm II. hatte damals etwa das Alter, das jetzt sein kaiserlicher Gast erreicht hat, und damals schrieb ich, das drückende Gewicht kommender Herrscherpflichten scheine auf ihm zu lasten, denn er blickte für seine jungen Jahre so feierlich in die Welt. Er schien mir heute größer geworden: er ist jetzt gewöhnt, zu herrschen, und seine Erscheinung zeigt, daß er die Herrschaft liebt.

Nicht so der junge Zar; er bleibt gedrückt und kränklich — als wäre er in Wahrheit zu bedauern.

Es ist nicht sein Fehler, daß er sich in einer Stellung befindet, die nach außen allmächtig zu sein scheint, und die, wie das Leben seiner Vorgänger gezeigt hat, thatsächlich ziemlich machtlos ist im Kampfe mit der traurigen Korruption, die die russische Regierung zerfrißt.

Drei Generationen früher begegnete sein Vorfahr Alexander dem Vorfahr seines Wirthes, Friedrich Wilhelm III., auch hier in Breslau; jener Alexander war einer der Schöpfer der heiligen Alliance, die wie Enthusiasten hofften, im Geiste der heiligen Schrift geleitet werden sollte. Wo sind die Hoffnungen geblieben auch für den damaligen Alexander. „Absit omen“. Mag der liebenswürdig, gütig blickende, zu früh sorgenvoll ausschauende junge Mann, der nicht so aussieht und der doch der Selbstherrscher Rußlands ist, ein glücklicheres Geschick haben. Er kann, wenn er will, das Leben des Restes des armenischen Volkes retten.

Würde die Zusammenkunft der Kaiser in Breslau solche Früchte tragen, dann hätte die Entrevue nicht umsonst stattgefunden.

Während ich diese flüchtigen Eindrücke niederschreibe, dröhnt das Haus von marschirender Artillerie, die auf der Straße vorbeizieht. Es war Zeit, und ich machte mich schleunigst auf, um die Umgegend von Görlitz zu erreichen.

Durch die persönliche, liebenswürdige Intervention des Grafen Waldersee in Altona, des kommandirenden Generals, hatte ich die Erlaubniß, im Hauptquartier den Manövern beizuwohnen. Also dorthin und dann zu Pferde.

Breslau. Samuel James Capper.

Des modernen Ungarns Dichter.

Maurus Jókai hat im Septemberheft der „Cosmopolis“ mit stolzen, knappen Worten die Resultate der Entwicklung Ungarns in den letzten fünfzig Jahren zusammengefaßt und die Bilanz gezogen: was Ungarn kann, was Ungarn hat. Man fühlt aus seinen Worten, daß ein Mann spricht, der mehr als nur ein Zeuge des Geschehens und des Werdens gewesen ist.

Als vor nunmehr beinahe zwei Jahren Maurus Jókai seinen 70. Geburtstag feierte, wurde nicht nur in Ungarn, sondern in Berlin, Paris und wo immer sich ungarische Landsleute zusammenfanden, der Tag zu einer Art nationalen Festtages. Wie ihn die Regierung Ungarns geehrt und beschenkt, wie ihn das Volk gefeiert hat, das steht vielleicht in der Litteraturgeschichte unseres Jahrhunderts einzig da. Aber diese Begeisterung galt nicht nur dem Schriftsteller, Freiheitskämpfer und Parlamentarier, sie galt Ungarn in ihm. Er ist einer der Wenigen, die ganz national sind. Das romantische und phantastische, das Ungarn der Spekulanten und zum Theil noch das moderne, industrielle Ungarn spiegelt sich in seinen Schriften wieder — keineswegs ungetrübt; aber mit ungarischer Phantasie, mit ungarischem Herzen erfaßt. Darum ist er groß, legt man den nationalen Maßstab an ihn an; darum hat ihn sein Volk lieb. Und wer heute in Ungarn, auf einen eigenthümlichen Brauch, ein charakteristisches Volkslied, eine psychologische Absonderlichkeit stößt, der berichtet darüber — das gilt als selbstverständlich — an Maurus Jókai.

Und wenn in diesen Tagen das „Eiserne Thor“ gesprengt und die Wasserstraße nach dem Osten hin ganz freigelegt wird — ich denke dabei dessen, der einmal seinen Helden durch alle romantischen Fährnisse dieses Eisernen Thores keck hindurch geführt hat, des Poeten der sonnenscheuen, hinschwindenden Romantik Ungarns.

* * *

Soweit das Auge reicht, dehnt sich die Pußta aus. Damals war sie noch unbebaut. Ebenmäßig ein Heer von grünen Halmen, das im Winde wellt, eintönig; in der Ferne nur auf einem Hügel ein Akazienwäldchen. Es ist vor Sonnenaufgang. Lila Nebel am Horizont, die Erde in ein tiefes Blau gehüllt, im Osten ein dunkelrother Wolkenstreif. Und die Sonne geht auf. Als glühende Pyramide steigt sie über den Horizont. Von Augenblick zu Augenblick wandelt sich ihre Gestalt. Bald ist sie eiförmig, bald fünfeckig, bald gleicht sie einer römischen Urne. Die Sonne ist aufgegangen. Da taucht am Horizont ein stürmendes Meer auf. Die Wogen schlagen hoch. Stolze Galeeren schaukeln auf den Fluthen. Und es bilden sich Inseln. Palastreihen erstehen auf ihnen und Säulenhallen. Das ist die Délibáb, die Fata Morgana der Pußta. Sie ist die Märchenerzählerin

der Hirten, die ihre Herden auf der Puszta weiden; sie hat auch Maurus Jókai ihre Märchen erzählt.

Phantastische Träume, erhaben, überwältigend, grotesk, unmöglich oft und unwahr — fast immer aber träumenswerth das sind Maurus Jókai's Dichtungen. Sie sind aus der Phantasie erstanden. Nicht der Gedanke und nicht das Gefühl haben diese Phantasie stets befruchtet, sie schafft oft spielend aus sich selbst. Und wandelbar wie ihre Luftgespinnste, ist Jókai's Phantasie selbst. Sie gleicht dem Zigeunermädchen, das auf der Puszta kauert und bunte Steine träumend durcheinander wirrt. Und dann ist sie wieder eine Mondaine, die auf der Chaiselongue behaglich ausgestreckt sich schmiegt, die Zähne knitern, grausam in die Unterlippe gepreßt; und ihre Augen haften auf dem Kurszettel.

Immer aber ist Jókai's Phantasie unerschöpflich in ihren Gebilden. Sie umthürmt ihre Helden mit immer neuen Gefahren, um immer neue Rettungswege zu ersinnen; sie schafft in dunklen Höhlen geheimnißvolle Werkstätten für Münzfälscher, und erbaut hinter nackten Felsen Feenschlösser für eine Courtisane; sie zähmt wilde Bestien und drückt zitternden Frauen den Dolch in die Hand; sie steigt in den Nachen im Tiefensee eines Bergwerks und kämpft mit geheimnißvollen Räubern; sie hat die antediluvianische Welt wieder erstehen lassen und das gesunkene Oceanien aus den Fluthen gehoben und mit fremdartigen Lebewesen bevölkert. Nur in der romanischen Litteratur findet solcher Phantasiereichthum seinesgleichen. Man mag an Alexander Dumas, den Aelteren, und an Jókai's Lieblingsautor Victor Hugo denken. Aber ich meine, er ist reicher als diese Reichen.

Nicht zu seinem Vorzug. Im Uebermoß des Reichthums verarmt die Phantasie. Nur scheinbar frei, trägt sie in Wahrheit an ihren Schwingen die Fesseln des Gedächtnisses: in all ihrem Spiel kann sie die Eigenschaften der Wirklichkeit nur austauschen, steigern oder mindern. Und sie liebt zu steigern. So entstehen die höchst tapfern Helden, die fleckenlos schönen Frauen, die höchst bösen Schurken, und die in jeder Kunst erprobten Tüchtigen. Es schwinden die Nuancen und es wachsen die Kontraste. Auf öde Felsenspitzen inmitten kahler Gebirgswände baut die Phantasie ein Schloß, in dem jedem Wunsch Gewähr wird, und in ärmliche Hütten versteckt sie goldene Schätze. Vom Unwahrscheinlichen klimmt sie zu Unmöglichem. In ihren äußersten Kontrasten wird sie banal. Das sind die Wege, die aus der Kunst in das Gebiet der Hintertreppenlitteratur hinausführen. Daß Jókai diese Wege, vorzüglich in seinen frühesten Romanen beschritten hat läßt sich nicht leugnen. Aber er ist sie nie bis zu ihrer völligen Versandung gegangen. Auch wo er grell und unwahr ist, bleibt er packend. Und wenn er von geheimnißvollen Räubern und überschönen Frauen, von reißenden Thieren und gleißenden Schätzen erzählt — das Lied des Hirten auf der Puszta kennt alle diese Wunder.

Auf dem Lande halb barbarische Zustände, in den Städten zum Theil raffinirte Kultur und Ueberkultur — das ist das Ungarn der vierziger und fünfziger Jahre. Jókai's Dichtung spiegelt diesen Gegensatz.

Mit der Schmiegsamkeit, die seiner Phantasie bei allem Ungestüm eigen, hat Jókai die Ueberkultur in ihrer charakteristischen Erscheinung erfaßt: in fast all seinen größeren Romanen ist er der Schilderer des Spekulantenthums geworden. Darin ist er ganz modern. Seine Phantasie fand Wege, die Minen und Contreminen eines Börsenmanövers aufzuspüren. Seine Phantasie überflog die Spekulationen des Spielers. Er hat den Getreidespekulanten geschildert, der seine erste Militärlieferung durch Bestechung durchsetzt, der Regierung ertragloses Land abpachtet, der Saatkorn in die darbenden Striche führt, von Festungsbauten durch Bestechung profitirt und den ungarischen Weizen zuerst auf den ausländischen Markt bringt — wie ein Schachspieler, der für jeden Zug jede mögliche Wirkung voraussieht, so hat er diese Spekulantenlaufbahn wie ein großes phantastisches Schachspiel, das in sich ganz folgerichtig ist, gestaltet. Er hat die Gründung einer Bergwerks-Aktiengesellschaft in all ihren Stadien beschrieben; er hat, phantasievoller als selbst ein Unternehmer großen Stils, die erste Reklame erfunden; er hat überraschend ein Mittel erdacht, für einen Theil der Aktien Deckung in Silber zu schaffen; er hat jede Mine, die zum Ziel führen mußte, gegraben und er hat die klugen Minen klüger untergraben, um dem Gegenspiel zum Sieg zu helfen. Seine Phantasie ist ganz anpassungsfähig. Die blauen Bergesgipfel der Romantik sind ihr nicht zu hoch, die Winkelzüge eines durchdachten Spieles nicht zu fein. Im Spekulantenroman hat Jókai, der Romantiker, die Werke der französischen Realisten ergänzt.

Und seine Phantasie hat ein eigenstes Gebiet, ein intimes Zuhause. In der Naturschilderung gibt sie sich klar, in reifer Schöne.

Maurus Jókai löst den Natureindruck selten nur in einen Stimmungseindruck auf. Die Natur spricht nicht zu seinen Menschen. Er sucht ihr Bild zu geben, wie ein Maler, und es ist entscheidend für ihn geworden, daß er selbst in seiner Jugend mit dem Skizzenbuch die Wälder durchstreift hat. Sentimentalisches Hineinversenken in die Natur ist ihm fremd. Er gibt sie naiv.

Jókai ist der Poet der Urwaldlandschaft. Wo gewaltige Stämme ihre Kronen ineinander flechten, wo sich geiles Schlinggewächs von Baum zu Baum zieht, die gefallenen Baumriesen moos- und pilzbedeckt den Zugang hemmen und die Farrenkräuter hoch emporgeschossen sind, wo nackte Felsen im Walde aufragen und wilde Wasser sich durch unzugängliche Schluchten ihren Weg bahnen, wohin nie ein Menschenfuß gedrungen ist, und wo der Hirsch mit hohem, verzweigtem Geweih sich die Ruhestätte gesucht hat — da ist ihm die Natur wesensverwandt. Aus dem eigenen Empfinden heraus hat er die Worte gesprochen, die einer seiner Gestalten gelten: „stets ahnte er, stets betete er zu dem, was in der Natur ‚das große Leben' ist". Das hat ihm aus dem Urwald gesprochen und aus der Puszta in ihrer lähmend großen Eintönigkeit. Wo die Donau ihre Wasser durch den Felsenschlund des „Eisernen Thores" drängen muß, da ist sie seine Donau. Und wenn aus schwarzem Himmel der schwefelgrüne Strahl in seine Urwaldeiche zündend fährt und das Chaos chaotischer wird, dann erschließt sich ihm die Natur ganz in der wilden Hoheit, die er in ihr sucht. In titanischer, nackter Schöne erregt sie wesensverwandt seine Phantasie; gewaltig, wie „das große Leben" sich kund thun muß.

In der Phantasie ruht all sein Dichten. Er hat selbst einmal erzählt, daß er von jedem Werke zuerst die Schlußscene sehe; dann reiht sich ihm Bild an Bild, bis die Geschehnisse die Kette bilden, in der sie auseinander sich erklären. Und eine Reihe von Phantasiebildern sind seine Romane zumeist geblieben. Oft muß er zurückgreifen, um den Faden der Geschehnisse wieder aufzunehmen; dann hilft er sich mit einem trockenen: „wir gehen jetzt um ein Land weiter; um ein Land voran und um vier Jahre zurück" gleichgültig über jeden Riß hinweg. Seine Technik ist rücksichtslos in den Dienst der Spannung gestellt. Aber er hat dieser unkünstlerischen Technik der spielenden Phantasie eigene Schönheiten verliehen. Er ist ein Meister in der Kunst, das Bild durch den Rahmen zu heben.

Ein Rondelieutenant wird ausgeschickt, die Geliebte eines Machthabers ausfindig zu machen. In alle Dörfer Siebenbürgens kommt er mit der Frage, ob irgend wer ein wildes, im Lande unbekanntes Thier gesehen habe — ein gezähmter Panther ist der stete Begleiter der Odaliske. Ueberall wird ihm die Antwort, nein. Hart an der Grenze Siebenbürgens, dann in einem verlorenen Walddorf, stößt er auf einen Trauerzug. Er tritt in das Haus, vor dem die Klageweiber sitzen. Man raunt ihm zu, das schöne blasse Mädchen dort im Sarge sei aus Liebeskummer gestorben. Der Bursch, den sie lieb gehabt, habe nichts nach ihr gefragt. Und jetzt sitzt der Bursche selbst zu Füßen des Sarges, thränenlos, verträumt ins Weite starrend. Da thut der Rondelieutenant seine Frage. Wild springt der Bursche auf. Er hat die Odaliske gesehen. Er ist an ihrer Schönheit zu Grunde gegangen, er und das Mädchen

dort im Sarge. — Das ist der Rahmen für das Bild der Odaliske.

Auf dieser Rahmentechnik beruht die Spannung seiner Bücher. Selten gibt er das Bild, auf dem der Fortgang der Erzählung ruht, direkt; seine Phantasie schafft mühelos andere Bilder, die es vorbereiten. Und dieser Bilderreichthum spiegelt sich in seiner Sprache wider; und seine Bilder sind originell. Zuweilen freilich schwingt sich seine Phantasie über das Naheliegende hinaus und greift zum Ungreifbaren; dann ist er fähig, um ein Goldbergwerk zu schildern, die Krater auf dem Monde zum Vergleich heranzuziehen. Aber das Anschauungsvermögen seiner Phantasie gibt seinem Stil doch eine ganz eigene, naive Anschaulichkeit. Eine Gräfin ist bei einem ärmeren, ihr unsympathischen Nachbar zu Besuch. Jókai schreibt: „die Gräfin fing an von dem Kaffee zu nippen. Der Kaffee war nicht sehr gut. Die Milch ging an, aber der Kaffee war schrecklich!" Hier ist der Stil in sich so anschaulich, daß man zu sehen meint, wie die Gräfin kostet und das Gesicht verzieht.

Gerade in seinen Vorzügen ist Jókai ganz undeutsch. Phantasiedichtung im Sinne der Jókai'schen Dichtung ist uns fremd. Wir leben unter kühlerem, blasserem Himmel. Darum ist Jókai bei uns im Grunde nur dem Leihbibliothekenpublikum bekannt. Man liest ihn, weil er spannend ist. Der eigenartige Künstler in ihm ist kaum je gewürdigt worden. Seine Fehler sind deutschem Auge sichtbarer als seine Vorzüge. Ich meine, er ist darum nur größer, weil er so ganz national ist.

* * *

Vor mir steht Jókai's Bild, das er mir im Verlauf einer geschäftlichen Korrespondenz gesandt hat: ein vornehmer Kopf mit hoher gewölbter Stirn, die über den Augenbrauen vom Kreuz und Quer der leichten Züge belebt ist; Augen, die von den Lidern halb bedeckt, träumerisch in der Ferne suchen, und scharfe Furchen von den Nasenflügeln hinab zum Mund. Und in seltsamem Kontrast — unserem Empfinden nach — zu diesem vornehmen Denkerkopf die Kleidung: über dem ungarisch verschnürten Attila einen pelzverbrämten Dolman, der über der Brust durch eine Kette mit Agraffenverschluß zusammengehalten ist, um die Hüften das Wehrgehenk und in der Linken den krummen Säbel, während die Rechte das pelzverbrämte Kalpakbarett mit hohem weißem Haarbusch hält.

Maurus Jókai's Leben ist mit der Entwicklungsgeschichte Ungarns seit den vierziger Jahren eng verknüpft. 21jährig, war er bereits Chefredakteur einer politischen Zeitung. Mit Petöfy zusammen, der eben jung verheirathet war, bewohnte er damals eine kleine vierzimmerige Wohnung; der „Salon" war ihm und dem jungen Ehepaar gemeinsam. Und dann kamen die Märztage des Jahres 48.

„Ich hatte ein Ideal, das ich mehr anbetete als meine Liebste; es war das Ideal meiner Jugend: die Freiheit".

Auf den Straßen Budapests hat Jókai damals zum Volk gesprochen; mit den Freunden hat er die Heckenast'sche Druckerei gestürmt, um das Blatt zu drucken, das keine Censur mehr zu passiren hatte; von der Bühne des Theaters hat er die aufgeregte Menge, die den Tag der Freiheit feierte, zu beruhigen verstanden. Und dann, unter dem Kanonendonner der Revolution, hat er seine Hochzeit mit Rosa Laborfalvy, damals Ungarns berühmtester Tragödin gefeiert. Die Hochzeitsreise war die Flucht des zum Tode Verurtheilten: in einem kleinen Walddorf hat er sich monatelang verborgen gehalten. Und wechselreich blieb sein Leben. Er wurde Chefredakteur der maßgebenden ungarischen Zeitung, redigirte daneben seinen lieben „Komet", ein Witzblatt, das er gegründet, und trat in das Parlament ein. Pekuniäre Sorgen und Krankheit suchten ihn heim: eines Preßvergehens halber wurde er zu Gefängniß verurtheilt. In den Reden, die auf dem Landtag in seinem frühen Roman „Die goldene Zeit in Siebenbürgen" gehalten werden, findet man Jókai, den Redner. Der starke oratorische Zug ist leider dann in seine Dichtung übergegangen.

Vielleicht, weil er so lange im öffentlichen Leben gestanden und als Redakteur und Parlamentarier sich dem Verständniß der breiten Massen anzupassen hatte, ist seine Lebensanschauung unkomplizirt geblieben. Die böse That ist für ihn böse schlechthin. Wenn der Versucher an seine Gestalten herantritt, und ihnen die Welt vom Berge der Lust zeigt, dann versucht er sie gröblich im Rahmen der zehn Gebote. Das Schwanken des Menschen zwischen Pflicht und Verbrechen hat Jókai in feinen Nüancen psychologisch echt geschildert und der Stimme des Gewissens hat er von ihrem leisen Kichern bis zum gellen Angstschrei Worte geliehen; aber die That aus gutem Motiv ist bei ihm immer gut. Er könnte mühelos die Gestalten, die er geschaffen, die guten zu seiner Rechten, die bösen zu seiner Linken gruppiren. Seine Ethik steht auf Ja und Nein, und ihm fehlt ganz der Humor, der seine Sonne gleichmäßig über Gerechten und Ungerechten scheinen läßt. Seine Lebensanschauung ist ernst richtend. Vergebens hat er sich im humoristischen Roman versucht — der eine mir bekannte „Ein genialer Narr" ist jedenfalls ganz verfehlt. Wie in seiner öffentlichen Thätigkeit ist Jókai auch in seiner Dichtung Kämpfer. Seine Waffe ist die Satire.

* * *

Zwei Welten, die phantastische und reale, haben sich in der Jókai'schen Dichtung innig durchdrungen. Beide greifen in einander über, und einzelne Gestalten gehören beiden gleichmäßig an. Daß er selbst im öffentlichen Leben stand, das mag ihn gehindert haben, die reale Welt für die erträumte ganz aufzugeben, wie es ihn gezwungen haben mag, in der Phantastik den Schein der Realität zu wahren. Mit seinem Herzen ist er ein Bürger in Fantas lustigem Reich. Der Wirklichkeit gegenüber ist er Satiriker.

Auch in der Satire hat Jókai die übermüthige Phantasie bekundet. Wo er sie walten läßt, kann er sich nicht genug thun in karrikaturistischem Wohlbehagen. Mit hämischer Freude sucht er die Menschen immer wieder in den Lagen auf, in denen sie sich lächerlich machen müssen. Er ist grausam in seiner Satire. Körperliche Gebrechen und physiognomische Mißbildungen müssen ihm herhalten, und wo er Satiriker ist, da ist er gleichzeitig Rächer. In der Satire aber hat Jókai selbst mitunter das gefunden, was seiner Dichtung als solcher fehlt, die Charakteristik.

Abt Samuel ist ein weltgewandter Mann, mit ausdrucksvollen Zügen und hoher, freier Stirn — „nur ein Zug in seinem Gesicht verräth seinen Beruf; ein eigenthümlicher Zug in den Mundwinkeln, der dem Gesicht einen gewissen salbungsvollen Ausdruck und zugleich jenes erzwungen liebenswürdige Wesen verleiht, durch welches Geistliche wie Amoretten im reifen Alter erscheinen." Abt Samuel steht im Geruch des Liberalismus. Er hält witzige und geistreiche Vorträge, in denen er den feinen Spötter mühsam verbirgt, und Eingeweihte wissen davon zu erzählen, daß er von Zeit zu Zeit Artikel in oppositionellen Blättern unter der Chiffre S erscheinen läßt. Abt Samuel trifft auf dem Lande mit dem armen Dorfpfarrer Mahok zusammen. Mahok ist im Jahre 1848 als junger Bursche mit einem Honvedbataillon in zwanzig Schlachten gezogen, ist zum Tode verurtheilt und dann zu zehnjährigem Kerker in schwerem Eisen begnadigt worden. Als Pfarrer dann auf dem Dorfe ist er ein behäbiger Mann geworden, und ist behaglich verbauert. Wie Jókai die Beiden kontrastirt, wie er die Bewunderung des armen Dorfgeistlichen vor dem Muth des liberal-oppositionellen Abtes malt, das offenbart, daß er im Stande war, den Weg aus der Satire zur Charakteristik zu finden.

Freilich, er ist diesen Weg nicht oft gegangen. Die Alltäglichkeit von sich abzuwehren, war ihm Bedürfniß. Aber es spricht für den Menschen Jókai, daß seine Satire sich am öftesten gegen die wendet, die seinem Herzen am nächsten stehen. Die Demokraten hat er in fast all seinen Büchern an den Pranger gestellt. Weil er die Freiheit lieb hat.

Auch ist Jókai Satiriker, weil er im Grunde seines Herzens Idylliker ist. Das ist wohl die innere Entwicklung fast eines jeden Satirikers, daß sich, wie bei Hebbel's Meister Anton, die Stacheln, die zuerst das eigene Herz zerrissen, nach außen kehrten.

Auf einer Donauinsel spielt Jókais lieblichste Idylle. Hinter hohem Schilf liegt das Eiland versteckt, und der feuchte Boden trägt reiche Frucht. Zwei Frauen bewohnen das Inselhäuschen unter den Obstbäumen, Mutter und Tochter. Sie bestellen den Boden der Insel, besorgen das Vieh und kochen die Früchte ein. Ihre Beschäftigung ist einfach, und schlicht ihr Glück. Kein Geld darf auf die Insel kommen. Wenn die Schmuggler heimlich an dem Schilfsteg landen, dann bringen sie Waaren und empfangen Früchte zum Tausch. Und zu dem Mägdlein findet sich ein Mann. Draußen in der Welt ist er ein hartherziger Spekulant; hier wird er weich und löst die Bande, die ihn fesseln, und läßt Reichthum und Macht hinter sich. Kein Priester segnet die Ehe, und es ist doch ein Herzensbund, fest und dauernd. Kinder umspielen die Beiden, und zu den Kindern gesellen sich Enkel; die Jahre vergehen. Die Familie wächst und wird zu einer kleinen Gemeinschaft; aber der Friede bleibt und die patriarchalischen Sitten. Es ist wie eine Robinsonade, die Geschichte von der „Niemands-Insel.“

Und wo immer ein Herz seinen Frieden findet, da thut sich bei Jókai der stille Bereich der Idylle auf. Ein Künstler kehrt ruhmmüde in das kleine Haus zurück, in dem er seine Kindheit verlebt hat. Damals war es ihm streng verboten, auf der Rohrpfeife zu spielen, die er sich selbst geschnitzt hatte; er mußte sie sorgfältig verstecken. Und nun ist sein Erstes, den Mauerstein herauszunehmen — die kleine Flöte liegt noch da; und er setzt sich an den Bach vor dem Hause und bläst und bläst. — Und eine Frau, deren Gatte ein Staatsverbrecher ist und der ihr untreu geworden, geht zu ihm in den Kerker, sich mit ihm zu versöhnen. Es ist vor seiner Hinrichtung. Und zwischen die kahlen Kerkerwände wie in das kleine Haus am Bach senkt sich der Friede nieder der Idylle.

Trotz aller Ausschweifungen seiner Phantasie und trotz des Mangels an Charakteristik — es ist nicht schwer, den Künstler in Jokai zu finden.

* *

Jókai liebt sein Ungarn. Und wenn ihm auch die Phantasie die Geschehnisse in ihr eigenes Dämmerlicht verhüllt und die satirische Laune die Menschen ihm verzerrt, Ungarn wird in seiner Dichtung lebendig. Zumal er in seiner Eigenheit es nur mit den Eigenheiten des Ungars hält.

Das Ungarn aus dem Anfang des Jahrhunderts hat er mit Vorliebe geschildert. Die Wälder sind noch nicht ausgerodet, und die Pußta ist noch unbebaut. Briganten durchziehen das Land, und mancher der großen Landbesitzer macht mit ihnen gemeinsame Sache. Es kommt vor, daß Theile der bewaffneten Macht des Landes von ihnen angegriffen und überwältigt werden, und die Bestechung öffnet die Thüren und die Schreibtischfächer der hohen Beamten.

Das Volk ist ganz genügsam. Sie rösten sich ihren Mais, die Kukuritzkörner, und wenn sie den und ihr Kafa haben, verlangen sie nichts besseres. Lässig verträumen sie die Stunden; was ihnen das Leben versagt, das führt ihnen die Phantasie mühelos zu. Sie leben in ihrer phantastischen Welt mehr als in der wirklichen. In den Städten schließen sich die Klassen ängstlich und hochmüthig von einander ab, alle Moden der Welt sind auf den Straßen neben einander vertreten, und auf dem Lande haben sich die alten Volkssitten erhalten. In manchem Walddorf hat noch der Mädchenmarkt statt: die Eltern ziehen mit der heirathsfähigen Tochter auf den Jahrmarkt, ihre Ausstattung wird neben ihr ausgestellt, und die heirathslustigen Burschen suchen sich das Mädchen aus, das ihnen gefällt.

Pest selbst hat in der Zeit die denkbar eigenartigste Entwicklung durchgemacht. In der alten Stadt entstand alles so, als ob kein Mensch sich um den andern kümmerte. Jeder baute nach seinen Einfällen, jeder lebte nach seiner Laune. Und dann mit einem Mal wurde es in einer Saison modern, sich ungarisch zu kleiden und ungarisch aufzutreten. Salons thaten sich auf, in denen alle, die für Ungarn etwas bedeuteten, einen Vereinigungsplatz finden sollten. Die Gesellschaft kam zusammen, aber sie fand sich nicht zusammen. Die Unterschiede der Anschauungen, der Bildung, der Herkunft schienen unüberbrückbar. Jókai, der Satiriker, hat dieser zusammengewürfelten Gesellschaft ärgerlich gespottet — und sie vertrat doch den Gedanken, der nachher zum Siege kommen sollte. Und dann war es wie ein Symbol der früheren Entwicklung Budapests, daß Anfang der siebziger Jahre Andrassy den kühnen Plan konzipirte, eine neue Stadt aus der alten entstehen zu lassen, daß man ganze Stadttheile niederlegte, und — der finanzielle Ruin brach herein — die Schutthaufen liegen ließ, wie sie lagen, und auf den Neubau ganz verzichtete. Jahre vergingen dann, bis die Stadt neu erstand. Langsam erwuchs die Bevölkerung, die aus dem Lande das machte, was es heute ist. Und doch nur fünfzig Jahre, in denen ein Volk sich beinah aus dem Nomadenzustand zu einem der politisch reifsten entwickelt hat! Während derselben fünfzig Jahre hat Jókai an dem Werdeprozeß mitgearbeitet.

Man muß das ins Auge fassen, will man begreifen, wie Jókai der wurde, der er ist.

* *

Man glaubt zum Kinde wieder zu werden, während man Jókai liest. Nicht nur weil sein Empfinden und das Volksempfinden, das es spiegelt, jugendlich ist. Seine Phantasie nimmt die eigene gefangen. Er führt in den Hafen der Selbstvergessenheit. Und in dem zu ankern, sei es auch nur für ein paar flüchtige Stunden, ist stilles Glück.

Ernst Heilborn.

Die Anfänge der neuen deutschen Kunst.*)

Hinter dem Schlosse von Charlottenburg steht eine Doppelreihe wettergeprüfter Fichten; feierlich ernst führt sie zu einer griechischen Halle von dunklem Granit, dem Mausoleum der Königin Louise. Täglich kommen die Menschen, das edle Frauenbild zu sehen, die königliche Gestalt im Frieden des Todes. — Der Schöpfer dieses Werkes, Christian Daniel Rauch ist 1777 zu Arolsen geboren. Sein Großvater war Bauer, sein Vater Kammerdiener des Fürsten von Waldeck, die ganze Familie ein schönes kraftvolles Geschlecht. Die ersten Kunstwerke, die der Knabe im fürstlichen Schlosse kennen lernte, war ein Kupferstich nach dem „Tod des General Wolfe von West“, der früher in Norddeutschland weit verbreitet war, ein gutes Beispiel gesunder und wahrhaftiger Geschichtsdarstellung, wie es nur die englische Kunst in jenen Zeiten bieten konnte, dann die Kopie einer antiken Apollostatue und zwei lebensvolle Büsten: Friedrich der Große und Goethe in der jugendlichen Schönheit seiner Römerfahrt von Trippel gemeißelt. Friedrich der Große und Goethe, da haben wir die beiden Namen, welche die Geister beherrschten. — Als Lehrling arbeitete Rauch bei dem Hofbildhauer Ursen mit Blumengewinden für Grabmäler, wie sie zeit der Rokkokozeit üblich waren. Bei einem gebildeten Emigranten lernte er französisch. Dann kam er nach Kassel. Da fand er eine reiche Sammlung antiker Marmorwerke. Wie die kleinen Fürsten an so vielen Orten

*) Ursprünglich der erste von drei Vorträgen über „die deutsche Kunst in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts“.

durch Akademien, Bibliotheken und Theater Bildung und Kunstsinn förderten, so hatte Landgraf Friedrich nach dem Vorbilde Ludwigs XIV. eine Maler- und Bildhauer-Akademie angelegt. In Kassel zeugen Museum, Kolonnaden, Opernhaus und nicht zuletzt die prachtvollen Waldpartien von Wilhelmshöhe von der Schaffenslust der hessischen Fürsten. Rauch arbeitete die Hirschköpfe im Saal der Löwenburg, sein Lehrer Ruhl aber weckte durch lebhafte Schilderungen in ihm die Sehnsucht nach dem Mittelpunkt des künstlerischen Lebens, der ewigen Roma. Zunächst sollte er von diesem Ziele weit verschlagen werden. Sein ältester Bruder, der Schloßkastellan in Sanssouci war, rief ihn nach Berlin, und als dieser starb, mußte er die Stelle eines Kammerlakaien bei Friedrich Wilhelm II. annehmen. Allerdings hatte er nach dem Tode des Königs viel freie Zeit und konnte seine künstlerische Ausbildung fördern, soweit es in Preußen möglich war. Direktor der Berliner Akademie war Chodowiecki, dessen bescheidene Stiche uns wohl etwas nüchtern, aber doch mit frischem Wahrheitssinn das bürgerliche Leben und die Soldaten Friedrichs des Großen schildern. In der Architektur herrschte, was man damals griechischen Geschmack nannte, doch baute Langhans das Brandenburger Thor, das in seinen ernsten Formen noch heute als ein würdiges Einzugsthor der Kaiserstadt erscheint. Das Viergespann mit der Victoria hatte ein großer Künstler darauf gesetzt, der gerade damals in der Blüthe seiner Kraft stand, der Märker Joh. Gottfried Schadow. Auch Schadow's Großvater war ein Bauer, sein Vater Schneider, und mit kräftiger Bauernhand hat er die Kunst aus der höfischen Ziererei herausgerissen. Es war die Zeit der französischen Revolution, die ihre Vorbilder bei den alten Römern suchte, und Schadow hat in Rom die alten Kaiser- und Senatorenbilder gründlich studirt. In dem Relief- und Statuenschmuck der Triumphbogen hatte das weltbeherrschende Volk die eigene Tüchtigkeit mit Kraft und Würde dargestellt. Dem Preußen war es nun ein Herzenswunsch, die Thaten seines großen Königs und die Helden des siebenjährigen Krieges in gleicher Weise zu verherrlichen. Und das ist ihm gelungen. Der Triumphalwagen auf dem Brandenburger Thor mit seinem prächtigen Viergespann steht in schöngemessenem Verhältniß zum Bau, wohlberechnet für die Entfernung und die Ansicht von unten und wirkt so edel und wahr wie irgend ein antikes Werk. Die Ausführung stieß auf ein schweres Hinderniß: seit den Tagen des großen Andreas Schlüter war die Kunst des Erzgusses in Deutschland wieder verloren gegangen. „Man begnügte sich daher die Modelle in vergrößertem Maßstabe in Eichenholz zu übertragen und danach das Werk in Kupferblech zu treiben.“ 1795 war das Thor vollendet. Schadow hat dann in der Darstellung der friedericianischen Generäle auch die alte römische Porträtkunst wieder erneuert. 1793 und 1800 schuf er die Marmorbilder der Generale Zielhen und Leopold von Dessau. Der Husarenführer und der derbe Soldatenfürst erscheinen in ihrer schlichten Größe ohne antiken Aufputz und allegorische Verhimmelung, vor Allem in der Tracht ihrer Zeit. Aber sie sitzt ihnen nicht wie ein Theaterkostüm oder eine Uniform, an der man die Knöpfe zählen soll, sondern der ganze Mann steht da, der diese zufällige Hülle mit seinem ganzen Wesen ausfüllt. Später hat der Künstler sich noch einmal durch Goethe verleiten lassen, den Rostocker Blücher in einem Idealkostüm zu bilden, doch die deutsche Porträtkunst ist auf dem Wege geblieben, den Schadow ihr vorgezeichnet hat. In seiner Werkstatt vollendete Rauch seine erste größere Arbeit, ein Relief, das die Hilfe des Arztes auf dem Schlachtfelde schildert. Er hatte als Kammerdiener der jungen Königin Louise einen harten Kampf zu kämpfen zwischen dem inneren und äußeren Beruf. Im Vorzimmer der Königin modellirte er Büsten und Reliefs in Thon, während die anderen Lakaien sich die Zeit mit Kartenspiel vertrieben. Abends konnte er an den Uebungen und Vorlesungen der Akademie Theil nehmen. Mit gleichstrebenden Künstlern las er Schiller's Don Carlos und Wallenstein und schöpfte aus Goethe's Propyläen die reinste Anschauung einer idealen und doch wahren Kunst. Da fand er die Lehre: „Die vornehmste Forderung, die an den Künstler gestellt wird, bleibt immer die, daß er sich an die Natur halten, sie studiren, sie nachbilden, etwas, das ihren Erscheinungen ähnlich ist, hervorbringen soll. Doch der echte gesetzgebende Künstler strebt nach Kunstwahrheit, der gesetzlose, der einem blinden Triebe folgt, nach Naturwirklichkeit. Das höchste Ziel der Kunst ist die Schönheit und ihre letzte Wirkung die Anmuth.“ — Rauch hatte ruhelose Tage und Nächte, denn er wußte, daß er geboren war, die Lehren Goethe's zu verwirklichen, er mußte die Fesseln des Dienstes abstreifen, auch gegen den Willen des Königs, er mußte nach Rom. Vor seiner Abreise modellirte er die Büste der schönen Frau, die er täglich vor Augen hatte und die ihm Wirklichkeit und Anmuth vereinigte.

Nun ging es nach Süden, aber nicht wie heute im Schnellzug mit durchgehendem Wagen. Als Begleiter eines reichen jungen Mannes zog Rauch durch Thüringen, dann den Rhein hinauf nach Schwaben. So lernte man Land und Leute kennen und athmete die frische Wanderlust in Berg und Wald. In Stuttgart fand er den Bildhauer Dannecker, wie er an seiner Ariadne auf dem Panther arbeitete. Das anmuthige Werk ist ja bekannt, jetzt in der Bethmann'schen Villa zu Frankfurt. Bedeutender ist die kolossale Porträtbüste, die Dannecker von seinem Schulfreunde Schiller vollendete, eine großartige, ebenso geistvolle wie überzeugende Arbeit, für die das deutsche Volk dem Meister dankbar ist. Weniger glücklich war er in der religiösen Skulptur wie in dem wunderlichen Christus der Schloßkapelle zu Regensburg. — Weiter zog man durch die Schweiz und Südfrankreich und durch Italien von Stadt zu Stadt. Die unmittelbare Berührung mit der Natur, die liebevolle Vertiefung in den Kunstcharakter der verschiedenen Völker und Städte erfrischte und befruchtete den Künstlergeist. Rauch war 27 Jahre alt, als er im Jahre 1805 die ewige Stadt erreichte.

Rom war in jenen Jahren, da die Napoleonischen Kriegsstürme ganz Europa durchtobten, ein Asyl des Friedens. Für die Kunst war es die Stätte der Wiedergeburt, und zwar für die deutsche. 1795 hatte hier Jacob Asmus Carstens seine Zeichnungen ausgestellt. Den kleinen Holsteiner nannte man ihn, er war aber ein Schleswiger, ein frühverwaister Müllerssohn aus St. Jürgen bei Schleswig. Dort stand im Dom der Altar von Hans Brüggemann und die ersten Kunstwerke, die auf den Knaben einen tiefen Eindruck machten, waren Bilder des Rembrandtschülers Juriaen Ovens. Bis zum 22. Jahre Küferlehrling, hatte er endlich in Kopenhagen die ersten Antiken gesehen und diese neue Welt nahm er ganz in sich auf. Das nordische Wesen war vergessen und auf den weißen Wolken der Ostsee sah er die Götter Griechenlands ziehen. Aber wie sollte er die Gestalten, die seinen Geist erfüllten, auf die Leinwand bannen? Das Malen hatte er nicht gelernt, die weichliche Schönfärberei, die damals üblich war, verachtete er. Auf der Akademie lernte er zeichnen, aber er wurde ausgestoßen, da er eine Medaille zurückwies, weil ein Mitschüler nach seiner Meinung ungerecht behandelt war. Er ging nach Lübeck und gewann den Unterhalt für seinen dürftigen von Krankheit gebeugten Körper mit Porträtzeichnen. Den Geist nährte er mit den Uebersetzungen griechischer Dichter, mit Klopstock, Ossian und Shakespeare. Einmal erwarb er so viel, um nach Italien zu wandern. Es reichte nur bis Mantua und Mailand, doch in den großen Fresken Giulio Romano's und im Abendmahl Lionardo's sah er sein Ideal verwirklicht, großartige Gestalten in ausdrucksvoller Bewegung von innerem Leben erfüllt. Ein braver lübischer Senator Rodde half ihm nach Berlin. Auch hier ein kümmerliches Leben bei Wasser und Brot, Kampf mit der herrschenden Richtung, — nur Chodowiecki war ihm freundlich und in den Brüdern Genelli fand er Gesinnungsgenossen, die ihm von Italien erzählten. Endlich ein Stipendium nach Rom im Jahre 1792. Da hat er in den Werken des Raphael und Michelangelo seine wahre Heimath gefunden. Nach drei Jahren weigerte er sich zurückzukehren. Er schreibt an den Minister: „Uebrigens muß ich Ew. Excellenz

sagen, daß ich nicht der Berliner Akademie, sondern der Menschheit angehöre". 1795 machte er eine Ausstellung seiner Werke. Man hat damals wie heute den Künstler verspottet und geschmäht, der nur Skizzen geschaffen, kein Oelbild zu malen verstand. Man hat ihn einen dilettantischen Nachahmer der alten Griechen genannt und allerdings hatte er nicht umsonst die Formen der antiken Statuen auswendig gelernt. Da ist das Blatt, das die Nacht mit Tod und Schlaf darstellt. Der Rhythmus dieser Gruppe ist bezaubernd wie der Wohllaut homerischer Verse, wir sehen nicht eine bloße Allegorie, nein, ein erhabenes Wesen wie wenn der griechische Dichter sagt: „Die heilige Nacht." Und wenn wir auf einem andern Blatte dem Sange des blinden Sängers lauschend sehen den Greis, den Jüngling und den Knaben, so sind es alles unvergängliche Gestalten, so alt und ewig neu wie nur die Menschheit selbst. Mag die Ausführung unvollkommen sein, trotz aller Zeichenfehler fühlen wir die stille Macht einfältig großer reiner Gedanken. Der Künstler wußte, daß seine Tage gezählt waren. Er starb schon 1798, bis zum letzten Athemzuge als freier Geist dem inneren Gebote dienend, das ihn zu einem Reformator der Kunst berufen hatte. Goethe hat seine Zeichnungen nach Weimar gebracht, wo sie im Herzen Deutschlands an dem Geburtsort der neuen deutschen Dichtung eine würdige Stelle gefunden haben

Ein Jahr vor Carstens Tode war ein junger Däne nach Rom gekommen, der schon in Kopenhagen mit Begeisterung von dem eigensinnigen Holsteiner gehört hatte. Bartel Thorwaldsen war ein kerngesunder schöner Mensch, der Sohn eines armen Gallionschnitzers. Er kannte weder Italienisch noch Mythologie noch Geschichte. Der Kapitän des Kriegsschiffes, das ihn nach Neapel brachte, meinte: „Wie wird es ihm gehen! Er ist ein honetter Kerl, aber ein fauler Hund, verschläft die halbe Zeit, die andere Hälfte vertreibt er sich rauchend und mit seinem Hunde spielend." Der schleswiger Archäologe Zoëga, der in Rom Winckelmanns Nachfolger geworden, verzweifelte daran, den schwerfälligen Landsmann in die rechte Bahn zu bringen. Aber Carstens öffnete ihm die Augen; sind doch die Carstens'schen Figuren alle rund und plastisch gedacht, dem Bildhauer verständlicher als dem Maler. Der Name Thorwaldsen hat dann lange Zeit in ganz Europa als der höchste für die bildende Kunst gegolten. Die Zahl seiner Werke ist unendlich, das Relief, sagt man, hat er im Geiste der Griechen neugeschaffen. Nach einem Jahrhundert können wir wohl die Größe und die Begrenzung seines Geistes ermessen.

Wer kennt nicht die Statue der Hebe von Canova? Das Original — jetzt in Berlin — ist 1796 in Rom entstanden also ein Jahr vor Thorwaldsens Ankunft. Sie ist noch heute in unzähligen Nachbildungen über ganz Europa verbreitet, ein Beweis, daß der gewöhnliche Geschmack in diesen zierlichen Gliedern, dem tanzenden Schritt und der geschwungenen Armbewegung etwas besonders Gefälliges zu finden meint. Und allerdings in einer Zeit, in der das Schützenliesel das populärste Kunstwerk ist, muß dieses Werk als ein Muster von Anmuth und Feinheit erscheinen. Der kurze Rock paßt freilich besser für eine Kellnerin als für eine Göttin und die Bekleidung des Oberkörpers würde vielleicht bei einem Manne mit schwerer Arbeit, aber kaum bei einer anständigen Frau erklärbar sein. Ohne Zweifel liegt ein feiner sinnlicher Reiz in allen Theilen dieser jugendlichen Erscheinung und alle einzelnen Theile vom Lockenköpfchen bis zu den Fußspitzen sind für sich dem Beschauer deutlich gemacht und angenehm präsentirt. Kokett dürfen wir das ganze Wesen nennen. Zehn Jahre später, 1806, schuf Thorwaldsen eine andere Hebe. Ruhig steht die Göttin da in langem Gewande, das die mädchenhaften Glieder sanft umfließt. Die Haltung ist natürlich, von ungesuchter Anmuth, die Bewegung gerade genügend, um die schöngezeichneten Formen in lebendigen Gegensatz zu bringen, den gesenkten und erhobenen Arm, Stand und Spielbein und die leise Neigung des Kopfes. Der ganze Schmuck ist: Jugend und Unschuld.

Man behandelt diese Gestalten meistens als Kopien griechischer Vorbilder. Das ist nicht richtig. Die Skulpturen Thorwaldsens sind so wenig antik empfunden wie die Goethesche Iphigenie. Aber uns befremdet an diesen Formen, Kleidern, Geräthen, daß es nicht die unseren sind. Sollen wir von einem Kunstwerk wirklich ergriffen werden, so muß es auch in den Aeußerlichkeiten uns vertraut und verwandt erscheinen. Es ist viel Selbsttäuschung bei diesem Verlangen, aber das Verlangen ist vorhanden. Es ist ja so viel leichter und bequemer, die zufälligen Bildungen der Wirklichkeit nachzufühlen, als diese reinen abgeklärten Formen. Dazu gehört ein Schwung der Gesinnung, eine andächtige Feiertagsstimmung, die unserer Zeit fremd geworden ist. Die überreizten Nerven unserer Tage verlangen nach lebhafter Bewegung und starken Gefühlseindrücken. Darum ist Barock und Roccoco wieder modern geworden. Dagegen sind die Gestalten Thorwaldsens bewußte klare, an Leib und Seele wohlgebildete Menschen, die von einer innerlich freien Gesinnung bewegt werden. Am vornehmsten ist wohl sein Jason mit dem goldenen Vließ, der schon vollendet war, als Rauch nach Rom kam. Auch die klare Anordnung seiner Reliefs entspricht derselben Sinnesweise. Allbekannt sind die beiden Rundbilder: Tag und Nacht. Allerdings fand der Künstler diese Stimmung in der Antike, aber dort ist es nur eine Art, bei Thorwaldsen beherrscht sie das ganze Werk. Denn die Leidenschaft kennt er nicht, selbst die Liebe, die ihm doch viel zu schaffen machte, behandelt er immer nur mit heiterem Scherz und spielender Anmuth.

Rauch trat mit Thorwaldsen bald in das Verhältniß brüderlicher Freundschaft.

(Schluß folgt).

C. Aldenhoven.

Agathe.

Haben Sie das Buch gelesen „Aus guter Familie" von Gabriele Reuter?*) Ich wurde es immer wieder gefragt und ich hatte es immer nicht gelesen. Ich spürte auch gar keine Lust dazu. Die Thatsache, daß ein Buch in einem halben Jahre drei oder vier Auflagen erlebt, beweist in Deutschland nichts für seinen litterarischen Werth; sie beweist sehr oft das Gegentheil. Wir haben Beispiele genug.

Und dann waren mir einige Besprechungen zu Gesicht gekommen, die mich in meinem Vorurtheil nur bestärkten: als ob das Buch seinen auffallenden Erfolg einzig und allein gewissen praktischen Wirkungen verdankte, die man sich von ihm versprach. Diese Berichterstatter faßten es ganz so auf. Der Roman der Gabriele Reuter war für sie vor allem ein mächtiger Stoß in das große Horn, auf dem heut jeder tuten soll, der gehört werden will.

Auch der deutschen Kritik, wie dem deutschen Publikum, gilt im Grunde vielfach das rein Künstlerische und also auch das rein Litterarische als Larifari. Selbst die besten zweifeln: „ob es heute darauf ankommt, Kunstwerke zu schaffen. . . . Wir leben alle so sehr im Kampf" — wie Martin Greffinger sich in dem Reuter'schen Roman ausdrückt.

Ein Buch, das nicht achtlos bei Seite geschoben werden soll, muß daher vor allem eine Moral haben — nämlich einen Kern von praktischer Bedeutung. Sonst gilt es meist für eine hohle Nuß. Kleine Kinder stecken alles in den Mund und prüfen es auf seine Eßbarkeit; große Philister machen es ähnlich: sie sehen alles nur daraufhin an, wie es praktisch zu verwerthen sei. Darin besteht eben ihr Philisterthum. Ja, das ist ihre Moral.

So eifrig schnüffeln sie darnach, nach dem Kern von praktischem Werth, daß sie ihn manchmal sogar da finden, wo er gar nicht ist. Mit dem Reuter'schen Buch ist es ihnen so gegangen.

*) Verlag von S. Fischer, Berlin.

Denn dieser Roman ist, in dem Sinne wie ich das Wort bisher gebrauchte, ein recht unmoralisches Buch, so „unmoralisch“, daß es den Philistern eigentlich davor gruseln müßte. Aber sie loben das Buch, sie empfehlen es den Müttern und Töchtern zur moralischen Nutzanwendung; ja, sie sehen in ihm — und da liegt der Hund begraben — eine sozialreformatorische That.

Sie haben seinen wahren Sinn nicht erfaßt.

Aber es lag nahe, daß ein solches Buch in einer solchen Zeit mißverstanden wurde. Man wollte es mißverstehen um jeden Preis. Man spürte in dem Buche eine starke Kraft, mit der man aber nur dann etwas anzufangen wußte, wenn man ihr einen sozialen Sinn gab, und das that man.

Man sah da ein junges zartes liebenswürdiges Geschöpf, fürs Glück geschaffen wie die Blume fürs Licht. Aber das Glück bleibt aus und das glückbedürftige zarte Wesen wird welk und verschmachtet und vergeht wie eine Blume, der man Licht und Wärme entzieht. Das mit anzusehen hat etwas empörendes. Es ist ein Jammer. Auch empörte sich alles und ist entrüstet. Der moderne Mensch ist ja gern moralisch entrüstet. Und worüber anders sollte man sich entrüsten als über die Gesellschaft. Schmach über die Gesellschaft, in der die zartesten Blüthen, die gesunde Früchte tragen könnten, verwelken und vergehen müssen. Es ist eine nichtswürdige Gesellschaft. Also auf, reformiren wir sie!

Diese Logik lag zu nahe in einer Zeit wie der unseren, die dem Individuum alle Bedeutung abspricht und alles Heil allein von der Gesellschaft erwartet. Da soll denn die Gesellschaft auch alle Verantwortung zu tragen haben.

Nun, mit dem tragischen Geschick der jungen Agathe hat die Organisation der Gesellschaft (die man reformiren will) wenig oder nichts zu thun. In ihrem Herzen stehen ihres Schicksals Sterne.

Ihre Tragik, wie jede echte Tragik, ist das nothwendige Ergebniß einer eigenen persönlichen „Schuld“.

Freilich ist es ein „heikles“ Ding um den Begriff der tragischen Schuld.

Diese Agathe ist einfach nicht wie die andern. Und das ist ihre Sünde, das ist ihr Unrecht gegen die andern. Das ist ihre Schuld. Dafür muß sie büßen. Nicht die Organisation der Gesellschaft, sondern die Artung des Menschenmaterials, das die junge Agathe umgibt und dem sie in ihrem innersten Wesen fremd und unverständlich ist, bildet den Hauptgrund zu ihrem Unglück. Sie fühlt zu deutlich, daß man ihrem Sonderwesen keine Gerechtigkeit widerfahren läßt, und wird nun selber ungerecht; sie wird gereizt, wird bockig. Sie kommt nothwendig aus dem Gleichgewicht. Man hält sie für prüde und sie ist doch nur überzart. Man hält sie natürlich auch für überspannt.

Auch das Wesen des Dichters gilt dem Philister für Ueberspanntheit.

„Warum konnte sie allein sich nicht freuen? Niemals wieder? Warum sah sie überall mehr als andere, die doch klüger waren, und schärfer, und die Welt besser kannten — die ungeheuere Armseligkeit und Abscheulichkeit dieses ganzen Gesellschaftslebens, und trug das heimliche Wissen wie einen Stein auf der Brust? Warum hörte sie immerfort vor ihren Ohren, ganz aus der Ferne, melodische Lust und klingendes Glück?“

„Die Bälle und Gesellschaften waren ihr eine Qual.“

Agathe wird unglücklich wirklich nur aus eigener Schuld, — weil sie sich mit dem Glück, das die anderen beglückt, nicht begnügen mag, weil sie ein zu absonderliches, ein zu eigenes, ein zu subtiles Glück für sich verlangt, ein Glück, das die Menschen, wie sie nun einmal sind, ihr nicht gewähren können.

Ob die Verfasserin selber sich dessen bewußt war? „Aus guter Familie“ heißt ihr Buch. Der Titel ist nicht ohne einen leisen tendentiösen Beigeschmack. Vor hundert und etlichen Jahren hätte das Buch natürlich geheißen: Die Leiden der jungen Agathe.

Denn die Darstellung dieser Leiden, das ist der Inhalt des Buches.

Und was nun viele irre geleitet hat in seiner Auffassung ist der Umstand, daß alle die dargestellten Leiden mit dem Geschlecht zusammenhängen, wodurch die Darstellung einen unendlich typischen Charakter erhält und die Heldin gleichsam als Repräsentantin einer ganzen Klasse erscheint. So galt auch Werther — der Vergleich liegt wirklich nahe — für den Repräsentanten einer Klasse, in dem Hunderte sich wieder zu erkennen glaubten. Und doch wollte Goethe nichts darstellen als nur sich.

Mit Gabriele Reuter wird es sich nicht anders verhalten. Ihr Buch ist, bei allem peinlichen, das nicht fehlt, ein naives Kunstwerk. Wenn Hunderte sich in dieser Agathe wiedererkennen, so gleichen sie ihr deswegen noch lange nicht, aber sie gleichen ihr wie jene schwärmerischen Jünglinge des 18. Jahrhunderts dem göttlichen Wolfgang.

Aber die Bedeutung des Buches liegt gewiß, neben dem daß es ein hohes Kunstwerk ist, in dieser Zeitgemäßheit des Themas, die aber, als bei einem Kunstwerk, nicht aus bewußter Absichtlichkeit, sondern aus innerer Nothwendigkeit fließen mußte, nämlich aus der Persönlichkeit des Dichters.

Und ein Kunstwerk ist das Buch, nicht nur durch die äußerlich runde Plastik und tiefe psychologische Durchsichtigkeit der Personen, besonders der Heldin und ihres Gegenstücks, der Eugenie Wutrow, sondern fast noch mehr durch die sichere Darstellung und Festhaltung des Milieus, und nicht am wenigsten durch seine große ruhige Form, durch seine einfache und zugleich eindringliche Sprache.

„Wie zart und geübt, wie gütig und geschickt hätte die Hand sein müssen, der es gelungen wäre, die dunklen Instinkte, die gährenden Gewalten, die in verschwiegenem Kampfe sie zerwühlten, bis in die Form des Wortes herauszulocken.“

So sagt, wunderschön, die Dichterin einmal von ihrer Heldin. Was nun die liebkosende Hand des Vaters bei der scheuen Agathe nicht vermochte, das bewirkte in Gabriele Reuter die weihende Hand des Genius. Wenn die andere in ihrer Qual verstummte, gab ihr ein Gott zu sagen, was sie litt.

Und auch ein unendlich modernes Buch sind diese „Leiden“ — wenn auch ohne soziale Reformtendenz. Das Buch hätte in keiner früheren Zeit geschrieben werden können. Denn in keiner früheren Zeit hätte man diese Art Leiden, obwohl sie immer in der Welt waren, darstellen dürfen. Daß man es heute darf, ist ein Fortschritt, den wir der naturalistischen Bewegung verdanken, wenngleich das Buch der Gabriele Reuter von naturalistischer Darstellungsweise himmelweit entfernt ist. Das Buch enthält sogar nicht einen starken Ausdruck. Es ist ein unendlich schamhaftes Buch bei allem peinlichen, das es ausspricht und andeutet. Das ist nicht sein geringstes Verdienst.

Aber gerade einer jungen Tochter, wie die moralischen und moralisirenden Kritiker wollen, würde ich das Buch dennoch nicht empfehlen. Ich sehe einmal keine Moral darin. Und Bilder gibt es erfreulichere für junge Mädchen.

In einem Sinn ist das Buch naturalistisch. Es enthält, man fühlt es aus jeder Zeile, die baare Wahrheit. Es ist erlebt — wie die Goethe'schen Bücher, vielleicht nicht nach der äußeren Gestalt der Personen und Geschehnisse, aber sicher als inneres Erlebniß. Und da ist es von einer geradezu verblüffenden Aufrichtigkeit. Gabriele Reuter zeigt ihre Seele in voller Nacktheit. Das ist gewiß nicht gesellschaftsmäßig. Aber es ist ein Beweis von echtem Dichterthum, von hoher künstlerischer Naivität.

Die Verfasserin brauchte sich eben nicht zu schämen, was auch rohe Naturen sagen mögen. Im vorigen Jahrhundert wäre sie mit ihrem Leben (im Buch) zu einem anderen Ende gekommen; sie wäre auf der zweiten Etappe stehen geblieben, der Etappe des gesteigerten Christenthums: des unerschütterlichen Glaubens, der brünstigen Frömmigkeit, der selbstverleugnenden Nächstenliebe. Und wenn Goethe dann ihr Leben beschrieben oder ihre Lebensbeschreibung herausgegeben hätte, so hätten es nur „Bekenntnisse einer schönen Seele“ sein können.

Davon nun fühlt sich Gabriele Reuter vielleicht sehr wenig geschmeichelt. Eine schöne Seele, wie unmodern. Die Frauen der Frauenbewegung haben andere Ideale. Und es sollte mich wundern, wenn Gabriele Reuter eine Ausnahme machte unter den modernen deutschen Schriftstellerinnen und nicht auch im Strome dieser Bewegung schwämme.

Die Leiden dieser jungen Agathe werden diese Frauen natürlich als eine Propagationsschrift für ihre Sache verstehen und ausrufen.

Wer das Buch versteht, findet aber gerade das Gegentheil darin. Denn am Ende hat das Buch vielleicht doch eine Moral — nämlich eine Ausstrahlung allgemeiner Wahrheiten. Jedes gute Buch hat sie. Was dann das Buch der Gabriele Reuter lehrt, ist am allerwenigsten Wasser auf die Mühle irgend einer Bewegung. Es lehrt mit erschütternder Eindringlichkeit was des Weibes Glück ausmacht, nämlich nicht die Unabhängigkeit, sondern die Zugehörigkeit zum Manne, nicht Wettbewerb mit dem Manne, sondern vom Manne begehrt, vom Manne geliebt und genommen zu werden: Der Mann und das Kind, Liebesglück und Mutterglück, wogegen alles andere nichts als ein Kleid ist, ein reiches oder armes, um einen schönheitsherrlichen oder um einen häßlichen und verkrüppelten Leib. . . .

Aber da bin ich nun selber noch moralisch geworden und wollte doch nur darthun, daß der Roman der Gabriele Reuter, auch rein litterarisch, auch rein künstlerisch betrachtet, wirklich eines der bedeutendsten Bücher ist, die wir seit lange in Deutschland erlebt haben.

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Zum Historikertag in Innsbruck.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Da in den kurzen Berichten, welche die Tagesblätter vom Innsbrucker Historikertage brachten, vielfach auch meines Eingreifens Erwähnung geschah und es in Folge der Kürze der Berichte leicht den Anschein gewinnen könnte, als hätte ich prinzipiell der trockenen Mikrologie das Wort geredet; da ferner das Thema, das zur Diskussion stand, vielleicht auch in anderen als Fachkreisen Interesse hervorrufen kann, so bitte ich Sie, mir in Ihrer Zeitschrift das Wort zu geben, nur um den Thatbestand festzustellen; denn ich bin mir meiner ungünstigen Lage wohl bewußt, wenn ich vor der Oeffentlichkeit gegen in der Wissenschaft längst bekannte Männer aufzutreten gezwungen bin.

Es sprach Herr Prof. v. Scala aus Innsbruck über Individualismus und Sozialismus in der Geschichtschreibung, und ich hätte gewünscht, daß dieser Vortrag, der nichts Neues enthielt, weder neue philosophische Begründungen noch neue Anschauungen noch auch eine vollständige Uebersicht über die prinzipiellen Fragen der Geschichtschreibung, sang- und klanglos geendet hätte. Indeß es kam anders. Prof. Gothein aus Bonn nahm in formvollendeter und geistreicher Rede die Ranke'sche Ideenlehre gegen die neuerlichen Angriffe Lamprecht's in Schutz und betonte die geistigen Faktoren gegenüber den wirthschaftlichen, die individuellen gegenüber den allgemeinen. Und Prof. Schmoller erklärte sich im Wesentlichen mit Prof. v. Scala einverstanden; er warnte vor einer „Mechanisirung des Weltprozesses", vor einer „Ueberschätzung der Empirie" und betonte, daß die Weltanschauung des Historikers, die offenbar nicht empirisch gewonnen werden soll, erst den Inhalt der Geschichte, wenn ich mich so ausdrücken darf, vervollständigt. So unangenehm es mir war, fühlte ich mich doch gedrungen das Wort zu ergreifen, damit es nicht den Anschein gewinne, als ob die bisher geäußerten Anschauungen, die in wesentlichen Punkten identisch waren, allein in einer aus allen Theilen Deutschlands beschickten Versammlung vertreten wären. Was ich betonen wollte, war nur das Folgende: wenn die Geschichte eine Wissenschaft sein, d. h. Erkenntnisse vermitteln will, so muß sie all' diejenigen Methoden ausschließen, die auf Grund von nicht wissenschaftlich gewonnenen Praemissen weiterbauen, sie muß alle „Vorurtheile" und Hypostasen ausschließen. Ich glaube mich nicht rechtfertigen zu müssen, wenn ich in die bekannte Geringschätzung der „blaßen Empirie" nicht einstimmte und behauptete, daß es nicht gerathen sei, in demselben Augenblicke die rein deduktiven Momente in der Geschichte zu betonen, in welcher die Naturwissenschaft nach Beseitigung der Fesseln, welche ihr eine deduktive und transcendentale Philosophie angelegt hatte, auf dem Standpunkte Kirchhoff's und Mach's angelangt ist; wobei ich natürlich nicht leugnen, ja sogar betonen wollte, daß sich aus den gewonnenen Einzelresultaten allgemeine Sätze gewinnen lassen könnten.

Als Beispiel für unwissenschaftliche Hypostasen führte ich den konstruirten Begriff des selbstwirkenden Staates an, den Satz, den (noch vielen anderen Herr Prof. v. Scala vertheidigte, daß „der Gesammtwille mehr als die Summe der Einzelwillen" sei; denn dieser scheint mir in der That den einfachsten Prinzipien der Arithmetik zu widerstreiten und eine soziale Erscheinung in ganz unwissenschaftlicher Weise außerhalb der Kausalität zu stellen; ich wurde auch dadurch eines Besseren nicht belehrt, als sich Prof. Schmoller auf Herbart berief und behauptete, daß in gewissen Fällen nur für die Naturvölker $2 + 2 = 4$ sei. Denn ich kann mir zwar vorstellen, daß die verschiedenen in einem Staate vereinigten Kräfte je nach ihrer verschiedenen Organisation sich aufheben oder sich summiren und danach eine verschiedene Resultirende ergeben, nicht aber, daß die Wirkung aus der Resultirenden plus den verschiedenen Kräften besteht.

Ein zweites Beispiel der Hypostase schien mir mit Lamprecht und gegen Gothein der Begriff der selbständig wirkenden Idee zu sein, wenn man die Idee nicht als Darstellungsmittel, als zusammenfassenden Begriff, sondern als primäre Ursache setzt.

Ein drittes Beispiel bot mir Prof. Schmoller durch das Hineintragen der „Weltanschauung" in die Diskussion. Ich behauptete und behaupte, daß gerade wir Historiker im Stande und verpflichtet sind, uns eine Weltanschauung zu bilden, da wir uns vor Allen mit sozialen und politischen Vorgängen zu befassen haben, daß wir aber um so gewissenhafter diese Weltanschauung wissenschaftlich zu prüfen haben und daß sich uns dieselbe nicht aus irgend welchen transcendentalen Annahmen, sondern aus der Induktion zu ergeben hat, welche wir aus den mannigfachen Entwicklungen der Menschheitsgeschichte ziehen. Ich mußte es aber als unwissenschaftlich bezeichnen, wenn diese Weltanschauung nicht das Produkt exakter Forschung, sondern eines Glaubens ist, dessen Berechtigung ein armer Empiriker, der dessen Wurzeln nicht kennt, allerdings nicht begreifen kann.

Denn als ein Glauben hat Herr Prof. Schmoller selbst — natürlich nicht im religiösen Sinne — in seiner Replik diese angeblich nothwendige Weltanschauung bezeichnet; er hat sie selbst scharf geschieden von der „exakten Forschung". Damit konnte ich mich prinzipiell eigentlich zufrieden geben, und ich sprach nur den Wunsch aus, daß in der That auch in den Darstellungen die empirische exakte Forschung von dem Glauben des jeweiligen Historikers geschieden werden möge. Das Glauben ist schließlich eines jeden Privatsache, aber eben deshalb gehört es nicht in die Wissenschaft. Ich meinestheils bin überzeugt, daß sich ein Geschichtswerk, in welchem das Glauben nur in einer Art von Anhang an die exakte Forschung angehängt ist, sonderbar genug ausnehmen würde und daß der Widerspruch zwischen mancherlei aprioristischem Glauben und der rein dargestellten empirischen Forschung gar bald zum Verderben des ersteren ausschlagen würde.

Es würde aber dieses klare Bewußtsein von der Trennung der beiden Faktoren mit der Zeit auch dahin führen, daß man erkennen würde, daß es zwar technisch verschiedene Behandlung der Erkenntnißquellen gibt, die durch die Verschiedenheit der Erkenntnißquellen bedingt ist, daß es aber nur eine logische Methode gibt. Es würde auch dahin führen, daß viele Vorurtheile beseitigt und an ihre Stellen die wirklichen Lehren der Geschichte treten würden — ein Vorgang, welchen die Naturwissenschaften allerdings schon seit Galilei und Newton als den richtigen erkannt haben.

Ich zog aus, um die sogen. „materialistische" Geschichtsauffassung zu vertheidigen und bin dazu gelangt, für die wissenschaftliche Methode in der Geschichte im Allgemeinen zu fechten. Ich beklage mich nicht darüber.

Indem ich Ihnen, verehrter Herr Redakteur, für den Abdruck dieser Zeilen im Voraus danke, bin ich

Ihr sehr ergebener

Wien. Ludo M. Hartmann.

Dieser Nummer liegt das Inhaltsverzeichniß des abgelaufenen dreizehnten Jahrgangs bei.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

